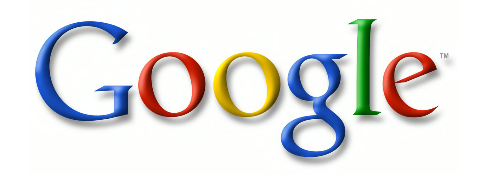




Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Arras — Bibelerklärung.

Holzschnitte aus der Xylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Zweiter Band.

Arras — Bibelerklärung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1882.

A.

Arras (Nemetocenna oder Nemetacum im Lande der Atrebäten, später Atrebäte oder Atrebätae), Hauptstadt des franz. Depart. Pas-de-Calais und der ehemaligen Grafschaft Artois, liegt an der Mündung des Crinchon in die hier schiffbare Scarpe und an der Nordbahn, die sich hier nach Calais und Douai gabelt, ist Festung und Sitz eines Bischofs. A. hat eine 1737 gegründete Gelehrte Gesellschaft, ein Collége, ein Taubstummeninstitut, ein theol. Seminar, eine Ingenieur-, Zeichen- und mediz. Schule, eine Ökonomische Gesellschaft, eine Bibliothek von 40000 Bänden und 1100 Manuskripten, ein Naturalienkabinett und Museum und einen botan. Garten, betreibt neben vielen Spitzen-, Pfeifen-, Öl- und Rübenzuckerfabriken fast alle Zweige einer großartigen Industrie und einen wichtigen Handel, namentlich von Getreide, Wein, Öl und Steinkohlen, und zählt (1876) 26764 E. Die Citadelle sowie die übrigen Befestigungen sind von Vauban verbessert oder ganz neu angelegt. Die Cité (Altstadt) ist von der Neustadt (la Ville) durch Wall und Graben getrennt. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: die 1755—1833 in einem Bastardstile aufgeführte Kathedrale; die alte Abtei von St.-Waast, jetzt teils Seminar, teils Museum und Bibliothek; das gegen 1510 im got. Stile erbaute Hôtel-de-Ville, eins der schönsten im nördl. Frankreich, und dabei der 1554 aufgeführte Beffroi, ein 75 m hoher, viereckiger Turm, an der Spitze mit einer herzogl. Krone, auf welcher ein kolossaler Löwe steht. Zu Cäsars Zeit, der hier Winterquartier hielt, war A. schon bedeutend; Attila zerstörte es 451, die Normannen 880. Mit der Grafschaft Artois gelangte A. an die Herzoge von Burgund, die hier einen glänzenden Hof hielten, wurde zwar 1482 mit Artois von den niederländ. Ständen an Ludwig XI. von Frankreich abgetreten, kam jedoch schon 1493 durch Vermittelung an Maximilian von Österreich zurück. A. blieb nun dem Hause Habsburg, bis es Ludwig XIII. 1640 nach langer Belagerung einnahm; der Versuch, den die Spanier unter Condé 1654 machten, es zu erobern, wurde durch den Sieg Turennes 24. Aug. vereitelt. Im Pyrenäischen Frieden von 1659 blieb A. bei Frankreich. Die berühmten Linien von A. nach Bouchain an der Schelde überstieg Marlborough am 5. Aug. 1711. A. ist der Geburtsort der beiden Robespierre.

Arratel (in der Mehrzahl Arrateis) oder Libra hieß bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (Ende Sept. 1868) die Einheit des portug. Gewichtssystems, das portug. Pfund, welches auch in Brasilien bis Ende 1873 in Anwendung war, von welcher Zeit ab auch dort die metrischen Größen definitiv in Anwendung kamen. Das A. zerfiel in Halbe (Meios) und Viertel (Quartos); das Viertel wiederum in 4 Unzen (Onças), je zu 8 Achteln (Oitavas). Noch weiter teilte sich das Achtel in 3 Strupel (Scrăpulos) zu je 24 Gran (Grãos). Es hatte das A. somit 9216 Gran; 32 Arrateis bildeten eine Arroba (s. d.), 4 Arrobas den Quintal oder Centner. Das A. wog 459 g, und es entsprachen daher 100 Arrateis 45,900 kg.

Arrazzi, eine Art gewebter Tapeten, s. Tapeten und Teppiche.

Arrebo (Anders), dän. Dichter, wurde 2. Jan. 1587 auf der Insel Arröe geboren. Schon im 30. Jahre ward er Bischof in Drontheim, 1621 aber seines Amts auf Grund seines anstößigen Lebens entsetzt. Er übersetzte die Psalmen (1623) und erhielt später wieder eine Anstellung als Prediger in Vordingborg, wo er 7. März 1637 starb. Sein berühmtestes Werk ist «Hexaëmeron», die Nachahmung eines Gedichts des Franzosen Du Bartas über die Erschaffung der Welt; das erste Buch ist in gereimten Hexametern, die andern in Alexandrinern geschrieben, und der Einfluß Opitz' nicht zu verkennen. Vgl. Rördam, «A.s Levnet og Skrifter» (2 Bde., Kopenh. 1857).

Arrende, Arende, ein von dem mittellat. Wort renda, renta (aus lat. reddita), frz. rente abzuleitendes Wort, welches Hingabe gegen Rente, Pacht bedeutet. Sodann wurde unter A. auch verstanden der Reinertrag, welcher dem Landwirte nach Abrechnung der Aussaat und des zum Wirtschaftsbetriebe erforderlichen Aufwands von dem erbauten Getreide zum Verkauf oder für anderweite Benutzung übrig bleibt. Nach dieser dem neuern Landwirtschaftsbetrieb fremd gewordenen Berechnungsart betrug die A. gewöhnlich etwas weniger als die Hälfte des Gesamtertrags.

Arrest (im Civilprozeßverfahren) dient zur Sicherung für eine Geldforderung; für einen andern vermögensrechtlichen, dinglichen oder persönlichen Anspruch insofern, als er in eine Interesseforderung, also Geldforderung übergehen kann. Er besteht in der Beschlagnahme von Sachen (Pfändung beweglicher Sachen) des Schuldners (dinglicher A.) oder einer Beschränkung seiner persönlichen Freiheit (persönlicher A.). Er findet statt, sofern ohne ihn die Realisierung des zu sichernden Anspruchs vereitelt oder wesentlich erschwert werden würde, und zwar der persönliche nur dann, wenn der dingliche nicht ausreicht; als Arrestgrund (causa arresti) ist es immer anzusehen, wenn die Zwangsvollstreckung im Ausland geschehen müßte. Er wird, auf schriftliches oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers erklärtes Gesuch des Gläubigers (Arrestimpetranten), durch sofort vollstreckbaren richterlichen Arrestbefehl gegen den Schuldner

(Arrestimpetraten) verhängt, wenn seine Voraussetzungen glaubhaft gemacht sind; an Stelle der Glaubhaftmachung kann aber das Gericht auch eine nach seinem Ermessen zu bestimmende Sicherheitsleistung zulassen wegen alles Schadens, der dem Arrestgegner aus der unrechtmäßigen Vollziehung des A. erwachsen könnte, auch von einer solchen Sicherheitsleistung neben der Glaubhaftmachung die Anordnung des A. abhängig machen. Die Entscheidung über das Gesuch erfolgt entweder durch Endurteil, nach vorgängiger mündlicher Verhandlung, oder, ohne solche, durch Beschluß, der vom Arrestgegner durch Widerspruch angefochten werden kann. Durch Hinterlegung einer im Arrestbefehl bestimmten Geldsumme wird die Vollziehung des A. gehemmt und der Gegner berechtigt, die Aufhebung des vollzogenen A. zu verlangen; der A. kann ferner auf Antrag des Gegners aufgehoben werden gegen eine anderweitige vom Gericht zu bestimmende Sicherheit und dann, wenn eine Veränderung in den Arrestvoraussetzungen nachträglich eingetreten ist. Wenn die Hauptsache, d. h. der zu sichernde Anspruch, noch nicht anhängig ist, so muß auf Antrag des Gegners das Gericht dem Arrestsucher eine Frist zur Erhebung der Hauptklage bestimmen mit der Wirkung, daß, wenn innerhalb derselben die Hauptklage nicht erhoben wird, die Aufhebung des A. vom Gegner verlangt werden kann. (Vgl. Civilprozeßordnung §. 796—822; Gerichtsverfassungsgesetz §. 202, 2.)

Arrest (als Militärstrafe) heißt die gegen Militärpersonen zu erkennende, eine sechswöchentliche Dauer nicht überschreitende Freiheitsstrafe, welche entweder (für kürzere Zeiten) disciplinarisch von den Vorgesetzten formell verhängt werden darf oder nach einem geordneten militärgerichtlichen Verfahren wegen gesetzlich strafbarer Handlungen aufzuerlegen ist. Sie zerfällt in verschiedene Grade: Stubenarrest (gegen Offiziere), gelinden A. (gegen Unteroffiziere und Gemeine), mittlern A. (gegen Unteroffiziere ohne Portepee und Gemeine), strengen A. (nur gegen Gemeine). Die nähern Bestimmungen über die Unterscheidung der verschiedenen Arten der A. enthält teils das Deutsche Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, teils eine große Anzahl von Militärverwaltungsinstruktionen.

Arrest in polizeilicher, strafprozessualer und strafrechtlicher Hinsicht ist gleichbedeutend mit Haft (s. d.).

Arrest (Heinr. Ludw. d'), ausgezeichneter deutscher Astronom, geb. 13. Aug. 1822 zu Berlin, besuchte daselbst das franz. Gymnasium und studierte seit 1839 unter Enckes Leitung Astronomie. Bereits 1844 entdeckte er einen Kometen, weitere Entdeckungen dieser Art folgten 1845, 1851, 1857. Im J. 1846 wurde A. zweiter Assistent an der berliner Sternwarte und 1848 Observator in Leipzig, wo er sich 1851 auf Grund seiner Schrift «Über das System der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter» (Lpz. 1851) habilitierte. Im J. 1852 wurde er außerord. Professor. Von nun an wandte er sich vorzugsweise der Beobachtung von Nebelflecken und Sternhaufen zu und veröffentlichte in «Resultate aus Beobachtungen der Nebelflecke und Sternhaufen, 1. Reihe» (Lpz. 1856) eine Sammlung sehr genauer Ortsbestimmungen von über 200 Objekten. Im Herbst 1857 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Astronomie nach Kopenhagen, wo unter seiner Leitung 1860—61 die neue, mit vorzüglichen Instrumenten (darunter ein 16füßiger Refraktor) ausgerüstete Universitätssternwarte erbaut wurde. Hier unternahm er eine sehr umfassende Beobachtungsreihe von Nebelflecken zur Herstellung eines neuen, den Herschelschen Katalogen ähnlichen Verzeichnisses. Nach sechsjähriger Thätigkeit veröffentlichte er «Siderum nebulosorum observationes Hafnienses» (Kopenh. 1867), welches 4800 einzelne Positionen von 1942 Nebelflecken enthält, worunter sich an 400 von ihm neu entdeckte Objekte befinden. Von großem Interesse ist seine Entdeckung, daß ein früher mit Sicherheit beobachteter Nebelfleck verschwunden sei, daß es also Nebel von veränderlicher Helligkeit gäbe. Später wandte sich A. spektralanalytischen Untersuchungen zu. Er unternahm eine vollständige Durchbeobachtung aller für das Spektroskop zugänglichen Nebelflecke und Sternhaufen, deren Resultate in einem in dän. Sprache erschienenen Universitätsprogramm: «Untersuchungen über die nebulosen Sterne in Bezug auf ihre spektralanalytischen Eigenschaften» (Kopenh. 1872), niedergelegt sind. Hieran reihte sich dann eine Durchmusterung der Fixsterne in spektroskopischer Beziehung. Die meisten seiner Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der Astronomie finden sich in den «Astron. Nachrichten», den «Berichten» der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und den «Mitteilungen» der kopenhagener Societät. Im J. 1862 entdeckte er auch den kleinen Planeten Freia. A. starb plötzlich an einem Herzleiden 14. Juni 1875 zu Kopenhagen.

Arrestant, ein in persönlichem Arrest oder Haft (s. d.) Befindlicher; auch gleichbedeutend mit Arrestimpetrant (s. Arrest im Civilprozeßverfahren).

Arresto (Christlieb Georg Heinr.), eigentlich Burchardi, 1768 zu Schwerin geboren, beliebter Schauspieler im Fache der Liebhaber und Bonvivants, war zu Anfang des 19. Jahrh. am hamburger Theater angestellt, später wurde er Direktor des deutschen Theaters zu Petersburg und zuletzt herzogl. mecklenb. Schauspieldirektor. Er starb 22. Juli 1817 in Doberan. Von seinen Stücken hat sich «Die Soldaten» am längsten auf dem Repertoire erhalten.

Arrest of judgment (Urteilshinderung) heißt in England das Verfahren, wonach im Civilwie im Strafprozeß die Vollziehung des gesprochenen Urteils verhindert werden kann, indem der Beklagte nachweist, daß in Erhebung des Thatbestandes, beim Verfahren u. s. w. wesentliche Formfehler begangen worden sind, welche den Ausspruch der Geschworenen als falsch erscheinen lassen. Die Einleitung eines neuen Verfahrens ist damit nicht ausgeschlossen.

Arrêt (wie das deutsche Arrest von dem der lat. Rechtssprache angehörigen arrestare) heißt in Frankreich überhaupt ein amtlicher Bescheid oder ein Haftbefehl. Im engern Sinne ist A. das Erkenntnis eines Gerichtshofs letzter Instanz im Gegensatze von jugement, dem appellabeln Erkenntnisse eines Untergerichts. — A. de règlement hieß ehedem die Entscheidung eines Parlaments oder Conseil supérieur über eine Rechtsfrage, die in seinem Ressort Gesetzeskraft hatte, aber auch vom betreffenden Parlament oder Conseil abgeändert und aufgehoben werden konnte. Diese A. wurden im Namen (au bon plaisir) des Königs erlassen, der sie auch, als einziger Gesetzgeber, allerdings in gewissen Formen, selbst zu annullieren vermochte.

Arrêtés heißen in der Sprache der franz. Verwaltung einesteils die Beschlüsse (décisions) der Maires, Präfekten und Minister zur Ausführung der Gesetze und Verordnungen, anderntells die Entscheidungen (jugements) der Präfekturräte. In Belgien werden auch die Beschlüsse des Königs A. genannt.

Arretinische Gefäße nennt man die überall, wo röm. Niederlassungen gewesen sind, vorkommende Töpferware aus mehr oder weniger rotem Thon mit glänzendem, äußerst dünnem, korallenfarbigem Firnis. In England und Frankreich werden dieselben irrtümlich noch heute «samische Gefäße» genannt, in Deutschland sind sie unter dem Namen von «Terra sigillata-Gefäßen» bekannt. Von Arretium ging die Fabrikation dieses Zweigs der Keramik bald auf andere Stätten Italiens, später auf das ganze Römische Reich über und scheint sich bis spät in die Kaiserzeit erhalten zu haben. Doch zeichnen sich die echten arretinischen Gefäße vor den übrigen Nachbildungen durch Feinheit des Thons und unübertreffliche Güte und Schönheit der roten Glasur aus. In Arretium scheint die Fabrikation der roten Ware zu der Zeit in Aufschwung gekommen zu sein, als die Herstellung der schwarz gefirnißten campan. Thongebilde in Verfall geraten war, etwa um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Die arretinischen Gefäße sind nicht selten mit schönen Reliefverzierungen geschmückt: Blatt- und Arabeskenmuster herrschen vor, doch fehlt auch das Figurenornament nicht. Der Töpfername ist gewöhnlich an der Innenseite des Gefäßgrundes aufgestempelt; der Fabrikant und vielleicht auch der Künstler setzen indes ihre Firma mitunter auch auf kleine erhabene Streifen zwischen die Reliefverzierung. Vgl. Fabroni, «Storia degli antichi vasi aretini» (Arezzo 1841); Keller, «Die rote röm. Töpferware mit besonderer Rücksicht auf ihre Glasur» (Heidelb. 1876).

Arretium, eine der wichtigsten der Zwölfstädte in Etrurien (s. d.); jetzt Arezzo (s. d.).

Arrha (grch. ἀῤῥαβών), Angeld, Aufgeld, Daraufgabe, Handgeld, Loppschilling ist alles, was gegeben wird, um die Ernstlichkeit eines vollendeten Vertragsschlusses zu versinnlichen (arrha confirmatoria) oder um die spätere Eingehung eines Vertrags sicherzustellen (arrha contractu imperfecto data). Im erstern Falle ist die A. bei Erfüllung des Vertrags entweder herauszugeben oder auf die Gegenleistung anzurechnen, letzteres insbesondere, wenn sie in einem Teile der zu gewährenden Leistung besteht, z. B. einer Abschlagszahlung auf das Kauf- oder Mietgeld, jedoch kann es auch beabsichtigt werden, daß die A. trotz der Erfüllung behalten werden soll (z. B. ortsüblich beim Dingthaler für Dienstboten). Die andere A. verliert derjenige, welcher sich weigert, den beabsichtigten Vertrag einzugehen. In der Regel kann derjenige, welcher die A. gegeben hat, durch Verzicht auf dieselbe, oder der Empfänger durch deren Zurückgabe das Geschäft nicht einseitig auflösen, es müßte dies denn ausdrücklich vorbehalten sein, welchenfalls die A. zum Reugelde (arrha poenitentialis) wird und, dafern der Empfänger zurücktritt, doppelt zu restituieren ist. Entsprechende Vorschriften hat auch das Handelsgesetzbuch Art. 285 und die Partikulargesetzgebung. Den fremden Namen hat das franz. Recht beibehalten, indem es hierbei der A. im Falle des Versprechens zu verkaufen den Charakter eines Reugelds (dédit) beilegt.

Arrhenatherum, eine von Palisseau de Beauvois aufgestellte Gattung aus der Familie der Gräser. Es gehört zu dieser Gattung das sog. Französische Raygras oder der hohe Wiesen- oder Glatthafer, A. elatius *Mert. et Koch*, eins der vorzüglichsten Wiesen- und Futtergräser, welches in ganz Deutschland und einem großen Teile Europas auf trockenen und frischen Wiesen häufig vorkommt und ein Obergras erster Güte ist. Es treibt aus seiner ausdauernden Wurzel dichte Blätterbüschel und schlanke, 0,45—1,25 m hohe Halme, welche eine nur während des Blühens ausgebreitete, sonst zusammengezogene Rispe tragen. Die Pflanze ist unbehaart, die Rispe gelblich, glänzend. Das Gras gedeiht besonders üppig auf trockenen Wiesen, welche der Berieselung unterworfen werden, und liefert auf solchen einen reichen Ertrag.

Arria hieß die heldenmütige Gattin des Römers Cäcina Pätus, der wegen Teilnahme an einem Aufstande gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurteilt ward. Als ihrem Gatten nur der Tod durch die eigene Hand übrigblieb, ergriff A., die ihrem zögernden Gemahl gefolgt war, den Dolch, stieß sich denselben in die Brust und reichte ihm dann denselben mit den Worten: «Paete, non dolet!» (d. i. Pätus, es schmerzt nicht!) Irrtümlich ist eine der schönsten Gruppen des Altertums, die sich in der Villa Ludovisi zu Rom befindet, auf die Geschichte jenes Römerpaars gedeutet worden. Die Gruppe ist ihrem Stil nach ein Werk der Pergamenischen Kunstschule und gehörte zu jenen großen Schlachtendarstellungen, welche die Könige von Pergamum zur Verherrlichung der von ihnen über die Gallier erfochtenen Siege ausführen ließen. Sie stellt demnach einen Kelten dar, der sich und sein Weib durch freiwilligen Tod vor Gefangenschaft rettet. Von neuern Malern wurde A. in dem Momente, wo sie den Dolch aus der Wunde zieht, öfter dargestellt.

Arrianus (Flavius A.), geb. zu Nikomedia in Bithynien, war einer der bedeutendsten griech. Schriftsteller der röm. Kaiserzeit. Er gelangte unter Hadrian zum Konsulat und war etwa von 130—138 Statthalter von Kappadocien, zog sich aber nachher ins Privatleben in seine Vaterstadt zurück, wo er noch unter M. Aurel lebte. A. verfaßte, indem er sich Xenophon zum Muster nahm, eine Reihe von Schriften aus dem Gebiete der Philosophie sowie der Geschichte, der Geographie und der Taktik. Als Schüler und Anhänger des Epiktet schrieb A. «Epiktets Lehrvorträge» in acht Büchern, von denen aber nur die ersten vier erhalten sind, und faßte dessen Lehren in einem «Handbuch» zusammen. Beide Werke sind herausgegeben von Schweighäuser (in «Epicteteae philosoph. monumenta», 8 Bde., Lpz. 1799), von Koraïs (Par. 1827) und von Dübner (zugleich mit «Theophrasti characteres» u. a., Par. 1842), von Schweighäuser und Dübner zusammen mit dem im 6. Jahrh. verfaßten «Kommentar des Simplicius»; übersetzt ist das erstere Werk neuerdings wieder von Enk (Wien 1866), das letztere von C. Conz (Stuttg. 1869). Von A.' histor. Werken ist die «Geschichte der Feldzüge Alexanders d. Gr.», «Anabasis» genannt, erhalten, welche aus den zuverlässigsten, jetzt verlorenen Quellen mit großer Einsicht und Wahrheitsliebe geschöpft ist. Nach frühern Herausgebern, wie Blanchard und Gronov, wurde die «Anabasis» neuerdings bearbeitet

von Schmieder (Lpz. 1798), Ellendt (2 Bde., Königsb. 1832), Krüger (2 Bde., Berl. 1835, 1848; Text mit kritischen Noten 1851; mit erklärenden Anmerkungen 1851), Geier (Lpz. 1851), Sintenis (mit Anmerkungen, 2. Aufl., Berl. 1860; Text 1867), Abicht (2 Hefte, Lpz. 1871—75; Text allein 1876) u. a. In engerm Zusammenhange mit diesem Werke steht A.' Schrift über Indien, welche im Anschluß an Eratosthenes' Nachrichten über dieses Land und seine Einwohner aus Megasthenes' vier Büchern über Indien und einen Auszug aus Nearchs Bericht über seine Fahrt enthält (herausg. von Schmieder, Halle 1798, und in den «Geographi Graeci minores» von C. Müller, Bd. 1, Par. 1855). Eine Art Fortsetzung der Geschichte Alexanders bildete die Geschichte der ersten Jahre nach Alexanders Tode. Erhalten ist davon wenigstens noch ein Auszug; nur Fragmente dagegen sind von seiner bithyn. Geschichte und den 17 Büchern über die Partherkriege (gesammelt in den «Historici Graeci» von C. Müller, Bd. 3, Par. 1849) übrig. Aus der Geschichte seines Kriegs gegen die Alanen ist ein größeres Bruchstück über die «Schlachtordnung gegen die Alanen» erhalten. Die früher unter A.' Namen veröffentlichte «Taktik» gehört nach Köchly dem Älian und nur der in den Handschriften sich daran anschließende Traktat über die Übungen der röm. Reiterei A. Für die alte Geographie von Bedeutung ist A.' Bericht an Hadrian über seine Umschiffung (Periplus) der Küsten des Pontus Euxinus (des Schwarzen Meers). Dagegen rührt die ihm gleichfalls beigelegte «Umschiffung des Roten Meers» so wenig von ihm her wie ein ihm ebenfalls zugeschriebener zweiter Periplus des Schwarzen Meers (alle drei herausg. in «Geographi Graeci minores» von C. Müller). Außerdem trägt A.' Namen ein Schriftchen über die Jagd (Κυνηγετικός), das zuerst von Holsten (Par. 1644), seitdem, außer in den Gesamtausgaben A.', auch in denen Xenophons wiederholt herausgegeben worden ist. Die histor. Werke A.' sind vereinigt herausgegeben von C. Müller (Par. 1846), die «Scripta minora» von Hercher (Lpz. 1854); übersetzt sind die histor. Schriften A.' von Dörner (Stuttg. 1829 fg.) und Cleß (Stuttg. 1862 fg.).

Arriaza y Superviela (Don Juan Bautista de), span. Dichter, wurde 1770 in Madrid geboren, besuchte die Militärschule zu Segovia und trat dann in die königl. Marine ein, die er, durch Krankheit veranlaßt, 1798 verließ, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Er ward Legationssekretär der Gesandtschaft erst in London, dann in Paris. Nach Spanien 1807 zurückgekehrt, erklärte er sich als strenger Royalist gegen die Afrancesados, die er in den Revolutionen von 1812 und 1820 mit den Waffen des Ernstes und der Satire erbittert bekämpfte. Dafür ernannte ihn Ferdinand VII. zu seinem Rat und Kabinettssekretär, dann zum oficial segundo jubilado im Ministerium des Auswärtigen und zum Kammerherrn. A. starb 1837 in Madrid. Seine Lieder sind mit der Leichtigkeit von Improvisationen hingeworfen, wiewohl ohne tiefern Gehalt. A. gab 1796 ein größeres Gedicht auf den Tod des letzten Herzogs von Alba heraus, 1797 die erste Auswahl seiner Jugendgedichte: «Las primicias ó coleccion de los primeros frutos poéticos de D. J. B.» (6. Aufl., 2 Bde., Madr. 1829—32.) Ein weniger gelungenes didaktisches Gedicht «Emilia», zu welchem eine Kunstfreundin dieses Namens, welche arme talentvolle Waisen zu Künstlern erziehen ließ, ihn begeistert hatte, vollendete er 1803. A. ermunterte 1810 seine Landsleute zum Kampfe für ihre nationale Selbständigkeit durch seine «Poesias patrióticas» (Lond. 1810; 3. Aufl., Madr. 1815). Eine Auswahl aus seinen Gedichten, «Poesias líricas» (6. Aufl., 2 Bde., Madr. 1829—32), nebst biographisch-kritischen Notizen enthält F. Wolfs «Floresta de rimas modernas castellanas» (Bd. 2, Par. 1837).

Arrièregarde, Nachtrab, Nachhut, nennt man diejenige Truppenabteilung, welche bestimmt ist, den Rücken einer größern Abteilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Bei einer Abteilung, welche vorwärts marschiert, bleibt die A., falls man nicht gerade vom Feinde umgangen wird, ohne große Bedeutung; sie hat dann mehr polizeiliche Funktionen und hält die Ordnung im Rücken der Marschkolonne aufrecht. Auf Rückzügen dagegen, besonders nach einem verlorenen Gefecht, ist sie von höchster Wichtigkeit; sie soll den nachdrängenden Feind von heftiger Verfolgung abhalten und seine Versuche zu Umgehungen und Seitenangriffen zeitig entdecken. Die A. wird in diesem Falle bei größern Truppenmassen aus allen Waffen zusammengesetzt, deren Verhältnis zueinander von dem Terrain abhängig ist, welches man zu durchschreiten hat. In Ebenen macht man die A. vorzüglich stark an Reiterei und reitender Artillerie, in coupiertem Terrain und wo Positionen festgehalten werden können, herrscht Infanterie und Feldartillerie vor. Immer verwendet man zur A. die zuverlässigsten und die Truppen, welche am wenigsten gelitten haben. Ihre Stärke hängt ganz von den Verhältnissen ab, sie kann wenige Schwadronen, aber auch ganze Divisionen betragen. Wichtig ist die Bestimmung der Entfernung vom Gros. Ist diese zu groß, so wird die A. leicht umfaßt; ist sie zu klein, so wird das Gros in einen feindlichen An- griff mit verflochten. In coupiertem Terrain und Defilees kann die Entfernung größer sein; in Ebe- nen, zahlreicher Kavallerie gegenüber, zieht man sich oft ganz an das Gros heran. Gewöhnlich han- delt es sich bei Arrièregardengefechten um die Behauptung der Straßen, auf denen das Gros zurückgeht. Der Kampf wird sich daher hauptsäch- lich um einzelne Zugänge, Dörfer, Waldstrecken und sonstige Defilees drehen. Die Artillerie verteidigt die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten der- selben; Infanterie und Kavallerie dienen zur Un- terstützung und zur Hinhaltung des Gefechts. Der Zweck eines Arrièregardengefechts bleibt immer Zeit zu gewinnen; doch darf das Gefecht nur in dem Maße engagiert werden, daß ein Abbrechen zu jeder Zeit noch möglich bleibt. Der Abzug geschieht dann successiv. Am besten erreicht eine A. ihren Zwec[k] wenn sie den Feind bei Tage festhält und die Nac[ht] zum raschen Rückzuge benutzt. Einige Stunden v[or] eintretender Dunkelheit ist deshalb die beste Ze[it] zur Einleitung des Gefechts.

Arrighi di Casanova (Jean Toussaint), He[r]zog von Padua, geb. 8. März 1778 zu Corte a[uf] Corsica, ein Verwandter der Bonaparteschen F[a]milie, trat sehr jung in die franz. Armee und b[e]gleitete 1797 Joseph Bonaparte als Gesandtschaf[ts]sekretär der Republik nach Rom. Sodann wohn[te] er der Expedition nach Ägypten bei, stieg zum K[a]pitän auf und wurde bei St.-Jean-d'Acre schw[er] verwundet. Nach der Schlacht bei Marengo wur[de]

er Stabsoffizier und nach der bei Austerlitz Oberst der Gardedragoner. Auf dem Schlachtfelde von Friedland ernannte ihn Napoleon zum General, und 1808 erhob er ihn zum Herzog von Padua. Als Divisionsgeneral focht er 1809 bei Eßlingen und Wagram. Während des Feldzugs nach Rußland übernahm A. den Befehl über die aus Nationalgarden organisierten Kohorten, welche die franz. Küsten gegen die Engländer verteidigen sollten. Im Frühjahr 1813 hatte er als Kommandeur des 3. Kavalleriekorps der großen Armee Leipzig zu decken und das linke Elbufer von feindlichen Streifpartien zu säubern; A. ließ durch Fournier das Lützowsche Freikorps bei Kitzen verräterisch überfallen. Während der Schlacht bei Leipzig verteidigte er zuletzt die Vorstädte. In Frankreich zeichnete sich A. 1814 bei Nogent und Laon aus. Nach seiner Rückkehr von Elba schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Kommissar nach Corsica. A. war einer der entschiedensten Anhänger Napoleons und vollzog die Befehle desselben ohne irgendwelche Rücksicht. Er wurde 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannt und begab sich nach Triest. Später lebte er in der Lombardei und kehrte 1848 nach Frankreich zurück. In Corsica als Abgeordneter in die Gesetzgebende Versammlung 1849 gewählt, vertrat er daselbst eifrig das bonapartistische Interesse und wurde im November desselben Jahres zum Generaldirektor der Posten, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 zum Mitgliede der sog. Konsultativkommission sowie 1852 zum Senator und Gouverneur des Invalidenhauses ernannt. Als solcher starb er 22. März 1853 zu Paris. Vgl. Ducasse, «Le général A. de Casanova» (2 Bde., Par. 1866). — Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen Montesquieu hinterließ er den Sohn Ernest Louis Henri Hyacinthe A. di Casanova, geb. 26. Sept. 1814, der den Titel eines Herzogs von Padua erbte. Derselbe war anfangs Artillerieoffizier, nahm aber aus Abneigung gegen die Bourbonen den Abschied. Ludwig Napoleon ernannte ihn 1849 zum Präfekten von Versailles, 1852 zum Requetenmeister im Staatsrat und 23. Juni 1853 zum Senator. Im Mai 1859 übernahm er das Ministerium des Innern, mußte jedoch dieses Amt schon 1. Nov. desselben Jahres an Billault überlassen. Später ward A. Mitglied des Generalrats für das Depart. Seine-et-Oise. Durch seine bonapartistischen Agitationen der Regierung verdächtig, wurde A. seiner Stelle als Maire von Courson l'Aulnay 1874 entsetzt. Seit 1876 ist A. Mitglied der Deputiertenkammer, wo er zur Partei der Bonapartisten gehört. Da A. überführt worden war, bei den Wahlen im Okt. 1877 in zwei Wahlkreisen seine Stimme abgegeben zu haben, hatte die Kammer bereits im Juni 1880 dem Antrag auf gerichtliche Verfolgung A.s zugestimmt, als die Amnestie vom Juli 1880 den Beschluß aufhob.

Arrimage (frz.), die Stauung, gleichmäßige Verteilung der geladenen Güter im Schiffsraume; arrimieren, zweckmäßig verpacken, s. Stauen.

Arrivabēne (Ferdinando), ital. Dichter und Litterarhistoriker, geb. zu Mantua 1770, studierte zu Pavia die Rechte und wurde dann Beamter der Cisalpinischen Republik. Während der österr. Herrschaft wurde er 1800 aus polit. Gründen nach dem Gefängnis zu Sebenico in Dalmatien gebracht. Von hier aus protestierte A. gegen seine Gefangennahme durch eine Canzone: «La tomba di Sebenico», die großes Aufsehen erregte. A. wurde 1804 Rat am Appellhofe zu Lyon und dann Präsident des Gerichtshofs für Staatsverbrechen zu Brescia. Nachdem A. 1816 von der österr. Regierung an das Tribunal zu Bergamo versetzt worden war, zog er sich 1821 nach Mantua zurück, um sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen. Er schrieb: «Il secolo di Dante» (Udine 1827) und «Degli amori di Dante» (Mantua 1823); ferner das von der Akademie zu Brescia 1817 gekrönte rechtsphilos. Werk: «Sulla filantropia del giudice». A. starb zu Mantua 29. Juni 1834, begriffen in der Ausarbeitung eines größern Werks: «Iconografia d'Italia» (im Verein mit Foscolo, Niccolini u. a.).

Arrivabēne (Giovanni, Graf von), ital. Nationalökonom, geb. zu Mantua 24. Juni 1787, wurde 1820 wegen Teilnahme an der Carbonaria verhaftet und in das Staatsgefängnis von Murano bei Venedig gebracht. Nach mehrmonatlicher Haft wegen Mangel an Beweisen entlassen, ging A. über die Schweiz nach Frankreich und von hier nach England. Indessen wurde er von der österr. Regierung 1824 in contumaciam zum Tode verurteilt, nachdem vorher seine Güter sequestriert worden waren. In London lag er volkswirtschaftlichen Studien ob, als deren Frucht das Werk «Beneficenza della città di Londra» (2 Bde., Lond. u. Lugano 1828—32) erschien. A. siedelte dann nach Belgien über, wo er bis 1859 verblieb. Er gehörte zu den Veranstaltern des 1846 in Brüssel stattfindenden Volkswirtschaftlichen Kongresses und zu den Gründern der Belgischen ökonomischen Gesellschaft, deren Präsident er dann wurde. Im J. 1860 nach Italien zurückgekehrt, wurde A. zum Senator ernannt; auch trat er an die Spitze der ital. Nationalökonomischen Gesellschaft in Florenz, in welcher Stellung er für die wirtschaftliche Reform Italiens segensreich wirkte. Später zog er sich nach seiner Vaterstadt Mantua zurück. Eine Auswahl seiner «Scritti morali ed economici» (Flor. 1870) wurde von Carina herausgegeben. Stuart Mills berühmtes Werk: «Principles of political economy», hat A. ins Italienische übersetzt, wie er auch Memoiren seines vielbewegten Lebens (Tur. 1860, deutsch von Burkhardt, Gotha 1861) erscheinen ließ. Er starb in Mantua 11. Jan. 1881.

Arrōba, ein bis zur Einführung des franz. metrischen Systems in Spanien, Portugal, Brasilien und den ehemaligen span. und portug. Kolonien gebräuchliches Handelsgewicht. In Spanien begriff (bis Ende 1858) die A. 25 castil. Libras oder Pfund und entsprach somit 11,5023 kg. Vier solche Arroben machten den gesetzlichen span. Quintal oder Centner von 100 Pfd. aus. Außerdem hieß A. in Spanien auch ein Flüssigkeitsmaß. Die castilische größere A. oder Wein-A. (A. mayor, A. de vino) oder Cantara für Wein und Branntwein war = 16,133 l. Ölmaß Castiliens war die kleine A. (A. menor) oder Öl-A. (A. de aceite), ursprünglich ein Gewicht von 25 span. Pfd. und im Inhalte von 12,563 l. Die portugiesische und brasilianische A. begriff 32 Arrateis oder portug. Pfund und war = 14,688 kg. Auch in Portugal und Brasilien waren 4 Arroben ein Quintal oder Centner, der somit aber dort 128 Arrateis oder Pfund hatte.

Arröe, besser Äröe, dän. Insel, 15 km östlich von Alsen und 11 km südlich von Fünen, gehört zum Amte Svendborg und zählt auf 84 1/3 qkm (1880) 11 900 dänisch redende E. Die Insel ist hoch,

hügelig, außerordentlich fruchtbar und jetzt gänzlich von ihren frühern Waldungen entblößt. Ein jetzt meist ausgetrockneter Fjord, Gravensteen Nör genannt, schneidet tief von N. her ein und teilt die Insel in zwei Teile, die nur durch eine sehr schmale Nehrung zusammenhängen. Die Küsten sind in N. und O. wegen der Untiefen unzugänglich, im S. und W. hoch, steil und, weil die schmale Uferkante mit großen Steinen bedeckt ist, ohne Landungsstelle. Nur an der Nordwestspitze Skjoldnäs, wo das Kirchdorf Söby liegt, ist das Meer nicht nur tief, wie im S. und W., sondern auch die Anfahrt ohne Hindernisse. Bedeutender als die Stadt Arösjöbing oder Arröeskjöbing mit 1578 E. ist der Flecken Marstal, mit einem Winterhafen und 2746 E., welche starke Frachtfahrt, Reederei und Fischerei treiben. Im J. 1749 wurde die Insel an König Friedrich V. von Dänemark verkauft, gehörte dann zu Schleswig, wurde aber durch den Wiener Frieden von 1864 an Dänemark abgetreten. Nicht zu verwechseln ist A. mit der bei Schleswig verbliebenen Insel Aaröe (s. d.) im Kleinen Belt.

Arrogation, s. unter Adoption.

Arrom (Cecilia de), span. Schriftstellerin, s. Caballero.

Arrondierung (Zürundung, Verkoppelung, Feldbereinigung, Konsolidation). Mancherlei Umstände, namentlich die durch unbeschränkte Teilbarkeit der Grundstücke hervorgerufenen Zerstückelungen haben es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß in verschiedenen Ländern der landwirtschaftliche Grundbesitz häufig aus vielen zerstreuten, weit voneinander entlegenen, oft sehr kleinen Stücken besteht, die nur mit Mühe und großem Aufwande an Zeit und Kosten genutzt werden können und deshalb von verhältnismäßig geringerm Werte sind. Eine solche Lage «im Gemenge» macht oft die Beseitigung des Flurzwanges (s. d.) und die Einführung einer rationellen Wirtschaftsmethode sehr schwierig oder unmöglich. Daher empfiehlt sich die gegenseitige Austauschung der Grundstücke, die Zusammenlegung der einzelnen Parzellen eines Besitzers, die Abrundung des Grundbesitzes der sämtlichen ländlichen Eigentümer einer so zerstückten Gemeindeflur. Damit aber eine so nützliche Maßregel nicht durch den Widerspruch einzelner Besitzer verhindert werden könne, haben viele Staaten gesetzlich bestimmt, daß eine gewisse Majorität der Beteiligten (z. B. zwei Drittel der Besitzer, die mindestens auch zwei Drittel der Fläche repräsentieren) berechtigt sei, die A. zu verlangen (zu provozieren). Die vollständigste A. geht bis zu der Bildung isolierter geschlossener Höfe (in Bayern Vereinödung genannt). Abgesehen von besondern örtlichen Bedingungen, hat das dorfweise Zusammenwohnen seine Vorzüge in Hinsicht auf Sicherheit, erleichterte Arbeitsteilung, Kirchen- und Schulbesuch. Das Hofsystem dagegen zeichnet sich dadurch aus, daß es durch Wegfall von Entfernungen an Bewirtschaftungskosten, durch Wegfall von Flurwegen und Grenzen an Boden spart und daß es keinen Flurzwang, überhaupt keine Hinderung im Anbau der Grundstücke durch Nachbarn kennt (Be- und Entwässerungen, Vertilgung von schädlichen Tieren und Unkräutern).

Wie die Abrundung des Privatbesitzes, so ist auch die A. des Staatsgebiets von großer Wichtigkeit. Hier kann oft eine kleine Erwerbung, die den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequemlichkeiten beseitigt, die militärische Verteidigung, die Grenzbewachung, das Handelssystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein.

Arrondissement ist in Frankreich der Name für die Unterabteilungen der Departements; die Verwaltungsbehörde des A. ist die Unterpräfektur. In Paris werden die 20 Stadtbezirke als A. bezeichnet.

Arrosement (frz.) oder Arrosierung, d. i. Befeuchtung, Anfrischung, bezeichnet metaphorisch eine nachträgliche Zahlung, um den Nutzen einer frühern Zahlung zu sichern, z. B. wenn die Teilhaber an einer Aktienunternehmung bei Unzulänglichkeit des veranschlagten Kapitals noch etwas auf jede Aktie nachzahlen müssen. Für eine solche Arrosierung (Arrosierungsanlehen) gab sich unter andern die 1805 und 1809 in Österreich vorgenommene Finanzoperation aus, wonach die Inhaber von Staatsschuldscheinen, um nicht ihr Forderungsrecht und den Zinsanspruch zu verlieren, einen verhältnismäßigen Nachschuß machen mußten, der aber mit verzinst wurde. In der neuern Zeit kommt der Ausdruck namentlich im bayr. Staatsschuldenwesen vor: 1848 wurde in Bayern eine sog. Arrosierungsanleihe aufgenommen, eine freiwillige 4prozentige Anleihe, bei welcher ein der Summe der baren Einzahlung gleicher Betrag in bis dahin 3½prozentigen Obligationen geleistet werden konnte, die dann auf 4 Proz. erhöht wurden. Die bayr. Arrosierungsanleihe wurde 1850 in der Art fortgesetzt, daß für jedes bare Darlehn zu 4 Proz. dem Darleiher gleichzeitig der doppelte Betrag desselben in von ihm eingereichten ältern 3½prozentigen Staatsobligationen in 4prozentige umgetauscht ward; von 1853—66 erfolgten weitere Fortsetzungen der Arrosierungsanleihe für den Eisenbahnbau.

Arrowroot (spr. Arroruht), auch Westindischer Salep, Pfeilwurzelmehl, ein feines Stärkemehl, in den knolligen und fast weißen Wurzelstöcken einiger zur Gattung Maranta gehörenden Pflanzen, namentlich M. arundinacea, M. indica, M. nobilis, enthalten. Es kommt gegenwärtig nicht bloß von Westindien, sondern von den verschiedensten Punkten der Erde in den Handel. Auch das Kassawamehl von Manihot utilissima verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des A. durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Mischung vorgegangen, so schwindet der eigentümliche Geruch des A., und beim Erkalten erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern meist kleisterig. In Betreff seiner Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit hat das A., das man entweder zur Herstellung feiner Speisen und Backwerke benutzt oder medizinisch verwendet, nichts vor der Reis- und Weizenstärke voraus.

Arrowsmith (Aaron), verdienter engl. Kartograph, geb. 14. Juli 1750 zu Winston in der Grafschaft Durham, kam 1770 nach London und gründete dort einen Kartenverlag, der unter seiner Aufsicht zu hoher Blüte gelangte. Es gingen aus demselben über 130 Atlanten und größere Karten hervor, die sich durch eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Deutlichkeit des Stichs auszeichneten und namentlich für die Hydrographie bedeutenden Wert haben. Besondere Erwähnung verdient die Weltkarte nach Mercators Projektion (1790 und 1794), die er mit Erläuterungen begleitete; die große Karte von Schottland (1807) und der «General Atlas» (1817). Nach seinem Tode erschien

von ihm eine Schrift «Geometrical projection of maps» (Lond. 1825), in welcher er die Resultate seiner langjährigen Erfahrung niederlegte. Er starb in London 23. April 1823. — John A., Neffe des vorigen, geb. 23. April 1790 zu Winston, trat 1810 in das kartographische Institut seines Oheims, das er nach dessen Tode übernahm. A. hat sich gleichfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderm durch den «London Atlas of universal geography» (1834—37) und durch die Karten zu zahlreichen Reisewerken, wie zu Leichhardts Expedition nach dem Innern Australiens (1841), Livingstones Untersuchungen im südl. Afrika (1857) u. a. A. starb 2. Mai 1873.

Arroyo de China, Stadt in der Argentinischen Republik, s. Concepcion del Uruguay.

Arru-Inseln, Inselgruppe des Indischen Archipels, s. Aru-Inseln.

Ars (lat.), die Kunst; A. angelica oder spirituum, soviel wie Magie.

Ars an der Mosel (Ars-sur-Moselle), Stadt im Landkreis Gorze des reichsländischen Bezirks Lothringen, liegt an der Mündung der Mance in die Mosel und an der Eisenbahn Metz-Pagny, 9 km südwestlich der Stadt Metz und 6 km südsüdwestlich des Forts Prinz Friedrich Karl, ist Sitz eines Amtsgerichts, enthält mehrere bedeutende Eisenwerke, Maschinen- und Papierfabriken und zählt (1875) 5708 fast ausschließlich kath. E. Südlich von A., nach Jouy-aux-Arches hin, finden sich Überreste einer unter Drusus erbauten röm. Wasserleitung, von der jetzt noch 18 Pfeiler mit Bogen vorhanden sind. In der Nähe von A., im Thale der Mance und nördlich der Stadt an dem Abhange des Bois de Vaux, sind reiche Eisengruben, für welche von A. aus eine Betriebseisenbahn und eine zur Mosel führende Zugbahn angelegt wurden. Während der Einschließung der Festung Metz im J. 1870 bildete A. einen wichtigen Stützpunkt für die Vorpostenlinie des deutschen Heers. In den Schlachten von Mars-la-Tour (16. Aug. 1870) und Gravelotte (18. Aug. 1870) bildete das nördlich von A. belegene Bois de Vaux die Anlehnung des rechten Flügels der Deutschen, speziell der Ersten Armee.

Arsa, ein von den Kirgisen und Baschkiren aus gegorener Stutenmilch bereiteter und rektifizierter Branntwein, s. Kumiß.

Arsaciden ist der Name der Könige des Parthischen Reichs, das 256 v. Chr. durch Arsaces I. begründet ward, indem derselbe die Landschaft Parthien (s. d.) von der Herrschaft der Seleuciden befreite und das günstig gelegene Hekatompylos oder Ragä zur Hauptstadt seines Reichs erhob. Er vererbte letzteres 253 v. Chr. auf seinen Bruder Arsaces II. Tiridates, welcher ihn bei seiner Empörung unterstützt hatte. Dieser, der eigentliche Gründer der parth. Macht, befestigte sie gegen Syrien 238 durch seine Siege über Seleukos Kallinikos und starb 216. Ihm folgten Arsaces III. Artabanus I. (gest. 196), Arsaces IV. Phriapatius (gest. 181) und Arsaces V. Phraates I. (gest. 144), worauf des letztern thatkräftiger Bruder Arsaces VI. Mithridates I. zur Regierung gelangte, welcher alle Länder zwischen Indus und Euphrat seiner Herrschaft unterwarf, das Parthische Reich zu einem Weltreiche erhob und als der bedeutendste unter allen A. 136 starb. Sein Sohn Arsaces VII. Phraates II. (gest. 127) nahm Babylon (133) ein und befreite durch seinen Sieg über Antiochos Sidetes (131) das Parthische Reich auf immer von den Angriffen der syr. Könige. Dagegen beginnen um diese Zeit die Kriege mit den Nomadenvölkern des Innern Asiens, welche erst durch wiederholte Siege Arsaces IX. Mithridates' II. (gest. 87), mit dem Beinamen des Großen, beendet wurden. Letzterer erhielt jedoch im Westen einen neuen mächtigen Rivalen an Tigranes I., König von Armenien; auch kam er 92 zum erstenmal mit den Römern in Berührung. Nach dem Untergange des Reichs von Pontus (69), während der Regierung des Arsaces XII. Phraates III., wurden die Parther und Römer Grenznachbarn, was nun zu wiederholten Kämpfen zwischen beiden Nationen Veranlassung bot. Der erste röm.-parth. Krieg wurde 53 v. Chr. von Arsaces XIV. Orodes I. (gest. 37 v. Chr.) gegen Crassus geführt, welcher bei Carrhä Schlacht und Leben verlor; bald folgte diesem ein zweiter zwischen Arsaces XV. Phraates IV. (gest. 4 n. Chr.) und Antonius. Unter den spätern A. hatte Arsaces XXIII. Vologeses I. (gest. 90) 56—64 n. Chr. wegen Armenien einen mißlichen Krieg mit den Römern zu führen. Arsaces XXV. Chosroes I. (gest. 121) verlor infolge unglücklicher Kämpfe gegen Kaiser Trajan (115 und 116) Mesopotamien und Assyrien, welche Länder er jedoch bereits 117 unter Hadrian wiedererlangte. Arsaces XXVI. Vologeses II. (gest. 192) und Arsaces XXVIII. Vologeses III. (206—9) führten ebenfalls unglückliche Kriege mit den Römern, ersterer mit L. Verus, letzterer mit Severus. Der letzte A., Arsaces XXIX. Artabanus IV., wurde durch Artaxerxes (Ardeschir), den Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. vom Throne gestürzt und das Parthische Reich, an dessen Stelle nun das zweite Altpersische trat, damit vernichtet. Es existieren wenig Quellen über die Geschichte der A., vieles ist dunkel, selbst die Chronologie. Mit diesen A. sind nicht zu verwechseln die minder bekannten A. Armeniens, die von den parthischen abstammen. Vgl. Vaillant, «Arsacidarum imperium» (2 Bde., Par. 1725); Longpérier, «Sur les monnaies des rois Arsacides» (Par. 1854); Schneiderwirth, «Die Parther oder das Neupers. Reich unter den A.» (Heiligenst. 1874).

Arsamas, Kreisstadt und bedeutender Fabrikort im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, 110 km im S. von Nishnij-Nowgorod, am rechten Ufer der Tescha, hat 34 steinerne Kirchen, 4 Klöster, ansehnliche Gerbereien, Seifensiedereien, Leinwandfabriken, Wachsbleichen, Ziegelhütten und beträchtlichen Handel mit Leder, Leinenwaren und Schaffellen und zählt 11887 E. Das Alexejewski-Kloster, vom Zaren Michael Feodorowitsch gestiftet, bildet eine kleine Stadt für sich mit drei Kirchen. Die Nonnen dieses Klosters sind berühmt wegen ihrer Gold- und Silberstickereien für geistliche Gewänder, die bis Konstantinopel, Jerusalem und China ausgeführt werden. Die Kathedrale von A. ist 1812—41 für 800000 Silberrubel nach dem Muster der Isaakkirche von Kaufleuten der Stadt erbaut, die Gemälde der Bilderwand im altruss. Stil, die Fresken nach westeurop. Vorbildern von einheimischen Leibeigenen ausgeführt. Bemerkenswert ist ferner die vom Akademiker Stupin 1800 gestiftete Malereischule, die fast ganz Rußland mit Heiligenbildern versorgt. In der Nähe der Stadt liegt das dem Fürsten Soltikow gehörige Dorf Wisenä, welches berühmte Schuhfabrikation hat und dessen reiche Bauern großartige Handelsgeschäfte

treiben. Auch liegen im Kreise A. die Dörfer **Krasnoje-Selo** und **Woskresensk**, in ersterm werden Filzhüte und Filzdecken in großer Menge verfertigt; in letzterm befindet sich eine Glashütte und eine Papierfabrik.

Arschin, die russ. Elle, eingeteilt in 16 Werschok, ein Maß von 28 russ. oder engl. Zoll. 1 A. = 0,7112 m. — A. wurde auch das frühere bis zum 1. (13.) März 1874 gesetzlich giltige türk. Ellenmaß, der Hâlebi oder Pik Hâlebi (d. h. Pik von Aleppo), genannt, welcher = 27 engl. Zoll oder ¾ engl. Yards = 0,6858 m = 0,96429 russische A. Ferner heißt A. auch das pers. Ellenmaß (meist Gôß [Guz] oder Gers genannt), welches 42 engl. Zoll = 1,016 m groß ist.

Arschot oder Aerschot, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Demer und an der Eisenbahn Hasselt-Landen, die hier nach Tilburg und Charleroi abzweigt, hat eine alte Kirche und Überreste alter Befestigungen und zählt 4400 E., die Spitzenfabriken und Brauereien unterhalten. A. war im Mittelalter eine Baronie, die 1533 von Karl V. zum Herzogtum erhoben und an die Grafen von Croy verliehen wurde. Nach dem Aussterben derselben 1612 kam A. an die Reichsfürsten (später Herzoge) von Arenberg (s. d.).

Arsēn, Arsenik, Fliegenstein, Scherbenkobalt, Cobaltum (chem. Zeichen = As; Atomgewicht = 75); ein zu den Metalloiden gezählter einfacher Körper, welcher der Reihe Stickstoff, Phosphor, A., Antimon angehört und einerseits viele Eigenschaften des Phosphors teilt, andererseits aber dem Antimon sehr ähnlich ist. Es kommt in der Natur gediegen vor, namentlich auf Gängen im krystallinischen Schiefer- und Übergangsgebirge, häufiger aber in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff und andern Körpern. Die wichtigsten Arsenikalien sind Arsenkies, Mispickel, Giftkies, Arsenschwefeleisen FeAsS und Arsenikalkies, Arseneisen von der Zusammensetzung $FeAs_2$ und Fe_2As_3. Außerdem ist es Bestandteil einer großen Anzahl von Mineralien, die jedoch für die Arsenindustrie von keinem Belang sind, und findet sich endlich, allerdings in nur unmerklich kleinen Mengen, ungemein verbreitet, viel mehr als man dies früher angenommen hat. So hat man es in sehr vielen natürlichen Mineralwässern und den sich daraus abscheidenden Niederschlägen, in der Ackerkrume, im Flußschlamm, in Steinkohlen, ja selbst in manchen Pflanzen nachgewiesen; fast alle Schwefelkiese enthalten A., aus diesen geht es in die daraus dargestellte Schwefelsäure über und durch letztere, wenn sie nicht durch ein umständliches Verfahren gereinigt wurde, in alle direkt oder indirekt daraus dargestellten Fabrikate; da Arsensäure sehr vielfach (wiewohl nicht immer) zur Fabrikation der Anilinfarben (s. d.) gebraucht wird, so ist bei deren Verwendung zum Färben von Nahrungsmitteln Vorsicht geboten. Das A. des Handels ist entweder gediegen oder aus Arsenkies und Arsenikalkies durch starke Erhitzung abgeschieden, wobei ersterer Einfach-Schwefeleisen, letzterer Einfach-Arseneisen zurückläßt. Bei der vorzugsweise in Reichenstein in Schlesien ausgeführten Fabrikation wird das Erz in thönernen, 60—70 cm langen, 13—18 cm weiten, am hintern Ende geschlossenen Röhren, die zu 20—26 Stück horizontal in einen Ofen gelagert sind und durch ein gemeinschaftliches Feuer erhitzt werden, stark geglüht; in den vordern, aus der Ofenwandung hervorragenden Teil d[er] Röhre wird ein spiralig gebogenes Stück Eisenble[ch] geschoben und dann eine thönerne Vorlage ang[e]fügt, deren Stoßfuge mit Lehm verschmiert wir[d]. Nach zehnstündigem Feuern ist die Zersetzung bee[n]det, das A. findet sich dann teils als bläulich wei[ß]e krystallinische Masse an der Oberfläche des Eise[n]blechs verdichtet und wird durch Aufrollen und A[b]pochen losgelöst, zum Teil als grauschwarzes Pu[l]ver an der kältern Wandung der Röhre oder in de[r] Vorlage; nur das krystallinische A. wird in de[n] Handel gebracht, das Pulver wird der nächsten Be[]schickung beigefügt. Die 26 Röhren eines Ofen[s] fassen etwa 250 kg Erz und liefern durchschnittlic[h] 50 kg A. Das reine A. tritt in verschiedenen Mo[]difikationen auf. Bei der Sublimation erhält ma[n] dasselbe, wenn die Dämpfe nicht weit unter de[r] Dampfbildungstemperatur verdichtet werden, al[s] bläulich weiße, krystallinische oder rhomboëdrisc[h] krystallisierte Masse von 5,726 spezifischem Gewicht; läßt man A. in einem Strom eines indifferente[n] Gases, wie Wasserstoff, in einem Rohre verdam[]pfen, so scheidet sich an der erhitzten Stelle zunächs[t] etwas krystallisiertes A. ab, in etwas weiterer Ent[]fernung lagert sich glasglänzendes, schwarzes, amor[]phes A. als kompakte Schicht von 4,71 spezifischem Gewicht ab, in dem kältesten Teil der Röhre finde[t] sich dann noch A. in Form eines grauen Pulver[s] von 4,71 spezifischem Gewicht, welches mikroskopisc[h] als aus kleinen, reihenförmig zusammenhängende[n] Körperchen bestehend erscheint; es ist wohl wahr[]scheinlich, daß das graue Pulver und das schwarz[e] amorphe A. identisch sind, beide gehen, wenn si[e] auf eine Temperatur von 360° C. erhitzt werden plötzlich unter starker Wärmeentwickelung in gewöhn[]liches krystallinisches A. über. Der Arsendamp[f] hat gelbe Farbe, eigentümlich knoblauchartigen Ge[]ruch (charakteristisches Erkennungsmittel) und 10,[] spezifisches Gewicht. Unter gewöhnlichem Druc[k] verdampft es, ohne zu schmelzen, unter starken Druck wird es in hoher Temperatur flüssig. A[n] feuchter Luft oxydiert sich A., das krystallinisch[e] rascher als das schwarze amorphe, und überzieh[t] sich dabei mit einer grauen Schicht von sog. Arsen[]suboxyd, in trockener Luft kann es auf 80—90° C erwärmt werden, ohne sich zu verändern, in höhere[r] Temperatur verbrennt es zu arseniger Säure, di[e] sich in Form eines weißen, krystallinischen, leich[t] flüchtigen Beschlags an kältern Stellen ablagert in Sauerstoff verbrennt es unter lebhafter Licht[]erscheinung. Im gepulverten Zustande in Chlorga[s] eingetragen entzündet es sich, ohne erwärmt wor[]den zu sein, und verbrennt zu Chlorarsen. Salpe[]tersäure oxydiert es zu arseniger und Arsensäure Schwefelsäure bildet bei hoher Temperatur arsenig[e] Säure und schweflige Säure; von schmelzenden Al[]kalihydraten wird es unter Wasserstoffentwickelun[g] zu arsenigsaurem Alkali oxydiert; mit schmelzenden Salpeter verpufft es; Gemenge von A. und chlor[]saurem Kali detonieren durch Stoß. Es löst sich i[n] fetten Ölen beim Erwärmen, ist in Alkohol und Äthe[r] unlöslich. Da das Atomgewicht des A. 75, sei[n] Molekulargewicht aber 300 ist, so enthält ein Mo[]lekül demnach 4 Atome A.; A. ist fünfwertig.

Bezüglich der **Arsen-Verbindungen** ist zu[]nächst zu bemerken, daß A. in den meisten seine[n] Verbindungen dem Antimon äußerst ähnlich ist wie dieses bildet es zwei Reihen von Verbindun[]gen, die eine, in der alle fünf Affinitäten des A

gesättigt sind, die andere, in der nur drei Verwandtschaftseinheiten gesättigt sind.

Arsenige Säure, weißer Arsenik, Rattengift, Acidum arsenicosum As_2O_3, das Anhydrid der für sich nicht darstellbaren Säure $As(OH)_3$, wird gewonnen durch Rösten von Arsenkiesen und andern A. enthaltenden Kiesen und mancherlei Hüttenprodukten unter Luftzutritt, wobei das A. zu der bei 185° flüchtigen arsenigen Säure verbrennt, die Dämpfe werden in Kondensationsräume, Gifttürme, geleitet, in denen sich zunächst unreine Arsenigsäure als graues Giftmehl verdichtet, welches durch Sublimation gereinigt wird und dann zum Teil Arsenglas, zum Teil weißes Arsenmehl liefert. Die Abröstung von Arsenikalien erfolgt in Muffelöfen oder Flammöfen, die an vielen Orten durch direkte Feuerung, an andern durch Gasfeuerung geheizt werden; dieselben sind durch einen Kanal mit den Kondensationsräumen verbunden. Letztere bestehen aus mehrern gemauerten Kammern, von denen die erste mit dem Röstofen, die letzte mit dem Schornstein kommuniziert. Je stärker der Zug hier ist, um so rascher wird der Dampf verdichtet, da damit einer Erwärmung der Kammern vorgebeugt wird; zugleich wird das Arsenmehl feiner, bei hoher Temperatur der Kammern können Krystalle gebildet werden. Um einem Entweichen von Dämpfen vorzubeugen, sollte zwischen der letzten Kammer und dem Schornstein stets ein nasser Kondensator eingeschaltet werden, was aber wegen der daraus erwachsenden höhern Betriebskosten selten geschieht. Die Sublimation erfolgt in der Regel in einem vom Feuer bespülten gußeisernen Kessel von 75 cm Tiefe und 60 cm Weite, welcher 225 kg Giftmehl faßt; auf diesen Kessel sind, außerhalb des Bereichs der Feuerung, drei cylindrische eiserne Ringe von 70 cm Höhe gestellt, und von diesen kommuniziert der oberste mittels eines trichterförmigen Fortsatzes mit einem Kondensationskammersystem, in dessen erste Kammer die Ableitungen einer Anzahl von Sublimationskesseln münden. Die Sublimation dauert etwa 12 Stunden. Nach Ablauf derselben läßt man die Kessel erkalten und nimmt die cylindrischen Ringe ab, deren innere Wandung dann mit einer dicken Schicht von glasartig durchsichtiger, amorpher arseniger Säure bedeckt ist, während sich in den Kondensationsräumen der Rest in Form eines weißen, aus mikroskopischen Oktaëdern und Tetraëdern bestehenden Mehls findet; bei richtig geleiteter Operation, bei der es darauf ankommt, eine zu starke Erhitzung der Aufsatzringe zu verhüten, erhält man durchschnittlich etwa 90 Proz. Arsenikglas und 10 Proz. Mehl. Die krystallisierte arsenige Säure ist dimorph, sie tritt in den Formen des regulären Systems, Oktaëder, Tetraëder, außerdem aber auch in rhombischen Prismen auf. Das amorphe Glas erhält sich, wenn es unter Wasser oder Spiritus aufbewahrt wird, lange Zeit unverändert, an der Luft verliert es zuerst an der Außenfläche, allmählich nach innen fortschreitend seine durchsichtige Beschaffenheit und wird porzellanweiß, indem es aus dem amorphen in den krystallisierten Zustand übergeht; mit dieser Umwandlung geht eine Veränderung mehrerer Eigenschaften Hand in Hand. Das spezifische Gewicht der amorphen Säure ist 3,738, das der krystallisierten 3,689, die amorphe Säure ist in 25 Teilen kaltem Wasser löslich, die krystallisierte erfordert 80 Teile Wasser zur Lösung. Die amorphe Säure geht in Lösungen sehr leicht in den krystallisierten Zustand über, so z. B. beim bloßen Kochen; stellt man eine heiße wässerige Lösung unter Zusatz von etwas Salzsäure her und läßt sie in einem dunkeln Raume erkalten, so bemerkt man bei dem Anschießen der Krystalle fortdauernde Lichtentwickelung. Die wässerige Lösung reagiert deutlich sauer und hat einen süßlichen Geschmack.

In verdünnten Säuren ist die arsenige Säure leichter löslich als in Wasser; beim Kochen mit Salpetersäure wird sie in Arsensäure verwandelt. Erhitzt man arsenige Säure mit Cyankalium oder leitet man ihren Dampf in einem Glasrohr über ein Stückchen glühender Kohle, so wird sie reduziert, und es scheidet sich schwarzes glänzendes A. als Belag an der Wandung ab (Erkennungsmittel). Ebenfalls wird ihr beim Erhitzen mit Schwefel, Phosphor, Natrium, Zink sowie durch Wasserstoff und Kohlenoxyd der Sauerstoff entzogen. Schwefelwasserstoff bringt in der sauren wässerigen Lösung einen citrongelben Niederschlag hervor, der in Schwefelammonium löslich ist; metallisches Zink scheidet aus der sauren Lösung A. ab, während sich zugleich Arsenwasserstoff entwickelt, durch dessen Verhalten die geringsten Spuren nachgewiesen werden können.

In der Medizin wird arsenige Säure bisweilen angewendet, entweder in Form von Pillen, Pulvern oder als Lösung ihres Kalisalzes, Liquor Kali arsenicosi, Fowlersche Tropfen; letztere werden bereitet, indem man 1 Teil arsenige Säure mit 1 Teil kohlensaurem Kali mischt und nach Zusatz von 1 Teil Wasser kocht, bis eine vollständige Lösung erfolgt. Nach dem Erkalten wird noch so viel Wasser zugefügt, daß das Gesamtgewicht der Flüssigkeit die 90fache Menge der angewendeten arsenigen Säure beträgt. Bei der Verwendung der arsenigen Säure ist mit größter Vorsicht zu verfahren, da sie zu den stärksten Giften gehört. Unter Umständen bewirken schon Dosen von 0,005 g den Tod, eine Gabe von 0,20—0,25 g ist fast immer tödlich; die höchste Gesamtdosis, welche vom Arzt verordnet werden darf, beträgt 0,010 g in 24 Stunden. Es kann jedoch der Organismus sich an dieses Gift in höherm Maße als an irgendein anderes gewöhnen, wenn dasselbe in kleinen Mengen anfangend dauernd gebraucht wird; so sollen manche der gewohnheitsmäßigen Arsenikesser (s. d.), deren es namentlich unter Gebirgsbewohnern manche gibt, täglich bis zu 0,25 g arsenige Säure konsumieren. Tieren erteilt eine geringe Menge arsenige Säure ein glattes Haar und belebten Blick, weshalb sie von Roßtäuschern häufig gebraucht wird; auch soll sie die Mastungsfähigkeit der Tiere befördern, und es ist empfohlen worden, den Masttieren täglich arsenige Säure zu reichen, doch ist ein solches Vorgehen im höchsten Grade verwerflich, da man nicht weiß, wie viel von dem Gifte im Organismus zurückgehalten wird und inwieweit das Fleisch solcher Tiere gesundheitsgefährlich ist. Es liegt in dieser Richtung nur eine Beobachtung von Sonnenschein vor, welcher das Fleisch einer Kuh untersuchte, die in sechs Monaten angeblich 506 g arsenige Säure gefressen hatte; das Fleisch dieser Kuh enthielt so wenig arsenige Säure, daß eine Gefahr beim Genusse desselben allerdings nicht zu befürchten stand; doch hielt dieser vorsichtige Beobachter damit den Gegenstand durchaus nicht für erledigt, sondern

hügelig, außerordentlich fruchtbar und jetzt gänzlich von ihren frühern Waldungen entblößt. Ein jetzt meist ausgetrockneter Fjord, Gravensteen Nör genannt, schneidet tief von N. her ein und teilt die Insel in zwei Teile, die nur durch eine sehr schmale Nehrung zusammenhängen. Die Küsten sind in N. und O. wegen der Untiefen unzugänglich, im S. und W. hoch, steil und, weil die schmale Uferkante mit großen Steinen bedeckt ist, ohne Landungsstelle. Nur an der Nordwestspitze Skjoldnäs, wo das Kirchdorf Söby liegt, ist das Meer nicht nur tief, wie im S. und W., sondern auch die Anfahrt ohne Hindernisse. Bedeutender als die Stadt Arösköbing oder Arröeskjöbing mit 1578 E. ist der Flecken Marstal, mit einem Winterhafen und 2746 E., welche starke Frachtfahrt, Reederei und Fischerei treiben. Im J. 1749 wurde die Insel an König Friedrich V. von Dänemark verkauft, gehörte dann zu Schleswig, wurde aber durch den Wiener Frieden von 1864 an Dänemark abgetreten. Nicht zu verwechseln ist A. mit der bei Schleswig verbliebenen Insel Aarde (s. d.) im Kleinen Belt.

Arrogation, s. unter Adoption.

Arrom (Cecilia de), span. Schriftstellerin, s. Caballero.

Arrondierung (Zürundung, Verkoppelung, Feldbereinigung, Konsolidation). Mancherlei Umstände, namentlich die durch unbeschränkte Teilbarkeit der Grundstücke hervorgerufenen Zerstückelungen haben es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß in verschiedenen Ländern der landwirtschaftliche Grundbesitz häufig aus vielen zerstreuten, weit voneinander entlegenen, oft sehr kleinen Stücken besteht, die nur mit Mühe und großem Aufwande an Zeit und Kosten genutzt werden können und deshalb von verhältnismäßig geringerm Werte sind. Eine solche Lage «im Gemenge» macht oft die Beseitigung des Flurzwanges (s. d.) und die Einführung einer rationellen Wirtschaftsmethode sehr schwierig oder unmöglich. Daher empfiehlt sich die gegenseitige Austauschung der Grundstücke, die Zusammenlegung der einzelnen Parzellen eines Besitzers, die Abrundung des Grundbesitzes der sämtlichen ländlichen Eigentümer einer so zerstückten Gemeindeflur. Damit aber eine so nützliche Maßregel nicht durch den Widerspruch einzelner Besitzer verhindert werden könne, haben viele Staaten gesetzlich bestimmt, daß eine gewisse Majorität der Beteiligten (z. B. zwei Drittel der Besitzer, die mindestens auch zwei Drittel der Fläche repräsentieren) berechtigt sei, die A. zu verlangen (zu provozieren). Die vollständigste A. geht bis zu der Bildung isolierter geschlossener Höfe (in Bayern Vereinödung genannt). Abgesehen von besondern örtlichen Bedingungen, hat das dorfweise Zusammenwohnen seine Vorzüge in Hinsicht auf Sicherheit, erleichterte Arbeitsteilung, Kirchen- und Schulbesuch. Das Hofsystem dagegen zeichnet sich dadurch aus, daß es durch Wegfall von Entfernungen an Bewirtschaftungskosten, durch Wegfall von Flurwegen und Grenzen an Boden spart und daß es keinen Flurzwang, überhaupt keine Hinderung im Anbau der Grundstücke durch Nachbarn kennt (Be- und Entwässerungen, Vertilgung von schädlichen Tieren und Unkräutern).

Wie die Abrundung des Privatbesitzes, so ist auch die A. des Staatsgebiets von großer Wichtigkeit. Hier kann oft eine kleine Erwerbung, die den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequemlichkeiten beseitigt, die militärische Verteidigung, die Grenzbewachung, das Handelssystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein.

Arrondissement ist in Frankreich der Name für die Unterabteilungen der Departements; die Verwaltungsbehörde des A. ist die Unterpräfektur. In Paris werden die 20 Stadtbezirke als A. bezeichnet.

Arrosement (frz.) oder Arrosierung, d. i. Befeuchtung, Anfrischung, bezeichnet metaphorisch eine nachträgliche Zahlung, um den Nutzen einer frühern Zahlung zu sichern, z. B. wenn die Teilhaber an einer Aktienunternehmung bei Unzulänglichkeit des veranschlagten Kapitals noch etwas auf jede Aktie nachzahlen müssen. Für eine solche Arrosierung (Arrosierungsanlehen) gab sich unter andern die 1805 und 1809 in Österreich vorgenommene Finanzoperation aus, wonach die Inhaber von Staatsschuldscheinen, um nicht ihr Forderungsrecht und den Zinsanspruch zu verlieren, einen verhältnismäßigen Nachschuß machen mußten, der aber mit verzinst wurde. In der neuern Zeit kommt der Ausdruck namentlich im bayr. Staatsschuldenwesen vor: 1848 wurde in Bayern eine sog. Arrosierungsanleihe aufgenommen, eine freiwillige 4prozentige Anleihe, bei welcher ein der Summe der baren Einzahlung gleicher Betrag in bis dahin 3½prozentigen Obligationen geleistet werden konnte, die dann auf 4 Proz. erhöht wurden. Die bayr. Arrosierungsanleihe wurde 1850 in der Art fortgesetzt, daß für jedes bare Darlehn zu 4 Proz. dem Darleiher gleichzeitig der doppelte Betrag desselben in von ihm eingereichten ältern 3½prozentigen Staatsobligationen in 4prozentige umgetauscht ward; von 1853—66 erfolgten weitere Fortsetzungen der Arrosierungsanleihe für den Eisenbahnbau.

Arrowroot (spr. Arroruht), auch Westindischer Salep, Pfeilwurzelmehl, ein feines Stärkemehl, in den knolligen und fast weißen Wurzelstöcken einiger zur Gattung Maranta gehörenden Pflanzen, namentlich M. arundinacea, M. indica, M. nobilis, enthalten. Es kommt gegenwärtig nicht bloß von Westindien, sondern von den verschiedensten Punkten der Erde in den Handel. Auch das Kassawamehl von Manihot utilissima verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des A. durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Mischung vorgegangen, so schwindet der eigentümliche Geruch des A., und beim Erkalten erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern meist kleisterig. In Betreff seiner Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit hat das A., das man entweder zur Herstellung feiner Speisen und Backwerke benutzt oder medizinisch verwendet, nichts vor der Reis- und Weizenstärke voraus.

Arrowsmith (Aaron), verdienter engl. Kartograph, geb. 14. Juli 1750 zu Winston in der Grafschaft Durham, kam 1770 nach London und gründete dort einen Kartenverlag, der unter seiner Aufsicht zu hoher Blüte gelangte. Es gingen aus demselben über 130 Atlanten und größere Karten hervor, die sich durch eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Deutlichkeit des Stichs auszeichneten und namentlich für die Hydrographie bedeutenden Wert haben. Besondere Erwähnung verdient die Weltkarte nach Mercators Projektion (1790 und 1794), die er mit Erläuterungen begleitete; die große Karte von Schottland (1807) und der «General Atlas» (1817). Nach seinem Tode erschien

von ihm eine Schrift «Geometrical projection of maps» (Lond. 1825), in welcher er die Resultate seiner langjährigen Erfahrung niederlegte. Er starb in London 23. April 1823. — **John A.**, Neffe des vorigen, geb. 23. April 1790 zu Winston, trat 1810 in das kartographische Institut seines Oheims, das er nach dessen Tode übernahm. A. hat sich gleichfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderm durch den «London Atlas of universal geography» (1834—37) und durch die Karten zu zahlreichen Reisewerken, wie zu Leichhardts Expedition nach dem Innern Australiens (1841), Livingstones Untersuchungen im südl. Afrika (1857) u. a. A. starb 2. Mai 1873.

Arroyo de China, Stadt in der Argentinischen Republik, s. Concepcion del Uruguay.

Arru-Inseln, Inselgruppe des Indischen Archipels, s. Aru-Inseln.

Ars (lat.), die Kunst; A. angelica oder spirituum, soviel wie Magie.

Ars an der Mosel (Ars-sur-Moselle), Stadt im Landkreis Gorze des reichsländischen Bezirks Lothringen, liegt an der Mündung der Mance in die Mosel und an der Eisenbahn Metz-Pagny, 9 km südwestlich der Stadt Metz und 6 km südsüdwestlich des Forts Prinz Friedrich Karl, ist Sitz eines Amtsgerichts, enthält mehrere bedeutende Eisenwerke, Maschinen- und Papierfabriken und zählt (1875) 5708 fast ausschließlich kath. E. Südlich von A., nach Jouy-aux-Arches hin, finden sich Überreste einer unter Drusus erbauten röm. Wasserleitung, von der jetzt noch 18 Pfeiler mit Bogen vorhanden sind. In der Nähe von A., im Thale der Mance und nördlich der Stadt an dem Abhange des Bois de Vaux, sind reiche Eisengruben, für welche von A. aus eine Betriebseisenbahn und eine zur Mosel führende Zugbahn angelegt wurden. Während der Einschließung der Festung Metz im J. 1870 bildete A. einen wichtigen Stützpunkt für die Vorpostenlinie des deutschen Heers. In den Schlachten von Mars-la-Tour (16. Aug. 1870) und Gravelotte (18. Aug. 1870) bildete das nördlich von A. belegene Bois de Vaux die Anlehnung des rechten Flügels der Deutschen, speziell der Ersten Armee.

Arsa, ein von den Kirgisen und Baschkiren aus gegorener Stutenmilch bereiteter und rektifizierter Branntwein, s. Kumiß.

Arsaciden ist der Name der Könige des Parthischen Reichs, das 256 v. Chr. durch Arsaces I. begründet ward, indem derselbe die Landschaft Parthien (s. d.) von der Herrschaft der Seleuciden befreite und das günstig gelegene Hekatompylos oder Ragä zur Hauptstadt seines Reichs erhob. Er vererbte letzteres 253 v. Chr. auf seinen Bruder Arsaces II. Tiridates, welcher ihn bei seiner Empörung unterstützt hatte. Dieser, der eigentliche Gründer der parth. Macht, befestigte sie gegen Syrien 238 durch seine Siege über Seleukos Kallinikos und starb 216. Ihm folgten Arsaces III. Artabanus I. (gest. 196), Arsaces IV. Phriapatius (gest. 181) und Arsaces V. Phraates I. (gest. 144), worauf des letztern thatkräftiger Bruder Arsaces VI. Mithridates I. zur Regierung gelangte, welcher alle Länder zwischen Indus und Euphrat seiner Herrschaft unterwarf, das Parthische Reich zu einem Weltreiche erhob und als der bedeutendste unter allen A. 136 starb. Sein Sohn Arsaces VII. Phraates II. (gest. 127) nahm Babylon (133) ein und befreite durch seinen Sieg über Antiochos Sidetes (131) das Parthische Reich auf immer von den Angriffen der syr. Könige. Dagegen beginnen um diese Zeit die Kriege mit den Nomadenvölkern des Innern Asiens, welche erst durch wiederholte Siege Arsaces' IX. Mithridates' II. (gest. 87), mit dem Beinamen des Großen, beendet wurden. Letzterer erhielt jedoch im Westen einen neuen mächtigen Rivalen an Tigranes I., König von Armenien; auch kam er 92 zum erstenmal mit den Römern in Berührung. Nach dem Untergange des Reichs von Pontus (69), während der Regierung des Arsaces XII. Phraates III., wurden die Parther und Römer Grenznachbarn, was nun zu wiederholten Kämpfen zwischen beiden Nationen Veranlassung bot. Der erste röm.-parth. Krieg wurde 53 v. Chr. von Arsaces XIV. Orodes I. (gest. 37 v. Chr.) gegen Crassus geführt, welcher bei Carrhä Schlacht und Leben verlor; bald folgte diesem ein zweiter zwischen Arsaces XV. Phraates IV. (gest. 4 n. Chr.) und Antonius. Unter den spätern A. hatte Arsaces XXIII. Vologeses I. (gest. 90) 56—64 n. Chr. wegen Armenien einen mißlichen Krieg mit den Römern zu führen. Arsaces XXV. Chosroes I. (gest. 121) verlor infolge unglücklicher Kämpfe gegen Kaiser Trajan (115 und 116) Mesopotamien und Assyrien, welche Länder er jedoch bereits 117 unter Hadrian wiedererlangte. Arsaces XXVI. Vologeses II. (gest. 192) und Arsaces XXVIII. Vologeses III. (206—9) führten ebenfalls unglückliche Kriege mit den Römern, ersterer mit L. Verus, letzterer mit Severus. Der letzte A., Arsaces XXIX. Artabanus IV., wurde durch Artaxerxes (Ardeschir), den Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. vom Throne gestürzt und das Parthische Reich, an dessen Stelle nun das zweite Altpersische trat, damit vernichtet. Es existieren wenig Quellen über die Geschichte der A., vieles ist dunkel, selbst die Chronologie. Mit diesen A. sind nicht zu verwechseln die minder bekannten A. Armeniens, die von den parthischen abstammen. Vgl. Vaillant, «Arsacidarum imperium» (2 Bde., Par. 1725); Longpérier, «Sur les monnaies des rois Arsacides» (Par. 1854); Schneiderwirth, «Die Parther oder das Neupers. Reich unter den A.» (Heiligenst. 1874).

Arsamas, Kreisstadt und bedeutender Fabrikort im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, 110 km im S. von Nishnij-Nowgorod, am rechten Ufer der Tescha, hat 34 steinerne Kirchen, 4 Klöster, ansehnliche Gerbereien, Seifensiedereien, Leinwandfabriken, Wachsbleichen, Ziegelhütten und beträchtlichen Handel mit Leder, Leinenwaren und Schaffellen und zählt 11887 E. Das Alexejewski-Kloster, vom Zaren Michael Feodorowitsch gestiftet, bildet eine kleine Stadt für sich mit drei Kirchen. Die Nonnen dieses Klosters sind berühmt wegen ihrer Gold- und Silberstickereien für geistliche Gewänder, die bis Konstantinopel, Jerusalem und China ausgeführt werden. Die Kathedrale von A. ist 1812—41 für 800000 Silberrubel nach dem Muster der Isaakkirche von Kaufleuten der Stadt erbaut, die Gemälde der Bilderwand im altruss. Stil, die Fresken nach westeurop. Vorbildern von einheimischen Leibeigenen ausgeführt. Bemerkenswert ist ferner die vom Akademiker Stupin 1800 gestiftete Malereischule, die fast ganz Rußland mit Heiligenbildern versorgt. In der Nähe der Stadt liegt das dem Fürsten Soltikow gehörige Dorf Wissenä, welches berühmte Schuhfabrikation hat und dessen reiche Bauern großartige Handelsgeschäfte

treiben. Auch liegen im Kreise A. die Dörfer Krasnoje-Selo und Woskresensk, in ersterm werden Filzhüte und Filzdecken in großer Menge verfertigt; in letzterm befindet sich eine Glashütte und eine Papierfabrik.

Arschin, die russ. Elle, eingeteilt in 16 Werschok, ein Maß von 28 russ. oder engl. Zoll. 1 A. = 0,7112 m. — A. wurde auch das frühere bis zum 1. (13.) März 1874 gesetzlich giltige türk. Ellenmaß, der Hâlebi oder Pik Hâlebi (d. h. Pik von Aleppo), genannt, welcher = 27 engl. Zoll oder ¾ engl. Yards = 0,6858 m = 0,96429 russische A. Ferner heißt A. auch das pers. Ellenmaß (meist Göß [Guz] oder Gers genannt), welches 42 engl. Zoll = 1,016 m groß ist.

Arschot oder Aerschot, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Demer und an der Eisenbahn Hasselt-Landen, die hier nach Tilburg und Charleroi abzweigt, hat eine alte Kirche und Überreste alter Befestigungen und zählt 4400 E., die Spitzenfabriken und Brauereien unterhalten. A. war im Mittelalter eine Baronie, die 1533 von Karl V. zum Herzogtum erhoben und an die Grafen von Croy verliehen wurde. Nach dem Aussterben derselben 1612 kam A. an die Reichsfürsten (später Herzoge) von Arenberg (s. d.).

Arsēn, Arsenik, Fliegenstein, Scherbenkobalt, Cobaltum (chem. Zeichen = As; Atomgewicht = 75); ein zu den Metalloiden gezählter einfacher Körper, welcher der Reihe Stickstoff, Phosphor, A., Antimon angehört und einerseits viele Eigenschaften des Phosphors teilt, andererseits aber dem Antimon sehr ähnlich ist. Es kommt in der Natur gediegen vor, namentlich auf Gängen im krystallinischen Schiefer- und Übergangsgebirge, häufiger aber in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff und andern Körpern. Die wichtigsten Arsenikalien sind Arsenkies, Mispickel, Giftkies, Arsenschwefeleisen $FeAsS$ und Arsenikalkies, Arseneisen von der Zusammensetzung $FeAs_2$ und Fe_2As_3. Außerdem ist es Bestandteil einer großen Anzahl von Mineralien, die jedoch für die Arsenindustrie von keinem Belang sind, und findet sich endlich, allerdings in nur unmerklich kleinen Mengen, ungemein verbreitet, viel mehr als man dies früher angenommen hat. So hat man es in sehr vielen natürlichen Mineralwässern und den sich daraus abscheidenden Niederschlägen, in der Ackerkrume, im Flußschlamm, in Steinkohlen, ja selbst in manchen Pflanzen nachgewiesen; fast alle Schwefelkiese enthalten A., aus diesen geht es in die daraus dargestellte Schwefelsäure über und durch letztere, wenn sie nicht durch ein umständliches Verfahren gereinigt wurde, in alle direkt oder indirekt daraus dargestellten Fabrikate; da Arsensäure sehr vielfach (wiewohl nicht immer) zur Fabrikation der Anilinfarben (s. d.) gebraucht wird, so ist bei deren Verwendung zum Färben von Nahrungsmitteln Vorsicht geboten. Das A. des Handels ist entweder gediegen oder aus Arsenkies und Arsenikalkies durch starke Erhitzung abgeschieden, wobei ersterer Einfach-Schwefeleisen, letzterer Einfach-Arseneisen zurückläßt. Bei der vorzugsweise in Reichenstein in Schlesien ausgeführten Fabrikation wird das Erz in thönernen, 60—70 cm langen, 13—18 cm weiten, am hintern Ende geschlossenen Röhren, die zu 20—26 Stück horizontal in einen Ofen gelagert sind und durch ein gemeinschaftliches Feuer erhitzt werden, stark geglüht; in den vordern, aus der Ofenwandung hervorragenden Teil de Röhre wird ein spiralig gebogenes Stück Eisenblec geschoben und dann eine thönerne Vorlage ange fügt, deren Stoßfuge mit Lehm verschmiert wird Nach zehnstündigem Feuern ist die Zersetzung been det, das A. findet sich dann teils als bläulich weiß krystallinische Masse an der Oberfläche des Eisen blechs verdichtet und wird durch Aufrollen und Ab pochen losgelöst, zum Teil als grauschwarzes Pul ver an der kältern Wandung der Röhre oder in de Vorlage; nur das krystallinische A. wird in de Handel gebracht, das Pulver wird der nächsten Be schickung beigefügt. Die 26 Röhren eines Ofen fassen etwa 250 kg Erz und liefern durchschnittlic 50 kg A. Das reine A. tritt in verschiedenen Mo difikationen auf. Bei der Sublimation erhält ma dasselbe, wenn die Dämpfe nicht weit unter de Dampfbildungstemperatur verdichtet werden, al bläulich weiße, krystallinische oder rhomboedrisc krystallisierte Masse von 5,726 spezifischem Gewicht läßt man A. in einem Strom eines indifferente Gases, wie Wasserstoff, in einem Rohre verdam pfen, so scheidet sich an der erhitzten Stelle zunäch etwas krystallisiertes A. ab, in etwas weiterer En fernung lagert sich glasglänzendes, schwarzes, amo phes A. als kompakte Schicht von 4,71 spezifische Gewicht ab, in dem kältesten Teil der Röhre find sich dann noch A. in Form eines grauen Pulver von 4,71 spezifischem Gewicht, welches mikroskopis als aus kleinen, reihenförmig zusammenhängende Körperchen bestehend erscheint; es ist wohl wah scheinlich, daß das graue Pulver und das schwar amorphe A. identisch sind, beide gehen, wenn auf eine Temperatur von 360° C. erhitzt werde plötzlich unter starker Wärmeentwickelung in gewöh liches krystallinisches A. über. Der Arsendam hat gelbe Farbe, eigentümlich knoblauchartigen G ruch (charakteristisches Erkennungsmittel) und 10 spezifisches Gewicht. Unter gewöhnlichem Dru verdampft es, ohne zu schmelzen, unter stark Druck wird es in hoher Temperatur flüssig. A feuchter Luft oxydiert sich A., das krystallinisc rascher als das schwarze amorphe, und überzie sich dabei mit einer grauen Schicht von sog. Arse suboxyd, in trockener Luft kann es auf 80—90° erwärmt werden, ohne sich zu verändern, in höher Temperatur verbrennt es zu arseniger Säure, sich in Form eines weißen, krystallinischen, lei flüchtigen Beschlags an kältern Stellen ablage in Sauerstoff verbrennt es unter lebhafter Lic erscheinung. Im gepulverten Zustande in Chlorg eingetragen entzündet es sich, ohne erwärmt w den zu sein, und verbrennt zu Chlorarsen. Sal tersäure oxydiert es zu arseniger und Arsensäu Schwefelsäure bildet bei hoher Temperatur arseni Säure und schweflige Säure; von schmelzenden kalihydraten wird es unter Wasserstoffentwickelu zu arsenigsaurem Alkali oxydiert; mit schmelzend Salpeter verpufft es; Gemenge von A. und chl saurem Kali detonieren durch Stoß. Es löst sich fetten Ölen beim Erwärmen, ist in Alkohol und Ät unlöslich. Da das Atomgewicht des A. 75, Molekulargewicht aber 300 ist, so enthält ein M lekül demnach 4 Atome A.; A. ist fünfwertig.

Bezüglich der Arsen-Verbindungen ist nächst zu bemerken, daß A. in den meisten sei Verbindungen dem Antimon äußerst ähnlich wie dieses bildet es zwei Reihen von Verbind gen, die eine, in der alle fünf Affinitäten des

gesättigt sind, die andere, in der nur drei Verwandtschaftseinheiten gesättigt sind.

Arsenige Säure, weißer Arsenik, Rattengift, Acidum arsenicosum As_2O_3, das Anhydrid der für sich nicht darstellbaren Säure $As(OH)_3$, wird gewonnen durch Rösten von Arsenkiesen und andern A. enthaltenden Kiesen und mancherlei Hüttenprodukten unter Luftzutritt, wobei das A. zu der bei 185° flüchtigen arsenigen Säure verbrennt, die Dämpfe werden in Kondensationsräume, Gifttürme, geleitet, in denen sich zunächst unreine Arsenigsäure als graues Giftmehl verdichtet, welches durch Sublimation gereinigt wird und dann zum Teil Arsenglas, zum Teil weißes Arsenmehl liefert. Die Abröstung von Arsenikalien erfolgt in Muffelöfen oder Flammöfen, die an vielen Orten durch direkte Feuerung, an andern durch Gasfeuerung geheizt werden; dieselben sind durch einen Kanal mit den Kondensationsräumen verbunden. Letztere bestehen aus mehrern gemauerten Kammern, von denen die erste mit dem Röstofen, die letzte mit dem Schornstein kommuniziert. Je stärker der Zug hier ist, um so rascher wird der Dampf verdichtet, da damit einer Erwärmung der Kammern vorgebeugt wird; zugleich wird das Arsenmehl feiner, bei hoher Temperatur der Kammern können Kristalle gebildet werden. Um einem Entweichen von Dämpfen vorzubeugen, sollte zwischen der letzten Kammer und dem Schornstein stets ein nasser Kondensator eingeschaltet werden, was aber wegen der daraus erwachsenden höhern Betriebskosten selten geschieht. Die Sublimation erfolgt in der Regel in einem vom Feuer bespülten gußeisernen Kessel von 75 cm Tiefe und 60 cm Weite, welcher 225 kg Giftmehl faßt; auf diesen Kessel sind, außerhalb des Bereichs der Feuerung, drei cylindrische eiserne Ringe von 70 cm Höhe gestellt, und von diesen kommuniziert der oberste mittels eines trichterförmigen Fortsatzes mit einem Kondensationskammersystem, in dessen erste Kammer die Ableitungen einer Anzahl von Sublimationskesseln münden. Die Sublimation dauert etwa 12 Stunden. Nach Ablauf derselben läßt man die Kessel erkalten und nimmt die cylindrischen Ringe ab, deren innere Wandung dann mit einer dicken Schicht von glasartig durchsichtiger, amorpher arseniger Säure bedeckt ist, während sich in den Kondensationsräumen der Rest in Form eines weißen, aus mikroskopischen Oktaëdern und Tetraëdern bestehenden Mehls findet; bei richtig geleiteter Operation, bei der es darauf ankommt, eine zu starke Erhitzung der Aufsatzringe zu verhüten, erhält man durchschnittlich etwa 90 Proz. Arsenikglas und 10 Proz. Mehl. Die kristallisierte arsenige Säure ist dimorph, sie tritt in den Formen des regulären Systems, Oktaëder, Tetraëder, außerdem aber auch in rhombischen Prismen auf. Das amorphe Glas erhält sich, wenn es unter Wasser oder Spiritus aufbewahrt wird, lange Zeit unverändert, an der Luft verliert es zuerst an der Außenfläche, allmählich nach innen fortschreitend seine durchsichtige Beschaffenheit und wird porzellanweiß, indem es aus dem amorphen in den kristallisierten Zustand übergeht; mit dieser Umwandlung geht eine Veränderung mehrerer Eigenschaften Hand in Hand. Das spezifische Gewicht der amorphen Säure ist 3,738, das der kristallisierten 3,689, die amorphe Säure ist in 25 Teilen kaltem Wasser löslich, die kristallisierte erfordert 80 Teile Wasser zur Lösung. Die amorphe Säure geht in Lösungen sehr leicht in den kristallisierten Zustand über, so z. B. beim bloßen Kochen; stellt man eine heiße wässerige Lösung unter Zusatz von etwas Salzsäure her und läßt sie in einem dunkeln Raume erkalten, so bemerkt man bei dem Anschießen der Kristalle fortdauernde Lichtentwickelung. Die wässerige Lösung reagiert deutlich sauer und hat einen süßlichen Geschmack.

In verdünnten Säuren ist die arsenige Säure leichter löslich als in Wasser; beim Kochen mit Salpetersäure wird sie in Arsensäure verwandelt. Erhitzt man arsenige Säure mit Cyankalium oder leitet man ihren Dampf in einem Glasrohr über ein Stückchen glühender Kohle, so wird sie reduziert, und es scheidet sich schwarzes glänzendes A. als Belag an der Wandung ab (Erkennungsmittel). Ebenfalls wird ihr beim Erhitzen mit Schwefel, Phosphor, Natrium, Zink sowie durch Wasserstoff und Kohlenoxyd der Sauerstoff entzogen. Schwefelwasserstoff bringt in der sauren wässerigen Lösung einen citrongelben Niederschlag hervor, der in Schwefelammonium löslich ist; metallisches Zink scheidet aus der sauren Lösung A. ab, während sich zugleich Arsenwasserstoff entwickelt, durch dessen Verhalten die geringsten Spuren nachgewiesen werden können.

In der Medizin wird arsenige Säure bisweilen angewendet, entweder in Form von Pillen, Pulvern oder als Lösung ihres Kalisalzes, Liquor Kali arsenicosi, Fowlersche Tropfen; letztere werden bereitet, indem man 1 Teil arsenige Säure mit 1 Teil kohlensaurem Kali mischt und nach Zusatz von 1 Teil Wasser kocht, bis eine vollständige Lösung erfolgt. Nach dem Erkalten wird noch so viel Wasser zugefügt, daß das Gesamtgewicht der Flüssigkeit die 90fache Menge der angewendeten arsenigen Säure beträgt. Bei der Verwendung der arsenigen Säure ist mit größter Vorsicht zu verfahren, da sie zu den stärksten Giften gehört. Unter Umständen bewirken schon Dosen von 0,060 g den Tod, eine Gabe von 0,20—0,25 g ist fast immer tödlich; die höchste Gesamtdosis, welche vom Arzt verordnet werden darf, beträgt 0,010 g in 24 Stunden. Es kann jedoch der Organismus sich an dieses Gift in höherm Maße als an irgendein anderes gewöhnen, wenn dasselbe in kleinen Mengen anfangend dauernd gebraucht wird; so sollen manche der gewohnheitsmäßigen Arsenikesser (s. d.), deren es namentlich unter Gebirgsbewohnern manche gibt, täglich bis zu 0,25 g arsenige Säure konsumieren. Tieren erteilt eine geringe Menge arsenige Säure ein glattes Haar und belebten Blick, weshalb sie von Roßtäuschern häufig gebraucht wird; auch soll sie die Mastungsfähigkeit der Tiere befördern, und es ist empfohlen worden, den Masttieren täglich arsenige Säure zu reichen, doch ist ein solches Vorgehen im höchsten Grade verwerflich, da man nicht weiß, wie viel von dem Gifte im Organismus zurückgehalten wird und inwieweit das Fleisch solcher Tiere gesundheitsgefährlich ist. Es liegt in dieser Richtung nur eine Beobachtung von Sonnenschein vor, welcher das Fleisch einer Kuh untersuchte, die in sechs Monaten angeblich 506 g arsenige Säure gefressen hatte; das Fleisch dieser Kuh enthielt so wenig arsenige Säure, daß eine Gefahr beim Genusse desselben allerdings nicht zu befürchten stand; doch hielt dieser vorsichtige Beobachter damit den Gegenstand durchaus nicht für erledigt, sondern

»eingehender sanitätlicher Erwägung bedürftig und Wiederholung für wünschenswert«. Die Verabreichung von arseniger Säure an Masttiere sollte daher durchaus nicht geduldet, die an Milchtiere aber mit schweren Strafen belegt werden, da der Übergang des Giftes in die Milch im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Bei eingetretener Arsenikvergiftung ist ein Gemisch von Eisenoxydhydrat und gebrannter Magnesia das wirksamste Gegenmittel. (S. **Arsenikvergiftung**.)

Die Salze der arsenigen Säure leiten sich teils von dem Hydrat $As(OH)_3$, teils von Anhydrohydraten $AsO(OH)$ und $As_2O(OH)_4$ ab. Die Kalium-, Natrium- und Ammoniumsalze sind leicht löslich und krystallisierbar, die meisten übrigen unlöslich; alle werden durch verdünnte Säuren, die löslichen sogar durch Kohlensäure leicht zersetzt; beim Erwärmen mit saurem weinsauren Kali entsteht eine krystallisierbare, dem Brechweinstein der Antimonreihe entsprechende Verbindung.

Arsensäure $AsO(OH)_3$ entsteht beim Kochen von arseniger Säure mit Salpetersäure und verbleibt beim Verdampfen als sirupdicke Flüssigkeit, die bei starker Kälte zu in Wasser äußerst löslichen, zerfließlichen Krystallen erstarrt. Wird Arsensäure auf 140° erwärmt, so treten aus 2 Molekülen die Elemente von 1 Molekül Wasser aus, und es entsteht **Pyroarsensäure** $As_2O_3(OH)_4$; wird diese auf 200° erwärmt, so geht sie in **Metaarsensäure** $AsO_2(OH)$ über; endlich bei Rotglut findet weitere Anhydridbildung statt, es bleibt **Arsensäure-Anhydrid** As_2O_5 zurück. In ihrem allgemeinen Verhalten sind die verschiedenen Arsensäuren der arsenigen Säure gleich; ihre Lösungen werden durch Schwefelwasserstoff und durch schweflige Säure in arsenige Säure verwandelt, daher ist anhaltendes Einleiten von Schwefelwasserstoff erforderlich, ehe Schwefelarsen gefällt wird. Die Arsensäure ist eine starke Säure, sie zersetzt nicht allein kohlensaure Salze, sondern treibt beim Erhitzen alle flüchtigen Säuren aus. **Die Salze der Arsensäure** zeigen viele Analogien mit den phosphorsauren Salzen.

Arsenchlorid $AsCl_3$ entsteht, indem man pulverförmiges A. in eine mit Chlorgas gefüllte Flasche wirft, unter Feuererscheinung; zur Darstellung leitet man in eine mit grobstückigem A. gefüllte tubulierte Retorte Chlorgas, wodurch ersteres in flüssiges Arsenchlorid verwandelt wird; dieses wird destilliert, ehe noch alles A. verschwunden ist, um die Verbindung frei von ungebundenem Chlor zu erhalten. Es ist eine farblose ölige Flüssigkeit von 2,2 spezif. Gewicht, siedet bei 134° C., mischt sich mit Wasser, Alkohol, Äther, beim Erwärmen mit Wasser zersetzt es sich in arsenige Säure und Chlorwasserstoff. Das der Antimonverbindung entsprechende Fünffach-Chlorarsen existiert nicht.

Die Verbindungen des A. mit Schwefel sind: **Arsensulfür** As_2S_2, **Realgar**, **Sandarach**, **Arsenrubin**, **Rauschrot**, **rotes Arsenglas**. Diese prachtvoll rote glasige Verbindung wird meist dargestellt durch Erhitzen von Arsenkies mit Schwefelkies in thönernen Röhren von gleicher Beschaffenheit wie die zur Gewinnung des reinen A. üblichen, wobei der Realgar sich in den Vorlagen sammelt. Nach dem Erkalten erwärmt man die Vorlagen bis zum Schmelzen des Realgars, gießt die Gesamtmenge desselben, um ein homogenes Produkt zu erhalten, in einen erwärmten eisernen Kessel und fügt je nach der beabsichtigten Farbennuance

entweder Schwefel oder gediegenes A. zu. (S. Rea
gar.) Das **Arsentrisulfid** As_2S_3, **Rausc**
gelb, **Operment**, **Auripigment**, **gelb**
Arsenglas kommt als Mineral (s. **Auripi**
ment) vor und entsteht bei der Zersetzung von a
seniger Säure durch Schwefelwasserstoff als gelb
Niederschlag. Das technisch dargestellte Produ
ist wesentlich eine durch Dreifach-Schwefelars
gelb gefärbte arsenige Säure und wird erhalte
indem man beim Raffinieren der arsenigen Säu
2—5 Prozent Schwefel zufügt. Arsentrisulfid ve
hält sich Schwefelsalzen gegenüber wie eine Säu
und bildet Salze, **Sulfarsenite**, die sich von d
für sich nicht darstellbaren Säuren $As(SH)_3$ u
$As_2S(SH)_4$ ableiten lassen. **Arsenpersulf**
As_2S_5 entsteht als gelbe glasige Masse beim Z
sammenschmelzen von Trisulfid mit Schwefel in g
eigneten Verhältnissen, ist unzersetzt sublimierb
und gibt Sulfosäuren, die den verschiedenen Arse
säuren entsprechen, in denen der Sauerstoff du
Schwefel ersetzt ist. Die Salze dieser Säuren w
den **Sulfarseniate** genannt.

Arsenwasserstoff AsH_3, farbloses Gas, w
ches bei —40° flüssig wird, wird in reinem Zustan
durch Zersetzung von Arsenzink (erhalten durch Z
sammenschmelzen gleicher Teile Zink und A.) m
verdünnter Schwefelsäure dargestellt. Es wi
beim Einatmen im höchsten Grade giftig. Im m
Wasserstoff verdünnten Zustande erhält man
wenn irgendeine lösliche Arsenverbindung zu ein
Wasserstoff entwickelnden Gemisch von Zink u
verdünnter Schwefelsäure gebracht wird. Lei
man Wasserstoffgas, dem nur die geringsten M
gen von Arsenwasserstoff beigemischt sind, durch
an einer Stelle zum Glühen erhitztes Glasrohr,
bildet sich hinter der glühenden Stelle ein schwar
spiegelglänzender Belag von metallischem A.; be
Entzünden brennt das Gas mit bläulich-wei
Flamme. In die Flamme gebrachte kalte Geg
stände, am besten weiße Porzellanschälchen, bedec
sich an der Berührungsstelle mit schwarzen glänz
den Flecken; das Gas, in eine Lösung von salpe
saurem Silber geleitet, bringt einen Niedersch
von metallischem Silber hervor, während arsen
Säure in Lösung bleibt. Im wesentlichen dass
Verhalten zeigt Antimonwasserstoff (s. unter **An**
monverbindungen); doch lassen sich beide St
leicht und sicher durch folgende Hauptreaktionen v
einander unterscheiden:

Man erhitze den im Glasrohr gebildeten Spi
gelinde mit einer kleinen Flamme; bestand ders
aus A., so ist ein Knoblauchgeruch deutlich w
nehmbar, während sich in der Röhre ein weißer
schlag bildet, der bei der Betrachtung mit der L
namentlich im Sonnenlicht, glänzende Krys
flächen erkennen läßt; ein Antimonspiegel gibt
gegen keinen Geruch und bildet bei vorsichtigem
hitzen, ohne sich zu verflüchtigen, kleine metall
Kügelchen. Arsenflecke lösen sich sofort in u
chlorigsaurem Natron (das aber kein freies C
enthalten darf); Antimonflecke bleiben dag
unverändert. Bedeckt man einen im Porze
schälchen gewonnenen Spiegel mit einem Tro
konzentrierter Salpetersäure und läßt dense
bei ganz gelinder Wärme zur Trockne verdam
so verbleibt ein weißer Rückstand; auf diesen b
man mit einem Glasstabe ein Tröpfchen
Lösung von salpetersaurem Silber und hält
Fleck dann eine Zeitlang über die Öffnung

mit konzentriertem Ammoniak gefüllten Flasche; bei Gegenwart von A. tritt entweder gelbe oder meist rotbraune Färbung ein; bestand dagegen der Fleck aus Antimon, so färbt sich die Stelle schwarz. Hat man das Gas durch eine Lösung von salpetersaurem Silber geleitet und einen dunkeln Niederschlag erhalten, so ist alles Antimon als Antimonsilber gefällt; arsenige Säure bleibt dagegen in der Lösung. Um letztere nachzuweisen, teilt man die Flüssigkeit in zwei Hälften, die eine Hälfte versetzt man mit Ammoniak, wodurch ein gelber Niederschlag von arsenigsaurem Silber entsteht, die andere Hälfte versetzt man mit Kochsalzlösung, bis alles Silber als weißes Chlorsilber gefällt ist, und leitet Schwefelwasserstoff ein, wodurch ein gelber Niederschlag von Schwefelarsen entsteht, der in Ammoniak, kohlensaurem Ammoniak und Schwefelammonium leicht löslich ist. Das Verhalten des Arsenwasserstoffs dient zur Ermittelung und Nachweisung des A. in Vergiftungsfällen (das sog. Marsh'sche Verfahren); die Bildung des Metallspiegels und sein Verhalten gegen Reagentien ist der entscheidende Beweis für die Anwesenheit des A., und die Reaktion ist so empfindlich, daß sie nach Otto noch eintritt, wenn nur 1/1000000 eines Gramms arseniger Säure zugegen ist.

Die technischen Verwendungen des A. und seiner Verbindungen sind sehr mannigfaltig. Ein wenig A. verleiht den Kupferzinnlegierungen hohen Glanz und starke Politurfähigkeit. Man hat es daher dem Spiegelmetall, wie es zu Teleskopenspiegeln u. s. w. gebraucht wird, zugesetzt. Bei der Schrotfabrikation wird A. dem Blei zugesetzt, weil diese Legierung dann leichter völlig runde Körner gibt. Von den Schwefelverbindungen des A. wendet man das Arsensulfür (Realgar) zur Bereitung eines mit intensiv weißem Lichte brennenden Feuerwerksatzes und als rote Malerfarbe an. Das Auripigment ist in einer gelben Malerfarbe enthalten. Die arsenige Säure findet Anwendung bei der Fabrikation des Email, welches durch Zusammenschmelzen eines bleioxydhaltigen Glases mit Zinnoxyd, Antimonoxyd oder arseniger Säure erhalten und zum Überzuge mancher Gegenstände, z. B. der kupfernen Zifferblätter der Uhren, benutzt wird. Beim Glasschmelzen setzt man arsenige Säure zu, um kohlige Substanz zu verbrennen und das Glas zu läutern. Ferner wird die arsenige Säure als Mittel gegen die Fäulnis animalischer und vegetabilischer Stoffe gebraucht, z. B. zur Konservierung der Tierbälge in zoologischen Sammlungen und zur Imprägnierung von Bauholz. Auch dient sie als Gift gegen schädliche Tiere und als Heilmittel. Außerdem liefern einige Arsenverbindungen sehr prächtige und dauerhafte Farben, die zudem sehr wohlfeil herzustellen, aber leider äußerst giftig sind. Zu den gebräuchlichsten Farben dieser Art gehören: Scheelesches Grün (arsenigsaures Kupferoxyd), Schweinfurter Grün (eine Verbindung von arsenigsaurem mit essigsaurem Kupferoxyd) und die schon erwähnten Schwefelverbindungen Auripigment und Realgar. Insbesondere werden die beiden ersten häufig zum Anstreichen und Malen der Wohnzimmer sowie zur Tapetenfabrikation verwendet und finden sich überhaupt in den meisten grünen Farben, die man im Handel führt, so im Schwedisch-, Wiener-, Mineral- und Berggrün.

Auf die außerordentliche Gefährlichkeit nicht allein der Fabrikation solcher arsenhaltiger farbiger Stoffe, sondern auch des Aufenthalts in Räumen, die mit dergleichen Farben ausgemalt oder tapeziert sind, ist wiederholt, doch mit nur geringem Erfolg aufmerksam gemacht worden. Man hat gegen die Warnung eingewendet, daß die Arsenikfarben, wären sie nur auf der Wand oder den Tapeten gehörig befestigt, die Atmosphäre der Zimmer nicht vergiften konnten. Indes wurden zahlreiche und unzweifelhafte Arsenikvergiftungen infolge der Anwendung jener Farben in Zimmern nachgewiesen, und die Chemiker haben die Anwesenheit von giftigen Arsenverbindungen, namentlich Arsenwasserstoff, in der Luft also dekorierter Zimmer unumstößlich konstatiert. Schon in geringsten Mengen des Zimmerstaubes, bei dessen Ansammlung man sorgfältig vermied, die Wände selbst zu berühren, ist die Gegenwart des Arsenikgiftes nachgewiesen worden. Doch nicht bloß in grünen Farben findet sich Arsenik, sondern auch in manchen andern, besonders in grauen Farben, die durch Mischung mit arsenikhaltigem Grün hergestellt werden. Noch gefährlicher aber ist die Verwendung der Arsenikfarben zu manchen andern Zwecken, z. B. zum Bemalen von Kinderspielzeug, zum Färben und Drucken der Kleiderstoffe, besonders der zu Ballkleidern gebrauchten Tarlatane. Auf einem Stück dieses Zeugs, welches etwa 1 g wiegt, kann man 20—25 cg Arsenikfarbe finden, die nur sehr lose darauf befestigt ist, sodaß schon Reiben oder Aufweichen in kaltem Wasser die Farbe gänzlich ablöst. Ähnlich ist es bei den schönen grünen Blättern der künstlichen Blumen. Auch bei der Herstellung grüner Wachskerzen verwendet man Arsenikfarbe. Davy fand in 90 Teilen grünen Wachses 1 Teil arsenige Säure, die also bei der Verbrennung sich im Zimmer verbreiten muß. Sogar bei der Herstellung gefärbter Zuckerwaren hat man sich gewissenlos der Arsenikfarben bedient. (S. Arsenikvergiftung.)

Arsenal, Zeughaus, ist ein Gebäude, in welchem die Vorräte an Kriegsmaterial, namentlich Geschütze, Handwaffen, Fuhrwerke und sämtliche Ausrüstungsgegenstände aufbewahrt werden. Man unterscheidet Land- und Seearsenale, je nachdem sie für die Armee oder die Flotte bestimmt sind. Meist werden die großen Werkstätten, Geschützgießereien u. s. w. mit dem A. vereinigt, die für die Marine mit ihren Etablissements (Werften, Reepschlägereien u. s. w.) in Kriegshäfen angelegt.

Arsenchlorid, s. unter Arsen (-Verbindungen).

Arseneisen, s. unter Arsen.

Arsenglas, s. unter Arsen (-Verbindungen).

Arsenige Säure und arsenigsaure Salze, s. unter Arsen (-Verbindungen).

Arsenik, s. Arsen; weißer A. wird die arsenige Säure genannt, s. unter Arsen (-Verbindungen).

Arsenikalien, s. unter Arsen.

Arsenikalkies, s. unter Arsen.

Arsenikesser. Obwohl das Arsen in fast allen seinen chem. Verbindungen ein sehr heftiges Gift ist, können doch kräftige Personen selbst den oft wiederholten Genuß desselben ertragen, wenn es in sehr kleinen Mengen eingeführt wird, und in Steiermark, Salzburg und Tirol ist sogar die Unsitte, Arsenik zu essen, ziemlich verbreitet. Die A. nehmen den weißen Arsenik (Hedri, Hidri, Hüttenrauch) einigemal wöchentlich nüchtern in sehr kleinen Mengen und steigern dann allmählich die Gabe, wenn das Gift in der gewohnten Dosis nicht mehr wirkt.

So kommen einige bis zu Gaben von 0,3 g und darüber. Der Zweck ist dabei, ein gesundes, frisches Aussehen, Wohlbeleibtheit, größere Ausdauer bei Anstrengungen, insbesondere beim Bergsteigen, zu erlangen, und wirklich scheint es, als ob dies wenigstens teilweise erreicht würde. Hat man sich einmal an den Giftgenuß gewöhnt, so macht jedes Aussetzen des Giftgebrauchs hinfällig und krank, sodaß diese Menschen immer von neuem zu dem Gifte greifen müssen. Kräftige und unverwüstliche Naturen, wie man sie unter den Älplern findet, ertragen solche Gewohnheit oft sehr lange, ausnahmsweise bis ins hohe Alter, sofern sie darin Maß zu halten wissen; andere verfallen früher oder später dem Siechtum einer chronischen Arsenikvergiftung. Auch sind akute Vergiftungsfälle aus unvorsichtigem Gebrauche gar nicht selten in jenen Gegenden. Auch Pferden und selbst dem Schlachtvieh wird dort vielfach Arsenik gereicht, um ihnen ein besseres Aussehen und mehr Fülle zu geben, und diese Tiere vertragen verhältnismäßig große Gaben. Doch nehmen sie nur an äußerer Fülle, nicht aber entsprechend an Fleisch und Fett zu und erkranken, sobald ihnen das Arsenik nicht mehr gereicht wird.

Arsenikvergiftung. Alle Arsenverbindungen wirken in hohem Grade giftig auf den Organismus, trotz ihrer im übrigen so verschiedenen Eigenschaften. Nur die Schwefelverbindungen des Arsens (Realgar und Auripigment) scheinen im chemisch reinen Zustande keine Vergiftung zu veranlassen, wahrscheinlich wegen ihrer Unlöslichkeit im Magen- und Darmsaft. Da sie aber im Handel fast immer mit arseniger Säure verunreinigt vorkommen, so dürfen sie ebenfalls als Gifte gelten. Reines metallisches Arsen, arsenige und Arsensäure nebst ihren Salzen, insbesondere arsensaures Natron und arsenigsaures Kupferoxyd (Scheelesches Grün), Arsenwasserstoff und Kakodyloxyd sind sämtlich heftige Gifte und wirken alle in gleicher, nur dem Grade und der Zeit nach etwas verschiedener Weise. Im ganzen sind die A., wenigstens die absichtlichen, jetzt seltener als früher, da man in den narkotischen Mitteln ebenso sichere und dabei weniger schmerzhaft wirkende Gifte gefunden hat. Zufällige Vergiftungen kommen indes noch häufig genug vor, namentlich mit der arsenigen Säure, dem sog. weißen Arsenik, und mit den arsenikhaltigen Farben u. s. w. Die Ähnlichkeit des weißen Arseniks mit Zucker, seine Farbe und Geruchlosigkeit, der schwache, bei Vermischung mit Speisen ganz verschwindende Geschmack machen ihn zu einem besonders gefährlichen Gifte. Besteht aber einmal Verdacht auf eine Vergiftung, so ist kein Gift chemisch mit größerer Bestimmtheit nachzuweisen als das Arsen, und selbst Laien können dasselbe z. B. in Tapeten, Kleiderstoffen u. s. w. mit Sicherheit finden, da schon der Knoblauchgeruch beim Verbrennen das Vorhandensein des Gifts anzeigt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sämtliche Arsenpräparate im Organismus in ein und dieselbe, übrigens noch ganz unbekannte chem. Verbindung übergeführt werden, welche nun ihrerseits erst die giftigen Wirkungen hervorbringt. Die Aufnahme des Gifts geschieht in den meisten Fällen vom Magen und Darm aus, sie kann aber auch von der Haut aus und durch Einatmen von Arsendämpfen und Arsenstaub von den Lungen aus erfolgen.

Auf die äußere Haut gebracht, ruft die arsenige Säure, sobald sie sich zu lösen vermag, eine heftige
Entzündung und Blasenbildung hervor. Ist
Haut der schützenden Oberhaut (Epidermis)
raubt, oder wird das Gift auf eine Geschwürsflä
gebracht, so ist die Wirkung noch heftiger, und
Entzündung steigert sich schnell zum Brand. M
benutzt daher die arsenige Säure als Ätzmittel,
krankhaft entartete Hautstellen, bösartige Geschwü
Krebse u. s. w. gründlich zu zerstören. Im Mun
verrät sich die arsenige Säure nur durch ein
schwach süßlichen Geschmack. Gelangen sehr kle
Mengen arseniger Säure (3—5 mg) in den Mag
so stellt sich meist ein leichtes brennendes Gefühl
der Magengegend ein, welches zu reichlicherm Es
veranlaßt, daher man früher sehr irrig die arsen
Säure für ein magenstärkendes Mittel (Tonicu
gehalten hat. Wiederholt sich die Einführung kl
ner Mengen des Gifts sehr oft, so tritt endlich e
dauernde Störung der Verdauung, Appetitlos
keit, Druck und Schmerz in der Magengegend e
Die Mund- und Rachenschleimhaut wird trocken,
zeigt sich ein Gefühl von Trockenheit und Bren
im Halse, Heiserkeit, bisweilen Speichelfluß o
Geschwürsbildung im Munde. Die Appetitlos
keit steigert sich allmählich zum Ekel. Erbrech
Leibschmerz, Diarrhöe treten hinzu, und infolge
dadurch bedingten mangelhaften Ernährung w
allmählich der ganze Organismus in Mitleid
schaft gezogen. Schon vorher tritt oft ein trocke
Husten, bisweilen mit blutigem Auswurf, u
Atemnot hinzu. Der Puls wird frequent, die H
heiß und trocken, der Schlaf unruhig, mit äng
lichen Träumen, kurz alle Zeichen einer schwer
konstitutionellen Krankheit entwickeln sich. Un
fortschreitender Abmagerung bilden sich wassers
tige Anschwellungen, Hautausschläge oder G
schwüre mit Brand, Haare und Nägel fallen b
weilen aus. Schon früher oder erst jetzt stellen
Gliederschmerzen, Zittern, Zuckungen oder L
mungen ein, das Gedächtnis und alle Geisteskrä
nehmen ab, und endlich tritt, bisweilen infolge h
zukommender Lungentuberkulose, der Tod ein. H
die Einführung des Gifts noch zeitig genug auf,
kann mehr oder minder vollständige Heilung e
treten; häufig bleiben jedoch unheilbare Fol
zurück. Die Behandlung hat sich, neben der stre
sten Verhütung abermaliger Einwirkung des Gi
lediglich nach den eben bestehenden Krankheits
scheinungen zu richten. Das Hauptgewicht ist a
auf die Hebung des Kräftezustandes durch eine r
lose, eiweiß- und fettreiche Nahrung zu legen. Au
dem kann man, wie bei chronischen Metallver
tungen, warme Bäder in Anwendung bringen.

Die beschriebene Form der A. unterscheidet n
als **chronische** von der **akuten** A., welche inf
von einmaliger oder rasch wiederholter Einführ
einer größern Quantität arseniger Säure auft
Je nachdem das Gift gelöst oder ungelöst eingen
men wird, tritt nach einigen Minuten oder erst n
längerer Zeit heftiges Erbrechen zunächst von
nossenen Speisen, weiterhin von galliger oder s
blutiger Flüssigkeit ein. Gleichzeitig stellt sich
Gefühl von großer Trockenheit, Brennen und
sammenschnüren im Schlunde nebst Schlingbeschw
den und heftiger Schmerz in der Magengegend
Der letztere verbreitet sich bald über den ga
Leib, welcher aufgetrieben erscheint, heftige D
rhöe, zum Teil von blutiger Flüssigkeit, gesellt
hinzu. Dabei wird die Haut kalt und kleberig,
Puls unregelmäßig, klein und frequent, das At

rasch und mühsam. Bisweilen zeigen sich Harnbeschwerden und Blutharnen, kurz das ganze Krankheitsbild hat große Ähnlichkeit mit der Cholera und ist auch bereits mit dieser verwechselt worden. Früher oder später treten Zittern, Krämpfe, Ohnmachten hinzu. In andern Fällen treten die Erscheinungen vom Magen und Darm zurück hinter den mehr nervösen Symptomen, d. h. heftigem Kopfschmerz, Delirien, Ohnmachten, Muskelschwäche, Krämpfe, Lähmung, Unempfindlichkeit, und der Tod erfolgt weit rascher, bisweilen schon nach einigen Stunden. Meist jedoch endet die Vergiftung erst nach zwei bis drei Tagen mit dem Tode, besonders infolge der Magen- und Darmentzündung. Nur sehr rasche Hilfe kann bisweilen noch retten, und es ist dann vollständige Genesung möglich; bisweilen jedoch bleiben einzelne Leiden, z. B. Lähmungen, zurück. Nicht immer ist der Krankheitsverlauf der A. ein so charakteristischer, daß derselbe nicht mit andern Krankheiten verwechselt werden könnte, und es gehört daher stets der bestimmte Nachweis des Gifts im Erbrochenen oder in der Leiche dazu, um mit Sicherheit eine Vergiftung behaupten zu können. Dieser Nachweis des Arseniks im Mageninhalte gelingt in der Regel leicht, wenn es in hinreichender Menge eingeführt wurde. Die kleinen, griesähnlichen, weißen Körnchen sind geradezu charakteristisch. In allen Fällen wird man sich jedoch noch des von Marsh angegebenen Verfahrens (s. unter **Arsen**) bedienen, um das Vorhandensein von Arsenik absolut festzustellen. Mittels desselben kann das Arsen in längst begrabenen Leichen mit Sicherheit noch nachgewiesen werden.

Die **Behandlung der akuten A.** hat zunächst die schleunigste Wiederentfernung des Gifts aus dem Organismus und, soweit dies nicht möglich, seine Neutralisierung durch Gegengifte, sodann die Heilung der trotz alledem eingetretenen Krankheitserscheinungen zu bezwecken. Sobald Arsenik genommen worden ist oder wenigstens dringender Verdacht der Vergiftung besteht, suche man vor allem Erbrechen herbeizuführen durch Kitzeln des Schlundes und reichliches Trinken von lauem Wasser, lauer Milch, Eiweißlösung, Olivenöl oder irgendwelchem schleimigen Getränke. Zugleich reiche man Brechmittel (schwefelsaures Zinkoxyd, Ipecacuanha), oder man bediene sich, wo dies gerade möglich ist, der Magenpumpe. Wenn das Gift ungelöst genommen worden, wie dies z. B. bei der schwerlöslichen arsenigen Säure meist der Fall ist, so kann auf diese Weise oft der größte Teil desselben wieder entfernt werden. Um die arsenige Säure, die am häufigsten bei der akuten Vergiftung in Betracht kommt, im Magen und Darm unschädlich zu machen, gibt man Eisenoxydhydrat mit heißem Wasser gemischt in möglichst großen, oft wiederholten Gaben, oder in derselben Weise das durch Anrühren der gebrannten Magnesia mit Wasser gewonnene Magnesiahydrat so lange, bis das heftige freiwillige Erbrechen nachläßt oder man sonstwie annehmen darf, daß das Gift genügend neutralisiert sei. Bei Vergiftungen mit Arsensäure verfährt man ebenso. Das **Gegengift der arsenigen Säure (Antidotum arsenici)** der deutschen Pharmakopöe wird dargestellt, indem 60 Teile Liquor ferri sulfurici oxydati mit 120 Teilen Wasser verdünnt, andererseits 7 Teile gebrannte Magnesia mit 120 Teilen Wasser innig verrieben und beide Flüssigkeiten gemischt werden; es wird nur zum augenblicklichen Gebrauch bereitet. Dagegen ist bei Vergiftungen mit arsenigsauren Salzen das Ferrum hydrico-aceticum in aqua, eine Mischung von zwei Teilen Eisenoxydhydrat und einem Teil essigsaurer Eisenlösung, vorzuziehen, und zwar wird dasselbe eßlöffelweise gereicht. Die Hauptvorschrift für den Laien ist bei diesen wie bei allen raschen Vergiftungen folgende: Man schicke sofort gleichzeitig zum Apotheker und zum Arzte und übersende, wenn noch ein Teil des angewandten Gifts vorhanden ist, dasselbe dem Apotheker, oder wenn man von dem genommenen Gifte sonstwie Kenntnis hat, melde man wenigstens dies, damit sogleich das Gegengift herbeigeschafft werden kann und der Arzt dasselbe bereits zur Anwendung vorfindet. Bis der Arzt kommt, befördere man das Brechen auf alle Weise und reiche, wenn die Ankunft des Arztes sich verzögert, das Gegengift sofort selbst.

Arsenius, genannt **Autorianus**, griech. Titularpatriarch von Konstantinopel, berühmt durch die Festigkeit, mit der er die Kirchendisciplin gegen den Kaiser aufrecht hielt, war früher Mönch zu Nicäa, dann Einsiedler auf dem Berge Athos, wurde aber 1254 von Kaiser Theodor II. Laskaris zum Titularpatriarchen von Konstantinopel erhoben. Er zerfiel bald mit dem Hofe, da man sich seiner als Werkzeug zu polit. Zwecken bedienen wollte. Als Laskaris' Nachfolger, Kaiser Michael VIII. Paläologus, 1261 den 11jährigen Sohn seines Vorgängers, den legitimen Erben des Reiches, blenden ließ, exkommunizierte ihn A. Da eine Aussöhnung mit dem Kaiser unmöglich war, wurde A. auf eine Insel in der Propontis verbannt, wo er 1267 starb.

Arsenkies, s. unter **Arsen**.

Arsenradikale, **organische**. Arsen bildet, ebenso wie Antimon (s. d.), eine große Anzahl von organischen Verbindungen. Zu diesen Verbindungen gehört unter andern das Alkarsin (s. d.).

Arsenrubin, s. unter **Arsen** (-Verbindungen) und **Realgar**.

Arsensäure und **arsensaure Salze**, s. unter **Arsen** (-Verbindungen).

Arsensulfid und **Arsensulfür**, s. unter **Arsen** (-Verbindungen).

Arsenverbindungen, s. unter **Arsen**.

Arsenwasserstoff, s. unter **Arsen** (-Verbindungen).

Arsinoë hieß die Hauptstadt der ägypt. Provinz Fayûm, welche jetzt Medinet-el-Fayûm genannt wird, d. h. «die Stadt des Fayûm». Vor der ptolemäischen Zeit führte die Stadt den Namen Krokodilopolis, von den heiligen Krokodilen, die daselbst erhalten wurden. Sie lag am jenseitigen Ufer des berühmten Sees Möris, zu welchem man zunächst beim Eintritt in diese westlich sich abzweigende Oase vom Nilthale her gelangte. Die künstliche Herstellung des Sees in der 12. Manethonischen Dynastie (etwa 2300 v. Chr.) fällt ohne Zweifel zusammen mit der Gründung der Stadt. Aus dieser Zeit hat sich noch ein merkwürdiges obeliskenartiges Monument mit den Namensschildern des Königs Usurtesen I. in der Nähe des heutigen Dorfs Begig erhalten. Nach A. wurde in griech. Zeit der arsinoitische Nomos benannt, der später in zwei Nomoi, einen vordern und einen hintern, geteilt ward. Stephanus Byzantinus führt elf Städte des Namens A. auf, von denen mehrere am Ufer des Roten Meers lagen und hier für die Schiffahrt von Bedeutung waren.

Arsis und **Thesis** (grch.), Hebung und Senkung. Die rhythmische Bewegung der Rede, und speziell des Verses, hängt ab von der Arsis und Thesis, d. h. von dem Wechsel in der Erhebung und Senkung der Stimme. Man nennt die Silbe selbst, bei deren Aussprache die Stimme sich hebt oder senkt, die Arsis oder Thesis, sagt auch, eine Silbe stehe in der Arsis oder Thesis. Das Zeichen der Arsis ist der Acutus (´), die Thesis läßt man unbezeichnet. Eine Verbindung von Silben, in denen sich Hebung und Senkung unterscheiden läßt, nennt man einen Fuß. Wenn Hebung und Senkung in gleicher Silbenzahl wechselt, erhält man die einfachste Art rhythmischer Bewegung, z. B. «Freúde schöner Götterfúnken» (trochäischer Rhythmus); «Ein frómmer Knécht war Fridolín» (iambischer Rhythmus). Während im Griechischen und Lateinischen die rhythmische Bewegung des Verses durch die Quantität der Silben geregelt wird, ist für sie in andern Sprachen, wie z. B. in der deutschen, der Accent der gewöhnlichen Prosarede maßgebend (Unterschied von quantitierender und accentuierender Poesie). (S. Rhythmus.)

Ars longa, vita brevis, die lat. Form des griech. Anfangs der «Aphorismen» des Hippokrates; deutsch: die Kunst ist lang, das Leben kurz.

Art (Spezies). Der Begriff «Art» wurde von den Naturforschern im Laufe der Zeiten in sehr verschiedenem Sinne gefaßt. Während bei den ältern Biologen seit Aristoteles das Wort A. nur eine logisch formale Bedeutung hatte, um Gleiches zusammenzufassen und von Verschiedenem zu trennen, wurde dasselbe von John Ray zum erstenmal zum Rang eines genetischen Begriffs erhoben, indem er als Kriterium spezifischer Übereinstimmung «den Ursprung aus dem Samen spezifisch identischer Pflanzen» aufstellte. «Welche Formen der Spezies nach verschieden sind, behalten diese ihre spezifische Natur beständig, und es entsteht die eine nicht aus dem Samen der andern und umgekehrt.» Doch erwähnte bereits Ray, daß dieses Zeichen der spezifischen Übereinstimmung, obschon ziemlich konstant, doch nicht ausnahmslos sei, denn es komme, wenn auch selten, vor, daß einige Samen degenerieren und Pflanzen erzeugen, die von der mütterlichen Form verschieden sind — daß es also eine «Transmutatio specierum» gebe. Zu diesem Begriffe der A. fügte Linné, der Schöpfer der heutigen systematischen Naturgeschichte, die Bestimmung hinzu: «Es gibt so viele A., als deren urspünglich erschaffen worden sind.»

Linné bezeichnete diejenigen Individuen, welche einem gleichen Typus angehören und ihren übereinstimmenden Charakteren nach als von gemeinschaftlichen Eltern erzeugt angesehen werden konnten, als A. oder Spezies, während er zugleich die verschiedenen, aber doch einander näher stehenden A., die er meist durch ein Adjektiv bezeichnete, in eine gemeinschaftliche Gattung (Genus) zusammenfaßte. So sind die Hauskatze, der Löwe und der Tiger verschiedene A., die sich leicht charakterisieren lassen, die aber zu einer gemeinschaftlichen Gattung, dem Genus Felis, gehören. Sollte dem ursprünglichen Linnéschen Begriffe nach die A. ein bestimmter Schöpfungstypus sein, welcher von Anfang an bestanden habe und mit denselben Charakteren in die fernste Zukunft hinein sich fortpflanze, so gab doch Linné zu, daß jede A. einen bestimmten Veränderungskreis besitze, und daß innerhalb der

Grenzen derselben Abarten (s. d.) oder Varie
ten vorkommen könnten, welche durch verschiet
unwesentliche Charaktere sich unterscheiden lies
Mit der Zunahme der Forschungen in der Na
geschichte traten bald auch sehr verschiedene A
fassungen und Begrenzungen der Begriffe A.
Abart oder Varietät ein, und die Definitionen di
Begriffe wurden in außerordentlich abweichen
Weise aufgestellt, je nachdem man entweder auf
Abstammung von gleichartigen Eltern oder auf
Vorhandensein gemeinschaftlicher unterscheiden
Charaktere das hauptsächlichste Gewicht legte.
Schwankende in der Begriffsbestimmung wu
noch vermehrt durch die Einführung einer drit
Bezeichnung, der Rasse, welche man anfangs zu
hauptsächlich nur bei denjenigen Tieren anwan
auf deren Ausbildung der Mensch selbst eini
Einfluß geübt hatte, dann aber auch auf den M
schen und die übrigen, in wildem Zustande leb
den Tiere ausdehnte. Mehr durch die Praxis u
stillschweigende Übereinkunft als durch ausdrückli
Definition, welche überhaupt bei so schwanken
Begriffen nicht wohl möglich ist, kam man endl
dahin überein, mit Abart, Spielart oder Varie
mehr zufällige Veränderungen zu bezeichnen,
man bald äußern Einflüssen, bald unbekannten,
der Zeugung und Entwickelung wirkenden Ursac
zuschrieb. Wenn z. B. innerhalb einer Herde
hörnten Rindviehs ein oder einige Kälber oh
Hörner fielen, wenn inmitten einer großen Za
heller Panther mit gelblichen Flecken einige Exe
plare vorkamen von so dunkler Färbung, daß m
auf dem kohlschwarzen Felle die samtschwarz
Flecke kaum zu unterscheiden vermochte, so nan
man dies eine Varietät oder Spielart und bezei
nete also damit Individuen, die zwar derselben G
nerationsfolge angehören, die sich aber von d
übrigen Repräsentanten der A. durch einen od
mehrere Ausnahmscharaktere unterscheiden. W
derholten sich diese Ausnahmscharaktere in der G
nerationsfolge nicht, kehrten die Abkömmlinge
dem ursprünglichen Typus sogleich oder nach u
nach zurück, so blieb die Abweichung eben bei d
Spielart stehen; pflanzten sich aber die Ausnahm
charaktere durch die Generationsfolge in länge
Dauer weiter, so nannte man die auf diese We
fixierte Varietät eine Rasse. A. aber nannte m
denjenigen Komplex von Individuen, die so vi
gemeinsame Charaktere hatten, daß sie von de
selben Eltern hätten abstammen können, und wel
diese Charaktere auf ihre Nachkommen in unabse
barer Generationsfolge vererbten. Der Unterschi
zwischen Rasse und A. bestand also einzig und alle
darin, daß man bei der Rasse die histor. Absta
mung aus einem abweichend gestalteten Typus
kennen glaubte, während der Ursprung der A. sel
sich in die Nacht der Zeiten verlor.

In neuerer Zeit haben die Forschungen Da
wins (s. d.) alle diese Bestimmungen mehr od
minder in Frage und gewissermaßen auf den Ko
gestellt. Während man mehr oder minder bewu
davon ausgegangen war, daß die A. einen fest
Typus darstelle, der zwar durch äußere Einflü
innerhalb gewisser, jedoch nur sehr enger Grenz
modifiziert werden könne, suchte Darwin im Gege
teil nachzuweisen, daß durch diese äußern Einflü
durch den Kampf um das Dasein, wie er sich au
drückt, sowie endlich durch Vererbung gewisser Eige
tümlichkeiten die A. selbst im Laufe der Z

verändert werden könne, daß sie also durchaus kein festgestellter Typus sei, sondern nur für eine gewisse Zeit Beständigkeit besitze. So stehen sich denn auch jetzt noch die Ansichten schroff einander gegenüber, und während die extremsten Gegner Darwins für eine jede A. einen besondern Schöpfungsakt annehmen, der sie ins Leben rief, sucht Darwin nachzuweisen, daß die ganze reiche Entfaltung der verschiedenen Pflanzen- und Tierarten im Laufe langer Zeiträume sich nach und nach vielleicht nur aus einem einzigen ursprünglichen Organismus entwickelt habe. Viele Naturforscher nehmen eine vermittelnde Stellung ein, indem sie annehmen, daß mehr oder minder nahe verbundene Gruppen von A. und Gattungen einem gemeinschaftlichen Urstamme angehören und aus demselben sich allmählich hervorgebildet haben.

Von besonderer Wichtigkeit in dieser Frage erscheint die Betrachtung der Generationsfolge. Man glaubte den Satz: «Die Tiere Einer A. sind die Nachkommen Eines ursprünglichen Paares», durch die Annahme stützen zu können, daß Tiere verschiedener Spezies keine fortpflanzungsfähigen Nachkommen erzeugten, ein Satz, der konsequent zu dem weitern Satze führen mußte: Tiere, die fortpflanzungsfähige Junge erzeugen, gehören einer und derselben Spezies an. Hier aber stößt man auf unlösliche Widersprüche. Oftmals bleibt die Begattung bei einander sehr nahestehenden A. ohne Erfolg, in andern Fällen muß man zugeben, daß Tiere von sehr verschiedenen Charakteren fruchtbare Abkömmlinge erzeugen. Als verbürgt wird angegeben, daß zahlreiche Pflanzen- und Fischarten, ferner Ziegenbock und Schaf, Hund und Wolf fruchtbare Abkömmlinge erzeugen, insbesondere daß Feldhase und Kaninchen fruchtbare Nachkommen (Leporiden) hervorbringen, ohne daß zur «Anpaarung» (zur Paarung des Bastards mit einem reinblütigen Tiere) zurückgegriffen werden müßte.

Den jetzigen Kenntnissen am entsprechendsten läßt sich die Frage nach «Art», «Spielart», «Rasse» dahin auffassen, daß man annimmt, eine jede Spielart oder Varietät könne unter dem Einfluß begünstigender Umstände, unter fixierender Zeit allmählich zur Rasse und zur A. werden und diese wieder im Laufe der Zeiten weitere Sprossen und Abzweigungen treiben. Außer Darwin haben diese Fragen besonders ausführlich besprochen Isidore Geoffroy Saint-Hilaire, Quatrefages und K. Vogt («Vorlesungen über den Menschen», 2 Bde., Gieß. 1863).

Arta oder **Narda**, das alte Ambrakia, Stadt im alten Epirus, seit 1881 die Hauptstadt der aus bisher türk. Teilen von Epirus neugebildeten griech. Nomarchie Athamania, 75 km südlich von Janina, am linken Ufer des vom Metzowogebirge (Lakmon) herabkommenden reißenden Artaflusses (Arethon oder Arachthus), 12 km oberhalb seiner Mündung in den Golf von A. (Sinus Ambracicus) des Ionischen Meers. Der Ort ist Sitz eines griech. Bischofs, zählt etwa 6000 E., hat blühenden Handel und ringsum in der fruchtbaren Ebene guten Ackerbau, Wein- und Orangenpflanzungen, leidet aber an der Malaria. Eine pittoreske venet. Brücke führt über den Bergstrom, und ein 1357 von Nikephorus gebautes Fort in Ruinen liegt auf der Stelle der alten Citadelle. Das alte Ambrakia in Epirus wurde in einer anfangs von Dryopern bewohnten, dann hellenisierten Landschaft um 640 v. Chr. durch die Korinther unter Führung des Gorgos, eines Sohnes des Tyrannen Kypselos, am Nordfuße des langgestreckten, steilen Hügels Perranthes gegründet, später aber, nach Vertreibung der Herrscher aus dem Stamme der Kypseliden, in eine demokratische Republik verwandelt. Dieselbe wurde bald mächtig und behauptete ihre Selbständigkeit, ungeachtet sie im Bunde mit den Peloponnesiern 426 durch die Athener und Akarnanier eine schwere Niederlage erlitt, bis Philipp von Macedonien sie durch Intrigue in seine Gewalt brachte. Nachdem sie Alexander, der Sohn des Kassander, an den Aakiden Pyrrhus von Epirus abgetreten, machte sie dieser zu seiner Haupt- und Residenzstadt und schmückte sie mit Prachtbauten sowie mit Kunstwerken aller Art, welche sämtlich bei der Eroberung durch die Römer unter M. Fulvius Nobilior 189 v. Chr. geraubt und nach Rom geschleppt wurden. Mit dieser Eroberung begann der Verfall der Stadt, der besonders, nach der Schlacht bei Actium, durch die Gründung von Nikopolis, zu welcher sie einen Teil ihrer Einwohner hergeben mußte, vollendet ward. Zur Zeit ihrer Eroberung hatten ihre Mauern, von welchen noch Reste vorhanden sind, einen Umfang von 4,5 km. Von der Seeseite war die Stadt, außer einem durch Dämme geschützten und durch Ketten verschließbaren Hafen, noch durch das mitten in den Sümpfen nahe dem Strande gelegene starke Kastell Ambrakos gedeckt, das dem heutigen, auf hellenischen Grundlagen ruhenden Phidokastron (Schlangenschloß) entspricht, welches westlich von der alten Mündung des Arachthus auf einer kleinen Insel in der Lagune Logari liegt. In der spätern Kaiserzeit hob sich der Ort wieder und war unter den Byzantinern eine wichtige Festung, die schon im 12. Jahrh. unter dem Namen A. oder Zarta vorkommt. Sie wurde 1083 von dem Normannen Bohemund von Tarent erobert, der den Kaiser Alexius in einer blutigen Schlacht zurückschlug. Die Venetianer entrissen sie 1688 unter Morosini den Türken, 1797 besetzten sie die Franzosen, und 1798 eroberte sie Ali Pascha von Janina. Am 24. Nov. 1821 wurde die Stadt von Rhangos und den beiden Hiskos bis auf die Citadelle eingenommen, im Dezember aber von den Türken zurückerobert. Bei dem Dorfe Kombotti, im Süden der Stadt, erlitten 24. Juni 1822 die Türken eine Niederlage, siegten aber unter Reschid Pascha über die Hellenen und Philhellenen unter Maurokordato und Normann 16. Juli bei Peta, einem nahen Dorfe im Nordosten der Stadt. Am 28. Jan. 1854 proklamierten die Griechen des Distrikts von A. ihre Unabhängigkeit von der Pforte, nahmen 8. Febr. die Stadt und belagerten das Fort, aber schon 1. April wurden die Aufständischen bei Peta und 6. April bei Metzovo auseinandergesprengt. Infolge der den Griechen im Berliner Vertrag von 1878 zugestandenen Grenzerweiterung wurde A. 1881 an Griechenland abgetreten und 6. Juli 1881 von General Soutzos besetzt. Seitdem ist A. die Hauptstadt des griech. Nomos Athamania.

Der Golf von A., ein Bassin von 654 qkm, für den Handel günstig zwischen Griechenland und der Türkei gelegen, im Altertum viel besucht und durch die Häfen von Ambrakia, Argos Amphilochicum und Anaktorion belebt, bildet eine Wasserfläche, die, wenn einmal die Barre an dem nur 640 m breiten Eingange bei der durch Augustus' Seesieg berühmten flachen Landzunge Actium (jetzt La Punta; griech.) und der Siegesstadt Nikopolis bei

Prevesa (s. d.; türk.) passiert ist, für die größten Seeschiffe fahrbar bleibt. Die Küste rings um den Golf zeigt Spuren ihrer frühern Bedeutung, noch mehr aber ihrer jetzigen Verwahrlosung. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung muß einst besser gewesen sein. Jetzt ist dagegen die ganze Golfgegend in den Sommermonaten sehr ungesund, indem intermittierende Fieber von bösartigem Charakter in den Niederungen gewöhnlich sind. [vazd.

Artabazes, König von Armenien, s. Arta:

Artabazus (altpers., d. i. starkarmig), der Name mehrerer vornehmer Perser aus der Zeit der Achämeniden (s. d.). — Ein Feldherr A. führte, als Xerxes gegen Griechenland zog (480 v. Chr.), die Parther und Choresmier an. Er vereinigte sich später mit dem pers. Feldherrn Mardonius, dem er vergebens abriet, die Schlacht bei Platää anzunehmen. Beim ersten Anzeichen der Niederlage (479) floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und gelangte mit diesen, obgleich durch Strapazen und Angriffe der Thrazier geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thrazien nach Byzanz, von wo er nach Asien übersetzte. Später diente A. als Unterhändler bei dem Spartaner Pausanias und dem Könige Xerxes. — Ein anderer A. war Feldherr des pers. Königs Artaxerxes II. Mnemon gegen den abtrünnigen Satrapen Kappadociens, Datames (362). Gegen den König Artaxerxes III. Ochus aber empörte er sich selbst 356 v. Chr., von griech. Hilfstruppen unterstützt. A. wurde nach mehrern Siegen selbst besiegt und gefangen genommen, durch die Verwendung seiner Schwäger aber, von denen namentlich die Rhodier Mentor und Memnon sich durch die Besiegung des ägypt. Aufstandes unter Nectanebus um den König Artaxerxes große Verdienste erworben hatten, erhielt er Verzeihung. Später erscheint er als treuer Anhänger des letzten pers. Königs Darius Kodomannus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela (331) auf der Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. A. hatte 11 Söhne und 10 Töchter; von diesen wurde bei den Festen Alexanders in Babylon (324) Artakama an Ptolemäus, Artonis an Eumenes vermählt.

Artaki oder Erdek (Artäce), eine Stadt an der kleinasiat. Küste des Marmarameers, im türk. Vilajet Chudavendigiar, am westl. Gestade der blockartig gegen Norden in das Meer vorspringenden und nur durch einen sehr schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängenden Halbinsel des Kapudagh (Mons Dindymus), an dem größten der von diesem herabströmenden Bäche gelegen, 5,5 km westlich vor den Ruinen der einst mächtigen Seestadt Cyzicus (s. d.). Der Ort brannte 1854 gänzlich ab, wurde aber wieder aufgebaut und gilt jetzt als Hauptort der Halbinsel. — Die alte Hafenstadt Artäce in Mysien war von den Milesiern gegründet. In dem Aufstande der kleinasiat. Griechen gegen die Perser wurde sie von letztern verbrannt und, später wieder aufgebaut, von den Cycikenern unterworfen, zu deren Vorstadt sie herabsank. Sie hatte als besondere Merkwürdigkeiten einen Tempel der Aphrodite, die nach ihr benannt wurde, und die Quelle, in welcher die Argonauten den Ankerstein der Argo niedergelegt haben sollten.

Artal, Rotal (Rottel) oder Retal ist der Name des marokkan. Pfundgewichts. Er wird in 14 Ucken oder Unzen geteilt und ist in den nördl. Häfen des Sultanats (Rabat, El-Arisch, Tanger, Tetuan) = 1,12 engl. Handelspfund oder 508 g, in den Häfen (Mogador, Safi, Casablanca, Mazaga 537—540 g. In den letztern repräsentiert Schwere von 20 alten span. Silberpiastern. kommen auch A. von anderer Schwere vor, Rohlfs in Tafilelt für die europ. Waren ein f von 500 g, für die einheimischen ein «land licher» von ungefähr 1500 g, nach von Sc in Mogador für Lebensmittel ein «Markt-A. 1½ Handels-A., 30 span. Piaster schwer = 8

Artanema, eine von Don benannte Pflan gattung aus der Familie der Scrophularin deren wenige Arten der südasiat. und austral. angehören. Eine in Australien wachsende Art fimbriatum, eine ausdauernde Staude, wird h als Zierpflanze in Gewächshäusern kultiviert. selbe treibt Stengel von 0,50—1,50 m Höhe, w an den Kanten scharf, mit gegenständigen, ge ten, eilanzettförmigen Blättern besetzt sind un der Spitze lange Trauben großer Blumen, fünfteiligem Kelch und langer, zweilippiger, vi ter Blumenkrone tragen. Die Lappen des Blun kronensaumes sind zierlich gefranst, diejenigen Kelchs blattartig; zwischen den Blüten stehen blätter. Diese schöne Pflanze blüht im Gewä hause vom Juni an bis tief in den Winter hin Sie wird durch Samen vermehrt, welche im Fr ling ausgesäet werden müssen.

Artaschat, s. Artaxata.

Artavazd (Artavasdes, Artabazes), König Armenien, ein Sohn des Königs Tigranes war seit 55 v. Chr. Mitregent seines Vaters, gierte aber nach dessen Tode (36 v. Chr.) all (s. unter Tigranes). A. heißen auch noch and Könige von Armenien und Medien.

Artaxata (armen. Artaschat) hieß die n Hannibals Plan erbaute und befestigte, ganz Wasser umgebene neue Residenz im mittlern al Armenien, die um 180 v. Chr. nach Herstellung Reichs durch Artaxias an die Stelle der ältest in der Araxesebene gelegenen Hauptstadt Arm wir trat. Nach der Zerstörung von A. durch ros Feldherrn Corbulo, 58 n. Chr., wurde in Nähe die neue Residenz Valarschapat oder W harschapat erbaut, die bis ins 5. Jahrh. besta Die Ruinen heißen noch jetzt Ardaschir; die Stä von Armawir sucht man 7 km östlich vom jetzi Surmali. Der jetzige volks- und verkehrsreiche Wagharschapat, im russ. Gouvernement E wan, wurde 524 neben dem armen. Patriarcha kloster Etschmiadzin, in 895 m Höhe, gegründet.

Artaxerxes (altpers. Artakhsathra, der Gro mächtige) ist der Name dreier pers. Könige. A. (465—424), mit dem Beinamen Langhand, best den Thron nach der Ermordung seines Vat Xerxes' I. und seines ältern Bruders Darius du Artaban und mehrere Mitverschworene. Sogle nach seiner Thronbesteigung fiel Ägypten ab (46 sein Feldherr Artamenes wurde von den Ägy tern und Athenern geschlagen (463). Auch B trien war abgefallen; dem Megabyzus gelang jedoch, dieses zu unterwerfen, worauf er auch 4 Ägypten wieder unter pers. Botmäßigkeit brach Der Satrap empörte sich gegen den König u zwang letztern zu einem Kompromiß. Ein Athen auf Cypern geführter Krieg (459) end mit einem Vertrag, der den griech.-asiat. Städ die Autonomie sicherte, welche jedoch A. 452 n der nahm. Ein neuer unglücklicher Krieg mit

Athenern unter Cimon endete 449 mit einem schimpflichen Frieden. Ihm folgte nach den kurzen Regierungen seiner Söhne Xerxes II. und Sekydianus sein unehelicher Sohn Ochus, unter dem Namen Darius II. — A. II., früher Arses, Sohn Darius' II. und der Parysatis, wegen seines guten Gedächtnisses Mnemon (altpers. Abiyâtaka) genannt (405—359). Sein Bruder Cyrus machte ihm den Thron streitig; er besiegte diesen 400 in der Schlacht bei Cunaxa. Nach diesem Bruderkriege begann der innere Verfall des Reichs; die Satrapen bekriegten sich unter sich, und A. war genötigt, gegen die Lacedämonier die Hilfe des Atheners Konon anzurufen. Endlich schloß A. den vorteilhaften Frieden des Antalkidas mit Sparta, welches die griech.-asiat. Städte und Cypern an Persien auslieferte; doch war A. 375 genötigt, diesen Staaten die Freiheit zu geben, um einen dennoch unglücklichen Krieg gegen Nektanebus von Ägypten führen zu können. Innere Zwistigkeiten und grauenvolle Palastrevolutionen verbitterten sein Alter. Sein Leben hat Plutarch beschrieben. — A. III. Ochus (altpers. Vahukka), des letztern Sohn und Nachfolger (359—338), unterwarf wiederum Ägypten, welches 63 Jahre (413—350) unabhängig gewesen war, durch die Schlacht bei Pelusium. Dann brachte er Phönizien zum Gehorsam, verübte aber in beiden Ländern unerhörte Grausamkeiten. Auch ließ er den Apis schlachten und zum Mahle zubereiten. Sein Feldherr Bagoas vergiftete ihn (338); sein Leichnam wurde den Katzen vorgeworfen, und aus seinen Gebeinen fertigte man Säbelgriffe. Ihm folgte sein Sohn Arses (338—336). — Die neupers. Geschichtslegende hat die drei A. in Eine Person zusammengeworfen, welche sie Ardeschir-Derazdest (Langhand) nennt. Der Stifter der Dynastie der Sassaniden (s. d.), von den Römern A. genannt, hieß ebenfalls Ardeschir, mit dem Beinamen Babegân.

Artefakt (lat.), Kunsterzeugnis, Kunstprodukt, im Gegensatz zum Naturprodukt.

Artel oder **Artjel** (nach einigen von dem deutschen «Anteil» abgeleitet) ist eine in Rußland weit verbreitete und diesem Lande von Alters her (ursprünglich unter dem Namen «Wataga») eigentümliche Art von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften mit teilweise sehr primitiven Formen und mit gewissen sozialistischen Zügen, wie sie bei der Masse der russ. Bevölkerung beliebt sind. Die Genossen stehen prinzipiell auf dem Fuße völliger Gleichheit, wenn sie auch einem Vertrauensmann die *leitenden* Geschäfte übertragen. Es gibt Handwerker-Artels, deren Mitglieder außer ihrer Arbeit auch Kapitaleinlagen liefern, ferner A. für den Betrieb von Fischerei, Jagd, landwirtschaftlichen Arbeiten, endlich auch eigentliche Arbeiter-Artels, die auch wohl wandernde Vereinigungen bilden (z. B. für Straßenpflasterungen, Erdarbeiten u. s. w.). In den eigentlichen Arbeiter-A.s findet man eine im westl. Europa nicht vorkommende Gesellschaftsform, die nur auf Einlagen von Arbeit begründet ist. Im allgemeinen wird sich ein solches Arbeiter-A. in ein Vertragsverhältnis zu einem Kapital besitzenden Unternehmer stellen müssen. Eine besonders angesehene Stellung haben sich die sog. Börsen-Artels, die Genossenschaften der petersburger Hafenarbeiter, erworben. Ein Mitglied eines A. heißt Artelschtschik. Vgl. Grünwaldt, «Das Artelwesen und die Hausindustrie in Rußland» (Petersb. 1877).

Artemidōrus (grch. Artemidōros) von Ephesus, Daldianus, von Daldis in Lydien, der Geburtsstadt seiner Mutter, so genannt, lebte gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr., bereiste die Küsten Asiens, Griechenland und Italien und verfaßte eine Schrift über Traumdeutung (Ὀνειροκριτικά), die in einer gewandten Darstellung sowohl über Sitten und Gebräuche des Altertums als über die Kunst der symbolischen Deutung mannigfache Belehrung gewährt. Seine Schriften wurden von Rigaltius (Par. 1603), Reiff (Lpz. 1805) und Hercher (Lpz. 1864) herausgegeben. Eine Übersetzung lieferte Krauß (Wien 1881). — A. von Ephesus, der Geograph, um 100 v. Chr., ist besonders berühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, dem Roten Meere und dem Atlantischen Ocean. Aus seinem «Periplus» in 11 Büchern machte 500 Jahre später Markianos von Herakleа einen Auszug; der teilweise erhaltene Auszug aber, der in frühern Sammlungen der «Geographi Graeci minores» diesen Titel führt, wird jetzt richtiger als Markianos' Auszug aus Menippos' «Periplus» bezeichnet.

Artĕmis, griech. Göttin, s. Diana. — A. heißt auch der 105. Asteroid. (S. Planeten.)

Artemisia, Fürstin von Halikarnaß, begleitete den Xerxes auf dessen Zuge gegen Griechenland und zeichnete sich in der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., durch Mut und Entschlossenheit, im Kriegsrate durch Klugheit aus. — Eine andere A., anscheinend aus demselben Dynastengeschlecht, Königin von Karien, regierte von 352—350 v. Chr. Sie war die Schwester und Gemahlin des Mausolos, dem sie in der Regierung folgte. Ihrem schwärmerisch geliebten Gatten zu Ehren erbaute sie in ihrer Hauptstadt Halikarnaß das sog. Mausoleum (s. d.).

Artemisia (Beifuß) nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Korymbiferen, deren zahlreiche Arten, teils ausdauernde Kräuter, teils Halbsträucher, über die ganze nördl. Hemisphäre verbreitet, vorzüglich aber in der gemäßigten Zone Europas und Asiens zu Hause sind. Sie haben sämtlich kleine, mit einem ziegelschuppigen Hüllkelch versehene Blütenkörbchen voll kleiner Röhrenblüten, von denen die randständigen, fadenförmig gestalteten gewöhnlich weiblich, die übrigen Zwitterblüten, aber oft unfruchtbar sind, und glatte, kahle Achenen. Die Blütenkörbchen sind meist ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnet, die Blätter am häufigsten hand- oder fiederförmig zerteilt, oft filzig oder silbergrau, die Stengel sehr gewöhnlich rutenförmig. Die Artemisien zerfallen in vier Gruppen: 1) Dracunculus, mit nacktem Fruchtboden und unfruchtbaren Scheibenblüten; 2) Seriphidium, mit nacktem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Zwitterblüten; 3) Abrotanum, mit nacktem Fruchtboden und fruchtbaren Scheibenblüten; 4) Absinthium, mit behaartem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Blüten. Über die Arten der letzten Gruppe, zu denen unter andern auch die von den Alpenbewohnern sehr geschätzte und gesuchte Edelraute, A. Mutellina *Vill.* (s. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 9) gehört, s. unter Absinth.

Zur ersten Abteilung gehören A. campestris *L.*, der Feldbeifuß, ein auf sandigem und trockenem Boden, an felsigen Orten und wüsten Plätzen häufig vorkommendes Kraut mit meist niedergestreckten,

Prevesa (s. d.; türk.) passiert ist, für die größten Seeschiffe fahrbar bleibt. Die Küste rings um den Golf zeigt Spuren ihrer frühern Bedeutung, noch mehr aber ihrer jetzigen Verwahrlosung. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung muß einst besser gewesen sein. Jetzt ist dagegen die ganze Golfgegend in den Sommermonaten sehr ungesund, indem intermittierende Fieber von bösartigem Charakter in den Niederungen gewöhnlich sind.

Artabāzes, König von Armenien, s. Artavazd.

Artabāzus (altpers., d. i. starkarmig), der Name mehrerer vornehmer Perser aus der Zeit der Achämeniden (s. d.). — Ein Feldherr A. führte, als Xerxes gegen Griechenland zog (480 v. Chr.), die Parther und Chorasmier an. Er vereinigte sich später mit dem pers. Feldherrn Mardonius, dem er vergebens abriet, die Schlacht bei Platää anzunehmen. Beim ersten Anzeichen der Niederlage (479) floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und gelangte mit diesen, obgleich durch Strapazen und Angriffe der Thrazier geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thrazien nach Byzanz, von wo er nach Asien übersetzte. Später diente A. als Unterhändler bei dem Spartaner Pausanias und dem Könige Xerxes. — Ein anderer A. war Feldherr des pers. Königs Artaxerxes II. Mnemon gegen den abtrünnigen Satrapen Kappadociens, Datames (362). Gegen den König Artaxerxes III. Ochus aber empörte er sich selbst 356 v. Chr., von griech. Hilfstruppen unterstützt. A. wurde nach mehrern Siegen selbst besiegt und gefangen genommen, durch die Verwendung seiner Schwäger aber, von denen namentlich die Rhodier Mentor und Memnon sich durch die Besiegung des ägypt. Aufstandes unter Nectanebus um den König Artaxerxes große Verdienste erworben hatten, erhielt er Verzeihung. Später erscheint er als treuer Anhänger des letzten pers. Königs Darius Kodomannus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela (331) auf der Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. A. hatte 11 Söhne und 10 Töchter; von diesen wurde bei den Festen Alexanders in Babylon (324) Artakama an Ptolemäus, Artonis an Eumenes vermählt.

Artaki oder Erdek (Artäce), eine Stadt an der kleinasiat. Küste des Marmarameers, im türk. Vilajet Chudavendigiar, am westl. Gestade der blockartig gegen Norden in das Meer vorspringenden und nur durch einen sehr schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängenden Halbinsel des Kapudagh (Mons Dindymus), an dem größten der von diesem herabströmenden Bäche gelegen, 5,5 km westlich vor den Ruinen der einst mächtigen Seestadt Cyzicus (s. d.). Der Ort brannte 1854 gänzlich ab, wurde aber wieder aufgebaut und gilt jetzt als Hauptort der Halbinsel. — Die alte Hafenstadt Artäce in Mysien war von den Milesiern gegründet. In dem Aufstande der kleinasiat. Griechen gegen die Perser wurde sie von letztern verbrannt und, später wieder aufgebaut, von den Cycicenern unterworfen, zu deren Vorstadt sie herabsank. Sie hatte als besondere Merkwürdigkeiten einen Tempel der Aphrodite, die nach ihr benannt wurde, und die Quelle, in welcher die Argonauten den Ankerstein der Argo niedergelegt haben sollten.

Artal, Rotal (Rottel) oder Retal ist der Name des marokkan. Pfundgewichts. Er wird in 14 Ukien oder Unzen geteilt und ist in den nördl. Häfen des Sultanats (Rabat, El-Arisch, Tanger, Tetuan) =
1,12 engl. Handelspfund oder 508 g, in den
Häfen (Mogador, Safi, Casablanca, Mazaga
537—540 g. In den letztern repräsentiert
Schwere von 20 alten span. Silberpiastern.
kommen auch A. von anderer Schwere vor,
Rohlfs in Tafilelt für die europ. Waren ein
von 500 g, für die einheimischen ein «land
licher» von ungefähr 1500 g, nach von Sc
in Mogador für Lebensmittel ein «Markt-A.
1½ Handels-A., 30 span. Piaster schwer = E

Artanema, eine von Don benannte Pfla
gattung aus der Familie der Scrophulari
deren wenige Arten der südasiat. und austral.
angehören. Eine in Australien wachsende Ar
fimbriatum, eine ausdauernde Staude, wird h
als Zierpflanze in Gewächshäusern kultiviert.
selbe treibt Stengel von 0,50—1,50 m Höhe, n
an den Kanten scharf, mit gegenständigen, g
ten, eilanzettförmigen Blättern besetzt sind u
der Spitze lange Trauben großer Blumen,
fünfteiligem Kelch und langer, zweilippiger, v
ter Blumenkrone tragen. Die Lappen des Blu
kronensaumes sind zierlich gefranst, diejenige
Kelchs blattartig; zwischen den Blüten stehen
blätter. Diese schöne Pflanze blüht im Gew
hause vom Juni an bis tief in den Winter hi
Sie wird durch Samen vermehrt, welche im
ling ausgesäet werden müssen.

Artaschat, s. Artaxata.

Artavazd (Artavasdes, Artabazes), Köni
Armenien, ein Sohn des Königs Tigranes
war seit 55 v. Chr. Mitregent seines Vaters
gierte aber nach dessen Tode (36 v. Chr.)
(s. unter Tigranes). A. heißen auch noch a
Könige von Armenien und Medien.

Artaxata (armen. Artaschat) hieß die
Hannibals Plan erbaute und befestigte, ganz
Wasser umgebene neue Residenz im mittlern
Armenien, die um 180 v. Chr. nach Herstellun
Reichs durch Artaxias an die Stelle der ält
in der Araxesebene gelegenen Hauptstadt A
wir trat. Nach der Zerstörung von A. durc
ros Feldherrn Corbulo, 58 n. Chr., wurde i
Nähe die neue Residenz Valarschapat oder
harschapat erbaut, die bis ins 5. Jahrh. be
Die Ruinen heißen noch jetzt Ardaschir; die
von Armawir sucht man 7 km östlich vom j
Surmali. Der jetzige volks- und verkehrsreic
Wagharschapat, im russ. Gouvernemen
wan, wurde 524 neben dem armen. Patriar
kloster Etschmiadzin, in 895 m Höhe, gegrün

Artaxerxes (altpers. Artakhsathra, der
mächtige) ist der Name dreier pers. Könige.
(465—424), mit dem Beinamen Langhand,
den Thron nach der Ermordung seines
Xerxes' I. und seines ältern Bruders Darius
Artaban und mehrere Mitverschworene. S
nach seiner Thronbesteigung fiel Ägypten ab
sein Feldherr Artamenes wurde von den
tern und Athenern geschlagen (463). Auc
trien war abgefallen; dem Megabyzus gel
jedoch, dieses zu unterwerfen, worauf er au
Ägypten wieder unter pers. Botmäßigkeit b
Der Satrap empörte sich gegen den Köni
zwang letztern zu einem Kompromiß. E
Athen auf Cypern geführter Krieg (459)
mit einem Vertrag, der den griech.-asiat. S
die Autonomie sicherte, welche jedoch A. 45
der nahm. Ein neuer unglücklicher Krieg n

Athenern unter Cimon endete 449 mit einem schimpflichen Frieden. Ihm folgte nach den kurzen Regierungen seiner Söhne Xerxes II. und Sogdianus sein unehelicher Sohn Ochus, unter dem Namen Darius II. — A. II., früher Arses, Sohn Darius' II. und der Parysatis, wegen seines guten Gedächtnisses Mnemon (altpers. Abiyātaka) genannt (405—359). Sein Bruder Cyrus machte ihm den Thron streitig; er besiegte diesen 400 in der Schlacht bei Cunaxa. Nach diesem Bruderkriege begann der innere Verfall des Reichs; die Satrapen bekriegten sich unter sich, und A. war genötigt, gegen die Lacedämonier die Hilfe des Atheners Konon anzurufen. Endlich schloß A. den vorteilhaften Frieden des Antalkidas mit Sparta, welches die griech.-asiat. Städte und Cypros an Persien auslieferte; doch war A. 375 genötigt, diesen Staaten die Freiheit zu geben, um einen dennoch unglücklichen Krieg gegen Nektanebus von Ägypten führen zu können. Innere Zwistigkeiten und grauenvolle Palastrevolutionen verbitterten sein Alter. Sein Leben hat Plutarch beschrieben. — A. III. Ochus (altpers. Vahukha), des letztern Sohn und Nachfolger (359—338), unterwarf wiederum Ägypten, welches 63 Jahre (413—350) unabhängig gewesen war, durch die Schlacht bei Pelusium. Dann brachte er Phönizien zum Gehorsam, verübte aber in beiden Ländern unerhörte Grausamkeiten. Auch ließ er den Apis schlachten und zum Mahle zubereiten. Sein Feldherr Bagoas vergiftete ihn (338); sein Leichnam wurde den Katzen vorgeworfen, und aus seinen Gebeinen fertigte man Säbelgriffe. Ihm folgte sein Sohn Arses (338—336). — Die neupers. Geschichtslegende hat die drei A. in Eine Person zusammengeworfen, welche sie Ardeschir-Derazdest (Langhand) nennt. Der Stifter der Dynastie der Sassaniden (s. d.), von den Römern A. genannt, hieß ebenfalls Ardeschir, mit dem Beinamen Babegān.

Artefakt (lat.), Kunsterzeugnis, Kunstprodukt, im Gegensatz zum Naturprodukt.

Artel oder **Artjel** (nach einigen von dem deutschen «Anteil» abgeleitet) ist eine in Rußland weit verbreitete und diesem Lande von Alters her (ursprünglich unter dem Namen «Wataga») eigentümliche Art von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften mit teilweise sehr primitiven Formen und mit gewissen sozialistischen Zügen, wie sie bei der Masse der russ. Bevölkerung beliebt sind. Die Genossen stehen prinzipiell auf dem Fuße völliger Gleichheit, wenn sie auch einem Vertrauensmann die *leitenden* Geschäfte übertragen. Es gibt Handwerker-Artels, deren Mitglieder außer ihrer Arbeit auch Kapitaleinlagen liefern, ferner A. für den Betrieb von Fischerei, Jagd, landwirtschaftlichen Arbeiten, endlich auch eigentliche Arbeiter-Artels, die auch wohl wandernde Vereinigungen bilden (z. B. für Straßenpflasterungen, Erdarbeiten u. s. w.). In den eigentlichen Arbeiter-A.s findet man eine im westl. Europa nicht vorkommende Gesellschaftsform, die nur auf Einlagen von Arbeit begründet ist. Im allgemeinen wird sich ein solches Arbeiter-A. in ein Vertragsverhältnis zu einem Kapital besitzenden Unternehmer stellen müssen. Eine besonders angesehene Stellung haben sich die sog. Börsen-Artels, die Genossenschaften der petersburger Hafenarbeiter, erworben. Ein Mitglied eines A. heißt Artelschtschik. Vgl. Grünwaldt, «Das Artelwesen und die Hausindustrie in Rußland» (Petersb. 1877).

Artemidōrus (grch. Artemidōros) von Ephesus, Daldianus, von Daldis in Lydien, der Geburtsstadt seiner Mutter, so genannt, lebte gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr., bereiste die Küsten Asiens, Griechenland und Italien und verfaßte eine Schrift über Traumdeutung (Ὀνειροκριτικά), die in einer gewandten Darstellung sowohl über Sitten und Gebräuche des Altertums als über die Kunst der symbolischen Deutung mannigfache Belehrung gewährt. Seine Schriften wurden von Rigaltius (Par. 1603), Reiff (Lpz. 1805) und Hercher (Lpz. 1864) herausgegeben. Eine Übersetzung lieferte Krauß (Wien 1881). — A. von Ephesus, der Geograph, um 100 v. Chr., ist besonders berühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, dem Roten Meere und dem Atlantischen Ocean. Aus seinem «Periplus» in 11 Büchern machte 500 Jahre später Markianos von Heraklea einen Auszug; der teilweise erhaltene Auszug aber, der in frühern Sammlungen der «Geographi Graeci minores» diesen Titel führt, wird jetzt richtiger als Markianos' Auszug aus Menippos' «Periplus» bezeichnet.

Artĕmis, griech. Göttin, s. Diana. — A. heißt auch der 105. Asteroid. (S. Planeten.)

Artemisia, Fürstin von Halikarnaß, begleitete den Xerxes auf dessen Zuge gegen Griechenland und zeichnete sich in der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., durch Mut und Entschlossenheit, im Kriegsrate durch Klugheit aus. — Eine andere A., anscheinend aus demselben Dynastengeschlecht, Königin von Karien, regierte von 352—350 v. Chr. Sie war die Schwester und Gemahlin des Mausolos, dem sie in der Regierung folgte. Ihrem schwärmerisch geliebten Gatten zu Ehren erbaute sie in ihrer Hauptstadt Halikarnaß das sog. Mausoleum (s. d.).

Artemisia (Beifuß) nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Korymbiferen, deren zahlreiche Arten, teils ausdauernde Kräuter, teils Halbsträucher, über die ganze nördl. Hemisphäre verbreitet, vorzüglich aber in der gemäßigten Zone Europas und Asiens zu Hause sind. Sie haben sämtlich kleine, mit einem ziegelschuppigen Hüllkelch versehene Blütenkörbchen voll kleiner Röhrenblüten, von denen die randständigen, fadenförmig gestalteten gewöhnlich weiblich, die übrigen Zwitterblüten, aber oft unfruchtbar sind, und glatte, kahle Achenen. Die Blütenkörbchen sind meist ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnet, die Blätter am häufigsten hand- oder fiederförmig zerteilt, oft filzig oder silbergrau, die Stengel sehr gewöhnlich rutenförmig. Die Artemisien zerfallen in vier Gruppen: 1) Dracunculus, mit nacktem Fruchtboden und unfruchtbaren Scheibenblüten; 2) Seriphidium, mit nacktem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Zwitterblüten; 3) Abrotanum, mit nacktem Fruchtboden und fruchtbaren Scheibenblüten; 4) Absinthium, mit behaartem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Blüten. Über die Arten der letzten Gruppe, zu denen unter andern auch die von den Alpenbewohnern sehr geschätzte und gesuchte Edelraute, A. Mutellina *Vill.* (s. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 9) gehört, s. unter Absinth.

Zur ersten Abteilung gehören **A. campestris** *L.*, der Feldbeifuß, ein auf sandigem und trockenem Boden, an felsigen Orten und wüsten Plätzen häufig vorkommendes Kraut mit meist niedergestreckten,

dünnen, harten Stengeln, zwei- bis dreifach fiederspaltigen, seidengrauen Blättern und eiförmigen, glatten Korbhüllen, dessen Blütenkörbchen unter dem Namen Semen A. rubrae offizinell waren, und A. Dracunculus *L.*, der Dragon oder Estragon, eine sibir. Pflanze mit holzigen, aufrechten Stengeln und unzerteilten, lineal-lanzettförmigen, kahlen Blättern, welche als Küchengewürz und auch in der Heilkunst benutzt werden, weshalb diese Art sich häufig in Küchengärten angebaut findet. Zur zweiten Abteilung gehören die asiat. Arten, welche den als Wurmmittel berühmten Zittwersamen oder Wurmsamen (Semina Cinae oder Santonici) liefern. (S. Zittwersamen.) Zur dritten Abteilung gehören der gemeine Beifuß, A. vulgaris *L.*, welcher überall in Deutschland und einem großen Teile Europas an Mauern, Hecken, in Steinbrüchen und andern Orten wächst und bis mannshohe, aufrechte, elastische Stengel mit fiederspaltigen, oberseits grünen, unterseits graufilzigen Blättern treibt, die lange Rispen bräunlicher Blütenkörbchen tragen; ferner der römische Beifuß, A. pontica *L.*, im mittlern und südl. Europa wachsend, in allen Teilen kleiner, mit doppelt-fiederteiligen Blättern und gelben Blüten; endlich die Eberraute, A. Abrotanum *L.*, aus Südeuropa, ein Strauch mit aufrechten rispigen Stengeln, doppelt-fiederspaltigen, schmal-linealen Blättern und kleinen, kugeligen Blütenkörbchen. Die Blätter der letztgenannten Art (Herba Abrotani), die Stengelspitzen der beiden andern (Summitates Absinthii pontici und Artemisiae) und der Wurzelstock des gemeinen Beifußes (Radix Artemisiae) sind offizinell. Letzterer galt und gilt noch immer für eins der wirksamsten Mittel gegen Epilepsie. Die mit Blütenkörbchen dichtbesetzten Äste der Rispe von A. vulgaris werden bekanntlich als Küchengewürz, namentlich zu Gänse- und Entenbraten benutzt. Sie enthalten, gleich denjenigen der andern Arten, ätherisches Öl und bittere, aromatische Stoffe und werden ebenso wie diejenigen von A. pontica und Abrotanum innerlich bei allgemeiner Schwäche, gestörter Verdauung, Hysterie, äußerlich zu Umschlägen bei Kolik, Quetschungen, Verrenkungen angewendet. Zur Abteilung Abrotanum gehört auch eine häufig, namentlich in Bauergärten, zur Zierde oder wegen des Wohlgeruchs ihrer Blätter kultivierte, halbstrauchige Art, die A. chamaemelifolia *Vill.* aus Südeuropa, welche zahlreiche, bis 1 m hohe, dichtbeblätterte Stengel treibt, feinzerteilte, ein- bis dreifach fiederschnittige Blätter besitzt und bei uns selten blüht. Aus den Stengeln einiger chines. und japanes. Arten, die ebenfalls zur Abteilung Abrotanum gehören, besonders aus den feinen, baumwollähnlichen Fasern der A. chinensis *L.* und A. Moxa *Bess.* werden die sog. Moxen oder Brenncylinder, die bei Gicht und Rheumatismus in Anwendung kommen, verfertigt. (S. unter Moxa.)

Artenay, Hauptort eines Kantons im Arrondissement Orléans des Depart. Loiret, in der Landschaft Beauce an der Straße und der Eisenbahn von Paris nach Orléans, 19 km nördlich von Orléans, mit 1041 E. Hier stieß General von der Tann 10. Okt. 1870 bei seinem Vormarsche nach der Loire mit der 1. bayr. Division, der Korpsartillerie und der 2. und 4. preuß. Kavalleriedivision auf die Vorhut der franz. Loire-Armee (eine Division des 15. Korps unter General Reyan) und schlug dieselbe vollständig. Trotz ihrer Minderza an Artillerie hielten die Franzosen von 10 bis 3 U nachmittags nördlich von A. wacker stand, wurd aber von der preuß. Kavallerie auf beiden Flüge umgangen und, nachdem A. um 3 Uhr von d Bayern erstürmt, gegen 5 Uhr in den Wald v Orléans zurückgeworfen. Auch in den späte Kämpfen der Deutschen mit der franz. Loire-Arm (1. bis 4. Dez.) wird A. öfter genannt.

Arteriectasia, s. Aneurysma.

Artērien, Pulsadern, nennt man in d Anatomie diejenigen Blutgefäße, welche das Bl aus dem Herzen wegführen und in den versch denen Körperteilen verteilen. Bei denjenigen T ren, bei welchen kein Herz als bewegendes Centr organ, sondern nur kontraktile Gefäße existieren (z. die meisten Würmer), oder bei welchen die Richtu der Zusammenziehung des Herzens von Zeit zu Z sich ändert (bei Ascidien und Salpen), kann nati lich von einer Unterscheidung zwischen centrifugal Gefäßen (Arterien) und centripetalen (Venen) ni die Rede sein. Bei den höhern Tieren dagegen, n ein centralisiertes Herz existiert, das rhythmis Zusammenziehungen ausführt, pflanzt sich die du die Zusammenziehung des Herzens hervorgebrac Welle in den größern Stämmen der A. fort u wird so als Pulsschlag gefühlt, z. B. an der ob halb des Daumens am Vorderarme hinlaufend Radialarterie (wo die Ärzte den Puls zu befühl pflegen), an den Pulsadern des Halses und d Schläfe u. s. w. Die A. zerfallen bei den höhe Wirbeltieren und dem Menschen in zwei Hau Klassen. Die eine führt das durch das Atmen n Sauerstoff gesättigte, seiner Kohlensäure teilwe beraubte, gerötete und zur Gewebebildung gee nete sog. arterielle Blut nach allen Körperteile ihr Hauptstamm heißt die Aorta (s. d.) und läu aus der linken Herzkammer in der Mittellinie d Körpers erst vorn nach oben, dann hinten her vor der Wirbelsäule her. Die andere Klasse best aus den Lungenarterien, welche das dunkle, schwä liche, mit Kohlensäure beladene sog. venöse B aus der rechten Herzhälfte nach den Lungen führ wo es wieder in rotes, arterielles umgewand werden soll. Die A. müssen einen starken Druck vom Herzen her in sie hineingepreßten Blutm aushalten und sind daher mit festen und elastisc Häuten versehen, von denen namentlich die m lere oder Ringfaserhaut sehr fest und dehnbar, innerste sehr glatt und zart ist. Alle A. enthal in ihrem Gewebe, außer den elastischen Fase deutliche sog. glatte Muskelfasern, durch deren v Nervensystem abhängige Thätigkeit die A. vere und wieder erweitert werden können, sodaß Schnelligkeit und die Größe des Blutstroms in einzelnen Körperteilen durch die Nerven beeinfl und reguliert wird. (Vgl. Artikel: Kreislo des Blutes, und Tafel: Blutgefäße Menschen.)

Von den Arterienkrankheiten ist die h figste eine chronische Entzündung ihrer innern H welche zu fettiger Entartung oder Verknöcher der Arterienwände und dadurch zu Aneury (s. d.) oder Apoplexie (s. d.) führt. Verletzun einer A. sind immer von mehr oder minder trächtlichen, bisweilen lebensgefährlichen Blut gen begleitet und erheischen den künstlichen schluß des durchschnittenen Gefäßes mittels ei umgelegten und fest zugeschnürten Fadens.

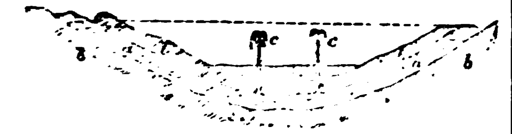
Unterbindung.) Krankhafte Verstopfung und Verödung einzelner A. verursachen bisweilen die schwersten Kreislaufsstörungen. (S. Thrombose und Embolie.)

Arteriotomie, s. unter Aderlaß.

Artern, Stadt im Kreise Sangerhausen des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, liegt 12 km südlich von Sangerhausen, in der Goldenen Aue an der Unstrut, die hier die Helme aufnimmt, und an der Sangerhausen-Erfurter Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4582 E., deren vorzüglichste Erwerbsquelle Ackerbau ist. Außer einer Zuckerfabrik, einer bedeutenden Aktien-Bierbrauerei und Malzfabrik und einer mit Dampfkraft betriebenen Ziegelei hat A. noch eine königl. Saline. Bedeutende Braunkohlenwerke befinden sich in der Nähe beim Dorfe Edersleben. A. kommt urkundlich um 760 vor, ging 1452 durch Kauf an die Grafen von Mansfeld über, kam 1780 an Kursachsen und 1815 an Preußen. Vom Schlosse sind nur wenige Ruinen noch vorhanden.

Artes liberales, s. Freie Künste.

Artesische Brunnen (nach der franz. Provinz Artois, wo sie seit längerer Zeit üblich sind) oder Bohrbrunnen (nach der Art ihrer Herstellung) werden nach dem neuern Sprachgebrauche alle tiefern, gebohrten Brunnen genannt, unabhängig von dem Umstande, ob dieselben Wasser geben oder dasselbe verschlucken. Die die Erdrinde bildenden Schichten sind zum Teil solche, die Wasser in sich aufzunehmen und weiterzuführen vermögen (Sand, lockere Gesteinsmassen u. s. w.), oder solche, die aus wasserundurchlässigem Material (Thon, Mergel u. s. w.) bestehen. Da die Erdschichten nicht horizontal übereinander lagern, sondern sich nach den verschiedensten Richtungen hin in die Tiefe erstrecken, so liegt die Möglichkeit offen, mittels eines Bohrlochs, das man an geeigneter Stelle in die Erde treibt, zwischen zwei wasserundurchlässigen Schichten (b b auf beistehender Figur) auf eine wasserführende (a) zu



stoßen, welche an höher gelegenen Orten zu Tage tritt und daselbst von den atmosphärischen Niederschlägen (Regen, Tau, Schnee u. s. w.) gespeist wird. Infolge des Drucks, den die darüberliegende Wasserschicht auf das Wasser im Bohrloche ausübt, steigt dieses in der Öffnung empor, tritt wohl auch über dieselbe hinaus oder springt gar fontänenartig in die Höhe (c). Infolge der Reibungsverluste wird die Höhe des springenden Strahls c das in der Figur eingezeichnete Niveau ——— des Wassereintrittes natürlich nie vollständig erreichen können. Von Vorteil für die Anlage artesischer Brunnen erweisen sich kesselförmige Thalmulden, die von lockern, zwischen Thonschichten ruhenden Gesteinsmassen erfüllt sind. Besonders günstig zeigen sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse von London und Paris. Beide Weltstädte liegen in dem Becken eines einstigen weiten Meeres. Aus großer Entfernung neigen sich mächtige Schichtensysteme älterer Formationen allmählich unter diese Orte und erfüllen eine Mulde, deren Ränder einen großen Teil Englands und Nordfrankreichs umfassen. Das Resultat der Bohrungen, das sich auf Grund sorgfältigen Studiums der Schichten vorausberechnen ließ, lieferte die glänzendsten Erfolge. Der Brunnen von Grenelle beim Invalidenhause zu Paris, an welchem durch volle sieben Jahre (1833—41) gearbeitet wurde, ist 647 m tief und liefert täglich 8 Mill. Lit. vollkommen reines, klares Wasser von 27,7° C., während die mittlere Temperatur von Paris nur 10° C. beträgt. Die Stadt St.-Louis in den Vereinigten Staaten von Amerika hatte seit 1854 den tiefsten bestehenden artesischen Brunnen. Er lieferte jedoch Wasser, das wegen seines Schwefelgehalts sich nicht als entsprechend für den Genuß erwies. Die Ortsbehörde beschloß daher 1865 einen andern bohren zu lassen, und so gelangte man auf die Tiefe von 1200 m. Er steht nun in der Urformation des Granit, und die Stadt besitzt wohl den tiefsten, aber freilich wasserlosen artesischen Bau der Welt. In geognost. Beziehung sind ferner namentlich die drei erbohrten salzigen Thermalquellen zu Nauheim in Hessen berühmt. In ihnen wird der Wasserstrahl nicht durch den hydrostatischen Druck, sondern durch die im Innern stattfindende lebhafte Kohlensäure-Entwickelung emporgetrieben. In neuester Zeit sind insbesondere die größtenteils durch W. Zsigmondi geschaffenen artesischen Brunnen Ungarns berühmt geworden. Auf der Margaretheninsel zu Budapest befindet sich ein solcher von 970 m Tiefe, welcher 1,8 Mill. Lit. Thermalwasser täglich liefert und an Tiefe von keiner bestehenden wirksamen Anlage dieser Art übertroffen wird. Zu Ránk in Ungarn liefert ein artesischer Brunnen aus einer Tiefe von 402 m täglich 5,8 Mill. Lit. Wasser für Badezwecke, der Wasserstrahl springt 19,8 m hoch empor. Zu Harkany ebendaselbst besitzt das erbohrte Wasser eine Temperatur von 51° C.

Die Herstellung der artesischen Brunnen erfolgt mit Hilfe des Erdbohrers (s. d.). Um dem Bohrloche seine Haltbarkeit zu sichern, welche nur im festen Gestein ohne weitere Hilfsmittel vorhanden ist, wird dasselbe nach Maßgabe seiner fortschreitenden Tiefe durch Einrammen hölzerner, schmiedeeiserner oder gußeiserner Rohre ausgefüttert, welche zugleich das unreine, von den Seiten kommende Tagwasser abhalten. In den obersten Schichten wird meist ein gewöhnlicher Schacht ausgehoben, den man auszimmert oder durch Mauern verkleidet. Von diesem Schachte aus, der später zugleich als Behälter für das sich ansammelnde Wasser dient, wird das Bohren begonnen. Die Dicke des Bohrlochs beträgt dabei meist nur wenige Centimeter, die Tiefe oft Hunderte von Metern.

Die erste Anwendung der artesischen Brunnen fällt in ferne Zeiten. Von gebohrten Brunnen in Ägypten spricht bereits Olympiodor und sagt, daß sie eine Tiefe von 2—300, ja sogar 500 Ellen hätten und das Wasser über der Erdoberfläche ausgossen, woselbst man es zur Berieselung der Äcker verwende. Die großen Oasen von Theben und Dachel sind fast siebartig mit artesischen Brunnen durchlöchert; doch sind die meisten derselben verschüttet. Erst im 19. Jahrh. wurden sie zum Teil eröffnet. Einer dieser Brunnen zeigte nach der Aufräumung und Reinigung eine eigentümliche Erscheinung, die auch bei Elbeuf unfern Rouen sich wiederholte. Aus einer Tiefe von etwa 107 m stiegen mit dem Wasser zugleich Fische empor. Auch in China kommen artesische Brunnen in solcher Anzahl vor, daß beispielsweise unfern des Fleckens U-Thung-Khiao

einem Raume von 1000 qkm deren mehr als 10 000 existieren. Die chines. Brunnen besitzen eine Tiefe bis zu 600 und 900 m und 13—15 cm Weite. Mehrere Generationen mußten infolge des angewendeten zeitraubenden Verfahrens an einem Brunnen arbeiten, ehe der gesuchte Quell erreicht wurde. In Europa waren gebohrte Brunnen bei Modena und Bologna sowie auch in Niederösterreich schon lange bekannt. Im Kartäuserkloster zu Lillers soll schon 1126 ein Brunnen dieser Art errichtet worden sein. Etwa 500 Jahre später wurde im Fort Urbain ein solcher erbaut, welcher das Wasser bis in die obersten Geschosse der Häuser führte. Belidor gibt 1729 bereits wertvolle Beschreibungen der artesischen Brunnen. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf Anlagen dieser Art wurde jedoch erst 1816 rege, als eine pariser Gesellschaft einen Preis von 3000 Frs. auf die beste Anweisung zur Erbohrung fließender Quellen aussetzte. Er wurde von dem Bergbau-Ingenieur Garnier in Arras gewonnen. Von gleicher Wichtigkeit war eine Arbeit von Héricart de Thury, welche namentlich die geognost. Bedingungen des Gelingens auseinandersetzte. Seitdem sind artesische Brunnen in Frankreich, Deutschland und Nordamerika vielfach ausgeführt worden und haben sich als ein mächtiges Förderungsmittel des Wohlstandes bewährt; von besonderer Wichtigkeit für die Bodenkultur sind sie namentlich in Algerien geworden.

Hinsichtlich der Anwendung von artesischen Brunnen ist als wichtigster Zweck die Beschaffung reinen, klaren Wassers für den häuslichen Gebrauch und den Bedarf verschiedener industrieller Etablissements hervorzuheben. In ersterer Beziehung tritt ihr großer Wert besonders in jenen Gegenden hervor, in denen gewöhnliche Brunnen gar kein oder schlechtes Wasser liefern. Brauchbare Resultate wurden nach manchen vergeblichen Versuchen in der auf weite Strecken von niedrigen Marschen umschlossenen Gegend des deutschen Kriegshafens an der Jademündung erzielt. Die im J. 1867 fertig gestellten artesischen Brunnen von 200 und 280 m Tiefe liefern etwa 0,1 Mill. Lit. täglich. Seit 1878 ist eine andere Wasserversorgungsanlage in Betrieb gesetzt worden. Von geringerer Bedeutung ist die Anwendung des emporsteigenden Strahls zum Betriebe von Mühlen und andern kleinern Maschinenanlagen. Von größerm Belange erweist sich der Umstand, daß man durch passende Zuleitung des aus artesischen Brunnen oft warm entströmenden Wassers Mühlgräben und Radstuben im Winter eisfrei erhalten kann, wie dies in einer Fabrik Heilbronns geschieht. Desgleichen haben sie zur Erwärmung von Gewächshäusern, Fischteichen u. s. w. Verwendung gefunden. Um aus Steinsalzlagern reichere Sole in großer Tiefe zu erschließen, hat man gleichfalls artesische Brunnen vielfach benutzt; so in Rehme unfern Minden, ferner in Oynhausen, woselbst zugleich Kohlensäure entströmt, die zu Badezwecken in eigenen Gasometern aufgefangen wird, weiter in Gottesgabe bei Rheine, wo das zu gleicher Zeit emporsteigende Kohlenwasserstoffgas zur Beleuchtung und Heizung verwendet wird u. s. w. Zu Badezwecken benutzt man sie auch in Ungarn. Trifft man beim Bohren des artesischen Brunnens Schichten, die wohl Wasser leiten, jedoch von solchem nicht gespeist werden und am untern Ende geöffnet sind, so kann das Bohrloch Wasser aufnehmen, und der artesische Brunnen wird ein negativer artesischer Brunnen oder ein absorbierender Brunnen genannt. In Frankreic hat man solche mehrfach mit großem Nutzen an gelegt; ja in St.-Denis hat man einen Brunne erbaut, der aus drei ineinander gesteckten Röhre besteht. In der innersten steigt aus einer Tiefe vo über 600 m klares Trinkwasser empor, aus der Raume zwischen der engsten und mittlern Röhr quillt minder reines Spülwasser, und die dritt führt den Überschuß der von beiden Öffnungen ge lieferten Flüssigkeit wieder ab. Jede der Röhre endigt in einer Bodenschicht, die dem betreffende Zwecke entspricht.

Litteratur: Spetzler, «Anleitung zur Anlag artesischer Brunnen» (Lübeck 1832); Héricart d Thury, «Geologische und physikalische Betrachtun gen über das Entstehen von Springquellen durc gebohrte Brunnen» (übersetzt von Fromann, Kob 1833); Paulucci, «Das technische Verfahren b Bohrung artesischer Brunnen» (Wien 1838); Bee «Erdbohrkunde» (Prag 1858); Hagen, «Handbu der Wasserbaukunst» (3. Aufl., Bd. 1, «Die Quelle Brunnen u. s. w.», Berl. 1870).

Artevelde (Jak. van), berühmter flandr. Volks führer, war der Sohn des reichen und in vornehme Familienverbindungen stehenden Tuchhändlers Jo van A. in Gent. Als Graf Ludwig II. von Fla dern, der mit dem Adel des Landes zu Frankrei neigte, auch nach der Schlacht bei Cassel (23. Au 1328) fortfuhr, wider die Interessen des Volks, na mentlich der mächtigen und reichen, von den leb haftesten Sympathien für England erfüllten fland Städte zu handeln, stellte sich A., der durch sein Reichtum und sein bedeutendes Rednertalent b reits zu großem Einfluß in Gent gelangt war, a die Spitze der Volkspartei und sprach kühn sei Mißbilligung über die Haltung des Grafen und de Adels aus. Er gelangte zu solchem Ansehen, da er es wagen durfte, ohne Zuziehung des Graf mit den Engländern ein Bündnis, zunächst im Inte esse des Handels und Verkehrs, zu schließen. D Landung der Engländer auf Catzand und ein Vo teil, den dieselben 10. Nov. 1336 über die Anhäng des Grafen erlangten, gab der Volksstimmung geg die französisch gesinnte Partei neues Leben, und benutzte diese Umstände, um auch Brügge und Ypei für seine Politik zu gewinnen und sich selbst zu faktischen Leiter und Gebieter (Ruwaert) in Fla dern aufzuwerfen. Das Bündnis mit Engla wurde bestätigt, die vom Grafen eingesetzten Behö den und Beamten beseitigt und der Graf selbst zu Verlassen des Landes genötigt. A. bot alles a einerseits um den Sieg der Sache Eduards I gegenüber Frankreich zu fördern, andererseits u eine Aussöhnung des Grafen mit seinen bisherig Unterthanen unmöglich zu machen. Die zu w gehende Begünstigung Englands erregte jedoch i nerhalb der Volkspartei Mißhelligkeiten, und man sagte, daß A. beabsichtige, dem Prinzen v Wales die Nachfolge in Flandern zu verschaffe wurde er bei einem Volksaufstande 24. Juli 13 getötet. Gegen 500 seiner Anhänger hatten dassel Schicksal. Im J. 1863 wurde A. in Gent ein E standbild errichtet. — Sein Sohn, Philipp v A., geb. 1340, ward 1381 bei einem Aufstande d Genter gegen den Grafen Ludwig III. von Fla dern, zu welchem Brügge hielt, als «Ruwaert» die Spitze seiner Mitbürger und Flanderns beruf Nachdem er 12 der noch lebenden Hauptanstifter d Ermordung seines Vaters hatte hinrichten lass

schlug er 3. Mai 1382 bei Beverhout den Grafen, nahm sodann Brügge ein, von wo er unermeßliche Beute nach Gent führte, und wurde hierauf von ganz Flandern, mit Ausnahme von Oudenaarde, als Regent anerkannt. Der vertriebene Graf Ludwig fand jedoch Hilfe bei Karl VI. von Frankreich, der unter Führung von Oliver de Clisson eine ansehnliche Streitmacht nach den Niederlanden sandte. A. wagte 27. Nov. 1382 die Schlacht bei Roosbeke, in der jedoch die Flamänder eine vollständige Niederlage erlitten und A. selbst den Tod fand. Die Geschichte der beiden A. ist mehrfach poetisch bearbeitet worden.

Arth, Flecken im schweiz. Kanton Schwyz, 420 m über dem Meere, 13 km westnordwestlich von Schwyz am Südende des Zugersees zwischen Rigi und Roßberg in fruchtbarer Thalebene anmutig gelegen, zählt (1880) 3050 meist kath. E., deren Haupterwerbsquelle neben Viehzucht, Obst- und Ackerbau die Seidenspinnerei ist, besitzt eine stattliche, 1677 erbaute Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster und eine Sekundärschule, ist mit Küßnacht, Zug und Schwyz durch Poststraßen verbunden und hat als Ausgangspunkt der Bergbahn A.-Rigikulm und als Station der Dampferlinie des Zugersees und der St. Gotthardbahn einen sehr lebhaften Touristen- und Transitverkehr.

Arthr... und **Arthro...** (vom grch. ἄρθρον, Gelenk, Glied), Gelenk..., Glied....

Arthralgie, Gelenkschmerz, Gliederreißen.

Arthritis heißt eigentlich Glieder- oder Gelenkentzündung, in welcher Bedeutung es auch von franz. Ärzten gebraucht worden ist, während die deutschen dafür *Arthrocăce* oder *Arthrophlogōsis* sagen. In der gewöhnlichen mediz. Sprache bezeichnet dies Wort die Gicht (s. d.), und *arthritisch* heißt gichtisch.

Arthro..., s. *Arthr...*

Arthroplastik (grch., Glied-, Gelenkbildung), die Bildung eines künstlichen Gelenks, wenn das ursprünglich vorhandene Gelenk durch entzündliche Prozesse oder feste Verwachsungen verloren gegangen ist, besteht in der Aussägung eines keilförmigen Knochenstücks (s. *Resektion*) und der Ausführung passiver Bewegungen während der Heilung der Wunde, um die Verwachsung der beiden Knochenenden zu verhüten.

Arthropyōsis, Gelenkvereiterung.

Arthrospongus, Gliedschwamm.

Arthroxerōsis, Gelenkschwund.

Arthrozoa, s. *Gliedertiere*.

Arthur, Fürst der Siluren, s. *Artus*.

Arthur, Prinz von Großbritannien, Herzog von Connaught, dritter Sohn der Königin Victoria (s. d.); er ist vermählt seit 13. März 1879 mit Prinzessin Luise Margarete (geb. 25. Juli 1860), der dritten Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Aus dieser Ehe entsproß eine am 15. Jan. 1882 geborene Tochter.

Arthur (Chester A.), der 21. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde als Sohn eines aus Irland eingewanderten baptistischen Geistlichen 5. Nov. 1830 zu Albany in der Grafschaft Franklin im Staate Vermont geboren, widmete sich, auf dem Union College zu Schenectady im Staate Neuyork vorgebildet, der Advokatur und ließ sich 1851 in der Stadt Neuyork nieder, wo er bald als Politiker, wenn auch in untergeordneter Stellung, eine Rolle spielte und 1856 die republikanische Partei mitbegründen half. Während des Bürgerkriegs war er unter dem Titel als erster General-Inspektor und später als General-Quartiermeister von Neuyork thätig, die Truppen dieses Staates auszurüsten und auf den Kriegsschauplatz zu befördern. Vom Präsidenten Grant 1872 zur Belohnung seiner der Partei geleisteten Dienste zum Oberzolldirektor (Collector of Customs) des Hafens von Neuyork ernannt, bekleidete er dieses wichtige und einträgliche Amt bis zum 20. Juli 1878, wo ihn Präsident Hayes wegen seiner Opposition gegen die Civildienstreform absetzte. Diese großes Aufsehen erregende Maßregel erzeugte eine tiefgehende Spaltung in der republikanischen Partei und trieb A. auf die Seite derjenigen, welche unter Führung des Senators Conkling den Hayesschen Reformbestrebungen den erbittertsten Widerstand leisteten. Bei dem republikanischen Parteikonvent, welcher im Juni 1880 in Chicago den General James A. Garfield zum Präsidentschaftskandidaten ernannte, erhielt A. die Nomination zum Vizepräsidenten, um die Conklingsche Minorität zu versöhnen und eine einheitliche Aktion der Partei herbeizuführen. Die Wahl A.s erfolgte zugleich mit der von Garfield 2. Nov. 1880. Von 9204428 abgegebenen Stimmen erhielten Garfield und A. 4442950, während auf die Kandidaten der demokratischen Partei, Hancock und English, 4442035 Stimmen fielen. Nachdem Garfield (s. d.) 19. Sept. 1881 infolge eines Attentats gestorben war, trat A. die Präsidentschaft an und leistete 22. Sept. 1881 den Eid auf die Verfassung. A. gestaltete bis Ende 1881 das von seinem Vorgänger übernommene Kabinett in seinen Hauptträgern um. Die neuernannten Minister gehörten dem rechten, sog. Conklingschen Flügel der republikanischen Partei an und waren namentlich unbedingte Anhänger des General Grant und eifrige Befürworter von dessen abermaliger Wiedererwählung zum Präsidenten. (S. *Vereinigte Staaten von Amerika*.) Gleich ihm sind früher die Vizepräsidenten J. Tyler (1841), Millard Fillmore (1850) und Andrew Johnson (1865) die Amtsnachfolger der plötzlich gestorbenen Präsidenten Harrison, Taylor und Lincoln geworden.

Arthur vom Nordstern, Pseudonym für Nostitz und Jänckendorf (Gottlob Adolf Ernst von).

Arthurssitz (Arthur's Seat) heißt ein Berg bei Edinburgh, von welchem Artus (s. d.) nach der Sage das Land überschaut haben soll, ehe er die Sachsen in der Nähe schlug. Von dem 220 m hohen Gipfel eröffnet sich eine herrliche Aussicht.

Articulāta, s. *Gliedertiere*.

Artifiziell (lat.), künstlich, durch Kunst erzeugt, kunstmäßig; *artifiziös*, kunstreich, kunstvoll; auf Kunstgriffe bedacht, schlau.

Artikel (vom lat. articulus, Gelenk, Glied) bezeichnet überhaupt soviel wie Stück, Teil eines gegliederten Ganzen; so z. B. die A. einer Schrift, eines Dokuments, des christl. Glaubens u. s. w.

In der *Rechtssprache* heißen A. kurze, in eine gewisse Folgenreihe gebrachte Sätze, welche thatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten, z. B. Beweisartikel im Civilprozeß, Inquisitionsartikel im Kriminalprozeß.

In der *Grammatik* heißen A. die in vielen Sprachen das Substantiv begleitenden kleinen pronominalen Worte, die den Begriff desselben auf ein Individuum beziehen, entweder ein bestimmtes und bekanntes (bestimmter A., der) oder ein unbestimmtes,

unbekanntes (unbestimmter A., ein). Der bestimmte A. geht aus einem in Bedeutung und Nachdruck abgeschwächten Demonstrativpronomen hervor, wie im Deutschen «der» auch jetzt noch im Sinne von «dieser» gebraucht wird; der A. der roman. Sprachen, ital. il, frz. le, ist aus dem lat. ille (jener) entstanden. Der unbestimmte A. ist das Zahlwort für die Einzahl und in den Sprachen später aufgekommen als der bestimmte, das Griechische z. B. hat ihn nicht. Die Stellung des A., ob vor oder nach dem Substantiv, ist selbst in nahe verwandten Sprachen verschieden, z. B. Deutsch und Englisch haben ihn vor demselben, die nordgerman. Dialekte führen ihn am Ende an, z. B. dänisch kong-en «der König», hus-et «das Haus»; während alle übrigen roman. Sprachen ihn voranstellen, hat das Rumänische (Walachische) ihn am Ende, daher z. B. le moniteur, rum. monitoru-l. Von den beiden klassischen Sprachen hat nur das Griechische den A. und auch nur den bestimmten, das Latein kennt keinen A.; von den bekanntern europ. Sprachen haben die slaw. Dialekte mit Ausnahme des Bulgarischen regelmäßig weder bestimmten noch unbestimmten A. Der Ausdruck «Geschlechtswort» für A. erklärt sich aus dem Mißverständnis, als sei der A. Zeichen des grammatischen Geschlechts, während dieses schon dem Substantiv inhäriert und der A. sich im Geschlechte nur nach dem letztern richtet.

Artikelbriefe hießen Patente deutscher, schweiz., niederländ., dän. oder schwed. Kriegsherren, durch welche ein Feldoberst ermächtigt wurde, ein Regiment Reiter oder Landsknechte aufzurichten. Dieselben enthalten auch die Verfassung sowie eine Sammlung maßgebender Dienstvorschriften und Rechtsgebräuche, welche von den geworbenen Knechten beschworen werden mußten. Zuerst traf 1155 Kaiser Friedrich I. bei dem Zuge nach Italien derartige Festsetzungen; von kaiserl. A. sind ferner merkwürdig die Friedrichs III., 1486 als «des Heil. Röm. Reichs Heers-Ordnung wider die Türcken bei gemeiner Reichs-Versammelung beliebet», Maximilians I. A. von 1508, Karls V. «A. und Freiheiten der löblichen Artillerie», Maximilians II. «Reuter-Bestallung, item von Bestallung des Felds, erneuret Reuter-Recht und der Teutschen Knechte Artikul» 1570, Ferdinands III. A. von 1647 über die Wiederherstellung der Mannszucht, Ferdinands III. A. von 1642, von Leopold I. 1665 erneuert, der «A. vor die Reichsvölker» vom J. 1672, der A. von 1682 für die Reichsarmee, Karls VI. «Kriegs-Artikul». Die A. wiederholen die gültigen Landfriedens- und Polizeigesetze und schärfen wichtige militärische Bestimmungen. Die von Gustav II. Adolf von Schweden 1621 erlassenen A. sind von höherer sittlicher Bedeutung und haben für die Kriegsartikel des brandenb.-preuß. Heeres als Vorbild gedient. Aus den A. sind allmählich die Kriegsartikel der jetzt bestehenden Heere hervorgegangen, unter denen namentlich zu erwähnen sind «König Friedrich Wilhelms in Preußen neu approbierte Kriegsartikul vor die Unteroffizierer und gemeine Soldaten de anno 1713».

Artikulieren (lat.), gliedern, jeden einzelnen Teil (z. B. die Silben der Wörter in der Aussprache) deutlich hervortreten lassen.

Artikulierte Töne nennt man in der Physiologie die Töne, welche der Mensch mit seinen Sprachwerkzeugen hervorbringt, indem er Konsonanten und Vokale miteinander zu einzelnen Silben und diese zu Worten verbindet.

Artikuliertes Verhör, s. Spezialinquisition.

Artillerie (frz.; ital. artiglerla; mittelalterlich Artolarey) hat verschiedene Herleitungen, so vom lat. arcus und telum oder von ars tollendi, gebräuchlicher aber vom ital. arte und tirare, und bezeichnete schon vor der Erfindung des Schießpulvers das gesamte Kriegsmaschinenwesen. Der Name A. wurde demnächst auf das Geschützwesen übertragen. Gegenwärtig bedeutet A. die mit Geschützen ausgerüstete und zum Gebrauch derselben bestimmte dritte und jüngste Hauptwaffengattung, welche im Verein mit den beiden andern, der Infanterie und der Kavallerie, den fechtenden Teil der Heere bildet. Artilleristen heißen die dieser Waffengattung angehörigen Personen. Der Name A. bezeichnet häufig auch lediglich das Personal der Artilleriewaffe und wird auf der andern Seite wieder für das gesamte Geschützmaterial gebraucht.

Das Personal der A. erfüllte bis in die neuere Zeit nicht bloß einen taktischen Zweck, sondern ihm lag auch die Erzeugung und Verwaltung des gesamten Waffenmaterials ob, welcher Zweig mit dem Namen der technischen A. belegt wird und neuerdings schärfer von der fechtenden A. getrennt worden ist. Mit Unrecht hört man daher häufig die gesamte A. als technische Truppe bezeichnen. Die fechtende A., für sich betrachtet, hat vermöge der Verschiedenheiten der Gefechtsschauplätze, auf denen sie aufzutreten hat, so vielseitige einander widerstreitende Aufgaben zu erfüllen, daß eine weitere Trennung derselben in verschiedene Zweige nicht umgangen werden konnte. Zunächst ergibt sich eine Trennung in Land- und See- oder Schiffsartillerie, wobei indes zu bemerken ist, daß die Funktion als Schiffsartillerie in der Regel der Bemannung der Flotten anheimfällt, indem die Schiffsgeschütze von Matrosen bedient und von Seeoffizieren kommandiert werden. Die Landartillerie zerfällt in Manövrier- und in Positionsartillerie, je nachdem sie die Bestimmung hat, im engen Anschluß an die übrigen Truppen und somit aus häufig wechselnden Stellungen oder aus mehr stabilen Positionen zu fechten.

Die Manövrierartillerie hat ihre hauptsächlichste Bedeutung für den Feldkrieg und wird daher meist als Feldartillerie bezeichnet. Sie führt leichte Geschütze, deren Lafetteneinrichtung die größte Beweglichkeit in sich schließt und ein rasches Placieren in der Feuerposition zuläßt. Die Geschütze der Feldartillerie haben eine militärisch geschulte Bespannung; die Zugkraft ist so reichlich bemessen, daß eine Bewegung in jedem Terrain und in den stärkern Gangarten noch möglich ist, selbst wenn durch Entbehrungen die Qualität des Pferdematerials eine Reduktion erfahren hat. Die Bedienungsmannschaften der Feldartillerie müssen in Stand gesetzt werden, die Geschütze bei ihren raschen Bewegungen zu begleiten, zu welchem Zwecke man verschiedene Arten des Transports derselben hat. Das kostspieligste, aber dem Zwecke rascher Bewegungen am meisten entsprechende Mittel ist das Berittenmachen der Bedienungsmannschaften, wodurch die reitende A. entsteht. Dem gegenüber steht der Transport derselben auf Fahrzeugen, woraus die fahrende A. entspringt. Eine Feldartillerie, bei der vermöge ihrer Organisation und Einrichtung kein besonderer Wert auf andauernde rasche Transporte der

Bedienungsmannschaften gelegt ist, wird Fußartillerie genannt, wobei indes kurze Transporte mit Benutzung der Handpferde der Geschützbespannung sowie der Protzkasten nicht ausgeschlossen sind. Wird ein Teil der Bedienungsmannschaften beritten gemacht, der Rest aber gefahren, so spricht man von halbberittener oder gemischter A. Die in Österreich-Ungarn vorkommende Benennung Kavallerie-A. bezieht sich auf eine stärker bespannte fahrende A., durch welche die Aufgaben der reitenden A. erfüllt werden sollen.

Die **Feldartillerie** ist ähnlich wie die Infanterie und Kavallerie in festgeschlossene taktische Körper formiert. Die Gliederung beruht auf der Batterie als Einheit, d. h. als dem geringsten Körper von taktischer und administrativer Selbständigkeit. Die Zahl der Geschütze in einer Batterie beträgt sechs oder acht, in seltenern Fällen auch vier. Außer den Geschützen führt eine Batterie Munitions-, Vorrats- oder Batteriewagen, Feldschmieden, Packwagen u. s. w. mit sich. Eine Batterie zählt auf jedes Geschütz 1—2 Munitionswagen und von den übrigen Fahrzeugen im ganzen etwa 4, sodaß der gesamte Körper bei 6 Geschützen 16—22 Fahrzeuge umfaßt. Geschütze wie Fahrzeuge haben in der Regel spezielle Einrichtungen zum Transport der Bedienungsmannschaften. Jedes Fahrzeug ist mit 4—6, seltener schon mit 8 Pferden bespannt, und pro Geschütz werden 1 Unteroffizier und 6—8 Mann an Bedienung, außerdem für die ganze Batterie eine angemessene Reserve an Mannschaften und Pferden gerechnet. Je nach der Art des Transports der Bedienungsmannschaften spricht man von reitenden, fahrenden, Fuß-, gemischten, Kavalleriebatterien, im allgemeinen aber von Feldbatterien (hierzu sei bemerkt, daß in der deutschen A. die fahrenden Batterien jetzt den Namen «Feldbatterien» führen, was hier somit den Gegensatz zu den reitenden Batterien bildet). Die Batterie wird durch einen Hauptmann oder einen Stabsoffizier kommandiert und zerfällt in Züge zu 2 Geschützen, deren jeder durch einen Lieutenant geführt wird. Ein besonderer Offizier (Hauptmann oder Lieutenant) führt die übrigen Fahrzeuge. Drei bis vier gleichartige Batterien bilden eine Abteilung, deren zwei bis drei wieder zu einem Regiment zusammenstoßen, während zwei Regimenter eine Brigade bilden. Regimenter und Abteilungen werden durch Stabsoffiziere, Brigaden durch Generale befehligt. Was die Einfügung der Feldartillerie in den Organismus des Heers betrifft (s. **Armeekorps**), so werden den vorherrschend aus Infanterie bestehenden taktischen Körpern in der Regel fahrende, den aus Kavallerie gebildeten reitende (oder Kavallerie-) Batterien zugeteilt; letztere sind dem entsprechend in geringerm Prozentsatz (etwa 16—20 Proz. der gesamten Feldartillerie) vorhanden. Die nur aus A. bestehenden Körper vereinigen beide Gattungen von Batterien in sich. Reine Fußbatterien kommen fast nirgends mehr vor; die gemischten Batterien dienen entweder zum Ersatz der reitenden, oder sie bilden die ausschließliche Formation der Feldartillerie und werden dem entsprechend verwendet. Einer Abschaffung der reitenden A. und ihrem Ersatz durch fahrende ist schon vielfach das Wort geredet worden, doch werden die Nachteile der erstern (Kostspieligkeit, schwierigere Ausbildung, kompakteres Ziel gegenüber dem feindlichen Feuer) durch den Vorteil der andauernden raschen Bewegungen, welche die fahrende A. mit ihren schwerer belasteten Geschützen und Fahrzeugen nicht in gleichem Grade zu leisten vermag, hinreichend ausgeglichen, um die Beibehaltung der reitenden A. zu rechtfertigen. Ein Armeekorps zählt jetzt in der Regel eine Brigade Feldartillerie, welche in zwei Regimenter zerfällt; von diesen wird das eine auf die beiden Infanteriedivisionen des Korps verteilt, das andere gibt die nötige Zahl reitender Batterien an die Kavalleriedivisionen ab und bildet mit seinem Rest als geschlossener Körper die **Korpsartillerie**. Abgesehen von den gemeinsamen Verbänden mit den andern Waffen steht die Feldartillerie häufig noch unter besondern artilleristischen Centralbehörden (Generalinspektion, Inspektionen), deren Einfluß sich auf Ausbildung und Material bezieht und namentlich im Frieden von Wichtigkeit ist.

Die Feldartillerie ist jetzt entweder ausschließlich mit gezogenen Kanonen ausgerüstet oder führt außerdem zu geringem Prozentsatz Mitrailleusen (s. d.). Meist gehen zwei verschiedene Kanonenkaliber nebeneinander. Das leichtere ist gewöhnlich das 8-Centimeterkanon oder der Vierpfünder mit einem Geschoß von 8—9 Pfd. Gewicht, das schwerere das 9—10-Centimeterkanon, Sechs-, Acht-, auch Neunpfünder genannt, mit 14—20 Pfd. Geschoßgewicht. In derselben Batterie ist immer nur eine Geschützgattung vertreten, und zwar derart, daß die reitende A. stets das leichte Feldgeschütz führt, die fahrende dagegen entweder nur mit dem schweren oder zum Teil mit dem einen, zum Teil mit dem andern Geschütz ausgerüstet ist und danach leichte oder schwere Batterien bildet. Die Mitrailleusenbatterien, wo sie vorkommen, haben meist ein mit dem Infanteriegewehr der betreffenden Armee übereinstimmendes Laufkaliber und führen die gleiche Munition wie dieses.

In Bezug auf die **Geschützsysteme** der Feldartillerie waltete längere Zeit hindurch die Ansicht vor, als stehe der gezogene Hinterlader wegen seiner größern Kompliziertheit als Feldgeschutz dem Vorderlader nach. Von Anfang an war es hauptsächlich nur die preußische und englische A., welche sich dem Hinterlader zuwandten, während man in Frankreich und Österreich entschieden für den Vorderlader sich aussprach. Gegenwärtig betrachtet man den Vorderlader als überwundenen Standpunkt, mit fast alleiniger Ausnahme von England, welches gänzlich vom Hinterlader zurückgekommen ist und auch seiner Feldartillerie neuerdings den Vorderlader gegeben hat. Das Deutsche Reich, Rußland, Belgien, die Schweiz haben ein auf den Hinterlader basiertes vollständig durchgeführtes Geschützsystem; Frankreich, Italien, die Niederlande u. a. sind in der Einführung des Hinterladers begriffen; Österreich-Ungarn hat sich neuerdings der Frage des Übergangs zum Hinterlader als Feldgeschütz auf das lebhafteste zugewandt. Mitrailleusen sind zur Zeit hauptsächlich in Rußland, England, Frankreich, sowie für die ungar. Honved-Armee angenommen. Die Rohre der Feldgeschütze sind aus Bronze oder aus Gußstahl, die Lafetten aus Holz oder Schmiedeeisen gefertigt. Als Munition kommen Granaten, Shrapnels und zu geringerm Prozentsatz Brandgranaten sowie Kartätschen vor. Von den Mannschaften führen die Berittenen und Führer den Kavalleriesäbel und die Pistole oder den Revolver, die Unberittenen ein Seitengewehr und oft auch ein kurzes Feuergewehr.

Die mit gezogenen Geschützen ausgerüstete Feldartillerie vermag ihr Feuer gegen Truppen auf Entfernungen bis zu 2500 m zu eröffnen und ist dadurch im Stande, die Gefechte einzuleiten und die Thätigkeit der andern Waffen vorzubereiten. Ausgedehntere Ziele, wie Lager, Ortschaften u. s. w., kann sie auf Entfernungen bis zu 4000 m unter Feuer nehmen. Vermöge der großen Zerstörungskraft ihrer Geschosse vermag die Feldartillerie widerstandsfähigere Ziele, wie Mauern, Verrammelungen u. s. w., einzuschießen; dies gibt ihr einen besondern Wert, wenn es sich um Angriffe auf Ortschaften und befestigte Stellungen handelt, wobei sie der Infanterie den Weg zum Sturme bahnt. Auch ist sie im Stande, den Feind mit ihrem Feuer in verdeckten Stellungen zu erreichen. Vermöge ihrer großen Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit folgt die Feldartillerie dem Gefecht der andern Truppen und leiht ihnen in jedem Moment die Unterstützung ihrer großen Feuerkraft, die durch die Fortbildung des Sprenggeschoß- und Shrapnelfeuers eine hohe Stufe erreicht hat. Wenn ihr auch die Eigenschaften fehlen, ein Gefecht selbständig durchzuführen, so ist ihr doch die Fähigkeit nicht genommen, durch massenhaftes Auftreten selbst eine Entscheidung zu bewirken. Das weittragende Feuer gibt ihr die Möglichkeit, in den letzten Stadien des Gefechts die Verfolgung zu unterstützen, während die eigentliche Ausbeutung der Erfolge den andern Waffen anheimfällt. Eine besondere Aufgabe der Feldartillerie ist noch die Versorgung aller Waffen mit Munition.

Als ein Zweig der Feldartillerie ist die Gebirgsartillerie zu erwähnen, deren Aufgabe es ist, den Kampf im Hochgebirge zu unterstützen, wo es an fahrbaren Kommunikationen mangelt. Sie führt die leichtesten Geschütze und hat ein Material, welches zerlegt und in seinen Teilen durch Saumtiere transportiert werden kann. Besonders vorteilhaft für die Gebirgsartillerie ist der Gebrauch der Raketen (s. d.), welche bis in die neueste Zeit von einzelnen Mächten auch in der eigentlichen Feldartillerie geführt wurden. Man formierte zu diesem Zwecke Raketenbatterien. Gebirgsartillerie haben zur Zeit Österreich-Ungarn, Frankreich, Rußland, Italien, England, die Schweiz u. s. w. Sie führt kurze gezogene Kanonen von 6—8 cm Kaliber, die in Batterien, gewöhnlich zu 4 Geschützen, zusammengestellt sind. In einzelnen Armeen, wie z. B. in der französischen und italienischen, bildet das Pontonnierwesen einen Zweig der Feldartillerie.

Die Positionsartillerie findet da Verwendung, wo der Kampf einen weniger wechselnden Charakter trägt, weil entweder die Ziele feststehende oder die Stellungen andauernd gegeben sind. Diese Fälle kommen namentlich beim Angriff und bei der Verteidigung der Festungen und bei der Verteidigung der Küsten vor. Den Geschützen der Positionsartillerie sind durch die Natur der Sache weniger enge Gewichtsgrenzen gesetzt als denjenigen der Feldartillerie; auf der andern Seite werden an die Wirkung der erstern häufig sehr hochgehende Anforderungen gestellt, denen nur Geschütze großen Kalibers und Gewichts zu entsprechen vermögen. Ein Wechsel der Stellung läßt sich bei den Positionsgeschützen, wo er notwendig wird, ohne eine festorganisierte Bespannung ausführen. Nach den obenerwähnten Zwecken teilt man die Positionsartillerie in drei Zweige: Belagerungs-, Festungs- und Küstenartillerie (letztere auch Seeartillerie genannt). Belagerungs- und Festungsartillerie unterliegen keiner dauernden personellen Trennung und greifen auch in materieller Hinsicht vielfach ineinander über. Die Küstenartillerie kann an sich nur als ein Zweig der Festungsartillerie betrachtet werden; indessen bedingt die Spezialaufgabe der erstern (Bekämpfung von Kriegsschiffen) so wesentliche materielle Besonderheiten, daß doch bis zu einem gewissen Grade eine personelle Trennung beider geboten erscheint.

Die Besetzung der Belagerungs- wie der Festungsgeschütze geschieht durch eine ähnlich der Infanterie gegliederte Truppe, welche den Namen Festungsartillerie, im Deutschen Reiche jetzt Fußartillerie, führt. Sie ist gewöhnlich in Regimenter formiert, die wieder in Bataillone und diese in Kompagnien zerfallen. Als höhere Instanzen dienen Centralbehörden, wie Brigaden und Inspektionen. Zu ihrer Selbstverteidigung sind die Mannschaften der Festungsartillerie entweder nur mit Seitengewehren oder auch mit Feuergewehren bewaffnet. Die einzelnen Truppenteile der Festungsartillerie werden ohne Rücksicht auf ihre Gliederung bald zu Belagerungen herangezogen, bald zu Festungsbesatzung benutzt und besetzen bald diese, bald jene Geschützgattung. Sie stehen, im Gegensatze zur Feldartillerie, zu den Geschützen weder der Art noch Zahl derselben nach in einem andauernden Verhältnis. Es ist indes nicht ausgeschlossen, daß in den Einzelfällen der Verwendung auf die Gliederung als Truppe die thunlichste Rücksicht genommen wird, daß z. B. die Angriffsbatterien durch Kompagnien erbaut und besetzt werden, die Zuteilung zu den Festungsgeschützen nach Werken und Kompagnien erfolgt. Die Küstenartillerie ist als Truppe der Festungsartillerie ähnlich formiert, untersteht aber in der Regel den Marinebehörden. Da, wo ihre Zahl nicht ausreicht, wird ihr Dienst durch die Festungsartillerie versehen. Festungs- wie Küstenartillerie werden in ausgedehntem Maße zu artilleristischen Arbeiten herangezogen. Die personelle Trennung der verschiedenen Zweige der A. ist am strengsten im Deutschen Reiche durchgeführt, wo Feld- und Festungsartillerie nur noch durch eine gemeinsame Centralbehörde zusammenhängen. In andern Armeen findet ein steter Wechsel der Offiziere zwischen Feld- und Festungsartillerie statt; in Frankreich steht letztere sogar mit ersterer im gemeinsamen Regimentsverbande.

Die Geschütze der Belagerungsartillerie haben die Aufgabe, die Verteidigungsartillerie zum Schweigen zu bringen, die Kommunikation und den Aufenthalt auf den Festungswerken zu erschweren, die Unterkunftsräume der Besatzung und ihre Magazine zu zerstören, Ausfällen entgegenzutreten und endlich die sturmfreie Umfassung der Festung durch Bresche legen zu öffnen. Die Verschiedenheit der Aufgaben erfordert verschiedene Klassen von Geschützen, und zwar sowohl Kanonen als Mörser, von erstern nur gezogene, aber der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der Ziele halber verschiedene Kaliber derselben; an Mörsern werden neben gezogenen zur Zeit auch glatte beibehalten. Die Belagerungskanonen sind dem Kaliber nach meistens 12 und 15 cm, in geringerer Zahl auch vom Kaliber der Feldgeschütze, die gezogenen Mörser in der Regel von 21 cm, die glatten von 15 und 23 cm Kaliber. Die Lafettierung ist derart eingerichtet,

daß der Anforderung der Fahrbarkeit auf gebahnten Straßen genügt ist und die Geschütze hinter einer mannshohen Deckung aufgestellt werden können, ohne einer tief eingeschnittenen Scharte in derselben zu bedürfen. Der Transport aus dem Belagerungspark in die Feuerposition erfordert häufig die Überwindung schwieriger Terrainverhältnisse, weshalb im allgemeinen das Totalgewicht des Geschützes (mit Lafette) 100 Ctr. nicht überschreiten darf. Wo eine Steigerung aus Gründen der Wirkung sich nicht umgehen läßt, ist man in der Wahl der Positionen wesentlich an die Nähe gebahnter Straßen gebunden. Bei sehr großen Gewichten der Geschütze pflegt man die Rohre von den Lafetten getrennt auf besondern Fahrzeugen zu transportieren. Die Geschosse der Belagerungsgeschütze sind Granaten, Brandgranaten und Shrapnels; bei leichten Geschützen kommen auch Kartätschen, bei den schwersten Vollgeschosse vor. Das Personal der Belagerungsartillerie hat eine sehr vielseitige Thätigkeit; hierzu gehört zunächst das Mobilmachen des Belagerungstrains und Verladen des gesamten Materials und der Munition, die Überführung vor die belagerte Festung, wozu thunlichst Bahnlinien benutzt werden, das Arrangieren des Belagerungsparks, Anfertigen des Materials zu dem Bau der Angriffsbatterien, die Rekognoszierung der Festung, die Anlage der Batterien, Armieren derselben, Besetzung und Bedienung der Geschütze.

Die Geschütze der Festungsartillerie haben die Aufgabe, durch ihr Feuer der Eröffnung und dem Fortschreiten des Angriffs entgegenzutreten. Sie richten ihre Wirkung zunächst gegen die vor der Festung erscheinenden Angriffstruppen, erschweren ihnen das Festsetzen im Vorterrain, beschießen die Etablissements des Belagerers, hindern ihn in der Anlage seiner Batterien und Laufgräben, bekämpfen die aufgestellten Geschütze und treten allen Offensivunternehmungen des Angreifers entgegen. Wenn die Festungsgeschütze auch im allgemeinen keine so widerstandsfähigen Ziele zu bekämpfen haben, wie es den Belagerungsgeschützen zur Aufgabe fällt, so wird von ihnen doch eine sehr vielseitige Wirkung verlangt; es finden sich daher nicht bloß die Geschützarten und Kaliber der Belagerungsartillerie wieder, sondern es treten unter anderm glatte Kanonen zur Bestreichung der Festungsgräben hinzu. Die Beweglichkeit der Geschütze braucht das für die Belagerungsartillerie gesteckte Maß nicht zu überschreiten; die Lafettierung unterliegt im übrigen ähnlichen Bedingungen wie hier; nur bedarf man für die in Kasematten und Panzerständen aufgestellten Geschütze einer besondern Lafetteneinrichtung, welche den beschränkten Raumverhältnissen Rechnung trägt. Die Munition ist derjenigen der Belagerungsgeschütze gleich. Die Thätigkeit des Personals im Kriege beginnt mit der artilleristischen Armierung der Festung, die anfänglich nur die Sicherung gegen überraschende und gewaltsame Angriffe zum Zweck hat, sobald aber eine förmliche Belagerung sich wahrscheinlich zeigt, angemessen verstärkt wird. Die Geschütze, deren Aufbewahrung im Frieden in Zeughäusern geschieht, werden zusammengestellt, ausgerüstet und auf ihre inzwischen vorbereiteten Aufstellungspunkte gebracht und mit Munition versehen. Während der Belagerung sind die Mannschaften der Festungsartillerie teils an den Geschützen thätig, teils mit den Arbeiten beschäftigt, welche die dauernde Unterhaltung der Feuerthätigkeit derselben notwendig macht. Sie begleiten die Ausfalltruppen, um die genommenen feindlichen Geschütze unbrauchbar zu machen und die Bauten zu beschädigen. Die durch den Fortgang der Belagerung bedingten Veränderungen in der Placierung der Geschütze sowie Aufstellung neuer behufs Verstärkung des Feuers fallen nicht minder in den Wirkungsbereich der Festungsartillerie.

Die Küstenartillerie, welche zur Besetzung der Küstenbatterien und Seefestungen dient, wirkt mit ihren Geschützen gegen feindliche Kriegsschiffe sowie gegen Landungstruppen. Mit Rücksicht auf die bedeutende Stärke der Schiffspanzer herrschen schwere gezogene Kanonen von 21, 24, 28, 30 cm Kaliber vor. Die Schwere der Rohre und die Notwendigkeit, den raschen Bewegungen der Schiffe mit dem Feuer zu folgen, bedingen eine sehr komplizierte Lafettierung, bei welcher von allen Hilfsmitteln der Technik Gebrauch gemacht ist, um eine leichte und rasche Bedienung zu ermöglichen. Das komplizierte System und die besondere Routine, welche der Kampf gegen Schiffe erfordert, erheischen zwar die personelle Aussonderung aus der Festungsartillerie, doch hat im übrigen die Thätigkeit der Küsten- und der Festungsartillerie viel Verwandtes. Das Material der Schiffsartillerie umfaßt hauptsächlich mittlere und schwere gezogene Kanonen, doch sind auch leichte Kaliber am Platze, wie die Bootskanonen zum Armieren der Landungsboote und die Landungsgeschütze, welche die Schiffsmannschaft mit an Land nimmt. (S. Schiffsgeschütze.) Die Lafettierung muß auf die beschränkten Stellungsräume, welche die Schiffe bieten, berechnet sein und ähnlich wie bei der Küstenartillerie die Bedienung auf das möglichste erleichtern. Ausschließlich zu artilleristischen Funktionen sind vom Schiffspersonal die zu den Deckoffizieren zählenden Feuerwerker (Konstabler) bestimmt, welche, von den im Range der Unteroffiziere stehenden Feuerwerksmaaten unterstützt, das gesamte Artilleriematerial zu verwalten und in gutem Zustande zu erhalten sowie für die Anfertigung und im Gefecht für die Ausgabe der Munition Sorge zu tragen haben.

Die technische A., auch Handwerks- oder Zeugartillerie genannt, umfaßt militärisch organisierte Abteilungen, welche eine notdürftige Ausbildung mit der Waffe erhalten, deren Hauptthätigkeit aber der Erzeugung des Artilleriematerials und der Munitionsgegenstände gewidmet ist. Sie bildet Handwerk-, Ouvrier-, auch Feuerwerkkompagnien, die ganz außer dem Zusammenhange mit den fechtenden Truppen stehen und höherer Verbände entbehren. In einzelnen Staaten, wie z. B. im Deutschen Reich, hat man von technischen Artillerietruppen jetzt ganz Abstand genommen; die militärisch-technischen Institute stehen hier überhaupt nur noch unter militärischer Leitung, während das ausführende Personal aus Civiltechnikern und Civilhandwerkern gebildet ist. Die technische A. und die ganze Waffenerzeugungsbranche umfaßt daher an militärischem Personal nur noch Offiziere, welche ein in sich geschlossenes Korps bilden. Zu den technischen Instituten der A. gehören die Geschütz- und Geschoßgießereien, die Artilleriewerkstätten, in welchen das gesamte Material an Lafetten und Fahrzeugen nebst allem Zubehör gefertigt wird, die Pulverfabriken und die Feuerwerkslaboratorien. Im weitern Sinne ist zur technischen die sog. Verwaltungsartillerie gehörig, welche

das gesamte Waffenmaterial der Armee, insoweit es nicht in Händen der fechtenden Truppen ist, zu verwalten und zu verausgaben hat. Die Aufbewahrung desselben geschieht meistens in Festungen; hier stehen an der Spitze des Verwaltungspersonals die Artillerieoffiziere der Plätze oder Artilleriedirektoren, welche zugleich den Plan für die artilleristische Verteidigung der Festungen entwerfen und bei der Ausführung desselben eine wichtige beratende Stimme haben. Dieselben sind den Offizieren der fechtenden A. entnommen und haben ein aus Offizieren und Unteroffizieren bestehendes reines Verwaltungspersonal (Zeugpersonal) zur Seite, während die Arbeitskräfte teils den Truppen entnommen, teils gedungen werden.

Historisches. Herstellung und Gebrauch der Geschütze lagen von Anfang an einer Zunft ob, welche von den Büchsenmeistern oder Konstablern mit ihren Gehilfen gebildet wurde; Fürsten und Städte nahmen diese auf Zeit in Dienst und bewilligten ihnen ausgedehnte Vorrechte. Die Artilleristen waren also nichts weniger als Soldaten und der Einfluß des Kriegsherrn auf dieselben nur ein sehr bedingter. Die Zunft umgab sich mit dem Schleier des Geheimnisses, durch den herrschenden Aberglauben der Zeit aufs beste unterstützt, und arbeitete nur mit ihren zünftigen Gehilfen. Solche Verhältnisse konnten der Verwendung der neuen Kriegsmittel nur in hohem Grade hinderlich sein. Einsichtsvolle Herrscher bestrebten sich daher, die A. aus den Banden der Zunft zu befreien und die neue Waffe selbst in die Hand zu nehmen. Gaben schon die **Artillerieschulen**, wie sie von den Venetianern (1506) und demnächst von Karl V. (1513 zu Burgos) errichtet wurden, hierzu einen Anstoß, so geschah doch ein viel entscheidenderer Schritt durch Gustav Adolf von Schweden. Dieser teilte der Infanterie direkt Geschütze zu, welche von Musketieren bedient wurden und so wesentlich erleichtert waren, daß sie den Bewegungen der Truppen zu folgen vermochten. Die schwed. Regimentsgeschütze, welche bald auch in andern Armeen Eingang fanden, legten gewissermaßen den Grund zu einer von den Fesseln der Zünftigkeit befreiten, wirklichen Artilleriewaffe und zu einer manövrierfähigen Feldartillerie. Das Aufkommen der stehenden Heere förderte den militärischen Charakter der A. wesentlich; es entstehen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bereits Artillerieregimenter, zuerst in Frankreich, wo Ludwig XIV. schon 1671 ein «königliches Regiment der A.» errichtete. Weitere Fortschritte brachte das 18. Jahrh. Aus dem Wirrwarr des Materials entwickelten sich Artilleriesysteme, durch welche die Zahl der Konstruktionen und Kaliber in rationellerer Weise als bisher begrenzt wurde, zugleich eine Aussonderung der schwerern Geschütze aus der Feldartillerie vor sich ging. Auch eine gewisse Trennung des Personals trat ein, indem man die weniger brauchbaren Elemente als Garnisonartillerie zur Besetzung der festen Plätze heranzog. Als ein besonderer Fortschritt ist die Errichtung reitender A. zu betrachten, deren erste Anfänge von 1759 datieren und von Friedrich d. Gr. ausgegangen sind. So entstand eine wirklich bewegliche Feldartillerie, um deren weitere Fortbildung sich besonders Napoleon I. verdient gemacht hat. Dieser schuf einen schon im Frieden bestehenden Artillerietrain, wodurch die Feldartillerie in den Besitz einer militärisch geschulten Bespannung kam, während man bis dahin das Trainpersonal
in der Regel erst beim Ausbruch des Kriegs au
zuheben pflegte. Napoleon I. gab die Regiment
artillerie ganz auf und ließ seine Feldartillerie n
in Batterien vereinigt auftreten, was derselben ei
einheitlichere Verwendung sicherte und ihr erst d
Charakter einer selbständigen Waffe verlieh.

Die lange Friedensperiode, welche den Freiheit
kriegen folgte, schloß die wesentlichsten Fortschrit
in der Organisation und im Material der A. in si
Man arbeitete namentlich auf eine erhöhte Bewe
lichkeit der Feldartillerie hin, indem man das M
terial erleichterte und rationeller konstruierte, f
die Fußartillerie Einrichtungen zum Fortschaffen d
Bedienungsmannschaften schuf, die Bespannu
aufs sorgfältigste ausbildete und aufs engste m
der Bedienung verschmolz. Das System der B
lagerungs- und Festungsartillerie erfuhr ausg
dehnte Verbesserungen und eine wesentliche Verei
fachung. Zu einer schärfern Trennung im pers
nellen Teil der Waffe vermochte man indes n
nicht sich zu entschließen; das Personal wurde
allen Zweigen des komplizierten Artilleriedienst
ausgebildet, und die technische A. blieb mit der fe
tenden in engem Verbande. Erst 1852 schritt m
in Preußen dazu, das Unterpersonal nur noch
einem der beiden Hauptzweige, Feld- oder Festung
artillerie auszubilden, sodaß Feldbatterie und F
stungskompagnien, wenn auch in gleichem Re
mentsverbande verbleibend, nicht mehr unterei
ander in ihren Funktionen wechselten. Das Offizi
korps ward aber fernerhin in allen Zweigen glei
mäßig verwendet. In Frankreich trennte man 18
reitende, fahrende und Festungsartillerie nach R
gimentern (seit 1867 wieder aufgegeben), währe
Preußen erst mit 1864 die Formation von Fel
und Festungs-Artillerieregimentern vornahm. Ei
ganz besondere Steigerung in ihrem Werte erhi
die A. durch die 1859 anhebende Bewaffnung m
gezogenen Geschützen. Mit der Vervollkommnu
der Waffe stiegen aber auch die Anforderungen
die Leistungen des Personals, und damit wu
das Prinzip der Teilung der Arbeit auch auf dies
Gebiete näher und näher gelegt. Die deutsche
war die erste, welche 1872 nach vielen Kämpf
den Entschluß zur gänzlichen Trennung der Fe
und Festungsartillerie (das Odiöse des Name
suchte man durch die Bezeichnung «Fußartillerie»
beseitigen) zur Reife brachte. Das Streben n
Verbesserung des Materials und Erhöhung der W
kung findet in der hochausgebildeten Technik
neuesten Zeit seine beste Nahrung und hat sei
Abschluß noch nicht gefunden.

Die Kompliziertheit des Materials und die Vi
seitigkeit der Dienstzweige sind Ursachen, daß m
an das Personal und namentlich die Offiziere
A. höhere wissenschaftliche Anforderungen stellt,
dies bei den andern Waffen im allgemeinen
Fall ist, sodaß die A. bis heute noch als eine T
gerin des wissenschaftlichen Elements in den
meen gilt. Das gesamte artilleristische Wissen f
man unter dem Namen «**Artilleriewiss
schaft**» zusammen, welche aber nicht als Wiss
schaft im wahren Sinne des Wortes, sondern
ein Konglomerat verschiedener Wissenszweige zu
trachten ist. Die Artilleriewissenschaft zerfällt
Hauptsache nach in drei Teile: die Artillerietech
oder Kenntnis des Artilleriematerials, die Artille
schießkunst oder Ballistik der Geschütze und die
tillerietaktik oder die Verwendung der A.; als Hi

wissenschaften sind insbesondere die Mathematik, die Naturwissenschaften, namentlich Physik und Chemie, sowie die Technologie zu betrachten; außerdem steht die Artilleriewissenschaft in engem Zusammenhange mit den übrigen Militärwissenschaften, namentlich der allgemeinen Taktik und der Befestigungskunst. Zur speziellen Ausbildung der Artillerieoffiziere dienen Artilleriefachschulen, welche entweder eine mehr theoretische oder eine mehr praktische Richtung haben. Die erstgenannte Seite vertreten die Artillerieschulen oder Artillerieakademien, welche sehr häufig mit den Ingenieurschulen vereinigt sind und in denen die Artillerieoffiziere entweder ihre gesamte militärische und Fachbildung oder nur die letztere empfangen. Das Deutsche Reich hat eine (aus der 1791 errichteten preuß. Artillerieakademie herstammende) vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, Österreich-Ungarn die Technische Militärakademie sowie den höhern Artilleriekurs zu Wien, Frankreich die Applikationsschule für A. und Genie zu Fontainebleau (1808 in Metz errichtet, seit 1871 verlegt), England die Militärakademie zu Woolwich, Rußland die Artilleriekriegsschule und die Artillerieakademie zu Petersburg. Die Pflege der Artillerieschießkunst geschieht auf den der neuesten Zeit ihre Entstehung verdankenden Artillerieschießschulen. Die Fortbildung des materiellen Teils der A. geschieht durch Kommissionen, welche aus besonders ausgewählten Offizieren bestehen und Artillerie-Prüfungskommissionen, Artilleriekomitees heißen. Im Deutschen Reiche hat das Artilleriekomitee nur über wichtige organisatorische und taktische Fragen sowie über die Maßnahmen zur Landesverteidigung Gutachten zu erteilen. (S. weiter die Artikel: Geschütz, Kanone, Lafette.)

Aus der reichen Litteratur über A. sind hier besonders folgende mehr das Allgemeine behandelnde Werke zu nennen. A. Ältere Werke: Scharnhorst, «Handbuch der A.» (3 Bde., Hannov. 1804—14); Gassendi, «Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie de France attachés au service de terre» (5. Aufl., Par. 1819); de Morla, «Lehrbuch der A.» (aus dem Spanischen von Hoyer, 3 Bde., Lpz. 1821—26); Rouvroy, «Vorlesungen über die A.» (2. Aufl., 3 Bde., Dresd. 1821—25); Smola, «Handbuch für österr. Artillerieoffiziere» (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1839); Timmerhans, «Essai d'un traité d'artillerie» (3 Bde., Lütt. 1839—46); Scheuerlein, «Grundzüge der allgemeinen Artilleriewissenschaft» (Bd. 1, Berl. 1846); Ludwig Napoleon (Napoleon III.), «Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie» (Par. 1848); endlich die Schriften Decker's (s. d.). B. Neuere Werke: von Schirrmann, «Versuch zu einem System der Artilleriewissenschaft» (Bd. 1, Berl. 1860); «Handbuch für die Offiziere der königl. preuß. A.» (2. Aufl., Berl. 1877); Bastien, «Artillerieschule. Lehrbuch der gesamten Artilleriewissenschaft» (Prag 1865—66); «Handbuch für schweiz. Artillerieoffiziere» (Aarau 1868—72); «Hand- und Taschenbuch für Offiziere der preuß. Feldartillerie» (2. Aufl., Berl. 1869); «Handbuch für die k. k. österreichische A.» (Wien 1871 fg.); Witte, «Artillerielehre» (3 Bde., Berl. 1872—73; Bd. 1, 2. Aufl., 1875); Müller, «Die Entwickelung der Feldartillerie von 1815—70» (Berl. 1873); derselbe, «Die Entwickelung der preuß. Festungs- und Belagerungsartillerie von 1815—75» (Berl. 1876); derselbe, «Die Entwickelung der preuß. Küsten- und Schiffsartillerie von 1860—78» (Berl. 1879); «Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie» (4. Aufl., Par. 1880). Von artilleristischen Zeitschriften seien hervorgehoben: «Archiv für die Offiziere der königl. preuß. Artillerie- und Ingenieurkorps» (Berlin), «Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens» (Wien), «Revue d'artillerie» (Paris), «Zeitschrift für die schweizerische A.» (Frauenfeld).

Artilleriebedeckung, Partikularbedeckung, die der Artillerie, namentlich im Felde, zu ihrer speziellen Sicherung beigegebene Abteilung anderer Waffen (Infanterie oder Kavallerie). Die Artillerie bedarf des Schutzes der letztern, da sie in der Bewegung gefechtsunfähig ist und selbst, wenn im Feuer stehend, sehr leicht in Flanke und Rücken bedroht sowie durch kleinere feindliche Abteilungen belästigt werden kann, ohne zu entsprechender Gegenwehr befähigt zu sein, auch den Sicherheitsdienst nur in sehr untergeordneter Weise auszuüben vermag. Steht die Artillerie nicht in unmittelbarer Verbindung mit andern Waffen, so wird ihr aus den genannten Gründen eine A. beigegeben, welche für fahrende Batterien in der Regel aus Infanterie, für reitende aus Kavallerie besteht.

Artilleriepark heißt jede zu einem bestimmten Zweck erfolgende Zusammenstellung von Artilleriematerial, insbesondere von Geschützen und Fahrzeugen. A., auch Munitionsparks, heißen z. B. die zur Versorgung der Truppen mit Munition bestimmten, aus Munitionsfahrzeugen gebildeten Abteilungen; im Gegensatze zum Ingenieurpark ist A. der Teil des allgemeinen Belagerungsparks, welcher die artilleristischen Belagerungsbedürfnisse enthält. (S. Park.)

Artillerieschule und **Artilleriewerkstätte**, s. unter Artillerie.

Artischocke (Cynara Scolymus *L.*), eine im südl. Europa wildwachsende, aber wahrscheinlich aus Asien stammende Pflanze aus der Familie der Kompositen. Sie ist ein perennierendes, distelähnliches Kraut mit bis mannshoch werdendem Stengel (wenn man ihn wachsen läßt), teils gefiederten, teils ungeteilten, ziemlich stacheligen, unterseits weißfilzigen Blättern, von denen die grundständigen bis 0,8 m lang werden und eine große Rosette bilden, und endständigen, eiförmigen, bis 7,5 cm dicken, von eiförmigen, abgerundeten, am Grunde fleischigen Hüllschuppen umgebenen Blütenkörbchen voll purpurvioletter Röhrenblüten. Man unterscheidet drei Spielarten: die große englische, die stachelige und die glatte A., welche alle, vornehmlich aber die letztere, in Gärten als ein gesundes und wohlschmeckendes Gemüse gezogen werden. Der eigentlich eßbare Teil ist der dicke, fleischige Fruchtboden oder sog. «Käse». Auch ißt man den untern verdickten Teil der Hüllschuppen. Die Blütenkörbchen werden zu diesem Behufe, bevor sie sich öffnen, abgeschnitten und, in Wasser oder Fleischbrühe gekocht oder mit Butter geröstet, als Gemüse verspeist, wohl auch mit Essig und Öl als Salat; in Italien werden meistens nur die fleischigen Fruchtböden gegessen, und zwar nicht in Fleischbrühe oder Wasser, sondern in Öl gekocht. Die Kultur der A. erfordert große Sorgfalt und kann nur in Gegenden von mildem Klima mit Erfolg betrieben werden. Man findet sie daher vorzüglich in Frankreich und Südeuropa verbreitet, in Deutschland namentlich in den Rheingegenden, auch in Österreich. Man steckt die Pflänz-

linge in 0,6 m voneinander entfernten Reihen, jede Pflanze in 1,25—1,60 m Entfernung von der nächsten, in gutgedüngte, kräftige, wilde Dammerde, und bedient sich zu Pflänzlingen der Wurzelsprossen, welche die alten Pflanzen im Spätsommer treiben, nachdem sie abgeblüht haben oder ihnen die Köpfe genommen worden sind. Die Entnahme dieser Wurzelsprossen geschieht im März, die Ernte der Köpfe Ende August (in Deutschland). Man läßt nur die am Ende des Stengels und der Hauptäste sich bildenden Blütenkörbchen (die Hauptköpfe) sich entwickeln, alle übrigen bricht man ab, damit erstere recht groß und schön werden. Nach der Ernte bricht man die Stengel nahe am Boden ab, entfernt im Spätherbst alle noch vorhandenen Wurzelblätter und bildet über jedem Stock einen Erdhaufen, bedeckt ihn wohl auch noch mit Mist, um ihn gegen die Winterkälte zu schützen. Es wird auch noch eine andere Art der Gattung Cynara als Gemüsepflanze gebaut, die sog. **Cardonen** oder **spanische A.** (C. Cardunculus *L.*), eine sehr dornige Staude, von welcher nicht die Blütenköpfe, die bei ihr viel kleiner sind, sondern die fleischigen Stiele der großen grundständigen Blätter als Gemüse benutzt werden.

Artist (frz.), Künstler, bes. Maler oder Bildhauer; Artiste vétérinaire, Tierarzt; **artistisch**, künstlerisch, auf Kunst bezüglich, zur Kunst gehörig.

Artium liberalium magister, s. unter Magister.

Artjel, s. Artel.

Artner (Maria Therese von), deutsche Dichterin, Tochter des k. k. Generalmajors von A., wurde geb. 19. April 1772 im Dorfe Schintau im ungar. Komitat Neutra. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie in Wien, wandte sich später infolge des Verlustes ihres Vermögens zu ihrer Freundin Marie von Zay in Ugocz, später in Agram, wo sie 25. Nov. 1829 starb. Sie gab mit Marianne von Tiell heraus: «Feldblumen, auf Ungarns Fluren gesammelt von Nina und Theone» (2 Bde., Jena 1800, 2. Aufl. 1812), und unter dem letztern Namen «Neuere Gedichte» (Tüb. 1806; vermehrt, Pest 1818); ferner die Schauspiele «Stille Größe» und «Regenda und Wladimir» (Kaschau 1824), sowie das Trauerspiel «Die That» (2. Aufl., Pest 1820) als ersten Teil zu Müllners «Schuld». Nach ihrem Tode erschienen ihre interessanten «Briefe über Kroatien an Karoline Pichler» (Halberst. 1830).

Artocarpeen (Artocarpĕae), eine Unterfamilie der Urtikaceen (s. d.).

Artocarpus (**Brotfruchtbaum**), von Linné benannte Baumgattung aus der Familie der Artocarpeen. Die Brotfruchtbäume haben einhäusige Blüten, von denen die männlichen in Kätzchen gestellt sind, die weiblichen dagegen an einem aus einer zweiklappigen Scheide hervorkommenden Kolben sich befinden. Durch gegenseitige Verwachsung der nach dem Verblühen fleischig werdenden Hüllen der weiblichen Blüten entsteht aus dem ganzen Kolben ein gemeinsamer Fruchtkörper (eine Scheinfrucht) von fleischig-mehliger Beschaffenheit im Innern und von kugeliger Gestalt, welcher an der Außenfläche höckerig, inwendig bei manchen seit uralten Zeiten kultivierten Varietäten samenlos ist. Die Blätter des Brotfruchtbaums sind fiederspaltig, handförmig oder buchtig eingeschnitten, selten ganz. Für die Südseeinsulaner bildet der Baum die vorzüglichste Nahrungspflanze und ist den Kartoffeln oder dem Getreide unserer Länder vergleichbar. Die vor der Reife abgenommene, ein weißes, mehliges Mark enthaltende Frucht wird, geschält und in Blätter eingewickelt, zwischen heißen Steinen gebacken und liefert eine angenehme, jedoch hinsichtlich des Geschmacks dem Weizenbrote ganz unähnliche, mehr den Bananen (Pisang) sich nähernde Speise. Die reife Frucht schmeckt faulig. Die öligen Kerne sind eßbar; der Bast liefert Zeuge wie der Papiermaulbeerbaum; das weiche, leichte Holz dient zu Hausgeräten und der Milchsaft der Rinde zu Vogelleim; auch wird aus diesem Milchsafte Kautschuk bereitet. Die Gattung **A.** umfaßt etwa 30 Arten, die alle den Tropengegenden angehören. Zwei Arten, **A. incisa** *L.* und **A. integrifolia** *L.*, werden schon seit langer Zeit auf den Südseeinseln kultiviert. **A. incisa** hat eingeschnittene Blätter, einen etwa 12—16 m hohen schlanken Baum, dessen Frucht 3—4 Pfd. schwer wird; **A. integrifolia** hingegen bringt Früchte von 25—30 Pfd. hervor. Da diese Bäume sehr reichlich Früchte tragen und die letztern den Eingeborenen in sehr verschiedenartigen Zubereitungen während des ganzen Jahres als Speise dienen, so ist es erklärlich, daß der Besitz von 8 oder 10 Brotfruchtbäumen einer ganzen Familie den nötigen Lebensunterhalt gewährt.

Artois war ehedem unter dem Titel einer Grafschaft eine der nördlichsten Provinzen Frankreichs, von Flandern und der Picardie begrenzt, zum größten Teile dem jetzigen Depart. Pas-de-Calais entsprechend. Die nur von sanften Terrainwällen und niedern Hügeln unterbrochene Ebene ist eine der an Gewässern reichsten Gegenden Frankreichs, von denen die Authie und Canche der Westabdachung, Aa, Lys, Scarpe und viele kleinere Flüsse der Nord- und Nordostrichtung folgen. Der südl. Teil liegt höher und hat ergiebigen Boden nur in den Ebenen und Thälern, der Norden gehört zu einer der fettesten Marschgegenden. Sowohl das Bedürfnis der Schiffahrt wie das der Entwässerung hat besonders im Nordwesten die Anlage vieler Kanäle herbeigeführt. A. gehört zu den Kornkammern Frankreichs. Flachs und Hanf unterstützen die Manufakturthätigkeit; ansehnliche Rübsamen- und Hopfenkultur wird betrieben. Schöne Wiesen begünstigen die Rindviehzucht, reiche Hutungen die Schafzucht, der Waldbestand ist aber gering; doch besitzt A. ausgedehnte Torflager und im Osten von den Ardennen ausgehende Steinkohlenlager. Die Hauptstadt des Landes ist Arras. Ludwig IX. erhob A. 1239 zur Grafschaft, die er seinem Bruder Robert verlieh. Als dieser bei Mansura in Ägypten (8. Febr. 1250) gefallen war, folgte ihm sein Sohn, Robert II. Posthumus, welcher mit Ludwig IX. nach Tunis zog, während der Gefangenschaft Karls II. Regent von Sicilien war und 11. Juli 1302 in der Schlacht von Courtray blieb. Später kam A. an Flandern und Burgund, durch den Pyrenäischen und den Nimwegener Frieden aber (1659 und 1678) wieder an Frankreich. Der nachmalige König Karl X. führte als Prinz den Titel eines Grafen von A.

Artolatrie (grch.), Anbetung des Brotes (d. h. der Hostie).

Artôt (Marguerite Joséphine Désirée Montagney, genannt), ausgezeichnete Sängerin, geb. 21. Juli 1835 zu Paris als Tochter eines Professors am brüsseler Konservatorium und Nichte des berühmten belgischen Violinisten **Joseph A.** (geb. 25. Jan. 1815, gest. 20. Juli 1845), erhielt ihre gesangliche Ausbildung auf den Konservatorien von

Brüssel und Paris und dann durch Pauline Viardot-Garcia. In die Öffentlichkeit trat sie zuerst 1857 zu London und Paris; ihr Ruf datiert aus dem J. 1859, wo sie in Berlin als Mitglied der Lorinischen Operngesellschaft sang. Später kehrte sie noch öfter nach Berlin zu Gastspielen an der königl. Oper zurück, und erntete hier wie auch auf andern Bühnen Deutschlands, Belgiens, Hollands, Englands und Rußlands, meist unter Mitwirkung der Pollinischen Operngesellschaft, in ital. Opern reichen Beifall. Im J. 1869 vermählte sie sich mit dem Baritonisten Padilla. Die Stimme der A. (Mezzosopran) war nie von besonderer Schönheit; aber ihre Gesangstechnik ist nach allen Seiten hin eine hochentwickelte, und mit der anmutigsten Vortragsmanier verbindet sich bei ihr ein großes theatralisches Talent. Vorzügliches leistet sie in Koloraturpartien in den höhern Soubrettenrollen der ital. und franz. komischen Opern, wie Rosine im «Barbier», die Regimentstochter, Adalgisa in «Norma», Annina in der «Sonnambula», Adina im «Liebestrank», Margarete in Gounods «Faust» u. a.

Artus oder **Arthur**, Fürst der Siluren oder Dammonier, der die in den Westen Englands zurückgedrängten brit. Stämme um sich versammelte und tapfer gegen die unter Cerdic erobernd vordringenden heidnischen Angelsachsen die Freiheit und den Glauben seines Volks verfocht. Er soll 542 an einer schweren Wunde, welche er in einem Gefechte mit seinem aufständischen Neffen Modred empfing, auf der Insel Avalon gestorben sein. Seine Gebeine will man unter König Heinrich II. aufgefunden haben. Der geschichtliche A., welcher zum letztenmale das Nationalbewußtsein der Kelten vor ihrer völligen Unterdrückung erweckte, ist der Ausgangspunkt vieler Heldensagen geworden, welche von Wales und der Bretagne aus sich über die ganze roman. und german. Welt verbreiteten und Jahrhunderte hindurch dichterische Bearbeitung fanden. Bereits in den walisischen Bardenliedern des 6. und 7. Jahrh., in der «Myvyrian archaeology of Wales» (3 Bde., Lond. 1801), wird der Nationalheld A. mit seinen tapfern Zeitgenossen besungen. In den Chroniken des 9. Jahrh., wie bei Nennius, zeigt sich der erste volksmäßige Ansatz zu dem Sagenstamme des Artuskreises, mit dem die Sage vom Zauberer Merlin in Verbindung tritt. Nach einheimischen Berichten verliebte sich A.' Vater, Uther, in Igerna, die Gemahlin des Gorlas, Herzogs von Cornwall, in deren Besitz Uther gelangte, nachdem ihm Merlin die Gestalt des Gorlas verliehen hatte. Igerna gebar ihm den A. Dieser wurde, nach Uthers Tode, 516, Heerfürst der Briten, besiegte in vielen großen Schlachten die Sachsen und zog siegreich nach Schottland und Irland, nach Dänemark und Norwegen, ja selbst nach Frankreich, wo er bei Paris ein großes röm. Heer besiegte. Während seiner Abwesenheit empörte sich sein Neffe Modred und verführte seine Gemahlin Ginevra. A. kehrte zurück und lieferte seinem Neffen eine Schlacht, in welcher er seinen Tod fand. Doch nach dem Volksglauben ist A. nicht gestorben; seine Seele ist in einen Raben übergegangen, und er wird einst wiederkehren. Er residierte zu Caerlleon am Usk in Wales mit seiner schönen Gemahlin Ginevra (Ghwenhwywar), umgeben von einem glänzenden Hofstaate und vielen hundert Rittern und schönen Frauen, welche in Bezug auf Tapferkeit und höfische Sitte aller Welt zum mustergültigen Vorbilde dienten. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildeten 12 Ritter, welche als die Tapfersten und Edelsten der König um eine runde Tafel zu versammeln pflegte, und die des A. Tafelrunde bildeten. Von A.' Hofe aus zogen die Ritter in alle Länder nach Abenteuern aus; Beschützung der Frauen, Demütigung anmaßender Helden, Befreiung Verzauberter, Bändigung der Riesen und Zwerge war ihr ritterlicher Beruf. Die Beschreibung dieser unzähligen Abenteuer, deren Schauplatz häufig in den noch jetzt so genannten Wald Brezilian (breton. Broch allean) in der Bretagne verlegt wird, bildet den Inhalt zahlreicher Dichtungen dieses Sagenkreises in allen abendländ. Sprachen. Die brit. Sagen, die in den «Märchen des roten Buchs von Hergest» oder «The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest» (7 Bde., Lond. 1838—49) aus dem 14. Jahrh. durch franz. Bearbeitungen bereits beeinflußt sind, fanden zuerst in Frankreich Eingang, wo die Ritter der Tafelrunde zu Idealen des glänzenden und feinen Hoflebens und Rittertums, wie es sich hier im 12. Jahrh. zur höchsten Blüte ausgebildet hatte, umgeschaffen wurden. Hauptsächlich bürgerte Chrétien de Troies (s. d.) diese Stoffe in Frankreich ein. Schon am Ende des 12. Jahrh. kamen die franz. Kunstepen nach Deutschland und erfuhren in dem «Parzival» Wolframs von Eschenbach, «Tristan und Isolt» Gottfrieds von Straßburg, dem «Erec» und «Iwein» Hartmanns von der Aue, dem «Wigalois» Wirnts von Grafenberg Umwandlung und Vertiefung. Die gefeiertsten Helden des Artuskreises sind, außer A. selbst, namentlich Parzival oder, wie er in der brit. Sage heißt, Peredur, ferner Tristan, Iwein, Erec, Gawein, Wigalois, Wigamur und Lanzelot. In mehrern Dichtungen, wie in «Parzival» und «Titurel», ist die Arthursage mit der vom Heiligen Gral (s. d.) verwebt. Aus Frankreich verpflanzte sich die Artussage auch nach den Niederlanden, England und dem skandinav. Norden, sowie zu den Provenzalen, Spaniern und Italienern. Von Deutschland aus kamen sie gegen Ausgang des Mittelalters nach den slaw. Ländern. Vgl. Graesse, «Die großen Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. u. Lpz. 1842); San-Marte (A. Schulz), «Die Arthursage» (Quedlinb. 1842); derselbe, «Beiträge zur breton. und kelt.-german. Heldensage» (Quedlinb. 1847); Villemarqué, «Contes populaires des anciens Bretons» (2 Bde., Par. 1842); derselbe, «Poèmes des bardes bretons du 6e siècle» (Par. 1850); Holtzmann, «Artus» (in Pfeiffers «Germania», 12. Jahrg., Wien 1867); Fontan, «Arthus, ou le roi-chasseur» (Par. 1874).

Artushöfe oder Junkerhöfe nannte man im Mittelalter Gebäude, wo sich die Patrizier, nach Art von Arthurs Tafelrunde, zu fröhlichen Gelagen zu versammeln pflegten. In Danzig ist noch ein solches Festgebäude erhalten.

Artwin, Bezirksstadt im russ. Armenien (Kleinasien), an dem linken Ufer des Flusses Tschoroch und 60 km südlich von Batum, hat drei Vorstädte, eine armen.-gregorianische Kirche, drei armen.-kath. Kirchen, sechs Moscheen, vier Lederfabriken und sechs Ziegelbrennereien und zählt 6100 E. Der Handel ist unbedeutend infolge der Auswanderung der Bewohner der benachbarten Bezirke nach der Türkei. Auf einem hohen Hügel der Stadt liegen die Ruinen einer Festung.

Aruba, westind. Insel, s. Curaçao.

Aru- oder **Arru-Inseln,** südöstlichste Inselgruppe des Indischen Archipels und der niederländ. Besitzungen (Residentschaft Amboina) in demselben, südlich vom westl. Teile Neuguineas gelegen, liegt zwischen 5° und 7° südl. Br. und 134° bis 135° östl. L. (von Greenwich), besteht aus einer großen, etwa 125 km langen und 82 km breiten Insel von ovaler Gestalt und etwa 80 kleinern, zusammen von etwa 6883 qkm Flächeninhalt. Die erstere, von den Malaien Tanna-Besar, d. h. großes Land, genannt, wird in der Richtung von O. gegen W. durch zwei flußartige Meereskanäle in die drei Teile Wokan, Maikar und Kobror geschieden. Kobror aber wird wieder durch zwei Kanäle in fünf einzelne Stücke geteilt. Fast überall ist trockener, wellenförmiger Boden, hin und wieder von Schluchten durchschnitten und mit steilen, jedoch kaum 65 m hohen Hügeln besetzt. Das in den Schluchten zu Tage tretende Gestein ist teils weicher, teils festerer Korallenkalk. Alle sind mit dichter, hochstämmiger Waldung bedeckt. Die rings um die A. unter 180 m tiefe See ist voll Korallenbildungen und reich an Perlmuscheln, dem Haupthandelsartikel der Inseln. Die eigentümliche Gestaltung des kleinen Archipels und die Übereinstimmung seiner Tierwelt mit derjenigen von Neuguinea verleiht der Ansicht von Wallace einige Wahrscheinlichkeit, daß die Inseln ursprünglich ein Teil von Neuguinea, und zwar das Mündungsland der jetzt an dessen gegenüberliegender Küste mündenden Flüsse Utanata und Walan gewesen, durch Niedersinken des Zwischenlandes aber getrennt worden seien. Von den sämtlichen Inseln sind nur 19 bewohnt; die eingeborene Bevölkerung, hauptsächlich Papuas, beläuft sich auf etwa 20000 Köpfe. Die Gegenstände der Ausfuhr sind Tripang, Schildpatt, Perlen und Perlmutter, Schwalbennester und Paradiesvögel; die der Einfuhr Arak, Reis, Opium, Woll- und Baumwollzeuge, Eisen-, Stahl- und Kupferwaren, Gewehre, Pulver u. s. w. Den lebhaften Handel haben, in Dobbo, dem Hauptorte auf der kleinen, westlich von Woko gelegenen Insel Wamma konzentriert, Chinesen, Bugies und Makassaren in Händen, von denen diese Inseln alljährlich besucht werden.

Arüler, german. Volk, s. Heruler.

Arum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, deren Arten in Deutschland im allgemeinen Aronsstab genannt zu werden pflegen. Es sind lauter ausdauernde Kräuter mit meist knolligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, großen, ganzen oder gelappten, saftvollen Blättern und einem kurzen, blattlosen Stengel oder Schaft, welcher einen von einem großen, bauchigen Scheidenblatt ganz oder teilweise umschlossenen Kolben von verschiedener Gestalt, jedoch stets mit nackter Spitze trägt, an dessen unterm Teile sehr unvollkommen gebildete weibliche und darüber männliche Blüten (oft nur Fruchtknoten und Staubbeutel) sitzen, oft noch getrennt durch spitzige, fleischige Warzen. Aus den Fruchtknoten entwickeln sich ein- bis viersamige Beeren. Die meisten Arten dieser Gattung wachsen in den Tropenländern, und viele von diesen sind schöne Dekorationspflanzen der Warmhäuser geworden. In Europa kommen nur wenige Arten, in Deutschland eine einzige vor, nämlich A. maculatum *L.*, der gefleckte A. (wegen der schwarzgefleckten Blätter, welche die Pflanze manchen Ländern besitzt; in Deutschland sind fast immer ungefleckt) oder gemeine, auch Aronwurzel und Zehrwurz genannt. Diese Pflan welche in schattigen Laubgebüschen und Wäld auf feuchtem, humosem Boden wächst, hat ein weißlichen Knollen, pfeilförmige Blätter und inn halb der außen bleichgrünlichen, inwendig sch weißen Kolbenscheide einen nach der Spitze hin k lenförmig verdickten, violetten oder rotbraunen K ben, an dessen Basis sich später scharlachrote Beer befinden. Die Pflanze blüht im Mai und Juni u enthält in allen Teilen einen brennendscharfen St besonders in den Knollen, welche unter dem Nam Rhizoma oder Tubera Ari und Dracontii mino offizinell gewesen sind. Sie enthalten eine ziemli Menge Stärkemehl (Aronsstärke), weshalb in getrocknetem Zustande in manchen Gegenden gessen werden, obwohl die Pflanze gewöhnlich weg ihres scharfen Saftes als giftig angesehen wi Während der Blütezeit entwickelt sich infolge ei bedeutenden Erzeugung von Kohlensäure durch Staubbeutel eine fühlbare Wärme innerhalb Kolbenscheide, welche um 11—12° R. höher ist die Temperatur der Luft.

Arundel, alte Municipalstadt und Parlamen borough in der engl. Grafschaft Sussex, 16 km Osten von Chichester, am schiffbaren Arun, durch einen Kanal mit der Themse verbunden und 7 km unterhalb der Stadt, bei Little-Hampt in das Meer mündet. Der Ort liegt am Abha eines Hügels, auf dessen Gipfel ein großarti Schloß des Herzogs von Norfolk steht, ehemals starkes Fort, und zählt (1881) 2748 E. Fahrze von 150 Tons gehen bis zur Stadt, welche sc im Testamente Alfreds d. Gr. genannt wird. der 1375 erbauten Kirche sind sehenswerte Gr monumente; dem jedesmaligen Besitzer ih Schlosses erteilt die Stadt den Rang und T eines Grafen von A. Das normann. Schloß seit lange Eigentum der Familie Howard, Herz von Norfolk, und in neuerer Zeit glänzend ein richtet. Besonders schön ist das gemalte Fen in der Baronenhalle, das die Unterzeichnung Magna-Charta durch König Johann darstellt.

Über den nach seinem ersten Besitzer genann Arundelischen Marmor (Marmora Arun liana) s. Marmorchronik.

Arundel, Graf von, s. Norfolk (Herzöge vo

Arundelgesellschaft (Arundel-Society promoting the knowledge of Art) ist der Na einer Verbindung von engl. Kunstfreunden in L don, benannt nach Thomas Graf von Arundel Surrey, einem Kunstliebhaber und Altertums scher des 17. Jahrh. Die Gesellschaft, welche a außerhalb Englands Mitglieder hat, veransta seit 1849 zahlreiche Reproduktionen der berühr sten Malerwerke der Vorzeit in vorzüglichen F bendrucken und anderer Form. Mit besond Sorgfalt erscheint dabei das Quattrocento Itali bedacht, dessen Meisterwerke, wie jene der Br caccikapelle, San-Marco in Florenz, die Gem Peruginos, Giovanni Santis, Sandro Bottic u. a., in Chromolithographien vorliegen. E. Ka L. Gruner und Marianecci sind die vorzüglich Künstler dieser prachtvollen Blätter, denen sic Reproduktionen der zwei größten nordischen Ma werke, des genter Altars der Brüder van und des kölner Dombildes, sowie die koloric

Photographien der Tapisserie de Bayeux würdig zur Seite stellt. Außerdem publiziert die A. auch Gipsreproduktionen nach Elfenbeinbuchdeckeln und Elfenbeindiptychen aus der Antike und der Zeit des Mittelalters. Über die Thätigkeit der Gesellschaft berichtet Maynard, der Sekretär derselben, in: «Twenty years of the Arundel Society» (Lond. 1869) und «Descriptive notice of the drawings and publications of the Arundel Society» (Lond. 1870).

Arundo (Rohr), eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung, unter welcher er eine Anzahl vorzugsweise europ. Gräser mit rispig gruppierten, ein- bis mehrblütigen Ährchen zusammenfaßte, welche in Deutschland die Namen Rohr, Schilf, Sandrohr, Landrohr u. s. w. führen. Es waren dies sehr verschiedenartige Gräser, weshalb man sich bei einer genauern Unterscheidung der Gräser genötigt gesehen hat, die alte Linnéische Gattung in mehrere Gattungen einzuteilen. So entstanden die Gattungen Phragmites, Schilf, Ammophila oder Psamma, Sandrohr, Calamagrostis, Rohrgras, Bambusa, Bambusrohr u. a. m. Bei A. ließ man nur diejenigen Rohrarten, bei welchen alle Blüten des Ährchens zwitterlich und fruchtbar und von langen Haaren umgeben sind und die äußere Kronenspelze jeder Blüte an der Spitze dreispaltig und mit einer Granne auf dem mittlern Zahne versehen ist. Es sind dies lauter stattliche Gräser mit hohem, starkem, festem, holzigem Halme, welche der Mehrzahl nach auf den ostind. Inseln und in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres wachsen. In Europa finden sich zwei Arten, A. Donax *L.* und A. mauritanica *Desf.*, letztere nur hier und da im südlichsten Europa. Dagegen kommt A. Donax *L.*, das eigentliche Spanische Rohr, nicht allein in ganz Südeuropa, sondern auch in Südtirol und Ungarn vor. Die fingerdicken Halme dieses schönen Grases erreichen in Spanien, wo es besonders häufig wild wächst und auch angebaut wird, eine Höhe von 4—5 m und werden dort und anderwärts in Südeuropa allgemein zu Flechtzäunen und andern Einfriedigungen, zum Dachdecken und zur Erbauung leichter Hütten (z. B. Fischerhütten), zu Angelruten benutzt. Das Spanische Rohr hat bläulichgrüne, steife und harte, lineal-lanzettförmige, bis 5 cm breite Blätter, und seine Ährchen bilden eine dichte, doch meist gelappte Rispe bis zu 1 m Länge. Mit diesem größten europ. Grase darf nicht dasjenige Spanische Rohr verwechselt werden, woraus man Stöcke verfertigt; dies kommt von der ostind. Rohrpalme. (S. Calamus.)

Aruns, etrusk. Name, welcher von den jüngern Söhnen der Edeln geführt worden zu sein scheint, während der älteste Lar oder Lars hieß; bekannt sind: A., der Mörder der Camilla, der Königin der Volsker; nachmals in den etrusk. Familien Roms, besonders der Tarquinier: A., ein Bruder des Tarquinius Priscus und ein Sohn des Tarquinius Superbus, sowie später noch in Etrurien, ein jüngerer Sohn Porsenas, welcher 508 v. Chr. bei der Belagerung von Aricia fiel.

Arva, Komitat im nördl. Ungarn, im NW., N. und O. von Galizien, im S. vom Komitat Liptau, im W. von den Komitaten Trentsin und Thurocz begrenzt, enthält 2077 qkm. Das Komitat ist von den Karpaten erfüllt, sodaß es keine größere Ebene besitzt; die Thäler gleichen mehr Gebirgsschluchten. Die höchsten Gebirgsgipfel erheben sich an der Grenze des Komitats. So an der westlichen: die Kleine Fátra 1656, die Rastutza 1585, der Pilßko 1547 m; im N.: Babiagura 1711, Politza 1360 m; im O.: Volovetz 2052, Bobrovetz 1934 m; im S.: Chocs 1599, Sziva 1766 m hoch. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die reißende A., ein Nebenfluß der Waag, am bedeutendsten. Das Klima ist rauh, doch gesund; die Weintraube reift hier nicht mehr. Der harte Boden liefert nur Hafer, Kartoffeln, Flachs, Hanf und namentlich Holz in Fülle, mit welchem bedeutender Handel getrieben wird. Die fetten Triften der Berge begünstigen die bedeutende Rindvieh- und Schafzucht. Die Bevölkerung, größtenteils Slowaken, zählt (1880) 81643 Seelen, darunter 87 Proz. Katholiken, 10 Proz. Protestanten, 3 Proz. Juden. Außer Käsebereitung ist die Verfertigung von Leinwand das Hauptgeschäft der betriebsamen Slowaken. Auch treten sie häufig als Hausierer mit Käse, Schwämmen, Mausefallen, einfachen Glas- und Thonwaren u. s. w. weite Wanderungen an. Hauptort und Sitz des Komitats ist Alsó-Kubin.

Arvalische Brüder, lat. fratres Arvales, bei den alten Römern ein Kollegium von 12 Priestern, welche an dem Abzeichen eines Ährenkranzes mit weißer Binde zu erkennen waren und für eins der ältesten und heiligsten Institute in ihrer Art galten. Der Sage nach hatte Acca Larentia (s. d.), die Gattin des Faustulus und die Pflegemutter des Romulus, 12 Söhne. Als einer dieser Söhne gestorben, trat an die Stelle desselben Romulus ein, welcher hierauf mit seinen Adoptivbrüdern das Kollegium der fratres Arvales stiftete. Schon das Symbol des Ährenkranzes bezeichnet deutlich genug die Bestimmung derselben für den Kult einer Flur- und Ackergöttin, welche Dea Dia genannt wurde. Diese identifizieren einige mit der Ceres, wahrscheinlich aber fällt sie mit Ops, der Gattin des Saturnus, zusammen und wurde wohl zunächst als Schutzgöttin der röm. Stadtflur verehrt. Der Hain der Göttin lag unweit der Stadt Rom in der Nähe des Tiber, an dem Orte, der jetzt Affoga l'Asino heißt. In demselben wurden auch die wichtigsten Akte des jährlichen Gottesdienstes vorgenommen. Höchst wahrscheinlich hat Augustus auch dieses Priestertum restauriert. Das Kollegium, an dessen Spitze ein auf ein Jahr gewählter Magister stand, ergänzte sich durch Kooptation, und es scheint, daß nur Patrizier wählbar gewesen sind. Die priesterliche Würde war eine lebenslängliche und konnte selbst durch Verbannung nicht verloren gehen. Der Gottesdienst, welcher im Mai abgehalten wurde und drei Tage währte, bestand der Hauptsache nach in Darbringung von Opfern, in gemeinsamen Festessen, sowie in einem Tanze um den Altar, währenddessen ein altertümliches Lied abgesungen wurde. Dieses Lied, ein interessantes Denkmal der ältesten lat. Sprache, ist, wenn auch in einer wenig korrekten Wiedergabe aus dem Anfange des 3. Jahrh. n. Chr., erhalten. Dasselbe wird in der Sakristei der Peterskirche aufbewahrt und findet sich in Ritschls «Priscae latinitatis monumenta epigraphica» faksimiliert. Erhalten sind auch zahlreiche Bruchstücke der jährlichen Protokolle dieser Priesterschaft, die seit Augustus auf Steintafeln eingegraben wurden und seit 1578 in der Nähe der Stelle, wo das Heiligtum der Dea Dia stand, ausgegraben und von Marini («Gli atti e monumenti de' fratelli Arvali», 2 Bde., Rom 1795; dazu «Appendice» von Melchiorri, Rom 1855) und nach neuern Ausgra-

bungen (1867—69) von Henzen «Acta fratrum Arvalium» (Berl. 1874) herausgegeben und erläutert, zuletzt im sechsten Bande des «Corpus inscriptionum latinarum» (Berl. 1876) zusammengestellt worden sind. Das alte «Carmen fratrum Arvalium» wurde von Klausen (Bonn 1836), Corssen («Origines poesis Romanae», Berl. 1846), Bergk («Zeitschrift für Altertumswissenschaft», Jahrg. 1856), Jordan («Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache», Berl. 1879) u. a. behandelt.

Arve oder Zirbelkiefer, s. unter Kiefer.

Arve, linker Nebenfluß des Rhône im franz. Depart. Hochsavoyen, entspringt an der Grenze des schweiz. Kantons Wallis auf dem Col de Balme 2204 m, fließt erst gegen SW. durch das 22 km lange weltberühmte Thal von Chamonix, bis zu dem Dorfe Les Houches, wendet sich dann in mehrern Krümmungen nach NW. und mündet nach einem Laufe von 90 km, 1,5 km unterhalb Genf, in einer Höhe von 372 m über dem Meere in den Rhône, dessen klares Wasser sie durch ihr graues, kaltes Gletscherwasser weithin trübt. Die A. ist ein sehr reißender Alpenfluß, der häufig seine Brücken niederwirft und durch Überschwemmungen weite Strecken des Thals versandet und verschlammt. In ihrem Unterlaufe bildet sie von Cluses bis Contamine eine Menge von Inseln. Außer zahlreichen Gletscherbächen aus der Montblancgruppe nimmt die A. rechts die Dioza und den Giffre, links den Arveyron (s. d.), den Bon-Nant und die Borne auf. Ihr Thal bietet auch unterhalb Chamonix, obwohl es sich bei der Mündung des Bon-Nant erweitert und nur bei Magland, 6 km oberhalb Cluses, und weiter unten bei Mornex am Fuße der Salève wieder verengt, herrliche Gebirgsscenerien dar. Besonders merkwürdige Punkte sind Servoz, 800 m über dem Meere, auf dem rechten Ufer gelegen, mit Schieferbrüchen, Bleiminen und der sehenswerten Klamm der Dioza, der reizende Badeort St.-Gervais, 810 m, mit Schwefelthermen von 40—44° C. in dem Seitenthale Val Montjoie am Bon-Nant, das Städtchen Sallanches, 545 m über dem Meere, mit prächtiger Aussicht auf den Montblanc auf der linken Thalseite, der dem Staubbach des Lauterbrunnenthals ähnliche, 260 m hohe Fall des Nant d'Arpenaz und das Städtchen Cluses, 490 m, am Ausgang der Felsenge, welche die mittlere Thalstufe von der untern scheidet, halbwegs zwischen Genf und Chamonix, auf der rechten Thalseite, Bonneville (s. d.), das große Dorf Contamine mit den Ruinen des Bergschlosses Faucigny und schon auf genfer Gebiet das Städtchen Carouge (s. d.). Durch das Thal der A. zieht sich die große, 84 km lange Poststraße von Genf nach Chamonix über Annemasse, Bonneville, Cluses, Sallanches und durch den Tunnel von Châtelard. Eine Eisenbahn ist projektiert.

Arvener, s. unter Auvergne.

Arveyron, Arveron, linker Nebenfluß der Arve im franz. Depart. Hochsavoyen, der Abfluß des berühmten Mer de Glace von Chamonix (s. d.), dessen unterer Teil als «Glacier des Bois» bezeichnet wird. Im Mer de Glace vereinigen sich die Gletscher du Tacul, de Léchaud und du Talèfre. Der A. entquillt als wilder Gletscherbach durch ein Eisthor dem Glacier des Bois und mündet nach kurzem Laufe oberhalb Chamonix.

Arwidsson (Adolf Ivar), schwed. Dichter, geb. 7. Aug. 1791 zu Padasjok in Tavastland in Finland, wo sein Vater Propst war, studierte in Åbo und trat daselbst 1817 als Docent der Geschichte auf, begründete auch 1821 das «Åbo-Morgonblad», das aber noch in demselben Jahre von der russ. Regierung verboten wurde. Wegen eines Zeitungsaufsatzes 1822 von der Universität verwiesen, erhielt er eine Anstellung bei der königl. Bibliothek in Stockholm, deren Chef er 1843 wurde. Auf einer Reise nach Finland starb er zu Wiborg 21. Juni 1858. Außer vielen kleinern Arbeiten in Zeitschriften und verschiedenen Übersetzungen veröffentlichte A. Gedichte unter dem Titel «Ungdoms Rimfrost af Sonen i Örnskog» (Stockh. 1832); ferner aus der Sammlung des Kammerjunkers Rääf eine vortreffliche Sammlung altschwed. Volkslieder («Svenska Fornsånger», 3 Bde., Stockh. 1834—42), die sich der von Afzelius und Geijer herausgegebenen anschließt; «Svenska Konungar och deras Tidehvarf» (mit Porträts, Stockh. 1830—43; neue Aufl. 1855 fg.); «Stockholm förr och nu» (Stockh. 1837—40). Auch übersetzte er die «Frithiofsaga» (2. Aufl., Stockh. 1841) aus dem Isländischen.

Arzberg, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Wunsiedel, an der zur Eger gehenden Röslau und an der Linie Redwitz-Schirnding der Bayrischen Staatsbahn, zählt über 2000 E., welche ansehnliche Eisengruben bearbeiten und Stein- und Braunkohlen, Kobalt, Alaun gewinnen, auch Pechhütten und Kalköfen versorgen, sowie Spinnereien und Porzellanfabriken unterhalten.

Arzew, Stadt in Algerien, s. Oran.

Arzneikunde, s. Medizin.

Arzneimittel (medicamenta) heißen diejenigen meist chemisch wirkenden Stoffe, welche zum Zwecke der Heilung von Krankheiten innerlich oder äußerlich angewendet werden. Die A. bilden somit eine Klasse der Heilmittel, unter welchen letztern man überhaupt alles versteht, was benutzt wird, um eine Krankheit zu beseitigen, also auch gewisse Nahrungsmittel, Bandagen, Instrumente, Wärme, Elektrizität, Massage, Gymnastik u. s. w. Die A. sind teils anorganische, teils pflanzliche oder tierische Stoffe und machen keineswegs eine natürlich abgegrenzte oder an gemeinsamen Eigenschaften erkennbare Gruppe aus; vielmehr kann nur die Erfahrung, der physiol. Versuch, die physik. und chem. Untersuchung darüber belehren, ob ein Stoff als A. brauchbar ist oder nicht. Die naive Naturanschauung früherer Zeiten meinte wohl, die A. hätten in der Welt keinen weitern Zweck als den der Heilung, und es müsse für jede Krankheit ein bestimmtes A. in der Natur vorhanden oder ein bestimmtes Kraut gewachsen sein. Nach den spätern Erfahrungen hat man diese Ansicht von der speziellen Wirkung der A. fast vollständig aufgeben müssen; nur dem Chinin gesteht man auch heutzutage noch eine spezielle Wirkung gegen das Wechselfieber zu, obgleich dasselbe gegen verschiedene Krankheiten sich gleichfalls wirksam zeigt. Der Naturforscher der Gegenwart sieht in den A. nichts weiter als Stoffe, die neben allen ihren sonstigen Eigenschaften auch solche haben, welche zur Bekämpfung einer Krankheit benutzt werden können, Eigenschaften, die lediglich physikalische oder chemische sind und deren Wirkungen durchaus nach den überall gültigen Naturgesetzen erfolgen.

Die Kenntnis der physik. und chem. Eigenschaften der Arzneien und die Zurückführung ihrer therapeutischen Wirkungen auf bekannte Naturkräfte, sowie ihre Einordnung in bekannte Naturgesetze ist die eine notwendige Bedingung einer wirklich exakten und wissenschaftlichen Arzneimittellehre oder Pharmakologie. Die andere Bedingung aber ist eine genaue Untersuchung des Baues und der physik. und chem. Beschaffenheit des Organismus in allen seinen Teilen und gesunden oder krankhaften Zuständen; denn die Arzneiwirkungen sind nichts weiter als Veränderungen jener physik. und chem. Beschaffenheit und weiterhin auch des feinern Baues der verschiedenen Organe. Daher ist eine genaue Kenntnis der Anatomie, Physiologie und Pathologie einerseits, der Physik und Chemie andererseits nötig, um die Wirkungen eines A. zu verstehen, sie im gegebenen Falle berechnen und demnach zweckmäßig anwenden zu können. Freilich sind bis jetzt die Arzneiwirkungen zum größten Teile noch unbekannt und nur eine kleine Zahl derselben vollständig aufgeklärt, und die Arzneimittellehre ist bis jetzt nur zum kleinsten Teile, was sie sein soll, d. h. eine auf den kranken Organismus angewandte Physik und Chemie. Bei einzelnen chem. Mitteln ist auch die Wirkung im Organismus klar, sie ist ebendieselbe, wie sie auch außerhalb des tierischen Körpers zu technischen Zwecken verwendet wird. So werden z. B. Alkalien bei verschiedenen Magenkrankheiten verordnet, um die in abnormer Menge gebildeten Säuren zu neutralisieren oder um Sekrete und Exkrete, die unter normalen Verhältnissen sauer reagieren, wie z. B. der Urin, zu alkalisieren. Andere Mittel wirken einfach dadurch, daß sie dem Blute und den Geweben einen Teil ihrer flüssigen Bestandteile entziehen; hieraus erklärt sich z. B. die abführende Wirkung gewisser Mittelsalze. Bei vielen A. ist der Vorgang ihrer Wirkung vollständig unbekannt; bei andern kennt man zwar die Endpunkte ihrer Veränderungen, die chem. Vorgänge in den Verdauungsorganen, im Blute und in den Geweben aber nicht. So findet man z. B. das Jod, in welcher Verbindung es auch genommen sein mag, gewöhnlich nach kurzer Zeit als Jodnatrium im Harne wieder; so tritt nach dem Gebrauche des Terpentinöls im Urin ein angenehmer Veilchengeruch auf (Terpinsäure). Sehr wenige A. erleiden auf ihrem Wege durch den Körper gar keine Veränderungen. Bei den meisten A. muß man sich freilich an die Erfahrung halten, welche zeigt, daß dies oder das in der oder jener Krankheit heilsam ist. Aber diese Erfahrung ist schwer zu erwerben. Die Krankheiten sind nicht selbständige Wesen, die den Körper befallen und wieder verlassen, sie sind auch nicht Zustände, die sich immer in derselben Weise wiederholen und bei jedem Kranken in der nämlichen Weise ablaufen: sie sind vielmehr nichts weiter als über das richtige Maß hinausgehende oder hinter diesem Maße zurückbleibende Lebensvorgänge, die sich von den normalen nur durch den zu hohen oder zu niedern Grad ihrer Entwickelung unterscheiden, und sie gestalten sich, wenngleich sie des Verständnisses wegen einen und denselben Namen tragen, doch tausendfältig verschieden und spotten daher oft jeder Berechnung. Je größer nun die Summe der Kenntnisse ist, die man vor der Anwendung eines A. von dessen Eigenschaften einerseits und von der Natur der Krankheit andererseits hat, desto sicherer wird man auch beurteilen können, ob die nach dem Gebrauche des A. eintretenden Änderungen des Krankheitsverlaufs auf das A. zurückzuführen sind oder nicht, um so leichter und schneller wird man also auch sichere Erfahrungen über die Arzneiwirkung sammeln können, während der ohne jene Vorkenntnis probierende Arzt, d. h. der bloße Empiriker, viel schwieriger und erst nach einer unverhältnismäßig großen Zahl von Beobachtungen ein sicheres Ergebnis erhalten kann.

Die Einwirkung der A. selbst geschieht in der Regel vom Magen aus; bei reinen örtlichen Leiden erfolgt natürlich die Applikation je nach dem Bedürfnis an den verschiedensten Stellen. Die Form der Darreichung ist eine sehr mannigfaltige und richtet sich nach dem individuellen Bedürfnis und nach den Eigenschaften des Mittels. Zum innern Gebrauche werden sowohl flüssige Formen, Lösungen, Mixturen, Emulsionen, Tropfen u. s. w., oder trockene, z. B. Pulver, Pillen u. s. w., gewählt, zum äußerlichen Gebrauche Salben, Pflaster, Lösungen, Ätzstifte u. dgl. Erweist sich die Einführung der A. in den Magen unmöglich, oder wird eine recht schnelle allgemeine Wirkung derselben beabsichtigt, so bedient man sich mit großem Vorteile der subkutanen Injektion (s. d.), wobei die unter die Haut eingespritzten Stoffe sehr rasch in das Blut aufgenommen werden. Da die Wirkung einer Arznei stets von zwei Bedingungen abhängt, erstens von den Eigenschaften der Arznei und zweitens von der Beschaffenheit desjenigen Körperteils, mit dem sie in Berührung kommt, so versteht sich von selbst, daß eine Arznei sehr verschieden wirken muß, je nachdem sie auf diesen oder jenen Körperteil, bei dem oder jenem Zustande desselben Teils angewendet wird. Viele Gifte z. B. wirken nicht, wenn sie verschluckt werden, weil die Verdauungssäfte sie in unschädliche Verbindungen überführen, während sie, ins Blut gebracht, sofort töten können. Ebenso wirkt manche Arznei, wenn sie auf die unverletzte Haut gebracht wird, gar nicht, während sie die ihrer Oberhaut beraubte Haut zu heftiger Entzündung reizt, oder, wenn sie durch die Blutgefäße der Haut ins Blut gelangt, starke Wirkungen auf das Nervensystem u. s. w. ausüben kann. Ein Spanischfliegen-Pflaster z. B. reizt die unverletzte Haut zu einer oberflächlichen Entzündung mit Blasenbildung; auf die der Epidermis beraubte Haut gelegt, kann es eine Nierenentzündung hervorrufen, weil seine reizenden Bestandteile ins Blut und mit demselben in die Nieren gelangen, welche für dieselben vorzugsweise empfindlich sind. Dies Beispiel zeigt zugleich, wie eine Arznei nähere und entferntere Wirkungen haben kann: die Entzündung der Haut ist hier die nähere Wirkung, die Nierenaffektion die entferntere. Der örtlichen Wirkung steht die allgemeine oder indirekte Wirkung der A. gegenüber. Die allgemeinen Wirkungen treten natürlich erst ein, wenn die Arzneistoffe in das Blut übergetreten und durch dieses den verschiedenen Drüsen, dem Nervensystem und den übrigen Geweben zugeführt worden sind. Die Einteilung der A. läßt sich in sehr verschiedener Weise machen: als die richtigste erscheint zunächst die, welche dieselben nach der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen gruppiert. Da aber die letztern zu unvollständig bekannt sind, so ist diese Art der Einteilung noch nicht durchzuführen. Ein anderes Prinzip der Einteilung ist das der chem. Ähnlichkeit

der A.; aber auch dieses hat seine Unzulänglichkeiten. Noch unvollkommener, jedoch am gebräuchlichsten ist die Klassifikation der A. nach ihrer Verwendung am Krankenbette, wie Abführmittel, Brechmittel, schweiß-, harntreibende, magenstärkende, auflösende, erregende, beruhigende Mittel, u. s. w. Vgl. Hirsch, «Die Prüfung der A. mit Rücksicht auf die wichtigsten europ. Pharmakopöen» (2. Aufl., Berl. 1875); Binz, «Grundzüge der Arzneimittellehre» (6. Aufl., Berl. 1879); Nothnagel und Roßbach, «Handbuch der Arzneimittellehre» (4. Aufl., Berl. 1880).

Arzneipflanzen, s. Offizinelle Pflanzen.

Arzt und ärztlicher Stand. Einen besondern ärztlichen Stand gibt es bei Völkern, die sich noch in ihrer ersten Bildungsperiode befinden, nicht. Wo die vom Vater auf den Sohn vererbten Heilmittel sich als unwirksam erwiesen, wandte man sich zunächst hilfeflehend an die Gottheit und ihre Mittler auf Erden, die Priester. So wurden die Priester veranlaßt, der Heilkunst ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, sie begannen zuerst Erfahrungen über Krankheiten und Heilungen zu sammeln. Die Heilung war kein Dienst, der des Lohnes wegen geschah; der Geheilte erwies sich jedoch erkenntlich durch ein Weihgeschenk. Nur sehr allmählich ging mit der fortschreitenden Kultur die Heilkunst in die Hände eines besondern, durch Wissen und Übung dazu befähigten Standes, des ärztlichen Standes, über. Nun war die Heilung nicht mehr eine Hilfe der Gottheit, sondern ein Beweis menschlicher Geschicklichkeit. Die Übernahme der Heilung blieb aber anfangs nur ein freiwilliger, persönlicher Vertrag, den jeder eingehen konnte, der sich dazu befähigt glaubte. Solange die Ärzte noch Priester waren, die ihre Kunst nicht allein des Erwerbs wegen übten, konnte der Staat auch keine Veranlassung haben, sie unter seine Aufsicht zu nehmen, und selbst als sich Priester und Ärzte trennten, bildeten letztere, wenigstens in Griechenland, noch immer als Glieder des Ordens der Pythagoräer und Asklepiaden eine geheiligte Korporation und waren nur von selbstgegebenen Gesetzen abhängig. Mit dem gänzlichen Freiwerden der Kunst verfielen die Ärzte zwar den Gesetzen des Staats; aber weder in Griechenland noch in Rom beanspruchte dieser einen besondern Einfluß auf jeden einzelnen Arzt als solchen. Die ärztliche Praxis blieb frei, wie die Klage des Plinius zeigt. Nur wer in Athen Gehalt und Anstellung als Staatsarzt suchte, mußte in einer öffentlichen Rede erklären, wo und wie er seine Kunst erlernt und wer sein Lehrmeister gewesen.

In Rom war man auf fremde Ärzte angewiesen, die meist griech. Sklaven waren. Es blieb nur übrig, diese Fremdlinge, besonders aber diejenigen, welche die Medizin zu lehren im Stande waren, geradezu als freie Bürger in sich aufzunehmen, um so den Übelstand zu vermeiden, das Leben eines Freien der Hand eines Sklaven übergeben zu müssen. Diese Einrichtung, von Julius Cäsar ins Leben gerufen, sicherte Rom vor dem Mangel an Ärzten. Als aber Augustus noch die Abgabenfreiheit sowie die Freiheit von öffentlichen Lasten hinzufügte, wuchs die Zahl der Ärzte in den Städten bald so sehr, daß Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) sich gezwungen sah, dieselbe in den Städten festzusetzen, was für Rom selbst jedoch erst der Kaiser Valentinian 368 anordnete. Außer der Abgabenfreiheit erhielten die Armen- und ärzte (Archiatri populares und sancti palatii) tens der Kommunen oder des Hofs in der F auch Besoldung. Somit waren nicht nur eigentlichen Kommunalärzte ins Leben geru sondern ein Teil der Ärzte auch wirkliche Sta diener geworden, für welche der Staat nun bestimmte Gesetze geben mußte. Eine wei Folge war, daß die bisher bestandene freie W der Ärzte von seiten der Kommunen aufhörte eine Medizinalbehörde den Eintritt in den Sta dienst von einer wissenschaftlichen Prüfung abh gig machte. Die vorhandenen Archiatri (vom g ἀρχίατρος, aus welchem Worte das deutsche «A hervorgegangen ist) mußten nämlich zu einem K legium zusammentreten, welches das Recht erhi sich nach vorausgegangener Prüfung der Kandi ten durch freie Wahl zu ergänzen; nur für Rom hielt sich der Kaiser die Bestätigung vor, damit, ausdrücklich bemerkt wird, kein Unwürdiger durch Protektion einzuschleichen vermöchte. A alle diese Einrichtungen galten nur für die in Staatsdienst tretenden Ärzte, die nichtangestell waren keiner Art von Kontrolle unterworfen, we nicht Klagen wegen des Honorars u. s. w. vor bürgerlichen Richter gebracht wurden.

Mit dem Verfall des röm. Staates sank a die ärztliche Kunst: sie flüchtete sich in die Hä der Mönche und fand nur unter Juden und A bern wahre Jünger. Erst gegen Ausgang Mittelalters bildete sich wieder ein besonderer ä licher Stand, die «freien Meister der Physica u Erztney». Diese traten, als ihre Zahl wie Ansehen zunahm, nach der Sitte der Zeit als eig Korporation auf, begünstigt von den weltlic Machthabern, und bildeten gewissermaßen eine R publik, deren Häupter die alten Meister und L rer, deren Mittelpunkt und Forum die ärztlich Schulen und Universitäten waren. Die Är wurden mit der Promotion Mitglieder der Fak tät, der sie Treue schwuren und für ihr ganzes L ben, wenigstens in geistiger Beziehung, angehörte und von welcher sie die facultas artem docendi exercendi mit dem später in das Doktordiplo umgewandelten Meisterbrief erhielten. Fürsten u einzelne Städte und Gemeinden wandten sich die Fakultäten und erbaten sich dort ihre Ärz die in dasselbe Verhältnis zu jenen traten, wie früher in Rom stattfand, da mit der allgemein Annahme des röm. Rechts auch röm. Einrichtu gen wieder ins Leben gerufen wurden. Als da die Universitäten sich mehrten und die Reform tion das Band zwischen Wissenschaft und Kirc löste, da gingen die Ärzte völlig im bürgerlich Leben auf. Doch wurde der Aufschwung, der de ärztlichen Stande dadurch ermöglicht war, schw beeinträchtigt durch den Umstand, daß die Dokto würde und somit die Lizenz zur Praxis käufli wurde. Erst der moderne Staat setzte diesem Tre ben Schranken, indem er den Fakultäten die Pr vilegien beschränkte und sich vermittels Staat prüfungen von der Tüchtigkeit derer, welche d ärztliche Praxis ausüben wollten, zu überzeuge suchte. So ward nun vollständig aus dem ein freien Meister der Kunst ein gewerbtreibende Künstler, welcher nach gesetzlichen Taxen kuriert In Preußen mußten sich die Ärzte sogar eine Ze hindurch Gewerbescheine lösen. Der Mangel a allseitig gebildeten wissenschaftlichen Ärzten bracht

geben auch die Entstehung besonderer, einseitig gebildeter Klassen von Ärzten, der Wundärzte, Landärzte, Medicinae practici, Militärärzte u. s. w. mit sich, eine Einteilung und Abstufung, welche dem innern Wesen der ärztlichen Wissenschaft ganz zuwider ist, da sich dieselbe durchaus nicht bruchstückweise und noch weniger ohne vollständige Vorbereitung durch klassische und naturwissenschaftliche Studien aneignen läßt.

Allerdings bleibt es eine schwierige Aufgabe, vollständig durchgebildete Ärzte in hinreichender Zahl, auch für die ärmern Gegenden, sowie für das Militär u. s. w. zu gewinnen und denselben ein genügendes Auskommen zu sichern. Auch steht zu fürchten, daß, wenn alle Ärzte vom Staate angestellt und besoldet werden, ein erstarrender Hauch der Bureaukratie das freie wissenschaftliche Element im ärztlichen Stande lähmen würde. Der ärztliche Stand schwankt demnach zwischen zwei Extremen: dem gänzlichen Aufgehen in die Staatsdienerschaft und dem Prinzip der völlig freien Praxis, wie es in den Vereinigten Staaten obwaltet. Diese Verhältnisse sind es, welche in Deutschland zu einer Medizinalreform drängten, wie sie durch das Gewerbegesetz vom 21. Juni 1869 eine bestimmte Fassung erhalten hat. Die ärztliche Praxis ist hiernach vollständig freigegeben, die Gesetze gegen die Kurpfuscherei sind aufgehoben, es kann sich ein jeder behandeln lassen, von wem er will. Der Staat verlangt von dem jetzigen Arzte eine gründliche Kenntnis der mediz. Hilfswissenschaften, welche im Tentamen physicum öffentlich geprüft wird, und am Schlusse seiner Studien einen Ausweis von seinen Kenntnissen in allen Zweigen der Heilkunst in einem Staatsexamen; besteht der Kandidat dies Examen, so wird er vom Staate approbiert, und der Staat schützt ihn, indem er die unerlaubte Anmaßung dieses Titels verfolgt. Überdies werden ärztliche Staats- und Gemeindeämter nur solchen vom Staate approbierten Ärzten übertragen. Während so erreicht wird, daß alle Ärzte im wesentlichen einen und denselben Bildungsgang durchgemacht und eine und dieselbe Prüfung bestanden haben müssen, daß es also nicht ferner sog. Ärzte zweiter Klasse und besondere Wundärzte gibt, spaltet sich andererseits die ärztliche Thätigkeit wissenschaftlich und praktisch immer mehr in einzelne Zweige, und es treten unter den Ärzten zahlreiche sog. Spezialisten auf, welche sich vorzugsweise nur mit einer besondern Klasse von Krankheiten befassen. Eine solche Beschränkung des ärztlichen Forschens und Handelns würde, wenn sie schon dem Studierenden der Medizin gestattet wäre, zur Einseitigkeit führen, während sie, wenn jeder zuvor die gesamte Heilkunde studiert und einigermaßen geübt hat, als ein großer Fortschritt für die Wissenschaft und eine für die Leidenden sehr wohlthätige Einrichtung anzusehen ist. So gibt es gegenwärtig, außer den Ärzten im allgemeinen, besondere Chirurgen, Geburtshelfer, Augenärzte, Ohrenärzte, Sprachärzte u. s. w. Auch die Zahnheilkunde erhebt sich immer mehr zu einer streng wissenschaftlichen Disciplin. In der Schweiz, Frankreich, in Amerika und an einzelnen deutschen Universitäten haben sich in neuerer Zeit auch Frauen dem Studium der Medizin gewidmet und auf schweiz., franz. und amerik. Universitäten selbst den Doktorgrad erreicht. Die Nachteile, welche dem ärztlichen Stande aus der Freigebung der ärztlichen Praxis erwuchsen, haben die deutschen Ärzte zur Gründung ärztlicher Bezirksvereine veranlaßt, welche die ärztlichen Standesinteressen im vollsten Umfange vertreten sollen und zu diesem Zwecke regelmäßig eine gewisse Anzahl von Delegierten zu den Sitzungen der obersten Landesmedizinalbehörde wie zu dem alljährlich sich versammelnden Ärztetag absenden. Über ihre Thätigkeit berichtet eingehend ein eigenes Organ, das «Ärztliche Vereinsblatt für Deutschland» (Lpz. 1872 fg.).

Aus der Litteratur sind besonders hervorzuheben: Volz, «Der ärztliche Beruf» (Berl. 1870); Baas, «Grundriß der Geschichte der Medizin und des heilenden Standes» (Stuttg. 1876); Marx, «Ärztlicher Katechismus. Über die Anforderungen an die Ärzte» (Stuttg. 1876).

As, Abkürzung (chem. Zeichen) für Arsen.

As (ital. la bemolle; frz. la bémol; engl. a flat) in der Musik der nächste unterhalb a liegende halbe Ton; er wird durch a und ein vorgezeichnetes ♭ bezeichnet.

As war der Name der ältesten röm. Kupfermünze, die angeblich in Rom zuerst unter dem Könige Servius Tullius, in Wahrheit jedoch erst nach dem Beginne der Republik geprägt wurde und ursprünglich das Gewicht eines Pfundes hatte, doch so, daß sie nur etwa 5/6 der gewöhnlichen Libra entsprach. Im Laufe der Zeit aber wurde sie immer mehr reduziert, sodaß sie in der spätern Kaiserzeit nur noch 1/24 ihres ursprünglichen Gewichts wog. Alle Kupfermünzen des alten Italien waren entweder eine Mehrheit oder ein Bruchteil des As. Aber nicht bloß bei der Teilung der Münzen, sondern auch bei Maßen, Gewichten, Erbschaften und Zinsen wurde das Ganze durch As bezeichnet und dies nach dem Duodezimalsysteme in 12 Teile, uncia, d. h. Einheit, geteilt, deren jeder einen besondern Namen hatte, z. B. uncia = 1/12, sextans = 1/6, quadrans = 1/4 u. s. w. Die Kupfermünzen unterschieden sich voneinander durch ein bestimmtes traditionelles Gepräge. So hatten die eigentlichen röm. Kupfermünzen auf dem Avers irgendeinen Götterkopf, z. B. den des Jupiter, beim ganzen As den des Janus u. s. w., und auf dem Revers den Schiffsschnabel nebst der Wertbezeichnung durch 1, 2, 3 u. s. w., Kügelchen für die Zahl der Unzen auf den Bruchteilen des As, röm. Ziffern für das As und die Mehrheiten desselben. Vgl. Budäus, «De asse et partibus ejus» (Vened. 1522 u. öfter); Mommsen, «Über das röm. Münzwesen» (Lpz. 1850) und «Geschichte des röm. Münzwesens» (Berl. 1860); Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862).

As, ein früheres kleines Gewicht in Deutschland und Holland, eine der kleinsten Unterabteilungen des Pfundes und der Mark, ehedem namentlich für Bestimmung der Schwere der Münzen und der andern Gewichte üblich. Es ist in neuerer Zeit außer Gebrauch gekommen, weil man sich dafür des franz. Grammgewichts und der Decimalteile des Pfundes bedient. Die alte kölnische Mark wurde in 4020 kölnische As eingeteilt und wog 4864,68 holländ. As. Die alte holländ. Troy-Mark hatte 5120, das doppelt so schwere holländ. Troy-Pfund 10240 holländ. As (Asen). Von den vorzugsweise zum Wägen der Goldstücke auch in Deutschland gebräuchlich gewesenen holländ. As sind 20,8066 oder etwas reichlich 20⅘ = 1 g.

oder es ist 1 holländ. As = 0,048063 g. In Preußen war durch eine Cirkularverfügung des Handelsministers vom 18. Jan. 1854 bestimmt worden, daß für das Goldmünzgewicht fortan das Grän (deren die preuß. oder Zollvereinsmünz-Mark 288 hatte) in 16 preuß. As geteilt werden solle, sodaß die preuß. Mark = 4608 preuß. As; die von der preuß. Normal-Eichungskommission ausgegebenen Goldgewichtssysteme enthielten schon seit 1831 diese Sechzehntel-Gränstücke, aber bis zu jener Verfügung unter der Benennung «Gränteile». Nach der preuß. Verordnung vom 5. Mai 1857 aber, welche das neue Pfund (das jetzige deutsche) von 500 g als Gold-, Silber- und Münzgewicht einführte, war dasselbe als solches in 1000 Tausendteile zu teilen, der Tausendteil in 10 As und weiter in decimale Bruchteile; dieses neue preuß. As war demnach = $^1/_{10000}$ deutsches Pfund oder $^1/_{20}$ g und demnach = 1,040296 oder fast genau $1^1/_{25}$ holländ. As. Das sog. Dukatenas war ein Gewicht, von welchem 4020 eine kölnische Mark betrugen, und demnach das nämliche wie das erwähnte kölnische As. In Österreich nennt man dasselbe Dukatengran; der Dukaten als Goldgewicht hat 60 solche Dukatengran.

Ås (spr. Ohs, Plural Åsar) ist die schwedische, in die allgemeine geolog. Terminologie übergegangene Bezeichnung für bis 60 m hohe, wallartige Geröll- und Sandanhäufungen, welche sich mehrere Kilometer lang und in einer gewissen Parallelität zueinander durch Schweden ziehen, wobei sie Meereshöhen von über 350 m erreichen können. An ihren Fuß pflegen sich marine, molluskenführende Schichten anzulagern. Daß sie Gebilde der Glacialzeit sind, steht fest, doch ist ihre Entstehungsweise noch nicht aufgeklärt.

Asa dulcis, s. Benzoë.

Asa foetida, auch Stinkasant oder Teufelsdreck genannt, stammt zum größten Teile von der zu der Familie der Umbelliferen gehörenden Scorodosma foetidum (Ferula Asa foetida *L.*). Diese Pflanze findet sich zwischen dem Aralsee und dem Persischen Meerbusen. Am häufigsten kommt sie bei Chiwa, Khorasan und Herat vor, woselbst die etwa 2 m hohe Pflanze förmliche Wäldchen bildet. Auch Narthex Asa foetida liefert Asa foetida. Obschon das Harz an der Wurzel der Stammpflanzen in ganzen Stücken haftet, wird dennoch behufs reichlicher Gewinnung die Pflanze angeschnitten. Es tritt ein weißer Milchsaft hervor, der an der Luft sich nach und nach braun färbt. Ältere Stücke sind hart und spröde. Die beste Handelssorte von Asa foetida besteht aus ziemlich homogenen, 1—3 cm im Durchmesser haltenden Stücken, welche je nach ihrem Alter weißlich bis braun gefärbt sind; diese wird im Droguenhandel als Asa foetida in lacrymis bezeichnet, eine andere Sorte, Asa foetida in massis amygdaloides bildet formlose Klumpen von dunkler, etwas schmieriger Grundmasse, in welche weiße oder rötlich violett gefärbte, mandelartige Massen eingebettet sind. Beide Sorten sind für den pharmaceutischen Gebrauch zulässig, dagegen ist Asa foetida petraea ein sehr unreines, vielfach verfälschtes Produkt, welches nicht einmal in der Veterinärpraxis verwendet werden sollte. Der Geruch der Asa foetida ist unangenehm knoblauchartig, der Geschmack bitter, scharf und lange anhaltend. Die Asa foetida enthält (abgesehen von absichtlichen Beimengungen) Harz (50 Proz., s. Ferulasäure), Gummi (36 Proz.) und ätherisches Öl, welches letztere schwefelhaltig ist. Die Asa foetida dient im Orient zum Würzen der Speisen; bei uns wird sie medizinisch (als kräftiges Reizmittel für das Nervensystem, als krampfstillendes Mittel bei Hysterie, Hypochondrie, Asthma und nervöser Kolik sowie als Wurmmittel, innerlich in Form von Pillen, Emulsion oder Tinktur, als Klystier, Pflaster, Liniment u. s. w.) verwendet. Die deutsche Pharmakopöe führt außer der Asa foetida selbst noch eine Tinctura Asae foetidae, bestehend aus 1 Teil Asa foetida und 5 Teilen Alkohol.

Asaky (Georg), rumän. Schriftsteller, geb. 1. März 1788, wurde in Deutschland und Italien erzogen und widmete sich dann in Wien dem Studium der Mathematik und Astronomie. In seine Heimat zurückgekehrt und zum Ministerialrat ernannt, verfaßte er rumän. Schulbücher und Grammatiken, errichtete die erste Druckerei in Rumänien und gründete ein rumän. Journal, das er selbst 30 Jahre hindurch redigierte. Als Chef des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht gründete A. seit 1856 zahlreiche Elementarschulen, Gymnasien, Kunst- und Gewerbeschulen, sowie eine Akademie. A. starb zu Jassy 24. Nov. 1869. Seine Gedichte (2. Aufl., Jassy 1854) sind jetzt verschollen. Auch schrieb er eine «Geschichte Rußlands».

Asal, Salzsee im nördl. Ostafrika, s. Assal.

Asanen oder Assanen, ein im ostsibir. Kreise Krasnojarsk an den Ufern des Jenissei lebender, sich zum Christentume bekennender, tatar. Volksstamm, welcher bis Ende des 18. Jahrh. noch stammweise zusammenwohnte, jetzt aber kaum noch hundert zerstreute Familien umfaßt.

Asant (Stinkasant), s. Asa foetida.

Asaria, s. Usia.

Asărum (Haselwurz), eine von Tournefort aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Aristolochiaceen, von welcher bisjetzt nur wenige Arten bekannt geworden sind. In Europa kommt nur eine, auch in Deutschland häufige Art vor, das A. europaeum. Diese gewürzhaft duftende Pflanze, welche auf humoser, feuchter Lauberde in schattigen Wäldern, Gebüschen und Hecken wächst, hat einen unterirdischen, kriechenden, gabelteiligen, gegliederten, unregelmäßig vierkantigen, graubraunen Wurzelstock, welcher langgestielte, nierenförmige Blätter und am Ende der Äste zwischen je zwei gegenständigen Blättern stehende Blüten treibt. Letztere sind sehr kurz gestielt, braunviolett und bestehen aus einem unterständigen Fruchtknoten und einem darauf eingefügten dreiteiligen Perigon mit an der Spitze einwärtsgebogenen Zipfeln. Der Wurzelstock dieser Pflanze war unter dem Namen Rhizoma Asari offizinell. Er ward in Pulverform als Niesmittel, ferner als Dekokt zur Beförderung der Harnabsonderung und der Hautausdünstung gebraucht, früher auch als Brech- und Purgiermittel. Er riecht baldrianartig, schmeckt scharf und widerlich bitter und enthält zwei eigentümliche Stoffe: Asarin, einen braunen, Brechen erregenden, ekelhaft bittern, in Wasser und Alkohol löslichen Stoff, und Asarumöl, gelb, dick, von scharfem, brennendem Geschmack und baldrianartigem Geruch.

Asasel wird in den mosaischen Vorschriften über die Gebräuche am großen Versöhnungstage (s. d.) der Israeliten erwähnt (3 Mos. 16). Zwei Ziegenböcke wurden an diesem Tage zum Sündopfer vor den Brandopferaltar gestellt und durch

das Los der eine für Jahwe, der andere für den A. bestimmt, jener als Sündopfer geschlachtet und sein Blut ins Allerheiligste gebracht, dieser, nachdem auf sein Haupt durch Handauflegung des Hohenpriesters alle Schuld des Volks übertragen worden, in die Wüste getrieben «zu A.» Was unter diesem A. zu verstehen sei, darüber sind die Meinungen geteilt; die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte die Ansicht für sich haben, welche in A. einen Wüstendämon sieht, dem ursprünglich in seiner Heimat eine Mondgottheit entsprochen habe. Denn der betreffende Teil des Bußtagsrituals scheint den Hebräern von außen her, und zwar von einem Volke indogerman. Ursprungs, zugekommen zu sein. Diese Vermutung gründet sich auf die Thatsache, daß auch bei einem Feste der alten Preußen (Litauen) die gleichen Gebräuche vorkamen: der Waidelott führte einen Bock in die Mitte, legte seine Hände auf ihn, rief alle Götter an, und die Preußen bekannten dann öffentlich ihre Sünden.

Asben, Oasenland, s. Air.

Asbest nennt man verschiedene faserige Mineralien, die besonders mit Hornblende und Augit, aber auch mit Glimmer und Serpentin in Beziehung stehen. Der eigentliche A. stimmt nach seinen chem. Bestandteilen mit der Hornblende (s. d.) überein und kann als eine langfaserige, meist eisenfreie oder eisenarme Abänderung derselben betrachtet werden. Er ist durchscheinend, seidenglänzend, biegsam oder spröde, fühlt sich fettig an und hat eine weißliche, lauchgrüne, ins Gelbliche oder Graue übergehende Farbe. Wenn die einzelnen Fasern sich verfilzen, so entsteht der sog. Bergkork (Bergleder, Bergpapier), der sich namentlich auf Erzgängen und in den Hochalpen vorfindet. Werden dieselben infolge von Verwitterung holzbraun und kommen krummblätterige Stücke wie Äste darin vor, wie am Schneeberge bei Klausen in Tirol, so nennt man das Mineral Bergholz. Sind endlich die Fasern außerordentlich zart, mit einem seidenartigen Schiller, gehen sie im Wasser leicht auseinander und zeigen sie sich so biegsam, daß sie der schönsten weißen Seide gleichen, so führt es den Namen Amiant oder Bergflachs, dessen Hauptlager namentlich der Talkschiefer in den Hochgebirgen bildet. Der Byssolith gleicht blonden oder grauen Menschenhaaren. Der Serpentinasbest oder Chrysotil ist eine faserige, gelblich-grüne Abänderung des Serpentins mit goldigem Schiller und besteht aus wasserhaltiger kieselsaurer Magnesia. Er bildet Schnüre im Serpentin und findet sich namentlich zu Reichenstein in Schlesien und zu Baltimore (Baltimorit). Die biegsamen Abänderungen des A. und Amiants dienen zur Verfertigung unverbrennlicher Schnüre und Gewebe. Sie werden zu diesem Zwecke in Wasser eingeweicht, ausgewaschen, getrocknet und, mit Flachsfasern vermengt, mittels der Spindel in Fäden gesponnen, wobei man die Finger mit Öl benetzt. Das Weben geschieht auf die gewöhnliche Art. Im Feuer brennt dann bloß der Flachs heraus, das Gewebe wird nicht zerstört. Die Alten sollen sich, nach Plinius, desselben zu Leichengewändern bedient haben, um beim Verbrennen die Asche der Toten von der des Holzes zu sondern. Die Gewänder waren aber so kostbar als Perlen. Kaiser Karl V. hatte ein Tischzeug von A., das er zur Belustigung seiner Gäste nach eingenommener Mahlzeit ins Feuer werfen ließ. Kleider von A. hat man für Feuerlöschmannschaften in Vorschlag gebracht. Den Amiant hat man auch zu unverbrennlichen Lampendochten und, mit Papiermasse vermengt, zu plastischen Arbeiten benutzt; bei den frühern chem. Feuerzeugen diente er zur Aufnahme der Schwefelsäure.

Asbestpackung (frz. garniture d'asbeste, engl. asbestus packing), s. unter Dampfmaschine.

Asbjörnsen (Peter Kristen), namhafter norweg. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1812 zu Christiania, bezog 1833 die Universität daselbst, übernahm aber bald darauf eine Stelle als Hauslehrer, welche ihm hinreichend Muße ließ, sich mit botan. und zoolog. Studien, sowie mit dem Einsammeln von Volkssagen und Volksmärchen zu beschäftigen, und kehrte erst 1837 nach Christiania zurück, wo er einige Jahre Medizin und Naturwissenschaften studierte. Seit 1846 unternahm er auf Kosten der Regierung mehrere Reisen, teils längs der norweg. Küsten, um die Fauna der Küstengewässer zu erforschen, teils durch das Innere des Landes, um seine Sammlungen von Sagen und Volksmärchen zu vervollständigen. Auch begleitete er 1849—50 die Kriegskorvette Adler auf ihrer Expedition nach dem Mittelmeere. Einige Jahre darauf wandte er sich dem Forstwesen zu und studierte 1856—58 auf der Forstakademie zu Tharand in Sachsen. Nach seiner Rückkehr nach Norwegen erhielt er im Ministerium des Innern eine Anstellung als Forstmeister. Außer einer großen Anzahl naturwissenschaftlicher, besonders zoolog. Arbeiten, wie «Das wilde Renntier und die Renntierjagd in den norweg. Alpen» (1852), «Das Elentier und die Elentierjagd» (1851), «Die Litoralfauna des Christianiafjord» (1853) u. s. w., hat A. mehrere geschätzte populäre naturwissenschaftliche Bücher veröffentlicht, wie die «Naturhistorie for Ungdommen» (6 Tle., Christ. 1839—49) und «Kortfattet Naturlaere» (Christ. 1841). Sein Hauptwerk jedoch ist die Sammlung der «Norske Folke-Eventyr» (herausg. mit J. Moe, Christ. 1842—43; 4. Aufl. 1868; neue Sammlung, Christ. 1871). Demselben schließen sich «Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn» (Sammlung 1 u. 2, Christ. 1845—48; 3. Aufl. 1870) an. Viele Mitteilungen aus dem Leben des norweg. Volks enthalten auch mehrere von ihm herausgegebene Sammelwerke, wie «Juletraet» (1850—52 u. 1866), «Ydale» (1851), «Hjemmet og Vandringen» (1847) u. s. w.

Ascanius, der Sage nach Sohn des Äneas (s. d.) und der Kreusa, verließ das brennende Troja an der Hand seines Vaters und kam mit diesem nach Italien, wo Äneas mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte und Erbe von dessen Reiche ward. Nach Äneas übernahm A. die Regierung, ließ Lavinia, die aus Furcht vor A. in die Wälder floh und dort von einem Sohne entbunden ward, zurückführen und erbaute Albalonga, wo nach seinem Tode der Sohn der Lavinia, (Äneas) Sylvius, König ward, während A.' eigener Sohn, Julus, der angebliche Ahnherr des Geschlechts der Julier, mit einem erblichen Priestertume abgefunden wurde. Nach andern ward A. selbst der Name Julus beigelegt.

Ascariden oder Spulwürmer gehören zu derjenigen Klasse der Würmer, welche ihres walzenförmigen Körpers wegen Rundwürmer genannt worden sind. Die Familie der Spulwürmer unterscheidet sich von andern Eingeweidewürmern

ähnlicher Gestalt durch die Ausbildung von drei Lippen am Munde. Der Körper dieser Würmer ist drehrund, die Haut fest, elastisch, die Eingeweide darin wie in einer Röhre aufgehängt. Die Geschlechter sind stets getrennt, die Männchen meist kleiner als die Weibchen, welche eine ungeheuere Menge von Eiern legen, die mit dem Kote des Individuums, in welchem der Wurm lebt, abgehen und vielleicht mittels stärkemehlhaltiger Pflanzennahrung wieder eingeführt werden, auf der die Jungen in Gestalt mikroskopischer Würmchen hausen. Die bekannteste Art von A. ist der gemeine Spulwurm (Ascaris lumbricoides), welcher vorzüglich in dem Darme des Menschen, hin und wieder aber auch im Pferde, Rind und Schweine vorkommt, äußerlich einem Regenwurme gleicht, spannenlang wird und die Wurmkrankheit der Kinder veranlaßt. Die von den Spulwürmern verursachten Zufälle sind selten so heftig, wie die vom Bandwurme hervorgebrachten; auch gehen diese Parasiten entweder von selbst ab, oder sind wenigstens durch eine angemessene ärztliche Behandlung sehr leicht zu entfernen. Man bedient sich zu ihrer Vertreibung namentlich des Zittwersamens und des Santonins. Eine zweite Art aus derselben Familie ist der **Pfriemenschwanz** oder **Spitzschwanz** (Oxyuris vermicularis), der höchstens 9 mm lang wird, einen spitzen Schwanz hat und zu Tausenden im After und Mastdarme der Kinder schmarotzt, wo er ein höchst lästiges Jucken verursacht und üble Gewohnheiten herbeiführen kann. Waschungen und Klystiere mit Kalkwasser oder verdünntem Essig töten den Schmarotzer sofort. Wie die Würmer dieser Familie in den Menschen gelangen, ob direkt durch die mikroskopischen Eier oder durch Beihilfe eines Zwischenwirtes, ist noch nicht festgestellt.

Ascendenten, s. unter **Descendenten.**

Ascension oder **Himmelfahrtsinsel,** eine zum brit. Gouvernement der Goldküste gehörige isolierte Insel vulkanischen Ursprungs im Atlantischen Ocean, unter 7° 58′ südl. Br. und 3° 16′ östl. L. (von Ferro), ungefähr 1500 km nordwestlich von St. Helena und 1580 km südwestlich vom nächsten Punkte des afrik. Kontinents, dem Kap Palmas, gelegen, ist 88 qkm groß und erhielt ihren Namen, weil sie von dem im Dienste Portugals stehenden Spanier Juan de Nova 1501 am Himmelfahrtstage entdeckt wurde. Die Insel, welche mit ihrem nackten Felsrücken und ihren von Lava, Sand und vulkanischer Asche bedeckten Ebenen im Green-Mountain bis zu 860 m über das Meer emporgehoben ist, hat zwar ein sehr gesundes und gemäßigtes Klima, aber nur spärliches Wasser. In 600 m Höhe ist ein Sanitarium für die brit. Soldaten an der Guineaküste erbaut, von wo ein Wasserlauf zur Ankerstelle geht. Außer Farnkräutern und einigen Grasarten, welche zahlreichen Ziegenherden zur Weide dienen, ist die Insel fast ganz von Bäumen entblößt. Von Säugetieren finden sich nur Ziegen, Ratten und Katzen in wildem Zustande; an Seevögeln, riesigen Schildkröten, die bis 500 kg schwer vorkommen, und guten Fischen herrscht Überfluß. A. wurde 1815 von den Engländern besetzt und als Wachtposten gegen Versuche zur Befreiung Napoleons auf St. Helena benutzt. Die Wohnungen und Verpflegungslokale der kleinen Garnison befinden sich auf der Nordwestseite der Insel, welche in neuester Zeit als Schiffahrtsstation und als Proviantetablissement für die Ostindienfahrer wie für die mit der Unterdrückung des Sklavenhandels beschäftigten Schiffe mehr Bedeutung erhalten hat.

Ascension (astron.), s. **Aufsteigung.**

Ascēse (Askese) und **Ascēten** stammt vom griech. ἄσκησις, das die Einübung einer Sache bezeichnet und besonders von der Lebensart und den Übungen der Wettkämpfer oder Athleten gebraucht wurde, welche nicht nur ihren Körper abhärten, sondern sich auch starker Getränke und aller erschlaffenden Genüsse enthalten mußten. In den Schulen der Philosophen, besonders der Stoiker, hieß Ascese die Einübung dessen, was zur Beherrschung der Begierden und Leidenschaften gehört. In beiderlei Sinne ging das Wort über in den Sprachgebrauch der ersten Christen, wozu schon die paulinischen Briefe Anlaß gaben, indem sie die Christen mit Wettkämpfern vergleichen, welche mit Satan, der Welt und ihrem eigenen Fleische zu kämpfen haben. Die Ursprünge der christl. Ascese liegen in der dualistischen Weltanschauung des Zeitalters, welches Gott und Materie, Geistiges und Sinnliches als unverträgliche Gegensätze betrachtete und daher die möglichste Abtötung des Leibes für das sicherste Mittel hielt, den Geist von den Banden der Materie zu befreien. Die eigentliche Heimat der Ascese ist der alte Orient, und ihre abenteuerlichsten Formen finden sich außerhalb des Christentums, bei Indern, Phrygern, Babyloniern und Syrern. Die entsetzlichsten Selbstquälereien und Selbstverstümmelungen gehen namentlich in den syr. und phryg. Kulten Hand in Hand mit bacchantischem Taumel und üppiger Sinnenlust. Dagegen sind die Ungeheuerlichkeiten des ind. Büßertums aus jener Weltverachtung hervorgegangen, welche in der ganzen Sinnenwelt nur eine Welt des Scheines sah und im Buddhismus schließlich die Auflösung alles individuellen Daseins in das Nirwana, d. h. in das Nichts, als die einzig wahre Erlösung von allem Elende des Lebens betrachtete. Mildere Formen nahm die Ascese bei den Persern und Ägyptern an. Bei den letztern beschränkt sie sich auf strenge Reinlichkeit und Enthaltung von gewissen, als verunreinigend geachteten Genüssen (z. B. von Schweinefleisch) und auf stete Vergegenwärtigung des bevorstehenden Todes.

Die jüd. Reinigungsvorschriften und Speiseverbote, desgleichen die Beschneidung, die gesetzlichen Fasten u. a. m. sind wahrscheinlich von den Ägyptern herübergenommen, werden aber bei den alten Hebräern dem religiösen Gedanken dienstbar gemacht, daß Israel als das Eigentumsvolk Gottes sich von allem Unreinen, welches das Bundesverhältnis mit Gott stören kann, fernhalten müß. Besonders strenge Enthaltsamkeit von allem, was für verunreinigend galt, war namentlich den Leviten und Priestern für die Zeit, in der sie Tempeldienst hatten, auferlegt. Daneben erschienen freiwillige Gelübde, sich gewisser gesetzlich erlaubter Genüsse zu enthalten, als Zeichen besonderer Frömmigkeit (z. B. bei den Rechabitern und Nasiräern), und ebenso galt strenges Fasten und Enthaltung von berauschenden Getränken bei Propheten und Gotteshelden als notwendige Vorbereitung zum Empfange besonderer göttlicher Offenbarungen. Aber erst im spätern Judentume machten unter fremden Einflüssen teilweise auch dualistische

Anschauungen von der Unreinheit der Materie sich geltend, so namentlich bei den ägypt. Therapeuten (s. d.) und wie es scheint auch bei den Essäern Palästinas. Um die Zeit von Christi Geburt finden sich ähnliche Anschauungen auch in der griech. Welt, besonders da, wo Griechen und Orientalen in nähere Berührung traten, verbreitet. Der Neupythagoreismus und der spätere Neuplatonismus sind die bezeichnendsten Erscheinungen dieser auf den schroffen Gegensatz von Geist und Materie gegründeten Ethik, deren Forderungen namentlich die Enthaltung von Fleischgenuß und vom geschlechtlichen Umgange, als Hauptbedingung der Vereinigung mit Gott, sind.

Das Christentum hat diese Lebensanschauung als eine weitverbreitete Zeitrichtung bereits vorgefunden. In dem Evangelium Jesu findet sich allerdings davon nichts. Aber die Erwartung des baldigen Anbruchs der messianischen Zeit lenkte von Anbeginn an den Blick der Gläubigen von der Gegenwart auf die Zukunft hinweg, und die Vorstellung von der gegenwärtigen Weltperiode, als einer vom Satan beherrschten, führte notwendig zu jener Weltflucht, welche zumal inmitten einer ungläubigen Welt und unter dem harten Drucke der Verfolgungszeiten, die Signatur der ältesten Christengemeinde geworden ist. Auch der aus dem Judentume herübergenommene Gegensatz von Fleisch und Geist oder der irdisch-materiellen, der Vergänglichkeit geweihten Leibessubstanz und dem überirdischen und übersinnlichen, allein eine unvergängliche Dauer verbürgenden Lebensprinzip, das den Gläubigen von oben her mitgeteilt sei, mußte einer dualistischen Ascese die Wege bereiten, die denn auch bald, besonders unter essäischen und heidnisch-orient. Einflüssen, in der ältesten Kirche Eingang fand. Dennoch hat diese dualistische Lebensanschauung nur die von der Kirche frühzeitig abgetrennten Kreise der Gnostiker (s. d.) und auch diese nur teilweise, beherrscht, während schon das kath. Christentum des 2. Jahrh. durch die Unterscheidung einer höhern und einer niedern Sittlichkeit mit der Welt ein Abkommen traf und die ascetische Zeitrichtung in eine geordnete Bahn lenkte. Die Scheu vor dem heidnischen Staate und der heidnischen Gesellschaft, die Fernhaltung von Staats- und Kriegsdiensten, von öffentlichen Lustbarkeiten, Kampfspielen und Schauspielen, welche den Christen der drei ersten Jahrhunderte gemein ist, erklärt sich zur Genüge aus der allgemeinen Lage der Christengemeinden inmitten einer heidnischen Welt, in welcher die Befleckung mit Götzengreueln ohne Weltflucht fast unvermeidlich war, hat aber ihren Grund keineswegs in einer eigentlich ascetischen Weltanschauung. Wirkliche Ascetik tritt dagegen in der namentlich bei den Montanisten (s. d.) gesteigerten Fastenstrenge und in noch höherm Grade in der früh verbreiteten Ansicht von der besondern Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens hervor. Dennoch galt namentlich die ewige Jungfräulichkeit als eine freiwillige Enthaltsamkeit besonders Begnadigter, keineswegs als Vorschrift für alle. Während die zweite Ehe in montanistischen Kreisen überhaupt von der herrschenden Meinung wenigstens den Geistlichen untersagt wurde, blieb in der kath. Kirche die einmalige Ehe den Priestern jahrhundertelang allgemein gestattet, und das später im Abendlande eingeführte Cölibat (s. d.) erwuchs erst aus einer allmählich gesteigerten hierarchischen Vorstellung von der höhern Heiligkeit des geistlichen Standes. Dagegen gehen die Anfänge des Anachoretentums und Mönchswesens schon bis ins Ende des 3. Jahrh. zurück, und die seit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion zunehmende Verweltlichung der Kirche trieb bald Unzählige in die Einöden oder hinter Klostermauern, um hier ein ascetisches Leben zu führen. Die Kirche kam einer weitverbreiteten Zeitrichtung entgegen, indem sie unbeschadet ihrer immer glänzender sich entwickelnden Machtstellung in der Welt, die klösterliche Weltflucht zu einer geordneten, in feste Schranken eingeschlossenen Institution erhob und mit dem Ruhme höherer Heiligkeit auszeichnete. Die Folge war früh schon eine Veräußerlichung der mönchischen Ascese, gegen deren vermeintliche Verdienstlichkeit einzelne erleuchtete Geister, wie Vigilantius und Jovinianus, vergeblich ankämpften. Im Mittelalter wiederholte sich innerhalb der abendländ. Christenheit noch einmal der schroffe Gegensatz selbstquälerischer Ascese und roher, ungebändigter Sinnlichkeit. Das Klosterleben erreichte damals den Hohepunkt seiner Entwickelung; gleichzeitig kamen als Übungen kirchlicher Zucht allerlei Kasteiungen des Leibes auch in bürgerlichen Kreisen auf und wurden von der Kirche als ein Mittel, ihre Herrschaft zu befestigen, eifrig empfohlen. Je mehr aber die Meinung überhandnahm, daß solch äußere Ascese als solche Gott wohlgefällig sei, desto stärker zeigte sich einer derartigen Veräußerlichung der Sittlichkeit gegenüber die Opposition, bald im Namen einer wirklichen, aber ernst gemeinten ascetischen Lebensansicht, wie schon seit dem 11. Jahrh. bei den Katharern, Waldensern u. a., bald im Namen einer innerlichern und geläutertern Frömmigkeit, wie bei den Vorläufern der Reformation, bald endlich im Namen einer aufgeklärten Weltbildung, wie bei den ital. und deutschen Humanisten seit dem 14. und 15. Jahrh. Der Protestantismus hat die höhere Verdienstlichkeit all dieser ascetischen Übungen bestritten. Indem er in ihnen eine Verdunkelung, ja Verleugnung des Grundartikels im Evangelium, der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein aus der Gnade durch den Glauben erblickte, machte er dem Mönchtume und allen äußern kirchlich gebotenen Werken innerhalb seines Bereichs mit Einem Schlage ein Ende. Dennoch sind auch den prot. Kirchengemeinschaften ascetische Anschauungen nicht völlig fremd geblieben. Im Gegensatze zu der luth. Orthodoxie, welche das Hauptgewicht auf die «reine Lehre» legte, forderte namentlich der Pietismus wieder «ein heiliges Leben» und verstand diese Heiligkeit im Sinne wieder einer weltflüchtigen Moral, welche auf gewisse äußere Merkmale der Wiedergeburt und auf allerlei äußere Entsagungen, wie von Tanz, Spiel, Schauspielbesuch und jeder Art Luxus, ein entscheidendes Gewicht legte. Eine ähnliche Richtung zeigen die Methodisten (s. d.) und andere engl. und amerik. Sekten, zum Teil bis zur Karikatur, wie die amerik. Shakers. (S. Baptisten.) Vgl. Zöckler, «Kritische Geschichte der Ascese» (Frankf. 1863).

Asch, Stadt im Bezirke A. des Königreichs Böhmen, unweit der sächs. und bayr. Grenzen, am Fuße des Hainbergs, an der Eisenbahn von Hof nach Eger, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und einer evang. Superintendentur sowie eines Hauptzollamts, zählt (1880)

13209 E. (darunter 9904 Protestanten) und hat eine große evang. Kirche, in welche auch 14 Dörfer, darunter 6 bayrische, eingepfarrt sind, eine neue kath. Kirche, zwei Bürger- und eine Web- und Wirkschule. Der Ort mit seiner Umgebung ist Sitz einer bedeutenden Industrie, die halbseidene, halb- und ganz wollene Kleiderstoffe (auf 6—7000 Webstühlen mit 11000 Arbeitern) und Strumpfwaren sowie andere baumwollene und wollene Wirkwaren (2300 Arbeiter) liefert. Daneben bestehen mehrere mechan. Webereien, Färbereien und Bleichereien. — Die Bezirkshauptmannschaft A. (154 qkm, 1880 mit 32230 E., wovon 23220 Protestanten) umfaßt die nordwestlichste Ecke Böhmens und bildete früher die Herrschaft A., die, ursprünglich reichsunmittelbares Gebiet, von ihrem Besitzer Albert von Neydberg 1331 der Krone Böhmen zu Lehn aufgetragen ward, wofür König Johann der Luxemburger die Stadt für immer von Steuern befreite. Die wirkliche Einverleibung des Gebiets erfolgte nach mehrjährigen Streitigkeiten erst 1770 und 1771. Die Reformation fand in A. zu derselben Zeit Eingang wie in Sachsen, und es galt dort auch sächs. Kirchenrecht, bis im März 1775 ein eigenes evang. Konsistorium für das Gebiet begründet ward, das bisher unter dem Konsistorium zu Dresden gestanden hatte.

Aschaffenburg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, liegt in reizender und gesunder Gegend rechts am Main, in welchen unweit der Stadt die Aschaff einmündet, sowie an der Bayrischen Staatsbahn (Linien Nürnberg-A. und A.-Amorbach) und der Hessischen Ludwigsbahn (Linien Darmstadt-A. und Frankfurt-A.). Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und mehrerer Verwaltungsbehörden und zählt (1880) 12175 E. Unter den öffentlichen Gebäuden ist vor allem das Schloß Johannisburg zu erwähnen, welches 1605—14 vom Kurfürsten Johann Schweikard von Mainz aus roten Sandsteinquadern aufgeführt wurde, ein Viereck (jede Seite 95 m lang) mit vier 58 m hohen Ecktürmen bildet und jahrhundertelang die Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz war. Es enthält eine Bibliothek mit Inkunabeln und einigen wegen ihrer trefflichen Miniaturen wertvollen Evangelienbüchern, eine Kupferstichsammlung von 20000 Blättern und 382 Gemälde, worunter mehrere gute altdeutsche und niederländische. Die Stiftskirche, 980 begründet, ist im roman. Stil erbaut, doch mit spätern An- und Umbauten, und umschließt mehrere interessante Denkmäler (die heil. Margareta, Albrecht von Brandenburg als Kurfürst von Mainz, Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal). Außer der Militärkaserne und dem städtischen Krankenhause ist noch das Pompejanische Haus (Pompejanum) zu erwähnen, welches König Ludwig I. von Bayern 1842—49 dem Hause des Kastor und Pollux zu Pompeji treu nachbilden und mit in antikem Geschmack gearbeiteten Gerätschaften versehen ließ. Auf dem Kirchhofe vor dem Wermbacher Thore befindet sich das Grab von Clemens Brentano (gest. 1842), sowie das von Heinse, dem Dichter des «Ardinghello». Über den Main führt eine 1430 erbaute, 250 m lange steinerne Brücke. Außer der Forstlehranstalt für ganz Bayern befinden sich zu A. ein Gymnasium, eine Lateinische Schule, eine Realschule, ein Kapuzinerkloster, ein Knabenseminar, ein Englisches Fräuleinstift mit Erziehungsanstalt, sowie eine königl. höhere weibliche Bildungsanstalt mit Lehrerinnenseminar u. s. w., wozu noch viele Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen kommen. Die Haupterwerbsquellen der Bewohner sind neben der Landwirtschaft die gewöhnlichen städtischen Gewerbe sowie Handel mit Holz und Bausteinen. Unter den Fabriken nehmen die für Buntpapier den ersten Rang ein, ferner eine große Weißpapierfabrik. Schöne Anlagen, wie das Schönthal, die Fasanerie, der Schön-Busch (am linken Mainufer, mit königl. Lustschloß und Orangerie), umgeben die Stadt.

Geschichtliches. A. (Asciburgum, Askafaburg) ist sehr alt; es bestand schon, als die Römer nach Deutschland kamen. Diese benutzten die günstige Lage zur Erbauung eines Kastells. Nachmals ward diese Gegend der Decumatischen Landschaft ein Teil des rheinfränk. Herzogtums. Otto I., Herzog von Schwaben und Bayern, gründete 974 zu A. ein Kollegiatstift, das viel zum Aufblühen der Stadt beitrug. Nach Ottos Tode kam sie an das Erzstift Mainz und blieb bei demselben bis zur Auflösung des Deutschen Reichs. Auf dem hier 1447 abgehaltenen Reichstage wurden die Konkordate deutscher Nation eingeleitet, welche später zu Wien abgeschlossen wurden und deshalb Aschaffenburger oder Wiener Konkordate heißen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden alle geistlichen Staaten aufgehoben, nur der Kurfürst-Reichserzkanzler, Karl von Dalberg, behielt die Regierung mit einem beschränkten Gebiete, wozu auch das Fürstentum A. gehörte. Als 1810 Dalberg zum Großherzog von Frankfurt erhoben ward, bildete A. die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Nach Napoleons I. Fall kam das Fürstentum A. auf kurze Zeit an Österreich, wurde aber durch den Vertrag vom 24. Juni 1814 an Bayern abgetreten. Im Deutschen Kriege von 1866 kam es bei A. am 14. Juli zu einem Gefecht, in welchem eine österr. Division von den Preußen geschlagen wurde. Als die Mainarmee unter Vogel von Falckenstein nach den Gefechten an der Fränkischen Saale über den Spessart gegen A. vorging, entsendete Prinz Alexander von Hessen, Befehlshaber des 8. Bundeskorps, die Division Neipperg zur Verteidigung dieses wichtigen Mainübergangs. Die Division stellte sich vor der Stadt, den Fluß mit einer einzigen Brücke im Rücken, auf und wurde nach hartnäckigem Waldgefecht um die Fasanerie durch das Vordringen der Preußen längs des Eisenbahndammes auf A. zurückgeworfen, welches die Preußen hierauf erstürmten.

Aschango, ein Negervolk im westl. äquatorialen Afrika nördlich von Loango, 370 km von der Küste des Atlantischen Oceans entfernt. Ihr Land bildet eine 375 m hohe Hochebene, auf der sich Höhen zu 580 und 760 m Höhe erheben, ist ganz mit Wald bedeckt, zeigt aber geringe animalische Belebung. Die Gewässer fließen ostwärts einem Nebenflusse des Congo zu. Die A. unterscheiden sich nicht wesentlich von den westlich von ihnen wohnenden Ischogos, obwohl sie eine andere Sprache sprechen. Sie sind Fetischanbeter, halten Sklaven und zerfallen in zahlreiche Unterstämme. Zwischen ihnen in den Wäldern wohnen die zu den Zwergvölkern des innern Afrika gehörenden schmutziggelben, äußerst scheuen Opongos (Obongos); diese sind 1,3 m groß, wohnen in engen, niedrigen Laubhütten und wechseln ihren Aufenthalt sehr häufig. Vgl. Du Chaillu, «A journey to Ashango-Land» (Lond. 1867).

Aschanti (engl. Ashantee), richtiger Asante, ein kriegerisches Negervolk in Guinea, im N. der Goldküste. Nach O. hin reicht ihr gleichnamiges Gebiet über den Voltafluß bis an Dahome, an der Küste mit dem der Ewhe bis nahe an Whydah, nach W. bis zum Assini, also bis zur Zahnküste; der Flächeninhalt wird zu 27500 qkm angegeben. In der Mitte durchfließt es von N. nach S. der Busum-Prah oder heilige Fluß, in welchen von NW. der Ofim mündet. Hinter dem sandigen flachen Küstenstrich, welchen eine gewaltige Brandung begleitet, erhebt sich eine etwa 10 m hohe, rote Stufe. Das Land ist meist bergig, aber ohne bedeutende Erhebungen; erst nördlicher als 8° nördl. Br. zieht von W. nach O. die Kong, d. h. Gebirge, genannte höhere Kette. Das Klima ist sehr ungesund, besonders für Europäer schädlich. Das Innere des Landes ist bis zu 7½° nördl. Br. dicht bewaldet, aber vergleichsweise gesünder. Der Boden ist größtenteils thonig und reich an schwarzer Erde, bei der Fülle von Wasser daher überaus fruchtbar. In der Nähe des Küstenstrichs wachsen der gigantische Baobab, die Mangrove (Rhizophora Mangle), der amerik. Kaktus, Palmen und eine Unzahl dornigen Gebüsches. Ungefähr 20—25 km von der Küste, bei dem ersten 300—600 m hohen Höhenzuge, verschwindet der Baobab, und neben der Ölpalme und der Weinphönix erscheint eine andere fremde Vegetation. In etwa 8° nördl. Br. wird das Land offener; dort wächst das Zuckerrohr wild; man baut Yams, Durra, Mais, Hirse, Reis, Tabak in äußerster Fülle und gewinnt zahllose tropische Früchte. Ebenso groß ist der Reichtum an Pflanzen, welche Gummi und Aromen, Farbe und Luxusholz liefern, und die Blumenpracht (Tuberosen, Lilien, Amaranten, Balsampflanzen) verleihen ganzen Landstrichen den Charakter von Gärten. Auch die Fauna ist aufs reichste vertreten: Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, Antilopen, Affen, Zibetkatzen, Stachelschweine sowie Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals, Eber, Hippopotamus und Alligatoren; eigentümlich scheinen eine Riesenratte und der aasfressende Arampo. Pferde sind selten. Schlangen aller Art, auch die Boa, Skorpione und Tausendfüße, die mannigfaltigsten Eidechsen, zahllose verschiedene Vögel mit prächtigem Gefieder, sowie Bienen und Termiten sind zu erwähnen. Meer und Flüsse sind reich an Fischen.

Die Zahl der Bewohner wird auf 1 Mill. geschätzt. Die eigentlichen A. sind ein gut gebautes, kräftiges Volk, an welchem die körperlichen Eigentümlichkeiten der Negerrasse gemäßigt auftreten. Die Kleidung der bessern Klassen ist ein großer Mantel aus Seidenstoff, im Kriege ein anliegendes Gewand, mit Metallzieraten und Amuletten in maurischer Sprache behängt, weiten Baumwollhosen und roten Lederstiefeln. Der König und die Prinzen führen ein Schwert mit goldenem Griffe. Die Häuptlinge tragen goldene Brustplatten, und jeder behängt sich mit möglichst vielen Goldzieraten. Die niedern Klassen schlagen nur ein Tuch um die Lenden. Durch den Handel wohlhabend gewordene Sklaven oder Freie bilden die niedere Schicht. Die Vornehmen, aus denen die Häupter der Ortschaften, von den Portugiesen Cabosirs genannt, genommen werden, bilden den Adel, aus welchem der König seine Beamten, Generale und seinen Hofstaat nimmt. Polygamie, wenn auch nicht herrschend, ist gestattet. Die Kunst der Schmiede und Goldarbeiter ist sehr groß; letztere fertigen Ringe, Ketten, Nadeln und Tierbilder. Die gewebten Stoffe sind vorzüglich; Färber, Töpfer, Gerber und Zimmerleute leisten nicht Unbedeutendes. Die A., nach ihrer Aussage vom Volke der Oji im Lande Inta stammend, sind schlaue und erfahrene Handelsleute. Der Hauptausfuhrartikel ist Gold, außerdem wird auch Elfenbein, Farbestoff und Holz verhandelt und Sklaven, soweit es möglich ist. Eingeführt werden Schießwaffen und Pulver, Metalle, Spirituosen, Tabak und gewebte Waren; der Handel nach Norden in das Innere ist sehr bedeutend. Aus dem weitverbreiteten Goldsande wird viel Waschgold gewonnen; Körner und Klumpen aber gehören stets dem Könige, der auch alles Gold der Unterthanen erbt. Im Kleinhandel zahlt man auch mit Kaurimuscheln. Die Hauptstadt des Reichs ist Kumassi mit 20000 E., etwa 180 km von der Küste entfernt.

In dem 110 km breiten Küstenlande gibt es 31 verschiedene Stämme und 7 Sprachen. Von 4° 40′ bis jenseit 6° nördl. Br. reicht die gegenwärtige brit. Kolonie Goldküste, an deren Küste die engl. Forts liegen; sie erstreckt sich durch 4⅓ Längengrade, von 14° 30′ bis 18° 50′ östl. L. (von Ferro), enthält 33850 qkm und zählt (1871) etwa 400000 E. (mit Lagos 39039 qkm und 460000 E.). Die Forts an der 400 km langen Goldküste sind britisch; die Dänen traten 1850 die ihrigen für 10000 Pfd. St. ab; 1867 trat England alle seine Forts und Anrechte westlich vom Süßwasserflusse an Holland gegen die holländ. Forts und Anrechte östlich von demselben Flusse ab, und 1872 übertrug Holland wieder seine sämtlichen Forts und Anrechte auf der Goldküste an England. Diese Forts von O. nach W. sind folgende: Quittah oder Keta, ehemals dänisch; Adda, ebenso; Ningo, Fort Fredensborg, ebenso; Brampram, Fort Vernon; Tassy, Fort Augustenborg, ehemals dänisch; Akra-Christiansborg, ehemals dänisch; Crèvecoeur, bis 1867 holländisch; Fort James, Winnebah; Apam, bis 1867 holländisch; Cormantin und Mori, Fort Nassau, bis 1867 holländisch; Animaboe, Cape-Coast-Castle; St.-George d'El-Mina, früher Residenz des holländ. Gouverneurs, bis 1872 holländisch; Commenda, 1867—72 holländisch; Chama, bis 1872 holländisch; Secundi und Fort Orange (ein brit. und ein holländ. Dorf), Tacorady, Boutry, ebenso; Dixcove, 1867—72 holländisch; Achowa, Fort Dorothea, bis 1872 holländisch; Aquidah, ebenso; Fort Brandenburg; Axim, Fort St.-Anthony, ebenso; Apollonia, 1867—72 holländisch; Assini, Fort Nemours, Groß- und Klein-Bassam, bis 1872 französisch. Weder Dänen noch Engländer beanspruchten Territorium außerhalb der Forts; nur bei Axim besaßen die Holländer einen ansehnlichen, vom Ankobra durchflossenen Landstrich von der Größe Hampshires, umgeben von den Reichen Apollonia, Denkera und Westwassaw, deren Herrscher brit. Schutz beanspruchten und bis 1867 auch genossen. Auf einen Landstrich bei Akra hatten die Holländer 1867 resigniert. Seit 1872 ist sonach die brit. Kolonie das Gebiet zwischen dem Volta bis in 6° 20′ nördl. Br. im O., der Tando bis etwa 6° 10′ nördl. Br. im W. und dem Aschantireiche im N. Mit dieser Nordgrenze fällt zusammen die Nordgrenze der ehemaligen Reiche Denkera, Assin, Akim und Akuamu. Der Prah halbiert dieses Gebiet. Östlich vom Prah gehören zur Kolonie: der 24. Nov. 1871 von 31 Häuptlingen unterzeichnete Fanti-Bund, der durch die

Wesleyanischen Missionare civilisierteste Teil der Kolonie, die Reiche Akuapim mit der Hauptstadt Akropong, dem Hauptquartier der Baseler Mission und der Gesundheitsstation der Goldküste; dann östlich Abangme am Voltaflusse, Anglo, nördlich Krepe, Akuamu, Akim und Assin.

Geschichtliches. Um 1700 war Bekwa, 100 km südlich von Kumassi, der Hauptort von A. Der damalige Herrscher Osai Tutu, mit etwa 60000 Kriegern, machte sich die andern Staaten tributär; nur Denkera blieb unabhängig und wurde freundschaftlich behandelt, bis infolge einer Beleidigung ein zweijähriger Krieg entstand. Die Holländer und Akim unterstützten 1720 Denkera, das aber nach einem Verluste von 130000 Mann besiegt ward. Die folgenden Herrscher vergrößerten und verstärkten das Reich, aber 1752 siegte der angegriffene König von Dahome mit seinen Amazonen über A. Mit dem 1799 zur Regierung kommenden Osai Tutu Quamina beginnen die Beziehungen zu Großbritannien; ihm folgte 1824 sein Bruder Osai Ockoto, diesem 1838 Osai Quaco Duah und diesem 1868 Koffi Kalkalli, der Enkel von Osai Tutu Quamina. Die Europäer haben sich schon früh an der Goldküste festgesetzt. Der Portugiese Diego d'Asambuja landete 1481 mit 700 Mann bei El-Mina und baute dort das Fort St. Georg unter dem Widerstande der Eingeborenen. Die Holländer setzten sich in Muri und anderwärts fest und vertrieben 1637 die Portugiesen aus El-Mina. Engl. Abenteurer siedelten sich ebenfalls an; aber ihre Forts, außer Cape-Coast-Castle, wurden ihnen 1667 von den Holländern genommen. Darauf bildete sich 1672 die Königlich Afrikanische Kompagnie von England und baute oder verstärkte Dixcove, Secundi, Commenda, Animaboe, Winnebah, Akkra und Cape-Coast-Castle, ganz nahe bei den holländ. Forts und den seitdem errichteten dänischen. Die Streitigkeiten dauerten fort; 1752 bildete sich die neue Afrikanische Kompagnie von Kaufleuten; 1782 nahmen die Briten alle holländ. Forts, außer El-Mina, gaben dieselben aber 1785 zurück. Währenddessen erstarkten die Fanti und nahmen das Land des Herrschers von Fetu, auf dessen Grunde Cape-Coast-Castle stand; so wurden sie Nachbarn und Verbündete der Briten; die Holländer dagegen, Nebenbuhler und Feinde der Briten, wurden Verbündete der A. Briten und Holländer, auch die Dänen, bezahlten den Herrschern einen Grundzins, die Holländer für El-Mina an Denkera, und als A. dies besiegte, an A. Von den wiederholt besiegten Fanti hatte der Aschantiherrscher die Zinsverpflichtung der Engländer in Händen und verlangte Grundzins, wie er ihn von El-Mina empfängt. Im Sept. 1817 einigte man sich; die Fantis blieben den A. tributär, standen aber unter brit. Schutze, und die Afrikanische Kompagnie sendete Geschenke an den König von A., welche unter andern auch Bowdich begleitete. Darauf wurde 1821 die Afrikanische Kompagnie durch Parlamentsbeschluß aufgehoben und die Goldküste eine Dependenz von Sierra Leone unter dem Gouverneur Charles Mac Carthy; dieser unterstützte die Fanti und wünschte sie von dem Aschantijoche zu befreien. Aber er unterschätzte die Macht der A., wurde von den Negertruppen im Stiche gelassen und fiel 21. Jan. 1824 bei Assama. Sein Nachfolger, Oberst Pourdon, schlug 26. Aug. 1826 die Aschantiarmee gänzlich bei Dodowah, doch kam es nicht zum Frieden. Erst 1831 schloß Gouverneur Maclean einen Vertrag mit den A., wonach 12 der kleinen Reiche als unabhängige betrachtet und unter brit. Schutz gestellt wurden, ebenso wie Denkera. Danach währte der Friede lange Jahre. Erst 1867 erfolgte der Austausch brit. und holländ. Forts; fast 200000 Menschen, bisher britisch, sollten ungefragt holländisch werden, was sie verweigerten, wie z. B. die Einwohner von Commenda; dafür bombardierten es die Holländer 1869.

Unterdessen hatte 1868 Koffi Kalkalli als König von A. den Thron bestiegen. Die Engländer hatten aus Sparsamkeitsrücksichten die Garnison auf der Goldküste vermindert, sodaß 1873 zur Verteidigung ihres Gebietes nur 160 Soldaten vorhanden waren. Die holländisch gesinnten Eingeborenen von El-Mina u. s. w. verlangten von den A. Hilfe, weil sie von den Briten nichts wissen wollten, und der König von A. hielt den Augenblick für gekommen, die Macht seines Reichs wiederherzustellen. Im Febr. 1873 überschritten drei Aschantiarmeen den Prah und der El-Mina-König schloß sich den A. an. Im Juni 1873 rieben die A. die Fantiarmee auf und griffen Commenda an. Gegen 12000 Feinde hatten die Briten nur eine kleine Macht aufzustellen. England sendete 2. Okt. 1873 als Generalgouverneur Sir Garnet Wolseley, welcher mit 117 brit. Offizieren und 550 Soldaten eine Armee von Eingeborenen organisieren sollte. Dies mißlang gänzlich, und der Krieg mußte mit nur wenigen Truppen geführt werden, die selbst, als im Dezember Verstärkungen ankamen, nur bis zu einigen Regimentern stieg. Das kleine Heer beschränkte sich zunächst auf die Verteidigung von Cape-Coast-Castle und El-Mina, drang sodann durch den Urwald unter unsäglichen Schwierigkeiten in nördl. Richtung bis zum Prah vor, lieferte glückliche Gefechte bei Essaman, Abrakrampa, Amoaful, Bekwa, Ordahsu, und 4. Febr. 1874 zogen die Briten in Kumassi ein, das der König und die meisten Bewohner verlassen hatten. Die Stadt wurde niedergebrannt, worauf das brit. Heer, dessen Vorräte gänzlich erschöpft waren, 6. Febr. den Rückzug nach Agimamu antreten mußte. Doch sandte der Aschantikönig dem Heere 9. Febr. einen Boten nach und erbot sich, beunruhigt durch das Vordringen eines aus Negertruppen unter Kapitän Glow[illegible] bestehenden Heeres, welches den Prah weiter oberhalb überschritten hatte, zur Zahlung von 500[illegible] Unzen Gold und zum Verzicht auf die Lehnspflic[illegible] der Könige von Denkera, Assin, Akim und ander[illegible] Bundesgenossen der Engländer, sowie auf alle A[illegible]sprüche der Oberhoheit über El-Mina und ande[illegible] Stämme, die früher mit der niederländ. Regierun[illegible] in Verbindung standen. Er verpflichtete sich fern[illegible] zur Herstellung einer 4 m breiten Straße von K[illegible]massi bis zum Prah, zur Einstellung der Mensche[illegible]opfer und zum Schutze des Handels, zahlte auch [illegible]reits 13. Febr. 1000 Unzen Gold zu Fomana [illegible] den brit. Oberbefehlshaber. Die seit 1869 gefang[illegible]gehaltenen Missionare waren schon im Januar f[illegible]gelassen worden. Die bisher den A. anhängen[illegible] Stämme der Eingeborenen wendeten sich dar[illegible] sämtlich den Briten zu. Bereits 1875 hoben [illegible] Briten das Protektorat auf, verpflichteten die [illegible]geborenen Herrscher zum Gehorsam und schlu[illegible] das ganze Gebiet, einschließlich Lagos, zur Kol[illegible] Goldküste. Im Febr. 1881 entstanden aberm[illegible] kriegerische Verwickelungen zwischen den A. und [illegible] brit. Kolonie.

Litteratur. Bowdich, «Mission from Cape Coast Castle to Ashantee» (Lond. 1819; deutsch, Weim. 1820); Dupuis, «Journal of a residence in Ashantee» (Lond. 1824); Beecham, «Account of Ashantee and the Gold Coast» (Lond. 1843); Cruickshank, «Eighteen years on the Gold Coast of Africa» (Lond. 1853; deutsch, Lpz. 1855); Horton, «Physical and medical climate and meteorology of the West Coast of Africa» (Lond. 1867); W. Reade, «African sketchbook» (Lond. 1873); Hay, «Ashantee and the Gold Coast» (Lond. 1874, deutsch, Berl. 1874); Reade, «The story of the Ashantee Campaign» (Lond. 1874); Henty, The march to Coomassie» (Lond. 1874); Boyle, «Through Fanteeland to Coomassie» (Lond. 1874); Stanley, «Coomassie and Magdala» (Lond. 1874); Brackenbury, «The Ashantee War» (2 Bde., Lond. 1874); Rogers, «Campaigning in Western Africa and the Ashantee invasion» (Lond. 1874); «Die A. und der Aschantikrieg» in «Unsere Zeit» (Lpz. 1874).

Aschbach (Jos.), deutscher Historiker, geb. 29. April 1801 zu Höchst, studierte seit 1819 zu Heidelberg Geschichte, wurde 1823 zu Frankfurt a. M. Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte, 1842 Professor der Geschichte an der Universität Bonn und 1853 Professor der allgemeinen Geschichte an der Hochschule zu Wien. Von seinen Werken sind zu nennen: «Geschichte der Westgoten» (Frankf. 1827), «Geschichte der Omaijaden in Spanien» (2 Bde., Frankf. 1829—30), «Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Almoraviden und Almohaden» (2 Bde., Frankf. 1833—37), «Geschichte der Heruler und Gepiden» (in Schlossers und Berchts «Archiv für Geschichte und Litteratur», Bd. 6), «Geschichte Kaiser Sigmunds» (4 Bde., Hamb. 1838—45) und «Urkundliche Geschichte der Grafen von Wertheim» (2 Bde., Frankf. 1843). Für das von ihm herausgegebene «Allgemeine Kirchenlexikon» (4 Bde., Frankf. u. Mainz 1846—50) hat er den größern Teil der kirchenhistor. Artikel verfaßt. In Wien hat sich A. vorzugsweise Studien über die röm. Geschichte, namentlich der Kaiserzeit, sowie der darauf bezüglichen Denkmäler gewidmet und die Ergebnisse dieser Forschungen meist in den «Sitzungsberichten und Denkschriften» der wiener Akademie der Wissenschaften, der er seit 1855 angehört, niedergelegt. Von diesen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die röm. Legionen prima und secunda adjutrix» (1856), «Die Konsulate der röm. Kaiser Augustus und Tiberius» (1861), «Die Konsulate der röm. Kaiser von Caligula bis Hadrian» (1861), «Die röm. Kaiserinschriften» (1857), «Über Trajans steinerne Donaubrücke» (1858) sowie «Über die röm. Militärstationen in Ufer-Noricum» (1860), «Die Kaiserin Livia, Gemahlin des Kaisers Augustus» (1863), «Die Anicier und die röm. Dichterin Proba» (1870), «Die lat. Inschriften mit den Namen röm. Schiffe von den beiden prätorischen Flotten zu Misenum und Ravenna» (Wien 1875). Bei Gelegenheit der 500jährigen Jubiläumsfeier der wiener Hochschule 1865 verfaßte A. als Festschrift eine «Geschichte der wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens von 1365—1465» (Wien 1865). Ein zweiter Band der «Geschichte der wiener Universität», auch unter dem Titel «Die wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilians I.» erschien 1877. Außerdem sind zu erwähnen die Abhandlungen «Roswitha und Konrad Celtes» (Wien 1867; 2. Aufl. 1868) und «Die frühern Wanderjahre des Konrad Celtes und die Anfänge der von ihm errichteten gelehrten Sodalitäten» (Wien 1869). In der erstern Schrift wurde die Behauptung aufgestellt, daß die der Nonne Roswitha zugeschriebenen Werke fälschlich ihr beigelegt werden und sie in Wahrheit als dichterische Produktionen ihres ersten Herausgebers K. Celtes und einiger seiner humanistischen Freunde anzusehen seien.

Asche nennt man die von einem durch Verbrennung zerstörten organischen Körper übrigbleibenden anorganischen unverbrennlichen Bestandteile. Daher ist es nicht richtig, wenn man bei eigentlichen Mineralien von A. spricht. So ist z. B. Bleiasche keine A., sondern ein Oxyd des Bleies, da das Metall durch die Hitze nicht zerstört, sondern durch Hinzutritt des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft in einen zusammengesetzten Körper, in ein Oxyd, verwandelt worden ist, das nur zufällig das Aussehen von A. hat. Ebenso ist auch die sog. vulkanische A. nur ein feineres bimssteinartiges Produkt eines Schmelzungsprozesses, gleichsam ein fest gewordener Schaum der heißflüssigen Lava. Die A. der durch Verbrennung zerstörten organischen Körper, wohin auch die Braun- und Steinkohlen gehören, besteht aus den anorganischen Salzen derselben. Die Pflanzen nehmen während ihres Wachstums verschiedene mineralische Substanzen auf, welche Bestandteile des Erdbodens waren und von der Zersetzung der die Erdoberfläche bildenden Mineralkörper, Granit, Porphyr, Basalt, Apatit und Phosphorit u. s. w. oder von Düngerbestandteilen herrühren. Wenn nun die Pflanzen verbrannt werden, so bleiben diese unorganischen Bestandteile zurück und bilden die A., welche aus löslichen und unlöslichen Verbindungen besteht. Die Elemente derselben sind Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen, Phosphor, Schwefel, Silicium und Chlor. Man darf aber nicht glauben, daß die durch die Gruppierung dieser Elemente entstehenden Salze, die Silicate, Phosphate, Carbonate und Sulfate, schon in dieser Form vor der Verbrennung in der Pflanze vorhanden waren; die Basen der in der A. nachweisbaren kohlensauren Salze waren in der lebenden Pflanze hauptsächlich an Pflanzensäuren, wie Apfelsäure, Weinsäure, Oxalsäure und andere, gebunden, welche bei der Verbrennung zerstört und in Kohlensäure verwandelt wurden. Dann wird auch durch die Hitze ein Teil der Kohlensäure aus einigen Salzen, wie dem Kalksalze ausgetrieben, denn die Kohlensäure in der A. reicht nicht hin, um die Basen vollkommen zu sättigen. Ebenso wenig entspricht der Gehalt der A. an schwefelsauren Salzen den in der lebenden Pflanze enthaltenen Mengen, da im Verbrennungsprozeß Schwefelsäure aus dem im Pflanzeneiweiß enthaltenen Schwefel gebildet wird. Landpflanzen enthalten in ihrer A. mehr kohlensaures Kali, Meerespflanzen dagegen mehr kohlensaures Natron. Durch Auslaugen läßt sich aus erstern Pottasche (s. d.), aus letztern Soda (s. d.) absondern. In der A. aller Seepflanzen, namentlich aber in der mehrerer Arten von Algen, ist mehr oder weniger Brom und Jod enthalten. Die Torfasche enthält wenig Kali, dagegen viel Erden, besonders Kalk; dasselbe gilt auch von der A. der Braun- und Steinkohlen, welche oft auch sehr reich an Silicaten, Eisen- und Thonerdeverbindungen sind. Die A. dieser Brennmaterialien unterscheiden sich ganz wesentlich von der der Pflanzen, welche zu ihrer

Bildung gedient haben, die A. enthält fast keine Alkalien, weil diese während der Umbildung durch Wasser ausgewaschen sind, sie ist dagegen häufig sehr reich an Stoffen, welche den ursprünglichen Pflanzen nicht angehörten, indem die Stätten der Vegetation, aus welcher die Brennmaterialien hervorgingen, durch Überflutungen schlammführender Gewässer mit fremden Mineralien bedeckt sind, die sich den Torfen und Kohlen beigemischt haben.

Früher hielt man die die A. bildenden Bestandteile der Pflanze für sehr unwesentlich, wenigstens nicht für absolut notwendig zum Bestehen der Pflanze. Die Agrikulturchemie und Pflanzenphysiologie haben aber gelehrt, daß jede Pflanze eines gewissen Gehalts an Salzen zu ihrer normalen Entwickelung bedarf und daß den anorganischen Stoffen ganz bestimmte Funktionen im Leben der Pflanze zukommen. Seitdem sind Analysen der A., welche verschiedene Pflanzen liefern, von großem Interesse und ein wichtiges Fundament der gegenwärtigen Physiologie geworden. Es ist übrigens weder der Aschengehalt bei Individuen derselben Pflanzenart gleich, noch derselbe in den verschiedenen Teilen des nämlichen Gewächses, sondern es finden hierbei Differenzen nach Alter, Standort und einzelnen Teilen statt; so enthalten die Samen stets reichliche Mengen von Phosphaten, Kali, Magnesia, die Blätter Kalk und Silicate, Knollen und fleischige Früchte kohlensaures Kali. Im allgemeinen gibt Eichenholz etwa 2,5 Proz., Eichenrinde 6 Proz., Lindenholz 5 Proz., Birkenholz 1 Proz. und Weizenstroh 4,4 Proz. A. Bei Torf, Braun- und Steinkohlen schwankt der Aschengehalt zwischen ½ und 50 Proz. Von ganz abweichender Beschaffenheit ist die A. tierischer Teile, besonders die aus Knochen erhaltene. Sie besteht wesentlich aus phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurer Magnesia und Fluorcalcium. Die Knochenasche oder Knochenerde ist daher zum Dünger, namentlich für Getreide überaus wertvoll; sie ist deshalb wichtigstes Rohmaterial bei der Darstellung künstlicher Dungstoffe. Weiße Knochenasche, weißgebranntes Elfenbein, Jamespulver, wird auch in der Medizin angewendet. In der A. von blutfreiem Fleisch überwiegen lösliche Kalisalze, in der des Blutes dagegen die Natronsalze. Die Holzasche, besonders die von Tannen-, Eichen- und Buchenholz, bildet in holzreichen Ländern einen ansehnlichen Handelsartikel. Ihre technische Anwendung ist sehr vielfach, unter andern bei der Seifensiederei, beim Leinwandbleichen, in Färbereien, Glashütten, Fayencefabriken, doch wird sie mehr und mehr durch Soda und Pottasche verdrängt; weiße Knochenasche dient zur Herdmasse beim Abtreiben des Silbers, zu den kleinen, Kapellen genannten Tiegeln, die man bei Bestimmung des Feingehalts von Silberlegierungen braucht, u.s.w. — Die A. wird bei fast allen Völkern als das Symbol der Vergänglichkeit betrachtet. Sich mit A. zu bestreuen, war schon bei den Juden ein Zeichen der Trauer, Buße und Reue. Auch in der christl. Kirche war es vormals Sitte, in einem Sacke, das Haupt mit A. bestreut, Buße zu thun. (S. Aschermittwoch.)

Äsche (Salmo Thymallus, Thymallus vexillifer), auch Gräsling, Mailing oder Sprengling genannt, ein Fisch aus der Ordnung der Bauchweichflosser und Familie der Salmen, erinnert hinsichtlich seiner Gestalt an die Forelle, doch hat er größere Schuppen als diese und ein kleines, mit seinen Kegelzähnen bewaffnetes Maul. Die erst Rückenflosse ist bei ihm lang, schwarz oder rot ge fleckt; der Körper von 30—60 cm Länge und bräun lich; über jede Schuppenreihe läuft vom Kopfe bi zum Schwanze eine schwarze Linie. Das Fleisch i zart und sehr schmackhaft, besonders im Winter Die A. ist in Frankreich und Südeuropa selten häufig in der Schweiz, Deutschland und Skandina vien. Sie lebt nach Art der Forelle, vorzugsweis in den Ein- und Ausmündungen der Gebirgssee und wird wie diese geangelt oder auch mit Grund netzen gefischt. Sie wandert nicht zum Laichen un hält sich am liebsten in strömendem Wasser.

Aschenbad nennt man die Einhüllung eine Körperteils in frische, trockene Holzasche. Das A kann wirken: erstens durch begierige Aufsaugun des von der Haut abgesonderten Dunstes ode Schweißes, wodurch die Ausdünstung begünstig wird; zweitens durch die in der Asche enthaltene Salze, welche sich infolge der Hautausdünstun lösen und so als gelinde Reizmittel auf die Hau wirken; drittens durch Mitteilung von Wärme ode mindestens Verhütung der Abkühlung. Man rechne das A. zu den austrocknenden Mitteln und wandt es früher bei Hautwassersucht, zur Wiederbelebun von Scheintodten, besonders auch von Ertrunke nen u.s.w., an. Gegenwärtig wird es wenig benut

Aschenbrödel, Hauptperson eines der schönste und bekanntesten deutschen Volksmärchen und de her sprichwörtlich gewordener Name. A. ist ein Königstochter, die von ihren zwei neidischen un hochmütigen Schwestern überall zurückgesetzt, zu härtesten Arbeit angehalten und aufs erniedr gendste behandelt wird, bis endlich ihre Schönhei Bescheidenheit und Arbeitsamkeit unter dem Schut höherer Mächte den Sieg davontragen, indem ei Prinz für sie in Liebe entbrennt und sie als seine G mahlin heimführt. In märchenhafter Umhüllun liegt hier eine tief sittliche Idee zu Grunde. Da Märchen bildet das Sujet der Oper «Cendrillon von Nic. Isouard und der Rossinischen Oper «Cen rentola»; Platen verarbeitete (1823) den Sto unter Beimischung satirischer, dem Märchen fremd Elemente, in dem Lustspiel «Der gläserne Pantoffel Auch in der Malerei wurde das Märchen von vielfach dargestellt, so z. B. von Moritz von Schwin

Aschencloset, s. unter Abort.

Aschenkraut oder Aschenpflanze, s. Cin

Aschenregen (vulkanischer) heißt der Auswu von zerstäubter Lava aus den Vulkanen währe der Eruptionen, welcher am heftigsten gewöhnli zu Ende derselben ist. Durch einen solchen A. wu den 79 n. Chr. Herculanum, Pompeji und Stab verschüttet. (S. Vulkane.)

Ascher (Ant.), Schauspieler und Theaterdir tor, geb. 15. Juli 1820 zu Dresden, kam, nachde er die Unterweisungen Tiecks genossen, durch He schers Vermittelung zur Bühne und debutierte 18 zu Hainichen, spielte darauf in Meißen, Bau Zittau, 1839 in Wiesbaden, 1840—44 am H theater seiner Vaterstadt, von der er sich nach Ha burg, dann nach Königsberg wandte; 1846 nah er ein Engagement in Kassel an. Nach kurz Wirken in Potsdam kam A. 1848 ans Friedri Wilhelmstädtische Theater nach Berlin, dem er Oberregisseur bis 1860 vorstand; dann ward Mitglied des Quai-Theaters in Wien und lei 1866—72 das Carl-Theater daselbst mit gutem folg. A. ist ein tüchtiger Schauspieler in Rol

die Thorane («Königslieutenant»), Richard Weiß («Dir wie mir»), Volz («Journalisten»), Adolf Zumburg («Bekenntnisse») u. s. w.

Aschera, altsemit. Göttin, s. Astarte. — A. ist auch der Name des 214. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Aschermittwoch oder **Aschertag** (Feria cinerum) heißt der Mittwoch nach dem Sonntag Estomihi, der erste Tag der 40tägigen oder großen Fasten, welche nach beendetem Karneval die röm. Kirche vor Ostern hält. Der Name findet seine Erklärung durch die in der röm.-kath. Kirche übliche Sitte, an diesem Tage das Haupt mit Asche zu bestreuen, was an die Buße in Staub und Asche erinnern soll. Der griech. Kirche blieb diese Sitte unbekannt; wann sie im Abendlande aufgekommen ist, ist ungewiß, doch erwähnt ihrer schon eine Synode zu Benevent (1090). Im Laufe des 12. und 13. Jahrh. fand sie allgemeinere Verbreitung. Die vor der Messe auf den Altar gebrachte, unter Gebet und Antiphonien mit Weihwasser besprengte und mit dem Rauchfaß geräucherte Asche wird schweigend auf die Stirn des weihenden Priesters, dann unter den Worten: Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris (Gedenke, daß du Asche bist und zur Asche zurückkehren wirst) von diesem auf die Häupter der versammelten Laien gestreut. Die Asche selbst wird von Öl- und Palmzweigen gewonnen, welche im Jahre vorher am Palmsonntag geweiht worden. In der prot. Kirche pflegen vielfach die Fastenpredigten am A. zu beginnen; eine kirchliche Feier des Tages hat aber nur die anglikan. Kirche beibehalten.

Aschersleben, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt 52 km südsüdwestlich von Magdeburg und 42 km nordwestlich von Halle an der Eine, welche 2 km unterhalb der Stadt in die Wipper fließt, und an der Linie Halle-Vienenburg der Preußischen Staatseisenbahnen, die hier nach Köthen abzweigt, zählt (1880) 19500 E. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt, der Neustadt und drei Vorstädten, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang.-luth., eine reform. und eine kathol. Kirche, eine Synagoge, eine Realschule erster Ordnung, ein Armen-, ein Krankenhaus und zwei Hospitäler. A. treibt hervorragenden Land- und Gartenbau (Kunstgärtnerei), Tuchfabrikation (Flanell und Decken), Weberei und Färberei, Fabrikation von Zucker (eine Fabrik), Knochenkohle, Papierwaren, Maschinen (sechs Fabriken), Eisenwaren, Schwarzblech und Blechwaren, Ziegelbrennerei, Brauerei u. s. w. Alle diese industriellen Unternehmungen werden durch zwei ergiebige Braunkohlenbergwerke wesentlich gefördert. In neuester Zeit sind bei A. große Steinsalzlager erbohrt worden, die im Besitz einer engl.-deutschen Aktiengesellschaft sind. Sehr bedeutend ist auch der Ausfuhrhandel mit Getreide und Kartoffeln. Der Eineflusß treibt eine Walk- und vier Mahlmühlen. A. war früher Hauptort der Grafschaft Askanien, kam 1322 an das Stift Halberstadt und 1648 an Kurbrandenburg. Ungefähr 2 km unterhalb der Stadt liegt das 1881 angelegte Solbad **Wilhelmsbad**, ein wenig oberhalb derselben die sog. «Alte Burg», eine sehr alte Wallburg mit Turmruine, jetzt ein beliebter Vergnügungsort, die fälschlich für den Überrest der alten Burg Askanien (s. d.) gehalten worden ist, welche jedoch dicht an der westl. Seite der Stadt gelegen hat. — Der **Kreis A.** (dessen Landratssitz aber Quedlinburg ist) umfaßt 450 qkm mit (1880) 69725 E. Vgl. «Statist. Darstellung des Kreises A.» (Quedlinb. 1864).

Ascherson (Paul Friedr. Aug.), Botaniker, geb. 4. Juni 1834 zu Berlin, studierte daselbst 1850—55 Medizin und Naturwissenschaften, praktizierte dann einige Zeit als Arzt, war 1860—76 Assistent am Botanischen Garten zu Berlin, wurde 1865 gleichzeitig erster Assistent, 1871 zweiter Kustos am königl. Herbarium und 1873 außerord. Professor der Botanik an der berliner Universität, an welcher er schon vorher als Privatdocent Vorlesungen gehalten hatte. Im Winter 1873—74 begleitete er Rohlfs auf der Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste und erforschte 1876 allein die sog. Kleine Oase. A. beschäftigt sich vorzugsweise mit der europ. und der afrik. Flora. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte er eine «Flora der Provinz Brandenburg» (3 Abteil., Berl. 1859—64), war Mitarbeiter an Schweinfurths «Beitrag zur Flora Äthiopiens» (Abteil. 1, Berl. 1867) und bearbeitete für Rohlfs' Werk «Reise von Tripolis nach der Oase Kufra» (Lpz. 1881) die aus dem mittlern Nordafrika bisher bekannt gewordenen Pflanzen.

Äschines (grch. Aischinēs), der Philosoph, zum Unterschied von Ä. dem Redner, der Sokratiker genannt, geb. um 432, war ein Athener und des Sokrates Schüler, nach dessen Tode er bis 356 zu Syrakus am Hofe des Dionysius lebte. Später begab er sich wieder nach Athen, wo er Unterricht erteilte und gerichtliche Reden anfertigte. Sieben seiner Dialoge über philos. Gegenstände, die das Altertum erwähnt, sind verloren gegangen; drei noch vorhandene, die man ihm zuschrieb: «Über die Lehrbarkeit der Tugend», «Vom Reichtum» und «Vom Tode», hat die neuere Kritik für unecht erklärt. Ausgaben besorgten Fischer (Lpz. 1753, zuletzt Meiß. 1788) und Böckh (Heidelb. 1810); eine deutsche Übersetzung Pfaff (Stuttg. 1827). — Ein anderer Ä., der Akademiker genannt, von Neapolis, Schüler des Karneades und Lehrer an der neuen Akademie zu Athen, lebte zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr.

Äschines (grch. Aischinēs), der Redner, geb. zu Athen 390 v. Chr., Sohn eines geringen Mannes, der eine Schule hielt, verbrachte seine Jugend in Lohndiensten. Später Schreiber, zuletzt bei den einflußreichen Staatsmännern Aristophon und Eubulos als vertrauter Agent angestellt, nachdem er eine Zeitlang auch tragischer Schauspieler gewesen war, erlangte er solche Kenntnis der öffentlichen Geschäfte und solche Übung in der Beredsamkeit, daß er, nachdem er wiederholt zum Amte eines Staatsschreibers gelangt war, auch als Staatsredner auftreten konnte. Seine öffentliche Thätigkeit drehte sich, wie es die Zeitlage mit sich brachte, wesentlich um Athens Stellung zu Philipp von Macedonien. Er war mit Demosthenes bei der Gesandtschaft, die wegen einer friedlichen Ausgleichung im Febr. 346 nach längern Kämpfen der Athener gegen Philipp an diesen geschickt wurde, der ihn in Pella für sich zu gewinnen wußte. Bei der zweiten Botschaft im Sommer 346 an den König, dem der Eid auf den abgeschlossenen Frieden abgenommen werden sollte, reiste Ä. mit seinen Kollegen trotz allem Drängen von seiten des Demosthenes so langsam, daß jener die kriegerischen Unternehmungen, die man hätte verhindern sollen, vor dem förmlichen Friedensabschluß vollenden konnte. Entschiedener Parteigänger Philipps in Athen, hörte er seitdem nicht auf, dem Demosthenes

entgegen für Philipp zu wirken, gab namentlich in Delphi 339 den Anlaß zum letzten Heiligen Kriege, bis die Schlacht von Chäronea 338 Athen und Theben den Macedoniern unterwarf. Als trotzdem der attische Patriotismus 336 dem Demosthenes einen goldenen Kranz (auf Ktesiphons Antrag) für seine Verdienste um das Vaterland zuerkennen wollte, erhob A. deshalb Klage gegen letztern. Der Prozeß kam aber erst 330 zur Verhandlung, in der nach einem weltberühmten Redekampfe A. unterlag, und da nicht der fünfte Teil der Stimmen für ihn war, zu der gesetzlichen Geldbuße verurteilt wurde. Moralisch vernichtet verließ er Athen, um nach Ephesus zu gehen. Nach Alexanders Tode begab er sich nach Rhodus, wo er eine Rednerschule errichtet haben soll, später nach Samos, wo er 314 starb. Außer andern Nachbildungen des A. ist eine treffliche Statue desselben erhalten. Drei Reden von A. sind noch vorhanden. Sie stehen in den Ausgaben der attischen Redner von Reiske (Bd. 3 u. 4), Bekker (Bd. 3), Baiter und Sauppe (Zür. 1842) und C. Müller (Bd. 2, Par. 1850). Besonders wurden sie herausgegeben von Bremi (2 Bde., Zür. 1823—24), der auch eine deutsche Übersetzung geliefert hat (3 Bdchn., Stuttg. 1828), Franke (Lpz. 1851 u. 1860), Benseler (mit deutscher Übersetzung, 3 Bdchn., Lpz. 1855—60), Schultz (Lpz. 1865) und Weidner (Berl. 1872). Zwölf Briefe, die des A. Namen tragen, hat die Kritik als unecht verworfen. Sein Leben bearbeitete Stechow (Berl. 1841). Vgl. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (3 Bde., Lpz. 1856—58); Castets, «Eschine l'orateur» (Par. 1873).

Aschmunein, El-Aschmunein, kopt. Schmun, Flecken in Mittelägypten, zwischen dem Nil und dem Josephskanal, 90 km unterhalb Siut, zählt 7—8000 E. Hier stand im Altertume Hermupolis Magna, dessen Kastell und Zollstätte die Südgrenze von Mittelägypten oder der Heptanomis bildete und welches die Hauptstadt desselben blieb, bis Kaiser Hadrian Antinoopolis (ihr nordöstlich gegenüber, am rechten Nilufer) dazu erhob. In der Nähe dieses Ortes und der Wüste wurde König Amalrich von Jerusalem 18. März 1167 von Schirkuh besiegt bei dem Engpaß Babain, Beben oder Abuan. Die Schlacht heißt auch die von Monia oder Lamonia, nach der 37 km nördlich liegenden Stadt Minieh.

Aschraf, Aschref oder Eschref, Stadt in der pers. Provinz Masanderan, 10 km von der Südküste des Kaspischen Meers, 90 km westlich von Astarabad, 25 km vom westl. Ende des Golfs von A. oder des Haffs von Astarabad (s. d.) gelegen, war einst der glanzvolle Lieblingssitz des Schahs Abbas d. Gr. (1586—1628). Die Stadt zählte damals 2000 Familien; jetzt ist sie zu einem dorfähnlichen Orte von 8—900 Häusern herabgesunken. Von den prachtvollen Gebäuden und Gärten des Schahs bestehen nur noch kümmerliche Überreste; ihre einst glänzenden Säle werden zu Maultier- und Eselställen, die Wände zu Steinbrüchen benutzt. Auf einem Vorgebirge an der See liegen die Trümmer des Sefiabad oder Suffiabad, einer Sternwarte, und das Grabgewölbe eines Nachkommen der zwölf Imâms. Der Handelsverkehr auf dem nahen Kaspischen Meere und mit Rußland ist bedeutend. Die in der Umgebung gebaute Baumwolle sowie die Seidenzucht wirft großen Gewinn ab. Eine empfindliche Landplage ist hier wie in Astarabad die große Unsicherheit vor den Turkmanen. Die Dörfer schließen mit diesen Räubern förmliche Konventionen ab und geben bis zu 200 und 300 Toman jährlichen T[illegible] but, um sich gegen Plünderung und Menschenra[illegible] zu schützen. Am 3. Okt. 1727 wurde zu A. [illegible] Friede zwischen Türken und Persern geschlossen.

Aschur-ade oder Aschir, kleine Insel im s[illegible] östl. Winkel des Kaspischen Meers vor der Asta[illegible] badschen Bucht, 13 km vom pers. Ufer, mit ei[illegible] 1844 angelegten russ. Militärstation. Die Insel, [illegible] nur 1 m hoch über dem Meeresspiegel liegt, ist 1½ [illegible] lang und ½ km breit, sandig, mit unzähligen M[illegible] scheln bedeckt und fast ganz ohne Vegetation. [illegible] O. von A. oder Klein-A. liegt die sumpfige, un[illegible] wohnte Insel Groß-A., ein Zufluchtsort der tu[illegible] manischen Seeräuber.

Äschylus (grch. Aischylos), der Vater des grie[illegible] Trauerspiels, ward aus edelm Stamme 525 v. C[illegible] in Attika geboren. Über seine Lebensumstän[illegible] gibt es nur mangelhafte und unsichere Nachri[illegible] ten. Er focht in den Schlachten von Maratho[illegible] Salamis und Platää und ward begeistert von d[illegible] Gefühle der geretteten Freiheit. In dieser Begeis[illegible] rung dichtete er seine Tragödien, in welchen er na[illegible] den unscheinbaren Anfängen des Thespis (s. [illegible] zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gest[illegible] erhob, sodaß er als der wahre Schöpfer derselb[illegible] zu betrachten ist. Durch ihn ward die Handlu[illegible] zu dem Hauptgegenstande der Tragödie gema[illegible] und mit dem allmählich mehr zurücktretenden Ch[illegible] in eine innere Verbindung gesetzt. Nachdem er z[illegible] erst wie seine Vorgänger nur einzelne Stücke z[illegible] Aufführung gebracht hatte, verband er später [illegible] drei zu einer Trilogie oder mit dem hinzutretend[illegible] Satyrdrama zu einer Tetralogie. Auch ließ er sta[illegible] des Einen in der Hauptsache mehr nur erzählend[illegible] Schauspielers, mit welchem Thespis, Pratina[illegible] Chörilos und Phrynichos sich begnügt hatten, zw[illegible] später (nach dem Vorgange des Sophokles) au[illegible] drei auftreten, und begründete so den dramatisch[illegible] Dialog. Ebenso vervollkommnete und verschöne[illegible] er die Darstellung durch äußere Ausstattung d[illegible] Scene und durch Bekleidung mit schönern Maske[illegible] Kothurn und langen Gewändern. Die Charakte[illegible] entwarf er mit wenigen kühnen und kräftigen Züge[illegible] Seine Pläne sind ebenfalls äußerst einfach, ab[illegible] großartig; Verwickelungen und Auflösungen ken[illegible] er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hoh[illegible] und ernstes Gemüt. Nicht die sanftere Rühru[illegible] der Schrecken herrscht bei ihm. Das Schicksal wi[illegible] von ihm äußerst herb dargestellt: in seiner ganz[illegible] Düsterheit schwebt es über den Sterblichen. Se[illegible] Kothurn hat gleichsam ein ehernes Gewicht; laut[illegible] riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Gött[illegible] läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, je[illegible] ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der N[illegible] tur bedeuten und vorlängst in den Tartarus und[illegible] die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. Na[illegible] dem Maße seiner Personen läßt er die Sprache selb[illegible] die sie führen, riesenmäßig anschwellen. Dara[illegible] entstehen schroffe Zusammensetzungen, Überladu[illegible] mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenhe[illegible] der Wortfügungen und große Dunkelheit. In d[illegible] Kühnheit und Großartigkeit seiner Bilder und Au[illegible] drücke gleicht er Dante und Shakspeare. Von sein[illegible] Tragödien, deren Gesamtzahl auf 72, von ande[illegible] auf 90 angegeben wird, sind nur noch sieben erh[illegible] ten, aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alte[illegible] einige seiner vorzüglichsten Werke; sie sind: «Der g[illegible] fesselte Prometheus», «Die sieben Heerführer g[illegible] gen Theben», «Die Perser», «Agamemnon», «[illegible]

Choëphoren», «Die Eumeniden» und «Die Schutzflehenden». Mißvergnügt, geringere Stücke den seinen vorgezogen zu sehen, und namentlich über den Sieg des jungen Sophokles, nach andern aber wahrscheinlicher, weil man ihn anklagte, die Mysterien auf die Bühne gebracht zu haben, verließ er wiederholt sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hieron sehr ehrenvoll aufnahm. Er starb hier 456 v. Chr. A. wurde bei Gela begraben und erhielt von den Einwohnern der Stadt ein Denkmal. Die wichtigern Ausgaben des A. sind folgende: von Stanley (Lond. 1663), mit Porsons Verbesserungen (Glasg. 1795 u. Lond. 1806), Schütz (2. Aufl., Halle 1799—1807; 3. Aufl., 5 Bde., 1809—22), Wellauer (2 Bde., Lpz. 1823—30), Dindorf (in «Poetae scenici graeci», Lpz. 1830; 5. Aufl. 1869; auch besonders, Lpz. 1857; 5. Aufl. 1869), von Ahrens (Par. 1846), Paley (mit lat. Kommentar, 2 Bde., Cambr. 1846—51, und mit engl. Anmerkungen Lond., 4. Aufl. 1879), Weil (Gießen 1867), Merkel (Oxf. 1871) und Kirchhoff (Berl. 1880); die kritische Hauptausgabe hat G. Hermann (2 Bde., Lpz. 1852; 2. Aufl., Berl. 1859) geliefert. Unter den Herausgebern einzelner Stücke sind G. Hermann, Blomfield, O. Müller, Schömann, Ritschl, Meineke, Hartung, Enger, Karsten, Weil, Keck, Klausen, Kruse, van Heusde, Teuffel, L. Schmidt, Wecklein zu nennen. Übersetzt sind sämtliche Tragödien von Fähse (Lpz. 1809), Voß (Heidelb. 1826), Droysen (Berl. 1832; 3. Aufl. 1868), Minckwitz (7 Bdchn., Stuttg. 1845; 1858), Donner (2 Bde., Stuttg. 1854), Oldenberg (Lpz. 1869) und von Wolzogen (Lpz. o. J.); einzelne Stücke vorzüglich gut von Süvern («Sieben gegen Theben», Halle 1797), W. von Humboldt («Agamemnon», Lpz. 1816; 2. Aufl. 1857) und O. Müller («Eumeniden», Gött. 1833). Eine deutsche Nachdichtung und Erklärung des «Agamemnon», der «Choëphoren» und der «Eumeniden» verfaßte Marbach in der «Oresteia des A.» (Lpz. 1878).

Aeschynanthus *Jack*, Pflanzengattung aus der Familie der Gesneraceen, Halbsträucher oder Sträucher mit gegenständigen, fleischigen oder lederigen Blättern und schönen, meist scharlachroten oder gelben, in den Blattachseln oder an der Spitze der Zweige gebüschelten Blüten mit röhrenförmiger, etwas bauchiger oder nach oben erweiterter, meist gekrümmter Blumenkrone mit fast zweilippigem Saume, vier Staubgefäßen, ringförmigem, meist dickem Diskus im Grunde der Blüte und langlinealischer, zweiklappiger Kapsel, deren längliche oder linealische Samen an beiden Enden je ein langes (seltener mehrere), weißlich-glasiges Borstenhaar tragen. Von den 40 im tropischen Asien heimischen Arten sind einige (namentlich A. pulcher mit hängenden Zweigen und scharlachroten, fast 7 cm langen Blüten) beliebte Zierpflanzen der Glashäuser.

Aeschynomene *L.* (d. h. die Schamhafte, weil die reizbaren Blätter bei Berührung die Fiedern wie die Mimosen zusammenlegen), Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler, Abteilung der Süßkleearten (Hedysareen): Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, mit zahlreichen kleinen Fiederblättchen, weißen, gelben oder roten, gewöhnlich blattwinkelständige Trauben bildenden Blüten und gegliederten Hülsen, deren quadratische oder halbkreisrunde glatte oder stachelig-rauhe Glieder meist nicht aufspringen. Die meisten der 80 bekannten Arten sind Amerikaner. Von der ostind. A. spinulosa *Roxb.* werden die Bastfasern wie Hanf benutzt.

Asci oder Schlauchzellen, s. Ascus. — Ascigĕrus, schlauchzellenführend.

Asciano, wohlgebaute Stadt in der ital. Provinz Siena, auf einem Travertinhügel, links am Ombrone, an der Eisenbahn Florenz-Rom, welche durch die hier abgrenzende Linie nach Grosseto mit der Bahn Livorno-Civitavecchia-Rom in Verbindung steht, hat mehrere schöne Kirchen, unter denen namentlich Sta.-Agatha bemerkenswert ist, ein Waisenhaus, ein Theater, Mineralquelle und Badeanstalt und zählt (1880) 2224 (Gemeinde 7668) E. Auf der waldigen Höhe des südlich von A. gelegenen Berges Acona liegt das Kloster Monte Oliveto, mit bedeutenden Fresken, Darstellungen aus dem Leben des heil. Benedikt, meist von Sodoma.

Ascidien oder Seescheiden heißen eigentümliche Meertiere, die zu den Manteltieren (Tunicata) gehören. Der Körper wird von einem meist lederartigen oder knorpeligen, aus Cellulose bestehenden Mantel umhüllt, mit welchem die Seescheide festsitzt, und der nur zwei nahe beieinander liegende, oft röhrenförmig ausgezogene Öffnungen hat, eine Einnahmeöffnung für Nahrung und Atemwasser, eine Ausgangsöffnung für alle Produkte. Der größte Teil des innern Körpers wird von einem dünnhäutigen gefäßreichen Kiemensack gebildet, der sehr zahlreiche, mit Wimpern besetzte Spalten hat. Das Wasser tritt durch die vordere, meist wie die hintere mit sternartig gestellten Fransen besetzte Öffnung ein, erfüllt den Kiemensack und fließt durch die Spaltöffnungen in einen besondern Raum, die Kloake, der mit der zweiten, der Ausführungsöffnung, kommuniziert. Die Eingangsöffnung des Darms findet sich am Grunde des Kiemenstocks; der Darm ist gewunden und öffnet sich zuletzt in die Kloake. Die Tiere haben im Grunde des Körpers hinter dem Darme ein Herz, das von Zeit zu Zeit die Richtung ändert, nach welcher hin es das Blut austreibt, einen Nervenknoten, zuweilen Augen, große Leber und sind Zwitter. Die Eier, welche durch die Kloake ausgeworfen werden, laufen merkwürdige Metamorphosen durch. Nach der Entdeckung Kowalewskys zeigt die Entwickelung, namentlich in Beziehung auf die Anlagen des Nervensystems und des Skeletts, große Ähnlichkeiten mit derjenigen des niedersten Wirbeltiers (Amphioxus) und somit der Wirbeltiere überhaupt. Die Larven haben meist einen großen Ruderschwanz zum Umherschwimmen, werfen übrigens beim Festsetzen alle den Wirbeltieren ähnliche Charaktere durchaus ab. Die Analogie dieser Charaktere ist indessen vielfach und nicht ohne Glück bestritten worden. Es gibt einfache und gesellige Seescheiden (Synascidia). Letztere, oft in den lebhaftesten Farben prangend, setzen sich häufig auf Tangblättern an, wo sie sternförmige Figuren bilden. Bei der Berührung ziehen sich die Tiere lebhaft zusammen und spritzen aus beiden Öffnungen das Wasser im Strahle aus.

Ascii oder Schattenlose nennt man die Bewohner der heißen Zone, weil sie zu gewissen Zeiten, wenn die Sonne im Zenith steht, keinen Schatten werfen. Bei denen, welche unter den Wendekreisen wohnen, findet dies im Jahre einmal, bei denen, die zwischen den Wendekreisen wohnen, hingegen zweimal statt. Letztere heißen auch Amphiscii oder Zweischattige, weil sie ihren Schatten zu den übrigen Zeiten des Jahres nach zwei Seiten hin

werfen. Solange sich nämlich die Sonne auf der nördl. Seite des Äquators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der ganzen südl. Hälfte der Tropenzone und desjenigen Teils der nördl. Hälfte, dessen Abstand kleiner ist als die Abweichung der Sonne, um Mittag gegen S. Solange sich dagegen die Sonne auf der südl. Seite des Äquators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der nördl. Hälfte der genannten Zone und des nördl. Teils der südl. Hälfte, welcher dem Äquator näher liegt, als die Abweichung der Sonne beträgt, um Mittag gegen N. Im Unterschiede von den Amphiscii und A. heißen die Bewohner der gemäßigten Zonen Heteroscii oder Einschattige, weil deren Schatten zu Mittag beständig nach derselben Seite fällt, nämlich in der nördlichen gegen N., in der südlichen gegen S.; in Bezug aufeinander nennt man diese auch Antiscii oder Gegenschattige. Periscii oder Umschattige sind die Bewohner der kalten Zonen, weil ihr Schatten zur Zeit, wo für sie die Sonne nicht untergeht, nach allen Seiten herumgeht.

Asclepiadēen (Asclepiadēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Sie umfaßt gegen 1300 Arten, die zum größten Teile den wärmern Gegenden beider Hemisphären angehören; nur wenige finden sich in der nördlichen gemäßigten Zone. Die A. sind ausdauernde Kräuter, Halbsträucher, Sträucher, oft auch Schling- und Kletterpflanzen und nur in sehr wenigen Fällen Bäume. Die Blüten der A. sind regelmäßig und stets zwitterig. Blumenkrone und Kelch sind fünfteilig, bei vielen Gattungen ist eine sog. Nebenkrone vorhanden, die ebenfalls meist fünfteilig ist und in der Regel im Schlunde der Blumenkrone sich befindet; bei allen A. sind fünf Staubblätter und zwei oft mit gelappter Narbe versehene Stempel vorhanden. Die Früchte zeigen sehr verschiedenartige Ausbildung. Die Samen sind oft mit einem langen weißen Haarschopf versehen.

Asclēpias *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Asclepiadēen. Dieselbe umfaßt gegen 60 Arten, deren größter Teil in Nordamerika und Mexiko heimisch ist, nur wenige gehören der südamerik. Flora an. Sie sind sämtlich aufrecht stehende krautartige Pflanzen. Die Blüten stehen meist in vielstrahligen end- oder seitenständigen Dolden, sie haben einen fünfteiligen Kelch, eine fünfteilige regelmäßige Blumenkrone, deren Zipfel oft etwas eingerollt sind, außerdem noch eine sog. Nebenkrone, die aus fünf getrennten fleischig entwickelten kappenförmigen Organen besteht, und fünf in dieser Nebenkrone versteckte Staubblätter. Die Früchte enthalten eine große Anzahl mit langen seidenglänzenden Haaren versehene Samen. Mehrere Arten werden wegen ihrer schön gefärbten Blüten als Zierpflanzen kultiviert. Die A. syriaca *L.* und ebenso einige andere nordamerik. Arten gedeihen im freien Lande ohne besondere Pflege und lassen sich leicht durch Verpflanzung der Wurzelsprossen vermehren. Die meisten übrigen Arten können nur in Gewächshäusern gezogen werden.

Man hat früher auf die Verwendbarkeit der seidenglänzenden Samenhaare große Hoffnungen gesetzt und deshalb mehrere Arten dieser Gattung, vorzugsweise A. syriaca *L.*, zur Kultur empfohlen; doch hat sich bei genauern Untersuchungen herausgestellt, daß diese Hoffnungen gänzlich unberechtigt sind. Die gewöhnlich mit dem Namen «vegetabilische Seide» belegten Haare besitzen eine viel zu geringe Festigkeit und außerdem ist die Brüchigkeit so groß, daß es nicht gelingt, die Faser für sich zu ver[spinnen]. Auch mit Baumwolle gemengt lassen sic[h] diese Haare nicht zu Gespinsten verwenden, da si[e] beim ersten Gebrauche oder beim Waschen des Ge[webes] herausfallen. Die von A. curassavica *L.* einer südamerik. Art, gewonnene vegetabilische Seid[e] eignet sich etwas besser zum Verspinnen, doch wir[d] auch diese Art wegen der Brüchigkeit des Material[s] keine dauernde Verwendung finden; dagegen lasse[n] sich immerhin die Samenhaare der Asclepiasarte[n] zum Herstellen von Polstern, Kissen u. s. w. ver[wenden]. Der weiße Milchsaft von A. syriaca *L.* enthält einen krystallisierbaren, in Äther löslichen Körper, das Asclepion, welches in geringen Men[gen] in der Medizin Verwendung findet.

Ascōli (A. Piceno, Asculum Picēnum), Haupt[stadt] und alter Bischofssitz der gleichnamigen ital. Provinz (1876 auf 2096 qkm 206731 E.), lieg[t] 85 km im S. von Ancona auf einem Berge, desse[n] Fuß der Tronto bespült, 143 m über dem Meere, hat eine Citadelle, mehrere Brücken, ein altes röm. Thor, eine Menge Klöster, 11 Kirchen mit alte[n] Gemälden und zählt (1880) 11357 (als Gemeind[e] 22956) E., die ansehnlichen Handel treiben un[d] Fabriken in Majolika, Glaswaren, Wachs, rohe[r] Seide, Leder, Hüten, Tuch, Rosoglio, Konfitüren und blanken Eisenwaren unterhalten. Der 30 km entfernte Hafen an der Mündung des Tronto be[i] Civita-Trontina ist nur für ganz kleine Fahrzeug[e] der Barre wegen zugänglich und hat seit der Er[öffnung] der Bahn Bologna-Brindisi seine Bedeu[tung] verloren. A. war die feste Hauptstadt der Pi[centiner], später ein röm. Municipium und gab durch Ermordung des Prätors Q. Servilius un[d] anderer Römer 90 v. Chr. das Signal zum Aus[bruche] des Bundesgenossenkriegs, in welchem di[e] Stadt zerstört wurde. Doch kam sie später wiede[r] in Aufnahme. Im Okt. 1878 stürzte infolge heftige[n] Erdbebens das dortige Haupttheater ein, wobe[i] mehrere Menschen umkamen.

Ascōli (A. Satriano, Asculum oder Auscu[lum] Apulum), Stadt und Bischofssitz in der ital. Provinz Foggia (Capitanata), am Ostabhange de[r] Apenninen, 65 km im O. von Benevent und 33 km im S. von Foggia, mit welchem es durch ein[e] Zweigbahn verbunden ist, zählt 5575 (Gemeind[e] 6275) E. und hat den Titel eines Herzogtums. In der Nähe dieser apul. Stadt siegte 279 v. Chr. Pyr[rhus] mit großem Verluste über die röm. Konsul[n] P. Sulpicius und P. Decius in einer zweitägige[n] Schlacht. Auch brachte hier Marin von Ebulo, Feldherr des Kaisers Friedrich II., 31. März 124[6] den aufständischen Apuliern unter Kardinal Raine[r] eine vernichtende Niederlage bei.

Ascōli (Cecco de), eigentlich Francesco Sta[bili], Professor der Astronomie in Bologna, geb. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in A. Vo[n] der Inquisition der Ketzerei angeklagt, wurde e[r] 16. Dez. 1324 seiner Ämter entsetzt, worauf er sic[h] nach Florenz begab und dort in den Dienst de[s] Herzogs Karl von Calabrien trat. Aber auch hierhe[r] verfolgte ihn die Inquisition, sodaß er verdamm[t] und 26. Sept. 1327 lebendig verbrannt wurde. Man hat von ihm einen astrol. Kommentar übe[r] die Sphäre des Sacrobosco und ein didaktische[s] Gedicht «L'Acerba» (Vened. 1510 u. öfter).

Ascōli (Graziadio Isaia), ital. Sprachforscher, geb. 16. Juli 1829 von israel. Eltern, war anfang[s] für den Kaufmannsstand bestimmt, wendete si[ch]

jedoch später der Philologie, insbesondere den vergleichenden Sprachstudien zu. Schon im 16. Lebensjahre veröffentlichte er eine Schrift über die Verwandtschaft des Walachischen mit dem friaulschen Idiom. Sein Hauptwerk in 2 Bänden: «Studij orientali e linguistici», in welchem er den Nachweis vom Vorhandensein vielfacher semit. Elemente im Etruskischen versucht, verschaffte ihm 1860 die Stelle als außerord. Professor der Sprachwissenschaft an der Akademie zu Mailand, deren Präsident er später wurde. A. veröffentlichte noch «Studii critici» in 2 Bänden (deutsch von Merzdorf und Mangold, Weim. 1878), «Corsi di glottologia» (Bd. 1: «Fonologia comparata del sanscrito, del greco e del latino», Tur. u. Flor. 1870, deutsch von Bazzigher und Schweizer-Sidler, Halle 1872) und ein Werk über die Zigeuner. Auch redigiert A. ein «Archivio glottologico italiano». A. gilt als der Begründer und Hauptvertreter der arisch-semit. Sprachtheorie in Italien und zählt fast alle bedeutenden ital. Forscher dieses Gebietes zu seinen Schülern (z. B. Gaspare Dall' Oca, Giuseppe Morosi, Carlo Giussani u. a.).

Ascolin (Glycerinum sulfurosum), eine Lösung von schwefliger Säure in Glycerin, als Heilmittel gegen Diphtheritis empfohlen, auch zu Bleichzwecken benutzt.

Ascomyceten, eine Gruppe der Pilze, welche eine große Anzahl Arten umfaßt und in mehrere Familien zerfällt. Die A. sind von den übrigen Pilzgruppen besonders dadurch unterschieden, daß die eine Art ihrer Sporen durch sog. freie Zellbildung innerhalb schlauchförmiger Zellen (asci) entsteht. Es zerfällt dabei der Protoplasmainhalt dieses Schlauchs in mehrere Partien, die sich mit einer Zellhaut umgeben und schließlich als reife Sporen (Ascosporen) aus dem Ascus entlassen werden. Außer den Ascosporen besitzen die A. in vielen Fällen noch Conidienträger, d. h. Mycelfäden, an deren Spitze kleine Sporen, sog. Conidien abgeschnürt werden, und Pykniden, d. h. geschlossene gewöhnlich flaschenförmige Früchte, in denen Sporen gebildet werden, die meist etwas größer sind als die Conidien. Sowohl Ascosporen als Conidien und Pyknidensporen sind keimfähig und können das Mycelium des Pilzes wieder erzeugen. Diese Mannigfaltigkeit der Sporenbildung ist jedoch nicht bei allen A. vorhanden, in vielen Fällen sind weder Pykniden noch Conidien, sondern nur diejenigen Fruchtkörper bekannt, in denen die Asci gebildet werden. Die Form der letztern und deren Anordnung bieten daher die wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der einzelnen Familien der A.

Gewöhnlich unterscheidet man vier Familien: 1) Discomyceten (Scheibenpilze), bei denen die Asci auf scheiben- oder becherartigen Fruchtkörpern angeordnet sind. Hierher gehören unter anderm manche eßbare Pilze, wie die Morchel (s. d.), ferner viele auf Kulturpflanzen lebende schädliche Parasiten, wie z. B. derjenige Pilz, der die Ursache des sog. Lärchenkrebses, einer verheerenden Krankheit der Lärchenbäume, ist. 2) Pyrenomyceten (Kernpilze), bei denen die Asci in kapsel- oder flaschenförmigen Höhlungen (Perithecien) eingeschlossen sind, welche einzeln dem Mycelium aufsitzen oder zu mehrern auf einem meist fleischig entwickelten Polster, dem sog. stroma, angeordnet sind. Auch zu den Pyrenomyceten gehören viele als schädliche Parasiten auftretende Pilze, so unter anderm die Meltaupilze (s. d.), zu denen auch der die gefürchtete Traubenkrankheit (s. d.) hervorrufende Pilz zu rechnen ist; ebenso die unter dem Namen Rußtau (s. d.) bekannten krankhaften Erscheinungen; ferner gehört hierher die Krankheit mancher Getreidearten, vorzugsweise des Roggens, die man mit dem Namen Mutterkorn (s. d.) bezeichnet. 3) Tuberaceen, bei denen die Asci in meist unterirdischen, knollenartigen, oft faustgroßen Fruchtkörpern eingeschlossen sind. Hierher gehört die Trüffel (s. d.). Nach neuern Untersuchungen ist ebenfalls hierher zu rechnen der häufigste aller Schimmelpilze, Penicillium glaucum. (S. Schimmelpilze, Aspergillus und Penicillium.) 4) Lichenen oder Flechten (s. d.).

Ob bei den A. eine Sexualität vorhanden ist, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Conidien und Pykniden sind jedenfalls ungeschlechtlich erzeugte Fortpflanzungsorgane; dagegen lassen manche Beobachtungen darauf schließen, daß die Bildung der Fruchtkörper, in denen die Asci entstehen, bei vielen A. die Folge eines sexuellen Aktes sind.

Asconius (Quintus Pedianus), röm. Schriftsteller, verfaßte im 1. Jahrh. n. Chr. eine Lebensbeschreibung des Sallust, eine Schrift gegen die Verkleinerer (obtrectatores) des Virgil und treffliche Kommentare zu Ciceros Reden, in denen er vorzugsweise das Sachliche, die Zeit- und Rechtsverhältnisse u. s. w. erörterte. Davon sind die zu fünf Reden erhalten; die Kommentare zu den Verrinen tragen mit Unrecht A.' Namen, während in den sog. Scholia Bobiensia Reste von seinen Kommentaren enthalten sein mögen. Alle diese Kommentare sind von Orelli in dessen Ausgabe des Cicero (Bd. 5, Zür. 1833) veröffentlicht, die fünf erhaltenen Kommentare allein nach einer bessern Handschrift in neuer Recension von Kießling und Schöll (Berl. 1875). Vgl. Madvig, «De Q. Asconio Pediano» (Kopenh. 1828).

Ascot, eine Heide in der engl. Grafschaft Berks, 9,5 km südwestlich von Windsor, mit einer großartigen Rennbahn. Die hier alljährlich um Pfingsten stattfindenden Wettrennen gehören neben denen von Epsom, Newmarket und Doncaster zu den berühmtesten Englands und werden nicht allein von der hohen Aristokratie, sondern auch wegen der Nähe der Residenz oft von der königl. Familie besucht.

Asculap, s. Äskulap.

Asculinae, Pflanzenordnung aus der Klasse der Dikotyledonen, mit meist vier- oder fünfgliederigen Blütenhüllen, getrenntblätteriger Blumenkrone, doppelt so vielen, gewöhnlich acht hypogynen Staubgefäßen als Kronblättern und in der Regel zwei- bis dreifächerigem Fruchtknoten. Wo ein sog. Diskus in der Blüte vorhanden ist, befindet sich derselbe außerhalb (nie, wie bei den nächstverwandten Terebinthaceen, innerhalb) der Staubgefäße. Die wichtigsten hierher gehörenden Pflanzenfamilien sind die der Sapindaceen (wozu auch die Roßkastanie), Acerineen, Polygalaceen, Malpighiaceen und Erythroxylaceen. (Vgl. die betreffenden Artikel.)

Asculus und **Asculin**, s. Roßkastanie.

Ascus (im Plural Asci; Sporenschlauch, Schlauchzelle), eine erweiterte, oft auch verlängerte Zelle, welche bei den Flechten und Pilzen die Sporen einschließt.

Asdod, d. h. die Freistadt, eine der fünf Fürstenstädte der Philistäer, mit einem Hafenplatze am 8 km entfernten Meer, war infolge der Wichtigkeit

ihrer Lage als Schlüssel Ägyptens sehr stark befestigt, wurde aber gleichwohl vom Assyrerkönig Sargon im 8. Jahrh. v. Chr. erobert und etwa 100 Jahre später von dem ägypt. Herrscher Psammetich I. den Assyrern, jedoch erst nach 29jähriger Belagerung, wieder weggenommen. Von den Makkabäern wurde die Stadt mit ihrem alten Dagontempel in Asche gelegt (147 v. Chr.), übrigens bald wiederhergestellt und von Pompejus zu Syrien geschlagen. Vom 4. bis 6. Jahrh. werden christl. Bischöfe von A. erwähnt. A. heißt jetzt Esdud, ein Dorf mit ungefähr 250 ärmlichen Hütten.

As-dur (ital. la bemolle maggiore; frz. la bémol majeur; engl. a flat major), die Dur-Tonart, in welcher as zum Grundton angenommen ist und außer a noch h, d und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also 4 ♭ vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist f-moll; s. unter Ton und Tonarten.

Asega, s. Abchasen.

Aseïtät (Aseïtas) ist nach der Terminologie der Scholastik das Sein von und aus sich selbst (esse a se) im Gegensatze zu einem Sein, welches seinen Ursprung von einem andern hat. Weil nun alles endliche und zeitliche Wesen als ein vergängliches sein Sein von dem hat, woraus es entspringt und in das es zurückkehrt, so ist die A. ein ausschließliches Attribut des Unendlichen und Ewigen. Es liegt ebenso sehr im Begriffe des Unendlichen und Ewigen, daß es schlechthin ist, als im Begriffe des Endlichen und Zeitlichen, daß es nur bedingungsweise ist. Den Beweis, daß es im Begriffe der Gottheit (als des unendlichen und ewigen Wesens) liege, zu existieren, nannten die Scholastiker den Weg der A. (via aseitatis). Er bildete den überzeugendsten unter den ontolog. Beweisen für das göttliche Dasein. (S. Ontologie.) Jedoch war ihre Auffassung des Zusammenhangs unter jenen Begriffen keineswegs eine korrekte, und es ist ein Hauptverdienst Kants, teils schon in seiner Schrift «Der einzig mögliche Beweisgrund für das Dasein Gottes» (1763), teils besonders in seiner «Kritik der reinen Vernunft», unter dem Titel einer Kritik des Ideals der Vernunft diesen Fehler in der scholastischen Beweisführung aufgedeckt und die Vorstellung der Gottheit als eines unbedingten Realgrundes aller Erscheinungen für eine im Wesen der Vernunft a priori begründete, aber durch die Mittel der Verstandeserkenntnis weder beweisbare noch widerlegbare Idee erklärt zu haben.

Asen heißen die Götter des nordischen Heidentums. Erst nach einem Kampf und Friedensschluß mit einem andern Göttergeschlecht, den Wanen, von denen sie einige unter sich aufnehmen, gelangen sie zu unbestrittener Macht. Hierin scheint eine histor. Erinnerung daran zu liegen, daß das nordische Göttersystem sich allmählich aus den einzelnen Kulten mehrerer Stämme hervorgebildet hat. Aus der ältern Trilogie der Brüder Odin, Vili, Ve entwickelt sich die Zwölfzahl als maßgebend; doch werden nicht immer dieselben Namen genannt, gewöhnlich kommen vor neben Odin: Thor, Njörd, Frey, Baldur, Tyr, Heimdal, Bragi, Forseti, Höd, Vidar, Vali, Ull. Loki steht ihnen als Feind gegenüber; Hermod und Skirnir sind untergeordnet. Neben ihnen bestehen auch als weibliche Gottheiten Asinnen, unter denen Frigg, Freyja, Idun, Saga, Nanna, Sif die bekanntesten. Asgard heißt die himmlische Wohnung der A. (S. Nordische Mythologie.)

Unter Aseneinwanderung versteht man
Bevölkerung des skandinav. Nordens durch ein A
der A., das unter Odin, als seinem Anführer,
Asien aus durch «Sachsen» (Deutschland) nach Dä
mark, Schweden und Norwegen gezogen sei und
in diesen Ländern niedergelassen habe. Dem O
und seinen Söhnen habe man nach ihrem Tode g
liche Verehrung erwiesen, und von ihnen stamm
die Königsgeschlechter des skandinav. Nordens.
erzählen nordische Geschichtschreiber des 13. Jahr
die in euhemeristischer Weise sich bemühen, den M
thus von Odin und den übrigen Göttern histori
zu begründen. Daher auch die durchaus irrige A
leitung des Wortes A. von Asien. Das Wort
altnordisch aesir, Plur. von âss, entspricht vielm
dem got. anzeis, Plur. von ans, dem althochde
schen ensi, Plur. von ans, dem sächs. ês, Plur. v
ôs, und findet sich noch jetzt in vielen zusammeng
setzten Namen: Ansgar (nordisch Asgeir, d. i. O
kar), Oswald u. a. Indem das Wort ans zunäc
einen Balken bedeutet, hat man die A. als
Stützen des Weltgebäudes und der sittlichen We
ordnung erklärt.

Aseptin, Handelsname für ein von Hahn
Upsala auf den Markt gebrachtes Konservierung
mittel, welches namentlich das Sauerwerden d
Milch verhindern soll. Man verwendet davon 1
auf 1 l Milch. Es besteht aus Borsäure.

Aserbeidschân, Aderbeidschân (d. h. La
des Feuers; im Pehlvi Atrupâtkân, armen. Ab
badekân), Persisch-Armenien, nordwestlichste Pr
vinz und reichstes Handels- und Manufakturgebi
Persiens, grenzt im S. an das pers. Kurdistâ
(Provinz Ardilan) und Irak Adschmi (Media), i
W. an Türkisch-Kurdistân und Türkisch-Armenie
im N. an Russisch-Armenien (das südl. Transka
kasien), von welchem es durch den Aras geschied
ist, und im O. an die russ. Landschaft Talisch u
die pers. Provinz Ghilan am Kaspischen Meer
Es ist eine hohe Alpenlandschaft von 104 840 qk
ungefähr 2 1/2 mal so groß als die Schweiz, e
zwischen Iran und Armenien vermittelndes Ho
land von 12—1500 m Höhe, erfüllt von zusamme
stoßenden Gebirgsverzweigungen des Nord- u
Westrandes von Iran, in der Nähe der tiefen Er
senke des Kaspisees emporgetrieben und auf d
pittoreskeste zerklüftet durch noch fortwirkende vu
kanische Gewalten. Größere Ausweitungen zwisch
den zahlreichen Gebirgsketten sind selten; die bede
tendste ist die des Urmiasees (s. d.) bei Täbris. I
O. desselben erhebt sich im N. von Maragha d
Gebirgsmasse des Sehend 3545 m hoch, weiter i
NO. das höchste Gebirge des Landes, der 4813
hohe Savalan-Dagh, von welchem nach W. ei
Kette läuft, und an der Nordwestecke steigt der no
höhere Ararat (s. d.) empor. Die Gesteinmassen d
Gebirge sind verschiedener Art, der Boden der Eben
zum Teil salzartig. An Erzen und Mineralquelle
auch Naphthaquellen und Gasausströmungen
kein Mangel. Tuffablagerungen bilden sich wohl no
fortwährend, besonders bei Schiramin, nahe de
mittlern Ostufer des Urmiasees, wo etwa 37 warm
Quellen von 17° C. am Fuße hoher Tuffkalkfels
hervorsprudeln. Das von ihnen an deren nörd
Fuße gebildete, als Täbrismarmor (Balghami de
Orientalen) bekannte, prachtvolle Gestein, das
ähnlicher Weise auch nordwestlicher in der Landscha
Salamas vorkommt, wird, in große, bis zu 30 c
dicke Platten geschnitten, zu Täfelungen und Gra

steinen oder, in dünne Scheiben zerspalten (durchscheinend, ohne durchsichtig zu sein), zu Fenstern, besonders in Bädern benutzt. Man gewinnt Silber, Kupfer und Eisen; auch Kohlen sind gefunden. Unter den Flüssen haben nur der Aras (Araxes) und der Kysyl-Usen (Amardus), der nach seiner Vereinigung mit dem Schahrud den Namen Sefidrud annimmt, Bedeutung. Letzterer ist der Hauptfluß des Landes. Das Stromgebiet des salzreichen Urmiasees ist auf kleinere Flüsse beschränkt, die ihm von O., W. und S. zufließen, darunter der bedeutendste der Adschi-Tschai von O. über Täbris kommend und der Jaghatu von S. Den Gegensätzen der Bodenformen entsprechen die klimatischen Verhältnisse, bezeichnet durch langen Winter auf den Höhen, reizenden Frühling an den Abhängen und sehr heiße Sommer in den Thaltiefen.

Die Produkte verraten die Nähe Europas durch Vorherrschen von dessen Getreidearten, köstlichen Früchten und ausgezeichnetem Wein; doch findet man hier auch noch Reisbau, Baumwollpflanzungen und ähnliche Kulturgewächse. Übrigens zeigt die Flora eine ziemliche Mannigfaltigkeit von Salzpflanzen. Dagegen fehlt es an Waldbäumen, und eigentliche Wälder sind nirgends vorhanden. Die Ebenen sind wegen vorherrschender Trockenheit pflanzenarm. Die Abhänge der Gebirge tragen das Gepräge der subalpinen Flora, und zwischen 2270—2900 m kommen bereits viele echte Alpenpflanzen vor. Die Tierwelt weist viele niedere Arten auf, wie sie nur in trockenen Ebenen, auf salzgeschwängertem Boden und in der Nähe sandiger Meeresküsten oder Salzseeufer vorkommen. Das Land ist reich an Rindern und vorzüglichen Pferden, und Viehzucht wird besonders in den kurdischen Bergen getrieben. Der Fasan Kaukasiens erscheint schon in A. Wölfe, Eber, Füchse und Hirsche hausen in den rauhen Gegenden, aber auch Antilopen und Raubtiere des Südens kommen vor. Die Bewohner A.s, vielleicht 1 Mill., sind im W. des Sees Kurden, im übrigen Lande türk. Abkunft. Auch die herrschende Sprache ist die türkische, durch welche das Persische auf die Städte beschränkt worden ist. Im NW. spricht man armenisch. Die Bevölkerung gilt als viel kräftiger und mannhafter als die der südlichern Provinzen Persiens, leidet aber an denselben Gebrechen. Herumschweifende Hirten- und Räubervölker finden sich neben ausgebildeter Städteansiedelung.

Geschichtliches. Im Altertum war A. der nordwestlichste Teil Mediens. Seit Alexander d. Gr. wurde es als Atropatene vom südöstl. Großmedien getrennt. Unter den arsacidischen Königen Großarmeniens gehörte A. teilweise zur Provinz Waspurakan (149 v. Chr. bis 428), worauf es mit Armenien an die Sassaniden kam. Im 7. Jahrh. fiel es an die Araber. Nach Schwächung des Kalifats durch die Seldschuken kam es an den Atabek Ildeghis und seine Nachkommen, die Pehlewaniden (1150—1225), welche nach dem Abzuge der Mongolen Dschingis Chans (1221) der Khowaresmier Dschelal-eddin Mankberni stürzte. Darauf kam es 1256 durch Hulaku an das Mongolenreich von Iran. In den J. 1386—1405 gehorchte es Timur, darauf den Turkmanen vom Schwarzen und seit 1468 denen vom Weißen Schöps unter Usun Hassan, bis es durch Schah Safi aus Ardebil (1505—8) befreit wurde. Im 16. und 17. Jahrh. hatte es viel von den Osmanen zu leiden. Als Grenzprovinz sowie als Statthalterschaft des pers. Thronfolgers, z. B. des Abbas Mirza, war A. stets von Wichtigkeit, sah sich aber beständig in die Unruhen Persiens verwickelt und in die Kriege mit den Türken und Russen hineingezogen. Durch das Heranrücken der russ. Grenze bis an den Aras hat es neuerdings als vermittelndes Passageland zwischen der iran. und europ. Welt noch größere Bedeutung gewonnen. Hauptstadt von A. ist Täbris.

Asgard, die himmlische Wohnung der Asen (s. d. und Nordische Mythologie).

Ashburton, Stadt der engl. Grafschaft Devon, mit mittelalterlichen Bauwerken, 28 km im SW. von Exeter an der Grenze des Dartmoor-Waldes gelegen, mit (1881) 5797 E., die Kupfer- und Zinnbergwerke bearbeiten; die ehemals wichtige Sergefabrikation ist in Verfall geraten. Ein zahlreiche Mühlen treibender Bach fließt durch die Stadt und ergießt sich in den 15 km entfernten Dart.

Ashby-de-la-Zouch, alte Stadt in der engl. Grafschaft Leicester, in dem in den Trent gehenden Gilwisthaw und an der Midland-Eisenbahn, 27 km im NW. von Leicester, mit (1881) 4536 E., welche etwas Industrie und ansehnlichen Malzhandel treiben. In der Nähe liegen außer reichen Weiden auch Steinkohlenbergwerke. Unfern ist das große Etablissement der warmen Salzquellen Ivanhoe-Baths. Im S. liegen die Ruinen des Schlosses A., in welchem Maria Stuart gefangen saß.

Asher (Adolf), deutscher Buchhändler, geb. 23. Aug. 1800 zu Cammin in Pommern von jüd. Eltern, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, hielt sich mehrere Jahre in England auf und trieb dann in Petersburg anfangs Diamantenhandel, später Buchhandel. Infolge des Ukas, der seinen Glaubensgenossen den Aufenthalt in Petersburg untersagte, begab er sich 1830 nach Berlin, wo er eine Buchhandlung, anfänglich mit Kommanditen in London und Petersburg, begründete und namentlich den Verkehr mit dem Auslande zu fördern suchte. A. erhob sein Geschäft zu einer der geachtetsten Sortiments- und Antiquariatshandlungen Europas. Er starb 1. Sept. 1853 in Venedig. Seine Firma ging an A. Cohn und D. Collin über, welche 1864 eine Filiale in London gründeten. Nach des letztern Austritt führte A. Cohn von 1871 bis 1874 das Geschäft allein; seitdem sind die beiden Firmen Asher u. Comp. in Berlin und London im Besitz von L. Simion und A. Behrend, während A. Cohn das Antiquariat unter eigenem Namen abzweigte. A. war ein tüchtiger Bibliograph und zugleich ein gründlicher Kenner der neuhebr. Sprache und Litteratur. Er verfaßte u. a. bibliogr. Arbeiten über L. Hulsius und die «Scriptores rerum germanicarum» (Berl. 1839) und gab «Itinerary of R. Benjamin of Tudela» (2 Bde., Berl. 1840) heraus.

Ashford, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, auf einem Hügel in der Nähe der Vereinigung der obern Quellflüsse des Stour, 85 km südöstlich von London, Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Reigate, Canterbury, Dover und Hastings, hat eine bemerkenswerte got. Kirche mit hohem, wohlproportioniertem Turm und alten Denkmälern und zählt (1881) 9693 E. In der Nähe von A. befinden sich großartige Werkstätten der South-Eastern-Eisenbahngesellschaft, welche mit den Arbeiterwohnungen eine eigene Ortschaft, Süd-A. bilden.

Ashley (Lord), s. Shaftesbury.

Ashton-under-Lyne, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lancaster, 10 km östlich von Manchester, an der Eisenbahn von Manchester nach Leeds, ein blühender Fabrikort am rechten Ufer der Tame, hat ein neues Stadthaus, eine Gerichtshalle mit Theater und Konzertsaal und einem Handwerkerinstitut im ersten Stock, ein Athenäum, ein großes Arbeitshaus und zählt (1881) 37027 E. Die Dörfer Moßley, Lees, Hooley-Hill und Fairfield bilden nach Westen hin Vorstädte. Es befinden sich hier 90 Baumwollfabriken mit Färbereien, Bleichen, Kattundruckereien, außerdem Eisen- und Messinggießereien, Ziegelbrennereien, Korbflechtereien. In der Nähe liegen überall reiche Kohlengruben.

Asia heißt der 67. Asteroid. (S. Planeten.)

Asia minor, s. Kleinasien.

Asiatische Banise, einer der ältesten deutschen Originalromane, s. Ziegler und Klipphausen.

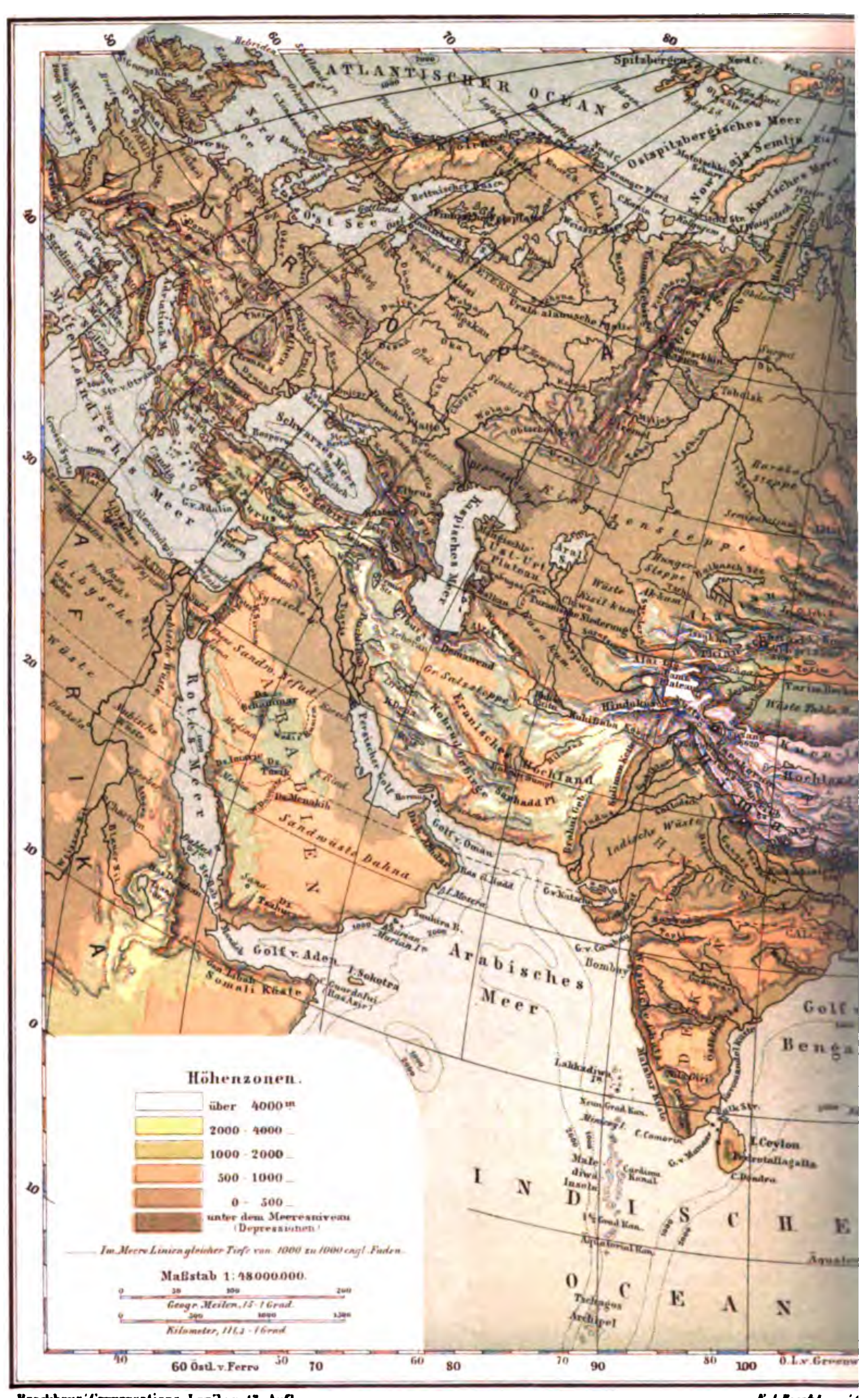
Asiatische Gesellschaften ist der Name für eine besondere Gruppe von gelehrten Gesellschaften, welche sich zum Zweck der Erforschung der Geschichte, der geogr. und ethnogr. Verhältnisse, der Religionen, der Sprachen und Litteraturen Asiens, einschließlich der moslem. Gebiete Europas und Afrikas, gebildet haben. Die älteste derselben ist die Société Asiatique zu Paris, welche 1822 von Silvestre de Sacy, Klaproth, Abel Rémusat, Jomard, Chézy und andern namhaften Orientalisten begründet ward, seit 1823 das «Journal asiatique» herausgibt und orient. Werke, sowohl im Original wie in Übersetzungen, Grammatiken und Wörterbücher teils auf ihre Kosten drucken läßt, teils durch Subskriptionen unterstützt. Bald darauf ward die Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland gestiftet, welche Colebrooke 19. März 1823 eröffnete und die 11. April 1824 ihre Statuten bestätigt erhielt. An die Stelle der von ihr anfänglich herausgegebenen «Transactions» (3 Bde., Lond. 1824—34) ist seit 1833 das «Journal of the Royal Asiatic Society» getreten. Eine «Deutsche Morgenländische Gesellschaft» wurde zufolge des 3. Okt. 1844 zu Dresden gefaßten Beschlusses der dortigen Orientalistenversammlung auf der Versammlung zu Darmstadt 2. Okt. 1845 begründet. Dieselbe hält alljährlich in Gemeinschaft mit den Philologen im Herbst Generalversammlungen ab und gibt seit 1845 eine «Zeitschrift» heraus, zu welcher seit 1857 noch «Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes» gekommen sind. Mittelpunkte ihrer Geschäftsführung sind Halle, wo sich die Bibliothek befindet, und Leipzig, welches der Sitz der Redaction der Veröffentlichungen der Gesellschaft ist. Nächst diesen drei bedeutendsten Gesellschaften dieser Art in Europa sind noch zu nennen: die Société Orientale de France zu Paris, welche seit 1842 die «Revue de l'Orient» herausgibt, die Syro-Egyptian Society in London, die 1850 die Herausgabe von «Original Papers» begonnen hat, und das Koninglijke Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Neederlandsch Indië zu Amsterdam, das seit 1853 «Bijdragen» veröffentlicht. Um den orient. Studien auch in Amerika Bahn zu brechen und ein gemeinschaftliches Organ für dieselben zu gewinnen, trat 1842 zu Boston die American Oriental Society zusammen, welche ein «Journal» (Boston 1843 fg.) erscheinen läßt. Von den im Orient selbst bestehenden Gesellschaften dieser Art wurde die Asiatic Society of Bengal
bereits 1784 von Sir William Jones zu Kalkutt
begründet und veröffentlichte die «Asiatic re
searches» (17 Bde., Kalkutta 1788—1832), die tei
weise ins Französische und Deutsche übersetzt wu
den. An die Stelle derselben ist das «Journal o
the Asiatic Society of Bengal» getreten, das se
1832 in monatlichen Heften erscheint. Unter Au
sicht dieser Gesellschaft, aber auf Kosten der anglo
ind. Regierung, erscheint seit 1846 die «Bibliothec
Indica», eine Sammlung orient. Werke in Te
und Übersetzung, von welcher bis Anfang 1880 b
reits über 500 Lieferungen erschienen waren. Da
neben bestehen zu Bombay, Madras, Ceylon, Ma
lakka und Hongkong Asiatische Gesellschaften, di
sich selbst als «Branches» der Asiatischen Gesel
schaft zu London bezeichnen und ihre Arbeiten eben
falls in periodischen Schriften veröffentlichen. Übe
andere gelehrte Gesellschaften im Orient, welch
allgemeinere Zwecke verfolgen, s. Akademien un
Gelehrte Gesellschaften.

Asien, das größte Festland der Alten Welt, ei
Drittel alles Landes der Erde, die Wiege des Me
schengeschlechts und der Boden der ältesten histo
Erinnerungen, liegt mit seiner kontinentalen Mas
ganz auf der nördl. Halbkugel der Osthemisphär
nur mit seiner südöstl. Inselwelt den Äquato
schneidend und mit unbedeutenden Gliedern au
die Westhälfte übergreifend, auf drei Seiten vo
Ocean umspült und im W. teilweise mit Europ
und Afrika zusammenhängend. Der Flächenrau
des asiat. Kontinents wird auf 41441000 qkm
derjenige der zu A. gerechneten Inseln auf 313125
qkm geschätzt, sodaß sich der Gesamtflächenrau
auf 44572250 berechnen würde.

Horizontale Konfiguration. Schon di
Auseinanderstellung der äußersten Punkte, des Ka
Tscheljuskin (77° 30′ nördl. Br.) und Buru (1° 2
nördl. Br.) sowie des Kap Baba an der Westküs
von Kleinasien (43° 44′ östl. L. von Ferro) und de
Ostkaps an der Nordspitze von Sibirien (207° 5
östl. L. von Ferro), deutet auf großartige Dimen
sionen; ihnen schließt sich eine reiche Gliederung a
sodaß A. bei 82300 km Küstenumfang auch d
längsten Landesgrenzen aller Kontinente besitz
Von dieser Küstenlänge kommen 15900 km a
das Nördliche Eismeer, 27300 km auf den Stille
Ocean, 33600 auf den Indischen Ocean, 5500 a
das Mittelländische und das Schwarze Meer, dah
bei dem zu 41441000 qkm berechneten Fläche
raum des asiat. Kontinents auf ungefähr 503 qk
1 km Küstenlänge. Das Nördliche Eismeer, d
Stille und Indische Ocean umgrenzen den asia
Kontinent im N., O. und S. Im W. aber bild
das Mittelländische Meer nur teilweise die Grenz
denn im N. des Roten Meers besteht durch d
145 km breite Landenge von Suez eine Verbi
dung mit Afrika, und auf der 2700 km langen E
streckung zwischen dem Karischen Golf und Kasp
schen Meer legt sich Europa an, gleichsam wie ei
westlich hingestreckte zersplitterte Halbinsel des k
lossalen asiat. Stammes, welcher von Amerika a
einer Seite durch die 11 km breite Beringsstra
geschieden ist und eine reiche Inselbrücke zu Austr
liens Festland besitzt. Dem großen, in Trapezfor
sich schmiegenden Massenkörper A.s gesellt sich ei
großartige Gliederung bei, welche 9966400 qk
also mehr als die Größe Australiens, bedeckt u
aus folgenden größern Halbinseln besteht: Im W
als Übergang zu Europa und von demselben du

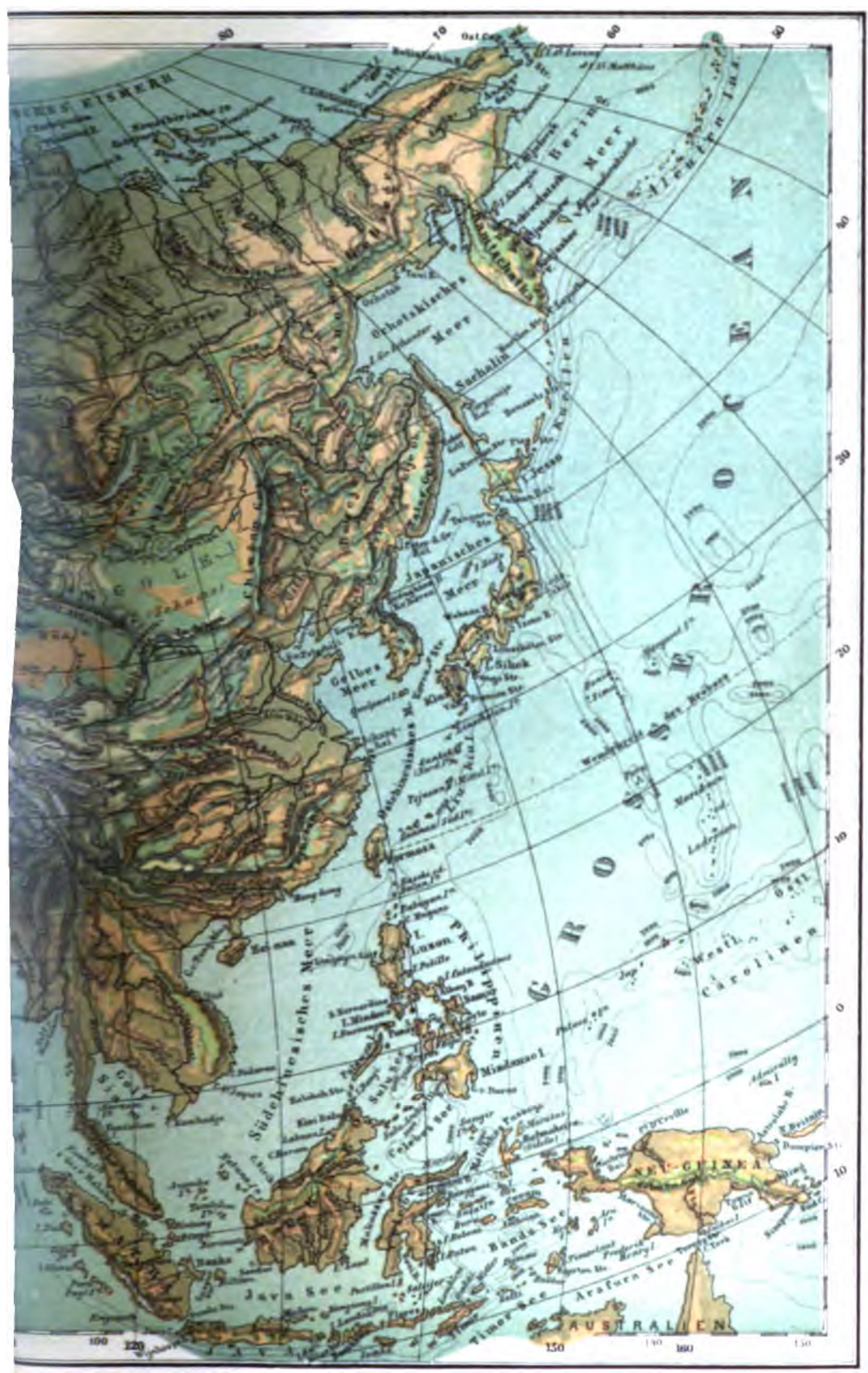


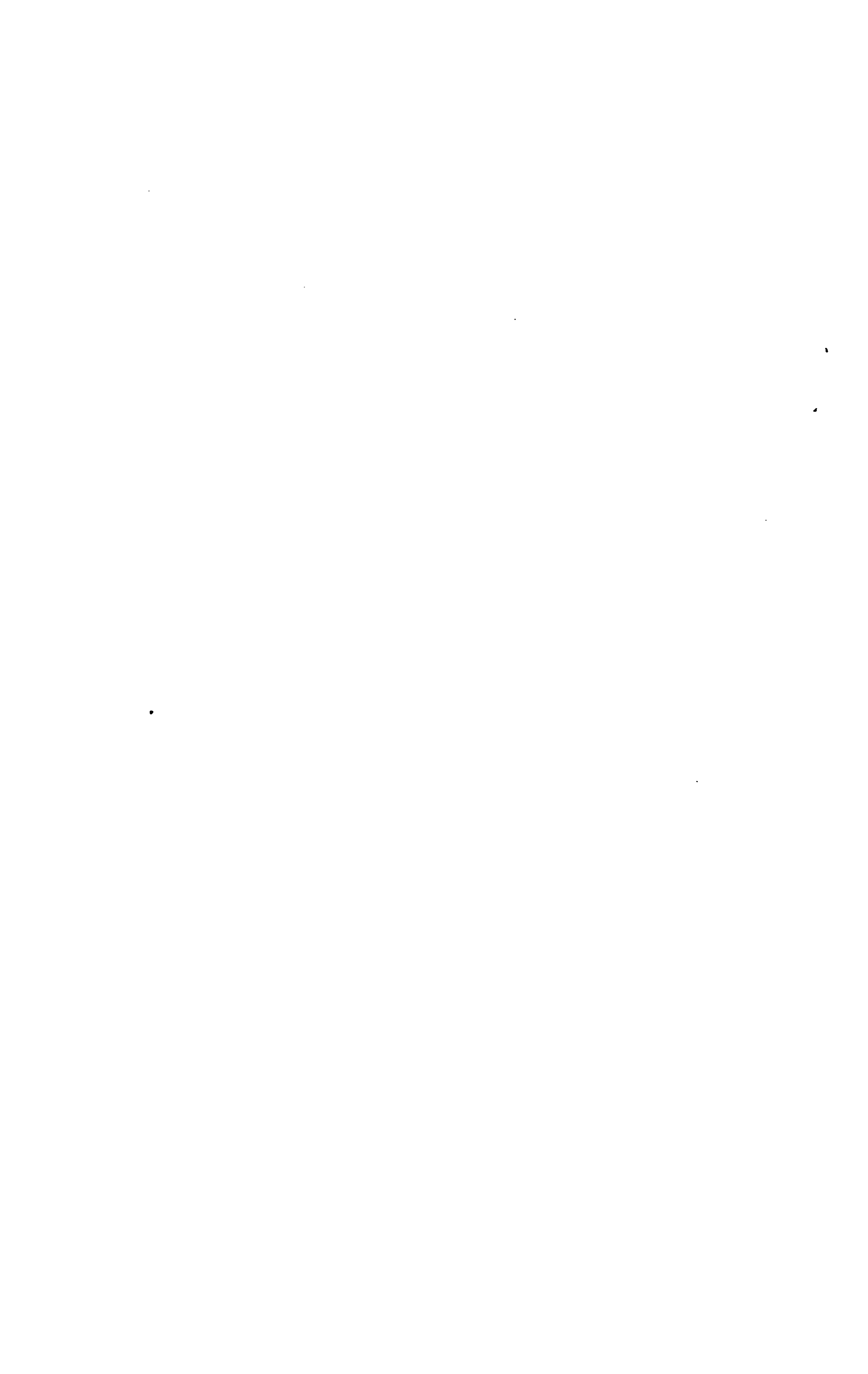
PHYSIKALISCHE



F. A. Brockhaus'

ARTE VON ASIEN.





die Straßen von Konstantinopel und die Dardanellen getrennt, Kleinasien oder Anatolien, zwischen dem Schwarzen und Levantischen Meer, mit der zahlreichen Inselgruppe der Sporaden im W. und der Insel Cypern unfern der Südküste; im S., wie in Europa, eine dreifach gruppierte Gliederung zwischen den Buchten des belebtesten Meers, hier des Indischen, dort des Mittelländischen. Was in Europa Hesperien in einfacher Küstenform, das ist in A. Arabien zwischen dem Roten und Persischen Meere; wie dort Italien mit dem benachbarten Sicilien, so liegen hier Vorderindien und die Insel Ceylon zwischen dem Persischen und Bengalischen Meere in der Mitte; und während in Europa die zerrissene griech. Halbinsel südöstlich durch einen vielgliederigen Archipel zu A. übergeht, so weist hier die zersplitterte hinterind. Halbinsel zwischen dem Bengalischen und Chinesischen Meer durch den Ostindischen Archipel nach Australiens Festland hinüber. Diese, auch Australasien benannte Zwischwelt zerfällt in die Hauptgruppen der Philippinen, Molukken, der Großen und der Kleinen Sunda-Inseln mit Timor. Eigentümlich sind die Ostküsten A.s dadurch charakterisiert, daß der Große Ocean in weiten Busen in die Küsten des Festlandes einspült, bogenförmig umgrenzt durch südwärts gestreckte Halbinseln und lange Inselreihen. So buchten in Richtung von S. nach N. ein das Süd- und Nordchinesische, Japanische, Ochotskische und Kamtschatka-Meer, umklammert von den Halbinseln Korea und Kamtschatka und den Inselreihen der chines. Inseln mit Formosa, der japanischen mit Jesso, Nipon und Kiusiu, Sachalin und den Kurilen, während Hai-nan im Golfe von Tong-king dem Festlande benachbart liegt. Im N. sind die sibir. Küsten zwar ebenfalls zersplittert, doch mehr durch die erweiterten Mündungen mächtiger Ströme als durch Meeresbuchten, wie denn auch, außer Neusibirien, ferner Waigatsch und Nowaja-Semlja auf der europ. Scheide der arktischen Wassermasse, der Inselreichtum sich auf die Limane oder seichten Flußmündungen beschränkt.

Vertikale Konfiguration. Wie in allem großartig, so ist es A. auch in Ausprägung seiner Bodenplastik: es hat das größte Tiefland, das ausgedehnteste Hochland, die höchsten Gebirgsketten und höchsten Gipfel der Erde. Die Tiefebenen nehmen wenig über ein Dritteil, die Erhebungen fast zwei Dritteile des Weltteils ein, und zwar erfüllt dessen Mitte ein zusammenhängendes Hochland, dem nördlich ein großes Tiefland, südlich eine reiche Gebirgsgliederung anliegen. Der innere Hochgürtel wird durch das Eingreifen des Tieflandes von Turan und Hindostan unter 72° östl. L. (von Ferro) in zwei Hauptmassen, das Hochland Ost- oder Hinterasiens und das West- oder Vorderasiens gegliedert, jedoch durch einen wilden, schneebedeckten Gebirgsisthmus, den Hindu-Kusch, zusammengehalten. Das Hochland Ost- oder Hinterasiens, das Areal ganz Europas um zwei Dritteile übertreffend, erfüllt den Hauptteil des Kontinentalkörpers und zeigt sich in seinen Grenzen verschieden charakterisiert. In Rand- und Kettengebirgsform stürzen die steilen Abfälle des Südrandes zu der sumpf- und waldreichen Hügelzone (von den Einheimischen die Terai oder Tarai, d. i. feuchte Ebene, geheißen) des hindostan. Tieflandes. Es sind dies die Abfälle des 2450 km langen Himalajagebirgs, dessen mittlere Kammhöhen um 5220, dessen Gipfel um 6500—8470 m das Meer überragen, ja dessen höchste Pics alle Gipfel der Erde an Höhe übertreffen. Parallel mit dem Himalaja von WNW. nach OSO. verläuft nördlicher als Fortsetzung des Hindu-Kusch die Karakorumkette mit einer mittlern Paßhöhe von 5480 m und riesigen Gipfeln, unter denen der zweithöchste Berg der Erde, der 8619 m hohe Dapsang. Sehr hoch scheint auch im O. des Himalaja der wild zerklüftete, von reißenden Strömen durchbrochene Siue-Schan zu sein; doch ist er noch nicht genug gekannt, um über seine Naturverhältnisse entscheiden zu können. Die östl. Grenzwälle, der Yün-Ling und Khingan-Ola, legen sich als Randgebirge an die hohe Scheitelfläche und gehen südlich zu dem wild verzweigten chines. Alpenlande über, in welchem die Gebirge Nan-Ling und Pe-Ling hervorragen, und nördlich zu dem mandschur. Alpenlande, dessen östl. Kette, das Sichota-Alin, dem Meere 240 m hohe Felswände entgegenstellt. Weniger hoch, aber auf breiter Basis ruhen die Berglandschaften des Nordrandes in allmählichen Übergängen zu dem anliegenden Tieflande und durch die Becken des Baikal- und Saisansees in drei Gruppen gegliedert. Diese können mit dem allgemeinen Namen des baikal. Alpenlandes, des Systems des Altai und des dsongar. Berglandes belegt werden, welches letztere südwärts durch das Pamirgebirge mit dem Karakorum, dem Mustagh und dem Hindu-Kusch in Verbindung tritt. Das Pamirgebirge bildet den Westrand der Hochfläche und vereinigt seine nordwestl. Abfälle mit den Erhebungen des turkestan. Alpenlandes. Auf solche Weise wird die innere Fläche von allen Seiten umschlossen, im S. durch den Kuen-Lün mit einer Paßhöhe von 5200 m und bis 6660 m hohen Gipfeln, und im N. durch den Thian-Schan (d. i. Himmelsgebirge) mit dem 7300 m hohen Khan-Tengri. Die dadurch entstehende centrale Tiefe wird im S. durch die 3260—4870 m hohen Thäler Tibets begrenzt und bildet im Tarimgebiet die Hohe Tatarei, im N. durch die Dsongarei begrenzt, und östlicher die Mongolei, eine 1200—1900 m hohe Platte, welche die nur 600—900 m hohe, von N. nach S. 555 km breite Wüste Schamo oder Gobi umschließt.

Auf kleinerer Basis und niedriger an Höhe schließt sich das Hochland Vorderasiens an die östl. Hochmassen, und zwar in den drei Abteilungen des Plateau von Iran, des med.-armen. Alpenlandes und des Hochlandes von Anatolien. Die Scheitelebene des Plateau von Iran ist im O. noch 1500 m, im W. 1200 m hoch, in der Mitte aber, in Kuhistân, vielfach beckenförmig bis auf 800 und 560 m eingesenkt. Salz-, Kies- und Sandwüsten bedecken unabsehbare Räume, und hohe Gebirgswälle umstehen sie von allen Seiten. Es sind im O. die steilen und hohen Ketten des Suliman- und Brahuigebirgs mit dem 3910 m hohen sog. Tukht-i-Suliman im N., südlich die wilden Terrassenlandschaften von Balutschistân und Farsistan, im N. der jäh zum Kaspisee abstürzende Elburs mit dem 5669 m hohen Vulkan des Demawend; und weiter östlich das von zugänglichen, breiten Einsenkungen unterbrochene Bergland von Khorasan, welches durch die Höhen des Paropamisus zu dem turkestan. Alpenlande und dem Hindu-Kusch übergeht. Zusammengesetzter ist die Bodengestaltung in der med.-armen. Alpenlandschaft. Hier erscheinen in Fortsetzung des Südwestrandes von Iran die kurd. Alpenterrassen als eine wilde und vielfältig zerspaltene Südbegrenzung

der Hochebenen um den Urmiâ- und Wânsee, während dieselben nördlich in Fortsetzung des Elburs bis zu den tiefen Thalspalten des Araxes und der Kura von dem Alpenlande Aserbeidschân und dem armen. Berglande eingefaßt werden, wo neben Hochebenen, wie die 1848 m hohe von Kars, steile Gipfel in die Wolken ragen, wie der 4912 m hohe Ararat, und vulkanische Gewalten den Boden zerklüftet haben. Aus diesen Felslabyrinthen lösen sich mit vorherrschender Westrichtung die Randgebirge ab, welche die kleinasiat. Halbinsel im N. und S. begleiten und ihre innern Abfälle zu einem mannigfaltig gestalteten und zerrissenen Plateau vereinen, das hohe, zum Teil vulkanische Gipfel trägt, wie den 2900 m hohen Hassan-Dagh und den 4008 m hohen Erdschjas (Argäos). Das Randgebirge der Südküste führt den allgemeinen Namen des Taurus und beginnt östlich mit der absoluten Höhe von 3250—3570 m.

Die übrigen Gebirgsausfüllungen A.s sind als von dem innern Hochlande getrennte Gebirgsglieder zu betrachten, die alle, bis auf den Kaukasus und teilweise auch die ostsibir. Grenzketten, in Meridianrichtung liegen und, die hinterind. Ketten ausgenommen, durch Tiefebenen vom kontinentalen Gebirgskörper getrennt sind. Auf der längsten europ.-asiat. Landgrenze erhebt sich der Ural mit Gipfeln bis zu 1600 m Höhe, aber ohne Verbindung mit dem asiat. Hochlande. Auf dem Isthmus zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere erreichen die Alpenketten des Kaukasus eine Höhe von 3250—3570 m zwischen tiefen Thalspalten und riesigen Berggipfeln, wie dem 5652 m hohen Elborus, dem 5225 m hohen Koschtan-Tau, dem 5160 m hohen Dych-Tau und dem 5043 m hohen Kasbek. Allmählich erheben sich die Hochebenen des syr. Gebirgslandes aus der benachbarten Wüste zu den bis 3066 m aufsteigenden Ketten des Antilibanon und Libanon, welcher steil und terrassenförmig zum schmalen Küstenstriche Phöniziens und Palästinas abfällt und südwärts in Hochebenen übergeht, welche die tiefste Senkung der Erdoberfläche, das 392 m unter dem Spiegel des Oceans gelegene Tote Meer mit dem Jordanthal umfassen, während südöstlich die vulkanischen Gebirge und Plateaus des Hauran zu dem arab. Hochlande hinüberführen. Dieses trägt echt afrik. Charakter in seinem einförmigen Scheitel, von kahlen Felsketten, Sandwüsten und fruchtbaren Landschaften durchzogen, und in seinen terrassenartigen Rändern, deren trennende Gebirgsketten an der Westküste bis zu 2600 m aufsteigen sollen. In der vorderind. Halbinsel erhebt sich das Plateau von Dekhân, in einer Steigung von W. nach O. und einer mittlern Höhe von 450—980 m, westlich durch die höhern Randgebirge der Westghat von der schmalen Küstenebene Malabar, östlich durch die gruppenförmigen niedrigen Ostghat von der breitern ebenen Küste Koromandel geschieden. Während die innere, keineswegs einförmige Hochfläche nördlich durch die Ketten des Vindhyagebirgs und die Malwa-Vorberge vom Hindostan. Tieflande gesondert ist, vereinigen sich die Ghat südlich, in der Quellgegend des Kaweri, zu der höchsten Gebirgslandschaft der Halbinsel, dem Nila-Giri, d. i. Blaues Gebirge, mit 2680 m hohem Gipfel. Dieses sinkt steil zur schmalen Tiefebene Gap herab, erhebt sich wiederum als Anamaligebirge zu 2693 m und taucht mit dem Kap Komorin in das Meer. Gegenüber auf der Insel Ceylon erhebt sich die Gruppe des Adams-Pik mit dem 2541 m hohen Pedrotalla-galla. Als südl. Ausläufer des Siue-Schan sind die hinterind. oder malaiischen Bergketten zu betrachten, deren eine die Südspitze A.s erreicht, auf den Sunda-Inseln mit vulkanischer Thätigkeit wieder auftauchend, die viel besser bekannt sind als ihr nördl. Stamm. Wenn das Jünnan-Alpenland, der Pe-Ling, Nan-Ling und die Ketten von Korea weniger als getrennte, sondern als hervorragende Glieder des chines. und mandschur. Alpenlandes erscheinen, so treten dagegen die aus dem daur Alpenlande abzweigenden ostsibir. Grenzketten, der Aldan-, Jablonoi- und Stanowoi-Chrebet, selbständiger auf. Sie fallen allmählich zum Tieflande steil zum nahen Meere ab, erstrecken sich bis zum Ostkap und stehen in Verbindung mit den Vulkan ketten Kamtschatkas, die sich über die ostasiat. Insel reihen nach S. zu ausdehnen.

Schaut man von den Erhebungen des asiat. Bodens in seine Tiefen, so findet man dem Nordsaum des ostasiat. Hochlandes die sibir. Flächen vorg lagert, an Größe Europa übertreffend und in eine zum großen Teil winterlich verödeten Natur. J offenem Zusammenhange steht Sibirien südwestli mit dem Tieflande Turan, den einzelnen Sand Salz- und Kiessteppen, die den Kaspi- und Arals umlagern und im erstern eine Depression von 25 unter dem Spiegel des Schwarzen Meers darbieten. Während dem Südrande des kontinentale Gebirgskörpers westlich das weidereiche Mesopot mien und die heiße syr.-arab. Sandwüste vorlieg bildet Hindostan sowohl in seinem sandigen, steril Charakter der westl. Sindhebene wie in den rei bewässerten Gegenden der östl. Hindebene oder Be galens einen scharfen Kontrast zu den nahen Schne gipfeln des Himalaja. Die breiten Längenthäl und schmalen Thalsohlen der hinterind. Tiefeben sind durch hohe Bergketten voneinander geschiede während im Osten A.s die fruchtbaren, wohlbeba ten Ebenen des chines. Tieflandes sich ausbreit

Hydrographisches. Sehr verschieden ist a der Charakter der hydrogr. Verhältnisse. Die Ch raktere des Wüstengürtels der Alten Welt zieh auch in hydrogr. Rücksicht in die asiat. Tief- u Hochsteppen ein, und zwar in größerm Maße irgendwo. Die tiefe Steppensenke Turans enth die größten Steppenseen der Erde, den Kaspi- u Aralsee, den erstern mit einer Oberfläche 439418, letztern von 66998 qkm., dieser durch Syr-Darja (Jaxartes) und Amu-Darja (Ox jener durch Emba, Ural, Wolga, Terek und K gespeist. Nur ein Steppensee von Bedeutung, Hamun mit dem Hilmend, bewässert die Schei fläche des hohen Iran, dagegen finden sich z reiche Gruppierungen im West- und Südostrev des hohen Hinterasien. Der Balkaschsee mit Ili, der Issyk-Kul, der Ala-Kul und der Lob- mit dem Tarim sind im W., der Kuku-Nor Tengri-Nor im SO. am wichtigsten. Chara ristisch für A. ist der Besitz großer Doppelstr oder mehrerer mächtiger Flüsse, welche Eine Q gegend und Eine Mündungsgegend haben gleiche Verhältnisse ihres Laufs entwickeln. U solchen Geschwisterströmen stehen obenan: Eup und Tigris, Ganges und Brahmaputra, die Rie ströme Yang-tse-Kiang und Hoang-Ho, der I und seine Nebenflüsse, welche das sog. Pends oder Fünfflußgebiet bilden. Ein und demse Systeme gehören an: die sibir. Ströme Ob



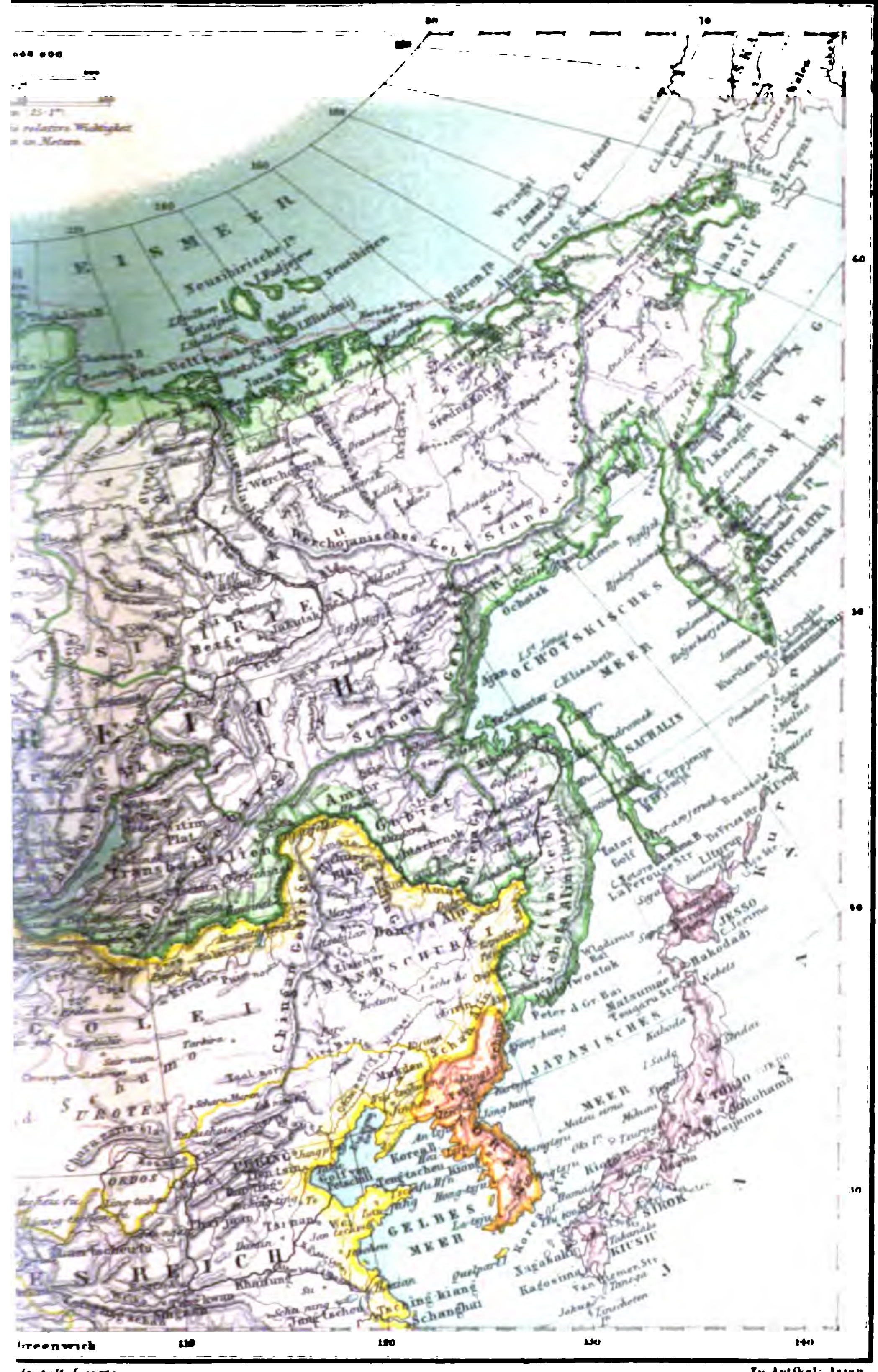
NORD - UND



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr.

ITTELASIEN.



EISMEER
SIBIRIEN
OCHOTSKISCHES MEER
SACHALIN
JESSO
JAPANISCHES MEER
GELBES MEER
MANDSCHUREI
KAMTSCHATKA
Greenwich



Irtysch, Tobol und Ischim, Jenissei mit oberer und unterer Tunguska und dem Baikalsee, Lena, Indigirka und Kolyma; die hinterind. Gewässer Mekhong oder Kambodschafluß, Menam, Saluen und Irawadi; in der Mandschurei der Amur mit Schilka, Argun, Sungari und Ussuri; die vorderind. Flüsse Mahanadi, Godaweri, Kistna (Krischnâ), Kaweri und Nerbudda, die Alpenseen Armeniens, Urmia- und Wansee, die syr.-kleinasiat. Flußläufe des Orontes, Mäander und Kisil-Irmak, denen benachbart mehrere Fluß- und Seegebiete ohne Abfluß zum Meere sich anreihen, wie in Palästina das Tote Meer mit dem Jordan. (Hierzu 5 Karten: **Physikalische Übersichtskarte. Politische Übersichtskarte. Nordasien. Westasien I. Westasien II.**)

Klima und Produkte. Eine spezielle Betrachtung des überwiegend kontinentalen Klimas A.s erfordert bei dem Umfange dieses Erdteils auch naturgemäße Sonderungen. A. greift mit seinen Nordspitzen weit in die Polarregion ein, dagegen erreicht des Kontinents Südende fast den Äquator. Es besitzt also auch den reichsten Wechsel der Klimagürtel, von den eiserstarrten, toten sibir. Küsten bis zu den Palmen- und Bananengegenden der Tropenzone Indiens. Der kontinentale Einfluß äußert sich im Vergleich mit Amerika in größern Extremen, insofern die Klimagürtel in A. eine noch 4—7,5° niedrigere Winter- und 2,5—4° höhere Sommertemperatur aufweisen; es erscheinen mithin größere Temperaturdifferenzen in sich für diesen Erdteil charakteristisch. In A. ist der eigentliche tropische Klimagürtel, die Region des Regens, der Palme und Banane, nur auf die südlichsten Küstengegenden und Tiefländer beschränkt; denn die umfangreichen bedeutendern Erhebungen ziehen einen großen Teil der Tropenzone schon in das kühlere Klima der Edelfrüchte und immergrünen Bäume und lassen schon in sehr südl. Breiten den Niederschlag in veränderlicher Form auftreten. Wenn diese Klimazone als sehr bezeichnend durchschnittlich schon mit 30° nördl. Br. beginnt, also mit dem Parallel von Nordafrika, Texas und Florida, so dehnt sie sich aber auch fast bis zu den Nordgestaden des Polarmeers aus, da, wenn auch auf kurze Zeit, die Sommertemperaturen verhältnismäßig hoch sind. Im Norden A.s nimmt der kontinentale Charakter von W. nach O. zu, im S. dagegen in derselben Richtung ab; denn Arabien ist noch kontinental, der Indische Archipel aber oceanisch. Der klimatische Charakter A.s ist daher nicht mit einem einzigen Ausspruch zu bezeichnen, sondern in getrennten Erdsegmenten zu betrachten, die sich auf die vier Abteilungen des nördl., des mittlern hohen, des südl. samt südöstl. und des westl. A. beschränken lassen.

1) **Das hohe Hinterasien.** Wie in Afrika nehmen hier spärlich bewässerte Ebenen und Steppen ungeheuere Räume ein, unter gleichem Einfluß einer kontinentalen Dürre und Trockenheit der Atmosphäre. Während aber dort mäßig hohe Lage unter glühendem Himmelsstrich diese Verhältnisse begleitet, so ist es hier bedeutende Erhebung, höhere Breite, Umwallung von schneebedeckten, allen oceanischen Einfluß abweisenden Gebirgen, welche neben das tropische Bild Afrikas das eisige des Nordens stellen. Anders als auf der breiten, ebenen Scheitelfläche gestalten sich die Verhältnisse an den Grenzen, in den wohlbewässerten Thälern der Randgebirgslandschaften Chinas, der Mandschurei, Dauriens u. s. w. Hier bekunden hochstämmige Waldungen, dauernde Rasenflächen, auf den Schauplätzen der Kultur im Überfluß vorhandene Nahrungspflanzen, eine mannigfaltige und zahlreiche Tierwelt günstigere Naturverhältnisse, die sogar mittels hoher Sommertemperatur unterm 40. bis 42.° nördl. Br. bei 1000 m Höhe noch die Kultur von Wein und Baumwolle und die Pflege der Seidenraupe unterstützen. In den höher, aber südlicher gelegenen Thalebenen von Tibet schlürfen schwammige Moosarten die Feuchtigkeit des fünf bis sieben Monate liegenden Schnees, um den Mangel reicher Bewässerung und schattiger Waldungen zu ersetzen zur Zeit des in schnellem Kontraste folgenden heißen Sommers, dessen Hitze noch bei 2600 m Wein, bei 2860 m Äpfel, Nüsse und Aprikosen, bei 4000—4600 m noch Roggen und Gerste gedeihen läßt. Solche Verhältnisse sind einzig auf der Erde und nur an eine solche kontinentale Örtlichkeit gefesselt; sie üben auf das einheimische Leben der Tiere und Menschen mächtigen Einfluß. Eigentümliche Rinder- und Schweinearten, Pferde und große Hunde, Schafe und Ziegen zeichnen Tibet aus, fast alle mit dem feinsten Haar, im Erklettern der steilen Höhen und Lasttragen geschickt.

2) **In Süd- und Südostasien** unterscheidet sich das Klima der Tiefebenen und Küstenstriche von dem der innern Berggegenden, da diese den Einfluß des nahen Oceans nur auf jene beschränken. Noch an den schneebedeckten Himalajaketten und den trockenen, heitern Hochebenen schießt aus dem feuchten, von tropischer Sonne erwärmten Boden des bengal. Tieflandes, des Hügellandes Tarai und der Gestade des Ostindischen Archipels eine üppige Vegetation zu amerik. Riesenhaftigkeit. Denn unter der Schwüle eines nebelbedeckten Himmels erreichen Bäume die Höhe von mehr als 82 m, Farnkräuter die Größe europ. Waldbäume, Gräser wie das Bambusrohr eine Dicke, daß deren Halme, hohlen Baumstämmen gleich, zu Fässern und Eimern benutzt werden. Die tropischen Waldungen enthalten Sandel-, Eben-, Tik- und Acajouholz, Drachenbäume, Schirm-, Kohl- und Sagopalmen, welchen beiden letztern sich die Kokospalme, auch Banane und Brotfrucht als allgemein verbreitete Nahrungspflanzen anschließen, während in Ostindien und Australasien neben der Saftfülle amerik. Vegetation sich auch das Aroma afrik. Pflanzenwelt zeigt in den oft ganz ungepflegt wuchernden Gewürzbäumen, wie den Muskat- und Gewürznelkenbäumen, dem Zimtstrauche, dem Ingwer, Pfeffer und noch vielen andern Gewürzpflanzen. Auch die Tierwelt entspricht der großartigen Natur. Sie überragt die amerikanische an Größe und wetteifert mit der afrikanischen an Kraft. Die ausgedehnten Reisfluren Bengalens, die Sumpfwaldungen der Sunderbunds, des Tarai, der arakan., austral-asiat. und vorderind. Küstenebenen sind eine wilde Heimat des Elefanten, des Königstigers, Löwen, Panthers und Nashorns und ungeheuerer Eber, oder Schlupfwinkel der lauernden Riesenschlange, des Krokodils und noch vieler gefürchteter Amphibien. Neben den tropischen Kulturpflanzen, wie Baumwolle und Zuckerrohr, gedeihen europ. Pflanzen aller Art, wiewohl der Reis Hauptnahrungsmittel bleibt. Neben dem Büffel und Kamel dienen die in Europa verbreiteten Haustiere dem Menschen, in beschränktem Grade jedoch nur das vielleicht erst spät hier eingeführte Pferd. Beim Ansteigen aus

den Tiefebenen auf die Plateaus und Gebirge bleibt die tropische Schwüle mit ihren begleitenden Erscheinungen zurück, die Luft wird kühler und trockener, die Gewürzpflanzen verschwinden, die Kokospalme steigt höchstens bis 160 m, die Banane bis 975 m auf. Dagegen beschatten dichte Waldungen hoch- und dickstämmiger, meist immergrüner Bäume die Gebirgsabhänge; und über den tropischen Hochebenen lagert ein fast ewiger Frühling, in dessen Milde noch der Kaffeebaum, die Baumwollstaude, Edelfrüchte und feines Obst aller Art gedeihen. Für Südasiens Jahreszeiten und Klima sind die periodisch herrschenden Winde, die Moussons oder Monsuns, besonders wichtig. Dieselben bringen, aus der einen Richtung wehend, tropische Regengüsse, aus der andern kommend, Trockenheit und nicht selten sogar empfindliche Kälte, streichen aber nicht in gleich regelmäßiger Weise über alle Länder und Gewässer des Indischen Oceans, dessen Bereich ein Tummelplatz der heftigsten und verschiedensten Luftströmungen ist. In Vorderindien bilden die hohen Westghats eine Wetterscheide, wie die Cordilleren in Südamerika. Denn während die Westküsten und das Innere Hindostans die nasse Jahreszeit zwischen Mai und September haben, so fällt sie auf den Ostküsten vom Oktober zum Januar; und so bestehen ähnliche Unregelmäßigkeiten in Australasien, in Hinterindien und an den chines. Ostküsten, wo die besonders heftigen Orkane unter dem Namen Taifun (bei den Engländern Typhoons) gefürchtet werden. Die chines. Tiefebenen werden durch die Nachbarschaft der Schneegebirge in nördlicherer Breite dem tropischen Klima, durch den nahen Ocean aber auch dem kontinentalen Charakter mehr und mehr entrückt. Ihre Niederungen scheinen von der Natur zu den großartigsten Feldern der Kultur geschaffen zu sein, wo Reisfluren mit europ. Gemüsen und Getreidearten wechseln, Edelfrüchte, die wichtigen Maulbeerbäume, Baumwollstauden, Farbekräuter u. dgl. gezogen werden, wilde Pflanzen ebenso selten sind wie wilde Tiere und unter den Haustieren das Schwein am verbreitetsten ist. Die Waldungen der Gebirgsabfälle haben noch in den untern Regionen durch baumartige Bambus, Palmenarten und zahlreiche Saftpflanzen äußeres tropisches Gepräge und enthalten, neben herrlichen Magnolien, Cypressenarten und andern immergrünen Bäumen, mehrere für Chinas Kultur und Handel wichtige Gewächse, wie den Talg-, Seifen-, Wachs- und Kampferbaum. Noch auf den kahlen Höhen oberhalb der Waldregion gedeiht der Rhabarber, auf den Voralpen der Ölrettich, in den Thallandschaften der Berggegenden der Theestrauch. Auf den chines. Voralpen wie in den mittlern Gegenden der nahen Tiefebenen besteht nicht mehr der in A. nur Indien und Arabien eigene tropische Jahreszeitwechsel, sondern eine Folge von zwei nassen und zwei trockenen Jahreszeiten, dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter nördlicherer Gegenden entsprechend.

3) Nordasien, das sibir. Tiefland, die turan. Steppen und die Gebirgsreviere des Nordrandes vom hohen Hinterasien in sich fassend, bildet den größten Teil der arktischen Polarländer der Erde, welche alle in ihrer Natur einander ähnlich sind, von denen aber wiederum A. wegen seines kontinentalen Charakters durch gesteigerte Verhältnisse mehrfach von Amerikas Polarzone unterschieden ist. An den Grenzen eines weiten Eismeers öffnet Sibirien seine Gestade den rauhen Nordwinden, währe[nd] schneebedeckte Gebirgswälle als Grenzen des gr[oßen] ten Hochlandes der Erde es vor dem milden E[in]fluß des Südens verschließen. Die Winter si[nd] lang, die Sommer kurz, der Boden ist beständig [ge]froren, an riesenmäßigen Strömen ist Überfl[uß] und in der Nähe des Pols gestattet die Räumli[ch]keit einer unabsehbaren Ebene ungehinderte A[us]breitung des kontinentalen Charakters, insgesa[mt] ebenso viel Gründe für eine Steigerung der Käl[te] wie in Amerika zum Teil entgegengesetzte für de[ren] Milderung. Trotzdem ist der kurze Sommer d[och] im Stande, nur die äußersten Nordgegenden [der] Zone des ewigen Schnees, den größten Teil a[ber] der Zone des veränderlichen Niederschlags zu üb[er]lassen und zu bewirken, daß Holzwuchs und G[e]treidebau noch einige Grad weiter nördlich v[or]kommen als in Amerika. Im S. einer Linie v[on] der Petschoraquelle zum 56.° nördl. Br. der We[st]küste Kamtschatkas breitet sich der Gürtel der nör[dl.] Waldbäume und des europ. Getreides bis über d[en] Nordrand des hohen Hinterasien und zu den Ufe[rn] des Aral- und Kaspisees aus. Doch erreichen [die] aus periodisch absterbenden Laubbäumen und N[a]delholz zusammengesetzten Wälder und die gro[ßen] Grasflächen nicht die Kraft des gleichen ame[r.] Gürtels, und neben dem Weizen in den geschützt[en] Gebirgsthälern gedeiht nicht wie dort europ. O[bst] oder gar Wein. Ja sogar die nördl. Zone [der] Moose und Beeren ist nicht so reich ausgestat[tet] und wechselt oft mit den eisigen Polarwüsten [der] Tundras. Die untere Grenze des ewigen Schn[ees] trifft man auf den südl. Grenzgebirgen Sibirie[ns] bei 2175 m, im südl. Kamtschatka bei 1625 m Hö[he] an, wogegen sie die 1300 m hohen Gipfel der [Wer]bankette und des Ural noch nicht erreicht. D[em] langen, strengen, von den heftigen erstarrend[en] Winden (Burran) begleiteten Winter folgt sch[nell] ein drückend heißer Sommer, dessen Sonne Bl[üten] und Früchte schnell entwickelt und die Wärme [in] den schattenarmen Gegenden so unerträglich s[tei]gert, daß die meisten Geschäfte des Nachts und [am] Abend abgemacht werden. Doch wird der [Bo]den nur auf der Oberfläche erweicht, der tiefe [Un]tergrund bleibt ewig gefroren; ja man hat ihn [in] Jakutsk noch bei 200 m Tiefe in eisiger Erstarr[ung] gefunden. Wie das Klima und die Vegetation [Si]biriens mannigfach vom nordischen Amerika [ab]weichen, so auch die Tierwelt. Sie weist nicht [die] große Menge der Herbivoren auf; nur das Re[nn]tier ist wild und gezähmt überall verbreitet. [Da]gegen wetteifert es mit ihm in Zahl der Pelzt[iere] und besitzt noch mehr Raubtiere, da neben dem [hei]mischen Wolf, Bär und Fuchs auch in den hei[ßen] Sommern Tiger und Panther herübergelockt [wer]den. An Haustieren ist Nordasien reicher als A[me]rika. Das Renntier, in Amerika im allgemeinen [noch] nicht gezähmt, ist in A. neben dem Hund das [ge]schätzteste Zugtier, wogegen Schaf und Pferd [im] SW. allgemein verbreitet sind und in der Nach[bar]schaft der Wüsten das Kamel nicht fehlt.

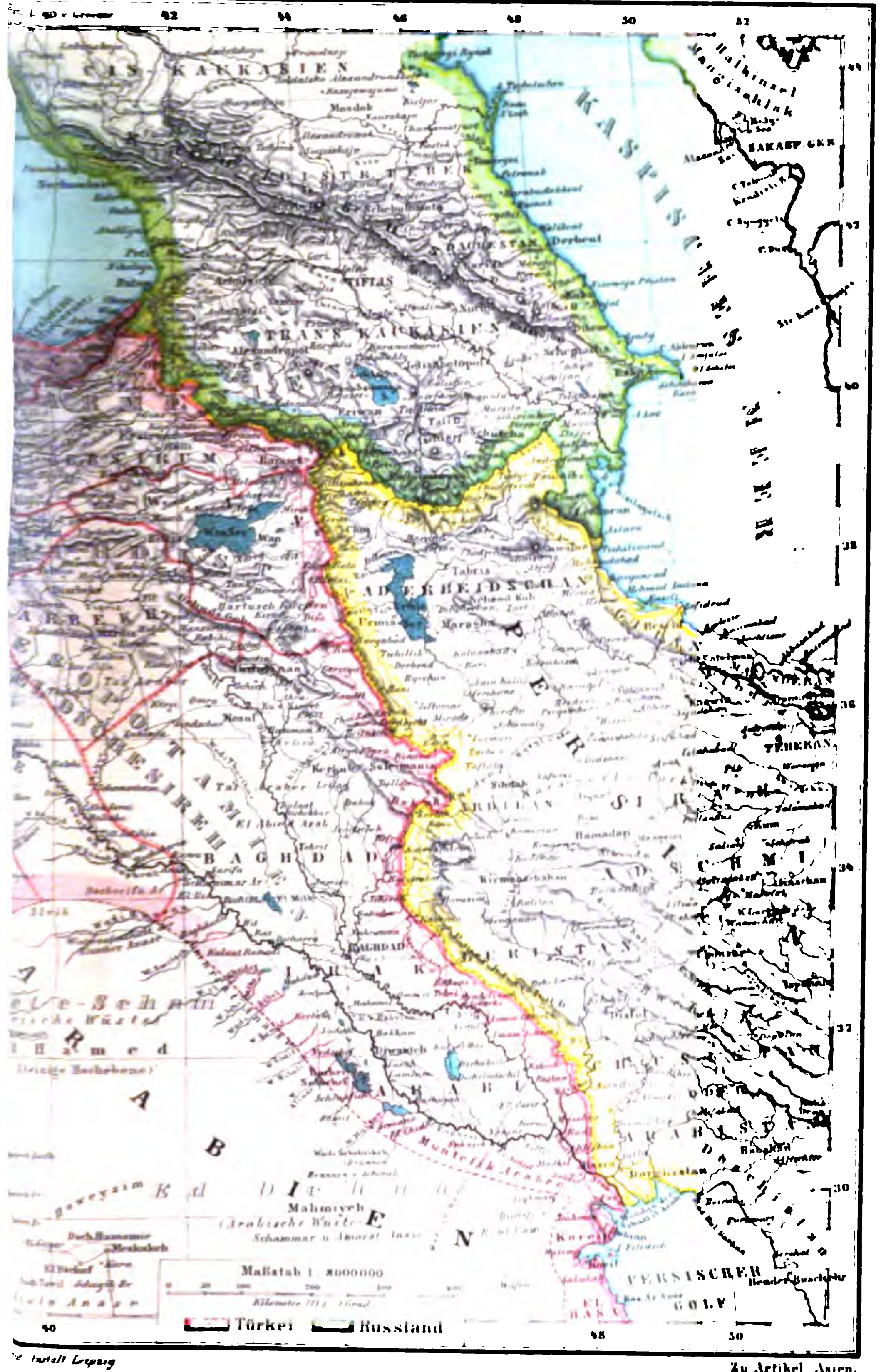
4) Westasien verrät in den meisten seiner [Na]turabschnitte afrik. Benachbarung in mehrfacher [Be]ziehung, besonders aber in klimatischer. Am mei[sten] mit Afrika verwandt erscheint Arabien und der [be]nachbarte Teil Syriens. Hier ist Dürre und V[ege]tationsarmut über Hoch- und Tiefebenen verbr[eitet] und die Dattelpalme fast der einzige Verkü[nder] pflanzlichen Lebens, während in den bewässe[rten]





Brockhaus' Conversations Lexikon. 13. Aufl.

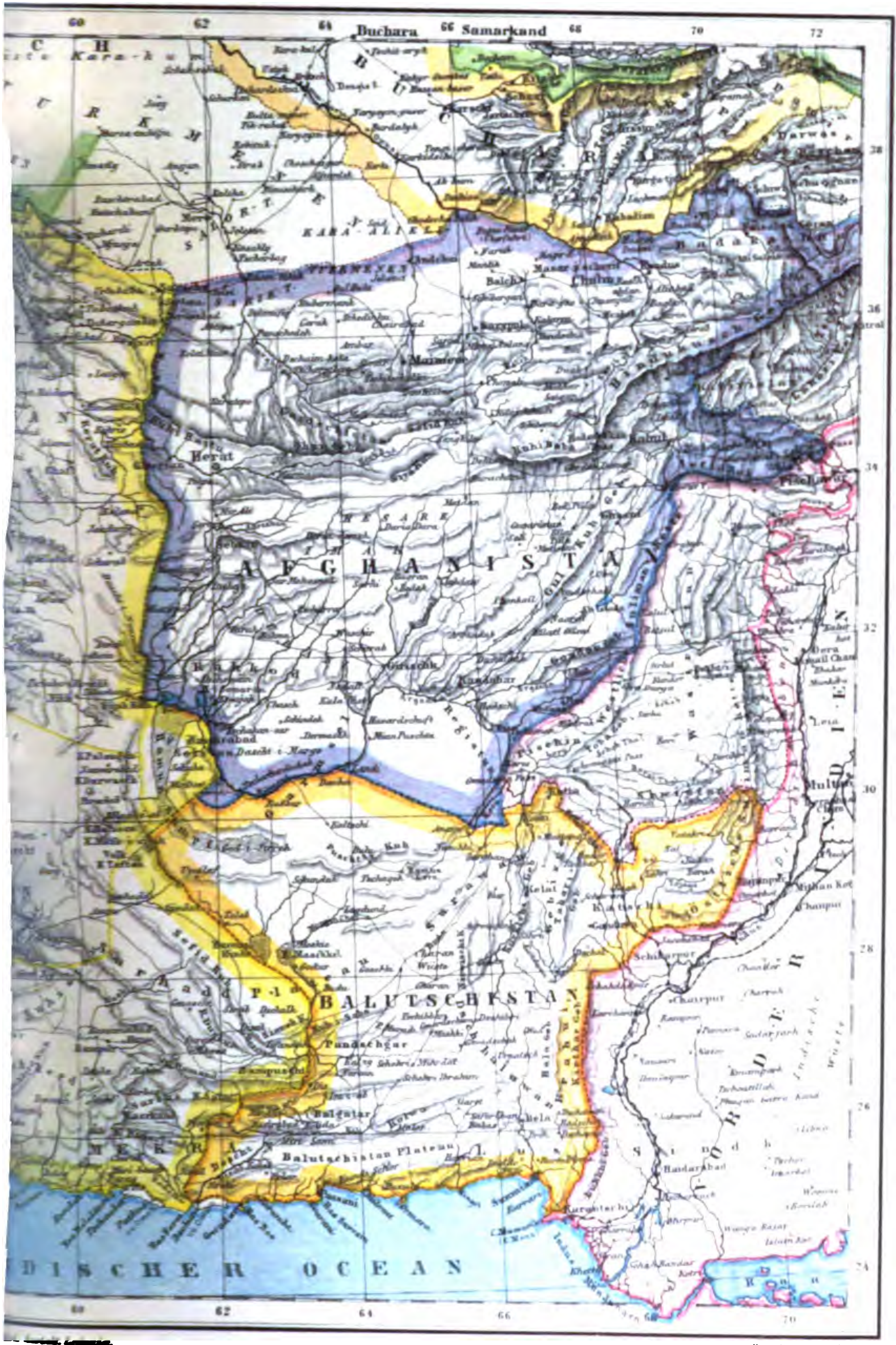
SIEN I.


CIS-KAUKASIEN
TRANSKAUKASIEN
KASPISCHES MEER
TIFLIS
Alexandropol
Eriwan
Derbent
Baku
Tabris
ADERBEIDSCHAN
PERSIEN
Erserum
Wan
BAGHDAD
IRAK ARABI
ARABIEN
Mosul
Suleimania
Hamadan
Kirmanschahan
TEHERAN
PERSISCHER GOLF
Maßstab 1 : 8000000
Kilometer
Türkei
Russland





F. A. Brockhaus


Buchara
Samarkand
Herat
AFGHANISTAN
Kandahar
Kabul
BALUTSCHISTAN
Balutschistan Plateau
INDISCHER OCEAN
Balch
Peschawar
Kelat
Multan
Haidarabad
Karatschi
Schikarpur



und oceanisch gelegenen Terrassenlandschaften neben Palmen und Edelfrüchten der Kaffeebaum, Hirsearten, Spezereien und gewürzige Pflanzen gedeihen. Auch die Tierwelt Afrikas ist heimisch auf arab. Boden, so Gazellen und Strauße, der Löwe, Hyäne und Schakal; das Kamel ist auch hier an die Wüstennatur gefesselt, und auf den steppenartigen, periodisch mit trockenen aromatischen Kräutern bedeckten Angern wird die edelste Pferderasse gezogen. In Mesopotamien und den reichbewässerten Terrassen- und Thallandschaften des nördl. Syrien und angrenzenden Anatolien verschwindet mit dem tropischen Klima auch dessen einförmige Wüstennatur. Es setzen immergrüne und blattabwerfende Bäume gemeinsam große Wälder zusammen. Wein, Baumwolle, Kaffee, Maulbeerbäume, Edelfrüchte, Öl- und Feigenbäume und feinere Obstarten gedeihen vortrefflich, Weizen, Mais und Reis werden gebaut. Noch üppigere Verhältnisse entfalten sich an den Terrassen der iran. Randgebirge, wo noch bei 1300 m der Weizen, bei 975 m Höhe die Orange reicht, wo ganze Wälder europ. Obstarten und Gärten mit Weingärten, Rosengehölzen und hochstämmigen Edelfrüchten wechseln. Das Tiefland des Kaspi- und Aralsees trägt noch echt asiat. Charakter in seinen Wüsten und magern Weideländern, die nur das Kamel, Schaf und Pferd ernähren und regelmäßig von harten Wintern getroffen werden. Einen Übergang zu Europa bilden die kleinasiat.-armen. und anatol. Hochländer, wo schon Waldungen, Nahrungspflanzen und Bodenkultur Europas vorherrschen und seine Haustiere in voller Menge und Art erscheinen.

An Mineralien schließt der asiat. Boden in sich: die Diamanten Indiens und des Ural, das Gold Japans, Chinas, Hinterindiens und der verschiedenen Inselgruppen des östl. Archipelagus, des Altai, der vom Golde seinen Namen führt, und Ural, den Silber- und Kupferreichtum des russischen und türkischen A., Eisenminen in fast allen Himmelsstrichen und einen allgemein verbreiteten Reichtum der verschiedensten Nutzmineralien, wie das häufige Zinn auf Banka.

Ethnographie. Die Zahl der Bewohner A.s beträgt nach den neuesten Schätzungen 885 Mill., also mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Erde (1456 Mill.) und nicht ganz $2\frac{4}{5}$ mal so viel als die Bevölkerung Europas (315 Mill.). Von den Rassen herrschen zwei vor, nämlich die mittelländische und die hochasiatische (mongolische), die erstere im W. und S., die letztere im O. und N. Ihnen schließen sich zunächst die Dravidas und Malaien im SO. an. Im einzelnen stellt sich die Übersicht der asiat. Bevölkerung nach Rasse und Volkstum, als dessen Hauptrepräsentant die Sprache zu betrachten ist, folgendermaßen dar:

A. Hyperboreer oder Arktiker. Dahin gehören die Stämme des äußersten Nordostens: die Jukagiren mit den Tschuwanzen, die Tschuktschen und die Korjäken mit den Kamtschadalen und die Aino oder Kurilier mit den Giljaken; ferner sind die sog. Jenissei-Ostjaken und Kotten am mittlern Jenissei hierher zu rechnen.

B. Hochasiaten oder Mongolen. Diese zerfallen in zwei große Gruppen, je nachdem die von ihnen gesprochenen Sprachen mehrsilbig oder einsilbig sind. Zu der ersten Gruppe, den Völkern mit mehrsilbigen Sprachen, gehören: a) die Samojeden; b) die Uralaltaier, welche wieder in Uralier, die indessen großenteils Europa angehören, und Altaier zerfallen. Die Altaier gliedern sich in Tungusen, Mongolen und Türken. Die Tungusen umfassen die nördlichen im engern Sinne genannten Tungusen und die südlichen oder Mandschu. Die Mongolen zerfallen in Ostmongolen (eigentliche Mongolen), Westmongolen (Kalmücken) und Burjäten. Die Mandschu besitzen eine unter chinesischem, die Mongolen und Kalmücken eine unter buddhistischem (indischem) Einflusse entstandene Litteratur. Unter den Türken befaßt man eine Reihe von Völkern, welche sich in vier Gruppen zusammenfassen lassen. Zur ersten Gruppe gehören die Jakuten im N. Sibiriens im Gebiete der Lena, mit dem Centrum Jakutsk. Die zweite Gruppe bilden die sog. Osttürken in Täschkend, Chiwa, Balch, Khowaresmien, welche in der uigurischen und dschagataischen Sprache eine erst in der neuesten Zeit erschlossene Litteratur besitzen. Die dritte Gruppe bilden die sog. Tataren in den uralischen Ländern um Kasan und Astrachan sowie die mit ihnen verwandten Stämme im N. des Kaukasus; die vierte Gruppe endlich die von den Abendländern vorzugsweise sog. Türken oder Osmanen. Letztere haben zwar eine reiche Litteratur, allein sie besteht, wie die aller übrigen Völker der türk. Familie, aus Nachbildungen pers. und arab. Muster. Mit Ausnahme der Jakuten, welche teils Heiden, teils orthodoxe Griechen (Russen) sind, sind die türk. Stämme alle Mohammedaner, bedienen sich in der Regel der arab. Schrift (bloß die uigurische Schrift ist syrischen, speziell nestorianischen Ursprungs) und haben viele arab. Wörter in ihre Sprachen aufgenommen. c) Die Koreaner; d) die Japaner.

Zu der zweiten Gruppe, den Völkern mit einsilbigen Sprachen, gehören: a) die Tibeter mit den zahlreichen Himalajastämmen; b) die Birmanen mit den wilden Stämmen im W. und N. Birmas; c) die Siamesen mit ihren Verwandten; d) die Annamiten; e) die Chinesen. Dazu kommt eine Menge kleiner Stämme, welche weder mit den vorhergehenden, noch unter sich verwandt sind und wahrscheinlich die Überreste der dortigen Urbevölkerung repräsentieren. Während in Tibet und bei den westl. Indochinesen (in Birma und Siam) der Einfluß ind. Kultur vorwiegt, stehen die östl. Völker, die Tunglingchinesen, Cochinchinesen und Kambodschaner, ganz unter chines. Einfluß, sodaß fast überall das Chinesische als die Schrift- und Gelehrtensprache gelten kann.

C. Dravidas. Die Dravidarasse, ehemals die ausschließliche Bewohnerin Indiens, ist gegenwärtig bloß auf die gebirgigen Teile des Innern der Halbinsel und den Süden, das sog. Dekan, beschränkt. Sie zerfällt in: a) die sog. Vindhya- oder Kolhstämme, welche sämtlich kulturlos sind; b) die Dravida im engern Sinne, zu denen die Tamulen, Telingas, Kanaresen und andere kleinere Stämme, wie die Todas in den Nilagiris, zu zählen sind. Sie sind alle im Besitze einer reichen Litteratur, welche aber unter dem Einflusse der arischen Inder, zum Teil auch selbst des Christentums, erwachsen ist; c) die Singhalesen, deren Sprache (Elu) als ganz isoliert betrachtet werden muß.

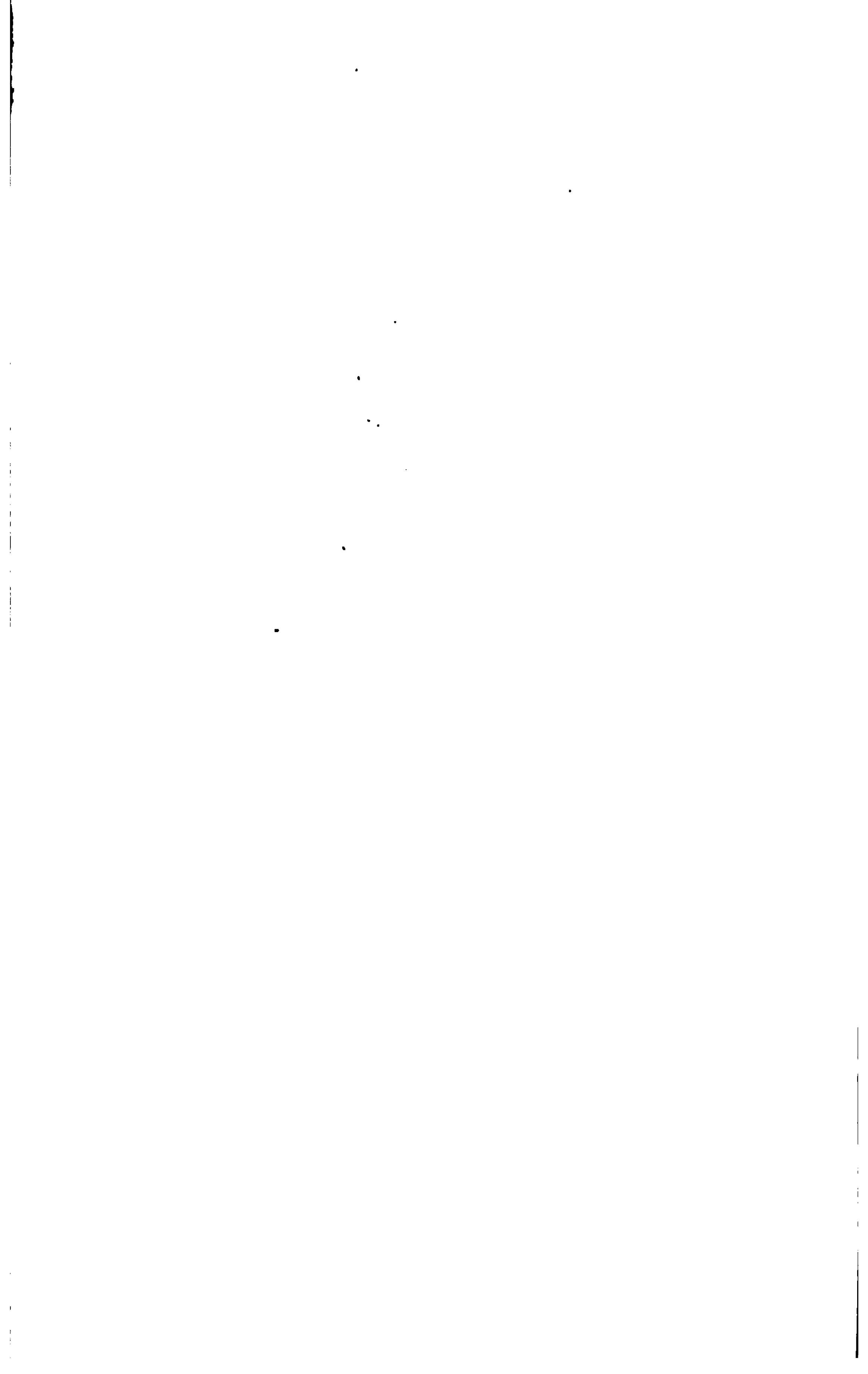
D. Malaien. Die Malaien zerfallen in drei Abteilungen, nämlich Malaien im engern Sinne, Polynesier und Melanesier (Mischlinge aus malaiischem und papuanischem Blut), wovon indes bloß die erstere Abteilung zu A. zu rechnen ist. Die

Malaien bewohnen nebst der Halbinsel Malakka sämtliche Inseln des ind. Archipels und gehen über die Philippinen bis nach Formosa hinaus. Auf Malakka und einigen Inseln, namentlich den Philippinen findet sich im Innern noch die schwarze, kraushaarige, mit den Papuas verwandte Urbevölkerung, welche vor der Ausbreitung der dem asiat. Festlande angehörenden Malaien diese Gegenden bewohnte. Die bedeutendsten malaiischen Stämme sind: die Tagalas und Bisayas auf den Philippinen, mit denen die Küstenbewohner Formosas verwandt sind, die Batta auf Sumatra, die Dayak auf Borneo, die Bugi und Macassaren auf Celebes, die Javanen und die Sundanesen auf der Insel Java, die Malaien im engsten Sinne auf der Halbinsel Malakka und den Küstensäumen beinahe aller Inseln. Kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung unter indischem, seit dem 12. Jahrh. unter moslemischem, seit dem 16. Jahrh. unter europ.-christl. Einflusse, haben die malaiischen Völker auf Java, Sumatra, Celebes, der Halbinsel Malakka, den Philippinen eine selbständige Litteratur entwickelt oder wenigstens die Anfänge dazu gemacht.

E. Die mittelländische Rasse. Die mittelländische Rasse ist in A. durch drei Volksstämme, den kaukasischen, den semitischen und den indogermanischen, vertreten. a) Der kaukas. Volksstamm, welcher die nördl. und südl. Abhänge und daran sich schließenden Gebiete des Kaukasus mit Ausnahme der von den iran. Osseten und den türk. Basianen occupierten Gegenden innehat, zerfällt in zwei Abteilungen, eine nördliche und eine südliche. Zur erstern, nördl. Abteilung gehören die Lesghier oder Daghestaner im O., die Tscherkessen im W. und die Tschetschenzen oder Kisten in der Mitte; die südl. Abteilung umfaßt die Georgier oder Grusier, die Suaneten, die Mingrelier und die Lasen. Alle kaukas. Stämme stehen unter russ. Herrschaft. Unter ihnen besitzen bloß die Georgier eine nach pers. Mustern unter christl. Einflusse gebildete Litteratur. b) Der semit. Volksstamm hat in seinem Hauptrepräsentanten, den Arabern, die Halbinsel Arabien und die ehemals von den zum gleichen Stamme gehörenden Assyrern, Babyloniern, Syrern, Juden, Phöniziern bewohnten Gegenden inne. c) Der indogerman. Volksstamm. Von ihm gehören bloß zwei Zweige, der indische und der iranische, A. an. Dem erstern fallen die zahlreichen, durch eigene Sprachen abgesonderten Völker des nördl. Indien (des Landes des Ganges und seiner Nebenflüsse) zu, nebst den im ind. Kaukasus sitzenden unkultivierten Stämmen der Siyâhpôsch-Kâfir und der Dardu; zum zweiten, dem iran. Zweige, gehören die Afghanen, die Balutschen, die Tadschik oder Perser, die Kurden mit den Luren, die Osseten im Kaukasus und die Armenier. Fast alle diese Völker sind im Besitze feingebildeter Sprachen, die sich teilweise auf nicht mehr vom Volke gebrauchte, nur noch in der Litteratur oder als Religions- und Gelehrtensprachen fortlebende Idiome, wie das Sanskrit, Pali, Zend, gründen. Das großartige Gemisch dieser verschiedenen Völkergruppen wird noch vermehrt durch die herrschenden Europäer und ihre Mischlinge, vorzugsweise durch Russen im N. und Engländer und Holländer im S.

Sehr mannigfach ist auch die Religion der Asiaten, deren Geist im rauhen Norden wenig über die Roheit tierischer Natur sich erhebt, dagegen unter der Schwüle des ind. Himmels die phantastischsten und bizarrsten Blüten treibt. Die polytheistischen Religionen, der Brahmanismus und der Buddhismus mit seinen verschiedenen, von der einheimischen Kultur bedingten Formen, die nüchterne staatsphilos. Morallehre des Confucius und die mystische Doktrin des Laotse nehmen den größten Teil A.s im O., S. und in der Mitte ein. Der Islam herrscht im W. und zum Teil auch im S. Im N. findet man noch rohes Heidentum (Schamanismus); nur spärlich hat sich das Christentum in seiner alten Heimat behauptet. Die einst weit verbreitete Lehre Zoroasters zählt jetzt im westl. Indien und in Persien eine geringe Zahl Anhänger (Parsen); dagegen greift in den dem russ. Scepter unterworfenen Gegenden die orthodox-griech. Kirche mächtig um sich. (Hierzu Tafel: Asiatische Menschenstämme.)

Civilisation. Bezüglich der Kulturverhältnisse A.s sind die gesitteten Völker den wilden und nomadisierenden an Zahl überlegen, wenn man auch an die asiat. Civilisation durchaus nicht den europ. Maßstab legen darf. Das Prinzip des Verharrens, das Gemütsleben und die Sinnlichkeit wiegen in der asiat. Bildung im allgemeinen vor. Die gesitteten Völker A.s stehen darum auch, bei aller innern Verschiedenheit, auf einer ziemlich gleichen Entwickelungsstufe. Ihre Gesetze für Staa und Familie, Industrie und Handel, Kunst un Wissenschaft haben sie seit Jahrhunderten starr bewahrt, und diese Gesetze sind wesentlich religiös Weniger ist dieser rein religiöse Charakter freilic bei den Chinesen vorhanden als bei den Indiern Arabern, Persern und Türken. Man pflegt di Araber, Perser und Türken unter dem Name Orientalen zusammenzufassen und den Indiern un Chinesen gegenüberzustellen. In der That unter scheiden sich diese drei großen civilisierten Völke gruppen A.s sehr scharf in den mannigfachste Punkten. So haben z. B. die Orientalen das Skl ventum, während die Indier in Kasten zerfalle die Chinesen aber bürgerliche und polit. Gleichhe bewahren. Der Orientale ist Fatalist, der Glaul an ein unabänderliches Schicksal verläßt ihn ni der Indier meint dagegen seinen Göttern weit me Verantwortlichkeit für sein Handeln schuldig zu sei der Chinese besitzt wenig Anlage für eine übersin liche Welt und begnügt sich im Leben mit eine überlieferten, bis ins kleinste ausgebildeten Sitte gesetz. Die Gewerbthätigkeit ist natürlich nur unt den gesitteten Völkern verbreitet, und auch da n bei den Chinesen und Japanern, Indiern, Perser Bucharen und Osmanen; denn Araber, Indochi sen und Tibetaner besitzen verhältnismäßig nur ringe Industrie, und der Armenier treibt Hand Die Industrie der asiat. Völker steht im allgemein in keinem Verhältnis zur Fülle und Mannigfalt keit des rohen Materials; die Gegenstände ab auf welche sie sich beschränkt, können sich mit Re einer großen Vollkommenheit rühmen, wie das Fabrikation der Seiden-, Baumwoll- und W zeuge, des Leders, der Waffen und die Bereit der Farben beweist. Ind. Musseline, pers. wie t und ind. Shawls und Teppiche, damaszener Wa und türk. Saffiane behaupten noch jetzt ihren W auf den europ. Märkten und die Nachfrage nach Porzellan- und Papierfabrikaten, den Lackwa und Elfenbeinarbeiten der Chinesen und Japa steigert sich von Jahr zu Jahr. Der Handel asiat. Völker ist immer noch, obgleich ihm die wohner des Westens so viel Eintrag thun,



ASIATISCHE ME



1. Südchinese.

2. Japanisches Mädchen.

3. 4. 5. Kal

8. Toda-Mann.

9. Toda-Mädchen.

10. Annamitin.

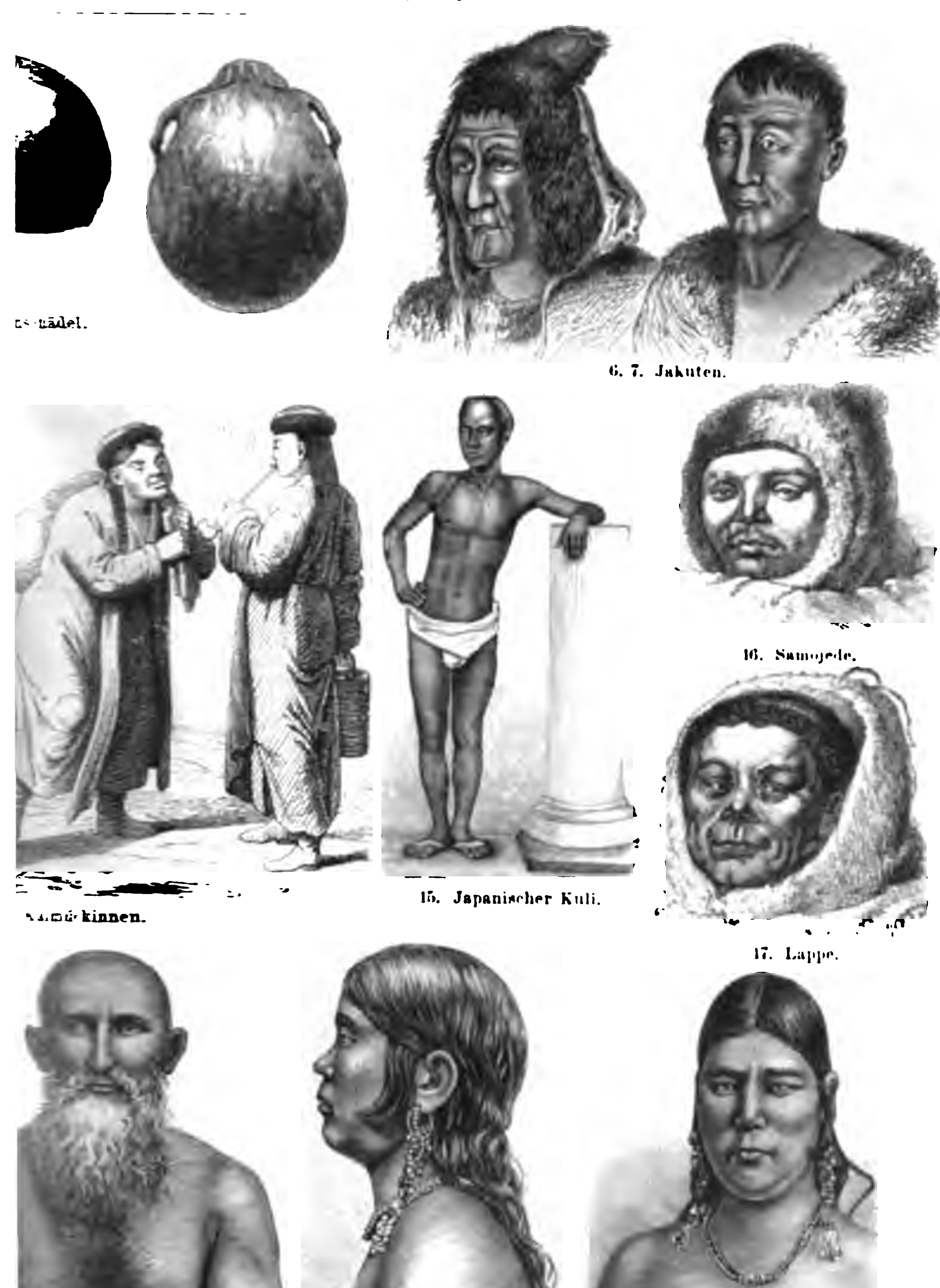
11. 12. 13. 14. Kalmück

18. Mingrelier.

19. Giljake.

20. 21. Ta

·SCHENSTÄMME.



...schädel.

6. 7. Jakuten.

...kinnen.

15. Japanischer Kuli.

16. Samojede.

17. Lappe.

22. 23. Türkin (Kiptschakin).



ausgebreiteter. Derselbe ist vorherrschend Landhandel, zieht noch heute dieselben Straßen wie vor alters und erhält den Glanz der von ihm berührten Städte, selbst wenn sie von den Ruinen verfallener Macht umgeben sind. Große Karawanen führen die Waren auf Kamelen durch die Wüsten und vereinigen oder begegnen sich in bestimmten Städten, so in Bokhara, Herat, Bagdad, Aleppo, Damaskus, Kabul u. s. w. China treibt durch die östl. Gobi mit Rußland großen Handel. Indien sendet seine Waren über die iran. Hochflächen nach Syrien, Armenien und Kleinasien oder über Bokhara nach Orenburg und dem europ. Rußland. Der Landhandel ist größtenteils in den Händen der Bucharen und Armenier, auch in denen der Juden, Banianen und Europäer. Der Seehandel wird nur sehr beschränkt von Arabern, Banianen, Malaien, Bugi und Chinesen zu den nächstgelegenen Ländern, im großen aber von den Europäern, besonders den Engländern, betrieben. Zu den wichtigsten Seeplätzen gehören Smyrna, Maskât, Basra, Abuschehr, Bombay, Madras, Kalkutta, Singapore, Batavia, Kuang-tung, Shanghai, Nagasaki und Jokuhama bei Tokio. Diesen schließen sich die am Yang-tse-kiang gelegenen, erst seit neuerer Zeit dem europ. Handel erschlossenen Städte an, namentlich das bedeutende Han-khou, während die von den Russen in Besitz genommene Mandschurei zwar viele gute Häfen, aber wegen geringer Bevölkerung wenig Handel hat.

Die **politischen Zustände** A.s bieten schroffe Gegensätze dar. Während die wilden Völker keine Oberhäupter kennen und in vereinzelten Familien leben, während die Nomadenvölker unter ihren Stamm- und Hordenhäuptlingen noch patriarchalische Regierungsform bewahren, zum Teil aber gleichsam als Lehnsstaaten mächtigern Reichen unterthänig sind: finden sich die gesitteten Völker A.s in Staaten mit monarchischen und despotischen Regierungsformen vereint. A. ist neben Ägypten der älteste Schauplatz der Weltgeschichte; seine Kraft strömte früh aus in die Nachbarkontinente (Phönizier im Ägäischen Meer und in Nordafrika, Perser in Ägypten und auf der Hämushalbinsel). Zwar hatte die erste große europ. Invasion in A. seit Alexander d. Gr. die oberflächliche Hellenisierung Kleinasiens und Syriens und vereinzelte griech.-macedon. Kolonien bis zum Indus und Jaxartes im Gefolge, doch begann mit den Arsaciden und Sassaniden eine nachhaltige Rückflutung orient. Wesens in Religion, Staatswesen und Sprache, wodurch die abendländ. Kultur auf die röm. Provinzen Vorderasiens diesseit des Euphrat beschränkt, durch den aufstrebenden Islam aber auch hier allmählich bis zu den Küsten des Archipelagus zurückgedrängt wurde. Durch das Völkerthor im Norden des Kaspischen Meers brachen am Wendepunkt des Altertums asiat. Horden, die Hunnen ergossen sich über Europa; im spätern Mittelalter überschwemmten Dschingis-Khans und Timurs Reiterscharen die slaw. Ebenen, während Araber Kalifate in drei Weltteilen gegründet hatten und in den Kreuzzügen (der zweiten europ. Invasion) das Blut der «Franken» wiederholt, wenn auch schließlich ohne bleibendes polit. Resultat, asiat. Gefilde tränkte. Der Schatten des oström. Reichs sank vor der Schärfe des osman. Schwerts, und noch gegenwärtig beherrscht der Türke einen durch die neuesten Ereignisse seit 1877 allerdings sehr verkleinerten Teil Europas, in welchem überdies seine Herrschaft erschüttert ist. Doch mit dem Erstarken des modernen Staates in Europa, mit dem Erblühen seiner geistigen Kraft wurde nicht bloß das asiat. Außenstreben gehemmt, sondern auch der abendländ. Einfluß auf die ruhenden Massen des Orients immer entschiedener. Als ruhende Massen kann man mit Recht die großen Nationen A.s bezeichnen; denn wenn auch Empörungen und Kriege in ihrer neuern Geschichte aufgezeichnet sind, so war doch das Resultat derselben für sie nie ein kulturgeschichtlicher Gewinn. Seitdem der Seeweg nach Ostindien europ. Schiffen geöffnet, pflanzten Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer ihre Banner in den nördl. Gestadeländern des Indischen Oceans auf. Die Engländer breiteten besonders schnell ihren Einfluß in Indien aus, brachten, außer mehreren einzelnen für Handel und Seeherrschaft äußerst vorteilhaft gelegenen Punkten, fast die ganze vorderind. Halbinsel in ihren Besitz und beschränkten allmählich die Kolonien der übrigen Europäer. Portugiesisch blieben nur Macao, Diu, Damao und Goa; spanisch die Philippinen; französisch Chandernagor, Yanaon, Pondichéry, Karikal und Mahé; doch haben sich die Franzosen neuerdings in Cochinchina und Kambodscha festgesetzt. Dagegen beherrschen die Niederländer als zweite Kolonialmacht fast ganz Australasien (Teile von Borneo, Sumatra, Java, Celebes, die Molukken und die Kleinen Sunda-Inseln). Während der Süden solchergestalt vom europ. Leben ergriffen worden war, erweiterte Rußland seine Macht über Sibirien, die Kaukasusländer und die turan. Chanate, dort die Schlüssel zu China, hier die Pforten zu Persien beherrschend.

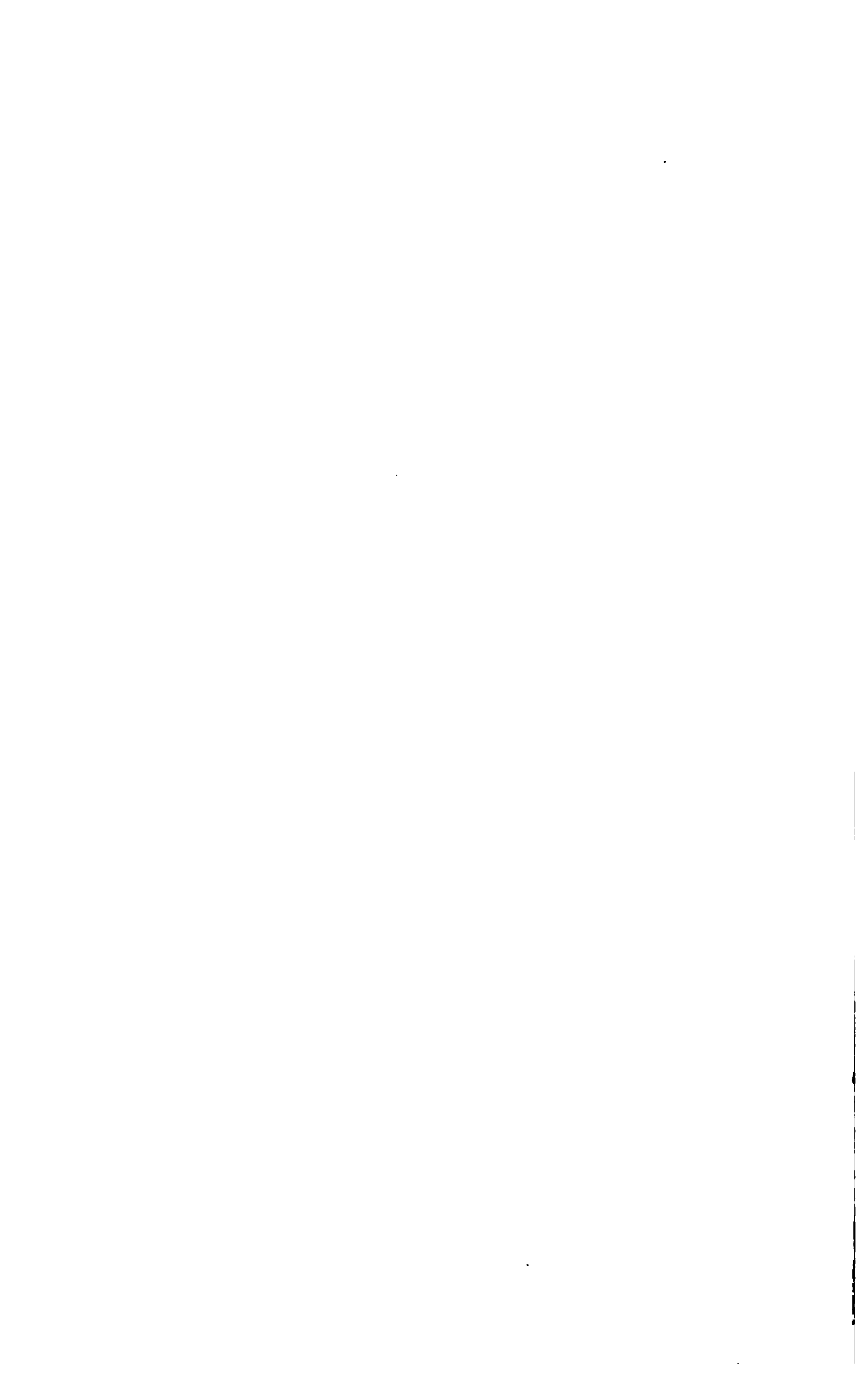
A. zeigt jetzt folgende polit. Gruppen: A. Westgruppe: 1) das Osmanische Reich; 2) Arabien (Wahabitenreich, Sultanat Omân) und seine Nomaden; 3) Persien, Afghanistan und Balutschistan; 4) die Chanate Chiwa und Bokhara in Turan mit ihren Nomaden. B. Ostgruppe: 1) Japan und 2) China mit seinen Schutz- und Vasallenländern. C. Südgruppe: 1) in Vorderindien neben dem unmittelbaren brit. Besitz, dem großen Angloindischen Kaiserreiche, die mehr oder weniger abhängigen Staaten Nepaul, Bhutan, Hyderabad u. s. w.; 2) in Hinterindien, ebenfalls neben dem unmittelbaren Besitz der Engländer und Franzosen, die unabhängigen Staaten Birma, Siam, Annam und die Malaienstaaten der Halbinsel Malakka; 3) die erwähnten Besitzungen der andern europ. Völker. D. Nordgruppe: das asiat. Rußland.

Ältere Forschungen. Lange waren die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Dionys von Halikarnaß und Arrian die einzigen gewesen, die man von A. hatte, bis sich um Erweiterung der Kenntnisse vorzüglich Araber und dann auch Europäer, unter ihnen namentlich Marco Polo, verdient machten. Eine neue Epoche für die Erforschung A.s begann mit Vasco de Gamas Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung und der Landung an der Küste Malabar. Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, und mit der Ausdehnung der polit. Macht der Europäer und der genauern Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Litteraturen am Schluß des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. hielt die Erweiterung der Kenntnisse von A. gleichen Schritt. Da glänzen die Namen Gmelin, Pallas, Lütke, Wrangel, Hansteen, Erman und Castrén für Nordasien; Capell-Brooke, Beechey

und Basil Hall für die Ostküsten; Hyacinth, Turner und Moorcroft für Tibet; Eversmann und Meyendorff für die Bucharei; Kämpfer, Siebold für Japan; Bieberstein, Graf Potocki, Bergmann, Reineggs, Klaproth, Schlatter, Bodenstedt, Parrot, Willbraham und d'Ohsson für den Kaukasus; Saint-Martin, Heumann, M. Wagner, Dubois de Montpereux und Engelhardt für Armenien; Malcolm, Pottinger, Morier, Kotzebue, Forster, Elphinstone und Crawfurd für Persien, Afghanistan und die Türkei; Anderson, Burney, Richardson, Pemberton, Finlayson, Hamilton u. a. für Indien; Seetzen, Burckhardt u. a. für Arabien und Syrien; Laborde, Violet, Choiseul-Gouffier u. a. für Kleinasien; Tomba und Renouard für die Sunda-Inseln; und für das Altaisystem Ledebour, Meyer, Bunge, Hoffmann, Helmerssen und A. von Humboldt, welcher in Begleitung von Rose und Ehrenberg 1829 eine in vielfacher Beziehung lehrreiche Reise bis an Chinas Grenzen machte, deren Ergebnisse in den «Fragments de géologie et de climatologie asiatiques» (2 Bde., Par. 1831), in Roses Beschreibung dieser Reise (2 Bde., Berl. 1837—42) und in Humboldts «Centralasien» (2 Bde., Berl. 1843—44) veröffentlicht sind. Unter den Männern, die sich um Erforschung einzelner Länder Verdienste erwarben, sind hervorzuheben: Schrenck, Middendorf, Radde, Maksimowicz, Maak, Atkinson, Semenow, Golubew, Szewerzow, Poltarazki, Osten-Sacken, Palladius, Lopatin, Stolkow, Maidel für das russ. Asien; Perry, Alcock, Willis, Blakiston, Adams, Troup, von Hübner, Duret für Japan; Bruguière für Korea; Davis, Gützlaff, Huc, Blakiston, Fortune, von Richthofen, Cardwell, A. David, Hollingworth, Cunningham, Prschewalski, Matussowski, Radlow, Markham, Schischmarew, Williamson, Duret für China; Low, Cosh, Hannay, Leod, Richardson, Pemberton, Newbold, Bowring, Yule Pallegoix, Mouhot für Hinterindien; Windsor, Oliver, Müller, Horner, Temminck, Junghuhn, Zollinger, Belcher, Keppel, Beth, Bowring, Wallace, Wallis, Meyer, Beccari für den Ostindischen Archipel; Lambton, Everest, Waugh, Montgomerie, Walker, Sykes, Malcolmson, Burnes, Wood, Johnson, Webb, Hügel, Hodgson, Thomson, Hooker, Oldham, Orlich, Lassen, Schlagintweit, Fedschenko, Struve, Abramow, von Kaulbars, Hayward, Shaw, die Punditen für Vorderindien und Hochasien; Moresby für die Malediven, Wood für die Lakediven; Mouat für die Andamanen; die Mitglieder der österr. Novara-Expedition für die Nikobaren; Burnes, Pottinger, Vámbéry, Morier, Shiel, Masson und Rawlinson für das östl. Iran; Todd, Kempthorne, Whitelock, Montheith, Sutherland, Chesney, Ainsworth, Blaramberg, Lemm, Chanikow, Brugsch, Radde für das westl. Iran; Wellsted, Wallin, Halevy, von Maltzan, Guarmani, Palgrave, Wetzstein und Burton für Arabien; Robertson, Moore, Beke, Schubert, Russegger, Lynch, Robinson, Smith, Churchill, Stanley, Raumer, Tobler, Petermann, Rey, Wetzstein, Renan für Syrien und Palästina; Dubois de Montpereux, Sjögren, Koch, Brosset, Abich, Chodzko, Berger, Schiefner, Radde und Siewers für den Kaukasus; für Kleinasien Arundell, Brant, Hamilton, Texier, Russegger, Callier, Strickland, Graves und Brock, Marmont, Fellows, Cohen, die Offiziere des russischen und bei den neuern Expeditionen auch Offiziere des preuß. Generalstabes, Kiepert, Tschihatschew, Barth, Kotsch Langlois, Perrot.

Neuere Forschungen. Die Ausbreitung d russ. Macht in Centralasien, die vertragsmäßi Eröffnung Chinas für europ. Reisende sowie allgemein gewordene Neigung für Reisen und geog Forschungen haben die Kenntnis von A. seit d sechziger Jahren des 19. Jahrh. ganz ungemein g fördert. Eine Übersicht der wichtigsten Reisen b ginnt am besten mit den Hochgebirgen im Centru des Weltteils. Auf seiner Reise zu den Kirgis am Issyk-Kul machte Peter von Semenow 18 den Anfang zur Erforschung des Thian-schan (Him melsgebirge). Schon 1858 begann Golubew ei Vermessung der Umgegend des Issyk-Kul, währe Walichanow eine Handelskarawane über den öst Thian-schan nach Kaschgar führte. Die fernern Au nahmen am Issyk-Kul sowie in den Flußthälern d Tschu und Kotschgar leitete Wenjukow, und 18 dehnte Prozenko dieselben über den Gebirgssee So Kul bis zum Naryn aus. Im Sommer 1867 folg eine militärische Rekognoszierung unter Gener Poltarazki, an welcher Fr. von Osten-Sacken te nahm. Dieselbe gelangte südlich vom Tschatyr-K 30. Juli auf den Südabhang des Thian-schan, das Quellgebiet des Kaschgarflusses. Im Oktob desselben Jahres stieg der Naturforscher Sewerzo von Kopal den dsongar. Alatau hinan, bereiste d Alatau transilensis und drang bis zu den Ho ebenen am obern Naryn vor. Noch 1867 unternah Kapitän Reinthal eine Reise nach Kaschgar und Po tarazki eine Rekognoszierung zum Musartpaß i östl. Thian-schan. Endlich führte 1869—72 Bar Kaulbars zahlreiche Aufnahmen im Thian-schan au Den Issyk-Kul umkreiste A. Regel 1877 vollständi

Das Pamirhochland beobachtete zuerst Haywa auf seiner Reise von Indien nach Kaschgar, das 5. März 1869 erreichte. Auf seiner Reise von L nach Pamir wurde er im August 1870 ermord Unter den neuern Reisenden in Pamir sind Sew zow 1877—78, Korostowzew 1877 und Muschketo 1877 zu erwähnen. Von besonderer Bedeutu wurden A. Fedschenkos Reise 1871 durch Khokan ferner Struves Positionsbestimmungen daselbst u die vom Generalmajor Abramow 1870 ausgefüh Expedition nach den Quellen des Serafschan. schino versuchte 1873 von Indien über den Dark paß im Hindu-Kusch nach Wachan zu gehen, mu aber umkehren; Schuyler durchreiste Khokand; F syth besuchte 1873 mit Biddulph Ostturkestan u schloß zu Kaschgar einen Vertrag mit Jakub Ch Biddulph und andere durchzogen auf der Rückr die Kleine Pamir. Zu derselben Zeit wie Haywa besuchte der ind. Theehändler Shaw Ostturkest und infolge davon ging 1870 eine kommerzielle pedition unter Forsyth von Indien dorthin Großen Erfolg hatten die Reisen einiger Pundi oder gelehrter Indier in Tibet. Einem derselb Nain Sing, gelang es 10. Jan. 1866 L'Hassa zu reichen. Im Juli 1867 trat derselbe eine neue R an, die ihn vom Gangesthale über die Himala kette in die Nähe von Gartok führte, wo er Hauptquellarm des Indus, den Singi-tschu, deckte; auf einer dritten Reise ging er 1871 Ladak aus über Rudok nach dem Tengri-Nor. anderer Pundit führte 1868 eine Routenaufnal von 1900 km Länge hinter dem Everest, dem h sten Berge der Erde, auf tibetan. Boden aus, ein dritter ging von Spiti durch Ladak nach



POLITISCHE ÜBERSI



F. A. Brockhaus

[T]SKARTE VON ASIEN.



Zu Artikel: Asien.



nordwestl. Tibet. Im östl. Tibet setzte Abbé Desgodins bis 1870 seine Forschungen fort. Über das westl. Tibet und Kaschmir hat der Orientalist Leitner in Lahore sowie der Geolog Fr. Drew (1862—72) reiche Resultate gesammelt. Ladak wurde durch Stewarts botan. Touren 1868 und des Missionars A. W. Heyde Reise (1860—70) genauer bekannt. Im Okt. 1868 ging der Perser Mirza Sudja von Kabul über den Hindu-Kusch nach Badachschân und dann über die Kleine Pamir, wo er einen zweiten Quellsee des Oxus fand, nach Kaschgar, kam im Aug. 1869 über den Karakorumpaß nach Leh zurück, wurde aber 1872 auf einer Reise durch Afghanistan nach Herat ermordet. Ferner besuchten Badachschân 1870 der Sappeur Havildar und der Indier Faiz Bachsch. Ibrahim Chan, der Wachan und die Kleine Pamir erforschte, war von Forsyth ausgesandt, welcher 1870 von Leh nach Jarkend reiste. Mit letzterm machte Shaw 1872 eine zweite Reise nach Jarkend und Kaschgar.

Im russ. Turkestan haben die militärischen Aufnahmen, gestützt auf Struves Positionsbestimmungen von 1865 und 1866, spezielle und genaue Karten zu entwerfen erlaubt. Daneben sind besonders bemerkenswert Sewerzows vielseitige naturhistor. Arbeiten, Radlofs ethnographische, Fawizkis archäologische, Matschejews statist. Untersuchungen sowie die Einrichtung meteorolog. Beobachtungsstationen. Bei Gelegenheit des Feldzugs der Russen gegen Chiwa 1873 geschah für eine nähere Kenntnis der durchzogenen Gebiete Bedeutendes durch A. L. Kuhn in Begleitung des Zoologen Bogdanow und des Botanikers H. J. Krause; durch Skobelew (im Ust-Urt und in der Turkmanensteppe), durch Kaulbars (Amudelta und altes Oxusbett), Stebnitzky und Siewers; ferner durch Baker und Köhne-Gill in dem Gebiete zwischen Seïstan und dem Kaspischen Meere, Goldschmid, Pollock, Blanford und Bellew in den Grenzgebieten Persiens und Balutschistans. Für das russ. Turkestan sind noch wichtig die Reisen Ujfalvys (1877). In den noch unabhängigen Teilen von Turkestan, wie Bochara, Chiwa, Turkmanensteppe, war H. Vámbérys Reise 1863 die bedeutendste unter den neuern. Die Ostseite des Kaspischen Meers und ein Teil des Turkmanenlandes wurden 1870 von Radde und Siewers sowie durch den Geologen Koschkul und durch russ. Geodäten naturhistorisch untersucht und geodätisch aufgenommen; meteorolog. Stationen wurden eingerichtet. Die sog. Samara-Expedition zur Bestimmung der projektierten centralasiat. Eisenbahn durchzog 1879 das russ. wie das unabhängige Turkestan.

Über Persien hat Vámbérys Bereisung 1862 manches Neue geliefert, ebenso die Reisen des Geologen Tietze 1873—75, des Kapitäns Napier 1874, des Obersten Mac Gregors 1875. In den Kaukasusländern und Hocharmenien sind namentlich Raddes und Siewers' geogr.-naturhistor. Forschungen seit 1864, die vieljährigen geolog. Arbeiten Abichs und die mit Besteigung der höchsten Gipfel verbundenen Reisen der Engländer Freshfield, Moore und Tucker 1868, der Geologe E. Favre 1871, neben den Kartenarbeiten des Generalstabes zu nennen. Die Kenntnis von Palästina wurde gefördert durch die systematischen Aufnahmen und Ausgrabungen des Palestine Exploration Fund seit 1865 unter Wilson, Anderson, Warren, E. H. Palmer und Tyrwhitt Drake, welche 1872—74 ganz Palästina topographisch aufgenommen haben, wie auch durch die Expedition des Duc de Luynes 1864—66, welche durch Vignes und Lartets Teilnahme für Kartographie und Geologie wichtig geworden sind; endlich seit 1873 durch die amerik. Palestine Exploration Society, bei der Landesaufnahme mit beteiligt, deren Arbeiten Lieutenant Steever leitet. Galiläa und Samaria erforschten 1870 die Franzosen V. Guérin und die Kapitäne Mieulet und Derrien. Für andere Gegenden Palästinas und Syriens sind Garovaglio, Vigoni, H. Kiepert, Tyrwhitt Drake, Ginsburg, Tristram, R. Burton, Sepp, Prutz, Jago (1874) u. a. zu nennen; von Scherzers «Smyrna» (Wien 1873; 2. Aufl., Lpz. 1880) und von Südenhorsts «Syrien und seine Bedeutung für den Welthandel» sind wertvolle Beiträge für die Kenntnis des westlichen A. Ganz besonders wichtig aber sind die vom Ingenieur Cernik geleiteten Vorarbeiten zu den Eisenbahnen in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, welche seit 1872 die Bodenbildung zwischen Konstantinopel und Armenien, Alexandrette und Aleppo und im Thale des Tigris aufgeschlossen haben. V. Schröder bereiste 1870 und 1873 Cypern. Ferner sind zu nennen die Arbeiten von Holland 1867, Wilson und Palmer 1868 und 1869, welche zum erstenmal ein befriedigendes Kartenbild von der Halbinsel des Sinai ermöglicht haben. Burton bereiste 1877 und 1878 das alte Midian. Die Kenntnis der metallischen und archäolog. Schätze Kleinasiens wurde 1870 durch Palgrave und die preuß. Expedition nach Troja u. s. w., durch Wood in Ephesus gefördert. Arabien, das durch Palgraves Reise 1862 und 1863 in manchen Teilen neu erschlossen worden war, wurde 1870 durch Brenner, Munzinger, von Maltzan und J. Halévy weiter erforscht, und namentlich durch letztern Jemen archäologisch untersucht. Das letztere wurde 1873 von Millingen, 1877 von Manzoni besucht.

Für China trat eine neue Periode der geogr. Forschung ein durch die Erschließung des Reichs für Fremde im Vertrage von Tientsin (Juni 1858). Zunächst sind zu nennen die Aufnahmen des Peiho 1858 durch Osborn und Bloix; des Yang-tse-kiang bis Han-kheu 1858 durch Ward und des Ping-schan 1861 durch Sarel und Blakiston, 1869 durch Michie; des Sikiang und Kuangtungflusses 1859 durch engl. Marineoffiziere. Den Unterlauf des Hoang-ho erforschte 1868 Elias, der 1875 die Provinz Yünnan bereiste. Pumpelly nahm zuerst umfassende geolog. Untersuchungen in China vor, welche in gründlicherer und vollständigerer Weise 1868—72 von F. von Richthofen fortgesetzt wurden. Die Reisen des Abbé A. David 1862—74 waren wegen der reichen zoolog. Ausbeute von Wichtigkeit. Ferner bereisten China Michie 1861, Bickmore 1866, die Missionare Wylie und John 1868, Alabaster 1868, Oxenham 1868, Markham 1869, Rochechouart mit Prof. Lepissier 1869, Dupuis 1868—70 und besonders Sosnowsky 1875. China nebst seinen Nebenländern bereiste Prschewalski 1870—73; Margary zog 1875 quer durch Kueitscheu und Yünnan.

Die Mongolei wurde mehrfach von Russen bereist. Helmersen besuchte 1868 den Kossogolsee, 1864 Schischmarew die Quellen des Onon, 1868 derselbe die Festung Uljassutai in der westl. Mongolei. Die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft schickte 1870 eine Expedition unter Pawlinow in diesen westl. Teil der Mongolei, 1871 eine andere unter Prschewalski nach der südl. Mongolei, welche 1872 den Kuku-Nor besuchte, endlich 1876 eine dritte unter

Potanin nach der nordwestl. Mongolei. Den Lob-Nor erreichte Przewalski 1877. Für die Mandschurei waren, außer der Befahrung des Sungaristroms in den J. 1864, 1866 und 1868 durch die Russen, die Reisen des Missionars A. Williamson seit 1864 von Bedeutung, sowie 1870—71 die russ. Expedition unter dem Archimandrit Palladius. Im J. 1872 bereiste Barabasch die Mongolei, und russ. Dampfer befuhren den Sungari. Den Handelsweg an der Ostseite der Mongolei untersuchte 1870 der Kaufmann Lossew, den obern Jenissei 1871 Putilow und Matussowski. Die wesentlich neuen Resultate in Betreff dieser Gegend enthält das Werk von Wenjukow: «Die russ.-asiat. Grenzlande» (deutsch von Krahmer, Lpz. 1874). Den wertvollsten Beitrag zur Kenntnis der Gobi gab 1872 Ney Elias. Um die Kenntnis des Gebiets von Kuldscha an der chines.-russ. Grenze ist Regel (seit 1877) verdient.

Das Bestreben der Engländer, einen Landweg für den Handel zwischen Indien und China aufzufinden, hat zu mehrern Forschungsreisen an den Südwestgrenzen Chinas und auf der hinterind. Halbinsel Veranlassung gegeben, unter denen hervorzuheben sind die von Williams und Suard 1867, von Sladen 1868 und Cooper 1868 und 1870. Das bedeutendste Unternehmen in diesen Teilen von A. war die franz. Expedition zur Erforschung des Mekhong, welche unter de Lagrée und nach dessen Tode (12. März 1868) unter Garnier 1866—68 von Cochinchina den Mekhong aufwärts bis nahe an die chines. Grenze verfolgte, dann durch Yünnan zum Yang-tse-kiang ging und diesen hinab 1872 zurückkehrte. Garnier wurde 21. Dez. 1873 bei Untersuchung des Tongkingflusses ermordet. Eine engl. Expedition unter Horace Brown fuhr den Irawadi hinauf, wurde aber am 21. Febr. 1875 an der chines. Grenze zum Rückzuge genötigt. Harmand besuchte 1875 Kambodscha, 1876—77 die Laosländer.

Für den Indischen Archipel sind neben den fortgesetzten Arbeiten der Holländer als wahrhaft epochemachend die naturhistor. Forschungen von Wallace zu erwähnen, während der ital. Botaniker Beccari 1865—68 das Gebiet des Radja von Sarawak auf Borneo bereiste und der amerik. Geolog Bickmore 1865 vor seiner Reise durch China die Molukken, Buru und Sumatra besuchte. Celebes erforschten 1870 Riedel und Meyer, die Philippinen Wallis. Formosa wurde seit 1866 in seinen Küstenstrichen untersucht von Collingwood, Guérin und Bernard, Kopsch, Schetelig, Brooker, Hughes, J. Thomson, Maxwell, Campbell, Kraus, Corner und Steere.

Die Kenntnis von Japan nahm zu durch die Reisen von Lawrence, Mac Clatchie, Enskie, Troup und durch die Studien der in den Handelshäfen sich aufhaltenden zahlreichen Europäer. Von geogr. Bedeutung waren außerdem die engl. Vermessungen an den Küsten, besonders in dem japan. Mittelmeere, und die Aufnahme des Flusses von Osaka aufwärts bis Miako oder Kioto im März 1868 unter Kapitän Du Petit Thouars. Der Engländer Adams durchreiste 1869 und 1870 Nipon, das auch Troup 1870 und von Hübner 1871 im Innern besuchten. Besonders wichtig sind die Forschungen Reins (1873—75), der Nipon viermal von Ost nach West durchzog, ferner die Reisen Woeikows 1876. Blakiston wählte die Insel Jesso zum Ziel seiner Forschung, die auch von einer amerik. Expedition unter General H. Capron u. s. w. durchreist wurde und deren Küsten 1871 unter Saint-John aufgenommen wurden.

Einen Beitrag zur Geographie der noch immer verschlossenen Halbinsel Korea brachte der franz. Kriegszug unter Admiral Roze im Sept. 1866 durch die Aufnahme des Flusses Han-kiang und der Küstenstrecken und Inseln bei seiner Mündung. Ernst Oppert kam 1866—69 dreimal nach Korea. Auf der Insel Sachalin vervollständigten 1868 Lopatin, 1869 General Skolkow, 1866—70 Prorabowitsch durch ausgedehnte Reisen an den Küsten und im Innern die Schmidtschen Forschungen von 1860.

In dem gegenüberliegenden russ. Gebiete zwischen dem Japanischen Meere und dem Ussuri war Przewalski 1867—68 mit naturhistor. und ethnograph. Studien beschäftigt. Das Tschuktschenland erforschte 1868—70 eine Expedition unter Baron Maidel. An den Ufern des untern Jenissei waren 1866 Lopatin und Schmidt thätig. Das Wiluigebiet durchforschte 1870 Pawlowski naturhistorisch. Das Gebiet des Witim wurde 1865 von Lopatin und 1866 von Fürst Krapotkin bereist, dessen Begleiter Poläkow 1867 die Uferländer des Baikal durchstreifte. Im Gouvernement Irkutsk sind die Forschungen Puzillos, Tschekanowskis (1869), Dybowskis, Godlewskis und Orlows zu nennen, während in Westsibirien B. von Cottas Reise 1868 neue Aufschlüsse über den Altai gebracht und die 1869 abgeschlossenen Arbeiten der Russisch-Chinesischen Grenzkommission unter Babkow die Grundlage zu einer speziellen Kenntnis des Grenzstreifens vom Saisansee bis zur Grenze des Gouvernements Jenisseisk gelegt haben. Die Gegend des Schwarzen Irtysch und weiter erforschten 1872 Morozow, 1872 Matussowsky und Miroschnitschanko. Tschekanowski vollführte 1873 eine große und wichtige Untersuchung des Gebiets der Untern Tunguska und setzte dieselbe 1874 und 1875 fort. Tschekanowski gelangte 1875 zum Olenek. Von großem Werte sind namentlich Scharnhorsts und Kuhlbergs 1873 begonnene Längenbestimmungen durch ganz Sibirien. Das Bedeutendste aber für die Erforschung Nordsibiriens leistete Nordenskiöld, der 15. Aug. 1875 die Mündung des Jenissei auf dem Seewege erreichte und 1878—79 die ganze Nordküste A.s befuhr.

Zu den wichtigsten Quellen der Kenntnis A.s gehören, außer den selbständigen Werken der genannten Forscher, die zahlreichen polit. und litterarischen Journale, die «Calcutta Review», das «Journal of the Eastern Archipelago», das «Chinese Repository», die niederländ.-ind. Zeitschriften u. a., dann die Journale und Denkschriften der Asiatischen Gesellschaften (s. d.), welche ihre Zweige bis nach Shanghai ausgebreitet haben, und die Memoiren der russ. Geographischen Gesellschaft mit ihren Zweigvereinen in Tiflis und Irkutsk. In Karl Ritters «Erdkunde von A.» (17 Tle., Berl. 1832—59) besitzt die Litteratur eine großartige, musterhafte Verarbeitung des gesamten, zur Zeit der Abfassung dieses Werks vorhandenen geogr. Materials über A. Dagegen fehlt es noch an einer umfassenden Geschichte der Völker A.s in religiöser, litterarischer, staatlicher und bürgerlicher Beziehung.

Asinārus, kleiner Küstenfluß im Südosten der Insel Sicilien, jetzt Fiume di Noto oder Falconare (in der Provinz Siracusa), bei Noto mündend, berühmt durch die vernichtende Niederlage, welche hier 413 v. Chr. das athen. Heer unter Nikias durch die Syrakusaner unter Gylippos erlitt. Zu

Erinnerung an diesen Sieg wird noch jetzt in Sinaria alljährlich das Volksfest Asinaria gefeiert.

Asinius, Römer, s. Pollio.

Asir, Assir, Asyr, eine von thatsächlich fast unabhängigen Stämmen bewohnte Gebirgslandschaft Westarabiens, zwischen Hidschâz im N., Jemen im S. und Nedschd im O., ist erst durch die Kämpfe, in welche es wegen der Teilnahme an dem Wahabitenkriege gegen Mehemed-Ali von Ägypten verwickelt wurde, einigermaßen bekannt geworden und bildet heute das gleichnamige türk. Sandschak im Vilajet Jemen. Das etwa 8800 qkm große Land ist reichlich mit Quellen, Flüssen und andern Bewässerungen versehen, voll fruchtbarer Thäler, darunter das malerische Wadi-Scharan mit reichen Durrahfeldern, Weinpflanzungen, Mandel- und Pfirsichbäumen. Die Bewohner, fanatische Wahabiten, gehören zu den kräftigsten in Arabien. Ihre Zahl wird auf 82000 geschätzt, die aber zur Zeit der Wahabitenkämpfe, wo das Gebirgsland ein Asyl aller Unzufriedenen war, bis auf 400000 anwuchs. Menadir, Hauptort des Landes, mit einem reichgeschmückten Beduinenpalaste, ist von einem Gebirgskranze umgeben, an dessen Westabhange die Festungswerke von Reda liegen.

Assisi oder Assisi (Asisium), Stadt und Bischofssitz in der ital. Provinz Perugia (Compartimento Umbrien), 22 km südöstlich von Perugia an der Bahn von Perugia nach Rom, am südl. Abhange des Monte Subasio über dem Tiberzuflusse Chiascio hoch und malerisch gelegen, zählt (1880 als Gemeinde) 15963 E. Die Stadt ist Geburtsort des röm. Dichters Properz, vorzüglich aber berühmt als der des heil. Franciscus, der hier 1209 das erste Kloster seines Ordens stiftete, welches seitdem unter dem Namen Convento sacro den ersten Rang unter den Klöstern der Franziskaner einnahm. Seit längerer Zeit befand es sich im Besitz der Minoriten und ist jetzt aufgehoben. Die im got. Stile unter Leitung eines deutschen Baumeisters, Jacobus, ausgeführte Klosterkirche (1228 begonnen, 1253 eingeweiht) ist eine der sehenswertesten in Italien, ruht auf ungeheuern Substruktionen, ist dreifach übereinander gebaut; in der Krypta befindet sich der Leichnam des Heiligen. Treffliche Gemälde, zumal älterer Zeit, darunter von Cimabue und Giotto, schmücken die Kirche und Kreuzgänge des Klosters. Die dreischiffige, reich geschmückte Kuppelkirche Sta.-Maria degli Angeli (3 km von der Stadt, dicht am Bahnhof) ist ein Werk Vignolas von 1569; in derselben befindet sich ein Freskо von F. Overbeck; die alte Kapelle Porziuncula in der Mitte dieser Kirche erhielt ihren Namen von dem kleinen Erbe, das der heil. Franciscus seinen Anhängern hinterließ. Im J. 1832 stürzte ein bedeutender Teil von Santa-Maria bei einem Erdbeben ein, wurde aber in ursprünglicher Form wiederhergestellt. Scharen von Wallfahrern finden sich hier zu Anfang August ein, wo gleichzeitig große Messe gehalten wird. Von Altertümern finden sich zu A. noch der herrliche Portikus eines Minervatempels sowie Reste eines Aquädukts und der etruskischen Stadtmauern.

Assisi (Franz von), s. Franz von Assisi.

Askalon (hebr. Aschkelon, arab. Askalân), in Palästina, eine der fünf Fürstenstädte der Philister, zwischen Gaza und Asdod am Mittelmeer gelegen, in einer an Wein, Öl, Nüssen, Granaten reichen Gegend, wird im Alten Testament häufig genannt. Jonathan der Makkabäer eroberte die Stadt zweimal, Herodes verschönerte dieselbe durch Bäder, Paläste und Brunnen. A. war der Hauptsitz des Kultus der Derketo, der Aphrodite Urania der Syrer und Palästinenser, welche hier einen Tempel und einen Teich mit geweihten Fischen besaß. Die Askaloniten bewiesen sich von jeher gegen die Juden feindselig und übertrugen ihren Haß auch auf die Christen, welche hier vom 4. bis 6. Jahrh. einen Bischofssitz hatten. Unter dem Kalifen Omar wurde A., eine der festesten Städte Palästinas, von den Moslems erobert (638) und blieb in deren Händen, bis sie 19. Aug. 1153 von Balduin III., König von Jerusalem, eingenommen ward. Schon vorher, 12. Aug. 1099, gewannen bei A. die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon einen entscheidenden Sieg über das weit überlegene Heer des Sultans von Ägypten. Nach der Schlacht bei Hittin 1187 nahmen die Sarazenen A. wieder. Die Stadt kam 1191 in die Gewalt von Richard Löwenherz und wurde 1192 zufolge einer Friedensbedingung von Christen und Muselmanen gemeinschaftlich zerstört; 1240—47 stand A. nochmals unter christlicher Herrschaft. Jetzt ist der Ort unbewohnt und nur wegen der Ruinen von Tempeln, Theater und Kloster besucht. Die Ruinen wurden 1866 von Baurat Schick in Jerusalem aufgenommen. Von A. haben die früher in der Umgegend häufig angepflanzten Schalotten (Ascalonitae, Echalottes) ihren Namen.

Askanien, auch Ascharien oder Aschanien, eine ehemalige deutsche Grafschaft und eine der ältesten Besitzungen der Anhaltiner, vielleicht deren Stammland. Die Grafschaft führte ihren Namen von der Burg A., welche nach der Sage schon im 6. Jahrh. zur Zeit der Sachsen gegründet sein soll und im Westen der Stadt Aschersleben lag. Die Burg wurde nebst Aschersleben 1140 unter Albrecht dem Bären durch Anhänger des Welfengeschlechts zerstört, vom Grafen Otto dem Reichen von Ballenstedt gegen Ende des 12. Jahrh. neu erbaut. Heinrich I., Enkel Albrechts des Bären, nannte sich Fürst von Anhalt und Graf von Ascharien. Bei der um 1252 erfolgten Teilung der anhalt. Besitzungen erhielt Heinrich II. Aschersleben, Wegeleben und Gernrode und führte den Titel «Fürst von Anhalt und Graf von Ascharien» fort, ebenso sein Sohn und Enkel Otto I. und Otto II. Sein Haus erlosch 1315. Die Grafschaft kam hierauf mit der Landeshoheit über die Stadt Aschersleben an das Bistum Halberstadt, welches dieselbe auch trotz Fehden und wiederholter Reichstagsbeschlüsse zu Gunsten der anhalt. Grafen nicht wieder herausgab. Der Fürst von Anhalt-Bernburg aber nahm zugleich den Titel eines «Grafen von A.» an und vermehrte wegen seiner Ansprüche auf die Grafschaft A. die Embleme des anhalt. Wappens durch den Bären, wozu später noch das zwölfmal geschachte Feld hinzukam, das auch die Stadt Aschersleben im Wappen führt. Die Burg A., die bereits der letzte Graf von A. dem Kloster Michaelstein vermacht hatte, verlor, nachdem die Stadt Aschersleben sich 1322 mit Gräben, Mauern und Türmen umgeben hatte, ihren Wert als Bollwerk, geriet deshalb unter der Herrschaft der Bischöfe von Halberstadt in Verfall und wurde endlich 1444 an die Stadt Aschersleben verkauft. Letztere ließ die Burg ganz abbrechen und einen Teil des von ihr eingenommenen Raums von der Stadtmauer umschließen. Mit der Säkularisation des Bistums nach dem Westfälischen Frieden

kam A. an Brandenburg, ohne daß das Haus Anhalt eine Entschädigung dafür erlangen konnte.

Askariden (Spulwürmer), s. Ascariden.

Askelöf (Joh. Christopher), schwed. Journalist, geb. 13. Febr. 1787, studierte zu Lund, wo er 1805 Doktor der Philosophie wurde, und erhielt hierauf zu Stockholm eine Anstellung in der königl. Kanzlei. Seine publizistische Laufbahn eröffnete er mit der Herausgabe des Wochenblattes «Polyfem» (1809—12), welches besonders gegen die schwed. Akademie und den klassischen, d. h. franz. Geschmack gerichtet war. In einer Civilanstellung folgte er, 1813—14, dem Hauptquartier des Kronprinzen. Nach Beendigung des Kriegs besorgte er, unter Leitung des Präsidenten von Billbergh, die Liquidation in den Ländern, in welchen das schwed. Heer sich aufgehalten hatte, und später, seit 1819, ward ihm die Regulierung der pommerschen Donationen übertragen. In derselben Zeit gab er das Journal «Lifvet och Döden» (1815—16) und mit dem Grafen von Schwerin und dem Generaldirektor Livijn die staatswissenschaftliche Zeitschrift «Läsning till utbredande af medborgerliga Kunskaper» (1816—17) heraus. Im J. 1829 trat A. mit dem Wochenblatte «Den objudne Gästen» auf, welches von 1830 unter dem Titel «Svenska Minerva» bis zu seinem Tode fortgesetzt wurde. Dasselbe hatte zur Aufgabe, die von dem «Aftonbladet» vertretene liberale Bewegung zu bekämpfen. Seit 1840, wo ein liberales Ministerium zur Regierung gelangte, trat er auf die Seite der Opposition. A. starb 12. Juli 1848. Witz, Ironie, polemische Schärfe und ein korrekter Stil sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Schriften.

Askenas wird in der bibl. Völkertafel (1 Mos. 10, 3) als ein armenisches oder den Armeniern benachbartes Volk aufgeführt, in dessen Namen man schon die Rossemelker Homers, skythische Nomaden im kimmerischen Norden, wiederfinden wollte. Die Deutung der neuern Juden, A. sei Deutschland, entbehrt jedes geschichtlichen Grundes.

Askēse und **Askēten**, s. Ascēse und Ascēten.

Asklepiăden hießen die Mitglieder der Familien, welche den Asklepios oder Äskulap (s. d.) als ihren Stammvater betrachteten und in Heiligtümern des Gottes als seine Priester den Dienst desselben und die damit verbundene Behandlung der in jenen Heilung suchenden Kranken erblich ausübten. Diese Behandlung bestand zwar zunächst in religiösen und abergläubischen Gebräuchen, wie der Inkubation (dem Schlafen im Heiligtum), wodurch die Kranken von dem Gotte selbst im Traume die Heilmittel erfahren sollten, daneben aber, indem ja auch die Auslegung der Träume der Kranken den Priestern zukam, in zugleich ärztlichen oder auch in rein ärztlichen Mitteln, und so pflanzten sich in diesen Familien gleichzeitig immer mehr sich erweiternde ärztliche Kenntnisse fort, zumal da die Sitte verbreitet war, daß die Genesenen Tafeln, auf denen ihre Krankheit und die Art der Heilung derselben verzeichnet war, zurückließen. Auch im Heiligtum des Äskulap auf der Tiberinsel zu Rom war dies der Fall. Die berühmtesten A. waren die von Kos, Knidos, Epidaurus und Trikka. Zu erstern gehörte Hippokrates (s. d.). Die A. selbst ließen früh schon auch andere an ihrem Wissen teilnehmen, die sich zu ihnen wandten, so jedoch, daß sie dieselben eidlich verpflichteten, die Kunst nur den dazu Berechtigten und unter den herkömmlichen Bedingungen zu lehren und nicht zu mißbrauchen. Unter den Schriften, die unter dem Namen des Hippokrates überliefert sind, findet sich ein solcher Eid, der unter dem Titel Jusjurandum Hippocratis bekannt ist. Mit der Zeit wurde der Name A. immer allgemeiner und auch für Ärzte überhaupt gebraucht.

Asklepiădes (grch. Asklepiădes), aus Samos, Sohn des Sikelos, daher oft Sikelidas genannt, griech. Dichter, dessen Namen 39 meist erotische Epigramme in der «Anthologie» tragen, die aber zum Teil andern gleichnamigen Dichtern angehören mögen, war Freund und älterer Zeitgenosse des Theokrit. Die unter seinem Namen erhaltenen Gedichte sind außer in den Ausgaben der «Anthologie» herausgegeben und übersetzt von Hartung in «Die griech. Elegiker» (Bd. 2). Nach einem Dichter dieses Namens sind die Asklepiadeischen Verse genannt, die, mit einem Spondeus beginnend und logaödisch (s. d.) schließend, im übrigen choriambisch sind:

— — | —́ ◡ ◡ — ‖ —́ ◡ ◡ — ◡ ◡̲

Maecenas atavis edite regibus oder

— — | —́ ◡ ◡ — ‖ —́ ◡ ◡ — | —́ ◡ ◡ — ◡ ◡̲

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem.

Jenen nennt man den kleinern, diesen den größern Asklepiadeischen Vers. Horaz braucht beide Verse allein oder er verbindet sie zuweilen auch mit andern Versen zu einer Strophe, nämlich mit dem Pherekrateischen — (◡̲) | —́ ◡ ◡ — ◡̲ und dem Glykoneischen — ◡̲ | —́ ◡ ◡ — ◡ ◡̲ Verse. Die eine Asklepiadeische Strophe besteht aus zwei kleinen Asklepiadeischen Versen, einem Pherekrateischen und einem Glykoneischen Verse.

Asklepiădes (grch. Asklepiădes), der berühmteste unter den vielen Ärzten dieses Namens im Altertum, geb. zu Prusa in Bithynien, bildete sich anfänglich zum Redner, wandte sich dann aber mediz. Studien zu und übte in mehrern griech. Städten, später in Rom die Heilkunde mit großem Erfolg. König Mithridates suchte ihn vergeblich durch glänzende Anerbietungen an seinen Hof zu ziehen. In der Geschichte der alten Medizin ist er als der eigentliche Stifter der methodischen Schule zu betrachten. Als allgemein notwendige Eigenschaften einer jeden Kur verlangte er Geschwindigkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit. Den Gebrauch angreifender Arzneien verwarf er, vielmehr suchte er durch diätet. Mittel, Veränderung der Lebensweise u. dgl. zu wirken. Seine Pathologie war auf das atomist. System begründet. Von seinen Schriften sind nur Fragmente übrig, welche Gumpert (Weim. 1794) gesammelt hat. Vgl. Raynaud, «De Asclepiade medico ac philosopho» (Par. 1862). Ein kleines Gedicht: «Ὑγιεινὰ παραγγέλματα» («Gesundheitsregeln», herausg. von Welz, Würzb. 1841), das unter seinem Namen auf uns gekommen, gehört wahrscheinlich in das 7. Jahrh. n. Chr.

Asklēpios, der griech. Name für Äskulap (s. d.).

Äskulāp, bei den Griechen Asklēpios, erscheint bei Homer als trefflicher Arzt sterblichen Geschlechts, dagegen in den Homerischen Hymnen als Gott der Heilkunde. A., der anfangs vielleicht von einer einzelnen Völkerschaft verehrt worden, sank in den Sagen anderer Stämme zunächst gegenüber dem großen heilverleihenden Gott Apollo zum Heros, ja zum Sterblichen herab, wurde aber dann als Apollos Sohn aufgefaßt und schließlich allgemein zu göttlichen Ehren erhoben. Die Sagen nennen ihn so einen Sohn des Apollo und d

Koronis, der Tochter des thessal. Fürsten Phlegyas, oder auch des Apollo und der Arsinoë, Tochter des Leukippos in Messenien. Ä. vermochte nicht nur den Sterblichen das Leben zu retten, sondern rief selbst Verstorbene ins Leben zurück. Zeus aber, durch Plutos Klagen bewogen, erschlug mit einem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere ward Ä. zu Epidaurus an der Küste von Argolis, dem Stammorte des Gottes, nach der dort heimischen Sage, verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine (Asklepieion oder Asklepeion genannt) gewidmet war, in welchem wie in den Heiligtümern des Asklepios (den Asklepieen, Asklepeen) überhaupt die Priester die zu ihnen eilenden Kranken unter Anwendung religiöser und abergläubischer Mittel, welche die Kranken vornehmen und denen sie sich unterziehen mußten (Opfer, Inkubationen [s. d.], Besprechungen u. dgl.), aber auch mit ärztlichen Mitteln behandelten. Andere Hauptsitze seines Kultus waren Kos und Pergamon, auch Athen. Mit der Zeit verbreitete sich der Äskulapdienst über ganz Griechenland und Kleinasien und kam endlich auch nach Rom, wohin Ä. 291 v. Chr. während einer Pest in Gestalt einer Schlange aus Epidaurus geholt wurde. Ä. hatte nach Homer zwei Söhne, Machaon und Podaleirios, welche die Ärzte des griech. Heers vor Troja waren und von denen nach spätern die Asklepiaden (s. d.) stammten. Als Töchter des Gottes werden angeführt: Hygieia, Jaso, Panakeia und Aigle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. Seine Tempel standen gewöhnlich außerhalb der Städte in gesunder Lage, in heiligen Hainen, in der Nähe von Quellen und Heilwassern und auf Anhöhen. An den Hauptorten seiner Verehrung wurden ihm zu Ehren auch Feste gefeiert, unter denen das berühmteste zu Epidaurus alle vier Jahre stattfand. Seine Bildsäule zu Epidaurus, welche aus Elfenbein und Gold bestand, hatte Thrasymedes verfertigt. Ä. saß auf einem Throne mit dem Stabe in der einen Hand; die andere Hand war über den Kopf einer Schlange vorgestreckt, wie denn die Schlange überhaupt als sein beständiges Symbol erscheint, und zu seinen Füßen befand sich, als Symbol der Wachsamkeit, ein Hund. Die ausgezeichnetsten Künstler, wie Kalamis, Alkamenes, Skopas, Praxiteles und andere, verfertigten seine Statuen. Er ward sowohl bärtig als unbärtig gebildet. Mit der Zeit aber überwog ein Idealtypus, in dem er dem Zeus ähnlich, nur weniger erhaben und milder als dieser, dargestellt wurde. Die meisten erhaltenen Statuen zeigen ihn stehend. Der Oberleib ist nackt; den Unterleib bedeckt ein von den Schultern herabhängender, faltenreicher Mantel; sein Gesichtsausdruck ist voll Ruhe und Klugheit. Gewöhnlich trägt er um sein Haupt eine Binde, die häufig wulstartig gewunden ist, und hält einen großen dicken Stab, um den sich eine Schlange ringelt.

Äskulapschlange, s. unter Nattern.

Äskulapstab, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Asmanit (aus dem ind. a-sman, Donnerkeil) ist eine merkwürdige, dem rhomb. System angehörige Form der Kieselsäure, welche bis jetzt nur in einem außerirdischen Vorkommnis, dem Meteorstein von Breitenbach, gefunden wurde; er bildet abgerundete farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Krystallflächen wahrzunehmen sind. Durch seine Entdeckung 1878 ist für die Kieselsäure die Fähigkeit nachgewiesen, drei krystallographisch verschiedene Formen zu bilden; der A. ist spezifisch leichter als die beiden andern Kieselsäuren, Quarz und Tridymit.

Asmannshausen, s. Aßmannshausen.

Asmodi, eigentlich Aschmedai, d. i. der Versucher, ein böser, wollüstiger Dämon, welcher in den spätern jüd. Schriften erwähnt wird, ursprünglich aber der pers. Mythologie angehört. Im Buche Tobias tötet A. aus Eifersucht hintereinander die sieben Ehemänner der Sara, im Talmud heißt er der Fürst der Dämonen, gilt also für den Satan selbst und soll den König Salomo aus seinem Reiche vertrieben haben.

As-moll (ital. la bemolle minore; frz. la bémol mineur; engl. a flat minor), die Moll-Tonart, bei welcher jeder Ton um einen halben Ton erniedrigt wird, also 7 ♭ vorgezeichnet sind. An Stelle derselben bedient man sich meist der gleichlautenden Tonart gis-moll, weil diese bequemer (nur mit 5 ♯) zu bezeichnen ist. Die parallele Dur-Tonart ist ces-dur. (S. unter Ton und Tonarten.)

Asmus, Pseudonym von Matthias Claudius (s. d.).

Asnières (spr. Anniähr), Dorf im Arrondissement St.-Denis des franz. Depart. Seine, liegt am linken Ufer der Seine, 2 km nordwestlich von der Ringmauer von Paris, ist der Vereinigungspunkt der Eisenbahnen von Versailles, St.-Germain und Rouen nach Paris und der wichtigste Platz für die pariser Wasser- und Wettfahrten (Regatten), hat zahlreiche Vergnügungsorte für die Pariser und zählt (1876) 5692, als Gemeinde 8278 E. In neuester Zeit hat sich der Zudrang nach A. etwas vermindert, weil unweit davon die große Kloake mündet, welche die Unreinigkeiten von Paris in die Seine schwemmt und hier daher nicht nur das Wasser des Flusses, sondern auch die Ufer desselben verpestet. Im 18. Jahrh. residierten hier zuweilen die franz. Könige.

Asnyk (Adam), poln. Dichter, geb. 11. Sept. 1838 in Kalisch, studierte 1857—61 in Warschau und Breslau Medizin, beteiligte sich 1863 an dem poln. Aufstande und begab sich darauf nach Heidelberg, wo er 1866 den Doktorgrad erlangte. Nachdem er sich in Lemberg niedergelassen, veröffentlichte er unter dem Pseudonym El...y die humoristische Erzählung «Panna Leokadya» (Lemb. 1868), das Lustspiel «Galazka heliotropu» («Ein Heliotropenzweig», 1868), das Trauerspiel «Cola Rienzi» (1869) und «Poezye» (2 Bde., Krak. 1872; neue Aufl. 1876). Im J. 1872 siedelte A. nach Krakau über. Aufsehen erregte durch lebensvolle Charakteristik sein Trauerspiel «Kiejstut» (1878; deutsch von von Reden, Posen 1880), dessen Stoff aus der litauischen Geschichte entnommen ist und worin der patriotische Verrat verherrlicht wird. Darauf folgte 1879 das Lustspiel «Przyjaciele Hioba» («Hiobs Freunde»).

Asōdisch (grch.), mit Ekel oder Angst verbunden.

Asōka mit dem Beinamen Pijadāsī (der Liebevolle), berühmter Herrscher aus der Maurja-Dynastie, dessen Regierungszeit in das 3. Jahrh. v. Chr. fällt. Seine Residenz war Pātaliputra am Ganges im Lande der Māgadha, doch erstreckte sich seine Herrschaft über den größten Teil von Hindustan. Er ist besonders wichtig wegen seiner Beziehungen zum Buddhismus, den er in seinen

Staaten verbreitete und durch seinen Sohn Mahendra nach Ceylon verpflanzen ließ, welches von der Mitte des 3. Jahrh. an einen Hauptsitz dieser Religion bildete; sodann aber auch, weil von ihm eine Anzahl von Inschriften aus verschiedenen Gegenden Indiens herrühren, die für die früheste Entwickelung der Volksdialekte die wichtigste Quelle sind. Diese Inschriften sind vielfach bearbeitet worden; vgl. besonders A. Cunningham, «Corpus inscriptionum indicarum» (Bd. 1, Kalkutta 1877).

Asōka, ein Baum von außerordentlicher Blumenpracht (Jonesia Asoka *Roxb.*, zum Systeme der Leguminosen gehörig), der bei ind. Dichtern eine große Rolle spielt und nach der Sage bei Berührung eines Mädchenfußes blüht.

Asōlo (im Altertum Acelum), alte Stadt in der ital. Provinz Treviso, 30 km nordwestlich von der Stadt Treviso, malerisch auf einem Hügel gelegen, ist mit Mauern und Türmen umgeben, hat eine Pfarrkirche mit guten Gemälden, Ruinen antiker Bäder und Wasserleitungen und zählt (1880) als Gemeinde 5845 E. Auf dem Stadthause befinden sich die beiden ersten Statuen von Canova (Orpheus und Eurydice). In der Nähe liegt Barco, wo Caterina Cornaro, Königin von Cypern, einen Palast hatte, in welchem sie von 1489 bis zu ihrem Tode (1510) einen glänzenden Hof hielt; jetzt dient derselbe als Meierei.

A son aise (frz.), nach seiner Bequemlichkeit, Behaglichkeit.

A son goût (frz.), nach seinem Geschmacke.

Asōpus (grch. Asopŏs) ist der Name mehrerer Flüsse des alten Griechenland und zugleich auch eines Flußgottes, welcher in den Sagen und Genealogien von Sikyon, Ägina und Theben als Stammvater erscheint. Er soll zwei Söhne und viele Töchter gehabt haben, deren Namen sich größtenteils als mit griech. Gewässern, Inseln und Städten identisch erweisen. Unter diesen Töchtern ist am bekanntesten Ägina, welche Zeus entführte. Als A. sie überall vergebens suchte, teilte endlich Sisyphos in Korinth ihm das Geschehene mit. Er verfolgte Zeus daher und wollte den Olymp mit seinen Wogen erstürmen; doch Zeus erschlug ihn mit seinem Blitze, seit welcher Zeit der Fluß Kohlen in seinem Bette führt.

Äsōpus (grch. Aisopos) war den Griechen der Vertreter der Dichtung von Fabeln (s. d.) überhaupt und gilt noch heute vielfach für den, welcher die Fabeldichtung als eigene Gattung zuerst ausgebildet habe. Nach Herodot, Plutarch u. a. lebte Ä. etwa im 6. Jahrh. v. Chr. als Zeitgenosse der Sieben Weisen. Er stammte nach den meisten aus Phrygien, diente auf Samos als Sklave, ward aber freigelassen und genoß angeblich zuletzt das Vertrauen des Königs Krösus von Lydien, der ihn als Gesandten nach Griechenland schickte, wo er jedoch von den Delphiern, die er beleidigt hatte, von einem Felsen herabgestürzt ward. Mit solchen und andern Erdichtungen, wie der, daß er ein buckeliger Krüppel gewesen sei, ward Ä.' Leben immer mehr ausgeschmückt. Es ist aber überhaupt zweifelhaft, ob er wirklich gelebt hat. Jedenfalls wird anzunehmen sein, daß die ihm beigelegten Fabeln nicht von ihm selbst aufgezeichnet, sondern nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt worden sind. Nach Platon im «Phädon» brachte Sokrates im Gefängnisse Äsopische Fabeln in Verse, und Aristophanes bringt Ä. und Fabeln von ihm wiederholt in seinen Komödien an. Die Redn[er] bedienten sich derselben oft für ihre Zwecke. Wan[n] die älteste schriftliche Sammlung der Äsopische[n] Fabeln entstanden ist, weiß man nicht. Gewiß i[st,] daß Demetrius Phalereus eine Sammlung de[r]selben veranstaltete, die jedoch verloren gegange[n] ist. Babrius (s. d.) brachte die Äsopischen Fabel[n] in Choliamben, vermochte aber dadurch prosaisc[h] abgefaßten Sammlungen nicht ein Ende zu ma[chen]; vielmehr wurden in zahlreichen spätern Bea[r]beitungen seine eigenen Verse wieder in Prosa au[f]gelöst. Man benutzte die Fabeln auch vielfach al[s] Unterlage für die rhetorischen Übungen. Auf di[e] Gegenwart sind verschiedene Sammlungen Äsop[i]scher Fabeln gekommen. Zuerst erschien im Dru[ck] die dem Maximus Planudes beigelegte, die sich i[n] zwei Rezensionen erhalten hat, von denen die ein[e] zuerst von Buonaccorso (Bonus Accursius) z[u] Mailand (um 1479), die andere von Rob. Stepha[]nus (Par. 1546) herausgegeben wurde. Hierz[u] kam die Sammlung aus heidelberger Handschrifte[n] (herausg. von Nevelet, Frankf. 1610), dann vo[n] Hudson (Oxf. 1718) und Hauptmann (Lpz. 1741) zusammen mit der Planudischen. Eine neu[e] Epoche für die Kritik dieser Fabelsammlungen tra[t] mit der Veröffentlichung der Fabeln einer florentine[r] und einer vatikanischen Handschrift durch Furi[a] (2 Bde., Flor. 1809) ein, welche 199 Fabeln lie[]ferten, von Schneider (Lpz. 1810) verbessert he[r]ausgegeben und von Korais in dessen Ausgab[e] (Par. 1810) aller bis dahin bekannten Äsopische[n] Fabeln aufgenommen wurden. Hierzu kam no[ch] die Sammlung einer augsburger Handschrift, 23[] Fabeln enthaltend, von welcher Schneider (Bres[l.] 1812) eine Ausgabe veranstaltete. Eine kritisch[e] Ausgabe aller bis jetzt bekannten Äsopischen Fa[]beln hat Halm (Lpz. 1852) geliefert. Über di[e] äsopische Fabel bei den Römern s. Phädru[s.] Während des Mittelalters sind die Fabeln des Ä[.] Gemeingut aller abendländ. Litteraturen gewo[r]den. In Deutschland wurden sie nach der Mit[te] des 15. Jahrh. von Heinrich Steinhöwel in deu[t]scher Prosa bearbeitet und mit den lat. Texten se[it] 1476 sehr oft gedruckt. Eine freie deutsche B[e]arbeitung in Versen lieferte Burkard Waldi[s.] Luther hat ebenfalls mehrere (16) äsopische Fabel[n] (1530) deutsch bearbeitet (neue Ausg., Tüb. 1817[).] Überhaupt sind die Fabeln des Ä. vielfach überset[zt] in Prosa wie in Versen, zuletzt von Binder (Stutt[g.] 1866), wozu in neuerer Zeit noch zahlreiche Übe[r]tragungen mit und ohne Bilder für die Juge[nd] gekommen sind. Vgl. Grauert, «De Aesopo [et] fabulis Aesopicis» (Bonn 1825); Keller, «Unte[r]suchungen über die Geschichte der griech. Fabel» [in] den «Jahrbüchern für Philologie und Pädagogi[k]» (Supplement, Bd. 4, Lpz. 1862). Die auf Ä. b[e]zügliche und zur Fabeldichtung gehörige byzan[t.] Litteratur wird von Eberhard in «Fabulae Roma[]nenses Graece conscriptae» (Bd. 1, Lpz. 187[]) neu herausgegeben.

Asow, Azow, türk. Asak, Azak, ehemals wi[ch]tige Hafenstadt und Festung, jetzt Flecken (Possa[d]) im südruss. Gouvernement Jekaterinoslaw, am sü[d]lichsten Arme des Don, 11 km von der Mündu[ng] in das Asowsche Meer gelegen, hat 16791 E., d[ie] hauptsächlich Fischfang und Kleinhandel treibe[n,] da der Hafen jetzt versandet und nur für Boo[te] zugänglich ist. Der Ort entspricht ungefähr d[er] Stätte des alten Tanaïs, einer Kolonie d[er]

bosporan. Griechen am Flusse Tanaïs (Don), welches eine blühende und mächtige Handelsstadt war, die noch Strabo «das gemeinsame Emporium aller europ. und asiat. Barbaren» nennt und die, als sie sich der Herrschaft der bosporan. Könige entzog, von König Polemo, dem Zeitgenossen des Augustus und Tiberius, zerstört wurde und unter gleichem Namen seit dem 2. Jahrh. n. Chr. am nördlichsten Arme wiedererstand, wo Überreste davon bei Nedwigowka, etwas über 7 km vom Meere, an dem sog. Toten Don (Mertwoi Donez), aufgefunden worden sind. Im Mittelalter erschien in derselben Deltagegend ein anderer wichtiger Handelsplatz, welcher die Hauptstation auf dem Zuge der ind. Waren vom Kaspisee her bildete, das Sarkel der Chazaren (836 erbaut), bei Russen und Polowzern vom 10.—13. Jahrh. Bjelaweschie, das Tana oder Alatena der ital. Handelswelt, von 1204 bis 1261 während der Dauer des Lateinischen Kaisertums eine Besitzung der Venetianer, 1261—1471 den Genuesen gehörig. Dies Tana lag an der Stelle des jetzigen A. Unter dem Namen Azak kommt der Ort als Residenzstätte der Chans der Goldenen Horde seit 1350 vor. A. wurde 1395 von den Horden Timurs geplündert und verheert, 1471 von den osman. Türken, 1572 und 1637 aber von den Donischen Kosaken erobert. Dann hielt es 1641 eine dreimonatliche Belagerung durch die Türken aus, bis es 1642 von diesen eingenommen ward. Nachdem Peter d. Gr. 1695 den Platz 96 Tage lang mit einem Verluste von 20—30000 Mann belagert und seit dem 30. Mai 1696 zu Wasser unter dem Kommando Leforts, zu Lande unter dem Gordons und Scheins eingeschlossen und beschossen hatte, kapitulierte der Kommandant Hassan Pascha 18. Juli unter der Bedingung freien Abzugs für alle Türken samt ihren Familien und ihrer Habe. Der Zar that vieles zur Befestigung und Hebung des Ortes, mußte ihn aber im Frieden am Pruth 1711 an die Türken zurückgeben. Die Russen nahmen ihn 1736 unter Lascy aufs neue und behielten ihn im Frieden von 1739, jedoch mit der Bedingung, alle Festungswerke zu schleifen. Schon 1771 stellten indes die Russen A. wieder her und erhielten es 1774 im Frieden von Kutschuk-Kainardschi für immer samt der freien Schiffahrt auf dem Asowschen und Schwarzen Meere.

Asowsches Meer, nordöstlichstes Seitenbassin des Schwarzen Meeres, mit dem es durch die Meerenge von Kertsch und Jenikale in Verbindung steht. Im Altertume hieß es bei den Griechen [illegible], bei den Römern Palus Maeotis, bei den Scythen Kargaluk, bei den Mäoten Temerinda (die h. Mutter des Meeres), dann bei den Arabern [illegible]ach oder Bahr al-Azof, bei den Türken Barjal-Assak oder Bachr-Assak (dunkelblaues Meer), bei den Genuesen und Venetianern Mare delle Zabacche (Mare Tane). Seine größte Länge beträgt 362 km, die größte Breite 176 km. Es bedeckt einen Flächenraum von 36822 qkm und verengt sich im nordöstl. Winkel zu dem Golf von Taganrog. Seine Küsten sind im allgemeinen flach und sandig, nur auf der Südküste finden sich Hügel vulkanischer Bildung, die stellenweise in steile Vorgebirge auslaufen. Die Westküste wird von der sandigen Arabatschen Kossa (Landzunge) gebildet, die eine Länge von 95 km hat. Der Salzgehalt des Wassers ist sehr gering; auf der Reede von Taganrog wird das Wasser sogar zum Trinken benutzt. Der viele Schlamm, der im NO. vom Don, im NW. von den Flüssen Uslsuka, Molotschnaja, Berdjanka, Mokraja, Kalmius und Mius, im O. von dem Mokry Kagalnik in das Meer geführt wird, macht dasselbe seicht und für die Schiffahrt gefährlich; doch hat sich in neuerer Zeit der Handel am Asowschen Meere gehoben, seit Taganrog durch zwei Eisenbahnen (nach Charkow und Woronesch) mit dem russ. Binnenlande verbunden und durch die Eisenbahn von Kalatsch nach Zarizyn eine direkte Verbindung zwischen Don und Wolga hergestellt ist. Die einzigen Häfen sind außer dem oberhalb des Dondeltas gelegenen Rostow, Taganrog, Mariupol und Berdjansk. Die größte Tiefe des Meeres beträgt etwa 14 m, die mittlere 6,5—13 m, die geringste im Meridian von Taganrog nur 3,2 m. Die Strömungen im Meere hängen von den hier in großer Heftigkeit auftretenden Nordost- und Südwestwinden ab und verändern demgemäß beständig ihre Richtung. Infolge des großen Süßwassergehaltes belegt sich das Meer leicht mit Eis und ist daher in der Regel von Dezember bis Mitte April für die Schiffahrt geschlossen. Im Frühjahre nimmt die Höhe des Wasserbestandes bedeutend zu und erleichtert selbst größern Schiffen die Schiffahrt auf dem Meere. Das Asowsche Meer ist für Rußland von großer Wichtigkeit, einerseits durch seinen großen Reichtum an Fischen, andererseits durch den stets zunehmenden Handelsverkehr. Von 1866—71 belief sich die mittlere jährliche Zahl der Schiffe, welche die Häfen des Asowschen Meeres besuchten, auf 2662 mit 362951 t; mehr als die Hälfte kam davon auf Taganrog, 558 auf Berdjansk, 296 auf Kertsch und 263 auf Mariupol. Küstenfahrer liefen ein 6807 und gingen ab 6832. Die russ. Handelsflotte des Asowschen Meeres bestand Anfang 1870 aus 1210 Schiffen mit 40658 Tonnengehalt.

Ein ganz eigentümliches Gebilde ist das Seitenbassin Siwasch oder die Faule See, russ. Gniloje More, ein stehendes, von Untiefen und Sandbänken durchschnittenes, durchaus salziges und für Schiffahrt unbrauchbares Wasser. Die von den Russen zum Gouvernement Taurien (Krim) geschlagene, 2632 qkm umfassende See- und Sumpffläche wird durch die fast 110 km lange, schmale und ganz niedrige Landzunge von Arabat (s. d.) vom Asowschen Meere abgeschlossen. Nur durch die enge, 40 km lange Straße von Genitschesk steht der Siwasch mit dem Meere in Verbindung, und an seinem Nordwestende wird er durch den 9 km breiten Isthmus von Perekop von dem Teile des Schwarzen Meeres getrennt, welcher das Tote Meer, russ. Mertwoje More, heißt. Der südlichste Teil des Beckens, etwa 75 km lang, in der Mitte höchstens 1,5 m tief, wird auf beiden Ufern immer flacher und endet an ihnen als ein vollständiger Sumpf. Gegen Arabat hin wird er ganz flach, und auch an der schmalsten Stelle vor dem Mündungsdelta des Karasu oder Salghir, des Hauptflusses der Krim, breitet sich eine Untiefe aus, über welche kein Fahrwasser hinüberführt. Sobald die Flüsse der Krim versiegt sind und die schnelle Verdunstung den Wasservorrat des Siwasch vermindert hat, bildet sich an seinen Ufern eine große Menge von Salzkrystallen.

Aspalăthus *L.*, eine artenreiche Gattung Sträucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, aus der Familie der Schmetterlingsblütler, mit

einfachen oder dreizähligen, gebüschelten Blättern, meist gelben, teils einzeln in den Blattwinkeln stehenden, teils in Köpfchen vereinigten Blüten und einsamigen, länglichen, oft schiefen Hülsen. Verschiedene Arten, z. B. A. ciliaris *L.*, pedunculata *Herit.*, ericaefolia *L.*, argentea *L.* u. a., werden ziemlich häufig in Gewächshäusern zur Zierde kultiviert. Sie gehören in das Orangeriehaus, verlangen Heideerde und werden durch Samen und Stecklinge vermehrt.

Unter dem Namen Aspalatholz kommt das Adlerholz (s. unter Aquilaria), außerdem aber auch das sog. grüne Ebenholz vor. Letzteres, olivengrün oder grünlichbraun, mit hellern und dunklern Längenstreifen, äußerst dicht und hart, stammt von dem westind. Baume Brya Ebenus *DC.*, der ebenfalls der Familie der Schmetterlingsblütler angehört. Das Aspalatholz nimmt eine schöne Politur an und wird von Tischlern zu eingelegter Arbeit u. s. w., auch von Drechslern benutzt.

Aspanada, s. Ispahan.

Asparagin, Spargelstoff, Althäin, ein 1805 von Vauquelin und Robiquet in den Spargelsprossen entdeckter krystallisierbarer Körper, dessen Vorkommen sich aber nicht auf diese Pflanze beschränkt, sondern ein ziemlich verbreitetes ist, vielleicht ist A. sogar ein konstanter Bestandteil aller Pflanzen, ein Umwandlungsprodukt des Pflanzeneiweißes. Es ist nachgewiesen namentlich in den keimenden Samen, und es scheint das Pflanzeneiweiß in diese Verbindung übergeführt zu werden, wenn es aus Reservestoffbehältern zu Verbrauchsstätten wandert. Seine Zusammensetzung entspricht der Formel $C_4H_8N_2O_3$, es ist das Amid der Asparaginsäure, und diese ist Amidobernsteinsäure, die rationelle Formel des A. ist daher
$C_2H_3(NH_2)\begin{cases}CO\,NH_2\\ CO\,OH\end{cases}$. A. ist isomer dem Diamid der Apfelsäure oder dem Malamid. Man erhält es am leichtesten aus Keimpflanzen von Lupinen, Wicken, Erbsen, die man bis zur Höhe von 60—70 cm heranwachsen läßt und nach dem Zerkleinern mit Wasser auskocht. Der abgepreßte Saft wird im Dampfbade zum dünnen Sirup verdunstet, worauf nach einigen Tagen A. in kleinen Krystallen anschießt; letztere werden von der Mutterlauge getrennt und aus heißem Wasser unter Zusatz von Knochenkohle umkrystallisiert. Das A. bildet schöne, farblose, durchsichtige, rhombische Krystalle, welche 1 Molekül Krystallwasser enthalten. In heißem Wasser ist es leicht löslich, es erfordert 50 Teile kaltes Wasser zur Lösung, ist fast unlöslich in Alkohol, unlöslich in Äther und flüchtigen Ölen. Seine Lösungen bewirken Ablenkung des polarisierten Lichtstrahls. Beim Erwärmen auf 100° gibt es sein Krystallwasser ab. Bei anhaltendem Kochen mit Wasser, leichter noch mit verdünnten Säuren und am leichtesten beim Kochen mit Alkalien geht es unter Abgabe von Ammoniak in Asparaginsäure $C_4H_7NO_4$ über. Durch Bakterien-Wirkung wird es dagegen in bernsteinsaures Ammoniak verwandelt: $C_4H_8N_2O_3 + H_2O + 2H = C_4H_4O_4(NH_4)_2$. Es verbindet sich sowohl mit Säuren wie auch mit Basen zu zum Teil schön krystallisierbaren Körpern.

Asparágus *L.*, Spargel, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Ihre Arten sind teils ausdauernde Kräuter mit kriechendem Wurzelstock, teils aufrechte oder kletternde Halbsträucher und Sträucher, manche mit starken Stacheln bewaffnet. Ihre zuerst sich entwickelnden Blätter si stets trockenhäutige Schuppen, die spätern lin oder fadenförmig, weich oder steif, selbst stechen immer in Büschel gestellt. Die Blüten stehen ei zeln oder gebüschelt an den Seiten der Zweige, si zwitterlich oder durch Verkümmerung des einen beiden Geschlechtsorgane zweihäusig, und haben e glockenförmiges Perigon. Aus dem dreifächerig oberständigen Fruchtknoten entsteht eine kugeli sechssamige Beere. Die Spargelarten kommen se zerstreut auf der Erdoberfläche vor, die meist wachsen in Asien. Zu den krautartigen gehört d in den Küstengegenden Südeuropas und selbst no Englands wild wachsende und auch in Deutschla an Flußufern (z. B. am Elbufer) verwildert vo kommende gemeine oder Gartenspargel, A. offic nalis *L.*, welcher allenthalben als Gemüsepflan angebaut wird. (S. Spargel.) Unter den stra chigen Arten kommen im südl. Europa am häufi sten vor: A. acutifolius *L.*, mit kletternden Stä men und Ästen und steifen, nadelförmigen Blätter A. albus *L.*, mit weißen, stacheligen Zweige Eine sehr merkwürdige Pflanze ist der in Spani und Griechenland wachsende A. horridus *L.*, e von Dornen starrender Strauch ohne Blätter, dess junge krautige und saftige Sprossen in Südspani und auf den Balearen gleich unserm Spargel b nutzt und gegessen werden. In allen Spargelarte namentlich aber in den saftigen Schößlingen d angebauten Spargels, findet sich ein eigentümlich (übrigens auch in vielen andern Pflanzen vorkom mender) Stoff, das Asparagin (s. d.).

Aspern und Eßlingen, zwei Dörfer bei Wie s. Aspern und Eßling.

Aspasia, eine der berühmtesten und gebildetst Frauen des griech. Altertums, geb. um 470 v. Ch zu Milet, eine Tochter des Axiochos, suchte in Athe wohin ihr Vater übersiedelte, den Umgang der gr ßen Geister, an welchen diese Stadt in dem Pe kleischen Zeitalter so reich war, und wußte sie dur die bezaubernde Verbindung eines reichen und f nen, hochgebildeten Geistes mit hinreißender wei licher Anmut zu fesseln. Ihr Haus war der Sa melplatz der angesehensten und geistvollsten Männ Athens, die sogar, was in jener Zeit etwas ga Außerordentliches war, ihre Frauen zu ihr führte Sokrates besuchte sie oft; ja er will in einem Pl tonischen Dialoge sogar die Leichenrede, die er d Menexenos vorträgt, von ihr gehört haben. De gewaltigen Perikles wußte sie dauernde Liebe ei zuflößen. Er trennte sich von seiner ersten Gemahl und heiratete A. 445 v. Chr. Die Komiker nannt sie freilich als bissige Gegner des Perikles in hö nischer Weise die Here dieses olympischen Zeu und daneben die Omphale und Deïanira dies neuen Herakles. Noch schlimmere Dinge warf i die Bosheit der polit. Gegner des Perikles v Nicht bloß der Krieg der Athener mit den Samie sollte ihr Werk gewesen sein; Aristophanes bezich digt A. auch, daß der Peloponnesische Krieg i folge des Raubes einiger ihr gehörenden Mädch durch die Megarer veranlaßt sei. Thucydides nen A. nicht. Als aus der Mitte der dem Perikles fein lichen Partei, den letztere noch nicht selbst anzugr fen wagte, gegen A. durch den Komiker Hermipp 432 die hochgefährliche Anklage wegen Verachtu der Götter erhoben wurde, trat Perikles als i Verteidiger auf und entwaffnete die Richter. Na des Perikles Tode heiratete sie den Volksführ

Perikles, der großes Ansehen erlangte, aber bald starb. Ihre letzten Schicksale sind unbekannt. Aber sie blieb so berühmt, daß nachmals der pers. Statthalter, der junge Fürst Kyros in Sardes, seine schöne und kluge griech. Favorite Milto aus Phokäa nach ihr benannte. Vgl. Jacobs, «Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts», in dessen «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1840); Filleul, «Histoire du siècle de Périclès» (2 Bde., Par. 1873); Ad. Schmidt, «Perikles und sein Zeitalter», in dessen «Epochen und Katastrophen» (Berl. 1874); derselbe, «Das Perikleische Zeitalter» (2 Bde., Jena 1877—79).

Aspe oder **Espe**, s. **Populus**.

Aspe (**Vallée d'A.**), ein stark bevölkertes und durch Naturschönheit berühmtes, an Mineralquellen reiches, auf der Nordseite der Pyrenäen im franz. Depart. Niederpyrenäen gelegenes Thal, welches sich vom **Pic d'A.** (2500 m) nördlich zwischen 1800—2300 m hohen Bergen bis in die Nähe von Oloron erstreckt, 54 km lang, bis zu 18 km breit ist und von der **Gave d'A.** durchflossen wird. Eine alte Römerstraße führt aus dem Thale, am Pic d'A. vorbei, über den Col de Somport (1649 m) in das Thal des Aragon nach Spanien hinüber. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf ungefähr 12000, meist Hirten. Die Hauptorte des Thales sind: Arros, Lurbe, Escot, Sarrance, Bedous, Accous (Hauptort des das Thal A. umfassenden gleichnamigen Kantons), Etsaut, Urdos mit einer am Felsen hängenden Festung. Im Dorfe Osse besteht eine prot. Gemeinde von etwa 150 Seelen, welche nach Aufhebung des Edikts von Nantes die einzige war, welche in Frankreich bestehen blieb. Das Thal A. bildete im Mittelalter eine kleine Republik unter dem Protektorat der Fürsten von Béarn, welche auch nach ihrer Vereinigung mit Frankreich manche Privilegien behielt.

Aspe, Villa von (1877) 7476 E. in der span. Provinz Alicante, am Rio-Tarafa, ungefähr 30 km westlich von der Stadt Alicante, in der Nähe des durch seine Marmorbrüche berühmten Berges Rollo gelegen, mit prachtvollen Weingärten, Seifensiedereien, Branntweinbrennereien und Ölmühlen.

Aspekten heißen in der Sternkunde die merkwürdigsten unter den verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gegeneinander, wie sie uns nämlich, von der Erde aus gesehen, erscheinen. Man benennt gegenwärtig nur noch fünf A. Diese sind die Konjunktion oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein, der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein, auch Quadratur genannt, und der Gesechst- oder Sextilschein. Die **Konjunktion**, in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet, ergibt sich, wenn zwei Gestirne einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte am Himmel nur um die Differenz oder Summe ihrer Breiten, je nachdem sie nämlich auf einer Seite oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da die Breite der Sonne stets Null, die des Mondes und der meisten Planeten aber, die kleinsten zuletzt entdeckten ausgenommen, nie beträchtlich ist, in der Regel wenig voneinander entfernt. Haben sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breiten, so bedecken sie einander oder es geht der eine Körper vor dem andern vorüber. Die Konjunktion des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsternis. Die **Opposition**, im Kalender ☍, ereignet sich, wenn die Länge zweier Gestirne um 180 Grad verschieden ist, sodaß das eine aufgeht, wenn das andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondfinsternis. Für die Astronomie sind die Konjunktionen und Oppositionen, die in früherer Zeit größere wissenschaftliche Wichtigkeit hatten, nur noch von Bedeutung zur Bestimmung der Bahnen der Planeten, für die mathem. Geographie aber zur Bestimmung der geogr. Länge. Von besonderer Wichtigkeit in der Astronomie ist auch noch der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, weil daraus die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmt werden kann. Konjunktion und Opposition heißen wohl auch die beiden Syzygien (s. d.); indes wird dieses Wort gegenwärtig gewöhnlich nur beim Monde gebraucht. Der **Trigonalschein** △ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, die **Quadratur** □, wenn sie sich um den vierten, der **Gesechstschein** ✱, wenn sie sich um den sechsten Teil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letzten A. von keinem Werte; die Astrologen schrieben ihnen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube war auch Ursache, daß die A. in die Kalender aufgenommen wurden, in denen sie vielfach noch jetzt, in der Regel aber mit Weglassung des Gedrittscheins und Gesechstscheins, bemerkt sind.

Asper oder **Aktsche**, d. h. Weißpfennig, die kleinste türk. Rechnungsmünze, die niedrigste Unterabteilung des türk. Piasters, welcher letztere in 40 Para zu 3 A. eingeteilt wird. Demnach betragen 120 A. einen Piaster; doch wird der Piaster in neuerer Zeit bisweilen auch in 100 Teile geteilt, welche gleichfalls A. (oder Minas) heißen. In Ägypten hat der Piaster 100 gute oder 120 Courant-A., in Kairo jedoch 80 Courant-A. Als 120. Teil des türk. Piasters hat der A. einen Wert von $^3/_{20}$ Pfennigen deutscher Reichswährung (in der im kleinen innern Verkehr der europ. Türkei herrschenden Courantwährung nur etwa $^1/_6$ Pfennig). In Rumänien, wo 1868 der franz. Silberscheidemünzfuß als Landesmünzfuß eingetreten ist, beobachtete man vorher die türk. Rechnungsweise, hatte aber etwas bessere Valuten; in der Walachei war der A. = etwa $^1/_4$ Pfennig, in der Moldau = etwa $^2/_9$ Pfennig (in Galatz jedoch = etwa $^1/_6$ Pfennig). In Serbien, wo man 1873 zwar ebenfalls den franz. Silberscheidemünzfuß als Landesmünzfuß angenommen hat, rechnet man im Verkehre aber noch häufig wie in der Türkei, und der A. hat dort ziemlich den gleichen Wert, nämlich von $^3/_{20}$ Pfennig.

Asperg oder **Asberg**, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Ludwigsburg, an der Eisenbahn Bruchsal-Stuttgart, zählt (1880) 2571 E.; dabei der Hohenasperg (s. d.).

Aspergillus, eine von Micheli aufgestellte Pilzgattung aus der Familie der Ascomyceten. Einige Arten derselben gehören mit zu den gewöhnlichsten Schimmelpilzen; hauptsächlich A. glaucus und A. niger, welche beide auf Brot oder auf Früchten sehr häufig auftreten. Sie haben ein stark

verzweigtes Mycel und bilden auf bestimmten, an der Spitze köpfchenartig erweiterten Mycelfäden zahlreiche Conidien. Auch ist bei einigen Arten dieser Gattung noch eine andere Fruchtform bekannt, sog. Perithecien, kleine stecknadelkopfgroße Kügelchen, die aus dicht verflochtenen Mycelfäden bestehen und in deren Innern die Ascosporen (s. unter **Ascomyceten**) sich entwickeln. Diese Perithecien werden wahrscheinlich infolge eines sexuellen Aktes gebildet, denn man hat beobachtet, daß vor der Entstehung derselben eine korkzieherartig gewundene Hyphe auftritt, aus deren unterm Teile mehrere Mycelfäden hervorsprossen und sich an den gewundenen obern Teil dicht anlegen. Dieser Vorgang ist stets der Anfang der Perithecienbildung und viele Botaniker sehen darin eine Befruchtung zwischen männlichen und weiblichen Hyphen.

Aspern und Eßling (seit neuester Zeit **Aspern** und **Eßlingen** geschrieben), zwei Dörfer, auf dem linken Donau-Ufer Wien östlich gegenüber gelegen, etwa 2 km voneinander entfernt, bekannt durch die am 21. und 22. Mai 1809 zwischen Napoleon I. und den Österreichern unter Erzherzog Karl gelieferte **Schlacht** (s. vorstehenden Plan).



Nach der Kapitulation von Wien 13. Mai ließ Napoleon von der Insel Lobau Schiffbrücken über die Donau schlagen und begann am 21. zwischen den genannten Dörfern, welche sogleich besetzt wurden, den Übergang auf das linke Ufer, wo Erzherzog Karl zwischen dem Bisamberge und Nußdorf Stellung genommen hatte. Die Truppen Massénas besetzten Aspern, jene des Marscha[lls] Lannes Eßling. Der Erzherzog ließ seine Arm[ee,] 103 Bataillone, 148 Eskadrons, 75000 Mann [mit] 288 Geschützen, in fünf Kolonnen um 12 Uhr [mit]tags gegen das franz. Heer, von dem bisher [etwa] 50000 Mann übergegangen waren, vorrücken. [In] der schmalen Ebene zwischen Aspern und Eßling [be]gann die mörderische Schlacht 21. Mai, Pfing[st]sonntag, mit der Beschießung der franz. Kavalle[rie] durch die Batterien des bis Breitenlee vorgerück[ten] 2. Armeekorps (Prinz Hohenzollern) um 3 U[hr.] Dort standen drei franz. Reiterdivisionen, hin[ter] denen die Grenadiere, die Garde-Infanterie und [die] Divisionen des 2. und 3. Korps allmählich aufm[ar]schierten. Alles hing von dem Besitze der beid[en] Dörfer ab. Aspern wurde gleich anfangs vom [6.] und 1. österr. Korps (Hiller und Graf Bellegar[de]) erstürmt und, obschon es ihnen dreimal wie[der] entrissen ward, von 5 Uhr ab dauernd behaupt[et.] In Eßling aber vermochten sie [sich] nicht zu halten. Wiederholt mach[te] Napoleon den Versuch, die Mi[tte] der Österreicher durch einen Masse[n]angriff seiner Kavallerie (eine K[ü]rassier- und zwei leichte Divisione[n,] zusammen 44 Schwadronen) [zu] sprengen, allein die Standhafti[g]keit der österr. Infanterie, wel[che] hier zum erstenmale volle Viere[cke] formierte, ließ auch diese Angri[ffe] scheitern.

Am 22. Mai erneuerte Napoleo[n,] nachdem das Gefecht schon bei T[a]gesanbruch wieder begonnen, d[en] Versuch, die Mitte zu durchbreche[n;] dazu wurden drei Divisionen u[nd] der größte Teil der Kavallerie b[e]stimmt; eine vierte Division folg[te] zur Unterstützung. Massenfeuer a[us] 400 franz. Geschützen leitete den A[n]griff ein, und der Sieg schien f[ast] für die Franzosen zu entscheide[n.] Da zog Erzherzog Karl seine no[ch] frische Grenadierreserve (16 B[a]taillone) heran und ging nun sel[bst] zum Angriffe über. Die Fahne d[es] Infanterieregiments Zach in d[er] Hand, führte er seine Infanter[ie] persönlich vor und drückte die Fra[n]zosen, welche sich bereits ein[es] großen Teils der Dörfer bemächti[gt] hatten, auf allen Punkten in ih[re] frühere Aufstellung zurück, auf dere[n] Massen nun das österr. Geschü[tz] sein verheerendes Feuer richte[te.] Napoleon ordnete abends den Rü[ck]zug auf die Insel Lobau an, welch[en] die Infanterie in Eßling mit großer Hingebung b[is] zum andern Morgen deckte. Napoleon übergab d[en] Befehl an Masséna und ritt auf die Insel Lobau hi[n]über; um Mitternacht schiffte er mit Berthier u[nd] Savary nach Ebersdorf über. Der Sieg von Asper[n] hatte für Österreich keine günstigen Folgen, d[a] nach sechs Wochen die Schlacht von Wagram de[m] Kriege einen unglücklichen Abschluß gab. Die Öste[r]reicher verloren in der Schlacht bei Aspern na[ch] eigener Angabe 23340 Tote und Verwundete, da[r]unter 12 Generale, die Franzosen einschließlich d[er] Gefangenen 44373 Mann oder nahezu die Häl[fte]

aller auf dem Marchfelde im Gefecht gewesenen Mannschaft. Unter den Schwerverwundeten war Marschall Lannes, der wenige Tage nachher starb. Kraffts Gemälde der Schlacht bei Aspern, gestochen von Rahl (1825), befindet sich im Invalidenhause zu Wien. Dem Sieger von Aspern ist 1860 in Wien auf dem äußern Burgplatze ein Standbild (Reiterstatue), von Fernkorn gefertigt, gesetzt worden.

Aspersion (lat.), die Besprengung (mit Weihwasser in der kath. Kirche).

Aspersorium (lat.), Weihkessel, Weihbecken.

Asperula *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, welche sich von der ihr zunächststehenden Gattung Galium durch die trichterförmige, mit deutlicher Röhre versehene Blumenkrone unterscheidet, übrigens einen undeutlichen Kelch und einen unterständigen Fruchtknoten besitzt, woraus sich eine zweiknöpfige, trockene Spaltfrucht mit einsamigen Fruchthälften entwickelt. Die Blüten sind meist weiß und stehen in oft rispig gruppierten Trugdolden, die Blätter quirlförmig angeordnet. Zu dieser Gattung, deren Arten meist perennierende, selten einjährige Kräuter oder Halbsträucher, und der Mehrzahl nach in Europa zu Hause sind, gehört der bekannte Waldmeister, A. odorata *L.*, dessen aromatisches Kraut die Hauptrolle bei der Bereitung des Maitranks spielt. Die in schattigen Laubwäldern (besonders Buchenwäldern) auf steinigem, mit Humus vermengtem Boden wachsende Pflanze ist ein zartes Kraut mit fadenförmigem, kriechendem Wurzelstock, aufrechten, vierkantigen Stengeln, zu acht gestellten, länglich-lanzettförmigen Blättern und weißen, angenehm duftenden Blüten in endständiger, dreiteiliger Trugdolde. Die Früchte sind mit Hakenbörstchen besetzt. Das eigentümliche und angenehme Arom dieser Pflanze rührt von dem darin enthaltenen Cumarin (s. d.) her. Der Waldmeister wird häufig mit dem Wald-Labkraut (Galium silvaticum) verwechselt. Dieses ist leicht an seinen runden Stengeln und bläulich bedufteten Blättern zu erkennen. Alle übrigen Arten von A. sind meist unscheinbare Gewächse ohne Bedeutung für praktische Zwecke.

Asphalt, Erdharz, Erdpech oder Judenpech, ist ein schwarzes oder schwarzbraunes, stark glänzendes, bei 100° C. schmelzendes, in Terpentinöl, Petroleum und Benzin auflösbares mineralisches Harz von 1,16 spezifischem Gewicht und schwachem bituminösen Geruch, welches, in Terpentinöl gelöst, als Asphaltfirnis, zu schwarzen Lackierungen, zum Ätz- und Deckgrund der Kupferstecher, zu einem schwarzen Anstrich auf Eisenwerk, auch als dunkelbraune Lasurfarbe in der Ölmalerei angewendet wird. Es scheint durch Abdunstung und Oxydation des Erd- oder Bergteers entstanden zu sein, welchen man mit dem A. unter dem gemeinschaftlichen Namen Bitumen zusammenzufassen pflegt. Hauptfundorte des A. sind die Insel Trinidad und der Asphaltsee in Judäa (das sog. Tote Meer). Auf jener befindet sich ein fast runder See von beinahe 2 km Durchmesser und unerforschter Tiefe, dessen ganze glatte Oberfläche aus A. gebildet ist. Gewöhnlich kann man über diese Asphaltfläche gehen, doch wird dieselbe bei heißem Sonnenschein wohl auf 3 cm Tiefe flüssig. Am Toten Meere fließt Bergteer nebst Wasser aus mehreren benachbarten Quellen hervor, kommt damit in den See, erhärtet darin allmählich und erhält sich auf dem stark salzigen, daher spezifisch schwereren Wasser schwimmend. Durch trockene Destillation des A. erhält man ein braunschwarzes, flüchtiges Öl, das Asphaltöl.

Mit dem Namen Asphalt, welcher ursprünglich nur für das ebenbeschriebene reine Erdharz galt, wird auch eine von jenem wesentlich verschiedene Masse bezeichnet, welche durch ihre Anwendung zur Straßenpflasterung, zu Fußböden überhaupt, zu Dächern und zur Abhaltung der Feuchtigkeit vom Mauerwerk eine große Bedeutung erlangt hat. Diese besteht in einem mit Erdharz und mehr oder weniger Bergteer durchdrungenen kalkigen Gesteine oder einem durch dieselben Substanzen fest zusammengebackenen feinen Kalksande. In solchem natürlichen Zustande führt das Material gewöhnlich den Namen Asphaltstein; derselbe kommt zu Seyssel im Depart. Ain, Lobsann im Elsaß, Bastennes im Depart. Landes, Val de Travers im Kanton Neuchâtel, bei Seefeld in Tirol, in Deutschland zu Limmer bei Hannover, bei Heide in Dithmarschen u. s. w. vor. Um Straßentrottoirs, Fußböden, Dachflächen u. s. w. damit zu bekleiden, wird der Asphaltstein zu Pulver zerkleinert, in eisernen Kesseln über Feuer mit etwas Bergteer zusammengeschmolzen, mit kleinkörnigem Kies innig vermengt und schließlich die Masse auf die bestimmte Fläche ausgegossen. Um das Aufsteigen der Erdfeuchtigkeit in Mauern zu verhindern, bringt man nahe über der Grundmauerung eine oder ein paar Schichten derselben Masse zwischen die Ziegel statt des Mörtels. Ohne Kieszusatz wird dieselbe als Asphaltkitt oder Mastix statt Mörtels bei Wasserbauten, zum Auskleiden von Wasserbehältern, Abtrittsgruben u. s. w. benutzt. Zur Herstellung des Straßenpflasters wird der zerkleinerte Asphaltstein nur so weit erwärmt, bis die bituminöse Masse zu erweichen beginnt, worauf derselbe auf der sorgfältigst hergerichteten Unterlage ausgebreitet und durch schwere eiserne Walzen geebnet wird; beim Erkalten verkittet das erstarrende Bitumen die mineralischen Gemengteile zu einer starren, aber in gewissem Grade elastischen Masse. Für alle diese Zwecke hat man künstliches A. anzuwenden versucht, d. h. das durch Einkochen des Steinkohlenteers gewonnene schwarze Steinkohlenpech, dem im geschmolzenen Zustande Kalksteinmehl und Kies zugesetzt wurde; doch ist diese Mischung ihrer Sprödigkeit wegen nicht zu empfehlen. Vgl. Jeep, »Der A. und seine Anwendung in der Technik« (Weim. 1867); Meyn, »Der A. und seine Bedeutung für den Straßenbau« (Halle 1872); Schubarth, »Über Asphaltstraßen« (Berl. 1881).

Asphaltsee, frühere Bezeichnung für Totes Meer (s. d.).

Asphodelus *L.*, Affodill, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Ihre vorzüglich in den um das Mittelländische Meer herum gelegenen Ländern wachsenden Arten sind fast alle ausdauernde, meist stattliche Kräuter mit büscheligem, oft aus länglichen Knollen zusammengesetztem Wurzelstock, grundständigen, linealen oder rinnigen Blättern und einfachem oder ästigem, blattlosem Stengel, welcher große, weiße, oft purpurn gestreifte, selten gelbe Blumen in Trauben oder Ähren trägt. Jede Blüte besteht aus einem tief sechsteiligen Perigon und sechs Staubgefäßen, die mit ihren verbreiterten Basen den Fruchtknoten umhüllen. Durch letztern Umstand unterscheidet sich diese Gattung von der sonst ihr sehr ähnlichen Gattung Anthericum. Die in Südeuropa am häufigsten vorkommenden, auch

bei uns als Topfzierpflanzen kultivierten Arten sind A. albus *W.*, mit einfachem, und A. ramosus *L.*, mit ästigem Stengel. Beide besitzen äußerlich schwarze, inwendig weiße, fleischig-saftige Knollen, welche viel Stärkemehl und Zucker enthalten. Deshalb hat man in Frankreich diese Knollen zur Spiritusfabrikation benutzt. In Languedoc (im Depart. Hérault) bestehen Brennereien, welche sich die Wurzelknollen der dort massenhaft vorkommenden A. albus zu Nutze machen; 100 l des durch Auspressen gewonnenen Safts geben nach der Gärung bei der Destillation 8 l Spiritus von 86 Grad. Dieser Affodillsprit ist klar, ohne Spur von Fuselöl, bewahrt dagegen das angenehme Arom der Pflanze. In Spanien und Griechenland findet man die beiden genannten Arten auf sumpfigen Wiesen und Triften oft in ungeheuerer Menge, so daß solche Wiesen zur Blütezeit von fern wie beschneit aussehen. Die alten Griechen nahmen auch in der Unterwelt «Asphodeloswiesen» an, auf welchen die Schatten der Toten umherwandeln.

Asphyxie (grch., d. h. eigentlich Pulslosigkeit), nennt man in der Medizin den höchsten Grad von Ohnmacht, den Scheintod (s. d.), und Scheintote heißen daher auch Asphyktische. Asphyktisch Gestorbene sind diejenigen, deren Tod durch Stillstand des Blutlaufs verursacht wurde (Ertrunkene, Erstickte, vom Blitze Erschlagene u. s. w.). Asphyxierende Gase sind die erstickenden (irrespirabeln) Gase.

Aspidium, Schildfarn, eine von Swartz aufgestellte Farnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen. Die Arten derselben besitzen einen runden schildförmigen, nur im Mittelpunkt der untern Fläche angehefteten, den Sorus bedeckenden Schleier (indusium). (S. unter Farnkräuter.) Dazu gehören von deutschen Farnkräutern A. Lonchitis *Sw.* mit lanzettförmigen fiederteiligen Wedeln, dessen Fiedern sichelförmige Gestalt besitzen, gesägt und gewimpert sind; ferner A. aculeatum *Koch.* mit doppelt fiederteiligen Wedeln und dornig gezähnten Zipfeln. Beide wachsen in den Alpen und andern Hochgebirgen. Andere Arten, die einen nierenförmigen, mit einer vom Centrum nach der Peripherie laufenden Falte angehefteten Schleier haben, rechnet man zu der von Desvaux aufgestellten Untergattung Nephrodium. Hierher gehören A. Filix mas *Sw.*, der männliche Tüpfel- oder Wurmfarn, A. Oreopteris *Sw.*, A. spinulosum *Sw.* u. a. m., lauter große Farnkräuter mit schöngeformten, doppelt fiederteiligen Wedeln. Die zuerst genannte Art ist die häufigste und auch die wichtigste, weil ihr dicker, schief im Boden liegender Wurzelstock, oder richtiger unterirdischer Stamm, einen sehr kräftigen wurmwidrigen Stoff enthält, welcher früher allgemein und auch jetzt noch oft gegen den Bandwurm angewendet wird. Der äußerlich mit den dachziegelförmig übereinander liegenden, schwarzbraunen Basen der abgestorbenen Wedel, sowie mit zahllosen braunen Schuppen bedeckte, innerlich grasgrüne Wurzelstock (Rhizoma Filicis maris), hat einen widerlichen Geruch und Geschmack. — Zu der Gattung A. gehören auch viele Farnkräuter der Tropen, die in Gewächshäusern als Dekorationspflanzen kultiviert werden.

Aspik (frz. aspic), kalte Fleisch- oder Fischspeise mit gallertartigem Überzuge.

Aspinwall, Stadt im mittelamerik. Staate Panama, s. Colon.

Aspiratae, s. unter Laut.

Aspirationssystem, s. Ventilation.

Aspirator wird ein in chem. Laboratorien vie fach benutzter Apparat genannt, der entweder da dient, einen Luftstrom mit willkürlich zu regelnd Geschwindigkeit durch ein mit demselben verbu denes Gefäß zu saugen oder in einem andern App rat einen luftverdünnten Raum herzustellen. I seiner einfachsten Form besteht der A. aus einem g räumigen Blechcylinder, in dessen luftdicht schließen den Deckel eine Tubulatur angebracht ist, währen sich am Boden ein Abflußhahn befindet. Wird de Cylinder mit Wasser gefüllt und die obere Tubula tur durch Schlauch- oder Röhrenverbindung mi dem Apparat, durch welchen man einen Luftstro saugen will, in Kommunikation gesetzt und der Ab flußhahn geöffnet, so wird die Größe des eintretende Luftvolumens und die Geschwindigkeit des Strom durch die Menge des ausfließenden Wassers regu liert. Ist das Wasser abgelaufen, so ist der A. vo neuem zu füllen. Um dieser Unbequemlichkeit über hoben zu sein, ist von Ahrendt ein aus zwei unter einander verbundenen Gefäßen bestehender Doppel aspirator konstruiert, bei dem das eine saugende Ge fäß seinen Inhalt in das zweite ergießt; bei Ent leerung des erstern wird der um seine Horizontal achse drehbare Apparat um einen Winkel von 180 gedreht und somit das volle Gefäß wieder zu saugenden gemacht; durch zweckentsprechend ang brachte Hähne ist für Regelung des Luft- un Wasserstroms gesorgt. Wenn auch diese Apparat für die Erzeugung eines mehr oder weniger konsta ten Luftstroms sehr geeignet sind, so sind sie do zur Erzielung einer nennenswerten Luftverdünnun nicht brauchbar. Zu letzterm Zwecke bedient ma sich der sog. Wasserluftpumpe von Bunse bei der das Gewicht eines fallenden Wasserstrahl auf den Inhalt des zu evakuierenden Gefäßes wirk die Wirkung des Apparats ist der Länge des Fal rohrs proportional; bei einer Länge von 10,33 würde man absolute Leere erreichen, wenn die Te sion des sich bildenden Wasserdampfes dem nic entgegenwirkte. Sehr handlich und kräftig wirken sind die von Gebrüder Körting in Hannover ko struierten A. (wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt), bei welchen ein aus enger Düse F ausfließender Wasserstrom die aus dem Gefäß zu entfernende Luft mit sich fortreißt; diese A. sind namentlich aus dem Grunde bequem, weil sie kein langes Fallrohr erfordern und sich an jedem Wasserhahn durch einfache Gummiverbindung anbringen lassen. Die nützlichste Verwendung finden letztere A. zur Beschleunigung der Fi tration, indem man das zur Aufnahme des Fi trats bestimmte Gefäß mit dem A. in Verbindun setzt und durch die darin erzeugte Luftverdünnu einen entsprechenden Druck auf die im Filter e haltene Flüssigkeit ausübt.



Asplenium, Streifenfarn, von Lin benannte Farnkrautgattung aus der Familie d Polypodiaceen, welche sich dadurch auszeichnet, d ihre Fruchthäufchen (s. unter Farnkräute

auf der Fläche der Wedel gerade, abgebrochene Streifen bilden und von seitwärts durch den seiner ganzen Länge nach an die Blattoberfläche angewachsenen Schleier, dessen oberer Rand frei ist, bedeckt werden. Die Form der Wedel ist in dieser Gattung höchst verschieden, indem es Arten mit ganzen, lanzettförmigen oder länglichen, und andere mit in der verschiedenartigsten Weise zerteilten Wedeln, ferner Arten mit sehr kleinen und solche mit sehr großen Wedeln gibt. Die bei weitem meisten Arten dieser über die ganze Erde verbreiteten Gattung wachsen in den Tropengegenden, und viele derselben sind Zierden der Gewächshäuser geworden. In Deutschland kommen neun Arten vor, unter denen sich A. Filix femina *Bwr.*, Trichomanes *L.* und Ruta muraria *L.* am häufigsten finden. Erstgenanntes Farnkraut, der weibliche Tüpfelfarn, vielleicht das allerhäufigste in Deutschland, hat große, dreifach fiederschnittige Wedel und wurde wegen seiner kleinen Fruchthäufchen früher zu Aspidium gerechnet. Es wächst überall an schattigen, feuchten Orten mit humosem Boden, besonders üppig an Waldbächen. A. Trichomanes, Frauenhaar und Widerthon genannt, ist ein überaus zierliches, dichte Büschel oder Polster bildendes Farnkraut mit höchstens 21 cm langen, einfach gefiederten Wedeln, welche einen glänzend schwarzbraunen Stiel und rundliche gezähnte Fiederchen besitzen. Die Wedel dieses überall an schattigen Felsen wachsenden und deshalb auch zur Dekoration künstlicher Felspartien sehr geeigneten Farns waren als Herba Adianti rubri offizinell. A. Ruta muraria, die Mauerraute, ist ebenfalls ein zierliches, kleines, büschelbildendes, meist in Spalten alten Gemäuers wachsendes Farnkraut, dessen im Umriß dreieckig-eiförmige Wedel doppelt gefiedert sind und verkehrt eiförmige, längliche oder keilförmige, eingeschnittene Fiederchen haben; auch sie waren als Folia Adianti albi offizinell.

Aspra, Flecken mit 1400 E. in der ital. Provinz Perugia, 20 km westsüdwestlich von Rieti, in reizender Lage im Sabinergebirge.

Aspre (Konstant., Baron d'), österr. Feldzeugmeister, Sohn des Feldmarschallleutenants Konstantin Ghilain Karl von Hoobreuck, Baron d'A., dem in der Schlacht bei Wagram von einer Kanonenkugel ein Arm fortgerissen wurde, sodaß er auf dem Transporte nach Brünn 7. Juli 1809 starb, wurde 18. Dez. 1789 zu Brüssel geboren, trat 1806 als Fähnrich in die österr. Armee und nahm an den meisten Feldzügen gegen Frankreich teil. Im J. 1815 wohnte er an der Seite Nugents dem Feldzuge gegen Murat bei und öffnete hierbei durch einen glücklichen Überfall des Lagers bei Mignano den Weg nach Neapel. Dort bekämpfte er auch 1820 die Insurrektion und führte, nachdem er 1825 zum Obersten ernannt worden, 1830 ein Regiment gegen die Insurgenten in der Romagna. Im J. 1833 wurde er als General nach Böhmen versetzt, 1835 nach Tirol, 1840 als Feldmarschallleutenant und Divisionär nach Italien, wo im Aug. 1846 seine Ernennung zum Kommandanten des 2. Armeekorps zu Padua erfolgte. Bei dem Aufstande Oberitaliens im März 1848 suchte sich A. mit Radetzky zu vereinigen und rückte 28. Mai in Mantua ein. Nach der Erstürmung von Vicenza 10. Juni bildete A. mit dem 2. Armeekorps den rechten Flügel der in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni um Verona konzentrierten Armee, an deren siegreichen Kämpfen bei Sona, Sommacampagna, Custozza und Volta er hervorragenden Anteil nahm. Nachdem Mailand besetzt worden war, öffnete ihm 18. Aug. Brescia die Thore. A. wurde 13. März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und erwarb sich in dem zweiten Feldzuge gegen Sardinien durch die Erstürmung von Mortara (21. März) sowie in der Schlacht bei Novara (23. März), wo er sich fünf Stunden lang gegen große Übermacht hielt, neue Verdienste. Er wurde in Radetzkys Siegesbericht als der erste unter den Auszuzeichnenden genannt. Später übernahm er das Militärkommando in Parma, rückte dann mit den zur Intervention in Toscana bestimmten Truppen über den Po, erreichte ohne Kampf Lucca und vereinigte sich 10. Mai 1849 mit andern österr. Truppen vor Livorno, welches Widerstand leistete und 11. Mai mit Sturm genommen wurde. Im Okt. 1849 erhielt A. das 6. Armeekorps, in dessen Hauptquartier zu Padua er 24. Mai 1850 starb.

Aspremont-Linden, ein adeliges, in Belgien ansässiges Geschlecht, welches seinen Namen von dem gleichnamigen Städtchen in der belg. Provinz Limburg führt und ein Zweig des Hauses Este zu sein behauptet. Dasselbe teilte sich früh in die beiden Linien von Aspremont und von Linden. Die erstere stiftete Gobert III., dessen Enkel Gobert V. durch Ludwig den Heiligen zum Herzog erhoben wurde; seine Nachkommen nannten sich Fürsten und Grafen von A., Amblise und Dun. Seit dem 14. Jahrh. waren ihre Besitzungen im heutigen Belgien und Holland sehr umfangreich. Theodorich (Thierry) VI., Graf von A., Vicomte von Dormale, welcher im 16. Jahrh. lebte, hatte von seiner Gemahlin, Marie von Eldern, zwei Söhne, Robert und Hermann, die abermals Stifter zweier Linien, einer ältern und einer jüngern, wurden. Die letztere, deren Glieder sich seit 1623 Grafen von Reckheim, seit 1676 von A. nannten, erlosch 19. Sept. 1819 mit dem Tode des Grafen Johann Gobert im Mannsstamme; die ältere, die 1610 in den Reichsfreiherren- und 16. März 1676 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht noch jetzt unter dem Namen A.

Ferdinand Gobert, Graf A., geb. 1643 zu Reckheim in Westfalen, trat erst in kurbayrische, dann in kaiserl. Dienste und kommandierte als kaiserl. Feldmarschallleutenant 1686 bei dem Sturme auf Ofen. Zum Kommandanten von Esseg 1687 ernannt, blockierte er 1689 Großwardein und führte in und um Belgrad, als Prinz Ludwig von Baden nach Siebenbürgen ging, den Oberbefehl. Als 1690 Belgrad von Mustafa Köprili belagert wurde, mußte er 8. Okt. 1690 die Stadt übergeben. Infolge dessen wurde er zu Wien einige Zeit gefangen gesetzt. A. starb auf seinem Gute Reckheim 1. Febr. 1708. — Ferdinand Karl, Graf A. und Linden, geb. 17. Sept. 1689, trat in österr. Kriegsdienste, zeichnete sich 1734 und 1735 in der Rheinarmee, seit 1743 in Italien vielfach aus und war auch, 1754 zum Feldzeugmeister befördert, im Siebenjährigen Kriege thätig. Er starb 14. Aug. 1772 zu Wien als kaiserl. Feldmarschall. — François de la Mothe Villebert, Vicomte d'A., trat 1650 zu gleicher Zeit mit Vauban in franz. Kriegsdienste und widmete sich vorzüglich dem Belagerungskriege und dem Ingenieurwesen. Er nahm 1653 Bordeaux, Bourg und Libourne; 1656 belagerte er

Stenai, Landrecy, Condé, St.-Guillain, entsetzte Arras und wurde vor Condé, Valenciennes und Gravelines verwundet. Unter Turenne kämpfte er 1658 als Maréchal-de-Camp gegen die Spanier und leitete dann 1672 die Angriffe auf Orsay, Rheinbergen, Nimwegen und eroberte die Schanze auf dem Bommelerwaerd. Auch entschied er 1677 in Spanien den Sieg bei Espouilles in Catalonien. Durch seine Befestigungswerke, namentlich zu Toulon, wo ihn 27. Juni 1678 der Tod überraschte, hat A. sich neben Vauban in der Geschichte der Kriegsbaukunst einen Namen erworben.

Aspromonte, ein rauhes Waldgebirge in der äußersten Südwestspitze der Apenninenhalbinsel, welches das südlichste Glied des Calabrischen Gebirgs bildet. Das Gebirge erhebt sich unmittelbar hinter Reggio von der Küste aus steil und steigt in seinem höchsten Gipfel, dem Monte-Alto, bis 1964 m auf. Bekannt wurde in neuerer Zeit der sonst kaum genannte, von keiner Straße überschrittene A. durch die daselbst 29. Aug. 1862 von dem ital. Obersten Pallavicini bewirkte Gefangennehmung des in einem vorangegangenen Gefechte bereits verwundeten Garibaldi (s. d.), dessen Einfall in den Kirchenstaat dadurch vereitelt wurde.

Aspropotámo, griech. Fluß, s. Achelōus.

A. SS., Abkürzung für Acta Sanctōrum (s. d.).

Assábbai oder Sababai, eine sich 21 km weit von NW. nach SO. erstreckende, unter 12° 30′ bis 13° nördl. Br. an der afrik. Küste gelegene Bai im südlichsten Teile des Roten Meeres, 55,6 km von der Straße Bab-el-Mandeb entfernt. Die Società Rubattino in Genua, deren Dampferlinie nach Alexandrien gerichtet ist, kaufte nach Vollendung des Suezkanals im Nov. 1869 von den dort die Küste bewohnenden Danakil einen etwa 4 km langen, gegen 3 km breiten Küstenstrich, der zwischen zwei Küstenvorsprüngen liegt: einer der Insel Sennabiar gegenüber, der andere unweit der Insel Darmakieh. Das Ufer ist meist nicht über 5 oder 6 m hoch. Die Tiefe der Bai an dem Ankerplatze von Buia ist 15—18 m, in den übrigen Teilen der Bai aber ungenügend. Östlich von der Bai liegen niedrige Korallen- oder Sandinseln. Das Terrain hat nur zwei Brunnen mit kaum trinkbarem, brakigem Wasser. Längs der Küste erheben sich zahlreiche Gruppen von Dumpalmen und Kronen einer niedrigen Dattelpalme, und etwas entfernter treten Wälder von stachlichten Akazien auf. Das von dem Geschäftshause R. Rubattino angekaufte Gebiet nahm 9. Jan. 1881 die ital. Regierung in Besitz; es umfaßt mit Einschluß der vorliegenden Inselchen Omm el-Bachar und Ras er-Raml etwa 15 qkm mit 1000 E. Vgl. Sapeto, «Assab e i suoi critici» (Genua 1879).

Assagāi oder Zagai (vom span. Azagáya, der Wurfspieß), die Hauptwaffe aller Kaffernstämme sowie zahlreicher anderer Volksstämme Afrikas, des Ostindischen Archipels und Polynesiens. Der A. ist eine Wurfwaffe und hält die Mitte zwischen einem eigentlichen schweren Wurfspieß und einem leichten Wurfpfeil. Der Schaft ist glatt, von hartem schweren Holze und 1,25—2 m lang, die Spitze von Eisen, 16—48 cm lang, am Schafte 3—6 cm breit, zweischneidig wie eine Degenklinge, nach vorn spitz zulaufend und meist durch Pflanzenstoffe vergiftet. Die Waffe dient vorzugsweise zum Wurf, seltener zum Stoß; sie wird im Kampfe mit großer Kraft und außerordentlicher Sicherheit in Entfernungen von 30—40 m weit geworfen und richtet große Verheerungen an. Die Klingen dienen zugleich als Dolche und Messer und werden auch vielfach als Tauschmittel verwendet.

Assai (ital., sehr, genug, hinreichend) dient als Beisatz zur Verstärkung einer musikalischen Vortragsbezeichnung, z. B. Adagio **assai**, sehr langsam; Presto assai, sehr rasch.

Assal oder Asal, Salzsee im Lande Adâl (s. d.) im nördl. Ostafrika, 14 km von der Küste des Busens von Tadschurra entfernt, ist ursprünglich ein Krater von 19 km Länge und gegen 6,5 km Breite und regelmäßig ovaler Gestalt. Sein tiefblauer Spiegel liegt 174 m unter dem Niveau des Roten Meeres; in seiner Mitte erhebt sich, aber nur zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes sichtbar, ein kleiner, schwarzer, zackiger Eruptionskegel. Er hat weder Zu- noch Abfluß.

Assam, zur Präsidentschaft Bengalen gehörendes Hauptkommissariat (Chief-Commissionership) des indobrit. Reichs von 117327 qkm Flächeninhalt, nördlich von Bhotan und dem östlichsten Teile des Himalaja, nordöstlich von dem Yunlingebirge, östlich von Birma und Manipur, südlich und westlich von der Lieutenantgouverneurschaft der untern Provinzen begrenzt. Im N. des Brahmaputra reichen die Südabhänge des Himalaja in A. hinein, im S. von ihm erheben sich isoliert die Ketten der Garu- und Khasia-Berge, während sich auch von der östl. Grenzkette gegen Birma, Naga, Patkoi, Ausläufer in das Tiefland hineinerstrecken. A. umfaßt das Thal des Brahmaputra, vom Eintritte dieses Flusses in Indien an bis dahin, wo er sich seiner Vereinigung mit dem Ganges zuwendet. Er nimmt, während er A. durchströmt, 61 Nebenflüsse auf. Die letztern sind sehr reißend und verursachen oft Überschwemmungen, die im Mai gewöhnlich ihren höchsten Stand erreichen, und schon in frühester Zeit die Anlage jetzt meist verfallener großer Bands oder Wegedämme veranlaßten. Das Thal des Brahmaputra besteht größtenteils aus einem dem Pflanzenwuchse äußerst günstigen Alluvialboden, während seine zahlreichen Inseln mehr sandiger Art sind. Zu beiden Seiten dieses breiten Alluvialgebiets zieht sich ein höher liegendes, nur selten von den jährlichen Überschwemmungen mit betroffenes, allmählich zu hauptsächlich aus Granit und Gneis bestehenden Bergketten aufsteigendes Land hin. Das Klima ist gemäßigter als in Bengalen. Die Wärme beträgt in den vier heißesten Monaten 26—27° C., in den kühlern 13—14° C. Die Regenzeit reicht vom März bis Mitte Oktober. Während der kühlen Jahreszeit herrschen, namentlich in den südlichern Strichen, dichte, ungesunde Nebel. Erdbeben sind sehr häufig. A. hat ausgedehnte Steinkohlenlager, daneben Steinölquellen, auch Salzquellen, Thoneisenstein und in den Flüssen Goldsand. Der meist schwere und schwarze Boden ist überaus fruchtbar. Weite Strecken sind mit Wäldern und Dschangels bedeckt. Die Flora von A. bringt viele Nutz- und Farbehölzer, eine Menge von Textilpflanzen und andere nützliche Gewächse hervor. Verschiedene Ficus-Arten liefern Kautschuk und eine Terebinthineen-Art vorzüglichen Lack. Vorzugsweise sind von Bodenerzeugnissen zu erwähnen Zuckerrohr, Tabak, Betelnüsse, Opium, Pfeffer, Ingwer, Reis, Weizen, Gerste, Hirse, Baumwolle und Thee. Letzterer ist hier einheimisch

und in neuerer Zeit ein sehr wichtiger Gegenstand der Kultur geworden. Die Assamthee-Kompagnie läßt das Produkt durch Chinesen in großen Anpflanzungen im Gebiete der Mattack oder Namarja in Oberassam kultivieren. Diese Kultur ist in raschem Zunehmen; 1861 waren 4360, 1872 bereits 12677 ha mit Thee bepflanzt. Die Dschangeln und Wälder wimmeln von wilden Elefanten; außerdem gibt es wilde Büffel, Wildschweine, Rhinocerosse, Tiger, Leoparden, Bären und vieles andere Raub- und Jagdwild. Neben gezähmten Elefanten und Büffeln hält man Ochsen, Schafe, Ziegen und Pferde.

Von den Einwohnern, deren Zahl (1872) 4162019 beträgt, sind 65 Proz. Hindus, 27 Proz. Mohammedaner, die übrigen wilde Stämme des Berglandes, wie die Garu und Khasi in den südl. Grenzgebirgen, ferner die Khamti und die Singho in den nordöstlichen tibetan. Grenzgebirgen. Die Assamesen sind kleiner und stämmiger, weniger anmutig als die eigentlichen Hindu und zeigen in hervortretenden Backenknochen und flachem Gesicht ein an die Chinesen einigermaßen erinnerndes Gepräge. Die Sprache ist der bengalischen nahe verwandt, der Brahmanismus die verbreitetste Religion. Die Industrie hat nur Bedeutung rücksichtlich der Seidenzucht und der Verarbeitung der Seide. Auch der Handel ist nicht ausgedehnt und meist in den Händen der Keiahs, ursprünglich Einwanderer aus Marwar. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Stangenlack (Erzeugnis eines kleinen Insekts, Coccus ficus, welches die Zweige der Ficus religiosa und anderer Bäume damit überzieht), Baumwolle, Senfsamen, Seide, Elfenbein, Gold und Thee; die Einfuhr vor allem aus Salz, Kupfer, Eisenwaren, Glas, Baumwoll- und Wollgeweben. Der Handelsverkehr mit dem tibet. Hochlande erscheint nicht ganz unbedeutend. A. besteht aus 13 bis jetzt noch nicht zu Divisionen verbundenen Distrikten und hat vorwiegend zerstreute Ortschaften und nur einige wenige stadtähnliche Wohnstätten, von denen Gauhatti, der ehemalige Hauptort von ganz A., am Brahmaputra, mit 11492 E., und Silhat im Süden, mit 16846 E. die größten sind. Die Geschichte von A. ist wenig bekannt. Die Bevölkerung war kriegerisch und unabhängig gesinnt, sodaß selbst das Reich von Delhi, zur Zeit seiner größten Macht, A. nicht zu unterwerfen vermochte. Der Verfall der Selbständigkeit von A. datiert seit 1770, wo die Engländer zuerst mit demselben in Berührung kamen. Zu Anfang des 19. Jahrh. hingen bereits einige Distrikte von der Britisch-Ostindischen Kompagnie, andere von den Birmanen ab. Die Eroberung des Landes durch die Birmanen 1823 gab Veranlassung zu dem Kriege zwischen beiden Mächten. Die Briten nahmen das Land 1825 und machten es zu einer Provinz ihres Reichs; im Frieden zu Yandabu von 1826 wurde es von den Birmanen förmlich abgetreten. Die nördlichsten Regionen des Landes, das Tarái, auch Katscha Bihára genannt, entrissen die Briten 1865 dem Radscha von Bhotan. Vgl. Flex, «Kulturgeschichtliche Bilder aus A.» (Berl. 1873); Hunter, «A statistical account of A.» (Bd. 1, Lond. 1880).

Assamar oder **Röstbitter** nannte K. von Reichenbach die braune Substanz, die sich beim Erhitzen vegetabilischer und animalischer Substanzen bildet und der Kruste des Brotes, der äußern Fläche des Bratens die braune Farbe und den eigentümlich gewürzigen Geschmack erteilt. Es ist ein Gemenge der verschiedensten Zersetzungsprodukte und sollte füglich aus der Liste der chemisch-charakterisierten Verbindungen gestrichen werden.

Assaph, ein Musikmeister levitischen Geschlechts, welcher angeblich unter König David den gottesdienstlichen Gesang an der Stiftshütte leitete, während seine vier Söhne Vorsteher von vier Sängerklassen gewesen sein sollen. Ob die dem A. zugeschriebenen Psalmen (50, 73—83) von Gliedern der von A. abstammenden Sängerfamilie herrühren, ist mehr als zweifelhaft.

Assassin (frz.; arab. Ursprungs), Meuchelmörder; Assassinat, Meuchelmord; Assassination, Dingen eines Meuchelmörders, Anstiften eines Meuchelmordes; Assassinator, Anstifter eines solchen; assassinieren, meuchlings morden.

Assassinen (Assassini und Assisini) heißen in mittelalterlichen Chroniken die zur schiitischen Sekte gehörenden spätern Ismaeliden Persiens und Syriens, welche wahrscheinlich zuerst verschiedene berauschende Kräuter, im Arabischen Haschisch genannt, zubereiteten. Bei morgenländ. Schriftstellern werden sie sehr selten Haschaschin (Kräuteresser) genannt, hier und da Fedâwi (die sich Opfernden), meistens aber Ismaili (Ismaeliden). Letztern Namen führt diese Sekte nach Ismail, einem Urenkel Alis in siebenter Linie, welchen der größere Teil der Schiiten, d. h. der Verfechter der Rechte Alis und seiner Nachkommen auf die geistliche und weltliche Oberherrschaft, als den rechtmäßigen Erben derselben anerkannte. Diese Sekte wurde in der ersten Zeit der Abbasidenherrschaft von Persern gestiftet, denen die islam. Orthodoxie und die Abbasiden gleich verhaßt waren, und suchte besonders durch wohlorganisierte Missionsanstalten ihren Anhang zu vermehren. Schon zur Zeit, als die Omaijaden die Völker des Islam beherrschten, warben im stillen Freunde der Nachkommen Alis für einen Kalifen und Imam aus dem Hause des Propheten. Schon damals wurde gelehrt, Ali werde einst wiederkehren, um der Wahrheit und Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen; bis dahin seien aber die Imame aus seinem Geschlechte als seine Stellvertreter anzusehen, denen hohe Verehrung und unbedingte Hingebung gebühre. Der Imam galt auch als der bestbefähigte Ausleger der göttlichen Offenbarung. Der Koran war nur noch die äußere Hülle der Religion, ihr Geist und ihr Wesen bestanden in einer allegorischen Interpretation desselben, zu welcher der Imam die Schlüssel hatte. Als die Omaijaden gestürzt wurden, aber die Abbasiden, nicht die Aliden, ihre Stelle einnahmen, wurde von letztern die Lehre aufgestellt, sieben Imame, d. h. Ali und seine Enkel bis auf Ismail, seien berufen gewesen, öffentlich als Religionslehrer aufzutreten, nach denselben aber, bis zum Wiedererscheinen des von Gott Geleiteten (Mahdi), sollten die Imame verborgen bleiben und an ihrer Stelle ihre Missionare thätig sein. Durch diese neue Theorie konnten die Missionare, je nach Zeit und Umständen, ohne sich zu kompromittieren, einen ihnen genehmen Aliden als den wahren Mahdi erklären, und bis dahin selbst die Geister beherrschen. Missionare der Ismaeliden waren es, welche unter dem Namen **Karmaten** sich im 9. und 10. Jahrh. gegen die Abbasiden auflehnten, ihnen mehrere Niederlagen auf offenem Felde beibrachten, die Hauptstadt

von Südarabien, die Städte Kufa und Basrah, einige Zeit sogar die heilige Stadt Mekka besetzt hielten. Einer ihrer Missionare war es auch, der einem Aliden die Stadt Kairawan, die damalige Hauptstadt der Berberei, in der Nähe des jetzigen Tunis, überlieferte, und hier wurde das Reich der Fatimiden, d. h. der Nachkommen Alis und seiner Gattin Fatimeh, der Tochter Mohammeds, gegründet, welches sich bald auch über Sicilien, Ägypten und einen Teil von Syrien erstreckte. Kahirah, wohin der Fatimide Almuizzlidin-Allah seine Residenz verlegte (973), wurde jetzt auch Mittelpunkt der alidischen Missionen, und der herrschende Kalif war der wahre Mahdi, der, besonders als Alhakim den Thron bestieg, wie ein Gott verehrt ward. Bald kam es auch unter den Fatimiden und deren Anhängern zu Erbstreitigkeiten.

Der Kalif Almustanßir-billahi hatte zuerst seinen ältesten Sohn Nizar und später seinen zweiten Sohn Ahmed, den nachherigen Kalifen Almusta'li-billahi, zum Nachfolger bestimmt. Viele Schiiten behaupteten aber, der einmal designierte Mahdi könne diese Würde nie mehr verlieren; sie huldigten Nizar und erkannten auch nach seinem Tode nur seine Nachkommen als die wahren Imame an. Letztere Ansicht teilte auch Hasan Ibn-Sabbah, der eigentliche Stifter des Assassinenordens, der deshalb aus Ägypten verbannt wurde. Er kehrte nach Persien, seinem Geburtslande, zurück, wo er schon früher Stellvertreter eines Missionshäuptlings war, mußte aber, von den Seldschuken verfolgt, mehrere Jahre umherirren, bis es ihm endlich 1090 gelang, die feste Burg Alamut, in der Nähe von Kaswin, zu erobern. Hier bildete er die kräftigsten Jünglinge zu Werkzeugen seines Willens heran und nahm, um dies zu ermöglichen, zu allerlei Täuschungen seine Zuflucht. Er machte von betäubenden Opiaten Gebrauch, welche die Jünger bald in einen Zustand innerer Behaglichkeit versetzten, sodaß sie im Paradiese zu weilen glaubten, bald in gewaltige Aufregung, bei welcher sie vor den gefährlichsten Unternehmungen nicht zurückschreckten. Hasan trotzte der Übermacht der Seldschuken und schüchterte durch Meuchelmord, zu welchem seine Jünger stets bereit waren, die mächtigsten Fürsten, Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit ein, sodaß später das Wort Assassin gleichbedeutend mit Meuchelmörder wurde. Auch dauerte es nicht lange, so fielen noch andere Burgen in verschiedenen Provinzen Persiens und Syriens in die Gewalt seiner Anhänger, die er seinen Kreaturen anvertraute. Vor seinem Tode (1124) ernannte Hasan den Buzurg-Umid, seinen Statthalter von Lemsir, zu seinem Nachfolger. Zwei eigene Söhne soll er selbst zum Tode verurteilt haben, den einen, weil er als der Mörder eines angesehenen Missionshäuptlings von Kuhistan galt, welchen vielleicht Hasan zu seinem Nachfolger designiert hatte; den andern, weil er die Vorschriften des Koran verletzte, während Hasan selbst durch sein streng religiöses Leben Vertrauen und Ehrfurcht erweckte. Buzurg-Umid folgte in allem dem Beispiele Hasans und ernannte vor seinem Tode (1138) seinen Sohn Mohammed zu seinem Nachfolger, welcher gleichfalls die Macht und das Ansehen des Ordens vermehrte. Dessen Sohn und Nachfolger Hasan II. (1162—66) frönte seinen Gelüsten, dehnte die allegorische Deutung des Koran auch auf dessen gesetzliche Vorschriften aus und gab sich zuletzt sogar nicht mehr für den Stellvertreter des Imam, sondern für den Imam selbst aus. Hasan wurde von seinem Schwager ermordet. Sein Sohn Mohammed II., der gleiche Tendenzen hatte, behauptete sich bis 1210 und wurde, nach einigen Berichten, vergiftet. Hasan III. kehrte wieder zu den Regeln des Stifters des Ordens zurück und starb 1221. Ihm folgte sein Sohn Mohammed III., der weder die Klugheit noch die Enthaltsamkeit seines Vaters besaß; auch er wurde ermordet (1255). Rokneddin-Churschah, der letzte Assassinenhäuptling in Persien, war zu schwach, um den wiederholten Angriffen Hulagus zu widerstehen; er unterwarf sich ihm nach einer längern Belagerung von Alamut, wurde aber doch auf Befehl Mengu-Chans hingerichtet (1256).

Schon unter Hasan I. wurden Missionare nach Syrien geschickt, welche zu Anfang des 12. Jahrh. sich in Haleb niederließen und den Fürsten Ridhwan für sich gewannen. Sie überrumpelten 1107 Apamea, aber Tancred entriß ihnen diese Stadt wieder. Später wurden sie vom Vezier des Fürsten Buri von Damask begünstigt, der ihnen die feste Burg Banias überlieferte. Meuchelmord war auch hier an der Tagesordnung, wie in Persien. Die Fürsten von Damask, Himß, Mosul und Meraga, ein Vezier der Fatimiden, ja sogar der Kalif Alamir selbst, den sie als einen Usurpator ansahen, fielen nacheinander, von A. ermordet. Gegen die Mitte des 12. Jahrh. erwarben die A. mehrere feste Burgen im Libanongebirge, von welchen die bedeutendsten Kadmus, Massiat und Aleika waren. Letztere wurde die Residenz ihres Häuptlings, Scheich-al-Dschebl (Gebieter des Bergs), genannt, aus welchem die Abendländer den «Alten vom Berge» gemacht haben. Von hier aus bekriegten sie die Kreuzfahrer und ermordeten Raimund I., Grafen von Tripoli. Dieser Meuchelmord bewog die Templer, gegen sie ins Feld zu ziehen und ihre Burgen so lange zu belagern, bis sie ihnen einen jährlichen Tribut von einigen tausend Denaren bewilligten. Oberhaupt der A. war um diese Zeit ein gewisser Sinan, welcher, wie Hasan II. in Persien, auch in Syrien seine Anhänger von der Befolgung der Vorschriften des Koran befreite. Sinan schrieb sogar dem Könige Amalrich I., er sei bereit, mit den Seinigen zum Christentume überzutreten, wenn er die Templer bewegen wollte, ihnen den Tribut zu erlassen. Amalrich ging auf das Anerbieten ein; die Gesandten der A. wurden aber von den Templern ermordet, und da bald nachher Amalrich starb, war von ihrer Bekehrung keine Rede mehr. Saladin wurde zu wiederholten malen von A. überfallen, schloß aber später Frieden mit ihnen und benutzte sie sogar zu seinen Zwecken, denn er wird als der Anstifter des Mordes genannt, welchen einige A. in Mönchskleidung an dem Markgrafen Konrad von Tyrus begingen.

Auch nach dem Tode Sinans (1193) waren die A. in Syrien noch allgemein gefürchtet, sodaß sie wagen konnten, 1214 Raimund, den Sohn des Fürsten von Antiochien, zu ermorden und 1250 den heil. Ludwig, bei seiner Landung in Acca (Acre), aufzufordern, ihnen, wie andere Fürsten, gleichsam um sein Leben zu versichern, Geschenke zu machen. Ihr Verfall hing mit dem ihrer Glaubensgenossen in Persien zusammen, denn auch sie mußten einen Teil ihrer Burgen den Mongolen

überliefern, welche Syrien besetzten, und nicht lange nach der Vertreibung derselben wurden sie von dem mächtigen Sultan Beibars von Ägypten bekriegt, der 1272 ihre letzte Burg eroberte. Beibars ließ sie jedoch als Sekte fortbestehen und bediente sich ihrer auch als mörderischer Werkzeuge sowohl gegen den Fürsten Barthélemy von Merakieh als gegen den Prinzen Eduard von England, der damals in Palästina Krieg führte. Gleiche Politik befolgten die nachherigen Sultane von Ägypten. So sanken die A. nach und nach zu gewöhnlichen Mördern herab, die für Geld jede Mordthat begingen (daher seit dem 12. Jahrh. frz. assassin [s. d.], ital. assassino das gewöhnliche Wort für Meuchelmörder). Als religiöse Sekte bestehen sie noch heutzutage im Libanongebirge fort, zählen aber nur noch einige hundert Familien, während die Nossairi und die Drusen, deren Lehre mit der ihrigen große Verwandtschaft hat, noch immer in Syrien eine ansehnliche Macht bilden. Göttliche Verehrung Alis, Glauben an Inkarnation der Gottheit, Seelenwanderung und allegorische Interpretation des Koran haben alle drei miteinander gemein; sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß die A. an die Wiederkehr Ismails, des siebenten Imams, glauben, die Nossairi an die des zwölften, Mohammed Ibn-Hasan, während die Drusen den fatimidischen Kalifen Alhakim als einst wiederkehrenden Gottmenschen anbeten. Vgl. Hammer, «Geschichte der A.» (Stuttg. u. Tüb. 1818); Weil, «Die A.» (in Sybels «Histor. Zeitschrift», Jahrg. 1868); Guyard, «Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélis» (Par. 1874).

Assa voce (lat.), in der Musik die Bezeichnung, daß die Singstimme ohne Instrumentalbegleitung eintritt.

Asseburg, ein adeliges, jetzt in Preußen und Anhalt begütertes Geschlecht, welches seinen Namen von dem Stammsitze A. in Braunschweig führt. Diese Burg, deren Trümmer noch jetzt auf einem Vorberge der Asse, eines langen, im Forstberge sich bis 235 m erhebenden und durch die Altenau vom Elm getrennten waldigen Bergzugs sichtbar sind, wurde in den Kriegen unter Kaiser Heinrich IV. zerstört, aber von Gunzelin, kaiserl. Truchseß, und dessen Sohne Burchard von Wolfenbüttel zu Anfang des 13. Jahrh. wiederhergestellt. Jener Burchard, welcher 1215—61 lebte und sich zuerst 1224 von der A. nannte, ist Stammvater des noch blühenden Geschlechts. Die Freiherrenwürde erhielt 29. Juli 1747 Karl Leop. Sigismund von der A. In den preuß. Grafenstand wurde 2. Juli 1816 Maximilian von der A. erhoben. Derselbe war 1785 geboren und vermählte sich 1814 mit der Gräfin Friederike von Blücher-Wahlstatt. Die Ehe blieb indes kinderlos, sodaß diese gräfl. Linie mit dem Tode ihres Begründers (gest. 17. Aug. 1851) wiederum erlosch. Außerdem ward auch dieses ersten Grafen Bruder, Ludwig August von der A., geb. 11. Jan. 1796, gest. 24. Okt. 1869 auf Schloß Meisdorf bei Ermsleben, Herr der Mindergrafschaft Falkenstein, preuß. Kammerherr und Wirkl. Geheimrat, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, 15. Okt. 1840 mit der preuß. Grafenwürde beliehen und dieselbe 4. Febr. 1854 auf seine beiden ältern Söhne, Ludwig und Bernhard, 10. Jan. 1881 auch auf den dritten Sohn, Egbert, übertragen. Das gegenwärtige Haupt der gräfl. Familie ist Graf Ludwig von der A., geb. 6. Juni 1829, preuß. Hofjägermeister und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Den Besitz des Hauses bildet die Mindergrafschaft Falkenstein im Mansfelder Gebirgskreise, sowie die Herrschaft Neudeck in Böhmen. Die Besitzungen der erloschenen Westfälischen Hauptlinie des Geschlechts, welcher unter andern der Bischof Wilhelm Anton von Paderborn (1763—82) angehörte, gingen durch Heirat an eine Linie der Familie von Bocholtz über, welche seit 1793 den Namen von Bocholtz-A. und das vereinigte Wappen führt. Vgl. «Asseburger Urkundenbuch» (Bd. 1, bis 1300, herausg. von von Bocholtz-A., Hannov. 1876).

Assekuranz (vom lat. securus, sorglos, sicher), frz. assurance, engl. insurance, ital. assicuranza, deutsch Versicherung, ist ein geschäftlicher Vertrag, in welchem sich der eine Teil verbindlich macht, eine gewisse Gefahr, die vielleicht gar nicht droht, die aber doch mindestens im Bereiche der Möglichkeit liegt, andererseits (abgesehen von der Lebensversicherung und dem Rentenvertrag) auch wieder nicht bestimmt zu erwarten ist, für einen andern Teil gegen Entrichtung eines bestimmten Betrags (Prämie, prime, premium, premio) zu übernehmen, zu tragen. Der darüber aufgenommene Vertrag, für welchen in der Regel schriftliche Form (bei der Feuerversicherung unbedingt gesetzlich) vorgeschrieben ist, heißt Assekuranz- oder Versicherungsbrief, Versicherungsschein, Police (police, policy, polizza). Der, welcher die Gefahr (Risiko) übernimmt, heißt Assekurant, Assecuradeur, Assuradeur, Versicherer (assureur, underwriter, assicuratore); derjenige, welcher den Versicherungsvertrag abschließt, heißt Versicherungsnehmer, derjenige, welcher gegen den Vermögensverlust gesichert werden soll, Versicherter (assuré, insured, assicurato), diese beiden letztern sind rechtlich keineswegs identisch, wenn sie es auch häufig faktisch sind. Versichern (assurer, insure, assicurare) heißt also, sich vertragsmäßig verpflichten, in einem vorher bestimmten Falle eine Entschädigung für materiellen Verlust innerhalb einer vorher verabredeten Grenze zu gewähren. Versicherer ist gewöhnlich eine Gesellschaft, Versicherungs-Gesellschaft (-Institut, -Bank, -Anstalt, -Verein; Compagnie oder Caisse d'assurances, Insurance-Company, -Society oder -Corporation, Compagnia, Società di assicurazioni). (S. die Artikel Feuer-, Hagel-, Lebens-, Transport-, Unfall- und Viehversicherung sowie Versicherungswesen.)

Asseline (Louis), franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1829 zu Versailles, seit 1851 Advokat, begründete 1866 eine die Lehren des Materialismus verfechtende Wochenschrift «La libre pensée», dann «La pensée nouvelle», veröffentlichte 1866 die Studie «Diderot et le dix-neuvième siècle» und wurde 1868 einer der Hauptmitarbeiter an der «Encyclopédie générale» (1869—71). Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 zum Maire des 14. Arrondissements (Montrouge) ernannt, reichte er 20. Febr. 1871 seine Entlassung ein, wurde aber später Mitglied des Gemeinderats. Auch war A. Mitarbeiter des «Rappel» und schrieb für die Provinzialpresse eine autographierte «Correspondance républicaine». Außerdem rührt von ihm her eine ziemlich geschätzte «Histoire d'Autriche depuis la mort de Marie-Thérèse» (1877). A. starb 6. April 1878 in Paris.

Asselineau (Charles), franz. Litterarhistoriker, geb. im März 1820 zu Paris, seit 1859 Bibliothekar an der Mazarinschen Bibliothek daselbst, schrieb zahlreiche litterar- und kunstgeschichtliche Schriften, unter denen hervorzuheben sind: «J. de Schelandre» (1854), «André Boulle, ébéniste de Louis XIV» (1854), «Les albums et les autographes» (1855), «Histoire du sonnet pour servir à l'histoire de la poésie française» (1855), «L'enfer du bibliophile» (1860), «Le Paradis des gens de lettres» (1862), «Charles Baudelaire» (1869), «Bibliographie romantique» (1872), «Les Sept péchés capitaux de la littérature» (1872). Er starb 25. Juli 1874 zu Chatelguyon (Puy-de-Dome).

Asseln, eine Unterabteilung der krebsartigen Tiere, die jedoch nie Scheren an den Füßen besitzen und darum Gleichfüßler (Isopoda) genannt werden. Alle A. haben sitzende, zusammengehäufte Augen, einen vom geringelten Brustschilde getrennten Kopf, sieben Paar Brustfüße, die häufig Brutorgane in Gestalt von Blättern oder Blasen tragen, und blattförmige Kiemenfüße am sechsgliederigen Hinterleibe, die häufig unter Klappen verborgen sind. Die meisten A. leben im Wasser als Schmarotzer an Fischen (Cymothoida) oder an andern Krebstieren (Bopyrina); andere, die Landasseln, an dunkeln, feuchten Orten. Am bekanntesten sind die gemeine Mauerassel (Oniscus murarius) und die Kellerassel (Porcellio scaber). Hierzu gehört auch die Roll- oder Panzerassel (Armadillo officinarum), welche sich zusammenrollt und dann einem Kügelchen gleicht. Bei sämtlichen Landasseln findet eine Art von Luftatmung statt, indem am Kiemendeckel sich Spalten befinden, die in verzweigte, Luft führende Räume führen.

Asselyn (Jan), genannt Krabbetje (kleine Krabbe) wegen seiner verdrehten Finger, niederländ. Maler, soll um 1610 in Antwerpen (oder in Diepenheim) geboren sein. Frühzeitig in Italien lernend, bekam er dann, nachdem anfänglich schon Esaias van der Velde, Jan Mid u. a. ihn unterrichtet hatten, durch das Beispiel Pieters van Laar den Hauptanstoß für seine Richtung zur Schlachten-, Landschaften- und Genremalerei. Indessen eignete er sich später auch in seinen röm. Landschaften den Charakter des Claude Lorrain an, ohne übrigens den niederländ. Geist zu verleugnen. Er kehrte 1645 zurück, zog 1652 nach Amsterdam, wo er 1660 starb. In seinen Reitergefechten ahmte er Wouwerman nach, seine Landschaften staffierte oft Berghem mit Figuren.

Assemani (Jos. Simon), berühmter Orientalist, geb. 1687 zu Tripoli in Syrien, stammte aus einer maronitischen, d. h. syr.-christl. Familie am Libanon. Auf seinen Reisen im Orient, besonders in Ägypten und Syrien (1735—38) sammelte er viele orient. Handschriften für die päpstl. Bibliothek, als deren Kustos er 14. Jan. 1768 starb. Seine bedeutendsten Werke sind: «Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana» (4 Bde., Rom 1719—28), enthaltend die syr. Handschriften der vatikanischen Bibliothek, die Ausgabe der «Opera Ephraemi Syri» (6 Bde., Rom 1732—46), «Kalendaria ecclesiae universae» (6 Bde., Rom 1755—57) und «Bibliotheca juris orientalis canonici et civilis» (4 Bde., Rom 1762—64, deutsch im Auszug, 2 Bde., Erl. 1776). Von seinem handschriftlichen Nachlasse hat Mai einiges herausgegeben. — Der Sohn seiner Schwester, Stephan Evodius A., geb. 1707 zu Tripoli, seit 1768 ebenfalls Kustos der orient. Handschriften der vatikanischen Bibliothek und Erzbischof von Apamea, gest. 24. Nov. 1782, hat sich gleichfalls um die Kunde des christl. Orients verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind die «Bibliotheca Mediceo-Laurentinae et Palatinae codices manuscripti orientales» (2 Bde., Flor. 1742) und die «Acta sanctorum martyrum orientalium et occidentalium» (2 Bde., Rom 1748). Auch beabsichtigte er, einen vollständigen Katalog der Manuskripte der vatikanischen Bibliothek herauszugeben; es erschien aber nur der erste Band (Rom 1757), da später alle seine Papiere verbrannten. — Der Bruder des letztgenannten, Joseph Aloysius A., geb. um 1710 zu Tripoli, Professor an der Sapienza in Rom, gest. daselbst 9. Febr. 1782, gab unter anderm den «Codex liturgicus ecclesiae universalis» (13 Bde., Rom 1749—66) und «De catholicis et patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum» (Rom 1775) heraus. — Ein Verwandter der vorigen, Simon A., geb. 20. Febr. 1752 zu Tripoli, wurde zu Rom erzogen, besuchte hierauf den Orient und erhielt 1785 die Professur der orient. Sprachen zu Padua, wo er 8. April 1821 starb. Er hat sich namentlich durch das «Museo cufico Naniano illustrato» (2 Bde., Padua 1787—88) um die ältere orient. Münzkunde Verdienste erworben. Von seinen übrigen Werken ist zu nennen: «Saggio sull' origine degli Arabi» (Padua 1787).

Assemblée bedeutet im Französischen jede Versammlung, auch die Volks- und Ständeversammlungen. Je nach dem Prinzip, welches für die Zusammensetzung der letztern maßgebend ist, unterscheidet man Assemblées provinciales, zur Vertretung der Sonderinteressen von bevorzugten Ständen und Provinzen, wie dergleichen vor der Revolution in Frankreich bestanden, und Assemblées représentatives, die konstitutionellen Kammern, welche den Nationalwillen ausdrücken sollen. Geschichtlich denkwürdig ist besonders die 1787 von Calonne berufene Notabelnversammlung und ihre Nachfolgerin seit 1789, die Assemblée constituante, zur Feststellung der neuen Verfassung Frankreichs. Periodische Versammlungen der Volksvertreter, die nach einer schon in Kraft gesetzten konstitutionellen Verfassung bei der Gesetzgebung mitwirken, heißen Assemblées législatives, gesetzgebende Versammlungen. In der gegenwärtigen franz. Republik führen die vereinigten beiden Kammern (Senat und Deputiertenkammer) den Namen Assemblée nationale oder Nationalversammlung.

Assen, Hauptstadt der Provinz Drenthe im Königreich der Niederlande, 23 km südlich von Gröningen an der Eisenbahn Meppel-Gröningen gelegen und durch den 1770—80 erbauten Drentsche-Hoofd-(Haupt-)Kanal mit der Zuydersee verbunden, zählt (1876) 7472 E., treibt Handel und Torfstecherei und hat einen Stadtwald von 93,44 ha. In der Nachbarschaft finden sich berühmte, schon von Tacitus erwähnte Hünengräber (Hunebedden), gewaltige Steinblöcke, über welche als Bedachung ebenso schwere Steine quer gelegt sind; auch fand man daselbst Aschenkrüge, Keile, Streitäxte u. dgl. Zu A. erbauten die Drenthener ein Kloster an der Stelle, wo der bei Koevorden im J. 1226 gefangene Bischof Otto II. von Utrecht ermordet worden war.

Assen (Jan Walter van), holländ. Maler, s. Cornelisz (Jakob).

Assens, alte Stadt mit (1880) 3196 E. an der mittlern Westküste der dän. Insel Fünen, am Kleinen Belt, der Überfahrtsort nach dem 14 km entfernten Aarösunder Fährhof in Schleswig. (S. Karte.) Nach der blutigen Schlacht, in welcher König Christian III. über die Lübecker unter Christoph von Oldenburg im Juni 1535 am Oxnebjerg (4 km im O.) siegte, wurde A. von Johan Rantzau erstürmt, der Mauern beraubt und geplündert, 1628 aber wieder befestigt, wovon sich noch Spuren finden. Zwischen A. und Middelfart im Norden ging Karl X. von Schweden 1658 über den zugefrornen Belt nach Fünen.

Assentieren (lat.), eigentlich beipflichten, zustimmen, Beifall geben, sodann jemand für einen bestimmten Zweck tauglich erklären, z. B. für den Militärdienst, daher auch «ausheben». In diesem Sinne ist das Wort namentlich in der österr. Militärsprache im Gebrauch.

Asser (hebr. Ascher, d. h. der Glückliche, Felix), nach hebr. Tradition ein Sohn des Jakob und der Silpa und Stammvater des nach ihm benannten israelit. Stammes, dessen Gebiet sich im Norden von Palästina längs der Meeresküste erstreckte.

Asserieren (lat.), behaupten, versichern. Assertion, Behauptung, Versicherung; insbesondere im röm. Recht die Behauptung, daß jemand ein Sklave oder ein freier Mann sei.

Assermentieren (frz.), vereidigen, durch Eid in Amt und Pflicht nehmen.

Assertion (lat.), s. unter Asserieren.

Assertorisch (vom neulat. assertorius), d. h. behauptend, versichernd, ist ein Kunstausdruck der formalen Logik und gilt von einem Urteil, welches einfach aussagt, daß etwas sich so oder anders verhalte. Es macht dann ohne Angabe formal logischer Gründe Anspruch auf die wirkliche Geltung des Ausgesagten. Dadurch unterscheidet es sich nach der üblichen Urteilseinteilung einerseits von dem problematischen Urteil, welches die Möglichkeit übrig läßt, daß es sich auch anders verhalten könne, andererseits von dem apodiktischen, welches die Möglichkeit des Gegenteils ausschließt. Problematisches, assertorisches und apodiktisches Urteil verhalten sich also wie Behauptung der bloßen Möglichkeit, der Wirklichkeit und der Notwendigkeit.

Asservieren (lat.), aufbewahren. Asservation, die Aufbewahrung. Asservāt, das Aufbewahrte.

Assessor (lat.), der Beisitzer eines Beamtenkollegiums, bald mit vollem Stimmrecht, bald mit bloß beratender Stimme. Der Name stammt aus der röm. Kaiserzeit, wo er den rechtskundigen Gehilfen eines Magistrats mit Staatsgerichtsbarkeit bezeichnet. In Preußen ist A. die offizielle Bezeichnung für denjenigen, welcher durch Staatsprüfung die Befähigung zum Richteramte oder zu einem Verwaltungsamte erworben hat, aber noch nicht fest angestellt ist. Nach der Verschiedenheit der Ämter unterscheidet man z. B. Gerichtsassessoren, Regierungsassessoren, Bergassessoren.

Asseverieren (lat.), ernstlich versichern, beteuern. Asseveration, ernstliche Versicherung oder Beteuerung.

Assézat (Jules), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 21. Jan. 1832, war ein Mitarbeiter des «Journal des Débats» und der von Duranty, Thulié und ihm selbst begründeten Zeitschrift «Le Réalisme» (1856), gab die «Lucina sine concubitu» von Abraham Johnston und «L'Homme-Machine» von La Mettrie heraus und versah diese Werke mit gründlichen Einleitungen, erläuterte die «Oeuvres facétieuses» von Noël du Fail (1874) und veranstaltete eine Ausgabe der «Oeuvres complètes» von Diderot (20 Bde., 1875—77, von M. Tourneux vollendet). Er starb 26. Juni 1876.

Assi (Adolphe Alphonse), franz. Kommunist, geb. um 1840, führte in seiner Jugend ein abenteuerliches Leben und schloß sich frühzeitig der Internationale an. Er veranlaßte 1868 in Le Creusot, wo er als Mechaniker arbeitete, einen Strike, wobei die bewaffnete Macht zu wiederholten Malen einschreiten mußte. Im Vorspiel der Commune hatte er die Hauptrolle übernommen: 18. März 1871 war er Präsident des Comité central, brach die von den Maires der Hauptstadt und von Admiral Saisset angeknüpften Unterhandlungen ab und wurde 26. März zum Mitglied der pariser Commune gewählt. Für seine Partei noch zu gemäßigt und deshalb von radikalen Kollegen verdächtigt, wurde er eingekerkert, nach einem feierlichen Verhör allerdings wieder in Freiheit gesetzt, aber in untergeordnete Stellen verwiesen. Nach dem Einzug der Versailler Armee gefangen, wurde er 1872 nach Neu-Caledonien geschickt, woher er erst infolge der Amnestie von 1880 nach Frankreich zurückkehrte.

Assibilation (lat.) heißt in der Grammatik die Verwandlung eines Lautes, meist eines K- oder T-Lautes, in einen Zisch-, d. h. s-artigen Laut oder die Hinzufügung eines solchen, z. B. lat. natio, jetzt ausgesprochen wie nazio, hochdeutsch setzen, entsprechend got. satjan, kannst, got. kant. Bewirkt wird diese Umwandlung meist durch ein nachfolgendes i oder j.

Assiento (span., eigentlich Sitz, dann Festsetzung, Vertrag) hieß vorzugsweise der Vertrag der span. Regierung mit fremden Staaten, durch den diesen gegen eine Abgabe der Alleinhandel mit afrik. Negersklaven nach den span.-amerik. Kolonien zugestanden wurde. Die Spanier selbst betrieben diesen Handel nicht. Schon Karl V. schenkte dem Niederländer La Bresa das Privilegium zur Einfuhr von jährlich 4000 Negern, welches die Niederländer bis 1552 behielten. Im J. 1580 gab Philipp II. das Monopol an die Genuesen, die es durch eine brit. Handelsgesellschaft ausbeuten ließen. Philipp V. erteilte bei seiner Thronbesteigung der franz. Guineakompagnie auf 10 Jahre das Recht, jährlich 4800 Neger in das span. Amerika einzuführen. Die Engländer bewirkten jedoch im Präliminarfrieden von 1711, daß ihnen das Monopol auf 30 Jahre überlassen wurde, und dieses Zugeständnis fand von seiten Spaniens 1713 im Frieden von Utrecht feierliche Bestätigung. Seitdem betrieb die engl. Südseekompagnie die Negereinfuhr, die für die Engländer dadurch sehr einträglich sich gestaltete, daß sie nebenbei auf dem Wege des Schleichhandels fast die ganze Gütereinfuhr in das span. Amerika an sich brachten. Die span. Regierung ergriff dagegen verschiedene Maßregeln und beanspruchte namentlich das Recht, die brit. Handelsschiffe auf offenem Meere durchzusuchen, wodurch 1739 hauptsächlich mit der Krieg zwischen beiden Staaten herbeigeführt ward. Im Aachener Frieden von 1748 erhielt die engl. Südseekompagnie von Spanien noch auf vier Jahre den A. zugestanden; doch kam schon 5. Okt. 1750 zu Madrid ein neuer Vertrag zu Stande, wonach England gegen eine span.

Entschädigung an die Südseekompagnie von 100000 Pfd. St. in die Aufhebung des A. willigte.

Assiette (frz.), die Lage einer Sache, Stellung, Haltung, Festigkeit, Sitz, besonders zu Pferde; Fassung, Gemütsstimmung; kleine Schüssel, Teller.

Assignaten (frz. assignats, d. h. Anweisungen), die Bezeichnung eines Papiergeldes, zu dessen Ausgabe die Französische Revolution von 1789 griff, um ihre Geldbedürfnisse zu befriedigen. Nach dem Dekret der Konstituierenden Versammlung vom 19. Dez. 1789 wurden zunächst 400 Mill. Livres in Anweisungen auf die geistlichen Güter in Umlauf gesetzt. Dieses Papiergeld sollte bei dem Verkauf jener Güter an Zahlungsstatt angenommen und, wie man hoffte, auch im freien Verkehr als bares Geld angesehen werden. Kurz darauf gab man aber A. mit Zwangskurs aus, und die anscheinende Leichtigkeit, mit der sich auf diesem Wege den außerordentlichen Bedürfnissen der Revolutionskriege genügen ließ, führte zu einer so häufigen Wiederanwendung des nämlichen Verfahrens, daß sich 1796 der Gesamtbetrag aller Emissionen auf die ungeheuere Summe von 45578 Mill. Livres belief. Hierzu kamen noch viele falsche A., die von England aus eingeschmuggelt wurden. Die A. waren von ihrem Ursprunge an nichts weiter als Anweisungen auf erhoffte, bestenfalls erst in längern Fristen eingehende Kaufgelder. Konnte schon deshalb ihr Zeitwert nicht dem Nennwerte entsprechen, so mußte überdies die Unsicherheit der einstigen Einlösung mit jeder Million steigen, um welche der angenommene Preis der Nationalgüter bei der Assignatenausgabe überschritten ward. Bringt man noch dabei die damalige Unsicherheit der öffentlichen Zustände in Rechnung, so erklärt es sich, daß die A., die schon bei der ersten Verausgabung im Preise verloren, zu Anfang 1791 mit 90 Proz., gegen Ende 1792 mit 63 Proz., gegen Ende 1793 mit 45 Proz., um das Ende 1794 mit 22 Proz., bald darauf mit 17 Proz. ihres Nennwertes angenommen wurden, endlich aber nur $^1/_{333}$ des Nennwertes in Metallgeld wirklich galten, sodaß alle Waren einen enorm hohen Preis erreichten (ein Paar Stiefel z. B. wurde mit 20000 Livres in A. in Ansatz gebracht) und Beamte und Kapitalisten dem Hunger preisgegeben waren.

Eine Zeitlang wollte man der Erhöhung der Preise gegenüber der Entwertung des Papiergeldes durch Bestimmung eines Maximum (s. d.) der Preise aller Waren begegnen, aber niemand vermochte die Produzenten und Händler zu zwingen, mit Schaden zu produzieren und zu verkaufen. Das Direktorium empfing 1792 für 20000 Mill. neu ausgegebene A. kaum 100 Mill. Frs. in reellen Werten. Die Folge war eine allgemeine Zerrüttung aller wirtschaftlichen Verhältnisse. Viele Tausende hatten ungeheuere Verluste erlitten, kein Mensch wollte sich mit dem Staate in Geschäfte einlassen, und nur wenige, welche rechtzeitig mit den wohlfeilen A. Nationalgüter erkauft, bereicherten sich auf Kosten des Ganzen. Endlich wurden die A. mittels Beschlusses vom 30. Pluviose des Jahres IV (19. Febr. 1796) außer Kurs gesetzt und zu einem Dreißigteil ihres Nennwertes gegen sog. Territorialmandate umgetauscht. Diese Mandate wurden anfangs in das Verhältnis von 1 zu 30 gesetzt; später setzte man die A. auf $^1/_{100}$ der Mandate herab, zu welchem Preise man sie gegen Mandate umtauschen wollte, was aber nicht geschah, da die Inhaber sie lieber zu dem Spottpreise des Tagsausgaben. Auch den Mandaten wurde Zwangsumlauf gegeben, und es wurden sogleich für 240 Mill. Livres derselben emittiert. Sie wurden anfänglich zu 91, dann zu 60 Proz. ihres Nennwertes angenommen, sanken aber schnell im Preise und schwankten später zwischen 2 und 3 Proz. ihres Nominalwertes. Schon 1796 mochte man sie im Handel nicht mehr annehmen, und als im Febr. 179[illegible] der Zwangskurs aufgehoben wurde, die öffentlichen Kassen aber sie zum Tagespreise annahmen, wurden oft für 100 Livres Mandate nur 2 Liards oder $^1/_2$ Sou ($^1/_{40}$ Livre) Münze bezahlt, sodaß sie also auf $^1/_{4000}$ ihres Nennwertes gefallen waren.

Assignation (lat.), s. Anweisung.

Assimilation (lat., d. h. Anähnlichung) nennt man in der Tierphysiologie denjenigen Akt der Ernährung, vermöge dessen die von den Tieren, sei es durch die Verdauungsorgane, sei es auf irgend eine andere Weise der Außenwelt entnommenen Substanzen den Stoffen des lebenden tierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und in lebendigen Tierstoff umgewandelt (animalisiert) werden. (S. Ernährung.)

In der Pflanzenphysiologie nennt man A. im weitern Sinne alle diejenigen Umwandlungen der von den Pflanzen aufgenommenen Stoffe zu Körpern, die für die Lebensthätigkeit des vegetabilischen Organismus erforderlich sind. Im engern Sinne dagegen versteht man in der Botanik unter A. vorzugsweise die Kohlenstoffassimilation, d. h. die Desoxydierung oder die Zersetzung der aus der umgebenden Luft aufgenommenen Kohlensäure in Kohlenstoff und Sauerstoff und die Nutzbarmachung des erstern für das Leben der Pflanze. Da der Kohlenstoff den Hauptbestandteil der Wandungen sämtlicher Zellen, aus denen die Pflanze besteht, bildet und außerdem noch stets an der Zusammensetzung des Zellinhalts in hervorragender Weise Anteil nimmt, so ist selbstverständlich die Kohlenstoffassimilation der wichtigste Faktor bei der Ernährung der Pflanzen. Trotzdem der Bedarf an Kohlenstoff ein so bedeutender ist, so wird doch derselbe ausschließlich aus den sehr geringen Quantitäten (gewöhnlich nur 0,04—0,06 Proz.) Kohlensäure in der atmosphärischen Luft gedeckt. Die Pflanzen besitzen eben die Fähigkeit, der Luft die in ihr vorhandene Kohlensäure energisch zu entziehen.

Die Kohlenstoffassimilation, also die Bildung organischer Substanz aus anorganischen Verbindungen, kommt jedoch nicht allen Pflanzen zu, sondern nur denjenigen, die Chlorophyll führen. Es ist sicher nachgewiesen, daß bei nicht grünen Pflanzen, also bei sämtlichen Pilzen, ferner bei vielen als Schmarotzer lebenden höhern Pflanzen, eine derartige Verarbeitung anorganischer Stoffe zu organischen nicht stattfindet, daß sie vielmehr darauf angewiesen sind, ihre Nährstoffe bereits in Form organischer Verbindungen aufzunehmen, indem sie entweder saprophytisch, d. h. auf Fäulnisprodukten sowohl tierischen wie pflanzlichen Ursprungs leben oder als Parasiten auf lebenden Organismen wachsen. Es ist ferner durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt, daß die Kohlenstoffassimilation in den grünen Pflanzen nur bei Beleuchtung stattfindet und zwar sind es vorzugsweise die gelben Strahlen des Spektrums, unter deren Einwirkung diese Stoffumwandlung am energischsten vor sich geht. Bei der A. wird eine bedeutende Menge Sauerstoff von den Pflanzen abgeschieden, wovon man sich leicht überzeugen

kann, wenn man eine Anzahl grüner Blätter unter Wasser legt und einer intensiven Beleuchtung aussetzt; es entwickeln sich dabei fortwährend Gasblasen, die sich bei näherer Untersuchung als ziemlich reines Sauerstoffgas erweisen. Es werden deshalb auch schon seit langer Zeit die Pflanzen und vorzugsweise solche mit stark entwickelten Blättern (denn die Blätter bilden den hauptsächlichsten Assimilationsherd) zur Verbesserung der durch Atmen von Tieren verdorbenen Luft empfohlen, indem sie derselben die Kohlensäure entziehen und dafür Sauerstoff abgeben. (Vgl. **Atmung**.) Über die Thätigkeit, welche bei der A. dem Chlorophyll zukommt, s. unter **Chlorophyll**.

Assimilation heißt in der **Grammatik** eine Erscheinung, nach welcher zwei aufeinanderfolgende verschiedene Laute eines Wortes durch eine Modifikation der Aussprache eines oder beider einander ähnlicher werden. Die A. ist entweder rückwärtswirkend, wenn der zweite Laut sich den ersten ähnlich macht, z. B. lat. rec-tus (gerade) von regere (richten), wo die Tenuis t die Media g ebenfalls zur Tenuis c (= k) gemacht hat, oder vorwärtswirkend im umgekehrten Falle, z. B. mittelhochdeutsch lemben, jetzt «lämmen». Die A. ist ferner entweder unvollständig, wenn die Laute zwar verändert werden, aber noch geschieden bleiben, wie in rectus, oder vollständig, wenn aus den ursprünglich verschiedenen Lauten zwei gleiche, also ein Doppellaut entsteht, z. B. ital. detto, ditto aus lat. dictus.

Assing (Ludmilla), deutsche Schriftstellerin, eine Nichte von K. A. Varnhagen von Ense (s. d.), geb. 22. Febr. 1821 in Hamburg als Tochter des auch als lyrischer Dichter bekannten Arztes Dr. D. A. Assing (geb. 12. Dez. 1787, gest. 25. April 1842) aus Königsberg. Nach dem Tode ihrer Eltern zog sie zu ihrem Oheim Varnhagen nach Berlin. Durch ihn machte sie die Bekanntschaft Alexander von Humboldts, des Fürsten von Pückler-Muskau und vieler anderer ausgezeichneter Männer. Ihre ersten eigenen Werke waren die Biographien «Gräfin Elisa von Ahlefeldt» (Berl. 1857) und «Sophie von Laroche, die Freundin Wielands» (Berl. 1859). Im Besitz des litterarischen Nachlasses ihres Oheims und von ihm mit der Herausgabe desselben beauftragt, veröffentlichte sie nach dessen Tode zunächst den 8. und 9. Band von dessen «Denkwürdigkeiten» (Lpz. 1859), welchen sie «Briefe Alexander von Humboldts an Varnhagen von Ense aus den J. 1827—58» (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860) folgen ließ. Schon dieses Werk, welches großes Aufsehen erregt hatte, zog ihr herbe Anfeindungen zu. Noch mehr geschah dies infolge der Veröffentlichung der «Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense» (Bd. 1—6, Lpz. 1861—62; Bd. 1—4, 2. Aufl. 1863). Ende Mai 1862 wurde gegen sie in Berlin bezüglich des 3. und 4. Bandes jenes Werks ein Prozeß wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den König, Beleidigung der Königin u. s. w. eingeleitet, der 1863 ihre Verurteilung zu achtmonatlicher Gefängnisstrafe zur Folge hatte. Eine wiederholte Anklage wegen einer Reihe ähnlicher Vergehen in Bezug auf den 5. und 6. Band des Werks zog ihr 22. Febr. 1864 eine neue Verurteilung zu zweijähriger Gefängnisstrafe zu. Doch hatte sich A. den drohenden Strafen dadurch entzogen, daß sie im Herbst 1861 nach Italien reiste und dauernden Aufenthalt in Florenz nahm. Hier verheiratete sie sich 13. Dez. 1874 mit dem ital. Lieutenant Cino Grimelli; doch wurde die Ehe bald getrennt. Grimelli erschoß sich im Sept. 1878 zu Modena, Ludmilla A. ward Anfang 1880 geisteskrank und in die Irrenanstalt (Manicomio S.-Bonifazio) zu Florenz gebracht, wo sie 25. März 1880 starb.

In Italien veröffentlichte sie zunächst eine Übersetzung zweier Schriften von Piero Cironi aus dem Italienischen: «Die nationale Presse in Italien von 1828—60» und «Die Kunst der Rebellen» (Lpz. 1863); ferner: «Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense» (7. und 8. Bd., Zür. 1865; 9. bis 14. Bd., Hamb. 1868—70); «Briefwechsel zwischen Varnhagen und Oelsner» (3 Bde., Stuttg. 1865); «Briefe von Stägemann, Metternich u. s. w.» (Lpz. 1865); «Vita di Piero Cironi» (Prato 1865); «La posizione sociale della donna» (Mail. 1866); «Briefe von Chamisso, Gneisenau u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1867); «Piero Cironi, ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien» (Lpz. 1867); «Giuseppe Mazzinis Schriften. Aus dem Italienischen» (2 Bde., Hamb. 1868); «Blätter aus der preuß. Geschichte» (5 Bde., Lpz. 1868—69); «In memoria di Giovanni Grilenzoni» (Genua 1868); «Biographische Porträts» (Lpz. 1871); «Ausgewählte Schriften von Varnhagen von Ense» (19 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1871—76). Der Fürst von Pückler-Muskau hinterließ ihr seinen ganzen schriftlichen Nachlaß zur Ordnung und Herausgabe; sie veröffentlichte infolge dessen: «Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten von Pückler-Muskau» (1. u. 2. Bd., Hamb. 1873; 3. bis 6. Bd., Berl. 1874); auf seinen Wunsch schrieb sie auch dessen Leben in: «Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie» (erste Hälfte, Hamb. 1873; zweite Hälfte, Berl. 1874). Ferner gab sie aus dem Nachlasse Varnhagens noch heraus: «Tagebücher von F. von Gentz» (4 Bde., Lpz. 1873—74), «Briefe von der Universität in die Heimat» (Lpz. 1874), «Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel» (6 Bde., Lpz. 1874—75) und «Aus Rahels Herzensleben» (Lpz. 1877). Varnhagens litterar. Nachlaß vermachte sie in ihrem Testament der königl. Bibliothek zu Berlin.

Ihre Mutter **Rosa Maria A.** war die Schwester von Varnhagen von Ense und 28. Mai 1783 zu Düsseldorf geboren. Der Ausbruch der Französischen Revolution trieb die Familie nach Straßburg, der Heimat der Mutter. Im J. 1796 begab sich die Familie nach Hamburg, wo Rosa Maria A. freundschaftliche Verbindungen mit den Jugendgenossen ihres Bruders, namentlich mit Chamisso, Neumann und Justinus Kerner, anknüpfte und sich 1816 mit dem praktischen Arzt David Assur Assing vermählte, der sich ihretwegen in Hamburg niederließ. Sie starb 22. Jan. 1840. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte: «Rosa Marias poetischer Nachlaß» (Altona 1841).

Assiniboin, Fluß in Britisch-Nordamerika, entspringt in 51° 40′ nördl. Br. und 105° westl. L. (von Greenwich) und fällt nach einem Laufe von ungefähr 700 km bei dem Fort Garry im Gebiete Manitoba in den Red-River des Nordens, welcher in den Winipegsee mündet. Die **Assiniboin-Indianer** gehören zu der Familie der Dakotas und finden sich sowohl im Territorium Montana in den Vereinigten Staaten als in Manitoba in Britisch-Nordamerika. Sie bildeten ursprünglich einen Teil der Yankton-Sioux, trennten sich aber schon zu Anfang des 17. Jahrh. vom Hauptstamme und sind seitdem dessen erbitterte Feinde. Die franz.

Missionare berichteten schon 1640 von ihnen. Es gibt kath. und methodistische Missionen unter ihnen an den Seen St. Anna und Pigeon. In den brit. Besitzungen werden sie in die Assiniboins der Prärien und die Assiniboins der Wälder geteilt; jene sind groß, kräftig und diebisch, diese kleiner und äußerst arm; ihre Gesamtzahl beträgt etwa 5000. Die Assiniboins der Vereinigten Staaten zerfallen in die roten Stein-Assiniboins und in die obern Assiniboins, insgesamt nicht ganz 5000 Seelen.

Assiniboin, offizieller Name des gewöhnlich Red-River-Territory genannten Gebietes in Britisch-Nordamerika, wurde von der Hudsonsbai-Kompagnie, in deren Besitz es bis dahin gewesen war, 1869 an die Regierung der Dominion of Canada verkauft. Die Bewohner, 15—20000, erkannten diesen Verkauf als ohne ihre Zustimmung bewirkt nicht an, empörten sich und bildeten eine provisorische Regierung unter John Bruce und erklärten sogar im Dez. 1869 ihre völlige Unabhängigkeit, wurden aber von dem engl. Gouverneur Mc Dougal in den folgenden Jahren geschlagen und zur Anerkennung der engl. Oberhoheit gezwungen.

Assir, Landschaft in Westarabien, s. Asir.

Assirgurh, Felsenfeste bei Burhanpur (s. d.).

Assisen, soviel als Versammlung, Gerichtssitzung. In England hieß namentlich seit dem 12. Jahrh. assisa oder assisia ein Gericht, wo nicht, wie es seit der normännischen Eroberung selbst im Civilprozesse möglich war, durch Zweikampf, sondern nach gewissenhafter Ermittelung der Wahrheit entschieden wurde. Es hatten hier, besonders bei Streitigkeiten um Grundbesitz, 12 mit der Sache bekannte, vereidete Nachbarn, als Zeugen und Richter zugleich, ihren Wahrspruch abzugeben. Seit dem 13. Jahrh. wurden auch im Strafprozesse die Gottesurteile durch den Wahrspruch einer Versammlung von Volksrichtern ersetzt, und es hat sich seitdem der Name A. für Geschworenengerichte und ihr Verfahren nicht nur in England erhalten, sondern ist auch von da aus nach Frankreich und denjenigen Ländern übergegangen, welche ihre Gerichtsverfassung der französischen nachgebildet haben. Nähere geschichtliche Nachrichten über die A. als über eine der mannigfaltigen frühern Erscheinungen unsers heutigen Geschworenengerichts sind enthalten in Biener, «Das engl. Geschworenengericht» (3 Bde., Lpz. 1852—55) und Brunner, «Die Entstehung der Schwurgerichte» (Berl. 1872). Über die heutige Organisation der A. überhaupt s. Schwurgericht.

Assise bedeutete zuweilen auch die für das Gericht erlassene oder in demselben entwickelte Rechtsbestimmung. So nennt sich das 1099 für den Kreuzfahrerstaat entworfene und nachträglich mehrfach erweiterte franz. Rechtsbuch Assises de Jérusalem. Eine ital. Übersetzung desselben galt noch zur Zeit der venet. Herrschaft als Landrecht auf Cypern. Herausgegeben haben jenes Rechtsbuch Kaußler (Stuttg. 1839) und Beugnot (2 Bde., Par. 1841—43). Ferner werden erwähnt Assises de Normandie, namentlich aber in England die Assize of Clarendon von 1164, of Northampton von 1176, of measures u. s. w. Der Ausdruck assisa geht wahrscheinlich auf das angelsächs. asetniss zurück. Vgl. Stubbs, «The constitutional history of England in its origin and development» (Bd. 1, Orf. 1880), Gundermann, «Engl. Privatrecht» (Tl. 1: «Die Common law», Tüb. 1864); Digby, «An introduction to the history of the law of real p[ro]perty» (Orf. 1875).

Assisi, ital. Stadt, s. Asisi.

Assisi (Franz von), s. Franz von Asisi.

Assistieren (lat.), beistehen, unterstützen. Assistent, Gehilfe, Beistand jeder Art, besonders in Administration und Justiz, auch bei gottesdie[nst]lichen Handlungen, Geistlichen, Ärzten, in Hospi[ta]lern u. s. w. Assistenz, Beistand, Aushilfe, M[it]wirkung, besonders in einem Amte oder bei ei[ner] Amtshandlung. Passive Assistenz heißt in [der] röm.-kath. Kirche die nur zeugenmäßige Gegenw[art] eines Priesters bei der Erklärung einer Ehesch[lie]ßung, welcher die Kirche den Segen vorenthält, o[der] bei einer durch einen nichtkath. Geistlichen v[oll]zogenen Trauung.

Assiut, Stadt in Ägypten, s. Siut.

Aßmannshausen, Dorf im Rheingaukreise d[es] preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, am recht[en] Ufer des Rheins, am nordwestl. Fuße des Nied[er]waldes und an der Staatsbahn Frankfurt-Ob[er]lahnstein, mit 772 E., verdankt den Ruf sein[es] Namens dem Weine, der in dessen Nähe auf blau[em] Schiefergebirge wächst. Es gibt sowohl roten u[nd] weißen Aßmannshäuser Wein; doch h[at] ersterer bei weitem den Vorzug. Derselbe, das E[r]zeugnis einer kleinen Burgunderrebe, hat ei[ne] eigentümliche hochrote Farbe und besitzt, au[ßer] einem seltenen gewürzhaften Geschmack, viel Stä[rke] und Feuer. Er hält sich aber nur drei bis vier Jah[re] auf seiner Höhe; dann geht er von Jahr zu Ja[hr] zurück, indem sein Farbestoff sich niederschlä[gt]. Unterhalb des Dorfs ist eine warme Quelle, s[eit] 1876 mit einem Badehaus versehen.

Association (neulat., d. i. Vergesellschaftun[g]) bezeichnet im allgemeinen die Vereinigung mehrer[er] Personen zum Zusammenwirken für einen gemei[n]schaftlichen Zweck, insbesondere aber solche Ve[r]einigungen, die auf dem freien Willen der Bete[i]ligten beruhen, nicht aber, wie der Staat, die G[e]meinde, die Kaste, die Zunft, auf Grund ein[es] öffentlich-rechtlichen Zwanges bestehen. Diejenig[en] A., welche politische, gemeinnützige, kirchliche, wo[hl]thätige, gesellige Zwecke verfolgen oder auch die al[l]gemeinen Interessen besonderer Gesellschaftskrei[se] zu vertreten bestimmt sind, pflegt man vorzugswei[se] Vereine zu nennen, und man versteht daher unt[er] Associationsrecht häufig speziell das Recht d[er] Bürger, unbehindert, wenn auch unter Beobachtun[g] gewisser gesetzlicher Vorschriften, Vereine bilden [zu] dürfen. Eine zweite Klasse bilden die privat[-] wirtschaftlichen A. Dieselben haben ihre rech[t]liche Grundlage entweder in einem civilrechtliche[n] Gesellschaftsvertrag (societas) oder in der beso[n]dern Gesetzgebung über Handelsgesellschaften (o[f]fene und stille Handelsgesellschaft, Aktiengesellschaf[t,] Kommanditgesellschaft) und Erwerbs- und Wir[t]schaftsgenossenschaften (s. unter Genossenscha[f]ten). Die Bezeichnung Associés ist speziell fü[r] die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft ge[]bräuchlich. Die Genossenschaften führen über [zu] dem sozialökonomischen Begriff der A., der bish[er] hauptsächlich die sozialistischen Theoretiker beschä[f]tigt und nur in gewissen Kooperativgenossenschafte[n] einige praktische Bedeutung erlangt hat. Die sozia[]listische Associationsidee beruht auf dem Postulat[,] daß die wirtschaftliche Produktion und Verteilun[g] weder durch Zwang, wie bei der Sklavenwirtschaft[,] noch durch das Tauschsystem mit anarchische[r]

Konkurrenz und überwiegender Kapitalherrschaft, sondern durch Gesellschaftsverträge geregelt werden solle, vermöge welcher die einzelnen Beteiligten auf dem Fuße der Gleichheit Einlagen von Kapital und Arbeit machen und den Ertrag der gemeinschaftlichen Produktion unter sich verteilen. Es gäbe dann weder Herren und Sklaven, noch bloße Kapitalisten und Lohnarbeiter, sondern nur sich gleichstehende «Associés». Ist die gemeinschaftliche Produktion auch mit gemeinschaftlichem Leben verbunden und erfolgt die Verteilung des Ertrags einfach «nach dem Bedürfnisse», also ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Arbeitsleistungen und der Kapitaleinlagen, so ist die A. eine kommunistische. Mit solchen klosterartigen Gesellschaften hat man auch noch in unserer Zeit in Amerika hier und da Experimente gemacht. Eine besondere Art von sozialistischer A., deren Grundidee sich übrigens schon bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts findet, ist das «Phalanstère» Fouriers (s. d.), in welchem zwar gemeinschaftliche Arbeit und gemeinschaftliches Leben besteht, jedoch sowohl die Verschiedenheit des Lohns als auch der Kapitalgewinn erhalten bleibt. Auch diese Einrichtung ist in Frankreich und Amerika mehrfach versucht worden, jedoch mit schlechtem Erfolge. Von den sozialistisch angelegten Produktiv-Associationen ist das zum Kommunismus neigende System Louis Blancs und das von Buchez (s. u. Arbeiterbewegung) zu nennen. Das Schulze-Delitzsch'sche Genossenschaftswesen und die Raiffeisenschen ländlichen Darlehnsgenossenschaften stehen durchaus auf dem Boden der tauschwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung, räumen aber der A. als sozialem Prinzip durch die Anerkennung der Solidarhaft ihrer Mitglieder einen bedeutenden Einfluß ein. Als eine Form der A. zwischen Kapital und Arbeit ist auch die Gewinnbeteiligung (s. d.) der Arbeiter anzusehen.

Association als Lehrstufe heißt diejenige Stufe des Unterrichts, auf welcher die einzelnen neugewonnenen Vorstellungen mit den schon vorher im Bewußtsein vorhandenen und unter sich verbunden werden.

Association der Ideen, s. Ideenassociation.

Associé (frz.), Kompagnon, Gesellschafter, ist das Mitglied einer kommerziellen Gesellschaft und also entweder offener Handelsgesellschafter, Kommanditist oder stiller Gesellschafter; das Mitglied einer Aktiengesellschaft wird nicht A., sondern Aktionär, das Mitglied einer Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaft wird Genossenschafter genannt. Der Kommanditist und der stille Gesellschafter sind immer mit Vermögenseinlagen an der Gesellschaft beteiligt, während der offene Handelsgesellschafter möglicherweise nur Arbeitsleistungen zu machen verpflichtet ist. Den Gläubigern der Firma gegenüber haftet der offene Handelsgesellschafter direkt und solidarisch, d. h. auf die gesamte Schuld und unbeschränkt, d. h. mit seinem ganzen Vermögen, der Kommanditist zwar auch direkt und solidarisch, aber nur bis zur Höhe der geleisteten oder versprochenen Einlage, der stille Gesellschafter dagegen haftet den Gläubigern gar nicht, sondern partizipiert nur an dem etwaigen Verluste, nämlich für den Fall, daß die Firma schlechte Geschäfte gemacht hat. (S. unter Handelsgesellschaft.)

Assollant (Jean Baptiste Alfred), franz. Novellist, geb. 20. März 1827 zu Aubusson im Depart. Creuse, Zögling der höhern Normalschule zu Paris, war anfangs Lehrer und versuchte dann sein Glück in Nordamerika, kehrte aber bald nach Paris zurück und veröffentlichte in der «Revue des deux Mondes» zwei durch ihren gefälligen Stil und ihre frappante Lokalfarbe Aufmerksamkeit erregende Novellen: «Les Butterfly» und «Acacia», die, mit einer dritten: «Une fantaisie américaine», vereinigt, unter dem Titel: «Scènes de la vie des États-Unis» (1859) erschienen. Dazu kamen später eine große Zahl anderer Novellen, wie «Deux amis en 1792», «Brancas», «Marcomir», «Aventures de Karl Brunner», «Une ville de garnison», «Gabrielle de Chênevert», «Histoire du célèbre Pierrot», «Aventures du capitaine Corcoran», «Rachel», «Le plus hardi des gueux», «Nini», «Le Tigre», «Le vieux juge», «Hyacinthe» (1860—79).

Assonanz (lat., Anklang) nennt man in der Poesie eine Art unvollständigen Reims, bei welchem nur die Vokale, nicht aber die Konsonanten sich decken. Die A. wird namentlich in der span. und portug. Poesie häufig angewandt, im Deutschen in Übersetzungen und Nachahmungen derselben, nur vereinzelt in Originalwerken, z. B. in Fr. Schlegels «Alarkos».

Assos, Stadt in Mysien, s. Assus.

Assuan oder Aswan, Stadt in Ägypten, mit 4000 E., das alte Syene, liegt an der Nordseite der ersten Katarakte, am östl. Ufer des Nils, und bildete daher schon im Altertum zugleich mit der gegenüberliegenden Insel Elephantine die Südgrenze des eigentlichen Ägypten, jenseit welcher einst Neger saßen, aus denen später das heutige Mischvolk der Nubier hervorging. Das vom arab. Gebirge sich abzweigende Urgestein, welches hier in der Breite von ungefähr 6 km den Nil durchsetzt und die Katarakte bildet, besteht größtenteils aus Granit, dessen vorzügliche Qualität von der Stadt den Namen Syenit erhielt und seit den ältesten Zeiten in ungeheuern Massen hier gebrochen und durch das ganze Land verschifft wurde. Nach der jetzigen geolog. Bezeichnung muß zu den granitischen Elementen noch die Hornblende hinzukommen, um Syenit zu heißen, obgleich der Granit von A. größtenteils diese Zuthat nicht besitzt. Man glaubte im Altertum, daß Syene unter dem Wendekreise liege, der in Wahrheit aber etwas südlicher liegt. Die Stadt war jederzeit als Grenzort gegen den Sudan von einer gewissen Bedeutung.

Assuay, Provinz von Peru, s. Azuay.

Assunguí, die bedeutendste Kolonie der brasil. Provinz Parana (s. d.).

Assus (grch. Assos), Stadt in Mysien am Meerbusen von Adramytti (jetzt Edremid) auf einem hohen schwer zugänglichen Felsen. Sie war nach einigen eine Kolonie der Methymnäer, nach andern der Mytilenäer, jedenfalls aber äolischen Ursprungs, kam im 7. Jahrh. v. Chr. unter die Herrschaft der lydischen Könige, im 6. Jahrh. unter die der pers. Großkönige, war im 4. Jahrh. der Sitz des Tyrannen Hermias von Atarneus, an dessen Hofe Aristoteles eine Zeitlang lebte, und kam nach den Kämpfen der Diadochen an das Pergamenische Reich. A. war der Geburtsort des Stoikers Kleanthes. Auf der Stelle des alten A. steht jetzt das Dorf Beiram (oder Behrem Kalessi) mit großartigen Ruinen. A. war in neuerer Zeit das Ziel zahlreicher engl., franz. und deutscher Reisender. Seit Herbst 1881 läßt das Archäologische Institut von Amerika unter Leitung des Architekten Jos. Clarke die verschüttet liegenden Denkmäler von A. ausgraben.

Assym Pascha, türk. Staatsmann, geb. um 1840 zu Adrianopel als Sohn des damaligen Untergouverneurs Khurschid Pascha, war zuerst bei der Verwaltung des Vilajet Adrianopel angestellt, wurde dann Sekretär der türk. Botschaften in London und Paris, später Untergouverneur in Adrianopel und um 1875 Generalgouverneur daselbst. Nach dem russ.-türk. Krieg von 1877—78 wurde A. zum Präsidenten der internationalen Kommission ernannt, welche das organische Statut für Ostrumelien ausarbeitete, später Vorsitzender der Kommission zur Feststellung des Reglements für die Verwaltung der europ.-türk. Provinzen. Am 13. Sept. 1880 wurde er an Abeddyn Paschas Stelle Minister des Auswärtigen.

Assyrien bei Griechen und Römern, Assur im Assyrischen, Aschur bei den Hebräern, Athurā bei den alten Persern, hieß eigentlich die etwa 165000 qkm umfassende Landschaft, deren Norden zum Teil das heutige südl. Kurdistan entspricht. Es ist die obere Abteilung der mesopotam. Ebene und von dem südlich anliegenden Babylonien durch keine natürliche Grenze geschieden. Um so charakteristischere Grenzen bilden im N. das armen. Niphatesgebirge, im O. der med. Zagros und Choathros; im W. bildet der Tigris keine Grenze, da das eigentliche A. einen Teil Nordmesopotamiens umfaßt. Durch diese benachbarten Gebirge wird dem Lande eine Reihe von Flüssen zugewiesen, welche, dasselbe gleichmäßig bewässernd, sämtlich in den Tigris fließen. Die wichtigsten davon sind der Große und der Kleine Zab, der östl. Khabur oder Kurnib und der aus dem Zusammenfluß des Schirwan und des Holwan entstehende Dijaleh (Gyndes). Ein für das Klima wichtiger Umstand ist, daß fast die ganze Bodengestalt von der wellenförmigen Absenkung der med. und armen. Grenzgebirge abhängig ist; denn je nach dem Grade der Höhenerhebung stellen sich große Verschiedenheiten der Temperatur und der Produktion nebeneinander dar. Obgleich schon den Alten der Mangel an Baumwuchs und die geringe Masse des fallenden Regens bekannt war, so wird doch noch häufiger die Fruchtbarkeit des Landes erwähnt, von welcher die Denkmäler mit ihren wohlgenährten Menschen- und Tiergestalten und üppigen landschaftlichen Zügen ebenfalls Zeugnis ablegen. Palmen, Öl- und Nußbäume, verschiedene andere obsttragende Arten gedeihen auf den Abhängen, Getreide in den reichlich bewässerten Thälern. Die Tierwelt war nach den Reliefdarstellungen ehedem reicher als jetzt: es finden sich Löwen, wilde Esel, Gazellen, Hasen, Rebhühner, Strauße u. s. w. Das Mineralreich lieferte treffliche Bausteine, von den härtesten Basaltstücken des Masischen Bergs bis zu den zartesten Alabasterarten am linken Tigrisufer. Eisen, Kupfer und Blei waren in Fülle vorhanden; doch scheint man verhältnismäßig wenig nach edeln Metallen gesucht zu haben. Großen Ruf hatten der Asphalt und die Naphthaquellen, die jedoch größtenteils Babylonien angehören.

Das Land lag in einem Knotenpunkte der vorderasiat. Geschichte. Hier berührte sich die östliche iranische und die westliche semit. Völkergruppe mit einer Abzweigung der nordischen altaischen Turans. Das erste Kulturvolk, welches den Boden A.s bewohnte, war turan.-uralischer Abstammung. Dieses Volk, welches die Keilschrift erfunden hat, nannte sich Sumer; zu ihm gesellten sich in früh[er] Zeit die südlich wohnenden semit. Akkad, und na[ch] die letzten Könige von Babylon nannten sich Kö[-] nige der Sumer und der Akkad. Die Sprach[e,] deren diese Turanier sich bedienten, heißt die Su[-] merische (fälschlich «akkadisch» genannt). D[ie] Assyrer nennen Sumer die «heilige Sprache», d[e-] ren sie sich noch in spätester Zeit bedienten un[d] von der sie der Nachwelt Hunderte von Texten m[it] der assyr. Übersetzung überliefert haben. D[er] alte Landesname A.s war Sumer, und erst na[ch] der semit. Invasion, von der die Bibel (1 Mos. 1[0]) spricht, verschwand der Name Sumer, in dem ma[n] vielleicht unrichtig den Namen Sennaar gesuch[t] hat. Eine Spur dieser turan. Völker findet sich i[n] dem Thorgal (sumer. turgal, großer Mann) d[er] griech. Übersetzung der Genesis (Kap. 14, 1. 9).

Die Inschriften liefern eine Fülle von urkun[d-] lichen Zeugnissen, wie sie keins der alten Völke[r] außer Ägypten, aufzuweisen hat. Doch gehen d[ie] A. speziell betreffenden Zeugnisse nicht über 20[00] v. Chr. hinaus. Eins der ältesten Dokumen[te] sind die in der Stadt Assur (Kalah-Scherghat) au[f-] gefundenen Dokumente Samasbins, Sohn Ism[i-] dagans (um 1900 v. Chr.). Die Herrscher führ[en] den arischen Titel Patis mit sonst semit. Sprach[e.] Sie waren unabhängige Fürsten, doch noch oh[ne] großen Einfluß. Viele Namen dieser ersten Fü[r-] sten A.s sind überliefert, schon damals bestand N[i-] nive (assyr. Ninua), Calach und Resen (assyr. Ri[s-] Anu), des Semiten Assur Gründung. Nach Sa[r-] gons Bericht hatten 350 Könige vor ihm in A. g[e-] herrscht; er rechnet wahrscheinlich alle gleichzeit[ig] regierenden Könige zusammen. Die älteste G[e-] schichte haben seit dem Altertum Irrtümer d[er] biblischen Auslegung verdunkelt. Nach einer De[u-] tung des Berichts der Genesis soll Nimrod vo[n] Sennaar nach A. gegangen sein, um dort Ninive, Calach und Resen zu gründen. Die nicht mind[er] alte und richtige Deutung des Verses (10, 11) d[er] Genesis läßt nicht Nimrod, sondern Assur nach [A.] ziehen und dort die genannten Städte gründe[n.] Nimrod ist übrigens keine Individualität, sonder[n] wie alle 74 Namen der Völkertafel, ein ethnogr[.-] geogr. Begriff, der das untere Euphratthal neb[st] Elam bedeutet. Nimrod war eine erobernde J[a-] gernation und hat mit Ninus, Bel und ander[en] Individualitäten gar nichts zu schaffen.

Nach den aus medopers. Quellen stammend[en] Berichten des Ktesias war der Gründer der assy[r.] Macht Ninus und seine Gattin Semiramis (s. d[.]) die Erobererin Asiens und Erbauerin Babylon[s,] eine sichere histor. Person, aber mit einem Nimb[us] von Legenden umgeben. Ihr folgte ihr energi[e-] loser Sohn Ninyas, und nach der Sage sollen a[uf] ihn 30 bedeutungslose Fürsten gefolgt sein, der[en] letzter, Sardanapal, sich mit seinem Schlosse sel[bst] verbrannte, um nicht in die Hände der ihn bel[a-] gernden Fürsten Arbaces von Medien und Belesi[s] von Babylon zu fallen (788). Dieses Reich s[oll] 1360 Jahre bestanden haben. Neben dieser sage[n-] haften medopers. Auffassung bestand die richtige[re] Herodots und Berosus', daß das assyr. Reich 5[20] (526) Jahre die Suprematie in Asien ausübte, b[is] die Meder abfielen. Diese Oberherrschaft bega[nn] mit der Vereinigung Babylons mit A. (1314), u[nd] von diesem Momente datiert die eigentlich ass[yr.] Herrschaft. Vor den 45 Königen, welche der Beric[ht] von 526 Jahren angehören (1314—788), herrsch[-]

Semiramis von Babylon aus über A. Durch sie mag ein in einer Inschrift erwähntes Siegel eines alten Königs Teglath-Sandan, Sohn Salmanassars, von Ninive nach Babylon gekommen sein, woher es Sanherib 600 Jahre später wieder holte. Die ersten Könige dieser Dynastie sind nur sehr lückenhaft bekannt. Überliefert sind einige Namen der Vorfahren des Königs Teglath-Phalassar I. (gegen 1100 v. Chr.), von dem die Inschrift eines zu Kalah Scherghat in mehrern Exemplaren aufgefundenen großen Thonprismas berichtet. In dieser Inschrift ist die Rede von Eroberungen, die der König im Norden von Kleinasien, Armenien und Elam machte. Auf diesen König folgt eine Lücke von 150 Jahren; doch von hier ab bis zum Ende des assyr. Reichs ist die Reihenfolge der Regenten fast ununterbrochen erhalten. Der 20jährigen Regierung Binnirars III. (956—936) folgt sein kriegerischer Sohn Teglath-Sandan (936—930), der nach Norden hin Eroberungen machte. Die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Assur-nasir-habal (Sardanapal III., 930—905) ist eine der bekanntesten der assyr. Geschichte. Er erbaute den Nordwestpalast von Nimrud, und zahlreiche Texte geben über seine Züge nach Armenien, Kleinasien, Syrien und Phönizien Auskunft. Dieser Herrscher erhob namentlich Calach (das heutige Nimrud) zur Hauptresidenz seines Reichs; diesem Umstande ist die Erhaltung der Geschichtsdokumente zu verdanken. Aus den Texten dieses Regenten, wie aus denen seiner Nachfolger, geht hervor, daß sie auch in Ninive residierten; doch beginnen die in letzterer Stadt erhaltenen Inschriften nicht vor der Zeit Sanheribs. Auf Assur folgte sein Sohn Salmanassar IV. Die zahlreichen Kriegszüge während seiner 35jährigen Herrschaft (905—870) sind durch viele Texte aus Nimrud, Kalah-Scherghat und einer Stele bei den Quellen des Tigris, bekannt. Die bekannteste der von ihm herrührenden Inschriften ist die des berühmten schwarzen Obelisken von Nimrud, der sich in den Trümmern des von Salmanassar erbauten Centralpalastes vorfand. Der kurze Abriß seiner ersten 31 Regierungsjahre des Königs ist durch Basreliefs erläutert, welche die dem Könige dargebrachten Tribute darstellen; man sieht Elefanten, Kamele, Affen, Rhinocerosse u. s. w. Salmanassar führte Krieg gegen die östl. Länder, Armenien, Babylon, Kleinasien; er kam namentlich durch seine Züge nach Syrien mit Benhadad und Hazael von Damaskus und mit Ahab und Jehu von Israel in Berührung; letzterer sandte ihm kurz nach seiner Thronbesteigung Tribut. Nach dem Tode Salmanassars verheerte Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen Assur-dannin-habal (Sardanapal IV.) und Samas-Bin das Reich; letzterer trug den Sieg davon und regierte 13 Jahre (870—857). Samas-Bins Sohn Binnirar IV. (857—828) zog nach Medien und dem heutigen Afghanistan, nachdem er zuerst Damaskus bekriegt hatte. Seine Gattin hieß Sammuramat, die man mit Unrecht mit der Herodotischen Semiramis in Verbindung gebracht hat. Salmanassar IV. (828—818) zog gegen Armenien und Syrien. Sein Nachfolger Assur-edil-el II. (818—800) hatte während mehrerer Jahre Aufruhrsbewegungen in A. selbst zu bekämpfen. Sein Nachfolger Assurnirar war ein unthätiger Fürst; er ist der korrumpierte Mnaskeles der Ktesianischen Listen. Meder und Babylonier verbündeten sich und nahmen Ninive ein (788). Der Babylonier Belesys (Balazu) und dann der Chaldäer Phul beherrschten A. Dieser zog gegen Syrien und Palästina, zwang Menachem zu einem Tribut und führte Israeliten nach Mesopotamien.

Die assyr. Macht erhob sich von neuem durch Teglath-Phalassar, der sich 745 des Throns bemächtigte. Er war ein thatkräftiger Despot, der auch in A. selbst sich durch Bauten verewigte. Nach seinen vergeblichen Versuchen, das seit 40 Jahren unabhängige Babylon dauernd unter assyr. Botmäßigkeit zu bringen, wandte sich Teglath-Phalassar gegen Westen, um sich namentlich in die Händel zwischen Pekah von Israel und Ahas von Juda zu mischen. Er bekriegte Pekah, den Bundesgenossen des Syrers Rezin, den er tötete, und entsetzte ihn des Throns von Samaria; er bekriegte auch den jüd. Gegner des Ahas, Asria (Tabaels Sohn), den die verbündeten Israeliten und Syrer als Gegenkönig aufgestellt hatten. Teglath-Phalassar führte die Bewohner von Naphtali und Gilead nach A. Nach 18jähriger Herrschaft ließ Teglath-Phalassar den Thron seinem Nachfolger Salmanassar V. (727—722), der Hosea von Israel bekriegte und Samaria belagerte. Salmanassar starb während dieser Belagerung; nach einem Interregnum von einigen Monaten erhob sich als König ein schon bejahrter Abkömmling des alten Königshauses, Sargon (721), der der Stifter der letzten assyr. Dynastie wurde. Sargon hat sich durch seine Bauten von Chorsabad, die er mit vielen Inschriften schmücken ließ, verewigt. Man kennt seine glorreiche Regierung nur durch diese Inschriften; selbst seines Namens wird nur einmal, bei Jesaia (20, 1), Erwähnung gethan. Seinem ersten Feldzuge gegen Elam folgte die Eroberung von Samaria. Zehn Jahre hindurch bekriegte er Medien, Armenien, Kleinasien, Iberien, Phönizien; 712 nahm er Asdod ein und bekriegte dann während zweier Jahre Merodachbaladan von Babylon. Nach längerer Gegenwehr wurde Babylon genommen, Merodachbaladan nach dem Süden gedrängt und durch die Einnahme seiner letzten Feste, Bet-Jakin in Unterchaldäa, besiegt; Babylon kam, nach 80jähriger Unabhängigkeit, freilich nur für vier Jahre, unter assyr. Botmäßigkeit. Später zog er nach Cypern und ließ zum Andenken an seinen Feldzug eine jetzt verstümmelte, in Berlin befindliche Stele anfertigen. Nach einem Feldzuge nach Medien starb er, wahrscheinlich gewaltsamen Todes, 704.

Ihm folgte sein berühmter Sohn Sanherib (Sin-ahe-rib, 704—680). Nachdem er Merodachbaladan, welcher sich Babylons wieder bemächtigt hatte, verjagt und an seine Stelle in Babylon einen Schattenkönig Belibus eingesetzt hatte, zog er 700 gegen Syrien und Palästina. Sanherib hat über den Feldzug gegen Hiskia von Juda und die Belagerung von Jerusalem einen Bericht hinterlassen, der in einigen Einzelheiten mit dem biblischen nicht in Einklang steht. Nach letzterm hatte Hiskia den Tribut verweigert; Sanherib fiel infolge dessen mit einer großen Heeresmacht in Palästina ein. Er nahm das ihm jetzt von Hiskia angebotene Gold an, beschloß aber dennoch von seinem Plane, Juda zu vernichten, nicht abzugehen, da er einen Feldzug gegen Ägypten beabsichtigte. Jerusalem wurde belagert, doch der Engel des Herrn erschlug in einer Nacht 185000 Mann, worauf Sanherib sich nach Ninive zurückzog. Nach Sanheribs eigener

Darstellung bestrafte der Assyrer den unbotmäßigen Hiskia durch Hinwegführung von 200150 Personen und unzähligen Herden, zündete alle seine Städte an und schloß ihn selbst in Jerusalem wie in einen Käfig ein. Doch hob Sanherib die Belagerung auf, und Hiskia sandte ihm nach Ninive als Zeichen seiner Unterwerfung kolossale Leistungen an Gold und Kostbarkeiten. Nach dem Feldzuge gegen Juda bekriegte Sanherib namentlich das immer von neuem aufrührerische Babylon, welches im Besitz der Könige Elams war. Nach 24jähriger Herrschaft wurde Sanherib von seinen Söhnen Adramelech und Sareser ermordet und hinterließ seinem vierten Sohne Assarhaddon den Thron. Sanherib hat sehr viel für die Macht und den Ruhm A.s gethan. Sein Hauptwerk jedoch war der Wiederaufbau des zerstörten Palastes von Ninive, über den er in vielen Texten berichtet; ferner erbaute er die noch heute vorhandene Ringmauer der Königsstadt. Assarhaddon (680—667) nahm Babylon wieder ein, residierte daselbst und nahm dort großartige Bauten vor. Er hinterließ seinem Nachfolger die Herrschaft Chaldäa; auch unterwarf er Ägypten, demütigte den Äthiopier Tarhaka und schleppte Manasse von Juda nach Babel. Von ihm berichtet die noch vorhandene Inschrift am Nahr-el-kelb in Syrien bei Beirut. Assarhaddon, krank und alt, dankte 667 ab und hinterließ seinem Sohne Assurbanihabal (Sardanapal VI.) A. und seinem andern Sohne Samulmasadukin (Saosduchin) Babylon. Letzterer verband sich jedoch mit den Feinden A.s, sein Bruder überzog ihn mit Krieg, und Saosduchin verbrannte sich 647 in Babylon mit seinem Palaste, worauf Sardanapal noch 22 Jahre und zum letztenmale Ninive und Babylon unter Einem Scepter vereinigte. Er ist der korrumpierte Chinaladal des Ptolemäischen Herrscherkanons. Sardanapal VI. (von Berosus so genannt) ist unter allen assyr. Fürsten derjenige, dem die Wissenschaft der Neuzeit den größten Dank schuldig ist. Er gründete ein reichhaltiges, in Fragmenten erhaltenes Archiv in Ninive, das zum großen Teil Abschriften alter Texte enthielt. Sardanapal unterwarf Ägypten, zerstörte Theben (665), schloß mit Gyges von Lydien ein Bündnis und drang bis weit in die Mitte des eigentlichen Arabien vor. Die immerwährenden Thronstreitigkeiten in Elam endete Sardanapal 648 mit der Einnahme von Susa; auch gegen Armenien führte er Krieg. Den Meder Phraortes (635) besiegte er vor Ninive selbst. Von seinem Sohne Assuridilili wissen wir nichts. Der letzte Sargonide scheint Assurzikiriskun geheißen zu haben, von dem noch eine verstümmelte Inschrift auf einem Thongefäß übrig ist; er ist der Sarakus der Schriftsteller. Von dem sagenhaften medopers. Sardanapal scheint er historisch geschieden werden zu müssen; möglich ist, daß auch er, wie Saosduchin, im Brande seines Palastes umkam, als Nabopalassar von Babylon und Cyaxares der Meder Ninive angriffen und zerstörten und dem assyr. Reiche für immer ein Ende machten (606). Ninive blieb lange in Ruinen; zu Xenophons Zeiten war der Name selbst vergessen. Die Parther scheinen eine Stadt dort erbaut zu haben, und die Römer kolonisierten Ninive, wie Münzen aus der Kaiserzeit besagen. Die Atabeks scheinen es befestigt zu haben; später erhob sich der Königsstadt gegenüber, auf dem rechten Ufer des Tigris, Mossul, noch heute blühend; Ninive blieb ein Schutthaufen, bis es die Forschungen des 19. Jahrh. wieder aufdeckten.

Erst James Rich stellte von Mossul aus 1820 erfolgreiche Untersuchungen an. Richs Funde benutzend, begann der franz. Konsul Botta in Mossul Ende 1842 besonders in Chorsabad, dem nordöstlich von Ninive gelegenen Dur-Sarkin, erfolgreiche Nachgrabungen. Seit 1851 setzte Place die Untersuchungen in Chorsabad und an einigen Nebenpunkten fort. Außerdem erwarb sich der Engländer Layard große Verdienste, welcher 1845—49 in Nimrud, dem alten Calach, und in Kojoundschik, dem eigentlichen Ninive, die erfolgreichsten Ausgrabungen veranstaltete. Seit seiner Abreise ist sein Werk von dem engl. Vizekonsul Rassam und von Loftus auch in Kojoundschik fortgesetzt worden. Der Gewinn dieser Ausgrabungen ging, soweit er nicht bei der Fahrt im Tigris verunglückte, an das Britische Museum über, und in fruchtbarer Weise ergänzten sich die franz. und engl. Arbeiten. Es sind besonders sieben Paläste untersucht oder bloßgelegt worden: 1) der älteste, der von Kalah Schergat, welchen Teglath-Phalassar I. bewohnte; 2) der Nordostpalast von Nimrud, erbaut von Sardanapal III.; 3) der Centralpalast von Nimrud, erbaut von Salmanassar III.; 4) die Palastanlagen von Chorsabad, von Sargon; 5) der erste Palast von Kojoundschik, von Sanherib; 6) der Südwestpalast von Nimrud, von Assarhaddon; 7) der zweite Palast von Kojoundschik, von Sardanapal V.

Diese assyrischen Altertümer, welche in den Sammlungen des Louvre und des Britischen Museums aufgestellt sind, geben ein authentisches Bild des gesamten assyr. Kulturlebens. Den Mittelpunkt aller Darstellungen bildet der König und sein Gefolge, Hofbeamte, Priester oder Soldaten. Er ist kenntlich an der Tiare, einer langen, tressenreichen Tunika, einem doppelten, reichgewebten oder gestickten Überwurf, der an der rechten und linken Seite sich öffnet, um das Untergewand zu zeigen, an einem Scepter in der rechten Hand und einem kostbaren Schwerte, welches die Linke stets in horizontaler Lage hält. Selten fehlen die feisten, bartlosen, hochangesehenen, selbst zu priesterlichen Ämtern befähigten Eunuchen, von denen in der Regel einer das Königshaupt mit einem Sonnenschirm oder Fliegenwedel schützt, der andere Kriegsgerät trägt. Der besonders in Haupthaar und Bartschmuck sehr sorgfältig ausgearbeitete Kopf des Königs zeigt immer denselben Ausdruck despotischer Strenge, ohne Unterschied, ob ein Kampf, eine Jagd oder ein Opfer dargestellt ist.

Das Königtum A.s ist aufs engste mit Mythologie und Kultur verflochten. Von den Göttern hat der König seinen Namen; er wie seine Diener opfert ihnen; er weiht sich durch ihre Anrufung zu allen Handlungen, die er in ihrem Namen oder unter ihrem besondern Schutze vollbringt. Das vielgegliederte Religionssystem ist mit dem babylonischen fast identisch. In den assyr. Inschriften erscheinen namentlich 7, später 12 Hauptgötter, die von Assur, dem assyr. Nationalgott, präsidiert sind. Diese 13 Götter sind: Assur, Anu, der Gott der Erde, Bel-el, der Demiurg und Göttervater, der Meeresgott, ferner Bin, Sohn Anu, der Regengott, Merodach, Nebo, der Aufseher der himmlischen Heerscharen, später als Merkur gedeutet, Ninip-Samdan-Herkules, Nergal, der Kriegsgott, Samas, die Sonne, Sin, der Mond, Taoat, die





Göttermutter, Istar, die Kriegs- und Liebesgöttin. Namentlich die Istar hat sich in viele andere Göttinnen gespalten. Die Planeten sind auch als Götter angesehen, ebenso viele Naturkräfte. Die kolossalen Stiere und die geflügelten Löwen sind Darstellungen niederer Gottheiten. In Assur, dem Nationalgott, scheint ein zoroastrischer Eindringling (Ormuzd) unverkennbar; unbekannt in Babylon ist der Gute Gott. Ihm ist keiner der 12 Monate geweiht, nur der 13., als Schaltmonat, blieb für ihn übrig. Der Kultus war, entsprechend dem ganzen assyr. Wesen, prächtig. Die Priester erscheinen in reichen Gewändern, durch das wohlgepflegte Haar geht ein reichgeschmücktes Band. In der Rechten tragen sie gewöhnlich eine Pflanze mit drei Zweigen und drei Blumen, die zur Gattung des Lotus zu gehören scheinen. Zu den gewöhnlichsten Akten gehört die Verehrung des symbolischen Wunderbaums, der in ganz konventioneller Weise konstruiert ist.

Häufiger als die Darstellungen von Kultusverhältnissen sind die des Kriegs. Die Kriegskunst ist systematisch ausgebildet. Der König beteiligt sich immer selbst. Seine Truppenmassen zeigen verschiedene Trachten; unter andern begegnet man Kriegern mit Schuppenpanzern. Eigentliche Schlachtordnungen sind noch unbekannt. Die Hauptstärke liegt in der trefflichen Reiterei und in den Streitwagen. Belagerungen, welche in ziemlich großer Zahl auf den Monumenten vorkommen, werden mit Sturmleitern, Sturmböcken, Türmen u. s. w. ausgeführt. Flußübergänge finden auf Nachen oder verbundenen Schläuchen statt. Das Schicksal der Besiegten ist traurig. Ein Teil verfällt dem Pfählen, Schinden, Zungenausreißen u. s. w.; die andere Masse wird deportiert, und hier fehlt es nicht an rührenden Zügen auf den Monumenten. Der siegreiche König zieht mit Pomp und Jubel heim. In den Jagdscenen werden namentlich Löwen- und Büffeljagden dargestellt. Daneben kommen auch Jagden auf Hirsche, Hasen und Rebhühner vor. Auf der Jagd, in deren Darstellung man gleichfalls die Macht des Königs, zuweilen in einer uns komisch erscheinenden Weise, zu versinnbildlichen bemüht war (z. B. sieht man ihn einen Löwen bei den Ohren oder beim Schwanze halten), bediente man sich zur Erlegung der Tiere je nach ihrer Größe der Speere oder der Pfeile.

Indem alle diese Darstellungen lediglich der Verherrlichung des Königtums dienen, werfen sie auf das Privatleben nur ganz beiläufig Licht. Alles deutet auf Pracht und Zierlichkeit in Tracht, Gewändern, Möbeln und sonstigen Gerätschaften. Stickereien scheinen sehr kunstvoll ausgeführt worden zu sein; Ohrgehänge, Armbänder u. dgl. zeugen von einer sehr saubern Technik. Bilder gewerblicher Thätigkeit kommen aber nicht vor; nur zufällige Darstellungen von Trinkgelagen, Fischfang, Reiten der Frauen auf Maultieren, Schwimmen auf Schläuchen (wie noch jetzt), Füttern von Pferden, Schlachten von Schafen führen in das nichtoffizielle Leben ein. Von der Vollendung der Weberei, welche auch Ezechiel 27, 23. 24 bezeugt, liefern die Darstellungen Sardanapals I. im Nordwestpalast von Nimrud merkwürdige Muster. Auch die Töpferei leistet in Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen Außerordentliches.

Auf dem Gebiete des rein Geistigen ist weniger Günstiges zu sagen. Aus der Menge der Inschriften auf dem Fußboden, an den Wänden und an den Skulpturen läßt sich ein Schluß auf die allgemeine Bildung nicht ziehen. Denn diese Schrift, welche zu den schwierigsten Arten der Keilschrift (s. d.) gehört, erschwerte bedeutend ihre allgemeine Anwendung, und ihre mehr als 300 Zeichen veranlaßten schon zur Zeit der assyr. Könige selbst offizielle grammatische Arbeiten. Es mag neben dieser teils ideographischen, teils syllabarischen Schrift noch eine Kursivschrift bestanden haben. Höchst lehrreich sind die histor. Texte und die Fragmente der Legenden; die unzähligen Inschriften privaten Inhalts geben die reichhaltigsten Aufschlüsse über das Leben des Volks. Freilich sind die meisten dieser Dokumente kommerziellen und jurist. Inhalts, doch enthalten sie wertvolle Andeutungen über die Rechtsbegriffe der Assyrer, namentlich was Personalrecht, Eigentumsübertragung und Beweisführung angeht. Andere Inschriften sind astrolog. und teratolog. Inhalts, und auch die Medizin ist in den Texten vertreten. Was das streng philos.-moralische Gebiet anbelangt, so sind die Dokumente wenig zahlreich. Die Archive Sardanapals VI. enthalten Vorschriften für den König dem Volke gegenüber; außerdem sind eine Menge Bittschriften erhalten, in denen die Schreiber sich über Übergriffe der rohen Beamten beschweren. Unter den philos. Ideen ist die Idee von der Vergänglichkeit des Menschen nach dem Tode hervorzuheben. Der Aufenthalt der Seele ist das Grab selbst.

Eigentümlich steht die durchaus originale Entwickelung der assyrischen Kunst da. Stammen auch die Uranfänge dieser Kunstentwickelung aus Chaldäa, so läßt sich dennoch eine durchaus selbständige Entwickelung von einer ersten Stufe großartiger Konzeption zu einer spätern der Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung nachweisen. Diese Kunst trägt im allgemeinen den orient. Charakter, der die einzelnen Gattungen noch nicht zu unterscheiden weiß. Sie ist Architektur, mit welcher eine überreiche Skulptur ornamental verknüpft ist. Die erstere hatte nur sehr einfaches Material an Palmen, Pappeln, Cedern, Fichten und vielleicht Eichen, besonders aber an den Steinbrüchen der nördl. Gebirge. Daher tragen die Bauanlagen einen durchaus einfachen Charakter. Man errichtete zunächst terrassenförmige Unterbauten bis zu 13 m Höhe, wie solche Place in Chorsabad bloßgelegt hat. Auf diesen wurden die ziemlich dicken Mauern aus Lehmziegeln oder gestampfter Erde aufgeschichtet. Die Decke war entweder gewölbt, wie sich große Bogen über den Thoren von Chorsabad finden, aus Erde (pisé) oder flach durch Gebälk gehalten; auch waren manche Räume Hypäthren. Die Säle waren, wenn sie mit einer gewölbten Decke versehen waren, zwar lang, aber verhältnismäßig nur schmal. Man findet Längen von 38—52 m bei Breiten von 10 bis höchstens 20 m. Da man keine Fenster anwendete, wie wenigstens die bisherigen Funde beweisen, so ließ man in der Decke eine Öffnung; vielleicht brachte man aber auch, wie ein Reliefbild aus Kojoundschik zeigt, unmittelbar unter der aus Holz konstruierten Decke offene Galerien an. Solcher Säle wurden nach einem wenig wechselnden Plane in größerer Zahl aneinander gereiht; so finden sich deren 28 im Nordwestpalast von Nimrud. Säulen scheinen wenig angewandt worden zu sein.

Der architektonische Effekt würde ein überaus geringer gewesen sein, wenn nicht eine sehr lebensvolle Skulptur hinzugetreten wäre. Im wesentlichen sich auf das hohe Relief beschränkend, bekleidet und belebt sie mit ihren Darstellungen in Alabaster die einförmigen Säle. Wie die ägypt. Kunst stellt auch die assyrische volle Figuren dar; aber sie begnügt sich nicht mit den Contouren, sondern strebt eine lebensvolle Ausarbeitung der Muskulatur an, in welcher sie sich zuweilen der freien Bewegung der griech. Kunst nähert. Zwar geht bei der großen Vorliebe der assyr. Kunst für das Gedrungene das Ideale verloren, wie ihnen auch das Feierliche der ägypt. Kunst abgeht; aber Interesse für Leben und Charakteristik verleugnet sich nie ganz. Nicht selten scheint man die Basreliefs bemalt zu haben. Wo sehr viele Figuren zusammengedrängt werden, wird die Darstellung in der Regel verworren, wiewohl die verschiedenen Persönlichkeiten und Stämme immer hinreichend charakterisiert erscheinen. Am bedeutendsten erscheint die assyr. Skulptur im engern Rahmen, wie z. B. bei Jagddarstellungen, in denen fast immer der Löwe musterhaft gelungen ist; so auf dem Relief im Nordwestpalast von Nimrud. Selbständige Bilder werden eigentlich nur mit symbolischen oder dämonischen Gestalten versucht; doch sind einige Königsstatuen erhalten. Die alte Kunst Chaldäas, wie dies namentlich die neuern franz. Ausgrabungen ergeben, leistete in der Darstellung von Personen in dem härtesten Material (Diorit) allerdings den assyr. Erzeugnissen sehr überlegene Werke (s. Babylonien und Chaldäa). Von besonderer Wirkung sind die kolossalen geflügelten Stiere oder Löwen, welche gewöhnlich einen mit eigentümlicher Tiara geschmückten Männerkopf tragen. Sie hüten die Eingänge der Paläste und Säle und machen den Eindruck großartigster Energie. An der Grenze der reinen Technik bringt die Skulptur zahlreiche zierliche Leistungen, namentlich in Elfenbein- und Glasarbeiten, für das Leben hervor. Hier erfuhr die assyr. Kunst ägypt. Einwirkungen, wie aus Elfenbein- und Glasarbeiten zu sehen ist. Von Versuchen in Malerei haben sich einige Überreste auf Wänden erhalten, welche nach dem gewöhnlichen Gebrauch Reliefs erhalten sollten; sie zeigen ein ziemlich sicheres Gefühl für die Contouren. Eine große Fertigkeit hatten die Assyrer im Schneiden von harten Steinen; unzählige Cylinder, Amulette und Gemmen bezeugen dies noch heute. Einen unverkennbaren Einfluß hat die assyr. Kunst auf die Persiens ausgeübt; in Kleinasien gibt es noch heute eine Menge Spuren der gewaltigen Einwirkung Ninives. Auf die griech. Kunst scheint namentlich die Ornamentik der assyr. Kultur einen großen Einfluß gehabt zu haben. Die Erinnerung an A. verlor sich bald, aber die vorwaltenden Gedanken, die den Staat leiteten, sind auf Persien und von dort auf den Orient und nach Griechenland und Byzanz übergegangen. A. bietet neben Ägypten das älteste Bild eines vollständig geregelten Hofstaats und einer gegliederten Administration. Unter den 40 Hofchargen, noch aus turan. Zeit her, ist eine, die der Söhne Guman (tur Guman), der Dolmetscher, bis auf die neueste Zeit mit dem alten Namen lebendig erhalten (drogman u. s. w.). Die Assyrer haben auch zuerst, wie später die Athener und Römer, die Jahre nach gewissen Beamten bezeichnet, die sich nach einem Turnus folgten. Eine lange Liste die Eponymen ist erhalten geblieben, und eine in d selben erwähnte Sonnenfinsternis, die sich als b jenige vom 13. Juni 809 v. Chr. ausgewiesen h gibt der Chronologie eine große Präzision. D Assyrern und Babyloniern verdankt man auch d älteste Maß- und Gewichtsystem, welches in nen Grundzügen die Basis des hellenischen wur (Hierzu eine Tafel: Assyrische Altertümer.)

Aus der Litteratur über A. sind hervor heben zur Geschichte der Entdeckungen: Weißenbo «Ninive und sein Gebiet» (Erfurt 1851—56) u die Fundamentalwerke: Botta und Flandin, «M nument de Ninive» (5 Bde., Par. 1846—50 Layard, «Nineveh and its remains» (2 Bde., Lon 1849; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 185 desselben «Discoveries in the ruins of Ninev and Babylon» (Lond. 1853; deutsch von Zenk Lpz. 1856), und dazu «Monuments of Nineve (2 Bde., Lond. 1849 fg.); Loftus, «Chaldaea a Susiana» (Lond. 1856); Oppert, «Expédition Mésopotamie» (2 Bde., Par. 1858—63). Z allgemeinen Geschichte gehören: Rawlinson, «T early history of Babylonia» (Lond. 1851); Ba «Nineveh and Persepolis» (Lond. 1850 u. öfte G. Rawlinson, «The five great monarchies the ancient world» (Bd. 1, Lond. 1862); Oppe «Les inscriptions assyriennes des Sargonide (Versailles 1863); derselbe, «Histoire des E pires de Chaldée et d'Assyrie» (Par. 1865); de selbe mit Ménant, «Les fastes de Sargon» (P 1862); Juynboll, «Juda und die assyr. Macht 7 —711» (Leid. 1863); Oppert, «Grundzüge d assyr. Kunst» (Bas. 1872); Ménant, «Annal des rois d'Assyrie» (Par. 1874); Smith, «A syrian discoveries» (Lond. 1875); zur Beschr bung außer den Quellwerken und Baur noch beiden populären Schriften von Bonomi, «Ninev and its palaces» (Lond. 1852), und Feer, «L ruines de Ninive» (Par. 1864). Für exegetis Zwecke: Schrader, «Die Keilschriften und das A Testament» (Gieß. 1872). Für präzise Metro gie: Oppert, «L'étalon des mesures assyrienn (Par. 1875).

Ast ist in der Botanik nicht sowohl die Beze nung für einen bestimmten Begriff, sondern w braucht das Wort in sehr verschiedenartiger Bed tung. Im gewöhnlichen Leben dagegen bezeich man als A. meist jede Auszweigung des Stamm oder Stengels der Pflanzen. Da diese Auszweig gen aus Knospen hervorgehen, die in vielen Fä sehr regelmäßig gestellt sind, so ist auch die spä Anordnung der Äste eine regelmäßige und für v schiedene Pflanzen eine charakteristische. Bei Bäumen und Sträuchern nennt man Äste nur stärkern Zerteilungen des Stammes, die schwäc Zweige. Junge, noch nicht ein Jahr alte nennt man Reis, Trieb oder Sproß. Bei krautartigen Pflanzen liegen die Äste oft nieder treiben Wurzeln in die Erde; solche nennt Ranken oder Ausläufer. Die aus einem un irdischen Stamme oder Wurzelstock oder (bei Laubhölzern) aus oberflächlich verlaufenden W zeln hervorwachsenden Äste werden Wurzelsp sen, Wurzelbut und (nur bei Holzgewäch Wurzellohden genannt. Äste oder Spro welche aus Adventivknospen (s. Knospen) an Seiten der Baumstämme unterhalb der Krone her gehen, heißen Wasserreiser, Stammspros

und Stammlohden; solche, welche aus dem Stocke eines abgehauenen Baumstammes (infolge der Bildung von Adventivknospen) sich entwickeln, Stocklohden. Kurze, oberirdische, auf dem Boden liegende, aber nicht wurzelschlagende Äste, welche, von der Pflanze abgetrennt, sich bewurzeln und zu selbständigen Pflanzen werden, heißen Ableger und Absenker. Pflanzen, die dergleichen treiben, lassen sich durch Abtrennen solcher Abieger am leichtesten und sichersten vermehren.

Ast (Georg Ant. Friedr.), verdienter Philolog und Philosoph, geb. 29. Dez. 1778 zu Gotha, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte seit 1798 in Jena zunächst Theologie, bald jedoch vorzugsweise Philologie und Philosophie. Nachdem er sich 1802 in Jena als Docent der Philosophie und der Philologie habilitiert, erhielt er 1805 einen Ruf als Professor der klassischen Litteratur nach Landshut, von wo er in gleicher Eigenschaft 1826 nach München übersiedelte. Er starb daselbst 31. Okt. 1841. A.s philos. Hand- und Lehrbücher waren derzeit sehr geschätzt. Dahin gehören: «System der Kunstlehre oder Ästhetik» (Lpz. 1805), «Wissenschaftliche Darstellung der Grammatik, Hermeneutik und Kritik» (Landsh. 1808), «Grundlinien der Philosophie» (2. Aufl., Landsh. 1809), in denen er sich den Ansichten Schellings nähert; «Grundriß der Geschichte der Philosophie» (Landsh. 1807; 2. Aufl. 1825), «Hauptmomente der Geschichte der Philosophie» (Münch. 1829) und «Entwurf der Universalgeschichte» (Landsh. 1810). In späterer Zeit beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Erklärung der Platonischen Werke. Außer einer Einleitung in das Studium derselben, «Platos Leben und Schriften» (Lpz. 1816), die zu den besten derartigen Untersuchungen gehört, und der Bearbeitung mehrerer einzelner Schriften des Plato, namentlich des «Phaedrus» (Lpz. 1810) und der «Politia» (2 Bde., Lpz. 1814), veröffentlichte er eine kritische Ausgabe sämtlicher Werke Platos mit lat. Übersetzung und reichhaltigen Kommentaren (11 Bde., Lpz. 1819—32), welcher er ein umfassendes «Lexicon Platonicum» (3 Bde., Lpz. 1835—39) hinzufügte.

Asta oder Ásta Regia, röm. Kolonie in Hispania baetica, s. Xeres de la Frontera.

Asterabâd, Astrabad oder Isterabâd, pers. Provinz von 14591 qkm mit etwa 80000 E. — Die Hauptstadt A. liegt 30 km von der Südostecke des Kaspischen Meers, in ausgedehnter Ebene am Fuß eines hohen, dichtbewaldeten Ausläufers des Elbursgebirges und im Hintergrunde des Golfs von A. oder von Aschraf, eines Haffs, das 65 km lang, gegen 15 km breit ist und von einer schmalen, sandigen, der Küste parallel gegen Osten auslaufenden Nehrung, der Halbinsel Miyan-Kaleh (Potemkin bei den Russen) begrenzt wird. Die Stadt ist weitläufig im Viereck gebaut und von einer hohen mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Die Straßen sind nicht eng, gut gepflastert und mit sorgfältig erhaltenen Wasserabzügen versehen. Die aus Lehm erbauten, mit spitzen Ziegeldächern gedeckten Häuser sind nach den Straßen hin meist von langen Gartenmauern eingefaßt. Die Menge zerfallener Gebäude, unter denen die Trümmer des von Schah Abbas erbauten Prachtschlosses, geben der Stadt ein ödes Ansehen, das nur durch den großen Bazar, die Karawanserais und viele offene Moscheen einigermaßen gemildert wird. Das stattlichste Gebäude ist das russ. Konsulat mit prächtigem Garten. A. zählt 10000, nach andern nur 5000 E. und zeichnet sich durch kein eigentümliches Gewerbe aus; nur Sesamöl wird im großen gewonnen. Die Umgegend ist ein zerrissenes Terrain, ungeregelt urbar gemacht, an vielen Stellen sumpfig, daher ungesund, aber überaus fruchtbar, reich an Wald, an Orangen und Citronen, aber auch an Tigern, Panthern, Leoparden, Hyänen und Schakalen. Aga Mohammed verpflanzte den Stamm der Kadscharen hierher, der durch das ihm angehörige Fürstenhaus zum herrschenden im Persischen Reiche geworden ist. Nur spärliche Reste der Kadscharen leben noch hier, und zwar in größter Dürftigkeit. A. ist ein Asyl für die von den Schiiten verfolgten Sunniten, denn es ist das «Haus der wahren Gläubigen» (Dâr-el-Mumenin). Die sehr alte Stadt A. wurde 1384 von Timur erobert; Mißtrauen gegen die Einwohner veranlaßte Schah Nadir, das feste Schloß zu schleifen, und seitdem geriet sie mehr und mehr in Verfall. Erst seit neuerer Zeit hat sich ihr Handel wieder gehoben, da sie viel von Russen besucht wird, welche die nahe Insel Aschur-ade (s. d.) besetzten und nordöstlich von dieser, unweit von der Küste, ein Fort anlegten, wie auch weiter östlich am Görgen-Rud das Fort Kyzyl-Alan. Außer Baumwolle, Reis, Seide, Rohrzucker, den Hauptstapelprodukten der Provinz, sowie Teppichen, Pferdedecken, Gerste, Naphtha, Salz, Seife aus Sesamöl bringen die Russen auch Hausenblase, gesalzene Hausen und eine große Menge Kaviar zur Ausfuhr. Der ansehnliche Handel hat jährlich einen Wert von 160000 Pfd. St. Die Ein- und Ausfuhr von A. vermittelt der Ort Ges, westlich von A., mit etwa 1200 E.

Astarôt, s. Bosrâ.

Astarte, bei den Hebräern Aschtoreth, assyr. Istar, ist der Name der weiblichen Hauptgöttin der altheidnischen Semiten, nämlich der Himjariten, Syrer, Assyrer, Araber, Phönizier und Hebräer, der als männliche Gestalt der Baal, insbesondere der Baal-Hamman (der Moloch der Hebräer), zur Seite steht und welcher als Symbol zwei Hörner, bei den alten Semiten das Sinnbild der Stärke, beigegeben werden. Haupttempel der Göttin befanden sich in Phönizien zu Tyrus und Sidon. Bei den Hebräern war ihr Kult in den Hintergrund getreten, bis derselbe durch Salomo nach dem Vorbilde des phönizischen wiederum eingeführt ward. Die A. wurde auch unter dem Namen der Mallat-Haschamaim (d. i. Königin des Himmels) verehrt. Bei den Phöniziern führte die Göttin auch den Namen Rabbat (d. i. Herrin, Gebieterin), weshalb neuere Forscher den griech. Mythus von der Europa auf sie zurückführen. Im alten Arabien erscheint auch ein männlicher Astor. Bei den Assyrern war Istar die Tochter des Mondgottes, Göttin der Ehe, der Begattung aller Geschöpfe. Sie vertrat auch den Planeten Venus. Ihr Sohn und Geliebter war ein mit dem Thammuz und Adonis identischer Gott. In dem spätern Gebrauch waren, wie in Phönizien, alle Göttinnen Istarât, Istars, wie alle Götter Baals. Nicht zu verwechseln mit der A. ist eine andere altsemit. Göttin, die Aschera, welche den Phallus zum Symbol hat und unter üppigen, grünenden Bäumen verehrt wurde. Ihr wurde eine besondere Vorliebe für den Ziegenbock zugeschrieben. Man opferte ihr durch Hingabe der Jungfrauschaft. Als männliches Wesen steht ihr ebenfalls ein Baal zur Seite. Vgl. Müller, «A., ein Beitrag zur Mythologie des orient. Altertums» (Wien 1861).

Astasie (grch.), Unstätheit, Unruhe (besonders bei Kranken); astätisch, unstät, unruhig, leicht beweglich.

Astatische Nadel heißt eine Magnetnadel, bei welcher, mittels Gegenwirkung einer zweiten Magnetnadel, die richtende magnetische Kraft der Erde weggeschafft worden ist. Die astatische Nadel besteht in ihrer gewöhnlichsten Form aus zwei Magnetnadeln, welche so verbunden sind, daß sie in einem kleinen Abstand parallel übereinander liegen, und zwar jeder Pol über dem ungleichnamigen der andern. Dadurch ist der Einfluß des Erdmagnetismus, welcher auf je einen dieser Doppelpole in entgegengesetzter Weise und in gleicher Stärke wirkt, aufgehoben; die Nadelverbindung bleibt folglich bei beliebiger Lage in Ruhe, solange keine andere magnetische Kraft als jene der Erde vorhanden ist. Sobald jedoch irgend eine magnetisierende, wenn auch geringe Kraft darauf wirkt, erfolgt eine Drehung der astatischen Nadel. Dieselbe wird daher angewendet, um das Dasein schwacher, auf Magnete wirkender Kräfte anzuzeigen. (S. Galvanometer.)

Asteïsmus (grch., dem lat. Urbanität entsprechend), feines, städtisches Benehmen, witzige Rede; Spötterei; in der Rhetorik: der Kunstgriff, etwas scheinbar zu verschweigen, was man doch erwähnt (s. Paralipsis).

Aster, Sternblume, sehr artenreiche Gattung schönblühender Gewächse der 19. Klasse 2. Ordnung des Linnéschen Systems und der Familie der Kompositen (Unterabteilung der Asteroideae), charakterisiert durch die dachziegelige Hülle des Blütenköpfchens, zungenförmige, in der Färbung von den röhrigen Blüten der Scheibe abweichende einreihige Randblüten, wie durch die sitzende, gleichförmige Haarkrone der Früchte. Die Blütenköpfchen sind meistens zu Doldentrauben oder zu Rispen gesammelt. Von den hierher gehörigen perennierenden einheimischen Arten findet sich die Virgilsaster (A. Amellus) im Spätsommer in den Wäldern, A. alpinus in den Alpen und A. Tripolium mit lilafarbiger Blume auf Salzboden und an den Seegestaden. Viele andere Arten, welche in Nordamerika einheimisch sind, haben in unsern Gärten Heimatsrecht gewonnen und zieren in stattlichen Büschen als Herbstastern die Rabatten. Zu den graziösesten und elegantesten Arten derselben zählen A. bicolor, floribundus, formosissimus nebst ihren Varietäten, grandiflorus, multiflorus, Novae-Angliae, Novi-Belgii, grandiflorus. Sind diese Stauden angepflanzt, so hat man nur die Stöcke alle 2—3 Jahre zu verjüngen, d. h. zu teilen und in frisches Erdreich zu pflanzen, um stets eines reichen Herbstflors versichert zu sein. Die für diese Operation geeignetste Zeit ist das Ende des September und der März.

Eine weit größere blumistische Bedeutung hat die einjährige A. chinensis, besser (nach Cassini) Callistephus chinensis, der chines. Schönkranz, von den Herbstastern botanisch nur durch den aus sparrig abstehenden, blattartigen, zungenförmigen Schuppen gebildeten Hüllkelch unterschieden. Gegen Ende des Jahrh. wurde diese A. durch den Jesuitenpater Incarville aus China in Frankreich eingeführt, wo sie zuerst im Jardin des plantes in Paris blühte. Das Blütenköpfchen bestand aus einer gelben Scheibe, umgeben von einem einreihigen Strahl lilafarbiger Blüten. Seitdem hat diese A. sich mannigfaltig
entwickelt, in der Färbung, welche fast alle zwisch
dem reinsten Weiß und dem lebhaftesten Karmi
fast Scharlachrot einerseits und dem dunkelsten V
lett liegenden Nuancen andererseits darstellt, in
Bildung der Blütenköpfchen, in denen das F
lungselement (die Blüten der Scheibe) in versch
dener Weise ausgebildet ist, bald als lang vor
zogene geschlossene oder dütenförmig geöffnete R
ren, bald als schmalere oder breitere blumenbla
artige Gebilde, in dem bald spitz-, bald stum
winkeligen Ansatz der Äste, durch welchen in
Hauptsache der Habitus der Pflanze bestimmt wi
in der Größe der Blumen, welche je nach den Rass
zwischen 3 und 12 cm schwankt, in der Höhe d
Busches, welche bei den Zwergastern 10 cm,
andern Formen fast 60 cm erreicht, in der beso
dern Modellierung der Blumen, in der Art, in w
cher sie sich zur Gesamtwirkung vereinigen u. s.
In den Samenbau treibenden Städten, wie Erfu
Quedlinburg u. s. w., werden mehr als 400 Sort
A. gezogen. Das gesamte Asternsortiment bie
für eingehende morphologische Studien ein so reich
Material dar, wie kaum eine andere Pflanzena
Die blumistisch entwickeltern Hauptformen der
sind: Röhraster, Kugelaster, Truffauts Päoni
aster, Chrysanthemumaster, Victoria-Aster, Nad
aster, Kranzaster, Pomponaster, Bouquetast
Zwergaster, Riesenkaiseraster. Die A. liebt ein
lockern, nahrhaften Boden. Man säet sie im Ap
in das Mistbeet oder in Töpfe und pflanzt sie i
Mai in das Land, wo sie ohne Unterbrechung vo
Juli bis in den Herbst hinein blüht.

Aster (Ernst Ludw. von), ausgezeichneter
scher Ingenieuroffizier, preuß. General der Inf
terie und Chef des preuß. Ingenieurkorps, ge
5. Okt. 1778 zu Dresden, wo sein Vater, Fried
Ludw. A., als Generalmajor und Kommandeur d
sächs. Ingenieurkorps 1. Dez. 1804 verstarb, wur
im väterlichen Hause erzogen, trat 1794 in d
sächs. Ingenieurkorps, wurde 1800 Offizier u
wohnte 1806 dem Feldzuge gegen Frankreich b
Er wurde 1809 als Kapitän in den Generalst
versetzt. Im Generalstabe 1811 zum Major bef
dert, machte A. im folgenden Jahre den Feldz
gegen Rußland mit und wurde 1813 zum Obe
lieutenant und Chef des Generalstabes bei Thi
mann in Torgau ernannt. Im Feldzuge von 18
nahm er an den Schlachten von Bautzen und Leip
teil. Bei der Reorganisation der sächs. Trupp
ward er Oberquartiermeister, später Chef des G
neralstabes beim 3. deutschen Armeekorps u
1814 Oberst. Er trat 1815 als Oberst in das pre
Ingenieurkorps über, diente in dem Feldzuge die
Jahres als Chef des Generalstabes beim 2. pre
Armeekorps und war in den Schlachten bei Lig
und Waterloo sowie bei den Belagerungen
Festungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, R
croy und Givet wirksam. Noch in demselben Ja
ward er zum Generalmajor befördert und zum G
neralinspecteur der preuß. Festungen ernannt. N
der von ihm geschaffenen neupreuß. Befestigu
wurden die Festungswerke von Koblenz und Ehr
breitstein erbaut und später die übrigen Festung
Preußens verstärkt. Charakteristisch für seine A
lagen ist das geschickte Anpassen des Polygon
systems an die Bodenverhältnisse. Er pflegte
neben den militärischen Geist und die technische A
bildung im Ingenieurkorps, sorgte auch für
Vorbildung der Infanterie und Artillerie für

Festungskriegs. Ein Werk von Ehrenbreitstein führt den Namen Fort A. Im J. 1825 erfolgte seine Ernennung zum Kommandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein, 1827 zum Generallieutenant, 1837 zum Mitglied des Staatsrats und 1842 zum General der Infanterie. A. starb zu Berlin 10. Febr. 1855. Aus seinem Werke sind seine «Nachgelassenen Schriften» (5 Bde., Berl. 1856—61; 2. Aufl. 1878). Vgl. Glas, «Betrachtungen und Urteile E. L. von A.s über die polit., kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unsers Jahrhunderts» (2 Bde., Saarbr. 1858—59).

Aster (Karl Heinr.), Bruder des vorigen, geb. 4. Febr. 1782 zu Dresden, trat 1796 in die sächs. Artillerie und wohnte als Lieutenant der Schlacht bei Jena bei, war dann Lehrer an der Artillerieschule zu Dresden und nahm seit 1809 an der Reorganisation der sächs. Armee thätigen Anteil. Im Jahre 1834 nahm er als Oberstlieutenant den Abschied und starb 23. Dez. 1855 zu Dresden. A. hat sich namentlich als militärischer Schriftsteller einen Namen erworben. Er veröffentlichte: «Lehre vom Festungskriege» (2 Bde., Dresd. 1812; 3. Aufl. 1835), welche Schrift in mehrere Sprachen übersetzt und in Preußen als Lehrbuch eingeführt wurde; «Unterricht für Pionier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineurunteroffiziere» (3 Hefte, Dresd. 1837—41); «Schilderung der Kriegsereignisse vor und in Dresden im J. 1813» (Dresd. 1844); «Die Schlacht bei Kulm» (Dresd. 1845) und später noch das treffliche, auf reichen Quellenstudien beruhende Werk: «Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig» (mit Plänen und Karten, 2 Bde., Lpz. 1852—53).

Asteria der Sternsaphir, s. unter Saphir.

Asterisch (grch.), gestirnt, mit Sternen besät; sternähnlich; von den Sternen herrührend, darauf bezüglich.

Asteriscus *Mönch*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Die wenigen Arten derselben sind krautartige Gewächse oder Halbsträucher und wachsen vorzugsweise im Orient, sie haben kleine gelbe Blütenköpfchen, die meist an den Spitzen der Zweige stehen. Die interessanteste Art ist der A. pygmaeus *Coss. et Dur.*, der in Palästina, hauptsächlich in der Umgegend von Jericho, häufig vorkommt. Die Blütenköpfchen desselben haben ähnliche Eigenschaften wie die gewöhnlich als Jerichorose bezeichnete Anastatica hierochuntica (s. unter Anastatica). Der Vorgang des Öffnens und Schließens der Blütenköpfchen geht bei A. pygmaeus noch viel schneller vor sich als bei Anastatica hierochuntica. Daher dürfte A. pygmaeus wohl mit mehr Berechtigung als die wahre Jerichorose der mittelalterlichen Pilger gelten, zumal auch in den Wappen mehrerer franz. Adelsfamilien diese Art und nicht die jetzt allgemein so bezeichnete Anastatica als Jerichorose dargestellt ist.

Asteriskus (grch. ἀστερίσκος), d. i. Sternchen (*), nannten die griech. Grammatiker ein kritisches Zeichen, welches von Aristophanes von Byzanz Stellen ohne Sinn, von Aristarch und andern Kritikern nach ihm aber solchen Stellen, die wiederholt vorkommen, da beigefügt wurde, wo sie ihm am richtigen Platze zu sein schienen; dagegen setzte man da, wo sie am unrechten Orte wiederholt wurden, den Stern verbunden mit dem Spieß, dem Obelos oder Obeliskos (— oder †), d. h. den Zeichen, welche, allein gesetzt, eine Stelle als unecht, also als zu tilgen bezeichnen sollten. Nach dem Vorgange des Origenes in dessen «Hexapla» setzte dann Hieronymus in seiner Bibelübersetzung den A. den Stellen bei, die zwar in der Übersetzung der Septuaginta fehlen, aber im hebr. Urtext stehen, den Obelos, wenn das Umgekehrte der Fall war. Gewissermaßen diente so diesen Kirchenvätern der A. zur Bezeichnung von Lücken (in der einen Vorlage), wozu derselbe von alten Grammatikern ebenfalls verwendet worden sein soll. Auch in neuern Abdrücken älterer Schriften bedient man sich eines oder mehrerer Sternchen zur Andeutung einzelner Lücken im Texte. Noch häufiger aber werden jetzt Sternchen und Kreuze gebraucht, um auf Anmerkungen unter dem Texte zu verweisen. Seitdem man angefangen hat, die Bogenzahl der Druckschriften durch arab. Ziffern zu bezeichnen, pflegt man das zweite Blatt des Bogens durch einen der Bogenzahl beigefügten A. bemerklich zu machen.

Asterismus nennt man den nach bestimmten Richtungen hin ausgesandten eigentümlichen Schein, welchen einige Mineralien im auffallenden oder durchgehenden Lichte erkennen lassen. So zeigen manche halbkugelig quer über die Hauptachse geschliffene Saphirkrystalle einen weißlichen, aus sechs Strahlen bestehenden Stern, eine Erscheinung, welche durch den Aufbau der Krystalle aus zahlreichen Zwillingsblättern hervorgebracht wird. Feinfaserige Mineralien, wie Faserkalk, Fasergips, weisen, halbkugelig geschliffen, einen wogenden oder schielenden Lichtschein auf. Bei andern Mineralien wird der A. dadurch erzeugt, daß fremde faserige oder nadelförmige Mineralkörper in paralleler oder sonst gesetzmäßiger Stellung in ihrer Masse eingewachsen sind, wie bei dem Amiantfasern enthaltenden sog. Katzenauge, einer Varietät des Quarzes. Wohl den schönsten A., einen scharfen, sechs- oder zwölfstrahligen Stern, bietet der Glimmer von South-Burgeß in Canada dar, wenn man durch ihn auf eine Kerzenflamme blickt; die Ursache ist auch hier die Gegenwart von sehr zahlreichen nadelförmigen Krystallen, vermutlich einer andern Glimmerart angehörig, welche sich unter bestimmten Winkeln durchkreuzen.

Asterocephalus, s. Scabiosa.

Asteroidea, s. Seesterne.

Asteroiden oder Planetoiden werden die zahlreichen kleinen zwischen Mars und Jupiter sich bewegenden Planeten genannt. (S. Planeten.)

Asterophyllen nennt man die Zweige und die quirlförmig um diese stehenden Blätter gewisser



Calamiten, also riesiger Schachtelhalme früherer geolog. Perioden, nämlich der paläozoischen Zeitalter. Namentlich häufig sind ihre Abdrücke und ver-

kohlten Reste in den Schieferthonen der Steinkohlenformation, wie sie die umstehende Abbildung zeigt.

Astfäule, s. Rotfäule.

Astflechte, s. Cladonia.

Asthenie (grch., d. i. Kraftlosigkeit) bezeichnet in der Medizin soviel als Schwäche, Erschöpfung, Abspannung, und asthenisch heißt ein durch Schwäche des Körpers, des Gefäßsystems u. s. w. bedingter Zustand. Das Wort kam durch das Brownsche System in Gebrauch, indem Brown (s. d.) die gesamten Krankheiten in sthenische und asthenische einteilte, die A. selbst aber in eine direkte und eine durch Überreizung entstandene indirekte unterschied.

Asthenopie (grch., lat. Hebetudo visus) heißt diejenige Störung der Sehfunktionen, bei welcher trotz normaler Sehschärfe und trotz des Mangels entzündlicher, den Gebrauch derselben behindernder Zustände letzterer doch ein derartig beschränkter ist, daß Beschäftigungen, welche ein aufmerksames Sehen in die Nähe erfordern (Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w.), nur auf kurze Zeit möglich sind. Es ist dieser Zustand nur selten, und dann meistens bei hysterischen nervösen Personen, durch eine in der sensuellen Sphäre des Sehens eintretende Erschlaffung, d. h. durch Ermüdung der Netzhaut selbst bedingt (retinale A.), bei weitem häufiger durch eine insuffiziente Leistung gewisser, bei dem Vorgange des Sehens zur Thätigkeit gerufener muskulärer Funktionen. Mit Hinblick auf dieses pathogenetische Moment unterscheidet man hauptsächlich zwei verschiedene Formen der A., die muskuläre und die accommodative.

Die muskuläre Asthenopie entsteht, wenn die binokulär fixierende Stellung der Augen, deren Realisierung hauptsächlich Aufgabe der innern geraden Augenmuskeln beider Augen ist, wegen relativer Schwäche der letztern nur zwangsweise zu Stande kommen und daher nicht lange festgehalten werden kann. Mit eintretender Muskelermüdung beginnt das eine Auge dann von der fixierenden Richtung (nach der Schläfenseite zu) abzuweichen: gleichzeitig stellt sich hiermit ein verwirrendes, die Fortsetzung der Arbeit unmöglich machendes Doppeltsehen ein, oder der Leidende schließt, um demselben zu entgehen, instinktiv das abweichende Auge zu, um monokulär weiter zu arbeiten. Vorzugsweise unterliegen Kurzsichtige dieser Form der A., und zwar infolge der durch ihre kurze Sehweite gebotenen Annäherung der Gesichtsobjekte, mit welcher eine zu starke Beanspruchung der innern Augenmuskeln Hand in Hand geht. Eine Beseitigung dieser Störung ist entweder dadurch zu erlangen, daß man die Konvergenzforderung beim Sehen in die Nähe verringert, oder das Zustandekommen der Konvergenz selbst erleichtert, oder beide Momente miteinander verbindet. Ersterm Zwecke dienen die Konkavgläser (durch Abrückung der Sehweite) und die Prismenbrillen (die brechenden Winkel den Schläfenseiten zu gerichtet), dem zweiten die geeignet zu dosierende operative Schwächung der geraden äußern Augenmuskeln.

Die accommodative Asthenopie beruht auf einer Ermüdung des deutliches Sehen in der Nähe erwirkenden Accommodationsmuskels. Vorzugsweise disponiert hierzu derjenige anomale Refraktionszustand, der als Hyperopie bezeichnet wird, und zwar darum, weil das hier vorhandene pathol. Refraktionsminus eine ungewöhnlich starke Accommodationsanstrengung fordert. Es trägt mithin
jene Refraktionsanomalie die Bedingungen zur
müdung des der Accommodation dienenden Mus
apparats in sich. Die asthenopischen Beschwer
manifestieren sich hier in der Art, daß die Sehobj
nach mehr oder weniger kurzer Arbeitszeit und
lich (durch Hervortreten von Zerstreuungskrei
und verwischt erscheinen und ineinander lau
Die Fähigkeit, weiter zu arbeiten, ist hiermit t
porär aufgehoben. Abhilfe gegen accommodat
A. erlangt man auf optischem Wege durch S
nung der Accommodationsarbeit, d. h. vor al
durch die die Hyperopie korrigierenden Kon
gläser. Muskuläre und accommodative A. kön
auch verbunden vorkommen, wenn hyperopi
Refraktion mit Schwäche der innern Augenmusk
zusammentrifft.

Ästhetik (vom grch. αἰσθάνεσθαι empfin
fühlen) nennt man die Wissenschaft vom Schön
besonders von der Kunst als der vollendetsten
scheinung des Schönen. Als selbständige Wiss
schaft ist sie noch sehr jungen Ursprungs. Zw
philosophiert schon Plato (hauptsächlich in sein
Symposion) über das Schöne; aber er sond
noch nirgends das Schöne vom Guten; Sch
heit und Kunst werden bei ihm überall nur in ihr
Verhältnis zu den höchsten Zwecken der Sittlich
und der staatlichen Gesellschaft betrachtet. (V
Ruge, «Die Platonische Ä.», Halle 1832; Strät
«Die Idee des Schönen bei Plato», Bonn 186
Aristoteles dagegen gibt allerdings aus der un
meßlichen Fülle seiner Kunstanschauungen die tr
lichsten Regeln und Gesetze, allein diese Regeln u
Gesetze bleiben auch bei ihm stets nur vereinze
Bestimmungen, feinsinnig der Erfahrung ab
lauschte Beobachtungen; nirgends wird von i
der Versuch gemacht, dieselben aus dem Wesen
Kunst selbst und sodann dieses Wesen der Ku
wieder aus der Natur des Menschen mit inner
Notwendigkeit abzuleiten. (Vgl. Ed. Müller, «G
schichte der Theorie der Kunst bei den Alten», 2 B
Bresl. 1834.) Die Neuplatoniker vollends trüb
trotz feinsinniger Einzelbeobachtungen das bu
Aristoteles bereits Gewonnene wieder mit
fremdartigsten theol. Beimischungen; ein Sta
punkt, welcher durch das gesamte Mittelalter
behalten wurde. Auch die künstlerisch so hoch
gabte und so lebhaft bewegte Zeit der Renaiss
gelangte nicht zu einer Theorie des Schönen,
ebenso wenig reichten dafür die kunstkritischen
wägungen aus, welche später in der franz. Litte
tur durch Dubos und Batteux, in der englisc
durch Shaftesbury, Hutcheson, H. Home und E
Burke, in der deutschen durch Hagedorn, M
delssohn, Sulzer und verwandte Geister eine
bereitende und anregende Wirkung ausübten.
her ist es in der That geschichtlich vollkommen
gründet, wenn man gewöhnlich erst A. G. Ba
garten, einen Schüler Wolfs, als den Begrü
der Ä. zu bezeichnen pflegt. Wolf hatte, ebenso
Leibniz, zwischen einem niedern und höhern
kenntnisvermögen, zwischen dunkeln und deutli
Vorstellungen der menschlichen Seele unterschie
in seiner Erkenntnislehre aber hatte er ausschl
lich das höhere Erkenntnisvermögen, Verstand
Vernunft, berücksichtigt, und das niedere Erke
nisvermögen, die Empfindungs- und Einbildun
kraft, als wissenschaftlicher Betrachtung unzug
lich zurückgewiesen. Baumgarten suchte diese L
des Wolffschen Systems auszufüllen; er ent

eine Logik des untern Erkenntnisvermögens, eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis, und nannte dieselbe als Lehre von der Empfindung «Ästhetik». Seit 1742 hielt Baumgarten Vorlesungen über diese neue Erkenntnislehre. Mit Baumgartens Genehmigung erschienen 1748 auf Grundlage dieser Vorlesungen von Georg Friedr. Meier die «Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften» (3 Tle., Halle). Später wurden die Vorlesungen Baumgartens selbst als «Aesthetica» (2 Bde., Frankf. 1750—58) veröffentlicht, und dieser Name ist fortan der neuen Wissenschaft geblieben.

Dieser Anfang war nun freilich ein sehr kümmerlicher und dem Gegenstande des neuen Wissenszweigs durchaus unangemessener, und wenn schon nach wenigen Jahrzehnten die Ä. nicht nur zu lebendigster Entwicklung gelangte, sondern auch ihre bleibende Grundlage fand, so war dies zwei Umständen zu verdanken: einerseits der hohen Bedeutung, welche die Ä. als Schlußpunkt des Kantischen Systems der Philosophie gewann, andererseits der reichen Kunstanschauung, welche in sie einströmte, seitdem teils durch Winckelmann und Lessing der Sinn für die wahre Schönheit frei geworden war, teils die Hochflut der deutschen Poesie ihre Wellen bis in die Stätten der Wissenschaft trieb. An Lessings fruchtbare Kunstkritik schlossen sich später die Romantiker, vor allem die beiden Schlegel (s. d.) an, und bei ihnen verknüpfte sich dies kunstkritische Element mit dem philosophischen, welches bei Kant zuerst eine Anknüpfung der Probleme der Ä. an die höchsten Prinzipien des menschlichen Wissens und Denkens versucht hatte. Kant gab seine Theorie des Schönen in der «Kritik der Urteilskraft» (zuerst Berl. 1790 u. öfter). Er geht von dem Satze aus, daß das Schöne alle in gleicher Weise errege und befriedige; es sei daher die Zweckmäßigkeit der Form, aber wahrgenommen ohne Vorstellung eines Zwecks, Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die nicht wie das Angenehme und Gute eigensüchtiges Interesse errege, sondern in freiem, uninteressiertem Wohlgefallen gefalle. Dabei vermag Kant freilich nicht zu beantworten, warum nur gewisse Gegenstände dieses Gefühl des uninteressierten Wohlgefallens in uns hervorrufen, andere aber nicht; denn er fragt noch nirgends nach der Beschaffenheit der Kunst und des Schönen selbst, nach den objektiven Eigenschaften der solche Eindrücke hervorrufenden Werke, sondern immer nur nach den subjektiven Einwirkungen auf Gefühl und Sinne. Dieser Fortgang war erst die Errungenschaft der neuern deutschen Philosophie. Den Weg hierzu bahnt Schiller, welcher in seinen ästhetischen Abhandlungen zwar noch wesentlich auf Kantischer Grundlage steht, aber doch überall schon diese Schranken durchbricht und auf die Erforschung der in der Natur des Schönen selbst liegenden Eigenschaften ausgeht. Die Anregungen Schillers fanden die genialste Fortbildung in Schelling («Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur», Berl. 1807, und die nachgelassenen «Vorlesungen über die Philosophie der Kunst», Bd. 5 der «Gesammelten Werke», Stuttg. u. Augsb. 1859). Nicht mehr bloß der psychol. Eindruck, sondern das thatsächliche Wesen der Schönheit wurde fortan Gegenstand der philos. Betrachtung. Indem die Schellingsche Philosophie Natur und Geist, das Ideale und Reale als identisch, d. h. als innerlich einheitlich und gleich erkannte, erfaßte sie das Schöne als dasjenige, dessen sinnliche Wirklichkeit, dessen Realität durchweg der Idee, dem Idealen entspricht, als innigste Einheit und Durchdringung des Idealen und Realen. Die Kunst ist die Spitze des Schönen, denn sie allein ist diese vollkommene und absolute Ineinsbildung des Idealen und Realen, in welcher Seele und Leib, Inhalt und Form schlechthin ineinander aufgehen. Schelling hat diese folgenreiche Grundanschauung, welche prinzipiell schon bei Goethe und Schiller obwaltet, zwar zuerst formuliert, aber litterarisch sind die daraus sich ergebenden Folgerungen zuerst durch seinen Schüler Solger, der deshalb als der Ästhetiker der Romantik zu gelten pflegt, bekannt gemacht worden («Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst», 2 Bde., Berl. 1815, und die von Heyse herausg. «Vorlesungen über die Ä.», Berl. 1829). Vollendet und in alle Einzelheiten durchgebildet erscheint dieses Prinzip jedoch erst in Hegel; er und seine Schule haben für die wissenschaftliche Kunstbetrachtung wahrhaft epochemachend gewirkt. Die wichtigsten Schriften dieser Richtung sind: «Hegels Ä.» (herausg. von Hotho, 3 Bde., Berl. 1835—38; 2. Aufl. 1842—43); Weiße, «System der Ä.» (2 Bde., Lpz. 1830, und mit Zusätzen herausg. von Seydel, Lpz. 1872); Vischer, «Über das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837); Ruge, «Neue Vorschule der Ä.» (Halle 1837); Vischer, «Ä., oder Wissenschaft des Schönen» (3 Bde., Reutlingen 1846—57); Carriere, «Ästhetik» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1873). Auch die Hegelsche Ä. geht wesentlich vom Begriff des Schönen aus; ihre Grundlage ist die sog. Metaphysik des Schönen. Das Schöne ist, wie bei Schelling, die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Die erste Daseinsform ist also das Naturschöne, das Schöne in der Natur und, wie Vischer mit Recht hinzufügt, in der Geschichte. Das Naturschöne aber ist noch mit tiefen Mängeln behaftet; es ist selten, zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem. Diese Mängel haben ihren Grund darin, weil das Naturschöne unbewußt ist. Bewußt aber ist das Schöne im sinnlichen Geiste, in der Phantasie. Aber die Phantasie ist bloß innerlich; sie muß sich daher verkörpern, sie muß ihre Gebilde verwirklichen. Diese Verwirklichung des Phantasiebildes ist die Kunst. Das Kunstwerk hat eigenes, selbständiges Dasein, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos wie ein Werk der Natur; aber es stammt aus dem Geiste, es ist nur die objektive Verkörperung des Ideals, jeder Rest roher Natur ist von ihm abgestreift, es ist idealisierte Natur. Die einzelnen Künste erscheinen folglich als das stufenweise Sichherausarbeiten des Geistes aus der Materie. Die bildenden Künste (Architektur, Plastik, Malerei) sind stumme, massenhafte, noch selbst in sinnlichem Material arbeitende Künste; die Musik bewegt sich schon in der idealgesetzten Materialität des Tons, die Poesie dagegen auf rein geistigem Gebiet. Die Poesie ist der Übergang des Geistes aus der Welt der sinnlichen Empfindung und Vorstellung zum reinen Denken. So ist die Ä. auf diesem Standpunkte in Wahrheit eine Wissenschaft des Schönen. Sie durchwandert das ganze Reich desselben. Die Kunst ist in diesem Reiche nur eine Provinz, wenn auch die reichste und herrlichste. Einen von Hegel abweichenden, aber durchaus selbständigen Standpunkt in der philos. Auffassung des Schönen und der Kunst nehmen ein: Jean Paul, «Vorschule der Ä.» (1804); Fries, «Handbuch der Ä.» (Heidelb. 1832); Krause, «Abriß

der A.» (herausg. von Leutbecher, Gött. 1837); Schleiermacher, «Vorlesungen über A.» (herausg. von Lommatzsch, Berl. 1842).

Wie sich in neuester Zeit überhaupt ein realistischer Widerstand gegen die sog. spekulative Philosophie energisch geltend gemacht hat, so rührte sich dieser auch in der A. um so lebhafter, je weniger sich die vielgestaltige Welt des künstlerischen Empfindens und Darstellens in abstrakte Begriffsallgemeinheit einfangen lassen will. Der Widerstand ist zunächst von der Herbartschen und Schopenhauerschen Schule ausgegangen; zu der erstern gehört Zimmermann («Allgemeine A. als Formwissenschaft», Wien 1865). Doch auch innerhalb der Hegelschen Schule regte sich der Trieb selbständiger Fortbildung. Zeisings «Ästhetische Forschungen» (Frankf. 1855), Köstlins «Ästhetik» (Tüb. 1863—69), Eckardts «Vorschule der A.» (2. Abteil., Karlsr. 1865) und Lemkes «Populäre A.» (4. Aufl., Lpz. 1873) stehen auf durchaus verschiedenen, einander sogar schroff widersprechenden Standpunkten; aber nichtsdestoweniger haben sie das Gemeinsame, daß sie aus den Höhen der Metaphysik des Schönen mehr in das individuelle, geschichtliche Kunstleben selbst einzutreten bestrebt sind. Man kann mit keiner dieser Fortbildungen völlig einverstanden sein, und man wird doch mit Bestimmtheit behaupten müssen, daß die Hegelsche A. trotz aller ihrer tiefen und oft überraschend feinsinnigen Einsichten in das Wesen der Kunst, der einzelnen Kunstarbeiten und der geschichtlich gegebenen Kunstwerke auf einer Grundanschauung ruht, die das Wesen der Kunst nicht völlig trifft und daher die Eigenartigkeit der schöpferischen Kunstbedingungen teils nicht in ihrem vollen Umfange, teils nicht in ihrer innern Notwendigkeit und Begründung erkennen kann.

Die Kunst ist nicht in ihrem eigensten Wesen und Ursprung zu erkennen, wenn man diese Erkenntnis von vornherein nur einer allgemeinen Wissenschaft des Schönen anreiht und unterordnet. Die Kunst ist durchaus nicht eine solche Steigerung oder gar Überbietung der Naturschönheit; auch der größte Künstler vermag die schöne Natur nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen, und er hat auch gar nicht diese Aufgabe. Die Kunst entspringt auch zunächst gar nicht aus dem Drange nach einem solchen schönen idealisierten Gegenstande; der Ursprung der Kunst ist wesentlich ein monumentaler, ist das Verlangen, den Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und diesem Denkmal eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Dies gilt nicht bloß von den bildenden Künsten, sondern ebenso sehr von der Musik und Poesie. Daher sind alle ältesten Kunstzeiten symbolisch; die Sache, der Gedanke überwiegt noch die Form des Ausdrucks. Erst allmählich erstarkt auch die Form und wird dem Gedanken angemessen. Es ist ein Kernwort Goethes, wenn er sagt: «Nicht die schönen Formen waren der Hauptzweck der griech. Kunst, sondern diese entwickelten sich umgekehrt nur aus dem Geiste derselben, als notwendige Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken.» Sind aber die schönen Formen nicht Zweck der Kunst, sondern nur Mittel; ist die Sprache der Kunst nur deshalb eine Sprache in sinnlich natürlichen Formen, eine Sprache in Linien, Körpergestalten, Farben, Tönen und Charakteren, weil der Inhalt, den sie ausdrückt, aus der sinnlichen Anschauung und Empfindung des Menschen kommt, so folgt, daß das Wesen und der Ursprung der Kunst n[…] aus einer Metaphysik des Schönen, sondern le[…] lich aus der psychol. Natur des Menschen selbst [...] geleitet werden muß. Nicht der Begriff des S[…] nen, sondern das Wesen der Phantasie ist d[…] der naturgemäße und notwendige Ausgangspu[…] Dies ist die erste Aufgabe der A., die Psychol[…] oder die Physiologie der Phantasie als eines ei[…] artigen Prozesses der Auffassung der Außen[…] und der äußern Darstellung, des Vorstellung[…] halts. (Vgl. Siebeck, «Das Wesen der ästheti[…] Anschauung», Berl. 1875.) Auf diesem Gru[…] erst hat die A. das Kunstwerk selbst zu betrach[…] das Kunstwerk, wie es die schöpferische That [...] Phantasie ist. Das Kunstwerk ist aber wesen[…] nach zwei Seiten bedingt und abhängig. Erst[…] ist es das Werk einer ganz bestimmten Kunstart[…] ist ein Bauwerk, ein Bildwerk, ein Gemälde, [...] Musikstück, ein Gedicht. Die Wissenschaft hat [...] nicht nur diese einzelnen Kunstarten abzulei[…] sondern auch die Gesetze und Grenzen darzustel[…] die einer jeden Kunstart durch ihr Darstellun[…] material naturnotwendig gegeben sind. Die [...] senschaft der A. ist in diesem Sinne Formenle[…] Theorie des architektonischen, plastischen, mal[…] schen, musikalischen, poetischen Stils. Hier liegt [...] wichtigste und für den ausübenden Künstler [...] fruchtbarste Aufgabe der A. Lessings «Laoko[…] aus der Verschiedenheit des Darstellungsmateri[…] die Stilunterschiede und Grenzen der bilden[…] Kunst und der Poesie ableitend, ist für Untersuch[…] gen dieser Art ein ewig maßgebendes Muster. [...] neuerer Zeit ist Gottfr. Semper in seinem tr[…] lichen Werke: «Der Stil in den technischen und [...] tonischen Künsten, oder praktische A.» (Bd. 1 u. [...] Frankf. 1860—63), wieder sehr erfreulich in die[…] Weg eingelenkt. Zweitens aber ist das Kunstw[…] auch einer ganz bestimmten Zeit und Nationali[…] angehörig; es ist innerster und individuellster A[…] druck derselben; es ist, wie man es treffend gena[…] hat, das in Formen verkörperte Empfindungsv[…] mögen einer bestimmten Zeit und Nationalit[…] Nach dieser Seite erweitert sich folgerichtig die [...] wesentlich zur Kunstgeschichte. Soll die A. da[…] volle und ganze Erkenntnis der Kunst sein, so m[…] sie Theorie und Geschichte der Kunst zugleich s[…] es bleibt ein unvergänglicher Ruhm Winckelman[…] des ersten Begründers der wissenschaftlichen Ku[…] geschichte, daß er, diese innere und untrennbare [...] sammengehörigkeit von A. und Kunstgeschichte [...] erkennend, die ästhetisch-theoretische Seite der Ku[…] betrachtung in einem Umfange in seinen Ber[…] zog, wie kein anderer Kunsthistoriker nach ihm. [...] A. ist demnach wesentlich Encyklopädie der Ku[…] wissenschaft, und ihre Methode und ihr Ziel k[…] nur vergleichende Kunstforschung im Sinne der v[…] gleichenden Religions- und Sprachforschung s[…] Vgl. Zimmermann, «Geschichte der A. als phil[…] Wissenschaft» (Wien 1858); Lotze, «Geschichte [...] A. in Deutschland» (Münch. 1868); Schasler, «[...] tische Geschichte der A. von Plato bis auf [...] neueste Zeit» (Berl. 1872).

Asthma (grch., d. i. Beklemmung), **Brust[…] klemmung**, **Brustkrampf**, wurde von [...] ältern Ärzten und wird von Laien vielfach n[…] jetzt als eine besondere selbständige Krankheit [...] gesehen, läßt sich aber nach dem jetzigen Sta[…] punkte der Wissenschaft nur als eine Krankhei[…] erscheinung, als ein Symptom zahlreicher, ihr[…]

Weise und sehr verschiedener Krankheiten auffassen. Von der kontinuierlich andauernden Schwer- oder Kurzatmigkeit (Dyspnoe), die sich bei vielen chronischen Lungenkrankheiten findet, unterscheidet sich das A. dadurch, daß periodisch in längern oder kürzern Anfällen, meist ganz plötzlich schwere Atemnot mit heftigen krampfhaften Atembewegungen, keuchendem, mit hörbarem Atmen, mit heftigem Erstickungsgefühl, Husten und Auswurf sich einstellt. Derartige asthmatische Anfälle entwickeln sich nun allemal dann, wenn plötzlich, durch irgendwelche Veranlassung, die Ausscheidung der Kohlensäure aus dem Blute und die Aufnahme von Sauerstoff in dasselbe, wie solche in den Lungenbläschen normalerweise vor sich gehen, in dem Grade gehindert werden, daß das mit Kohlensäure überladene Blut plötzlich einen sehr intensiven Reiz auf die Nervencentren im verlängerten Mark ausübt und dadurch klonische (krampfhaft zuckende) Reflexbewegungen in den Atmungsmuskeln hervorruft. Ein solcher Zustand kann durch die verschiedenartigsten Krankheiten hervorgerufen werden: bald sind es mechan. Verhältnisse, welche die Luftwege beengen (Krankheiten des Kehlkopfs, der Schilddrüse, Aneurysmen der großen Brustgefäße, Beengung der Brusthöhle durch Unterleibskrankheiten), bald Erkrankungen der Lungen (am häufigsten bei Erwachsenen Lungenerweiterung [s. Emphysem], Lungenentzündung, Brustfellentzündung, Ansammlung von Flüssigkeit in den Brusthöhlen, Lungenschwindsucht, Katarrh der Luftröhrenäste), bald Krankheiten des Herzens und seiner Klappen, sowie Fettsucht des Herzens und des Herzbeutels, bald endlich Störungen im Nervensystem, welche asthmatische Anfälle zur Folge haben (nervöses A., Bronchialasthma). Indem nämlich die feinen Muskeln der mittlern und der feinsten Luftröhrenäste, infolge einer krankhaften Neigung der zu ihnen führenden Nervenfasern, in einen mehr oder weniger heftigen Krampf geraten, wird die Lichtung jener feinen Röhrchen so stark verengt, beziehentlich verschlossen, daß die eingeatmete Luft nicht mehr in die Lungenbläschen gelangen kann, und so jene hochgradige Überladung des Bluts mit Kohlensäure eintreten muß, welche die Ursache jedes asthmatischen Anfalls ist.

Die **Behandlung** des A. richtet sich streng nach der Ursache, die durch eine genaue physik. Untersuchung zu ermitteln ist. Während des Anfalls selbst sind alle beengenden Kleidungsstücke zu lösen, Hautreize anzuwenden, wie Anspritzen mit kaltem Wasser, warme Hand- und Fußbäder, Riechmittel u. s. w. sowie Ableitungen auf den Darm durch Klystiere zu versuchen, wie auch nicht selten Einatmen von frischer Luft, Chloroform, Salpeterdünsten (durch Verbrennen von Salpeterpapier) im Anfall selbst wesentliche Erleichterung zu verschaffen im Stande sind. Auch die Einatmungen komprimierter Luft (s. d.) leisten gegen asthmatische Anfälle vortreffliche Dienste. Bei dem A. **der Kinder**, welches zumeist auf einem krampfhaften Verschluß der Stimmritze beruht (**Stimmritzenkrampf**), ist das Hauptgewicht der Behandlung auf eine möglichst zweckmäßige Ernährung des Kindes zu legen. (S. **Auffütterung**.)

Asti (Asta Pompeja), Stadt in der ital. Provinz Alessandria, liegt 40 km südöstlich von Turin, an der Mündung des Borbore in den Tanaro und an der Eisenbahn Turin-Alessandria-Genua, die hier nach Casale und Castagnole abzweigt, ist Sitz eines Bischofs, hat ein altes Schloß, eine gotische Kathedrale, mehrere Paläste, Seidenmanufakturen, zwei besuchte Messen und ansehnlichen Handel mit wollenen Waren, Leder, Hüten und Trüffeln und zählt (1880) als Gemeinde 34 203 E. In der Umgegend baut man in Piemont sehr geschätzte Weine, besonders den Asti spumante, einen moussierenden Muskatwein. A. ist der Geburtsort des Dichters Alfieri, welchem hier 1862 ein Denkmal errichtet worden ist. Im Mittelalter war es eine der mächtigsten Republiken Oberitaliens und lange berühmt durch seine 100 Türme, von denen noch 80 übrig sind. Die Stadt wurde 1155 von Kaiser Friedrich I. eingeäschert, 1348 fiel sie in die Gewalt der Visconti, kam dann an Frankreich und nach dem Frieden zu Cambray 1529 an Karl V., der sie seiner Tante Beatrice von Savoyen schenkte. Im Okt. 1745 wurde A. von den Franzosen erstürmt. Das benachbarte Thal von **Andona** ist reich an fossilen Resten.

Astigmatismus (abzuleiten von στίγμα, Punkt) ist seiner Wortbedeutung nach der Zustand, in welchem Strahlen, die von einem Punkte ausgehen, sich nicht wieder in einem Punkte vereinigen können. Wenn infolge asymmetrischer Bildung der brechenden Flächen des Auges die Refraktion in den verschiedenen Meridianen eines und desselben Auges nicht dieselbe ist, dabei aber doch für jede einzelne Meridianrichtung durch Zuhilfenahme sphärischer Linsen eine punktuelle Vereinigung der Strahlen auf der Stäbchenschicht der Retina erzielt werden kann, so entspricht dieser Zustand der Begriffsbestimmung des regelmäßigen A. Ist indessen die Aberration der Strahlen in einem und demselben Meridian eine so komplizierte, daß durch sphärische Gläser eine punktuelle Vereinigung derselben auf der Retina nicht bewirkt werden kann, so ist unregelmäßiger A. vorhanden. Ein gewisser Grad von regelmäßigem A. beeinträchtigt den Grad der Sehschärfe, den man als Norm anzusehen hat, ebenso wenig wie ein geringer Grad von unregelmäßigem A.; Andeutungen dieser beiden Formen finden sich auch bei dem normalen Auge. Sind diese optischen Ungleichartigkeiten indessen in höherm Grade entwickelt, so entsteht eine denselben proportionale Beeinträchtigung der Sehschärfe. Die Ursachen des A. können sowohl in der Hornhaut als der Linse, gleichzeitig auch in beiden liegen, und es kann in letzterm Falle geschehen, daß der von der erstern abhängige A. den durch letztere bedingten entweder steigert oder (teilweise) kompensiert. Der regelmäßige A. allein kann optisch korrigiert werden. Die Meridiane des Brechungsminimums und Brechungsmaximums eines und desselben Auges stellt man als Hauptmeridiane einander gegenüber, die Brechungsdifferenz beider gibt den Grad des A. an. Ist die Brechung in einem Hauptmeridian normal, in dem andern zu stark oder zu schwach, so ist der A. ein einfach myopischer oder hyperopischer. Wenn jedoch in allen Meridianen ein myopischer, resp. hyperopischer Refraktionszustand herrscht, der nur dem Grade nach verschieden ist, so ist zusammengesetzter myopischer, resp. hyperopischer A. vorhanden. Es ist endlich der A. ein gemischter, wenn Myopie in dem einen, Hyperopie in dem andern Hauptmeridian nachweisbar ist. Korrektionen des regelmäßigen A. und damit der von demselben abhängigen Sehschärfe werden durch Glaslinsen erreicht, welche Abschnitte eines Cylinders, die man sich parallel der

Cylinderachse geführt denkt, bilden. Fallen Lichtstrahlen auf eine Fläche mit positiver oder negativer cylindrischer Krümmung, so weichen dieselben in Ebenen, welche durch die Cylinderachse gelegt werden, nicht von ihrer Richtung ab, wohl aber in solchen, welche senkrecht auf der Achse des Cylinders stehen. Diese Eigenschaft der Cylinderlinsen gewährt die Möglichkeit einer einseitigen Brechungskorrektion in nur einem der beiden Hauptmeridiane, d. h. des A. und der von ihm abhängigen Sehstörungen selber. Begründer der Lehre vom A. sind Thomas Young und der Astronom Airy; gefördert wurde sie namentlich durch Fischer, Brewster, Stokes, Goode, Hamilton, Hays, Donders.

Astmoos, s. Hypnum.

Aston-Manor, großer Fabrikort in der engl. Grafschaft Warwick, dicht nördlich von Birmingham, hat Maschinen-, Waffen-, Spielzeug-, Stahlfeder-, Werkzeugfabriken u. s. w. und zählt (1881) 53 844 E.

Astor, arab. Gottheit, s. unter Astarte.

Astor (Joh. Jak.), einer der unternehmendsten und reichsten Männer der neuern Zeit, geb. 17. Juli 1763 zu Walldorf bei Heidelberg von unbemittelten Eltern, ging, 16 J. alt, zu einem ältern Bruder nach England, bei welchem er musikalische Instrumente verfertigen lernte, und von da 1783 nach Amerika; hier ließ er sich in Neuyork nieder und trieb direkten Handel mit den Indianern und Grenzern in den Pelzgebieten des Staates Neuyork und Canadas. Schon 1800 besaß er ein Vermögen von ¼ Mill. Doll., das er durch umsichtige Anlagen in Grundeigentum in dem nächsten Jahrzehnt vervierfachte. Darauf suchte er 1811 den nordwestl. Teil von Nordamerika in den Bereich seines Geschäfts zu ziehen; er wollte von da aus den Pelzhandel und durch direkte Verbindungen mit China den Thee und Seidenimport monopolisieren. Dieser Plan, der in Oregon an der Mündung des Columbiaflusses, in Astoria (s. d.), eine teilweise Verwirklichung fand, scheiterte aber an den kriegerischen Verwickelungen mit England und der Untreue seiner eigenen Beamten. Fortan beschränkte A. seine Operationen auf die Vereinigten Staaten und Neuyork. Sein Hauptvermögen erwarb er durch glückliche Spekulationen in Grundeigentum in den neueröffneten nordwestlichen, durch die Einwanderung rasch emporblühenden Staaten und in der Stadt Neuyork. Infolge des ungeheuern Wachstums dieser Stadt stieg sein Vermögen so sehr im Werte, daß es bei seinem Tode, welcher 29. März 1848 erfolgte, auf 20 Mill. Doll. geschätzt wurde. Im J. 1863 bezahlten seine Erben ½ Mill. Doll. Steuern und besaßen zusammen ein Vermögen von 50—60 Mill. Die von A. auf Anregung seiner litterarischen Freunde, wie Washington Irving, gegründete Astor-Bibliothek in Neuyork, für welche A. 400000 Doll. aussetzte und sein Sohn später noch 200000 Doll. zusteuerte, steht unter der Aufsicht von 12 Verwaltungsräten, unter denen sich zuerst Washington Irving, Fitz-Greene Halleck, Coggswell u. s. w. befanden. Die Bibliothek ist in einem schönen, im byzant. Stile erbauten Hause am Lafayette-Place aufgestellt, wurde 9. Jan. 1854 eröffnet und prachtvoll und bequem eingerichtet; sie zählt gegenwärtig gegen 150000 Bände. Einzelne Fächer, wie z. B. Technologie, orient. Litteratur, sind sehr gut vertreten, andere dagegen, wie amerik. Geschichte, sehr vernachlässigt. Das Astor-Haus ist eine von A. mit 50000 Doll. in seinem Geburtsorte Wa[...] dorf gestiftete Erziehungsanstalt für arme Kind[...] verbunden mit einer Versorgungsanstalt für a[...] hilfsbedürftige Personen, und wurde 1854 eröffn[...]

Astorga (Asturica Augusta), Stadt (Ciud[...] von (1877) 4483 E. in der span. Provinz Leon, [...] eines Bischofs, liegt malerisch auf einem Hügel [...] Rio-Tuerto an der galic. Heerstraße und an [...] Nordwestbahn (Palencia-Coruña) 895 m über d[...] Meere, hat eine 1471 von Herrera erbaute prä[...] tige got. Kathedrale, ist von dicken, zinnengekrönt[...] teilweise noch aus der Römerzeit stammend[...] Mauern umgeben und betreibt Leinweberei u[...] Spinnerei. Im nahen Gebirge wohnen die in ga[...] Spanien als Maultiertreiber bekannten eigenar[...] gen Maragatos. Asturica Augusta, Hau[...] stadt der Astures, von Plinius eine urbs magni[...] fica genannt, wo 446 ein Konzil tagte, war n[...] im Mittelalter eine sehr volkreiche Stadt, währe[...] sie jetzt im Verhältnis zum Umfange verödet [...] Am 22. April 1810 wurde die fast nur von [...] Einwohnern verteidigte Stadt von den Franzos[...] unter Junot erst nach langer Belagerung erobe[...] Die Engländer besetzten A. 9. Aug. 1812.

Astorga (Emanuele Baron d'), ein durch [...] mantische Schicksale wie durch musikalische Komp[...] sitionen bekannter Edelmann, Abkömmling der a[...] gesehenen neapolit. Familie der Grafen und Fü[...] sten Capece, die Anhänger Österreichs und mit me[...] rern der böhm. Adelsfamilien verschwägert war[...] angeblich 11. Dez. 1681 geboren. Als seine G[...] burtsstadt ist Neapel und als sein Vater der kaiser[...] Oberst Girolamo Capece anzusehen, eines der Häu[...] ter der österr. Partei in dem Aufstande gegen de[...] neuen König Philipp V. von Spanien, infolg[...] dessen Girolamo 3. Okt. 1701 in Neapel hingerich[...] tet wurde. Sein Sohn wurde wahrscheinlich 1708 als Philipp V. das Königreich beider Sicilien be[...] suchte, von diesem mit nach Spanien genomme[...] und in das in der Provinz Leon gelegene Klost[...] Astorga gebracht; seither führte er statt des geäch[...] teten Namens Capece den dieses Klosters. Sei[...] großes musikalisches Talent, in Neapel durch [...] Brüder Scarlatti gebildet, machte ihn bald w[...] bekannt. Vermutlich blieb A. in jenem Kloster, [...] Erzherzog Karl als Gegenkönig nach Spanien ka[...] für dessen Hof in Barcelona er 1709 die Op[...] «Dafne» komponierte; 1712 war er in Wien, [...] ließ also wahrscheinlich 1711, als Karl nach de[...] Tode Josephs I. den Kaiserthron bestieg, mit d[...] sem zusammen Spanien. Bei seinen spätern Wa[...] derungen, auf welchen er auch England berühr[...] kam er immer wieder nach Österreich zurück, w[...] ches er jetzt als seine Heimat betrachtete, und wo [...] im Kreise der Verwandten auf dem böhm. Schlo[...] Raudnitz an der Elbe am 21. Aug. 1736 sta[...] Von seinen Kompositionen ist ein «Stabat mate[...] in B-dur deshalb so bekannt und berühmt gew[...] den, weil man es in Verbindung brachte mit d[...] Seelenqualen, die er und seine angeblich auf de[...] Richtplatze unter Krämpfen verschiedene Mut[...] erduldeten, als sie der Enthauptung seines Vat[...] beiwohnen mußten; doch sind die Erzählungen h[...] über nirgends beglaubigt. A. komponierte mehr[...] Kirchenstücke ähnlicher Art, eine Messe in G-m[...] u. s. w. In besonderm Ansehen stand er unter [...] nen Zeitgenossen wegen seiner ital. Solokantat[...] die noch in ziemlicher Anzahl existieren und ihn [...] echten Schüler A. Scarlattis kennzeichnen.

Astoria, ein im County Clatsop des Staats Oregon gelegenes Städtchen von (1880) 2803 E., in fast unbewohnter Gegend am südl. Ufer des Columbia, etwas über 15 km von dessen Mündung in den Stillen Ocean, wurde 1811 auf Veranstaltung des Deutschen Jak. Astor (s. d.) von der amerik. Pelzhandelskompagnie zur Konkurrenz mit Fort Vancouver der engl. Hudsonsbai-Kompagnie gegründet. Wie der amerik. Pelzhandel in Oregon selbst, war auch A. als dessen Emporium nur vorübergehend von Bedeutung. Die schwierige Einfahrt in den Columbia trat seiner Entwickelung hindernd in den Weg. Schon 1813 wurde A. von den Engländern besetzt und Fort George genannt, aber 1818 wieder aufgegeben. Die ersten Anfänge A.s sind von Washington Irving in seinem «Astoria» beschrieben.

Asträa ist ein Name der Dike, der Göttin der Gerechtigkeit, der Tochter des Zeus und der Themis, nach Aratus des Asträos. Sie verließ nach Aratus im ehernen, nach Ovid im eisernen Zeitalter die Erde, auf der sie bis dahin gewohnt. Seitdem glänzt sie unter dem Namen der Jungfrau als Sternbild im Tierkreise. — A. ist auch der Name des 5. Asteroiden. (S. unter **Planeten**.)

Astrabad, Stadt in Persien, s. **Astarabad**.

Astrachan, ehemals ein tatar. Chanat, gegenwärtig Name eines russ. Gouvernements, eines Kreises und der Hauptstadt desselben. Das **Chanat A.**, ursprünglich eine Provinz des Kaptschaks oder des Reichs der Goldenen Horde, erhielt 1480 seine Selbständigkeit, wurde aber 1554 von Iwan Wassiljewitsch II. unter russ. Herrschaft gebracht und bildete seitdem das **Zartum A.**, welches die jetzigen Gouvernements A., Orenburg, Samara, Saratow und Stawropol oder Kaukasien umfaßt. — Das **Gouvernement A.**, eins der südöstlichsten des Russischen Reichs in Europa, zu beiden Seiten der untern Wolga am Kaspischen Meere sich ausbreitend, umfaßt (seit 1851) einschließlich des Gebietes der Astrachanischen Kalmücken und der Astrachanischen Kirgisenhorde ein Areal von insgesamt 224471 qkm mit (1870) 601514 E. Die Provinz liegt in dem Bereiche der öden Salzsteppen des Kaspischen Meers, ist der nordwestlichste Teil der großen, einst vom Meere bedeckten aralo-kaspischen Erdsenke und steht unter dem Einflusse eines kontinentalen asiat. Klimas mit extremer Sommerhitze und Winterkälte, mit Regenmangel, Schneestürmen, Heuschreckenplage u. s. w. Das Gouvernement zerfällt in fünf Kreise: A., Krasnojar, Jenotajewsk, Tschernyjar und Zarew (Zarjew).

Die **Astrachanische Steppe** ist eine baumlose, tellerförmig gestaltete Fläche, die sich mit einem allmählichen Horizonte an das blaue, oft ganz wolkenlose Himmelsgewölbe anzuschließen scheint und durch die Wolga in zwei Hälften, die östliche, das Wiesenland, und die westliche, das Bergland, geschieden wird. Neben den leichten Höhenzügen tritt besonders der gegen 180 m über den Spiegel des Kaspischen Meers ansteigende Berg **Bogdo** hervor, der aus grauweißem Sandstein, im Gipfel aus versteinerungsreichem Muschelkalkstein besteht und an der Ostseite Schluchten und Wasserrisse hat. Die Flugsandhügel gewähren Schutz gegen die Schneestürme oder Burans, und nicht selten findet man unter ihnen zugleich ausreichender Wasservorrat, den man an vielen Stellen durch Ausmauerung zu erhalten weiß. Die Steppe ist reich an Pflanzen, die zu Viehfutter taugen, sowie an Schilf, welches als Brenn- und sogar als Baumaterial zu Zäunen, Hürden, Hütten benutzt wird. Besonders trägt die Steppe viel Salzkräuter, wie die graugrünen Kaliarten auf den höhern, trockenen Stellen, die meist dunkelroten Salicornien mit fleischigen, saftigen Blättern an niedern, feuchten Stellen. Vorzugsweise charakterisiert indes die Steppe der Reichtum an größern und kleinern Salzseen. Es sind deren schon mehr als 700 bekannt, und ihre Zahl nimmt fortwährend zu durch Auslaugung des durchgehends salzhaltigen Bodens und durch Abschließung des fließenden Wassers. Die Seen zerfallen in die ursprünglicher und in die neuerer Bildung. Die erstern haben ihren unerschöpflichen Reichtum des besten Kochsalzes größtenteils aus dem in tiefen, oft unergründlichen, kesselförmigen Becken, Thälern und Schluchten zurückgebliebenen Meerwasser durch Verdunstung des süßen Wassers erhalten. Besonders berühmt sind der 8 m unter dem Meeresspiegel liegende 1619 km große Elton und der 1249 km große Baskuntschatskische See, von denen der erstere früher jährlich 10—18 Mill., in neuerer Zeit 4—5 Mill. Pud Salz oder ein Sechstel des ganzen Salzbedarfs des europ. Rußland lieferte. Der letztere ergab von 1771—1806 gegen 5 Mill. Pud, lag seit 1808 unbenutzt, ist aber seit 1861 wieder in Betrieb gesetzt. Die Salzseen jüngerer Bildung sind kleiner und liegen in der Nähe des Wolgadeltas und der Küste des Kaspischen Meers in seichten, buchtenförmigen Vertiefungen, die durch Erd- und Sandanhäufungen vom Meere abgedämmt sind. Außerdem gewinnt man aus dem seit 1861 in Angriff genommenen Steinsalzlager in den Sandhügeln Tschaptschatschi das vorzüglichste und chemisch reinste Salz, das man bisjetzt gefunden hat. Im J. 1872 gewann man aus den Salzseen des Gouvernements 12113079 und aus den Steinsalzlagern 1551578 Pud Salz. Dagegen gibt es wirkliche Solquellen, aus Salzlagern entstehende Salzquellen nirgends, ebenso wenig eigentliche Salzsümpfe, sondern nur Salzpfützen und Salzlachen, überhaupt keine Sümpfe, außer in dem nicht salzigen Röhricht der Limane.

Durch diesen ehemaligen Meeresboden der Steppe hat sich die bereits mehrarmig, also in Deltaform in das Gouvernement (unterhalb Zarizyn) eintretende Wolga ihren südöstl. Lauf erst bohren oder vielmehr hindurchwaschen müssen. Unterhalb der Stadt A. nimmt das Flußdelta eine Breite von 160 km ein. Es erweitert sich keilförmig in das Meer und dehnt sich auch westwärts beständig weiter aus, während es nach O. durch Anschwemmung verseichtet und erhöht wird. Das ganze Wolga-Achtuba-Delta, von Zarizyn bis zum Meere, ist jüngeres, vom Flusse abgesetztes Land, ohne Salzteile, daher auch auf seinen zahlreichen Inseln mit üppigem Graswuchs und vielen starken Bäumen bestanden. In und an ihm liegen die Städte, Flecken und wichtigsten Ansiedelungen nebst den Stanizen oder Dörfern der Wolgaischen oder **Astrachanischen Kosaken**, die auf dem ganzen westl. Ufer und dann an der Küstenstraße bis an die Kuma sich fortziehen. Nur die Russen haben feste Ansiedelungen; die übrige Steppenbevölkerung besteht hauptsächlich aus Nomaden. Die Wolga teilt das ganze Steppenland in die **Uralische** oder **Kirgisensteppe** im O. und die **Kalmückensteppe** im W. Die erstere, mit den größten und

bedeutendsten Salzseen, wird von den Kirgisenulussen der Innern Horde benutzt, die unter der Jurisdiktion des Generalgouverneurs von Orenburg stehen; dagegen war bisher alles Land westlich hinter den Wolgaansiedelungen nur zur Benutzung der verschiedenen Ulusse der buddhistischen Kalmücken bestimmt. Seit 1863 indessen ist die Besiedelung der Kalmückensteppe in Meiereien (Chutor) von je 15—20 Höfen durch Reichsbauern aus den innern Gouvernements wie aus dem Gebiete von A. angeordnet, und zwar erstrecken sich dieselben zunächst auf 15 bestimmte Punkte in dem Sommeraufenthalte der Kalmückenstämme, von der Stadt A. bis an die Grenze der Donischen Kosaken. Die Kirgisen und Kalmücken treiben Herdenzucht und Viehhandel; daneben Fischerei, auch wohl Matrosendienst und Arbeit an den Salzseen. Die Hauptnahrung der Nomaden besteht in Stuten-, Kuh- und Schafmilch, selten in Fleisch, und außerdem in wildwachsenden Körner- und Wurzelpflanzen. Ackerbau findet nur in den Kreisen Zarew und Krasnojar statt. Von großer Bedeutung ist dagegen die Fischerei in der Wolga, deren fischreichster Teil dem Gouvernement angehört, und auf dem Kaspischen Meere, die großartigste der Erde nach der von Neufundland, verbunden mit Kaviarbereitung und Thransiederei. Jährlich werden 6 Mill. Pud Fische im Werte von 8 Mill. Rub. gewonnen. Besonders hervorzuheben ist der Astrachanische Hering (Clupea pontica et caspica), der vom Meere bis Zarizyn aufsteigt und früher nur zu Thran versotten wurde, seit 1855 aber eingesalzen wird.

Die Hauptstadt A., eine Kulturoase in der Steppe, auf der hügeligen Wolgainsel Sajatz oder dem Kremlhügel, 22 km von der nächsten, 60 km von der fernsten Mündung des hier 1420 m breiten Stroms gelegen, besteht aus der Festung oder dem Kreml, der ihn umgebenden Weißen Stadt (Beloigorod) mit steinernen, und 16 Vorstädten oder Sloboden mit hölzernen Häusern, und hat unregelmäßige, bei hohem Wasser zum Teil überschwemmte Straßen. Vor den Thoren lagern Kalmücken und Kirgisen in ihren Kibitken. Die Stadt hat einen Umfang von 8 km und ist Sitz des griech. Erzbischofs von A. und Jenotajewsk, eines armen.-gregorianischen Erzbischofs und einer lamaitischen geistlichen Vorsteherschaft, ferner eines Civil- und eines Militärgouverneurs, der Admiralität der kaspischen Flotte, des kaiserl. Fischkomptoirs, der Salzdirektion, eines Domänenhofs, einer Medizinalverwaltung u. s. w. Sie hat eine 1646 gegründete Kathedrale mit fünf Kuppeln, 19 andere griech. Kirchen, 3 Klöster, 2 römisch-katholische, 5 armenische, 1 lutherische, 7 Moscheen, 1 lamaitische Pagode, und besitzt 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium und andere Schulen sowie 1 botan. Garten. Die Bevölkerung, 57 704 Seelen, ist sehr gemischt, doch ihrem Grundstock nach russisch. Die Armenier sind hier Krämer, die Tataren Viehzüchter und Händler. Der Verschiedenartigkeit der Bevölkerung entsprechen die Kontraste im äußern Ansehen der Stadt. A. ist der bedeutendste See- und Handelshafen am Kaspischen Meere und hat in neuerer Zeit, wo dieser See der Hebel der russ. Macht in Transkaukasien, Persien und ganz Centralasien geworden, noch größere Wichtigkeit erlangt, als es früher bereits besaß. Auch der Verkehr auf der Wolga, der bisher durch die Seichtigkeit der Mündungsarme unterbunden war, hat seit der 1856 begonnenen Ausbaggerung und Vertiefung derselben gewon[...] Großartige Werkstätten für den Bau von Da[...] und andern Schiffen sind in Thätigkeit. Für [...] Betrieb der Reederei bestehen zwei Gesellscha[...] A. vermittelt fast den ganzen Handel mit Per[...] und Transkaukasien, und große Messen versamm[...] viele Tausende von Menschen. Die Zahl der j[...] lich ankommenden Schiffe beläuft sich auf etwa [...] mit 23000 t Gehalt. Der Handel mit dem A[...] lande hat einen jährlichen Umsatz von 1¼ M[...] Rubel. Die Haupteinfuhrartikel sind Weizen, Ge[...] Wollzeuge, Spiritus, Eisen, Zinn, Drog[...] Früchte, Goldfabrikate, rohe Seide, Baumw[...] Baumwollgarn und Baumwollfabrikate. Re[...] mäßige Dampfschiffverbindung findet mit den w[...] tigsten Punkten des Kaspischen Meers bis [...] Aschur-abe in Persien statt, und auf der Wolga [...] die Dampfschiffahrt aufwärts bis Rybinsk. A[...] dem Schiffahrts- und Handelsverkehr hat A. [...] ansehnliche Industrie. Man fabriziert Saf[...] Baumwoll- und Seidenzeuge, betreibt Färbere[...] Talgschmelzereien, Fischthransiedereien, Sei[...] Licht- und andere Fabriken. Von noch größerer [...] deutung ist der Fischfang, welcher von dem kai[...] Fischkomptoir, das, wie die Werften und die [...] spische Flotte, unter der Admiralität steht, verp[...] tet wird und Millionen von Rubeln abwirft. [...] nächste Umgebung der Stadt ist mit Weinbe[...] und Gärten bedeckt. Der seit 1613 angepfla[...] Weinstock liefert vorzügliche Trauben, die d[...] ganz Rußland versendet werden. Man baut [...] gute Melonen, Wassermelonen, Rüben verschied[...] Art, Pastinaken, Kohl, Kürbisse, Gurken, Erdbe[...] Zwiebeln, Meerrettich, Erbsen, Bohnen und [...] toffeln. Eigentlicher Ackerbau kann bei dem M[...] gel an Regen nicht gedeihen, und auch das R[...] vieh liefert aus Mangel an gutem Futter schle[...] Fleisch, während das Hammelfleisch vortreffli[...] und neben Hausgeflügel, Wildbret und Fischen [...] Hauptnahrungsmittel bildet.

Geschichtliches. Die Stadt A. war schon [...] des 14. Jahrh. ein großer Ort, lag aber damals 1[...] oberhalb und am westl. Wolgaufer. Die a[...] Schriftsteller nannten es Torgi-Chan, die Ta[...] Chadschi-Tarchan, die Grusiner Chosar, die It[...] ner und andere Reisende Citracano. Im J. 1[...] wurde A. von Timur zerstört, später an seiner [...] gen Stelle wieder aufgebaut. Josaphat Bar[...] fand hier 1436 einen kleinen Flecken, dagegen [...] brosio Contarini 1473 schon ein wichtiges, auch [...] Russen besuchtes Emporium, ausgebreiteten [...] del mit Reis, Seide, Seidenzeugen und an[...] Produkten, die über das Kaspische Meer ka[...] Seit 1480 war A. der Sitz eines eigenen t[...] Chans, und 1554 wurde es von Iwan Wa[...] witsch II. erobert. Die Stadt hatte seitdem [...] viel durch innere Unruhen und Angriffe der [...] ren sowie durch Seuchen und Feuersbrünste z[...] den und 1564 streiften die Osmanen Selim[...] mit den krimschen Tataren bis vor A., mußte[...] indes mit Verlust zurückziehen. Sodann wur[...] 1667 von den Donischen Kosaken unter S[...] Radzin erobert. Feldmarschall Tscherem[...] dämpfte hier 1705 einen Aufstand der Stre[...] Peter d. Gr. nahm A. zur Basis seiner K[...] operationen gegen Persien. Es erhielt hi[...] eine polit. Bedeutung, die mit der Größe und [...] Reichtume der Stadt zunahm, namentlich seit [...] Alexander I. die russ. Herrschaft auf dem Kaspi[...]

bauen eine festere Begründung erhielt. Auch unter Nikolaus und Alexander II. geschah viel zur Hebung der Schiffahrt und des Wohls der Stadt.

Astrachan, auch **Baranjen** und **Baranken**, die zum edlern Pelzwerk gehörenden fein- und krauswolligen Lämmerfelle von weißer, grauer oder schwarzer Farbe, die aus dem südl. Rußland, der Tatarei und Persien, auch aus Polen, kommen.

Astragal (grch.) nennt man in dem Baustile der Antike und der Renaissance schmale, in halbrundem Profil vortretende horizontale Glieder stabähnlicher Form, durch welche in der Höhenentwickelung aufeinanderfolgende Teile voneinander gesondert werden. Häufig ist dieser Rundstab (besonders beim ion. Stile) als Perlenschnur ausgebildet.

Astragălus *DC.*, artenreiche Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler. Die Arten derselben sind teils Kräuter, teils Halbsträucher und Sträucher, haben unpaarig gefiederte Blätter und gestielte, meist achselständige Trauben, Ähren oder Köpfchen, einen röhrigen oder glockenförmigen, fünfteiligen, zweilippigen Kelch und zweibrüderige Staubgefäße. Sie sind zwar über die ganze nördl. Halbkugel verbreitet, doch vorzugsweise in Asien, namentlich im Orient zu Hause. Schon in Südrußland wachsen sehr viele Arten, besonders in den dortigen Grassteppen. Man hat diese große Gattung in viele Gruppen eingeteilt. Davon ist die interessanteste **Tragacantha**; dieselbe besteht aus lauter Halbsträuchern und Sträuchern, deren Blattstiele nach dem Abfall der Blättchen stehen bleiben, verhärten und eine stechende Spitze bekommen. Die dazu gehörigen Arten wachsen alle in den Umgebungen des Mittelländischen Meers und im Orient. Drei, A. creticus *Lamk.* auf Kreta und in Spanien, A. gummifer *Labill.* im Orient und A. verus *Oliv.* vom Libanon, schwitzen das berühmte **Tragantgummi** aus. (S. **Tragant**.) Unter den krautigen Arten verdienen der in fast ganz Europa, namentlich auch in Deutschland unter Gebüsch und in Laubwäldern auf humosem Boden wachsende süßblätterige Tragant, A. glycyphyllos *L.*, auch **deutsches Süßholz** genannt, und der in Südspanien heimische A. baeticus *L.*, **Kaffeetragant**, **Stragelkaffee**, eine besondere Erwähnung. Erstgenannte Art ist eine perennierende Pflanze mit oft sehr langen, kriechenden und kletternden saftvollen Stengeln und gelblichgrünen oder schmutzig violettgrünen Blüten. Stengel und Blätter enthalten ziemlich viel Zucker, weshalb sie süß, dem Süßholz ähnlich, schmecken. Kraut und Samen waren sonst unter dem Namen **Herba** und **Semen Glycyrrhizae sylvestris** offizinell. Der Kaffeetragant, eine einjährige Pflanze mit niederliegenden, weichhaarigen Stengeln, gelblichen Blüten und dreikantig-prismatischen Hülsen wird bisweilen in Küchengärten kultiviert, weil seine erbsenförmigen Samen geröstet als Kaffeesurrogat benutzt werden kann. Diese Pflanze erlangte Berühmtheit während der Napoleonischen Kontinentalsperre, wo man sie in Europa, auch in Deutschland viel kultivierte.

Astrakanit, ein aus den Astrachanischen Seen gewonnenes Salz, welches wesentlich aus Glaubersalz (schwefelsaurem Natron) und Bittersalz (schwefelsaurer Magnesia) besteht.

Astrāl oder **Astralisch** (lat., vom griech. ἄστρον, das Gestirn), auf die Sterne bezüglich, von den Sternen herrührend; auch sternförmig. **Astralische Welt**, der Sternenhimmel, das Universum.

Astrālgeister, in dem Stern- und Feuerdienst der altorient. Religionen die Geister der beseelt gedachten Himmelskörper. Diese Lehre ging auch in die religiös-kosmischen Anschauungen der Griechen, der Juden, ja selbst der christl. Welt über. Die Geisterlehre oder Dämonologie des christl. Mittelalters sah in den A. bald gefallene Engel, bald Seelen von Abgeschiedenen, bald aus Feuer entstandene Geister, die zwischen Himmel, Erde und Hölle schweben und keinem dieser drei Reiche angehören. Als im 15. Jahrh. der Geister- und Hexenglaube seine Höhe erreichte, systematisierten ihn die sog. Dämonologen wie Paracelsus, und unter den bösen und dämonischen Geistern nehmen nun die A. die erste Stelle ein.

Astrālisch, s. **Astral**.

Astrālit nannte Pettenkofer eine von ihm dargestellte, dem Hämatinon (s. d.) nahestehende, zu Schmuckgegenständen zu verarbeitende Glasart, welche erhalten wird, indem 80 Teile Sand, 120 Teile Bleiglätte, 72 Teile Soda, 24 Teile Kupferhammerschlag, 18 Teile wasserfreier Borax und 1 Teil Eisenhammerschlag zusammengeschmolzen werden. Nach dem Schleifen erscheint das Glas fast schwarz, mit bläulich schimmernden Krystallen durchsetzt, bei darauffallendem Sonnenlicht deutlich rot. Der bläulich dichroitische Schimmer auf tief dunklem Grunde erinnert an den Glanz von Sternen auf nächtlichem Himmel; hiernach hat dasselbe seinen Namen erhalten.

Astrāllampen pflegte man die nach Argands Erfindung mit hohlem Dochte und dabei mit einem ring- oder kranzförmigen Ölbehälter versehenen Lampen zu nennen. Der Name sollte ursprünglich das besonders helle Licht dieser Art Lampen andeuten, hat aber längst aufgehört, bezeichnend zu sein, da es jetzt weit heller leuchtende Lampen gibt.

Astrāllicht, **Astralschein** heißt der Lichtschimmer, welchen man zwischen den Sternen der Milchstraße und, wenn auch weit schwächer, über den ganzen übrigen Himmel in sternhellen Nächten wahrnimmt. In der Nähe des Südpols findet man übrigens zwei durch das Sternbild der Kleinen Wasserschlange getrennte Stellen, eine größere und eine kleinere, an denen das A. ganz zu mangeln scheint. Sie heißen die Magellanswollen oder die Kohlensäcke. Seinen Grund hat das A. wahrscheinlich in dem Schimmer unzähliger Fixsterne, die aber zu weit entfernt sind, als daß man sie einzeln wahrnehmen könnte.

Astrantia, **Sterndolde**, von Linné benannte Gattung perennierender Kräuter Europas und Asiens aus der Familie der Doldengewächse, welche sich durch die großen, sternförmigen, vielblätterigen Hüllchen der vielblütigen Döldchen, durch die der Quere nach faltig gekräuselten Rippen der Früchte und dadurch auszeichnet, daß die Döldchen nicht in Dolden, sondern in Trugdolden gestellt sind. Alle Arten haben einen schwärzlichen Wurzelstock, langgestielte, handförmig gelappte Wurzelblätter, sitzende, zerteilte Stengelblätter und weiße oder rötliche Blüten. Sie wachsen an Bächen, auf schattigen Grasplätzen und steinigen Triften in Gebirgsgegenden und auf hohen Gebirgen. Die in Deutschland häufigste Art ist A. major *L.*, die **Große Sterndolde**, auch **Thalstern** und **Schwarze Meisterwurz** genannt. Man findet dieselbe auch als Zierpflanze in Gärten. Ihr senkrechter, walziger, dichtgeringelter, ringsherum mit dünnen schwarzen Fasern besetzter

Wurzelstock war sonst unter dem Namen **Radix Imperatoriae nigrae** offizinell.

Astrapaea, von Lindley aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Büttneriaceen, ist bis jetzt nur durch wenige Arten repräsentiert, welche in Ostindien, auf Madagaskar und der Insel Bourbon wachsen. Es sind Bäume mit einfachen Blättern und schönen, prachtvoll gefärbten Blumen, welche in von einer Blatthülle umgebenen Dolden stehen und eine fünfblätterige Blumenkrone besitzen. Die bekannteste Art ist A. Wallichii aus Ostindien, mit breiten, herzförmigen, gezähnten Blättern, großen Nebenblättern und glänzend scharlachroten Blumen, eine der größten Zierden der Warmhäuser, welche sich durch Ableger leicht vermehren läßt.

Astratie (grch.), Befreiung vom Kriegsdienste.

Asträus (grch. Astraios), in der griech. Sage der Sohn des Titanen Krios und der Eurybia, zeugte nach Hesiod mit Eos (Aurora) die Winde Zephyros, Boreas, Notos sowie den Hesperos und die übrigen Sterne, daher bei Ovid die Winde Fratres Astraei genannt werden. — A. hieß auch ein kleiner Fluß in Macedonien.

Astrich, s. Estrich.

Astrilds, s. unter Prachtfinken.

Astrognosie (grch., d. i. Sternkenntnis) nennt man die Vertrautheit mit den Konstellationen, welche die Fixsterne am Firmament bilden, sowie mit den Namen und Bezeichnungen der Sterne und Sternbilder. Durch sie kann man unter allen Umständen, so oft der Sternenhimmel sich unverhüllt zeigt, sowohl annähernd die Zeit als auch die Richtung (Himmelsgegend) bestimmen. Daher findet man astrognostische Kenntnisse unter irgendeiner Form bei fast allen, selbst den noch rohen Völkerschaften, sowie bei Hirten und Feldarbeitern, die häufig nachts im Freien bleiben. Da man übrigens nur am Äquator das ganze Firmament, an allen übrigen Punkten der Erde nur einen größern oder geringern Teil desselben zu Gesicht bekommt, so hat jede Zone ihre eigene A. Hilfsmittel zum Studium derselben sind Himmelsgloben und Sternkarten. Da nun aber nicht alle an einem Orte überhaupt sichtbaren Sterne auch gleichzeitig sichtbar sind und jede Jahreszeit wie jede Nachtstunde andere Sterne zeigt, so ist es wichtig, zu wissen, welche Gegenden des Himmels zu einer gegebenen Zeit sichtbar sein werden, was man am besten durch einen orientierten Globus erfährt.

Dieses **Orientieren** geschieht folgenderweise: 1) Man dreht den Globus samt seinem Gestelle so, daß der Meridian (der messingene Kreis, welcher durch die beiden Pole geht) in der Richtung von Süd nach Nord zu liegen kommt, wozu man sich entweder einer Magnetnadel bedient, oder auch, da hier keine große Genauigkeit gefordert wird, nach der wenigstens ungefähr bekannten Lage des Nord- und Südpunktes richtet. 2) Man stellt den Globus auf die Polhöhe seines Ortes, d. h. man dreht die Kugel in ihrem Gestelle mit dem Pole auf- oder abwärts, bis der sichtbare Pol, also in Europa der Nordpol, ebenso hoch über dem Horizonte, dem horizontalen Ringe des Gestells, steht, als die geogr. Breite des Ortes beträgt, z. B. für Leipzig auf 51° 20′. 3) Man bringt den Ort der Sonne in der Ekliptik, wo sie sich an dem Tage, für welchen der Globus orientiert wird, gerade befindet, unter den Meridian und stellt den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr. Diesen Ort der Sonne findet man für
jeden Monatstag auf dem Horizonte des Geste
bemerkt, so z. B. für den 17. Dez. den 25. G
des Schützen, die Länge der Sonne gleich 8 Zeic
25 Grad. Man sucht daher auf dem Globus in
Linie der Ekliptik das Zeichen des Schützen und
diesem den 25. Grad und bringt diesen Punkt un
den messingenen Meridian, während man den
ger der Stundenscheibe auf 12 Uhr stellt.

Auf diese Weise ist nun der Globus orienti
d. h. er stellt die Lage des Himmels und al
seiner Sternbilder genau so dar, wie er an dies
Lage zu Mittag an dem Beobachtungsorte in
That erscheint oder erscheinen würde, wenn m
um Mittag die Gestirne sehen könnte. Will m
daher auf dem Globus die Lage des Himmels
irgendeine nächtliche Stunde dieses Tages hab
z. B. für 10 Uhr abends, so dreht man die Ku
um ihre Achse so lange von Ost gegen West, bis
Zeiger der Stundenscheibe, der erst auf 12 U
stand, 10 Stunden durchlaufen hat und mithin
10 Uhr steht. In dieser Lage wird der Globus
ein getreues Bild des Himmels anzusehen s
Freilich muß man sich bei dem Gebrauch einer kü
lichen Himmelskugel immer erst daran gewöhn
sich in den Mittelpunkt der Kugel zu versetzen,
das auf der Oberfläche derselben Dargestellte de
gemäß am Himmel aufzusuchen. Wollte man
nicht im Mittelpunkte denken, so würde man g
ßen Irrtümern ausgesetzt sein, weil der Natur
Sache nach am Himmel dasjenige rechts erschei
was auf der Oberfläche des Globus, von außen
trachtet, links zu sehen ist, und umgekehrt. W
man erst einige Fixsterne kennt, ist es leicht, mit
Sternkarten sich am Himmel zu orientieren und e
Kenntnis der Sternbilder und wichtigsten Ste
zu erlangen. Kleinere Karten befinden sich in ge
Atlanten; besonders zu empfehlen sind Argel
ders und Heis' Uranometrie. Eine für den Un
richt in der A. sehr zweckmäßige Methode ist
der Alignements, bei welcher die Sterne in
danken durch gerade Linien verbunden und du
diese ihre Verlängerungen die Örter anderer Ste
bestimmt werden. Beschränkt man sich bloß auf
größern Sterne, so kann man in wenigen Stun
einer hellen Nacht den ganzen sichtbaren Teil
Himmels kennen lernen. Außerdem suche man
vor allem die Sternbilder des Tierkreises ein
prägen, weil dieselben in der Astronomie und p
sischen Geographie fortwährend Anwendung fin
Vgl. Bode, «Anleitung zur Kenntnis des gestirn
Himmels» (11. Aufl. von Bremiker, Berl. 18
Möllinger, «Lehrbuch der A.» (Zür. 1878).

Astrograph (grch.), ein Fernrohr, welches
einer von Steinheil erfundenen Vorrichtung z
mechan. Zeichnen von Sternkarten versehen
Das Rohr wird durch ein Uhrwerk so bewegt,
es der täglichen Bewegung der Fixsterne folgt,
es bleiben also die im Felde des Fernrohrs ste
den Sterne fast an ihrer Stelle in demselben.
Brennpunkte findet sich ein farbiger, z. B. r
künstlicher Stern, der durch eine Schraube an
am Okular so bewegt werden kann, daß er nach
ander alle im Felde erscheinenden natürlic
Sterne bedeckt. Mit der Schraube bewegt sich
Zeichenstift, der mittels eines leisen Fingerdr
auf einer festen Papiertafel den Ort des Ste
markiert. Da ferner der Glanz des künstlic
Sterns nach Belieben vergrößert und verring
werden kann, so ist man im Stande, auch

verschiedenen Glanzklassen der Sterne mechanisch auf der Tafel zu markieren. Bisher ist von dieser Astrophotographie wenig Anwendung gemacht worden, besonders weil der Maßstab, da er nur von der Brennweite des Objektivs abhängig ist, stets ein sehr kleiner bleiben muß und die genauere Methode des direkten Beobachtens der Sterne vorgezogen wird. Eine Beschreibung des A. gibt Steinheil im 11. Bande der «Astron. Nachrichten» (Altona 1833).

Astrolabium (grch.), auch **Planisphärium**, **Analemma** oder **Winkelmesser**, heißt ein Instrument, welches dazu dient, um Winkel nach Graden, Minuten und zuweilen auch nach Sekunden zu messen. Früher bestand das A., auch astronom. Ring genannt, aus einem in Grade geteilten Ringe (s. beistehende Figur), der mit festen Absehen, Dioptern, bb, und mit um den Mittelpunkt a drehbaren, cc, versehen war. Er wurde an dem kleinen Ringe i aufgehängt, sodaß er in eine vertikale Stellung kam, und diente dann zur Messung von Höhenwinkeln. Jetzt besteht das A. gemeiniglich aus einer horizontalen Metallscheibe, die einen Halbkreis bildet und auf ihrem äußersten Umfange jene Einteilung hat. Durch eine besondere Vorrichtung (Nonius oder Vernier, früher durch Transversalen) kann eine große Schärfe in dem Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe sind zwei Absehlineale (Diopterlineale), gewöhnlich mit zwischenliegenden Fernröhren, angebracht. Eins derselben steht in der Richtung des den Halbkreis begrenzenden Durchmessers fest; das andere bewegt sich um den Mittelpunkt des Instruments. Indem man von dem Scheitelpunkte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen seiner Schenkel befindlichen festen Punkten visiert, wird auf der Scheibe des Instruments ein Bogen abgeschnitten, welcher das Maß des Winkels ist. In der neuern Astronomie bedient man sich dieses Werkzeugs nicht mehr, da man jetzt die viel bessern Theodoliten (s. d.) hat; wohl aber in der angewandten Geometrie. Die Erfindung, das A. bei der Schiffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joseph sowie gleichzeitig Martin Behaim aus Nürnberg, als Johann II., König von Portugal, die Angabe eines sichern Mittels wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren. Sie lehrten, wie man durch das A. auch ohne Magnetnadel auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sei. Auch in der Marine ist das A. durch den viel genauern Sextanten längst verdrängt.



Astrolatrie (grch., d. i. Sterndienst), Verehrung, Anbetung der Sterne, gleichbedeutend mit Sabäismus (s. d.).

Astrologie (grch.) oder **Sterndeutekunst** heißt die trügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne künftige Dinge, besonders das Schicksal der Menschen vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und kommt schon in den Büchern Mosis vor. Für die ersten Erfinder und Ausbilder dieser sog. Wissenschaft hält man allgemein die Ägypter. Am Anfange der christl. Zeitrechnung verbreitete sich dieselbe auch nach dem Abendlande, besonders nach Rom. Bei den Römern spielten die Astrologen, von ihnen Chaldäer oder auch Mathematiker genannt, eine wichtige Rolle und behaupteten sich sehr lange, obschon sie öfters durch Senatsbeschlüsse und kaiserl. Verordnungen bei Todesstrafe aus der Stadt und dem Reiche verwiesen wurden. Selbst Ptolemäus scheint, wie die ihm zugeschriebenen Schriften «Quadripartitum» und «Centiloquium» bezeugen, von astrol. Aberglauben nicht frei geblieben zu sein. Vom 7. bis zum 18. Jahrh. betrieben die Araber die A. mit großem Eifer: besonders zeichneten sich Messalah, Albumasar, Ali ben-Roboan, Alia ben-Ragel, Almansor, Zahel-Bebis u. a. aus. In den folgenden Jahrhunderten waren selbst die größten Gelehrten der A. ergeben, wie Regiomontanus, Stöffler, welcher eine Ausgabe der Schriften der vorzüglichsten griech., röm. und arab. Astrologen besorgte, und Hieron. Cardanus. Im 16. Jahrh. zeichnete sich Junctinus, im 17. Argold als Astrolog aus. Selbst Tycho de Brahe und Kepler konnten sich von der A. nicht ganz losreißen. Kepler mußte z. B. Kaiser Rudolf und auch Wallenstein das Horoskop stellen. Das Kopernikanische System versetzte der A. den Todesstoß. Zwar fehlte es nicht an Versuchen, sie zu halten, namentlich gab sich Bapt. Morin (geb. 1583, gest. 1656), dessen «Astrologia Gallica» die Frucht einer 30jährigen Arbeit war, damit große Mühe; aber mit ihm ging die A. im Abendlande zu Grabe. Ihre Richtigkeit ist jetzt unter den christl. Völkern allgemein anerkannt. Zwar hat sie noch im 19. Jahrh. in dem Schriftsteller J. M. Pfaff einen Anhänger gefunden, aber die Schriften desselben: «Astrologie» (Nürnb. 1816), «Der Stein der drei Weisen» (Bamb. 1821) und «Astrol. Taschenbuch» (Erlangen 1823) sind völlig spurlos vorübergegangen. Dagegen ist der Orient dem Glauben an die A. bis auf den heutigen Tag treu geblieben.

In den astrol. Regeln, nach welchen das Schicksal der Menschen vorhergesagt wurde, spielten die sog. «Häuser» (gewisse Stellen des Himmels) eine wichtige Rolle. Man teilte nämlich den Äquator in 12 gleiche Teile und zog dann durch die Teilungspunkte und diejenigen beiden Punkte, in denen der Meridian den Horizont schneidet, Kreise, welche die Oberfläche des Himmels in 12 Teile teilten, die man die himmlischen Häuser nannte. Das erste Haus, das im Osten zunächst unter dem Horizonte lag, hieß das Haus des Lebens oder das Horoskop, auch der östl. Winkel; das zweite war das Haus des Glücks oder des Reichtums; das dritte das Haus der Brüder; das vierte das Haus der Verwandtschaft oder der Himmelsgrund; das fünfte das Haus der Kinder; das sechste das Haus der Gesundheit; das siebente das Haus der Ehe oder der westl. Winkel; das achte das Haus des Todes oder die obere Pforte; das neunte das Haus der Religion; das zehnte das Haus der Würden und Kronen; das elfte das Haus der Freunde und Wohlthäter; endlich das zwölfte das Haus der Feinde oder der Gefangenschaft. Die Lage der 12 Häuser gegen den Horizont eines gegebenen Ortes der Erde

für eine bestimmte Zeit, z. B. für den Augenblick der Geburt eines Menschen, nannte man Thema (Nativität). Die A. ist nicht nur für die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes von erheblichem Interesse, sondern hat auch in der ältesten Zeit die Auffindung der ersten eigentlichen Kenntnisse der Astronomie und die Erhaltung der astron. Schriften der Alten mit veranlaßt. Vgl. Maury, »La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen-âge« (3. Aufl., Lond. 1863); Mensinger, »Über ältere und neuere A.« (Berl. 1872).

Astrometeorologie (grch.), die vermeintliche Kunst, aus der Stellung der Sterne, besonders der Planeten, die Witterung vorherzusagen.

Astroni, Aussichtspunkt bei Neapel, s. unter Agnano.

Astronomie, Sternkunde oder Himmelskunde, hat die Kenntnis der Weltkörper und insbesondere ihrer Bahnen und Bewegungen zum Gegenstand. Nach ihrem gegenwärtigen Bestande ist sie eine der umfangreichsten Wissenschaften.

Meist werden die folgenden Teile unterschieden: 1) Die sphärische A., in welcher es hauptsächlich auf die Richtungen ankommt, nach denen man die Sterne an der supponierten Himmelskugel erblickt. Die Kreise und Punkte, welche zur Normierung dieser Richtungen dienen, die von diesen Punkten aus und an diesen Kreisen bestimmten Lagen (scheinbaren Örter) der Gestirne, die Veränderungen, welche sie zur Präcession, Nutation, Aberration und Parallaxe sowie durch die durch unsere Atmosphäre bewirkte Refraktion erfahren u. s. w., gehören in ihren Bereich. 2) Die theorische A. (von θεωρεῖν, untersuchen, erwägen), welche lehrt, wie man von den bloß scheinbaren Verhältnissen aus zu den wahren überzugehen hat. An die Stelle der Himmelskugel setzt sie den Weltenraum, beachtet außer den Richtungen auch die Entfernungen der Weltkörper, insbesondere von Sonne und Erde, entwickelt die Gesetze, nach denen die Bahnen beschrieben werden, und lehrt, aus den beobachteten Örtern die Bahnen und umgekehrt aus diesen die Örter zu berechnen, resp. vorauszubestimmen. Diese astron. Prognose (Vorausbestimmung der Erscheinungen) ist eine der wichtigsten Aufgaben der theorischen A. 3) Die physische A. Sie umfaßt das Problem in seiner ganzen Allgemeinheit, sie forscht nach den Kräften, welche die Bewegungen regeln, und untersucht ihre Wirkungen nicht bloß in Beziehung auf die sog. Haupt- oder Centralkörper, sondern in Beziehung auf alle andern, die hier in Betracht kommen können. Dabei muß sie allerdings Hauptwirkungen und Nebenwirkungen (etwas unpassend Störungen genannt) unterscheiden, da es ihr bis jetzt noch nicht gelungen ist, das Problem der drei Körper in seiner Allgemeinheit zu lösen (s. u. Perturbationen).

Man kann diese drei Teile der A. so unterscheiden, daß man sagt: der erstere habe es mit der Erscheinung, der zweite mit der Sache, der dritte endlich mit der Ursache zu thun. Alle drei aber sind theoretische, denen gegenüber die praktische A. als eigentliche Beobachtungskunst steht. Sie umfaßt die Kenntnis und richtige Behandlung der Instrumente, die verschiedenen Beobachtungsmethoden, ihre zweckmäßige Auswahl und Anordnung, die anzubringenden Korrektionen u. s. w. Einer der wichtigsten Teile dieser praktischen A. ist die Zeitbestimmung, ohne welche keine Beobachtung, sei sie im übrigen auch noch so genau, einen Wert beanspru chen kann. In Beziehung auf die speziellen Zweck die der Astronom im Auge haben kann, unterscheid man noch die nautische A. als die dem Seefahre unentbehrliche zur Bestimmung der Länge un Breite des Ortes, wo er sich findet; die dieser ve wandte geographische A., für welche eigen Längenbüreaus errichtet und besondere Instrument erfunden worden sind; die astron. Chronologi u. s. w. Daguerres denkwürdige Erfindung h auch einem neuen Zweige der praktischen Himmels kunde, der photographischen A., die Entstehun gegeben; namentlich haben Warren de la Ru Secchi, Rutherford u. s. w. Bedeutendes geleiste Ferner hat sich in neuester Zeit durch die Entdeckun Kirchhoffs und Bunsens in Bezug auf das Sonne spektrum ein weiterer Teil der A. unter dem Nam der Astrophysik herausgebildet, welcher bis die jüngste Zeit in England, Frankreich und Ameri mehr als in Deutschland gepflegt wurde. Ind wird sich eine strenge und scharf begrenzende So derung aller dieser Teile wohl nie durchführ lassen, sowie auch der gesamten A. viele Aufgab mit der Mathematik, allgemeinen Erdbeschreibu und Physik gemein sind und in Zukunft voraussic lich in noch höherm Grade sein werden.

Die älteste Geschichte der A. ist in Dunkel g hüllt. Ihre ersten Spuren finden sich in China. Hi soll um 3000 v. Chr. Fuhi zuerst »die Sterne unte sucht«, um 2650 Hoang-ti einen dem Metonsch ähnlichen Cyklus eingerichtet haben. Die älteste uns erhaltenen Beobachtungen datieren angebli 2500 v. Chr. Die große, gleichzeitige Konjunkti des Jupiter, Saturn, Mars und Merkur mit de Monde ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht 24 v. Chr. beobachtet, sondern weit später durch Rü wärtsrechnung gefunden worden. Eins scheint sich daß unter dem hochgepriesenen Yao, dessen Regi rung 2317 v. Chr. begann, die A. in China berei kultiviert wurde. Sie war schon damals wichti Staatsangelegenheit (freilich wohl nur in astr Sinne) und wurde von einem eigenen Regierung kollegium besorgt. Bis auf die neuesten Zeiten h dieses »astron. Tribunal« sich erhalten. Im 2296 v. Chr. soll in China ein großer Komet schienen sein; es ist das Geburtsjahr Ta-yus, spä ersten Kaisers der Dynastie Hia. Unter Kai Schün, Yaos Nachfolger, sollen viele neuerschiene Sterne, einer so stark wie der Mond, geglänzt hab Die Sonnenfinsternis, deren verfehlte Vorher gung den Astronomen Hi und Ho das Leben koste ist rückwärts berechnet worden; sie fand statt 21 v. Chr. am 13. Okt. und war ringförmig in Nähe der Stadt Tay-kang-tien in 34° nördl. und 141° östl. L. Sicher ist eine wichtige Beoba tung des Kaisers Tscheou-kong (1106—1098 v. Ch der am Schatten eines Gnomon im Sommer- u Wintersolstitium sowohl die Polhöhe der Stadt yang (jetzt Ho-nan-fu) als auch die Schiefe der Ek tik (bis auf 3 Min. übereinstimmend) bestimm sowie die von Kong-fu-tse überlieferten 36 Fins nisse aus den J. 720—495 v. Chr. Ein ho Alter hat unzweifelhaft die Himmelskunde auch Indien. Man hat aus einer jedenfalls sehr al Angabe der mittlern jährlichen Bewegung Ju ters und Saturns (ersterer jährlich 30° 20′ 42″; terer jährlich 12° 13′ 14″) auf das J. 3012 v. C schließen wollen, in dem diese Bewegung stattfa Da aber die Periode, von der diese gegenseit

Geschwindigkeiten abhängen, 930 Jahre beträgt, so könnte die Angabe auch auf 2082 oder 1152 v. Chr. sich beziehen. Die Indier hatten in früher Zeit genaue Sonnen-, Planeten- und Mondtafeln und verstanden Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, freilich nach einer überaus weitläufigen Methode. Den Himmel teilten sie nicht nach den 12 Himmelszeichen, die sie erst später, wahrscheinlich durch die Griechen kennen lernten, sondern in 27 Mondshäuser, die eigene Namen führten, und in deren jedem der Mond durchschnittlich 24 Stunden (genauer $24^h\ 7^m$) blieb. Das Mondshaus Naxa begann den Cyklus.

Die Chaldäer (Babylonier) erzählten Alexander dem Macedonier, daß sie schon seit 1900 Jahren Beobachtungen anstellten. Die Behauptung erhält einige Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sie die Zahl der in dieser Zeit beobachteten Sonnen- und Mondfinsternisse so angaben, wie sie nach der jetzt ermittelten Theorie ungefähr, in Babylonien sichtbar, stattfinden müssen. Indes scheint doch alles auf eine möglichst genaue Bestimmung der Cyklen hinausgekommen. Von allem, was die Chaldäer geleistet haben mögen, sind zu uns nur gelangt zwei Mondfinsternisbeobachtungen, 720 und 719 v. Chr., und der Name des Berosos, der etwa zu Solons Zeit Griechenland besuchte. Die alten Ägypter, deren Priesterschaft, ganz ebenso wie die der Babylonier, ihr Wissen geheimhielt und darin ein Mittel zur Sicherung ihrer Herrschaft sah, galten eine geraume Zeit hindurch für die weisesten aller Menschen. Doch auch bei ihnen läuft alles, was einem Champollion, Lepsius, Brugsch u. a. zu entziffern gelang, auf eine Kalenderwissenschaft, eine Bestimmung der Cyklen, hinaus, und auch in dieser beschränkten Beziehung trifft man oft auf die größten Widersprüche. Die Hundssternperiode (1460 Jahre) ist so ziemlich das Einzige, was ihnen mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden kann. Auch das Sonnenjahr von 12 Monaten und 365 Tagen haben sie gekannt; üblich war im alten Ägypten, wie im ganzen Altertum, nur das Mondjahr.

Erst bei den Griechen scheint die A. einen mehr wissenschaftlichen Charakter angenommen zu haben; doch gehen ihre frühesten Anfänge nicht über das Ende des 7. Jahrh. v. Chr. hinaus. Thales von Milet (geb. 639) soll zuerst eine Sonnenfinsternis vorhergesagt haben; seine Studien hatte er in Ägypten gemacht. Sein Schüler Anaximander nahm zuerst die Schiefe der Ekliptik wahr und versuchte eine Bestimmung derselben. Dem Anaximenes soll man die ersten Karten sowie die Sonnenuhren verdanken (6. Jahrh. v. Chr.). Auch die Pythagoräische Schule machte sich um die Himmelskunde verdient. Die Ideen des Empedokles über das Weltgebäude, die Konjekturen eines Archytas und Philolaos, die erste Ahnung einer Bewegung der Erde bei Niketas, Herakleides u. a., die sinnreiche Kalendereinrichtung Metons, Euktemons und Kalippos' und anderes sind Beweise eines Strebens, welches seine schönsten Blüten entfaltete, als Ptolemäus Lagi den Wissenschaften in Alexandria einen festen Mittelpunkt, ein gesichertes Asyl und reichliche Mittel gewährte. Nun erst wurden Fixsternörter konsequent beobachtet, so von Aristyll und Timocharis, welche die ersten gewesen zu sein scheinen, die die bloßen Aufzeichnungen der Ägypter und anderer durch wirkliche Beobachtungen ersetzten; auch entstanden jetzt die bessern Hilfsmittel zur Beobachtung der Armillarsphären. Aristarch bestimmte die Entfernung der Sonne und des Mondes, sowie die Größe dieser Himmelskörper. Eratosthenes gab eine für jene Zeit sehr genaue Schiefe der Ekliptik und bestimmte nach richtigen Prinzipien die Größe der Erde. Hipparch, wohl der größte Astronom des Altertums (im 2. Jahrh. v. Chr.), ermittelte zuerst die wahren Grundlagen der A., gab Sonnentafeln, deren Einrichtung noch heute zum Muster dient, erkannte und bestimmte die Ungleichheiten des Mondlaufs, bestimmte über 1000 Fixsternörter nach Länge und Breite u. s. w. Um 60 v. Chr. lebte Poseidonios, dem man eine neue, aber noch nicht genauere Bestimmung der Größe der Erde, der Höhe des Luftmeers, der Entfernung des Mondes und der Sonne verdankt. Fast drei Jahrhunderte nach Hipparch trat Ptolemäus auf, der ein sinnreiches System, allerdings auf falscher Grundlage, erbaute, und dessen größtes Verdienst darin besteht, in seinem «Almagest» fast alles überliefert zu haben, was von Beobachtungen der Alten erhalten.

Von den Römern ist wenig zu sagen; die Zeitrechnung derselben war bis auf Julius Cäsar in der größten Verwirrung, und auch später können sie nur als Schüler der Griechen einige Bedeutung beanspruchen. Die wichtige Kalenderverbesserung Julius Cäsars ist ein Werk des dazu berufenen Alexandriners Sosigenes. Aber gerade diese Verbesserung zeigt, wie wenig eine Kenntnis der Sache in Rom Wurzel gefaßt hatte, denn Cäsars Schalttagseinrichtung wandte man anfangs ganz falsch an, und erst gegen Ende von Augustus' Regierung merkte man den Fehler. Als die Antonine vom Schauplatz abgetreten waren, begann der Verfall der Wissenschaften, anfangs langsam, dann immer rascher und unaufhaltsamer. Die Regulierung des Osterfestes auf dem Konzil zu Nicäa (325) und die christl. Ära des Dionysius Exiguus sind nur Beweise des Ungeschicks, mit dem man solche Aufgaben behandelte. Die Erdkugel ward wieder zur Fläche (um 700), die Lehre von den Antipoden kirchlich verpönt (750 unter Papst Zacharias).

Mohammed und die Araber seiner Zeit kannten die Wissenschaft noch nicht. Erst bei den Nachfolgern des Propheten fanden seit dem 8. Jahrh. die Naturwissenschaften und speziell die A. eine Zufluchtsstätte, besonders bei den Kalifen Almansor, Harun-al-Raschid und Almamun. Viele Werke der Alten haben sie in arab. Übersetzungen gerettet. Das 9. und 10. Jahrh. zeigt die arabische A. in ihrer Blüte. Al-Batani (Albategnius) machte höchst wichtige Entdeckungen; so z. B. die Bestimmung der Präcession und der Excentricität der Erdbahn; die Länge des Erdjahrs ($365^t\ 5^h\ 46^m\ 24^s$) nur 2 Min. zu wenig (Hipparch hatte noch 7 Min. Fehler); das Vorrücken des Erdperiheliums. Aber auch Thebit, Alfraganus, Arzachel, Ibn-Junis, Avicenna und viele andere verdienen rühmlicher Erwähnung. Meist arbeiteten sie nicht isoliert, sondern in ganzen Kollegien. So ist z. B. die Bestimmung des Äquinoktialpunktes 988 unter dem Kalifen Scharf-ed-Daulah in amtlicher Verhandlung von 10 Astronomen unterzeichnet. Die erste Gradmessung durch wirkliche Messung führten Chalid ben-Abdulmelik und Ali ben-Isa 865 in Sinear aus. Astron. Tafeln wurden ediert, Fixsternkataloge geprüft und verbessert, sodaß es durchaus falsch ist, wenn man die Behauptung aufstellt, die Araber hätten die Wissenschaft nur erhalten, nicht aber

erweitert. Das von Arabien ausstrahlende Licht drang in den folgenden Jahrhunderten auch zu den Persern, Mongolen und usbekischen Tataren, bei denen sich wenigstens beharrliche Versuche zeigen, den Arabern nachzueifern. Dschingis-Chan schon hatte sich vergebens bemüht, einen Astronomen an seinen Hof zu ziehen. Erst Hulagu gelang dies, und Nasireddin hat unter ihm die Fixsternörter beobachtet, doch mit geringerm Erfolge als später der Tatarenherrscher Ulugh-Beigh, der letzte orient. Astronom. Der Perser Omar-Chejam schlug eine Kalenderverbesserung vor: 8 Schaltjahre in 33 Sonnenjahren; sie ist genauer als selbst die Gregorianische.

Was zu jener Zeit in Europa einzelne hervorragende Geister etwa hätten leisten können, das erdrückte und ertötete damals der kirchliche Fanatismus. Eine lange Reihe wissenschaftlicher Märtyrer zieht sich von Hypatia bis Galilei durch die Jahrhunderte hindurch. Roger Baco, ein ausgezeichneter Geist des 13. Jahrh., suchte vergebens unter dem Mönchsgewande sich Ruhe und Sicherheit für seine astron. und optischen Arbeiten zu erkaufen. König Alfons von Castilien, der unterrichtetste Fürst desselben Jahrhunderts, der beharrlich bestrebt war, mit Hilfe aller Gelehrten seiner Zeit die Ptolemäischen Tafeln zu verbessern, verlor die Krone und starb in Dürftigkeit. Im 14. Jahrh. fingen, hauptsächlich durch Griechen, die vor dem Schwerte der Türken flüchteten, die mathem. und philol. Wissenschaften sich in Italien wieder an zu verbreiten; Toscanellis und des Kardinals Cusa Arbeiten begannen. In Deutschland wurden Nürnberg und Wien die ersten Centralpunkte des neuerwachenden wissenschaftlichen Strebens. Purbach ist der erste, Regiomontanus der größte Astronom im 15. Jahrh. Walther, Fracastor, Dominicus Maria setzten fort, was jene begonnen. Das 16. Jahrh. sah den großen Kopernikus erstehen, der den wahren Grund zur theorischen A. legte, indem er durch sein neues Weltsystem die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper auf die einfachste Art erklärte. Viele erkannten schon damals die Richtigkeit, ja Notwendigkeit seiner Reform: Schomberg, Rhäticus, Wilhelm IV. von Hessen, Rothmann, Byrgius, etwas später auch Apianus und Maestlin, die anfangs noch gezögert hatten. Freilich traten auch viele Gegner auf, unter ihnen auch einige Astronomen. Wenn man jedoch behauptet hat, sein Hauptgegner sei Tycho de Brahe gewesen, so ist jetzt nachgewiesen, daß niemand Kopernikus höher achtete als Tycho. Letzterer selbst hat während seiner fast 30jährigen astron. Wirksamkeit über sein eigenes System nichts veröffentlicht. Nur in einem Briefe an Rothmann gibt er Andeutungen davon und äußert einige Bedenken gegen Kopernikus' System. Endlich, drei Jahre nach Tychos Tode, erschien dessen eigenes System, jedoch nicht, ohne daß Ursus Ansprüche auf die Urheberschaft erhob, die Longomontanus nicht ganz widerlegt hat. Wie Kopernikus als Vater der theorischen A. gilt, so muß Tycho als gründlicher Regenerator der praktischen betrachtet werden. Die Genauigkeit seiner Beobachtungen übertraf alles, was vor Erfindung des Fernrohrs je geleistet worden; sie übertrafen bei weitem die Kopernikanischen wie die Kasseler Beobachtungen und andere, die ihm nacheiferten. Namentlich sind sie für Ergründung der drei Keplerschen Gesetze von größter Wichtigkeit gewesen. Denn durch Hilfe der mehr als 20 Jahre umfassenden genauen Beobachtung der Planetenörter gelang es Kepler, die Elliptici[...] der Planetenbahnen zu erkennen, während noch K[...]pernikus geglaubt hatte, mit dem excentrisch[...] Kreise auszureichen.

Die Erfindung des Fernrohrs bewirkte ein[...] abermaligen und noch bei weitem folgereichern U[...]schwung in der Beobachtungskunst. Nunmehr w[...] man im Stande, nicht bloß die Örter selbst genau[...] als früher zu bestimmen, sondern auch die Besch[...]fenheit der Weltkörper unsers Sonnensystems [...] untersuchen. Rasch folgte jetzt Entdeckung auf En[...]deckung. Galilei, Marius, Scheiner, Fabriciu[...] Hevel, Grimaldi, Cassini, Huygens, Gassendi u. [...] erforschten die Geheimnisse, die sich nur dem b[...]waffneten Auge erschließen. Dörfel that den erst[...] wichtigen Schritt zu einer richtigen Theorie d[...] Weltkörper unsers Systems wenige Jahre vor d[...] großen, alles, was bis dahin geleistet worden, w[...] überstrahlenden Entdeckung der allgemeinen Gra[...]tation durch Isaak Newton. Doch fand diese En[...]deckung keineswegs sofort die allgemeine Anerke[...]nung und erst nach längerer Zeit verstummten b[...] den Männern der Wissenschaft auch die letzten Zwe[...]fel und Einwände.

Jetzt endlich hatte die A. einen festen Boden g[...]wonnen, und in der seitdem sich entwickelnden phy[...]schen A. kann kein Fortschritt gedacht werden, d[...] nicht auf diesem Boden fußt. Clairaut und Eul[...] wagten die ersten weitern Schritte auf demselbe[...] Anwendungen der Gravitationstheorie hatten scho[...] außer dem Urheber selbst, Halley bei seinen Kom[...]tenberechnungen, Bernouilli u. a. gemacht, noch b[...] vor die Überzeugung von der innern Notwendigke[...] der Newtonschen Sätze eine allgemeine geworde[...] war. Noch weiter gingen Lagrange, Laplace, Gau[...] Hansen, Leverrier, Delaunay und andere Kor[...]phäen der neuern Zeit. Gleichzeitig schritten a[...] dem Gebiete der praktischen A. die Arbeiten u[...] Entdeckungen rüstig und mit stetig vermehrte[...] Kräften fort. T. Mayer, W. Herschel, Piazzi, O[...]bers und viele andere bereicherten die Wissensch[...] in einem halben Jahrhundert bedeutender, als [...] die Vorzeit in vielen Jahrhunderten vermocht hat[...] Nicht minder vervollkommneten sich die Instr[...]mente, sodaß der Apparat der Sternwarten u[...] 1800 ein total verschiedenes Ansehen, verglich[...] mit 1750, darbot. In noch weit höherm Grade g[...] dies vom 19. Jahrh., wo nicht allein alles, wom[...] sich frühere Forscher beschäftigten, umfassende[...] tiefer, gründlicher als bisher weiter erforscht war[...] sondern auch ganz neue Aufgaben erstanden, d[...] entweder wie die Planetoiden, erst jetzt der Fo[...]schung sich darboten, oder die früher weniger b[...]achtet, weniger oder noch gar nicht gewürdigt ware[...] Die Erfindungen der Neuzeit, besonders die D[...]guerresche Entdeckung, welche zur Photograph[...] führte, ferner die Telegraphie und die Spektr[...]analyse haben nach verschiedenen Richtungen ne[...] Gebiete aufgeschlossen. Die beharrlich fortgesetzt[...] Messungen der Doppelsterne, anfangs von He[...] N. Fuß und selbst von Lalande mit Zweifel auf[...]nommen, haben eine Bahnberechnung für die D[...]sterne ermöglicht und bewiesen, daß das Ne[...]tonsche Attraktionsgesetz auch für die Fixsternwelt[...] Gültigkeit habe, sodaß es sich je länger desto me[...] als allgemeines Weltgesetz manifestiert. Dem Flei[...] und Eifer des Beobachters kamen die großen V[...]vollkommnungen der Instrumente durch Reiche[...]bach, Fraunhofer, Merz (Vater und Sohn), Stei[...]

heil (Vater und Söhne), Repsold (Vater, Söhne und Enkel), Pistor und Martins, Schröder, Eichens, Troughton, Simms, Cook, Browning, Grubb, Clarke u. a. zu Hilfe.

Die praktische A. hat durch Erbauung neuer Observatorien nicht nur in Europa, sondern auch in Asien (Madras), Afrika (Kap), in Nord- und Südamerika, ja selbst in Australien (Sydney und Melbourne) eine Menge von Werkstätten mit neuen Instrumenten von früher nie erreichter Größe und Vollkommenheit erhalten, in denen ununterbrochen gearbeitet wird. Zunächst wurden durch Anwendung der Telegraphie die Lagen vieler Sternwarten untereinander viel genauer als früher bestimmt. Ferner wurden telegraphische Längenbestimmungen in großer Anzahl und mit großer Genauigkeit in Amerika und auch in Europa ausgeführt. Besonders ist dies eine Aufgabe der großen russ. Gradmessung und der durch General Baeyer 1863 ins Leben gerufenen europ. Gradmessung. Man hat Längenbestimmungen vom Ural aus durch Deutschland auf dem 52. Breitengrade bis nach dem westlichsten Punkte Großbritanniens ausgeführt. Dann ist auch vermittels der transatlantischen Kabel durch die United States Coast Survey die Länge zwischen Greenwich und Washington mehrfach neu bestimmt worden. Die Sternwarten Amerikas, in Cambridge, Washington, Chicago, Ann-Arbor u. a., die Europas in Wien, Berlin, Leipzig, Gotha, Bonn, Straßburg, München, Mannheim, Königsberg, Leiden, Genf, Neuchâtel, Zürich, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Kopenhagen, Stockholm, Lund, Pulkowa, Warschau, Kiew, Moskau u. a. haben sich an solchen telegr. Längenbestimmungen besonders beteiligt.

Die durch Bessel zuerst in großem Maßstabe begonnene Bestimmung der Fixsternörter am Himmel, welche besonders Argelander fortgesetzt, haben durch neue Sternkataloge in Greenwich, Oxford, Kapstadt u. s. w. Vermehrung gefunden. Während besonders die Sternwarte in Pulkowa sich mit den Fundamentalbestimmungen der hellern Sterne beschäftigte, sind andere Sternwarten an die Bestimmung schwächerer Sterne bis zur achten Größe gegangen. Die 1863 gegründete Deutsche Astronomische Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, durch Mitwirkung von etwa zehn Sternwarten die genauern Positionen aller Sterne der nördl. Himmelskugel bis zur neunten Größe bestimmen zu lassen. Über die Parallaxen der Fixsterne hat man mehrfache Untersuchungen angestellt. Nachdem Bessel zuerst von einem sich stark bewegenden Stern im Schwan (61 Cygni) die Entfernung bestimmt, wurden nicht nur neuere Beobachtungen dieses Sterns gemacht und ein neuer Wert der Parallaxe abgeleitet, sondern auch von mehrern andern Sternen (α Lyrae, p Ophiuchi, 34 Groombridge, 21,185 Lalande, α Centauri u. s. w.) sind mit großer Genauigkeit die Entfernungen von der Erde von verschiedenen Astronomen (Struve, Auwers, Krüger, Winnecke, Brünnow u. a.) bestimmt worden. In Bezug auf die Entfernung des uns nächsten Fixsterns, der Sonne, scheinen die neuen Beobachtungen mit ziemlicher Sicherheit das auch von Hansen und Leverrier theoretisch gefundene Resultat zu bestätigen, daß die Distanz der Sonne von der Erde nicht so groß sei, wie man bisher aus Enckes Diskussion der Venusdurchgänge von 1761 und 1769 annahm, sondern um etwa $\frac{1}{30}$ verkleinert werden muß, also auf nahe 148 Mill. statt 153 Mill. Kilom. Durch aufmerksame Beobachtungen über die Helligkeit der Fixsterne stellte sich heraus, daß eine große Anzahl derselben veränderliches Licht hat. Von mehr als 130 veränderlichen Sternen, von welchen man die Perioden der Veränderlichkeit kennt, sind bereits Kataloge vorhanden. Die Hypothese, daß die früher erschienenen neuen Sterne veränderliche seien, hat durch das plötzliche, aber nur kurze Zeit dauernde Aufleuchten eines schwachen Sterns in dem Sternbilde der Krone mehr Wahrscheinlichkeit für sich erhalten. Die Nebelflecken und Sternhaufen, die in noch weit größern Fernen Weltsysteme ahnen lassen, sind durch Herschel (Vater und Sohn), d'Arrest u. s. w. sorgfältig registriert, gemessen, in Abbildungen von hoher Vollendung dargestellt worden, so z. B. der Orionnebel von Struve, Secchi, Bond, Rosse. Auch bei den Nebelflecken sind durch d'Arrest und neuerdings besonders durch Winnecke Lichtveränderungen zum Teil periodischer Natur entdeckt worden. Bei zwei Fixsternen erster Größe (Sirius und Procyon) hat man infolge ihrer veränderlichen Eigenbewegungen die Existenz unbekannter Begleiter vermutet und von Bessel, Peters, Auwers sind die Bahnen dieser ungesehenen Körper berechnet worden. Der Siriusbegleiter wurde in der That 1861 von Alv. Clarke an der vorausberechneten Stelle aufgefunden. Der Procyonbegleiter ist dagegen mit Sicherheit noch nicht gesehen, obwohl in Pulkowa und Washington zeitweise sehr schwache Sternchen in der Nähe des Procyon wahrgenommen wurden. Nachdem 1845 durch die von der berliner Akademie herausgegebenen Sternkarten die Entdeckung vieler kleiner Planeten zwischen Mars und Jupiter begonnen, fertigten auch einzelne Astronomen mehrfach Sternkarten an, was zur Entdeckung vieler, zum Teil sehr lichtschwacher kleiner Planeten geführt hat. Die Zahl derselben war bis Oktober 1881 bereits auf 216 gestiegen. Auch den Kometen hat man fleißig Aufmerksamkeit gewidmet; von 280 derselben sind die Bahnen bestimmt worden. Unter denselben sind mehrere als periodisch, d. h. wiederkehrende, erkannt. Zu dem Enckeschen Kometen mit $3\frac{1}{3}$ Jahren Umlaufszeit, dem Bielaschen mit $6\frac{1}{2}$ Jahren sind andere von d'Arrest, Brorsen, Bruhns, Faye, Tempel, Tuttle, Winnecke entdeckte mit 5—13 Jahren Umlaufszeit gekommen.

In den Bereich des Sonnensystems sind durch Olbers' scharfsinnige Darstellung diejenigen kleinen Körper gekommen, welche fast jede Nacht, oft nur sehr sporadisch, auftauchen und als Sternschnuppen bezeichnet werden. Schiaparelli erwarb sich das große Verdienst, den Sternschnuppen ganz dieselben sehr excentrischen, nahe parabolischen Bahnen angewiesen zu haben, wie die Kometen sie beschreiben, und vielleicht sind die Sternschnuppenschwärme Trümmer einstiger Kometen. Die Bahnbestimmung dieser Himmelskörper ist durch Ausarbeitung der von Gauß neu begründeten theoretischen A. sehr gefördert worden, indem in neuerer Zeit mit diesem Problem Hansen, Oppolzer und Klinkerfues sich beschäftigt haben. Letzterer hat auch mehrere Methoden zur Berechnung von Doppelsternbahnen gegeben.

Das Gebiet der physischen A. wurde besonders durch Untersuchungen von Hansen, Delaunay, Leverrier, Adams, Airy, Gyldén, Newcomb, durch neue Theorien in der Bewegung des Mondes, durch Erweiterung des Problems der drei Körper (s. unter Perturbationen) wesentlich gefördert.

Die Photographie ist zur Herstellung getreuer Abbildungen der Mondoberfläche gelangt, die jetzt für alle Phasen des Mondes vorhanden sind und auch stereoskopisch vorliegen. Man hat auch versucht, Planeten und Doppelsterne, Sternhaufen, ja sogar Nebelflecke zu photographieren, um nachher auf der Platte zu jeder beliebigen Zeit die Distanzen der einzelnen Glieder der Systeme zu messen und die Formen genau vergleichen zu können. Die Photographie wurde ferner auch auf die Sonne angewandt, und man hat eigene photoheliographische Fernröhre konstruiert, womit man zu jeder Zeit Bilder der Sonne aufnehmen kann, auf welchen die Flecken, Fackeln u. s. w. sich zeigen. Besonders ist aber die Photographie bei den totalen Sonnenfinsternissen der neuesten Zeit von großer Wichtigkeit gewesen: sie hat nicht nur gezeigt, daß die Protuberanzen der Sonne angehören, sondern auch getreue Aufschlüsse über Höhe und Ausdehnung dieser merkwürdigen Gebilde gegeben.

Doch viel mehr als die Photographie hat über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper die Spektralanalyse (s. d.) Aufklärung verschafft. Ihre Anwendung auf die Fixsterne läßt in diesen Sternen drei oder vier Hauptformen erkennen, wovon die eine Ähnlichkeit hat mit dem Spektrum unserer Sonne, eine andere dagegen sich durch eine sehr große Menge von dunkeln Linien auszeichnet und merkwürdigerweise hauptsächlich den farbigen und veränderlichen Sternen angehört. Das schon früher bekannte Sonnenspektrum untersuchte man in neuerer Zeit in seinen einzelnen Linien sehr genau. Hiernach haben sich Unterschiede im Spektrum gezeigt, je nachdem das Spektroskop auf die fleckenfreie Oberfläche der Sonne, auf die Flecken oder auf die Fackeln gerichtet war. Man ist dadurch zu der Hypothese gelangt, daß die Sonne selbst in glühendflüssigem Zustande sich befinde und von mehrern besondern Atmosphären umgeben sei. Ganz besonders hat aber bei der totalen Sonnenfinsternis 1868 das Spektroskop dahin geführt, die sich durch helle Linien im Instrumente auszeichnenden Protuberanzen zu jeder Zeit am Sonnenrande zu finden, und etwas später ist es Huggins, Lockyer und Zöllner gelungen, mit dem Spektroskop die Protuberanzen in ihrer ganzen Ausdehnung zu sehen und die merkwürdig raschen Änderungen derselben in Form, Gestalt und Intensität wahrzunehmen. Das Spektroskop, auf die Planeten angewandt, hat ergeben, daß deren Spektrum teilweise mit dem der Sonne identisch ist, während das der Kometen die gasförmige Natur dieser Himmelskörper anzeigt. Bei mehrern derselben hat man diejenigen hellen Linien gefunden, welche dem Kohlenstoffgase eigen sind. Bei der Anwendung des Spektroskops auf die Nebelflecke hat man lichte Linien gefunden, welche ebenfalls auf einen gasförmigen Aggregatzustand derselben hindeuten, wodurch die frühere Hypothese, daß sämtliche Nebel in genügend starken Fernröhren sich in Fixsterne auflösen lassen würden, an Wahrscheinlichkeit verloren hat.

Unter den populären Werken über A. sind hervorzuheben die Werke von Airy, Arago, Bessel, Biot, Bruhns, Delaunay, Herschel, Klein, Littrow, Mädler, Valentiner u. a.; unter den Stern- und Himmelskarten: Heis, «Neuer Himmels-Atlas» (Köln 1872); Argelander, «Neue Uranometrie» (Berl. 1873); als Mondkarten: die «Generalkarte der Mondoberfläche» (Berl. 1837); Lohrmanns Mondkarte, die von Schmidt herausgegeben wu (Lpz. 1879) und die große Mondkarte von Schmi Von neuern Werken über die Geschichte der A. s zu nennen: Grant, «History of physical ast nomy» (Lond. 1852); Mädler, «Geschichte der Hi melskunde» (2 Bde., Braunschw. 1872—73); Hö «Histoire de l'astronomie» (Par. 1873); W «Geschichte der A.» (Münch. 1877). Vgl. noch Sec «Die Sterne. Grundzüge der A. der Fixster (Bd. 34 der «Internationalen wissenschaftlic Bibliothek», Lpz. 1878); Newcomb, «Populäre (deutsche verm. Ausg., bearb. durch R. Engelma Lpz. 1881).

Astronomisches Jahr. Dem allgemei Grundbegriffe nach sind die astron. Zeitmaße den gleichnamigen bürgerlichen nicht verschied und waren dies auch früher nicht. Während sich aber in letzterer Beziehung mit solchen Z größen behilft, die in ganzen Einheiten ausgedr werden, wie z. B. 365 oder 366 Tage (nicht a $365^1/_4$ u. s. w.), woraus notwendige Ungleichhei der einzelnen Jahres- und Monatslängen entsteh strebt die astron. Praxis dahin, mittlere Werte die der Natur entsprechenden Zeiträume zu besti men, mögen dieselben in ganzen oder selbst nur tionalen Zahlen auszudrücken sein oder nicht. ist das astron. Jahr der Erde siderisch (auf ei ruhenden Fixstern bezogen) 365 Tage 6 Stun 9 Min. 10,37 .... Sek. und unveränderlich; das t pische Jahr (auf die Äquinoktialpunkte bezog 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 46,04 .... Sek. u um einige Sekunden veränderlich. Das siderisc Jahr bildet zugleich die wahre Umlaufszeit Erde um die Sonne, und der Sterntag ihre wa Rotationsperiode. Da beide ganz unveränder sind, so bilden sie auch die wahren Normalzei des Astronomen, und alle andern müssen auf bezogen werden.

Der astronomische Monat ist genau Zwölftel dieses Zeitraums; man gebraucht in dieses Zeitmaß wenig.

Der astronomische Tag ist auf verschied Art aufzufassen: 1) der mittlere Sonnenta genau gleich dem 24stündigen bürgerlichen; 2) wahre Sonnentag, ein ungleiches Zeitmaß, Zwischenzeit zwischen zwei Meridiandurchgän der Sonne, die um etwa 1 Min. verschieden können. Der kürzeste Sonnentag ist Mitte Se tember, etwa gleich 23 Stunden 59 Min. 39 Se der längste Ende Dezember, 24 Stunden 0 M 30 Sek.; doch zeigen die einzelnen Jahre hierin e kleine Verschiedenheit. Beide Tage werden übrig von Mittag an gezählt, sodaß der bürgerliche V mittag noch zum vorhergehenden Tage gehö Endlich 3) der Sterntag, der gleich 23 Stun 56 Min. 4,09 Sek. mittlerer Zeit. Es ist dies Unterschied zwischen zwei Meridiandurchgän eines ruhenden Fixsterns. Dieser Sterntag w in 24 Sternstunden und diese in 60 Sternminu à 60 Sternsekunden geteilt. Eine Uhr, deren G auf diese Zeit reguliert ist, gibt jahraus jahrein Kulminationen der Fixsterne und nahezu auch übrigen Sterne unmittelbar an.

Astronomischer Monat und **Astronomi scher Tag,** s. unter Astronomisches Jahr.

Astronomische Tafeln oder Tabellen k nen von sehr verschiedener Art sein. Die wichtigs sind: 1) Planeten- und Mondtafeln, aus denen m für irgend eine gegebene Zeit den Ort eines Plane

oder des Mondes finden kann; 2) Sonnentafeln, welche dasselbe für die Sonne leisten; 3) Tafeln über die mittlere Rektaszension und Deklination der bedeutendsten Fixsterne zu einer bestimmten Zeit (sog. Sternkataloge); 4) Tafeln der Refraktion; 5) Tafeln über die Acceleration der Fixsterne; 6) Tafeln der Aberration und Nutation; 7) Tafeln zur Verwandlung der Bogen in Zeit und umgekehrt; 8) Hilfstafeln für geogr. Ortsbestimmungen. Jedes astron. Jahrbuch sowie fast jedes Lehrbuch der Astronomie enthält astron. Tafeln von größerer oder geringerer Ausdehnung. Unter den vielen hierher gehörigen Werken sind hervorzuheben die Besselschen «Fundamenta astronomiae» (Königsb. 1818) und «Tabulae Regiomontanae» (Königsb. 1830), die Hansenschen Mondtafeln, die von Hansen und Olufsen bearbeiteten Sonnentafeln, die Leverrierschen Sonnen- und Planetentafeln, die Tafeln der kleinen Planeten von Lesser, Brünnow, Becker u. a.

Astronomische Uhren. Die zum Gebrauche des Astronomen dienenden Uhren unterscheiden sich weder der Einrichtung noch dem Zwecke nach wesentlich von den gewöhnlichen, nur wird von ihnen ein genau gleichmäßiger Gang gefordert, und um dieser Forderung möglichst nahe zu kommen, werden Einrichtungen angebracht, die eine Uhr gewöhnlicher Art zu kostspielig machen würden. Der Hauptsache nach kommt es darauf an, die Temperaturveränderungen für den Gang der Uhr unschädlich zu machen. Jede gewöhnliche Uhr, sei sie Taschen- oder Pendeluhr, wird durch Kälte in ihrem Gange beschleunigt, durch Wärme verzögert. Das sog. Kompensationspendel hebt diesen Unterschied auf für Pendeluhren, das Echappement für astron. Taschenuhren oder Chronometer. Unter astron. Uhren versteht man indes auch solche Werkzeuge, welche nicht die einfache Zeit allein, sondern auch den Lauf der Planeten und des Mondes, ingleichen Ebbe und Flut, bewegliche Feste, Himmelsbegebenheiten, namentlich Mond- und Sonnenfinsternisse, die durch Schaltjahre bewirkten Ungleichheiten und Ähnliches durch mechanisch regulierte Bewegungen darstellen. Eine solche Uhr ist ein außerordentlich kompliziertes Werk, welches nur den größten mechan. Genies, geleitet von gründlicher astron. Kenntnis, gelingen kann. Das berühmteste Kunstwerk dieser Art ist die Uhr des Straßburger Münsters, aus dem 15. Jahrh. stammend. Schwilgué in Straßburg hat sie um 1840 erneuert oder vielmehr eine neue und gegen die frühere sehr verbesserte Uhr hergerichtet, die noch im Gange ist. Eine andere, etwas einfachere Uhr dieser Art befindet sich in Mainz; auch Knecht in Berlin hatte eine solche gebaut. Indes steht der praktische Nutzen solcher Uhren nicht im Verhältnis zu den großen Kosten, die sie beanspruchen. Der Astronom wird seine Ephemeriden viel leichter und bequemer konsultieren als eine solche Uhr, und das große Publikum legt weit mehr Wert auf die unwesentlichen Beiwerke, wie den stündlich krähenden Hahn und den feierlichen Marsch der Zwölf Apostel bei jedem Stundenwechsel, als auf die wesentlichen und weit schwieriger darzustellenden Teile.

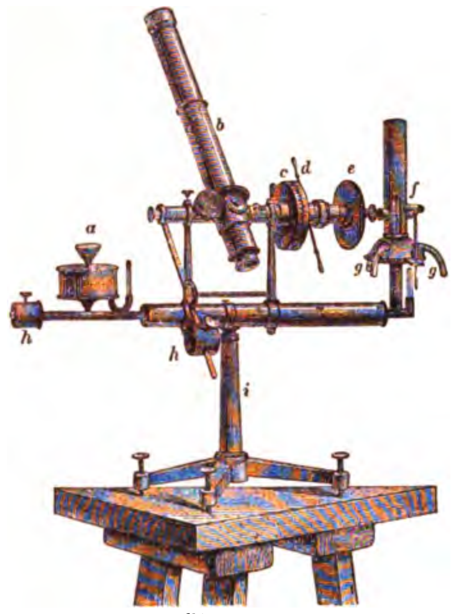
Astronomische Zeichen. Die in der Astronomie gebräuchlichen Zeichen sind zunächst allgemeinere: so für Grad das Zeichen °, für Minute (des Grades) ′, für Sekunde ″; ebenso für Tag ^{d}, Stunde ^{h}, für Zeitminute ^{m}, für Zeitsekunde ^{s}. Dieselben werden rechts oben der Zahl hinzugefügt, z. B. 23° 27′ 29″; $14^h\ 8^m\ 22^s$. Hierher gehören auch alle sonst in der Mathematik gewöhnlichen Zeichen, wie das der Gleichheit = und andere. Bei ihrem Gebrauche ist zu bemerken, daß man eine ausfallende Zwischenstufe nicht wegläßt, und etwa 7° 11″ setzt, sondern 7° 0′ 11″. Ferner gehören zu den astron. Zeichen die alten Zeichen für Sonne, Mond und Planeten, die gleichzeitig auch die Metalle und die Wochentage bezeichneten, nämlich: ☉ Sonne, Sonntag, Gold; ☽ Mond, Montag, Silber; ♂ Mars, Dienstag, Eisen; ☿ Merkur, Mittwoch, Quecksilber; ♃ Jupiter, Donnerstag, Zinn; ♀ Venus, Freitag, Kupfer; ♄ Saturn, Sonnabend, Blei. Die Erde ♁ und Uranus ♅ sowie Neptun ♆ sind ohne eine solche weitere Bezeichnung geblieben; auch Ceres ⚳, Pallas ⚴, Juno ⚵ und Vesta ⚶. Die hier angeführten Zeichen für die großen Planeten hat man beibehalten, die für die vier ebengenannten und die später entdeckten Planetoiden anfangs gewählten, wie Y für Hebe, aber wieder aufgegeben, und diese nach der Zeitfolge der Entdeckung einfach durch ⑧ Flora, ⑪ Victoria, (78) Diana u. s. w. bezeichnet. (Vgl. **Planeten.**) Über die Zeichen des Tierkreises s. unter **Tierkreis**; über die der sog. Aspekten s. unter **Aspekten.**

Astrophotographie (grch.), die Anwendung der Photographie, um Sonnenflecke, Sonnenfinsternisse (Protuberanzen), die Mondscheibe, Sterne und Sternenbilder aufzunehmen.

Astrophotometrie (grch.) ist die Helligkeitsmessung der Gestirne, und besonders erst in neuester Zeit durch die Einführung neuer Instrumente kultiviert. Die Messungen der Helligkeiten der Gestirne werden nach drei verschiedenen Prinzipien ausgeführt: man hat Fernröhre, bei welchen man durch Verkleinerung des Objektivglases oder durch Einschaltung von Nicolschen Prismen und Drehung derselben die eingestellten Gestirne zum Verschwinden bringen kann, oder man macht aus den Sternen Lichtscheiben, die miteinander verglichen werden können, indem die hellere durch Vorrichtungen abgeschwächt wird, oder endlich man bringt zwei Sterne nebeneinander in das Feld eines Fernrohrs und hat für den hellern Stern Abschwächungsvorrichtungen, sodaß man beide Sterne gleich hell machen kann. Das erste Prinzip ist besonders von Arago angewandt und weniger zuverlässig als die beiden andern, das zweite findet sich bei einem Photometer (Lichtstärkemesser) von Steinheil, das dritte bei Photometern von Schwerd, Steinheil und Zöllner. Das Zöllnersche Photometer zeigt neben dem natürlichen Stern einen künstlichen Stern, der durch Polarisation abgeschwächt wird. Da dieses Photometer außerdem die Helligkeit des Himmelsgrundes eliminiert, ferner sehr handlich und leicht transportabel ist, so wird es in neuerer Zeit vielfach angewandt und Zöllner selbst hat mit diesem Instrumente das Verhältnis der Helligkeiten von Sonne und Mond, von Planeten und hellen Fixsternen zueinander bestimmt.

Ein solches **Photometer** nach Zöllner zeigt umstehende Figur. Auf einem Stativ ist eine drehbare Achse i, auf welcher eine horizontale Achse steht, die in a ein Gefäß für Petroleum trägt. Dieses steht durch eine kommunizierende Röhre mit einer Lampe f in Verbindung, zu der durch die Röhren g Luft zugeführt wird. b ist ein durch das Gegengewicht h balanciertes Fernrohr, welches auf jeden beliebigen Stern gerichtet werden kann. Durch eine senkrecht zum Fernrohr stehende Röhre, in welchem eine Linse sitzt,

und durch einen unbelegten Glasspiegel im Fernrohr erzeugt man von der Flamme im Fernrohr den künstlichen Stern. In der Röhre befinden sich zwei Nicolsche Prismen, welche das Licht von der



Photometer.

Flamme polarisieren; die Nicols lassen sich durch den Hebelarm d gegeneinander drehen, sodaß das polarisierte Licht des künstlichen Sterns geschwächt werden kann. Wenn man nun den künstlichen Stern mit einem im Fernrohr direkt gesehenen zu gleicher Helligkeit bringt und dasselbe Verfahren mit einem andern Stern am Himmel anstellt, läßt sich aus der Größe der Drehung der Nicols, welche an dem Teilkreise c abgelesen wird, nach einem physik. Satz die Lichtmenge der beiden Sterne am Himmel zueinander berechnen. Mit Rücksicht darauf, daß die Sterne am Himmel oft verschiedenfarbig sind, ist in der Röhre noch ein senkrecht auf die Achse geschliffener Bergkrystall angebracht, durch dessen Drehung es möglich ist, das Licht des künstlichen Sterns gleichfarbig mit dem natürlichen Stern zu machen. Das Maß dieser Drehung wird am Kreis e abgelesen. Vgl. Zöllner, «Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels» (Berl. 1861); derselbe, «Photometrische Untersuchungen» (Lpz. 1865).

Astrophysik heißt der Zweig der Astronomie, welcher vorzugsweise auf Grund physik. Methoden Resultate über die Beschaffenheit und Bewegung der Himmelskörper abzuleiten sucht. Irrtümlich wird dieser Teil manchmal mit der physischen Astronomie verwechselt, welche die Bewegungen der Himmelskörper im Dreikörpersystem behandelt. Der Name wurde zuerst von Zöllner um 1865 vorgeschlagen. Die A. umfaßt namentlich die Anwendung der Spektralanalyse der Photographie, der Photometrie auf die Astronomie; auch die auf Grund vergleichender Abbildungen der Himmelskörper gemachten Entdeckungen über die Beschaffenheit derselben rechnet man in ihr Gebiet. Die Ausrüstung einer der A. dienenden Sternwarte unterscheidet sich von der einer gewöhnlichen Sternwarte, da sowohl die Konstruktion des Fernrohrs modifiziert werden muß, als auch die Nebeneinrichtungen andern Bedingungen zu genügen haben, indem di A. physik.-chem. Laboratorien, Dunkelkammern u. dgl. fordert, dagegen Meridianbauten entbehren kann. Die vollständigste Sternwarte für A. ist jetz das astrophysik. Observatorium in Potsdam. Meh als in Deutschland, wo die A. durch Kirchhoff Bunsen, Zöllner begründet ist, wird sie in England Italien, Amerika kultiviert. Außer den bereits ge nannten Gelehrten sind als die bedeutendsten Ver treter der A. hervorzuheben: Vogel, Spirer, Lohse Huggins, Lockyer, Bredichin, Hasselberg, Secchi Tachini, Janssen, Draper, Young, Pickering u. a (S. Spektralanalyse.)

Astroskōp (grch.), ein Sternfernrohr. Astroskopie, Sternbeschauung, Sternbeobachtung.

Astuarium nannten schon die alten Römer ir gend ein Wasserbecken, welches mit Ebbe und Flu in Beziehung stand. Die neuern Geographen be zeichnen mit diesem Worte, im Gegensatz zu de Deltabildungen, die breiten, offenen, meerbusen artigen Mündungen der Ströme, in denen sich Ebb und Flut geltend machen. Während die Deltas welche sich an den Mündungen vieler Ströme teil in den Ocean, teils in größere Binnenmeere ge bildet haben, durch allmähliche Ablagerung vo Sedimenten, die das Stromwasser aus dem Bin nenlande herabführt, entstanden sind, bleiben di Astuarien von jeder Art von Sedimenten frei, in dem die etwa an der Strommündung abgesetzte Materialien durch das zurückweichende Flutwasse mit großer Gewalt fortgerissen werden. Die Sed mente gelangen auf diese Weise ins Meer hinau und bilden in der Gegend der Strommündunge auf dem Grunde desselben Ablagerungen seine Schlammes. Meeresströmungen führen diese Schlamm auch wohl weiter und lagern ihn läng der benachbarten Küsten ab. So geschieht dies na mentlich vor dem A. des Amazonenstroms, desse Schlamm sich nördlich an den Küsten absetzt un damit zur Versumpfung derselben Veranlassung ge geben hat. Andere Beispiele solcher Astuarien li fern der Lorenzstrom, der Ob, Jenissei, die Elb Weser, Themse, Severn, Tejo u. s. w.

Astūra, kleiner, von den Alten bald A., ba Stura benannter Fluß in der ital. Provinz Rom entspringt auf den Höhen bei Velletri, tritt na kurzem Lauf in die Niederung, durchfließt den nör lichsten Teil des pontinischen Sumpflandes in sü westl. Richtung und mündet südlich von Nettuno das Tyrrhenische Meer. In seinem untern La führt er den Namen Conca. Unweit seiner Mü dung, auf der Spitze des Vorgebirgs A., das d Golf von Nettuno südlich begrenzt, stehen neben a tiken Ruinen die Reste eines mittelalterlichen K stells mit einem in das Meer hineingebauten Tur (Torre d'A.); in demselben suchte Konradin v Schwaben nach der unglücklichen Schlacht bei Ta liacozzo 1268 Schutz bei Jacopo Frangipani, du welchen er dann an Karl von Anjou ausgelief ward. Viele vornehme Römer (z. B. Cicero) hatt im Altertum hier ihre Landhäuser. Einige jens des Kastells liegende Trümmer sind wahrscheinl die Reste der ehemaligen kleinen Ortschaft A., nach Angabe der Alten auf einer durch die d pelte Mündung des gleichnamigen Flusses bildeten Insel lag und einen bequemen Landun platz gewährte.

Asturien, span. Asturias, unter dem Titel eines Fürstentums eine nördl. Provinz Spaniens, die seit 1833 offiziell den Namen Oviedo führt und im O. von Altcastilien, im S. von Leon, im W. von Galicien, im N. vom Biscayischen Meere begrenzt wird, in das sie mit dem Kap Peñas am weitesten einragt. A. umfaßt 10599 qkm mit (1877) 576352 E. und ist als ein Teil des cantabr. Küstengebirgs eine wilde Randgebirgslandschaft Hesperiens. Die Hauptkette des cantabr. Gebirges bildet fast überall die Südgrenze A.s; sie sendet sowohl nach N. wie nach S. zahlreiche Querjoche aus, die in A. weit imposanter erscheinen als auf der Südseite, weil sie im N. mit Höhen von 1000—1300 m nahe an die Küste herantreten. Der Hauptkamm ist im O. etwa 30 km vom Meere entfernt, welcher Abstand nach W. allmählich bis auf 60 km zunimmt, und trägt an der Südgrenze von A. mehrere seiner imposantesten Gipfel, wie im O. die Peñas de Europa, von denen die Torre de Cerredo bis zu 2678 m aufsteigt, und die Peña-Vieja (2663 m). Eine ganze Reihe von andern Gipfeln übersteigt 2000 m oder erreicht nahezu diese Höhe. Die Hauptstraße von Leon nach der Stadt Oviedo überschreitet das Gebirge im Paß von Pajares (1370 m). Steile und finstere Thalschluchten zerklüften den Nordabfall, und zuweilen treten sekundäre Parallelketten auf, die herrliche Thäler abschließen und von den Flüssen in wilden Schluchten durchbrochen werden. Nur kurze Küstenflüsse durchrauschen die tiefen Thalspalten, so die Navia, der Nalon mit der Nacera und die Sella. Die bis zum August mit Schnee bedeckten Gebirgsgipfel sind öde und nackt; die Seitenlehnen sind mit Alpenweiden, die Thalsohlen mit Wiesen bekleidet. Erst tiefer, wo die Thalgründe sich erweitern, sieht man Roggenfelder und Bäume, und erst 20 km vom Hauptkamme trifft man Mais- und Weizenfelder, Kastanien-, Nuß- und Maulbeerbäume, Haselnußsträucher; an geschützten Stellen finden sich Feigen-, Oliven- und Orangenbäume und Rebenpflanzungen. In den niedern Gegenden befördert der Einfluß der See große Fruchtbarkeit; in den hohen, engen Thälern, die selbst im Sommer durch eisige Nächte und kalte Morgen leiden, ist Anbau und Ertrag spärlich. Hier wird die Viehzucht, besonders die des Rindviehs und einer berühmten, gewandten und starken Pferderasse, begünstigt; an der Küste lohnt die Fischerei reichlich. Öl und Salz fehlen der Provinz. Unter den verschiedenen Mineralien fördert man vorzugsweise Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Arsenik, Zink, Zinnober, Marmor, Spießglanz und Steinkohlen. Auch findet sich in den Niederungen Torf und Bernstein. Die Küsten sind steil und klippenreich und bieten wenige Häfen, darunter buchtartig erweiterte Flußmündungen (Rias), wie die Ria de Pravia, die Mündung des Nalon.

A. ist die Wiege der castilian. Monarchie. Hier konnte der Araber keinen festen Fuß fassen, den Goten aber gewährte das Land im 8. Jahrh. einen schützenden Zufluchtsort. In A. wurde Pelayo 718 zum Könige ausgerufen, dessen Nachfolger siegend mit den Ungläubigen kämpften und sich im 10. Jahrh. Könige von Leon nannten. Die Asturier halten sich daher für freie Hidalgos und sind stolz darauf, unvermischt mit Juden und Arabern geblieben zu sein. Sie sind einfach in Sitten, tapfer bis zur Verwegenheit, aber weniger arbeitsam als die Galicier, weniger gesellig als die Biscayer. Ihren Dialekt, die Muttersprache des jetzigen Spanischen, nennen sie lengua bable. Viele Asturier, die sich nicht im Lande ernähren können, wandern in das übrige Spanien, um als (wegen ihrer Ehrlichkeit sehr gesuchte) Kutscher und Bediente ihr Brot zu suchen und den Rest ihrer Tage wieder in der Heimat vom ersparten Lohne zu verleben. Eine merkwürdige Kaste unter den Asturiern bilden die Vaqueros, die sich blos untereinander verheiraten, im Winter an der Seeküste, im Sommer auf den Bergen von Leytariegos wohnen und, der Herdenzucht ergeben, ein Nomadenleben führen. Überhaupt lebt die Bevölkerung größtenteils in zerstreuten Gehöften, Häusergruppen und Weilern. Der Handel A.s ist nicht unbedeutend, betrifft aber, da wenig Industrie vorhanden, fast nur Rohstoffe. Schon seit 1388, wo A. zum Fürstentum erhoben wurde, führte der Thronerbe in Spanien den Titel eines Prinzen von A. Die Hauptstadt der Provinz ist Oviedo, nach welcher Gijon als erster und Avilés als zweiter Hafenplatz als die bedeutendsten Städte gelten. Aber auch diese Häfen sind weder groß noch sicher, so reich die Küste im übrigen an Anker- und Landungsplätzen ist. Von dem Haupthafen Gijon aus führt eine Eisenbahn südlich bis Sama de Langreo, eine andere über Oviedo nach Pola de Lena; die Fortführung der letztern über den Puerto de Pajares nach Leon ist projektiert.

Astyages (med. Ištuvegu), der Sohn des Kyaxares, war der letzte König von Medien, der 558 v. Chr. durch Cyrus vom Throne gestoßen wurde, womit das Reich der Meder ein Ende hatte und die Herrschaft der Perser an dessen Stelle trat. Nach Herodot war er der mütterliche Großvater des Cyrus, Sohnes des Kambyses und der Mandane, nach Ktesias gar nicht mit jenem verwandt.

Astyanax, in der griech. Sagengeschichte ein Sohn des Hektor und der Andromache, hieß eigentlich Skamandrios und war, als Troja belagert wurde, noch ein Kind. Durch den Spruch: «Thöricht wer, den Vater tötend, die Kinder am Leben läßt», bewog Odysseus die Griechen, seinen Tod zu beschließen, und so wurde er nach der Eroberung von den Mauern Trojas herabgestürzt. Nach andern that dies Neoptolemos, der Sohn des Achilles, aus eigenem Antriebe.

Asuncion, portug. Assumção, eigentlich Nuestra Señora de la Asuncion, Hauptstadt des südamerik. Freistaates Paraguay, am linken Ufer des Paraguay, älteste Stadt im La-Plata-Gebiete, wurde 1536 von Juan de Ayolas angelegt und war bis 1620 Hauptstadt aller span. Länder am La-Plata. Sie wurde teilweise vom Diktator Francia demoliert und nach einem neuen Bauplane regelmäßig wieder aufgeführt. Die Stadt zählte vor dem Kriege von 1864—70 etwa 48000, 1876 nur noch 19463 E. und gewährt durch ihre breiten, geraden Straßen, sowie durch ihre schöne Lage auf den Uferbänken des Stroms, im Schmucke einer reichen tropischen Vegetation, einen herrlichen Anblick; doch gibt es freilich auch viele verfallene Häuser und schmutzige Gassen. Hervorragende Gebäude sind die Kathedrale, 1842—45 gebaut, die Kirchen San-Roque und Encarnacion, der Regierungspalast, die Kaserne San-Francisco, das Militärhospital, das Bahnhofsgebäude, das Theater u. s. w. A. ist Sitz der Regierung, des

Kongresses, der im Cabildo seine Sitzungen hält, des Landesbischofs und Haupthandelsplatz des ganzen Staats, von welchem eine Eisenbahn nach der 72 km im Südosten gelegenen Stadt Paraguari führt. Der Hafen von A. vermittelt einen lebhaften Binnenverkehr mit dem Paraguaythee (Yerba Maté), dessen Hauptstapelplatz die Stadt Villarica ist, mit Häuten, Tabak, Orangen, Maniok, Melasse und Rum, betreibt aber auch zugleich den ganzen auswärtigen Handel des Staats. Infolge des 13. Febr. 1858 zu A. zwischen Paraguay und Brasilien abgeschlossenen Vertrags, wonach die Schiffahrt auf dem Rio Paraguay den Flaggen aller befreundeten Nationen vollständig freigegeben ist, hat der Verkehr A.s namhaft gewonnen. Doch litt durch den 1865—70 währenden Kampf gegen die vereinigten Heere von Brasilien, Argentina und Uruguay die Stadt, namentlich in Bezug auf ihren Handel sehr schwer.

A. (Ciudad de la A.) ist auch der Name der Hauptstadt des Staates Nueva Esparta in der südamerik. Republik Venezuela.

A. oder Assonsong nennt man eine der nördl. Ladronen mit einem noch thätigen, 870 m hohen Vulkan.

Asuren heißen in der ältesten Sanskritlitteratur die Götter, in der spätern die den Göttern (welche dann Suren genannt werden) feindlichen Dämonen, die Daitjas, Dänavas u. s. w.

Asvin (ind., d. h. Rosselenker) ist der Name eines göttlichen Zwillingspaars, der ind. Dioskuren, welche der Morgenröte in einem goldenen, von den Ribhus, den himmlischen Künstlern, gefertigten Wagen voraneilen und den Menschen das erste Licht bringen. Sie werden in den religiösen Gesängen der Inder wegen ihrer hilfreichen Freundlichkeit gegen ihre Verehrer und wegen ihrer mannigfachen Wunderthaten gepriesen und gelten den Dichtern zugleich als die Ideale jugendlicher Manneskraft und Schönheit.

Aswan, Stadt in Ägypten, s. Assuan.

Asyl (grch. ἄσυλον, d. i. ein unverletzlicher, in Götterschutz stehender Ort) oder Freistätte heißt der Ort, an welchem Verfolgte, selbst Verbrecher Sicherheit finden. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre u. s. w. eine solche Zuflucht, und es galt für Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen oder, was freilich wiederholt, besonders in Zeiten heftiger polit. Erregung geschehen ist, durch indirekte Zwangsmittel, wie Hunger oder Feuer, zum Verlassen seines Zufluchtsortes zu nötigen. Allmählich bildeten sich bei den Griechen festere Normen aus, indem das ursprünglich jedem Heiligtume zukommende Asylrecht auf bestimmte teils besonders heilig geachtete, teils als durch ihre Lage vorzüglich dazu geeignet erscheinende Tempelstätten beschränkt und diesen durch ausdrückliche Verträge garantiert wurde. Diese Berechtigungen wurden auch von den Römern anerkannt, bis der Kaiser Tiberius 22 n. Chr., um vielfach eingerissenen Mißbräuchen zu steuern, eine Revision der von den einzelnen griech. Städten geltend gemachten Ansprüche auf Asylrechte durch den röm. Senat anordnete, deren Resultat die Beschränkung der Berechtigung auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Heiligtümern war. Dieser heidnische Gebrauch, zu dem sich im jüd. Altertume Analogien finden, ging auch in das Christentum über.
Schon unter Konstantin d. Gr. wurden die chri
Kirchen solche Freistätten, und Theodosius
dehnte dieses Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gän
Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der K
chen gehörten. Es war hiermit ein Mittel ge
ben, nicht bloß Verfolgte, namentlich fliehe
Sklaven vor der Strenge ihrer Herren zu schütz
sondern auch die Strenge des Schuldrechts zu m
dern. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte n
dieses Recht, wie denn z. B. die Synode zu Tole
681 den Raum der Freistätte auf 30 Schritt v
jeder Kirche ausdehnte. Offenbare Mißbräu
führten jedoch allmählich zu einer Begrenzung a
des kirchlichen Asylrechts. Mit der weitern En
wickelung der Rechtspflege traten mehr und m
andere Beschränkungen seitens der bürgerlich
Gesetzgebung ein, und heutzutage kann, in Deut
land wenigstens, das Asylrecht nirgends mehr a
praktisch betrachtet werden. In einzelnen Staat
ist es durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben. Fr
her verlangte man häufig, daß auch die Wohnu
gen der Gesandten wegen der den letztern völk
rechtlich zustehenden Exterritorialität Freistätt
sein sollten, was aber ebenfalls in civilisiert
Staaten nirgends mehr zugestanden wird. A
letzte Anwendung des ehemaligen A. könnte d
Satz gelten, wonach flüchtige Sklaven, die das G
biet eines freien Staates betreten, dort gegen je
Verfolgung der Sklavenhalter geschützt sind.

Eine besondere Art von A., in das Gebiet d
Völkerrechts gehörig, ist der Schutz, den ein Sta
den in einem andern Staate Verfolgten und weg
solcher Verfolgung Flüchtigen gewährt. Natürli
kommen hier vorzugsweise polit. und religiöse Ve
folgungen in Betracht. Solche Zufluchtsstätt
fanden z. B. die aus Böhmen flüchtigen Hussit
in Sachsen, die durch Philipps II. Grausamk
aus den Niederlanden vertriebenen Reformiert
in England und Deutschland, die franz. Hugeno
ten, welche, um ihr Leben oder ihren Glauben v
Ludwigs XIV. Dragonaden zu retten, ihr Vat
land verließen, in Preußen und andern glauben
verwandten deutschen Staaten. In diesen u
ähnlichen Fällen, wo der Geflüchtete kein Intere
und keine Neigung hatte, in seine alte Heimat z
rückzukehren, fand eine Anfechtung des den Ve
triebenen gewährten Asylrechts in der Regel ni
statt. Anders gestaltete sich die Sache, sobald d
den Flüchtigen im fremden Lande gewährte Au
enthalt und Schutz von diesen letztern benutzt wurd
oder doch leicht benutzt werden konnte, um geg
ihre Verfolger etwas zu unternehmen, insbesonde
um der Parteisache, wegen deren sie hatten flücht
müssen, von ihrem Zufluchtsorte aus unmittelb
oder mittelbar Vorschub zu leisten. Dies w
z. B. der Fall, als während der franz. Revoluti
von 1789 der emigrierte Adel, die Prinzen v
Geblüt an der Spitze, in den benachbarten deu
schen Ländern Aufnahme fand und von da a
den Kampf gegen die neue Ordnung der Dinge
Frankreich organisierte. In neuester Zeit ist d
Frage des sog. Asylrechts, d. h. die Frage, inw
weit ein Staat berechtigt sei, den wegen gewiss
polit. Handlungen in einem andern Staate Ve
folgten Schutz und Aufenthalt zu gewähren, u
ob er nicht die Pflicht habe, solche entweder au
zuliefern oder auszuweisen, oder doch unschädli
zur Betreibung polit. Plane gegen jenen Sta
unfähig zu machen, mehrfach praktisch geworde

z. B. nach Unterdrückung der ungar. Revolution (1850) zwischen Österreich und der Türkei, nach dem Orsinischen Attentat (1858) zwischen Frankreich und England, früher schon wiederholt zwischen der Schweiz und den angrenzenden Staaten. Als Regel ist stets daran festzuhalten, daß der Staat, welcher polit. Flüchtlingen ein A. eröffnet, auch für den Mißbrauch des A. völkerrechtlich verantwortlich gemacht werden kann. Wo er nicht zur Auslieferung verpflichtet ist, kann er doch im Interesse internationaler Sicherheit angehalten werden, Flüchtlinge von der Grenze des von ihnen bedrohten Staates durch sog. Internierung fern zu halten. (S. Auslieferung.) Vgl. Bulmerincq, «Das Asylrecht in seiner geschichtlichen Entwickelung» (Dorp. 1853); Michaud, «Le droit d'asile en Europe et en Angleterre» (Par. 1858).

Asyle oder Zufluchtsorte nennt man nicht nur diejenigen Stätten, in denen entlassene Sträflinge insbesondere weiblichen Geschlechts zeitweise aufgenommen werden, bis ihnen gelungen ist, Arbeit zu finden, sondern auch die namentlich in großen Städten notwendigen öffentlichen Einrichtungen zur zeitweiligen Aufnahme solcher Personen, die nicht im Stande sind, sich ein Nachtquartier aus eigenen Mitteln zu verschaffen. Die massenhaft nach den größern Städten zureisenden Arbeiter und Dienstboten, besonders die weiblichen, bedürfen einer solchen Unterkunft oft schon aus dem Grunde, weil sie am Orte fremd und ohne derartige Zufluchtsorte mancherlei Gefahren ausgesetzt sind; viele andere, welche in der Stadt leben, sind durch augenblickliche Beschäftigungslosigkeit, Entlassung aus dem Dienste, Exmission aus der Wohnung wegen unpünktlicher Zahlung der Miete u. s. w. in Verlegenheit, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Die polizeilichen «Gewahrsame» und «Arbeitshäuser» genügen für diesen Zweck besonders darum nicht, weil sie vielfach unbescholtene Leute mit Verbrechern oder liederlichem Volk in einen Raum zusammenpferchen und so in sittlicher Hinsicht ansteckend wirken. Hier eröffnet sich ein wichtiges und dankbares Feld für den Gemeinsinn, der in der That, auch abgesehen von Veranstaltungen, die zugleich religiöse Zwecke verfolgen, zahlreiche A. für Obdachlose in verschiedenen größern Städten gegründet hat. Unter den neuerdings gegründeten A. dieser Art hat namentlich das in Berlin einen ausgedehnten Wirkungskreis erlangt.

Asymbolie (grch.), s. Sprachstörungen.

Asymmetrie (grch.), Mangel an Ebenmaß; asymmetrisch, ungleichförmig.

Asymphonie (grch.), Mangel an Zusammenklang; asymphōnisch, mißlautend, unharmonisch.

Asymptōte (grch.), wörtlich die Nichtzusammenfallende, heißt in der Geometrie eine gerade oder auch eine ins Unendliche sich erstreckende krumme Linie, die neben einer gegebenen ins Unendliche sich erstreckenden krummen Linie fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände voneinander immer kleiner werden, ohne daß beide Linien in endlicher Ferne zusammentreffen. Sie zeigt die Richtung an, welcher sich ein Zweig der krummen Linie immer mehr nähert. Unter den Kegelschnitten hat die Hyperbel allein A., und zwar zwei, die durch ihren Mittelpunkt gehen und mit der Achse gleiche Winkel machen. Man erhält sie, wenn man auf der Achse der Hyperbel in den Scheiteln derselben Perpendikel errichtet, welche der halben Nebenachse gleich sind, und durch deren Endpunkte und den Mittelpunkt gerade Linien zieht. Man kann die A. als Tangenten ansehen, deren Berührungspunkt in unendlicher Entfernung liegt.

Asyndĕton (grch., unverbunden) nennt man in der Grammatik und Rhetorik eine Ausdrucksweise, bei der die Sätze oder Satzteile ohne Bindewörter nebeneinander gestellt werden. Am häufigsten geschieht dies bei Aufzählungen, z. B.: «Demosthenes, Äschines, Lysias waren große Redner.» Als rhetorische Figur kommt das A. namentlich in schneller, bewegter, leidenschaftlicher Rede vor; ein bekanntes Beispiel ist Cäsars Ausspruch: «Veni, vidi, vici» (ich kam, sah, siegte). Den Gegensatz bildet das Polysyndeton (s. d.).

Asyr, Landschaft in Westarabien, s. Asir.

Aszód, Marktflecken im pester Komitate Ungarns am Bache Galga und an der Linie Budapest-Ruttek der ungar. Staatsbahn, hat ein luth. Untergymnasium und zählt (1880) 2401 E. Früher war A. Eigentum der Freiherren von Podmaniczky, die hier ein weitläufiges schloßartiges Kastell besaßen.

A. T., offizielle Abkürzung des Vereinigten-Staaten-Territory Arizona.

Atacāma ist der Name der nördlichsten Provinz von Chile und der südlichsten von Bolivia an der Westküste von Südamerika, im engern Sinne aber der größtenteils wüsten Plateaulandschaft am Fuße der Cordilleren. Diese Plateaulandschaft erstreckt sich von Copiapó (27⅓° südl. Br.) nordwärts über die Grenze von Chile (24° südl. Br.) hinaus bis zu dem Küstenflusse Loa oder der Grenze Bolivias gegen Peru (21½° südl. Br.). Sie erhebt sich unmittelbar aus dem Meere, wo die sog. Küstenkette 800—1000 m, in einzelnen Punkten bis über 1700 m aufsteigt, und lehnt sich im O. an die Cordillera de los Andes. Das Tafelland ist 800—1600 m hoch, von Querspalten und wenigen Küstenbächen durchschnitten, an deren Rändern sich hier und da dürftige Grasplätze, seltener kultivierte und kultivierbare Oasen finden. Die völlig wasser- und vegetationslose Strecke, welche die eigentliche Wüste von A. ausmacht, reicht von der Quebrada de Botija (24½°) bis 21½° südl. Br. und gehört größtenteils der Republik Bolivia an. Sie besteht aus einem kaum 70 km breiten Littoralstreifen, dessen Boden fast durchweg steinig und kiesig, seltener sandig, hier und da mit höchst kümmerlicher Vegetation versehen und mit einer Menge von Kegeln und Berggruppen besetzt ist. Hinter diesen Wüsteneien steigt die 4000 m hohe Cordillera von A. nebst den daranstoßenden Plateaus und Salzlagunen auf. Unter den letztern ist die Salina de A. die größte, ein meist ausgetrockneter Salzsumpf, der über 2700 km einnimmt und 2250 m über dem Meere liegt. An seiner Nordspitze liegt das Städtchen Atacama oder San-Pedro de A. mit 2—3000 E., Gärten und Obstbäumen, und 30 km im NO. von demselben der Vulkan von A. oder Volcan de San-Pedro de A., unter 22° 16′ südl. Br. Südlicher liegt in 2664 m Höhe die Salina de Punta-Negra, ebenfalls ein großer, ausgetrockneter, von Binsen und Gräsern umstandener Salzsumpf, und östlich von diesem erhebt sich unter 24½° südl. Br. der 6200 m hohe Vulkan Llullaillaco.

Die chilenische Provinz A., die nördlichste und größte des Staates, hat mit Einschluß der 80000 qkm großen Wüste insgesamt 100728 qkm

Areal, zählt aber (1878) nur 73405 E. und ist die volksärmste des Staates. Dabei aber bildet sie dessen wichtigstes Bergwerksgebiet. Die Bewohner sind in den zwei weidereichen Thälern der Flüßchen Copiapó und Huasco, sowie in der Nähe der Bergwerke konzentriert. Zwischen den zwei ebenfalls bewohnbaren Zonen, deren östliche den Bergwerksort Tres-Puntas, die westliche die Küstendörfer Paposo, Flamenco und Chañaral de las Animas (1875: 3084 E.) enthält, breitet sich die 1600 m hohe, von fünf Thalspalten zerrissene Plateauwüste aus. Der mehr kiesige als sandige Boden verrät überall vulkanische Produkte, Kiesel mit Metallspuren und, obwohl seltener, Granit und Glimmer. Vorherrschend scheinen Thonarten, Syenit, Porphyr und lavaartige Massen zu sein. Unter den Produkten der Provinz sind besonders die reichen Kupferlager der Küstenkette wichtig, die schon in alter Zeit abgebaut worden sind, namentlich auch die von Checo und im O. von Nantoco. Guayacan hat das größte Kupferschmelzwerk der Welt; es liefert jährlich 8—10000 Tons, die fast gänzlich auf den engl. Markt kommen. Gold findet sich im WNW. von Tres-Puntas, einer Bergstadt von 2—3000 E., welche die reichsten Silberminen hat, neben Chañarcillo und Copiapó. Silber findet sich außerdem noch an vielen andern Orten, die sämtlich in einer schmalen Zone, in der westl. Thalsenkung der Andes, liegen. Die Zahl der Silberminen ist 509, die der Kupferminen 116, die der Goldminen 17. Sie beschäftigen insgesamt nur 6869 Arbeiter. Viele Gruben aber sind erschöpft und verlassen. Ferner ist vorhanden silberführendes Blei, Nickel, Kobalt und Eisen. Ausgezeichnetes Kochsalz liefern die beiden erwähnten Salzlagunen; die Cordillerasschluchten des Checo enthalten bedeutende Glaubersalzlager. Der Reichtum an Chilisalpeter ist beispiellos. Die Küstenkette bietet Gips, das Gestade Guano, der von Mejillones und vom Eiland Blanca ausgeführt wird. Die Hauptstadt ist Copiapó (s. d.). Die beiden Hauptausfuhrorte für Minenprodukte sind Huasco und Caldera (1875: 3082 E.). Von letzterm Orte führt seit 1875 eine 82 km lange Eisenbahn nach Copiapó, und von da zunächst im Flußthale weiter nach Pabellon und dann nach dem Minenorte Chañarcillo, in 1150 m Höhe, 100 km von Copiapó. Vgl. Philippi, «Reise durch die Wüste A.» (Halle 1860).

Die bolivianische Provinz A. oder Cobija (früher Depart. Litoral), die südlichste, ärmste, volkslichteste des Staates, ist, obgleich vorherrschend Wüste, demselben doch von großer Wichtigkeit, weil er nur durch sie mit dem Ocean in Verbindung steht. Sie ist 181760 qkm groß und zählt (1865) 7948 E. Der Mangel an Wasser ist in dieser Provinz so groß, daß man es oft auf 130 km weit nicht findet. Die ganze fruchtbare Oberfläche und das Grasland schätzt Tschudi auf höchstens 4—500 qkm. Nur einige Querspalten sind fruchtbar und begünstigen den Weinbau; das höher gelegene Innere scheint für die Landwirtschaft etwas günstiger zu sein, ermangelt aber noch zu sehr der Bevölkerung; man gewinnt im Innern sehr gute Vicuñawolle. In der neuesten Zeit hat man der Küste erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, namentlich der Anlage von Häfen und Verbindungswegen nach dem Innern. Die Bucht von Mejillones wird mit Hafenanlagen versehen und eine 40 Lieues lange Eisenbahn von diesem Orte nach Caracol (2740 m hoch) gebaut, wo sich sehr reiche Silb minen finden. Silber, Gold und namentlich Ku fer sind die Hauptschätze von A., die aber zu we ausgebeutet werden. Als Häfen sind bereits Aufnahme gekommen Antofagasta (s. d.), Cob (s. d.) und die Algodonalesbai (s. d.). Die reich Mineralschätze dieser Provinz wurden durch Chi nen ausgebeutet, die durch Verträge mit der bo vian. Regierung dazu berechtigt waren. Der Br dieser Verträge seitens Bolivias veranlaßte 18 den Krieg zwischen Chile und Bolivia, mit dem s Peru verbündet hatte, infolge dessen Chile alle H fenplätze der Provinz besetzte.

Atacamit oder Salzkupfererz, ein in rho bischen, meist prismatischen Formen krystallisiere des, smaragdgrünes Mineral, welches aus Kupfe chlorid und Kupferoxydhydrat ($CuCl_2 + Cu_2H_6O$ besteht und sich gangartig in Chile, Bolivia (Algod nalesbai), Australien, auch als Anflug auf Lav des Vesuv und Ätna findet.

Atair, der Hauptstern im Bilde des Adlers, e schöner weißer Stern erster Größe. Mit zwei a dern, ziemlich hellen Sternen in seiner Nähe ste er so, daß er fast genau die Mitte einer von ihn gebildeten geraden Linie hält. In den Somme nächten bildet A. mit Wega und dem Hauptster des Schwans ein rechtwinkeliges Dreieck. Er h eine starke Eigenbewegung von jährlich ⅓ Seku den; über seine Entfernung weiß man noch nichts.

Ataki, Flecken im Sorokischen Kreise des euro russ. Gouvernements Bessarabien am rechten Uf des Dnjestr mit 5930 E., meist Juden, einer Bran weinbrennerei, zahlreichen Lederfabriken und zw Jahrmärkten. A. ist Überfahrtspunkt über d Dnjestr von Podolien (Mohilew) aus.

Atalante, nach griech. Sage Tochter des Jas und der Klymene, eine Arkadierin, berühmt a bogenkundige Jägerin, ward von ihrem Vater, d sich einen Sohn gewünscht, auf dem Berge Parth nion ausgesetzt, von einer Bärin gesäugt, v Jägern gefunden und erzogen und später ihr Eltern zurückgegeben. Mit ihren Pfeilen erleg sie die Centauren Rhoikos und Hylaios, die i nachstellten. Sie nahm nach einigen teil am A gonautenzuge und nach der allgemeinen Überlief rung an der Jagd des Kalydonischen Ebers, de sie den ersten Wurf beibrachte, weshalb Meleag ihr den Preis des Kampfes, den Kopf und d Haut des Ebers, darreichte. Lange der Liebe u zugänglich, ward sie endlich von der ausdauernd Liebe des Melanion besiegt, dem sie den Parthen paios gebar. — A., eine Böotierin, die Tocht des Schoineus, war berühmt durch ihre Schönh und Schnelligkeit. Sie machte jedem ihrer Fre zur Bedingung, einen Wettlauf mit ihr zu beste wobei derselbe unbewaffnet voranlaufen muß während sie mit einem Speere folgte. Holte ihn nicht ein, so war sie die Seinige; im Gegent war der Tod sein Los. Viele hatten so den T gefunden, als Hippomenes, des Megareus oder d Ares Sohn, sie durch Hilfe der Aphrodite übe listete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Äp gegeben, die er während des Laufs, einen nach de andern, ihr in den Weg warf. A. blieb zurück, u sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor das Ziel. Hippomenes vergaß aber der Aphrod zu danken; zur Strafe dafür reizte diese ihn zu heißer Liebe, daß er seine Braut im Heiligtume d

Zeus oder der Kybele umarmte. Darüber erzürnt, verwandelte Kybele beide in Löwen. Beide A. werden oft verwechselt, und wahrscheinlich gehen die Mythen von beiden ursprünglich auf ein und dasselbe sich mit Artemis nahe berührende Wesen. — A. ist auch der Name des 36. Asteroiden. (S. unter Planeten.) [s. Mohammed Jakub.

Atalik Ghazi (d. i. Verteidiger des Glaubens),

Ataman (poln. Hetman) ist der Titel des Oberhauptes oder Feldherrn der Kosaken. Der König Sigismund I. von Polen, der die unter poln. Oberhoheit stehenden Saporoger 1509 besser organisierte, wies ihnen feste Wohnsitze bei Kiew und an dem untern Dnjepr an, König Stephan Bathori erteilte dem A. als Zeichen seiner Würde einen Kommandostab und ein Siegel, dem Heere eine Fahne. Als die Kosaken 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihnen ihre frühere Verfassung gelassen. Während des 17., 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrh. wurde für jedes größere, ins Feld gestellte Heer ein A. gewählt, und zwar durch die gesamte Mannschaft und durch Zuruf. Der A. führte sein Amt bis zur Rückkehr des Heeres ins Kosakenland und zwar vollständig diktatorisch mit dem Rechte über Leben und Tod. Als aber der A. Mazeppa i. J. 1708 die Partei Karls XII. ergriff, um sich unabhängig zu machen, schränkte Peter I. die Rechte des A. erheblich ein. Lange Zeit blieb die Stelle eines A. unbesetzt, und als 1750 der Graf Rasumowskij zum A. gewählt wurde, erhielt er statt der ehemaligen Domänen und Zollgefälle 50000 Rubel jährliche Besoldung. Kaiserin Katharina II. hob die Würde eines A. des Ukraineheeres auf und setzte dafür eine Regierung von acht Mitgliedern ein. Das donische Heer behielt einen A., doch ist dieser auf die Befugnisse eines Generalgouverneurs beschränkt. Seit 1835 bekleidet der Großfürst-Thronfolger die Würde eines A. aller Kosaken. Unter diesem steht für jedes Woissko ein besonderer Stellvertreter (Nakasny Ataman), welcher im donischen Lande erweiterte Machtbefugnisse besitzt und dort den Ehrentitel Woisskowoi Ataman (Heereshetman) führt. (S. Kosaken.)

In Polen war Hetman der Titel der Heerführer. Großhetman (Hetman wielki) hieß seit 1581, wo Zamojski zu dieser Würde erhoben wurde, der Oberfeldherr des ganzen poln. Heeres. Ihm zur Seite stand und ihn vertrat der Feldhetman (Hetman polny), der ursprünglich nur die Grenzen des Reichs gegen die Tataren zu hüten hatte. Es gab einen Großhetman und einen Feldhetman ebensowohl für die Krone Polen wie für das Herzogtum Litauen; doch waren die erstern angesehener. Der Großhetman wurde vom Könige ernannt, und seine Macht über das Heer war unbeschränkt, hörte aber auf, wenn der König selbst das Heer befehligte. Ihm allein schwur das Heer Treue, ihm gehörten alle Gefangenen und das Lösegeld für dieselben; doch durfte er die Volksberatungen nicht beeinflussen und den Königswahlen nicht beiwohnen. Der Reichstag von 1702 hob die Hetmanswürde auf.

Ataraxie (grch.), Gemütsruhe, unerschütterliche Seelenruhe, von den alten Skeptikern als der Zweck der Skepsis aufgestellt.

Atavismus (vom lat. atăvus, Urvater). Nicht selten beobachtet man bei Tieren, daß Junge eines zweiten Wurfs, von einem andern Vater erzeugt, in einigen Kennzeichen Merkmale des ersten Vaters aufweisen, welcher mit der Mutter Junge erzielte. Es ist bald die Färbung, bald die Form der Teile, durch welche dieser Rückschlag sich kundgibt. Die Tierzüchter wissen, daß ein Muttertier, das mit einem Männchen unedler Rasse gekreuzt wurde, später zum Erzeugen ganz reiner Rasse unfähig ist. Es scheint, als ob der mütterliche Organismus durch die erste Jungenerzeugung einen gewissen Charakter aufgedrückt erhalte, der sich später nicht mehr verwischt. Aber dies geht noch weiter. Enkel wiederholen zuweilen in überraschender Weise die Eigenschaften der Großeltern; ein prägnantes Beispiel des A. ist das von Großeltern zu Enkeln häufig vererbende Vorkommen von Mißbildungen, z. B. Hasenscharten, überzähligen Fingern u. s. w. Selbst in langen Generationsfolgen geschieht es nicht selten, besonders bei gekreuzten Rassen, daß ein oder das andere Individuum in den einseitigen Typus eines der Stammeltern zurückfällt, und es geschieht dies um so häufiger, je näher die gekreuzte Rasse ihrem Ursprunge steht. Die Tierzüchter müssen solche Individuen, welche in die eine Stammrasse zurückfallen, sorgfältig ausscheiden, wollen sie ihre gekreuzte Rasse rein erhalten. Je länger diese letztere besteht, desto mehr hat sie sich befestigt, und desto seltener kommen solche Rückschläge vor. Ganz aber scheinen sie kaum zu verschwinden, und man hat sogar das seltene Auftreten gewisser Charaktere an wohl unterschiedenen Arten als Argument benutzt, um daraus ihre Ableitung aus andern Arten wahrscheinlich zu machen. So findet Darwin in dem ausnahmsweisen Vorkommen von gefärbten Querringeln an den Füßen edler Pferde eine Hinweisung auf die Abstammung des Pferdes von einer dem Zebra ähnlich gefärbten Art. Bekannt ist ferner die Ansicht Vogts, den sog. Mikrokephalen- oder Aztekentypus beim Menschen als eine atavistische Erscheinung zu erweisen, welche die Abstammung des Menschen von einem affenähnlichen Tiere bezeuge. Alle diese Erscheinungen, wo bei Nachkommen Charaktere mehr oder minder entfernter Ahnen auftreten, welche bei der Zeugung selbst direkt nicht mitwirkten, hat man unter der Bezeichnung A. zusammengefaßt, ohne damit das Rätselhafte dieser Erscheinungen erklärt zu haben.

Ataxie (grch., Unordnung, Unregelmäßigkeit) nannte Hippokrates jede Krankheit, Galen die Unregelmäßigkeit im Puls, Sydenham die Nervenkrankheiten, ältere franz. Ärzte raschen Wechsel der Symptome einer Krankheit; neuere franz. Ärzte bezeichnen dagegen die Rückenmarksschwindsucht (s. d.) als Ataxie locomotrice progressive.

Atbara (Astaboras), der nördlichste und letzte unter den Nebenflüssen des Nils, welcher in ihn von der rechten Seite bei el-Damer etwa in 17° 50′ nördl. Br., oberhalb Berber, mündet. Er entspringt an der Nordwestseite des abessin. Hochlandes, 40 km westlich von Gondar, nördlich vom Tsana-See, fließt nach NW. und wendet sich, wo er das Gebirgsland verläßt, nach N. Nachdem er eine unbewohnte Wüste durchströmt, nimmt er nördlicher rechts den Bahr-es-Salâm, dann den großen Takassie (im untern Laufe Bahr-Setit) auf, welcher, wenn die Entfernung der Quelle als entscheidend gilt, als oberer Lauf des A. gelten müßte, obwohl er nach Parkyns in Betreff seiner Wassermenge dem A. nachsteht. Der vereinigte Strom fließt nun an dem Ostrande einer weiten Ebene (ägypt. Sudan) hin, deren Einförmigkeit durch keinen Baum und erst in größerer Entfernung durch

vereinzelte Felsketten unterbrochen wird. In dieser unbebauten, aber nicht unfruchtbaren Taka-Ebene hat der A. eine schmale Einfassung von Bäumen und Unterholz, fließt gewunden zwischen niedrigen, grasreichen Hügeln und nimmt rechts unter 15° nördl. Br. den ebenfalls von den nordwestl. Randgebirgen Abessiniens herabkommenden Chor-el-Gasch (im obern Laufe Mareb) auf. Auf einem Unterboden von Kies ziehen sich nach W. hin endlos scheinende Grasebenen mit dornigen Mimosen, reich an Gazellen und Hyänen. In der Regenzeit schießt ein rohrartiges Gras mannshoch auf, und wird nach dem Abtrocknen fortgebrannt, um hier und da der oft 3 m Höhe erreichenden Durrha Platz zu machen. Im O., im Lande der Haddendoa, erheben sich Berge zu 1000 m. An der nördl. Grenze der tropischen Region mündet der A. unter dem Namen el-Mokren (d. h. Verbindung) oder el-Mokadah, auch wohl el-Aswâd, d. i. der Schwarze. Erst vom 10. Mai an, in der Regenzeit, hat sein gegen 300 m breites Thal hier so viel Wasser, daß dasselbe in den Nil abfließt, während dasselbe vier bis fünf Monate lang fast stillsteht und nicht trinkbar ist. In keiner Jahreszeit ist er schiffbar. Sein klares, grünes Wasser vereinigt sich nicht sofort mit dem dunkler gefärbten des Nils.

Atchin, Sultanat auf Sumatra, s. Atschin.

Atchison, Stadt im amerik. Staate Kansas, Hauptstadt des County Atchison und genannt nach David R. Atchison (einem amerik. Senator und erbitterten Agitator für die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freies Gebiet), liegt auf dem rechten Ufer des Missouri, 40 km nördlich von Leavenworth. A. ist Knotenpunkt von vier wichtigen Eisenbahnen (dem Centralzweige der Union-Pacific, der Missouri-Pacific, der Kansas-City, St.-Joseph und Council-Bluffs, welche es mit der Hannibal-St.-Josephbahn verbindet, und endlich der Atchison-Topeka und Santa-Fé), hat nicht unbedeutende Mahl- und Sägemühlen und zählte 1870 erst 7054, 1880 aber schon 15106 E. Durch die Eröffnung der Pacific- und anderer nach dem Westen führenden Eisenbahnen hatte A. zwar eine Zeitlang als Ausgangs- und Ausrüstungspunkt für die nach den westl. Ebenen und in die Felsengebirge abgehenden Karavanen sehr an Bedeutung verloren, fängt aber seit der 1880 in ihrer vollen Länge eröffneten Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn, welche sich unmittelbar an die Southern-Pacific-Bahn anschließt und in direkter Verbindung mit San-Diego, Los-Angelos und San-Francisco steht, wieder an, sich mächtig zu heben und den übrigen Ausgangspunkten der Pacificbahnen, wie Omaha und Kansas-City, erfolgreiche Konkurrenz zu machen.

Ate ist bei Homer eine Tochter des Zeus (nach Hesiod der Eris und stete Begleiterin der Dysnomia, der Ungesetzlichkeit) und eine verderbenbringende Göttin, welche, Geist und Gemüt bethörend, den Menschen innerlich und durch die Folgen seines verblendeten Thuns auch äußerlich ins Unheil stürzt. Bei des Herakles Geburt hatte sie selbst den Zeus bethört, sodaß ersterer durch Zeus' übereilten Schwur dem Eurystheus unterthan ward. Dafür schleuderte Zeus die A. im Zorne aus dem Olymp auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durcheilt A. die Erde in ungemessener Schnelle und waltet verderblich über den Häuptern der Menschen. Aber ihr folgen andere Töchter des Zeus, die Litai (reuevolle Gebete), lahm, runzelig, die Augen scheu seit wärts gewendet, langsamen Fußes, die dem, wel cher sie ehrt, nahen und viel Gutes erweisen, un den heilen, welchen die schnellfüßige A. verwunde hat, über denjenigen aber, der sie verstößt, die ve derbliche Göttin von neuem herabrufen. Bei de Tragikern erscheint A. auch als Rächerin, nic bloß als Anstifterin des Unrechts und Unheil freilich eben auch dadurch, daß sie den, der bereit gefehlt hat, immer tiefer in Schuld und damit in Verderben stürzt, und tritt demnach der Nemesi und der Adrastea zur Seite.

Ate ist der Name des 111. Asteroiden. (S unter Planeten.)

Atelier (frz.), Künstlerwerkstätte, vorzüglich de Malers und Bildhauers.

Atelkuzu, auch Etelköz, nannten die byzant Schriftsteller die letzte Heimat der Magyaren vo deren Einwanderung und Niederlassung an de Donau und Theiß. Nach den neuesten Forschun gen erstreckte sich A. im südl. Rußland von Ka menez entlang dem Dnjestr bis an den Roschflu von wo die Grenze mit diesem Flusse unterhal Kiew den Dnjepr erreichte, umfaßte also die sü östl. Teile von Podolien, das südwestl. Gebiet vo Kiew, ferner die niedrigen Gegenden der Molda östlich vom Sereth, Bessarabien und Cherso Den Namen A. erklärt der ungar. Geschichtschre der Pauler als «Land am Dnjestr» (Atel, Et wurde der Dnjestr noch im 14. Jahrh. genannt) Aus A. wurden die Magyaren 895 durch die mi den Bulgaren verbündeten Petschenegen vertriebe und wanderten dann in ihr jetziges Vaterland.

Atella, Stadt, s. Aversa.

Atellanen (Atellanae fabulae), auch Oscisch Schauspiele (Osci ludi), waren eine Art volk tümlicher Lustspiele, die von der oscischen Stad Atella in Campanien den Namen erhielten, wei in dieselbe als eine Art Krähwinkel der Schaupla der Handlung verlegt zu werden pflegte. Na Mommsen geschah dies, als Atella gleich Capu 210 v. Chr. seiner Stadtrechte beraubt und so m der Polizei dem Spotte preisgegeben war; im übr gen war ein derartiges Spiel mit Masken in Latiu und Rom schon lange, ehe es diesen Namen hielt, heimisch. Nach der Überlieferung und d gewöhnlichen Annahme sind die A. aus Campani nach Rom gekommen. Immerhin ist die Atella in der Pulcinellkomödie noch heute besonders Campanien zu Hause. (S. Pulcinella.) A. wurden nicht von Schauspielern, sondern v jungen Römern selbst aufgeführt, und zwar imm in Masken. Es traten darin stehende Figuren a namentlich der dumme und lüsterne Nimmers Maccus, der geschwätzige und gefräßige Bucco, verblendete, gutmütige Alte Pappus (der Pan lone, s. d.), der pfiffige Dossennus (der Dotto Der Gang der Stücke ward höchstens im allgem nen verabredet, das meiste ward improvisiert, W und Gestikulation waren derb und oft schmu die Sprache die des gemeinen Lebens. Um den ginn des 1. Jahrh. v. Chr. wurden die A. zu ei Art kunstmäßigen Lustspiels. Sie wurden nun Dichtern verfaßt und auch von Schauspielern geführt, und zwar regelmäßig als Nachspiel ernsten Stücken, als Schlußstück (exodium), um Gemüter wieder zu erheitern. Sie erhielten so ähnliche Stellung und Aufgabe, wie das gr Satyrspiel, von dem sie im übrigen aber wesen

verschieden sind. Ihr Inhalt wurde damit natürlich auch reicher; es scheint, daß vorzugsweise einzelne Stände und Situationen in diesen wohl gewöhnlich einaktigen Possen in derbkomischer Weise geschildert wurden. Doch finden sich auch Travestien von Tragödien unter ihnen. Immer blieben die A. volksmäßiger auch als die auf ital. Boden spielenden Komödien. Verfaßt wurden solche A. von L. Pomponius, Novius, noch in der Kaiserzeit von Mummius. Erhalten ist nicht eine einzige Atellana, wohl aber ziemlich viele Titel von solchen und äußerst spärliche Bruchstücke, zusammengestellt nach Bothe und Munk von Ribbeck, in «Scenicae poesis Romanorum fragmenta» (2. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1873). Vgl. Schober, «Über die Atellanischen Schauspiele der Römer» (Lpz. 1825); Klenze, «Philol. Abhandlungen» (Berl. 1839); Weyer, «Über die A. der Römer» (Mannh. 1826); Munk, «De fabulis Atellanis» (Berl. 1840); Keller, «De lingua et exodiis Atellanarum» (Bonn 1850).

Atem, s. Atmung.

A tempera malen, s. unter Tempera.

A tempo (ital.), zu gleicher Zeit; auch zur rechten Zeit; in der Musik die Bezeichnung des Wiedereintritts der vorgeschriebenen Taktart; a tempo giusto (spr. dschusto), in passender Bewegung; a tempo primo, im frühern Zeitmaße (s. Tempo).

Ateni, ehemals feste Stadt, Königs- und Bischofssitz in Georgien, jetzt Stadt im Kreise Gori des russ.-kaukas. Gouvernements Tiflis, liegt unweit südöstlich von der Kreisstadt Gori im Thale des Tana. Der Ort, vom georg. Könige Naridan 184 gegründet, war Lieblingssitz des Königs David IX. (1505—24), wurde 1689 von den Persern zerstört und diente bis 1806 als Hauptzufluchtsort der räuberischen Lesghier. Die umfangreiche Citadelle stand auf einem hohen Felsen. Unter der russ. Herrschaft ist A. seit 1821 wieder bevölkert worden. Es hat bedeutende Ruinen, neun noch wohlerhaltene Kirchen, unter denen sich besonders die vom Könige Bagrat II. im 10. Jahrh. erbaute Kuppelkirche des großen Klosters Sion auszeichnet. Hinter dieser Kirche liegen die Ruinen der Häuser, in denen bis zum 17. Jahrh. der Chorbischof lebte. Bei A. baut man trefflichen Wein.

Atermoiement (frz.), Verlängerung, Aufschub der Zahlungsfrist; atermoyieren, die Zahlungsfrist verlängern, aufschieben; sich atermoyieren, sich mit seinen Gläubigern auf gewisse Termine vereinigen.

Atessa, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Chieti, auf einem 18 km vom Adriatischen Meere gelegenen erloschenen Vulkan, zählt (1880) als Gemeinde 10067 E., welche Wollmanufaktur und Handel mit eingesalzenen Fischen treiben.

Ath, Stadt und früher Festung in der belg. Provinz Hennegau, an der schiffbaren Dender, 22 km nordwestlich von Mons, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Brüssel, Mons, Tournai und Gent, besitzt bedeutende Leinwandmanufakturen, Kattundruckereien, Färbereien, Spitzen-, Handschuh-, Seifen- und ansehnliche Messerfabriken, Kunstkammer u. s. w., unterhält auch einen sehr lebhaften Handel und zählt 9000 E. Das älteste Denkmal der Stadt ist ein Turm, La Tour du Burbant, aus dem J. 1150. Außerdem sind zu erwähnen das Rathaus vom J. 1600, die 1393 gegründete, 1817 niedergebrannte, seitdem wieder aufgebaute St. Julianskirche mit hohem Turme und das Denkmal des hier geborenen belg. Staatsmannes Defacqz. Die frühern Festungswerke wurden 1781 geschleift, 1815 wiederhergestellt, aber nach 1830 völlig abgetragen. A. ward mehrmals belagert und erobert, namentlich 1697 von Catinat und Vauban, der hier die Parallelen zuerst systematisch in Anwendung brachte, ebenso 1706 von den Alliierten unter dem holländ. General Owerkerke und 28. Sept. eingenommen. Die Franzosen eroberten A. 8. Okt. 1745 nach kurzer Belagerung, und besetzten es 8. Nov. 1792 abermals.

Athabasca, s. Athapasca.

Athalia, die Schwester Ahabs, Königs von Israel, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, bahnte sich nach dem Tode ihres Sohnes Ahasja, durch die Ermordung sämtlicher Prinzen, den Weg zum Throne. Nur des Ahasja junger Sohn, Joas, ward durch Joseba, die Schwester Ahasjas und die Gattin des Hohenpriesters Jojada, gerettet und heimlich im Tempel auferzogen. Ihn setzte, nachdem A. sechs Jahre regiert hatte, Jojada 874 v. Chr. wieder auf den Thron seiner Väter. Herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat auch A. mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Jojada ließ sie sogleich aus dem Bezirke des Tempels führen, mit dem Befehl, alle niederzuhauen, die sie verteidigen würden; an der Thüre des Palastes aber ward sie umgebracht. Die Altäre des Baal, die sie hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündnis mit Jahve, welches die Abgöttische zerrissen, wieder erneuert. Racine bearbeitete diesen Stoff in einem berühmt gewordenen Trauerspiele. Die Chöre desselben wurden nach Cramers Übersetzung von Felix Mendelssohn-Bartholdy komponiert.

Aethalium, s. Schleimpilze.

Athamania, eine der neuen Nomarchien Griechenlands, welche aus den infolge des Berliner Vertrags von 1878 von der Türkei an Griechenland abgetretenen Teilen von Epirus gebildet wurden. Die Nomarchie wurde 6. Juli 1881 vom General Soutzos für den König Georgios in Besitz genommen und dem Königreiche Griechenland einverleibt. Die Hauptstadt ist Arta. (S. Griechenland, Geographie und Statistik.)

Athamanta *Koch*, Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, besteht aus Gebirgs- und Alpenpflanzen mit mehrköpfigem Wurzelstock, aufrechten, runden Stengeln, feinzerteilten Blättern, vielstrahligen und reichblätigen Dolden. Die wenigen Arten wachsen in Europa, Afrika und dem Orient. In den Alpen kommen zwei Arten vor, von denen die eine, A. cretensis *L.*, vom Volke Augenwurz genannt wird, weil ihr Wurzelstock für ein Mittel gegen verschiedene Augenkrankheiten gilt. Die Wurzel der in den Alpen von Krain und Steiermark heimischen A. Matthioli *Wulf.* ist eßbar. Auch von einer in Griechenland und Nordafrika heimischen Art, A. macedonica *Spr.*, werden die möhrenartigen Wurzeln als Salat gegessen. Die Samen von A. Matthioli und A. cretensis standen in alter Zeit als reizendes, magenstärkendes und harntreibendes Mittel in hohem Ansehen und bildeten einen Bestandteil des Theriaks.

Athamas, Sohn des Aiolos (s. Äolus) und der Enarete, König der Minyer in der nach ihm benannten Ebene bei der Stadt Alos oder Halos in Thessalien oder in Böotien am Kopaissee oder

in Orchomenos, zeugte mit der Nephele den Phrixos und die Helle, und mit Ino, der Tochter des Kadmos, den Learchos und Melikertes. Ino verfolgte die Kinder der Nephele und bewirkte durch List und Trug, daß Phrixos (und Helle) dem Zeus geopfert werden sollten; Nephele, die Wolkengöttin, entrückte jedoch ihre Kinder auf einem Widder mit goldenem Vliese. A. und Ino wurden von Hera verfolgt, weil sie den ihnen vom Hermes übergebenen Dionysos auferzogen; A. wurde in Raserei versetzt, sodaß er seinen Sohn Learchos tötete und Ino verfolgte, welche sich mit dem Melikertes ins Meer stürzte. Mit Blutschuld beladen und deshalb aus Böotien flüchtig, begab sich A. nach Phthiotis in Thessalien, wo er sich mit Themisto, der Tochter des Hypseus, vermählte. Auch die Kinder dieser Frau und ihre Mutter nahmen nach Euripides ein schreckliches Ende. Nach einer andern Sage sollte A., König zu Alos oder Halos, dem Zeus selbst geopfert werden, und ward nur (nach Herodot) durch die Ankunft eines Sohnes des Phrixos oder (nach Sophokles) durch die des Herakles gerettet. Noch in histor. Zeit bestand ein Brauch in Alos, der nur aus Menschenopfern sich erklären läßt, welche der Zeus Laphystios forderte, und von denen in diesen Mythen ein Nachklang sich erhalten hat. Der jedesmalige Älteste aus dem Hause der Athamantiden war dem Zeus Laphystios als Opfer bestimmt. Doch gelang es manchem, sich durch die Flucht zu retten; an seine Stelle trat dann ein Widder, wie ein Widder auch den Phrixos gerettet hatte. Die Mythen von A. sind besonders durch die tragischen Dichter vielfach erweitert und verändert worden.

Athanarich, Fürst der Westgoten, s. Goten.

Athanasianisches Symbolum (oder nach dem Anfangsworte Symbolum quicunque), heißt das dritte der drei ökumenischen Symbole, weil es dem Athanasius (s. d.) zugeschrieben wurde. Dasselbe enthält eine Zusammenfassung der auf den vier ersten allgemeinen Kirchenversammlungen festgesetzten Lehren über die Dreieinigkeit und die Menschwerdung Gottes, indem es im ersten Teile die Dreiheit der göttlichen Personen, welche doch nur ein einziger Gott, im zweiten die Zweiheit der Naturen in Christus, welche doch nur eine einzige Person sind, bekennt. Alle Abweichungen werden verdammt und die Seligkeit bereits von der Annahme eines formulierten Glaubensbekenntnisses abhängig gemacht. Die Abfassung durch Athanasius ist zuerst (1642) von Gerhard Joh. Voß bestritten und jetzt allgemein aufgegeben, doch herrscht über den wirklichen Verfasser noch Unsicherheit. Das Symbol findet sich zuerst benutzt bei Cäsarius von Arles (503—543), weshalb manche vermuten, es sei gegen Ende des 5. Jahrh. in Südgallien oder Burgund entstanden und beim Übertritt von Arianern zum Katholizismus angewandt. Von Gallien aus gewann es seit dem 6. Jahrh. in der abendländ. Kirche allgemeine Verbreitung und Anerkennung, während die griech. Kirche es erst seit dem J. 1000 kennt und nie angenommen hat. Andere vermuten (schon Quesnel), es stamme aus Nordafrika und sei von Vigilius von Thapsus (um 484) verfaßt. Als «Athanasianisch» ist es erst seit 772 bezeugt. Unter allen ökumenischen Symbolen ist das Athanasianische das dogmatisch schroffste, aber wegen seines hohen Ansehens auch von den Protestanten, mit Ausnahme der Socinianer, angenommen worden.

Athanasie (grch.), Unsterblichkeit.

Athanasius, Bischof von Alexandria, i
Arianischen Streite (s. d.) unermüdlicher Vorkäm
pfer der vollen Wesensgleichheit des Sohnes mi
dem Vater, daher auch «Vater der Orthodoxie» ge
nannt. A. wurde 298 als Sohn christl. Elter
geboren, empfing die gelehrte Bildung seiner Zei
und wandte sich früh strenger Ascese zu, ward 31
durch Bischof Alexander zum Diakon geweiht, ge
wann durch Eifer und Beredsamkeit zu Nicäa 32
großen Einfluß auf die Entscheidung der Synod
und folgte 9. Juni 328 nach Alexanders Tode die
sem in der Bischofswürde. Von seinen Arianische
Gegnern mit den grundlosesten Beschuldigunge
überschüttet, ward A. von der Synode zu Tyr
335 abgesetzt und vom Kaiser, dem man eingerede
hatte, A. wolle die jährliche Getreideausfuhr vo
Alexandria nach Konstantinopel hindern, 336 nac
Trier verbannt. Nach dem Tode Konstantins
kehrte A. im Herbst 338 zurück, aber sein energi
sches Einschreiten gegen die Arianer erregte dere
Haß so sehr, daß im Frühjahre 340 ein Ariane
Gregor durch den kaiserl. Statthalter mit Waffen
gewalt als Bischof von Alexandria eingesetzt ward
A. floh nach Rom zum Bischof Julius I., unte
dessen Einflusse eine Synode zu Rom 341, sowi
die abendländ. Synode zu Sardica 343 ihn für
unschuldig und seine Lehre für rechtgläubig erklär
ten. Auch Konstans, Kaiser des Abendlandes
war A. günstig gesinnt und bewirkte bei seinen
Bruder Konstantius, daß derselbe nach Gregor
Tode Okt. 346 nach Alexandria zurückkehren durfte
Nachdem aber Konstantius als Alleinherrscher de
Arianismus 355 zum Siege verholfen hatte, mußt
auch A. wieder weichen. Der Kappadocier Greg
ward als Bischof eingesetzt, und als 9. Febr. 35
nächtlicherweile Soldaten in die Kirche des hei
Thomas eindrangen, wo A. inmitten der Gemeind
die Vigilien eines Festes feierte, floh dieser in d
ägypt. Wüste. Durch sein persönliches Ansehe
und eine Reihe von Schriften übte er auch von hi
aus großen Einfluß. Nach dem Regierungsa
tritte des Julianus Apostata ward Gregor in eine
Volksaufstande getötet, und A. durfte Febr. 3
zurückkehren, aber seine eifrige Wirksamkeit für d
Frieden der Kirche erregte des Kaisers Unwille
und schon 25. Okt. 362 mußte er zum vierten ma
ins Exil wandern, diesmal in die Thebaische Wüs
Nach Julians Falle kehrte A. Febr. 364 zurü
aber unter Kaiser Valens mußte er noch einm
von Okt. 365 bis Febr. 366 die Stadt verlasse
seitdem blieb er unbehelligt bis an seinen T
3. Mai 373. A. war 45 Jahre Bischof und da
unter fast 20 Jahre in der Verbannung. D
Charakter des A. ist schon zu seinen Lebzeiten v
schieden beurteilt worden. Von seinen Gegn
bis in den Tod gehaßt, von den Seinigen als
Heiliger verehrt, hat er durch Schrift, Wort
That unter den wechselndsten Schicksalen
schroffen für einen einzigen großen Gedanken
kämpft, mit dessen Anerkennung nach seiner
zeugung die christl. Kirche stand und fiel. Di
waltige Härte, welche seine Feinde ihm vorwa
haben sie ihm doch, so oft sie die Macht dazu
ten, reichlich vergolten. Ein Kirchenfürst nach
strengsten Ideale seiner Zeit, hat er trotz se
unscheinbaren Äußern die Geister in seine
nen zu zwingen verstanden und seine Lehre
ganzen Kirche als Erbteil hinterlassen. In se

zahlreichen dogmatischen und polemischen Schriften zeigt sich neben glühendem Eifer für kirchliche Orthodoxie eine hohe spekulative Begabung, durch welche er seinen Gegnern weit überlegen war, und mit der Wärme tiefster persönlicher Überzeugung verbindet sich Klarheit, Umsicht und Bestimmtheit der Darstellung. Seine «Geschichte der Arianer für die Mönche» ist wesentlich Parteischrift, aber für die Kenntnis der großen Kämpfe jener Zeit ein unschätzbares Denkmal. Minder bedeutend sind seine exegetischen und moralischen Schriften. Die beste Ausgabe besorgte Montfaucon (3 Bde., Par. 1698). Als eine Ergänzung derselben ist der zweite Band von Montfaucons «Bibliotheca patrum» (Par. 1706) zu betrachten. Thilo gibt im ersten Bande seiner «Bibliotheca patrum graecorum dogmatica» (Lpz. 1853) nur die dogmatischen Hauptschriften. Wichtig, namentlich für die Zeitrechnung, sind die in syr. Sprache aufgefundenen Festbriefe des A. (deutsch von Larsow, Lpz. 1852). Darstellungen seiner Lehre haben Ritter, Baur, Dorner und Voigt gegeben. Vgl. Möhler, «A. der Große und die Kirche seiner Zeit» (2 Bde., Mainz 1827); Böhringer, «Kirchengeschichte in Biographien» (Bd. 1, Zür. 1842); derselbe, «A. und Arius oder der erste große Kampf der Orthodoxie und Heterodoxie» (Stuttg. 1874).

Athanatismus (grch.), Verewigung; Glaube an Unsterblichkeit. Athanatologie, Unsterblichkeitslehre.

Athapasca (Athabasca), indian. Name eines der bedeutendsten Ströme im brit. Nordamerika, welcher früher von den Franzosen Rivière la Biche, von den Engländern Elk-River genannt ward und eigentlich nur der Oberlauf des Mackenziestroms, des bedeutendsten Flusses im amerik. Norden, ist. Der A. entspringt aus einem Gebirgssee (Punch Bowl) in einem der höchsten Teile der Rocky-Mountains, in der Nähe des Mount Hooker (4773 m) und Mount Brown (4800 m), unter 52° 10′ nördl. Br., nimmt links den Abfluß des Kleinen Sklavensees auf und mündet nach einem im allgemeinen nach NNO. gerichteten Laufe von 1040 km in den über 7700 qkm großen Athapascasee. Letzterer erstreckt sich, etwa 30 km von N. nach S. breit und an 330 km lang, unter 59° nördl. Br. und 106—112° westl. L. (von Greenwich) von O. nach W. und empfängt an seinem östl. Ende den Tutaunay, welcher in Verbindung mit dem Manito- oder Wollastonsee, dem Deer- und dem Indianersee und dem die beiden letztern durchfließenden Churchill die Hudsonsbai, in welche sich der letztere ergießt, mit dem Mackenzie verbindet. An der Nordküste des Athapascasees liegen die Forts Chipewyan und Fond-du-Lac. Der A. nimmt nach seinem Austritte aus dem Athapascasee den Namen Strong-River an, vereinigt sich bald nachher mit dem aus W. kommenden Undichiga oder Friedensfluß (Peace-River) und führt nun seine Gewässer als Großer Sklavenfluß in den Großen Sklavensee, von welchem aus er dann weiter als Mackenzie (s. d.) in den Arktischen Ocean geht.

Unweit der Quelle des A. führt die in einer Höhe von über 2200 m gelegene Athapasca Portage, ein von Gletschern umgebener, namentlich von den nordamerik. Pelzhändlern viel benutzter Paß zwischen Mount Hooker und Mount Brown westlich in das Thal des in den Stillen Ocean sich ergießenden Columbia, mithin aus den Hudsonsbai-Ländern nach Britisch-Columbia hinüber.

Athapaskische Völker ist die Gesamtbezeichnung, unter der neuere Ethnologen und Linguisten mehrere Indianerstämme zusammengefaßt haben, welche die weiten Gebiete der Westhälfte des brit. Nordamerika zwischen Churchill und oberm Saskatschewan im S., der Hudsonsbai im O., dem Felsengebirge im W. und dem von Eskimos bevölkerten Küstensaum des Arktischen Oceans im N. als Fischer und Jäger durchschweifen und in Bezug auf physische Beschaffenheit, Sitte und Sprache eine große Ähnlichkeit bekunden. Die wichtigste unter diesen Völkerschaften (welche sich selbst Tinnéh, d. i. Menschen, nennen) sind die Chepewyans. Dieselben betrachten die Gegenden zwischen dem Großen Sklavensee, dem Athapascasee und dem Missinippi (Churchill) als ihre ursprünglichen Jagdreviere und stehen als Hunters (Jäger) der Hudsonsbai-Kompagnie namentlich mit deren Forts am Großen Sklavensee und Athapascasee in Verkehr. Die Chepewyans bilden den zahlreichsten Stamm der ganzen athapaskischen Familie. Zu letzterer gehören ferner die Dogribs oder Hundsrippenindianer, auch Sklaven (Slaves) genannt, im O. des Mackenzie und im N. des Großen Sklavensees, nach dem Martinsee und dem Kupferminenfluß zu; die Hasenindianer (Hare Indians) im N. des Sklavensees am Mackenzie abwärts; die Kupferindianer (auch Birkenrindenmänner) im O. des Sklavensees zwischen Kupferminen- und Großem Fischfluß; die Red-Knives oder Gelbmesserindianer im O. der Dogribs und im NO. des Großen Sklavensees. Während diese Stämme in Bezug auf Sitte, Lebensweise und Sprache nur geringe Unterschiede zeigen, haben die Digothi oder Loucheux am Unterlauf des Mackenzie bis an das Eismeer manches Abweichende und zeigen Ähnlichkeit mit den benachbarten Eskimos. Etwas ferner stehen die unter sich nahe verwandten Biberindianer (Beaver Indians) und die Bergindianer oder Strongbows (wohl identisch mit den Sicani oder Sicannies), von denen erstere unter 56—59° nördl. Br. am Friedensfluß (Peace-River), letztere südlich davon am Felsengebirge wohnen. Endlich zählen noch zu den Athapaskischen Völkern die Sarsees oder Sussies, die zwischen den Quellen der Flüsse Athapasca und Saskatschewan jagen; die Tahkali (Tacullies) oder Carriers, die im W. des Felsengebirgs bis zum Küstengebirge unter 52½—56° streifen und somit die einheimische Bevölkerung eines Teils von Britisch-Columbia bilden, und die Kutschin, die in den Gebieten westlich des untern Mackenzie zwischen 130 und 150° westl. L. (von Greenwich) bis zum 65.° nördl. Br. hausen. Nach den in neuester Zeit von Buschmann angestellten Forschungen bilden alle diese Völker zusammen nur den einen Ast eines räumlich ungemein verbreiteten, jedoch in sich teilweise sehr zersprengten Völker- und Sprachenstammes, welcher unter der Bezeichnung des Athapaskischen Völker- und Sprachstammes in die moderne Ethnographie und Linguistik eingeführt worden ist. Derselbe gliedert sich in drei Abteilungen, von denen die erste die genannten Athapaskischen Völker im engern Sinne umfaßt, während eine zweite durch die unter fremden Stämmen eingesprengten Völkerreste in Qualhioqua, Tlatskanai, Umpqua und Hupah im Staate Oregon und in dem Territorium Washington gebildet wird; die dritte Abteilung umfaßt die Apachen (s. d.) mit den Navajos (Apaches de navajo) in den südlichsten Teilen der Vereinigten

Staaten und den angrenzenden Gebieten Mexikos. In einem entferntern Verwandtschaftsverhältnisse zu den Athapasken stehen die Kinai-Völker im äußersten Nordwesten Amerikas. Vgl. Buschmann, «Der Athapaskische Sprachstamm» (Berl. 1856), und «Die Verwandtschaftsverhältnisse der athapaskischen Sprachen» (Berl. 1863); Waitz, «Die Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 3 u. 4, Lpz. 1862—64), und «Die Indianer Nordamerikas» (Lpz. 1865); Friedr. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879).

Athărvavēda, eine der vier Sammlungen der Veda, s. unter Sanskrit.

Atheismus (gebildet aus dem griech. ἄθεος, d. i. ohne Gott oder gottlos) bezeichnet Unglauben an das Dasein Gottes, oder die Meinung, daß die Vernunftidee von Gott, mag er nun als Persönlichkeit oder als moralische Weltordnung gefaßt werden, keine Realität oder Wirklichkeit habe. Leugnet man bloß die Möglichkeit eines hinlänglichen Beweises für das Sein Gottes, so heißt dieses skeptischer A.; glaubt man aber das Nichtsein Gottes durch bestimmte Beweise erhärten zu können, so heißt dieses dogmatischer A., Gottesleugnung. Man unterscheidet theoretischen und praktischen A. Jener verwirft bloß die objektive Realität der Gottesidee, betrachtet aber das Sittengesetz als das Regulativ unsers Strebens und Thuns, als das für uns verpflichtende Ideal; dieser hingegen wird bei der innigen Verflechtung, in welche die Geschichte des menschlichen Geistes das Sittengesetz mit der Gottesvorstellung gebracht hat, überall denen vorgeworfen, welche das Sittengesetz nicht als eine in der Vernunft notwendig liegende Idee, sondern als eine zufällig durch Erziehung und bürgerliche Verhältnisse entstandene Vorstellung betrachten. Da nun in der Vorstellung der Menschen der Glaube an Gottes Dasein das Sittengesetz heiligt, die Sittenlosigkeit daher notwendig auf Abschwächung des Glaubens an Gott hinwirkt, so ist zur Zeit eines tiefen sittlichen Verfalls immer auch der A. hervorgetreten, wie unter den Griechen nach dem Zeitalter des Perikles, unter den Römern nach des Augustus Zeit, im Mittelalter bei dem sittlichen Verfall des Klerus und der Laien, und in der sittenlosen Periode in Frankreich vor der Revolution. Aber andererseits muß auch die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der bloßen Idee Gottes betont werden, da, wie Kant treffend beweist, die sittliche Würde des Menschen von ganz andern, die transscendentale Natur des Geistes verbürgenden Prinzipien abhängt und unser sittliches Thun und Lassen um so höher steht, je weniger die Motive desselben Furcht vor göttlicher Strafe oder Hoffnung auf göttliche Belohnung sind. Da aber der Begriff der Gottheit zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Menschen ein sehr verschiedener, so ist man zu allen Zeiten mit dem Vorwurfe des A. zu freigebig gewesen, indem man dabei zu sehr von subjektiven Standpunkten ausging. So beschuldigten die alten Griechen einige ihrer Philosophen, z. B. Anaxagoras und Sokrates, welche nicht die Realität der Gottesidee, sondern die Vielheit der Volksgötter verwarfen, Atheisten zu sein. So wurden in der christl. Kirche, nach Feststellung des Dogmas von der Dreieinigkeit, diejenigen als Atheisten betrachtet und bestraft, welche die Dreipersönlichkeit Gottes oder die Gottheit Christi leugneten. In der neuesten Zeit ging man von der christl.-theistischen Vorstellung von Gott als einer außerweltlichen son aus, wenn man die Idealisten und Panth (Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel) des A schuldigte, da sie doch nicht das Sein Gottes neten, sondern nur sein Sein als das einer vo Welt abgetrennten Einzelperson in Abrede stel (S. Pantheismus.) Ebenso unzulässig is den neuern Atomismus und Materialismus, er sich angeblich als das philos. Ergebnis der e empirischen Naturforschung herausgestellt hat, A. zu bezeichnen, denn die Vertreter dieses m nen «Monismus» (Vogt, Büchner, Molesc leugnen die Idee des göttlichen Seins, welche mit der Materie identifizieren, ebenso wenig die Pantheisten. (S. Materialismus.) theoretischen A. als ein Verbrechen ansehen strafen zu wollen, ist ungerecht, da wissenschaft Überzeugungen nur unter der Bedingung voll mener Denkfreiheit zu gesunder Entwickelung langen können. Ebenso kann auch der prakt A. nur insoweit, als er in widergesetzlichen Th sich kundgibt, einer Bestrafung von seiten der gerlichen Gesellschaft unterliegen.

Athem, s. Atmung.

Athen (grch. Ἀθῆναι; lat. Athēnae), die St welche im Altertum, wenn auch nur vorübergeh in politischer, so doch stets in kulturgeschichtlic Hinsicht der Haupt- und Mittelpunkt des hell Lebens oder, wie alte Dichter sagen, «das A von Hellas», «Hellas von Hellas» gewesen, in neuern Zeit die Haupt- und Residenzstadt des nigreichs Griechenland geworden ist. Die St liegt um und auf einer Reihe von felsigen Hüg in der geräumigsten Ebene der Landschaft Att (s. d.), zwischen den Flüssen Ilissos und Kephiss in gerader Entfernung etwa 5 km vom Meere, 7 von ihrem spätern Hafenplatze, dem Peiräeu Ihre ersten Anfänge verlieren sich, wie die älte Geschichte der ganzen Landschaft, in sagenhaft Dunkel. Die Überlieferung schrieb dem alten Kön Kekrops die Gründung zu. Die älteste Stadt schränkte sich auf die obere Fläche eines steilen, von Westen aus zugänglichen Felshügels, welc später während des ganzen Altertums als die Bu (Akropolis) den polit. und religiösen Mitt punkt, den Kern der ganzen Stadt bildete. Fläche wurde nach der Sage durch Pelasger kün lich geebnet, mit Mauern umgeben und an der W seite ein starkes Außenwerk mit neun Thoren hi tereinander (daher Enneapylon, «das Neuntho oder auch Pelasgikon, «das Pelasgerwerk» genann zur Verteidigung des Aufgangs errichtet. Inne halb der Burg wohnten die alten Landeskönige di ses Teils von Attika mit ihren Genossen; hier e hob sich auch der älteste Tempel der Gottheit, un deren besonderm Schutze die Stadt stand, der «stal schützenden» Athene (Athene Polias), mit welc zugleich der die Erde erschütternde Meergott (Po don-Erechtheus, daher dieser Tempel gewöhnli auch das Erechtheion hieß) verehrt wurde. (Hier eine Tafel: Akropolis zu Athen, rekonstrui von Architekt K. Weichardt.)

Ein Teil der den Herren der Burg unterthä gen Bevölkerung siedelte sich im Laufe der Z am Fuße dieses Hügels, hauptsächlich an d Südseite und Südostseite desselben (daher no später hier mehrere der ältesten Heiligtümer d Stadt, wie die des olympischen Zeus, des Apollo des Dionysos u. a., sich befanden) an. An d

AKROPOLIS ZU ATHEN.



Äufsere Ansicht der Akropolis. (Rekonstruktion.)



Innere Ansicht der Akropolis. (Rekonstruktion.)

Abhängen der westlich davon sich hinziehenden Hügelreihe entstand eine zweite Ansiedelung; die Fundamente der primitiven Wohnungen sind zum Teil noch heutzutage auf jenen Hügeln in den Felsboden eingeschnitten sichtbar. Die Unterstadt erhielt eine Erweiterung, seitdem infolge der Vereinigung der verschiedenen Teile, in welche Attika in den ältesten Zeiten zerfiel, zu einem staatlichen Ganzen (was die Tradition dem Theseus, beziehentlich der Dynastie der Theseiden zuschreibt), A. zur polit. Hauptstadt dieses Einheitsstaats erhoben wurde. Die Stadt dehnte sich allmählich im Laufe der spätern Jahrhunderte auch auf den Raum am nördl. Fuße des Burghügels aus; es waren besonders Handwerker, namentlich die Mitglieder der in A. angesehenen und zahlreichen Töpferzunft, die sich hier niederließen, daher ein bedeutender Stadtteil nordwestlich von der Burg den Namen Kerameikos (Töpferviertel) erhielt. In der Folgezeit machten sich besonders Peisistratos und seine Söhne durch vielfache Nutz- und Prachtbauten um die Verschönerung der Stadt verdient. Von ihnen rührt die Errichtung eines Altars der Zwölfgötter auf dem südlichern Teile der am nordwestl. Fuße der Akropolis gelegenen Agora (dem Markte) her, von welchem aus die Entfernungen nach den verschiedenen, durch Straßen mit der Hauptstadt verbundenen Ortschaften bestimmt wurden. Sie begannen in großartigem Stile den Bau eines Tempels des olympischen Zeus (Olympieion) südöstlich von der Burg, der aber nach dem Sturze der Tyrannenherrschaft ins Stocken geriet, und wahrscheinlich auch den Bau eines neuen großen Tempels der jungfräulichen Athene (des Hekatompedos) auf dem höchsten Punkte der obern Burgfläche, der noch vor oder bald nach seiner Vollendung durch die Perser wieder zerstört wurde. Peisistratos erstreckte seine Sorge auch auf das außerhalb der Stadtmauer gelegene Terrain, indem er die hart an der östl. Stadtmauer am rechten Ufer des Flüßchens Ilissos entspringende Quelle Kallirrhoë, welche den Bewohnern der Stadt das beste Trinkwasser lieferte, in einen neunröhrigen Brunnen (daher Enneakrunos genannt) fassen ließ und nordöstlich davon einen ausgedehnten Bezirk (Lykeion) dem Apollon als Heiligtum weihte, das später durch Perikles noch erweitert und verschönert, durch den Staatsmann Lykurgos zu einem Gymnasion umgewandelt wurde.

Eine neue, für die Zukunft wichtige Anlage erhielt die Stadt um das J. 500 v. Chr., indem damals in dem heiligen Bezirke des Dionysos am südöstl. Fuße der Burg, dem Lenäon, das zu dem Limnä (der Brühl) genannten Stadtteile gehörte, ein steinerner Bau für die Zuschauer der dramatischen Vorstellungen, die sich bis dahin mit jedesmal neu aufgeschlagenen Bretergerüsten hatten begnügen müssen, also das Theatron, begonnen wurde. (Vollendet wurde dasselbe erst zur Zeit Alexanders d. Gr. durch Lykurgos.) Eine sehr schwere Katastrophe traf A. im Perserkriege (480 v. Chr.), als auf Rat des Themistokles sämtliche Bewohner sie verlassen hatten, und die verlassenen Mauern, Häuser, Tempel und Burg von dem pers. Heere des Xerxes verwüstet wurden. Allein, kaum war durch den Sieg bei Platää die Vertreibung der Perser entschieden, als die Athener auf die Trümmerstätte zurückkehrten und sich zunächst, nach notdürftiger Herstellung der Wohnungen, an den Bau einer neuen, erweiterten Stadtmauer machten, die auf Antrieb des Themistokles in großer Hast ausgeführt und trotz der Einsprache der Spartaner, die A. gern als unbefestigte Ortschaft gesehen hätten, in kurzer Zeit vollendet wurde (479—477). Noch jetzt läßt sich der Gang dieser mit gegen 100 Türmen versehenen Stadtmauer an vielen Strecken, besonders an der Westseite, wo sie sich auf dem Rücken der hier das Terrain der Stadt begrenzenden Felshügel, des Museion und des sog. Nymphenhügels, hinzog, und an der Süd- und Südostseite, wo sie sich durchaus auf dem rechten Ufer des Ilissos hielt, deutlich erkennen. Ihr Umfang betrug mit Einrechnung aller Einbiegungen und Vorsprünge, etwa 8 km. Zehn bis zwölf Thore vermittelten den Verkehr, von denen noch das Melitische und Peiräische an der Westseite, das Thriasische oder Doppelthor (Dipylon), als Ausgangspunkt der Prozession von A. nach Eleusis auch das «heilige» genannt, auf der Nordwestseite, und das Acharnische an der Nordseite, das Diomeische auf der Nordostseite, das des Diochares an der Ostseite, endlich das Itonische an der Südseite nachgewiesen werden können.

Im Zusammenhang mit der Wiederherstellung der städtischen Befestigung ging Themistokles an die Befestigung der neuen Hafenstadt (des Peiräeus), deren Anlage er schon vor dem Perserkriege begonnen hatte. Während die Athener bis dahin die nur etwa 5 km von der Stadt entfernte, den Schiffen keinen recht sichern Ankergrund bietende Bucht Phaleron als Hafen benutzt hatten, veranlaßte sie Themistokles, eine neue Hafenstadt auf der 7 km südwestlich von A. gelegenen felsigen Halbinsel des Peiräeus zu errichten, welche drei schon von Natur ausgezeichnet sichere Häfen darbot: den Haupthafen, Peiräeus im engern Sinne, dessen enger Eingang durch Ketten geschlossen werden konnte und der in zwei Abteilungen, den Kriegshafen (Kantharos) und den Handelshafen (Emporion), zerfiel, und die beiden an der östl. Seite der Halbinsel befindlichen, Zea und Munichia. Eine hohe und starke Ringmauer diente dieser Anlage zum Schutz. Im J. 457 wurde dann unter der Staatsverwaltung des Perikles die befestigte Hafenstadt durch eine etwa 7 km lange Mauer mit der Stadt A. verbunden und zugleich eine ähnliche, nur etwas kürzere Mauer von der Stadt nach der Bucht Phaleron gezogen, sodaß nun A. durch ein gemeinsames Fortifikationssystem mit seinen Häfen verbunden und so gegen jeden Angriff trefflich geschützt war. Zur weitern Verstärkung dieser ganzen Fortifikation wurde dann 444 v. Chr. noch eine dritte Mauer, in der Mitte zwischen jenen beiden, der westlichen, von A. nach dem Peiräeus führenden parallel, errichtet. In der Stadt selbst hatte Kimon eine neue Befestigungsmauer an der Südseite des Burgplateau gebaut, welche im Westen, gerade über dem Aufgange zu der obern Burgfläche, durch eine turmähnliche Bastion (Pyrgos), die diesen Aufgang beherrschte, abgeschlossen wurde. Sie trug den wahrscheinlich erst nach Kimon errichteten überaus zierlichen Tempel der Nike Apteros. Dieser wurde 1687 von den Türken behufs Anlage einer Schanze abgebrochen, bei Wegräumung derselben 1835 jedoch fast vollständig wieder aufgefunden und durch die Architekten Schaubert und Hansen unter Leitung des Archäologen Ludwig Roß wiederhergestellt. Außerdem hatte Kimon in der Stadt nordwestlich über der Agora einen stattlichen Tempel in dorischem Stile zu Ehren

des Theseus erbaut, das sog. Theseion, das, in der christl. Zeit in eine Kirche des heil. Georgios verwandelt und dadurch vor Zerstörung geschützt, noch heutzutage als eine der besterhaltenen Ruinen des alten A. mit seinem Skulpturschmuck aufrecht steht. (Mehrere neuere Forscher haben freilich die Identität dieses Tempels mit dem Theseion bezweifelt und darin vielmehr den Tempel des Herakles im Stadtviertel Melite erkennen wollen.) Ferner sorgte Kimon für die Bequemlichkeit der Spaziergänger durch Anpflanzung von Bäumen auf dem südl. Teile des Marktes sowie in dem Akademia genannten, in der nordwestl. Vorstadt A.s, dem sog. äußern Kerameikos, gelegenen Gymnasion. Auch ein Verwandter des Kimon, Namens Peisianax, machte sich um die Verschönerung der Stadt verdient durch Errichtung einer stattlichen, für Spaziergänge und gesellige Unterhaltung bestimmten Halle an der Nordwestseite des Marktes, die, durch Polygnotos und einige seiner Kunstgenossen mit histor. Wandmalereien geziert, die Bunte Halle (Στοὰ ποικίλη) genannt wurde.

Weit bedeutender noch als die des Kimon waren die Leistungen des Perikles für die Verschönerung der Stadt durch monumentale Bauwerke. Das früheste derselben war das in der Nähe des Theaters im heil. Bezirke des Dionysos errichtete Odeion (schon vor 444 vollendet), ein für musikalische Aufführungen bestimmtes Gebäude, dessen zeltförmiges Dach zahlreiche Säulen trugen. Dann verwendete er aber alle seine Aufmerksamkeit und einen Teil der reichen Mittel, welche A. außer anderm auch durch die Tribute seiner Bundesgenossen damals zu Gebote standen, auf die Ausschmückung der Akropolis, die jetzt nicht sowohl als Burg in fortifikatorischem Sinne, sondern vielmehr als Mittelpunkt des Staats in religiöser Hinsicht betrachtet wurde. Zunächst ließ er durch den Architekten Iktinos an der Stelle des alten, bei der Erstürmung der Stadt durch die Perser zerstörten Hekatompedos einen neuen, weit prachtvollern und größern Tempel errichten, den Parthenon, der noch jetzt in seinen Trümmern das vollendetste Muster des dor.-attischen Baustils darbietet. Die architektonische Wirkung wurde noch bedeutend gehoben durch die zahlreichen und meisterhaften Skulpturwerke, mit welchen, unter der Leitung des Pheidias, der Tempel im Innern wie Äußern geschmückt wurde. Sogleich nach Vollendung des als Schatzkammer der Götter dienenden und namentlich bei der Feier der Panathenäen benutzte Parthenon (s. d.), 438 v. Chr., ließ Perikles durch den Architekten Mnesikles mit großem Kostenaufwande (angeblich über 9 Mill. Mark) einen neuen prachtvollen Eingang zur Akropolis errichten, die sog. Propyläen (437—432), die noch jetzt in ihren Hauptteilen erhalten sind. Ein aus gefurchten Marmorplatten angelegter Weg führte in mehrfachen Windungen an der Westseite des Burghügels empor zu einer von sechs dor. Säulen, deren Zwischenräume nach beiden Seiten hin symmetrisch abnahmen, gebildeten Vorhalle, an welche sich zur Ausfüllung der ganzen Breite der Westseite des Hügels zwei Seitengemächer von verschiedener Größe, das nördliche zur Aufstellung von Gemälden, das südliche vielleicht zum Wachtlokal bestimmt, anschlossen. Hinter der Vorhalle lag eine Mittelhalle, deren mit Malerei und Vergoldung gezierte Decke sechs ion. Säulen trugen und die im Osten durch eine, von fünf an Höhe und Breite nach den Seiten zu symmetrisch abnehmenden Thoren durch brochene Wand abgeschlossen wurde, vor der sic wieder eine, der westlichen gleiche Vorhalle erhob.

Durch den Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs (431 v. Chr.), der die Kräfte des attischen Staats von Anfang an bedeutend in Anspruch nahm, wurd die bauliche Thätigkeit in A. zwar bedeutend einge schränkt, aber doch nicht ganz unterbrochen. Ma ging nun daran, den ältesten und heiligsten unte den Tempeln der Akropolis, das sog. Erechtheion neu herzustellen, wobei man den ursprüngliche Grundplan, die Vereinigung der beiden Heilig tümer der Athene Polias und des Poseidon-Erech theus unter Einem Dache, festhielt. Das ganze Ge bäude, dessen Vollendung, durch die Drangsale de Kriegs verzögert, erst nach dem J. 409 und nac einer starken Beschädigung durch einen Brand 40 erst wieder seit 395—394 v. Chr. erfolgte, erhielt ei äußerst stattliches Ansehen durch Anlage einer dop pelten Vorhalle, einer östlichen mit sechs und eine nördlichen mit vier ion. Säulen Fronte (letzte hatte außerdem noch zwei Säulen zwischen den E säulen und der Wand), durch Anfügung eines Vo baues, dessen Dach von sechs lebensgroßen Ma morstatuen athen. Jungfrauen (Koren) getrage wird, an der Südseite, und durch die Einrichtun von drei, von Halbsäulen eingerahmten Fenste an der Westwand. Noch jetzt ist das Gebäude, tr mehrfacher Umgestaltungen und Beschädigungen, i seinem trümmerhaften Zustande das Muster d ion.-attischen Bauweise in ihrer schönsten Entf tung. Der für A. unheilvolle Ausgang des Pel ponnesischen Kriegs (404 v. Chr.) führte die Zerst rung eines der bedeutendsten Werke herbei: d Athener wurden durch die siegreichen Spartan genötigt, die Befestigung des Peiräeus sowie d langen Mauern, welche diese mit der Stadt ve banden, zu schleifen. Allein schon 393 zur Zeit d böot.-korinth. Kriegs gegen Sparta wurden durch d Seehelden Konon mit pers. Subsidien die für A Sicherheit so notwendigen Befestigungswerke w derhergestellt. Ein neuer schwerer Schlag traf wie das ganze Griechenland, durch die Schlacht Chäroneia (338). Aber durch die einsichtsvolle nanzverwaltung des Lykurgos (338—326) wu es möglich, daß auch wieder bedeutende Bauten a Staatskosten ausgeführt werden konnten. wurde das Theater 330 endlich vollendet, in der j seit des Ilissos gelegenen Vorstadt Agrä ein S dion zur Abhaltung der gymnastischen Wettkäm am Feste der Panathenäen eingerichtet, und Peiräeus durch den Architekten Philon ein gr artiges Seezeughaus errichtet. Auch wohlhabe Privatleute thaten das Ihrige zu Verschöneru der Stadt. Beweis davon gibt das noch erhalte 335 errichtete choragische Monument des Lysikra (im Volksmunde jetzt die Laterne des Demosthe genannt) östlich der Akropolis, ein rundes Marm tempelchen mit korinth. Säulen, deren Zwisch räume durch konvexe Marmorplatten geschlossen w und einem kuppelförmigen Dache mit kandela ähnlichem Aufsatze, auf dem ein eherner Drei stand; ferner das jetzt zerstörte, 320 vor einer Gr im Burgfelsen oberhalb des Theaters aufgefü choragische Monument des Thrasyllos, ein von Pfeilern gestützter Oberbau, auf dem eine Marm statue des Dionysos, einen Dreifuß im Schoße,

Als nach dem Tode Alexanders d. Gr. der Versuch der Griechen, ihre Selbständigkeit g

die Übermacht Macedoniens zu wehren, durch den traurigen Ausgang des Lamischen Kriegs (322 v. Chr.) gescheitert war, und nun auch A. macedon. Besatzung aufnehmen und sich durch macedon. Kommandanten kommandieren lassen mußte, hörte die Ausführung von Bauwerken durch den Staat sowohl als durch Privatleute fast ganz auf. Allein der alte Glanz, der noch immer die tief gesunkene Stadt umstrahlte, veranlaßte nun auswärtige «hellenistische» Fürsten zur Errichtung von Bauwerken, deren Inschriften den Ruhm ihrer Stifter verkündeten. So ließ der König Ptolemäos II. Philadelphos von Ägypten nordwestlich vom Markte ein Gymnasion errichten, in welchem sich auch eine Bibliothek befand, König Eumenes II. (197—159) von Pergamon eine Säulenhalle hinter der Bühne des Theaters teils für die Vorübungen der dramatischen Chöre, teils zur Zuflucht für die Zuschauer bei plötzlich eintretendem Regenwetter, dessen Nachfolger Attalos II. (159—138) eine ausgedehnte Halle (Stoa), einen Bazar, nahe dem nördl. Ende der Agora an deren Ostrand, von welcher noch bedeutende Mauerreste erhalten sind. König Antiochus IV. Epiphanes (175—164) von Syrien unternahm die Vollendung des seit der Vertreibung der Peisistratiden unterbrochenen Baues des Olympieion, ein Unternehmen, das jedoch infolge des Todes des Königs nicht zu Ende geführt wurde. Auch die röm. Herrschaft hatte anfangs für A. nichts Drückendes. Nur einmal mußte es einen schweren polit. Fehler hart büßen. Als sie im Kriege der Römer gegen den König Mithridates d. Gr. von Pontos die Partei des letztern ergriffen hatte, wurde die Stadt von Sulla mit Sturm erobert (86 v. Chr.). Die Befestigungen des Peiräeus, das große Seezeughaus und die Reste der langen Mauern wurden von dem Sieger geschleift und seitdem nicht wiederhergestellt. A.s Seemacht verfiel gänzlich, und der Peiräeus sank zu einer unbedeutenden, auf wenige Häuser zunächst am Hafen beschränkten Ortschaft herab. Aus A. selbst schleppte Sulla, außer einigen Weihgeschenken, eine Anzahl Säulen von dem unvollendeten Olympieion fort. Das von Perikles erbaute Odeion war während der Belagerung von den Verteidigern der Burg, welche fürchteten, das Holzwerk desselben könnte von den Feinden zu Belagerungsmaschinen benutzt werden, abgetragen worden, wurde aber bald darauf durch den König Ariobarzanes II. von Kappadocien (gest. 52 v. Chr.) wiederhergestellt. Um dieselbe Zeit errichtete ein Privatmann, Andronikos aus der Stadt Kyrrhos in Syrien (Kyrrhestes), auf einem freien Platze östlich von der Agora ein noch jetzt erhaltenes und vom Volke der Turm der «Winde» genanntes Bauwerk. (S. Andronicus.)

Auch die Begründer der röm. Monarchie, Julius Cäsar und Augustus, erwiesen sich, trotz mancher polit. Fehler der Athener, freundlich gegen dieselben. Aus den von jenen gespendeten Gaben errichteten die Athener nordöstlich von der Agora ein kleines Heiligtum der Athena Archegetis (ein an drei Seiten von Mauern umschlossener kleiner Tempel mit vier dor. Säulen an der Vorderseite), das mit Statuen mehrerer Mitglieder der kaiserl. Familie geschmückt war und zugleich als Eingangshalle zu einem von Mauern umschlossenen, für den Ölhandel bestimmten Platze diente. Ferner erbaute Agrippa, der große Minister des Augustus, ein Theater im Kerameikos, das Agrippeion, wofür ihn die Athener durch Errichtung einer Statue ehrten, welche am Aufgang der Akropolis, vor dem nördl. Flügel der Propyläen, ihren Platz fand. Das gegen 8 m hohe, ziemlich plumpe Piedestal dieser Bildsäule ist noch jetzt vorhanden. Noch bei Lebzeiten des Augustus wurde auf der Akropolis östlich vom Parthenon ein der Göttin Roma und dem Augustus geweihter Rundtempel erbaut. Der größte Wohlthäter A.s aber war der Kaiser Hadrian, unter dessen Regierung die Stadt einen neuen Aufschwung nahm und in reicherm Maße als je vorher durch viele mit Pracht ausgeführte Neubauten verherrlicht wurde. Zunächst vollendete Hadrian den Tempel des olympischen Zeus bis 132 n. Chr. in großartiger Weise. Die sehr umfangreiche Cella, in welcher eine Kolossalstatue des Gottes aus Gold und Elfenbein aufgestellt wurde, war an den Langseiten von zwei, an den Schmalseiten von drei Reihen mächtiger, gegen 20 m hoher, korinth. Säulen umgürtet, von denen 15 noch jetzt aufrecht stehen, während eine 16., durch einen heftigen Sturm umgestürzt, am Boden liegt. Den Säulenwald selbst umgab ein sehr ausgedehnter, mit einer Mauer umschlossener heiliger Bezirk (Peribolos), von 668 m Umfang, in welchem zahlreiche Weihgeschenke, namentlich auch Statuen des Kaisers standen, welche von A. und vielen andern griech. Städten gestiftet waren. In der Umgebung des Tempels entstand ein ganz neues Stadtviertel, dem Kaiser zu Ehren «Hadrianupolis» genannt. Mit der Altstadt verband diesen Stadtteil ein noch jetzt stehender Thorbogen, der auf der einen Fronte die Inschrift trägt: «Das ist Athen, die ehemalige Stadt des Theseus», auf der andern: «Das ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt.» Ferner baute Hadrian einen Tempel des panhellen. Zeus und der Hera, ein Pantheon, ein reichverziertes, von Säulenhallen aus kostbarem phryg. Marmor umschlossenes Bibliothekgebäude und ein umfangreiches, mit 100 Säulen aus afrik. Marmor geschmücktes Gymnasion. Unter dem Nachfolger Hadrians, Antoninus Pius, entstand (140 n. Chr.) eine Wasserleitung, die der Stadt mehrere Meilen weit von Norden her Wasser zuführte. Außerdem aber hatte die Stadt der Freigebigkeit eines überaus reichen Privatmanns, des Lehrers der Rhetorik Herodes Attikos, neue Verschönerungen zu danken. Letzterer ließ nicht nur die Steinsitze des Stadion am Ilissos mit Platten pentelischen Marmors überkleiden, sondern erbaute auch zum Andenken an seine verstorbene Gattin Regilla am südwestl. Fuße der Akropolis seit 161 n. Chr. ein für etwa 6000 Zuschauer berechnetes Odeion oder Theater, das 31 Reihen von mit Marmor bekleideten Sitzstufen, eine Orchestra für die Chöre und eine Bühne mit einer hohen, von Bogenfenstern durchbrochenen Rückwand enthielt und mit einem kunstreich konstruierten Dache aus Cedernholz bedeckt war. Mit Ausnahme dieses Dachs ist das Bauwerk noch in allen seinen wesentlichen Teilen erhalten. In dieser Zeit seiner Nachblüte unter den Antoninen wurde A. von dem Reisenden Pausanias besucht, der im ersten Buche seiner «Περιήγησις» eine genaue Beschreibung der Stadt und ihrer wichtigen Bau- und Kunstdenkmäler hinterlassen hat.

Noch geraume Zeit nach dem Besuche des Pausanias, bis in die byzant. Zeit, erfreute sich A. eines verhältnismäßig blühenden Zustandes. Es blieb, trotz der zahlreichen, besonders von Theodosius I.

und dessen Nachfolgern erlassenen Edikte gegen das Heidentum, der Mittelpunkt der antiken Bildung, wurde von den Kaisern, abgesehen von der Wegführung einiger Kunstwerke zum Schmuck der neuen Reichshauptstadt Byzanz, freundlich behandelt, und auch bei den verschiedenen Einfällen barbarischer Völker, wie der Goten (aus Furcht vor denen schon unter dem Kaiser Valerianus die Befestigungswerke ausgebessert wurden) und der Heruler (267 n. Chr.) kam die Stadt immer sehr glimpflich weg. Erst im 6. Jahrh. n. Chr., als Kaiser Justinian I. die Schulen, in welchen bis dahin Rhetorik und heidnische Philosophie gelehrt worden war, definitiv schließen ließ, sank A., dessen Tempel nun entweder zerstört oder in christl. Kirchen umgewandelt wurden, zu einer byzant. Provinzialstadt herab, obwohl es unter seinen Bischöfen und (seit 857) Erzbischöfen mehrere gelehrte und bei ihren Zeitgenossen hoch angesehene Männer zählte. Unter der Herrschaft der Franken in Griechenland (seit 1205) wurde A. die Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogtums, welches, außer den Landschaften Attika und Böotien, einige Striche von Phokis und des südl. Thessalien umfaßte und zunächst im Besitze der burgund. Familie de la Roche war, von der es durch Erbschaft 1308 an den Stiefbruder des letzten Herzogs, an Walther von Brienne überging. Wie noch erhaltene Reste von Ringmauern aus dieser Zeit, die jedoch vielleicht schon der Zeit und den militärischen Schöpfungen Justinians I. in Griechenland angehörten, beweisen, war der Umfang A.s damals beträchtlich vermindert und im wesentlichen auf die Gegend um den nördl. und östl. Fuß des Burghügels beschränkt. Hierauf gerieten Stadt und Herzogtum in die Hände catalon. Söldner, welche den Walther in der Schlacht am Kephissos 1311 erschlagen hatten. Von diesen wurde das Herzogtum einige Zeit später unter die Oberherrlichkeit der aragon. Könige von Sicilien gestellt, die es durch in A. residierende Statthalter regierten. Es war dann der Florentiner Nerio Acciajuoli (Rainerio I.), der 1385 von Korinth aus das Herzogtum eroberte, dessen Familie sich im Besitze des letztern behauptete bis 1458, wo Mohammed II. A. für die Türkei annektierte. Der Parthenon, der seit der Zeit Justinians I. als prachtvoller Marienbom das christliche A. geschmückt hatte, wurde 1460 in eine Moschee verwandelt. Das in der fränk. Zeit an die Propyläen gebaute Ritterschloß wurde türk. Kaserne. Der letzte Rest desselben, der kolossale burgund. Donjon auf dem südl. Flügel, wurde erst in neuester Zeit abgebrochen.

Die Zeit der türk. Herrschaft, während welcher A. zu dem Paschalik von Negroponte (Euböa) gehörte und durch türk. Wojwoden unter dem Befehle jenes Paschas regiert wurde, war eine Zeit tiefen Verfalls für die Stadt. A. bildete jetzt ein kleines Landstädtchen von 6—8000 E., welche, abgesehen von den Türken, in deren Händen fast alles Grundeigentum lag, teils griechischer, teils albanes. Herkunft waren. Weitläufig, mit engen und krummen Gassen, ohne Mauern (erst 1778 wurde eine, 1835 wieder abgebrochene, Ringmauer mit vorspringenden Türmen, hauptsächlich aus Materialien antiker Bauwerke, um die Stadt aufgeführt), bot es ein getreues Bild der Verkommenheit der ganzen griech. Nation dar. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Altertums, von den Türken mit roher Verachtung, von den Griechen, resp. Albanesen, mit stumpfer Gleichgültigkeit betrachtet, gerieten mehr und mehr in Verfall, ja wurden zum Teil gewaltsam zerstört So ward der zierliche Tempel der Athene Nike vo den Türken zur Anlage einer Bastion vor den Pro pyläen (1687) abgebrochen. Der Parthenon erlit bei der Belagerung A.s durch die Venetianer unte Morosini 1687 durch eine Bombe erhebliche Beschä digungen und wurde am Anfange des 19. Jahrh durch den brit. Gesandten bei der Pforte, Lor Elgin, eines großen Teils seines Skulpturschmuck beraubt (1801—3). Das choragische Denkmal de Thrasyllos und ein kleiner, in ion. Stile erbaute später in eine Kirche verwandelter Tempel am Ili sos wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh von den Griechen selbst abgebrochen. Glücklicher weise war bereits vor dem Eintritt dieser Zerstö rungen im westl. Europa wieder ein regeres Inte esse für die Altertümer A.s erwacht, das mehre Gelehrte und Künstler veranlaßte, die noch erha tenen Reste jener Denkmäler selbst aufzusuchen u durch Beschreibungen und Zeichnungen weitern Kr sen zugänglich zu machen. So hatte der Marqu de Nointel, franz. Gesandter bei der Hohen Pfor 1674 durch einen in seiner Begleitung befindlich Maler, Jacques Carrey, eine Anzahl der inte essantesten Denkmäler A.s, namentlich die Sku turwerke des Parthenon, zeichnen lassen. Das Ja darauf kamen die Reisenden Jacques Spon u George Wheler nach A., welche später in ih Reisebeschreibungen Berichte über die dortigen De mäler des Altertums veröffentlichten. Namentl aber erwarben sich die engl. Architekten Stuart u Revett ein großes Verdienst, indem sie 1751— sorgfältige Messungen und Zeichnungen aller mals noch in A. vorhandenen antiken Monume ausführten und diese in dem Werke «Antiquitie Athens» (4 Bde., Lond. 1762—1816; deutsch Wagner, Darmst. 1830—33) veröffentlichten.

Der griech. Freiheitskampf war zunächst Periode der Zerstörung und Verwüstung für Stadt A. Nachdem die Burg nach längerer lagerung 21. Juni 1822 in die Hände der Grie gefallen, wurde 15. Aug. 1826 die Stadt von Türken wiedererobert. In der Akropolis lei eine tapfere Schar noch beinahe ein Jahr lang derstand, die aber, nach mehrern vergeblichen suchen sie zu entsetzen, 5. Juni 1827 auch di letzte Bollwerk der griech. Freiheit dem Feinde geben mußte. Ein großer Teil der griech. Bev rung hatte damals die fast ganz in einen Sc haufen verwandelte Stadt verlassen, und erst der Einstellung der Feindseligkeiten (1829), be ders aber nachdem durch die londoner Konf (3. Febr. 1830) Attika dem neugeschaffenen gr Staate einverleibt worden war, kehrten die m der Ausgewanderten zurück und errichteten Holz- oder Lehmhütten zwischen den Schuttha Bald fanden sich auch einige Ansiedler aus an Teilen Griechenlands, sowie Fremde aus ver denen Ländern des westl. Europa ein. Aber nach der Thronbesteigung König Ottos (1833) A. im wesentlichen ein großer Trümmerhaufe es infolge seiner Erhebung zur Haupt- und Re stadt des Königreichs Griechenland und Ver der Regierung dahin (25. Dez. 1834) binnen w Jahren eine überraschende Neugestaltung erh

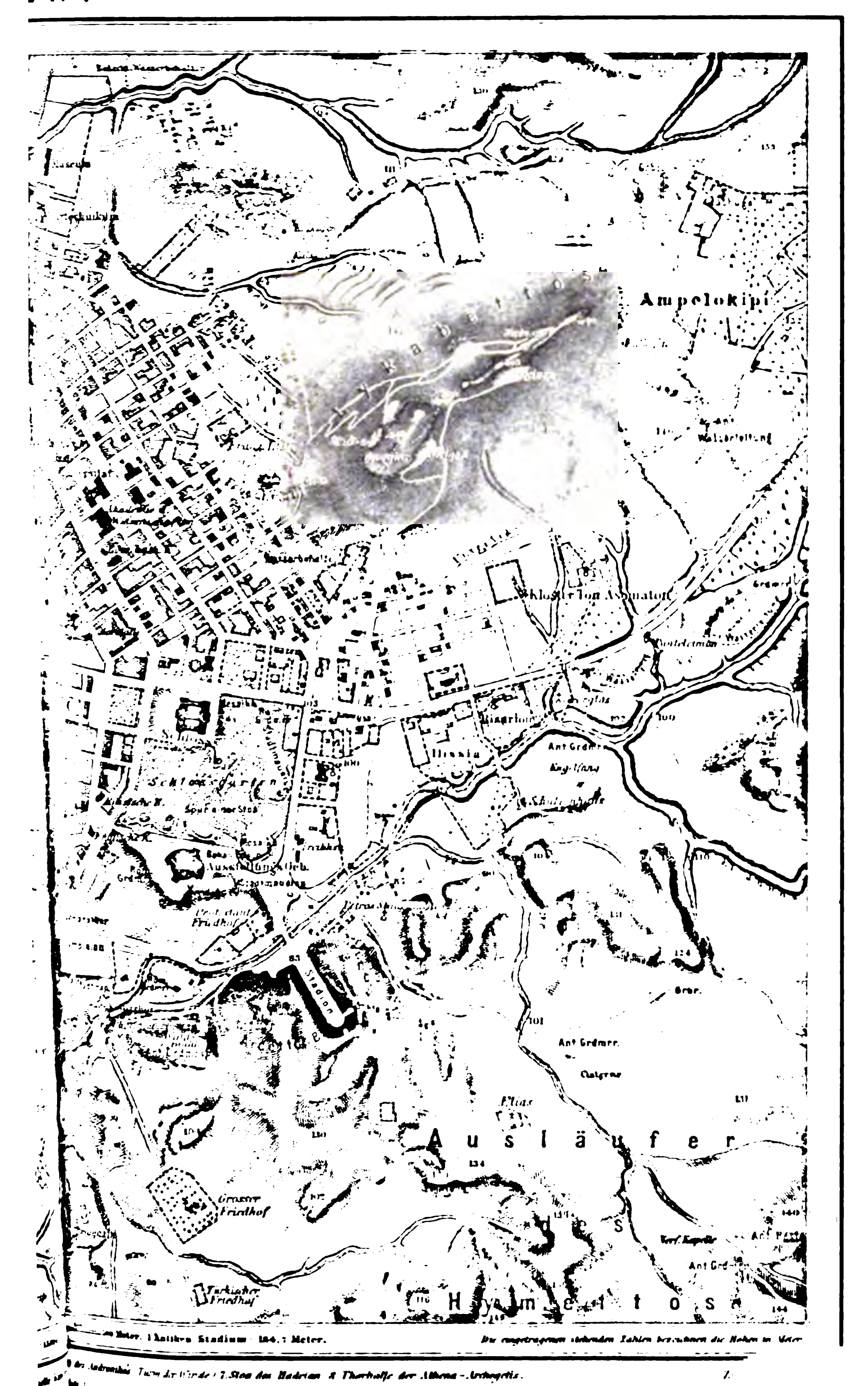
Dieses **neue Athen**, von den Neug **Athina** genannt, liegt nördlich und östlic Akropolishügel und zieht sich nach dem Ly tos, nach Patissia und der alten Akademie hi





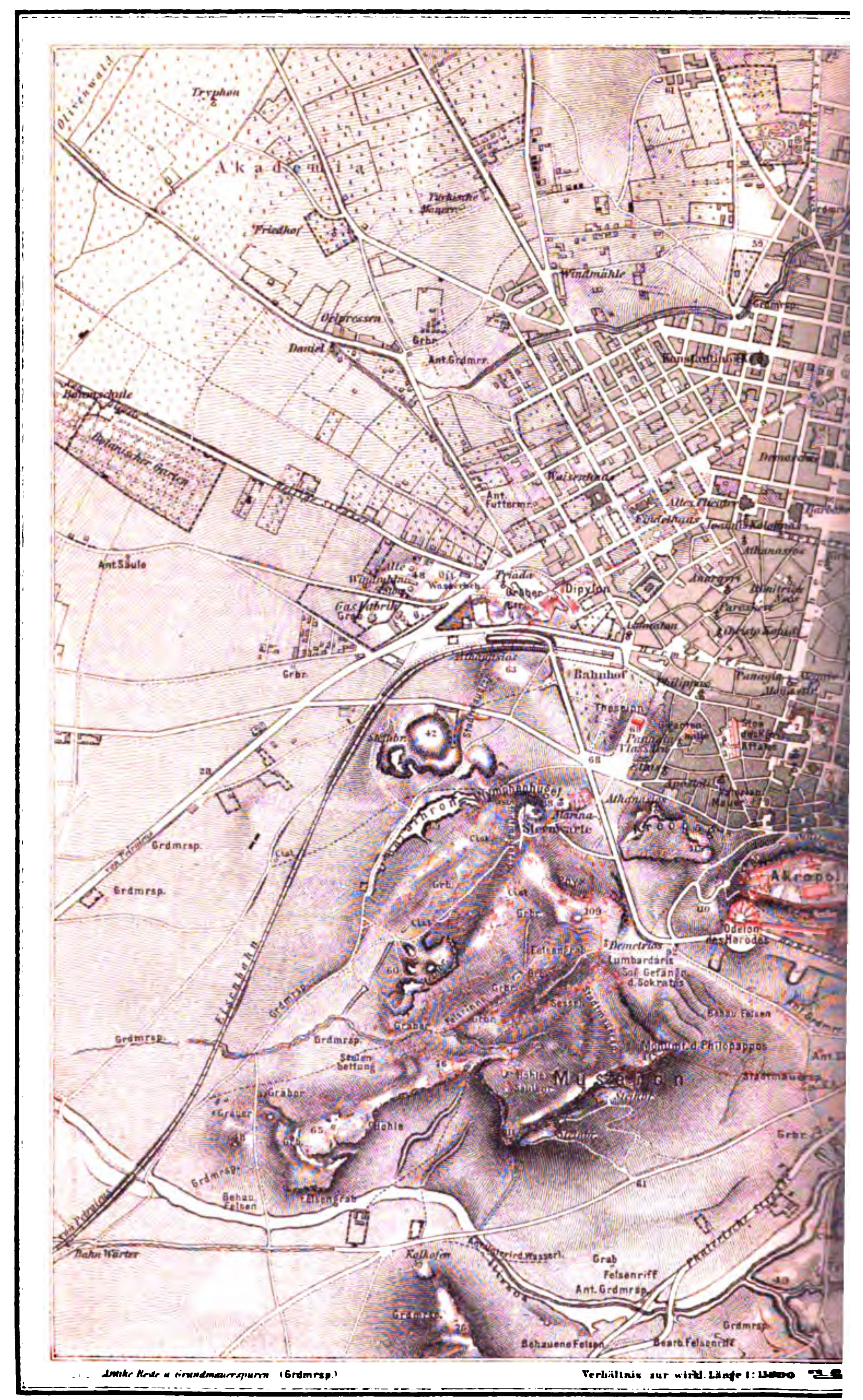
Erklärung der Zahlen: 1. Parthenon. 2. Erechtheion. 3. Propylaen. 5. Quelle Klepsydra.

EN.



Ampelokipi
Kloster Ton Asomaton
Ilissia
Schlossgarten
Ausstellungs Geb.
Stadion
Grosser Friedhof
Türkischer Friedhof
Ausläufer
des
Hymettos
Ant Grdmr.
Cutgrue
Elias
Stadium 184,7 Meter.
Die eingetragenen stehenden Zahlen bezeichnen die Höhen in Meter
Turm der Winde 7. Stoa des Hadrian 8. Thorhalle der Athena-Archegetis.

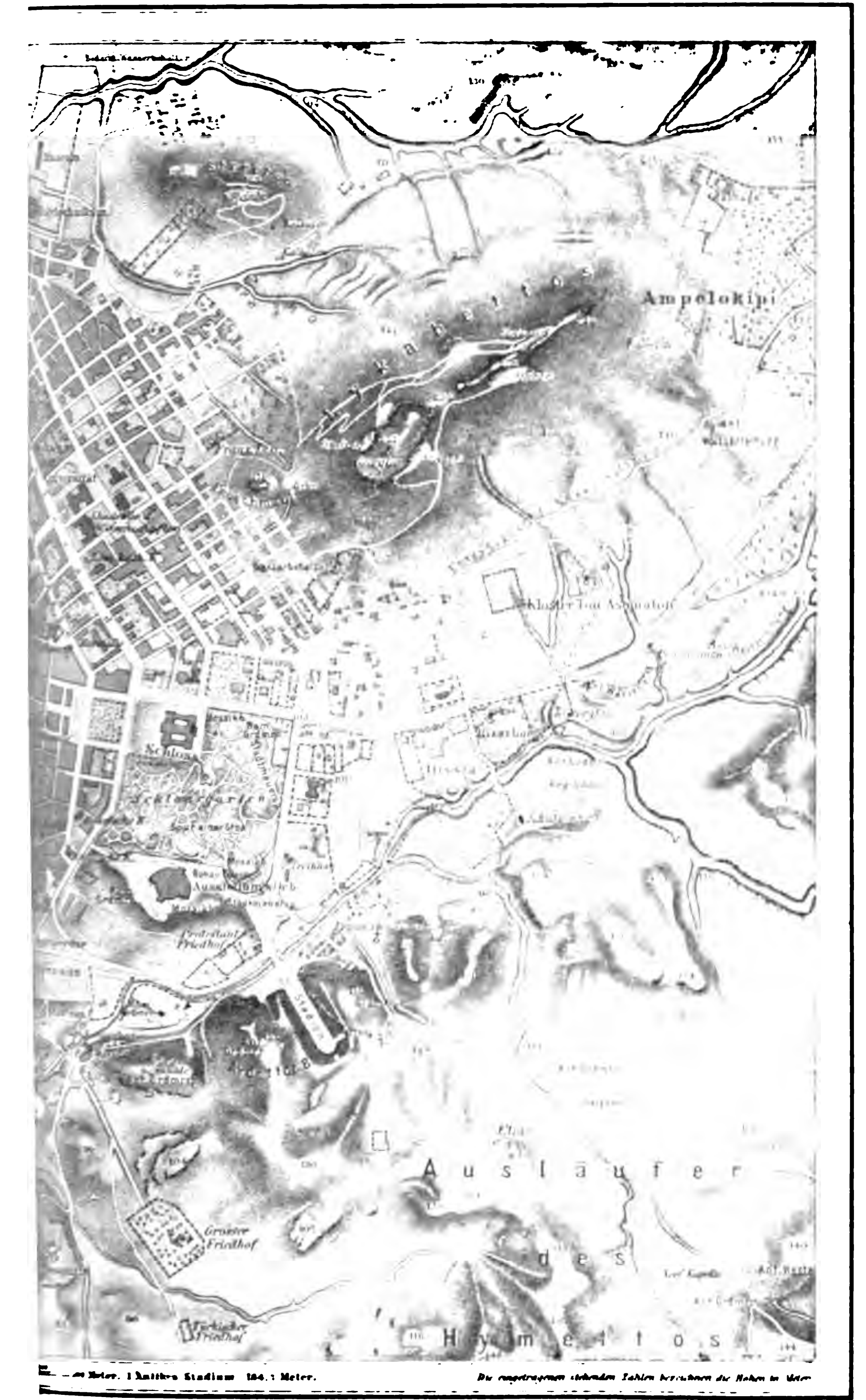
A



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

Erklärung der Zahlen: 1. Parthenon. 2. Erechtheion. 3. Propylaen. 4. Quelle Klepsydra.

N.



Antikes Stadium 184,3 Meter.

Die eingetragenen stehenden Zahlen bezeichnen die Höhen in Meter.

Zu Artikel: Athen

Mehrzahl der Straßen sind gerade gezogen und von ausreichender Breite. Unter denselben sind hervorzuheben: die Peiräeusstraße, die in den Platz Omonia mündet, und die Hermesstraße, die in direkter Linie von W. nach O. von dem Bahnhofe bis zum Konstitutionsplatze führt und als Grenzlinie für die ältere und neuere Stadt betrachtet werden kann. Der nördlich von dieser Straße liegende Teil der Stadt ist jetzt der größere und schönere. Die Stadt hat sich in neuester Zeit mit der frühern, am westl. Fuße des Lykabettos liegenden Neapolis vereinigt. Das Boulevard, 30 m breit, geht vom Omoniaplatze nach dem Universitäts- und Schloßplatz, um die Akropolis und vereinigt sich dann mit der Peiräeusstraße, als deren Fortsetzung die schöne, mit Bäumen bepflanzte Stadionstraße vom Omoniaplatze nach dem Konstitutionsplatze führt. Die Kolosstraße führt vom Horologion (dem sog. Turm der Winde) 1,5 km lang nördlich nach Patissia. Mit ihr parallel läuft die Athenestraße. Das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist das an der Ostseite derselben gelegene, von Friedrich von Gärtner errichtete, sehr geräumige königl. Palais, das mit seiner Façade aus pentelischem Marmor einen stattlichen, wenn auch durch die allzu große Zahl der Fenster etwas beeinträchtigten Eindruck macht. Außer diesem ist noch das Universitätsgebäude (zu dem 14. Juli 1839 der Grundstein gelegt wurde und welches zugleich die Universitäts- und Nationalbibliothek mit 95000 Bänden und das Münzkabinett enthält) im nordöstlichsten Teile der Stadt, das Parlamentshaus an der Stadionstraße, mit einer Bibliothek von 35000 Bänden, die auf dem sog. Nymphenhügel westlich von der Stadt gelegene Sternwarte, die Akademie, ein prachtvoller Bau aus pentelischem Marmor nach dem Plane des Architekten Hansen, beides Stiftungen des Baron Sina in Wien, und zwei große Waisenhäuser zu erwähnen. Die Stadt zeigt sich, mit Ausnahme des großen und schönen Gartens hinter dem königl. Palais, dessen Stiftung und Pflege hauptsächlich der Königin Amalie zu verdanken ist, ziemlich arm an Gärten und Baumwuchs. Von Anstalten zur Pflege der Wissenschaften und Künste besitzt A., abgesehen von den niedern und Mittelschulen, unter denen das nach seinem Gründer Arsakion genannte Töchterinstitut hervorzuheben, eine im Mai 1836 eröffnete Universität, welche (1880) 60 Professoren und 33 Dozenten hat und von 1986 Studenten besucht wird und zu welcher ein physiographisches und zoolog. Museum sowie ein botan. Garten (an der Landstraße nach Eleusis) gehört, ein Polytechnikum, ferner vier Gymnasien, eine durchaus auf dem Standpunkte des Gymnasiums stehende Vorbereitungsschule für künftige Theologen (die sog. Rhizarische Schule), ein Schullehrerseminar, eine archäol. Gesellschaft, welche mehrfache Ausgrabungen unternommen hat, ein Stadtklinikum, eine Augenkrankenheilanstalt, eine von der franz. Regierung gegründete und unterhaltene Anstalt, durch welche jungen franz. Gelehrten Gelegenheit zu archäol. und topogr. Forschungen in Griechenland gegeben wird (die sog. École française), das 1874 zu demselben Zwecke gegründete kaiserl. deutsche archäol. Institut, ein archäol. Museum, ein Winter- und drei Sommertheater. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten A.s sind besonders zwei Waisenhäuser, ein Findelhaus und ein Armenasyl hervorzuheben. In administrativer Hinsicht ist A. der Hauptort des Kreises (Nomos) Attika und Böotien und als solcher der Sitz eines Kreisdirektors (Nomarchen), ferner der Hauptort des Bezirks (Eparchia) Attika und eine selbständige Gemeinde (Dimos), an deren Spitze ein Bürgermeister (Dimarchos) und ein Gemeinderat stehen. Als Handelsplatz hat sich A. in der neuesten Zeit sehr gehoben, wenn es auch in dieser Beziehung hinter manchen andern griech. Städten, wie namentlich hinter Patras und Syra (Hermupolis), zurücksteht; die Gewerbthätigkeit ist unbedeutend. Die Einwohnerzahl der Stadt, welche 1834, als A. zur Residenz erhoben wurde, sich auf etwa 4000 belief, betrug nach dem Census von 1879 bereits 68677, worunter 3460 Militärs. Mit der Hafenstadt **Peiräeus** (21618 E.) ist A. seit 1869 durch eine 12 km lange Eisenbahn (die einzige in Griechenland) verbunden. (Hierzu ein **Plan von Athen.**)

Litteratur. Leake, «Topographie von A.» (2. Aufl., übersetzt von Baiter und Sauppe, Zür. 1844); Forchhammer, «Topographie von A.» (Kiel 1841); Rochette, «Sur la topographie d'Athènes» (Par. 1852); Graf de Laborde, «Athènes au 15e, 16e et 17e siècles» (2 Bde., Par. 1854); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862); Breton, «Athènes décrite et dessinée» (2. Aufl., Par. 1868); Dyer, «Ancient Athens, its history, topography and remains» (Lond. 1873); Wachsmuth, «Die Stadt A. im Altertum» (Bd. 1, Lpz. 1874); Burnouf, «La ville et l'acropole d'Athènes, aux diverses époques» (Par. 1877); Gregorovius, «A. in den dunkeln Jahrhunderten» (in «Unsere Zeit», 1881, I); «Atlas von A. Im Auftrage des kaiserl. deutschen archäol. Instituts herausg. von E. Curtius und J. A. Kaupert» (Berl. 1878, 12 Bl. mit erläuterndem Text); «Karten von Attika. Auf Veranlassung des kaiserl. deutschen archäol. Instituts mit erläuterndem Text herausg. von E. Curtius und J. A. Kaupert. Heft 1: Athen und Peiräeus» (4 Bl. u. 1 Heft Text, Berl. 1881).

Athenagoras, einer der sog. Apologeten, d. h. der philos. Verteidiger des Christentums aus dem 2. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser einer im J. 177 an den Kaiser Marc Aurel und dessen Sohn Commodus gerichteten «Bittschrift für die Christen» (Πρεσβεία περὶ χριστιανῶν) und eines Traktats «Über die Auferstehung der Toten». Über seine Lebensverhältnisse ist gar nichts weiter bekannt, als was sich aus der Überschrift und dem Inhalte seiner Apologie ergibt. Hiernach war er ein Athener, der seine philosophische, speziell platon. Bildung in den Dienst des Christentums stellte. Seine Verteidigung wendet sich vornehmlich gegen die unter den Heiden umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der Blutschande und des Essens geschlachteter Kinder. Die Sprache ist edel und fein, die Beweisführung bündig und klar, doch fehlt es den Gedanken an individuellem Charakter. Die spezifisch christl. Lehre tritt nur wenig hervor. Noch weniger bewegt sich die streng philosophisch gehaltene Schrift über die Auferstehung der Toten in eigentümlich christl. Ideen. Die wichtigsten Ausgaben sind von Dechair (Oxf. 1706), Prudentius Maranus (Par. 1742) und Otto im «Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi» (Bd. 7, Jena 1857). Vgl. Märkel, «De Athenagorae libro apologetico» (Königsb. 1857); Keim, «Rom und das Christentum» (Berl. 1881).

Athenaïs, eine heidnische Athenerin von großer Schönheit und wissenschaftlicher Bildung, geb. um 400 n. Chr., erhielt von ihrem Vater, dem Lehrer

der Rhetorik Leontios, eine vortreffliche Erziehung. Um nach dessen Tode die kaiserl. Rechtshilfe im Erbstreit mit ihren Brüdern anzurufen, begab sie sich um 420 nach Konstantinopel. Die Augusta Pulcheria, Schwester des Kaisers Theodosius II. und Regentin, wurde durch die Schönheit und Genialität der A. so sehr angezogen, daß sie dieselbe zu ihrer Hofdame ernannte und zur Gemahlin ihres Bruders bestimmte. A. ließ sich taufen und nahm die Namen Älia Eudokia (lat. Eudocia) an. Nachdem sie, seit 421 mit dem Kaiser vermählt, diesem eine Tochter Eudoxia geboren hatte, unternahm sie (438) eine Wallfahrt nach Jerusalem. Später, zwischen 441 und 444, wurde sie das Opfer ihrer Neider und der Eifersucht des Kaisers, welcher ihren Freund, den Minister des kaiserl. Hauses Paulinus, hinrichten ließ. A. hat noch auf ihrem Sterbebette ihre Unschuld beteuert. Sie zog sich, freiwillig oder verbannt, nach Jerusalem zurück. Hier trat sie nach dem Tode des Theodosius (450) als Anhängerin der monophysitischen Häresie auf, nahm aber dann das kath. Glaubensbekenntnis an. Sie schmückte Jerusalem mit Bauten. Hier starb sie 460. Ihre Tochter Eudoxia war die Gemalin des röm. Kaisers Valentinian III., mit welchem das Haus der Theodosianer tragisch erlosch. A. glänzte auch als Dichterin. Ihr episches Gedicht zum Ruhm der Siege Theodosius' II. über die Perser ist verloren gegangen, wie ihre Metaphrasen des Octateuch; nur von ihrer heroischen Dichtung «Cyprianus und Justina», einer metrischen Übertragung der berühmten Legende, hat sich ein großes Bruchstück erhalten, welches Bandini in Florenz entdeckte und herausgab («Graecae Ecclesiae Vet. Fragm.», I). Man schreibt ihr auch die «Ὁμηρόκεντρα» zu, eine aus ganzen und halben Homerischen Versen (2344 Hexametern) bestehende Darstellung der Heiligen Geschichte, insbesondere der Lebensgeschichte Jesu; von andern wird Pelagius Patricius, der im 5. Jahrh. n. Chr. lebte, für den Verfasser gehalten. Vgl. Ausgabe der «Homerocentones» von Teucher (Lpz. 1793); Gregorovius, «Athenaïs. Geschichte einer byzant. Kaiserin» (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1882), worin auch der zweite Gesang des Epos «Cyprianus und Justina» zum erstenmal deutsch übersetzt ist.

Athenäum (grch. Ἀθηναῖον, ital. Ateneo) nannte der Kaiser Hadrian eine Anstalt, welche er zu Rom um 135 n. Chr. errichtete und worin teils Unterricht in den Fächern der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, den sog. artes liberales, von dazu bestellten Lehrern erteilt wurde, teils Schriftsteller ihre Produkte öffentlich vorlasen, wie dies schon seit Augustus Sitte war. In neuerer Zeit hat man das Wort als Name für verschiedene höhere Unterrichtsanstalten und wissenschaftliche Vereine (besonders in Italien), sowie auch als Kollektivtitel für Zeitschriften gebraucht. Namentlich führt eine in London erscheinende Zeitschrift für Litteratur, Wissenschaft und Kunst den Titel «The Athenaeum».

Athenäus (grch. Athénaios), griech. Rhetor und Grammatiker, aus Naukratis in Ägypten, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., anfangs in Alexandria, später in Rom. Er schrieb ein Werk, «Gastmahl der Gelehrten» («Δειπνοσοφισταί»), in 15 Büchern (von denen aber das erste und zweite und der Anfang des dritten nur noch im Auszuge vorhanden sind), in welchem in Gesprächsform eine Menge Gegenstände der alten griech. Sitte und des häuslichen, weniger des öffentlichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, freilich großenteils unter kleinlichen Gesichtspunkten, vorkommen. Der Verlust einer Menge von Dichtern und andern Schriftstellern ist durch diese Sammlung wenigstens zum Teil ersetzt. Von der wichtigen Ausgabe des Casaubonus erschienen zuerst Text und die Übersetzung (Genf 1597), dann der Kommentar (Lyon 1600) und endlich alles zusammen (Lyon 1612 und zuletzt 1664); dann der Kommentar ohne Übersetzung (Lpz. 1796—1843) sowie reiche fremde und eigene Anmerkungen; eine lat. Übersetzung und einen auf neue handschriftliche Vergleichungen begründeten Text enthält die Ausgabe von Schweighäuser (14 Bde., Straßb. 1801—7). Gute Handausgaben haben Dindorf (3 Bde., Lpz. 1827) und Meineke (3 Bde., Lpz. 1859; Bd. 4, «Analecta critica» enthaltend, Lpz. 1867) geliefert.

Athēne, griech. Göttin, s. Minerva.

Athenodōrus (grch. Athenodoros), aus Tarsos gebürtig, ein Anhänger der stoischen Philosophie, der um die Zeit der Geburt Christi in Rom lebte. Er war Lehrer des Kaisers Augustus gewesen und kehrte nach längerm Aufenthalt in Rom wieder in seine Vaterstadt zurück, von wo er, um die Ordnung wiederherzustellen, den Führer der unter Antonius in der Stadt herrschenden Faktion und seinen Anhang vertrieb. Verschieden von diesem ist ein älterer A. mit dem Beinamen Kordylion, der ebenfalls aus Tarsos gebürtig und Vorsteher der pergamenischen Bibliothek sowie Lehrer des Cato von Utica war.

Äther ist nach den Ansichten der heutigen Physiker und Chemiker eine äußerst feine, imponderable und höchst elastische Materie, welche nicht nur im ganzen Weltraume verbreitet ist, sondern auch die Zwischenräume ausfüllt, durch welche die ponderabeln Atome der Körper voneinander getrennt sind. Nach der atomistischen Theorie der heutigen Naturforscher bestehen nämlich alle sinnlich wahrnehmbaren Körper aus Atomen, d. h. aus unteilbaren und unveränderlichen Urteilchen, welche so klein sind, daß sie sich einzeln der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Diese Atome ziehen sich gegenseitig nicht nur in nächster Nähe, sondern auch auf die größten Entfernungen hin mit einer Kraft an, welche dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional ist. Darauf beruht die allgemeine Schwere. Vermöge dieser allgemeinen Anziehung der Atome würden sie ein einziges unteilbares Ganzes bilden, wenn nicht andere Kräfte vorhanden wären, welche der Anziehung der Atome entgegenwirkten und je nach der verschiedenen Größe ihrer Einwirkung die verschiedenen Aggregatzustände der Körper bedingten.

Die Kraft, welche die verschiedenen Körperatome auseinanderhält, schreibt man nun dem Ä. zu, indem man annimmt, daß jedes ponderable Atom von einer Ätherhülle umgeben ist. Diese Ätheratmosphäre besteht wieder aus diskreten Ätheratomen, welche ungleich kleiner sind als die wägbaren Körperatome, welche sich aber gegenseitig abstoßen, was denn auch eine gegenseitige Abstoßung der Ätheratmosphären bedingt. Zwischen Körperatomen und Ätheratomen findet, wenigstens auf kleinere Entfernungen hin, eine Anziehung statt, infolge deren der Ä. in den Zwischenräumen, welche die wägbaren Atome trennen, dichter ist als der Ä. in den Himmelsräumen. Nach den in neuester Zeit zu allgemeiner Geltung gelangten Ansichten besteht die fühlbare Wärme der Körper in einer oszillato-

rischen Bewegung ihrer ponderabeln Atome; der Körper wird leuchtend, sobald die Schwingungsdauer dieser Bewegung gewisse Grenzen überschreitet. Die Vibrationsbewegung der wägbaren Atome ruft aber eine Wellenbewegung im umgebenden Ä. hervor, welche, mit enormer Geschwindigkeit sich verbreitend, Licht- und Wärmestrahlen erzeugt. So dient denn die Hypothese von der Existenz des Ä. in obigem Sinn nicht allein, um die Konstitution der Körper, sondern auch um das Wesen der Licht- und Wärmestrahlen zu erklären und auf mechan. Prinzipien zurückzuführen. (S. Licht und Wärme.) Da alle Naturkräfte aufs innigste zusammenhängen (s. Kraft), so hat man auch gesucht, die elektrischen und magnetischen Erscheinungen aus Ätherschwingungen zu erklären; es ist jedoch bisher keine der letztern zur allgemeinen Geltung gelangt. Die moderne Naturforschung hat das Wort Ä. der altgriech. Philosophie entlehnt, wo der Ä. das ewig bewegte Lebens- und Wärmeprinzip bedeutete. In der griech. Mythologie galt der Ä. als eine der Grundpotenzen des Chaos und auch als Weltseele.

Äther ist in der chem. Terminologie ein Sammelname für eine große Klasse von organischen Verbindungen, in welcher zwei Hauptgruppen zu unterscheiden sind, einfache und zusammengesetzte Ä. Die einfachen Ä. sind Anhydride der Alkohole (s. d.), die zusammengesetzten Ä. oder Ester sind Säuren, in denen Wasserstoffatome der Hydroxylgruppen durch Alkoholradikale vertreten sind, oder was dasselbe ist, Alkohole, in deren Hydroxylgruppen Säureradikale an Stelle von Wasserstoffatomen getreten sind. Aus den einsäurigen oder einwertigen Alkoholen gehen die einfachen Ä. hervor, indem 2 Molekülen Alkohol die Elemente von 1 Molekül Wasser entzogen werden. Aus dem einen Alkoholmolekül tritt dabei eine Hydroxylgruppe, aus dem andern ein Wasserstoffatom aus. Das zu letzterm gehörende Sauerstoffatom verbindet dann die beiden angehörenden Alkoholradikale zu einem Äthermolekül. So entsteht der Äthyläther aus dem Äthylalkohol nach folgender Gleichung:

$$C_2H_5OH + C_2H_5OH = C_2H_5OC_2H_5 + H_2O.$$

Alle einsäurigen Alkohole bilden die ihnen entsprechenden Ä. Das erste Glied dieser Reihe ist der gasförmige, erst weit unter dem Gefrierpunkt zu einer Flüssigkeit verdichtbare Methyläther C_2H_6O, auf diesen folgt der bei 35° siedende Äthyläther $C_4H_{10}O$ u. s. f. In der aromatischen Reihe bildet der Phenyläther $C_6H_5OC_6H_5$ den Ausgangspunkt einer wenn auch beschränkten Anzahl von Homologen. In allen diesen Verbindungen sind zwei gleiche Alkoholradikale enthalten, es existieren jedoch auch solche, in denen zwei verschiedene Alkoholradikale durch ein Sauerstoffatom aneinander gebunden sind, so z. B. der Methyl-Äthyläther $CH_3OC_2H_5$, der Äthyl-Phenyläther $C_2H_5OC_6H_5$. Man bezeichnet letztere als gemischte Ä. Sie werden erhalten, indem man auf die Alkali-Alkoholate die Jodverbindung eines andern Alkoholradikals wirken läßt; so entsteht der Methyl-Äthyläther aus Jodmethyl und Natrium-Äthylalkohol nach folgender Gleichung:

$$CH_3J + C_2H_5ONa = CH_3OC_2H_5 + NaJ.$$

Die Ä. der zweisäurigen Alkohole lassen sich von 1 Molekül des Alkohols durch Austritt einer Hydroxylgruppe und eines Wasserstoffatoms ableiten, wobei dann das verbleibende Sauerstoffatom durch zwei Affinitäten an das zweiwertige Alkoholradikal gebunden wird, wie aus der Beziehung des Äthylenalkohols oder Glykol zum Äthylenäther oder Glykoläther erhellt:

$$C_2H_4\left\{\begin{matrix}OH\\OH\end{matrix}\right. - H_2O = C_2H_4O.$$

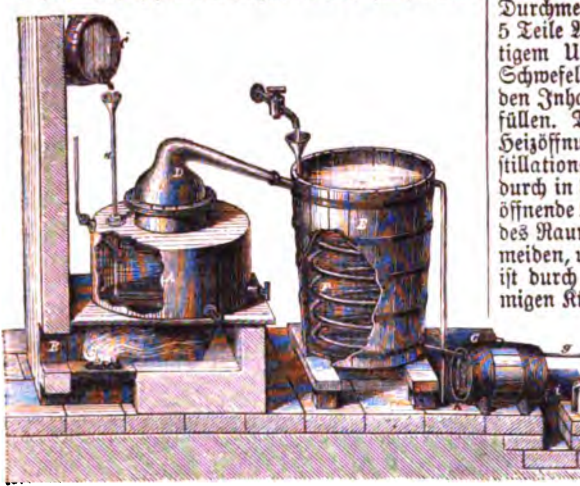
Von den zweisäurigen Alkoholen leiten sich ferner gemischte Ä. ab, welche entstehen, indem entweder ein Wasserstoffatom einer Hydroxylgruppe oder beide Wasserstoffatome der beiden Hydroxylgruppen durch Alkoholradikale vertreten werden, so erhält man aus dem Glykol das Äthylglykol $C_2H_4\left\{\begin{matrix}OH\\OC_2H_5\end{matrix}\right.$ und Diäthylglykol $C_2H_4\left\{\begin{matrix}OC_2H_5\\OC_2H_5\end{matrix}\right.$.

Die **zusammengesetzten** Ä. können als Anhydride von Alkohol- und Säuremolekülen aufgefaßt werden, die hervorgehen aus einwertigen Alkoholen und einbasischen Säuren, aus mehrwertigen Alkoholen und einwertigen Säuren oder aus mehrwertigen Alkoholen und mehrwertigen Säuren. Als Beispiele für die Ätherbildung aus einwertigem Alkohol und einwertiger Säure dienen folgende: Aus Methylalkohol CH_3OH und Jodwasserstoffsäure HJ entsteht Jodmethyl CH_3J und Wasser H_2O; aus Äthylalkohol C_2H_5OH und Essigsäure C_2H_3OOH entsteht Essigsäure-Äthyläther $C_2H_3OOC_2H_5$ und Wasser H_2O. Aus einem zweisäurigen Alkohol und einer einbasischen Säure entstehen durch Anhydridbildung zwei Ä.; so entstehen aus obenerwähntem Glykol $C_2H_4\left\{\begin{matrix}OH\\OH\end{matrix}\right.$ und Essigsäure $C_2H_3O.OH$ der Essigsäure-Glykoläther $C_2H_4\left\{\begin{matrix}OC_2H_3O\\OH\end{matrix}\right.$ und der Diessigsäureglykoläther $C_2H_4\left\{\begin{matrix}OC_2H_3O\\OC_2H_3O\end{matrix}\right.$. Aus zweibasischen Säuren und einsäurigen Alkoholen entstehen auf gleiche Weise zwei Verbindungen, so z. B. aus Bernsteinsäure $C_4H_4O_2\left\{\begin{matrix}OH\\OH\end{matrix}\right.$ und Äthylalkohol C_2H_5OH geht durch erste Anhydridbildung hervor die Äthylbernsteinsäure $C_4H_4O_2\left\{\begin{matrix}OC_2H_5\\OH\end{matrix}\right.$ und durch eine zweite Anhydridbildung der Diäthylbernsteinsäureäther $C_4H_4O_2\left\{\begin{matrix}OC_2H_5\\OC_2H_5\end{matrix}\right.$.

Der Reihe dieser Beispiele schließen sich noch andere hierhergehörige, in der Natur ungemein verbreitete Körper an. Die gewöhnlichen Fette sind zusammengesetzte Ä. oder Anhydride des dreisäurigen Alkohols Glycerin und einbasischer Säuren. Das Glycerin ist $C_3H_5\left\{\begin{matrix}OH\\OH\\OH\end{matrix}\right.$, aus diesem und der Stearinsäure $C_{18}H_{35}OOH$ gehen durch Anhydridbildung drei verschiedene Verbindungen hervor: das Monostearin $C_3H_5\left\{\begin{matrix}OC_{18}H_{35}O\\OH\\OH\end{matrix}\right.$, das Distearin $C_3H_5\left\{\begin{matrix}OC_{18}H_{35}O\\OC_{18}H_{35}O\\OH\end{matrix}\right.$ und das Tristearin $C_3H_5\left\{\begin{matrix}OC_{18}H_{35}O\\OC_{18}H_{35}O\\OC_{18}H_{35}O\end{matrix}\right.$. Das letztere entspricht dem Stearin des Talges, die sämtlichen Fette sind Gemenge von Tristearin, Tripalmitin, Triolein und analog zusammengesetzten Glycerinäthern anderer Säuren. Wie die zusammengesetzten Ä. durch

Anhydridbildung aus Säuren und **Alkoholen** hervorgehen, so sind sie auch durch Wasseraufnahme mehr oder weniger leicht wieder in Alkohol und Säure überzuführen und dieses gelingt namentlich leicht, wenn man statt reinen Wassers ein Alkalihydrat anwendet, wobei dann das Alkali die entstehende Säure bindet. Eine solche Spaltung eines zusammengesetzten Ä.s ist die Seifenbildung, welche erfolgt, wenn man Fett mit Alkalihydrat und Wasser kocht, es entsteht dabei fettsaures Alkali oder Seife und Glycerin. Nach diesem Vorgange ist der Zersetzungsprozeß der zusammengesetzten Ä. von manchen Autoren als Verseifung bezeichnet, jedoch ist dieser Ausdruck in der gebräuchlichen Allgemeinheit nicht zu rechtfertigen, da das entstehende Produkt nur bei der Zersetzung der Fette Seife ist.

Äther, gewöhnlicher, Äthyläther, Äthyloxyd, Schwefeläther, Schwefelnaphtha $C_4H_{10}O$ wurde 1540 von Valerius Cordus zuerst dargestellt und Oleum vitrioli dulcis genannt. Derselbe entsteht, indem konzentrierte Schwefelsäure



bei einer Temperatur von 130—140° C. auf starken Äthylalkohol wirkt. Der bei der Ätherbildung stattfindende Vorgang zerfällt in zwei Phasen. Schon bei gewöhnlicher Temperatur und noch energischer bei höhern Wärmegraden findet Anhydridbildung statt; aus 1 Molekül Alkohol und 1 Molekül Schwefelsäure treten die Elemente von 1 Molekül Wasser aus, es entsteht der saure Äthyläther der Schwefelsäure, Ätherschwefelsäure oder Äthylschwefelsäure nach der Gleichung:

$$C_2H_5OH + SO_2(OH)_2 =$$
$$SO_2OC_2H_5OH + H_2O.$$

Wirkt dann auf die Ätherschwefelsäure ein zweites Molekül Alkohol, so entsteht nicht Diäthylschwefelsäure, sondern die in der Ätherschwefelsäure enthaltene Atomgruppe OC_2H_5 tritt aus und vereint sich mit dem Äthyl C_2H_5 des Alkohols zu Ä., während die OH-Gruppe des Alkohols an die Stelle der ausgetretenen OC_2H_5-Gruppe tritt und somit die Schwefelsäure regeneriert:

$$SO_2OC_2H_5OH + C_2H_5OH =$$
$$SO_2(OH)_2 + C_2H_5OC_2H_5.$$

Faßt man beide Zersetzungsstadien in eine Gleichung zusammen, so würde diese lauten:

$$2(C_2H_5OH) + SO_2(OH)_2 =$$
$$C_2H_5OC_2H_5 + H_2O + SO_2(OH)_2.$$

Hieraus erhellt aber, daß ein und dieselbe Men[...] von Schwefelsäure im Stande sein muß, un[...] grenzt große Mengen von Alkohol in Ä. zu ve[...]wandeln, und daß als Reaktionsprodukte nur [...] und Wasser gebildet werden. Bei der Ausführun[...] gestaltet sich aber der Prozeß etwas abweichend, i[...]sofern als ein Teil des Wassers durch die gro[...] Affinität der Schwefelsäure bei dieser zurückgehalte[...] wird, wodurch schließlich ein Verdünnungsgrad ei[...]tritt, bei welchem Säure und Alkohol nur noc[...] mangelhaft aufeinander reagieren; versucht ma[...] durch eine Steigerung der Temperatur die Schwe[...]felsäure von dem aufgenommenen Wasser zu be[...]freien, so tritt der Übelstand ein, daß die Säure be[...] der dazu erforderlichen Temperatur zerstörend unte[...] Abscheidung von Kohle auf den Alkohol wirkt, wo[...]bei dann die Kohle wieder Zersetzung der Schwefel[...]säure zu schwefliger Säure hervorruft.

Zur Darstellung des Ä. im großen dient de[...] in beistehender Figur dargestellte Apparat: A is[...] eine aus Blei gegossene Destillierblase von etwa 0,7 m [...] Durchmesser und 0,6 m Höhe, in dieselbe bringt man 5 Teile Alkohol von 90° Tr. und führt unter kräftigem Umrühren langsam 9 Teile konzentrierte Schwefelsäure von 66° B. hinzu; das Gemisch darf den Inhalt der Blase höchstens zu Dreiviertel erfüllen. Die Feuerung B ist so eingerichtet, daß die Heizöffnung durch eine massive Mauer von dem Destillationsraum getrennt ist; letzterer sollte bei Nacht durch in der Wand angebrachte, nur von außen zu öffnende Laternen beleuchtet werden; jedes Betreten des Raums mit offenem Lichte ist unbedingt zu vermeiden, um Feuersgefahr auszuschließen. Die Blase ist durch ihren Helm D mit dem in einem geräumigen Kühlgefäß E liegenden bleiernen Schlangenrohr F verbunden, das Ablaufende des letztern ist luftdicht in das Faß G gefügt, aus welchem das gebogene Glasrohr g Luft und nicht verdichtbare Gase in eine kleine mit Wasser gefüllte Flasche leitet. Die Ätherbildung beginnt, wenn das in den Inhalt der Blase tauchende Thermometer 125° C. zeigt, man steigert dann die Wärme noch bis zu 135° und sorgt durch vorsichtige Regulierung des Feuers dafür, daß die Flüssigkeit nie heißer als höchstens 140° werde und daß ihre Wärme nie unter 130° sinke, weil erfahrungsgemäß erwiesen ist, daß der Ätherbildungsprozeß innerhalb dieser Temperaturgrenzen am günstigsten verläuft. Sobald die Flüssigkeit eine Wärme von 135° C. erreicht hat, läßt man durch das bleierne Trichterrohr a aus dem auf einem Gerüst ruhenden Fasse C Alkohol von 90° Tr. zufließen und reguliert den Zulauf des Alkohols so, daß beständig eine dem übergehenden Destillat gleiche Menge von Alkohol in die Blase fließt. Das Vorlegefaß G füllt sich nach und nach mit Destillat, erkennbar an dem daran angebrachten Flüssigkeitsstandzeiger h; sobald dies erfolgt, wird die Flüssigkeit durch den Hahn i in große starkwandige Glasflaschen abgezapft. Beim jedesmaligen Entleeren der Vorlage fließt zuerst eine wässerige Flüssigkeit, welche man für sich auffängt, und auf diese folgt eine viel dünnere, leichtere Schicht, der rohe Ä.; die Mengen beider Flüssigkeiten stehen bei richtig geleitetem Prozesse annähernd im Verhältnis von 1 Volumen zu 4 Volumen. Gegen Ende, bei abnehmender Wirkungsfähigkeit der Säure, nähern sich diese

Verhältniszahlen mehr und mehr und endlich bildet das Destillat eine gleichmäßige Flüssigkeit, in welcher Wasser und Ä. durch den unzersetzt übergehenden Alkohol gelöst sind. Damit ist die Beendigung der sonst Tag und Nacht ununterbrochen fortzusetzenden Operation angezeigt. Der rohe Ä. enthält noch Wasser und Alkohol gelöst und ist meist durch schweflige Säure verunreinigt. Um ihn hiervon zu befreien, versetzt man ihn zunächst in geräumigen starken Flaschen mit seinem gleichen Volumen Wasser, dem etwas Kalkmilch zugefügt ist, und schüttelt häufig um, wobei das Wasser den Alkohol aufnimmt und der Kalk die schweflige Säure bindet. Den auf dem Wasser schwimmenden Ä. zieht man mittels eines Hebers ab und rektifiziert ihn durch Destillation über Chlorcalcium. Letztere Operation ist wegen ihrer Feuergefährlichkeit mit äußerster Sorgfalt auszuführen. Die Erwärmung des Destillationsapparats ist nur durch warmes Wasser zu bewirken, durch den Kondensator ist ein starker Strom von möglichst kaltem Wasser zu führen. Der so gewonnene Ä. ist für alle pharmaceutischen Verwendungen genügend rein, obgleich er noch Spuren von Wasser und Alkohol enthält. Will man ihm diese entziehen, wie es für einzelne chem. Zwecke erforderlich ist, so bringt man den Ä. mit zu feinen Scheiben zerschnittenem Natriummetalle zusammen; letzteres wird dabei durch das Wasser zu Natronhydrat, durch den Alkohol zu Natriumalkoholat verwandelt, beides unter Freiwerden von Wasserstoff. Die Wasserstoffentwickelung dauert meist tagelang, nach ihrer Beendigung destilliert man den Ä. in gläsernen Apparaten. In dem bei der ersten Destillation erhaltenen Wasser sowie im Waschwasser des rohen Ä. ist noch viel Ä. gelöst. Um diesen zu gewinnen, unterwirft man die gesammelten Wasser einer Destillation, wobei zu Anfang reiner Ä., dann alkoholhaltiger Ä. und endlich wässeriger Alkohol übergeht, die für sich zu gute gemacht werden.

Der Ä. ist eine farblose, neutral reagierende Flüssigkeit von eigentümlich erfrischendem und belebendem Geruch, deren Dampf beim Einatmen Bewußtlosigkeit hervorruft; er siedet bei 34,9° C., verdunstet rasch an der Luft ohne Rückstand, spezifisches Gewicht bei 6,9° C. = 0,[illegible]; der Ä. der deutschen Pharmakopöe soll ein 0,[illegible] nicht übersteigendes spezifisches Gewicht bei 15° C. haben und auf reinem Leinen rasch verdunsten, ohne einen Geruch zu hinterlassen; sein Dampf ist ungemein leicht entzündlich, mit Luft gemischt explodiert er gewaltsam, alle Manipulationen mit Ä. müssen daher mit größter Vorsicht und in beträchtlicher Entfernung von jeder Flamme ausgeführt werden. Ä. löst sich in 14 Teilen Wasser und nimmt selbst $^{1}/_{36}$ seines Gewichts Wasser auf; ist mit Alkohol, Holzgeist, Aceton, Chloroform in jedem Verhältnis mischbar; löst alle Fette, Öle, Harze, ätherischen Öle, viele Alkaloide, Jod, Brom, Phosphor, wenig Schwefel, ferner gewisse Metallsalze, namentlich die Chloride, Bromide, Jodide von Quecksilber, Gold, Kupfer, Eisen, Aluminium, Silicium, mit denen er zum Teil chem. Verbindungen eingeht. Der Ä. findet Verwendung in der Technik, namentlich als Lösungsmittel für Alkaloide; in Ä. gelöste Schießbaumwolle ist das Collodium, pharmaceutisch wird sowohl der reine Ä. wie die Mischung desselben mit 3 Teilen Alkohol (Spiritus aethereus, Hoffmanns Tropfen) sowie der Essigäther, Salpeteräther verwendet, in der Spirituosenfabrikation benutzt man verschiedene Ätherarten als Arrakessenz, Rumessenz, in der Zuckerbäckerei finden die Ananas-, Apfel-, Birn-, Erdbeer- und andere Essenzen Verwendung.

Ätherische Öle oder Essenzen nennt man die riechenden Bestandteile der Pflanzen. Dieselben sind nach ihrer Abscheidung aus den Pflanzen meist flüssig, aber meist sehr beweglich, wodurch sie sich von den dickflüssigen fetten Ölen unterscheiden. Manche sind fest, letztere bezeichnet man als Kampferarten, manche sondern bei größerer Kälte einen festen Teil, oft krystallinisch, ab (Stearoptēn), während der Rest flüssig bleibt (Eläoptēn). Sie kommen in den Pflanzen entweder isoliert oder mit Harzen gemengt vor (Balsame) und finden sich entweder im Zellsaft verteilt oder in eigenen Behältern, Drüsen, Ölgängen, aufgespeichert. Während bei vielen Pflanzen die Blüte der riechende Teil ist, so ist bei andern das ätherische Öl in den Fruchtschalen, in Blättern, im Holze, in den Samen, in den Wurzeln enthalten, einzelne führen verhältnismäßig große Massen, in andern, häufig sehr stark riechenden, kommt das Öl in so geringen Mengen vor, daß es bisher noch nicht möglich gewesen ist, es in Substanz daraus abzuscheiden. Wieder in andern Pflanzen trifft man statt des ätherischen Öls bestimmte chem. Verbindungen, die erst durch weitere Umsetzung ätherische Öle liefern. Hierher gehört das Bittermandelöl, Senföl u. a. In chem. Beziehung sind die einzelnen ätherischen Öle weit voneinander verschieden, sehr viele haben zwar gleiche Zusammensetzung, sie sind Terpene, Kohlenwasserstoffe von der Formel $C_{10}H_{16}$, aber trotz ihrer gleichen Zusammensetzung sind sie in ihren Eigenschaften doch weit voneinander abweichend. Andere bestehen entweder ganz oder zum Teil aus Alkoholen, Aldehyden, Säuren, Äthern, Acetonen, die wieder den verschiedensten chem. Reihen angehören; außerdem werden noch manche aus Schwefel und Stickstoff enthaltenden Verbindungen gebildet. Von einem gleichartigen chem. oder physik. Verhalten kann daher keine Rede sein, von ihren nähern Eigenschaften wird aus diesem Grunde bei den einzelnen Ölen in besondern Artikeln gehandelt werden. Die Darstellung der Öle geschieht entweder aus frischen, sehr vielfach aber auch aus getrockneten Pflanzen. Im erstern Falle ist sie an den Ort des Wachstums der Pflanzen gebunden, wo dann häufig zu diesem Zweck Massenkulturen dieser Pflanzen ausgeführt werden, wenn sie nicht durch klimatische Verhältnisse in reichlicher Menge wild wachsen; im andern Falle wird die Abscheidung der Öle in eigenen Fabriken vorgenommen, in denen die aus allen Ländern und allen Weltteilen zusammengebrachten Pflanzenteile verarbeitet werden. Zu den großartigsten und am musterhaftesten eingerichteten Fabriken dieser Art gehört die von Schimmel u. Comp. in Leipzig. Bei der Fabrikation kommen folgende Methoden in Betracht:

1) Auspressen der frischen Pflanzenteile. In den äußern Schichten der Schalen der Orangen, Citronen und anderer Früchte findet sich das Öl in großen Drüsen; diese Früchte werden auf einer Art Reibeisen abgeraspelt, aus der so erhaltenen Masse fließt nach dem Pressen das Öl mit dem Safte ab und wird von letzterm auf mechanischem Wege getrennt. 2) Destillation der frischen Pflanzenteile, angewandt z. B. bei der Gewinnung des Rosenöls. Die frischen Blüten oder sonstigen Pflanzenteile werden mit Wasser so lange destilliert, als das Übergehende noch riecht. Je nach dem Gehalt der Pflanzen scheidet

sich aus dem Destillat mehr oder weniger Öl ab, oder es bleibt auch alles gelöst; nach Abscheidung des Öls unterwirft man das wohlriechende Wasser einer zweiten Destillation, wobei das darin noch enthaltene Öl mit den ersten Anteilen der Wasserdämpfe übergeht. Man erhält so wieder einen Anteil Öl nebst wohlriechendem Wasser, letzteres wird wieder der gleichen Behandlung unterworfen. 3) Destillation trockener Pflanzenteile. Die auf diese Weise zu verarbeitenden Substanzen, Samen, Kräuter, Holz, Wurzeln, werden zunächst durch Zerquetschen, Zerschneiden, Raspeln, Mahlen auf geeignete Weise vorbereitet und dann entweder unter Zusatz von Wasser oder ohne Wasser in Destillationsapparaten durch direkt einströmenden Dampf erhitzt, wobei die Öle mit den Wasserdämpfen sich verflüchtigen und mit diesen gemeinsam verdichtet werden. Nachdem das Öl vom Wasser getrennt ist, wird das noch mit Öl gesättigte Wasser entweder sofort in den Destillationsapparat zurückgeleitet oder in einem besondern Apparat der Rektifikation, wie bei der Destillation frischer Pflanzenteile, unterworfen. 4) Extraktion. Die trockenen Pflanzenteile werden in geeigneten Apparaten mit flüchtigen Lösungsmitteln wie Äther, Petroleumäther, Schwefelkohlenstoff ausgezogen, das Extrakt in Destillierapparaten gelinde erwärmt, wobei das Lösungsmittel verdunstet, während das ätherische Öl, gemengt mit Fett, Harz u. dgl. zurückbleibt und durch Destillation mit Wasser gereinigt wird.

Manche Pflanzendüfte sind so subtiler Beschaffenheit, daß sie sich nur fixieren lassen, indem man sie auf einen andern Körper, der sie festzuhalten vermag, überträgt. Hierzu eignet sich nichts so gut wie vollkommen frisches, gut geläutertes Fett, welches man schmilzt und bei möglichst niedriger Temperatur mit den Pflanzenteilen maceriert. Das so mit Wohlgeruch beladene Fett dient entweder zur Darstellung von Pomaden, oder es wird mit feinem Alkohol geschüttelt, an welchen es das Riechende abgibt. Einzelne Riechstoffe widerstehen aber auch dieser Behandlung; sie lassen sich aber auf kaltes Fett übertragen, indem man die Blüten zwischen mit weichem Fett bestrichene Glastafeln legt, wobei der Geruch vom Fett aufgenommen wird.

Die ätherischen Öle finden vorzugsweise Verwendung in der Parfümerie zur Darstellung wohlriechender Seifen, Öle, Pomaden, Esprits, Wasser u. dgl., ferner in der Liqueurfabrikation zur Bereitung von Kümmel, Anis, Wachholder, Pfefferminz u. a. und in verhältnismäßig geringer Menge in der Pharmacie. Infolge ihres hohen Preises sind die ätherischen Öle vielen Verfälschungen ausgesetzt, und wohl auf keinem Gebiete der chem. Industrie wird diese Fälschung so offenkundig, so systematisch betrieben wie auf diesem, da die chem. Analyse nur sehr unvollkommene Mittel zur Unterscheidung und Erkennung der echten ätherischen Öle darbietet. Gewisse Zusätze, wie fette Öle, Alkohol, Chloroform, sind allerdings leicht nachzuweisen, allein diese bilden die Ausnahme; die Regel ist die Fälschung mit andern wohlfeilen ätherischen Ölen (Terpentinöl, Citronenöl, Eukalyptusöl), die sich oft weder durch Reaktionen, noch durch ihre Zusammensetzung von dem der Verfälschung unterworfenen ätherischen Öle unterscheiden und bei denen man einzig und allein auf den Geruch angewiesen ist, der sich zwar durch Routine sehr schulen läßt, aber dennoch zu Täuschungen Veranlassung geben kann.

Ätherisieren, Äther als anästhetisches Mittel anwenden, s. unter Anästhesieren. Ätherismus und Äthernarkose, s. ebenda.

Athermane Körper (grch.) sind solche, welche die Wärme (Wärmestrahlen) nicht hindurchlassen, im Gegensatz zu den diathermanen (s. d.).

Atherom (grch.) oder Grützbreigeschwulst nennt man haselnuß- bis hühnereigroße gutartige Geschwülste im Unterhautzellgewebe, die durch Ansammlung des Talgdrüsensekrets nach vorausgegangener Verstopfung des Ausführungsgangs entstehen und einen breiigen, hauptsächlich aus Fetttropfen, Fettkrystallen und Epidermiszellen bestehenden Inhalt besitzen. Das A. findet sich vereinzelt oder zahlreich am Kopfe, besonders dem behaarten Teile desselben, im Gesicht und Nacken, seltener am Stamme, macht nur dann Beschwerden, wenn es sich entzündet, und wird am zweckmäßigsten mit dem Messer exstirpiert. — Atheromatöser Prozeß oder atheromatöse Entzündung der Arterien (Arteriitis chronica deformans) zeigt eine chronische, vorzugsweise das höhere Mannes- und Greisenalter befallende Erkrankung der Arterien, bei welcher die Gefäßwandungen stellenweise fettig entarten und erweichen, dadurch ihre Festigkeit und Elastizität verlieren und dem Blutdruck nicht mehr den erforderlichen Widerstand entgegensetzen können. Atheromatöse Arterien zerreißen sehr leicht und führen zu Blutungen, insbesondere Gehirnblutungen oder Schlagflüssen, zur Bildung von Aneurysmen (s. d.), zu Altersbrand (s. Brand) sowie zu Thrombose und Embolie (s. d.).

Ätherschwefelsäure (Äthylschwefelsäure), s. unter Äther (gewöhnlicher).

Athĕsis, der röm. Name der Etsch (s. d.).

Athicus, richtiger Ethicus, ist der Name eines gewöhnlich in das 5. Jahrh. n. Chr. gesetzten lat. Schriftstellers, welchem ohne hinlängliche Berechtigung zwei kleine Kosmographien zugeschrieben werden, die zuerst Simler (Bas. 1575), dann am besten Gronov im Anhange zu seinem «Pomponius Mela» (Leid. 1722) herausgegeben hat. Die erste derselben enthält fast nur Nomenklatur und scheint den Text zu einer Landkarte darzustellen, während die zweite eine zusammenhängende Beschreibung der drei Weltteile gibt. Nichts gemein mit diesen Schriften hat eine andere Kosmographie, die in mehrern alten Handschriften enthalten ist und von Avezac in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften (Bd. 19, Par. 1852) sowie dann nach einer leipziger Handschrift mit kritischer Einleitung von Wuttke (2. Ausg., Lpz. 1854) herausgegeben worden ist. Vgl. Pertz, «De cosmographia Aethici» (Berl. 1853).

Äthiopien (grch. Αἰθιοπία, in der Bibel Kusch genannt) ist eine alte geogr. Bezeichnung, unter welcher man in weiterm, gänzlich unbestimmtem Sinne alles dasjenige Südland verstand, welches man von dem Volke der Äthiopier (s. d.) bewohnt dachte, im engern Sinne (Aethiopia supra Aegyptum) aber das südlich von Philä am Nil aufwärts gelegene, im O. vom Arabischen Meerbusen begrenzte, im SO. bis zu den Küsten des Arabischen Meeres reichende Land, also ungefähr das jetzige Nubien, Abessinien, Adâl und Somali.

Äthiopien war auch der Name des ersten historisch bekannt gewordenen Reichs, welches sich in Ä. im engern Sinne bildete und nach der Hauptstadt Axum (s. d.) auch Axumitisches Reich genannt wurde. Die Entstehung und älteste

Geschichte desselben ist in Dunkel gehüllt. Die einheimischen Nachrichten können keinen Anspruch auf Geschichtlichkeit machen. Dieselben knüpfen den Stammbaum des axumit. Königsgeschlechts an den israel. König Salomo an, indem sie die axumit. Königin Makeda (als Königin von Saba, 1 Kön. 10) zu Salomo reisen und diesem einen Sohn, Ebna Hakim (auch Menilehek genannt), den Ahnherrn der axumit. Könige, gebären lassen. Ein erst im späten Mittelalter geschriebenes Geezbuch «Kebra-Nagast» hat diese Dichtung zu einer ausführlichen romanhaften Erzählung ausgeschmückt. Eine Liste von etlichen und 20 Königen führt von da an das Geschlecht herunter bis auf König Bazen, unter dem Christus geboren worden sein soll; eine weitere Liste von bald 31, bald 10, bald 14 Namen führt bis auf die Brüderkönige Ela-Abreha und Atzbeha, unter denen Abba-Salama (Frumentius) das Christentum gebracht haben soll, und die nach einigen Axum gebaut haben sollen. Für die Zeit von Abreha und Atzbeha an sind wieder verschiedene, nur in einzelnen Namen zusammenstimmende lange Listen von Königen in Umlauf, welche bis auf die Zaguëdynastie, etwa im 10. Jahrh., reichen. Viele Namen dieser Listen sind aus dem Geez nicht erklärbar. Alle diese ältern Listen erweisen sich als künstlich zurechtgemacht und darum unglaubwürdig durch die freilich spärlichen auswärtigen Nachrichten, sowie durch die Inschriften und Münzen, die man in Abessinien gefunden hat und die durchaus andere Königsnamen tragen. Kleine Könige saßen in Axum schon vor Christi Geburt. Als der eigentliche Gründer des Axumitischen Reichs muß derjenige angesehen werden, welcher in der (um ihren Anfang verstümmelten) griech. Inschrift von Adule (s. d.) seine Thaten verewigte. Nach innern Gründen ist er in die erste Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. zu setzen. Zu dem Zweck, dem ostafrik. Handel Verkehrswege zu sichern und ihn möglichst in seine Hand zu bekommen, dehnte er von Axum aus seine Eroberungen im N. bis gegen die ägypt. Grenze, im S. nach den Somaliländern hin aus, will sogar die Bewohner der arab. Küste, nördlich von Sabäa, gezüchtigt haben. Er war Heide und Griechenfreund. Um das Jahr 70 n. Chr. war nach dem «Periplus maris Erythraei» der König des Axumitischen Reichs Zoskales und Adule der Haupthafen desselben. Das Reich stand damals und in den folgenden Jahrhunderten unter den Einflüssen der griech. Kultur, wie auch die ältesten Landesmünzen griech. Legenden haben. Im 4. Jahrh. hatten die Könige bereits auch in Südarabien festen Fuß gefaßt. Der König Aeizanes, Zeitgenosse des Kaisers Konstantius, von welchem man eine in Axum gefundene griech. Inschrift hat, gibt sich auf dieser den Titel: König der Könige, König der Axumiten und Homeriten und Sabäer u. s. w. Diese Oberherrschaft über Südwestarabien wurde, mehr oder weniger bestritten, bis um die Mitte des 6. Jahrh. aufrecht erhalten. Auch der Gebrauch des himjarischen Schriftcharakters für das Geez schreibt sich von damals her.

Das Christentum fand seit Mitte des 4. Jahrh. im Reiche Eingang, größere Fortschritte machte es aber erst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. Das nächste histor. Dokument sind die zuerst von Rüppell bekannt gemachten zwei äthiop. Inschriften des Tazena, Sohnes des Ela-Amida, «Königs von Axum, Himjar, Raidan, Saba, Salhen, Tzijamo, Bega, Kasu»: in den Königslisten ist er der Vorgänger von König Kaleb und würde demnach gegen 500 n. Chr. zu setzen sein. Unter Ela-Amida sollen nach den einheimischen Nachrichten eingewanderte ägypt. Mönche den monophysitischen Glauben im Lande verbreitet haben. Jedenfalls waren von etwa 500 n. Chr. an das Königshaus und der Hauptteil des Reichs christlich. Mit dem Namen Kaleb nennen die spätern Abessinier den König Elesbaas, welcher 525 den berühmten Krieg gegen den jüd. König Dhu-Nuwâs von Himjar führte. Bald darauf scheint sich die Abhängigkeit Südarabiens gelockert und allmählich aufgehört zu haben. Im übrigen ist über diese lange Periode des Axumitischen Reichs, in welche die erste Blüte des christl. Lebens und Schrifttums in Abessinien fällt, fast nichts überliefert. Als letzter König dieser Reihe wird in den Listen Delnaod genannt. Ihm sei das Reich von dem nichtsalomonischen Hause Zaguë geraubt und die bisherige Dynastie bis auf einen Prinzen, der in Schoa Zuflucht fand, ausgerottet worden; dieser habe das Geschlecht fortgeführt und von ihm stamme im achten Geschlecht der spätere König Jekunô-Amlâk ab. Die Dauer der Regierung derer von Zaguë (nach den meisten Berichten 11 Könige) wird zwischen 330 und 376 Jahre angegeben. Aus diesem Haus erstanden mehrere durch ihren Eifer für das Christentum ausgezeichnete Herrscher, wie Jemrehana-Christos, Lalibalâ, Naakuetô-Laab; besonders der heil. Lalibalâ ist durch die vielen kunstvollen, schönen Kirchen, die er durch ägypt. Werkmeister ganz in Felsen lebendigen Gesteins habe aushauen lassen, berühmt geworden.

Im J. 1270 kam in Jekunô-Amlâk die alte Dynastie wieder auf den Thron und blieb nun in ununterbrochenem Besitz. Nach der Überlieferung war es der Abuna Tâkla-Haimânôt, der berühmteste Mönchsheilige Ä.s, durch dessen Eifer und Beistand die Wiedereinsetzung der alten Dynastie ermöglicht wurde. Von Jekunô-Amlâk an werden die Nachrichten sicherer und zusammenhängender, obgleich auch die Chroniken seiner nächsten Nachfolger (mit Ausnahme des Amda-Zion) verloren sind, und erst mit dem bedeutenden Herrscher Zar'a-Jacob (1434—68) die ausführlichen Annalen beginnen. Die dritthalb Jahrhunderte von Jekunô-Amlâk bis auf Zar'a-Jacobs Sohn Baeda-Marjam, 1468—78, und Enkel Alexander, 1478—94, bilden die zweite Blütezeit des Reichs. Die Könige wußten in diesem Zeitraume ihr Ansehen und die christl. Herrschaft zu wahren, blieben in ihren Kämpfen mit den umliegenden kleinern Reichen und Stämmen, namentlich auch mit dem moslem. Adâl, siegreich und machten manche derselben sich zinsbar. Im Innern ließen sie sich die Befestigung und Ordnung der Kirche sowohl als der Verwaltung angelegen sein; Zar'a-Jacob namentlich, der auch Gesandte auf die Kirchenversammlung in Florenz schickte, verdient in dieser Beziehung mit Auszeichnung genannt zu werden. Auch aus der damals neuaufblühenden litterarischen Thätigkeit des Volks kann man auf eine glückliche Lage des Reichs zurückschließen. Im übrigen bewegen sich die polit. Ereignisse meist nur um die Verhältnisse des Hofs und der höchsten Beamten, Dämpfung von Unruhen und Ausübung der königl. Autorität in den einzelnen Provinzen, haben daher für die allgemeine Geschichte keine Bedeutung.

Von König David (Lebna-Dengel, 1508—40) an beginnt das Reich zu sinken. Zu diesem Verfalle

wirkten der Reihe nach die Moslems, die heidnischen Gallavölker und die portug.-röm. Bekehrungsversuche zusammen. Die alten Feinde der Abessinier, die Moslems von Adâl, bekamen durch die Hilfe der Türken und deren bessere Schießwaffen in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. das Übergewicht über die Abessinier. Namentlich war es Achmed, genannt Granje, Sultan von Adâl, der unter Lebna-Dengel die abessin. Provinzen der Reihe nach eroberte, Kirchen, Klöster und Dörfer, besonders in Tigre, verwüstete, Schätze raubte, sodaß der König nur noch in unzugänglichen Schlupfwinkeln Zuflucht fand. Auch der Untergang vieler älterer abessin. Schriftwerke und anderer Monumente war eine Folge dieser Mißgeschicke. Gegen diesen Feind schickte auf die Bitte Davids der König von Portugal Christoph de Gama mit 450 Musketieren und einigen Geschützen zu Hilfe. Sie trafen unter Davids Nachfolger Claudius (Atznâf-Sagad, 1540—59) ein, und mit ihrer Hilfe gelang es nach und nach, sich des Vordringens der Moslems und des Sultans Granje zu erwehren (1543). Doch alle Provinzen konnten auf die Dauer nicht geschützt werden, und einige Punkte der östl. Grenze, namentlich Häfen, gingen bald ganz an die Türken verloren. Noch mehr aber als diese Kriege trugen zur Schwächung des Reichs bei die räuberischen Einfälle der wilden, aber tapfern Nomaden vom Gallavolk aus dem Süden her. Während der Kriege mit den Moslems waren sie schon gefährlich geworden; ihre Einfälle begannen in bedeutenderm Maßstabe in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., besonders von König Sartza-Dengel (Malak-Sagad 1563—97) an. Dem Andrang dieser Gallastämme war der Süden des Reichs bis tief in das Innere hinein nun über ein Jahrhundert lang ausgesetzt, und wie ein Stamm von ihnen das Reich Adâl zu Grunde richtete, so überschwemmten andere allmählich die schönsten und reichsten Provinzen Abessiniens und nahmen sie in Besitz. Erst am Anfang des 18. Jahrh. wurde ihre Kraft, auch durch verheerende Krankheiten, gebrochen, sodaß Gallas in abessin. Provinzen zum Teil wieder dem Könige zinsbar wurden, teilweise sich mit der christl. Bevölkerung vermischten. Endlich kamen dazu noch die innern kirchlichen Streitigkeiten und Bürgerkriege, welche die wiederholten Bekehrungsversuche der röm. Kurie in das Reich brachten. Schon unter Lebna-Dengel, der die Portugiesen zu Hilfe rief, nahm die röm. Kirche Anlaß, ihre Missionare dorthin zu schicken. Zwar die erste größere jesuitische Mission, mit Nonius Barretus und Andreas Oviedus an der Spitze, die 1556 dorthin abging, konnte unter den Königen Claudius, Minas (1559—63) und Sartza-Dengel (1563—97) keinen rechten Boden gewinnen und war am Ende des 16. Jahrh. ganz fehlgeschlagen; aber viele Streitigkeiten waren dadurch in das Reich geworfen und manche geheime Liebhaber der röm. Kirche blieben zurück. Erst unter König Susneus (1607—32) gelang es den Jesuiten, festen Fuß zu fassen. Susneus unterwarf sich dem röm. Stuhle, nahm Alfons Mendez als röm. Patriarchen von Abessinien bei sich auf und suchte mit Gewalt die einheimische Religion zu unterdrücken und das röm. Bekenntnis einzuführen. Doch sah selbst er durch den offenen Aufstand seines Volks sich schließlich genötigt, die Religionsübung wenigstens freizugeben, und unter seinem Nachfolger Fasiladas (1632—67) wurden die Jesuiten mit ihrem Anhange aus dem Lande geschafft und der röm. Kirche dort ein[...] gemacht. Vereinzelte Reaktionsversuche der r[...] Gesinnten im Anfang des 18. Jahrh. waren [...] los. Ein guter Teil der Kraft des Volks und [...] wurde in diesen innern Zwisten vergeudet.

Die Geschichte der Könige des folgenden [...]hunderts: Johannes (1667—82), Jasus I. (1[...] 1706), Takla-Haimanôt I. (1706—8), Theo[...] (1708—11), Justus (1711—16), David III. [...] —21), Bakafa (1721—30), Jasus II. (1730—[...] bietet wenig Bemerkenswertes. Am Ende [...] Zeitraums, unter Joas (1755—69), waren [...] bloß schon einzelne Provinzen ganz abgerissen, [...]dern auch die Macht des Königs über die üb[...] ganz gesunken, und ein Ras Michael (urspr[...] Statthalter von Tigre) hatte thatsächlich die [...]liche Königsmacht an sich gerissen, die er auch [...] dem folgenden Könige Johannes II. (1769) [...] eine Zeit lang unter Takla-Haimanôt II. (17[...] 77) behauptete. Die Könige waren nur noch [...]menkönige und Spielbälle in der Hand der [...] (Häuptlinge), die sich um die Oberherrschaft [...] Bevormundung des Königs stritten. Die Ha[...]provinzen wurden meist selbständig und unabhä[...] voneinander, und die Geschichte des Reichs v[...] sich in eine Reihe von fortwährenden blutigen [...]gerkriegen, bis es 1854 dem Häuptling Kâsa [...] Kaiser Theodor II. (s. d.) gelang, die Haupt[...]vinzen sich zu unterwerfen. Über das Weit[...] Abessinien.

Die Könige A.s führten den Titel Negûs (a[...] Nagâsi) oder Negûsa-Nagast (Oberkönig, Kaise[...] Außer ihren Eigennamen hatten sie noch einen o[...] mehrere Reichsnamen, die sie sich bei ihrer Thr[...]besteigung beilegten. Ihre Residenz war in ältes[...] Zeit in Axum, von Jekunô-Amlâk an eine Zeit la[...] in Tegulet in Schoa, später in Gondar in Dembe[...] obwohl Axum noch lange die Krönungsstadt bli[...] Doch residierten die Könige wenigstens in den [...]schichtlich bekanntern Zeiten fast nie in Städt[...] sondern in mobilen Lagern, unter Zelten, und we[...] selten den Ort je nach Bedürfnis. Die Einkün[...] des Königs bestanden in Naturalien, wie Go[...] Pferde, Maultiere, Rinder, Herdenvieh, Getrei[...] Häute, Zeuge und andere Fabrikate, sodaß j[...] Provinz jährlich ein bestimmtes Quantum dav[...] zu liefern hatte; nur wurde die Gegend, wo ger[...] das Hoflager war, besonders in Anspruch geno[...]men. Die Einkünfte der Zölle und Weggelder [...]gegen waren meist an die Beamten der einzel[...] Provinzen und Distrikte abgegeben. Im Gru[...] aber war der König der Herr und Eigentümer [...] ganzen Landes: er konnte nach Belieben jed[...] Manne seinen Grund und Boden nehmen und [...] einem andern schenken, und von dieser Macht ha[...] die Könige auch fortwährend Gebrauch gema[...] Nur Kirchen und Klöster haben gewisse liege[...] Güter als ewige Schenkungen zum Eigentum, [...] einzelne Familien einzelne Distrikte zum erbli[...] Besitz innerhalb der Familie. Die Macht des [...]nigs war durchaus uneingeschränkt; nur über [...]wisse, durch jahrhundertelange Sitte geheiligte F[...]damentalordnungen wagte auch er sich nicht w[...]zusetzen. Auch in der Kirche war er wie Schü[...] so höchster Herr. Einen Adel gab es nicht. [...] königl. Geschlecht und einzelne alte Familien hat[...] gewisse Privilegien und Beamtenstellen erbli[...] aber dem König gegenüber waren sie alle [...] Knechte. Der Hofämter waren nicht viele und

[illegible] streng. Eigentliche Ministerien gab es nicht, wohl aber verschiedene höhere und niedrigere Hofbeamte, Lagerbeamte, Kriegsanführer. Die Statthalter der einzelnen Provinzen und Distrikte scheinen immer verhältnismäßig sehr selbständig gestellt gewesen zu sein (obgleich jederzeit durch den König absetzbar), und Beispiele, daß sie sich empörten, weist die Geschichte in Menge auf. Das Gericht war von der Verwaltung nicht geschieden. Bei Hofe war eine Anzahl gelehrter Männer (Wonbar oder Lik hieß ein solcher), die zusammen eine Art Obergericht bildeten, und mit deren Hilfe schwierige Fälle entschieden wurden. Appellation von den Aussprüchen der Statthalter oder Provinzialrichter an das Hofgericht oder den König war gestattet. Seit dem 13. oder 14. Jahrh. hatten sie auch ein geschriebenes Gesetzbuch (Fetcha Nagast), weltliches und kirchliches Recht umfassend, in Ägypten verfaßt, zum Teil aus griech. und röm. Rechtsquellen geschöpft, in Abessinien im Laufe der Zeit mannigfach interpoliert und verändert: aus ihm pflegten sich die Richter Rats zu erholen. Mörder wurden den Anverwandten der Gemordeten zur Sühne ausgeliefert. Im Kriege waren die Abessinier immer sehr tapfer; die Männer mußten in den Krieg ohne Sold und lebten von den an Ort und Stelle sich vorfindenden Mitteln. Für besonders gute Dienste wurden sie vom König mit Ländereien und andern Schenkungen belohnt. Zu einer eigentlichen Kriegskunst haben sie es nie gebracht.

Über die ältere und neuere Geschichte Ä.s vgl., außer Ludolf, die Reisewerke von Bruce und Rüppell, sowie Dillmann in der «Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» (Bd. 7, Lpz. 1852) und in den «Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften» (1878 u. 1880).

Äthiopier (grch. und lat. Aethiŏpes, von αἴθω, verbrennen, und ὤψ, Gesicht, also die mit sonnverbranntem Gesicht) hießen nach den ältesten geogr. Vorstellungen der Griechen alle Völker, die den südl. Rand der bekannten Erde bewohnten. Schon Homer schildert dieselben in seinen Dichtungen und unterscheidet zwischen den Ä. des Ostens und Westens. Denselben Unterschied kennen auch Herodot und die spätern Geographen der Griechen und Römer. Äthiopien galt ihnen für alles Land südlich von Libyen und Ägypten. Nach Plinius wurde das östl. Äthiopien durch den Nil vom westlichen geschieden. Das östl. Äthiopien, welches auch in der alten Geographie vorzugsweise Äthiopien genannt wird, umfaßte den alten Kulturstaat Meroë, dessen Mittelpunkt sich im heutigen Nubien befand. Man pflegt daher jetzt, wo die Gegenden am mittlern Nil Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind, die dort vorgefundenen Reste alter Kultur, Denkmäler u. s. w. äthiopische zu nennen. Ebenso heißt die 25. Dynastie der Ägypter die äthiop. Dynastie, weil sie von Sewek oder Sabakon, einem aus Nubien einbrechenden Eroberer, begründet wurde. Als später im heutigen Abessinien ein christl. Reich entstanden war, wurde der Name Äthiopien (s. d.) auch auf dieses übertragen, weshalb man noch jetzt von äthiop. Christen, einer äthiop. Kirche u. s. w. spricht, und auch die Schriftsprache der christl. Abessinier, das Geez, äthiop. Sprache zu nennen pflegt. Für das Land selbst ist der Name Äthiopien kaum noch im Gebrauch, sondern durch Abessinien (s. d.) verdrängt worden. Dasselbe Schicksal hat der Name Äthiopisches Meer gehabt, mit welchem nur noch selten, auf Seekarten gar nicht mehr, der südl. Teil des Atlantischen Oceans belegt wird. Da schon bei den Alten die dunkle oder schwarze Farbe als die hervorstechendste Eigenschaft der Ä. galt, so hat auch Blumenbach in seiner Einteilung der Menschenrassen die Negervölker Afrikas unter der Benennung Äthiopische Rasse (s. d.) zusammengefaßt.

Äthiopische Kirche, ein eigentümlicher Zweig der christl. Kirche. Die Meinung, daß das Christentum schon im 1. Jahrh. durch den Kämmerer der Königin Kandake (Apostelg. 8, 27) nach Abessinien gebracht wurde, beruht auf Namensverwechselungen und ist grundlos. Auch daß in Abessinien vor seiner Bekehrung zum Christentum das Judentum geherrscht habe, ist eine ungeschichtliche Annahme; das Judentum scheint erst etwas später von Südarabien aus Eingang und Verbreitung gefunden zu haben. Nach den sichern Nachrichten der griech. Kirchenschriftsteller faßte das Christentum in Abessinien zuerst Fuß durch die Thätigkeit des Frumentius und Ädesius, der Söhne eines an der Küste verunglückten tyrischen Reisenden Meropius, welche als Sklaven an den Hof von Axum kamen, und von denen später, etwa 350 n. Chr., Frumentius vom heil. Athanasius, Bischof von Alexandria, zum ersten Bischof von Axum geweiht wurde. Die spätern einheimischen Berichte verlegen diesen Vorgang unter die Brüder-Könige Ela-Abreha und Atzbeha, und nennen den ersten Bischof Abba Salâmâ. Größere Fortschritte machte das Christentum im Lande erst im 5. Jahrh., besonders durch die aus Ägypten eingewanderten monophysitischen Mönche. Auch die Könige scheinen erst gegen Ende des 5. Jahrh. übergetreten zu sein; im 6. Jahrh. war das Reich in der Hauptsache christlich. Damals, wenn nicht schon früher, müssen auch die Bibelbücher übersetzt und der Kultus einigermaßen organisiert gewesen sein. Aber noch tief im Mittelalter, nachdem viele christlich gesinnte Könige regiert hatten, waren nicht bloß zahlreiche Juden, sondern auch manche heidnische Stämme im Reiche. Im Leben des großen Heiligen Takla-Haimanôt im 13. Jahrh. werden sehr glaubwürdige Nachrichten von seiner Bekehrung ganzer heidnischer Distrikte (in Damot, Dawaro) gegeben, und noch König Zar'a-Jacob (im 15. Jahrh.) arbeitete an der Ausrottung des Heidentums aus seinem Reiche.

Die äthiop. Kirche ist eine Tochter der ägyptischen, mit welcher sie immer in engster Verbindung blieb. Wie die Hauptmasse der ägypt. Christen, so schlossen sich auch die abessinischen einfach und, wie es scheint, ohne alle Verhandlungen und Streitigkeiten dem monophysitischen Bekenntnis an und blieben fortan dem monophysitischen oder jakobitischen Patriarchen von Alexandria unterthan. Das Kirchengesetz, nach welchem nur dieser den Metropoliten von Abessinien weihen durfte, wurde streng eingehalten; alle ihre wichtigern dogmatischen und kirchenpolit. Schriften haben die Äthiopen von den ägypt. Jakobiten bezogen. Zusammenhängende Nachrichten über die Entwickelung der äthiop. Kirche im Mittelalter fehlen; das Verzeichnis ihrer Metropoliten (95 an Zahl von Frumentius bis zum J. 1613), welches in Umlauf ist, ist wenigstens in seiner ersten Hälfte unzuverlässig. Einzelne Notizen über die äthiop. Kirche dieser Zeit finden sich bei arab. Schriftstellern über die kopt. Kirche. Die Kirche war und blieb durch das Mittelalter

hindurch die Trägerin der Kultur und litterarischen Thätigkeit. Diese letztere bestand in der ersten Zeit überwiegend, aber auch später noch großenteils in Übersetzung der Bibel und der wichtigsten christl. Schriften der ägypt. Kirche, anfangs, als in Ägypten noch die griech. Sprache herrschte, aus dem Griechischen, später auch aus dem Koptischen, in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters namentlich aus dem Arabischen. Zu den eigenen Produktionen der ältern äthiop. Kirche gehören vielleicht, wenigstens zum Teil, die Hymnenbücher und Antiphonarien, deren Abfassung insgemein dem heil. Jared unter König Gabra-Masqal zugeschrieben wird. Vom 13. bis ins 15. Jahrh., wo auch in der kopt. Kirche das wissenschaftliche Leben wieder erwachte, war in Abessinien ein reges litterarisches Leben: die meisten ihrer selbständigen Schriften sind in dieser Zeit geschrieben und die wiederholte Revision der Bibelübersetzung gibt Zeugnis von dem Streben nach genauern Erkenntnissen. Aber das immer tiefere Sinken der kopt. Mutterkirche, der polit. Verfall des Reichs vom 16. Jahrh. an, die in den Kriegen zunehmende Verwilderung des Volks, die Verwüstung seiner alten Heiligtümer und Litteratur, das Absterben der Geezsprache (in der alle heiligen und kirchlichen Schriften abgefaßt sind), das Eindringen der moslemischen und heidnischen Völker brachten auch der äthiop. Kirche den Untergang. Die Zähigkeit seines monophysitischen Glaubens zwar, welche das Volk den röm. Bekehrungsversuchen im 16. und 17. Jahrh. entgegensetzte, hat sich dort noch immer erhalten, aber der Geist des Christentums und das christl. Leben ist längst daraus geschwunden. Nur die leeren Formen sind geblieben. In grober Unwissenheit und wüstem Aberglauben wetteifern die Christen des Landes jetzt mit den Moslems, und in Sittenlosigkeit übertreffen sie diese vielleicht noch. Das Feld, welches diese so gänzlich verfallene Kirche für die Missionsthätigkeit der europ. Kirchen darbietet, ist im 19. Jahrh. abwechselnd von deutsch-engl. und röm.-kath. Sendboten angebaut worden, aber ohne nennenswerte Erfolge.

In der Glaubenslehre schließen sich die Abessinier an die alte Gesamtkirche bis auf die chalcedonische Synode und von da an die monophysitische Kirche an. Sie erkennen den von den drei ersten ökumenischen Synoden festgestellten Glauben an und gebrauchen das nicänische Symbol als Glaubensformel, verdammen zwar auch den Eutyches, nicht aber den Dioskur, und verwerfen die Festsetzungen der vierten ökumenischen Synode über die zwei Naturen. Ihr dogmatisches Hauptwerk «Haimanôta Abau» (der Glaube der Väter), eine sehr weitschichtige Sammlung von Zeugnissen und Glaubensbekenntnissen der kirchlichen Autoritäten, in Ägypten verfaßt, bewegt sich hauptsächlich um das monophysitische Dogma. Glaubensquellen sind ihnen die Schrift, die apostolischen Kanones und die Festsetzungen der Konzilien und anerkannter Lehrer ihrer Kirche. Das Alte und Neue Testament haben sie vollständig (in verschiedenen, revidierten Übersetzungen), daneben noch die Apokryphen (mit Ausnahme der Makkabäerbücher, welche erst spät unter dem Einfluß der kath. Missionare aus der Vulgata übersetzt wurden) und verschiedene Pseudepigraphen, ohne über deren kanonische Dignität zu fest geltenden Normen gekommen zu sein. Nach dem hat für sie die nächste Autorität der «Synodos», eine Sammlung der apostolischen, synodalen und kirchenväterlichen Kanones aber schon in monophysitischer Bearbeitung. In den vom monophysitischen Dogma nicht berührten Glaubenslehren zeigen sie von der alten Kirche kaum eine Abweichung, außer daß sie den Heiligen Geist nur vom Vater ausgehen lassen. Auch in ihren Gebräuchen haben sie noch viel aus der alten ältesten christl. Kirche, ja sogar aus dem Alten Testament beibehalten. Die Taufe der Erwachsenen (bekehrter Heiden oder Moslems), die bei ihnen nicht selten ist, wird fast ganz nach urchristl. Ritus vollzogen. Die Taufe der Kinder ist bei Knaben am 40., bei Mädchen am 80. Tage nach der Geburt. Mit der Taufe verbunden ist Salbung und Kommunion; Kindern wird ein Tropfen Wein aus dem Kelche, in welchen das Brot getaucht war, eingeflößt. Auch Milch und Honig bekommt der Täufling nach altchristl. Sitte. Auch die Beschneidung haben sie am 8. Tage nach der Geburt, zugleich mit der Namengebung. Für die Kommunion haben sie eine der griech.-kath. und der Messe sehr ähnliche Feier, wie auch ihre liturgischen Formulare dafür sich meist an die ältern Formulare der allgemeinen Kirche anschließen. Die Beichte geschieht nur im allgemeinen, und die Absolution geschieht durch einen gelinden Schlag mit einem Ölzweige. Das System der kirchlichen Pönitenzen ist sehr ausgebildet. Außer dem Sonntag feiern sie den Sabbat nach altchristl. Sitte, aber nicht durch jüd. Ruhe, sondern durch Kommunion, Gottesdienst, Enthaltung von der Feldarbeit, und jedenfalls ihn hinter den Sonntag zurückstellend. Sie halten die altkirchlichen Feste: Mariä Empfängnis, Weihnachten, Beschneidung, Tauffest, Passionswoche, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, auch Mesopentecoste (Nakeb) genannt, an welchem nach alter Regel die Synoden gehalten werden sollen; sonst feiern sie noch (abweichend von der alten Sitte) monatliche Gedächtnistage Christi, der Maria und des Erzengels Michael, auch ein Takla-Haimanôtfest, ein Fest der Kreuzeserfindung und viele Heiligentage. Die beweglichen Feste werden etwas anders berechnet als bei uns. Ihre Fasten sind sehr streng und häufig, und gelten bei ihnen als ein Hauptstück des Christentums; schon die Kinder werden von frühester Jugend auf daran gewöhnt. Im gewöhnlichen Gottesdienst haben sie nur Gebet, Psalmenvortrag und Lektionen aus der Bibel (die durch Lektionarien in altkirchlicher Weise geregelt sind), Predigt nicht, obgleich bei besondern Festlichkeiten Reden und Homilien von berühmten Vätern abgelesen werden. An Festen und Heiligentagen werden auch die Hymnen und Antiphonien mit Musikbegleitung und zum Teil wilden mimischen Gestikulationen gesungen; dazu kommt der Kommuniondienst.

Die Ehe wird vor Zeugen geschlossen; die kirchliche Einsegnung ist dagegen nicht notwendig. Monogamie gilt zwar als Regel, und kein Polygam soll zur Kommunion zugelassen werden, ehe er die überzähligen Weiber entlassen hat; aber dem König und den Magnaten wird diese Vorschrift nachgesehen. Vor dem Gesetz dagegen ist die Polygamie geduldet und auch die Scheidung durch den bürgerlichen Richter sehr leicht zu erlangen. Kleriker, die ihr Weib entlassen oder nach dem Tode der ersten Frau eine zweite heiraten, müssen ihr Amt niederlegen. Die Begräbnisse finden statt unter kirchlicher Feier, mit Gebeten, Psalmsingen, Bibellektionen, Beräucherung und Besprengung mit Weihwasser.

Der Beerdigungsplatz ist geweiht, und der Abessinier hält viel darauf, in geweihtem Boden begraben zu werden. Kirchen hatten und haben sie sehr viele; die ältern waren besser gebaut, die jetzigen sind sehr unansehnlich, kreisrund, meist aus Flechtwerk und Lehm gemacht, außen weiß getüncht, oben kegelförmig, mit Rohr und Stroh gedeckt, darauf ein messingenes Kreuz, gewöhnlich an einem Wasser angelegt, mit Bäumen umpflanzt. An eigentümlichen Gebräuchen haben sie, außer den erwähnten, auch noch die Haltung gewisser alttestamentlicher Reinigungsgesetze und die Enthaltung von einigen im Alten Testament oder Apostelg. 15, 29, 16, 4 verbotenen Speisen. Die Bekreuzung ist herrschende Volkssitte. Als christl. Abzeichen tragen die Abessinier eine blaue Schnur um den Hals, Mateb genannt. Der Glaube an Zauberei, Amulete u. s. w. war wohl nie ganz ausgerottet, hat aber seit dem 16. Jahrh. sehr überhandgenommen. Fasten, Almosen, Schenkungen an Bettler, Pilger, Priester, Kirchen und Klöster gelten als gute Werke, ebenso Pilgerfahrten nach Jerusalem.

Schutzherr und Oberhaupt der Kirche ist der König, der den Metropoliten vom Patriarchen erbittet, Synoden zusammenrufen kann und die richterliche Gewalt gegen Geistliche und Mönche ausübt. Das geistliche Oberhaupt der Kirche ist der Metropolit, Papas oder Abuna genannt, in Glaubenssachen die höchste Autorität, als Schiedsrichter auch in Staatsstreitigkeiten dann und wann angerufen. Er wurde vom alexandrinischen Patriarchen geschickt und sollte nach späterer Praxis kein geborener Abessinier sein. Unter den Metropoliten standen einst die Bischöfe. Mehr als sieben sollten nach einer ältern Kirchenregel nicht in Äthiopien sein; aber schon zu Ludolfs Zeit gab es gar keine Bischöfe mehr in Äthiopien, sondern nur Qômôs, Priester und Diakonen. Seit die kopt. Kirche in Ägypten unter den Arabern ganz in Verfall gekommen war, und die Patriarchen selbst oft nur notdürftig lesen konnten, ermangelten natürlich auch die von ihnen nach Äthiopien geschickten Metropoliten meist jeder Befähigung zu ihrem Amte. Der Metropolit hatte seinen Sitz meist in Axum, in neuerer Zeit in Gondar. Die größern Kirchen haben außer ihren Diakonen und Priestern noch einen besondern Vorsteher, Qômôs genannt, welcher, an Rang über dem Priester, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche verwaltet, auch Streitigkeiten unter den Klerikern schlichtet. Die Geistlichen tragen als ihr Abzeichen das Kreuz in der Hand. Das Mönchtum scheint von Ägypten aus sich ziemlich früh in Äthiopien verbreitet zu haben. Der gefeierte Mönch und Abuna Tekla-Haimanot im 13. Jahrh. gab den Mönchen eine bestimmte Regel, unterwarf sie einem Großprior, Itschegê genannt, mit dem Sitz auf dem Hauptkloster des Ordens, Dabra-Libanos in Schoa. Dieser Itschegê genießt in Abessinien großes Ansehen und ist die zweite geistliche Person des Reichs. Die Klöster seines Ordens sind die verbreitetsten. In jedem Kloster stehen unter dem Abt verschiedene Aufseher, worunter der Mala oder Gutsverwalter. Ein anderer Ordner des Mönchslebens war Abba Eustathius, dessen Nachfolger aber kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, nicht in Klöstern, sondern in Häusern, meist in der Nähe der Kirchen, leben, ihr Feld bauen, bürgerliche Gewerbe treiben, sonst nur durch das Kreuz und das Mönchskleid, das sie tragen, durch den Cölibat und durch die frommen Übungen, die sie wenigstens treiben sollen, sich von Laien unterscheiden. Die Zahl der Mönche in Abessinien ist sehr groß.

Äthiopische Rasse (Varietas Aethiopica) nannte Blumenbach den Menschenschlag, welcher das mittlere und südl. Afrika bewohnt. Gegenwärtig hält nur noch R. Hartmann an dieser Bestimmung fest, indem er den Ausdruck Nigritier auf alle Bewohner Afrikas, mit Ausschluß der in histor. Zeit eingewanderten Araber, ausdehnt, während andere die äthiop. Rasse in zwei (Buschmänner-Hottentotten und Neger-Bantu-Fulah) oder vier (Buschmänner-Hottentotten, Bantu, Neger, Fulah) Typen zerlegen. (S. Mensch, naturgeschichtlich.)

Äthiopische Sprache, Schrift und Litteratur. Die seit Anfang oder Mitte des 16. Jahrh. gewöhnlich Äthiopisch, von den Eingeborenen aber Geez genannte Sprache gehört dem semit. Sprachstamme an. Sie war ursprünglich nur die Sprache eines der aus Südarabien eingewanderten, später in Tigre und seiner Hauptstadt Axum (s. d.) angesessenen Stämme, erlangte aber dann mit der Ausbildung des Axumitischen Reichs die Herrschaft als Reichs- und Kirchensprache, neben welcher die Dialekte anderer Stämme nur als Volkssprachen fortlebten. Erst im 14. Jahrh. scheint sie infolge einer Regierungsveränderung durch die Amharische Sprache (s. d.) aus dieser Stellung verdrängt worden zu sein, während zugleich in ihrem Stammlande Tigre und weiter nordwärts im Munde des Volks zwei Tochterdialekte derselben fortlebten. Aber obwohl seit Jahrhunderten ausgestorben, blieb sie noch lange heilige und Büchersprache, wurde von den Gelehrten in den Schulen gelehrt, auch zur Abfassung wichtigerer Werke benutzt. Erst die in neuerer Zeit über Abessinien hereingebrochene Verwilderung hat der einheimischen, wenigstens genauern Kenntnis dieser Sprache fast ein Ende gemacht, obgleich dort die in ihr geschriebenen Bücher noch immer fortgepflanzt werden. In grammatischer und lexikalischer Hinsicht schließt sie sich vielfach an die arab. Sprachen an, geht jedoch oft auch mit dem Aramäischen oder Hebräischen, selbst mit dem Assyrischen zusammen, und hat sogar einiges recht Altertümliche vor den andern Gliedern der Sprachfamilie voraus. An Reichtum der Formen und des Wortvorrats steht sie hinter dem Schriftarabischen zurück, obgleich sie einzelne Formen noch folgerichtiger als dieses entwickelt hat; die feine und strenge syntaktische Regelung des Arabischen hat sie nie gehabt, erfreut sich dagegen größerer Freiheit des Satzbaues. Eine für ihre Zeit vortreffliche Bearbeitung der äthiop. Sprache gab Job Ludolf in der Grammatik (Frankf. 1702) und im Lexikon (Frankf. 1699); neuerdings wurde sie, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechend, dargestellt von Dillmann in der Grammatik (Lpz. 1857) und im Lexikon (Lpz. 1862—65). Von den beiden noch lebenden Töchtersprachen des Geez kommt ihm die eine, nämlich das nordwärts vom Quellland des Anseba und Mareb von halbnomadischen Stämmen gesprochene Tigrê, noch sehr nahe, wogegen die andere, das in der alten Provinz Tigre und den angrenzenden Distrikten gesprochene Tigriña, stärker entartet und mit Amharischem mehr gemischt ist. Grammatisch bearbeitet hat diese Prätorius in seiner «Grammatik der Tigriñasprache» (Halle 1872).

Das Geez hat eine eigentümliche Schrift, fortgebildet aus der himjarischen Schrift, mit der sie

ursprünglich identisch war, und wie diese zuletzt mit der altsemit. (phönizischen) Schrift zusammenhängend. Sie wird von links nach rechts geschrieben und hat, obgleich ursprünglich reine Konsonantenschrift, sich doch ziemlich früh dahin vervollkommnet, daß die Vokale mit Ausnahme des kurzen a regelmäßig, und zwar durch kleine dem Konsonanten angefügte oder damit verschmolzene Zeichen, mit geschrieben werden. Als Trennungszeichen der einzelnen Wörter sind noch immer die altertümlichen zwei Punkte gebräuchlich.

Zu den ältesten äthiop. Schriftdenkmalen gehören einige von Salt und Rüppell mitgeteilte Inschriften, auch Münzen. Die **Litteratur** beginnt erst nach der Einführung des Christentums in Abessinien und ist vorwiegend kirchlich. Den Grund derselben bildet die Übersetzung der Bibel, welche aus dem Griechischen gemacht ist und, mit Ausnahme der Makkabäerbücher, sämtliche biblische Bücher des Alten und Neuen Testaments, auch die apokryphischen, umfaßt, und an welche sich noch andere spätjüd. oder altchristl. Schriften anschließen, wie das Buch der Jubiläen (herausg. von Dillmann, Kiel 1859), das Buch Henoch (s. d.), das vierte Buch Esra, die Ascensio Jesaiä, der «Hirte» des Hermas (s. d.) u. a. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß die Übersetzung der eigentlichen biblischen Bücher mehrmals revidiert wurde, teils aus dem Griechischen, teils aus dem Hebräischen, sodaß man bei denselben mindestens bald zwei, bald drei Rezensionen unterscheiden muß. Vom Alten Testament waren früher außer den von Ludolf (1701) herausgegebenen Psalmen mit dem Hohenliede nur einige kleine Stücke gedruckt; seit 1853 ist eine Gesamtausgabe des Alten Testaments von Dillmann begonnen. Das Neue Testament ist 1548 zu Rom nach einem guten Text, aber sehr fehlerhaft und dann in der londoner Polyglotte noch fehlerhafter gedruckt; eine neue Ausgabe, nach einem gemischten Text, hat Platt besorgt (Lond. 1826). An diese biblischen Schriften, die Grundlage der ganzen äthiop. Litteratur, reihen sich Übersetzungen von andern wichtigen kirchlichen und geschichtlichen Werken, zum Teil in der ältern Zeit aus dem Griechischen, zum Teil gegen das Ende des Mittelalters aus dem Arabischen, zum Teil auch aus dem Koptischen gemacht, z. B. Werke der Kirchenväter, Liturgien, Sammlungen der Kanones, Kirchenrecht, Homilien, jüd. und arab. Chroniken, Heiligengeschichten. Die Werke von einheimischen Schriftstellern sind ebenfalls meist christl.-kirchlichen Inhalts; zu den wichtigsten gehören die großen Kirchengesangbücher (mit Gesangnoten versehen), die Werke über die einheimische Königsgeschichte (übrigens meist im Tarikstil, d. h. in einer aus Geez und Amharisch gemischten Sprache geschrieben) und eine Menge von Heiligengeschichten. Die Poesie ist ganz in den Dienst der Kirche getreten; ihre Erzeugnisse bestehen, abgesehen von der edlern Hymnenpoesie der Gesangbücher, fast ganz in gereimten Gebeten oder Lobpreisungen von Heiligen. Sammlungen äthiop. Handschriften finden sich zu Rom, Paris, Tübingen, im Britischen Museum, zu Oxford, Frankfurt a. M., Berlin, München und Wien; die größte hatte früher Abbadie (s. d.); seit dem Erwerb der Magdala-Sammlung von 348 Nummern steht das Britische Museum an Reichhaltigkeit obenan.

Athlēt (grch. ἀθλητής) hieß im allgemeinen im Altertum ein Wettkämpfer, der sich an den gymnischen Spielen beteiligt und in denselben als Wettläufer, Ringer oder sonstiger Kämpfer öffentlich auftritt. Das Wort A. bezeichnete somit diejenigen **Agonisten** oder Teilnehmer an den Kampfspielen (s. **Agon**), die, gekräftigt durch Gymnastik, im Bewußtsein ihrer körperlichen Tüchtigkeit und Gewandtheit den Siegerkranz als Zeichen persönlicher und nationaler Ehre erstrebten. Als jedoch etwa seit dem 5. Jahrh. v. Chr. die Sitte um sich griff, daß kampfrüstige junge Männer häufig von geringerer Herkunft, gelockt durch den Ruhm des Siegs und durch den Wert der ausgesetzten Preise, ihre Kraft gänzlich der agonistischen Kunst widmeten, wurde das Kampfspiel mehr und mehr ein Erwerbszweig und die **Athletik** eine Kunstfertigkeit, deren Erlernung und Ausübung eine eigentümliche Lebensweise erforderte und an besondere Regeln gebunden war. Die Bezeichnung A. erhielt nun eine engere Bedeutung, indem man unter A. jetzt vorzugsweise diejenigen Wettkämpfer verstand, welche die Übung der athletischen Kunst zum Lebensberufe machten. War nun die Ausbildung des Athletentums schon durch die vielen, allmählich zu bloßen Schaustellungen herabsinkenden Kampfspiele in den zahlreichen kleinern Staaten und Städten des hellenischen Europa und Asien begünstigt, so machte sich das Handwerksmäßige der Athletik noch viel bestimmter geltend, als das hellenische Leben sich mit dem römischen zu befreunden und zu vermischen begann. In Rom traten die ersten A. 186 v. Chr. auf, die zu diesem Zwecke in Griechenland gedungen worden waren. Dasselbe wiederholte sich bei den Triumphen Sullas und Cäsars sowie bei andern Anlässen. Völlig zunftmäßig ausgebildet erscheint dann das Athletenwesen in der röm. Kaiserzeit, wo es Athletengenossenschaften fast in allen größern Städten des Reichs gab. In Italien und Rom wurden die Athletenkämpfe seit dem Beginn der Kaiserzeit immer häufiger und beliebter. Geschenke und Ehrenzeichen wurden den Siegern in reichem Maße gespendet. Da bei den Wettkämpfen in den Zeiten des Verfalls der hellenischen Gymnastik das Körpergewicht des Kämpfers von großem Vorteile war, so wandten sich dem Athletengewerbe vorzugsweise große, starkknochige, muskulöse Männer zu. Deshalb verband man später mit dem Begriff A. auch die Vorstellung einer großen kräftigen Mannesgestalt. In neuerer Zeit nennen sich gern solche Schaukünstler A., die hervorragende Leistungen in Körperkraft, sei es im Heben, Tragen, Stemmen, sich zu eigen gemacht haben. Vgl. J. H. Krause, «Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen» (2 Bde., Lpz. 1841); Friedländer, «Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1874).

Athlone, Stadt und Parlamentsborough in der Grafschaft Westmeath in der irländ. Provinz Leinster, an der Eisenbahn von Dublin nach Galway, die hier nach Westport und Ballina nordwestlich abzweigt, und an beiden Ufern des Shannon gelegen, der hier den Lough (See) Ree verläßt und dessen Stromschnellen durch einen Kanal umgangen werden. Die Stadt teilt sich in die schmutzige Irishtown (auf dem Gebiete der Grafschaft Roscommon in Connaught) am rechten und die schöne Neustadt am linken Ufer des Flusses, hat Brennereien, Brauereien, Gerbereien und lebhaften Verkehr und zählt 6565 E. Das feste Schloß liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Shannon und ist ein Hauptdepot für militärische Vorräte. Nach der Schlacht

an der Boyne belagerte Wilhelm III. A. vergebens, das erst 30. Juni 1691 General Ginkell nahm; letzterer wurde deshalb zum Grafen von A. ernannt.

Athmen, Athmung, s. Atmung.

At home («zu Hause») ist die engl. Form für eine generelle Einladung, die Empfangsabende oder «Receptions» einer Dame zu besuchen. Diese kündigt ihre Empfangsstunden durch Einladungskarten mit dieser Überschrift an. — Früher bezeichnete man damit vorzugsweise dramatische Vorstellungen satirischen Inhalts, welche zuerst vom Schauspieler Samuel Foote aufgebracht, seit 1834 vom Komiker Charles James Mathews und seinem Schüler Yates gegeben wurden.

Athor oder Athyr, ägypt. Göttin, s. Hathor.

Athos, jetzt gewöhnlich neugriech. Hagion Oros (neuerdings türk. Aineros), d. i. heiliger Berg, bei den Italienern Montesanto genannt, eine 37 km lange und bis 11 km breite Gebirgsmasse, welche halbinselartig von der östlichen macedon. Küste aus zwischen dem Strymonischen und Singitischen Busen in das Ägäische Meer vorspringt und durch einen schmalen, nur 1,8 km breiten Isthmus, welchen gegen 480 v. Chr. der Perserkönig Xerxes durchstechen ließ, mit dem Festlande zusammenhängt. Die höchste Spitze der an schönen Punkten reichen, gebirgigen, zum Teil prächtig bewaldeten Halbinsel erhebt sich im Südosten bis zu einer Höhe von 1935 m über dem Meere. Im Altertum lagen fünf Städte: Dion, Olophyxos, Thyssos, Kleonä und Akrothoon, auf derselben. Seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrh., wo die ersten Spuren mönchischen Lebens daselbst erscheinen, wurde sie allmählich mit Klöstern bedeckt (Zographu wird schon 919 urkundlich erwähnt), von denen jetzt, außer vielen Klausen, Kapellen u. s. w., noch 20 bestehen. Die größten sind die Klöster Iwiron (der Iberer, entstand gegen 980) und Hagia-Laura (entstand gegen 963), das reichste Vatopädi (entstand um 980). In ihnen wohnen im ganzen 4—6000 Mönche aller Nationen, meistens Griechen, aber auch zahlreiche Slawen, welche eine Art mönchischer Republik unter Hoheit der Türken bilden, denen sie jährlich einen Tribut von etwa 70000 Mark entrichten müssen. Die Regierung besorgt das Protaton, zu welchem jedes Kloster einen Epistaten oder Igumen (Hegumenos, d. i. Abt) mit Vollmacht auf vier Jahre als Repräsentanten sendet; aus ihnen wird jährlich der Vorstand zur Verwaltung der Einkünfte und Rechtspflege gewählt. Der Sitz des Protaton ist zu Karyäs, dem Hauptflecken der Halbinsel, mit 1000 E. Daselbst residiert auch ein Aga als Vertreter der türk. Regierung. Die Mönche folgen der im Orient allgemein gültigen Regel des heil. Basilius und leben in strengster Ascese, genießen nur Gemüse, Früchte und Fische, beschäftigen sich mit Ackerbau, Gartenbau und Bienenzucht, und fertigen für den Bedarf und zum Verkauf Amulette, Gerätschaften, Heiligenbilder, Kruzifixe u. dgl. aus Horn und Holz, auch kunstvolle Stickereien u. s. w. Unförmliche Bilder von Heiligen, Ansichten der Klöster u. dgl. werden auch zu Karyäs in einer Art von Druckerei gedruckt. Nur Männern ist der Zutritt zu den in Karyäs abgehaltenen Märkten gestattet, da alle Frauen (und alle weiblichen Tiere) von der Halbinsel verbannt sind. Die bedeutenden Wallfahrten sind Hauptquelle der Einkünfte.

Während gegenwärtig die Mönche auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen und Ackerbau und Verkehr in Verfall geraten sind, war der Berg A. im spätern Mittelalter Hauptsitz der griech. Wissenschaft und der christl.-byzant. Malerei. Die Bibliotheken, von denen fast jedes Kloster eine besitzt, liegen jetzt unbenutzt und verlassen. Außer Drucksachen finden sich in denselben noch viele griech. Handschriften, von denen manche in neuester Zeit von Minas Minoïdis und andern untersucht und nach dem Abendlande gebracht worden sind. Für die klassische Litteratur gewähren sie nur wenig Ausbeute, mehr für Bibel und Kirchenväter; von Wichtigkeit sind die Handschriften in georg. (zu Iwiron) und namentlich in altslaw. (bulgar.) Sprache (z. B. zu Tocheiru). Auch findet sich hier ein Schatz interessanter Urkunden. Die Klöster selbst, stets von einer hohen Mauer mit einem einzigen Thore umgeben, sind im Stile der Markuskirche in Venedig aufgeführt worden und bergen fast sämtlich treffliche Schnitzereien und Goldschmiedearbeiten. Auch finden sich überall Malereien im byzant.-christl. Stil; namentlich verdienen die Malereien zu Hagia-Laura und Vatopädi Beachtung, die von sehr hohem Alter sind und dem Michael Panselinos beigelegt werden. Seit Febr. 1882 sind die Klöster auf dem A. telegraphisch mit Salonichi verbunden.

Vgl. außer den Reisewerken von Zachariä, Fallmerayer und Grisebach: Pischon, «Die Mönchsrepublik des Berges A.» im «Histor. Taschenbuch» (4. Folge, 1. Jahrg., Lpz. 1860); W. Gaß, «Zur Geschichte der Athosklöster» (Gieß. 1865); Langlois, «Le mont A.» (Par. 1866).

Äthra, der Name des 132. Asteroiden, s. Planeten.

Aethusa, s. Gleiße und Schierling.

Athy, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Hauptort der Grafschaft Kildare, Station der Großen Süd- und Westbahn, liegt am schiffbaren Barrow, 66 km südwestlich von Dublin, mit dem es außerdem durch einen Kanal verbunden ist, zählt 4510 E. und hat bedeutenden Getreidehandel und Hutfabriken. In der Nähe liegt das Schloß Woodstock, aus dem 15. Jahrh.

Äthyl. Mit diesem Namen bezeichnet man in der Chemie, nach Berzelius' Vorgange, zunächst die einwertig wirkende Atomgruppe C_2H_5 oder das Radikal, dessen Vorhandensein in allen Äthylverbindungen angenommen werden muß, obgleich diese Atomgruppe für sich nicht abscheidbar ist, ferner belegt man mit demselben Namen die Verbindung $C_2H_5 \cdot C_2H_5$ oder C_4H_{10}. Die Beziehungen der Atomgruppe C_2H_5 zu der leicht darstellbaren Verbindung $C_2H_5 \cdot C_2H_5$, welche auch Diäthyl genannt wird, sind dieselben wie die des Atoms Wasserstoff H zum Molekül Wasserstoff $H\,H$. Das Atom Wasserstoff existiert nur in Verbindungen, wie z. B. HCl Chlorwasserstoff, diesem entspricht die Verbindung C_2H_5Cl Chloräthyl; wird aber Wasserstoff aus seinen Verbindungen abgeschieden, so vereinigen sich sofort zwei Atome zu einem Molekül Wasserstoff, z. B. $2HCl + Zn = ZnCl_2 + H\,H$, weil das Wasserstoffatom nicht in freiem Zustande existieren kann. Ebenso verhält sich das Ä.; läßt man z. B. auf 2 Moleküle Jodäthyl Quecksilber einwirken, so tritt aus jedem Molekül Jodäthyl die Atomgruppe C_2H_5 aus, und beide vereinigen sich sofort zu einem Molekül Ä.: $2(C_2H_5J) + Hg = C_2H_5 \cdot C_2H_5 + HgJ_2$. Faßt man diese Beziehungen ins Auge, so ist die Bezeichnung Diäthyl unnötig, im freien Zustande kann nur das Molekül $C_2H_5 \cdot C_2H_5$, in Verbindungen nur die

Atomgruppe C_2H_5 existieren. Das freie Ä. hat dieselbe Zusammensetzung wie der Butylwasserstoff, das Butan C_4H_{10}, das Verhalten beider ist so ähnlich, daß sie meist für identisch gehalten werden. Man erhält es, indem man Jodäthyl mit Quecksilber in zugeschmolzenen Röhren dem Licht aussetzt, oder indem man Jodäthyl mit Zink, ebenfalls in zugeschmolzenen Röhren, auf 150° C. erwärmt. Die Röhren werden darauf in einer Kältemischung möglichst weit abgekühlt und vorsichtig geöffnet, dabei entweichen zuerst Zersetzungsprodukte, Äthan C_2H_6 und Äthylen C_2H_4 und darauf Ä., welches als Gas über Wasser gesammelt werden kann. Es ist ein farbloses Gas, welches durch starken Druck zu einer bei 1° C. siedenden Flüssigkeit verdichtet werden kann, riecht schwach ätherartig, spezifisches Gewicht 2,0. Ä. ist im rohen Petroleum gelöst, bei der Rektifikation desselben entweicht es gasförmig, sein Vorkommen ist eine der Ursachen der hohen Entzündlichkeit des rohen Petroleums; außerdem findet es sich in dem aus Bogheadkohle dargestellten Leuchtgase.

Die Zahl der Verbindungen des Ä. ist eine außerordentlich große. Ä. verbindet sich mit Haloiden zu Chlor-, Brom-, Jod-, Fluor-, Cyan-, Nitroäthyl. Diese zeichnen sich sämtlich durch große Beständigkeit aus, werden z. B. durch Alkalihydrate nicht zersetzt. Es verbindet sich ferner mit der Hydroxylgruppe OH zu Äthylalkohol, dessen Anhydrit der Äther ist; die Verbindung mit der Atomgruppe SH ist das Mercaptan; es tritt Wasserstoff substituierend in die Säuren ein und bildet die zusammengesetzten Äther; durch Substitution von Wasserstoff im Ammoniak entstehen die Äthylamine; ferner geht es Verbindungen ein mit Metallen, wie Zink u. a.

Äthylalkohol, s. Alkohol.

Äthyläther (Äthyloxyd), s. unter Äther (gewöhnlicher).

Äthylēn, ölbildendes Gas, Elayl C_2H_4, eine gasförmige Verbindung, die sich vom Äthylalkohol dadurch ableitet, daß demselben die Elemente von 1 Molekül Wasser entzogen werden. Es wird am leichtesten erhalten, indem man 1 Volumen starken Alkohol mit 3 Volumen konzentrierter Schwefelsäure mischt und auf 150° C. erhitzt, nachdem man die Oberfläche der Flüssigkeit mit einer Schicht von Bimssteinstückchen bedeckt hat; durch Anwendung der Bimssteinschicht wird sonst lästig werdende Schaumbildung vermieden. Gewöhnlich bildet sich gleichzeitig durch Einwirkung von abgeschieden werdender Kohle auf Schwefelsäure etwas schweflige Säure und Kohlensäure, die durch Waschen des Gases zu entfernen sind. Das Ä. ist ein farbloses Gas von ätherartigem Geruch, von 0,9784 spezifischem Gewicht, brennt mit hellleuchtender Flamme, ist in Wasser, Alkohol, Äther fast unlöslich. Außer durch Zersetzung des Alkohols wird es auch bei der trockenen Destillation fast aller organischen Substanzen gebildet, so bei der des Holzes, der Steinkohlen, der Fette und ist daher ein Bestandteil des Leuchtgases, dessen Leuchtkraft es erhöht. Es ist als ein zweiwertiges organisches Radikal zu betrachten, es verbindet sich mit zwei Hydroxylgruppen zu dem zweisäurigen Äthylenalkohol oder Glykol $C_2H_4(OH)_2$, von dem sich zusammengesetzte Äther ableiten (s. Äther), an die Stelle der zwei Hydroxylgruppen können zwei Chloratome treten, wodurch das Äthylenchlorid $C_2H_4Cl_2$ gebildet wird, die Verbindung des Ä. mit einer Hydroxylgruppe und einem Chloratom $C_2H_4(OH)Cl$ ist als Äthylenchlorhydrin bezeichnet. Das Äthylenchlorid ist un[ter] dem Namen Aethylenum chloratum in die deuts[che] Pharmakopöe aufgenommen, früher wurde es [als] Öl der holländischen Chemiker bezeichn[et], es ist eine nach Chloroform riechende, farblose, ne[u]tral reagierende Flüssigkeit von 1,27 spezifischem G[e]wicht, die in Wasser unlöslich, mit Alkohol u[nd] Äther mischbar ist; es wird sehr vereinzelt als A[n]ästhetikum benutzt, kann aber das Chloroform a[ls] Betäubungsmittel nicht ersetzen.

Äthylschwefelsäure (Ätherschwefelsäure), unter Äther (gewöhnlicher).

Athymie (grch. ἀϑυμία), Mutlosigkeit, Niede[r]geschlagenheit.

Atimie (grch. ἀτιμία) hieß bei den Athenern d[er] vollständige oder teilweise Verlust der bürgerlich[en] Rechte, welcher teils als Strafe für gewisse Ve[r]brechen oder Vergehen von einem Gerichtshofe e[r]kannt wurde, teils durch Nichterfüllung gewiss[er] Pflichten gegen den Staat ohne weiteres Verfahr[en] eintrat. Der härteste Grad der A. war lebenslän[g]liche Verbannung aus der Vaterstadt, die imm[er] mit Einziehung des Vermögens verbunden wa[r]; in andern Fällen durfte der in A. Verfallene zwa[r] in seiner Vaterstadt wohnen, war aber an der Au[s]übung seiner bürgerlichen Rechte entweder alle[r] oder nur bestimmter, z. B. des Rechtes, gewiss[e] Klagen vor Gericht anstellen zu können, gehinder[t]. Eine Wiedereinsetzung in den frühern Stand konnt[e] nur durch geheime Abstimmung in einer Volksver[]sammlung, an welcher mindestens 6000 Bürge[r] teilnahmen, erlangt werden.

Ätiologie (grch.) heißt die Lehre von den Kran[k]heitsursachen, eins der wichtigsten, aber auch no[ch] dunkelsten Gebiete der Medizin. Die Ä. ist di[e] Grundlage der übrigen Teile der Therapie, wie de[r] Hygieine, der Diätetik und der Prophylaxis. (S[.] Krankheit und Medizin.)

Atitlan (Santiago de), Indianerort in der Re[]publik Guatemala in Centralamerika, Depart. So[]lola, am Südrande des Sees und am Fuße de[s] noch thätigen Vulkans A., in 1568 m Höhe, ist di[e] alte Residenz der Zutugil-Könige, hat Baumwol[l]weberei und Mineralquellen und zählt 9000 E[.] Der 39 km lange und 16 km breite See A. ist vo[n] steilen Abhängen umschlossen, hat in der Mitt[e] mehr als 600 m Tiefe, kleine Zuflüsse, indessen ke[i]nen sichtbaren Abfluß. Am Südrande erhebt si[ch] der 3817 m hohe Vulkan A., im SW. der 2300 [m] hohe erloschene Vulkan San-Pedro. Die auf de[r] Südseite des Sees gelegenen Dörfer A., Sa[n-]Pedro, Sta.-Catarina Ixtlahuacan sind von fle[i]ßigen Indianern bewohnt.

Atkarsk, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvern[e]ment Saratow, an beiden Ufern der Atkara, u[n]weit ihrer Mündung in die Medwedize, Eisenbah[n]station der Linie Koslow-Saratow, hat ihren Na[]men von dem tatar. Dorfe Itkara oder Etkara, da[s] hier im 14. Jahrh. lag. A. hat drei Kirchen, ein[e] Talgschmelzerei, zwei Pottaschfabriken, drei Wach[s]bleichereien und 15199 E., die sich vornehmlich m[it] Ackerbau beschäftigen. Der Getreidehandel ist b[e]deutend. In der Nähe der Stadt liegen viele Gra[b]hügel (kurgany), in denen sich Überreste alter he[id]nischer Waffen und Gerätschaften befinden.

Atkinson (Thomas Witlam), engl. Reisende[r,] Maler und Architekt, wurde 6. März 1799 in Yor[k]shire geboren, verlor frühzeitig seine Eltern, bilde[te] sich dann zum Architekten aus und baute eine Kirc[he]

in Manchester. Im J. 1844 unternahm er eine Reise über den Ural nach dem Altai, 1845 durch die Kirgisensteppe bis an den Fuß des Alatau und 1849—53 über Kobdo und Uliassutai auf bisher noch von keinem Europäer betretenen Wegen bis in das Innere der Mongolei zum Aul des Sultans Sabek unter 44° 40′ nördl. Br. und 79° östl. L. (von Greenwich). Er berichtet über diese Reisen in seinen reich illustrierten Werken «Oriental and Western Siberia» (Lond. 1858) und «Travels in the regions of the Upper and Lower Amoor» (Lond. 1860). A. starb am 13. Aug. 1861 zu Lower-Walmer in Kent.

Atkyns (Sir Robert), berühmter engl. Rechtsgelehrter, geb. 1621, stammte aus einer alten und begüterten Familie von Gloucestershire. Wie sein Vater, Sir Edward A., der 1669 als Baron des Schatzkammergerichts starb, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und erlangte bald als Sachwalter großes Ansehen. Bei der Krönung Karls II. 1661 wurde er unter die Ritter des Bathordens aufgenommen und bald darauf für den Flecken East-Looe ins Parlament gewählt. Nachdem er seit 1661 das Amt eines Recorder der Stadt Bristol, einige Zeit auch das eines Solicitor-Generals der Königin verwaltet, wurde er 1672 Richter am Court of Common Pleas. Aus Mißvergnügen über das Bestreben des Hofs, die Unabhängigkeit des Richterstandes auf jede Weise zu untergraben, verzichtete A. 1680 auf seinen Sitz im Gerichtshof und nahm seine frühere Wirksamkeit in Bristol wieder auf. Nachdem er 1682 in einen Aufruhrprozeß verwickelt worden, zog er sich auf seine Besitzungen in Gloucestershire zurück. Als 1683 der Prozeß gegen Lord William Russell (s. d.) verhandelt wurde, verfaßte A. auf Veranlassung einiger Freunde desselben zwei Rechtsgutachten, in denen er mit glänzender Beredsamkeit die Grundlosigkeit der Anklage nachzuweisen suchte. Nach der Thronbesteigung Wilhelms III. wurde A. 1689 Präsident des Schatzkammergerichts, und in demselben Jahre erhielt er den Vorsitz im Oberhause, welche Stelle er bis 1692 bekleidete. Er legte 1694 seine Ämter nieder und zog sich auf seine Besitzung Sapperton-Hall in Gloucestershire zurück, wo er 1709 starb. Seine «Parliamentary and political tracts» (Lond. 1734) sind wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte. — Sein Sohn, Sir Robert A., geb. 1647, gest. 1711, als Anhänger der Stuarts ein polit. Gegner seines Vaters, aber wie dieser seines ehrenvollen Charakters wegen allgemein geachtet, schrieb eine «Geschichte von Gloucestershire» (Lond. 1712).

Atlant (nach dem die Welt auf seinen Schultern tragenden Atlas), eine kräftige, männliche Figur, die an Stelle der Säule bestimmt ist, eine Last aufzunehmen. Beispiele solcher Atlanten bieten unter andern das Theater von Athen und die Bäder von Pompeji. Bei den Römern nannte man sie auch mit einem ebenfalls dem Griechischen entlehnten Worte Telamone. Die Baukunst der Griechen und Römer sowie der Renaissancestil zeigt die Atlanten in einfach stilvoller Behandlung, während die Barockzeit sie gern überbürdet und unter ihrer Last sich krümmend darstellt. Die weibliche, gebälktragende Figur heißt Karyatide (s. d.).

Atlanta, seit 1868 Hauptstadt des nordamerik. Staates Georgia und des County Fulton mit (1880) 37421 E., ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, da hier die Bahnen von Nashville und Knoxville mit den nach Pensacola, Savannah und Charleston laufenden zusammenstoßen. Sie bildet den Hauptstapelplatz für Getreide und Baumwolle im nordwestl. Teile von Georgia und treibt einen blühenden Handel, dessen jährlicher Umsatz sich auf etwa 85 Mill. Doll. beläuft. Sie hat mehrere Depositen- und Sparbanken, 28 Kirchen, 3 tägliche und 2 wöchentliche Zeitungen. Erst 1845 begründet und 1847 als Stadt inkorporiert, hatte der Ort 1850 bereits 2572 und 1870 schon 21789 E. Während des Bürgerkriegs war A. als Haupthandelsplatz zwischen den westlichen, den Golf- und atlantischen Staaten, als bedeutende Fabrikstadt und Arsenal des Südens von großer Wichtigkeit. Im Frühjahr 1864 suchte General Sherman es von Chattanooga aus zu nehmen; die Einnahme gelang ihm aber erst 1. Sept. 1864, nachdem der sich zurückziehende südstaatliche General Hood alle Vorräte und Regierungswerkstätten verbrannt hatte.

Atlantiăden oder Atlantīden (Atlantides), die Töchter des Atlas, soviel wie Plejaden.

Atlantis war einem Mythos nach, den nach Plato im «Timäos» und «Kritias» ein ägypt. Priester dem Solon erzählt haben soll, der Name einer ungeheuern Insel im Atlantischen Ocean, die angeblich größer als Asien und Libyen zusammen war, infolge eines Erdbebens aber dann versunken sein soll. Möglich, daß Plato durch eine Sage wie die von den Inseln der Seligen zu seinem Mythos von der A. sich hat anregen lassen. Manche wollten in den Canarischen Inseln Überreste der versunkenen A. wiederfinden; andere, wie Rudbeck in seiner «Atlantica», verstehen darunter gar die Skandinavische Halbinsel. Vielfachen Anklang hat in neuerer Zeit immer wieder die von Bircherod in einer Abhandlung «De orbe novo non novo» (Altdorf 1685) ausgeführte Vermutung gefunden: daß vielleicht phöniz. oder karthag. Handelsschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerik. Küste verschlagen worden und von dort später glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten. Auf ihren Erzählungen beruhe die Sage von jener Insel, und unter der A. des Plato sowie unter der Insel, von welcher Diodorus und Plinius sprechen, sei das heutige Amerika zu verstehen. Aber wenn auch zu Plato irgendwelche Schiffernachrichten, etwa von den Canarischen Inseln, gelangt sein mögen, so bemerkt doch schon Strabo, der Philosoph habe die A. entstehen und wieder untergehen lassen, wie der Dichter die Mauer der Griechen vor Troja. Vgl. Martin, «Études sur le Timée de Platon» (Bd. 1, Par. 1841) und Susemihl in den «Jahrbüchern für Philologie» (Bd. 71).

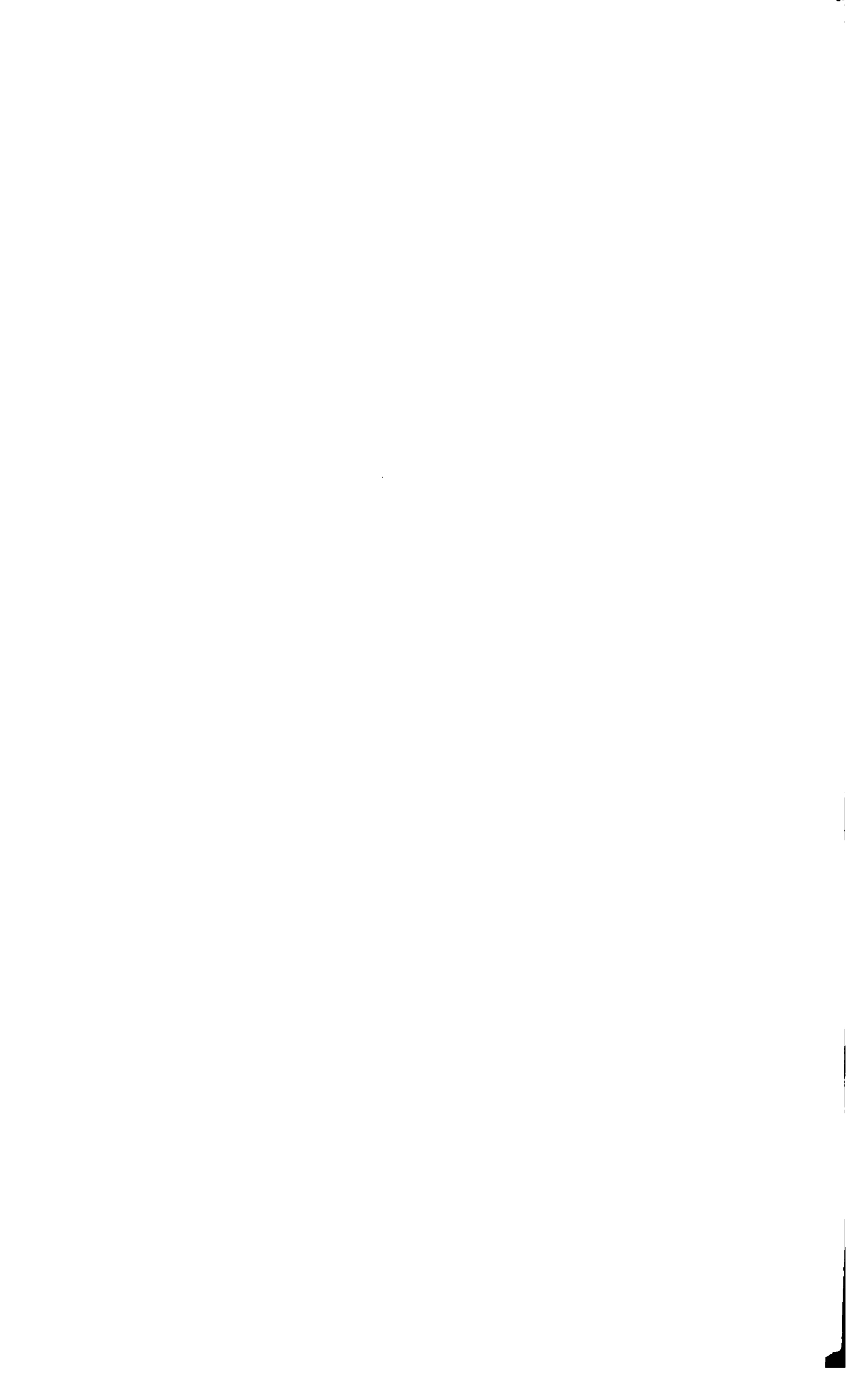
Atlantischer Ocean oder Atlantisches Meer heißt derjenige Teil des Weltmeers, welcher die Alte Welt auf ihrer Westseite von der Neuen Welt trennt und seine Hauptausdehnung von N. nach S. hat. Dieses wahrscheinlich nach der fabelhaften Insel Atlantis (s. d.) benannte Meer trennt oder verbindet in seiner nördl. Hälfte die bevölkertsten und civilisiertesten Teile der Erde, und ist daher, obwohl das stürmischste aller Meere, doch das am meisten befahrene. Nach A. von Humboldts Ausdruck gleicht dieses Meer in der Parallelität seiner Küsten fast einer mächtigen Strombahn, indem, den vorspringenden Teilen der Kontinente entsprechend, gegenüber ein Zurückweichen der Küsten stattfindet. Der nördl. Teil gliedert die Küsten

Nordamerikas durch das Eingreifen des Lorenzbusens, des Mexikanischen und Karaibischen Golfs fast ebenso wie Europa durch die Ost- und Nordsee, das Aquitanische, das Mittelländische und das Schwarze Meer, während der südl. Teil des Atlantischen Oceans die südamerik. und die afrik. Küsten nur wenig zersplittert. Der Einbiegung des Golfs von Guinea in Afrika entspricht die Ausbiegung Brasiliens, ebenso der Hervorragung Senegambiens und Sudans die Einspülung des Antillenmeers. Die Inselbildung des Atlantischen Oceans ist nur reichhaltig in der Nähe von Nordamerikas und Europas Küsten. Im freien Ocean steht die Inselbildung der des Stillen Meers bei weitem nach. Als Stationen erscheinen wichtig: Island und die Färöer zwischen Europa und dem polaren Amerika; die Azoren und die Bermudagruppe zwischen Europa und dem mittlern und südl. Nordamerika; Ascension, St. Helena, Trinidad und Tristão da Cunha zwischen Afrika und Südamerika; endlich die Falklandsinseln, Südgeorgien und Sandwichsland zwischen Südamerika und den antarktischen Gestaden.

Die von dem Atlantischen Ocean bedeckte Fläche umfaßt allein 79721274 qkm, mit den Nebenmeeren (Mittelländisches Meer, Ostsee, Nordsee, Kanal, Irisch-Schottische See, Lorenzogolf, Golf von Mexiko und Karaibisches Meer) aber 88634133 qkm. Die Länge von N. nach S. beträgt 13335 km, seine größte Breite 9000 km zwischen Senegambien und dem Busen von Mexiko; die geringste 1445 km zwischen Norwegen und Grönland (7225 km zwischen Georgien und Afrika, 7225 km zwischen Kap Horn und Kap der Guten Hoffnung, 5550 km zwischen Brest und Neuyork, 5605 km zwischen Liverpool und Neuyork, 3100 km zwischen Kap San-Roque und Sierra Leone). Kein anderer Ocean zeichnet sich durch eine so reiche Küstenentwickelung aus, wie der Atlantische Ocean; denn die Gesammtlänge seiner Küsten übertrifft die aller übrigen Meere zusammengenommen. Vom nördl. Eismeere ist er zwar nur durch eine imaginäre Linie, den nördl. Polarkreis, getrennt, doch findet diese Linie mehrfach Unterstützung durch Ländermassen und Inseln, während die Grenze gegen das südl. Polarmeer, der südl. Polarkreis, nirgends auf die Kontinente trifft; südlich von Kap Horn und Nadelkap fließen die Gewässer des Atlantischen Oceans mit denen des Stillen und Indischen Oceans ungehindert ineinander, und man ist genöthigt, auch hier gedachte Grenzlinien zu ziehen, als welche sich die Meridiane der genannten Südspitzen der Kontinente am meisten empfehlen, falls man nicht als sechsten Ocean ein besonderes Australmeer südlich vom 40. Parallelkreise annehmen will.

Das Becken des Atlantischen Oceans ist erst in neuerer Zeit einigermaßen erforscht worden, alle früher angestellten Tiefenmessungen im Atlantischen Ocean ließen die Tiefe weit größer erscheinen, als sie wirklich ist. Nachdem Maury zuerst die Aufmerksamkeit der seefahrenden Völker auf die Untersuchungen der Meerestiefe gelenkt hatte, war es das Bedürfniß telegr. Verbindung der Alten mit der Neuen Welt, welches diesen Untersuchungen eine große praktische Wichtigkeit verlieh und dadurch zur Vervollkommnung der Methoden außerordentlich beitrug. (S. Tiefenmessung.) Das Becken des Atlantischen Oceans stellt sich dar als aus zwei im allgemeinen von N. nach S. laufenden Parallelthälern bestehend, die in 1660—1830 Tiefe durch einen breiten, plateauartigen Rücken, welcher fast nur vulkanische Inseln trägt, geschieden werden. Derselbe ist ziemlich vollständig erkannt und verfolgt worden. Der Scheiderücken schmiegt sich im allgemeinen der Parallelform der beiderseitigen Küstenlinien an; er beginnt bei Island und zieht in südwestlicher Richtung bis etwa zum 50. Breitengrade, allmählich in die Tiefe sinkend. Da wo er von den nordatlantischen Kabeln gekreuzt wird (etwa 52° nördl. Br., 20° westl. L. von Ferro), beträgt seine Tiefe 2834 m (1550 Faden). Weiter südlich, von hier bis zum Wendekreis des Krebses Dolphin-Rücken genannt, senkt er sich noch etwas und wendet sich südsüdöstlich, allmählich wieder ansteigend, bis er zwischen 40 und 35° nördl. Br. in der Gruppe der Azoren über den Meeresspiegel emporragt. Doch steigt diese Inselgruppe noch ziemlich steil aus dem Meere empor, da der weniger als 1828 m (1000 Faden) tiefe Teil des umgebenden Meers an Fläche kleiner zu sein scheint als Portugal. Von hier aus läuft der Scheiderücken wieder südwestlich und kreuzt den 20. Parallel etwa in 28° westl. L. (von Ferro) in einer Tiefe von 3474 m (1950 Faden). Nun läuft er südlich, schließt sich in etwa 7° n. Br. mit 3500 m Tiefe an die Guianaküste und trennt somit die westl. Mulde in eine nördliche und südliche. Von hier wendet er sich ostsüdöstlich als Verbindungsrücken in der Richtung auf die Insel St.-Paul, und unter dem Äquator wendet er sich in 5° östl. L. als Challenger-Rücken nach S., wo er bis in 40° südl. Br. verfolgt ist, in 1400—1800 m Tiefe. Von den beiden Mulden, die er trennt, ist die westliche nach den bisherigen Beobachtungen die tiefere und reicht auch in zwei Armen nördlich bis an die Grenze des Atlantischen Oceans, indem in der Dänemarkstraße zwischen Island und Grönland Tiefen bis zu 2900 m und zwischen Grönland und Labrador bis zu 4500 m gemessen worden sind. Weiter südlich nimmt diese Mulde an Tiefe zu; östlich von Neuyork fand man bis 6770 m (3700 Faden) und unmittelbar am Rande der Antillengruppe, nur 1° nördlich von Anegada wurden durch die Challenger-Expedition 7086 m (3875 Faden) gemessen. Überhaupt zeichnet sich der Ostrand der kleinen Antillengruppe durch den steilen Abfall zu großen Tiefen aus, und auch die Kanäle zwischen denselben besitzen mehrfach außerordentliche Tiefen, z. B. zwischen St.-Thomas und Sta.-Cruz 4720 m (2580 Faden); viele derselben gehen unter 2000 m hinab. Weiter südlich finden sich auf dieser Seite des Atlantischen Oceans meist Tiefen von 4000—4500 m. Zu den tiefsten bekannten Stellen in der südl. Westmulde gehören neben den Martin Vaz-Inseln die Tiefen von 4900 und 6000 m.

Die östl. Mulde scheint nicht über die durch die Färöer bezeichnete Grenze hinauszureichen; denn die größte zwischen diesen und Island gemessene Tiefe erreichte nur an einer Stelle 1170 m, blieb aber sonst überall unter 700 m. Auch ihre Tiefe nimmt nach S. allmählich zu; in der Breite des Kanals beträgt sie bis 4500 m, nordwestlich von Madeira etwa ebenso viel, und wächst unter dem nördl. Wendekreise bis auf 5760 m. Im südl. Atlantischen Ocean scheint sich das Verhältnis umzukehren, sodaß die größten, mit Sicherheit gemessenen Tiefen auf der östl. Seite liegen. Die tiefsten Stellen fanden sich etwa 10° westlich von den Kap-



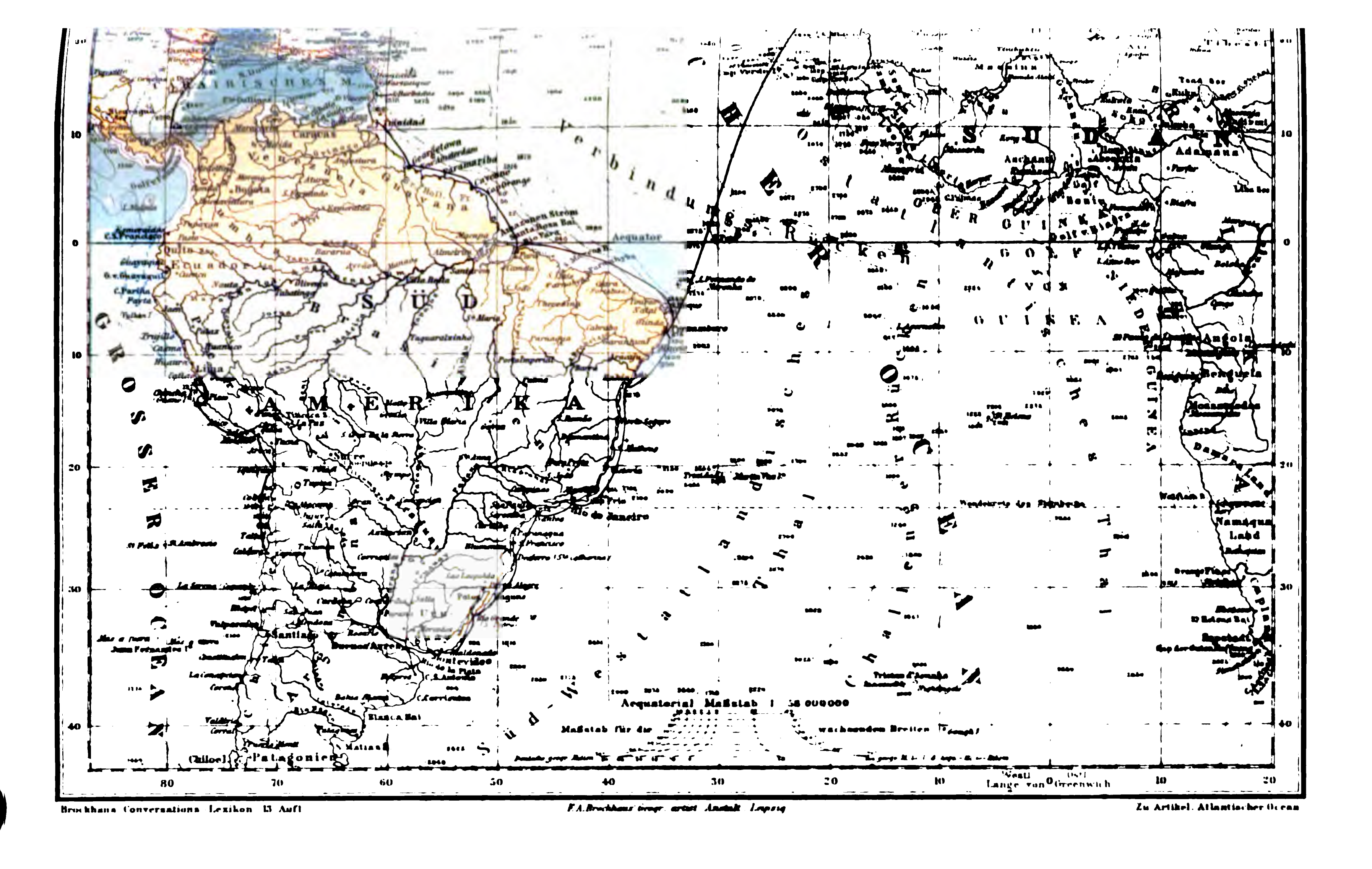
ATLANTISCHER OCEAN.

Erklärung.

Meeres-Tiefen in engl. Faden (1 Faden = 1,83 Meter = 6 engl. Fuss)
0 – 100
100 – 1000
1000 – 2000
2000 – 3000
über 3000

Unterseeische Telegraphen
Überland Telegraphen
Haupt Eisenbahnen
Period. Flüsse · Klippen

Länge von Greenwich Westl. 0 Östl.



Brockhaus' Conversations-Lexikon 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Atlantischer Ocean



verdischen Inseln mit 6000 m; ferner etwa 10° westlich von der Mündung des Oranje mit 5300 m und 10° westlich von Benguela mit 5500 m. An den Küsten tritt der Atlantische Ocean im allgemeinen mit ziemlich bedeutenden Tiefen heran, namentlich ziehen sich die Mulden von über 8700 m in den Busen von Biscaya und in die Nähe der Straße von Gibraltar. Dagegen erstrecken sich mehrfach große Untiefen weit hinein, wie z. B. die Bank von Neufundland mit weniger als 300 m Wasser, sowie die verhältnismäßig geringen Tiefen, welche die canarische und kapverdische Inselgruppe mit dem afrik. Festlande verbinden, mit weniger als 2000 m, nach der afrik. Küste hin immer mehr abnehmend. Die 100 Fadenlinie (180 m) läuft aus dem Biscayischen Busen in einem Bogen um die brit. Inseln herum bis in die Nähe der norwegischen Küsten. Untiefen in der Mitte des Atlantischen Oceans sind selten; die bisjetzt bekannten sind für die Schiffahrt nicht gefährlich. Im allgemeinen ist der Boden des Meeres außerordentlich eben, steilere Abhänge haben sich bisjetzt fast nur in der Nähe der Küsten nachweisen lassen. Die heraufgebrachten Proben des Grundes zeigen in der Nähe der Küsten meist Sand und Lehm, selten Felsboden; in größern Tiefen ist der Boden fast ausschließlich bedeckt mit Tierresten, namentlich den kieseligen und kalkigen Schalen kleiner Diatomeen und Foraminiferen, eingebettet in eine Schicht organischer Materie, welche Huxley «Bathybius» genannt hat. Unter derselben tritt stellenweise roter und grauer Thon hervor.

Das Wasser des Atlantischen Oceans hat ein spezifisches Gewicht von 1,027 und die aufgelösten Salze betragen ungefähr 3,5 Proz. Drei Viertel davon macht das Chlornatrium aus; außerdem finden sich noch Chlormagnesium, Chlorkalium, Bromnatrium, schwefelsaurer Kalk und schwefelsaure Magnesia. In der heißen Zone, namentlich in der Nähe der Sahara, steigert sich der Salzgehalt bis auf 3,79 Proz., während er in der Davisstraße durch Beimengung des Schmelzwassers von Gletschern und Eisfeldern auf 3,33 Proz. sinkt.

Unter den **Strömungen** des Atlantischen Oceans sind zu unterscheiden konstante und Driftströmungen. Die letztern sind ganz flache Oberflächenströmungen und entstehen überall da, wo ein nicht zu schwacher Wind anhaltend weht; dieselben sind also meist sehr veränderlich, doch ist die durch die Passate zu beiden Seiten des Äquators erzeugte Drift ziemlich gleichmäßig und erreicht eine Geschwindigkeit von 15—18 km im Tage. Aber auch die konstanten Strömungen werden namentlich, wenn sie schwächer sind, in Richtung und Stärke durch anhaltende Winde bedeutend beeinflußt. Unter den konstanten Strömungen zeichnet sich vor allen der **Äquatorialstrom** aus, welcher den Atlantischen Ocean in seiner ganzen Breite von O. nach W. durchströmt. Er beginnt etwa bei den Guinea-Inseln und hat anfänglich eine Breite von 300—350 km zwischen 1° nördl. Br. und 2—2½° südl. Br. Nach W. zu breitet er sich allmählich aus, sodaß er im Meridian von Kap Palmas bereits von über 2° nördl. Br. bis 5° südl. Br. sich ausdehnt, und in etwa 10° westl. L. eine Breite von 8—9° (800—900 km) erreicht. Wenig westlich vom Meridian von Ferro sendet er einen ziemlich bedeutenden Arm in nordwestl. Richtung aus, der sich bis 20, zuweilen bis 30° nördl. Br. verfolgen läßt. Der Äquatorialstrom selbst spaltet sich in der Nähe der brasil. Küste vor Kap San-Roque in den Guianastrom (nördlich) und den brasil. Küstenstrom (südlich). Seine Geschwindigkeit beträgt anfänglich 40—50 km täglich, steigert sich aber südwestlich von Kap Palmas im Sommer zuweilen auf 80—120 km, und noch mehr westlich, etwa bei 10° westl. Br., beträgt sie im Mittel wieder 50 km, kann aber bis 110 steigen. Die Temperatur des Äquatorialstroms ist fast überall einige Grad tiefer als in den angrenzenden Meeresteilen, und deutet so darauf hin, daß ihm seine Gewässer durch polare Strömungen zugeführt werden. Die Untersuchungen der Challenger-Expedition haben gezeigt, daß sich auch der Äquatorialstrom nur auf verhältnismäßig geringe Tiefen erstreckt; man fand nämlich in einer Tiefe von 100 m nur noch halb so große Geschwindigkeit wie an der Oberfläche, und in 150 m Tiefe war fast keine Bewegung mehr zu spüren. Sein südl. Arm, der **Brasilstrom**, läuft in einer durchschnittlichen Entfernung von 400 km von der Küste, mit einer täglichen Geschwindigkeit von 35 km, bis zur Höhe der La-Plata-Mündung, sich allmählich verbreiternd. Hier teilt er sich; der schwächere Arm läuft weiter südlich bis in die Nähe des Kap Horn, während der Hauptteil östlich umbiegt und mit einem aus dem Stillen Meere um die Südspitze Amerikas herumkommenden Stromarme zusammen die große südatlantische Strömung bildet. Diese häuft ihre Wasser an dem südl. Teile der afrik. Westküste auf und gestattet dem um die Südspitze des Kontinents herumkommenden Agulhasstrom nur bei südl. Winde, mit seinem wärmern Wasser nördlich vorzudringen, während derselbe bei westl. oder nördl. Winden sich vollständig herumbiegt nach O. An den Küsten von Niederguinea herrscht eine nördl. Strömung, welche die angesammelten Wassermassen wieder dem Äquatorialstrom zuführt. Der nördl. Arm desselben, der **Guianastrom**, folgt in einer Entfernung von etwa 20 km der Küste von Südamerika, verstärkt einerseits durch die nördl. Passatdrift, andererseits durch den Amazonas, dessen Strömung sich nach N. und nach NW. umbiegt. Die Geschwindigkeit des Guianastroms wechselt von 36—160 km täglich. Zwischen Trinidad und Martinique hindurch tritt er in das Karaibische Meer, welches er in einem großen, der Küste ziemlich parallelen Bogen, allmählich langsamer werdend, durchfließt, bis er durch die Yukatanstraße in den Mexikanischen Busen eintritt. Hier teilt er sich in zwei Arme; der schwächere geht an der Nordseite der Insel Cuba entlang direkt zur Floridastraße, während der Hauptarm parallel mit der Küste einen großen Bogen beschreibt, bis er an der Südspitze von Florida sich mit dem andern Arm vereinigt. Seine Geschwindigkeit nimmt allmählich zu bis auf 50—100 km täglich. Durch die Floridastraße (Engen von Bemini) tritt die Strömung wieder in den offenen Ocean unter dem Namen **Golfstrom**, der als Beherrscher des Nordatlantischen Oceans seinen Einfluß weit über die Grenzen desselben ausdehnt und für die ganze Entwickelung des Verkehrs der Neuzeit von tiefeingreifender Bedeutung geworden ist. (S. Golfstrom.) Indem er in etwa 40° nördl. Br. den Atlantischen Ocean durchquert, teilt er sich in verschiedene Arme; einer derselben geht zwischen Island und den Färöer hindurch nordöstlich; ein zweiter läuft östlich, tritt bei

Kap Ortegal in den Biscayischen Busen und biegt dann durch N. nach NW. unter dem Namen Rennelstrom um, mit einem kleinen Seitenarm zur Irischen See, während der Hauptarm westlich in den Ocean zurückfließt. Dieser Rennelstrom wird der Schiffahrt gefährlich, indem er solche Fahrzeuge, welche in den Kanal wollen, auf die Klippen der Scilly-Inseln verschlägt.

Von hervorragender Bedeutung für Schiffahrt und Klima sind noch die beiden Strömungen, welche aus dem nördl. Eismeere herabfließen. Die eine (ostgrönländische) fließt an der Ostküste von Grönland südwärts, und behält in ihrer Hauptmasse diese Richtung bis 50° nördl. Br., während sie einen Arm um Kap Farewell herum in die Davisstraße sendet. Die zweite Strömung, vielfach mit Unrecht Hudsonsbai-Strömung genannt, kommt aus der Baffinsbai durch die Davisstraße, und vereinigt sich bei Neufundland mit der ostgrönländischen. Hier durch den Golfstrom an der Fortsetzung ihres Wegs gehindert, wendet sie sich westlich, später südwestlich und folgt der Küste der Vereinigten Staaten bis Kap Hatteras, ist sogar bis nach Florida hin zu spüren. Einen Teil seines Wassers scheint er unter dem Golfstrome hindurchzuschicken. Da er meist etwa 10° C., zuweilen bis 17° kälter ist als der Golfstrom, so übt er einen stark abkühlenden Einfluß aus auf das Klima der amerik. Ostküste. Für die Schiffahrt ist er besonders wichtig durch die Eismassen, welche er aus den arktischen Regionen bringt. Dieselben besitzen teils die Form von Eisbergen, deren Ursprung den grönländ. Gletschern zuzuschreiben ist, teils die von Eisfeldern, die sich von dem Packeise des Eismeers abgelöst haben. In der Region der nordatlantischen Schiffskurse erscheinen sie im März und bedrohen die Schiffahrt bis in den August hinein. Das Gebiet, auf welchem größere Massen erscheinen, erstreckt sich östlich und südöstlich von Neufundland auf 600—700 km; doch finden sich im Mai und Juni treibende Eisberge bis zu 20° westl. L. und 39° nördl. Br. und erheischen von seiten der Seefahrer bei nebeligem Wetter oder bei Nacht die größte Vorsicht. Im Südatlantischen Ocean dringen die Eismassen des Antarktischen Meers etwa ebenso weit gegen den Äquator vor, kreuzen aber nicht in gleichem Maße die Kurse der Schiffe. Die äußerste Grenze, bis zu welcher man bisjetzt im Atlantischen Ocean Treibeis gefunden hat, ist im N. 36° 10′, im S. 34° Breite. Doch läuft die Grenze des Treibeises in Durchschnittsjahren etwa von Kap Horn nach Tristão da Cunha und von da östlich, allmählich nach S. zurückweichend. Die Monate, in denen das Treibeis hier am weitesten nach N. vordringt, sind Januar bis März; es zeigt auf der südl. Halbkugel seltener die abenteuerlich zerrissenen Formen wie auf der nördlichen, sondern bildet meist Plateaus von riesenhafter Ausdehnung. Außer diesen Oberflächenströmungen hat man in neuester Zeit auch Strömungen in tiefern Regionen nachgewiesen. Die Untersuchungen der Challenger-Expedition haben gezeigt, daß die Unterströmung in der Richtung um 120° von der an der Oberfläche herrschenden abweichen kann; man fand sie in einer Tiefe von 200—500 Faden (350—900 m). Weiter unten zeigte sich eine schwache Strömung von derselben Richtung wie an der Oberfläche, während in einer Tiefe von mehr als 600 Faden (1100 m) sich keine Bewegung mehr nachweisen ließ. Durchweg hat sich gezeigt, daß [...] bisher bekannten Strömungen in verhältnismä[...] geringe Tiefen hinabreichen; eine Bestätigung [...]ses Resultats lieferten namentlich die Beobacht[...]gen über die Temperatur des Meerwassers in v[...]schiedenen Tiefen, wie sie die Challenger-Expediti[...] zum erstenmal mit solcher Vollständigkeit gelief[...] hat. Dieselben haben gezeigt, daß sich der Einf[...] des Klimas in viel geringere Tiefen erstreckt, [...] man bisher geglaubt hatte. Interessante Ersch[...]nungen sind noch die großen Tangwiesen, wel[...] sich zu beiden Seiten des Äquators in dem Te[...] des Atlantischen Oceans finden, welcher innerha[...] des großen Kreislaufs der Strömungen unbewe[...] bleibt. (S. Sargassomeer.)

In Bezug auf die herrschende Windrichtun[...] zerfällt der Atlantische Ocean in drei Teile: die R[...]gion der Passate in der heißen Zone und zu beid[...] Seiten derselben die Regionen der veränderlich[...] Winde, die bis zu den nördl. und südl. Gren[...] reicht. Die Region der regelmäßigen Passate deh[...] sich zu beiden Seiten des Äquators ungefähr b[...] zum 30. Breitengrade aus, doch ist die Grenze de[...]selben von der Jahreszeit abhängig und ist au[...] im O. enger als im W. Der Nordostpassat wi[...] von dem Südostpassat getrennt durch einen Gürt[...] von veränderlicher Breite (3—10°), in welche[...] Windstillen herrschen, fast jeden Nachmittag unte[...]brochen durch plötzliche heftige Gewitterstürm[...] (Tornados), die nur bis anderthalb Stunden dauern[...] worauf die Atmosphäre in die frühere Ruhe zurü[...]sinkt. Diese Kalmenregion liegt gewöhnlich a[...] der nördl. Halbkugel und reicht nur zur Zeit d[...] Wintersonnenwende bis höchstens 2½° südl. Br[...] während sie im Juli bis September schon bei 4–5° nördl. Br. ihre Südgrenze findet. In dieser le[...]tern Zeit liegt die Nordgrenze der Kalmenregio[...] oft bei 14—15°, sodaß sie eine Breite von 10° e[...]langt, dagegen weicht die Nordgrenze im Wint[...] oft bis zum 2.° nördl. Br. zurück und die Breite d[...] Kalmengürtels beträgt dann nur noch 3—4°. Nör[...]lich und südlich von diesem Gürtel findet sich ei[...] immerwährender Nordost-, resp. Südostwind (Pa[...]sat, vent alizé, trade-wind), der nur äußerst selte[...] von andern Luftströmungen unterbrochen wird, un[...] auch dies fast nur in der Nähe der wenigen Insel[...] die in diesem Gürtel liegen. Im allgemeinen zei[...] der Passat an den Gestaden der Alten Welt ei[...] mehr meridionale Richtung; in der Nähe der afri[...] Küste wird der Südostpassat fast südlich, in d[...] Nähe der Neuen Welt dagegen nähert sich die Win[...]richtung in beiden Hemisphären der Ostrichtun[...] An den Ostküsten des Atlantischen Oceans, nördli[...] vom Äquator und an der südlich vom Kap Roq[...] gelegenen Westküste wird die Passatregion von d[...] Küste selbst durch einen bis zu 300 km breiten Zw[...]schenraum geschieden; dagegen greift der Pass[...] nördlich vom Kap Roque bedeutend auf das Fe[...]land herüber und begünstigt dadurch die Schiffah[...] auf dem Amazonas und dem Orinoco. An d[...] Küste von Niederguinea wird derselbe von der K[...]stenform etwas beeinflußt, und weht im allgem[...]nen aus dem S., mit geringen Abweichungen na[...] beiden Seiten. An den Küsten von Oberguin[...] bis herum zu den Canarischen Inseln weht e[...] monsunartiger Wind, der in der heißen Jahre[...]zeit landeinwärts gerichtet ist und in dem groß[...] Auflockerungsgebiete der Sahara seine Erkläru[...] findet. Zwischen dem Kap San-Roque und d[...]

Mündung des La Plata liegt an der brasil. Küste ebenfalls ein Monsungebiet, welches sich bis auf 60 km von derselben entfernt. Im nördl. Atlantischen Ocean findet sich vom 30. bis 60. Breitengrade die Region der veränderlichen Winde, doch herrschen die westlichen entschieden vor. Ihre Häufigkeit verhält sich zu der der östlichen fast wie 2:1; namentlich sind die südwestl. Winde häufig im Sommer, wogegen im Winter mehr nordwestliche wehen. Eine entsprechende Region vorherrschender Westwinde zeigt sich im südl. Atlantischen Ocean. Stürme finden sich in allen Teilen des Atlantischen Oceans, am seltensten in der Passatregion. Besonders gefürchtet sind die Ränder des Golfstroms, der Busen von Biscaya, und die Gegend östlich vom Kap Horn; am furchtbarsten sind aber die westind. Wirbelstürme (Tornados), deren Region bis über Kap Hatteras hinausreicht.

In dem engsten Zusammenhange mit der Verteilung der Winde stehen die Bahnen, welche die Schiffahrt, namentlich das Segelschiff, auf dem Atlantischen Ocean innehält. Für die Ermittelung derselben hat sich namentlich Maury sehr große Verdienste erworben; großenteils durch seine Bemühungen ist es gelungen, die Reisedauer der Segelschiffe durchschnittlich um die Hälfte zu verkürzen. Die wichtigsten Kurse sind die folgenden. Von Europa nach Nordamerika gibt es zwei Hauptlinien. Auf der nördlichen, welche namentlich für Dampfer und gute Segler empfehlenswert ist, hält man sich im Anfang des Jahres in 46—50° nördl. Br. bis etwa zum 17.° westl. L. (von Ferro); dann steuert man südwestlich zum 43.° nördl. Br. und steuert auf diesem Parallel zwischen der Neufundlandbank und dem Golfstrome hindurch, bis man in die südwestl. Küstenströmung und mit ihr zum Bestimmungsort gelangt. In der zweiten Hälfte des Jahres steuert man noch nördlicher bis zum 55.° nördl. Br. und geht dann vom 8.° westl. L. erst weiter nach Süden. Unter allen Umständen muß man sich südlich von Sable-Island halten, da nördlich dieser Insel dichte Nebel, Bänke und Riffe Gefahr drohen. Segelschiffe brauchen vom Kanal bis Neuyork etwa 40 Tage; doch sind unter besonders günstigen Umständen 15—25 Tage genügend gewesen. Die schnellsten Dampfschiffreisen wurden in 9⅓ Tagen zurückgelegt, gewöhnliche in 12—15 Tagen. Die zweite südl. Route ist namentlich schwächern Seglern zu empfehlen; diese suchen möglichst schnell die Passatregion zu erreichen, indem sie westlich von Madeira steuern; in diesem Gürtel halten sie sich auf dem 22. bis 28. Parallel, bis etwa 43° westl. L., und steuern dann südlich an den Bermudas vorüber nach dem gewünschten Hafen. Bei der Rückfahrt nach Europa sucht man möglichst schnell den Küstenstrom zu kreuzen und dann den Golfstrom nördlich zu verlassen; die Benutzung desselben ist wegen des häufigen stürmischen Wetters nicht zu empfehlen. Im allgemeinen geht diese Fahrt wegen der vorherrschenden Westwinde sehr schnell, im Mittel 23 Tage; sie ist aber schon von Neuyork nach Liverpool in 15 Tagen zurückgelegt.

Von Europa nach den brasil. Häfen steuert man entweder zwischen den Azoren und Madeira hindurch oder zwischen dieser Insel und den Canaren, je nachdem der Ausgangshafen nördlich oder südlich vom 40. Breitengrade liegt. Weiter sucht man dann den Äquator unter 5—10° westl. L. zu schneiden, weil hier die Zone der Windstillen schmaler ist als weiter östlich; zuweilen gelangt man fast ohne Kalmen zum Südostpassat. Die Besorgnis, durch die gemeinsame Gewalt des Windes und der Strömung gegen Kap Roque getrieben zu werden, ist für gute Segler und Schiffe, die mit Hilfsdampfmaschinen ausgerüstet sind, nicht vorhanden. Schwächere Schiffe müssen sich weiter östlich halten, besonders im März bis Oktober, wo der Wind südlicher weht. Auf der weitern Fahrt um Kap Horn steuert man in der Region der vorherrschenden Westwinde ziemlich nahe an der patagon. Küste, etwa in einer Entfernung von 200 km, weil weiter außen durch den fast immer westlichen, zuweilen zum Sturm anschwellenden Wind ein sehr schwerer Seegang herrscht; man sucht deshalb westlich der Falklandsinseln zu passieren. Auf der Rückreise dagegen, wo Wind und Strom behilflich sind, steuert man östlich von dieser Gruppe, sucht dann den Wendekreis des Steinbocks in der Nähe des Meridians von Ferro zu schneiden, um dann mit den Passaten nordnordwestlich zu steuern, sodaß sie den 30.° nördl. Br. im 25.° westl. L. schneiden, und dann in der Region der vorherrschenden Westwinde wieder nach Osten steuern. Von den brasil. Häfen steuert man zunächst seewärts und sucht dann den Äquator zwischen 7 und 13° westl. L. zu kreuzen, je nachdem man europ. oder nordamerik. Häfen erreichen will. Von Europa nach dem Busen von Guinea hält man sich etwa am Meridian von Ferro bis südlich vom Kap Verde, und von da weiter immer in nicht allzu großer Entfernung von der Küste, da hier die Fahrt durch den Südwestmonsun wesentlich begünstigt wird. In größerer Entfernung von der Küste von Oberguinea würde man in die Äquatorialströmung und in den Südostpassat gelangen, was für die Fahrt rückwärts sehr günstig ist; man fährt dann im Mai bis Dezember unmittelbar nördlich vom Äquator, in der übrigen Zeit des Jahres in etwa ½—2° südl. Br. bis zum 10. bis 15.° westl. L. je nach dem Bestimmungsorte. Von Europa nach dem Kap der Guten Hoffnung oder nach Niederguinea muß man auf der nördl. Halbkugel denselben Weg einschlagen, als wollte man nach den brasil. Häfen. Erst nachdem die Passatregion südlich verlassen ist, wendet man sich östlich. Auch für St. Helena ist dieser Weg der jederzeit mögliche; doch kann man für beide Bestimmungen auch zunächst den Busen von Guinea zu erreichen suchen, um von da immer in der Nähe der Küste südlich zu steuern mit Hilfe der Südwestwinde, die vom Januar bis September hier wehen. Schwache Segler ziehen die westl. Fahrt vor. Für Schiffe, die den Indischen Ocean erreichen wollen, ist die westl. Route ausschließlich zu empfehlen, ein Anlegen in Kapstadt ist womöglich zu vermeiden; man steuert auf dem 40.° südl. Br., vom Dezember bis Februar noch südlicher, von Wind und Strom begünstigt. Vom Indischen Ocean her geht man nahe an die Küste des Kaplandes heran, um den Agulhasstrom zu benutzen; nur zur Zeit der Cyklone in diesem Gebiete (Juni bis September) hält man sich jenseit des 45.° südl. Br., wo man günstigere Winde findet. Ist man erst im Atlantischen Ocean, so geht der Kurs an St. Helena und Ascension vorbei zum Äquator, den man zwischen 7—15° westl. L. schneidet, um dann in der früher angegebenen Weise zum Bestimmungsorte zu gelangen. Von der Kapstadt aus ist der Kurs derselbe. Die Zeiten, welche in neuester Zeit von Segelschiffen,

auf den verschiedenen Fahrten gebraucht wurden, sind folgende: Vom Kanal nach Neuyork 25—40 Tage, zurück 15—23; vom Kanal nach Westindien 27—30, vom Kanal bis zum Äquator 27—33 Tage; von Neuyork zum Äquator 20—22, im Sommer 25—31 Tage; vom Kanal nach Bahia 40, nach Rio 45, zum Kap Horn 66, nach Kapstadt 60, in den Busen von Guinea 51 Tage. Die Fahrzeiten sind natürlich je nach der Gunst der Witterung sehr verschieden; Genaueres findet man in den vom Board of trade in London publizierten Passage tables. Weniger vom Wetter beeinflußt sind die Dampfschiffe, namentlich die mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgerüsteten Postdampfer, welche den Atlantischen Ocean jetzt nach allen Richtungen durchschiffen. Die erste regelmäßige transatlantische Postdampferlinie, die Cunardlinie, wurde 1840 zwischen Liverpool und Neuyork eröffnet; jetzt beträgt die Anzahl der Dampfer mehr als fünfzig. (S. Dampfschiffahrt.)

Der Atlantische Ocean nimmt somit in Bezug auf den Handel und Verkehr noch immer die erste Stelle ein, und daher kommt es auch, daß die Telegraphie auf diesem Schauplatze sehr bedeutende Anstrengungen machte, um ihr die Länder Europas und Nordamerikas umspannendes Netz über die Flächen der Oceane hinwegzuziehen. Nachdem man zum erstenmal 1850 versucht hatte, ein unterseeisches Kabel von Dover nach Kap Grisnez zu legen, welcher Versuch erst im folgenden Jahre dauernd gelang, ermutigten die Erfolge der nächsten Jahre zu immer ausgedehntern Kabellegungen. Kurz nacheinander verband man Seeland mit Fünen, Dover mit Ostende, Holyhead mit Dublin, Port Patrick (Schottland) mit Donaghadie (Irland); bald wagte man sich an längere Linien, wie die fast 200 km lange von Corsica nach Italien, und die von England nach dem Haag. So durfte man nach den glücklichen Erfolgen dieser Versuche dem Gedanken näher treten, Europa mit Nordamerika in gleicher Weise zu verbinden. Zunächst wurde 1856 Neufundland mit Kap Breton verbunden; und man vervollständigte gleichzeitig die Kenntnisse, welche man zur Zeit von dem Boden des Atlantischen Oceans in der Linie von Neufundland nach Irland hatte. Am 5. Aug. 1857 begann von Valentia (Irland) aus die Legung des ersten transatlantischen Kabels. Nach mehrfachen mißglückten Unternehmungen gelang endlich 27. Aug. 1866 die Kabellegung zwischen der irischen Küste und Neufundland. Die gesammte Länge dieses ersten atlantischen Kabels beträgt 1852 Seemeilen oder 3386,9 km, sein Gewicht per Seemeile 1750 kg. Seitdem sind noch vier transatlantische Kabel gelegt worden: von Brest über die Insel St.-Pierre nach Duxbury in Massachusetts, 6095 km lang (1869), und drei englische, eins 1873 von Irland nach Neufundland, eins 1875 von Irland nach Neuschottland und eins 1879 von den Scillyinseln nach der Insel St.-Pierre und New-Hampshire. (S. unter Kabel und Telegraphie.) (Hierzu eine Karte: Atlantischer Ocean.)

Litteratur. Rennel, «An investigation of the currents of the Atlantic Ocean» (Lond. 1832); Findlay, «North- and South-Atlantic Ocean» (2 Bde., Lond. 1855); Dayman, «Deep Sea soundings in the North-Atlantic Ocean» (Lond. 1858); Maury, «Physical geography of the sea» (Neuyork 1856; neue Ausg. 1873; deutsch von Böttger, 2. Aufl., Lpz. 1859); Kerhallet, «Considératio[n]
générales sur l'Océan Atlantique» (4. Aufl., Pa[r.]
1860); Wallich, «The North-Atlantic seabe[d]
(Lond. 1864); Delesse, «Lithologie du fond d[es]
mers» (Par. 1872); Thomson, «The depths of t[he]
sea» (Lond. 1873); Girard, «Explorations sou[s-]
marines» (Par. 1874); Hoffmeyer, «Étude sur l[es]
tempêtes de l'Atlantique septentrional» (Kope[n-]
1880).

Atlas (anatomisch), der oberste Halswirbel, genannt, weil er den Kopf trägt, s. Hals.

Atlas, ein Gebirge in Nordwestafrika, in d[er]
heutigen Berberei, deren eigentümlichen physik. u[nd]
geogr. Charakter es hauptsächlich bestimmt, bild[et]
mit seinen Höhenzügen die Scheidewand zwisch[en]
dem westl. Teile des Mittelländischen Meers u[nd]
dem Becken der Sahara. Das Gebirge, welches sch[on]
den Alten unter demselben Namen bekannt war,
gegenwärtig noch sehr mangelhaft erforscht. D[er]
A. zieht sich etwa 2300 km lang von WSW. n[ach]
ONO. durch Marokko, Algerien und Tunis h[in.]
Sein mittlerer Teil, in Algerien, zerfällt in d[as]
Gebirge des Tell zwischen dem Mittelländisch[en]
Meere und dem Steppenplateau der Schotts, u[nd]
in das Gebirge der Sahara zwischen dem genan[n-]
ten Plateau und der Großen Wüste. Das Gebir[ge]
des Tell besteht aus einzelnen, durch große Thä[ler]
oder weite Ebenen oft sehr bestimmt voneinand[er]
getrennten Gruppen, deren man von W. nach [O.]
11 zählt: das Udschda- und Hadadagebirge zwisch[en]
den Flüssen Muluja und Tafna mit Dschebl-Fu[…]
(1400 m); das Tessalagebirge (1022 m) zwischen d[en]
Flüssen Tafna und Sig; das Gebirge von Tle[m-]
sen, südlich von den beiden vorigen, zwischen d[er]
marokk. Grenze und dem obern Sig, der Dur[…]
mons der Alten, mit dem Tumsait (1834 m); d[as]
Saidagebirge zwischen den Flüssen Sig und Mi[na;]
die Gruppe des Dschebl-Wanscherisch (2000 m) zw[i-]
schen der Mina und dem Scheliff; das Gebirge v[on]
Algier zwischen dem Scheliff und der Küste, östl[ich]
bis zum Flusse Isser, mit dem Tagelsa (1731 [m)]
und der fruchtbaren Ebene Metidscha, 1000—164[…]
hoch; der Dscherdschera (2317 m) zwischen dem I[sser]
und dem Ued-Sahel; das Dirah-Uannughageb[irge]
südlich von Dscherdschera, mit dem Dirah (1810 [m);]
das Setifgebirge zwischen Ued-Sahel und dem F[luß]
von Konstantine, mit dem Babor (1995 m); [das]
Numidische Gebirge zwischen dem Fluß von K[on-]
stantine und dem Ued-Sebus, südlich bis zur E[…]
der Sbach, mit dem Dschebl Bu-Ghareb (1316 [m);]
das Afrikanische Gebirge mit dem Serdsch-el-A[…]
(1370 m), sich zwischen der Medscherda und [der]
Küste nach Tunis hinein erstreckend. Südlich [von]
diesen Küstengebirgen zieht ihnen fast parallel […]
Kap Bon nach SW. und W. eine Reihe and[erer]
Gebirge bis in 13° 20′ östl. L., und setzt sich […]
auf der Südseite des Susthales fort.

Den Raum zwischen beiden Zügen erfüllt
durchschnittlich etwa 1000 m hohe Hochebene
vielen Schotts oder Salzsümpfe, welche mehr
900 km weit hintereinander gereiht liegen und
eine ehemalige Verbindung mit dem Meere (nac[h …]
hin) deuten, wie ihre südlicher liegende Wi[eder-]
holung, die großen Schotts im W. des Golfs
Gabes oder der Kleinen Syrte. Diese mit Artem[isia,]
Halfa und Thymian bedeckte Hochebene enthäl[t]
Weiden für zahllose Schafe und Kamele, ein [No-]
madenbereich, in welchem sich in Oasen die [...]
oder Dörfer der Bewohner finden. Das Ge[…]

der Sahara hat mehr Zusammenhang; es bildet eine im Durchschnitt 150 km breite Zone schmaler, unter sich paralleler Ketten. Im mittlern und östl. Teile kommen einzelne Partien zu bedeutender Entwickelung und haben besondere Namen erhalten, so der Dschebel-Amur mit seiner höchsten Spitze, dem Gl-Ga'da, 1667 m hoch, der 1937 m (800 m rel.) hohe Kef, mit nadligem Gipfel, zwei Stunden von Geryville, und der Dschebl-Aurès, der Aurasius mons der Alten, mit dem Schelihha (2328 m) und dem Khammel (2306 m), 1800 m rel., dem vier Monate mit Schnee bedeckten Kulminationspunkte Algeriens. Die östl. Ausläufer des A. in Tunis sind hauptsächlich an der Nordküste das genannte Krumirische Gebirge, südlicher die an den Aurès sich anschließenden Dschebl Um-Debben, Dschebl-Schambi und Dschebl-Mechila (1445 m) und eine von Kap Bon südwestlich verlaufende Kette mit Dschebl-Bartu und Dschebl-Sill. Außerdem durchziehen viele kleine abgetrennte Höhen Tunesien.

In Marokko bildet der A. ein zusammenhängendes Kettengebirge, amasirgisch Idrâr-Nderen, arabisch Idrassen oder auch Dschebl-Drann (Strabos Dyrin) genannt, dessen ziemlich gleichmäßige Kammhöhe nach Hooker etwa 3960 m beträgt, und teilt hier das Land viel bestimmter in ein nördlich und ein südlich abfallendes, da sich die Hochebene der Schotts nicht weit nach Marokko hinein fortsetzt. Darin fand Rohlfs einen Paß zwischen Fes und der Oase Tafilet (2085 m) und Ball den Paß von Tagherut (3400 m), unfern des 3500 m hohen Dschebl-Tezzah und des 3476 m hohen Miltsin. Der höchste Punkt der von Kap Ghir oder Afrani nordostwärts streichenden Hauptkette scheint der 4000 m hohe Dschebl-Aiaschin zu sein. Durch das große Längenthal des Sus vom A. getrennt, zieht parallel mit ihm vom Dschebl-Autus aus die bis zum Kap Nun sich verlaufende Doppelkette des Anti-Atlas, bei Isgeder 1157 m hoch. Zu beiden Seiten dieser Ketten breiten sich große, vielfach unterbrochene Ebenen aus, jenseit deren abgesonderte Gebirgsgruppen sich erheben, wie im N. der Rif (Errif, d. i. Küstengebirge) mit dem Dschebl-Anna (2200 m), im S. die unbedeutendern Höhen der marokk. Sahara. Krystallinisches Gebirge tritt nicht als Gebirgsland, wohl aber an der Süd- und Nordseite des A., an zahlreichen Küstenpunkten des Mittelmeers und in einzelnen elliptischen Massen des Innern auf. Silurisches und devonisches Übergangsgebirge, ihrem Alter nach unbestimmte Dolomite, die Glieder des Jura und die ganze Folge der Kreideformation, Nummulitengebirge und die jüngern Abteilungen des Tertiärgebirgs setzen die Atlasländer zusammen. Die wenig aufgeschlossenen Mineralprodukte sind hauptsächlich Kupfer, Eisen und Blei, Steinsalz, Kalk, Marmor. Auf den höchsten Gipfeln des Gebirgs bleibt der Schnee einen großen Teil des Jahres hindurch liegen; aber auf dem Miltsin schmilzt er gänzlich nur in einem Jahre unter 20 Jahren. Firn- und Gletscherbildung fehlt vollständig. Der Nordabhang ist im Winter oft wochenlang ganz mit Schnee bedeckt.

Die ursprünglichen Bewohner des Gebirgs, wahrscheinlich bereits vor aller Einwanderung der Vandalen und Araber schon im Besitze des Landes, sind die Berbern, welches Volk auch die westl. Sahara bewohnt. Im westlichen A. nennen sie sich Schilluchs, wohnen in Häusern, bebauen die fruchtbaren Thäler und treiben mit Erfolg Handwerke; im östlichen nennen sie sich Masighs, und diese wohnen in Zelten und Höhlen und sind hauptsächlich Viehzüchter. Ihre Sprachen sind mehr als dialektisch voneinander verschieden. (Vgl. Karte: Algerien und Tunesien.)

Atlas, der Sohn des Titanen Japetus und der Klymene und Bruder des Menötius, Prometheus und Epimetheus, Gemahl der Pleione, Tochter des Okeanos, die ihm auf dem Kyllenegebirge in Arkadien die Plejaden (s. d.) gebar; nach einigen war er auch Vater der Hyaden und nach Diodorus durch Hesperis Vater der Hesperiden. Ursprünglich dachte man sich A., wie es scheint, als Meeresriesen, der Erde und Himmel trägt, später gewöhnlich als auf der Erde den Himmel tragend, wobei die Vorstellung von gen Himmel ragenden Bergen zu Grunde lag. Früher glaubte man ihn im äußersten Westen, mit der Zeit wurde er in verschiedener Weise mit dem Berge A. (dem Atlasgebirge) zusammengebracht. Auch erzählte die Mythe, daß Zeus, als A. mit den übrigen Titanen den Himmel stürmen wollte, ihn zur Strafe dafür verurteilte, das Himmelsgewölbe zu tragen. Nach der die Mythen rationalistisch umdeutenden Erzählung späterer Schriftsteller war A. ein König, welcher große Kenntnis der Astronomie hatte. Es sind noch einige alte Darstellungen des den Himmel tragenden A. erhalten, darunter namentlich eine Statue in Neapel.

Atlas (Mehrz. Atlanten) ist jetzt nach Mercators Vorgange (im 16. Jahrh.) die Bezeichnung für Sammlungen von Land- und Himmelskarten, auf deren Titel der Titane A. als Träger der Himmelskugel abgebildet zu sein pflegte. (S. Landkarten.) Später trug man den Namen A. auch auf Sammlungen von Abbildungen anderer Art über.

Atlas (frz. und engl. satin), ein köperartiges Gewebe, bei welchem die aus feinem Material (Seide) bestehende Kette größtenteils obenauf liegt, indem die durch mehrere Einschlagfäden getrennten Bindungen derselben von den sich ausbreitenden Kettenfäden so vollständig gedeckt sind, daß eine vollkommen gleichmäßig erscheinende glatte und glänzende Fläche gebildet wird. So übergreift bei dem achtschäftigen, dem gewöhnlichen Seidenatlas, jeder Kettenfaden sieben Einschlagfäden, um erst unter dem achten Einschlagfaden weggeführt zu werden; zwischen den Bindungen zweier Kettenfäden liegen hier je zwei Einschlagfäden. Nächst diesem findet man am häufigsten den fünfschäftigen, auch für wollene und leinene Gewebe, angewendet. Der feinste ist der 16schäftige, doch ist die Herstellung desselben durch die Qualität des Materials bedingt. Bei dem schönsten A. liegt die Bindung jedes Kettenfadens möglichst genau in der Mitte zwischen den Bindungen der nächstliegenden Fäden; bei dem vier- und sechsschäftigen, dem sog. unechten A., sind nicht alle Bindungen getrennt. Da bei allen atlasartigen Geweben ausschließlich die rechte Seite von Bedeutung ist, auf welcher nur die Kettenfäden sichtbar sind, wird häufig mit seidener Kette ein Einschlag aus geringerm Material, meist Baumwolle, verarbeitet. So besteht eine Art chinesischer A. aus seidener Kette mit leinenem Einschlag, während beim Brüggischen A. der letztere aus Wolle hergestellt ist.

Atlasholz oder Satinholz, auch Seiden- oder Feroleholz, ein zu feinern Tischlerarbeiten verwendetes, nach dem Schleifen seidenglänzendes,

geadertes Holz von gelber, roter und brauner Farbe, wird von West- und Ostindien importiert. Es ist das Stammholz verschiedener Pflanzen, als Chloroxylon Swietenia, Maba guianensis, Ferolia guianensis u. a.

Atlasspat oder Atlasstein nennt man wegen seines seidenschimmernden Glanzes im Handel eine faserige, aus sehr feinen langnadelförmigen Krystallen bestehende Abänderung des kohlensauren Kalks. Er ist meist nur an den Kanten durchscheinend, schnee- und rötlich-weiß, oder durch verschiedene Metalloxyde bläulich oder grünlich gefärbt, und nimmt trotz seiner geringen Härte eine schöne Politur an, weswegen er namentlich in England zu verschiedenen Luxusgegenständen, wie z. B. zu Ohrgehängen, Halsbändern u. s. w. verarbeitet wird.

Atmen, s. Atmung.

Atmiatrie (grch.), Atmungs- oder Luftheilkunde, derjenige Teil der Hygieine, welcher sich mit der diätetischen und therapeutischen Pflege des Atmungsorgans beschäftigt. Sie zerfällt in die physiologische A., die Lehre von dem äußern und innern Mechanismus der Atmung (s. d.), in die technische A., welche von der Verunreinigung der Luft und ihrer Verhütung durch Ventilation und Desinfektion handelt, in die klimatische A. oder Klimatologie (s. d.), die Lehre von der Einwirkung der verschiedenen Klimate auf den menschlichen Körper, und in die therapeutische A., welche die praktische Verwertung bestimmter Klimate zu diätetischen und therapeutischen Zwecken (sog. Klimatotherapie, s. d.) und die Anwendung methodisch eingeatmeter Heilmittel (s. Inhalation) lehrt. Vgl. P. Niemeyer, «Atmiatrie» (Erlangen 1872).

Atmidométer (grch.), s. Atmométer.

Atmologie (grch.), Lehre von der Verdunstung.

Atmométer (grch.), auch Atmidométer, Evaporiméter, Verdunstungsmesser, nennt man in der Meteorologie eine Vorrichtung, um die Größe der Verdunstung einer Flüssigkeit, besonders des Wassers, zu messen. Am einfachsten dient dazu ein flaches, mit Flüssigkeit gefülltes Gefäß, in welchem man die Größe der Verdunstung entweder direkt mißt oder, indem man das Ganze auf eine Wage setzt, durch Wägung bestimmt. Solche Vorrichtungen wurden zuerst gebraucht von Muschenbroek (1731) und Richmann (1751). Saussure machte (1783) darauf aufmerksam, daß man, um die wahre Größe der Verdunstung der Gewässer zu finden, das zum A. bestimmte Gefäß mitten auf das Wasser setzen müsse. Dann ist aber auch noch ein Regenmesser dabei anzubringen, um die Menge des auf das Gefäß gefallenen Regens bestimmen und abziehen zu können. Später haben sich Leslie (1823), Schübler (1831), Kämtz (1836), Neumann (1852), Mühry (1861), Vivenot (1863), Prestel (1863) u. a. m. mit dem A. beschäftigt und auch neue Arten von A. konstruiert.

Atmosphäre (von dem griech. ἀτμός, Dunst, und σφαῖρα, Kugel), d. i. Dunstkugel, Dunstkreis, Luftkreis, bezeichnet zunächst die unsere Erde umgebende, mit dieser täglich sich umdrehende und sie auf ihrer Bahn um die Sonne begleitende Luftmasse. Analog nennt man alle Gas- oder Dunsthüllen, welche um einzelne Körper verbreitet angenommen werden, A. und spricht z. B. von einer A. der Sonne und anderer Himmelskörper, von einer Gasatmosphäre irdischer Gegenstände (s. Absorption), von einer die Atome umgebenden [illegible]
des Äthers (s. d.). Bildlich nennt man elektri[illegible]
A. den sphärischen Raum um einen elektrisiert[illegible]
Körper, innerhalb dessen letzterer elektrische [illegible]
fluenz (s. Elektricität) bewirkt; elektrische A. [illegible]
also gleichbedeutend mit elektrischer Wirkung[illegible]
sphäre. Die Höhe der die Erde umgebenden Lu[illegible]
schicht ist im Vergleich zum Durchmesser der E[illegible]
kugel jedenfalls sehr gering, sie läßt sich jedoch ni[illegible]
genau angeben.

Wenn man sich durch Besteigen von Bergen o[illegible]
mit Hilfe des Luftballons über die Erdoberflä[illegible]
erhebt, so kann man durch Beobachtung des Ba[illegible]
meters wahrnehmen, daß dessen Stand mit [illegible]
größern Höhe sinkt, woraus sich schließen läßt, [illegible]
die Luft in der Höhe immer dünner wird. Es [illegible]
dies seinen Grund darin, daß die Luft als expansi[illegible]
Flüssigkeit nach dem Mariotteschen Gesetze (s. Aër[illegible]
statik) sich um so mehr auszudehnen sucht, [illegible]
geringer der Druck ist, der auf ihr lastet. Da [illegible]
nun aber zugleich auch, wie alle andern Stoffe, [illegible]
Schwere unterworfen ist, so haben die der Erde [illegible]
nächstliegenden Luftschichten den Druck aller [illegible]
überliegenden zu tragen, sind also am meisten [illegible]
sammengedrückt, die darüberliegenden um so we[illegible]
ger, je höher sie liegen. Daraus folgerten man [illegible]
daß zwar die Verdünnung immer größer wer[illegible]
müsse mit der Entfernung von der Erde, die A. se[illegible]
aber nie absolut aufhöre, sondern sich ohne Grenz[illegible]
in den Weltraum hinauserstrecke. Man hat ind[illegible]
genügenden Grund, mit G. Schmidt (1822) an[illegible]
nehmen, daß die A. begrenzt ist, denn die bei[illegible]
Kräfte, durch welche jedes Luftteilchen der A. [illegible]
Gleichgewicht gehalten wird, die Expansionsk[illegible]
der Luft und ihre Schwere, nehmen zwar mit [illegible]
Entfernung von der Erdoberfläche an Stärke [illegible]
die erstere Kraft aber schneller als die zweite, s[illegible]
es eine Höhe geben muß, in welcher beide g[illegible]
stark sind, und diese Höhe muß offenbar die G[illegible]
der A. sein. Die Höhe dieser Grenze läßt sich [illegible]
genau ermitteln, solange man nicht das Gese[illegible]
Temperaturabnahme in den verschiedenen [illegible]
der A. kennt, denn die Expansionskraft eines G[illegible]
hängt stets von seiner Temperatur ab.

Nach Zugrundelegung verschiedener Hypot[illegible]
über diese Temperaturabnahme hat man f[illegible]
Höhe der A. Werte berechnet, welche zwisch[illegible]
und 2000 km schwanken. Einen ungefähren [illegible]
halt für Bestimmung der Höhe der A. biet[illegible]
Erscheinung der Dämmerung. Vor Aufgan[illegible]
nach Untergang der Sonne erscheint noch ei[illegible]
der A. durch die Sonnenstrahlen erleuchtet. [illegible]
Grenze des erleuchteten Teils des Himmels [illegible]
den unerleuchteten nennt man den Dämme[illegible]
bogen, und aus der Höhe dieses Dämme[illegible]
bogens kann man ungefähr auf die Höhe [illegible]
schließen, denn je weiter hinauf sich Luft vo[illegible]
licher Dichte vorfindet, desto weiter nach [illegible]
Sonne abgewendeten Seite des Horizontes zu [illegible]
offenbar der Dämmerungsbogen liegen. D[illegible]
Bogen aber keine scharfbegrenzte Linie ist, [illegible]
die auf seine Lage gegründeten Rechnunge[illegible]
nur annähernd: sie geben eine Höhe der A. [illegible]
75 und 150 km. Berechnet man nach den F[illegible]
welche sich aus der Abnahme des Luftdru[illegible]
hohen Bergen ergeben, die Stärke des Lu[illegible]
in noch größern Höhen, so findet man u[illegible]
daß dieser Druck in einer Höhe von 60 km [illegible]
$1/_{760}$ von dem an der Meeresoberfläche bet[illegible]

einer Höhe von 75–90 km aber schon so unmerklich geworden sein muß, daß er auch mit dem empfindlichsten Barometer nicht mehr wahrgenommen werden kann. Vermöge ihrer Schwere und Expansivkraft übt die A. einen Druck auf alle Gegenstände aus, mit welchen sie in Berührung steht. Im Niveau des Meers hält bei 0° C. der mittlere Druck der A. einer Wassersäule von 10,4 m oder einer Quecksilbersäule von 760 mm Höhe das Gleichgewicht, woraus folgt, daß sie im Durchschnitt einen Druck von etwas mehr als 1 kg auf jeden Quadratcentimeter Oberfläche ausübt. Die Brüder Weber haben (1836) durch Versuche gezeigt, daß die Arme und Beine, wenn man sie frei herabhängen läßt, nicht durch die Muskeln getragen werden, sondern es wird in den Achsel- und Hüftgelenken die Kugel nur durch den Luftdruck in der Pfanne zurückgehalten. Deshalb erfordern auch in großen Höhen, wo der Luftdruck bedeutend geringer ist, alle Bewegungen eine bedeutende Muskelanstrengung. Auch in technischer Hinsicht ist der Luftdruck sehr wichtig, denn auf seinem Vorhandensein beruht die Wirkung vieler Vorrichtungen, z. B. der Pumpen, der Saug- und Krummheber u. s. w. Ferner hängt auch die Temperatur des Siedens von Flüssigkeiten von der Größe des Luftdrucks ab und ist um so niedriger, je geringer der Luftdruck ist, sodaß z. B. das Wasser auf der Meierei Antisana in Südamerika in der Höhe von etwa 4000 m über dem Meere nicht mehr bei 100° C., sondern schon bei 86° C. siedet.

Die atmosphärische Luft ist nicht ein einfacher Stoff, ein Element, wie man ehedem annahm, sondern vielmehr ein Gemenge aus mehrern einfachen Stoffen, und zwar besteht sie wesentlich aus Sauerstoff und Stickstoff, was zuerst (1774) von Priestley und Scheele erkannt worden ist. Man darf in der A. alle diejenigen Stoffe voraussetzen, welche bei der gewöhnlichen Temperatur in den luftförmigen Aggregatzustand übergehen, sowie alle die, welche als gasförmige Produkte der in der Natur überall vor sich gehenden chem. Zersetzungen auftreten. Die genauesten Ermittelungen mit Hilfe des Eudiometers oder Luftgütemessers, besonders die von Gay-Lussac und Alex. von Humboldt (1804) ausgeführten, haben gelehrt, daß sich Sauerstoff und Stickstoff überall und auch in den höchsten, durch den Luftballon erreichten Höhen der A. genau in demselben Verhältnis gemischt vorfinden, und daß 100 Raumteile Luft aus 21 Teilen Sauerstoff und 79 Teilen Stickstoff bestehen. Beide Gase sind aber durchaus nicht chemisch verbunden, sondern nur mechanisch miteinander gemengt. Zwei andere, wenn auch nur in geringen Mengen, aber doch überall in der A. vorhandene Stoffe sind die Kohlensäure und der Wasserdampf. Die Kohlensäure beträgt in 10000 Raumteilen freier atmosphärischer Luft 2–6 Teile. In Räumen dagegen, welche mit Menschen erfüllt sind, wie in Hospitälern, Schlafräumen, Konzertsälen, Schulstuben, hat man schon oft in 100 Teilen Luft 1 Teil Kohlensäure gefunden. Der Gehalt der A. an Wasserdampf ist dagegen noch weit veränderlicher und hängt vorzüglich von der Temperatur der Luft ab. Die Kohlensäure wird an der Erdoberfläche erzeugt durch die Verbrennungsprozesse, zu denen auch das Atmen der Menschen und Tiere gehört, durch das Verwesen kohlenstoffhaltiger, besonders vegetabilischer Substanzen, durch verschiedene Gärungen, durch vulkanische Aushauchungen. Die in der Luft vorhandenen Wasserdämpfe haben zum Teil ähnlichen Ursprung, zum größern Teil entstehen sie aber durch Verdampfung von den großen auf der Erde verbreiteten Wasserflächen. In frühern Perioden, als die äußere Rinde der Erde noch nicht unter den Siedepunkt des Wassers abgekühlt war, muß die A. weit wasserdampfreicher gewesen sein; denn alles Wasser, was jetzt in Meeren, Flüssen, Seen und sonstwie auf der Erde sich findet, muß damals als Dampf in der A. sich befunden haben. Erst später, als die Erdoberfläche unter 100° C. sich abkühlte, vermochte sich ein Teil des Dampfes als tropfbares Wasser niederzuschlagen und in den Niederungen anzusammeln.

Außer der Kohlensäure und dem Wasserdampf sind der atmosphärischen Luft noch einige andere Stoffe in äußerst geringen Mengen fortwährend beigemischt, nämlich Ammoniak und Salpetersäure, zwei Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff und dem Sauerstoff. Das Ammoniak (s. d.) entsteht ohne Zweifel zum Teil durch die Verwesung der stickstoffhaltigen organischen Körper, der Pflanzen sowohl als der Tiere, sowie auch bei manchen Verbrennungen. Dem größten Teile nach wird es aber wohl ebenso wie die Salpetersäure beim Durchschlagen des Blitzes durch die feuchte Luft erzeugt, wie schon Cavendish durch Versuche im kleinen mit der Elektrisiermaschine nachgewiesen hat. Bei der großen Häufigkeit der Gewitter unter den Tropen und der beständigen Mischung der A. durch Winde ist es daher nicht zu verwundern, wenn man überall Spuren von Ammoniak und Salpetersäure nachweisen kann. Freilich nur Spuren, denn Horsford fand in 1 Mill. Gewichtsteilen Luft nur 47,6 Teile Ammoniak als Maximum. Andere, noch zufälligere und lokalere Beimischungen der A. sind z. B. das Schwefelwasserstoffgas in der Nähe von vielen chem. Fabriken, von Schwefelquellen und Vulkanen. Ein Gleiches gilt von der schwefligen Säure, der Schwefelsäure und dem Wasserstoffgase. In der Nähe von Sümpfen zeigt sich Kohlenwasserstoffgas. Mit dem Schaume, den die sich an den Ufern brechenden Wogen des Meers in die Luft schleudern, gelangen feinverteilte Stäubchen von Meerwasser in die A. und mit diesen die im Wasser aufgelösten Salze, sodaß sich nicht nur im Regenwasser an den Küsten, sondern auch im Binnenlande das im Seesalze (Chlornatrium) enthaltene Chlor nachweisen läßt. Auch in der Nähe von Gradierwerken werden feine Salzteilchen mechanisch in der Luft mit fortgerissen. Außer den genannten Stoffen befinden sich endlich noch an manchen Orten gewisse, der menschlichen Gesundheit schädliche Substanzen in der A., die sog. Miasmen (s. d.), welche, nach neuern Forschungen, meist lebende, mikroskopische Organismen (Gärungserreger) sein dürften.

Die A. ist indes nichts weniger als eine die Erde ruhig umgebende Lufthülle, sondern es gehen in ihr fortwährend Veränderungen vor sich. Die Hauptquelle dieser Veränderungen ist die ungleiche Erwärmung der A. durch die Sonnenstrahlen. Diese ist in der Nähe des Äquators am stärksten und nimmt nach den beiden Polen zu ab. Infolge dessen bildet sich am Äquator ein aufsteigender Luftstrom, welcher oben nach den Polen zu überfließt (Äquatorialwind), während unten kältere Luft von den Polen nach dem Äquator zuströmt (Polarwinde). Durch gegenseitige Einwirkung dieser beiden Strömungen (Winde), der Passate, deren Richtung durch

die Achsendrehung der Erde und lokale Einflüsse geändert wird, bilden sich die atmosphärischen Niederschläge, Nebel, Wolken, Regen, Schnee u. s. w., die, von starken elektrischen Entladungen begleitet, Gewitter genannt werden. Alle diese Veränderungen in der A. sowie auch die Veränderungen der Druck- und Temperaturverhältnisse derselben und die verschiedenen optischen Erscheinungen, wie Regenbogen, Nebensonnen, Morgen- und Abendröte u. s. w. nennt man Atmosphärilien; dieselben sind Gegenstände der Meteorologie (s. d.).

Atmosphärendruck ist der Druck von 1 kg auf den Quadratcentimeter, s. unter Aërostatik.

Atmosphärilien nennt man die Bestandteile der atmosphärischen Luft, namentlich die beim Atmungs-, Verbrennungsprozeß und der Vegetation in Betracht kommenden, wie Sauerstoff, Ozon, Kohlensäure, Ammoniak, Salpetersäure und salpetrige Säure, außerdem der Wasserdampf.

Atmosphärische Eisenbahnen ist die Bezeichnung für eine eigentümliche Art von Eisenbahnen, bei denen die Bewegung der Wagen durch Verdünnung oder Verdichtung der Luft bewirkt wird. Wenn in einer Röhre, in welcher sich ein luftdicht schließender Kolben befindet, auf einer Seite die Luft durch Auspumpen verdünnt wird, so bewegt sich der Kolben infolge des auf der andern Seite auftretenden Luftdrucks nach der minder dichten Stelle. Dasselbe geschieht, wenn man komprimierte Luft in die Röhre preßt; sie bewirkt durch ihren Druck gleichfalls eine Vorwärtsbewegung des Kolbens. Besitzt die Röhre einen so großen Durchmesser, daß der zu bewegende Körper gänzlich von ihr umschlossen wird, dieser also gewissermaßen selbst die Rolle des Kolbens übernimmt, so pflegt man derartige Förderungswege als Pneumatische Bahnen zu bezeichnen. Liegt hingegen zwischen gewöhnlichen Eisenbahnschienen eine Röhre, in welcher sich ein Kolben bewegt, der vermöge eines Arms mit dem oberhalb befindlichen Wagen in Verbindung steht, so führen diese Einrichtungen den Namen Atmosphärische Bahnen. Um die ungehinderte Bewegung des Arms im letztern Falle zu ermöglichen, wird die Röhre mit einem Schlitze versehen, den eine Reihe hintereinander gestellter Lederklappen oder eine andere Vorrichtung möglichst luftdicht bedeckt. Während der Bewegung schiebt der Arm die Klappen beiseite, die sich hinter demselben vermöge ihrer Elasticität wieder schließen. Das Auspumpen der Luft erfolgt durch große, in den Stationen aufgestellte Dampfmaschinen.

Die erste Idee einer Atmosphärischen Eisenbahn scheint bereits 1810 von dem dän. Ingenieur Medhurst ausgegangen zu sein; der engl. Ingenieur Vallance trat später mit demselben Gedanken hervor, welcher in dem engl. Patente 4905 vom J. 1824 näher entwickelt wurde. Beiden Konstruktionen lag das Prinzip der Pneumatischen Eisenbahnen zu Grunde. Später trennte Medhurst die Triebröhre von dem Zuge, versah dieselbe mit einem Schlitze und gab hierdurch den Atmosphärischen Eisenbahnen diejenige prinzipielle Anordnung, welche ihnen auch fernerhin eigentümlich blieb. Alle weitern Verbesserungen und Vorschläge betrafen nun fast ausschließlich die Durchführung des luftdichten Verschlusses für den Schlitz, wie namentlich bei der patentierten Konstruktion des Amerikaners Pinkus 1834, welche jedoch nicht die gewünschten Erfolge mit sich führte. Clegg und Samuda, zwei engl. Ingenieure, nahmen die Versuche wiederu auf, welche ihnen auch gelangen. Nach ihrem S stem wurde die erste Atmosphärische Eisenbahn v Kingstown nach Dalkey in Irland erbaut und 18 eröffnet. Bald nachher machten eine Zeit lang Atmosphärischen Eisenbahnen den Lokomotivba nen ernstlich den Rang streitig. Viele nambaf Ingenieure beschäftigten sich mit ihrer Vervo kommnung und bedeutende Kapitalien wurden ihrem Bau herangezogen. Zu erwähnen sind Atmosphärischen Eisenbahnen von London n Croydon und Epsom, von Exeter nach Plymou von Nanterre nach St.-Germain. Um 1848 w den jedoch die großen Nachteile des ganzen Syste allmählich klar. Die Schwierigkeit eines vollko men luftdichten Röhrenverschlusses, die bedeuten Reibungswiderstände des Kolbens brachten gro Kräfteverlust mit sich. Die fast unüberwindlic Hindernisse, welche sich einer rationellen Zugran rung in den Stationen entgegenstellten, die gro Anlage-, Erhaltungs- und Betriebskosten der die Luftverdünnung nötigen stabilen Maschin endlich die geringe Zugkraft, die nur wenige Wa zu fördern vermochte: alles dies brach über System den Stab, noch ehe es sich zur vollen Bl entwickelt hatte. Jetzt besteht keine Atmosphäri Eisenbahn mehr; alle früher erbauten wurden den Lokomotivbetrieb umgestaltet.

Im J. 1879 tauchte indes eine Idee auf, wel das System Atmosphärischer Eisenbahnen neu dings wiederum von Bedeutung erscheinen lä Es ist dies L. Gonins «Ascenseur à l'air co primé», bestehend aus einem in der Achse eines wöhnlichen Eisenbahngleises gelegten gußeise Rohr, wie dies die Abbildung (Fig. 1) zeigt.

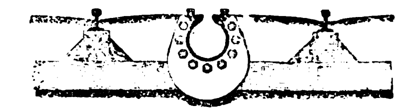


Fig. 1.

in dem Rohre sich bewegende Kolben ist mit ei Teile in Verbindung, welcher durch den Längs des Rohres heraustritt und mit einem kleinen gen verbunden ist, der mittels Puffer den Zug sich herschiebt. Der Schlitz wird durch ein fortla des, der Länge nach biegsames Ventil geschlo welches im Zustande der Ruhe frei herabh

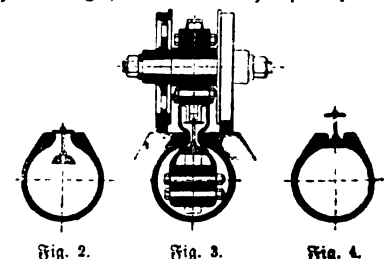


Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

(s. Fig. 2), beim Durchgange des dem Kolben v gehenden Teils sich etwas hebt (s. Fig. 3) u Ankunft des Kolbens sich luftdicht an die Seitenwände des Schlitzes legt (s. Fig. 4). hinter dem Kolben verdichtete Luft eingelasse schiebt diese den Kolben vorwärts und drück Ventil auf die ganze Länge hinter dem K an der Längsspalte des Rohres luftdicht an.

komprimierte Luft entströmt einem Reservoir, in das sie durch die herabgehenden Züge wieder gepreßt wird. Für zu Thal fahrende Lasten wirkt also der Kolben zugleich als Bremse. Versuche zu Genf haben günstige Resultate ergeben.

Brauchbarer hat sich das Prinzip der **Pneumatischen Bahnen** erwiesen. Die Rohrpost-Anlagen Englands, Wiens, Berlins, Newyorks beruhen auf demselben. Für Personenbeförderung, bei welcher der Wagen die Rolle des Kolbens spielt, wurde der erste Versuch 1864 auf einer kurzen Versuchsstrecke durch den Ingenieur Rammel in der Nähe des Kristallpalastes zu Sydenham bei London unternommen. Die Röhre ist 547 m lang, gemauert, enthält ein Gleis und kann die auf der Great Westernbahn benutzten größten Personenwagen aufnehmen. Nach günstigen Versuchen wurden größere Unternehmungen vorbereitet, das System auszubeuten; in London konstituierten sich Gesellschaften und in Amerika tauchten ebenfalls Projekte auf. Indeß hat auch dieses System, welches bei den großen Alpenbahnen (Mont-Cenis, St. Gotthard) neuerdings in Vorschlag kam, eine größere Bedeutung nicht erlangt. Vgl. Heusinger von Waldegg, »Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik« (Bd. 1, Lpz. 1877).

Atmosphärische Niederschläge, s. Niederschlag.

Atmosphärographie (grch.), die Beschreibung der Atmosphäre und ihrer Einflüsse auf die Erde, deren Vegetation, Klima u. s. w.

Atmosphärologie (grch.), die Lehre von der Atmosphäre und deren Einflüssen auf die Witterung; sie bildet einen Teil der Meteorologie.

Atmung oder **Respiration** nennt man diejenige Verrichtung der organischen Körper, welche in einer abwechselnden Aufnahme und Ausscheidung luftförmiger Stoffe besteht. Bei den Pflanzen und den niedrigsten Tieren sowie bei den Eiern der Tiere scheint dieselbe an kein besonderes Organ gebunden zu sein, sondern an der ganzen Körperoberfläche vor sich zu gehen. Bei der großen Mehrzahl der Tiere ist aber zur Vermittelung der Respiration ein eigentümlicher Apparat vorhanden, dessen Bau und Einrichtung in den verschiedenen Tierklassen verschieden ist. (S. Lunge, Kiemen, Tracheen.) Fast durchgängig ist die Thätigkeit dieses Apparats mit gewissen, äußerlich mehr oder weniger sichtbaren Bewegungen bestimmter Körpergegenden (Atembewegungen) verbunden. Am deutlichsten sind diese bei denjenigen Geschöpfen, welche Lungen besitzen, also bei dem Menschen, den Säugetieren, den Vögeln, Reptilien und Amphibien. Doch sieht man auch sehr lebhafte Atembewegungen bei vielen durch Kiemen atmenden Tieren, z. B. den Fischen und Sepien (Tintenfischen). Beim Menschen geschieht die Aufnahme von Luft in die Lungen oder das Einatmen (Inspiration) dadurch, daß die Brusthöhle erweitert wird, indem durch die Thätigkeit verschiedener Muskeln (Atemmuskeln) einesteils der Boden dieser Höhle, das nach oben gewölbte Zwerchfell sich abflacht und nach der Bauchhöhle zu hinabsteigt, anderenteils die von den Rippen und den sie verbindenden Weichteilen gebildeten Seitenwände der Brusthöhle sich heben und dadurch stärker wölben. Die Brustwandungen sind auf ihrer Innenseite von einer sog. serösen Haut, dem Brustfell (s. Brust), ausgekleidet, welche zugleich auf die Außenseite der Lunge sich fortsetzt, und auf diese Weise einen überall hermetisch geschlossenen Sack darstellt, dessen Höhle, die Pleurahöhle, etwas schlüpfrige Feuchtigkeit enthält und so das Gleiten der einander zugekehrten Flächen begünstigt. Von der Kontinuität des Rippenfells und dem hermetischen Verschluß der Pleurahöhle hängt die A. in mechan. Hinsicht ab. Denn da die elastischen Lungen mit ihrer Oberfläche der Innenfläche der Brustwandungen überall luftdicht anliegen, so müssen sie notwendig den Bewegungen der letztern folgen und sich bei der Erweiterung der Brusthöhle selbst mit erweitern, was eine stärkere Ausdehnung der unzähligen kleinen Bläschen (Alveolen) bewirkt, aus denen das Lungengewebe besteht. Der durch die Verästelung der Luftröhren (Bronchien) und die Lungenbläschen hergestellte Hohlraum der Lungen steht aber durch die Luftröhre, den Kehlkopf und die Mund- und Nasenhöhle mit der äußern Luft in direkter Kommunikation; sobald also dieser Hohlraum vergrößert wird, strömt die Luft von außen herein und füllt den Raum aus. Das Maß der eingeatmeten Luft entspricht also genau der Vergrößerung, welche der Brustkasten erleidet. Indem nach einer sehr kurzen Dauer die Thätigkeit der Atemmuskeln wieder aufhört, erfolgt durch das Heraufsteigen des Zwerchfells und das Zurücksinken der seitlichen Brustwände wieder eine Verengerung der Brusthöhle, und in demselben Maße werden auch die Lungen auf ein geringeres Volumen zusammengedrückt. Infolge dieser Kompression muß eine der Verengerung der Brusthöhle entsprechende Menge von Luft wieder aus den Lungen austreten. Diesen Austritt der Luft nennt man das Ausatmen (Exspiration). Die Lungen, mit den sie umschließenden Wandungen der Brusthöhle, verhalten sich also beim Ein- und Ausatmen gerade wie ein elastischer Sack, dessen äußere Hülle abwechselnd auseinandergezogen und zusammengedrückt wird. Die Brusthöhle dehnt sich übrigens beim Einatmen gewöhnlich nicht in allen ihren Teilen in gleichem Grade aus, sondern es herrschen in dieser Hinsicht gewisse, durch Alter und Geschlecht bedingte Verschiedenheiten. In der Kindheit erweitert sie sich besonders durch Herabsteigen des Zwerchfells, wobei der Bauch vorgewölbt wird (sog. Bauchatmen), bei dem Manne mehr durch Ausdehnung des untern, bei dem Weibe mehr durch Ausdehnung des obern Teils der Rippenwandung (sog. Brustatmen). In die Luftröhre gelangt die Luft beim Einatmen aus der Nasenhöhle und kehrt durch dieselbe beim Ausatmen auch wieder zurück. Nur in Fällen, wo sich die Lungen so stark ausdehnen, daß zur Füllung derselben die durch die Nase eindringende Luft nicht ausreicht, oder wo der Luft der Durchgang durch die Nase sehr erschwert oder ganz verschlossen ist (wie in manchen Krankheiten der Nase und des hintern Rachenraums), oder endlich infolge schlechter Gewohnheit, wird die Luft auch durch den Mund ein- und ausgeführt. Dies bewirkt, wenn es längere Zeit hindurch geschieht, Trockenheit und einen weißlichen Beleg der von ihr berührten Teile der Mundhöhle, vorzüglich der Zunge. Aus der Betrachtung der Atembewegungen ergibt sich von selbst, daß alles, was die Erweiterung der Brusthöhle behindert, auch die A. beeinträchtigen muß, also nicht bloß Kleidungsstücke, durch welche Brust- und Oberbauchgegend zusammengepreßt werden, sondern auch übermäßige Anfüllung des Bauchs mit Speisen oder Ausleerungsstoffen.

Für gewöhnlich gehen die Atembewegungen ohne unsern Willen vor sich. Dieser hat aber auf sie

insofern einen Einfluß, als wir die Thätigkeit der Muskeln, durch welche sie bewirkt werden, nach Belieben verstärken (tiefer einatmen) oder wenigstens auf Augenblicke hemmen (den Atem anhalten), sowie auch in gewissem Grade beschleunigen oder verlangsamen und häufiger oder seltener sich wiederholen lassen können. Außerdem aber richtet sich die Stärke und Häufigkeit der Atembewegungen nach dem Atmungsbedürfnis des Organismus, d. h. nach dem Maße, in welchem der bei der Respiration in den Lungen stattfindende Gasaustausch für den Lebensprozeß gerade erforderlich ist. Denn die A. gehört zu den Lebensbedingungen der organischen Körper; je höher diese organisiert sind, desto weniger können sie dasselbe auch nur auf kurze Zeit entbehren. Ein Mensch kann nicht leicht über eine Minute unter Wasser bleiben. In manchen krankhaften Zuständen, z. B. in der Ohnmacht, ist dagegen die A. oft viel länger aufgehoben, weil in ihnen das Atmungsbedürfnis und das Leben überhaupt auf Null gesunken ist; während solche Krankheiten, die zunächst nur eine Beeinträchtigung des Verkehrs zwischen Luft und Blut in den Lungen herbeiführen, bei längerer Dauer auch eine Störung in den meisten übrigen Verrichtungen des Körpers zur Folge haben. Wenn das Atmungsbedürfnis nicht auf genügende Weise befriedigt wird, entsteht das Gefühl der Beklemmung und Beängstigung.

Der chem. Prozeß, welcher bei allen Tieren in der Atmung maßgebend ist, besteht in dem Austausche von Kohlensäure und Wasserdampf, welche im Körper gebildet und den Atemorganen zugeführt werden, gegen Sauerstoff, welcher aus der atmosphärischen Luft bezogen wird. Der Stickstoff der Luft spielt bei der A. keine Rolle. Da die Luft aber selten mit Wasserdampf vollständig gesättigt und selten auch so warm ist, als sie in der Lunge wird, so ist die notwendige Folge, daß beim A. dem Körper Wasser entzogen wird.

Für Erhaltung der Gesundheit ist es notwendig, daß die einzuatmende Luft die gehörige Beschaffenheit habe, d. h. reine atmosphärische Luft sei. Die Verunreinigung der Luft durch gewisse sog. irrespirable Gasarten, wie Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w. wirkt wenigstens auf die höher organisierten Körper geradezu vergiftend. Aber auch ganz reine atmosphärische Luft wird in einem geschlossenen Raume, wo keine Erneuerung derselben stattfindet, schon durch die A. selbst allmählich untauglich zur Unterhaltung des Respirationsprozesses, indem sich ihr Sauerstoff immer mehr vermindert, dagegen ihr Gehalt an Kohlensäure immer mehr zunimmt. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, in den Wohnzimmern nicht nur der Gesunden, sondern auch der Kranken stets für gehörige Lüftung zu sorgen. (S. Ventilation.) Was die Zahl der abwechselnden Ein- und Ausatmungen, die in einer bestimmten Zeit gemacht werden (die Häufigkeit der Atemzüge oder die Respirationsfrequenz) anbelangt, so variiert dieselbe bei verschiedenen Personen selbst im gesunden Zustande und unter sonst gleichen äußern Bedingungen, namentlich aber durch äußere Einflüsse in hohem Grade. Erwachsene Menschen atmen in einer Minute durchschnittlich 12—16mal, Kinder öfter. Setzt man die A. im Liegen als Einheit, so vermehrt Fahren im Wagen oder auf Eisenbahnen die Frequenz um die Hälfte; Spazierengehen und Reiten im Schritt verdoppelt; Reiten im Trab schnelles Fußgehen vervierfacht sie. In Krankhe ten kann sie sehr bedeutende Abweichungen erleide Die Quantität der jedesmal ein- und ausgeatm ten Luft läßt sich messen. Die Lunge enthält au nach dem tiefsten Ausatmen noch eine bedeuten Quantität, 12—1600 ccm, Luft (Residualluft); d Größe der Atemzüge beträgt bei erwachsenen Me schen von mittlerer Größe in vollkommen ruhige Zustande ungefähr 500 ccm, während die Lung solcher Menschen, im Zustande der größten Au dehnung (bei möglichst tiefem Einatmen), ungefä 4000 ccm Luft, also zu der Residualluft noch 24- 2800 ccm Luft, aufzunehmen vermögen. Diejeni Luftmenge, welche nach einer möglichst tiefen Ei atmung ausgeatmet werden kann, bezeichnet ma als die vitale Kapazität der Lungen. Zur B stimmung der eingeatmeten Luftmengen (sog. Sp rometrie) bedient man sich eines von Hutchins konstruierten gasometerartigen Apparates, des so Spirometers. Die Zahl sowohl als die Grö der Atemzüge sind beide während des Schlafs ve ringert. In den nächsten 2—3 Stunden nach de Essen (also während der Verdauung) sind sie grö als an den übrigen Tageszeiten. Durch Körpe bewegung werden sie gesteigert, durch Erhöhung d Luftwärme vermindert. Nach dem Genusse spi tuöser Getränke, des Kaffees und Thees nimm wenigstens die Größe der Atemzüge merklich ab.

Die ausgeatmete Luft, der sog. Atem od Odem, ist wärmer als die eingeatmete, reicher a Kohlensäure und Wasserdampf, ärmer an Saue stoff. Außerdem sind derselben oft gewisse Ried stoffe beigemischt, welche im ganz normalen Ate nicht vorkommen, sondern die Folge örtlicher St rungen oder Krankheiten des Mundes, der Na oder der Lungen, in seltenern Fällen auch dur den Genuß riechender Substanzen und deren Au nahme ins Blut verursacht sind, wie z. B. na dem Genusse von Spirituosen. Überhaupt ist d Aufnahme wie Abgabe von gasförmigen Stoff durch die Lunge eine überraschend schnelle und vo ständige. Deshalb riecht z. B. der Urin soglei nach Veilchen, sobald man nur einige Minuten einem frisch gefirnißten Zimmer geatmet und flü tige Dämpfe von Terpentinöl auf diese Weise a genommen hat.

Ist die äußere Luft erheblich kälter als der Ate so schlägt sich der reichliche Wasserdampf des letzte in Form kleiner Bläschen nieder, d. h. er bil Dunst; auch das Anhauchen eines Spiegels ze den reichen Wassergehalt des Atems. Der Men atmet auf diese Weise täglich mehr als 250 g Wa aus. Unendlich wichtiger ist jedoch der Untersch der ein- und ausgeatmeten Luft in Betreff des Ko lensäure- und Sauerstoffgehalts. Die atmosph rische Luft enthält im Mittel nur $^{4}/_{10000}$ Kohl säure, der Atem $^{4}/_{100}$, also hundertmal mehr. Tre man den Atem durch ein Röhrchen in ein mit k rem Kalkwasser gefülltes Glas, so trübt sich d Wasser allmählich, weil die Kohlensäure sich m dem gelösten Kalk zu unlöslichem kohlensauren K verbindet. Im Mittel scheidet ein 24—28 J. al Mann (zu dieser Zeit ist die A. am stärksten) 44, Kohlensäure in einer Stunde aus; er verbren also in 24 Stunden 291,6 g Kohlenstoff, etwas m als ein halbes Pfund, das ihm in der Nahrung setzt werden muß. Die Menge des verbrauch Kohlenstoffs hängt aber ungemein von der Nahru

ab; bei Hunger schied derselbe Mann, der bei überreichlicher Fleischnahrung 926,8 g Kohlensäure (= 252,8 g Kohlenstoff) verbrauchte, nur 662,9 g Kohlensäure (= 180,8 g Kohlenstoff) aus. Fast ebenso viel als der Atem an Kohlensäure reicher als die äußere Luft, ist er an Sauerstoff ärmer, d. h. die atmosphärische Luft verliert bei ihrem Aufenthalte in den Lungen genau ebenso viel Sauerstoff, als sie Kohlensäure gewinnt, und zwar dem Volumen nach, denn an Gewicht übertrifft die Kohlensäure den Sauerstoff. Die Kohlensäure des Atems stammt zunächst aus dem Blute, und ebendasselbe nimmt den Sauerstoff aus der eingeatmeten Luft auf. Die zahllose Menge der Lungenbläschen, welche, wie die Beeren einer Traube, dichtgedrängt an den letzten Ästchen der vielfach verzweigten Luftröhren hängen und deren atmende Fläche Huschke zu 2000 Quadratfuß (ungefähr 196 qm) berechnete, werden umsponnen von einem dichten Netze feinster Blutgefäßchen, durch deren zarte Wand hindurch die Kohlensäure in die Luft der Lungenbläschen, und umgekehrt der Sauerstoff der letztern ins Blut gelangt. Vergleicht man das in die Lungen fließende Blut mit dem aus ihnen abfließenden, so findet sich dem entsprechend, daß ersteres mehr Kohlensäure, letzteres mehr Sauerstoff enthält. Zugleich bemerkt man, daß ersteres dunkelrot (venös), letzteres hellrot (arteriell) erscheint, eine Folge der Einwirkung des Sauerstoffs auf den Farbestoff der Blutkügelchen. Der Umstand, daß schon das in die Lungen strömende Blut reichliche Kohlensäure enthält, beweist, daß letztere nicht erst in der Lunge gebildet wird, daß also zwar die Lunge der Ort der Ausscheidung, nicht aber der alleinige Entstehungsort der Kohlensäure ist. Nicht unmöglich erscheint es, daß sich auch in der Lunge eine geringe Menge Kohlensäure bildet; bei weitem der größte Teil aber entsteht nachgewiesenermaßen teils im Blute überhaupt, teils, und zwar ganz vorzugsweise, in den Geweben der verschiedenen Organe. Jede Thätigkeit der Organe ist geknüpft an einen Stoffwechsel in ihnen, bei welchem Sauerstoff verbraucht, Kohlensäure gebildet und zugleich Wärme frei wird. Diese in den Geweben vor sich gehende Verbindung des Sauerstoffs mit Kohlenstoff zu Kohlensäure, beziehentlich mit Wasserstoff zu Wasser, also die beständige Verbrennung der organischen Substanzen, bildet das letzte Glied in der Kette chem. Vorgänge, welche man als Stoffwechsel des Organismus zu bezeichnen pflegt, und Leben und Wachstum ist vorzugsweise mit bedingt durch diese als Oxydation bezeichneten chem. Vorgänge. Da die Gewebe des tierischen Körpers, mit Ausnahme des Fettes, alle Stickstoff enthalten, so muß bei der Verbrennung ihres Kohlen- und Wasserstoffs zu Kohlensäure und Wasser zugleich der Stickstoff eine Umwandlung erleiden und ausgeschieden werden. Dies geschieht durch die Nieren in Form von zwei stickstoffhaltigen Substanzen, Harnstoff und Harnsäure, die sich stets im Urin finden. Das Gleiche gilt für den Phosphor und den Schwefel, die sich in manchen Geweben finden. Die Urinabscheidung steht deshalb in genauem Verhältnis zur Atmung und man hat nicht mit Unrecht das ganze Verhältnis in der Weise darzustellen gesucht, daß bei der Verbrennung der tierischen Substanzen im Körper die Atemorgane den Rauchfang darstellen, durch welchen die flüchtigen Stoffe entweichen, während die Harnorgane die Asche nach außen führen.

Daß jede Störung eines in das Leben so tief eingreifenden Prozesses die wichtigsten Folgen für die Gesundheit haben muß, ist einleuchtend. Eine gesunde, reine Luft ist für das Gedeihen des Körpers noch weit wichtiger, wie eine gesunde, nahrhafte Kost. Gleichwohl legt man auf letztere ein viel größeres Gewicht als auf erstere. Namentlich an Orten, wo Menschen in geschlossenen Räumen stundenlang atmen müssen, in Sälen, Theatern, vor allen Dingen aber in Schulzimmern und Schlafstuben ist die Sorge für reine Luft erste Bedingung. Die Gewohnheit hat hier die schädlichsten Dinge eingewurzelt. Der Mensch bringt etwa ein Drittel seines Lebens im Schlafzimmer zu (8 Stunden von 24) und nichtsdestoweniger wählt man dazu die engsten, dunkelsten Räume der Wohnung und verwehrt noch obenein der Luft durch dichte Vorhänge den Zutritt. Zahllose Krankheiten stammen aus der Vernachlässigung der A. Jeder also, insbesondere der Kranke und Genesende, suche sich reine Luft zu verschaffen, sorge aber auch dafür, daß er sie gehörig atme. Alles, was die kräftige Entwickelung des Brustkastens hemmt, was die Ausdehnung desselben beim Einatmen hindert, muß möglichst beseitigt werden. Enge Kleidungsstücke um Brust und Bauch, Gurte, Schnürleiber, feste Hosenträger u. s. w. sind durchaus zu vermeiden. Männern ist eine erkünstelte Taille noch viel schädlicher als Frauen, weil Männer mehr mit den untern Teilen des Brustkastens atmen und überhaupt ein stärkeres Atmungsbedürfnis haben als Frauen. Dauerndes Stehen und Sitzen mit gekrümmtem Rücken ist immer und besonders in der Jugend schädlich. Manche gewöhnen sich dabei eine so oberflächliche, ungenügende A. an, daß bald der ganze Körper darunter leidet. Wer sich bei seiner Beschäftigung nicht genügende Bewegung machen kann, unterbreche dieselbe also wenigstens von Zeit zu Zeit durch einige Atemzüge bei stehendem Körper, damit er das inzwischen Versäumte einigermaßen nachhole.

In der **Botanik** versteht man unter A. denjenigen Stoffwechsel im vegetabilischen Organismus, bei welchem Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure infolge Oxydation oder Verbrennung des Kohlenstoffs abgeschieden wird. Zahlreiche Untersuchungen haben sicher festgestellt, daß alle lebenden Pflanzen und Pflanzenteile atmen und daß diese A. eine Notwendigkeit für die Lebensthätigkeit der Pflanzen ist. Die A. ist nicht wie die Assimilation (s. d.) abhängig vom Chlorophyll (denn alle, auch die nicht grünen Pflanzen atmen), sondern sie findet höchst wahrscheinlich ausschließlich im lebenden Protoplasma statt, und diejenigen Stoffe, die vorzugsweise bei der A. verbrannt werden, sind vor allem die Kohlenstoffverbindungen, die bei der Assimilation in grünen Pflanzen gewonnen werden oder bei nicht chlorophyllführenden bereits als organische Körper aus Fäulnisprodukten und lebenden Organismen aufgenommen wurden. Während bei der Assimilation Kohlensäure aufgenommen und Sauerstoff abgegeben wird, findet bei der A. das Umgekehrte statt; es ist deshalb nicht richtig, allgemein zu sagen, daß die Pflanzen Kohlensäure der Luft entziehen und Sauerstoff an dieselbe abgeben. Bei nicht grünen Pflanzen ist nur A. vorhanden; es kann also von einer Sauerstoffausscheidung hier nicht die Rede sein. Bei chlorophyllführenden Pflanzen halten sich Assimilation und A. ziemlich das Gleichgewicht; während des Tages überwiegt die

Assimilation, denn diese ist vom Lichte abhängig, während der Nacht dagegen findet nur A. statt.

In der Pflanzenphysiologie unterscheidet man noch eine «intramolekulare Atmung», bei welcher die Pflanze nicht den Sauerstoff der Luft zur Verbrennung benutzt, sondern denjenigen, welcher sich in gewissen organischen Verbindungen in dem vegetabilischen Organismus selbst befindet. Dieser Atmungsprozeß findet statt, wenn Pflanzen unter Abschluß von Sauerstoff kultiviert werden; als wesentliches Produkt derselben ist ebenfalls Kohlensäure zu nennen. Als Verbrennungsmaterial dienen bei diesem Atmungsprozeß gleichfalls gewisse Kohlenstoffverbindungen, vorzugsweise die Kohlehydrate (s. d.), wie Stärkemehl und Zucker. Formen der intramolekularen A. sind höchst wahrscheinlich die verschiedenen Arten der Gärung (s. d.).

Ätna (Mongibello, aus dem ital. monte und dem arab. dschebel, d. h. Berg), der höchste der feuerspeienden Berge Europas, erhebt sich im nordöstl. Teile Siciliens terrassenförmig aus der Ebene von Catania bis zu einer Höhe von 3310 m. Seine Basis hat einen Umfang von etwa 130 km und auf seinen Abhängen stehen 65 Ortschaften mit etwa 300000 E. Er ist ringsherum durch tiefe Einsenkungen von dem umgebenden Kalk- und Thongebiet getrennt, namentlich durch die Flüsse Cantara im N. und Simeto im W. und S. Seine Unterlage, die namentlich an den östl. Steilküsten mehrfach aufgeschlossen ist, scheint durchweg aus denselben Schichten zu bestehen, wie die übrige Insel. Über dieser Basis steigt sein mächtiger Kegel empor, besetzt mit mehr als 200 kleinen Kraterbergen, bis zur Höhe von etwa 3000 m. Hier findet sich ein Gipfelplateau, der Piano del Lago von etwa 3 km Durchmesser, über dem der eigentliche Kegel noch 300 … emporsteigt. An der Südseite des Piano del Lag… steht die für Besteigungen des A. unentbehrlich… Casa inglese (2942 m über dem Meere), 1811 v… Engländern angelegt. Daneben ist jetzt ein astro… Observatorium errichtet, welches auch Gelegenh… zur Unterkunft für Reisende bietet. An der Ostsei… des Plateau findet sich eine tiefe Einsenkung, weld… nach dem Meere geöffnet ist, das Val del Bov… wahrscheinlich (nach Lyell) in frühern Zeiten ei… mal der Hauptkrater des A. Dieses tief eingerissen… Thal, welches von der Serra del Solfizio und d… Serra delle Concazze eingeschlossen wird, ist für d… Studium der Struktur des A. von großer Bede… tung. Unmittelbar über dem Rande des Val d… Bove steht der sog. Philosophenturm, welcher d… Sage nach dem Empedokles zur Wohnung g… dient hat. Die Besteigung des A. findet meist v… Nicolosi (698 m hoch) aus statt.



Der Ätna und seine Umgebung.

Man teilt den Berg … drei botan. Regionen: d… erste (regione piemo… tese o coltivata), die a… gebaute, ist mit Städte… Dörfern und Villen ang… füllt, wird von klein… Lavabergen gebildet u… erzeugt alle Produkte d… sicil. Ackerbaues, namen… lich Wein bis zur Hö… von 1100 m. Die Ansi… auf der Südostseite, z. … von Trecastagne, zeigt d… üppigsten Vorgrund m… Dattelpalmen, indian… Feigen, Aloë, Lorbe… bäumen, Orangen u… Granaten, und die reich… Ferne. Die zweite (r… gione boscosa), die Hö… oder Waldgegend, enth… von 650—1300 m beso… ders Eichen und Kas… nien, dann Rotbuchen … Birken, an der Nord… seite sind größere Nad… wälder, besonders von … nus Laricio. Doch s… die Wälder durch M… schenhände und La… ströme stark verwü… worden. Die dritte … gion (regione deserta), über 2100 m Höhe, nur kümmerliche Spuren vegetabilischen Lebe… keine eigentliche Alpenflora, weil Wasser m… gelt, aber bis 2500 m subalpine Sträucher, … letzt nur noch fünf Phanerogamen, von de… drei dem A. eigentümlich sind. Gerade diese d… Region ist aber, da sie auch im Sommer in a… Schluchten Eis und Schnee enthält, sehr wert… Sie versorgt nicht nur einen großen Teil Sicili… sondern auch Malta mit dem den Einwohnern … kühlenden Getränken unentbehrlichen Schnee, … es soll der Schneehandel, welcher für alleinige R… nung des Bischofs von Catania betrieben wird, e… jährlichen Gewinn von 15—18000 Mark abwe… Der besonders im N. und O. steil aufsteige…

aber nach auf den andern Seiten wild zerklüftete Berg scheint durch seine verschiedenen Lavaumlagerungen auf eine zweifache Epoche seiner Entstehung hinzudeuten, denn einige Lavaschichten wechseln mit jüngern Kalkgebilden. Vor Christi Geburt kennt man elf Ausbrüche desselben, unter denen die von 477 und 121 am merkwürdigsten; nach Christi Geburt sind es die von 1160, 1169, 1329, 1536, 1537, 1669, 1693, 1763, 1787, 1792, 1802, 1805, 1809, 1811—12, 1819, 1832, 1838, 1842, 1852 und in neuester Zeit 1865 (1. Febr.), 1874 (29. und 30. Aug.) und 1879 (26. Mai bis 6. Juni). Die Lavaergüsse verhalten sich in Menge und Mächtigkeit zu denen des Vesuv wie gewaltige Ströme zu unbedeutenden Flüssen, und haben schon oft mächtige Verheerungen angerichtet, deren Opfer wiederholt das nahe Catania und, wie 1651, die Gegend um Bronte war. Sie kommen nur in seltenern Fällen aus dem Hauptkrater, der dann jedesmal bedeutende Umformungen erleidet; meistens sind bei den Ausbrüchen besondere Krater gebildet worden, von denen Lavaströme ausgingen, wie die Monti-Rossi, die bei der furchtbaren Eruption von 1669 entstanden sind. Bei dem Ausbruche von 1874, welcher an der Nordseite des Gipfelplateau stattfand, spaltete sich der Ä. bis in die Nähe des Monte-Nero. Die Lage des Ä. und seine Umgebung zeigt vorstehende Karte.

Um die Topographie und Naturgeschichte des Ä. machten sich besonders verdient: Gemellaro durch seine Beobachtungen, Ferrara durch die «Descrizione del Etna» (Palermo 1818) sowie die zu Catania 1824 von ihm gegründete Gioenische Akademie, welche zu Ehren des Ritters Gioeni, des Verfassers einer «Litologia vesuviana», so genannt wurde, und Smyth durch sein «Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824). Das wichtigste Werk aber hat Sartorius von Waltershausen («Atlas des Ä.», Gött. u. Weim. 1848—59) geliefert. Aus dem Nachlaß desselben erschien: «Der Ä., nach den Manuskripten des Verstorbenen herausgegeben und vollendet von A. von Lasaulx» (2 Bde., Lpz. 1880). Hervorzuheben sind noch: Grassi, «Relazione storica ed osservazioni sulla eruzione etnea del 1865» (Catania 1865); Silvestri, «I fenomeni vulcanici presentati dell' Etna nel 1863—66» (Catania 1867); Strobl, «Der Ä. und seine Vegetation» (Würzb. 1880).

Ätolien (lat. Aetolia, grch. Αἰτωλία) nannten die Alten eine Landschaft im westl. Mittelgriechenland, welche im NO., N. und NW. an die Gebiete der Ötäer, Änianen, Doloper und Amphilocher grenzte, im W. durch den Achelous von Akarnanien geschieden, im S. vom Korinthischen Golfe bespült und im O. von Lokris begrenzt wurde. Ursprünglich zerfiel diese Landschaft in zwei Teile: das eigentliche oder alte Ä., welches im N. bis zum Gebirgsstock Panätolion (jetzt Plokopari), im O. bis zum Thale des Euenos, des bedeutendsten Flusses der Landschaft, reichte und in der altgriech. Heldensage und Sagengeschichte viel genannt wird, und das hinzueroberte Ä. (Aetolia Epiktetos), das von wilderen Stämmen bewohnt und von hohen, unwirtlichen Gebirgen (darunter der Korax im O. und der Tymphrestos im N.) erfüllt war. Während dieser letztere Teil des gesamten Landes weniger für den Ackerbau, als für Viehzucht und Jagd geeignet war, besitzt das Altätolien zwei ausgedehnte, durch den vom Achelous zum Euenos reichenden Gebirgszug des Arakynthos (jetzt Zygos genannt) geschiedene fruchtbare Ebenen, die zwar zu einem nicht geringen Teile durch Wasserbecken eingenommen werden, aber doch für den Betrieb von Ackerbau hinreichend Raum ließen. Blühend war hier auch die Pferdezucht; Weinbau wurde auf den untern Abhängen des Arakynthos, besonders im Gebiete von Kalydon getrieben. Den östl. Teil der nördlichern Ebene, welche die Fortsetzung zu der des mittlern Akarnanien bildet, beherrschte die Hauptstadt der ganzen Landschaft und der Sitz der Bundesversammlungen, Thermon. Benannt war Altätolien von den Ätolern, welche ihren Namen und Stamm auf einen mythischen Ätolos, den Sohn des Endymion, zurückführten, und wie ihre Nachbarn, die Akarnanen, dem ioleg. Stamme angehörten und die Hauptgottheit desselben, die Artemis (teils als Laphria, teils als Ätole), verehrten. In der Ätolia Epiktetos wohnten die Eurytanen, die Aperanten, die Agräer, die Ophionen und die Apodoten. Die Überlieferungen der Alten über Sitten und Charakter der Bewohner Ä.s lauten ungünstig. Sie werden als wild und roh geschildert, der Schwelgerei und Üppigkeit sowie der Plünderungssucht im Kriege, der Treulosigkeit im Frieden ergeben. Richtig ist jedenfalls, daß die Ätolier, deren Geschichte und Charakterbild nur durch ihre Gegner überliefert worden ist, die Bewohner von Südätolien ausgenommen, bis in das Zeitalter der Diadochen hinein die altgriech. wilden Zustände nur sehr teilweise abgestreift hatten, und namentlich stets Raubzüge zu Wasser und zu Lande liebten. Denn sie standen in den Jahrhunderten der Blüte Griechenlands in der Regel außer allem Zusammenhang mit der großen hellenischen Politik. Fehden mit ihren Grenznachbarn, besonders mit den Akarnanen, nahmen meist ihre Kräfte in Anspruch.

Schon frühzeitig bestand unter ihnen eine Art von Bund der einzelnen Gaue oder Völkerschaften; über die Organisation desselben ist aber nichts Näheres bekannt. Erst mit der Zeit Alexanders d. Gr. beginnen die Ätolier wirksam in die griech. Verhältnisse einzugreifen. Nachdem sie 323—322 v. Chr. lebhaft zu Gunsten der Unabhängigkeit Griechenlands am Lamischen Kriege teilgenommen, und darauf von Antipater und Krateros hart bedrängt worden, schlossen die einzelnen Stämme ihren alten Verein, den Ätolischen Bund, enger. Seitdem standen die Ätolier, indem sie je nach ihrem Interesse mit den verschiedenen Machthabern der Diadochenzeit Bündnisse eingingen, in dauernder Fehde, bald mit Antipater und Polysperchon, bald mit Kassander, bald mit Demetrius Poliorketes, bald mit den Spartanern. Bei der Abwehr des Einfalls der Kelten in Griechenland (278) leisteten sie Bedeutendes. In dieser Heldenzeit der Ätolier breitete sich der Ätolische Bund über einen großen Teil des mittlern und nördl. Griechenland aus: die Lokrer, Phoker, Ötäer, zahlreiche thessal. Städte traten ihnen bei; auch einige peloponnes. Staaten, wie Elis, Messenien und mehrere arkad. Städte, endlich die Inseln Kephallenia, und selbst einige Städte in Kleinasien schlossen sich ihnen an. So wurden sie eine neue Hauptmacht in Griechenland. Aber für sie und für Griechenland höchst schädlich wurde, neben ihrer Neigung zu Privatfehden, die oft das Volk in schwere Kriege verwickelten, ihre Eifersucht auf die Achäer. Aus dieser entsprang endlich, als dieselben in den macedon.-griech. Bund des

Antigonus Doson getreten waren, der für alle Teile verderbliche Bundesgenossenkrieg (220—217), dem 211 die Allianz der Ätolier mit den Römern gegen Philipp V. von Macedonien folgte. Aber schon nach der Schlacht bei Kynoskephalä (197 v. Chr.) kam es zwischen Ätoliern und Römern zum Bruch. Die Ätolier zogen zur Vertreibung des röm. Einflusses aus Griechenland 192 v. Chr. den Seleukiden Antiochus III. nach Hellas, unterlagen dann aber in dem neuausbrechenden Kriege mit Rom so vollständig, daß 189 v. Chr. ihre polit. Bedeutung für immer gebrochen und vernichtet wurde. (S. Griechenland.) Während des letzten Jahrhunderts ihres polit. Wirkens besaßen die Ätolier eine ziemlich ausgebildete Bundesverfassung. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, überhaupt über die Bundesangelegenheiten hing von der Bundesversammlung ab, welche in der Regel jährlich zu Anfang des Herbstes, gewöhnlich (obwohl nicht ausschließlich) in Thermon gehalten und Panätolikon genannt wurde; nicht dabei beteiligt waren die nur schutzverwandten, die tributären und die unterthänigen Glieder; sonst aber war zur Teilnahme an der Bundesversammlung jeder Bürger einer zum Bunde gehörigen Stadt berechtigt. Zu den Geschäften dieser Versammlungen gehörte die Wahl der Bundesbeamten, deren oberster der Stratege war, nach welchem der Hipparch und der Staatsschreiber den nächsten Rang einnahmen; denselben stand ein ständiger Ausschuß, die sog. Apokleten, zur Seite. Vgl. Brandstäter, «Die Geschichten des ätol. Landes, Volks und Bundes» (Berl. 1844).

Im neuen Königreich Griechenland ist Ä. mit Akarnanien zu einer Nomarchie Akarnanien und Ätolien vereinigt (s. Akarnanien).

Ätolischer Bund, s. Ätolien.

Atolls heißen die ringförmigen, ganz flachen Inseln, die im Stillen Ocean durch den allmählichen Aufbau von Korallen während einer ebenso langsamen Senkung des Meeresbodens entstanden sind. Sie bestehen daher ganz aus Korallenriffen, welche anfangs eine kleine Insel umgaben und dann, während diese untersank, immer wieder bis zum Meeresspiegel heraufwuchsen. (S. Korallen.)

Atōme (vom griech. ἄτομος, unteilbar), die letzten Bestandteile der physik. Körper. Die Bildung des Begriffs der A. macht in der Entwickelung der Philosophie des Altertums einen wichtigen Wendepunkt aus, indem durch das Zurückgehen auf die unveränderlichen Bestandteile der Körper zuerst die Möglichkeit einer exakten Physik angebahnt wurde. Ehe das Denken bis zu dieser Abstraktion gelangte, wurde das Wesen der Materie einerseits von der Pythagoräischen Schule mit den geometr. Größen und Figuren, andererseits von den ion. Philosophen mit den das Leben im Weltall erzeugenden Kräften zusammengeworfen und verwechselt. Erst im Anschluß an die metaphysischen Untersuchungen der Eleatischen Schule (s. d.) über die Unveränderlichkeit des Seins und durch die Reflexion auf das, was in allem Wechsel der materiellen Zustände innerhalb ihrer selbst als unveränderlich beharrt, wurden Leucipus (um 500 v. Chr.) und, ihm folgend, Demokrit (470—407) zu der Hypothese getrieben, daß dieses Beharrende aus gewissen kleinsten Teilen bestehen möge, welche keine andern Eigenschaften besitzen dürften als Ausdehnung, Gestalt, Bewegung, Härte und Schwere, weil alle übrigen Eigenschaften an der Materie ebenso rasch wieder verschwinden können, als sie daran erscheinen, w daher weder Farbe, noch Ton, noch Geruch, no Geschmack den ersten Bestandteilen der Körper a solchen zukommen können. Dem Demokrit, welch diese Hypothese zuerst an einem Reichtum empi schen Stoffs als Naturforscher verwertete, zeigte sich darin höchst bequem, daß sie alles weitere Na fragen nach den metaphys. Gründen von Rau Zeit und Bewegung abschnitt, und dadurch die en Sphäre der sinnlichen Wahrnehmung von all übrigen Existenz abschloß und isolierte. Aber dies Vorteil von der einen Seite verhinderte zuglei von der andern die weiter strebenden Philosophe schulen, sich auf dieses Ruhekissen der Forschu niederzulassen, und so haben unter den späte Schulen einzig die Epikuräer die Hypothese d Demokrit weiter entwickelt, welches damit zusa menhing, daß sie zugleich unter allen Philosoph des spätern Altertums die einzigen waren, welc keine Metaphysik, sondern allein eine physik. W senschaft wollten. Daher fiel auch im Altertum atomistische Weltansicht immer mit einem entschi denen Materialismus zusammen.

In der Neuzeit hat sich dieses Verhältnis ga geändert, indem zwar durch Gassendi, Descarte Newton, Boerhaave, Lesage u. a. sich die Dem kritische Atomlehre der Bequemlichkeit halber, die dem Kalkül bot, ganz allgemein in die Physik ei bürgerte, jedoch unbeschadet der Idealphilosophi welche daneben ungestört ihre eigentümlichen Ba nen lief. Um beide Seiten der Forschung in ei engere Verbindung miteinander zu setzen, wag Leibniz den Versuch, die A. mit Denkkräften au zustatten und für geistige Substanzen oder Mon den zu erklären, welche, auf unendlich verschieden Stufen innerer Entwickelung stehend, eine aufst gende Wesenkette bilden, vom Elementartropfen a bis zum absolut vollkommenen Geiste als d schöpferischen Urmonade aufwärts. Der erste, we cher sich in der Neuzeit entschieden gegen die Ato lehre auflehnte, war Kant. Seine Theorie der A schauungen a priori schließt ein Bestehen der M terie aus kleinsten Teilen darum aus, weil ihr z folge die Materie überhaupt nicht aus ihren Teil zusammengesetzt ist, sondern den kontinuierlich Raum, welchen sie einnimmt, allein durch die dar von Punkt zu Punkt wirkenden anziehenden u abstoßenden Kräfte erfüllt. Daher ist nach Ka alle Materie ins Unendliche teilbar, obgleich ni zertrennbar. Der Kantsche Dynamismus äuße seinen Einfluß auf die Naturwissenschaft darin, d der fast allgemein überhandgenommene Irrtu als seien die A. Gegenstände der Erfahrung, st erschüttert wurde, und man in der Physik infol dessen an die Stelle der A. gewöhnlich lieber d Begriff kleiner Massenteile (Corpuscula oder M lécules) substituierte, bei denen man es unbestimm ließ, ob sie wirklich oder nur annäherungsweise k kleinsten seien. Anderenteils wurde der Kanti Dynamismus in den verschiedenen Richtungen u Systemen der Naturphilosophie konsequent dur geführt, vervollständigt und auf allen Gebieten d Naturforschung gegen die mechanische Weltansi der Atomistiker verfochten. Auch Hegel vert digte den Kantschen Dynamismus, indem er seiner «Logik» den atomistischen Standpunkt zw als ein wichtiges Stadium des Fortschritts auf d Wege der histor. Begriffsentwickelung, dabei a doch als einen schließlich zu überwindenden Irrtu

behandelte. Neuerdings sind durch Herbart und dessen Schule, wie auch durch Lotze und Droßbach, erneute Bestrebungen eingetreten, die physikalischen A. durch eine Umgestaltung derselben zu geistigen Monaden vor den Kantischen Einwürfen zu retten, und dadurch den Kantischen Standpunkt des Philosophierens auf den Leibnizschen zurückzuführen. Philos. Verteidiger der Atomlehre im Sinne des Demokritischen und Epikuräischen Materialismus, wie sie das 18. Jahrh. hatte (Lamettrie, Holbach, Robinet), sind seit Kant nicht wieder aufgetreten, indem es das Bestreben der neuen Materialisten vielmehr in der Regel gewesen, in die ursprünglichen Körperteile außer ihren physik. Eigenschaften auch noch Anlagen zu idealen oder innern Thätigkeiten (des Vorstellens, Empfindens u. s. w.) zu verlegen, und sich dadurch bis auf einen gewissen Grad dem monadologischen Standpunkte zu befreunden. Am meisten hat sich dem echten Demokritischen Systeme wieder genähert Czolbe in seiner «Neuen Darstellung des Sensualismus» (Lpz. 1855). Ein scharfsinniger Ausgleichungsversuch zwischen der Kantischen Dynamik und der Atomlehre der Physiker ist gemacht worden von Fechner in der Schrift: «Über die physik. und philos. Atomlehre» (2. Aufl., Lpz. 1864). Fechners A. sind zwar starr und von krystallinischer Gestalt, gleich den Demokritischen, entlehnen jedoch dabei aus der Kantischen Dynamik den wesentlichen Umstand, daß sie ihre Räume nicht durch ihre bloße Existenz erfüllen, sondern allein durch ein perpetuierliches Ausströmen ihrer Kraftquellen von gewissen, in unveränderliche geometr. Lagen zueinander gestellten Kraftpunkten aus. Inzwischen ist die Atomlehre für die empirische Naturforschung zu einer unentbehrlichen und allgemein anerkannten Hypothese geworden, indem sowohl die Physik als auch die Chemie derselben zur Erklärung der wahrnehmbaren Erscheinungen bedürfen. Doch ist im letzten Grunde der Begriff des A. nur ein Ausfluß der Notwendigkeit, mit welcher die Kategorie der Substanz (s. d.) sich im empirischen Denken des Menschen geltend macht und, da sie innerhalb des Erfahrungsmaterials nicht rein aufrecht zu erhalten ist, in ihrer objektiven Geltung jenseit der Erfahrung verlegt wird. Vgl. Wiesner, «Das Atom» (Lpz. 1875).

Atome nennt man in der Chemie die kleinsten, weder auf mechan. noch chem. Wege weiter zerlegbaren Teilchen der Materie, während man mit Atomgewicht die kleinste relative Menge bezeichnet, mit welcher A. in Verbindungen eintreten. Die A. ziehen sich gegenseitig an, und zwar sowohl gleichartige wie ungleichartige, und vereinen sich durch Ausgleichung dieser Anziehungskraft zu Verbindungen, die man Moleküle (s. d.) nennt. Infolge dessen können A. auch nicht im freien Zustande existieren; werden sie aus ihren Verbindungen abgeschieden, so gehen sie entweder sofort mit andern fremdartigen A. neue Verbindungen ein, oder es vereinen sich mindestens zwei gleichartige A. zu einem Molekül. Reagiert z. B. 1 Molekül Zink, welches aus 2 Zinkatomen $ZnZn$ besteht, auf 4 Moleküle Chlorwasserstoff, von denen jedes 1 A. Chlor und 1 A. Wasserstoff enthält, so werden dabei die 2 Zinkatome durch die größere Affinität, welche die Chloratome ausüben, auseinandergerissen, jedes Zinkatom vereint sich dabei mit 2 Chloratomen zu 1 Molekül Chlorzink, während die 4 Wasserstoffatome des Chlorwasserstoffs sich zu 2 Wasserstoffmolekülen verbinden, wie folgende Gleichung ausdrückt:

$$ZnZn + 4HCl = 2ZnCl_2 + 2HH.$$

Nach obiger Definition kann ein Atom immer nur das denkbar kleinste Teilchen eines einfachen Körpers oder Elements (s. d.) sein. Manche Chemiker bezeichnen aber auch gewisse Atomverbindungen, welche bei chem. Reaktionen auf gleiche Weise wie A. funktionieren, als A.; so spricht man von einem Atom Methyl und versteht darunter die Verbindung von 1 Kohlenstoffatom mit 3 Wasserstoffatomen. Diese Ausdrucksweise ist jedoch nicht zweckmäßig, da sie gegen den Begriff des Atoms verstößt. Über das Weitere s. unter Chemie.

Atomgewicht, s. unter Atome und Chemie.

Atomwärme, s. unter Wärme.

Atonie (grch.) oder Erschlaffung bezeichnet den Zustand, in welchem der Tonus, d. h. die Spannkraft oder Elasticität der tierischen Gewebe verloren gegangen ist. Doch gebrauchen die Ärzte dieses Wort auch häufig gleichbedeutend mit Asthenie (s. d.). Der atonische Zustand kann bedingt sein von einer mangelhaften Einwirkung der Nerven auf die kontraktilen Fasern eines Gebildes, z. B. A. der Gefäßwandungen von Lähmung der vasomotorischen Nerven, aber auch von Erweichung, Auflockerung und Schwund des betreffenden Gewebes. Meist geht beides Hand in Hand. Die Behandlung atonistischer Zustände muß vor allem eine allgemeine Kräftigung des Körpers erzielen und bedient sich außer einer zweckmäßigen Ernährung und methodischen Abhärtung teils der zusammenziehenden, teils der stärkenden und reizenden Heilmittel, namentlich des galvanischen Stromes. Auch gebraucht man A. oft ganz in dem Sinne von Abspannung (s. d.).

Atout (frz.), beim Kartenspiele der Trumpf, die Farbe; daher Atoutspiel, ein Spiel, bei welchem ein Spieler viele Trümpfe in der Hand hat, oder bei welchem fast alle Stiche durch Trumpf gemacht werden.

A tout hazard (frz.), auf alle Gefahr hin, auf jeden Fall.

A tout prix (frz.), um jeden Preis.

Atracisch, s. unter Atrax.

Atragēne, Alpenrebe, Linnésche Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ist sehr nahe verwandt mit Clematis (s. d.), aber mit gefärbtem Kelch und einer aus vielen kleinen, schmalen Blättchen zusammengesetzten Blumenkrone umschlossen. Es gibt nur wenige, in Europa, Asien und Nordamerika wachsende Arten. Die einzige in Deutschland, und zwar nur in den Alpen vorkommende Art, A. alpina *L.*, ist ein kletternder Strauch mit bis 2 m langen, oft von Felsen herabhangenden Stämmchen oder Ästen, gegenständigen, langgestielten, doppelt-dreizähligen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, langgestielten Blüten, deren kreuzförmig ausgebreiteter, bis 3 cm breiter Kelch eine violette Farbe besitzt. Dieser schön blühende Strauch wird oft zu Bekleidungen künstlicher Felsenpartien benutzt.

Atramentstein, ein in Rammelsberg bei Goslar vorkommendes Verwitterungsprodukt, aus einem Gemenge von Eisen- und Kupfervitriol.

Atramentum, lat. Bezeichnung für Tinte. A. candidum, veralteter Name für Zinkvitriol, A. sutorium für Eisenvitriol.

Atrato, Rio-Atrato, ein in der Frage der interoceanischen Kanalverbindung viel besprochener und genauer untersuchter Fluß im nordwestl. Teile von Columbia in Südamerika, im Staate Cauca. Der A. wird durch die Westcordillere von dem Cauca, dem linken Nebenflusse des Magdalenenstroms, getrennt und entspringt in 3216 m Höhe in den Zitarábergen dieser Cordillere, in 5° 12′ nördl. Br. Er läuft in einem gegen N. gerichteten niedrigen Längenthale und mündet auf der Westseite des Golfs von Uraba (Darien del Norte) des Antillenmeeres in einem sumpfigen Delta mit 5 Haupt- und 11 kleinen Armen, von welch erstern die Boca-Arena (8° 15′ nördl. Br.) die nördlichste, die Boca de las Pavas (7° 15′ nördl. Br.) die tiefste ist. Die Länge seines Laufs beträgt 456 km, mit den kleinen Krümmungen 665 km, sein Flußgebiet 35 700 qkm; 150 Flüsse und 300 größere Bäche führen ihm ihr Wasser zu. Er ist durchschnittlich 290 m breit, an der breitesten Stelle sogar 530 m, und 4—20 m tief. Sein Bett ist sehr schwach geneigt und behält durch den das ganze Jahr hindurch fallenden Regen eine fast immer gleiche Wasserfülle. Das Thal des A. wird von der Südseeküste nur durch einen mehrfach sich senkenden, selbst an den höchsten Punkten kaum 320 m über das Meer ansteigenden Höhenzug getrennt. Schon A. von Humboldt hatte auf die Möglichkeit einer Kanalverbindung beider Oceane, des Stillen Oceans mit dem Atlantischen Ocean durch den A. hingewiesen; aber erst 1852 veranlaßte Kelley aus Neuyork genauere Untersuchungen des Atratothals, welche, nachdem der Kongreß der Vereinigten Staaten 3. März 1857 eine Summe von 25 000 Doll. zur endgültigen Aufnahme des A. bewilligt hatte, mit Eifer fortgesetzt wurden. Eine nordamerik. Expedition unter Kapitän Selfridge (1870—71) berechnete die Kosten eines Kanals zwischen dem Napipi, einem linken Zuflusse des A., und der Cupicabai an der Südsee, zu dem ein Tunnel von 6,4 km nötig wäre, auf 130 Mill. Doll. Auf einer zweiten Expedition (1873) fand Selfridge die Linie von der Chiri-chiri-Bai, 16 km südlich von der Cupicabai, nach dem Doguado, einem Nebenflusse des Napipi, günstiger für die Ausführung eines Kanals, dessen Kosten er auf 56⅓ Mill. Doll. schätzte. Dieser Ansicht schloß sich eine peruan. Expedition an, die 1873 den Isthmus zwischen der Cupicabai und dem A. vermaß. Jedoch hat ein internationaler Kongreß zu Paris 29. Mai 1879, nach Prüfung aller Projekte zur Durchstechung der Darischen Landenge, dem Kanale von der Limonbai nach Panama den Vorzug gegeben.

Atrax, im Altertume eine Stadt in der thessal. Landschaft Histiäotis zwischen dem Flusse Titaresios und dem obern Peneus; atracius (atracisch) brauchte man poetisch für thessalisch; daher ars atracia, die Schwarze oder Zauberkunst (Magie), da die Thessalier diese Kunst stark trieben.

Atrebaten waren ein kelt. Volk im belg. Gallien, und zwar im heutigen Artois, namentlich in der Umgegend von Arras, ihrer Hauptstadt, die im Altertum Nemetocenna oder Nemetacum hieß. Ein Zweig der A. hatte sich nach Britannien gezogen, wohnte dort als südöstl. Nachbarn der Dobuner zu beiden Seiten der Themse und hatte Calleva (Silchester) zur Hauptstadt.

Atrek (Etrek), Grenzfluß zwischen dem russ. Turkmanenlande (transkaspisches Gebiet) und Persien, entspringt in 37° 10′ nördl. Br. und etwa östl. L. (von Ferro) in den Ketten von Khora an der Nordostgrenze Persiens, im NO. von tschan in 1225 m Höhe an dem bis 2300 m a steigenden Gulistängebirge, fließt nach W. mündet nach einem Laufe von ungefähr 400 im N. der Astrabadbai in der südöstl. Ecke Kaspischen Meeres in die Hassan-Kuli-Bai. mittlern Drittel seines Laufes sinkt sein Gefälle 300 auf 40 m Meereshöhe. Das Thal des A. nur von nomadischen Turkmanen bewohnt, wel 10. Febr. 1873 von den Russen eine empfindli Niederlage erlitten.

Atremograph (grch.), ein Federhalter, des Konstruktion den Schreibekrampf verhindern sol

Atresie (grch.) bezeichnet in der Medizin Zustand des Verschlossenseins der natürlichen nungen und Kanäle des tierischen Körpers, so Afters, der Scheide, der Gebärmutter, der Ha röhre, der Augenlider, des Mundes u. s. w. der Mehrzahl der Fälle ist die A. angeboren info eines Bildungsfehlers; doch wird sie auch herv gebracht durch späteres Verwachsen der Kanäle folge von Wunden, Geschwüren u. s. w. Folgezustände sind meist sehr schwere, zum gro Teile lebensgefährliche, ihre Beseitigung nur operativem Wege durch Spaltung oder Du stechung der verschließenden Membranen mögl Die angeborene A. des Afters kommt nicht sel vor und führt infolge der Undurchgängigkeit Darms schon in den ersten Lebenstagen sicher z Tode, wenn nicht rechtzeitig operative Hilfe bracht wird. Die A. der Scheide sowie des Mutt mundes führen beim Eintritt der Menstruati unter heftigen, in vierwöchentlichen Pausen w derkehrenden kolikartigen Schmerzen zu einer sehr beträchtlichen Ansammlung des Blutes in Gebärmutter, die dadurch allmählich eine Ausd nung wie in den letzten Schwangerschaftsmona erreichen kann. Auch hier ist nur von rein chir gischer Behandlung Hilfe zu erwarten, ohne wel die Kranken leicht an Zerreißung der Gebärmut an Bauchfellentzündung u. s. w. zu Grunde geh

Atreus, in der griech. Heldensage Sohn Pelops, Königs von Elis, und der Hippoda einer Tochter des Oinomaos, Enkel des Tanta und Bruder des Thyestes und Gemahl der Aëro ermordete mit seinem Bruder Thyestes auf Am zung der Hippodamia den Chrysippus, der Halbbruder von der Axioche war, flüchtete desh nach Mykenä zu Eurystheus und erhielt, als terer im Kampfe gegen die Herakliden gefallen, Herrschaft über Mykenä. Hier verführte Thye seines Bruders Gemahlin. Sie entwandte d A. das Lamm mit dem goldenen Vlies, an des Besitz der des Throns geknüpft sein sollte, u gab es dem Thyestes. Aber Zeus schritt nun n der gewöhnlichen Erzählung zu Gunsten des mit einem Wunder ein; er kehrte den Lauf Sonne und Gestirnen um, und Thyestes mu aus dem Lande. Nach einer Darstellung san dann dieser, um sich zu rächen, den eigenen So des A., Pleisthenes, welchen er bei sich erzog ab, um ihn zu töten; jedoch es trat der entge gesetzte Fall ein, und A. tötete, ohne es zu wi seinen eigenen Sohn. Nach der gewöhnlichen D stellung kehrte Thyestes, ohne daß ein solcher Ra plan von ihm erzählt wird, demütig und bitte zurück, A. aber, der sich versöhnt stellte, tötete

Söhne desselben, setzte ihr Fleisch dem Vater als Speise vor und ließ während der Mahlzeit Köpfe und Arme der getöteten Söhne hereinbringen. Wegen dieses Frevels kehrte dann nach einigen der Sonnenwagen seinen Lauf um. Als wegen des grausigen Mahles das Land des A. von Unfruchtbarkeit heimgesucht ward, und das Orakel dem A. befahl, seinen vertriebenen Bruder Thyestes zurückzurufen, machte er sich auf, den Thyestes zu suchen, und kam auf der Reise auch zum Könige Thesprotos, wo er Pelopia, die Tochter des Thyestes, ohne ihre Herkunft zu wissen, heiratete. Aber diese war schon von ihrem eigenen Vater schwanger und gebar ihm den Ägisthos (s. d.), der später den A. tötete, als dieser ihm befohlen hatte, seinen Vater Thyestes zu ermorden. Seine Söhne von der Aërope (gewöhnlich die **Atriden**, die Söhne des A., genannt) sind Agamemnon und Menelaos. Überhaupt ist die Sage von den Pelopiden, die bei Homer weit einfacher und frei von den erwähnten Greueln ist, erst allmählich mit diesen Schrecken erfüllt und dann namentlich von den Tragikern mannigfach erweitert und ausgedichtet worden.

Atri (Adria, Atria, **Hadria**), Stadt in der ital. Provinz Teramo (Abbruzzo ulteriore I), 7 km vom Adriatischen Meere entfernt, auf steilem Berge, Bischofsitz, hat eine schöne got. Kathedrale, Seiden-, Seifen- und Lakritzenfabrikation und zählt (1881) als Gemeinde 10487 E. In ihrer Nähe befinden sich merkwürdige Felsenaushöhlungen, welche eine Reihe von Kammern bilden, die sehr regelmäßig angelegt sind und entweder als Gefängnis oder als Magazin gedient haben. Sie ähneln den Lathomien bei Syrakus und den Gefängnissen des Servius Tullius zu Rom. A. ist wahrscheinlich etrusk. Ursprungs, Heimat des Geschlechts des Kaisers Hadrian und Endpunkt der von Rom aus geführten antiken Via Valeria.

Atriden, s. unter **Atreus**.

Atriplex, **Melde**, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceen. Ihre vorzüglich auf Schutt, fettem oder salzhaltigem Boden, am Meeresstrande, in Steppen und an wüsten Plätzen, an Mauern und Hecken wachsenden Arten sind der Mehrzahl nach einjährige Kräuter, einige auch Halbsträucher und Sträucher, mit unscheinbaren, in ährenförmig, traubig oder rispig gruppierte Knäuel gestellten Blüten von grünlicher, bräunlicher oder rötlicher Farbe, welche einen verschiedenen Bau besitzen, je nachdem sie beiderlei Geschlechtsorgane, oder nur Staubgefäße, oder nur Stempel enthalten. Die Samen sind linsenförmig, glänzend und enthalten einen von dem gekrümmten Keim ringförmig umgebenen Eiweißkörper. Die meisten Arten finden sich in Europa und Asien. Eine asiat. Art, die **Gartenmelde**, A. hortensis *L.*, wird nicht selten als Gemüsepflanze in Küchengärten kultiviert, da ihre Blätter wie Spinat benutzt werden können. Die in Deutschland gewöhnlichsten Arten, welche als Unkräuter auftreten, sind A. patula *L.* und angustifolia *L.*

Atrium ist der wesentliche Teil des röm. Hauses. So hieß das altröm. Wohnhaus selbst nur Atrium, da in dieser Zeit ein einziger großer Raum die gemeinsame Wohnstätte der Familie war: in diesem A. war der Brunnen, der Feuerherd; dort stand der Thür gegenüber das Ehebett und neben demselben die Webestühle der Sklavinnen, mit denen die Hausfrau gemeinschaftlich arbeitete. Es diente als Versammlungsort für die Hausgenossen und Fremden, in der Folge zugleich auch für die Klienten bei der Aufwartung derselben. Die in Schränken aufbewahrte Sammlung von Büsten der Vorfahren bildete bei den alten Römern die Hauptzierde des A. Später, als das Haus geräumiger wurde und besondere Zimmer sich dem A. anschlossen, blieb dieses doch noch immer der wichtigste Raum des Hauses. Es gab fünf verschiedene Arten von Atrien, deren Verschiedenheit durch die Konstruktion des Daches bedingt war. Beim Atrium testudinatum ist der Raum vollständig durch das Dach bedeckt. Es ist dies wahrscheinlich die älteste Form. Beim Atrium Tuscanicum ruht das Dach auf zwei Querbalken. Das Dach selber war vierteilig und nach innen geneigt, d. h. es hatte den Abfluß nach dem Kompluvium (Dachöffnung) und dem Impluvium (dem im Fußboden zur Aufnahme des Regenwassers befindlichen Bassin). Beim Atrium tetrastylum wurde das Kompluvium von vier Säulen getragen. Das Atrium Corinthium hatte beliebig viele Säulen, auf welchen die von der Wand auslaufenden Dachbalken sich stützten. Beim Atrium displuviatum endlich neigte sich das Dach nicht dem Kompluvium zu, sondern hatte seinen Abfluß nach den Wänden des Hauses. In Rom gab es eine Anzahl von Gebäuden alter Konstruktion, die den Namen A. führten: so das Atrium Vestae, in welchem die Vestalinnen wohnten, das Atrium Libertatis u. a. m. Als sich gegen Ende der Republik, infolge der Eroberungen des Lucullus, Sulla, Pompejus und anderer Feldherren, die Luxussitte der Kunstgegenstände in Rom verbreitete, schmückte man das A. mit kostbaren Marmorsäulen und dazwischen aufgestellten Statuen. Vorzüglich waren die Atrien des Scaurus, Verres und Crassus durch solche Dekorationspracht berühmt. Mit der Zeit und mit dem wachsenden Reichtume der Kaiserepoche wurde das A. auch bei Staatsgebäuden, sogar bei Tempeln gebräuchlich. Auch in der christl. Architektur bildete das A. einen wesentlichen Teil der Basiliken und bestand meist aus einem von Kolonnaden umgebenen Raume mit einem Brunnen in der Mitte.

Atrium bezeichnet in der Anatomie die Vorkammer oder den Vorhof des Herzens, die zu oberst liegende Abteilung jeder Herzhälfte (s. **Herz**); in der Pathologie heißen **atria mortis** von alters her diejenigen Organe, welche den übrigen die wichtigsten Lebensreize zuführen und deren Verletzung plötzlichen Tod verursacht; es sind das Herz, die Lungen und das Gehirn.

Atrŏpa, eine von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, welche nur durch wenige in Europa und Südamerika vorkommende Arten repräsentiert ist. Die einzige in Deutschland wachsende und in einem großen Teil Europas sich findende, zugleich auch die wichtigste Art ist die als **Tollkirsche**, **Wolfskirsche** und **Belladonna** bekannte Giftpflanze, A. Belladonna *L.* Der Name «Belladonna», d. h. schöne Frau, rührt von der Anwendung her, welche man früher in Italien von den Beeren machte; man benutzte dieselben nämlich zu einem Schönheitswasser, das angeblich der Haut einen blendendweißen Teint geben sollte. Diese, auf kräftigem, humosem Waldboden in schattiger und sonniger Lage, besonders in Gebirgsgegenden wachsende Pflanze treibt aus ihrem dicken, fleischigen, auswendig blaßbraunen,

inwendig schmutzigweißen, an Stärkemehl reichen Wurzelstock bis fingerdicke, 0,60—1,60 m hohe, ästige Stengel, welche zuletzt stark verholzen und dann der Pflanze ein strauchähnliches Ansehen verleihen. Die Äste sind mit eiförmig-länglichen, ganzrandigen, zugespitzten, kurzgestielten, paarweise gestellten Blättern besetzt, von denen das eine immer viel kleiner ist als das andere. Neben den Blattpaaren, desgleichen in den Astgabeln stehen einzeln auf kurzen Stielen die hängenden Blüten, welche einen fünfteiligen, grünen Kelch und eine glockenförmige, braunviolette Blumenkrone besitzen. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine glänzendschwarze, inwendig rote, sehr saftige und säuerlich-süß schmeckende Beere von der Größe einer Kirsche, die am Grunde von dem stehen gebliebenen und noch vergrößerten Kelche umschlossen erscheint. Die A. blüht vom Juni bis August, ist vom August an mit reifen Früchten beladen und, da diese sehr appetitlich aussehen, eine für Unkundige und namentlich für Kinder höchst gefährliche Pflanze.

Der Genuß der Beeren führt nämlich höchst bedenkliche Krankheitserscheinungen herbei, welche, wenn nicht schnell Hilfe geschafft wird, sehr leicht mit dem Tode des Kranken endigen können. Wenige Minuten nach dem Genusse stellt sich ein krampfhaft erschwertes, oft mit wirklicher Entzündung des Schlundes verbundenes Schlingen, starke Erweiterung der Pupille des Auges, Dunkelsehen, welches mehr und mehr in Erblinden übergeht, ein. Die durch Halsentzündung und Aufhören der Speichelsekretion entstandene Trockenheit im Halse und Munde erzeugt brennenden Durst, der durch Wassertrinken wenig gemildert wird; auch tritt oft Brechneigung und wirkliches Erbrechen ein. Bessert sich dann der Zustand nicht, und tritt kein Schweiß ein, so ist der Kranke als verloren zu betrachten. Bald erblindet derselbe gänzlich und verfällt in die fürchterlichste Raserei. Die Augen zeigen sich weit geöffnet, mit stierem Blick und stark geröteter Bindehaut, die Zunge ist gelähmt. Endlich sammelt sich vor dem Munde blutiger Schaum, und unter höchster Entkräftung und heftigen Krämpfen erfolgt der Tod. So giftig nun auch die Beeren sind, so enthalten sie doch weit weniger Gift als die Blätter und namentlich der Wurzelstock; doch treten Vergiftungen mit diesen Teilen natürlich nur sehr selten ein. Der Träger des Gifts ist ein namentlich in der Wurzel enthaltenes Alkaloid, das Atropin (s. d.). Wenn eine Belladonnavergiftung eingetreten ist, muß sogleich ein Arzt herbeigeholt werden. Bis dieser kommt, ist auf irgendeine Weise, wenn nicht anders, durch mechan. Kitzeln des Gaumens mit einer Feder, Brechen zu erregen, außerdem Milch, Öl und Essig zu geben. Gleichzeitig lasse man heiße Fußbäder, womöglich mit Essig und Senf, machen, um eine Ableitung von dem Gehirn und Rückenmark zu erzielen.

Atropatene, Landschaft, s. Aserbeidschan.

Atrophie (grch.) heißt in der Medizin der durch mangelhaften Stoffwechsel herbeigeführte Schwund des Gesamtkörpers, einzelner Organe oder Organteile. Wird der Stoffwechsel eines Organs aus irgendwelchem Grunde derart gestört, daß die zugeführten Stoffe die abgeführten nicht vollständig ersetzen können, so hat dies entweder eine bloße Abnahme des betreffenden Teils an Größe oder Zahl seiner Elemente, oder aber eine gleichzeitige Änderung seiner chem. Mischung und eine hierdurch bedingte Formveränderung zur Folge. Le[t]ternfalls nennt man den Vorgang eine Degeneration oder Entartung, auch qualitati[ve] A., ersternfalls, d. h. wenn lediglich Abnahme [der] Größe und der Zahl der Elemente vorliegt, ei[ne] einfache oder quantitative A. In den m[ei]sten Fällen aber kombiniert sich die krankhafte [A.] mit einer Entartung. Solange der Körper n[och] im Wachsen ist, wird die mangelhafte Ernähru[ng] eines Teils vielleicht nur die Folge eines im V[er]gleich zum Gesamtkörper verminderten Wach[s]tums haben, und der Teil wird dann nur hin[ter] dem übrigen Körper zurückbleiben. Dies ist ni[cht] eigentlich ein Schwund, wird aber auch als A. [be]zeichnet, und zwar als relative A.

Als normale A. kann man in der Entwic[k]lungsgeschichte die Rückbildung und das gänzli[che] oder teilweise Schwinden solcher Organe bezeichne[n], welche im Embryonal- und Larvenleben eine Fu[nk]tion besitzen, die später nicht mehr geübt oder du[rch] eine andere ersetzt wird (z. B. das Schwinden [der] Kiemen und des Schwanzes bei den Larven [der] Frösche, den Kaulquappen), oder auch solcher O[r]gane, welche als Erbstücke angelegt, aber ni[cht] weiter entwickelt, sondern später rückgebildet u[nd] selbst ganz aufgesogen werden, wie z. B. die Zäh[ne] in den Kiefern der Walfischembryonen. (S. un[ter] Rudimentäre Organe.)

Die Ursachen der krankhaften A. sind se[hr] mannigfach. Mangel an Nahrung, Störungen [der] regelmäßigen Verdauung oder der Aufsaugung [des] Speisesaftes, überhaupt alle Ursachen einer mang[el]haften Blutbildung können im allgemeinen eine [A.] veranlassen, ebenso erschöpfende Säfteverluste du[rch] Eiterungen u. s. w., übermäßige Anstrengung[en,] anhaltendes Fieber. Teilweise A. sind zumeist [die] Folge von Entzündungen, von Störungen der Cir[ku]lation des Blutes in dem betreffenden Teile, in[s]besondere von gehemmtem Blutzufluß (z. B. du[rch] anhaltenden Druck), von Mangel der zur Anregu[ng] des Stoffwechsels nötigen Reize (z. B. dauernd[e] Unthätigkeit eines Muskels, Nerven u. s. w.), v[on] übermäßiger Thätigkeit des Organs, endlich von Z[u]ständen gewisser Nerven, insbesondere derjenig[en,] welche man als trophische oder Ernährungsnerv[en] zu bezeichnen pflegt. Zellen und aus Zellen e[nt]stehende Fasern sind die Elemente, aus welchen [im] wesentlichen alle Organe bestehen: an ihnen a[uch] wird sich auch die A. im einzelnen nachweisen lass[en,] wenn ein Organ im ganzen atrophiert ist. Die [A.] der Zellen zeigt sich als ein ganz gewöhnlicher u[nd] normaler Vorgang an der Oberhaut und hat [die] stetige Abschuppung (s. d.) derselben zur Fol[ge.] Die Zellen der Oberhaut sind zuerst runde, v[olle] saftige Bläschen, schrumpfen aber und trock[nen] allmählich ein, je weiter sie nach oben rücken [und] sich also von den Blutgefäßen der Haut, den Q[uel]len ihrer Ernährung, entfernen. Endlich stellen [sie] trockene, harte Plättchen dar, die sich als abgel[e]bene Teile des Organismus abstoßen. Eine [an]dere, sehr häufige Zellenatrophie ist die Abma[ge]rung (s. d.), d. i. der Schwund des Fettes. D[as]selbe ist als ein flüssiges Öl in den Zellen [des] Fettgewebes enthalten, die unter Umständen [ganz] mit einem großen Fetttropfen prall angefüllt si[nd.] Atrophieren diese Zellen, so schwindet der F[ett]tropfen immer mehr, löst sich in mehrere K[lei]n[e] auf, und das Zellbläschen verliert seine pralle [Ge]stalt, schrumpft ein und schwindet zuletzt gänzl[ich]

Atrophiert eine Drüse, z. B. die Leber, die Milchdrüse, so beruht dies ebenfalls zumeist auf dem Schwinden der Drüsenzellen und hat, da diese Zellen meist die eigentlichen Stätten der Absonderung sind, eine Abnahme dieser Absonderungen zur Folge. Nicht minder können die aus dem Bindegewebe hervorgehenden Substanzen atrophieren, so die des Knochens und des Knorpels. Leicht atrophieren auch die Muskeln; bei schlechter Ernährung, dauernder Unthätigkeit, Lähmung werden sie schlaff und welken. Die mikroskopische Untersuchung zeigt dann, daß ihre Fasern an Umfang abgenommen haben. Die Haargefäße der atrophischen Teile schrumpfen häufig zusammen und werden undurchgängig. Im allgemeinen verrät sich die A. eines Organs dadurch, daß es kleiner, trockener, blutärmer, fester und minder leistungsfähig ist. Die A. ist indeß keineswegs auf die normalen Teile des Organismus beschränkt, sondern kommt auch sehr oft bei den krankhaften Neubildungen vor.

Atropin, Atropium oder Daturin, eine organische Base $C_{17}H_{23}NO_3$, die sich in allen Teilen der Tollkirsche (Atropa Belladonna) und des Stechapfels (Datura Stramonium) sowie in den Blättern und der Wurzel des Nachtschattens (Solanum nigrum) findet. Man stellt das A. meist aus dem zu Anfang der Blütezeit abgeschnittenen Kraute der Belladonna her, indem man einen wässerigen Auszug derselben nach dem Verdampfen mit Natronlauge bis zur deutlich alkalischen Reaktion versetzt und mit Äther schüttelt; der Äther entzieht dabei der Flüssigkeit das im Wasser fast unlösliche A. und hinterläßt es beim Verdunsten im unreinen Zustande. Der Rückstand wird mit Wasser übergossen und mit verdünnter Schwefelsäure bis zur erfolgten Lösung versetzt, worauf diese durch Tierkohle entfärbt und das A. daraus durch Ammoniak gefällt wird. Nach dem Trocknen wird dasselbe aus Alkohol umkrystallisiert. Es krystallisiert in feinen weißen Prismen, die bei 90° C. schmelzen, unangenehm bitter und scharf schmecken, sich wenig in kaltem Wasser, leicht aber in Alkohol lösen. Beim Erhitzen mit Salzsäure oder mit Barytwasser spaltet sich das A. in eine neue Base, das Tropin $C_8H_{15}NO$, und eine Säure, die Tropasäure $C_9H_{10}O_3$.

Das A. ist höchst giftig. In der Augenheilkunde wird dasselbe vielfach verwendet; es bewirkt, in der geringsten Menge auf die Bindehaut gebracht, Erweiterung der Pupille sowie Lähmung des Accommodationsapparats.

Atropos, eine der drei Parzen, s. Parzen.

Atschin, richtiger Atjeh, im Englischen Acheen, bis 1873 selbständiger Malaienstaat, jetzt eine Provinz des niederländ. Ostindien, nimmt mit etwa 50000 qkm den nördlichsten Teil der niederländ. Insel Sumatra ein und reicht von dem nördlichsten Vorgebirge derselben, der Atjehspitze (engl. Acheen head), im W. bis zu 2° 53', im O. aber nur bis 4° 25' nördl. Br. A. wird von dem die Insel Sumatra in eine westliche und eine östl. Hälfte teilenden Barissan oder Kettengebirge durchzogen, in welchem sich hier unter 4° 17' nördl. Br. der Abong-Abong, wahrscheinlich ein Vulkan, bis zu 3000 m erhebt. Außer dem gebirgigen Teile enthält A. bedeutende Strecken mehr wellenförmigen und selbst ganz flachen, niedrig gelegenen, für Gartenbau und Baumzucht sowie namentlich für den Reisbau geeigneten Landes. Obgleich die Zahl der Küstenflüsse eine beträchtliche ist, so sind dieselben doch nur schmal, untief und nur mit leichten Prahmen auf kurze Strecken befahrbar. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreiche sind dieselben wie die von Sumatra (s. d.) überhaupt; erwähnenswert ist das häufige Vorkommen der Pfefferranke. Die Bevölkerung der Provinz wird auf 6—700000 Seelen geschätzt. Die Hauptstadt A., am Flusse A., 7 km vom Meere, ist fast ganz neu und schön aufgebaut; seit der niederländ. Besetzung blüht der Handel wieder auf.

Geschichtliches. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß die Bevölkerung ursprünglich mit dem malaiischen Volksstamme der Batta (s. d.) homogen war, wie denn auch noch bis zu Anfang des 17. Jahrh. der ganze nördlich von dem Flusse Singkel unter 2° 17' nördl. Br. gelegene Teil von Sumatra, mit Einschluß von A., Tanna Batta, d. h. Land der Batta genannt wurde. Aus den Batta aber in dem nördlichsten Teile dieses Landstrichs entwickelte sich zu Anfang des 13. Jahrh. durch ihre Vermengung mit fremden Volkselementen, durch den Handel und Verkehr mit andern Asiaten, namentlich auch Arabern, durch die Einführung des Islam und andere auf die ursprüngliche Lebensweise und den Volkscharakter verändernd einwirkende Verhältnisse die Bevölkerung des Reiches A., welches von seiner Gründung 1205 bis in die neueste Zeit seine Unabhängigkeit zu bewahren gewußt hat. Die gleichnamige Hauptstadt wurde eine der reichsten und blühendsten, von den Schiffen aller ostasiat. Handelsvölker viel besuchte Handelsstadt. Seit die Portugiesen unter Alvaro Talesso 1506 zuerst nach Sumatra kamen und 1509 daselbst an der Nordostküste Niederlassungen gründeten, war der Beherrscher von A., Rascha Ibrahim, ihr erbittertster Feind, der sie 1523 auch von Sumatra vertrieb. Der Krieg gegen die Portugiesen dauerte fast ununterbrochen fort, bis die Holländer 1642 Malakka eroberten. Während dieser Zeit war A. der größte und berühmteste Handelsort Hinterindiens; aber mit der Ausbreitung der Holländer im ind. Archipel sank die Macht und Bedeutung des Reiches A., welches jedoch bis 1873 seine polit. Selbständigkeit behielt. Durch den 1824 zwischen Holland und England geschlossenen Vertrag war Holland verpflichtet, auf Sumatra, nördlich von der Parallele von Singapore (1° 17' nördl. Br.) keine neuen Besitzungen zu gründen. Allein ein neuer Vertrag vom 24. Mai 1872 hob den frühern von 1824 auf, und die Niederländer erhielten völlige Freiheit, sich nach Belieben auch nördlich von der erwähnten Demarkationslinie auf Sumatra auszubreiten. Seeräubereien und Kränkungen der niederländ. Souveränetät auf Sumatra durch A. gaben sehr bald der Regierung zu Batavia Veranlassung, gegen A. vorzugehen. Am 26. März 1873 erklärte sie den Krieg, und 8. April landete eine Expedition bei der Stadt A., die jedoch tapfer verteidigt wurde, sodaß sich die Holländer nach großen Verlusten 28. April zurückziehen mußten. Eine zweite, stärkere Expedition unter General van Swieten landete 11. Dez. 1873, welche unter fast ununterbrochenen blutigen Kämpfen bis zum Kraton, der befestigten Residenz des Sultans von A., vordrang und denselben 24. Jan. 1874 nahm. Doch blieb das ganze Innere des Reichs und viele Punkte an der Ostküste noch im Besitz des Sultans,

und erst nach vielen Expeditionen, bei denen sich die Atchinesen mit größter Tapferkeit verteidigten, wie bei der Erstürmung von Lohong 30. April 1875, konnte der niederländ. Kolonialminister Ende 1879 in der Zweiten Kammer die Erklärung abgeben, daß der Krieg jetzt als beendet zu betrachten sei und mit der Organisation der Civilverwaltung des Landes begonnen werden könnte. Jetzt bildet A. eine unter einem Militärgouverneur stehende niederländ. Provinz unter dem Namen «Atjeh und Zubehör» mit vier Distrikten. Vgl. Veth, «Atchin en zijne betrekkingen tot Nederland» (Leid. 1873); Gerlach, «Atjih en de Atjinezen» (Arnh. 1873).

Atschinsk, Kreisstadt im ostsibir. Gouvernement Jenisseisk am rechten Ufer des Tschulym und an den Flüßchen Atschink und Tetmetka, 160 km von Krasnojarsk, an der großen Straße von Omsk nach Irkutsk, treibt lebhaften Transitverkehr mit China und hat 3970 E., drei Kirchen, eine Schule und ein Etappenlazareth. — Der Kreis A. umfaßt 58240 qkm mit 70810 E., worunter etwa 10000 Tataren.

Attacca (der Imperativ vom ital. attacare, d. i. verbinden, anschließen), eine Bezeichnung, die in größern Tonwerken am Schlusse eines Satzes angewendet wird und bedeutet, daß diesem Satze der darauffolgende sich ohne Unterbrechung anschließen soll. Meist wird der Name des Satzes, der sich anschließen soll, zugefügt, z. B. am Schlusse eines Adagio: attacca Finale, attacca Presto; oft steht aber auch nur attacca.

Attaché (frz.), soviel als Beigeordneter, Gehilfe, nennt man junge, sich der diplomatischen Laufbahn widmende Männer, welche den größern Gesandtschaften beigegeben werden, teils um allmählich in die Geschäftspraxis einzutreten, teils auch, um den Glanz der Gesandtschaft zu erhöhen.

Attacke (frz. attaque) ist eine gegen den Feind gerichtete, mit wachsender Geschwindigkeit ausgeführte Bewegung einer Infanterie- oder Kavallerieabteilung mit dem Endzweck, die taktische Ordnung des Gegners durch den beim Einbrechen in denselben ausgeübten Stoß aufzuheben und seine Vernichtung durch den Kampf mit der blanken Waffe herbeizuführen. Die A. der Infanterie erfolgt meist in Kolonnenformation und endet, indem die attackierende Abteilung in beschleunigtem Tempo und mit gefälltem Bajonett (in der preuß. Armee mit Hurrahruf) in den Gegner einbricht. Dem wirklichen Zusammenstoße entzieht sich nach den Erfahrungen der neuern Kriege der bereits erschütterte Gegner meistenteils durch den vorher angetretenen Rückzug, sodaß eine wirklich bis zu Ende geführte A. der Infanterie seltener vorkommt.

Die A. bildet die Hauptgefechtsthätigkeit der Kavallerie. Sie wird hier vorherrschend in Linie ausgeführt. Das Anreiten erfolgt etwa 1500 Schritt vom Feinde zunächst im Schritt, dann im Trabe, 700 Schritt von demselben entfernt fällt die attackierende Kavallerie in den Galopp, die letzten 100 Schritt werden in schnellster Gangart zurückgelegt. Die somit aufs höchste gesteigerte Geschwindigkeit, verbunden mit festem Geschlossenbleiben in der A. ergeben die denkbar größte Wucht des Stoßes oder Choks beim Einreiten in den Gegner und Niederreiten desselben, woran sich gleichzeitig, wie in dem folgenden Handgemenge, der Gebrauch der blanken Waffe knüpft. Ein Gegner von geringerer Widerstandskraft (z. B. feindliche Tirailleurs), oder ein solcher, welcher der A. ausweicht, kann auch in aufgelöster Ordnung (im Schwarm) attackiert werden, welche schon naturgemäß als Folge jeder A., im Handgemenge oder in der Verfolgung, entsteht. Werden nur einzelne Abteilungen, und zwar in aufgelöster Ordnung auf den Gegner losgelassen, so spricht man von einer A. mit Ausfallen. Während bei der A. gegen geschlossene und kräftigen Widerstandes fähige Kavallerie die ganze Kavallerieabteilung (Regiment u. s. w.) gleichzeitig attackiert und nur eine Reserve zur Flankendeckung aussondert, wird die A. größerer Truppenkörper (Regiment u. s. w.) gegen Infanterie nach heutigen Grundsätzen meistens in Staffeln oder Echelons ausgeführt. Die Staffeln (ein bis zwei Escadrons) folgen sich in größern Abständen (bis 200 Schritt) und attackieren nacheinander, wobei die hintern Staffeln vorzugsweise diejenigen Objekte wählen, welche von den vordern nicht haben überwältigt werden können.

Attalea, eine von Humboldt und Bonpland aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Die Vertreter derselben gehören zum größten Teile den Tropenländern Amerikas an. Es sind teils baumartige, teils niedrige Gewächse mit meist dickem Stamme und großen gefiederten Blättern. Die wichtigste Art dieser Gattung ist die hauptsächlich in Brasilien wachsende *A. funifera Mart.* Die zähen Fasern aus den Blattscheiden kommen unter dem Namen Piassave, Piassabe oder Monkey grass in den Handel; sie werden vorzugsweise zur Verfertigung von Besen für Straßenreinigung, ferner zur Herstellung sehr fester und haltbarer Bürsten, auch zu Tauen und Matten verwendet. Die Piassavefasern sind erst in neuerer Zeit in Europa bekannt geworden, in Brasilien dagegen werden sie schon längst zur Herstellung von Tauen u. dgl. benutzt. Auch die Frucht dieser Palme kommt in den Handel und zwar unter dem Namen Lissaboner oder kleine Kokosnuß, weil sie mit der letztern große Ähnlichkeit hat. Im Innern der Frucht ist wie bei der Kokosnuß eine sehr harte Steinschale vorhanden, die das Fruchtfleisch umgibt; dieselbe wird ebenso wie die Kokosnuß zu verschiedenartigen Drechslerarbeiten benutzt.

Attalia, Stadt in Kleinasien, s. Adalia.

Attallo, s. Orlean.

Attalus I., Herrscher von Pergamum, folgte 241 v. Chr. seinem Vetter Eumenes I. in der Regierung und nahm nach einem bedeutenden Siege über die damals in Asien übermächtigen Raubscharen, die Galater, (zwischen 239 und 2[...]) als der erste seines Geschlechts den königl. Titel an. Sein und seines Hauses Macht konnte [...] nur auf Kosten der Seleuciden emporwachsen; [...] bestimmte zunächst des A. Politik. Er erkämpfte (228 und 227 v. Chr.) mehrere glänzende Siege über Antiochus Hierax, den jüngern Sohn [...] Antiochus II. von Syrien, der im Kriege gegen seinen Bruder Seleucus sich in einem Teile Kleinasiens behauptet hatte. A. dehnte dadurch seine Herrschaft weit über die alten Grenzen seines [...]nen Gebietes aus, wurde aber seit 222 durch [An]tiochus III., der sich später auch mit Philipp von Macedonien verbündete, schwer bedrängt [und] suchte endlich 211 unter diesen mißlichen Um[stän]den die Allianz mit den Römern. Mit wech[seln]dem Glücke kämpfte er von nun an in dem [...]

…schen Kriege und später wieder seit 201 v. Chr. auf Seite der Römer gegen Philipp; während …riechs 198 v. Chr. durch eine Gesandtschaft des röm. Senats veranlaßt wurde, die Feindseligkeiten gegen A. einzustellen. Aber noch vor der entscheidenden Schlacht bei Kynoskephalä (197 v. Chr.), in welcher der Konsul Flaminius den König Philipp gänzlich schlug, in Theben vom Schlage getroffen, starb A. bald darauf in dem Alter von 72 J. — A. II. **Philadelphus**, Sohn des vorigen, unterstützte zuerst seinen ältern Bruder Eumenes II., den Nachfolger seines Vaters in der Regierung, und übernahm nach dessen Tode (159 v. Chr.) die Herrschaft. Er hielt unter allen Umständen fest an dem Bündnisse mit dem nach dem Falle des macedon. Reiches gegen die Pergamener ziemlich unfreundlich auftretenden Rom und war in alle Kriege verwickelt, welche damals in Kleinasien und Griechenland geführt wurden. Er starb 138 v. Chr., 82 J. alt. — Ihm folgte in der Reihe, A. III. **Philomētor**, Eumenes' II. Sohn. Kaum war dieser zur Regierung gelangt, als er wie ein Wahnsinniger gegen Freunde und Verwandte zu wüten begann. Darauf fiel er in Schwermut, zog sich von aller Gesellschaft zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit Gärtnerei und Erzguß. Er starb 133 v. Chr., nachdem er in seinem Testamente die Römer zu Erben seines Reichs eingesetzt hatte. Alle drei A. hatten viel Sinn für Kunst und Wissenschaft. Vgl. Manso, «Über die Attalen» (Bresl. 1817); «Pergamenisches Reich» von M. H. E. Meier, in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyklopädie» (Sekt. III, Bd. 16); Wegener, «De aula Attalica literarum artiumque fautrice» (Kopenh. 1836).

Attâr, eigentlich Mohammed Ibn-Ibrahim Ferid-eddin A., berühmter pers. Dichter, geb. 1119 (513 der Hedschra) in Kerken bei Nischapur als der Sohn eines reichen Spezereihändlers (Attar), übernahm nach dessen Tode das Geschäft, ward dasselbe aber, durch einen Derwisch zum Sufismus (Mystik) bekehrt, auf und wurde Derwisch. Er soll 29 Jahre in Nischapur, die übrige Zeit seines Lebens in Schâdiach gelebt haben und wurde 1229 (627 der Hedschra) von einem mongol. Soldaten ermordet. Sein wichtigstes Werk in Prosa ist «Tezkiret al Ewlia» («Biographien der Heiligen»); von seinen Gedichten, welche oft, unter andern von Seïjd Azz-eddin aus Amol, kommentiert wurden, sind die berühmtesten das Lehrgedicht über Gegenstände der Moral «Pend-Nâme» («Buch des Rats», herausg. von Hindley, Lond. 1809, und S. de Sacy, Par. 1819) und das «Mantik ut-tair» («Vogelgespräche», verfaßt 1184—87, herausg. und übersetzt von Garcin de Tassy, Par. 1863); sodann das «Dschewâhir-Nâme» («Buch der Feinheiten»). In den Werken A.s vereinigt sich Eleganz der Form mit großem Reichtum tiefer und fruchtbarer Gedanken, namentlich das populär gefaßte «Pend-Nâme» ist im Orient sehr verbreitet. Vgl. S. de Sacys Einleitung zum «Pend-Nâme»; Tholuck, «Blütensammlung aus der morgenländ. Mystik» (Berl. 1825); Ouseley, «Biographical notices of Persian poets» (Lond. 1846).

Attar, s. Rosenöl.

Attelage (frz., d. h. **Anspannung**), im militärischen Sinne, umfaßt die zur Fortschaffung der Fahrzeuge, einschließlich der bespannten Geschütze, erforderlichen Zugtiere mit ihrer Beschirrung. Als Zugtiere wählt man in den meisten Ländern Pferde, in südlichen, zugleich gebirgigen Gegenden (z. B. Spanien) auch Maultiere. Müssen die Fahrzeuge in schnellerer Gangart und außerhalb der Straßen bewegt werden, so rechnet man pro Pferd 250—300 kg, andernfalls bis 500 kg Last. Hieraus ergibt sich für ein gegebenes Gewicht des Fahrzeugs die Stärke der Bespannung. Manövrierfähige Fahrzeuge dürfen mit höchstens acht Pferden bespannt sein, man geht selbst nicht gern über die Zahl sechs hinaus (Feldartillerie). Danach richtet sich dann das zulässige Maximum der Last; zwei Pferde spannt man gewöhnlich nebeneinander, vier und mehr Pferde werden paarweise voreinander gespannt. In den großen Tiefebenen des nordöstl. Europa spannt man wohl auch eine größere Zahl als zwei Pferde nebeneinander. In neuerer Zeit gibt man dem **Kumtgeschirr**, welches den Pferden gestattet, mit der Schulter zu ziehen, den Vorzug vor dem mehr die Brust in Anspruch nehmenden **Sielengeschirr**. Die Taue der vordern Pferdepaare werden entweder bis zum Vorderwagen durchgeführt oder mit einer am vordern Ende der Deichsel angebrachten Vorderbracke verbunden. Zweispännige Fahrzeuge werden vom Bocke aus, vier- und mehrspännige vom Sattel gefahren.

Attemperieren (lat.), mäßigen, lindern, langsam erwärmen. **Attemperātor** (Wärmer), Vorrichtung zur Erwärmung der Maische durch Dampf.

Attemporieren (lat.), sich nach den Umständen richten, in die Zeit schicken.

Attemstetter (David und Andreas), zwei ausgezeichnete Goldschmiede und Emailleure zu Augsburg, welche daselbst zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh. thätig waren. Über ihre Lebensgeschichte ist wenig bekannt. Der hervorragendere scheint David gewesen zu sein, welcher um 1600 für den kunstliebenden Kaiser Rudolf II. in Prag beschäftigt war. Man nimmt mit guten Gründen an, daß die sog. Hauskrone der habsburgischen Dynastie (in der kaiserl. Schatzkammer in Wien), eins der unvergleichlichsten Werke deutscher Goldschmiedekunst, welches von genanntem Kaiser 1602 herzustellen befohlen wurde, Davids Werk sei. Auch das Scepter und mehrere Prachtuhren derselben Sammlung haben vollen Anspruch auf die Urheberschaft des vortrefflichen Künstlers, welcher endlich auch die Reliefs an dem von Adrian de Fries gegossenen Herkulesbrunnen in Augsburg gefertigt haben soll. Sein Email ist eine Spezialität von Farbenpracht und Feinheit, indem er tiefdunkelblauen durchsichtigen Fond (email translucide) oder milchweißen, opalen Grund mit reizenden Bildchen von Käfern, Libellen, Blumen und Früchten in gleichfalls durchscheinenden Farben zu schmücken liebt. Seine Grabschrift rühmt mit Recht, daß er in der Behandlung der Edelmetalle keinem nachgestanden habe. Vgl. «Die hervorragenden Kunstwerke der Schatzkammer des österr. Kaiserhauses», herausg. von Leitner (Wien 1873).

Attendorn, Stadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, Kreis Olpe, an der Bigge und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Bergmeisterei, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 2243 E., welche Gerbereien und Messingwarenfabriken unterhalten. A. war im Mittelalter eine wichtige Hansestadt, welche aber nach der Reformation durch Glaubensstreitigkeiten ihre Bedeutung verlor.

Attentat (lat.) bedeutet eine strafbare Unternehmung, besonders gegen die Persönlichkeit. In einem weitern Sinne spricht man z. B. von Theorien, Ansichten u. s. w., welche ein A. auf die Grundlagen des Staats und der Gesellschaft, wie auf das Privateigentum, die Ehe u. s. w., enthalten. Die ältern kriminalistischen Schriftsteller pflegten mit A. die erste Stufe des verbrecherischen Versuchs zu bezeichnen, den sog. conatus remotus. Auch im franz. wie im engl. Rechte kommt dieses Wort vor, jedoch in der Bedeutung von commencement d'exécution, wo es also die schon weiter vorgeschrittene verbrecherische Handlung anzeigt. In neuern Zeiten hat man den Ausdruck A. ganz besonders auf Versuche der Ermordung einer polit. Persönlichkeit, insbesondere eines Regenten angewendet, wozu namentlich die zahlreichen Mordversuche auf Ludwig Philipp Veranlassung gaben. Von A. solcher Art sind besonders denkwürdig: die von Tschech (26. Juli 1844) und Sefeloge (22. Mai 1850) auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, das des Priesters Marino (2. Febr. 1852) auf die Königin Isabella II. von Spanien, des ungar. Schneidergesellen Libenyi (18. Febr. 1853) auf den Kaiser Franz Joseph von Österreich, des Italieners Orsini (14. Jan. 1858) auf Napoleon III., von Oskar Becker (14. Juli 1861) in Baden-Baden auf König Wilhelm von Preußen, das des Böttchergesellen Kullmann (13. Juli 1874 in Kissingen) auf den Reichskanzler Fürsten von Bismarck, des Klempnergesellen Hödel (11. Mai 1878) und des Dr. Nobiling (2. Juni 1878) auf Kaiser Wilhelm, des Kochs Passanante (17. Nov. 1878) auf König Humbert von Italien, des Böttchergesellen Moncasi (25. Okt. 1878) und des galic. Arbeiters Otero (30. Dez. 1879) auf König Alfons XII. von Spanien, und eine Reihe von A. der nihilistischen Verschwörer in den J. 1878, 1879 und 1880 auf höhere russ. Beamte, wie den General Trepow, 5. Febr. 1878, den General Drentelen, 25. März 1879, und den General Loris-Melikow, 3. März 1880, auf den Kaiser Alexander II. von Rußland, 14. April 1879 von Solowiow, 1. Dez. 1879 der von Hartmann und Genossen unternommene Versuch, den kaiserl. Zug mittels Dynamit in der Nähe von Moskau in die Luft zu sprengen, 17. Febr. 1880 die Dynamitexplosion im Winterpalais zu Petersburg, das eines Advokaten franz. Abkunft Namens Charles Guiteau (2. Juli 1881) auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Garfield, welcher nach längern Leiden infolge davon 19. Sept. 1881 starb, und das von Roderick MacLean (2. März 1882) auf die Königin Victoria von England.

Atterbom (Peter Daniel Amadeus), schwed. Dichter und Philosoph, geb. 19. Jan. 1790 im Kirchsprengel Åsbo in Ostgothland, Sohn eines Landgeistlichen, besuchte das Gymnasium von Linköping und kam 1805 auf die Universität Upsala. Frühzeitig hatte er sich mit der deutschen Litteratur bekannt gemacht, die wichtigen Einfluß auf seine litterarische Laufbahn übte. Mit mehrern Freunden stiftete er 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft, Musis Amici, die 1808 den Namen Aurora-Förbundet (Bund der Aurora) annahm und die vaterländische Litteratur aus den Banden akademischer Steifheit und franz. Ziererei zu befreien suchte. Aus mannigfachen Arbeiten der Mitglieder des Bundes entstand 1810 in Upsala die Zeitschrift «Phosphoros», die bis 1813 bestand. den J. 1812—22 gab A. den «Poetisk kalend heraus; 1817—19 unternahm er eine Reise d Deutschland nach Italien und wurde nach sei Rückkehr Lehrer des Kronprinzen Oskar in deutschen Sprache und Litteratur. Von Ups begleitete er denselben 1819 nach Stockholm, wu hier 1821 zum Docenten der Geschichte ernan 1824 zum Adjunkten der Philosophie in Ups 1828 zum Professor der Logik und Metaphysik fördert, vertauschte aber 1835 diese Professur der der Ästhetik. Durch seine Aufnahme in Akademie (1839) war der Streit zwischen Phosphoristen und der Akademie vollends be tigt. A. starb 21. Juli 1855.

Von den Schriften seines reifern Alters s besonders hervorzuheben: «Lycksalighetens (2 Bde., Ups. 1824—27; 3. Aufl., Örebro 18 deutsch «Die Insel der Glückseligkeit», 2 B Lpz. 1831—33); «Samlade dikter» (2 B Ups. 1837—38), durchgehends lyrischen Inhal «Svenska siare och skalder eller grunddrag af svenska vitterhetens häfder intill och m Gustaf III. tidehvarf» (6 Bde., Stockh. 1841 55; 2. Aufl. 1862—63; Supplement 1864), litterar-histor. Werk von großem Werte. E Gesamtausgabe seiner Werke («Samlade dikter Bd. 1—6, und «Samlade skrifter i obunden sti Bd. 1—4) erschien 1854—64 zu Örebro. D zweite Teil der Gesamtausgabe enthält das gei volle Werk «Poesiens historia» (4 Bde., Öreb 1861—62). Als Dichter ist A. tief, sinnig u reflektierend; seine Sprache und Verse sind v hohem Wohllaut; als Philosoph neigt er sich zu the sophischen Ansichten hin und sucht die Philosoph mit dem Christentume in Einklang zu bringen.

Attersee oder Kammersee, der größte deutsch österr. See, im Attergau des ehemaligen Hausru kreises (Österreich ob der Ens), 7,5 km im S von der Bezirksstadt Vöcklabruck an der Elisabet bahn, ist von N. nach S. 18 km lang, von W nach O. 2—4 km breit, bis 171 m tief und lie 466 m über dem Meere. Der See wird im durch das Lecken- und Höllengebirge (höchster Pun Höllkogel, 1863 m, am Ostrande; der vielbesuch Kranabitsattel oder Feuerkogel, 1592 m), dann du einen niedrigen Sattel vom Traunsee, im W. du niedrigere Berggruppen (höchster Gipfel Hollerber 1134 m) vom Mond- und Zeller- oder Irrsee, i SW. durch die Masse des Schafbergs vom Ab oder St. Wolfgangsee geschieden. Das ganze W ufer des fischreichen A. umlagern rundliche, ob bewaldete, unten angebaute und bevölkerte V berge. Auch sein östl. Ufer ist auf dem größt Teil seiner Länge von Vorbergen umgeben. D südl. Rand erhebt sich schroff als eine höhere Stu die Steinwand, der westlichste Flügel des Leck gebirges. Im S. und SW. des Sees bauen s hinter steilen, felsigen Vorstufen höhere Gebirg massen auf: der Leonszinken, 1743 m, der Sch berg, 1780 m. An der Südwestecke nimmt der S die Ache oder Seeache aus dem Mondsee auf, a seinem Nordende entfließt bei Kammer die Ag welche, mit der Vöckla vereinigt, bei Lambach die Traun fällt. Die mittlere Sommertemperat des A. ist an der Oberfläche 17—20° C., a Grunde 4—4,2° C. In neuester Zeit hat die Z der Sommerfrischen rings um den See bedeute zugenommen; er wird jetzt auch mit Dampfschiff

befahren. Im untersten Teile des Sees wie auch des benachbarten Mondsees wurden Reste von Pfahlbauten aufgefunden.

Attest, Attestat, Attestation (lat.), schriftliches Zeugnis, Bescheinigung einer Thatsache. Attestieren, ein Zeugnis ausstellen, bescheinigen.

Attich (Sambucus Ebulus), s. Flieder.

Atticismus, s. Attizismus.

Atticus (Tiberius Claudius A. Herodes), mit dem Hauptnamen A., im Unterschiede von seinem gleichnamigen berühmtern Sohne mit dem Hauptnamen Herodes (s. d.), ein vornehmer Athener, der unter Trajan und Hadrian zu den höchsten Ehren im Römischen Reiche, zum zweimaligen Konsulat und zur Statthalterschaft der Provinz Asien gelangte. Er ist insbesondere bekannt durch den Fund eines großen Schatzes in einem seiner Häuser in Athen, der ein um so größerer Glücksfall war, weil das Vermögen seines Vaters, wie es heißt, wegen Strebens nach der Tyrannis, konfisziert worden war. Dadurch wurde der Grund zu dem großen Reichtume gelegt, von dem er und noch mehr sein noch reicherer Sohn mit großartiger Freigebigkeit Gebrauch machten. Vgl. Dittenberger, «Die Familie des Herodes A.» im «Hermes» (Bd. 13, 1878).

Atticus (Tiberius Claudius A. Herodes), Sohn des vorigen, s. Herodes.

Atticus (Titus Pomponius), röm. Schriftsteller, geb. 109 v. Chr. Der Name A. war ursprünglich ein Beiname, den er wegen eines mehr als 20jährigen Aufenthalts in Athen erhielt, wohin er sich, um nicht in die Verwickelungen der Bürgerkriege hineingezogen zu werden, 86 v. Chr. begeben hatte. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt erwarb er sich durch Güterkauf, Landwirtschaft, Geldgeschäfte (auch Buchhandel) ein großes Vermögen und gleichzeitig durch eine kluge Freigebigkeit große Popularität. Von dort kehrte er 65 v. Chr. nach Rom wieder zurück, wo ihn (58 v. Chr.) ein reicher Oheim in seinem Testamente adoptierte und somit außer dem größten Teile seines Vermögens auch seinen Namen Cäcilius auf ihn vererbte, sodaß er fortan mit vollem Namen Q. Cäcilius Pomponianus Atticus hieß. Er lebte auch hier nach wie vor neben der Verwaltung seines Vermögens von der Politik zurückgezogen nur den Wissenschaften und seinen Freunden, unter denen Cicero den ersten Platz behauptete, und starb 32 v. Chr., allgemein geachtet und beliebt. Obgleich A. zur Annahme eines öffentlichen Amtes sich nie bestimmen ließ, unterhielt er dennoch mit den angesehensten Staatsmännern und den Häuptern der verschiedenen Parteien seiner Zeit fortwährend einen freundschaftlichen Verkehr. Fast wunderbar ist die Kunst, mit der er es verstand, sich die warme und treue Freundschaft von polit. Parteiführern, wie Brutus und in gewissem Sinne auch Cicero es war, zu erhalten und dabei sich die Gunst ihrer polit. Todfeinde, wie des Antonius und später auch die des Octavian, zu bewahren. A.' Tochter Cäcilia Attica war die erste Gemahlin des Marcus Vipsanius Agrippa. Von seinen Schriften, unter denen der «Annalis» von den Alten mit vielem Lobe erwähnt wird, ist keine auf uns gekommen. Außer Ciceros «Epistolae ad Atticum» in 16 Büchern ist von Cornelius Nepos eine panegyrische Biographie desselben vorhanden. Vgl. Hulleman, «Diatribe in T. P. A.» mit den Fragmenten des A. (Utr. 1838), und Boissier in «Cicéron et ses amis» (Par. 1865; deutsch von Döhler, Lpz. 1870).

Attigny, Kantonshauptort im franz. Depart. Ardennen, am linken Ufer der Aisne an deren Vereinigungspunkte mit dem zur Maas führenden Ardennenkanal, Station der Französischen Ostbahn, zählt 1743 E., welche Woll- und Flachsspinnerei, Biscuit-, Zucker-, Cichorien- und Lederfabrikation betreiben. Die Stadt ist das Attiniacus des Mittelalters und war unter den Merovingern seit Chlodwig II. und unter den Karolingern königl. Residenz; hier ließ sich der Sachsenherzog Wittekind 785 in Gegenwart Karls d. Gr. taufen, und auf der Synode des J. 822 mußte sich hier Ludwig der Fromme öffentlicher Kirchenbuße unterwerfen. Die schöne Kirche aus dem 13. Jahrh., mit roman. Turme, hat ein beachtenswertes Seitenportal. Von dem alten fränk. Königspalaste sind jedoch kaum noch Spuren vorhanden.

Attika (grch. ἡ Ἀττική, welcher Name Küstenland zu bedeuten scheint), die südöstlichste Landschaft des mittlern Griechenland, das Verbindungsglied zwischen dem Balkanlande und dem Archipelagus, ist eine Halbinsel von etwa 2200 qkm Flächeninhalt, welche im N. an Böotien, im W. an Megaris angrenzt, an den übrigen Seiten vom Meere bespült wird. Der größte Teil derselben wird von Gebirgen eingenommen, die fast ausschließlich aus Kalkstein und Marmor bestehen und heutzutage zum größten Teile kahl sind; nur die höhern Partien des Kithäron und des Parnes sowie die nordwestl. Abhänge des Pentelikon sind mit Kiefern- und Tannenwald bedeckt. Die Basis des ganzen Gebirgssystems bildet der Kithäron (jetzt Elatea, das Tannengebirge, genannt, in seinem höchsten Punkte 1411 m über dem Meere), welcher durch seinen Hauptzug die Landschaft A. von Böotien, durch eine Verzweigung gegen S., die nach zwei auffallenden Spitzen Kerata (die Hörner) genannt wird, von Megaris scheidet. Mit den südöstl. Ausläufern des Kithäron hängt der bis zur Höhe von 1413 m sich erhebende Parnes (jetzt Ozea) zusammen, dessen nordöstl. Verzweigungen, die jetzt mit verschiedenen Einzelnamen benannt werden (Beletzi, Armeni, Mavrovuno, Zastani, Stavrokoraki, Kotroni), sich bis an die Ostküste der Landschaft erstrecken und diesen Teil derselben zu einem echten Berglande (Diakria oder Epakria bei den Alten genannt) machen. Eine südl. Fortsetzung des Parnes ist der weit niedrigere Ägaleos, in seinem südlichern Teile, wo er der Insel Salamis gegenüber ins Meer vortritt, auch Korydallos (jetzt Skaramanga), in der Mitte, wo ein die Ebenen von Athen und Eleusis verbindender Engpaß durch ihn hindurchführt, auch Pökilon (jetzt nach dem die Stelle eines alten Apollotempels einnehmenden Kloster Daphni Daphno-vuno) genannt. Im NO. wird die Ebene von Athen durch den Brilettos oder, wie er nach einer an seinem südl. Abhange gelegenen Ortschaft gewöhnlicher genannt wurde, das Pentelikon (noch jetzt Menteli) begrenzt, eine 1110 m hohe Bergpyramide mit ausgedehnten, noch jetzt mit Erfolg betriebenen Marmorbrüchen, welche einen nicht nur zu Bauten, sondern auch zu statuarischen Werken vorzüglichen weißen Marmor von sehr feinem Korn und gelblichem Stich liefern. Ein ungefähr 4 km breites Thal trennt den südl. Fuß des Pentelikon von einem langen, fast ganz aus bläulichgrauem Marmor, der im Altertum vielfach, besonders zu architektonischen Zwecken, benutzt

worden ist, bestehenden Gebirgszuge, dem 1027 m hohen Hymettus (jetzt Trelovuno), der von Baumwuchs fast ganz entblößt, dafür aber mit zahlreichen duftigen Kräutern bewachsen und daher reich an wilden Bienen ist, die einen trefflichen, sehr gewürzigen Honig liefern. Die Ostküste der Landschaft (bei den Alten Paralia genannt) wird von niedrigern Hügelreihen durchzogen, die sich südlich vom Hymettus, wo die Halbinsel immer schmäler wird, zu einem zusammenhängenden Gebirgszuge, dem Lauriongebirge, vereinigen, das in einem steil gegen das Meer abfallenden Vorgebirge, dem Kap Sunium, endet, auf welchem noch jetzt ansehnliche Ruinen eines Tempels der Athene sich erheben, von dessen Säulen das Vorgebirge jetzt von den Schiffern Kap Kolonnäs genannt wird. Das Lauriongebirge war im Altertum durch seinen Silberreichtum für A. von hoher Bedeutung; doch wurden die anfangs sehr ergiebigen Gruben so eifrig ausgebeutet, daß man schon bald nach Christi Geburt den Betrieb derselben einstellen mußte. Erst in der neuesten Zeit hat man nicht ohne Erfolg versucht, die von dem alten Betriebe noch vorhandenen Schutt- und Schlackenhaufen nochmals zu verwerten.

Diese Gebirge treten teils unmittelbar bis an das Meer hinan, teils hat sich an ihrem Fuße angeschwemmtes Land in größerer oder geringerer Breite angesetzt, welches Strandebenen bildet, in denen im Altertum zahlreiche Ortschaften lagen. Die bedeutendste unter denselben ist die Ebene von Marathon an der Nordostküste, eine ungefähr **9 km** lange und **2—4 km** breite Niederung mit einem ausgedehnten Sumpfe im NO., welche 490 v. Chr. der Schauplatz der Niederlage des Perserheers war. Größere Ebenen, die sich entweder von der Küste aus weit ins Innere der Landschaft hineinziehen oder ganz vom Meere abgesondert sind, hat die Landschaft nur drei: 1) die Ebene von Athen, oft auch nur «die Ebene» (Pedion) genannt; 2) die kleinere, durch das Agaleosgebirge von der athenischen getrennte Thriasische Ebene (so benannt nach einer alten Ortschaft Thria); 3) die Ebene zwischen dem Hymettus und den niedrigern Bergzügen der Ostküste, die mit der athen. Ebene durch das Pentelikon und Hymettus scheidende Thal zusammenhängt.

Die Bewässerung der Landschaft ist eine sehr spärliche. Die bedeutendsten Bäche sind noch die beiden der athen. Ebene: der am südwestl. Fuße des Pentelikon bei der baumreichen Ortschaft Kephisia entspringende, durch verschiedene Zuflüsse vom Parnes her genährte Kephissus, der die Ebene in südwestl. Richtung durchfließt und westlich von der Stadt in zahlreiche Kanäle zur Bewässerung der Gärten und Baumpflanzungen abgeleitet wird, und der Ilissus, der, vom nördl. Fuße des Hymettus herkommend, an der Ost- und Südseite der Stadt vorüberfließt und sich südwestlich von derselben im dürren Boden verliert. Außer diesen sind noch der gleichfalls Kephissus genannte Bach der Ebene von Eleusis, der die Ebene von Marathon durchschneidende Gießbach von Onoë (so benannt nach einer nördlich von Marathon gelegenen alten Ortschaft) und der weiter südlich an der Ostküste, bei der alten Ortschaft Araphen (jetzt Raphina) vorüberfließende Erasinos zu erwähnen.

Der Boden des Landes ist fast durchgängig ein leichter, ziemlich dürrer und steiniger Kalkboden, der wenig für Weizenbau, besser für Gersten- und Weinbau, besonders aber für den Ölbaum und Feigenbaum geeignet ist, daher Öl und Feigen im Al[tertum] und noch heutzutage die Hauptprodukte [des] Landes und Gegenstände der Ausfuhr waren [und] sind. Auch die Viehzucht ist noch jetzt bedeut[end] und im Altertum genoß die attische Wolle ei[nes] vorzüglichen Rufs. Die Gebirge liefern, abgese[hen] von den jetzt erschöpften Silberadern des Lauri[on] trefflichen Marmor, der Erdboden an mehrern S[tel]len, besonders auf der südöstlich vom Hafen [Pi]räus und der Bucht von Phaleron sich hinzieh[en]den, im Vorgebirge Kolias (jetzt Hagios Kosm[as]) endenden Küstenstrecke, sehr guten Töpferthon, [da]her die Töpferei ein blühender Industriezweig [des] alten Athen und ihre Produkte die Gegenstä[nde] eines sehr ausgedehnten Handels waren.

Die Bewohner der Landschaft gehörten im Al[ter]tum, abgesehen von einigen pelasg. Elementen [der] grauen Vorzeit und den zahlreichen, später in At[tika] sich dauernd aufhaltenden Fremden, dem i[on.] Stamme an, und zwar rühmten sie sich, Aut[och]thonen, d. h. eine ureinheimische Bevölkerung [zu] sein, deren Urväter unmittelbar aus dem Boden [des] Landes entsprossen, weil sie seit den frühesten Z[ei]ten in ununterbrochenem Besitze desselben gebliel[en] waren. Wie alle ion. Völker, zerfielen sie ursprün[g]lich in vier Stämme oder Klassen (Phylen): [die] Geleontes (die Vornehmen oder Adeligen), [die] Hopletes (die Kriegerkaste), die Agikoreis (Zieg[en]hirten und Hirten überhaupt) und die Ergad[eis] (Ackerbauer). Nach der Überlieferung bestanden [in] der ältesten Zeit 12 selbständige Städte oder G[e]meindeverbände nebeneinander im Lande, teils ei[n]zelne, noch später fortbestehende Ortschaften, w[ie] Cecropia (das spätere Athen), Eleusis, Dekel[eia] und Aphidna (diese beiden im Norden des Landes), Brauron (in der Mitte der Ostküste), Thorikos (i[m] südlichsten Teile der Ostküste), Kytheros (von u[n]bekannter Lage), Sphettos und Kephisia, teils Ve[r]einigungen mehrerer Ortschaften, wie die Epak[ria] (das nördl. Bergland), eine «Tetrapolis» (Verbi[n]dung von vier Städten) in der Ebene von Mar[a]thon und eine «Tetrakomia» (Vereinigung v[on] vier Dörfern) im südlichsten Teile der athen. Eben[e]. Diese 12 Gemeinden sollen durch Theseus zu eine[m] polit. Ganzen, dessen Hauptstadt Athen wurde, ve[r]einigt worden sein. Die Gliederung des Volks na[ch] den vier Phylen blieb sowohl unter den Könige[n] als auch unter den Archonten (s. d.). Auch der G[e]setzgeber Solon (s. d.) hob diese Gliederung nic[ht] auf, sondern stellte nur neben sie, teils um den Ei[n]fluß der alten Adelsgeschlechter zu mindern, teil[s] um eine gerechtere Verteilung der Staatslasten he[r]beizuführen, eine Einteilung der gesamten Bürge[r]schaft in vier Vermögensklassen. Erst Kleisthene[s] hob die altion. Stammeseinteilung in A. auf un[d] setzte an die Stelle derselben eine neue Gliederun[g] des Volks in 10 Phylen, welche nach altatt. Heroe[n] (Eponymen) benannt wurden. Jede dieser Phyle erhielt eine bestimmte Anzahl Gemeinden (Demen) zugeteilt, die in verschiedenen Teilen der Landschaf[t] lagen. In der Regel bildete jede nicht ganz unbedeu[]tende Ortschaft einen besondern Demos, größere wie die Stadt Athen und die Stadt Brauron an der Ostküste, waren in mehrere Demen geteilt. Di[e] Zahl der Demen war zu verschiedenen Zeiten ver[]schieden: um den Beginn der christl. Zeitrechnun[g] soll sie 174 betragen haben; durch Schriftsteller un[d] Inschriften sind die Namen von etwa 180 derselbe[n] überliefert, aber von vielen freilich ist die Lage nich[t]

mehr zu bestimmen. Verzeichnisse derselben geben: Leake, «Die Demen von A.» (übersetzt von Westermann, Braunschw. 1840); Roß, «Die Demen von A. und ihre Verteilung unter die Phylen» (herausg. von Meier, Halle 1846); H. Gelzer im Anhang zu C. Fr. Hermanns «Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer» (5. Aufl., Heidelb. 1875).

Die Gesamtzahl der bürgerlichen Bevölkerung hat nach Schätzung in der Blütezeit des Staats, um den Peloponnesischen Krieg zwischen 80—100000 Köpfe, die der Schutzverwandten (Metöken) gegen 40000 Köpfe betragen. Daneben aber stand eine Sklavenbevölkerung von etwa 400000 Köpfen, sodaß die Gesamtziffer der freien und unfreien Einwohnerschaft des Landes sich bis auf mehr als 500000 Menschen erhob. Eine Vermehrung der 10 Phylen um 2 neue fand 307 v. Chr. statt. Dieselben wurden aus Schmeichelei für Demetrius Poliorketes nach ihm und seinem Vater Antigonus Antigonis und Demetrias benannt. Doch wandelte man den Namen der erstern um 265 v. Chr. zu Ehren des ägypt. Königs Ptolemäus II. Philadelphus in Ptolemais, den der letztern um 200 zu Ehren des Königs Attalus I. von Pergamum in Attalis um. Endlich wurde unter dem Kaiser Hadrian noch eine 13. Phyle hinzugefügt und diese nach diesem großen Wohltäter der Stadt Athen Hadrianis benannt.

In politischer Hinsicht war A. im Altertum die am meisten konzentrierte Landschaft von ganz Griechenland. Die Hauptstadt war nicht nur der Sitz der Regierungsbehörden, sondern auch der Gerichte und der Volksversammlungen, in deren Händen seit den demokratischen Reformen, die von Kleisthenes begonnen, von Perikles vollendet worden, die souveräne Entscheidung über alle Staatsangelegenheiten lag. Die so hervorragende und für die Gesamtheit der griech. Verhältnisse bestimmende Rolle, welche Athen und mit ihm das attische Land und Volk in der polit. und Kulturgeschichte Griechenlands spielt, kann nur im Zusammenhange der Geschichte Griechenlands überhaupt ihre richtige Würdigung finden. (S. Griechenland.)

Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862); E. Curtius, «Erläuternder Text der 7 Karten zur Topographie von Athen» (Gotha 1868); E. Curtius und J. A. Kaupert, «Karten von Attika» (Heft 2, Berl. 1881).

Im jetzigen Königreich Griechenland bildet A. im Verein mit Megaris, Böotien und den Inseln Salamis (jetzt vom Volke nach ihrer Gestalt «die Brezel», Kuluri, genannt) und Ägina die Nomarchie Attika und Böotien. Dieselbe umfaßt in den fünf Eparchien A., Ägina, Theben, Lebadia und Megaris 6426 qkm mit (1879) 185864 E.; die Bevölkerung der Eparchie A. allein (mit Einschluß der Insel Salamis) belief sich auf 116268 E. Die ländliche Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. In der Ebene von Athen sind noch jetzt ausgedehnte Ölbaumpflanzungen; außerdem sind der Tabak- und der Seidenbau nicht unbedeutend.

Attika heißt in der neuern Architektur ein über dem Hauptgesimse sich erhebender Aufsatz, meist eine Reihe kürzerer Wandpfeiler, die man auf das Gebälk einer Säulenreihe stellt. Dem System des griech. Säulenbaues widersprechend, findet er nur im System des röm. Bogenbaues Anwendung, besonders über gewölbten Thoren und Triumphbogen, wo er zum festen Abschluß der Masse und zur Aufnahme von Inschriften dient.

Attila, Sohn des Mundzuk, eines Hunnen von königl. Abkunft, folgte 433 n. Chr. mit seinem Bruder Bleda seinem Oheim Rugilas (Ruas) in der Herrschaft über die hunn. Scharen in den Ebenen Pannoniens. Die Brüder begannen ihre Laufbahn damit, daß sie dem schwachen oströn. Kaiser Theodosius II. neben andern Vorteilen die Erhöhung des bisherigen Jahrgeldes von 350 Pfd. Goldes auf das Doppelte abtrotzten. Nachdem A. 444 den mildern Bleda durch Meuchelmord beseitigt, vereinigte er allmählich die meisten hunn. Stämme, welche früher unter eigenen Häuptlingen gestanden hatten, zu einer einzigen großen Heeresmasse. Der Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit war so groß, daß sich der Glaube an seine höhere Berufung und Unüberwindlichkeit verbreitete, den er durch das Vorgeben, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben, schlau zu nähren wußte. Durch Waffengewalt oder den Schrecken seines Namens vereinigte er die skyth. und german. Völkerschaften von der Wolga bis tief nach Deutschland hinein zu einem riesigen Völkerbunde, dessen Glieder, so verschieden nach Gesetzen und Sitten, Abstammung und Sprache sie auch waren, ihn als ihren Herrn ehrten und ihm Steuer- und Heerpflicht leisteten: Ostgothen, Gepiden, Rugier, Heruler, Longobarden, Thüringer, Burgunder, ferner viele slaw. Stämme und die zwischen Wolga und Don seßhaften Acatziren (Chazaren), ein Volk türk. Abkunft. Selbst die Perser soll er durch einen siegreichen Feldzug gedemütigt haben, doch vermochte er seine Herrschaft unter ihnen wenigstens nicht dauernd zu begründen. Im Besitze einer so ungeheuern Heeresmacht schien das Oströmische Reich eine leichte Beute. Kaiser Theodosius II. suchte die Macht A.s zunächst dadurch zu brechen, daß er die Chazaren zur Empörung reizte. Aber A. unterdrückte schnell den Aufstand und stellte nun an Theodosius die härtesten Forderungen. Als diese zurückgewiesen wurden, überschwemmte er mit seinen Scharen die illyr.-thraz. Halbinsel, drang bis in die Nähe von Konstantinopel vor, zerstörte 70 Städte und führte unermeßliche Beute und eine große Menge Gefangene über die Donau weg. Theodosius mußte endlich, nachdem er drei Schlachten verloren, in einen Vertrag willigen, worin er an A. das südl. Uferland der Donau von Singibunum bis Naissus überließ und ihm einen jährlichen Tribut von 2100 Pfd. Goldes bewilligte.

Seit der kräftige Marcian Herr des östl. Reichs geworden war und eine entschlossenere Sprache gegen A. zu führen begann, nahm dieser seine Richtung gegen Westen. Geiserich, der König der Vandalen, der den mit Rom verbündeten König der Westgothen, Theodorich, schwer beleidigt hatte und dessen Rache fürchtete, soll A. zu einem Feldzuge nach dem Rhein aufgereizt haben. Auch soll Honoria, die Schwester des weström. Kaisers Valentinian III., welche wider ihre Neigung von ihrer Mutter zur Ehelosigkeit bestimmt war, dem A. heimlich ihre Hand angetragen, der röm. Hof aber dessen Werbung und seine Ansprüche auf einen Teil des Reichs als Mitgift abgewiesen haben. A. brach 451 an der Spitze des gesamten Heerbannes der Hunnen und der ihnen unterworfenen Völker aus seinem Hauptsitze in der Gegend des heutigen Tokay auf und zog durch Noricum, Vindelicien und Alemannien, die Streitkräfte dieser Völker zum

Anschluß zwingend. Dann überschritten die Hunnen den Rhein und erfüllten das Land bis zur Loire mit Raub, Mord und Verwüstung. Schon lagerte A. vor den Mauern von Orléans, als der weström. Feldherr Aëtius (s. d.), dem es gelungen war, die Westgothen, Franken, Sachsen, Alanen und andere Völkerschaften zu vereinigen, mit seinem buntgemischten Heere heranrückte. Auf die Kunde davon hob A. die Belagerung von Orléans auf und zog sich über die Seine zurück. In der Catalaunischen Ebene, wahrscheinlich bei Châlons an der Marne, trafen die Heere aufeinander. Schnell durchbrachen die Hunnen die Mitte des röm. Heers, wo die unzuverlässigen Alanen standen, und drängten dann, sich zur Linken wendend, auch die Westgothen zurück, deren König Theodorich selbst im Kampfe fiel. Schon schien der Sieg dem A. gewiß, als Thorismund, Theodorichs Sohn, sich mit solchem Ungestüm auf das vorausgeschrittene und entblößte Mitteltreffen der Hunnen warf, daß sich diese bei einbrechender Nacht in ihre Wagenburg zurückziehen mußten. A. hielt seine Lage für so gefährlich, daß er aus Sätteln und kostbaren Decken einen Scheiterhaufen auftürmen ließ, um äußerstenfalls in den Flammen zu sterben. Aber seine Gegner begnügten sich mit dem Resultat der Schlacht und ließen ihn ungehindert über den Rhein zurückgehen.

Die erlittene Niederlage hatte die Macht A.s keineswegs gebrochen. Aufs neue warb er um die Hand der Honoria und brach, als sie ihm abermals verweigert wurde, schon im nächsten Frühjahr (452) durch die Alpenpässe in Oberitalien ein. Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und andere Städte gingen in Flammen auf, und bald war ganz Oberitalien in seiner Gewalt. Schon erwartete Rom das feindliche Heer vor seinen Thoren, als A. plötzlich Italien verließ. Dieser unerwartete Entschluß war, wie die Legende berichtet, der von einer Erscheinung des Petrus und Paulus unterstützten Beredsamkeit des röm. Bischofs Leo, welcher mit einer Gesandtschaft in A.s Lager erschien, zu danken; doch mögen Mangel an Lebensmitteln, ausgebrochene Seuchen und die Bedrohung der Heimat durch Truppen des Ostreichs A. vorher schon zur Umkehr geneigt gemacht haben. Bald nach der Rückkehr starb A. in seinem pannon. Standlager, nachdem er eben zu seinen zahlreichen Weibern noch die schöne Ildico geheiratet (454). Als am Morgen nach der Hochzeit die Hofleute und die Krieger, durch das Nichterscheinen ihres Herrn beunruhigt, in sein Zelt drangen, fanden sie Ildico verschleiert bei dem Leichnam A.s sitzen. Im Schlafe soll ihm nach überreichem Weingenuß eine Ader geborsten sein; daß Ildico ihn ermordet habe, scheint eine unbegründete Sage zu sein. Sein Leichnam wurde in drei Särge, von Gold, Silber und Eisen, eingeschlossen; die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden getötet. Einer in Ungarn weitverbreiteten Sage nach soll der Sarg in dem Boden der aus ihrem Bett geleiteten und dann wieder in dasselbe zurückgeführten Theiß begraben worden sein.

A.s äußere Erscheinung und ganzes Wesen zeigten entschieden das Gepräge des mongol. Volksstammes, dem er angehörte. Er wird geschildert als ein Mann von kurzem, unförmlichem Wuchse und breiten Schultern, auf denen ein dicker Kopf mit flacher Nase und tiefliegenden kleinen Augen saß; der Blick seiner Augen aber war durchdringend und schwer zu ertragen. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend. Das Reich, weld er gegründet, zerfiel ebenso schnell, als es entst den war, aber in Sagen und Liedern lebte die innerung an den gewaltigen Eroberer, bei german. Völkerschaften Etzel (s. d.), auch die Gott geißel genannt, noch lange fort.

Vgl. Joh. von Müller, «A., der Held des 5. Jahr (Wien 1806); Klemm, «A. nach der Geschichte, S und Legende» (Lpz. 1827); Haage, «Geschichte A. (Celle 1862); Thierry, «Histoire d'A. et des s cesseurs» (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von Bu hardt, 4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874).

Attila heißt zunächst ein kurzer, mit Schnur besetzter Rock, wie er in Ungarn ziemlich allgem getragen wird; dann auch der demselben ähnli Schnurenrock der Husaren.

Attinghausen, Pfarrdorf mit (1880) 4 kath. E., im schweiz. Kanton Uri, liegt 451 m üb dem Meere, 2,5 km südsüdwestlich von Altorf a dem linken Ufer der Reuß, der Mündung d Schächenbachs gegenüber in freundlichem, fruc barem Gelände. Mit Altorf ist es durch ein Fahrweg verbunden, an welchen sich hier der rau Saumweg über den Surenenpaß, 2305 m, na Engelberg anschließt. Geschichtlich merkwürd ist A. als der Sitz des einzigen freiherrlichen G schlechts der Waldstätte, der Freien von A. u Schweinsberg, die im 13. und 14. Jahrh. in d Geschichte der Waldstätte eine bedeutende Rol spielten und im 15. Jahrh. ausstarben. Diese Geschlechte, das vom Reiche den Zoll zu Flüele und das Geleite auf der St. Gotthardstraße z Lehen trug und dem Lande Uri mehrere Landam männer gab, gehörte auch der Freiherr Werne von A. des Schillerschen «Wilhelm Tell» an, d 1291 unter den Bürgen des Bundes zwischen Zü rich, Uri und Schwyz urkundlich erwähnt wir und von 1294—1321 Landammann von Uri wa Die Ruinen der freiherrlichen Burg erheben si auf einer kleinen Anhöhe des Reußufers etwa oberhalb des Dorfs; unweit von denselben lieg der Unterbau der Dienstmannenburg Schweins berg, der jetzt ein Bauernhaus trägt. Das alt turmartige Haus zwischen beiden Ruinen gil als das Wohnhaus Walter Fürsts, eines der dre Eidgenossen, die der Sage nach 1307 den Bund im Rütli (s. d.) schlossen. Vgl. Liebenau, «Geschicht der Freiherren von A.» (Aarau 1865).

Attis (auch Atis, Attys oder Atys) war ei in Phrygien einheimisches, dem Adonis (s. d.) ver wandtes göttliches Wesen. Nach einer bei spätern Autoren aufbewahrten Sage ist A. vom Himmels gott und der Erdmutter durch wunderbare Mittel glieder, ein Mannweib, dann einen Mandelbaum, von dem ihn die Tochter des Flusses gebar, ent sprossen. Gewöhnlich wird nur erzählt, daß die Göttermutter (Cybele [s. d.], Dindymene, Agdistis) ihn geliebt und aus Eifersucht plötzlichen Wahnsinn über ihn verhängt habe, worauf er sich selbst ent mannt, oder auch, daß er ein Verehrer oder Ge liebter der Cybele gewesen und von andern ent mannt und getötet worden sei. Nach Arnobius und Servius geschah dies unter einer Fichte, in die nach Ovid sein Geist entweicht, während nach dem erst genannten aus seinem Blute Veilchen entsprießen. In Festen, welche sich von Kleinasien über die Alte Welt verbreiteten, wurde zuerst der Tod des A. in orgiastischen Bräuchen beklagt und dann sein Wie deraufleben ebenso gefeiert. Als Symbol diente

dabei die Fichte, umkränzt von Veilchen, dem Zeichen der neuauflebenden Natur.

In Lydien hieß A. der Sohn des Manes, Vater des Tyrrhenos und Lydos, und galt als Stammvater der ältesten lydischen Könige, welche nach ihm Atyaden genannt werden.

Attisch, auf Attika und besonders dessen Hauptstadt Athen (als dem Sitz des geistreichen, feingebildeten Lebens) bezüglich, der atheniensischen Feinheit entsprechend, schön, elegant, witzig.

Attische Basis heißt die in Attika übliche Form des ion. Säulenfußes, im Gegensatz zur ion. Basis derselben Säule.

Attischer Dialekt, s. unter Griechische Sprache.

Attische Philosophie wird besonders die seit Sokrates in Athen blühende Philosophie genannt. Vorzugsweise versteht man darunter die Philosophie des Sokrates und der Sokratischen Schulen, weil die Stifter und Häupter derselben fast alle in Athen, dem damaligen Mittelpunkte der geistigen Kultur, lebten und lehrten. Zu ihnen gehören Sokrates, Plato, Aristoteles, Antisthenes, Aristippus, Zeno u. a. (S. Griechische Pilosophie.)

Attisches Salz, Witz, geistreicher, feiner Scherz.

Attitude (vom mittellat. aptitudo, aus dem altlat. aptus, geschickt, passend), ein franz. Kunstausdruck, der eine charakteristische und zur Hervorrufung eines künstlerischen Eindrucks geeignete Stellung oder Lage lebender Figuren bezeichnet. Zu diesem Zwecke müssen die Figuren nicht nur die Formen der Körper und die sie umhüllenden Gewänder in einem vorteilhaften, das Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch einen lebhaften Gemütszustand oder einen bedeutungsvollen Moment darstellen. Durch die Kunst der A. und Pantomime (s. d.), die sich wie Ruhe und Bewegung zueinander verhalten, läßt sich das Gemälde sowohl wie die Natur plastisch wiedergeben. Zu einer für sich bestehenden Kunst wurde die A. zuerst gegen Ende des 18. Jahrh. durch Lady Hamilton (s. d.) erhoben. Höher noch gestaltete die deutsche Schauspielerin Händel-Schütz (s. d.) diese Kunst. Der letzte Versuch in dieser Art waren die pantomimischen Darstellungen der Sophie Schröder, welche diese auf ihren Gastreisen gab und worin sie die Gewandung und das sonstige Nebenwerk unterordnete, um durch den mimischen Ausdruck der verschiedensten Affekte in ihrer höchsten Steigerung allein zu wirken. Als männlicher Darsteller von A. ist der in Amerika verstorbene Seckendorff (Patrik Peale) zu nennen, welcher seine Darstellungen mit Vorlesungen begleitete und in seinen „Vorlesungen über Deklamation und Mimik“ (2 Bde., Braunschw. 1816) der A. eine bedeutende Stelle einräumte. Zu den A. gehören die sog. lebenden Bilder (tableaux vivants, living statues), welche im Theater und in Privatkreisen häufig dargestellt werden. — Im Ballett werden alle Stellungen auf einem Fuße, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der Stellung, Attituden genannt.

Attius (Lucius), röm. Dichter, s. Accius.

Attizismus, die im reinen attischen Dialekt gehaltene Schreibweise. Unter allen griech. Dialekten war der attische Dialekt der am meisten ausgebildete und gewann, von den großen Schriftstellern Athens in den verschiedensten Gebieten der Poesie und Wissenschaft angewendet, die weiteste Verbreitung in Griechenland. Als sich durch die macedon. Herrschaft das Griechische über den größten Teil der damals bekannten gebildeten Welt als Sprache der Litteratur und Diplomatie verbreitete, bildete der attische Dialekt die Grundlage dieser allgemeinen griech. Sprache; aber durch mancherlei fremde Einflüsse wurde sie bald vielfach in ihrer Reinheit getrübt. Gegen dieses Verderbnis eifernde Grammatiker, die oft mit Ängstlichkeit und Übertreibung durch Abhandlungen und Wörtersammlungen die Schriftsteller wieder zu dem echten attischen Dialekte zurückzuführen suchten, und Schriftsteller, die sich bemühten, in echt altattischer Form zu sprechen und zu schreiben, nannten die Alten Attizisten, wie ihre Schreibweise A. hieß.

Attok, Atak (d. h. Schranke), Stadt und Fort im Distrikt Jhilam der Division Rawalpindi der brit.-ind. Lieutenantgouverneurschaft Pendschab, liegt auf dem linken Ufer des Indus, gegenüber der Einmündung des Kabul, dessen Thal die Hauptpassage zwischen Afghanistan und Hindostan bildet. Nur durch seine Lage ist dieser auf schwarzen Schieferfelsen dicht am Strome, etwa 298 m über dem Meere erbaute, nur 8000 E. zählende Ort von Bedeutung. Das neue Fort am Flusse wird von einem nahen Hügel beherrscht. Gegenüber liegt bei einem kleinen Dorfe ein von Nadir Schah erbautes Fort, mit schönem Aquädukt. Der Indus ist hier 188 m breit, bei niedrigem Wasserstande 9, bei hohem gegen 18 m tief und strömt durch eine scharf eingeschnittene Felsenrinne, deren schroffe Wände er marmorglatt gewaschen hat. Oberhalb A. fließt er mehrarmig und seicht in einer Ebene und hat fünf Furten, die zur Winterzeit, aber auch dann, wegen der starken Strömung und der Kälte des Wassers, nicht ohne Gefahr zu passieren sind. Unterhalb A. tritt der Fluß in einen noch engern, tiefern Felsenkanal und strömt so reißend, daß er 15 km in einer Stunde zurücklegt. A. ist der Schlüssel Hindostans von Westen her und wurde 1581 von Akbar d. Gr. erbaut oder doch erneut. Seit den ältesten Zeiten war an dieser Stelle der Stromübergang, der jetzt durch eine Schiffbrücke vermittelt wird. Alle Eroberer Indiens, alle, auch die neuesten Kriegsexpeditionen aus Hindostan gegen Afghanistan haben ihren Weg durch das Kabulthal und über A. genommen, so Alexander d. Gr. 326 v. Chr., Dschelaleddin Mankberni 1221, Timur 1397, Babur 1519, Schah Nadir 1738 u. s. w.

Attorney, in der engl. Rechtssprache im allgemeinen soviel als Anwalt. In der engl. Rechtsverfassung werden zwei Klassen von Rechtsbeiständen unterschieden: die Barristers (Advokaten), welche den höhern Rang einnehmen und das Plaidoyer vor Gericht führen, und die Attorneys at law, welche unmittelbar mit dem Klienten verhandeln, welche allein das Recht haben, Vorstellungen und andere Schriften bei dem Gerichtshofe einzureichen, und welche in der Regel dem Barrister schriftliche oder mündliche Instruktionen erteilen. Die Parteien treten immer nur durch Vermittelung eines A. mit dem rechtsgelehrten Barrister in Verbindung. Die Attorneys bilden seit der Acte Eduards I. von 1285, wodurch es Parteien verstattet wurde, sich von Rechtskundigen vor Gericht vertreten zu lassen, eine geschlossene, oft durch Gesetze reformierte, mit großen Privilegien ausgestattete Körperschaft, deren heutige Verfassung 1843 durch Konsolidierung und Überarbeitung aller sie betreffenden Gesetzesbestimmungen festgestellt wurde.

Hiernach wird niemand in die Körperschaft (profession) aufgenommen, der nicht entweder auf einer Universität einen akademischen Grad erhalten und drei Jahre als Clerk (Schreiber) bei einem praktizierenden Anwalt gearbeitet, oder fünf Jahre als Clerk gedient und ein Examen bei der für die Anwälte gebildeten Prüfungskommission bestanden hat. Wer diese Vorbedingungen erfüllt, kann ein Fähigkeitszeugnis als Attorney at law entnehmen, um sich auf Grund desselben bei einem der großen Gerichtshöfe vereidigen zu lassen. Er hat dann seinen Namen in das Register der Incorporated Law Society einzutragen, deren Aufsicht der ganze Stand der Attorneys unterworfen ist. In gewissen Beziehungen gelten sie als Unterbeamte des Gerichtshofs, bei welchem sie ihre Praxis üben. Zu ihren Vorrechten gehören die Befreiung von städtischen und Provinzialämtern, vom Eintritt in die Jury u. s. w. Die Attorneys beim Kanzleigerichtshofe werden Solicitors genannt. Das engl. Publikum hat sich gewöhnt, in allen Lebensbeziehungen sich des geschäftlichen Rats dieser Anwälte zu bedienen. Daher die sehr große Zahl derselben, welche sich auf mehr als 12000 beläuft, darunter fast ein Drittel allein in London ansässig. Die Mißbräuche des Standes bilden häufig den Gegenstand von Klagen im Publikum, ähnlich den Klagen über die Avoués in Frankreich und über die deutschen Advokaten älterer Zeit.

Attorney general (Kronanwalt) heißt der aus den Barristers ernannte Beamte, der in Civilprozessen die Krone vertritt und auch in gewissen Fällen namens derselben Anklage erhebt. Seine Stellung ist von der der Staatsanwälte des franz. Rechts wesentlich verschieden und überwiegend die eines Rechtskonsulenten des zeitigen Ministerrats.

Attractīva, anziehende Mittel, auch ableitende Mittel genannt, s. u. Ableitung (mediz).

Attraktion, s. Anziehung.

Attrape (frz.), die Falle, Schlinge, der Fallstrick, betrügerischer Schein; insbesondere ein zur Täuschung oder Neckerei bestimmter Gegenstand, meist hohle Nachbildung eines Eies, Steins, einer Frucht, eines Gebäcks, Tieres u. dgl. Attrapieren, jemand ertappen, erwischen.

Attribūt (lat., Kennzeichen, Merkmal) heißt jede Eigenschaft, welche einer Person oder Sache beigelegt wird. In den bildenden Künsten versteht man unter A. ein Symbol oder Sinnbild, wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff verdeutlicht wird, z. B. der Dreizack des Neptun, die Eule der Minerva, die Schlüssel des Petrus, das Schwert des Paulus u. s. w.

Attrition (lat.) heißt im röm.-kath. Lehrsystem, im Unterschiede von der Kontrition, die mangelhafte Reue, die an sich zur Absolution nicht genügt, aber im Bußsakrament durch die Kirche aus ihrem Gnadenschatze ergänzt werden kann. Der Begriff derselben wird dogmatisch durch die Erwägung gerechtfertigt, daß selten ein Mensch so wie er soll bereue, diese unvollkommene Reue aber immerhin der Anfang der Liebe zu Gott sei. Thatsächlich wird aber dieser Begriff auch schon auf jede, wenn auch nicht aus wahrhaft religiös-sittlichen Beweggründen, sondern lediglich aus Furcht vor der Strafe hervorgegangene Betrübnis über die Sünden ausgedehnt. Die Reformation hat diese Lehre verworfen.

Atures, Stadt in Venezuela, mit großartigen Wasserfällen des Orinoco (s. d.).

Atypĭe (grch.), Unregelmäßigkeit, besonders i
Verlauf einer Krankheit; atypisch, ohne V
bild, regellos, unregelmäßig; atypische Kran
heiten, solche, die nicht den gewöhnlichen Verla
durch mehrere Stadien haben, wie z. B. Wechs
fieber; atypische Sprache, fehlerhafte, beso
ders stotternde Aussprache.

Atys oder **Attys**, s. Attis.

Ätzammoniakflüssigkeit (Liquor ammo
caustici), s. Ammoniak (wässeriges).

Ätzbaryt, Baryumoxydhydrat, s. un
Baryum (-Verbindungen 2).

Atzel, Vogel, s. Elster.

Ätzen (frz. gravure chimique, engl. etchin
heißt in der Technik das Verfahren, bei welch
auf einer Metall-, Glas- oder Steinfläche bestimm
Teile durch ein Auflösungsmittel weggenomm
werden, um entweder vermöge der so entstanden
Vertiefungen oder (seltener) vermöge der zwisch
ihnen stehen bleibenden Erhöhungen eine Sch
oder Zeichnung zu bilden. Zu diesem Zwecke üb
zieht man gewöhnlich die ganze Fläche mit ein
dünnen Lage Ätzgrund (Komposition von A
phalt, Wachs und Pech), ritzt oder schabt (radie
diese überall weg, wo der Stoff angegriffen werd
soll, und gießt endlich die auflösend wirkende Fl
sigkeit, das Ätzwasser, darauf. Die Beseitigu
des Ätzgrundes in den zu vertiefenden Linien g
schieht mittels einer feinen Stahlspitze (der Radi
nadel), während zum Wegschaben desselben
breitern Stellen eine kleine, spitze Messerklinge die
Um die Ätzflüssigkeit (fast ausnahmslos eine v
dünnte Säure) auf die entblößten Stellen wir
zu lassen, wird zuvor die Fläche mit einem a
Wachs gebildeten Rand umgeben. Sollen in d
Zeichnung verschiedene Abstufungen oder Töne
reicht und deshalb einzelne Linien mehr oder w
niger vertieft werden, so wird auf die zu schütze
den Teile mittels eines Pinsels eine Lösung d
Ätzgrundes in Terpentinöl aufgetragen und hi
nach das Ä. fortgesetzt. Mit einer gleichen Lösu
werden öfter bei feinen Stahlwaren die Lin
selbst auf die polierte Fläche aufgetragen, um
Schrift oder Zeichnung glänzend auf mattem, etw
vertieftem Grund zu erscheinen — ein Verfahre
welches man als damaszierte Arbeit bezeichnet -
worauf das Arbeitsstück den durch Salzsäure e
wickelten Dämpfen ausgesetzt wird. In der Kupf
stecherkunst wird das Ä. als ein wichtiges Mittel
großer Ausdehnung angewendet, weshalb ein
wisser Zweig derselben vorzugsweise den Nam
Ätzkunst führt. Das Ätzwasser ist hier im wese
lichen Kupferchlorid, welches man für diesen Zw
darstellt, indem man Kupfer in Salpetersäure l
und der Flüssigkeit eine Auflösung von Salmiak
Essig zusetzt; doch sind auch andere Mischungen
bräuchlich. Zum Ä. in Stahl eignet sich eine wä
rige Auflösung des Quecksilbersublimats mit
wenig Weinsäure und Salpetersäure, oder be
noch eine Lösung von Jod in Jodkalium. Auf G
wird Fluorwasserstoffsäure als Ätzwasser gebrau
auf lithographischem Kalkstein verdünnte Salpe
säure. Silber und Messing werden, gleichfa
auch Marmor und Perlmutter, durch Salpe
säure, Gold nur durch Königswasser angegriff
auf kieselhaltigen Steinen (Bergkrystall, Jasp
Achat) kann mit Fluorwasserstoffsäure, auf Be
stein mit Schwefelsäure geätzt werden, währe
für Alabaster destilliertes Wasser genügt, b

kommen solche Ätzungen, die nicht zum Abdruck, sondern zur Verzierung, namentlich um dem Grabstichel vorzuarbeiten, angewendet werden, im allgemeinen selten vor. Wo man die ganze Fläche der ätzenden Wirkung unterzieht, da ist durch das ungleiche Verhalten der einzelnen Schichten der Masse dem Auflösungsmittel gegenüber ein Schluß auf die Qualität des Materials gestattet. Diese Prüfungsmethode wird insbesondere zur Untersuchung von Eisen und Stahl benutzt. Das Ä. in Kupfer durch Galvanismus, oder die Galvanokaustik, ist eine leicht ganz zu entbehrende Methode, deren vorteilhafter Erfolg sogar bestritten wird.

In der Medizin nennt man Ä. das künstliche Zerstören organischer Gewebe durch chem. Mittel oder hohe Hitzegrade. Je nach der Heftigkeit der Wirkung des Ätzmittels erfolgt diese Zerstörung entweder unmittelbar oder infolge einer durch das Mittel veranlaßten heftigen Entzündung, welche besonders bei fortdauernder Einwirkung den brandigen Zerfall des Gewebes herbeiführt. Stets tritt hierbei in der Umgebung des zerstörten und meist einen Schorf bildenden Gewebes eine Entzündung ein, durch welche der Schorf abgestoßen und die Heilung der wunden Fläche herbeigeführt wird. Das Ä. wird in der Medizin zu sehr verschiedenen Zwecken angewendet: um krankhaft entartete Haut-, Schleimhaut- oder Wundflächen zu zerstören; krankhafte Neubildungen (Krebse, Polypen u. s. w.) zu entfernen; das Gift in vergifteten Wunden zu vernichten; ferner zur Eröffnung von Abscessen u. s. w., sofern die Anwendung des Messers aus irgendwelchem Grunde nicht statthaft ist; zur Erregung einer heftigen Entzündung, beziehentlich einer Eiterung, welche ableitend auf andere kranke Teile wirken soll; um einen heftigen Reiz auf das Nervensystem auszuüben; endlich um durch Herstellung eines Schorfs schwer zu stillende Blutungen zu unterdrücken. Je nach dem Zwecke ist die Wahl, die Art und Stärke der Anwendung des Ätzmittels zu treffen. Die chem. Ätzmittel werden entweder als feste Masse mit dem angefeuchteten Gewebe in Berührung gebracht, oder als Pulver aufgestreut, oder in Lösung aufgepinselt, oder in Form eines Teigs aufgelegt. Alle diese Mittel können auch, wenn sie sehr verdünnt oder sehr flüchtig angewendet werden, als bloße Reizmittel dienen und rufen dann nur eine Rötung oder leichte Gerbung und nachfolgende mäßige Entzündung hervor. Die Hitze wird als Ätzmittel mittels des Glüheisens oder mittels der Moxa (s. d.) oder mit Hilfe eines durch den galvanischen Strom glühend gemachten Platindrahts oder mittels des Thermokauters (s. d.) angewendet. Die hauptsächlichsten chem. Ätzmittel sind Höllenstein, weißes Arsenik, Ätzsublimat, Chlorzink, Antimonbutter, Brechweinstein, schwefelsaures Kupfer, Ätznatron, Ätzkali, Ätzammoniak, Ätzkalk, Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w.

Ätzkali ist Kalihydrat, s. unter Kalium (»Verbindungen).

Ätzkalk, s. unter Kalk.

Ätzlauge ist Lösung von Kali- oder Natronhydrat, s. unter Kalium- und Natrium (»Verbindungen).

Ätznatron ist Natronhydrat, s. unter Natrium (»Verbindungen).

Ätzstein ist geschmolzenes und in Stangen gegossenes Kalihydrat, s. unter Kalium (»Verbindungen).

Ätzsublimat ist Quecksilberchlorid, s. unter Quecksilber (»Verbindungen).

Ätzwasser, s. Ätzen.

A. U., Abkürzung für Anno urbis (conditae) im Jahre (nach Erbauung oder Gründung) der Stadt (Rom).

Au, chem. Zeichen (Abkürzung von Aurum) für Gold.

Aubagne, Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, 17 km östlich von Marseille, rechts am Flusse Huveaune und an der Eisenbahn Marseille-Nizza gelegen, zählt (1876) 5087 (Gemeinde 8027) E., welche Baumwollweberei, Tuch- und Shawlfabrikation, Töpferei, Weinbau und Obstzucht treiben. Der hier wachsende rote feurige Aubagnewein, eine Art Muskateller, und die hiesigen Reinettenäpfel sind berühmt. A. ist Geburtsort des Abbé Barthélemy (des Verfassers des »Anacharsis«), dem 1828 hier ein Denkmal errichtet wurde.

Aubaine (Droit d'), Jus albinagii, von albanus, d. i. fremd, soviel als Fremdenrecht, hieß besonders in Frankreich das Recht des Staates auf den Nachlaß eines kinderlosen Fremden. Durch Gesetz vom 14. Juli 1819 wurde dasselbe aufgehoben. Auf der german. Anschauung von der beschränkten Rechtsfähigkeit der Fremden beruhend, bestand es auch in Deutschland, wurde hier aber schon früh durch Staatsverträge zwischen einzelnen Territorien beseitigt; allgemein aufgehoben wurde es mit andern Benachteiligungen der Fremden durch Art. 18 der Deutschen Bundesakte. (Vgl. auch Abschoß und Abzugsgeld.)

Aube, rechter Nebenfluß der Seine, entspringt bei Praslay auf dem Plateau von Langres im Depart. Haute-Marne, fließt gegen NW. über Rouvres, wo er flößbar, über La Ferté, Bar und Arcis, wo er schiffbar wird, und mündet bei Pont-sur-Seine, nach einem Laufe von 225 km, wovon 43 km schiffbar sind. Die Zuflüsse der A. sind Aujon, Landion, Voire, Amance und Auzon. Die Hauptartikel des Wassertransports auf der A. sind Kohlen, Brenn- und Bauholz und Getreide.

Das franz. Departement Aube liegt zwischen den Depart. Marne, Obermarne, Côte-d'Or, Yonne und Seine-Marne. Es besteht aus der Südchampagne und einem kleinen Teil von Burgund, hat zur Hauptstadt Troyes (s. d.), zerfällt in die fünf Arrondissements Troyes, Arcis-sur-A., Bar-sur-A., Bar-sur-Seine und Nogent-sur-Seine und zählt auf 6001,20 qkm (1876) 255217 E. (gegen 255687 im J. 1872, Abnahme 0,18 Proz.). Der östl. Teil gehört zum Bassin der A. selbst, der westliche zur Seine, die hier noch viele Flüßchen aufnimmt. Das Klima ist mild, feucht und veränderlich, aber nicht ungesund. Zwei Drittel der Grundfläche bestehen aus Ackerboden; aber dieser ist sehr ungleich verteilt. Der Norden, zu der wegen der Unfruchtbarkeit und Öde ihrer einförmigen baumlosen Ebenen verrufenen Champagne-pouilleuse gehörig, wird meistens nur zu Viehweiden benutzt. Der Süden hat desto ergiebigern Ackerboden, gute Wiesen und Waldung und ist reich an Kartoffeln, Getreide, Hanf, Raps, Heu, Holz und selbst an Weinen (unter welchen die von Riceys, Avirey, Balnot-sur-Laigne, Bagneux-la-Fosse, dann von Bac, Bouilly und Laines-aux-Bois die geschätztesten sind), sowie an Rindvieh, Pferden, Schweinen, Schafen und Geflügel. Das Mineralreich bietet nur Kreide, Thonarten zu Fayence, Töpfen und Schmelztiegeln, Ziegelerde, lithographische Steine u. dgl. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Woll-, Baumwoll- und Leinweberei und Spinnerei;

auch mit Band- und Strumpfwirkerei, mit Färberei, Leder-, Pergament-, Papier-, Glas- und Darmsaitenfabrikation. Auch Eisenhämmer und Messerschmieden gibt es. Die Wurst und der Speck des Departements haben einen gewissen Ruf erlangt. Handel wird mit Manufakturwaren, Getreide, Wein, Heu, Holz und Kohlen getrieben. Die Ostbahn und die Orléans-Châlonsbahn durchschneiden das Departement.

Aubeldruck, ein von Aubel in Lindenhöhe bei Köln erfundenes heliographisches Verfahren zur Reproduktion von Kupferstichen und Blättern in andern Manieren, vergrößert oder verkleinert auf Zink, und zwar sowohl für Hochdruck mittels der Buchdruckpresse oder Maschine wie für Tiefdruck mittels der Stein- und Kupferdruckpresse.

Aubenas, Handelsstadt im franz. Depart. Ardèche, 29 km im SW. von Privas, am rechten Ufer der Ardèche auf einem 308 m hohen Hügel, welcher den Fluß um 210 m überragt, und am Fuße der Cevennen, in einem überaus fruchtbaren, von erloschenen Vulkanen umgebenen Thale gelegen, Station einer Zweigbahn der Mittelmeerbahn, ist Mittelpunkt von Eisenbergwerken, eines Kohlenbeckens sowie des Wein- und Getreidehandels des Departements, hat berühmte Messen für Seide, liefert Seiden-, Woll- und Baumwollwaren, hat ein Handelsgericht und zählt 5082 (Gemeinde 7781) E.

Auber (Daniel François Esprit), berühmter franz. Opernkomponist, geb. 29. Jan. 1782 während einer Reise seiner Eltern zu Caen in der Normandie. Sein Vater, ein ziemlich wohlhabender Kunsthändler in Paris, ließ ihm, da sich gute Anlagen kundgaben, durch Ladurner Klavierunterricht erteilen, hatte ihn aber zum Kaufmann bestimmt und schickte ihn auch, nachdem er herangewachsen, nach London in ein Handelshaus. Der junge A. kehrte indes bald wieder nach Paris zurück, wo er sich fortan vorwiegend mit Musik beschäftigte. Sein Kompositionstalent bewiesen besonders die Konzerte, welche er für den Violoncellisten Lamare schrieb und die unter dessen Namen im Druck erschienen, sowie ein Violinkonzert für Mazas. Inzwischen machte er auch die ersten Versuche in dramatischer Komposition, welche ihm die Mängel seiner Kunstbildung zum Bewußtsein brachten; infolgedessen begab er sich unter die Leitung Cherubinis und machte Studien in der höhern Komposition. Eine Frucht davon war unter anderm eine Messe, aus welcher er später eine Nummer (das Gebet) in seine «Stumme von Portici» herübernahm. Er trat endlich 1813 mit «Le séjour militaire», einer komischen Oper in einem Aufzuge, an die Öffentlichkeit, die aber fast gar nicht gefiel. Diese Niederlage, der Tod seines Vaters und materielle Sorgen hemmten seine Produktivität längere Zeit, und erst 1819 trat er wieder mit einer einaktigen komischen Oper, «Le testament et les billets doux», hervor, die noch weniger Beifall fand als die vorige. Dagegen errang 1820 die Oper «La bergère châtelaine» einen vollständigen Erfolg. Ihr folgte 1821 die Oper «Emma ou la promesse imprudente», die ebenfalls Glück machte. A. trat 1822 mit Scribe in Verbindung, der ihm nun die meist äußerst geschickt angelegten Libretti für seine Kompositionen lieferte, und seitdem machte er auch von Jahr zu Jahr Fortschritte in der Gunst des Publikums. Der ersten aus dieser Verbindung hervorgegangenen Oper «Leicester» (1822), folgten gegen dreißig andere, von denen sich ein Teil, wie «Le maçon» (18 «La muette de Portici» (1828), «Fra Diav (1830), «Gustave» (1833), «Le domino noir» (18 «Le lac des fées» (1839), «Les diamants d couronne» (1841), «Carlo Broschi ou la part diable» (1843) u. s. w., auch außerhalb Frankre noch immer auf der Bühne erhalten hat. Die l Oper, zu der Scribe das Libretto geliefert, « fiancée du roi de Garbe», wurde im Frühjahr 1 zur Aufführung vorbereitet, und seine letzten Op überhaupt sind «Le premier jour de bonhe (1868) und «Le rêve d'amour» (1869). Nacht er von 1842—70 Direktor des pariser Konser toriums gewesen war und unter Ludwig Phili sowie unter Napoleon III. das Amt eines H kapellmeisters bekleidet, auch seit einer lang Reihe von Jahren der pariser Akademie der sc nen Künste als Mitglied angehört hatte, starb im 90. Lebensjahre zu Paris 13. Mai 1871 wä rend der Herrschaft der Commune. Seine Lei wurde erst provisorisch in der Trinitätskirche Paris, dann in ein Mietgewölbe auf dem Kir hof Montmartre, endlich 29. Jan. 1877 definit auf den Père-Lachaise gebracht, wo ihm auch e Denkmal gesetzt wurde. Das Gebiet, auf welche sich A. mit meistem Erfolg bewegt, und das er au mit Vorliebe kultiviert hat, ist die komische Ope Hier entfaltet er frei und voll die hervorragende Eigenschaften seines Talents: pikante und leben volle Melodien, glänzende und immer angemesse Kolorierung durch die Instrumentation, treffend Charakterisierung der Situationen und Individue und überhaupt sehr feinen scenischen Takt. In se nen großen Opern finden sich diese Eigenschafte nur vereinzelt und weniger ungezwungen wirkend Nur in «La muette de Portici» ist es ihm gelun gen, sich mit vollem Erfolge auf dem Felde de großen Oper zu bewegen. Hier herrschen Begeiste rung und Leidenschaft, die A. sonst eigentlich abgehen

Auberlen (Karl August), prot. Theolog, geb 19. Nov. 1824 zu Fellbach bei Cannstadt, auf dem Pädagogium zu Eßlingen und dem Seminar zu Blaubeuren vorgebildet, studierte 1841—45 zu Tübingen Theologie, wo besonders Joh. Tob. Bed auf ihn Einfluß gewann, während F. Chr. Baur ihn durch seine Hegelsche Philosophie wie durch seine Kritik des Neuen Testaments gleich sehr zurückstieß. Zeugnis dessen war sein Erstlingswerk «Die Theosophie Friedrich Christoph Ötingers nach ihren Grundzügen» (Tüb. 1847). Nach einigen Jahren praktischer Thätigkeit, unterbrochen (1846—47) durch eine wissenschaftliche Reise, ward A. 1849 Repetent in Tübingen, 1851 Professor der Theologie in Basel, wo er bis zu seinem Tode, 2. Mai 1864, als Lehrer, Schriftsteller und Prediger eine reichgesegnete Thätigkeit ausübte. Den Grundgedanken seiner Theologie, nämlich die Hauptzüge seiner biblischen Geschichtsphilosophie enthält die Schrift «Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis» (Bas. 1854), nicht ein Kommentar zu beiden Apokalypsen, sondern eine vergleichende Betrachtung ihrer symbolischen Hauptgestalten. Der Verteidigung des christl. Offenbarungsglaubens dient das letzte, unvollendet gebliebene Werk «Die göttliche Offenbarung. Ein apologetischer Versuch» (Bd. 1, Bas. 1861). Außerdem schrieb er: «Schleiermacher. Ein Charakterbild» (Bas. 1859) und «Die beiden Briefe Pauli an die Thessalonicher» (2. Aufl., Bielef. 1867).

Aubertin (Charles), franz. Schriftsteller, geb. 24. Dez. 1826 zu St.-Dizier, besuchte die pariser Normalschule, war dann Lehrer an verschiedenen Lyceen und Fakultäten und wurde 1874 Rektor der Akademie von Poitiers. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Étude critique sur les rapports supposés entre Sénèque et Saint-Paul» (1857); «L'esprit public au XVIIIe siècle» (1872); «Les origines de la langue et de la poésie française» (1875); «Histoire de la langue et de la littérature françaises au moyen-âge» (2 Bde., 1876—78).

Aubervilliers (oder Notre-Dame des Vertus, auch Les Vertus), Dorf im franz. Seine-Departement, 8 km nördlich von Paris, 4 km im SO. von St.-Denis, in der Ebene von St.-Denis, mit (1876) 14340 E., hat Fabriken von chem. Produkten, Kautschuk, Pappe, gefirnißtem Leder, Parfümerien, Glas, sowie Brauereien und Gießereien. In der Nähe liegt eins der detachierten Forts von Paris. Dieser alte Wallfahrtsort der Notre-Dame des Miracles war Hauptquartier Heinrichs IV. während er Paris belagerte.

Aubigné (Theod. Agrippa d'), latinisiert Albinaeus, franz. Gelehrter und Dichter, geb. 8. Febr. 1550 auf dem Schlosse St.-Maury unweit Pons in Saintonge, entwickelte früh ein ausgezeichnetes Sprachtalent und Anlage zum Dichten, namentlich in lat. Sprache, widmete sich aber, da ihm der Vater nichts hinterließ, dem Militärdienste. Er kämpfte 1567 in dem Heere der Protestanten mit vieler Auszeichnung und erwarb sich dadurch die Gunst Heinrichs IV., der ihn zum Statthalter der Insel Oléron, später zum Vizeadmiral von Guienne und Bretagne ernannte. A.s Härte und Unbeugsamkeit veranlaßte seine mehrmalige Verweisung vom Hofe. Nach Heinrichs IV. Tode wendete er sich nach Genf, wo er 29. April 1630 starb. Berühmt ist seine «Histoire universelle 1550—1601» (3 Bde., Amsterd. 1616—20), die in Frankreich vom Henker verbrannt wurde, sowie die «Histoire secrète, écrite par lui-même», A.s Selbstbiographie (2 Bde., Köln 1729—31; Amsterd. 1731; von Lalanne herausg. Par. 1854; deutsch von Huber, Tüb. 1780). Ferner wurde durch Read herausgegeben: «Le printemps, poëme de ses amours, stances et odes» (Par. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Noten und Glossar haben Réaume und de Caussade in 5 Bänden veranstaltet (Par. 1873 fg.). A. war durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnet, dabei aber überaus heftig und unduldsam, auch beißend satirisch, wie dies seine «Tragiques» (neue Ausg. von Read, Par. 1872) und die «Aventures du baron de Faeneste» (neue Ausg. von Mérimée, Par. 1855) beweisen. Vgl. Feugère, «Caractères du XVIe siècle» (Par. 1759); Postansque, «A., sa vie, ses œuvres et son parti» (Par. 1855). — Sein Sohn, Constant d'A., war der Vater der Marquise de Maintenon (s. d.).

Aubigny, Herzog von, s. Richmond (Familie).

Aubin, Stadt im Arrondissement Villefranche des franz. Departements Aveyron, an der Zweigbahn Capdenac-Rodez der Orléansbahn, ist der Mittelpunkt eines ergiebigen Kohlengebiets, welches jährlich über 250 Mill. kg vorzüglicher Steinkohlen liefert. Außerdem werden in der Umgebung noch Eisen (Hohöfen von Gua), Schwefel und Alaun, ferner Marmor, Krystall, Kalkstein und andere Mineralien gewonnen. Die Stadt besitzt eine Kirche aus dem 12. Jahrh., die Ruinen eines alten Schlosses und zählt (1876) 2474 (Gemeinde 9864) E. Die in der Umgegend gezüchteten Schafe kommen als Schafe von Cransac in den Handel und sind sehr gesucht. In 5 km Entfernung liegt der brennende Berg von Fontaynes (le Puech qué ard).

Aubrac, eine zum System der Cevennen gehörige, durch prächtige Basaltsäulen ausgezeichnete Gebirgskette vulkanischen Ursprungs, zwischen dem Lot und dessen Zuflüssen Colagne und Truyère, teils im franz. Depart. Lozère, größtenteils aber im Depart. Aveyron, mit kleinen Seen, tiefen Schluchten, ausgedehnten Wäldern (6000 h) und Wiesen, auf welch letztern die Aubrac-Rinder gezüchtet werden. Der Kulminationspunkt dieser Gruppe ist der Mailhebiau (1471 m).

Das Dorf Aubrac, ein sehr besuchter Luftkur- und Milchkurort mit 200 E., liegt 20 km ostnordöstlich von Espalion, am Fuße des Signal Mouffour (1406 m), im Depart. Aveyron; hier befinden sich die Ruinen (Kirche und ein Turm) des 1120 erbauten Hospizes der berühmten Abtei oder Domerie der Hospitaliterbrüder von A., einer durch den flandr. Grafen Adelhard 1031 gestifteten Kongregation.

Aubry (Claude Charles Comte d'), franz. General, geb. zu Bourg 25. Okt. 1773, diente 1793 als Artilleriekapitän in der franz. Nord- und Rhein-, dann in der Armee von Italien, wurde 1801 Stabsoffizier und Artilleriedirektor in S.-Domingo und stieg 1804 zum Obersten auf. Am Feldzug 1809 nahm er unter Masséna als Stabschef des Artilleriekommandeurs teil. In der Schlacht von Aspern wurde er, inzwischen zum Brigadegeneral befördert, schwer verwundet und, wiederhergestellt, zunächst in Illyrien, dann als Artilleriedirektor in Alessandria verwendet. A. nahm am Feldzuge gegen Rußland 1812 teil, kämpfte bei Smolensk und Borodino und fand namentlich in der Schlacht an der Beresina Gelegenheit, sich hervorzuthun. Seinem Geschick verdankte man vorzugsweise die rasche Herstellung der Brücken, über welche Kaiser Napoleon I. und die Trümmer der Großen Armee ihren Rückzug bewerkstelligen konnten. In Anerkennung der hierbei entfalteten Thätigkeit wurde A. zum Divisionsgeneral befördert und in den Grafenstand erhoben. Er nahm 1813 an den Schlachten von Lützen, Bautzen und Leipzig teil und starb 19. Okt. 1813 infolge einer in letztgenannter Schlacht empfangenen Verwundung.

Aubry de Montdidier, ein franz. Ritter zur Zeit König Karls V., wurde, wie die Sage erzählt, 1371 von Richard de Macaire meuchlings gemordet. Dieses Verbrechens dadurch verdächtig, daß der Hund des Erschlagenen gegen ihn stets die größte Feindseligkeit zeigte, mußte Macaire auf Befehl des Königs mit seinem Ankläger, dem Hunde, zur Herbeiführung eines Gottesurteils kämpfen, wobei er durch die Bisse des Hundes getötet wurde. Zu einem Drama verarbeitet, kam diese Sage unter dem Titel «Der Hund des A. oder der Wald bei Bondy» zunächst in Frankreich auf die Bühne. In Deutschland wurde das Stück zuerst auf den Vorstadttheatern Wiens aufgeführt, dann im Sept. 1816 auf der königl. Bühne zu Berlin. Als es auch in Weimar zur Aufführung bestimmt war, legte Goethe, noch ehe es geschah, die Leitung der Bühne nieder.

Aubry-Lecomte (Hyacinthe Louis Victor Jean Baptiste), ausgezeichneter franz. Lithograph, geb. 31. Okt. 1797 in Nizza, studierte unter dem Maler Girodet-Trioson in Paris die Zeichenkunst und

bildete sich zum Lithographen aus. Ganz besonders glücklich war A. in Nachbildungen von Werken Proudhons, wie die Stücke: der Raub der Psyche (1824), der Golddurst (1845), die Weinlese, die kleinen Spinner, die kleinen Garnhaspler (1849), der Triumph der Venus (1853), beweisen. Verschiedene Blätter nach Rafael, als die Vierge au linge (1827) und die Heilige Familie (1838), nebst dem Porträt der Mona Lisa nach Leonardo da Vinci, Amor und Psyche nach Gérard, gehören ebenfalls unter die besten Werke des Meisters. A. starb 2. Mai 1858 zu Paris und vermachte an das Kupferstichkabinett der kaiserl. Bibliothek einen vollständigen Druck seiner Werke, 308 Blätter in lauter ausgewählten Exemplaren.

Auburn, Hauptstadt und der Gerichtssitz des County Cayuga im nordamerik. Freistaate Neuyork, am nördl. Ende des Owascosees und an einem Seitenarme der Neuyork-Central- sowie an der Southern-Central-Eisenbahn gelegen, mit (1880) 21924 E. Die Stadt ist hauptsächlich bekannt durch das große 1816 gegründete Staatsgefängnis, in welchem ursprünglich ein vollständiges Isolierungssystem eingeführt war. Eine gänzliche Reorganisation desselben wurde 1823 vorgenommen und das sog. Schweigsystem, auch Auburnsches System genannt, an die Stelle gesetzt. Das Wesentlichste, wodurch sich dasselbe von dem Pennsylvanischen Gefängnissystem unterscheidet, besteht in der Einrichtung, daß die Gefangenen während der Nacht einzeln in isolierten Zellen verwahrt werden, während des Tags aber in gemeinschaftlichen Arbeitssälen beschäftigt sind, wobei ein vollständiges Stillschweigen mit der größten Strenge aufrecht erhalten wird. (S. unter Gefängniswesen.)

Aubusson, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Creuse, an der Creuse und in der Granitschlucht eines Wildbachs gelegen, durch Zweigbahn nach Busseau mit der Orléansbahn verbunden, hat ein Kommunalcollége, zahlreiche Teppichfabriken (seit dem 15. Jahrh.) von europ. Ruf, Färberei, Wollspinnerei, Fabriken in Tuch, Decken, Moquettes (Sammet), Baumwollzeugen, sowie Brauerei, Lohgerberei und Handel mit Getreide, Wein und Salz und zählt (1876) 6424 (Gemeinde 6847) E. Auf der Spitze eines eine weite Rundsicht gestattenden Hügels sind die Ruinen eines im 11. Jahrh. erbauten, 1632 zerstörten Schlosses. Im J. 1260 kam die Stadt an die Grafen der Marche, die den Titel Vicomte von A. führten. A. ist die Heimat des Johanniter-Großmeisters Pierre d'A. (s. d.).

Aubusson (Pierre d'), Großmeister des Johanniterordens, aus altem franz. Adel, wurde 1423 geboren, nahm, nachdem er bereits, den allerdings unzuverlässigen und miteinander kollidierenden Nachrichten seiner Biographen zufolge, unter König Albrecht II. den Kriegszug gegen die Türken in Ungarn mitgemacht und sodann im engl.-franz. Kriege unter dem Dauphin mit Auszeichnung gedient hatte, an dem Zug der Armagnaken gegen die Schweizer teil. Seine histor. Stellung aber errang er in dem Johanniterorden. Als Komtur von Senlis wußte er nach dem Falle Konstantinopels (1453) Karl VII. von Frankreich zu der Erhebung eines Zehnten von allen Kirchengütern für den Türkenkrieg zu bewegen; auch erhielt er vom Könige eine namhafte Summe (16000 Goldthaler) für den Johanniterorden. Solcher und anderer Verdienste wegen wurde er 1467 in den engern Ausschuß seines Ordens zur Verwaltung des Schatzes aufgenommen, erhielt [...] Aufsicht über den Festungsbau in Rhodus, wu[...] zum Großprior von Auvergne und 1476 zum Gr[...] meister seines Ordens ernannt. In dieser Stellu[...] zeichnete er sich bei der Verteidigung von Rhod[...] gegen Mohammed II. im Mai 1480 aus. Di[...] Verteidigung hat A. selbst in einem Berichte [...] Kaiser Friedrich III. dargestellt: «De servata ur[...] praesidioque suo, et insigni contra Turcas vi[...] toria» (Frankf. 1602). A. wurde 1489 zum Ka[...] dinal ernannt und starb 13. Juli 1503. Vgl. Bo[...] hours, «Histoire de Pierre d'A.» (Haag 167[...] neue Aufl. 1806).

A. u. c., Abkürzung für Anno urbis condit[...] (s. A. U.), auch für ab urbe condita.

Auch (spr. Ohsch, Elimberrum, Eliberris, spä[...] Augusta Auscorum), Hauptstadt des franz. Depa[...] Gers, am Gers, welcher sie in die Ober- und Unt[...] stadt teilt, Knotenpunkt der Südbahn zwischen Ag[...] Toulouse und Tarbes, ist Sitz eines Erzbischo[...] der bis 1789 Primas von Novempopulania h[...] und zu dessen Diöcese das Depart. Gers und [...] Bistümer von Aire, Tarbes und Bayonne gehöre[...] Die Stadt ist amphitheatralisch an einen Hüg[...] hinaufgebaut, hat enge, abschüssige, kaum fahrba[...] Straßen (eine mit 200 Stufen), aber regelmäßi[...] Plätze, unter denen der oberste mit einer schön[...] Promenade Aussicht auf die Pyrenäen gewäh[...] Die schöne Kathedrale hat außerordentlich hohe G[...] wölbe (26,7 m), vortreffliche Glasmalereien v[...] 1513 und schöne Schnitzwerke. Langhaus und Ch[...] (1489—1584) sind im spätgotischen, die Türme [...] italienischen, das Portal (17. Jahrh.) im grie[...] Stil ausgeführt (vgl. Sancet, «Stalles du chœ[...] de la cathédrale d'A.», Lpz. 1860). Außerdem si[...] zu erwähnen der Turm des Cäsar oder Ar[...] (15. Jahrh.), welcher für den Rest eines Kapito[...] gehalten wird; eine Bibliothek von 22000 Bänd[...] in der Karmeliterkapelle; der neue Justizpalast; d[...] Hôtel-de-Ville, worin Theater und Museum [...] Malerei und Geologie; ein großes Hospital; [...] Lyceum; ein Priesterseminar; eine ökonomische G[...] sellschaft und ein physik. Kabinett. A. zählt (18[...] 12145 (Gemeinde 13785) E.; die Bevölkerung u[...] terhält Manufakturen in Leinwand und Bau[...] wolle, Gerbereien und Brennereien von Eau-d'A[...] magnac, guten Obstbau und bedeutenden Hand[...] mit Wein, Branntwein, sowie mit Vieh, Geflüg[...] Holz, Mehl, Getreide u. s. w. Zu Cäsars Zeit w[...] A. die Hauptstadt der Ausci, dann von Novem[...] pulanien, später der Grafschaft Armagnac (1140[...] 1484) und von ganz Gascogne, welchen Rang i[...] jedoch Lectour streitig machte. Schon im 4. Jah[...] hatte sie einen Bischofssitz, den Chlodwig nach [...] siegung der Westgoten (507) reichlich dotierte; [...] wurde sie von den Vandalen, 732 von den A[...] bern, 843 von den Normannen verheert, 879 [...] Erzbistum erhoben. Später galt sie als eine w[...] tige Festung, die 1473 die Truppen Ludwigs [...] 1587 die Katholiken im Kampfe gegen die Cal[...] nisten eroberten. Seine zum ersten mal 1301 [...] fizierte Municipalverfassung war bis zur Revolut[...] von 1789 in kontinuierlicher Entwickelung geb[...] ben. Nachdem die Festungswerke im 18. Jah[...] beseitigt worden, hob sich der Ort mehr und me[...]

Auckland oder Bishop-Auckland, Mar[...] flecken in der engl. Grafschaft Durham am We[...] mit (1881) 10087 E. und einem alten Palast [...] Bischöfe von Durham, welcher eine wertv[...]

Gemäldesammlung enthält und von einem großen Park umgeben ist.

Auckland, Lords- und Grafentitel in der Familie Eden. Sir Robert Eden, aus West-A. in der Grafschaft Durham, der 1720 starb, hatte zuerst 1672 die Würde eines Baronet erhalten. Sein Enkel, Sir Robert, hatte vier Söhne, von denen der zweite, Robert, 1776 gleichfalls zum Baronet ernannt wurde. — Der dritte Sohn des letztern, William Eden Lord A., berühmter Diplomat, wurde 1745 geboren, besuchte die Schule zu Eton und die Universität Oxford und betrat 1769 die jurist. Laufbahn als Barrister des Middle-Temple in London. Er war 1771 und 1773 Unterstaatssekretär für das Norddepartement, 1774—93 Parlamentsmitglied für Woodstock und 1778 Mitglied einer nach Nordamerika gesandten Kommission, um mit den Kolonien wegen ihrer Unterwerfung zu unterhandeln. Die Abgesandten kehrten jedoch 1779 unverrichteter Sache zurück. Im folgenden Jahre wurde Carlisle zum Vizekönig von Irland ernannt und nahm A. als Oberstaatssekretär mit. Er blieb in dieser Stellung bis April 1782, als das Ministerium Lord North zurücktrat und Carlisle infolge dessen heimberufen wurde. A. ging 1785 als Gesandter nach Versailles und unterhandelte den für England vorteilhaften Handelstraktat, welcher im folgenden Jahr abgeschlossen ward, sowie eine Konvention über Verhinderung von Streitigkeiten zwischen engl. und franz. Unterthanen in Ostindien. Sodann begab er sich 1788 als Gesandter nach Madrid und 1789 nach Holland, wo er 10. Dez. 1790 die Konvention zwischen Kaiser Leopold II. und England, Preußen und Holland zu Stande brachte und 1793 dem Kongresse von Antwerpen beiwohnte. Im Sommer desselben Jahres legte er sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. Er bekleidete 1798—1801 das Amt des Generalpostmeisters und starb 28. Mai 1814. Schon 1789 zum Baron A. in der irischen Peerage ernannt, wurde er 1793 mit gleichem Titel auch in die englische aufgenommen. Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich meist auf die polit. Verhältnisse seiner Zeit beziehen, sind die «Principles of penal law» (Lond. 1771) und «On the population of England» (Lond. 1796) die bedeutendsten. — Sein zweiter Sohn, George Eden Lord A., geb. 25. Aug. 1784, war anfangs Parlamentsmitglied für Woodstock und dann im Oberhause eins der Häupter der Whigpartei. Unter dem Ministerium Grey wurde er 1830 Präsident des Handelsamts und 1836 Generalgouverneur von Ostindien, in welcher Stellung er das Bündnis mit Rundschit-Singh schloß und den unglücklichen Krieg mit den Afghanen führte. Er ward 1839 zum Grafen von A. ernannt, bekleidete in London seit 1846 die Ämter eines ersten Lords der Admiralität sowie eines Auditors und Mitglieds des Direktoriums vom Greenwich-Hospital, und starb, unverheiratet, den 1. Jan. 1849. Mit ihm erlosch die Grafenwürde. — Im Titel des Baron A. folgte ihm sein jüngerer Bruder, Robert John, geb. 10. Juli 1799, ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche, der 1847 zum Bischof von Sodor und Man, 1854 zum Bischof von Bath und Wells ernannt wurde. Aus den Papieren seines Vaters gab er das «Journal and correspondence» (4 Bde., Lond. 1860—62) desselben heraus, welche schätzbare Beiträge zur Geschichte seiner Zeit enthalten. Nachdem er 1869 sein Amt niedergelegt hatte, starb er 25. April 1870. Ihm folgte in der Pairswürde sein ältester Sohn, William George Eden, geb. 19. Jan. 1829. Derselbe war seit 1847 im diplomatischen Dienst, als Attaché in Stockholm, Washington und Brüssel, als Legationssekretär in Stuttgart und als Geschäftsträger in Karlsruhe beschäftigt, zog sich aber 1861 ins Privatleben zurück.

Auckland, bis 1876 Hauptstadt der Provinz A. (68795 qkm mit 86000 E.), seitdem des County Eden auf der Insel Ikaamaui, der Nordinsel von Neuseeland, an der vielbuchtigen Waitematastraße, welche den Hafen der Stadt bildet, und am Fuße des erloschenen Vulkans Mount Eden, ist Sitz eines engl. und eines röm.-kath. Bischofs, hat gute Schulen und eine 1861 gegründete Gelehrte Gesellschaft und zählt (1879) 13781, mit den Vorstädten 24900 E., die meist von Handel und Schiffahrt leben. A. wurde 1840 gegründet und war bis 1864 Sitz des Gouverneurs von Neuseeland.

Aucklandsinseln, eine austral. Inselgruppe, unter 50° 30′ südl. Br., 380 km südwestlich von Neuseeland gelegen, wesentlich vulkanischen Ursprungs, besteht aus der größern gleichnamigen Insel (440 qkm) und mehrern kleinern Inseln, Adams, Enderby, Disappointment u. s. w. (zusammen 510 qkm), welche sämtlich bergig und gut bewaldet sind. Das Klima ist zwar feucht und stürmisch, doch gedeihen hier merkwürdigerweise einer subtropischen sowie einer alpinen Zone angehörige Blumen und Pflanzen. Die Inseln sind sehr reich an Seehunden, Vögeln, Fischen und Muscheln. Die A. wurden 1806 von Bristow, Kapitän des Walfischfängers Ocean, entdeckt und 1849, wegen ihrer Wichtigkeit als Hauptstation für den Walfischfang in der Südsee, von den Engländern besetzt; sie gehören zum Gouvernement Neuseeland, zählen aber keine ansässigen Bewohner. Die A. waren eine der 360 Stationen, auf denen 1874 der Vorübergang der Venus wissenschaftlich beobachtet wurde.

Auction, s. Auktion.

Auctor, s. Auktor.

Auctorität, s. Autorität.

Aucuba, Pflanzengattung, s. Aukube.

Aud., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audouin.

Audacter calumniare, s. unter Audax.

Audäus, Audius oder (nach seinem vaterländischen syr. Namen) Udo, ein strenger Ascet in Mesopotamien. Obgleich Laie, trat er als Prediger auf und geißelte die Sittenlosigkeit der Geistlichen. Deswegen bedrängt, verließ er mit seinen Anhängern die Kirche und ließ sich ordnungswidrig zum Bischof weihen. Nach Scythien verbannt (um 340), wirkte er für Ausbreitung des Christentums und starb um 370. Seine Anhänger, die Audianer, lebten in klösterlichen Gemeinden, beobachteten die judaisierende Osterfeier und dachten sich unter Berufung auf das Alte Testament Gott in menschlicher Gestalt. Anfangs verfolgt, verschwanden sie bereits im 5. Jahrh.

Audax (lat.), wagend, kühn, herzhaft. Audacem (audentes) fortuna (ad)juvat, Stelle aus Virgils Äneide, X, 284, zum Sprichwort geworden (wörtlich: dem Kühnen hilft das Glück), unserm «Frisch gewagt, halb gewonnen» entsprechend. Audacter calumniare (auch Calumniare audacter), semper aliquid haeret, eine bei Bacon von Verulam vorkommende, sprichwörtlich

gewordene Stelle: nur keck verleumdet; etwas bleibt immer hängen!

Aube (Atax, Narbo, Attagus), Fluß in Südfrankreich, entspringt in den Ostpyrenäen, 8 km nordwestlich von Mont-Louis am Roc d'Aude in 2377 m Höhe, fließt erst gegen N. durch die 500 m tiefen Schlünde von Carcanières, dann durch das Défilé von Pierre-Lis mit steilen Felsenwänden, über Quillan, wo er flößbar wird, und Limoux, wo er in die Ebene tritt, nach Carcassonne und dann, auf dem linken Ufer vom Südkanal begleitet, ostwärts durch den Strandsee Vendres in das Mittelmeer, 18 km jenseit Narbonne, nach einem Laufe von 208 km. Von Puillan an ist die A. auf 143 km schiffbar.

Das franz. Departement Aude ist begrenzt im O. vom Mittelländischen Meer, dann von den Depart. Hérault, Tarn, Obergaronne, Ariége und Ostpyrenäen. Es umfaßt die ehedem zu Languedoc gehörigen Grafschaften Lauraguais, Carcassez und Razez nebst der Diöcese von Narbonne und dem Pays de Sault. Es hat zur Hauptstadt Carcassonne, zerfällt in die vier Arrondissements Carcassonne, Castelnaudary, Limoux und Narbonne, und zählt auf 6313,24 qkm (1876) 300065 E. (gegen 285927 im J. 1872, Zunahme 4,9 Proz.). Den südl. Teil erfüllen die Vorpyrenäen zu beiden Seiten der obern A. Die östl. Zweige, Les Corbières, steigen im Puy-de-Bugarach 1231 m hoch auf und treten, wie die westlichen, bis an die Bodensenkung des untern Audethals und des Canal-du-Midi, dessen größere Hälfte diesem Departement zugehört. Jenseit dieser Thalfurche, an der Nordgrenze, erheben sich die Schwarzen Berge, die südlichsten Ausläufer der Cevennen im Pic de Nore 1210 m hoch. Die Küste ist flach, hat keine Buchten und Rheden, aber mehrere Strandseen, z. B. den von Bages und Sigean, der den Robinekanal (den alten Hauptfluß Robine) von Narbonne aufnimmt und den Hafen La Nouvelle bildet. Das Klima ist warm, aber sehr veränderlich durch den kalten Nordwestwind oder Cers und den oft orkanartigen Seewind Autan, dessen erstickende Hitze im Sommer an den Sirocco erinnert. Der Boden der Ebene ist vorherrschend kalkartig und, außer an der Küste, wo man Seesalz und Soda gewinnt, sehr fruchtbar. Das Departement hat einen großen Reichtum an Eisen und Steinkohlen; Mineralquellen finden sich in Alet, Campagne u. s. w. In der Ebene baut man alle Cerealien, Obst, Oliven, mittelmäßige Rotweine, aber geschätzte Weißweine (Blanquette de Limoux); 43 Proz. sind ackerbarer Boden, 30 Proz. unfruchtbar, fast 13 Proz. Wein, 8 Proz. Gehölz. Sehr ansehnlich ist die Schafzucht, die Gänsemästung und der Gewinn von Honig (von Narbonne). Lebhafte Industrie zeigen die Tuch- und Seidenfabriken, Branntweinbrennereien, die zahlreichen Hohöfen und andern Eisenwerke und Sägemühlen. Der Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Backobst, Salz, Eisen ist von Bedeutung. Das Departement wird von der Südbahn durchschnitten. Vgl. Joanne, «Géographie du département de l'Aude» (Par. 1879).

Audeb., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audebert.

Audebert (Jean Baptiste), franz. Kupferstecher, geb. zu Rochefort 1759, gest. zu Paris im Dez. 1800, hatte sich in Paris zu einem geschickten Miniaturmaler ausgebildet, als Gigot d'Orcy, ein reicher Privatmann, ihn 1789 die seltensten [...] seiner naturhistor. Sammlungen malen ließ un[d] in der Folge nach England und Holland s[...] von wo er eine Menge derartiger Zeichn[ungen] zurückbrachte. Diese Beschäftigungen veranl[aßten] A. zur Herausgabe einiger naturhistor. Pracht[werke] mit Kupferstichen, von denen er aber nur die [«His]toire naturelle des singes, des makis et d[es] léopithèques» (Par. 1800, mit 63 Tafeln in [...] folio) selbst vollenden konnte; die «Histoire [géné]rale des colibris, oiseaux mouches, jacam[ars et] promerops» (Par. 1802, mit 85 Tafeln) u[nd] «Histoire naturelle des grimpereaux et des oi[seaux] de paradis» (Par. 1803, mit 104 Tafeln) w[urden] nach A.s Tode von Desray beendet. Den T[ext zu den] letztern beiden Werken hatte Vieillot geliefert.

Audenarde, s. Oudenaarde.

Audh, Provinz des Indobritischen R[eichs], s. Oude.

Audianer und **Audius**, s. unter Auda[...]

Audiat (Louis), franz. Schriftsteller, ge[b. zu] Moulins-sur-Allier 1833, Oberbibliotheka[r zu] Saintes, schrieb unter anderm: «La Réforme [et la] Fronde en Bourbonnais» (Moulins 1867); [eine] von der Franz. Akademie preisgekrönte Studie [über] das Leben und die Werke von Bernard P[alissy] (1868); «Les États provinciaux de Saint[onge]» (Niort 1870).

Audiātur et altĕra pars (lat.): aud[iatur, die] andere Partei werde gehört (d. h. man höre [auch] den Beschuldigten an, ehe man urteile), ein [alter] Rechtsspruch, der erst aus Senecas Tragödie [«Me]dea» hergestellt ist und verdeutscht in Insch[riften] vorkommt, im Römer zu Frankfurt a. M., [...] «Eyns mans redde eine halbe redde, man s[al sie] billich verhören bede» und im großen Saal[e des] Rathauses zu Nürnberg, als: «Eins manns r[ed ist] eine halbe red, man soll die teyl verhören bed.»

Audienz (lat.), Gehör, Vorlassung, bei F[ürsten] und hohen Staatsbeamten. Bei manchen Tribu[nalen] führen die Verhöre, Vorbescheide und münd[lichen] Verhandlungen ebenfalls diesen Namen. In [...] nien ist der Ausdruck auf mehrere Behörden [über]gegangen. Öffentliche A., wie sie früher in [abso]luten Staaten üblich waren (z. B. unter Jose[ph II.] auf dem sog. Kontrolorgange), bei denen jeder[mann] zu dem Regenten Zutritt hatte und ihm sein [Ge]such vorbringen konnte, sind in konstitution[ellen] Staaten, wo der Regent auf solche Gesuche [nicht] selbst und allein resolvieren kann, vielmehr i[n der] Regel die Sache wieder an die Behörden verw[eisen] muß, außer Gebrauch gekommen.

Audierne, kleine Hafenstadt mit (1876) [...] (Gemeinde 2145) E. im franz. Depart. Fini[stère], östlich von der Pointe du Raz, auf der den [...] von Douarnenez südlich begrenzenden Hal[binsel], an der Mündung des Goyen, mit einer Hydro[gra]phischen Schule und Seebädern. Dabei lie[gen] Ruinen der Schlösser Kermabon und Petit-[...] und an der äußersten Spitze der Pointe de Ra[z] ein Leuchtfeuer. Jenseit des Goyen und des [...]hinec beginnt die breite Bai von A., deren g[efähr]liche Gewässer und wilde und öde Ufer sich im [...]bogen bis zu den Felsen von Penmarch hinz[iehen]. Die Umgegend bietet zahlreiche kelt. Monu[mente]. Die Bewohner dieser gefährlichen Küsten, an [die] das furchtbar brandende Meer zahlreiche S[chiff]brüche veranlaßt, sind alle Fischer, die sich h[aupt]sächlich durch den Handel mit Seegras ernähr[en].

Audiffredi (Giovanni Battista, eigentlich Giulio Cesare), ital. Gelehrter, geb. 2. Febr. 1714 zu Saorgio bei Nizza, trat sehr jung in den Dominikanerorden, wurde Mönch im Kloster Alla Minerva in Rom und erhielt die Aufsicht über die Bibliothek dieses Klosters, die nach ihrem Stifter die Casanatische genannt wird. Er starb 8. Juli 1794 zu Rom. A. hat sich besonders als Bibliograph sowie als Astronom einen geachteten Namen erworben. In ersterer Beziehung sind vor allem der musterhafte Katalog der Casanatischen Bibliothek (4 Bde., Rom 1761—88) und die vorzüglichen Verzeichnisse der röm. (Rom 1783) und der ital. Ausgaben des 15. Jahrh. (Rom 1794) zu nennen. In seinen astron. Schriften berichtet er über von ihm beobachtete Planetendurchgänge, Verfinsterungen, den Kometen von 1769 u. s. w.

Audiffret-Pasquier (Edme Armand Gaston, Herzog von), franz. Staatsmann, geb. zu Paris 20. Okt. 1823 als Sohn eines Grafen Audiffret, wurde von seinem Oheim, dem Herzog von Pasquier (s. d.) adoptiert, studierte die Rechte, wurde 1845 Auditeur im Staatsrat, zog sich 1848 vom öffentlichen Leben zurück und gehörte unter dem Kaiserreich zur orléanistischen Opposition. A. wurde 1871 im Depart. Orne zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem rechten Centrum anschloß und als heftiger Gegner des Bonapartismus hervorthat. An den Unterhandlungen, welche eine Fusion der royalistischen und orléanistischen Partei bezweckte, war A. in hervorragender Weise beteiligt. Am 2. Dez. 1874 wurde er zum Vizepräsidenten, 15. März 1875 zum Präsidenten der Nationalversammlung, 13. März 1876 zum Präsidenten des Senats gewählt. Im Senat war er der Führer der gemäßigten Republikaner und zwang als solcher bei der Verfassungskrisis im Nov. 1877 das Ministerium Broglie zum Rücktritt. Als die Neuwahlen 5. Jan. 1879 eine entschieden republikanische Majorität in den Senat brachten, erhielt A. bei der Präsidentenwahl nur 81 Stimmen gegen 153, welche auf den Führer des linken Centrums, Martel, fielen.

Audigier (Charles Louis Alexandre Henri d'), franz. Journalist, geb. zu Paris 24. Dez. 1828, Zögling der pariser Normalschule, war Mitarbeiter an mehrern Tagesblättern, besonders an der «Patrie», und starb 2. Aug. 1872 zu Bourg-Saint-Andéol. Er schrieb «La vie de garçon» (1859); «Les voix d'outre-tombe» (1861); «Histoire de Pierre Terrail chevalier de Bayard» (1862).

Auditeur (frz.) ist die Benennung der Militärjuristen, die die stand- und kriegsgerichtlichen Untersuchungen zu führen und bei den Stand- und Kriegsgerichten die jurist. Auffassung zu vertreten, überhaupt als jurist. Beirat der Militärbefehlshaber zu fungieren haben. Je nach den Kommandobehörden, denen sie beigegeben sind, heißen sie Garnison-, Gouvernements-, Divisions-, Korpsauditeure, während ein Generalauditeur die höchste Stelle in der Militärjustiz eines Staates bekleidet.

Auditor (lat., wörtlich: Zuhörer) hieß in der Rechtssprache des Mittelalters besonders das Mitglied eines Gerichts, dem die Vernehmung der Parteien übertragen war. In Italien und Spanien aber wurden so (Uditori, Oydores) die Mitglieder der höhern Gerichtshöfe genannt, z. B. Auditores Rotae Romanae, des berühmten päpstl. Gerichtshofs. In einigen deutschen Staaten werden auch mit diesem Namen die jüngern Beisitzer höherer Gerichts- und Verwaltungsbehörden bezeichnet, die, ohne Stimmrecht oder amtliche Beteiligung, den Verhandlungen derselben zu ihrer Übung beiwohnen.

Audouin (Jean Victor), franz. Zoolog, geb. 27. April 1797 zu Paris, studierte Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1833 Professor der Entomologie am Museum und starb 9. Nov. 1841. Unter seinen Arbeiten, die er teilweise in Gemeinschaft mit Milne-Edwards und Blanchard veröffentlichte, sind, außer zahlreichen Beiträgen zu den von ihm mit begründeten «Annales d'histoire naturelle» und andern periodischen Schriften, besonders hervorzuheben das mit statist. und topogr. Karten versehene Werk: «Recherches pour servir à l'histoire naturelle du littoral de la France» (2 Bde., Par. 1830) und «Histoire des insectes nuisibles à la vigne» (Par. 1842).

Audran (Gérard), berühmter Kupferstecher, geb. zu Lyon 2. Aug. 1640. Aus einer Familie herstammend, die in dem Fache des Kupferstichs vielfach ausgezeichnet ist und von seinem Vater, Claude A. (geb. 1597, gest. 18. Nov. 1677), früh darin angeleitet, verdankte er seine höhere Ausbildung einem dreijährigen Aufenthalte in Rom, wo er unter Carlo Maratti studierte und sich durch ein Bildnis Papst Clemens' IX. berühmt machte. Sein Ruf bewog den Minister Colbert, ihn nach Paris kommen zu lassen, wo er zum königl. Kupferstecher ernannt wurde. Hier stach er die vorzüglichsten Werke des Lebrun, mit dem er in enger Verbindung lebte, und verherrlichte dessen Ruhm hauptsächlich durch die meisterhaften Stiche der Alexanderschlachten. Er verfaßte auch ein Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers. A. starb zu Paris 26. Juli 1703. — Sein Bruder, Claude A. (geb. 27. März 1639, gest. 4. Jan. 1684), war ein ziemlich bedeutender Historienmaler. — Seine Neffen, Benoît A. (geb. zu Lyon 3. Nov. 1661, gest. auf seinem Landgut bei Montargis 2. Okt. 1721) und Jean Louis A. (geb. zu Lyon 28. April 1667, gest. zu Paris 17. Juni 1756), bildeten sich in seiner Schule zu vorzüglichen Kupferstechern.

Audschila oder Udschila (Augila), eine Oase in der Libyschen Wüste Nordostafrikas, seit den ältesten Zeiten unter demselben Namen bekannt, unter 29° bis 29° 30' nördl. Br. und 39° 2' bis 40° östl. L. (von Ferro), auf der großen Karawanenstraße zwischen Kairo und Murzuk, etwa 10 Tagereisen westlich von der Oase Siwah (Ammonium) und 13 Tagereisen im SSO. von Bengasi an der Küste von Barka gelegen, ist eine kleine, von Sandwüsten umschlossene Gruppe ebener, grüner Flecke, durch gute Bewässerung reich an Palmen, mit deren in außerordentlicher Menge gewonnenen und durch ihr Arom höchst ausgezeichneten Datteln ein bedeutender Handel nach allen Gegenden getrieben wird, wie schon zu Herodots Zeit die Nasamonen denselben betrieben haben. Die Oase ist dem Paschalik Tripolis tributär. Ihre 11—12000 E. gehören teilweise noch dem Berberstamm an und sprechen ein mit arab. Wörtern sehr verunreinigtes Berber. Sie sind thätige und unerschrockene Reisende, die den Handel zwischen Ägypten und Murzuk sowie den zwischen Bengasi und Wadai vermitteln. Das Ganze besteht aus drei Oasen: im W. das halbmondartige, 22 km lange und 2 km breite, 35,5 m unter dem Meeresspiegel gelegene, von rötlichen

Sanddünen umgebene A., mit dem an der Südostseite gelegenen Hauptorte A. und 17 aus Palmhütten bestehenden Ortschaften, deren keine mehr als 20 Familien zählt; darauf folgt östlich die höhere Oase Scherir aus Kies und darauf die S-förmige Oase Dschalo, 16 m unter dem Meeresspiegel, mit viel salzhaltigerm Boden als die erstere, daher mit kaum trinkbarem Wasser, mit den beiden Hauptörtern Lebba und l'Areg, dicht beieinander gelegen, und 25 kleinen Dörfern, und dem nördlich von der Oase isoliert gelegenen Leschkerreh; weiter östlich zieht sich in einem nach O. geöffneten Bogen Uadi hin und verbreitert sich zur Oase Batofl, im SSO. von Dschalo, mit gutem Gartenboden und ausgezeichnetem Trinkwasser. Die Bewohner gehören drei Stämmen an: die Uadschili in A. und in Lebba sind libysch, die Medschabra in l'Areg scheinen gemischter Abkunft, die Suiya in Leschkerreh sind Araber und haben ein mohammed. Kloster mit einer Schule. Der die Oase regierende Mudir hält sich gewöhnlich in Bengasi auf. Die Zahl der Palmen mag sich auf 200000 belaufen, welche etwa 42000 Mark Steuer ergeben. Gemüsezucht wird sorgsam betrieben. Vgl. Rohlfs, «Von Tripolis nach Alexandrien» (Brem. 1871).

Audub., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audubon.

Audubon (John James), amerik. Ornitholog, geb. 4. Mai 1780 auf einer Pflanzung bei Neuorleans, zeichnete schon als Knabe mit Vorliebe Vögel und Blumen, ging kaum 16jährig nach Paris, um sich unter David zum Maler auszubilden, ließ sich aber nach seiner Rückkehr als Farmer am Schuylkill in Pennsylvanien nieder und wandte sich hier naturhistor., namentlich ornithologischen Studien zu. Nach 10jährigem Aufenthalt daselbst zog A. 1810 nach Henderson in Kentucky, wo er vorübergehend Handelsgeschäfte trieb, nach deren Fehlschlagen er mit verdoppeltem Eifer seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufnahm. Zu diesem Zweck schiffte er zunächst den Ohio hinab und durchstreifte viele Jahre hindurch mit dem schott. Ornithologen Alex. Wilson die Gebirge und Wälder, befuhr die Flüsse des Westens und ging 1826 nach Europa, wo er die Veröffentlichung seines Prachtwerks, der «Birds of America» (4 Bde., Lond. 1826—39) begann. Dasselbe umfaßt 435 Tafeln mit 1065 Abbildungen von Vögeln, die vortrefflich koloriert und meist von den Kupferstechern Lizars und R. Havell dem Jüngern ausgeführt sind. Nachdem A. 1829 nach Hause zurückgekehrt war, schilderte er in der «Ornithological biography» (5 Bde., Philad. 1831—39) die nordamerik. Vögel. Nachdem er 1832—33 nochmals Europa besucht, ließ er sich auf der Manhattaninsel oberhalb der Stadt Neuyork am Hudson nieder, am jetzigen Audubon Park, wo er zunächst eine zweite Ausgabe seiner «Birds of America» (7 Bde., Neuyork 1839—44, mit 500 Tafeln in gr. 8; neue Aufl., 6 Bde., Neuyork 1863) veranstaltete, dann aber mit John Bachmann, einem 1873 in Charleston (Südcarolina) verstorbenen deutsch-amerik. Pfarrer und bedeutenden Naturforscher, «The Quadrupeds of North-America» (3 Bde., Bost. 1843—50, in Fol.; neue Aufl. 1853) und «Biography of American quadrupeds» (Philad. 1846—50) herausgab. A. starb 27. Jan. 1851 in Neuyork. Obgleich nicht ganz frei von den Fehlern eines Autodidakten, erscheint A. überall als gründlicher Forscher, unterscheidet mit Leichtigkeit das-jenige, was dem Naturhistoriker wissenswert is[t] entwirft als vollendeter Künstler ein kühnes mit lebensvollen Farben. Vgl. Saint-John, the naturalist in the New World» (Lond. [...] und «The life of John James A., the natur[...] edited by his widow» (Neuyork u. Lond. 186[...]

Aue oder **Au**, entsprechend dem oberdeu[tschen] Ach (s. d.) und dem niederländ. und niederdeu[tschen] Aa (s. d.), ist in Hannover, Oldenburg und S[chles]wig-Holstein teils einzeln, teils in Zusammense[tzungen] mit andern Worten, Name vieler Flüsse. He[rvor]zuheben unter denselben ist die A., welche im [Re]gierungsbezirk Minden entspringt, den westl. [Teil] der Landdrostei Hannover durchfließt und [nach] einem 97 km langen Laufe oberhalb Nienbu[rg in] die Weser mündet. — Eine andere A., in der [Land]drostei Stade, trägt aufwärts bis Otterndor[f klei]nere Seeschiffe und mündet 2 km unterhalb [der] Stadt in das Ästuar der Elbe. — In Holstein [gibt] es zahlreiche A. Zur Elbe gehen z. B. die De[...]au, die Pinnaue, die Krückaue, zur Eider die [...]aue, Luhnaue, Haleraue und Gieselaue. Die [...]aue mündet bei Meldorf in die Nordsee; die Sch[...]au in die Ostsee. — In Schleswig ist besonder[s die] in die Nordsee mündende **Königsaue** bekann[t als] Grenzfluß zwischen Schleswig und Jütland.

Aue heißt ein durch sanfte Anhöhen eingesch[lossen]ner Acker- und Wiesengrund an kleinern und [...]lern Flüssen im Innern eines Landes, durch [ange]schwemmte Ablagerungen gebildet, meist ein f[...]res Seebecken aus der Alluvialzeit. Man find[et in] den A. den fruchtbarsten Boden (**Aueboden**). [...] die Goldene Aue (s. d.) in Thüringen.

Aue, Fabrikstadt in der königl. sächs. K[reis]hauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmann[schaft] Schwarzenberg, an der Mulde, in 348 m [...] Knotenpunkt der Staatsbahn Zwickau-Schwa[rzen]berg und der Chemnitz-A.-Adorfer Bahn, hat [Ma]schinenbauanstalten, Maschinenweberei, Sp[itzen]klöppelei, Fabrikation von Argentan, Gürtlerw[aren] und Holzpfeifenköpfen und zählt (1880) 352[...] Unweit davon liegt der **Auerhammer**, ein A[rgen]tanwalzwerk. Die nahegelegene Andreasg[rube,] welche früher das Kaolin für die meißener P[orzel]lanfabrik lieferte, ist jetzt erschöpft. [...]

Aue, **Hartmann von**, s. **Hartmann** [...]

Auer (Alois, Ritter von Welsbach), lang[jähri]ger Direktor der Hof- und Staatsdruckerei in [Wien,] geb. 11. Mai 1813 zu Wels, bildete sich i[n der] dortigen Druckerei zum Setzer, Korrektor un[d Ge]schäftsführer, beschäftigte sich aber in seinen [Muße]stunden mit Sprachstudien, besonders mit [den] neuern Sprachen, und zwar mit solchem Erf[olge,] daß er sich 1835 und 1836 an der Universit[ät] Wien einer Lehramtsprüfung unterziehen ko[nnte.] Hierauf war er ein Jahr lang als Privatlehr[er in] seiner Vaterstadt thätig und wurde 1837 Lehre[r der] ital. Sprache am ständischen Kollegium un[d] Lyceum in Linz. Nachdem er 1839 Deutsch[land,] die Schweiz, Frankreich und England bereist h[atte,] um die typographischen und diesen verwandte[n An]stalten des Auslandes kennen zu lernen, wu[rde er] im März 1841 zum Direktor der k. k. Hof- [und] Staatsdruckerei berufen. Dieses Institut [...] unter A.s energischer und sachkundiger Leitung [...] eins der großartigsten Etablissements dieser [...] Auch die Oberleitung der Ärarialpapierfabrik S[...]gelmühl bei Gloggnitz und der kaiserl. Porz[ellan]fabrik führte A. mehrere Jahre. Im J. 1860 [...]

er in den erblichen Ritterstand erhoben, 1864 trat er von der Leitung der Staatsdruckerei zurück und starb 10. Juli 1869 zu Wien. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Sprachenhalle oder das Vaterunser in 608 Sprachen» (Wien 1844), mit lat. Typen; das «Vaterunser in 206 Sprachen» (Wien 1847), mit den nationalen Schriftzeichen, und die «Typenschau des gesamten Erdkreises» (Wien 1845); ferner «Grammatischer Atlas oder theoretisch-tabellarische Darstellung aller nach Stämmen geordneten Sprachen des Erdkreises» (Wien 1854), «Geschichte der k. k. Hof- und Staatsdruckerei» (Wien 1851), «Der polygraphische Apparat der k. k. Hof- und Staatsdruckerei» (Wien 1853), «Die Entdeckung des Naturselbstdrucks» (Wien 1856). Außerdem hat A. nicht bloß das Gebiet der graphischen Künste, sondern auch das der typographischen Industrie mit mehrern neuen Erfindungen bereichert. Dahin gehören der Naturselbstdruck, die selbstthätige typographische Schnellpresse, die selbstthätige endlose Kupferdruckpresse; ferner das Verfahren, die Fasern der Maispflanze zum Spinnen und Weben, deren Abfälle aber zu Papier zu verwenden; dann die Darstellung einer Presse, welche nach Belieben als selbstthätige Schön- und Widerdruckpresse oder doppelte Schöndruckpresse verwendet werden kann. Vgl. «Beiträge zur Geschichte der Auer» (2. Aufl., Wien 1862).

Auer (Leopold), geschätzter Violinspieler, geb. zu Veszprém in Ungarn 8. Juni 1845, Sohn eines unbemittelten Zimmermalers, zeigte früh musikalisches Talent, konnte daher schon 1849 während der Revolution als Vierjähriger den einziehenden Truppen mit der Trommel voran schreiten und dadurch patriotischen Enthusiasmus erregen. Er besuchte das Konservatorium in Pest und machte darauf Reisen als Violinvirtuos. Von 1864—66 war A. Konzertmeister in Düsseldorf, 1866—68 in Hamburg unter Stockhausen, und wurde dann an das Konservatorium zu Petersburg an die Stelle von Henri Wieniawski berufen und zum Hofsolisten des russ. Kaisers ernannt. Einige Violinkompositionen von ihm sind publiziert.

Auerbach, Stadt im königl. sächs. Regierungsbezirk Zwickau, an der Göltzsch und den Linien Zwickau-Ölsnitz und Herlasgrün-Falkenstein der sächsischen Staatsbahn, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, einen alten Wartturm, ein Lehrerseminar mit Übungsschule, eine Handelsschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, Fabrikation von Weißwaren, Spitzen, Stickereien, Papier, Pelzwaren, Maschinenbau u. s. w., chem. Bleichereien, Spinnerei und Ziegelbrennereien und zählt (1880) 6258 E. In der Nähe sind Torfstiche, Pechsiedereien und Kalkbrennereien.

Auerbach (Berthold), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1812 zu Nordstetten bei Horb im württemb. Schwarzwaldkreise, von jüd. Herkunft, erhielt seine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, wo er auch das Gymnasium besuchte. Den Gymnasialkursus vollendete er in Stuttgart und studierte 1832—35 in Tübingen, München und Heidelberg und zwar anfangs Jurisprudenz, später Philosophie und Geschichte. Infolge der Untersuchung, betreffend die burschenschaftlichen Bestrebungen, saß A. 1836 einige Monate in Haft auf der Festung Hohenasperg. In demselben Jahre erschien seine erste Schrift: «Das Judentum und die neueste Litteratur» (Stuttg. 1836), der eine Reihe von Romanen aus der Geschichte des Judentums unter dem Gesamttitel «Das Ghetto» folgten; es erschienen davon auch besonders «Spinoza» (Mannh. 1837; 6. Aufl., Stuttg. 1871) und «Dichter und Kaufmann» (Mannh. 1839; 7. Aufl., Stuttg. 1871). Hieran schloß sich die mit einer kritischen Lebensbeschreibung begleitete Übersetzung von «Spinozas sämtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841; 2., neu bearbeitete Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1871). Eine neue Richtung, in deren Verfolgung er seine gelungensten Arbeiten lieferte, schlug A. ein mit der Schrift «Der gebildete Bürger, Buch für den denkenden Mittelstand» (Karlsr. 1842). Dieser folgten die «Schwarzwälder Dorfgeschichten» (2 Bde., Mannh. 1843, neue Folge, 3. u. 4. Bd., 1853—54; 10. Aufl. 1868; Volksausgabe, 8 Bde., Stuttg. 1871), die raschen und verdienten Beifall erhielten und in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurden. A. gibt in diesen originell und fesselnd geschriebenen und humorvollen Erzählungen Bilder von Land und Leuten seiner Heimat und erweist sich namentlich als Meister in der Schilderung von Gemütszuständen und psychologisch interessanten Charakteren. Zu den Dorfgeschichten gehört auch die Novelle «Die Frau Professorin», die zuerst in dem Taschenbuch «Urania» (Jahrg. 1847) erschien und von Charlotte Birch-Pfeiffer gegen des Dichters Willen zu einem Drama («Dorf und Stadt») benutzt wurde. Dieser Richtung schließt sich auch der unter dem Titel «Der Gevattersmann» von A. herausgegebene Volkskalender an (Karlsr. 1845 u. 1846; Braunschw. 1847 u. 1848), gesammelt und mit neuen Volkserzählungen vermehrt unter dem Titel: «Schatzkästlein des Gevattersmannes» (6. Aufl., Stuttg. 1875). Diese Schriften entstanden meist in Frankfurt a. M., Mainz und der Rheingegend. Seit Frühjahr 1845 lebte A. abwechselnd in Weimar, Leipzig, Breslau, Wien, Dresden, Berlin und Stuttgart, seit 1859 aber wesentlich in Berlin. Von den Werken A.s seit 1845 sind besonders hervorzuheben: «Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Litteratur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels» (Lpz. 1846), die Erzählungen «Deutsche Abende» (Mannh. 1850; 4. Aufl., Stuttg. 1855, Neue Folge 1867), das Drama aus dem Volksleben, «Der Wahrspruch» (Lpz. 1856), die Lehrgeschichte «Neues Leben» (3 Bde., Mannh. 1851; 4. Aufl., Stuttg. 1872), die Erzählungen «Barfüßele» (Stuttg. 1856; 16. Aufl., Stuttg. 1878; illustriert von Vautier 1872), «Joseph im Schnee» (Stuttg. 1860; 3. Aufl. 1871, illustriert von Kindler 1867), «Edelweiß» (7. Aufl., Stuttg. 1874), und der geistvolle Roman «Auf der Höhe» (Stuttg. 1871; 10. Aufl., 4 Bde., 1872; vgl. Dalton, «A.s Roman Auf der Höhe. Vortrag» [2. Aufl., Petersb. 1870]). Eine interessante kritische Schrift war «Goethe und die Erzählungskunst» (Stuttg. 1861). In den Jahren 1858—69 gab A. einen Volkskalender heraus, dessen Hauptinhalt unter dem Titel: «Zur guten Stunde, gesammelte Volkserzählungen» (2 Bde. mit 334 Bildern, Stuttg. 1872; 2. Aufl. 1874—75) erschien. Seine gesammelten Schriften wurden erst in 20 Bänden (Stuttg. 1857—59), dann in 22 Bänden (Stuttg. 1863—64; 2. Aufl. 1871) veröffentlicht. Auch in den spätern Jahren entwickelte A. noch eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Zeugnis davon legen ab: «Das Landhaus am Rhein» (5 Bde., Stuttg.

1869; 4. Aufl., Stuttg. 1874); «Waldfried, eine vaterländische Familiengeschichte» (3 Bde., Stuttg. 1874; 2. Aufl. 1875); «Drei einzige Töchter. Novellen» (Stuttg. 1875; 4. Aufl. 1878); «Tausend Gedanken des Kollaborators» (Berl. 1875); «Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten» (3 Bde., Stuttg. 1876); «Landolin von Reutershofen» (Berl. 1879); «Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele» (Berl. 1879); «Der Forstmeister» (2 Bde., Berl. 1879; 2. Aufl. 1880); «Brigitta» (Stuttg. 1880; 2. Aufl. 1881). A. starb 8. Febr. 1882 in Cannes. Die Leiche wurde nach seinem Heimatsdorf Nordstetten gebracht und dort 15. Febr. beerdigt.

Auerbachs Keller, ein durch seine Beziehung zur Faustsage berühmter Weinkeller in Auerbachs Hof zu Leipzig. Letzterer, in der Grimmaischen Straße, unweit des Marktplatzes gelegen, ist ein Komplex von Gebäuden, in dessen Räumen früher das Neueste und Schönste aufgehäuft war, was die leipziger Messen aufzuweisen hatten. Aus Auerbachs Keller läßt die Sage den Doktor Faust, zum Erstaunen der Gäste, auf einem gefüllten Fasse herausreiten, das die sog. Weißkittel vergebens herauszuziehen sich bemüht hatten. Goethe hat in seinem «Faust» diese Sage benutzt. Noch jetzt dient dieser Keller als Weinstube und besitzt zwei auf Holz gemalte Ölbilder mit der Jahreszahl 1525, welche an die Sage erinnern.

Auerberg, eine stark bewaldete Porphyrkuppe des Unterharzes nordöstlich von Stolberg im preuß. Regierungsbezirk Merseburg; auf dem Gipfel, gewöhnlich Josephshöhe genannt (602 m), befindet sich ein Gasthaus zum Übernachten und ein in Form eines Doppelkreuzes erbauter, 33 m hoher Balkenturm (1833 nach Schinkels Entwurf vom Grafen Joseph von Stolberg errichtet) mit schöner Aussicht über den Unterharz und nach Süden bis zur Goldenen Aue. Auf der Ostseite des A. werden die sog. Stolberger Diamanten (sechskantige Bergkrystalle) gefunden.

Auerhahn, auch Urhahn (Tetrao Urogallus *L.*; franz. Coq de bruyère; engl. Wood-grouse), das größte der europ. Waldhühner, gehört zur Familie der Waldhühner, der Ordnung der Hühner (Gallinaceen). Es erreicht eine Länge von 1 m bei einer Flugweite von 1,10—1,40 m und einem Durchschnittsgewichte von 5½—6 kg. Sein Gefieder ist auf dem Rücken schwarzgrau, hellgrau gewässert, unten schwarz und weiß gefleckt, die Brust schön stahlgrün; über jedem Auge verlaufen kahle, warzige, rote Flecken; die sehr kräftigen Füße sind bis an die mit stumpfen Nägeln versehenen Zehen befiedert. Die Henne ist bedeutend kleiner und ähnelt in der Farbe des Gefieders der Waldschnepfe. Das Auergeflügel ist im nördl. Europa und Asien, sowie in den Gebirgsgegenden Mitteleuropas heimisch. Es nährt sich von jungen Sprossen der Nadelhölzer und Buchen, von Wachholder-, Heidel-, Brom- und Himbeeren, Eicheln, Bucheln, Waldwicken u. dgl. Der A. lebt meist einsam, nur während der Begattungszeit in Gesellschaft mehrerer Hennen; diese fällt in die frühesten Morgenstunden der ersten Frühlingsmonate, wobei der Hahn gewöhnlich von einem einzelstehenden Baume mit einem höchst eigentümlichen Laute, dem sog. Balzen, die Hennen zur Begattung lockt. Das Weibchen legt in eine ziemlich seichte, bloß mit etwas dürrem Reisig umgebene Erdgrube 6—16 gelblichweiße, mit rotgelben Flecken besäete Eier, die es in 28—30 Tagen ausbrütet. Das Wildbret jungen Auergeflügels ist wohlschmeckend, das alten A. kann nur durch langes Liegen oder graben in die Erde genießbar gemacht werden. A. wird zur hohen Jagd gezählt.

Auerochs (Bos Urus bei Linné, Bison e paeus der heutigen Naturforscher), der Wi der alten Deutschen, im Polnischen Zubr, steh Körpergröße weit über dem zahmen Rindvieh, aber jetzt nicht so groß als in der Vorzeit. Ge wärtig gibt es keine Individuen, die über 1 hoch, 3,5 m lang und 800 kg schwer wären. Haar ist je nach der Jahreszeit veränderlich, Ochsen gewöhnlich etwa 20 cm lang, am Vorde filzig, schwärzlich-braun, im Sommer heller; Winter weich; Nacken, Hals und Brust sind Stier mit einer Mähne, das Kinn mit einem der Schwanz mit einer Endquaste geziert. Die ner sind im Verhältnis zur Größe des Tiers klei nennen, drehrund und halbkreisförmig nach gegen die Mittellinie gebogen; die Stimme ist g zend, nicht brüllend. Das Fleisch, frei von dem schusgeruche des Felles, am Geschmacke zwi dem des Hirsches und zahmen Ochsen in der stehend, wurde auf den Tafeln der poln. Köni Delikatesse aufgetragen. Ihr Lebensalter be etwa 30 Jahre, da aber viele Kühe unfruch sind, so vermehren sich die A. nur langsam. leben meist an Flüssen, zumal in schattigen Di ten, welche sie nicht freiwillig verlassen, und in den von 30—40 Stück. Ihre Nahrung besteh Gräsern, Laubknospen und Baumrinden, beson lieben sie die Rinde der jungen Eschen; im Wi suchen sie vertrocknete Kräuter unter dem S und werden nur durch Hunger zum Genusse ausgestreuten Heues gebracht. Sie sind sehr und, selbst jung eingefangen, schwer zu zäh verraten unversöhnlichen Haß gegen zahmes R vieh und haben wegen ihrer großen Stärke w von Bären noch Wölfen etwas zu fürchten. Menschen vermeiden sie gewöhnlich, stürzen sich auf ihn bei plötzlichem Zusammentreffen und zur Zeit der Bremsen, gegen Ende August, wenn sie Junge haben, gefährlich. Ehedem w sie über ganz Deutschland und die Schweiz verb und werden überall, auch schon im Nibelungenl als Jagdtiere erwähnt, aber schon im 17. J auf einen Forst bei Tilsit beschränkt, wo ma hegte und schützte. Doch unterlagen sie den dieben, und 1775 soll der letzte einem solchen i Hände gefallen sein. Jetzt kommen A. nur no dem großen sumpfigen Forste von Bialowicz i tauen vor und sollen sich auf höchstens 1000 belaufen. Sie sind dort mehr durch die Natu die sonst sehr strengen Gesetze geschützt. König gust III. von Polen ließ dort am 27. Sept. bei einer großen Jagd 42 Stück schießen; die große Jagd wurde 1860 gehalten. Ihre Jag jetzt um so strenger verboten, da das Aussterbe Art überhaupt bevorzustehen scheint. Zufolge Nachrichten kommen sie im Kaukasus an den des Kuban noch in Rudeln vor. In Zoologi Gärten, wo sie sich gut vermehren, finden si jetzt ziemlich häufig, und zwar stammen diese E plare meist von einem Paare, welches Kaiser laus von Rußland dem schönbrunner G schenkte. Die Annahme, daß der A. der Sta vater unsers zahmen Rindviehs sei, ist durch nus widerlegt worden. Seine Knochen finden

häufig in den Diluvialablagerungen Europas, bis nach Italien und Frankreich hinein, mit dem Mammut, dem Höhlenbären und andern ausgestorbenen Tierarten zusammen, sowie mit einem andern Ochsen (dem Ur, Bos primigenius), der unzweifelhaft die Stammart der heutigen fries. Rasse bildet.

Auersberg, einer der höchsten Gipfel des sächs. Erzgebirges, 7 km südöstlich von Eibenstock, 1022 m hoch, mit einem oft besuchten Aussichtsturm.

Auersberger Grün, Berggrün, Kupfergrün, eine nur noch wenig gebrauchte grüne Ölfarbe, welche erhalten wird, indem man ein lösliches Kupferoxydsalz, Kupfervitriol in kalter wässeriger Lösung mit Soda oder Pottasche fällt und den Niederschlag mit Wasser wäscht. Das nach dem Trocknen bläulich-grüne Pulver nimmt nach dem Anreiben mit Öl eine grüne Farbe an.

Auersperg, ein altes und vielverzweigtes Geschlecht in Österreich, das vom Schlosse Auersberg (Ursberg) in Schwaben seinen Namen führen, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. nach Krain ausgewandert sein und daselbst die Stammburg A. erbaut haben soll. Diese Stammburg liegt bei dem (etwa 22 km von Laibach entfernten) Marktflecken A., der etwa 1000 E. zählt. Als Stammvater des Hauses wird Adolf von A. (erwähnt 1067) genannt, durch dessen Bruder Oderich in Friaul eine besondere Linie gestiftet wurde, deren Glieder später als Herzoge von Cocagna genannt werden und von der mehrere ital. Familien ihren Ursprung herleiten. Engelhard von A. (gest. 1466) wurde 5. Jan. 1463 vom Kaiser Friedrich III. zum Erblandmarschall und Erbkämmerer in Krain und der Windischen Mark ernannt, welche Würde der jedesmalige Älteste des Geschlechts mit dem Seniorat verwaltet. Durch die beiden Söhne des letztern, Pankraz (gest. 1496) und Vollrad (gest. 1495) teilte sich das Haus in die noch bestehenden zwei Hauptlinien.

Die (ältere) Pankrazsche Linie erwarb 1531 durch den kaiserl. Rat Trajan von A. (gest. 1540) die reichsfreiherrliche und 1630 durch Joh. Andreas von A. (gest. 1664) die reichsgräfl. Würde. Herbart, der Vater des letztgenannten (gest. 1618), und sein Bruder Dietrich, beide Söhne Christophs, des Enkels von Pankraz, wurden die Begründer der ältern und der jüngern Pankrazschen Linie. Die ältere Pankrazsche Linie zerfiel in fünf Äste, nämlich: 1) A.-Auersperg, gestiftet von Wolfgang Engelbert (gest. 1696), und noch bestehend mit dem Grafen Joseph Maria von A., Freiherr auf Schönberg und Seisenberg, Herrn der Stamm- und Majoratsgrafschaft Auersperg u. s. w., geb. 14. März 1812; 2) A. zu Kirchberg am Wald, bestehend mit Graf Julius von A., geb. 5. Jan. 1852, Herr zu Kirchberg am Wald in Steiermark; 3) A.-Mokritz, am 23. Jan. 1880 erloschen mit Graf Gustav Nikol. Franz Victor von A., geb. 7. Juli 1815, Herr der Herrschaften Mokritz und Tschadesch in Krain; 4) A.-Schönberg, erloschen mit dem Grafen Karl Joseph, gest. 1841; 5) A. zu Thurn-am-Hart, bestehend mit Graf Alfons, geb. 16. April 1842, einem Verwandten des als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün bekannten Grafen Anton Alexander (s. d.). Die jüngere Pankrazsche Linie wurde von Dietrich von A. begründet, welcher 16. Sept. 1630 die Reichsgrafenwürde erhielt. Sein Enkel war Johann Weikart von A., geb. 11. März 1615, der Günstling und Minister Ferdinands III., welchen 17. Sept. 1653 mit der Grafschaft Wels belehnte und zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhob. Am 28. Febr. 1654 erhielt er Sitz und Stimme im reichsfürstl. Kollegium; 30. Juli desselben Jahres überkam er die Herzogtümer Münsterberg und Frankenstein in Schlesien zu Lehn. Außerdem erkaufte er 1664 die gefürstete Grafschaft Thengen in Schwaben. Als ihm Kaiser Leopold I., den er als Prinz vernachlässigt, ein Gesuch um Beihilfe zur Erlangung der Kardinalswürde abschlägig beantwortet hatte, wendete er sich mit demselben an Ludwig XIV. von Frankreich. Der Papst verriet dies dem Kaiser. A. wurde deshalb zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt und auf seine Güter verwiesen, woselbst er 13. Nov. 1677 starb. Der Fürst Karl Joseph (gest. 1800) verkaufte 1791 Münsterberg und Frankenstein; indessen wurde (11. Nov. 1791) die herzogl. Würde auf die Grafschaft Gotschee, und 21. Dez. 1791 der Fürstenstand auf alle Nachkommen dieses Zweigs übertragen. Die Grafschaft Thengen wurde 1806 zu Gunsten Badens mediatisiert und 1811 vom Fürsten Wilhelm (geb. 1782, gest. 1827) an Baden verkauft. Das gegenwärtige Haupt der jüngern Pankrazschen Linie ist Fürst Karl Wilhelm von A. (s. d.). Außer vielen kleinern Herrschaften bilden dessen Besitz: das Herzogtum Gotschee in Krain mit 770 qkm, die Herrschaft Czernohora in Mähren mit einer Stadt und 19 Dörfern, die Allodialherrschaft Wlaschim in Böhmen mit 165 qkm und 42 Ortschaften, die Grafschaft Wels, die Herrschaft Gschwend in Oberösterreich u. s. w. Auch die Besitzungen der übrigen fürstl. Agnaten sind bedeutend. Ein Bruder des Fürsten Wilhelm war der österr. Feldmarschalllieutenant Prinz Karl von A. (geb. 17. Aug. 1784, gest. 18. Dez. 1847), ein anderer Bruder Prinz Vincenz von A. (gest. 16. Febr. 1812). Der Sohn des letztgenannten, Prinz Vincenz von A., geb. 16. Juli 1812, Besitzer der Allodialherrschaften Rasseberg, Zleb und Tupadl, Oberstkämmerer und Oberst-Erblandmarschall in Tirol, k. k. Wirkl. Geheimrat, widmete sich dem Staatsdienste, kämpfte 1848 als Freiwilliger mit den tiroler Schützen gegen die Piemontesen. Er wurde 1860 als außerordentliches Mitglied in den verstärkten Reichsrat und 1861 als erbliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Nach dem Tode des Grafen Lanckoronski (1863) zum Oberstkämmerer erhoben, erhielt er auch die oberste Leitung der kaiserl. Hofbühnen. Auch als Schriftsteller hat sich A. versucht und gilt als Verfasser der Broschüre «Zwischen Stamm und Rinde» (Wien 1863). Er starb zu Hietzing bei Wien 7. Juli 1867.

Die (jüngere) Vollradsche Linie des Geschlechts, welche 15. Juli 1673 in den Grafenstand erhoben wurde, zerfiel in sechs Äste, und zwar: 1) vormals zu Altschloß-Purgstall, bestehend mit Graf Gottfried von A., geb. 19. Dez. 1818, k. k. Geheimrat, Feldzeugmeister a. D. und Inhaber des 40. Infanterieregiments; 2) zu Alt- und Neuschloß-Purgstall, welcher Ast mit dem Grafen Ludwig von A. (geb. 29. März 1797, gest. 17. Nov. 1863), dem Bruder des bereits 1857 verstorbenen Grafen Joseph von A., erloschen ist; 3) zu Wolfpässing, erloschen mit Graf Maximilian von A., geb. 21. Jan. 1771, welcher sich als Militär in den Feldzügen gegen die Franzosen und nachher als Kommandant in Galizien, Oberösterreich, dem Banat und als Generalkommandant (seit 1842) in der vereinigten Banal-Warasdiner-Karlsstädter Grenze

vielfache Verdienste erwarb, und, seit 1848 nach 62jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt, zu Wien 30. Mai 1850 starb; 4) zu Alt- und Neuschloß-Purgstall, welcher Ast mit dem Grafen Karl von A., geb. 20. Aug. 1783, gest. als österr. Feldmarschalllieutenant 19. Juni 1859, ebenfalls im Mannsstamm erloschen ist; 5) der Ast zu Weinern, dessen letzter Vertreter Graf Alois von A. (geb. 15. Sept. 1780, gest. 26. März 1858) war; 6) der Ast vormals zu Wasen, der mit dem Grafen Franz Xaver von A. (geb. 20. Febr. 1784, gest. 1868) ebenfalls erloschen ist, sodaß von der ganzen jüngern Hauptlinie nur der erste Ast noch fortbesteht.

Außer den Genannten zählt das Geschlecht der A. noch eine ganze Reihe von Männern, die sich in dem öffentlichen Leben hervorgethan haben. Namentlich waren es in den verflossenen Jahrhunderten die Türkenkriege, in denen sich mehrere Glieder auszeichneten. So Herbard VIII., Freiherr von A., geb. 11. März 1528, welcher als General in den kroat. Grenzen 22. Sept. 1575 in einem hitzigen Gefechte gegen die Türken bei Budatsky fiel, sowie Andreas, Freiherr von A., Sohn Wolfgang Engelberts von A., geb. 1557, der sich besonders durch seinen glänzenden Sieg über die Türken unter Hassan, Pascha von Bosnien, 22. Juni 1593 an der Kulpa Ruhm erfocht und 1594 starb. Vgl. Radics, «Herbard VIII., Freiherr zu A.» (Wien 1862). — Franz Karl, Fürst von A., geb. 22. Nov. 1660, zeichnete sich ebenfalls in den Türkenkriegen aus, wurde 1701 Feldzeugmeister, 1707 in den Fürstenstand erhoben und starb 6. Nov. 1713 zu Gschwend. — Am bekanntesten wurde Karl, Fürst von A., geb. 21. Okt. 1740. Er trat frühzeitig in das Heer, war 1790 bereits Generalmajor und wurde 1793 von den Franzosen in den Niederlanden gefangen genommen, 1795 aber ausgewechselt. Noch dasselbe Jahr zum Feldmarschalllieutenant ernannt, befehligte er im Kriegsjahre 1805 zu Wien und, als die Österreicher weichen mußten, die Nachhut des sich zurückziehenden Heers. Marschall Lannes benutzte (25. Nov.) das allgemein verbreitete Gerücht von einem Waffenstillstande, um A. zu überreden, die Donaubrücke nicht abzubrechen. Die Franzosen marschierten hierauf im Sturmschritt hinüber und nahmen jenseits feste Stellung, wobei ihnen noch ein österr. Artilleriepark in die Hände fiel. A. wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, zur Kassation und Festungsstrafe verurteilt, später aber begnadigt. Er starb 26. Dez. 1822.

Auersperg (Ant. Alexander, Graf von), unter dem Schriftstellernamen Anastasius Grün als der hervorragendste neuere Dichter Deutsch-Österreichs bekannt, wurde 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtenteils auf dem Schlosse Thurn-am-Hart in Unterkrain, und kam 1813 in das Theresianum zu Wien, von wo er in die Ingenieurakademie übertrat. Da ihm jedoch 1818 mit dem Tode seines Vaters als einzigem männlichen Erben die Güter Gurkfeld und Thurn-am-Hart zufielen, ward er dem von Klinkowströmschen Privaterziehungsinstitut übergeben, um sich zur Universität vorzubereiten. Nachdem er hierauf zu Graz und Wien sich einige Jahre philos. und jurist. Studien gewidmet, übernahm er 1831 die Verwaltung seiner Güter und lebte seitdem, ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, mit geringen Unterbrechungen meist zu Graz oder Thurn-am-Hart. Am 10. Juli 1839 vermählte er sich mit Ma Reichsgräfin von Attems. Längst als ein Ha der liberalen Partei in seinem Vaterlande gee wurde A. im April 1848 zu dem Deutschen V parlament entsandt, dann von dem Kreise Laib zur Nationalversammlung gewählt, aus der er doch bereits 26. Sept. desselben Jahres wie austrat. Er folgte 1859 einer Berufung in Kommission von Vertrauensmännern zur Be tung eines Gemeindegesetzes für Krain sowie 18 der Berufung in den verstärkten Reichsrat. D trat er mit Energie für die Reichseinheit und geg das sogenannte histor. Recht der Feudalen a Nachdem die Reichsverfassung ins Leben getret wurde er durch kaiserl. Ernennung als lebensläi liches Mitglied in das Herrenhaus berufen. D erste Adresse des Oberhauses floß aus seiner Fed ebenso diejenige, welche die Sistirung der Verfassu verurteilte, endlich auch der Bericht über die D zemberverfassung. Zehn Jahre hindurch erneue er alljährlich seinen Angriff auf das Konkordat. den kirchenpolit. Debatten von 1868 und 18 glänzte er als der erste Kämpfer der Reformgese gebung. Wiederholt gehörte A. der krainischen u steirischen Landesvertretung an und kämpfte in d erstern unerschrocken für Deutschtum und Freihe gegen die vereinigten Parteien der Slowenen u Klerikalen. A. starb 12. Sept. 1876 zu Graz; se einziger Sohn, Graf Theodor Ignaz von A geb. 28. Febr. 1859, starb 4. Mai 1881 zu Gra an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Seine dichterische Thätigkeit begann A. unter de Pseudonym Anastasius Grün mit den «Blätte der Liebe» (Stuttg. 1830) und «Der letzte Ritter (Stuttg. 1830; neue Ausg., Berl. 1877), eine Romanzencyklus im Nibelungen-Versmaß, in we chem er das Leben des Kaisers Maximilian I. b handelte. Von der Julirevolution beeinflußt, wur A. zum polit. Dichter, als welcher er mit kühne Freimut gegen die Metternichsche Politik Fro machte. Großes Aufsehen erregten die anonym e schienenen, durch Freisinn und Humor und For vollendung ausgezeichneten «Spaziergänge ein wiener Poeten» (Hamb. 1831; 7. Aufl., Berl. 187 Diesen folgten «Schutt» (Lpz. 1835; 13. Aufl., Be 1877), worin er das Anbrechen einer freien Z kunft ankündigte, und «Gedichte» (Lpz. 1837; 1 Aufl., Berl. 1877). A. zeigt als Dichter Vo liebe für Bilder und Gleichnisse, ohne jedoch in d Schwülstige zu verfallen; alle seine Gedichte sind edler Form gehalten und von dichterischer Begeis rung beseelt. Zwei epische Versuche, mit denen später auftrat, die «Nibelungen im Frack» (L 1843; 2. Aufl. 1853) und der «Pfaff vom Kahl berg» (Lpz. 1850; 3. Aufl., Berl. 1877 [vgl. mann, «Anastasius Grün und sein Pfaff vom K lenberg», Lpz. 1877]), sprachen weniger an. D gegen enthalten die von ihm verdeutschten «Vo lieder aus Krain» (Lpz. 1850) große Schönhei Nach der Veröffentlichung des Nachlasses se Freundes Nikolaus Lenau (Stuttg. 1851) und Herausgabe von dessen «Sämtlichen Wer (Stuttg. 1855; 2. Aufl., 1874), welcher A. meisterhaft gearbeitete Biographie und Chara ristik Lenaus beigab, trat A. erst wieder «Robin Hood» (Stuttg. 1864) hervor, einem B ladencyklus, in welchem er die engl. Volkspoe über jenen Nationalhelden einer trefflichen Bear tung unterworfen hat. Nach seinem Tode erschie

«In der Veranda. Eine dichterische Nachlese» (Berl. 1876) und seine «Gesammelten Werke», herausg. von L. A. Frankl (5 Bde., Berl. 1877), dazu eine Nachlese von P. von Radics: «Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken» (Lpz. 1879); vgl. dessen: «Anastasius Grün und seine Heimat. Festschrift zum 70jährigen Jubiläum des Dichters» (Stuttg. 1876); Schatzmayer, «Anton Graf von A. Sein Leben und Dichten», Vortrag (2. Aufl., Frankf. 1872).

Auersperg (Karl Wilh., Fürst), österr. Staatsmann, geb. 1. Mai 1814, wurde noch vor vollendetem 13. Jahre durch den Tod seines Vaters das Haupt der fürstl. Linie des Hauses A. Ausschließlich mit litterarischen und ästhetischen Studien beschäftigt, hielt er sich von allen öffentlichen Angelegenheiten fern, bis die Februarverfassung von 1861 in Österreich die konstitutionelle Ära eröffnete. Als erbliches Mitglied und Präsident des Herrenhauses zeigte sich A. gegenüber der reaktionären und föderalistischen Partei als ein energischer und gewandter Vorkämpfer der liberalen Verfassungsprincipien wie der österr. Staatseinheit. Namentlich fanden seit 1861 in ihm seine feudalen Standesgenossen aus dem böhm. Großgrundbesitze auf dem prager Landtage einen gefürchteten Gegner. Als der Statthaltereileiter von Böhmen, Graf Lažansky, im Einverständnisse mit dem Ministerium Belcredi die Rechtsbeständigkeit des Reichsrats in Abrede stellte, legte A. nebst seinen liberalen Kollegen sein Mandat für den böhm. Landtag nieder, und nahm seine Thätigkeit in letzterm erst nach der Entlassung des Ministeriums Belcredi (7. Febr. 1867) wieder auf. Als Präsident des Herrenhauses unterstützte er die Ausgleichspolitik des Grafen Beust und trat Anfang 1868 als Präsident an die Spitze des sog. Bürgerministeriums (Berger, Brestel, Herbst, Giskra u. s. w.). In dieser Stellung bekämpfte er die föderalistischen Tendenzen Beusts, und als letzterer auf eigene Hand mit den Führern der Czechen zu unterhandeln begann, zog sich A. auf seine Güter zurück und nahm im Sept. 1868 seine Entlassung, ohne jedoch aufzuhören, seinen Einfluß im verfassungstreuen Sinne geltend zu machen. Den Bemühungen des Ministeriums Potocki, die verfassungstreue Partei auf dem böhm. Landtage durch Wahlmanöver zu reduzieren, trat A. mit dem ganzen Gewicht seiner überzeugungstreuen, deutschen Gesinnung entgegen. Seit dem Sturze des Ministeriums Hohenwart-Schäffle (30. Okt. 1871), welches in A. gleichfalls einen principiellen Gegner hatte, fand die in volkswirtschaftlicher und kirchlicher Beziehung reformatorische Politik des Kabinetts (Adolf) Auersperg in ihm seine kräftigste Unterstützung. Von 1871—79 fungierte er wieder als Präsident des Herrenhauses. In der Session von 1879—80 beteiligte sich A. lebhaft an den Debatten im Herrenhause und bekämpfte die Politik des Grafen Taaffe, die durch Zugeständnisse die Nationalitäten zu gewinnen suchte, als die Reichseinheit lockernd. A. bekleidet noch das Amt des Oberstlandmarschalls von Böhmen und Vorsitzenden des böhm. Landesausschusses.

Auersperg (Adolf Wilh. Daniel, Fürst), österr. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 21. Juli 1821, studierte anfangs die Rechte, trat aber 1841 in die kaiserl. Armee, welche er 1860 als Dragonermajor verließ. Vom verfassungstreuen Großgrundbesitze in den böhm. Landtag gewählt, wurde A. bald darauf zum Oberstlandmarschall von Böhmen, 1868 zum Wirkl. Geheimrate und lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Drei Jahre lang leitete er als Präsident die Beratungen des böhm. Landtags und die Geschäfte des Landesausschusses. Während der Ausgleichsepoche hielt er fest zur Verfassungspartei und gab dieser Gesinnung in Prag wie auch als Landespräsident von Salzburg (vom 15. März 1870 bis zum 25. Nov. 1871) energischen Ausdruck. Nach dem Sturze des Ministeriums Hohenwart (30. Okt. 1871) und nach kurzer Dauer des provisorischen Ministeriums Holzgethan wurde A. mit der Bildung eines verfassungstreuen Ministeriums beauftragt. Am 25. Nov. 1871 trat A. an die Spitze des cisleithanischen Ministeriums, als dessen eigentliche Seele Baron Lasser galt. Nachdem die Verfassung reaktiviert war, berief das Ministerium Auersperg den Reichsrat und führte die lange ersehnte Wahlreform durch, auf deren Grundlage zum ersten male ein direkt gewähltes österr. Parlament im Dez. 1873 zusammentrat, welches an die Stelle des aufgehobenen Konkordats konfessionelle Reformgesetze beschloß. Außerdem wurden bedeutende Justizreformen eingeführt (Verwaltungsgerichtshof) und die widerstrebenden reichsfeindlichen Parteien, mit Ausnahme der Czechen in Böhmen, zum Eintritt in das Centralparlament vermocht. Am 6. Okt. 1878 erhielt A. die mehrfach erbetene Dimission als Ministerpräsident, führte jedoch provisorisch die Geschäfte weiter, bis 16. Febr. 1879 Stremayr sein Nachfolger und A. zum Präsidenten des obersten Rechnungshofs ernannt wurde.

Auerstädt, auch Auerstedt, Dorf bei Eckartsberga im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht vom 14. Okt. 1806, welche gleichzeitig mit der von Jena geschlagen wurde. Man spricht daher oft von der Doppelschlacht von Jena und A., obschon beide nur strategisch, nicht unmittelbar taktisch in Verbindung standen. Als der Oberfeldherr der sächs.-preuß. Armee, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Napoleon I. längs der Saale den linken Flügel seiner gegen den Thüringerwald genommenen Aufstellung umgangen hatte, beschloß er, links abzumarschieren, die Saale weiter abwärts zu überschreiten und jenseits dem Feinde entgegenzugehen. Fürst Hohenlohe sollte diesen Flankenmarsch in seiner Stellung bei Jena decken. Dieser wurde aber 14. Okt. von Napoleon selbst angegriffen und geschlagen (s. Jena), während die Hauptarmee, die versäumt hatte, rechtzeitig den Paß von Kösen an der Saale zu besetzen, im Vormarsch von A. schon diesseit des Flusses bei Hassenhausen im Nebel auf das Davoustsche Korps stieß, von welchem eine Division schon übergegangen war. Die Schlacht begann mit einer unglücklichen Attacke der preuß. Kavallerie; dann folgte ein hartnäckiger Kampf bei Hassenhausen. Da aber die drei preuß. Divisionen hintereinander marschierten und nur sehr allmählich in das Gefecht kamen, so erhielten die Franzosen Zeit, sich zu verstärken, und der mörderische Kampf kam zum Stehen. Da fiel der Herzog, durch beide Augen geschossen, und nun hörte alle Leitung auf. Der König griff zwar persönlich ein, aber die Kavallerie hatte sich, trotz einzelner glänzender Attacken, zersplittert und fehlte im entscheidenden Moment, der linke Flügel war mit Umgehung bedroht, gegen den rechten wendete sich eine frische franz. Division. Noch hätte die Schlacht

durch die unberührte stärkere Reserve gewonnen werden können; doch entschied man sich für den Rückzug, um am folgenden Tage in Verbindung mit Hohenlohe den Kampf zu erneuern. Die Niederlage des letztern zog aber auch die bei A. geschlagene Armee in das allgemeine Verderben hinein.

Auerstädt, Herzog von, s. Davoust.

Auerswald (Hans Jak. von), Landhofmeister des Königreichs Preußen, geb. in Ostpreußen 25. Juli 1757, trat 1770 in die Armee, beteiligte sich an dem Bayrischen Erbfolgekriege, nahm 1783 den Abschied und wurde, nachdem er eine Zeitlang als landrätlicher Assistent fungiert hatte, zur westpreuß. Landschaft berufen und nachher zum Landschaftsdirektor des marienwerderschen Departements ernannt. Durch seine Gewissenhaftigkeit und rastlose Thätigkeit insbesondere auf dem Gebiete der Organisation des landschaftlichen Kreditsystems, mit welcher er 1788 als Geheimrat beauftragt worden war, stieg er fortwährend im Vertrauen des Königs, wurde 1797 zum Präsidenten der westpreuß. Kammer befördert und 1802 als Präsident der ostpreuß. und litauischen Kammer nach Königsberg versetzt; 1806 erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat und Kurator der Universität Königsberg, 1808 zum General-Landschaftspräsidenten und zum Geh. Staatsrat und Oberpräsidenten von Ostpreußen, Westpreußen und Litauen. Bei der Aufhebung der Oberpräsidentenstellen 1810 wurde A. das Präsidium der ostpreuß. Regierung wieder übertragen, wozu er 1811 die Würde eines Landhofmeisters des Königreichs Preußen erhielt. Treue und Anhänglichkeit an den Thron, reine Vaterlandsliebe und rastlose Thätigkeit für das Gemeinwohl des Landes zeichneten ihn in seiner ganzen Wirksamkeit aus. Um die Universität Königsberg hat sich A. während seiner Amtsführung als Kurator derselben (1806—18) durch Vermehrung des Lehrerpersonals, Gründung mehrerer Institute u. s. w. große Verdienste erworben. Nachdem er wegen geschwächter Gesundheit 1824 die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste erhalten hatte, zog er sich auf sein Gut Faulen zurück, wo er 3. April 1833 starb. Vgl. Voigt, «Beiträge zur Geschichte der Familie von A.» (Königsb. 1824).

Auerswald (Hans Adolf Erdmann von), preuß. Generalmajor, ältester Sohn des vorigen, wurde 19. Okt. 1792 auf dem Gute Faulen bei Rosenberg in Preußen geboren und studierte seit 1810 die Staatswissenschaften zu Königsberg. Beim Marsche des Yorkschen Korps durch Königsberg schloß er sich diesem im Jan. 1813 an, trat in das 2. westpreuß. Dragonerregiment und kämpfte bereits als Offizier in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig sowie in dem Feldzuge in Holland unter Bülow. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er zum Adjutanten Bülows ernannt und trat 1817 in den Generalstab, wo er bis 1840 verblieb. A. wurde 1841 zum Obersten des litauischen Dragonerregiments, 1846 zum Brigadekommandeur in Neisse ernannt und 1848 nach Breslau versetzt. Bei den Wahlen zum Deutschen Parlament 1848 wurde er in Litauen und in Westpreußen zum Abgeordneten, in Neisse zum Stellvertreter gewählt. In der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er zur Rechten gehörte, galt seine Hauptthätigkeit den militärischen Angelegenheiten. Von ihm stammte der Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, welcher den Beratungen des Parlaments zu Grunde gelegt ward. Als 18. S 1848, infolge der Annahme des Malmöer Wa stillstandes durch die Nationalversammlung, Fr furt der Schauplatz eines Straßenkampfes wu ritt A. in Begleitung des Abgeordneten Für Felix Lichnowski (s. d.) nach dem vor der Stadt legenen Landhause des Reichsverwesers. Auf Wege begegneten sie einer Schar Aufständis welche Lichnowski, der wegen seines Verhaltens Abgeordneter unbeliebt war, erkannten, und di wie auch seinen Begleiter verfolgten. A. flüch in ein Haus', wurde aber von den Wütenden deckt, herausgeschleppt und unter Mißhandlun erschossen. A. hatte kurz zuvor seine Frau, eine borene von Bardeleben, durch den Tod verloren, hinterließ vier Söhne und eine Tochter.

Auerswald (Rud. von), preuß. Staatsminis Bruder des vorigen, geb. 1. Sept. 1795, wu 1807—10 mit dem Prinzen Wilhelm, nachmalig Deutschen Kaiser erzogen, und bezog 1811 die U versität Königsberg, trat jedoch ein Jahr später den Militärdienst bei dem 1. schwarzen Husarenr ment. Mit diesem wohnte er 1812 im Yorksch Korps dem Feldzuge nach Rußland bei. Zum O zier befördert, zog er 1813 mit dem Regimente den Krieg gegen Frankreich, an welchem er bis z Pariser Frieden teilnahm. Nachdem er 1816 z 6. Ulanenregiment, später als Brigadeadjutant n Münster versetzt worden, erhielt er 1820 den Gr des Rittmeisters. In demselben Jahre verließ er d Militärdienst, zog sich auf seine Güter in Ostpreu zurück und wurde von dem Kreise Heiligenbeil z Landrat, später zum General-Landschaftsrat v Ostpreußen gewählt. Während des poln. Revol tionskriegs von 1831 kommissarisch zur Verwaltu des Grenzkreises Memel entsendet, wußte er d Übertritt des Gielgudschen Korps mit Humanit und doch zugleich mit Wahrung der preuß. Inter sen zu leiten. Die Stadt Königsberg wählte i sodann zum Oberbürgermeister, nachdem er zu sein Amt als Landrat niedergelegt hatte. Seit 18 wohnte er den Landtagen der Provinz Preußen a Abgeordneter und Stellvertreter des Landtagsma schalls bei und 1842 wurde er zum Mitgliede d Vereinigten ständischen Ausschusses in Berlin wählt. In demselben Jahre erhielt er seine Ern nung zum Regierungspräsidenten in Trier, in w cher Stellung er bis zur Märzrevolution von 18 verblieb. Ende März erfolgte seine Beförderu als Oberpräsident der Provinz Preußen, und En Juni 1848, nach Camphausens Abgang, trat er die Spitze des neugebildeten Ministeriums (Han mann-Kühlwetter-Schreckenstein), in welchem er a die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten üb nahm. Gleichzeitig ward er in Frankfurt a. O. z Abgeordneten in die Preußische Nationalversam lung gewählt. Infolge der Annahme des Ste schen Antrags wegen eines Erlasses an die Arme dimissionierte er mit den übrigen Mitgliedern d Kabinetts im September, behielt jedoch seinen Pl in der Versammlung bei, wo er mit der Rech stimmte. Nach Auflösung der Nationalversam lung kehrte er zur Verwaltung des Oberpräsidium nach Königsberg zurück. Im J. 1849 zum M gliede der Ersten preuß. Kammer gewählt, leitete in der Session von 1849 und 1850 deren Verhan lungen als Präsident, ebenso im Frühjahr 1850 d Verhandlungen des Staatenhauses in Erfurt. I Juni 1850 wurde ihm das Oberpräsidium

Rheinprovinz übertragen, doch mußte er schon im Juli 1851 Hrn. von Kleist-Retzow weichen. Er lebte darauf ohne amtliche Stellung, bis er 6. Nov. 1858 durch den Prinz-Regenten zum Minister ohne Portefeuille im Ministerium der «neuen Ära» ernannt wurde. Die Durchführung der Armeereorganisation, welche A., ohne der Zustimmung des Abgeordnetenhauses versichert zu sein, mit übernommen hatte, stürzte ihn. Die Neuwahlen des J. 1861 brachten der Fortschrittspartei die Majorität im Abgeordnetenhause und die Annahme des Hagenschen Antrags auf größere Spezialisierung des Militäretats hatte im März 1862 den Rücktritt des liberalen Ministeriums Schwerin-Auerswald zur Folge. A. wurde zum Oberburggrafen von Marienburg ernannt, blieb aber ohne weitern polit. Einfluß. Er starb 15. Jan. 1866 in Berlin.

Auerswald (Alfr. von), preuß. Staatsminister, geb. 16. Dez. 1797 zu Marienwerder, jüngster Bruder des vorigen, lebte seit 1808 in Königsberg und bezog im Frühjahr 1815 die dortige Universität, verließ dieselbe jedoch schon wenige Tage später, um infolge des wieder ausgebrochenen Kriegs als Freiwilliger in ein preuß. Dragonerregiment einzutreten. Nach Beendigung des Kriegs setzte er seine Studien in Königsberg fort und wirkte bei Begründung der Burschenschaft mit. A. trat 1819 in den Staatsdienst, verließ denselben aber 1824, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen, und war 1830—44 Landrat des Kreises Rosenberg. Polit. Thätigkeit begann er erst auf der Preußischen Provinzial-Ständeversammlung zu entwickeln, der er seit 1837 angehörte, und wo er 1840 den Antrag auf Einberufung der seit 1815 versprochenen Reichsstände stellte; 1842 wurde er zum Mitgliede der nach Berlin berufenen provinzialständischen Ausschüsse, sowie 1846 zum Mitgliede der evang. Generalsynode gewählt. In letzterer trat er entschieden gegen die Anwendung der Bekenntnisschriften bei Ordinierung der Geistlichen auf und verlangte eine organische Vertretung der Kirche. A. wurde 1847 zum Direktor der Generallandschaft von Ostpreußen erwählt. Bedeutend wirkte er auf dem Vereinigten Landtage von 1847 in konstitutionellem Sinne. Die Märzrevolution von 1848 brachte den gewünschten Systemwechsel, ging aber weiter, als A. und seine Freunde, aus deren Reihen der König die neuen Minister wählte, es wünschten. A. trat in das am 29. März von Camphausen gebildete Kabinett, zog sich aber gleichzeitig mit Camphausen, Arnim und Schwerin infolge verschiedener, dem Ministerium feindseliger Abstimmungen der Nationalversammlung 14. Juni 1848 zurück und nahm von nun an seinen Platz als Mitglied der Versammlung im rechten Centrum. Er stimmte beharrlich gegen die demokratische Majorität und verließ 9. Nov. mit den übrigen Mitgliedern der Rechten den Sitzungssaal, als, trotz der königl. Vertagungsordre, die Majorität die Sitzungen nicht unterbrechen wollte. Seit 1849 gehörte A. der Zweiten preuß. Kammer als Abgeordneter an, in welcher er in der Session von 1849 zum ersten Vizepräsidenten gewählt wurde. In der auf Grund des veränderten Wahlgesetzes im Aug. 1849 zusammengetretenen Zweiten Kammer, wo das demokratische Element gänzlich fehlte, stimmte A. mit der konstitutionellen Linken und unterstützte die von Radowitz geleitete Unionspolitik. Nach dem Rücktritte dieses Staatsmanns bekämpfte er entschieden die Politik Manteuffels. Auch später wurde A. noch mehrmals in das Abgeordnetenhaus gewählt, ohne jedoch wieder eine einflußreiche Rolle zu spielen. Er starb 3. Juli 1870 zu Berlin.

Aufbänken heißt eine Manipulation in den Feuerungen der Dampfschiffskessel, durch welche die Feuer in einen Zustand versetzt werden, daß sich nur sehr geringer Dampf entwickelt. Man bänkt die Feuer auf, um Kohlen zu sparen, wenn man die Maschine augenblicklich nicht gebraucht, aber sie in kurzer Zeit fertig haben will. Durch Aufschütten von Kohlen wird dann so schnell Dampf erzeugt, daß das Schiff in 10—15 Minuten vorwärts gehen kann.

Aufbau nennt man im allgemeinen die Anordnung und Ausführung des über dem Grunde sich erhebenden Teils eines Gebäudes, dem sodann der **Ausbau** (des Innern) folgt. Im besondern versteht man unter **Aufbauten** einzelne höher geführte, namentlich über das Hauptgesims sich erhebende Gebäudeteile, die in das Hauptdach einschneiden oder dasselbe überragen.

Aufbäumen (frz. plier, enrouler, engl. beaming, taking-up), in der Weberei das Aufwickeln der geschorten und geschlichteten Kette auf den Kettenbaum des Webstuhls, welche Arbeit in manchen Fällen mit Hilfe einer besondern Vorrichtung (**Aufbäumemaschine**) ausgeführt wird; bei der Appretur der leinenen Gewebe das Aufrollen des in halber Breite zusammengelegten Gewebes auf die Walzen der Mange, um eine stärkere Moirierung hervorzubringen. (Vgl. **Appretur** und **Weberei**.)

Aufbereitung heißt die Vorarbeit, welche mit bergmännisch gewonnenen Erzen vorgenommen wird, die nicht so rein (derb, gediegen, wie z. B. Eisenerze) gefunden werden, daß sie direkt verhüttet werden könnten, und deren Nebenbestandteile vor der Zugutemachung, als dieselbe hindernd, so vollständig als möglich beseitigt werden müssen. Diese auf mechan. Wege ausgeführte Trennung der wertvollen Erzteile von den nutzlosen Nebenbestandteilen (Gangarten) ist somit eine Konzentrationsarbeit, welche entweder ohne oder mit Zuhilfenahme von Wasser vorgenommen wird, daher trockene oder nasse A. Die **trockene A.** beginnt bereits in der Grube, wo zunächst die ganz tauben Massen, Berge, von den haltigen, erzhaltigen Massen geschieden und letztere wieder, soweit dies bei mangelhafter Beleuchtung möglich ist, sortiert werden in Derb-, Mittelerze, Pochgänge, je nachdem die einzelnen Stücke (Stuffen, Wände) das Erz grob-, mittel- oder fein eingesprengt enthalten. Über Tage wird die Trennung durch Ausschlagen und Scheiben weiter fortgeführt, indem Arbeiter mit mehr oder weniger schweren Hämmern (Ausschlag-, Scheidefäustel) die großen Wände soweit als nötig zerschlagen und die einzelnen Stücke auf das sorgfältigste in die oben erwähnten drei Erzklassen sortieren, nebenbei auch verwertbare Gangarten für sich halten. Die beim Ausschlagen und Scheiben gewonnenen derben Erze, deren Reinheit eine weitere A. unnötig macht, werden dem Hüttenmann entweder in Stücken (Stuffen) oder in gepulvertem Zustande übergeben. Das Zerkleinern der Derberze wird auf Walz-, Quetsch- oder Trockenpochwerken (s. Tafel: **Metallurgie I**, Fig. 2) vorgenommen.

Mittel- und Derberze kommen zur **nassen A.**, bei welcher mittels Maschinen und Wasser eine

Sonderung des Erzes von der Gangart vollzogen wird. Die betreffenden Erze werden zunächst zerkleinert, entweder auf Walz- oder Quetsch- oder in Naßpochwerken. Derb eingesprengte Erze werden gewalzt oder zerquetscht; das zerkleinerte Gut wird sodann auf Plan- oder Trommelsieben nach der Korngröße sortiert, die Gröbe durch Handarbeit (Klauben) möglichst rein in Taubes und Haltiges geschieden, das feine aber auf Setzsieben (Taf. I, Fig. 3) gewaschen. Letztere sind Siebe, die durch Maschinen oder Menschenkraft in Wasser auf- und niederbewegt werden, wobei durch den Stoß des Wassers das auf dem Siebe liegende Gemenge von Gangart und Erz gehoben wird und die einzelnen Teile sich nach dem spezifischen Gewicht sondern. Das spezifisch schwerere Erz setzt sich auf den Boden, die spezifisch leichtere Gangart obenauf, sodaß sie abgehoben und so vom Erze getrennt werden kann. Fein eingesprengte Erze, ferner alle die Produkte von der Sieb- und Setzarbeit, welche durch diese nicht weiter verarbeitet werden können, werden in Naßpochwerken gepocht. Naßpochwerke, den Trockenpochwerken sehr ähnlich konstruiert, unterscheiden sich von diesen dadurch, daß der Pochtrog, worin die Pochstempel aufschlagen, voll Wasser steht und durch fortwährenden Zufluß von reinem Wasser das klargepochte Erz fortgeführt wird. Das Wasser mit den feingepochten Erzteilen (Pochtrübe) fließt in die sog. Mehlführung, die entweder aus langen, durch Scheidewände abgeteilten Gräben oder nebeneinander liegenden trichterförmigen Kästen (Spitzkastenapparate) besteht, in welchen sich nach der Schwere und Korngröße Erz- und Gangartteilchen absetzen, und zwar am Anfang bei schnelllaufendem Wasser die schwersten und gröbsten und schließlich bei fast ruhig stehendem Wasser die leichtesten und feinsten. Das Verwaschen der Schlämme aus der Mehlführung, d. h. das Sondern der Erzteile von der fortzuschaffenden Gangart, erfolgt auf Herden, die entweder beweglich oder feststehend sein können. Zu diesem Zwecke werden die Schlämme aus der Mehlführung genommen und mit Wasser zusammengerührt in Kästen oberhalb der Herde gebracht. Unter Zufluß von frischem Wasser läuft dieses mit dem Schlamme über die Herdfläche, indem eine besondere Vorrichtung, Teiltafel, oben am Herde für gleiche Ausbreitung von Wasser und Trübe sorgt. Die schweren Erzteile legen sich oben an (Stirn des Herdes), die leichtern teils weiter unten, teils werden sie ganz mit fortgewaschen. Die Ablagerung der Erzteilchen wird bei den beweglichen Herden teils durch Drehung (Drehherd), teils durch Stoß, Stoßherd (Taf. I, Fig. 1) unterstützt, auf welch letzterm man namentlich grobkörnige «rösche» Schlämme verwäscht. Bei festliegenden Herden, auf denen besonders feine Schlämme konzentriert werden, wird oft durch Kehren mit Rutenbesen ein reineres Waschen der Erzschlämme erzielt. Das Verwaschen wird so oft wiederholt, bis die nötige Konzentration erreicht worden ist, und so lange als nicht der bei der nassen A. unvermeidlich hohe Verlust an Erz eine weitere Reinigung unmöglich macht. Durch genaues Studium der A., namentlich Verbesserung der Hilfsmaschinen, hat man in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, sodaß man auch sehr arme Erze noch mit Gewinn aufbereiten und somit schmelzwürdig machen kann. Vgl. Rittinger, «Lehrbuch der Aufbereitungskunde» (Berl. 1867, Nachträge 1871 u. 1873); derselbe, «Taschenbuch der Aufbereitungskunde» (Berl. 1867, N trag 1870); Gätzschmann, «Die Aufbereitu (2 Bde., Lpz. 1860—72). Über A. von Steinko s. Steinkohlen.

Aufbewahren der Nahrungsmittel, s. K servierung der Nahrungsmittel.

Aufbringen der Stangen und Raaen (s. heißt, sie vom Deck eines Schiffs an die St der Bemastung bringen und sie dort befestigen, hin sie gehören. Handelsschiffe werden aufgebr wenn ein Kriegsschiff sie fortnimmt.

Aufdehnung oder Dünung, s. Hohle S

Aufenthaltskarten hießen Bescheinigun welche früher die Polizeibehörden in Deutschl den an dem betreffenden Orte vorübergehend aufhaltenden Fremden zum Nachweise der densel erteilten Aufenthaltserlaubnis ausstellten. Le wurde gewöhnlich nur auf eine bestimmte Zeit gegen Innebehaltung der Legitimationspap (Heimatscheine, Pässe, Führungszeugnisse u. s. des betreffenden Fremden gegeben. Durch §. 10 Gesetzes über das Paßwesen vom 12. Okt. 1867 das Institut der A., das auch sonst nur noch einzelt in Europa existiert, ausdrücklich für g Deutschland aufgehoben worden; an Stelle der werden seitdem zur Kontrolle über die gehörig folgte Anmeldung des Fremden nur Anmel scheine (s. d.) ausgestellt.

Auferstehung (der Toten, des Leibes od des Fleisches) bezeichnet die Wiederbelebung d toten Menschenleibes und (nach der Vorstellu von Leib und Seele als zwei verschiedener Su stanzen) die Wiedervereinigung der unsterblich Seele mit ihm. Im heidnischen Altertume t der Auferstehungsglaube nur sehr vereinzelt a Die griech. Volksreligion wußte nur von ein freudlosen, traumartigen Aufenthalte der ab schiedenen Seelen im Schattenreiche, aus welch nur Halbgötter und Heroen in die Oberwelt rückkehrten. Doch war nach der Volksvorstellu das Schicksal der Toten von ihrem Leben auf den bedingt, und mit dem Glauben an ein irdisches Totengericht verknüpfte sich die Erw tung, daß die Bösen im Tartaros ewige Qua erdulden würden, während den auserwählten L lingen der Götter in den elysäischen Gefilden immerwährendes seliges Dasein bevorstehe. Hoffnung auf Unsterblichkeit der Seele wurde Philosophen wie Plato auf ihre Übersinnlich und Einfachheit gegründet, in den sog. Myster symbolisch dargestellt. Bei den Ägyptern und dern findet sich der Glaube an eine Seelenwa rung, eine ausgebildete Auferstehungslehre da gen nur im Parsismus, nach welchem bei Erscheinung des Sosiosch alle Gestorbenen du Ormuzds Macht wieder auferstehen. Die zerst ten Körperteile werden zurückgegeben von den menten, die Gebeine von der Erde, das Blut Wasser, das Haar von der Pflanze, das Le vom Feuer. Das Weltgericht und die Welt nigung wird unmittelbar folgen. Dem älte Judentume ist der Glaube an die A. der To noch fremd. In den vor dem Exile geschrieb Schriften des Alten Testaments herrscht vielm die dem griech. Volksglauben nahe verwandte V stellung vom Scheol, dem freudlosen Totenrei aus welchem keiner zurückkehrt. Eine An Psalmstellen, die man für die gegenteilige M nung angeführt hat (Ps. 16, 10; 17, 15; 49,

68, 21; 73, 24), sind ebenso wenig wie Hiob 19, 25—27 auf die Totenauferstehung zu beziehen. Die Belebung der Totengebeine findet sich zuerst nach dem Untergang des jüd. Staats als ein Sinnbild der Neubelebung des messianischen Volks. So namentlich bei Ezechiel Kap. 37; vgl. Jes. 25, 8; 26, 19. Es ist möglich, daß hieraus allmählich sich die Vorstellung entwickelte, daß auch die abgeschiedenen Frommen ins Leben zurückkehren sollten, um Anteil zu nehmen an der neuen Herrlichkeit ihres Volks; doch scheint es, als ob die Auferstehungslehre zuerst unter pers. Einflüssen auch im Judentume feste Wurzeln gefaßt hat. Jedenfalls ist im Buche Daniel (12, 2. 13) die Hoffnung auf Wiederbelebung der Frommen und der Gottlosen in der messianischen Zeit ausgesprochen; doch scheint sie auch in der Folgezeit nicht zur herrschenden Volksvorstellung geworden zu sein. Auch Stellen wie Matth. 14, 2; 16, 14 beweisen nur den Glauben des Volks an die Möglichkeit einer wunderbaren (und ausnahmsweisen) Wiederbelebung einzelner. Das zweite Buch der Makkabäer, in welchem der Auferstehungsglaube sehr entschieden auftritt (Kap. 7) gehört der chasidäischen Partei an, deren spätere Abkömmlinge, die Pharisäer, diesen Glauben zur Lehre ausbildeten, wogegen die Sadducäer auch in diesem Stücke die ältere Volksmeinung, welche diese Hoffnung nicht kannte, gegen die pharisäischen Neuerungen aufrecht erhielten.

Zum allgemeinen Volksglauben ist die Hoffnung auf A. der Leiber erst im Christentume geworden. Jesus selbst verkündigte mit der Lehre vom Himmelreiche nicht nur ein ewiges Leben aller zur Teilnahme an diesem Reiche Berufenen, sondern wenigstens nach der Darstellung unserer Evangelien ausdrücklich auch eine A. der Toten, in Verbindung mit seiner eigenen herrlichen Wiederkunft, und ein großes Weltgericht über die Heiden, bei welchem die Guten zur Seligkeit des messianischen Reichs eingehen würden, während den Bösen das ewige Feuer bevorstehe. Die symbolischen Bilder seiner Verkündigungen wurden von den ältesten Christen buchstäblich verstanden und zum Teil noch mannigfach ausgemalt. Für die älteste Christengemeinde blieb die A. Jesu die göttliche Legitimation seiner Messiaswürde und die sicherste Bürgschaft der dereinstigen Auferweckung aller entschlafenen Gläubigen von den Toten. Als Zeitpunkt der A. der Gläubigen galt die Wiederkunft Christi zur Begründung seines Reichs auf Erden, welche Paulus (1 Kor. 15, 23 fg.) und namentlich die Offenbarung des Johannes noch von der sog. zweiten A. beim Endgericht, die sich auf alle Menschen erstrecken soll, unterscheidet. Doch scheint Paulus anderwärts wieder nur eine A. der Gläubigen zu lehren, wenigstens ist dies die Konsequenz seiner Annahme, daß die Gläubigen in Kraft des ihnen schon verliehenen göttlichen Geistes (des Pneuma) geistige (pneumatische) Leiber erhalten sollen, während «Fleisch und Blut» das Reich Gottes nicht erben können. Er stellt sich daher den Auferstehungsleib als einen himmlischen Lichtleib vor, welcher bei den Überlebenden auf dem Wege einer wunderbaren Verwandlung des irdischen Fleischesleibes hergestellt, bei den bereits Verstorbenen aber aus dem Keime des ins Grab gelegten Leibes gebildet werden soll (1 Kor. 15, 35 fg.; 2 Kor. 5, 1 fg.). Übrigens glaubten die ältesten Christen die Wiederkunft Christi in solcher Nähe, daß sie dieselbe noch selbst zu erleben hofften. Die A. der Toten wird im Neuen Testament nirgends auf «Vernunftgründe» gestützt, sondern einfach als eine Folge des Glaubens an Christum und der dadurch begründeten unauflöslichen Lebensgemeinschaft mit ihm, dem Fürsten des Lebens, betrachtet.

Schon in der Apostelzeit stieß diese Lehre in griechisch gebildeten Kreisen auf Widerspruch; daher ließen es sich nach den Andeutungen, welche schon Paulus gegeben, die Kirchenlehrer angelegen sein, dieselbe durch eine Reihe von Beweisen zu stützen. Nächst der A. Jesu selbst werden die von ihm und den Aposteln vollbrachten Totenerweckungen wie auch entsprechende Vorgänge im Leben der Natur, die notwendige Zusammengehörigkeit des Leibes mit der Seele, endlich die Gerechtigkeit, Güte und Allmacht Gottes als Beweismittel benutzt. In der Folgezeit lassen sich eine idealistische und eine realistische Ansicht unterscheiden. Während die Gnostiker die Körperauferstehung vermöge ihrer Geringschätzung alles Materiellen leugnen mußten und nur eine Unsterblichkeit der «pneumatischen» Seelen lehrten, vertraten die meisten Kirchenlehrer des Altertums die mehr oder minder sinnlich ausgestattete Vorstellung, daß der Auferstehungsleib derselbe sein werde wie der ins Grab gesenkte. Dagegen neigte sich die Alexandrinische Schule zu einer geistigern Auffassung, und namentlich Origenes lehrte im Anschlusse an Paulus sowohl wie an Ideen der Platonischen Schule, daß in der A. der nach dem Sündenfalle mit dem gröbern materiellen überkleidete «pneumatische» Leib, von seiner verweslichen Hülle befreit, zur vollkommenen Entfaltung komme. Indessen wurde diese «Origenistische» Ansicht im 6. Jahrh. als ketzerisch verdammt, und trotz des durchs ganze Mittelalter sich hindurchziehenden Widerspruchs spiritualisierender Sekten und pantheistischer Mystiker hielt die Kirche zäh an der Vorstellung fest, daß die verwesten Gliedmaßen am Auferstehungstage bis auf Haut, Haare und Nägel sich wieder zusammenfinden würden.

Erst in neuerer Zeit ist der auch von der Reformation unerschütterlich aufrecht erhaltene Auferstehungsglaube von der theol. Wissenschaft ernstlich angefochten worden. Der Rationalismus, welcher, vermöge des ihm eigenen Dualismus zwischen Geist und Leib, die «Unsterblichkeit der Seele» als einen Hauptartikel seines Katechismus festhielt, hat doch die leibliche A. verworfen und bald für bloße Accommodation an jüd. Vorstellungen, bald für eine symbolische Darstellung der Unsterblichkeit erklärt. Indessen wurde der ältere dualistische Standpunkt, welchem die Seele als eine vom Körper spezifisch verschiedene Substanz galt, deren Einfachheit ihre Unzerstörbarkeit in sich schließe, von der neuern philos. Spekulation immer stärker bedroht und bald auch von der Naturforschung immer entschiedener für unhaltbar erklärt. Daher hat die neuere spekulative Philosophie (Schleiermacher und die konsequenten Anhänger der Hegelschen Schule) mit der A. der Leiber zugleich auch die persönliche Fortdauer der Individuen überhaupt aufgegeben, und Strauß bezeichnete sogar den Glauben an ein Jenseits als den letzten Feind, den die Wissenschaft zu überwinden habe. Andererseits hat es auch in neuerer und neuester Zeit nicht an Versuchen gefehlt, die individuelle Fortdauer zwar nicht als fertigen und angeborenen Besitz, sondern als ein durch sittliche Entwickelung

der Persönlichkeit anzueignendes Gut zu betrachten, daher man im Anschlusse an die Andeutungen des Paulus und die Origenistische Lehre, von einer pneumatischen Leiblichkeit sprach, welche, allmählich durch die fortschreitende Ausbildung des geistigen Lebens aus dem grobmateriellen Körper ausgeschieden, der «Seele» bleibend als Organ ihrer Empfänglichkeit und Thätigkeit diene, und auch nach der Zerstörung des sichtbaren Leibes ein persönliches Leben und geistige Gemeinschaft ermögliche (so J. H. Fichte, Weiße, Richard Rothe u. a.). Der moderne Pietismus hat sich mit Vorliebe auf die «Lehre von den letzten Dingen» und «von der himmlischen Leiblichkeit» geworfen. Daß der Materialismus die individuelle Fortdauer bestreiten muß, liegt auf der Hand. Umgekehrt wird sich jedoch der fromme Glaube der Christen, auch wenn er auf die A. der Leiber verzichtet, doch schwer mit einer Lehre befreunden, welche mit der persönlichen Fortwirksamkeit Christi auch den Glauben an eine unauflösliche Lebensgemeinschaft des Erlösers mit den Seinigen aufhebt, und auch schon dem religiösen Gottesglauben überhaupt liegt es nahe, in der Lebensgemeinschaft des Frommen mit Gott ein Gut von unbedingtem und eben darum unzerstörbarem Werte zu sehen. Dennoch wird eine unbefangene Betrachtung mit Schleiermacher zugeben müssen, daß, wie es eine unfromme Weise gibt, an die Fortdauer nach dem Tode zu glauben, es auch eine fromme Weise geben kann, auf sie zu verzichten, und jedenfalls ist der geistige Gehalt des Glaubens an ein «ewiges Leben» durch die bloße Erwartung einer endlosen persönlichen Fortexistenz durchaus nicht erschöpft. Auf rein philos. Wege wird sich die Streitfrage schwerlich jemals ausmachen lassen; wenigstens schlagen die philos. Gründe gegen die persönliche Fortdauer ebenso wenig durch, als die vormals mit Vorliebe gepflegten «Beweise» für sie. Daß zur persönlichen Fortdauer die Identität des persönlichen Selbstbewußtseins gehört, diese aber mit der Aufhebung der organischen Bedingungen des menschlichen Geisteslebens für unser Denken unvollziehbar ist, wird zuzugestehen sein, ohne daß jedoch damit schon die ganze Frage erledigt wäre.

Die Auferstehung Jesu ist eine Frage, welche für den christl. Glauben mit der Frage nach unserer persönlichen Fortdauer unzertrennlich zusammenhängt. Die älteste Gemeinde verstand darunter unzweifelhaft die Wiederbelebung seines am Kreuze gestorbenen Leibes und dessen Hervorgehen aus dem Grabe als die Haupt- und Grundthatsache des ganzen christl. Glaubens. Ebenso fest steht die Thatsache wiederholter Erscheinungen des Gekreuzigten vor seinen Jüngern, bald vor einzelnen, bald vor mehrern, bald vor einer größern Menge von Gläubigen zugleich. Die Erklärung dieser Thatsache, auf der das ganze Dasein der christl. Kirche beruht, fällt der histor. Kritik anheim. Der älteste auf uns gekommene Bericht ist das Zeugnis des Paulus, welcher die ihm auf dem Wege nach Damaskus gewordene Christusvision auf völlig gleiche Linie mit den übrigen Erscheinungen des Auferstandenen stellt (1 Kor. 15, 4–8). Die Auferstehungsberichte der Evangelien, welche ein leibliches Hervorgehen aus dem Grabe bezeugen, sind zwar ein vollgültiges Zeugnis für den Sinn, in welchem schon die apostolische Zeit das Auferstehungswunder verstanden hat, stimmen aber untereinander wenig überein, und während das echte Markus-Evangeli[um] über die Erscheinungen des Auferstandenen k[eine] nähere Auskunft gibt (der jetzige Schluß von M[ark.] 16, 9–20 ist unecht); so scheint in den übrigen [Be]richten die fromme Sage in immer gesteigert[em] Maße geschäftig zu sein, namentlich auch in d[em] nach Johannes benannten Evangelium. In [den] uns erhaltenen evangelischen Berichten kann m[an] eine ältere (galiläische) und eine jüngere (judäis[che]) Tradition unterscheiden. Jene weiß nichts [von] der Erscheinung Jesu vor den Frauen am Gra[be,] sondern (in der ältern Form des Matthäus-Ev[an]geliums) nur von einem den Frauen geworde[nen] Engelbefehl an die Jünger in Galiläa, der Ersch[ei]nung des Auferstandenen zu warten, und von e[iner] den Elfen, der Engelverheißung gemäß, auf «d[em] Berge» zuteil gewordenen Christophanie. Wa[hr]scheinlich war diese Erscheinung, der noch mehr[ere] andere nach dem Berichte des Paulus voranging[en] und nachfolgten (eine vor Petrus, eine vor 5[00] Brüdern auf einmal, eine vor Jakobus und n[och] eine vor allen Aposteln), ähnlich wie die dem Pa[u]lus gewordene Vision ein Sichtbarwerden der v[om] himmlischen Verklärungsglanze umgossenen Gest[alt] Christi in den Wolken. Das Anschauungsbild [ist] also wesentlich dasselbe wie bei der «Himmelfahrt», von welcher Lukas berichtet (Luk. 24, 50 fg.; Apostelgesch. 1, 9 fg.), und dieses trägt wieder di[e]selben Züge wie das Bild, welches sich die urchristl[iche] Hoffnung von der dereinstigen sichtbaren Wiede[r]kunft Jesu, im himmlischen Lichtleib, «auf de[n] Himmels Wolken» entworfen hat. Nach de[m] allen wird die Kritik die Erscheinungen des Auf[er]standenen als Visionen der Jünger erklären müsse[n,] zu denen die Vorstellung von seinem Kommen [auf] des Himmels Wolken, welche durch das Buch D[a]niel an die Hand gegeben war, Form und Farb[e] liefert. Die Schwierigkeiten, welche dieser Au[f]fassung des Auferstehungswunders im Wege steh[en,] sind wenigstens nicht größer als bei der von d[em] Rationalismus und selbst von Schleiermacher e[m]pfohlenen, aber jetzt mit Recht aufgegebenen A[n]nahme, Christus sei scheintot gewesen, welche V[or]stellung obendrein für das sittlich-religiöse Bew[ußt]sein immer etwas Anstößiges behalten wird; [die] von dem leeren Grabe entlehnten Bedenken las[sen] sich auf histor.-kritischem Wege, anderweite G[egen]wände durch psychol. Erklärung des Wunders [er]ledigen. (S. Unsterblichkeit.)

Auferstehungsfest Jesu, s. Ostern.

Auferstehungsmänner (Resurrection-m[en]) nannte man in England diejenigen, welche Leich[en] ausgruben, um sie an die Anatomie zu verkauf[en.] Die in England herrschende Abneigung der An[ge]hörigen gegen die Sektion der Leichen und die [da]durch erwachsenden Schwierigkeiten, Leichen [für] anatom. Arbeiten zu erhalten, erhoben diesen Di[eb]stahl zu einem förmlichen Erwerbszweige; ja n[icht] selten leisteten die Totengräber dabei Beihilfe. [Der] Preis der Leichname stieg mit dem Bedürfnis [der] anatom. Institute von 2—16 Pfd. St., und [die] Leichenräuberei nahm immer mehr zu. Besond[ers] plünderten die A. die Gräber der in den Arm[en]häusern Verstorbenen, weil diese weniger tief [wa]ren und keine Aufsicht hatten. Ein eigenes Ge[setz] legte endlich eine 6—12monatliche Gefängnisst[rafe] auf den Leichenraub. Wirksamer wurde letzt[erer] unterdrückt durch eine Parlamentsakte von 18[..], welche die Ablieferung der in den Armenhäuse[rn]

und Gefängnissen Verstorbenen an die anatom. Säle ablieferte, falls die Leichen nicht von den Verwandten reklamiert würden.

Auff, auch **Auf**, Eulenart, soviel wie Uhu.

Auffahrt (Rampe, Appareille) heißt in der Befestigungskunst ein sanft ansteigender Weg zur Verbindung zwischen verschieden hoch liegenden Punkten. Die Steigung der A. beträgt gewöhnlich 10 Grad, die Breite 2,5—3 m, in Festungen auch das Doppelte, sodaß die A. von Geschützen, Fahrzeugen und geschlossenen Truppenkörpern benutzt werden können. A. führen unter anderm auf die Wallgänge der Festungswerke, aus den Gräben in die Außenwerke und in den gedeckten Weg, aus dem Hofe einer Feldschanze auf die Geschützbänke. Die Außenwerke älterer Festungen haben häufig nur Treppen als Kommunikationen, und man bedient sich zum Hinaufschaffen der Geschütze alsdann der in Holz konstruierten beweglichen Rampen.

Auffassung der Lebenserfahrungen durch die Sinne ist ein Vorgang, welcher mehrere wohl zu unterscheidende Akte zu erkennen gibt, unter denen Kant die Apprehension, Apperception und Rekognition hervorhebt. Apprehension oder einfache Perception ist jede Ergreifung eines neuen Empfindungsinhalts durch das geöffnete Sinnesorgan, während Apperception (s. d.) die Bearbeitung dieses Inhalts zu Begriffen bezeichnet, welche nicht schon mit der Perception als solcher gegeben ist, sondern von der Thätigkeit eines besondern Agens, der Bewußtsein erzeugenden Aufmerksamkeit, abhängt. Daher ist die einfache Perception (Apprehension) eines neuen Empfindungsinhalts auch wohl ohne Bewußtsein möglich, wie z. B. beim geläufigen Lesen nur die Zusammenstellung der Wörter, nicht aber die (vielleicht mißratene) Form jedes einzelnen Buchstaben zum Bewußtsein gelangt. Dagegen setzt die Rekognition, als die Wiedererkennung eines bereits früher wahrgenommenen Gegenstandes in dem neu von ihm gewonnenen Wahrnehmungsbilde, ebenfalls Bewußtsein und Aufmerksamkeit voraus. Daher hebt auch erst mit dem Erinnern ein Gedächtnis an, sodaß an den Graden des Gedächtnisses die Grade des Aufmerkens und der Apperception gemessen werden können. Tiere mit bloßen Perceptionen oder sinnlichen A. ohne Aufmerksamkeit können daher nur Wesen ohne alles Gedächtnis und folglich auch ohne alles Bewußtsein, obschon mit Sinnesempfindungen versehen, darstellen. Der Kantsche Gesamtausdruck für alle Vorgänge bei der A. neuer Empfindungsbilder ist Wahrnehmung.

Auffenberg (Jos., Freiherr von), dramatischer Dichter, geb. 25. Aug. 1798 zu Freiburg i. Br., studierte daselbst seit 1813 die Rechte, nahm dann österr. Militärdienste, machte den Feldzug von 1815 als Lieutenant mit und trat 1817 in die bad. Reitergarde ein, widmete sich aber bald ganz der dramatischen Dichtkunst. Nachdem er mit seinen Erstlingswerken «Pizarro» und «Die Spartaner» einigen Erfolg erzielt hatte, schrieb er eine Reihe anderer Stücke, von denen besonders «Ludwig XI. in Peronne», «Das böse Haus» und «Der Löwe von Kurdistan» Beifall fanden. Sein «Nordlicht von Kasan» (Pugatschew als Pseudo-Peter III.) wurde 1880 von Karl Pfeffer als Oper komponiert. Von Karlsruhe aus unternahm er 1832 eine Reise nach Spanien. Hier wurde er bei Valencia von Räubern angefallen und schwer verwundet in das Kloster del Cid zu Valencia aufgenommen, wo er, sorgsam gepflegt, allmählich genas. Eine Beschreibung jener Reise gab er in der «Humoristischen Pilgerfahrt nach Granada und Cordova» (Lpz. u. Stuttg. 1835). A. starb als bad. Hofmarschall 25. Dez. 1857 zu Freiburg. In seinem Testamente setzte er das Kloster del Cid zum Erben seiner Hinterlassenschaft ein. In seinen Dramen zeigt sich A. als Romantiker, der in der Wahl der Stoffe meist glücklich ist, sie aber mehr rhetorisch als dramatisch behandelt. Besonders hervorzuheben ist sein großes episch-dramatisches Gedicht «Alhambra» (3 Bde., Karlsr. 1829—30). In seiner spätern Lebenszeit veranstaltete er die Herausgabe seiner «Sämtlichen Werke» (20 Bde., Siegen u. Wiesb. 1843—44, Supplement 1844 [«Skanderbeg»]; 2. Aufl., 21 Bde., 1846; 3. Aufl., 22 Bde., 1855), sowie auch eine Auswahl seiner Schriften (7 Bde., Wiesb. 1850—51).

Aufforderung (zu einem Verbrechen). Der durch die Novelle vom J. 1876 dem Deutschen Strafgesetzbuch eingefügte §. 49 a erklärt für strafbar die A. zur Begehung eines Verbrechens oder zur Teilnahme an einem solchen, sowie die Annahme einer solchen A., auch das Sicherbieten hierzu und Annahme des Erbietens. Das lediglich mündlich ausgedrückte Auffordern oder Erbieten, sowie die Annahme derselben ist jedoch nur dann strafbar, wenn die A. oder das Erbieten an die Gewährung von Vorteilen irgendwelcher Art geknüpft worden ist. Nach einem Erkenntnis des Reichsgerichts, II. Strafsenats, vom 12. Nov. 1880 bleibt indes die mündliche A. zur Begehung eines Verbrechens, welche nicht an Gewährung von Vorteilen irgendwelcher Art geknüpft ist, auch dann straflos, wenn die A. mit andern die A. bekräftigenden Handlungen, insbesondere mit der Verabreichung der Mittel zur Ausführung des Verbrechens verbunden gewesen ist.

Das Strafgesetzbuch kennt noch andere strafbare A.: zu einem hochverräterischen Unternehmen (§. 85), zum Ungehorsam (§. 110), zu einer strafbaren Handlung (§. 111), sofern dieselben öffentlich erfolgen. Das Preßgesetz vom 7. Mai 1874 bedroht die öffentliche A. mittels der Presse zur Aufbringung der wegen einer strafbaren Handlung erkannten Geldstrafen und Kosten, sowie die öffentliche Bescheinigung mittels der Presse über den Empfang zu solchem Zwecke gezahlter Beiträge (Art. 16 u. 18).

Auffütterung der Kinder, die Ernährung der Neugeborenen ohne Mutter- oder Ammenmilch. Am zweckmäßigsten geschieht die Auffütterung mit guter, abgekochter Kuhmilch, die jedoch zuvor wegen ihres Mehrgehalts an gerinnbarem, dann klumpig und schwerverdaulich werdendem Käsestoff mit abgekochtem Wasser, unter Umständen mit Fenchelthee, Haferschleim oder Arrowroot-Abkochung zu verdünnen, sowie wegen ihres Mindergehalts an Zucker durch Milchzucker (etwa eine Messerspitze auf jede Mahlzeit) zu versüßen ist. Die Verdünnung der Milch richtet sich nach dem Alter des Kindes: in den ersten Wochen reicht man 1 Teil Milch und 3 Teile Wasser, bis Ende des dritten Monats 1 Teil Milch und 2 Teile Wasser, von da ab gleiche Teile; vom fünften bis sechsten Monat an gibt man die Milch unverdünnt. Um der Säuerung vorzubeugen, ist, zumal im Sommer, der Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron sehr zweckmäßig; ganz besonders aber ist in dieser Beziehung die sorgsamste

Reinigung aller mit der Milch in Berührung kommenden Gefäße und Gegenstände unumgänglich erforderlich. Die Menge der nötigen Milch läßt sich nicht leicht bestimmen; anfangs genügt eine Tasse auf die Mahlzeit, später rechnet man auf den ganzen Tag etwa 1 l. Endlich reicht man die Flasche nicht öfter als alle zwei bis drei Stunden, weil nach häufigerm Tränken leicht Verdauungsstörungen, selbst Magenkatarrhe eintreten. Kann man, wie dies in den größern Städten nur zu häufig der Fall ist, gute und unverfälschte Milch nicht erhalten, so ist man genötigt, die verschiedensten Ersatzmittel zu versuchen. Gute Dienste leistet vielfach die kondensierte Milch, d. i. mit Rohrzucker zur Konservierung versetzte, durch Dampfheizung im luftverdünnten Raume eingedickte Kuhmilch, die vor dem Gebrauche mit 6—10 Teilen Wasser vermischt wird. Freilich ruft sie durch ihren reichlichen Gehalt an Zucker, der im Darmkanal in Milchsäure übergeht, bei manchen Kindern leicht Verdauungsstörungen hervor, sodaß man in diesem Falle zur Verdünnung Hafer- oder Gerstenschleim benutzen und auch absorbierende Mittel, wie präparierte Austernschalen u. s. w., hinzusetzen muß. Auch das Biedertsche Rahmgemenge ($^1/_8$ l süßen Rahm mit $^3/_8$ l Wasser und 15 g Milchzucker versetzt) erweist sich öfters nützlich.

Liebig versuchte in seiner Kindersuppe (vgl. Liebig, «Suppe für Säuglinge», 3. Aufl., Braunschw. 1877) die in der Milch enthaltenen plastischen und respiratorischen, d. h. Blut und Wärme bildenden Stoffe durch Weizenmehl zu ersetzen, welches durch Zusatz von Gerstenmalz in höherer Temperatur in Dextrin und Zucker übergeführt ist, wodurch dem Säugling eine Arbeit erspart wird, die er, streng genommen, noch gar nicht leisten kann, da der Mundspeichel erst mit dem Hervorbrechen der Schneidezähne das Vermögen erhält, Stärkemehl in Zucker zu verwandeln. Im allgemeinen wird die Liebigsche Suppe von den meisten, einige Monate alten Säuglingen gut ertragen, während sie bei Neugeborenen nicht selten Darmkatarrhe erzeugt. Dasselbe gilt von der sog. Löflundschen und Liebeschen Kindernahrung, die im wesentlichen Liebigsche Suppe in der Form des Extrakts darstellen. Ein vortreffliches Surrogat endlich ist das Nestlésche Kindermehl (vgl. Nestlé, «Über die Ernährung der Kinder», Vevey 1869), in welchem Weizenstärke durch überhitzten Wasserdampf bei hohem Atmosphärendruck in Dextrin und Zucker übergeführt und darauf mit einer genügenden Menge von Nährsalzen und Milch versetzt ist. Es stellt ein feines, gelbliches Pulver von süßem, zwiebackähnlichem Geschmacke dar, welches man vor dem Gebrauche mit 8—10 Teilen Wasser aufkocht; nur selten erregt es Verdauungsstörungen, wird von den meisten Kindern gern genommen und verdient für ältere Säuglinge nächst der Kuhmilch am meisten Empfehlung. Nach ähnlichen Prinzipien wie das Nestlésche Präparat sind die Kindermehle von Faust und Schuster, Frerichs, Gerber u. a. zusammengesetzt. Im allgemeinen ist die Auffütterung der Kinder mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und erfordert in jedem einzelnen Falle außer der größten Sorgfalt ein feines Individualisieren, da man nur zu häufig genötigt ist, mit den verschiedenen Ersatzmitteln der Frauenmilch zu wechseln; unterstützt muß sie werden durch die größte Reinlichkeit, durch tägliches Baden, frische und reine Luft und die gewissenhafte B[illegible] folgung aller jener hygieinischen Grundsätze, wel[illegible] für die gedeihliche Entwickelung des Kindes in B[illegible] tracht kommen. (S. Kind.) Durch die Erfahru[illegible] ist zwar hinreichend erwiesen, daß auch künstli[illegible] aufgezogene Kinder sich ebenso kräftig entwicke[illegible] können wie an der Brust gestillte, allein wo es [illegible] dem nötigen Verständnis der erforderlichen Sor[illegible] falt und Mühe gebricht, kommt es leicht zu E[illegible] krankungen des Darms, zu Blutarmut, Englisch[illegible] Krankheit, Skrofulose u. s. w., sodaß in die[illegible] für das ganze Leben des Kindes so hochwichtig[illegible] Frage die Einholung ärztlichen Rates nie vers[illegible] säumt werden sollte.

Vgl. Fürst, «Die künstliche Ernährung des Ki[illegible] des» (Lpz. 1870); Ammon, «Die ersten Mutte[illegible] pflichten und die erste Kindespflege» (24. Aufl[illegible] Lpz. 1881); Biedert, «Die Kinderernährung i[illegible] Säuglingsalter» (Stuttg. 1881).

Aufgabe oder Problem heißt in der Math[illegible] matik eine Frage, wie irgendetwas Unbekannte[illegible] aus gegebenen Größen oder Bestimmungen gefu[illegible] den werden kann: z. B. wie durch drei gegeben[illegible] Punkte ein Kreis beschrieben werden kann. Di[illegible] gesuchte Größe nennt man die Auflösung de[illegible] A. Eine A., deren Auflösung möglich ist, kann[illegible] bestimmt oder unbestimmt sein. Bestimmt heiß[illegible] sie, wenn sie nur eine oder mehrere der Anzahl nach bestimmte Auflösungen zuläßt. Unbestimmt heißt eine A., wenn sie unzählige Auflösungen von beliebig kleinen Abweichungen zuläßt; dies ist dann der Fall, wenn die zur Auflösung nötigen Bestim[illegible] mungen in ungenügender Anzahl vorhanden sind[illegible] In der Algebra ist eine A. bestimmt, wenn ebens[illegible] viele voneinander unabhängige Gleichungen al[illegible] unbekannte Größen vorhanden sind. Sind we[illegible] niger solche Gleichungen vorhanden, so ist die A[illegible] unbestimmt; sind aber mehr Gleichungen vorhan[illegible] den, so ist sie überbestimmt und ihre Auflösun[illegible] unmöglich. Auch in der Geometrie kann der le[illegible] tere Fall vorkommen: z. B. wenn verlangt wir[illegible] durch vier gegebene Punkte einen Kreis zu beschre[illegible] ben, was nur dann möglich ist, wenn auf der durch drei der gegebenen Punkte gehenden Krei[illegible] der vierte Punkt liegt. Daher gehört zur Erled[illegible] gung einer A. ihre Determination, welche an[illegible] gibt, ob und bei welchen Beziehungen zwischen de[illegible] gegebenen Größen die A. einfach oder mehrfach b[illegible] stimmt, oder unbestimmt oder unlösbar ist.

Aufgang der Sterne heißt das Hervortrete[illegible] derselben über den Horizont oder in die uns sich[illegible] bare Hälfte des Himmels, was an der Ost- od[illegible] Morgenseite des Horizonts stattfindet. Infol[illegible] der Kugelgestalt der Erde ist dieser Aufgang a[illegible] verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter de[illegible] Äquator gehen alle Sterne, und zwar senkre[illegible] gegen den Horizont, auf und unter. Zwische[illegible] dem Äquator und den Polen gehen die Sterne i[illegible] einer schiefen Lage gegen den Horizont auf un[illegible] unter; aber ein Teil derselben, und zwar ein bei[illegible] größerer, je mehr man sich dem einen oder de[illegible] andern Pole nähert, geht gar nicht mehr auf, od[illegible] bleibt immer unter dem Horizonte, während ei[illegible] anderer Teil immer über dem Horizonte bleib[illegible] Für Bewohner der Pole endlich geht kein Ste[illegible] mehr auf und unter, sondern sie beschreiben al[illegible] dem Horizont (in welchen für die Polbewohner d[illegible] Himmelsäquator fällt) parallele Kreise; aber [illegible] jedem Pole ist eben deshalb nur die eine Häl[illegible]

des Himmels (am Nordpol die nördliche, am Südpol die südliche) sichtbar. Ist die Poldistanz eines Sterns (scheinbare Entfernung des Sterns von dem Pole des Äquators) gleich der geogr. Breite des Orts, so geht der Stern nicht mehr auf und unter, sondern bleibt immerfort sichtbar oder über dem Horizont und berührt denselben nur in seiner untern Kulmination. Ist die Poldistanz kleiner als die geogr. Breite, so erreicht der Stern den Horizont nicht und ist daher immer über demselben oder immer sichtbar, wie dies bei uns für die dem Nordpole nahen Sterne stattfindet. Ist die Poldistanz des Sterns größer als die geogr. Breite, aber doch kleiner als die Ergänzung derselben zu 180 Grad, so geht der Stern auf und unter, bleibt aber desto längere Zeit sichtbar, je näher er dem Nordpole oder, für die südl. Halbkugel, dem Südpole steht. Ein Stern, dessen Entfernung vom unsichtbaren Pole (auf der nördl. Halbkugel also vom Südpole) der geogr. Breite gleich ist, streift den Horizont, ohne je über ihn emporzukommen. Alle dem unsichtbaren Pole noch näher stehenden Sterne gehen gar nicht mehr auf, sondern sind für diese Breiten immer unsichtbar, wie dies auf der nördl. Halbkugel für die dem Südpole nahestehenden Sterne der Fall ist. Zur Berechnung des Auf- und Untergangs aller Sterne hat man eigene Tafeln. Vgl. Littrow, «Calendariographie» (Wien 1828).

Bei den alten Schriftstellern kommt das Wort Aufgang von den Gestirnen (Fixsternen) oft in einer ganz andern Bedeutung vor, und da diese Aufgänge namentlich bei Dichtern (Hesiod, Virgil u. s. w.) erwähnt werden, so nennt man sie die *poetischen Aufgänge* der Gestirne. Diese Aufgänge sowie die ihnen entsprechenden Untergänge betreffen drei verschiedene Erscheinungen und werden daher durch folgende Benennungen unterschieden. 1) Der *heliakische Aufgang* findet statt, wenn ein Stern zuerst wieder aus den Sonnenstrahlen hervortritt, d. h. zuerst lange genug vor der Sonne aufgeht, um in der Morgendämmerung noch sichtbar zu werden. Ebenso bezeichnet der heliakische Untergang den Zeitpunkt, wo ein Stern in den Sonnenstrahlen verschwindet, d. h. so kurze Zeit nach der Sonne untergeht, daß er der Dämmerung wegen gar nicht mehr gesehen werden kann. Der erstere Fall tritt immer einige Zeit später als der letztere ein, und in der Zwischenzeit ist der Stern ganz unsichtbar, weil er nur am Tage, also zu einer Zeit, wo er des Glanzes der Sonne wegen nicht gesehen werden kann, am Himmel steht. 2) Der *kosmische Aufgang* (Untergang) findet statt, wenn ein Stern zu derselben Zeit aufgeht (untergeht), zu welcher die Sonne aufgeht. 3) Der *akronyktische Aufgang* (Untergang) tritt ein, wenn ein Stern aufgeht (untergeht), sobald die Sonne untergeht. Die Tage der beiden letzten Auf- und Untergänge können sehr leicht, wenigstens ungefähr, für einen gegebenen Ort und Stern mittels eines Himmelsglobus gefunden werden. Die so erhaltenen Bestimmungen sind aber mit den Angaben der Alten, wegen der in der Lage der Himmelspole unter den Sternen eingetretenen Veränderung, nicht mehr ganz übereinstimmend. Für Leipzig findet z. B. der kosmische Auf- und Untergang des Sirius ungefähr 8. Aug. und 17. Nov., der heliakische Auf- und Untergang 23. Aug. und 27. April, der akronyktische Auf- und Untergang 8. Febr. und 17. Mai statt.

Aufgebot, *bürgerliches*, ist die der Schließung der Civilehe (s. d.) vorhergehende öffentliche Verkündigung der Verlobten, ähnlich wie dies vor der kirchlichen Trauung zu geschehen hat. (S. *Aufgebot, kirchliches*.) Im Deutschen Reiche ist zur Anordnung des A.s nach §. 44 des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 jeder Standesbeamte zuständig, vor welchem nach §. 42.1 die Ehe geschlossen werden kann. Vor Anordnung des A.s haben die Verlobten ihre Geburtsurkunden und die zustimmende Erklärung derjenigen, deren Einwilligung nach dem Gesetz erforderlich ist, dem Standesbeamten in beglaubigter Form beizubringen, event. vor demselben die eidesstattliche Versicherung über die Richtigkeit der Thatsachen abzugeben, welche ihm durch die vorliegenden Urkunden oder sonst beigebrachten Beweismittel nicht als hinreichend festgestellt erscheinen (§. 45). Das A. ist in der Gemeinde oder in den Gemeinden, wo die Verlobten ihren Wohnsitz haben, resp. in der Gemeinde des zeitweiligen Aufenthalts derselben bekannt zu machen. Die Bekanntmachung hat die Vor- und Familiennamen, den Stand oder das Gewerbe und den Wohnort der Verlobten und ihrer Eltern zu enthalten; sie ist während zweier Wochen an dem Rats- oder Gemeindehause oder an einer sonstigen, zu Bekanntmachungen der Gemeindebehörden bestimmten Stelle auszuhängen (§. 46). Ist einer der in §. 46 bezeichneten Orte im Auslande gelegen, so ist die Bekanntmachung auf Kosten des Antragstellers in ein Blatt einzurücken, welches an dem ausländischen Orte erscheint oder verbreitet ist. Dieser Einrückung bedarf es nicht, wenn eine Bescheinigung der betreffenden ausländischen Ortsbehörde beigebracht wird, daß ihr von dem Bestehen eines Ehehindernisses nichts bekannt sei (§. 47). Die Befugnis zur Dispensation von dem A. steht nur dem Staate zu (§. 50). Das A. verliert seine Kraft, wenn seit dessen Vollziehung sechs Monate verstrichen sind, ohne daß die Ehe geschlossen worden ist (§. 51).

Aufgebot, *gerichtliches*, s. u. *Aufgebotsverfahren*.

Aufgebot, *kirchliches*, ist die öffentliche Verkündigung der Brautleute. Der Ursprung dieses Instituts kann in die ältesten Zeiten nicht zurückgeführt werden. Denn wenn es auch schon im 8. Jahrh. üblich war, die Absicht der Eheschließung dem Priester mitzuteilen, so geschah das doch lediglich um zu erkunden, ob die Verbindung nach den von den Vorschriften des geltenden röm. Rechts abweichenden der christl. Moral zulässig sei; der Gemeinde wurde von diesen sog. professiones keine Mitteilung gemacht. Die A. sind vielmehr erst im Fränkischen Reiche zur Entstehung gekommen und auch durch die Gesetzgebung Karls d. Gr. direkt angeordnet worden. Aber abgesehen davon, daß nur ein Gesetz vom J. 802 die A. vorschreibt (die andern dafür angeführten sind gefälscht), so erhielt sich auch nur in einzelnen fränk. Diöcesen die öffentliche Proklamation der Brautleute. Allgemein wurde sie aber durch die Kirche vorgeschrieben auf dem vierten Lateranischen Konzil (1215), und zwar so, daß die Namen der Brautleute an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen der Gemeinde verkündigt werden, bestimmte Folgen bei

der Unterlassung eintreten, die Gültigkeit der Ehe aber nicht davon abhängen sollte. Indessen auch in der Folgezeit sind die A. nicht überall verkündet worden, wie denn ja auch eine kirchliche Eheschließung nicht absolut erforderlich war. Erst als die letztere im Concilium Tridentinum vorgeschrieben wurde, ist auch die frühere Vorschrift über A. wieder eingeschärft worden, und sind diese in allgemeine Aufnahme gekommen. Danach soll in der Regel jeder Trauung eine dreimalige Proklamation an drei aufeinanderfolgenden Sonn- oder Festtagen durch den Pfarrer beider Brautleute während des Gottesdienstes vorhergehen. Kommen durch Einsprachen Ehehindernisse zu Tage, so wird die Proklamation aufgeschoben, bis die Hindernisse beseitigt sind. Dauert die Unterbrechung längere Zeit, oder liegt zwischen A. und Trauung ein längerer (von den Gesetzgebungen verschieden bestimmter) Zwischenraum, so muß das A. wiederholt werden. Statt des dreimaligen A. kann in gewissen Fällen auf dem Wege des Dispenses ein- für allemal aufgeboten werden, und unter ganz besondern Umständen wird sogar das A. ganz nachgesehen, z. B. bei Trauungen auf dem Totenbette. Die Unterlassung des A. macht die Ehe nicht ungültig, sondern bewirkt nur die Bestrafung des Geistlichen und der Eheleute. In der evang. Kirche gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen über die Notwendigkeit und Wirkungen des A. Die Regel ist auch hier, daß dieselbe in der oder den Pfarreien der Verlobten geschehen soll und daß, falls dieselben ihren Wohnort erst vor kurzem gewechselt haben sollten, auch an den bisherigen die Verkündigung zu erfolgen habe, in welcher Beziehung die Partikularrechte sehr voneinander abweichende Bestimmungen geben. Die Unterlassung des A. bewirkt auch nach evang. Kirchenrechte keine Ungültigkeit der Ehe, und darum ist auch Dispensation vom A. zulässig, die zuweilen, falls alle drei A. erlassen werden sollen, nur durch den Landesherrn erfolgen kann. In diesem Falle müssen die Verlobten die Abwesenheit aller Ehehindernisse durch einen Eid (juramentum integritatis) bestätigen, und dies ist auch da erforderlich, wo die Gesetzgebungen einzelne Personenklassen, wie z. B. den Adel, ganz und gar von dem A. befreit haben. Das A. hat in der evang. Kirche keinen rein kirchlichen Charakter. Denn wenn auch mit demselben eine Fürbitte für die Nupturienten verbunden zu sein pflegt, so verkündet die Kirche die Proklamation doch auch wesentlich zu dem Zwecke, um zu erkunden, ob der beabsichtigten Ehe nicht ein staatlich festgestelltes Ehehindernis entgegentrete. Sie handelt also namens und im Auftrage des Staats, wie ihrer Trauung ja auch nur durch Delegation des Staats eine ehewirkende Kraft beiwohnt. Das kirchliche A. hat indessen einen rechtlichen Charakter nur in Staaten, in denen die Civilehe nicht besteht. Wo dagegen, wie seit 1875 im Deutschen Reiche, der Staat die Eheschließung sich reserviert hat und infolge dessen auch das A., durch Anschlag am Gemeindehause u. s. w., verkünden läßt (s. unter Aufgebot, bürgerliches), da erhält das kirchliche A. einen rein kirchlichen Charakter, wie es dann ja nur den Charakter einer Fürbitte tragen und als Bedingung der rechtlich indifferent gewordenen kirchlichen Trauung auftritt. Das griech. Kirchenrecht verlangt nicht positiv die Verkündigung von A. Wo das A. jedoch
von der staatlichen Obrigkeit, wie in Griechenla
Rußland, Serbien, Österreich, vorgeschrieben
wird es auch von griech. Geistlichen proklami
und analog wie in der röm.-kath. Kirche behand
Vgl. Friedberg, «Das Recht der Eheschließung
seiner geschichtlichen Entwickelung» (Lpz. 1865), u
die Lehrbücher des Kirchenrechts von Richter, Mej
Schulte, Walter, Friedberg und des Eherechts v
Kutschker, Schulte, Zhisman.

Aufgebot in militärischer Beziehung
das Aufrufen der ganzen Wehrkraft eines Vo
zum Schutze des bedrohten Vaterlandes. Schon
den ältesten Zeiten findet man Beispiele von der
hebung ganzer Völker zum Angriffe gegen ein a
deres Volk oder zur Verteidigung der durch and
Völker bedrohten Freiheit. Bei den orient. V
kern, bei den Germanen und Slawen bestand d
allgemeine A., auch bei den Kelten und den nor
schen Stämmen. Im Mittelalter, wo das Krieg
wesen ganz in den Händen der Fürsten und d
Adels lag und die Kriege meist mittels der Lehn
folge und geworbener Soldtruppen geführt wu
den, kommen A. seltener vor, und nur die Krie
der Lombarden gegen die deutschen Kaiser, d
Volkskriege der Schweizer gegen Österreich u
Burgund, der Ditmarsen gegen die Dänen sow
die Hussitenkriege führten solche herbei. Mit d
Einführung der stehenden Heere verschwanden d
A. der Volksmassen zunächst. In der französi
schen Revolution trat diese Erscheinung zum erste
mal wieder auf, indem der franz. Nationalkonven
1793 das ganze Volk zur Rettung des von alle
Seiten bedrohten Landes unter die Waffen rie
Der Ausdruck «A. in Masse» (levée en mass
ward bei dieser Gelegenheit in die Sprache aufg
nommen. In Österreich wurde 1809 ein A. ve
sucht; die Erhebung der Tiroler gegen die Baye
und Franzosen, die der Spanier in ihrem Kamp
gegen Napoleon können als solche gelten. Gle
artig erhob sich 1813 in Preußen das Volk na
dem Aufrufe des Königs zum Befreiungskamp
gegen die Fremdherrschaft; doch kam der Lan
sturm fast nirgends zur Verwendung. Mit de
Landwehrsystem, welches Preußen nach der Wied
herstellung des Friedens annahm, wurde für kü
tige Ereignisse die Wehrkraft des Landes aus
bildet und für die verschiedenen Wechselfälle u
Bedürfnisse in verschiedene A. (erstes, zweites
der Landwehr und Landsturm) eingeteilt. (
Landwehr und Landsturm.) Während d
zweiten Periode des Deutsch-Französischen Krie
von 1870—71 dekretierte die nach dem Sturze d
Kaiserreichs in Paris gebildete provisorische R
gierung, den Traditionen des Nationalkonven
folgend, die «levée en masse».

Aufgebotsverfahren. Gerichtliches Auf
bot ist eine öffentliche gerichtliche Aufforderung
unbekannte Interessenten zur Anmeldung von A
sprüchen oder Rechten mit der Wirkung, daß d
Unterlassung der Anmeldung einen Rechtsnachte
(in der Regel den Ausschluß künftiger Gelten
machung dieser Ansprüche oder Rechte) zur Fo
hat; ein Aufgebot kann nur in den durch Reich
oder durch Landesgesetz bestimmten Fällen sta
finden. (Civilprozeßordnung, §. 823.) Das
ist durch das neunte Buch der Deutschen Civ
prozeßordnung geregelt worden. Dasselbe
hört zur Kompetenz der Amtsgerichte; die örtli
Kompetenz bestimmt sich nach den bestehend

Zeichen. Das Aufgebot, welches auf schriftlich oder zum Protokoll des Gerichtsschreibers gestellten Antrag erfolgt und mündliche Verhandlung nicht voraussetzt, hat zu enthalten die Bezeichnung des Antragstellers, die Aufforderung, die Ansprüche und Rechte spätestens im Aufgebotstermin anzumelden, die Bestimmung dieses Termins, die Bezeichnung der Rechtsnachteile der Nichtanmeldung; dasselbe wird öffentlich bekannt gemacht (Civilprozeßordnung, §§. 825—827). Wenn vor oder in dem Aufgebotstermin keine Anmeldung erfolgt, so wird auf Antrag Ausschlußurteil erlassen; erfolgt eine Anmeldung, durch welche das vom Antragsteller zur Begründung des Antrags behauptete Recht bestritten wird, so wird nach Beschaffenheit des Falles entweder bis zur Entscheidung über das angemeldete Recht das A. ausgesetzt oder im Ausschlußurteil das angemeldete Recht vorbehalten. (Vgl. Civilprozeßordnung, §§. 828—833.) Das Ausschlußurteil kann nur mittels Klage gegen den Antragsteller angefochten werden aus den durch die Civilprozeßordnung (§. 834) bestimmten Gründen, insbesondere wenn die Voraussetzungen des A. nicht vorlagen oder öffentliche Aufforderung nicht erfolgt oder ein angemeldeter Anspruch rechtswidrig unberücksichtigt geblieben ist.

Besondere Bestimmungen trifft die Deutsche Civilprozeßordnung für die Amortisation von Wechseln, von kaufmännischen Anweisungen und Verpflichtungsscheinen über die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Menge anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere, von Konnossementen der Seeschiffer, Ladescheinen der Frachtführer, Auslieferungsscheinen über Waren oder andere bewegliche Sachen, Bodmereibriefe und Seeassekuranzpolicen (Handelsgesetzbuch, Art. 301, 302); für sonstige Urkunden gelten diese Bestimmungen nur insoweit, als nicht besondere Gesetze abweichende Bestimmungen treffen. Antragsberechtigt ist danach derjenige, welcher das Recht aus der Urkunde geltend machen kann, also bei Inhaberpapieren der letzte Inhaber. Zuständig ist das Amtsgericht des Erfüllungsortes; wenn ein solcher in der Urkunde nicht bestimmt ist, dasjenige, bei welchem der Aussteller seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, oder, in Ermangelung eines solchen, zur Zeit der Ausstellung gehabt hat; zur Begründung des Antrags hat der Antragsteller Abschrift der Urkunde beizubringen oder deren wesentlichen Inhalt anzugeben, den Verlust derselben und die seine Berechtigung zum Antrag begründenden Thatsachen glaubhaft zu machen und sich zur eidlichen Versicherung der Wahrheit zu erbieten. Im Ausschlußurteil ist die Urkunde für kraftlos zu erklären und dieser Rechtsnachteil im Aufgebot anzudrohen. Derjenige, welcher das Ausschlußurteil erwirkt hat, wird durch dasselbe dem durch die Urkunde Verpflichteten gegenüber berechtigt, die Rechte aus der Urkunde geltend zu machen. (Über das Nähere s. Civilprozeßordnung, §§. 837—850.)

Aufgeld, bei Käufen, Mieten u. s. w., s. Arrha.

Aufgesang und Abgesang sind technische Ausdrücke des Meistergesangs zur Bezeichnung der strophischen Gliederung. Die altdeutsche Strophe zerfällt in der Regel in drei Teile, von denen die beiden ersten, einander gleichen, die beiden Stollen, oder zusammengefaßt der A., der dritte der Abgesang genannt wird. Jene müssen im Rhythmus und der begleitenden Melodie einander vollkommen entsprechen; der Abgesang steht gewöhnlich in einem musikalischen und rhythmischen Verwandtschaftsverhältnis zum A.; in der Regel ist er länger als jeder der beiden Stollen, aber kürzer als beide Stollen zusammen.

Aufgetriebenheit des Leibes kann die Folge von Geschwülsten oder von Ansammlung fester, flüssiger oder luftförmiger Stoffe in den natürlichen Höhlen des Bauches sein. Insbesondere kommt hier die übermäßige Anhäufung von Gasen (Tympanitis) in Betracht, welche entweder in der Bauchhöhle selbst (nach Zerreißung der Darmwand u. s. w.) oder, wie gewöhnlich, im Magen oder Darme (Meteorismus) eintritt. Gestörte Verdauung, der Genuß schwerverdaulicher, blähender Speisen, träger Stuhl und überhaupt alles, was die regelmäßige Fortbewegung des Speisebreies im Magen und Darm oder des Koths in den untern Darmpartien hemmt, führt leicht zur Gärung oder Fäulnis des Darminhalts und dadurch zu einer starken Entwickelung von Gasen, welche sich um so mehr anhäufen, je schlaffer und kraftloser die Muskulatur der Darmwand oder je schwerer das Hindernis zu überwinden ist, welches der Fortbewegung des Darminhalts entgegensteht. Daher sind Entzündungen der Därme und des Bauchfells sowie krankhafte Verengerungen oder Verschließungen des Magens oder Darms meist von einem starken Meteorismus begleitet. Besonders diese mechan. Hindernisse des Darmkanals bedingen die hochgradigsten und gefährlichsten Formen der akuten oder chronischen Magen- oder Darmauftreibung. Außer dem schmerzhaften Gefühl von Druck und Spannung im Leibe kann der Meteorismus noch durch die Beeinträchtigung des Atmens sehr lästig werden; nur in seltenen Fällen ist er an sich, meist nur durch das zu Grunde liegende Leiden, gefährlich. Seine Heilung ist vorzugsweise durch Beseitigung der Ursachen zu erstreben. Außerdem leisten die Carminativa (Kamillen, Fenchel, Pfefferminze) meist gute, aber nur vorübergehende Dienste, besonders dann, wenn die Ursache des Meteorismus in einer gestörten Innervation der Darmmuskulatur seinen Grund hat, wie dies bei Hysterischen und Hypochondern häufig der Fall ist. (S. Blähungen.)

Aufguß (Infusum), s. Infusion.

Aufgußtierchen oder Infusionstierchen, s. Infusorien.

Aufholungsprozeß, s. unter Abmeierung.

Auflauf (frz. accaparement) heißt die massenhafte käufliche Erwerbung einer Ware in großen Kreisen der sie erzeugenden Gegenden seitens einzelner Spekulanten. Ein solches Vereinigen des Besitzes in wenigen Händen bewirkt eine Steigerung der Preise infolge der bleibenden oder vermehrten Nachfrage. Um diese Preissteigerung fernzuhalten, war früher in vielen Staaten und Orten der A. solcher Artikel, welche zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehören, namentlich des Getreides, streng verboten. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, der Preis dieser Ware verfalle mit dem A. der vollen Willkür der Spekulanten und müsse ein wucherhafter werden. Noch heute hört man von manchem diese Ansicht äußern, daß die Aufläufer die wahren und einzigen Ursachen aller Teuerungen seien, die sich auf Kosten des ganzen Volks, und besonders der ärmern Klassen,

bereichern. Eine besonnene Beobachtung der Thatsachen und eine klare volkswirtschaftliche Erkenntnis haben indessen solche Schreckbilder im ganzen verscheucht und zur Einsicht geführt, daß der A. der wichtigern Lebensbedürfnisse nur auf niedern Entwickelungsstufen des Verkehrs in einem wirklich Besorgnis erregenden Grade stattfinden kann, während bei hinlänglich ausgebildeter und freier Verkehrsbewegung gesteigerte Preise die Konkurrenz entfernter Gegenden herbeirufen. Man machte andererseits die Erfahrung, daß man mit jenen Verboten den wichtigsten Nerv des Verkehrs, das Kapital, unterband, und gerade den Verkehr, den man frei erhalten wollte, systematisch lähmte. Zuweilen gelingt es allerdings einer Koalition von Spekulanten, die Preise längere Zeit hindurch ungewöhnlich hoch emporzutreiben. So bei Getreide, z. B. 1879 in Amerika mit Rücksicht auf die Ausfuhr nach Europa. Der Erfolg aber war schließlich, daß amerik. Weizen in Antwerpen erheblich billiger zu haben war als in Amerika. So wird überhaupt auch bei sehr bedeutender Kapitalkraft der Aufkäufer (Accapareurs) ein Rückschlag nicht ausbleiben. Mit dem A. verwandt ist der Vorkauf (s. d.) von Lebensmitteln.

Aufklärung ist im allgemeinen derjenige Bildungszustand, in welchem Klarheit, Sicherheit und Unbefangenheit der Überzeugungen den Aberglauben und die Verwirrung der Begriffe fern halten. Der Ausdruck bezieht sich jedoch vorzugsweise auf religiöse Bildung, da sich auf dem Gebiete der Religion zu allen Zeiten Aberglauben und Verwirrung teils vornehmlich geltend machten, teils besonders empfunden wurden. Insofern die Freiheit von Vorurteilen und die Klarheit der Begriffserfassung an sich etwas unleugbar Gutes ist, muß auch A. sowohl für den Einzelnen als für die Gesamtheit eines Volks wünschenswert, ja selbst notwendig erscheinen. Deshalb, und weil zugleich die Wissenschaft nach einer gewissen Reife ihrer im engern Kreise zusammengehaltenen Thätigkeit die Resultate und wesentlichen Ideen in das Volksleben übergehen läßt, gibt es im strengsten Sinne des Wortes keine höhere Aufgabe für Staat und Kirche, als durch Aufwenden aller Mittel, durch Herbeiziehen der Männer der Wissenschaft und der aufgeklärten Praxis an Universitäten, Schulen und verwandten Institutionen, für die Hebung der Volksbildung und A. zu sorgen. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß hier auch mit Vorsicht zu Werke gegangen werden muß. Schon die öffentliche Meinung war gegen diejenige A. mit großer Bestimmtheit eingenommen, welche als sog. Vulgärrationalismus von den engl. Freidenkern angeregt und durch die franz. Encyklopädisten (s. d.) zu einer allgemeinen Macht in der europ. Litteratur erhoben, besonders seit der Mitte des 18. bis in das erste Viertel des 19. Jahrh. das Volksbewußtsein zu beherrschen suchte. Diese Richtung war aus dem Grunde eine verfehlte, weil sie ausschließlich die Verstandeskultur beförderte, die übrigen, nicht minder berechtigten geistigen Funktionen im Menschen aber, Gemüt und Phantasie, ungebührlich vernachlässigte. Die Philosophie selbst hat sich gegen diese Art der A. ohne Gehalt und Lebenskern erklärt, obgleich die Philosophie als Wissenschaft die vollste Freiheit der Überzeugung prinzipiell für sich in Anspruch nehmen muß. Andererseits hat sich auch in den Besten und Verständigsten gleichzeitig die Überzeugung geltend gemacht, daß, so verderblich e seitige Ausbildung des logischen Denkvermög ist, ebenso auch blinde Hingabe an ungeprüfte u unerlaubte Autorität, mystische Verworrenheit u hochmütig-exklusive Glaubenstyrannei zum V derben gereicht. Es ist vielmehr dahin zu wirk daß der ganze Umfang menschlicher Geisteskraft, a nicht bloß ausschließlich der Verstand oder einsei das zur Schwärmerei und zur Willkür genei Gemüt, ausgebildet werde. Bei dieser Rücksi auf den ganzen Menschen nur kann wahre A. reicht und segensreich werden. Vgl. Kant, «W ist A.» im 4. Bande seiner Werke (herausg. v Hartenstein, Lpz. 1867), und Lecky, «Geschichte d Ursprungs und Einflusses der A. in Europa» (2 Bd deutsch von Jolowicz, Lpz. 1867—68; 2. Aufl. 187 und von Ritter, Berl. 1874).

Aufklärungsdienst (Eclaireurdienst), s. unt Eclaireur

Aufkündigung, s. Kündigung.

Auflage nennt man die von der öffentlichen G walt ausgehende Anordnung zur Entrichtung g wisser Leistungen an den Staat oder die Gemeind in Rücksicht auf diese Form der Forderung werd besonders die Steuern als A. bezeichnet.

Auflage ist im Buchhandel die Bezeichnung fü die von einer Druckschrift mit demselben Typen satze gemachten Abdrücke, resp. die Gesamtzah derselben. Diese Zahl wird in der Regel durch der Kontrakt bestimmt, welchen der Verfasser mit dem Verleger abschließt. Von der richtigen Beurteilung der Höhe der A. nach dem Bedarf des Publikum hängt zum Teil das Gelingen einer buchhändleri schen Unternehmung, auch der für die Schrift z stellende Preis ab. In jurist. Hinsicht ist die Frag besonders wichtig, inwieweit dem Verleger da Recht zustehe, eine neue A. des bei ihm erschienene Buchs zu veranstalten. Die Lehrer des gemeine Rechts machen zum größern Teil dieses Recht vo der Einwilligung des Verfassers abhängig, wogege sie wiederum den Verfasser für verpflichtet halte vor dem Vergriffensein der ersten A. keine neue bei einem andern Verleger zu veranstalten. I gleichem Sinne spricht sich das «Gesetz, betreffen das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w.» vo 11. Juni 1870 aus. (S. Urheberrecht.) Eine al gemein anerkannte Unterscheidung zwischen A. u Ausgabe steht nicht fest; das Allgemeine Pre ßische Landrecht bezeichnet als eine «neue Auflag den unveränderten Abdruck einer Schrift in dem selben Format, dagegen als «neue Ausgabe» d Neudruck in verändertem Format oder mit Ve änderungen im Inhalt. Grimm definiert i «Deutschen Wörterbuch» beide Begriffe so: «Au lage bezieht sich nur auf den Verleger und Druck der das Werk zur Messe auflegt, den Käufern vo legt; Ausgabe kann auf Verleger und Verfass gehen. Neue Auflage und Ausgabe unterscheid sich so, daß jene unverändert sein und vom Verleg veranstaltet werden mag, diese aber Zuthaten un Verbesserungen des Verfassers zu enthalten pflegt. Dem gegenüber hat sich eine andere Unterscheidun ziemlich allgemeine Geltung verschafft, wonach b neuen Auflagen das Werk neu gedruckt wird, d gegen bei weitern Ausgaben bloß ein neuer Ti mit veränderter Jahreszahl vorgesetzt wird, um d betreffende Werk von neuem auf den litterarisch Markt zu bringen. Vgl. O. Wächter, «Das Auto recht nach dem gemeinen deutschen Recht system tisch dargestellt» (Stuttg. 1875).

Auflassung ist im ältern deutschen Recht die feierliche vor Gericht abgegebene und durch Symbole bestätigte Erklärung jemandes, daß er sein Grundeigentum aufgebe und einem andern übertrage. Damit erfolgte die gerichtliche Bestätigung dieses Akts. Dieser wurde in Urkunden, später in Gerichtsbüchern oder Stadtbüchern verzeichnet. Dadurch entstand die deutsche Rechtsauffassung, daß das Eigentum an Immobilien nur durch Eintragung in öffentliche Bücher übergehe. Dies wurde auch auf andere dingliche Rechte, besonders Pfandrechte ausgedehnt. Gegenüber dem röm. Recht, welches als Grund des Eigentumsübergangs die Übergabe (Tradition) ansieht, haben viele deutsche Landrechte, z. B. die sächsischen, die deutschrechtliche Übertragung festgehalten und die neuere Gesetzgebung ist durchgängig zu ihr zurückgekehrt. Nach dem preuß. Gesetz vom 5. Mai 1872 hat man unter A. die mündlich und gleichzeitig vor dem zuständigen Grundbuchamt abzugebenden Erklärungen des eingetragenen Eigentümers und des neuen Erwerbers über die Eintragung dieses letztern als Eigentümers zu verstehen, der Grundbuchrichter hat die Berechtigung zur A. und deren Rechtsgültigkeit, nicht aber das derselben zu Grunde liegende Geschäft zu prüfen. Die sich daran anschließende Eintragung überträgt das Eigentum, Übergabe des Grundstücks ohne A. und Eintragung macht den Erwerber nur zum gutgläubigen Besitzer, nicht zum Eigentümer. Die A. unterliegt der Anfechtung nach den allgemeinen Regeln über Anfechtung von Verträgen.

Auflauf ist nach Strafgesetzbuch §. 116 das rechtswidrige Verweilen einer auf öffentlichen Wegen, Straßen oder Plätzen versammelten Menge, welche von dem zuständigen Beamten oder Befehlshaber der bewaffneten Macht dreimal aufgefordert wurde, sich zu entfernen, und wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft. Wird mit vereinten Kräften thätlicher Widerstand geleistet, so treten die Strafen des Aufruhrs (s. d.) ein.

Auflegung der Hände, bei den spätern Juden Semicha genannt, eine alte, weitverzweigte religiöse Sitte, als Symbol göttlicher Weihe, da die Hand das dem Menschen gewöhnlichste Organ der Mitteilung, und ihre gewöhnliche Bewegung von oben nach unten, vom Himmel zur Erde herab auf den zu Segnenden, eine sehr natürliche und bezeichnende für den Segensprechenden ist. Durch Auflegen der Hände bestellten die Griechen ihre Beamten, erklärten die Römer ihre Sklaven für frei, erteilten die Patriarchen der Israeliten und überhaupt die Väter ihren Kindern den Segen, weihte Moses den Josua zu seinem Nachfolger und die spätere jüd. Sitte die öffentlich bestellten Lehrer des Volks. Auch die Opfertiere pflegten sowohl bei den Juden wie bei den Heiden durch Handauflegung, unter Gebet und andern Formeln der Anwünschung, je nach dem Zwecke des Opfers, geweiht werden. Nach diesen Vorgängen ist die Handauflegung auch im Christentum zur Anwendung gekommen. Christus segnete (z. B. die Kinder) und heilte unter Auflegung der Hand, und die Apostel bedienten sich zur Weihe und Heilung derselben Form. So wird die Auflegung der Hand auch in der prot. Kirche bei der Sprechung des Segens nach der Predigt, bei der Absolution, bei der Konfirmation der Kinder, bei der Ordination der Geistlichen und bei Einsegnung der Sterbenden zur Anwendung gebracht. Namentlich hat sie in der kath. Kirche im Sakrament der Firmung (s. d.) unter dem Namen der impositio manuum (d. h. Auflegung der Hände) eine besondere höhere Bedeutung.

Aufliegen oder **Durchliegen** (**Decubitus**) nennt man das Entzündet-, Wund- und Geschwürigwerden solcher Hautstellen, welche bei anhaltender Bettlägerigkeit fortwährend einem Druck der Matratze oder Unterbetten u. s. w. ausgesetzt sind. Diese Stellen sind besonders das Kreuzbein, die Hüftknochen, dann die Schulterblätter, die Ferse und einzelne Wirbel. Ursache des A. ist die Behinderung des Blutzuflusses und -Abflusses infolge lokaler Druckeinwirkung, zumal bei solchen Kranken, bei denen die Herzthätigkeit abgeschwächt ist, wie z. B. im Typhus; befördert wird es einesteils durch große Hinfälligkeit, Unbehilflichkeit, auch Betäubung des Kranken, anderntteils durch Verunreinigung seines Lagers (durch Urin, Kot, Schweiß, Jauche u. s. w.), durch im Betttuch sich ansammelnde Krümchen und Körnchen, durch Falten und Nähte desselben u. dgl. m. Man verhütet das A., indem man für ein gutes Lager, am zweckmäßigsten für eine gutgepolsterte Roßhaarmatratze sorgt, die Matratzen und Betttücher fleißig wechselt, unter dem faltenlos ausgebreiteten Betttuch ein gutes Wachstuch oder Reh- oder Gemsenfell ausbreitet, besonders aufmerksam die Harn- und Stuhlentleerung überwacht, fleißig am Rücken und Kreuz des Patienten nachsieht und die bedrohten oder schon geröteten Stellen mit kaltem Wasser, Franzbranntwein, Essigwasser oder frischem Citronensaft abwäscht u. s. w. Bei höherm Grade des Übels sorge man dafür, daß die gedrückte Stelle in einem gepolsterten Ringe oder durchlöcherten Luftkissen (von Kautschuk) völlig frei liege und wundärztlich verbunden werde. Neuerdings empfiehlt man zur Verhütung des A. die Hooperschen Wasserkissen (aus Kautschuk), die Arnottschen Wasserbetten und die Lukeschen Kautschukringbetten, deren Gurte durch Kautschukringe an den Rahmen befestigt sind.

Auflösende Mittel oder **Resolventia** nennt man in der Medizin solche Heilmittel, welche bewirken, daß krankhaft abgelagerte Stoffe oder auch unbrauchbar gewordene Gewebteile des Körpers in flüssigen Zustand und so wieder ins Blut übergehen, um dann den Ausscheidungsorganen zugeführt zu werden. Zu diesem Zweck dienen unter anderm die Wärme (besonders die feuchte in der Form von Bädern und lauwarmen Umschlägen), das Wasser in seinen verschiedenen Gestalten (als kaltes und warmes, als chemisch-reines, Quell- oder Mineralwasser) und der elektrische Strom, von Arzneimitteln die Alkalien, viele Salze derselben, manche Säuren (besonders Essigsäure), einige Metalle (Quecksilber, Jod, Brom und Spießglanzmittel), eine große Anzahl Pflanzenmittel u. s. w. Durch schmale Diät und geeignete (gymnastische) Körperbewegungen, insbesondere Massage (s. d.), wird die auflösende Behandlung sehr gefördert.

Auflösung oder **Solution** ist ein Vorgang, durch welchen irgendein Körper, sei er fest, flüssig oder gasförmig, sich mit einer Flüssigkeit in der Art verbindet, daß ein gleichartiges Ganzes gebildet wird. Wird ein fester Körper, z. B. Zucker, Kochsalz, Glaubersalz, Alaun u. s. w., in Wasser aufgelöst, so verliert sich die Kohäsion seiner kleinsten Teilchen, er geht in den flüssigen Zustand über. Die A. ist also gewissermaßen ein Schmelzen auf nassem

Wege; und wie bei schmelzenden Körpern Wärme gebunden wird, welche sich dem Gefühl entzieht und keine Wirkung mehr auf das Thermometer äußert, so ist es auch hier der Fall. Löst man ein leichtlösliches Salz, welches nicht eine chem. Verbindung mit Wasser eingeht, in möglichst fein zerriebenem Zustande rasch in Wasser auf, so sinkt die Temperatur der Flüssigkeit bedeutend, weil das Salz, um aus dem festen in den flüssigen Zustand überzugehen, eine große Quantität Wärme bindet (s. Latente Wärme) und diese der Flüssigkeit entzieht. Auf solche Weise kann man eine sehr niedrige Temperatur erzeugen, die oft unter den Gefrierpunkt sinkt, wie bei der A. des salpetersauren Ammoniaks. Man könnte daher dies Salz zur künstlichen Eisbereitung gebrauchen. Löst man dagegen ein Gas in Wasser, so wird es auch flüssig, und da die Gase mehr Wärme gebunden enthalten als die Flüssigkeiten, so muß bei dem Vorgange Wärme frei werden. In der That erhitzt sich Wasser, welches Salzsäuregas absorbiert, außerordentlich. Ebenso wird auch bei der A. der sog. wasserfreien Salze nicht Wärme gebunden, sondern es tritt durch freiwerdende Wärme eine oft bedeutende Erhitzung der Flüssigkeit ein, da hier chem. Affinität sich in Wärme umsetzt. Die Auflöslichkeit, d. h. die Fähigkeit sich aufzulösen, ist bei verschiedenartigen Körpern sehr verschieden, und ein und derselbe Körper löst sich oft in verschiedenen Flüssigkeiten in sehr verschiedenen Mengen. Im allgemeinen löst sich ein Körper um so mehr, je höher die Temperatur des Lösungsmittels ist. So lösen sich in 100 Teilen Wasser beim Gefrierpunkte etwa 13 Teile Salpeter, beim Siedepunkte aber über 200 Teile. Hat eine Flüssigkeit so viel von einer Substanz aufgelöst, als sie bei der herrschenden Temperatur überhaupt aufzulösen vermag, so nennt man sie gesättigt. Erkaltet eine heiß gesättigte Flüssigkeit allmählich, so muß sich mit sinkender Temperatur eine entsprechende Menge des gelösten Körpers ausscheiden, und dies geschieht, wenn die Substanz überhaupt dazu befähigt ist, unter Bildung von Krystallen. Das Kochsalz löst sich bei allen Temperaturen fast in derselben Menge Wasser auf. Zu den vorzüglichsten Auflösungsmitteln (Menstruen) gehört das Wasser, der Alkohol, der Äther, das Benzin und der Petroleumäther; letztere lösen manche Stoffe, welche in Wasser unlöslich sind; viele in Äther u. s. w. lösliche Stoffe lassen sich ihrer wässerigen Lösung durch Schütteln mit diesem Lösungsmittel entziehen. Das Wasser, das in der Natur verbreitetste Lösungsmittel, löst die meisten Verwitterungsprodukte des Mineralreichs, welche in dieser Lösung den Pflanzen oder den Flüssen und Meeren zugeführt werden. Die Lösung in diesem Sinne ist ein physik. Vorgang und wird dadurch bewirkt, daß die Moleküle des Lösungsmittels auf die Moleküle des gelöst werdenden Körpers genügend große Anziehungskräfte ausüben, um dadurch die Kraft, durch welche die Moleküle in den festen Zustand versetzt werden, überwinden zu können. Hiervon zu unterscheiden ist die chem. Lösung, welche eintritt, wenn ein unlöslicher Körper durch Einwirkung einer dritten Substanz chemisch so verändert wird, daß die neu entstehende Verbindung ein löslicher Körper ist. So löst sich Eisen nicht im Wasser; durch Zusatz von Schwefelsäure wird es aber unter Entwickelung von Wasserstoffgas in schwefelsaures Eisenoxydul übergeführt, welches sich leicht auflöst. Die eingehendsten Studien über die beim Lösen erfolgenden Wärmeerscheinungen
von Thomsen gemacht; die Resultate derselben
den sich in zahlreichen Abhandlungen im «Jour
für praktische Chemie» (Neue Folge).

Auflösung heißt in der Musik das Fortsch
ten der Intervalle eines Akkords von der Di
nanz zur Konsonanz, und zwar geschieht dieses
fenweise, je nach Art der dissonierenden Interv
eine Stufe auf- oder abwärts. Die reguläre A.
diejenige, wo die Dissonanz, im schlechten Takt
vorbereitet, auch im schlechten Taktteil wieder a
gelöst wird, und die irreguläre, wo die im Dur
gang gebrauchte Dissonanz auf der guten Ta
zeit ihre A. findet. In der ältern Musik und
a Capella-Stil ist dies die allein herrschende Wei
Die neuern Komponisten erklären vielfach die Vo
bereitung der Dissonanzen überhaupt für unnöti
was aber in gewissem Maße nur bei der Inst
mentalmusik der Fall ist. Der Gesang verliert
nen Halt, wenn er sich nicht an die altbewährt
Gesetze der A. hält. (S. Dissonanz.) Fern
bezeichnet man auch als A., wenn eine durch ♯
höhte oder durch ♭ erniedrigte Note vermittelst d
♮ wieder in ihren ursprünglichen Ton versetzt wir
Deshalb nennt man das ♮ auch Auflösungs
zeichen. — In der Poesie, besonders im Ro
man und noch mehr im Drama, nennt man A. di
Katastrophe oder vielmehr den mit der Katastroph
eintretenden letzten Teil der Handlung, ihre Ent
wickelung, zu welcher alles Vorhergegangene
die notwendige Vorbereitung gewesen ist. Die
muß, soll sie ästhetisch und psychologisch gerechtfe
tigt werden können, notwendig und naturgemä
sein, ohne sich genau vorhersehen zu lassen; sie mu
auf die folgerichtigste Weise aus den frühern Han
lungen und Charakteren resultieren, ohne daß d
Leser oder Hörer durch peinliche Vorbereitungen
müdet wird. Wo solches nicht der Fall ist, entsteh
unmotivierte, gegen Psychologie und Ästhetik v
stoßende Effekte und coups de théâtre, welche n
die urteilslose Menge befriedigen. Die franz.
zeichnung dénouement, d. h. Knotenlösung, ist a
in der deutschen Theatersprache gebräuchlich. —
der Mathematik heißt A. die gehörige Bea
wortung eines mathem. Problems. Die A. e
Gleichung besteht z. B. in der Bestimmung
Werte, welche die in dieser Gleichung enthalt
unbekannte Größe (gewöhnlich mit x bezeichn
dieser Gleichung gemäß, haben kann.

Aufmarsch ist eine Evolution, mittels de
eine in geöffneter Kolonne (s. d.) befindliche Tru
in eine Formation von breiterer Front, sei es w
derum Kolonne oder Linie, übergeht. Das Mi
zur Ausführung ist der schräge Vormarsch der
treffenden Unterabteilungen in das neue Alig
ment. Im weitern Sinne wird jede Entwickel
in die Front- oder in die Schlachtlinie A. und
taktischer A. genannt, im Gegensatz zum st
tegischen A., welcher das Versammeln der St
kräfte aus den Friedensgarnisonen in bestim
Aufstellungslinien begreift, in der Absicht, von
aus die Operationen zu beginnen. Eine Tru
welche vor dem taktischen A. oder während des
ben vom Gegner überrascht wird, befindet sich
im Nachteil, da sie nur einen Teil ihrer Kräfte
mittelbar verwenden kann. Man sichert den
daher durch vorgeschobene gefechtsbereite Abteil
gen. (S. Avantgarde.) Noch weit nachteil
gestaltet sich eine Überraschung vor Vollendung

strategischen A.; man führt diesen deshalb entweder in weiter Entfernung vom Gegner oder hinter einer natürlichen Barrière (z. B. einer befestigten Stromlinie) aus. Im Sommer 1870 hatte es z. B. erst den Anschein, als ob es notwendig werden würde, die deutschen Armeen hinter der Rheinlinie zu konzentrieren; nachdem sich indes herausgestellt, daß die Franzosen weder die Fähigkeit noch den Willen hatten, die Initiative zu ergreifen, war man deutscherseits im Stande, den strategischen A. nach vorwärts zu verlegen. Die Erste Armee sammelte sich daher östlich von Trier, die Zweite zwischen Alzei und Mannheim, die Dritte zwischen Landau und Germersheim, wodurch der Weg für die beginnenden Operationen wesentlich verkürzt wurde.

Aufnehmen (in geodätischem Sinne) heißt, einen kleinern oder größern Teil der Erdoberfläche nach einem verjüngten Maßstabe so auf einer Ebene zu verzeichnen, daß das Bild dem Original möglichst ähnlich wird. Eine vollkommene Ähnlichkeit ist wegen der Krümmung der Erdoberfläche, wenigstens bei größern Landstrecken, nicht möglich. Die Aufnahme jeder Fläche beruht stets auf der Entfernung bestimmter Punkte; diese Entfernungen werden aber auf der Oberfläche, also in einer krummen Linie, gemessen, man bestimmt die sog. geodätische Entfernung, während die geradlinige Entfernung, auch Horizontalweite genannt, die Kugelsehne zwischen beiden Punkten wäre. Bei kleinern Flächen verschwindet dieser Unterschied zwischen der geodätischen und geradlinigen Entfernung, da letztere um so näher mit der krummen Oberfläche zusammenfällt, in je kleinerm Maßstabe die Karte ausgeführt wird. Um Karten ganzer Länder möglichst naturgetreu verzeichnet zu erhalten, dienen die Kartenprojektionen (S. Projektion.) Über das Verfahren bei geodätischen Aufnahmen s. Feldmeßkunst.

Aufnehmen (in taktischem Sinne), eine fechtend zurückgehende Truppenabteilung in einer rückwärtigen Stellung derartig verstärken, daß dieselbe von neuem standzuhalten vermag. Die betreffende rückwärtige Stellung wird dann als Aufnahmestellung bezeichnet.

Aufprotzen und Abprotzen, in der Militärsprache die behufs Transportes erforderlich werdende Verbindung, beziehungsweise die behufs des Schießens notwendige Trennung der Lafette und Protze (Vorderwagen) eines Geschützes. Während die leichte Fortschaffung des Geschützes ein vierräderiges Fahrzeug bedingt, zwingt die Rücksicht auf den Rückstoß der Pulverkraft, beim Schießen hiervon abzusehen und das Geschütz als zweiräderiges Fahrzeug, dessen hinteres Ende gleichzeitig auf dem Boden schleift, einzurichten. Geschieht das Abprotzen im Zurückgehen, so genügt für die schußbereite Stellung des Geschützes ein einfaches Vorfahren der Protze um das Maß des Rücklaufs. Beim Abprotzen im Vorgehen muß die Lafette umgedreht werden, damit die Mündung des Geschützes sich dem Ziele zukehrt, während die Protze kehrt machen und auf entsprechende Entfernung hinter das Geschütz fahren muß, damit der Gebrauch des letztern ungehindert erfolgen kann. Zum Aufprotzen findet ein analoges Verfahren statt.

Aufrecht (Theod.), deutscher Sprachforscher, geb. 7. Jan. 1821 zu Leschnitz im Regierungsbezirk Oppeln, besuchte das Gymnasium zu Oppeln und widmete sich seit 1843 in Berlin dem Studium des Sanskrit und der Sprachvergleichung. Nachdem er sich 1850 als Privatdocent in Berlin habilitiert hatte, ging er 1852 nach England, um sich mit den dortigen Sanskritschätzen bekannt zu machen. In Oxford erhielt er den Auftrag, den Katalog der dortigen Sanskritsammlungen anzufertigen, nach dessen Beendigung er 1862 zu der neubegründeten Professur für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung an die Universität nach Edinburgh berufen wurde. Im J. 1875 folgte er einem Rufe als Professor der vergleichenden Sprachkunde nach Bonn. Mit den Sprachen des skandinav. Nordens machte er sich durch Reisen in Norwegen, Schweden und Dänemark vertraut. Außer wertvollen Beiträgen zu der von A. und Kuhn gegründeten «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung», zur «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» und zum «Philological Journal» sind unter den Schriften A.s hervorzuheben: «De accentu compositorum Sanscriticorum» (Bonn 1847), «Die umbrischen Sprachdenkmäler» (herausg. mit Kirchhoff, 2 Tle., Bonn 1850—51), «Ujjvaladatta's commentary on the Unâdisûtra» (Bonn 1859), «Catalogus codicum manuscriptorum sanscriticorum postvedicorum quotquot in bibliotheca Bodleiana asservantur» (2 Bde., Oxford 1859—64), «Halâyudha's Abhidhânaratnamâlâ» (Lond. 1861), «Die Hymnen des Rigveda» (2 Bde., Berl. 1861—63; 2. Aufl., mit Beigaben, Bonn 1877). «A catalogue of Sanskrit manuscripts in the library of Trinity College, Cambridge» (Cambr. 1869), «Über die Paddhati von Sârngadhara» (Lpz. 1872), «Blüten aus Hindostan» (Bonn 1873), «The ancient languages of Italy» (Oxford 1875), «Das Aitareya-Brâhmana» (Bonn 1879).

Aufriß nennt man in der Projektionslehre die Darstellung eines Gegenstandes in der Vertikalebene; er bezieht sich aber lediglich auf die orthographische Projektion, bei welcher man von jedem Punkte des darzustellenden Gegenstandes Senkrechte auf die Bildebene fällt. Solche Darstellungen sind besonders anwendbar bei Werkzeichnungen, nach denen gearbeitet, der darzustellende Gegenstand angefertigt werden soll. Dann muß man aber zwei A. machen, sodaß die Bildebenen zwar beide vertikal, aber gegeneinander rechtwinkelig gedacht werden. In Verbindung mit dem Grundriß (s. d.) sind solche Zeichnungen das sicherste Mittel, die Lage aller Teile, z. B. eines Instruments, Maschinenteils u. s. w., sowie die Größen der Teile und des Ganzen daraus zu entnehmen, mag die Zeichnung in natürlicher Größe oder nach verjüngtem Maßstabe entworfen sein. — In der Baukunst heißt A. die Zeichnung der Fronte oder Façade eines Gebäudes in senkrechter Projektion und verjüngtem Maßstabe.

Aufrollen heißt in taktischer Hinsicht mittels eines gegen die Flanke des Gegners gerichteten und in der Frontausdehnung seiner Aufstellung fortschreitenden Angriffs eine Abteilung desselben nach der andern schlagen. Ein solcher Angriff ist um so gefahrbringender, als vermöge der Richtung desselben jede geschlagene Abteilung auf die nächste intakte gedrängt wird und diese daher in ihre eigene Niederlage zu verwickeln droht. Das A. verspricht um so weniger Erfolg, in je größerer Tiefe der angegriffene Teil aufgestellt ist, eine je größere Front er also dem Flankenangriff entgegenstellen kann, und hat namentlich Bedeutung, wenn es sich um Flankenangriffe gegen dünne Linien handelt.

In strategischem Sinne bedeutet A. soviel als die auf einem Kriegstheater nebeneinander entwickelten selbständigen Korps oder Armeen des Gegners von einer Flanke her nach und nach angreifen und einzeln schlagen.

Aufruhr ist im weitesten Sinne jede Zusammenrottung mehrerer Personen, bei welcher gegen die legale Thätigkeit der Träger der öffentlichen Gewalt Selbsthilfe geübt wird. In diesem Sinne fällt nicht nur der eigentliche A. oder die seditio, sondern auch der gegen die öffentliche Autorität gerichtete Auflauf oder Tumult, die Meuterei oder Emeute, die Revolte und die Empörung oder Rebellion unter den Begriff des A., der also auch einen hoch- und landesverräterischen Charakter haben und mit einer Störung des Land- und Hausfriedens zusammenhängen kann. Nicht nur die allgemeinen und besondern Strafgesetze, sondern auch die neuern Versammlungs- und Vereinsgesetze suchen den Gefahren aufrührerischer Bewegungen zuvorzukommen und entgegenzutreten. Nach dem Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich §. 115 gilt als A. jede Zusammenrottung, bei welcher mit vereinten Kräften Beamten, die zur Vollstreckung von Gesetzen, von Befehlen und Anordnungen der Verwaltungsbehörden oder von Urteilen und Verfügungen der Gerichte berufen sind, in der rechtmäßigen Ausübung ihres Amts durch Gewalt oder Bedrohung mit Gewalt Widerstand geleistet oder solche Beamte während der rechtmäßigen Ausübung ihres Amts thätlich angegriffen werden; ferner Zusammenrottungen gleicher Art gegen Personen, welche zur Unterstützung der Beamten zugezogen waren, oder gegen Mannschaften der bewaffneten Macht oder einer Gemeinde-, Schutz- oder Bürgerwehr in Ausübung des Dienstes; endlich Zusammenrottungen, um durch Gewalt oder Drohung eine Behörde oder einen Beamten zur Vornahme oder Unterlassung einer Amtshandlung zu nötigen. Von militärischem A. und Aufwiegelung handelt das Deutsche Militär-Strafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, §§. 100 und 106 fg. Die Strafe ist durchschnittlich höhere oder geringere Freiheitsstrafe (Gefängnis-, Zuchthaus-, Festungsstrafe), eine schwerere besonders für die Rädelsführer, Anführer und Anstifter. In gewissen Fällen, namentlich auch der militärischen Meuterei, tritt Todesstrafe ein. Bei Bedrohung der öffentlichen Sicherheit in dem Bundesgebiete kann der Kaiser jeden Teil desselben in den Kriegszustand erklären, welchenfalls (abgesehen von der Bestimmung des Militär-Strafgesetzbuchs, §. 9 fg., §. 155 fg.) das betreffende preuß. Gesetz vom 4. Juni 1851 maßgebend ist (Verfassung des Deutschen Reichs, Art. 68). Für die bei Gelegenheit eines A. angerichteten Vermögensbeschädigungen haben, nach dem von den meisten neuern Gesetzen angenommenen engl. Prinzip, subsidiär die Gemeinden aufzukommen. Man nennt solche Gesetze **Tumultgesetze**. Vgl. Hiller, «Die Rechtmäßigkeit der Amtsausübung im Begriffe der Widersetzlichkeit» (Würzb. 1873).

Aufsatz (militärisch), Instrument zum Richten des Geschützes, wird in Verbindung mit dem am Geschützrohr befestigten Korn gebraucht. Der A. hat einen verschiebbaren Richtpunkt von der Form eines Einschnittes oder einer Durchbohrung, **Visier** genannt. Letzteres und das Korn bilden die Visierlinie des Geschützrohrs. Dieselbe hat eine bestimmte, der Veränderung unterworfene Lage zur Seelenachse und bildet das Mittel, letzterer die [...] Treffen des Ziels günstigste Stellung zu ge[...] Infolge der Abweichung der Geschosse nach u[...] vermöge der Schwerkraft, muß der A. eine [...]höhung des Visiers gestatten. Der A. hat die [...]stalt einer Leiter oder einer Stange und wird [...] weder auf eine bestimmte Fläche an dem hint[...] Rohrende aufgesetzt oder in eine Öffnung des R[...]metalls eingelassen. Im erstern Falle liegt [...] Visier in einem Schieber, welcher sich auf dem [...] auf- und niederbewegt, im letztern Falle ist es [...] obern Ende des A. angebracht und der ganze [...] hat eine Vertikalbewegung. Die eingelassenen [...] lassen sich in eine sichere Verbindung mit dem Ro[...]bringen und werden in neuerer Zeit vorherrsch[...] angewendet. Sie sind zugleich Stangenaufsätze [...] aus Metall. Zum Einstellen des Visiers nach [...] jedesmaligen Entfernung des Ziels ist der A. [...] einer Skala versehen, die häufig direkt die Sch[...]entfernungen selber angibt. Haben die Gesch[...] eine konstante Seitenabweichung, wie bei den [...]zogenen Geschützen, so muß der A. auch eine [...]liche Verschiebung des Visiers gestatten. (S. Ko[...] **Richtung**, **Visier**.)

Auffaugung, in physik. und physiol. Hins[...] s. **Absorption**.

Aufschlagwasser (frz. eau motrice, engl. [...]ving-water), s. unter **Wassermotoren**.

Aufschließen ist eine Operation der analytisch[...] Chemie, welche man häufig vornimmt, um unlö[...]liche Mineralsubstanzen in eine Form zu verw[...]deln, in welcher sie durch chem. Agentien angr[...]bar werden. So werden unlösliche Silicate du[...] Schmelzen mit kohlensaurem Natronkali dera[...] zersetzt, daß sie nach dieser Behandlung in Sä[...] leicht löslich werden, oder sie werden mit Fl[...]wasserstoffsäure behandelt, wobei die Basen in l[...] zersetzbare Fluoride übergeführt werden; an[...] Stoffe schmilzt man mit saurem schwefelsauren [...]tron, wobei lösliche schwefelsaure Salze entste[...] wieder andere, z. B. Chromeisenstein, sind [...] Schmelzen mit Salpeter aufzuschließen, Fa[...] durch Glühen in einem Strome von Chlorgas. [...] Wahl des Aufschließungsmittels muß nach de[...]tur des aufzuschließenden Körpers und nach [...] bestimmenden Substanz getroffen werden. [...] man z. B. in einem Silicate die Menge der Al[...] bestimmen, so muß man mit Fluorwasserstoff[...] aufschließen, während für die Bestimmun[...] Kieselsäure die Aufschließung durch Schmelze[...] kohlensaurem Natronkali zu erfolgen hat. We[...] Weg man auch einschlage, so sind die aufzu[...]ßenden Substanzen immer vorher auf das [...]sorgfältigste zu zerkleinern, was bei harten [...]rien nur durch höchst mühsames und geduldp[...] des Zerreiben im Achatmörser erfolgen kann. [...]wendet man hierauf nicht den erforderlichen [...] so ist meist Mühe und Arbeit vergeblich gewes[...] dann keine vollständige Aufschließung erfolgt.

Aufschrift (grch. ἐπιγραφή, ἐπίγραμμα [...] inscriptio) bezeichnet im allgemeinen jede S[...] welche auf der Außenseite eines Gegenstande[...] auf einem Briefe, Buche, Gebäude, Geräte [...] angebracht ist. Befindet sich die Schrift auf [...] Bauwerke, einem Denkmale oder andern [...]werken, so ist der Ausdruck **Inschrift** ge[...]licher. Wegen der Bedeutung, welche die [...] Inschriften als authentische Urkunden für Ges[...] Altertum und Sprache der alten Völker hab[...]

die Inschriftenkunde oder **Epigraphik** (s. d.) zu einer eigenen Disciplin der Altertumswissenschaft geworden. — Die Numismatiker machen einen Unterschied, indem sie mit **Aufschrift** auf einer Medaille die um das Bild herumlaufenden Worte, mit Inschrift aber das bezeichnen, was im innern Raume der Medaille steht.

In der Diplomatik werden **Aufschriften** (frz. suscriptions) die Bezeichnungen der Personen, in deren Namen die Urkunde ausgefertigt, und derjenigen, an die sie etwa besonders gerichtet sind, mit den dabei üblichen Formeln, genannt.

Aufschub der Strafvollstreckung. Voraussetzung für die Vollstreckung einer Strafe ist das rechtskräftig gewordene Urteil, also dasjenige Urteil eines Strafgerichts, das mit ordentlichen Rechtsmitteln nicht angefochten werden kann. Alle ordentlichen Rechtsmittel des Strafprozesses bedingen wegen des ihnen innewohnenden Suspensiveffekts einen Aufschub der Strafvollstreckung. Durch den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens wird, weil dabei ein rechtskräftiges Erkenntnis vorausgesetzt ist, die Vollstreckung von Rechts wegen nicht gehemmt, doch kann das Gericht einen Aufschub anordnen, was vornehmlich dann notwendig sein wird, wenn vor der unmittelbar bevorstehenden Hinrichtung ein Verurteilter Umstände anführt, welche eine Wiederaufnahme des Verfahrens rechtfertigen könnten. Die Prüfung solcher Angaben kann selbst dann nicht von der Hand gewiesen werden, wenn die Vermutung obwaltet, daß es dem Delinquenten darum zu thun ist, die Hinrichtung zu verzögern. Ohnehin erleidet der Vollzug jedes rechtskräftigen Todesurteils insofern einen Aufschub, daß eine vorgängige Erklärung der höchsten Staatsgewalt über den Gebrauch oder Nichtgebrauch des ihr zustehenden Begnadigungsrechts abgewartet werden muß. Im übrigen gilt allgemein die Regel, daß rechtskräftig gewordene Strafurteile alsbald ohne Säumnis zur Vollstreckung gebracht werden müssen. Nur ausnahmsweise und aus besondern Gründen ist ein Aufschub zulässig. Solche Gründe liegen teils in dem Vorhandensein von Hindernissen, die den Gang der Strafanstaltsverwaltung hemmen, z. B. zeitweise herrschende Überfüllung der Strafanstalten oder der Ausbruch gefährlicher Gefängnisepidemien, teils in Rücksichten der Billigkeit, denen sich der Richter und die Staatsanwaltschaft nicht entziehen dürfen. So kann ein Aufschub bis zu einem Zeitraum von vier Monaten auf Antrag des Verurteilten zugestanden werden, wenn ihm oder seiner Familie erhebliche, außerhalb des Strafzwecks liegende Nachteile durch sofortige Vollstreckung erwachsen würden, was unter Umständen auch bei der rücksichtslosen Einziehung einer Geldstrafe der Fall sein könnte. Zuweilen muß die Strafvollstreckung ausgesetzt werden. So darf aus Rechtsgründen an schwangern oder geisteskranken Personen ein Todesurteil nicht vollstreckt werden, was so zu verstehen ist, daß zur Erwirkung eines Aufschubs nicht etwa der Beweis der Schwangerschaft oder Geisteskrankheit geführt sein muß, sondern schon die Ungewißheit oder der Zweifel in Beziehung auf das Vorhandensein eines solchen Zustandes als Hindernis erscheint. Bei Freiheitsstrafen bewirkt Geisteskrankheit ebenfalls von Rechts wegen einen Aufschub. Dasselbe gilt von andern Krankheiten des Verurteilten, von denen eine nahe Lebensgefahr im Falle der Vollstreckung zu besorgen ist. Ist dagegen der Verurteilte mit einer zwar nicht lebensgefährlichen, aber doch ansteckenden Krankheit behaftet, so kann von der Vollstreckung der Freiheitsstrafe nur im Interesse der Strafanstaltsverwaltung abgesehen werden. Durch die Einreichung eines Begnadigungsgesuchs wird der Vollzug von Rechts wegen ebenso wenig gehindert, wie durch die Beschwerde gegen eine den Antrag auf Aufschub zurückweisende Verfügung der Staatsanwaltschaft. Doch kann das die Beschwerde prüfende Gericht auch in solchen Fällen einen Aufschub verordnen. Die Vorschriften über Aufschub finden sich in dem von der Strafvollstreckung handelnden Abschnitt der Deutschen Reichs-Strafprozeßordnung (§§. 481—495) verzeichnet.

Aufseß (Hans Phil. Werner Christian Gottlob Franz, Reichsfreiherr von und zu), Begründer des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, geb. 7. Sept. 1801 zu Aufseß, dem Stammschloß seiner Familie im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, bezog im Herbst 1817 die Universität Erlangen, wo er sich jurist. Studien widmete. Nachdem er zwei Jahre an den Landgerichten Bayreuth und Gräfenberg gearbeitet, übernahm er die Verwaltung der Familiengüter und wandte sich besonders histor. und rechtsgeschichtlichen Studien zu; 1832 siedelte er nach Nürnberg über. Hier brachte er es durch Stiftung einer Gesellschaft für Erhaltung der Litteratur-, Kunst- und Altertumsdenkmäler Deutschlands dahin, daß ein großer Teil der zu Nürnberg befindlichen antiquarischen Schätze in einem eigenen Lokale vereinigt und ausgestellt wurde. Daneben gab A. seit Herbst 1832 den «Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit» heraus, dessen Fortsetzung er 1835, wo er nach seinem Stammgut zurückkehrte, an seinen Mitarbeiter Mone in Karlsruhe überließ. Als 1846 die erste Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. tagte, legte er derselben den Plan eines german. Nationalmuseums in Verbindung mit einer Gesamtvereinigung der deutschen histor. Vereine vor. Doch wurde die Ausführung durch die polit. Bewegungen von 1848 verzögert; erst 1852 konnte A. auf der Altertumsforscherversammlung zu Dresden die Angelegenheit unter günstigern Verhältnissen nochmals anregen. Sein Plan fand Annahme, und er sah denselben endlich seit 1853 im Germanischen Nationalmuseum (s. d.) zu Nürnberg verwirklicht. A. selbst übernahm als erwählter erster Vorstand die Organisation des Instituts und brachte auch sonst bedeutende Opfer zu dessen allseitiger Förderung. Im Aug. 1862 legte er indes das Amt des Vorstehers nieder. Er starb auf der Rückreise von den Feierlichkeiten der Eröffnung der straßburger Universität in der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1872 zu Münsterlingen bei Konstanz im 71. Lebensjahre. Unter seinen zahlreichen histor. und jurist. Schriften sind hervorzuheben: «Das Lehnswesen in Beziehung auf die Anforderungen des Rechts und der Zeit» (Nürnb. 1828), «Über Lasten der Ritterlehen in Bayern» (Münch. 1831), «Über den einzig wahren Ehescheidungsgrund in der christl. Kirche» (Bayreuth 1838). Seit 1853 gab er mit von Eye und Frommann wiederum den «Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit» als Organ des Germanischen Museums heraus, bis 1863 Michelsen für ihn eintrat.

Aufsetzmaschine oder **Bürstmaschine** (frz. machine à brosser, engl. brushing machine), eine Vorrichtung, um bei Tuchen und tuchartigen Stoffen die hervorstehenden Faserenden aufzurichten, damit sie von der Schermaschine leichter gefaßt werden können.

Auf Sicht, s. unter Sicht.

Aufsichtsrat, auch Verwaltungsrat, heißt eine aus der Zahl der Aktionäre erwählte Behörde, welche bei der Aktiengesellschaft und der Kommanditgesellschaft auf Aktien deren Geschäftsführung kontrolliert und besonders eingreifende Beschlüsse der Direktion mitberät. Bei der letztern Klasse der Handelsgesellschaften muß nach deutschem Recht ein solcher bestellt sein. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch enthält die einschlägigen Bestimmungen in den Artikeln 225, 226, 231, 175, 177, 185—187, 191—195 und 204. (S. Aktie und Aktiengesellschaft.)

Aufspringen der Haut ist eine Folge von großer Trockenheit oder von örtlicher Erkrankung derselben (durch Erfrorensein, Flechten, Schälungsprozesse u. s. w.). Man wendet in der Regel geschmeidigmachende fette Mittel dagegen an, z. B. Glycerin, Lippenpomaden, Coldcream, Vaseline, Öl- oder Speckeinreibung u. dgl. Seltener sind innere Mittel nötig, z. B. bei den syphilitischen Hautschrunden (Rhagades).

Aufstand, s. Aufruhr und Insurrektion.

Aufstechen, Operationsmethode, s. Punktion.

Aufsteckrahmen (frz. râtelier, engl. creel), in den Feinspinnmaschinen für Baumwolle derjenige Teil des Gestells, in welchem die mit dem Vorgespinst gefüllten Spulen aufgereiht sind.

Aufsteigung (Ascensio). In der Sternkunde versteht man unter gerader A. (ascensio recta) eines Gestirns denjenigen Bogen des Äquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist. Der Name rührt daher, weil der die gerade A. eines Gestirns begrenzende Punkt des himmlischen Äquators an jedem Orte des Äquators der Erde mit jenem Gestirn zugleich aufgeht oder mit ihm gerade aufsteigt, wie unter dem Äquator alle Sterne gerade, d. h. senkrecht gegen den Horizont, aufsteigen. Die gerade A. wird vom Frühlingspunkte an in der Richtung von W. nach O. bis 360 Grad fortgezählt. Durch die gerade A. und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel ebenso bestimmt wie die Lage der Örter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer A. (ascensio obliqua) versteht man denjenigen Bogen des Himmelsäquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Äquators enthalten ist. Der Unterschied zwischen der geraden und schiefen A. eines Gestirns heißt seine Ascensionaldifferenz. Dieselbe ist natürlich für die verschiedenen Breiten sehr verschieden, während die gerade A. für alle Orte der Erde gleichzeitig dieselbe ist.

Aufstellung ist diejenige Ordnung, welche einer Truppe zum Ausgangspunkt für die Bewegung oder für das Gefecht dient; die A. kann in Linie oder in Kolonne, geschlossen oder geöffnet sein und folgt den Lehren der formellen Taktik. Für größere Truppenmassen nennt man A. das Zusammenziehen auf einem engern Raume, in der Absicht, die Operationen zu beginnen. A. mit Benutzung des Terrains, um sich unter dem Schutze des letztern zu schlagen, führt zu dem Begriff «Stellung» (s. d.). — A. von Truppenkörpern wird auch eine Neuformation derselben genannt.

Aufstoßen (Ructus, Eructatio) bezeichnet ein plötzliches Aufsteigen von Luft aus dem Magen durch die Speiseröhre in den Mund. Oft ist damit die dem Schlucksen eigentümliche schallende Kram[...] bewegung des Zwerchfells verbunden. Die a[...] stoßende Luft ist bald geschmacklos, bald führt [...] gasförmige oder festere Stoffe aus dem Magen [...] empor, welche Geschmack oder Geruch haben. N[...] dem Genuß gasreicher Dinge (z. B. des Selte[...] wassers) oder im Magen viel Gas entwickeln[...] Speisen (z. B. des Sauerkrauts) ist das A. etw[...] Natürliches. Häufiges A. findet sich beim Mag[...] katarrh sowie bei langsamer und geschwächter V[...] dauung. Die Behandlung, die sich natürlich geg[...] das Grundleiden richten muß, erfordert sorgfältig[...] Regelung der Diät sowie die Darreichung von [...] brannter Magnesia, Kreidepulver, Vichypastill[...] und ähnlichen, die überschüssige Kohlensäure a[...] saugenden Mitteln. Auch der Gebrauch der Sa[...] säure (5—8 Tropfen in einem Weinglas Wa[...] unmittelbar nach der Mahlzeit genommen) erw[...] sich in vielen Fällen nützlich.

Auftakt, Aufschlag oder Aufstrich heißt [...] Anfang eines Musikstücks, wenn er nicht mit ein[...] vollen Takte, sondern nur mit dem letzten und lei[...] tern Taktteile (Achtel, Viertel u. s. w.) geschie[...] Bei einem Wiederholungszeichen muß dem letz[...] Takte so viel an Zeitwert fehlen, als der A. beträ[...] damit die Reprise genau wieder in den Anfa[...] hineinläuft.

Auftreibschere (frz. ciseaux à étendre, eng[...] procellos), ein in der Form der Schafschere äh[...] liches, mit schmalen, zugespitzten, nicht schneidige[...] Blättern versehenes Werkzeug der Glasmacher, w[...] ches zusammengedrückt in die Öffnung des zur G[...] fäßform auszubildenden, rotierenden Glaskörpe[...] eingeführt wird, um durch das allmähliche Ause[...] andergehen der Blätter die Höhlung desselben [...] erweitern; außerdem dienen die innern Kanten [...] A. dazu, an dem zwischen ihnen gehaltenen Ge[...] durch den Druck gegen die weiche Glasmasse [...] Einschnürung zu bewirken. Dasselbe Werkz[...] statt der eisernen Blätter mit cylindrischen H[...] stäbchen versehen, wird dazu benutzt, die Wand[...] gen des Gefäßes beliebig zu krümmen oder au[...] schweifen.

Auftritt (in der Bühnensprache) ist ein [...] druck, mit welchem die aus dem Erscheinen [...] Personen auf der Bühne oder aus der Entfern[...] solcher von derselben sich ergebenden Abschnitte [...] Dramas bezeichnet werden. Der A. bezeichnet [...] nach jedesmal einen Wechsel der Situation i[...] dramatischen Handlung. In Deutschland nennt [...] die Auftritte nach franz. Beispiel auch Scen[...] während die Engländer nur diejenigen dramati[...] Abteilungen als Scenen bezeichnen, welche, [...] einer Reihe von Auftritten bestehend, bis zur [...] sten Ortsveränderung (Scenenwechsel) reichen.

Aufwerfhammer (frz. marteau à soulèvem[...] engl. lift-hammer), ein meist zur Eisenbearbei[...] dienender Hammer von 150—600 kg Gewicht[...] welchem die Daumenwelle parallel zum Ham[...] stiel und der Angriffspunkt der Hebedaumen [...] schen Hammerkopf und Hülse liegt.

Aufzug (frz. élevateur, chaîne, engl. [...] warp) heißt in der Mechanik im allgemeinen [...] zum Emporheben und Herablassen von Laste[...] nende Maschine, im besondern eine Vorrich[...] die in Fabriken, Warenlagern, Hotels, Wohng[...] den u. s. w. benutzt wird, um Güter oder Per[...] in vertikaler Richtung zu befördern (s. Hebea[...] rate). Während zum Betrieb kleiner Aufzü[...]

Menschenkraft genügt, wird für größere die Elementarkraft, namentlich die Wasserkraft, zu Hilfe genommen. — In der Weberei bezeichnet man zuweilen mit A. die Kette, d. i. die Längsfäden eines Gewebes, zwischen welche die Querfäden, Einschlag oder Schuß genannt, eingeschossen werden.

Aufzug (Teil eines Dramas), s. **Akt**.

Augapfel, s. unter **Auge**, S. 197.

Auge, nach der griech. Sage eine Tochter des Königs Aleos in Tegea, wurde dort im Heiligtum der Athene von Hercules Mutter des Telephos (s. d.). Als ihr Vater dies erfuhr, ward die Mutter nach einigen mit dem Kinde dem Nauplios übergeben, der sie ins Meer werfen sollte. Nach andern wurde das Kind allein auf dem Partheniongebirge ausgesetzt. Als Grund dafür wird entweder die Entweihung des Heiligtums der Athene oder ein Ausspruch des Orakels angegeben, daß ein Sohn der A. die Söhne des Aleos töten werde. A. ward aber gerettet und kam zum König der Mysier, Teuthras, der sie zur Gattin nahm. Nach der einen Darstellung wurde sie mit dem Kinde in einem Kasten ins Meer ausgesetzt und trieb in diesem nach Mysien. Nach andern wuchs ihr Kind auf dem Partheniongebirge auf, wo es eine Hindin säugte und Hirten es auffanden und erzogen. Hygin erzählt, daß Telephos, um seine Mutter aufzusuchen, nach Mysien gekommen sei, wo er den Teuthras von der Gefahr, sein Reich zu verlieren, befreite. Dafür versprach ihm Teuthras die Hand seiner Pflegetochter A. und das Reich. A. aber, des Hercules eingedenk, weigerte sich, des Telephos Gattin zu werden und zückte im Brautgemach das Schwert gegen Telephos. Ein Drache schützte aber diesen, der nun seinerseits A. mit dem Schwerte bedrohte. In der Not rief A. den Hercules, ihren Gatten, an und daraus erkannte Telephos die Mutter und stand von der That ab. Äschylus, Sophokles und Euripides haben diese Sagen in (verlorenen) Tragödien behandelt. Auch gibt es von einzelnen Scenen bildliche Darstellungen, von denen namentlich die aus dem kleinern Fries von dem großen Altar zu Pergamon (s. d.) zu erwähnen sind. Ursprünglich sind A. und Telephos Lichtgottheiten gewesen.

Auge. Das menschliche A. ist wohl das vollkommenste optische Instrument, das überhaupt erdacht werden kann. Das nahezu kugelige Organ (**Augapfel** genannt) liegt in der knöchernen **Augenhöhle** (s. Tafel: **Auge des Menschen**, Fig. 3), die eine liegende unregelmäßig vierseitige Pyramide bildet, mit der Basis nach vorn und außen, mit der Spitze nach hinten und innen gerichtet. Diese Höhle ist von einem sehr lockern und sehr fettreichen Zellstoffe ausgefüllt, welcher für das A. ein weiches, überall gut anschließendes Lager bildet, das den Augapfel mit Ausnahme seines vordern sichtbaren Dritteils umschließt und die Bäuche und Sehnen der **Augenmuskeln** in ihrer beweglichen Lage erhält. Der Augapfel selbst (s. Tafel: **Auge des Menschen**, Fig. 1) hat einen Durchmesser von etwa 24 mm und besitzt als äußerste Hülle eine weiße undurchsichtige, wie Leder oder dünnes Horn biegsame Haut, die **Lederhaut**, die **harte Haut** (Tunica sclera), das Weiße im Auge genannt. Auf der Vorderseite wird dieselbe dünner und auf einem kleinen kreisförmigen Teile durchsichtig wie ein Uhrglas, um den Durchgang der Lichtstrahlen zu ermöglichen; dabei aber ist sie von so fester Beschaffenheit, daß sie selbst kräftigen äußern Einwirkungen widersteht. Dieser Teil führt den Namen **durchsichtige Hornhaut** oder gemeinhin **Hornhaut** (cornea) und ist stärker gewölbt als der übrige Teil des Augapfels. Hinter der Hornhaut befinden sich ein ebenes, kreisförmiges und gefärbtes Häutchen, die **Regenbogenhaut** oder **Iris**, welche gleichsam die Wölbung der Hornhaut von dem übrigen Teile des A. abtrennt. In der Mitte ist das kreisförmige Scheibchen durchbohrt, und diese gleichfalls runde Öffnung führt den Namen **Stern des A.** (pupilla); betrachtet man die Öffnung von vorn, so ist sie schwarz, und daher wird sie das **Schwarze im A.** genannt. Die Farbe des A. wird durch die der Iris bedingt. Zwei Muskeln, die in das Irisgewebe eingelagert sind, bewirken, daß bei heller Beleuchtung die Pupille kleiner wird und sich bei Beschattung wiederum erweitert und so unwillkürlich die Größe des ins A. fallenden Strahlenkegels reguliert.

Hinter der Iris und der Pupille befindet sich ein durchsichtiger Körper von der Gestalt einer kleinen, doppelt erhabenen Linse, daher die **Krystalllinse** genannt. Die übrige Höhlung ist erfüllt von einer klebrigen Flüssigkeit, die durchsichtigem Eiweiß oder geschmolzenem Glase ähnlich ist und daher auch **Glaskörper**, **Glasfeuchtigkeit** (humor vitreus) genannt wird. Ein anderes durchsichtiges Mittel, die wässerige Feuchtigkeit (humor aqueus), findet sich zwischen der Linse und der Hornhaut. Die ganze innere Seite der Lederhaut ist mit einer zarten bräunlichroten Haut, der **Aderhaut** (chorioidea), überkleidet. Durch diese dunkle Umkleidung, die den künstlichen Apparat einer Camera obscura (s. d.) ähnlich macht, wird eine Undeutlichkeit des Bildes, die unfehlbar aus den vielen Zurückwerfungen der Lichtstrahlen im Innern des A. hervorgehen würde, verhindert. Zwischen der Aderhaut und der gläsernen Feuchtigkeit liegt endlich eine feine, zarte, weiße Haut, die **Netzhaut** (retina), eine Ausbreitung des Sehnerven, der auf der Rückwand in das A. etwas von der Seite eintritt, mit dem Gehirn in Verbindung steht und die Brücke bildet, über welche die Eindrücke der Außenwelt zur Wahrnehmung des Geistes übergehen. Die Netzhaut besteht aus neun verschiedenen Schichten, von denen die innerste (f auf beistehender Fig. 1) von den auseinander strahlenden Fasern des Sehnerven, die äußerste von palissadenartig dicht nebeneinander stehenden äußerst feinen Stäbchen (b) und Zapfen (a) gebildet wird. Die Stäbchen und Zapfen sind als die eigentlichen Endorgane des Sehnerven, als die lichtpercipierenden Elemente des A. zu betrachten, und bilden mit ihren Fußenden ein zierliches Mosaik, unter welchem eine Schicht

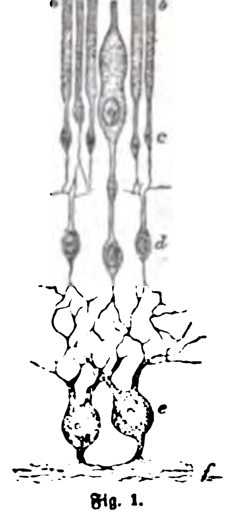


Fig. 1.

farbstoffhaltiger dunkler Zellen sich ausbreitet. Die Zwischenschichten (c d e) enthalten feine Nervenfasern und Nervenzellen. Am Augapfel setzen sich die sechs Augenmuskeln an, welche den Augapfel

bewegen. Außerdem gehören zum A. noch gewisse Schutz- und Hilfsorgane, die Augenlider und der Thränenapparat.

Die **Augenlider** schließen, gleich zwei beweglichen Deckeln, unser Gesichtsorgan und schützen es vor äußern, zu heftigen und nachteiligen Einwirkungen. Die querlaufende Spalte, die Augenlidspalte, welche sie zwischen sich lassen, kann je nach dem Bedürfnisse durch den Augenlidmuskel, der unter der Haut ringförmig um die Augenlidspalte herumläuft, mehr oder weniger verengert oder ganz geschlossen, und wieder durch einen andern Muskel, den Aufheber des obern Augenlides, geöffnet werden. Menschen, deren Augen sich nicht wohl allen Entfernungen anzupassen vermögen, kneifen, wenn sie einen Gegenstand deutlich sehen wollen, die Augenlider so weit zusammen, daß nur eine sehr enge Spalte zurückbleibt, um die peripherischen Lichtstrahlen, welche unter solchen Verhältnissen die Deutlichkeit des Bildes im A. beeinträchtigen, abzuschneiden. Übrigens haben die Augenlider einen sehr komplizierten Bau, von dem auch der kleinste Teil seinen ganz bestimmten Zweck erfüllt, und können einer großen Reihe von Krankheiten verfallen, von denen eine jede ihre besondere Diagnose und Behandlung erfordert. Von großer Wichtigkeit sind auch die **Augenwimpern**, die kleinen Härchen, welche auf dem vordern Saume der freien Augenlidränder in einer Reihe sehr nahe nebeneinander und zu zweien bis dreien hintereinander stehen. Sie dienen zum Schutze gegen Staub, gegen zu helles Licht u. s. w. Die Beschattung durch die Wimpern, welche der Wirkung eines vor dem A. ausgebreiteten schwarzen Flors gleicht, ist dem A. wohlthuender als das bloße peripherische Abschneiden der Strahlenbündel, welches durch das Zusammenkneifen der Augenlider erzielt wird. Fehlen die Wimpern, so leidet nicht bloß die Schönheit, sondern das A. ist auch lichtscheu und zu Entzündungen geneigter. Die Wurzeln der Wimpern sind sehr oft der Sitz einer Entzündung, die bei Vernachlässigung das Absterben und Ausfallen der Härchen zur Folge hat.

Die innere Seite der Augenlider, wie auch die Oberfläche des Augapfels selbst, mit Ausschluß der Hornhaut, ist von einem zarten durchscheinenden Häutchen überzogen (**Bindehaut**), das von den Thränen fortwährend benetzt und feucht erhalten wird. Dieses sondert etwas Schleim ab, der in Verbindung mit einem von den Meibomschen Drüsen (s. d.) der Lider gelieferten fettigen Sekret (der sog. **Augenbutter**) dazu dient, die Bewegungen des Auges zu erleichtern und dasselbe vor der äußern Luft, Staub u. s. w. zu schützen. Die **Thränen** bilden eine wässerige, salzige Flüssigkeit und werden unaufhörlich in kleiner Quantität von der **Thränendrüse**, welche in der Augenhöhle nach außen und oben über dem Augapfel liegt, abgesondert. Sie bespülen die Vorderfläche des Augapfels und erhalten die Hornhaut stets glatt und blank. Die überschüssigen Thränen fließen am innern Augenwinkel durch zwei kleine Röhrchen, die **Thränenkanälchen**, in den **Thränensack**, und von diesem durch den **Thränengang** nach der Nase ab (s. Tafel: **Auge des Menschen**, Fig. 5). Die Thränenabsonderung steht unter dem Einflusse eines besondern Nerven. Ist sie vermehrt, wie dies teils bei Gemütsaffekten, beim Weinen, teils durch Reizung der Empfindungsnerven des A., bei Entzündungen des-selben oder bei eingeflogenen fremden Körpern [ge]schieht, so können die Thränen nicht schnell gen[ug] aufgesogen werden und fließen über die Wange her[ab].

Ganz zweckmäßig vergleicht man den Augap[fel] mit der Erdkugel, nennt den am stärksten vorspr[in]genden Punkt der Hornhaut den **vordern Auge[n]pol** (V auf der beistehenden Fig. 2), den am n[ei]testen nach hinten vorspringenden Punkt den **hintern Augenpol** (H), die beide Punkte verbindende, durch den Mittelpunkt des A. gehende gerade Linie (a a) die **Augenachse**, den senkrecht auf der letztern

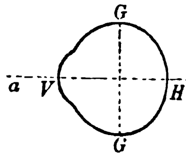


Fig. 2.

stehenden größten Kreis den **Äquator** des A[ug]apfels (G G). Da, wo die Augenachse die Netzh[aut] schneidet, findet sich in der letztern eine gelbli[che] Stelle (**gelber Fleck**), dessen Mitte (fovea cent[ra]lis) etwas vertieft ist und infolge der Anordnu[ng] der nervösen Elemente eine bedeutend höhere E[m]pfindlichkeit für Lichteindrücke besitzt als alle übrig[en] Punkte der Netzhaut (s. Tafel: **Auge des Me[n]schen**, Fig. 2). Etwa 4 mm nasenwärts von die[ser] Grube liegt die Eintrittsstelle des Sehnerven (s. T[a]fel: **Auge des Menschen**, Fig. 2). Dieselbe i[st] mit den zur Lichtperception geeigneten Endapparate[n] nicht versehen und deshalb für Lichteindruck völli[g] unempfindlich. Ihr entspricht daher im Gesicht[s]felde eines jeden A. ein sog. **blinder Fleck**.

Die A. der übrigen Geschöpfe weichen in ih[rer] Bauart von dem Auge des Menschen zum Teil je[doch] wesentlich ab (s. unter **Sehen**).

Im menschlichen A. stellt sich der Gang der Li[cht]strahlen bei der Formierung eines Bildes von ein[em] körperlichen Gegenstande in folgender Gestalt d[ar]

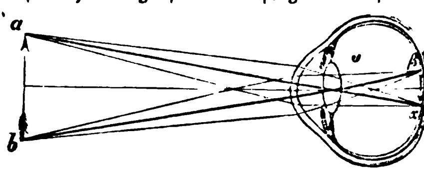
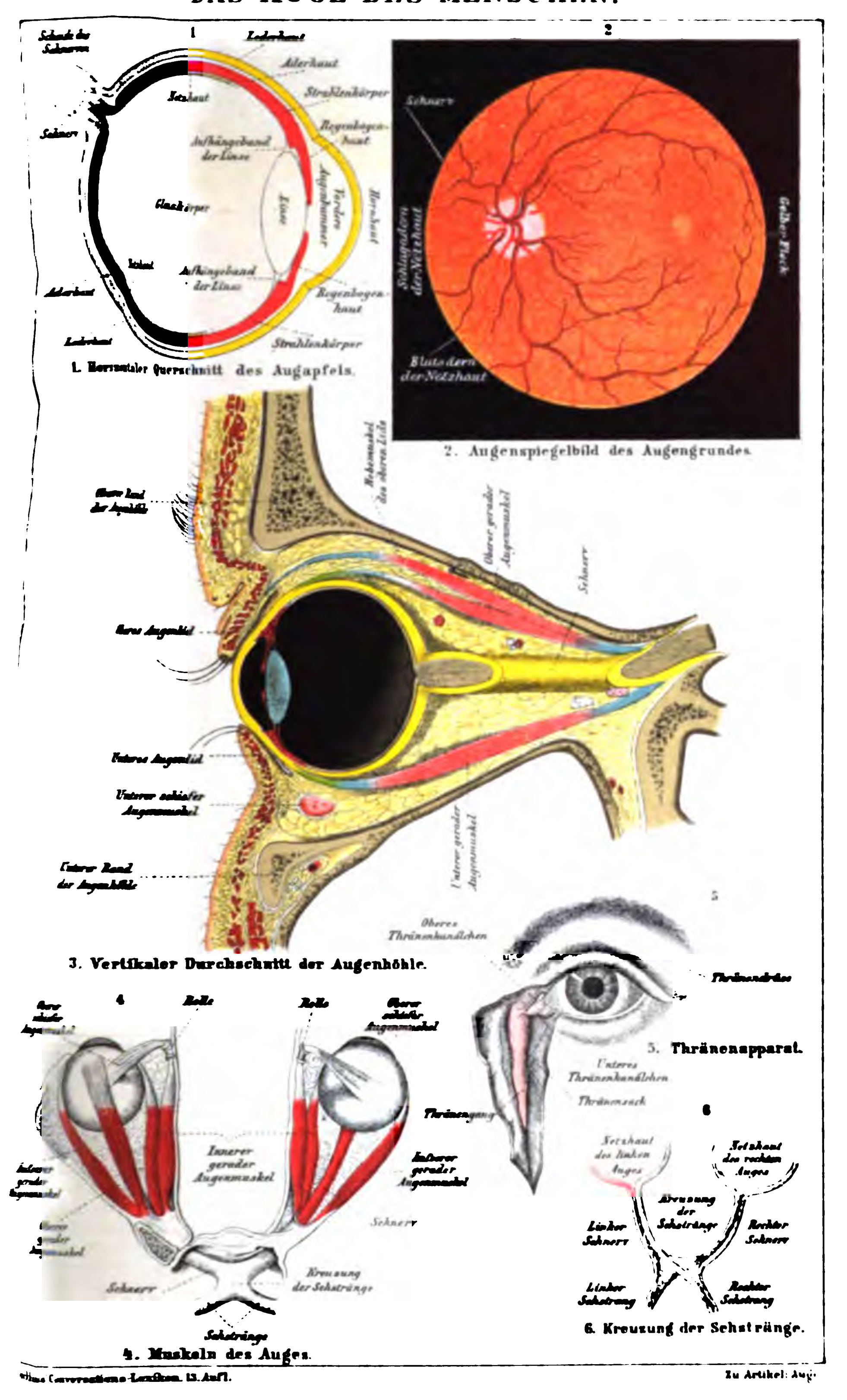


Fig. 3.

a b der beistehenden Fig. 3 sei ein Gegenstand[;] wird die in der Mitte des von a ausgehenden L[icht]kegels liegende Richtungslinie a α mit der R[ich]tungslinie des Lichtkegels b β und der aller übri[gen] Lichtkegel, welche durch die Pupille dringen, [die] Augenachse an dem Punkte o (dem Kreuzungspu[nkt] der Richtungslinien) schneiden und sich hinter [dem] Punkte o in gerader Linie bis zur Netzhaut f[ort]pflanzen. Die zu demselben Lichtkegel gehör[igen] Strahlen werden dabei so gebrochen, daß sie, [bei] richtiger Anpassung des A. für die Entfernung [des] Gegenstandes, die Richtungslinie (**Sehlinie**, P[ro]**jektionslinie**) gerade auf der Netzhaut sch[nei]den und dort ein Bild des entsprechenden Pun[ktes] des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung [ent]werfen. So ist z. B. α das Bild von a und β [das] Bild von b. Das Netzhautbild steht also verk[ehrt] und ist aus einer sehr großen Zahl einzelner l[euch]tender Punkte zusammengesetzt. Erfahrungsmä[ßige] Beweise für die obige Auseinandersetzung lie[fern] uns die Experimente mit einfachen Glaslinsen, [mit] dem von Ruete erfundenen Ophthalmotrop, [mit] toten Menschenaugen, von denen man hinten

DAS AUGE DES MENSCHEN.



1. Horizontaler Querschnitt des Augapfels.

2. Augenspiegelbild des Augengrundes.

3. Vertikaler Durchschnitt der Augenhöhle.

4. Muskeln des Auges.

5. Thränenapparat.

6. Kreuzung der Sehstränge.



undurchsichtigen Häute abpräpariert hat, mit aus dem Kopfe genommenen, hinten durchscheinenden A. weißer Kaninchen und junger Hunde. Den vollständigsten Beweis liefert aber der Augenspiegel (s. d.), mit dem man einem jeden leicht das umgekehrte Bild im lebendigen Menschenauge zeigen kann. Durch dieses umgekehrte Bild auf der Netzhaut wird die Gesichtsempfindung vermittelt. Aber der Lichteindruck ist als solcher noch keine Empfindung, sondern er wird es erst durch die Fortpflanzung der durch ihn bewirkten Erregung zum Gehirn in der Bahn des Sehnerven. Im Gehirn wird erst die selbstbewußte Empfindung (*Gesichtsvorstellung*) geschaffen und vom Geiste auf den äußern Gegenstand bezogen (nach außen versetzt, projiziert). Die Projektion der Gesichtsvorstellung nach außen geschieht in der Richtung der Richtungslinie (*Projektionslinie*), d. h. in der Linie, welche durch den Kreuzungspunkt o gehend, den affizierten Netzhautpunkt, z. B. α mit dem entsprechenden Punkte a, oder den Punkt β mit b verbindet.

Zu dieser Projektion nach außen liegt in der Seele eine Nötigung, die sich nicht weiter erklären läßt. Die ursprüngliche Natur unsers Geistes treibt dazu, unsere Empfindungselemente in räumlichen Lagen zu ordnen, und eine spätere Reflexion auf die unendliche Zahl solcher Anordnungen, die wir unbewußt vorgenommen haben, bringt uns auch die mehr oder minder lebhafte Anschauung des allumfassenden unendlichen Raums zum Bewußtsein. Es ist dazu ein besonderer Zug in der Natur der Seele nötig, um sie zu dieser unveränderlichen Form der Auffassung zu befähigen. Die Schwierigkeiten in der Erklärung der Thatsache, daß wir die Gegenstände in der Lage sehen, wie sie wirklich außer uns im Raume gestellt sind, nämlich das Obere oben, das Untere unten u. s. w., obgleich die Bilder von ihnen auf unserer Netzhaut gerade die umgekehrte Lage haben, fallen gänzlich weg, wenn man neben der Lehre von den Richtungs- oder Projektionslinien noch berücksichtigt: 1) daß das Bild auf der Netzhaut des A. aus sehr vielen gesonderten leuchtenden Punkten, die sich wie eine Mosaik aneinander reihen, zusammengesetzt ist; 2) daß die Seele das auf der Netzhaut sich entwerfende Bild nicht als ein objektives (auf der Netzhaut stehendes) anschaut, sondern daß sie nur die zu ihr fortgeleiteten physiol. Erregungen wahrnimmt, welche in den kleinsten Teilen der Netzhaut durch die auf ihr sich vereinigenden Lichtstrahlen der einzelnen Lichtkegel hervorgerufen werden. Diese Erregungen stellen sich unter der Form von Lichteindrücken dem Bewußtsein dar, die in der Richtung der Projektionslinien nach außen versetzt und auf den äußern leuchtenden Gegenstand bezogen werden.

Wendet man die bisherigen Erörterungen auf das Sehen an, so wird man leicht begreifen, warum wir die Gegenstände in derselben Lage und Richtung wahrnehmen, in welcher sie sich außer uns befinden, obgleich ihr Gesamtbild auf unserer Netzhaut sich in umgekehrter Lage abbildet. Das Objekt a b entwirft sein Bild α β auf der Netzhaut in umgekehrter Ordnung. Jeder einzelne Punkt des Bildes wird von dem Schneidepunkte eines Lichtkegels gebildet, der einem leuchtenden Punkte des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung entspricht. Zu jedem Punkte des Bildes auf der Netzhaut treten Lichtstrahlen in verschiedener Richtung zusammen, und doch sehen wir den leuchtenden Punkt nur in einer Richtung, und zwar in der des Achsenstrahls des Lichtkegels, z. B. a α und b β, weil dieser Strahl mit der Projektionslinie zusammenfällt, in welcher der von der Spitze des Lichtkegels getroffene Punkt der Netzhaut die von ihm zum Bewußtsein geleitete Empfindung nach außen versetzt. Der Punkt a des Gegenstandes muß also in der Richtung α—a, und der Punkt b in der Richtung β—b, also in der Lage, wie er sich außer uns befindet, erscheinen. Einen anatom. Grund hat das Aufrechtsehen der auf der Netzhaut verkehrt stehenden Bilder nicht, sondern nur einen psychischen.

Um mit gleicher Schärfe in der Nähe wie in der Ferne sehen zu können, besitzt das A. die Fähigkeit, sich für die verschiedene Entfernung der Objekte zu *accommodieren* (s. *Accommodation*).

Vermöge ihrer halbkugeligen Form ist die Netzhaut im Stande, auch von weit seitlich liegenden Punkten Lichteindrücke zu empfangen. Das unbewegte A. übersieht also gleichzeitig einen großen Teil des vor ihm liegenden Raums (*Gesichtsfeld* des betreffenden A.). Indessen ist das gesunde A. infolge der bevorzugten Empfindlichkeit des gelben Flecks stets bestrebt, das Bild eines zu sehenden Punktes mit diesem gelben Fleck aufzufangen und richtet deshalb stets die Augenachse, die man deshalb auch *Blicklinie* nennt, auf den zu fixierenden Punkt. Zu diesem Zwecke besitzt das A. eine große Beweglichkeit, und zwar sind seine Bewegungen sämtlich *Rollungen*, die um einen Punkt (den *Drehpunkt*) vor sich gehen, der ziemlich mit dem Mittelpunkt des Augapfels zusammenfällt und selbst bei den Bewegungen seinen Ort nicht ändert. Sechs Muskeln bewirken diese Bewegungen (s. Tafel: *Auge des Menschen*, Fig. 4), vier gerade, die von der Spitze der Augenhöhle nach vorn laufen und sich in der Nähe der Hornhaut an den Augapfel ansetzen, je einer oben, unten, innen und außen, und zwei schräge. Der obere schräge verläuft mit den vier geraden, seine Sehne schlingt sich um eine an der obern innern Ecke der Augenhöhlenöffnung gelegene Rolle, um nach hinten und außen laufend hinter dem Äquator des Augapfels mit demselben zu verwachsen. Dieselbe Richtung nimmt unterhalb des Augapfels der von der untern innern Ecke der Augenhöhlenöffnung entspringende untere schräge. Je zwei dieser Muskeln, nämlich die zwei schrägen, der obere und untere gerade und der innere und äußere gerade sind Antagonisten, wirken sich entgegen und rollen den Augapfel um eine gemeinsame Drehungsachse, die zur Zugebene der Muskeln im Drehpunkte errichtete Normale. Die meisten Augenbewegungen werden nicht durch eine Aktion nur eines Muskels ermöglicht, sondern durch eine kombinierte Aktion von zwei oder auch drei Muskeln. Den Raum, den ein A. bei unbewegtem Kopfe mit seiner Blicklinie bestreichen kann, nennt man sein *Blickfeld*.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf das einzelne A. ohne Rücksicht auf das Zusammenwirken beider A. Von diesem Zusammenwirken, welches ganz besonders beim stereoskopischen Sehen von Wichtigkeit ist, gilt dagegen das Folgende: Die beiden A. des Menschen sind in Beziehung auf ihre Wirksamkeit als die Auseinanderlegung eines einzigen A. zu betrachten; wenigstens gilt dieses vollständig von beiden Netzhäuten. Diese sind gleichsam zwei Zweige mit einer Wurzel und jedes Teilchen der einfachen Wurzel ist gleichsam in zwei Zweige für beide A. gespalten

(s. Tafel: **Auge des Menschen**, Fig. 6). Man kann sich gewissermaßen die Flächen beider Netzhäute aufeinandergelegt denken, sodaß die rechte Seite der Netzhaut des rechten A. auf die rechte Seite des linken A. zu liegen kommt. Die sich dann deckenden Teile sind, was ihre Wirkung anbetrifft, eins und dasselbe und stellen, zugleich angeregt, der Seele nur ein einfaches Bild vor. Daher ist denn auch die Bewegung des einen A. unmöglich ohne eine entsprechende Bewegung des andern; die Muskeln streben stets, beiden Sehachsen dieselbe horizontale und perpendikuläre Neigung, welche der Entfernung der zu betrachtenden Gegenstände angemessen ist, zu geben. Denn würden die beiden A. nicht symmetrisch gestellt, so würden wir einen Gegenstand nicht einfach, sondern doppelt sehen. (Über das sog. Halbsehen s. **Hemiopie**.)

Das Einfachsehen der beiden A. findet nur dann statt, wenn gleichnamige Stellen beider Netzhäute erregt werden, während sogleich Doppeltsehen eintritt, wenn andere Stellen der Netzhaut beider A. von den Lichtstrahlen getroffen werden. Nur solche Stellen beider Netzhäute haben die Eigenschaft, zugleich erregt, ein einfaches Bild der Seele vorzuhalten, welche gleichnamig (identisch) sind. Identisch sind sowohl die Mittelpunkte beider Netzhäute (der gelbe Fleck) als die Stellen beider Netzhäute, die gleichweit nach rechts, links, oben oder unten vom gelben Flecke entfernt liegen. Alle übrigen Stellen beider Netzhäute sind gegeneinander verschieden (different). Sind sie erregt, so ist es gerade so gut, als ob verschiedene Stellen in einem einzigen A. erregt wären; sie sehen die Gegenstände nicht einfach, sondern doppelt. Wir richten daher unter allen Umständen die Sehachsen beider A. auf den scharf zu sehenden Punkt, sodaß sie sich in diesem Punkte schneiden und in beiden A. das Bild auf den gelben Fleck fällt. Fixieren wir nun z. B. einen vor uns liegenden Punkt a (s. Fig. 4), so erscheint ein fernerer

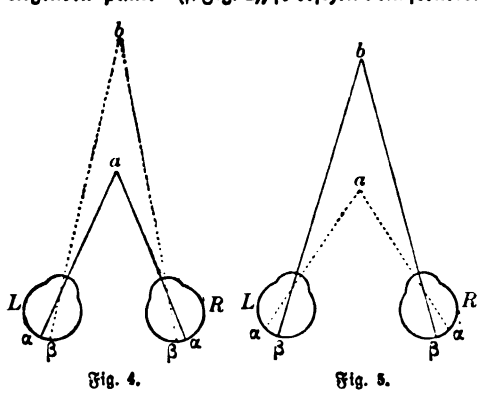


Fig. 4. Fig. 5.

Punkt b doppelt, weil er sich in beiden Augen auf den nicht identischen Stellen β β abbildet. Ebenso muß beim Fixieren eines fernen Punktes b (s. Fig. 5) der nähere Punkt a, dessen Bild in beiden A. auf die nicht identischen Stellen α α fällt, doppelt gesehen werden. Bei einer gegebenen Stellung der Sehachsen ist es nur eine bestimmte Reihe von Punkten, die sich auf identischen Stellen abbildet, und daher einfach erscheint. Den geometr. Ort, wo diese Punkte liegen, und der je nach der verschiedenen Stellung der A. ein Kreis, eine ebene Fläche u. s. w. sein kann, nennt man **Horopter**, **Sehkreis**. Alle außerhalb des Horopters liege[nden] Punkte müßten streng genommen immer do[p]pelt gesehen werden. Es geschieht dies jedoch g[e]wöhnlich nicht, sondern nur bei besonders hiera[uf] gerichteter Aufmerksamkeit, weil der Eindruck, d[en] der gelbe Fleck auf beiden A. erhält, ein so entsch[ie]denes Übergewicht über die Eindrücke der me[hr] peripherisch liegenden Netzhautstellen hat, daß [die] letztern Eindrücke zu wenig beachtet werden. Sel[bst] die Bilder, welche unsere beiden A. von einem u[nd] demselben körperlichen, d. h. nach Höhe, Breite u[nd] Tiefe ausgedehnten Gegenstande erhalten, sind v[er]schieden und decken sich nicht vollkommen. Di[ese] Inkongruenz wird gleichfalls nicht als Doppelseh[en] empfunden, sondern bringt dem geübten A. die D[i]mension der Tiefe, das Körperliche des Objekt[s] scheinbar unmittelbar zur Anschauung.

Wenn dagegen bei fehlerhafter Stellung der [A.,] wie bei Lähmungen der Augenmuskeln und m[an]chen Formen des Schielens, nur die eine Sehach[se] auf den zu sehenden Punkt gerichtet ist, die and[ere] bei demselben vorbeigeht, somit nur im ersten A. [der] gelbe Fleck, im zweiten eine daneben liegende St[elle] der Netzhaut von dem Bilde getroffen wird, t[ritt] immer ein störendes **Doppelsehen** (binocul[äre] Diplopie) ein. Von dem Punkte A in beistehend[er] Fig. 6 erhält das fixierende linke A. ein Bild auf de[m] gelben Flecke g, das nicht fixierende rechte A. auf einer nasenwärts von g gelegenen Stelle f. Das linke A. sieht nun A an seinem richtigen Orte, das rechte A. dagegen den Punkt A noch einmal, und zwar in A 1, also dort, wo bei richtiger Einstellung des rechten A. der Punkt A stehen müßte, um sein Bild in f zu entwerfen. Ob die Fähigkeit, die Gegenstände mit den identischen Stellen be[ider] Netzhäute einfach zu sehen, auf einer angebor[enen] anatom. Organisation beruhe, welche sich in ab[so]lut zwingender und unlösbarer Weise geltend mach[t, ist] neuerlich vielfach angezweifelt worden, und die [An]schauung gewinnt immer mehr Anhänger, da[ß der] Vorgang des Einfachsehens mit zwei A., ob[schon] anatomisch begünstigt, doch nur auf empirisch[em] Wege jene gesetzliche Gestaltung erringt, in we[lcher] er sich im Leben manifestiert. Die Identitäts[lehre] bildet mithin gegenwärtig einen Streitpunkt zwi[schen] Nativismus und Empirismus.

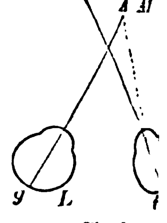


Fig. 6.

Aber die Begriffe über Anordnung, Größe, [Ge]stalt, Entfernung der Gegenstände, d. h. die [3.] Dimension des Raums, der Durchmesser der [?] der Entfernung werden nicht unmittelbar durch [das] Sehorgan gegeben, sondern beruhen auch zu[m Teil] auf Urteilen und Schlüssen, welche die Ein[drücke] anderer Sinne zur Grundlage haben. Das [Tast]organ ist es ganz besonders, welches von frü[her] Kindheit an die Gesichtseindrücke vervollständig[t und] korrigiert, sodaß die Eindrücke beider, uns unbe[wußt,] ineinander übergehen und wir mit jedem Gesi[chtseindruck] zugleich ein Urteil über Größe, Entfernung u[nd Be]schaffenheit verbinden. Die durch anhaltende Ü[bung,] verbunden mit wirklichen Messungen, erhalte[ne Fer]tigkeit und Sicherheit des Urteils nennt ma[n] Augenmaß (s. d.), welches sonach bei einigen [Men]schen feiner und sicherer sein muß als bei a[ndern.] Auf der Netzhaut bilden sich die Gegenstän[de]

nach zwei Durchmessern ab, nach der Höhe und Breite. Diese Durchmesser werden also unmittelbar wahrgenommen, während der dritte Durchmesser, der der Tiefe oder der Entfernung, nur durch Schlüsse erkannt und vom Geiste in die Anschauung der Höhe und Breite übertragen wird. Das Urteil über Größe und Entfernung fällt demnach bei einzelnen Individuen sehr verschieden aus. Daher greift das kleine Kind so gut nach dem Monde als nach einem nahe vor ihm befindlichen Lichte. Blindgeborene, die später mit Glück operiert werden, sehen alle Gegenstände mehr flächenartig gelagert und lernen erst durch allmähliche Übung, daß einige Gegenstände näher, andere ferner liegen. Hat man einmal, namentlich mit Hülfe des Tastsinnes, die dritte Dimension, den Durchmesser der Tiefe (Entfernung), die Erhabenheiten und Vertiefungen der Körper kennen gelernt, so merkt man sich die Eigentümlichkeiten, durch welche sich die Körper von drei Dimensionen (Höhe, Breite, Tiefe), oder die dritte Dimension des Raums, die Entfernung, vor solchen Körpern, die nur zwei Dimensionen haben, also nur hoch und breit sind, oder in einer Fläche nebeneinanderliegen, auszeichnen, und dann erkennt man den Durchmesser der Tiefe (das Relief der Körper) um so sicherer und bestimmter, je gesünder beide A. sind und je mehr Übung sie bereits erlangt haben.

Die Farbe der A. hängt ab von der Farbe der Regenbogenhaut (Iris), und die letztere von ihrem Gehalte an einem besondern **Pigment** oder **Farbestoff** (beim Menschen) von bräunlicher Farbe, der in körniger Gestalt in kleinen Zellen, bei blauen A. in geringerer Quantität auf der hintern Fläche der Regenbogenhaut, ebenso wie in der Aderhaut, in bräunlichen A. sowohl auf der Hinterfläche als in der Substanz in größerer Quantität, bei sehr dunkeln, braunschwärzlichen A. in sehr großer Quantität vorhanden ist. Das gefleckte Aussehen mancher A. hängt davon ab, daß der Farbestoff an einzelnen Stellen in geringern, an andern in größern Quantitäten, auch in der vordern Substanz der Regenbogenhaut angehäuft ist. Die Frage, warum viele A. eine blaue Farbe haben, ungeachtet der Farbestoff doch in allen Fällen bräunlich ist, kann nur mit der Optik beantwortet werden. Bei den blauen A., bei denen der braune Farbestoff nur auf der hintern Fläche der Regenbogenhaut liegt, befindet sich vor dieser dunkeln Lage ein dünnes, fast farbloses Häutchen, welches, wenn das Licht darauf fällt, nur die blauen Strahlen zurückwirft, dagegen alle übrigen Lichtstrahlen absorbiert. Die A. der Albinos oder Kakerlaken, d. h. der weißgeborenen Menschen und Tiere, erscheinen deshalb rot, weil solche Wesen gar kein Pigment im A. besitzen und der unter solchen Verhältnissen rote Hintergrund des A. durch die Pupille und auch durch die Regenbogenhaut durchscheint. Wird das A. eines Kakerlaken mit Ausschluß seines Pupillarteils beschattet, so wird dadurch das durch die pigmentlosen Augenhäute einfallende Licht, welches durch Diffundierung das Leuchten des Augenhintergrundes bedingt, abgeschnitten, und man sieht nun die Pupille des Albino ebenfalls schwarz.

Die Farbe der A. geht in der Regel Hand in Hand mit der Farbe der Haare und der Haut. Ist letztere dunkel, so pflegen die A., wenigstens bei reiner Menschenrasse, bräunlich oder braunschwärzlich zu sein; ist die Farbe der Haare blond, so ist die der A. blau oder blaugrünlich. Hat ein Mensch bei einer sehr dunkeln Farbe der Haut oder Haare blaue A., oder umgekehrt dunkle A. bei heller Farbe der Haut und Haare, so ist die Rasse eine gemischte. Bei der kaukas. Rasse ist die Regenbogenhaut verschiedenartig, der Hautfarbe in der Regel entsprechend; dabei sind die A. groß, rundlich geschlitzt und stehen weder sehr nahe noch weit auseinander. Die Augenbrauen sind mäßig gebogen und selten sehr buschig. Unter den kaukas. Völkern erscheinen bei den Germanen die A. groß, meist blau, oft aber auch grünlich und grau, nur bei unreiner Rasse braunschwarz. Die Mongolen haben kleine, weit auseinanderstehende A. mit dicken, nach oben und außen gerichteten, enggeschlitzten Augenlidern, dabei bräunliche Regenbogenhaut und wenig gebogene, schwach entwickelte Augenbrauen. Die Chinesen scheinen die Repräsentanten dieser Augenbildung zu sein. Die amerik. Rasse hat mäßig auseinanderstehende, länglich erscheinende, oft große, ziemlich weitgeschlitzte A., deren Schlitz meist nach außen hin schwach emporsteigt. Die Regenbogenhaut ist in der Regel dunkelbraun, feurig, blitzend. Bei der äthiop. Rasse findet man die A. in der Regel ziemlich groß, mäßig weit auseinanderstehend; die Augenlider breit, aber nicht sehr hoch geöffnet; die Regenbogenhaut dunkelbraun, die durchsichtige Hornhaut oft etwas gelb gefärbt, die Augenbrauen mäßig gebogen und meistens nicht sehr stark entwickelt. Übrigens werden alle Kinder (und dies wußte schon Hippokrates) mit blauer Farbe der Regenbogenhaut geboren, und erst früher oder später nach der Geburt, mit der weitern Entwickelung des Pigments, ändert sich die Färbung.

Die Farbe des A. bezeichnet man auch vielfach als die Ursache des geistigen Ausdrucks der A.; dies ist aber zum wenigsten eine sehr einseitige Annahme. Das A., das nervenreichste Organ, welches gewissermaßen als ein Fortsatz des Gehirns, des Seelenorgans zu betrachten ist, besitzt in der That eine hohe physiognomische Bedeutung, was schon durch die allgemein anerkannte und verständliche Terminologie, die sich in Beziehung auf den seelischen Ausdruck des A. gebildet hat, beweisen wird. Allgemein weiß und versteht man, was man mit den Ausdrücken: ein seelenvolles, sanftes, verliebtes, schwärmerisches, neidisches, strafendes A. sagen will; aber nur wenige verstehen es, sich klar zu machen, was dem A. gerade das verleiht, wodurch es den bezeichneten eigentümlichen Ausdruck im Blick erhält. Die Bedeutung und Macht des Blicks liegt nicht bloß in der Farbe und Beleuchtung, in dem Glanze, der Größe, dem Abstande beider A. voneinander, nicht bloß in der Form und Stellung der Augenlider, sondern vorzugsweise in der Art der Bewegung der A. selbst, in der Stellung und dem Fortrücken des Konvergenzpunktes der beiden Sehachsen. Weiteres über diesen Gegenstand vgl. J. Müller, «Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes» (Lpz. 1826); Ruete, «Lehrbuch der Ophthalmologie» (2. Aufl., Bd. 1, Braunschw. 1853); Schmidt-Rimpler, «Der Ausdruck im A. und Blick» (Marb. 1876), und Hersing, «Der Ausdruck des A.» (Stuttg. 1880). Die Eigentümlichkeit des kindlichen Blicks z. B. liegt einesteils in dem fast konstanten Parallelismus der Sehachsen und der größern Weite der Pupille, anderteils darin, daß beide A., ohne in der Regel ein Objekt zu fixieren, stets gleiche Abschnitte eines unendlich weiten Sehkreises beschreiben, wodurch den A. der Ausdruck

der Gedankenlosigkeit erteilt wird; erst mit zunehmendem Verstande gehen die A. aus dem Parallelismus in eine fixierende Stellung über. Der Greis dagegen verliert mit dem Triebe für die nächste Umgebung das Sehen in der Nähe; ihm ist ein relativ deutliches Gesicht, wenn er in der Jugend normale A. hatte, nur für die Ferne gesichert. Der Greis, dessen Sehweite und Neigung seiner Sehachsen für die Ferne gestellt sind, geht also dahin zurück, von wo das Kind begann, nur mit dem Unterschiede, daß das Kind aus dem fernern Sehkreise durch eigene Erziehung des Gesichtssinnes in einen nähern übergeht, während der Greis aus einem nähern Gesichtskreise in einen fernern übertritt. Der Blick in die Ferne ist daher der ethische Ausdruck in den A. des Greises. Das A. stirbt im Parallelismus der Sehachsen.

Das A. des Menschen ist nicht allein ein Spiegel der Seele, sondern auch des körperlichen Lebens, eine Beobachtung, die schon Hippokrates, der Vater der Medizin, gemacht hat, wie aus seinem Ausspruche hervorgeht: daß so wie das A. sich auch der ganze Körper verhalte. Die krankhaften Affektionen in den Systemen des Körpers wirken daher auf mannigfache Weise auf die A., und diese erkranken wiederum nicht, ohne daß sich der Reflex davon auf jene verbreitet und Störungen in denselben veranlaßt. Die Semiotik (Zeichenlehre) der A. hat, wie die Geschichte der Heilkunst nachweist, von jeher in der Beurteilung der Krankheiten eine große Rolle gespielt, aber man hat ihren Wert auch vielfach überschätzt, obgleich Hippokrates schon hervorgehoben, daß man sie nur nach dem Inhalte der ganzen Zeichenlehre beurteilen und stets alle übrigen Zeichen mit zu Hilfe nehmen solle. Das Streben der Ärzte ging meistenteils dahin, für jede besondere Krankheit ein derselben eigentümlich zukommendes und ihre Gegenwart verratendes Kennzeichen an den A. aufzufinden. Es erging demnach der Semiotik der A. auf gleiche Weise wie der Lehre vom Pulse und vielen andern Hilfsmitteln der Diagnose, von denen wir anerkennen müssen, daß sie bei richtiger Handhabung viel zu Erkennung und Vorhersage beizutragen vermögen, ohne daß sie, für sich allein genommen, ausreichende Zeichen für bestimmte Krankheiten liefern. Vgl. Helmholtz, «Handbuch der physiol. Optik» in «Allgemeine Encyklopädie der Physik» (Bd. 9, Lpz. 1866). Vgl. ferner die Artikel **Augenheilkunde**, **Augenkrankheiten**, **Augenpflege**.

Auge, künstliches, besteht aus einer aus Email gefertigten Schale, welche die Gestalt der äußern Oberfläche des vordern Drittels des menschlichen A. besitzt, und auf deren Mitte die Regenbogenhaut in entsprechender Farbe und die Hornhaut mit der dem menschlichen A. zukommenden Wölbung angebracht sind. Das künstliche A. soll, soweit möglich, ein verloren gegangenes natürliches A. ersetzen, und hat nicht bloß einen kosmetischen, sondern auch einen der Heilkunde dienenden Zweck. Zunächst dient das künstliche A., um dem entstellenden und für viele Menschen schreckhaften Anblick der Einäugigkeit abzuhelfen, also dem mit Verlust eines A. Behafteten das Wiedereintreten in alle gesellschaftlichen Beziehungen möglich zu machen. Ein genau angepaßtes und sonst gutgewähltes künstliches A. leistet in dieser Hinsicht so Vollkommenes, daß nicht nur Laien, sondern selbst Ärzte das Kunstprodukt nicht zu erkennen vermögen. Es macht die innerhalb gewisser Grenzen vom gesunden A. ausgeführten Bewegungen mit und wird beim Schließen der Augenlider von diesen so vollkommen wie das gesunde A. bedeckt. Auch bewirkt ein gut angepaßtes künstliches A. dem Träger keineswegs das Gefühl des Drucks durch einen fremden Körper. Der Augenarzt wendet das künstliche A. aber auch an, um das durch Entzündung verloren gegangene und zum Stumpf zusammengeschrumpfte A. von äußern Schädlichkeiten (Rauch, Staub) sowie vor der oft reizenden Einwirkung der Augenwimpern (beim Einwärtsrollen der Augenlidränder) zu schützen, und kein anderes Mittel leistet hierin bessere Dienste. Das künstliche A. kann überdies von dem Träger selbst bei nur einiger Übung leicht in die Augenhöhle eingesetzt und aus derselben wieder entfernt werden. Letzteres geschieht natürlich stets für die Nacht, ehe man sich zur Ruhe begibt. Vgl. Ritterich, «Das künstliche A.» (Lpz. 1852). Die Zerbrechlichkeit der Glasaugen, die namentlich bei jüngern Kindern ihren Gebrauch bedenklich macht, hat in neuerer Zeit Anlaß gegeben, künstliche A. von Celluloid und Vulkanit anzufertigen.

Ein anderes künstliches A. ist das für Demonstrationen, d. h. für Lehrzwecke bestimmte sog. Ophthalmophantom. Dieses besteht aus einem Modell, aus Holz, Elfenbein oder einem andern Material verfertigt, welches den anatom. Bau des natürlichen A. in seinen wesentlichen Teilen, sowie die optische Wirksamkeit desselben versinnlichen soll. Dasselbe besitzt annähernd, wie das natürliche, die Gestalt einer Kugel, welcher vorn ein Segment fehlt, an dessen Stelle die stärker gewölbte, uhrglasförmige Hornhaut aufgesetzt ist. Die verschiedenen Häute des natürlichen A., die Lederhaut (sclerotica), die nach vorn in die Hornhaut (cornea) übergeht, die Aderhaut (chorioidea), die nach vorn in die Regenbogenhaut (iris) mit dem Centralloch (pupilla) übergeht, und die Netzhaut (retina) werden am Modell durch ebenso viele konzentrisch ineinandergeschachtelte Lagen vorgestellt. Bei vollständigen Modellen müssen außerdem auf der die Aderhaut vorstellenden Lage die quirlförmigen Gefäße mit ihrem charakteristischen Verlaufe, auf der Lage der Netzhaut die Eintrittsstelle des Sehnerven mit den daraus entspringenden Centralgefäßen sowie die Stelle des deutlichsten Sehens, der sog. gelbe Fleck (macula lutea), verzeichnet sein. Hinter dem die Regenbogenhaut darstellenden, in der Mitte durchbrochenen Diaphragma folgt eine Glaslinse, welche der natürlichen Krystallinse entspricht und wie diese an ihrer Hinterfläche stärker gewölbt ist als an ihrer Vorderfläche. Am hintern Pole des Modells ist in einen kreisförmigen Ausschnitt eine verschiebbare Röhre eingepaßt, in welcher ein mattgeschliffenes Glastäfelchen steht. Durch diese Vorrichtung können im künstlichen A., wie in einer Camera obscura, umgekehrte kleine Bilder von Objekten auf der Glastafel erzeugt und so die im natürlichen A. in ganz gleicher Weise bestehenden optischen Verhältnisse zur Anschauung gebracht werden. Die Accommodation im menschlichen A. wird dabei durch Verschiebbarkeit der Röhre ersetzt. Ein solches Modell, welches den Bau des A. in allen seinen Teilen auf das vollkommenste veranschaulicht, wurde von Ruete angegeben. Von demselben Forscher wurde auch ein anderes Instrument konstruiert, welches hauptsächlich die Funktionen der sechs Augenmuskeln erläutert, und von ihm deshalb Ophthalmotrop genannt. Vgl. Ruete, «Ein neues

Ophthalmotrop» (Lpz. 1857). Ähnliche dem gleichen Zwecke dienende Apparate sind in vervollkommneter Weise später auch von andern (Wundt, Knapp, Emmert u. s. w.) konstruiert worden.

Auge (der Pflanzen), s. unter *Knospe*.

Augenachse, s. unter *Auge*, S. 198.

Augenbutter, s. unter *Auge*, S. 198.

Augendres Schießpulver, *weißes Pulver*, eine Mischung von 50 Teilen chlorsaurem Kali, 25 Teilen Blutlaugensalz und 25 Teilen Zucker, unterscheidet sich von gewöhnlichem Pulver durch höhere Wirksamkeit, niedrigere Flammentemperatur, geringern Rückstand beim Verbrennen, geringere hygroskopische Eigenschaften; andererseits soll aber die Anfertigung desselben mit noch größern Gefahren verbunden sein als die des gewöhnlichen Pulvers. Dies und der höhere Preis ist wohl Ursache der bisher noch nicht erfolgten technischen Verwendung desselben. Vgl. Kerl u. Stohmann [Muspratt], »Encyklopäd. Handbuch der technischen Chemie« (3. Aufl., Bd. 5, Braunschw. 1877).

Augenentzündung (grch. Ophthalmie). Gewöhnlich unterscheidet man die innern A., die in den innern Häuten und Geweben des Auges ablaufen, von den äußern (speziell Ophthalmien genannt), welche die äußerlich sichtbaren Teile des Auges (Lider, Bindehaut, Hornhaut) betreffen. Von allgemeinerm Interesse sind besonders die Krankheiten der Bindehaut. An derselben unterscheidet man eine *phlyktänöse* Entzündung (Auftreten kleiner Pusteln auf der Augapfelbindehaut), die *katarrhalische* (Vermehrung der Schleimsekretion), die *blennorrhoische* (starke Schwellung der Lider, Wucherung der Lidbindehaut, massenhafte Eitersekretion), zu welcher auch die Augenentzündung der Neugebornen (Ophthalmia neonatorum) gehört, die *kruppöse* (Auflagerung kruppösen Exsudats auf die Oberfläche der Bindehaut), die *diphtheritische* (Einlagerung diphtheritischen Exsudats in das Gewebe der Bindehaut), die *granulöse* (Entwickelung fleischwärzchenähnlicher Granulationen), die *follikuläre* (Trachoma, Auftreten von froschlaichartigen Körnern). Mit Ausnahme der phlyktänösen sind alle Entzündungsarten der Bindehaut infektiös, und zwar haftet das Kontagium zunächst an den von dem Entzündungsprozeß gelieferten Sekreten. Der Grad der Kontagiosität ist bei akuten Entzündungsformen, außerdem bei denen, die mit stark eiteriger Sekretion oder mit Follikel- und Granulationsbildung einhergehen, ein besonders hoher. Von sämtlichen Augenerkrankungen sind es daher vorzugsweise die Entzündungen der Bindehaut, welche endemisch (z. B. in Ägypten) und epidemisch vorkommen. Die Geschichte solcher Epidemien lehrt mit Evidenz, daß bei Verbreitung der Erkrankung außer der direkten Übertragung des Krankheitsstoffs von Individuum zu Individuum auch noch eine allgemeine, zu gleichen oder ähnlichen Erkrankungsformen führende Disposition, vielleicht auch ein Luftkontagium thätig ist. (S. *Ägyptische Augenentzündung*.) Die Epidemien konstituieren sich nicht immer aus derselben Entzündungsform, sondern zeigen innerhalb ihrer Ausbreitung die verschiedensten Entzündungsformen und Grade und können bald ziemlich spurlos, bald sehr verheerend verlaufen, je nachdem vorwaltend die leichtern (katarrhalischen) oder schwerern (trachomatösen, granulösen, blennorrhoischen, kruppösen, diphtheritischen) Entzündungsformen in ihnen vertreten sind. Auch die Übertragung krankhafter Sekrete von andern Schleimhäuten des Körpers (am häufigsten von der Urethral- und Vaginalschleimhaut bei Tripper und weißem Fluß) auf die des Auges kann die schwersten (sog. gonorrhoischen) Entzündungen der Bindehaut hervorrufen. So wird auch die unter dem Namen der Blennorrhöe der Neugeborenen bekannte, oft sehr zerstörend wirkende Augenerkrankung lediglich durch den Kontakt des kindlichen Auges mit den Sekreten der mütterlichen Geburtswege ins Leben gerufen. Die sehr große Bedeutung der Bindehautentzündungen liegt zunächst in der durch dieselben bedingten Bedrohung (Verschwärung) der Hornhaut. Keine Erkrankungsform des Auges liefert zu Schwachsichtigkeit (durch zurückbleibende Hornhautnarben) und Erblindung (durch totale Zerstörung der Hornhaut) ein so großes Kontingent als die schwerern Formen der Bindehautentzündungen. Völlig unheilbare Erkrankungszustände entstehen nicht selten auch durch die infolge derselben entstandenen Schrumpfungsprozesse der Bindehaut (so namentlich nach Trachoma). Prophylaktischen Schutz gegen die Bindehautentzündungen gewähren im allgemeinen: Sorge für reine Luft, daher gute Ventilation in stark gefüllten Räumen, Vermeidung solcher Orte, deren Atmosphäre mit irritierenden Stoffen verunreinigt ist, sorgfältige Fernhaltung aller infektiös einwirkenden Materien, besonders der Sekrete der Bindehaut anderer Augenkranker oder kranker Schleimhäute überhaupt, die durch Schwämme, Waschwasser, Handtücher u. s. w. leicht übertragen werden können.

Augenglas, s. *Okular*.

Augengneis, ein Gestein der azoischen Schichtenreihe des Erzgebirges, des bayr.-böhm. Grenzgebirges, Skandinaviens und anderer Länder, welches sich von dem normalen Gneis dadurch unterscheidet, daß in ihm zahlreiche große Orthoklasausscheidungen von aufgebläht-linsenförmiger Gestalt auftreten, deren Umrissen sich Glimmerlamellen anschmiegen, wodurch auf dem Querbruche augenartige Zeichnungen entstehen.

Augenheilkunde (*Ophthalmologie, Ophthalmiatrik*) wurde schon vor Celsus' Zeit in Alexandria von einer eigenen Klasse von Ärzten, Ophthalmologen oder Ophthalmiatriker genannt, kultiviert. Während des Mittelalters war dieser Zweig der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt, und wie traurig es mit derselben noch gegen Ende des 16. Jahrh. stand, beweist die aus jener Zeit erhaltene, den damaligen wissenschaftlichen Zustand der Ophthalmologie charakterisierende Bearbeitung der Augenkrankheiten von Bartisch von Königsbrück, in welcher Zauberei und böse Geister noch eine große Rolle spielen. Welch unklare Vorstellungen zu dieser Zeit über die Begründung der Sehstörungen noch herrschen mußten, dürfte unter anderm schon daraus hervorgehen, daß Scheiner erst Anfang des 17. Jahrh. in der Netzhaut das Licht percipierende Organ, für welches man bis dahin die Krystalllinse gehalten hatte, erkannte, während fast zu gleicher Zeit Kepler die dioptrische Bedeutung der letztern nachwies. Gegen Ende des genannten und im Laufe des 18. Jahrh. beginnt sich bei engl., franz. und deutschen Ärzten ein neues Interesse für Ophthalmologie zu regen, und namentlich war es der operative Teil derselben, der während dieses Zeitraums eine fruchtbare Begründung erfuhr. In der Gegenwart hat sich die A., begünstigt durch die

weittragenden Forschungen der Physiologen, vor allem eines Helmholtz, und unter der Pflege genialer Ärzte und Chirurgen, die Stellung einer exakten Wissenschaft zu erobern gewußt. Entkleidet von dem geistlosen Empirismus früherer Zeiten zählt sie zu ihren Hilfswissenschaften jetzt Mathematik, Physik, allgemeine Pathologie und pathol. Anatomie. Kaum dürfte in einem andern Fache der ausübenden Medizin die physiol. Erkenntnis die praktische Leistungsfähigkeit so unmittelbar bestimmt haben, als es hier der Fall ist. Die zunehmende Anhäufung des wissenschaftlichen Inhalts der Ophthalmologie, die besondere Methode der Forschung, welche sie verlangt, begründete die Notwendigkeit einer besondern Vertretung derselben an den Universitäten, und wenn anfangs von einigen Seiten befürchtet wurde, daß diese Spezialisierung die Beziehungen der A. zu dem großen mediz. Mutterkörper in bedenklicher Weise lockern könnten, so beweisen vielmehr die Thatsachen, daß seit jener Zeit eine bei weitem förderndere Wechselwirkung zwischen beiden stattfindet, als es je früher der Fall war. So hat beispielsweise die Untersuchung der Augen bei Krankheiten des Herzens, der Nieren, der nervösen Centralorgane in diagnost. und prognost. Beziehung eine ungemein wichtige Bedeutung erhalten.

Die feinere Entzündungs- und Gewebsveränderungslehre hat ferner am Auge durch das Mikroskop eine ganz wesentliche Vervollkommnung erfahren und der ophthalmolog. Lehrstuhl ist durch die Darlegung dieser Veränderungen am lebenden Menschenauge zu einem mächtigen Assistenten der innern Medizin wie der Chirurgie im Fache der Entzündungslehre geworden. Die vordem vollkommen verworrenen und irrigen Ansichten über Brillengebrauch sind mit mathem. Klarheit gelichtet, die optischen Hilfsmittel gegen allerlei Gebrechen der Augen, welche die Träger derselben nicht selten zur Unthätigkeit verurteilten, wesentlich vermehrt. Dabei ist die gegen eine große Anzahl von Augenerkrankungen zur Verwendung kommende operative Kunst eine immer feinere und leistungsfähigere geworden. Die früher unfehlbar zu unheilbarer Erblindung führenden glaucomatösen Erkrankungen sind durch einen von Albr. von Gräfe gelehrten operativen Eingriff, falls derselbe rechtzeitig vorgenommen wird, gegenwärtig heilbar.

In Deutschland besitzen, nachdem Berlin, Göttingen, Leipzig, München mit der Errichtung ophthalmolog. Lehrstühle vorausgegangen, jetzt sämtliche Universitäten Professoren der A., an deren Namen: Becker, Coccius, Förster, Alfr. Gräfe, von Hippel, Jacobson, Kuhnt, Laqueur, Leber, Manz, Michel, Nagel, Rothmund, Sämisch, Sattler, Schirmer, Schmidt-Rimpler, Schweigger, Völkers, Zehender, sich wesentliche Fortschritte der Wissenschaft knüpfen. Außer den genannten sind die fruchtbarsten Förderer der A. seit dem Anfange des 19. Jahrh. gewesen: Beer, Himly, von Gräfe der Ältere, von Walther, Langenbeck, Strohmeyer, Dieffenbach, Jüngken, Rosas, von Jäger der Ältere, Fischer, Ritterich, von Ammon, Ruete, Sichel und Desmarres (in Frankreich), Mackenzie, Bowman, Critchett (in England), Donders (in Holland), von Wecker, Böhm, Arlt, von Jäger der Jüngere, Hasner, Stellwag von Carion, Knapp, Berlin, Mooren, Ad. Weber, Liebreich, Pagenstecher u. a., vor allen aber Albrecht von Gräfe. Eine vollständige Geschichte der A. von A. Hirsch ist in dem von Alfr. Gräfe und Sämisch herausgegebenen «Handbuch d[er] gesamten A.» (7 Bde., Lpz. 1874—80) erschiene[n]. Über die weitere Litteratur s. unter Auge[n]krankheiten.

Augenhöhle, s. unter Auge, S. 197.

Augenkrankheiten. Das Auge ist nicht blo[ß], wie Hippokrates sagt, ein Spiegel der Seele, so[n]dern auch des Körpers, indem alle wichtigern E[le]mentargebilde des Organismus in seiner Zusa[m]mensetzung wiederkehren. Daher ist auch das Au[ge] der Sitz sehr zahlreicher Krankheiten, ganz abgeseh[en] davon, daß es durch seine Lage und seine Funkti[o]nen mehr als andere Organe den äußern Schädli[ch]keiten ausgesetzt ist, und daher sehr häufig me[hr] oder weniger eingreifende Verletzungen erleide[t]. Die mannigfachen Störungen, welche die A. m[it] sich bringen: Trübung des Gesichts bis zur Blin[d]heit, Schmerzen, Thränenfließen, vielfach au[ch] die Entstellung des Antlitzes bei manchen A., führ[en] die Patienten frühzeitig zum Arzt und erklären d[ie] auffällig große Zahl der zur Beobachtung komme[n]den Augenkranken, die infolge der von unserer ga[n]zen Lebens- und Erwerbsweise an die Augen g[e]stellten hohen Anforderungen scheinbar immer i[m] Steigen begriffen ist. Mit Erfolg hat man neue[r]dings besondere Anstalten zur Heilung Augenkranke[r] und auf Universitäten besondere Kliniken für diese[s] Fach eingerichtet. Sehr mannigfach sind die Fehle[r] und Erkrankungen des Auges: Bildungsfehler (z. B. Cyklopenauge, gespaltene Iris): Entzündungen de[r] verschiedenen Augengebilde (z. B. der Augenlider, der Augenbindehaut, der Hornhaut, der Lederhaut, der Gefäßhaut, der innern Augenhäute u. s. w.) und deren Folgen (Eiterungen, Geschwüre, Ablag[e]rungen, Trübungen, Verwachsungen u. s. w.), En[t]artungen (z. B. Augenkrebs, Schwamm), Lageve[r]änderungen (z. B. Umstülpung des Augenlid[s], Heraustreten des Augapfels, Schielen); dann Ne[r]venkrankheiten des Auges (wie Lichtscheu, Auge[n]schmerz, Feuer- und Fleckensehen, schwarzer Sta[r], Lähmung und Krampf der Augenlider), grau[er] Star, grüner Star u. s. w.

Die Litteratur über die A. ist sehr groß und rei[ch] an tüchtigen Werken. Vgl. Beck, «Handbuch d[er] Augenheilkunde» (Heidelb. 1832); Rosas, «Han[d]buch der theoretischen und praktischen Augenhe[il]kunde» (3 Bde., Wien 1830); Stöber, «Manuel pr[a]tique d'ophthalmologie» (Par. u. Straßb. 1834); Jüngken, «Lehre von der Augenheilkunde» (3. Aufl., Berl. 1842); Andreä, «Grundriß der gesamt[en] Augenheilkunde» (2 Bde., Magdeb. 1837—39); Ruete, «Lehrbuch der Ophthalmologie» (2. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1854—55); Arlt, «Die Kran[k]heiten des Auges, für praktische Ärzte» (3 Bde., Prag 1859); Pilz, «Lehrbuch der Augenheilkund[e]» (Prag 1859); Deval, «Traité théorique et pratiq[ue] des maladies des yeux» (Par. 1861); Mackenz[ie], «Traité pratique des maladies de l'oeil» (a[us] dem Englischen, 4. Aufl., Brüssel 1862); Se[…] «Handbuch der gesamten Augenheilkunde», fort[ge]setzt von Zehender (Erlangen 1862); Stellwag v[on] Carion, «Augenheilkunde» (Wien 1864); Weck[er], «Traité des maladies des yeux» (Par. 186[…]); Schweigger, «Handbuch der speziellen Augenhe[il]kunde» (3. Aufl., Berl. 1875). Das umfassend[ste] Werk über normale und pathol. Zustände des Au[ges] ist das «Handbuch der gesamten Augenheilkun[de]» (redigiert von Alfr. Gräfe und Sämisch, 7 Bde., Lpz. 1874—80). Eine reformierende Rolle spi[…]

das von Albr. von Gräfe, Arlt und Donders 1854 begründete «Archiv für Ophthalmologie». Außerdem erschienen in Deutschland noch folgende period. Fachzeitschriften: Zehender, «Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde»; Knapp und Schweigger, «Archiv für Augenheilkunde»; Nagel, «Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie» (herausg. von Michel); Hirschberg, «Centralblatt für praktische Augenheilkunde».

Augenlider, s. unter **Auge**, S. 198.

Augenmaß nennt man die Fähigkeit, die Größe einer Entfernung, eines Winkels, einer Menge, eines Raums oder Körpers, oder auch das Gewicht einer Masse durch den bloßen Anblick, ohne Beihilfe besonderer Meßinstrumente, zu bestimmen. Das A. ist desto richtiger und schärfer, je näher das gewonnene Resultat mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Durch anhaltende und zweckmäßige Übung kann man ein sehr sicheres A. erlangen, was nicht bloß im praktischen Leben von entschiedenem Nutzen, sondern für viele, besonders für Zeichner, Maler, Bildhauer, Architekten sowie für einzelne Handwerker, z. B. die Fleischer, bei denen die richtige Abschätzung des Gewichts eines Stücks Schlachtvieh fast überall einen Teil des Meisterstücks ausmacht, in den meisten Fällen unerläßlich ist. Ganz unentbehrlich aber wird es für den Feldmesser, Ingenieur und Militär zur schnellen Entwerfung von Plänen und Karten, bei der Anordnung von Truppenmassen, bei der Abschätzung der feindlichen Heeresabteilungen, zur Ermittelung der Abstände zu beschießender Punkte u. s. w. Man führt die bei den Bestimmungen durch A. zu beobachtenden Umstände auf gewisse Regeln zurück, welche nach der Verschiedenheit der zu messenden Objekte natürlich verschieden sind. Der Forstmann, welcher die Höhe und den Holzgehalt eines Baums durch das bloße A. finden will, hat andere Erfahrungssätze zu beobachten als der Militär, welcher die Stärke einer Truppenabteilung u. s. w. ermitteln soll. Jene Fähigkeit, Größen und Entfernungen richtig zu schätzen, ist zum großen Teil eine Funktion des binokularen Sehens. Einäugige besitzen sie in viel geringerm Grade.

Augenmuskeln, s. unter **Auge**, S. 197.

Augennichts (Nihilum album) ist die volkstümliche Bezeichnung für Zinkblüten (Zinkoxyd), als Augenmittel angewandt.

Augenpflege oder **Diätetik des Auges**. Obgleich das Auge einen hohen Grad von Selbständigkeit besitzt, bleibt es doch als Teil des Organismus von diesem abhängig. Der Zustand der Augen ist daher vom Zustande der Ernährung im allgemeinen, vom Nerven- und Blutsysteme abhängig. Besondere Beziehungen, welche auf die Gesundheit des Auges Einfluß haben, finden noch mit dem Gehirn, den Verdauungswerkzeugen, den Zeugungsteilen, den Nieren, der Haut und der Nasenschleimhaut statt. Jede körperliche Schwäche, besonders wenn sie mit Aufregung des Nervensystems verbunden, bedingt erhöhte Empfindlichkeit der Augen gegen Anstrengung, gegen helles Licht und gegen helle Farben. Man vermeide deshalb nach starken Blutverlusten und in der Rekonvalescenz nach schweren Krankheiten anhaltendes Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w., und sorge für gemäßigtes Licht und sanfte Farben in den Zimmern. Nervenschwache, Hysterische, Hypochonder müssen besondere Aufmerksamkeit auf die Schonung ihrer Augen verwenden, weil bei ihnen infolge allgemein erhöhter Nervenreizbarkeit auch die des Auges gesteigert ist und sie nicht selten an andauernden Blendungsbildern und andern krankhaften Gesichtserscheinungen zu leiden haben. Erhaltung eines regelmäßigen Blutumlaufs im Körper trägt sehr viel zur Gesundheit der Augen bei. Man vermeide darum alles, was Blutanhäufung im Kopfe hervorrufen könnte, also enge Kleidungsstücke, besonders zu enge Halsbinden. Man halte auf leichtverdauliche Kost, auf regelmäßige Leibesöffnung, unterlasse den unmäßigen Genuß geistiger Getränke und des Tabaks, verbinde mit der Sorge für warme Füße die hinreichende Bewegung im Freien und beobachte aufrechte Haltung beim Arbeiten. Russische oder Dampfbäder sind bei solchen, welche zu Blutkongestion nach den Augen geneigt sind, zu vermeiden. Die Abhängigkeit der Augen vom Gehirn verbietet geistige Anstrengungen, wenn die Augen schwach sind. Zu langer Schlaf schadet den Augen, noch mehr aber zu kurzer. Übermäßiger oder unzeitiger Geschlechtsgenuß schwächt selbst das gesündeste Auge, und muß dies selbstverständlich in noch viel höherm Grade bei schwachen Augen thun. Erkältung und Störung der Hautthätigkeit ist als eine der allgemeinsten Schädlichkeiten für das Auge zu betrachten. Kaltes Waschen bei schwitzendem oder ausdünstendem Gesicht, wie des Morgens unmittelbar nach dem Erwachen, ist deshalb zu vermeiden; auch trage man dafür Sorge, daß zur Gewohnheit gewordene Fußschweiße nicht plötzlich durch Erkältung der Füße unterdrückt werden. Ein notwendiges Erfordernis zur Erhaltung gesunder Augen ist es ferner, dieselben von Schmutz und getrocknetem Schleim rein zu erhalten. Leute, welche viel im Rauch oder unreiner Luft, z. B. in Pferdeställen, Gerbereien u. s. w., zubringen, sollen sich die Augen öfters mit reinem Wasser auswaschen. Man vermeide das Trocknen von Wäsche in Wohnzimmern, das Stehenlassen von Nachtgeschirren, indem sich dabei ammoniakalische Dünste entwickeln, welche Augen und Lunge benachteiligen. Ist ein fremder Körper ins Auge eingeflogen, so reize man das Auge nicht zu lange durch Selbstversuche, denselben zu entfernen, sondern lasse dies sobald als möglich von einem Arzte bewerkstelligen. Am dringendsten erheischt das Einfliegen von ätzenden Substanzen, wie Kalk, ferner von Glas- oder Eisensplittern, ärztliche Hilfe. Kinder bewahre man sorgfältig vor Spielen mit explodierenden Stoffen (Zündhütchen, Knallbonbons, Pulver u. s. w.). Beim Anzünden eines Streichhölzchens gewöhne man sich an, die Augen zuzukneifen, beim Entkorken von Selterswasser- und Champagnerflaschen u. s. w. richte man letztere so, daß der Pfropf nicht ins Gesicht geschleudert werden kann. Die Führung schneidender Instrumente sei, wenn dieselben größere Widerstände zu überwinden haben, stets derart, daß die Schneide im Fall eines Abgleitens nicht die Gesichtsfläche verletzen kann.

Von der größten Wichtigkeit ist die Regelung der Lichteinwirkung aufs Auge, indem das Licht sowohl bei zu starker und zu schwacher als auch bei ungleicher Verteilung nachteilig einwirken kann; ebenso zeigt sich der schnelle Wechsel zwischen starkem und schwachem Lichte nachteilig. Zu starkes Licht überreizt, schwächt, ja kann selbst die Sehkraft lähmen. Man arbeite deshalb nie im freien Sonnenlichte. Die schädliche Einwirkung des Anschauens der Sonne ist bekannt und ebenso, daß dadurch schon plötzliche Blindheit entstanden ist. Frauen schützen sich deshalb

zweckmäßig im Freien gegen zu starkes Sonnenlicht durch Sonnenschirme von leichtem grauen, blauen oder braunen Zeuge, durch Hüte mit großen Schirmen, welche inwendig mit glanzlosem Zeuge von brauner, grauer oder blauer Farbe ausgeschlagen sind, oder durch ähnlich gefärbte Schleier; letztere dürfen weder geblümt noch gemustert sein und müssen weit genug vom Gesicht abstehen. Gegen Licht sehr empfindliche Augen können sich außerdem sowohl im Freien als auch im Zimmer der schwach grau- oder blaugefärbten Planbrillen bedienen. Während des Schlafs ist vollständige Dunkelheit den Augen am wohlthätigsten, doch muß man darauf sehen, daß die Dunkelheit nicht plötzlich, sondern allmählich in die Tageshelle übergehe. Das Schlafzimmer soll deshalb nicht gegen Morgen liegen; auf jeden Fall aber muß das Bett so stehen, daß das Gesicht der dem Fenster gegenüberliegenden Wand zugekehrt ist. Muß ein Nachtlicht gebrannt werden, so stelle man es so, daß dessen Strahlen das Auge nicht direkt treffen können. Ein starkes Licht wirkt auf die Augen um so nachteiliger, von je geringerm Umfange und in je dunklerer Umgebung es ist. Es ist auch als eine schädliche Angewohnheit zu betrachten, wenn manche beim Nachdenken absichtslos in eine Lichtflamme starren. Die außerordentlich nachteilige Einwirkung des schnellen Wechsels von hellem Licht und Dunkelheit zeigt sich am deutlichsten beim Blitz. Man vermeide, in den Blitz zu schauen, besonders des Nachts, zünde vielmehr bei einem nächtlichen Gewitter Licht an. Ebenso soll sich ein empfindliches Auge des Abends, wenn Licht angebrannt wird, einige Zeit beschatten oder vom Licht abwenden, bis es sich nach und nach an die größere Helligkeit gewöhnt hat. Nicht gleichgültig ist es, von welcher Seite das Auge sein Licht erhält. Am wohlthätigsten ist das von oben kommende, lästiger das horizontal einfallende, am nachteiligsten das von unten kommende Licht, besonders wenn es von hellfarbigen Körpern reflektiert wird. Ist daher das Wohn- oder Arbeitszimmer durch Sonnenlicht oder durch reflektiertes Licht erleuchtet, so verdunkle man die untere Hälfte des Fensters durch graue oder grüne Behänge.

Eine wichtige Frage ist die, auf welche Art künstliche Beleuchtung für das Auge am zweckmäßigsten einzurichten sei. Als allgemein gültige Grundsätze lassen sich folgende aufstellen: Die Lichtquelle muß den zu erleuchtenden Raum möglichst gleichmäßig und intensiv erhellen, und es darf deshalb die Lichtflamme nie durch blecherne, für das Licht undurchdringliche Schirme überdeckt sein, weil durch diese für das Auge nachteilige starke Kontraste zwischen hellerleuchteten und ganz verdunkelten Stellen hervorgerufen werden. Intensiv leuchtende Flammen, wie die des Gaslichts, müssen womöglich, des ruhigen Brennens wegen, mit Glascylindern und, um ihren blendenden Anblick zu vermeiden, mit Glocken oder Cylindern von bläulichem Milchglas überdeckt sein. Blendende Lampengestelle von Messing sind zweckmäßig durch dunkel lackierte, bronzene oder solche von Gußeisen zu ersetzen. Bei aller Art der Beleuchtung, besonders der durch Gas, sorge man dafür, daß der Kopf des Arbeitenden nicht von der strahlenden Wärme des Beleuchtungskörpers getroffen wird. Für größere Räume, wie öffentliche Lokale, Comptoirs und größere Wohnzimmer, ist jedenfalls die Erleuchtung durch Gaslicht, das dem Sonnenlichte seinen physik. Eigenschaften nach a… nächsten steht, am zweckmäßigsten. Nur muß m… wegen der stark blendenden Eigenschaft der Ga… flamme, besonders wenn dieselbe nicht hoch gen… angebracht werden kann, darauf sehen, daß d… direkte Licht der Flamme nicht das Auge treffe, so… dern daß dasselbe durch Schirme von bläuliche… Milchglas gemildert sei. Nach dem Gas verdien… das Photogen, Solaröl, Petroleum und ähnli… Öle als Beleuchtungsmaterial den Vorzug, w… die Helligkeit ihrer Flamme dem Gas am nächst… steht. Da die bisweilen angewandten kugelförm… gen Schirme von weißem, mattem Glase für d… Augen ungemein blendend wirken, so sind sie jede… falls noch durch einen Schirm von grauem od… blauem Papier zu überdecken. Bei der Verwe… dung des elektrischen Lichts müssen die außerorden… lich intensiv leuchtenden Brenner natürlich ebe… falls durch Milchglasglocken abgeblendet werde… Kerzenlicht steht dem Lichte einer gutbrennend… Lampe nach, indem ersteres viel geringere Leuc… kraft besitzt, unruhig brennt und dabei nicht a… gleicher Höhe gehalten werden kann. Werden Ke… zen angewandt, so verdienen die am ruhigsten bre… nenden, am hellsten leuchtenden und des Putze… nicht bedürfenden Wachs- und Paraffinkerzen de… Vorzug. Zweckmäßig ist es, zwei Kerzen, nicht z… weit voneinander, vor sich oder, beim Schreiben… etwas links zu stellen. Nachteilig für das Sehver… mögen ist das Lesen im Gehen und Fahren sowi… in der Dämmerung und beim Mondschein. Auc… vermeide man bei Auswahl der Bücher möglich… jene mit kleinem scharfen Druck auf blendendweiße… Papier, weil hier das Auge leicht ermüdet und ba… zu schmerzen anfängt. In Bezug auf weibliche A… beiten ist bekannt, daß alle diejenigen, welche e… unverwandtes Blicken auf die Arbeit erforder… das Auge mehr anstrengen, als die mehr mechani… geübten. Sehr anstrengend sind feine Stepparb… ten, Haar- und Perlstickereien, andere feine Stic… reien sowie Nähen in dunkeln Stoffen und auf N… maschinen. Solche Arbeiten sollten nur bei … günstigsten Beleuchtung, d. h. bei Tageslicht, v… zogen, nie zu lange hintereinander, am allerwen… sten aber, wie dies oft geschicht, bei künstlicher … leuchtung bis in die späten Nachtstunden fortges… werden. Überhaupt mache man es sich zur Reg… anstrengende Arbeiten möglichst bei Tageslicht… betreiben, und dabei, wenn es angeht, mit weni… anstrengenden abzuwechseln.

Für die Pflege des Auges von großer Wichtigk… ist auch die rechtzeitige und zweckmäßige Anwendu… der Brillen. Als Brillenbedürftige sind Weitsichti… Kurz- und Übersichtige und Astigmatiker zu bezei… nen. Für gesunde und fehlerfreie Augen ist der G… brauch jeder Brille verwerflich und die Meinu… daß durch den Gebrauch einer solchen das A… länger konserviert werden könne, eine irrige. … den Bedürftigen dagegen kann man eine pass… gewählte Brille in Wahrheit als Konservatio… brille bezeichnen, denn sie bewahrt sein Auge … Überanstrengung und erhält es dadurch gesu… Der Weitsichtige soll sich dann einer Brille be… nen, wenn er bemerkt, daß er am Tage Drucksch… nicht mehr so bequem und in derselben Entfernu… vom Auge wie sonst zu lesen vermag, und daß … Druck zeitweise zu verschwimmen scheint. Gewö… lich treten diese Zeichen noch früher abends bei kü… licher Beleuchtung ein, weil letztere, weit schwä… als das Tageslicht, eine größere Annäherung

Druckschrift an das Auge als am Tage erfordert. Kurzsichtige pflegen deshalb wohl auch, um die Beleuchtung möglichst intensiv zu machen, das Licht zwischen Gesicht und Buch, nahe an letzteres, zu schieben. Ist dieser Zustand eingetreten, so säume man nicht, sich eine passende Konvexbrille zu verschaffen, da man sonst Gefahr läuft, das Auge wirklich zu schwächen. Die Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel aus Nachlässigkeit oder Eitelkeit ist um so bedenklicher, als in vielen Fällen ein früher Eintritt jener Erscheinungen durchaus nicht mit dem Verfall des Organismus überhaupt Hand in Hand geht, sondern in einem ursprünglich flachern Bau des Auges begründet sein kann. Kurzsichtige haben sich, um das schädliche, zu Kongestionen Veranlassung gebende Vorbeugen des Kopfes zu umgehen, einer passend gewählten Konkavbrille beim Lesen und Schreiben zu bedienen, wenn sie das Buch dem Auge näher als 30 cm bringen müssen, um deutlich zu sehen, und gewöhnlich noch einer zweiten stärkern zum deutlichen Sehen in die Ferne. Schwach Kurzsichtige, welche in etwa 30 cm Entfernung und weiter gewöhnlichen Druck noch lesen, doch auf Stubenlänge nicht mehr deutlich sehen können, bedürfen bloß einer Brille für die Ferne. Übersichtigkeit ist ein angeborener Fehler, den der Arzt zu erkennen und zu beurteilen hat. Dieselbe kann indes an Kindern dann vermutet werden, wenn deren Augen, bei äußerlich gesundem Aussehen, Druckschrift nur nahe am Auge, aber dennoch nur mühsam und unter baldiger Ermüdung zu lesen vermögen, oder wenn sie unter der Herrschaft schärferer Sehintentionen (periodisch) nach innen zu schielen beginnen. Beiden Störungen kann durch Verordnung geeigneter Konvexgläser begegnet werden, deren richtige Auswahl aber dem Augenarzte überlassen bleiben muß, da von ihrer Anwendung die ganze künftige Leistungsfähigkeit des Auges abhängt. In keinem Falle mehr als in diesem verdient eine Brille den Namen einer Konservationsbrille. (S. **Brille**.)

Vor dem Gebrauch irgend eines der zahlreichen, mit allen Künsten der Reklame als Universalmittel angepriesenen Augenwasser kann nicht genug gewarnt werden. Oft versäumen die Kranken im Vertrauen auf die Heilkraft derselben die Zeit, in welcher ärztliche Hilfe sie noch retten könnte.

Vgl. Ritterich, «Anweisung zur Erhaltung des Sehvermögens» (Lpz. 1852); Arlt, «Die Pflege der Augen» (Prag 1865); Heymann-Schröter, «Das Auge und seine Pflege» (2. Aufl., Lpz. 1879).

Augenpigment, s. unter **Auge**, S. 201.

Augenpol, s. unter **Auge**, S. 198.

Augenpunkt oder **Hauptpunkt** heißt in der Perspektive derjenige Punkt der Zeichnungstafel, in welchem dieselbe durch eine senkrechte Linie getroffen wird, die man sich aus dem Orte des Auges auf dieselbe gefällt denkt. Zuweilen nennt man auch jenen Punkt den Distanzpunkt und versteht dann unter dem A. den Ort, wo das Auge gedacht wird. Das letztere wird bei der perspektivischen Projektion in größerer oder kleinerer Entfernung von der Tafel, bei der orthographischen (Vogelperspektive) dagegen in unendlich großer Entfernung angenommen.

Augenschein heißt jede amtliche Sinneswahrnehmung des Richters. Von der Deutschen Civilprozeßordnung, §. 336, wird er unter die Beweismittel eingereiht, während man sonst jetzt nur das Augenscheinsobjekt als Beweismittel ansieht. Das Gericht kann von Amts wegen A. einnehmen, wenn ihm nach seiner Meinung das richtige Verständnis unbestrittener oder bewiesener Thatsachen ohne solche Einnahme mangelt. Er erstreckt sich übrigens auf alle Wahrnehmungen der fünf äußern Sinne. Die Antretung des Beweises durch A. erfolgt durch Bezeichnung des Gegenstandes und Angabe der zu beweisenden Thatsachen. Zuziehung von Sachverständigen kann erforderlich sein. Sind mit der Einnahme des A. bare Auslagen verbunden, so muß der Beweisführer bei der Stellung des Antrags einen hinreichenden Vorschuß zahlen (Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878, §. 84). Über die Verpflichtung Dritter zur Gestattung der Einnahme des A. gelten die Vorschriften des bürgerlichen Rechts. Vgl. von Meveld, «Zur Lehre vom gerichtlichen A. im Civilprozeß» (Münch. 1877). Noch wichtiger ist der A. im Strafverfahren. So kann im Falle eigener Wahrnehmung des erkennenden Richters der Thatbestand einer in der Sitzung des Gerichts begangenen strafbaren Handlung zu Protokoll festgestellt werden (Gerichtsverfassungsgesetz, §. 185). Ferner kann A. genommen werden bei gefälschten Münzen und Urkunden sowie bezüglich der bei Verbrechen verwandten Werkzeuge und der mehr oder minder dauernden Spuren der Strafthat. Vielfach wird nur das von amtlichen Personen aufgenommene Protokoll (z. B. bei Brandstiftung, Leichenschau, Wundschau) vorgelegt oder verlesen; seltener tritt eine Augenscheinseinnahme seitens des erkennenden Gerichts oder etwa auch der Geschworenen (wie z. B. bei dem Morde auf dem Stilffer Joch im J. 1876) ein. Der Staatsanwaltschaft, dem Angeschuldigten, beziehentlich seinem Verteidiger und den von ihm benannten Sachverständigen, dem Privat- und Nebenkläger ist es gestattet, der Einnahme eines richterlichen A.s beizuwohnen (Strafprozeßordnung, §§. 86—93, 191, 223, 224). Vgl. Geyer in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (Bd. 1, Berl. 1879) und Geyer, «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprozeßrechts» (Lpz. 1880).

Augenspiegel (**Ophthalmoskop**, grch.) nennt man einen Apparat, vermittelst dessen man die innern Teile eines Auges, namentlich dessen hinterste Wand (Sehnerven, Netz- und Aderhaut), den das Auge ausfüllenden Glaskörper und die Krystalllinse so zu erleuchten vermag, daß die von diesen Teilen zurückkehrenden und durch die Pupille austretenden Strahlen vom Auge eines Beobachters aufgefangen und wieder zu einem deutlichen Bilde vereinigt werden können. Der Erfinder des A. ist Helmholtz (s. d.), der zuerst eine richtige Erklärung des Umstandes gab, warum wir unter gewöhnlichen Verhältnissen die Pupille eines andern schwarz sehen und nichts von den aus dessen Auge austretenden Lichtstrahlen wahrnehmen können. Die Erfindung des für die gesamte Augenheilkunde so wichtigen Instruments, dem man fast allein den Aufschwung zu verdanken hat, welchen diese Disciplin in neuerer Zeit genommen, fällt in das J. 1851.

Der A. besteht im wesentlichen aus einem Satze kleiner, sehr dünner Glasplatten, den man dicht vor das zu untersuchende Auge hält und zwar so, daß die Strahlen einer dicht an der Seite des Auges angebrachten hellen Flamme von der Vorderfläche der Glasplatten in die Pupille des Auges reflektiert werden. Das hinter den Glasplatten befindliche Auge des Beobachters empfängt einen Teil der aus

dem beleuchteten Auge zurückkehrenden Strahlen und sieht dabei, falls nicht Trübungen der brechenden Medien vorhanden sind, den Augengrund (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2) mit allen seinen Einzelheiten im virtuellen aufrechten vergrößerten Bilde (Untersuchung im aufrechten Bilde, s. beistehende Fig. 1), vorausgesetzt, daß



Fig. 1.

der Beobachter und der Untersuchte emmetropisch (normalsichtig) sind. Ist nur der erstere emmetropisch oder in Bezug auf einen Refraktionsfehler neutralisiert, der Untersuchte aber nicht, so muß dicht vor oder hinter dem Spiegel dasjenige Konvex- oder Konkavglas eingeschaltet werden, welches die vorhandene Ametropie korrigiert. Durch die Auswahl dieses Korrektionsglases ist der Augenarzt im Stande, völlig objektiv und ohne Zuthun des Untersuchten den Grad der vorhandenen Ametropie zu bestimmen. Zum raschen Vornehmen solcher Bestimmungen dienen sog. Refraktions-Ophthalmoskope, welche später von Loring u. a. konstruiert wurden, und an welchen die Gläser so angeordnet sind, daß sie möglichst rasch gewechselt werden können. Eine bessere Beleuchtung als der sehr lichtschwache Helmholtzsche A. geben Planspiegel von belegtem Glase oder Stahl mit centraler Durchbohrung (von Coccius, Meyerstein, Epkens-Donders), an denen man auch zu einer eventuellen weitern Steigerung der Helligkeit eine Konvexlinse mittels eines Scharniers befestigen kann.



Fig. 2.

Im J. 1852 lehrte Ruete die Untersuchung im umgekehrten Bilde (s. beistehende Fig. 2). Setzt man dicht vor das beleuchtete Auge eine Konvexlinse von kurzer Brennweite (5—8 cm), so entwerfen die aus dem Auge kommenden Strahlen ein umgekehrtes reelles Bild des Augengrundes im Hauptbrennpunkte der Linse, welches der Beobachter deutlich sieht, wenn er sich mit seinem Spiegel so weit entfernt, daß dieses Bild in seinen Nahpunkt fällt. Wegen des größern Abstandes vom untersuchten Auge ist hierbei der Planspiegel zu lichtschwach und Ruete benutzte daher einen durchbohrten Hohlspiegel, der seitdem eine Menge Nachbildungen erfahren hat. Auch Konverspiegel (Zehender), rechtwinkelige Glasprismen sowie foliierte Konvexlinsen hat man als Beleuchtungsmittel angewandt. Am meisten in Gebrauch von den größern, auf festen Stand berechneten A. sind der von Ruete, Liebreich und Epkens-Donders. Von den kleinern portativen Instrumenten, welche indes in der Hand des geschickten Augenarztes dasselbe wie die erstern leisten, haben die Instrumente von Coccius, Liebreich, Jäger und Hasner die allgemeinste Verbreitung. Binokuläre A., bei denen beide Augen des Beobachters in Thätigkeit kommen, haben Giraud-Teulon und Coccius konstruiert, ein Autophthalmoskop, in welchem das Auge seinen eigenen Hintergrund sieht, Coccius; andere, bei welchen das eine Auge des Beobachters den Augengrund seines andern Auges sieht, Heymann und Giraud-Teulon.

Vgl. Coccius, «Über die Anwendung des A.» (Lpz. 1853); Zander, «Der A. Seine Formen und sein Gebrauch» (2. Aufl., Lpz. 1862); Schweigger, «Vorlesungen über den Gebrauch des A.» (Berl. 1864); Mauthner, «Lehrbuch der Ophthalmoskopie» (Wien 1868); Liebreich, «Atlas der Ophthalmoskopie» (2. Aufl., Berl. 1870); Magnus, «Ophthalmoskopischer Atlas» (Lpz. 1872).

Augentäuschungen, s. Gesichtstäuschungen.

Augentrost, der Volksname der Linnéschen Gattung **Euphrasia**, welche in die Familie der Skrofularineen gehört. Die Euphrasien sind kleine einjährige, selten perennierende Kräuter, die der Mehrzahl nach in Europa auf Wiesen, Grasplätzen und Bergtriften wachsen, aufrechte, schmächtige Stengel, gegenständige Blätter und ährenförmig angeordnete Blüten mit zweilippiger, weißer, gelb- und violettgefleckter Blumenkrone besitzen. Die verbreitetste Art ist **Euphrasia officinalis** *L.*, eine in vielen Varietäten auf trockenen Wiesen u. s. w. wachsende und im August und September blühende Pflanze. Ihre schwachbalsamisch riechenden Blätter waren sonst unter dem Namen **Herba Euphrasiae** offizinell und galten für ein die Sehkraft der Augen stärkendes Mittel.

Augenwimpern, s. unter Auge, S. 198.

Augenzähne, s. unter Zähne.

Augenzauber, s. Böser Blick.

Augenzittern (Nystagmus, grch.) besteht dann, wenn die beiden Augen nicht im Stande sind einen Punkt zu fixieren, sondern in fortwährender pendelnder oder rotierender Bewegung begriffen sind. A. findet sich hauptsächlich bei Individuen, die se[…] ihrer ersten Kindheit hochgradig schwachsichtig oder erblindet sind, seltener bei solchen, die erst in spätern Lebensjahren blind wurden. Bergleute [in] Kohlenbergwerken bekommen ziemlich häufig e[in] eigentümliches A., bei sonst völlig intaktem Sehvermögen, das sie namentlich in dunkeln Räumen b[e]fällt und so störend ist, daß die Befallenen ihr[en] Beruf aufgeben müssen.

Auger (Athanase), franz. Gelehrter, Mitgli[ed] der Akademie, geb. zu Paris 12. Dez. 1734, wi[d]mete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte s[…]

aber besonders mit dem Studium der klassischen Litteratur. Nachdem er 14 Jahre zu Rouen den Lehrstuhl der Rhetorik innegehabt, wurde er Generalvikar des Bischofs von Lescar, lebte aber meist zu Paris, wo er 7. Febr. 1792 starb. Er lieferte Übersetzungen des Demosthenes und Äschines (6 Bde., 1777—94, und 10 Bde., 1819), Isokrates (3 Bde., 1781), Lysias (1783), Cicero (8 Bde., 1787) und der Homilien des Chrysostomus (4 Bde., 1785). Erwähnung verdient auch die Arbeit «De la constitution des Romains», welche in den ersten drei Bänden seiner «Oeuvres posthumes» (10 Bde., 1792—95) enthalten ist. A.s sämtliche Schriften erschienen zu Paris in 29 Bänden.

Augereau (Pierre François Charles), Herzog von Castiglione, Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Paris 11. Nov. 1757 als Sohn eines Maurers, diente zunächst als Karabinier in der franz. Armee, dann, nachdem er aus dieser desertiert, als Soldat in Österreich, Spanien, Portugal und Rußland, und ließ sich endlich 1787 in Neapel als Fechtmeister nieder. Als er mit seinen Landsleuten 1792 von hier ausgewiesen ward, trat er als Freiwilliger bei der franz. Armee in Italien ein und stieg schnell empor. Schon 1794 wurde er bei der Pyrenäenarmee Brigade- und 1796 Divisionsgeneral bei der Armee von Italien unter Bonaparte. Er kämpfte bei Millesimo, bei Ceva, bei Lodi, wo er an der Spitze seiner Division die Brücke erstürmte, bei Castiglione und in den folgenden Schlachten. (S. Arcole.) Von Bonaparte dem Direktorium empfohlen, wurde er 1797 zum Befehlshaber der 17. Militärdivision in Paris ernannt, vollzog die Gewaltthat vom 18. Fructidor des J. V (4 Sept. 1797) und ward von dem dezimierten Gesetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Im Sept. 1797 erhielt er das Kommando der Rheinarmee, wurde aber bald als Kommandant der 10. Militärdivision nach Perpignan versetzt. Im J. 1799 zum Deputirten im Rate der Fünfhundert erwählt, gab er sein Kommando auf. Beim Sturze des Direktoriums am 18. Brumaire stellte er sich, wenn auch widerwillig, zur Verfügung Bonapartes und erhielt darauf 1800 den Oberbefehl der Armee in Holland. A. führte das franz.-batav. Heer nach dem Niederrhein, um Moreaus Operationen in Süddeutschland zu unterstützen, rückte über Frankfurt nach Würzburg und lieferte mehrere bedeutungslose Gefechte. Im Okt. 1801 durch den General Victor in Holland abgelöst, blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er den Befehl über die gegen Portugal bestimmte Armee erhielt. Da dieser Zug unterblieb, ging er nach Paris, wo ihn der Kaiser 1804 zum Marschall, 1806 zum Großoffizier der Ehrenlegion und bald darauf zum Herzog von Castiglione ernannte.

Im Kriege von 1805 befehligte A. ein Korps, das den äußersten rechten Flügel bildete; er drang in Vorarlberg ein und zwang am 14. Nov. ein österr. Korps zur Kapitulation. Nach dem Frieden blieb er in Deutschland zur Besetzung von Darmstadt, Wetzlar u. s. w., bis der Krieg gegen Preußen ausbrach, und nahm teil an den Schlachten bei Jena und Eylau. Hier wurde sein Korps fast vernichtet; er selbst, an einem heftigen Fieber erkrankt, ließ sich im Sattel festbinden und verließ die Schlacht nicht, obschon er schwer verwundet wurde. Hierauf sendete ihn der Kaiser zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich. Im J. 1809 focht er als Oberbefehlshaber der franz. Truppen glücklich in Catalonien, mußte jedoch später nach Barcelona zurückgehen und wurde deshalb 1810 durch Macdonald abgelöst. Der Kaiser schätzte ihn zwar wegen seiner Ehrlichkeit und der strengen Ordnung und Mannszucht, die er unter seinen Truppen hielt, hatte aber keine hohe Meinung von seinem Feldherrntalent. Er vertraute ihm daher für den Krieg mit Rußland kein Armeekorps an, sondern ließ ihn mit dem 11. Korps als Gouverneur in Berlin, wo er blieb, bis die Kosaken 20. Febr. 1813 einen Handstreich auf die Stadt versuchten; dann wurde er als Gouverneur nach Frankfurt a. M. geschickt, um hier ein Reservekorps zu sammeln, mit welchem er an der Schlacht von Leipzig teilnahm. Im Feldzuge von 1814 war ihm die Organisation der Verteidigung von Südfrankreich übertragen; er mußte aber Lyon räumen und sich nach Valence zurückziehen. Ludwig XVIII., dem er nach Napoleons Abdankung sich unterwarf, ernannte ihn zum Pair von Frankreich und übertrug ihm ein Kommando in der Normandie. Hier erklärte er sich 1815 bei Napoleons Rückkehr zwar in einer Proklamation wieder für ihn, wurde aber weder vom Kaiser noch später von König Ludwig XVIII. wieder angestellt; nur der Sitz in der Pairskammer blieb ihm. Als Mitglied des Kriegsgerichts über Marschall Ney erklärte er sich für inkompetent und zog sich bald nachher auf sein Landgut La Houssaie bei Melun zurück, wo er 11. Juni 1816 starb.

Aughrim, s. Aghrim.

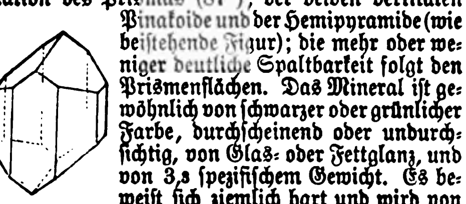
Augias (grch. Augeias) oder Augeas, der Strahlende (mit strahlenden Augen), Sohn des Helios und der Hyrmine, König in Elis, war berühmt durch den Reichtum an Herden. Nach der Sage hatte sich der Dünger derselben seit vielen Jahren aufgehäuft, und so erhielt Hercules von Eurystheus als eine der von ihm zu leistenden Arbeiten den Auftrag, den Stall des A. in Einem Tage zu reinigen. Hercules bedingte sich dafür von A. den zehnten Teil der Rinder aus, und vollbrachte die Arbeit, indem er den Meniosbach oder den Peneus oder Alpheus durch den Stall leitete. A. aber verweigerte dem Hercules den Lohn, und so überzog dieser den erstern mit Krieg, der erst nach hartem Kampfe durch den Tod des A. beendigt wurde. Hercules setzte dessen Sohn Phyleus in die Herrschaft ein. A. ist ursprünglich selbst eine Sonnengottheit, der Unrat im Stalle bedeutet Nebel und Wolken, welche einem Frühlingstage weichen müssen.

Augier (Emile), franz. Bühnendichter, geb. zu Valence 17. Sept. 1820, wurde von seinem Vater für den Advokatenstand bestimmt, aber das Beispiel seines Großvaters, des Romandichters Pigault-Lebrun, und eigener Antrieb bewogen ihn, sich der Schriftstellerei zu widmen. Schon mit seinem ersten Lustspiel in zwei Akten und in Versen: «La ciguë», das 1844 im Odeontheater zur Aufführung kam, feierte der junge Dichter einen glänzenden Triumph; voll Frische, Anmut und heiterer Laune, von antikem Geist durchweht, ist es eins der vollendetsten Werke des Dichters. Er erregte damit die größten Erwartungen, welchen jedoch die beiden nächstfolgenden, im Théâtre français aufgeführten Lustspiele in Versen: «Un homme de bien» (1845) und «L'aventurière» (1848, umgearbeitet 1860) nicht ganz entsprachen. Mit erneutem Beifall wurde aber 1849 auf derselben Bühne «Gabrielle» aufgeführt, eine

fünfaktige Comédie in Versen, welche die Poesie des Familienlebens feierte und von der Akademie den halben Monthyonschen Preis erhielt. Nach dem mißlungenen Drama «Diane» (1852) wandte sich A. wieder zum Lustspiel und erschien 1853 mit einem großen Stück in fünf Akten und in Prosa: «La pierre de touche», an welchem Jules Sandeau mitgearbeitet hatte. Dieses zugleich sentimentale und burleske Lustspiel, das nur wenig Anklang fand, wurde für A. der Ausgangspunkt einer neuen Richtung, indem er nun an Stelle der Charakterkomödie sich dem Intriguenlustspiel zuwandte. Er gab 1855 im Vaudevilletheater «Le mariage d'Olympe», ein frisch aus dem Leben herausgegriffenes und kräftig gezeichnetes Sittengemälde, sodann im Gymnase 1856, mit Jules Sandeau zusammen: «Le gendre de M. Poirier», ein vieraktiges Lustspiel in Prosa, worin er den Ahnenstolz des Adels und die Lächerlichkeiten der bürgerlichen Parvenus unter der Julimonarchie persifliert; es ist dies eine seiner gediegensten Arbeiten. Hierauf folgte 1858 «Les lionnes pauvres», ein fünfaktiges Lustspiel in Prosa, gemeinschaftlich mit Foussier gedichtet, über dessen kühne, aber durchaus nicht unmoralische Auffassung die Theatercensoren dermaßen erschraken, daß erst ein Einschreiten des Prinzen Jérôme Napoleon nötig war, um die treffende Satire auf die Bühne zu bringen. Auch drei andere erfolgreiche Prosalustspiele des Dichters: «Les effrontés» (1861), «Le fils de Giboyer» (1862) und «Maître Guérin» (1864), wären ohne dieselbe einflußreiche Vermittelung schwerlich auf dem Théâtre français zur Aufführung gekommen. In seinen spätern Stücken, wie in «La Contagion» (1868), «Paul Forestier» (1868), «Lions et Renards» (1871), ist eine Abnahme seiner Kraft zu bemerken. Jedoch haben seine letzten Lustspiele: «Jean de Thommeray» (1873), «Madame Caverlet» (1876), wo er der Ehescheidung das Wort redet, und besonders «Les Fourchambault» (1878) wieder bedeutenden Erfolg gehabt. A. ist seit 1858 Mitglied der Akademie. Gesammelt erschienen seine Dramen in 6 Bänden, 1856—57. Auch veröffentlichte A. Gedichte elegischen und satirischen Charakters («Poésies complètes», 1856).

Augila, Oase in der Libyschen Wüste, s. Audschila.

Augit, ein sehr verbreitetes, dem monoklinen System angehöriges Mineral, welches als Bisilikat im wesentlichen aus Kieselsäure, Kalk, Magnesia, Eisenoxydul besteht, oft auch etwas Thonerde enthält. Die häufigste Krystallgestalt ist eine Kombination des Prismas (87°), der beiden vertikalen Pinakoide und der Hemipyramide (wie beistehende Figur); die mehr oder weniger deutliche Spaltbarkeit folgt den Prismenflächen. Das Mineral ist gewöhnlich von schwarzer oder grünlicher Farbe, durchscheinend oder undurchsichtig, von Glas- oder Fettglanz, und von 3,3 spezifischem Gewicht. Es beweist sich ziemlich hart und wird von Säuren sehr wenig angegriffen. Einen wesentlichen Gemengteil bildet der A. in mehrern verbreiteten, meist kieselsäurearmen Gebirgsarten, wie im Basalt, Dolerit, Diabas, Melaphyr und in vielen Laven und vulkanischen Tuffen, in denen er oft in schönen Krystallen ausgesondert vorkommt, wie z. B. am Kaiserstuhl im Breisgau, in Böhmen, am Vesuv, Ätna und in der Auvergne. Häufig findet er sich im Kalkstein eingewachsen, mit anscheinend geschmolz Oberfläche und in körnigen Massen (Kokkolit welche, wie zu Arendal in Norwegen, Magneteis steinlager begleiten. Aus der Verwitterung A. h tender Gesteine geht ein guter eisenreicher Bo hervor. Eine schöne grüne und durchsichtige, r krystallisierte Varietät des A., Diopsid genan welche sich auf der Mussa-Alpe in Piemont und der Alpe Schwarzenstein im Zillerthale in Ti findet, wird namentlich in Turin und Chamou als Schmuckstein verschliffen. Andere Varietä des A. sind Salit, Malakolith, Fassait. Ein oft brauchtes Synonym für A. ist Pyroxen. Un der Gruppe des A. oder Pyroxens begreift m außer dem eigentlichen A. auch die rhombischen M neralien Enstatit, Bronzit, Hypersthen, die mon klinen Diallag, Akmit und Ägirin, die trikli Rhodonit, Babingtonit und Szerboit, welche bei analoger chemischer Zusammensetzung ei Prismenwinkel von etwa 87° aufweisen.



Augitporphyr, ein Gestein, dessen dunkelgr bis schwarze, dichte Grundmasse wohlgebildete K stalle von Augit und oft auch gestreiften Plagiokl enthält. Dasselbe gehört nach seinen geolog. La rungsverhältnissen jedenfalls zu den eruptiven G steinen, welche aus dem Erdinnern emporgepr worden sind. Gewöhnlich hat man es als glei bedeutend mit Melaphyr betrachtet, hat es jedo in neuester Zeit scharf davon zu trennen gesuch Ganz außerordentlich verbreitet ist dasselbe im G biet des Fassathals in Südtirol, wo es Kalkstei und Dolomite der Trias- und Juraperiode vielf durchsetzt hat und von ausgedehnten Tuffbildung begleitet wird. Im Fassathale sowie in Norweg kommt auch noch eine Varietät desselben vor, wel Uralit statt Augit enthält; diese hatte man sch früher am Ural aufgefunden und dort Urali porphyr genannt. Sehr leicht kann A. mit B salt verwechselt werden, von dem er sich aber du den Mangel an deutlich hervortretendem Oli unterscheidet, der im echten Basalt fast nie fehlt.

Augment (lat. Vermehrung, Zuwachs) heißt der Grammatik der indogerman. Sprachen das E ment, welches, dem Verbum vorgesetzt, zur Bezei nung der präteritalen Tempora (Imperfekt, Aor präteritum, Plusquamperfekt) dient. Erhalten dasselbe nur im Sanskrit, Zend und Griechisch Das A. bestand ursprünglich aus kurzem e (z. B. Sanskrit bharâmi, «ich trage», Imperfect a-bharam; im Griechischen φέρω (ich trage), I perfectum ἔ-φερον.

Augsburg, die Hauptstadt des bayr. Re rungsbezirks Schwaben und Neuburg, an der M dung der Wertach in den Lech, wichtiger Knot punkt der Eisenbahnen zwischen München, In stadt (Regensburg), Donauwörth (Nürnberg Würzburg), Ulm (Stuttgart) und Kempten (dau), ist Sitz der Kreisregierung, eines Oberl des-, eines Land- und eines Amtsgerichts anderer Behörden sowie eines kath. Bischofs dem Domkapitel und Zubehör, und zählt (1. 1880) 61408 E., darunter 19238 Protestant die Vororte Lechhausen, Oberhausen, Pfersee Göggingen haben zusammen etwa 20000 E. Stadt zerfällt in drei Teile, die obere Stadt, untere Stadt und die Jakober Vorstadt, und sitzt, obgleich altertümlich und unregelmäßig baut, doch einige schöne Straßen, mehrere gr mit Springbrunnen gezierte öffentliche Plätze

viele schöne oder merkwürdige Gebäude. Besonders ausgezeichnet sind: die große und breite Maximiliansstraße mit dem Herculesbrunnen (von Adrian de Vries aus Gravenberg 1602 errichtet) und dem Merkurbrunnen (von demselben Meister 1599); der Ludwigsplatz mit dem (1594 von Hubert Gerhard errichteten) Augustusbrunnen; der ehemals Alter Heumarkt, jetzt Philippine-Welser-Straße genannte Platz mit der 1857 von König Ludwig der Stadt geschenkten Statue Joh. Jak. Fuggers. Auf dem Fronhofe steht ein Siegesdenkmal zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 (1877 von Kaspar Zumbusch). Von den öffentlichen Gebäuden A.s verdienen besondere Erwähnung: das prächtige, von Elias Holl 1616—20 im Renaissancestil erbaute, 51 m hohe Rathaus, in welchem sich der berühmte 36 m lange, 19 m breite, 17 m hohe, reichverzierte Goldene Saal befindet; ferner die am Fronhofe gelegene, ehemals fürstbischöfl., jetzt königl. Residenz, in der (in einer jetzt verbauten Abteilung) 25. Juni 1530 die prot. Fürsten Kaiser Karl V. die «Augsburgische Konfession» überreichten; sodann das stattliche fürstl. Fuggersche Palais, welches in einem seiner Hofräume Fragmente vorzüglicher Fresken von Altorfer, im Lokale des Kunstvereins im Hinterhause dergleichen von Antonio Ponzano enthält, und dessen Façade 1860—63 durch fünf große Gemälde von Ferdinand Wagner geschmückt worden ist; endlich das 1877 erbaute prächtige Theater. Die bedeutendste unter den 11 kath. Kirchen der Stadt ist die Domkirche, welche 995 begonnen, 1006 geweiht, 1321—1431 zu einer fünfschiffigen Kirche mit niedrigem Spitzgewölbe umgebaut wurde, an den südl. Fenstern des Mittelschiffs sehr alte Glasgemälde enthält und am südl. Eingange alte Bronzethüren (von 1070) mit allerlei Kunstdarstellungen besitzt. Vgl. Braun, «Beschreibung der augsburger Domkirche» (Augsb. 1829); Herberger, «Die ältesten Glasgemälde im Dome zu A.» (Augsb. 1860); Allioli, «Die Bronzethüre des Doms zu A.» (Augsb. 1853). Am südl. Ende der Maximiliansstraße steht die von Burkh. Engelberger 1477—1507 in schönen Verhältnissen im Spitzbogenstil aufgeführte St. Ulrichskirche mit dem an Denkmälern altdeutscher Plastik sehr reichen, jetzt als Kaserne benutzten Ulrichskloster. Vgl. Braun, «Geschichte der Kirche und des Stifts des heil. Ulrich und Afra in A.» (Augsb. 1817). Unter den fünf prot. Gotteshäusern besitzt die St. Annakirche gute Bilder von Lukas Kranach, Amberger, Burgkmair, die Barfüßerkirche verschiedene oberdeutscher Meister des 17. und 18. Jahrh. Die kath. St. Stephanskirche gehört zu dem angebauten Benediktinerkloster, welchem 1835 das kath. Gymnasium mit Lyceum, das astron. Observatorium, das Erziehungsinstitut für Söhne höherer Stände und das Knabenseminar von St. Joseph übergeben wurde. Neben der Annakirche stehen das prot. Gymnasium, das 1580 gegründete Kollegium von St. Anna, das Erziehungs- und Ausstattungsinstitut für Töchter, gestiftet von Barbara von Stetten und die Kreis- und Stadtbibliothek mit 125000 Bänden, vielen Inkunabeln und Handschriften. Sonst besitzt A. an höhern Unterrichtsanstalten noch ein Realgymnasium, eine Industrie- und eine Realschule, eine Kunst- und Zeichenschule, eine Musik-, höhere Handels- und eine Brauerschule, und ein Erziehungsinstitut der Englischen Fräulein. Die Gemäldegalerie im ehemaligen St. Katharinenkloster ist für die Geschichte der altdeutschen Kunst von großer Bedeutung; namentlich sind die schwäb. Meister, der ältere Holbein, Hans Burgkmair, Zeitbloom, Altorfer u. a. in vorzüglichen Bildern und theilweise vollständiger als sonst irgendwo vertreten; aber auch von ital. und niederländ. Meistern sind vortreffliche Gemälde da. Reichhaltig ist das Maximiliansmuseum mit den Sammlungen röm., mittelalterlicher und späterer Denkmäler des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Von dem sprichwörtlich gewordenen Wohlthätigkeitssinne der Augsburger geben zahlreiche, zum Teil sehr reich dotierte Wohlthätigkeitsanstalten Zeugnis. Zu diesen gehört auch die Fuggerei, welche aus 106, von Joh. Jak. Fugger 1519 für ärmere kath. Bürger erbauten Wohnungen mit Kirche, Straßen und Thoren besteht.

Die Industrie der Stadt war seit Beginn des 16. Jahrh. sehr gesunken, hat sich jedoch in neuester Zeit wieder gehoben. Am bedeutendsten ist die Baumwollindustrie (7 Spinnereien und 5 große Webereien), dann die Wollindustrie und Kammgarnspinnerei, Kattundruckerei, Färberei, Wachstuch-, Maschinen-, Messing-, Tabakfabrikation u. s. w. Der frühere blühende Betrieb der Kupferstechkunst ist völlig erloschen. Dagegen haben in neuerer Zeit Buchdruckerei, Lithographie und Buchhandel einen neuen Aufschwung genommen. Die «Allgemeine Zeitung» wird zu A. redigiert und ausgegeben. A. ist ein Stapelplatz für süddeutsche und ital. Waren; auch betreibt es bedeutende Speditionsgeschäfte und ist noch immer einer der Hauptwechselplätze für den Süden. Die Stadt ist außerhalb der nur noch teilweise bestehenden altertümlichen Befestigungen von schönen Alleen und freundlichen Spaziergängen umgeben. Gegen W. und S. sind neue Stadtteile entstanden.

Als Grundlage des heutigen A. muß die Kolonie betrachtet werden, welche der Kaiser Augustus um das J. 15 v. Chr. nach Besiegung der Vindelicier unter dem Namen Augusta Vindelicorum, wahrscheinlich an der Stelle eines alten Wohnplatzes der letztern, anlegte und die rasch zur Blüte gelangte, sodaß schon Tacitus A. als die glänzendste Stadt Rhätiens bezeichnen konnte. Die zahlreichen röm. Denkmäler, die bei A. aufgefunden wurden, bestätigen diese Ansicht. Nach mancherlei Bedrängnissen und Verwüstungen, welche die Kolonie während der Zeit der Völkerwanderung erfuhr, wurde sie 506 durch Theodorich dem Ostgotischen Reiche einverleibt, doch kam sie schon 30 Jahre darauf unter die Botmäßigkeit der fränk. Könige. Nach der Teilung des Fränkischen Reichs fiel die Stadt den Herzögen von Schwaben zu; 1084 und 1088 wurde sie von Herzog Welf IV. eingenommen und zerstört, blühte jedoch allmählich wieder auf und erscheint im alten Stadtrecht von 1276 (herausgeg. von Chr. Meyer, Augsb. 1872) als freie Reichsstadt. Von dieser Zeit an stieg A. zu immer größerer Bedeutung und erreichte den höchsten Gipfel seiner Blüte, als 1368 das aristokratische Stadtregiment dem demokratischen weichen mußte. Bis zum Schmalkaldischen Kriege glänzte es durch seinen Handel, Gewerbe und Kunst. Der Schwäbische Bund, dem A. von 1488—1534 angehörte, und dessen Gericht hier seinen Sitz hatte, erhöhte den Glanz und die polit. Bedeutung der Stadt. Ihr Weltruf aber wurde noch mehr durch die Tüchtigkeit ihrer Bürger in Wissenschaft und

Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. d.) und Welser (s. d.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sendeten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altorfer, Amberger, Schäufelin, Hagenauer, Dienecker u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patrizischen Geschlechter mit Unterstützung Karls V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage wurden hier gehalten, 1530 der, auf welchem 25. Juni die Augsburgische Konfession übergeben wurde; 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. d.) geschlossen. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedikt wurde 1629 zuerst in A. vollzogen; 1632 hielt Gustav Adolf, 1635 das kaiserl. Heer nach einjähriger Belagerung seinen Einzug. Während A. 1612 noch gegen 45000 E. zählte, war diese Zahl 1635 auf 16422 herabgesunken. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde 1703 die Stadt vom bayr.-franz. Heere abermals beschossen und nach der Einnahme hart gebrandschatzt. Durch den Preßburger Frieden 1805 verlor sie ihre Reichsfreiheit, worauf sie 4. März 1806 von Bayern in Besitz genommen ward. Die Geschichte A.s haben geschrieben: Welser (Vened. 1594), von Stetten der Ältere (2 Bde., Augsb. 1743—58), Gullmann (6 Bde., Augsb. 1818—20), Wagenseil (4 Bde., Augsb. 1819—22), von Seida (2 Bde., Augsb. 1826), Jäger (Darmst. 1837) und Schönchen (Münch. 1863). Vgl. auch von Stetten der Jüngere: «Geschichte der adeligen Geschlechter in A.» (Augsb. 1763); derselbe, «Kunst-, Gewerbs- und Handwerksgeschichte A.s» (2 Bde., Augsb. 1779—88); «Chroniken der deutschen Städte» (Bd. 4 u. 5, Lpz. 1865—67); «Urkundenbuch der Stadt A.» (2 Bde., Augsb. 1874—78); Berner, «Verfassungsgeschichte der Stadt A.» (Bresl. 1879); Roth, «Augsburger Reformationsgeschichte» (Münch. 1881).

Das sonst ebenfalls reichsunmittelbare Bistum Augsburg soll schon im 6. Jahrh. gestiftet worden sein. Der Bischof residierte seit dem 15. Jahrh. in Dillingen. Sein Bistum umfaßte 220 qkm, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 säkularisiert, und der bischöfl. Länderbesitz gelangte ebenfalls an Bayern. Vgl. Braun, «Geschichte der Bischöfe von A.» (4 Bde., Augsb. 1829); Steichele, «Beiträge zur Geschichte des Bistums A.» (Augsb. 1850 fg.); derselbe, «Das Bistum A. historisch und statistisch beschrieben» (Augsb. 1861 fg.).

Augsburger Interim, s. unter Interim.

Augsburger Religionsfriede, s. unter Religionsfriede.

Augsburgische Konfession, Confessio Augustana, die wichtigste Bekenntnisschrift der luth. Kirche. Nachdem Kaiser Karl V., als Schutzvogt und Schirmherr der Kirche, zur gütlichen Beilegung der seit 1517 in Deutschland entstandenen Kirchenspaltung auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben und verordnet hatte, daß beide Parteien, Katholiken und Protestanten, ihre Meinung über die eingetretene Spaltung in deutscher und lat. Sprache schriftlich vorlegen sollten, forderte der Kurfürst Johann von Sachsen
wittenberger Theologen Luther, Jonas, B
hagen und Melanchthon 14. März auf, ih
zum 20. März in Torgau ein Verzeichnis der
tigen Punkte vorzulegen, beides, im Glauben
in äußern Kirchengebräuchen. Dem ersten Tei
den Glauben wurden die sog. 15 Marburge
17 Schwabacher Artikel zu Grunde gelegt.
dem Religionsgespräch zu Marburg (1. bis 3.
1529) zwischen Zwingli und Ökolampadius a
einen, Luther und Melanchthon auf der a
Seite war in 15 Artikeln zusammengefaßt, in
chen Lehren Reformierte und Lutheraner m
ander übereinstimmten und worin sie betreff
Abendmahls voneinander abwichen. Diese
Luther für den Konvent zu Schwabach (16.
1529) umgearbeitet zu den 17 Schwabacher
tikeln. Während nämlich dort das Gemein
hervorgehoben wurde, kehrt Luther hier in
streitigen Punkten seine eigentümliche Lehrau
sung hervor, in der Absicht, dadurch das Bün
der luth. Fürsten mit den oberdeutschen Städte
hintertreiben. Das Schriftstück bildet die Gr
lage für den ersten Teil der Konfession. Für
zweiten, die Gebräuche betreffenden Teil mac
die genannten Theologen einen gemeinsam fe
stellten neuen Entwurf, Torgauer Artikel
nannt, weil er zu Torgau dem Kurfürsten überre
ward. Auf Grund dieser Vorarbeiten wurde
landthon mit Ausarbeitung der verlangten Sch
beauftragt. Er begann damit schon auf der R
und fuhr mit Verbesserungen und Umarbeitun
zu Augsburg fort, zumal das längere Ausblei
des Kaisers (bis 20. Juni) ihm Zeit und Joh.
durch seine Veröffentlichung von 404 Punkten
den Schriften derer, «welche den Frieden der Ki
stören», ihm Veranlassung dazu gab. Dazu k
daß die Schrift, welche ursprünglich nur im Nam
und Auftrage des Kurfürsten verfaßt ward,
Wunsch der übrigen Stände als gemeinsames
kenntnis überreicht werden sollte. Seitdem w
sie nicht mehr «Apologie», «Sächsischer Vorschla
«Sächsischer Unterricht» oder «Sächsischer Ratschla
sondern allgemein «Konfession» genannt. Jetzt
teiligten sich an der letzten Feststellung des Te
auch die andern evang. Stände, wie z. B. der
melle Eingang und Schluß vom Kanzler Brück
rührt. Dann wurde der Text an Luther, der we
der Reichsacht in Koburg zurückgeblieben war,
geschickt. Der Text wurde zugleich deutsch und
teinisch ausgearbeitet; an dem lateinischen besse
Melanchthon ununterbrochen bis zum Tage
Übergabe an den Kaiser. Den damaligen Verh
nissen wie dem ausdrücklichen Verlangen des K
fürsten gemäß ist die Konfession nicht das Sond
symbol einer bereits getrennten Kirchengemeinsch
oder theol. Ausdruck der bereits zur vollende
Thatsache gewordenen Trennung, sondern ein Fr
densvorschlag an die Gegner, die evangelischerse
dargebotene Grundlage freundlicher Verständigun
Daher wird das Gemeinsame mit den Gegnern st
hervorgehoben, die Differenz namentlich in der Le
soweit als möglich zurückgestellt, jedenfalls auf
Stücke beschränkt, worin man absolut nicht na
geben konnte, und auch hier mit größter Schonu
und Milde ausgesprochen. Der erste Teil der Sch
enthält daher folgende 21 Artikel des Glaubens u
der Lehre: 1) von Gott, 2) von der Erbsünde, 3) vo
Sohne Gottes, 4) von der Rechtfertigung, 5) vo

Predigtamte, 6) vom neuen Gehorsam, 7) von der Kirche, 8) was die Kirche sei? 9) von der Taufe, 10) vom Abendmahl, 11) von der Beichte, 12) von der Buße, 13) vom Gebrauche der Sakramente, 14) vom Kirchenregiment, 15) von der Kirchenordnung, 16) von Polizei und weltlichem Regiment, 17) von Christi Wiederkunft zum Gericht, 18) vom freien Willen, 19) von der Ursache der Sünde, 20) vom Glauben und guten Werken, 21) von dem Dienste der Heiligen. Während diese Abschnitte (mit Ausnahme der beiden letzten, welche zu den Schwabacher Artikeln neu hinzugekommen waren) mit möglichster Kürze behandelt sind, ist der zweite, mehr praktische Teil ausführlicher bearbeitet. Derselbe enthält sieben «Artikel, von welchen Zwiespalt ist, da erzählt werden die Mißbräuche, so geändert seynd», nämlich: 22) von beider Gestalt des Sakraments, 23) vom Ehestande der Priester, 24) von der Messe, 25) von der Beichte, 26) vom Unterschiede der Speise, 27) von Klostergelübden, 28) von der Bischöfe Gewalt.

Dieses Bekenntnis wurde unterschrieben von Johann, Kurfürst zu Sachsen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, von den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen, wahrscheinlich auch von Johann Friedrich, Kurprinz zu Sachsen, und Franz, Herzog von Lüneburg. Sonnabend, 25. Juni 1530, nachmittags 4 Uhr, wurde nach einer einleitenden lat. Rede des sächs. Kanzlers Brück das deutsche Exemplar der Konfession von dem sächs. Kanzler Bayer verlesen, und zwar mit so deutlicher und lauter Stimme, daß auch die im Hofe stehende Menge es verstand. Entgegen seiner frühern Verordnung erließ der Kaiser den Katholiken, da sie ja treu beim Alten geblieben seien, die Vorlegung eines ähnlichen Bekenntnisses, ließ sich von den Evangelischen beide Exemplare der Konfession übergeben und versprach, nach reiflicher Erwägung ihnen seinen Entschluß mitteilen zu wollen. Des kaiserl. Verbots ungeachtet und ohne Vorwissen der evang. Stände erschien noch während des Reichstags die Augsburger Konfession gedruckt, und noch 1530 folgten sich sieben Ausgaben (sechs deutsche und eine lateinische). Um Fälschungen und Ungenauigkeiten entgegenzutreten, nahm Melanchthon jetzt die Ausgabe selbst in die Hand, und schon im J. 1530 erschien von ihm in Wittenberg die sog. editio princeps in deutscher und lat. Redaktion (welche nicht Original und Übersetzung sind, sondern zwei selbständige Bearbeitungen). In den folgenden Jahren erschien eine Ausgabe nach der andern, und in jeder brachte Melanchthon Änderungen an; die bedeutendste enthält die lat. Ausgabe von 1540 (confessio variata), besonders in Art. 4, 5, 6, 18, 20, 21, vor allem aber im Art. 10 vom Abendmahle, wo er im Interesse der Versöhnung eine die Luthersche und Calvinsche Ansicht vereinigende Formel aufstellte. Diese «erklärte, in etwas gemehrte» Konfession ist von Luther stillschweigend gebilligt, von den evang. Theologen und Reichsständen aber als authentische Auslegung der Konfession vom J. 1530, obgleich Joh. Eck schon auf dem Religionsgespräch zu Worms 1541 auf den Unterschied hinwies, zu wiederholten malen, auf dem Kolloquium zu Regensburg 1546, zu Worms 1557, auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561, ausdrücklich feierlich anerkannt und mit kirchlichem Ansehen bekleidet worden. Erst seit dem Religionsgespräche zu Weimar, 1560, wo der zelotische Flacius die Veränderungen als ebenso viel Verfälschungen der reinen luth. Lehre brandmarkte, begann sich ein Kampf der luth. Orthodoxie gegen die «veränderte» Augsburger Konfession (Variata) zu entwickeln, der zum Teil unter den maßlosesten Schmähungen gegen Melanchthon bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. fortgeführt wurde. Die wörtliche Feststellung des ursprünglichen Textes ist überhaupt nicht mehr möglich, da beide zu Augsburg übergebene Originale der Augsburger Konfession, sowohl das lateinische wie das deutsche, verloren gegangen sind. Das lat. Exemplar behielt der Kaiser anfangs selbst, dann kam es ins kaiserl. Archiv zu Brüssel, wo es 1568 noch vorhanden war. Seitdem fehlt jede sichere Nachricht; man vermutet, daß es durch Alba nach Spanien gebracht ist. Das deutsche Exemplar kam ins Reichsarchiv zu Mainz und ist entweder zum Konzil nach Trient geschickt und darüber verloren gegangen oder schon früher verschwunden. Von den in die Sammlungen der symbolischen Bücher aufgenommenen Texten steht der lateinische der Urgestalt verhältnismäßig nahe; hinsichtlich des deutschen gilt der von Tittmann (Dresd. 1830) nach den Originalausgaben Melanchthons herausgegebene Text als der vergleichungsweise authentische.

Seit den Zeiten der Konkordienformel hat sich die luth. Kirche stets zu der «unveränderten» Augsburger Konfession gehalten und ist auch, auf Grund dieser Bekenntnisschrift, doch ohne daß die Auslegung der Konfession von 1530 «nach dem Sinne ihres Verfassers», d. h. nach der Ausgabe von 1540, dadurch ausgeschlossen wurde, durch den zu Augsburg 1555 mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten abgeschlossenen Religionsfrieden zur staatsrechtlichen Anerkennung gelangt. Dagegen blieb das Verhältnis der Reformierten zur Augsburger Konfession von jeher streitig. Die Reformierten selbst haben sich meist unbedenklich, obgleich nicht ausschließlich, zur Augsburger Konfession bekannt, sogar zur «ungeänderten», wie bei Abschluß der Wittenberger Konkordie (1536, auch in der Schweiz anerkannt 1538). Calvin unterschrieb die «erklärte» Augsburger Confession 1541 auf dem Religionsgespräche zu Regensburg; 1557 thaten dies Farel und Beza auf dem Kolloquium zu Worms. Der zur reform. Kirche übergetretene Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz unterschrieb 1561 die unveränderte Augsburger Konfession, wurde auch, obgleich Reformierter, von den evang. Ständen, dem Kaiser Maximilian II. gegenüber, als Augsburgischer Konfessionsverwandter auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 verteidigt. Als 1614 Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zur reform. Kirche übertrat, erklärte sich derselbe ausdrücklich für die Augsburger Konfession, und ebenso 1645 die Reformierten in Polen auf dem Religionsgespräche zu Thorn, unter ausdrücklicher Nichtigkeitserklärung eines Unterschieds zwischen einer veränderten und unveränderten Augsburger Konfession. Auf Grund dieser Vorgänge setzte es der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm im Westfälischen Frieden, 1648, allen Gegenmachinationen zum Trotze, durch, daß die Reformierten ausdrücklich und offiziell als zu den Augsburgischen Konfessionsverwandten gehörig anerkannt wurden. Dagegen haben die orthodoxen luth. Theologen meist hartnäckig die Wahrheit dieser Verwandtschaft abgestritten, besonders wegen der Differenzen zwischen den Lutheranern und

Reformierten in Betreff 1) der Abendmahlslehre, 2) der Lehre von der Erbsünde, 3) der Gnadenwirkungen der Sakramente, 4) der communicatio idiomatum, 5) der Prädestination. Von ihnen ist auch im 19. Jahrh. eine erneuerte Betonung der «unveränderten» Augsburger Konfession (invariata) als allein gültigen Ausdrucks des luth. Glaubens ausgegangen. Dagegen hat die Halborthodoxie wiederholt versucht, die Augsburger Konfession zu einem Unionssymbol für alle Evangelische zu erheben (so namentlich auf dem Berliner Kirchentage 1853), was aber immer wieder an dem Proteste der strengen Lutheraner scheiterte. Richtig ist, daß die Konfession mehr als irgendeine andere symbolische Schrift zu einem «Bekenntnisse» sich eignet. Das spezifisch Theologische tritt hinter dem großen religiösen Grundgedanken der Reformation zurück, wenn sich auch der dogmatische Vorstellungskreis des 16. Jahrh. nirgends verleugnet. Vgl. Weber, «Historie der Augsburger Konfession» (2 Bde., Frankf. 1783); Förstemann, «Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstags zu Augsburg» (Bd. 1, Halle 1833); Plitt, «Einleitung in die Augustana» (2 Bde., Erlangen 1867 u. 1868); Zöckler, «Die Augsburger Konfession als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche» (Frankf. 1870); Schirrmacher, «Briefe und Akten zu der Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsburg 1530» (Gotha 1876).

Augurien oder Auspizien, s. unter Augurn.

Augurieren, weissagen, aus Anzeichen schließen oder vermuthen; auguriös, vorbedeutsam.

Augurn hießen bei den Römern die Mitglieder eines bis in späte Zeiten hochangesehenen Priesterkollegiums, in welchem die Lehre überliefert wurde, mittels der Augurien oder Auspizien, d. h. der Beobachtung des Flugs und Geschreis der Vögel, womit ihr Name zusammenhängt, des Blitzes und anderer sog. Vorzeichen, den Willen der Götter, ob diese nämlich einem menschlichen Vorhaben zustimmten oder nicht, und nur insofern das Gelingen oder Mißlingen desselben, also das Zukünftige, zu erforschen.

Die Auspizien zerfielen in solche, welche ausdrücklich in bestimmten Formen und Formeln von den Göttern erbeten wurden, und in solche, durch welche diese ungefragt ihren Willen zu erkennen gaben. Bei letztern war der Einfluß der A. als sachmäßiger Kenner der tiefgreifendste und weittragendste. Namentlich konnten sie die Vertagung jeder Volksversammlung mit ihrer Ankündigung, daß ein ungünstiges Zeichen stattgefunden habe, bewirken. Aber es stand auch bei dem Kollegium der A., in Betreff irgendwelcher offiziellen Handlung durch einen Beschluß zu erklären, daß störende Auspizien vorgekommen seien, daß dieselbe demnach nach den Regeln ihrer Wissenschaft mit einem Fehler, «vitium», behaftet, also rückgängig zu machen sei.

Im einzelnen zerfielen die Auspizien in fünf Klassen: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens des Blitzstrahls. Zur Linken, für den nach Süden gekehrten Beobachter auf der Seite, wo die Sonne aufgeht, erschienen die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vögel waren glück- oder unglückverkündend, entweder ihrer Art nach oder mit Rücksicht auf den Ort und die Umstände

überhaupt, unter denen sie sich zeigten oder hör
ließen. Es zerfielen nämlich die Vögel in solc
die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solc
deren Gesang oder Stimme etwas verkündig
Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Ra
die Krähe, die Nachteule und andere; durch ihr
Flug z. B. eine Falkenart, der Adler, der Gei
Die Krähe verhieß zur Linken Glück, der Rabe z
Rechten. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der Hü
ner. Jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. M
bediente sich der Hühner vornehmlich im Krie
daher dem Heere immer ein Pullarius mit sein
Hühnerkasten folgen mußte. Außer diesen drei
gab es noch 4) Auspizien von vierfüßigen Tier
wozu endlich 5) die aus ungewöhnlichen Vorfäll
und Unglück bringenden Ereignissen (dirae) herg
nommenen Anzeichen kamen. Sie konnten bei d
Einholung der Auspizien störend dazwischentret
oder aber selbständig auftreten. So mußte z. B. je
Volksversammlung sofort aufgelöst werden, wen
jemand von der fallenden Sucht befallen wurde.

In Kriegs- und Friedenszeiten wurde nich
Wichtiges unternommen, ohne daß vorher d
Auspizien eingeholt worden waren. Auch im Zei
alter des Cicero, in welchem der Glaube an d
alten Götter namentlich in den Kreisen der Vo
nehmen sehr geschwunden war, und die Magistrat
denen solche Verrichtungen oblagen, sie vielfach nu
noch als lästige Förmlichkeiten betrachteten, ware
die Auspizien immer noch wenigstens ein wichtige
Mittel, um polit. Zwecke damit zu erreichen, un
das Kollegium der A., das die «Wissenschaft» vo
den Auspizien unter seinen Mitgliedern zu bewa
ren hatte, behielt deshalb großes Ansehen.

Auspizien von Staats wegen anzustellen, hatte
nicht die A., sondern nur die Magistrate das Rech
während jene dabei nur als Sachverständige fu
gieren konnten. Ihre Mitwirkung bei denselben b
stand in erster Linie darin, daß sie für die Beobach
tung der Zeichen «das Templum» abzugrenz
hatten, d. h. einen engern Raum, von wo aus, u
einen weitern, innerhalb dessen die Götterzeich
beobachtet werden sollten. Der Augur zog dab
mit seinem Stabe (lituus) zunächst zwei Linien (ei
von Süd nach Nord, den Cardo, und eine di
kreuzende von Ost nach West, den Decumanus)
Gedanken über das zu begrenzende Beobachtung
feld bis zu bestimmten Endpunkten hin und gren
schließlich durch vier Linien, welche durch di
Endpunkte gezogen wurden, das ganze Feld rech
winkelig ab. Erst wenn dies geschehen war, kon
der Magistrat, indem er mit bedecktem Haup
gegen Osten oder Süden gekehrt innerhalb d
engern Templums saß, sodaß er Norden od
Osten zur Linken hatte, in rechter Weise die Aus
zien anstellen. In Rom waren für die meist
Auspizien, welche regelmäßig stattfanden, in bl
bender Weise solche Templa abgegrenzt. Namen
lich befand sich ein solcher Beobachtungsort a
dem Kapitol, ferner auf dem Forum und im Mar
felde für Komitien. Die Abhaltung von Senat
sitzungen, welche im geschlossenen Raume stattfan
geschah regelmäßig in Gebäuden, welche für Aus
zien eingerichtet waren, und ebenso waren die m
sten Göttertempel auf solchen «templa» erricht
in denen deshalb dann auch Senatssitzungen geh
ten werden konnten. Vgl. Nissen, «Das Templum
(Berl. 1869); Mommsen, «Das röm. Staatsrech
(Bd. 1, Lpz. 1871).

August, der sechste Monat im alten röm. Jahre, welches bis zu Cäsars Kalenderreform mit dem März anfing, daher ursprünglich Sextilis genannt, bis Kaiser Augustus zum Andenken mehrerer glücklicher Ereignisse, die ihm in diesem Monat widerfahren waren, demselben seinen eigenen Namen vom Senate beilegen ließ. Diese Art der Schmeichelei des Senats begann bereits mit Julius Cäsar, dem zu Ehren der Monat Quintilis Julius genannt wurde. Der Sextilis hatte im alten röm. Kalender nur 29 Tage gehabt, Julius Cäsar ihn aber, wie den Januar und Dezember, um 2 Tage vergrößert, sodaß der A. gegenwärtig 31 Tage zählt. Während der ersten zwei Drittel des A. steht die Sonne im Zeichen des Löwen, während des letzten Drittels in dem der Jungfrau. Im Deutschen wird A. als Erntemonat bezeichnet. Die landwirtschaftlichen Verrichtungen und Gartenarbeiten in demselben sind: Rapssaat, Pflanzen von Karden und Safran, Saatpflügen, Krautbehäufung, Ernte des Winterweizens, Sommerweizens, Sommerroggens, teilweise auch der Gerste, des Hafers, der Hirse, des Buchweizens, Leins, Mohns u. s. w. Dann die Grummet, Kleeschnitt, Sommerpfropfen, Saat im Garten von Spinat, Kerbel, Petersilie, Wirsing, Rapunzel, Winterkopfsalat u. s. w. Ferner: Samenernte von Gemüse und Blumen; Umlegen der Gewürzpflanzen, Verpflanzen perennierender Staudengewächse u. s. w. Die Bienen tragen noch ein, wo der Buchweizen und das Heidekraut blühen. In Teichen streichen Karauschen und Karpfen.

August der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 10. April 1579 zu Dannenberg als siebentes und jüngstes Kind des Herzogs Heinrich von Braunschweig, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studierte 1594—99 in Rostock und Tübingen und ließ sich dann nach einigen Reisen in Hitzacker nieder, wo er 30 Jahre hindurch seinen gelehrten Neigungen lebte. Unter dem Namen Gustavus Selenus schrieb er hier das lange Zeit berühmte Werk «Das Schach- oder Königsspiel» (Lpz. 1616) und «Cryptomenyticae et Cryptographiae libri IX» (Lüneb. 1624). Nachdem 1634 das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel erloschen war, erhielt A. das Fürstentum Wolfenbüttel, mußte jedoch in der Burg zu Braunschweig residieren, bis Wolfenbüttel 1643 von den Kaiserlichen geräumt wurde. Als Regent erwarb er sich große Verdienste um die Wiederherstellung der Ordnung in seinem durch den Dreißigjährigen Krieg sehr heruntergekommenen Lande. Er erließ 1651 eine ausgezeichnete Schulordnung, 1657 eine Kirchenordnung, sorgte für Regulierung des Rechtswesens und der Steuerverhältnisse. Seine in Hitzacker begründete Bibliothek vermehrte er in Wolfenbüttel bis auf 180000 Bände; auch trieb er seine Studien fort und gab 1640 eine «Geschichte des Herrn Jesu» und 1644 eine «Evang. Kirchenharmonie». Er starb 17. Sept. 1666. Vgl. Bethmann, «Herzog A. der Jüngere» (Wolfenb. 1863).

August, Kurfürst von Sachsen 1553—86, Sohn Herzog Heinrichs des Frommen aus der Ehe mit Katharina von Mecklenburg, wurde 31. Juli 1526 zu Freiberg geboren, wo sein Vater, bis ihm 1539 die Regierung des Albertinischen Stammlandes zufiel, Hof hielt. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, hielt sich dann einige Zeit am Hofe König Ferdinands zu Prag auf, wo er mit dessen Sohn Maximilian, dem nachherigen Kaiser, Freundschaft schloß, und bezog hierauf die Universität Leipzig. Im J. 1541 empfing er zugleich mit seinem Bruder Moritz (s. d.), nachdem dieser die Regierung der väterlichen Erblande übernommen hatte, die Huldigung. Seitdem lebte er, wenn er nicht seinen Bruder in der Regierung vertreten mußte, meist in Weißenfels. Er vermählte sich 1548 mit Anna (s. d.), der Tochter Christians III. von Dänemark, die sich als strenge Lutheranerin und sparsame Hausfrau allgemeine Achtung erwarb. Nach seines Bruders Tode 1553 zur Regierung und zur Kurwürde berufen, hatte er die polit. Verwickelungen zu lösen, die aus des Bruders Fehden und aus dem Zwiespalt mit den Ernestinischen Vettern hervorgegangen waren, und zugleich die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen. Hatte Moritz sein Erbe mit dem Schwerte vergrößert, so wußte A. durch kluge Benutzung der Ereignisse und durch des Kaisers Gunst seine landeshoheitlichen Rechte auszudehnen und Gebietserwerbungen zu machen. Doch gerade in diesen Bestrebungen zog er sich Vorwürfe zu, die nicht unberechtigt erscheinen. Daß die drei geistlichen Stifter Merseburg, Naumburg und Meißen in entschiedenere Abhängigkeit von der landesfürstl. Gewalt kamen, war eine Folge der Reformation. Viel weniger zu rechtfertigen aber war der Gebietszuwachs, den er 1567 durch die Achtsvollziehung gegen den von dem meuterischen Wilhelm von Grumbach (s. d.) verleiteten Herzog Johann Friedrich (s. d.) von Gotha gewann, der zu ewigem Gefängnis verurteilt wurde. Auch läßt es sich kaum verteidigen, daß er, die zudringlich übernommene Vormundschaft über seine Vettern, die Söhne Johann Wilhelms von Weimar, benutzend, zum Nachteil seiner Mündel durch diplomatische Künste die Hälfte der hennebergischen Erbschaft sich zueignete. Durch seine Hoftheologen für die calvinistische Ansicht in der Abendmahlslehre geneigt gemacht, mußten die Geistlichen nicht nur im eigenen Lande, sondern auch im Gebiete seiner weimar. Vettern diese Ansicht lehren, wenn sie nicht abgesetzt und vertrieben werden wollten, bis A. wieder umlenkte und den heimlichen Calvinismus noch strenger verfolgte als früher das strenge Luthertum. Im J. 1580 brachte A. die Konkordienformel zu Stande, welche die prot. Lehre in starre Formen bannte.

Dagegen ist nicht zu übersehen, daß er als Gesetzgeber, als sorgsamer Pfleger jeder Kulturanstalt, als gewissenhafter und sparsamer Ordner des Staatshaushalts sein Land auf eine hohe Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung hob. Von klugen Räten unterstützt, mit seinen Landständen oft sich beratend, legte er einen guten Grund der Staatsverwaltung, der freilich durch die Mißgriffe seiner Nachfolger und durch äußere Stürme wieder erschüttert wurde. In der Finanzwirtschaft wurden die Steuern von den Kammereinkünften geschieden und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die Rechtspflege wurde durch eine verbesserte Gerichtsorganisation und durch neue Gesetze gehoben, welche unter dem Namen der Konstitutionen (21. April 1572) ein gleichförmiges, die alten deutschen Rechtsgewohnheiten durch röm. Normen einheitlicher gestaltendes Landrecht einführten. Die glänzendste Seite seiner Regierungsthätigkeit aber war seine Sorgfalt für die Belebung von Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel. A. bereiste sein Land nach allen Richtungen, ließ 1566 durch Hiob Magdeburg eine Karte von Sachsen entwerfen, ermunterte zum Anbau wüsten

Landes, zur Obstkultur und zur Teilung großer Gemeindegüter; speziell den Ackerbau beförderte er durch das Beispiel der musterhaften Bewirtschaftung der fürstl. Domänen. Nicht minder sorgte er für bessere Betreibung der Forstwirtschaft und des Bergbaues. Den Gewerbfleiß erhöhte er durch Aufnahme der ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländer, welche die Tuchmanufaktur hoben und die Anfänge der Baumwollmanufaktur nach Sachsen brachten, sodaß sich damals 30000 Tuchmacher und 60000 Zeug- und Leinweber in Sachsen befanden. Den Handel förderte er durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch finanzielle Operationen. Während er in den Ämtern bedeutende Kapitalien niederlegte, um unverschuldet Verarmte durch Darlehen gegen Wucher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauten in Dresden und andern Städten verwendet, wie er unter anderm den Königstein befestigte und die Schlösser Augustusburg und Annaburg baute. Auch die geistige Bildung des Volks fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botan. Gärten angelegt und die Studienpläne bis ins einzelne vorgezeichnet. Die Bibliothek zu Dresden verdankt ihm ihre Grundlage, auch die meisten andern Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, namentlich das Grüne Gewölbe, stammen aus seiner Zeit. Seine Lieblingsbeschäftigung war neben dem Drechseln die Alchimie. Die Kurfürstin Anna teilte letztere Neigung; als sie 1. Okt. 1585 gestorben war, vermählte sich A. 3. Jan. 1586 wieder mit Hedwig, der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt. Doch schon 12. Febr. 1586 starb er zu Dresden und wurde im Dome zu Freiberg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christian I. Seine junge Witwe vermählte sich wieder mit dem Herzoge Johann von Holstein. Vgl. Falke, «Die Geschichte des Kurfürsten A. von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung» (Lpz. 1868).

August II. (Friedrich), «der Starke», Kurfürst von Sachsen 1694—1733 und seit 1697 auch König von Polen, der zweite Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und der dän. Prinzessin Anna Sophia, ward 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Übung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke entwickelte. Von 1687—89 bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. Während auf dieser Reise die üppige Pracht, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn blendete, ward zugleich durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfingen, sein Ehrgeiz genährt. Als sein Vater 1691 gestorben war, ging er nach Wien, wo er mit dem röm. König Joseph I. eine Freundschaft schloß, die seine Politik wesentlich beeinflußte. Nachdem er sich 1693 mit Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach vermählt hatte, gelangte er durch seines Bruders Johann Georg IV. Tod 27. April 1694 zur Kurwürde und übernahm den Oberbefehl über das österr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn, den er aber nach der Schlacht bei Olasch, 27. Aug. 1696, wieder niederlegte. Er kehrte nach Wien zurück, wo er den Plan faßte, um den durch den Tod Johann Sobieskis erledigten poln. Thron sich zu bewerben. Nachdem sein Bevollmächtigter, Feldmarschall Flemming, den franz.
Gesandten in Warschau, Abbé von Polignac,
den Prinzen von Conti auf den poln. Thron
bringen suchte, beseitigt und von den feilen Gro
die Krone für 10 Mill. poln. Gulden erworben ha
entfernte A. das letzte Hindernis seiner Wahl, ind
er 2. Juni 1697 zu Baden bei Wien zur kath. Ki
überging; doch gewährleistete er seinen Untertha
ungeschmälerten Fortbestand der prot. Kirche
Lande. Um die Kaufsumme aufzubringen, verkau
und verpfändete er mehrere Teile seines Erbland
ja sogar an Brandenburg die letzten Ueberreste
Besitzungen des Stammhauses Wettin. Am 27. J
ward A. von dem poln. Reichstage zum Könige
wählt. Da indes eine Partei sich für Prinz Co
erklärte, rückte er mit 10000 Sachsen in Polen e
und während 15. Sept. seine Krönung in Kra
stattfand, mußte Conti nach Frankreich zurückkehr
Bald fühlte jedoch der Kurstaat Sachsen die L
der neuen Krone seines Fürsten. Bei seiner Thr
besteigung hatte A. versprochen, die an Schwed
abgetretenen poln. Provinzen wieder mit Polen
vereinigen. Dessenungeachtet waren die poln. G
ßen dem Kampfe abgeneigt, und der König mu
ihn nun meist mit sächs. Truppen auf Kosten sein
Erblandes führen. (S. Nordischer Krieg.)

A. verband sich mit Dänemark und dem Z
Peter. Doch Karl XII. von Schweden nötig
Dänemark zum Frieden von Travendal (18. Au
1700), und die Russen besiegte er bei Narwa. Nac
dem Karl (19. Juli 1702) bei Klissow auch die Sac
sen völlig besiegt und 1. Mai 1703 die Reste d
sächs. Heeres bei Pultusk vollends geschlagen hat
erklärte durch Schwedens Einfluß der poln. Reich
rat A. 14. Febr. 1704 der poln. Krone verlusti
worauf 12. Juli 1704 Stanislaus Leszczynski, W
wode von Posen, zum König erwählt wurde. D
Vordringen Karls XII. nach Sachsen, infolge d
Sieges bei Fraustadt (13. Febr. 1706) über d
Feldmarschall Graf Schulenburg, nötigte A. zu
Frieden von Altranstädt (s. d.). Am 18. Dez. 17
besuchte A. im Lager zu Altranstädt den Kön
Karl XII., der ihn demütigend zwang, dem neu
Könige von Polen mit einem Glückwünschungsbrie
die Juwelen und die Archive der poln. Krone
übersenden. Unter fremdem Namen wohnte A. 17
unter dem Prinzen Eugen dem Feldzuge gegen d
Franzosen bei und ließ zu Eugens Heere in d
Niederlanden 9000 Sachsen stoßen. Er rüstete
einem neuen Zuge nach Polen, als er die Nachric
von Karls XII. Niederlage bei Pultawa erhiel
worauf er in einer Bekanntmachung vom 8. Au
1709 sich von dem Vertrag von Altranstädt lossag
Mit einem glänzend gerüsteten Heere ging er na
Polen und verband sich aufs neue mit dem Z
Peter. Es begann wieder der Krieg mit Schwede
der nach Karls XII. Rückkehr aus der Türkei m
größter Erbitterung entbrannte, bis ihm der T
des letztern bei Friedrichshall (1718) eine entsche
dende Wendung gab. Die nächste Folge war d
Waffenstillstand mit Schweden Dez. 1719, der ab
erst 1732 in einen Frieden verwandelt wurde.
wurde darin als König von Polen anerkannt. J
Polen hatte sich jedoch gegen die sächs. Truppen ei
Konföderation gebildet, an deren Spitze Stanislau
Ledochowski, nachmaliger Palatin von Volhynie
stand. Auf allen Punkten wurden die Sachsen dur
die Konföderierten angegriffen und mußten sich e
geben. Endlich kam es unter russ. Vermittelung 171
zwischen A. und der Republik Polen zu dem fo

Warschauer Vertrage, zufolge dessen die sächs. Truppen das Königreich verließen. So sah sich A. genötigt, den Gedanken, die poln. Nation mit Gewalt unterwürfig zu machen, aufzugeben, und suchte nun durch andere Mittel seinen Zweck zu erreichen. In der That gelang es ihm, die Polen durch den Reiz eines glänzenden und üppigen Hofs zu gewinnen. Sachsen aber hatte infolge dessen schwere Opfer zu bringen, und bald geriet der Staatshaushalt des ohnedies schon verarmten Landes vollends in Zerrüttung. Günstlinge, schöne Frauen, natürliche Kinder und nebenbei Goldmacher, welche Lebenstinkturen zu bereiten versprachen, verschlangen ungeheuere Summen. Zwar verschönerte A. die Hauptstadt seines Erblandes, in welche der Glanz des Hofs zahlreiche Fremde lockte; aber während 1719 bei der Vermählung seines Sohnes in Dresden 4 Mill. vergeudet wurden, war Teurung im Lande und Hungersnot im Erzgebirge. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung wenig zu erfreuen und die Kunst meist nur, insofern sie seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die man während seiner Regierung versuchte, hatte er persönlich wenig Anteil. Auf einer Reise nach Warschau zum Reichstage starb er in der poln. Hauptstadt 1. Febr. 1733 und ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, die lutherisch geblieben und getrennt von ihm lebte, war schon 5. Sept. 1727 gestorben. Sie hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August III. (s. d.), der dem Vater in der Regierung folgte. Die Gräfin von Königsmark hatte A. den berühmten Moritz Graf von Sachsen, die Gräfin Cosel den Grafen Rutowski geboren. Vgl. Jarochowski, «Geschichte der Regierung des Königs A. II.» (Pos. 1871).

August III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen 1733—63 und König von Polen, Sohn und Nachfolger des vorigen, ward 7. (17.) Okt. 1696 geboren und unter den Augen seiner Mutter und dem Einflusse seiner Großmutter Anna Sophia im prot. Glauben erzogen. Im J. 1711 unternahm er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Die röm. Kurie, die auf den Übertritt des Albertinischen Hauses große Hoffnungen baute, bot alles auf, den Prinzen zum Glaubenswechsel zu veranlassen, der denn auch 27. Nov. 1712 sein Glaubensbekenntnis in die Hände des Kardinals Cusani zu Bologna heimlich ablegte, was aber erst 1717 in Sachsen öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Aussicht auf die poln. Krone und auf eine Verbindung mit der österr. Prinzessin Maria Josephe, welche 1719 stattfand, mögen zu dem Entschlusse des Prinzen beigetragen haben. Als Kurprinz lebte er gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertusburg, wo er leidenschaftlich der Jagd oblag. Nachdem er 1733 dem Vater in den Erblanden gefolgt, wurde er 5. Okt. desselben Jahres, obschon Ludwig XV. von Frankreich Stanislaus Leszczynski wieder auf den poln. Thron zu bringen suchte, von einem Teile des poln. Adels als König gewählt, jedoch erst 1736 auf dem Warschauer Friedenskongresse allgemein als König anerkannt. Ohne seines Vaters Geistesgaben, hatte er dessen Prachtliebe geerbt und folgte in Veranstaltung glänzender Feste und einer kostspieligen Hofhaltung ganz dessen Beispiele. Auf Gemälde und auf Unterhaltung seiner Kapelle verwendete er bedeutende Summen, und seinem Kunstsinn verdankt Dresden treffliche Erwerbungen. Die Regierung überließ er seinem ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen von Brühl (s. d.). A. lebte lieber in Dresden als in Warschau, und so blieb Polen fast ohne Regierung. Nach dem Tode Kaiser Karls VI. (1740) übernahm A. das Reichsvikariat. Er verband sich im folgenden Jahre mit Frankreich, Spanien und Bayern gegen Maria Theresia, und vereinigte im Febr. 1742 in Mähren seine Truppen mit den preuß. Streitkräften. Doch durch Friedrichs II. Kriegsglück beunruhigt, schloß er schon 20. Dez. 1742 ein Bündnis mit Maria Theresia und verpflichtete sich in einem geheimen Traktate zu Leipzig (18. Mai 1745), für die Hilfsgelder, welche England und Holland zu zahlen versprachen, 30000 Mann Hilfstruppen zu stellen. Diese Truppen rückten in der That auch in Schlesien ein, vereinigten sich mit dem österr. Heere, erlitten aber bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage. Sofort griff Friedrich II. Sachsen selbst an. Der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächs. Heer abermals 15. Dez. 1745. Die Preußen nahmen Sachsen in Beschlag, aber durch den Frieden zu Dresden 25. Dez. 1745 erhielt A. sein Land zurück. Doch schon 1756 sah er sich infolge seiner geheimen Verbindung mit Österreich aufs neue in den Krieg mit Preußen verwickelt. Da A.s Neutralitätsvorschläge von Friedrich II. abgelehnt wurden, verließ er Dresden 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17000 Mann sächs. Truppen versammelt waren. Friedrich II. aber schloß diese hier ein, sodaß sie sich 16. Okt. als Gefangene ergeben mußten. A. selbst flüchtete auf den Königstein und später nach Polen. Erst nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er nach Dresden zurück, wo er 5. Okt. 1763 starb. Sein Sohn Friedrich Christian folgte ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus Poniatowski (s. d.) als König von Polen. Friedrich Christian starb schon 17. Dez. 1763; unter Vormundschaft des Prinzen Xaver folgte sein unmündiger Sohn Friedrich August I. (s. d.).

August (Emil Leop.), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Sohn Herzog Ernsts II. und der Prinzessin Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, geb. 23. Nov. 1772, studierte seit 1788 nebst seinem jüngern Bruder Friedrich in Genf. Nach dem Ableben seines Vaters trat er 20. April 1804 die Regierung an. Sein Land nahm unter seiner Regierung eine gedeihliche Entwickelung. Namentlich interessierte sich A. für die Vermehrung der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen; unter anderm wurde von ihm das Chinesische Kabinett zu Gotha begründet. A. starb 17. Mai 1822 und wurde neben seinem Vater auf einer Insel in dem von diesem angelegten Park zu Gotha begraben. Von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nur «Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien» (1805), eine Reihe mit Liedern vermischter Idyllen, im Druck erschienen; andere sind Manuscript geblieben. Vgl. Eichstädt, «Memoria Augusti ducis Saxoniae, principis Gothanorum» (2. Aufl., Gotha 1823). Ihm folgte sein Bruder, Friedrich IV., mit welchem 11. Febr. 1825 die Linie Sachsen-Gotha erlosch.

August (Paul Friedr.), Großherzog von Oldenburg, der älteste Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg, wurde 13. Juli 1783 auf dem Schlosse Rastede geboren. Nach der Besetzung Oldenburgs durch die Franzosen begab er sich 1811 mit seinem

Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. d.) und Welser (s. d.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sendeten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altorfer, Amberger, Schäufelin, Hagenauer, Dienecker u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patrizischen Geschlechter mit Unterstützung Karls V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage wurden hier gehalten, 1530 der, auf welchem 25. Juni die Augsburgische Konfession übergeben wurde; 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. d.) geschlossen. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedikt wurde 1629 zuerst in A. vollzogen; 1632 hielt Gustav Adolf, 1635 das kaiserl. Heer nach einjähriger Belagerung seinen Einzug. Während A. 1612 noch gegen 45000 E. zählte, war diese Zahl 1635 auf 16422 herabgesunken. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde 1703 die Stadt vom bayr.-franz. Heere abermals beschossen und nach der Einnahme hart gebrandschatzt. Durch den Preßburger Frieden 1805 verlor sie ihre Reichsfreiheit, worauf sie 4. März 1806 von Bayern in Besitz genommen ward. Die Geschichte A.s haben geschrieben: Welser (Veneb. 1594), von Stetten der Ältere (2 Bde., Augsb. 1743—58), Gullmann (6 Bde., Augsb. 1818—20), Wagenseil (4 Bde., Augsb. 1819—22), von Seida (2 Bde., Augsb. 1826), Jäger (Darmst. 1837) und Schönchen (Münch. 1863). Vgl. auch von Stetten der Jüngere: «Geschichte der adeligen Geschlechter in A.» (Augsb. 1763); derselbe, «Kunst-, Gewerbs- und Handwerksgeschichte A.s» (2 Bde., Augsb. 1779—88); «Chroniken der deutschen Städte» (Bd. 4 u. 5, Lpz. 1865—67); «Urkundenbuch der Stadt A.» (2 Bde., Augsb. 1874—78); Berner, «Verfassungsgeschichte der Stadt A.» (Bresl. 1879); Roth, «Augsburger Reformationsgeschichte» (Münch. 1881).

Das sonst ebenfalls reichsunmittelbare Bistum Augsburg soll schon im 6. Jahrh. gestiftet worden sein. Der Bischof residierte seit dem 15. Jahrh. in Dillingen. Sein Bistum umfaßte 220 qkm, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 säkularisiert, und der bischöfl. Länderbesitz gelangte ebenfalls an Bayern. Vgl. Braun, «Geschichte der Bischöfe von A.» (4 Bde., Augsb. 1829); Steichele, «Beiträge zur Geschichte des Bistums A.» (Augsb. 1850 fg.); derselbe, «Das Bistum A. historisch und statistisch beschrieben» (Augsb. 1861 fg.).

Augsburger Interim, s. unter Interim.

Augsburger Religionsfriede, s. unter Religionsfriede.

Augsburgische Konfession, Confessio Augustana, die wichtigste Bekenntnisschrift der luth. Kirche. Nachdem Kaiser Karl V., als Schutzvogt und Schirmherr der Kirche, zur gütlichen Beilegung der seit 1517 in Deutschland entstandenen Kirchenspaltung auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben und verordnet hatte, daß beide Parteien, Katholiken und Protestanten, ihre Meinung über die eingetretene Spaltung in deutscher und lat. Sprache schriftlich vorlegen soll-
ten, forderte der Kurfürst Johann von Sachsen se
wittenberger Theologen Luther, Jonas, Bug
hagen und Melanchthon 14. März auf, ihm
zum 20. März in Torgau ein Verzeichnis der st
tigen Punkte vorzulegen, beides, im Glauben u
in äußern Kirchengebräuchen. Dem ersten Teil ü
den Glauben wurden die sog. 15 Marburger u
17 Schwabacher Artikel zu Grunde gelegt.
dem Religionsgespräch zu Marburg (1. bis 3. O
1529) zwischen Zwingli und Ökolampadius auf
einen, Luther und Melanchthon auf der and
Seite war in 15 Artikeln zusammengefaßt, in w
chen Lehren Reformierte und Lutheraner mite
ander übereinstimmten und worin sie betreffs
Abendmahls voneinander abwichen. Diese ha
Luther für den Konvent zu Schwabach (16. O
1529) umgearbeitet zu den 17 Schwabacher A
tikeln. Während nämlich dort das Gemeinsa
hervorgehoben wurde, kehrt Luther hier in al
streitigen Punkten seine eigentümliche Lehrauff
sung hervor, in der Absicht, dadurch das Bünd
der luth. Fürsten mit den oberdeutschen Städten
hintertreiben. Das Schriftstück bildet die Grun
lage für den ersten Teil der Konfession. Für d
zweiten, die Gebräuche betreffenden Teil macht
die genannten Theologen einen gemeinsam festg
stellten neuen Entwurf, Torgauer Artikel g
nannt, weil er zu Torgau dem Kurfürsten überreic
ward. Auf Grund dieser Vorarbeiten wurde Me
lanchthon mit Ausarbeitung der verlangten Schri
beauftragt. Er begann damit schon auf der Rei
und fuhr mit Verbesserungen und Umarbeitunge
zu Augsburg fort, zumal das längere Ausbleib
des Kaisers (bis 20. Juni) ihm Zeit und Joh. E
durch seine Veröffentlichung von 404 Punkten a
den Schriften derer, «welche den Frieden der Kirc
stören», ihm Veranlassung dazu gab. Dazu ka
daß die Schrift, welche ursprünglich nur im Nam
und Auftrage des Kurfürsten verfaßt ward, a
Wunsch der übrigen Stände als gemeinsames B
kenntnis überreicht werden sollte. Seitdem wu
sie nicht mehr «Apologie», «Sächsischer Vorschlag
«Sächsischer Unterricht» oder «Sächsischer Ratschlag
sondern allgemein «Konfession» genannt. Jetzt b
teiligten sich an der letzten Feststellung des Tex
auch die andern evang. Stände, wie z. B. der f
melle Eingang und Schluß vom Kanzler Brück h
rührt. Dann wurde der Text an Luther, der weg
der Reichsacht in Koburg zurückgeblieben war, e
geschickt. Der Text wurde zugleich deutsch und l
teinisch ausgearbeitet; an dem lateinischen besse
Melanchthon ununterbrochen bis zum Tage d
Übergabe an den Kaiser. Den damaligen Verhä
nissen wie dem ausdrücklichen Verlangen des K
fürsten gemäß ist die Konfession nicht das Sond
symbol einer bereits getrennten Kirchengemeinsch
oder theol. Ausdruck der bereits zur vollendet
Thatsache gewordenen Trennung, sondern ein Fr
densvorschlag an die Gegner, die evangelischerse
dargebotene Grundlage freundlicher Verständigun
Daher wird das Gemeinsame mit den Gegnern st
hervorgehoben, die Differenz namentlich in der Le
soweit als möglich zurückgestellt, jedenfalls auf
Stücke beschränkt, worin man absolut nicht na
geben konnte, und auch hier mit größter Schonu
und Milde ausgesprochen. Der erste Teil der Sch
enthält daher folgende 21 Artikel des Glaubens u
der Lehre: 1) von Gott, 2) von der Erbsünde, 3) v
Sohne Gottes, 4) von der Rechtfertigung, 5) v

Predigtamte, 6) vom neuen Gehorsam, 7) von der Kirche, 8) was die Kirche sei? 9) von der Taufe, 10) vom Abendmahl, 11) von der Beichte, 12) von der Buße, 13) vom Gebrauche der Sakramente, 14) vom Kirchenregiment, 15) von der Kirchenordnung, 16) von Polizei und weltlichem Regiment, 17) von Christi Wiederkunft zum Gericht, 18) vom freien Willen, 19) von der Ursache der Sünde, 20) vom Glauben und guten Werken, 21) von dem Dienste der Heiligen. Während diese Abschnitte (mit Ausnahme der beiden letzten, welche zu den Schwabacher Artikeln neu hinzugekommen waren) mit möglichster Kürze behandelt sind, ist der zweite, mehr praktische Teil ausführlicher bearbeitet. Derselbe enthält sieben «Artikel, von welchen Zwiespalt ist, da erzählt werden die Mißbräuche, so geändert seynd», nämlich: 22) von beider Gestalt des Sakraments, 23) vom Ehestande der Priester, 24) von der Messe, 25) von der Beichte, 26) vom Unterschiede der Speise, 27) von Klostergelübden, 28) von der Bischöfe Gewalt.

Dieses Bekenntnis wurde unterschrieben von Johann, Kurfürst zu Sachsen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, von den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen, wahrscheinlich auch von Johann Friedrich, Kurprinz zu Sachsen, und Franz, Herzog von Lüneburg. Sonnabend, 25. Juni 1530, nachmittags 4 Uhr, wurde nach einer einleitenden lat. Rede des sächs. Kanzlers Brück das deutsche Exemplar der Konfession von dem sächs. Kanzler Bayer verlesen, und zwar mit so deutlicher und lauter Stimme, daß auch die im Hofe stehende Menge es verstand. Entgegen seiner frühern Verordnung erließ der Kaiser den Katholiken, da sie ja treu beim Alten geblieben seien, die Vorlegung eines ähnlichen Bekenntnisses, ließ sich von den Evangelischen beide Exemplare der Konfession übergeben und versprach, nach reiflicher Erwägung ihnen seinen Entschluß mitteilen zu wollen. Des kaiserl. Verbots ungeachtet und ohne Vorwissen der evang. Stände erschien noch während des Reichstags die Augsburger Konfession gedruckt, und noch 1530 folgten sich sieben Ausgaben (sechs deutsche und eine lateinische). Um Fälschungen und Ungenauigkeiten entgegenzutreten, nahm Melanchthon jetzt die Ausgabe selbst in die Hand, und schon im J. 1530 erschien von ihm in Wittenberg die sog. editio princeps in deutscher und lat. Redaktion (welche nicht Original und Übersetzung sind, sondern zwei selbständige Bearbeitungen). In den folgenden Jahren erschien eine Ausgabe nach der andern, und in jeder brachte Melanchthon Änderungen an; die bedeutendste enthält die lat. Ausgabe von 1540 (confessio variata), besonders in Art. 4, 5, 6, 18, 20, 21, vor allem aber im Art. 10 vom Abendmahle, wo er im Interesse der Versöhnung eine die Luthersche und Calvinsche Ansicht vereinigende Formel aufstellte. Diese «erklärte, in etwas gemehrte» Konfession ist von Luther stillschweigend gebilligt, von den evang. Theologen und Reichsständen aber als authentische Auslegung der Konfession vom J. 1530, obgleich Joh. Eck schon auf dem Religionsgespräch zu Worms 1541 auf den Unterschied hinwies, zu wiederholten malen, auf dem Kolloquium zu Regensburg 1546, zu Worms 1557, auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561, ausdrücklich feierlich anerkannt und mit kirchlichem Ansehen bekleidet worden. Erst seit dem Religionsgespräche zu Weimar, 1560, wo der zelotische Flacius die Veränderungen als ebenso viel Verfälschungen der reinen luth. Lehre brandmarkte, begann sich ein Kampf der luth. Orthodoxie gegen die «veränderte» Augsburger Konfession (Variata) zu entwickeln, der zum Teil unter den maßlosesten Schmähungen gegen Melanchthon bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. fortgeführt wurde. Die wörtliche Feststellung des ursprünglichen Textes ist überhaupt nicht mehr möglich, da beide zu Augsburg übergebene Originale der Augsburger Konfession, sowohl das lateinische wie das deutsche, verloren gegangen sind. Das lat. Exemplar behielt der Kaiser anfangs selbst, dann kam es ins kaiserl. Archiv zu Brüssel, wo es 1568 noch vorhanden war. Seitdem fehlt jede sichere Nachricht; man vermutet, daß es durch Alba nach Spanien gebracht ist. Das deutsche Exemplar kam ins Reichsarchiv zu Mainz und ist entweder zum Konzil nach Trient geschickt und darüber verloren gegangen oder schon früher verschwunden. Von den in die Sammlungen der symbolischen Bücher aufgenommenen Texten steht der lateinische der Urgestalt verhältnismäßig nahe; hinsichtlich des deutschen gilt der von Tittmann (Dresd. 1830) nach den Originalausgaben Melanchthons herausgegebene Text als der vergleichungsweise authentische.

Seit den Zeiten der Konkordienformel hat sich die luth. Kirche stets zu der «unveränderten» Augsburger Konfession gehalten und ist auch, auf Grund dieser Bekenntnisschrift, doch ohne daß die Auslegung der Konfession von 1530 «nach dem Sinne ihres Verfassers», d. h. nach der Ausgabe von 1540, dadurch ausgeschlossen wurde, durch den zu Augsburg 1555 mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten abgeschlossenen Religionsfrieden zur staatsrechtlichen Anerkennung gelangt. Dagegen blieb das Verhältnis der Reformierten zur Augsburger Konfession von jeher streitig. Die Reformierten selbst haben sich meist unbedenklich, obgleich nicht ausschließlich, zur Augsburger Konfession bekannt, sogar zur «ungeänderten», wie bei Abschluß der Wittenberger Konkordie (1536, auch in der Schweiz anerkannt 1538). Calvin unterschrieb die «erklärte» Augsburger Confession 1541 auf dem Religionsgespräche zu Regensburg; 1557 thaten dies Farel und Beza auf dem Kolloquium zu Worms. Der zur reform. Kirche übergetretene Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz unterschrieb 1561 die unveränderte Augsburger Konfession, wurde auch, obgleich Reformierter, von den evang. Ständen, dem Kaiser Maximilian II. gegenüber, als Augsburgischer Konfessionsverwandter auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 verteidigt. Als 1614 Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zur reform. Kirche übertrat, erklärte sich derselbe ausdrücklich für die Augsburger Konfession, und ebenso 1645 die Reformierten in Polen auf dem Religionsgespräche zu Thorn, unter ausdrücklicher Nichtigkeitserklärung eines Unterschieds zwischen einer veränderten und unveränderten Augsburger Konfession. Auf Grund dieser Vorgänge setzte es der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm im Westfälischen Frieden, 1648, allen Gegenmachinationen zum Trotze, durch, daß die Reformierten ausdrücklich und offiziell als zu den Augsburgischen Konfessionsverwandten gehörig anerkannt wurden. Dagegen haben die orthodoxen luth. Theologen meist hartnäckig die Wahrheit dieser Verwandtschaft abgestritten, besonders wegen der Differenzen zwischen den Lutheranern und

Reformierten in Betreff 1) der Abendmahlslehre, 2) der Lehre von der Erbsünde, 3) der Gnadenwirkungen der Sakramente, 4) der communicatio idiomatum, 5) der Prädestination. Von ihnen ist auch im 19. Jahrh. eine erneuerte Betonung der «unveränderten» Augsburger Konfession (invariata) als allein gültigen Ausdrucks des luth. Glaubens ausgegangen. Dagegen hat die Halborthodoxie wiederholt versucht, die Augsburger Konfession zu einem Unionssymbol für alle Evangelische zu erheben (so namentlich auf dem Berliner Kirchentage 1853), was aber immer wieder an dem Proteste der strengen Lutheraner scheiterte. Richtig ist, daß die Konfession mehr als irgendeine andere symbolische Schrift zu einem «Bekenntnisse» sich eignet. Das spezifisch Theologische tritt hinter dem großen religiösen Grundgedanken der Reformation zurück, wenn sich auch der dogmatische Vorstellungskreis des 16. Jahrh. nirgends verleugnet. Vgl. Weber, «Historie der Augsburger Konfession» (2 Bde., Frankf. 1783); Förstemann, «Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstags zu Augsburg» (Bd. 1, Halle 1833); Plitt, «Einleitung in die Augustana» (2 Bde., Erlangen 1867 u. 1868); Zöckler, «Die Augsburger Konfession als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche» (Frankf. 1870); Schirrmacher, «Briefe und Akten zu der Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsburg 1530» (Gotha 1876).

Augurien oder Auspizien, s. unter Augurn.

Augurieren, weissagen, aus Anzeichen schließen oder vermuthen; auguriös, vorbedeutsam.

Augurn hießen bei den Römern die Mitglieder eines bis in späte Zeiten hochangesehenen Priesterkollegiums, in welchem die Lehre überliefert wurde, mittels der Augurien oder Auspizien, d. h. der Beobachtung des Flugs und Geschreis der Vögel, womit ihr Name zusammenhängt, des Blitzes und anderer sog. Vorzeichen, den Willen der Götter, ob diese nämlich einem menschlichen Vorhaben zustimmten oder nicht, und nur insofern das Gelingen oder Mißlingen desselben, also das Zukünftige, zu erforschen.

Die Auspizien zerfielen in solche, welche ausdrücklich in bestimmten Formen und Formeln von den Göttern erbeten wurden, und in solche, durch welche diese ungefragt ihren Willen zu erkennen gaben. Bei letztern war der Einfluß der A. als sachmäßiger Kenner der tiefgreifendste und weittragendste. Namentlich konnten sie die Vertagung jeder Volksversammlung mit ihrer Ankündigung, daß ein ungünstiges Zeichen stattgefunden habe, bewirken. Aber es stand auch bei dem Kollegium der A., in Betreff irgendwelcher offiziellen Handlung durch einen Beschluß zu erklären, daß störende Auspizien vorgekommen seien, daß dieselbe demnach nach den Regeln ihrer Wissenschaft mit einem Fehler, «vitium», behaftet, also rückgängig zu machen sei.

Im einzelnen zerfielen die Auspizien in fünf Klassen: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens des Blitzstrahls. Zur Linken, für den nach Süden gekehrten Beobachter auf der Seite, wo die Sonne aufgeht, erschienen die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vögel waren glück- oder unglückverkündend, entweder ihrer Art nach oder mit Rücksicht auf den Ort und die Umstände überhaupt, unter denen sie sich zeigten oder l… ließen. Es zerfielen nämlich die Vögel in s… die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in s… deren Gesang oder Stimme etwas verkün… Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der … die Krähe, die Nachteule und andere; durch … Flug z. B. eine Falkenart, der Adler, der G… Die Krähe verhieß zur Linken Glück, der Rab… Rechten. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der … ner. Jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. … bediente sich der Hühner vornehmlich im Kr… daher dem Heere immer ein Pullarius mit sei… Hühnerkasten folgen mußte. Außer diesen d… gab es noch 4) Auspizien von vierfüßigen Ti… wozu endlich 5) die aus ungewöhnlichen Vorf… und Unglück bringenden Ereignissen (dirae) h… nommenen Anzeichen kamen. Sie konnten bei… Einholung der Auspizien störend dazwischentr… oder aber selbständig auftreten. So mußte z. B. … Volksversammlung sofort aufgelöst werden, w… jemand von der fallenden Sucht befallen wurd…

In Kriegs- und Friedenszeiten wurde ni… Wichtiges unternommen, ohne daß vorher … Auspizien eingeholt worden waren. Auch im Z… alter des Cicero, in welchem der Glaube an … alten Götter namentlich in den Kreisen der V… nehmen sehr geschwunden war, und die Magistr… denen solche Verrichtungen oblagen, sie vielfach n… noch als lästige Förmlichkeiten betrachteten, war… die Auspizien immer noch wenigstens ein wichtig… Mittel, um polit. Zwecke damit zu erreichen, u… das Kollegium der A., das die «Wissenschaft» v… den Auspizien unter seinen Mitgliedern zu bewa… ren hatte, behielt deshalb großes Ansehen.

Auspizien von Staats wegen anzustellen, hatt… nicht die A., sondern nur die Magistrate das Re… während jene dabei nur als Sachverständige f… gieren konnten. Ihre Mitwirkung bei denselben … stand in erster Linie darin, daß sie für die Beoba… tung der Zeichen «das Templum» abzugren… hatten, d. h. einen engern Raum, von wo aus, u… einen weitern, innerhalb dessen die Götterzeich… beobachtet werden sollten. Der Augur zog da… mit seinem Stabe (lituus) zunächst zwei Linien (ei… von Süd nach Nord, den Cardo, und eine di… kreuzende von Ost nach West, den Decumanus) … Gedanken über das zu begrenzende Beobachtung… feld bis zu bestimmten Endpunkten hin und gren… schließlich durch vier Linien, welche durch di… Endpunkte gezogen wurden, das ganze Feld re… winkelig ab. Erst wenn dies geschehen war, kon… der Magistrat, indem er mit bedecktem Hau… gegen Osten oder Süden gekehrt innerhalb d… engern Templums saß, sodaß er Norden o… Osten zur Linken hatte, in rechter Weise die Aus… zien anstellen. In Rom waren für die meist… Auspizien, welche regelmäßig stattfanden, in bl… bender Weise solche Templa abgegrenzt. Namen… lich befand sich ein solcher Beobachtungsort a… dem Kapitol, ferner auf dem Forum und im Mar… felde für Komitien. Die Abhaltung von Senat… sitzungen, welche im geschlossenen Raume stattfan… geschah regelmäßig in Gebäuden, welche für Aus… zien eingerichtet waren, und ebenso waren die m… sten Göttertempel auf solchen «templa» errich… in denen deshalb dann auch Senatssitzungen geh… ten werden konnten. Vgl. Nissen, «Das Templu… (Berl. 1869); Mommsen, «Das röm. Staatsrech… (Bd. 1, Lpz. 1871).

August, der sechste Monat im alten röm. Jahre, welches bis zu Cäsars Kalenderreform mit dem März anfing, daher ursprünglich Sextilis genannt, bis Kaiser Augustus zum Andenken mehrerer glücklicher Ereignisse, die ihm in diesem Monat widerfahren waren, demselben seinen eigenen Namen vom Senate beilegen ließ. Diese Art der Schmeichelei des Senats begann bereits mit Julius Cäsar, dem zu Ehren der Monat Quintilis Julius genannt wurde. Der Sextilis hatte im alten röm. Kalender nur 29 Tage gehabt, Julius Cäsar ihn aber, wie den Januar und Dezember, um 2 Tage vergrößert, sodaß der A. gegenwärtig 31 Tage zählt. Während der ersten zwei Drittel des A. steht die Sonne im Zeichen des Löwen, während des letzten Drittels in dem der Jungfrau. Im Deutschen wird A. als Erntemonat bezeichnet. Die landwirtschaftlichen Verrichtungen und Gartenarbeiten in demselben sind: Rapssaat, Pflanzen von Karden und Safran, Saatpflügen, Krautdüngung, Ernte des Winterweizens, Sommerweizens, Sommerroggens, teilweise auch der Gerste, des Hafers, der Hirse, des Buchweizens, Leins, Mohns u. s. w. Dann die Grummeternte, Kleeschnitt, Sommerpfropfen, Saat im Garten von Spinat, Kerbel, Petersilie, Wirsing, Rapunzel, Winterkopfsalat u. s. w. Ferner: Samenernte von Gemüse und Blumen; Umlegen der Gewürzpflanzen, Verpflanzen perennierender Staudengewächse u. s. w. Die Bienen tragen noch ein, wo der Buchweizen und das Heidekraut blühen. In Fischteichen streichen Karauschen und Karpfen.

August der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 10. April 1579 zu Dannenberg als siebentes und jüngstes Kind des Herzogs Heinrich von Braunschweig, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studierte 1594—99 in Rostock und Tübingen und ließ sich dann nach einigen Reisen in Hitzacker nieder, wo er 30 Jahre hindurch seinen gelehrten Neigungen lebte. Unter dem Namen Gustavus Selenus schrieb er hier das lange Zeit berühmte Werk «Das Schach- oder Königsspiel» (Lpz. 1616) und «Cryptomenyticae et Cryptographiae libri IX» (Lüneb. 1624). Nachdem 1634 das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel erloschen war, erhielt A. das Fürstentum Wolfenbüttel, mußte jedoch in der Burg zu Braunschweig residieren, bis Wolfenbüttel 1643 von den Kaiserlichen geräumt wurde. Als Regent erwarb er sich große Verdienste um die Wiederherstellung der Ordnung in seinem durch den Dreißigjährigen Krieg sehr heruntergekommenen Lande. Er erließ 1651 eine ausgezeichnete Schulordnung, 1657 eine Kirchenordnung, sorgte für Regulierung des Rechtswesens und der Steuerverhältnisse. Seine in Hitzacker begründete Bibliothek vermehrte er in Wolfenbüttel bis auf 180000 Bände; auch trieb er seine Studien fort und gab 1640 eine «Geschichte des Herrn Jesu» und 1644 eine «Evang. Kirchenharmonie». Er starb 17. Sept. 1666. Vgl. Bethmann, «Herzog A. der Jüngere» (Wolfenb. 1863).

August, Kurfürst von Sachsen 1553—86, Sohn Herzog Heinrichs des Frommen aus der Ehe mit Katharina von Mecklenburg, wurde 31. Juli 1526 zu Freiberg geboren, wo sein Vater, bis ihm 1539 die Regierung des Albertinischen Stammlandes zufiel, Hof hielt. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, hielt sich dann einige Zeit am Hofe König Ferdinands zu Prag auf, wo er mit dessen Sohn Maximilian, dem nachherigen Kaiser, Freundschaft schloß, und bezog hierauf die Universität Leipzig. Im J. 1541 empfing er zugleich mit seinem Bruder Moritz (s. d.), nachdem dieser die Regierung der väterlichen Erblande übernommen hatte, die Huldigung. Seitdem lebte er, wenn er nicht seinen Bruder in der Regierung vertreten mußte, meist in Weißenfels. Er vermählte sich 1548 mit Anna (s. d.), der Tochter Christians III. von Dänemark, die sich als strenge Lutheranerin und sparsame Hausfrau allgemeine Achtung erwarb. Nach seines Bruders Tode 1553 zur Regierung und zur Kurwürde berufen, hatte er die polit. Verwickelungen zu lösen, die aus des Bruders Fehden und aus dem Zwiespalt mit den Ernestinischen Vettern hervorgegangen waren, und zugleich die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen. Hatte Moritz sein Erbe mit dem Schwerte vergrößert, so wußte A. durch kluge Benutzung der Ereignisse und durch des Kaisers Gunst seine landeshoheitlichen Rechte auszudehnen und Gebietserwerbungen zu machen. Doch gerade in diesen Bestrebungen zog er sich Vorwürfe zu, die nicht unberechtigt erscheinen. Daß die drei geistlichen Stifter Merseburg, Naumburg und Meißen in entschiedenere Abhängigkeit von der landesfürstl. Gewalt kamen, war eine Folge der Reformation. Viel weniger zu rechtfertigen aber war der Gebietszuwachs, den er 1567 durch die Achtsvollziehung gegen den von dem meuterischen Wilhelm von Grumbach (s. d.) verleiteten Herzog Johann Friedrich (s. d.) von Gotha gewann, der zu ewigem Gefängnis verurteilt wurde. Auch läßt es sich kaum verteidigen, daß er, die zudringlich übernommene Vormundschaft über seine Vettern, die Söhne Johann Wilhelms von Weimar, benutzend, zum Nachteil seiner Mündel durch diplomatische Künste die Hälfte der hennebergischen Erbschaft sich zueignete. Durch seine Hoftheologen für die calvinistische Ansicht in der Abendmahlslehre geneigt gemacht, mußten die Geistlichen nicht nur im eigenen Lande, sondern auch im Gebiete seiner weimar. Vettern diese Ansicht lehren, wenn sie nicht abgesetzt und vertrieben werden wollten, bis A. wieder umlenkte und den heimlichen Calvinismus noch strenger verfolgte als früher das strenge Luthertum. Im J. 1580 brachte A. die Konkordienformel zu Stande, welche die prot. Lehre in starre Formen bannte.

Dagegen ist nicht zu übersehen, daß er als Gesetzgeber, als sorgsamer Pfleger jeder Kulturanstalt, als gewissenhafter und sparsamer Ordner des Staatshaushalts sein Land auf eine hohe Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung hob. Von klugen Räten unterstützt, mit seinen Landständen oft sich beratend, legte er einen guten Grund der Staatsverwaltung, der freilich durch die Mißgriffe seiner Nachfolger und durch äußere Stürme wieder erschüttert wurde. In der Finanzwirtschaft wurden die Steuern von den Kammereinkünften geschieden und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die Rechtspflege wurde durch eine verbesserte Gerichtsorganisation und durch neue Gesetze gehoben, welche unter dem Namen der Konstitutionen (21. April 1572) ein gleichförmiges, die alten deutschen Rechtsgewohnheiten durch röm. Normen einheitlicher gestaltendes Landrecht einführten. Die glänzendste Seite seiner Regierungsthätigkeit aber war seine Sorgfalt für die Belebung von Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel. A. bereiste sein Land nach allen Richtungen, ließ 1566 durch Hiob Magdeburg eine Karte von Sachsen entwerfen, ermunterte zum Anbau wüsten

Landes, zur Obstkultur und zur Teilung großer Gemeindegüter; speziell den Ackerbau beförderte er durch das Beispiel der musterhaften Bewirtschaftung der fürstl. Domänen. Nicht minder sorgte er für bessere Betreibung der Forstwirtschaft und des Bergbaues. Den Gewerbfleiß erhöhte er durch Aufnahme der ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländer, welche die Tuchmanufaktur hoben und die Anfänge der Baumwollmanufaktur nach Sachsen brachten, sodaß sich damals 30000 Tuchmacher und 60000 Zeug- und Leinweber in Sachsen befanden. Den Handel förderte er durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch finanzielle Operationen. Während er in den Ämtern bedeutende Kapitalien niederlegte, um unverschuldet Verarmte durch Darlehen gegen Wucher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauten in Dresden und andern Städten verwendet, wie er unter anderm den Königstein befestigte und die Schlösser Augustusburg und Annaburg baute. Auch die geistige Bildung des Volks fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botan. Gärten angelegt und die Studienpläne bis ins einzelne vorgezeichnet. Die Bibliothek zu Dresden verdankt ihm ihre Grundlage, auch die meisten andern Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, namentlich das Grüne Gewölbe, stammen aus seiner Zeit. Seine Lieblingsbeschäftigung war neben dem Drechseln die Alchimie. Die Kurfürstin Anna teilte letztere Neigung; als sie 1. Okt. 1585 gestorben war, vermählte sich A. 3. Jan. 1586 wieder mit Hedwig, der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt. Doch schon 12. Febr. 1586 starb er zu Dresden und wurde im Dome zu Freiberg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christian I. Seine junge Witwe vermählte sich wieder mit dem Herzoge Johann von Holstein. Vgl. Falke, «Die Geschichte des Kurfürsten A. von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung» (Lpz. 1868).

August II. (Friedrich), «der Starke», Kurfürst von Sachsen 1694—1733 und seit 1697 auch König von Polen, der zweite Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und der dän. Prinzessin Anna Sophia, ward 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Übung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke entwickelte. Von 1687—89 bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. Während auf dieser Reise die üppige Pracht, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn blendete, ward zugleich durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfingen, sein Ehrgeiz genährt. Als sein Vater 1691 gestorben war, ging er nach Wien, wo er mit dem röm. König Joseph I. eine Freundschaft schloß, die seine Politik wesentlich beeinflußte. Nachdem er sich 1693 mit Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach vermählt hatte, gelangte er durch seines Bruders Johann Georg IV. Tod 27. April 1694 zur Kurwürde und übernahm den Oberbefehl über das österr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn, den er aber nach der Schlacht bei Olasch, 27. Aug. 1696, wieder niederlegte. Er kehrte nach Wien zurück, wo er den Plan faßte, um den durch den Tod Johann Sobieskis erledigten poln. Thron sich zu bewerben. Nachdem sein Bevollmächtigter, Feldmarschall Flemming, den franz.

Gesandten in Warschau, Abbé von Polignac, b
den Prinzen von Conti auf den poln. Thron
bringen suchte, beseitigt und von den feilen Groß
die Krone für 10 Mill. poln. Gulden erworben hat
entfernte A. das letzte Hindernis seiner Wahl, inde
er 2. Juni 1697 zu Baden bei Wien zur kath. Kir
überging; doch gewährleistete er seinen Unterthan
ungeschmälerten Fortbestand der prot. Kirche i
Lande. Um die Kaufsumme aufzubringen, verkau
und verpfändete er mehrere Teile seines Erblande
ja sogar an Brandenburg die letzten Ueberreste d
Besitzungen des Stammhauses Wettin. Am 27. Ju
ward A. von dem poln. Reichstage zum Könige e
wählt. Da indes eine Partei sich für Prinz Con
erklärte, rückte er mit 10000 Sachsen in Polen ei
und während 15. Sept. seine Krönung in Krak
stattfand, mußte Conti nach Frankreich zurückkehre
Bald fühlte jedoch der Kurstaat Sachsen die La
der neuen Krone seines Fürsten. Bei seiner Thro
besteigung hatte A. versprochen, die an Schwede
abgetretenen poln. Provinzen wieder mit Polen
vereinigen. Dessenungeachtet waren die poln. Gr
ßen dem Kampfe abgeneigt, und der König muß
ihn nun meist mit sächs. Truppen auf Kosten sein
Erblandes führen. (S. Nordischer Krieg.)

A. verband sich mit Dänemark und dem Za
Peter. Doch Karl XII. von Schweden nötig
Dänemark zum Frieden von Travendal (18. Au
1700), und die Russen besiegte er bei Narwa. Nac
dem Karl (19. Juli 1702) bei Klissow auch die Sac
sen völlig besiegt und 1. Mai 1703 die Reste d
sächs. Heeres bei Pultusk vollends geschlagen hatt
erklärte durch Schwedens Einfluß der poln. Reich
rat A. 14. Febr. 1704 der poln. Krone verlusti
worauf 12. Juli 1704 Stanislaus Leszczynski, Wo
wode von Posen, zum König erwählt wurde. De
Vordringen Karls XII. nach Sachsen, infolge d
Sieges bei Fraustadt (13. Febr. 1706) über d
Feldmarschall Graf Schulenburg, nötigte A. zu
Frieden von Altranstädt (s. d.). Am 18. Dez. 17
besuchte A. im Lager zu Altranstädt den Kön
Karl XII., der ihn demütigend zwang, dem neu
Könige von Polen mit einem Glückwünschungsbrie
die Juwelen und die Archive der poln. Krone
übersenden. Unter fremdem Namen wohnte A. 17
unter dem Prinzen Eugen dem Feldzuge gegen d
Franzosen bei und ließ zu Eugens Heere in d
Niederlanden 9000 Sachsen stoßen. Er rüstete
einem neuen Zuge nach Polen, als er die Nachri
von Karls XII. Niederlage bei Pultawa erhiel
worauf er in einer Bekanntmachung vom 8. Au
1709 sich von dem Vertrag von Altranstädt lossag
Mit einem glänzend gerüsteten Heere ging er na
Polen und verband sich aufs neue mit dem Za
Peter. Es begann wieder der Krieg mit Schwede
der nach Karls XII. Rückkehr aus der Türkei m
größter Erbitterung entbrannte, bis ihm der To
des letztern bei Friedrichshall (1718) eine entsch
dende Wendung gab. Die nächste Folge war d
Waffenstillstand mit Schweden Dez. 1719, der ab
erst 1732 in einen Frieden verwandelt wurde.
wurde darin als König von Polen anerkannt.
Polen hatte sich jedoch gegen die sächs. Truppen ei
Konföderation gebildet, an deren Spitze Stanislau
Ledochowski, nachmaliger Palatin von Volhynie
stand. Auf allen Punkten wurden die Sachsen dur
die Konföderierten angegriffen und mußten sich
geben. Endlich kam es unter russ. Vermittelung 17
zwischen A. und der Republik Polen zu dem f

Warschauer Vertrage, zufolge dessen die sächs. Truppen das Königreich verließen. So sah sich A. genötigt, den Gedanken, die poln. Nation mit Gewalt unterwürfig zu machen, aufzugeben, und suchte nun durch andere Mittel seinen Zweck zu erreichen. In der That gelang es ihm, die Polen durch den Reiz eines glänzenden und üppigen Hofs zu gewinnen. Sachsen aber hatte infolge dessen schwere Opfer zu bringen, und bald geriet der Staatshaushalt des ohnedies schon verarmten Landes vollends in Zerrüttung. Günstlinge, schöne Frauen, natürliche Kinder und nebenbei Goldmacher, welche Lebenstinkturen zu bereiten versprachen, verschlangen ungeheure Summen. Zwar verschönerte A. die Hauptstadt seines Erblandes, in welche der Glanz des Hofs zahlreiche Fremde lockte; aber während 1719 bei der Vermählung seines Sohnes in Dresden 4 Mill. vergeudet wurden, war Teurung im Lande und Hungersnot im Erzgebirge. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung wenig zu erfreuen und die Kunst meist nur, insofern sie seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die man während seiner Regierung versuchte, hatte er persönlich wenig Anteil. Auf einer Reise nach Warschau zum Reichstage starb er in der poln. Hauptstadt 1. Febr. 1733 und ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, die lutherisch geblieben und getrennt von ihm lebte, war schon 5. Sept. 1727 gestorben. Sie hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August III. (s. d.), der dem Vater in der Regierung folgte. Die Gräfin von Königsmark hatte A. den berühmten Moritz Graf von Sachsen, die Gräfin Cosel den Grafen Rutowski geboren. Vgl. Jarochowski, «Geschichte der Regierung des Königs A. II.» (Pos. 1871).

August III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen 1733—63 und König von Polen, Sohn und Nachfolger des vorigen, ward 7. (17.) Okt. 1696 geboren und unter den Augen seiner Mutter und dem Einflusse seiner Großmutter Anna Sophia im prot. Glauben erzogen. Im J. 1711 unternahm er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Die röm. Kurie, die auf den Übertritt des Albertinischen Hauses große Hoffnungen baute, bot alles auf, den Prinzen zum Glaubenswechsel zu veranlassen, der denn auch 27. Nov. 1712 sein Glaubensbekenntnis in die Hände des Kardinals Cusani zu Bologna heimlich ablegte, was aber erst 1717 in Sachsen öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Aussicht auf die poln. Krone und auf eine Verbindung mit der österr. Prinzessin Maria Josephe, welche 1719 stattfand, mögen zu dem Entschlusse des Prinzen beigetragen haben. Als Kurprinz lebte er gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertusburg, wo er leidenschaftlich der Jagd oblag. Nachdem er 1733 dem Vater in den Erblanden gefolgt, wurde er 5. Okt. desselben Jahres, obschon Ludwig XV. von Frankreich Stanislaus Leszczynski wieder auf den poln. Thron zu bringen suchte, von einem Teile des poln. Adels als König gewählt, jedoch erst 1736 auf dem Warschauer Friedenskongresse allgemein als König anerkannt. Ohne seines Vaters Geistesgaben, hatte er dessen Prachtliebe geerbt und folgte in Veranstaltung glänzender Feste und einer kostspieligen Hofhaltung ganz dessen Beispiele. Auf Gemälde und auf Unterhaltung seiner Kapelle verwendete er bedeutende Summen, und seinem Kunstsinn verdankt Dresden treffliche Erwerbungen. Die Regierung überließ er seinem ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen von Brühl (s. d.). A. lebte lieber in Dresden als in Warschau, und so blieb Polen fast ohne Regierung. Nach dem Tode Kaiser Karls VI. (1740) übernahm A. das Reichsvikariat. Er verband sich im folgenden Jahre mit Frankreich, Spanien und Bayern gegen Maria Theresia, und vereinigte im Febr. 1742 in Mähren seine Truppen mit den preuß. Streitkräften. Doch durch Friedrichs II. Kriegsglück beunruhigt, schloß er schon 20. Dez. 1742 ein Bündnis mit Maria Theresia und verpflichtete sich in einem geheimen Traktate zu Leipzig (18. Mai 1745), für die Hilfsgelder, welche England und Holland zu zahlen versprachen, 30000 Mann Hilfstruppen zu stellen. Diese Truppen rückten in der That auch in Schlesien ein, vereinigten sich mit dem österr. Heere, erlitten aber bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage. Sofort griff Friedrich II. Sachsen selbst an. Der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächs. Heer abermals 15. Dez. 1745. Die Preußen nahmen Sachsen in Beschlag, aber durch den Frieden zu Dresden 25. Dez. 1745 erhielt A. sein Land zurück. Doch schon 1756 sah er sich infolge seiner geheimen Verbindung mit Österreich aufs neue in den Krieg mit Preußen verwickelt. Da A.s Neutralitätsvorschläge von Friedrich II. abgelehnt wurden, verließ er Dresden 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17000 Mann sächs. Truppen versammelt waren. Friedrich II. aber schloß diese hier ein, sodaß sie sich 16. Okt. als Gefangene ergeben mußten. A. selbst flüchtete auf den Königstein und später nach Polen. Erst nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er nach Dresden zurück, wo er 5. Okt. 1763 starb. Sein Sohn Friedrich Christian folgte ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus Poniatowski (s. d.) als König von Polen. Friedrich Christian starb schon 17. Dez. 1763; unter Vormundschaft des Prinzen Xaver folgte sein unmündiger Sohn Friedrich August I. (s. d.).

August (Emil Leop.), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Sohn Herzog Ernsts II. und der Prinzessin Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, geb. 23. Nov. 1772, studierte seit 1788 nebst seinem jüngern Bruder Friedrich in Genf. Nach dem Ableben seines Vaters trat er 20. April 1804 die Regierung an. Sein Land nahm unter seiner Regierung eine gedeihliche Entwickelung. Namentlich interessierte sich A. für die Vermehrung der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen; unter anderm wurde von ihm das Chinesische Kabinett zu Gotha begründet. A. starb 17. Mai 1822 und wurde neben seinem Vater auf einer Insel in dem von diesem angelegten Park zu Gotha begraben. Von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nur «Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien» (1805), eine Reihe mit Liedern vermischter Idyllen, im Druck erschienen; andere sind Manuscript geblieben. Vgl. Eichstädt, «Memoria Augusti ducis Saxoniae, principis Gothanorum» (2. Aufl., Gotha 1823). Ihm folgte sein Bruder, Friedrich IV., mit welchem 11. Febr. 1825 die Linie Sachsen-Gotha erlosch.

August (Paul Friedr.), Großherzog von Oldenburg, der älteste Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg, wurde 13. Juli 1783 auf dem Schlosse Rastede geboren. Nach der Besetzung Oldenburgs durch die Franzosen begab er sich 1811 mit seinem

Vater nach Rußland, wo sein jüngerer Bruder, Georg (gest. 1812), mit der Großfürstin Katharina, nachheriger Königin von Württemberg, vermählt, Gouverneur von Nowgorod, Twer und Jaroslaw war. Gleich diesem nahm er thätigen Anteil an dem Befreiungskriege. Im J. 1816 nach Oldenburg zurückgekehrt, vermählte er sich 1817 mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (gest. 1820), 1825 zum zweiten mal mit Ida (gest. 1828), der Schwester seiner ersten Gemahlin, und 1831 zum dritten mal mit Cäcilie, der jüngsten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Gustavs IV. Adolf, welche 1844 starb. Aus erster Ehe stammen die Prinzessinnen Amalie (seit 1836 vermählt mit dem König Otto von Griechenland, seit 1867 Witwe, gest. 20. Mai 1875 in Bamberg) und Friederike (seit 1855 mit Maximilian Freiherrn von Washington vermählt); aus der zweiten der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter; aus der dritten Ehe der Prinz Anton Günther Friedrich Elimar (geb. 23. Jan. 1844), Offizier in russ. Diensten. Schon als Erbprinz unterzog sich A. seit 1821 mit lebhaftem Eifer den Regierungsgeschäften. Bei seinem Regierungsantritt 21. Mai 1829 nahm er den großherzogl. Titel an, der den oldenb. Regenten durch den Wiener Kongreß zugestanden, von des Großherzogs Vater aber nicht geführt worden war. Zu gleicher Zeit wurde durch ein Familiengesetz den nachgeborenen Söhnen des Großherzogs der herzogl. Titel gesichert. A. sorgte durch Abschluß von Verträgen für die Verkehrsentwickelung des Landes, begründete (1831) neue Gemeindeordnungen für Stadt und Land und ordnete das Gewerbswesen und die kirchlichen Verhältnisse. Infolge der Ereignisse von 1848 kam ein mit dem Landtage vereinbartes Staatsgrundgesetz zu Stande, das er 18. Febr. 1849 vollzog. Er starb 27. Febr. 1853. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn zweiter Ehe, der Großherzog Peter (s. d.).

August (Friedr. Wilh. Heinr.), Prinz von Preußen, General der Infanterie, Generalinspektor und Chef der Artillerie, geb. 19. Sept. 1779 zu Friedrichsfelde, war der jüngste Sohn des 3. Mai 1813 gestorbenen Prinzen August Ferdinand, des Bruders Friedrichs d. Gr., und der Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt. Er war beim Ausbruch des Kriegs 1806 Chef eines Grenadierbataillons, mit dem er an der Schlacht bei Jena teilnahm und dann nach Prenzlau sich zurückzog. Hier wurde er nach der verzweifeltsten Gegenwehr von den Franzosen gefangen und dann nach Frankreich gebracht. Nach 13monatlicher Gefangenschaft freigegeben, machte er eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien und ging dann nach Petersburg. Von dort kehrte er März 1808 nach Königsberg i. Pr. zurück und wurde 8. Aug. zum Generalmajor und Chef der Artillerie ernannt. Nach dem Waffenstillstande von 1813 übernahm er als Generallieutenant das Kommando der 12. Brigade beim 2. (Kleistschen) Armeekorps. In dieser Stellung focht er in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris. Mehrmals trug er mit seiner Brigade zur Entscheidung des Siegs bei, so namentlich 16. Okt. 1813 bei Markkleeberg und 18. Okt. bei Probstheida. Noch bedeutender ward sein Wirken, als er 1815 das Kommando über das 2. norddeutsche Armeekorps erhielt, welches zur Belagerung der Festungen an der Nordgrenze Frankreichs bestimmt war. In kurzer Zeit bewirkte er die Übergabe von Maubeuge, Philip[...] ville, Landrecy, Longwy, Rocroy, Givet, Mo[...] médy, Sedan und Mézières. Nach dem Kri[...] übernahm er wieder das Kommando der Artiller[...] welche unter seiner Leitung gänzlich umgestal[...] wurde und sich zu einer hohen Stufe der Vollkomm[...] heit entwickelte. A. starb zu Bromberg 19. J[...] 1843. Durch die Erbschaften von seinem Vater u[...] seinem bei Saalfeld 1806 gebliebenen Bruder Lo[...] Ferdinand war er der reichste Grundbesitzer [...] preuß. Staate. Der größte Teil seines Vermöge[...] fiel nach dem Hausgesetze an die Krone zurück, [...] er nicht standesgemäß vermählt war, ein klei[...] Teil fiel an die fürstl. Radziwillsche Familie, [...] welcher der Prinz durch seine vor ihm verstorb[...] Schwester verschwägert gewesen war.

August (Friedr. Eberhard), Prinz von Württe[...] berg, preuß. Generaloberst von der Kavallerie u[...] Kommandirender General des Gardekorps, zwei[...] Sohn des Prinzen Paul von Württemberg (g[...] 19. Jan. 1785, gest. 16. April 1852) und der Pr[...] zessin Charlotte von Sachsen-Altenburg, wu[...] 24. Jan. 1813 zu Stuttgart geboren. Er trat 18[...] in württemb., 1831 in preuß. Dienste, wo er [...] Rittmeister im Regiment der Gardes-du-Corps [...] gestellt wurde. Nachdem er 1838 zum Obersten a[...] gestiegen, erhielt er 1840 das Kommando des Gar[...] Kürassierregiments, darauf als General 1844 [...] Brigade-, 1854 ein Divisionskommando, 1856 d[...] Kommando der Gardekavallerie, 1857 als komm[...] dierender General das 3. Armeekorps und wu[...] 1858 kommandierender General des Gardekorps [...] im folgenden Jahre General der Kavallerie. [...] Deutschen Kriege von 1866 nahm A. an den [...] fechten von Gerwenahora, Soor und Königin[...] teil und trug dann zu der siegreichen Wendung [...] Entscheidung der Schlacht von Königgrätz (s. [...] durch seinen Angriff in der rechten Flanke des F[...] des und die Erstürmung von Chlum bei. Im Deut[...] Französischen Kriege war das Gardekorps bis [...] Aug. 1870 der Zweiten deutschen Armee (Pr[...] Friedrich Karl von Preußen), dann der Vierten [...] Maasarmee (Kronprinz von Sachsen) zugeteilt [...] kam zuerst in der Schlacht bei Gravelotte 18. A[...] zum Gefecht, wo es besonders bei St.-Privat ru[...] voll, wenn auch mit schweren Verlusten kämp[...] Ebenso zeichnete es sich bei Sedan 1. Sept. a[...] Dann rückte es mit vor Paris, wo es in der [...] nirungsarmee einen Teil der Nordostfront bes[...] und namentlich 28., 29. und 30. Okt. und 21. [...] bei Le Bourget seinen alten Ruhm bewährte. [...] übernahm von Juli bis Sept. 1872 neben sei[...] Stellung als kommandierender General die [...] schäfte des Gouverneurs von Berlin und wu[...] 2. Sept. 1873 zum Generaloberst von der Kavall[...] mit dem Range eines Generalfeldmarschalls [...] nannt, auch gleichzeitig einem Fort von Metz [...] Name beigelegt; 13. Juni 1878 wurde er [...] den Attentaten auf den Kaiser mit Wahrnehm[...] der Geschäfte als Oberbefehlshaber der Trup[...] in den Marken betraut.

Augusta (Marie Luise Katharina), Deut[...] Kaiserin und Königin von Preußen, Tochter [...] Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Wei[...] und der Großfürstin Maria Paulowna, wu[...] 30. Sept. 1811 zu Weimar geboren und er[...] eine ausgezeichnete Erziehung. Am 11. Juni 1[...] wurde sie mit dem Prinzen Wilhelm von Preu[...] spätern König von Preußen und Deutschen Ka[...]

Wilhelm I., zweiten Sohne Friedrich Wilhelms III., vermählt; ihre ältere Schwester Marie war schon seit 1827 die Gemahlin des Prinzen Karl, dritten Sohnes des Königs. Durch ihre geistigen Vorzüge, durch ihren Kunstsinn und ihre Wohlthätigkeit gewann die Prinzessin A. bald eine gefeierte Stellung am Hofe, wie die Liebe des Volks. Die Erziehung ihrer beiden Kinder, des nachmaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise, spätern Großherzogin von Baden, überwachte die Mutter aufs sorgfältigste. Infolge der Ereignisse des J. 1848 nahm der Prinz als Statthalter der Rheinprovinz einen längern Aufenthalt zu Koblenz; seit dieser Zeit datiert die Vorliebe der Kaiserin für Koblenz, woselbst sie in jedem Sommer längere Zeit zu residieren pflegt. Eine ungemein rührige und segensreiche Thätigkeit für Zwecke der Wohlthätigkeit und der Pflege verwundeter und erkrankter Krieger entwickelte die Kaiserin namentlich seit dem Regierungsantritt ihres Gemahls und seit dem Dänischen Kriege. A. wurde der Mittelpunkt der zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Vereine, welche für die Truppen im Felde und für die Verwundeten sorgten. Sie hat mehrere Märsche komponiert, darunter den als Armeemarsch Nr. 102 im Druck erschienenen.

Augusta ist der Name zahlreicher von röm. Kaisern oder Kaiserinnen angelegter, neubevölkerter oder nach ihnen benannter Städte und Kolonien. Die bedeutendsten waren: A. Auscorum, Stadt der Auscii in Aquitanien, Hauptstadt der Provinz Novempopulana, jetzt Auch im franz. Depart. Gers; A. Bracara, Stadt der Callaici Bracarii in Gallaecia, jetzt Braga in der portug. Provinz Entre-Minho-e-Douro; A. Emerita, Stadt in Lusitanien, jetzt Merida in der span. Provinz Badajoz; A. Suessionum, Stadt der Suessionen in Gallia Belgica, jetzt Soissons; A. Taurinorum, Stadt der Taurini im cisalpinischen Gallien, jetzt Turin; A. Trevirorum, Stadt der Treviri in Gallia Belgica, jetzt Trier; A. Trinobantum (häufiger Londinium), Stadt in Britannia, jetzt London; A. Veromanduorum, Stadt der Veromandüer in Gallia Belgica, jetzt St.-Quentin; A. Vindelicorum, Stadt der Licates in Vindelicien, jetzt Augsburg.

Augusta, Hauptstadt des nordamerik. Staates Maine und des County Kennebec, zu beiden Seiten des Kennebec und 67 km vom Ocean gelegen, wurde 1771 gegründet und 1797 zur Stadt erhoben. Der Ort ist regelmäßig gebaut, an beiden Ufern des Flusses, den eine 150 m lange, schöne Brücke überspannt, aufsteigend und hat ein schönes, von einem Park umgebenes Stadthaus, ein großes Irrenhaus, ein Arsenal der Union, acht Kirchen, zwei höhere Bildungsanstalten, drei Banken und zwei Sparbanken. Er zählt (1880) 8666 E., welche einige Manufakturen unterhalten. Nahe der Stadt ist der Kennebec durch einen mit Schleusen versehenen Damm zur Gewinnung von Wasserkraft zu einem 200 Acres einnehmenden See aufgestaut.

Augusta, City und Hauptstadt des County Richmond im nordamerik. Staate Georgia, an dem Kreuzungspunkte mehrerer Eisenbahnen und an dem hier noch schiffbaren Savannah, also sehr vorteilhaft für den Handelsverkehr gelegen. Die Stadt ist das Handelsdepot für einen weiten Distrikt und zählt (1880) 23023 E., die starken Handel mit Baumwolle, Tabak, Bauholz und andern Produkten treiben. Der regelmäßig angelegte Ort hat das Grafschaftshaus, eine Stadthalle, 21 Kirchen, ein Arsenal, sechs Banken und die 1830 gegründete mediz. Schule des Staats.

Augustdor hieß früher die königl. sächs. Pistole zu 5 Thlr. Gold, im Gehalt und Wert dem preuß. Friedrichdor gleich. Es gab einfache, doppelte und halbe A. Während des Siebenjährigen Kriegs ließ Friedrich d. Gr. in Leipzig A. mit dem sächs. Stempel von 1758 ausprägen, die jedoch bedeutend weniger Goldwert besaßen als die gewöhnlichen.

Augustenburg, Schloß im mittlern Teile der Insel Alsen (s. d.), an einem Meerarme, dem Augustenburger Fjord, sonst Residenz der Herzoge von Holstein-Sonderburg-A. Einer derselben, Ernst Günther, kaufte 1651 von König Friedrich III. von Dänemark das Amt Stavensböl, welches einen Teil des alten Bistums Schleswig und des Amtes Schwabstedt ausmachte, und erbaute an der Stelle des Dorfes Stavensböl ein nach seiner Gemahlin Auguste benanntes Schloß, von dem er selbst den Namen annahm. Neben dem Schlosse bildete sich allmählich der gleichnamige Flecken. Herzog Friedrich Christian ließ das Schloß abtragen und 1770—76 durch den jetzigen ansehnlichen Bau ersetzen. Gegenwärtig befindet sich das gesamte, an 110 qkm große herzogl. Gebiet, zu dem der mittlere Teil der Insel Alsen und noch fünf Güter auf dem Festlande gehörten, im Besitze der königl. preuß. Regierung, nachdem die dän. Regierung 1852 unter engl. und russ. Gutheißung den Herzog Christian August zu einem Verkaufe gezwungen hatte. Das Schloß und sein berühmter Park mit einem zweiten kleinern Palais sind verfallen, und die Stadt A. (im Kreis Sonderburg) zählt (1880) nur noch 626 E.

Augustenburger Linie, ein Zweig des dän. Königs- und des oldenb. Gesamthauses. Graf Christian VIII. von Oldenburg war nach dem Aussterben des Königshauses der Skioldungen 1448 auf Empfehlung seines Mutter-Bruders, des Herzogs Adolf VIII. von Holstein, als Christian I. von den Dänen und 1460, nach dem Ableben Adolfs, von den schlesw.-holstein. Ständen zum Herrn gewählt worden, nachdem er das Versprechen gegeben, die Herzogtümer nicht mit Dänemark zu vereinigen. Christians I. zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Holstein, erwarb nach der Entsetzung seines Neffen Christian II. abermals durch Berufung der Stände die dän. Königskrone. Von dessen Söhnen, welche in den Herzogtümern Holstein und Schleswig eine Art Realteilung vollzogen, stiftete König Christian III. die Glückstädtische, Adolf die Gottorpische Linie. Christians III. Sohn und Nachfolger Friedrich II. teilte 1564 wieder mit seinem Bruder Johann dem Jüngern, und die Glückstädtische Linie spaltete sich dadurch in die königl. Haupt- und die Holstein-Sonderburgische Nebenlinie. Jene ist seit 1863 durch den Tod des Königs Friedrich VII. ohne männliche Vertreter. Die Sonderburgische Linie, welche in ihren Besitzungen schon nicht mehr zur Ausübung der Souveränetätsrechte gelangen konnte, sondern von den dän. Vettern fortgesetzt als apanagiert betrachtet wurde, zerfiel 1622, nach dem Tode des Stifters, wieder in die Linien Sonderburg, Norburg, Glücksburg und Plön, von denen nur noch Sonderburg blüht. Der Ahn dieser neuern Sonderburger Linie, Herzog Alexander, zweiter Sohn Johanns des Jüngern, hinterließ bei seinem Tode (1627) fünf Söhne, welche abermals

Speziallinien bildeten, von denen aber gegenwärtig bloß noch die Linien Sonderburg-Augustenburg (gestiftet von Ernst Günther, geb. 1609, gest. 1689) und Sonderburg-Beck oder, wie sie seit 1825 heißt, Sonderburg-Glücksburg (von August Philipp, geb. 1612, gest. 1675) bestehen. Die ältere oder Augustenburger Linie wurde durch den jüngsten Sohn Ernst Günthers, Friedrich Wilhelm (geb. 1668, gest. 1714) fortgesetzt. Dessen Sohn Christian August (geb. 1696, gest. 1754) huldigte 1721, nach Beendigung des Nordischen Kriegs und nach der Vereinigung des gottorpischen Anteils von Schleswig mit dem königlichen, gleich den andern Prinzen des Glückstädtischen Hauses mittels des vielbesprochenen Eides: «nach Maßgabe des Königsgesetzes». Sein Nachfolger Friedrich Christian der Ältere (geb. 1721, gest. 1794), der Erbauer des jetzigen augustenburger Schlosses, hinterließ mehrere Söhne, von denen der dritte nach der Absetzung Gustavs IV. Adolf durch den kinderlosen Karl XIII. 24. Jan. 1810 mit Zustimmung des Reichstags als Kronprinz von Schweden adoptiert ward, aber wenige Monate nachher starb. Der Erstgeborene, Friedrich Christian der Jüngere, geb. 1765, folgte seinem Vater Christian dem Ältern, ward 1786 Minister und durch die Vermählung mit der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark Schwager des Königs Friedrich VI., geriet aber mit dem auf die Nebenlinie eifersüchtigen Könige, der auch seine Erwählung zum schwed. Kronprinzen nach des vorgenannten Karl August Tode hintertrieb, in Zerwürfnisse. Er starb 1814, nachdem er mittels Testaments seine Nachkommen verpflichtet hatte, unter keinen Umständen auf die Rechte ihres Hauses an Schleswig-Holstein zu verzichten. Der zweite Sohn Friedrich Christians des Ältern, Friedrich Karl Emil, geb. 1767, hatte sich durch seine Ehe mit Sophie von Scheel die herzogl. Familie entfremdet und lebte bis an seinen 1841 erfolgten Tod in Leipzig.

Von der Descendenz des Herzogs Friedrich Christian des Jüngern wurde dessen Tochter Karoline Amalie (geb. 1796, gest. 1881) durch ihre Vermählung mit Christian VIII. (gest. 1848) Königin von Dänemark. Ihr zweiter Bruder, Prinz Friedrich Emil August, geb. 23. Aug. 1800, wurde von Christian VIII. mit der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein und andern nur scheinbar einflußreichen Ehrenposten betraut, entzweite sich aber mit seinem königl. Schwager, als dieser den Offenen Brief vom 8. Juli 1846 erließ, und schloß sich auch der Bewegung des J. 1848 an, weshalb er 1851, als Dänemark in den Herzogtümern wieder zur Macht gelangte, des Landes verwiesen wurde. Der Kaiser von Österreich ernannte ihn durch Patent vom 6. Okt. 1864 zum Fürsten von Noer; er starb 2. Juli 1865 zu Beirut in Syrien. Sein Sohn, Prinz Friedrich, geb. 16. Nov. 1830, gest. 25. Dez. 1881, erhielt 1870 vom König von Preußen für sich und seine Descendenz den Titel Graf von Noer. Der älteste Sohn und Nachfolger Friedrichs des Jüngern, Herzog Christian Karl Friedrich August (s. d.), verteidigte, in Vertretung der augustenburgischen Anwartschaften, mit Entschiedenheit die Rechte der Herzogtümer, wurde aber genötigt, mittels Cessionsurkunde vom 30. Dez. 1852, seine Güter an die dän. Krone abzutreten und lebte seitdem, mit seiner Familie des Landes verwiesen, auf dem Schlosse Primkenau in Schlesien. Den bei jener Cession auch für «seine Familie» ausgesprochenen, nach dem Privatfürstenrecht ungültigen Verzi[cht] auf alle Ansprüche (gegen welchen sein jünge[rer] Bruder sofort Verwahrung eingelegt hatte) na[hm] er nach dem 1863 erfolgten Tode König Frie[d]richs VII. von Dänemark zu Gunsten seines äl[te]sten Sohnes, des Herzogs Friedrich (s. d.), zur[ück] und letzterer beanspruchte nun, auf Grund des [in] den Herzogtümern durch Gesetze und Verträge [be]stätigten Rechts der Vererbung nach der Erstgeb[urt] im Mannsstamme, die Nachfolge in Schleswig-Ho[l]stein. In der That war dieser seit dem Verzich[t] seines Vaters Primogenitus der Augustenburg[er] Linie, diese aber, als die ältere, vor der Glücksb[ur]gischen zur Ausschließung der die Glücksstädtisc[he] Hauptlinie allein noch vertretenden Agnatinn[en] berechtigt. Abweichend hiervon setzt das von Frie[d]rich III. von Dänemark eigenmächtig erlasse[ne] «Königsgesetz» vom 14. Nov. 1665 «für Dänema[rk]» fest, daß die Regierung in Ermangelung männlic[her] Nachkommen an die nächste Agnatin des letzten R[e]genten oder deren Linie (also im vorliegenden Fa[ll] die der Prinzessin Charlotte, geb. 1789, gest. 18[64], Tochter des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedri[ch] von Dänemark und somit Schwester Königs Chr[i]stian VIII., Gemahlin des Landgrafen Wilhel[m] von Hessen-Kassel, Mutter des Prinzen Friedri[ch] von Hessen und der Prinzessin Luise, der Gemahl[in] des sog. Protokollkönigs Christian IX.) fallen sol[l]. Mit Ausschließung dieser weiblichen Verwandt[en] von der Erbfolge in den Herzogtümern mußt[en] letztere von der dän. Königskrone getrennt werde[n] und es widersprachen deshalb dem Rechte der Aug[u]stenburger nicht bloß die Vertreter der königl. Lin[ie] und die Inseldänen, sondern auch England un[d] Rußland aus dem Grunde, weil das zur Sel[bst]ständigkeit gelangte Schleswig-Holstein seinen Stü[tz]punkt notwendig in Deutschland zu suchen hatt[e]. Rußlands Selbstherrscher, die seit 1762, wo P[e]ter III. von Holstein-Gottorp als Enkel Pete[rs] d. Gr. den Kaiserthron bestieg, dem oldenb. G[e]samthause angehören, bestimmte dabei noch d[as] dynastische Interesse, durch Verdrängung der Aug[u]stenburger und Bevorzugung der Sonderburg[er] Linie die Zahl der Zwischenpersonen zu vermi[n]dern, welche dem Erbrechte der früher abgetrennt[en] Gottorper Linie im Wege standen. Die Absic[ht], bloß nach der polit. Konvenienz über die Successi[on] in den Herzogtümern wie in Dänemark zu entsch[ei]den, fand ihren Ausdruck in dem Londoner Prot[o]koll vom 8. Mai 1852, in welchem die Großmächt[e] mit Ausnahme des Deutschen Bundes, nachde[m] Prinz Friedrich von Hessen auf seine Erbansprüc[he] in Dänemark Verzicht geleistet, dem Prinzen Chr[i]stian von Glücksburg, wegen seiner Vermählun[g] mit der Prinzessin Luise von Dänemark, die Mo[n]archie der dän. Könige nach ihrem bisherigen G[e]samtbestande zusprachen. Der Wiener Friede vo[n] 1864 und die Ereignisse von 1866, welche die Ei[n]verleibung Schleswig-Holsteins in die preuß. Mo[n]archie zur Folge hatten, brachten die Frage endli[ch] zu einer faktischen Entscheidung. (S. Oldenbur[]ger Haus und Schleswig-Holstein.) Na[ch] dem Tode des Herzogs Friedrich 14. Jan. 18[80] wurde dessen Sohn Ernst Günther, geb. 11. Au[g]. 1863, Haupt der Linie Schleswig-Holstein-Sonde[r]burg-A.; die Schwester desselben, Auguste Viktori[a], geb. 22. Okt. 1858, ist seit 27. Febr. 1881 vermäh[lt] mit Prinz Wilhelm, dem ältesten Sohn des deu[t]schen Kronprinzen.

Augusti (Joh. Christian Wilh.), prot. Theolog, geb. 27. Okt. 1771 zu Eschenberga im Gothaischen, studierte in Jena Theologie und habilitierte sich daselbst 1798. Im J. 1800 zum außerord. Professor der Philosophie, 1803 zum ord. Professor der orient. Sprachen ernannt, folgte er 1812 einem Ruf als ord. Professor der Theologie nach Breslau und 1819 nach Bonn, wo er 1828, jedoch mit Beibehaltung seiner Professur, auch zum Oberkonsistorialrat in Koblenz und später zum Konsistorialdirektor ernannt ward. A. starb 28. April 1841 zu Koblenz. Von seinen Schriften waren ihrerzeit der «Grundriß einer histor.-kritischen Einleitung in das Alte Testament» (Lpz. 1806; 2. Aufl. 1827), das «System der christl. Dogmatik» (Lpz. 1809; 2. Aufl. 1825) und das «Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte» (Lpz. 1805; 4. Aufl. 1835) geschätzt. Einen bleibenden Wert haben die «Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie» (12 Bde., Lpz. 1817–31), die er auch in einem Auszuge unter dem Titel «Handbuch der christl. Archäologie» (3 Bde., Lpz. 1836—37) erscheinen ließ. Aus seinem Nachlaß wurde von Nitzsch herausgegeben: «Beiträge zur christl. Kunstgeschichte und Liturgik» (2 Bde., Lpz. 1841—46).

Augustin I., Kaiser von Mexiko, s. Iturbide.

Augustine (Saint-), Hafenstadt im nordamerik. Staate Florida, an der atlantischen Küste, an der Spitze einer Landzunge am Matanzassund, ist die Hauptstadt des County St.-Johns und zählt (1880) 2293 E. Der Ort besitzt einen sichern und geräumigen Hafen, der aber auf der Barre am Eingange bei niedrigem Stande nur 3 m Wasser hat und daher für den überseeischen Handel ohne Bedeutung blieb. Die Stadt ist die älteste, 1565 von den Spaniern angelegte Ansiedelung in dem Gebiete der Union und hat ihren altertümlichen Charakter noch ziemlich bewahrt. Sie ist weitläufig und unregelmäßig gebaut, hat die hübsche, an den Strand stoßende Plaza de la constitucion, an welcher das Gerichtshaus, die schöne kath. Kathedrale und die in got. Stile gebaute Episkopalkirche stehen. In der Nähe liegen ausgedehnte Kasernen und das den Hafen verteidigende bombenfeste Fort Marion, ein altes span. Kastell. A. hat ein sehr mildes Klima und wird namentlich von Brustkranken aus den nördl. Staaten während des Winters viel besucht, weshalb es auch das amerik. Nizza genannt wird. Die Umgebung ist sandig, trägt aber Getreide, Orangen und Citronen. Der Ort ward 1586 von Francis Drake verbrannt, 1702 und 1744 vergeblich von den Engländern angegriffen und 1785 abermals von letztern unter Davis verbrannt. Am 22. Febr. 1821 ward hier der Vertrag über die Abtretung Floridas an die Unionsstaaten unterzeichnet.

Augustiner, der letzte große Bettelorden der kath. Kirche, führt seinen Ursprung auf den heil. Augustinus (s. d.) zurück. Nach seiner Taufe vereinigte sich dieser in der Gegend von Tagaste mit Gleichgesinnten zu einem geistlichen Leben (388). Das wachsende Ansehen des Stifters förderte auch das Aufblühen dieser Genossenschaft. Als Regel diente anfangs nur das Evangelium, später einige Anweisungen, welche Augustin in zwei Reden «De moribus clericorum» und in zwei Briefen an die Nonnen zu Hippo (423) gegeben hatte. Ähnliche Gemeinschaften bildeten sich später in Italien, z. B. die Johannboniten, die Eremiten von Toscana, die Brittinianer u. a. Diese verband Innocenz IV. zu einer Genossenschaft, gab ihnen den Namen A. und 17. Jan. 1244 die sog. Regel des heil. Augustinus, deren Ursprung unbekannt ist. Unter Alexander IV. ward 1256 ein Generalprior gewählt und vier Provinziale für Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, der Orden ward von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit befreit und erhielt das Privilegium, daß der Sakristan der päpstl. Kapelle stets aus seinen Angehörigen genommen werde. Im J. 1580 ward ihre Regel erweitert; an der Spitze steht ein Generalprior zu Rom, ihm zur Seite sehr einflußreiche Definitoren (Generalräte), alle sechs Jahre tritt ein allgemeines Generalkapitel zusammen, mit dem Rechte, den Generalprior abzusetzen und neu zu wählen. Die Regel ist ascetisch milde, doch treten zu den allgemeinen Fasten noch besondere hinzu, die Tracht besteht aus weißen wollenen Unterkleidern nebst Skapulier, darüber schwarze Kutten mit langen weiten Ärmeln, Kapuzen nebst einem ledernen Gürtel. Papst Pius V. setzte die A. 1567 unter die vier Bettelorden (Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter, A.). Als im 14. Jahrh. die ursprüngliche Strenge nachließ, bildeten sich zahlreiche neue Kongregationen, unter ihnen diejenige von Sachsen (1493), der Staupitz (s. d.) und Luther angehörten. Thomas von Jesus in Portugal (gest. 1582) begründete die Augustiner-Barfüßer mit strengen Fasten und Übungen, denen Gregor XV. 1622 eine besondere Verfassung gab und die sich besonders nach Japan, den Philippinen, Peru u. s. w. verbreiteten. Augustinerinnen sammelten sich schon in Hippo unter Augustins Schwester Perpetua. Alexander III. gründete 1177 ein Kloster derselben in Venedig, dessen erste Äbtissin die Tochter Kaiser Friedrichs I., Julie, ward. Auch barfüßige Augustinerinnen wurden gestiftet und 1608 durch Mariana Manzanedo von St. Joseph Schwestern von der Rekollektion mit noch strengerer Regel. Seit dem 15. Jahrh. haben die A. auch Tertiarier, und zwar für Männer wie für Frauen. Während seiner Blütezeit im Anfange des 16. Jahrh. zählte der Orden, mehr durch praktische Seelsorge als durch wissenschaftliche Studien oder kirchliche Thaten ausgezeichnet, gegen 2000 Mönchs- und 300 Nonnenklöster. Der Reformation schlossen sich in Deutschland viele A. an, doch bestanden im 18. Jahrh. noch 42 Provinzen außer den Kongregationen und den Vikareien in Indien und Mähren. Seit der Französischen Revolution ist der Orden in Frankreich, Spanien, Portugal und Deutschland teilweise aufgehoben, in Österreich-Ungarn und Italien wenigstens stark beschränkt.

Augustinus (Aurelius), einer der berühmtesten und vielleicht der einflußreichste unter den Lehrern der christl. Kirche, war zu Tagaste in Afrika 13. Nov. 354 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er durch seine Mutter Monica, eine edle, verständige und christlich fromme Frau, deren Einwirkung auf den Sohn jedoch durch den heidnischen Vater Patricius gelähmt wurde. Zur Vollendung seiner klassischen Studien nach Madaura und Karthago geschickt, ergab sich der lebenslustige Jüngling den Freuden der Welt. Die Sehnsucht nach Höherm erwachte erst in ihm, als des Cicero «Hortensius» ihn auf das Studium der Philosophie leitete. Doch diese konnte ihn, den Gefühlsmenschen, nicht lange

fesseln; er trat seit etwa 374 zur Sekte der Manichäer und blieb dieser gegen zehn Jahre lang zugethan. Als er aber auch bei ihr nicht wahre Befriedigung fand, glaubte er an der Wahrheit verzweifeln zu müssen, bis ihm die in lat. Übersetzungen ihm zugänglich gewordene platonische und neuplatonische Philosophie neue Anregung gewährte. Er wandte sich 383 von Afrika nach Rom und von da 384 nach Mailand, um hier als Lehrer der Beredsamkeit aufzutreten. Durch den dortigen Bischof Ambrosius lernte er das Christentum näher kennen, und das fleißige Lesen der Briefe des Paulus brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor, welcher Begebenheit die kath. Kirche ein eigenes Fest (3. Mai) gewidmet hat. Er begab sich hierauf einige Zeit in die Einsamkeit, schrieb dort mehrere Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er in der Osternacht 387 mit seinem Sohne Adeodat durch Ambrosius empfing. Hierauf kehrte er nach Afrika zurück. Doch zuvor verkaufte er seine Güter, schenkte den Erlös den Armen und behielt für sich nur so viel, um mäßig leben zu können. Er lebte nun als Haupt eines ascetischen Vereins in strenger Abgeschiedenheit, bis er 391 in den geistlichen Stand trat und, zum Presbyter geweiht, dem Bischof Valerius von Hippo (jetzt Bona) beigegeben wurde. A. predigte mit großem Erfolg und ward 395 Mitbischof zu Hippo.

Obwohl der Reihe nach nicht der erste Bischof Afrikas, hat A. dennoch dessen kirchliche und dogmatische Geschicke mit fast beispiellosem Einflusse geleitet und den Geist der afrik. Kirche, ja des Occidents überhaupt auf viele Jahrhunderte hin bestimmt. Seine Polemik gegen die Arianer, Priscillianisten, besonders aber gegen die Donatisten, Pelagianer und Semipelagianer bezeugen diese Stellung auch äußerlich vollkommen. Sein Scharfsinn, die Tiefe seines Gemüts und die Energie seiner Spekulation, die dämonische Kraft seines in einem vielbewegten Leben gewonnenen Glaubens, sowie seine feurige Phantasie spiegeln sich in seinen zahlreichen Schriften wieder, welche unermeßlichen Einfluß ausgeübt, und die anthropol. Seite der Lehre, auch im Protestantismus (Luther und Calvin), bestimmt haben. Wichtiger noch als die Weiterbildung der Trinitätslehre sind A.' Untersuchungen über das Verhältnis des Menschen zur göttlichen Heilswirkung oder der Freiheit zur Gnade. A.' Hauptverdienst aber liegt überhaupt nicht so sehr in der Fortbildung einzelner Dogmen, als in der genialen Erfassung der Idee der Religion. Als der Kern der christl. Frömmigkeit erscheint ihm schlechthin die Empfänglichkeit des Menschen gegenüber der allwirksamen göttlichen Liebe. Von hier aus erhält auch seine Auffassung der einzelnen Dogmen erst das rechte Licht. Seinem Eifer für das Mönchsleben setzte er durch die Gründung einiger Klöster in Afrika ein freilich durch die Vandalen bald zerstörtes Denkmal. Er starb 28. Aug. 430, während der ersten Belagerung Hippos durch die Vandalen.

Die Gebeine des A. wurden bald darauf durch seine Anhänger, um sie den arianischen Vandalen zu entreißen, nach Sardinien gebracht und, als zu Anfang des 8. Jahrh. diese Insel in die Hände der Sarazenen fiel, durch Liutprand, den König der Longobarden, mit schwerem Gelde eingelöst. Seitdem in der Peterskirche zu Pavia aufbewahrt, lieferte man sie mit Genehmigung des Papstes im Okt. 1842 nach Algier aus, wo sie neben dem auf d[...] Ruinen von Hippo durch die franz. Bischöfe erri[...] teten Denkmale des A. niedergelegt wurden.

Die teils autobiographischen, teils polemisch[...] teils homiletisch-exegetischen Schriften des A. [...] schienen zu Paris (11 Tle. in 8 Bdn., 1689[...] 1700), zu Antwerpen (12 Tle. in 9 Bdn., 1700—[...] und von neuem durch die Benediktiner (11 Bd[...] Par. 1835—40). Unter denselben zeichnen [...] besonders aus: das Werk «De civitate Dei li[...] XXII», welches von Strange (2 Bde., Köln 18[...] —51) und Dombart (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 18[...] herausgegeben, von Silbert (2 Bde., Wien 18[...] übersetzt wurde, und die «Confessiones», e[...] Selbstbiographie, die in neuerer Zeit an Neand[...] (Berl. 1823), Bruder (Lpz. 1837 u. 1869) u[...] Karl von Raumer (2. Aufl., Gütersloh 1876) H[...] ausgeber und an Gröninger (4. Aufl., Münst[...] 1859), Silbert (5. Aufl., Wien 1860) und Ra[...] (7. Aufl., Gotha 1878) Übersetzer gefunden h[...] Sonst sind noch zu nennen die «Meditationes» u[...] «Soliloquia» (zusammen herausg. von Westh[...] Münst. 1854) und das «Enchiridion» oder «M[...] nuale» (herausg. von Krabinger, Tüb. 1861). Ei[...] Übersetzung «Ausgewählter Schriften» des A. e[...] scheint in der «Bibliothek der Kirchenväter» (B[...] 1—8, Kempten 1869 fg.). Neuerdings fand man [...] der Bibliothek zu Greifswald zwei bisjetzt no[...] nicht herausgegebene kleinere Schriften A.' («Tra[...] tatus de persecutione malorum in bonos viros [...] sanctos» und «Tractatus de omnibus virtutibus[...]

Litteratur: Cloth, «Der heil. Kirchenlehr[...] A.» (2 Bde., Aachen 1840); Bindemann, «Der he[...] lige A.» (Berl. 1844); Poujoulat, «Vie de Sain[...] Augustin» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1852; deuts[...] von Hurter, 2 Bde., Schaffh. 1847); Dorner, «[...] Sein theol. System und seine religionsphilos. A[...] schauung» (Berl. 1873).

Augustinus, der Apostel der Engländer, e[...] Benediktiner, wurde, als Ethelbert, König v[...] Kent, sich mit einer fränk. Fürstin Bertha vermählt[...] von Papst Gregor I. mit 40 Genossen nach Engla[...] gesandt, um dort das Evangelium und die Ob[...] hoheit des Papstes zu verkündigen. Der Kö[...] wurde getauft, A. 597 zum Erzbischof von Cant[...] bury eingesetzt, die heidnischen Angelsachsen mitt[...] starker Anbequemung an alte Gebräuche allmähl[...] gewonnen. A. starb 26. Mai 607.

Augustodūnum, die Hauptstadt der Äduer [...] Lugdunensischen Gallien, jetzt Autun (s. d.). Un[...] den Herrschern des ältern Königreichs Burgu[...] (407—534) und bis in die Zeit der Karolinger h[...] die umliegende Landschaft Augustodunensis pag[...] A. wurde lange Zeit irrtümlich für identisch m[...] Bibracte gehalten; doch lag letzteres etwa 12 k[...] weiter westlich (s. Beuvray und Bibracte).

Augustow (Augustowo), Kreisstadt im pol[...] russ. Gouvernement Suwalki, am Flüßchen Ne[...] und am fischreichen See Bjeloi in niedriger Sum[...] gegend, zählt 9932 E. (von denen 4500 Jude[...] und hat berühmte Viehmärkte. Sie ist 1560 v[...] König Sigismund August gegründet, dem zu Ehr[...] sie den Namen trägt. Die Handelsbedeutung A[...] beruht auf seiner Lage am Augustowokanal [...] der hier beginnt, die Weichsel mit dem Niemen ve[...] bindet und die Beförderung der örtlichen Produk[...] nach den Häfen der Ostsee ermöglicht.

Augustowokanal, Kanalverbindung zwisch[...] Weichsel und Niemen (s. d.) und Augustow.

Augustsaft, s. Johannistrieb.

Augustschnitt hat in der Pomologie den Zweck, einen Teil der Knospen zu kräftigen, und besteht darin, daß man die während des Sommers gebildeten Triebe bis zur Hälfte zurückschneidet. Es ist hierbei notwendig, den richtigen Zeitpunkt genau wahrzunehmen, weil, wenn der Schnitt zu früh geschieht, die stehengebliebenen Augen wieder austreiben und dem Baume dadurch Kraft entziehen, während bei zu spätem Schnitt die Augen sich nicht mehr in gehöriger Weise ausbilden. Im allgemeinen schneidet man zuerst das Steinobst und zwar erst die Kirschen, dann die Pflaumen, nachher das Kernobst (erst die Birnen, dann die Äpfel). Der A. wird, mit Ausnahme des Pfirsichbaums, bei den niedrigen Formen und Spalierbäumen aller Obstarten angewandt.

Augustulus, s. Romulus Augustulus.

Augustus (Gajus Julius Cäsar Octavianus), der erste röm. Kaiser, ursprünglich Gajus Octavius, der Sohn des Gajus Octavius und der Atia, einer Tochter der Julia, der jüngern Schwester des Julius Cäsar, der also sein Großoheim war, wurde 23. Sept. 63 v. Chr. geboren. Die Familie der Octavier stammte aus dem volskischen Veliträ. Der Zweig, zu welchem der nachmalige A. gehörte, war reich und angesehen. Sein Vater war, nachdem er die Prätur verwaltet, als Statthalter nach Macedonien gegangen, wo er sich in Krieg und Frieden rühmlich auszeichnete. Nach dem frühen Tode desselben wurde der erst vierjährige Sohn durch seine Mutter und Lucius Marcius Philippus, mit dem sich diese in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst des Julius Cäsar, der ihn im J. 45 in seinem Testamente zum Haupterben einsetzte und an Kindesstatt annahm. A. befand sich, als Cäsar ermordet wurde (15. März 44), zu Apollonia in Epirus, wo er seine Studien fortsetzen und auf den zum parthischen Krieg abziehenden Cäsar, der ihn mitnehmen wollte, warten sollte. Als er Cäsars Tod erfahren, ging er nach Italien. Bei Brundisium erfuhr er im April 44 den Inhalt des Testaments und entschloß sich, die Erbschaft anzutreten und Cäsars Namen anzunehmen, sowie, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption, infolge deren er sich Julius Cäsar Octavianus nannte, ihn berechtigte, wenn er auch letzteres noch nicht öffentlich aussprach. Ende April oder Anfang Mai traf Octavian in Rom ein. Hier gab es zwei Parteien: die Republikaner, die Cäsar gestürzt hatten, und die Partei des Antonius (s. d.) und Lepidus (s. d.), die unter dem Vorwande, jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebten. Die letztere Partei hatte gesiegt und der Konsul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt. Von diesem forderte Octavian die Auslieferung von Cäsars Nachlaß. Die Streitigkeiten, die auf des Antonius Weigerung zwischen beiden entstanden, wurden jedoch nach dem Wunsche der Veteranen, wenigstens scheinbar, ausgeglichen, und Antonius, der den jungen Octavian anfangs übermütig behandelte, mußte bald sehen, wie dieser das Volk und das Heer für sich zu gewinnen wußte. Als Antonius, der im Sept. 44 mit A. offen brach, Rom verlassen hatte, um die von seinem Bruder nach Brundisium geholten Legionen dort zu übernehmen und mit ihnen das cisalpinische Gallien dem Decimus Brutus abzunehmen, begann Octavian sich ein Heer zu bilden und bewährte hierbei schon die schlaue Politik, durch die er später sich zum Herrn des röm. Staats machte. Er warb in Campanien 10000 Veteranen an, erreichte, daß ein Teil der für Antonius bestimmten Legionen sich ihm anschloß, gewann Senat und Volk durch Cicero, der für die Republik zu wirken und Octavian zu benutzen meinte, während er in der That für diesen wirkte. Octavian war dann seit Anfang 43 an der Leitung der militärischen Operationen in dem von dem Senat gegen Antonius geführten sog. Mutinensischen Kriege beteiligt, nach dessen Beendigung er bald seine wahre Gesinnung offenbarte und den Republikanern feindlich entgegentrat. Er söhnte sich mit Antonius aus, als dieser mit Lepidus aus Gallien nach Italien zurückkehrte, und errichtete in Gemeinschaft mit beiden bei Bologna (Ende Okt. 43) ein Triumvirat, worauf sie zusammen, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten.

Nach seiner Rückkehr nach Italien erregte 41 v. Chr. Fulvia, des Antonius Gemahlin, in Gemeinschaft mit dessen Bruder Lucius Antonius einen Krieg (den Perusinischen) gegen Octavian. Dieser hatte unter die Veteranen Ländereien zu verteilen und deren bisherige Inhaber mit Geldern zu entschädigen, welche M. Antonius liefern sollte, aber nicht schickte, sodaß Octavian jenen wie diesen gegenüber in eine äußerst schwierige Lage geriet. Dies benutzte Lucius Antonius. Aber Agrippa, der Feldherr des Octavian, zwang den anfangs erfolgreichen Lucius Antonius, sich nach Perusia zu werfen. Dort wurde er von Agrippa und Salvidienus Rufus sowie von Octavian selbst belagert. Lucius Antonius mußte sich (im Frühjahr 40) ergeben, Perusia ging in Flammen auf und eine größere Anzahl Ritter und Senatoren wurden hingerichtet. Fulvia entwich nach Griechenland. Schon drohte der Krieg zwischen Antonius, der nach Italien zurückkehrte, und Octavian auszubrechen, als der Tod der Fulvia eine Aussöhnung erleichterte. Durch den Brundisinischen Vergleich im J. 40, der durch die Verheiratung des Antonius mit Octavia, des Octavian tugendhafter Schwester, befestigt ward, erhielt der letztere den Westen des Reichs, jetzt von Dalmatien an, namentlich nunmehr auch Gallien. Er vermählte sich, nachdem er (39) seine Gemahlin Scribonia verstoßen, mit der berühmten Livia Drusilla, der Gemahlin des Claudius Nero (38 v. Chr.), den er nötigte, sich von ihr scheiden zu lassen. Mit Sextus Pompejus, dem er die im Vertrage von Misenum 39 v. Chr. gemachten Zusagen nicht hielt, kam es in diesem Jahre zu einem Kriege, den sein Feldherr Agrippa, nachdem neue Mißhelligkeiten zwischen Antonius und Octavian in Tarent 37 beigelegt und das Triumvirat auf weitere fünf Jahre erneut worden war, im J. 36 durch die Siege bei Mylä und Naulochus glücklich für ihn beendete. Lepidus, der Sicilien in Anspruch nahm, verlor, da ihn seine Truppen verließen, jetzt auch Afrika, das ihm 40 übergeben worden. Derselbe mußte sich an A. ergeben und lebte fortan, mit der Würde eines Pontifex Maximus bekleidet, ohne weitern Anteil an den polit. Ereignissen. So war nun Gewalt und Reich nur noch unter zwei Männer geteilt. Doch während Antonius im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus sich hingab, verfolgte Octavian unausgesetzt

seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen. Vor allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er zeigte Milde und Großmut, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt; vielmehr erklärte er sich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde, natürlich vorausgesetzt, daß sich Antonius bereden lasse, das Gleiche zu thun. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich indessen gegen Antonius. Als dieser durch den unglücklichen Partherkrieg, durch offenen Bruch mit der edeln Octavia und durch Preisgebung aller röm. Interessen an die Kleopatra, in Rom alles Ansehen verloren hatte, ließ Octavian 32 v. Chr. durch den Senat der Königin von Ägypten den Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem Ambracischen Meerbusen, wo sein Feldherr Agrippa die Schlacht bei Actium (s. d.) gewann, die ihn endlich 31 v. Chr. zum alleinigen Beherrscher des Reichs machte. Octavian verfolgte seinen Nebenbuhler nach Ägypten und endigte hier den Krieg. Antonius und Kleopatra gaben sich selbst den Tod. Octavian verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Ägyptens, Griechenlands, Syriens und Kleinasiens zu ordnen. Bei seiner Rückkehr nach Rom im Aug. 29 v. Chr. hielt er einen dreitägigen Triumph, und die Schließung des Janustempels bezeichnete die Herstellung eines dauernden Friedens, ein Akt, den er nach immer wieder nötig gewordenen Kriegen noch zweimal während seiner Regierung wiederholt hat.

Befreit von seinen Nebenbuhlern und unbestrittener Herr des Römischen Reichs, legte Octavian 13. Jan. 27 v. Chr. die von ihm bisher geführte außerordentliche Gewalt nieder und erklärte, hinfort eine solche nicht mehr bekleiden zu wollen. Zum Dank dafür verlieh ihm der Senat die Auszeichnung, daß er **Augustus** heißen solle, ein Name, den er fortan führte und der mit der Zeit zu einem die kaiserl. Majestät bezeichnenden Titel wurde. Natürlich konnte es nicht die Absicht des A. sein, die alten verrotteten Zustände wiederherzustellen; er wollte vielmehr, indem er in seiner Hand die damals in Wahrheit bedeutsamsten ordentlichen Amtsgewalten vereinigte, wodurch er in seiner Person in der Eigenschaft eines «Princeps», des Ersten im Staat, eine höchst bedeutende Machtfülle konzentrierte, die Monarchie in der Art gründen, daß der Apparat der Verfassung mit dem Senat an der Spitze daneben formell fortbestand und fortarbeitete. Natürlich aber war dies unmöglich, ohne daß A., wenn auch wieder auf gesetzlichem Wege, von den Schranken entbunden wurde, welche einzelne Gesetze jener Konzentration von Machtfülle in einer Hand in den Weg stellten. Er übernahm sofort wieder mit einer die gewöhnlichen Grenzen weit überschreitenden, aber an sich nicht außerordentlichen, prokonsularischen Gewalt die Regierung über die Provinzen, in welchen Heere standen, und damit zugleich den Oberbefehl über die gesamte Militärgewalt des Reichs. Außerdem besaß er, nachdem er die Rechte der Tribunen schon seit 36 v. Chr. gehabt, seit 23 v. Chr. in der von allen Schranken befreiten «tribunicischen Gewalt» (s. Tribun) eine Machtvollkommenheit, welche ihrer Natur nach geeignet war, die Rechte des der Verfassung nach souveränen Volks in sich aufzusaugen. Überdies erhielten nach einer Angabe Dios, welche an wärts ihre authentische Bestätigung zu erhal scheint, seine Verordnungen die Kraft von Gese Endlich ward er, nach dem Tode des Lepi 12 v. Chr. als «Pontifex Maximus», nachdem schon lange vorher alle politisch wichtigen Prie ämter in sich vereinigt, vollends Oberhaupt a religiösen Angelegenheiten. So wurde durch diejenige Form der röm. Monarchie festgestellt, im ganzen bis auf Diocletian bestand. Zu a jenen Vorrechten fügte man den Titel eines Va des Vaterlandes.

A. führte mehrere Kriege in Afrika, Asien u Europa; in Spanien währte der Kampf seit v. Chr. mehrere Jahre, bis A. nach großen Anstr gungen über die Cantabrer und Asturer 19 v. C Herr ward. Seine Waffen unterwarfen unter berius, dem ältern Sohne der Livia, Pannon und Dalmatien, unter Drusus, seinem jüng Stiefsohne, der bis an die Elbe drang, 12- v. Chr. die westl. Germanen. Von den Parth erreichte er, daß diese Armenien in Abhängig von Rom zurückkehren ließen und die dem Cra und Antonius genommenen Adler zurückgab Am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler sei Triumphe über die Bergvölker, von denen m noch zu Susa und Aosta stolze Überreste sieht. D schwersten Mißerfolg erlitt A. durch die Niederl des Varus, der 9 n. Chr. drei Legionen gegen Germanen unter Arminius verlor. Doch wurd die Deutschen am Rhein durch Tiberius in Sch ken gehalten. Während des Friedens erließ A. v nützliche Verordnungen und ordnete die Verw tung. Er säuberte den Senat von den in ihn e gedrungenen unwürdigen Elementen, beschäfti sich mit der Verbesserung der Sitten, besond durch Begünstigung der Ehen (die Lex Julia u Papia Poppaea), war dabei auch bemüht, die Religion wiederherzustellen und zu beleben, u stellte die Kriegszucht bei den Heeren und die O nung in Rom wieder her. Zudem verschönert Rom: er durfte sich rühmen, daß er die Stadt, er aus Ziegelsteinen erbaut gefunden, aus Mar erbaut hinterließ. Auch machte er Reisen, allenthalben die Segnungen der neuen Ordn zu verbreiten. Er besuchte Sicilien und Griech land, Kleinasien, Syrien und Gallien. In m rern Gegenden gründete er Städte und Kolon Die durch Krieg und Parteiwirren erschöpf Völker errichteten ihm für dieses wohlthätige W ten, regelmäßig zusammen mit der Göttin Ro Altäre und Tempel, und durch ein Dekret des nats ward dem Monate Sextilis der Name Augu gegeben. Die Verschwörungen, die A.' Leben drohten, scheiterten sämtlich. Lepidus, der S des Triumvir, Cäpio, Murena, Egnatius u mußten dafür mit dem Tode büßen, dem Ci verzieh A. großmütig.

Großen Kummer verursachten A. die Aussch fungen seiner Tochter (von der Scribonia) J (s. d.). In Livia (s. d.) hatte A. eine Gemahlin funden, wie er sie für seine Person und Auf nicht passender hätte finden können; aber fre lastet auf ihr die Beschuldigung, die nicht zu weisen, aber auch nicht zu widerlegen ist, daß um statt A.' leiblicher Nachkommenschaft ihrem sten Sohne die Nachfolge zuzuwenden, auch schlimmen Mitteln nicht zurückgescheut sei. A. saß keine Söhne und verlor auch durch den

sowohl seinen Schwestersohn Marcellus als seine Tochtersöhne Gajus und Lucius, die er zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte. Drusus, sein Stiefsohn, den er liebte, starb 9 v. Chr. in Deutschland; nur Tiberius, der ältere Bruder desselben, welcher ihm immer antipathisch war, blieb ihm übrig. Er begleitete denselben, als er 14 n. Chr. nach Illyrien ging, bis Benevent, obgleich ihn ein Unwohlsein befiel. Dasselbe nahm auf der Rückreise zu, und er starb zu Nola 19. Aug.

A. hat seine durch furchtbare Mittel erkämpfte Macht mit Weisheit und Mäßigung gebraucht und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückt, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Wenn er nicht Cäsars geniale Größe besaß, so war er sich doch stets klar über das, was er zu erreichen vermochte und über die Mittel, die ihm zur Durchführung eines Plans zu Gebote standen und in deren Benutzung er eine sichere und geschickte Hand zeigte. Er schätzte die Wissenschaften, übte die Dichtkunst auch selbst und hat einem Zeitalter seinen Namen gegeben, das sich durch seine Leistungen auf geistigem Gebiete hoch auszeichnet. Die Überreste seiner prosaischen und poetischen Schriften hat Weichert herausgegeben (Grimma 1841–46). Die berühmtesten Dichter zog er zu sich heran, so Virgil, Horaz und viele andere. Sein Tod versetzte das Reich in tiefe Trauer; man zählte ihn nunmehr den Göttern bei und errichtete ihm Tempel und Altäre. Von den Denkschriften, die A. hinterließ, ist die eine, welche in drei Abschnitten einen Abriß seines gesamten öffentlichen Lebens enthält, inschriftlich namentlich an den Resten des Tempels des A. zu Ancyra fast vollständig (das im lat. Text Fehlende wenigstens größtenteils in griech. Übersetzung) erhalten und in neuerer Zeit nach Perrot von Mommsen wiederholt (mit ausführlichem Kommentar, Berl. 1865) und von Bergk (Gött. 1873) bekannt gemacht worden. Vgl. Höck, «Röm. Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Konstantin» (Bd. 1, Braunschw. 1841); Beulé, «A., seine Familie und seine Freunde» (deutsch von Döhler, Halle 1873).

Augustusbad, ein bei Radeberg im sächs. Regierungsbezirk Dresden in einem freundlichen Thal mitten im Walde gelegenes Stahlbad (das älteste Sachsens), dessen Quellen sehr reich an Eisengehalt sind. Dieselben werden zu Bädern aller Art benutzt; doch wird auch eine Quelle durch Imprägnierung mit Kohlensäure verdaulicher gemacht und zur Trinkkur verwandt. Das Bad hat schöne Anlagen und Einrichtungen und genießt einen besondern Ruf gegen Nervenkrankheiten, Rheumatismen, chronische Katarrhe u. Vgl. «Das A. bei Radeberg» (Dresd. 1880).

Augustusburg, fiskalisches Schloß und Sitz des Amtsgerichts und Forstrentamts in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Flöha, wurde 1568—72 unter Kurfürst August von Hieron. Lotter im Renaissancestil an Stelle des alten 1547 abgebrannten Schlosses Schellenberg erbaut, liegt auf dem 515 m hohen Schellenberge und hat eine schöne Kirche mit Gemälden von Kranach dem Jüngern und einen 170 m tiefen Brunnen. Am Fuße des Bergs liegt das Städtchen Schellenberg an der Flöha, mit (1880) [illegible] E. Vgl. Harnisch, «Die Schlösser A. und Lichtenwalde» (Schellenb. 1868); Freyer, «Schloß [illegible] (Schellenb. 1882).

Aubausen, Dorf in Bayern, s. Ahausen.

Auktion oder Versteigerung, Verkauf im Aufstrich, in Süddeutschland auch Gant, heißt die öffentliche Versteigerung durch Zuschlag an den Meistbietenden. Dieselbe wird angewendet, wo es sich um den sofortigen Verkauf von Waren oder andern Gegenständen handelt, der auf dem Wege des regelmäßigen Absatzes oder des besondern Übereinkommens weit langsamer und unvollständiger, wenn auch meist zu bessern Preisen stattfinden kann. Versteigerungen erfolgen als freiwillige vorzugsweise, um bei Übersiedelungen das bewegliche Besitztum schnell zu Gelde zu machen; dann seitens mancher Fabriken, um unmodische Waren oder Ausschußartikel (namentlich Manufakturwaren) vom Lager zu entfernen; seitens einzelner kaufmännischer oder anderer gewerblicher Geschäfte, um bei deren Auflösung oder bei Trennung der Association die vorhandenen Waren, Geräte u. s. w. sofort zu verwerten und die etwaige Auseinandersetzung zu erleichtern. Als unfreiwillige finden die A. seitens der Leihhäuser und der Privatpfandleiher statt, wenn innerhalb gewisser Termine der Schuldner das verpfändete Gut nicht einlöst. Eine besondere Klasse der unfreiwilligen sind die gerichtlichen A., welche besonders in streitigen Erbschaftsfällen und Konkursen vorkommen. Von der altröm. Sitte, den Ort, wo öffentliche A. gehalten wurden, mit einem Spieß (hasta) zu bezeichnen, nannte man diese Art des Verkaufs überhaupt Subhastation (s. d.), was jedoch jetzt nur noch eine Art gerichtlicher A. bezeichnet. Der den Verkauf leitende Vermittler heißt Auktionator oder Gantmeister; derselbe erhält einen gewissen Prozentsatz vom Ertrage der versteigerten Gegenstände, für welchen hinsichtlich der gerichtlichen A. feste Normen bestehen. Die in einer A. erkauften Dinge sind gewöhnlich gleich nach ihrer Erwerbung oder der schleunigst zu bewirkenden Empfangnahme zahlbar; wo Waren regelmäßig im Wege der Versteigerung abgesetzt werden, wird auch wohl eine Kreditfrist bewilligt, so z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika. In der neuesten Zeit wird der Weg der A. nicht selten eingeschlagen, um neue Gewerbswaren, Fabrikate u. s. w. rasch zum Verkauf zu bringen, bei deren Anfertigung dieses Absatzmittel gleich ins Auge gefaßt ist. Da es sich hierbei um die Ausbeutung eines entsprechend großen Absatzgebiets handelt, so erstrecken sich diese A. über verschiedene Orte, d. h. der Verkäufer versteigert im Umherziehen, reist von Ort zu Ort, um das an dem einen ihm übrig Gebliebene am andern abzusetzen, während er seinen Vorrat fortwährend wieder ergänzt; die verschiedenen gewinnverheißenden Auktionsorte sind für ihn ebenso viele Marktplätze. Diese sog. Wanderauktionen, eine Abart des Betriebs der Wanderlager (s. d.), verbreiten oft nur Ausschußwaren und rufen viele Beschwerden von seiten des ansässigen Kleinhandels hervor, namentlich seitdem durch die Gewerbeordnung von 1869 die frühern Beschränkungen des Auktionswesens beseitigt worden. Im J. 1876 veranlaßte der Deutsche Bundesrat Erhebungen über diese Frage, welche zu der 1879 erfolgten Entscheidung geführt haben, daß die Wanderlager als Gewerbebetrieb im Umherziehen zu behandeln seien. Das Gewerbe eines Auktionators ist frei; doch können die Staats- und Kommunalbehörden geeignete Personen in dieser Eigenschaft besonders bestallen und

vereidigen, wodurch diese in den Augen des Publikums zwar einen Vorzug, aber kein Vorrecht erhalten.

Im großen Handel sind die A. ein vollständig normaler Weg des Verkaufs und als solcher nicht mit der gewöhnlichen Versteigerung zu vergleichen. Sie kehren hier zum Teil periodisch wieder, indem sie insbesondere das regelmäßige Mittel zum Verkauf der ansehnlichen Einfuhren der großen (öffentlichen) Handelskompagnien sind; andernteils aber bedienen sich auch die einzelnen Handelshäuser ihrer mit Nutzen. Die zur A. kommenden großen Warenposten der öffentlichen Handelsgesellschaften werden dabei in einzelne, immer noch beträchtliche Partien (Lose, holländ. Kavelinge) gesondert. Die Versteigerung hat in diesen Fällen sowohl für den Verkäufer wie für den Käufer ihre großen Vorteile. Der erstere setzt die größten Massen schleunig ab, ohne Kredit gewähren zu müssen und ohne in vielfache, sich oft langsam abwickelnde Geschäftsverhältnisse zu treten; der letztere kann sich aus erster Hand nach Maßgabe seines Bedarfs oder der darüber hinausgehenden Spekulation zu angemessenen Preisen versorgen. Als angemessen stellen sich diese Preise durch die Konkurrenz der Käufer selbst fest, und sie sind rücksichtlich vieler Erzeugnisse für die nächste geschäftliche Epoche maßgebend. Hierher gehören z. B. die A. der Niederländischen Handelsgesellschaft (vor allem Javakaffee und Rohzucker, dann ostind. Gewürze u. s. w.) in Amsterdam und Rotterdam, in neuerer Zeit auch in Batavia und Padang, die großen periodischen A. von australischer und Kapwolle und von Rauchwaren in London, von Wolle in Havre, Antwerpen, Berlin u. s. w. Auch Spezialitäten einheimischer Produktion sind wohl der Gegenstand von A.; so finden im März und April Loheversteigerungen in der Gegend um Trier statt. Abgesehen von den häufigen Versteigerungen konsignierter europ. Manufakturwaren, werden in Neuyork sehr oft Wertpapiere (Obligationen und Aktien) in A. verkauft. Die sog. «holländische A.», die namentlich bei Fischverkäufen vorkommt, besteht darin, daß der Ausbietende von einem höhern Preissatze rasch immer weiter herabgeht, bis ein Käufer auftritt. Eigentümlich ist auch der alte holländ. Gebrauch der Kerze: im Beginne des Ausgebots wird ein Stückchen Licht angezündet, und es werden Gebote so lange angenommen, als dasselbe brennt; das unmittelbar vor dem Erlöschen abgegebene letzte Gebot ist das gültige, die Sache erwerbende, sodaß das Erlöschen der Kerze dem sonstigen Zuschlage entspricht. In einer japanischen A. schreibt jeder Bietende seinen Namen und sein Gebot auf ein Stück Papier, welches er in eine Büchse steckt; wenn das von allen betreffenden Seiten geschehen, wird die Büchse geöffnet, das Resultat ermittelt: der Meistbietende wird Eigentümer der Ware. Der absolute Wert des versteigerten Gegenstandes kann nicht als Rechtsmittel zu Ansprüchen wegen außerordentlicher Verletzung dienen, weder für den Käufer noch für den Verkäufer; dieser letztere übernimmt keine Bürgschaft hinsichtlich der besondern Beschaffenheit der Ware (die der Käufer vorab sehen und prüfen kann) und ihres Werts, wie der erstere keine Verpflichtung hat, eine besondere Vergütung zu leisten, wenn der Wert des erstandenen Dinges weit über den Auktionspreis hinausgehen sollte. Alle Pfandrechte, welche auf der versteigerten Sache (insbesondere also als Hypotheken auf subhastierten Immobilien) ruhen, erlöschen mit der Versteigerung, wenn ihre Fortdau[er] nicht ausdrücklich vorbehalten worden ist.

Auktor (lat.) bezeichnet denjenigen, von welch[em] eine That oder ein Zustand ausgegangen ist, d[en] Urheber. So spricht man bei Verbrechen von ein[em] **auctor delicti** (s. **Urheber**) und im Privatrec[ht] von dem A. eines Rechtserwerbes. In dem letzte[ren] Falle besteht häufig eine Verantwortlichkeit des [A.] für die Sicherheit des Rechtserwerbes; wo dies v[or]liegt, hat noch nach der Deutschen Civilprozeßor[d]nung, §. 69, der in Prozeß geratende Rechtsna[ch]folger das Recht, seinem A. den Streit zu verk[ün]den, und wer im Namen eines andern besitzt, z. [B.] als Pachter, kann sich gleichfalls durch Streitv[er]kündung an seinen A. aus dem Prozeß zieh[en] (Civilprozeßordnung, §. 73), wenn er wegen d[es] Besitzobjekts mit einer Realklage belangt wird. Du[rch] Unterlassung der Streitverkündung verliert d[er] Rechtsnachfolger event. seinen Anspruch gegen d[en] A. oder macht sich noch dazu diesem verantwortli[ch].

Auktorität, s. **Autorität.**

Aukube (**Aucuba**), Pflanzengattung aus der F[a]milie der Hartriegelgewächse (Korneen). Ihre b[ei]den bekannten Arten, **A. japonica** *Thunb.* und [A.] **himalaica** *Hook.*, sind immergrüne Sträucher m[it] lederartigen Blättern und kleinen braunroten, ei[ne] ziemlich große Rispe bildenden Blüten, welche ein[en] vierzähnigen Kelch und vier Blumenblätter besitze[n], und zwar sind die Blüten zweihäusig, die män[n]lichen mit vier Staubgefäßen versehen. Die Fru[cht] ist eine Beere. **A. japonica** ist ein in Gärt[en] und Kalthäusern sehr verbreiteter Zierstrauch, w[el]cher aus Japan und China nach Europa gebrac[ht] wurde. In den genannten Ländern wird die[se] große, glänzende, elliptische oder länglich-lanze[tt]förmige Blätter tragende, 2—2,5 m hohe Strau[ch] seit Jahrhunderten in einer großen Anzahl von V[a]rietäten kultiviert, von denen auch schon viele n[ach] Europa gekommen sind. Die zweite Art, vom ö[stl.] Himalaja, ist erst in neuester Zeit in die eur[op.] Gärten eingeführt worden und soll viel zarter a[ls] die japanische sein; diese hat korallenrote, j[ene] orangefarbige Beeren.

Aul, bei den Völkern des Kaukasus soviel w[ie] [Dorf, Dorfscha[ft].

Aula (grch. αὐλή), der offene, von Wohnräum[en] oder bei größern und prächtigern Anlagen v[on] Säulenhallen umgebene Lichthof, welcher, un[ge]fähr dem röm. Atrium mit dem Impluvium entsp[re]chend, den Mittelpunkt des griech. Wohnhauses b[il]dete. Bei den Römern wurde seit der Kaiserz[eit] das Wort A. für die Paläste der Fürsten sowie [für] die Hofhaltung derselben gebraucht. In den ki[rch]lichen Sprachgebrauch fand das Wort αὐλή E[in]gang als Bezeichnung für den Vorhof der Kirch[e], und später wurde sowohl das Schiff der Kir[che] als die ganze Kirche auch A. genannt. Endlich gi[ng] der Name A. auf die großen, zu öffentlichen V[er]sammlungen, Feierlichkeiten, Disputationen, Re[deakten], Prüfungen u. dgl. bestimmten Säle in U[ni]versitätsgebäuden, Gelehrtenschulen u. s. w. üb[er].

Aulich (Ludw.), ungar. Revolutionsgener[al], geb. 1795 zu Preßburg, war 1848 Oberstlieuten[ant] im österr. Infanterieregimente Kaiser Alexand[er], das zu jener Zeit in Ungarn lag und nach St. [To]más gegen die Serben geschickt wurde. A. zeichn[ete] sich hierbei wiederholt aus und stieg zum Ober[st] und Kommandanten des genannten Regiments a[uf]. In den letzten Monaten von 1848 wurde er n[ach] dem linken Donau-Ufer entsendet, um mit [...]

dort konzentrierten Truppen gegen die vereinigte Schwarzenberg-Simunich'sche Armee zu operieren, that sich abermals durch Umsicht und Geschick hervor und wurde 7. März 1849 zum General ernannt; er führte fortan das 2. Armeekorps und trug bedeutend bei zu den Siegen, welche die ungar. Armee im März und April über Windischgrätz erfocht. Anfang Mai ging A. mit seinem Armeekorps auf das rechte Donau-Ufer hinüber, und nahm an der Bestürmung Ofens Anteil. Im Juli wurde er mit Csányi und Kis nach Komorn zu Görgei geschickt, um diesen zum Gehorsam gegen die ungar. Regierung zu bewegen, hatte jedoch keinen Erfolg. Als Görgei später das Portefeuille niederlegte, um den Befehl über sein Heer fortführen zu können, erhielt A. das Kriegsministerium, stimmte dann, durch Görgeis Zusagen geblendet, in Arad für die Unterhandlung mit den Russen, wurde aber nach der Kapitulation nebst 12 andern Generalen 6. Okt. 1849 zu Arad gehängt.

Aulija-Ta-u, Berg im Koktschetawschen Kreise des russ. Gebietes Akmolinsk in Centralasien, nicht weit vom Ters-akkan, einem linken Nebenflusse des Ischim. Der Berg besteht aus Kalkstein und enthält reiche Lagerstätten von Kupfer und Malachit, die sich von SW. nach NO. erstrecken.

Aulis, altgriech. Ortschaft an der Ostküste der Landschaft Böotien, auf einer kleinen felsigen Halbinsel zwischen zwei Buchten gelegen, deren südlichere einen sehr geräumigen Hafen (von den Alten *Bathys Limen*, der Tiefe Hafen, genannt) bildete; in diesem sammelte sich nach der Sage die Flotte der Griechen unter Führung des Agamemnon zum Heerzuge gegen Troja, wurde aber infolge des Zorns der Göttin Artemis durch widrige Winde am Auslaufen verhindert, bis Agamemnon den Zorn der Göttin durch die Opferung seiner Tochter Iphigenia (s. d.) beschwichtigte. In späterer Zeit war A. ein zum Gebiet der Stadt Tanagra gehöriges Dorf, in welchem man noch den angeblich von Agamemnon gegründeten Tempel der Artemis mit verschiedenen Reliquien aus jener sagenhaften Zeit zeigte.

Aulne, Baron de l', s. Turgot.

Aulnoy oder **Aunoy** (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von), franz. Schriftstellerin, geb. 1650, gest. 1705, gehörte einem altadeligen Geschlechte der Normandie an und war die Nichte der am Hofe Ludwigs XIII. lebenden geistreichen Gräfin Desloges, die sie mit den ausgezeichneten Persönlichkeiten ihrer Zeit bekannt machte. Ihren litterarischen Ruf begründete sie durch die «Contes des fées» (4 Bde., Par. 1710; deutsch, 4 Tle., Weim. 1790—96) und die «Contes nouveaux ou les fées à la mode» (4 Bde., Par. 1715), die viele Auflagen erlebt haben und noch jetzt gelesen werden. In einer Reihe von Romanen ahmte sie Madame de Lafayette nach, ohne ihr Vorbild zu erreichen. Der beste unter denselben ist «L'histoire d'Hippolyte, comte de Douglas» (2 Bde., Par. 1690). Von den übrigen haben nur «Le comte de Warwick», die «Nouvelles espagnoles» und die «Relation d'un voyage en Espagne» litterarisches Verdienst, während die «Mémoires historiques», die «Mémoires de la cour d'Espagne», die «Histoire de Jean de Bourbon» u. s. w. höchstens als Spiegelbilder des galanten Tons jener Zeit von Interesse sind.

Aumale (im Mittelalter **Albamarla**, engl. **Albemarle**), Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrondissement Neufchâtel, an der Bresle und an der Nordbahn, mit (1876) 2052 (Gemeinde 2231) E., welche Fabrikation von Fayence, Blonden, groben Tüchern und Serge betreiben, berühmt durch seine Stahlbäder (les Molières), war früher eine Grafschaft, die 1547 zum Herzogtum erhoben wurde, und nach welcher sich mehrere Abkömmlinge des lothring. Fürstenhauses nannten. Im J. 1675 an Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine, verkauft, gelangte es durch Heirat 1769 an das Haus Orléans und bildete während der Julimonarchie die Apanage des vierten Sohnes Ludwig Philipps, der auch davon den Titel führt. Bei A. erlitt im Jan. 1592 König Heinrich IV. durch die Spanier eine Niederlage. Vgl. Semichon, «Histoire de la ville d'A.» (2 Bde., Par. 1862). — **Claude I. de Lorraine, Herzog von A.**, fünfter Sohn Herzog Renés II. von Lothringen, von Franz I. zur Belohnung für seine zahlreichen Kriegsdienste zum Herzog von Guise ernannt, war das Haupt des berühmten Geschlechts der Guise (s. d.). Er starb 12. April 1550 zu Joinville. — **Claude II. de Lorraine, Herzog von A.**, der dritte Sohn des vorigen, geb. 1523, Liebling König Heinrichs II., erbte die Grafschaft A., welche Heinrich II. zu einem Herzogtum erhob, erhielt von dem König die Statthalterschaft von Burgund verliehen, verteidigte das von Kaiser Karl V. belagerte Metz, zeichnete sich in den Schlachten von Dreux, St.-Denis und Montmorency aus, war einer der Hauptanstifter der Bartholomäusnacht und fiel bei der Belagerung von La Rochelle 14. März 1573. — **Charles de Lorraine, Herzog von A.**, Sohn und Erbe des vorigen, einer der Hauptanführer der Ligue, geb. 1556, Gouverneur von Paris, wurde bei Senlis von dem Herzog von Longueville geschlagen, verlor mit dem Herzog von Mayenne die Schlachten bei Arques und Ivry und zwang Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Nach dem Übertritt dieses Fürsten zum Katholizismus wurde A. wegen Auslieferung mehrerer Festungen an die Spanier als Landesverräter zum Tode verurteilt und flüchtete sich nach Brüssel, wo er 1631 als der letzte seines Zweigs starb.

Aumale (Henri Eugène Philippe Louis d'Orléans, Herzog von), vierter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. zu Paris 16. Jan. 1822, empfing wie seine Brüder seine Schulbildung im Collége Henri IV. und trat 1839 mit Hauptmannsrang in die Armee. In den beiden folgenden Jahren nahm er in Algerien an der Expedition gegen Medeah und den Zügen Bugeauds teil und stieg bis zum Obersten auf. Im Okt. 1842 zum Brigadegeneral befördert und mit dem Oberkommando im Distrikt Medeah in Algerien betraut, zeigte er auf diesem Posten große Thätigkeit, Umsicht und Unerschrockenheit. Eine seiner glänzenden Waffenthaten war die Überrumpelung der Smalah Abd-el-Kaders 16. Mai 1843, wobei 3600 Gefangene, 4 Fahnen sowie die Korrespondenz und der Schatz des Emirs in die Hände der Franzosen fielen, und für welche er zum Generallieutenant ernannt wurde, damals 22 J. alt. A. übernahm den Befehl in der Provinz Konstantine, leitete die Expeditionen nach Biskara und Ziban und nahm 1847 den Emir Abd-el-Kader gefangen. Er war seit 27. Sept. 1847 Generalgouverneur von Algerien, als 1848 die Februarrevolution ausbrach. A. übergab sein Amt an den General Cavaignac, und schiffte sich, nachdem

er in einer würdigen Ansprache von der Armee Abschied genommen hatte, 3. März nach England ein, wo er seitdem zurückgezogen meist in Claremont oder Twickenham lebte und sich hauptsächlich mit litterarischen und histor. Studien beschäftigte. Er schrieb: zwei in der «Revue des Deux Mondes» erschienene, mit Sachkenntnis abgefaßte militärische Abhandlungen, «Les Zouaves» und «Les Chasseurs à pied» (Separatausgabe, Par. 1859); «Lettre sur l'histoire de France» (1861), eine scharfe Erwiderung auf eine von dem Prinzen Napoleon (s. d.) im Senat gehaltene und für die Orléanssche Familie ehrenrührige Rede; «Les institutions militaires de la France» (Brüss. 1867); endlich «Histoires des Princes de Condé» (2 Bde., Par. 1869), sein Hauptwerk und ein Denkmal zu Ehren des Condéschen Prinzenhauses, dessen letzter Abkömmling ihn zum Universalerben seiner reichen Hinterlassenschaft eingesetzt hatte. In der «Étoile Belge» sind von A. 1865 und 1866 einige kritische Briefe über die Politik des Kaiserreichs unter dem Namen «Verax» erschienen. Nach dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs machte der Herzog sowohl der kaiserl. als der provisorischen Regierung mehrfach das Anerbieten, ins Heer einzutreten, wurde jedoch von beiden Seiten abgewiesen. Obschon ein ministerielles Rundschreiben die Orléans am Eintritt in die versailler Nationalversammlung hindern sollte, wurde A. doch im Depart. Oise gewählt und trat 19. Dez. 1871 nebst dem Prinzen von Joinville ein. Am 30. Dez. 1871 wurde A. als Mitglied der Französischen Akademie aufgenommen und im Juli 1873 zum Präsidenten des über den Marschall Bazaine (s. d.) eingesetzten Kriegsgerichts ernannt, leitete dann im Herbst die Verhandlungen dieses Gerichts in Versailles und übernahm nach Beendigung des Prozesses (10. Dez. 1873) das Generalkommando des 7. Armeekorps (Besançon); 1878 wurde er Armeeinspecteur; seit 1880 ist er ohne aktives Kommando. Der Herzog von A. hat Gattin und Kinder überlebt. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Prinzen Leopold von Salerno (25. Nov. 1844) gingen zwei Söhne hervor: der Prinz von Condé, geb. 1845 zu Paris, gest. 1866 auf einer Reise, zu Sydney, und der Herzog von Guise, geb. zu Twickenham 1854, gest. in Paris 1872. Die Herzogin starb 6. Dez. 1869 zu Twickenham und wurde zu Weybridge bei London in der Familiengruft der Orléans beigesetzt.

Aumerle, Grafen und Herzoge von, s. Albemarle.

Aumônier (frz.), s. Almosenier.

Aumont, eine alte franz. Familie, welche bereits um die Mitte des 12. Jahrh. erwähnt wird. Jean I. von A. begleitete Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Palästina; Jean III., Sire d'A., nahm 1328 an der Schlacht von Cassel, und unter Philipp von Valois an allen wichtigen Unternehmungen teil. Philipp II., genannt Hutin, trug 40 Jahre hindurch die Waffen und starb als Reichsbannerträger von Frankreich. Bedeutendern Einfluß erlangte das Geschlecht im 16. Jahrh. — Jean d'A., geb. 1522, diente als Jüngling unter Marschall Brissac in Italien, wurde 1557 in der Schlacht bei St.-Quentin verwundet und gefangen, kämpfte 1562 gegen die Hugenotten in den Schlachten von Dreux, St.-Denis und Moncontour, und wohnte 1573 der Belagerung von La Rochelle bei. Im J. 1579 ernannte ihn Heinrich III. zum Marschall von Frankreich. Nach der Ermordung de Königs war A. einer der ersten, welche Heinrich IV anerkannten, der ihn deshalb zum Gouverneur de Champagne und nach den Schlachten von Arque und Ivry zum Gouverneur der Bretagne ernannt in welcher Stellung er den Liguisten verschieden Plätze nahm, jedoch an einer bei der Belagerun von Camper erhaltenen Schußwunde 19. Au 1595 starb. — Der Urenkel desselben, Loui Marie Victor de Rochebaron, Herzog vo A., geb. 9. Dez. 1632, gest. 19. März 1704, Herzo und Pair seit 1665, trat frühzeitig in Militärdienst begleitete als Brigadier Ludwig XIV. nach Flan dern, wo er Armentières, Bergues, Furnes un Courtray nahm, und wurde darauf Gouverneu von Boulogne und dem Boulonnais, auch Mitglie der Akademie der Inschriften. — Des vorigen En kel, Louis Marie Alexandre, Herzog vo A., geb. 14. Aug. 1736, erhielt 1759 den Titel eine Herzogs von Villequier und wurde 1777 zum Gou verneur des Boulonnais und 1784 zum General lieutenant ernannt. Von dem Adel des Seneschal lats von Boulogne zu den Generalstaaten 1789 ge wählt, nahm er 1790 seine Entlassung. Er blie aber in den Umgebungen des Königs und begün stigte in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 di Flucht desselben. Zur Auswanderung gezwungen wandte er sich nach Brüssel und Münster, später zu Ludwig XVIII. Nach dessen Rückkehr nach Frank reich wurde er 1814 zum Pair ernannt, lehnte abe jede öffentliche Stellung ab, und starb zu Villequier Genlis 26. Aug. 1814. — Dessen Sohn, Loui Marie Céleste, Herzog von A., bekannter unte dem Namen des Herzogs von Piennes, wel chen er zu Lebzeiten seines Vaters führte, geb. 1762 wurde 28. Febr. 1791 bei der Verteidigung de Tuilerien verwundet und diente seit 1792 in Deutsch land, Spanien und Schweden. Nach der Restau ration nahm er wieder seine Hofämter ein un wurde zum Generallieutenant befördert. Er sucht namentlich in der Normandie die Autorität des Kö nigs herzustellen. Am 17. Aug. 1815 zum Pai und ersten Kammerherrn ernannt, übernahm e dann die Oberintendantur des Theaters der Ko mischen Oper in Paris, und starb 12. Juli 1831 Sein Sohn, Adolphe Henri Emmery, geb 1785, gest. 1849, war Vater des jetzigen Haupte der Familie, Louis Marie Joseph, Herzog von A. und Villequier, geb. 19. Okt. 1809.

Aune, der franz. Name für die Elle im allgemei nen. Die in Frankreich früher übliche A. war nich an allen Orten und nicht für alle Stoffe von gleiche Größe. Die wichtigste war die pariser von 526⅝ alten par. Linien oder 1,1884 m. Nach Einführung des Metersystems wurde eine dieser sehr nahe kom mende Elle von 1,2 m vorläufig gebildet und aune usuelle genannt, mit Ende 1839 aber außer Gel tung gesetzt. Seitdem ist das Meter (s. d.) das al leinige gesetzliche Ellenmaß Frankreichs. Die pa riser A. kam, abgesehen von den ältern franz. Ko lonien, durch den Handel mit Frankreich auch in der Schweiz (Genf, Waadt, Neuenburg, Wallis) und in einigen deutschen Plätzen (besonders Frank furt a. M.) in Anwendung, und erhielt hier teil weise eine geringe Änderung ihrer Länge. In Deutschland und der deutschen Schweiz gab man ihr gewöhnlich den Namen Stab. In der Schweiz führte die Einheit des seit 1857 gesetzmäßigen ge meinsamen Ellenmaßes den Namen Stab oder A

und betrug daselbst 2 (neue) Ellen oder Braches oder 4 Fuß = 1,2 m, sodaß sie der franz. aune usuelle gleich war; in 12 Kantonen hatte sie durch deren Konkordat seit 1840 diese Größe, in Luzern schon seit 1836, in Wallis seit 1825, in Waadt seit 1822. Doch ist auch in der Schweiz seit dem 1. Jan. 1877 das metrische System obligatorisch in Kraft getreten.

Aunel (Louis d'), s. Viard (François).

Aunis (Alnisium oder Alnensis tractus), die kleinste der ehemaligen Provinzen Frankreichs, zwischen dem Atlantischen Ocean im W., Saintonge im O., der Charente im S. und der Sèvre-Niortaise im N. gelegen, ein flacher, sumpfiger Landstrich, mit der Hauptstadt La Rochelle (s. d.). Dazu gehörten die Inseln Ré, Oléron und Aix. Jetzt bildet A. den nordwestl. Teil des Depart. Nieder-Charente.

Aunoy, s. Aulnoy.

Aupa, Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt am Hauptkamme des Riesengebirgs, auf der Ostseite der sog. Weißen Wiese, bildet einen vielbesuchten Wasserfall im Riesengrunde, tritt, durch mehrere Gebirgsbäche verstärkt, bei Trautenau ins Hügelland und ergießt sich bei Jaromer (Jaroměř) in die Elbe. Das Gasthaus «Petzkretscham» oder «Petzerbaude» im Aupathal ist ein beliebter Standort für Ausflüge ins Riesengebirge. Unter den Ortschaften im Thale sind Groß- und Klein-A., Marschendorf und insbesondere das freundlich gelegene und vielbesuchte Johannisbad zu nennen. Im obern Teile des Thals, im Riesengrund, befindet sich ein Arsenik- und Kupferwerk.

Au pavé (frz.), auf dem Pflaster, auf der Straße; au pavé gesetzt, aus dem Hause getrieben, brotlos gemacht.

Au porteur, ein in Deutschland eingebürgerter franz. Ausdruck, welchem unser «an den Inhaber» entspricht. Man braucht denselben hauptsächlich von Wertpapieren. Das Eigentum an solchen wird nämlich entweder durch die darin enthaltene namentliche Bezeichnung des rechtmäßigen Eigentümers dargethan (in welchem Falle sie «auf den Namen» lauten, «Namenpapiere» sind) oder durch den bloßen Besitz, und im letztern Falle eben und die Papiere «au porteur» gestellt, sind «Inhaberpapiere». Sofern das Dokument au porteur ein Staats-, Kommunal-, ständischer oder ähnlicher Schuldschein oder eine Aktie ist, hat mithin der Inhaber das volle Recht auf die Rückerhebung bei der Heimzahlung, auf den Zins- oder Dividendengenuß sowie auf den Verkauf, über welchen kein schriftlicher Vermerk (Cession, Indossament) auf dem Papiere erfolgt, während dies bei Namenpapieren allerdings geschieht. Behufs der Zins- und Dividendenerhebung sind den Papieren au porteur gewöhnlich besondere Zins- und Dividendenleisten, sog. Coupons (s. d.), beigegeben, welche gleichfalls an den Inhaber zahlbar sind. In seltenern Fällen erfolgt die Beglaubigung über Zins- und Dividendenzahlungen durch Abstempelung des Originaldokuments seitens der zahlenden Behörde. Einem unrechtmäßigen Inhaber eines Papiers au porteur würde man den förmlichen Beweis des unrechtmäßigen Besitzes führen müssen, was immer schwierig ist; man kann sich aber desfalls nicht an die spätern Inhaber halten, welche das Dokument auf rechtmäßigem Wege erworben haben. Die Papiere au porteur gewähren demnach zwar große Bequemlichkeit rücksichtlich der Eigentumsübertragung durch bloße Übergabe (und der Zinserhebungen mittels Coupons) und sind deshalb jetzt fast allgemein bei öffentlichen Anleihen und Aktienunternehmungen üblich, erfordern aber auch sorgfältige Aufbewahrung, da Verlorengehen oder Entwendung das durch sie verbriefte Eigentum in sehr vielen Fällen geradezu aufhebt. Ein Gelddokument, welches sachgemäß immer auf den Inhaber lautet, ist das eigentliche Papiergeld, zu welchem auch die Banknoten gehören, die im Grunde eigene Wechsel auf Sicht sind, doch ohne die Verjährungsfrist dieser letztern. Wechsel au porteur sind namentlich in England und Dänemark erlaubt, in Frankreich wenigstens sog. eigene Wechsel au porteur (billets au porteur). Die Allgemeine deutsche Wechselordnung erkennt derartige Papiere nicht als Wechsel an; doch kann man auch in Deutschland durch Ausstellung des Wechsels an eigene Ordre und offen bleibendes Blancoindossament (s. Indossament) einen gleichartig wirkenden Wechsel schaffen. Auch Connossemente (s. d.) werden au porteur gestellt, jedoch nur sehr selten.

Aurai, s. Ahurei.

Aurantia, ein von Gnehm entdeckter, von der berliner Aktiengesellschaft für Anilinfarbenfabrikation technisch dargestellter Farbstoff, welcher Seide und Wolle prachtvoll orange färbt. Die Verwendbarkeit dieses Farbstoffs ist jedoch gering, da er höchst nachteilige Wirkung auf die Haut ausübt.

Aurantiaceen (Aurantiaceae), s. Rutaceen.

Aurärisch (vom lat. aurum, das Gold), das Gold betreffend; auratil, goldfarben; Auratür, die Vergoldung.

Auray (breton. Alrac), kleine Seehafenstadt im franz. Depart. Morbihan (Bretagne), auf einem Plateau am Flusse Loch, der die Stadt in zwei Teile, St.-Gildas (rechts) und St.-Goustan (links), teilt, hier den Namen A. annimmt, bei Hochwasser auch für größere Seefahrzeuge von 800 t schiffbar wird, für die hier ein äußerst sicherer Hafen ist, und 13 km weiter abwärts mit einem großen Ästuarium in den Meerbusen Morbihan mündet. A. ist Station der Orléansbahn auf deren Linie Nantes-Brest und zählt (1876) 4385 (Gemeinde 4633) E., welche Küstenschiffahrt, Bootbau, Lederfabrikation und Seefischerei (Sardellenfang) sowie Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Butter und Honig betreiben und als kampflustige, starrköpfige und höchst energische Leute bekannt sind. Der Ort hat enge, steile, gewundene Straßen und interessante Bauwerke, von denen zwei Kirchen ins 13. Jahrh. zurückreichen. Bis Mitte des 17. Jahrh. hatte A. einen blühenden Handelsverkehr, bis Lorient mit seiner ind. Kompagnie demselben großen Abbruch that; doch wirken die Bahn und die Dampfschiffverbindung mit Belle-Île-en-Mer wieder günstig. Im J. 1364 brachte hier der Sieg des Grafen Johann von Montfort über Karl von Blois, der im Gefechte fiel, die 23jährige Fehde um die Bretagne zum Abschluß. Ste.-Anne, ein von Bretonen stark besuchter Wallfahrtsort, liegt 4 km nordöstlich von A.

Aurbacher (Ludw.), deutscher Schriftsteller, geb. 26. Aug. 1784 in Türkheim im bayr. Schwaben, kam 1801 als Novize in das Benediktinerkloster Ottobeuren und später in das Stift Wiblingen, verließ dasselbe aber wieder, wurde Hauslehrer und 1809 Professor des deutschen Stils und der Ästhetik beim Kadettenkorps in München. Seit 1834 in Ruhestand versetzt, starb er 25. Mai 1847. A. hat,

zum Teil anonym, zahlreiche Schriften veröffentlicht, die teils der Pädagogik angehören, z. B. «Pädagogische Phantasien» (Münch. 1838), «Schulblätter» (Münch. 1829—32), teils der Sprachwissenschaft, wie «System der deutschen Orthographie» (Nürnb. 1813), «Kleines Wörterbuch der deutschen Sprache» (Sulzb. 1828), «Lehrbuch des deutschen Stils» (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1822), teils der Poesie, z. B. «Dramatische Versuche» (Münch. 1826), «Novellen», «Lyrische Gedichte» u. s. w. Am eigentümlichsten und bedeutendsten aber sind seine Volksschriften, die er alle anonym erscheinen ließ. So namentlich die «Abenteuer der Sieben Schwaben» (Reutl. 1846; poetische Bearbeitung von Simrock in dessen «Deutschen Volksbüchern», Bd. 10), die «Abenteuer der Spiegelschwaben» u. a., die auch in den «Volksbüchlein» (2 Tle., Münch. 1827—29; 2. Aufl., Münch. 1835, Stuttg. 1839) abgedruckt sind. Seine «Gesammelten größern Erzählungen» gab Sarreiter (Freiburg i. Br. 1881) heraus. Vgl. Sarreiter, «Ludwig A.» (Münch. 1880).

Aurel (Marc), röm. Kaiser, s. Antoninus.

Aurelia (Civitas Aurelianum), der lat. Name von Orléans. A. Aquensis, Baden-Baden.

Aurelianus (Claudius Lucius Valerius Domitius), einer der kräftigsten röm. Kaiser, in einer Provinz an der untern Donau als Sohn eines kleinen Bauern (9. Sept. 214) geboren, trat als ein Mann von großer Körperstärke in eine der röm. Legionen und wußte sich rasch emporzuschwingen. Nachdem er sich unter Valerianus am Rhein und an der Donau, und unter Gallienus und Claudius (II.) an der Donau als Feldherr ausgezeichnet, ward er, als letzterer zu Anfang des J. 270 in Sirmium starb, von der Armee in Pannonien zum Kaiser ausgerufen. Der inzwischen in Italien zum Kaiser proklamierte Quintillus, des Claudius Bruder, konnte sich vor ihm nicht behaupten und gab sich selbst den Tod. So war A. noch vor Ende Aug. 270 Alleinherrscher. Er hatte noch vor des Quintillus Tode in Rätien die Juthungen geschlagen; nun warf er auch an der untern Donau die Vandalen und Goten zurück, gab aber dann, um mit letztern zum Frieden zu kommen, die Provinz Dacien für immer auf. Dann eilte er nach Italien, vertrieb, wenn auch erst nach einer schweren Niederlage (270) im J. 271 die Alemannen, die verheerend in dieses Land eingebrochen waren, und begann zur Befestigung Roms gegen die Einfälle der deutschen Völker die Aufführung einer mächtigen Mauer, die nach ihm Probus beendete. Im J. 272 zog er dann aus, um den Orient der Zenobia (s. d.) zu entreißen, welche ihre Herrschaft von Syrien aus über Kleinasien und Ägypten ausgedehnt hatte. Die Palmyrener wurden überall geschlagen, Zenobia endlich in ihrer Residenz Palmyra (s. d.) belagert. Nachdem sie bei einem Versuche zu entfliehen gefangen worden, ergaben sich die Palmyrener, empörten sich aber nach A.' Abzug wieder, worauf er zurückkehrte und (273) ihre Stadt zerstörte. Auch die Ägypter, die unter M. Firmus den Kampf fortsetzten, wurden von A. unterworfen, und ebenso ergab sich ihm zu Anfang des J. 274 nach einem Kampfe bei Châlons an der Marne Tetricus, der in Gallien regiert hatte. Durch diese glücklichen Kriege, und dadurch, daß er beim Heere Mannszucht und im Innern des Staats Ruhe und Ordnung herstellte, endlich auch der durch große Münzverfälschungen entstandenen Münzkrisis im Reiche energisch zu begegnen anfing, wa
Titel «Wiederhersteller des Römischen Reichs»
verdient, mit dem ihn der Senat begrüßte.
bei Byzantion auf einem Zuge gegen die P
275 als Opfer einer Verschwörung, die sein
heimschreiber Mnestheus, der die Bestrafung
Vergehens fürchtete, angestiftet hatte. Vgl.
hardt, «Geschichte Roms von Valerian bis
cletian» (Berl. 1867); Brunner, «Vopiscus' Leb
beschreibungen» (Lpz. 1868).

Aurelius Victor (Sextus), röm. Gesch
schreiber des 4. Jahrh., wurde, obwohl von
driger Geburt, vom Kaiser Julianus und sp
von Theodosius d. Gr. zu den höchsten Ehrenst
erhoben. Unter seinem Namen existieren folg
Schriften: «Origo gentis Romanae», ein Mach
des 5. oder 6. Jahrh., vielleicht von dem Ve
stalter der ganzen Sammlung der unter A.' Na
gehenden Schriften, voll von erdichteten Que
citaten; «De viris illustribus urbis Romae»,
Abriß der röm. Geschichte bis auf Augustus in
graphien, nicht ohne Wert (herausg. von Bra
3. Aufl., Lpz. 1860; von Keil, Bresl. 1850 u. 18
«De Caesaribus», ein kurzer Abriß der Kaise
schichte bis zum Ausgang des Konstantius,
einigen nur ein Auszug aus einem etwas ausf
lichern Werke des A.; endlich die «Epitome»,
«Libellus de vita et moribus imperatorum b
viatus ex libris Sex. Aurelii Victoris», bis
11. Kapitel ein Auszug aus dem Werke des
mehr in biographischer Anlage, der zugleich
andern Quellen Stammendes enthält, von da
ein Auszug aus andern Quellen, der bis auf Th
dosius' Tod fortgesetzt ist. Die erste Ausgabe
A.' Schriften besorgte Schott (Antwerp. 157
außerdem sind die von Arntzen (Amsterd. 173
Gruner (Coburg 1757) und Schröter (2 Bde.,
1829—31) zu erwähnen. Eine deutsche Überset
lieferte Closs (Stuttg. 1837).

Aurelle de Paladines (Claude Michel Lou
franz. General, Oberbefehlshaber der Loire-Ar
im Deutsch-Französischen Kriege, wurde 9. J
1804 zu Malzieu im Depart. Lozère geboren,
der Militärschule zu St.-Cyr gebildet, trat 18
in die Armee, diente 1841—48 mit Auszeichn
in Afrika und wurde 1851 Brigadegeneral.
Orientkriege befehligte er die 2. Brigade der 4.
Reservedivision (Forey) der franz. Streitkräfte
zeichnete sich in der Schlacht an der Alma 20. Se
1854 sowie in der Schlacht von Inkerman aberm
aus. Im J. 1855 erhielt er den Grad eines
visionsgenerals, übernahm 1857 eine Division
Armee von Lyon und 1858 die Militärdivision
Montpellier, 1859 die zu Marseille. Von 1867
befehligte er die Militärdivision zu Metz, und
nachdem er 1868 das Großkreuz der Ehrenlegion
halten, 15. Jan. 1870 zur Reserve über. Beim A
bruch des Kriegs gegen Deutschland berief man
jedoch in den aktiven Dienst zurück und schickte
nach Marseille. Die provisorische Regierung
Tours beauftragte ihn hierauf mit dem Oberbef
im Westen (15., 16., 18. Militärdivision), übertr
ihm 11. Okt. 1870 das Kommando des neugebilde
15. Korps und 14. Okt. den Oberbefehl über
Loire-Armee, welche sich zwischen Tours und
léans formierte. A. kämpfte 9. Nov. glücklich
Coulmiers gegen die Truppen des Generals
der Tann und besetzte 10. Nov. Orléans. Hier
folgte jedoch eine Reihe unglücklicher Gefechte ge

die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und 4. Dez. der Verlust von Orléans. Die jungen Truppen lösten sich nach diesen Schlägen großenteils auf und A. wurde 6. Dez. des Oberkommandos enthoben und zum Kommandanten von Cherbourg ernannt, doch lehnte er die Übernahme dieser Stellung ab und begab sich nach der Schweiz. Nach Abschluß des Waffenstillstandes vom 28. Jan. 1871 in die nach Bordeaux berufene Nationalversammlung gewählt, erklärte er sich hier gegen die Wiederaufnahme des Kampfes und wurde auch zum Mitgliede der Fünfzehner-Kommission ernannt, welche Thiers und Favre bei Abschluß des Präliminarfriedens zur Seite stehen sollte. Nach Abzug der deutschen Truppen aus Paris ernannte ihn im März 1871 die neue Exekutivgewalt zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements und übertrug ihm bald darauf die 14. Territorialdivision (Bordeaux); 1873 wurde ihm das 18. Korps unterstellt, im Febr. 1874 trat er in den Ruhestand. Seit 1876 war A. lebenslängliches Mitglied des Senats; er starb 17. Dez. 1877 zu Versailles. A. verfaßte eine Geschichte der Kämpfe an der Loire: »Campagne de 1870—71; la première armée de la Loire« (Par. 1872; deutsch von La Pierre, Braunschw. 1874).

Aurengabad oder Aurungabad, d. h. Stadt des Throns, eine ehemalige Provinz in Vorderindien im nordwestl. Dekan, früher Ahmednagar und Daulatabad genannt, bildete seit 1690 eine der sechs Subahs oder Vizekönigreiche des Großmoguls von Delhi. Sie enthielt das Küstengebiet Konkan (in dem Bombay liegt), einen Teil der westl. Ghats und das obere Gebiet des Godavery und [illegible] südwärts bis zum Bhima, und bot den Mahratten (s. d.), die hier ihre Heimat haben, viele feste Punkte und Schlupfwinkel dar. Das Land kam 1818 teils mittelbar, teils unmittelbar unter die Herrschaft der Engländer. Dieser letztere Teil bildet gegenwärtig hauptsächlich die Kollektorate Ahmednagar, Puna, Scholapur, Belgaum, Dharwar, Canara oder Honawar, Kaladji und Ratnagiri der südl. Division der Präsidentschaft Bombay. — Die Stadt A., in Hyderabad, dem Vasallenstaate des Nizam, hieß früher Gurkha und erhielt den heutigen Namen erst zur Zeit, wo Aureng-Zeyb Statthalter vom Dekan war und statt Ahmednagar A. zur Residenz erhob. Sie liegt am Knotenpunkte vieler Heerstraßen und an dem zum Godavery südlich abfließenden Bergstrome Dudna, der sie von der Vorstadt Begumpura trennt, in einem wasserreichen Bassin. Die Bevölkerung, früher 100000 E., ist bis auf 60000 gesunken, welche vortreffliche Seidenstoffe, Gold- und Silberbrokate fertigen und Gemüsegärtnerei treiben. Prachtvoll ist das Grabgebäude für Aureng-Zeybs Gemahlin Robia Durani, nach dem Muster des Tadsch-Mahal bei Agra erbaut. Ungefähr 20 km nordwestlich von A., jenseit der Festung Daulatebad (s. d.), des prächtigen Grabmals Aureng-Zeybs und des Grottenbaues von Ellora (s. d.), liegt auf einer romantischen Tafelhöhe das Dorf Rosah, ausgezeichnet durch sein gesundes Klima und deshalb vielfach von Fremden, oft aus weiter Ferne, besucht.

Aureng-Zeyb (richtiger Awreng-Sib, d. i. Zierde des Throns), Großmogul 1658—1707, geb. 20. Okt. 1619, ein Sohn des Großmoguls Schah-Dschihân, war neun Jahre alt, als sein schwacher und unglücklicher Vater zur Regierung gelangte. Früh schon von Herrschsucht entbrannt, suchte er seine weitgehenden Pläne durch die Pflege religiöser Übungen und durch anscheinende Zurückhaltung zu verbergen. Im 20. Jahre zeichnete er sich im Kriege seines Vaters gegen die Fürsten von Bisiapur und Gollonda durch Mut und strategische Einsicht aus und erhielt 1638 die Statthalterschaft vom Dekan. Einen Aufstand der Vasallen dieses Reichs schlug A. 1656 energisch nieder. Nachdem er seine Brüder Dara, Sudjah und Murad besiegt und den Vater gefangen genommen hatte, bestieg er 2. Juli 1658 den Thron zu Delhi und nahm den Namen Alum-Ghir, d. i. Überwinder der Welten, an. Obgleich A. seine Brüder ermorden und seinen Vater bis zu dessen Tode in Agra gefangen halten ließ, regierte er doch mit Weisheit und Gerechtigkeit. Einen seiner Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er 1666 vergiften, während der zweite nach Persien floh. Er führte viele glückliche Kriege im Dekan (1668), mit den Bergvölkern von Kabul und Kandahar (1669, 1673) und den Radschputen (1678) und erweiterte 1683—87 durch völlige Einverleibung der Vasallenstaaten Bisiapur und Golkonda sein Reich sehr bedeutend. A. war ein großer Freund der Europäer und liebte Pracht und Luxus, wie einfach und mäßig er in seinen eigenen Bedürfnissen auch war, besaß eine umfassende Bildung, begünstigte die Künste, gründete Bibliotheken und Schulen und zog viele Gelehrte an seinen Hof, blieb jedoch bis zu seinem Tode ein fanatischer Anhänger des Islam. A. starb 21. Febr. 1707 zu Ahmednagar; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Schah-Alum, unter dem das Reich sehr bald in Verfall geriet.

Aureole, s. Heiligenschein.

Aureus, eine altröm. Goldmünze, welche zuerst 207 v. Chr. und zwar mit demselben Stempel wie der röm. Denar (s. d.) geprägt wurde, weshalb sie auch die Bezeichnung denarius aureus trägt. Die ersten derartigen Münzen waren von ganz feinem Golde, 2 Drachmen oder 1/4 Unze schwer und galten 25 Silberdenar oder 100 Sesterzien. Unter der Republik wurde der A. nur sehr selten ausgeprägt, um so mehr aber in der Kaiserzeit, wo er jedoch nach und nach immer mehr an Gewicht verlor; daher sind die kaiserl. Aurei im Werte sehr verschieden. In den spätern Zeiten wurde der A. als Solidus (s. d.) bezeichnet.

Aureus mons, röm. Name von Semendria (s. d.).

Aurich, Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums Ostfriesland und des gleichnamigen Landdrosteibezirks in der preuß. Provinz Hannover, liegt in der Mitte der Landdrostei, 96 km nordwestlich von Bremen und 21 km ostnordöstlich von Emden, mit welcher Stadt sowie mit dem 40 km östlich gelegenen Wilhelmshaven es durch den Ems-Jade-Kanal, welcher den ganzen Frachtverkehr vermittelt, verbunden ist. Die Stadt ist Sitz der Landdrostei, eines Landgerichts, Amtsgerichts, Konsistoriums, Staatsarchivs, auch der ostfries. Landschaft und zählt (1880) 5382 E. Unter den Gebäuden des freundlich gelegenen Städtchens sind hervorzuheben: das 1852 umgebaute alte gräfl. und fürstl. Schloß, ein stattlicher Bau, groß genug, den sämtlichen Behörden Raum zu gewähren; die luth. Lambertikirche mit einem geschnitzten Altarbilde des

15. Jahrh. aus dem nahen Cistercienserkloster Ihlow, die reform. Kirche, die Synagoge, das Landschaftliche Haus mit den Porträts sämtlicher Regenten von Ostfriesland, das Gymnasium, das neue stattliche Schullehrerseminar, das Sethe-Stift und das Mausoleum einiger ostfries. Fürsten. Die Industrie ist ohne Bedeutung, wichtig dagegen der Pferde-, Rindvieh- und Butterhandel. Ungefähr 3 km südwestlich der Stadt ist ein ehrwürdiges Denkmal fries. Rechtsgeschichte, ein Hügel, der Upstallsbom (Obergerichtsbaum), wo sich bis ins 14. Jahrh. hinein die Abgeordneten der sieben fries. Seelande jährlich zu beraten pflegten.

Der jetzige Landdrosteibezirk Aurich begreift, historisch genommen, das Fürstentum Ostfriesland und das Harlingerland und hat 3108,78 qkm mit (1880) 211652 E. (gegen 201053 im J. 1875, Zunahme 5,1 Proz.) und zerfällt in drei Kreise: A. (1370,8 qkm mit 81680 E.), Emden und Leer.

Aurichalcum, früher gebräuchliche Bezeichnung für Messing. Plinius gebrauchte die Worte A. und Aes als gleichbedeutend.

Auriculär (vom lat. auris, das Ohr), auf das Ohr bezüglich, das Ohr betreffend. Auricular-Konfession, die Ohrenbeichte.

Aurifaber, latinisiert aus Goldschmied, ist der Name mehrerer Theologen der Reformationszeit. Johann A., 1519 in der Grafschaft Mansfeld geboren, studierte 1537—40 zu Wittenberg Theologie, war 1540—44 Erzieher der jungen Grafen von Mansfeld, kehrte 1545 nach Wittenberg zurück, erfreute sich des nähern Umgangs mit Luther als dessen Tischgenosse und Famulus, begleitete ihn auf der letzten Reise nach Eisleben und war bei seinem Tode zugegen. Im Schmalkaldischen Krieg kursächs. Feldprediger, ward A. 1551 Hofprediger in Weimar, aber infolge der Flacianischen Streitigkeiten 1561 seines Amts entsetzt. Er fand bei den Grafen von Mansfeld in Eisleben eine Zuflucht und ward 1566 Pfarrer zu Erfurt, wo er 18. Nov. 1575 starb. Das größte Verdienst hat sich A. erworben um die Schriften Luthers, indem er die große jenaer Ausgabe von Luthers Werken (1555—58) mit leitete, 1564 und 1565 zwei Foliobände bisher ungedruckter deutscher Schriften Luthers, 1556 und 1565 zwei Bände Briefe und 1566 die «Tischreden» herausgab. — Ein zweiter Johann A., geb. 30. Jan. 1517 zu Breslau, studierte seit 1534 in Wittenberg und trat hier 1538 als Docent in die philos. Fakultät ein. Auf Melanchthons Empfehlung ward A. 1550 als Pfarrer und Professor der Theologie nach Rostock berufen und wirkte hier höchst segensreich durch eine friedfertige Kirchenleitung. Weniger erfolgreich war seine Thätigkeit in Königsberg, wohin A. 1554 zur Beilegung der Osiandristischen Streitigkeiten berufen ward. Im Mai 1567 siedelte A. nach Breslau über als Pfarrer an St. Elisabeth und Inspektor der Kirchen und Schulen, doch starb er bereits 19. Okt. 1568.

Auriflamma, s. Oriflamme.

Aurignac, Kantonshauptort im franz. Depart. Ober-Garonne, auf einem Plateau (430 m), 2 km von der in die Garonne gehenden Louge, 21 km im NO. von St.-Gaudens, zählt 1480 E., welche mit Vieh und mit Leder handeln. In der Nähe befindet sich eine Höhle mit 17 menschlichen Skeletten, die 1852 entdeckt und von E. Lartet 1860 für einen Begräbnisplatz aus der Steinzeit erklärt wurde.

Aurigny, franz. Name von Alderney (s. d.).

Aurikel (Primula Auricula *L.*), beliebte pe[r]nierende Gartenblume. Ihre Grundspezies fin[det] sich auf den deutschen Voralpen und über [das] ganze südl. Europa bis zum Orient wild und [ist] an ihren kurzen, etwas dicken, bestäubten, spa[tel]förmigen, graulichen Blättern zu erkennen, zwisch[en] denen der Schaft mit einem Bouquet aus 6- [...] kurz gestielten, gelben, angenehm duftenden B[lu]men sich erhebt. Ob die zahlreichen Gartenva[rie]täten nur von dieser Art oder noch von and[ern] abstammen, ist ungewiß. Am frühesten wurden [sie] in England kultiviert; im 17. Jahrh. kam di[e] Kultur nach Holland hinüber, von wo später [die] Engländer die Enkel ihrer eigenen Zöglinge [...] gebildet zurückkauften.

Man unterscheidet vier Klassen von A.: 1) [ge]wöhnliche Blumen mit nur einer Farbe und ein[em] mattweißen Auge; 2) schattierte oder Luiker ([...]tischer) Blumen mit einem gelben, olivenfarbig[en] oder auch wohl weißen Auge und zwei verschieden[en] Farben oder einer Farbe, welche aber nach d[em] Auge hin dunkler, nach dem Rande der Blum[en]krone hin heller sein muß; 3) englische oder ge[pu]derte, charakterisiert durch den weißlichen Sta[ub], der die Pflanze, selbst die Blumenkrone bedeckt; [...] Blumen haben ein unregelmäßiges, oft fünfecki[ges] Auge und düstere Farben, sind gewöhnlich gestrei[ft], selten schattiert, öfter mit einem grünen Ran[de] umsäumt; 4) gefüllte A., wenig geschätzt, gebild[et] aus wenigstens zwei ineinander steckenden Blume[n]kronen. Die geschätztesten Farben der ersten A[b]teilung sind Blau, Schwarzbraun und Feuerro[t], die der zweiten samtiges Dunkelbraun, Olive[n]braun, Purpur, samtiges Feuerrot, Orangegel[b], Chamois, Amarant, Blau; die der dritten He[ll]chamois, Purpurbraun und Olivengrün. Bei d[en] gefüllten A. liebt man vorzugsweise Gelb, Mo[r]dorée, Purpurbraun und Schwarz. Der Sch[aft] einer kulturwürdigen A. soll gerade, kräftig, v[on] guter Haltung, nicht über 20 cm hoch sein und e[in] reiches Bouquet tragen. Die Blumen sollen zie[m]lich kurz gestielt sein und sich so halten, daß sie v[on] vorn gesehen werden können. Der Saum der Bl[u]menkrone muß verhältnismäßig groß, volltomm[en] flach, möglichst rund und der Schlund durch [die] Staubbeutel ausgefüllt, das Auge groß, reg[el]mäßig, mehr rund als eckig sein. Im allgemein[en] aber nimmt man es mit diesen Anforderungen w[eit] weniger genau als früher, besonders wenn es [sich] nicht sowohl um eine Kollektion, als um die Au[s]stattung eines Blumenbeetes handelt.

Die A. blüht im April und Mai, oft auch [im] Herbst zum zweiten male. Die Kultur ist zieml[ich] einfach; am besten gedeiht die A. in einem etw[as] konsistenten, dabei durchlassenden frischen, ni[cht] feuchten Boden in halbschattiger, doch luftiger u[nd] von oben freier Lage, in der sie gegen heiße Son[ne] geschützt ist und nur etwa 3—4 Stunden Morge[n]sonne hat. Der Boden darf keinen tierischen Dü[n]ger enthalten, sondern wird besser mit guter Lau[b]erde oder sonstigen gut zersetzten pflanzlichen Rest[en] gemischt. Gegen Frost ist die A. fast gar nicht e[m]pfindlich, desto mehr gegen häufigen Wechsel v[on] Frost und Thauwetter, heiße, trockene Luft, a[nd] dauernden Regen im Frühjahre. Es ist dies au[ch] der Grund, warum Aurikelfreunde ihre besten Bl[u]men, ganz besonders die englischen und die gefü[ll]ten, in Töpfen kultivieren, sodaß sie gegen die U[n]bilden der Witterung weit leichter geschützt werde[n]

Rummen als im freien Lande. Man vermehrt die A. durch Teilung der Stöcke und abgelöste junge Triebe des Mutterstocks im Herbst nach der Samenreife, oder durch Samen, doch werden die aus diesen erzogenen Pflanzen selten vor dem 3. oder 4. Jahre blühbar. Überhaupt erfordert die Anzucht aus Samen, wie die zur Liebhaberei gewordene Aurikelkultur viel Geduld und Sorgfalt.

Aurillac, Hauptstadt des franz. Depart. Cantal in der Ober-Auvergne, am Fuße des Cantal, auf dem rechten Ufer der Jordanne und an der Zweigbahn Capdenac-Arvant der Orléansbahn, hat unregelmäßige, aber breite und von Bächen durchströmte Straßen und zählt (1876) 10399 (Gemeinde: 11211) E. Der Ort besitzt ein Handelsgericht, ein Kommunalcollége, eine Normalschule, ein Taubstummeninstitut, ein mineralog. Museum, eine Bibliothek von 8000 Bänden, eine von David d'Angers (1851) gegossene Bronzestatue des hier geborenen Papstes Sylvester II. (Gerbert) auf der Place Monthyon, eine Rennbahn, wo alljährlich in der ersten Hälfte des Mai berühmte Pferderennen stattfinden, sowie eine Ackerbaugesellschaft und ein Theater. Besonders bemerkenswert sind die Kirchen: St.-Gerauld, ein Neubau des 15. Jahrh., von welchem jedoch der Turm und ein großer Teil des Schiffs modern sind; ferner Notre-Dame-des-Neiges, ehemals Kirche des hiesigen Klosters der Cordeliers, aus dem 13. oder 14. Jahrh., mit modernem Glockenturm im Renaissancestil. Außerdem befinden sich hier noch mehrere beachtenswerte Gebäude aus der Zeit vom 13. bis 16. Jahrh. Auch sind zwei eisenhaltige Mineralquellen vorhanden. Die sehr gewerbthätige Bevölkerung betreibt vorzüglich chem. Produkten-, Leim-, Chokoladen-, Kerzen-, Papier-, Tapeten-, Leder-, Haarsieb-, Spitzen- und Kesselfabrikation und lebhaften Handel mit Pferden, Mauleseln, Rindvieh, Käse und Kupfergeschirr. A. machte einst der Stadt St.-Flour den Rang der Hauptstadt von Ober-Auvergne streitig, hatte den Titel einer Grafschaft und stand unter dem Abt der vom heil. Geraldus 884 gegründeten Benediktinerabtei Auriliacus (oder St.-Giraldi). Von dem 1868 völlig ausgebrannten Felsenschloß St.-Etienne auf dem Felsen Castanet, welches früher die Stadt beherrschte, ist nur noch die Ruine eines aus dem 11. Jahrh. stammenden Turms vorhanden.

Aurin, s. Rosolsäure.

Auriol, Stadt im franz. Depart. Rhônemündungen an dem Flüßchen Huveaune, an der Linie Aubagne-Valdonne der Mittelmeerbahn, zählt (1876) 2453 (Gemeinde 4692) E., hat Fabrikation von Soda, Estrichplatten, Papier und Chemikalien, auch eine Baumwollspinnerei. Ein die Stadt beherrschendes Schloß aus dem 11. Jahrh. liegt in Trümmern. A. ist außerdem Fundort von röm. Altertümern.

Auripigment, Operment, Rauschgelb, ein Mineral, das aus 61 Proz. Arsen und 39 Proz. Schwefel besteht (Arsentrisulfid = As_2S_3) und nur selten in wohlausgebildeten rhombischen Kristallen, gewöhnlich in krystallinisch-derben und blätterigen, nach einer Richtung sehr vollkommen spaltbaren Massen mit traubiger oder geflossener Oberfläche vorkommt. Es ist durchscheinend, fett- bis demantglänzend und citronengelb, mit einem Stich ins Grüne. Sein spezifisches Gewicht ist = 3,40 und seine Härte geringer als die des Gipses. Es kommt vorzüglich in Ungarn vor (Tajowa, Neusohl), in der Walachei, zu Andreasberg im Harz. Es kann auch leicht künstlich, sowohl auf nassem als trockenem Wege, dargestellt werden. (S. unter Arsen.) Man gebraucht es als gelbe Malerfarbe (Königsgelb) und als ein Desoxydationsmittel des Indigs beim Blaufärben. In hohem Grade giftig ist es nur dann, wenn es eingemengte arsenige Säure enthält, was mit dem künstlich bereiteten oft der Fall ist.

Auronzo, aus neun Ortschaften bestehende Gemeinde der ital. Provinz Belluno, Hauptort eines Kreises und der von der Piave durchflossenen Valle d'Anfejo in den Cadorischen (Dolomit-) Alpen, zählt 3942 E. (meist Bergarbeiter), wovon 2862 auf den Wohnplatz Villagrande kommen. In der Umgebung sind Blei- und Galmeigruben, sowie der große Fichtenwald San-Marco, welcher namentlich für die Handelsmarine von Venedig vorzügliches Schiffbauholz liefert und Stämme von 50 m Höhe und 1,8 m Durchmesser besitzt. In der Nähe wurden 14. Aug. 1866 die Truppen Garibaldis beim Überschreiten der Demarkationslinie von steirischen Alpenjägern unter großem Verluste zurückgeworfen.

Aurora, bei den Griechen Eos genannt, die Göttin des Morgenrots, war eine Tochter des Hyperion und der Theia, Schwester des Helios und der Selene und die Gemahlin des Titanen Asträus (s. d.), dem sie den Zephyros, Boreas und Notos, sowie den Hesperos und die übrigen Gestirne gebar. Die Göttin mit den Rosenfingern, wie sie Homer nennt, erhebt sich des Morgens von ihrem Lager, fährt mit den göttlichen Rossen Lampos und Phaëthon aus der Tiefe des Meers herauf, und bringt das Licht. Schon bei Homer erscheint sie als Tagesgöttin und wird, auch besonders von den Tragikern, mit der Heméra (dem Tage) identifiziert. Von den Sterblichen, welche sie liebte und entführte, erwähnen die Dichter den Orion, Kleitos, Tithonos, dem sie den Memnon und Emathion gebar, und den Gemahl der Prokris, Kephalos. Dargestellt wurde sie meist geflügelt, oft auf einem Wagen mit geflügelten oder ungeflügelten Rossen fahrend, in rotgelbem Gewande, manchmal mit der Sonnenscheibe über dem Haupte, ferner mit Nimbus oder Strahlenkranz um dasselbe, auch mit einer Fackel in der Rechten, oder mit Gefäßen (mit Thau) in den Händen. — A. ist auch der Name des 94. Asteroiden. (S. Planeten.)

Aurora, drei Städte in den Vereinigten Staaten: A. im County Kane des Staats Illinois, am Fox-River und an der Chicago-Burlington-Quincy-Eisenbahn, liegt 64 km südwestlich von Chicago und zählt (1880) 11825 E., die lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Schweinen treiben. Die Werkstätten der genannten Eisenbahn beschäftigen hier 700 Arbeiter. Fast ein Drittel der Bevölkerung ist deutsch. — A. im County Dearborn des Staats Indiana, am Ohio, 42 km unterhalb Cincinnati, besitzt Stuhl- und Wagen-, Thür- und Fensterrahmenfabriken, Schlachthäuser und Dampfmühlen und zählt (1870) 3304 E. — A. im County Esmeralda des Staats Nevada, etwa 160 km südlich von Carson City, liegt 2270 m über dem Meeresspiegel und mitten in reichen Silberminen. Außerdem führen in den Vereinigten Staaten zehn Dörfer und Postämter den Namen A.

Aurora borealis, s. Nordlicht.

Aurora musis amica, lat. Sprichwort: «die Morgenröte ist den Musen hold», entspricht unserm «Morgenstunde hat Gold im Munde».

Auroraöl, Petrolin, Safety-oil, Liquid gas, Danforth's oil, American safety gas sind Bezeichnungen für die flüchtigsten Teile des Petroleums, die bei der Rektifikation des Petroleums als erster Anteil des Destillats erhalten werden. Dieselben sind im höchsten Grade feuergefährlich, ihr bei gewöhnlicher Temperatur sich bildender Dampf explodiert, mit Luft gemischt, gewaltsam; man hat sie zur Carburierung des Leuchtgases benutzt.

Aurum (lat.), das Gold; A. fulminans, Knallgold; A. musivum, Musivgold; A. potabile, s. unter Alchimie. Auri sacra fames, fluchwürdige Gold- oder Geldgier.

Aurungabad, Stadt in Vorderindien, s. Aurengabad.

A. u. s., Abkürzung für Actum ut supra (s. d.).

Ausarten, Ausartung, s. unter Abarten.

Ausbau, s. Abbau (landwirtschaftlich).

Ausbeute ist gleichbedeutend mit «Ertrag» an unmittelbaren Erzeugnissen einer Stoffproduktion und bezeichnet bei bergmännischen Unternehmungen den nach Abzug der Betriebs- und Generalkosten von einem Grubenbetriebe verbleibenden Gewinn, der unter die Teilhaber des Unternehmens (hier die Besitzer von Kuxen oder Kuxanteilen einer Gewerkschaft) zur Verteilung gebracht wird.

Ausbeutemünzen nennt man eine Art von Schaumünzen, welche in Gold- und Silbergruben geprägt worden sind, namentlich dann, wenn diese eine starke Ausbeute oder auch wenn sie die allererste Ausbeute gaben. Man hat je nach der Ergiebigkeit der Gruben Ausbeutegroschen, Ausbeutegulden, Ausbeutethaler, in Gold Ausbeutedukaten geprägt. Von preußischen A. sind besonders die Thaler mit der Bezeichnung: «Segen des Mansfelder Bergbaues» hervorzuheben.

Ausblasen des Dampfkessels (frz. purger, englisch blowing off), dasjenige Verfahren, mittels dessen durch Öffnen eines an der tiefsten Stelle des Dampfkessels befindlichen Hahns ein Teil des Kesselwassers entfernt wird, um den durch das Speisewasser abgesetzten Schlamm und lockern Kesselstein, sowie (bei Schiffskesseln) den durch die Seedampfung konzentrierten Salzgehalt desselben zu beseitigen, wobei durch die unter noch vorhandenem Dampfdruck entstehenden lebhaften Strömungen die Ablagerungen mit fortgerissen werden; auch das vollständige Entleeren des Kessels zum Zweck einer gründlichen Reinigung, welches entweder gleichfalls durch Hähne oder Ventile oder durch an leicht zugänglichen Stellen eingetriebene Zapfen geschieht. Endlich nennt man zuweilen Ausblasen, gewöhnlicher jedoch Abblasen, das bei übermäßigem Dampfdruck erfolgende Öffnen der Sicherheitsventile.

Ausblühen, s. Auswittern.

Ausbreitmaschine (frz. élargisseur, engl. spreading-machine), eine häufig mit dem Kalander (s. unter Appretur) in Verbindung stehende Vorrichtung, welche den Zweck hat, die infolge der verschiedenen Appreturarbeiten mehr oder weniger verzogenen Gewebe der Breite nach auszudehnen. Dieselbe besteht meist in einem System von Stäben, welche in der Breitenrichtung des Stoffs liegen und von der Mitte nach beiden Rändern desselben zu in ihrer Längsrichtung eine derartige schiebende Bewegung erhalten, daß sie sowohl alle Falten ausstreichen, als auch eine hinreichende Spannun[g in] der Querrichtung bewirken.

Ausbruch heißen in Ungarn, vornehmlic[h] Tokay, Eperies u. s. w., diejenigen Weine, w[elche] aus den Trockenbeeren der Trauben, die man [be]sonders ausgebrochen hat, gekeltert werden. [...] in Österreich werden hier und da Ausbruchwein[e be]reitet, sie heißen «gerebelte», von «rebeln», ein[...] Beeren ausbrechen. Über dem A. steht die Esse[nz,] welche aus den abgewelkten, rosinenartigen W[ein]beeren vor der Kelter abläuft. Werden die Tre[ster,] welche Essenz gegeben haben, mit Most von an[...] frischen, guten Trauben begossen und gelind g[...]tert, so heißt auch diese Sorte oft A. Es geht [...] viel Betrug sowohl mit dem A. als auch mit [der] Essenz vor, und selten bekommt man diese W[ein]sorten rein und echt. Auch am Rhein geschieht [zu]weilen das Ausbrechen der reifsten Weinbeeren, [um] besonders edle Weine zu erzielen; doch dient [...] die Bezeichnung A. öfter nur für einen hochfei[nen] Wein bester Lage, gewöhnlich Auslese (s. d.)

Ausbürger, s. unter Bürger.

Auscha (böhm. Uschtiek), alte, schon im [...] Jahrh. urkundlich erwähnte Stadt in der Bez[irks]hauptmannschaft Leitmeritz in Böhmen, ist [...] eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2415 [...] deutscher Zunge. Nach der Schlacht am Wei[ßen] Berge (1620) kam das konfiszierte Gut mit [der] Stadt als Geschenk in Besitz der Jesuiten, die [...] Schloß sowie die Pfarrkirche neu herstellen lie[ßen.] Nach Aufhebung des Ordens wurde es von [der] Religionsfonds-Güteradministration verkauft.

Auschwitz, poln. Oświecim, Stadt im g[...] Bezirk Biala, 3 km von der preuß.-schles. Gre[nze,] an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, an w[...] sich hier die Oberschlesische Bahn nach Myslo[witz an]schließt, auf dem rechten Ufer der mehr nördlic[h ...] die Weichsel fließenden Sola gelegen, zählt (18[...]) 4754 E. Nur 15 km im Osten, am linken Ufer [der] hier ebenfalls in die Weichsel fallenden Ska[wa,] liegt im Bezirk Wadowice die Stadt Zator [...] 1218 E. und altertümlichem Schlosse auf [...] Anhöhe. Den ganzen westl. Grenzstrich Galizi[ens] ostwärts etwas über die Skawa hinaus, bilden [die] ehemaligen poln. Herzogtümer Auschwitz [...] Zator, mit einem Areal von 2478 qkm [...] 200000 E. Die Stadt A. gehörte im frühern [Mit]telalter zum krakauer Gebiete, bis 1179 der p[...] Herzog Kasimir II. dieselbe seinem Neffen Mi[es]law, Herzog von Ratibor, gab. Ein Nachkom[me] desselben, Johann, nannte sich nach seinem [...]teile Herzog von Oświecim, bekannte sich aber 1[...] wie die meisten piastisch-schles. Fürsten, für e[...] Vasallen des Königs Johann von Böhmen. [...] seinem ohne Erben erfolgten Tode kam A. wi[...] an die Herzoge von Teschen und Großglogau, [...] hatte aus diesem Hause eigene Herzoge, bis Ja[...] 1457 das Herzogtum A. und 1494 das Herzog[tum] Zator an Polen verkaufte. König Sigism[und] August verband 1654 beide Herzogtümer zu [...] Körper und zugleich näher mit Polen. Bei [der] ersten Teilung Polens kamen sie 1773 mit [dem] übrigen Galizien an Österreich und wurden [...] diesem, weil sie lange Zeit Bestandteile von S[chle]sien gewesen, 1818 für Teile des deutschen Bun[des]gebiets erklärt. Am 27. Juni 1866 wurde [die] Stadt von den Preußen angegriffen, die aber zu[rück]gewiesen wurden. Vgl. Biermann, «Zur Geschi[chte] der Herzogtümer Zator und A.» (Wien 1863).

Auscult..., s. **Auskult....**

Ausdauernd (botan.), s. **Perennierend.**

Ausdehnung ist die Eigenschaft der Körper, einen begrenzten Raum einzunehmen; die Größe dieses Raums heißt der Rauminhalt (Kubikinhalt) oder das Volumen des betreffenden Körpers. Das Verhältnis zwischen der Ausdehnung in den verschiedenen Richtungen oder Dimensionen ergibt die Gestalt des Körpers. Da man drei Haupt- oder Grunddimensionen unterscheidet, die zueinander rechtwinkelig sind, nämlich Länge, Breite und Dicke oder Höhe, so schreibt man der mathem. Linie nur eine A., der Fläche zwei und dem Körper drei A. oder Dimensionen zu.

In der Physik wird die A. zu den wesentlichen allgemeinen Eigenschaften der Körper gezählt, weil ein Körper für die menschlichen Sinne eben nur dadurch wahrnehmbar ist, daß er einen Raum einnimmt, und folglich ein Körper ohne dreifache A. nicht gedacht werden kann. Die räumliche Größe der Körper unterliegt Veränderungen durch Kräfte; eine Vermehrung der Größe wird ebenfalls A., eine Verminderung dagegen Zusammendrückung genannt; die Eigenschaft der Körper, solche Volumenveränderungen, bei gleichbleibender Menge ihrer Materie, d. i. bei derselben Masse, zuzulassen, wird in dem erstern Falle ihre Ausdehnbarkeit oder Expansibilität, im letztern Falle ihre Zusammendrückbarkeit oder Kompressibilität genannt. Alle Körper werden in der Regel (die Ausnahmen sind entweder nur scheinbar oder höchst selten) durch die Wärme ausgedehnt und ziehen sich beim Erkalten wieder zusammen. Wenn feste Körper sich durch Erwärmung ausdehnen, so kann man entweder nur die A. ihrer Länge (lineare A.) oder die Vermehrung ihres räumlichen Inhalts (A. des Volumens) in Betracht ziehen. Die A. der festen Körper ist bei derselben Temperaturerhöhung geringer als die der tropfbar flüssigen, die A. der letztern, unter sonst gleichen Umständen, geringer als die der gasförmigen Körper. Um bei der Erwärmung die lineare A. der festen Körper ersichtlich und meßbar zu machen, dient das Hebelpyrometer (Fig. 1). Der zu erwärmende Stab t stößt mit

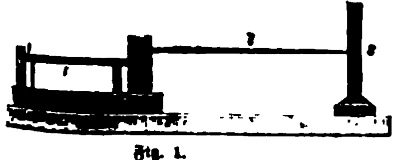


Fig. 1.

dem einen Ende gegen einen festen Widerstand v, mit seinem andern Ende gegen den kürzern Arm eines Winkelhebels, dessen längerer Arm l auf einer Skala s die A. des Stabes t in vergrößertem Maßstabe zeigt. Je mehr sich der Stab t ausdehnt, desto mehr erhebt sich der Hebelarm l. Aus der an der Skala s abgelesenen Zahl für die Erhebung von l kann man die A. des Stabes für eine bestimmte Temperaturerhöhung berechnen. Derartige messende Versuche haben gelehrt: 1 m Stahl verlängert sich, wenn seine Temperatur zwischen 0° und 100° C. um 1° C. steigt, um 0,0000294 m. Man nennt die Zahl, welche angibt, um den wievielten Teil ihrer Länge sich die Längeneinheit eines Körpers bei der Temperaturerhöhung von 1° C. (zwischen 0° und 100° C.) ausdehnt, den Ausdehnungskoeffizienten des betreffenden Körpers. Diese Zahl hat man mit n zu multiplizieren, wenn man die A. für die Temperaturerhöhung von n° C. berechnen soll. Der Ausdehnungskoeffizient für 1° C. beträgt bei Messing 0,0000188, Kupfer 0,0000171, Eisen 0,0000122, Platin 0,000009 und Glas 0,000007. In der Regel erfolgt die A. der festen amorphen Körper und der hexaëdrischen Krystalle nach allen Richtungen hin gleichmäßig; bei den andern Krystallen findet dies jedoch nicht statt. Die Zahl, welche angibt, um den wievielten Teil ihres Volumens sich die Volumseinheit eines Körpers bei der Temperaturerhöhung von 1° C. (zwischen 0° und 100° C.) ausdehnt, heißt kubischer Ausdehnungskoeffizient; er beträgt (wie in Fig. 2 durch den Zuwachs angedeutet ist) das Dreifache des linearen Ausdehnungskoeffizienten. Ein Glasgefäß, welches um 1° C. erwärmt wird, erhöht also sein Volumen um 3 mal 0,000007 des ursprünglichen Volumens.

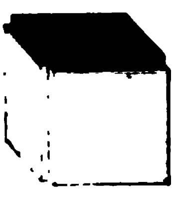


Fig. 2.

Die A. der festen Körper muß im praktischen Leben, z. B. beim Legen der Eisenbahnschienen, welche für die A. Zwischenräume erhalten müssen, berücksichtigt werden. Die Angaben von Präcisionsmaßstäben müssen nach den Temperaturen korrigiert werden; ihre Normaltemperatur muß angegeben sein.

Die A. der tropfbaren Flüssigkeiten wird dadurch ersichtlich, daß sie sich stärker ausdehnen als ihre Gefäße; man erhält also zunächst nur ihre scheinbare Volumenausdehnung, aus welcher die wahre berechnet wird, indem man zur erstern die A. der Gefäße addiert. Um die A. der Flüssigkeiten zu messen, bedient man sich entweder thermometerartiger Gefäße oder man bestimmt das Gewicht der zu untersuchenden Flüssigkeit, welche ein kleines Glasgefäß bei verschiedenen Temperaturen (z. B. 0° und 100° C.) enthält. Solche Gefäße (Fig. 3 und 4) füllt man bei 0° C. mit der Flüssigkeit (Fig. 4 bis zur Marke a) und bestimmt dann das Gewicht der letztern bei 0° C. Erhöht man hierauf die Temperatur auf 100° C., so tritt ein Teil der Flüssigkeit (Fig. 3) aus dem Gefäß oder (Fig. 4) über die Marke, von wo sie bis zur letztern entfernt wird.

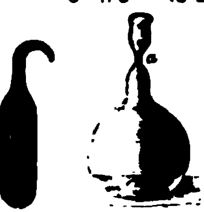
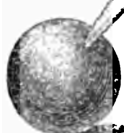


Fig. 3. Fig. 4.

Wenn jetzt bei 100° C. wieder das Gewicht der zurückgebliebenen Flüssigkeit bestimmt wird, so läßt sich aus den beiden Wägungen die scheinbare A. der Flüssigkeit für die Temperaturdistanz von 0° bis 100° C. berechnen. Da sich wegen des Widerstandes der Gefäßwände die Flüssigkeiten nur nach Einer Richtung, d. i. nach der offenen Seite des Gefäßes hin, ausdehnen können, so leuchtet ein, daß bei flüssigen, und ebenso bei gasförmigen Körpern stets der kubische und nicht der lineare Ausdehnungskoeffizient erhalten wird. Schon zwischen 0° und 100° C., wo sich die festen Körper meist proportional der Temperaturerhöhung ausdehnen, erfolgt meist die A. der Flüssigkeiten nicht proportional der Temperatur; besonders unregelmäßig ist die A. des Wassers und Alkohols. Das Quecksilber jedoch dehnt sich zwischen 0° und 100° C. proportional

der Temperaturerhöhung aus und dessen kubischer Ausdehnungskoeffizient für 1° C. beträgt 0,00018018 = $\frac{1}{5550}$. Wegen der regelmäßigen und verhältnismäßig starken A. des Quecksilbers wird dasselbe häufiger als andere Körper zu Thermometern (s. d.) angewendet; letztere beruhen überhaupt auf der A. der Körper durch die Wärme. Beim Erstarren flüssiger Körper findet meist eine Zusammenziehung, nur bei wenigen, wie z. B. beim Wasser, findet eine A. und zwar um $\frac{1}{10}$ seines Volumens statt, sodaß die Dichte des Eises nur 0,9 von jener des Wassers beträgt, daher das Eis auf dem Wasser schwimmt. Die Kraft, mit der sich das Wasser beim Gefrieren ausdehnt, ist so mächtig, daß es die stärksten Gefäße und selbst eiserne Bomben (Figur 5 und 6), in welche man es eingeschlossen hat (Williams in Quebec 1785 und Hagenbach 1879), sprengen kann.


Fig. 5.


Fig. 6.

Die **Gase** und **Dünste** dehnen sich noch bei weitem stärker aus, als die tropfbaren Flüssigkeiten und zwar alle, sie mögen materiell noch so verschieden sein, in gleicher Stärke. Ihre A. beträgt für je 1° C. Temperaturerhöhung 0,003665 = $\frac{1}{273}$ jenes Volumens, welches das Gas zu Anfang seiner Temperaturerhöhung besaß. Die A. oder Zusammenziehung der Gase wächst proportional mit der Erhöhung oder Herabsetzung der Temperatur (Gay-Lussacsches Gesetz 1802). Sind die Gase allseitig durch feste Wände abgesperrt, so wächst ihre Spannkraft, also ihr Druck auf die Wände proportional mit der Temperaturzunahme. Die höchst regelmäßige A. der Gase wird zu wissenschaftlichen Zwecken bei Luft- und Gasthermometern verwendet. (S. unter **Thermometer**.)

Ausdruck im allgemeinern Sinne bedeutet jedes sichtbare, hörbare oder fühlbare Zeichen einer Vorstellung oder Empfindung. So ist das Wort, als ein sichtbares und hörbares Zeichen, A. einer Vorstellung; so sind selbst bloße Laute doch Ausdrücke von Empfindungen; so wird ein Händedruck zum A. der Freundschaft. In engerer Bedeutung nennt man A. ein natürliches und wesentliches Zeichen für Vorstellungen und Empfindungen, durch welches sich das Innere im Äußern veranschaulicht, das Geistige im Körperlichen kräftig und lebendig hervortritt. So sagt man von einem menschlichen Antlitz, daß es A. habe oder ausdrucksvoll sei, wenn sich in ihm nicht bloß die allgemeine Form des menschlichen Gesichts überhaupt ausgeprägt findet, sondern die ganze geistige Individualität, die ganze inwohnende Seele in den Zügen des Gesichts ankündigt. Ebenso hat ein Kunstwerk A., wenn es den Gegenstand, den der Künstler darstellen wollte, in kräftiger Lebendigkeit gleichsam beseelt zur Anschauung bringt. Das Wesen und der Zweck des A. ist natürlich bei allen schönen Künsten ein und derselbe und nur nach den verschiedenen Darstellungsmitteln verschieden. Während der Musiker durch Töne, der Tänzer durch Bewegung und Stellung, der Schauspieler durch Mimik und Deklamation, der Maler durch Gestalt und Form die in künstlerischer Imagination aufgefaßten Vorstellungen und Empfindungen zum A. zu bringen sucht, so dient bei den poetischen und prosaischen Kunstschöpfungen die Sprache, die rich
Wahl der Worte und Bilder, zur ausdrucksvol
und beseelten Mitteilung der Vorstellungen u
Empfindungen. In etwas weiterm Sinne faßt m
A. in der Rhetorik und Stilistik als die wörtli
Darstellung überhaupt, weshalb sogar ein je
Wort und eine jede Redensart ein A. genannt wi

In der **Mathematik** versteht man unter arit
metischem und **analytischem** A. die Bezeichnu
eines Anzahlbegriffs durch eine Verbindung v
Zahlzeichen. So ist $\frac{12-9}{3}+18$ ein A. für 19.

Ausdünstung nennt man in der Physiolo
und Medizin die unsichtbare Ausscheidung v
Wasser und andern flüchtigen oder gasförmig
Stoffen durch Haut und Lungen. Haut und Lung
gleichen sich darin, daß beide bedeutende Meng
Wasser in Form von Dampf und außerdem Kohl
säure an die Luft abgeben. Die Menge dieses u
sichtbar ausgeschiedenen Wassers beläuft sich in
Stunden auf reichlich 1 kg, wovon man etwa z
Drittel auf die Haut und ein Drittel auf die Lung
rechnen kann. Dagegen überwiegt die Abscheidu
von Kohlensäure in der Lunge beträchtlich über
auf der Haut und ist etwa 25—50 mal reichlic
als letztere. Außer dieser unsichtbaren Ausscheidu
erfolgt auf der Haut bekanntlich auch eine sichtba
d. i. der Schweiß (s. d.) und der Hauttalg. Bei
enthalten flüchtige Stoffe (Fettsäuren) oder liefe
flüchtige, ammoniakalische Zersetzungsprodukte,
sich der unsichtbaren Hautausdünstung beimisch
und derselben einen eigentümlichen Geruch ge
können. Dasselbe gilt von flüchtigen Stoffen, wel
vom Magen aus ins Blut gelangt sind und sich d
A. beimischen können, wie z. B. der Alkohol, d
zum Teil in den Lungen wieder ausgeschieden w
und der A. derselben, d. h. dem Atem, seinen G
ruch mitteilt. Ist die Ausscheidung in den Schwei
drüsen so gering, daß von den Schweißporen imm
ebenso viel abdunstet, als in den Schweißdrüsen a
geschieden wird, so kann es nicht zur Bildung sic
baren Schweißes kommen; das Wasser und
sonstigen flüchtigen Bestandteile des Schweißes s
dann vollständig in der unsichtbaren A. enthalt
während die festen Schweißbestandteile (Salze u. s.
auf der Haut zurückbleiben. Alles, was die A
dunstung im allgemeinen begünstigt, wird auch
Hautausdünstung befördern, also geringer Wass
gehalt der Luft, hohe Temperatur und Bewegu
der Luft an der Oberfläche des Körpers. Ander
seits wirken auch innere Zustände des Organism
begünstigend, nämlich Blutüberfüllung der Ha
rascherer Blutumlauf (infolge von Körperanstr
gungen, Erhitzung u. s. w.), sowie reichlicher G
nuß von Getränken, welche das Blut wässerig
machen. [ge

Auseinanderlaufen (mathem.), s. Dive

Auserwählte (electi) heißen in der kirchlich
Sprache die von Gott zum Heile Auserkorenen,
Gegensatze zu den «Verworfenen» (reprobati), d.
vom messianischen Heile oder von der ewigen Se
keit Ausgeschlossenen. Im Alten Testament nen
sich die Juden als Bevorzugte Gottes A.; die ält
Christengemeinde betrachtete sich selbst als die G
meinde der Gläubigen, zugleich als Gemeinde der
dagegen sah man sich später genötigt, innerhalb
äußern Kirche selbst wieder zwischen A. und V
worfenen zu unterscheiden. — A. oder **Vollko**
mene (perfecti) nennen sich in mehrern religiö

Gesellschaften die in die Geheimlehren Eingeweihten und in die strengste Askese Eingetretenen, z. B. bei den [illegible] (s. d.).

Ausfall (frz. sortie) heißt jede Offensivbewegung aus einer Verteidigungsstellung heraus. Besonders kommen Ausfälle seitens der Besatzung einer belagerten Festung zur Anwendung, in der Absicht, die Einschließung fern zu halten, beziehungsweise zu durchbrechen, den Belagerer in seinen Arbeiten zu stören und aufzuhalten, seine Anlagen und sein Material zu beschädigen und zu vernichten, Hilfsmittel einzubringen und die Verbindungen offen zu halten, verlorne Punkte des Vorterrains oder Festungswerke wiederzugewinnen, den Gegner überhaupt zu ermüden und den Mut der Besatzung zu heben, je nach Umständen auch, um einer Entsatzarmee die Hand zu reichen. Kräftige Ausfälle sind das wirksame Mittel, um den Gang der Belagerung aufzuhalten und selbst die Aufhebung derselben herbeizuführen. Man unterscheidet große und kleine Ausfälle; erstere werden durch größere Abteilungen, aus gemischten Waffen bestehend, ausgeführt, kommen namentlich in den ersten Stadien der Belagerung zur Anwendung und führen oft zu umfassenden Kämpfen, selbst Feldschlachten, wie 1854/55 bei Sebastopol, 1870/71 bei Paris, während die kleinern Ausfälle Aufgabe schwächerer Abteilungen, aus Infanterie und technischen Truppen bestehend, sind, mehr in die letzten Perioden der Belagerung fallen und dann hauptsächlich Erfolg versprechen, wenn sie recht häufig und unvermutet stattfinden. In der Einrichtung der Festungen wird auf die Erleichterung der Ausfälle Bedacht genommen, und zahlreiche Thore und Überbrückungen des Grabens, geräumige Sammelplätze im gedeckten Wege (Waffenplätze) und vorgeschobene Werke bilden das Mittel hierzu. Die Bauart der gegenwärtigen größern Festungen mit ihren weit vorgeschobenen detachierten Forts begünstigt Ausfälle in großem Maßstabe außerordentlich. (S. Festungskrieg.)

In der Fechtkunst heißt A. das rasche, mit einem Angriffe verbundene Vorsetzen des vordersten Fußes, hauptsächlich beim Stoß, um dadurch dem Gegner näher zu kommen und das Gewicht des Körpers mit der Kraft des Stoßes zu verbinden. Beim Hiebe kommt der A. weniger vor.

Ausfallbatterien, die zu den Festungsbesatzungen gehörigen bespannten Batterien, deren Zweck es hauptsächlich ist, die äußern Unternehmungen der Garnison zu begleiten und zu unterstützen.

Ausfallen bei der Kavallerie, s. Attacke.

Ausfallthore nennt man solche Ausgänge in der Umschließung der Festung, welche lediglich als Kommunikationen für Truppen dienen und somit hauptsächlich für Ausfälle in Betracht kommen.

Ausfluß heißt die fortschreitende Bewegung einer tropfbaren oder gasförmigen Flüssigkeit durch eine Öffnung ihres Behälters. Die hierbei geltenden Gesetze bilden einen Teil der Hydrodynamik (s. Hydraulik) oder Aërodynamik (s. d.), je nachdem sie sich auf die tropfbaren oder ausdehnsamen Flüssigkeiten beziehen. Die Geschwindigkeit, mit welcher eine Flüssigkeit aus der Öffnung ihres Behälters tritt, nennt man ihre Ausflußgeschwindigkeit. Diese ist für eine tropfbare Flüssigkeit, welche durch eine Boden- oder Seitenwandöffnung ausströmt, gerade so groß wie die Geschwindigkeit, welche die Flüssigkeit erworben hätte, wenn sie vom Flüssigkeitsspiegel bis zur Ausflußöffnung frei herabgefallen wäre, vorausgesetzt, daß die Höhe des Flüssigkeitsspiegels durch irgend ein Mittel konstant erhalten wird. Dieses von Torricelli zuerst (1644) gefundene hydrodynamische Gesetz ist als das Torricellische Theorem bekannt. Bei einem Flüssigkeitsspiegel, der 4-, 9- oder 16mal höher als ein anderer liegt, ist die Ausflußgeschwindigkeit 2-, 3- oder 4mal größer; die Ausflußgeschwindigkeiten verhalten sich also wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen. Der experimentale Nachweis für das obige Gesetz kann in verschiedener Weise erfolgen. Zunächst dadurch, daß ein lotrecht aufwärts steigender Wasserstrahl sich nahezu bis zur Höhe des Wasserspiegels im Behälter erhebt. Ferner läßt sich die Ausflußgeschwindigkeit aus der in einer bestimmten Zeit ausgeflossenen Wassermenge, bei gegebener Größe der Ausflußöffnung, berechnen und mit dem Ausflußgesetze vergleichen. Endlich dient auch hierzu die Mariottesche Ausflußflasche (s. Figur).



Dieselbe besitzt in dem Seitenrohr rs die Ausflußöffnung o. Oben ist das Gefäß luftdicht verschlossen bis auf die an beiden Enden offene Röhre ba. Die Wassersäule im Gefäße oberhalb a und die darüber befindliche Luft hält während des Ausfließens stets dem äußern Luftdrucke das Gleichgewicht. Der A. bei o erfolgt also unter der konstanten Druckhöhe der Wassersäule ao. Steht das Ende a der Röhre ab 1, 2, 3, 4 Decimeter über o, so erfolgt der A. unter der Druckhöhe von 1, 2, 3, 4 Decimeter. Berechnet man hiernach die Ausflußgeschwindigkeit, so läßt sich die Ausflußparabel im voraus konstruieren und mit der wirklichen vergleichen. Die Ausflußgeschwindigkeiten aus kapillaren Ansatzröhren weichen von jenen aus weiten Röhren ab, indem sie sich bei letztern wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen, bei erstern dagegen einfach wie die Druckhöhen verhalten. Die Ausflußmenge in einer bestimmten Zeit ist, bei gleichbleibender Ausflußöffnung und konstanter Druckhöhe, proportional der Ausflußgeschwindigkeit. Wegen der Zusammenziehung (Kontraktion) des Ausflußstrahls ist in der Regel die wirklich ausgeflossene Flüssigkeitsmenge kleiner als die theoretisch berechnete, sodaß man letztere mit einem Kontraktionskoëffizienten, welcher kleiner als 1 ist (z. B. 0,6), multiplizieren muß. Wenn das Ausflußrohr ein nach außen sich erweiterndes ist, so hat der Kontraktionskoëffizient einen Wert größer als 1. In diesem Falle fließt durch das erweiterte Ausflußende viel mehr Flüssigkeit aus, als durch das Rohr selbst hinzukommt; es würden daher luftleere Stellen entstehen, wenn nicht der auf den Flüssigkeitsspiegel wirkende Luftdruck ein schnelleres Nachfließen bewirken würde (Saugwirkung). Die Konstitution des ausfließenden Wasserstrahls ist anfangs zusammenhängend und kontrahiert, später zersplittert. Durch die Schwingungen des Öffnungsrandes gerät auch der Ausflußstrahl in Schwingung, infolge

dessen er Anschwellungen (Schwingungsbäuche) und Einschnürungen (Schwingungsknoten) besitzt. Die ausströmenden Gase befolgen ebenfalls das Torricellische Theorem. (S. Aerodynamik.)

Ausfuhr oder Export ist die eine Seite des internationalen Handels, der die Teilung und Vereinigung der Arbeit in der Weltwirtschaft vermittelt. Ein Volk führt Waren aus, entweder weil es sie unter günstigern Bedingungen und infolge dessen billiger herstellen kann als andere, oder weil es gewisse fremdländische Produkte notwendig bedarf und für diese einen Gegenwert liefern muß. Im letztern Falle kann es vorkommen, daß die Produktionskosten der Ausfuhrartikel im Inlande erheblich höher sind, als die der aus dem Auslande bezogenen Gegenstände, ja es könnten für letztere möglicherweise sogar Monopolpreise zu zahlen sein. Ein solcher Ausfuhrhandel würde auch wirtschaftlich für das exportierende Land im ganzen ungünstig sein, wenn es auch mit Bezug auf seine konkreten Verhältnisse durch denselben mehr an Gebrauchswert empfinge, als es hingäbe. Im allgemeinen jedoch werden die Fälle der ersterwähnten Art überwiegen, die einzelnen Länder also diejenigen Warengattungen miteinander austauschen, die sie unter besonders vorteilhaften Umständen produzieren können, wobei sich die relativen Begünstigungen auf beiden Seiten mehr oder weniger ausgleichen und beide auf die reichlichste und billigste Weise mit nützlichen Gütern versorgt werden. Als besonders naturgemäß und für beide Teile vorteilhaft erscheint die A. von tropischen Naturerzeugnissen aus der warmen Zone nach den durch Kohlen- und Eisenreichtum und die klimatischen Verhältnisse vorzugsweise für die industrielle Produktion ausgerüsteten Ländern der gemäßigten Zone, die ihrerseits Fabrikate als Gegenwert ausführen. Je mehr eine Nation im Stande ist, die A. ihrer industriellen Produkte auszudehnen, um so unabhängiger wird sie hinsichtlich ihres Nahrungsbedarfs von ihrem eigenen Territorium und um so höher kann ihre Kopfzahl und die Dichtigkeit ihres Zusammenwohnens steigen. Aber andererseits kann die Notwendigkeit, einen bedeutenden Bruchteil der unentbehrlichen Lebensmittel statt durch eigene Produktion, durch den auswärtigen Handel zu beziehen, auch schlimme Folgen haben, namentlich in Kriegszeiten. Für England ist schon seit längerer Zeit der Ausfuhrhandel in dieser Art ein wesentlicher Existenzfaktor geworden; dabei kommt diesem Staate neben seiner großartigen Seemacht auch besonders die Thatsache zu statten, daß er in seinem ungeheuern Kolonialbesitz stets eine relativ gesicherte Kundschaft findet. Jedenfalls erscheint eine einseitige künstliche Begünstigung der A., wie sie namentlich früher durch die Vertreter des Merkantilsystems (s. d.) empfohlen wurde, durchaus unzweckmäßig. Die Merkantilisten hatten hauptsächlich die Vermehrung des Edelmetallvorrates des Landes im Auge, und sie suchten zu diesem Zwecke besonders die A. von Fabrikaten zu fördern, weil diese in der kleinsten Masse den größten Wert repräsentieren und keine bedeutenden Transportkosten bedingen. Indes kann die A. von rohen Massenprodukten (z. B. Kohlen und Roheisen) ebenso gewinnbringend für ein Land sein, wie die von Manufakturwaren, namentlich wenn es selbst die Verschiffung derselben besorgt.

Da im auswärtigen Handel der Hauptsache nach Produkte mit Produkten bezahlt werden (s. Absatz), so wird durch künstliche Beschränkung der Einfuhr auch die A. erschwert; daher findet man auch in dem Protektionssystem der neuern Zeit, das sich von der merkantilistischen Rücksicht auf die Geldzufuhr ziemlich emanzipiert hat, mancherlei Bemühungen zur Erleichterung der A. In manchen stark geschützten Zweigen der Großindustrie wird es den Produzenten durch eine förmliche oder stillschweigende Koalition möglich, ihre Preise im Inlande bedeutend höher zu halten, als die, welche sie für ihre ausgeführten Erzeugnisse verlangen. Bei den letztern können sich die Fabrikanten mit einem minimalen Gewinne begnügen, unter Umständen sogar auf unmittelbaren Gewinn verzichten, indem diese Produktion hauptsächlich nur den Zweck hat, den Großbetrieb in der zweckmäßigsten Ausdehnung zu erhalten, während gleichzeitig auf dem innern Markt die Konkurrenz den erhöhten Preisen entsprechend beschränkt bleiben soll. In dem konsequenten Schutzzollsystem wendet man jedoch auch direkte Mittel zur Förderung der A. von Industrieerzeugnissen an. (S. Ausfuhrprämien, Ausfuhrverbot, Ausfuhrzölle.) Von diesen sind die Bemühungen zu unterscheiden, durch freie, privatwirtschaftliche Initiative, durch Association, durch Veranstaltung handelsgeogr. Expeditionen u. s. w. die A. zu heben. Solche Bestrebungen sind in neuester Zeit in Deutschland namentlich in Verbindung mit der Kolonisationsfrage hervorgetreten. In Berlin hat sich 1879 ein «Centralverein für Handelsgeographie und Förderung der deutschen Interessen im Auslande» gebildet, als dessen Organ ein Wochenblatt mit dem Titel «Export» erscheint. Im Jan. 1881 wurde in Düsseldorf auch ein «Westdeutscher Verein für Kolonisation und Export» gegründet. Auch von amtlicher Seite wird auf die Hebung der deutschen A. in zweckmäßiger Weise hingewirkt, indem in Konsulats- und andern Berichten (die das «Deutsche Handelsarchiv» veröffentlicht) den Exporteuren nützliche Winke gegeben und vorkommende Übelstände gerügt werden.

Ausfuhrhandel, s. unter Handel.

Ausfuhrprämien (primes d'exportation, bounties) im engern Sinne sind Gratifikationen, welche der Staat, sei es aus merkantilistischen Rücksichten, sei es um gewisse Produktionszweige zu fördern, für die Ausfuhr gewisser Landeserzeugnisse gewährt. In den meisten Fällen erscheinen jedoch auch diese gratifikatorischen Prämien wenigstens teilweise als Ausgleichung anderweitiger Lasten, welche das bestehende Zoll- oder Steuersystem für die Produzenten mit sich bringt. So stand der [illegible] für Weizen, die im 18. Jahrh. in England bezahlt wurde, wenn der Preis unter eine gewisse Grenze gesunken war, oberhalb dieser Grenze ein Ausfuhrverbot gegenüber. Da indes die inländischen Grundbesitzer auch noch durch Eingangszölle auf Weizen geschützt waren, so brachte ihnen die A. jedenfalls einen positiven Vorteil ein. In Frankreich bestehen solche gratifikatorische A. noch für die von franz. Fischern gefangenen Stockfische, sowohl wenn sie direkt von Neufundland, als auch wenn sie aus franz. Spezialentrepôts ausgeführt werden. Im J. 1866 wurden (außer [illegible] Ausrüstungsprämien) noch 2098000 Frs., 1[illegible] dagegen nur 1246000 Frs. an solchen A. bezahlt. Häufiger sind noch in der neuern Zeit solche A. zu finden, welche angeblich nur Rückvergütungen [illegible] Rohstoffzöllen oder Steuern (Ausfuhrbonifikationen

Rückzölle [s. d.], Drawbacks) darstellen sollen, in Wirklichkeit aber mehr gewähren und somit ein gratifikatorisches Element enthalten. Besonders ausgebildet war dieses System bis 1861 in Frankreich. Nicht nur, daß das Verhältnis des im Fabrikat enthaltenen Rohstoffs zu günstig für den Exporteur angesetzt wurde, sondern es wurden auch in vielen Fällen feste A. bezahlt, ohne daß eine Verwendung von verzolltem Rohstoff nachzuweisen war. Es erhielten z. B. die Tuchwaren die A., auch wenn sie aus inländischer Wolle hergestellt waren, und vor Einführung der innern Rübenzuckersteuer erhielt die ausgeführte Raffinade, auch wenn sie aus Rübenzucker herstammte, eine nach dem Zolle des Kolonialrohzuckers sehr reichlich berechnete Prämie. Später allerdings wurde bei Zucker und andern Exportwaren die Erteilung der A. von der Vorlegung einer Zollquittung über ein entsprechendes Quantum von eingeführtem Rohmaterial verlangt, jedoch ohne daß im übrigen die Identität zwischen dem verarbeiteten Material und demjenigen, für welches die Quittung ausgestellt war, nachgewiesen zu werden brauchte. Es entstand dadurch ein Handel mit Zollquittungen, der dem mit Acquits-à-caution (s. d.) zu vergleichen war, welcher letztere ja ebenfalls eine Art indirekter A. erzeugt. Seit 1864 ist das System der zeitweiligen zoll- und steuerfreien Einlegung in Frankreich auch auf Rohzucker ausgedehnt worden. Die (aus inländischem Rübenzucker gewonnene) Raffinade erlangt aber auch jetzt noch wegen der den Raffineuren zu günstigen Annahme über die Ausbeute an Raffinade (rendement) aus dem (künstlich gefärbten) Kolonialrohzucker eine A., die von seiten der engl. Zuckerindustrie schon mehrfach energische Reklamationen hervorgerufen hat. Auch Belgien, Österreich und andere Länder haben mehr oder weniger die Rückvergütungen bei der Ausfuhr von raffiniertem Zucker zu hoch berechnet und denselben dadurch teilweise den Charakter von A. verschafft.

Ausfuhrverbot. Das Merkantilsystem (s. d.) suchte die Ausfuhr von Fabrikaten dadurch zu fördern, daß die Ausfuhr der entsprechenden Rohstoffe verboten wurde. So war in England bis zum J. 1824 die Ausfuhr von Wolle, früher sogar unter Androhung von Todesstrafe, untersagt. Das Verbot der Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen, auch wohl von Edelmetall in Barren, war schon vor der Ausbildung der konsequenten merkantilistischen Handelspolitik eine sehr gewöhnliche Maßregel und im 18. Jahrh. noch fast allgemein üblich. In Frankreich wurde noch 1726 die Ausfuhr von gemünztem und ungemünztem Edelmetall ohne besondere königl. Erlaubnis mit Todesstrafe bedroht. Auch die notwendigsten Nahrungsmittel, namentlich Getreide, waren vielfach, teils aus merkantilistischen, teils aus sozialen Gründen von der Ausfuhr ausgeschlossen, wenigstens sobald die inländischen Preise eine bestimmte Höhe überschritten hatten. Jetzt kommen A. fast nur noch als Ausnahmemaßregeln in Kriegszeiten oder bei Kriegsgefahr vor und erstrecken sich dann von seiten der bedrohten oder kriegführenden Länder besonders auf Pferde, Waffen, Munition und anderes Kriegsmaterial.

Ausfuhrzölle wurden im Mittelalter, wie die Eingangszölle lediglich im fiskalischen Interesse erhoben; man glaubte, daß dieselben hauptsächlich vom Auslande getragen würden. Mit dem Aufkommen der merkantilistischen Prinzipien trat immer mehr die Tendenz hervor, nur Rohstoffe und Lebensmittel, soweit deren Ausfuhr nicht verboten war, mit A. zu belasten, die Fabrikate dagegen freizulassen. In diesem Sinne ging namentlich Colbert bei der Aufstellung des Tarifs von 1664 vor, aber aus finanziellen Gründen war er noch nicht im Stande, die A. auf Fabrikate gänzlich abzuschaffen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrh. waren A. auf Rohstoffe in den Tarifen der meisten Staaten (auch in dem des Zollvereins) noch ziemlich zahlreich zu finden. Erst durch die an den franz.-engl. Handelsvertrag anknüpfende Reform wurden sie fast gänzlich beseitigt. Der Zollverein erhob seit 1865 nur noch einen kleinen A. von Lumpen und andern Abfällen zur Papierfabrikation und dieser letzte Rest ist seit 1. Okt. 1873 ebenfalls weggefallen. In den weniger entwickelten oder halbcivilisierten Staaten, namentlich solchen, die überwiegend Passivhandel (s. Aktivhandel) treiben oder für gewisse Produkte (wie China für Thee, Peru für Guano, Brasilien für Brasilholz u. s. w.) eine Art von natürlichem Monopol haben, spielen die A. als Finanzquelle noch jetzt eine bedeutende Rolle.

Ausgabe nennt man in litterarischer und buchhändlerischer Beziehung eine behufs der Vervielfältigung gedruckte Handschrift. Wird ein Werk wiederholt in demselben Formate und ohne Textesveränderungen abgedruckt, so unterscheidet man erste, zweite, dritte Ausgabe u. s. w. Allein da in neuerer Zeit oft auch gänzlich unveränderte Abdrücke einer frühern A. als «Auflage» bezeichnet wurden, so ist der Sprachgebrauch, welcher diese von jener zu unterscheiden suchte, schwankend geworden. (S. Auflage.) Die Verschiedenheit der A. ist besonders bei alten Klassikern und bei denjenigen Werken, bei welchen auf die Lesarten und den Buchstaben etwas ankommt, von hoher Wichtigkeit. Vorzüglich geschätzt sind die A. aus der frühesten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die Inkunabeln (s. d.), und die ersten Drucke eines Klassikers (editiones principes) wegen der Seltenheit, die A. mancher Druckereien, wie die der Aldus, Giunti und Stephanus wegen der Korrektheit, die der Elzevire wegen der Reinheit und des saubern Drucks, endlich die A. von Baskerville, Didot, Bodoni u. a. wegen der Pracht ihrer Ausstattung.

Ausgeding, s. Auszug.

Ausgehendes von Schichten oder Schichtengruppen heißen diejenigen Stellen, wo dieselben zu Tage treten, also von der Erdoberfläche geschnitten werden. Stehen die Schichten senkrecht («auf dem Kopfe») so nennt man ihr A. «Schichtenköpfe».

Ausgezeichnetes Verbrechen oder qualifiziertes Verbrechen, s. Verbrechen.

Ausgießung des Heiligen Geistes wird namentlich in Beziehung auf Apostelg. 2, 1 fg. die Mitteilung des Heiligen Geistes an die Jünger Christi am ersten Pfingstfeste genannt. (S. Heiliger Geist.)

Ausgleich, österreichisch-ungarischer, wird der am 26. Sept. 1867 zwischen Österreich und Ungarn auf 10 Jahre abgeschlossene Staatsvertrag genannt, welcher 21. Dez. die kaiserl. Sanction erhielt; er betraf das finanzielle Verhältnis der beiden Reichshälften zu einander, und zwar die Frage über die beiderseitigen Quoten zu den gemeinsamen Ausgaben, die Verteilung der Staatsschuld und das Zoll- und Handelsbündnis. (S. Österreich-Ungarische Monarchie und Ungarn.)

Ausglühen heißt einen Körper der Temperatur der Glühhitze aussetzen, um gewisse Bestandteile desselben zu zerstören oder zu verflüchtigen, oder um seine Eigenschaften zu verändern. In letzterer Beziehung ist z. B. wichtig, daß Metalle und Legierungen, welche durch Hämmern, Walzen u. s. w. hart, steif und spröde geworden sind, durch das A. wieder Weichheit und Geschmeidigkeit erlangen und erneuerte mechan. Bearbeitung wieder gestatten.

Ausgrabungen von Werken der Kunst und überhaupt von Resten der Kultur vergangener Zeiten wurden seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, besonders aber seit dem Beginn der klassischen Studien vereinzelt teils von Reisenden versucht, teils von kunstliebenden Fürsten veranstaltet. Ganz natürlich war es, daß dieselben auf dem klassischen Boden Italiens ihren Anfang nahmen. Die erste bedeutendere Ausgrabung röm. Altertümer erfolgte 1515 auf Papst Leos X. Befehl unter der Leitung von Rafael Santi zu Rom. Doch wurden dieselben weder hier noch überhaupt in den nächstfolgenden Jahrhunderten nachhaltig und planmäßig genug betrieben, sodaß selbst Entdeckungen wie die von Herculanum 1689, trotz der aufgefundenen herrlichen Reste, wieder vergessen werden konnten. Fast alle bis zur Mitte des 18. Jahrh. gemachten Entdeckungen von Altertümern sind meist zufällige Funde, deren Bedeutung nur von wenigen gewürdigt ward. Erst als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch Winckelmann, dessen Zeitgenossen und Schüler die Wissenschaft der Archäologie und Kunstgeschichte geschaffen, und durch die deutschen Philologen eine vielseitigere und tiefere Altertumsforschung ermöglicht worden, stellte sich das Bedürfnis zur Aufsuchung und systematischen Ausgrabung alter Denkmäler als notwendig heraus. Namentlich waren es die Franzosen, welche während der wenigen Jahre ihrer Herrschaft in Ägypten, Italien und anderwärts dieselben im großartigern Maßstabe unternahmen. Seitdem auch Griechenland und die ehemals griech. Länder Europas und Asiens, dann der gesamte Orient den Europäern zugänglicher geworden, und die Europäer auch das Altertum der Ägypter, Indier, Vorderasiaten, Perser sowie der german. und slaw. Völker in den Bereich ihrer Studien gezogen und zum Inhalte besonderer histor. Disciplinen erhoben haben, unternahmen allenthalben nicht bloß einzelne reiche Privaten A. in größerm Maßstabe, sondern es sind auch in allen europäischen und vielen außereuropäischen Ländern zahlreiche sog. historische oder antiquarische Vereine und Gesellschaften zusammengetreten, welche sich teils die systematische Durchforschung ihrer Bezirke, teils die Aufsammlung des Gefundenen in Museen zur Aufgabe stellen. Am ergebnisreichsten waren die A. auf dem klassischen Boden von Italien und Griechenland, sowie in Ägypten und Assyrien. Ferner wurden interessante und lehrreiche Materialien für die Geschichte der ältesten Germanen, Kelten, Iberer, Illyrer u. s. w. an das Licht gebracht. Nicht minder bedeutend sind die Funde von Altertümern der Litauer, Slawen, Finnen und anderer skyth. Völker, welche einst das östl. Europa und die benachbarten Teile Asiens bewohnten. Durch viele, jedoch meist zufällige A. älterer arabischer, persischer u. s. w. Münzen ist auch die Kenntnis der Geschichte dieser Völker wesentlich gefördert worden. Außer den in Italien und Griechenland auf Kosten der Regierungen fast ununterbrochen fortgeführten A. sind noch hervorzuheben die Entdeckungen von Lepsius, Brugsch und Mariette in Ägypten und Nubien, die Untersuchungen der Franzosen in Algier, die A. Fellows in Lycien, Newtons in Halikarnaß, Bottas, Layards, Places, Loftus' und Opperts in Assyrien und Babylonien, Renans in Phönizien, Rawlinsons und anderer in Persien, die neuern Funde im südl. Rußland und den Ostseeprovinzen, die der Engländer in Ostindien und dem südl. Arabien, endlich die auf der Stätte des alten Ilion und in Mykenä durch Schliemann, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten, u. s. w. Auch in Amerika haben einzelne und ganze Gesellschaften, wie die Ethnological Society, die Smithsonian Institution, Davis, Squier u. a. ihre Aufmerksamkeit den Resten einer alten Civilisation ihres Weltteils zugewendet.

Mit dem Beginn des 19. Jahrh. brach namentlich für die Erforschung und Ausgrabung der antiken Monumente **Griechenlands** eine thätige Period an. Entdeckungen, zufällige Funde und A. charakterisieren diese Zeit: 1811 wurden auf der Insel Ägina unter den Trümmern von Tempeln und a dern Ruinen bedeutende Funde gemacht, 1812 war in Phigalia ein Tempel mit reichen Friesskulpture entdeckt, 1820 wurde die berühmte Venus von Mil gefunden; die Franzosen veranstalteten 1829 A. i Olympia, welche außer mehrern Bauresten au Skulpturen lieferten. Die günstigen Ergebnisse Griechenland überhaupt und die begründete Ho nung, zumal auf dem alten Boden Olympias rei Kunstschätze zu finden, veranlaßten 1853 Lud Roß in Halle, eine Geldsammlung unter den Freu den des Altertums anzustellen; allein die Gab flossen so spärlich, daß die Absicht einer Ausgrabu Olympias aufgegeben werden mußte; die klei Summe diente dazu, einige Ausgrabungsversu in Argos zu veranstalten. Der Gedanke, in Olym nachzugraben, blieb indessen in Preußen leben und Friedrich Wilhelm IV. hoffte denselben verw lichen zu können, als der Krimkrieg die wissensch liche Expedition vereitelte. In neuester Zeit hat das Deutsche Reich des Unternehmens mit Eifer genommen und durch Vermittelung von Ernst C tius 13./25. April 1874 einen Ausgrabungsvert mit der griech. Regierung abgeschlossen. Inf dessen hat die deutsche Reichsregierung vom 4. 1875 bis zum J. 1880 an den wichtigsten Stä Olympias mit großem Erfolge nachgraben und gefundenen Monumente abformen lassen. U die wertvollsten Funde daselbst gehört die Her büste (s. Tafel: Bildnerei II, 10) des Praxit Vgl. über diese A. «Die A. zu Olympia, hera von E. Curtius, F. Adler, G. Hirschfeld un Treu» (Berl. 1876 fg.).

In Griechenland hat vor allen Ludwig Roß (die systematische Forschung ins Leben gerufen: A. auf der Akropolis von Athen, die Ausde von einigen tausend Gräbern in Attika sow erste Kunde über die Altertümer der griech. I 1840 gehören zu den wichtigsten Arbeiten auf d Felde der Archäologie. Neue Entdeckungen artiger Grabmäler erfolgten 1838 in Assos a kleinasiat. Küste, später in Lycien; 1857 gru Engländer Newton das berühmte Mausoleu Halikarnaß aus. In Athen wurde das Theat südöstl. Fuße der Akropolis im Frühjahr 1862 den Architekten Prof. Strack aus Berlin, welch der von der preuß. Regierung unter der L von E. Curtius und K. Bötticher nach

gesandten wissenschaftlichen Expedition angeschlossen hatte, zunächst auf eigene Kosten ausgegraben und diese A. dann durch die Archäologische Gesellschaft in Athen weiter geführt. Dieselbe Gesellschaft hat auch zu wiederholten malen auf dem öffentlichen Begräbnisplatze im äußern Kerameikos vor dem sog. Heiligen oder Thriasischen Thore (in der Nähe der jetzigen Kapelle der Hagia Triada) A. angestellt, bei welchen viele Grabmonumente, darunter manche von bedeutendem histor. und künstlerischem Werte, zum Vorschein gekommen sind. Unter vielen andern wissenschaftlichen Expeditionen, welche in neuerer Zeit behufs Erforschung von Altertümern gemacht wurden, ist besonders die auf Conzes Anregung durch die österr. Regierung zweimal unternommene Expedition nach der Insel Samothrake zu erwähnen, deren Resultate vorliegen in Conzes «Archäol. Untersuchungen auf Samothrake», herausg. unter Mitwirkung von Hauser, Niemann und Benndorf (Wien 1875 u. 1880). In neuester Zeit haben endlich die reichen Funde auf der Akropolis des alten Pergamon, durch Karl Humann und Conze angeregt und gefördert, große Aufmerksamkeit erregt. Vgl. Conze, «Die Ergebnisse der A. zu Pergamon» (Berl. 1880).

Die A. in **Italien** sind besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. mit Eifer betrieben worden. Namentlich haben sich die Gräber auf dem alten Boden Etruriens und Großgriechenlands, als unerschöpfliche Fundgruben für bemalte Thongefäße, Gold- und Silberschmuck, Waffen, Spiegel und anderes Haus- und Toilettengerät erwiesen. In Vulci wurden 1828 über 3000 bemalte Vasen nebst interessanten Wandgemälden und einer Fülle von Bronze-, Gold- und Silbergegenständen ausgegraben. Ebenso lieferten und liefern noch immer die A. in den Gräbern von Tarquinii, Chiusi und anderer etrusk. Nekropolen (auch Bologna) reiches Material. Nicht minder ergiebig sind die Gräberuntersuchungen in Unteritalien, wo zumal in Capua, Canosa, Ruvo bemalte und nicht bemalte Terracotten sowie kostbarer Gräberschmuck zu Tage kommen. In Rom sind besonders die auf Kosten der ital. Regierung betriebenen A. auf dem röm. Forum zu erwähnen, welche in der Umgebung der Phocassäule, der Basilica Julia und des Tempels des Castor und Pollux zu mancherlei wichtigen topogr. Resultaten geführt haben. Seit Febr. 1874 hat man auch begonnen, die Arena des Flavischen Amphitheaters (Kolosseum) auszugraben. Die A. auf dem Palatinischen Hügel, der Stätte der alten Kaiserpaläste, welche früher teils auf der nördl. Seite des Hügels auf Kosten Napoleons III. unter Leitung des Architekten Pietro Rosa, teils auf der südl. Seite durch die päpstl. Regierung ausgeführt wurden (vgl. Gsell-Fels, «Römische A. im letzten Decennium», Hildburgh. 1870), werden in größerm Maßstabe von der ital. Regierung fortgesetzt. Auf dem Platze des alten Emporiums, d. h. des Landungsplatzes der Flußschiffe am nordwestl. Fuße des Aventins ließ die päpstl. Regierung planmäßig nachgraben, wobei große Massen der kostbarsten Marmorarten, die im Altertum hier ausgeladen wurden und aufgehäuft lagen, zum Vorschein kamen. Seit neuester Zeit ist ein großer Teil der ausgegrabenen Uferstrecke durch die Flußüberschwemmungen wieder verschüttet. Seit 1870 haben auch auf dem Esquilin umfangreiche A. stattgefunden, welche außer vielen und wertvollen Altertümern aus der Kaiserzeit eine sehr interessante Reihe von Gegenständen aus älterer röm. Zeit zu Tage gefördert haben. In der Umgebung Roms sind in dem Haine der Arvalischen Brüder (s. d.) A. auf Kosten des Königs und der Königin von Preußen unter Leitung des Römischen Instituts für archäol. Korrespondenz vorgenommen worden, welche zur Entdeckung umfangreicher und historisch wichtiger Stücke der Akten jener religiösen Genossenschaft geführt haben. In Pompeji werden die A. regelmäßig fortgesetzt und die Resultate derselben durch die Mitglieder der von Fiorelli, dem frühern vortrefflichen Leiter der pompejanischen A. begründeten Archäologischen Schule in dem «Giornale degli scavi di Pompeji» (neue Serie, Neap. 1869 fg.) veröffentlicht. Auch die Aufdeckung des lange vernachlässigten Herculanum ist, ebenfalls unter Fiorellis Leitung, neuerdings wieder in Angriff genommen worden. Über die A. und archäol. Funde in Italien geben regelmäßigen Bericht die seit 1876 zu Rom in Monatsheften erscheinenden «Notizie degli scavi di antichità communicate alla R. Accademia dei Lincei»; speziell für Rom gibt das seit 1872 erscheinende «Bullettino della commissione archeologica municipale» (jetzt communale) Bericht.

In **Rußland** finden regelmäßige A. auf Kosten der Regierung unter Leitung der kaiserl. archäol. Kommission besonders in der Gegend von Kertsch, auf der Halbinsel Taman und an den Ufern des Dnjepr statt, worüber die «Compte-rendus de la commission impériale archéologique» (Petersb. 1859 fg.) regelmäßige Berichte erstatten.

Sehr bedeutend war in der neuern Zeit in dem Bereiche der verschiedenen Länder des Gebiets der antiken Kultur die Zahl der zufälligen A., d. h. solcher, welche in Veranlassung der zufälligen Entdeckung eines antiken Gegenstandes auf dem Fundorte desselben angestellt wurden. Hauptsächlich wurden dabei Gräber aufgedeckt, welche mehr oder weniger reiche Ausbeute an Gefäßen, Schmuckgegenständen, Waffen, Inschriften u. dgl. m. lieferten. Das meiste Aufsehen unter allen diesen Funden hat der sog. **Hildesheimer Silberfund** gemacht, d. h. die 7. Okt. 1868 durch preuß. Soldaten am Galgenberge bei Hildesheim gemachte Entdeckung einer großen Anzahl (69 Stück zum Teil von bedeutenden Dimensionen) antiker röm. Silbergefäße von hohem Kunstwert, im berliner Museum aufgestellt. (Vgl. Wieseler, «Der Hildesheimer Silberfund», Abteil. 1, Bonn 1869.) Regelmäßige Berichte über alle in archäol. Hinsicht bedeutungsvollen A. liefern das vom Archäologischen Institut (s. d.) in Rom herausgegebene «Bullettino», die von Gerhard begründete berliner «Archäol. Zeitung», sowie die pariser «Revue archéologique». Über einzelne wichtigere Denkmale sowie über die Altertümer der verschiedenen Nationen welche durch die A. an das Licht gestellt worden sind, s. die Artikel **Römische Altertümer**, **Griechische Altertümer**, **Amerikanische Altertümer**, **Mykenä**, **Olympia**, **Orchomenos**, **Pergamon**, **Pompeji**, **Samothrake**, **Theben**, **Troja** u. s. w.

Aushängebogen sind die ersten gedruckten Bogen eines Werks, weil sie von dem Drucker besonders ausgehängt, d. h. auf eine Schnur zum Trocknen beiseite gehängt und nicht mit in die Auflage gezählt werden. Sie sind dazu bestimmt, noch während des Drucks dem Verfasser, Verleger, Korrektor u. s. w. zum Nachsehen zu dienen. Die ältern Drucker benutzten die A. auch zum öffentlichen Aushang, um das Erscheinen des Werks anzuzeigen.

Aushebung (frz. recrutement) heißt aus den der Militärpflicht unterworfenen jungen Leuten nach vorhergegangener Musterung, d. h. Untersuchung und Rangierung, die zum Militärdienst Geeigneten in der zur Deckung des Ersatzbedarfs notwendigen Anzahl auswählen. Vorausgesetzt wird, daß in dem betreffenden Staate die allgemeine oder beschränkte Wehrpflicht der Staatsangehörigen Gesetz ist. Die A. findet unter regelmäßigen Verhältnissen alljährlich zu bestimmten Terminen statt. Während die Ersatzbehörde niederer Instanz (im Deutschen Reiche die Ersatzkommission, in Österreich-Ungarn die Stellungskommission) die Musterung besorgt, fällt der nächsthöhern Instanz (im Deutschen Reiche die Ober-Ersatzkommission, in Österreich-Ungarn die Überprüfungskommission) das eigentliche Geschäft der A. zu.

Im Deutschen Reiche ist die A. durch die «Deutsche Wehrordnung» vom 28. Sept. 1875 geregelt. Nicht ausgehoben werden 1) die definitiv Unbrauchbaren, 2) die mit geringern körperlichen Fehlern Behafteten und die wegen häuslicher Verhältnisse Unabkömmlichen, sowie 3) was an brauchbarer Mannschaft über die Ersatzquote hinausschießt (durch das Los zu bestimmen). Für die Kategorien ad 2 und 3 bleibt eine beschränkte Dienstverpflichtung (in der Regel nur für den Kriegsfall) bestehen. Zum freiwilligen Eintritt Angemeldete entgehen der A. Vorübergehend Unbrauchbare und Überzählige können auch zu einem spätern Aushebungstermin zurückgestellt werden. In einzelnen Staaten gestattet das Wehrgesetz noch immer den Loskauf oder die Stellvertretung der Ausgehobenen (s. Konskription; vgl. ferner Ersatz und Wehrpflicht).

Auskeilen oder Ausspitzen nennt man im Bergbau das Aufhören einer Lagerstätte, Gebirgsschicht u. s. w. in der Weise, daß deren parallele Begrenzungsflächen (Hangendes und Liegendes oder Dach und Sohle) sich der Streich- oder Fallrichtung der Lagerstätte nacheinander nähern und endlich zusammenlaufen und sich schließen.

Ausklauben, eine Operation der metallurgischen Technik, durch welche Erze von dem unhaltigen Gestein getrennt werden. Es geschieht meist mittels des Schlägels durch Handarbeit.

Auskultation (lat.), d. h. kunstgemäßes Horchen, nennt man diejenige ärztliche Untersuchungsmethode, bei welcher der Arzt die im Körper des Kranken entstehenden Töne und Geräusche wahrnimmt und unterscheidet, um daraus auf den normalen oder krankhaften Zustand der innern Teile zu schließen. Die A. bildet mit der Perkussion (s. d.) zusammen sowohl einen Hauptfortschritt wie Hauptunterschied der neuern Medizin von der alten, obgleich diese auch schon einzelne wichtige Zeichen (z. B. Röcheln in den Luftwegen, pfeifendes Atmen und bellenden Husten beim Krupp) von weitem durch Gehör unterschied. Laennec erfand zuerst (1816) die Kunst, durch Anlegen des Ohrs an den Körper oder durch ein zwischen beide angebrachtes Hörrohr (Stethoskop, s. d.) Geräusche und Töne im Innern des Körpers zu unterscheiden. Ersteres nennt man die unmittelbare A., letzteres die mittelbare oder die Stethoskopie. Man unterscheidet auf diese Weise 1) Töne und Geräusche im Herzen und den großen Gefäßen, 2) Töne und Geräusche in den Atmungswerkzeugen, 3) das Stoßen oder Reiben fester Körper aneinander, z. B. das Knistern gebrochener Knochenenden, das Klappen der an einen Blasenstein anschlagenden Steinsonde, das Reiben rauher Stellen im Herzbeutel oder Rippenfell u. s. w. Die vernommenen Töne und Geräusche sind entweder normale (dem gesunden Körper eigene) oder krankhafte. In vielen Fällen sind letztere so bezeichnend, daß sie allerdings an sich schon eine Diagnose vorhandener Krankheiten begründen können. In andern Fällen, und zwar in den meisten, ist aber eine genaue Beachtung und Benutzung beider Klassen (der normalen wie der krankhaften), sowie außerdem aller andern Zeichen und eine Zurückführung derselben auf die Sätze der patholog. Anatomie nötig, welche letztere Wissenschaft überhaupt die unentbehrliche Voraussetzung für eine nutzbare Anwendung der A. bleibt. Auch gehört zu dieser Kunst ein feines Ohr, eine tüchtige Einschulung und stete Übung. Die A. wurde zuerst in Frankreich allgemein; späterhin ist sie aber durch die wiener und prager Schule, besonders durch Skoda und dessen Schüler sehr vervollkommnet und den deutschen Ärzten zugänglich geworden. Die beiden klassischen Werke darüber sind: Laennec «Von den Krankheiten der Lunge und des Herzens und der mittelbaren A.» (deutsch, Lpz. 1832), und Skoda, «Über Perkussion und A.» (6. Aufl., Wien 1864). Die neuern Ergebnisse der A. behandelt ausführlich P. Niemeyer im «Handbuch der theoretischen und klinischen Perkussion und A.» (2 Bde., Erlangen 1868—71) und «Grundriß der Perkussion und A.» (Erlangen 1871).

Auskultator (lat.) oder auch Auditor (s. d.), Zuhörer, Titel derjenigen Mitglieder eines Beamtenkollegiums, die den Verhandlungen des Kollegiums zur Ausbildung zwar beiwohnen, aber bei nicht mitstimmen können. In Preußen führten bis zum Gesetz vom 6. Mai 1869 den Namen die jenigen, welche nach abgelegtem ersten Examen die richterliche Laufbahn bei irgend einem Richterkollegium antraten. Seitdem gibt es in Preußen keine A. mehr, vielmehr werden diejenigen, welche nach zurückgelegtem dreijährigen Rechtsstudium auf einer Universität die erste Prüfung bestanden haben, zu Referendarien (s. d.) ernannt.

Auskultieren, s. Auskultation.

Ausland bedeutet im Gegensatze zu dem In- lande das fremde Staatsgebiet. Der frühere Sprach- gebrauch in Deutschland nannte Inländer nur die Staatsangehörigen des eigenen Landes. Nach dem- selben hielt sich ein Preuße, der in Bayern woh- oder ein Württemberger, der in Sachsen wo im Auslande auf. Seit der Gründung des D schen Reichs hat der Sprachgebrauch eine Ände erfahren, indem das Gebiet des Reichs für alle D schen (Preußen, Bayern, Sachsen, Württem u. s. w.) Inland ist. A. heißt daher für die D schen auch im Sinne des Strafgesetzes (§. 8) das nicht zum Deutschen Reiche gehörige Gebi

Die im A. begangenen Verbrechen werd neuerer Zeit in den Kulturstaaten in immer we Umfange bestraft, jedenfalls dann, wenn sie d ländische Rechtsgüterwelt gefährden oder ver sofern nicht ein unparteiisches, dem Inlande gend erscheinendes Strafverfahren im A. statt Vor allem hat der Staat die Aufgabe, seine S heit und Existenz gegen vom A. kommende An nicht minder die Integrität des Münzverkehr eins der wichtigsten internationalen Rechtsgü schützen; er hat auch das Recht, Verbrechen im A. amtierenden Beamten und solche geg damit dieselben nicht straflos bleiben, zu be

die in der Theorie die verschiedensten, teils sehr weitgehenden Systeme aufgestellt worden sind, die sich [illegible] an vorderhand noch vielfach maßgebende Auslieferungsbeschränkungen (z. B. hinsichtlich der Inländer und sog. politischen Verbrecher) anlehnen, bestehen auch in den einzelnen Gesetzgebungen noch die weitgehendsten Verschiedenheiten. Einzelne [illegible] nur in wenigen Fällen Bestrafung der im A. von Inländern begangenen Verbrechen (so England und Nordamerika); andere lassen den Inländer, wo immer er ein Verbrechen begangen hat, den inländischen Strafgesetzen unterstehen; andere schützen nur heimische Rechtsgüter und ihre Angehörigen auch im A.; wenige (wie Österreich) gehen noch weiter, indem sie das Prinzip der Weltstrafrechtspflege billigen.

Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch scheidet zwischen den im A. begangenen Verbrechen und Vergehen der Inländer und der Ausländer. Der Inländer soll verfolgt werden können (§. 4): a) wegen einer hochverräterischen Handlung gegen das Reich oder einen Bundesstaat, wegen Münzverbrechen, wegen einer in der Stellung als Beamter des Reichs oder eines Bundesstaats begangenen Handlung, die nach den Gesetzen des Deutschen Reichs als Verbrechen oder Vergehen im Amte anzusehen ist; b) wegen einer landesverräterischen Handlung gegen das Deutsche Reich oder einen Bundesstaat oder wegen Beleidigung gegen einen Bundesfürsten; c) sonst nur, wenn die Handlung nach Reichsgesetzen als Verbrechen oder Vergehen anzusehen und durch die Gesetze des Orts, an welchem sie begangen wurde, mit Strafe bedroht ist; ferner (§. 5) wenn die Handlung nicht im A. zu einer Freisprechung geführt hat oder im Fall der Verurteilung durch völlige Verbüßung gesühnt, oder nach den Gesetzen des Auslandes wegen Verjährung oder sonst straflos geworden ist, endlich wenn der etwa nach dortigen Gesetzen erforderliche Antrag gestellt würde. Über die Frage, ob der Thäter In- oder Ausländer ist, entscheidet in der Regel der Augenblick der Begehung der That. Ist jedoch jemand erst nach Begehung der That Inländer geworden, so kann infolge eines Antrags der zuständigen Behörde des betreffenden Landes Verfolgung eintreten, wobei das ausländische Strafgesetz, soweit dieses milder, anzuwenden ist. Dagegen kann ein Ausländer nur in den unter a genannten Fällen zur Rechenschaft gezogen werden, wobei zu bemerken ist, daß einem in den Dienst des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats eintretenden Ausländer durch besondern Vorbehalt seine Eigenschaft als Ausländer gewahrt werden kann (§. 9 des Gesetzes über den Erwerb der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870). Nach dem Militärstrafgesetzbuch (§§. 7, 155) sind strafbare Handlungen, welche von Militärpersonen oder sonst in irgend einem Dienst- oder Vertragsverhältnis bei dem kriegführenden Heere sich befindenden, ihm folgenden Personen im A. begangen werden, ebenso zu bestrafen, als wenn dieselben im Bundesgebiete begangen wären. Ferner ist (§. 160) jeder Ausländer oder Deutsche, welcher während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Kriegs auf dem Kriegsschauplatze sich einer der im Militärstrafgesetzbuch §§. 57—59 und 134 vorgesehenen Handlungen schuldig macht, zu bestrafen, nicht minder (§. 161) jeder Ausländer oder Deutsche, welcher in einem von deutschen Truppen besetzten ausländischen Gebiete gegen jene oder Angehörige derselben, oder gegen eine auf Anordnung des Kaisers eingesetzte Behörde eine nach den Reichsgesetzen strafbare Handlung begeht. Weitere Bestimmungen finden sich in den auf den Seeverkehr bezüglichen Gesetzen (z. B. Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872, §§. 81—100) und in dem Nachdrucksgesetze vom 11. Juni 1870 sowie in den Urheberrechtsgesetzen vom 9., 10., 11. Jan. 1876. Im A. begangene Übertretungen sind nur dann strafbar, wenn dies durch besondere Gesetze oder durch Verträge angeordnet ist. Eine im A. vollzogene Strafe ist, wenn wegen derselben Handlung im Inlande abermals eine Verurteilung erfolgt, auf die zu erkennende Strafe in Anrechnung zu bringen. Ist ein Deutscher im A. wegen eines Verbrechens oder Vergehens bestraft worden, welches nach den Reichsgesetzen den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte überhaupt oder einzelner Ehrenrechte zur Folge hat oder haben kann, so ist (Strafgesetzbuch, §. 37) ein neues Strafverfahren zulässig, um auf jene Folge gegen den in diesem Verfahren für schuldig Erklärten zu erkennen.

Für Frankreich enthält bezügliche Bestimmungen das Gesetz vom 27. Juni 1866; für Belgien die Strafprozeßordnung vom 17. April 1878; für Österreich das Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852, §§. 36—41; für Ungarn das Strafgesetzbuch von 1878, §§. 7—16.

Vgl. Berner, «Wirkungskreis des Strafgesetzes nach Zeit, Raum und Personen» (Berl. 1853); Bar, «Das internationale Privat- und Strafrecht» (Hann. 1862); von Rohland, «Das internationale Strafrecht» (Abteil. 1, Lpz. 1877); Fiore, «Traité du droit pénal international et de l'extradition» (von Charles Antoine, Par. 1880); «Bulletin de la Société de législation comparée» (Juni 1880); Goddyn und Mahiels, «Le droit criminel belge au point de vue international» (Brüss. u. Par. 1880); Goos, «Den danske Strafferet» (Kopenh. 1875).

Ausländer, von Pflanzen, s. unter Art.

Auslaugen heißt aus einem Gemenge von Körpern einen bestimmten Gemengteil durch ein Auflösungsmittel (gewöhnlich Wasser) wegnehmen, wobei die entstehende Auflösung (Lauge) das gewünschte Produkt ist und das übrigbleibende (der Rückstand) meist als wertloser Abfall gilt. So wird die Holzasche ausgelaugt, um die darin enthaltene Pottasche zu gewinnen; in den Alaun- und Vitriolfabriken werden die gerösteten und verwitterten Erze, in der Sodafabrikation die Rohschmelzen ausgelaugt u. s. w. Als Hauptaufgabe beim A. ist zu betrachten: den Rückstand von allem Löslichen vollständig zu erschöpfen und dabei so wenig, wie irgend möglich später zu verdampfendes Lösungsmittel anzuwenden. Beides erreicht man durch systematisches A., bei welchem die entstehenden verdünnten Laugen mit reichhaltigerm Material nach und nach zusammengebracht und schließlich durch frisches passiert werden, während man reines Wasser nur zur letzten Behandlung des fast vollständig erschöpften Rückstandes verwendet. Ein Apparat, welcher sich vorzüglich zum A. eignet, ist von Shank konstruiert (s. u. Soda). Manche gebrauchen den Ausdruck A. als gleichbedeutend mit Auswaschen. Wenngleich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Operationen nicht besteht, so sollte man den Ausdruck A. doch nur da gebrauchen, wo das Produkt eine Lauge ist. Unter den Gestein zerstörenden Prozessen ist derjenige der Auslaugung einer der wirkungsvollsten. Er beruht auf der auflösenden, zersetzenden und wegführenden Kraft des atmosphärischen,

Kohlensäure und Sauerstoff haltenden Wassers. Dieses dringt auf Klüften, Rissen und Haarspalten in das Innere der Gesteine, von denen keins bekannt ist, welches im Stande wäre, den einsickernden Gewässern einen absoluten Widerstand entgegenzusetzen. Auf seinem Wege löst es eine Anzahl der Gesteinsbestandteile direkt auf (Salz, Gips, Kalk, Dolomit), während es andere mit Hilfe seines Sauerstoffgehalts erst in lösliche Oxyde (so die Schwefelmetalle in schwefelsaure Metallsalze) umwandelt, noch andere, so gewisse Silikate, mittels seiner Kohlensäure zersetzt und teilweise in Carbonate umgestaltet, welche es dann fortführt. Auf diese Weise werden den Gesteinen enorme Mengen von Mineralsubstanz entzogen und durch die Quellen an die Erdoberfläche geschafft. Enthalten diese doppeltkohlensauren Kalk, so nennt man sie hart, enthalten sie Kochsalz, so sind es Solquellen, führen sie endlich Carbonate oder Sulfate von Magnesia, Natron, Kali oder Eisen sowie Jod oder Brom, so sind es unsere zu Heilzwecken benutzten natürlichen Mineralwasser. Infolge dieser Auswaschungen können unter der Erdoberfläche Hohlräume von größern oder geringern Dimensionen gebildet werden, die, sobald ihre Wandungen dem Druck der auf ihnen lastenden Schichten nicht mehr zu widerstehen vermögen, durch ihren Zusammenbruch Veranlassung zur Entstehung von oft trichterförmigen, sich mit Wasser füllenden Vertiefungen werden. Manche wollen auch gewisse Formen des Erdbebens auf solche Zusammenbrüche zurückführen.

Ausleerung (Evacuatio, Excretio) nennt man die Entfernung von abgesonderten oder in den Körper gelangten Stoffen durch die natürlichen Öffnungen des Körpers, im engern Sinne die Stuhlentleerung. Das Aussehen und die physik.-chem. Beschaffenheit der ausgeleerten Stoffe ist für die diagnostische Beurteilung der meisten Krankheiten von der größten Bedeutung.

Ausleerende Mittel oder Evacuantia werden die zur A. benutzten Heilmittel genannt, also besonders Brech- und Abführmittel, harn- und schweißtreibende und auswurfbefördernde Mittel. Dieselben wirken teils dadurch, daß sie die den Ausleerungsakten vorstehenden Muskelpartien (z. B. die des Darmkanals zum Zweck der Stuhlentleerung) in Thätigkeit versetzen, teils dadurch, daß sie die betreffenden Absonderungen vermehren und flüssiger machen, teils dadurch, daß sie die Kanäle und Mündungen schlüpfriger, geschmeidiger und schlaffer machen und so den Widerstand derselben verringern.

Die ausleerende Heilmethode (Evacuatio), welche in der ältern Medizin infolge der herrschenden humoral-pathologischen Anschauungen eine sehr ausgedehnte und oft mißbräuchliche Anwendung fand, wird von der modernen Medizin nur noch in einzelnen Fällen benutzt.

Auslegung, s. Exegese und Interpretation.

Auslese heißt der Wein, der aus den schönsten und reifsten Trauben, welche besonders gelesen und sortiert werden, gekeltert wird. Für Auslesweine läßt man gewöhnlich die beginnende Edelfäule der Beeren eintreten. (S. auch Ausbruch.)

Auslieferung im staats- und völkerrechtlichen Sinne ist die Überlieferung eines Individuums von seiten des Aufenthaltsstaats an den verfolgenden Staat zu strafgerichtlicher Beurteilung und Behandlung. Die Frage über Auslieferungspflicht und Asylrecht war früher in der Theorie und in der Praxis der Gesetzgebung sehr verschieden betrach und entschieden worden. In neuerer Zeit hat sich aber die Ansichten bedeutend genähert. absolutes Asylrecht ist im Widerspruch mit dem gemeinen Interesse aller Völker, daß schwere V brechen gestraft werden, und mit der wechselseitig Verpflichtung aller Staaten, einander in der Ha habung der Gerechtigkeit behilflich zu sein. E absolute Auslieferungspflicht ist aber ebenso we ausführbar und empfehlenswert, solange die Ha habung der Justiz in den verschiedenen Staa noch sehr verschieden und die Garantien für e gute Rechtspflege noch ungleich und unvollkomm sind. Das Institut für Völkerrecht hat in Sitzung zu Oxford 1880 sich meist einstimmig f folgende Hauptgrundsätze ausgesprochen, we auch der heute geübten Staatenpraxis größtent entsprechen: Die A. wegen gemeingefährlicher V brechen, die in beiden Staaten mit schwerer Str bedroht sind, ist auch ohne besondere Staatsv träge völkerrechtliche Pflicht; mit dem Vorbeh selbständiger Prüfung des Falls durch den a liefernden Staat und in der Voraussetzung ei geordneten und unparteiischen Justiz in dem Staa welcher die A. begehrt. Die in vielen Gesetzen v geschriebene Nichtauslieferung der Inländer h keinen genügenden Grund und darf nicht bis Straflosigkeit schwerer Verbrecher mißbraucht we den. Ausnahmsweise findet wegen polit. Verbrech keine Pflicht zur A. statt, weil die Verfassungen d Staaten verschieden sind und es Sache jeden Staat ist, selber für sein öffentliches Recht zu sorgen, u weil die Garantien für eine unparteiische Rech pflege während polit. Parteikämpfe geringer s als bei der gewöhnlichen Strafjustiz. Sind a polit. mit gemeinen Verbrechen verbunden, so n die Weigerung der A. nicht schon durch diese V bindung gerechtfertigt; wohl aber ist dieselbe bedingungsweise und mit Vorsicht zuzugestehen. A. ist sehr oft durch besondere Staatsverträge regelt, nicht ohne mancherlei Widersprüche, w ein allgemein gutgeheißener Normalvertrag wünschbar erscheint. Das Deutsche Reich hat Auslieferungsverträge mit den Vereinigten S ten von Amerika (22. Febr. 1868), Italien (3 1871), Großbritannien (14. Mai 1872), S (24. Jan. 1874), Belgien (24. Dez. 1874), burg (9. März 1876), Brasilien (17. Sept. Schweden und Norwegen (19. Jan. 187 Spanien (2. Mai 1878). Vgl. Heffter, «Das Völkerrecht» (7. Ausg., bearb. von Geffcken 1881). Über A. der Deserteure s. Kartel

Auslobung ist die öffentliche Bekanntm durch die demjenigen, welcher eine bestimm stung machen werde, eine Gegenleistung chen wird, z. B. Ausschreibung einer P gabe, Aussetzung eines Finderlohns, ei lohnung für Entdeckung von Verbrechern setzung einer Prämie öffentlich auftretende nasten an den Sieger für ihre eigene Be Versprechen einer Prämie seitens eines Ka für denjenigen, der die Ungenügendheit ein nachweisen werde. Das Recht auf die a Belohnung wird nur durch eine mit Bezie die A. geschehene, den festgesetzten Erfor derselben entsprechende Leistung erworben. ruf von seiten des Auslobers muß ebenso erfolgen als die A. und verpflichtet zur E gung für schon geschehene Schritte vorschrift

Ausführung, falls nicht der Widerruf innerhalb bestimmter Frist von vornherein vorbehalten oder, wie nach preuß. Rechte, gesetzlich gestattet ist. Erfolgt die Leistung seitens mehrerer, so ist die zugesagte Summe der Regel nach nur an den zuerst Erscheinenden zu bezahlen. Über A. im Sinne der Abfindung s. Abfindung.

Ausnahmegesetze sind zunächst solche in dem allgemein anerkannten Rechte enthaltene Bestimmungen, die eine Ausnahme von sonst gültigen Regeln, ein jus singulare, vorbehalten, z. B. daß Minderjährige, in Widerspruch mit dem Satze «was gehandelt ist, ist gehandelt», gegen lästige Veräußerungen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand erlangen. Man versteht unter A. aber auch Verfügungen der höchsten Exekutivgewalt, durch welche aus dem Anlasse eines wirklichen oder vorgeblichen Notstandes verfassungsmäßige Rechte suspendiert werden. Hierauf kam schon im alten Rom hinaus die Ernennung eines Diktators, ingleichen der Erlaß eines Senatusconsultum extraordinarium, durch das den Konsuln eine ganz diskretionäre Gewalt eingeräumt wurde. Aus den neuern Zeiten sind als Ausnahmemaßregeln zunächst die zahlreichen Beispiele einer offenen oder verdeckten Kabinettsjustiz anzuführen, durch welche Angeschuldigte den gewöhnlichen Gerichten entzogen und entweder ohne alles Urteil auf bloße Lettres de cachet (s. d.) eingesperrt oder vor ein Ausnahmegericht von eifrigen Anhängern der bestehenden Gewalt gestellt und summarisch abgeurteilt wurden. Solche Ausnahmegerichte waren unter den Stuarts die Sternkammer (s. d.), in Frankreich die Chambres ardentes (s. d.), unter Napoleon I. die verhaßten Prevotalgerichte (s. d.) zur Unterdrückung des Schleichhandels und aller Emeuten. In England begründet die Suspension der Habeascorpusakte ebenso ein Ausnahmerecht. Andere Ausnahmeverfügungen betreffen entweder einzelne Körperschaften oder Parteien, wie z. B. das Gesetz des deutschen Reichs, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1872, das Reichsgesetz vom Mai 1874, betreffend die unbefugte Ausübung von Kirchenämtern (s. Ausweisung), und das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 22. Okt. 1878; oder sie treffen den gesamten öffentlichen Zustand, so die Aufhebung gewährleisteter Freiheiten, wie z. B. ge... der Grundrechte der deutschen Bundesakte durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819, ferner die Verkündigung des Martialgesetzes mit der Wirkung des Belagerungs- oder Kriegszustandes (über den Kriegszustand nach Deutschem Reichsrechte vgl. Art. 68 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871 und §. 30 des Reichspreßgesetzes vom 7. Mai 1874), die Proklamierung des Standrechts, die Suspension oder selbst Aufhebung von rechtlich bestehenden, die eigenmächtige Oktroyierung von neuen Verfassungen. Alle derartigen Maßregeln sind immer bedenklich und gefährlich, weil sie die Ohnmacht der normalen Rechtsordnung voraussetzen und leicht zu Parteizwecken und zur Tyrannei mißbraucht werden können; aber sie sind in Notfällen ebenso unvermeidlich wie ungewöhnliche Beschränkungen, welche man der Freiheit eines Fieberkranken auferlegt. Notwendig ist es, durch das Gesetz selber die Ausnahmefälle vorzusehen und für außerordentliche Vollmachten durch ein Zusammenwirken der verfassungsmäßigen Organe zu sorgen, unter ernster Verantwortlichkeit derer, welche die Ausnahmegewalt ausüben.

Ausoner (Ausŏni) war der Name einer Völkerschaft, welche ein Zweig des latin. Stammes der alten Italiker war und im südwestl. Italien und namentlich im nachmaligen Campanien ihre Wohnsitze hatte. Andere halten die A. für einen von der calabrischen Seestadt Uzentum benannten Volksstamm des südl. und mittlern Italien, der sich lange gegen den nachdrängenden latin. Stamm in Campanien hielt und zuletzt als Aurunker den röm. Waffen unterlag.

Ausŏnia ist zunächst der Name für das Land der Ausoner (s. d.), wird von Dichtern (Virgil, Ovid) aber auch für die ganze Halbinsel Italien gebraucht. — A. ist ferner der Name des 63. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Ausonius (Decimus Magnus), der berühmteste röm. Dichter des 4. Jahrh. n. Chr., geb. zu Burdigala (Bordeaux) um 309, ein Sohn des nachmaligen Leibarztes des Kaisers Valentinian I., Julius A., war zuerst Sachwalter in seiner Vaterstadt, später Lehrer der Grammatik und der Beredsamkeit daselbst. Valentinian übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Gratian und ernannte ihn zum Comes und Quästor sacri Palatii. Als nach Valerians Tod (375) Gratian der regiernde Kaiser des Occidents geworden war, erhielt A. von seinem einstigen Schüler die Präfektur und (379) das Konsulat. Wohl seit dem Tode Gratians lebte A. auf einem Landgute bei Burdigala seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um 392. Einige haben behauptet, daß er Heide gewesen sei; dies läßt sich jedoch mit seiner Stellung zu den Kaisern Valentinian und Gratian nicht vereinigen. Freilich ist sein Christentum ein sehr oberflächliches. Man hat von ihm außer andern Dichtungen namentlich Epigramme, Parentalia (auf gestorbene Verwandte); dann eine Reihe Gedichte auf «professores Burdigalenses», 20 sog. «Idyllia», d. h. kleine Gedichte, unter denen die «Mosella», eine in mancher Hinsicht anziehende und lehrreiche Beschreibung und Verherrlichung des Thals der Mosel, das berühmteste, der «Cento nuptialis» der Schlüpfrigkeit halber das berüchtigtste ist, das «Eclogarium», allerlei in Verse gebrachte Kapitel vorzugsweise astron. und kalendarischen Inhalts, endlich Briefe in Versen; außerdem einen in Prosa verfaßten, schwülstigen und mit Schmeicheleien angefüllten «Panegyricus» auf den Kaiser Gratian. Seine Gedichte tragen die Kennzeichen des gesunkenen Geschmacks jener Zeit, und nur selten tritt ein Zug höherer dichterischer Begabung hervor. Doch verraten sie große formelle Gewandtheit und sind dabei stofflich höchst interessant, da sie ein reiches Bild seiner Zeit gewähren. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Scaliger (Lyon 1575), Tollius (Amsterd. 1669 u. 1671) und Souchay (Par. 1730). Die «Mosella» gaben besonders, mit deutscher Übersetzung, Troß (Hamm 1821 u. 1824) und Böcking (Berl. 1828; Bonn 1845) heraus.

Auspex (lat., Plur. auspĭces), der Vogelschauer, soviel wie Augur (s. d.).

Auspfänden, s. Pfändung.

Auspitz, Stadt im südl. Mähren, Sitz einer Bezirkshauptstadt, liegt unweit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, 30 km südlich von Brünn, und zählt (1880) 3302 größtenteils deutsche E., die Landwirtschaft und Handel mit landwirtschaftlichen Produkten

treiben. Der Wein aus der Umgebung, schon im 14. Jahrh. geschätzt, geht größtenteils nach Böhmen und Schlesien. Die Viehmärkte in A., früher die bedeutendsten in Mähren, sind jetzt in Abnahme gekommen. — Der Bezirk A. umfaßt 747,53 qkm mit 69 710 E.

Auspizien (lat. auspicia) nannten die Römer die Ausschau nach den Anzeichen des Willens der Götter, sowie auch diese selbst, sofern dieselben namentlich aus der Beobachtung der Vögel entnommen wurden; s. unter Augurn. Im allgemeinen bezeichnet man auch mit A. die Aussichten auf den Erfolg einer Sache überhaupt, mögen dieselben gut oder schlimm sein. Auspizieren, wahrsagen; auspiziös, vorbedeutend.

Ausradung, s. unter Abfindung.

Ausrüstung hat in der militärischen Sprache eine mehrfache Bedeutung. Zur A. des einzelnen Mannes rechnet man entweder die sämtlichen materiellen Gegenstände, mit welchen derselbe ausgestattet ist, oder man trennt Bewaffnung, Bekleidung und A.; letztere umfaßt dann die Kopfbedeckung (als Helm, Käppi, Czapka), Schutzwaffen (Küraß, Epauletten), Säbelgehenk, Tornister, Brotbeutel, Patrontasche, Kochgeschirr, Feldflasche, Schanzzeug, Signalinstrumente, beim Reiter Mantelsack, Pack-, Hufeisentaschen u. s. w. Die A. des Pferdes besteht aus dem Zaumzeug, Sattelzeug und eventuell der Beschirrung; auch trägt dasselbe einen Teil der A. des Reiters. Die A. einer Truppenabteilung umfaßt das Personal, die Pferde, die A. des Mannes und Pferdes, die Fahrzeuge mit ihrer Beladung, bei der Artillerie die Geschütze, bei den Pontonieren das Brückenmaterial u. s. w.; oft wird aber nur das tote Material als A. bezeichnet. Zur A. einer Armee oder größern Armeeabteilung gehören die Vorkehrungen zur Fortschaffung der Reservemunition, der Vorräte an Lebensmitteln und Fourage, die Mittel zur Ausübung der Krankenpflege u. s. w. — Die A. eines Schiffs umfaßt alle diejenigen Gegenstände, welche es nötig hat, in See zu gehen und eine längere Reise zu machen; dazu gehören Segel, Tauwerk, Anker, Instrumente, Proviant und alles Inventar und Material, dessen ein Schiff, wenn es im Hafen still liegt, nicht bedarf. — Die A. einer Festung wird gewöhnlich als Armierung derselben bezeichnet. (S. Armieren.) A. ist auch der Akt des Ausrüstens selbst.

Aussaat nennt man die Verbreitung der Pflanzen durch Samen, Sporen und andere zur Fortpflanzung bestimmte Zellen; dieselbe geschieht in sehr verschiedener Art. Eine gewöhnlich als natürliche A. bezeichnete Verbreitung findet bei denjenigen Pflanzen statt, die sich selbst überlassen bleiben, also bei den sog. wildwachsenden, entweder durch zweckmäßige Verbreitungseinrichtungen von der Pflanze selbst oder durch mannigfache Einwirkung der Außenwelt. Bei der großen Mehrzahl der Pflanzen werden die Samen, Sporen u. s. w. nur auf verhältnismäßig geringe Entfernungen hin ausgestreut, indem die Verbreitung durch die Mutterpflanze selbst vollzogen wird. Der einfachste hierher gehörende Fall der natürlichen A. ist das Herabfallen der Früchte, Samen u. s. w. auf den Boden, nachdem durch die Reife ein Ablösen derselben von der Mutterpflanze eingetreten ist; so ist es z. B. bei sehr vielen Gräsern, bei den Buchen, Eichen u. s. w. Hierbei kommen natürlich die Samen direkt unter die Pflanze zu liegen, vorausgesetzt, daß sie nicht
durch die Einwirkung äußerer Kräfte, wie dur
starke Winde hinweggeführt werden. Jedoch kar
die Pflanze durch zweckmäßige Einrichtungen ih
Samen auch außerhalb ihrer allernächsten Umg
bung aussäen, indem sie dieselben bei der Reife m
oft bedeutender Kraft von sich schleudert. Es e
stieren hierzu die mannigfaltigsten Einrichtunge
so werden z. B. bei verschiedenen Hülsen- und Sch
tenfrüchten die Samen bei der Reife durch plötzli
eintretendes uhrfederartig oder schraubenförmig
Zusammenziehen der Hülsen, beziehungsweise Sch
ten herausgeschleudert; ähnliches findet statt b
den Früchten des Rührmichnichtan (Impatiens No
litangere). Auch bei vielen Sauerkleearten (Oxa
lis) bestehen ziemlich komplizierte Einrichtunge
vermöge deren die Samen bei der leisesten Berü
rung der Früchte mit großer Kraft fortgeschleude
werden. Bei der Spritzgurke (Ecbalium Elate
rium) findet während der Ablösung der Frucht vo
der Mutterpflanze ein plötzliches Herausspritzen de
darin enthaltenen Samen statt. Auch bei einige
Pilzen wird die Verbreitung der Sporen durc
Wegschleudern bewirkt, so z. B. bei dem sehr häu
figen Schimmelpilze Mucor (s. d.).

Aber nicht bloß das Ausstreuen der Samen be
fördert die Verbreitung, sondern auch das Eindrin
gen derselben in die Erde, und auch in dieser Be
ziehung sind bei einigen Pflanzen sehr zweckmäßig
Einrichtungen vorhanden; so besitzen z. B. die Sa-
men vieler Erodium-Arten (s. Erodium) eine
korkzieherartig gewundene Granne, die infolge star-
ker Hygroskopizität (Eigenschaft, Wasserdampf aus
der Luft anzuziehen) bei Witterungswechsel sich auf-
und einrollen kann und so ein Einbohren der Sa-
men in den Boden bewirkt; ganz ähnliche Verhält-
nisse finden sich bei einer Anzahl Gräser, z. B. bei
verschiedenen Haferarten, bei dem Federgras
(Stipa) u. s. w.

Bei der Verbreitung der Samen und Sporen
durch das Eingreifen der Außenwelt kommen haupt-
sächlich die Windströmungen in Betracht. An den
Samen und Früchten sehr vieler höherer Pflanzen
sind die verschiedenartigsten Einrichtungen getrof-
fen, um das Wegführen derselben durch den Win
möglich zu machen. Man nennt derartige Einrich
tungen gewöhnlich «Flugorgane». Die bekanntesten
derselben sind die Haar- und Federkronen vieler
Kompositen, die Haarschöpfe an den Samen de
Weiden, Pappeln, Anemonen, Waldreben (Clema-
tis), ferner die flügelartigen Ansätze an den Früch
ten der Ulmen, Eschen, Ahorne und an den Samen
der meisten Nadelhölzer. Sehr kleine Samen, wi
die der Orchideen, ebenso die große Mehrzahl de
Sporen von Pilzen und höhern Kryptogamen sin
meist von so geringem Gewichte, daß sie auch ohn
derartige «Flugorgane» mit Leichtigkeit vom Wind
sehr weit hinweggeführt werden können.

Die Sporen fast sämtlicher Algen, ebenso die
Samen und Früchte vieler Wasserpflanzen werden
ausschließlich durch Wasserströmungen verbreitet;
auch können die Samen mancher Landpflanzen au
den Bächen, Flüssen sowie durch die Meeresströ-
mungen auf weite Strecken fortgeführt werden.
Einen nicht minder wichtigen Faktor bei der natür
lichen A. bilden die Tiere und zwar vorzugsweise
die Vögel. Samen, die durch Tiere verbreitet wer-
den, sind gewöhnlich mit Haken, Borsten u. dgl.
versehen. So sind die Früchte vieler Doldenpflan-
zen (z. B. der Möhren), Rubiaceen (z. B. Galium

Aparine), ferner mancher Boragineen (z. B. Cynoglossum officinale) mit gekrümmten oder an der Spitze widerhakigen Borsten versehen, sodaß sie in dem Haar- oder Federkleide der Tiere hängen bleiben. Die Verbreitung der Mistel (Viscum album), die als Schmarotzer auf vielen Bäumen lebt, wird vorzugsweise von den Vögeln besorgt, indem die weißen saftigen Beeren von denselben gefressen und so die in den Beeren enthaltenen Samen nach einer Wanderung durch den Darmkanal der Vögel auf andere Bäume übergeführt werden. Auf ähnliche Weise werden auch viele andere Samen, die mit fleischigen Hüllen versehen sind und deshalb von Tieren gefressen werden, verbreitet.

Als **künstliche** A. bezeichnet man die auf rein mechanische Weise durch die Thätigkeit des Menschen geschehende Verbreitung der Pflanzen. Diese wird vorzugsweise bei solchen Gewächsen angewandt, an deren Kultur der Mensch ein besonderes Interesse hat. (S. Säen.)

Aussatz (erst seit dem 14. Jahrh., vorher Miselsucht), auch **Maalzei** oder **Lepra** genannt, bezeichnet bei den ältern Ärzten eine Menge von langwierigen, entstellenden und mit abschreckenden Hautausschlägen oder Geschwüren verbundenen Krankheiten, welche man für ansteckend hielt, sodaß man die davon Befallenen von der bürgerlichen Gesellschaft ausschloß, aus den Städten verjagte, also aussetzte, daher der Name **Aussätzige** oder **Sondersieche** (Leprosen). Als im Mittelalter die Zahl solcher Kranken zunahm, gründete man für sie besondere **Aussatzhäuser** (Leproserien), d. h. Hospitäler, in welchen diese Kranken verwahrt und gepflegt wurden. Vieles, was man ehedem zum A. gerechnet hat, mag wohl jetzt zu den syphilitischen oder skrofulösen Krankheitsformen gerechnet werden. Aber auch jetzt bleiben noch Krankheiten übrig, welche man unter den obigen Namen als lepröse Krankheitsformen begreift. Sie kommen hauptsächlich in Küstenländern unter der ärmern und elendern Volksklasse einheimisch (endemisch) vor. Dahin gehören besonders die tropischen Aussatzkrankheiten (in Ost- und Westindien, Brasilien, Surinam u. s. w.), ferner die Aussatzformen in der Levante und Arabien, in Südeuropa, z. B. die Krimsche Krankheit, die Lova in Griechenland, die Falcadine in Dalmatien, die Asturische Rose, der Galicische Aussatz in Nordspanien u. s. w. In Nordeuropa sind hierher zu rechnen: das norweg. Spedalske Sigdom, die Liktraa in Island, vielleicht auch die Radesyge Skandinaviens und die Dithmarsche Krankheit Holsteins. Zweifelhafter bleibt, ob das Elefantenbein (Elephantiasis), das Knollenbein von Barbadoes, das Mal-rouge von Cayenne, das Pellagra Italiens u. s. w., und der von den franz. Ärzten Lepra vulgaris genannte Schuppenausschlag hierher gehören. Die echten Aussatzformen unterschied man früher weniger gut in orientalische und occidentalische. Jetzt unterscheidet man besonders den Knollenaussatz oder knotigen A. (Lepra nodosa), bei welchem sich große, anfangs harte Knoten unter der Haut und den Schleimhäuten bilden, die später allmählich erweichen und in zerstörende Geschwüre übergehen, und den glatten oder verstümmelnden A. (Lepra anaesthetica s. mutilans), wo erst einzelne Hautstellen mißfarbig und empfindungslos werden, dann aber ein Glied nach dem andern abstirbt und sich aus dem Gelenke ablöst. Als Vorzeichen (Aussatzmäler, Morphaea) gelten, seit alten Zeiten bis jetzt, die sich bei solchen Kranken anfangs einstellenden mißfarbigen, harten, meist schuppigen, auch wohl unempfindlichen Flecke auf der Haut. Die mittlere Dauer des knotigen A. beträgt etwa 9—10, die des glatten oder anästhetischen A. 18 Jahre. Bisweilen finden sich beide Formen des A. an einem und demselben Kranken gleichzeitig vor. Über die Ursache dieser verstümmelnden Krankheit sind die Kenntnisse der Ärzte trotz den ausgezeichneten Untersuchungen der norweg. Forscher Danielssen und Boeck, sowie von Hebra, Virchow u. a. noch sehr mangelhaft. Ebenso wenig kennt man bis jetzt ein spezifisches Heilverfahren, sondern muß sich auf eine rein symptomatische Behandlung, auf Hebung der Ernährung, Linderung der Schmerzen, örtliche Behandlung und Ausschneidung der Knoten und Geschwüre u. s. w. beschränken. Fast immer führt der A. zu langwierigem, oft Jahrzehnte dauerndem Siechtum und zu erheblichen Entstellungen, bis endlich der Tod durch Entkräftung oder durch hinzukommende Entzündung innerer lebenswichtiger Organe erfolgt. Vgl. Danielssen und Boeck, «Traité de la Spedalskhed ou Eléphantiasis des Grecs» (mit Atlas, Par. 1847); «Zur Geschichte des A. und der Spitäler» in Virchows «Archiv für pathol. Anatomie» (Bd. 18—22, Berl. 1860—62); Virchow, «Krankhafte Geschwülste» (Bd. 2, Berl. 1865, auch unter dem Titel: «Vorlesungen über Pathologie», Bd. 3); Häser, «Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten» (Bd. 2, 3. Aufl., Jena 1881).

Ausschlag oder **Exanthēm** nennt man diejenigen Hauterkrankungen, bei welchen sich mehr oder minder zahlreiche, umschriebene sog. **Hautblüten** oder **Efflorescenzen** (Flecken, Knötchen, Knoten, Quaddeln, Bläschen oder Pusteln) auf der Haut bilden. Sofern der Ausbruch derselben von einem Fieber begleitet ist, heißen sie **hitzige Ausschläge**; das Fieber selbst bezeichnet man als **exanthematisches Fieber**, z. B. Masern, Scharlach, Pocken, gewisse Typhusformen u. s. w. Die Hauptheilmittel gegen A. bilden Bäder und Waschungen, Seifen, Teerpräparate, Bleisalben und Ätzmittel. (S. **Hautkrankheiten**.)

Ausschließung der Gerichtspersonen. Ein Richter oder Gerichtsschreiber wird durch gewisse Thatsachen von der Ausübung seines Amtes im einzelnen Falle kraft Gesetzes, auch ohne den Ablehnungswillen eines Beteiligten, ausgeschlossen. Ausschließungsgründe rechtfertigen die Ablehnung (s. d.), sind aber vom Gericht schon von Amts wegen zu beachten. Die Ausschließungsgründe sind für den Civilprozeß in der Deutschen Civilprozeßordnung §. 41, für den Strafprozeß in der Deutschen Strafprozeßordnung §. 22 festgesetzt. Ausschließungsgrund ist namentlich, daß der Richter selbst unmittelbar als Partei, als Verletzter, oder mittelbar z. B. als Regreßpflichtiger an dem Rechtsstreite beteiligt ist, oder zu einer Partei in bestimmtem nahen Verwandtschaftsverhältnis steht oder als Vertreter oder Beistand einer Partei in dem Rechtsstreit aufgetreten ist. Etwas weiter gegriffen sind die Ausschließungsgründe des österr. Rechts. Vgl. hinsichtlich der Ausschließung des Gerichtsvollziehers das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz, §. 156.

Ausschneidekunst oder **Psaligraphie**, eine Technik, welche im Manuellen mit der Silhouette (s. d.) vollkommen identisch ist, sich indes nicht auf

die Profildarstellung des Kopfes beschränkt, sondern auch Landschaften, Architekturen und anderes in ihren Bereich zieht. Vor dem 18. Jahrh. kommen derartige Leistungen bisweilen schon in der Elfenbeinarbeit vor. Seit dem Aufblühen der genannten Porträtdarstellung bedient man sich vorzugsweise schwarzen Papiers. Einen künstlerischen Wert besitzen namentlich die psaligraphischen Arbeiten des Malers O. Ph. Runge (s. d.). Man besitzt in Hamburg große Sammlungen von ihm, deren Stücke fast alle Blumen und Tiere mit großer Naturtreue wiedergeben. Doris Lütjens unternahm die Herausgabe einer Auswahl Arbeiten Runges; doch erschien nur ein Heft (Hamb. 1843). Andere Künstler, die diese Fertigkeit nebenbei übten, besonders anbauten und sich darin bekannt machten, sind Fröhlich und Konewka (gest. 1871). Jener lieferte eine Anzahl von Kinderbüchern, zu denen er selbst den versifizierten Text schrieb, dieser Bilder zu deutschen Volksliedern, zu Goethes «Faust», zu Shakspeares «Sommernachtstraum», Blätter zu «Falstaff und seine Gesellen» von H. Kurz, sowie «Zerstreute Blätter».

Ausschnitt oder Sektor heißt in der Geometrie ein solcher Teil einer krummlinigen Figur, welcher zwischen zwei aus einem Punkte im Innern derselben an den Umfang gezogenen geraden Linien und dem von ihnen abgeschnittenen Bogen des Umfangs enthalten ist. Beim Kreise ist der A. ein zwischen zwei Halbmessern und einem Bogen liegendes Stück desselben. A. eines geometr. Körpers ist ein solcher Teil des Körpers, welcher von einem Teile seiner Oberfläche und denjenigen geraden Linien begrenzt wird, die von jedem Punkte des Umfangs dieses Teils der Oberfläche nach einem bestimmten Punkte des Innern des Körpers gehen. Ein Kugelausschnitt ist ein kegelförmiges Stück der Kugel, dessen Spitze im Mittelpunkte der Kugel liegt und dessen Grundfläche ein durch einen Kreis begrenztes Stück der Kugeloberfläche bildet.

Ausschuß, ein aus einer größern Vereinigung von Personen (einer Korporation, Versammlung oder Gesellschaft) gewählter und mit besondern Funktionen betrauter engerer Kreis von Mitgliedern. Besonders führen häufig die Deputationen (s. d.), Kommissionen (s. d.) und Komitees (s. d.) in den parlamentarischen Versammlungen den Namen Ausschüsse. Eine eigentümliche Bedeutung hatten die Ausschüsse in dem frühern deutschen Ständewesen; hier waren dieselben nicht blos vorübergehende Deputationen, die den Ständen vorarbeiteten, sondern sie vertraten geradezu die Gesamtstände und übten eigene Rechte aus.

Ausschwärmen heißt bei der Infanterie der Übergang aus einer geschlossenen Formation in eine Schützenlinie; die letztere bildenden Abteilungen müssen suchen, möglichst schnell die gesamte Front der geschlossen bleibenden Teile zu decken.

Ausschweifung bezeichnet in der Moral das schädliche Übermaß im Handeln oder Genießen, besonders in sinnlichen Genüssen. In der Rhetorik ist A. gleichbedeutend mit Abschweifung, s. Digression.

Ausschwitzung oder Exsudation nennt man die krankhafte Absonderung flüssiger Bestandteile aus dem in seinen Gefäßen eingeschlossenen Blute, weiterhin auch die so abgesonderte Masse selbst oder das Exsudat. Die krankhafte A. schließt sich in unmerklichen Übergängen an die in normaler Weise erfolgende A. von Blutbestandteilen in die Gewebe an, vermittelst welcher die Gewebe ernährt werden. Erstere unterscheidet sich von letzterer lediglich durch die Menge und die etwas abweichende Zusammensetzung des Ausgeschwitzten. Dieses ist entweder wässerig, dem sog. Blutserum ähnlich, und heißt dann serös, oder es ist dem sog. Blutplasma ähnlich, und heißt dann fibrinös oder faserstoffig, oder es besteht vorwiegend aus ausgewanderten farblosen Blutkörperchen und heißt dann eiterig oder purulent. (S. Eiter.) Das fibrinöse Exsudat scheidet sich gewöhnlich bald in einen gerinnenden festen und einen wässerig bleibenden serösen Teil. Weitere Abarten des Exsudats sind das hämorrhogische oder blutige Exsudat, bei welchem, meist infolge schwerer Ernährungsstörungen der Blutgefäße, massenhafte rote Blutkörperchen aus den letztern in die Gewebe austreten, ferner das schleimige Exsudat, welches am häufigsten auf Schleimhäuten vorkommt und den sog. Schleimfluß oder Katarrh (s. d.) verursacht, sowie das kruppöse und das diphtheritische Exsudat, welches auf den Schleimhäuten feste, grauweiße, faserstoffähnliche Auflagerungen bildet und zu mehr oder minder schweren Zerstörungen der befallenen Gewebe führt. (S. Krupp und Diphtheritis.) Ergießt sich das Exsudat auf eine freie Fläche oder in die natürlichen Höhlen des Körpers, so heißt es ein freies, ergießt es sich zwischen die feinen Einzelteile der Gewebe, so heißt es ein interstitielles oder infiltriertes, wird es in die Elemente der Gewebe, d. h. in die Zellen und Fasern selbst aufgenommen, sodaß diese aufquellen und sich vergrößern, so nennt man es parenchymatös. Über die Entstehung, Bedeutung, den weitern Verlauf und die Folgen der Exsudate in ihren sehr mannigfachen Verschiedenheiten s. Entzündung und Wassersucht.

Aussee, Marktflecken mit 1369 E. in der steir. Bezirkshauptmannschaft Gröbming an der Vereinigung der Quellbäche der Traun (die Altausseer-, Grundelseer-, Odenseer-Traun), 658 m über dem Meere, einer der Centralpunkte des österr. Salzkammerguts, der jetzt durch die Salzkammergutbahn mit Ischl, Selzthal und Rottenmann verbunden ist. Der nahegelegene Salzberg, schon seit dem frühesten Mittelalter befahren, liefert täglich an 600 Ctr. Salz in die Siedehäuser. Wegen seiner geschützten Lage in einem von Bergen umschlossenen Hochthale und wegen der reizenden Umgebungen ist A. ein beliebter Kurort. Vgl. Schreiber, «Solbad A. als klimatischer Kurort» (Wien 1870); Pohl, «Der Kurort A.» (Wien 1871); derselbe, «Die Solheilprodukte der Saline zu A.» (Wien 1874).

Aussegnung, s. unter Segen.

Außenkelch, s. Hüllkelch.

Außenwerke nennt man diejenigen Werke einer Festung, welche vor dem Hauptwall, aber noch innerhalb des gedeckten Wegs der Hauptumfassung liegen. Ihr Zweck ist es, das Feuer des Hauptwalls zu verstärken, sein Mauerwerk nach außen zu decken und die Verteidigung in die Länge zu ziehen. Sie dürfen der Feuerwirkung der dahinterliegenden Werke nicht hinderlich werden; der Hauptwall muß daher über die A. hinweg in das Vorterrain wirken können, und beherrscht diese gleichzeitig. Zu den A. rechnet man die Grabenschere, das Ravelin, die Kontregarden,

Contregarden und Enveloppen; auch wird der gedeckte Weg selbst mit dazu gezählt. Liegen Werke jenseit des gedeckten Wegs, aber so nahe, daß ihre Gräben noch mit dem Hauptgraben kommunizieren, so werden sie äußere Werke genannt. Dieselben sind zum Festhalten nahegelegener wichtiger Punkte, wie z. B. der Vorstädte, Bahnhöfe, bestimmt, oder dienen als Brückenköpfe; gebräuchliche Formen der äußern Werke sind die Tenaillen (Zangen), die Horn- und die Kronenwerke. Während man die Stärke einer Festung früherhin in der Anlage zahlreicher A. und äußerer Werke suchte, legt die neuere Verteidigung den Hauptaccent auf weitvorgeschobene selbständige Werke; von A. dagegen, welche den heutigen Geschützen gegenüber ihren Zweck nicht mehr in hinreichendem Maße zu erfüllen vermögen, wird nur noch ein beschränkter Gebrauch gemacht.

Außerrhoden, s. unter Appenzell.

Aussetzung der Kinder war und ist bei vielen barbarischen Völkern durch das Gesetz oder doch durch die Sitte gestattet. Der Grund davon ist vornehmlich in der Furcht vor Übervölkerung zu suchen. Unter den Völkern des Altertums sind es die Juden, die Ägypter, die Thebaner und die Germanen, bei welchen das Aussetzen der Kinder verboten oder nicht Sitte war; dagegen findet sich die Aussetzung seit den ältesten Zeiten bei den Chinesen, Japanern, Hindus, Griechen, Römern und andern Völkern. Bei den Spartanern wurden die Neugebornen von obrigkeitlichen Personen untersucht und nur die als lebenskräftig anerkannten in die Liste der Bürger eingetragen; die schwächlichen und krüppelhaften dagegen mußten in einen Abgrund bei dem Berge Taygetos geworfen werden. Gleiche Sitte, wie in Sparta, fand sich auch bei den Doriern auf Kreta. Seltener war in der Zeit nach Solon das Aussetzen in Athen. Da nach dem strengen röm. Rechte der Vater über die in seiner Gewalt befindlichen Kinder ein Recht über Tod und Leben (jus vitae et necis) hatte, so lag darin auch die Befugnis zur Aussetzung. Wie bei den Athenern, so wurde auch bei den Römern das neugeborene Kind vor dem Vater niedergelegt. Nahm dieser es auf, so erkannte er es dadurch als sein Kind an und verpflichtete sich zur Erziehung desselben; nahm er es aber nicht auf, so wurde es ausgesetzt, häufig auf dem Gemüsemarkte in der elften Region der Stadt, auch wohl vor der Thüre kinderloser Leute, oft auch an abgelegenen Orten. Doch wurde diese Befugnis durch die Zwölftafel-Gesetzgebung dahin beschränkt, daß nur monströse und gebrechliche Kinder ausgesetzt werden sollten. Selbst Philosophen wie Plato und Aristoteles halten die Aussetzung für erlaubt. Das Christentum trat dieser barbarischen Sitte kräftig entgegen und beeinflußte die spätere röm. Kaisergesetzgebung. Die Kirchenväter eifern nachdrücklich dagegen und sehen das Aussetzen für ebenso strafbar an als den Mord der Kinder. Da aber das Aussetzen bei den Heiden nicht sogleich verhindert werden konnte, so wurde hier und da verordnet, die Kinder wenigstens vor den Kirchengebäuden auszusetzen, und zu diesem Zwecke war gewöhnlich vor den Kirchthüren ein weites Becken angebracht. Das erste ausdrückliche Verbot des Aussetzens scheint in die Regierung der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian (374 n. Chr.) zu fallen, obgleich schon Konstantin d. Gr. dem Aussetzen entgegengewirkt hatte. Die mittelalterliche Kirche dehnte das Verbot der Aussetzung weiter aus, in der Vorschrift, daß auch Hilflose überhaupt nicht ausgesetzt oder verlassen werden sollten. Dieser veränderte Begriff der Aussetzung ist auch in die neuere Gesetzgebung übergegangen. Aussetzung wird durch das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 221) zu den Verbrechen gegen das Leben gerechnet und kann nicht nur gegen Kinder, sondern überhaupt gegen Personen, die wegen jugendlichen Alters, Gebrechlichkeit oder Krankheit hilflos sind, begangen werden. Je nachdem die Aussetzung ohne Nachteile bleibt oder Körperverletzungen und Tod des Ausgesetzten nach sich zieht, hat das Gesetz die Strafe abgestuft, deren Mindestbetrag sechs Monate Gefängnis ist, wenn die Eltern selber es sind, welche die A. begingen, und drei Monate für andere Personen.

Aussig, Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft an der Mündung der Biela in die Elbe (linkes Ufer) und an der Prag-Bodenbacher Eisenbahn, von welcher sich hier die Bahn nach Teplitz abzweigt und in welche vom rechten Elbeufer mittels einer Fahr- und Gehbrücke die Nordwestbahn einmündet, liegt 15 km von der sächs. Grenze in einer romantischen, fruchtbaren und gewerbfleißigen Gegend, zählt (1880) 16506 E. und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksamts, eines Gerichts sowie eines Steuer-, Zoll-, Post- und Telegraphenamts. Die Stadtkirche, angeblich schon 826 gegründet, enthält ein schönes Madonnenbild von Carlo Dolce, ein Geschenk des Ismael Mengs, dem hier 1728 sein Sohn Rafael geboren ward. Die Stadt ist in raschem Aufblühen begriffen. Unter den industriellen Etablissements sind die großen Wollwarenmanufakturen, eine Maschinenfabrik, eine Teer- und Theralitfabrik, die große Chemikalienfabrik des österr. Vereins für chem. und metallurgische Produktion (mit 800 Arbeitern), eine Glashütte, eine Paraffin- und Wagenölfabrik, eine Fabrik ätherischer Öle, eine Dachpappefabrik und zwei Lackfabriken hervorzuheben. Sehr bedeutend ist der Schiffbau, der jährlich an 600 Zillen liefert, welche samt Ladung zumeist in Berlin, Magdeburg und Hamburg verkauft werden. Die vorzüglichste Erwerbsquelle der Bewohner A.s bildet jedoch der Handel mit Obst, das in der ganzen Umgebung unter besonders günstigen Umständen gebaut wird, dann mit Getreide, Mineralwässern, Holz und den Braunkohlen der Umgegend (jährlich an 40 Mill. Ctr.), die meist auf dem Strome und der Eisenbahn ausgeführt werden. A. war einst stark befestigt. Es wurde 1426 von den Hussiten zerstört, die auch 18. Jan. desselben Jahres die Meißner bei dem nahen Dorfe Predlitz und 15. Juni dieselben auf der 4 km entfernten Viehanj schlugen. A. brannte 1583 ab; 1639 ward es von den Schweden unter Banér erobert. Ungefähr 5 km entfernt liegt das Schlachtfeld von Kulm. Ein Vergnügungsort ist die Ferdinandshöhe mit reizender Fernsicht; viel besucht werden auch die Ruine Schreckenstein und die sog. Wostrai. — Die Bezirkshauptmannschaft A. zählt auf 355,66 qkm 62552 E.

Aussonderung (im Konkurs) ist, nach der Deutschen und österr. Konkursordnung, die Herausgabe eines dem Gemeinschuldner nicht gehörigen Gegenstandes aus der Konkursmasse; der Anspruch auf A. kann sich auf ein dingliches oder persönliches Recht gründen und bestimmt sich nach den

allgemeinen, außerhalb des Konkurses geltenden Rechtssätzen; die Deutsche Konkursordnung statuiert aber selber ein Recht des Verkäufers oder Einkaufskommissionärs, von einem andern Orte an den Gemeinschuldner übersandte und von diesem noch nicht vollständig bezahlte Waren zurückzufordern, sofern sie zur Zeit der Konkurseröffnung noch auf dem Transport befindlich, oder, wenn schon angekommen, noch nicht in den Gewahrsam des Gemeinschuldners selbst oder einer andern Person für ihn gelangt sind (right of stoppage in transitu, droit de suite). An Stelle der veräußerten Gegenstände kann, nach der Deutschen Konkursordnung, der Aussonderungsberechtigte die Abtretung des Rechts auf die ausstehende Gegenleistung, und die nach der Konkurseröffnung eingezogene Gegenleistung aus der Masse beanspruchen; nach der österr. Konkursordnung kann er die ausstehende Gegenleistung unmittelbar, ohne Abtretung des Rechts auf dieselbe, beanspruchen. (Deutsche Konkursordnung, §§. 36—38; österr. Konkursordnung, §§. 26, 27).

Ausspielgeschäft heißt die Veräußerung einer Sache an denjenigen, welchen das Los aus einer Mehrheit von Einsetzenden bestimmen oder welcher bei einem gemeinschaftlichen Glücks- oder Geschicklichkeitsspiele den Preis davontragen wird. Man bedient sich dieses Geschäfts z. B., um für schwerverkäufliche Wertgegenstände, wie mühsame Meisterstücke von Handwerkern, einen angemessenen Preis zu erlangen, indem man die Möglichkeit der Erwerbung um eine ganz geringfügige Summe eröffnet. Es werden dadurch aber auch Grundstücke, Kostbarkeiten, Waren u. s. w. mit Vorteil abgesetzt; meist übernimmt dann ein Bankier gegen Provision oder auch eine Behörde oder ein Ausschuß von Beteiligten die Garantie, daß nicht mehr als die planmäßige Anzahl Lose ausgegeben und der Spielgegenstand dem endlichen Gewinner ausgeliefert werden solle. Über die rechtliche Natur des A. sind die Meinungen geteilt. Einige betrachten dasselbe als eine Art Hoffnungskauf, welcher erst durch das Zusammenbringen der erforderlichen Einsätze und den Sieg eines Teilnehmers bei dem endlichen Ausspielen zur Vollendung gelange, dagegen aber, wenn das Ausspielen aus irgend einem Grunde, z. B. wegen Untergangs der Sache, unterbleibe, in sich selbst zusammenfalle, sodaß die Einsätze, als ohne Grund gezahlt, zurückverlangt werden können. Andere sehen darin eine Verbindung von Kauf und Spiel, oder es sollen in dem A. zwei Verträge vorliegen, nämlich ein vorbereitendes Geschäft zur Bildung einer Gemeinschaft von Teilnehmern und ein nachfolgender Verkauf der Sache an diese Gemeinschaft, unter der Verpflichtung des ausspielenden Verkäufers, die Sache dem Gewinner zu überantworten. Hiernach würde die Spielergemeinschaft, wenn nichts anderes bedungen ist, schon vom Augenblicke jenes Verkaufs die Einsätze dem Verkäufer preisgeben und die Gefahr übernehmen. Unbestritten ist jedoch, daß der nach der Ziehung eintretende Untergang der Sache den Gewinnenden trifft. Das A. kann leicht zu Betrügereien gemißbraucht werden, da die Menge in der Hoffnung auf ein großes Glück und bei der Geringfügigkeit der einzelnen Einsätze sich nicht weiter darum zu bekümmern pflegt, ob der in dem Gesammterlös der Lose bestehende Verkaufspreis kein übertriebener sei und ob der Ausspielende den Gegenstand auch gewähren werde, und da es vielfach nur der Gewinnsucht der Unternehmer dient, die auf die kurzsichtige Leidenschaft spekulieren, so ist es in den meisten Staaten entweder sehr beschränkt oder ganz verboten. In Frankreich ist es untersagt, in Preußen, Bayern, Württemberg, Baden von einer besondern Erlaubnis der betreffenden Verwaltungsbehörde oder des Ministeriums abhängig; im Königreich Sachsen ist nur in gewissen Fällen das Ausspielen beweglicher Sachen unter Genehmigung der Ortspolizeibehörde gestattet, nämlich wenn es erwiesenermaßen einem milden Zwecke dient, oder wenn es nur Objekte von geringem Werte zum Gegenstande hat, wenn die Ausspielwaren von den Teilnehmern selbst angeschafft sind u. s. w. Das Reichsstrafgesetzbuch bestraft in §. 286 die ohne obrigkeitliche Erlaubnis öffentlich veranstalteten Ausspielungen beweglicher oder unbeweglicher Sachen mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit Geldstrafe bis 3000 Mark.

Ausspitzen (im Bergbau), s. Auskeilen.

Aussprache heißt die besondere Art und Weise, wie die Laute und ihre Verbindungen beim Sprechen hervorgebracht werden. In der Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit der Fixierung derselben die Lautphysiologie im allgemeinen, die Lautlehre für jede Sprache oder jeden Dialekt im besondern. Im gewöhnlichen Leben wird eine gehörte Aussprache z. B. eines Dialekts oder einer fremden Sprache in der Regel kurz charakterisiert als «hart, weich, singend, voll» u. dgl., Bezeichnungen, die ganz wertlos sind, da man keinen bestimmten Begriff damit verbindet und dieselben zu relativ sind: was dem einen hart, erscheint dem andern weich. Für Schule und Leben kommt am meisten der Gegensatz zwischen sog. «reiner» und «unreiner» (oder «richtiger» und «falscher») A. in Betracht. Als «reine», normale A. des Deutschen (und ähnlich in andern Ländern) gilt die auf der Bühne im Trauerspiel und Schauspiel übliche, der die Umgangssprache der Gebildeten nachzustreben hat. Unreine, verkehrte A. ist, wo nicht etwa ein individueller Fehler vorliegt, in der Regel nichts weiter als die an sich völlig berechtigte, nur in den Kreisen der Gebildeten vermiedene Aussprachsweise eines Volks- oder Lokaldialekts. In den meisten Ländern gilt die A. einer besondern Gegend oder eines einzelnen Ortes als die richtigste und die feinste, so in Frankreich die pariser, in Rußland die moskauer u. a., in Bezug auf Deutschland kann man nur im allgemeinen sagen, daß die korrekteste A. des Schriftdeutsch in den gebildeten Kreisen Norddeutschlands herrscht.

Ausstand, Arbeitseinstellung seitens der Arbeiter, s. Strike.

Ausstattung, s. Aussteuer.

Ausstellung des Sakraments wird in der kath. Kirche die feierliche Ausstellung der geweihten Hostie (s. d.) genannt. Das Sakrament pflegt, von mindestens 12 Lichtern umgeben und an manchen Orten unter Bedeckung der Bilder des Altars, auf dem Hochaltare ausgesetzt zu werden. Der Ursprung dieser kath. Sitte erklärt sich aus der Lehre der Transsubstantiation (s. d.). Als offizieller Bestandteil des kath. Kultus ist sie erst mit der Anordnung des Fronleichnamfestes gegen Ende des 13. Jahrh. ins Leben getreten; sie war anfänglich sogar nur auf wenige Tage im Jahre beschränkt.

Ausstellung, öffentliche, als Strafe, s. unter **Pranger**.

Ausstellungen sind eine aus dem modernen Kulturleben, insbesondere aus der industriellen Entwickelung der Völker hervorgegangene Institution, deren Ausbildung und Pflege sich als eine charakteristische Erscheinung des 19. Jahrh. darstellt, obwohl die Anfänge derselben bis in die Mitte des 18. Jahrh. zurückreichen. In materiellem Sinne aufgefaßt, beruht das Ausstellungswesen auf demselben Prinzip wie das in der Neuzeit zu enormem Umfang erweiterte Inseratenwesen und die fast zum Kunstzweig ausgebildete Dekoration der Schaufenster; vom idealen Gesichtspunkt sollen die A. als Triebfedern der geistigen Regsamkeit, als Förderungsmittel der Kunst, des Gewerbfleißes, der fachmännischen wie der allgemeinen Bildung dienen. In dem Maße, als im staatlichen Leben der Völker die wirtschaftlichen Interessen in den Vordergrund getreten und infolge des durch den Ausbau der Eisenbahnnetze herbeigeführten Umschwungs in den Verkehrsverhältnissen die alten Märkte und Messen entbehrlich geworden sind (speziell in Deutschland seit dem Zusammentritt des Zollvereins), ist die dem Ausstellungswesen zu Grunde liegende Idee in das nationale Leben eingedrungen. Durch den kritischen Zeitgeist der Gegenwart sind die A. in ein förmliches System gebracht worden. Mit Rücksicht auf sachliche, zeitliche und örtliche Ausdehnung unterscheidet man Privat- und Kollektiv-, Spezial- und allgemeine, Kunst-, Industrie- und landwirtschaftliche, periodische und permanente, lokale, nationale und internationale A. Die Privatausstellung kennzeichnet sich dadurch, daß die eingesendeten Gegenstände das Eigentum einzelner oder auch mehrerer solidarisch verpflichteten Personen (Firmen, Gesellschaften u. s. w.) sind, wohingegen die Objekte der Kollektivausstellung einer Vereinigung von Personen, die nicht solidarisch verpflichtet zu sein brauchen, angehören. Während die allgemeine A. das Gesamtgebiet der produktiven Thätigkeit begreift, ist die Spezial- oder Fachausstellung einer bestimmten Branche gewidmet. Die Kunstausstellungen umfassen außer den Werken der bildenden und graphischen Künste häufig auch Erzeugnisse des Kunstgewerbes, namentlich Gold- und Silberarbeiten, Medaillen, Gefäße u. s. w.; durch die Industrieausstellungen werden alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit von ihrer künstlerischen wie von ihrer technischen Seite zur Anschauung gebracht; auf den landwirtschaftlichen A. sind die direkten und indirekten Produkte, Geräte und Maschinen des Acker- und Gartenbaues vertreten. Während die periodischen A. in mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen an dem gleichen Ort oder an verschiedenen Orten wiederkehren, haben die permanenten A. beinahe den Charakter von Sammlungen oder Museen, von denen sie sich im wesentlichen dadurch unterscheiden, daß ihre Gegenstände von Zeit zu Zeit durch andere ersetzt werden. Aus den das lokale Gepräge am deutlichsten zeigenden A. der Städte haben sich die der Bezirke und Provinzen, aus den letztern die Landesausstellungen gebildet. Durch das Zusammenwirken mehrerer Länder sind die internationalen, durch die Gemeinschaft aller Kulturvölker die die weiteste Ausdehnung des Begriffs repräsentierenden Weltausstellungen entstanden. Gegenwärtig haben die A. fast in der ganzen civilisierten Welt die Runde gemacht; selbst das afrik. Kapland und die Hauptstädte Australiens sind mit in die Schranken getreten. Die fortschreitende, wenngleich durch politische, kommerzielle und finanzielle Verhältnisse beeinflußte Entwickelung des Ausstellungswesens geht am deutlichsten hervor aus einer vergleichenden Übersicht der Ziffern, welche die sieben größten A. aufweisen.

Die erste **Weltausstellung** in London im J. 1851 wurde von 13 938 Ausstellern beschickt und von 6 039 195 Personen besucht; in Paris erschienen 1855 21 779 Aussteller und 5 162 330 Besucher, in London 1862 28 653 Aussteller und 6 211 103 Besucher, in Paris 1867 42 217 Aussteller und 8 805 991 Besucher, in Wien 1873 39 500 Aussteller und 7 254 687 Besucher, in Philadelphia 1876 26 986 Aussteller und 9 857 625 Besucher, in Paris 1878 über 50 000 Aussteller und 12 624 100 Besucher. Die Weltausstellungen sind es namentlich, durch welche der Charakter der verschiedenen Epochen aufs klarste zum Ausdruck gebracht wird. Während früher auf den A. die Maschinen nebensächlich figurierten, treten sie in neuester Zeit geradezu dominierend auf, und zugleich ist diejenige Form gefunden worden, durch welche die Betrachtung derselben für den Laien eigentlich erst nutzbar gemacht wird. Man begnügt sich nicht mehr damit, einzelne kleine Maschinen vor den Augen der Menge funktionieren zu lassen, man setzt vielmehr ganze Fabriken in Betrieb, in denen das Publikum irgend ein Rohprodukt den Prozeß bis zum vollendeten Fabrikat durchmachen sieht. Einige Branchen des Maschinenwesens, die früher kaum für ausstellungsfähig gehalten wurden, wie der Lokomotiv- und Dampfschiffbau, sind jetzt in einer Weise vertreten, daß sie ein allseitiges Interesse und vielfach Bewunderung erregen. Im allgemeinen hat man gelernt, mehr Sorgfalt auf die übersichtliche Einteilung und das gefällige Arrangement der auszustellenden Gegenstände zu verwenden, und wenn man auch heute noch nicht berechtigt ist, von einer vollständig entwickelten Theorie des Ausstellungswesens zu sprechen, so haben sich doch aus den gewonnenen Erfahrungen eine Anzahl wichtiger Gesichtspunkte ergeben, die bei der Inscenierung künftiger A. maßgebend sein werden. Die Weltausstellung von 1867 war die erste, welche in ihrer Anordnung das retrospektive Prinzip zur vollsten Geltung brachte und damit ein für die Kulturgeschichte hochwichtiges Moment in das System des Ausstellungswesens einführte. Durch die A. seit 1870 sind die kunstgewerbliche Regeneration, der naturwissenschaftliche Fortschritt, die Errungenschaften der Erziehungs- und Gesundheitslehre aufs glänzendste illustriert worden. An jede größere A. knüpft sich das Auftreten irgendeiner epochemachenden Erscheinung, die entweder zur Zeit vollständig neu war, oder durch wesentliche Verbesserungen den Charakter der Neuheit erhielt. Es gehören hierher die Kunstarbeiten Indiens, die zahlreichen Gegenstände in Glas und Thon, an denen die Umdrucktechnik so Großes geleistet hat, die Glas- und Sgraffitomalereien, die Cloisonné-Emails, das als pâte-sur-pâte bezeichnete Dekorationsverfahren, die Erzeugnisse des berliner Kunstgusses, die engl. Werkzeugmaschinen u. s. w.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob und inwieweit die durch die A. gebotenen Vorteile die Nachteile derselben überwiegen. Sie verursachen einen erheblichen Aufwand an Zeit, Mühe

und Kosten, stören den ruhigen Gang des Geschäftslebens, unterstützen gewissermaßen den Hang zu einer herumziehenden Lebensweise und nähren den falschen Ehrgeiz durch Prämiierungen, die nicht immer auf gerechten Urteilen basieren. Dagegen sind die A. die Meilenzeiger des Fortschritts, die Gradmesser für die Höhe der Produktionsfähigkeit genannt worden. Sie spornen den Wetteifer an, in der Schönheit oder Zweckmäßigkeit der Arbeit das Höchste zu erreichen; sie lehren den Markt kennen, bilden den Geschmack und das Urteil, indem sie instruktive Vergleiche gestatten, und orientieren über die herrschende Zeitrichtung; sie vermitteln auf allen Gebieten des Könnens einen kosmopolitischen Austausch; sie stellen den Wert der Arbeit in imponierender Weise dar und erzielen dadurch einen dreifachen Gewinn: innerhalb der künstlerischen und gewerblichen Kreise ein erhöhtes Selbstvertrauen, außerhalb derselben einen lehrreichen Einblick in alle Sphären des Schaffens, auf beiden Seiten Überwindung der Vorurteile für oder gegen die vaterländische Industrie. Wenn in Bezug auf die A. gesagt worden ist, daß sie wenig Neues bieten, so trifft dies nur für diejenigen Besucher zu, denen ihr Beruf Gelegenheit gibt, sich durch Fachjournale, Patentschriften u. s. w. über jede Neuheit sofort nach dem Auftauchen derselben zu instruieren; allein selbst für diese ist es von nicht geringer Wichtigkeit, auf den A. in natura zu sehen, was ihnen bisher nur durch Beschreibung und Abbildung bekannt war. Mancher Fachmann erhält hier ganz unerwartete Fingerzeige für seinen Beruf, indem er die Verfahrungsarten anderer Industriezweige kennen lernt, und mancher Erfinder wird davor bewahrt, Zeit und Geld an die Ausführung einer Idee zu wenden, die er hier bereits verkörpert sieht.

Die technische Entwickelung der Gewerbe verdankt den A. ihre rasche Förderung; viele Zweige derselben sind durch sie entweder ins Leben gerufen oder weitern Kreisen zugänglich gemacht worden. Durch die A. werden Einblicke in die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Industriestaaten eröffnet, wie sie durch das eifrigste Studium der Ein- und Ausfuhrtabellen, der Konsularberichte u. s. w. nicht gewonnen werden, und zur Beratung mancher wirtschaftlichen Fragen haben die A. Anlaß gegeben. Endlich sind dieselben auch von polit. und humanitärer Bedeutung, indem die civilisierten Nationen der Welt einander näher geführt werden und sich in ihren speziellen wie in ihren gemeinsamen Interessen verstehen und würdigen lernen; sie dienen somit der großen Kulturaufgabe, den Menschen zum Weltbürger zu erziehen und die Völker durch das Band des Friedens zu verbinden. Damit die A. ihrer vielseitigen Bestimmung entsprechen, dürfen sie jedoch nicht in ein bloßes Schaugepränge ausarten; sie müssen die Produktion zeigen, wie sie wirklich ist. Mit Recht ist auch die Forderung aufgetreten, insbesondere die Weltausstellungen nicht so schnell aufeinander folgen zu lassen, wie dies in neuester Zeit geschah, einesteils des bedeutenden Kostenaufwands wegen, anderntteils damit man auf allen Seiten Zeit gewinnt, aus den Ergebnissen Nutzen zu ziehen.

Die Resultate der A. werden in offiziellen Berichten zusammengefaßt, die mit den in Büchern und Zeitschriften erscheinenden einschlägigen Arbeiten einen ausgedehnten Spezialzweig der Litteratur bilden. Hervorzuheben sind besonders: «Bericht über die Weltausstellung zu Paris im J. 1867, herausg. durch das k. k. Österreichische Centralkomitee» (4 Bde. mit Atlas, Wien 1869); «Offizieller Weltausstellungsbericht» (95 Hefte, Wien 1873—78); «Amtlicher Bericht über die Wiener Weltausstellung» (3 Bde., Braunschw. 1874—77); die «Berichte über die Weltausstellungen in Philadelphia 1876 und in Paris 1878» (26 u. 9 Hefte, Wien 1877—79); ferner die «Illustrirten Kataloge» der Weltausstellungen in London 1862, in Paris 1867 und 1878 (Lpz. 1863—64, 1867, 1880); Exner, «Die Aussteller und die A.» (2. Aufl., Weim. 1873); derselbe, «Die neuesten Fortschritte im Ausstellungswesen» (Weim. 1868). Durch die Strenge und Offenheit, mit der sich Reuleaux (s. d.) in seinen für die «Nationalzeitung» geschriebenen Berichten (gesammelt als «Briefe aus Philadelphia», Braunschw. 1877) über die Mängel der deutschen Industrie auf der Weltausstellung in Philadelphia ausgesprochen, wurde eine umfassende Erörterung des Ausstellungswesens sowohl in der periodischen Presse wie in zahlreichen Broschüren hervorgerufen.

Aussteuer oder Ausstattung heißt im allgemeinen dasjenige, was die Töchter bei ihrer Verheiratung aus dem elterlichen Vermögen erhalten. Die rechtliche Beurteilung dieses Vermögens richtet sich nach dem Güterrechtssystem, welches für die betreffende Ehe gilt oder durch den Ehevertrag eingeführt ist. Nach deutschen Partikularrechten versteht man aber im besondern unter A. die von der Frau zu ihrem eigenen Bedarf oder zur Führung des Hauswesens eingebrachten Gegenstände. Solche sind dann ein von dem Brautschatz und der Mitgift verschiedener Vermögensteil, über welchen gewöhnlich der Frau die Verfügung zusteht. (Vgl. auch Lebensversicherung.)

Aussteuerkassen sind in der Regel Anstalten für mit den Lebensversicherungen (s. d.) verbundene Einrichtungen, deren Teilnehmer beim Eintritt eines bestimmten Jahres, bei ihrer Majorennität oder bei ihrer Verheiratung oder Etablierung ein gewisses Kapital erhalten. Zum Beitritt zu dergleichen Kassen werden in der Regel nur Kinder zugelassen, vorzugsweise solche, welche die ersten Lebensjahre noch nicht zurückgelegt. Die Beiträge sind entweder einmalige oder jährliche. Die letztern müssen bis zur Fälligkeit der Aussteuer, beziehentlich bis zum Todestage des Beigetretenen, fortgezahlt werden. Zuweilen ist ein Kapital von bestimmter Höhe nicht zugesichert, und es bilden alle Beigetretenen, welche in einem und demselben Jahre geboren, eine Jahresgesellschaft, welcher die eigenen und die Beiträge der Absterbenden oder mindestens die Zinsen der letztern zufallen. In diesem Falle wird, sobald der Zahlungstermin der Aussteuer eingetreten, das vorhandene Kapital nebst Zinsen, abzüglich der Verwaltungskosten, auf die Teilhaber verteilt.

Aussteuerversicherung, s. Versicherung.

Ausstopfen der Tiere, s. Taxidermie.

Aussüßen, s. Auswaschen.

Austen (Jane), engl. Romanschriftstellerin, geb. 16. Dez. 1775 zu Steventon in Hampshire, wo ihr Vater Geistlicher war. Nach dessen Tode zog sich die Witwe mit ihren Töchtern nach Southampton und später nach dem nahen Dorfe Chawton zurück. Hier schrieb Jane A. ihre Romane «Northanger Abbey», «Sense and sensibility», «Pride and prejudice», «Mansfield Park» und «Emma». Über der Ausarbeitung ihres letzten Romans

«Persuasion», überraschte sie 24. Juli 1817 zu Winchester der Tod. Ihre Romane zeichnen sich durch Einfachheit des Stils und treffliche Schilderungen der sozialen Verhältnisse des engl. Mittelstandes aus. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke erschien London 1870. Ihr Neffe J. E. Austen-Leigh veröffentlichte ihre Biographie: «A memoir of Jane A.» (Lond. 1871).

Auster (Ostrea), eine Gattung der Weichtiere oder Mollusken, welche in die Klasse der Blattkiemer oder Muscheln (Lamellibranchia) gehört und den Typus einer eigenen Familie in der Gruppe der nur mit einem Schließmuskel versehenen zweischaligen Muscheln bildet. Die zweiklappige Schale, welche den daran festgewachsenen Weichkörper des Tieres schützt, ist entweder einseitig oder auch doppelseitig gewölbt, der Bau blätterig. Der weiche Leib ist gewöhnlich von weißer oder fleischfarbener Färbung, welche jedoch viele Nuancen, bis zum völligen Schwarz durchgeht. Der Schließmuskel ist stets etwas dunkler gefärbt. Ein brauner Saum, der Bart, umgibt den Körper. Dieser Bart besteht aus den vier Kiemenblättern, deren schwingende Wimpern die Aufnahme von Nahrungsstoffen zugleich mit dem Wasser vermitteln. Die A. ist doppeltgeschlechtig, befruchtet sich aber nicht selbst, da die verschiedenen Zeugungsstoffe sich zu verschiedener Zeit entwickeln. Die junge, mikroskopische Brut sammelt sich vom April an bis August in den Kiemenblättern, welche dadurch milchig werden. Ihre Fortpflanzung ist eine unermeßliche; man hat gegen 1 Mill. Junge in einer größern A. berechnet. Die aus den Kiemen entlassene junge Brut schwärmt in dem Meere umher, bis sie ein geeignetes Objekt zum Anheften findet. Größere Tiefen werden von den A. ungern bewohnt. Sie verlangen einen Salzgehalt des Wassers von mindestens 1,7 Proz., kommen daher in Binnenmeeren, wie die Ostsee ist, nicht fort. Sonst finden sie sich unter allen Himmelsstrichen. Ihre Nahrung besteht nur aus mikroskopischen, pflanzlichen und tierischen Organismen. Erstere sind es auch, welche in gewissen Lagern ihrem Körper eine von Feinschmeckern geschätzte grüne Färbung verleihen. Die A. hat viele Feinde, besonders unter den Bohrschnecken. Die Familie der A. zählt, außer der gewöhnlichen (Ostrea edulis), noch viele Arten, so: Ostrea cristata (Hahnenkammauster) im Mittelmeere; Ostrea parasitica (Baumauster) in Ostindien; Ostrea folium (Blattauster) in Afrika; Ostrea virginiana, canadensis und borealis in Nordamerika. Außerdem unterscheidet man zahlreiche Varietäten je nach Größe, Geschmack, Form und Fundort. In der Vorzeit gab es zahlreiche Untergattungen (Gryphaea; Exogyra) und Arten, die namentlich im Jura und in der Kreide oft als Leitmuscheln für bestimmte Schichtengruppen gelten. Die A. siedeln sich gewöhnlich auf felsigem Meeresgrunde an und bilden daselbst die sog. **Austernbänke**, welche oft von Milliarden besetzt sind. In Europa sind besonders reich daran die franz. Küste, dann die brit. Küsten; auch Schleswig, Holland, Norwegen, Spanien und Portugal, Italien und Dalmatien besitzen mehr oder minder reiche Austernbänke. Die im Handel geschätztesten und verbreitetsten Sorten sind: die engl. Natives, Carlingfords, Whitstables, Colchesters; die französischen vom Rocher du Cancale bei St.-Malo, aus der Bucht von Arcachon und Marennes; die großen holsteiner (eigentlich schleswigsche) aus Husum. Die reichsten Austernbänke besitzt Nordamerika in der Chesapeakebai, an den Küsten von Massachusetts und Virginia.

Der Fang der A. geschieht mit besondern Austernrechen oder in größern Tiefen mit Scharrnetzen, wird aber so rücksichtslos betrieben, daß schon seit längerer Zeit eine bedeutende Abnahme in der Ausbeute bemerkbar ward. Um diesem Ausfall einer wertvollen Produktion zu begegnen, hat man die **künstliche Austernzucht** einzuführen versucht. Thatsächlich bestand dieselbe schon im Altertum mit Erfolg, so namentlich im Fusarosee bei Neapel. Es gilt dabei nur, die junge, von den Kiemenblättern freigelassene Brut, von welcher im freien Meere begreiflich Milliarden zu Grunde gehen, hinreichend zu schützen, indem man ihr Gelegenheit bietet, sich möglichst rasch anzuheften, alle störenden oder schädlichen Einwirkungen fern hält und für ein nahrungsreiches, aber reines Wasser sorgt. Zu diesem Endzweck begann man in Frankreich, namentlich auf Antrieb des Akademikers Coste, vom J. 1858 an **künstliche Austernzuchtparks** (Parcs producteurs) anzulegen. Die Regierung unterstützte die Sache großartig. An allen Küsten ahmte man alsbald die Versuche nach, namentlich in England und in Österreich. Die Ergebnisse fielen jedoch keineswegs günstig aus. Die österr. Regierung sandte daher 1869 den Prof. Schmarda nach Frankreich zu genauer Untersuchung des Thatbestandes. Sein Bericht ergab, daß von den 2000 Austernzuchtparks, welche sich 1867 längs der franz. Westküste befunden haben sollten, 1869 keine 10 mehr existierten. Das gleiche Resultat brachte ein etwas später von der preuß. Regierung zu gleichem Zweck entsandter Experte (Prof. Möbius) zurück und infolge dessen wurden auch an den norddeutschen Küsten geplante Versuche wieder aufgegeben. Indessen ist damit keineswegs über die künstliche Aufzucht der A. der Stab gebrochen; im Gegenteil ist dieselbe sehr wohl möglich und durchführbar, nur gehören besonders geeignete Lagen und Gewässer dazu, sowie man auch die Erwartungen nicht allzu hoch spannen darf. Von den Zuchtparks sind sehr zu unterscheiden die eigentlichen **Austernparks** (Claires), die bloß zur Heranreife und Mästung der A. dienen, welche aus andern, minder günstigen Gebieten versetzt, daselbst gepflegt, gereinigt u. s. w. werden. Für solche Parks eignen sich besonders die Buchten in der Nähe der Flußmündungen, welche stete Zufuhr an reichlicher Nahrung verbürgen. Die bekanntesten, schon seit alter Zeit eingerichteten Austernparks befinden sich bei Ostende, Milford-Harbour, Harwich u. s. w. Von den franz. Austernparks sind jetzt die ergiebigsten die von Auray und Arcachon. Die deutsche Austernfischerei beschränkt sich auf die im Wattenmeer der Westküste von Schleswig-Holstein bei Sylt, Föhr und Amrum gelegenen 47 Bänke, welche seit 1879 an ein hamburger Haus für 163000 Mark verpachtet sind. Die ital. Austernfischerei konzentriert sich, seit die Austernzucht des Fusarosees aufgehört hat, hauptsächlich im Golf von Tarent.

Die Produktion der A. hat um deswillen einen ansehnlichen volkswirtschaftlichen Wert, weil dieselben ein treffliches, leicht verdauliches Nahrungsmittel abgeben. Das Fleisch der A. enthält die Stoffe der Muskeln, außerdem Osmazom und Fett. Besonders vorteilhaft aber erscheint ihr Reichtum an Salzen, namentlich an Phosphorsäure. Man

genießt die A. roh sowie in verschiedenen kulinarischen Zusammensetzungen. Versendet werden die A. in eigenen Körben (bourriches). Ihre Schalen werden häufig zur Herstellung von Kalk verwendet. Der Austernhandel weist ungeheuere Ziffern auf. Die Stadt Paris verzehrt jährlich 75—132 Mill. Stück, wovon die meisten aus den Claires stammen. Auf den londoner Markt kommen jährlich 500 Mill. Stück. Nach Deutschland werden jährlich für etwa 7500000 Mark A. eingeführt. Am großartigsten ist die Austernkonsumtion und der Austernhandel in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt. Der Hauptsitz dieses Handels sind die Städte Richmond, Baltimore, Philadelphia, Neuyork, Fairhaven und Providence, zusammen mit einem jährlichen Umsatz von 20 Mill. Bushel oder einem Konsum von 4 Milliarden Stück A. Die Stadt Neuyork allein verbraucht täglich das volle Jahr hindurch 3800000 Stück. In Fairhaven befinden sich Austernparks und künstliche Zuchtanstalten, die beide zusammen einer jährlichen Aussaat von 250000 Bushel bedürfen. Sehr bedeutend ist auch der amerik. Handel mit Austernfleisch, d. i. Austern ohne Schalen. Baltimore beschäftigt 500 Austernboote mit 2—3000 Personen Bemannung für den Fang, 3000 Arbeiter für den Austernhandel, darunter 300 Klempner für die Anfertigung der Kisten aus Weißblech und Zink, in welchen die A. in Amerika versendet zu werden pflegen. Parks befinden sich ferner an der Küste von Connecticut, Neujersey, Staten-Island, in der Prince-Bai, am Quinnipiac u. s. w. Die A. ist in Nordamerika ein wirkliches Volksnahrungsmittel.

Die A. werden häufig von Krankheiten heimgesucht, die ihr Aussehen verderben und den Genuß schädlich machen. Die Erscheinungen werden von Pilzen verursacht, welche in dem Fleische der Tiere wuchern. Nur in frischem Zustande sind die A. eßbar; wenige Stunden nach ihrem Tode, in welchem der Schließmuskel erschlafft und die Schalen sich öffnen, gehen sie in Fäulniß über. Gut verpackt vertragen sie aber ziemlich lange Transporte, und zwar ohne Meerwasser, wie man gewöhnlich annimmt; es genügt eine Quantität davon im Verschlusse der Schalen selbst. Schon die alten Römer verstanden es, die A. lange Zeit vollkommen frisch zu erhalten. Der bekannte Gourmand Apicius sandte sie aus Rom nach Persien an den Kaiser Trajan. Überhaupt waren die A. den Völkern des Altertums als geschätztes Nahrungsmittel wohlbekannt. Der Prokonsul Sergius Orata legte die ersten Austernparks an im Golf von Bajä. Plinius beschreibt die Mästung der A. in den Lucrinischen Teichen; Horaz und Ausonius besingen diejenigen der Bucht von Cumä und der Südwestküste Galliens, wo heute noch die vorzüglichsten gewonnen werden. Als besonders schmackhafte A. galten ferner die von Brundusium, Tarent, Cyzikus und die des vulkanischen Sees Acheron, des heutigen Fusaro. Die künstliche Austernzucht der Anwohner des Bosporus erwähnt Petrus Gillius, indem er erzählt, daß sie A. säeten wie Getreide.

Die Litteratur über die A. und die Meereskultur derselben ist ziemlich umfangreich; außer den Schriften von Coste, Broca, Fraiche u. a. sind hervorzuheben: Erco, «Notizen über Austernkultur» (Triest 1869); Schmarda, «Die maritime Produktion der österr. Küstenländer» (Wien 1865); derselbe, «Die Kultur des Meers in Frankreich. Bericht an das k. k. Ackerbauministerium» (Wien 1868); Blanchère, «Culture des plages maritimes» (Par. 1866); Kämmerer, «Des ruches tuilées et de la culture des huîtres sous le rapport commercial» (St.-Martin 1867); Lobb, «Successful oyster culture» (Lond. 1867); Busch, «Der gerechte und vollkommene Austernesser (2. Aufl., Hannov. 1878); Beta, «Die Bewirtschaftung des Wassers und die Ernten daraus» (Lpz. 1868); Mouls, «Les Huîtres» (4. Aufl., Par. 1868); «Statistique des pêches maritimes» (Par. 1868); Möbius, «Über Austern- und Miesmuschelzucht und die Hebung derselben an den norddeutschen Küsten» (Berl. 1870); derselbe, «Die A. und die Austernwirtschaft» (Berl. 1877); Tolle, «Die Austernzucht und Seefischerei in Frankreich und England» (Berl. 1871).

Austerlitz, Stadt in Mähren, in der Bezirkshauptmannschaft Wischau, an der Littawa und an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, 18 km östlich von Brünn gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, zählt (1880) 3530 E. und besitzt eine schöne Pfarrkirche und ein Schloß des Fürsten Kaunitz-Rietberg, in welchem sich eine Gemäldesammlung befindet und wo 1866 der kommandierende General des preuß. 6. Armeekorps von Mutius starb.

Geschichtlich bekannt wurde der Ort durch die Dreikaiserschlacht (s. nebenstehenden Plan) vom 2. Dez. 1805 und den darauf folgenden Waffenstillstand vom 6. Dez. Nachdem die Franzosen 13. Nov. Wien besetzt und sich der Donaubrücke ohne Kampf bemächtigt hatten, schloß sich das österr. Korps des Fürsten Liechtenstein den Russen auf deren Rückzuge nach Mähren an. Napoleon I. ließ das 2. Korps und die Reservekavallerie folgen und brach selbst mit den Garden von Wien nach Brünn auf. Kutusow, zu welchem außer dem Korps des Fürsten Liechtenstein eine zweite russ. Armee unter Buxhöwden gestoßen war, hatte bei Olmütz 22. Nov. halt gemacht, wo am 24. der Großfürst Konstantin mit einem Teile der Garden eintraf. Kaiser Alexander war schon seit dem 18. Nov. im Hauptquartier, ebenso Kaiser Franz. Gegen Kutusows und Schwarzenbergs Rat wurde beschlossen, Napoleon anzugreifen, ohne die Ankunft der Erzherzoge Johann und Karl abzuwarten. Das österr.-russ. Heer war 85000 Mann und 16000 Pferde stark. Der Vormarsch der Verbündeten geschah in fünf Kolonnen, mit einer Vorhut auf jedem Flügel und einer Reserve (Garden), aber äußerst langsam; man legte vom 27. bis 29. Nov. nur 60 km zurück. Napoleon rief noch rechtzeitig sein 1. Korps, Bernadotte, von Iglau, sein 3., Davoust, von Wien, jedes zwei Divisionen stark, herbei und zog seine Truppen aus den Kantonnierungen bei Brünn in eine Stellung hinter dem Gold(Rzicka)bach zusammen. Am 1. Dez. beobachtete er die Bewegungen der feindlichen Kolonnen. Der rechte Flügel, 4. Korps (Soult), besetzte mit einer Division die Übergangspunkte des Bachs, Telnitz, Sokolnitz, Kobelnitz, zwei Divisionen (Vandamme und Saint-Hilaire) standen in Angriffsmassen (hier zum erstenmal formiert) zu einem Offensivstoße bei Puntowitz vereint; den linken Flügel, über den Bach vorgeschoben, bildete das 5. Korps (Lannes) auf den Höhen südlich von Wellatitz, rechts hinter neben die Reservekavallerie unter Murat und das 1. Korps (Bernadotte); die Garden und Oudinots Grenadierdivision blieben hinter Schlapanitz in Reserve.

Am 2. Dez. (morgens 7 Uhr) setzten sich staffelförmig vom linken Flügel die Kolonnen der Verbündeten in Bewegung. Jeder war ein bestimmtes Defilee zum Angriff zugewiesen: der Vorhut unter Kienmayer (Österreicher) und der ersten Kolonne (Russen unter Doctorow) Telnitz, der zweiten (Russen unter Langeron) das Dorf und der dritten (Russen unter Przybiszewski) das Schloß Sokolnitz, der vierten (Österreicher und Russen unter Kolowrat) Pratzen; bei dieser Kolonne befand sich Kutusow, der Oberfeldherr. Nach Fortnahme der Defileen sollten die Kolonnen aufeinander warten, dann sich jenseit des Bachs entwickeln und durch eine Rechtsschwenkung mit umfassendem Angriff den Feind aufrollen und von seiner Rückzugslinie nach der Donau abdrängen. Der rechte Flügel, die fünfte Kolonne (Bagration), die Reservekavallerie (Fürst Liechtenstein) und die russ. Vorhut sollten den Gegner anfangs nur beschäftigen und erst, wenn der andere Flügel jenseit des Bachs vordringe, angreifen; die Garden (Großfürst Konstantin) blieben hinter den Höhen von Blasowitz in Reserve. Beide Heere waren gleich stark, und dichter Nebel bedeckte die Gegend; gegen 8 Uhr brach »die Sonne von A.« hindurch, und die »Dreikaiserschlacht« begann. Am Goldbache wurden die Defileen von Telnitz und Sokolnitz von der Vorhut und den drei russ. Kolonnen nach einigen Wechselfällen genommen, Kutusow aber hielt die vierte Kolonne noch zurück und ließ sie erst auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers antreten. Diese Zögerung verschuldet den Verlust der Schlacht; denn sie brachte die Kolonnen außer Verbindung und gab Napoleon Zeit, die Angriffsmassen seines Centrums (unter Soult) zum Durchbrechen der feindlichen Schlachtordnung gegen Pratzen vorgehen zu lassen; während Davoust mit seinen frisch ankommenden Truppen und der von den Defileen zurückweichenden Division des Soultschen Korps eine Flankenstellung auf den Höhen zwischen Kleinraigern und Kobelnitz, eine



Reihe von Leichen vor der Front, nahm und diese gegen die drei Kolonnen des linken Flügels der Verbündeten behauptete, sodaß kein Aufrollen möglich war. Unterdessen stieß die eben aus Pratzen vorrückende vierte Kolonne unter Kolowrat auf den Feind. Es kam hier zu einem langen, heftigen Kampfe, der um 11 Uhr mit der Niederlage der Verbündeten und ihrer vollständigen Auflösung endigte. An der Brünn-Olmützer Straße hatte der Kampf zwischen Lannes, welcher den linken Flügel befehligte, und Bagration mit großer Heftigkeit begonnen. Die Kavallerie der Verbündeten machte zwar einige glückliche Attacken, namentlich ritt das russ. Regiment Garde zu Pferd vier Quarrées unter den Augen Napoleons nieder und warf fünf Schwadronen seiner Garde; aber die Franzosen gewannen auch hier das Übergewicht und zwangen Bagration zum Rückzuge. Napoleon hatte während dieses Kampfes seine Reserve, die Garden und Oudinots Grenadiere nach den Höhen von Pratzen vorgeführt und ließ nun die Truppen, welche dieselben erstürmt hatten, dem noch jenseit des Goldbachs gegen Davoust und bei Schloß Sokolnitz kämpfenden Feinde in den Rücken gehen, während Davoust in der Front angriff. Die dritte Kolonne der Verbündeten wurde fast ganz vernichtet, die andern retteten sich teilweise. Dem Siege von Austerlitz, der eine neue Epoche in der Taktik bezeichnet, folgte unmittelbar der Friede.

Noch am Abende des 2. Dez. trug Fürst Liechtenstein als Unterhändler der Verbündeten auf Waffenstillstand an, der nach einer Unterredung der Kaiser Franz und Napoleon, welche am 4. stattfand, am 6. abgeschlossen wurde, worauf 26. Dez. zwischen Frankreich und Österreich, unter neuen schweren Opfern für letzteres, der Friede von Preßburg zu Stande kam. Rußland machte keinen Frieden und trat im folgenden Jahre, mit Preußen verbündet, wieder gegen Napoleon auf.

Austernbänke, s. unter Auster.

Austernfischer (Haematopus ostralegus) oder Austerndieb nennt man einen schönen Strandvogel von der Größe einer Haustaube, der unten weiß, am Rücken und den Flügeln schwarz ist, eine weiße Binde über den Flügeln, roten Schnabel und Beine trägt und überall an den Gestaden der Nord- und Ostsee bis nach Sibirien hin, sowie auf den dem Meere benachbarten Binnenseen häufig zu finden ist. Der Schnabel ist etwa kopflang, ziemlich dick und scharf, die Beine kurz und kräftig. Er läuft am Wasser umher, sucht Würmer, Schnecken, Muscheln, dreht Steine um, unter denen er Meertiere sucht, schwimmt und fliegt gut und schnell, und ist scheuer als andere Strandvögel. Stets findet man ihn paarweise, oft zu Hunderten in Gesellschaft. Das Weibchen legt drei vortrefflich schmeckende, große Eier in ein kunstloses Nest und brütet abwechselnd mit dem Männchen. Das Fleisch ist schlecht, thranig, zähe.

Austerngrus, Ablagerungen von Muscheln an den Küsten des südl. Norwegen, Schottlands, bei Venedig sowie an der nordamerikan. und chilen. Küste. Die Muscheln sind teils gut erhalten, teils zertrümmert, oft durch Sand und Kalk verbunden.

Austernschwamm (Buchenpilz, Drehling, Agaricus ostreatus *Jacq.*), ein Pilz aus der Familie der Hymenomyceten, mit saftigem, weichfleischigem Hut, der oft muschel- oder trichterförmig ist und eine graue oder braune Farbe besitzt. Er kommt in größern Büscheln vor und zwar meistens am Grunde alter Bäume, wird in manchen Gegenden gegessen, ist aber nicht sonderlich schmackhaft.

Austernzucht, s. unter Auster.

Austin, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Texas, benannt nach Stephen Austin (s. d.), liegt im County Travis am Colorado, 330 km nord-nordwestlich von Galveston, in sehr malerischer Gegend, ist durch die Houston- und Texas-Central-Eisenbahn mit der Seeküste verbunden, hat ein Taubstummen- und Blinden-Institut und ein Irrenhaus und zählt (1880) 10960 E. (1870 erst 4428). A. wurde 1839 gegründet und ist seit 1844 Hauptstadt von Texas.

Austin (Alfred), engl. Journalist und Dichter, geb. 30. Mai 1835 in Devonshire, erhielt seine Erziehung teils in einer kathol. Schule in Westengland, teils auf dem Festlande. Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete er sich der Journalistik und war längere Zeit Mitarbeiter an der londoner Zeitung «Standard». Allgemeiner bekannt wurde er zuerst durch die Satire in Versen «The season» (Lond. 1861), die neben großer Versgewandtheit ein an Pope erinnerndes epigrammatisches Talent zeigte und bedeutendes Aufsehen erregte, aber auch dem Autor manche Angriffe zuzog. Auf diese erwiderte er in einem zweiten Gedicht «My satire and its censors» (1861). Auch seine spätern Leistungen hielten sich meist auf dem satirischen Gebiet, ohne indes seinen Ruf wesentlich zu vermehren. Es gehören dazu: «The human tragedy, a poem» (1862), «The poetry of the period» (1870), «The golden age, a satire» (1871), «Interludes» (1872), «Rome or death, a poem» (1873) und «Madonna's child» (1873). Seine letzte Dichtung «Leszko the bastard, or a tale of Polish grief» (1877) wurde durch A.s Russenhaß inspiriert.

Austin (Sarah), engl. Schriftstellerin, gehört der Familie Taylor zu Norwich an und wurde daselbst 1793 geboren, erwarb sich eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur und begann, seit 1820 mit John A., einem geachteten Rechtsgelehrten in London, vermählt, ihre schriftstellerische Laufbahn mit «The travels of a German Prince» (Lond. 1832), einer Übersetzung der «Briefe eines Verstorbenen» des Fürsten Pückler-Muskau. Unter ihrem eigenen Namen trat sie zuerst mit «Characteristics of Goethe» (3 Bde., Lond. 1833) auf, welches Werk wesentlich zur Würdigung des großen Dichters in England beitrug. Sodann folgte eine Übersetzung von Rankes «Röm. Päpste», die «Collection of fragments from the German prose writers» und die «Sketches of Germany from 1760 to 1814» (Lond. 1854). Von ihren übrigen Schriften sind besonders die «Considerations on national education» geschätzt. Mrs. A. hat sich viel in Deutschland aufgehalten, namentlich in Dresden und in Weimar, wo sie, wie später in England, der nachherigen Herzogin von Orléans nahestand, deren von der Gräfin d'Harcourt 1859 herausgegebene Biographie sie ins Englische übertrug. Sie starb 8. Aug. 1867 zu Weybridge, nachdem sie die Herausgabe der «Lectures on jurisprudence» ihres einige Jahre vorher verstorbenen Gatten begonnen hatte. — Ihre Tochter Lucie, vermählte Lady Duff-Gordon, führte gleichfalls zahlreiche Werke durch Übersetzungen in die engl. Litteratur ein, darunter Niebuhrs «Griech. Heroengeschichten» (Lond. 1844), Rankes «Preuß. Geschichte», Meinholds «Bernsteinhexe», Moltkes «Türkenkrieg von 1828—29» (Lond. 1854) u. a. m.

Austin (Stephen F.), aus Durham im nordamerik. Staate Connecticut, Begründer der ersten angloamerik. Niederlassungen in Texas, erhielt 14. April 1823 das seinem Vater Moses A. von der mexik. Regierung 17. Jan. 1821 erteilte Privilegium zur Einführung von 300 amerik. Familien in das damals zum Staate Coahuila gehörende Territorium Texas bestätigt und hatte hierbei so guten Erfolg, daß schon nach 10 Jahren die von ihm herbeigezogenen Amerikaner sich stark genug fühlten, einen besondern Staat zu konstituieren. Die mexik. Regierung sah darin Landesverrat, ließ A. als Anstifter verhaften und gefangen setzen. Nachdem er 1835 die Freiheit zurückerhalten, begab er sich wieder nach Texas, schloß sich der hier inzwischen gebildeten Revolutionspartei an und übernahm den Befehl über das kleine Heer der Aufständischen. Doch trat er das Kommando bald an Houston ab und begab sich als Kommissar von Texas nach den Vereinigten Staaten, wo er durch gewandtes und verständiges Auftreten die öffentliche Meinung für die Anerkennung des jungen Staats günstig stimmte. Nach seiner Rückkehr nach Texas starb er daselbst 27. Dez. 1836.

Austrägalgericht. Der Mangel einer fe[illegible] und kraftvollen Gerichtsverfassung in Deutschla[illegible] welcher seinen vornehmsten Grund in der Schw[illegible] der kaiserl. Macht, besonders nach dem Falle [illegible] Hohenstaufen hatte, nötigte die Fürsten, Präla[illegible] Städte und Ritter vorzüglich im südl. Deutschla[illegible] zu ihrer Sicherheit vielfache Verbindungen zu sch[illegible]ßen, deren wesentliches Geschäft es war, für [illegible] Streitigkeiten untereinander Schiedsrichter au[illegible] stellen, durch welche eine gütliche Beilegung o[illegible] eine rechtliche Entscheidung eingeleitet wer[illegible] konnte. Man nannte dies Austräge. So [illegible] wurden z. B. 1424 durch die Kurfürsten unter [illegible] festgesetzt. Als endlich durch die Anerkennung ei[illegible] Ewigen Landfriedens 1495 den Fehden und [illegible]

bewaffneten Selbsthilfe ein Ende gemacht werden sollte, war damit die Gründung eines allgemeinen obersten Gerichts für Streitigkeiten unter und mit den unmittelbaren Angehörigen des Reichs notwendig verknüpft, und das Reichskammergericht kam gleichzeitig zu Stande. Doch behielten die Stände noch ihre bisherigen Austräge und das Recht, solche auch in Zukunft vertragsmäßig zu errichten. So gab es gesetzliche, d. i. durch eine allgemeine Rechtsnorm bestimmte und gewillkürte, d. i. auf Vertrag gegründete, und es gab privilegierte Austräge, d. h. solche, welche der Kaiser den meisten Reichsstädten und andern Angehörigen des Reichs bewilligt hatte. Im Rheinbunde wurde die Entscheidung der Streitigkeiten einer Bundesversammlung übertragen, welche aber nie zu Stande kam. Im Deutschen Bunde ward diese richterliche Gewalt für Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern gleichfalls der Bundesversammlung übertragen, welche alle Zwiste durch Kommissarien aus ihrer Mitte gütlich beilegen, für die nötig werdende rechtliche Entscheidung aber eine wohlgeordnete Austrägalinstanz aufstellen sollte. Österreich und Preußen bemühten sich schon auf dem Wiener Kongresse, ein bleibendes Gericht für diese wichtigen Angelegenheiten zu Stande zu bringen; allein andere Staaten zogen eine wechselnde Einrichtung vor, welche durch die Bundestagsbeschlüsse vom 16. Juni 1817 und vom 3. Aug. 1820 sowie durch die Wiener-Schluß-Akte ihre weitere Ausbildung erhielt. Das Wesentliche bestand darin, daß der verklagte Teil dem klagenden drei unparteiische Bundesglieder vorschlug, woraus der Kläger einen zu erwählen hatte, welche Wahlen bei Zögerung des dazu berechtigten Teils auf die Bundesversammlung selbst übergingen. Das oberste Gericht des erwählten Bundesgliedes mußte alsdann die rechtliche Verhandlung und Entscheidung des Streits nach den bei ihm geltenden Prozeßnormen im Namen und statt der Bundesversammlung vornehmen und das Erkenntnis bekannt machen, wogegen nur eine Restitution wegen neu aufgefundener Beweismittel zulässig war. Für die Vollziehung sorgte die Bundesversammlung nach der Exekutionsordnung vom 3. Aug. 1820. Durch die Wiener-Schluß-Akte wurde dieser Austrägalgerichtsbarkeit der Bundesversammlung noch die wichtige Ausdehnung gegeben, daß sie auch alsdann eintreten sollte, wenn Forderungen von Privatpersonen deshalb nicht befriedigt werden könnten, weil die Verpflichtung, denselben Genüge zu leisten, zwischen mehrern Bundesgliedern zweifelhaft oder bestritten wäre. Ein Bundesbeschluß vom 19. Juni 1823 bestimmte das Verfahren bei den A. näher, und zwei andere Beschlüsse, vom 7. Okt. 1830 und vom 28. Febr. 1833 bezogen sich auf einzelne prozessualische Handlungen bei denselben. Ein einstimmiger Beschluß der Bundesversammlung in der Plenarsitzung vom 30. Okt. 1834 setzte noch ein besonderes Schiedsgericht zur subsidiären Entscheidung der Irrungen zwischen Regierungen und Ständen ein, wovon auch die Bundesglieder bei Streitigkeiten unter sich Gebrauch machen können. Dasselbe ist aber nie praktisch geworden, weil seine Zusammensetzung den Landständen zu wenig Garantie gab für eine unparteiische Rechtspflege. Vgl. Leonhardi, «Das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes» (2 Bde., Frankf. 1838—45). Nach der gegenwärtigen Verfassung des Deutschen Reichs (Art. 76) werden Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten, sofern dieselben nicht privatrechtlicher Natur und daher von den kompetenten Gerichtsbehörden zu entscheiden sind, auf Anrufen des einen Teils von dem Bundesrate erörtert und wenn es diesem nicht gelingt, die Sache diplomatisch zu erledigen, durch ein Reichsgesetz geordnet. Schipel.

Australasien, s. Asien und Indischer Archipel.

Australien (d. i. Südland) nannte man früher und im weitern Sinne das ausgedehnte, im Stillen Ocean von den Grenzen Asiens und dem Indischen Ocean bis zu den Küsten Amerikas zerstreut liegende Inselgebiet. Im engern Sinne versteht man jetzt indessen allein unter A. das in diesem Raume liegende insulare Festland, den Australkontinent (ehedem Neuholland genannt), sowie die Insel Tasmanien, und bezeichnet die übrige hierher gehörige Inselwelt als Oceanien (s. d.). Während dieser Australkontinent im SO. des Indischen Archipels zu beiden Seiten des südl. Wendekreises noch ganz auf der Osthemisphäre liegt, dehnen sich die Gruppen der austral. Inselwelt (also Oceanien) weithin auf der Westhemisphäre aus, wo sie die mittlern Zonen des Großen Oceans zwischen den beiden Wendekreisen erfüllen, und sich von Asiens Nachbarschaft im W. bis zur Nähe von Amerika im O. erstrecken.

Umfang und Küstengestaltung. A. erstreckt sich vom östlichsten Punkte, dem Kap Byron (153° 40' östl. L. von Greenwich), bis zum westlichsten, dem Kap Inscription (113° 1' östl. L.) neben der Dirk-Hartog-Insel, durch 40 Längengrade (4300 km), und von seinem nördlichsten Punkte, dem Kap York (10° 43' südl. Br.), bis zu seinem südlichsten, dem Kap Wilson (39° 9' südl. Br.), etwa durch 28½ Breitengrade (3180 km) weit. Seine Gestalt ist eine ziemlich gerundete. An der Nordküste, zu seiten der Halbinsel Arnhemland, im O., findet sich der tiefste Küsteneinschnitt, der Carpentariagolf, und im W. der zum Cambridgegolf und zum Queen's Channel (in welchen der Victoria mündet) führende Busen. An der Südseite des Kontinents liegt die ausgedehnteste Einbuchtung, die Große Australische Bucht (Australgolf), an deren Ostseite der Spencergolf, der St.-Vincentgolf und die Encounterbai eingeschnitten sind. Von andern markierten Einschnitten sind zu erwähnen: an der Südseite die Bai Port-Phillip; an der Westseite die Sharksbai und der Exmouthgolf; an der Nordseite der Kingsund, Vandiemensgolf, die Bai Port-Essington an der Coburghalbinsel; an der Ostseite die Edgecumbebai mit Port-Denison, die Herveybai, die Moretonbai, die Shoal-, Broken-, Port-Jackson-, Botany- und Jervisbai. Flach sind nur wenige Küstenstrecken, wie z. B. die im innersten Teile des Carpentariagolfs, während die Ufer selbst an ganzrandigen Strecken, wie längs des Australgolfs, mit 1—200 m hohen Steilwänden zum Meere abstürzen. Hohe, zernagte Felsufer mit vielen Einschnitten zeigt namentlich die Ostküste, an deren nördlichstem Teil überdies die sich vor der Küste hinziehende Korallenbank, die Große Barrière genannt, die Annäherung hindert, obwohl zwischen derselben und der Küste eine schmale gefahrlose Passage hindurchführt.

Bodengestaltung. Der austral. Kontinent ist wesentlich ein bis 540 m hohes Tafelland, dessen tiefste Einsenkung die im N. des Spencergolfs liegenden und gleichsam dessen Fortsetzung bildenden

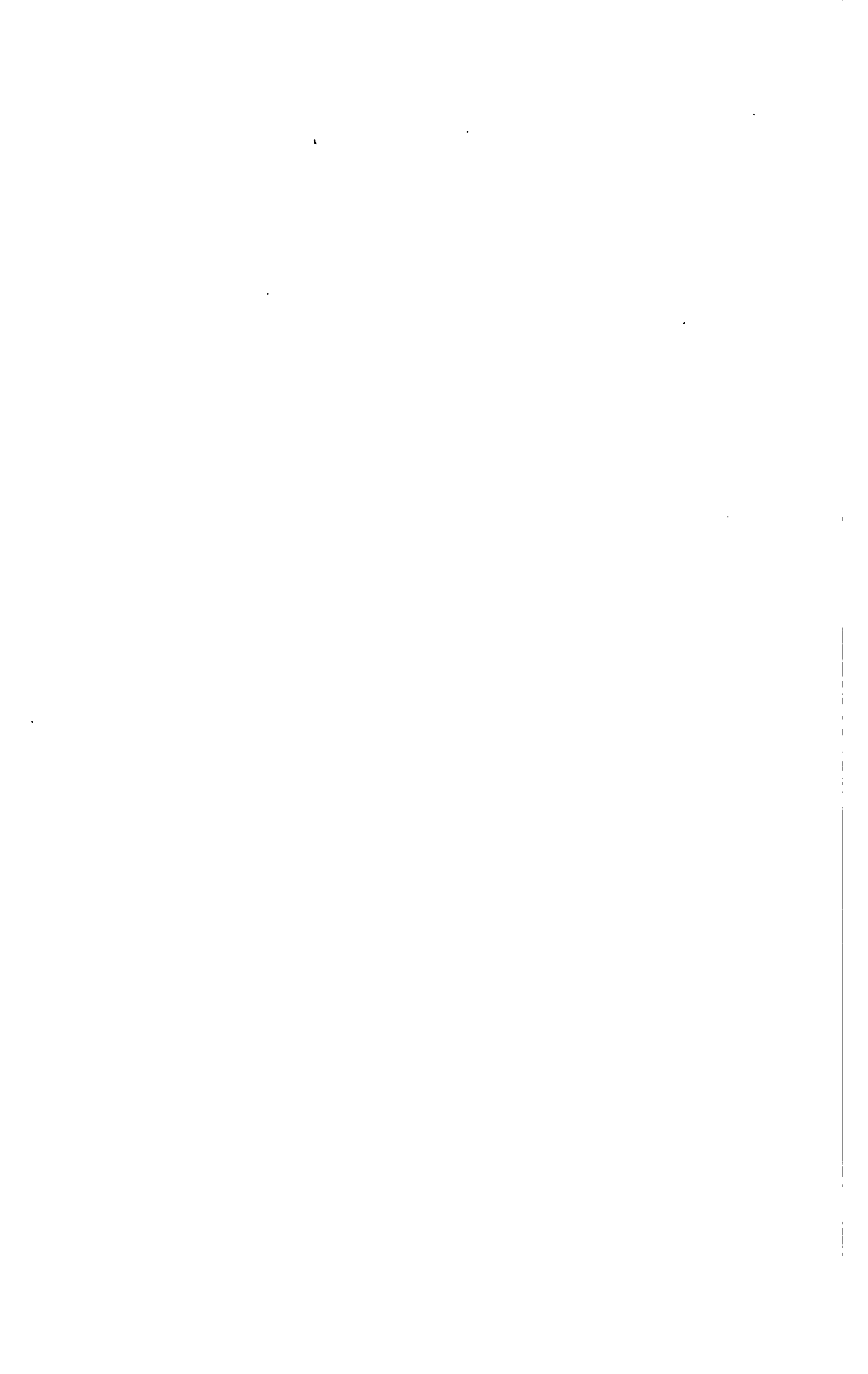
Seen Torrens und Eyre, in 25 m Meereshöhe, bilden. Namentlich erfüllt den ganzen Nordwesten ein mächtiges Tafelland von etwa 500 m Höhe, dessen wasserscheidender Rücken etwa 450 km von der Küste entfernt bleibt. Auf der Hochebene erheben sich im Quellgebiete der zur Westseite fließenden Ströme einzelne Höhepunkte, in der Nähe des Wendekreises selbst bis zur doppelten Höhe der Tafelfläche, wie der über 1300 m hohe Mount-Bruce und der fast 1200 m hohe Mount-Augustus. Auf eine gleiche Höhe schätzte auch Stuart den mitten im Kontinente gelegenen Central-Mount-Stuart. Kurze Ketten treten überall auf, wo Reisende das Innere untersucht haben, und zwischen denselben dehnen sich Ebenen von den verschiedensten Dimensionen hin, bald von günstiger Beschaffenheit, mit nutzbarem Graswuchs bedeckt und von Creeks oder kleinen Gewässern durchzogen, bald aus Sandboden bestehend, den überall in ganz A. das harte, stechende Gras Triodia irritans (von den Ansiedlern Spinifex genannt) in der traurigsten Einförmigkeit überzieht. Oder diese Ebenen sind auch aus wasserleeren, steinigen Schichten gebildet, welche der nicht minder einförmige Scrub bedeckt, d. i. ein undurchdringliches, dorniges Strauchwerk, meist bestehend aus Zwerg-Eucalypten (Eucalyptus dumosa), von den Eingeborenen Malli genannt, oder Acacia pendula, die ein Laub von tot-blaugrüner Farbe tragen. Einen Wechsel dieser einförmigen Bodenbildungen mit dazwischen sich erhebenden Höhenreihen bietet das ganze Innere.

Der östl. Teil des Kontinents ist ein Gebirgsland, das sich nach Westen hin allmählich senkt. Das südlichste und bedeutendste Glied dieses Gebirgslandes sind die **Australischen Alpen** oder das **Warragonggebirge**, in denen sich der Mount-Kosciuszko 2190, westlich davon der Mount-Hotham 2350 m erhebt. Der erste gewährt eine der prachtvollsten Aussichten auf der Welt. Nach der Westseite fällt sein Gipfel steil fast 1000 m herab zu dem tiefen Schlunde, in welchem der Murray entspringt, dessen Thal nur mit einem der schweiz. Hochthäler verglichen werden kann. Die Kette zieht sich in demselben kühnen Charakter, aber an Höhe abnehmend, nach Südwesten und bildet ein fast unübersteigliches, dichtbewachsenes Gebirge. Vom Mount-Gisborne auf seinem Kamme blickt man in das schöne, von hohen Gebirgen umgebene, fruchtbare Gippsland am Fuße der Alpen hinab und bis in das Meer hinaus. Vom Westende dieser Ketten bis nach Kap Wilson im S. und nach W. bis zum Glenelg reihen sich mehrere andere Gebirgsmassen aneinander, wie die Pyrenäen und die Grampians, in welchen sich Gipfel von 1700 und 1900 m Höhe finden.

Nördlicher liegt, im W. von Sydney, das Gebirge der Blauen Berge (Blue Mountains), 750—1270 m hoch, durchrissen von gähnenden Schlünden, tiefen, gewundenen Schluchten und schrecklichen Abgründen zwischen riesigen Sandsteinwänden, überall nur mit Lebensgefahr zu durchklettern und fast labyrinthisch. Die nach SW. ausgehenden syenitischen und granitischen Massen leiten zu den Honeysuckle-Ketten, deren Grünsteinkamm im Mittel 1270 m Höhe hat, weiterhin aber noch höher wird und dort seinen Charakter ändert; statt der reichbewaldeten Grünsteinkuppen treten öde, phantastische Syenitgipfel auf. Weiter nach SW. werden die Formen wieder runder und bewaldet, ändern sich aber beim Georgsee, wo ein westl. Serpentin- u[illegible] Porphyrausläufer die Zuflüsse des Murrumbidg[illegible] von denen des Lachlan trennt. Jenseit des B[illegible] thurstsees zieht ein anderer Ausläufer nach N[illegible] über Camden und Cumberland, der die maleris[illegible] sten und wildesten Scenen bietet. Im W. d[illegible] Blauen Berge erheben sich zwischen dem obern Ma[illegible] quarie und Lachlan die fast 1400 m hohen Can[illegible] bolasberge. Nördlich vom Hunter-River heißt d[illegible] Gebirge die Liverpoolkette, ein Granit- und Po[illegible] phyrgebirge, auf welchem sich Grünsteinkuppen, w[illegible] der Mount-Oxley und Mount-Arthur, erheben. D[illegible] im W. von Port-Macquarie stehende Mount-Se[illegible] View hat an 1900 m Höhe. Ein anderes Gebirg[illegible] land säumt Queensland im O., tritt bis auf 4[illegible] oder 500 km ins Innere westlich hinein bis an d[illegible] Quellen des Victoria oder Barcoo und zieht s[illegible] längs der Ostküste bis in die Yorkhalbinsel nach [illegible] Zu denselben gehören der 1700 m hohe Moun[illegible] Lindsay im SW. von Brisbane und mehr als 13[illegible] und 1700 m hohe Gipfel an der Ostseite der Yor[illegible] halbinsel. Auf der Südseite des Kontinents, we[illegible] lich von der Mündung des Murray, ziehen sich G[illegible] birge nach N. zur Region der Seen, meist niedri[illegible] aber in einzelnen Gipfeln, wie im Mount-Arde[illegible] am Nordende des Spencergolfs, 1700 m hoch. Vo[illegible] diesem nach NNO. zieht das mehr als 300 km lang[illegible] Flindersgebirge hin, in dessen Mitte sich der 950 [illegible] hohe Mount-Serle erhebt. Auch an der Südwe[illegible] seite hat man von der schmalen Küstenebene au[illegible] einen kaum 700 m hohen Bergrand, die Darling[illegible] Herschel- und Victoriakette, zur innern Hochfläc[illegible] hin zu übersteigen. Als höchster Berg in dieser R[illegible] gion gilt der 1000 m hohe Mount-Bruce.

Klima. Das austral. Klima ist heiß, in den k[illegible] lonisierten Strichen jedoch nicht erschlaffend, u[illegible] gleicht in seiner Trockenheit wohl am meisten de[illegible] von Spanien. Das nördl. Drittel hat tropisch[illegible] Klima, die südl. zwei Drittel dagegen haben ein g[illegible] mäßigtes, sodaß das Klima der Kolonien im Süd[illegible] etwa dem des südl. Europa gleichkommt. Der N[illegible] den hat seine Regen im Sommer, vom Novem[illegible] bis April, der Süden im Winter, vom März b[illegible] September. Der tropische Regen erstreckt sich jed[illegible] nicht bis zum Wendekreise, sondern, wie es schei[illegible] nur bis zu 19° südl. Br. Zwischen beiden Region[illegible] findet sich eine Übergangszone, in welcher Nied[illegible] schläge zu allen Zeiten und nur in sehr gering[illegible] Maße erfolgen. Offenbar gibt es auch g[illegible] Strecken, in denen jahrelang kein Tropfen R[illegible] fällt. Während der Regenzeit ergießt sich im S[illegible] in den Kolonien der Regen in Strömen. D[illegible] denselben schwellen die Gewässer mächtig an, [illegible] anlassen Zerstörungen und hemmen die Kom[illegible] kation. Doch vergehen auch Monate ohne R[illegible] sodaß A. in der That ein trockenes Land ist. [illegible] weise eintretende Dürren sind für die Kolon[illegible] welche davon etwa alle 10—12 Jahre be[illegible] werden, die schwersten Plagen; Ernten und [illegible] gehen ihnen in solchen Zeiten zu Grunde. [illegible] werden Victoria und Südaustralien von [illegible] Leiden nicht heimgesucht. Neusüdwales genieß[illegible] Monate im Jahre ein höchst angenehmes K[illegible] Nur die Sommerhitze ist hier drückend, da [illegible] Schatten bis 37° C. steigt, zuweilen sogar bis[illegible] namentlich wenn der heiße Wind von Westen[illegible] dem Innern weht, der jedoch nur 22—36 St[illegible] anhält. Bei diesem Winde ist die ganze Luft [illegible] dem feinsten Sandstaube erfüllt, der in [illegible]





Wolken heranzieht, alle Vegetation zu Grunde richtet und auf die Weizen eine Wirkung äußert ähnlich der des Sirocco oder des heißen Wüstenwindes. Die Sommerwärme von Sydney kommt etwa der von Neapel oder Algier gleich, die Winterwärme hier der von Sicilien. Auch Sydneys Jahreswärme ist gleich der von Sicilien. Oft ändert sich der Stand des Thermometers binnen einer halben Stunde um 16—22° C., namentlich im Sommer. Sturt berichtet, daß er auf seiner Reise im Innern im Schatten 55° und in der Sonne 68° C. beobachtet habe. Indessen ist das Klima entschieden gesund. Lungenkrankheiten treten nicht auf, höchst selten Epidemien. Dagegen sind Diarrhöe und Ruhr sehr gewöhnliche Leiden. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Sydney 13, in Brisbane 20, in Melbourne 14, in Adelaide und in Perth 18° C.

Gewässer. Infolge der Trockenheit des Klimas ist A. schlecht bewässert. Seine Flüsse bestehen während eines großen Teils des Jahres nur aus Reihen von Wasserlachen und Sümpfen. Der größte Teil des Wassers verdunstet in der Sommerhitze, und es bleiben nur Schlamm und Kräuter zurück. Die kleinen Flüsse oder Creeks lösen sich alsdann zu Reihen von Wasserlöchern auf, und ihr Lauf bleibt nur an dem Sande und an den ihre Ufer einfassenden Gummibäumen erkennbar. So mancher von einem Gebirge in ansehnlicher Größe herabkommende Fluß versiegt einige Kilometer weiterhin in einer sandigen Ebene. Ohne diesen Übelstand wäre ein großer Teil A.s herrliches Weideland. Ein wirklich eingeschnittenes Bett scheint vielen der Flüsse ganz zu fehlen. Das bedeutendste unter den bekannten Stromsystemen ist das des 1300 km langen Murray oder Gulba, welcher in den Alexandrinasee mündet. Da derselbe durch die Schneemassen der Alpen genährt wird, so ist er ein permanenter Strom, ebenso wie die rechts in ihn einmündenden vereinigten Murrumbidgee und Lachlan. Dagegen ist der ein weit größeres Gebiet umfassende und ebenfalls rechts in den Murray mündende Dar-ing oder Calewatta ein zeitweise versiegender Strom. Zu ihm fließen Warrego, Condamine, Peel, Macquarie, Bogan. Nächstdem verdient der östl. ...toria oder Barroo Erwähnung, der, mit dem ...omson vereinigt, den Cooper bildet. Dieser löst sich in einer Wüste fast auf, und von ihm endet ein ...bedeutender Arm, der Cooper- oder Strzelecki-...reek, in dem Salzsee Gregory. Unter den kürzern ...tenflüssen sind an der Ostseite zu nennen: der ...rdlich von Sydney mündende, 67 km lange Haw-...sbury, der 150 km lange Hunter, der 230 km ...ange Clarence, der 145 km lange Brisbane, der ...s Dawson und Mackenzie gebildete Fitzroy, der ...n Leichhardt entdeckte und von Dalrymple 1859 ...iter untersuchte Burdekin mit dem Belyando in ...eensland. Im Süden, an der Küste von Vic-...ia, fließt der Glenelg, der 120 km lange Hop-...s, der ebenso lange Yarra-yarra, Latrobe, ...way; an der Westseite der Blackwood, der ...wanenfluß, der Murchison, Gascoyne, der As-...ton und Fortescue; an der Nordseite der Victoria, ...ator, Roper, Albert, Flinders, Mitchell u. s. w. Die an Zahl und Ausdehnung nicht unbedeuten-...Seen A.s sind einen großen Teil des Jahres ...Sümpfe. Im Norden des Spencergolfs (mit ...r nicht im Zusammenhange steht) zieht sich fast ...km der von kahlen Sanddünen umgebene Tor-...see hin. Weiter nördlich liegt in 27 m Meereshöhe der, wie es scheint, noch größere Eyresee, in dessen Osten sich der vielleicht in Stücke geteilte Gregorysee hinzieht. Im Westen des Torrenssees liegt auf der Hochebene, in 115 m Höhe, der große Gairdnersee. Diese und unzählige kleinere Seen in derselben Region sind überaus salzreich und bilden ein Gebiet, das noch nicht lange vom Meereswasser verlassen zu sein scheint. Überhaupt sind deutliche Kennzeichen vorhanden, daß die Südküste des Kontinents noch jetzt in langsamer Erhebung aus dem Meere begriffen ist. (Hierzu eine Karte: Australien und Neuseeland.)

Pflanzenwelt. Die austral. Flora ist, gemäß den klimatischen Verhältnissen, im nördl. Teile eine tropische, im gemäßigtern südl. Teile eine subtropische. Im allgemeinen erscheint sie als eine seltsame, von der aller übrigen Erdteile sehr abweichende. Der Charakter der Einförmigkeit und Dürre zeigt sich auch in der Vegetation. Nur innerhalb der gebirgigen Küstenlandschaften ist es anders, und es treten hier auch großartige Wälder auf, während solche im Innern durchweg fehlen. Die bekannt gewordenen 7000 Pflanzenarten gehören etwa 120 natürlichen Familien an, aber mehr als die Hälfte aller Arten nur 11 dieser Familien. Die größte Familie ist die der Gummibäume oder Eucalypten, von denen man etwa 100 verschiedene Arten kennt. Der im südl. Tasmanien gewöhnliche Eucalyptus globulus erreicht dort oft eine Höhe von 50 und am Fuße einen Umfang von 8—13 m. Von der Melaleuca finden sich 80 Arten, von denen 28 auf den Kontinent A.s beschränkt sind. Die Stackhousia gehört A. allein an. Von den 400 bekannten Proteaceenarten sind diesem Kontinente mehr als die Hälfte eigen, und namentlich ist darunter die Banksia eine der merkwürdigsten Pflanzen. Ebenso sind die 13 Kasuarinenarten höchst charakteristisch. Die ausgedehnteste Pflanzenfamilie bilden die stiellosen Akazien (Wattlebäume), von denen man mehr als 100 Arten kennt. Diese und die Eucalypten machen nach R. Brown wohl die Hälfte der ganzen Vegetationsmasse A.s aus. Beide Familien haben das Eigentümliche, daß die Blätter nicht ihre Flächen gegen den Himmel und die Erde kehren, sondern die Ränder derselben. Die Eucalypten werfen außerdem nicht die Blätter ab, sondern die Rinde. Die wegen ihrer starken Gummiabsonderung als «Gummibäume» bezeichneten Eucalypten kommen gewöhnlich in drei Arten vor, weiße, blaue und rote Gums. In Betreff der eigentlichen Waldregionen lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die lichten Wälder aus meist astlosen Stämmen mit kleiner Krone (gewöhnlich aus den Eucalyptusarten Melaleuca, Metrosideros, Callistemon, Tristania u. s. w. gebildet), die in der Regel kein Gesträuch zwischen sich haben. Diese Bäume der trockenen Wälder eignen sich schlecht zur Feuerung. Die zweite Gruppe, die Strauchwälder, finden sich ebenfalls auf dürrem Boden, der aber ganz mit Gesträuch bedeckt ist. Die Bäume haben einen kurzen, verkrüppelten Wuchs, da die Waldbrände alle vier bis fünf Jahre den größten Teil der untern Vegetation versengen. In ihnen finden sich, außer den genannten Arten, die Kasuarinen und Banksien, die Hakea, Monotoca, Ceratopetalum u. s. w. Die dritte Gruppe sind die Nadelwälder, die an der Ostseite eine schmale Zone am Meere bilden und meist die Thalabhänge bedecken und den Flußläufen folgen. Zwischen ihnen

findet sich eine reiche Abwechselung von Bäumen mit glänzendgrünem, dichtschattendem Laubwerk, zwischen welches sich Schlinggewächse, Moose und Orchideen mischen. Ganz tropischen Charakter erhalten diese Wälder durch vier große Baumfarrnarten und die schönen Palmen Corypha australis und Livistona inermis. Vorzügliches Holz liefern die Cedrela australis, Podocarpus spinulosus und sehr wirksame Gerberinde die Acacia dealbata. Unter den Nadelhölzern befinden sich auch Araucarien und die Kaurifichte. Auch die Zahl der Arten von Laubhölzern ist groß, und manche von ihnen, wie die in der Berührung schon giftige Urtica gigas und Ficus macrophylla, gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt. Zu den merkwürdigen Pflanzenarten gehören ferner der Grasbaum (Xantorrhoea), die Nepenthes distillatoria, die Riesenlilie (Doryanthemum), die Stinkpflanze (Hydrocotyle densiflora).

Die gewöhnlichsten im Innern A.s vorkommenden Grasarten sind das Kängurugras (Anthistiria australis), welches Roß und Reiter überragt, und das alle unfruchtbare Sandstrecken überdeckende Stachelschweingras oder Spinifex der Kolonisten (Triodia irritans). Einheimische Früchte und eßbare Wurzeln gibt es nur sehr wenige, dagegen eignet sich A. für die Einführung fast aller europ. Früchte und Gemüse. An der Moretonbai und an der Nordküste sind die Dattelpalmen, die japanes. Loquat, Baumwolle, Zucker, Kaffee und Tabak naturalisiert, und Bananen, Orangen und Limonen führt man von der Ostküste aus. In Neusüdwales, Victoria und Südaustralien gedeihen alle Getreidearten und Gartenprodukte in Vollkommenheit. Die Menge und Beschaffenheit der gewonnenen Mandeln, Feigen, Aprikosen, Trauben, Quitten, Äpfel, Birnen, Pflaumen u. s. w. lassen nichts zu wünschen übrig.

Tierwelt. Nicht weniger eigentümlich als die Flora ist die Fauna A.s. Das einzige gefährlichere Raubtier ist der in seiner Größe zwischen Fuchs und Wolf stehende Dingo (s. d.), fast der einzige Feind der Schafherden. Die Wiederkäuer und Dickhäuter fehlen A. An den Küsten Queenslands von Moretonbai bis Kap York, und nur dort, lebt der 3—5 m lange Dugong oder die Seekuh (Halicore australis), die sich vom Seetang nährt und deren Fleisch eine Delikatesse ist. Besonders eigentümlich aber sind diesem Erdteile die Marsupialien oder Beuteltiere, von denen man auf dem Kontinent und auf Tasmanien mehr als 100 bestimmte Arten kennt. Das größte derselben ist das Känguru (s. d.), das beliebteste Jagdtier, dessen Fleisch wohlschmeckend und gesund und dessen Schwanz als Delikatesse gilt. Das Wallaby ist das kleine Känguru der Ebene. Dann ist zu nennen das Opossum (s. d.) oder die Beutelratte, die auf Bäumen lebt und sich in der Weise der Affen von Zweig zu Zweig schwingt. Der Petaurus ist ein fliegendes Opossum und der Dasyurus ein fleischfressendes Beuteltier. Der Thylacinus ist ein nächtliches Raubtier von der Größe eines Hundes und der Gestalt eines Wiesels. Es gibt ferner fünf Nager, ähnlich den Ratten und Mäusen, von denen einer, der Hydromys, einigermaßen dem Biber ähnelt. Die sonderbarsten aller Tiere sind das Schnabeltier (s. d.) und die Echidna, ein Ameisenfresser (s. d.). Zahlreicher sind die Falken, Adler und Eulen, die in manchen Teilen alle kleinern Vögel vertilgen und auch dem jungen Vieh viel Schaden thun. Prächtige Papageiarten und zahllose Kakadus sind überall häufig, Taubenarten zahlreich. Wilde Enten, Gänse und Schwäne beleben in unermeßlichen Schwärmen die Sümpfe des Innern und die Seeufer. Auch die Wachteln sind häufig, dagegen fehlen alle Vögel des Hühnergeschlechts. Zu den merkwürdigen Vögeln gehört der straußartige große Emu, der Pelikan, der Ibis, der Paradiesvogel u. s. w. Die Reptilien sind zwar zahlreich, aber nur wenige schädlich. Der Biß der Diamant-, der Peitschen- und der schwarzen Schlange zeigt sich giftig. Von den Insekten sind eine große Spinne, die sog. Tarantel, und eine rote offenbar giftig, sowie die Skorpione und Tausendfüße. Die Ameisen, über centimetergroß, zeichnen sich durch Stärke und Bösartigkeit aus. Fliegen sind eine Landplage.

Mineralien. Von höchster Bedeutung ist der Mineralreichtum A.s, durch den das Land schnell zu hoher Wichtigkeit aufgestiegen. Namentlich hat das Auffinden der Goldlager alle Verhältnisse plötzlich umgestaltet und die Entwickelung des Ganzen reißend beschleunigt. Der Wert des von 1851—80 gefundenen Goldes erreicht die Höhe von 50 Mill. Pfd. St. Vor Auffindung des Goldes hatte sich schon ein bedeutender Kupfervorrat, namentlich bei Burra-Burra (Kuringa) in Südaustralien, gefunden, später bei Kapunda. Nach der 1861 erfolgten Entdeckung der Wallaroo-Minen gehört Südaustralien zu den an Kupfer reichsten Ländern der Erde. Steinkohle findet sich an der Ostseite A.s im Sandstein, im ganzen Gebiete des Hunter-River. An der Mündung dieses Flusses bei Newcastle ziehen sich 11 flachgelagerte Flötze 45 km weit an der Küste hin, 1—10 m mächtig und bis auf 150 km ins Innere. In der Kolonie Victoria sind die Barabool-Hills bei Geelong reich an Kohlen, die man in der neuesten Zeit abzuteufen begonnen hat.

Bevölkerungs- und Kolonialverhältnisse. Die im ganzen ungewöhnlich schwache Bevölkerung A.s zerfällt in eine ureinheimische (s. Australier) und eine erst jüngst eingewanderte europäische. Je weiter die Europäer von den Küsten aus nach dem Innern vordringen und das Land einer regelmäßigen Kultur unterwerfen, desto mehr werden die Urbewohner auf die Wüsteneien beschränkt und ihrem völligen Untergange entgegengeführt. In den besiedelten Teilen A.s verschwinden sie, wie zum Teil auch die Pflanzen- und Tierwelt, allmählich vor der europ. Kultur. Bei der Ankunft der Europäer mochten in den jetzt kolonisierten Teilen von Neusüdwales, Victoria und Südaustralien etwa 50000 Australier herumschweifen. Man zählte 1851 in Neusüdwales 1750, in Victoria 2500, in Südaustralien 3730 Eingeborene; 1872 lebten in Südaustralien noch 3369, in Victoria nur noch 1330 Australier, während ihre Zahl in Neusüdwales auf 983 zusammengeschmolzen war; 1881 zählte man in Südaustralien 6346, in Victoria 770 Eingeborene. Die Gesamtzahl derselben für den ganzen Kontinent läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Die neuesten Schätzungen haben ergeben, daß ihre Zahl nicht mehr als 30000 beträgt, von denen die meisten in Queensland leben. Die einheimische Bevölkerung Tasmaniens ist jetzt ganz ausgestorben.

Mit Einschluß von Tasmanien und Neuseeland, welche offiziell zu den austral. Kolonien gerechnet werden, gibt es deren jetzt folgende sieben (nach der

Zählung vom 3. April 1881): Neusüdwales 799139 qkm mit 750800 E.; Victoria 229078 qkm mit 862346 E.; Queensland 1730721 qkm mit 218159 E.; Südaustralien (mit dem dazu gehörigen nördlichen Territorium) 2341611 qkm mit 286211 E.; Westaustralien 2527283 qkm mit 31000 E.; Tasmanien 67894 qkm mit 115705 E. und Neuseeland 271680 qkm mit 534250 E., zusammen 7967406 qkm mit 2798471 E., wovon 7627832 qkm mit 2148516 E. (ohne die Eingebornen) auf das Festland kommen. Auf letzterm leben demnach nur 0,3 Menschen auf 1 qkm. Größere Städte sind in Victoria: Melbourne 280836, Ballarat 34219, Sandhurst 33497; in Neusüdwales: Sydney 222133; in Südaustralien: Adelaide 37892 (mit Vorstädten 60000); in Queensland: Brisbane 30955 E. Wie rasch sich die Bevölkerung in diesen Kolonien durch Einwanderung angesammelt hat, erhellt daraus, daß Neusüdwales 1821 erst 29783, Victoria 1836 224, Südaustralien 1838 6000, Queensland 1848 2257, Westaustralien 1854 11743 E. zählte.

Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist auf die Viehzucht und den Landbau gerichtet. Der Hauptzweig ist gegenwärtig die Schafzucht, welche England fast den ganzen auswärtigen Bedarf an Wolle zuführt. Im Innern der Kolonien ist das Land als Farms ausgeteilt, an den Grenzen dagegen leben die Kolonisten auf sog. Stationen, welche isolierte Hirtenplätze sind. Am Schlusse des J. 1880 waren auf dem Kontinent (Australien exkl. Tasmanien und Neuseeland) 2211173 ha unter Kultur, wovon 1215457 mit Weizen bebaut waren; der Viehstand belief sich auf 1043065 Pferde, 7399169 Stück Rindvieh und 57386394 Schafe. Nächstdem ist die Gewinnung der genannten Metalle und der Steinkohle von hoher Wichtigkeit und die Fischerei nennenswert, namentlich der Walfischfang.

Jede Kolonie hat ihren eigenen Gouverneur, dem ein Ministerium (Exekutive) und ein Ober- und Unterhaus (Legislative) zur Seite stehen. Das Parlament, in welches die Regierung ein Drittel der Abgeordneten, die Einwohner zwei Drittel wählen, hat das Recht, Gesetze zu geben, soweit sie den englischen nicht widerstreiten, und über die Einkünfte der Kolonie zu bestimmen, soweit diese nicht aus den Kronländern fließen. Alle von dem Parlament angenommenen Gesetzesvorschläge hat der Gouverneur, namens der engl. Regierung, zu bestätigen. Alles Land gehört gesetzlich der Krone, welche es in öffentlicher Auktion an die Meistbietenden verkauft. Außerdem wird zur Beförderung der Viehzucht unverkauftes Kronland zu einem geringen Preise verpachtet. Da die engl. Regierung seit neuester Zeit kein Militär mehr in den Kolonien unterhält, so haben sich in denselben Freiwilligenkorps gebildet, in einer Gesamtstärke von etwas über 15000 Mann. Zur Küstenverteidigung unterhält die engl. Regierung in A. ein Geschwader von 12 Fahrzeugen und 1100 Mann. Die Kolonialregierung von Victoria hat das Panzerturmschiff Cerberus von 2107 t mit 4 Kanonen bauen lassen.

Finanzen und Handel. Die Einnahmen betrugen 1880 in den fünf Kolonien des Festlandes 13345839 Pfd. St., wovon 4248793 durch Steuern einkamen; die Ausgaben betrugen 14394228, die Schulden 59383318 Pfd. St. Der Wert der Einfuhr (meist Industrieartikel aller Art) belief sich 1880 auf 37529431, der der Ausfuhr auf 41001545 Pfd. St. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind edle Metalle (1879 für 4505000 Pfd. St.) und Wolle (294829000 engl. Pfd.). In die Häfen der Kolonien liefen 1880 ein 13921 Schiffe mit 6840268 t.

An Eisenbahnen besaßen Ende 1880 die austral. Kolonien 4851 km. Davon kamen auf Neusüdwales 1150 km, auf Victoria 1492 km, auf Queensland 970 km, auf Südaustralien 995 km, auf Westaustralien 344 km. Der Verkehr, der sich auf diesen Bahnen bewegt, ist im täglichen Wachsen. An Ausbau und Verlängerung der Linien wird fortwährend gearbeitet, und schon sind die Kolonien Queensland, Neusüdwales und Victoria durch Schienenstrang miteinander verbunden. Energisch im Werke ist eine quer durch den Kontinent zu legende Bahn, an welcher namentlich Queensland und Südaustralien arbeiten lassen. Seit 21. Okt. 1872 ist A. durch eine Telegraphenleitung mit Europa verbunden. Die Kolonie Südaustralien hat die Leitung von Port-Augusta am Spencergolf mitten durch den Kontinent nach Port-Darwin, an der Küste von Nordaustralien, gelegt, während die engl. Regierung das Kabel von Java nach Port-Darwin hergestellt hat. Die Entfernung dieser Weltverkehrslinie von Adelaide bis Falmouth beträgt 20000 km, wovon 14700 auf unterseeische Leitungen kommen. Die wichtigsten Orte in den Kolonien und die Kolonien selbst sind untereinander durch Telegraphenleitungen verbunden. Ende 1879 hatten die sieben Kolonien 43411 km Telegraphenlinien in Betrieb, wovon 36219 auf den Kontinent kommen. Seit Jan. 1874 hat A. auch bereits drei verschiedene Postverbindungen mit Europa, und zwar die ältere Linie über Point-de-Galle und Suez (von den Kolonien Victoria, Südaustralien, Westaustralien und Tasmania übernommen), die zweite über San Francisco und Neuyork (von den Kolonien Neusüdwales und Neuseeland übernommen), die dritte durch die Torresstraße über Singapore und Suez (von der Kolonie Queensland übernommen).

Entdeckungsgeschichte. Die Westküste des Festlandes findet sich bereits 1542 auf einer Karte als Großjava verzeichnet, als ein Teil des großen Australlandes, das man sich den ganzen Südpol der Erde umgebend dachte. Diese Andeutungen verdankte man den Entdeckungen portug. Seefahrer. Im 17. Jahrh. wurden jedoch die weitern Entdeckungen hauptsächlich durch die Holländer ausgeführt, welche bis 1620 auf den Banda-Inseln den Mittelpunkt ihrer Handelsfaktoreien hatten. Die erste dieser Reisen machte das Schiff Duyfken (Täubchen), das 1603 Europa verließ, 1605 von den Banda-Inseln zur Erforschung der Küsten Neuguineas abging und die Kei- und Aru-Inseln sowie die Torresstraße entdeckte. An der Mündung des Flusses Carpentier scheint das Schiff 1606 zuerst das Festland von A. berührt zu haben. Bald nachher gelangte der Spanier de Torres von Osten her in diese Küstengegenden. Jan Carstensz geriet 1623 mit den Schiffen Pera und Arnhem von Amboina aus an die Südküste von Neuguinea und südlicher in eine große Bucht, deren Ufer er, um Trinkwasser zu finden, untersuchte. Von dem einen dieser Schiffe rührt der Name Arnhemsland her. Pool und Pietersz erweiterten 1636 die Entdeckungen an der Nordküste um etwas. An der Westküste landete zuerst 1616 zwischen 28 und 27° südl. Br. das Schiff Eendracht unter dem Kapitän Dirk Hartog, und

1619 kamen die Kaufleute Jakob d'Edel und Frederik de Houtman an den bis 32⅓° reichenden Küstenstrich, wonach sich auch hier die Namen Eendrachtsland und Edelsland finden. Nach einem 1622 die Küste berührenden Schiffe heißt ein anderer Küstenstrich Leeuwinland und das Südwestkap Leeuwin. Darauf folgte 1627 das Schiff De gulde Zeepaard, auf welchem sich Peter Nuyts befand, welcher der Küste östlich von jenem Kap den Namen Nuytsland verlieh. Eins der sieben Schiffe, welche der Generalstatthalter Carpentier bei seiner Abreise aus Indien nach Europa führte, die Diana, scheiterte in 21° südl. Br., und vielleicht nach dem Kapitän desselben heißt dieser Küstenstrich De Wittsland. Abel Tasman, der unternehmendste Seemann seines Jahrhunderts, wurde 1642 durch den Generalstatthalter van Diemen ausgesendet, um zu untersuchen, ob das große Land, dessen Küsten man kennen gelernt, eine Insel sei. Er berührte 24. Nov. 1642 die Westküste der Insel Tasmania (früher Vandiemensland genannt), fuhr an der Ostküste hin und berührte die Salomonsinseln und Neuseeland. Nachdem er 1644 zum zweiten mal ausgesendet worden, fuhr er an der Südküste Neuguineas hin, untersuchte den Golf von Carpentaria (der nun erst diesen Namen erhielt) und den Vandiemensgolf und folgte der Nordwestküste des Festlandes, bis er De Wittsland und das Kap Northwest erreichte. Sodann kehrte er nach Java zurück. Ob Neuguinea mit A. zusammenhänge, ward nicht entschieden. Die entdeckten Küstenstrecken reizten nicht zu weitern Untersuchungen, und die Holländer hatten überdies auf ihren Inseln genügend zu thun. So blieb die Kenntnis von den Küsten 125 Jahre lang dieselbe, obwohl einige Versuche innerhalb dieser Zeit unternommen wurden. Namentlich entdeckte 1696 de Vlaming den von ihm benannten Schwanenfluß, und 1699 erforschte William Dampier die Westküste und gab dem Haiensunde seinen Namen, hielt aber die Küste weiter im Norden, der er fern blieb, für einen Archipel. Auch van Delft machte 1705 am Vandiemenslande, Gonzal und Aschens 1756 an Carpentaria bemerkenswerte Entdeckungen.

Von der brit. Admiralität wurde 1769 der königl. Societät der Wissenschaften das Barkschiff Endeavour zur Verfügung gestellt, und diese sendete zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne den Kapitän Cook aus, welcher die Expedition führen und auf Tahiti (von Cook mißverstanderweise Otaheiti genannt) in Gemeinschaft mit Green die astron. Beobachtung vornehmen sollte. Cook umsegelte im Jan. 1769 das Kap Horn, kam 13. April nach Tahiti, berührte im Oktober die Ostseite von Neuseeland und kam 1770 an die noch unbekannte Ostseite des austral. Festlandes (Neuholland, wie es seit Dampier bis in die neuere Zeit genannt wurde), in der Nähe des Kap Howe. Von da nördlich segelnd, kam er 1. Mai in die Botanybai, 12. Mai nach Moretonbai und erreichte Ende August das Nordende des Kontinents. Cook gab dem ganzen östl. Küstenstriche den Namen New South Wales. Zwischen Kap York und Neuguinea hindurchsegelnd, berührte er Batavia und kam im Juli 1771 wieder in England an. In England wurde 1786 beschlossen, das von Cook entdeckte Küstenland zu kolonisieren und zunächst Verbrecher dahin zu deportieren. Unter Führung des Kapitän Arthur Phillip, der zum Gouverneur und Oberbefehlshaber von Neusüdwales ernannt worden, langte 18. Jan. 1788 ein Geschwader mit 778 Verbrechern an der Küste des austral. Kontinents an, welche bei der jetzigen Stadt Sydney angesiedelt wurden. Am 7. Febr. wurde eine geordnete Regierung für die Kolonie vom Kap York bis zum Sydney und nach dem Innern bis zu 131° östl. L., einschließlich der anliegenden Inseln, eingesetzt. Sodann ging 14. Febr. Lieutenant Phillip Gidley King ab, um die Insel Norfolk zu kolonisieren, welche wiederum Deportationsort für solche Verbrecher aus Neusüdwales werden sollte, die man dort nicht behalten konnte.

Im Aug. 1794 drang eine Expedition in die westl. Berge ein; im Okt. 1798 umschifften der Wundarzt Baß und Lieutenant Flinders Tasmania und durchstreiften zugleich auch Teile vom Innern der Insel. Nachdem Kapitän Murray die an der Südküste gelegene Port-Phillip-Bai gefunden, entdeckte Flinders im Nov. 1799 King-Georges-Sund, Port-Lincoln, die Känguru-Insel und den Spencersgolf. Im Juli 1802 wandte er sich nach Norden, wies die fahrbare Straße zwischen dem Kontinent und Neuguinea nach und nahm den Golf von Carpentaria auf. Im Juni 1803 ging die erste Ansiedlerschar von Sydney nach den Ufern des Derwent in Tasmania ab. Auch die Kolonie für die schlimmsten Verbrecher, die man auf Norfolk gegründet, mußte 1804 nach Tasmania verlegt werden. Die nächste wichtige Expedition wurde im Mai 1813 unternommen, wo Wentworth, Blaxland und Lawson über die im Westen gelegenen Blauen Berge bis zur Quelle des Cox-River vordrangen. Schon im November desselben Jahres trat der Landvermesser Evans mit fünf Begleitern die weitere Erkundung des Landes an, indem er abermals die Blauen Berge überschritt und, vorgehend, den Macquarie-River untersuchte. Binnen sechs Monaten wurde eine Straße über das Gebirge hergestellt, und der Gouverneur selbst unternahm eine Reise ins Innere und legte dort den Grund zu der Stadt Bathurst. Eine weitere Expedition Evans' 1815 führte zu der Entdeckung des Flusses Lachlan. Am 4. Juni 1819 ging der Landvermesser Oxley mit Harris und dem Botaniker Frazer von Sydney ab, um den Macquarie bis zu seiner Mündung zu erforschen. Die Reise endete 8. Okt. 1819 an einem Hafen der Küste, den sie Port-Macquarie nannten. Im Okt. 1824 sandte man Hamilton Hume und Hovell aus, die von dem durch Home 1817 entdeckten Georgsee einen Weg nach Western-Port an der Baßstraße suchen sollten. Sie trafen in 39° südl. Br. an dem Georgsee ein, gelangten an den Murrumbidgee, entdeckten noch mehrere Flüsse und erreichten an Port-Phillip das Meer. Der Botaniker Allen Cunningham ging 1825 das Thal des Hunter aufwärts und entdeckte den Pandorapaß in der Liverpoolkette, sowie 1827 das herrliche Tafelland der Liverpoolebenen und nördlicher die grünenden Wiesenlandschaften der Darling-Downs. Er ging 1829 nach der Moretonbai und zu den Quellen des Brisbane.

Im Jan. 1830 unternahm Kapitän Sturt mit G. Macleay eine Reise, um den Murrumbidgee bis zu seiner Mündung zu erforschen. Sie kamen an den Murray und an den Darling, endlich im Februar an den Küstensee Alexandrina, wo der Murray mündet. Danach unternahm im Nov. 1831 der Landvermesser Sir Thomas Mitchell eine Expedition

nach Norden, gelangte an den Hunter, den Peel, den Namoi, den Gwydir und am 28. Jan. 1832 an einen Strom, der größer war als die frühern und den die Eingeborenen Karaula nannten. Hier aber sah er sich genötigt umzukehren. Derselbe Mitchell reiste im März 1835 abermals von Paramatta ab und gelangte im Mai an den Darling, dessen Lauf er folgte. Wegen feindseliger Haltung der Eingeborenen sah man sich indes 10. Juli zur Umkehr genötigt. Zur Vervollständigung der letzten Expedition unternahm Mitchell im März 1836 eine Reise nach den Canobolasbergen, kam im Mai an den Murrumbidgee und sah die Vereinigung des Darling und Murray. Von hier trat Mitchell die Rückreise an, folgte dem linken Ufer des Murray, erforschte die Grampians und entdeckte den schönen Glenelg mit seiner üppigen, malerischen Ufervegetation. Im Oktober erreichte die Expedition den Murrumbidgee.

Kapitän Wickham machte 1837 und Kapitän Stokes 1839 ausgedehnte Aufnahmen an der Westküste des Kontinents und beide entdeckten dort die Mündungen mehrerer bedeutender Ströme. Der Geolog Graf Strzelecki unternahm sodann 1840 eine erfolgreiche Fußreise vom Murrumbidgee südlich durch die austral. Alpen und durch Gippsland nach Alberton im Cornerbusen. In demselben Jahre sendete die neue Kolonie Südaustralien Edward John Eyre von Adelaide aus zu Lande durch Nuytsland nach dem König-Georgs-Sunde. Bei Mount-Hopeleß sah er sich genötigt, die nördl. Richtung aufzugeben, und wendete sich nach Westen. Unter den unsäglichsten Beschwerden durchmaß er über 2200 km weit eine der schrecklichsten Regionen der Erde, längs des Randes einer ungeheuern, tafelgleichen Kalkhochebene, und langte nach 12monatlicher Abwesenheit im Juli 1841 wieder in Adelaide an.

Im J. 1844 wurde nach dem noch ganz unbekannten Nordosten eine Expedition unternommen durch einen unternehmenden Deutschen, Dr. Leichhardt. Derselbe verließ mit 10 Mann und Provisionen auf sieben Monate 13. Aug. Sydney und 1. Okt. die äußerste Station. Sie richteten ihren Weg direkt nach dem Carpentariagolfe im Norden des Kontinents und zogen bis an den Unterlauf des in der Yorkhalbinsel fließenden Mitchell, verfolgten dann das ganze Küstenland des Carpentariagolfs, durchzogen die Mitte der Halbinsel Arnhemsland und langten 17. Dez. 1845 in Victoria am Port-Essington an der Nordküste an. Einen Tag nach Leichhardts Abreise, 14. Aug., reiste Sturt von Adelaide aus nach Norden ins Innere ab, begleitet von John MacDouall Stuart. Nach Durchschreitung einer schrecklichen Steinwüste drang Sturt bis 25° 28' südl. Br. vor, sah sich aber dort genötigt, die Rückkehr anzutreten. Noch ehe diese Wüstenreise beendigt, reiste 17. Nov. 1845 abermals Mitchell, wohl ausgerüstet auf ein Jahr und in zahlreicher Begleitung ab, um einen Weg durch das Innere nach dem Carpentariagolf aufzufinden, entdeckte den Victoria oder Barcoo, kehrte 24. Sept. um und traf 20. Jan. 1847 wieder in Sydney ein. Kennedy, einer seiner Begleiter, wurde nun 18. März 1847 ausgesendet, um Mitchells neue Entdeckung weiter zu verfolgen, und folgte dem Victoria bis in eine der traurigsten Wüsteneien hinein. Am 9. Sept. trat er die Rückkehr an und langte Ende Jan. 1848 in Sydney an. Jetzt wurde Kennedy zu dem Zwecke, einen Landweg zum Carpentariagolf zu finden, nach der Yorkhalbinsel gesendet. Doch auf dieser Unternehmung ging der verdiente Mann spurlos zu Grunde. Im April 1848 verließ auch Leichhardt zum zweiten mal Sydney und drang direkt nach Westen ins Innere vor, um womöglich den Kontinent zu durchkreuzen. Aber auch von ihm, so wenig als von seinen Gefährten, hat man je wieder etwas Bestimmtes gehört, so oft auch Spuren seiner Expedition aufgefunden worden sein sollen. Endlich wurden noch 1848 in Westaustralien Entdeckungsreisen nach dem Innern unternommen und durch dieselben das Weidegebiet der Kolonie am Schwanenflusse ansehnlich nach Osten erweitert. Es waren dies namentlich die Reisen von Ron vom 14. Sept. 1848 bis zum 2. Febr. 1849 und die von A. C. Gregory nach dem in die Haifisch- (Sharks-) Bai mündenden Gascoyne vom 2. Sept. bis 17. Nov. 1848.

Nachdem infolge des übeln Ausgangs der Reisen Kennedys und Leichhardts auf mehrere Jahre die Forschung gestockt, ging A. C. Gregory 18. Juli 1855 mit zwei Schiffen und einer reichen Ausrüstung nach der Treacherybai an der Nordküste, westlich von Arnhemsland, um den dort mündenden Victoriafluß zu erforschen, den Kapitän Stokes 1839 entdeckt hatte. Gregory folgte dem Strome, wendete sich dann nach Südwesten und kehrte im März 1856 in fast 21° südl. Br. vor einer undurchdringlichen Sandwüste wieder um. Vom Unterlauf des Victoria wendete er sich dann nach Osten, überschritt die Mitte von Arnhemsland und durchzog nun dieselben Regionen, welche Leichhardt auf seiner ersten Reise erkundet hatte. Am 25. Dez. langte er wieder in Sydney an. Bald darauf unternahm Gregory eine neue Reise nach Westen, um womöglich die Spuren Leichhardts aufzufinden. Er brach im März 1857 auf und erreichte den Barcoo (Victoria), folgte dem Bette des Thomson, dem Cooper- und Strzelecki-Creek, traf im Juli in Adelaide ein, ohne sein Ziel erreicht zu haben. In derselben Zeit nahm man den Plan auf, das im Norden des Spencergolfs gelegene Gebiet der Salzseen näher auszukundschaften. Die Männer, die sich um die Erforschung dieser Region Verdienste erwarben, waren insbesondere 1857: Stephan Hack, Harris, Miller, Dutton, Warburton, G. W. Goyder, Freeling, Swinden, Campbell; 1858: Herschel Babbage, Selwyn, Parry u. s. w. F. T. Gregory führte 1858 eine neue Expedition auf der Westseite des Kontinents in die Gegend des Gascoyne aus. Zugleich aber unternahm 1858 und 1859 der genannte MacDouall Stuart drei Reisen im Gebiete jener Seen, auf deren letzter er bis an den in 27° südl. Br. fließenden Neale gelangte.

Durch diese Reisen bereitete sich Stuart in angemessenster Weise auf seinen großen Plan einer Durchkreuzung des ganzen Kontinents von Süden nach Norden vor. Er brach 2. März 1860 auf und drang durch traurige und grasreiche Länderstrecken nordwärts, sodaß er 22. April in der Mitte des Kontinents die brit. Flagge auf dem mehr als 1000 m hohen Central-Mount-Stuart aufpflanzen konnte. Im Juni wurde Stuart am Bishop-Creek durch die feindliche Haltung der Eingeborenen genötigt, seinen Plan aufzugeben. Er traf im September in Adelaide ein. Trotz der großen Beschwerden dieser Reise trat Stuart dieselbe 1. Jan. 1861 zum zweiten mal an. Er gelangte diesmal 1½°

weiter als das erste mal, mußte aber im Juli wieder, ohne den Zweck erreicht zu haben, umkehren. Obwohl leidend und geschwächt, brach Stuart doch im Nov. 1861 zum dritten mal auf, um wieder dieselbe Straße zu ziehen. Diesmal gelang es in der That. Stuart pflanzte 24. Juli 1862 an der Nordküste von Arnhemsland die brit. Flagge auf und ging dann zum Carpentariagolf hinüber. Nach einer außerordentlich schwierigen Rückreise gelangte er, fast sterbend, nach 44wöchentlicher Abwesenheit wieder bei seinen Landsleuten an.

Kurz vor Stuarts Rückkehr von seiner ersten Reise brach von Melbourne aus im Aug. 1860 eine Expedition auf unter Robert O'Hara Burke, in Begleitung des Astronomen Wills, des Arztes Beckler, des Naturforschers Becker u. s. w., gegen 30 Personen, welche 25 Kamele, 25 Pferde u. s. w. mit sich führten. Die Gesellschaft teilte sich in drei Partien, deren jede sich auf die andere stützen sollte, wenn sie im Rücken Zuflucht zu suchen genötigt würde. Burke, Wills, King und Grey aber brachen im Dez. 1860 vom Cooper nach Norden auf und waren im Febr. 1861 an der sumpfigen Küste des Carpentariagolfs, ohne jedoch das Meer selbst erreichen zu können. Am 21. April langten sie im Lager der zweiten Abteilung wieder an, fanden aber dasselbe verlassen. Am Tage zuvor waren die dort Zurückgelassenen zur ersten Abteilung aufgebrochen, weil sie die Hoffnung aufgegeben, daß Burke wieder zurückkehren könne. So kamen Burke und seine Genossen in Elend und Hunger um, mit Ausnahme des King, der von einer unter Howitts Kommando im Juli 1861 von Melbourne ausgesendeten Hilfsexpedition 15. Sept. in einem Lager der Eingeborenen zum Skelett abgezehrt vorgefunden wurde. Die Kolonien Victoria und Queensland sandten nun gemeinschaftlich ein Schiff von der Moretonbai aus nach der Küste des Carpentariagolfs, um Burkes Spuren aufzufinden. Von hier ging Landsborough im Febr. 1862 nach Süden den Flinders-River aufwärts, dann längs des Thomson, Warrego, Darling u. s. w., und traf im Juni 1862 wieder in der Heimat ein, nachdem er somit als zweiter nächst Burke den ganzen Erdteil durchkreuzt. Außerdem hatte die Kolonie Südaustralien MacKinlay nach dem Cooper-Creek zur Aufsuchung Burkes gesendet, und dieser fand östlich von Burkes Route ebenfalls den Weg durch den ganzen Kontinent bis zum Carpentariagolf. F. T. Gregory untersuchte vom Mai 1861 an innerhalb fünf Monaten an der Nordwestküste ein Terrassen- und granitisches Plateauland mit Gipfeln von über 1300 m Höhe, und einige unternehmende junge Kolonisten Westaustraliens, Dempster, Clarkson und Harper, machten 1861 vom Schwanenfluß aus einen ansehnlichen Ausflug nach Osten in wenig erfreuliche Regionen.

Major Warburton fand 1866 das Nordende des Eyresees, des größten und westlichsten der zur Torrensniederung gehörenden Seebecken, und verfolgte ein in dasselbe fallendes Flußbett weit nach Osten, das er für einen Mündungsarm des Barcoo erklärte. Der Strzelecki-Creek, ein südl. Arm des Barcoo, mündet in den Gregorysee, wie Gregory 1858 entdeckte. Einen nördl. Arm verfolgten McKinlay und Howitt 1862 bis in den Lipsonsee, und 1867 entdeckten die Herrnhutermissionare Walder, Kramer und Meißel einen südwestl. Arm, der dem Eyresee sich zuwendet und einen Zweig zum Hopesee ab-gibt. Landsborough fand 1861, unter 20° südl. B[r.] und 138° östl. L. die Wasserscheide des Carpent[a]riagolfs überschreitend, einen gegen Süden [s]i[ch] wendenden Flußlauf (Herbert-Creek).

Auf Veranlassung des melbourner Botanike[rs] Dr. Ferd. Müller brachte 1865 ein Damenkomit[ee] in der Kolonie Victoria die Geldmittel zu eine[m] Reiseunternehmen auf, dessen nächster Zweck [die] Aufklärung des Schicksals der 1848 im heutig[en] Queensland verschollenen Leichhardtschen Expe[di]tion war. Duncan McIntyre, der 1864 am obe[rn] Flindersfluß Spuren dieser Expedition aufgefu[n]den, übernahm die Führung, zog im Juli 1865 a[us] der Kolonie ab, verließ 31. Aug. den Darlin[g], ging am Parru hinauf und dann nordwestlich zu[m] Barcoo; es herrschte aber überall im Innern ei[ne] so furchtbare Dürrung, daß die Hälfte der Man[n]schaft nach der Kolonie zurückgeschickt werden mu[ß]t[e]. Mit den übrigen Leuten setzte McIntyre Mitte D[e]zember die Reise am Barcoo aufwärts fort und gi[ng] 1866 in den Quellgebieten des Burke- und Dal[y]flusses nordwärts nach der McKinlaykette und de[m] Flindersfluß. McIntyre erlag bald (4. Juni 186[6]) einem bösartigen Fieber; auch sein Begleiter Sl[o]man überlebte ihn nicht lange. Sein Nachfolg[er] im Kommando, W. F. Barnett, kehrte im Ju[ni] 1867 nach Sydney zurück, ohne weitere Aufklärun[]gen über Leichhardt erzielt zu haben.

Ebenso erfolglos waren die Nachforschungen na[ch] Leichhardt und seinen Gefährten, die wiederum a[uf] Dr. Ferd. Müllers Betrieb von der Kolonie We[st]australien aus angestellt wurden. Als nämli[ch] Hunt 1866 von York aus auf einer Rekognoszi[e]rungsexpedition die Hamptonebenen (31° südl. B[r.] und 122° östl. L. von Greenwich) erreicht hatte u[nd] seine Begleiter Rowe und Monger von dort 80 k[m] weit gegen Norden gegangen waren, erfuhren [sie] von Eingeborenen, daß 13 Tagereisen weiter nor[d]östlich ein trockenes Seebett sich befinde, an we[l]chem vor einer Reihe von Jahren zwei weiße Män[]ner und drei Pferde, aus dem Innern kommen[d,] ermordet worden seien. Dasselbe Gerücht kam d[en] Gebrüdern Monger zu Ohren, als sie im Se[pt.] 1868, nach Weideland suchend, einen bis dahin u[n]bekannten Landstrich zwischen 28° 30′ und 28° 4[] südl. Br. und unter 117° 45′ östl. L. von Gree[n]wich, ungefähr 320 km östlich von der Champio[n]bai, bereisten. Daher wurde im April 1869 ei[ne] Expedition unter John Forrest nach dem bezeich[ne]ten Seebett ausgeschickt, welche zwar ihren Hau[pt]zweck nicht erfüllte, denn das Gerücht bezog sich a[uf] eine Anzahl Pferde, die Austin während sein[er] Reise im J. 1854 verlor, aber weiter in das I[n]nere vordrang als alle andern Expeditionen v[om] Westen her. Dieselbe hat die Gewißheit gebrac[ht,] daß sich das flache, unfruchtbare, von Salzsümpf[en] durchzogene und mit Scrub bewachsene Land, d[as] Gregory 1846 in der Gegend des Mooresees, Au[stin] 1854 dort sowie weiter nördlich von dem Seebeck[en,] das seinen Namen trägt, Lefroy 1863 und Hu[nt] 1864 unter dem 31. Breitengrad östlich bis 122° ö[stl.] L. gefunden haben, auch unter dem 29. Paral[lel] mindestens bis gegen den 123. Meridian fortse[tzt].

Schon seit 1824 hat die brit. Regierung versch[ie]dene Versuche gemacht, die Nordküste von A[. zu] besetzen. Dieselbe unterhielt 4½ Jahre einen M[i]litärposten (Fort Dundas) in der Apsleystra[ße] an der Westküste der Melville-Insel, 2 Jahre ein[en] andern (Fort Wellington) in der Rafflesbai auf [...]

Halbinsel Coburg und 1838—49 die Garnison Victoria in Port-Essington. Da aber der erwartete Nutzen in Bezug auf die Handelsverbindungen zwischen A. und Ostasien nicht eintrat, wurden diese Versuche aufgegeben. Auf Antrieb der Londoner Geographischen Gesellschaft ließ zwar die brit. Regierung 1855 und 1856 die Gegenden am Victoriafluß durch eine Expedition unter Gregory untersuchen, aber es blieb dies ohne praktische Folgen. Erst nachdem Stuart 1862 von Südaustralien aus über Land die Nordküste von Arnhemsland erreicht hatte und das »Northern Territory« unter Verwaltung der Kolonie Südaustralien gestellt war, nahm diese die Besiedelungsangelegenheit in die Hand. Um eine zur Anlage der neuen Kolonie geeignete Gegend aufzusuchen, ging 16. April 1864 eine Expedition von Geometern unter Colonel Finnis von Port-Adelaide zu Schiff nach Norden ab und schlug ihr Hauptquartier auf den Escape-Cliffs an der Mündung des Adelaideflusses auf. Man rekognoszierte die Umgegend einschließlich der Küste, welche dort ganz vortreffliche Häfen, wie namentlich den Port-Darwin, besitzt, und Finnis entdeckte auch 1865 den beträchtlichen Dalyfluß, der in die Anson-bai mündet. Zu Vermessungsarbeiten kam es aber nicht. Als sich mehr und mehr Stimmen gegen die Wahl des Adelaideflusses erhoben, wurde Finnis abberufen und an seiner Stelle MacKinlay nach dem Norden abgeschickt. Dieser rückte 15. Jan. 1866 von Escape-Cliffs zur Erforschung des Arnhemslandes aus, geriet aber durch die Regenzeit und ihre Überschwemmungen in die allergrößte Not, sodaß er nur bis an den Ost-Alligatorfluß gelangte. Am 26. Sept. 1866 traf er wieder in Adelaide ein. Hierauf sandte die südaustral. Regierung im Febr. 1867 den Kapitän Cadell nach der Nordküste ab. Dieser entdeckte den ansehnlichen Blythfluß und fand weiter gegen Osten eine Wasserstraße, die ihn durch ein Insellabyrinth in die Arnhemsbai führte. Nachdem er noch an der Westküste des Carpentariagolfs einige Zuflüsse zu diesem sowie einen schönen Hafen (12° 23′ südl. Br.) entdeckt hatte, kehrte er im Jan. 1868 nach der Ostküste von Queensland zurück. Endlich sandte die Regierung 27. Dez. 1868 den Chef der Südaustralischen Landesvermessung, Goyder, mit der erforderlichen Mannschaft nach Norden ab, der in der Umgebung des Port-Darwin ungefähr 2700 qkm vermaß und 15. Nov. 1869 bereits in Adelaide wieder eintraf.

Einen bessern Verlauf nahm die Ausbreitung der Ansiedelungen im nördl. Queensland, besonders nach dem Carpentariagolf hin, indem das Bedürfnis der Viehzucht nach neuen Weideländereien zu Privatunternehmungen anregte. Als 1841 Kapitän Stokes das südl. Uferland des Carpentariagolfs »die Ebenen der Verheißung, die Gelobten Ebenen« nannte, war vom ganzen heutigen Queensland nur der südlichste Winkel, die Umgegend der Moretonbai, schwach besiedelt. Seitdem haben die Ansiedelungen in ihrem Fortschreiten nach Norden den Carpentariagolf erreicht. Landsborough untersuchte 1867 den Morning-Inlet, der zwischen dem Leichhardt- und dem Flindersfluß mündet, und den Bynoe, den er als einen Hauptmündungsarm des Flinders erkannte. Ferner befuhr 1866 J. G. MacDonald den untern Leichhardtfluß und stellte fest, daß er zwischen dem Disaster und dem Albert selbständig mündet. Den Normanfluß, dessen Mündung unter 17° 26′ südl. Br. und 140° 54′ östl. L. von Greenwich liegt, untersuchte 1868 Kapitän Hay, und zugleich besuchte Landsborough einen Nebenfluß des Norman, den Wills. Auch die Anlegung einer Station Somerset an der Nordspitze der Halbinsel York und die Landreise der Brüder Jardine haben zur Kenntnis des nordöstlichsten Teils von A. beigetragen.

Seitdem 21. Okt. 1872 die Telegraphenlinie dem Verkehr übergeben worden ist, welche sich von Adelaide im Süden bis nach Port-Darwin im Norden zieht und welche A. zunächst mit Asien und dadurch mit allen andern Ländern der Erde in Verbindung setzt, hat die Erforschung des Innern einen mächtigen Aufschwung genommen. Schon während des Fortschreitens der Arbeit bildeten sich an der Linie kleine Niederlassungen an günstig gelegenen Stellen, und von diesen aus haben spätere Erforschungsreisende zumeist ihre Expeditionen unternommen. So verließ zunächst Ernst Giles 23. Aug. 1872 die Telegraphenstation Chambers Pillar (eine 72 m hohe Sandsteinsäule unter 24° 51′ südl. Br. und 133° 51′ östl. L.) und verfolgte den Finkefluß bis zum Quellgebiet hinauf, woselbst er eine äußerst fruchtbare und liebliche Gegend, das Glen of Palms, auffand. Der entfernteste Punkt, welchen Giles erreichte, war 24° 32′ südl. Br. und 129° 28′ östl. L.; er kam also nur in geringe Entfernung von der Grenze der Kolonie Westaustralien. Nach großen Beschwerden erreichte der Reisende 16. Nov. den Finkefluß. Von Alice-Springs, einer Telegraphenstation, 80 km südlich von Central-Mount-Stuart, brach 21. April 1873 der Geometer W. C. Gosse auf und entdeckte unter 25° 21′ südl. Br. und 131° 14′ östl. L. den gegen 370 m hohen Monolithen Ayres-Rock. Der westlichste Punkt, den Gosse erreichte, war 26° 32′ südl. Br. und 126° 59′ östl. L. Am 20. Dez. 1873 kam er auf die Telegraphenstation Charlotte-Waters zurück. Auf einer zweiten Expedition, welche fast ein volles Jahr dauerte, durchforschte Giles 1873 die von ihm im Vorjahre entdeckten Gegenden und bestätigte das Vorhandensein der großen Wüste im Innern Westaustraliens. Der Glanzpunkt des J. 1873 war der Zug Warburtons, dem es gelang, die austral. Westhälfte zu durchschneiden. Er verließ im Dez. 1872 Adelaide und im April 1873 Alice-Springs, überschritt die MacDonnellberge und erreichte nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren im Nov. 1874 Perth in Westaustralien. Am 20. März 1874 zog John Roß von der Telegraphenstation Peak aus, drang unter großen Beschwerden bis 30° 25′ südl. Br. und 131° 16′ östl. L. vor, ward aber wegen Wassermangel zur Umkehr genötigt und traf Ende April wiederum an der Telegraphenlinie ein. John Forrest brach 1. April 1874 von der Championbai auf, hielt sich anfangs östlich, dann südöstlich und erreichte die Wasserscheide des Murchison unter 25° 50′ südl. Br. und 120° 40′ östl. L. Von dort zieht sich bis 25° 55′ südl. Br. und 126° 30′ östl. L. eine trostlose, mit Spinifex bedeckte Wüste hin, die Forrest über 900 km durchzog. Am 30. Sept. erreichte er die Telegraphenstation Peak.

In den J. 1875—78 unternahm Giles drei weitere Reisen in die unfruchtbaren Wüsten im Innern A.s. Im Auftrag der Regierung zog 1876 Hodgkinsons Expedition von Queensland nach dem Innern und verfolgte den Diamantina-Creek bis zu seinem Einfluß in den Eyresee. H. Vere Barklay reiste im Aug. 1877 im Auftrage der Kolonie

Südaustralien nach Alice-Springs, um alles zwischen dem Überlandtelegraphen und der westl. Grenze von Queensland nach NO. zu liegende Land zu erforschen. Namentlich der Lauf des Herbert-River ward von ihm genauer festgestellt, auch trigonometrische Messungen vorgenommen. Ebenso wurde von Thornborough aus, an der Ostküste von Queensland eine Expedition über völlig unbekannte Gegenden nach der Meeresküste zu unternommen. Auf derselben ward der große Fluß Mowbray entdeckt, der in drei Katarakten von über 150 m Höhe herabstürzt. Sergison, der im Nov. 1877 von einer Erforschungsreise nach Port-Darwin zurückkehrte, hat in der Nähe des Victoriaflusses sowie an dem Fitz-Maurice und dem Daly, wo letzterer sich mit dem Katherine vereinigt, vorzügliches Ackerland entdeckt.

John Forrest beendete im Sept. 1879 eine zu Anfang desselben Jahres unternommene Reise nach dem völlig unbekannten Nordosten der Kolonie Westaustralien, und fand an den Ufern des Fitzroy herrliche Alluvialebenen. Die spätere Reise erwies sich bis zum Schlusse als eine schwierige; immerhin aber sind auf westaustral. Gebiete 20 Mill. und auf südaustral. Gebiete gegen 5 Mill. Acres gutes Gras- und wohlbewässertes Ackerland aufgefunden worden, von dem ein guter Teil sich für Zuckerrohr und Reis eignen wird. — Gresley Lukin, der Besitzer und Redacteur des in Brisbane erscheinenden «Queenslander», entsendete vom Barcoo am 25. Juli 1878 auf seine Kosten unter Führung von Ernest Favence eine Expedition, um jene unbekannten Gegenden vom Ausgangspunkte in der Richtung nach Port-Darwin zu erforschen, ob sich dort eine transkontinentale Eisenbahn, von dem Orte Blackall ausgehend und in Port-Darwin endend, ohne besondere Terrainschwierigkeiten werde anlegen lassen. Die Gegend, welche man passierte, bot keine Schwierigkeiten für den Bau einer Eisenbahn. Die Gesellschaft traf 13. Jan. 1879 auf der Überlandtelegraphenstation Powells-Creek, von den ausgestandenen Strapazen erschöpft, ein. Gleiche Zwecke verfolgten und Gleiches berichten MacDonald und Harding, welche am 16. Okt. 1878, von den Flüssen Mulligan und Herbert ausgehend, bei der Telegraphenstation Charlotte Waters eintrafen. John Forrest hat im Auftrage der westaustral. Regierung eine trigonometrische Vermessung zwischen den Flüssen Ashburton und De Grey (mündet in 20° 15′ südl. Br.) vorgenommen und berichtet über die Geeignetheit des dortigen Bodens zu Ansiedelungen sehr günstig.

Litteratur. Von den neuern Schriften über A. sind hervorzuheben: Trollope, «Australia and New-Zealand» (2 Bde., Lond. 1873); Ranken, «The dominion of Australia» (Lond. 1873); Beauvoir, «Australie» (Par. 1874); Wallace, «Australasia» (in Stanfords «Compendium of geography and travel», Lond. 1879); Hayter, «Australasian statistics for the year 1879» (Melbourne 1880); «The Australian handbook and almanac» (Lond., jährlich). Ein populäres Werk ist: Oberländer, «Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation» (2. Aufl., Lpz. 1880).

Australier, die Urbewohner des austral. Festlandes, welche nach den neuern Untersuchungen eine eigene, von den Bewohnern der umliegenden Inseln verschiedene Rasse bilden. Die A. haben schlichtes, seidenartiges, leicht zur Verfilzung geneigtes Haar, während das Haar der umliegenden Inselbewohner kraus ist und, wenn gekämmt und sorgfältig gepflegt, zu einer aus Büscheln bestehenden großen Perücke sich gestaltet. Die Hautfarbe der A. ist dunkelbraun; die Stirn ist hoch und schmal; die Augen klein, schwarz; das Weiße derselben hat einen gelblichen Anflug. Die Nase ist groß, an der Glabella tief eingedrückt, dagegen unten breit, mit großen Löchern. Der Mund ist groß, plump und mit starken weißen Zähnen versehen. Das Gesicht des Mannes bedeckt ein schwarzer, dichter Bart; auch der Körper zeichnet sich in der Regel durch eine reich entwickelte Behaarung aus. Die Schädelform ist dolichocephal, prognath (Breiten-Index 71.49 nach Broca). Das Knochengerüst ist fein und zierlich, die Gliedmaßen mager, dagegen der Bauch, hauptsächlich infolge der ungleich verteilten schlechten Nahrung von großem Umfange. Gleichwie bei den Negern Afrikas ist auch hier der Mangel der Waden hervorzuheben. Die A. sind im ganzen freundlich und gutmütig, dabei heiter und fröhlich, obschon bei der ersten Berührung mit den Europäern sehr scheu und mißtrauisch; auch sind sie treu und ehrlich. Bei allen diesen guten Eigenschaften aber zeigen sie eine große Roheit. Fast ganz nackt, höchstens mit einem Tierfell bekleidet, ziehen sie in Familien oder höchstens in kleinen Horden ohne feste Wohnsitze umher, wenn sie auch hier und da elende Hütten aus Zweigen bauen. Ihre Fahrzeuge sind floßartige Kähne, ihre Waffen Speer, Keule, Schild und Bumerang. Sie kennen den Ackerbau nicht, und ihre Nahrung sind Fische, Muscheln, Wurzeln, einige Samen wildwachsender Getreidearten sowie die Erträgnisse der Jagd. Von Kunstfertigkeit hat man am Murray das Flechten von Binsenkörben gefunden sowie einzelne erkennbare Zeichnungen an Felsen, wenn diese nicht malaiischem Einflusse zugeschrieben werden müssen. Ihre Religionsbegriffe sind höchst einfach und roh. Eine staatliche Verbindung ist ihnen unbekannt. Die Zersplitterung in einzelne Familien erklärt die bei einem in jeder Hinsicht so gleichartigen Volksstamme auffallende Verschiedenheit unter den Dialekten ihrer Sprache, welche durch einen großen Reichtum der Flexionsformen ausgezeichnet ist. (Vgl. F. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft», Bd. 2, Wien 1879.) Alle europäischerseits gemachten Versuche, die A. zu unterrichten sowie sie zu einem seßhaften Leben zu gewöhnen, sind fehlgeschlagen. Man hat sie als Hirten und Schäfer verwendet, als welche sie sich sehr brauchbar erweisen, selbst als nützliche Sicherheitswache für entfernte Weideplätze. Sie ziehen sich vor den europ. Ansiedlern zurück und gehen raschen Schritts ihrem völligen Untergange entgegen. Daß die intellektuellen Fähigkeiten der A., die man infolge ihrer Roheit und Unbildsamkeit sehr zu unterschätzen pflegt, keine ganz geringen sind, beweist die außerordentliche Schlauheit im Erhaschen ihrer Beute, vor allem die Bildung ihrer Sprache, sowie nicht unerhebliche Spuren von Poesie und einzelne schöne mytholog. Anschauungen. (Hierzu eine Tafel: Australische Rasse und Kultur.)

Litteratur: Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 6, Lpz. 1871); F. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879); «Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde in den J. 1857, 1858, 1859», Anthropol. Tl., 3. Abteil.: «Ethnographie», bearbeitet von F. Müller (Wien 1868).

AUSTRALISCHE RASSE UND KULTUR.



1. Australier von Queensland.



2. Australierin von Queensland.



3. Australier von Port-Lincoln.



4. Felsenmalerei aus Nordwest-Australien.



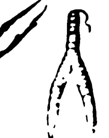
5. Tasmanier.



6. Felsenmalerei aus Nordwest-Australien.



7. Korb aus Netzgeflecht.



8. Speerspitze. 9. Schmuck aus Kanguruzahnen.



10. Lärminstrument. 11 a. Hölzernes Kriegsmesser, b. Bumerang.



Steinaxt. 13. Nordaustralisches Dorf. 14. Keule.

Austral-Inseln, s. Tubuai-Inseln.

Australische Alpen, s. unter Australien.

Australneger, auch Negritos und (bei Prichard) Kelänonesier, nannte man früher alle diejenigen schwarzen oder dunkelfarbigen Völkerstämme, welche das Festland Australien und die dasselbe umkränzenden Eilandsgruppen sowie das Innere der Inseln im Südosten Asiens bewohnen. Man hat sie bis in den Anfang des 19. Jahrh. für Verwandte der Neger Afrikas gehalten, von denen sie jedoch wesentlich abweichen. Auch haben die Forschungen der neuern Zeit gelehrt, daß die A. untereinander selbst wiederum wesentliche Verschiedenheiten zeigen und zwei ganz verschiedenen Rassentypen angehören, von denen der eine durch die Bewohner des austral. Festlandes, der andere durch die der Inseln vertreten wird. Man pflegt daher gegenwärtig den Namen A. oder richtiger Australier (s. d.) auf die Festlandsbewohner zu beschränken, während man die dunkelfarbigen Bewohner der Inseln, welche Sprachen reden, die zum malaio-polynes. Stamme gehören, unter dem Namen der Melanesier (s. d.) zusammengefaßt und die ebenfalls dunkelfarbigen Bewohner der Küstenstriche von Neuguinea mit ihren Verwandten im Innern der asiat. Inseln als Papuas (s. d.) bezeichnet.

Australocean, s. Südsee.

Austrasien, d. i. Ostreich, nannte man unter den Merovingern den Teil des fränk. Reichs östlich von Ardennen und Maas, dessen wichtigste Stadt damals Metz war. Gegenüber dem überwiegend roman. Neustrien hatten diese Landschaften fast ausschließlich rein german. Bevölkerung. Sie bildeten sehr häufig ein Teilkönigreich, zuletzt unter Dagobert II. (gest. 691); auch Karl Martell teilte das Reich noch unter seine Söhne als Hausmeier von A. und Neustrien. Da es aber später nicht wieder geschah, verschwand auch der Name A. Vgl. Huguenin, «Histoire du royaume Mérovingien d'Austrasie» (Par. 1862); Digot, «Histoire du royaume d'Austrasie» (4 Bde., Nancy 1863); Gérard, «Histoire des Francs d'Austrasie» (Brüss. 1864); Bonnell, «Die Anfänge des karolingischen Hauses» (Lpz. 1866).

Austreibung des Teufels, s. Exorzismus.

Austria, die lat. Bezeichnung für Österreich; auch Name des 136. Asteroiden, s. Planeten.

Austriazismen nennt man die in Deutschland selbst ungebräuchlichen Ausdrücke und Wortbildungen, welche den Deutsch-Österreichern eigentümlich sind.

Austritt der Gestirne, s. Bedeckung.

Austrocknende Mittel oder Exsiccantia nennt man in der Medizin diejenigen Mittel, welche den Flächen und Geweben des lebenden Körpers die Feuchtigkeit entziehen. Sie dienen verschiedenen wichtigen Heilzwecken. Besonders wendet man sie an, um Krankheitsprodukte zum Verschorfen oder Verschrumpfen zu bringen, was oft der natürlichste Weg zur Heilung ist; ferner um Blutflüsse und andere Ausflüsse zu stillen; um die Vernarbung oder Überhäutung zu fördern u. s. w. Hauptmittel der Trockenkur sind: Versagung des Getränks (Durstkur), Aufenthalt in trockener Luft (z. B. in Ägypten, im irisch-röm. Bad), Umhüllen des Körpers oder des kranken Gliedes mit ausgetrockneten, pulverigen oder faserigen Stoffen, z. B. mit Watte, Wolle, Kräuterpulvern, Asche, Sand, Kleie, Mehl, abgeknistertem Salz u. s. w., oder Bestreuen der nässenden Stellen mit Einstreupulver aus Bärlappsamen, Stärkemehl, Gummi, Kohle, Kalk u. s. w. Zum Teil dienen auch chemisch-koagulierende (gerinnenmachende) Mittel als Exsiccantia, z. B. Zink, Blei, Eichenrinde, Alaun und andere zusammenziehende Stoffe.

Ausverkauf heißt der an eine kurze Frist gebundene freihändige Verkauf der Reste eines Warenlagers, wie er namentlich bei der freiwilligen oder notgedrungenen Auflösung einer Kleinhandlung, insbesondere eines Manufakturwarengeschäfts oft vorkommt. Bei gerichtlicher Ausschüttung einer Konkursmasse tritt gerichtlicher A. ein. Vielfach zeigen einzelne Manufakturwarenhandlungen einen freiwilligen A. zur Räumung ihres Lagers oder unmodern gewordener Teile eines solchen oder zur Absetzung nicht fortzuführender Artikel an, während sie lediglich raschen Absatz erzielen wollen und eine besonders günstige Kaufgelegenheit, wie sie wohl sonst beim A. eintritt, nicht bieten. In manchen großen Städten sind gewisse Handlungen jener Klasse jahrelang in einem solchen sogenannten A. begriffen, während sie inzwischen immerfort Artikel der betreffenden Art neu anfertigen lassen; es ist dabei häufig nur auf eine Täuschung und Ausbeutung des leichtgläubigen Publikums abgesehen.

Auswachsen des Getreides nennt man die Erscheinung, wenn bei anhaltendem Regenwetter zur Erntezeit die Körner in den Ähren der in Gelege gebreiteten oder schon aufgemandelten Feldfrüchte zu keimen beginnen. Eine warme Temperatur begünstigt diesen Vorgang, welcher nicht allein den Ertrag schmälert und den Ausdrusch erschwert, sondern auch infolge innerer Umbildungen ein Produkt liefert, dessen Mehl der Gesundheit schädlich sein kann. Es ist daher ratsam, ausgewachsenes Getreide vor dem Vermahlen im Backofen oder in Riegen gründlich zu dörren, das Mehl nicht rein, sondern stets bis zur Hälfte mit gesundem Mehl (auch von Hülsenfrüchten) zu vermischen, und bei der Gärung dem Teige etwas Franzbranntwein zuzusetzen.

Auswanderung wird die Aufgebung des Vaterlandes zum Zwecke des dauernden Aufenthalts in einem andern Lande genannt. Von einer längere Zeit dauernden Reise unterscheidet sich die A. hauptsächlich dadurch, daß der Auswandernde in der Heimat weder einen Wohnsitz noch eine eigene Wirtschaft behält. Freilich versagt dieses Merkmal bei einer besitzlosen, auch im Inlande nomadisierenden Arbeiterbevölkerung seinen Dienst. Im Rechtssinne wird die A., sofern sie nicht nach Kolonien des Mutterlandes gerichtet ist, erst vollendet, wenn der Auswanderer seine bisherige Staatsangehörigkeit verliert. Dieser Verlust tritt aber nicht nur durch förmliche Entlassung aus dem Staatsverbande, sondern nach den verschiedenen Gesetzgebungen auch noch unter andern Bedingungen ein, z. B. durch einen über eine gewisse Grenze hinaus fortgesetzten ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande. Da die Erwirkung einer förmlichen Entlassung gegenwärtig, abgesehen von den Militärpflichtigen, in den meisten Fällen nur als Formalität betrachtet wird, so gibt es im Auslande immer viele Personen, die ihre alte Staatsangehörigkeit noch besitzen, aber doch faktisch als Auswanderer anzusehen sind, sogar wenn sie für die Zukunft ihre Rückkehr in die Heimat in Aussicht nehmen. Denn als das praktisch entscheidende Moment ist anzusehen, daß

der Auswanderer seine Wohnung und den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Existenz im Auslande hat. Der Statistik ist es freilich immer sehr schwer, Auswanderer und Reisende scharf voneinander zu trennen. Soweit es sich um die überseeische A. handelt, gibt die Zahl der durch Auswandererschiffe beförderten Personen der Statistik eine gute Grundlage. Weitere Anhaltspunkte bieten dann die Entlassungsurkunden, die Auslandspässe und besondere Ermittelungen der lokalen Behörden. Zu den letztern gehört auch die Feststellung der ungesetzlichen A., die namentlich zu dem Zweck der Umgehung der Militärpflicht erfolgt. Das Gegenstück der A. bildet die Einwanderung, die im engern Sinne von der Erwerbung der Staatsangehörigkeit abhängt, im weitern Sinne dagegen mit dauernder Niederlassung im Inlande zusammenfällt.

In den ältesten Zeiten erscheint die Massenauswanderung teils in der Gestalt von Eroberungszügen ganzer Völkerschaften, teils als staatliche Kolonisation, wie sie z. B. von den phöniz. und griech. Städten aus in ausgedehnter Weise unternommen wurde. Im Orient kam es auch nicht selten vor, daß überwundene Volksstämme von dem despotischen Sieger zwangsweise nach neuen Wohnsitzen versetzt wurden. Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet das Geschick der Bewohner der Königreiche Israel und Juda dar. Auch die große Völkerwanderung am Anfang des Mittelalters bestand teilweise aus einer Reihe von erzwungenen A., indem eine Völkerwelle die andere von Osten nach Westen drängte. Im Beginne der neuern Zeit stellt die Vertreibung der Mauren aus Spanien eine Zwangsauswanderung in großem Maßstabe dar. Im 19. Jahrh. sind Beispiele dieser Kategorie die Vertreibung der Seminolen aus Florida und die der Tschirokis aus Georgien. Auch die Verbrecherkolonien (wie z. B. früher Botanybay) kann man auf eine Art von Zwangsauswanderungen zurückführen.

Mit der erzwungenen hängt sehr nahe diejenige A. zusammen, welche durch polit. oder religiöse Bedrückung oder Verfolgung oder überhaupt durch polit. oder religiöse Motive veranlaßt wird. Als Emigration im engern Sinne pflegt man die in neutralen Zufluchtsstätten lebenden Gruppen von polit. Flüchtlingen oder Unzufriedenen zu bezeichnen, wie zur Zeit der Französischen Revolution die royalistischen Emigrés in Deutschland und England, später die poln., ital. und ungar. Flüchtlinge in Paris und London, u. s. w. Beispiele von Massenauswanderung aus polit. Gründen aus der neuern Zeit liefern die Wanderungen (das «Trekken») der südafrik. Boers, sowie die A. der Tscherkessen. Auch die mit A. verbundenen «Optionen» einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Elsaß-Lothringern beruhten auf polit. Motiven. Jedoch läßt sich keineswegs ohne weiteres das Gleiche sagen in Betreff derjenigen, welche auswandern, um sich dem Militärdienst zu entziehen, da in diesen Fällen häufig nur die Rücksicht auf wirtschaftliche Nachteile und andere Unbequemlichkeiten entscheidend ist.

Sehr häufig wurde seit der Reformation die A. durch religiöse Motive herbeigeführt. Beispiele sind die Ansiedelung der engl. Independenten und Puritaner in den Neuengland-Staaten, die A. der franz. Protestanten infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und deren Aufnahme in Deutschland, namentlich in Brandenburg, die A.
der von dem Erzbischof Firmian verfolgten sal
burger Protestanten (1731—32); in der neue
Zeit sind die Mennoniten wegen der Aufhebu
ihrer Freiheit vom Militärdienst zahlreich a
Preußen nach Rußland ausgewandert, durch d
neue russ. Militärgesetz aber sind sie auch wieder
dort vertrieben worden und haben sich nun m
stens nach Amerika gewandt. Der Auszug der M
monen aus Nauvoo nach Utah kann wohl ka
noch mit zu der Kategorie der A. aus religiös
Gründen gerechnet werden.

Im allgemeinen richtet sich der Strom der
aus den Ländern mit hochentwickelter alter Kul
nach den Gebieten mit reichen, aber noch unerschlo
nen natürlichen Hilfsquellen und dünner Bevöl
rung, und die wirksamste Ursache der A. ist geg
wärtig in den wirtschaftlichen Verhältnissen je
alten Kulturländer zu suchen. Hauptsächlich is
der durch relative Übervölkerung erzeugte N
stand, welcher größere Scharen, und zwar vorzu
weise die noch nicht ganz verarmten, energisch
Elemente über den Ocean treibt; außerdem a
hat sich in manchen Gegenden ein traditioneller u
ternehmungslustiger Wandersinn ausgebildet, d
viele, in der Hoffnung «ihr Glück zu machen»,
gen, ohne daß sie in der Heimat gerade von
bedroht wären. Die hier in Betracht komm
Übervölkerung steht jedoch keineswegs in ei
direkten Verhältnis zu der Dichtigkeit der Bev
rung. Eher könnte man sagen, daß, in Deutschl
wenigstens, die Größe der A. sich umgekehrt
halte wie die Volksdichtigkeit der einzelnen Lan
teile. So hat z. B. in Preußen die am dünnste
völkerte Provinz Pommern regelmäßig die wei
stärkste A. Es kommen hier nach der Zählung
1880 nur 51 Seelen auf 1 qkm, während die
der Auswanderer über Hamburg, Bremen, St
und Antwerpen im J. 1879 auf 1000 E. 2,
trug. Westpreußen (55 E. auf 1 qkm) liefer
demselben Jahre 1,88 und Posen (59 E. auf 1
1,64 Auswanderer auf 1000 E. Dagegen ka
der am dichtesten bevölkerten Rheinprovinz (1
auf 1 qkm) nur 0,36, in Schlesien (99 E. auf 1
nur 0,32, und in Westfalen (101 E. auf 1
0,54 Auswanderer auf 1000 E. Eine im Ge
zu Westpreußen besonders auffallende Au
macht die Provinz Ostpreußen, die bei ei
ringen Volksdichtigkeit (52) sich verhältni
sehr wenig an der A. beteiligt (1879 nur
auf 1000 E.). Im Königreiche Sachsen, in
temberg und Baden betrug bei einer Volk
keit von resp. 198, 101 und 104 in dem a
ten Jahre die Ziffer der A. 0,61, 1,06 u
auf 1000 E., während Bayern mit nur 70
1 qkm auch nur die geringe Auswanderu
hältniszahl 0,54 aufweist.

Aus den angegebenen Zahlen ist zuglei
erkennbar, was auch die unmittelbaren sta
Erhebungen beweisen, daß in Preußen die l
Bevölkerung sich stärker an der A. beteiligt
städtische und industrielle. Die starke A. Po
hängt ohne Zweifel mit den dortigen ung
agrarischen Verhältnissen, insbesondere
Überwiegen des großen Grundbesitzes zu
Übrigens hat sich in Preußen das Maxim
Intensität der A. allmählich von Westen na
bewegt. Vor 1855 lieferten die beiden we
vinzen fast immer eine bedeutend größere
Zahl von Auswanderern, als die sechs östl. P

zusammengenommen, während seitdem das Kontingent der letztern das der erstern mehr und mehr übertroffen hat. Offenbar hängt dieses mit der Entwickelung der rhein.-westfäl. Industrie zusammen, welche vielen, die unter den frühern Verhältnissen ausgewandert sein würden, eine ausreichende Erwerbsgelegenheit geboten hat. Auch früher schon gab der am dichtesten bevölkerte und zugleich industriereichste Regierungsbezirk Düsseldorf die geringste Zahl von Auswanderern ab, während die gebirgigen, überwiegend landwirtschaftlichen Bezirke Trier und Koblenz am stärksten bei der A. beteiligt waren. Die neuen preuß. Provinzen hatten in den ersten Jahren nach 1866 eine sehr starke A. aufzuweisen und auch jetzt steht der relative Anteil von Hannover und Schleswig-Holstein noch erheblich über dem für den ganzen Staat geltenden Durchschnitt. Doch dürfte auch diese Erscheinung ihre letzten Gründe in wirtschaftlichen und nicht in eigentlich polit. Motiven haben. Auch in den übrigen Provinzen zeigte sich 1867 eine Anschwellung der A., und dasselbe beobachtete man 1872 in noch höherm Grade im ganzen Deutschen Reiche. Für viele Schwankende gibt eben die Furcht vor den wirtschaftlichen Folgen weiterer polit. Erschütterungen und Kriege den Ausschlag. Was die übrigen eben erwähnten deutschen Staaten betrifft, zeigt sich in Sachsen wieder die Fähigkeit einer entwickelten Industrie, in einer außerordentlich dichten Bevölkerung die A. verhältnismäßig gering zu erhalten; andererseits aber lehrt das Beispiel Bayerns, daß ein mehr ackerbautreibendes Land mit günstigen bäuerlichen Besitzverhältnissen ebenfalls im Stande ist, seine Bevölkerung zusammenzuhalten. Die starke A. von Württemberg und Baden dürfte mehr auf Tradition und Unternehmungslust, als auf schwere drückende Notstände zurückzuführen sein. Das merkwürdigste Beispiel einer durch wirtschaftliche Not unterhaltenen Massenauswanderung bietet jedenfalls Irland dar, dessen Bevölkerung von 8295000 Seelen im J. 1845 teils durch große Sterblichkeit, hauptsächlich aber durch A. auf 5160000 im J. 1881 zurückging.

Die starke Beteiligung der ländlichen Bevölkerung, nicht nur der kleinen Besitzer, sondern auch der an rauhe Arbeit gewöhnten Tagelöhner und Dienstboten, sowie der ländlichen Handwerker an der A. ist durchaus begreiflich und natürlich, nicht nur weil Leute dieser Klassen zu der wirtschaftlichen Entwickelung der für den Ackerbau geeigneten Länder am meisten beizutragen vermögen, sondern auch weil sie von Haus aus das eifrige Streben nach Grundbesitz in sich tragen, das sie in der Heimat gar nicht oder nur in dürftigster Weise befriedigen können, während jenseit des Oceans das Land noch ganz billig, ja unentgeltlich zu haben ist (in den Vereinigten Staaten z. B. auf Grund des Heimstättegesetzes), die gewöhnliche Landarbeit dagegen gut bezahlt wird und daher auch dem Mittellosen die Möglichkeit geboten ist, das nötige kleine Kapital für einen eigenen Betrieb zusammenzubringen. Diejenigen aber, welche den industriellen, kommerziellen und wissenschaftlichen Berufszweigen angehören, haben in noch nicht voll entwickelten Ländern weniger günstige Aussichten, als in den Ländern der alten Kultur. Wenn in den letztern die Geschäftslage leidlich günstig ist, so werden die Arbeiter der großen Industrie schwerlich an A. denken; in schlimmen Zeiten bleibt ihnen wenigstens die Hoffnung auf eine baldige Änderung zum Bessern, während eine ländliche Bevölkerung in einem Lande mit Besitzverhältnissen, wie sie sich z. B. in Irland finden, auch von der Zukunft nichts zu erwarten hat.

Die A. aus einem relativ übervölkerten Lande wird die Beteiligten selbst oft zu einem bessern Lose führen; weit weniger aber ist darauf zu rechnen, daß die Übel der Übervölkerung einfach durch Verminderung der Volkszahl mittels A. gemildert werden können. In einem dünn bevölkerten, auf Landwirtschaft angewiesenen Gebiete wird die Verminderung der Arbeitskräfte möglicherweise sehr nachteilig wirken, indem die Lage der mittlern und größern Landwirte erschwert wird, während von den kleinern viele in das ländliche Proletariat versinken. Auch in anderer Beziehung ist eine starke A. für das Mutterland eine nichts weniger als erfreuliche Erscheinung. Die Auswanderer gehören vorzugsweise zu den energischern und kräftigern Bestandteilen der wirtschaftlich bedrängten Bevölkerung, während die schwächlichen und verkommenen Elemente zurückbleiben. Unter der ungewöhnlich großen Zahl von deutschen Auswanderern (125650), die 1872 über Hamburg, Bremen und Antwerpen abreisten, waren z. B. 56,3 Proz. männliche und 43,7 weibliche Individuen, 5,7 Proz. Kinder beiderlei Geschlechts unter 1 Jahr, 16,6 Proz. Kinder von 1—10 Jahren, 44,8 Proz. männliche und 32,9 Proz. weibliche Personen über 10 Jahre. Die Zahl der ledigen Männer übertrifft die der ledigen weiblichen Erwachsenen in noch weit stärkerm Verhältnisse; in England beträgt sie etwa das Doppelte der letztern. Durch die A. der jüngern Kräfte geht also gewissermaßen das in denselben angelegte Erziehungskapital dem Mutterlande verloren. Außerdem aber sind die meisten Auswanderer nicht gänzlich mittellos, es sind ja meistens entweder solche, die zwar den Ruin herannahen sahen, aber vor dem vollen Ausbruche desselben sich zur A. aufgerafft haben, oder auch solche, die durch längeres Sparen (z. B. als Dienstboten) ein kleines Kapital zusammengebracht haben. Wenn nun jeder Auswanderer auch nur einige hundert Mark mit sich führt, so macht das auf die Gesamtheit derselben jährlich schon eine sehr große Summe. Indes darf die wirkliche Bedeutung dieser Verluste doch nicht überschätzt werden. Wenn die betreffenden Personen nicht ausgewandert wären, sondern ihr kleines Vermögen wegen mangelnder Erwerbsgelegenheit unproduktiv im Lande verzehrt hätten, so wäre der Verlust an Nationalvermögen ebenso groß gewesen; dasselbe gilt für den Fall, daß sie zwar selbst Verwendung für ihre Arbeitskraft gefunden, aber durch ihre Konkurrenz andere zu unproduktiver Verzehrung, z. B. zur Beanspruchung von Armenunterstützung genötigt hätten. Daß in diesen letztern Fällen «das Geld im Lande geblieben wäre», ist volkswirtschaftlich von keinem Belange; überdies werden die Auswanderer den größten Teil ihres Vermögens nicht in klingender Münze, namentlich nicht in einheimischer, sondern in Wechseln, fremden Banknoten u. s. w. mitnehmen. Kurz, die A. ist häufig das Symptom eines wirtschaftlichen Übels im Mutterlande, aber weder ein Heilmittel desselben, noch auch an sich ein Übel, da bei tief wurzelnden, z. B. durch die Besitzverteilung bedingten Mißständen durch das Unterbleiben der A. ebenfalls nichts verbessert würde, während dieselbe

der Auswanderer seine Wohnung und den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Existenz im Auslande hat. Der Statistik ist es freilich immer sehr schwer, Auswanderer und Reisende scharf voneinander zu trennen. Soweit es sich um die überseeische A. handelt, gibt die Zahl der durch Auswandererschiffe beförderten Personen der Statistik eine gute Grundlage. Weitere Anhaltspunkte bieten dann die Entlassungsurkunden, die Auslandspässe und besondere Ermittelungen der lokalen Behörden. Zu den letztern gehört auch die Feststellung der ungesetzlichen A., die namentlich zu dem Zweck der Umgehung der Militärpflicht erfolgt. Das Gegenstück der A. bildet die **Einwanderung**, die im engern Sinne von der Erwerbung der Staatsangehörigkeit abhängt, im weitern Sinne dagegen mit dauernder Niederlassung im Inlande zusammenfällt.

In den ältesten Zeiten erscheint die Massenauswanderung teils in der Gestalt von Eroberungszügen ganzer Völkerschaften, teils als staatliche Kolonisation, wie sie z. B. von den phöniz. und griech. Städten aus in ausgedehnter Weise unternommen wurde. Im Orient kam es auch nicht selten vor, daß überwundene Volksstämme von dem despotischen Sieger zwangsweise nach neuen Wohnsitzen versetzt wurden. Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet das Geschick der Bewohner der Königreiche Israel und Juda dar. Auch die große Völkerwanderung am Anfang des Mittelalters bestand teilweise aus einer Reihe von erzwungenen A., indem eine Völkerwelle die andere von Osten nach Westen drängte. Im Beginne der neuern Zeit stellt die Vertreibung der Mauren aus Spanien eine Zwangsauswanderung in großem Maßstabe dar. Im 19. Jahrh. sind Beispiele dieser Kategorie die Vertreibung der Seminolen aus Florida und die der Tschirokis aus Georgien. Auch die Verbrecherkolonien (wie z. B. früher Botanybay) kann man auf eine Art von Zwangsauswanderungen zurückführen.

Mit der erzwungenen hängt sehr nahe diejenige A. zusammen, welche durch polit. oder religiöse Bedrückung oder Verfolgung oder überhaupt durch polit. oder religiöse Motive veranlaßt wird. Als **Emigration** im engern Sinne pflegt man die in neutralen Zufluchtsstätten lebenden Gruppen von polit. Flüchtlingen oder Unzufriedenen zu bezeichnen, wie zur Zeit der Französischen Revolution die royalistischen Emigrés in Deutschland und England, später die poln., ital. und ungar. Flüchtlinge in Paris und London, u. s. w. Beispiele von Massenauswanderung aus polit. Gründen aus der neuern Zeit liefern die Wanderungen (das «Trekken») der südafrik. Boers, sowie die A. der Tscherkessen. Auch die mit A. verbundenen «Optionen» einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Elsaß-Lothringern beruhten auf polit. Motiven. Jedoch läßt sich keineswegs ohne weiteres das Gleiche sagen in Betreff derjenigen, welche auswandern, um sich dem Militärdienst zu entziehen, da in diesen Fällen häufig nur die Rücksicht auf wirtschaftliche Nachteile und andere Unbequemlichkeiten entscheidend ist.

Sehr häufig wurde seit der Reformation die A. durch religiöse Motive herbeigeführt. Beispiele sind die Ansiedelung der engl. Independenten und Puritaner in den Neuengland-Staaten, die A. der franz. Protestanten infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und deren Aufnahme in Deutschland, namentlich in Brandenburg, die A. der von dem Erzbischof Firmian verfolgten salzburger Protestanten (1731—32); in der neuesten Zeit sind die Mennoniten wegen der Aufhebung ihrer Freiheit vom Militärdienst zahlreich aus Preußen nach Rußland ausgewandert, durch das neue russ. Militärgesetz aber sind sie auch wieder von dort vertrieben worden und haben sich nun meistens nach Amerika gewandt. Der Auszug der Mormonen aus Nauvoo nach Utah kann wohl kaum noch mit zu der Kategorie der A. aus religiösen Gründen gerechnet werden.

Im allgemeinen richtet sich der Strom der A. aus den Ländern mit hochentwickelter alter Kultur nach den Gebieten mit reichen, aber noch unerschlossenen natürlichen Hilfsquellen und dünner Bevölkerung, und die wirksamste Ursache der A. ist gegenwärtig in den wirtschaftlichen Verhältnissen jener alten Kulturländer zu suchen. Hauptsächlich ist es der durch relative Übervölkerung erzeugte Notstand, welcher größere Scharen, und zwar vorzugsweise die noch nicht ganz verarmten, energischern Elemente über den Ocean treibt; außerdem aber hat sich in manchen Gegenden ein traditioneller unternehmungslustiger Wandersinn ausgebildet, dem viele, in der Hoffnung «ihr Glück zu machen», folgen, ohne daß sie in der Heimat gerade von Not bedroht wären. Die hier in Betracht kommende Übervölkerung steht jedoch keineswegs in einem direkten Verhältnis zu der Dichtigkeit der Bevölkerung. Eher könnte man sagen, daß, in Deutschland wenigstens, die Größe der A. sich umgekehrt verhalte wie die Volksdichtigkeit der einzelnen Landesteile. So hat z. B. in Preußen die am dünnsten bevölkerte Provinz Pommern regelmäßig die weitaus stärkste A. Es kommen hier nach der Zählung von 1880 nur 51 Seelen auf 1 qkm, während die Zahl der Auswanderer über Hamburg, Bremen, Stettin und Antwerpen im J. 1879 auf 1000 E. 2,13 betrug. Westpreußen (55 E. auf 1 qkm) lieferte in demselben Jahre 1,88 und Posen (59 E. auf 1 qkm) 1,64 Auswanderer auf 1000 E. Dagegen kamen in der am dichtesten bevölkerten Rheinprovinz (151 E. auf 1 qkm) nur 0,36, in Schlesien (99 E. auf 1 qkm) nur 0,32, und in Westfalen (101 E. auf 1 qkm) 0,54 Auswanderer auf 1000 E. Eine im Gegensatz zu Westpreußen besonders auffallende Ausnahme macht die Provinz Ostpreußen, die bei einer geringen Volksdichtigkeit (52) sich verhältnismäßig sehr wenig an der A. beteiligt (1879 nur mit 0,23 auf 1000 E.). Im Königreiche Sachsen, in Württemberg und Baden betrug bei einer Volksdichtigkeit von resp. 198, 101 und 104 in dem angeführten Jahre die Ziffer der A. 0,61, 1,05 und 1,07 auf 1000 E., während Bayern mit nur 70 E. auf 1 qkm auch nur die geringe Auswanderungsverhältniszahl 0,54 aufweist.

Aus den angegebenen Zahlen ist zugleich schon erkennbar, was auch die unmittelbaren statistischen Erhebungen beweisen, daß in Preußen die ländliche Bevölkerung sich stärker an der A. beteiligt als die städtische und industrielle. Die starke A. Pommerns hängt ohne Zweifel mit den dortigen ungünstigen agrarischen Verhältnissen, insbesondere mit dem Überwiegen des großen Grundbesitzes zusammen. Übrigens hat sich in Preußen das Maximum der Intensität der A. allmählich von Westen nach Osten bewegt. Vor 1855 lieferten die beiden westl. Provinzen fast immer eine bedeutend größere absolute Zahl von Auswanderern, als die sechs östl. Provinzen

zusammengenommen, während seitdem das Kontingent der letztern das der erstern mehr und mehr übertroffen hat. Offenbar hängt dieses mit der Entwickelung der rhein.-westfäl. Industrie zusammen, welche vielen, die unter den frühern Verhältnissen ausgewandert sein würden, eine ausreichende Erwerbsgelegenheit geboten hat. Auch früher schon gab der am dichtesten bevölkerte und zugleich industriereichste Regierungsbezirk Düsseldorf die geringste Zahl von Auswanderern ab, während die gebirgigen, überwiegend landwirtschaftlichen Bezirke Trier und Koblenz am stärksten bei der A. beteiligt waren. Die neuen preuß. Provinzen hatten in den ersten Jahren nach 1866 eine sehr starke A. aufzuweisen und auch jetzt steht der relative Anteil von Hannover und Schleswig-Holstein noch erheblich über dem für den ganzen Staat geltenden Durchschnitt. Doch dürfte auch diese Erscheinung ihre letzten Gründe in wirtschaftlichen und nicht in eigentlich polit. Motiven haben. Auch in den übrigen Provinzen zeigte sich 1867 eine Anschwellung der A., und dasselbe beobachtete man 1872 in noch höherm Grade im ganzen Deutschen Reiche. Für viele Schwankende gibt eben die Furcht vor den wirtschaftlichen Folgen weiterer polit. Erschütterungen und Kriege den Ausschlag. Was die übrigen eben erwähnten deutschen Staaten betrifft, so zeigt sich in Sachsen wieder die Fähigkeit einer hochentwickelten Industrie, in einer außerordentlich dichten Bevölkerung die A. verhältnismäßig gering zu erhalten; andererseits aber lehrt das Beispiel Bayerns, daß ein mehr ackerbautreibendes Land bei günstigen bäuerlichen Besitzverhältnissen ebenfalls im Stande ist, seine Bevölkerung zusammenzuhalten. Die starke A. von Württemberg und Baden dürfte mehr auf Tradition und Unternehmungslust, als auf schwere drückende Notstände zurückzuführen sein. Das merkwürdigste Beispiel einer durch wirtschaftliche Not unterhaltenen Massenauswanderung bietet jedenfalls Irland dar, dessen Bevölkerung von 8295000 Seelen im J. 1845 teils durch große Sterblichkeit, hauptsächlich aber durch A. bis auf 5160000 im J. 1881 zurückging.

Die starke Beteiligung der ländlichen Bevölkerung, nicht nur der kleinen Besitzer, sondern auch der an rauhe Arbeit gewöhnten Tagelöhner und Dienstboten, sowie der ländlichen Handwerker an der A. ist durchaus begreiflich und natürlich, nicht nur weil Leute dieser Klassen zu der wirtschaftlichen Eroberung der für den Ackerbau geeigneten Länder das meiste beizutragen vermögen, sondern auch weil sie von Haus aus das eifrige Streben nach Grundbesitz in sich tragen, das sie in der Heimat gar nicht oder nur in dürftigster Weise befriedigen können, während jenseit des Oceans das Land noch ganz oder fast unentgeltlich zu haben ist (in den Vereinigten Staaten z. B. auf Grund des Heimstättegesetzes), die gewöhnliche Landarbeit dagegen gut bezahlt wird und daher auch dem Mittellosen die Möglichkeit geboten ist, das nötige kleine Kapital für einen eigenen Betrieb zusammenzubringen. Diejenigen aber, welche den industriellen, kommerziellen und wissenschaftlichen Berufszweigen angehören, haben in noch nicht voll entwickelten Ländern oft weniger günstige Aussichten, als in den Gebieten der alten Kultur. Wenn in den letztern die Geschäftslage leidlich günstig ist, so werden die Arbeiter der großen Industrie schwerlich an A. denken; in schlimmen Zeiten bleibt ihnen wenigstens die Hoffnung auf eine baldige Änderung zum Bessern, während eine ländliche Bevölkerung in einem Lande mit Besitzverhältnissen, wie sie sich z. B. in Irland finden, auch von der Zukunft nichts zu erwarten hat.

Die A. aus einem relativ übervölkerten Lande wird die Beteiligten selbst oft zu einem bessern Lose führen; weit weniger aber ist darauf zu rechnen, daß die Übel der Übervölkerung einfach durch Verminderung der Volkszahl mittels A. gemildert werden können. In einem dünn bevölkerten, auf Landwirtschaft angewiesenen Gebiete wird die Verminderung der Arbeitskräfte möglicherweise sehr nachteilig wirken, indem die Lage der mittlern und größern Landwirte erschwert wird, während von den kleinern viele in das ländliche Proletariat versinken. Auch in anderer Beziehung ist eine starke A. für das Mutterland eine nichts weniger als erfreuliche Erscheinung. Die Auswanderer gehören vorzugsweise zu den energischern und kräftigern Bestandteilen der wirtschaftlich bedrängten Bevölkerung, während die schwächlichen und verkommenen Elemente zurückbleiben. Unter der ungewöhnlich großen Zahl von deutschen Auswanderern (125650), die 1872 über Hamburg, Bremen und Antwerpen abreisten, waren z. B. 56,3 Proz. männliche und 43,7 weibliche Individuen, 5,7 Proz. Kinder beiderlei Geschlechts unter 1 Jahr, 16,6 Proz. Kinder von 1—10 Jahren, 44,8 Proz. männliche und 32,9 Proz. weibliche Personen über 10 Jahre. Die Zahl der ledigen Männer übertrifft die der ledigen weiblichen Erwachsenen in noch weit stärkerm Verhältnisse; in England beträgt sie etwa das Doppelte der letztern. Durch die A. der jüngern Kräfte geht also gewissermaßen das in denselben angelegte Erziehungskapital dem Mutterlande verloren. Außerdem aber sind die meisten Auswanderer nicht gänzlich mittellos, es sind ja meistens entweder solche, die zwar den Ruin herannahen sahen, aber vor dem vollen Ausbruche desselben sich zur A. aufgerafft haben, oder auch solche, die durch längeres Sparen (z. B. als Dienstboten) ein kleines Kapital zusammengebracht haben. Wenn nun jeder Auswanderer auch nur einige hundert Mark mit sich führt, so macht das auf die Gesamtheit derselben jährlich schon eine sehr große Summe. Indes darf die wirkliche Bedeutung dieser Verluste doch nicht überschätzt werden. Wenn die betreffenden Personen nicht ausgewandert wären, sondern ihr kleines Vermögen wegen mangelnder Erwerbsgelegenheit unproduktiv im Lande verzehrt hätten, so wäre der Verlust an Nationalvermögen ebenso groß gewesen; dasselbe gilt für den Fall, daß sie zwar selbst Verwendung für ihre Arbeitskraft gefunden, aber durch ihre Konkurrenz andere zu unproduktiver Verzehrung, z. B. zur Beanspruchung von Armenunterstützung genötigt hätten. Daß in diesen letztern Fällen «das Geld im Lande geblieben wäre», ist volkswirtschaftlich von keinem Belange; überdies werden die Auswanderer den größten Teil ihres Vermögens nicht in klingender Münze, namentlich nicht in einheimischer, sondern in Wechseln, fremden Banknoten u. s. w. mitnehmen. Kurz, die A. ist häufig das Symptom eines wirtschaftlichen Übels im Mutterlande, aber weder ein Heilmittel desselben, noch auch an sich ein Übel, da bei tief wurzelnden, z. B. durch die Besitzverteilung bedingten Mißständen durch das Unterbleiben der A. ebenfalls nichts verbessert würde, während dieselbe

wenigstens den Auswanderern selbst die Möglichkeit einer bessern Zukunft eröffnet.

Aber auch wenn die Nachteile der A. größer wären, als sie sind, wäre der auf den Prinzipien der bürgerlichen Freiheit bestehende Staat nicht berechtigt, die A. seiner Angehörigen zu verbieten oder wesentlich zu beschränken. Die frühern Restriktionen dieser Art hingen entweder (wie das Detraktrecht, die Nachsteuer) mit der Hörigkeit zusammen, oder waren Ausflüsse der Willkür des absoluten Polizeistaats. Ein drakonisches Verbot der A. wurde z. B. für das Deutsche Reich (am 7. Juli 1768) von Joseph II. erlassen: «Wer sich heimlich fortzumachen unternehme», solle auf Betreten angehalten und dieses Frevels halber nach Befund mit gemessenen Strafen belegt werden; Anwerber und Unterhändler aber sollten «dem Befinden nach mit Leibs- und allenfallsiger Lebensstrafe» getroffen werden. In der neuern Zeit ist das Prinzip der Freiheit der A. in den Kulturstaaten zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Nach dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 über die Reichs- (Bundes-) und Staatsangehörigkeit darf die Entlassung aus dem Staatsverbande zur A. in Friedenszeiten nicht verweigert werden, sofern nicht die Bestimmungen des §. 15 zur Anwendung kommen, nach welchen Angehörigen der aktiven Armee und zum aktiven Dienst eingezogenen Reservisten und Landwehrmännern vor der Auflösung dieses Verhältnisses die Entlassung zu versagen ist, ebenso denjenigen, welche in dem Alter von 17 bis vollen 25 Jahren stehen, sofern sie nicht ein Zeugnis der Kreisersatzkommission darüber beibringen, daß sie die Entlassung nicht bloß in der Absicht nachsuchen, sich dem Militärdienst zu entziehen. Die Militärpflichtigen, die unbefugterweise auswandern, werden durch das Reichsstrafgesetzbuch mit einer Geldstrafe von 150—3000 Mark oder mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahr bedroht, während beurlaubte Reservisten und Landwehrmänner bei unerlaubter A. zu einer Geldstrafe bis zu 150 Mark oder zu Haft verurteilt werden. Militärpflichtige, die ohne Erlaubnis ausgewandert, aber in den Vereinigten Staaten naturalisiert sind und sich fünf Jahre ununterbrochen dort aufgehalten haben, sind nach dem deutsch-amerik. Vertrage vom 22. Febr. 1868 straffrei. Jedoch verliert ein naturalisierter Deutsch-Amerikaner durch mehr als zweijährigen Aufenthalt in Deutschland wieder sein amerik. Bürgerrecht. Die ursprünglich vereinbarte Dauer dieses Vertrags ist übrigens 1878 abgelaufen und es scheinen Modifikationen dieser Bestimmungen in Aussicht zu stehen. Wer von allen militärischen Verpflichtungen frei ist, kann ohne Paß oder Entlassungsurkunde frei außer Landes gehen; seine deutsche Staatsangehörigkeit verliert er dann durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande, falls er sich nicht bei einem Konsulat hat immatrikulieren lassen. Die Mehrzahl der Auswanderer verläßt die Heimat ohne Entlassungsurkunde. In dieser Lage befanden sich z. B. 1872 (soweit der Nachweis möglich ist) von den preuß. Auswanderern 42107 (mit Einschluß von 10690 vermißten Militärpflichtigen), während nur 22404 eine förmliche Entlassung erhalten hatten.

Die Auswanderungsagenten sind noch besondern gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, jedoch gegenwärtig vorwiegend nur im Interesse der Auswanderer, nicht mehr wie früher, um die A. zu beschränken. Nach der Gewerbeordnung bleibt diese
Materie den Landesgesetzen vorbehalten, und
Preußen ist daher in Betreff der Konzessionieru
dieser Unternehmer und Agenten noch das Ge
vom 7. Mai 1853 maßgebend. Jedoch bedroht d
Reichsstrafgesetz allgemein diejenigen mit Gefäng
von einem Monat bis zu zwei Jahren, welche es
zum Geschäft machen, Deutsche unter Vorspiegelu
falscher Thatsachen oder wissentlich mit unbegr
deten Angaben zur A. zu verleiten. Die beteilig
Partikularstaaten haben auch in Betreff der E
richtung der Auswandererschiffe, der Herbergen
den Häfen u. s. w. eingehende polizeiliche Vorsch
ten zum Schutze der Auswanderer erlassen. S
1869 ist außerdem ein Bundes-, jetzt Reichskom
missar mit der Beaufsichtigung des Auswand
rungswesens in den deutschen Seeplätzen bea
tragt. So gibt der Staat den Ausziehenden n
ein vorsorgliches Geleit bis in ihre neue Heima
in den Ankunftshäfen aber finden sie vielfach A
weisung und Beihilfe durch die gemeinnützige V
einsthätigkeit deutscher Landsleute. In Neuyo
dem Landungshafen der meisten Auswanderer,
steht zum Schutz derselben eine Einwanderung
kommission, die aus sechs vom Gouverneur d
Staats ernannten Mitgliedern, dem Mayor u
den Vorsitzenden der Deutschen und der Irländisch
Gesellschaft zusammengesetzt ist.

Daß sich unter den obwaltenden Verhältniss
die deutsche A. durch wirtschafts- oder sozialpo
Maßregeln des Staats wirksam zurückstauen la
ist wenig wahrscheinlich. Das einzig wirksame M
tel zur Bekämpfung derselben ist der Aufschwu
der Industrie und der Landwirtschaft; diesen a
kann der Staat wohl durch Wegräumung von H
dernissen und positiv in Nebensachen fördern, a
die eigentlich treibenden Kräfte sowie die entsch
denden Konjunkturen vermag er nicht zu schaff
Auch die Versuche, eine bessere Verteilung des Gru
besitzes herbeizuführen und namentlich die Zahl
bäuerlichen Stellen zu vermehren, werden nicht
zuviel zur Verminderung der A. vermögen. D
da das bestehende Privateigentum nicht angeta
werden kann und eine Verschenkung von Domä
ebenfalls nicht angeht, so werden die neuen
siedler durch Pacht- und Amortisationsquoten
schwer belastet, daß ihre Lage eine sehr gedrü
bleibt, während sie mit denselben Opfern in ei
neuen Lande mit noch geringfügigem Bodenw
weit günstigere Erfolge hätten erzielen kön
Wenn man aber der A. ihren Lauf lassen muß,
erhebt sich die Frage, ob dieselbe denn nicht we
stens so geleitet werden könnte, daß die Abzie
den in einem nähern Zusammenhange mit ih
Vaterlande blieben und daß ihr Gedeihen auch
günstige Rückwirkung auf das letztere aus
Neun Zehntel der deutschen Auswanderer we
sich nach den Vereinigten Staaten, und hier
schon die zweite Generation nahezu und die d
vollständig in die fremde Nationalität auf. U
dem erwähnten Gesichtspunkt hängt demnach
Auswanderungsfrage zunächst mit der Frage
Kolonisation (s. d.) zusammen. Bemerkenswer
daß die brit. Unterthanen trotz des Aufblühens
Australien und Neuseeland noch immer vorz
weise nach den Vereinigten Staaten auswand
Im J. 1879 z. B. wandten sich von 164274
weniger als 91806 diesem Lande zu. Neben
Gründung von politischen, mit dem Reiche ver
denen Kolonien könnte aber auch die Ansiede

größerer Vereinigungen von deutschen Auswanderern in überseeischen Staaten in Betracht kommen, dergestalt, daß dieselben ihre deutsche Nationalität bewahren und mit dem Mutterlande fruchtbare wirtschaftliche Beziehungen unterhalten könnten. Mit Recht betrachtet man die La-Plata-Länder und namentlich das südl. Brasilien als besonders geeignet zu solchen Versuchen mit Massenansiedelungen, die natürlich nur in gemäßigten oder höchstens subtropischen Klimaten Erfolg haben könnten. In Südbrasilien lebt jetzt schon eine ansehnliche deutsche Bevölkerung, zum Teil in gesonderten Kolonien, und das deutsche Element erweist sich hier als das wirtschaftlich kräftigere, während es in Nordamerika den Yankees gegenüber im Nachteile ist. Seit Okt. 1880 ist in Brasilien auch die Gleichberechtigung der Konfessionen sowie die Gleichstellung der Naturalisierten und der Eingeborenen gewährleistet und dadurch ein wesentliches Bedenken weggeräumt worden, das früher (neben den Parceriaverträgen) gegen die A. nach Brasilien geltend gemacht wurde. Eine 1849 in Hamburg gegründete Kolonisationsgesellschaft hat gute Erfolge erzielt und schon 14000 Auswanderer in Südbrasilien ansässig gemacht. Es ist dies die einzige Gesellschaft, die unter mehreren Versuchen ähnlicher Art Bestand gewonnen hat. Das Mißlingen der übrigen (meistens ebenfalls aus den vierziger Jahren stammend) sollte indes von neuen Unternehmungen nicht zurückhalten. Die Angelegenheit ist denn auch in der jüngsten Zeit wieder auf die Tagesordnung gebracht und ein erster weiterer Schritt durch die Gründung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export (1881 in Düsseldorf) gethan worden. Eine direkte Unterstützung solcher Unternehmungen durch die Regierung ist nicht zu empfehlen, damit nicht das Mißtrauen der Staaten, in deren Gebiet die Ansiedelungen erfolgen sollen, wachgerufen werde. Indirekt jedoch würde von Staats wegen immerhin manches zur Förderung der hier besprochenen Pläne geschehen können, auch ohne daß ein besonderes Auswanderungs- und Kolonisationsamt geschaffen würde, wie es die preuß. Regierung 1850 in Erfurt vorschlug. Eine Auswanderungsgesellschaft dürfte nicht den Charakter einer Wohlthätigkeitsgesellschaft tragen, weil dadurch gerade die besten Elemente der Auswanderer von ihr fern gehalten würden; doch dürfte sie auch nicht das Land für sich behalten wollen, also auf die künftige Steigerung der Grundrente spekulieren, denn auch dann würden die tüchtigern und nicht ganz mittellosen Auswanderer nichts von ihr wissen wollen. Das Wünschenswerteste wäre vielmehr, daß die Gesellschaft einen mäßigen Gewinn erzielte, die Ansiedler aber möglichst bald zu selbständigen Grundbesitzern machte. Der Verein hätte also das Land im Großen anzukaufen und im Kleinen zu verkaufen, nötigenfalls gegen jährliche Ratenzahlungen. Eine weitere Kreditgewährung an Auswanderer ist nicht zu empfehlen. Die neue Heimat unter dem Druck einer Schuldenlast zu betreten, ist für den Auswanderer ein lähmendes und drückendes Gefühl, wenn auch die Mißbräuche der frühern Zeit, als die Auswanderer zur Abarbeitung der Passagevorschüsse in eine Art von Leibeigenschaft treten mußten, unter der Voraussetzung einer geregelten Organisation der A. nicht mehr zu befürchten wären. Wohl aber würde es oft zweckmäßig sein, zur A. tauglichen Personen, die in ihrer Heimat der Armenpflege zur Last fallen oder zu fallen drohen, die Möglichkeit einer überseeischen Ansiedelung zu verschaffen, indem die Gemeinden oder Wohlthätigkeitsvereine mit einer die nötigen Garantien bietenden Auswanderungsgesellschaft Verträge in Betreff der Beförderung und der Unterbringung in einer deutschen, wenn auch nicht dem Deutschen Reiche gehörenden Kolonie abschlössen.

Die Statistik der A. läßt sich zwar für kein Land mit genügender Vollständigkeit und Zuverlässigkeit aufstellen, da die Unterscheidung zwischen Auswanderern und Reisenden nie ganz scharf durchgeführt werden kann; indes reichen die vorliegenden Daten immerhin aus, um ein Urteil über die numerische Bedeutung der A. möglich zu machen. Da die Vereinigten Staaten den größten Teil der europäischen A. aufnehmen, so erhält man schon ein ungefähres Bild der letztern aus der Statistik der Einwanderung in die Union. Die Zahl der dort angekommenen «fremden Passagiere» von 1789 bis 1820 wird im ganzen nur auf 250000 geschätzt; 1820—30 betrug die Zahl der fremden Ankömmlinge aus Europa allein schon 106507; 1831—40: 495688, 1841—50: 1597502, 1851—60: 2452660, 1861—70: 2180407, im ganzen also 1820—70: 6832764; die Zahl der sämtlichen fremden Passagiere mit Einschluß der aus Amerika und andern Weltteilen angekommenen, belief sich auf 7533865. In jenem halben Jahrhundert kamen aus Großbritannien und Irland allein 3857850 Personen; Deutschland mit Preußen und Österreich (letzteres nur wenig beteiligt) stand in zweiter Linie mit 2377881 Angekommenen, dann folgten Frankreich mit nur 245812 und Schweden und Norwegen mit der verhältnismäßig hohen Ziffer 153928. Übrigens befanden sich unter jenen fremden Passagieren auch solche, die nicht in den Vereinigten Staaten zu bleiben gedachten. Die Zahl derselben wird zu 60829 angegeben. Die Ergebnisse des Census von 1870 in Betreff des Geburtslandes der damals gezählten Bevölkerung (unter welcher sich auch Fremde befanden, die wieder in ihr Vaterland zurückzukehren gedachten) stimmt mit dieser Einwanderungsstatistik in den allgemeinsten Umrissen überein; mit Rücksicht auf die mutmaßliche Sterblichkeit der Eingewanderten möchte man nach jenen Zählungsresultaten die ursprüngliche Zahl derselben wohl noch höher schätzen, als sie sich nach der obigen Statistik ergibt. Im ganzen betrug die Anzahl der im Auslande Geborenen 5567229; von diesen kamen auf Europa 4936618 und zwar 2626241 auf Großbritannien, 1690533 auf Deutschland und 619844 auf die der übrigen europ. Länder. Im Jahrzehnt 1870—80 sind die offiziellen Zahlen der Einwanderer (immigrants, mit Ausschluß der bloßen Reisenden) insgesammt (I) und unterschieden nach der Herkunft aus Europa (II), aus Großbritannien und Irland (III) und aus Deutschland (IV):

Jahr	(I)	(II)	(III)	(IV)
1871	346938	296756	143937	107201
1872	437750	381460	157905	155595
1873	422545	369487	159355	133141
1874	260814	208059	100422	56927
1875	191231	144179	66179	36565
1876	157440	114549	42943	31323
1877	130526	94795	35556	27419
1878	153207	111883	40706	31958
1879	250565	184211	78424	43581.

In dem am 30. Juni 1880 endenden Fiskaljahre 1879/80 stieg die Gesamtzahl der Einwanderer

wieder auf 457 257, von denen 347 747 aus Europa kamen, und im Fiskaljahre 1880/81 finden wir sogar die früher noch nie erreichte Ziffer von 669 431 eigentlichen Einwanderern. Von diesen kamen aus Europa 527 441, aus Großbritannien und Irland 153 718, aus Deutschland 210 485, aus Schweden 49 760, aus Norwegen 22 705, aus Österreich 21 109, aus Italien 15 387. Bei der Einwanderung aus außereurop. Ländern in die Union steht die aus dem brit. Nordamerika obenan: sie erreichte in dem Fiskaljahre 1880/81 die Ziffer 125 391. Aus China wanderten 11 890, aus Asien überhaupt nur 11 982 Personen ein. Nach dem Census von 1880 waren bei einer Gesamtbevölkerung von 50 438 960 Seelen 6 677 360 Personen im Auslande geboren. Die absolut größte Zahl von Deutschen findet man im Staate Neuyork (1870: 316 882), das Hauptziel der deutschen Einwanderer bilden jedoch die Centralstaaten Illinois, Ohio, Wisconsin, Missouri, Indiana, Iowa, Michigan, Minnesota.

Die Auswanderungsstatistik der europ. Länder kann natürlich auch im besten Falle nur annähernd mit den amerik. Angaben über die Einwanderung übereinstimmen. Was Deutschland betrifft, so können die offiziellen Veröffentlichungen über die Zahl der förmlichen Entlassungen keinen Anhalt für die Größe der A. bieten, und auch die sonstigen Ermittelungen der binnenländischen Behörden über die A. bleiben notwendigerweise unvollständig und ungenau. Die besten statist. Grundlagen, wenigstens für die überseeische A., gewähren die Erhebungen in den deutschen Einschiffungshäfen, namentlich in Bremen und Hamburg, neben denen Stettin nur in untergeordneter Weise in Betracht kommt. Auch aus Antwerpen hat man seit einer Reihe von Jahren Nachrichten über die deutsche A. eingezogen. Bis zum J. 1850 gingen 80—90 Proz. der Auswanderer über Bremen, und erst in den folgenden Jahrzehnten kam Hamburg allmählich in dieser Beziehung der Schwesterstadt gleich. Die durchschnittliche jährliche Zahl der Auswanderer über die beiden Hansestädte betrug 1836—39: 14 692, 1840—44: 14 615, 1845—49: 36 706, 1850—54: 77 165, 1855—59: 54 433, 1860—64: 41 665, 1865—69: 107 672, 1870: 79 337. Für die neueste Zeit sind die offiziellen Ziffern der über Hamburg, Bremen, Stettin und Antwerpen beförderten deutschen Auswanderer folgende: 1871: 75 912, 1872: 125 650, 1873: 103 638, 1874: 45 112, 1875: 30 773, 1876: 28 368, 1877: 21 964, 1878: 24 217, 1879: 33 327, 1880: 106 191. Auch diese Zahlen sind nicht vollständig; es fehlt namentlich die A. über Havre, wo sich z. B. im J. 1872: 2593, 1873 sogar 6776 und in den J. 1874—76 im ganzen 5258 deutsche Auswanderer einschifften. Auch Rotterdam nimmt einigen Anteil an der Beförderung.

Die über die Landgrenzen, namentlich nach Rußland gehende A. ist natürlich ebenfalls unberücksichtigt geblieben. Die Zahl der mit Entlassungsurkunden versehenen Auswanderer aus Preußen nach außerdeutschen europ. Staaten betrug beispielsweise 1862—71 im ganzen 21 939, von denen 7144 nach Rußland gingen. Was die Richtung der deutschen A. über die obengenannten Seeplätze betrifft, so wandten sich in dem Zeitraume von 1871 bis 1878 im ganzen nach den Vereinigten Staaten 422 219, nach Brasilien 17 155, nach den Argentinischen Staaten 1137, nach Britisch-Amerika 1035, nach den übrigen Ländern Amerikas 4280, nach Afrika 1228, nach Asien 214, nach Australien 9496. Die Nordamerikanische Union hat also 92,7 Proz. der Gesamtzahl an sich gezogen. Im J. 1879 hatten von 33 327 deutschen Auswanderern 30 808 die Vereinigten Staaten, 1630 Brasilien, 216 die Argentinischen Staaten und 274 Australien als Ziel.

Die A. aus den brit. Inseln ist nicht nur numerisch die stärkste von allen Ländern, sondern sie ist auch die am wenigsten einseitige, indem sie wenigstens nicht so durchaus überwiegend, wie die deutsche, nach den Vereinigten Staaten gerichtet ist, sondern einen immerhin beträchtlichen Bruchteil nach den verschiedenen brit. Besitzungen entsendet. Die Gesamtzahl der auswandernden brit. Unterthanen betrug 1870: 202 511, 1871: 192 751, 1872: 210 494, 1873: 228 345, 1874: 197 272, 1875: 140 675, 1876: 109 469, 1877: 95 195, 1878: 112 902, 1879: 164 274, 1880: 226 542. Von den Auswanderern des J. 1880 waren 111 845 Engländer, 22 056 Schotten und 93 641 Irländer. Das Bestimmungsland war für 166 570 die Nordamerikanische Union, für 24 184 Australien und Neuseeland, für 20 902 das brit. Nordamerika, während 15 886 nach andern Ländern gingen. Der Anteil der Vereinigten Staaten an der britischen A. betrug also in diesem Jahre 74 Proz., noch etwas mehr als 1873, während er in den wirtschaftlich ungünstigen Jahren 1876—78 etwas unter 50 Proz. gesunken war und auch 1879 nur 56 Proz. erreichte. Die Gesamtziffer der A. aus Großbritannien in dem Zeitraume von 1815—80 belief sich auf 9 242 033, mit Einschluß der Fremden, die etwa ein Sechstel dieser Zahl ausmachen.

Bedeutend ist auch die A. aus Italien, namentlich wenn man die von der ital. Statistik unterschiedene «temporäre» A. hinzurechnet. Zu letzterer werden diejenigen gerechnet, welche bei der Entnahme eines Passes erklären, daß sie vor Ablauf eines Jahres zurückzukehren gedenken. Es gehören hierher namentlich die Arbeiter, die nach andern europ. Ländern wandern, um bei Eisenbahnbauten, Straßenanlagen u. s. w. Beschäftigung zu finden. Bis 1876 wurde auch noch die «geheime A.» als besondere Kategorie angeführt; seitdem ist aber diese Klasse auf die beiden übrigen verteilt worden. Das Maximum der A. fällt auch in Italien in das J. 1873: die Gesamtziffer stellte sich damals auf 151 781, von denen 11 921 heimlich ausgewandert waren. Die neuesten Angaben sind folgende: 1876: permanente A. 19 756, temporäre A. 89 015; 1877: perm. A. 21 087, temp. A. 78 126; 1878: perm. A. 18 535, temp. A. 77 733; 1879: perm. A. 40 824, temp. A. 79 007. Die Zahlen für die permanente und die temporäre A. fallen ziemlich genau zusammen mit der Unterscheidung der A. nach außereurop. und nach europ. Ländern. Was die erstere betrifft, so ist bemerkenswert, daß die Vereinigten Staaten auf die Italiener nur eine geringe Anziehungskraft ausüben, daß vielmehr der Hauptstrom der ital. überseeischen A. nach Südamerika fließt. So verteilt sich z. B. im J. 1879 die A. so: Vereinigte Staaten 3208, La Plata-Staaten 14 166, Brasilien 7999, andere Staaten Südamerikas 6945, Mexico und Centralamerika 4757, Nordafrika 2523.

Auch die Skandinavische Halbinsel stellt ein verhältnismäßig großes Kontingent von Auswanderern, das fast ausschließlich für Nordamerika bestimmt ist. Die durchschnittliche jährliche Ziffer der schwedischen A. betrug 1856—60 nur 831, 1861—65 schon 3963, in der Periode 1866—70 aber

stieg sie auf 20526 (mit 39064 im J. 1869 als Maximum); 1871 belief sie sich auf 17450 und 1872 auf 15915. In den Vereinigten Staaten kamen von 1871—78 im ganzen 64388 schwed. Einwanderer an. In Norwegen betrug die jährliche Durchschnittszahl von 1856—60 3500, von 1861—65 5200, von 1866—70 aber 15575 (Maximum 18762 im J. 1869). In den folgenden Jahren stellte sich die überseeische A. nach den norweg. Quellen: 1871 auf 12276, 1872 auf 13865, 1873 auf 10352, 1874 auf 4601, 1875 auf 3944, 1876 auf 4355, 1877 auf 3229, 1878 auf etwa 5000. Die nordamerik. Quellen geben die Gesamtzahl der von 1871—78 eingewanderten Norweger auf 66388 an. Die statistisch nachgewiesene A. aus der Schweiz war in den letzten Jahren folgende: 1875: 1772, 1876: 1741, 1877: 1691, 1878: 2608 Personen. Diese Zahlen sind jedoch nicht ganz vollständig. Eine merkwürdig geringe Beteiligung an der überseeischen A. weist Frankreich auf; die Ziffer derselben belief sich z. B. 1875 nur auf 4918, 1876 auf 8173, 1877 auf 8936.

Bezüglich der Auswanderungsbewegung aus außereurop. Ländern verdient besonders die der Chinesen Erwähnung, die früher schon in ziemlich großer Zahl in dem ostind. Archipel zu finden waren und in neuerer Zeit sich immer mehr über Australien und Californien verbreitet haben. In dem letztern Lande hat diese Einwanderung, die durch chines. Gesellschaften unterhalten wird, bereits zu bedenklichen wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten geführt, indem die weiße Arbeiterbevölkerung sich dagegen auflehnt, daß ihre Lebenshaltung durch die Konkurrenz eines halbbarbarischen, den Bedürfnissen der europ. Civilisation fremden Stammes auf das Niveau des letztern herabgedrückt werde. Übrigens suchen die Chinesen meistens sobald wie möglich mit einem ersparten Kapital in ihr Vaterland zurückzukehren. Nach dem Census von 1880 lebten in den Vereinigten Staaten 105679 Chinesen. Die Einwanderung aus Asien, die fast nur aus Chinesen besteht, wird für die J. 1871—79 auf 112582 Personen angegeben, jedoch hat sie, wie es scheint, im J. 1875 ihren Höhepunkt (19087) erreicht und ist seitdem in Abnahme begriffen. In Australien ergab der Census von 1871 eine chines. Bevölkerung von 81036 Seelen.

Litteratur. Wappäus, «Deutsche A. und Kolonisation» (Lpz. 1846, mit Nachtrag über Südamerika 1848); Roscher, «Kolonien, Kolonialpolitik und A.» (2. Aufl., Lpz. u. Heidelb. 1856); «Berichte über die Wirksamkeit der Deputation für Auswanderungswesen» (Hamb. 1856 fg.); Fröbel, «Die deutsche A. und ihre kulturhistor. Bedeutung» (Lpz. 1858); A. Legoyt, «L'émigration européenne, son importance, ses causes, ses effets» (Par. 1861); Sturz, «Die Krisis der deutschen A. und ihre Benutzung für jetzt und immer» (Berl. 1862); J. Duval, «Histoire de l'émigration européenne, asiatique et africaine au XIXe siècle» (Par. 1862); B. Schulz, «Studien über agrarische und physik. Verhältnisse in Südbrasilien in Hinblick auf die Kolonisation und die freie Einwanderung» (Lpz. 1865); derselbe, «Natur- und Kulturstudien über Südamerika und seine Bewohner, mit besonderer Berücksichtigung der Kolonisationsfrage» (Dresd. 1868); Kapp, «Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika» (Bd. 1, Lpz. 1868); Lammers, «Die deutsche A. unter Bundesschutz» (Berl. 1869); E. Young, «Special report on immigration; accompanying information for immigrants etc.» (Washingt. 1871; deutsch ebenda 1872); Mulhall, «Rio Grande do Sul and its German colonies» (Lond. 1873); Bödiker, «Die A. und die Einwanderung des preuß. Staates» («Zeitschrift des preuß. Statist. Bureaus», Berl. 1873); derselbe, «Die preußische A. und Einwanderung seit dem J. 1844» (Düsseld. 1879); Ratzel, «Die chinesische A.» (Bresl. 1876); Fabri, «Bedarf Deutschland der Kolonien?» (Gotha 1879); E. von Weber, «Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebietes und die Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten» (Lpz. 1879).

Auswaschen heißt in der Chemie und chem. Fabrikindustrie aus einem pulverförmigen Körper (besonders den in Flüssigkeiten gebildeten Niederschlägen) die zwischen dessen Teilchen befindlichen auflöslichen fremden Teile durch Waschen mit Wasser (geeignetenfalls auch wohl mit Alkohol, Äther u. s. w.) wegschaffen. Es wird auf verschiedenste Weise ausgeführt, z. B. durch Dekantation, wobei man den Niederschlag absetzen läßt und die klare Flüssigkeit abgießt oder mit dem Heber abzieht, worauf man reines Wasser zufügt, von neuem absetzen läßt und dies so oft wiederholt, bis der Niederschlag völlig ausgewaschen ist. Diese Methode wird technisch nur befolgt, wenn die Flüssigkeit ohne Wert ist oder verloren gegeben werden muß. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß man den auszuwaschenden Körper auf einem Filter sammelt, die Flüssigkeit abfließen läßt und das Filter, nach jedesmaligem Abtropfen, von neuem mit Wasser füllt, bis alles Lösliche entfernt ist; zweckmäßig befestigt man den Trichter luftdicht auf einem Gefäß, in welchem man die Luft durch eine entsprechende Vorrichtung verdünnt (s. Aspirator), um durch den Druck der auf dem Filter lastenden Atmosphäre die Filtration zu beschleunigen. Statt des gewöhnlichen Filters bedient man sich beim technischen Betriebe zweckmäßig der Filterpresse (s. d.), in welcher die zu filtrierende Masse unter stärkerm Druck in ein Filter von großer Oberfläche getrieben und dann durch nachgepreßtes Wasser gewaschen wird. Krystallinische oder überhaupt nicht zu feinkörnige Körper lassen sich in der siebförmigen Trommel einer Centrifugalmaschine vorteilhaft waschen. (S. Auslaugen.) Als gleichbedeutend mit A. werden von manchen die wenig passenden Ausdrücke Aussüßen oder Absüßen gebraucht.

Auswechselung der Gefangenen, s. unter Kriegsgefangene.

Ausweichung (in der Musik). Das Fortschreiten der Harmonie von einem Accord zum andern überhaupt nennt man im weitern Sinne Modulation. Überschreitet dieselbe die Grenzen der Grundtonart, so wird sie zur A., Modulation im engern Sinne; zum Übergange aber, wenn sie in einer andern Tonart schließt, als von der sie ausging. Drei Hauptwege namentlich stehen für die A. offen, die jedoch der Willkür den freiesten Spielraum lassen zu zahllosen Modifikationen. Der erste führt durch den Quinten- oder Quartencirkel. So bequem als sicher, ist er überall ausreichend, wo es bloß gilt, eine Pause auszufüllen, und hat somit seinen praktischen Wert, z. B. für Organisten. Einen andern Weg bahnt der Umstand, daß jeder Accord in mehr als einer Tonart leitereigen (s. d.) sein kann, mit deren übrigen Accorden er sich leicht verbindet. So kann der D-moll-Accord der Vermittler zwischen dem F-dur- und E-dur-Accord und deren Tonarten

werden, da er mit dem letztern in A-moll, mit dem erstern in mehr als einer Tonart leitereigen ist. Bei der dritten Gattung der A. endlich ist es immer auf eine Überraschung oder Täuschung des Gehörs abgesehen, und die Vieldeutigkeit gewisser abgeleiteter Accorde ist dabei ein Haupthebel. Die bedeutendste Rolle spielen namentlich hier die Accorde der verminderten Septime und der übermäßigen Sexte.

Ausweisung ist die seitens der höhern Landespolizeibehörde verfügte Wegweisung von Ausländern oder des Staatsrechts Verlustigen aus dem Staats- (Bundes- oder Reichs-) Gebiete oder von Inländern aus bestimmten Orten, Bezirken, Reichsteilen. In gewissen Fällen kann das Recht der A. oder der Aufenthaltsverweigerung auch den Gemeinden für ihre Markung zustehen. Abgesehen von letzterm Falle, ist die A. entweder eine rein polizeiliche Maßregel für die innere und äußere Sicherheit des Staats, oder sie erfolgt, besonders bei Inländern, auf Grund ausdrücklicher, allgemeiner oder besonderer strafgesetzlicher Bestimmung, namentlich als Wirkung der Stellung eines wegen Verbrechens oder Vergehens Bestraften unter Polizeiaufsicht. Die unbefugte Rückkehr eines Ausgewiesenen wird bestraft (Deutsches Strafgesetzbuch, §§. 39 und 361, Nr. 2; Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, §§. 4, 5 und 6; Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, §§. 55 fg.). Die A. gegen Fremde kann auch in Masse (A. der Deutschen aus Frankreich 1870) oder nach bestimmten Kategorien (Jesuiten) stattfinden; das den Gemeinden zustehende Recht der A. aber muß immer gesetzlich normiert sein und kann nie gegen solche gehen, welche in ihnen das Recht der Armenversorgung (Heimatsrecht, Unterstützungswohnsitz) besitzen. Im Deutschen Reiche, dem namentlich auch die gesamte Fremdenpolizei in Deutschland zusteht (Reichsverfassung Art. 4, Nr. 1), gibt es seit neuerer Zeit drei besondere gesetzliche Gründe der A., und zwar 1) das Gesetz über den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872. Nach demselben ist dieser Orden samt den ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen vom Gebiete des Deutschen Reichs ausgeschlossen und können die Angehörigen derselben, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden. Wenn sie Inländer, so kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Orten versagt oder angewiesen werden. 2) Das Gesetz über Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 4. Mai 1874. Ihm zufolge kann einem Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher durch gerichtliches Urteil aus seinem Amte entlassen worden ist und hierauf eine Handlung vornimmt, aus welcher hervorgeht, daß er die Fortdauer des ihm entzogenen Amts beansprucht, durch Verfügung der Landespolizeibehörde der Aufenthalt in bestimmten Orten oder Bezirken versagt oder angewiesen werden. Besteht die Handlung desselben in der ausdrücklichen Anmaßung des Amts oder in der thatsächlichen Ausübung desselben, oder handelt er der gegen ihn ergangenen Verfügung der Landespolizeibehörde zuwider, so kann er seiner Staatsangehörigkeit durch Verfügung der Centralbehörde seines Heimatsstaats verlustig erklärt und aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden. Beides gilt auch von denjenigen Personen, welche wegen Vornahme von Amtshandlungen in einem Kirchenamte, das den Vorschriften der Staatsgesetze zuwider ihnen übertragen oder von ihnen übernommen ist, rechtskräftig zur Strafe verurteilt sind. Im Jan. 1882 hat jedoch der Reichstag einen Antrag Windthorsts auf Aufhebung dieses Gesetzes angenommen. Dasselbe ist überhaupt nur sehr selten zur Anwendung gekommen, und wenn auch regierungsseitig eine ausdrückliche Zustimmung zu dem Antrage Windthorsts nicht erfolgt ist, so kann doch das Gesetz thatsächlich als erloschen gelten. 3) Das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, vom 21. Okt. 1878. Nach demselben kann gegen Personen, welche sich die Agitation für sozialdemokratische Zwecke zum Geschäft machen, im Falle einer Verurteilung neben der Freiheitsstrafe auf die Zulässigkeit der Einschränkung ihres Aufenthalts erkannt werden. Außerdem kann Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu befürchten ist, der Aufenthalt in den Bezirken oder Ortschaften, über welche der sog. Kleine Belagerungszustand verhängt ist, versagt werden.

Auswintern nennt man die Zerstörung von Tieren und Pflanzen durch den Winterfrost. Es wirkt oft nützlich gegen das Ungeziefer; so würde z. B. der Landwirt der Feldmäuse nicht Herr werden, wenn strenge Winterfröste nicht dieselben vernichteten. Von Nutzpflanzen sind in Mitteleuropa dem A. am meisten der Raps und der Weizen unterworfen, weil sie gewöhnlich in schwerem Boden gebaut werden. Die Pflanzen werden dabei nicht durch den Frost selbst, sondern vielmehr durch dessen mittelbare Wirkung zerstört. Die in die Spalten der Ackerkrume gedrungene Feuchtigkeit zersprengt, zu Eis werdend, den Boden in viele Risse, lockert so mit den Stand der Pflanzen, legt deren Wurzeln bloß und zerreißt dieselben, sodaß sie zu Grunde gehen müssen. Man kann diesem Übel rechtzeitig bei guter Witterung einigermaßen dadurch abhelfen, daß man die Saaten mit einer schweren Walze überfährt und so die Erde wieder an die Wurzeln andrückt. Als Schutz gegen das A. ist die Drainierung des Bodens, sowie in ebenen, dem Nordwind ausgesetzten Gegenden die Bestellung in scholligem Land zu empfehlen.

Auswittern, Ausblühen, Effloreszieren ist eine Erscheinung, die sich durch Krystallbildung auf Erde, Steinen, Mauern, in Höhlen ꝛc. äußert, wenn Salzlösungen in denselben durch Kapillarität in die Höhe steigen. So wittert Soda in den [illegible]ten Ungarns aus, Salpeter in Indien, auf Ceylon, in Ungarn u. s. w. Der sog. Mauer- oder Salpeterfraß gehört gleichfalls hierher. Das Emporsteigen von Krystallen aus den Lösungen gewisser Salze an den Wänden der Gefäße (Schalen, Bechergläser) wird auch Effloreszieren genannt.

Auswüchse oder Exkreszenzen sind abnorme Hervorragungen an lebenden Geschöpfen, welche sich aus deren Geweben hervorentwickeln. Sie kommen an Pflanzen und Tieren vor. Näher untersucht sind sie nach ihrem Bau und Wesen sehr verschiedener Art, z. B. bald nur Vergrößerungen von Organen, deren normale Abnutzung fehlt (wie z. B. die Schneidezähne der Nager unförmlich auswachsen, wenn man sie nur mit weichen Stoffen füttert), bald Verdickungen der Oberhäute (wie bei den Warzen der menschlichen Haut und den warzigen Baumrindenauswüchsen), bald Wucherungen der Gefäße (wie die sog. Blutmäler), bald Auftreibungen des Zellgewebes oder der Knochen (die sog. Exostosen), bald bösartige Afterbildungen (z. B. Krebs, [illegible]

schwamm), bald schmarotzende Pflanzen, Tiere oder deren Produkte (z. B. die durch die Brut der Gallwespen hervorgerufenen Galläpfel). Immer beruhen die A. auf einer Wucherung der organischen Substanz, die durch einen Reiz hervorgebracht ist, der entweder von außen herzukommt oder mit einer innern Krankheitsursache zusammenhängt. Bei den gutartigen A. sind die Gewebe selbst nur vermehrt und qualitativ verändert, wie z. B. bei den Oberhautwucherungen, die man auch als Hörner und Warzen bezeichnet; bei den bösartigen dagegen finden sich Neubildungen, wie z. B. Krebszellen. Nur uneigentlich kann man Verschiebungen der Teile als A. bezeichnen, wie z. B. bei Knochenfraß in den Wirbeln, wo durch Schwinden einiger Wirbel die andern eine schiefe Stellung erhalten und zuweilen einen Buckel erzeugen.

Auswurf (Sputum) nennt man die aus den Luftwegen entleerten festen oder flüssigen Stoffe. Der Akt dieser Entleerung heißt **Auswerfen** oder **Expektoration**. Derselbe kommt mittels eigentümlicher Muskelbewegungen, des Hustens und Räusperns, zu Stande; doch wirken auch die unmerklichen und unwillkürlichen Bewegungen der Bronchialmuskelfasern und der Wimperzellen der Atmungsschleimhäute mit zur Herausbeförderung der Auswurfstoffe. Im gesunden Zustande hat der Mensch keinen A. Indessen findet sich in unserm Klima, namentlich in den staubreichen großen Städten, durch Feuchtigkeit, Rauch u. s. w., oder durch gewisse Genüsse (Bier, Liqueur, fette Speisen, Gewürze u. s. w.) veranlaßt, bei vielen Menschen eine habituelle Schleimabsonderung des Gaumens und der obern Luftwege ohne eigentliches Kranksein, welche indessen durch ihre Hartnäckigkeit oft eine Quelle tiefer hypochondrischer Verstimmung wird. Bei diesen chronischen Rachenkatarrhen besteht der A. hauptsächlich aus Schleim, der von den Schleimdrüsen der obern Luftwege abstammt und oft Speichel, Speisereste, eingeathmete Staubteilchen, Kohlepartikelchen und andere anorganische Beimischungen, sowie einzelne Epithelzellen der Mundhöhle einschließt. Noch viel mannigfaltiger ist die Zusammensetzung des A. bei den krankhaften Zuständen der Luftröhren und der Lunge selbst, deren genaue Kenntnis und Untersuchung für den Arzt hinsichtlich der diagnostischen Beurteilung von der größten Wichtigkeit ist; es finden sich da im A. mehr oder weniger reichlich Eiter, Fett, bisweilen Blut, häutige oder röhrenförmige Faserstoffgerinnsel sowie zu Eiter zerflossene Ausschwitzungsprodukte (z. B. nach Lungenentzündungen, Tuberkeln u. dgl.), Reste zerstörten Lungengewebes (elastische Fasern, Pigment) sowie Krystalle von Cholestearin, Hämatoidin u. s. w. Endlich enthält der A. unter gewissen Umständen tierische und pflanzliche Parasiten; so werden z. B. bisweilen Teile von Echinococcusblasen ausgehustet; beim Lungenbrand sieht man in dem zersetzten, aashaft riechenden A. regelmäßig reiche Mengen von Bacterien (s. d.) und andern Pilzbildungen. Die dem A. nicht selten beigemischten krümeligen, käsigen und übelriechenden Pfröpfe, welche vielen hypochondrischen Laien die größte Besorgnis und Angst einflößen, sind nicht, wie oft irrtümlich geglaubt wird, ausgehustete Tuberkeln, sondern nur das eingedickte, durch Zurückhaltung in den Buchten und den Taschen der Mandeln und infolge der feuchten Wärme der Mundhöhle zersetzte Sekret dieser Drüsen, das ohne alle üble Bedeutung ist und fast stets bei chronischen Mandelentzündungen vorkommt.

Die **auswurfbefördernden Mittel** oder **Expectorantia** sind sehr verschiedener Art. Zum Teil reizen sie zu Husten und Räuspern, auch wohl zum Würgen und Erbrechen, welches letztere das kräftigste auswurfbefördernde Mittel ist; zum Teil kräftigen sie die zum Auswerfen nötigen Muskelfasern, oder sie fördern die Schleimabsonderung auf den Schleimhäuten der Luft- und Schlingwege; zum Teil endlich machen sie letztere nur schlüpfrig und lindern deren Reizungszustand sowie den heftigen Hustenkitzel und den dadurch bedingten Krampf in den Luftwegen. Zu den Expektorantien gehören: Brechweinstein, Goldschwefel, Ipekakuanha, Senega, Arnika, balsamische Mittel, Fenchel, Anis, Salmiak, ätzendes und kohlensaures Ammoniak, Emulsionen, Schleime, Sirupe und andere Süßigkeiten, warme Milch, heiße Getränke, Einatmung feuchter Dämpfe, kohlensaure Wasser.

Auswürflinge sind Produkte vulkanischer Thätigkeit, welche durch Zerstäubung der Lavamasse entstanden, sobald diese bei ihrem Emporbringen in dem Eruptionskanale mit Wasser in Berührung kam. Hierher gehören Lavablöcke, Bomben, Lapillis, vulkanischer Sand und Asche. Häufen sich diese rings um die Mündung ihres Eruptionskanals an, so bildet sich ein **Aufschüttungskegel**, z. B. der eigentliche Vesuvkegel und die Vulkane der Laacher Gegend.

Auszehrung (Phthisis) bezeichnet diejenige Art der Konsumtion oder Schwindsucht (s. d.), bei welcher der Körper durch zu große Ausgaben, durch abnorme Abgänge, Eiterungen, Schleimflüsse u. s. w. verzehrt wird, trotzdem vielleicht die Nahrungszufuhr noch normal blieb, im Gegensatz zur Abzehrung oder Darrsucht (Tabes, Marasmus), bei welcher sich der Körper infolge zu geringer Einnahme und verminderter Ernährung gewissermaßen selbst verzehrt. Von den Laien wird der Ausdruck A. oft irrtümlich für Lungenschwindsucht (s. d.) gebraucht, während er nur ein Symptom bezeichnet, welches den verschiedensten Krankheiten zukommen kann.

Auszug, **Ausgedinge**, **Altenteil**, **Großvaterrecht**, **Leibzucht**, **Verpfründung** (reservatum rusticum) ist der Vorbehalt, durch welchen der Besitzer eines Bauernguts bei dessen Abtretung an den Sohn oder bei anderweiter Veräußerung sich oder auch dritten Personen eine Wohnung in dem abgetretenen Hause und gewöhnlich noch bestimmte Leistungen für den Unterhalt ausbedingt. Es wird dadurch ein höchst persönlicher, mit dem Tode des Auszugsberechtigten erlöschender, durch keine Unfälle (wie Mißwachs) zu schmälernder Anspruch gegen den Erwerber des Grundstücks und seine Erben, ingleichen, wenn das Landesgesetz dem A. die Eigenschaft einer in die Grund- und Hypothekenbücher einzutragenden Reallast beilegt, auch gegen die Singularsuccessoren des ersten Auszugsverpflichtigen begründet, welche nicht einmal durch Zwangsversteigerung des Guts erlischt. Zur Gültigkeit des Geschäfts wird dessen Abschluß vor Gericht erfordert. Über das dem **Auszügler** Gebührende entscheidet der Vertrag oder, bei Unbestimmtheit des darin gebrauchten Ausdrucks, z. B. wenn ganz allgemein der Unterhalt bedungen ist, die Rücksicht auf die Kräfte des Guts sowie auf die Persönlichkeit und die Lebensart des Berechtigten. Wenn ihm nicht bloß die Mitbenutzung der Wohnung des Eigentümers, sondern der Besitz getrennter Räume zugesichert ist, so kann der Auszügler solche Veränderungen treffen, welche das Bedürfnis

des Gebrauchs erheischt, auch sich wieder verheiraten und die neue Frau samt den mit ihr erzeugten Kindern in die Wohnung aufnehmen. Zu Diensten gegen den Gutseigentümer ist der Auszügler nicht verpflichtet, wohl aber zur Unterlassung solcher Handlungen, welche den Besitz des Pflichtigen stören oder gefährden. Sind mehrere zugleich auszugsberechtigt, z. B. der Vorbesitzer und seine Ehefrau, so wächst nach Wegfall der einen Person deren Gebühr dem Überlebenden keineswegs zu, sondern der Verpflichtete wird, dafern nicht ausdrücklich ein Anderes bedungen ist, zu diesem Teile frei.

Auszug oder Bundesauszug (frz. Élite) heißt in der Schweiz die im Alter von 20 bis 32 Jahren stehende waffenfähige Mannschaft des Bundesheeres, aus welcher die Feldtruppen ausschließlich zusammengesetzt sind. Die Truppen des A. bilden 8 Divisionen und bestanden am 1. Jan. 1880 aus 119678 Mann, nämlich 87253 Infanterie (98 Bataillone), 7360 Schützen (8 Bataillone), 2438 Dragonern (24 Schwadronen), 468 berittenen Guiden (12 Kompagnien Stabsordonnanzen), 9308 Feldartillerie (48 Batterien), 405 Gebirgsartillerie (2 Batterien), 1426 Positionsartillerie (10 Kompagnien), 2700 Artillerietrain (16 Parkkolonnen), 2090 Armeetrain (8 Bataillone), 317 Feuerwerkern (2 Kompagnien), 3287 Genietruppen (8 Bataillone à 393 Mann in 1 Sappeur-, 1 Pontonier- und 1 Pionierkompagnie), 1442 Medizinalpersonen (8 Feldlazarette), 573 Verwaltungstruppen (8 Kompagnien) und 611 vom Personal der Divisions-, Brigade- und Regimentsstäbe. Alle im A. ausgedienten Mannschaften sind bis zur Vollendung des 44. Lebensjahres in der Landwehr dienstpflichtig. Die Fußtruppen des A. sind durchweg mit Repetiergewehren bewaffnet, die Artillerie führt gezogene Hinterladungs-Stahlgeschütze. Die Mobilmachung des A. kann infolge verschiedener, seit dem J. 1874 eingeführter Verbesserungen binnen wenigen Tagen bewirkt werden.

Aut — aut (lat.), entweder — oder.

Aut Caesar aut nihil (lat., d. h. entweder Cäsar oder nichts) lautete die unter einem Kopfe Julius Cäsars angebrachte Devise Cesare Borgias; jetzt Sprichwort für: «Entweder alles oder nichts.»

Autenrieth (Joh. Heinr. Ferd. von), mediz. Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1772 zu Stuttgart, widmete sich mediz. und naturwissenschaftlichen Studien und ließ sich 1794 als Arzt in Stuttgart nieder. Im J. 1797 wurde er Professor der Arzneikunde zu Tübingen, 1819 Vizekanzler und 1822 Kanzler der Universität, auf deren Organisation er bedeutend eingewirkt hat. Er starb 2. Mai 1835. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Supplementa ad historiam embryonis humani» (Tüb. 1797) und das «Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie» (3 Bde., Tüb. 1801—2). Auch war A. Mitherausgeber von Reils «Archiv für Physiologie».

Auteroche (Jean C.), s. Chappe d'Auteroche.

Auteuil, früher ein schönes Dorf im Arrondissement St.-Denis des franz. Depart. Seine am rechten Ufer der Seine und am Eingange des Boulogner Holzes, jetzt ein Teil des 16. Arrondissements von Paris; Station der pariser Gürtelbahn und von alters her beliebter Sommeraufenthalt der Pariser. Schon Boileau und Molière hatten Landhäuser in A., wo sich ihre Freunde Racine, Lafontaine, Chapelle u. a. versammelten. Der Salon der Madame Helvétius war der Sammelplatz der philos. Gesellschaft von Schriftstellern und Gelehrten, deren in den franz. Memoiren des 18. Jahrh. oft Erwähnung geschieht unter dem Namen «Société d'Auteuil». Später war A. der Lieblingsaufenthaltsort Talleyrands, Thiers', des Malers Gérard, Ludw. Börnes und des Zeichners Gavarni. In der Kirche sind die Grabmäler von Aguesseau und Helvétius; ferner befindet sich zu A. eine Mineralquelle und eine Wasserheilanstalt. A. litt ungemein beim Kampfe der versailler Regierungstruppen mit der pariser Commune von 1871.

Authenticität, Authentie, s. Authentisch.

Authentiken (Authenticae, d. h. die echten, nämlich leges, Gesetze) sind kurze Auszüge aus denjenigen Stellen der Novellen (s. d.), welche Abänderungen einzelner im Codex Justinians sich findenden Bestimmungen enthalten. Um diese Abänderungen bei den betreffenden Stellen leichter zu übersehen, verfaßten die Glossatoren solche Auszüge, die sie mit ex authentica bezeichneten, weil sie die Novellen selbst Authenticae nannten. Diese A. sind zwar mit dem Corpus juris aufgenommen, haben aber als bloße Privatarbeit keine Gesetzeskraft. Andere A. sind die dem Justinianeischen Codex einverleibten Authenticae Fridericianae, d. h. 13 Verordnungen, welche die deutschen Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. in Italien erließen und an die Juristen in Bologna mit dem Befehle schickten, sie gleich den obengenannten A. an passenden Orten in den Justinianeischen Codex einzuschalten. Diese haben Gesetzeskraft. Nicht zu verwechseln mit A. endlich ist das Authenticum (Liber authenticarum), eine Sammlung von 134 Novellen, die lateinischen im Original, die griechischen in lat. Übersetzung enthaltend, welche bei den Glossatoren in Gebrauch war.

Authentisch (grch., d. h. verbürgt, zuverlässig) heißt speziell in der Litteratur eine Schrift oder Urkunde, insofern sie unter dem Volke und unter den Umständen geschrieben ist, wie der Verfasser oder die Überlieferung dies behauptet. Sie besitzt dann Authentie oder Authenticität, d. h. Echtheit im Gegensatze zu untergeschobenen Schriften oder Urkunden. Die Feststellung der Authentie gehört der höhern Kritik an und erfolgt durch die Prüfung von Inhalt und Form (der innern Kriterien) sowie der Zeugnisse anderer (äußerer Kriterien).

Authentische Interpretation heißt eine Gesetzeserklärung, wenn sie von dem Gesetzgeber selbst gegeben wird, daher z. B. in konstitutionellen Staaten eine solche nur unter Mitwirkung der Volksvertretung erfolgen kann.

Autichamp, Titel mehrerer Mitglieder der alten franz. Adelsfamilie Beaumont. — Jean Thérèse Louis de Beaumont, Marquis d'A., geb. 1738 zu Angers, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Marschalls Broglie und stieg 1779 zum Maréchal-de-Camp. Beim Ausbruch der Revolution stand er auf royalistischer Seite, emigrierte mit Condé, befehligte 1792 ein Reiterkorps im Dienste der Emigration und trat 1797 in russ. Dienste; 1799 sollte er Suworow ein russ. Reservekorps von 30000 Mann in die Schweiz zuführen, wurde aber durch Masséna an der Vereinigung mit dem russ. Feldherrn gehindert. Er blieb in russ. Diensten bis 1815. Nach der Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. in den Grafenstand und machte ihn zum Gouverneur des Louvre, als welcher er 12. Jan. 1831 starb. — Sein Stiefbruder, Antoine Joseph Eulalie de Beaumont, Marquis d'A., geb. zu Angers 10. Dez. 1744, gleichfalls Adjutant Broglies,

kämpfte 1769 tapfer in Corsica, begleitete Lafayette nach Amerika, erhielt 1782 als Maréchal-de-Camp das Kommando auf S.-Domingo, von wo er 1788 nach Frankreich zurückkehrte, um sich bald darauf der Emigration anzuschließen, in deren Reihen er kämpfte. Doch ließ er sich 1799 aus den Emigrantenlisten streichen und privatisierte in Frankreich, bis er 1815 zum Gouverneur von St.-Germain ernannt wurde, in welcher Stellung er 10. April 1822 starb. — Der Sohn des vorigen, **Charles de Beaumont**, Graf d'A., geb. 8. Aug. 1770 zu Anjou, Kapitän in der Garde, gehörte von 1792—99 zu den eifrigsten Führern der Vendéer, unterwarf sich aber zuletzt und trat in die Dienste Napoleons. Doch ward er nach der ersten Restauration Generallieutenant und Pair und suchte während der Hundert Tage einen royalistischen Aufstand in Anjou zu erregen. Er befehligte 1823 die erste Division der franz. Interventionsarmee in Spanien. Nach der Julirevolution wollte er die Vendée zum Aufstand erregen, wurde 1833 dafür in contumaciam zum Tode verurteilt, erhielt jedoch Amnestie und zog sich in das Privatleben zurück. Er starb 6. Okt. 1859.

Auto (span., vom lat. actus), der Akt, die Handlung, s. **Autos**.

Auto... (vom grch. Pronomen αὐτός, d. i. selbst) wird in vielen zusammengesetzten Wörtern angewandt, welche der wissenschaftlichen Sprache angehören und aus dem Griechischen entlehnt, zum Teil übrigens in einer neuen Bedeutung verwendet oder auch erst in neuerer Zeit aus dem Griechischen gebildet sind. In vielen Fällen lassen sich die griech. Worte auch im Deutschen durch Komposita mit dem Pronomen «selbst» wiedergeben, welches dann teils das Subjekt bezeichnet, wie in Autokrat (Selbstherrscher), Automat, Autonomie, Autopsie, Autodidakt; teils das Object, wie in Autokritik, Autotherapie, Autognosie; teils einen bloßen Bezug auf das Subjekt selbst, wie in Autochthon. Dieser verschiedene grammatische Wert des A. ist die Ursache, daß in einzelnen Fällen ein und dasselbe Kompositum in verschiedener Bedeutung vorkommt oder auch nur im Deutschen wenigstens historisch so verwendet wird. So gebraucht man Autograph auch für eine Maschine, die von selbst schreibt, nicht bloß für eine Schrift, die jemand selbst geschrieben hat.

Autobiographie (grch.), d. i. Selbstbiographie, s. unter **Biographie**.

Autochthonen (grch.), d. i. in dem Lande selbst Geborene, hießen bei den Griechen diejenigen Volksstämme, die nicht als Ansiedler aus der Fremde gekommen, sondern von jeher im Lande einheimisch gewesen sein sollten. Das entsprechende lat. Wort dafür ist Aboriginer (s. d.).

Autoclav, s. **Autoklav**.

Auto de Fé (span., Plural: Autos de Fé; portug. **Auto da Fé**; lat. Actus fidei) hieß die in Spanien und Portugal mit den von der Inquisition (s. d.) zum Tode verurteilten Ketzern vorgenommene Prozession. Gewöhnlich ward dieselbe an einem Sonntage zwischen Pfingsten und Advent, sehr oft am Tage Allerheiligen veranstaltet. Bei Tagesanbruch ertönte der dumpfe Schall der großen Glocke der Hauptkirche als Zeichen zum Beginn des schrecklichen Schauspiels, und das Volk drängte sich in Scharen heran, da man schon im bloßen Zuschauen ein gutes Werk zu verrichten meinte. Die vornehmsten Männer rechneten es sich zum Verdienst, bei diesen Prozessionen dem heiligen Gerichte sich gefällig zu erweisen. Den Zug eröffneten die Dominikaner mit der Fahne der Inquisition. Zunächst folgten die Reuigen, denen nur Buße auferlegt war, hinter ihnen, durch ein großes Kreuz, welches vorgetragen ward, getrennt, barfuß, mit dem Sanbenito, d. h. einem mit Teufeln und Flammen bemalten Gewande, angethan und mit einer spitzen Mütze auf dem Kopfe, die zum Tode Verurteilten, dann die Bildnisse der Entflohenen und endlich die Gebeine verstorbener Angeklagter in schwarzen, mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen. Den Zug schloß das Heer der Priester und Mönche. Durch die Hauptstraßen ging es zur Kirche, wo nach der Glaubenspredigt das Urteil verkündigt wurde. Inzwischen standen die Angeklagten mit ausgelöschter Kerze in der Hand vor einem Kruzifix. Nachdem das Urteil ihnen verlesen worden, gab ein Inquisitionsbeamter jedem der Verurteilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß sie von der Inquisition dem weltlichen Gericht überantwortet wären, worauf ein weltlicher Beamter die Verurteilten übernahm, fesseln und nach dem Gefängnis bringen ließ. Wenige Stunden darauf wurden sie zum Richtplatz geführt. Bekannten sie sich schließlich noch zum kath. Glauben, so wurden sie erst erdrosselt und dann verbrannt, andernfalls aber lebendig verbrannt und mit ihnen auch die Bildnisse und Gebeine der entflohenen oder verstorbenen Angeklagten. Der König wohnte in der Regel nebst seinem ganzen Hof der Feierlichkeit bei. Das glänzendste Auto de Fé fand 1680 unter Karl II. zu Madrid statt; die letzten wurden gegen Ende des 18. Jahrh. abgehalten. Doch ward noch 1826 zu Valencia ein Schullehrer Ripoll wegen Deismus unter den Formen eines Auto de Fé hingerichtet. Vgl. Llorente, «Kritische Geschichte der span. Inquisition» (übersetzt von Höck, 4 Bde., Gmünd 1820—22).

Autodidakten (grch.), d. h. wörtlich Selbstgelehrte, werden diejenigen genannt, welche entweder ihr ganzes Wissen oder doch den größten Teil desselben ohne Vermittelung von Lehrern, bloß durch Selbstunterricht erworben haben.

Autographen (grch.) heißen wörtlich im althergebrachten Sinne Schriftstücke, welche von ihren Verfassern mit eigener Hand niedergeschrieben worden sind. Als Urschriften oder Originalhandschriften, im Gegensatz zu den Abschriften oder Kopien, haben dieselben für den Philologen und Diplomatiker die vollgültigste urkundliche Beweiskraft. Die Originalhandschriften oder A. bedeutender Gelehrter, Schriftsteller und Dichter zählen daher zu den eigentlichen Cimelien oder Kleinodien der Bibliotheken. Etwa seit Mitte des 18. Jahrh. gebraucht man jedoch den Namen A. in etwas anderm Sinne für Handschriften, welche von historisch berühmten Persönlichkeiten, ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, durch außerordentliche Geistesgaben oder ungewöhnliche Schicksale namhaft gewordenen Männern und Frauen herrühren, und bei denen für den Sammler die Frage nach der Wichtigkeit des Inhalts erst in zweiter, die nach der Echtheit der Handschrift in erster Linie steht. Schon im Altertum sammelte man A. berühmter Personen; zur Liebhaberei wurden die **Autographensammlungen** seit Ende des 16. Jahrh. zunächst in Frankreich. Die erste größere Sammlung dieser Art legte Loménie de Brienne (gest. 1638), der Staatssekretär Heinrichs IV., an. Andere veranstalteten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy

(gest. 1651 und 1656), Hippolyt Graf von Bethune (gest. 1665), De Gaignières (gest. 1715), Baluze (gest. 1718), De Mesmes (gest. 1723), Colbert, Huet u. a. Diese Autographensammlungen umfaßten namentlich histor. Aktenstücke, Memoiren, Gesandtschaftsberichte, Urkunden und Briefe berühmter Männer, und waren noch vorzugsweise im wissenschaftlichen Interesse angelegt. Als reiche Schätze histor. Materials wurden sie meist von der öffentlichen Bibliothek in Paris erworben, die überhaupt das großartigste autographische Material besitzt. Von den Franzosen gelangte die Liebhaberei, A. zu sammeln, zunächst nach England. Von da ging sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch nach Deutschland über, wo sie besonders während der letzten Jahrzehnte in Aufnahme kam. An die Stelle des anfänglich überwiegenden wissenschaftlichen Interesses trat mehr und mehr das psychol. Interesse, welches sich an die Handschrift jeder ausgezeichneten Individualität knüpft.

Mit dem Wachsen des Sammeleifers wurden die A. auch Gegenstand des geschäftlichen Verkehrs; der **Autographenhandel** ist in der Regel mit dem Antiquar- oder Kunsthandel verbunden. Der erste Versuch, eine Autographensammlung öffentlich zu verkaufen, wurde 1801 zu Paris mit einer von Richelieu herrührenden gemacht. Seit 1820 folgten daselbst die Auktionen immer rascher. Die erste Autographenversteigerung in Deutschland fand 1838 in Wien statt. Der erste Autographenkatalog (die Sammlung von Pixérecourt) erschien 1822 zu Paris. Der Preis der A. wird durch das Interesse an der schreibenden Person, die Seltenheit der von ihr herrührenden A. sowie durch Inhalt und Umfang der Handschrift bestimmt und kann für A. einer und derselben Persönlichkeit sehr variieren. Die große Nachfrage nach A. hat häufig zu Fälschungen geführt, wie unter andern der Prozeß gegen den Architekten von Gerstenbergk (zu Weimar 27. und 28. Febr. 1856) darthat, welcher in großer Anzahl A. von Schiller gefertigt und verkauft hatte. Zur Vergleichung zweifelhafter oder ihm noch unbekannter Handschriften dienen dem Sammler die Faksimiles, die teils Porträts und biographischen Werken beigegeben, teils in einer Reihe von Werken in Lithographie, Kupferstich und Holzschnitt zusammengestellt worden sind. Dahin gehören für England die Werke von Smith (Lond. 1829), für die Niederlande von Nathan (Utr. 1837), für Frankreich von Delpech (2 Bde., Par. 1832), sowie die allgemeinen von Dorow (Berl. 1836—38) und «Isographie des hommes célèbres» (4 Bde., Par. 1843), über 700 Faksimiles enthaltend. In Paris wird von Charavay seit 1862 eine Zeitschrift unter dem Titel «L'amateur d'autographes» herausgegeben. Anweisungen für Sammler enthalten Fontaines «Manuel de l'amateur d'autographes» (Par. 1836) und Günthers und Schulz' «Handbuch für Autographensammler» (Lpz. 1856), welch letzteres auch Preise der gesuchtern A., wie dieselben in deutschen, franz. und engl. Auktionen gezahlt sind, angibt.

Autographie (grch.), ein wohlfeiles und doch korrektes mechanisches Vervielfältigungsverfahren, welches für Cirkulare, Preiscourante u. a. vielfach angewendet und auch für skizzenhafte Illustrationen benutzt wird, bei denen es sich um schnelle, billige und getreue Wiedergabe handelt. Die Schrift oder Zeichnung wird mit besonders präparierter Tusche oder Tinte vermittelst der Schreibfeder auf Papier getragen, welches durch Umdruck auf lithographischen Stein oder auf polierte Zinkplatten gebracht und dann auf dem Wege des Steindrucks oder Zinkdrucks vervielfältigt wird. Auch kann man einen solchen Umdruck zu einer Druckplatte für die Buchdruckpresse umgestalten. (S. Autotypographie.) Neuere Methoden der A. basieren auf Benutzung einer in Tafeln geformten Gelatinemasse, ähnlich der, welche zu Buchdruckwalzen verwendet wird. Das mit einer Anilintinte auf gewöhnliches Papier Geschriebene wird durch Überstreichen der Rückseite des auf die Tafel gelegten Papiers auf dieselbe übertragen und dann jede weitere Kopie auf gleiche Weise von diesem Überdruck abgezogen.

Der beliebteste derartige Apparat führt den Namen **Hektograph**. Da aber derartige Kopien anfangs seitens der Post nicht als Drucke zu dem niedern Portosatze befördert wurden, so vervollkommnete man dieses Verfahren so weit, daß das mit einer Mischung von Galläpfeltinte und Tannin geschriebene Original zwar in oben beschriebener Weise übertragen, dann aber für jeden Abdruck mit einer Federfarbe eingeschwärzt und abgezogen werden kann. Bei andern Methoden kommt eine den Schriftzügen entsprechende durchlöcherte Matrize oder das Original selbst zur Verwendung. Die letztern Methoden sind die Erfindungen Zuccatos. Seit neuerer Zeit befördert die Post hektographische Kopien, wenn mindestens 20 vollkommen gleichlautende Exemplare an den Postschaltern eingeliefert werden, zu ermäßigtem (sog. Streifband-) Porto.

Autoklav nennt man ein luft- und dampfdicht verschließbares, starkwandiges Gefäß, welches dazu bestimmt ist, Substanzen einer höhern Temperatur und stärkerm Druck, als dem normalen Siedepunkt der gleichzeitig anwesenden Flüssigkeit entspricht, auszusetzen. Ein A. einfachster Form ist eine nach dem Füllen beiderseitig zugeschmolzene, starkwandige Glasröhre, in welcher man, behufs Einleitung chem. Reaktionen, Flüssigkeiten auf sehr hohe Temperaturen erhitzt. In der Kochkunst verwendet man mit Vorteil als A. einen Kessel mit abgedrehtem Rande, auf welchen dicht schließend ein mit Sicherheitsventil versehener Deckel paßt und mittels Bügelverschluß festgehalten wird. Das Sicherheitsventil i[st] der Wandstärke entsprechend belastet, es darf ni[cht] durch Niederdrücken oder Beschwerung des Gewicht[s] in seiner Funktion behindert werden, da sonst dur[ch] die Spannung des Dampfes lebensgefährliche E[x]plosionen eintreten könnten. In der Technik finde[t] A. vielfach Verwendung, so z. B. bei der Bereitu[ng] des Knochenleims, der Stearinsäure, namentli[ch] aber bei der Darstellung des Holzstoffs oder d[er] Cellulose für die Papierfabrikation.

Autokrätie (grch.), Selbst- oder Alleinher[r]schaft, nennt man die Staatsform, vermöge we[l]cher das Oberhaupt des Staats die gesetzgebe[nde] und die vollziehende Staatsgewalt in sich verei[nigt,] also unbeschränkt regiert. Ein solches Oberhau[pt] heißt darum auch **Autokrat** oder **Autokrat[or].** Diese Art der Staatsform haben fast alle morg[en]länd. Staaten. Unter den europ. Regenten fü[hrt] den Titel **Selbstherrscher** (Samoderžec) nur [der] russ. Kaiser. — Von Kant wird in der Philosop[hie] durch A. die Herrschaft der Vernunft über die wi[der]strebenden Neigungen bezeichnet.

Autokritik (grch.), Selbstbeurteilung, besond[ers] Besprechungen von Schriften durch deren Verfa[sser]

Autologie (grch.), die eigentliche Rede, im Gegensatz zur bildlichen; auch soviel wie Autonomie (s. d.) im philos. Sinne. **Autologisch**, selbstredend, an und für sich selbst.

Autolykos (grch. Autolykos) ist in der griech. Mythologie ein Sohn des Hermes (Mercur) und eine Art Doppelgänger desselben als des Urbildes und Gottes der Diebe. Nach den Homerischen Gedichten, welche seine Abstammung von Hermes nicht erwähnen, war er der schlaueste und gewandteste Dieb und Räuber und durch seine Tochter Antikleia Großvater des Odysseus (s. d.).

Autolykos, griech. Astronom und Mathematiker aus Pitane in Äolien, um 330 v. Chr., schrieb über die sich bewegende Sphäre und über Auf- und Untergang der Fixsterne. Beide Schriften, die in Dasypodius' «Propositiones doctrinae sphaericae» (Straßb. 1572) abgedruckt sind und von Hoche (Hamb. 1877) herausgegeben wurden, enthalten die ersten Grundzüge der sphärischen Astronomie über die Fixsterne. Die Deduktionen des A. sind rein geometrisch, sodaß er die sphärische Trigonometrie noch nicht gekannt zu haben scheint.

Automāt (vom grch. αὐτόματος, d. i. Selbstbeweger) ist wörtlich jede mechan. Vorrichtung, welche die zu ihrem Zwecke erforderlichen Bewegungen allein durch den in ihr verborgenen Mechanismus verrichtet. Dahin gehören z. B. Uhren, Planetarien und eine Menge industrieller Maschinen. Im engern und gewöhnlichern Sinne werden aber A. die Nachbildungen von Menschen und Tieren genannt, welche vermöge des in ihrem Innern angebrachten Triebwerks die Bewegungen und Funktionen lebender Wesen verrichten. Schon im Altertum hat es nicht an Bemühungen gefehlt, dergleichen Kunstwerke herzustellen, wie die freilich sagenhaften wandelnden Statuen des Dädalus aus Athen, die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent, die kriechende Schnecke des Demetrius Phalereus u. a. beweisen. Nicht minder sagenhaft ist das, was von A. des Mittelalters, namentlich den Albertus Magnus (1193—1280) und Roger Bacon (1214—94) zugeschriebenen, von Regiomontanus' (1436—76) eiserner Fliege, von dem künstlichen Adler, welcher dem Kaiser Maximilian I. in Nürnberg entgegengeflogen sein soll, und dergleichen mehr erzählt wird. Die Ausbildung des Uhrenbaues hat vielfach Gelegenheit gegeben, bewegliche Figuren mit den Uhrwerken selbst in Verbindung zu bringen, wie z. B. die (1547—80 verfertigte, 1838—42 wiederhergestellte) Uhr des straßburger Münsters mit ihren zwölf Figuren und dem krähenden Hahne, ferner ähnliche Uhren zu Lübeck, Nürnberg, Prag, Olmütz u. s. w. bis herab zu dem Kuckuck an schwarzwälder Wanduhren beweisen. Große Berühmtheit erlangten im 18. Jahrh. die A. von Vaucanson aus Grenoble, welche derselbe zuerst 1738 in Paris zeigte (ein Flötenspieler, ein Klarinettebläser und eine fressende Ente), und die um 1790 von Droz Vater und Sohn aus Lachaux-de-Fonds aufgestellten (ein schreibender Knabe, ein klavierspielendes Mädchen und ein zeichnender Knabe). Kaufmann in Dresden (1807) verfertigte einen richtig blasenden Trompeter; auch von Mälzl in Wien wurde später ein solcher hergestellt und gezeigt. Der zu seiner Zeit vielbesprochene Schachspieler (seit 1769) von Kempelen, ein A., welcher auch in neuester Zeit unter dem Namen Ajeeb wieder nachgebildet worden ist und Aufsehen erregt hat, ist nicht unter die A. zu rechnen, da dieser durch einen versteckten Menschen regiert wurde. Einfachere A. sind die laufenden Mäuse, laufenden und tanzenden Puppen, welche in Nürnberg, die singenden und flügelschlagenden goldenen Vögelchen in Dosen und auf Bäumen u. s. w., welche in Genf und Neuchatel verfertigt werden.

Automāt heißt in der Maschinentechnik eine Vorrichtung, durch welche aus Dampfleitungen u. s. w. das Kondensationswasser selbstthätig und ohne Dampfverlust entfernt wird. (S. Dampfsparapparat.)

Automātisch (grch.) nennt man in der Physiologie diejenigen unwillkürlichen Bewegungen, welche anscheinend ohne Einwirkung eines äußern Reizes lediglich durch eine in den Nervenzellen des Gehirns und Rückenmarks selbst entstandene Erregung erfolgen. Worin diese Erregung besteht, ist noch vielfach dunkel; man muß annehmen, daß infolge des normalen Stoffwechsels in gewissen Nervenzellen beständig Kräfte frei werden, welche in der Form eines Reizes auf die abgehenden Nervenfasern einwirken und dieselben in einen thätigen Zustand zu setzen vermögen. Es gehören hierher die Bewegungen des Herzens, des Magens und Darms, der Gebärmutter, der Harnblase, die Atembewegungen u. s. w. Mit den sog. Reflexbewegungen (s. d.) haben die automatischen Bewegungen das gemein, daß sie beide ohne Zuthun des Willens erfolgen; dagegen unterscheiden sich die Reflexbewegungen dadurch, daß sie nachweisbar durch Erregung eines Empfindungsnerven entstehen, welche sich zum Gehirn oder Rückenmark fortpflanzt und hier auf einen Bewegungsnerven übertragen wird. Im gewöhnlichen Leben nennt man öfters auch solche Bewegungen automatisch, welche jemand ohne eigentliche klare Überlegung, mehr instinktiv und gewohnheitsmäßig ausführt, ferner auch die Bewegungen der Schlafenden, Träumenden oder sonstwie mehr oder minder Bewußtlosen. (S. Bewegung.)

Autonomie (grch.), d. i. Selbstgesetzgebung, individuelle Handlungsfreiheit, heißt im philosophischen Sinne das Bestimmtwerden lediglich durch Vernunft und Gewissen (Kant), im rechtlichen die befugte Selbstbestimmung einzelner Familien, Stände, Körperschaften in Festsetzung besonderer Rechtsvorschriften innerhalb eines bestimmten Bereichs. Das Mittelalter hat die freieste und mannigfaltigste A. zugestanden, bis zur Auflösung der Staatseinheit und der Zerstörung des allgemeinen Gesetzesrechts. Der moderne Staat ist mit Recht mißtrauisch gegen eine A., welche die Rechtsgleichheit aufhebt. Aber auch jetzt noch, freilich innerhalb der gesetzlichen Schranken, erkennt er eine A. der Gemeinden, Körperschaften, Genossenschaften für ihre besondern Verhältnisse als berechtigt an. Eine solche A. schützt die freie Bewegung und Anordnung dieser Verbände und wirkt wohlthätig, indem sie die Kräfte der Mitglieder entfaltet und wirken läßt. Außerdem gesteht der Staat auch noch die überlieferte A. der dynastischen Geschlechter und des Grundadels, aber nur innerhalb der bestehenden Verfassung und mit Bezug auf bestimmte Institute des Familien- und Erbrechts zu (Hausgesetze, Fideikommisse, Abfindung der Töchter u. s. w). Zuweilen versteht man unter A. auch die Selbstverwaltung im Unterschiede von der Selbstgesetzgebung. Vgl. Gneist, «Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung u. s. w.» (Berl. 1869).

Autonommünzen nennt man in der alten Numismatik diejenigen außerrömischen Münzen, welche die Städte eigenmächtig, d. h. nach ihrer eigenen Willkür prägen ließen, ohne durch Bilder oder Aufschriften ihre Abhängigkeit von Kaisern oder Königen zu erkennen zu geben.

Autoplastik, s. Plastische Chirurgie.

Autopsie (grch.), d. i. Augenschein, heißt die eigene Wahrnehmung irgendeines Gegenstandes durch den Gesichtssinn im Gegensatze zu der durch Berichte anderer erlangten Kenntnis von demselben. In der mediz. Sprache heißt A. eine Art der Krankenuntersuchung, wobei bloß durch Besichtigung des Kranken, ohne daß derselbe befragt oder angehört wird, das vorhandene Übel erkannt werden muß.

Autor (lat.), im engern Sinne der Urheber einer Schrift, soviel als Schriftsteller, daher man z. B. von klassischen Autoren spricht. In weiterer Bedeutung heißt A. der Urheber jedes litterarischen, musikalischen oder durch das Mittel der bildenden Kunst versinnlichten Geistesprodukts, dessen eigenmächtige Vervielfältigung und Verbreitung dritten Personen untersagt ist. Das Recht des A. (Autorrecht) bezeichnete man früher nicht zutreffend als geistiges Eigentum; durch das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 ist der Ausdruck Urheberrecht eingebürgert. (S. Geistiges Eigentum und Urheberrecht.)

Autorität (lat.), im weitesten Sinne Ansehen und auf Ansehen begründete oder mit Ansehen verbundene Macht; spezieller der Ehrfurcht erweckende geistige Einfluß, den der Besitz überlegener und berechtigter Macht oder anerkannt hervorragender Weisheit, Kenntnisse, Tugend gibt. Die Römer nannten die berechtigte Gewalt ihrer Magistrate auctoritas. In der Wissenschaft nennt man solche Männer Autoritäten, deren Ruf in ihrem Fache so begründet ist, daß man schon darin einen Beweis für die Wahrheit und Sicherheit einer Angabe findet, wenn sie von ihnen herrührt. Deshalb spricht man auch von Autoritätsglauben, der eben auf dem Zutrauen beruht, das man in das Urteil oder die Wissenschaft eines andern setzt.

Autos, d. h. Akte, hießen in Spanien ursprünglich sowohl gerichtliche Handlungen als auch öffentliche Darstellungen, später auch alle Gattungen dramatischer Vorstellungen, besonders geistliche Schauspiele, und noch später, gegen die Zeit des Lope de Vega, ausschließlich jene geistlichen Dramen, die zur Verherrlichung bestimmter religiöser Feste öffentlich, meist mit Prozessionen verbunden, aufgeführt wurden und in der Regel in allegorischen oder mystisch-symbolischen Darstellungen von geringerm Umfange als die Comedias bestanden. Durch diesen symbolischen oder allegorischen Charakter, mit bestimmter Beziehung auf ein Mysterium des Glaubens, unterschieden sich die A. im engern Sinne von den Comedias divinas; und wie diese aus den kirchlichen Mysterien und Mirakelspielen, so sind die A. aus den Moralitäten hervorgegangen. In dieser charakteristischen Gestalt erscheinen die A. schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh.; ihren höchsten Glanz erhielten sie zur Zeit des Lope de Vega und vorzüglich durch ihn, der allein gegen 400 geschrieben haben soll. In dieser ausgebildeten Gestalt gingen auch der Aufführung der A. wie der der Comedias ein Vorspiel (Loa) und ein Zwischenspiel (Entremes) voraus, die meist possenartig waren. Dann folgte die eigentliche religiös-allegorische Handlung (auto), der es aber oft ebenfalls an komischen Elementen nicht fehlte, ja die nicht selten nur geistliche Parodien (á lo divino) bekannter weltlicher Stoffe waren.

Die Hauptarten der A. sind erstens die Autos sacramentales, zur Verherrlichung des Fronleichnamsfestes (Fiesta del corpus). Dieselben wurden nicht in Akte oder Jornadas abgeteilt und ihre Länge überstieg selten die einer Jornada der Comedias. Ihre Aufführung fand auf den Straßen und öffentlichen Plätzen auf eigens zu diesem Zwecke erbauten Gerüsten statt, bei welchen die mit großem Pomp abgehaltenen Fronleichnamsprozessionen Stationen machten. Diese Art der A. hat vorzüglich Calderon (s. d.) zur höchsten Vollendung gebracht, der während eines Zeitraums von 37 Jahren sie für die Feier des Fronleichnamsfestes in Madrid und eine Zeitlang auch für Toledo, Sevilla und Granada verfaßte und gerade in dieser Gattung des Dramas seine größte Meisterschaft bewährte. Calderons A. sind in einer besondern Sammlung (2. Aufl., 6 Bde., Madr. 1759—60) erschienen. Eine Sammlung von 50 andern A. veröffentlichte Gonzalez Pedroso im 58. Bande der «Biblioteca de autores españoles». Eine zweite Art waren die Autos al nacimiento, zur Feier der Geburt Christi und zur Darstellung am Weihnachtsfest bestimmt. Ihr Ursprung ist in den uralten Christnachtspielen (ludi natales) der Kirche zu suchen, und mit ihnen begannen in den Weihnachtseklogen des Encina und Gil Vicente die ersten kunstmäßigern Versuche des Dramas überhaupt in Spanien und Portugal. Sie haben die Anbetung der Hirten, die Flucht nach Ägypten oder sonst ein Moment dieses Festcyklus zum Gegenstand; daher in ihnen die Mutter Gottes und der heil. Joseph gewöhnlich die Hauptpersonen sind, und die allegorischen Personen eine weniger wesentliche Rolle spielen als in den Autos sacramentales. Die dritte Art bilden die A. für verschiedene spezielle Feste, wie z. B. das des Landespatrons, des heil. Jakob. Ja selbst zu polit. Festen wurden manchmal eigens A. verfaßt, wie zur Feier der Vermählung Philipps III. mit der Erzherzogin Margaretha, zur Verherrlichung eines Friedensschlusses zwischen Spanien und Frankreich u. s. w. Die metrische Bildung der A. überhaupt ist jener der Comedias ganz analog. Seit der Mitte des 18. Jahrh. sind die A. außer Gebrauch gekommen.

Über die als Autos de Fé bekannten Prozessionen mit den von der Inquisition zum Tode verurteilten Ketzern s. Auto de Fé.

Autós épha (grch. Αὐτὸς ἔφα, er selbst [d. h. Pythagoras] hat es gesagt), eine Formel, mit welcher bei den Pythagoräern jeder Streit über eine Meinung niedergeschlagen wurde. Kein zur Schule Gehöriger durfte widersprechen, sobald das Behauptete als der Ausspruch des Pythagoras selbst nachgewiesen werden konnte. Sprichwörtlich wird Autos epha, gleich dem lat. «Ipse dixit», welches Cicero («De natura deorum», I, 5. 16) als das Wort aufbewahrt hat, womit die Schüler des Meisters Ausspruch priesen, noch oft, sowohl ironisch als nicht ironisch, gebraucht, um irgendetwas als den unumstößlichen Ausspruch eines überlegenen Geistes zu bezeichnen.

Autotypographie (grch.), ein Verfahren zur Übertragung von Autographien auf Zink und Hochätzen derselben für Buchdruck auf dem gewöhnlichen Wege der Zinkographie. Die Übertragung selbst

erfolgt durch einfachen Umdruck des mit autographischer Tinte geschriebenen Originals.

Autran (Joseph), franz. Dichter, geb. zu Marseille 20. Juni 1813, trat zuerst 1832 als 19jähriger Jüngling mit einer Ode an Lamartine («Le départ pour l'Orient») als Dichter auf. Später gab A. zwei Bändchen Gedichte heraus: «La mer» (1835) und «Ludibria ventis» (1838), in denen er sich noch als Nachahmer klassischer Vorbilder zeigt. Es folgte die Prosaschrift «L'Italie et la Semaine Sainte à Rome» (Marseille 1841) und ein Soldatenepos «Milianah» (Marseille 1842), welches auf dem Boden von Algier spielt. Im März 1848 ließ er auf dem pariser Odeontheater eine Tragödie: «La fille d'Eschyle», aufführen, die beim Publikum nicht durchdrang, aber in der Akademie Anerkennung fand und den großen Monthyon'schen Preis mit Augiers «Gabrielle» teilte. Man hat von A. noch mehrere Gedichtsammlungen, als: «Les Poèmes de la mer» (1852), «Laboureurs et soldats» (1854), «La vie rurale» (1856), «Épîtres rustiques» (1861), «Le Poème des beaux jours» (1862) u. s. w. A.s Gedichte zeichnen sich durch warme Empfindung, reinen Stil und lebendiges Naturgefühl aus; 1869 wurde er in die Französische Akademie aufgenommen. Er starb 6. März 1877 in Marseille. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien in acht Bänden (1874—78); der letzte Band enthält die Bruchstücke einer Selbstbiographie.

Autun (das alte Augustodūnum), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Saône und Loire, in der burgund. Landschaft Autunois, am Einflusse des Ternin in den Arroux am linken Ufer des letztern, an der Paris-Lyoner Eisenbahn und am Abhange des 600 m hohen Mont-Jeu, mit (1876) 11358 (Gemeinde 12889) E. Die Stadt ist seit dem 4. Jahrh. Sitz eines dem Erzbischof von Lyon unterstehenden Bischofs und hat eine schöne Kathedrale aus dem 11. und 12. Jahrh., ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collége, zwei theol. Seminare (das eine mit Sammlung von Manuskripten vom 8. bis 18. Jahrh. und wertvollen Inkunabeln), ein physikalisches, ein Naturalien- und Antiquitätenkabinett, ein Museum für röm., gallo-röm. und mittelalterliche Bildhauerwerke, eine Bibliothek und die berühmte Société Éduenne. Überhaupt herrscht hier viel wissenschaftliches Leben. Der Ort unterhält Sattlerwaren- und Holzschuhfabrikation, Gerberei, Gießerei, Töpferei, Hütten für bituminösen Brandschiefer, Steinbrüche, und treibt Handel mit Getreide, Hanf, Holz, Pferden und Rindvieh. A. galt längere Zeit irrtümlich für das alte Bibracte (s. d.), ist jedoch das zur Römerzeit durch seine Rhetorenschule berühmte Augustodunum. Dieses wurde 270 nach siebenmonatlicher Belagerung von Tetricus, dem Usurpator des kaiserl. Titels für Gallien und Britannien unter Kaiser Gallienus, völlig zerstört, im 4. Jahrh. von Konstantin d. Gr. wieder erbaut, 356 von Julianus gegen die Alemannen entsetzt, 725 von den Arabern geplündert und 888 von den Normannen verwüstet. Noch finden sich zu A. mancherlei Ruinen von röm. Tempeln, Thoren (namentlich die mit vier Durchgängen versehene, 19 m breite und 17 m hohe Porte d'Arroux, und die mit einem noch erhaltenen Seitenturme gezierte Porte St.-André) und andere Altertümer, wie Ruinen eines Theaters (les caves Juliot), ein großer viereckiger Turm, ein Mauerstück vom Apolloturm, Reste von 11 röm. Heerstraßen und von noch gut erhaltenen röm. Stadtmauern. Zu A. wurden 670, 1065, 1077 und 1094 Konzile abgehalten, durch das letzte wurde der franz. König Philipp I. exkommuniziert wegen Verstoßung seiner Gemahlin Bertha. Auch war A. der Bischofssitz Talleyrands. Ungefähr 1 km entfernt, im Dorfe Couhard, an dem einen Ende des Urnenfeldes, liegt der Couhardstein, eine 24 m hohe, an der Basis 20 und 18 m messende Steinpyramide galloroman. Ursprungs, das einzige noch erhaltene Grabdenkmal dieser Art in Frankreich. Vgl. Thomas, «Histoire de l'ancienne cité d'A.» (1846).

Auvergne, eine südl. Centrallandschaft Frankreichs, zwischen Bourbonnais, Marche, Limousin, Guyenne, Languedoc und Lyonnais, führte früher den Titel einer Grafschaft und war vor der Revolution ein besonderes Gouvernement, aus welchem dann die beiden Depart. Cantal (s. d.) und Puy-de-Dôme (s. d.) und das Arrondissement Brioude im Depart. Oberloire gebildet wurden, die jetzt zusammen 14000 qkm mit (1876) 880900 E. umfassen. Zwischen dem Allier und dem obern Lauf der Dordogne und des Lot erhebt sich die A. als ein Hochland, zu dem man über die Vorterrassen von Bourbonnais, Limousin und Rouergue aus den westl. Tiefebenen aufsteigt, während es im Osten an die Cevennen und die Centrallandschaft des südl. Hochfrankreich gelagert ist. Nicht allein der plateauartige Charakter der kahlen Oberfläche und die kegel- und domförmige Gestaltung der Gipfel verrät die vulkanische Bildung, sondern auch die mächtigen, aus einer Granit- und Gneisplatte hervorbrechenden Basalt- und Trachytmassen, wie andere Schlackengesteine lassen hier einen Hauptherd der plutonischen Hebungen suchen. Unter den Gipfeln, die früher Vulkane waren, sind am bedeutendsten der Plomb du Cantal (1856 m), der Puy-de-Saucy der Gruppe Mont-Dore (1886 m) und der Puy-de-Dôme (1465 m). Nach einer natürlichen Einteilung zerfällt die A. in die südl. Ober-Auvergne (Haute-Auvergne) und die nördl. Nieder-Auvergne (Basse-Auvergne), in welcher letztern am linken Ufer des Allier die Thallandschaft Limagne durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist, während das erstere, von vulkanischen Felsmassen bedeckt und von tiefen Schluchten durchzogen, eine großartige, aber unfruchtbare Landschaft darbietet. Mit der fast das ganze gleichnamige Departement erfüllenden Basaltmasse des Cantal beginnt im Süden die höchste und rauheste Landschaft des innern Frankreich mit mehr als 600 erloschenen Vulkanen. Das Klima ist in den Berggegenden kälter, als man für die südl. Lage bei geringerer Höhe erwarten darf, und wütende Sturmwinde sowie heftige Gewittererscheinungen sind häufig; in den tiefern Thälern aber macht sich der Sommer oft durch drückende Hitze geltend. Die mit vulkanischem Gestein bedeckten Plateaus sind öde, in den Hängen und Thälern aber ist der aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehende Boden sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, Gartenfrüchte, schönes Obst, Wein, im Süden die Kastanie und nördlich die Walnuß im Überfluß hervor, wie auch ausgedehnte, kräftige Waldungen neben den Hanf- und Flachsfeldern und Weideflächen der ärmern Gegenden. Der Ackerbau ist teilweise vernachlässigt, die Viehzucht dagegen gut und besonders die Mauleselzucht ausgezeichnet. Außer den gewöhnlichen Haustieren ist die A. reich an Wild, Geflügel,

Fischen und Bienen. Neben reichlichen und guten Bau- und Mühlsteinen finden sich auch nützliche Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer, Spießglanz u. s. w., ebenso ergiebige Steinkohlenlager und eine Menge kräftiger Mineralwässer.

Die Auvergnaten, ein Rest der alten gallischen Bevölkerung, sind roh in ihren Sitten, arm und unwissend, aber rechtschaffen und fleißig. Sie leben als Hirten und Ackerbauer und wandern nach Paris als Arbeiter aus. Der heimische Fabrikfleiß bleibt daher nur auf die Erzeugnisse der Weberei, Gerberei und Papierfabrikation beschränkt. Die beiden Hauptstädte der A. sind südl. Aurillac (s. d.), nördl. Clermont (s. d.). Das Land hat den Namen von den alten Arverni, die ihre Gebirgsfeste unter Vercingetorix lange gegen Cäsar verteidigten, wie später gegen die Goten, Burgunden und Franken, mit welchen sie sich endlich vermischten. Unter den Karolingern hatte die A. Grafen, die 928 erloschen. Die Grafschaft ward später ein Afterlehn von Guyenne, von dessen Herzog sich die Nachkommen des Grafen Raymund unabhängig machten. Eine Zeitlang spaltete sich die Familie in Dauphins und Grafen von A., die sich in das Land teilten, bis 1128 Ludwig von Montpensier beide Anteile durch Heirat vereinigte. Guido II. verlor das Lehn 1209 an König Philipp August, der es den Dampierres verlieh, von denen es 1225 auch wieder an die Krone fiel. Wilhelm von Poitou, zweiter Sohn Ludwigs VIII., erhielt die A. als Apanage, und Ludwig XI. gab Wilhelm de la Tour die Anwartschaft darauf. Bei dem Tode Alfreds von Poitou fiel aber nur ein kleiner Teil der A. an die La Tour, die sich seitdem De la Tour d'A. nannten. Wiederholt war dann noch die Grafschaft A. Apanage oder Mitgift von Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, bis sie endlich, nach dem Übertritt des Connétable von Bourbon zu Kaiser Karl V. 1532 für immer an die Krone kam. Der kleine Anteil der La Tour ging durch Erbschaft an Katharina von Medici über und ward von ihrer Tochter, Margarete von Valois, der Krone abgetreten. Vgl. Bielawski, «Histoire de la comté d'A.» (Clerm. 1868); Imberdis, «Histoire générale de l'A.» (Clerm. 1868); Bouillet, «Histoire des communautés, des arts et métiers de l'A.» (Clerm. 1857); Scrope, «Geology of Central France» (Lond. 1858); Rivière, «Histoire des institutions de l'A.» (Par. 1874); Joanne, «Itinéraire général de la France: Auvergne» (Par. 1874); Mathieu, «L'A. anté-historique» (Par. 1875).

Auwers (Arthur), hervorragender Astronom, geb. zu Göttingen 12. Sept. 1838, war 1859—62 Assistent an der königsberger Sternwarte, dann auf der Sternwarte zu Gotha thätig und wurde 1866 als Mitglied und Astronom der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Seit 1878 ist er beständiger Sekretär der physik.-mathem. Klasse der Akademie. A. begann bereits 1853 astron. Beobachtungen und vollendete 1857 seine Bearbeitung der Nebelbeobachtungen Wilhelm Herschels. In Königsberg führte er die von Bessel mit dem Heliometer begonnenen, die Stellarastronomie betreffenden Untersuchungen weiter. Unter seinen spätern Arbeiten sind die «Untersuchungen über veränderliche Eigenbewegungen der Fixsterne» (Lpz. 1868) und die neue Bearbeitung der greenwicher Fixsternbeobachtungen von 1750—62, vermittelst welcher Bessel die «Fundamenta astronomiae» herstellte, hervorzuheben. Außerdem war A. bei der internationalen Durchbeobachtung aller Sterne der ersten neun Größenklassen am nördl. Himmel auf Grundlage der Argelanderschen Durchmusterung thätig, ferner bei der Organisation der deutschen Beobachtungen des Venusdurchganges von 1874, den er selbst in Luksor beobachtete, und bei der Errichtung, dann (1876—81) in der Direktion des Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam.

Auxerre, Hauptstadt des franz. Depart. Yonne in Burgund, in weinreicher Gegend, an der Paris-Lyoner Eisenbahn und am linken Ufer der Yonne, die hier einen sehr besuchten Flußhafen bildet, zählt (1876) 15656 (Gemeinde 16239) E. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, besitzt eine der schönsten got. Kathedralen Frankreichs, St.-Etienne, 1035 begründet, 1216 begonnen und im Laufe des 16. Jahrh. vollendet, eine Bibliothek von 30000 Bänden und ein Museum, einen alten bischöfl. Palast (jetzt Präfektur), das 1730 gebaute Hôtel-de-Ville, den Justizpalast (Civil- und Handelsgericht) in griech. Stile, die Getreidehalle mit einer Statue des hier gebornen Fourier, ein Kommunal-Collége, ein Lehrerseminar, eine Normalschule, eine Ackerbaugesellschaft und einen öffentlichen Garten. In den beiden Krypten der Kirche St.-Germain sind die Gräber der Bischöfe von Auxerre. Die alten Wälle sind in Promenaden verwandelt. Auf der Esplanade du Temple steht die Statue von Davoust. Die Bevölkerung betreibt Woll-, Fayence-, Darmsaitenfabrikation, Gerberei, Strumpfwirkerei, Böttcherei, Baumwollspinnerei, Kerzen- und Chemikalienfabrikation und lebhaften Handel mit Stabholz, Fässern, Kohlen, Wolle und den geschätzten Weinen des Umlandes (der Chourette und der Migraine gehören mit zu den besten Burgunderweinen). Von dem alten Autissiodorum, einer Stadt der Senonen, finden sich noch Ruinen und andere Altertümer aus der Römerzeit vor. Schon im 3. Jahrh. ist A. Sitz eines dem Erzstift Sens untergebenen Bischofs, 451 ward es durch die Hunnen zerstört, 486 den Römern durch König Chlodwig entrissen. Die Grafschaft Auxerrois ward im Beginn des 11. Jahrh. erblich und ging bei den Bischöfen von A. zu Lehn. Sie gelangte nacheinander an die Häuser Nevers, Courtenay, Donzy, Chatillon, Bourbon, Burgund und Challon, 1370 käuflich an die Krone, 14[illegible] durch den Vertrag zu Arras an Herzog Philipp den Guten von Burgund, aber nach Karls des Kühnen Tod 1477 definitiv an die Krone. Zwar mußte sie im Frieden von Madrid (1526) an Kaiser Karl V. abgetreten werden, kam jedoch in den Friedensschlüssen von Cambrai (1529) und Crespy (1544) wieder an Frankreich zurück. In den J. 584, 10[illegible] und 1147 fanden zu A. Konzile statt; 1188 hatte die Stadt einen Freibrief erhalten, der ihr 1223 bestätigt und erweitert wurde.

Auxiliaroffiziere heißen nach Art. 36 und [illegible] des franz. Heeres-Organisationsgesetzes vom [illegible] Juli 1873 und mehrern Stellen des Kadregesetzes vom 13. März 1875 in der franz. Armee diejenigen Offiziere des Beurlaubtenstandes, d. h. der Reserve, welche dazu bestimmt sind, im Falle einer Mobilmachung in Truppenteile des stehenden Heeres eingereiht zu werden. A. sind also eine bestimmte Gruppe der Reserveoffiziere.

Auxois, Landschaft (Grafschaft) im alten franz. Herzogtum Burgund, unter den Karolingern Pagus Alsensis (später Alesiensis; nach der alten seit [illegible]

9. Jahrh. verödeten Mandubierstadt Alesia, s. d., so benannt), zwischen den Landschaften Autunois, Dijonois, Montagne, Tonnerre, Auxerrois und Nevers, mit der Hauptstadt Sémur, bildet jetzt das Arrondissement Avallon im Depart. Yonne und das Arrondissement Sémur im Depart. Côte-d'Or. A. war im 9. Jahrh. Grafschaft und fiel nach dem Aussterben seiner eigenen Dynasten 1082 an Burgund und mit diesem 1477 an die franz. Krone.

Auxomēter (grch.), unrichtig auch als Auzometer bezeichnet, nannte ein londoner Mechaniker und Optiker Adams ein von ihm (1783) erfundenes Instrumentchen, mit welchem sich die Vergrößerung der Fernrohre messen läßt. Das Prinzip, welches diesen und ähnlichen Instrumenten zu Grunde liegt, geht von dem Maße der Vergrößerung aus, welches durch den Quotienten aus der Brennweite des Objektivs durch jene des Okulars gegeben ist. Da jedoch dieses Verhältnis proportional zu jenem ist, welches durch den Quotienten ausgedrückt wird, wenn man den Öffnungsdurchmesser des Objektivs dividiert durch den Durchmesser des in der Okularöffnung erscheinenden Bildes der Objektivöffnung, so kann auch die Verwertung dieses letzten Verhältnisses zur Ermittelung der Vergrößerungszahl des Fernrohrs führen. Zu diesem Behufe wird das Fernrohr auf seinen Brennpunkt eingestellt, d. h. so, daß das Bild eines sehr entfernten Gegenstandes am schärfsten erscheint. Wenn dann das Fernrohr nach dem Tageslichte gerichtet wird, so fällt in die Okularöffnung das Bildchen der Objektivöffnung. Mißt man nun mittels eines mikrometrischen Maßstabes (s. Mikrometer) den Durchmesser dieses Bildchens und drückt man in demselben Maße die Länge des Durchmessers der Objektivöffnung aus, dividiert hierauf das Maß der letztern durch jenes des erstern, so gibt die erhaltene Zahl den Wert für die lineare Vergrößerung des Fernrohrs.

Es kommt nun vorzüglich darauf an, den kleinen Durchmesser jenes Bildchens im Okular genau zu messen, und zu diesem Zwecke hat man verschiedene Instrumentchen erdacht, welche je nach den Erfindern andere Namen erhalten haben. Adams nannte sein Instrumentchen Auxometer. Ramsden, ebenfalls ein londoner Mechaniker und Optiker, und zwar der ausgezeichnetste seiner Zeit, hat um dieselbe Zeit wie jener ein auf denselben Grundsätzen beruhendes, jedoch vorzüglicheres Instrument konstruiert, welches er Dynamometer (optisches) nannte. Die Ramsdenschen Dynamometer (optische Kraftmesser, bildlich) gehören noch heute zu den besten Meßinstrumentchen dieser Art, und auch der Ausdruck (optisches) Dynamometer hat noch, besonders in England, die ihm von Ramsden erteilte Bedeutung. Dagegen sind die A. Adams' nicht mehr in Gebrauch und wurden gleich anfangs von den Dynamometern Ramsdens in Schatten gestellt. Das Wesentlichste beiderlei Instrumentchen bestand aus einem okularähnlichen, dreifachen, regulierbaren, mit Linse versehenen Röhrchen, in welchem ein mikrometrischer Maßstab angebracht war. Sobald auf diesen durch Verschiebung des obersten Teilröhrchens scharf eingestellt war, wurde das Instrumentchen an das Okular des auf die Brennweite, oder auf einen sehr weiten Gegenstand eingestellten Fernrohrs gebracht und die unterste Hülse des Instrumentchens so lange eingeschoben, bis der Mikrometermaßstab mit dem scharfen Bilde der Objektivöffnung oder jenes Gegenstandes zusammenfiel. Sobald dies der Fall war, wurden die vorhin besprochenen Messungen vorgenommen und der Quotient gebildet, welcher die lineare Vergrößerung ausdrückt. Beim A. Adams' war der Mikrometermaßstab auf einer möglichst durchsichtigen Hornlamelle, beim Dynamometer Ramsdens auf zarten Glasscheibchen geritzt. Dieses letztere Verfahren hat sich bis heute erhalten. Auch noch andere mikrometrische Methoden lassen sich auf die Messung der linearen Vergrößerung anwenden.

Auxonne, Stadt und Festung dritter Klasse im franz. Depart. Côte-d'Or, am linken Ufer der Saône, ist Knotenpunkt der Paris-Lyoner Eisenbahn zwischen Dijon, Besançon und Gray und zählt (1876) 4964 (Gemeinde 6532) E. Die Stadt hat eine schöne Kathedrale aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh., während Türme und Portal aus 1516 und das rechte Seitenschiff aus dem 10. oder 11. Jahrh. stammen, eine schöne Brücke, ein von Ludwig XII. und Franz I. erbautes Schloß aus dem 16. Jahrh. (in Renaissance), ein Collége, Handelsgericht, Bildergalerie, Bibliothek (7000 Bände), eine Artillerieschule, eine Stückgießerei, Kasernen, eine eherne Statue Napoleons I. von Jouffroy, 1857 gefertigt, und große Proviant- und Pulvermagazine. Sie unterhält Tuch-, Serge- und Musselinfabriken, Nagelschmieden, Ölfabrikation und Brauereien und treibt Handel mit Getreide, Mehl, Wein und Branntwein, Melonen, Holz und Kohlen sowie mit Marmor, der in der Nähe gebrochen wird. Ganz bedeutend ist die Gemüseausfuhr. — A., an der Grenze des Herzogtums und der Freigrafschaft Burgund, kam 1237 durch Tausch an Herzog Hugo IV. von Burgund, der Auxonnois indessen nicht unmittelbar mit seinem Herzogtum verband, und gelangte 1477 an Frankreich, doch nicht ohne tapfern Widerstand gegen Ludwig XI. Die Stadt wurde 1526 von Lannoi für Karl V. und später im Hugenottenkriege vom Herzog von Guise belagert, erhielt seit 1673 verstärkte Werke durch Vauban und widerstand unter General Andréossy 1815 den Österreichern, an die es erst 28. Aug. kapitulierte, wobei diesen ein ungeheueres Kriegsmaterial in die Hände fiel.

Auzomēter, s. Auxometer.

Ava oder **Awa**, große Trümmerstadt im hinterind. Reiche Birma, welche, wie schon 1364 und 1761, so auch 1822—37 Haupt- und Residenzstadt war, liegt im Westen der spätern Hauptstadt Amarapura (s. d.) in einer reichbewässerten, sehr fruchtbaren Kulturebene am Südostufer des daselbst ungefähr 1200 m breiten Irawaddistroms, der hier zwei durch einen Kanal verbundene Zuflüsse aufnimmt, von denen der Mjit-Ta (der andere heißt Mjit-Nge) den Stadthafen bildet und Schiffe von 50—60 t trägt, somit die Umschiffung der ganzen Stadt ermöglicht. Der Name A. ist eine Verstümmelung von Angwa oder An-ua, d. h. Fischteich (nach den sieben, jetzt noch fünf großen Fischseen), und im Lande selbst nicht gebräuchlich, wo die Stadt offiziell Ratnapura, d. i. Juwelenstadt, genannt wird. Sie ist durch Erdbeben größtenteils zerstört, die prächtigen Pagoden sind zusammengefallen, aber einige Klöster noch bewohnt. Ehedem war A., im Umfange von 10—12 km, von einer 5 m hohen und 3 m dicken Mauer, einem innern Walle und äußern Graben umgeben und hatte 21 Thore. Die Mauern sind noch vorhanden, und ein umfangreicher, weißer Tempel, umgeben von einem weitläufigen Kloster mit vielen marmornen

Buddhabildern, ragt aus dem Grün hervor; aber die meisten andern Gebäude, auch die der Palast- oder Königsstadt (Nandau), sind in Trümmer verfallen. A. gegenüber liegt Sagaing (s. d.).

Ava, Dichterin am Anfang des 12. Jahrh., die als Reclusa in der Nähe des österr. Klosters Göttweih lebte und 8. Febr. 1127 starb. Sie verfaßte eine poetische Bearbeitung der Evangelien, an welche sich die Erzählung vom Antichrist und die Darstellung des Jüngsten Gerichts anschließt. Wie sie selbst sagt, gaben ihr ihre zwei Söhne «den Sinn an», d. h. sie verstand kein Latein und ließ sich den Stoff, den sie bearbeitete, von ihren des Lateins kundigen Söhnen, die also wohl Geistliche waren, vermitteln. Das Gedicht ist in der Vorauer Handschrift erhalten und in Diemers «Gedichte des 11. und 12. Jahrh.» (Wien 1849) herausgegeben. Vgl. Langguth, «Untersuchungen über die Gedichte der A.» (Budapest 1880).

Avägos, alter Name der Abchasen (s. d.).

Aval, der in Deutschland eingebürgerte franz. Name für Wechselbürgschaft. Diese Bürgschaft kann sowohl für den Aussteller eines eigenen Wechsels wie für den Aussteller, den Acceptanten oder Indossanten einer Tratte statthaben. Der Bürge tritt durch seine Gewährleistung vollkommen in die Verpflichtung dessen, für den er sich verbürgt, und muß für diesen aufkommen, falls derselbe seiner Verbindlichkeit nicht pünktlich nachkommt. Wer die Wechselbürgschaft leistet, schreibt seinen Namen zu dem Namen des eigentlichen Schuldners, allenfalls unter dem Zusatze «als Bürge» (per aval): nur dann oder auch, wenn der Bürge in einem besondern Satze sagt, daß er sich «nach Wechselrecht» verpflichte, ist die Bürgschaft eine wechselmäßige.

Avallon, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Yonne, am rechten Ufer des Cousin auf einem die Umgebung beherrschenden Granitfelsen, an der Paris-Lyoner Eisenbahn und am Ausgange eines malerischen, von weinreichen Hügeln begrenzten Thals, besitzt eine 1106 geweihte roman. Stiftskirche St.-Ladre (St.-Lazare), welche eine sehr reiche Façade und übrigens in der Ornamentik den speziell burgund. Stil des 12. Jahrh. aufweist, ein Museum, eine Bibliothek, ein Kommunal-Collége und ein 1873 enthülltes Denkmal des Marschalls Vauban, ferner ein Civil- und ein Handelsgericht, liefert geschätzte Böttcherarbeiten, hat Leder-, Strumpfwaren- und Hutfabriken und Seilerbahnen, treibt Handel mit Wein, Getreide, Wolle, Holz und Vieh und zählt (1876) 5337 (Gemeinde 5930) E. In der Nähe der Stadt befinden sich bemerkenswerte Tropfsteinhöhlen. Der Avallonwein, ein guter roter Burgunder, wird in vorzüglichster Qualität auf der Anhöhe von Annay gewonnen. A. ist das alte gallische Aballo im Lande der Äduer und war als Avalo unter den Karolingern Hauptort des Pagus Avalensis in Burgund.

Avalon, die südöstl. Halbinsel der brit.-nordamerik. Insel Neufundland in Amerika. Dieselbe hängt mit der Insel nur durch einen ganz schmalen Isthmus zwischen der Placentiabai im S. und der Trinitybai im N. zusammen, zerteilt sich aber selbst wieder in drei kleinere Halbinseln und hat eine Menge vortrefflicher Baien, Buchten und Häfen, unter welchen die St.-Mary- und die Conceptionbai sowie der Hafen von St.-Johns, der Hauptstadt der Insel, die wichtigsten sind. In der Conceptionbai befinden sich der Brigushafen und die kleine Bai de Grase; auf dem Landvorsprung zwischen beiden wurde im Sept. 1880 goldhaltiger Quarz gefunden. Auf A. wurde, der großen Bank von Neufundland gegenüber, 1621 die erste engl. Kolonie gegründet, deren Stockfischfang sich rasch entwickelte. An der Südostspitze der Halbinsel, dem Cape Race (s. d.), wurde im Sommer 1858 nach dem Valentiahafen in Irland das erste submarine Kabel gelegt, das indessen seine Thätigkeit bald wieder einstellte.

Avance (frz.), Vorsprung, Vorteil, Gewinn, dann im Handelsverkehr der Geldvorschuß. In A. oder (ital.) Avanzio stehen, ist demnach gleichbedeutend mit: in Vorschuß stehen, an einen Geschäftsfreund, mit welchem man in gegenseitiger Abrechnung steht, noch zu fordern haben. Einen Betrag avancieren heißt, ihn im voraus bezahlen, ehe man den Gegenwert (die Ware) bezogen hat. Eine Ware mit A. verkaufen, bedeutet: sie mit Gewinn verkaufen, und in diesem Sinne ist z. B. von einem A. von 12 Proz. die Rede. A. heißt auch der Preis oder Kurs, welchen eine Wechsel- oder Geldsorte über Pari hat; das Wort ist dann gleichbedeutend mit Gewinn oder Agio. Der Kurs wird nämlich bisweilen in Prozenten Gewinn oder Verlust gegen das Pari notiert und die Bezeichnung der Prozente oder des Prozentbruchs Gewinn häufig (wie in Frankreich und Belgien) durch den Zusatz A. (oder auch Prime, Prämie, Aufgeld) erklärt.

Avancement (frz.) bezeichnet das Aufrücken in eine höhere Stellung, die Beförderung, namentlich bei Militärs. Das A. erfolgt nach der Anciennetät (s. d.), A. in der Tour genannt, oder im Wege freier Auswahl, wobei Befähigung und Würdigkei[t] die Entscheidungsgründe bilden sollen, und heiß[t] dann A. außer der Tour. Für die Auswahl z[u] letzterm sind die persönlichen Urteile der speziellen Vorgesetzten maßgebend. Trotz der damit verbun[denen] Übelstände ist das A. außer der Tour abe[r] notwendig, um den höhern Stellen jüngere Kräft[e] zuzuführen und den Eifer zur Fortbildung in de[m] Offizierkorps rege zu erhalten. In der engl. Arme[e] waren bis 1871 die höhern Stellen durch Kauf z[u-] gänglich. Das A. in den niedern Offizierchar[gen] erfolgt in der Regel innerhalb der Truppenteil[e] (Regimenter), in den höhern innerhalb einer ga[n-] zen Waffengattung und in den höchsten durch [die] ganze Armee. — Avancierte nennt man [in] einigen Armeen alle zwischen dem Gemeinen u[nd] dem Offizier liegenden Chargen. — Avancier[en] heißt auch soviel wie in Schlachtordnung ge[gen] den Feind vorrücken.

Avantage (frz.), Vorteil (besonders beim S[…] und Zweikampf); avantagieren, sich selbst o[…] einen andern in Vorteil bringen.

Avantageur (frz.) nennt man in der deuts[…] Armee, im Gegensatz zu den auf Kadettenhäu[…] vorgebildeten Offiziersaspiranten, junge Män[…] welche entweder im Besitz eines Abiturientenz[…] nisses eines Gymnasiums, resp. einer Reals[…] Erster Ordnung, oder nach zurückgelegter Port[…] fähnrichsprüfung als Gemeine in die Armee ei[…] ten, um hier nach sechsmonatlicher Dienstzeit […] dann, nach einem Kursus auf einer Kriegsschule […] nach absolvierter Offiziersprüfung, zum Offizie[…] fördert zu werden. Junge Männer, welche […] Grund eines Abiturientenzeugnisses mindesten[…] Jahr auf einer deutschen Universität studiert h[…] können dagegen nach sechsmonatlicher Dien[…] ohne Besuch einer Kriegsschule und ohne

Monate als Portepeefähnrich gedient zu haben, zur Offiziersprüfung zugelassen werden.

Avantgarde (Vorhut, Vortrab) heißt diejenige Abteilung, welche eine gegen den Feind marschierende Truppe auf eine gewisse Entfernung vorschiebt, um sich gegen die Erkundung durch den Gegner und seine überraschenden Angriffe zu sichern, sich selbst aber Nachrichten über denselben zu verschaffen. Die Stärke und Zusammensetzung einer A. muß derjenigen der marschierenden Truppe und den Terrainverhältnissen entsprechen. Infanterie bildet in der Regel den Hauptbestandteil, Feldartillerie wird nur stärkern A. beigegeben; Kavallerie ist unentbehrlich und gewinnt um so höhere Bedeutung, je freier das Terrain ist. Die Stärke der A. ist etwa ein Viertel des Ganzen; ihre Entfernung von der zu sichernden Abteilung (dem Gros) wächst mit der Stärke des letztern. Die A. sichert sich ihrerseits durch vorwärts und seitwärts vorgetriebene kleinere Abteilungen (Vor-, Seitentrupps), welche selber wieder einzelne Leute als Spitze vor sich oder als Seitenläufer neben sich haben, sowie durch Patrouillen. Wo es erforderlich ist, hat die A. für das Aufräumen der Straßen Sorge zu tragen. In der Schlachtordnung (ordre de bataille) heißt A. diejenige, in der Regel aus allen drei Waffen gebildete Heeresabteilung, deren Aufgabe es ist, das Gefecht einzuleiten und die Entwickelung der Hauptmacht (des Gros) zum Kampfe zu decken. Sie stellt gleichzeitig die zur Ausübung des Sicherheitsdienstes notwendigen Kräfte. Im defensiven Verhältnis gebraucht man statt A. in diesem Sinne lieber die Bezeichnung Vortreffen. Die A. einer Division besteht in der Regel aus einem Infanterieregiment, diejenige eines Armeekorps aus einer Infanteriebrigade, in beiden Fällen mit beigegebener Kavallerie und Feldartillerie; für eine Armee bestimmt man eine Division und mehr als A. Der Führer der A. vermag auf den Gang der Ereignisse einen entscheidenden Einfluß zu üben, da durch seine Initiative Engagements (Avantgardengefechte) entstehen, in welche mit seinen übrigen Kräften einzugreifen der Höchstkommandierende häufig nicht vermeiden kann, selbst wenn der Kampf gegen seine Absichten eingegangen worden ist. Deshalb ist die Wahl auf solche Führer zu richten, welche durch scharfen Blick, Umsicht und Kaltblütigkeit ausgezeichnet sind. Im Falle des Rückzugs wird die A. zur Arrièregarde (s. d.).

Avant la lettre, s. unter Abdruck und Kupferstich.

Avantmain (frz.), die Vorhand (bei Kartenspielen).

Avanturin, s. Aventurin.

Avanzo (Jacopo), ital. Maler in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wahrscheinlich nach seinem Geburtsort Veronese genannt, ist der jüngere und hervorragendere unter den beiden bedeutenden Künstlern, welchen die malerische Dekoration der San-Felice- und Giorgiokapelle in Padua, Grundpfeiler der altital. Historienmalerei, zugeschrieben werden. Sein Genosse war Aldighiero de Zevio (s. d.). Der Fortschritt A.s gegenüber seinem Mitarbeiter sowie der Schule Giottos überhaupt bekundet sich in den deutlichen Symptomen eines kräftig erwachenden realistischen Sinnes, der den bevorstehenden Umschwung in der Kunst des 15. Jahrh. vorverkündigt. Genauere Beachtung des Details, größere Lebendigkeit, genrehafte Motive treten als erste Spuren dieses Übergangs auf. Die Gemälde, in welchen man A.s Pinsel vorzugsweise erkennen will, sind an den genannten Orten die Darstellungen aus der Jakobslegende, der Jugendgeschichte Christi, der Legenden des heil. Georg, der heil. Katharina u. s. w. Vgl. Förster, «Die Wandgemälde der St. Georgenkapelle zu Padua» (Berl. 1841).

Avaren, eine den Hunnen verwandte Völkerschaft ural-altaischen Stammes, welche nach dem Sturze der hunn. Macht in den Gegenden um den Don und das Kaspische Meer nördlich vom Kaukasus erschien, um 555 an die Donau vordrang und sich in Dacien niederließ. Hier dienten sie in Justinians Heeren; nach dessen Tod mit Justin II. entzweit, halfen sie den Longobarden das Reich der Gepiden zerstören und besetzten nach dem Abzuge der Longobarden (568) Pannonien. Später bemächtigten sie sich Dalmatiens (630), drangen in verheerenden Zügen in Deutschland bis Thüringen und ebenso in Italien ein, wo sie die Franken und Longobarden bekriegten, und erstreckten nach der andern Seite ihre Raubzüge bis nach Konstantinopel. Die Westgrenze ihres Reichs ward die Enns. Das Vordringen der Chrowaten und Serben und der Abfall der Bulgaren scheinen ihre Herrschaft auf das heutige Ungarn beschränkt zu haben; Kärnten entzog sich im 7. Jahrh. ihrer Herrschaft. Tassilo rief sie 787 gegen Karl d. Gr. zu Hilfe. Erst 796 wurden sie durch den Grafen Erich von Friaul und Karls Sohn Pipin überwältigt, und ihre jenseit der Theiß gelegene Hauptfeste, der «Ring», genommen. Hierdurch geschwächt, erlagen sie nach und nach den vordringenden Mähren, werden nur noch als zinspflichtige Hörige genannt und verschwinden nach dem Einbruch der Ungarn völlig. Bisweilen ist ihr Name irrtümlich auf die frühern Hunnen und die spätern Ungarn übertragen worden. Vgl. Hunfalvy, «Ethnographie von Ungarn» (übersetzt von Schwicker, Budapest 1877). — In keinem Zusammenhange mit diesen A. stehen die Awaren am Kaukasus, eine Völkerschaft lesghischen Stammes, welche im Gebirge von Daghestan ein Gebiet (Awarien) von ungefähr 820 qkm bewohnt. Ihre Zahl wird auf 155000 angegeben. Sie standen bis 1863 unter einem eigenen Chan. Hauptort ist das feste Dorf Chunsag. Die A. sprechen einen Dialekt der lesghischen Sprache, welcher von Schiefner in «Versuch über das Awarische» (Petersb. 1862) und «Ausführlicher Bericht über P. von Uslars awarische Studien» in den «Mémoires de l'Académie» (Petersb. 1872) sowie «Awarische Texte» (Petersb. 1873) bearbeitet worden ist.

Avarie, s. Haverei.

Avasaxa, Aawasaksa oder Akwa-Saxa, Berg, 172 m hoch, s. unter Torneå.

Avatâra (sanskr.), die Herabkunft, das Herabsteigen, besonders nach der religiösen Anschauung der Vischnuiten das Herabsteigen der Götter (namentlich Vischnus) vom Himmel, ihre Verkörperung oder körperliche Erscheinung in der Welt (s. unter Indische Religion).

Ave oder Have (lat., d. i. Gesegnet seist du, lebe wohl) war der gewöhnliche Gruß der alten Römer sowohl beim Begegnen wie beim Abschied. Have pia anima (d. i. lebe wohl, fromme Seele) ist noch jetzt eine häufige Inschrift auf Gräbern. Über das kath. Gebet Ave s. Ave Maria.

Avebury, Abury, kleines Dorf von 725 E. bei Marlborough in der engl. Grafschaft Wiltshire, bekannt durch die gigantischen Reste eines sog.

druidischen megalithischen Steindenkmals, ähnlich dem von Stonehenge (s. d.). Der mit einem Erdwall umgebene Kreis, dessen Durchmesser etwa 455 m beträgt, enthielt in seiner Vollständigkeit wohl 100 Steine von etwa 5,5 m Höhe und 800—1000 Ctr. Schwere; unter Karl II. waren noch 63, 1802 nur noch 17 vorhanden, und ihre Zahl hat sich seitdem noch vermindert. Innerhalb dieses großen Kreises befanden sich zwei kleinere, jeder aus zwei konzentrischen Steinreihen bestehend; in der Mitte des einen stand ein einzelner Stein, in der Mitte des andern eine Gruppe von drei Steinen. Einige der Steine (Grünsandstein) der kleinern Kreise waren von ungeheuerer Größe. Von dem Kreise aus liefen zwei Alleen von Doppelreihen riesiger, aufrechtstehender Steine, jede über 1½ km lang, die eine in südöstl. Richtung nach Overton, wo sie mit einer kleinen elliptischen Aufstellung ähnlicher Steine endigte; die andere lief nach Westen und endigte mit einem einzelnen Steine. Das Dorf A., welches innerhalb des großen Kreises liegt, ist zum Teil aus den zertrümmerten Steinen dieser Kreise gebaut. Nur 1 km südlich von dem großen Kreise erhebt sich der sog. Silburyhügel, eine künstliche Erderhöhung; dieselbe mißt an der Basis im Umfange 650 m, ist 54 m hoch, hat eine Scheitelfläche von 39 m Durchmesser und bedeckt über 2 ha. Vielleicht gehört dieser künstliche Berg zu den Steinkreisen; doch ist seine Bestimmung, wie die der Steinkreise selbst, noch nicht enträtselt. [Kupferstich.

Avec lettre grise, s. unter Abdruck und Kupferstich.

Aveiro, der nordwestlichste Distrikt der portug. Provinz Beira, zählt auf 2925 qkm (1874) 255126 E., ist fast ganz eben, waldreich, vom Vouga durchflossen, nur zum Teil bevölkert und angebaut, und zerfällt in 59 Concelhos (Kantone).

Die Hauptstadt Aveiro (Talabriga in Lusitania), Cidade und Bischofssitz von (1878) 7167 E., an der Eisenbahn Oporto-Coimbra, ist ein wichtiger Hafen- und Handelsplatz an der Mündung der Vouga, welche einen großen, von sumpfigen Inseln und Bänken erfüllten Strandsee bildet, in dessen Morästen ungeheuere Massen Seesalz gewonnen werden. Die Stadt besitzt vier Pfarrkirchen, ein großes Armenhaus mit einer schönen Kirche und ein Hospital. Der Exporthandel des Platzes mit Salz, Öl, Wein und Orangen ist lebhaft. An der Küste befinden sich sechs große Etablissements für den hier stark betriebenen Sardinenfang. Die Umgegend erzeugt vortreffliche starke Weine, Getreide, Öl und Gartenfrüchte im Überfluß.

A. wurde nebst der Umgegend von dem König Johann III. im 16. Jahrh. zu einem Herzogtum erhoben, das bis 1720 dem Hause Lancastro, zuletzt dem Dom José Mascarenhas, Herzog von A. (geb. 1708), gehörte. Derselbe war unter Johann V. Oberhofmeister des königl. Hauses und sehr einflußreich bei Hofe gewesen, unter König Joseph Emanuel aber durch Pombal zurückgedrängt worden. A. galt nun für einen Führer Mißvergnügter, und die gleichfalls unzufriedenen Jesuiten schlossen sich an ihn an. In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1758 wurde auf den von seiner Maitresse zurückkehrenden König geschossen und derselbe, jedoch nicht gefährlich, verwundet. Ein niedergesetztes Ausnahmegericht erklärte den Herzog von A., den Marquis von Tavora und einige andere Personen, meistens Glieder dieser Familien, für schuldig, die Jesuiten aber für die Anstifter des Attentats. Mehrere, darunter auch A. nebst seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne, wurden 13. Jan. 1759 qualvoll hingerichtet, ihre Güter eingezogen, ihre Frauen in Klöster gesteckt, die Jesuiten verbannt. Der Prozeß ist, nach der gründlichen Untersuchung von Olfers («Über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal», Berl. 1839), äußerst unregelmäßig geführt worden und der größere Teil der Verurteilten höchst wahrscheinlich vollkommen unschuldig gewesen. Unter der Regierung Marias I. hat eine Revision des Prozesses stattgefunden, und ein Erkenntnis vom 23. Mai 1781 das frühere Urteil in Bezug auf sechs Personen widerrufen und deren Rehabilitierung verfügt. Dieser Rechtsspruch hat aber wahrscheinlich die königl. Bestätigung nicht erlangt und ist nicht in Ausführung gebracht worden; es hat keine Rehabilitation stattgefunden, und ein Abkömmling der damaligen Opfer, der eine solche nachsuchte, wurde mit einer Pension abgefunden.

Avé-Lallemant (Friedr. Christian Benedikt), ein um das Polizeiwesen verdienter Schriftsteller, geb. 23. Mai 1809 zu Lübeck, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1830—34 zu Jena Jurisprudenz. Nach Lübeck zurückgekehrt, wurde A. Advokat und 1843 zum Obergerichtsprokurator ernannt. Die Herausgabe einer Polizeiordnung für den Freistaat Lübeck hatte 1851 seine Berufung an das neueingesetzte Polizeiamt zur Folge, an welchem er dann lange mit Erfolg wirkte. Als Ergebnis seiner kriminalistischen, kulturhistor. und linguistischen Studien sowie seiner reichen praktischen Erfahrungen veröffentlichte er ein Werk: «Das deutsche Gaunertum» (4 Tle., Lpz. 1858—62), dessen beide erste Teile eine Darstellung des Gaunertums nach seiner allmählichen Entwickelung und seinen gegenwärtigen Zuständen gewähren, während die beiden andern einer eingehenden linguistischen Untersuchung der Gaunersprache gewidmet sind. Als ergänzende Beiträge dazu erschienen: «Di[e] Mersener Bockreiter des 18. und 19. Jahrh.» (Lpz. 1880) und «Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen» (Lpz. 1881). Von seinen sonstigen litterarischen Arbeiten sind noch die kleinen Schriften «Die Krisis der deutschen Polizei» (Lpz. 1861), «D[ie] Reform der Polizei in Hamburg» (Hamb. 186[illegible]) und «Die norddeutsche Bundespolizei» (Berl. 186[illegible]) hervorzuheben, in welchem letztern Werke er den Gedanken einer einheitlichen deutschen Polizei vertritt, ohne welche ihm eine ersprießliche Strafrechtspflege nicht möglich erscheint. Wegen eines Augenübels trat A. 1868 aus dem Staatsdienst und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Polizeiromanen, unter denen «Die Mechulle-Leut'» (2 Bde., Lpz. 186[illegible], 2. Aufl. 1870), «Der Erb- und Gerichtsherr» (3 Bde., Hannov. 1870), «Herz und Geld» (3 Bde., Hannov. 1871), «Jaba» (3 Bde., Dresd. 1878) besonders hervorzuheben sind; auch verfaßte er eine «Physiologie der deutschen Polizei» (Lpz. 1882). Im [illegible] 1880 erhielt er vom Großherzog von Sachsen-Weimar das Prädikat eines Hofrats; 1882 siedelte er nach Berlin über.

Avé-Lallemant (Robert Christian Berthold), Bruder des vorigen, geb. 25. Juli 1812, studierte 1833—37 zu Berlin, Heidelberg und Paris Medizin und ging darauf nach Rio-Janeiro, wo er sich als Arzt niederließ. Obgleich später zum Mitgliede des obersten Gesundheitsrats für Brasilien ernannt, kehrte er doch 1855 nach Deutschland zurück. [illegible] Humboldts Empfehlung wurde A. Mitglied

österr. Novara-Expedition, von welcher er sich jedoch in Rio wiederum trennte. Nachdem er hierauf 1858 und 1859 Reisen durch ganz Brasilien gemacht, ließ er sich in Lübeck nieder. Außer einer Anzahl mediz. Schriften (z. B. über das Gelbe Fieber) und belletristischer Arbeiten veröffentlichte A. «Reise durch Südbrasilien» (2 Tle., Lpz. 1859) und «Reise durch Nordbrasilien» (2 Tle., Lpz. 1860). Auch lieferte er zu der von K. Bruhns herausgegebenen Biographie Alexander von Humboldts (Lpz. 1872) den dritten Abschnitt: «Humboldts Aufenthalt in Paris» (1808—26). Von seinen weitern Schriften sind zu nennen: «Wanderungen durch Paris aus alter und neuer Zeit» (Gotha 1877), «Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter» (Lpz. 1879) und «Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen» (Bresl. 1880). — Nach Eduard A. (geb. 1808, gest. 17. Mai 1867 in Lübeck), einem Vetter der vorigen, der sich der Botanik widmete und lange Zeit am Botanischen Garten in Petersburg angestellt war, ist die Pflanzengattung Lallemantia benannt worden.

Avellaneda (Doña Gertrudis Gomez de), span. Dichterin, geb. 1816 zu Puerto-Principe auf Cuba, kam 1836 nach Europa, lebte seit 1840 in Madrid und feierte bei der Aufführung ihres Dramas «Leoncia» den ersten öffentlichen Triumph; darauf erschienen ihre «Poesias liricas», die Novellen «Sab» (1841), «Espatolina», «La baronesa de Joux» (1842), «Guatimocin» und «Dolores» (1843) und die Tragödien «Alfonso Munio» und «El principe de Viana» (1844). Als das madrider Liceo artístico y literario 1845 ein poetisches Turnier eröffnete und zwei Preise für zwei Gedichte aussetzte, welche die Milde der Königin Isabella, die einen polit. Verbrecher begnadigt hatte, das eine in markiger, das andere in zarter Weise besingen sollten, erhielt A. den Preis für die innig-sanfte Ode. Der Preis für das zweite Gedicht wurde einem pseudonymen Dichter, Don Felipe Escalado, zuerkannt, welcher sich später ebenfalls als A. ergab. Unter großem Enthusiasmus von ganz Madrid wurde die Dichterin in Gegenwart der Königin mit einem goldenen Lorberkranze gekrönt. Beide Gedichte erschienen unter dem Titel «Composiciones poeticas en elogio de la augusta clemencia de nuestra reina doña Isabel II.» (Madr. 1845). A. vermählte sich 1846 mit Don Pedro Sabater, Jefe-Politico von Madrid; dieser starb noch in demselben Jahre im Loretokloster von Bordeaux, worauf A. nach Madrid zurückkehrte. Ihre spätern Werke tragen ein schmerzlich düsteres Gepräge, ohne jedoch den frühern an Reinheit der Sprache und an Ideenfülle nachzustehen. Außer der Novelle «Ondina del lago azul» veröffentlichte sie noch die Dramen: «Saul» und «Baltasar» (1849), «Errores del corazon», «La hija de las flores», «Los tres amores», «La hija del Rey René», «Simpatía y antipatía», «Oraculos de Talia», «Recaredo» (1851), «La verdad vence apariencias», «El donativo del diablo» (1852), «La sonnambula», «La aventurera» (1853). Einige neue Blüten lyrischer Poesie fügte sie einer zweiten Ausgabe ihrer «Poesias liricas» (1852) ein. Nachdem sie sich 1854 zum zweiten male mit dem Oberst und Deputierten Don Domingo Verdugo Masieu vermählt hatte und auch dieser 1860 gestorben war, lebte sie bis zu ihrem 1. Febr. 1873 erfolgten Tode in Sevilla. Ihr letztes dichterisches Produkt war das im Loretokloster von ihr verfaßte «Devocionario» (Madr. 1867) und eine Übersetzung des Dumasschen «Catilina». Ihre Werke füllen zwei Bände mit Poesien und acht mit Prosawerken; dazu kommen 16 Dramen, von denen der größere Teil sich auf der Bühne erhalten hat.

Avellaneda (Nicolas), Staatsmann der Argentinischen Konföderation, geb. 1. Okt. 1836, studierte in Cordova und Buenos-Ayres die Rechte, leitete dann mehrere Jahre hindurch die Redaction des «Nacional» und erhielt 1861 die Professur der Staatswirtschaft an der Universität zu Buenos-Ayres. Bereits seit 1860 mehrmals in die Legislatur gewählt, übernahm er bei dem Regierungsantritt des Präsidenten Sarmiento 1868 das Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts. Unter seiner Leitung nahm das ganze Unterrichtswesen einen außerordentlichen Aufschwung. Als die Präsidentschaft Sarmientos ihrem Ende nahte und sein Vorgänger, der Unitarier Mitré, die Gewalt wieder an sich zu reißen suchte, stellten die Föderalisten im Frühjahr 1874 A. als Präsidentschaftskandidaten für die Amtsperiode 1874—78 auf. Er erhielt auch bei der Wahl die Majorität und wurde 6. Aug. 1874 vom Kongreß zum Präsidenten proklamiert, um 12. Okt. sein Amt anzutreten. Trotz eines bald nach der Wahl ausbrechenden Militäraufstandes erfolgte 12. Okt. A.s Inauguration als Präsident, welches Amt er bis zum 12. Okt. 1880 bekleidete. (S. Argentinische Konföderation.)

Avellino (ehemals Principato ulteriore), Provinz des Königreichs Italien, im Osten der Campagna-Felice gelegen und Teile vom alten Samnium, Lucanien und Campanien umfassend, zählt (1876) 383 662 E. auf 3649 qkm und zerfällt in die Distrikte A., Ariano di Puglia und San-Angelo de' Lombardi. Die Provinz ist durchaus gebirgiges Apenninenland, aber der Boden überall sehr fruchtbar, das Klima gesund, die Bodenproduktion reichlich und vortrefflich. Der Hauptfluß ist der Calore mit dem Ufita, an der Ostgrenze der Ofanto. Die Hauptprodukte sind Kohlen und Vieh, Salami- und Cervelatwürste. Man fabriziert Filz, Leinen und Leder, und die Gold- und Silberschläger in Solofra sind weit berühmt.

Die Hauptstadt Avellino (das Abellinum der Alten) liegt 48 km östlich von Neapel, 357 m über dem Meere, am Fuße des 1309 m hohen Monte-Vergine in der Quellgegend des Sabbato in anmutiger Umgebung und ist durch eine Eisenbahn über Cancello mit Neapel verbunden. Die Stadt, 887 gegründet, zeitweilige Residenz Kaiser Friedrichs II., Bischofssitz und dem Fürsten Carracioli gehörig, hat ein Lyceum, ein Theater, zählt als Gemeinde (1880) 21 782 E., ist schlecht gebaut und hat durch die Erdbeben von 1694, 1731 und 1805 sehr viel gelitten. Den Marktplatz ziert ein schöner Obelisk. Die Bevölkerung betreibt Färberei und fabriziert Hüte, Tuch und Stühle, unterhält auch einen starken Zwischenhandel. Berühmt ist A. wegen der in der Umgegend wachsenden guten Kastanien und großen Haselnüsse (Nuces abellinae), die dem Landmann oft das Brot ersetzen. Früher betrug der Umsatz in frischen und gerösteten Nüssen jährlich 60000 Ducati. Nahe westlich von A. liegt die als Wallfahrtsort berühmte Abtei di Monte-Vergine. Das alte Abellinum, eine Stadt der Hirpiner in Samnium, lag etwas weiter unterhalb bei der Ortschaft Atripalda, wurde aber von den Longobarden zerstört.

Avellino (Francesco Maria), namhafter ital. Archäolog, geb. zu Neapel 14. Aug. 1788, studierte die Rechte zu Neapel, dann in Rom Archäologie. Nach Neapel zurückgekehrt, übernahm er den Lehrstuhl der griech. Litteratur an der Universität und leitete 1809—15 die Erziehung der Kinder Murats. Nach des letztern Sturze wirkte er als Advokat, ohne sein Lehramt aufzugeben, und erhielt 1820 den Lehrstuhl der polit. Ökonomie, später den der Institutionen und der Pandekten. Im J. 1820 wurde er mit der Katalogisierung der ungemein reichen Münzsammlung des «Museo Borbonico» beauftragt. Außer den Beiträgen zu dem 1824 begonnenen Prachtwerke «Real Museo Borbonico» lieferte er für die «Accademia Ercolanese», deren beständiger Sekretär er 1832 geworden war, sowie für die «Accademia delle scienze» und seit 1815 für die «Società Pontaniana» zahlreiche Abhandlungen; 1839 wurde er nach Arditis Tode Direktor des Bourbonischen Museums und erhielt zugleich die Oberaufsicht über die Ausgrabungen. A. starb 9. Jan. 1850. Mehreres von seinen vielen Schriften sammelte er selbst in den «Opuscoli diversi» (3 Tle., Neap. 1831—36). Er begründete 1808 eine numismatische Zeitschrift, welche jedoch bald wieder erlosch. Ebenso wurde das von ihm geleitete «Bulletino archeologico Napoletano» (6 Bde., Neap. 1843—48) durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen.

Ave Maria (lat.), oder Englischer Gruß, angelica salutatio, d. h. Gruß des Engels Gabriel an Maria (nach Luk. 1, 28), wird von den Katholiken ein Gebet zur Jungfrau Maria genannt nach den (lat.) Anfangsworten: «Gegrüßt seist du, Maria (Ave Maria) voll der Gnade; der Herr ist mit dir; du bist gesegnet unter den Weibern, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes.» In dieser Weise wurde das Gebet nach einer Verordnung Gregors I. (590—604) zunächst von den Priestern am vierten Adventsonntage unter der Messe als Offertorium gesprochen. Als dem Vaterunser ebenbürtiges Laiengebet erscheint das Ave Maria mit dem erweiterten Kultus der Maria seit dem 11. Jahrh., und wird als solches durch Odo, Bischof von Paris, 1196 empfohlen. Urban IV. setzte daher nicht allein (1261) die abschließenden Worte: «Jesus Christus, Amen», zu dem Obigen, sondern seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fand das Gebet durch die Franziskaner immer allgemeiner den die heutige Form bildenden Abschluß als Zusatz zu der ältern Formel: «Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes, Amen.» Unter Anschlagen der Glocken, welches auch in prot. Ländern als Mahnung zum Morgen-, Mittags- und Abendgebet teilweise beibehalten ist und ebenfalls Ave Maria genannt wird, soll, einer Verordnung Johanns XXII. von 1326 gemäß, jeder Katholik diesen Engelsgruß morgens, mittags und abends jedesmal dreimal beten. Es geschieht dies nach den Kleinen Kugeln des Rosenkranzes, die deshalb gleichfalls Ave Maria heißen, während die Großen Kugeln dem Vaterunser gewidmet sind. 150 Ave Maria bilden (nach den 150 Psalmen) ein Psalterium Mariae und haben nach dem gläubigen Gefühle der Katholiken hohe Gebetskraft.

Avēna, s. Hafer.

Avenara, s. Aben-Esra.

Avenches, deutsch Wifflisburg, lat. Aventicum, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Waadt, liegt 463 m über dem Meere, 7,5 km südwestlich von Murten, auf einer Anhöhe über der sumpfigen Niederung, welche die Broie vor ihrer Mündung in den Murtensee bildet, an der Eisenbahn Lyß-Payerne-Lausanne, besitzt ein altes Schloß, eine aus röm. Quadern erbaute Kirche und ein Museum mit zahlreichen röm. Antiquitäten und zählt (1880) 1783 E., wovon etwa 5 Proz. katholischer, 14 Proz. mosaischer Confession sind. A. ist eine der ältesten Städte der Schweiz. Das alte Aventicum, von dem das heutige A. nur die südwestlichste Ecke, etwa den 10. Teil des Ganzen, ausmacht, war schon vor Cäsar Hauptstadt Helvetiens und stand unter Vespasian und Titus, die es zur röm. Kolonie erhoben, in seiner höchsten Blüte. Von seiner damaligen Ausdehnung und Bedeutung zeugen die Überreste der alten Ringmauer, von deren zahlreichen Wachttürmen sich noch einer an der Ostseite erhalten hat, das jetzt noch erkennbare regelmäßig angelegte Straßennetz, die Wasserleitung, die Substruktionen eines Theaters und eines Amphitheaters, das Forum, von dessen Halle noch ein Mauerpfeiler, genannt le Cigognier, steht, sowie zahlreiche Inschriften, Mosaikböden und Altertümer aller Art, die zum Teil in dem Museum der Stadt, zum Teil in den Sammlungen von Bern und Lausanne aufbewahrt werden. Die Blüte Aventicums wurde durch die Alamannen vernichtet, die 264 auf dem Wege von Gallien nach Italien die Stadt eroberten und verheerten. Zwei Jahrhunderte später wurde dieselbe von den Hunnen nochmals zerstört. Seitdem erhob sich Aventicum nie mehr zur frühern Größe und Bedeutung, und als im 6. Jahrh. der Bischofssitz von A. nach Lausanne verlegt wurde, sank die alte Hauptstadt Helvetiens zum Landstädtchen herab.

Avenel (Denis Louis Martial), franz. Schriftsteller, geb. zu Orbec 28. Mai 1782, gest. zu Paris 19. Aug. 1875, fungierte als Bibliothekar an der Bibliothek Sainte-Geneviève und gab in der «Collection des documents inédits sur l'histoire de France» eine Sammlung der «Lettres, papiers d'état et instructions diplomatiques du Cardinal de Richelieu» (4 Bde., 1863) heraus. — Georges A., geb. zu Beaumont (Oise) 31. Dez. 1828, gest. zu Bougival 1. Juli 1876, veröffentlichte «Anacharsis Clootz, l'orateur du genre humain» (2 Bde., 1865) und die «Lundis révolutionnaires», eine Sammlung von historischen, in der «République française» erschienenen Artikeln (1875). — Paul A., Bruder des vorigen, franz. Schriftsteller, geb. zu Chaumont (Oise) 9. Okt. 1823, verfaßte viele Lustspiele, Romane und Lieder; letztere erschienen als «Chants et chansons politiques» (1869).

Aventin, derjenige unter den sieben Hügeln Roms, dessen topographische Bestimmungen noch vielfach in Dunkel gehüllt liegen. Südwestlich vom Palatin, durch die Thalvertiefung des Circus Maximus von diesem getrennt, erhebt sich längs des Tiberflusses die eigentliche Höhe des A., an welcher sich gegenwärtig neben antiken und mittelalterlichen Bauresten die Kirchen und Klöster Sta. Sabina, San-Alessio, Sta.-Maria-Aventina oder del Priorato, Sta.-Prisca und einige Weingärten befinden. Früher wurde, doch mit Unrecht, der Name A. auch auf einen zweiten Hügel mit den Kirchen Sta.-Balbina und San-Saba ausgedehnt, welcher sich südöstlich davon, durch eine schmale Thalsenkung geschieden, erhebt. Über den Ursprung des Namens Aventinus, welcher früher Murcus

geheißen haben soll, war man bereits im Altertum verschiedener Ansicht: unter den mancherlei Ableitungen war diejenige die verbreitetste, daß der Hügel seinen Namen von einem auf demselben bestatteten Albanerkönige Aventinus erhalten habe. Anfänglich unbewohnt, erscheint der A. in der Folgezeit als Stätte latinischer Ansiedelung, und bis zu Ende der Republik wohnte auf ihm der Stand der röm. Plebejer. Servius Tullius erbaute auf demselben den Tempel der Diana, der als latinisches Bundesheiligtum weithin berühmt war. Auch sonst war der A. reich an Tempeln: dort errichtete Sempronius Gracchus den Tempel der Freiheit, dort war der Tempel der Dea Bona, einer der ältesten und berühmtesten Roms, und derjenige der Juno regina, den Camillus nach der Eroberung von Veji widmete; nicht minder reich war der A. an mythischen Stätten, deren eine die Höhle des Cacus am nördl. Fuße des Hügels war, und die Remuria oder die Stelle, wo Remus die Entscheidung des Vogelflugs erwartete. Auf dem A. wohnte einst der Dichter Ennius, auch einige der bedeutendsten plebejischen Geschlechter, wie die Gracchen, hatten dort ihre Wohnungen.

Aventinus (Johannes), bayr. Geschichtschreiber, s. Thurmayr.

Aventure, Aventiure (in der mittelhochdeutschen Poesie), s. unter Abenteuer.

Aventurēros, s. unter Abenteuer.

Aventuriers (frz., wörtlich Abenteurer) oder Aventurierkaufleute hießen seit dem 16. Jahrh. Kaufleute, welche, ohne eigene Mittel zu besitzen, mit erborgten Kapitalien Waren einkauften, die an ferne Küsten geschafft und dort mit reichem Gewinn verwertet wurden. (S. Großaventurkontrakt.) Ferner führten seit Anfang des 3. Jahrzehnts des 18. Jahrh. den Namen A. auch die Helden einer langen Reihe von Werken, welche die meist erdichteten Abenteuer und Erlebnisse weitgereister Personen in fernen Ländern schilderten. Das älteste Buch, welches jenen Titel führt, ist: «Des seltsamen Avanturier sonderbare Begebenheiten, oder Corn. Paulsons Lebensgeschichte» (Lpz. 1724). Die meisten erschienen um die Mitte des 18. Jahrh. Ein Verzeichnis gibt Gräße im «Trésor de livres etc.» (Bd. 1, Dresd. 1858).

Aventurin oder Avanturin heißt in der Mineralogie eine rötlich-braune Varietät des Quarzes, welche entweder durch zarte, mit Eisenoder erfüllte Sprünge oder eingesprengte kleine Glimmerschüppchen, wodurch die Lichtstrahlen mannigfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Seinen Namen hat er von der Ähnlichkeit mit gewissen schillernden Glasflüssen erhalten, welche durch Zufall (par aventure) dargestellt wurden. Man findet ihn am Ural, in Steiermark, in der Gegend von Madrid u. s. w., und er wird zu Ringsteinen, Ohrgehängen, Dosen u. dgl. verarbeitet. Der Aventurinfeldspat oder Sonnenstein, welcher von Archangel und Ceylon stammt, auch in der Nähe des Baikalsees und von besonderer Schönheit bei Tvedestrand am Christianiafjord gefunden wird, ist eine Varietät des Oligoklases (einer Art triklinen Feldspats), die kleine gelblich-rote Täfelchen von Eisenglanz eingeschlossen enthält und deshalb goldglänzendes Licht reflektiert.

Aventurine, eine dem Aventurin an Ansehen ähnliche Art Steingut, bei deren Fabrikation unter die Thonmasse etwas Goldglimmer gemischt wird.

Aventuringlas (bisweilen Goldfluß genannt) ist der Name einer Glassorte, welche auf dem Bruche und auf geschliffenen Flächen an unzählig vielen Punkten einen starken und eigentümlichen Lichteffekt zeigt, wie es bei dem natürlichen Aventurin (s. d.) der Fall ist. Die kleinen, das Licht reflektierenden Flitterchen liegen in einer anscheinend hellbraunen Glasmasse, die nach einer Untersuchung von P. Ebell eine Lösung von metallischem Kupfer in Glas ist, aus welcher sich beim Abkühlen krystallinische Abscheidungen von Kupfer gebildet haben. Das A. wurde früher nur in den Glasfabriken der Insel Murano bei Venedig dargestellt und zu Schmuckobjekten der verschiedensten Art verarbeitet. In neuerer Zeit wird es in England, Frankreich und Deutschland fabriziert und ist als Zier- und Dekorationsgegenstand wieder in verdiente Aufnahme gekommen, nachdem Pettenkofer die Darstellungsmethode beschrieben hat. Diese besteht im wesentlichen darin, daß man eine Hämatinonmasse (s. Hämatinon) mit Eisenfeile versetzt und nach dem Schmelzen möglichst langsam erkalten läßt. Ein dem A. ähnliches Glas ist das von Pettenkofer dargestellte Astralit (s. d.). Vgl. die «Handbücher der chem. Technologie» von R. Wagner (Lpz. 1875), F. Knapp (Braunschw. 1874); Kerl u. Stohmann [Muspratt], «Encyklopäd. Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 3, Braunschw. 1875).

Avérnus (grch. Aornos, d. i. der Vogellose), ital. See in der Nähe von Cumä, Puteoli und Bajä (jetzt Lago d'Averno), ist bis 56 m tief und fast ganz von steilen und waldigen Höhen eingeschlossen. Seine mephitischen Dünste töteten angeblich die darüberfliegenden Vögel. Hierher verlegte man Homers Eingang in die Unterwelt. Hier waren der Hain der Hekate und die Grotte der berühmten cumäischen Sibylle, welchen Namen auch jetzt eine der Grotten am südl. Ufer des Sees führt. Agrippa ließ zur Zeit des Augustus die dichten Wälder lichten und durch Cocceius einen Tunnel nach Cumä führen, welcher die Verbindung mit dem Lucrinersee und dem Meere herstellte, aber durch die Entstehung eines Vulkans in der Nähe, des Monte nuovo, fast völlig verschüttet wurde.

Averrhoa *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Oxalideen. Man kennt nur zwei Arten, welche beide in Ostindien und China wachsen und nicht selten in den Warmhäusern ihrer merkwürdigen Früchte halber gezogen werden: A. Bilimbi *L.* und A. Carambola *L.* Beide sind Sträucher mit gefiederten Blättern und in Trauben gestellten purpurnen Blüten, welche aus einem kleinen, fünfblätterigen Kelche und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen. Aus dem fünfkantigen Fruchtknoten entwickelt sich eine eiförmige, tiefgefurchte, fünffächerige Beere, deren Fächer zwei Samen enthalten und mit einem sauern Brei erfüllt sind. Die Früchte der kultivierten A. Carambola werden eingemacht und gegessen; sie haben einen weinsäuerlichen Geschmack; die Früchte des wild wachsenden Baums sind so sauer, daß man sich in Ostindien derselben zum Einpökeln des Fleisches bedient.

Averrhoës oder Averroes, eigentlich Ibn-Roschd (Abul-Walid Mohammed Ibn-Ahmed Ibn Mohammed Ibn-Roschd), der berühmteste Philosoph der Araber, wurde 1126 (520 d. H.) zu Cordova in Spanien geboren, wo sein Vater das Amt eines Oberrichters und Mufti bekleidete. Er genoß den Unterricht der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner

Zeit und stand in vertrautem Verkehr mit dem Theosophen Ibn-el-Arabi und den berühmten Gelehrten Ibn-Tofail (Abubaces) und Ibn-Zohr (Avenzoar). Wegen seiner Talente und Kenntnisse erhielt er unter dem almohadischen Sultan Jussuf (1163—84) die höchsten Ehrenämter und wirkte bald in Marokko, bald in Sevilla oder Cordova. Auch bei dessen Nachfolger Almansur-Billah stand A. anfangs in hoher Gunst, doch wurde er von seinen Neidern der Abweichung von den Lehren des Koran beschuldigt. A. fiel deshalb bei Almansur in Ungnade, wurde seiner Ämter entsetzt und lebte verbannt zu Elisena oder Lucena bei Cordova. Nach einigen Jahren, als der Sultan selbst an den philos. Studien Interesse gefunden, ward er wieder an den Hof nach Marokko berufen und mit Gunstbezeigungen überhäuft; allein er starb bald darauf 12. Dez. 1198 zu Marokko. A. übersetzte (aus dem Syrischen) und erläuterte die Schriften des Aristoteles mit tiefer Einsicht; doch läßt sich in seinen Arbeiten, wie bei den meisten der arab. Philosophen, der Einfluß der alexandrinischen Ansichten, wie sie in den Kommentaren des Ammonius, Themistius u. a. niedergelegt sind, nicht verkennen. Gegen die arab. Orthodoxen, besonders gegen Algazali, trat er als rationalistischer Verteidiger der Philosophie auf. Die meisten seiner Schriften (Veneb. 1489) sind nur in lat. Übersetzungen erhalten. Seine Kommentarien zum Aristoteles erschienen lateinisch in einer Ausgabe des Aristoteles (11 Bde., Veneb. 1560). Auch schrieb er eine Art mediz. Systems, welches unter dem Namen «Colliget» (eine Verstümmelung des arab. Titels «Kulliyat», d. i. das Ganze, System) in das Lateinische übersetzt und öfters gedruckt wurde (Veneb. 1482 und 1514). Viele seiner Schriften sind auch ins Hebräische übersetzt worden. In der christl. Kirche erlangte die Philosophie des A. bereits im 13. Jahrh. Bedeutung, wiewohl namentlich seine pantheistische Lehre von der Einheit des wirksamen Prinzips im Universum von den Scholastikern oft als Irrtum verworfen, auch die Astrologie als Averrhoismus bezeichnet wurde. Außerdem hat sich A. auch durch astron. Beobachtungen, wie z. B. über Sonnenflecke, verdient gemacht. Vgl. Renan, «A. et l'Averroisme» (Par. 1852; 2. Aufl. 1861); H. Ritter, «Geschichte der Philosophie» (2. Aufl., Bd. 8, Hamb. 1845); Lasinio, «Studii sopra Averroe» (Flor. 1875). Die wesentlichsten Verdienste um die genauere Kenntnis der philos. Schriften des A. hat sich M. J. Müller erworben, welcher die Publikation des arab. Textes der «Philosophie und Theologie von A.» (Münch. 1859) unternahm, deren treffliche Übersetzung (Münch. 1875) nach Müllers Tode von der Bayrischen Akademie veröffentlicht wurde.

Avers (frz. effigie, engl. obverse) heißt die Vorder- oder Hauptseite einer Münze. Gleichbedeutend sind die Bezeichnungen Kopf- und Bildseite, weil die Anwesenheit des Bildes des Regenten, resp. des Namenszugs desselben, oder ein allegorisches Bild (z. B. der Freiheit) das Charakteristische ist. Die Rück- oder Kehrseite der Münze heißt Revers.

Avers, ein Hochthal im Bezirk Hinterrhein des schweiz. Kantons Graubünden, liegt nördlich vom Bergell, westlich vom Oberhalbstein und öffnet sich mit seiner untern Stufe, dem Ferrerathal, unterhalb der Felsenge Rofna gegen das von der Splügenstraße durchzogene Schamserthal. Rings von teilweise vergletscherten, über 3000 m hohen Bergmauern (Piz-Platta 3386 m, Gletscherhorn 3106 m, Blesehorn 3048 m) umgeben, mit den benachbarten Thälern nur durch rauhe Bergpfade (Passo della Duana 2800 m, Forcellina 2673 m, Stallerberg 2584 m) verbunden, ist das A. ein stilles, wenig besuchtes Wiesenthal, ziemlich einförmig, im obern Teile baumlos, ohne Feldbau, aber mit üppigem Graswuchs, reich an Gemsen, Murmeltieren, Schnee- und Steinhühnern, hier und da auch von Bären heimgesucht. Der Thalbach, der Averserbach oder der Avnerrhein, ein wildes Bergwasser, entspringt mit zwei Quellen im Jufer- und im Bregalgathale, durchfließt in tiefer Rinne zwischen den steilen Grashalden der Thalflanken das A., empfängt links den Madriserrhein und an der Grenze von A. und Ferrera den Leibach aus dem ital. Val di Lei, durchbricht dann die Felsklüfte des Ferrerathals, in welchen er eine Reihe prächtiger Stromschnellen und Wasserfälle bildet, und mündet nach 30 km langem Laufe 2,5 km oberhalb Andeer in den Hinterrhein. Der Weg, welcher hier von der Splügenstraße in südöstl. Richtung gegen das A. abzweigt, ist anfangs ein leidliches Fahrsträßchen, verwandelt sich aber bald in einen beschwerlichen steinigen Fußpfad, der, mehrmals das Ufer wechselnd, bald hoch über dem Flusse, bald dicht an demselben hin, an Wasserfällen, verlassenen Hüttenwerken und verfallenen Hohöfen vorbei, durch die waldige und felsige Schlucht des Ferrerathals über Außer-Ferrera 1321 m und Canicul 1480 m hinansteigt, um die offenere und zahmere Oberstufe des A. zu gewinnen. Mit seinem Seitenthale Madris zählt das A. in mehrern Dörfchen, Weilern und einzelnen Höfen 259 E. deutscher Zunge und reform. Konfession, deren einzige Erwerbsquelle die Alpwirtschaft ist. Der Hauptort Cresta mit der Thalkirche liegt 1949 m über dem Meere auf der rechten Thalseite am Fuße des Weißbergs, 2933 m, und ist das höchste Pfarrdorf der Alpen, wie der 6,5 km südöstlich von Cresta gelegene Weiler Juf, 2133 m, das höchste Winterdorf Europas ist. Im S. von den Italienern des Bergell, im O. von den Italienern und Romanen des Oberhalbsteinthals, im N. von den Romanen des Ferrerathals und im W. von den Italienern des Val di Lei umgeben, bilden die Averser oder Avner eine deutsche Sprachinsel, deren Ursprung von den einen auf Einwanderung freier Walser, von den andern auf eine hohenstaufische Kolonie zum Schu[illegible] der Pässe zurückgeführt wird.

Aversa, im Altertum Atella, Stadt in de[illegible] ital. Provinz Caserta (ehemals Terra di Lavoro) 15 km nördlich von Neapel, an der Eisenbahn na[illegible] Caserta (Foggia), in einer orangen- und weinrei[illegible]chen, mit schönen Villen bedeckten Gegend, ist g[illegible] gebaut, Sitz eines Bischofs, hat als Gemeind[illegible] (1880) 20832 E., eine Kathedrale mit Kuppel [illegible] normann. Stil, neun Pfarrkirchen und viele Kl[illegible]ster, eine treffliche Irrenanstalt (Morotrofio) u[illegible] ein ausgezeichnetes Waisen- und Findelhaus (Sa[illegible] Lorenzo). Die Stadt ist berühmt durch ihren mo[illegible]sierenden Weißwein (Asprino), ihre vortreffliche[illegible] Früchte, Melonen und Mandelkuchen, auch Ölb[illegible] und Seidenzucht. Das alte Atella, früher von [illegible]kern, dann von Campanern bewohnt, mußte sein[illegible] Abfall zu Hannibal schwer büßen, indem an [illegible] Stelle der nach Calatia verwiesenen Bewoh[illegible]

Neubürger aus Nuceria kamen. Später wurde es röm. Municipium. Der an sich unbedeutende Ort verdankte seine Berühmtheit den Atellanen (s. d.). Die Barbaren der Völkerwanderung zerstörten die Stadt. An ihrer Stelle wurde das jetzige A. 1027 von den Normannen auf einem ihnen vom Herzog Sergius III. von Neapel geschenkten Gebiet erbaut; Kaiser Konrad II. bestätigte ihrem Führer Rainulf, der ihn als Lehnsherrn anerkannte, 1038 den Titel eines Grafen von A. Die Grafschaft wurde 1061 mit dem beim Papste zu Lehn gehenden Fürstentum Capua vereinigt. Im J. 1345 wurde zu A. Andreas von Ungarn, Gemahl der Königin Johanna I. von Neapel, ermordet.

Aversen der Zollausschlüsse (s. d.) heißen die Beiträge, welche die außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze liegenden Gebiete des Deutschen Reichs an Stelle der Zölle und Verbrauchssteuern nach Art. 38 der Reichsverfassung zu den Ausgaben des Reichs zu leisten haben. Die Berechnung der A. erfolgt nach dem Verhältnisse der ortsanwesenden Bevölkerung zu den Nettoeinnahmen des Reichs an Zöllen und Verbrauchssteuern, jedoch dergestalt, daß zur Ausgleichung der höhern Verbrauchsfähigkeit der städtischen Bevölkerung der Zollausschlüsse für diese noch ein Zuschlag in Ansatz kommt, welcher z. B. in Bremen und Hamburg 5 Mark, in Altona, Wandsbeck, Bremerhaven, Geestemünde und Brake 3 Mark für den Kopf beträgt. An dem in den Reichshaushalts-Etat unter den Einnahmen einzustellenden Erträgnisse der A. haben, insofern dieselben die Steuern von Branntwein und Bier ersetzen sollen, Bayern, Württemberg und Baden, insofern sie zum Ersatze der Steuer von Bier dienen, Elsaß-Lothringen keinen Teil, weil diese Staaten in Bezug auf die genannten Objekte sich nicht in der Steuergemeinschaft befinden.

Aversion (lat.), das Sichabwenden von etwas; Abneigung, Widerwille, Ekel; auch eine rhetorische Figur (Art der Apostrophe), wodurch man den Angeredeten vom vorliegenden Gegenstand ablenkt.

Aversionalquantum nennt man eine als Inhalt einer Gegenleistung bei Verträgen gedachte Geldsumme, welche ohne nach den einzelnen Bestandteilen des dafür zu Empfangenden gemessen zu werden (per aversionem = abgewandten Gesichts), in Bausch und Bogen, in runder Summe bewilligt wird. Besonders wichtig ist der Kauf in Bausch und Bogen, da für diesen hinsichtlich der Gewährleistung des Verkäufers besondere Grundsätze gelten, während im übrigen noch die Partikularrechte den Aversionalkauf nicht anders als den gewöhnlichen Kauf, behandeln.

Avertieren (frz.), benachrichtigen, aufmerksam machen, einen Wink geben.

Avertissement (frz.), Benachrichtigung, Ankündigung, bildet bei den militärischen Kommandos denjenigen in der Regel gedehntern Teil, welcher dem eigentlichen Ausführungskommando, meist einem kurzen Worte oder einer Silbe, vorausgeht und auf dieses vorbereitet. Beim Kommandieren wird zwischen dem A. und dem Ausführungskommando eine kurze Pause gemacht, z. B. «Bataillon — Halt», «Mit Zügen rechts schwenkt — Marsch». Höhere Befehlshaber, wie Brigade- und Regimentskommandeure, geben nur Avertissementskommandos, welche von den Führern der taktischen Einheiten, wie Bataillons-, Eskadronskommandeuren, aufgenommen werden. A. können auch durch Signale gegeben werden. — Über das A. in der franz. Preßpolizei s. Presse und Preßgesetzgebung.

Avertissementsposten sind die im Sicherheits- und Kundschaftsdienst vorgeschobenen Posten; sie stehen ohne Rücksicht auf die eigentliche Postenkette auf Punkten, von denen aus eine besonders gute Beobachtung möglich ist (wie hohe Berge, Türme u. s. w.), sind mit Fernröhren ausgerüstet und verfügen behufs rascher Mitteilung ihrer Nachrichten an den Kommandierenden über berittene Ordonnanzen, ein Signalsystem oder eine Telegraphenlinie. Im kleinern Maßstabe heißen A. diejenigen Posten, welche die Feldwachen in weniger übersichtlichem Terrain aussetzen, um einen Überblick über die eigentliche Postenkette zu erhalten und über deren Vorhaben rasch informiert zu werden. In Belagerungsbatterien und Festungswerken stellt man A. auf, um das Einschlagen feindlicher Geschosse rechtzeitig zu erfahren.

Avesnes, bis 1867 befestigte Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Nord, an der Helpe und der Nordbahn, zählt (1876) 4636 E. und besitzt eine im 16. Jahrh. restaurierte, mit einem 60 m hohen, viereckigen, krenelierten Turme und achteckiger Kuppel versehene Kirche, ein Museum, eine Bibliothek, ein Kommunal-Collége, eine Archäologische und eine Ackerbaugesellschaft. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Öl, Seife, Met, Nägel, Quincaillerie, Salzraffinerie, desgleichen Brauerei und Lohgerberei, und betreibt Handel mit Holz, Marmor, Schiefer, Kalk, Leinen, Hopfen, Leder, Steinkohlen, Wein und Branntwein. Der Ort ist im 11. Jahrh. entstanden, bildete früher eine eigene Herrschaft im Hennegau, wechselte aber mehrfach den Herrn und kam 1432 an Burgund. Nach Karls des Kühnen Tode wurde A. 1477 von Ludwig XI. erobert und zerstört, gelangte jedoch an das Haus Habsburg; 1559 nahmen es die Spanier, 1580 die Holländer ein. Im Pyrenäischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten und dann von Vauban neu befestigt. Am 21. Juni 1815 von den Preußen beschossen, mußte es sich infolge der Explosion des Hauptpulvermagazins und der Zerstörung der Mauern an demselben Tage ergeben.

Avésta (die heiligen Schriften der Parsen), s. Zend-Avesta.

Avesta, Kirchspiel und bedeutendes Eisenwerk im südöstl. Teil der schwed. Landschaft Dalarne (Län Kopparberg), an dem Dal-elf; öfters als Flecken genannt. Nach A. ward seit alter Zeit das Kupfer von Falun geführt, um hier gereinigt zu werden; 1644—1831 wurden zu A. sämtliche Kupfermünzen Schwedens geprägt.

Aveyron, Fluß im südl. Frankreich, entspringt am Fuße des Kalkbergs Tour de Sermeillets, im SO. von Séverac, durchfließt in vorherrschend westl. Richtung das nach ihm benannte Departement und fällt unterhalb Montauban im Depart. Tarn-Garonne, nachdem er durch den Viaur verstärkt und 45 km vor der Mündung bei Negrepelisse schiffbar geworden, nach einem 215 km langen Laufe, auf welchem er Rodez, Villefranche, St.-Antonin und Montricoux berührt, in den Tarn und mit diesem in die Garonne.

Das Departement Aveyron, von den Depart. Hérault, Gard, Lozère, Cantal, Lot, Tarn-Garonne und Tarn umgrenzt, umfaßt die alte Landschaft Rouergue mit 8743,33 qkm Areal und

(1876) 413826 E. (gegen 402474 im J. 1872, Zunahme 2,8 Proz.) und bildet einen der gebirgigsten Teile Frankreichs. Zwischen dem Hochlande der Auvergne und den Cevennen gelegen, neigt sich die Vorterrasse der Rouergue nach SW. zur Garonne hin, deren Stromgebiet das Departement zugehört. Zwischen den von O. nach W. strömenden Flüssen Lot mit Truyère und Dourdou, A. mit Viaur, und Tarn mit Jonte, Dourbie, Cernon, Dourdou und Rancé setzen vielarmige Verzweigungen des Cevennensystems quer durch das Land, von denen im N. des Lot das Aubracgebirge bis 1451 m hoch ist, zwischen Viaur und Tarn das wildzerrissene Plateau Lévezou 1100 m erreicht. Merkwürdige pyramidale Felsbildungen zeigen sich zwischen Tarn, Jonte und Dourbie im SO. des Departements, während im S. die Hochebene durch zahlreiche Grotten, z. B. bei Rochefort, charakterisiert wird. Den typischen Charakter des Landes bilden die Causses (s. d.), die ausgedehnten hohen Kalkplateaus, ohne Wald, ohne Wasser und ohne Menschen, nur reich an aromatischen Kräutern, die vortreffliches Schaffutter sind. 21 Proz. des Bodens sind unfruchtbar, 40 Proz. ackerbar, 15 Proz. Wiesen. Das Klima ist zwar gesund, doch, namentlich im O. und N., kalt und rauh. Nur im mildern W. liefert der Weinstock einen mittelmäßigen Wein, während nördlich des Lot nur Roggen und Hafer, in den übrigen Thälern auch andere Cerealien, Obst, Kastanien, Kartoffeln und Trüffeln gedeihen. Zwei Dritteile des Bodens sind unbebaut; dennoch reicht die Ernte aus, und das unbebaute Land bietet Weiden für die zahlreichen Herden von Rindern, Ziegen und Schafen, welche nebst der Schweinezucht die Hauptnahrungsquelle der Gebirgsbewohner ausmachen. Die Schafe liefern jährlich nicht nur an 2 Mill. kg Wolle zur Ausfuhr, sondern auch Milch zur Bereitung von Käse, welche als Käse von Roquefort in den Handel kommen und einen jährlichen Umsatz von 1 Mill. Frs. erzielen. Bedeutend ist der Reichtum des Landes an Mineralien und Mineralquellen; doch ist die Ausbeutung von Metallen jetzt geringer als in frühern Zeiten. Neben Steinkohlenlagern, welche 1873 über 7 Mill. Ctr. lieferten, und großen Kalkflötzen findet sich vornehmlich Eisen und Alaunschiefer, sowie auch Blei, Kupfer, Zink, Vitriol, Antimon. Ein beträchtlicher Teil der Einwohner ist mit dem Bergwerks- und Hüttenbetrieb beschäftigt. Außerdem finden sich vorzüglich Papiermühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Gerbereien, Wollzeug- und Teppichwebereien u. s. w. In dem Departement, welches in die fünf Arrondissements Rodez, Milhau, Villefranche, Ste.-Affrique und Espalion zerfällt, verzweigen sich die Orléansbahn und die Südbahn. Sitz der Departementalbehörden sowie eines Bischofs ist Rodez.

Avezzano, Stadt in der ital. Provinz Aquila (ehemals Abruzzo ulteriore II), Bezirkshauptort, 35 km von Aquila, am Nordende des fast ausgetrockneten Fucinersees, zählt (1880) als Gemeinde 6556 E. Zwischen A. und dem südlicher gelegenen Luco liegt der Emissar des Kaisers Claudius, der 6 km lange, 3 m breite, bis 3,9 m hohe unterirdische Kanal, der mit einem 19,5 m hohen Thor gegen das 13 m tiefer gelegene Flußbett des Liri mündet; seit 1862 ist derselbe geräumt und der Boden des Sees der Kultur übergeben.

Avianus, richtiger als **Avienus**, lat. Fabeldichter, lebte wahrscheinlich zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Es wird ihm eine Sammlung von 42 Äsopischen Fabeln in lat. Sprache und elegischem Versmaße beigelegt, die aber der ältern, unter dem Namen des Phädrus (s. d.) bekannten Sammlung sowohl in Hinsicht der Sprache als der Darstellung weit nachsteht. Herausgegeben wurde diese Sammlung von Nevelet in der «Mythologia Aesopica» (Heidelb. 1610), Cannegieter (Amsterd. 1731), Lachmann (Berl. 1845) und Fröhner (Lpz. 1862). Vgl. L. Müller, «De Phaedri et Aviani fabulis» (Lpz. 1875).

Avicenna, eigentlich Abu Ali al-Husain Ibn Abd-Allah **Ibn-Sina**, berühmter arab. Philosoph und Arzt, wurde zu Affchema, einem Flecken in der Nähe der zu Bokhara gehörenden Stadt Charmatia, 980 geboren und studierte zu Bokhara Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medizin. Er war Leibarzt bei mehrern Herrschern der samanidischen und dailemitischen Dynastien, auch eine Zeit lang Vezier in Hamadan, zog sich aber dann nach Ispahan zurück und starb auf einem Zuge des Emir Ala-ed-Daula gegen Hamadan 1037. A. hinterließ eine Menge Schriften, unter denen sein im wesentlichen an Galen sich anschließendes System der Medizin «Kanun fi'l Tibb» den größten Ruf erlangte. Dasselbe zeichnet sich weniger durch Originalität aus als durch die zweckmäßige Anordnung und Auswahl aus den Schriften der griech. Ärzte zu einer Zeit, wo die Kenntnis des Griechischen noch wenig verbreitet war. Auch dem A. waren die griech. Ärzte nur durch arab. Übersetzungen zugänglich. Der arab. Text jenes «Kanun» ist vollständig nur einmal (4 Bde., Rom 1593) im Druck erschienen. Sehr zahlreich sind aber die lat. Übersetzungen. Die älteste derselben ist die von Gerardus Cremonensis, welche mehrfach (mit Verbesserungen von Alpagus, 2 Bde., Vened. 1595) gedruckt wurde. Für die sorgfältigste gilt die von Plempius (Löwen 1658). Außerdem sind noch einige andere seiner mediz. Schriften sowie auch mehrere philosophische in lat. Übersetzungen (unter andern von Alpagus) erschienen. Ein «Poema de Logica» hat Schmölders in den «Documenta philosophica Arabum» (Bonn 1836) herausgegeben. Besonders hat A.s Schrift über Metaphysik (eigentlich ein Kommentar zur Metaphysik des Aristoteles) die Aufmerksamkeit der Scholastiker auf si[ch] gezogen. A. erweist sich in derselben als ein durc[h]aus selbständiger Denker. Von denselben Grun[d]sätzen über die ursprünglichen Begriffe des mens[ch]lichen Verstandes ausgehend, die schon sein Vo[r]gänger El-Farabi angenommen, setzt er den Begri[ff] der Möglichkeit als einen angeborenen Begriff vo[r]aus und fordert ein Subjekt für dieselbe, weil [sie] nicht als Substanz gedacht werden könne; das Su[b]jekt der Möglichkeit ist aber die Materie. Weil [ein] solches Subjekt für die Möglichkeit ohne Form ni[cht] sein kann, so folgt daraus die Ewigkeit der W[elt]. A. gibt also im Gegensatz gegen seinen Vorgän[ger] die Lehre von der Emanation der Materie a[us] Gott auf und sieht in der Hervorbringung [der] sinnlichen Welt nur eine Gestaltung des ursprü[ng]lichen Stoffs. Vgl. Häser, «Lehrbuch der Geschi[chte] der Medizin» (3. Aufl., Bd. 1, Jena 1875).

Avicennia, von Linné zu Ehren des berü[hm]ten arab. Arztes Avicenna benannte Pflanzeng[at]tung aus der Familie der Verbenaceen, besteht [...]

immergrünen Bäumen der Tropengegend mit gegenständigen, verwachsenen, ganzen, unterseits weißlichen Blättern, gestielten, achsel- und endständigen Blüten, welche einen tief fünfspaltigen Kelch und eine kleine, glockenförmig-zweilippige Blumenkrone besitzen. Die lederartigen, zusammengedrückten, einsamigen Früchtchen sind vom Kelche und den Deckblättern umgeben. Einige Arten, namentlich A. nitida *Jacq.* und officinalis *L.*, beide mit glänzenden Blättern und rosenroten Blüten, sind Ziergewächse in Warmhäusern. Die Rinde der erstern Art wird in Brasilien als Gerbemittel benutzt.

Avienus (Rufius Festus), röm. Dichter und Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. aus Volsinii in Etrurien, verfaßte außer einigen andern jetzt größtenteils verlorenen Dichtungen und den Paraphrasen der «Φαινόμενα» des Aratus, welche z. B. in den Ausgaben des Aratus (s. d.) von Buhle und Matthiä mit abgedruckt sind, zwei geogr. Gedichte, von denen die «Descriptio orbis terrae» in einer Paraphrase des geogr. Gedichts des Dionysius Periegetes in lat. Hexametern besteht, die «Ora maritima» in Jamben nur zum Teil auf uns gekommen ist. Sie enthält wertvolles, aus alten Quellen stammendes, aber mehrfach durch spätere Zuthaten entstelltes Material. Vgl. Christ in den «Abhandlungen der Bayrischen Akademie» (Bd. 11). Sämtliche Dichtungen sind von Ramirez de Prado (Madr. 1634) herausgegeben und finden sich, mit Ausnahme der Paraphrasen des Aratus, auch in Wernsdorfs Sammlung der «Poetae Latini minores» (Bd. 5). Von den beiden geogr. Dichtungen wurde die erstere von Friesemann (Amsterd. 1786), sowie von Bernhardi und von Müller in den «Geographi Graeci minores» (2 Bde., Par. 1855—61) herausgegeben.

Avigliana, Flecken bei Susa (s. d.).

Avigliano, Stadt in der ital. Provinz Potenza (Compartimento Basilicata), auf einem Hügel an dem in den Sele gehenden Bianco, 15 km nordwestlich von Potenza, ist von Tannenwäldern umgeben und zählt (1880) als Gemeinde 17 248 E., die Viehhandel treiben und Marmorbrüche bearbeiten.

Avignon (lat. Avenio), Hauptstadt des franz. Depart. Vaucluse in der Provence, am linken Ufer des Rhône, über welchen eine Kettenbrücke führt, und welcher hier die Sorgues aufnimmt, an einem Kanal der Durance und an der sich hier mehrfach verzweigenden Eisenbahn nach Lyon und Marseille, in herrlicher Ebene, ist durch ihre anmutige Lage sowie durch ihre histor. Erinnerungen eine der interessantesten Städte Frankreichs. Durch die Heftigkeit des kalten Alpenwindes ist der Ort berüchtigt. A. hat gewaltige, 1349—68 aufgeführte, meist 3,12 m starke Mauern mit zackigen Zinnen, 39 mächtigen Türmen und schönen Thoren und ist von prächtigen Baumgängen umgeben. Eine Platanenallee führt zu den Kais des Rhône. Wiewohl die Häuser gut gebaut, ist doch das Innere der Stadt unregelmäßig, winkelig, düster und schmuzig. Von den öffentlichen Gebäuden sind das Stadthaus mit got. Turme aus dem 14. Jahrh., das Hôtel Crillon in got. Stile, der erzbischöfl. Palast, das Hospital, das Theater (1846) bemerkenswert, ferner das Standbild Crillons, eines Feldherrn Heinrichs IV., und eine 1874 errichtete Statue Petrarcas. Außer einer Menge von Kirchen hatte A. früher 20 Mönchs- und 15 Nonnenklöster, sodaß es von Rabelais wegen des häufigen Glockengeläutes «la ville sonnante» genannt wurde. Noch 1762 zählte es 900 Geistliche. In der Revolutionszeit wurden viele der geistlichen Gebäude teils andern Zwecken zugewendet, teils zerstört, wie z. B. 1791 die Franziskanerkirche mit dem Grabe der vielbesungenen Geliebten Petrarcas, Laura de Sade, die hier 1348 an der Pest starb. Die schöne Synagoge brannte 1845 ab. Die Cölestinerkirche enthält das Grabmal des Papstes Clemens VII. und des heil. Bénézet, des Erbauers der großartigen Steinbrücke, welche das gegenüber im Depart. Gard liegende Städtchen Villeneuve-lès-Avignon mit (1876) 2652 (Gemeinde 2910) E. (gekrönt durch die von betürmten Mauern umgebene Abtei St.-André), zu einer Vorstadt A.s macht. Die Brücke ward 1188 vollendet, aber 1669 durch den Rhône bis auf 4 ihrer 19 Bogen und eine Kapelle des Heiligen zerstört. Jetzt führt eine Hängebrücke hinüber. Den Glanzpunkt der Stadt bilden die großartigen Bauten auf dem Roc-des-Doms, einem 58 m über den Rhône aufsteigenden Kalkfelsen, der sich gegen S. und O. allmählich zur Stadt hinabsenkt, während auf der steilen Nordseite die Patertreppe von 100 Stufen hinaufführt. Den Felsen krönt die große, aber unregelmäßig gebaute got. Kathedralkirche Notre-Dame-des-Doms, ein wahres Bollwerk von mächtigen Türmen, dessen Portal für den Rest eines Herculestempels gilt, mit dem merkwürdigen byzant. päpstlichen Stuhle aus weißem Marmor, Fresken und zahlreichen Gemälden, den Mausoleen der Päpste Benedikt XII. und Johann XXII., und dem Grabe Crillons. Etwas tiefer, am Südabhange, steht das alte, kolossale päpstl. Residenzschloß, 1339—64 aufgeführt, eine Festung von Steinblöcken, mit starken krenelierten Mauern, Türmen, Schießscharten, weiten got. Hallen, ohne Symmetrie; sie war später Sitz des päpstl. Vizelegaten, dient seit 1815 als Gefängnis und Kaserne, und hat in zwei Sälen schöne Fresken aus dem 14. Jahrh. Die Plattform des Felsen gewährt einen großartigen Rundblick, der die Ebenen der Provence mit den dunkeln, scharfgezackten Gebirgsausläufern, den rötlichen Gipfeln des Mont-Ventoux u. s. w., den Betten der Flüsse Durance, Sorgues und Gardon bis an die Cevennenkette umfaßt, am Rhône abwärts bis an die öde Camargue reicht. Die Stadt hatte im 14. Jahrh. 100 000, nach den Stürmen der Revolution 17 000 E., 1876 wieder 33 189 (Gemeinde 38 008) E. Sie ist Sitz der Departementsbehörden, eines Erzbischofs (bis 1475 eines Bischofs), dessen Diöcese das Depart. Vaucluse umfaßt, und unter dem die Bischöfe von Nimes, Viviers, Valence und Montpellier stehen. A. hat ein Lyceum, ein großes und ein kleines theol. Seminar, eine Gewerbe-, eine Zeichen- und eine Musikschule, die Académie de Vaucluse, einen botan. Garten, ein Museum, nach seinem Stifter, dem Arzte Calvet benannt, mit einer Gemäldegalerie, einer archäol. Sammlung, einer Galerie von Skulpturen und Architekturstücken des Altertums, Mittelalters und der neuen Zeit; ferner eine Porträtgalerie, ein Münz- und Naturalienkabinett, eine öffentliche Bibliothek von 85 000 Bänden und 2500 Manuskripten; das naturhistor. Museum «Requin» mit großer Bibliothek, eine Acker- und Gartenbaugesellschaft und einen Verein für Kunstfreunde. Die 1303 gestiftete Universität wurde 1794 aufgehoben. Seit 1857 besitzt die Stadt ein prot. Bethaus und eine prot. Schule.

Die Bevölkerung unterhält Seiden- und Baumwollspinnereien, Samt-, Florence-, Taffet-, Indiennes- und andere Fabriken, bedeutende Färbereien und Gerbereien, Krappmühlen, Kanonen- und Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Buchdruckereien u. s. w., liefert Papier, Ackergeräte, Blech-, Kupfer- und andere Metallwaren, geschätzte Herren- und Damenhüte, Posamentierwaren u. s. w., und treibt starken Garten-, Agrumi-, Krapp-, Obst-, Wein- und Seidenbau sowie Bienenzucht und sehr lebhaften Handel mit Seide, Wein, Branntwein, Olivenöl, Getreide und Mehl. Die Seidenindustrie beschäftigt 12—14000 Arbeiter und liefert jährlich Waren im Wert von 1½ Mill. Frs. Für Getreide ist A. das Entrepôt für die Provence, Nieder-Dauphiné und Languedoc; auch werden daselbst die Ladungen der zur Ausfuhr kommenden Weine des Departements gemacht. Von großer Wichtigkeit für die Färbereien der Stadt ist die Kultur der Gelbbeeren oder **Avignonkörner** (Graines d'Avignon) und insbesondere des Krapp (Garance), den man teils in den Handel bringt, teils zur Färbung der roten Hosenstoffe der franz. Armee verwendet. Dieses wichtige Produkt, das dem Departement jährlich über 15 Mill. Frs. einbringt, verdankt A. einem landesflüchtigen Perser, Jean Althen, dessen Vater Gesandter des Schah Thamas Kuli-Chan war, und der 1765 in Armut starb; sein Standbild steht in den Gartenanlagen beim Dom. Die Anmut und Schönheit der Frauen von A. wird allgemein gerühmt.

A. war die Hauptstadt der gallischen Cavares und bietet nebst der Umgegend noch viele Überreste aus der Römerzeit dar. Im Mittelalter war es mit seinem Gebiete eine Grafschaft, welche die Päpste, die bereits die Grafschaft Venaissin 1273 von König Philipp III. zum Geschenk erhalten hatten, von Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, 1348 ankauften. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vizelegaten und besaß sie bis 1790, wo nach mehrern stürmischen und blutigen Auftritten (zuletzt 16. Okt. 1791) die Stadt mit ihrem Gebiete sich an Frankreich anschloß. Im Frieden von Tolentino (19. Febr. 1797) leistete dann der Papst auf A. und Venaissin förmlich Verzicht. Merkwürdig ist A. in der Kirchengeschichte, indem auf Anordnung König Philipps IV. von Frankreich Papst Clemens V. und dessen sechs Nachfolger bis Gregor XI. von 1305—78 ihren Sitz daselbst nehmen mußten. Später residierten bis 1409 in A. noch mehrere nichtanerkannte Päpste. Auch wurden zu A. zwei Kirchenversammlungen, 1326 und 1337, gehalten. Am 2. Aug. 1815 wurde in Avignon der Marschall Brune ermordet. Vgl. Penjon, «A., la ville et le palais des papes» (Besançon 1878).

Avignonbeere, s. Gelbbeere.

Avila, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz, welche die südlichste Ecke Altcastiliens umfaßt und auf 7722 qkm (1877) 180457 E. zählt. Die Stadt, eine Ciudad von (1877) 9199 E., Sitz eines Bischofs, liegt zwischen den Ketten des Scheidegebirgs, am Fuße der **Sierra de A.** und an der Adaja 1144 m über dem Meere, und ist mit Madrid durch die Nordbahn verbunden, welche von hier aus die Sierra Guadarrama ersteigt. A. ist von alten wohlerhaltenen, 13 m hohen, 4 m dicken Mauern mit 86 Türmen und 10 Thoren umgeben, hat gutgepflasterte, aber krumme Straßen und, wegen der schwarzen Farbe des Gesteins, aus dem die stattlichen Häuser erbaut, ein düsteres Ansehen. Der Ort besitzt ein Instituto, ein Seminar, ein Spital und eine sehenswerte Kathedrale mit einer unterirdischen Kapelle und viele andere Kirchen. Es besteht hier eine königl. Wollspinnerei; im übrigen ist die Industrie ohne Bedeutung. Merkwürdigkeiten sind ein Quemadero oder Verbrennungsort der Inquisition und große, von Menschenhand in Form von Tiergestalten bearbeitete Granitblöcke. Dergleichen seltsame Denkmäler uralter Bildhauerkunst finden sich auch im SW. der Provinz, in der Nähe der Sierra de Gredos. Die berühmtesten sind die Stiere bei **Guisando**, einem Städtchen von 852 E. mit malerisch gelegenem Kloster. A. kommt seit dem 4. Jahrh. unter dem Namen **Abela** oder **Abula** (Abyla) als Bistum des Erzstifts Emerita (Merida) vor. Priscillianus war daselbst Bischof. Hier wurde 1465 die Versammlung des castil. Adels zur Entthronung Heinrichs IV. und zur Wahl seines Bruders Alfonso und 29. Juli 1520 die Junta des Heiligen Bundes unter Leitung von Juan Padilla gehalten. Die 1482 gestiftete und 1638 erweiterte Universität im Collegio des heil. Thomas ist 1807 eingegangen.

Avila (Gil Gonzales de), span. Geschichtschreiber, geb. um 1577 in Altcastilien, war Jesuit und Kanonikus zu Salamanca, auch königl. Chronograph in Castilien und Indien und starb 25. April 1658. A. hat sich als Verfasser mehrerer histor. Werke einen Namen erworben, unter denen die «Historia de la vida y hechos del rey Don Henrique III. de Castilla» (Madr. 1638) sowie die «Historia de la vida y hechos del monarca D. Felipe III.» (in Mendozas «Monarqhia de España», Bd. 3, Madr. 1770), die «Historia de Salamanca» (Salam. 1606) und das «Teatro eclesiastico de la primitiva iglesia de las Indias Occidentales» (2 Bde., Madr. 1649—56) viele schätzbare Nachrichten enthalten.

Avila (Juan de), span. Kanzelredner, geb. 150 zu Almodovar-del-Campo, predigte über 40 Jahr in Andalusien, weshalb er den Beinamen des Apo stels von Andalusien erhielt, und starb 10. Ma 1569. Unter seinen Schriften sind vorzüglich da «Epistolario espiritual» (Madr. 1578 u. öfter, auc in Bd. 13 der «Biblioteca de autores españoles» sowie die Abhandlungen über Selbsterkenntni über das Gebet und andere religiöse Gegenstän voll Beredsamkeit und in reiner Prosa geschrieben Seine «Obras» wurden von Diaz (2 Bde., Mad 1595 u. öfter) gesammelt und von Schermer in Deutsche übertragen (Bd. 1—5, Regensb. 1856 fg.

Avila y Zuñiga (Don Luiz de), span. Diploma General und Geschichtschreiber, geb. zu Placenc um 1490, genoß das Vertrauen Karls V., der i mit Gesandtschaften an die Päpste Paul IV. u Pius IV. betraute und zum Großmeister des cantaraordens ernannte. Er begleitete den Kai auf seinen Kriegszügen nach Afrika und gegen d Schmalkaldischen Bund, und befehligte 1552 Kavallerie bei der Belagerung von Metz. Sein als Historiker gründet sich auf seine Geschichte Schmalkaldischen Kriegs, den er zwar nicht unp teiisch, aber geistreich und bündig in einfacher, tiger und lebendiger Sprache beschrieb. Das wurde unter dem Titel «Commentarios de guerra de Alemaña, hecha por Carlos V. en 1 y 1547» zuerst 1547 in Spanien, dann sehr

(Amsterd. 1550 u. s. w.) in span. Sprache gedruckt, vom Verfasser selbst auch italienisch bearbeitet (Vened. 1548 u. öfter) und mehrfach in das Lateinische, Französische und andere Sprachen übersetzt, ins Deutsche vom Herzog Philipp Magnus von Braunschweig (Wolfenb. 1552) und neuerdings von einem Ungenannten (Berl. 1858).

Avilés, Küstenstadt in der span. Provinz Oviedo (Asturien), 28 km im Norden von Oviedo, nächst Gijon der bedeutendste Hafenplatz der Provinz, liegt malerisch in einem Hügelgelände im Hintergrunde und am westl. Ufer der Ria (Bucht) von A., über welche eine lange, prächtige Steinbrücke führt. Die Stadt zählt (1877) 8979 E., hat zwei Pfarrkirchen, drei Klöster, ein Spital, ein Kastell, eine mathem.-nautische Schule, mehrere schöne Gebäude und Gärten. Die Industrie besteht in Weberei, Töpferei und Kupferschmiedearbeiten. Im Stadtgebiet, bei Villalegre, liegt eine große Kupferhütte. Im 9. Jahrh. wird hier das Kloster Abelia genannt, in dem König Alfons II. gefangen saß.

Avis (frz.), Advis, Bericht, bezeichnet im Handel die Berichte über Waren und Geldsendungen an deren Empfänger sowie über Wechselausstellungen an den Bezogenen, über Ausstellungen von Anweisungen und Kreditbriefen an den zur Zahlung Aufgeforderten. Über die meisten und alle irgend beträchtlichen Wechsel gibt man im allseitigen Interesse der Beteiligten dem Bezogenen sogleich nach der Ausstellung einen brieflichen Bericht oder A. auf dem Postwege, damit jener sofort im Stande ist, bei der vielleicht schnell erfolgenden Vorlegung des Wechsels zur Einholung der Acceptation sich entscheidend erklären zu können, zugleich auch rechtzeitig die für die Zahlung nötigen Geldmittel herbeizuschaffen. Es ist allgemein Brauch, im Wechsel selbst des Berichts oder A. zu gedenken, was mit den Worten «laut Bericht» geschieht und von einigen Wechselgesetzen (dem niederländischen und portugiesischen, aber nicht von der Allgemeinen deutschen Wechselordnung und ebenso wenig von der französischen und englischen) ausdrücklich gefordert wird. Bei kleinern Summen behält man sich bisweilen zur Zeit der Ausstellung eine Entscheidung über den A. oder dessen Unterlassung noch vor und erteilt ihn dann etwa im nächsten, ohnedies erforderlichen Briefe an den Bezogenen, also gelegentlich. In diesem Falle sagt man im Wechsel: «laut oder ohne Bericht». Nur bei ganz kleinen Beträgen unterläßt man häufig den A. und schreibt dann im Wechsel: «ohne Bericht». Es geschieht dies sehr oft bei Anweisungen. Wenn der Wechsel «laut Bericht» gezogen ist, so muß der A. unbedingt und möglichst schleunig erfolgen, da sonst der Aussteller Gefahr läuft, daß seine Tratte vom Bezogenen zurückgewiesen werde. Der A. über Sendung von Waren, Geld oder Wertpapieren und über Ausstellung von Wechseln u. s. w. muß die betreffenden Objekte hinlänglich genau bezeichnen, und ebenso je nach Umständen die besondere Bestimmung, bei Waren die Art und die Bedingungen des Transports u. s. w. Das Schreiben, welches den A. enthält, heißt Avisbrief.

Avisation (neulat.), die Verwarnung; insbesondere Avisatio (oder Admonitio) de perjurio vitando, die Verwarnung vor Meineid, welche der Richter dem Schwurpflichtigen vor der Leistung eines Eides zu erteilen hat, entsprechend der Hinweisung von seiten des Richters auf die Bedeutung des Eides, wie solche jetzt §. 442 der Deutschen Civilprozeßordnung vorschreibt.

Avisio, Fluß im Fassathal, s. Fassa.

Aviso, Avisoschiff, ist ein leichtes Kriegsfahrzeug, welches besondere Schnelligkeit besitzt und dazu verwandt wird, Nachrichten oder Befehle von einem Hafen oder einem Schiffe zum andern zu bringen. Die A. waren früher meistens kleinere Raddampfer; in der neuesten Zeit ist es jedoch gelungen, die Schraubenmaschine so zu verbessern, daß sie den Schiffen auch auf kürzern Strecken, wo bis dahin die Räder die Oberhand hatten, unbedingt größere Schnelligkeit geben als letztere. Man baut deshalb nur noch Schraubenavisos, denen man jetzt eine Schnelligkeit von 18—20 Knoten, d. h. 32—37 km in der Stunde, zu geben vermocht hat. Die A. werden nur mit einem oder zwei Geschützen armiert, da sie für den eigentlichen Kampf zu leicht gebaut sind.

A vista (ital., bei Sicht) entspricht auf ital. Wechseln dem deutschen «auf Sicht», s. unter Sicht. — In der Musik ist es gleichbedeutend mit A prima vista (s. d.).

Avitaillement, Avitaillierung (frz.), Versorgung mit Lebensmitteln, Zufuhr, besonders von Schlachtvieh; avitaillieren, damit versorgen.

Avivieren, s. unter Färberei.

Avlona oder Awlona, ital. Valona oder Vallona, albanes. Wljones, Seestadt im türk. Wilajet Jannina, Sandschak Berat, an dem zum Adriatischen Meere gehörigen Golf von A., welchen im S. und SW. die mit dem grotesken Kap Glossa oder Linguetta (türk. Karaburnu) weithin vorspringende Halbinsel des Tschikagebirgs, die Akrokeraunische Halbinsel der Alten, begrenzt. Die Stadt ist Sitz eines türk. Sandschaks und eines griech. Metropoliten, hat eine sichere Reede und einen geräumigen, aber nicht ganz sichern Hafen, der von den im Eingange zum Adriatischen Meere von Winterstürmen überraschten Schiffen als Zufluchtsstätte benutzt wird. A. liegt in einem schmalen Thale voller Ölbäume, hat sieben zum Teil verfallene Moscheen, eine Straße im ital. Charakter und bietet das Bild trauriger Verkommenheit. Infolge der sumpfigen Umgegend grassieren hier im Sommer arge Fieber. A. zählt 6000 E., welche Waffen fabrizieren, Fischerei und Salzschlemmerei, Pech- und Teerschwelerei treiben. Der Handelsverkehr umfaßt Öl, Wolle, Lammfelle, Salz, Pech und Teer, Getreide, Bohnen und Schildkröten, deren oft 40000 Stück zum Verkauf kommen. Gegenüber liegt die Insel Sasena (Sason der Alten), im N. dehnt sich gegen die Mündung der Wojuza (Aōos) ein größerer Strandsee aus, und 15 km im S. liegt die fast unabhängige Albanesenstadt Dukades. A. ist das alte Aulon in Griechisch-Illyrien. Dasselbe spielte im Mittelalter eine Rolle in den normannisch-byzant. Kriegen, war stark befestigt, wurde 1464 von den Osmanen und 1690 von den Venetianern erobert, 1691 aber an jene zurückgegeben, nachdem die Citadelle gesprengt worden.

Avocat (frz.), s. unter Rechtsanwalt.

Avocato, Baum des tropischen Amerika, s. Aguacate.

Avocatorien, s. Avokatorien.

Avogadros Gesetz, ein wichtiger Fundamentalsatz der Chemie, welcher lautet: «Gleiche Volumina verschiedener Gase oder Dämpfe enthalten eine gleiche Zahl von Molekülen.» Dieser

bereits 1811 (von Amadeo Avogadro, geb. 1776, gest. 1856 als Professor der Physik in Turin) formulierte Satz ist für die Entwickelung der Chemie von größter Bedeutung geworden, insofern er gestattet, das Molekulargewicht sämtlicher in Gas oder Dampf zu verwandelnder Körper festzustellen. Es sei das Molekulargewicht eines Körpers m, sein spezifisches Gewicht in Dampfform d, so muß der Quotient $\frac{m}{d}$ eine für alle Körper konstante Zahl sein. Die Beobachtung hat nun ergeben, daß bei allen wohlbekannten und unzersetzt flüchtigen Körpern diese Konstante = 28,9 ist, wenn man bei der Bestimmung des Molekulargewichts vom Wasserstoff als Einheit und bei der des spezifischen Gewichts von der atmosphärischen Luft als Einheit ausgeht, während die Konstante = 2 wird, wenn man das spezifische Gewicht vom Wasserstoff als Einheit ableitet. Bezeichnet man die Konstante oder das allen Dämpfen gemeinsame Molekularvolum mit c, so ist andererseits m = d.c. Da nun das spezifische Gewicht des Dampfes mit Leichtigkeit zu ermitteln ist, so ergibt sich aus diesem auch das unbekannte Molekulargewicht eines Körpers. Die Analyse hat z. B. für das Äthyl ergeben, daß dasselbe besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar in dem Verhältnis, daß auf 2 Kohlenstoffatome 5 Wasserstoffatome kommen, demnach kann das Molekulargewicht durch die Formel C_2H_5, aber auch durch C_4H_{10}, C_6H_{15}, ... $C_{2n}H_{5n}$ ausdrückbar sein. Welches dieser Molekulargewichte das richtige sei, ergibt sich nach dem Avogadroschen Gesetz sofort, wenn man das spezifische Gewicht des Dampfes kennt. Dieses ist für das Äthyl von Frankland zu 2,04 (Luft als Einheit) ermittelt. Es ist demnach auch 2,04 × 28,9 = 58,956. Der Formel C_2H_5 entspricht das Molekulargewicht 29, der Formel C_4H_{10} das Molekulargewicht 58, der Formel C_6H_{15} das Molekulargewicht 87. Die Formel C_4H_{10} stimmt daher so nahe mit der beobachteten Größe überein, daß diese das wahre Molekulargewicht repräsentieren muß.

Avoirdupois ist der Beiname des engl. Handelsgewichts. Das Pfund (Pound) desselben wird in 16 Unzen (Ounces) zu 16 Drachmen (Drams) eingeteilt und zerfällt in 7680 Avoirdupoisgrän. Es hat eine Schwere von 7000 engl. Troygrän oder 453,59265 Gramm = 0,9072 deutsche Pfund. Der Stein (Stone) hat 14 solche Pfund, der Quarter 28, der Centner (Hundredweight) 112, das Ton 2240 Pfd. Das A. ist auch das Handelsgewicht der Vereinigten Staaten von Amerika, wo aber in vielen Plätzen (z. B. Neuyork) der Centner nur 100 Pfd., das Ton 2000 Pfd. hat. Neben diesem Handelsgewichte bedient man sich für die Wägung der Edelmetalle, Gold- und Silbermünzen und Edelsteine, sowie als Medizinalgewichts und für wissenschaftliche Zwecke des Troygewichts (s. d.). Der Ursprung des Namens A. ist nicht aufgeklärt: Averdepois oder Averdupois (letztere Schreibart kommt noch in neuerer Zeit vor) scheint ehemals gleichbedeutend gewesen zu sein mit «average poise» und das «gemeinhin übliche», das «gewöhnliche» Gewicht bezeichnet zu haben; Avoirdupoiswaren hießen die gewöhnlichen, gemeinen, gröbern Waren. Diese Ableitung erscheint als die ungezwungenste.

Avokatorien (décrets de rappel), auch Dehortatorien, sind öffentliche Proklamationen, durch welche eine Staatsregierung ihre Angehörigen oder gewisse Klassen derselben aus einem fremden Staate oder Lande zurückruft. Die Gründe dafür sind ein feindliches Verhältnis oder beginnender Krieg mit diesem Staate, auch, weil man fürchtet, diese Angehörigen könnten in dem fremden Staate gewissen polit. Verführungen unterliegen. Aus letzterm Grunde rief Rußland seine Unterthanen nach der Julirevolution aus Frankreich, Preußen seine sämtlichen Studierenden von den ausländischen Universitäten zurück, geboten die deutschen Regierungen den ihnen angehörigen Handwerksgesellen das Verlassen der Schweiz. Gewöhnlich sind Rückberufungen dieser Art mit schweren Strafandrohungen verbunden gewesen. Eine besondere Art der A. kennt das Gesetz über Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (§. 20) und das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 (§. 68).

Avola, Hafenstadt in der sicilian. Provinz Siracusa, hat Mandel- und Zuckerrohrbau, Zuckerraffinerie, Strohmattenfabrikation und zählt (1880) als Gemeinde 12830 E.

Avold (Saint-), Kantonshauptort im Kreise Forbach, reichsländischer Bezirk Lothringen, an der Eisenbahn Saarbrücken-Metz, 43 km östlich von Metz gelegen, zählt (1880) einschließlich der Kavalleriegarnison 3110 meist kathol. E., und ist Sitz eines Amtsgerichts. Die Stadt ist sehr gewerbreich, hat eine Eisengießerei, eine Porzellanfabrik und eine Ziegelbrennerei. In der Nähe befinden sich Silber-, Kupfer- und Bleiminen.

Avon (spr. Äwönn) oder Afon (keltisch = Fluß) ist der Name von sechs Flüssen in Großbritannien, von denen drei wichtig sind. Der Upper-A., auch Stratford-A., der einzige schiffbare Fluß in der Grafschaft Warwick, entspringt bei Naseby in Northampton, fließt gegen SW. über Warwick und Stratford, wo er schiffbar wird, dann über Evesham in die Grafschaft Worcester, und mündet nach einem Laufe von 155 km bei Tewkesbury in der Grafschaft Gloucester in den Severn. Nach ihm wird Shakspeare, der in Stratford geboren und daselbst seine letzten Jahre verlebte, oft «der Schwan vom A.» genannt. — Der Lower-A. entspringt bei Malmesbury und Wooton-Basset in Wiltshire, fließt durch die Grafschaft Wilts gegen S. über Chippenham und Bradford, dann gegen NW. über Bath in die Grafschaft Somerset und über Bristol, bis wohin die größten Seeschiffe gelangen, in die Grafschaft Gloucester, und mündet 12 km unterhalb Bristol nach einem Laufe von 110 km in das Ästuarium des Severn oder den Bristolkanal. Er ist durch den Kennet- und Avonkanal, von Newbury nach Bath, mit der Themse verbunden. — Der A. von Hampshire oder Salisbury-A. entsteht mitten in der Grafschaft Wilts bei Devizes, auf der Nordseite der Salisbury-Ebene und fließt gegen S., erst in dieser Grafschaft über Amesbury, Salisbury und Downton, dann durch die Grafschaft Hants über Ringwood, und mündet nach einem Laufe von ungefähr 80 km in die versandete Bucht von Christchurch. Von Trafalgarhouse aus ist der Fluß an 37 km weit schiffbar; bei Salisbury nimmt er den Wily und Bourne auf.

Avont (Pieter van den), niederländ. Landschaftsmaler, geb. 1600 zu Mecheln, gest. 1. Nov. 1652 zu Deurne bei Antwerpen. Seine Landschaften sind geschmackvoll behandelt und mit hübschen Staffage

ausgestattet, häufig mit Figuren aus der Heiligengeschichte. Eine solche Landschaft mit der Madonna, Christus und dem kleinen Johannes, eine andere mit der von Engeln umgebenen heil. Familie, sowie eine Flora mit Genien besitzt das Belvedere in Wien, ähnliches die Liechtensteinsche Galerie daselbst. A. werden auch einige sehr geistvoll radierte Blätter zugeschrieben. Wenzel Hollar soll nach ihm gestochen haben. A. lebte zu Antwerpen und Brüssel.

Avoué (frz.), Schirmvogt, Schirmherr über Kirchengüter; dann Sachwalter, Anwalt in Civilsachen, s. unter Rechtsanwalt.

Avouieren (frz.), bekennen, zugestehen, anerkennen; das Gegenteil ist Desavouieren (s. d.).

Avoyer (frz.), in der Französischen Schweiz früher der Titel des Stadtschultheißen.

Avranches, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Manche und der alten Landschaft Avranchin in der Normandie, liegt auf einem Bergkamme über der Sée (auf deren linkem Ufer), welche westlich in die nahe Meeresbucht von Mont St.-Michel mündet. Der Ort zählt (1876) 7754 (Gemeinde 8157) E., die Kerzen-, Spitzen-, Kattun- und Kesselfabrikation, Weberei und Spinnerei betreiben, und Handel mit Cider, Getreide, Salz, Butter und Vieh treiben, hat ein Kommunal-Collége im alten bischöfl. Palast (aus dem 14. und 15. Jahrh.), ein Museum und im Garten desselben eine Statue des zu A. geborenen und bei Austerlitz gefallenen Generals Valhubert, einen botan. Garten und eine öffentliche Bibliothek von 12000 Bänden mit wichtigen Handschriften. Von der 1121 geweihten Kathedrale sind nur noch spärliche Trümmer vorhanden.

A. ist das Ingena der Abrincatuer, das Abrincatae der spätröm. Kaiserzeit (im Mittelalter Abrinca oder Abrincae), und war seit dem 5. Jahrh. bis 1791 ein Bischofssitz, seit Karl d. Gr. eine wichtige Festung. Die Stadt kam 933 an Herzog Wilhelm Langschwert von der Normandie und ward bald darauf Sitz eigener Grafen, von denen Hugo der Wolf als Lehnsmann und Mitkämpfer Wilhelms des Eroberers nach Eroberung Englands (1066) die engl. Grafschaft Chester erhielt. Unter diesem erhielt A. durch den berühmten Scholastiker Lanfranc 1040 eine wichtige Schule und hatte unter seinen Bischöfen mehrere Beförderer gelehrter Studien aufzuweisen. Später wurde A. mit der Grafschaft Mortain vereinigt und gehörte dem Hause Navarra. Der Sohn Karls des Bösen von Navarra trat 1404 die Stadt und seine übrigen Besitzungen in der Normandie für das Herzogtum Nemours an Karl VI. ab. In den engl.-franz. Kriegen mehrfach belagert und erobert, nahm es endlich Ludwig XI. In den Hugenottenkriegen wurde es wiederholt von beiden Parteien erobert, und erst 1594 unterwarf es sich Heinrich IV. nach längerm Widerstande; 1639 brach hier der Aufstand der normann. Bauern (der Barfüßer) aus, der mit der Eroberung der Stadt durch die «Blüte des Adels» blutig bestraft wurde. Im J. 1793 fiel A. zweimal in die Hände der aufständischen Royalisten der Bretagne.

Avulsion (lat.) nennt man, im Gegensatz zu der unmerklichen Landanspülung: Alluvion (s. d.), die Thatsache, daß an Ufergrundstücke Stücke eines fremden Ufergrundstücks durch Wassersgewalt angetrieben werden. Juristisch ist diese Thatsache insofern von Bedeutung, als das angeschwemmte Stück (Avulsum) nach gewisser Zeit (sobald es nämlich mit dem fremden Ufer verwachsen ist) in das Eigentum desjenigen Grundbesitzers übergeht, an dessen Grundstück die A. stattgefunden hat. (S. Accession.)

Awaren und Awarien, s. Avaren (am Kaukasus).

Awatscha, Bai an der Ostküste Kamtschatkas unter dem 52.° nördl. Br., in welche das Flüßchen A. fällt und an welcher die früher wichtige, 1855 aber aufgegebene Festung A. oder Peter-Paulshafen (s. Petropawlowsk), der Hauptort von Kamtschatka, liegt. Im Norden derselben erhebt sich der 2716 m hohe Vulkan A. oder Awatschinskaja Sopka, auch Gorälaja Sopka genannt. Derselbe raucht unausgesetzt und ist einer der thätigsten und der bekannteste Vulkan des Landes. Bei dem furchtbaren Ausbruche von 1737 bedeckte er die Umgegend mit Asche bis zu 0,3 m Höhe; ein anderer Ausbruch wird 1779 erwähnt. Bestiegen wurde der Vulkan zuerst 1787 auf der Expedition von Lapérouse durch Mongez und Bernizet, dann 1824 bei der Kotzebueschen Weltumsegelung durch den Geologen Ernst Hofmann, 1828 bei der Expedition des Admirals Lütke durch Postels und Lenz, und 1829 durch Erman. In neuerer Zeit hatte der A. einen schwachen Ausbruch 1828, einen furchtbaren 1837, einen ziemlich starken 1855. Der große Erhebungskrater, aus dem sich der dampfende Eruptions- oder Aschenkegel erhebt, ist dem Vesuv mit der Somma sehr ähnlich. Die engl. Seefahrer nennen gewöhnlich A. den nahe im N. gelegenen Vulkan Koriatskaja- oder Strjeloschnaja Sopka, der 3417 m hoch und reich an Obsidian ist.

Awehl, Aweel, Awöl, Brassica Napus *L.*, eine dem Raps und Rübsen zunächst verwandte Ölpflanze, welche mit dem Raps die blauduftigen Blätter, mit dem Rübsen die in eine Ebene gestellten Blumen gemein hat. Die untersten Blätter sind mit einzelnen steifen Haaren besetzt; die Samen halten hinsichtlich der Größe die Mitte zwischen den Raps- und Rübsensamen. Der A. wird ebenso hoch wie der Rübsen und blüht gleich diesem goldgelb. Sein Anbau als Winter- wie als Sommerfrucht hat sich seit etwa 1845 von Sachsen aus über Norddeutschland verbreitet, da er sich durch größere Unempfindlichkeit gegen das Klima vor dem Raps, durch höhern Ertrag vor dem Rübsen auszeichnet. Sein Öl ist von derselben Güte wie das der beiden genannten Pflanzen.

Ax, Acqs, Städtchen und Badeort im franz. Depart. Ariége, mit 1700 E., 42 km im Südosten von Foix, liegt am Fuße der Pyrenäen 716 m hoch, am rechten Ufer des Ariége und an der Vereinigung von drei malerischen Thälern, welche die Wildbäche Ascou, Orgeix und Mérens durchfließen. Der Ort hat 61 zum Teil sehr stark strömende Schwefelthermen von 27—77° C., die gegen chronische Hautkrankheiten und Rheumatismen, katarrhalische und nervöse Leiden u. s. w. empfohlen werden; sie sind in die Etablissements Teich-St.-Roch, Breilh und Couloubret verteilt. Die Kanonenquelle ist die heißeste. Schon König Philipp II. August ließ hier 1200 eine noch bestehende Heilanstalt für Aussätzige errichten; aber erst seit 1780 ist A. als Badeort in Aufnahme gekommen.

Axe, s. Achse.

Axel oder richtiger Absalon, Erzbischof in Lund und Bischof in Roeskilde, zugleich Minister und Feldherr des dän. Königs Waldemar I., geb. 1128, gest. zu Sorö 21. März 1201, studierte zu Paris und gewann das Vertrauen und die Freundschaft

des Königs Waldemar; diese Freundschaft dauerte bis zum Tode des Königs und ging auf dessen Sohn, König Knud VI., über. A. zeichnete sich durch Weisheit und Rechtlichkeit im Frieden sowie durch Mut und Klugheit im Kriege aus. Die wendischen Seeräuber wurden nicht nur von den Küsten Dänemarks entfernt, sondern in ihrer Heimat bekriegt und überwunden; ferner schlug er den pommerschen Fürsten Bogislav und machte ihn Dänemark lehnspflichtig. An den weisen Gesetzen Waldemars und seines Sohnes hatte er vielen Anteil. Auch förderte A. gelehrte Studien, und seiner Aufmunterung verdankt man die erste im Zusammenhang geschriebene Geschichte Dänemarks von Svend Aagesön, sowie die des Saxo Grammaticus. Durch den Bau eines befestigten Schlosses (Axelhuus) zur Verteidigung gegen die Seeräuber legte er (1167) den Grund zur künftigen Größe Kopenhagens, das damals ein Fischerdorf war und welches zu Ehren A.s zuweilen Axelstad genannt wurde. In der Kirche zu Soröe, dessen Mönchskloster er stiftete, liegt A. begraben. Die Biographie A.s schrieb Estrup (deutsch von Mohnike in Illgens «Zeitschrift für histor. Theologie», Bd. 2, Lpz. 1832).

Axenberg oder Axen, ein 1022 m hoher Bergvorsprung der Kaiserstock-Kette in den Schwyzeralpen, im schweiz. Kanton Uri, am östl. Ufer des Urnersees, des südl. Arms des Vierwaldstättersees. Der A. besteht aus Kalkstein der mittlern Jura- und der untern Kreideformation; sein Absturz gegen den See ist schroff und felsig und zeigt merkwürdige Umbiegung der Schichten. Über den A. führte früher von Brunnen im Kanton Schwyz nach Flüelen im Kanton Uri ein rauher, gefährlicher Fußweg, den im Herbst 1799 der franz. General Lecourbe mit seinen Truppen bei der Verfolgung Suworows nachts bei Fackelschein zurücklegte. Jetzt führt von Brunnen nach Flüelen die 1863—64 erbaute Axenstraße, eine der schönsten und interessantesten Militärstraßen der Schweiz, 12 km lang, und dieser folgt, dicht dem See nach, meist durch Tunnels geführt, die Strecke Flüelen-Brunnen der Gotthardbahn. Unter derselben, hart am Seeufer, erhebt sich auf einem Felsvorsprunge des A., der Tellsplatte, die Tellskapelle, 1880 neu hergestellt, an der Stelle, wo, der Sage nach, Tell sich durch einen Sprung aus dem Schiffe aus der Gewalt des Landvogts Geßler rettete. Oberhalb der Straße liegen unweit Brunnen (s. d.) auf aussichtsreicher Bergterrasse die Kurhäuser Axenstein (750 m) und Axenfels (654 m).

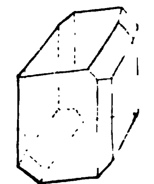
Axenie (grch.), Ungastlichkeit, Unwirtlichkeit, Mangel an Gastfreundschaft; axēnisch, ungastlich, unwirtlich, daher Pontos axĕnos, d. i. ungastliches Meer, der früheste Name des Schwarzen Meeres (s. d.).

Axillär (lat.) heißt in der Anatomie das, was sich auf die Achsel (axilla) bezieht; daher artēria axillāris, die Achselpulsader, vena axillāris, die Achselblutader. — In der Botanik bezeichnet man dagegen damit das, was sich auf den Astwinkel (ebenfalls Achsel, axilla, genannt) bezieht, also soviel wie achselständig; daher folium axillāre, ein achselständiges Blatt.

Axim, Fort im Negerland Ahanta (s. d.).

Axin, s. Axe.

Axinit, Thumerstein, nennt man ein im triklinen System mit sehr scharfen Kanten in einer durch nachstehende Figur dargestellten Form krystalli-sierendes Mineral, welches aber auch derb in scha-ligen und breitstrahligen Aggregaten vorkommt. Er ist ziemlich so hart wie Quarz, hat ein spezifisches Gewicht = 3,0 bis 3,3 und eine nelkenbraune bis rauchgraue und pflaumenblaue Farbe. Seiner chem. Zusammensetzung nach besteht er aus Kieselsäure, Thonerde, Kalk, Magnesia mit Eisen-, Manganoxyd und Borsäure. Man findet



ihn namentlich in den Alpen, wo die schönsten zu Oisans im Dauphiné und zu Scopi am Lukmanier brechen, ferner zu Thum in Sachsen, im Harz, zu Botallack in Cornwall u. s. w. Da der A. in reinen, durchsichtigen Stücken oft sehr schöne Färbung hat und auch eine gute Politur annimmt, so wird er zu Ring- und Nadelsteinen und andern kleinen Bi-jouteriegegenständen verarbeitet.

Axiōm (grch.) heißt im engern und wissenschaftlichen Sinne ein allgemeiner Satz, den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht, der also unmittelbar gewiß und aus keinem andern abzuleiten ist. Jede Vernunftwissenschaft verlangt solche Grundsätze, aus welchen alles, was zu ihr gehört, abgeleitet wird; wie z. B. die ganze Geometrie auf verhält-nismäßig sehr wenig A. beruht. Ob es ein einzi-ges, für die gesamte menschliche Erkenntnis absolu-erstes A. gebe, aus welchem alles übrige Wisse-abgeleitet werden könne, ist noch eine durch die Phi-losophie zu lösende Frage. In formeller Beziehun-müssen die logischen Grundsätze, der Satz des Wi-derspruchs, der Identität, des ausgeschlossenen Dri-ten für solche A. erklärt werden, welche nicht blo-für das menschliche, sondern für jedes Denken, wel-ches fähig ist, sich nach dem Inhalte des Gedacht-zu richten, gültig sind. Die kritische Philosoph-nimmt das Wort A. in einer beschränkten Bede-tung und versteht darunter ihre sog. synthetisch-Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anscha-licher Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die M-thematik dergleichen habe, und nennt die A. d-Philosophie nur discursive Grundsätze, deren G-tigkeit für uns durch die Form unserer Anschau-bedingt sei, wie z. B. den Satz: Jede sinnli-Empfindung hat einen gewissen Grad. Die M-thematiker nennen ihre theoretisch unmittelbar-wissen Sätze A., z. B. den Satz: Jede Größe sich selbst gleich.

Axminsterteppich (frz. moquette velou-engl. Axminster carpet), eine Art Samttep-mit langem, aufgeschnittenem Flor.

Axolotl, s. Molche. [stal

Axonometrie, Messung der Achse von K-

Axt, ein Werkzeug, welches beim Fällen Bäume, zum Holzspalten und von den Zimme-ten zum Behauen des Holzes gebraucht wird. die erstern beiden Zwecke eignet sich ganz beson-die amerikanische A., deren breite Flächen ko-gebildet sind, sodaß das Werkzeug sich nicht seh-in dem Holze einklemmen kann. Die Zim-mannsäxte sind dreierlei: die Zimmer- oder B-axt zum Behauen großer, freiliegender Holzflä-die Quer- oder Zwerchaxt, welche zu beiden S-über den Stiel hinausragt, also mit dieser Form eines T darstellt und an jedem Ende Schneide hat, zum Aushauen schmaler Werti-

gen; die stiellose Stoß- oder Stichart zum Nachputzen der im Holze gebildeten Zapfenlöcher und Zapfen.

Axt (Moritz Karl August), Philolog, geb. 7. Aug. 1801 zu Naderlau bei Wittenberg, studierte 1821–25 in Halle Philologie, wurde dann Oberlehrer in Kleve, 1834 Professor und 1841 Direktor in Wetzlar, 1842 Direktor in Kreuznach, wo er 20. Juli 1863 starb. Unter den Programmen, die A. veröffentlichte, verdient Erwähnung: »Die Heilige Schrift, das Buch der Bücher auch in kulturhistorischer allgemein wissenschaftlicher Hinsicht« (Kreuznach 1862).

Axum, einst die Hauptstadt des Äthiopischen Reichs, liegt in der abessin. Landschaft Tigre, 16 km westlich von deren gegenwärtiger Hauptstadt Adoa, auf einer Hochebene inmitten einer von vulkanischen Hügeln umkränzten Fläche, ist aber, seitdem sie aufgehört hat königl. Residenz zu sein, und noch mehr seit ihrer Verwüstung (1535) durch Granje, den König von Adal, völlig in Verfall geraten. Die neue Stadt, die übrigens von fern her einen schönen Anblick gewährt, hat jetzt nur etwa 200 Häuser, aber doch eine ziemliche Ausdehnung, da die Wohnungen, Gehöfte und Gärten nicht selten durch Felder und Trümmerstätten unterbrochen sind. Für alle christl. Abessinier ist A. noch immer eine heilige Asylstadt, wo alle Fehden ruhen müssen. Innerhalb des ummauerten Raums, welcher das Asyl bildet, befindet sich die Hauptkirche der Stadt, welche nach der Zerstörung durch Granje unter portug. Einfluß neu aufgebaut worden ist. Die Reste von Alt-A. finden sich in noch stehenden oder umgeworfenen größern oder kleinern Obelisken, steinernen Stufen, Trümmern von steinernen Sitzen, Katakomben, steinernen Gefäßen, Steintafeln mit Inschriften u. s. w. Unter den letztern befindet sich auch eine griechische, die unter König Aizanes in der Mitte des 4. Jahrh. abgefaßt wurde. Auch Münzen abessin. Könige hat man dort gefunden und Nachgrabungen dürften noch weitere Denkmale zu Tage fördern. Von A. hat das Äthiopische Reich seinen frühern Namen Axumitisches Reich erhalten. (S. Äthiopien.)

Ay oder Aï, altes Städtchen im franz. Depart. Marne, in der Champagne, nahe nördlich der Marne und an der Linie Epernay-Laon der Franz. Ostbahn, 3 km nordöstlich von Epernay, hat 4007 E. und liefert wie der 4 km östlicher gelegene Flecken Mareuil Champagner erster Klasse. Die beste Weinlage umfaßt einen 2,70 ha großen Landstrich.

Aya, s. Ajo.

Ayacucho, Hauptstadt des gleichnamigen Departamento des Staates Peru in Südamerika, zählt (1876) 9387 E. Die Stadt liegt 2560 m über dem Meere im Südosten von Lima und Huancavelica, ist regelmäßig gebaut, besitzt eine Kathedrale und 23 andere Kirchen, eine Universität, gegründet 1677, und ein Hospital und ist Sitz eines Bischofs, dessen Sprengel auch das Departamento Huancavelica umfaßt. Die Stadt wurde 1539 von Francisco Pizarro unter dem Namen San-Juan de la Victoria de Huamanga gegründet und empfing ihren jetzigen Namen 1825 zur Erinnerung an die große Schlacht in der Ebene von A., in welcher 9. Dez. 1824 Bolivar durch seinen General Le Sucre einen entscheidenden Sieg über den span. Vizekönig La Serna und mit diesem die Unabhängigkeit Perus erfocht. Diese Kesselebene mit dem gleichnamigen Weiler (Alden) liegt etwa 20 km im Osten von der Stadt am Fuße des schroffen Jochs von Condorcanqui, und ihr Name bedeutet in der Indianersprache Todtenschlucht.

Seit jener Zeit führten die damals in Amerika thätigen span. Generale (Rodil, Maroto, Espartero u. s. w.) den Namen Ayacuchos, welcher auch auf die von diesen geleitete polit. Faktion überging. Während der Regentschaft Esparteros bezeichnete man die Mitglieder der von England aus unterstützten Militärpartei des letztern als Ayacuchos oder Anglo-Ayacuchos.

Das Departamento Ayacucho, vom Huamanga und andern Zuflüssen des Apurimac bewässert, zählt (1876) auf 38692 qkm 142205 E., gehört gänzlich zum Gebiete des Amazonas und ist trotz seiner hohen Lage in seinen meisten Gegenden vorzüglich für Ackerbau und Viehzucht geeignet und unterhält in Erzeugnissen dieser Gattung einen ziemlich lebhaften Handel nach Lima.

Ayala (Pedro Lopez de), span. Staatsmann und Historiker, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne el Viejo genannt, geb. 1332 zu Murcia, stammte aus einem der ersten Häuser des castil. Adels, stand in hohem Ansehen bei mehrern Königen von Castilien und bekleidete unter Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. die Würde eines Großkanzlers und Oberkammerherrn von Castilien. Er wurde 1367 in der Schlacht von Najera von den mit Peter dem Grausamen verbündeten Engländern gefangen genommen und nach England geführt, in schwerer Haft gehalten und fiel 1385 in der Schlacht von Aljubarota in die Hände der Portugiesen. A. starb zu Calahorra 1407. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist am bekanntesten sein Geschichtswerk »Crónicas de los reyes de Castilla D. Pedro, D. Enrique II., D. Juan I., D. Enrique III.«, die Zeit von 1350–96 behandelnd (2 Bde., Madr. 1780; die ältern Ausgaben sind unvollständig). Obschon lat. und ital. Schriftsteller, deren er mehrere übersetzte, und vorzüglich Livius, den er zuerst ins Castilische übertrug (Salamanca 1497 und 1552), Einfluß auf Stil und Darstellung hatten, bleibt das Werk doch immer ein beachtenswertes. Erst in neuerer Zeit sind die poetischen Werke A.s wieder aufgefunden worden, darunter das bedeutendste, der in den J. 1398–1404 geschriebene »Rimado de palacio« (»Reimbuch vom Hofleben«), in der alten Form der vierzeiligen, einreimigen Alexandrinerstrophen (herausg. 1619; Auszüge daraus in Bouterweks »Historia de la literatura Espagnola«, Bd. 1, Madr. 1829). Es enthält Ratschläge über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaats, Lehren der Regierungskunst für die Großen des Reichs, satirische Schilderungen der damaligen Zustände in Staat und Kirche sowie der Laster und Thorheiten der verschiedenen Stände. Außerdem verfaßte er noch ein Buch »De Cetreria« und lyrische Poesien (Cantares und Decires), die moralische Betrachtungen und Bitt- und Lobgesänge enthalten und teils in den ältern nationalen, teils in den der provenz. Hofpoesie nachgebildeten Formen abgefaßt sind. A. erscheint als ein Repräsentant der Übergangsepoche der span. Nationallitteratur aus einer mehr volksmäßigen, originalen in eine kunstmäßige, nachahmende.

Ayamonte, Hafenstadt und Waffenplatz in der span. Provinz Huelva (Andalusien), am linken Ufer des Guadiana unweit von dessen Mündung, malerisch am Fuße und an den Abhängen eines

mit einem großen, modernen Kastell gekrönten Hügels gelegen, außer welchem es auch noch andere Festungswerke besitzt, gegenüber den portug. Orten Villa-Real und Castromarim. Die Stadt ist Sitz eines Marinekommandanten, zählt (1877) 5862 E., hat eine Werft und treibt regen Küstenhandel, Fischerei und Schiffbau, zu welchem die Pinienwälder der Küste das Material liefern. Als Hafen dient einer der Seearme, welche die an der Guadianamündung liegenden Sumpfinseln trennen. Auf einer dieser Inseln, auf denen viel Seesalz gewonnen wird, liegt die von catalon. Fischern gegründete Kolonie Isla-Cristina oder La Higuerita, ein rasch emporblühender Ort mit 4478 E. und großartigem Sardinenfang. Eingesalzene und geräucherte Sardinen bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel von A.

Ayaslugh, Dorf von 350 E., mit acht griech. Kirchen, im türk. Vilajet Aidin (Kleinasien), im alten Lydien, 60 km südlich von Smyrna, nahe der Mündung des Kütschük Menderes, des alten Kaystros, in den Golf von Scalanova, und an der Eisenbahn Smyrna-Aidin. Die auf einem Berge gelegene sarazen. Feste A. ist die Residenz des Distrikts-Mudir. In der daneben gelegenen sumpfigen Ebene, die nach N. bis zum Fuße des Jalessus, nach S. bis an den Koressus reicht, erhebt sich der Berg Prion oder Pion mit den Ruinen von Ephesus (s. d.). Das ziemlich gut erhaltene Theater von 183 m Durchmesser muß 56700 Personen gefaßt haben, das Stadium 76000 Personen; das 6 ha einnehmende Gymnasium ist 282 m lang und 168 m breit. Bedeutende Trümmer des berühmten, sieben mal abgebrannten Artemistempels sind erst seit 1870 durch den Engländer J. T. Wood aus der Tiefe von 6 m zu Tage gefördert worden, vor allem Fragmente der 36 Reliefsäulen. Den Namen A. hält man für eine Korruption von Aghios Theologos, heil. Theologe, wie die Griechen den Evangelisten Johannes nannten, dem im christl. Ephesus eine Kirche geweiht war. Neben den großen Marmorbrüchen des Prion befindet sich die Stalaktitenhöhle der Siebenschläfer, sowie die, in welcher der von Patmos hierher übergesiedelte Johannes begraben sein soll. Vgl. Wood, «Discoveries at Ephesus» (Lond. 1877).

Ayâss, kleinasiat. Stadt, s. Ajâss.

Aye-Aye oder Fingertier, s. Halbaffen.

Aylesbury, Hauptort der engl. Grafschaft Buckingham und Parlamentsflecken, mitten im reichen Thale der nahe dabei fließenden und sich in die Themse ergießenden Thame, 69 km im NW. von London, ist eine schon 571 erwähnte, unregelmäßig gebaute Stadt und Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Produktenhandels der Grafschaft. A. zählt (1881) 7795 E., welche Entenzucht und Strohflechterei treiben. In der Nähe liegt Schloß Hartwell, Aufenthalt des exilierten Ludwig XVIII.

Aymar, s. Saint-Germain (Graf).

Aymara, ursprünglich ein Quichuastamm, wahrscheinlich im obern Thale des Abancay im peru-bolivian. Hochlande. Dadurch, daß der größte Teil dieses Stammes von dem Inka Capac-Jupanqui in die Region der Collas (im Norden des Titicacasees) als Kolonisten verpflanzt wurde und dort die Sprache dieser annahm, ging der Name der A. auf die von den Quichuas verschiedenen Collas über und wurde von den Jesuiten ausschließlich in dem letztern Sinne gebraucht. Daher ist die sog. Aymarasprache richtiger als die Collasprache (speziell als Dialekt der Lupacas und Pacasas) zu bezeichnen. Sie steht zur Inkasprache (dem Quichua) in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse, übertrifft sie aber, wegen Vorwalten der Kehllaute, an Rauheit. Gegenwärtig herrscht die Aymarasprache auf dem Andenhochplateau von Peru und in Bolivia mit Ausschluß der Provinz Cochabamba (wo das Quichua gesprochen wird). Die Ansicht, daß die A. die peruan. Kultur vorbereitet hätten, entbehrt nach C. Markham jeder histor. Begründung. Vgl. von Tschudi, «Die Kechuasprache» (Wien 1853); Markham, «Cuzco and Lima» (Lond. 1856); Forbes, «On the Aymara Indians of Bolivia and Peru» (in «The ethnological journal», neue Serie, Bd. 2); Bertonio, «Arte de la lengua Aymara», herausg. von J. Platzmann (Lpz. 1879); derselbe, «Vocabulario de la lengua Aymara», herausg. von J. Platzmann (2 Bde., Lpz. 1879).

Aymores, s. Botokuden.

Ayo, s. Ajo.

Ayr, eine Grafschaft in Südschottland, an der Westküste, wo der Clydebusen sechs Häfen bildet, begrenzt von Renfrew im N., Lanark und Dumfries im O., Kirkcudbright und Wigton im S., zählt auf 2975,39 qkm (1881) 217504 E. Die Grafschaft zerfällt von alters her in drei Landschaften: Carrik oder Karrick im Süden, zwischen dem Doonfluß und Cree-River, ein kahles, im Merrick bis zu 806 m hohes Gebirgsland mit ausgedehnten Moorstrecken und wenigen fruchtbaren Thälern; Kyle, der mittlere Teil, zwischen Doon und Irvine, im Black-Larg und Cairn-Table 591 m, im Cairns-Muir of Deugh 792 m hoch, im Innern ebenfalls von großen Heide- und Moorstrecken erfüllt, an der Küste aber meistens Ebene; Cunningham, der nördlichste Teil, ein fruchtbares Hügelland, im Misty-Law 378 m hoch. Etwa 41 Proz. der Oberfläche sind angebaut, und in neuerer Zeit sind große Strecken mit Bäumen bepflanzt worden. Die Produkte des Bergbaues, hauptsächlich im mittlern und nördl. Landstrich, sind Eisen, Steinkohlen, Blei und Kupfer, sowie auch Antimon, Graphit und guter Baustein. An die Küste, wo auch die Fischerei nicht unerheblich, wird viel Seegras gespült, aus welchem man Aschensalz bereitet. Viele Steinkohlen werden nach Irland und den Hebriden ausgeführt. Die Landschaft Kyle ist wegen ihrer milchreichen Dunlopkühe und wegen guter Käse, die in Dunlop und Umgegend bereitet werden, berühmt. Zu beiden Seiten des Irvine herrscht jetzt rege Industrie; dort ist das Gebiet der Dampfmaschinen, Kohlen- und Eisengruben. Eisen produzieren Muirkirk, Hurlford u. s. w.; zahlreiche Wollmanufakturen sind zu Kilmarnock; Baumwollspinnereien hat Catrine. Die wichtigsten Städte sind Kilmarnock, Ayr, Maybole und Irvine. Viele Weber arbeiten zu Hause. Zu A. gehört die 334 m hohe Basaltfelsinsel Ailsa-Craig im Firth of Clyde, 15 km von Girvan, ein sicherer, weil unzugänglicher Brutort unzähliger Seevögel. Die Grafschaft sendet einen Abgeordneten in das Parlament, einen zweiten die Hauptstadt und Irvine nebst drei Städten in Argyle.

Die Haupt- und Hafenstadt Ayr, eine der schönsten Städte Schottlands, 48 km im Südsüdwesten von Glasgow, nahe der Mündung des Ayr an dessen linkem Ufer und an der Glasgow-Ayr-Dumbarton-Eisenbahn schön gelegen, ist eine

Municipalstadt mit (1881) einschließlich Newton-upon-Ayr 20821 E. und von Gärten mit Villen umgeben. Zwei Brücken verbinden die Stadt mit den Vorstädten Wallacetown und Newton-upon-Ayr, letzteres mit Leuchtturm, Schiffahrt und Fischfang. Der Ort besitzt ein großartiges Stadthaus mit einem 68 m hohen Turme, eine Akademie, ein Asyl, ein Armen-, ein Kranken- und ein Waisenhaus und ein Theater. Die Bevölkerung unterhält Schiffbauplätze, Seilerbahnen, Segeltuch-, Eisen- Schuh-, Baumwoll-, Woll-, Teppich- und Nägelfabriken, Kalkbrennerei und eine Salzsiederei. In der Umgegend werden Schleifsteine gefertigt. In den Hafen zwischen zwei Molen laufen Schiffe von 200 t ein. Kohlen sind der Hauptausfuhrartikel A.s. Etwa 4 km von A. liegt das Dorf Alloway, der Geburtsort R. Burns', mit einem Denkmal des Dichters in der Nähe.

Ayrenhoff (Corn. Herm. von), dramatischer Dichter, geb. 28. Mai 1733 zu Wien, wurde 1756 Offizier, 1794 Feldmarschallieutenant, 1808 pensioniert, und starb 15. Aug. 1819. Seine nach dem Muster der franz. klassischen Tragödie geschriebenen Trauerspiele sind unbedeutend, höher stehen seine Lustspiele. Von letztern wurden «Der Postzug oder die nobeln Passionen» (1769) und «Die große Batterie» (1770) mehrere Jahre lang auf allen Bühnen Deutschlands gegeben. Der «Postzug» gehörte zu den wenigen Produkten deutscher Dichtkunst, welche vor Friedrichs d. Gr. Augen Gnade fanden. Außer seinen dramatischen Werken und einer Anzahl Gedichte hat man von ihm «Briefe über Italien» und einige ästhetische und histor. Aufsätze. Seine «Sämtlichen Werke» (4 Bde., Wien und Lpz. 1789; 6 Bde., Wien 1808) wurden in der dritten Auflage von Freiherrn von Retzer herausgegeben (6 Bde., Wien 1814). Vgl. Berndt, «Corn. Herm. von A., eine litterarische Skizze» (Wien 1858).

Ayrer (Jak.), nächst Hans Sachs der fruchtbarste und bedeutendste dramatische Dichter Deutschlands im 16. Jahrh., war wahrscheinlich aus Franken gebürtig und kam als armer Knabe nach Nürnberg, wo er in einem Eisenkram diente und später selbst einen solchen mit geringen Mitteln gründete. Er wurde dann in Bamberg Gerichtsschreiber und Hof- und Stadtgerichtsprokurator. Des evang. Bekenntnisses wegen kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er 1594 vom Rate das Bürgerrecht und das Amt eines Gerichtsprokurators erhielt. Er war auch kaiserl. Notar und starb 26. März 1605. A.s dramatische Dichtungen sind bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt worden, erst seine Erben und Freunde haben einen Teil derselben unter dem Titel «Opus theatricum, 30 ausbündige schöne Comedien und Tragedien, samt noch andern 36 schönen lustigen und kurzweiligen Faßnacht- oder Possenspielen» (Nürnb. 1618) veröffentlicht. Drei in dem «Opus theatricum» nicht gedruckte Dramen sind handschriftlich erhalten und von A. von Keller in seine neue Ausgabe von «A.s Dramen» (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 76—80, Stuttg. 1865) mit aufgenommen worden. An Witz, Gemüt, Gewandtheit der Sprache steht A. dem Hans Sachs nach, dagegen ist er ihm an Kunst der Charakteristik und der dramatischen Entwickelung einigermaßen überlegen. Mehrere Stücke A.s sind Bearbeitungen engl. Stücke. Engl. Einfluß zeigt sich besonders auch in seinen Narren und in der Form der unter seinen Fastnachtsspielen mitbegriffenen neun Singspiele, der ersten in deutscher Sprache. Außer seinen dramatischen Dichtungen hat A. eine gereimte Übersetzung der Psalmen (1574) und eine bis zum J. 1599 reichende Reimchronik der Stadt und des Stiftes Bamberg (herausg. von Heller, Bamb. 1838) handschriftlich hinterlassen. Vgl. Tieck, «Deutsches Theater» (Bd. 1, Berl. 1817); Schmitt, «Jakob A.» (Marburg 1851) und Tittmann, «Schauspiele aus dem 16. Jahrh.» (Tl. 2, Lpz. 1868).

Aytoun (William Edmondstoune), schott. Dichter, wurde 1813 zu Edinburgh geboren, studierte ebenda und trat bereits 1831 mit einem Bändchen Gedichte: «Poland, and other poems», hervor, das jedoch wenig Beachtung fand. Seit 1840 war er Advokat in Edinburgh. Anfangs der liberalen Partei zugethan, wandte er sich später dem Toryismus zu und beteiligte sich an «Blackwood's Magazine». Seinen Ruf als Dichter begründete A. durch die «Lays of the Scottish cavaliers» (Lond. u. Edinb. 1849; 22. Aufl. 1873), in welchen er die treuen Kämpen der Stuarts verherrlichte. In ganz anderm Stil sind seine Beiträge zu den «Bon Gaultier ballads» (11. Aufl., Edinb. u. Lond. 1861) geschrieben, die zuerst im «Punch» erschienen und durch ihren geistreichen Spott und ihre kaustische Ironie an Heine erinnern. Eine ähnliche satirische Tendenz hat «Firmilian, a spasmodic tragedy, by T. Percy Jones» (Edinb. u. Lond. 1854), in der er die Überspanntheiten der neuesten engl. Dichterschule verspottet. Ferner sind von ihm zu erwähnen: die histor. Schrift «Life and times of Richard I., king of England» (Lond. 1840); das Gedicht «Bothwell» (3. Aufl., Edinb. 1856) und der Roman «Norman Sinclair» (3 Bde., Edinb. u. Lond. 1862). Durch die von ihm herausgegebenen «Ballads of Scotland» (4. Aufl., 2 Bde., Edinb. u. Lond. 1858), eine kritisch geordnete Sammlung altschott. Volkslieder, hat er sich ein nicht geringes Verdienst um seine vaterländische Poesie erworben. Dagegen ist die in Gemeinschaft mit Th. Martin unternommene Übersetzung der «Poems and ballads of Goethe» (2. Aufl., Lond. 1859) weniger gelungen. A. wurde 1845 Professor der Rhetorik und Belletristik an der Universität Edinburgh und übernahm nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1854, die Redaction von «Blackwood's Magazine». A. starb zu Edinburgh 4. Aug. 1865. Vgl. Martin, «Memoir of A.» (Edinb. u. Lond. 1867); Al. Schmidt, «Ein Denkstein gesetzt den Manen des Dichters W. Edmondstoune A.» (Königsb. 1866).

Ayuntamiento heißt in Spanien die Municipalgewalt. Erwachsen aus den Einrichtungen der Römer und befestigt während der Kämpfe mit den Mauren, erlangten die A. bald einen bedeutenden Einfluß. Obgleich durch den unglücklichen Aufstand Juan de Padillas 1521 und durch die rücksichtslose Härte, mit welcher Karl V. alle ständischen Gerechtsame unterdrückte, die städtische Freiheit für die nächsten drei Jahrhunderte verloren ging, blieb doch die Erinnerung an dieselbe im Volke lebendig. Ein interessanter Beweis dafür ist Calderons Schauspiel «Der Alcalde von Zalamea». Auch die Erhebung von 1808 stützte sich vielfach auf die A. Daher nahmen die Cortes von Cadiz 1812 die Grundzüge des frühern Systems wieder auf und paßten sie durch mehrere demokratische Einrichtungen dem Zeitbedürfnisse an. Von Ferdinand VII. nach seiner Rückkehr abgeschafft,

von den Cortes aber in dem Gesetz vom 3. Febr. 1823 wiederhergestellt, ward die Selbständigkeit der A. nach der franz. Invasion abermals beseitigt, dagegen durch die Verfassung von 1837 wieder bestätigt. Diesem Gesetz zufolge gehen die A. mit dem Alcalden als ihrem Vorsitzenden aus der allgemeinen indirekten Wahl der Gemeinden hervor und sind zu den wichtigsten Funktionen in ihrem Bezirke berechtigt. Die Regierung kann zwar die Verrichtungen eines A. provisorisch einstellen, muß aber später die Genehmigung der Cortes einholen, durch welche allein ein A. aufgelöst werden kann. Die A. selbst sind berechtigt, die Listen der Wähler und Geschworenen zu entwerfen, die Nationalgarden zu organisieren, die Polizei zu verwalten, die Verteilung und Erhebung der Abgaben zu besorgen und das Gemeindevermögen zu verwalten. Im J. 1840 ward in den Cortes der Entwurf zu einem neuen, nach franz. Vorbild gemodelten Gesetze angenommen, durch welches die A. ihrer polit. Gewalt entkleidet wurden, während ihre Thätigkeit auf rein städtische Angelegenheiten, sowie das Wahlrecht auf die Höchstbesteuerten beschränkt blieb. Doch der Aufstand, welcher die Vertreibung der Königin Marie Christine zur Folge hatte, ließ es nicht zur Ausführung kommen. Von 1840—43 war das Gesetz von 1823 wieder in Kraft. Nach der Kontrerevolution wurde 1845 von den Cortes eine unter franz. Einflusse entworfene Überarbeitung des Gesetzes von 1840 angenommen. Dasselbe blieb in Geltung bis zur Septemberrevolution 1868, welche das Gesetz von 1823 abermals erneuerte und in dem Municipalgesetz von 1870 modifizierte. Nach diesem Gesetz werden die Mitglieder des A. (concejales) vom Bezirk auf Grund des allgemeinen direkten Wahlrechts, der Alcalde und seine Stellvertreter (tenientes) von den Concejales gewählt.

Die A. sind als «ökonomisch-administrative Körperschaften» vom polit. Gebiet ausgeschlossen; nur der Alcalde hat polit. Charakter, und die Wählerlisten werden von den A. angelegt. Die administrative Amtssphäre der A. ist dieselbe wie im Gesetz vom 3. Febr. 1823. Die Verwaltung des Gemeindevermögens und der Wohlthätigkeitsanstalten ist in einzelnen Fällen durch die Provinzbehörde, das Finanzgebaren durch die Mitwirkung, beziehungsweise Kontrole eines Gemeindeausschusses beschränkt. Außer der Polizeimannschaft hat das A. keine bewaffnete Macht unter sich. Bei Gesetzesüberschreitungen haben der Gouverneur der Provinz und die Regierung das Recht, die A. zu suspendieren; das letzte Wort sprechen die Gerichte. Das allgemeine Municipalgesetz erleidet in den baskischen Provinzen und in geringerm Maße in Navarra die Modifikationen, welche die Fueros dieser Provinzen bedingen. Als mit dem Regierungsantritt Alfons' XII. im Dez. 1874 die reaktionäre Partei der Liberalkonservativen (Ministerium Cánovas) ans Ruder gelangte, hob sie das Gesetz von 1870 über die A. wieder auf, um sich die Municipalgewalt unmittelbar dienstbar zu machen. Die Wahl der Alcalden wurde nur in beschränktem Maßstabe und in kleinern Orten gestattet; die A. von den Gouverneuren, besonders in der Zeit der Parlamentswahlen, aufs willkürlichste suspendiert. Das Ministerium Sagasta (seit Febr. 1881) benutzte die von den Konservativen geschaffenen Verhältnisse zur Befestigung seiner Partei, versprach indes, 1882 ein Reformprojekt über bessere Organisation der A. den Cortes vorzulegen, worin die von der öffentlichen Meinung in Spanien längst geforderte Reform der A. und Rückkehr zu größerer Selbständigkeit vorgeschlagen werden soll.

Ayuthia oder Ajudhia, frühere Hauptstadt von Siam, s. Bangkok.

Az., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Azara.

Azagai, s. Assagai.

Azaïs (Pierre Hyacinthe), franz. Philosoph, geb. zu Sorrèze 1. März 1766, gest. zu Paris 23. Jan. 1845, ist besonders durch sein Werk «Des compensations dans les destinées humaines» (1809) berühmt geworden, in welchem er die Freuden und Schmerzen des menschlichen Daseins darstellt und zu zeigen versucht, daß der glücklichste Mensch zuletzt der unglücklichste werden muß, da, durch die Wirkung des Gesetzes der Kompensationen und wegen des Gleichgewichts der sittlichen Welt, eine schmerzvolle Zerstörung seines Glücks nicht zu vermeiden ist.

Azale nennen Gerber und Dollfuß ein im wesentlichen aus unreinem Alizarin (s. d.) bestehendes Krapppräparat, welches sie darstellen durch Extraktion von Krappblumen (s. Krapp) mit siedendem Holzgeist und Fällen der Flüssigkeit durch Zusatz von Wasser; es besitzt etwa das 40fache Färbevermögen des Krapps.

Azalĕa, Azalēe, Felsenstrauch, eine Pflanzengattung, welche zur Familie der Erikaceen (Heidekrautgewächse), von einigen zur Familie der Rhodoraceen (Alpenrosen) gerechnet wird. Sie umfaßt schön blühende niedrige oder höhere Sträucher mit etwas behaarten, entweder abfallenden oder dauernden Blättern und an der Spitze der Zweige gesammelten Blumen. Von den Gewächsen dieser Gattung kommen in der modernen Blumenkultur nur wenige Arten in Betracht.

A. indica und andere immergrüne Arten, wi A. lateritia, liliiflora, punicea, vittata, narcissi flora, amoena u. a., haben alle ihre ursprünglich Heimat im östlichen Asien, vielleicht ausschließli in China, wo mehrere seit alter Zeit kultiviert un von wo sie nach andern Ländern Asiens verbreit wurden. Hieraus erklärt sich auch der von Lin der erstgenannten Art irrtümlich beigelegte Nan A. indica, von der jetzt Tausende von Spielart und Blendlingen die Gewächshäuser füllen, un denen aber höchst wahrscheinlich vier ursprünglic Arten sich verbergen. Der Gärtner aber faßt alle unter dem Namen A. indica zusammen. Di Azaleen sind reizende ästige, im allgemeinen re belaubte kleine Sträucher, welche sich von April Juni mit einer Blumenfülle bedecken, die sich du Frische und Glanz auszeichnet. Die Blütenfar stellen alle Nuancen zwischen reinem Weiß Dunkelrot und feurigem Scharlach dar und neu dings sind auch nicht wenige gefüllt blühende Va täten erzogen worden. Gegen direkte Sonnenstr len geschützt hält sich der Flor einen Monat län und auch in Wohnräumen läßt er sich lange konservieren. Die Kultur ist zwar nicht besond schwierig, erfordert aber doch große Aufm samkeit. Die hauptsächlichsten Bedingungen Gedeihens sind folgende: Nach der Blüte Umto in Heideerde bester Qualität; Einsenken der T ins freie Land in sonniger Lage, vollkomm Sicherung des Abzugs des Wassers, Vermeid zu großer und zu geringer Wassergaben, Benu von Fluß- oder Regenwasser zum Gießen

Spritzen, im Winter ein niedriges, feuchtes, aber helles Haus, in dem eine Temperatur von + 4—5° C. unterhalten wird, Lüftung so oft und so reichlich wie möglich. Die Azaleen lassen sich durch Schnitt und Zwang leicht zu Kugeln, Pyramiden, Schirmen u. s. w. erziehen und werden durch Aussaat, Stecklinge und Ableger leicht vermehrt.

Prächtige Blütensträucher des freien Landes sind die laubabwerfenden Arten. A. pontica und chinensis sind asiatischen, A. nudiflora und calendulacea nordamerik. Ursprungs. Die zuerst genannte hat eine gewisse Berühmtheit durch ein von Xenophon berichtetes Ereignis erhalten. Beim Rückzug der Zehntausend wurden nämlich die am Ufer des Pontus Euxinus lagernden Soldaten durch den Genuß von Honig vergiftet, den die Bienen von jener Azaleenart gesammelt hatten. Die vier genannten Sträucher erreichen eine Höhe von 1—2 m. Ihre in allen Nuancen des Gelb und Rot prangenden Blumen sind in Doldentrauben gesammelt. Diese vier Arten haben nicht nur für sich viele Spielarten erzeugt, sondern es sind auch durch Kreuzung miteinander zahlreiche Blendlinge mit Blumen in allen Schattierungen von Weiß durch Rosenrot zu Purpur oder durch Gelb und Orange zu Dunkelblutrot entstanden, welche, da ihr Ursprung schwierig festzustellen ist, einfach zu A. pontica gerechnet oder auch wohl Genter Freiland-Azaleen genannt werden. Die für sie bestimmte Pflanzstelle muß mit Moorerde bereitet werden. Man vermehrt sie durch Aussaat unter Glas, die besten Formen auch durch Veredlung auf die gewöhnliche A. pontica. Wiewohl diese Sträucher den mitteleurop. Winter gewöhnlich ohne Nachteil ertragen, so ist es doch geraten, sie zum Schutz gegen harten Frost etwas zu decken.

Azalein, ein roter Farbstoff, im wesentlichen salpetersaures Rosanilin, erhalten durch Einwirkung von trockenem salpetersauren Quecksilberoxyd auf Anilin. A. ist gleichwertig mit Fuchsin.

Azanien und **Azanitis**, s. Aizani.

Azára (José Nicolo d'), span. Diplomat und Kunstkenner, geb. 1731 zu Barbunales in Aragonien, studierte auf den Universitäten zu Huesca und Salamanca und trat seit 1765, wo er zum span. Geschäftsträger in Rom ernannt wurde, dort mit Gelehrten und Künstlern, besonders aber mit Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, und mit seinem gelehrten Landsmanne Arteaga in vertraute Verbindung. In seiner diplomatischen Stellung bewies er viele Gewandtheit und behauptete fortwährend großen Einfluß auf die wichtigsten Verhältnisse seines Hofs zum päpstl. Stuhle, namentlich unter Clemens XIV. Er trug zu den Beschlüssen in Betreff der Aufhebung des Jesuitenordens am meisten bei; auch hatte er den größten Einfluß auf die Wahl Pius' VI. In diplomatischen Aufträgen ward er 1798 nach Paris gesandt, 1801 zurückberufen und nach Barcelona verwiesen, 1802 wieder als Botschafter nach Paris geschickt, jedoch 1803 von neuem dieses Postens verlustig erklärt. Er starb zu Paris 26. Jan. 1804. Er gab die Werke seines Freundes Mengs (s. d.) heraus, dessen Leben er auch beschrieben hat. — Sein Bruder, Don Felix d'A., geb. 18. Mai 1746, gest. 1811, war als Naturforscher und Reisender namhaft; sein Hauptwerk ist die «Voyage dans l'Amérique méridionale» (4 Bde., Par. 1809, mit Atlas).

Azarolbaum, s. Crataegus.

Azeglio (Massimo Taparelli, Marchese d'), ital. Publizist, Romandichter und Staatsmann, stammte aus einer altadeligen piemont. Familie und wurde 2. Okt. 1798 zu Turin geboren. Ein Streit mit seinem Erzieher, einem Hausgeistlichen, zog dem kaum 14 Jahre alten A. die kirchliche Exkommunikation zu; erst nach langen Bußungen nahm ihn der Erzbischof von Turin wieder in den Schoß der kath. Kirche auf. In seinem 15. Jahre kam A. nach Rom, wohin sein Vater als sardin. Gesandter versetzt war. Nachdem er kurze Zeit als Offizier in einem piemont. Kavallerieregiment gedient hatte, nahm er seinen Abschied und kehrte nach einem Aufenthalt von acht Jahren in Rom, wo er neben der Malerei das Studium der Geschichte mit Vorliebe betrieb, nach Turin zurück. Nach dem Tode seines Vaters (1830) ging er nach Mailand, wo er Manzonis Freundschaft sich erwarb und dessen Tochter heiratete. Seine ersten größern Romane: «Ettore Fieramosca» (1833) und «Nicolò de' Lapi» (1841) trugen zur Erweckung des Nationalgefühls der Italiener mächtig bei. Die polit. Angelegenheiten Italiens beschäftigten A. bald ausschließlich. Er bereiste die Provinzen, Städte, Flecken Italiens, um die Gemüter in patriotischem Sinne anzufeuern. In Florenz schrieb er dann seine berühmte Schrift «Degli ultimi casi di Romagna», worin er die päpstl. Regierung geißelte, die erfolglosen Insurrektionsversuche bekämpfte und den ital. Fürsten die Notwendigkeit einer nationalen Politik darthat. Nach der Erwählung Pius' IX. zum Papste kehrte A. nach Rom zurück, und seinem Einflusse sind, zum Teil wenigstens, die Reformen zu verdanken, mit welchen Pius seine Regierung begann.

Als Karl Albert nach der Erhebung der Lombardei den Ticino überschritt, verließ A. Rom mit den päpstl. Truppen, die zur Unterstützung Karl Alberts bestimmt waren. In Venedig diente er als Oberst, in der Schlacht bei Vicenza kommandierte er eine Legion, an deren Spitze er schwer verwundet wurde. Kaum genesen, trat er in Florenz als Gemäßigter der Partei der Republikaner entgegen. Bei der Eröffnung des sardin. Parlaments wurde er zum Mitgliede der Deputiertenkammer erwählt. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Novara berief Viktor Emanuel II. im Mai 1849 A. zum Minister des Auswärtigen und Präsidenten des Kabinetts. Bei der unsichern Lage der Dinge trug seine Politik mehr den Charakter des Zuwartens und der Vermittelung, und die Nachgiebigkeit, welche er der auswärtigen Diplomatie gegenüber zeigte, gab in der Kammer zu heftigen Angriffen von seiten der Liberalen Veranlassung. Als nach dem Tode Pinellis im April 1852 Rattazzi zum Kammerpräsidenten gewählt wurde, reichte A. seine Entlassung ein. Der König nahm dieselbe nicht an, beauftragte ihn vielmehr mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Dieses trug aber einen noch konservativern Charakter als das vorige, und schon 30. Okt. 1852 sah sich A. infolge der Krisis, welche die Verhandlungen über das Ehegesetz herbeiführten, veranlaßt, aufs neue um seine Entlassung zu bitten. Nach Ausbruch des Kriegs von 1859 wurde A. als Bevollmächtigter Sardiniens in die Romagna geschickt, wo es ihm gelang, die Ordnung herzustellen. Nachdem er hierauf einige Zeit das Amt eines Gouverneurs von Mailand bekleidet, zog er sich ins Privatleben zurück. A. starb zu Turin 15. Jan.

1866. Nach seinem Tode erschien seine Selbstbiographie, herausgegeben von seiner Tochter: «I miei ricordi» (2. Aufl., 2 Bde., Flor. 1867; deutsch, Frankf. a. M. 1869). Ergänzungen hierzu bilden die von Cesare Paoli herausgegebenen «Lettere a Giuseppe Forelli con frammenti dello stesso in continuazione dei miei ricordi» (Mail. 1870), ferner die von Carcano veröffentlichten «Lettere a sua moglie Louisa Blondel» (Mail. 1870). Seine «Correspondance politique» wurde von Renda (Par. 1867), die «Scritti postumi» von Ricci (Flor. 1871) und die «Scritti politici e letterari» von Tabarrini (2 Bde., Flor. 1872) herausgegeben. Vgl. die Biographien A.s von Massari (Bari 1866), Giuliani (Flor. 1866); ferner hat Torelli in den von Paoli herausgegebenen «Ricordi politici» (Mail. 1873) interessante Mitteilungen über das Leben A.s gegeben. Am 9. Nov. 1873 wurde A.s Denkmal zu Turin enthüllt.

Azeglio (Roberto Taparelli, Marchese d'), der ältere Bruder des vorigen, wurde 24. Sept. 1790 zu Turin geboren, begünstigte ebenfalls die ital. Politik Karl Alberts und war vor 1847 sehr populär. Später zog er sich jedoch in das Privatleben zurück, um sich ganz den schönen Künsten, besonders der Malerei, zu widmen. Er starb als Senator und Direktor der königl. Gemäldegalerie zu Turin 24. Dez. 1862. Seine «Studj storici e archeologici sulle arti del disegno» (Flor. 1862) enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte der Malerei. Ein anderes Werk, die «Ritratti d'uomini illustri dipinti da illustri artefici estratti dall' antica raccolta dei Reali di Savoia», erschien nach seinem Tode (Flor. 1863). Sein Sohn Vittorio Emmanuele Taparelli, Marchese d'A., geb. 1815, war seit Nov. 1850 Gesandter des turiner Kabinetts und später des Königreichs Italien in London. Derselbe wurde 1869 abberufen. — Ein anderer Bruder Massimo d'A.s, der Pater Luigi Taparelli, gest. 24. Sept. 1862 zu Rom, war Jesuit und hat sich besonders durch seine Leitung der «Civiltà cattolica» als gewandter Kämpfer für Kirche und Papsttum namhaft gemacht.

Azimuth (aus dem arab. as-sumût, d. i. die Wege, Pfade) eines Gestirns nennt man den zwischen dem Höhenkreise dieses Gestirns und dem Meridian enthaltenen Bogen des Horizonts. Das A. ist östlich oder westlich, je nachdem ein Stern östlich oder westlich vom Meridian steht, aber = 0, wenn er im (südlichen) Meridian selbst steht oder im Augenblicke der (obern) Kulmination beobachtet wird. In der Astronomie wird das A. eines Sterns meist von Süd durch West, Nord, Ost bis Süd, von 0° bis 360°, gezählt, sodaß die Unterscheidung des westlichen und östlichen A. unnötig ist.

Azincourt oder Agincourt, Schloß und Dorf im Arrondissement St.-Pol des franz. Depart. Pas-de-Calais, an der von Hesdin über St.-Omer nach Calais führenden Straße, berühmt durch die blutige Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 25. Okt. 1415. Die innere Zerrüttung Frankreichs unter dem geisteskranken König Karl VI. (s. d.) hatte England ermutigt, seinen alten Ansprüchen auf Frankreich Geltung zu verschaffen. König Heinrich V. (s. d.) von England war im August jenes Jahres bei Honfleur gelandet, hatte diese Festung 22. Sept. erstürmt und wollte 8. Okt. durch die Picardie nach Calais marschieren, um dort Winterquartiere zu beziehen; er hatte die Somme zwischen Peronne und St.-Quentin überschritten und lagerte 24. Okt. bei Maisoncelles. Mit einer großen Macht rückte ihm der Dauphin entgegen, und bei A. kam es zur Schlacht, in der die unter Führung des Connétable d'Albret stehenden und an Zahl weit überlegenen Franzosen (50000 Mann, darunter 14000 Ritterlanzen) von den Engländern (10000) gänzlich geschlagen wurden. Gegen 10000 getötete Franzosen deckten das Schlachtfeld, darunter der Connétable nebst sechs Herzogen und Prinzen, dem Herzog von Brabant, dem Grafen von Nevers, dem Herzoge von Alençon, dem Herzoge von Bar und seinen beiden Brüdern. Fünf Prinzen, unter ihnen die Herzoge von Orléans und Bourbon, waren gefangen. Die Engländer verloren 1600 Tote, unter ihnen den Herzog von York, welchen der Herzog von Alençon tötete. Heinrich war zwar Sieger, aber zu schwach, um noch etwas zu unternehmen; daher setzte er seinen Marsch nach Calais fort, wo er sich nach England einschiffte.

Azoische oder **Archäische Formationsgruppe** nennt man eine über 30000 m mächtige Schichtenreihe, welche aus einem untern Komplex von Gneisen, Hornblendeschiefern und krystallinischen Kalksteinen und einem obern aus Glimmer-, Chlorit-, Quarzit- und Thonschiefern besteht. Ersteres ist die Urgneisformation, letzteres die Urschieferformation. Sie repräsentieren die Ablagerungen des ältesten irdischen Meers und werden von der untersten versteinerungsreichen Formation, dem Silur, überlagert. Da man sie früher für versteinerungsleer hielt, ihren Ursprung also in eine Zeit verlegte, wo organisches Leben auf Erden noch nicht existieren konnte, nannte man sie azoisch. Neuerdings haben sich jedoch in ihren obern Horizonten einzelne Reste niedriger Tiere gefunden, ja manche Geologen glaubten innerhalb der laurentischen Kalke Versteinerungen einer Foraminifere (Eozoon) zu erkennen, eine Anschauung, welche sich jüngst [illegible] Ungunsten der tierischen Abstammung von Eozoon gewandt hat. (S. Eozoon.)

Azoren, portug. Ilhas Açores, engl. Azores, franz. Açores, d. h. Habichtinseln, auch Ilhas Te[illegible]ceiras und Westinseln, engl. Western-Islands, eine als Provinz, nicht als Kolonie zum Königreich Portugal gehörige und von dem Festlande 1700 k[illegible] entfernte Gruppe von neun Inseln und mehre[illegible] Klippen im Atlantischen Ocean, zwischen 37—[illegible] nördl. Br. und 7—14° westl. L. (von Ferro) [illegible]legen, früher unpassenderweise zu Afrika, jetzt Europa gerechnet. Die Inseln umfassen einen Ra[illegible] von 2388 qkm und zählen (1878) 264352 E., [illegible] daß 110 Seelen auf 1 qkm entfallen. Sie bil[illegible] einen über 650 km langen, von OSO. nach WN[illegible] gerichteten Zug, der mit Sta.-Maria beginnt, [illegible] Flores und Corvo in der Nähe der berühmten [illegible]cusbank oder des Kräutermeers (Mar de Sarga[illegible]) endet und durch Zwischenräume von etwa 190 [illegible] in drei Gruppen geschieden wird: 1) die östl. Gru[illegible] mit São-Miguel, der größten, bevölkertsten [illegible] reichsten Insel (777 qkm), Sta.-Maria (97 q[illegible]) und zwischen beiden die 45 qkm große Bank [illegible] Formigas nebst 7—8 Felsen; 2) die mittlere Gr[illegible] mit Pico (447 qkm), Terceira (421 qkm), [illegible] Jorge (244 qkm), Fayal (179 qkm), Graciosa [illegible] qkm); 3) die westl. Gruppe mit Flores (141 q[illegible]) und Corvo (19 qkm). Administrativ zerfällt [illegible] Archipel in drei nach ihren Hauptstädten bena[illegible] Distrikte: Angra do Heroismo (Hauptstadt

ganzen Archipels, auf Terceira), 818 qkm mit (1872) 72830 E.; Horta (auf Fayal), 847 qkm mit (1872) 62779 E.; Ponta-Delgada (auf São-Miguel), 864 qkm mit (1872) 124463 E. Zu Angra gehören außer Terceira noch Graciosa und São-Jorge, Ponta-Delgada umfaßt die östl. Gruppe, São-Miguel und Sta.-Maria, der Distrikt Horta die übrigen Inseln. Die A. haben im ganzen keine guten Häfen; der sicherste ist Angra auf Terceira, dem Fayal und Ponta-Delgada (auf São-Miguel) noch am nächsten kommen.

Die einzelnen Inseln sind sämtlich in Südost- bis Nordwestrichtung langgezogen, schwer zugänglich und durchaus vulkanischer Natur. Die Oberfläche ist bei allen bergig, durch wilde Schluchten zerrissen, höchst pittoresk. Unter den Vulkankegeln ist der Pico-Alto (2222 m) auf Pico der bedeutendste. Der Pico de Várra auf São-Miguel ist 1089, die Caldeira de Sta.-Barbara auf Terceira 1067, der Pico de Esperanza auf São-Jorge 1067, die Caldeira de Fayal 1021, der Morro-Grande auf Flores 942, die Caldeira de Corvo 777 m hoch. Der Pico-Alto de Sta.-Maria erreicht nur 570, Graciosa nur 396 m. Wirkliche Tafelflächen sind selten, und auch diese sind durch parasitische Vulkankegel uneben. Die dem vulkanischen Terrain eigentümliche Form der Kraterkessel (Caldeiras) wiederholt sich hier außerordentlich häufig, der Boden derselben ist meist von Seen erfüllt. So bilden namentlich auf São-Miguel die Lagoa do Fogo, die Caldeira das Furnas und vor allen die Caldeira das Sete-Cidades mit ihren herrlichen Seen und der üppigen Vegetation im Gegensatze zu den wilden Felszacken die schönsten Landschaften des Archipels. Der Boden besteht ausschließlich aus neuern vulkanischen Massen, Laven, Tuff, Bimsstein, Schlacken und Agglomeraten. Die ältesten Schichten sind trachytische Laven, nur auf Sta.-Maria finden sich versteinerungsführende, submarine Kalkschichten. Zahlreich sind heiße Quellen vorhanden, auf São-Miguel führt das Val das Furnas, welches von der gleichnamigen Caldeira zum Meere durchbricht, seinen Namen von der außerordentlichen Menge heißer Quellen, die teilweise sogar unter dem Wasser des Sees hervorbrechen. Auf Terceira hauchen Solfataren Schwefeldämpfe aus. Die vulkanischen Kräfte, denen die Inselgruppe ihr Dasein verdankt, sind bis in die neueste Zeit in kräftiger Thätigkeit gewesen. Von Erdbeben und Ausbrüchen sind die A. seit ihrer Entdeckung (1444) 21mal heimgesucht worden, am meisten die Insel São-Miguel (spr. Migēl), nämlich 12mal. Unter diesen Erdbeben war das stärkste das von 1522, welches mit mächtigen Erdstürzen und Schlammergüssen einen großen Teil der Insel verheerte und namentlich die damalige Hauptstadt Villa-Franca vollständig zerstörte. Einige von den Ausbrüchen fanden nicht unmittelbar auf den Inseln, sondern in der Nähe derselben unterseeisch statt, wie 1638, 1720 und 1811 bei São-Miguel, 1691 und 1757 bei São-Jorge; ganz unberührt blieben Sta.-Maria, Graciosa, Flores und Corvo. Bei Gelegenheit der unterseeischen Ausbrüche entstanden jedesmal Inseln, die nach kurzer Zeit unter dem Wasser verschwanden. Am interessantesten und am besten bekannt ist der von 1811, bei welchem die Insel Sabrina entstand. Nachdem São-Miguel schon längere Zeit von wiederholten Erdstößen heimgesucht worden war, brach am 1. Febr. 1811 etwa 4 km von der Westspitze der Insel Feuer und Asche aus dem Meere hervor; nachdem der Ausbruch acht Tage gewährt hatte, hinterließ er an der Stelle eine Bank. Im Juni begann abermals nach mehrfachem Erdbeben ein Ausbruch, etwas näher an São-Miguel, welcher 17. und 18. Juni seinen Höhepunkt erreichte, und bis zum 21. bildete sich ein Krater, dessen höchste Umwallung etwa 80 m über dem Meere aufragte. Nachdem 1. Juli Kapitän Tillard von der engl. Fregatte Sabrina auf der Insel gelandet war, verschwand dieselbe bis gegen Ende Oktober, und jetzt finden sich an ihrer Stelle Tiefen von 27 m. Sie bestand aus Asche und porösem Gestein, unter welchen gelegentlich Laven zu Tage traten. Noch 25. Nov. 1857 beobachtete ein engl. Schoner unweit der A. ein Seebeben, wobei eine halbe Stunde lang warme Dämpfe aus dem Meere stiegen, das in kochende Bewegung geriet.

Die A. sind gut bewässert. Mineralquellen von wirksamen Eigenschaften gibt es besonders auf Terceira, São-Miguel, Pico und Flores. Im Winter sind die Inseln heftigen Stürmen ausgesetzt, und auch im Sommer weht der Wind meist ziemlich heftig; sonst ist das Klima gleichmäßig mildfeucht und gesund und wird daher Lungenkranken empfohlen. Zu Ponta-Delgada beträgt die mittlere Jahrestemperatur 17,7° C. (Sommer 20,7, Winter 13,1). Auch begünstigt dieses Klima den üppigsten Pflanzenwuchs auf dem vulkanisch zersetzten Boden. Es gedeihen hier alle Produkte Portugals, namentlich vorzügliche Orangen in Menge, Wein, namentlich am Westabhange des Pico-Alto; er wird gewöhnlich unter dem Namen Fayalwein, zuweilen auch als Madeira in den Handel gebracht. Ferner Orseille, Ananas, Mandeln, Getreide, hauptsächlich Mais, Gemüse, Kartoffeln, Arzneipflanzen in Fülle, selbst Yams und Bananen, auf mehrern Inseln Palmen. Der Ölbaum gedeiht nur auf Terceira; Kaffee und Tabak wird nur in ganz verschwindenden Mengen gebaut, wie früher auch Zuckerrohr. Wie an Schiffbauholz ist auch Mangel an Metallen. Die Viehzucht ist sehr bedeutend und liefert vortreffliches Schlachtvieh in Menge; die Pferde, in geringer Zahl gehalten, sind klein und schlecht. Eigentümlich ist auch eine auf Corvo gezüchtete Rasse von Kühen, die nur 1 m Höhe erreichen. Wild finden sich nur Kaninchen, Wiesel, Ratten und Mäuse. Unter den Vögeln gibt es viele Sänger und schön gefiederte Arten. Der Große Batara oder Baratra (Hamnophilus magna), eine Spezies der Würger, ist ausschließlich auf den A. heimisch. Geflügel, Fische, Austern und Schildkröten sind reichlich vorhanden. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist portug. Abkunft. Daneben leben Neger, Mulatten und, besonders auf Fayal, auch Engländer, Schotten und Irländer. Landwirtschaft wird nur auf São-Miguel, Fayal und Graciosa mit einiger Einsicht betrieben. Bedeutend ist der Handel, besonders mit Portugal, England, Brasilien und Nordamerika. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Wein und Branntwein, Orseille, Orangen, Getreide, Hülsenfrüchte, Rindvieh, Schweine, Salzfleisch, Käse, Öl, Färbermoos, Vogelfedern und aus solchen verfertigte kostbare Blumen, Stroh zu Hüten. Unter den Ausfuhrgegenständen spielen die Orangen die Hauptrolle, sie gehen fast ausschließlich nach England, da sie den Transport nicht so gut vertragen wie die italienischen. Der Wert der ausgeführten Orangen betrug 1872 80705 Pfd. St. Bodenkultur wie

Export sind beeinträchtigt durch das bis in die neueste Zeit bestandene Verhältnis, daß der bei weitem größere Teil des Areals großen Landbesitzern (Morgados) gehört, von denen Zeitpächter kleine Teile erhalten. Armut herrscht daher allgemein, und die Auswanderung nach Britisch-Guiana, Westindien und Brasilien ist anhaltend. Industrie fehlt gänzlich; die Inseln werden meist von England aus mit Manufakturwaren versehen, außerdem werden Rum, Zucker, Thee, Kaffee und Fische importiert.

Geschichtliches. Daß die A. schon den Karthagern bekannt gewesen, beweisen die auf Corvo gefundenen punischen Münzen. Auch den Normannen und Arabern waren sie bekannt. Indessen erst seit der Entdeckung oder vielmehr Wiederauffindung und Besetzung durch die Portugiesen wurden die Inseln genauer bekannt. Der Komtur Gonçalo Velho Cabral fand 1431 die Klippen der Formigas und 1432 Sta.-Maria. Schon auf der Welttafel des Venetianers Andreas Bianco von 1436 und auf der catalonischen Karte des Gabriel de Valsecca von 1439 sind die A. angegeben als von Diego von Sevilla 1427 gesehen, und sogar auf dem mediceischen Portulano von 1351 ist bereits der ganze Archipel genau und im einzelnen merkwürdig richtig angegeben. Im J. 1444 wurde São-Miguel, 1449 Terceira, São-Jorge, Fayal, Flores und (wenn nicht erst 1460) Corvo, 1453 Graciosa entdeckt. Sämtliche Inseln waren bei ihrer Besitznahme unbewohnt, reich an Wald und Vögeln. Die ersten portug. Kolonien erhielten Sta.-Maria und São-Miguel gleich nach ihrer Auffindung. Der Volksglaube hielt die A. für die Inseln der Sete-Cidades oder Sieben Städte, das Asyl von sieben Bischöfen, die nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Araber sich geflüchtet und sieben Städte gegründet haben sollten. Columbus hielt den Archipel für die Atlantis (s. d.). König Alfons V. trat 1466 die Insel Fayal an seine Tante Isabella, Herzogin von Burgund (Mutter Karls des Kühnen), auf Lebenszeit ab, worauf sich viele Ansiedler aus Flandern auf derselben einfanden. Daher auch der Name der Flandrischen, Flamländischen oder Vlämischen Inseln (Ilhas Flamengas), den freilich manche davon ableiten, daß ein Kaufmann Vanderborg aus Brügge die Inseln 1439 zuerst aufgefunden haben soll. Infolge jener Schenkung wurde Jobst von Hürter aus Moerkirchen mit einer flamländ. Kolonie als Lehnsmann und erblicher Statthalter nach Fayal und Pico geschickt. Dessen Tochter Johanna heiratete 1486 den berühmten Kosmographen Martin Behaim (s. d.), der sich 1486—90 und wieder 1494—1506 in Fayal aufhielt. Mit dem Tode der Herzogin Isabella kam Fayal wieder an Portugal, und gleich diesem standen die A. 1580—1640 (Terceira erst seit 1583) unter span. Herrschaft. In neuerer Zeit wurden die Inseln dadurch wichtig, daß der Angriff gegen Dom Miguel 1832 von hier ausging.

Vgl. Hebbes, «Nachrichten von den A., besonders der Insel Fayal» (deutsch von Rühs, Weim. 1806); Boid, «Description of the Azores» (Lond. 1835); Kerhallet, «Description nautique des Açores» (1858); G. Hartung, «Die A. in ihrer äußern Erscheinung und nach ihrer geognost. Natur geschildert» (Lpz. 1860); Morelet, «Iles Açores. Notice sur l'histoire naturelle des Açores» (Par. 1860); Godmann, «Natural history of the Azores» (Lond. 1870).

Azot, s. Stickstoff.

Azteken, die Bewohner Mexikos (s. d.) zur Zeit der Ankunft der Europäer in Amerika. Als um die Mitte des 11. Jahrh. n. Chr. das Volk der Tolteken (s. d.) von dem Schauplatze abgetreten war, zogen zahlreiche rohe Horden der Chichimeken in das Anahuac, denen bald die gesitteten Acolhuas um 1200 folgten, welche, die ersterbenden Reste der toltekischen Kultur aufs neue belebend, von ihrer Hauptstadt Tezcuco aus durch Eroberungen im nördl. Anahuac ein blühendes Reich, Acolhuacan, gründeten. Zu Anfang des 13. Jahrh. erreichten die von Norden her vordringenden wilden A. die Thäler von Mexiko, welche sie über ein Jahrhundert hindurch in unstetem Wanderleben, eine Zeit lang von den Acolhuanern unterjocht, durchzogen, bis sie endlich 1325 die Stadt Tenochtitlan, das Mexiko (so genannt von dem Kriegsgotte Mexitli) der Europäer, gründeten. Trotz des Zwiespalts im Innern und fortwährender Kämpfe mit den Nachbarvölkern, nahm doch die Bevölkerung und die Festigkeit ihres Staats zu. Die A. sicherten sich den Ruf mutiger Krieger. Da wendete sich zu Anfang des 15. Jahrh. Nezalhuatcojotl, ein begabter Fürst von Tezcuco, an Itzcoatl, den König (1423—36) der A., um Hilfe gegen die Tepaneken, welche die erstern unterworfen und Tezcuco in Besitz genommen hatten. Die Hilfe wurde gewährt, die Tepaneken vernichtet, das Reich von Tezcuco wiederhergestellt und alles den Tepaneken abgenommene Land den A. zugeteilt. Zwischen Mexiko, Tezcuco und dem kleinen Tlacopan ward ein Bündnis geschlossen, welches bis zur Ankunft der Spanier gehalten wurde, und in dem Mexiko den ersten Rang behauptete. Es folgte ein Jahrhundert immerwährender Kriegführung. Zuerst fanden die Waffen der A. Beschäftigung in ihren eigenen Thälern, später aber trugen sie dieselben über die Gebirgswälle des Anahuac hinaus; unter dem ersten Montezuma (1436—64) hatten sie ihre Herrschaft schon bis zu den Ufern des Mexikanischen Meerbusens ausgebreitet. Regiert durch eine Reihe fähiger Fürsten, die ihre vermehrten Hilfsquellen und den kriegerischen Geist des Volks zu nutzen verstanden, reichte bei der Ankunft der Europäer das Reich Montezumas II. an den Küsten des Atlantischen Oceans von 18—21°, an denen der Südsee von 14—19° nördl. Br. Einzelne Fürsten, wie Ahuitzotl (1482—1502), waren noch weiter, bis zu den entferntesten Regionen Nicaraguas und Guatemalas, vorgedrungen.

Der Staat der A. war ein Wahlkönigreich. Die Könige wurden durch vier von ihrer eigenen Körperschaft auserkorene Edelleute aus den Nächstverwandten des verstorbenen Herrschers gewählt und mit vielem Prunk religiöser Feierlichkeit in ihre Würde eingeführt. In rohem Gepränge lebend, regierten sie unumschränkt, unter Mitwirkung einer Art geheimen Staatsrats und unter dem Schutze einer aus dem vornehmsten Adel ausgehobenen Leibwache. Den höchsten Adel, welchem die ersten Beamten des Hofs und Staats entnommen wurden, bildeten etwa 30 mit großem Länderbesitz bekleidete Edelleute, welche größtenteils in der Hauptstadt zu leben gezwungen waren. Die gesetzgebende Macht ruhte gänzlich im Herrscher. Ein Gegengewicht gegen etwaige Willkür bildeten jedoch die völlig unabhängig von der Krone bestehenden höhern Gerichtshöfe. Das Gerichtswesen war vollständig organisiert. Die Prozesse wurden ohne Anwalt vor

den Parteien geführt und die Verhandlungen, Verhöre u. s. w. durch Gerichtsschreiber in Schriftbildern aufgesetzt. Die Gesetze waren ebenfalls geschrieben und sehr streng. Eheangelegenheiten entschied ein eigener Gerichtshof. Die Verhältnisse der Sklaven waren durch spezielle Gesetze zu deren Vorteil geregelt. Die königl. Einkünfte flossen aus verschiedenen Quellen: Kronländereien, Personaldiensten und Materiallieferungen für den Haushalt. Die Bewohner zahlten einen Teil des Ertrags der ihnen bezirksweise durch das Los überwiesenen Ländereien an die Krone, wovon selbst die Lehnsmannen des hohen Adels nicht ausgeschlossen waren. Außerdem gab es noch Auflagen auf die verschiedenen Kunsterzeugnisse. Um die Zahlung der Beiträge zu erzwingen, waren in den meisten größern Städten stehende Besatzungen eingerichtet. Vermittelst Eilboten und großer Heerstraßen, welche von 15 zu 15 km mit Stationshäusern versehen waren, wurde eine beständige Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entferntesten Landesteilen unterhalten. Der letzte Zweck aller häuslichen Erziehung und öffentlichen Anstalten der A. war die Kriegführung. Einem jeden Kriege ging eine Aufforderung zur Unterwerfung und eine feierliche Kriegserklärung voraus. An der Spitze des Heers stand der König selbst. Der Anblick eines aztekischen Heers war glänzend, die Kriegszucht gut, das Kriegsgesetzbuch blutig streng.

Auf das engste mit der bürgerlichen Verfassung der A. war ihre Religion verschmolzen. Schon der Mangel an natürlichem innern Zusammenhang in ihrem mytholog. Gebäude rechtfertigt die Annahme, daß dasselbe aus einer Verpflanzung der den Geist ungezähmter Roheit atmenden eigentlich aztek. Götterlehre auf die der mildern, für edlere Eindrücke empfänglichen Tolteken erwachsen war. Die A. glaubten an das Dasein eines höchsten, unsichtbaren Schöpfers und Herrn des Weltalls, des Taotl. Unter diesem standen 13 Hauptgottheiten und noch 200 untergeordnete, von denen einer jeden ein bestimmter Tag oder eine eigene Festlichkeit gewidmet war. An ihrer Spitze stand der Schutzgott des ganzen Volks, der schreckliche Huitzilopochtli, der mexik. Mars. Seine Tempel waren die prachtvollsten und erhabensten; seine Altäre rauchten vom Blute der geopferten Kriegsgefangenen in jeder Stadt des Reichs. Nächst ihm sind die hervorragendsten Gestalten des altmexik. Pantheons Quetzalcoatl, der alte Nationalgott der Tolteken, der aber auch von den A. namentlich als Gott der Luft hohe Verehrung genoß, und Tezcatlipoca, der für die Seele der Welt, als Schöpfer des Himmels und der Erde sowie als Vergelter des Guten und Bösen galt. Man glaubte an ein dreifaches Dasein nach dem Tode: einen Himmel, wo die Krieger in paradiesischer Seligkeit schwelgten, einen Ort der empfindungslosen Zufriedenheit für die auf gewöhnliche Weise Verstorbenen, eine Hölle mit ewiger Finsternis für die Gottlosen, den größten Teil des Menschengeschlechts. Die Verbrennung der Toten erfolgte unter vielen Feierlichkeiten, bei Vornehmen unter Opferung von Sklaven. Der zahlreiche Priesterstand übte im öffentlichen und Privatleben einen unbegrenzten Einfluß. Die verschiedenen Rangstufen und Verrichtungen derselben waren genau getrennt. Die vornehmste Klasse besorgte die Menschenopfer, andere die Musik, die Erziehung, die schriftlichen Aufzeichnungen, das Kalenderwesen. An der Spitze standen zwei Hohepriester. Nach der Bauart der Teocallis (d. i. Gotteshäuser), welche in großer Anzahl die steinernen Wohngebäude der Städte weit überragten, waren alle die zahlreichen und vielfachen religiösen Feierlichkeiten öffentlich. Letztere bestanden teils in Umzügen der Priester, Frauen, Männer, Kinder, sowie in Opfern von Blumen, Früchten und Tieren, teils in Menschenopfern. Anfangs nur selten, wurden die Opfer mit der Erweiterung des Reichs häufiger, bis endlich fast jede größere Festfeier mit denselben beschlossen ward. Die Leichname der Geopferten wurden bei schwelgerischen Gelagen verzehrt.

Die wichtigste Beschäftigung der Priester bildete jedoch die Erziehung der Kinder, zu welchem Zwecke bei allen Tempeln bestimmte Gebäude eingerichtet waren. Frühzeitige Gewöhnung an Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern war der Endzweck dieser Priestererziehung. In höhern Lehranstalten, Calmecac genannt, wurde die dem Priesterstande bestimmte Jugend in der Sternkunde, Götterlehre, Geschichte u. s. w. unterrichtet, wobei Aufzeichnungen in einer Bilderschrift als Hilfsmittel dienten. Auch Gesetze, Berichte der Beamten, Landkarten wurden in solcher Schrift mit Farben auf baumwollene Tuche, sauber zubereitete Häute und eine Art von Pflanzenpapier aufgezeichnet. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl solcher Handschriften des verschiedenartigsten Inhalts vorhanden, doch die fanatische Wut der christl. Priester und Soldaten hat nur wenig von diesen Resten des Heidentums auf uns kommen lassen. Einiges findet sich in verschiedenen europ. Bibliotheken (z. B. in Wien ein prachtvoller Codex auf Hirschhaut) zerstreut und wurde zum größten Teil in des Lord Kingsborough Prachtwerk «The antiquities of Mexico» (6 Bde., Lond. 1830, Großfol.) herausgegeben. (Vgl. Aubin, «Mémoire sur l'écriture figurative et la peinture didactique des anciens Mexicains», Par. 1849.) Das Rechensystem, das Kalenderwesen und die Chronologie der Mexikaner setzen bedeutende Kenntnisse in Mathematik und Astronomie voraus. Ihr Sonnenjahr mit 18 Monaten zu je 20 Tagen, wozu noch 5 Schalttage kommen, war genauer berechnet als das der Griechen und Römer. Auch scheinen die A. die Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt zu haben.

Der Ackerbau war ebenso weit vorgerückt als die andern Künste. Er stand in der höchsten Achtung, war mit den religiösen Einrichtungen des Volks eng verbunden und bildete die Grundlage des gesamten Nationalwohlstandes. Silber, Blei, Zinn zogen sie durch regelmäßigen Bergbau aus den Gruben von Tasco, Kupfer aus den Gebirgen von Zacotollan. Gold wurde aus Sand und Flüssen gewonnen. Den Gebrauch des Eisens kannten die Mexikaner nicht; anstatt dessen bediente man sich zu Werkzeugen einer Mischung von Kupfer und Zinn sowie fester Steinarten, wie des Itztli oder Obsidianporphyrs. In gewissen Gold- und Silberarbeiten machten die Goldschmiede der A. den spanischen den Vorrang streitig. Die irdenen und hölzernen Geschirre, die dauerhaften und glänzenden Farben, die stickereiartigen Gewebe, die Schmucksachen aus Federn u. s. w. liefern Beweise von großer Kunstfertigkeit. Denkmäler ihrer Bildhauer und Baumeister sind noch in großer Zahl vorhanden. (S. Amerikanische Altertümer.) Der Handel wurde teils durch Tausch, teils durch

bestimmte Ausgleichungsmittel von verschiedenem Werte (Federkiele mit Goldstaub, Stückchen Zinn, Kakaobohnen) geführt. Die Beschäftigung des Kaufmanns war vorzüglich geachtet. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten sie mit ihren Karawanen bis zu den entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf; regelmäßige Sklavenmärkte wurden zu Atzcapotzalco abgehalten. Vielweiberei war erlaubt, beschränkte sich aber nur auf die reichen Klassen. Die Weiber wurden mit Achtung behandelt und nahmen an den gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen teil.

Der Staat der A. stand auf dem Glanzpunkte seines Gedeihens, als die Spanier die A. für immer aus der Liste der Völker strichen. Zwar leben noch ihre Nachkommen, mit den Europäern vermischt, in den Bergen und Thälern des Anahuac; aber alles, was ihre Eigentümlichkeit als Nation ausmachte, ist auf immer verwischt. Auch der A. hat, gleich allen andern Stämmen der roten Rasse, eine eigentümliche Empfindlichkeit der Natur. Er bebt vor der rauhen Berührung des europ. Fremdlings zurück; selbst wenn sich der fremde Einfluß in der Form höherer Civilisation ihm naht, erliegt er demselben und schwindet dahin. Wer den heutigen Indianer Mexikos kennt, kann kaum begreifen, daß dieses Volk jemals fähig gewesen sei, einen staatlichen Organismus zu schaffen, wie der der A. oder gar der der Tolteken war.

Litteratur. Außer den Werken von Veytia, Clavigero, Sahagun und Torquemada über die Geschichte Mexikos vgl.: Prescott, «History of the conquest of Mexico» (2 Bde., Boston 1843; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Brasseur de Bourbourg, «Histoire des nations civilisées du Mexique» (4 Bde., Par. 1856—58); Müller, «Geschichte der amerik. Urreligionen» (Basel 1855); Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 4, Lpz. 1864); Faliès, «Études historiques et philosophiques sur les civilisations Aztèque etc.» (2 Bde., Par. 1869—74); Bancroft, «The native races of the Pacific States of North-America» (5 Bde., San-Francisco u. Lpz. 1875); Bastian, «Die Kulturländer des alten Amerika» (2 Bde., Berl. 1878).

Azuay, auch Assuay, eine der südlichsten Provinzen der südamerik. Republik Ecuador, grenzt an folgende Provinzen dieses Freistaats: im W. an Guayas, im N. an Chimborazo, im O. an Los Rios und Tunguragua, im S. an Loja und an Peru. A. umfaßt 29288 qkm und zählt (1878) etwa 100000 E. (zum größten Teile civilisierte Indianer), welche Viehzucht, Ackerbau und einige Industrie treiben, deren Erzeugnisse, Gewebe aus Wolle und Baumwolle, sowie feine Töpferwaren, sehr geschätzt sind. Die Provinz ist überwiegend Gebirgsland, die Fortsetzung des großen Hochthals von Quito, welches im W. und O. von den beiden Hauptketten der Cordilleren begrenzt wird. Die Ostabhänge der letztern weisen einen außerordentlich großen Reichtum an Chinarindenbäumen (Cinchona) auf. Die mittlere Jahrestemperatur des Hochthals ist 15° C. Hier finden sich noch Überreste der 1850 km langen Reichsstraße von Cuzco nach Quito aus der Zeit der Inkas. Hauptstadt der Provinz ist Cuenca (s. d.).

Der Vulkan Azuay, welcher der Provinz den Namen gab, liegt 300 km südlich von Quito.

Azuni (Dominico Alberto), ital. Schriftsteller, geb. 3. Aug. 1749 zu Sassari auf Sardinien, war anfangs Advokat zu Cagliari, dann Richter am Handelsgericht zu Nizza. Als franz. Revolutionsheere Nizza überschwemmten zog er sich nach Florenz zurück, wo er sein «Sistema universale dei principi del diritto marittimo dell' Europa» (4 Bde., Flor. 1795) veröffentlichte, das er später in franz. Bearbeitung unter dem Titel «Droit maritime de l'Europe» (2 Bde., Par. 1805) erscheinen ließ. Nach der Vereinigung Nizzas mit Frankreich ging er nach Paris, wo er am Entwurf des Handelskodex sich beteiligte. Im J. 1807 zum Präsidenten des Appellhofs zu Genua ernannt, 1808 in den Gesetzgebenden Körper berufen, lebte A. nach dem Sturze des Kaiserreichs einige Zeit zu Genua ohne Amt, bis er unter Protektion des spätern Königs Karl Felix als Richter an das Oberkonsulatstribunal nach Cagliari berufen wurde. Er starb daselbst 23. Jan. 1827. Unter A.s Schriften sind noch zu nennen: «Dizionario universale ragionato della giurisprudenza mercantile» (4 Bde., Nizza 1786—88; 2. Aufl., Livorno 1822), «Histoire géographique, politique et naturelle de Sardaigne» (2 Bde., Par. 1802; deutsch von Breda, Lpz. 1803), «Mémoires pour servir à l'histoire des voyages maritimes des anciens navigateurs de Marseille» (Genua 1813), «Recherches pour servir à l'histoire de la piraterie» (Genua 1816), «Système universel des armements en course et des corsaires en temps de guerre» (Genua 1817), «Sur l'origine de la boussole» (Par. 1805 u. 1809).

Azurblau heißt die dunkelste Sorte der Smalte (s. d.), wird auch als Bezeichnung für Ultramarin (s. d.) gebraucht.

Azurin, Azulin, ein blauer Farbstoff, der durch Erhitzen von Rosolsäure mit Anilin erhalten wird.

Azўga vena (unpaarige Vene), die Vene in der rechten Seite der Brust, welche die obere und untere Hohlvene miteinander verbindet. Azўgos uvulae (unpaariger Zapfenmuskel), ein Gaumenmuskel zum Heben des Zäpfchens.

Azўgie (grch.), Ungepaartheit, Unverbundensein; auch Ehelosigkeit. Azygisch, ungepaart, nicht paarweise (resp. nicht links und rechts), sondern nur einmal vorhanden; auch ehelos.

Azymīten (grch.; lat. Infermentarii) war ein Spottname, den auf Grund einer vom Patriarchen von Konstantinopel, Michael Cerularius, ausgehenden Bezeichnung seit dem 11. Jahrh. die orthodoxen Griechen den röm. Christen (Lateinern, Armeniern und Maroniten) beilegten, weil letztere (seit dem 9. Jahrh.) bei dem Abendmahle, wie die Juden beim Passah, ungesäuertes Brot (Azymon, s. d.) genossen. Die Griechen wurden dagegen von den Lateinern als Prozymīten (Fermentarii) bezeichnet, weil sie sich beim Abendmahl des gesäuerten Brotes bedienen. (S. unter Hostie.)

Azȳmon (grch., d. i. ungesäuert, ohne Sauerteig, hebr. Mazzoth), das ungesäuerte Brot; daher Azȳma (Festum azymōrum; hebr. Chag Hammazoth), das jüd. Fest des ungesäuerten Brotes, das Passah (s. d.), unser Ostern. (S. Mazze.)

Azzilo, s. Etzel.

Azzio Sincero, s. Sannazaro (Jacopo).

B.

B, der zweite Buchstabe unsers Alphabets, bezeichnet einen Laut, der mit p, f, v (w), m zu der Klasse der Lippenlaute (labiales) gehört; von p, dem ihm zunächst liegenden Laute, unterscheidet b sich dadurch, daß bei seiner Hervorbringung die Stimmbänder des Kehlkopfes mittönen, während dieses Moment bei p fehlt; daher b tönender Laut, media; p stummer Laut, tenuis; im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet man diesen Unterschied durch «hart» (p) und «weich» (b). Die vergleichende Grammatik weist nach, daß in den indogerman. Sprachen das b ursprünglich ein sehr seltener Laut war; die meisten b der einzelnen Sprachen sind also aus andern Lauten hervorgegangen, das deutsche b entspricht einem ursprünglichen bh (aspiriertem b), grch. φ, z. B. got. baira (ich trage), grch. φέρω, lat. fero. Im phöniz. Alphabete heißt dieser Buchstabe beth, d. h. das Haus, das Zelt, wahrscheinlich nach der ältern hieroglyphischen Gestalt desselben; daraus entstand die griech. Form beta.

Als Abkürzungszeichen steht B auf lat. Inschriften u. s. w. für Balbus und Brutus, b für bene, bixit (alte Form für vixit), bonus und (auf christl. Inschriften u. s. w.) für beatus (d. i. selig, verstorben), L. B. heißt lector benevolus (d. i. wohlwollender Leser). In der Musik bezeichnet B Basso, während b als Vorzeichnung die Note um einen halben Ton erniedrigt, der Ton b selbst aber (ital. si bemolle; frz. si bémol; engl. b flat) das um einen halben Ton erniedrigte h ist. Über B als Grundton in der musikalischen Skala s. Ton und Tonarten. Als chem. Zeichen steht B für Bor; als pharmaceutische Abkürzung auf ältern Rezepten gilt B für Balneum und für Balsamum, b. m. für bene misceatur (d. i. es werde gut gemischt). Bei Aräometerangaben bezeichnet B die Skala von Baumé. Auf Kurszetteln steht B oder B für Brief (d. h. zu einem gewissen Preise zum Verkauf angeboten, im Gegensatz zu G oder G, d. i. Geld, d. h. bezahlt). Auf preuß. Münzen bezeichnet B von 1750 bis 1822 die Münzstätte Breslau, seit 1866 aber, sowie seit 1872 auf deutschen Reichsmünzen Hannover; auf österr. Münzen bezeichnet B Kremnitz, auf franz. Münzen Rouen, Bb Straßburg. In der Logik bezeichnet B das Prädikat, während A das Subjekt bedeutet.

B. A., engl. Abkürzung für Bachelor of arts (d. i. Baccalaureus).

b. a., Abkürzung für bonis avibus oder bonis auspiciis (lat., beides: unter guter Vorbedeutung).

Ba, Abkürzung (chem. Zeichen) für Baryum.

Baader (Franz Xaver von), namhafter deutscher Philosoph, geb. 27. März 1765 zu München, widmete sich seit 1781 zu Ingolstadt und Wien mediz., sodann in Freiberg unter Werner und seit 1792 in England und Schottland allgemeinern naturwissenschaftlichen und technischen Studien und begann schon früh auch eine eingehende Beschäftigung mit der Philosophie. Er wurde dann 1797 zu München als Münz- und Bergrat angestellt, 1807 zum Oberbergrat befördert und blieb in dieser Stellung bis 1820. Auf der Rückkehr von einer 1822 unternommenen Reise nach Rußland verweilte B. acht Monate in Berlin, wo er zu Hegel, Schleiermacher, Herbart, Varnhagen und andern Berühmtheiten in Beziehung trat. Bei Eröffnung der Universität München 1826 ward ihm eine Honorarprofessur für Philosophie und spekulative Theologie übertragen. Bei Gelegenheit der Kölner Wirren sprach er sich gegen den kirchlichen Absolutismus des Papalsystems in schneidender Weise aus, weshalb ihm 1838 unter dem Ministerium Abel untersagt wurde, fernerhin über Religionsphilosophie zu lesen. Er starb zu München 23. Mai 1841.

B.s litterarische Thätigkeit beschränkte sich anfangs auf das naturwissenschaftliche und technische Gebiet. Dahin gehören die Schriften «Vom Wärmestoff» (Wien 1786), «Versuch einer Theorie der Sprengarbeit» (Freiberg 1802), «Anleitung zum Gebrauche der schwefelsauren Soda oder des Glaubersalzes zur Glaserzeugung» (Wien 1815) u. s. w. Als Philosoph machte sich B. zuerst durch seine «Beiträge zur dynamischen Philosophie» (Berl. 1809) bekannt. Eine vollständige Sammlung seiner philos. Schriften (16 Bde., Lpz. 1850—60) wurde von Franz Hoffmann veranstaltet. Wenn auch die Philosophie B.s in manchen Punkten mit Fichte, Schelling und Hegel einerseits zusammengeht und andererseits Ideen Jakob Böhmes und anderer Theosophen aufnimmt und umgestaltet, so bleibt dieselbe doch von allen andern philos. Systemen wesentlich unterschieden. Die Prinzipien, aus denen B. alles ableitet, sind: der Urwille, der zugleich als Urbewußtsein Urgeist und Urpersönlichkeit ist, und dessen Attribute: die ewige Idee und die ewige Natur. Die Idee ist als Grund der Form, die Natur dagegen als die Quelle des Stoffs anzusehen. Vom Willen aber wird das Verhältnis bestimmt, in welchem jene beiden zueinander stehen. Der theosophische Charakter seines Denkens zeigt sich vor allem darin, daß er einen Parallelismus zwischen der ewigen Selbsterzeugung Gottes und der zeitlichen Geschichte des sündigen und erlöst werdenden Menschen darstellen will. In diesem mystischen Sinne erklärt er sich für die Identität des Wissens und des Glaubens als des wahren «Innewohnens» der Gottheit im Menschen, und er hat dadurch eine höhere Bedeutung gewonnen, daß er in die starre Scholastik des Katholizismus eine Anzahl fruchtbarer, freilich von diesem selbst dogmatisch zurückgewiesener Gedanken hineingeworfen hat. Der bedeutendste Schüler B.s ist Franz Hoffmann (s. d.) in Würzburg, der auch die meist nur in aphoristischer Form ausgesprochenen Ideen des Meisters systematisch darzustellen versucht hat. Dahin gehören unter anderm von dessen Schriften: «Vorhalle zur spekulativen Lehre B.s» (Aschaffenb. 1837), «Über das Verhältnis B.s zu Hegel und Schelling» (Würzb. 1850), «Grundzüge der Societätsphilosophie B.s» (Würzb. 1837) und «Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz von B.s Werken» (Erlangen 1868).

B.s älterer Bruder, Clemens Alois B., bekannt als Herausgeber des «Gelehrten Bayern», geb. 8. April 1762, starb als bayr. Regierungs- und Schulrat 23. März 1838. — Sein dritter Bruder,

Joseph von B., Ingenieur, geb. zu München 30. Sept. 1763, gest. daselbst 20. Nov. 1835, wurde 1798 Direktor der Maschinen und des Bergbaues, 1808 Geheimrat bei der Generaldirektion des Bergbaues und der Salinen von Bayern, später Oberbergrat, und erwarb sich große Verdienste um die Anlegung von Eisenbahnen in Bayern. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Beschreibung eines neuerfundenen Gebläses» (das sog. «Baadersche Gebläse», Bayr. 1794), «Theorie der Saug- und Hebepumpen» (Bayr. 1797; 2. Aufl., Hof 1820), «Neue Vorschläge und Erfindungen zur Verbesserung der Wasserkünste bei dem Bergbau und Salinenwesen» (Bayr. 1800; 2. Aufl., Hof 1820), «Über ein neues System der fortschaffenden Mechanik» (Münch. 1817) und «Huskisson und die Eisenbahnen» (Münch. 1830).

Baaken (im Schiffswesen), s. Bake.

Baal (d. i. Herr) ist die männliche Hauptgottheit in den Religionssystemen der altsemit. Völker, die namentlich bei den Babyloniern (wo die Namensform Bel lautet), Phöniziern und Hebräern verehrt wurde. Sein mytholog. Wesen ist mannigfach entwickelt und nach Ort und Zeit verschiedenartig ausgebildet worden. Ursprünglich ist B. als Personifikation der befruchtenden Naturkraft der Gott der Sonne nach allen ihren wohlthätigen und verderblichen Wirkungen. Dem B. stand als weibliche Gottheit eine Baaltis (Aschera) zur Seite, die jedoch gewöhnlicher Astarte (s. d.) genannt wird. Der Dienst des B. war prachtvoll und lärmend; Tempel mit Bildsäulen des Gottes wurden auf Anhöhen errichtet und blutige Opfer ihm dargebracht. Auch Kußhände wurden dem Sonnengotte zugeworfen. Die Vergleichungen des B. mit einer höhern oder niedern Gottheit der Griechen sind meist sehr willkürlich; doch haben die Sagen von Hercules und dessen Verehrung manches mit dem Baalsdienste Übereinstimmende. Insonderheit ist der tyrische Hercules (Melkarth), der zu Tyrus und Karthago verehrt wurde, ein B. gewesen. Auch das Alte Testament erwähnt den B. in sehr verschiedenen Arten und Formen, daher mit allerlei Beinamen, unter denen Baalsebub oder Beelzebub (s. d.) der bekannteste ist. Viele babylon., phöniz. und karthag., auch israel. Namen sind mit B. zusammengesetzt, so Hannibal, Hasdrubal u. s. w. Auch tragen Städte, wo B. besondere Verehrung genoß, von diesem Gotte ihre Namen, z. B. Baal-Gad (Gott des Glücks), Baal-Hermon, Baal-Zephon (Typhon) u. a. Die Einführung des sinnlichen Kultus dieser Gottheit bei den Israeliten und unter den spätern jüd. Königen erregte den gerechten Zorn der Propheten, die in kräftigen Worten dagegen eiferten. Dadurch sind die Worte Baalsdienst und Baalspfaffe identisch geworden mit «falschem Gottesdienst» und «heuchlerischem Diener der Gottheit».

Baalbek (Balbek), auch Baalath genannt, wie schon der Name (Stadt des Baal) besagt, der Mittelpunkt des Kultus des Baal, des syr. Sonnengottes (daher die Stadt von den Griechen Heliopolis genannt wurde), lag in der Mitte der von den Griechen Koilē Syria (Cölesyrien), d. i. das hohle Syrien, genannten Landschaft am westl. Fuße des Antilibanon, gegenwärtig ein kleiner, unter einem besondern Emir stehender Ort im Vilajet Syrien, auf einem der niedern Ausläufer des Gebirgs in die Thalebene El-Bekâa, nur wegen der großartigen, einen Raum von 4—5 km bedeckenden Ruinen seiner alten Prachtbauten merkwürdig. Am bedeutendsten und imposantesten sind die Überbleibsel des großen Sonnentempels, der aus dem eigentlichen Tempelgebäude und zwei großen Vorhöfen bestand. Letztere waren mit Säulengängen und galerieartigen Gebäuden umgeben und hatten eine prächtige Vorhalle zum Eingang. Das eigentliche Tempelgebäude im Hintergrunde des zweiten größern Vorhofs bildete ein längliches Viereck von 89 m Länge, 49 m Breite, dessen Dach von einem Peristyl von 54 korinth. Säulen getragen ward, von denen sechs noch stehen, die im Umfange ungefähr 7 m, der Länge nach im Schafte 19,8 m und mit dem Fußgestell und dem darauf ruhenden Gebälk gegen 24 m messen. Alles übrige liegt meist in Trümmern umher, von denen der ganze Boden bedeckt ist. Merkwürdig ist die Größe der zu den Substruktionen verwandten Steine, von denen einige gegen 20 m lang sind bei einer Dicke von 4 m. Südlich von diesem großen Tempel steht noch ein kleinerer, ebenfalls in länglichem Viereck gebaut, von welchem das Peristyl und die Umfassungsmauern der Cella größtenteils noch stehen. Beide Tempel, die der Grundform nach den griechischen sich anschließen, sind, sowie die Vorhöfe, in dem reichverzierten, prunkhaften, in der Formbehandlung und Gliederbildung zu Willkür und Phantastik entarteten korinth. Stile der spätern röm. Kaiserzeit aus Kalkstein gebaut. Außer ihnen findet man noch in einiger Entfernung von der Stadt ein achteckiges, von acht Granitsäulen getragenes Gebäude. Die älteste Geschichte B.s liegt in völligem Dunkel. Unter Kaiser Augustus wurde die Stadt zu einer röm. Kolonie (Colonia Julia Augusta Felix) gemacht und erhielt eine röm. Besatzung. Antoninus Pius baute den großen Tempel, den die unter den jetzigen Bewohnern der Stadt herrschende Sage für ein Werk des Königs Salomo hält. Septimius Severus gab den Bewohnern der Stadt das Privilegium des vollen rechtlichen Eigentums an Grund und Boden, das sog. ius Italicum. Durch Theodosius ward der Tempel in eine christl. Kirche umgewandelt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Araber beginnt der Verfall des Tempels. In den darauffolgenden Kriegen ward er mit dem kleinen Tempel in eine Festung umgewandelt, von der man noch die Zinnen sieht, und weshalb der Platz, auf dem beide stehen, den Namen Kastell führt. Auch die Stadt sank immer mehr herab und wurde 1759 von einem furchtbaren Erdbeben zerstört. Vgl. Wood und Dawkins, «The ruins of B.» (Lond. 1757); Cassas, «Voyage pittoresque de la Syrie» (3 Bde., Par. 1799); E. Renan, «Mission de Phénicie» (Par. 1864).

Baalsebub, s. Beelzebub.

Baaltis, weibliche Gottheit, s. unter Baal.

Baan oder Baen (Jan van der), tüchtiger Porträtmaler zu Harlem, geb. daselbst 20. Febr. 1633, hatte seinen Oheim Pirmans und J. Backer zu Lehrern. Von den beiden zu seiner Zeit herrschenden Richtungen in der Porträtmalerei, der van Dyckschen und der Rembrandtschen, verfolgte er die erstere und erwarb sich damit während eines kurzen Aufenthalts in England Beifall. Der Kurfürst von Brandenburg ernannte ihn 1676 zu seinem ersten Maler. B. starb 1702 in Amsterdam. — Jakob de B., des vorigen Sohn, geb. im März 1672 im Haag, malte schon sehr früh Porträts, die den

Arbeiten des Vaters nicht nachstanden. Auch er beschäftigte sich in England, wohin er mit dem Gefolge des Königs Wilhelm III. gekommen war. Später malte er am Hofe zu Florenz und in Rom mit großem Beifall. Er starb schon im April 1700 in Wien an den Folgen des ausschweifenden Lebens, welches er in Rom geführt hatte.

Baar, Baargeld u. s. w., s. Bar u. s. w.

Baar, als Seemannsausdruck soviel wie noch unbefahrener Matrose, Handlanger.

Baar (die), eine ehemals reichsunmittelbare Landgrafschaft in Schwaben, im jetzigen bad. Bezirk Konstanz und zu geringem Teile im württemb. Schwarzwaldkreise, umfaßt die Plateau- und Berglandschaft, welche den Schwarzwald mit dem Heuberge, dem südwestlichsten Teile der Rauhen Alp, verbindet. An den Quellen des Neckar und den Quellflüssen der Donau (Brege und Brigach) gelegen, begreift sie ein Areal von etwa 560 qkm, doch mit nur wenig mehr als 30000 E. Das Land erhebt sich bis über 700 m und ist besonders im nördl. Teile «auf der Baar» bergig, rauh und unfruchtbar. Pferdezucht und Uhrmacherei bilden die Hauptnahrungsquellen der Bevölkerung. Politisch bildet die B. den Hauptbestandteil des mediatisierten Fürstentums Fürstenberg, dessen Haupt- und Residenzstadt Donaueschingen zugleich als ihre Hauptstadt gilt. Die heutige Landschaft B. ist nur ein Teil der alten Berchtoltsbaar (althochdeutsch Berhtoldes Para), welche urkundlich schon im 8. Jahrh. zur Zeit der Karolinger erwähnt wird. Wie alle Baaren (althochdeutsch para, ein eingehegtes oder sonst abgegrenztes Land, eine Gaulandschaft) des Mittelalters, war auch diese nach ihrem Herrn benannt, dem Gau- und Landgrafen Berthold, dem vermutlichen Ahnherrn der Herzoge von Zähringen, der mit seinen Nachkommen diesen Baargau verwaltete und nach dessen Familiengliedern wieder einzelne Unterabteilungen desselben benannt werden, wie die Adelhartsbaar und die Birchtilosbaar. Es umfaßte die damalige B. die jetzigen bad. Bezirksämter Villingen, Hüfingen, Möhringen und die württemb. Oberämter Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Balingen, Oberndorf, Freudenstadt, Horb, vermutlich auch Rottenburg, endlich die hohenzoll. Bezirke Hechingen und Haigerloch. Nach der Grafenfamilie der Bertholde kam die Landgrafschaft B. in den Besitz der Grafen von Sulz, jedoch bedeutend verkürzt, namentlich um die Ämter, welche die Grafen von Breisgau, die nachmaligen Herzoge von Zähringen, innehatten. Im 13. Jahrh. traten die Grafen von Sulz die Landgrafschaft freiwillig an die Grafen von Fürstenberg ab, welche auch 1283 vom Kaiser Rudolf I. damit belehnt wurden. Die fürstenbergische Landgrafschaft B. zerfiel Ende des 18. Jahrh. in das Oberamt Hüfingen (mit Donaueschingen, Fürstenberg, Geisingen und Neudingen), und die Obervogtei unter Möhringen, Blumberg, Löffingen und Neustadt (mit Vöhrenbach). Ihre Reichsunmittelbarkeit verlor die Grafschaft 1803.

Baarle (van), holländ. Dichter, s. Barlaeus.

Baas (niederdeutsch), Brotherr, Prinzipal, Meister; besonders der Meister jedes zum Seewesen gehörigen Handwerks.

Bâb (arab.-pers.), Thür, Thor; auch Meerenge.

Baba, Plural baby (eigentlich alte Frauen, Altmütter, Großmütter), Wesen des slaw. Volksaberglaubens; in Böhmen werden schwere Regenwolken als báby bezeichnet, man sagt, «die Altmütter (báby) erheben sich, es wird ein Gewitter kommen», die nordöstl. Himmelsstrecke heißt, weil aus ihr häufig das Unwetter kommt, báby kout (der Winkel der Altmütter). Im russ. Volksglauben spielt eine besondere Rolle die Baba-jaga, ein dämonisches Wesen, das im schlafenden Walde wohnt in einer Hütte, die auf Hühnerfüßen steht; die Baba-jaga fliegt durch die Lüfte, fährt am Hexensabbat in einem eisernen (glühenden) Mörser, den sie mit dem Stößel antreibt, und verwischt die Spur hinter sich mit einem (feurigen) Ofenbesen.

Bâbâ bedeutet im Türkischen «Vater», ein Wort des ersten kindlichen Lallens, wie unser «Papa». Dieses Wort wird in Persien und der Türkei (möglicherweise in Nachahmung der gleichen bei den orient. Christen üblichen Sitte) als Ehrentitel den Namen angesehener Geistlicher, besonders solcher, die dem ascetischen Leben sich widmen, vorgesetzt, z. B. Baba Nasibi (Name eines pers. Dichters, der 1537 starb), und aus Artigkeit oft auch an den Namen anderer Personen angefügt, z. B. Ali-Baba.

Babadag, Stadt in Rumänien, in der Dobrudscha, war bis 1878 türkisch und hat, seitdem es von Rumänien annektiert wurde, von seiner Bedeutung verloren. Es liegt 30 km südlich von Tultscha an der Donau, zwischen Bergen in einer fruchtbaren, aber sumpfigen Gegend, hat 7000 E., darunter nur noch wenige Türken, welche meist Handel nach dem Schwarzen Meere treiben, der durch den Hafenort Kara-Erman (60 km südlich von B.) vermittelt wird, ist Sitz einer Unterpräfektur und zweier rumän. Elementarschulen. In frühern russ.-türk. Kriegen war B. Sammelplatz und Standquartier des türk. Heeres und wurde 1771 und 1854 von den Russen erstürmt.

Babbage (Benjamin Herschel), austral. Forschungsreisender, geb. 1815, war nach Vollendung seiner Studien als Ingenieur einige Jahre in Italien mit Eisenbahnbauten beschäftigt, traf dann im Nov. 1851 in Südaustralien ein, vollendete dort 21. April 1856 die erste Eisenbahn der Kolonie von Adelaide nach Port Adelaide und leitete 1858 eine Expedition, welche die Gegend zwischen dem Torrens-, Gairdner- und Eyresee untersuchte. Auch war er 1870—71 an der Herstellung des Telegraphen durch ganz Australien thätig. B. starb 22. Okt. 1878 in St.-Marys bei Adelaide.

Babbage (Charles), engl. Mathematiker, geb. 26. Dez. 1792 zu Teignmouth in Devonshire, studierte in Cambridge, wo er 1814 promovierte. Unter seinen litterarischen Leistungen sind zunächst die äußerst korrekten, zweckmäßig und bequem eingerichteten Logarithmentafeln: «A table of the logarithms of the natural numbers from 1 to 108000» (1826 u. öfter) zu erwähnen. Bei der Schwierigkeit, größere Tabellenwerke korrekt zu fertigen, geriet B. auf den in «Letter to Sir H. Davy on the application of machinery to mathematical tables» (1822) entwickelten Gedanken, die Vollendung derselben einer Maschine anzuvertrauen. Von der Regierung mit dem Bau einer solchen beauftragt, besichtigte er, um sich zu informieren, viele mechan. Werkstätten im In- und Auslande. Diese Umschau war Veranlassung zu dem Werke «Economy of manufactures and machinery» (1832; deutsch von Friedeberg, «Über Maschinen und Fabrikwesen», Berl. 1833). Seine Rechenmaschine sollte zufolge ihres Zwecks, mathem. und seemännische Tafeln zu berechnen und zu drucken, aus zwei

wesentlich verschiedenen Teilen, einem rechnenden und einem druckenden, bestehen. Der erste wurde 1828 zu bauen angefangen und war 1833 zum größten Teil in bewundernswürdiger Schönheit und Vollkommenheit vollendet, als eine Unterbrechung im Bau der Maschine eintrat. Der druckende Teil war damals noch nicht halb fertig, und dennoch war der Gesamtaufwand beim Bau bis auf 17000 Pfd. St. gestiegen. Da die vollständige Ausführung noch auf doppelt so viel veranschlagt wurde, so ließ man die Sache liegen. Während dieser Zeit übersetzte B., im Verein mit Herschel und Peacock, den «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» von Lacroix ins Englische und lieferte, außer der Schrift «Comparative view of the different institutions for the assurance of life» (1826; deutsch, Weim. 1827), eine Menge wichtiger Abhandlungen für die «Philosophical Transactions», Brewsters «Journal of Science» und andere Zeitschriften. Er wurde 1828 Professor der Mathematik in Cambridge, trat aber 1839 zurück. Über die wissenschaftlichen Zustände Englands überhaupt sprach er in den «Reflections on the decline of science in England» (1830) sehr trübe Ansichten aus, auf die er in seinem Werke über die große Industrieausstellung: «The Exposition of 1851, or views of the industry, science and government of England» (1851), zurückkam. Autobiographische Reminiscenzen enthalten die «Passages from the life of a philosopher» (1864). Er starb zu London 20. Okt. 1871.

Babbit-Metall, ein nach dem Erfinder benanntes Antifriktionsmetall, welches aus 25 Teilen Zinn, 2 Teilen Antimon und 0,5 Teilen Kupfer besteht.

Babel, s. unter Babylonien.

Bâb-el-Mandeb oder el-Mendeb (Thor der Trauer) heißt die 26 km breite Meerenge zwischen Arabien und Afrika, durch welche das Rote Meer mit dem Golf von Aden und so mit dem Indischen Ocean verbunden wird. Zwei spitzige vulkanische Kegel, Dschebl-Menhêli, welche fast senkrecht ins Meer abfallen, bilden hier die äußerste Südwestspitze Arabiens, das Vorgebirge oder Ras-el-Menhêli, welches etwa 10 km lang, über 7 km breit und 264 m hoch ist. Unmittelbar hinter demselben im NO. erhebt sich ein 165 m hoher erloschener Vulkan. An der engsten Stelle tritt diesem im SSW., auf der sonst flachen afrik. Küste, ein 160 m hohes Vorgebirge gegenüber, Ras-Sedjan oder Hemmâr-el-Seân genannt, ein kaum 4 km langer, hornförmiger, vulkanischer Fels, welcher durch eine schmale, 450 m lange Zunge mit dem Festlande verbunden ist und mit diesem eine gegen N. sich öffnende kleine, aber durchschnittlich 18,3 m tiefe und durch einen Korallenfels gegen Nordwinde gedeckte Bucht, einen in strategischer Beziehung wichtigen Hafenplatz, begrenzt. Zwischen beiden Felstürmen der gleichermaßen öden und wüsten Gegenküsten befindet sich der durch eingestreute Eilande noch mehr verengte Eingang der Meeresstraße. Kaum 4 km von dem arab. Kap liegt das größte derselben, die Insel Perim, arab. Meiûm (Mehun), 11,8 qkm groß, welche die Meerenge in zwei Kanäle teilt, den östl. oder Kleinen, kaum 3¼ km breiten Bâb-el-Menhêli oder Bâb-Iskender (an dem Alexander d. Gr. nach arab. Sage eine Stadt erbaut haben soll), der 13–26 m Tiefe hat, und den westl. oder Großen Kanal, der über 20 km breit und 340 m tief ist und Dacht-el-Meiûm heißt. Nur 1 km vor dem arab. Kap liegt ein kleines Felseiland, Dschesiret Robân, die Piloten-, Fischer- oder Austerninsel der engl. Karten. Von dieser zieht längs der Ostküste des Kleinen Kanals ein Korallenriff hin; doch hat der Seepaß hier auf reichliche 2 km nirgends weniger als 18–23 m Tiefe. Etwa 14 km im S. von Perim ragen sieben hohe vulkanische Klippen, die Hohen Brüder, arab. Sauabâ, aus der Tiefe empor, welche, bei ihrer bedeutenden Höhe von 76–108 m und ihrer eigentümlichen Form weithin sichtbar, als Orientierungspunkte dienen. Die arab. Schiffe wählen wegen der kurzen Taue ihrer Anker gewöhnlich den schmalern und weniger tiefen Kanal. Die Strömung geht längs der afrik. Küste nach N., längs der asiatischen, in dem Kleinen Kanal, südwärts. Letztere Straße ist die der engl. Postschiffe. Auch die Schiffe, welche den Großen Kanal passieren, halten sich möglichst dicht an die Insel Perim, die somit beide Straßen beherrscht. Diese Insel selbst ist ein alter Krater aus trachytischer Lava von unregelmäßiger Form, 5,5 km lang, 1800 m breit und bis 165 m hoch. Die mächtige Caldera (Kraterkessel) bildet jetzt einen vortrefflichen Hafen, dessen Eingang auf der Südwestseite liegt. Letzterer ist so breit und rein, daß bei jedem Winde die Schiffe ein- und auslaufen können. Das Innere des Hafens ist fast bis 18 m tief und geräumig genug, einer ganzen Flotte Platz und Schutz zu bieten. Nach N. hin sind die Ufer ziemlich flach, die übrigen Seiten bestehen aus wildzerrissenen, über 60 m hohen Klippen. Von Vegetation ist sowohl an diesen als in der Sand- und Konglomeratebene kaum eine Spur vorhanden; auch Wasser findet sich nicht.

Die Meerenge B. nebst ihren Kaps und Inseln war schon den Alten bekannt. Um den Seepaß und dadurch die Schiffahrt von Ägypten und Arabien her zu beherrschen, eroberten die Portugiesen im Anfang des 16. Jahrh. unter Tristan d'Acunha die Insel Sokotora, die aber zu diesem Zweck doch nicht hinreichte. Erst die Engländer erkannten die strategische Wichtigkeit der Insel Perim für die Beherrschung des Bab und des ganzen Roten Meers. Schon 1799–1801 hatten sie diesen Schlüsselpunkt besetzt, um einer möglichen Unternehmung der Franzosen gegen Indien zu begegnen. Die zweite Besitzergreifung 1. Febr. 1857 während des pers. Kriegs hing mit der möglichen Durchstechung des Isthmus von Suez zusammen, welche die Engländer für ihre ind. Besitzungen und ihren Handel dadurch gefahrlos zu machen suchten, daß sie gleich nach der Okkupation der Insel bedeutende Befestigungswerke zu errichten begannen, die ein zweites Gibraltar bilden sollen. Diesem Unternehmen widersetzten sich jedoch die übrigen seefahrenden Nationen. Zunächst wurde bei Straits-Point, der Ostspitze der Insel, eine Festung und 1861 ein Leuchtturm mit Drehlicht erbaut. Dagegen blieb bei der Legung des unterseeischen Telegraphenkabels von Suez nach Aden, die vom 2. bis 24. Mai 1859 ausgeführt wurde, Perim ohne Station. Der Ursprung des Namens der Straße geht nach der Sage der Ufer-Anwohner auf eine gewaltige Flut zurück (vielleicht die durch Erdbeben bewirkte Eröffnung des Roten Meers in vorhistor. Zeiten), bei welcher zahllose Menschen ums Leben gekommen sind.

Babelsberg, königl. preuß. Schloß mit Park, einer der schönsten Punkte in der Umgebung von Potsdam, am linken Ufer der Havel, unweit des

dem Prinzen Karl von Preußen gehörenden Dorfes Glienicke. Der Park ist von Lenné angelegt, vom Fürsten Pückler verschönert und später nach den Spezialangaben des Kaisers Wilhelm I. noch sehr bedeutend erweitert worden. Der Bau des Schlosses wurde 1834 nach Schinkels Plänen begonnen, unter ganz veränderten Bedürfnissen nach neuen Projekten von Persius, Strack und Gottgetreu 1843—49 fortgesetzt und vollendet. Die sehenswerten Räume des Innern sind sinnreich benutzt, auf das geschmackvollste ausgestattet mit altertümlichen Möbeln, Erzbildwerken, Erinnerungen aus den Feldzügen von 1849, 1864 und 1870—71 und andern Gegenständen. Die mittels zweier Dampfmaschinen zu Wasserkünsten und Bewässerungsanlagen nach Hochreservoiren geförderten Wassermassen werden zu Fontänen am Schlosse und zu einer Hauptfontäne in der Havel von 40 m Höhe benutzt. Östlich vom Schlosse befindet sich in einem Denkmalbau ein Erzengel Michael, ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV., auch das Küchengebäude, welches durch einen Tunnelbau mit dem Schlosse verbunden ist; westlich auf dem frühern Mühlenberge ragt seit 1856 ein hoher Rundschauturm aus dem dicken Waldesgrün im armierten Bewässerungsbassin mit Zugbrücke empor. In der Nähe davon sieht man die restaurierte alte Berliner Gerichtslaube, während auf der nicht zu entfernten Friedrich-Wilhelmshöhe eine imposante Friedenssäule mit Viktoria und reizender Fernsicht sich befindet. Erwähnenswert sind noch das schöne Hofgärtner-Etablissement mit Treibhäusern u. s. w., das Matrosenhaus und die den Park abschließenden Portierhäuser-Anlagen mit Umgebungen von künstlichen mit Inseln bepflanzten Teichen, ferner verschiedene Theeplätze im Freien mit Rosenlauben, Blumenparterre und Fontänen, auch der kleine Hafen mit an Hoffesttagen beflaggten Schaluppen und Böten.

Babenberg (Grafen von), eins der ältesten deutschen Geschlechter, welches seinen Namen von dem Stammsitze B., im Westen von Bamberg, entlehnte und sich von den fränk. Königen ableitete. Die Babenberger scheinen schon im 9. Jahrh. im heutigen Oberfranken reich begütert und namentlich auch im Besitz der Gegend um Bamberg, das nach ihrer Burg sich nannte, gewesen zu sein, bis Adalbert von B. wegen Landfriedensbruch 906 hingerichtet wurde. Polit. Bedeutung erhielten die Babenberger wieder, als aus denselben Leopold I. 976 Markgraf von Österreich wurde. Ihr Stamm erlosch mit dem Herzoge von Österreich Friedrich dem Streitbaren 1246.

Babenhausen, Hauptort einer ehemaligen Reichsherrschaft, früher eine Stadt, jetzt ein Flecken im Bezirksamt Illertissen des bayr. Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg, rechts an der Günz gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat 1900 E., ein altes und ein neues Schloß als Residenz der Fürsten Fugger-Babenhausen, mit schönen Gärten und Wirtschaftsgebäuden, einem Armen- und Krankenhaus, einer kath. Pfarrkirche, eine mechanische Spinnerei, eine Zündholzfabrik, bedeutende Brauereien, Frucht- und Wiesenbau, Viehzucht und mehrere Mühlen. Im J. 1236 war Graf Ulrich von Tübingen Eigentümer, am Ende des 13. Jahrh. waren die von Schöneck, im Anfang des 14. Jahrh. durch Kauf die von Rotenstein Besitzer von B. Von den letztern kam Stadt und Herrschaft 1363 an die Familie von Rechberg, 1539 durch Kauf an Anton Fugger, welcher die württemb. Lehnbarkeit ablöste. Die damalige Stadt hatte 1337 ulmer Recht, 1456 ein eigenes Wappen bekommen, sank aber zum Markte herab und verlor 1688 zur Strafe eines Aufruhrs wegen ihre Jurisdiktion. Im J. 1711 wurden die Grafen Fugger zu Kirchberg und Weißenhorn, die in der Folge hier ein Herrschaftsgericht hatten, vom Kaiser Joseph I. mit dem Forst- und Wildbann zu B. belehnt. Die Mediatisierung der Reichsherrschaft erfolgte 1806; die Auflösung der fürstl. Fuggerschen Gerichtsbarkeit 1848.

Babenhausen, Stadt im Kreise Dieburg der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz und der Linie Mainz-Aschaffenburg der Hessischen Ludwigsbahn (von welcher hier Zweigbahnen nach Wiebelsbach-Heubach und nach Hanau abgehen), zählt (1880) 2670 E., hat eine Kirche mit schönen Holzschnitzwerken und Glasmalereien, ein Hospital und ein Schloß, welches einst die Residenz der Grafen von Hanau-Lichtenberg war, in dem sich jetzt aber eine Kaserne befindet.

Baber (d. h. Tiger) oder Babur (s. d.), Beiname des Großmoguls Zehir-Eddin-Mohammed.

Babeuf (François Noël), Haupt einer kommunistischen Verschwörung unter der Direktorialregierung in Frankreich, genannt Cajus Gracchus, wurde 1764 zu St.-Quentin geboren. Im Alter von 16 J. Waise, kam er zu einem Feldmesser in die Lehre und wurde später, nach mehrjährigem Umherschweifen, als Mitglied einer Katasterkommission angestellt. Als 1789 die Revolution ausbrach, gab er dieses Amt auf und wandte sich mit Fanatismus der Bewegung zu. Er wurde zum Distriktsverwalter in Montdidier ernannt, dort aber einer Fälschung angeschuldigt und 1793 in contumaciam zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Dieses Urteil wurde jedoch vernichtet und B. konnte frei nach Paris zurückkehren. Obwohl ursprünglich Jakobiner, war er mit dem Sturze Robespierres einverstanden; doch trat er sofort in heftige Opposition gegen die zur Herrschaft gelangte Gruppe der Thermidoristen, was ihn bald ins Gefängnis führte. Hier erst scheint er durch Mitgefangene zum Kommunismus bekehrt worden zu sein. Nach der Amnestie vom J. IV begann er in seinem Blatte «Le tribun du peuple» eine rücksichtslose Propaganda für die soziale Revolution. Zugleich gründete er in Verbindung mit Buonarotti, Sylvain Maréchal, Antonello Darthé u. a. ein geheimes Direktorium, das allmählich mittels einer sehr geschickten Organisation 17000 schlagfertige Verschwörer, namentlich auch unzufriedene Soldaten und Gendarmen, um sich sammelte. Man wollte sich der Ministerien, der Magazine u. s. w. bemächtigen, die Güter der «Verschwörer», d. h. der Gegner, konfiszieren und unter das «Volk» verteilen und eine «nationale Gütergemeinschaft» organisieren. Im entscheidenden Augenblick wurde die Verschwörung im Mai 1796 durch einen Eingeweihten verraten. Die Führer derselben wurden vor einen Spezialgerichtshof zu Vendôme gestellt, der B. und Darthé am 23. Mai 1797 zum Tode verurteilte. Bei der Verlesung des Urteils stießen beide sich einen Dolch in die Brust, doch gelang es ihnen nicht, sich zu töten, und sie wurden am folgenden Tage guillotiniert. Die übrigen Mitschuldigen wurden teils zur Deportation verurteilt, teils freigesprochen. Filippo Buonarotti (s. d.), einer der Mitschuldigen, schrieb «Conspiration pour l'égalité, dite de Babeuf, suivie du

procès, auquel elle donna lieu etc.» (2 Bde., Brüss. 1828). Die wichtigsten der bei B. gefundenen Papiere, die seine Projekte enthalten, sind abgedruckt im Anhange von L. Reybauds «Études sur les réformateurs ou socialistes modernes» (Bd. 2, 7. Aufl., Par. 1864).

Babi oder Babisten, eine mohammed. Sekte in Persien, deren Stifter der aus einer Seidenfamilie stammende 19jährige Hadschi Ali-Mohammed aus Schiraz war. Seine Jugend, der schwärmerische Charakter, die Beredsamkeit, der klassische arab. Stil seiner Abhandlungen (bayan), seine Predigten und gelehrten Disputationen mit Priestern gewannen ihm bald einen weiten Kreis von Anhängern im ganzen Lande, besonders unter Priestern, Seiden und selbst unter Juden. Den Neophyten suchte er den Glauben beizubringen, daß er der Prophet sei, auf welchen der Geist der frühern Propheten durch Seelenwanderung übergegangen, und daß er der «Bâb», d. h. die «Pforte» (der Erkenntnis) sei, daher auch der Name der Sekte Babi. Nach ihm ist Gott das einzige, ewige, unwandelbare Urleben (hai), und da dieses Wort nach arab. Buchstabenzahl (hj) 18 bedeutet, so ist hiermit die Zahl 19 (mit Zugabe der Einheit des Trägers) die heilige Zahl, nach welcher alle Staatseinrichtungen (19 Monate, 19 Hohepriester u. s. w.) zu organisieren sind. Gott konnte seine Attribute nur durch die Schöpfung kundgeben; diese als Emanation von ihm konnte nur gut sein, das Böse ist nichts als eine Abweichung von der heiligen Zahl, gleichsam ein Rechnungsfehler, vorübergehend, weil zu korrigieren. Den Staat will er auf theokratisch-demokratisch-sozialer Grundlage eingerichtet wissen; der König wird von den 19 Priestern zum Guten angehalten; die Steuern fließen aus freiwilligen Beiträgen. Bab verbietet den Frauen den Gebrauch des Schleiers, läßt sie selbst am Apostolat teilnehmen; er beschränkt aufs äußerste die Polygamie, erschwert die Scheidung, hebt den Gebetzwang der Muslims auf. In Bezug auf Verbreitung des neuen Glaubens befiehlt er den Proselytismus und verspricht den Märtyrern Wiederaufleben durch Wanderung ihres Geistes. Von den 18 eingesetzten Aposteln zeichneten sich besonders drei durch ihren Eifer, ihre Energie und Organisationstalente aus: Mulla Hussein aus Chorassan, Mulla Mohammed-Ali aus Balafrusch und die schöne und gelehrte Frau Kurret-el-ayn aus Kaswin. Anfangs ließ die Regierung sie gewähren, als jedoch Unruhen in Meschhed entstanden und Nass'r-eddin auf den Thron kam (1848), wurden strengere Maßregeln ergriffen. Die B. unter Führung des Mulla Hussein bauten ein Fort bei Astaneh-Scheich-Tabersy in Masanderan. Es kostete der Regierung viele Anstrengung und große Verluste, ehe sie durch Kapitulation das Fort nehmen konnte. Einige Monate später entbrannte ein noch heftigerer Kampf in Zendschan, welcher vielen Regierungstruppen das Leben kostete; Bab selbst wurde gefangen nach Gilan in die Feste Tscherik und später zur Hinrichtung nach Tabris geführt (1849). Ein Attentat der B. auf den Schah 1852 führte zu einer furchtbaren Katastrophe, wobei alle Ergriffenen unter qualvollen Martern den Tod erlitten. Der Rest der noch immer zahlreichen Sekte war gezwungen, äußerlich den Glauben zu verleugnen oder sich in die Türkei oder nach Indien zu flüchten. Vgl. Polak, «Persien» (2 Bde., Lpz. 1865); Gobineau, «Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale» (Par. 1866).

Babia-Gura, Baba-Gura, Margura oder Arvaer Gruppe, Gebirgszug im nördl. Teile der Karpaten, südlich vor den Beskiden, besteht aus dichtem Höhlenkalkstein, in einem Teile der Ausläufer aus Grauwacke und wird vom Jablunkapasse, der Waag und der Arva eingeschlossen. Die B. ist im allgemeinen niedriger als die Beskiden; aber einige Gipfel, wie die Babia-Gura oder der Alteweiberberg erreichen 1722, der Baranio 1397 m. Auf der Nordseite tritt der freistehende, 1267 m hohe Lubjenberg besonders hervor; von ihm an werden die Berge niedriger und mit dem Calvarienberge beginnt das zum Teil bis zur Weichsel reichende Hügelland.

Babiche (frz.), Schoßhündchen.

Babillage (frz.), Geschwätz; Babillard, Schwätzer; babillieren, schwatzen.

Babine (russ.), braunes Katzenfell als Pelzwerk.

Babinet (Jacques), ausgezeichneter franz. Physiker, geb. 5. März 1794 zu Lusignan im Depart. Vienne, besuchte das Lycée Napoleon (Collége Henri IV.) und von 1811 ab die Polytechnische Schule, die er indes 1813 mit der Artillerieschule zu Metz vertauschte. Dann trat er als Offizier in die Artillerie, verließ aber 1814 für immer die militärische Laufbahn und wurde Professor der Mathematik in Fontenay-le-Comte, hierauf Professor der Physik zu Poitiers und endlich am Collége St.-Louis in Paris; 1840 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf; auch war er Hilfsastronom am Längenbureau. B. starb zu Paris 21. Okt. 1872. Die mineralog. und meteorolog. Optik verdankt ihm viel; auch um die Astronomie, die Meteorologie, die Lehre vom Magnetismus und die Theorie der Wärme hat er sich Verdienste erworben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Beobachtungen finden sich in Sammelwerken und Zeitschriften zerstreut; das meiste ist jedoch in dem «Compte-rendu» der Akademie der Wissenschaften enthalten. Beiträge B.s zu der «Revue des deux Mondes» und dem «Journal des Débats» erschienen gesammelt in den «Études et lectures sur les sciences d'observation» (8 Bde., Par. 1855—68). Zu erwähnen ist auch sein «Traité élémentaire de la géometrie descriptive» (Par. 1851).

Babington (Anthony), ein engl. Edelmann, das Haupt einer Verschwörung zur Befreiung Maria Stuarts (s. d.) aus der Haft, in der sie von ihrer Nebenbuhlerin, Königin Elisabeth von England, gehalten wurde, und zur Ermordung dieser selbst. B., ein junger Mann von Bildung und Ehrgeiz, feuriger Katholik, ward von einem Priester des Seminars in Rheims, gleich seinem Mitverschworenen Savage, zu dem Attentat gewonnen, in das Philipp II. von Spanien und Maria Stuart selbst eingeweiht wurden. Letztere trat mit B. in eine Correspondenz, worin alle Akte des Unternehmens, und darunter die Ermordung Elisabeths selbst besprochen und von Maria gebilligt wurden. Indessen gelang es dem Minister Walsingham, diese Briefe und damit alle Fäden des Komplotts in seine Hände zu bekommen, sodaß er, im Besitz aller Beweisstücke, die überraschten Verschworenen festnehmen und hinrichten lassen konnte. B.s Haupt fiel 20. Sept. 1586; die Hinrichtung der Maria Stuart aber, fünf Monate danach, ward besonders auf Grund jenes Briefwechsels gerechtfertigt.

Babinische Republik, ein humoristischer Verein, den 1568 ein poln. Edelmann, Pszonka, auf seinem Gute Babin bei Lublin stiftete und in welch

nur diejenigen aufgenommen wurden, welche sich durch irgend eine Lächerlichkeit auszeichneten. Wiewol dem Verein jeder polit. Zweck fern lag, so übte er doch bald einen gewissen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben in Polen. Er schickte jedem, der sich durch unkluges Betragen, einfältige Streiche oder ungewöhnliche Lebensweise bemerkbar machte, ein Diplom zu, in welchem derselbe in die Republik der Narren aufgenommen und gewöhnlich mit einem entsprechenden Amte beliehen wurde. So ernannte man z. B. Verschwender zu Ökonomen, Streitsüchtige zu Friedensrichtern in dem närrischen Staate. Die Gesellschaft dauerte bis 1677 fort.

Babiole (frz.), Kinderspielzeug, Tändelei.

Babirussa, s. Hirscheber.

Bab-Iskender, Meerenge zwischen dem Roten Meer und dem Golf von Aden, s. unter Bâb-el Mandeb.

Babisten, mohammed. Sekte, s. Babi.

Bablah (Bambolah, Indischer Gallus) ist die Bezeichnung für die kleinen, unreif gesammelten Fruchtschoten mehrerer der Gattung Acacia angehöriger Bäume, insbesondere von A. arabica, A. bambolah und A. vera. Sie werden wegen ihres bedeutenden Gehalts an Gerbsäure und Gallussäure zu allen den Zwecken angewendet, wozu die Galläpfel tauglich sind, also zur Tintebereitung, in der Färberei (zu Schwarz, Braun und Nankingfarbe) und Gerberei. Man unterscheidet zwei Sorten: die eine kommt aus Ostindien (von A. arabica und A. bambolah), die andere, auch Nebneb genannt, vom Senegal (von A. vera oder nilotica).

Babo (Jos. Marius von), deutscher Bühnendichter, geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitstein, kam von Mannheim, wo er Theatersekretär war, 1778 als Professor der schönen Wissenschaften nach München, wurde später daselbst Geheimsekretär, Studiendirektor der Militärakademie und Theaterintendant und starb 5. Febr. 1822. Er war ein gewandter und talentvoller Bühnendichter, und namentlich behauptete sein Trauerspiel «Otto von Wittelsbach» (1781) unter allen Ritterstücken, die sich an Goethes «Götz von Berlichingen» anschlossen, den ersten Rang. Außerdem schrieb er die Trauerspiele «Die Römer in Deutschland», «Oda», «Dagobert der Frankenkönig», «Genua und die Rache», das Schauspiel «Die Strelitzen», das Melodrama «Cora und Alonzo» und mehrere Lustspiele, unter denen «Bürgerglück» und «Der Puls» auf der Bühne Glück machten.

Babo (Lambert Jos. Leop., Freiherr von), namhafter deutscher Landwirth und Önolog, geb. 26. Okt. 1790 zu Mannheim, hörte Thaer in Berlin und Möglin, bewirtschaftete sodann seine Güter zu Weinheim und wußte sich bald Geltung als einer der tüchtigsten Praktiker, zugleich aber auch als Mann der Wissenschaft zu verschaffen. Einen ebenso bedeutenden Namen, wie als Landwirt, hat sich B. als Önolog erworben, und die deutsche Weinkultur verdankt ihm eine ganze Reihe der wichtigsten Verbesserungen. B. wurde 1831 zum Vorstand der Kreisstelle des Badischen landwirtschaftlichen Vereins für den Unterrheinkreis erwählt. Er starb 20. Juni 1862 zu Weinheim, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet wurde. Unter seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: «Anleitung zur Anlage und Behandlung der Wiesen» (Heidelb. 1836), «Der Weinbau nach der Reihenfolge der vorkommenden Arbeiten» (2. Aufl., Frankf. 1855; 4. Aufl. 1879), «Der Weinstock und seine Varietäten» (Frankf. 1843), «Anleitung zur chem. Untersuchung des Bodens» (Frankf. 1843), «Ackerbauchemie für den Landmann» (Frankf. 1845; 2. Aufl. 1862), «Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweins» (Frankf. 1846), «Die Hauptgrundsätze des Ackerbaues» (Frankf. 1851; 4. Aufl. 1874); mit Metzger zusammen «Die Wein- und Tafeltrauben» (Mannh. 1836—38; 2. Ausg. 1855), «Der Ackerbau nach seinen monatlichen Verrichtungen» (Frankf. 1852; 2. Aufl. 1862), «Anleitung zur Bereitung und Pflege des Weins» (mit Änderungen und Zusätzen von A. von Babo, Frankf. a. M. 1872; 2. Aufl. 1879), «Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern» (2 Bdchn., Frankf. 1857—58; 3. Aufl., 3 Bdchn., 1878). — Sein Sohn, Freiherr Clemens Heinrich Lambert von B., geb. 25. Nov. 1818 zu Ladenburg, Professor zu Freiburg i. Br., hat sich als Chemiker einen Namen erworben. — Ein jüngerer Sohn, Freiherr August Wilhelm von B., geb. 28. Jan. 1827, Direktor der niederösterr. Landes-, Obst- und Weinbauschule zu Klosterneuburg bei Wien, schrieb unter anderm «Natur und Landbau. Ein Lehrbuch der Landwirtschaft und ihrer Hilfswissenschaften» (2 Bde., Lahr 1870—74) und ein «Handbuch des Weinbaues und der Kellerwirtschaft» (Berl. 1881); ferner gibt er seit 1869 eine Zeitschrift für Weinbau unter dem Titel «Die Weinlaube» und den «Weinbaukalender» heraus.

Babócsa, Marktflecken im ungar. Komitat [Sümeg (s. d.).

Bábolna, berühmtes königl. Gestüt in Ungarn, 8 km südwestlich von Komorn, mit einem von wasserreichen Auen, Gebüschen und Waldungen eingenommenen Flächeninhalt von mehr als 4000 ha, ist besonders durch seine echt arab. Pferde von seltener Schönheit und reinster Abstammung ausgezeichnet. B. wurde 1807 errichtet, bildet eine Filiale des Militärgestüts zu Mezöhegyes und beschäftigt 300—400 Menschen.

Babolna, Dorf im hunyader Komitat in Siebenbürgen, nahe an der Maros, mit etwa 1120 griech.-orient. Rumänen, die ehedem magyar. Nationalität waren, aber inmitten von rumän. Umgebung romanisiert wurden. Das Dorf betreibt großen Obstbau und Viehzucht.

Babrius (grch. Babrios), griech. Fabeldichter, der nach einigen im alexandrinischen Zeitalter, nach andern erst im 3. Jahrh. n. Chr. lebte, veranstaltete eine größere Sammlung Äsopischer Fabeln, welche er in frischer und volkstümlicher Sprache in Choliamben niederschrieb. Im Mittelalter wurden dieselben mehrmals umgedichtet und in Prosa umgearbeitet, und so unter dem Namen von Äsopischen Fabeln überliefert. Erst Bentley und nach ihm Tyrwhitt in seiner «Dissertatio de Babrio» (Lond. 1776; Erlangen 1785) erkannten in letztern Reste der Verse des B., suchten einzelne choliambische Bruchstücke herzustellen und andere Fragmente des echten B. anderwärts nachzuweisen. Einzelne Fabeln wurden aus Handschriften von Furia, Korais, Schneider hinzugefügt und alles bis dahin Bekannte von Knoche (Halle 1835) gesammelt. Endlich (1844) entdeckte der Grieche Minoides Minas auf dem Berge Athos eine Handschrift mit 123 bisher unbekannten Fabeln des B., welche zuerst von Boissonade (Par. 1844), dann von Orelli und Baiter (Zür. 1845) und mit den bereits vorher bekannten am besten von Lachmann (Berl. 1845), Lewis (Oxf.

1846), Schneidewin (Lpz. 1853) und mit deutscher Übersetzung von Hartung (Lpz. 1858) herausgegeben wurden. Zugleich mit einer 1859 von Lewis publizierten weitern Sammlung von 95 Fabeln wurden die Fabeln des B. ferner von Bergk in der «Anthologia Graeca» (2. Aufl., Lpz. 1868) und mit neuen Bereicherungen aus der Bodleyanischen und Vatikanischen Handschrift von Gitlbauer (Wien 1882) veröffentlicht. Übersetzungen der Fabeln des B. gaben auch Ribbeck (Berl. 1846) und Hertzberg (Halle 1848). Vgl. außer der Litteratur bei «Äsopus»: Mantels, «Über die Fabeln des B.» (Lübeck 1846); Edelestan du Méril, «Poésies inédites du moyen-âge» (Par. 1854).

Bâbû (nicht Bâbu) bedeutet im Neuindischen «Fürst» und wird im gewöhnlichen Leben als Titel gebraucht wie unser «Herr».

Babuckur, ein den Mommu verwandtes Negervolk im Innern Afrikas. Ihr Gebiet liegt zwischen den Flüssen Ibba und Suah unter 5—6° nördl. Br. und 29° östl. Länge (von Ferro). Die B. treiben Ziegenzucht und bauen Negerhirse (Sorghum vulgare), sind aber Anthropophagen.

Babur (Zehir-eddin-Mohammed), erster Großmogul in Indien, ein Urenkel Timurs, geb. 14. Febr. 1483, erbte, kaum 12 J. alt, von seinem Vater Omar-Scheikh 1494 die Herrschaft über die Länder zwischen Samarkand und dem Indus. In der Absicht, Indien zu unterwerfen, bemächtigte er sich, obgleich er viel mit Aufständen in allen Teilen seines Reichs zu kämpfen hatte, durch List und Gewalt der Gebiete von Kaschgar, Khotan, Kunduz, Kandahar und Kabul. Nachdem er sich so den Weg nach Indien eröffnet hatte, benutzte er die schwache Regierung des Ibrahim Lody und überschritt gegen Ende 1525 mit einer ausgesuchten Schar von nur 10000 Mann bei Attok den Indus, trieb einige Heeresabteilungen, welche im Pendschab sein weiteres Vordringen hemmen wollten, zurück und lieferte 27. April 1526 in der Ebene von Panipat unweit Delhi seinem Gegner eine entscheidende Schlacht. Ibrahim floh und B. hielt seinen Einzug in Delhi. Am 11. Mai ergab sich auch Agra, die zweite Stadt des Reichs. Doch schon 28. Dez. 1530 starb B., nachdem er während seiner fünfjährigen Regierung in Indien vielfach mit Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen gehabt hatte. B. vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn und Staatsmanns Sinn für Wissenschaft und Kunst. Er selbst beschrieb die Geschichte seines Lebens und seiner Eroberungen in tatar. Sprache (herausg. von Ilminski, Kasan 1857), welche von Abdul-Rachim ins Persische und aus diesem auch ins Englische (von Waddington, Lond. 1826) übertragen wurde. B., welchem zunächst der älteste seiner vier Söhne, Humayun, auf dem Throne von Delhi folgte, war der Begründer der Dynastie der sog. Großmoguls.

Babusche (türk.), Hausschuh, Morgenschuh.

Babuyanen, ein im N. der Philippinischen Inseln in Südostasien gelegener, in polit. Hinsicht zu ihnen gehörender, unter span. Hoheit stehender Archipel. Derselbe breitet sich in der Mitte zwischen den Batänesinseln im N. und dem Nordende der Philippinischen Insel Luzon im S., von 18° 40′ bis 19° 55′ nördl. Br., sowie von 120° bis 122° östl. L. (von Greenwich) aus. Durch die Straße von Balingting werden die B. von den Batanes getrennt. Die größte von ihnen ist die nördlichste, Babuyanes oder Claso Babuyan genannt. Auf sie folgt südlicher und mehr westlich gelegen Calayan und noch südlicher die viel kleinere Insel Fugo. Westlich von diesen beiden, ungefähr in ihrer Mitt[e] liegt Delapiri. Die östlichste dieser Inseln ist Camiguin. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreich sind die von Luzon, die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Tayalen und chines. Ansiedlern. Mit den Batanes (s. d.) zählen die B. (1876) auf 620 qkm 8250 E.

Baby (engl., spr. Bēbi), kleines Kind, Puppe.

Babylon, die Hauptstadt des alten Babylonien, eine der prächtigsten und umfangreichsten Städte der alten Welt. Die Berichte über Ursprung, Größe und Beschaffenheit der Stadt, welche sich bei den Alten finden, sind höchst verworren und erst durch Opperts zweijährige Untersuchungen auf den Ruinen selbst in Einklang gebracht worden. Als ihr Erbauer wird der Gott Belus, daneben (was ebenso wenig erklärt) die Königin Semiramis genannt, welche nach der Erzählung des Diodor 2 Mill. Arbeiter aus allen Teilen ihres Reichs zusammenberufen habe. Mit der Hauptstadt des ältern Reichs haben im allgemeinen die Berichte der Alten, die bisjetzt bekannt sind, nichts zu thun: sie sind sämtlich auf die wiedererbaute und ungemein verschönerte Residenz des Nebukadnezar zu beziehen. Herodot gibt, aus eigener Ansicht, eine Beschreibung der Stadt. Sie lag auf beiden Ufern des Euphrat, in Form eines Vierecks, jede Seite 120 Stadien lang, zusammen 480 Stadien oder 91 km. Sie war von zwei Mauern umgeben, von denen die äußere 50 m hoch und 30 m breit war; die innere war nur 360 Stadien lang, und diese bestand allein noch zur Zeit Alexanders; 100 eherne Thore führten durch die äußere Mauer, die zwischen zwei Gräben stand, und diesem Umstande ist auch zum Teil die Zerstörung derselben zuzuschreiben. Die beiden Teile der Stadt, welche außerordentlich regelmäßig gebaut und von breiten und geraden Straßen rechtwinkelig durchschnitten war, verband eine überdachte, aus Quadersteinen erbaute Brücke, die von Herodot der Nitokris zugeschrieben wird. In dem westl. Stadtteile lag nahe der südwestl. Ecke der äußern Mauer, außerhalb der innern, die vor Nebukadnezar und seit Darius vom eigentlichen B. unabhängige Stadt Borsippa, und in ihr der von Herodot beschriebene achtstöckige Turm, der von Nebukadnezar auf der Stelle und dem Grunde des Sprachenturms errichtet war; heute heißt die gewaltige Ruine Birs-Nimrud. Im nördl. Teile lag die von drei Mauern umgebene Königsstadt, vor Nebukadnezar das eigentliche Babel. Auf dem Westufer lag der kleine ältere Palast, wo auch Alexander wohnte; von diesem südlich legte Nebukadnezar die Hängenden Gärten (heute Tel-Amran-ibn-Ali) an. Nördlich von diesen lag die große Burg (El-Kasr), in der Alexander starb. Die nördlichste Spitze der Königsstadt bildete die Pyramide, das älteste Denkmal, «an das sich das Gedächtnis B. knüpfte», der geheiligte Ort der Orakel, Merodachs Ruhestätte, das von Strabo, Diodor und Philostrat beschriebene Grab des Belus, nicht zu verwechseln mit dem 17 km davon entfernten, auf der andern Seite des Euphrat gelegenen Turme Herodots.

Die Ruine dieser Pyramide, bei Rich «Mujellibe», von den Bewohnern und nach ihnen von Layard und Oppert «Babil» genannt, bildet die Nordecke der Königsmauer und war noch später eine Feste. Der Name Babil pflanzt noch heu[te]

des uralten Heiligtums Namen fort. Die eigentlich bewohnte Stadt (τὸ ἄστυ) lag südlich von der Königsstadt, auf der Stelle des heutigen Hillah. Die ganze südöstl. Ecke des Quadrats war mit bebauten Feldern bedeckt, im Nordwesten lag die Stadt Cutha mit dem Tempel des Nergal, heute El-Oheymir. Der Euphrat trat in die Stadt in der Nordwestecke, aus derselben in der Südostecke. Außerhalb der letztern befindet sich die noch heute so genannte, aus dem Daniel bekannte Ebene Dura, und in ihr der Mukhattat, augenscheinlich ein Postament einer riesigen Statue. Die Stadt litt bedeutend durch die pers. Eroberung; die äußern Mauern wurden zerstört, besonders als Darius I. das empörte B. nach einer zweijährigen Belagerung durch die List des Zopyros wiedergewonnen hatte. Xerxes plünderte das bis dahin verschonte Grab des Belus, wie Ktesias berichtet. Obgleich die pers. Könige auch hier residierten, so geschah dennoch nichts für die Wiederherstellung der Stadt, und Alexander d. Gr., welcher bei seinem Einzuge 330 den Bewohnern die Wiederaufbauung des zerstörten Belusgrabes versprochen hatte, vermochte nicht einmal durch 10000 Arbeiter in zwei Monaten den Schutt von der Pyramide wegräumen zu lassen. Nachdem er selbst in dem Palast des Nebukadnezar gestorben und Seleucia am Tigris durch Seleucus Nikator bald darauf gegründet worden war, verfiel das alte B. unaufhaltsam. Teils wurde die neue Stadt aus dem Material der alten erbaut, teils hatte es an dauerhaftem Material zu monumentalen Bauten gefehlt. Die größern Steine mußten bis aus den armen. Gebirgen beschafft werden; gewöhnlich verwandte man zwar vortreffliche Backsteine. Schon zur Zeit des Pausanias beschränkten sich alle Ruinen auf die Mauern; die ältern arab. Geographen wissen wohl noch von einem Flecken Bâbil, reden aber mehr von den großen Ruinenmassen. Seit Pietro della Valle, welcher (wie später noch Rennel) in der Ruine Mudschellibe mit Unrecht den Belusturm erkennen wollte, ist das alte B. der Gegenstand vieler Reisen und Untersuchungen geworden. Die Mehrzahl der Forscher, unter denen sich zuerst Rich auszeichnete, sehen in dem Orte Hillah (mit 7000 E.) an der Ostseite des Euphrat den Repräsentanten des alten B. Die großen Ruinenmassen, von denen man nicht mit Rennel den Birs-Nimrud ausschließen darf, geben zwar eine ungeheuere Ausdehnung, passen aber in ihrer quadratischen Lage vollkommen zu den Angaben der Alten. Neuerdings hatte noch Rawlinson, der übrigens häufig seine Meinung geändert, die Lage des alten B. bis Niffer gesetzt; doch haben die Untersuchungen der franz. Expedition unter Oppert eine neue Ära in dieser Frage begründet.

Aus der reichen Litteratur sind hervorzuheben: Rich, «Memoirs on the ruins of Babylon» (3. Aufl., Lond. 1818); derselbe, «Personal narrative of a journey to England, by Bussorah, Bagdad, the ruins of Babylon» (Lond. 1826); Mignan, «Travels in Chaldaea» (Lond. 1829); Fraser, «Travels in Koordistan, Mesopotamia» (Lond. 1840); Wellsted, «Travels to the city of the Khaliphs etc.» (Lond. 1840); die geschickte Compilation von Baur, «Nineveh and Persepolis» (Lond. 1850); vor allen aber Oppert, «Expédition scientifique en Mésopotamie» (Par. 1863), nebst Plänen und Karten, die viele der frühern Daten als antiquiert hinstellen.

Babylonica nannte man nach dem Lande ihres Ursprungs früher bisweilen die Baldachine (s. d.).

Babylonien hieß im klassischen Altertum das Tiefland am untern Laufe des Euphrat, welches jetzt den Namen Irak-Arabi trägt, im Alten Testament gewöhnlich Sinear (doch auch Babel), bei den spätern griech.-röm. Schriftstellern namentlich auch Chaldäa heißt. Seine eigentlichen Grenzen bildeten im N. gegen Mesopotamien der Euphrat und, von dem Einfluß des Chabur in denselben nordöstlich bis an den Tigris, die sog. Medische Mauer, im O. der Tigris gegen Assyrien und Susiana, im S. der Persische Meerbusen, im W. die Wüste Arabien. Bei der spätern Ausbreitung der babylon. Herrschaft jedoch umfaßte dieser Name auch das südl. Mesopotamien. Der einheimische Name für dieses Land ist jedoch B. nicht; dieser blieb auf die Stadt beschränkt, wenn auch in späterer Zeit das ganze Reich sich nach der Metropole benannte. Die Keilschriften bezeichnen das nördl. Chaldäa durch den Namen Akkad oder Kald; das dem Persischen Meerbusen nahegelegene Tiefland hieß Kar-Duniyas. Die Ausdehnung des Namens auf das Land scheint erst durch die Perser aufgekommen zu sein. B. bildet eine vollständige Ebene, welche eine Fortsetzung der assyrischen ist; die beiden Ströme Euphrat und Tigris treten hier am nächsten zusammen, bis sie, die Landschaft Mesene gemeinsam umfließend, einst geteilt in den Persischen Meerbusen mündeten. Es mußte das Land vor Überschwemmungen durch viele Kanäle und Dämme und mehrere künstliche Seen geschützt werden, welche jetzt zum größten Teil vertrocknet sind. Der bedeutendste Kanal war der noch jetzt als Nahr-el-Melik bekannte, gewiß uralte Königskanal (Nahar malka) zwischen den beiden Hauptströmen, der, von den röm. Kaisern gepflegt, noch im 7. Jahrh. bestand, bis die Mohammedaner das Land eroberten. Der Boden, schon an und für sich fruchtbar, lieferte, durch die sorgfältige gartenmäßige Bestellung gehoben, einen bedeutenden Ertrag, besonders an Weizen, Gerste und Datteln. An Bäumen und Steinen litt das Land freilich noch mehr Mangel als Assyrien. Als Baumaterial mußte die reichlich vorhandene Ziegelerde dienen, welche, an der Sonne gedörrt oder im Ofen gebrannt, dauerhafte Steine gab, die in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen; zum Mörtel benutzte man das mit Rohr vermengte Erdharz, das allenthalben reichlich hervorquoll.

Geschichte. In dem begünstigten Tieflande B.s kam es früh zu einer staatlichen Entwickelung. An die Babylonier, ein Volk entschieden semit., speziell assyr., von dem aramäischen durchaus verschiedenen Stammes, wie jetzt durch die Keilschriftforschungen erweislich wird, und welches sich mit einem Stamme verschiedenen Ursprungs, Sumer genannt, vermischte, knüpft sich der Ursprung des assyr. Staates. Die mosaischen Nachrichten berichten, daß ein uraltes, mächtiges, eroberndes Jägervolk kuschit. Stammes, Nimrod genannt, ein Reich gründete, dessen Ausgangspunkt Babel, Erech (Warka), Akkad und Chalneh im Lande Sinear war. Dieses steht keineswegs mit der einheimischen Sage im Widerspruch, daß Babel schon vor der Sintflut bestand. Die alte sumerische Sprache nennt die Stadt Kaanra, Götterthor, semitisch Bab-il; später wurde dieser Name durch eine schon den Assyrern angehörige Etymologie mit der Sprachverwirrung in Verbindung gebracht. Der Nationalgott Bel wurde

von den Griechen als Gründer des Reichs aufgeführt; es hieß allerdings ganz Assyro-Babylonien das Reich des Bel.

Nach den durch Keilschriften überlieferten Legenden herrschten 10 Könige vor der Sintflut während 432000 Jahren. Der letzte derselben, Xisuthrus (Adrahasis oder Hasis-adra), war Zeuge der Sintflut. Der Kanon des Berosus setzt dieses Ereignis in das J. 41 697 v. Chr. Dann folgte eine heroische Zeit, die, in Zyklen gerechnet, 39180 Jahre oder 653 Sossen zu 60 Jahren umfaßte. Diese Zahl 653 findet sich wieder in der Genesis, die von der Sintflut bis zum Ende des ersten Buches Mosis 653 Jahre annimmt. Die Fragmente des Berosus reden von 86 Königen; doch mag die Zahl korrupt sein, da Sargon von seinen 350 Vorgängern spricht. Diese mythischen Könige, von denen die letzten indes historisch sind, endigen mit dem J. 2517 v. Chr. Von hier ab rechnete man eine Periode von 1805 Jahren, die 712 v. Chr., nach Sargons Angabe, zu Ende ging. Die berosischen Nachrichten nennen bestimmt die Meder, und zwar den Zoroaster, als Sieger über B., woher sich auch magische Einflüsse erklären können. Nachdem acht Meder geherrscht (2517—2283), wurde B. von den Elamiten eingenommen (2283); diese schleppten Heiligtümer nach Susa, woher Assurbanhabal (Sardanapal VI.) sie 1635 Jahre später wieder holte. Die Elamiten, das Volk Nimrod, herrschten 224 Jahre (2283—2059); 49 chaldäische, d. h. einheimische Könige, herrschten über B. 458 Jahre (2059—1601). Ihnen folgten, nach Berosus, neun Araber, 245 Jahre (1601—1356); diesen Semiramis, nach allen Angaben 42 Jahre (1356—1314), und endlich die assyr. Dynastie während 526 Jahre bis 788, wo die assyr. Herrschaft durch den Abfall der Meder während 41 Jahre auf B. überging, bis Teglathphalasar (745) Assyrien von B. unabhängig machte. Während dieser Zwischenperiode hatten Belesys (Balazu) und Phul von B. aus über Assyrien geherrscht. Während des Aufstandes Teglathphalasars herrschte in B. Nabonassar (747—733), berühmt durch die von Ptolemäus angenommene Ära, die indessen nicht, was fälschlich angenommen, aber durch klassische Zeugnisse widerlegt ist, einem polit. Ereignis entspricht.

Unter den nachfolgenden Königen zeichnete sich namentlich Merodachbaladan aus (721—709), ein heldenmütiger Verteidiger der Unabhängigkeit B.s, welcher jedoch nach zweijähriger Gegenwehr dem Assyrer Sargon erlag. Doch nach vier Jahren, nach Sargons Tode, erhob sich Merodachbaladan wieder. Sanherib nahm B. ein, setzte zu wiederholten malen mehrere Könige ein und hatte während seiner 24jährigen Herrschaft fortwährend gegen B. zu kämpfen. Erst Assarhaddon brachte es den Sargoniden wieder, die es bis 625 behielten; Assarhaddons Sohn, Saosduchin (Samassumukin), unterstützte Ninives Erbfeind, Elam, endete aber damit, daß er, seines siegreichen Bruders Sardanapal VI. Rache fürchtend, sich 647 mit seinem Palast selbst verbrannte. Nabopallassar (Nabuhabalusur) machte sich 628 unabhängig; vereint mit dem Meder Cyaxares machte er der Herrschaft Assyriens durch die Zerstörung Ninives ein Ende. Ihm folgte sein Sohn Nebukadnezar (assyr. Nabukudurrusur, altpers. Nabukudratchara), der zunächst den Angriff des Ägypters Necho bei Karkemis (Kirkesium) zurückschlug und die ägypt. Herrschaft in Asien für immer vernichtete. Er unterwarf darauf Jojakim von Juda 599, setzte den Zedekia zum König ein; infolge wiederholter Empörungen zog er gegen Juda, zerstörte 587 Jerusalem und den Salomonischen Tempel und versetzte die gefangenen Einwohner nach B. Die Phönizier unterwarfen sich freiwillig, mit Ausnahme von Tyrus, welches erst nach 13jähriger Belagerung genommen wurde. Auch gegen Ägypten zog Nebukadnezar, und nach einer Sage soll er bis an die Säulen des Herkules gekommen sein und sogar einen Teil von Spanien erobert haben. Er ist der eigentliche Begründer des großen Glanzes der Stadt Babylon, den der wohl histor. Angabe gemäß Semiramis und nach ihr Assarhaddon begründet hatten. Manche der großen Bauwerke, namentlich die Mauern und die Hängenden Gärten, sind ein Werk des gewaltigen Mannes, den die Griechen selbst mit Herakles und Dionysos verglichen. Leider sind bisjetzt keine histor. Dokumente von ihm aufgefunden worden. Sein Sohn Evilmerodach (561—559), sein Schwiegersohn Neriglissor (Nergalsurusur, 559—555), dessen Sohn Labasi-Marduk (neun Monate), waren die Vorgänger des letzten babylon. Königs Nabonid (assyr. Nabunahid, altpers. Nabunita), des letzten Labynetos Herodots, welcher 17 Jahre herrschte. Dieser verband sich mit Krösus von Lydien gegen Persien. Nabonids Sohn, der Belsazar des Daniel, der Belsarusur in den Inschriften Nebukadnezars, wo er als eine Art Mitregent genannt wird, scheint einen Teil von Chaldäa beherrscht zu haben, und durch die Empörung eines Meders Darius dieses Landesteils und des Lebens verlustig geworden zu sein. Die Gewalt des Meders scheint ihre Endschaft erreicht zu haben, als 538 Cyrus der Perser Babylon belagerte und nahm und der ganzen chaldäischen Herrschaft ein Ziel setzte. Nach dem Tode des Kambyses empörte Babylon sich wieder. Nidintabel gab sich 521 für einen Sohn des Nabonid aus, der auch Nebukadnezar geheißen hatte, wie dieses Darius in der Inschrift von Behistun erzählt. Zwei Schlachten mußten geliefert werden, und zwar binnen sechs Tagen (Dez. 521), bis Darius vor Babylon vorrücken konnte. Nach den Daten dieser Inschrift hat Herodot recht, wenn er von einer 20monatlichen Belagerung spricht. Endlich wurde die Stadt genommen (Juli 519) und ihrer großen Ringmauer beraubt. Eine andere Empörung eines andern Pseudo-Nebukadnezar, Arakh, wurde rasch unterdrückt. Von spätern Erhebungen ist nichts bekannt; Babylon wurde Residenz der pers. Könige, und auf vielen Privatkontrakten aus der Achämenidenzeit wird immer nach Jahren der Nachfolger des Cyrus datiert. Alexander nahm Babylon 330 ein, erhob es zur Hauptstadt seines Weltreichs und starb hier 323. Seleucus I. bekam es bei der Verteilung des Reichs auf der Versammlung von Triparadisus; er konnte jedoch den Antigonus und seinen Sohn Demetrius erst 312 aus der Hauptstadt Chaldäas vertreiben; dieses Ereignis bildet den Anfang der Seleucidischen Ära (Okt. 312). Die Parther entrissen Babylon und das ganze Gebiet 133 den Seleuciden; die Züge des Trajanus (114 n. Chr.), des Septimius Severus (199) und des Julianus (363) konnten es weder den Parthern, noch den seit 226 Vorderasien beherrschenden Sassaniden nehmen. Nach den Siegen Omars bei Kadesia und Nehavend über den Sassaniden Jezdegerd III. kam B. unter die Gewalt des Islam; die

Kalifen erbauten 762—766 Bagdad, 94 km nördlich von Babylon. Nach der Zerstörung der Macht der Abbassiden durch Hulaghu-Chan (1258) kam es unter die Mongolen, später unter die Perser, denen es Murad IV., Sultan der Osmanen, 1648 entriß. Seit dieser Zeit ist es, trotz mehrfacher Versuche von seiten der Perser, in den Händen der Türken, und gehört mit den Paschaliken Bagdad und Basra (s. d.) zur Provinz Irak.

Kultur. Die Babylonier waren ein uraltes Kulturvolk, aus mehrern ethnolog. Elementen zusammengesetzt. Es ist kein Zweifel, daß in grauer Vorzeit die ägypt. Kultur auch hier einen Boden gefunden hat. Man kann aber auch neben den semitischen turan. Elemente nachweisen. Die Babylonier waren ein vorherrschend praktisches Volk; wir verdanken ihnen die Wochentage, die Einteilung des Tags in Stunden, Minuten und Sekunden, die Erfindung der Maße und Gewichte. Die Staatsverfassung war so despotisch, wie sie die gedrängte, üppige, weichliche Bevölkerung haben mußte und ertrug. Bei den Alten finden sich Spuren von Satrapienverwaltung. Die Rechtspflege soll drei großen Gerichtshöfen zugeteilt gewesen sein. Kunstfleiß und Handel blühten außerordentlich; der letztere wurde ostwärts, besonders nach Baktrien, Persien und Medien, durch Karawanen vielleicht bis Indien betrieben. Färbereien, Webereien und Stickereien, besonders die Fabrikation von kostbaren Teppichen mit eingewebten Tierfiguren und Arabesken (wie man sie noch auf den Denkmälern von Ninive dargestellt sieht) zeichneten B. aus. Der Wohlstand hob sich im allgemeinen so sehr, daß B. mit Assyrien an Persien einen jährlichen Tribut von 1000 Talenten zahlen konnte. Dadurch erscheint aber auch zugleich der Nationalcharakter der Babylonier bedingt, welche durch ihre Weichlichkeit, Schwelgerei und Sittenlosigkeit berüchtigt waren. Die Religion der Babylonier und Assyrer stand in nahem Zusammenhange mit den altsemit. und phöniz. Kulten. Vgl. Münter, «Die Religion der Babylonier» (Kopenh. 1827). Den Kern derselben bildete die Anbetung der in den größern Gestirnen und der Fruchtbarkeit der Erde besonders hervortretenden Naturkräfte. An der Spitze ihres Glaubenssystems stand der durch das ganze kanaanit. und mesopotam. Tiefland verehrte Bel (Baal), welcher ganz allgemein die Naturkraft ohne alle sittlichen Momente repräsentiert. Neben ihm steht als weibliche Ergänzung Beltis («die Herrin»), die empfängnisfähige Erde, an deren Verehrung sich allerlei sittenlose Gebräuche knüpften. Sie erscheint hauptsächlich als Mylitta (ähnlich wie in Assyrien), d. i. «die gebären Machende». In den Inschriften erscheinen namentlich Bel-Dagon, der Vater der Götter; Beltis-Taauth, die Mutter der Götter; Ea-kin, der Abgrund (Okeanos); Bin, Gott der Naturkräfte; Samas, der Sonnengott; Merodach, Gott der Orakel, Schutzgott Babylons, und Zarpanit; Nebo, der Aufseher der himmlischen Scharen, und Nana, die Mondgöttin; Istar, die Göttin des Kriegs; Sin, der Mondgott; Sandan, der Hercules, und sein Begleiter Nergal, der Kriegsgott. In Ninive stand an der Spitze des Pantheons Assur. Kultur und Glauben pflegte die Kaste der Chaldäer, welche jedoch nicht erblich war, sondern aus dem Volke überhaupt sich ergänzte, wie denn sogar der ausländische Prophet Daniel in dieselbe aufgenommen wurde. Zugleich beschäftigten sie sich mit Astronomie und Astrologie und verzeichneten seit uralter Zeit ihre Himmelsbeobachtungen und die an sie chronologisch gereihte Königsgeschichte. Es geschah das sicher kollegialisch, denn man findet den Kollektivnamen «die Chaldäer» genannt. Doch finden sich in den Inschriften auch von einem Astronomen unterzeichnete Beobachtungen. Nach dem Sturze des Babylonischen Reichs sank natürlich ihr Ansehen und ihre Bedeutung, und infolge dessen mag die Verbreitung der Astrologie nach dem Occident stattgefunden haben, wo man sie schon 400 v. Chr. bei den Griechen und als ihre Vertreter fortab die Chaldäer genannt findet. Ihre wissenschaftlichen Leistungen dürfen sicher nicht zu gering angeschlagen werden. Vgl. Ideler, «Über die Sternkunde der Chaldäer» (in den Abhandlungen der berliner Akademie, histor.-philol. Klasse, 1814—15). Sie erkannten zuerst die Finsternisperiode von 223 synodischen Monaten, oder 18 Jahren 11 Tagen, den Saros, den sie, nach Geminus, als dreifache Periode von 19756 Tagen angaben. Die cyklisch-mythische Chronologie der Babylonier erhebt zur mathem. Gewißheit, daß sie aus dem Saros eine hundertfache, viel genauere Finsternisperiode von 1805 Jahren oder 22325 synodischen Monaten entwickelten. Auch wußten sie, wie die Ägypter, daß das tropische Jahr um etwas länger sei als 365 Tage, und bedienten sich der sog. Sothisperiode von 1460 Jahren. Die mythische Zeit, zwischen der Sintflut und der histor. Periode, gaben sie auf 12 Mondperioden und 12 Sothisperioden, d. i. 39180 Jahre, an; diese zu 653 Sossen, zu je 60 Jahre berechnete Periode findet sich in den 653 nachsintflutlichen Jahren der Genesis wieder. Die bildende Kunst, von der, außer geschnittenen Cylindern und Steinen, keine bedeutendern Denkmäler vorliegen, läßt sich nicht hinlänglich beurteilen. Dagegen verdient die Architektur nach Zeugnissen der Alten und den übriggebliebenen Ruinen volle Anerkennung. Was hierher gehört, konzentriert sich, abgesehen von Kanälen, Brücken, Dämmen, Schleusenwerken, wesentlich in den Ruinen der alten Hauptstadt Babylon (s. d.). Über die Litteratur vgl. ebenfalls Babylon.

Babylonisches Exil oder Babylonische Gefangenschaft ist die Bezeichnung für den Aufenthalt eines großen Teils der Israeliten in Babylonien nach ihrer Besiegung durch Nebukadnezar. In der despotischen Politik des alten Orients herrschte der Grundsatz, die angesehenen und reichen Bewohner einer eroberten Provinz in eine andere entferntere des Reichs zu verbannen, wo sie, durch Nationalität, Sprache, Sitte und Religion von der Masse der übrigen Bewohner geschieden, politisch unschädlich wurden, während dem zurückbleibenden Volke seine einflußreichen Bürger genommen waren. Solche Exilierungen trafen auch öfters die Bewohner Kanaans, seitdem sie namentlich mit dem mächtigen Assyrischen Reiche in feindliche Berührung gekommen waren. So ward das Reich Israel unter dem Könige Hosea durch den assyr. König Salmanassar 722 v. Chr. vernichtet, indem die vornehmsten Einwohner nach der Eroberung der festen Hauptstadt Samaria in die Gefangenschaft nach Assyrien geführt, hingegen assyr. Kolonisten nach Israel verpflanzt wurden, welche mit den dort zurückgebliebenen Israeliten späterhin das gemischte Volk der Samariter bildeten.

Die bedeutendste derartige Exilierung aber traf das jüd. Volk unter Nebukadnezar. Nachdem

nämlich schon der König Jechonja (Jojachin) nebst seinen hervorragendsten Kriegsleuten und Unterthanen, darunter auch der Prophet Ezechiel, ins innere Mesopotamien deportiert worden waren, verband sich gleichwohl Zedekia, König von Juda, vergebens durch das Schicksal seines Vorgängers und den Propheten Jeremia gewarnt, wieder mit dem Könige von Ägypten gegen die babylonisch-chaldäische Oberherrschaft. Nebukadnezar erschien abermals mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem, welches er 588 v. Chr. eroberte. Der König Zedekia wurde geblendet und mit ihm der angesehenste Theil der Einwohner Judäas nach Babylon in die Verbannung geführt. Dieses Exil nun, dessen Dauer gewöhnlich zu 70 Jahren gerechnet wird, obgleich es genau nur 50 Jahre währte, nennt man vorzugsweise das Babylonische Exil. Die Lage der Verbannten war im allgemeinen unbefriedigend und drückend. Viele jedoch siedelten sich an und erwarben Güter, selbst Wohlstand und Reichtum. Ihre Stamm- und Gemeindeverfassung wurde ihnen gelassen, sie lebten unter sich wesentlich nach den Gesetzen Mosis und freie Religionsübung war ihnen gestattet. An kräftiger Tröstung und Zusprache fehlte es ihnen auch nicht; namentlich erhob Ezechiel unter ihnen seine mächtige prophetische Stimme, und jener große Unbekannte, von welchem der zweite Theil des Buches Jesaia (Kap. 40—66) herrührt, verkündigte am Schlusse des Exils seinen Landsleuten eine herrliche Zukunft in der Heimat, in die er sie aufforderte zurückzukehren. Denn als Cyrus 538 v. Chr. das Babylonische Reich zerstört hatte, erlaubte er den Juden die Heimkehr nach Palästina. Allein nur drei Stämme, Juda, Levi und Benjamin, und diese lange nicht vollzählig, benutzten diese Erlaubnis; die Exilierten der andern Stämme verschwinden seit ihrer Deportation gänzlich aus der Geschichte. Wahrscheinlich hatten sie sich mit den Bevölkerungen ihrer neuen Heimat am Tigris und jenseit desselben bereits so vermischt, daß selbst die Erinnerung an die Stammheimat erloschen war. Vergeblich hat man in neuerer Zeit diese verlorenen 10 Stämme in Asien wieder aufzufinden gesucht. Einige Ethnographen haben sie in Indien und China gesucht, andere erklärten die Afghanen für deren Abkömmlinge.

Babylonischer Turm, ein durch die Sage berühmter Turm in Babylon. Die Bibel erzählt im ersten Buch Mosis: Es herrschte auf der ganzen Erde nur Eine Sprache. Nach der Sintflut zogen die Söhne Noahs nach der Ebene von Mesopotamien, brannten Ziegel und wollten dort eine Stadt und in deren Mitte einen Turm erbauen, dessen Spitze bis in den Himmel reichen sollte. Aber Jehovah störte das übermütige Unternehmen, indem er zur Strafe die Sprache verwirrte, sodaß der eine den andern nicht mehr verstand, und indem er die Menschen über die ganze Erde zerstreute. Die Stadt aber nannte man deshalb Babel, d. h. Verwirrung. Die Sage ist in allen Einzelheiten babylon. Ursprungs und man wird vielleicht einmal das Gedicht auffinden, das sie verewigte. Nach der Sintflut ließen sich die Gefährten des Xisuthrus (babylon. Adrahasis oder Hasis-adra) auf babylon. Boden nieder, weshalb auch die Stadt durch das Ideogramm «Stadt der geretteten Schar» ausgedrückt wird. Nach der babylon. Sage bestand Babylon allerdings schon in der vorsintflutlichen Zeit, doch machte die an die Sintflut und den Sprachenturm sich knüpfende Legende sie zur ersten unter den heiligen, uralten Städten Chaldäas. In dem Turme von Babel ist der große Belustempel in Borsippa (Birs-Nimrud) nicht zu verkennen. Vor den Ergebnissen der franz. Expedition hatte man auf den Birs-Nimrud oder den Turm mehrere Daten Diodors, Arrians und Strabos angewandt, welche sich nur auf die nicht minder imposante, ebenso geheiligte Pyramide oder das Belusgrab (Babil) in der nördl. Königsstadt beziehen; die beiden Gebäude liegen über 17 km voneinander entfernt. Der Stufenturm Herodots war von Nebukadnezar auf der Stelle erbaut, wo einst der Sprachenturm (Barsêpa) sich erhoben. Die von Rawlinson entdeckte, von Oppert zuerst übersetzte und erklärte Inschrift von Borsippa nennt die Pyramide (Babil) das «Urmal» (Stätte des ältesten Andenkens) Babylons und den Turm (Birs-Nimrud) das Urmal Borsippas. Das Gebäude bestand aus einem großen Unterbau und sieben den Planeten geweihten Stufentürmen, von denen jeder wahrscheinlich die planetarische Farbe hatte, in der Reihe der Wochentage, Saturn, Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Mond und Sonne. Dieses Stockwerk enthielt hoch oben den Tempel des Nebo, des Wächters der himmlischen Heerscharen. Unten befand sich ein Heiligtum des Monatsgottes (Lunus) Sin, mit einer goldenen Statue. Der Turm, dessen kolossale Ruine noch an jenes uralte Denkmal mächtig erinnert, gehörte zu den größten Gebäuden jener an Wunderbauten so reichen Stadt. Herodot hat aus eigener Anschauung eine Beschreibung dieses Tempels überliefert; er bezeichnet das Gebäude als ein Viereck von 4 Stadien Umfang, welches sich in acht Absätzen erhob; die Höhe gibt er nicht an. Eine große Wendeltreppe führte um den Turm, auf dessen Spitze sich das Heiligtum des Gottes befand, der auch im untersten Stockwerk eine goldene Statue hatte; man weiß durch die Inschriften, daß diese nicht dem Nebo, sondern einem andern Gotte, dem Sin, geweiht war. Der Turm diente auch als astron. Observatorium. In Borsippa war der Sitz einer besondern Schule oder Sekte. Wann der Sprachenturm zerstört ward, sei es durch Menschenhand, sei es durch himmlisches Feuer, was nicht unwahrscheinlich, ist nicht bekannt; zur Zeit des Septimius Severus scheint er noch erhalten gewesen zu sein. Zugleich gibt jene Sage eine Erklärung über die Entstehung der Verschiedenheit der Sprachen trotz der Abstammung von einem einzigen Menschenpaare. Die Sage findet in dieser Mannigfaltigkeit ein Übel, denn sie hemmt den leichten Verkehr der Völker untereinander, und erklärt sie daher für eine unmittelbare Strafe Gottes, eine Ansicht, in der der Verfasser der Genesis auch mit andern Philosophen des Altertums, z. B. mit Plato, übereinstimmt. Daß man gerade Babylon zum Sitz der Sage von der Sprachverwirrung wählte, läßt sich leicht aus dem Grunde erklären, weil hier, als an einem der reichsten und besuchtesten Emporien der Alten Welt, eine Menge der verschiedensten Völker mit den abweichendsten Sprachen zusammentrafen, und daher die Verschiedenheit der Sprachen am grellsten hervortrat. Das dritte Moment in der Sage, die etymolog. Deutung des Namens der Stadt Babel, als «Verwirrung», beruht allerdings auf einer nach den Regeln der assyr. Sprache vollständig gerechtfertigten Form (babil von **balal**, verwirren). Auch ist Babylon häufig durch das Ideogramm

«Sprachenstadt» ausgedrückt. Die gewöhnlichste Schreibung des Namens ist jedoch der Ausdruck einer andern Ableitung von «Gottesthor» oder «Götterthor» (Bab-il oder Bab-ili).

Bacau, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in Rumänien (Moldau), an der Bistritza und der Eisenbahn Bukarest-Roman, ist Sitz der Präfektur, eines Landesgerichts und eines Gymnasiums und zählt 15000 E., die starken Holzhandel treiben.

Bacca (lat.), Beere.

Baccalaureus, ein Titel von zweifelhafter Abstammung, welcher seine Bedeutung im Laufe der Zeit mehrfach verändert hat. Im Mittelalter bezeichneten das neulat. Baccalarius sowie das franz. Bachelier (provenzal. Bacular), woraus nicht nur das engl. Bachelor, sondern auch das ital. Baccelliere, das span. Bachiller und das portug. Bacharel entlehnt sind, seit etwa dem 9. Jahrh. den Inhaber einer Baccalaria, d. h. eines ländlichen, der Kirche als Eigentum zugehörigen Grundstücks, das derselbe gegen Grundzins besaß, also etwa einen Vasallen untergeordneten Ranges. Später nahm das Wort eine militärische Bedeutung an; es hießen so junge Knappen, die den Ritterschlag noch nicht erhalten hatten, oder Edelleute, die unvermögend waren, ein eigenes Banner zu führen, und sich daher einem mächtigen Bannerherrn anschlossen. Allmählich fand das Wort auch in der Gliederung der übrigen Stände zur Bezeichnung ähnlicher Rangverhältnisse Eingang. So gab es Bacheliers d'église, d. i. Geistliche, welche die niedrigsten Würden bekleideten, während in den Zünften und genossenschaftlichen Gemeinschaften diejenigen jüngern Mitglieder, welchen die Besorgung der untergeordneten Geschäfte oblag, ebenfalls Bacheliers oder Juniores hießen. Als akademischer Titel wurde das Wort B. im 13. Jahrh. durch Papst Gregor IX. (1227—41) auf der Universität zu Paris eingeführt zur Bezeichnung derjenigen Studenten, welche nach vorhergegangener Prüfung auch die Disputation während der Fastenzeit (determinatio) bestanden hatten und als solche eine rote Kappe tragen und gewisse Vorlesungen halten durften. Unter den Baccalarien gab es drei Klassen. Später wurde das Baccalaureat auch bei den andern Fakultäten als niedrigster akademischer Grad eingeführt, dessen Erlangung stets der Doktor- oder Magisterwürde vorhergehen mußte. Aus Paris gelangte diese Einrichtung auch auf die übrigen Universitäten Europas. Das Institut in seiner Altertümlichkeit hat England bewahrt, wo man zwischen Formed bachelors (Baccalarii formati), den verfassungsmäßig ernannten, und Current bachelors (Baccalarii currentes), den durch ein Diplom außerordentlich zum B. erhobenen jungen Männern, unterscheidet. Auch werden in England Baccalarien der Musik ernannt. In Frankreich hat die Revolution die ursprüngliche Einrichtung des Baccalaureats aufgehoben. Doch ist noch gegenwärtig Bachelier der niedrigste der drei akademischen Grade in jeder der fünf Fakultäten. Bachelier-ès-lettres muß übrigens ein jeder werden, ehe er den Grad eines Bachelier in der naturwissenschaftlichen, jurist., mediz. oder theol. Fakultät erlangen kann. Auf mehrern deutschen Universitäten hat sich das Baccalaureat noch als erster Grad für die zu Doktoren zu Promovierenden erhalten. Seit das Wort Baccalarius eine akademische Würde bezeichnet, hat es auch die Form B. angenommen, weil man es etymologisch als bacca laurea, d. i. Lorbeer, deutete. Eine andere, früher nicht selten auftretende Nebenform Bacularius oder Bacillarius lehnt sich an das lat. baculus, Stock, Stab (als Ehrenzeichen) an. Nach Littré stammt das Wort aus dem Keltischen und geht entweder auf das kelt. bachan, klein, jung (Chevallet, Sachet) zurück, oder hat gleiche Etymologie mit Vasall.

Baccàrat, Stadt mit (1876) 5128 (Gemeinde 5764) E. im franz. Depart. Meurthe-Moselle an der Meurthe und der Ostbahn, 25 km im Südosten von Lunéville, in der Nähe eines großen Waldes (du Clos), hat eine schöne Brücke von neun Bogen, eine große, seit 1766 bestehende Glashütte und Krystallwarenfabrik, die bedeutendste in ganz Frankreich, welche 1700 Arbeiter und Künstler beschäftigt und jährlich für 5 Mill. Frs. Krystallgefäße liefert. Außerdem ist der Handel mit Bau- und Wagenholz, Bretern und Holzkohlen nicht unbedeutend.

Baccàrat, das verbreitetste Karten-Glücksspiel der Franzosen.

Baccelli (Guido), hervorragender ital. Arzt und Politiker, geb. 25. Nov. 1832, wurde im Alter von 24 Jahren Professor der gerichtlichen Medizin an der römischen Universität, an der er bald darauf, aber nur für kürzere Zeit, den Lehrstuhl für pathol. Anatomie und schließlich den für allgemeine Klinik übernahm. Auch war B. jahrelang Präsident des Obermedizinal-Kollegiums. Seit Nov. 1874 vertritt er den dritten röm. Wahlkreis in der Kammer. Am 1. Jan. 1881 wurde er Unterrichtsminister. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Patologia del cuore e dell' aorta» (4 Bde.), «Lezioni cliniche sulla Malaria», «Dell' empiema vero», «Di un nuovo metodo di cura per taluni aneurismi dell' aorta», «La Malaria di Roma», «De primitivo splenis carcinomate», «Della trasmissione dei suoni attraverso i liquidi di differente natura», «Di un nuovo segno per la diagnosi di tumori ovarici».

Bacchanalien (lat.) nannten die Römer die orgiastischen und mystischen Feste des Gottes Bacchus (s. d.), welche von Großgriechenland aus sich im übrigen Italien verbreitet hatten und im Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. in einem großen Teile Italiens und in Rom selbst begangen wurden und vielfach mit den unsittlichsten Ausschweifungen, ja mit schweren Verbrechen verbunden waren. Durch Zufall erhielt der Senat 186 v. Chr. von diesem Treiben Kunde, ordnete die schärfsten Maßregeln dagegen an und erließ durch das sog. Senatusconsultum de Bacchanalibus ein Verbot der B., welches in einer Verordnung der damaligen Konsuln an einen Magistrat noch inschriftlich auf einer Bronzetafel (jetzt in Wien) erhalten ist. Auch wurde eine Untersuchung eingeleitet, die sich bald über ganz Italien ausdehnte und die Hinrichtung von Tausenden zur Folge hatte. Doch blieb nicht bloß Name und Sache in der Erinnerung, sondern es war auch nicht gelungen, diese ausschweifenden Geheimfeiern völlig auszurotten. So wurde das Wort schon im Altertum ein Ausdruck für ausschweifende Gelage und ist es noch jetzt.

Bacchanten hießen im Altertum die Teilnehmer an den nächtlichen Bacchusfesten. Im 14., 15. und 16. Jahrh. wurde die Bezeichnung auf die fahrenden Schüler angewandt, die von einer Gelehrtenschule zur andern wanderten. Durch die Wohlthätigkeit der Kirche wie der Privaten wurde die herumschweifende Lebensart dieser Schüler

begünstigt; in größern Städten bestanden oft [illegible] Verpflegungsanstalten für sie. Noch im 16. [illegible] war es für eine Schule rühmlich, viele B. zu haben. Die B., auch verächtlich «Beani» (béjaune, becjaune), Gelbschnäbel genannt, hatten jüngere fahrende Schüler, **Schützen** genannt, bei sich, die Schutz und Unterricht von ihnen erhalten sollten; dafür mußten aber die Schützen ihnen aufwarten, für sie betteln, ja stehlen, und wurden meist sehr tyrannisch behandelt. Oft blieben die B. bis in ihr 30. Lebensjahr in den Schulen und erhielten dann zuweilen Unterlehrerstellen. Merkwürdige Beispiele von B. sind Burkard Zingg und Thomas Plater, die ihr Leben selbst beschrieben haben.

Baccharis, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung Corymbiferae. Man kennt gegen 250 Arten, die sämtlich in Amerika einheimisch sind und zwar zum großen Teile den Tropengegenden angehören. Es sind Sträucher oder Halbsträucher mit einfachen, meist lanzett- oder keilförmigen, oft klebrigen Blättern und halbkugeligen Köpfchen, welche viele röhrige männliche und am Rande zweilippige weibliche Blüten enthalten und von einer Hülle dachziegelförmig übereinanderliegender Schuppen umgeben sind. Verschiedene Arten findet man in Gewächshäusern; eine Art, **B. halimifolia** *L.*, aus Carolina, ein über 1 m hoher, schöner Strauch mit bläulich bestäubten Zweigen und Blättern, gedeiht auch im freien Lande.

Bacchiglione, ein 130 km langer Fluß Venetiens, entspringt als Timonchio am Piano delle Fugazze (1164 m), tritt bei Schio in die Ebene, wird bei Vicenza schiffbar, nimmt hier den Namen B. an, vereinigt sich dann mit dem links aus Nordosten vom Monte Pioverna kommenden Astico und theilt sich bei Padua in zwei Arme, von denen der nördliche in die Brenta, der südliche, kanalisierte, bei Brondolo, südlich von Chioggia, in den Golf von Venedig mündet.

Bacchīus, ein dreisilbiger Versfuß, aus einer kurzen und zwei langen Silben (◡ — —) bestehend; nach ihm benannt ist der **Bacchische Vers**, meist in akatalektischen Tetrametern, untermischt mit Dimetern und andern kürzern Versen, und mit einem iambischen oder anapästischen Schlußvers vorkommend. Das Schema des bacchischen Verses ist:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ — ◡

z. B. Negoti | sibi qui | volet vim | parare.

Er gestattet auch die Auflösung einer Länge in zwei Kürzen und hat seinen Namen von dem Gebrauch in Bacchushymnen. Besonders häufig wurde er von den röm. Komikern gebraucht.

Bacchus (grch. Bakchos), von den Griechen gewöhnlicher **Dionȳsos**, von den Römern auch **Liber** genannt, entweder ein ursprünglich thraz. oder phryg. Gott, dessen Kult und Sage frühzeitig von den Griechen aufgenommen und hauptsächlich im Gefolge des Weinbaues über ganz Griechenland, besonders unter der ländlichen Bevölkerung, verbreitet worden ist, oder ein von Haus aus griech. Gott, in dessen Mythen und Festgebräuche früh thraz., phryg., mit der Zeit überhaupt vorderasiat., ja auch ägypt. Elemente eingedrungen sind. Er ist der Gott des himmlischen und irdischen Nasses und des durch dieses und die Wärme der Sonne bedingten üppigen Naturlebens, insbesondere des feurigen Nasses des Weins, sowie der Wirkungen desselben auf Geist und Gemüt. Daher knüpft sich auch ein großer Theil der ihm zu Ehren gefeierte Feste, namentlich in Attika, an Weinbau und Wei bereitung. So an den Genuß des neuen Wein nach Vollendung der Weinlese und des Kelter die ländlichen **Dionysien** in den attischen Deme im attischen Monat Poseideon (der ungefähr u serm Dezember entspricht); dann in der Sta Athen das Fest **Lenäa**, d. h. das Kelterfest, i Monat Gamelion (unserm Januar); an den Anfa des Verzapfens des (ausgegorenen) Weins in At das Fest **Anthestēria**, d. i. Blumenfest, vom 1 bis 13. des Monats **Anthestērion** (vom 7. Feb bis 8. März). Auch die Sagen von der Einkehr d Gottes bei Oineus in Ätolien und bei Ikarios i Attika, denen er den Weinstock schenkte, den Wei bau lehrte, die Auffassung des Gottes als d Sorgenbrechers und Befreiers überhaupt, sow die Sagen von seinen sonstigen Wanderzügen, a denen er, umgeben von Satyrn, Silenen u schwärmerisch begeisterten weiblichen Wesen (M naden und Thyiaden), alle Länder, in denen d Weinstock gedeiht, als Eroberer durchzieht, knüpf an die spezielle Bedeutung des B. als Weingotte an. Diese Sagen wurden besonders seit der E oberung des Orients durch Alexander d. Gr. weite ausgebildet, indem man den Gott als Eroberer In diens zum Vorbilde des großen Eroberers machte.

Dionysos ist ein Sohn des Himmelsgottes und der Gewitterwolke oder der von ihrem Gemahl i Gewitterregen befruchteten Erdgöttin. Die poetis umgebildete Sage machte ihn dann zum Sohne d theban. Königstochter Semele, welche ihn vo Götterkönig Zeus empfing, aber, da sie, durch d hinterlistigen Rath der Hera verleitet, den Ze veranlaßte, in seiner göttlichen Majestät, un Blitz und Donner, sich ihr zu nahen, noch vor d Geburt des Kindes den Tod fand. Zeus selbst i hierauf die noch unreife Frucht in seine Hüfte v schlossen haben und das nach erlangter Reife g wissermaßen zum zweiten Male geborene Kind (w von man dann auch den Beinamen des Gotte Dithyrambus [s. d.], ableiten wollte) durch d Götterboten Hermes den Nymphen zur Pflege u Erziehung übergeben haben. Dann aber wird auch Sohn des Zeus und der Demeter oder d Persephone genannt, in deren Geheimdienst (sog. Mysterien) in Eleusis er als Knabe oder ha wüchsiger Jüngling erscheint und unter dem Nam Jakchos angerufen wird. Insbesondere unter d Einflusse der Orphiker ist die dortige symboli Darstellung der Mythen von Demeter, Kora u dem ihnen beigesellten Jakchos in der Art um bildet worden, daß fortan tiefere Ideen und mentlich die Hoffnungen der Eingeweihten auf besseres Dasein im Jenseits sich daran knüpft Die Orphiker nannten Dionysos Zagreus und deten auch die Mythen vom Tode des Gottes seiner Rückkehr ins Leben in mystischer Weise und um. Sie erzählten, daß Zagreus von den tanen zerrissen, dann aber Dionysos, da Zeus Herz verschlungen oder der Semele gegeben ha von neuem zur Welt gekommen sei.

Ursprünglich liegt den Sagen vom Leiden u Sterben des Gottes und seiner Rückkehr ins Le zunächst das Werden und Vergehen der Vegetat im Laufe des Jahres zu Grunde. In Delphi ze man im Allerheiligsten (Adyton) des Apollotemp das Grab des Dionysos, aber zur Zeit des kürz Tags, von dem an die Tage wieder anfan

zunehmen, wurde bei Nachtzeit von den auf dem Parnaß schwärmenden Chören der Thyiaden der todte Knabe wieder zum Leben zurückgerufen. Ähnliche nächtliche Feste wurden alle zwei Jahre auch in andern Theilen Griechenlands dem Gotte zu Ehren durch Frauen gefeiert, so in Orchomenos die Agrionia (s. d.) und auf dem böot. Gebirge Kithäron. Hier sollte der theban. König Pentheus zur Strafe dafür, daß er den Gott verfolgt, von den von bacchischer Raserei ergriffenen Weibern, die ihn für ein Tier hielten, darunter seiner eigenen Mutter, zerrissen worden sein. Solche Sagen knüpften offenbar daran an, daß es vorkam, daß die bis zur höchsten Ekstase aufgeregten und daher Mänades, d. i. Rasende, genannten Frauen bisweilen lebende Thiere, wie Zicklein u. dgl., zerrissen, und daß dem Dionysos in den ältesten Zeiten, an manchen Orten wenigstens, sogar Menschenopfer fielen, wie denn der Gott auch den Beinamen Omestes, der rohes Fleisch Verzehrende, führt. Doch scheint es, daß die von Phrygien und Thrazien hereingedrungene, dem griech. Wesen eigentlich fremde orgiastische Raserei in Griechenland schon früh in ein abgemessenes Bett eingedämmt worden ist. In Griechenland klärte sich der dionysische Taumel zu dem schönen künstlerischen Enthusiasmus ab, in welchem sich die Verehrung des Dionysos zuletzt mit der apollinischen Begeisterung begegnete, und der gleich dieser ein Quell freilich etwas anders gearteter, mehr leidenschaftlich erregter künstlerischer und poetischer Schöpfungen wurde.

Hier, wo die Feste des Gottes zwar auch in ausgelassener, aber doch nicht fanatisch erregter Weise begangen wurden, entwickelte sich aus Bräuchen, bei denen ein mächtiger Phallus (das männliche Glied) als Symbol der Zeugungskraft der wiedererwachten Natur in Prozession einhergetragen und Lieder voll derber Obscönität und lustigem, ungezügeltem Spotte gesungen wurden, allmählich die Kunstform der Komödie, während die andere Gattung der dramatischen Poesie, die Tragödie mit ihrem heitern Nachspiele, dem Satyrdrama, aus den wie der Gott selbst Dithyramben genannten Chorliedern, in welchen als Satyrn verkleidete Männer des Gottes Thaten und Leiden feierten, hervorgegangen ist. Es geschah dies in Attika, wo dann namentlich auch das Frühlingsfest des Gottes in Athen unter dem Namen der großen oder städtischen Dionysien etwa vom 9. bis 14. des Monats Elaphebolion (März) außer mit festlichen Aufzügen, Gesängen u. s. w. mit dramatischen Aufführungen gefeiert wurde. Auf der durch ihren Weinbau berühmten Insel Naxos, wo der Sage nach Dionysos die von ihrem frühern Geliebten Theseus verlassene Ariadne, während sie am Gestade schlief (eine Personifikation der gleichsam im Winterschlafe liegenden Erde), überraschte und dann unter lautem Jubel des ihn begleitenden Thiasos als seine Gattin heimführte, wurde in besondern Festen einmal die verlassene Ariadne betrauert, dann ihre Vereinigung mit Dionysos gefeiert. Letzteres geschah auch an andern Orten, vor allem auf Kreta, wo das Fest die Form eines Hochzeitschmauses und den Namen Theodaisia (Götterschmaus) erhalten hatte.

Nach Rom kam der Kult des B. oder, wie man in Italien zuerst nannte, Liber, indem man ihn dem altitalischen Liber (auch Liber Pater) identifizierte, frühzeitig von den Griechen Unteritaliens, in Verbindung mit dem der Demeter und Persephone (ital. Ceres und Libera). Schon 496 v. Chr. wurde den drei Gottheiten ein gemeinsamer Tempel am Circus Maximus errichtet und dieselben seitdem sowohl in der Stadt Rom (wo man jährlich am 17. März das Fest der Liberalia feierte) als auch auf dem Lande (wo man insbesondere das Fest der Weinlese in ausgelassener Lustigkeit beging) verehrt. Erst weit später ward auch der ekstatisch-mystische Bacchusdienst mit seiner wilden Raserei über Italien verbreitet und gewann auch in Rom zahlreiche Anhänger, nahm aber bald den Charakter der ärgsten Unsittlichkeit und Zügellosigkeit an. (S. Bacchanalien.) Der in den Staatskultus aufgenommene und der vom Staate gestattete private Bacchusdienst dauerte daneben ungestört fort.

Die bildende Kunst stellte in der ältern Zeit den Dionysos als Mann in reiferm Alter dar, mit majestätischer Gestalt, reichem Haupt- und Barthaar, langer, manchmal fast weiblicher Bekleidung, einer Binde ums Haupt, in der Hand ein Trinkgefäß oder eine Weinrebe oder auch den Thyrsos haltend, öfters bequem gelagert. Daneben kam hauptsächlich durch die jüngere attische Bildnerschule eine andere Darstellungsweise auf, welche den Gott, der gewöhnlich in lässiger Haltung bequem sich anlehnend dasteht, in jugendlichem Alter, mit weichen, gleichsam fließenden Körperformen und dem Ausdruck trunkener Schwärmerei oder einer unbestimmten Sehnsucht im Antlitz bildete. Bei dieser Körperbildung ist er gewöhnlich unbekleidet, ganz nackt oder hat auch Hirsch- oder Rehfellchen, die sog. Nebris, um die Brust und manchmal trägt er an den Füßen Jagdstiefel (Kothurne), während das Haupt regelmäßig mit einer Binde oder einem Epheukranze umgürtet ist. In der Rechten trägt er den Thyrsos mit dem Pinienapfel und lehnt sich häufig auf die Schultern eines Satyrs. Doch wurde auch in der spätern Kunst noch oft B. als reifer, vollbärtiger Mann dargestellt. Vgl. O. Müller, «Denkmäler der alten Kunst» (2. Bearbeitung durch Wieseler, Bd. 2, Gött. 1860, Taf. 31—45); Conze, «Heroen und Göttergestalten der griech. Kunst» (Wien 1874—75, Taf. 73 fg.).

Bacchylides, griech. Dichter, geb. zu Julis auf der Insel Keos, lebte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Er verließ frühzeitig seine Vaterstadt und brachte den größten Theil seines Lebens zuerst in Sicilien und später im Peloponnes zu. Er war ein Neffe des Simonides und Zeitgenosse des Pindar. Hiero von Syrakus, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch. Von seinen Dichtungen, Dithyramben, Hymnen, erotischen Liedern, Parthenien und andern Chorgesängen sind nur wenige Bruchstücke übriggeblieben, darunter namentlich ein größeres, worin B. die Wirkungen des Weins preist, und ein solches von einem Hymnus an die Friedensgöttin. Seine Gedichte zeichneten sich aus durch Reinheit und Glätte des Ausdrucks wie durch Zartheit der Empfindung und anmutige Darstellung; dagegen kann er sich an Tiefe und Originalität mit Pindar nicht messen. Die gesammelten Bruchstücke stehen in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1867); für sich allein gab sie Neue heraus (Berl. 1823) und mit deutscher Uebertragung Hartung in den «Griech. Lyrikern» (Bd. 6, Lpz. 1857).

Bacciochi (Felice Pasquale), Fürst von Lucca, Piombino, Massa, Carrara und Garfagnana, 1805—14, geb. auf Corsica 18. Mai 1762, stammte aus armer, aber adeliger Familie, trat als Kadett in Militärdienste und war Offizier, als Bonaparte das Heer von Italien befehligte. Nachdem er dessen Schwester Elisa geheiratet, ward er Oberst des 26. leichten Infanterieregiments, 1804 Senator und erhielt 1805 durch das seiner Gemahlin zugeteilte Fürstentum Lucca und Piombino den Fürstentitel. Den Titel eines Großherzogs von Toscana, welches 1809 seiner Gemahlin verliehen ward, führte er nicht. Er folgte 1815 seiner Gattin in die Verbannung und lebte mit ihr, seinem Sohne und seiner Tochter unter Aufsicht der österr. Regierung. Nach dem Tode seiner Gemahlin hielt er sich meist in Bologna auf, wo er den schönen, nach ihm benannten Palast bewohnte. Er starb 27. April 1841. — Seine Gemahlin Maria Anna (später Elisa) Bonaparte, geb. zu Ajaccio 3. Jan. 1777, wurde in der altadeligen Erziehungsanstalt zu St.-Cyr erzogen und lebte während der Revolution mit ihrer Mutter zu Marseille. Nach dem Wunsch der letztern, jedoch ohne Zustimmung ihres Bruders Napoleon, vermählte sie sich 5. Mai 1797 mit B. In Paris, wo sie sich seit 1799 bei ihrem Bruder Lucian aufhielt, versammelte sie die litterarischen Berühmtheiten der Hauptstadt um sich. Im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge hielt sie ihren Gemahl in untergeordneter Stellung. Sie selbst regierte die Fürstentümer Lucca und Piombino, und als Großherzogin von Toscana seit 1809 trat sie auf wie eine Königin. Sie zog sich 1814 nach Bologna zurück, mußte aber im folgenden Jahre ihren Aufenthalt in Österreich nehmen. Auf ihrem Landgute Villa-Vicentina, unweit Triest, starb sie 7. Aug. 1820. — Ihr Sohn Friedrich Napoleon B., geb. in Codroipo bei Udine 15. Aug. 1814, starb zu Rom 7. April 1833 infolge eines Sturzes vom Pferde. — Ihre Tochter Napoleone Elisa B., 3. Juni 1806 in Italien geboren und am Hofe des Kaisers in Paris erzogen, heiratete 1825 den Grafen Camerata, einen der reichsten Edelleute der Mark Ancona, lebte aber seit 1830, von diesem getrennt, auf ihren illyr. Gütern und machte sich bekannt durch die vielen Erbschaftsprozesse, in welche sie ihre Oheime verwickelte. Sie starb auf Schloß Kour el Ouet in der Bretagne 3. Febr. 1869. — Ihr Neffe, der Graf Felice B., geb. 2. März 1803 in Ajaccio, war seit 1852 erster Kammerherr Napoleons III., seit 1863 Generalintendant der Theater. Er starb 23. Sept. 1866.

Baccio della Porta, florentin. Maler, s. Bartolomeo (Fra, di San-Marco).

Bach nennt man ein kleineres fließendes Gewässer, welches durch den unmittelbaren Abfluß einer wasserreichen Quelle oder den Zusammenfluß mehrerer Riesel gebildet wird. Man unterscheidet folgende Arten Bäche: 1) Faulbäche, die den Niederungen angehören. Diese haben oft ein so geringes Gefälle, daß sie zu stehen scheinen, und vereinen oft mit tiefem Bett weiche Uferränder, sodaß sie schwer zu passieren sind. 2) Regenfließe, die erst nach anhaltendem Regen mit Wasser gefüllt erscheinen und im lockern Sandboden am häufigsten vorkommen. 3) Wild- oder Regenbäche, welche ebenfalls nur periodisch, infolge der Schneeschmelze und heftiger Regen, Wasser enthalten. Man findet sie aber nur im Gebirge, durch felsige, steile und wilde Betten ausgezeichnet, zur Zeit ihrer Trockenheit oft zu Wegen nach sonst unzugänglichen Gegenden benutzt. So die Wadis im nördl. Afrika und südwestl. Asien. 4) Gieß- und Waldbäche, die fast nie versiegen, da sie aus Quellen entstehen. 5) Gletscherbäche, die den Gletschern ihr Dasein verdanken und daher nie ausbleiben. Diese wachsen wie die vorher angeführten bei vermehrtem Niederschlag nicht selten zu tiefen Flüssen an und geben, wie diese, den meisten großen Flüssen ihre Entstehung. 6) Rausch-, Sturz- und Staubbäche, d. h. solche, welche mit heftigem Geräusch starkgeneigte oder senkrechte Felswände hinabstürzen, dann Wasserfälle bilden oder durch den Widerstand der Luft bei hohem Fall in Staubregen aufgelöst werden. 7) Steppenbäche, die sich im Sande ohne eine bestimmte Mündung verlieren.

Bach (Alexander, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 4. Jan. 1813 zu Loosdorf in Niederösterreich als Sohn eines Justizamtmanns, später Advokaten in Wien, wo auch der junge B. seine öffentliche Thätigkeit im Dienste der Kammerprokuratur begann. In dieser Zeit unternahm B. ausgedehnte Reisen, die ihn über einen großen Te[il] Europas und, in Gemeinschaft mit seinem Bruder August, 1847 auch nach dem Orient führten. Nach dem Tode des Vaters übernahm er als Advokat dessen Geschäftskanzlei, eine der bedeutendsten in Wien, und trat in Opposition gegen das herrschende System, die sich in dem juridisch-polit. Leseverein einen Sammelpunkt geschaffen hatte. Am 13. März 1848 erschien er, einer der vielen Deputationen des Tags sich anschließend, in der Hofburg und unterstützte hier kräftig die Forderungen des Volks. S[o] sehr er sich aber im Beginn der Bewegung vo[r]gedrängt hatte, hielt er sich doch im weitern Verlaufe derselben klug im Hintergrunde. Er beteiligte sich zwar als Vertreter des Advokatenstandes an dem neugebildeten provisorischen Gemeindeausschuß von Wien und gelangte in den durch Bürgerliche verstärkten Ausschuß niederösterr. Stände, aber sein Verhalten war sehr reserviert. In dem Kabinett Doblhoff-Wessenberg, das vom Kaiser 19. Juli definitiv genehmigt ward, erhielt B. die Leitung des Justizministeriums. Von einem Wahlbezirk Wiens in den konstituierenden Reichstag gewählt, bekämpfte er die Parteistellung der demokratischen Linken in der ungar. Frage, bezüglich welcher er, wie bei der deutschen Frage, nahezu die gleiche Überzeugung und Tendenz mit der slaw. Rechten vertrat. Die Stimmung gegen B. wurde infolge seiner antidemokratischen Wendung eine so aufgeregte, daß er 8. Okt. zugleich mit Doblhoff sein Amt niederlegte. Doch nahm er 21. Nov. in dem neugebildeten Kabinett Schwarzenberg-Stadion das Portefeuille der Justiz wieder an. Nach Stadions Ausscheiden im Mai 1849 trat er für diesen zunächst provisorisch an die Spitze der innern Verwaltung, die er dann seit 28. Juli 1849, bleibend als Minister des Innern leitete, und übergab das Portefeuille der Justiz an Schmerling. Er setzte mit Energie das von seinem Vorgänger eingeleitete Werk der Centralisation der österr. Monarchie fort. Unter den von ihm durchgeführten Reformen sind die wichtigsten: die Aufhebung der Patrimonialgerichte, die Durchführung der Grundentlastung, das Gemeindegesetz, die neue und in Österreich und Ungarn ganz gleichmäßige Organisierung der Verwaltung, die Germanisierung der östl. Länder. Hingegen war

Regierungssystem streng absolutistisch und begünstigte die Herrschaft des Klerus auf allen Gebieten, wie er denn auch an dem Abschluß des Konkordats mit dem päpstl. Stuhle vom 18. Aug. 1855 eifrigen Anteil nahm. Die von ihm vertretene Politik brach indes mit dem ital. Kriege von 1859 zusammen und B.s Ministerlaufbahn nahm am 21. Aug. 1859 ihr Ende; darauf wurde ihm die Botschafterstelle in Rom übertragen, wo er als eine Stütze der Ultramontanen wirkte und bis 1867 verweilte. Mit seinem Bruder Eduard unternahm B. in den J. 1870—77 wiederholt große Reisen. B. wurde 1854 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, ist Geh. Rath, Großkreuz des Leopolds- und Franz-Josephs-Ordens, Ehrenbürger vieler österr. Städte und war bis zu seinem Rücktritte Kurator der Akademie der Wissenschaften. — Sein Bruder **Eduard**, Freiherr von B., geb. zu Wien 21. Dez. 1814, machte seine Beamtenlaufbahn in Galizien, war 1848 Kreishauptmann in Czernowitz, 1849—50 Civilkommissar in Siebenbürgen, 1852 Statthalter von Oberösterreich, 1854 Civilkommissar in den Donaufürstentümern, 1855—63 wieder Statthalter von Oberösterreich und eine der Stützen der konservativen Partei, und lebt seitdem im Ruhestande. Im J. 1854 wurde er vom Kaiser ebenfalls in den Freiherrnstand erhoben.

Bach (Joh. Sebastian), der größte prot. Kirchenmusiker und Orgelspieler Deutschlands, wurde als Sohn Joh. Ambrosius B.s (geb. 1645, gest. 1695), Hof- und Ratsmusikus zu Eisenach, 21. März 1685 zu Eisenach geboren. Nach dem Tode des Vaters (die Mutter war schon früher gestorben) kam er, noch nicht zehn Jahre alt, zu einem ältern Bruder (gest. 1721), Johann Christoph, Organist in Ohrdruf, wo er das Lyceum besuchte und von seinem Bruder Unterricht im Klavierspiel empfing. Durch Vermittelung des ohrdrufer Kantors Herda wurde er im 15. Jahre als Diskantist in den Kirchenmusikchor der Michaelisschule in Lüneburg aufgenommen. Von Lüneburg aus besuchte B. öfters Hamburg, Lübeck und Celle, welche Städte für Orgel- und Orchesterspiel, für Oper- und Konzertgesang ausgezeichnete Kräfte besaßen. Im J. 1703 wurde B. Hofmusikus (Violinist) in Weimar, 1704 Organist in Arnstadt, von wo aus er Ende 1705 eine Studienreise zu dem Orgelmeister Buxtehude nach Lübeck unternahm, 1707 Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist zu Weimar und 1714 zugleich auch Konzertmeister daselbst. Seine überragende Meisterschaft auf Instrumenten bewies er 1717 in Dresden bei einer merkwürdigen Gelegenheit. Es galt nämlich einen musikalischen Wettstreit mit dem weitberühmten franz. Klavier- und Orgelvirtuosen Marchand als Herausforderer. Auf Veranlassung des sächs. Konzertmeisters Volumier wurde B. aus Weimar herbeigerufen. Nachdem sich aber beide Gegner gegenseitig sondiert, entzog sich Marchand dem Kampfspiele in eiliger, heimlicher Flucht. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, wurde B. noch 1717 vom Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen als Kapellmeister berufen, und 1723 erhielt er die Musikdirektor- und Kantorstelle zu Leipzig, in welcher er nun bis zu seinem Tode unter durchaus nicht glänzenden Verhältnissen verblieb. Ferner war er Titularkapellmeister des Herzogs von Weißenfels, und vom dresdener Hofe erhielt er 1736 die Würde eines königl. poln. und kurfürstl. sächs. Hofkompositeurs. Eine besondere Auszeichnung ward ihm durch Friedrich d. Gr. zuteil. Dem öfters ausgesprochenen Wunsche folgte 1747 die förmliche Einladung zu einem Besuche nach Potsdam, wo B. vom König mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Ein von diesem aufgegebenes Thema zum Phantasieren arbeitete B. alsbald kunstmäßig weiter aus und übersandte es ihm als «Musikalisches Opfer» gedruckt. B. starb 28. Juli 1750 zu Leipzig.

Durch Lehre und Vorbild erzog B. einen Stamm vortrefflicher Komponisten, Orgel- und Klavierspieler, der sich über ganz Norddeutschland, zunächst durch Sachsen und Thüringen verbreitete und unter denen mehrere seiner Söhne hervorragen. So bedeutend indessen der Einfluß B.s in Theorie und Praxis auf den Gang der musikalischen Kunst und Wissenschaft war, so ist es doch noch mehr der reiche Schatz seiner Kompositionen an sich, wodurch er sich das Andenken der Nachwelt gesichert hat. Wegen der hohen kontrapunktischen Kunst, des edeln Gehalts und des erhabenen Ernstes derselben ist das Studium dieser allerdings nicht leicht faßlichen Werke höchst lohnend und bildend. Sie gehören zum Grundstamme des musikalischen Schatzes unserer Nation. In diesem Sinne veranstaltete seit 1850 die **Bach-Gesellschaft** in Leipzig (in ähnlicher Weise wie die Händel-Gesellschaft daselbst) eine vollständige prachtvolle Ausgabe derselben, durch welche die erstaunliche Produktionskraft B.s erst recht zur Anschauung gelangt ist, namentlich sind seine Passionen, Messen und Kirchenkantaten dadurch allgemeiner bekannt geworden. Von den einzelnen Klavier- und Orgelwerken B.s erschienen bereits früher mehrfache Ausgaben. Vollständigere Sammlungen veranstalteten zuerst Peters in Leipzig (durch Czerny, Griepenkerl und Dehn) und Haslinger in Wien. Die in der neuesten Zeit wachsende Teilnahme an B.s Musik ist besonders durch die Bemühungen Mendelssohns angeregt worden. Durch des letztern Vermittelung wurde B. 1842 vor der ehemaligen Thomasschule zu Leipzig ein Monument errichtet. Die erste ausführlichere Biographie findet sich in Mizlers «Musikalischer Bibliothek» von 1754 (Bd. 4, Tl. 1). Die Verfasser derselben sind Agricola, ein Schüler B.s, und des letztern Sohn K. Ph. Emanuel. Diese Schrift ist eine zuverlässige Quelle, namentlich in Hinsicht auf das Verzeichnis von B.s Werken. Von diesen Werken erschienen bei seinen Lebzeiten im Druck: 1) Eine Sammlung der verschiedenartigsten Kompositionen für Klavier mit und ohne Pedal, unter dem Titel: «Klavierübung» (Tl. 1—4, herausg. 1726—42). 2) «Musikalisches Opfer», ein Werk über ein von Friedrich d. Gr. erfundenes Thema, letzterm dediziert (gestochen Lpz. 1747). 3) «Die Kunst der Fuge» (gestochen und nach seinem Tode 1752 herausg.). Sämmtliche Kirchenkompositionen für Gesang und Orchester und die meisten Instrumentalwerke hinterließ er ungedruckt. Dahin gehören: 1) Fünf Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage, darunter Oratorien auf Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und fünf Passionen. 2) Viele Messen, Magnifikat, einzelne Sanktus, Dramen, Serenaden, Geburts-, Namenstags- und Trauermusiken, Brautmessen, auch einige komische Singstücke. 3) Einige zweichörige Motetten. 4) «Das wohltemperierte Klavier» (1. Tl., 1722; 2. Tl., um 1740). 5) Präludien und Fugen für Orgel, Choralvorspiele u. s. w. Außerdem eine Menge anderer Instrumentalsachen von allerlei Art und für verschiedene Instrumente. Eingehende

Biographien sind geschrieben von Forkel (Lpz. 1803), Hilgenfeld (Lpz. 1850), Bitter (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1881) und Spitta (2 Bde., Lpz. 1873—80).

Die Familie B.s stammt aus Preßburg in Ungarn und hat, außer den Söhnen des großen leipziger Kantors, noch mehrere in der Geschichte der Musik ausgezeichnete Mitglieder aufzuweisen.

Heinrich B., geb. 16. Sept. 1615 zu Wechmar, seit 1681 Organist in Arnstadt, gest. daselbst 10. Juli 1691, war ein tüchtiger Orgelspieler, wozu er auch seine beiden Söhne erzog. Der eine, Joh. Michael B., wurde Joh. Sebastians erster Schwiegervater.

Johann Christoph B., der andere der Brüder, geb. 8. Dez. 1642 in Arnstadt, seit 1665 Organist zu Eisenach, ist einer der größten Orgelspieler und Kontrapunktisten des 17. Jahrh. Er starb 31. März 1703. Seine Söhne Joh. Nikolaus und Joh. Christoph bildete er ebenfalls als Tonkünstler aus.

Von den 11 Söhnen Joh. Sebastian B.s haben besonders Bedeutung: Wilhelm Friedemann B., geb. 1710 zu Weimar, vielleicht der begabteste, war erst Organist an der Sophienkirche in Dresden, hierauf in Halle. Dann lebte er abwechselnd in Leipzig, Braunschweig, Göttingen und Berlin, wo er 1. Juli 1784 kümmerlich sein Leben beschloß. Seine nicht zahlreichen Kompositionen, Sonaten und Konzerte für Klavier, Orgelstücke und Kirchenmusik sind selten geworden. — Karl Philipp Emanuel B., geb. zu Weimar 14. März 1714, studierte in Leipzig die Rechte, ging dann nach Frankfurt und Berlin, wo er 1740 Kammermusikus Friedrichs d. Gr. wurde und den König beim Flötenspiel auf dem Klavier begleitete; von hier kam er 1767 als Musikdirektor nach Hamburg, wo er 14. Dez. 1788 starb. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, findet sich in Burneys «Tagebuch einer musikalischen Reise» (3 Bde., Lpz. 1772). Sein Hauptverdienst besteht in seinem Einfluß auf das Klavierspiel durch den «Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen» (2 Bde., Lpz. 1787—97), sowie durch seine eigene hohe Meisterschaft und seine Kompositionen. Die letztern, bestehend in Phantasien, Sonaten und Rondos, haben durch Originalität und Frische in Stoff und Form einen bleibenden Wert. Von geringerer Bedeutung sind seine kirchlichen Kompositionen, worunter namentlich ein zweichöriges «Heilig» und ein Oratorium «Die Israeliten in der Wüste» Berühmtheit erlangten. Vgl. Bitter, «Karl Phil. Emanuel und Wilh. Friedemann B. und deren Brüder» (2 Bde., Berl. 1868). — Johann Christian B., der mailänder oder englische B. genannt, geb. im Sept. 1735, erhielt seine musikalische Ausbildung in Italien und schrieb Opern und Gesangstücke. Er war seit 1754 Organist in Mailand, seit 1759 Kapellmeister in London, wo er 1. Jan. 1782 starb. — Johann Christoph Friedrich B., der bückeburger B. genannt, geb. 23. Juni 1732, gest. 26. Jan. 1795 als Kapellmeister des Grafen Wilhelm von Schaumburg zu Bückeburg, lieferte mehrere Kompositionen für das Klavier und verschiedene Gesangwerke, darunter ein größeres: «Die Amerikanerin». — Wilhelm Friedrich Ernst B., ältester Sohn des bückeburger B. und letzter Sprößling der Familie, geb. 27. Mai 1759, hielt sich eine Zeit lang bei seinem Onkel Christian B. in London auf. Nach dessen Tode nahm er 1798 die Stelle eines Kapellmeisters bei der Kapelle der Königin von Preußen an und wurde Musiklehrer der Kinder Friedrich Wilhelms III. Nach dem Tode der Königin zog er sich zurück; er starb 25. Dez. 1845. Von seinen wenig umfangreichen Kompositionen ist mehreres im Druck erschienen.

Bach (Aug. Wilh.), deutscher Kirchenkomponist, geb. 4. Okt. 1796 zu Berlin, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater, der Organist an der Dreifaltigkeitskirche war, dann von Zelter und Berger; 1816 wurde er Organist an der Marienkirche, dann Lehrer des neuerrichteten königl. Musikinstituts und, nachdem Zelter 1832 gestorben war, Direktor desselben. B. starb 15. April 1869 zu Berlin. Außer einzelnen Fugen, Trios, Präludien und Postludien hat B. eine Sammlung verschiedenartiger Kompositionen unter dem Titel «Der praktische Organist» herausgegeben; auch hat man von ihm ein «Choralbuch», ferner Lieder und Psalmen.

Bachanten, s. Bacchanten.

Bacharach, Stadt im Kreise St. Goar des preuß. Regierungsbezirks Koblenz am linken Rheinufer, Station der Rheinischen Eisenbahn und Nachenstation der Rheindampfboote, 48 km oberhalb Koblenz und 16 km unterhalb Bingen, gegenüber dem Inselchen Wörth, sehr romantisch in eine enge, nach dem Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert, trägt ein altertümliches Gepräge, gewährt auch noch nach dem Brande von 1872 mit seinen alten Kirchen, seinen zahlreichen verfallenen Türmen an den Stadtmauern, dem wunderlichen Bau seiner mit Wein umrankten Häuser (zum Teil Holzbauten) einen höchst eigentümlichen Anblick und zählt (1880) 1865 E. Die Peterskirche oder sog. Templerkirche ist eine spätroman. Pfeilerbasilika aus dem 12. Jahrh. mit schönem Chorumgang. Von der 1287—1426 erbauten, im Dreißigjährigen Kriege teilweise zerstörten Wernerskirche, einem der schönsten got. Baudenkmäler des Rheinlandes, sind nur noch die Umfassungsmauern erhalten, die einen Begräbnisplatz einschließen; dagegen wurde der von dem alten Templerhause noch übriggebliebene Turm im Hofe der Posthalterei 1872 bei einem größern Brande zerstört. B. ist der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs, fabriziert feine Stahlsägen für Uhrmacher, hat starken Weinbau und soll, wiewohl der Ort erst im Mittelalter genannt wird, nach einer Sage seinen Namen von einem Altare des Bacchus (Bacchi ara) erhalten haben. Der bacharacher Wein, «Stählchen» genannt, gehört jedoch keineswegs zu den besten Rheinweinen, wohl aber war hier bis zum 16. Jahrh. eine Hauptniederlage und Stapelplatz aller edeln Rheinweine. Im Verein mit den weinreichen Thälern Mannbach, Diebach und Steeg bildet B. den Bezirk der sog. Vierthäler, welche die Wiege der bis über Heidelberg hinausreichenden Pfalz ausmachten, eigentlich zu Köln gehörten und von da aus einem Grafen Goßwin von Stahleck auf der Burg bei B. zu Lehn gegeben wurden. Durch des letztern Sohn Hermann kam zwar die Grafschaft Stahleck an Konrad, den Halbbruder Friedrich Barbarossas; sie verblieb jedoch nebst den Vierthälern fortan bei der Pfalzgrafschaft, deren Herren mit den Erzbischöfen von Köln vielerlei Gerechtsame und Einkünfte teilen mußten. Die Burg Stahleck, zuerst 1190 genannt, war einst ein [illegible] festes Schloß, die Wiege der Pfalzgrafen und bis 1253 Sitz und Eigentum derselben. Hier wurde die Vermählung des Sohns Heinrichs des Löwen mit Agnes von Hohenstaufen gefeiert. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Burg nebst der Stadt

von 1620—40 achtmal von den Spaniern, Schweden und Franzosen belagert und erobert, von letztern sodann unter Melac 1689 bei der Pfalzverheerung zerstört. Ihre ansehnlichen Trümmer gehören zu den schönsten Ruinen der Rheinufer, waren früher Eigentum der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen (der Pfalzgrafen Enkelkind) und fielen nach deren Tode (1873) an Kaiser Wilhelm.

Bacharacht (Therese von), deutsche Schriftstellerin, s. Lützow.

Bacharieh, Oase in der Sahara (s. d.).

Bachbunge nennt man zwei Arten der Pflanzengattung Veronica (Ehrenpreis), welche man als Kleine B. (V. Beccabunga *L.*) und Große B. (V. Anagallis *L.*) unterscheidet. Beide wachsen in Quellen, Bächen, an quelligen Orten, Flußufern, häufig mit der Brunnenkresse zusammen. Es sind kahle, glänzende, saftige Kräuter mit hohlen, zerbrechlichen Stengeln, gegenständigen, bei V. Beccabunga eirunden, bei V. Anagallis länglich-lanzettlichen Blättern und blauen oder lilafarbenen Blüten in lockern, gestielten, blattwinkelständigen Trauben, welche etwas bittersalzig und scharf schmeckende Blätter besitzen, die früher gegen Unterleibsstockungen gebraucht wurden. Im April, vor der Blütezeit abgeschnitten, liefern diese Kräuter einen angenehmen, gewürzhaften Salat.

Bache, weibliches Wildschwein, s. Schweine.

Bache (Alexander Dallas), bedeutender amerik. Ingenieur, geb. zu Philadelphia 19. Juli 1806, ein Urenkel von Benjamin Franklin, wurde auf der Militärakademie zu Westpoint erzogen und avancierte 1825 zum Lieutenant im topogr. Ingenieurkorps. Nachdem er 1827 Professor der Naturwissenschaften an der Universität zu Philadelphia geworden war, wurde er 1836 zum Präsidenten des Girard-College erwählt und ging dann nach Europa, um das Erziehungssystem Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr 1838 organisierte er das Schulwesen seiner Vaterstadt in freiheitlichem Sinne und übernahm, nachdem er 1842 die Schulorganisation durchgeführt, 1843 wieder seine Professur an der Universität. Zugleich wurde er von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Direktor (Superintendent) der nordamerik. Küstenvermessung ernannt; 1863 erfolgte seine Wahl zum Präsidenten der Nationalakademie der Wissenschaften. B. starb zu Newport in Rhode-Island 17. Febr. 1867. Unter seinen verschiedenen Publikationen sind besonders hervorzuheben: «Observations at the magnetic and meteorological observatory at the Girard College» (3 Bde., 1840—47). Nach seinem Tode wurde aus seinem Nachlasse veröffentlicht: «Lecture on Switzerland» (1870).

Bachelier, engl. Bachelor, s. Baccalaureus.

Bachelier (Nicolas), franz. Bildhauer und Architekt, geb. 17. Juni 1485 in Toulouse, gest. um 1566, der in Rom fleißig nach Michel Angelo studierte und zu denen gerechnet wird, die dem Stil der Renaissance in Frankreich Bahn gebrochen haben. — Jean Jacques B., ein vorzüglicher Früchte- und Blumenmaler, geb. zu Paris 1724, gest. daselbst 20. April 1806, wurde am bekanntesten durch seine Streitigkeiten mit dem Grafen Caylus über die Wiederauffindung der enkaustischen Malerei der Alten. Er schrieb eine «Histoire et secret de la peinture à la cire» (Par. 1755). B. war Professor der Akademie und Direktor der Porzellanfabrik in Sèvres.

Bachelor (engl., spr. Bätschĕl'r), s. unter Baccalaureus.

Bachergebirge, eine Berggruppe am südöstl. Ende der Ostalpen, bildet die östl. Fortsetzung der Karawanken und liegt im südl. Steiermark zwischen der Drau, dem Mießling, der Sann und der Einsenkung, welcher die Linie Marburg-Cilli folgt. Aus einem Kerne von Granit, umgeben von Gneis und Schiefern, bestehend, durchschnittlich kaum 1200 m hoch, dicht bewaldet und am südl. Abhange mit Reben bewachsen, trägt das Gebirge durchaus den Charakter der Voralpen. Seine höchsten Gipfel liegen in der nördlichsten, das Drauthal südlich begrenzenden Kette, wo sich die Velka-Kappa östlich von Windischgrätz zu 1537 m und der Bacherberg zu 1344 m erheben.

Bachmann (Gottlob Ludw. Ernst), Philolog, geb. 1. Jan. 1792 zu Leipzig, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta und studierte 1812—16 in Leipzig, Göttingen und Jena. Hierauf nahm er eine Lehrerstelle am Pädagogium in Halle, einige Monate später an dem Gymnasium zu Wertheim in Baden an, wo er zugleich Erzieher des Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim wurde; 1824 legte er sein Amt nieder, um eine größere wissenschaftliche Reise unternehmen zu können. Drei Jahre lang benutzte B. nun die Bibliotheken zu Wien, Rom, Neapel und Paris für wissenschaftliche Zwecke und veröffentlichte hierauf während seines Aufenthalts zu Leipzig als Früchte seiner Forschungen: «Die ägypt. Papyrus der vatikanischen Bibliothek» (Lpz. 1828), die «Anecdota graeca e codicibus bibliothecae regiae Parisiensis» (2 Bde., Lpz. 1828), und den ersten Band von Lykophrons «Alexandra» (Lpz. 1830), welcher den griech. Text nebst kritischem Apparat enthält. Als Vorläufer zu dem zweiten Bande des letztern Werks, welcher den griech. Kommentar des Tzetzes nebst ältern Scholien enthalten sollte, erschienen die «Scholia vetusta in Lycophronis Alexandram» (Rost. 1848) und «Joannis Tzetzae opusculum etc.» (Rost. 1851). Im J. 1832 wurde er als Direktor des Gymnasiums und der Realschule nach Rostock berufen und 1833 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität daselbst. Im J. 1843 besuchte er die Bibliotheken zu Stockholm und Upsala, reiste 1848 zum zweiten mal nach Paris und legte 1865 sein Amt nieder. Er starb 15. April 1881. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen «Scholia in Homeri Iliadem» (Lpz. 1835—38) und «Zur Handschriftenkunde» (8 Hefte, Rost. 1850—61).

Bachmatten, langmähnige, harthufige podol. Pferde.

Bachmut, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an beiden Seiten des Flüßchens B., hat Wagen-, Tabaks- und Seifenfabrikation mit einem Umsatz von 130000 Rub. und zählt 18000 E. Die Stadt verdankt ihr Entstehen (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.) der Entdeckung der Salzquellen am Flusse B., infolge deren hier 1703 eine hölzerne Festung zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle der Tataren erbaut wurde. Früher war B. durch seine Salzquellen und Salzsiedereien berühmt, die jedoch 1782 eingingen. Ungefähr 4 km von der Stadt finden sich Gipsbrüche, die ein ausgezeichnetes Material liefern.

Bachot (frz.), kleine Fähre, Nachen; Bachoteur, Fährmann.

Bachstelze (Motacilla), eine der Alten Welt angehörende Gattung aus der Familie der zu den Sperlingsvögeln gehörenden Stelzen (Motacillida),

welche sich durch den dünnen, geraden, oben kantigen und pfriemenförmigen Schnabel, die hohen, langzehigen, meist mit langem Hintersporn versehenen Füße und den langen, geraden, schmalfederigen Schwanz, dessen zwei mittlere Federn etwas länger sind, auszeichnet. Sie sind die schlanksten Singvögel, klein, lebhaft, gewandt, fliegen und laufen schnell, wippen mit dem Schwanze, halten sich gern in der Nähe des Wassers auf und leben von Insekten. Ihre Nester bauen sie in natürlichen Höhlungen des Bodens oder niedriger Uferränder. Deutschland besitzt drei Arten, welche Zugvögel sind. Die bekannteste Art ist die *weiße B.* (M. alba), das *Ackermännchen*, der *Wasser-* oder *Wippsterz*, welche sich in ganz Europa, in Nordafrika und einem ansehnlichen Teile von Asien findet. Sie ist obenher aschgrau; Stirn, Unterseite und die Hälfte der äußern Schwanzfedern sind weiß, Nacken, Kehle, Brust und Schwanz schwarz. Schon sehr zeitig im Frühjahre kehrt sie zu uns zurück und folgt gern den Feldarbeitern, um Insekten und deren Larven aufzulesen. Ihr Nest bereitet sie in einer Höhlung aus Grashalmen, Blättern und fast jeder Art von Pflanzenstoffen, die sie kunstlos übereinander schichtet. Sie legt sechs bis acht bläuliche oder grünlich-weiße, graupunktierte Eier und erzieht in jedem Sommer zwei Bruten. Die *graue* oder *Gebirgsstelze* (M. sulphurea), vorzüglich im mittlern und südl. Europa einheimisch, ist grau, an Brust und Bauch gelb, die Kehle im Winter und Frühjahr schwarz, bei den Weibchen rötlich-weiß. Die *gelbe* B. oder *Schafstelze* (Budytes flava), ebenfalls in Europa weitverbreitet, ist obenher olivengrünlich, unten gelb und besonders durch den langen, schwach gebogenen Nagel der Hinterzehe ausgezeichnet. Sie sucht sumpfige Orte und die Nähe von Viehherden auf. Die *schwarzrückige* B. (M. lugubris) gehört im nördl. und mittlern Asien zu den gemeinsten Vögeln, findet sich aber sonst nur im östl. Europa, und zwar selten.

Bachtegan, ein Salzsee in der pers. Provinz Farsistan, 66 km östlich von Schiras, erstreckt sich nördlich vom Guschnagangebirge in der Richtung von NW. nach SO., bei einer Breite von 7—22 km, gegen 120 km weit, nimmt den Polmarfluß auf, ist aber ohne Abfluß. Während des Sommers trocknet er meist aus; alsdann wird das den Boden des Sees inkrustierende sehr feine Salz gesammelt.

Bachtijari, ein unter eigenen Häuptlingen stehendes Nomadenvolk des westl. Persien von etwa 1/2 Mill. Seelen, in den östl. Thälern der Provinzen Luristan und Chusistan, teils pers., teils kurdischer Abstammung, ursprünglich wohl ein Hauptteil der den Kurden nahe verwandten Luris. Die B. sprechen einen Dialekt des Kurdischen und sind nach J. Rich reine Kurden; sie sind ein überaus kräftiger, abgehärteter, dunkelgefärbter, schwarzhaariger Menschenschlag. Durch die zurücktretende Stirn und den hohen Hinterkopf unterscheiden sich die B. von den übrigen Persern. Sie zerfallen in drei große Horden, diese wieder in Tirs und die letztern wieder in Familien. Den Sommer verbringen sie in Zelten, den Winter aber in den Thälern in Dörfern zu 20—30 Hütten oder in Höhlen. Ein Stamm, die Dschamikis, baut Tabak und versorgt damit ganz Chusistan. Die Hammel des Marktes in Ispahan werden im Sommer von den B. geliefert. Die B. sind kaum mehr als dem Namen nach Unterthanen des Schah; nur zum Teil sind sie zum Militärdienste herangezogen. S
bekennen sich zum Islam und sind ein unruhig
kampf- und händelsüchtiges Volk, das gern die K
rawanen beraubt; aber ihre offene und freie Ga
freundschaft sticht schroff gegen das höfliche, fals
Wesen der eigentlichen Perser ab. Im westl. Afgh
nistan nennt sich B. auch ein Stamm der Hezar
mongol. Abstammung. — Von dem 1500 km la
gen, die Südwestseite des iran. Plateau begrenz
den Gebirgszuge bildet der im Westen von Ispah
gelegene Teil das *Bachtijarigebirge*, im Alt
tum *Zagros* genannt, mit dem zu 4267 m Hö
geschätzten Alidschuk. Hier sollen die schmalen u
hohen Plateaulandschaften die besten Sommerweid
in ganz Persien bilden.

Bachtschisarai, d. h. Gartenpalast, die e
malige Residenz des Tataren-Chans der Kri
Stadt im russ. Gouvernement Taurien, an d
Eisenbahn von Losowo nach Sewastopol, 32 km i
SW. der jetzigen Hauptstadt Simferopol, liegt
einer ungefähr 7 km langen, engen, aber wo
bewässerten Kalkschlucht, teils an den Ufern des
die Katscha fließenden Bachs Tschiruk-su, teils
den schroffen Felswänden seines Thals, welch
bloß für eine lange, schmale Hauptstraße Raum g
stattet. Obwohl die alte Pracht großenteils ve
schwunden und nur der dritte Teil der Stadt de
Zerstörungen seitens der Eroberer entgangen, ge
währt sie doch immer noch das Bild einer echte
Tatarenstadt. Ihr Ursprung ist unbekannt; a
Residenz des Chans erscheint sie seit dem letzt
Viertel des 15. Jahrh. Die Häuser der Sta
stehen gruppenweise an und über den Windung
des Bachs. Dazwischen liegen terrassierte Fruc
gärten und Weinberge, Baumgruppen von C
pressen und Schwarzpappeln, 110 Brunnen,
welche das Wasser durch unterirdische Röhren a
den Bergquellen geleitet wird. Ungefähr in d
Mitte steht der ehemalige Residenzpalast des Chan
Chan-Serai, mit seinen Gärten und Weinpfla
zungen, luftigen Galerien, Marmorfontänen u
Prunkgemächern, alles in phantastischer Pracht u
buntestem Glanze. Eine hohe Mauer und die ge
die Außenseite Front machenden Gebäude selbst sch
ßen das Ganze klosterartig ab. Der Palast, geg
wärtig die Residenz des russ. Kommandanten, 15
vom Chan Abdul-Sahal Gerai erbaut, ward a
Befehl der russ. Regierung durch den Architek
Elson restauriert und soll in seiner orient. Pra
erhalten bleiben. Im Krimkriege diente der Pal
als Militärhospital.

B. zählt 11015 E., hauptsächlich Tataren, da
von Katharina II., nachdem sich Chan Sahin Ge
1783 unter russ. Schutz gestellt, das Vorrecht
hielt, ausschließlich von Tataren bewohnt zu w
den. Früher gab es in B. Kolonien von Grie
und Armeniern, die aber auf Einladung Potemk
1779 an das Asowsche Meer und den Don üb
siedelten und dort Mariupol und Nachitschew
gründeten. Jetzt leben nur wenige Griechen, A
menier, Zigeuner und Juden der Karaitensekte h
B. hat 2800 Häuser, 35 Moscheen, worunter
Dshuma-Dshami, vom Chan Selamit Gerai 17
—43 erbaut, die bedeutendste ist, 3 christl. Kirch
1 Kloster, 1 Synagoge und Betschule der Karai
und 2 mohammed. Schulen. In der langen Stra
entwickelt sich aller Handel und Gewerbebetrieb
fleißigen Bevölkerung. Man fertigt in 32 Man
fakturen berühmten roten und gelben Saffian, Lic

und Seife, Ackergerätschaften, Schafpelze, Mäntel aus Schaffellen, Schuhe, Messerschmiedewaren u. s. w. Auch baut man Tabak und Gemüse. B. ist der Stapelplatz und das Depot für Früchte, Tabak, Flachs und Korn des Umlandes sowie tatarischer Kunsterzeugnisse. Nahe östlich liegt Tschufut-Kalē oder Dschufut-Kalé, d. h. die Judenburg, die frühere Hauptstadt der karaitischen Juden in der Krim, ein nur auf steilem Felspfade von B. aus zu erreichender Ort, von hohen, größtenteils aus dem Felsen gehauenen Mauern umgeben, in dem jetzt nur fünf Karaitenfamilien leben. Berühmt ist die alte Synagoge, in der eins der ältesten Manuskripte des Pentateuch aufgefunden worden ist. Gegenüber liegt in der Mitte eines steilen Bergs das Kloster der Himmelfahrt Mariä, nebst seiner Kirche aus Felsen gehauen und auf Säulen gestützt. Bemerkenswert sind noch in der Umgegend von B. die Ruinen der frühern Sommerresidenzen der Chane, Chani-El, Aschlama und Alma-Serai, die Vorstadt Eski-Jurt mit alten Mausoleen und Tepekermen mit seinen Höhlen.

Bachur oder Bocher (hebr., Mehrzahl Bachurim), junger Mensch; im engern Sinne: ein des Talmudstudiums Beflissener.

Bacillariaceen, Diatomaceen, Stäbchen- oder Spaltalgen, Gruppe der Algen (s. d.).

Bacillarien, s. Diatomeen.

Bacillen, Stäbchen, besonders die Nepperschen Rechenstäbchen; in Apotheken: etwas in Stäbchenform, z. B. Süßholzbacillen.

Bacillus, s. Spaltpilze.

Back (frz. cuve, engl. vat), der eiserne, steinerne oder hölzerne Kasten des Holländers (s. unter Papierfabrikation); auch der Wasserbehälter oberhalb einer Pumpe.

Back hat in der seemännischen Terminologie verschiedene Bedeutungen. Man legt ein Segel «back», wenn man es vermittelst der Raaen so stellt, daß der Wind von vorn darauf fällt, und führt dies Manöver zu dem Zwecke aus, um die Fahrt des Schiffes zu hemmen, es zum Stillstand zu bringen oder rückwärts gehen zu lassen. Die B. (als Substantiv) heißt zunächst das hölzerne oder metallene Gefäß, in dem die Speisen aufgetragen werden, und sodann der Tisch selbst, an dem die Matrosen, zu einer Backsmannschaft vereinigt, essen. Die einzelnen Glieder einer solchen Backsmannschaft werden Backsmaaten genannt. Ferner wird der vor dem Fockmast gelegene Teil des Oberdecks eines Schiffs die B. genannt.

Back (Sir George), engl. Entdeckungsreisender, geb. 6. Nov. 1796 zu Stockport, trat schon 1808 in die brit. Marine. Er begleitete Franklin und Richardson auf ihren Expeditionen nach der Nordküste Amerikas, auf welchen er sich durch seine Unerschrockenheit auszeichnete, ward 1821 Lieutenant, 1825 Kommandeur und erbot sich 1832 der brit. Regierung, den für verunglückt gehaltenen Kapitän Roß aufzusuchen. Er verließ London 17. Febr. 1833 und trat von Norwayhouse, einer Station der Hudsonsbai-Kompagnie, 28. Juni die Reise nach dem Norden an. Auf derselben entdeckte er, nachdem er mit seinen Gefährten am Sklavensee einen furchtbaren Winter überstanden, 1834 den mächtigen Großen Fischfluß oder Backstrom, welchen er, obgleich er Nachricht von der Rückkehr Roß' erhalten, bis zum Eismeer verfolgte. Nach der Rückkehr nach England erhielt er 1835 den Rang eines Postkapitäns und wurde mit dem Schiffe Terror auf eine neue Entdeckungsreise ausgesandt, die aber vollständig mißglückte und auf welcher er, vom Sept. 1836 bis Juli 1837 zwischen Eisfeldern eingeschlossen war und fast den Tod gefunden hätte. Seine Reiseberichte enthalten die Werke «Narrative of the Arctic land expedition to the mouth of the Great Fish or Back River, and along the shores of the Arctic Ocean» (Lond. 1836; deutsch von K. Andree, Lpz. 1836) und «Narrative of the expedition in H. M. S. Terror» (Lond. 1838). Die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm in Anerkennung seiner Leistungen ihre goldenen Medaillen, die engl. Regierung 1839 die Ritterwürde. Durch Anciennität avancierte er 1857 zum Contreadmiral, 1863 zum Viceadmiral, 1867 zum Admiral. B. starb in London 23. Juni 1878.

Backbord heißt die linke Seite des Schiffs, unter der Voraussetzung, daß das Gesicht nach dessen Vorderteil gerichtet ist. Die entgegengesetzte rechte Seite heißt Steuerbord. Die Worte dienen gleichzeitig zur nähern Bezeichnung aller derjenigen Schiffs-, Ausrüstungs- und Takelageteile, welche sich an den beiden Seiten für beständig oder gewöhnlich befinden. So spricht man vom Backbord-Buganker, Steuerbord-Großwant u. s. w. Ebenso werden die beiden Wachen, in welche jede Schiffsbesatzung geteilt ist, und die vierstündlich abwechseln, mit Steuerbord- und Backbordwache benannt.

Backe (bucca) ist die zwischen Ober- und Unterkieferknochen ausgespannte Lage von Weichteilen, welche, rechts und links, die Seitenwand der Mundhöhle bildet. Dieselbe besteht im wesentlichen aus drei Schichten. Zu äußerst liegt die hier ziemlich zarte äußere Haut, welche das Rot der Blutgefäße mehr oder weniger deutlich durchschimmern läßt und beim Manne meist durch reichlichen Bartwuchs ausgezeichnet ist; zu innerst die Schleimhaut der Mundhöhle; dazwischen eine Schicht platter Muskeln nebst Gefäßen, Nerven und mehr oder minder reichlichem Fettgewebe, von dessen Menge die Rundung der Wange abhängt. Auf der Innenfläche der B. mündet jederseits in der Gegend des zweiten obern Backzahns der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse. Krankhafte Anschwellungen der B. (sog. dicke B.) beruhen am häufigsten auf eiteriger Entzündung einer erkrankten Zahnwurzel und machen zumeist die Entfernung des kranken Zahns unumgänglich erforderlich. — Backenhöhle nennt man denjenigen Teil der Mundhöhle, welcher zwischen den geschlossenen Zahnreihen und den B. liegt, im Gegensatz zur Mundhöhle im engern Sinn, welche von den Zahnreihen umschlossen wird; hinter dem letzten Backzahn hängen beide Höhlen zusammen und gehen gemeinschaftlich durch den sog. Racheneingang in die Rachenhöhle über. Die unversehrte Beschaffenheit der B. ist für die Bewegungen des Unterkiefers unumgänglich erforderlich; erfolgt durch Verschlucken ätzender Flüssigkeiten, durch geschwürige Prozesse u. s. w. eine Verkürzung der Backentaschen oder eine Verwachsung der Backenschleimhaut mit dem Zahnfleische, so kommt es leicht zur sog. narbigen Kieferklemme, durch welche die Fähigkeit, den Mund zu öffnen, mehr oder weniger beschränkt wird, sodaß mitunter zuletzt nur noch durch eine vorhandene oder künstlich angelegte Zahnlücke das Leben gefristet werden kann. Natürlich läßt sich dieser qualvolle Zustand nur auf operativem Wege, und auch so nicht immer mit dauerndem Erfolge, beseitigen.

Baeckea, eine von Linné zu Ehren des schwed. Physikers Bäck benannte Gattung austral. Sträucher aus der Familie der Myrtaceen, deren Arten schmale, oft nadelförmige, gegenständige Blätter und weiße, aromatische, einzeln, paarweise oder doldenförmig in den Blattwinkeln stehende Blüten mit unterständigem Fruchtknoten und fünfblätteriger Blumenkrone besitzen. Einige Arten (B. virgata, camphorata, saxicola u. a.) finden sich häufig als Ziersträucher in den Orangeriehäusern. Sie verlangen dieselbe Behandlung wie die austral. Myrtaceen überhaupt.

Backen im weitesten Sinne des Wortes umfaßt die gesamte Zubereitung des Brotes und zahlreicher anderer Mehlspeisen, welche unter dem Kollektivbegriff Gebäck zusammengefaßt werden; im engern Sinne bezeichnet man damit die durch trockene Erhitzung bewirkte Umwandlung des Teiges in Brot. (Das Nähere s. im Artikel Brot.)

Hiervon abgeleitet überträgt man die Bezeichnung B. auch auf Operationen, bei welchen durch trockene Erhitzung gewisse Halbfabrikate oder Naturprodukte für die Gebrauchszwecke geeignet gemacht werden; Thonpfeifen, Thonziegel werden im Ofen gebacken oder gebrannt (Backsteine), frisches Obst wird im Ofen gebacken, d. i. getrocknet oder gedörrt (Backobst). Außerdem gebraucht man den Ausdruck B. als gleichbedeutend mit Zusammenkleben; frisch gefallener Schnee backt beim Zusammendrücken, gewisse Sorten von Steinkohlen backen bei starkem Erhitzen und werden danach Backkohlen genannt.

Backen (frz. coussinets, mâchoires, conduit du fût, engl. dies, jaws, fence), derjenige Bestandteil eines Werkzeugs, der entweder, wie bei Schraubstock und Schneidkluppe, unmittelbar zum Festhalten des zu bearbeitenden Gegenstandes dient oder durch welchen, wie bei einigen Arten der Säge und des Hobels, das betreffende Werkzeug Führung erhält.

Backenbohrer (frz. taraud-mère, engl. plug-tap), s. unter Bohrer.

Backenfeile (frz. lime à plaques, engl. scale-file), s. unter Feile.

Backenfistel, s. unter Zahn.

Backenhobel (frz. rabot à youe, engl. fence-plane), s. unter Hobel.

Backenhöhle, s. unter Bade.

Bäckerbein (Knickbein, X-Bein, genu valgum) nennt man diejenige Verkrümmung des Knies, bei welcher das Knie nach innen, der Fuß nach außen gewandt ist, sodaß sich am Knie ein mehr oder weniger hochgradiger, nach außen offener Winkel findet. Zeigt sich das Übel, wie gewöhnlich, an beiden Beinen, so stellen dieselben beim Geradestehen die Figur eines X dar. Die Difformität entsteht entweder bei Kindern im 2. bis 3. Lebensjahre infolge von Englischer Krankheit (Rachitis), oder erst zwischen dem 10. und 20. Lebensjahre infolge zu großer Anstrengung der Beine bei relativ schwachem Körper, so namentlich bei Bäcker- und Tischlerlehrlingen, bei Schlossern, Kellnern. Das Übel ist nicht nur eine häßliche Verunstaltung, sondern vermindert auch die Kraft und Ausdauer der Beine. Eine Heilung ist bei geringern Graden des B. möglich durch orthopädische Apparate und Gipsverbände, bei höhern Graden durch eine in der Durchtrennung des Oberschenkelknochens oder des Schienbeins bestehende, nicht besonders gefährliche Operation. — Seltener kommt die umgekehrte Verkrümmung vor, bei welcher das Knie einen nach innen offenen Winkel bildet, und welche als Säbelbein, O-Bein, genu varum bezeichnet wird.

Backergandscha oder Backarganbj, ein mit 9448 qkm zwischen 22° 2′ und 23° 13′ nördl. Br. sowie 89° 49′ und 91° östl. L. von Greenwich gelegener Distrikt, der zu der Lieutenant-Gouverneurschaft der «Untern Provinzen» (Lower Provinces) der indobrit. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Dacca. B. wird nördlich von den Divisionen Dacca und Faridpur, östlich von dem Meghna genannten untersten Teile der Brahmaputra, südlich von der Bai von Bengalen und westlich von dem Distrikte Jersore, der sog. Präsidentschafts-division (Presidency-Division) begrenzt. Der ganze Distrikt besteht in einem sehr niedrigen, sumpfigen Alluviallande von ähnlicher Beschaffenheit wie die sog. Sunderbunds. Zwischen Ganges und Brahmaputra liegend und durch zahlreiche kleinere Arme derselben bewässert, ist B. häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, weshalb die Wohnplätze auf künstlichen Erderhöhungen errichtet sind. Die hierdurch entstehenden Bodenvertiefungen bilden Süßwasserteiche, aus denen der Bedarf an Trinkwasser gewonnen wird, da das Wasser der beiden genannten großen Ströme und ihrer Verbindungen brack ist. Der Boden ist allenthalben, wo ihn nicht Dschungelgebüsch bedeckt, überaus fruchtbar. Kulturgewächse sind Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Ölpflanzen, Hülsenfrüchte, namentlich Erbsen. Die Dschungelgebüsche enthalten von wilden Tieren Tiger, Panther, Rhinocerosse, Hirsche, wilde Schweine, Affen und eine zahllose Menge von Vögeln. Das Klima gilt für nicht ungesund und die Hitze wird durch die Nähe der See und die Ausdünstung der zahlreichen Flußarme vermindert. Sie übersteigt im Schatten selten 30° C. Die Bevölkerung beträgt (1872) 1878144 E., der Mehrzahl nach Hindu. Zu ihr gehört auch eine nicht sehr beträchtliche Anzahl eingeborener, röm.-kath. Christen. Es sind die Nachkommen von Halbblutkindern, erzeugt von portug. Vätern mit Hindumüttern. Sie besitzen eine Kirche zu Sibpur. Der Ort B., früher der Sitz der Distriktsbehörden, bis Barrisol (7684 E.) zum Hauptorte des Distrikts gewählt wurde, liegt unter 22° 33′ nördl. Br. und 90° 22′ östl. L. von Greenwich am Ursprung der sog. Backergandscha-Creek aus dem Ganges, 172 km östlich von Kalkutta.

Backert, Hebevorrichtung, s. Bagger.

Backhschisch, s. Bakhschisch.

Backhuysen oder Bakhuyzen (Ludolf), einer der berühmtesten Maler der Niederländischen Schule, ein Meister in Seestücken, geb. 18. Dez. 1631 zu Emden, arbeitete bis in sein 18. Jahr bei seinem Vater, der Sekretär der Generalstaaten war, als Schreiber und kam 1650 in ein Handelshaus nach Amsterdam. Entschlossen, sich der Malerei zu widmen, nahm er Unterricht bei Everdingen und erlangte in kurzem eine außerordentliche Fertigkeit; am meisten wurden seine Fortschritte durch den Gön[...] befördert, womit er die Natur selbst studierte. Für Peter d. Gr. zeichnete er Modelle von allen Gattungen von Schiffen, wonach der Zar baute. Außerdem arbeitete er für den König von Preußen, den Kurfürsten von Sachsen und den Großherzog von Toscana. In allen seinen Bildern herrscht die größte Wahrheit, zugleich aber auch die ganze Poesie des bewegten Elements. Erst in seinem 71. Jahre fing er an, in Kupfer zu ätzen. Auch versuchte er sich

der Dichtkunst und gab Unterricht in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Er starb in Amsterdam 17. Nov. 1708.

Sein Enkel Ludolf B., geb. 29. Aug. 1717, gest. 6. April 1782, war zuerst Kaufmann, dann Soldat und wendete sich später ebenfalls der Malerkunst zu. Er hat treffliche Kriegsscenen geliefert.

Backing (engl.), die Holzfütterung bei Panzerschiffen.

Backnang, Stadt und Oberamtssitz im württemb. Neckarkreise, liegt malerisch am linken und mit zwei Vorstädten am rechten Ufer der Murr und an der Murrbahn, die hier nach Bietigheim abzweigt, und ist teilweise noch ummauert. Auf einer Anhöhe in der Stadt steht das ehemalige reiche Chorherrenstift, zu welchem Markgraf Hermann von Baden um 1116 die St. Pancratiuskirche erhob, und das dann 1477 in ein weltliches Stift verwandelt wurde und 1626—48 im Besitz der Jesuiten war. Die zunächststehende, angeblich schon 911 gegründete Stiftskirche enthält manche interessante Überreste ihrer ursprünglich roman. Bauart, sowie Grabmäler und Wappenschilder alter Markgrafen. B. hat eine Latein- und eine Realschule und zählt (1880) 5736 E., die neben ergiebiger Landwirtschaft und Viehzucht namentlich Gerberei, Musselin- und Tuchmacherei, Wollspinnerei und Wollfärberei sowie Schuhfabrikation zum Handel im Großen treiben. Die Viehmärkte von B. gehören zu den bedeutendsten des Landes. Die Stadt, 1067 zuerst erwähnt, gehörte mit der Burg Reichenberg vormals zu Baden. Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg (gest. 1325) erhielt beide teils an Bezahlungsstatt, teils als Heiratsgut. Im Dreißigjährigen Kriege (1635) und 1693 von den Franzosen wurde B. ganz niedergebrannt.

Backofen, s. unter Brot.

Backpulver sind Mischungen von doppeltkohlensaurem Natron und sauren Salzen, welche man dem Teige beim Backen zusetzt, um die Anwendung von nicht immer gut und frisch zu beschaffender Hefe oder sonstigem Ferment zu vermeiden. Die Salze zersetzen sich, indem sie in dem feuchten Teige miteinander in Berührung kommen, unter Entwickelung von Kohlensäure, die dann das Aufgehen des Teiges bewirkt. Zweckmäßig verfährt man bei der Verwendung so, daß man das zu verwendende Mehl in zwei gleiche Hälften teilt, die eine Hälfte mit dem einen, die andere mit dem zweiten Salz mischt, beide getrennt zu Teig verwandelt und endlich erst die beiden Teige durch Kneten innig vereinigt. In Amerika ist Horsfords B. in ziemlich allgemeinem Gebrauch. Dasselbe besteht einerseits aus saurem phosphorsaurem Kalk (Säurepulver) und andererseits aus einem Gemenge von 500 g doppeltkohlensaurem Natron und 443 g Chlorkalium (Alkalipulver); auf 100 kg Mehl kommen 2,6 kg Säurepulver und 1,6 kg Alkalipulver. Bei Liebigs Backmethode werden auf 100 kg Schwarzmehl 1 kg doppelt kohlensaures Natron und 4,25 kg Salzsäure von 1,063 spez. Gew. angewandt. Für feinere Gebäcke nimmt man auf 1 kg Weizenmehl 10 g doppeltkohlensaures Natron und 40 g Weinstein. Das engl. Luftbrot oder Grahambrot, aerated bread, wird bereitet, indem das Mehl in geschlossenen Knetmaschinen mit gesättigt kohlensaurem Wasser in einer Atmosphäre von komprimierter Kohlensäure in Teig verwandelt wird; beim Herausnehmen des Teiges dehnt sich die eingeschlossene Kohlensäure dem verminderten Druck entsprechend aus und veranlaßt so das Aufgehen. [Back.

Backsmaaten und **Backsmannschaft**, s. unter

Backstein (frz. brique cuite, engl. burned brick), s. unter Thonwaren.

Backwoods, d. i. Hinterwälder, nannten die ersten Ansiedler in den Vereinigten Staaten von Amerika die in ihrem Rücken sich ausdehnenden unermeßlichen Urwälder. Ursprünglich fast bis an den Saum des Atlantischen Oceans reichend, traten diese Wälder immer mehr in den Westen zurück, je weiter die europ.-amerik. Niederlassungen vom Meere aus ins Innere vordrangen. Jetzt bedeutet B. soviel wie eine unangebaute, uncivilisierte Waldgegend. Diejenigen Weißen, welche, gleichsam die Vorposten der nachrückenden Civilisation, vereinzelt in den Urwäldern oder der Kultur noch nicht erschlossenen Gegenden, überhaupt in der Wildnis sich niederlassen, heißen Backwoodsmen oder Hinterwäldler, auch Pioneers und Squatters. Im gewöhnlichen Leben nennt man Backwoodsman auch wohl einen ungebildeten, rohen Menschen.

Backzähne, s. unter Zähne.

Bacler d'Albe (Louis Albert Ghislain, Baron), franz. Landschaftsmaler, Zeichner und Kartograph, geb. 21. Okt. 1762 zu St.-Pol (Pas-de-Calais), ließ sich in seinem 20. Jahre zu Sallanches am Fuße des Montblanc nieder und malte hier zahlreiche landschaftliche Bilder, welche viel Anerkennung fanden. Als Bonaparte 1796 das Kommando der ital. Armee erhielt, trat B. als Artillerielieutenant in dieselbe ein und nahm teil an allen Schlachten und Kämpfen des ersten Feldzugs. Wegen der Geschicklichkeit, welche er bei topogr. Aufnahmen bekundete, nahm ihn Bonaparte als Direktor des topogr. Bureau in seinen Stab auf. Als Frucht seiner Arbeiten in Italien erschien die schöne «Carte du théâtre de la guerre en Italie» (54 Blatt, Par. 1802). B. begleitete Napoleon auf allen Feldzügen und trat 1814 als Brigadegeneral aus dem aktiven Dienst. Er zog sich dann nach Sèvres zurück, wo er sich wiederum der künstlerischen Thätigkeit zuwandte und 12. Sept. 1824 starb. Unter seinen Gemälden gilt «Die Schlacht von Arcole» (1804), ein Ölbild von großer Ausdehnung, für sein bedeutendstes Stück. Außer den «Souvenirs pittoresques de Paris et ses environs» (48 lithogr. Blätter) hat man von B. noch «Souvenirs pittoresques ou vues lithographiées de la Suisse, du Valais etc.» (102 Blatt, Par. 1818), «Souvenirs pittoresques, contenant la campagne d'Espagne» (102 Blatt, Par. 1824) u. s. w.

Bacmeister (Georg Heinr. Jul. Karl Friedr. Justus), hannov. Staatsmann, geb. zu Lüneburg 1805, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum in Hannover und studierte seit 1824 in Heidelberg, später in Göttingen die Rechte. Seit 1828 im hannov. Justizdienst, zeichnete er sich durch gewandte Dialektik und jurist. Scharfsinn aus, verstand es, den herrschenden Ansichten sich zu accommodieren, und machte schnell Carriere. Im J. 1851 Oberstaatsanwalt, dann im Ministerium Schele Kultus-, später Finanzminister, nahm B. 1853 seine Dimission und trat erst 1856 wieder in den Staatsdienst, wurde nach verschiedenen Stellungen 1862 Landdrost von Ostfriesland und 21. Okt. 1865 der letzte hannov. Staatsminister des Innern. Seit 1866 lebt B. zurückgezogen in Göttingen.

Baco oder Bacon (Roger), ein engl. Mönch, der durch mehrere Entdeckungen zur Erweiterung der dürftigen Realkenntnisse seiner Zeit viel beitrug und in seiner realistischen Richtung auf wirkliches Wissen der Natur innerhalb der Scholastik so gut wie einzig dasteht, sodaß seine Lehre mit Recht unter die vorbereitenden Elemente ihrer Zersetzung gerechnet worden ist, stammte aus einer alten, angesehenen Familie und wurde 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Somerset geboren. Er studierte in Oxford, dann in Paris, wo er die theol. Doktorwürde erhielt. Wenn nicht schon in Frankreich, so doch bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1240, trat er in den Franziskanerorden und ließ sich zu Oxford nieder. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein. Aber die Entdeckungen und Erfindungen, welche er dabei machte, galten den unwissenden Zeitgenossen als Werke höllischer Zauberkunst. Zudem tadelte er laut das Sittenverderbnis der Geistlichen, besonders der Mönche, und schrieb einen Brief an den Papst, worin er ihm die Notwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit darstellte. Dies führte zunächst zu einem Verbote seiner Lehrthätigkeit an der Universität und zu einer Anklage. Zur Verteidigung schrieb er infolge einer Aufforderung Clemens' IV. sein «Opus majus» (herausg. von Jebb, Lond. 1733), das er ihm durch seinen Lieblingsschüler, Johann von Paris, 1267 überschickte, und in welchem er die Notwendigkeit einer Reform der Wissenschaften auf Grundlage des Studiums der Sprachen und der Natur darstellte. Nach Clemens' IV. Tode, unter Nikolaus III., erklärte sich der General des Franziskanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen B., verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerkern, den der Papst auch bestätigte. Diese Gefangenschaft währte 10 Jahre; umsonst versuchte B., als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nikolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine «Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten» (lat. Oxf. 1590; engl. von Brown 1683), von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nikolaus' IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmer Engländer seine Freiheit wieder, kehrte dann nach Oxford zurück, schrieb einen Abriß der Theologie und starb bald darauf 11. Juni 1294 (nach andern schon 1292).

Obgleich ein außerordentlicher Geist und von der Notwendigkeit einer mathem. Grundlage der Naturforschung überzeugt, blieb B. doch in vielen Vorurteilen seiner Zeit stecken; so z. B. glaubte er an den Stein der Weisen, an die Astrologie und Alchimie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, der Sonne und des Mondes. Das Verständnis seiner chem. Arbeiten wird durch den Gebrauch rätselhafter Bezeichnungen sehr erschwert. Er zeigte, daß die bis zu seiner Zeit als identisch geltenden Alaune und Vitriole verschiedene Körper seien; er verstand es, Schwefelarsen durch Erhitzen mit Eisen zu zersetzen; auch erkannte er das Verlöschen brennender Körper in verschlossenen Gefäßen; ferner wußte er schon, daß man mit Schwefel, Salpeter und Kohle den Blitz nachmachen und Explosionen erzeugen könne. Er studierte mehrere Sprachen und schrieb lateinisch mit großer Eleganz und Klarheit. Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrtümer und seine Vorschläge, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam; auch verfertigte er selbst einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Abschrift auf der oxforder Bibliothek aufbewahrt wird. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse erhielt er den Beinamen Doctor mirabilis. Sein Abriß der Theologie ist noch ungedruckt. Mehrere seiner Schriften sind früher in Deutschland herausgegeben worden, wie die «Alchemie» (Nürnb. 1541), «Epistola de secretis artis et naturae operibus atque nullitate magiae» (Par. 1542), die «Mathematik und Perspektive» durch Joh. Combach (Frankf. 1614). Sein «Opus minus» und «Opus tertium» nebst andern seiner Schriften sind herausgegeben durch Brewer (Lond. 1859). Vgl. Siebert, «Roger B., sein Leben und seine Philosophie» (Marb. 1861); Charles, «Roger B., sa vie, ses ouvrages, ses doctrines» (Brüss. 1861); Schneider, «Roger Bacon Ord. min.» (Augsb. 1873).

Bacon (Francis), Baron von Verulam, Viscount Saint-Alban, Begründer der neuern Erfahrungsphilosophie, wurde 22. Jan. 1561 zu London geboren. Sein Vater, Nicholas B., war Großsiegelbewahrer unter Elisabeth, seine Mutter, Anna Cooke, eine fromme und gelehrte Frau, deren ältere Schwester an William Cecil, Lord Burleigh, den ersten Staatsmann Englands unter Elisabeth, verheiratet war. Im Frühjahr 1573 kam B. mit seinem ältern Bruder Anthony nach Cambridge und verließ das Kollegium Ende 1575 mit gründlichem Widerwillen gegen die scholastische Philosophie und der schon gefaßten Überzeugung, daß die Wissenschaft einer gänzlichen Erneuerung bedürfe. In Begleitung des engl. Gesandten Sir Amias Paulet ging er im September des folgenden Jahres nach Frankreich, lernte die Zustände des Landes, Paris, Blois, Tours, Poitiers kennen und kehrte nach dem plötzlichen, am 20. Febr. 1579 erfolgten Tode des Vaters nach England zurück (März 1579). Da er von der väterlichen Erbschaft nicht leben konnte, ergriff er die jurist. Laufbahn, machte seine Studien in Grays Inn (1580—86), wurde Advokat und später unbesoldeter Rat der Königin. Einen andern Dienst hat B. unter Elisabeth nicht gehabt. Sein Oheim Burleigh war ihm nicht abgeneigt, auch keineswegs eifersüchtig auf seine Talente, aber er hielt diese für unpraktisch und that deshalb nichts zu seiner Beförderung, obgleich es B. an Bitten nicht fehlen ließ. Ähnlich dachte die Königin. Durch seine parlamentarische Thätigkeit erwarb er sich bald einen polit. Ruf; er war ein thätiges Mitglied der Parlamente von 1584, 1586, 1588 und zeigte sich in den großen Zeitfragen, die den Prozeß der Maria Stuart und den Krieg gegen Spanien betrafen, als ein Mann von durchaus nationaler Gesinnung. Im Parlament von 1593 vertrat er Middlesex und erregte durch seine Opposition in der Subsidienfrage den Unwillen der Königin. Seine Bewerbungen um höhere Staatsämter blieben erfolglos und mit seinen ökonomischen Verhältnissen war es übel bestellt. Auch die warme Fürsprache des Grafen Essex, des erklärten Günstlings der Königin, vermochte nichts zu seinen Gunsten. Nach dem durch eigene Schuld mißlungenen Feldzuge in Irland (1599) fiel Essex bei der Königin in Ungnade, die er vermieden hätte, wenn er B.s Ratschlägen gefolgt wäre. Stan

dessen machte er ein sinn- und planloses Komplott, das 8. Febr. 1601 in einer Straßenemeute ausbrach und mit der Gefangennehmung des Grafen endete. Er wurde auf Hochverrat angeklagt, verurteilt und 25. Febr. 1601 hingerichtet. In dem Prozeß hat B. gegen Essex plaidiert, auf den Wunsch der Königin die Hinrichtung öffentlich verteidigt und nach dem Tode Elisabeths dieses sein Verfahren in einer «Apologie» zu rechtfertigen gesucht. Unter König Jakob I. stieg er schnell empor. Er wurde 24. Juli 1603, dem Tage nach der Krönung, zum Ritter geschlagen, 1604 besoldeter Rat, 25. Juni 1607 Solicitor-General, 27. Okt. 1613 Generalfiskal, 9. Juni 1616 Mitglied des Geheimen Rats, 7. März 1617 Siegelbewahrer, 4. Jan. 1618 Großkanzler, in demselben Jahre Baron von Verulam und im Febr. 1621 Viscount Saint-Alban. Den letzten und höchsten Teil seiner Laufbahn (1616—21) verdankt er dem Einflusse, den Buckingham, der Günstling des Königs, für ihn geltend machte.

Auf die Höhe, die er eben erreicht, folgte der jähe Sturz. Die Parlamente unter Jakob I. bildeten das Vorspiel zu der offenen Empörung, die unter dem Nachfolger ausbrach; das erste (1604—7) hatte nichts ausgerichtet, die beiden folgenden (1610 und 1614) waren aufgelöst und der Streit zwischen Krone und Volksrechten ohne Ausgleichung geführt worden. Der König forderte Geld, das Unterhaus Abstellung der Mißbräuche. Die Geldnot zwang den König, ein neues Parlament zu berufen, das 9. Febr. 1621 eröffnet wurde. An der Spitze der Opposition stand einer der ersten Juristen Englands, Eduard Coke, B.s Nebenbuhler und Feind; es wurden Ausschüsse gewählt zur Untersuchung der Mißbräuche; einer davon hatte es mit den Gerichtshöfen zu thun, mit der Korruption der Justiz, und 15. März 1621 berichtete Robert Phillips, der Vorsitzende des Komitee, dem Hause der Gemeinen, daß man den Lordkanzler selbst der Bestechung anklagen müsse. Der angeführten Fälle waren einige zwanzig. B. führte 17. März zum letzten male den Vorsitz im Oberhause; er erkrankte und bekannte sich 22. April schriftlich für schuldig. Die Lords waren seine Richter. Das einstimmige Urteil erfolgte 3. Mai: 40000 Pfd. St. Geldbuße, Gefangenschaft im Tower, solange es dem König gefalle, Verlust der Staatsämter, des Sitzes im Parlament, des Aufenthalts bei Hofe. Nach zwei Tagen erfolgte die Befreiung, dann die Erlassung der Geldbuße, dann die Erlaubnis der Rückkehr nach London (1622); der König gab ihm eine Pension von 1200 Pfd. St. und berief ihn sogar wieder ins Oberhaus (1624), wo aber B. nicht wieder erschien. Er lebte zurückgezogen in wissenschaftlicher Muße teils auf seinem Landgute zu Gorhambury, teils in Grays Inn zu London. Von hier aus machte er in den ersten Apriltagen 1626 einen Ausflug aufs Land und erkältete sich bei einem mit Schnee angestellten Versuche so heftig, daß er nicht mehr nach London zurückkehren konnte; er wurde in das Landhaus des Grafen Arundel gebracht und starb hier 9. April 1626. Seine (1606 geschlossene und, wie es scheint, durch die Untreue der Frau getrübte) Ehe blieb kinderlos. Sein Verhalten gegen Essex und die Ursachen seines Sturzes haben den Charakter B.s bei Mit- und Nachwelt in den schlimmsten Ruf gebracht, in welchen selbst seine Bewunderer einstimmten. Eine genaue und unverblendete Würdigung der Zeitumstände wird das strenge Urteil nicht aufheben, aber beträchtlich mildern. Sein Verhältnis zu Essex war nicht das einer reinen Freundschaft und ist außerdem durch Essex' tollkühnes Unternehmen auf eine zu harte Probe gestellt worden. Sein Sturz war die Folge eines polit. Tendenzprozesses, der ein Opfer haben wollte und keineswegs das schuldigste traf; die Volkspartei hat ihn gestürzt, die Hofpartei geopfert. Er selbst hat erklärt, daß er seit 50 Jahren der gerechteste Kanzler Englands gewesen und in seinem richterlichen Amte wohl Geschenke, aber nie Bestechungen (d. h. Geschenke während schwebender Streitsachen) angenommen habe. Solche Belohnungsgeschenke waren damals bei den Staatsbeamten Englands, hoch und niedrig, eine herrschende, durch die Gehaltsverhältnisse verschuldete Sitte. Und B.s Charakterschwäche, seine Liebe zu Pracht und Verschwendung hat ihn solcher Geschenke bedürftig und für deren Annahme empfänglich gemacht.

B.s große und fortwirkende Geistesthat ist die Erneuerung der Wissenschaft, die er schon früh als seine Lebensaufgabe ansah. Um der neuen, mit Entdeckung und Erfindung beschäftigten Zeit zu entsprechen, müsse die Wissenschaft an das methodische Entdecken und Erfinden, das menschliche Denken an die völlig unbefangene, methodische, experimentelle Erfahrung gewöhnt werden, als den einzigen Weg, der zur Einsicht in die Gesetze der Natur, in die wirksamen Ursachen der Erscheinungen führe: es müsse vor allem die syllogistische Wortweisheit aufgegeben und ein thatsächliches Wissen durch die induktive Methode erstrebt werden. Das ist der Grundgedanke und die Aufgabe der Baconischen Lehre. Der Plan seines Gesamtwerks, das er «Instauratio magna» nannte, zerfiel in 4 Teile: 1) vollständige Übersicht und Einteilung des gesamten Gebiets der Wissenschaften (Encyklopädie); 2) Methodenlehre, d. i. die neue induktive, erfinderische Logik, die B. in seinem «Neuen Organon» gab; 3) Naturgeschichte; 4) Naturphilosophie. Als Anhang des 1. Teils sollten seine moralischen, polit. und histor. Schriften gelten; dahin gehören seine berühmten «Essays», die Abhandlung über die Weisheit der Alten (ein Versuch allegorischer Mythenerklärung) und die Geschichte Heinrichs VII. Die beiden ersten Teile sind B.s Hauptwerke; aber nur das erste hat er vollständig ausgeführt, das zweite ist Bruchstück geblieben. Zu dem 3. Teil (Naturgeschichte) hat er eine Sammlung von Thatsachen und Versuchen in 10 Centurien geschrieben, die nach seinem Tode unter dem Titel «Silva silvarum» erschienen, und außerdem 6 Beiträge versprochen, aber nur 3 davon ausgeführt. Zwischen dem 3. und 4. Teile sollten noch 2 Mittelglieder eingeschoben werden, die unausgeführt blieben. Selbst herausgegeben hat B. 1) die «Essays», ein Meisterstück engl. Prosa, das erste seiner Art, in 3 Auflagen; die erste (1597) enthielt 10 Abhandlungen, die zweite 38 (1612), die dritte 58 (1625); die lat. Übersetzung von Rawley (1638) heißt «Sermones fideles»; 2) «The advancement of learning» in 2 Büchern (1605), dieses Werk wurde später zu 9 Büchern erweitert und erschien lateinisch (1623) unter dem Titel «De dignitate et augmentis scientiarum»; 3) «De sapientia veterum» (1609); 4) «Novum organon» in 2 Teilen (1620), die ersten Entwürfe fallen in die Jahre 1606 und 1607, die erste Abfassung in das Jahr 1608, seitdem hat es B. 12mal umgeschrieben (1608—20); der Entwurf von 1607 heißt «Cogitata et visa». Ins Deutsche

wurde das Werk übersetzt von Bartholdy (Berl. 1793) und von Julius von Kirchmann (Berl. 1870); 5) die «Historia regni Henrici VII.» (1621), gleich nach dem Sturze in 4—5 Monaten geschrieben; es war der erste allein ausgeführte Teil der Geschichte Englands von Heinrich VII. bis Jakob I.; 6) drei naturgeschichtliche Abhandlungen: «Historia ventorum, vitae et mortis, densi et rari» (1623). Nachgelassene Schriften wurden herausgegeben von Rawley (B.s Sekretär): «Silva silvarum» und «Nova Atlantis» (1626), «Certain miscellany works» (1629), «Resuscitatio» (mit B.s Lebensbeschreibung, 1657), «Opuscula philosophica» (1658); von Isaak Gruter: «Fr. Baconi scripta in philosophia naturali et universali» (1653); von Tenison: «Baconiana» (1679); von Stephens: «Letters and remains» (1734). Gesamtausgaben der Werke erschienen: bei Schönwetter zu Frankfurt a. M. (lateinisch 1665), von Blackbourne (englisch, 4 Bde., Lond. 1730), von Birch (Lond. 1763), von Basil Montagu (16 Bde., Lond. 1825—34), von Bouillet (französisch, Par. 1834). Die beste und vollständigste Ausgabe ist die von J. Spedding, L. Ellis und Heath in Cambridge: «The works of Fr. B.» (14 Bde., Lond. 1862—74), von denen die ersten 7 Bände die Werke, die folgenden Briefe und Leben umfassen.

Vgl. Macaulays «Essays» (deutsch von Bülau, Lpz. 1850); Rémusat, «B., sa vie, son temps et sa philosophie» (Par. 1856); J. von Liebig, «Über B. und die Methode der Naturforschung» (Münch. 1863); Dorner, «De Baconis baronis de Verulamio philosophia» (Berl. 1867). Das ausführlichste Werk über B. ist Kuno Fischers «Francis B. und seine Nachfolger. Entwickelungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Bacon (John), engl. Bildhauer, geb. 24. Nov. 1740 zu Southwark, kam zu einem Porzellanfabrikanten in die Lehre, wo er bald durch sein Talent für die Porzellanmalerei und durch seine Kunstfertigkeit, Figuren aus Thon herzustellen, die Aufmerksamkeit einiger Bildhauer auf sich zog. Nachdem er von einer Gesellschaft, welche die Ermunterung junger Talente bezweckte, zehnmal einen Preis erhalten, begann er in seinem 23. Jahre in Marmor zu arbeiten und erhielt schon 1768 die goldene Medaille der königl. Akademie, deren Mitglied er 1770 wurde. Eine Statue des Mars vollendete seinen allgemeinen Ruf. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die Denkmäler des Lord Chatham und des Lord Halifax in der Westminsterabtei; ferner die Statuen Blackstones zu Oxford, Howards und Johnsons in der Paulskirche, sowie auch zwei Büsten Georgs III. im Christ-Church-College zu Oxford und in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. B. besaß eine große technische Geschicklichkeit in Marmor- und Bronzebehandlung und war auch als Fabeldichter und Didaktiker nicht ohne Verdienst. Er starb 7. Aug. 1799 zu London.

Bács (spr. Bahtsch) oder Bácska, offiziell Bács-Bodrog, ein ungar. Komitat, das zwischen der Donau und Theiß liegt, auf drei Seiten von diesen Flüssen, nördlich aber von den Komitaten Pest-Kleinkumanien und von Csongrád begrenzt wird und auf einem Flächenraume von 10285 qkm (1880) 511881 E. zählt (gegen 576149 im J. 1869, Abnahme 11 Proz.). Der Landstrich ist einer der gesegnetsten, nicht nur durch seine natürliche Fruchtbarkeit, sondern auch durch die Lage an den beiden Hauptflüssen Ungarns. Die Einwohner betreiben darum auch einen sehr lebhaften Handel, namentlich mit Getreide. Die Bevölkerung des Komitats ist jedoch eine sehr gemischte; sie besteht etwa aus 214990 Ungarn, 150000 Deutschen, 135000 Slawen, und zwar: 76782 griech.-orient. Serben, etwa 20470 röm.-kath. Serben, d. i. Bunyeváczen oder Schokatzen, 40000 luth. Slowaken; ferner etwa 12000 Juden, in geringer Anzahl Ruthenen (Rußniaken), Griechen, Rumänen, Zigeuner. Die Ungarn sind römisch-katholisch und Protestanten; die Deutschen ebenfalls katholisch oder Protestanten Augsburgischer Konfession. B. zählt 3 königl. Freistädte: Szabadka oder Maria-Theresiopel, Zombor und Neusatz, 24 Marktflecken, 102 Dörfer und 31 Puszten oder Meiereien, somit insgesamt 160 Wohnplätze. Der Sitz der Komitatsbehörde ist Zombor. — Der Marktflecken Bács, woher das Komitat seinen Namen führt, zählt 3000 E., die guten Rotwein und viel Obst bauen.

Bacsányi (spr. Batschaanji, János [Johann]), ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 11. Mai 1763 zu Tapolcza im Szalader Komitat, studierte zu Veszprim, Ödenburg und Pest, wurde hierauf Erzieher im Hause des Generals Orczy, in welcher Zeit er seine erste Arbeit: «A magyarok vitézsége» («Die Tapferkeit der Ungarn», Pest 1785), veröffentlichte. Noch in demselben Jahre in Kaschau zum Kameralverwaltungsbeamten ernannt, gründete er daselbst im Verein mit Baróti und Kazinczy die einflußreiche Zeitschrift «Magyar Museum» (Kaschau u. Pest 1788—95). B. ward 1793 infolge eines freisinnigen Gedichts seines Amts entsetzt und 1794 wegen Teilnahme an der Verschwörung Martinovichs nach dem Spielberg abgeführt, auf dem er bis 1796 saß. Nachdem er die Freiheit wiedererlangt, trat er der Redaktion der Zeitschrift «Magyar Minerva» bei und kam dann nach Wien als Konzipist zum Bankdirektorium. Als die Franzosen 1809 Wien einnahmen, übersetzte B. Napoleons I. Proklamation an die Ungarn, weshalb er später sich genötigt sah, nach Paris zu fliehen. Infolge des Pariser Friedens wurde er ausgeliefert und ihm Linz zum Aufenthalt angewiesen; doch durfte er bis an sein Lebensende die franz. Pension beziehen. Er starb in Linz 12. Mai 1845. B. gab, nebst andern Arbeiten, in der letzten Zeit seine «Gesammelten Gedichte» (Pest 1827; 2. Aufl., Ofen 1835) heraus. Er ist einer der ersten begeisterten Vertreter der franz. Revolutionsideen in Ungarn. Hierdurch und durch seine ästhetischen Arbeiten wirkte er auf seine Zeitgenossen. — Seine Gattin, Gabriele B., geborene Baumberg, geb. 1775 zu Wien, gest. 24. Juli 1839 zu Linz, hat sich durch «Gedichte» (Wien 1800) und das Gedicht «Amor und Psyche» (Wien 1807) bekannt gemacht.

Bacserkanal, s. unter Theiß.

Bácska (spr. Bahtschka), ungar. Komitat, s. Bács.

Bacterien nennt man im weitern Sinne in der Botanik eine größere Abteilung der Pilze, deren Vertreter wohl die kleinsten vegetabilischen Organismen sind, die man überhaupt kennt; sie spielen als Gärungs-, Fäulnis- und Krankheitserreger eine sehr wichtige Rolle in dem Gesamthaushalte der Natur. Man bezeichnet diese Pilzgruppe jetzt meist als Spaltpilze oder Schizomyceten (s. d.).

Im engern Sinne versteht man dagegen unter B. meist nur die verschiedenen Arten der Gattung Bacterium. Die hierzu gehörigen Pilze sind sehr

kleine ellipsoidische oder kurz cylindrische Stäbchen, die etwa 0,003 mm lang werden, nicht kettenförmig zusammenhängen, sondern einzeln oder paarweise leben oder auch in größern Massen in einer Schleimhülle eingebettet liegen. Die einzelnen Zellen haben meist eine lebhafte Eigenbewegung. Hierher gehört unter andern das bei fast allen Fäulnisprozessen tierischer oder pflanzlicher Substanzen massenhaft auftretende Bacterium Termo *Ehrb.*, welches während der Fäulnis sich ungeheuer vermehrt und wohl als das eigentliche Ferment derselben zu betrachten ist. Ferner gehört hierher der gewöhnlich als Mycoderma aceti Pasteur bezeichnete Pilz, der den größten Bestandteil der sog. Essigmutter (s. d.) ausmacht und durch dessen Einwirkung die Essiggärung, d. h. die Umwandlung von Alkohol in Essigsäure vor sich geht. (S. Essigfabrikation.) Auch die Erscheinungen des Blau- und Gelbwerdens der Milch werden durch Arten der Gattung Bacterium hervorgerufen. Eine Krankheit der Seidenraupen, die als Gattine oder Pebrine bekannt ist, wird ebenfalls durch einen hierher gehörigen Pilz, Nosēma bombycis *Näg.*, verursacht. Mit dem Gattungsnamen Amylobacter (Amylobacterien) sind neuerdings eine Anzahl B. bezeichnet worden, die im Milchsaft faulender milchsafthaltiger Pflanzen vorkommen und die sich von den übrigen B. dadurch unterscheiden, daß sie sich ähnlich wie Stärkemehl (Amylum) bei Einwirkung von Jod blau färben, daher auch der Name.

Bacterium, Pilzgattung, s. u. Bacterien.

Bactris *Jacq.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, deren Vertreter meist niedrige Bäume sind und größtenteils dem tropischen Amerika angehören. Sie haben ausgebreitete, gefiederte Blätter, einhäusige Blüten und meist fleischige Früchte. Aus dem Samengewebe einiger Arten, hauptsächlich B. minor *Gaert.*, einer auf den westind. Inseln und in Brasilien häufigen Palme, wird ein gelbliches nach Veilchen riechendes Fett gewonnen, das in Westindien sehr verbreitet ist und auch in Europa als Palmfett oder Palmöl im Handel vorkommt. Aus den Blattstielen der B. minor und einiger anderer Arten, die ebenfalls auf den westind. Inseln vorkommen, werden sehr feste Spazierstöcke verfertigt, die unter dem Namen Tabagoröhre nach Europa kommen.

Baculometrie, das Messen mit Stäben, ist zwar, dem gewöhnlichen Sinne nach, nur ein sehr unvollkommenes, vielen Fehlern unterworfenes Verfahren, und findet daher auch nur da Anwendung, wo es auf die äußerste Genauigkeit des Endresultates nicht ankommt. Da es aber ohne Instrumente, mit leicht beschaffbaren Hilfsmitteln, auszuführen ist, so findet es doch für den augenblicklichen Bedarf häufig Anwendung. Um z. B. den Flächeninhalt eines dreiseitigen Feldes zu bestimmen, bezeichne man die Endpunkte mit Stäben, messe alle drei Seiten mittels eines Maßstabes und berechne daraus nach einem bekannten geometr. Satze den Inhalt. In vielen Fällen vereinfacht sich das Verfahren; die Geometrie gibt für besonders gestaltete Figuren die Mittel an die Hand, mit den wenigsten Messungen zum Ziele zu gelangen, z. B. Dreiecke und Parallelogramme aus Grundlinie und Höhe zu berechnen. Auch einige einfache Höhenmessungen lassen sich mit Stäben ausführen, z. B. die Höhe eines Baumes oder Turmes. Ist AB (s. Fig. 1) ein solcher Gegenstand, so stecke man vom Fuße A aus eine gerade Linie AG nach solcher Richtung ab, nach welcher der Boden, wenn auch gerade nicht horizontal, doch ohne wesentliche Unebenheiten ist, messe die Strecke AG auf ihr, stecke in G einen senkrechten Stab GD von der Augenhöhe des Messenden ein und innerhalb der Linie AG einen andern FE, der so hoch ist, daß sein oberes Ende E in die Gerade DB zwischen dem Auge D und dem obern Ende B des zu messenden Gegenstandes fällt, messe GF, so ist die durch das

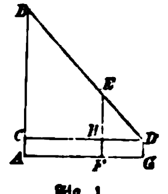


Fig. 1.

Auge gelegte Horizontale DC als Grundlinie zu betrachten, und es verhält sich GF : AG = HE : BC, also $BC = \frac{AG \cdot HE}{GF}$ und die wirkliche Höhe $AB = BC + AC$.

Das Messen mit Maßstäben wird jedoch andererseits auch gerade zu den feinsten, die größte Genauigkeit erfordernden Messungen verwendet. Größere geodätische Aufnahmen werden nämlich mittels eines Dreiecksnetzes (durch Triangulation) ausgeführt; zu dem Zwecke wird eine Linie mit der äußersten Genauigkeit gemessen, welche der ganzen Operation zur Basis dient; weitere Linienmessungen kommen dann nicht vor. In solchen Fällen mißt man die Basis des ganzen Dreiecksnetzes mit genauen Maßstäben. Zu solchen Messungen sind dann aber noch besondere Vorrichtungen nötig. Starke vierkantige Stangen AB (s. Fig. 2), die unten mit

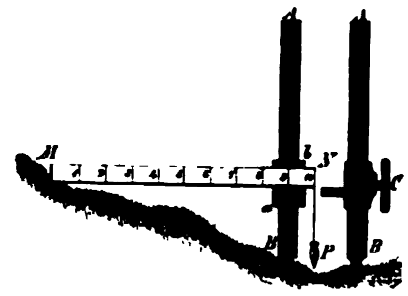


Fig. 2.

einer eisernen Spitze versehen sind, um sie fest in den Boden zu stecken, und auf denen Hülsen a b mit vorstehenden Trägern d verschiebbar sind, die mit Druckschrauben C in jeder Höhe befestigt werden können, entsprechen allen Anforderungen. Man wendet drei solcher Tragstangen und zwei Maßstäbe an, welche dicht an- und hintereinander gelegt werden, worauf man den hintersten vor den vordern bringt, in die gerade Linie einvisiert und horizontal stellt. Dieses Verfahren wird bis ans Ende der abgesteckten Linie fortgesetzt. Um den vertikal unter dem Stabende liegenden Punkt zu bestimmen, legt man ein Lot NP an.

Es ist nicht möglich, zwei Stäbe mit ihren Endflächen genau aneinander zu legen; die zuerst ebenen Grenzflächen werden durch längern Gebrauch uneben werden, sodaß keine vollständige Berührung der Endflächen mehr möglich ist. Mag der hierdurch entstehende Fehler für eine Stablänge noch so gering sein, so wird er doch bei einer längern Linie bedeutend werden, weil er stets in demselben Sinne wirkt, nämlich allemal das Resultat der Messung vermindert. Zur Beseitigung dieses Fehlers

schneidet man die Enden der Maßstäbe keilförmig ab, wie nachstehende Fig. 3 zeigt, und legt zwei aneinander grenzende Stäbe so, daß die

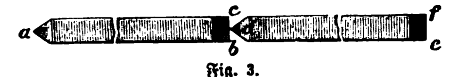


Fig. 3.

geraden Kanten sich rechtwinkelig kreuzen: die Kante a rechtwinkelig gegen bc, d parallel mit a, ef mit bc.

Baczko (Ludw. von), deutscher Schriftsteller, geb. 8. Juni 1756 zu Lyk in Ostpreußen, besuchte das Gymnasium zu Königsberg, studierte daselbst Jurisprudenz, beschäftigte sich jedoch daneben vielfach mit Philosophie, Geschichte, schönen Künsten und selbst Medizin. Von Jugend auf war er an der rechten Seite teilweise gelähmt, in seinem 21. Jahre traf ihn auch noch das Unglück, infolge der Blattern zu erblinden. Seit 1816 Vorsteher des Bülow-Dennewitzschen Blindeninstituts zu Königsberg, starb er 27. März 1823. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich mehrere Schauspiele und viele Romane, von denen namentlich die histor. und kleinern Erzählungen zu den bessern Erscheinungen ihrer Zeit gehörten. Nicht ohne Wert ist noch jetzt seine «Geschichte Preußens» (6 Bde., Königsb. 1792—1800) und ein «Handbuch der Geschichte Preußens» (3 Bde., Königsb. 1802). Auch schrieb er die «Geschichte der Französischen Revolution» (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1818) und «Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden» (Lpz. 1807). Seine Selbstbiographie: «Geschichte meines Lebens», gab sein ältester Sohn (3 Bde., Königsb. 1824) heraus.

Bad nennt man im engern Sinne die Eintauchung des Körpers oder einzelner Teile desselben in eine tropfbare Flüssigkeit; im weitern auch das Eintauchen in dunst- und dampfförmige Flüssigkeiten. Nicht minder gibt man der Anwendung strömender oder fallender Flüssigkeiten auf den Körper den Namen eines Bades. Endlich werden auch solche Orte, in denen die nötigen Vorrichtungen und Anstalten zum Gebrauch des Bades getroffen oder von der Natur dargeboten sind, Bäder genannt.

Bei den alten Völkern des Orients war das Bad eng mit dem Kultus verknüpft, indem man durch die körperliche Reinigung auch eine moralische Reinheit andeuten wollte. Die alten Juden waren durch religiöse Vorschriften verpflichtet, vor dem Gebete und nach dem Opfern zu baden, und sie betrachteten das Baden der Neugeborenen, die Reinigungsbäder nach gewissen körperlichen Funktionen und Krankheiten als wichtige symbolische Handlungen. Was die Griechen betrifft, so werden schon bei Homer den ankommenden Freunden und Gästen vor allem warme Bäder bereitet. Der Grieche lagerte sich nicht zum Mahle, bevor er sich nicht gebadet, und sein Hausbad befand sich im Innern des Hauses. Auch mit religiösen Handlungen stand bei den Griechen das Bad in Verbindung, so mit den Vorbereitungen zum Opfern, zum Empfange der Orakelsprüche, zur Hochzeit u. s. w. Ebenso war der Gebrauch von Schwitz- und Dampfbädern in Griechenland schon frühzeitig heimisch. Das Schwitzbad oder Lakonikon bestand aus einem Gemach mit Bänken, das mittels Röhren mit dem Hypokauston, einem großen Ofen, in Verbindung stand. In Athen namentlich gab es zu Alexanders d. Gr. Zeit sowie später unter den röm. Kaisern, insbesondere u[…] Hadrian, elegante und bequeme Badeanstalten. […] diesen öffentlichen Anstalten sowie auch in den Ha[…] bädern der Reichen befanden sich außer jenem […] konikon und Hypokauston auch Ankleidezim[…] (apodyteria), dann trockene Schwitzzimmer (py[…] teria), wo das Schwitzen bloß durch Erhitzung […] Luft bewirkt wurde, und Zimmer, die zur Ein[…] bung mit Öl (elaeothesia) dienten. Um die Ba[…] anstalten herum hatte man Plätze für gymnasti[…] Übungen nach dem Bade, und auf dem pla[…] Dache des Hauses konnte man Sonnenbäder n[…] men. Auch benutzten schon die Griechen die hei[…] Quellen oder Thermen als Heilbäder. Das l[…] Bad nannten die Griechen Lutron. Die Män[…] badeten in Griechenland gemeinschaftlich; daß […] für Frauen öffentliche Bäder gab, ist wahrscheinl[…]

Bei den Römern kamen die warmen Bäder (th[…] mae) erst später in Aufnahme, wurden aber da[…] außerordentlich beliebt, obschon zuletzt der all[…] meine Luxus den eigentlichen Zweck des Ba[…] mehr und mehr in den Hintergrund drängte, so[…] die öffentlichen Bäder wesentlich als allgeme[…] Vergnügungsorte betrachtet wurden. Die meis[…] derselben wurden zur Zeit vor und unter den Ka[…] sern Nero, Vespasian, Titus, Trajan, Caracall[…] Diocletian u. s. w. erbaut. In Rom gab es der[…] über 800, und in den Provinzialstädten eine en[…] sprechende Anzahl. Ihrer Einrichtung nach ähne[…] ten sie dem heutigen türk. und russ. Bade. Weser[…] lich gehörte zu einem Bade: 1) Das Hypocaustu[…] oder Heizzimmer im Kellergeschoß zur Erwärmu[…] sowohl der Badezimmer als auch des Badewasser[…] 2) das Apodyterium oder Auskleidezimmer; 3) d[…] Frigidarium, ein Zimmer mit einem Bassin z[…] kalten Bade; 4) das Tepidarium mit mäßig tro[…] ner Wärme, dessen Bestimmung sich zwar nicht […] nau ermitteln läßt, das aber sowohl zum Bad[…] im lauwarmen Wasser wie zur Vorbereitung […] die höhere Temperatur des nächsten Zimme[…] wohl auch zum Einsalben des Körpers gedi[…] haben mag; 5) das Caldarium (auch Laconic[…] oder Sudatorium genannt), in welchem teils d[…] Schwitzbad (sudatio), teils das wirkliche he[…] Wasserbad stattfand. Dieser Raum, dessen Fu[…] boden auf kleinen Pfeilern ruhte, welche letztere a[…] dem mit Ziegeln überdeckten Hypocaustum aufst[…] den, war so eingerichtet, daß sich in ihm die […] vom Hypocaustum aus nach allen Richtungen […] verbreiten konnte, denn sowohl der Fußboden […] auch die Seitenwände waren hohl und ließen h[…] Luft durch. In den Badezimmern befanden […] Bassins zur Aufnahme des Wassers, an den W[…] den liefen Bänke herum, die im Caldarium am[…] theatralisch erhöht waren, um den Badenden […] Wahl zwischen der höhern Temperatur des ob[…] Zimmerteils und der mäßigern des untern Rau[…] zu gestatten. Letzteres Zimmer enthielt auch […] ein Becken (labrum) von mehrern Meter im Du[…] messer, welches mit dem kalten Wasser gefüllt w[…] in das man sich nach dem heißen Bade tauc[…] Mit diesen wesentlichen Teilen eines Bades stan[…] gewöhnlich noch in Verbindung ein Unctariu[…] d. h. ein Zimmer zum Salben des Körpers, au[…] dem oft Gärten, bedeckte Spaziergänge, Säle [...] Spielen u. s. w. Durch eine leichte Bewegung [...] Bade vorbereitet, ging man zuerst in das Apo[…] terium, dann in das Tepidarium, wo man sich […] Öl salbte, und dies ward auch während des Bad[…]

wiederholt. Demnächst wurde der Körper mit Striegeln (strigilis) behandelt, worauf man sich in das Caldarium begab, um entweder nur zu schwitzen, oder auch das heiße Wasserbad, welches einen bedeutenden Temperaturgrad hatte, zu gebrauchen. War dieses vorüber, so ließ man sich mit kaltem Wasser übergießen und ging dann sogleich in das Frigidarium, um durch das kalte Bad die erschlaffte Haut wieder zu stärken, worauf der Körper nochmals mit Öl gesalbt wurde. Die öffentlichen Bäder für Frauen waren von gleicher Einrichtung und wurden fleißig auch von den vornehmsten Frauen besucht. Übrigens badeten diese wie die Männer gemeinschaftlich. Der Unsitte, daß Männer und Frauen zusammen badeten, wird auch von den alten Schriftstellern gedacht, wie denn überhaupt in späterer Zeit die Bäder Orte der Schwelgerei jeder Art wurden. Den röm. Legionen wurden in den von ihnen eroberten Ländern Bäder gebaut; man findet Ruinen derselben bei Aachen, Neuwied, Wiesbaden, Badenweiler und Baden-Baden. Vgl. Wichelhausen, «Über die Bäder des Altertums» (Mannh. u. Heidelb. 1851); Conseld, «Das altröm. Bad und seine Bedeutung für die Heilkunde» (Darmst. 1863); Guhl und Koner, «Das Leben der Griechen und Römer» (3. Aufl., Berl. 1873).

Die Völker des Islam haben das Bad vollständig in ihre Sitten und Gebräuche aufgenommen. Der Islam schreibt seinen Bekennern sorgfältige Beobachtung der körperlichen Reinlichkeit und zu diesem Zwecke wiederholte tägliche Waschung vor. Gewisse Umstände und Zeiten veranlassen noch außerdem vorschriftsmäßig sowohl Männer wie Frauen zum Gebrauch des Bades. Zu diesem Behufe haben nicht bloß die Reichen prachtvolle Bäder in ihren Häusern und Gärten, auch für das Volk sind in jeder Stadt Badehäuser angelegt. Die Araber brachten die Vorliebe für luxuriöse Bäder mit nach Spanien. Die christl. Spanier verurteilten aber diese ihnen fremde Sitte und zerstörten nach Vertreibung der Araber die maurischen Bäder.

Die Einrichtung der Bäder ist bei den Völkern des Orients, bei den Persern, Türken, in Syrien, Ägypten u. s. w., mit geringen Modifikationen eine gleiche. Die Gebäude, die dazu dienen, sind aus Stein gebaut, die Badezimmer haben Fußböden von Marmor, der von unten erhitzt wird, und Röhren in den Wänden leiten die Wärme nach allen Seiten. Der Badende entkleidet sich, wickelt sich in wollene Decken, zieht, um sich gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, hölzerne Pantoffeln an und begibt sich in das Badezimmer. Hier dringt bald ein allgemeiner Schweiß durch die Haut, welcher mit kaltem Wasser abgewaschen wird. Hierauf wird der Körper mit wollenen Tüchern gerieben und mit einer der Haut zuträglichen Seife oder Salbe bestrichen. Gewöhnlich wird damit noch die Operation des Knetens (Massierens) verbunden. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser und fängt darauf den ganzen Körper desselben zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt, bald kniet er auf dem Badenden, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Teile. Darauf reibt er mit einem Tuche von grober Wolle den ganzen Körper, reibt mit Bimsstein die harte Haut auf den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa $^3/_4$ Stunden, und man fühlt sich nach derselben wie neu geboren. Nach dem Bade ruht man, in einem kühlern Zimmer aufs Lager gestreckt, und genießt endlich Kaffee, Sorbet oder Limonade. Große Freunde vom Baden jeder Art, von Dampf-, See- und warmen Bädern sind die Japanesen, bei welchen sich beide Geschlechter jeden Alters in öffentlichen Badeanstalten zusammen baden.

In Deutschland, Frankreich und England waren öffentliche Badeanstalten lange Zeit unbekannt. Erst als während der Kreuzzüge die Abendländer mit den Sitten der Morgenländer näher bekannt wurden, begann man in Europa den Mangel von dergleichen Anstalten lebhafter zu empfinden. So entstanden denn im Mittelalter in Deutschland öffentliche Badestuben, und diese wurden gar bald so sehr beliebt, daß das Baden in ihnen zu den Hauptfröhlichkeiten des gemeinen Lebens gehörte. Es war herkömmlich, am Vorabend hoher Kirchenfeste ein Bad zu nehmen; auch zogen vor der Hochzeit Bräutigam und Braut unter zahlreichem Gefolge nach der Badestube. Die Ritter mußten baden, ehe sie den Ritterschlag erhielten; Handwerksgesellen wurden jeden Sonnabend von einem Badejungenchor durch Beckenmusik zum Baden eingeladen. Die Fürsten machten die Badestuben zu einträglichen Regalien und verliehen den Städten das Recht, städtische Badestuben einzurichten, welche verpachtet oder in Erblehn gegeben wurden. In ihnen fand man Schwitzbäder, in denen der Körper des Badenden durch Badediener kunstgemäß mit Badequasten, Seife u. s. w. gereinigt wurde. Nach und nach bildete sich die Zunft und das Gewerbe der Bader und Barbiere aus, welche ihre Badestuben zugleich zu Kurplätzen für das Volk einrichteten, wo sie neben dem Baden auch das Schröpfen, Aderlassen und Verbinden besorgten. Sie galten als unehrlich, bis König Wenzel 1406 durch einen Freibrief ihr Handwerk in allen Erb- und Reichslanden den besten der andern Handwerke völlig gleich gemacht und als makellos ehrlich und rein überall anerkannt wissen wollte. Der deutsche Bürger und selbst die Bauern legten sich auch in ihren eigenen Häusern ein «Badestüblein» an, das gewissermaßen den Salon des Hauses bildete; hier badete und trank man mit guten Freunden. Im 12. Jahrh. kamen in Deutschland auch jene Schwitzbäder, in welchen man den Schweiß durch heiße Dämpfe hervorruft, wahrscheinlich aus den slaw. Ländern her in Aufnahme. Noch mehr aber hob sich der allgemeine Badegebrauch im Mittelalter bei dem Umsichgreifen des Aussatzes. Mildthätige Personen stifteten zu jener Zeit für Arme Freibäder, sog. «Seelenbäder». Allein die größere Ausbreitung des Aussatzes und der Syphilis mit der vermehrten Gefahr der Ansteckung, der mehr und mehr ins Volk übergehende Gebrauch der leinenen Leibwäsche und verschiedene andere Veränderungen in den Sitten und Gewohnheiten, besonders auch die vielfach mit ihnen verknüpfte Liederlichkeit durch die Bademägde und fahrenden Weiber, verursachten, daß sich der Besuch der öffentlichen Badestuben allmählich verminderte. Ärzte, Geistliche und Regierungen traten schon im Anfang des 17. Jahrh. gegen dieselben auf, und das Volk entwöhnte sich der Sitte des häufigen Badens. Dagegen kam dann der Besuch der Wildbäder und der Mineralwässer

als Vergnügungsorte, die sog. «Badefahrten», in Deutschland in Aufnahme. In Frankreich fand das Baden in öffentlichen Anstalten sowie in Heilquellen oder Thermen schon mit der Herrschaft der Römer Eingang, und blieb daselbst mehr oder weniger heimisch. Im Mittelalter wurden hier Dampfbäder (étuves, lat. stufa) von der Zunft der Bader (estuveurs) gehalten. Karl d. Gr. brachte seinerzeit besonders die warmen Bäder in Aachen in Aufnahme. Später war Baden im Aargau einer der berühmtesten Badeorte. Der Humanist Johann Franz Poggio Bracciolini aus Florenz (1380—1459) stellt in einem Briefe die geselligen Freuden Badens weit über jene der antiken Bäder von Puteoli. Das Leben in den Bädern war im Mittelalter und in den nächsten Zeiten darauf ein sehr freies, unbefangenes und zum Teil höchst lockeres. Beide Geschlechter besuchten einander in den Bädern, man trank, sang und musizierte darin und tanzte nachher. Nachdem in Deutschland, und zum großen Teil auch anderwärts, das Baden als Volksgebrauch fast ganz aufgehört, kamen zu Anfang des 18. Jahrh. von England aus kalte und Seebäder wiederum in Aufnahme. Reisende Ärzte machten auf die dortigen Badeanstalten aufmerksam, und so entstanden namentlich infolge der Ermahnung der Ärzte Halm, Marcard, Ferro, Hufeland u. s. w. in den civilisierten Ländern Europas wiederum zahlreiche Badeanstalten.

Doch erst im 19. Jahrh. begann das Badewesen durch Einführung öffentlicher Badeanstalten wieder einen wirklichen Aufschwung zu nehmen. Einesteils wurden Bade- und Schwimmanstalten in den Flüssen eingerichtet (in Preußen vor allem durch General Pfuel befürwortet), andernteils Anstalten gegründet, in welchen auch den ärmern Klassen Gelegenheit gegeben wird, für geringen Preis ein warmes Bad zu nehmen. Neuerdings hat man sogar diese letztern Anstalten dahin ausgedehnt, daß der Badende während des kurzen Aufenthalts in der Anstalt zugleich seine Wäsche gereinigt erhält. Außer den gewöhnlichen Badeanstalten mancherlei Art, je nach den Volksklassen, auf die sie berechnet, finden sich in den größern Städten Europas schon seit längerer Zeit Nachahmungen russ. Dampfbäder (s. Dampfbad), zu denen neuerdings auch noch die in ihren Methoden einander sehr ähnlichen altröm. und orient. Bäder hinzugekommen sind. Diese Bäder führten Rich. Barter und Urquhart seit 1856 zuerst in Irland ein, weshalb man sie auch «Irische Bäder» zu nennen pflegt. In denselben kommt nicht Wasserdampf, sondern nur heiße Luft zur Anwendung. (S. Irisch-römisches Bad.)

Ebenso war es erst dem 19. Jahrh. vorbehalten, Wert und Bedeutung der Mineralbäder für die Heilkunde in wissenschaftlichem Sinne zu bearbeiten. Seit dem 15. Jahrh. waren allerdings die Mineralbäder, namentlich natürliche Thermen, Stahl- und Schwefelbäder vielfach gegen Krankheitsformen in Gebrauch, allein man schrieb doch nur den im Wasser befindlichen Mineralstoffen eine lediglich auf ziemlich ungenaue Beobachtung gegründete Wirkung zu. Dagegen gelang es nun erst der fortgeschrittenen Chemie, vor allem den epochemachenden Arbeiten von Berzelius und Struve, die charakteristischen Bestandteile der Wässer in ihrer Menge und Beschaffenheit mit größerer Sicherheit zu bestimmen. Hieran schlossen sich die Untersuchungen der Ärzte über physiol. Wirkung derselben [auf] den Körper. (S. Mineralwasser.)

Für die Gesundheitspflege und H[eil]kunde sind die Bäder von der größten Bedeu[tung.] Man hat sie hinsichtlich ihres Zwecks in Reinigu[ngs-] und Heilbäder eingeteilt. Ihre Wirkungen auf [den] menschlichen Körper hängen ab von den Bes[tand]teilen des Bades und deren Menge, der Dauer [und] Gebrauchsweise, vorzugsweise aber von dem G[rade] der Wärme oder Kälte. Die Wasserbäder r[eini]gen die Haut vom Schmutz und Hauttalg, förd[ern] durch Aufweichen die Abstoßung der obersten H[aut]schichten und hierdurch die Verjüngung der [Haut] selbst. Ferner kommt der Effekt der verminde[rten] Ausdünstung und der Verschiedenheit des Dr[ucks] von außen zur Geltung, da das Wasser 700 [mal] dichter ist als das Medium der Luft. Die Fra[ge,] ob im Wasserbade eine Aufsaugung und Aufna[hme] des Wassers in den Körper stattfindet, ist noch [im]mer als eine offene zu betrachten; die Absorp[tion] kann gewiß nur eine geringe sein, da man beobach[tet] hat, daß nach dem Bade nicht eine Vermehru[ng,] sondern eine Verminderung des Körpergewi[chts] eintritt, sei es durch Abgabe von Stoffen durch [die] Haut, sei es durch Vermehrung der Lungenper[spi]ration. Man unterscheidet hinsichtlich der Tempe[ra]tur das kalte Bad bis 15° R., das kühle Bad 16[—]22° R., das lauwarme Bad 23—27° R. und d[as] warme Bad 27—32° R.

Das kalte Bad vermindert je nach der Hef[tig]keit und Plötzlichkeit der Abkühlung die Blutwär[me,] vermehrt die Kohlensäureausscheidung, verlangs[amt] den Puls- und Herzschlag sowie die Atmung, w[äh]rend die Reizbarkeit der Haut zwar anfangs erh[öht,] dann aber vermindert und nach beendetem B[ade] wiederum gehoben wird; die Haut verliert ih[ren] Blutreichtum, indem sich die kleinen Blutgefäße [zu]sammenziehen, die innern Organe mehr mit B[lut] füllen. Bald nach dem kalten Bade tritt wie[der] erhöhte Körpertemperatur, verstärkter Blut[zufluß] nach der Haut, im Nerven- und Muskelsystem [das] Gefühl der Erfrischung, der Elasticität und [der] Kraft ein; mit der erhöhten Wärmeproduktion [ist] eine allgemeine Reaktion und eine nicht ger[inge] Anregung des Stoffwechsels verbunden. Bei [öf]terer Wiederholung ist das kalte Bad das vorz[üg]lichste Mittel, durch welches die Haut geübt wer[den] kann, Temperaturwechsel zu ertragen. Desh[alb] wird es vorzugsweise solchen Personen angera[ten,] welche an einer Neigung zu Erkältungskrankhei[ten,] zu Rheumatismen und Katarrhen leiden. Da [...] nach jedem kalten Bade der Umsatz der Stoffe [...] belebt, so benutzt man das wiederholte kalte B[ad] auch dazu, die Ernährung des Körpers zu [...]bessern, fehlerhafte Blutmischungen und sogar kra[nk]hafte Veränderungen einzelner Organe zu bese[itigen.] Am häufigsten benutzt man die kalten Bäde[r in] Form der Flußbäder, die stets von kurzer Da[uer,] d. h. höchstens 5, 10 bis 15 Minuten, und [mit] Schwimmbewegungen verbunden sein sollen; [vor]her lasse man den Körper abtrocknen und abku[hlen;] nach dem Bade reibe man den Körper trocken, [kleide] sich rasch an und mache sich alsbald Bewegung. [Die] beste Zeit für Flußbäder ist etwas vor dem [Früh]stück oder vor Sonnenuntergang. Kurze Zeit n[ach] dem Essen, insbesondere nach einer reichlichen [Mahl]zeit, zu baden, vermeide man, bade aber auch n[icht] des Morgens, ohne etwas gegessen zu haben. [...] Seebäder (s. d.) wirken ebenfalls als [...]

Bäder, doch kommt bei ihnen auch Wellenschlag und Salzgehalt des Wassers zur Berücksichtigung. Zur Herabsetzung der übermäßig erhöhten Körpertemperatur wendet man kalte und *kühle Bäder* bei schweren fieberhaften Krankheiten mit außerordentlich günstigem Erfolg an; durch die energische Anwendung kalter Bäder ist namentlich die Mortalitätsziffer der typhösen Fieber beträchtlich herabgesetzt worden. (S. *Kaltwasserkur*.)

Bei den *lauwarmen Bädern* ist jene Reizung der Empfindungsnerven der Haut nicht wahrzunehmen, allein die Reinigung der Haut geht durch sie unter schnellerer Beseitigung der Oberhauttrümmer, welche die Hautfunktion hemmen, besser von statten; der gelindere Reiz erweckt in den Muskeln eine angenehme Empfindung und nach ihrem Gebrauche schwindet das Gefühl der Ermüdung. Man wendet die lauwarmen Bäder an zur Beruhigung und Beseitigung schmerzhafter Nervenleiden; sie bekommen schwächlichen, zarten und in hohem Grade zu Erkältungen geneigten Personen am besten. *Warme Wasserbäder* haben vorzüglich die Erweichung der Haut zur Beförderung der Ausdünstung und Abschälung zum Zwecke und finden deshalb ihre Anwendung in Krankheiten, wo durch diese Wirkung eine Heilung erzielt werden soll, besonders in Hautkrankheiten. Sie steigern aber auch die organischen Funktionen und den Stoffwechsel, ohne daß ein heftiger Reiz eine starke Reaktion verlangt; und indem sie den Wärmeverlust vermindern, stimmen sie die normale ausgleichende Reaktion herab, sie wirken somit beruhigend; doch beschleunigen sie auch schließlich den Blutkreislauf in der Haut und in den der Wärme zugängigen Teilen und fördern durch Erweiterung der Gefäße die Aufsaugung krankhafter Stoffe im Körper. Die warmen Bäder dürfen nicht zu oft angewendet werden, weil die Haut sonst zu sehr erschlafft und für äußere Einwirkungen zu empfänglich gemacht wird, weshalb auch unmittelbar nach dem jedesmaligen Gebrauche die Haut vorsichtig vor Kälte zu schützen ist, wenn man nicht vorzieht, die Haut durch eine kalte Übergießung am Schlusse des Bades zu kräftigen.

Ähnliche Wirkungen wie die warmen Bäder, nur in erhöhtem Grade, besitzt das allgemeine *Wasserdampfbad*, von welchem nicht nur die ganze äußere Oberfläche des Körpers, sondern auch die innere Auskleidung der Respirationsorgane berührt wird. Dasselbe fördert die Abschälung der Haut und die Abschleimung der Schleimhäute sowie die Schweißabsonderung sehr bedeutend, und ist eins der wichtigsten Zerteilungs- und Heilungsmittel bei gichtischen und rheumatischen Übeln, Nervenschmerzen, alten Katarrhen u. s. w. Man muß es aber methodisch gebrauchen und die erwähnten Abkühlungen nicht verabsäumen. Man hat nicht bloß Dampfbäder (s. *Dampfbad*) in eigens dazu hergerichteten Badestuben, sondern man erfand auch portative Apparate (unter anderm: Ricklis «Bettdampfbad», Triest 1861), bei welchen man aus einer mit Wasser gefüllten kupfernen Blase, die durch Weingeist erhitzt wird, den Dampf erzeugt. Die einfachsten Vorrichtungen dieser Art sind die sog. englischen Spiritusdampfbäder, bei welchen die mit einem Tuch umhüllte Person auf einem Stuhle über einer Spirituslampe sitzt. Ferner hat man Dampf nicht bloß von Wasser, sondern auch von verschiedenen Stoffen, z. B. von Schwefel, Terpentin, Fichten- und Kiefernadelextrakt, angewendet (s. hierüber unten die Rauchbäder). Ähnlich wirkt das *Bad in heißer trockener Luft*, bei dem der reichlich ausgeschiedene Schweiß die obern Hautschichten aufweicht, der Körper eine große Menge von Flüssigkeit durch die Haut ausscheidet, dem Blute viel Wasser entzogen und manche krankhafte Ablagerung im Körper durch Aufsaugung beseitigt wird. Daher wird auch das heiße Luftbad zur Kur bei Gicht, Rheumatismus und allgemeinen Blutkrankheiten empfohlen. Hierzu benutzt man vor allem das Irisch-Römische Bad (s. d.), doch auch die natürlichen Höhlen mit heißer Luft, z. B. die Grotte von Monsummano (s. d.). In neuerer Zeit hat man begonnen, komprimierte Luft zu Heilzwecken anzuwenden. Der Kranke weilt hierbei eine Zeitlang (¼—2 Stunden) in einem sog. pneumatischen Kabinett, in einem Raume, in welchem die Luft durch Maschinen einem langsam steigenden, später gleichbleibenden (bei 300 mm) Druck ausgesetzt wird. Diese sog. *komprimierten Luftbäder*, für welche man besondere transportable Apparate konstruiert hat, leisten bei Lungenemphysem, bei mangelhafter Blutbereitung, bei katarrhalischer Taubheit, chronischem Luftröhrenkatarrh sowie bei Lungentuberkulose und Herzkrankheiten vielfach vortreffliche Dienste. (S. *Komprimierte Luft*.) Schließlich werden von manchen die sog. *Elektrischen Bäder* empfohlen teils bei Leiden von Muskeln und Nerven, teils zur Ausscheidung von Metallen aus dem Körper; hierbei nimmt der Kranke, während er sich in einer etwas angesäuerten Flüssigkeit befindet, den positiven Pol einer elektrischen Batterie in die Hand, wogegen der negative Pol mit der Wanne zu verbinden ist; doch gibt es auch noch andere Anwendungsweisen der Elektricität im Bade.

Hinsichtlich der *örtlichen* oder *Teilbäder* gilt im allgemeinen die Regel, daß heißes Wasser das Blut nach dem von ihm umgebenen Teile zieht, kaltes hingegen es von dem bezüglichen Teile verdrängt. Daher wendet man heiße Fuß- und Handbäder an, um den Blutandrang vom Gehirn und von den Lungen nach den Extremitäten hinzuleiten. Kalte Sturz-, Tropf-, Regen- und Staubbäder werden angewendet, um das Blut aus gewissen Teilen (besonders aus dem Kopfe, z. B. bei manchen Geisteskrankheiten) zu vertreiben und die erweiterten Gefäßchen wieder zusammenzuziehen, daher als Zerteilungsmittel von Entzündungen. Doch bewirkt auch das Eintauchen in kaltes Wasser in der Nachwirkung stärkern Blutzubrang nach den eingetauchten Teilen. Sehr energisch wirken die *Douchebäder*. Ein mehr oder weniger starker Wasserstrahl wird hierbei auf einen Punkt des Körpers geleitet, wo er Belebung, Zerteilung, aber auch bei Übermaß Entzündung und Geschwulst hervorbringen kann. Man benutzt diese Bäder besonders bei Affektionen des Nervensystems und krankhaften Ablagerungen, als aufsteigende Douche bei Hämorrhoiden, Gebärmutterkrankheiten, Störungen der Menstruation, Leukorrhöe, Stuhlverstopfung, und als *schottische Douche* (abwechselnd heiß und kalt) gegen Lähmungen. (S. *Douche*.)

Die Dauer aller dieser Bäder ist gewöhnlich keine lange; sie werden meist nur 10 Minuten bis ½ Stunde, höchstens eine ganze Stunde lang angewendet, während man ehedem viel länger in den Bädern zu verweilen gewohnt war. In neuerer Zeit hat man indes, namentlich in Wien, *permanente*

22 *

Warmwasserbäder angewendet, bei welchen der Kranke tage-, ja wochenlang im Wannenbade zubringen muß zur Linderung der Schmerzen, Verminderung des Fiebers und Förderung des Heilungsprozesses. Dieselben scheinen insbesondere bei ausgebreiteten Verbrennungen und manchen hartnäckigen Hautkrankheiten nützlich zu sein. Auch örtlich, d. h. nur für einzelne Körperteile, wendet man solche permanente Bäder insbesondere bei eingewachsenen Nägeln, Fußgeschwüren, nach Operationen u. s. w. an. Vgl. Zeis, »Die permanenten oder prolongierten Lokalbäder bei verschiedenen örtlichen Krankheiten« (Lpz. u. Heidelb. 1860).

Die *medizinischen Bäder*, denen man mineralische oder vegetabilische Stoffe beigemischt hat, standen früher bei den Ärzten in größerm Ansehen als jetzt, wo die physiol. Schule ihre Kraft und Wirkungsweise genauer geprüft und auf ein richtigeres Maß zurückgeführt hat. Die Haut ist für das Eindringen fremder Körper allerdings nur in sehr beschränktem Grade zugänglich. Zwar noch bis vor kurzem hielt man dieses Organ für dasjenige, durch welches man Arzneimittel in größerer Menge dem Körper bequem einzuverleiben im Stande sei, indem es zur Aufnahme dieser Stoffe eine verhältnismäßig große Oberfläche darbietet. Allein die jüngsten Untersuchungen haben gelehrt, daß eine Absorption salziger, im Bade aufgelöster Stoffe, wenn sie stattfindet, nur gering sein kann; viele Ärzte sind jetzt sogar der Meinung, daß die Wirkung salzhaltiger Bäder sich besser auf mechan. als auf chem. Weise erklären lasse; sie behaupten, daß der Reiz des Salzwassers auf die Haut ein mächtigerer Faktor dieser Wirkung sei als die chemische, durch die aufgenommenen Salzbestandteile bedingte Umwandlung des Bluts. Dies betrifft die Würdigung der Bäder hinsichtlich ihres Gehalts an Eisen, Kalk, Glauber-, Bittersalz, Natron, Jod, Brom, Arsenik und Kochsalz. Dagegen steht die Aufsaugung der im Bade befindlichen Gase unzweifelhaft fest, indem beispielsweise Schwefelwasserstoffgas, Kohlensäure, überhaupt flüchtige Stoffe durch die Haut in das Blut übergehen, somit auch in demselben eine chem. Wirkung entfalten können. Die arzneilichen Bäder sind teils Nachahmungen der natürlichen Mineralwässer, teils enthalten sie andere, noch ziemlich allgemein für heilkräftig gehaltene Mischungen. Von mineralischen Substanzen mischt man unter das Wasser: Koch-, Stein- und Seesalz, Salzsäure, ätzendes Quecksilbersublimat, ätzendes oder kohlensaures Kali oder Natron, Asche, Seife, Jod, Schwefel, Eisen u. s. w.; von vegetabilischen: Wein, Essig, Auflösungen ätherischer Öle, Aufgüsse von Thymian, Rosmarin, Lavendel, Wermut, Kalmus, Weizenkleien, Gerstenmalz, Weiden-, Eichen-, Chinarinde, Fichtennadelextrakt u. s. w.; von animalischen: Milch, Blut, Fleischbrühe u. s. w. Ob von letztern (den sog. nährenden) viel in den Körper aufgenommen wird, ist freilich mehr als zweifelhaft. Kochsalzhaltige Bäder wirken außerordentlich belebend und kräftigend auf die Haut und namentlich auf das Drüsensystem und bilden deshalb ein souveränes Heilmittel gegen alle skrofulösen Haut- und Drüsenkrankheiten. (S. *Solbäder*.) Auch dem Wasser, welches man als Dampf auf den Körper einwirken läßt, hat man mit gutem Erfolg Arzneistoffe zugesetzt, die natürlich flüchtiger Natur sein müssen. Hieran schließen sich die sog. *Rauchbäder* oder medikamentösen Räucherungen, in denen der ganze Körper o einzelne Teile desselben, mit Ausschluß des Kop mit Dämpfen in Berührung gebracht werden, man durch vollständige oder teilweise Verflüchtig trockener Arzneistoffe erzeugt. Angewendet wer hierzu harzige aromatische Substanzen, Weihra Myrrhe, Benzoe, Bernstein, auch Schwefel, Zin ber und Quecksilber. Die größte Vorsicht ist bei Rauchbädern von Schwefel und Quecksilber nö weil sie leicht gefährliche Zufälle herbeiführen. Anwendung muß in einem sog. Räucherungska geschehen, in welchem nur der bestimmte Körper mit den Dämpfen eingeschlossen wird, damit Respirationsorgane nicht belästigt werden. Am liebtesten sind jetzt die Fichten- oder Kiefernn dampfbäder (bei Rheumatismen u. s. w.). früher Zeit benutzt man zu ähnlichem Zwecke di manchen Gegenden aus vulkanischem Boden steigenden heißen Dämpfe, z. B. in der Nähe Puzzuoli bei Neapel.

Ein eigentümliches Dunstbad ist das sog. A *malische Bad* (s. d.), welches schon den Alten kannt war und besonders bei Lähmungen gro Ruf hatte. Von *Gasbädern* sind besonders von Schwefelwasserstoffgas (*Schwefelbäd* und die von kohlensaurem Gas gebräuchlich, mentlich an gewissen Heilquellen. Das Schwe wasserstoffgas, in geringer Quantität der atmosph rischen Luft beigemischt, stimmt die Reizbarkeit Luftwege herab und mäßigt die Beschwerden manchen Atmungskrankheiten. In stärkerer Qu tität mit der Haut in Berührung gebracht, lei es bei Hautkrankheiten, Rheumatismus, Syphi Lähmungen und chronischen Metallvergiftun treffliche Dienste. Das kohlensaure Gas wirkt haft erregend auf die Haut und das Nervensys fördert den Monatsfluß und wird besonders Form von Halbbädern an manchen Kurorten, in Ems und Vichy, häufig gebraucht. Bäder festweichen Substanzen sind die Schlammbä (s. d.), auch *Moorbäder* genannt. Unter die der in festen Stoffen rechnet man das Schnee das Erdbad, das Sandbad, das Aschenbad und das Laubbad. Das *Schneebad* wendet an, um Erfrorene wieder ins Leben zurückzur man umgibt den ganzen Körper mit Schnee bringt diesen durch äußere Wärme zum Schmel Das *Erdbad*, das Eingraben oder Bedecken ganzen Körpers, ausschließlich des Kopfes, mit scher Erde, wird bei Scheintod nach dem Blitzsch angewendet. Bei den nassen warmen *Sandbä dern* (Arenationen) wird der Badende in Gr eingegraben; man gebrauchte sie ehemals als Be mittel bei Wiederbelebung Ertrunkener. Trock Sandbäder, mäßig erwärmt, gebraucht man Schwitzkur bei Gicht, Rheumatismen, Brigh Nierenkrankheit, Metallvergiftung u. s. w. in Anstalten zu Dresden (Dr. Flemming), Köstritz Sturm), Berka; hier gibt man Sandbäder vo —50° C. oder 38—40° R. und von der Dauer 25—45 Minuten. Der trockene Sand wird heißen Eisenplatten erwärmt, und eine Sandsch von 10—12 cm auf die Extremitäten und Beckengegend und 1 cm stark auf den Unterleib deckt. Allgemeine oder örtliche *Laubbäder* den bereitet aus trockenen Birken-, Ellern-, Kirsch und andern Blättern, mit denen man den kran Teil überschüttet. Sie sind ein bekanntes Vo mittel gegen Wassersuchten und wirken h

schweißtreibend. Angewandt werden schließlich einfache Luft- und **Sonnenbäder**, wobei sich der an allgemeiner Blutarmut und Schwäche leidende Kranke in einer Hängematte entkleidet der vollen Einwirkung der atmosphärischen (Berg-) Luft und des Sonnenlichts aussetzt. Über **Mineralbäder** s. **Mineralwasser** und **Balneographie**.

Litteratur. Unter den Schriften, welche sich im allgemeinen über Baden und Bäder (mit Ausschluß der Mineralquellen und Kaltwasserheilanstalten) verbreiten, sind hervorzuheben: Marcard, »Über die Natur und Gebrauch der Bäder« (Hannov. 1793); Speier, »Ideen über die Natur und Anwendungsart natürlicher und künstlicher Bäder« (Berl. 1803); Kausch, »Über die Bäder« (Lpz. 1806); Bischoff, »Über das Bedürfnis von Bädern« (Bonn 1843); Reißner, »Abhandlung über die Bäder« (Lpz. 1832); Bell, »A treatise on baths« (2. Aufl., Philad. 1859); Lersch, »Geschichte der Balneologie u. s. w.« (Würzb. 1863); derselbe, »Polymorphe Balneologie; eine Abhandlung über Sand-, Moor-, Schlamm- und Kiefernadelbäder u. s. w.« (Erlangen 1871); Williams, »Modern hydropathy« (5. Aufl., Lond. 1872); Rahn, »Bäderkunde und Bäderheilkunde« (Sangerh. 1874).

Badachschân, Alpenland in Turkestan, östlich von Kundus, liegt zwischen dem Hindukusch und der Krümmung, welche der Amu-Darja mit seinem südl. Quellflusse, dem Pandscha, bildet, erstreckt sich von 36—38° nördl. Br. und 69° 30′—72° östl. L. (von Greenwich) und wird vom Kokscha und seinen zahlreichen Zuflüssen durchströmt. Im O. grenzt es an die Landschaften Wachan (oberes Thal des Pandscha, afghanisch), Schugnan und Roschan, im N. an Kulab und Darwas (die letztern vier Länder gehören zu Buchara), im S. an Kafiristan. B. ist berühmt durch gesundes Klima, liebliche Thäler und Bäche, durch Früchte, Blumen und Nachtigallen, besonders aber ehemals durch seine Rubingruben. Letztere liegen in den niedrigern Bergen nahe am Fluß, und die Rubine finden sich in einer weißen Erde drusenartig in Krystallmassen eingelagert. Das höhere Gebirge liefert Eisen, Salz, Schwefel und viel Lapis-Lazuli. Letzterer bildet Adern von bedeutender Mächtigkeit in einem grauen Mutterstein. Die Einwohner des Landes sind persisch redende Schiiten, Tadschiks, Osbeghen und sunnitische Araber, gelten als ungemein gesellig und gastfrei und werden auf 100000 Seelen geschätzt. Der wichtigste Industriezweig ist Eisengießerei; der Handel wird namentlich von den Afghanen betrieben. Das Land steht unter der Botmäßigkeit von Afghanistan. — Die Hauptstadt **Faisabad** am Kokscha war durch die Eroberungszüge des Chan von Kundus sehr verödet und durch Erdbeben 1832 verwüstet worden, hat sich aber wieder erholt. Die Bevölkerung treibt Eisenindustrie und Waffenfabrikation, namentlich auch Handel mit geraubten Sklaven. Im SO. von ihr liegt der Ort **Dscherm**, mit 1500 E., früher Hauptstadt. Der westlich von Faisabad gelegene Ort **Rustak** ist der Haupthandelsplatz des Landes und Knotenpunkt der Straßen von Kaschgar, Tschitral, Faisabad, Chulm, Balch und Kulab. Vgl. »General report of the great trigonometrical survey of India« (Dehra-Doon 1871); Wood, »A journey to the source of the river Oxus« (Lond. 1872). Bei den Bewohnern von B. wie bei den südlicher wohnenden Kâfir hat sich die Sage von ihrer Abstammung von den bei Alexanders d. Gr. Zuge hier zurückgebliebenen Macedoniern erhalten.

Badajōz, feste Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (22500 qkm mit [1877] 432809 E.) sowie der ganzen Landschaft Estremadura, eine Ciudad von 22965 E., Waffenplatz ersten Ranges, Sitz des Generalkapitäns und eines Bischofs, liegt 9 km von der portug. Grenze, an der Eisenbahn von Madrid nach Lissabon und am linken Ufer der Guadiana, welche von einer 522 m langen Brücke von 28 Bogen überspannt wird. Außer dem mit acht Bastionen versehenen Wall wird der Platz durch einen sehr starken Brückenkopf, das Fort San-Christoval, das Kronenwerk Pardaleras und die geschlossene Schanze Picurina verteidigt; in dem Winkel zwischen Guadiana und dem Flüßchen Rivillas liegt auf hohem Felskegel ein befestigtes Schloß. Die Stadt zerfällt in die obere und untere, ist regelmäßig gebaut, aber finster und schmutzig, hat eine merkwürdige Kathedrale mit prachtvoller Orgel und Gemälden von Mateo Cerezo und Morales, 5 Pfarrkirchen, 12 Klöster, 5 Spitäler, Fabriken für Hüte, Leder und Fayence und unterhält lebhaften Grenzhandel, aber auch starke Schmuggelei. Die wenig bevölkerte Umgegend ist meist Weideland und leidet Mangel an Trinkwasser.

B. ist die von den Römern neuerbaute Stadt Pax Augusta in Lusitanien. Von den Mauren **Badalioz**, **Badalioth** oder **Bathalius** genannt, war dieselbe seit Auflösung des Kalifats von Cordova (1030) Sitz des Königreichs der Beni Alaftas, bis 1094 die Stadt von den Almoraviden erobert ward. Nachdem B. 1087 durch Alfons VI. von Castilien erobert, dann wieder in den Besitz der Mauren gekommen, 1168 denselben durch Alfons I. von Portugal, diesem aber wieder durch Ferdinand von Leon entrissen worden, wurde es 1228 durch Alfons IX. von Leon den Moslems für immer abgenommen. Als ein Schlüssel zu Portugal ist die Stadt auch in der neuern Geschichte vielfach wichtig geworden. Sie wurde 1658 von den Portugiesen vergeblich belagert, dann 1705 im Spanischen Erbfolgekriege von den Alliierten, welche hier 20. Mai 1709 unter Galloway und Fronteira durch die Spanier und Franzosen unter Du Bay eine Niederlage erlitten. Zu B. wurde 6. Juni 1801 zwischen Spanien und Portugal Friede geschlossen und 31. Mai 1808 brach daselbst der Aufstand gegen Napoleon I. aus. Im Französischen Kriege wurde B. 28. Jan. 1811 durch 17000 Franzosen unter Soult belagert, 11. Febr. das Kronenwerk Pardaleras durch Überfall genommen, 19. Febr. ein Entsatzheer an der Gebora geschlagen, worauf 9. März die Festung kapitulierte. Hierauf wurde es dreimal durch die Engländer, das letzte mal unter Wellington, belagert, zum ersten mal nach der Eroberung von Olivenza 16. April 1811, doch mußte, da Soult zum Entsatz anrückte, die Belagerung 14. Mai aufgehoben werden; zum zweiten mal, nach den Schlachten von Fuentes de Oñore und bei Albuera, vom 25. Mai bis 16. Juni 1811, doch ebenfalls vergebens. Die dritte Einschließung seit 17. März 1812 endete mit der Eroberung der Stadt durch Erstürmung des alten Schlosses am 6. April (die Picurina war schon am 25. März er[illegible]nnt worden), nach einem mörderischen Kampfe.

Badalocchio (Sisto), genannt **Rosa**, geschickter Kupferstecher und Maler, geb. 1581 zu Parma, gest. 1647 zu Bologna, hatte Annibale Caracci zum

Lehrer. Mit Lanfranco zusammen stach er die Bibel Rafaels in 23 Blättern. B.s Leichtigkeit im Zeichnen war außerordentlich, doch wurde er in der Erfindung von andern Schülern des Caracci übertroffen. Arbeiten von ihm finden sich in Reggio (die Kuppel St. Johannis), ferner im herzogl. Palaste zu Gualtieri (die Thaten des Hercules), dann in Parma (der heil. Franz bei den Kapuzinern).

Badaud (frz.), Tropf, Pinsel, Maulaffe; **Badaudage, Badauderie**, Wesen und Thun eines B.; **Badaudieren**, unser: Maulaffen feil halten.

Badefriesel, s. Ekzem.

Baedeker (Karl), bekannt durch Begründung der seinen Namen führenden Reisehandbücher, geb. 3. Nov. 1801 zu Essen als ältester Sohn des Buchhändlers und Buchdruckers Gottschalk Diederich B. (geb. 13. Juli 1778, gest. 23. März 1841), erlernte seit 1817 in Heidelberg die Buchhandlung und ließ sich nach beendigter Lehrzeit daselbst als Student inskribieren. Nachdem er später noch in Berlin konditioniert, eröffnete er 1827 zu Koblenz ein eigenes buchhändlerisches Geschäft. Durch den Ankauf der Rohlingschen Buchhandlung war Kleins «Rheinreise» in seinen Verlag übergegangen. Mit der dritten, von B. selbst umgearbeiteten Auflage dieses Werks, das den Titel «Rheinlande» (21. Aufl. 1881) erhielt, trat er 1839 zum ersten mal als Reiseschriftsteller auf. Ermutigt durch den Erfolg, ließ er noch dasselbe Jahr Reisehandbücher für Belgien und für Holland erscheinen, welche später in eins («Belgien und Holland», 15. Aufl. 1880) verschmolzen wurden. Diesen folgte das «Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österr. Kaiserstaat» (2 Tle., Kobl. 1842), welches später in zwei Teilen ausgegeben ward: «Mittel- und Norddeutschland» (19. Aufl. 1880) und «Süddeutschland und Österreich» (18. Aufl. 1879). Im J. 1844 schloß sich «Die Schweiz» (19. Aufl. 1881) an. Als Vorbild nahm sich B. bei Abfassung dieser Bücher Murrays berühmte «Handbooks», doch ist der Inhalt seine eigene Arbeit. Er durchreiste Jahr für Jahr die von ihm beschriebenen Länder und vermochte so seinen Angaben und Mitteilungen die größte Zuverlässigkeit zu verleihen. Diese Eigenschaft gewissenhafter Forschung, verbunden mit taktvoller Auswahl des Stoffs, gewannen den Reisebüchern bald die Gunst des Publikums in solchem Grade, daß der Name «Baedeker» sogar als Aushängeschild für andere derartige Unternehmungen benutzt wurde. Nachdem B. noch das Handbuch über «Paris und Umgebungen» (1855; 10. Aufl. 1881) veröffentlicht, starb er 4. Okt. 1859. Seine Söhne (Ernst, geb. 26. Okt. 1833, gest. 23. Juli 1861; Karl, geb. 25. Jan. 1837; Fritz, geb. 4. Dez. 1844) setzten die Bestrebungen des Vaters gemeinsam mit mehrern Mitarbeitern fort. Im Okt. 1872 siedelte die Firma von Koblenz nach Leipzig über. Die Sammlung der B.schen Reisehandbücher umfaßt außer den bereits genannten Bänden noch «London, Südengland, Wales und Schottland» (1862, 7. Aufl. 1881), «Italien» (3 Bde.: «Oberitalien», 1861, 9. Aufl. 1879; «Mittelitalien und Rom», 1866, 6. Aufl. 1880; «Unteritalien, Sicilien, Malta, Sardinien und Athen», 1866, 6. Aufl. 1880), «Palästina und Syrien» (Lpz. 1875, 2. Aufl. 1880), «Ägypten» (1. Teil, Lpz. 1877), «Schweden und Norwegen» (Lpz. 1879), sowie engl. und franz. Bearbeitungen fast aller dieser Werke, die im Auslande weite Verbreitung gefunden haben.

Bad-Elster, Badeort in der sächs. Kreishau[ptmann]schaft Zwickau, s. Elster.

Baden, ein zum Deutschen Reiche gehöriges, [im] Südwesten desselben gelegenes Großherzogtum, w[el]ches seinem Flächengehalt nach die vierte, sei[ner] Einwohnerzahl nach die fünfte Stelle unter [den] Bundesstaaten einnimmt. Das Großherzogt[um] wird im O. und N. von Bayern und Württembe[rg,] dem hohenzoll. Lande und Hessen begrenzt und du[rch] den Rhein westlich von der bayr. Pfalz und [...] Elsaß wie südlich von der Schweiz geschieden. [...] gesamte Grenzlinie beträgt etwa 1800 km, wo[von] auf die Rheingrenze 415 kommen. Die größte [...]genstreckung des Landes von Süden, der Rhein[...] bei Basel, in nordöstl. Richtung bis Wertheim [...] Main beträgt 290 km. Die Breite ist sehr versc[hie]den und zeigt im S. 80—122, im N. 82 km, w[äh]rend sie in der Mitte, in gerader Linie über Rast[att] bis auf 15 km abnimmt. Der Flächengehalt [...] Landes beträgt 15086,73 qkm, ohne den Anteil [...] Bodensee (182,28 qkm). In Bezug auf Boden[...]schaffenheit zerfällt B. in das westl., am rech[ten] Rheinufer gelegene Tiefland und in das östl. G[e]birgs- und Hügelland, und zwar in solchem [...]hältnis, daß von der gesamten Oberfläche dem G[e]birgslande 44 Proz., dem Hügellande 40 Proz. [...] dem Flachlande 16 Proz. zukommen.

Gebirge. Das Hauptgebirge ist der Sch[warz]wald (s. d.), ein waldreiches Kettengebirge, [...] der Rheinecke zwischen Basel und Säckingen sich [...]hebt und in seiner nordöstl. Längenerstreckung [...] 180 km bis Pforzheim und an die Enz seinen [...]men bewahrt. Das Gebirge fällt im W. meist [...] ab und umschließt mit den ihm parallel laufen[...] Vogesen die gesegnete, ausgedehnte Thalebene [...] Oberrheins, deren ganze östl. Hälfte die badi[...] über 255 km lange und durchschnittlich 9—14 [...] breite Rheinebene bildet. Der Schwarzwald [...] durch das Querthal der Kinzig in eine obere [...] südl., und eine untere oder nördl. Hälfte geschi[eden,] jene mit einer mittlern Erhebung von 975, [...] von 650 m. Der Hauptstock des obern Sch[warz]waldes ist der Feldberg, der eine Höhe von 14[...] erreicht. Von den höchsten Kuppen der vom [...]berge fast strahlenförmig auslaufenden Berg[...] sind der 1416 m hohe Belchen, wegen seiner [...]santen pyramidalen Form, und der tief ins R[...]thal hineinragende, 1167 m hohe Blauen, der [...] schöne Aussicht über die Westschweiz und die [...] bietet, besonders zu bemerken. Eigentümlich [...] dem obern Schwarzwalde die vielen Plateau[...] ausgedehnten Hochebenen, von zahlreichen [...] Dörfern und kleinern Städten erfüllt. Das [...] gelegene Dorf, Höchenschwand bei St. Blasien, [...] 970 m, die höchstgelegene Stadt, Vöhrenbach, [...] über dem Meeresspiegel. Der Hauptstock de[s ...]tern Schwarzwaldes ist die 1166 m hohe [...]grinde, südöstlich mit dem Paß des Kniebis [...] und nördlich mit der 975 m hohen Badner [...] Die Ausläufer des Schwarzwaldes nördlich [...] der Enz bis an den Neckar, die keinen gemein[...]lichen Namen tragen, bilden ein Hügelland [...] 300 m mittlerer Höhe; ihre höchste Erhebung [...] Königsstuhl (567 m) bei Heidelberg. Der [...]wald wird von vielen, zum Teil tief- und [...] geschnittenen Querthälern mannigfach [...] von denen mehrere zu den malerisch schönsten [...] südl. Deutschland gehören. Die meisten [...] der Westseite des Gebirgs, unter denen von [...]

S. das Alb-, Murg-, Dos-, Rench-, Kinzig-, Elz-, Höllen- und Münsterthal als die bedeutendern sich folgen. Am Südabhange münden das Wiesen-, Wehra- und Wutachthal. Im SO. schließt sich der Schwarzwald an die Höhenzüge und Plateaus des sog. Deutschen Jura an, die vom südl. Rhein aus zwischen Thiengen und Schaffhausen) in nordöstl. Richtung unter wechselnden Benennungen durch ganz Schwaben nach Franken bis zum Fichtelgebirge hinstreichen. In den bad. Anteilen dieses Jura-Hoch- und Hügellandes, das die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau enthält, treten hervor er Randen (900 m), die merkwürdigen Hegauer Kegelberge (Hohenstoffeln und Hohenkrähen 820, die württemb. Enklave Hohentwiel 670 m), die Hardt mit dem Heuberge als Anfang der Rauhen Alp. Der Odenwald, der den Winkel zwischen Neckar und Main (etwa 2420 qkm) erfüllt, ist ein weniger gegliedertes Massengebirge mit einer mittleren Erhebung von 440 m, das mit dem größern nördl. Teile dem Großherzogtum Hessen, mit dem kleinern südlichen B. angehört. In letzterm liegen die höchsten Kuppen, unter ihnen der Katzenbuckel (584 m) nahe am Neckar. Die Bergwände fallen ier steil ab und bilden die linke Seite des romantisch schönen untern Neckarthals. Nordöstlich geht der Odenwald in zwei wellenförmige, fruchtbare Hügellandschaften über, in das Bauland und Fränkische Hügelland, beide durch die Tauber geschieden. In der Rheinebene im Breisgau erhebt sich eine isolierte vulkanische Berggruppe, der Kaiserstuhl, mit an 40 größern und kleinern Bergen. Der höchste Gipfel dieses merkwürdigen Basaltgebirgs, «bei neun Linden» genannt, steigt bis 549 m.

Flüsse und Seen. B. wird durch zwei der wichtigsten Ströme unsers Erdteils, die Donau und Rhein, in den Bereich zweier entgegengesetzter [Meer]ergebiete gezogen. Die Donau, die auf dem östl. [Ab]hange des südl. Schwarzwaldes ihren Ausgang [ni]mmt, umfaßt hier ein Quellgebiet von etwa 880 [qk]m. Die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein [läuf]t über die Sommerau oberhalb Triberg in südöstl. Richtung in einer Höhe von 950 m bis Furtwangen, wo die Brege entspringt, die in Donaueschingen mit der von der Sommerau kommenden [Brig]ach sich vereinigt, um von nun an unter dem Namen Donau ihren langen östl. Lauf nach dem [Schw]arzen Meere zu beginnen. Der Rhein ist der [Haupt]strom und bildet in seiner südwestl. Richtung [d]urch einige schweiz. Übergreifungen, namentlich den Kanton Schaffhausen, unterbrochene Südgrenze bis Basel und von da in seinem nördl. Laufe [die] westl. Grenze des bad. Landes. Der Südrhein [hat] bei seinem schnellen Laufe, starken Strudeln [und] Stromschnellen noch den Charakter eines Bergstroms; der Oberrhein von Basel bis Mannheim ist [durch] zahlreiche größere und kleinere Inseln (über ...) vielfach gespalten und dadurch an manchen [Stell]en bis auf 950 m erweitert. Durch Rektifikation mittels Durchschnitten nach dem Plane des Ingenieurobersten Tulla wurden badischerseits [dem] Flusse und seinen Überschwemmungen bereits 16000 ha jetzt baubaren Landes entzogen. Der [Rhei]n ist die bedeutendste und frequenteste Wasserstraße des mittlern Europa. B. allein zählt auf [dem] Rheine über 500 Segelschiffe (von 900—6000 [Ctr.] Ladungsfähigkeit). Hierzu kommen die Dampfschiffe der kölner und düsseldorfer und zahlreiche (über 100) Dampfschleppschiffe verschiedener anderer Gesellschaften. Bei dem Vorsprunge, den die Eisenbahnen an beiden Ufern des Rheins vor den Dampfschiffen voraus haben, gehen letztere jedoch nur bis Mannheim, dem wichtigsten Stapelplatz des Oberrheins.

Der Rhein erhält auf bad. Gebiet zahlreiche größere und kleinere Zuflüsse, die sämtlich dem Schwarzwalde entspringen. Die bedeutendsten darunter sind von Süd nach Nord: Wutach, Wiese, Elz, Kinzig, Murg und Neckar. Sie sind für die Holzflößerei wichtig. Schiffbar ist nur der Neckar, einer der ansehnlichsten Binnenflüsse Deutschlands. Er trägt Segelschiffe bis von 1000 Ctrn. Auch wurde er längere Zeit auf der Strecke zwischen Heidelberg und Heilbronn von württemb. Dampfbooten befahren. Der Main bildet nur auf eine Strecke von 67 km die Nordgrenze des Großherzogtums, Bayern gegenüber. Die aus Württemberg kommende Tauber durchfließt auf bad. Gebiet den fruchtbaren Taubergrund und mündet bei Wertheim in den Main. Vom Bodensee gehören zu B. 182,23 qkm. Eigentümlich sind dem Schwarzwaldgebirge viele kleine Seen von 2—5 km Umfang auf einer Höhe von 785 bis über 1000 m. Die bedeutendern sind der Titi- und der Feldsee am Feldberge, der Wildsee auf dem Kniebis, der Mummelsee auf der Hornisgrinde, der Herrenwiesensee auf der Badner Höhe u. a.

Klima. Bei der großen Verschiedenheit der Höhenverhältnisse (die Differenz zwischen dem höchsten Punkte, dem Feldberge, 1495 m, und dem niedrigsten bei Mannheim, 98 m, beträgt fast 1400 m) findet in B. natürlich auch ein großer klimatischer Wechsel, namentlich in der Wärmeverteilung, statt. Es läßt sich die mittlere Temperatur der Ebene zu 10° und die des Gebirgslandes zu 7° C. annehmen, und es gehört sonach die bad. Rheinebene zu den wärmsten Gegenden ganz Deutschlands. Diese glücklichen Klimaverhältnisse machen B. im allgemeinen zu einem der fruchtbarsten Länder Deutschlands und des mittlern Europa. Neben reichen Roggen-, Gerste- und Weizenfeldern erblickt man Maisfelder, die 340—350fältig tragen; sie wechseln ab mit den schönsten Obsthainen des Nuß-, Kirsch-, Pflaumen-, Apfel- und Birnbaums und dem die westl. Terrassen des Schwarzwalds schmückenden Weinstock. An diesen reizenden Vorbergen steigt der Nußbaum bis zur Höhe von 400, die Rebe bis zu 440 m, die übrigen Obstsorten begleiten die höhern Regionen bis zu 630, der wilde Kirschbaum sogar bis 780 m, immer noch in Gesellschaft der ergiebigen Kultur der Cerealien. Unter diesen steigt der Hafer noch bis 1100 m auf, von wo an er durch Futterkräuter vertreten wird, welche die ausschließliche Zone der Viehzucht bezeichnen.

Bevölkerung. Die erste genauere Zählung seit Bildung des Großherzogtums erfolgte 1812 und ergab rund 1 Mill. E., folglich durchschnittlich 66 auf 1 qkm. Die offizielle Zählung vom 1. Dez. 1880 ergab 1570196 E. (also 104 auf 1 qkm), wovon 765279 männliche und 804917 weibliche. Die Zunahme seit 1875 beträgt 4,2 Proz. Nach der Konfession sind 63,6 Proz. katholisch, 34,2 Proz. protestantisch, 1,7 Proz. Juden. B. zählt im ganzen 1584 polit. Gemeinden, darunter 114 städtische, und 32 Kolonien. In den Städten wohnen 31,3 Proz. der Bevölkerung. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist schwäb. Stammes und gehört zum größten Teil dem alamann. Zweige desselben an. Dieser nimmt das sog. Oberland südwärts der Murg ein

und wird heute noch von den Bewohnern des Unterlandes, abwärts der Murg, mit dem Namen «Schwaben» bezeichnet. Nördlich der Murg folgt anfangs eine gemischte Bevölkerung, bis sie in der Pfalz in den rein fränk. Stamm übergeht.

Bodenproduktion. B. gehört durch Fruchtbarkeit des Bodens, namentlich in der Rheinebene und dem Hügellande, überall aber durch sorgfältigen Anbau zu den ergiebigsten Ländern Europas. Von der Gesamtfläche des Bodens sind 40,5 Proz. Acker, 1,1 Proz. Garten, 1,8 Proz. Weinberge, 12,8 Proz. Wiesen, 2,3 Proz. Weide, 38 Proz. Forstland. Das gebaute Getreide aller Art deckt nicht nur das eigene Bedürfnis, sondern es wird noch ein großer Teil davon, hauptsächlich nach der Schweiz und nach Frankreich, ausgeführt. Die Weinkultur hat in B. in neuerer Zeit eine hohe Stufe erreicht; sie wird (1878) auf 20508 ha betrieben. Die Weine zeichnen sich großenteils durch ungewöhnliche Süßigkeit und angenehme Milde aus. Mehrere Sorten, insbesondere der milde Markgräfler, der würzige Klingelberger und Durbacher, vorzüglich aber die trefflichen Rotweine Affenthaler, Zeller u. a., die neben den besten franz. Rotweinen mit Ehren bestehen, sind in ganz Deutschland und in der Schweiz beliebt und gesucht, und haben sich selbst nach England und Amerika steigenden Absatz erworben. Auch der Tabaksbau hat sich sehr gehoben, namentlich in der Pfalz, dessen Erzeugnis sich eines besonders guten Rufs erfreut und einen Haupthandelsartikel des Großherzogtums bildet; 1878 wurden auf 5515 ha 7943000 kg Tabak erzeugt. Dem Tabak an Umfang und an Bedeutung am nächsten kommt der Anbau von Hopfen (auf 2402 ha) und Hanf (auf 6104 ha). Jener wird hauptsächlich im Unterlande, namentlich in der Pfalz, dieser im Oberlande, im Breisgau und vorzüglich im sog. Hanauerlande zwischen Kehl und Rastatt gewonnen. Pfälzer Hopfen zählt zu der besten Sorte in Deutschland.

Hierzu kommt der Ertrag an Waldungen, der einen Hauptreichtum des Landes bildet. Der Stand der Waldfläche von 1877 beträgt 525696 ha, darunter Staatswaldungen 92977 ha, Gemeindewaldungen 246695 ha; im Besitz von Stiftungen sind 12986, von Privaten 173038 ha. B. besitzt im Verhältnis zu seinem Flächenraume die größte Waldfläche (ein Drittel des Großherzogtums) unter den süddeutschen Staaten; zugleich ist die Beforstung als mustergültig anerkannt. Namentlich gehört der untere Schwarzwald, das Gebiet der Kinzig, Murg, bis zur Enz, zu den ausgezeichnetsten deutschen Nadelholzwaldungen; in ihm erblickt man ganze Bestände herrlicher Weißtannen von 50—56 m Höhe, die als sog. «Holländer» zum Schiffbau in die Niederlande ausgeführt werden. Der Wert des jährlichen Ertrags sämtlicher Waldungen wird auf 14—17 Mill. Mark berechnet. Mindestens ein Drittel des jährlichen Holzhiebes kommt in den Handel für das Ausland. Dieser sehr umfangreiche Holzhandel, von alters her durch sog. «Schifferschaften» betrieben und durch die flößbaren Flüsse des Schwarzwaldes, insbesondere aber durch den Rhein befördert, erstreckt sich hauptsächlich nach Holland. Die Viehzucht ist zwar ansehnlich, doch steht B. in diesem Zweige der Landwirtschaft hinter Württemberg zurück. Der Viehstand war nach der Aufnahme im J. 1878 folgender: Pferde 65760, Rindvieh überhaupt 648782, Schafe 137658, Schweine 272333, Bienenstöcke 84204 u. s. w.

Der **Mineralreichtum** des Landes erschei[nt] nicht beträchtlich, daher der Bergbau bisjetzt we[der] umfangreich noch gewinnbringend war. Am [be]deutendsten ist die Eisenproduktion. Außerde[m] werden gewonnen: Braun- und Steinkohlen, B[lei]erze, Zinkerze, Silber und Gold aus dem Rhei[n]sande. Doch nehmen die Goldwäschereien in ne[ue]rer Zeit als wenig lohnend mehr und mehr [ab]. Ebenso haben die in älterer Zeit betriebenen u[nd] neuerdings wieder entdeckten Galmeigruben [bei] Wiesloch den Erwartungen nicht entsprochen. [Der] Wert aller Bergwerksprodukte belief sich 1879 a[uf] 99635 Mark. B. bezog früher seinen Salzbe[darf] großenteils aus Frankreich, besitzt aber seit Anfa[ng] der zwanziger Jahre zwei sehr ergiebige Salin[en], die eine zu Dürrheim, in der Nähe von Dona[u]eschingen auf dem östl. Schwarzwalde, die ande[re] zu Rappenau am Neckar, die 1879 zusamm[en] 28263000 kg Kochsalz im Werte von 851207 Ma[rk] produzierten. Einen großen Reichtum besitzt B. [an] Mineralquellen, deren etwa 60 gezählt werden. [Es] gibt eine Menge vielbesuchter Badeorte, so z. [B.] Baden-Baden, Badenweiler, Antogast, Griesba[ch], Freiersbach, Petersthal, Rippoldsau, Lange[n]brücken und Überlingen.

Industrie und Handel. Vor dem 183[5 er]folgten Anschluß an den Deutschen Zollverein wa[r] B. hauptsächlich nur ein ackerbauender Staat. Sei[t]dem ist die Gewerbthätigkeit und insbesondere d[ie] Fabrikindustrie des Großherzogtums in so gedei[h]licher Zunahme fortgeschritten, daß dieses jetzt [an] der industriellen Gesamtproduktion der Deutsch[en] Zollvereinsstaaten einen namhaften und in ein[zel]nen Zweigen sehr ehrenvollen Anteil hat. Von [der] Gesamtzahl der Familien des Landes beschäftigt[en] sich 1875 mit Gewerben (Klein- und Großgewer[be]) 34, mit Handel 9 Proz. Vor dem Anschluß an [den] Zollverein waren in B. 152 Fabriken vorhand[en], gegenwärtig etwa 800 mit einem Arbeiter- [und] Aufsichtspersonal von etwa 500000 Köpfen [(mit] Familie). Hervorzuheben sind die Baumwollfa[bri]ken (Spinnerei, Weberei und Druckerei) in [Ett]lingen, Offenburg, St. Blasien, Schönau, [...] Schopfheim, Wiesenthal, worunter solche [...] 60000 Spindeln; die Bijouteriefabriken in Pf[orz]heim, die gegen 8000 Arbeiter beschäftigen [und] Waren im Werte bis 40 Mill. Mark liefern. [Nach] diesen ersten Zweigen der bad. Industrie folgen [die] Tabaks- und Cigarren-, die Papier-, die Leder[fa]briken insbesondere für lackiertes Leder, sehr b[edeu]tende mechan. Hanfspinnereien und Webereien [(zu] Emmendingen und Lahr), eine Seidenfabrik [...] Metz in Freiburg), Spiegelmanufaktur (zu Ma[nn]heim), Maschinenfabriken zu Karlsruhe, Pforz[heim] und Mannheim. B. besitzt auch zwei Rübenzu[cker]fabriken, unter denen die zu Waghäusel einen [...] Rang im ganzen Zollverein einnimmt; ferner [...] Hohlglasfabrik zu Gaggenau und eine Tafelg[las]fabrik zu Walterdingen. Eine eigentümliche [In]dustrie hat das Land an den sog. Schwarzw[älder] Uhren, deren Verfertigung hauptsächlich dem [...] Schwarzwald (Furtwangen, Vöhrenbach, T[...] Lenzkirch) angehört und gegenwärtig an 40000 [Men]schen, darunter 14—1500 Gewerbsmeister, b[eschäf]tigt. Es werden jährlich über 700000 Uhren [ver]fertigt und von mehr als 1000 Händlern in [...] Ländern abgesetzt. Der jährliche Arbeitsver[dienst] wird auf ungefähr 2½ Mill. Mark geschätzt. [Außer]dem bilden die Bürsten- und Holzwarenfabrik[...]

und Strohgeflechte, letztere als häusliche Industrie, sehr geschätzte und belangreiche Erzeugnisse des betriebsamen und fleißigen Schwarzwälders. Der Handel wird durch den Rhein, den Neckar und den Bodensee, wie durch das sehr verzweigte Eisenbahnnetz sehr gefördert, namentlich ist der Transithandel bedeutend. Der wichtigste Handelsplatz des Landes ist Mannheim; außerdem sind noch zu nennen Konstanz, Lahr, Pforzheim, Freiburg und Wertheim.

Verkehrsmittel. Außer den erwähnten Wasserstraßen auf Bodensee, Rhein, Main und Neckar und zahlreichen, gut unterhaltenen Staatsstraßen (3781 km) besitzt B. (1881) 1325 km Eisenbahnen (ohne den Anteil an der Main-Neckar-Bahn), wovon 1220 km Staatsbahnen, 105 km Privatbahnen unter Staatsverwaltung sind. Nächst dem Herzogtum Braunschweig war B. der erste deutsche Staat, in dem Eisenbahnen auf Staatskosten gebaut wurden, und mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen ist hier das System des Staatsbaues bis auf die neueste Zeit beibehalten worden. Das Gesetz vom 29. März 1838 verfügte bereits den Bau einer Eisenbahn von Mannheim bis zur Schweizergrenze bei Basel, von welcher die erste Strecke (von Mannheim bis Heidelberg) 12. März 1840, die letzte (von Haltingen bis Basel) 20. Febr. 1855 in Betrieb gesetzt wurde. Die Fortsetzung der Bahn bis nach Konstanz wurde 15. Juni 1863 in ihrer ganzen Länge eröffnet. An diese Hauptbahn schließen sich viele Nebenbahnen an, worunter die wichtigsten sind: die Rheinthalbahn von Mannheim nach Karlsruhe, die Odenwaldbahn von Heidelberg nach Würzburg, die Linien Karlsruhe-Mühlacker, Karlsruhe-Eppingen, Rastatt-Gernsbach, Offenburg-Singen (Schwarzwaldbahn) und Radolfzell-Mengen.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens nimmt B. unter den Ländern Deutschlands einen ehrenvollen Platz ein. Es besitzt zwei Universitäten (Heidelberg und Freiburg), eine musterhaft organisierte und vielbesuchte Polytechnische Schule zu Karlsruhe, eine Kunstschule für Malerei ebendaselbst, Sternwarten zu Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Freiburg, 5 größere öffentliche Bibliotheken, 7 Gymnasien, 5 Realgymnasien, 6 Progymnasien, 4 Lehrerseminarien, über 30 höhere Bürger- und 8 höhere Töchterschulen; ferner eine Blindenanstalt zu Freiburg, ein Taubstummeninstitut zu Meersburg. Die Zahl der Volksschulen beträgt gegen 2000, wovon etwa zwei Drittel katholische, ein Drittel evangelische und 28 jüdische.

Staatsverfassung und Verwaltung. B. war unter den deutschen Staaten der zweite, welcher eine landständische Verfassung erhalten hat (22. Aug. 1818). Die Regentschaft des in allen seinen Teilen unteilbaren und unveräußerlichen Landes ist nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie erblich; nach deren Aussterben folgt die männliche Nachkommenschaft bad. Prinzessinnen. Der Großherzog ist in der Ausübung seiner Regierungsgewalt an die Verfassung gebunden. Die Ständeversammlung, welche alle zwei Jahre zu einer ordentlichen Sitzung berufen wird, besteht aus zwei Kammern. Die Erste Kammer setzt sich zusammen aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien (fünf Fürsten und zwei Grafen), acht Abgeordneten des grundherrlichen Adels, welche dieser aus seiner Mitte auf acht Jahre erwählt, dem kath. Landesbischof (Erzbischof von Freiburg), einem evang. Prälaten, zwei Abgeordneten der Landesuniversitäten und acht vom Großherzog ohne Rücksicht auf Stand und Geburt erwählten Mitgliedern. Die Zweite Kammer besteht aus 63 für vier Jahre gewählten Abgeordneten, welche nach dem Gesetz von 1870 in 56 Wahlbezirken gewählt werden, und zwar in der Weise, daß die Wahlbezirke der zwei größten Städte, Karlsruhe und Mannheim, je drei, die Wahlbezirke der drei nächstgrößten Städte, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, je zwei, alle übrigen Wahlbezirke je einen Abgeordneten zu wählen haben. Bei den Landtagswahlen ist der Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Abstimmung eingeführt, aber die indirekte Wahl beibehalten. Die höchste vollziehende und beratende Landesbehörde ist das Staatsministerium. Der Großherzog führt in ihm den Vorsitz, und es zerfällt in die Ministerien des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, des Innern, der Finanzen und des Handels. Die Finanzen sind gut geordnet. Das Budget für die beiden Jahre 1880 und 1881 betrug in Ausgabe und Einnahme 78182283 Mark; die Staatsschuld belief sich 1. Jan. 1881 auf 38264688 Mark, die reine Staatsschuld (nach Abzug der Aktiva in Geld, Wertpapieren und Faustpfanddarlehen) 11828605 Mark; die Eisenbahnschuld, welche vom allgemeinen Staatshaushalt getrennt ist und einer besondern Verwaltung unterliegt, betrug 335063057, nach Abzug der Aktiva 329007798 Mark.

Nach der Reichsgerichtsverfassung von 1877 hat B. jetzt ein Oberlandesgericht in Karlsruhe und sieben Landgerichte in Konstanz, Waldshut, Freiburg, Offenburg, Karlsruhe, Mannheim und Mosbach. Eingeteilt wird das Land nach dem Ministerialbeschluß vom 9. Jan. 1864 in 11 Kreise, welche wiederum 4 Landeskommissaren unterstellt sind. Die Landeskommissariatsbezirke sind: Konstanz (die Kreise Konstanz, Villingen und Waldshut, 4168,9 qkm mit 282838 E.), Freiburg (die Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg, 4789,7 qkm mit 454202 E.), Karlsruhe (die Kreise Baden und Karlsruhe, 2572,8 qkm mit 406938 E.), Mannheim (die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach, 3605,8 qkm mit 426718 E.). Die Residenz des Großherzogs, Hauptstadt des Landes, Sitz der Centralbehörde u. s. w. ist Karlsruhe mit (1880) 49283 E., die volkreichste Stadt aber Mannheim (53465 E.), nächstdem Freiburg (36382 E.), Heidelberg (24417 E.), Pforzheim (24037 E.).

Im Militärwesen ist durch die Landtagsbeschlüsse von 1868 allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Durch die Militärkonvention vom 25. Nov. 1870 ist das bad. Kontingent ein unmittelbarer Bestandteil der preuß. Armee, in welche dasselbe 1. Juli 1871 überging. Die bad. Truppen bilden nebst 2 preuß. Infanterieregimentern und 1 preuß. Kavallerieregiment das 14. deutsche Armeekorps (mit dem Generalkommando in Karlsruhe und den Divisionskommandos in Karlsruhe und Freiburg). Die bad. Truppen selbst umfassen 6 Infanterieregimenter (Nr. 109—114), 3 Dragonerregimenter (Nr. 20—22), 1 Feldartilleriebrigade (Regiment Nr. 14 und 30), das Fußartilleriebataillon Nr. 14, das Pionierbataillon Nr. 14 und das Trainbataillon Nr. 14. Festung ist Rastatt. Es bestehen vier Ritterorden: 1) der 1715 gestiftete Hausorden der Treue, 2) der 1807 gegründete und mit einer jährlichen Rente verbundene Karl-Friedrichs-Verdienst-

orden, 3) der 1812 gestiftete Zähringer-Löwen-Orden und 4) der 1877 als höhere Klasse des Zähringer-Löwen-Ordens gestiftete Orden Bertholds von Zähringen. Die bad. Haus- und Landesfarbe ist gelb und purpurrot. Das bad. Wappen ist ein schrägerechter purpurroter Balken im goldenen Felde; der Schild wird von der Königskrone bedeckt und von zwei Greifen gehalten.

Litteratur. Heunisch und Schreiber, »B., geogr. und malerisch beschrieben« (2. Aufl., Stuttg. 1838); Bader, »Badenia oder das bad. Land und Volk« (3 Bde., Karlsr. 1839–44; Neue Folge, Bd. 1 u. 2, Heidelb. 1858–62); Bader, »Das malerische und romantische B.« (3 Bde., Karlsr. 1844–46); Huhn, »Das Großherzogtum B. in alphabetischer Folge« (Karlsr. 1841–44); Heunisch, »Das Großherzogtum B.« (Heidelb. 1857); »Beiträge zur Statistik der innern Verwaltung B.s« (Heft 1–35, Karlsr. 1855–73); Beck, »Das bad. Land oder bad. Heimatskunde« (Karlsr. 1873); Dietz, »Die Gewerbe im Großherzogtum B.« (Karlsr. 1863); Wörl und Bader, »Geographie und Statistik des Großherzogtums B.« (7. Aufl., Freiburg 1880); Seydlitz, »Touristen-Führer für den Schwarzwald nebst Odenwald, Höhgau, Bodensee und Kaiserstuhl« (5. Aufl., Metz 1881). Ausführliche Nachweise über die Litteratur enthält Bingner, »Litteratur über das Großherzogtum B. von 1750–1854« (Karlsr. 1854).

Ältere Geschichte, bis 1819. Nachdem die Alamannen in B. unter die Suprematie der Franken gekommen waren, wurde auch unter ihnen das Christentum verbreitet. Wiederholte Versuche zur Herstellung ihrer Unabhängigkeit, namentlich unter ihrem Herzog Gottfried, aus dessen Hause die jetzigen Regenten ihren Ursprung ableiten, hatten keinen Erfolg. Durch Pipin den Kleinen wurde 748 das Herzogtum Alamannien aufgelöst; doch blieben die Abkömmlinge Gottfrieds, unter diesen ein Gerold und dessen Sohn Berthold, Gau- oder Landgrafen in der Baar (s. d.). Später kommt ein Gebhard, der von einem Berthold in der Baar abstammen soll, als Graf im Breisgau vor. Er ist Vater des Herzogs Berthold, der das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Zähringen beginnt. Dieser Berthold, der von Kaiser Heinrich III., für den Todesfall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartschaft auf das Herzogtum Schwaben bekam, nahm noch bei dessen Lebzeiten den herzogl. Titel an, den er nach mannigfachem Wechsel von Erwerb und Verlust nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau 1078 auf seinen ältesten Sohn Berthold II. vererbte. Die männlichen Nachkommen desselben erhielten das Herzogtum Burgund, konnten es aber nur zum Teil behaupten und starben 1218 mit Berthold V. aus. Diesen letztern beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau, und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweiz. und burgund. Freigüter erhielt. Das übrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nannte sich Markgraf von Hochberg, welcher Titel seitdem bei dem bad. Fürstenhause geblieben ist. Später zog er sich in das Kloster zu Clugny zurück und starb hier noch vor seinem Vater 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II. (gest. 1130), der sich zuerst Markgraf von B. nannte und Stammvater des jetzt noch blühenden Hauses B. ward. Seine Enkel Hermann IV. und Heinrich teilten die Lande um 1190 und stifteten zwei Linien, jener die Badische, dieser die Hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigentum der Herzoge von Zähringen, als Freigut und Ettlingen als Lehn. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolf den bad. Stamm fort. Der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Österreich, ein Recht auf dieses Herzogtum, kam auch in den Besitz desselben, ward jedoch zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Konradin von Schwaben 1268 in Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Hermanns VI. Söhne Friedrich und Rudolf IV. stifteten abermals zwei Linien. Friedrichs Linie starb bald aus; Rudolf hingegen pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von B. enthält fortgesetzte Teilungen, die dem Lande sehr schädlich waren.

Markgraf Christoph I., gest. 1527, der sämtliche bad. Lande vereinigte, teilte dieselben aufs neue unter seine drei Söhne, von denen der eine bald starb, die beiden andern die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach stifteten. Bernhard, gest. 1537, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die Reformation in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp kam unter die Vormundschaft des Herzogs von Bayern, welcher während derselben die evang. Lehre wieder abschaffte. Philipp starb 1588, und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der zur luth. Kirche überging. Eduard, gest. 1600, bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolf II. übertrug daher die Verwaltung des Landes den Herzogen von Bayern und Lothringen. Diesem Beschlusse widersetzte sich der Markgraf Ernst Friedrich und nahm das Land 1599 in Besitz; erst 1629 ward es dem Markgrafen Wilhelm (gest. 1677), Eduards Sohn, wieder eingeräumt. Sein Enkel und Nachfolger war der berühmte Feldherr Ludwig Wilhelm (s. d.). Die Linie Baden-Baden starb 1771 mit Markgraf August Georg aus, und alle bad. Lande wurden nun wieder vereinigt. Christophs I. zweiter Sohn, Ernst, gest. 1553, war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die prot. Lehre an, welche von seinem Sohne Karl II., gest. 1577, im ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn des letztern, Ernst Friedrich, teilte 1584 aufs neue mit seinen Brüdern Jakob und Georg Friedrich. Derselbe trat von der luth. Kirche zur reformierten über, verkaufte 1590 die Ämter Besigheim und Mundelsheim und 1603 auch die Ämter Altensteig und Liebenzell an Württemberg, und starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat seinem ältesten Sohne Friedrich V., die Regierung ab, während er selbst mit einem neugeworbenen Kriegsheere gegen Kaiser Ferdinand II. zur Beschützung des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu Felde zog, aber 7. Mai 1622 bei Wimpfen von Tilly geschlagen wurde. Auf Friedrich V. folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn Friedrich Magnus 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte sich dieser bis 1697

...iel aufhalten. Nach dem Ryswijker Frieden ...chte er den Wohlstand des Landes herzustellen. ...r starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Karl III., ...er 1715 die neue Residenz Karlsruhe erbaute, und ...um Andenken daran den Orden der Treue stiftete. ...r starb 1738, worauf sein Enkel Karl Friedrich ...d.) zur Regierung kam. Unter diesem muster... ...ften Regenten, dem die trefflichen Minister von ...ehn und von Edelsheim zur Seite standen, ge... ...ann B. bedeutend an Größe. Durch den Preß... ...urger Frieden 1805 kam der Breisgau, das alte ...ammland der Herzoge von Zähringen, an B. ...em Beitritte zum Rheinbunde verdankt es den ...roßherzogl. Titel, die Souveränetät über den ...rößten Teil der fürstenberg. Lande, die Landgraf... ...chaft Klettgau, das Fürstentum Leiningen u. s. w. Der Großherzog Karl Friedrich starb 1811, und da ...ein ältester Sohn auf einer Reise in Schweden ...urch einen Sturz mit dem Wagen 15. Dez. 1801 ...ms Leben gekommen war, so fiel die Regierung ...an seinen Enkel Karl Ludwig Friedrich, geb. 1786, der sich 1806 mit Stephanie (s. d.), einer Adoptiv... tochter Napoleons I., vermählte. Nach der Schlacht bei Leipzig verließ derselbe den Rheinbund und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei.

Durch die Erklärung des Kurfürsten Karl Fried... rich zum unumschränkten Souverän 5. Mai 1806 war die ständische Verfassung des Breisgaues er... loschen und auf dem Wiener Kongresse gehörte B. zu den Regierungen, die sich gegen eine allgemeine Verpflichtung zur Einführung des Repräsentativ... systems erklärten. Allein die Bewohner verlangten staatsrechtliche Garantien, und gleichzeitig erhob Bayern, auf den Rieder Vertrag und eine alte spon... heimische Erbeinsetzung gestützt, teils unbedingte, teils eventuelle Ansprüche auf einen großen Teil des bad. Landes. Der Großherzog Karl Ludwig Friedrich wies diese entschieden zurück und verlieh ...rz vor seinem Tode 8. Dez. 1818 als neues Band ...er Vereinigung für alle Bewohner die Verfassung vom 22. Aug. 1818, worin auch der Grundsatz der Unteilbarkeit des Landes ausgesprochen wurde. Karl Ludwig Friedrich starb ohne männliche Nach... ...mmen und hatte seines Vaters Bruder, Markgraf Ludwig Wilhelm August, geb. 9. Febr. 1763, zum Nachfolger. Unter demselben wurde durch Rezeß ...m 10. Juli 1819 die Integrität B.s unter den Schutz Rußlands, Österreichs, Englands und Preu... ...ns gestellt und das Erbfolgerecht der Halbbrüder ...s Großherzogs, der Markgrafen von Hochberg, ...erkannt, was jedoch Bayern nicht hinderte, 3. Juli ...27 seinen Entschädigungsanspruch für den von ...an Frankreich abgetretenen Teil der Grafschaft ...onheim zu erneuern. Vgl. »Über die Ansprüche ...Krone Bayern an Landesteile des Großherzog... ...s B.« (Mannh. 1828).

...Neuere Geschichte. Die Stände traten zum ...en mal 22. April 1819 zusammen, wurden aber ...en bald ausbrechender Reibungen mit dem ...nisterium sowie zwischen der Ersten und Zwei... ...Kammer 28. Juli entlassen, sodaß die gestell... Anträge auf Preßfreiheit, Einführung der ...n, Abschaffung der Fronen und Zehnten nur ...Anregung kamen. Die Rechte der Standes... ...Grundherren und das darüber ergangene ...t waren ein hauptsächliches Hindernis der Ein... ...it. Während der zweiten Versammlung, im ...r. 1820, schien die gegenseitige Stimmung im ...ange nicht günstiger; mehrern Deputierten wurde der Urlaub versagt und der Abgeordnete Winter verhaftet. Beide Kammern näherten sich einander indes sehr bald in wichtigen Dingen, z. B. hinsichtlich der Aufhebung der Überbleibsel der Leibeigenschaft, des Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister, der Vorstellung gegen die Strenge des Censuredikts und der Gemeindeverfassung, und die Regierung kam gleichfalls versöhnend entgegen. Die Namen Duttlinger, Winter, Liebenstein, Rotteck, Wessenberg u. a. waren durch diese Verhandlungen allgemein bekannt geworden. Der Großherzog Ludwig starb kinderlos 30. März 1830, und ihm folgte Großherzog Leopold (s. d.), der älteste Sohn aus der morganatischen Ehe des Großherzogs Karl Friedrich mit der Gräfin von Hochberg, aus dem alten reichsritterschaftlichen Geschlechte Geyer von Geyersberg.

Mit Leopolds Regierungsantritt schien ein frischeres Leben zu beginnen. Die Regierung hatte die Wahlen zu dem am 17. März 1831 eröffneten sechsten Landtage ihrem freien Gange überlassen. Von ihrer Seite waren Gesetzentwürfe über eine Gemeindeordnung, eine bürgerliche Prozeßordnung mit Öffentlichkeit und die Aufhebung der Staatsfronen vorbereitet, welche angenommen wurden. Die Zweite Kammer drang besonders, nach Itzsteins Antrag, auf Vollendung der Gesetze über Ministerverantwortlichkeit, auf Erleichterung der Fronablösung nach dem Gesetz von 1820, auf Ablösung der Zehnten u. s. w. Mit besonderm Nachdruck und mit großer Übereinstimmung hatte die Zweite Kammer, nach Welckers Antrag, die Sache der Preßfreiheit betrieben und endlich die wichtigsten Bedenklichkeiten der Ersten Kammer sowie der Regierung zu beseitigen gewußt. Das Gesetz kam 24. Dez. 1831 zu Stande und wurde in B. wie in ganz Deutschland mit lautem Jubel begrüßt. Die Regierung, von dem seit dem Falle Warschaus wieder mächtig gewordenen Strom der Reaktion ergriffen, erklärte indes schon 28. Juli 1832 das neue Gesetz für unwirksam, weil es mit der Bundesgesetzgebung über die Presse unvereinbar sei.

Damit war ein abermaliger Wendepunkt im öffentlichen Leben gekommen, und schon auf dem Landtag vom 20. Mai bis 13. Nov. 1833 zeigte sich die auf den nächstfolgenden Versammlungen noch sichtlicher werdende Ermattung des polit. Geistes. Die Stände beschränkten sich auf rechtsverwahrende Klagen wegen der einseitig erfolgten Aufhebung des Preßgesetzes und wegen mutmaßlicher Absichten des Bundestags. Der Anschluß B.s an den Deutschen Zollverein, der schon von den Abgeordneten von 1831 bedingungsweise gutgeheißen war, erfolgte 12. Mai 1835. Auf dem Landtage von 1837 erhielt die Regierung die Genehmigung der Stände zu einer wesentlichen Veränderung der in echt freisinnigem Geiste abgefaßten Gemeindeordnung von 1831. Der Verfassungsumsturz in Hannover, die veränderte Stellung des Ministeriums zur Zweiten Kammer seit dem Tode des beliebten Staatsministers Winter (s. d.) sowie der nun gesteigerte Einfluß Blittersdorffs (s. d.), alles dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf den Geist des Volks und seiner Vertreter. Die Umstimmung trat schon bei der Versammlung der Stände von 1839 und 1840 hervor, obgleich sich deren Verhandlungen hauptsächlich um die noch nicht zum völligen Schluß gekommene Beratung über ein neues Strafgesetzbuch drehten. Zur Erfüllung eines

seit Jahren gegebenen Versprechens erließ die Regierung im Jan. 1840 die Verordnung zur bessern Sicherung der Schriftsteller gegen Censurwillkür. Nach verfassungsmäßiger partieller Erneuerung der Abgeordneten und Eröffnung eines neuen Landtags 17. April 1841 erhob sich ein lebhafter Streit über das vom Ministerium behauptete Recht der Verweigerung des Urlaubs für die zu Deputierten erwählten Staatsdiener. Als sich dieser Prinzipienkampf nach längerer Vertagung erneuerte, ward die Kammer 19. Febr. 1842 aufgelöst. Infolge der neuen Wahl behielt die Opposition der Zweiten Kammer das Übergewicht. Der Antrag Welckers, über Erleichterung materieller Lasten und gleichzeitige Förderung der geistigen Interessen, Errichtung einer Landwehr und deren organische Verbindung mit dem zu vermindernden stehenden Heere, Aufhebung aller Ausnahmsmaßregeln des Deutschen Bundes und dessen Zurückführung auf die Grundlagen und Verheißungen der Bundesakte, sowie der Antrag Sanders über den Zustand der Presse hatten ungemein lebhafte Angriffe gegen das Institut der Censur und heftige Debatten zur Folge. Ganz besonders war dies der Fall infolge des Antrags Itzsteins in Betreff der Einmischung der Regierung in die Wahlen und der von den Ministerialchefs zu diesem Zwecke erlassenen Rundschreiben, wodurch im ganzen Lande große Aufregung erzeugt worden war. Ungeachtet einer Protestation des Ministeriums beschloß die Zweite Kammer mit 34 gegen 24 Stimmen, den Ausdruck der Mißbilligung wegen Beschränkung der Wahlfreiheit in ihre Protokolle niederzulegen. Am 9. Sept. 1842 wurde der in der Geschichte des konstitutionellen Großherzogtums epochemachende Landtag im Auftrage des Großherzogs mit einer Rede geschlossen, die der Zweiten Kammer keine Hoffnung auf eine Veränderung des Ministeriums ließ.

Die Nachwirkungen dieser Kämpfe machten sich nach oben wie nach unten hin fühlbar. Die Regierung beharrte in ihrer Stellung, die Entfremdung zwischen Beamten und Volk nahm zu, und in der Bevölkerung dauerte die Aufregung fort. Der Landtag von 1843, der sich bis Febr. 1845 ausdehnte, war größtenteils mit Beratung der Gesetzentwürfe eines Strafgesetzbuchs, einer Strafprozeßordnung und einer Gerichtsverfassung ausgefüllt, die nach mannigfaltigen Schicksalen und Modifikationen erst 1851 in Wirksamkeit traten. Unversöhnt sah man dem neuen ordentlichen Landtag von 1845 entgegen. Zwar war indessen der freisinnige Nebenius (s. d.) an die Spitze des Ministeriums des Innern gerufen worden, doch wollte es ihm nicht gelingen, das frühere friedliche Verhältnis herzustellen, zumal seit die deutschkath. Bewegung auch B. ergriff und die Thätigkeit der Censur und Polizei gegen sich herausforderte. So kam der neue Landtag im Nov. 1845 zusammen, auf dem sich gleich anfangs die Symptome der Verbitterung und Aufregung zeigten. Mitten in dem Streite der Parteien ward das Land durch die plötzliche Auflösung der Kammern (9. Febr. 1846) überrascht und dadurch die Agitation im Lande auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert. In der aufgeregtesten Stimmung wurden die Wahlen vorgenommen; sie sicherten der Opposition ein entschiedenes Übergewicht. Der konstitutionell gesinnte Bekk (s. d.) ward nun zunächst als Minister ohne Portefeuille in die Verwaltung berufen, und der wiedereröffnete Landtag ging, wenn auch nicht ohne lebhaften Kampf, so doch ohne gewaltsamen Bruch, im Sept. 1846 zu Ende. Zwei Monate später ward Bekk Minister des Innern und damit der konstitutionelle Liberalismus an die Spitze der Geschäfte gebracht. Die neue Regierung schlug einen freisinnigern und versöhnlichern Weg ein als ihre Vorgänger: innere Reformen wurden vorbereitet, bei dem Bundestage Schritte für die Abschaffung der Censur gethan.

In diese Anfänge eines freundlichen Einverständnisses fiel die Nachricht von der franz. Februarrevolution, die natürlich Baden, das weitvorgeschobene Grenzland, zunächst am stärksten berührte. Aus allen Teilen des Landes kamen Petitionen mit den vier Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalvertretung, die nachher ihren Weg durch Deutschland machten. Die Regierung erklärte sich sowohl mit diesen Wünschen einverstanden als mit den Forderungen, welche einige Tage später von der äußersten Linken der Zweiten Kammer eingebracht und von der Versammlung selbst fast einstimmig adoptiert wurden. Die Aufhebung der Ausnahmegesetze des Bundes, die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, die polit. Gleichstellung aller Religionsbekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Rechtsschutz gegen Mißbrauch der Amtsgewalt, Aufhebung der Reste des Feudalwesens, Reformen im Steuerwesen, Aufhebung der privilegierten Gerichtsstände, volkstümliche Kreisverwaltung, Hinwirkung auf Berufung eines deutschen Parlaments, Unabhängigkeit der Richter, Entfernung des Bundestagsgesandten (Blittersdorff) und dreier Minister (Trefurt, Regenauer, von Freydorf): das waren die damals am weitesten gehenden Forderungen, die von der Regierung entweder sofort gewährt oder durch Gesetzesvorlagen erledigt wurden. Die ausscheidenden Minister wurden durch Brunner, Finanzrat Hoffmann und Oberst Hoffmann, drei anerkannt liberale Männer, ersetzt. Stand die Mehrheit der Kammer wie die Gemäßigten im Lande nun aufrichtig auf seiten der Regierung, so zeigte sich bald, daß der radikale Teil der Opposition bei jenen Forderungen nicht stehen bleiben werde. Auf einer großen Volksversammlung in Offenburg (19. März 1848) wurde zum ersten mal von dieser Partei, als deren Führer nun Hecker (s. d.) und Struve (s. d.) hervortraten, die Stimmung der Masse für eine republikanische Bewegung sondiert und das Land mit einem Netz von Klubs überzogen, während Fickler im Seekreise für die Republik agitierte und jenseit des Rheins sich Freischaren sammelten, deren unverhehlter Zweck die Republikanisierung Deutschlands war. Das Scheitern der republikanischen Partei im Deutschen Vorparlament brachte den Plan einer gewaltsamen Schilderhebung zur Reife; die Verhaftung Ficklers durch Mathy (8. April) beschleunigte den Ausbruch. Am 12. April erließen Hecker und Struve von Konstanz aus die offene Aufforderung zur bewaffneten Erhebung und Sammlung in Donaueschingen; auch die Regierung war indessen thätig gewesen und hatte, da schon damals die Zuverlässigkeit der bad. Truppen zweifelhaft war, sich durch Truppen aus den Nachbarstaaten verstärkt. So scheiterte der Versuch erst zu Donaueschingen, hierauf in dem Zusammenstoß zwischen Kandern und Schlechtenhaus, wo der Führer der Bundestruppen, Friedrich von Gagern, das

Opfer seines Mutes ward (20. April), dann durch die Einnahme von Freiburg (24. April), dessen sich die Freischaren bemächtigt hatten, endlich in dem Gefecht bei Dossenbach, wo Herweghs Legion deutscher Arbeiter aufgelöst ward (27. April).

Aber auch nach dem Mißlingen dieses Aufstandes trat keine dauernde Beruhigung ein, solange die deutschen Angelegenheiten nicht endgültig geregelt werden konnten. Die Regierung und die Kammern fuhren unverdrossen fort, neue Organisationen vorzubereiten und eine Reihe von Gesetzen zu vereinbaren, welche die Verwaltung, das Gerichtswesen u. s. w. im Sinne demokratischer Freiheit umgestalteten. Ein zweiter Aufstandsversuch, den Struve an der Schweizergrenze machte (21. Sept.), wurde von den bad. Truppen in dem Gefecht bei Staufen (24. Sept.) niedergeschlagen, wobei Struve selbst gefangen ward; aber die rührige Thätigkeit der radikalen Partei, die Schwäche der Regierung und die Energielosigkeit der Gemäßigten vereitelten jeden dauernden Erfolg.

Inzwischen waren mit der Vollendung der Reichsverfassung vom 28. März 1849 die deutschen Angelegenheiten in eine entscheidende Krisis getreten. Die bad. Regierung wie die Zweite Kammer hatten sich von Anfang an auf seiten der Deutschen Nationalversammlung gehalten. Vom Großherzoge war die erste Erklärung ausgegangen (Jan. 1849), welche die Bereitschaft zu Opfern für die nationale Sache aussprach, und als die Verfassung mit dem Bundesstaat und dem preuß. Kaisertum fertig war, gab wieder B. das Beispiel der freiwilligen Anerkennung und Unterordnung unter dieselbe. Mit der Durchführung der Grundrechte, soweit sie durchführbar, hatte man früh genug begonnen. Selbst als Preußen die Krone und die Verfassung ablehnte, blieb B. bei der Verfassung vom 28. März. Nun erfolgte der Bruch zwischen Preußen und dem Deutschen Parlament; die Bewegungen für die Reichsverfassung schlugen an der Elbe wie am Rhein in offene Aufstände um; alle revolutionären Elemente im Inlande und Auslande rüsteten sich seit Anfang Mai zu einer gewaltsamen Entscheidung. Damals brachen die Meutereien unter den bad. Truppen aus. In Rastatt gab sich der Ausbruch am heftigsten kund; aber überall (in Lörrach, Freiburg, Bruchsal, Karlsruhe) gärte es fast gleichzeitig. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse gewann die revolutionäre Bewegung rasch weitere Verbreitung. Ein Landesausschuß, bestehend aus den Führern der demokratischen Klubs, unter denen Männer wie Brentano und Fickler noch als die gemäßigten gelten konnten, nahm die Leitung der Revolution in die Hand. Inzwischen hatte ein auch in Karlsruhe ausgebrochener Soldatenaufstand in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai den Hof und das Ministerium veranlaßt, die Residenz zu verlassen und sich über Germersheim nach Lauterburg im Elsaß zu flüchten. So gelangte die revolutionäre Partei ohne Kampf in Besitz der Regierungsgewalt; eine aus dem Landesausschuß hervorgegangene Exekutivkommission (Brentano, Gögg, Peter, Eichfeld) trat an die Stelle der verschiedenen Ministerien.

Der Großherzog hatte unterdessen Preußen um Hilfe gebeten, da die Reichsgewalt nicht im Stande war, hinlängliche Truppenmassen aufzubieten, und so zog sich bald um B. ein Kreis von Streitkräften, die mehr als hinreichend waren, den Aufstand zu erdrücken. Gegen den Neckar war ein aus verschiedenen Kontingenten zusammengesetztes Armeekorps unter Peucker aufgestellt, dem eine preuß. Division unter Gröben nachrückte, während auf dem linken Rheinufer große Massen sich den rheinpfälz. Grenzen näherten. Die Berufung Mieroslawskis (s. d.) an die Spitze der Revolutionsarmee konnte bei dem Zwiespalt der Führer der Volkspartei und der Unthätigkeit der Bevölkerung wenig helfen, obwohl derselbe unleugbar mehr militärischen Zusammenhang in die Truppen und mehr Einheit in die strategischen Bewegungen zu bringen wußte. So verteidigte er 15. und 16. Juni nicht ohne Geschick und Erfolg die Neckarlinie gegen die Reichsarmee, konnte aber nicht hindern, daß indessen die Pfalz von den Preußen besetzt und am 20. bei Germersheim von diesen der Rhein überschritten ward. Er versuchte mit Übermacht bei Waghäusel eine der übergegangenen preuß. Kolonnen (21. Juni) zu schlagen, warf sie auch nach Philippsburg zurück, stieß aber am Nachmittag auf eine andere Division, die nach kurzem Kampfe der Revolutionsarmee eine völlige Niederlage beibrachte. Inzwischen war Peucker mit der Reichsarmee durch den Odenwald nach dem obern Neckar vorgerückt, doch entkam ihm die flüchtige Armee bei Sinsheim; die preuß. Division unter Gröben hatte den untern Neckar überschritten. Am 25. zogen die Preußen in Karlsruhe ein, 29. und 30. Juni wurde nach lebhaftem Kampfe die Murglinie von der Volksarmee verlassen. Am 10. und 11. Juli zogen die letzten flüchtigen Kolonnen auf Schweizergebiet; am 23. ward Rastatt übergeben.

Unterdessen hatte der Großherzog noch während der Emigration das Ministerium Bekk entlassen und Klüber, Marschall, Regenauer, Stabel, Roggenbach zur Verwaltung berufen. Das erste traurige Geschäft der neuen Regierung war, den Kriegszustand im Lande zu verkündigen, die am meisten Beteiligten vor Standgerichte zu stellen und den Riesenprozeß gegen die Urheber und Teilnehmer der Revolution einzuleiten. Etwa dreißig standgerichtliche Todesurteile wurden ausgesprochen und vollzogen. Die Mitglieder des Restaurationsministeriums besaßen Besonnenheit genug, um den Zumutungen derer, welche die sicherste Begründung des neuen Rechtszustandes in der Aufhebung der Verfassung sahen, zu widerstehen. Rascher, als man erwarten durfte, erholte sich das Land von den Wunden, die ihm die Revolution und ihre Nachwehen geschlagen. Im März 1850 traten die Kammern wieder zusammen, nach dem unveränderten Wahlgesetze ergänzt. Mit ihnen vereinbarte die Regierung eine Reihe von Gesetzen, welche die bestehende Gemeindeordnung, das Strafgesetz, die Prozeßordnung, die Preßpolizei, das Vereinswesen u. s. w. betrafen und der Regierung größern Einfluß sicherten.

Großherzog Leopold starb 24. April 1852. Ihm folgte in der Regierung sein zweiter Sohn Friedrich (s. d.), da der älteste, der Erbgroßherzog Ludwig, durch schwere leibliche und geistige Erkrankung an der Thronfolge behindert war. Letzterer starb 22. Jan. 1858. Der gute Geist, der die Zähringer Regentenfamilie in vielen ihrer Glieder auszeichnet, sollte sich in dem jugendlichen Fürsten besonders lebendig erweisen. Den nächsten Anstoß zu einer freiheitlichen Wendung der Dinge nach mehrjähriger, wenn auch milder Reaktionszeit gab der bald

nach der Thronbesteigung des Großherzogs Friedrich ausgebrochene Kirchenstreit. Mit Württemberg, den beiden Hessen, Nassau und Frankfurt zusammen bildet B. die sog. Oberrheinische Kirchenprovinz, deren Metropolit der Erzbischof von Freiburg ist. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche war in diesem kirchlichen Gebiete durch frühere Vereinbarungen mit dem päpstlichen Stuhle und durch eine gleichlautende landesherrliche Verordnung, welche jene Staaten 1830 nach gemeinsamer Verabredung erlassen hatten, fast gleichförmig geregelt. In B. zumal, dessen Bevölkerung zu mehr als zwei Dritteilen der kath. Konfession angehört, war der Kirche jede mit dem Gesamtwohle des Staats vereinbarliche freie Bewegung gestattet gewesen.

Eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Macht fand in Deutschland die röm. Hierarchie in der Bewegung von 1848. Die frankfurter Versammlung hatte in die Grundrechte des deutschen Volks rücksichtlich der Stellung der Kirchen zum Staate die Bestimmung aufgenommen, daß jene ihre Angelegenheiten «selbständig ordnen und verwalten» dürften. Diesen allgemeinen Satz über die sog. «freie Kirche im freien Staate» wußten die Führer der Hierarchie alsbald im Interesse ihrer Machterweiterung zu benutzen. Die von der Konferenz der deutschen Bischöfe in Würzburg getroffenen Verabredungen wurden in einer Denkschrift (vom 14. Nov. 1848) niedergelegt, in welcher die Prälaten ihre Ansichten über die Selbständigkeit der Kirche und ihren Willen, die verloren gegangenen Rechte der Hierarchie zurückzuerobern, bekannt machten. Die Oberrheinische Kirchenprovinz, insbesondere B., schien nach den Ereignissen von 1849 besonders günstig für die klerikalen Angriffe zu sein. In einer Eingabe vom 7. Sept. 1849 an die großherzogl. Regierung verlangte der Erzbischof von Freiburg, auf Grundlage der würzburger Denkschrift, die Wiederherstellung der altkirchlichen Rechte, namentlich freie Besetzung der kirchlichen Pfründen, freie Verwaltung des kirchlichen Vermögens (im ganzen mindestens 50—60 Mill.) und anderes. Bald darauf erschien eine Denkschrift der vereinigten Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz an ihre Regierungen (Febr. 1851), worin die Forderungen der Hierarchie noch näher präzisiert und begründet wurden. Schon vorher (1850) waren auf Einladung des Erzbischofs die Jesuiten und Liguorianer im Großherzogtum eingetroffen. Die damalige bad. Regierung zeigte diesen Vorgängen gegenüber mehr Schwäche als Energie und Mangel an klarer Einsicht in die Erfordernisse der Lage. Gleiches war auch bei den übrigen Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz der Fall. Diese Regierungen, in der Mehrzahl ihrer Mitglieder der reaktionären Richtung zugethan, würden sich gern mit der Hierarchie gegen den freiern Volksgeist verbunden haben, hätten die Ansprüche der Hierarchie nicht allzu einschneidend in die Machtsphäre des Staates eingegriffen. Als die Regierungen nach gemeinschaftlich zu Karlsruhe gepflogenen Beratungen im März 1853 ziemlich gleichlautende Verordnungen zu Gunsten des kirchlichen Regiments bekannt machten, erließen die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz eine kollektive Antwort an ihre Regierungen, worin sie sich mit den Konzessionen für nicht zufrieden gestellt erklärten, mit dem Beifügen: sie fänden sich nun auf den Standpunkt unausweichlich hingetrieben, wo sie ihr Verhalten nach dem apostolischen Ausspruche zu b… stimmen hätten: man müsse Gott mehr gehorch… als den Menschen. Sie würden in Zukunft n… noch das Dogma und das darauf beruhende V… fassungsrecht ihrer heiligen Kirche als normgebe… für ihre Amtsverwaltung betrachten; dagegen w… den sie den Vorschriften und Anordnungen, wel… die Regierungen in Bezug auf die kath. Kirche bi… her geltend gemacht hätten oder auch fernerhin g… tend machen würden, auf das entschiedenste e… gegenzutreten.

Mit dieser Verleugnung der früher eidlich üb… nommenen Verpflichtungen war der Krieg geg… die staatliche Ordnung erklärt. Der Erzbischof v… Freiburg, welcher sich auch den Anordnungen … Regierung bezüglich des Trauergottesdienstes f… Großherzog Leopold widersetzte, weigerte sich m… bei Besetzung der Pfründen in bisheriger We… mitzuwirken; er stellte der Regierung anheim, … Erledigung von Pfarreien ein etwaiges Patron… recht geltend zu machen; wo sie dieses nicht kön… halte er sich im Gewissen für verpflichtet und rec… lich befugt, das Besetzungsrecht ganz in Anspruch … nehmen. Zugleich wurden die Mitglieder des kat… Oberkirchenrats in Karlsruhe erinnert, daß sie K… tholiken seien und als solche in Übereinstimmun… mit dem Episkopat, das einzig nur das kanonisch… Recht zur Richtschnur seines Handelns zu nehme… habe, ihr ferneres Verhalten zu regeln hätten. A… der kath. Oberkirchenrat gegen eine solche Theor… Protest erhob und man sich auf den geschworen… Diensteid berief, wurde 14. Nov. 1853 über … Mitglieder jener Staatsbehörde und über den Sta… direktor Burger in Freiburg, der als großherzo… Spezialkommissar das landesherrliche Placet … den Erlassen der erzbischöfl. Kurie zu wahren … auftragt war, die große Exkommunikation aus… sprochen und feierlich in den Kirchen vor dem v… sammelten Volke verkündet. Den Geistlichen w… die Fortsetzung der geschäftlichen Verbindung … dem Oberkirchenrat, den Gläubigen der Umga… mit den Exkommunizierten untersagt. Es fol… nun eine Reihe von Handlungen, die den Geist … die Tendenz der erzbischöfl. Kurie unverhüllt off… barten. Bezüglich der Verwaltung des Kirchenv… mögens wurden die Stiftungsvorstände angew… sen, fernerhin nur den erzbischöfl. Anordnung… Folge zu leisten.

Die bad. Regierung zeigte gegenüber diesem … setzlosen Vorgehen große Schwäche. Sie erklä… zwar die gesetzwidrigen Schritte des Erzbischofs … null und nichtig, aber statt die Gesetze gegen … oder die wohlbekannten Urheber in Anwendung … bringen, vergriff sie sich an den Vikaren und … zelnen Pfarrern, welche sie mit Geld- und Ker… strafen belegte, weil sie den Weisungen ihres k… lichen Oberhaupts Gehorsam leisteten, wozu … nach aller Form Rechtens sich verpflichtet fühlt… da die erzbischöfl. Gewalt nicht wegen «Mißbrauc… suspendiert wurde. Als der Erzbischof das von … Regierung geschlossene Konvikt zu Freiburg wi… eröffnete, eigenmächtig Pfarreien besetzte und üb… haupt um die Staatsregierung und deren … sprache sich nicht mehr zu bekümmern schien, entsch… man sich endlich, ihn vor Gericht zu stellen … 1854). Indes wurde der Prozeß auf Andrän… Roms alsbald wieder aufgegeben. Schon vor… hatte man badischerseits die Vermittelung des r… Stuhls angerufen und eine Gesandtschaft …

Rom abgehen lassen. Dort wurde vor allem Niederschlagung des Prozesses und vollkommene Freiheit für den Erzbischof gefordert. Erst als diesem entsprochen war, kam ein sog. «Interim» zu Stande, das die Regierung 14. Nov. 1854 bekannt machte. Nach demselben sollten vorerst keine Pfarreien besetzt, die Verwaltung des Kirchenvermögens im bisherigen Stand belassen, alle Prozesse gegen Geistliche niedergeschlagen werden u. s. w. Von Aufhebung der kirchlicherseits ausgesprochenen Strafen, namentlich der Exkommunikationen, schwieg das Interim. Überdies knüpfte die röm. Kurie an die Annahme des Interims die Bedingung weiterer Verhandlungen. Diese Verhandlungen in Rom selbst zogen sich durch das spröde Verhalten der Kurie mehr und mehr in die Länge, und erst 28. Juni 1859, ohne Zweifel nicht ohne den Druck der Ereignisse in Italien, wurde die Konvention (vier Tage nach der Schlacht von Solferino) in Rom abgeschlossen. Die Hierarchie hatte in derselben den vollständigen Sieg davongetragen.

Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, namentlich aber die Unterhandlungen mit Rom waren bald nach Ausbruch des bad. Kirchenstreits dem Ministerium des Innern abgenommen und ausschließlich dem Auswärtigen Amte übertragen worden, welches in den Händen von Männern lag, die zu Österreich hinneigten. Als der Landtag gegen Ende 1859 wieder zusammentrat, enthielt die Thronrede bezüglich der abgeschlossenen Konvention, wodurch die Leitung der Kirche dem Erzbischof überlassen war, die kurzen Worte: «Die mit dem päpstl. Stuhle gepflogenen Verhandlungen, worüber den Ständen die Aktenstücke vorgelegt werden sollen, sind zu dem gewünschten Abschlusse gelangt.» Eine entgegengesetzte Überzeugung über den Wert des Konkordats hatte indes in allen Kreisen des bad. Volks platzgegriffen und gab sich in Versammlungen, Flugschriften und Petitionen in unzweideutiger Weise kund. Der moralische Druck der öffentlichen Meinung auf die bisher der Regierung gegenüber in der Mehrheit sehr gefügige Zweite Kammer wurde allmählich so stark, daß die Kammer den Beschluß faßte, über die Aktenstücke durch eine Spezialkommission sich Bericht erstatten zu lassen. Eine Folge dieses Berichts war der Antrag, «daß die Konvention nicht in Wirksamkeit zu treten habe». Nach zweitägigen lebhaften Debatten schloß sich die Zweite Kammer 30. März 1860 mit großer Mehrheit dem gestellten Antrage an und verlangte die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Gesetzgebung. Dieser im ganzen Lande freudig begrüßte Beschluß hatte 2. April den Sturz des Ministeriums und einen Wechsel des bisherigen Regierungssystems zur Folge. Zwei der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Opposition, Lamey und Stabel, jener der Zweiten, dieser der Ersten Kammer angehörend, traten in das neugebildete Ministerium und wurden die Seele desselben. Ein landesherrliches Patent vom 7. April 1860 machte dem Lande die Grundsätze der neuen Verwaltung bekannt, die ein zeitgemäßes Fortschreiten auf dem Boden der Verfassung verhießen. Das liberale Ministerium, in welches später (Mai 1861) Freiherr von Roggenbach als Minister des Auswärtigen eintrat, wußte seitdem durch eine Reihe von Gesetzen und Reformen, sowie nach außen hin, die übernommene Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen. Der kirchliche Konflikt wurde durch die 22. Mai 1860 der Zweiten Kammer vorgelegten sechs Gesetzentwürfe und durch endliche Vereinbarung mit dem Erzbischof (20. Nov. 1861), hinsichtlich der Besetzung der Kirchenpfründen, Verwaltung des Kirchenvermögens und Einsetzung eines kath. Oberstiftungsrats, geregelt. Daran reihte sich eine Umgestaltung der Verfassung der prot. Landeskirche in liberalem Sinne und die Emanzipation der Juden. Auch auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens wurde der bad. Staat einer Umgestaltung entgegengeführt. Diese weitgreifenden Reformen waren: Einführung der Gewerbefreiheit, eine neue Gerichtsorganisation (nach dem Muster der hannoverischen), ein Polizeistrafgesetzbuch und insbesondere eine neue Organisation der innern Verwaltung, welche das Volk zur Teilnahme beruft und dem Grundsatze der Selbstregierung in einer Ausdehnung huldigt, wie dies in keinem andern Staate der Fall gewesen war. Mit diesen neuen Organisationen, mit deren Durchführung man sich 1864 beschäftigte, hörte die bisherige polit. Einteilung des Großherzogtums in vier Provinzen mit ebenso viel Mittelregierungen auf. Das Land zerfällt seitdem in 11 Verwaltungskreise.

Die Energie, mit welcher der Minister des Äußern, Freiherr von Roggenbach, bei jeder Gelegenheit dem nationalen Verlangen nach einer gründlichen Bundesreform Ausdruck gab, belebte auch außerhalb B.s die nationalen Hoffnungen und Verlangen um so mehr, als es kein Geheimnis war, daß der Großherzog in diesem Gedanken mit seinem Minister einig war. Die eifrige Verwendung B.s für das kurhess. Verfassungsrecht im J. 1862 auf dem Bundestage, wo R. von Mohl als bad. Gesandter wirkte, förderte die endliche Herstellung jenes Rechts durch Preußen. Der rasche Entschluß, dem von Preußen beantragten Französisch-Deutschen Handelsvertrage beizutreten, stellte dem österr. Plane, die süddeutschen Staaten von dem Zollverein mit dem Norden loszureißen, ein unüberwindliches Hindernis entgegen und förderte die Erneuerung des Zollvereins im J. 1865. Als der Kaiser von Österreich 1863 auf dem Fürstenkongresse zu Frankfurt den Versuch machte, eine Bundesreform ohne wirkliche Volksvertretung durch Verstärkung der Präsidialmacht sogar ohne Preußen durchzusetzen, nahm der Großherzog Friedrich zwar an den Verhandlungen teil, hielt aber ganz allein an dem Widerspruche gegen diesen Versuch fest, dem deutschen Volke statt des ersehnten Brotes nationaler Einigung die harten Steine dynastischer Hoheitsrechte zu bieten. Schon 1864 wurde das Land durch eine neue klerikale Agitation beunruhigt. Der kath. Klerus war unzufrieden mit der staatlichen Einrichtung von Ortsschulräten, an denen auch Familienväter teilhaben sollten, und von Bezirksschulinspektoren, und die kath. Pfarrer erhielten von der erzbischöfl. Kurie den Befehl, die ihnen vorbehaltene Stelle in den Ortsschulräten nicht anzunehmen. Gleichzeitig machte ein erheblicher Teil der prot. Geistlichkeit den Versuch, die freiere kritische Richtung in der prot. Theologie zu unterdrücken. Das «Leben Jesu» von Schenkel gab den Anlaß. Durch die Beseitigung des Seminardirektors Schenkel in Heidelberg sollte diese Richtung aufs Haupt geschlagen und der Anschluß an die Orthodoxie hergestellt werden. Der Versuch scheiterte aber an dem Widerstande der Liberalen, die bald darauf zur Gründung des Deutschen Protestantenvereins

fortschritten und die freie Forschung, die Versöhnung des Christentums mit der modernen Kultur und eine Erneuerung der Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprinzips auf ihre Fahne schrieben. Der Oberkirchenrat erkannte die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen innerhalb des Protestantismus an und verwies die Vertreter der orthodoxen Richtung zur Ruhe.

Inzwischen wirkte der Konflikt zwischen Preußens Regierung und Abgeordnetenhaus erkältend auf die Hoffnungen, die sich Preußen zugewendet hatten, und der Verlauf des schlesw.-holstein. Streites machte die bad. Volksvertretung zu Gegnern Preußens. Der Minister von Roggenbach trat 19. Okt. 1865 zurück und von Edelsheim kam an seine Stelle, der es unternahm, B. allmählich in das mittelstaatliche Lager überzuführen und schließlich an Österreich anzuschließen. Die entscheidende Krisis von 1866 trieb B., im Widerspruche mit der Haltung von 1860—65, nach einigen Schwankungen und Zögerungen in das Lager des alten Bundes, der dynastisch-mittelstaatlichen und österr.-großdeutschen Politik. Mit den Demokraten verbündet und der Ultramontanen sicher, nahm Edelsheim an den mittelstaatlichen Konferenzen in Augsburg und Bamberg teil und brachte die Kammer, welche sich 14. April noch für den Bismarckschen Antrag (Einberufung eines deutschen Parlaments zum Zweck einer Neugestaltung der Bundesverfassung) mit allen gegen drei Stimmen ausgesprochen hatte, nach und nach zu dem Entschluß, durch inniges Zusammengehen mit den andern süddeutschen Staaten Heil für B. zu suchen, was thatsächlich gleichbedeutend war mit Krieg gegen Preußen. Der Großherzog, welcher mit dem 1863 wieder in den bad. Staatsdienst getretenen Mathy auf preuß. Seite stand, mußte, als ihm auf eine Anfrage in Berlin die Antwort erteilt wurde, Preußen sei nicht im Stande, B. militärisch zu schützen, dem Andrängen der Mehrheit des Ministeriums und des Landes nachgeben. So wurden die Kreditforderungen zur Mobilisierung des Kontingents von den Kammern bewilligt, in Volksversammlungen Preußen wegen seines Einmarsches in Holstein als Friedensbrecher und Vergewaltiger deutscher Volksstämme, Österreich als Hort des deutschen Bundesrechts bezeichnet und in der Bundestagssitzung vom 16. Juni dem bedrohten Sachsen die angerufene Bundeshilfe auch vom bad. Bevollmächtigten zugesagt. Damit war der Krieg gegen Preußen entschieden und die bad. Felddivision machte den unglücklichen Feldzug am Main unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm mit. Die preußisch gesinnten Mitglieder des Ministeriums wurden verdrängt: die Ministerialräte Jolly und Freydorf wurden 26. Juni ihrer Stellen enthoben; Mathy, Präsident des Handelsministeriums, mußte 30. Juni seine Entlassung nehmen.

Nach den preuß. Siegen in Böhmen und am Main schlug die öffentliche Meinung in B. rasch um. Schon 22. Juli baten 39 Abgeordnete in einer Adresse den Großherzog, den nutzlosen Krieg aufzugeben und den Anschluß an Preußen zu bewerkstelligen. In gleichem Sinne sprachen sich Adressen von Gemeindebehörden, Handelskammern und Volksversammlungen aus. Nun reichten 23. Juli Edelsheim, 26. Juli Stabel, Lamey, Vogelmann ihre Entlassung ein und 27. Juli erhielt Mathy den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Dasselbe kam 28. Juli zu Stande: Mathy wurde Staatsminister und übernahm wieder das H[...]delsministerium, vorläufig auch das Finanzmi[...]sterium; Freydorf wurde Präsident des Mini[...]riums des Auswärtigen, Jolly Präsident des [...]nisteriums des Innern; General Ludwig, des[...] Entlassung nicht angenommen wurde, behielt [...] Kriegsministerium, und Staatsrat Nüßlin bl[...] Mitglied des Ministeriums ohne Portefeuille. [...] Truppen wurden 29. Juli zurückgerufen, in W[...]burg 3. Aug. Waffenstillstand und 17. Aug. [...] Freydorf in Berlin definitiver Friede und ein [...]lianzvertrag mit Preußen geschlossen. B. h[...] eine Kriegskontribution von 6 Mill. Gulden [...] Preußen zu bezahlen. Der Friedensvertrag w[...] von beiden Kammern genehmigt, und Annäher[...] B.s an Preußen und den Norddeutschen Bund [...] nächstes, die Vereinigung Süddeutschlands [...] demselben zu einem Deutschen Reiche als End[...] der bad. Politik bezeichnet. Regierung und Ka[...]mer steuerten von nun an diesem Ziele mit a[...] Entschiedenheit zu. Bei der Eröffnung des La[...]tags 5. Sept. 1867 sprach der Großherzog in [...] Thronrede seinen «festen Entschluß» aus, «der [...]tionalen Einigung unausgesetzt nachzustreben» [...] jedes Opfer zu diesem Zwecke zu bringen. [...] Allianz- und Zollverträge, für welch letztere Fr[...]dorf und Mathy bei den Konferenzen der Minis[...] und der Fachmänner in Berlin thätig gewesen w[...]ren, wurden von beiden Kammern genehmigt. A[...]nahmen die Kammern das an die norddeut[...] Kriegsverfassung sich anschließende Wehrgesetz [...] Kontingentgesetz, ein Ministerverantwortlichkeits[...]setz, ein Preßgesetz und ein Schulgesetz an. Du[...] letzteres wurde die allgemeine Schulpflicht ein[...]führt und den kirchlichen Korporationen die Erri[...]tung von Schulen verboten. Der Landtag w[...] 15. Febr. 1868 geschlossen.

Am 3. Febr. 1868 starb Mathy. Infolge de[...] wurde das Ministerium 12. Febr. neugebil[...] Jolly übernahm das Staatsministerium und [...] Innere, Freydorf das Auswärtige, Ellstätter [...] Finanzen, Dusch den Handel, Obkircher (jedoch [...] 21. Okt.) die Justiz, der bisherige preuß. Milit[...]bevollmächtigte in Karlsruhe, General Beyer, [...] Kriegswesen. Nüßlin blieb in seiner bisher[...] Stellung. Stabel, welcher 1867 das Justizmi[...]sterium wieder übernommen hatte, und Lud[...]schieden aus. Das bad. Kadetteninstitut w[...] aufgehoben und einem mit Preußen abgeschlosse[...] Vertrage gemäß die bad. Kadetten in die pre[...] Militäranstalten aufgenommen, 1869 auch mit [...] Norddeutschen Bunde ein die militärische Freiz[...]keit bezweckender Vertrag geschlossen. Die Milit[...]organisation war 1868 vollendet und das Ko[...]mando der Division wurde Beyer übertragen. [...] den Beratungen der süddeutschen Festungskom[...]sion vertrat B., den partikularistischen Forder[...]gen Bayerns und Württembergs gegenüber, [...] nationalen Standpunkt. Bei den Zollparlamen[...]wahlen im Febr. 1868 siegten die Nationallibe[...]len in acht, die Klerikalen in sechs Wahlkrei[...] Mit der freiburger Kurie kamen neue Konf[...] vor. Die Regierung verordnete, daß die jun[...] Theologen beider Konfessionen nach beendig[...] Universitätsstudien vor einer staatlichen Prüfun[...]kommission eine Prüfung über ihre allgemein [...]senschaftliche Vorbildung zu bestehen haben soll[...] Dagegen protestierte der Erzbischof 17. April 18[...] und untersagte in einem Erlasse vom 18. Se[...]

den kath. Theologen, sich dieser Prüfung, welche einen Eingriff in die Rechte der Kirche enthalte, zu unterziehen. Darauf erklärte die Regierung das erzbischöfl. Verbot für ungültig und verweigerte allen denjenigen Theologen, welche sich der Prüfung nicht unterwerfen, die definitive Anstellung und die Auszahlung des Gehalts. Der Tod des Erzbischofs Vicari (14. April 1868) veranlaßte neue Differenzen. Domdekan und Generalvikar Lothar Kübel wurde vom Domkapitel zum Erzbistumsverweser gewählt.

Die in Offenburg am 8. Nov. und 27. Dez. 1868 abgehaltenen Versammlungen, auf welchen die Führer der liberalen Partei dem Ministerium Jolly Opposition machten, veranlaßten die Klerikalen, in Verbindung mit den Großdeutschen und Demokraten, einen Aufruf an das Volk ergehen zu lassen und einen Adressensturm an den Großherzog zu organisieren. Auflösung der jetzigen Ständeversammlung, Einberufung eines außerordentlichen Landtags zur Schaffung eines neuen Wahlgesetzes auf Grundlage des direkten geheimen Wahlverfahrens und ein Mistrauensvotum gegen das Ministerium war der Hauptinhalt der Adressen. Diese Gefahr beseitigte den zwischen den Liberalen und dem Ministerium obwaltenden Streit, die neue offenburger Versammlung vom 23. Mai 1869 beschloß eine Gegenadresse an den Großherzog, die bedeutendsten Städte des Landes folgten diesem Beispiele und der Großherzog wies die klerikal-demokratischen Adressen zurück. Bei den Erneuerungswahlen vom 1. Juli 1869 siegten die Liberalen in 18, die Klerikalen in 4 Wahlkreisen. Die Landstände wurden am 24. Sept. eröffnet. Die Regierung legte einen Entwurf über Veränderung verschiedener Verfassungsbestimmungen vor: die Zweite Kammer sollte die selbständige Wahl ihrer Präsidenten, die Selbstbestimmung hinsichtlich der Geschäftsordnung, die Initiative in der Gesetzgebung erhalten und der Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Abstimmung sollte in das Wahlgesetz aufgenommen werden. Dieses Verfassungsgesetz wurde von der Zweiten Kammer 29. Okt., von der Ersten 13. Nov. angenommen, die von den Klerikalen gewünschte Einführung der direkten Wahlen, statt der bisherigen indirekten, von der Zweiten Kammer mit allen gegen 14 Stimmen verworfen. Das Gesetz über Einführung der obligatorischen Civilehe und der bürgerlichen Standesbeamtung wurde unter fortwährendem Kampfe mit den Klerikalen berathen und von der Zweiten Kammer 17. Nov. mit allen gegen 6 Stimmen, von der Ersten 4. Dez. gleichfalls mit allen gegen 6 Stimmen angenommen. Ebenso wurde die Verlängerung des Kontingentgesetzes und das Gesetz über das Militärbudget von beiden Kammern, das Gesetz über die neue Eintheilung des Landes in 56 Landtagswahlbezirke und der Antrag, die Mandatsdauer der Abgeordneten von acht auf vier Jahre herabzusetzen und alle zwei Jahre die eine Hälfte austreten zu lassen, von der Zweiten Kammer angenommen. Das Stiftungsgesetz, wonach diejenigen Stiftungen, welche nicht kirchlichen Zwecken gewidmet waren, sondern in das Gebiet der Schule und des Armenwesens gehörten, der kirchlichen Verwaltung entzogen und unter weltliche Verwaltung gestellt werden sollten, und die Gesetze über Ausdehnung der Kompetenz der Schwurgerichte bei politischen und Preßvergehen, über das an die norddeutschen Bestimmungen sich anschließende Militärstrafgesetzbuch und über die Unterstützung des Gotthardbahnunternehmens mit 3 Mill. Gulden wurden vom Landtage genehmigt. Der Schluß desselben erfolgte 7. April 1870. Der Protest des Bistumsverwesers gegen das Stiftungsgesetz wurde nicht beachtet. Derselbe ließ 14. Sept. 1870 die vatikanischen Beschlüsse vom 18. Juli öffentlich verkündigen. Darauf erklärte die Regierung, daß diese Beschlüsse, sofern sie mittelbar oder unmittelbar in bürgerliche Verhältnisse eingreifen, als rechtlich unverbindlich anzusehen seien.

Die Kriegserklärung Frankreichs beschleunigte die Erfüllung der nationalen Bestrebungen B.s. Die Division wurde unter den Oberbefehl des Generals von Werder gestellt, beteiligte sich zuerst an der Belagerung Straßburgs, focht dann bei Dijon und Nuits und nahm in den denkwürdigen Tagen vom 15. bis 17. Jan. 1871 an den siegreichen Kämpfen vor Belfort der Bourbakischen Armee gegenüber ruhmvollen Anteil. Die Regierung suchte die Siege für den Ausbau des nationalen Staats zu verwerten. In einem Schreiben an Bismarck vom 2. Sept. 1870 forderte sie die Wiedererwerbung des Elsaß und die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Bund und beantragte für letztern eine Verstärkung der Centralgewalt auf militärischem und diplomatischem Gebiete. Nach den Münchener Verhandlungen, an welchen B. sich nicht beteiligt hatte, beantragte B. 2. Okt. seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund. Minister Jolly und Freydorf begaben sich auf Bismarcks Einladung 20. Okt. nach Versailles. Dort wurde der Verfassungsvertrag mit dem Norddeutschen Bunde 15. Nov., die Militärkonvention mit Preußen 25. Nov. abgeschlossen. Die letztere bestimmte, daß das bad. Kontingent ein unmittelbarer Bestandteil der preuß. Armee sein, der König von Preußen als Bundesfeldherr alle Rechte und Pflichten des Kontingents- und Kriegsherrn übernehmen und B. die dasselbe verfassungsmäßig treffende Summe für das Bundeslandheer der preuß. Kriegsverwaltung zur freien Verfügung überlassen solle. Die bad. Truppen ergänzen sich aus einem besondern Ersatzbezirke und bilden, vereint mit einigen preuß. Regimentern, das 14. preuß. Armeekorps, welches während des Friedens in B. und dem Bezirk Oberelsaß steht. Der 13. Dez. 1870 zusammentretende Landtag genehmigte die beiden Verträge und eine die nationalen Gesinnungen und Bestrebungen des Großherzogs anerkennende Dankadresse an denselben. Das Ministerium des Auswärtigen und das des Kriegswesens wurden 1. Juli und 17. Dez. 1871 aufgelöst, sämtliche Gesandtschaften 24. Okt. aufgehoben. Bei den Reichstagswahlen vom 3. März 1871 wurden 12 Nationalliberale und 2 Klerikale gewählt. Der 21. Nov. 1871 wiedereröffnete Landtag beschäftigte sich vorzugsweise mit finanziellen und Verwaltungsfragen und wurde 21. März 1872 wieder geschlossen. Zu erwähnen ist noch die Annahme der Gesetzentwürfe über Ausschließung religiöser Ordensmitglieder vom Elementarunterricht und von der Aushilfe in der Seelsorge und über das Verbot von Missionen, sowie die Interpellation des Abgeordneten Eckhard über den von der Regierung den altkath. Priestern, Gemeinden und Eltern zu gewährenden Rechtsschutz, worauf Staatsminister

Jolly eine die Altkatholiken durchaus befriedigende Antwort gab. Die erste altkath. Gemeinde wurde in Konstanz gegründet und in der derselben zugewiesenen Augustinerkirche 28. Febr. 1873 der erste altkath. Gottesdienst gehalten. Es folgte bald die Gründung weiterer altkath. Gemeinden in Freiburg, Pforzheim, Karlsruhe, Heidelberg und andern Orten. Der altkath. Bischof Reinkens wurde von der Regierung als Bischof anerkannt und erhielt 8. Juni 1873 von dem Staatsminister Jolly, welcher demselben den Eid abnahm, die Anerkennungsurkunde. An sämtliche Mitglieder religiöser Orden und Kongregationen erließ die Regierung 1. Nov. 1872 den Befehl, ihre bisherige Lehrthätigkeit binnen vier Wochen einzustellen. An die Stelle des freiwillig austretenden von Dusch wurde Ministerialrat Turban 28. Okt. 1872 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt.

Die Landtagswahlen vom 22. und 23. Okt. 1873 hatten das Ergebnis, daß 50 Nationalliberale, 10 Klerikale und 3 Demokraten gewählt wurden. Die Eröffnung des Landtags erfolgte 20. Nov. Aus den Verhandlungen desselben ist Folgendes hervorzuheben: die Interpellation des Abgeordneten Buß (2. Dez.) wegen Anerkennung des Bischofs Reinkens und die Erwiderung des Staatsministers Jolly, welche dahin lautete, daß die Regierung, welche die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils nicht anerkenne, die Altkatholiken fortwährend noch als Katholiken anzusehen habe und denselben die Möglichkeit einer kirchlichen Organisation ebenso gut gewähren müsse wie den infallibilistischen Katholiken, und daß die rechtliche Bedeutung der Anerkennung des Bischofs Reinkens darin bestehe, daß derselbe in B. alle die Rechte ausübe, welche einem kath. Bischof zuständen. Es war zeitgemäß, daß die Regierung ein die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken vollständig regelndes Gesetz vorlegte. Dasselbe wurde von der Zweiten Kammer 13. Mai 1874, von der Ersten 2. Juni angenommen. Die Kirchengesetze von 1860 fanden eine Ergänzung in einem Gesetzentwurfe, welcher bestimmte, daß für die Zulassung zu einem Kirchenamte oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen der Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung (dreijähriger Besuch einer deutschen Universität und besondere Prüfung in Philosophie, Geschichte und deutscher Litteratur) gefordert und vom Besuche einer solchen Universität derjenige nicht dispensiert werde, welcher seine Studien an einer Anstalt gemacht habe, an der Jesuiten oder Mitglieder anderer verwandter Orden lehren; daß die Knabenseminare und Konvikte für Theologie Studierende mit Ende des laufenden Schuljahrs zu schließen seien; daß Strafen von 60—1500 Mark und Gefängnisstrafen von 3—12 Monaten einzutreten hätten bei Mißbrauch des geistl. Amts. Dieser die Stellung des Klerus zum Staate wesentlich ändernde, die Macht des letztern stärkende Gesetzentwurf wurde von der Zweiten Kammer 21. Jan. 1874 mit allen gegen 10 Stimmen angenommen und ein Einverständnis hierüber mit der Ersten Kammer 14. Febr. erzielt. Der Städteordnungsentwurf, wonach in den sieben größten Städten (Karlsruhe, Mannheim, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, Konstanz, Baden) die Einwohnergemeinden an die Stelle der Bürgergemeinden gesetzt, die Wahl der Bürgermeister, Beigeordneten und Stadträte dem Bürgerausschusse übertragen und letzterer von den wahlberechtigten Einwohnern nach drei Steuerklassen gewählt werd[...] sollte, wurde von der Zweiten Kammer 30. Ja[...] 1874 angenommen, mit der Bestimmung, d[...] dieses Gesetz ins Leben treten solle, sobald das [...] erlassende Gesetz über die Gemeindebesteuerung [...] Wirksamkeit trete. Die Erste Kammer nahm d[...] Gesetz mit einigen Abänderungen 27. Mai an. [...] Frage einer allgemeinen Verfassungsrevision ka[...] mehrmals zur Sprache. Bei der Debatte a[...] 22. Dez. 1873, wo es sich um Einführung des Ei[...] kammersystems, der einjährigen Budget- und Lan[...] tagsperioden und der von den Klerikalen imm[...] wieder geforderten direkten Wahlen handelte, wur[...] beschlossen, behufs Herstellung einer dem heutig[...] Rechtsbewußtsein entsprechenden Verfassung [...] Initiative der Regierung zu überlassen, eine Ko[...] mission für einjährige Budget- und Landtag[...] perioden zu ernennen und den Antrag auf Ei[...] führung direkter Wahlen abzulehnen. Am 26. Ju[...] wurde der Landtag, welcher wegen der Reichstag[...] sitzungen vom 16. Febr. bis 8. Mai vertagt word[...] war, geschlossen. Dem Kammerbeschlusse gem[...] wurde das erzbischöfl. theol. Konvikt in Freibu[...] und die dortigen Knabenseminarien durch die Mi[...] sterialverfügung vom 1. Aug. geschlossen. Bei d[...] Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874 wurd[...] 12 Nationalliberale und nur 2 Klerikale gewählt.

Die Erneuerungswahlen zum Landtage, welc[...] 15. Okt. 1875 stattfanden, ergaben die Wahl v[...] 22 Nationalliberalen, 6 Ultramontanen und 2 D[...] mokraten. Die Zahl der ultramontanen Abgeor[...] neten stieg dadurch von 10 auf 13. Der Landt[...] wurde 23. Nov. eröffnet, jedoch bald darauf v[...] tagt, kam 21. Febr. 1876 wieder zusammen u[...] dauerte bis zum 15. Juli. Der Eröffnung wohn[...] der Erbgroßherzog Friedrich, welcher 9. Juli vo[...] jährig geworden war, zum ersten mal als Mitgli[...] der Ersten Kammer bei. Gesetzentwürfe über A[...] besserung des ungenügenden Einkommens der Ge[...] lichen beider Kirchen, über Vereinigung der n[...] Konfessionen getrennten Volksschulen unter Sich[...] stellung der Erteilung des konfessionellen Religio[...] unterrichts, über Einrichtung und Befugnisse [...] Oberrechnungskammer im Sinne einer selbst[...] digern Kontrolle der Staatsverwaltung und ü[...] eine Reform der Steuergesetzgebung wurden in [...] Thronrede angekündigt. Der von den Klerikal[...] gestellte Antrag, die Regierung solle die für [...] erzbischöfl. Stuhl ausgesetzte Dotation, auch we[...] dieser Stuhl nicht besetzt sei, der Kirche ausbezahl[...] wurde 29. März verworfen und gab dem Staa[...] minister Jolly Anlaß, über den Stand der V[...] handlungen mit dem Vatikan zu berichten und [...] Erklärung abzugeben, daß die Regierung kei[...] Geistlichen den erzbischöfl. Stuhl besteigen lasse, [...] sich nicht den Staatsgesetzen unterwerfe. Die D[...] tation der evang. und kath. Geistlichkeit mit ein[...] Staatszuschuß von je 200000 M. wurde 26. J[...] und 5. Juli von beiden Kammern bewilligt, jed[...] mit der Bestimmung, daß im Namen der ka[...] Geistlichkeit der Erzbistumsverweser und der [...] kath. Bischof die Gehorsamserklärung gegen [...] Staat abzugeben haben, daß der Kurie die fr[...] Disposition über die Pfründenerträgnisse entzog[...] und diese Dotation zunächst nur auf sechs Ja[...] bewilligt werde. Das Gesetz über Einführung [...] mischter Volksschulen wurde von den Kamme[...] 22. Juni und 3. Juli angenommen und den W[...] schen der Klerikalen durch die Bestimmung Rechnu[...]

getragen, daß in denjenigen Gemeinden, welche bisher konfessionell getrennte Schulen hatten, auch ein Lehrer von dem Bekenntnisse der Minderheit angestellt werden solle, falls ein Gemeindebeschluß hierfür vorliege und die Zahl der Schulkinder des in der Minderheit befindlichen Bekenntnisses nach dem Durchschnitt der letzten drei Jahre wenigstens 20 betragen habe. Das Gesetz über Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer wurde von beiden Kammern 17. Juni und 12. Juli, das Gesetz über Einführung einer Erwerbsteuer, welches die Reform der Steuergesetzgebung weiter führen sollte, 20. Juni und 14. Juli angenommen. Der Landtag wurde 15. Juli geschlossen.

Das größte Aufsehen erregte die Nachricht, daß Staatsminister Jolly, welcher seit 12. Febr. 1868 an der Spitze des Ministeriums stand und zugleich das Ministerium des Innern leitete, 21. Sept. seine Entlassung erbeten und erhalten, und daß infolge dessen das ganze Ministerium ein Entlassungsgesuch eingereicht habe. Der mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragte Handelsminister Turban wurde 24. Sept. unter Beibehaltung seines Ministeriums zum Präsidenten des Ministeriums, Ministerialrat und Landeskommissar Stösser zum Präsidenten des Ministeriums des Innern, Fiskalanwalt Grimm zum Präsidenten des Ministeriums des großherzogl. Hauses und der Justiz ernannt; der Präsident des Finanzministeriums Ellstätter und Geheimrat Nüßlin blieben in ihren Stellungen. Geheimrat von Freydorf wurde in den Ruhestand versetzt, Jolly 4. Okt. zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. Daß dieser Ministerwechsel nicht eine Änderung des bisherigen liberalen Systems, sondern der Regierungsmethode bedeute, versicherte 31. Okt. der Großherzog ausdrücklich. Die Schärfe und Schneidigkeit, mit der Jolly seinen klerikalen Gegnern jederzeit entgegentrat, führte, da von manchen Seiten ein milderes Verfahren gewünscht wurde, die Entlassung Jollys herbei. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1877 wurden 11 Nationalliberale, 2 Klerikale und 1 Deutschkonservativer gewählt. Das 25jährige Regierungsjubiläum des Großherzogs wurde 19. April unter allgemeiner Teilnahme des Landes gefeiert. Der Großherzog wurde 22. Sept. vom Kaiser zum Generalinspektor der neugeschaffenen Armeeinspektion (14. und 15. Armeekorps) ernannt. Bei den Erneuerungswahlen zur Abgeordnetenkammer wurden 22. Okt. für die 32 Ausgetretenen 26 Nationalliberale, 5 Klerikale und 1 Demokrat gewählt. Infolge dessen hatten die Klerikalen noch 12 Mitglieder in der Kammer. Bei der Eröffnung des Landtags 15. Nov. führte die Thronrede Vorlagen zu den Justizgesetzen, zur Gemeindebesteuerung, zum Budget an. Die Abgeordnetenkammer wählte, nachdem der langjährige Präsident, Kirsner, gestorben war, 17. Nov. den Staatsrat Lamey zu ihrem Präsidenten. Die klerikalen Anträge, wonach das direkte Wahlsystem sowohl bei den Wahlen zur Abgeordnetenkammer als bei den Wahlen der Kreisabgeordneten und der Bezirksräte eingeführt und der Empfang einer Unterstützung zu Schulzwecken nicht als eine das Wahlrecht entziehende Armenunterstützung angesehen werden sollte, wurden 22. Jan. 1878 und der Antrag auf Abschaffung der staatlichen Prüfung der Theologen 25. Jan. abgelehnt. Der Landtag wurde vom 9. Febr. bis 29. Okt. vertagt. Bei seiner Wiedereröffnung wurden Vorlagen über ein neues Forst- und Forststrafgesetz, über die Rechtsverhältnisse der Richter, über die Aufbringung des Gemeindeaufwands in den Städten, in welchen die Städteordnung gelte, und über die Rechtsverhältnisse der bei den Mittelschulen für die weibliche Jugend angestellten Lehrerinnen angekündigt. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli verloren die Nationalliberalen drei Wahlkreise; gewählt wurden 8 Nationalliberale, 3 Klerikale, 2 Deutschkonservative, 1 Demokrat. Auch bei der Vornahme der 32 Ergänzungs- und 4 Ersatzwahlen in die Abgeordnetenkammer 23. Okt. 1879 erlitten die Nationalliberalen Verluste. Gewählt wurden 21 Nationalliberale, 10 Klerikale, 3 Konservative und 2 Demokraten. Die Abgeordnetenkammer war nun zusammengesetzt aus 39 Nationalliberalen, 16 Klerikalen, 3 Demokraten, 2 Konservativen.

Die bei der Eröffnung des Landtags 18. Nov. gehaltene Thronrede betonte den schlimmen Stand der Finanzen, welcher die Folge des Ausfalls im Eisenbahnertrag und in den übrigen ordentlichen Einnahmen sei und eine Steuererhöhung notwendig mache. Die zum Eisenbahnbau erforderlichen Mittel sollten durch Anleihen aufgebracht werden. Zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer wurde 20. Nov. einstimmig Lamey wiedergewählt. Der in klerikalem Sinne gestellte Antrag, wonach das Gesetz über den Elementarunterricht dahin abgeändert werden sollte, daß den Gemeinden das Recht einzuräumen sei, auf die Erhebung des Schulgeldes zu verzichten, wurde, da der Kern des Antrags darin bestand, daß die Entziehung des Wahlrechts für denjenigen Vater, der das Schulgeld nicht bezahlen konnte, ebendamit wegfallen sollte, abgelehnt. Nach kurzer Vertagung trat der Landtag 12. Jan. 1880 wieder zusammen und hatte sofort eine Kulturkampfvorlage zu beraten. Um dem Streit, welcher seit dem Erlaß des Gesetzes vom 19. Jan. 1874 zwischen Regierung und Kirche wegen der Examenfrage bestand, ein Ende zu machen, legte erstere 17. Jan. einen Gesetzentwurf vor, wonach von der allgemein wissenschaftlichen Staatsprüfung diejenigen Theologen frei sein sollten, welche eine theol. Fachprüfung abgelegt hatten, sofern dieser Prüfung ein landesherrlicher Kommissar angewohnt und das Ergebnis der Prüfung der Staatsbehörde nicht Anlaß zur Beanstandung der Kandidaten wegen Mangels an hinlänglicher allgemein wissenschaftlicher Bildung gegeben hatte. Denjenigen Geistlichen aber, welche vor Verkündigung dieses neuen Gesetzes bereits die theol. Fachprüfung bestanden hatten, beziehungsweise zu Priestern geweiht worden waren, sollte auf eingereichte Bitte und gelieferten Nachweis der bestandenen Abiturientenprüfung und des dreijährigen Besuchs einer deutschen Universität, die Staatsprüfung zum Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung erlassen werden. Die Kommission, an welche diese Vorlage verwiesen wurde, erklärte, zumal da sie erfuhr, daß der Bistumsverweser Kübel zwar seine Zustimmung zu diesem Entwurf gegeben, zugleich aber alle Rechte, welche durch das Konkordat der kath. Kirche erteilt worden waren, für dieselbe aufs neue in Anspruch nehme, mit 10 gegen 3 Stimmen, daß sie an die Kammer den Antrag auf Nichteintreten in die Beratung der Vorlage richten werde, solange nicht die erzbischöfl. Kurie ihren Erlaß von 1874 zurückgenommen, worin sie den Klerikern verbot, um Dispensation von der

allgemein wissenschaftlichen Staatsprüfung einzukommen. Darauf fragte der Bistumsverweser im Vatikan an, ob das von ihm erlassene Dispensverbot zurückgenommen werden dürfe, und nahm, auf die bejahende Antwort hin, die Verbote zurück. Nun zog die Regierung 13. Febr. den ersten Gesetzentwurf zurück und legte einen neuen vor, welcher den Intentionen der Kommission entsprach, die allgemein wissenschaftliche Staatsprüfung einfach aufhob und auch vom Anwohnen eines staatlichen Prüfungskommissars bei der theol. Fachprüfung Abstand nahm. Dieser Entwurf wurde 25. Febr. von der Abgeordnetenkammer einstimmig, 2. März von der Ersten Kammer mit allen gegen 1 Stimme genehmigt. Da aber bei diesen Verhandlungen Stösser den Liberalen die Würde des Staats nicht gehörig gewahrt zu haben schien, so nahm die Abgeordnetenkammer 10. März mit 28 gegen 19 Stimmen den Antrag an, daß etwa stattfindende Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöfl. Stuhls vom Staatsministerium selbst geführt werden sollten. Auf dieses Mißtrauensvotum hin reichte Stösser ein Entlassungsgesuch ein, das aber vom Großherzog nicht angenommen wurde. Der Landtag wurde 18. März geschlossen. Doch war der liberalen Kammermehrheit gegenüber die Stellung Stössers nicht länger haltbar. Durch Verordnung vom 20. April 1881 wurde eine neue Teilung der Ministerien vorgenommen: das Handelsministerium wurde aufgehoben und die Geschäfte desselben teils dem Ministerium der Finanzen, teils dem des Innern übertragen; das Ministerium des großherzogl. Hauses wurde vom Justizministerium getrennt und mit dem Präsidium des Staatsministeriums verbunden; das Kultus- und Unterrichtswesen wurde aus dem Ministerium des Innern ausgeschieden und dem Justizministerium zugeteilt. Stösser, Grimm und Nüßlin erhielten die erbetene Entlassung; Turban behielt das Präsidium des Staatsministeriums und übernahm zugleich das Ministerium des Innern, Ellstätter behielt das Präsidium des Ministeriums der Finanzen, Oberschulratsdirektor Nokk wurde zum Präsidenten des Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts ernannt. Stösser erhielt die Stelle eines Präsidenten des evang. Oberkirchenrats. Weihbischof und Erzbistumsverweser Lothar Kübel starb 3. Aug. Das Domkapitel wählte 10. Aug. den Kapitular Dr. Orbin zum Erzbistumsverweser. Ein freudiges Ereignis im Regentenhause und im Lande war 12. März 1881 die Verlobung der Prinzessin Viktoria (geb. 7. Aug. 1862) mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden (geb. 16. Juni 1858). Die Vermählung fand 24. Sept. in Karlsruhe statt.

Litteratur. Sachs, «Geschichte der Markgrafschaft B.» (5 Bde., Karlsr. 1764—78); Bader, «Bad. Landesgeschichte» (Karlsr. 1836); über den bad. Aufstand die Schriften von Bekk und Häusser; über die Verfassungsgeschichte und innere Entwickelung B.s bis 1848 die Monographie Becks: «Karl Friedrich Nebenius» in «Unsere Zeit» (Bd. 8, Lpz. 1864); Vierordt, «Bad. Geschichte bis zum Ende des Mittelalters» (Tüb. 1865); W. Müller, «B. im letzten Jahrzehnt» in «Unsere Zeit» (Neue Folge, Jahrg. 8, Lpz. 1872); von Weech, «B. in den J. 1852—77» (Karlsr. 1877).

Baden, auch Baden-Baden genannt, einer der glänzendsten und besuchtesten Badeorte Europas, Kreisstadt des bad. Landeskommissariatsb[ezirks] Karlsruhe, liegt 189 m über dem Meere [in] dem reizenden, durch mildes Klima ausgezeichnet[en] Thale des Oosbachs, das sich in das Murgth[al] öffnet, und ist durch eine Zweigbahn nach Oos m[it] der Hauptlinie Mannheim-Konstanz, der Badisch[en] Staatsbahn, verbunden. B. ist Sitz eines Bezirk[s]amts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasiu[m] (mit Realgymnasium verbunden), eine höhere Töc[h]terschule, eine Gewerbeschule, ein Krankenhaus u[nd] mehrere andere Wohlthätigkeitsanstalten, Fabrik[en] von Holzschnitz- und Chinasilberwaren und zäh[lt] (1880) 12008 meist kath. E. Der Ort ist in sein[en] ältern Teile amphitheatralisch an einem Hügel, [in] seinem neuern, ganz modern angelegten, an prach[t]vollen Hotels, eleganten Villen und Privatwo[h]nungen reichen größern Teile am Fuße desselb[en] erbaut und hat drei kath. und eine neuerbaute pro[t.] Kirche in got. Stile, eine griech. Kapelle mit go[l]dener Kuppel, eine ruff. Kirche und eine Kirche f[ür] den anglikan. Ritus in normann. Stile. In Ch[ore] der im 15. Jahrh. aufgeführten Pfarr- oder Stift[s]kirche finden sich die Grabmäler der kath. Mar[k]grafen von Baden seit 1431. Auf einem Hüg[el] über der Stadt liegt malerisch das 1479 auf röm. Fundamenten angelegte, aber 1689 mit der Sta[dt] von den Franzosen zerstörte, dann teilweise wied[er] hergestellte sog. Neue Schloß, welches vom Gro[ß]herzog zur Sommerwohnung benutzt wird.

Die Römer, welche die Heilquellen schon kannte[n,] nannten den Ort dem Kaiser Aurelius Sever[us] Alexander zu Ehren Civitas Aurelia aquensis u[nd] legten Bäder an, von denen später Stadt und La[nd] den Namen erhielten, nachdem B. im 12. Jahr[h.] in Besitz der Markgrafen aus dem Hause Zähring[en] gelangt war. Letztere hatten seit Anfang d[es] 13. Jahrh. auf dem sog. Alten Schlosse nordöstl[ich] der Stadt ihren Sitz, bis sie gegen Ende d[es] 15. Jahrh. nach dem Neuen Schloß bei der Sta[dt] übersiedelten. Als später die bad. Lande getei[lt] wurden, blieb B. bis 1689 die Residenz des Bad[en-]Badenschen Zweigs, welcher in diesem Jahre na[ch] Rastatt übersiedelte und 1771 ausstarb. Die hei[ßen] Quellen, denen B. seine Blüte und seinen Ruf a[ls] Kurort verdankt, sind sehr zahlreich (über 20) u[nd] liefern täglich ungefähr 800000 l Wasser von 44[—]67° C. Sie entspringen aus dem Felsen der Schlo[ß]terrasse hinter der Pfarrkirche und werden durch Rö[h]ren in die Bäder der Stadt geleitet. Hauptque[lle] ist der «Ursprung», mit einem röm. Überbau [be]deckt, über welchem sich die großartigen Gebä[ude] des neuen Friedrichsbades erheben. Dieses, na[ch] Entwürfen von Dernfeld aufgeführt und 1877 [er]öffnet, ist heute die eleganteste, auch den hö[ch]sten Ansprüchen entsprechende derartige Anstalt [in] Europa. Die Quellen gehören zu den erdig sa[li]nischen Kochsalzthermen. Ihr spezifischer Geh[alt] bleibt sich jedoch nicht gleich, ebenso wenig ihre Te[m]peratur, die in den verschiedenen Brunnen zwisch[en] 44—67° C. variiert. Man benutzt das Wasser zu[m] Baden, zu Douchen, Einspritzungen, aber auch zu[m] Trinken. Es hat besonders Ruf gegen Unt[er]leibskrankheiten, Menstruationsstörungen, Sk[ro]feln, alte rheumatische und gichtische Übel, Her[z]krankheiten, Störungen der Nieren und der Har[n]organe, chronische Katarrhe, Lähmungen u. [s. w.] In der Falkenhalde (Stephanienbad und Sta[hl]bad) und in Lichtenthal befinden sich drei schwa[che] Stahlquellen.

Der Ruf des Ortes als Bad nahm besonders gegen Ende des 18. Jahrh. durch den Besuch einer großen Zahl franz. Emigranten seinen Aufschwung, und seit 1804 hat die bad. Regierung alles gethan, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Bereits 1815 zählte man 2460 Badegäste. Seit dieser Zeit ist B. ein Modebad geworden, in welchem sich, bei einer Frequenz von jährlich gegen 50000 Gästen aus allen Ländern der Erde, während des Sommers ein Leben entfaltet, das an Reichtum, Glanz und Luxus mit dem der größten Hauptstädte zu wetteifern vermag. Die (Sommer-) Saison dauert vom 1. Mai bis 1. Okt. und erreicht im Juli und Aug. ihren Höhepunkt; die 1872 eingerichtete Wintersaison zieht jedoch ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Zahl Kurgäste herbei. Von großem Einfluß auf die Frequenz war früher die (1872 aufgehobene) stark besuchte Spielbank, welche nicht nur eine jährliche Pacht von 500000 Fl. zahlte, sondern auch kontraktlich eine gleiche Summe für Verschönerung der Promenade wie für Konzerte und andere Unterhaltungen verwandte. Vereinigungspunkt der Kurgäste ist das Konversationshaus, 1824 von Weinbrenner im Renaissancestil erbaut, mit prächtig ausgeschmückten Speise-, Konzert- und Ballsälen, und von Alleen und Anlagen umgeben, die sich jenseit der 85 m langen Neuen Trinkhalle hinziehen. Letztere, 1839—42 von Hübsch aufgeführt, ist mit 14 Fresken von Götzenberger geschmückt, welche Sagen des Schwarzwaldes darstellen. Am Eingange zur Lichtenthaler Allee erhebt sich das nach den Plänen von Couteau erbaute und 1862 eröffnete schöne Theater, daneben die Kunsthalle mit permanenter Ausstellung. Auf dem Leopoldsplatze befindet sich seit 1861 das eherne Standbild des Großherzogs Leopold. Seit 1857 werden alljährlich Ende August dreitägige und Anfang Oktober zweitägige große Pferderennen in dem 2 Stunden entfernten Iffezheim gehalten. Die interessantesten Punkte der Umgebung sind: das 3 km entfernte sog. Alte Schloß (Hohenbaden, 491 m über dem Meere, 1689 ebenfalls von den Franzosen zerstört), dessen Ruinen eine prächtige Aussicht über das Rheinthal von Speier bis gegen Straßburg gewähren; die Trümmer der Ebersteinburg (511 m), ebenfalls mit schöner Fernsicht; das 1243 gestiftete Cisterzienserinnenkloster Lichtenthal, in dessen Kirche sich Grabmäler baden-durlacher Markgrafen finden; ferner der 672 m hohe Mercuriusberg, das malerisch gelegene neue Schloß Eberstein (in welchem einige Gemächer mit Fresken von Fohr) und das 1725 von der Markgräfin Sibylle Auguste erbaute Lustschloß Favorite, welches während der Belagerung von Rastatt im J. 1849 preuß. Hauptquartier war.

Litteratur. Klübe, «Beschreibung von B.» (2 Bde., Lüb. 1810); Guinot, «Ein Sommer in Baden-Baden» (Lpz. 1858); Frech, «Der Kurort B.» (Lahr 1870); Biermann, «Baden-Baden als Kurort» (Heidelb. 1872); Heiligenthal, «Die heißen Quellen in Baden-Baden» (Bad. 1879); derselbe, «Geschichte der Stadt B. und ihrer Bäder» (Karlsr. 1879); «Das Friedrichsbad in Baden-Baden» (Bad. 1878); «Baden-Baden. Wegweiser durch Stadt und Umgegend» (8. Aufl., Bad. 1880); Schnars, «B. und Umgebung» (2. Aufl., Bad. 1880).

Der Kreis Baden bildet das südl. Drittel des Landkommissariatsbezirks Karlsruhe, bestehend aus Teilen der alten Markgrafschaft Baden, der Grafschaft Eberstein und der Ortenau, und umfaßt 1045,28 qkm mit (1880) 134562 E.

Baden, auch Baden bei Wien genannt, Stadt und schönster Badeort in Niederösterreich, liegt 27 km von Wien an der Südbahn und am Ausgange eines der reizendsten Thäler des Wienerwaldes, 203 m über dem Meere und zählt (1880) 9645 E. Zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt gehören das Kaiserhaus, das Rathaus, die Stadtpfarrkirche, das Theater- und Redoutengebäude, das Militärhospital und der großartige Aquädukt der Hochquellenleitung, der unmittelbar hinter der Stadt in riesigen Bogen das Thal überschreitet. Von den Bädern sind zu erwähnen das 1877 vollständig umgebaute Frauen- und Karolinenbad, eins der elegantesten und schönsten Bäder der Welt, das Herzogs- und Antonsbad, das Johannsbad und die Mineralschwimmschule. Für Winterkurgäste ist das Herzogs- und Antonsbad eingerichtet, die übrigen Bäder sind während der Wintersaison geschlossen. B. ist während der Römerherrschaft als öffentliches Heilbad (ad aquas) und als Stationsplatz der von Vindobona (Wien) nach Scarabantia (Ödenburg) führenden Reservestraße durch zahlreiche Funde (Überreste eines großen röm. Dunstbades, röm. Münzen bis auf Valerius Maximus) festgestellt. Seine berühmten Heilquellen entspringen zu beiden Seiten des Schwechatbachs, der die Stadt von West nach Ost durchfließt, zum Teil unmittelbar aus den Spalten des dolomitischen Kalks, zum Teil aus dem Gerölle der Fläche. Man zählt 13 selbständige Quellen, deren Temperatur zwischen 27—34° C. differiert und deren Wasser zu den erdig-salinischen Schwefelquellen gehört. Es kommt in seiner Wirkung dem von Aachen sehr nahe, erhitzt aber weniger und ist ärmer an festen hautreizenden Bestandteilen. Die Hauptquelle, der «Ursprung», liefert täglich 8710 hl. Die Quellen werden alle zum Baden, die Römer- oder Ursprungquelle auch zum Trinken benutzt. Die Bäder sind fast durchgehends Vollbäder, in denen an 150 Personen beiderlei Geschlechts zusammen baden. Doch bestehen auch Separatbäder, und es sind Einrichtungen zum Schwimmen (im Mineral- wie im Flußwasser), für Schlammbäder, für Ziegen- und Schafmolkenkuren getroffen. Eine Pferdebahn vom Bahnhof bis zur Ruine Rauhenstein im Helenenthale erleichtert den Verkehr mit der nächsten Umgebung. Man zählt gegen 10000 Kurgäste jährlich.

B. hat schöne Parkanlagen, mit der Trinkhalle und den Dampf- und Wannenbädern; in seiner Umgebung wachsen gute Weine. Die Bergstraße, mit einer Reihe eleganter Villen besetzt, zieht sich am linken Thalrande bis gegen die Ruine Rauhenstein hinauf. Ihr gegenüber am rechten Thalrande unter der Schloßruine Rauheneck steht die vom Sieger bei Aspern 1820—23 erbaute und zu Ehren seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Nassau-Weilburg, benannte Weilburg, ein mit schönen Gartenanlagen geziertes Schloß, die Sommerwohnung des Erzherzogs Albrecht. Unmittelbar an die Weilburg schließt sich die Villa des Erzherzogs Wilhelm an, dessen alljährlichen Sommeraufenthalt. Die Umgebung von B. bietet eine Fülle von reizenden Ausflügen, unter denen das waldige Helenenthal mit den Krainerhütten am häufigsten besucht wird. Über die Thalmündung führt der große Aquädukt der wiener Wasserleitung; 700 m lang, an der höchsten Stelle 22 m hoch, mit 14 Pfeilern. Die

Ruinen der Burgen Rauhenstein und Rauheneck zu beiden Seiten des Thals beleben das landschaftliche Bild. Der lohnendste Aussichtspunkt aber ist der Gipfel des «Hohen Lindkogels» (im Volksmund das «Eiserne Thor» genannt), 830 m hoch und auf genußreichen Waldwegen in $2^{1}/_{2}$ Stunden erreichbar. Oben findet man einen 13 m hohen Aussichtsturm, durch den Freiherrn von Sina errichtet, welcher eine großartige Rundsicht bis in die steirischen Berge, über den größten Teil des Wienerwaldes und über das Wienerbecken bis in die Niederung von Ungarn gestattet. Im Turm findet sich eine Orientierungsplatte für die von hier aus sichtbaren Punkte des Panoramas. Vgl. K. Rollett, «B. in Österreich» (Wien 1838); H. Rollett, «Beiträge zur Chronik der Stadt B. bei Wien» (Bad. 1880); Persch, «Der Kurort B. in Niederösterreich» (5. Aufl., Bad. 1880).

Baden in der Schweiz, zum Unterschiede von Baden-Baden bisweilen auch Oberbaden, in der Schweiz zum Unterschiede von Baden im Wallis (Leuk) meist Niederbaden genannt, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks des schweiz. Kantons Aargau, liegt 383 m über dem Meere auf dem linken Ufer der Limmat, zählt (1880) 3692 E. (worunter 996 Protestanten und 177 Israeliten) und besitzt eine kath. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein reiches Spital, ein großes Schulhaus, ein Rathaus, eine alte gedeckte Brücke über die Limmat und zwei Bahnhöfe der hier sich kreuzenden Nordostbahnlinien Aarau-Brugg-Zürich und Aarau-Lenzburg-B.-Bülach. In der engen Klus, mit welcher hier die Limmat den südlichsten Kamm des ostschweiz. Jura, die Lägern 862 m, durchbricht, zwischen Fluß und Berg eingezwängt, vom Schloßberg 459 m mit der Ruine der Burg Stein überragt, bietet die Altstadt mit ihren zahlreichen Türmen einen malerischen, altertümlichen Anblick dar. Durch eine prächtige Platanenallee, zu beiden Seiten mit freundlichen Wohnhäusern und Villen besetzt, wird sie mit den etwa 700 m entfernten Bädern verbunden, denen B. seinen Namen verdankt. Dieselben liegen nördlich von der Stadt, 350 m über dem Meere zu beiden Seiten der Limmat, und zwar auf dem linken Ufer die großen, auf dem rechten in Ennetbaden, durch eine Gitterbrücke mit jenen verbunden, die kleinen Bäder. Die 21 Quellen, welche hier teils am Limmatufer, teils im Flußbette entspringen, liefern in der Minute durchschnittlich 720 l Wasser von eigentümlich salzigem Geschmack, leichtem Geruch nach Schwefelwasserstoff und einer Temperatur von 46—48° C. Schon den Römern als Aquae Verbigenae bekannt, werden die muriatisch-erdigen Schwefelthermen von B. seit alter Zeit mit Erfolg namentlich gegen gichtische, rheumatische und skrofulöse Leiden angewendet. Die Zahl der jährlichen Kurgäste beträgt durchschnittlich 13000. Zu ihrer Aufnahme stehen 20 meist vorzüglich eingerichtete Gasthöfe mit über 500 Bädern bereit. Das Kurhaus (Kasino), ein 1873 errichteter Renaissancebau mit Kursaal, Lesesaal, Theater, Park u. s. w., ist der Mittelpunkt des geselligen Lebens. Die anmutige, wald- und rebenreiche Umgebung bietet Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen und Ausflügen (Schloßberg, Baldegg, Lägern).

Wie die hier gefundenen röm. Altertümer beweisen, war B. schon im Altertum ein ansehnlicher Platz, welchen Tacitus als einen seiner Heilquellen wegen vielbesuchten Kurort bezeichnet. Die röm. Thermopolis lag aber nicht an der Stelle der jetzigen Stadt, sondern bei den Quellen, und erst nachdem dieselbe um 260 von den Alamannen zerstört worden, wurde die Ansiedelung aus dem offenen Thalkessel in die Klus der Limmat zwischen der Lägern und dem Schloßberge verlegt und an der Stelle des röm. Kastells auf dem letztern der «Stein zu B.» erbaut, der, zuerst Sitz der Grafen von B., nacheinander in den Besitz der Grafen von Lenzburg, Kyburg und Habsburg überging und im 13. und 14. Jahrh. den Herzogen von Österreich öfters als Waffenplatz und Hoflager diente. Die Eidgenossen eroberten 1415 mit dem übrigen Aargau auch B., der Stein wurde verbrannt, die Stadt und Grafschaft kamen als Vogtei unter gemeineidgenössische Herrschaft, und von 1424—1712 hielten die Eidgenossen hier ihre Tagsatzungen. In diese Periode fällt die Blütezeit B.s als Kurort; es war damals das bekannteste und besuchteste Bad Europas und nach den Schilderungen des gelehrten Florentiners Poggio im 15. und des Franzosen Merveilleux im 17. Jahrh. war das Badeleben ebenso glänzend wie ungebunden und üppig. Auf Betrieb der kath. Orte wurde 1661 der Stein wieder als Festung hergestellt, jedoch schon 1712 im Toggenburger Kriege von den Protestanten eingenommen und geschleift. Zwei Jahre später, 17. Sept. 1714, wurde auf dem Rathause von B. der Badener Friede zur Beendigung des Spanischen Erbfolgekriegs und Bestätigung des Utrechter Friedens abgeschlossen. Durch den Umsturz der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde B. aus seinem Unterthanenverhältnis befreit und war nun bis 1805, wo Stadt und Grafschaft dem Kanton Aargau einverleibt wurden, Hauptort des Kantons B. der Helvetischen Republik. Vgl. Diebold, «Der Kurort B. in der Schweiz» (Winterth. 1861); Minnich, «B. in der Schweiz und seine warmen Heilquellen» (3. Aufl., Bad. 1873); Fricker, «Geschichte der Stadt und Bäder zu B.» (Aarau 1880).

Baden, eine dän. Familie, aus welcher mehrere namhafte Schriftsteller und Gelehrte hervorgegangen sind. — Jakob B., geb. 4. Mai 1735 zu Vordingborg, gest. zu Kopenhagen 5. Juli 1804, namentlich als Kritiker und Philolog bekannt, studierte zu Kopenhagen, dann seit 1756 zu Göttingen und Leipzig und hielt seit 1760 Vorlesungen in Kopenhagen. Nachher ward er Rektor am Pädagogium zu Altona, 1766 an der Gelehrtenschule zu Helsingör und 1780 Professor der Eloquenz und der lat. Sprache zu Kopenhagen. Er gründete das sog. «Kritisk Journal» (1768—69), das in Dänemark viel zur Bildung des Geschmacks beitrug. Auch war er der erste, der über dän. Sprache Vorlesungen hielt. Seine lat. Grammatik und sein lat. Wörterbuch für die Dänen wurden noch lange nach seinem Tode in den Schulen gebraucht; auch besorgte er verschiedene Schulausgaben und Übersetzungen röm. Klassiker. Seine «Opuscula» erschienen 1793. — Sein ältester Sohn, Gustav Ludwig B., geb. 29. Febr. 1764 zu Altona, gest. zu Kopenhagen 25. Aug. 1840, hat sich als Geschichtsforscher und Rechtsgelehrter einen Namen erworben. Mehrere seiner histor. Monographien, z. B. über Handel und Gewerbe im Norden, über die Geschichte der dän.-norweg. Gesetzkunde, von Erbadel im Norden, bieten ein ziemlich reiches Material. Als Geschichtschreiber fehlt es ihm

jedoch gänzlich an Objektivität und Darstellungsgabe, Mängel, an denen auch sein umfangreichstes Werk, «Danmarks Riges Historie» (5 Bde., Kopenh. 1829—32), leidet. — Sein Bruder, Torkel B., als Archäolog ausgezeichnet, wurde 27. Juli 1765 zu Frederiksborg geboren und brachte nach vollendeten Universitätsstudien mehrere Jahre auf Reisen in Deutschland und Italien zu. Er ward 1794 Professor der Beredsamkeit und Philosophie zu Kiel, 1804 Sekretär an der Kunstakademie zu Kopenhagen, welches Amt er 1823 aufgab. B. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1849. Seine Schriften über die alte Kunst, besonders über die griech. Malerei, brachten ihn in Verbindung mit den geachtetsten Archäologen und Kunstfreunden des Auslandes. Eine Frucht davon war die von ihm veranstaltete Sammlung der «Briefe über die Kunst von und an Chr. L. von Hagedorn» (Lpz. 1797). Seine Ausgabe der Tragödien Senecas (2 Bde., Lpz. 1819—21) ist das Werk vieljähriger kritischer Bemühung.

Badenweiler, Pfarrdorf mit (1880) 575 E., berühmter klimatischer Kurort und geschätztes Thermalbad (jährlich über 3600 Kurgäste) im bad. Kreise Lörrach, 7 km östlich vom Bahnhof Müllheim (Station der großherzogl. Badischen Staatseisenbahn), in herrlicher Gegend, 422 m über dem Meere am nordwestl. Abhange des (1167 m hohen) durch seine Alpenaussicht bekannten Blauen, eines der höchsten Berge des Schwarzwaldes. Unmittelbar über dem Dorfe entspringt die mächtige Quelle, welche durch ihre Temperatur (26,4° C.) und chem. Zusammensetzung in die Klasse der indifferenten Thermen gehört. (Letzte Analyse von v. Bunsen 1869.) Der Ort war schon zu Römerzeiten als Bad in Gebrauch, wie aus den Ruinen eines röm. Bades, welches zu den großartigsten und besterhaltenen Denkmälern röm. Baukunst diesseit der Alpen gehört, hervorgeht. Seine Länge beträgt 66 m, seine Breite 19,5 m; es enthält nebst einer Menge kleinerer Räume, wie Salbzimmer, Dampf-, Schwitz- und Einzelbäder, vier große Piscinen (Schwimmbäder) und zwar zwei Frigidarien und zwei Tepidarien. Nach den aufgefundenen Münzen und sonstigen Altertümern hat das Bad von 124—361 n. Chr. geblüht, bis es nach der Zerstörung (um 368 n. Chr.) als solches in Vergessenheit geriet. Erst im 16. Jahrh. wieder wird B. von mediz. Autoren als Bad genannt. Doch erst 1784 wurden die Ruinen des alten röm. Bades durch glücklichen Zufall aufgedeckt und der Park begonnen, der, überragt von der alten, im 12. Jahrh. erbauten, 1678 von den Franzosen zerstörten Burg der Zähringer, durch Ausdehnung, innere Mannigfaltigkeit und Wechsel herrlicher Fernsichten zu den schönsten Deutschlands gehört. Derselbe wird südlich durch das Kurhaus begrenzt, welches, 1852 von Eisenlohr in leichter zierlicher Holzarchitektur errichtet, dem Charakter der Bauart des Schwarzwaldes entspricht. Vor dem Gebäude befindet sich ein kaltes Wasser (aus der 1870 hergestellten Wasserleitung) spendender Brunnen mit zwei schönen Reliefs, von Klammer in Karlsruhe: Moses in der Wüste, Wasser aus dem Felsen schlagend, und Christus im Gespräch mit der Samariterin am Brunnen.

Innerhalb der Parkanlagen, dicht bei dem Kurhause am östl. Abhange des von der Burgruine gekrönten Kegelbergs, steht die in leichter Eisenkonstruktion aufgeführte 45,5 m lange, 4,46 m breite gedeckte Wandelbahn (1882 vollendet). Gegenüber dem Kurhause befindet sich das unscheinbare großherzogl. Schloß (der frühere, 1586 erbaute «Amthof»), umgeben von ausgedehnten Parkanlagen. Die prot. Kirche mit dem aus dem 15. Jahrh. herrührenden Glockenturm hat ein Wandgemälde (Totentanz und Heilige vorstellend) aus dem 16. Jahrh.; die kath. Kapelle ist neu und im byzant. Stile gebaut. Von großer Bedeutung sind die (1875 vollendeten) mit größter Eleganz ausgestatteten Bassinbäder (Marmorbad in monumentalem Renaissancebau und offenes Bad), eine den neuern Anforderungen entsprechende Nachahmung der Frigidarien des alten röm. Bades; die Größe der Bassins, durch die das Thermalwasser (725 l in der Minute) stets zu- und abfließt, übertrifft die alten um das Dreifache. Das Klima von B., welches unter die subalpinen Kurorte mit mehr sedativer als anregender Luftbeschaffenheit zu rechnen ist, zeichnet sich aus durch Gleichmäßigkeit der Temperatur bei Schutz vor rauhen Winden, große Reinheit und mäßigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Vgl. Leibnitz, «Die röm. Bäder bei B.» (Lpz. 1856); Wever, «Chronik von B.» (Badenw. 1869) und «B. mit seinen Umgebungen» (5. Aufl., Badenw. 1880); Thomas, «B. und seine Heilmittel» (2. Aufl., Müllheim 1878); Siegel, «Die neuen Bassinbäder in B.» (Badenw. 1878).

Bader hießen ursprünglich die Inhaber von Badstuben. Das warme Baden war im Mittelalter eine in Deutschland allgemein verbreitete Sitte, und man benutzte, wie jetzt noch im Orient, den Besuch einer Badstube, um überhaupt mancherlei körperliche Säuberungen, Abnehmen oder Stutzen des Bartes, Verschneiden der Haare und der Nägel u. dgl. vornehmen zu lassen. Es geschah dies in den Städten ein- bis zweimal die Woche, meist des Sonnabends. Die Badeknechte reinigten den Körper ihrer Gäste in jeder Beziehung. Sie griffen auch in das ärztliche Gebiet ein, indem sie wenigstens Hautkrankheiten und offene Schäden behandelten. Sodann zogen diese Badeknechte mit ins Feld, wo sie sich mit dem Bartscheren (daher Feldscherer) und der Pflege der Verwundeten abgaben, und diese beiden Beschäftigungen pflegten sie nun auch nach der Rückkehr in die friedlichen Verhältnisse zu betreiben. Aus ihnen entwickelte sich die besondere Zunft der Barbiere (von Barbarius, Bartscherer), welche mit den eigentlichen Badern in Bezug auf die Pflege des Bartes in Konkurrenz trat und sich das Vorrecht errang, auch außer der Barbierstube barbieren zu dürfen, während die B. damit auf ihre Badstube beschränkt blieben. Nach und nach aber schmolzen beide Gewerbe zusammen. Das Badewesen aus früherer Zeit hörte auf, namentlich seit der Gebrauch der leinenen Hemden aufkam, und die B. wurden zu Barbieren. Beide Gewerbe galten im Mittelalter und noch lange nachher als anrüchig, weil man die Dienste, die sie für Geld an dem Körper anderer Menschen verrichteten, für unehrenhaft und sklavisch ansah. Schon König Wenzel suchte sie durch ein Privileg vom J. 1406 ehrlich zu machen, indessen ohne viel Erfolg. Desgleichen die Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577, ja noch 1731 wurden Reichstagsverordnungen gegen diese Anrüchigkeit erlassen, welche sich verlor, seit die Barbiere mehr und mehr zugleich als Chirurgen auftraten und sich der Behandlung von Wunden und äußern Schäden, sowie dem

Schröpfen und Aderlassen unterzogen, woneben immer noch das Barbieren, sowohl in den eigenen Barbierstuben als in den Wohnungen der Kunden, eine einträgliche Seite ihres Gewerbes blieb. Die neuere Zeit hat unter dem Einflusse der Medizinalpolizei diesen Gewerbskreis abermals beschränkt; Barbiere und Chirurgen wurden voneinander getrennt, den letztern bestimmte Vorbildung und Prüfungen vorgeschrieben und den Barbieren nur dann die Ausübung einer niedern Chirurgie verstattet, wenn sie den Besitz der nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten nachweisen.

Bader (Joseph), bad. Landeshistoriker, geb. 24. Febr. 1805 zu Thiengen im Klettgau, besuchte das Gymnasium zu Freiburg i. Br. und studierte daselbst seit 1822 Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Geschichte. Nach Ausbruch der Julirevolution schloß sich B. der Burschenschaft an, gab die Zeitung «Der Schwarzwälder» heraus und wurde wegen einer auf dem Wallfahrtsorte Ottilien bei Freiburg gehaltenen Rede auf zwei Jahre von der Universität relegiert. Sein erstes größeres Werk war die «Bad. Landesgeschichte» (2 Bde., Freiburg 1834—36). B. erhielt hierauf eine Anstellung am Generallandesarchiv zu Karlsruhe, wurde 1854 Archivrat und 1872 pensioniert. Von 1839—64 gab B. die Zeitschrift «Badenia» heraus (6 Bde., erst zu Karlsruhe, dann zu Heidelberg erschienen); außerdem veröffentlichte er unter anderm eine Fortsetzung von Pahls «Hertha. Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit» (Freiburg 1841), «Das malerische und romantische Baden» (3 Bde., Karlsr. 1843—45), «Die ehemaligen breisgauischen Stände» (Karlsr. 1846), «Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatlande» (1. u. 2. Reihe, Freiburg 1855—56), Beiträge zu dem Werke von Heunisch «Das Großherzogtum Baden, historisch-geographisch-statistisch-topographisch beschrieben» (5 Lief., Heidelb. 1855—57), «Bad. Landesgeschichte für Jung und Alt» (3. Aufl., Freiburg 1864), «Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald und seine Gelehrtenakademie» (Freiburg 1874).

Bader (Karl Adam), Tenorist, geb. 10. Jan. 1789 zu Bamberg, wurde 1809 Organist und Chorregent an der dortigen Domkirche. Im J. 1811 betrat er in seiner Vaterstadt als Sänger das Theater, gefiel sehr und erhielt 1812 ein Engagement in München. Hier verweilte er vier Jahre, sang dann in Bremen, Hamburg und Braunschweig und trat 1820 zur berliner Hofbühne, der er, unter steter Gunst des Publikums, bis zu seiner Pensionierung 1849 angehörte. Seine in tiefer Tenorlage befindliche Stimme war von ebenso schmelzendem Reiz als erstaunlicher Kraft und Ausdauer. Zu seinen gelungensten Partien gehörten Masaniello, Licinius und Cortez, wie überhaupt die Epoche der Spontinischen Opern in Berlin wesentlich auf B.s Leistungen beruhte. B. starb zu Berlin 14. April 1870.

Badeschwamm (Euspongia officinalis) oder Waschschwamm entsteht durch die Bereitung gewisser, im Meere ausschließlich vorkommender Schwämme, die zu der Ordnung der Hornschwämme (Halichondrea) gehören. Die Schwämme, wie sie im Handel und in Sammlungen zu finden, sind eigentlich nur Skelette, welche bei den Hornschwämmen aus sehr feinen, hornigen und elastischen Fasern zusammengewebt, überaus porös erscheinen, während die Kiesel- und Kalkschwämme feine und nadelförmige Körper von höchst zierlicher Form (Kugeln, Sterne, Nadeln, Stäbchen) enthalten, die aus Kiesel- oder Kalkerde bestehen, in jeder Art eine eigentümliche und sich gleichbleibende Bildung zeigen und bei mäßiger Vergrößerung sichtbar werden. Im frischen Zustande sind diese überaus mannigfach gestalteten Skelette mit einem leicht zerstörbaren schleimigen Überzuge versehen, der den eigentlich lebenden, mit einem sehr geringen Grade von Beweglichkeit versehenen tierischen Teil darstellt. Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Schwämme eigentümliche selbständige Tiere oder größtenteils wirkliche, meist aber miteinander innig verschmolzene Tierkolonien sind. Alle Schwämme sind festgewachsen an andere Körper. Ihre Lebensäußerungen sind sehr gering und beschränken sich auf die Hervorbringung kleiner Strömungen im umgebenden Wasser, welches durch die kleinern Poren aufgesaugt, durch die größern im fortdauernden Strome ausgestoßen wird und bei seinem Durchgange aufgelöste organische Stoffe zur Nahrung zurückläßt. Hervorgebracht wird diese Strömung durch neuerdings entdeckte, aber nur bei starker Vergrößerung sichtbare feine Wimpern (Cilien), welche in anhaltend drehender Bewegung sind und die einzigen bis jetzt entdeckten Organe ausmachen. Diese mikroskopischen Wimpern bilden Überzüge an den innern Wänden der kleinen, zellenartigen Hohlräume, welche sich innerhalb der erwähnten schleimigen Masse befinden. Die neuesten Forschungen haben Eier und Spermatozoen (Samentierchen) im Innern mancher Spongien nachgewiesen. Erstere entstehen in zahlloser Menge in kugeligen Kapseln, letztere sind selten. Dagegen hat man häufig in der gallertartigen tierischen Masse unentwickelte Embryonen, welche dem unbewaffneten Auge als weißliche Punkte erscheinen, beobachtet. Diese Embryonen lösen sich später los, bekommen eine Wimperhaut, schwimmen davon, setzen sich später fest und veranlassen die Entstehung neuer Schwämme. Die tierische Natur dieser Geschöpfe, über welche lange Zeit gestritten worden, indem viele Naturforscher dieselben für pflanzliche Gebilde erklärten, ist somi[t] unwiderleglich dargethan.

Der gemeine Schwamm oder B., auch der levantische Schwamm genannt, der in den griech[…] Meeren, insbesondere um Rhodus, durch Tauch[…] gesammelt wird, ist der Gegenstand eines reg[…]mäßigen und sehr bedeutenden Betriebes un[…] kommt nach Deutschland fast nur über Triest. I[…] Adriatischen Meere, wo der B. ebenfalls gefunde[…] wird, werden die Schwämme mit einer vierzink[…]gen, an langer Stange befindlichen Gabel gefisch[…] Sie erscheinen glänzend schwarz von einem hau[…]artigen Überzuge. Man knetet sie frisch, am beste[…] in süßem Wasser aus, bis aller klebrige organisch[…] Stoff vollkommen entfernt ist, und trocknet […] dann. Jetzt färbt man sie häufig gelblich zu[…] Verkaufe. Die verschiedenen Sorten, welche i[…] Handel unterschieden werden, die feinen, beche[…]förmigen, sehr weichen Badeschwämme von S[…]rien, die etwas festern und plattern Zimoccaschwämme aus Griechenland, die groben, wei[…]maschigen, laibförmigen Pferdeschwämme au[…] Dalmatien und Algerien scheinen nur lokale V[…]rietäten einer und derselben Art zu sein. Os[…] Schmidt hat in neuester Zeit versucht, die[…]

nützliche Geschöpf künstlich zu vermehren, und zwar mit gutem Erfolg. Man zerschneidet mit einem scharfen Messer frisch aus dem Meere genommene lebende Badeschwämme in mehrere Stücke und befestigt dieselben mittels kleiner Holzpflöcke am Boden durchlöcherter Holzkästen, welche, geschlossen und mit Steinen beschwert, auf den Grund des Meeres 2,5—3,2 m tief versenkt werden. Schon nach einer Woche sind solche Schwammstücke angewachsen und in voller Fortentwickelung begriffen, indem jedes Stück sich zu einem neuen Schwamme ausbildet. Ein Versuch, diese einfache Methode künstlicher Schwammzucht an den Küsten der dalmatin. Insel Lesina zu betreiben, ist teils durch den Bohrwurm (s. d.), der die Hölzer zerstörte, teils durch die Mißgunst der Fischer gänzlich verunglückt und aufgegeben worden. Der B. war schon den Alten bekannt. Man hat lange den wie Kaffeebohnen gebrannten Schwamm (Schwammkohle, Spongia tosta, Carbo spongiae) innerlich als Kropfmittel gegeben. Infolge der Entdeckung, daß das Jod der wirksame Bestandteil darin sei, ist dieser Gebrauch abgekommen.

Badia (Abtei) ist der Name mehrerer Orte in Italien. Die bedeutendsten sind: B. Polesine, Stadt in der Provinz Rovigo, 22 km westlich von Rovigo, am Adigetto, einem linken Seitenarme der Etsch, und an der Eisenbahn Verona-Adria, hat Fayencefabrikation, Seidenspinnerei und zählt (1881) 6108 E. — B. Calavena, Markt von 2512 E., 24 km nordöstlich von Verona, Hauptort des Distrikts der «Dreizehn Gemeinden» (tredici communi), die unter venet. Herrschaft eine Art Republik mit deutsch redender Bevölkerung bildeten. Die deutsche Sprache herrscht nur noch in einem einzigen Dörfchen. — B. oder Abtei heißt auch die aus drei Dörfern (Abtei, Stern, St. Cassian) bestehende Gemeinde von (1880) 1531 E. in der tirol. Bezirkshauptmannschaft Bruneck, welche sich in der obersten Thalstufe des Gaderthals in den südtiroler Dolomitalpen ausbreitet, östlich überragt von dem 2915 m hohen Kreuzkofl. Die Umgegend, namentlich bei St. Cassian, ist berühmt durch ihre zahlreichen und schönen Versteinerungen. Die Bewohner, Badioten genannt, sprechen einen ostladinischen Dialekt. — B. di Santo-Espirito, ein von Roger I. im normann. Stil erbautes Kloster, 3 km nördlich von Caltanisetta auf Sicilien, bei welchem am zweiten Pfingsttage ein besuchtes Volksfest stattfindet. Etwa 3 km von B. findet sich ein Schlammvulkan, ähnlich wie der Maccaluba.

Badin (frz.), Schäker, Possenreißer; Badinage, Badinerie, Schäkerei, Scherz; Badine, Schäkerin, dünnes Rohrstöckchen, feine Zange; badinieren, schäkern, scherzen.

Badinguet hieß der Maurer, in dessen Kleidung und unter dessen Namen der Prinz Ludwig Napoleon (nachmaliger Kaiser Napoleon III.) am [illegible] Mai 1846 aus der Citadelle von Ham flüchtete. Später wurde mit B., als Spottname, Napoleon III. selbst bezeichnet.

Badisch Rot heißt ein roter Farbstoff, der aus den ausgepreßten Stengeln der chines. Zuckerhirse (Sorghum saccharatum) dargestellt wird, indem man die Stengel so lange sich selbst überläßt, bis sie durch und durch rot geworden sind, was unter Gärungserscheinungen nach etwa 14 Tagen eintritt; die Masse wird darauf mit Wasser vollständig ausgewaschen, gepreßt und der Rückstand mit alkalischem Wasser behandelt, wobei der Farbstoff sich löst; die vom Unlöslichen getrennte Flüssigkeit läßt bei vorsichtigem Neutralisieren mit Säure den Farbstoff in roten Flocken fallen. Im trockenen Zustande löst der Farbstoff sich leicht in Alkohol und gibt auf mit Zinnsalz gebeizter Wolle und Seide schöne rote, echte Farben. Über die chem. Zusammensetzung desselben ist nichts bekannt.

Badoc (frz.), ein roter Bordeauxwein.

Badrinath, Stadt im Distrikt Gharwal, Division Kamaun der indobrit. Nordwestprovinzen, auf dem rechten Ufer des Wishnuganga, an der von Sirinagur nach dem Manapasse des Himalaja führenden Straße. Der Ort ist berühmt durch einen sehr alten, überaus reichen Wishnutempel und einen in seiner Nähe gelegenen heilig gehaltenen Badeteich, Tapta Kund, in welchen sich zugleich eine eiskalte und eine fast kochendheiße, schwefelwasserstoffhaltige Quelle ergießen. Jedes 12. Jahr wird in dem Tempel, zu dessen Unterhalte 226 Ortschaften von Gharwal beitragen, das Fest Kambh-Mela gefeiert, zu welchem 45—50000 Wallfahrer zusammenströmen. In der Nähe von B. erheben sich die sechs Badrinath-Piks genannten Spitzen des Himalaja von 6672—7143 m über das Meer.

Baen (J. van der), niederländ. Porträtmaler, s. Baan.

Baerle (van), holländ. Dichter, s. Barlaeus.

Baeyer (Joh. Jak.), preuß. Generallieutenant und ausgezeichneter Geodät, geb. 5. Nov. 1794 zu Müggelsheim bei Köpenick, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, trat 1813 als freiwilliger Jäger bei dem 3. ostpreuß. Infanterieregiment ein und nahm an den Feldzügen von 1813 und 1814 teil. Nach dem Frieden kehrte er auf das Gymnasium zurück, ging jedoch beim Ausbruch des Kriegs von 1815 abermals zur Armee, wurde als Offizier dem 4. rhein. Landwehrregiment zugeteilt, blieb nun Soldat, besuchte die von Gneisenau in Koblenz improvisierte Kriegsschule, wurde dann von dem General von Müffling seit Mai 1816 in Koblenz und seit 1819 in Erfurt zu topogr. Arbeiten verwandt und 1821 zur Dienstleistung in den Generalstab gezogen. Als 1829 auf den Vorschlag der russ. Regierung eine Gradmessung bei Memel zur Verbindung der preuß. und russ. Dreiecke angeordnet ward, ordnete man B. dem Astronomen Bessel, welcher diese Operationen leitete, als Kommissarius des Generalstabs bei. Diese Arbeiten dauerten 1831—36, und B. erwarb sich dabei das Vertrauen Bessels in dem Maße, daß dieser auf den Titel des Werks über die Gradmessung in Ostpreußen (Berl. 1838) neben seinen Namen auch den B.s setzte. Schon seit 1826 hatte B. an der Kriegsschule Vorlesungen übernommen, die er auch während seiner Beschäftigung in Ostpreußen in den Winterhalbjahren fortsetzte. Im J. 1835 wurde B. zum Mitgliede der Studienkommission ernannt. In seiner militärischen Laufbahn stieg B. im Generalstabe bis zum Obersten und Abteilungschef und wurde 1852 zum Generalmajor ernannt.

Nachdem er die Werke: «Nivellement zwischen Swinemünde und Berlin» (Berl. 1840), «Die Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der berliner Grundlinie» (Berl. 1849) und «Die Verbindungen der preuß. und russ. Dreiecksketten» (Berl. 1857), herausgegeben, versetzte ihn der König Friedrich Wilhelm IV., damit er sich ganz seinen

Arbeiten widmen könnte, zu den Offizieren der Armee und stellte ihn dem Chef des Generalstabs zur Disposition, der ihm die Leitung der trigonometr. Abteilung wie bisher überließ. Im J. 1858 wurde B. als Generallieutenant zur Disposition gestellt und ihm die Ausführung des von Preußen übernommenen Anteils einer europ. Längengradmessung unter dem 52. Parallel übertragen. Als B. 1861 den Vorschlag zu einer «mitteleurop. Gradmessung» machte, traten sämtliche mitteleurop. Staaten auf Preußens Aufforderung dem Unternehmen bei. Ein Centralbureau dafür wurde 1864 in Berlin errichtet und B. zum Präsidenten desselben ernannt. Bis 1867 waren alle europ. Staaten außer England beigetreten, weshalb der Name der Gradmessung nun in «europäische» abgeändert wurde. In Erweiterung ihrer Organisation errichtete man 1869 ein permanentes Geodätisches Institut zu Berlin und ernannte B. 1870 auch zu dessen Präsidenten. Von B.s Schriften sind noch hervorzuheben: «Über die Größe und Figur der Erde» (Berl. 1861), «Das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche» (Berl. 1862), sowie der «Entwurf zur Anfertigung einer guten Karte von den östl. Provinzen des preuß. Staats». Außerdem erschienen von ihm, als Manuskript gedruckt: «Wissenschaftliche Begründung der Rechnungsmethode des Centralbureaus der europ. Gradmessung» (3 Hefte, Berl. 1869—71), «Vergleichung einiger Hauptdreieckskettten der königl. Landestriangulation mit der Besselschen Methode» (Berl. 1879), «Über die Nivellementsarbeiten im preuß. Staate und die Darstellung ihrer Resultate in richtigen Meereshöhen» (Berl. 1881).

Das Geodätische Institut veröffentlicht seit 1863 unter B.s Leitung jährlich einen «Generalbericht über die europ. Gradmessung», sowie auch die Verhandlungen der alle drei Jahre wiederkehrenden Konferenzen der Kommissare der verschiedenen Staaten, und «Publikationen des Geodätischen Instituts» in einzelnen Heften.

Baeyer (Adolf), Chemiker, Sohn des vorigen, geb. 31. Okt. 1835 zu Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst, studierte 1853—59 in Berlin, Heidelberg und Gent Physik und Chemie, habilitierte sich 1860 in Berlin als Privatdocent, wurde darauf Lehrer der organischen Chemie an der berliner Gewerbeakademie, 1866 außerord. Professor, 1869 Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie, 1872 ord. Professor der Chemie in Straßburg; 1875 siedelte er als Nachfolger Liebigs nach München über, wo unter seiner Leitung ein neues großartiges Laboratorium errichtet wurde. B. hat sich durch mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der organischen Chemie einen Namen gemacht. Seine Beschäftigung mit den Kondensationsprodukten, welche durch Einwirkung von Aldehyden auf Kohlenwasserstoffe und Phenole und besonders von Phthalsäure-Anhydrid auf Phenole und Oxyphenole entstehen, führte zur Entdeckung eines grünen Farbstoffs, des Cöruleïns, und eines schönen roten Farbstoffs, des Eosin (s. d.), welches eine große Bedeutung für die Färberei erlangt hat. Ferner gelang ihm die künstliche Synthese des Indigoblau, und zwar in solcher Form, daß dieselbe praktisch im großen ausgeführt werden kann. Endlich entdeckte B. bei der Reduktion von Indigo durch Zinkstaub das Indol, welches als Zersetzungsprodukt von Eiweißkörpern auch im menschlichen Organismus gebildet wird. Auch wurde in B.s Laboratorium 1868 von Graebe und Liebermann die künstliche Darstellung des Krapprots aus Steinkohlenteer und 1877 von Otto Fischer das Bittermandelölgrün entdeckt.

Baëza, Ciudad von (1877) 14377 E. in der span. Provinz Jaen in Andalusien, auf dem zwischen dem Guadalquivir und Guadalimar befindlichen Plateau Loma de Ubēda, in einer mit Öl- und Weinpflanzungen, Gemüsegärten und Weizenfeldern bedeckten Ebene, 5 km westlich von Ubēda gelegen. Die Stadt war unter dem Namen Biatia schon zur Römerzeit ein ansehnlicher Ort, wovon noch viele Inschriften zeugen. Unter den Goten war sie Bischofssitz (Beatia) und stand unter maurischer Herrschaft als Haupt- und Residenzstadt eines eigenen Königreichs der Zeiriden, Bajza oder Bijasah (Albuscharat), in großer Blüte, wurde aber 1244 von den Castilianern erobert und von diesen gänzlich zerstört, später nach neuem Plane wieder aufgebaut. B. besaß eine 1533 gegründete Universität, die in neuerer Zeit eingegangen ist. Noch jetzt hat die im ganzen finstere und verödete Stadt einen bedeutenden Umfang, viele altertümliche, zum Teil sehr schöne got. Kirchen und Klöster sowie manche andere stattliche Baudenkmäler, die von dem frühern Glanze zeugen. Sehr schön sind das Oratorium San-Felipe-Neri und die Kollegiatkirche von Sta.-Maria del Alcázar. Die gleichnamige Station der Bahn Manzanares-Cordova liegt 14 km westlich von B.

Bafel oder Babel (vom ital. bavella), Ausschuß, schlechte Ware.

Bäffchen oder Überschlägelchen, der gespaltene Latz, welchen kath. sowohl wie prot. Geistliche vorn über das Halstuch schlagen, aus der ehemaligen Haustracht bei erstern teilweise, bei letztern ganz in die Amtstracht übergegangen. Die B. sind der letzte Rest des großen Spitzenkragens, welcher um die Mitte des Dreißigjährigen Kriegs die früher übliche gefältelte Halskrause verdrängte. Nach der Mitte des 17. Jahrh. verlor dieser Kragen die Spitzen, zog sich zusammen und bedeckte endlich als breiter Latz nur noch den obern Teil der Brust. Während die Laien ihn bald ganz aufgaben und mit dem Halstuche vertauschten, behielten die Geistlichen denselben zuerst als Stück altehrwürdiger Mode, dann als auszeichnende Standestracht, und zwar in immer abnehmender Größe bei. Bei den Protestanten werden die B. weiß, bei den Katholiken schwarz mit weißen Rändern getragen.

Baffetas, Baftas (frz. bafetas, engl. baftetas, baftas), ostind. weiße Kattune von sehr verschiedener Feinheit, die zum Teil in Europa bedruckt werden; die besten Gewebe dieser Art liefert Surat.

Baffin (William), engl. Seefahrer, geb. um 1584, nahm als Steuermann unter den Kapitänen Hall (1612), Hudson, Button, Gibbins und Bylot (1615 und 1616) an mehrern Reisen zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt durch die Davisstraße teil und drang hier 1616 bis zum Smithsund unter 77° 30′ nördl. Br. vor. B. beschrieb die beiden Reisen mit Bylot wie auch die mit Hall, bei welcher Gelegenheit er zum ersten male eine Methode angab, auf See die geogr. Länge durch Beobachtung von Himmelskörpern zu bestimmen. Sein Schiffsjournal wurde vollständig von Purchas als «Voyages towards the North-West» (Lo[...]

1849) herausgegeben. Die erwünschte Durchfahrt fand er jedoch nicht, und man nahm daher, auf seine Autorität hin, nördlich von der Davisstraße eine große Bai an, die nach ihm Baffinsbai (s. d.) genannt ward. Nachdem er 1618 eine Reise nach Surat und Rocha unternommen, wurde er 1622 getötet, als er in Verbindung mit den Persern versuchte, die Portugiesen aus Ormus zu vertreiben.

Baffinsbai (auch Bylots- oder Bilettbai) heißt der breite Meeresteil auf der Westseite von Grönland, zwischen diesem und dem großen Arktischen Archipel; sie ist eine nördl. Erweiterung der Davisstraße zwischen 68 und 78½° nördl. Br., nimmt einen ungefähr anderthalbmal so großen Flächenraum als die Ostsee ein und hat eine mittlere Breite von 550 km sowie eine Länge von 1100 km. Das Meer innerhalb derselben hat stellenweise ansehnliche Tiefe; so fand Parry unter 72° 23′ nördl. Br. den schlammigen Boden in 1980 m Tiefe (wovon wohl 100—200 wegen Krümmung des Taues abzuziehen sein mögen), aber schon 40 km weiter nördlich in 225 m Tiefe. Die Flutwelle dringt in die B., indes hat die Flut, nach Roß, nur 1,8—2,4 m Höhe über dem mittlern Stande, im N. noch weniger. Die Beschaffenheit des Wassers, seine Farbe und sein Salzgehalt, ändert sich infolge der zeitweise eintretenden Eis- und Schneeschmelzen außerordentlich oft. Durch die Davisstraße geht eine starke Strömung nach S., woraus der Entdecker schloß, daß das Meer nach N. hin nicht geschlossen sei; indes fand Parry, daß diese Strömung weiter im N. an Stärke abnimmt und endlich sogar nach N. gerichtet ist. Innerhalb der Bai liegen wenige Inseln, und zwar nur nahe der Küste. Disko, an der Ostküste, in 70° nördl. Br., ist eine dän. Walfischfängerstation, und die etwas nördlicher gelegene Hasen- oder Waigatt-Insel ist durch die dort vorgenommenen Pendelbeobachtungen bekannt, aus welchen die Abplattung der Erde zu $^1/_{313,6}$ berechnet worden ist. Die B. wurde bereits 1562 von Bears entdeckt, aber nach Baffin benannt, der sie 1616 befuhr; 1818 unternahm J. Roß die erste regelrechte Untersuchung derselben.

Baffinsland nannten die frühern Geographen das Land im W. der Baffinsbai, zwischen der Hudsonstraße und dem Lancastersund, ein System von noch nicht völlig bekannten Inseln, deren Gesamtheit zu 606 000 qkm berechnet wird.

Baffometi, s. Baphomet.

Bafu (frz., auch panne, bisecru, engl. breadth, face, basil), bei Tapeten und Geweben eine einzelne Breite des Stoffs; bei Maschinenteilen und Werkzeugen die ebene, erhabene oder vertiefte Seite, die bei der betreffenden Arbeit zur Wirkung kommt, so beim Hammer die Fläche, mit welcher derselbe das Arbeitsstück trifft, beim Amboß die, welche dem letztern als unmittelbare Unterlage dient.

Bag (engl.), Sack, Beutel, speziell ein Ballen Baumwolle = 120 kg.

Bagage (frz.) nennt man das Gepäck der Truppen, insoweit es nicht von der Infanterie auf dem Leibe oder von den Berittenen auf dem Pferde, sondern auf Lasttieren (Packpferde, Saumtiere) oder mittels Fahrzeuge (Bagage-, Pack-, Gepäckwagen oder -Karren) fortgeschafft wird. Im weitern Sinne können auch andere Heeresbedürfnisse, die den Truppen nachgefahren werden müssen, zur B. gerechnet werden (Lebensmittel, Munition, Medikamente u. s. w.). Man spricht von kleiner und großer B. und zählt zu ersterer alles, was die Truppen unmittelbar im Gefecht bedürfen (im Deutschen Reiche Munitions- und Medizinwagen sowie die Handpferde der Truppen), zu letzterer die B. im engern Sinne, namentlich die Gepäck- und Vorspannwagen. Die kleine B. folgt auf dem Marsche den Truppen unmittelbar, die große in größern Abständen. Einteilung und Verhalten der B. wird durch die Bagageordnung geregelt.

Im 17. und 18. Jahrh., wo die Magazinverpflegung und die Lagerung unter Zelten herrschend waren und die Offiziere in ausgedehnter Weise für ihre Bequemlichkeit sorgen durften, hatte die B. einen sehr großen Umfang, dessen Verminderung insbesondere durch die Kriegführung Napoleons I. veranlaßt und durch Wegfall der Zelte sowie Verringerung der mitgeführten Verpflegungsvorräte und des Offiziergepäcks ermöglicht wurde. Auf Kriegsmärschen folgt die B. in der Regel nicht den einzelnen Truppenteilen, sondern brigade- oder divisionsweise gesammelt in einem gewissen Abstande von der Queue der betreffenden Heereskörper oder überhaupt rückwärts der fechtenden Truppen und unter besonderer Bedeckung; beim Rückmarsch wird die B. vorangeschickt. Je geringer der Umfang der B., desto unbehinderter ist die Bewegung der Truppen. Für die deutsche Armee ist eine «Dienstanweisung für die Infanteriebagage im Kriege» (Berl. 1875) erschienen.

Bagamojo, Dorf an der Ostküste Mittelafrikas, gegenüber der Insel Zanzibar, in 6° 17′ südl. Br., der gewöhnliche Ausgangsplatz für die Karawanen, welche ins Innere Afrikas von Osten her gehen. Französische Missionare haben dort ein Erziehungsinstitut für befreite Sklaven gegründet.

Bagasse nennt man die ausgepreßten Stengel des Zuckerrohrs, welche in den Zuckerfabriken meist als Heizmaterial verwandt werden.

Bagatelle (frz.), Kleinigkeit, unbedeutende Sache.

Bagatellsachen heißen Streitsachen von geringem Werte. Für solche haben sich überall in den deutschen wie auch in den roman. Ländern vereinfachte Prozeßformen ausgebildet. (S. unter Mahnverfahren und Summarischer Prozeß.) Nach §. 23. 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes von 1877 besteht jetzt im Deutschen Reiche für Sachen im Werte von nicht über 300 M. das amtsgerichtliche Verfahren.

Bagatto oder Bagattino (ital.), veraltete venet. Scheidemünze; daher der kleinste Tarok, so genannt, weil das betreffende Kartenblatt einen Schuhflicker mit einem B. in der Hand darstellte.

Bagdad, im Mittelalter in der abendländ. Form auch Baldach genannt, die Hauptstadt des gleichnamigen asiat.-türk. Vilajets (nach Abtrennung der in neuester Zeit eigene Vilajets gewordenen, früher zu B. gehörigen Liwas Mossul und Basra nur noch 1 200 000 E.) im mittlern Mesopotamien, liegt zu zwei Dritteilen auf dem linken Ufer, d. h. der Ostseite des in der Landessprache Schatt genannten Tigris, über welchen zwei je auf 17—19 Pontons ruhende, 200—220 m lange Schiffbrücken führen, während das alte B., die Residenz der Kalifen und einst die größte Stadt der mohammed. Welt, an der Westseite des Flusses lag. Die östl. Stadt ist von einer jetzt ganz verfallenen Mauer nebst vorgelegenem Graben umgeben, die Weststadt wird nur durch einen verfallenen Erdwall gedeckt. Die türk. Regierung hat

indessen eine vollständige Erneuerung der Befestigungen B.s projektiert. Die in der nordwestl. Stromecke der Oststadt gelegene, vierseitige, ebenfalls aus Ziegelsteinen erbaute Citadelle ist halb verfallen und, weil sie auf zwei Fronten dicht von den Häusern der Stadt umgeben wird, um so weniger von irgendeiner Bedeutung. Die Straßen beider Stadthälften sind nicht enger und schlechter gepflastert als diejenigen der meisten andern türk. Ortschaften; das Baumaterial der nur aus einem Souterrain und einem Erdgeschoß mit darübergelegener Terrasse bestehenden Häuser sind Backsteine. Fast alle Fenster öffnen sich nach der Seite des Hofs, der in den Wohnungen der Vornehmen mit Springbrunnen verziert und mit Ziegelsteinen gepflastert ist. Im Sommer, bei der alsdann herrschenden großen Hitze, bewohnen die Hausinsassen meistens nur das Souterrain, dessen der Einwirkung der Sonne entzogenen Gemächer (Serdab genannt) vergleichsweise kühl sind, und breiten nachts ihre Betten auf der Terrasse (dem flachen Dache) des Hauses aus. Dagegen ist es im Winter so kühl, daß man behufs Erwärmung der Zimmer der Kohlenbecken (Mangal genannt) bedarf. Öfen sind nicht im Gebrauch. Die Bevölkerung schätzt man auf 60000 Seelen. Sie ist gemischt aus Arabern, Osmanlis, Kurden, Juden, Armeniern, Syrern, Nestorianern, zahlreichen Persern und wenigen Hindus. Die Mohammedaner zerfallen zu ziemlich gleichen Teilen in Sunniten und Schiiten, die sich schroff gegenüberstehen. Bis 1831, wo die Bevölkerung durch die Pest und Überschwemmungen sehr vermindert wurde, war die Bewohnerzahl über 100000 angestiegen. Die Perser treiben unter dem Schutze der türk. Regierung einen ausgebreiteten Handel. Die Juden (20000) sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt. Unter den Gebäuden der Stadt sind der Konak (der «Palast» des Generalgouverneurs) und das engl. Konsulat, letzteres mit schönem Garten, zu nennen. Unter der kurzen Statthalterschaft Midhat-Paschas wurde zwar viel für Erleichterung des Verkehrs gethan: enge Gassen wurden erweitert, die sehr unreinlichen Straßen gesäubert, Aus- und Einladeplätze am Stromufer angelegt. Aber seit seiner Abberufung ist alles wieder in den frühern Zustand verfallen. Auch das Projekt einer Eisenbahn nach Kerbellah (einem vielbesuchten Wallfahrtsort mit dem Grabe des Imam Husseïn) wurde aufgegeben.

Im Zeitalter der Kalifen war B. der Sitz hoher Bildung und Gelehrsamkeit. Heute überwiegt das Handelsinteresse, und die von dem Kalifen Mostansir 1233 gegründete berühmte Medresse (Hochschule) ist längst in ein Karawanserai verwandelt worden. Nächst den Handeltreibenden, deren Geschäfte, in Hinsicht auf Ausdehnung und Sicherheit, stark durch die Zeitumstände bedingt werden und namentlich von dem momentanen Verhältnis der Regierung zu den räuberischen Beduinenstämmen abhängen, strömen aus religiösem Anlaß, um die Gräber der von den Muselmanen verehrten Heiligen, unter denen sich nicht nur der Schutzpatron der Stadt, Scheich Abd-el-Kader Ghilani, sondern auch der jüd. Prophet Ezechiel befindet, zu besuchen, viele Fremde, namentlich Perser und selbst Bekenner des Islams aus Hindostan zusammen.

Die Eröffnung des Suezkanals war für die Handelsstellung B.s von einer großen Bedeutung, insofern für die Stadt dadurch ein kommerzieller Frontwechsel bedingt wurde, dessen Folgen noch nicht als abgeschlossen angesehen werden können. Bis zum Jahre 1869 liefen die Verbindungslinien B.s für den Verkehr mit Europa ausschließlich durch die Arabische Wüste und das armen. Hochland. Seitdem kommt der Weg durch den Persischen und Arabischen Meerbusen in zunehmenden Betracht. Endlich steht in Aussicht, daß, nachdem die seit lange projektierte Euphrateisenbahn hergestellt worden sein wird, diese zur Vermittlerin namentlich des Personenverkehrs in der Richtung auf den Westen werden würde. Als ein Vermittelungspunkt zwischen Europa und Indien hat B. dadurch, daß ein abgekürzter Seeweg nach Hindostan geschaffen wurde, augenscheinlich verloren; andererseits ist es, infolge der Aufschließung ebenderselben Route dem Abendlande näher getreten. B. war seither eine Hauptniederlage für arab., ind. und pers. Erzeugnisse sowie für europ. Manufakturwaren, und versah Kleinasien, Syrien und einen Teil Europas mit ind. Waren, die, zu Basra eingeführt, den Tigris in Booten stromaufwärts und durch Karawanen weiter nach Tokat, Konstantinopel, Aleppo, Damaskus und in die westl. Teile Persiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Einen glänzenden Anblick gewähren die besonders von Dawud Pascha erbauten, im ganzen Orient ausgezeichneten Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orient. Waren. Die Hauptfabrikate bestehen in rotem und gelbem Leder, das in großem Rufe steht, auch in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen, besonders Musselinen, Taft, Teppichen und Shawls. Die Stadt ward 763 vom abbasid. Kalifen Almansur an einer Stelle, wo nach den arab. Geographen vorher kein Haus stand, gegründet, und der Bau so rasch betrieben, daß schon nach einem Jahre der Kalif dort seinen Sitz aufschlagen konnte. Im 9. Jahrh. erhob sie Harun-al-Raschid, welcher hier einen Palast baute und seiner Lieblingsgemahlin Sobeide ein Grabmal errichtete, zu hohem Glanze. Im J. 1258 eroberte sie Dschingis-Chans Enkel, Hulaku, der den regierenden Kalifen ums Leben bringen ließ und das Kalifat vernichtete. Die Nachkommen des Eroberers vertrieb Timur aus dem Besitze der Stadt, der sie 1393 eroberte. Zu Anfang des 16. Jahrh. bemeisterte sich ihrer Schah Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi, und fortan blieb sie ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom Sultan Murad IV. erobert, und vergebens versuchte im 18. Jahrh. Schah Nadir, sie den Türken zu entreißen. Als der Schauplatz eines großen Teils der Märchen in «Tausendundeine Nacht» erlangte B. auch romantische Berühmtheit. Vgl. Wellstedt, «Travels to the city of Caliphs» (Lond. 1840; deutsch von Künzel, 2 Tle., Pforzh. 1841); Schläfli, «Reisen in den Orient», als zweites Heft der «Mitteilungen schweiz. Reisender» (Winterth. 1864); J. Braun, «Gemälde der mohammed. Welt» (Lpz. 1870).

Bagdalin, buntgemusterter baumwollener Stoff, ähnlich den Bagdadshawls.

Bagehot (spr. Bädschott, Walter), engl. nationalökonomischer und polit. Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1826 in Langport in Somersetshire, besuchte in Bristol die Schule und studierte im University College in London; 1852 als Barrister in die Gesellschaft von Lincoln's Inn aufgenommen,

wandte B. seine Aufmerksamkeit besonders volkswirtschaftlichen Interessen zu, beteiligte sich zugleich als Direktor einer der größten engl. Provinzialbanken an kommerziellen Unternehmungen und übernahm 1859 die Redaktion der Wochenschrift «The Economist». Er starb in London 24. März 1877. Als Nationalökonom und Politiker gehört B. der Schule Cobdens und Stuart Mills an. Als Schriftsteller ist er gleich ausgezeichnet durch Kraft und Klarheit des Stils, Scharfsinn des Räsonnements und Selbständigkeit des Urteils. Außer mehrfachen Beiträgen zu der «National Review» und «Fortnightly Review» veröffentlichte er: «Parliamentary reform. An essay» (Lond. 1859), «The English constitution» (Lond. 1867; 2. Aufl. 1872), «A practical plan for assimilating English and American money» (Lond. 1869), «Physics and politics» (Lond. 1873; deutsch Lpz. 1874), worin er Darwins Selektions- und Vererbungstheorie auf die Bildung polit. Gemeinwesen anwendet, und «Lombard Street, or a description of the money market» (4. Aufl., Lond. 1873; deutsch von Beta, Lpz. 1874). Nach seinem Tode erschienen drei Sammlungen seiner verstreuten Essays: «Literary studies» (2 Bde., Lond. 1879), «Economic studies» (Lond. 1878) und «Biographical studies» (Lond. 1881).

Bagelen, Residentschaft der niederländ. Insel Java in Hinterindien, bildet mit 3430 qkm einen Teil des mittlern Drittels derselben und wird nördlich durch das Gebirge von Minoreh von der Residentschaft Kedu, östlich durch den Fluß Progo von dem niederländ.-ind. Vasallenstaate Djokjakarta getrennt, während es westlich von der Residentschaft Banjumas und südlich von dem Meere begrenzt wird. B. ist einer der schönsten und zugleich fruchtbarsten Teile von Java. Haupterzeugnisse sind Reis, Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Zimt u. s. w. Die herrlichsten Baumfrüchte und eine beträchtliche Anzahl inländischer und europ. Gemüsearten werden in Menge erzeugt. An der Südküste, bei Samangie wird Seesalz in Menge gewonnen; auch befinden sich daselbst, in dem Vorgebirge Karang-Bolong, Höhlen, welche Hunderttausende der die eßbaren Nester liefernden Schwalben (Collocolia esculenta) bewohnen. Die in diesen Höhlen gesammelten Nester bilden ein Monopol der Regierung. Sie gelten, namentlich auf dem chines. Markte, für die beste Sorte und stehen am höchsten im Preise. Das Klima in B. ist überall gesund und durch die Nähe der See abgekühlt. Die Bevölkerung bestand 1879 in 1185992 E., nämlich 1182835 Javanern, 488 Europäern, 2599 Chinesen, 9 Arabern und 61 andern asiat. Fremdlingen. Die Residentschaft B. besteht aus den fünf Abteilungen (Assistentresidentschaften) Purworedjo, Kutuardjo, Ledok, Kebumen und Karanganjer, welche wieder in 23 Distrikte mit 2650 Ortschaften (Dessas) zerfallen. Der Hauptort und Sitz der Provinzialbehörden, Purworedjo, am rechten Ufer des kleinen Flusses Bogowonto, besteht aus drei Teilen, nämlich Purworedjo, hauptsächlich von Europäern und Javanern, Brenkelan, hauptsächlich von Chinesen und Javanern bewohnt, wo sich ein großer Bazar befindet, und dem Truppenkantonnement Kedong-Kebo.

Bagger (ein aus dem Niederländischen ins Deutsche übergegangenes Wort) oder Baggert, auch Backert, ist eine Vorrichtung zum zweckmäßigen Lösen und Heben von unter Wasser liegendem Erdreiche. Durch das Baggern vertieft man Flüsse, Kanäle und Häfen, entfernt man Ablagerungen im Fahrwasser der Schiffe, beseitigt Untiefen, hebt Brunnen aus u. s. w. Man unterscheidet Handbagger und Maschinenbagger. Der Handbagger ist eine breite, aus Holz oder Eisen gefertigte, mit Rück- und Seitenwänden versehene Schaufel, die von dem am Ufer auf einem Gerüste oder einem Kahne stehenden Arbeiter mittels eines langen hölzernen Stiels gehandhabt wird (s. Fig. 1). Die Handbaggerung wird erfolgreich nur bei lockerm und leichtem Material, wie z. B. Sand und Schlamm, bei nicht allzu großen Tiefen und kleinen zu hebenden Massen, zur Anwendung gebracht. Bei größern Arbeiten kommen fast ausschließlich Maschinenbagger in Betracht. Diese bestehen aus dem eigentlichen Schöpfwerke, mit welchem man die Sohle des Flusses, Kanals, Hafens u. s. w. angreift, das Material derselben über

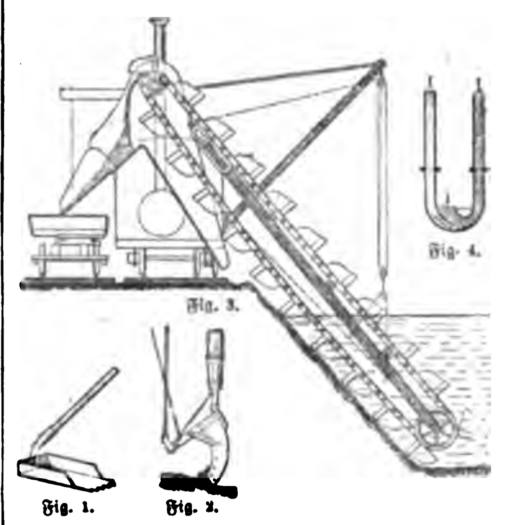


Fig. 1. Fig. 2.

Wasser hebt und in ein zu diesem Zwecke bereitstehendes Schiff oder in einen am Ufer befindlichen Wagen ausschüttet, in welchem man es sodann nach irgendeiner beliebigen Verwendungsstelle transportiert. Die Maschine selbst wird durch Menschen oder Tiere, in neuerer Zeit meist durch Dampf in Betrieb gesetzt und heißt im letztern Falle Dampfbagger.

Nach der Gestaltung der Baggermaschinen unterscheidet man hauptsächlich: 1) Stielbagger. Hier besteht das eigentliche Instrument entweder aus einem eisernen Rechen (Baggerrechen, Kratzer) für festen Boden, oder für leichtere Bodengattungen aus einem eisernen großen Löffel (Löffelbagger) oder einem Sack (Sackbagger), welcher mit einem langen Stiele verbunden ist, der bei der Arbeit entsprechend erfaßt und bewegt wird. Hierher gehört auch die indische Baggerschaufel (s. Fig. 2). 2) Radbagger. Sie bestehen aus einem Rade, an dessen Peripherie unmittelbar die Schöpfeimer oder Schöpfkörbe befestigt sind. 3) Paternosterwerke (s. d.). Wird ein solches von einem Schiffe getragen, so geht die Baggerleiter mit dem Eimersystem entweder durch einen in der Mitte des Fahrzeugs befindlichen Schlot in das Wasser hinab (einfache Baggermaschinen) oder es liegt auf jeder Seite des Fahrzeugs eine derartige Baggervorrichtung

(doppelte Baggermaschinen). Die erstere Art wendet man besonders in Häfen an, wo bis zu größern Tiefen gebaggert wird, während Baggermaschinen der letztern Art vorherrschend auf seichten Flüssen Verwendung finden, da sie die Möglichkeit bieten, flache Hänge seitlich anzugreifen. An der Sulinamündung wurde mit einem großen Paternosterbagger in günstigem Erdreich eine tägliche Leistung von 1500 cbm Erdaushebung erzielt. Der in Fig. 3 dargestellte Ambulante Bagger fand seine Verwendung bei den Hafenbauten von Calais. In großartigem Maße kamen Baggerarbeiten bei der Erbauung des Suezkanals und der wiener Donauregulierung in Verwendung. Man wendete hierbei auch baggerartige Vorrichtungen zu Aushebungen im Trocknen, «Excavateure», Trockenbagger, an. Die Baggermaschine saß in diesem Falle seitwärts an einer Lokomotive und entleerte das Material in auf einem Parallelgleise allmählich vorrückende Waggons, in denen dasselbe weiter befördert ward. Bagger nach dem Eimersystem, bei denen die Leiter vertikal steht, und welche zum Ausheben tiefer Brunnen für Wasserversorgungs- oder Fundierungszwecke benutzt werden, pflegt man Vertikalbagger zu nennen. 4) Saugbagger. Sie bestehen aus einer Röhre, die in den Boden gesteckt und durch eine Centrifugal- oder Saugpumpe luftleer gemacht wird. Der äußere Druck preßt das lockere Material in die Röhre und hebt es dadurch empor. Hierher gehört die Sandpumpe von Gill, welche beim Versenken von Brunnen und zur Fundierung von Brückenpfeilern mit Erfolg benutzt wurde. Das in Fig. 4 dargestellte Injektorprinzip liegt der Robertsonschen Sandpumpe zu Grunde. Es wird durch den einen Schenkel des gebogenen Rohrs Wasser unter Druck geleitet; dieses steigt in dem andern Schenkel empor und reißt den Sand von der Brunnensohle durch eine entsprechende Öffnung mit sich. Der große Pumpenbagger für den bremer Hafen besitzt ein Saugrohr von 46 cm Durchmesser, durch welches stündlich 450 cbm Schlick, der daselbst ein treffliches Düngmittel für die umliegenden Felder abgibt, gefördert werden. Die Kosten für die Förderung betragen hierbei nur 0,38 Mark für den Kubikmeter.

Eine interessante Maschine dieser Art ist der Pneumatische Bagger von Reeves, wobei die Saugröhre mit einem außerhalb der Baugrube auf einem nahen Ufer oder einem Schiffe stehenden Behälter in Verbindung gebracht ist. Indem man in letzterm eine Luftverdünnung erzeugt, wird ein Aufsteigen des Materials im Rohre und eine allmähliche Füllung des Behälters bewirkt. Ist diese erfolgt, so wird das Rohr geschlossen, in den Behälter Luft eingelassen und das Material aus demselben entfernt. Um einen ununterbrochenen Arbeitsfortgang zu erzielen, sind vier solcher Behälter nebeneinander angeordnet. Dieser Apparat, bei welchem das Material mit keinem Ventil in Berührung kommt, wurde beim Bau der Taybrücke mit Erfolg verwendet.

Die älteste Nachricht über Baggermaschinen stammt aus dem Jahre 1591, wo Verantius ein Werk über diesen Gegenstand veröffentlichte. Einen Vorläufer der Paternosterbagger, als holländischen Hafenräumer die Modder Mole genannt, beschreibt 1724 Leupold im «Theatrum Machinarum Hydrotechnicarum»; die erste Dampfbaggermaschine wurde 1796 bei der Firma Boulton u. Watt von einem Ingenieur Grimshaw ausgeführt. In Deutschland scheint der erste Dampfeimerbagger 1841 für den elbinger Hafen ausgeführt worden zu sein.

Baggernetz, ein an einem langen Stabe befestigtes Netz, mit welchem die Holländer aus den Flüssen feinen Thon oder zu vorzüglichem Torf trockenbaren Schlamm (Baggertorf) schöpfen.

Baggèsen (Jens), dän. Dichter, der zugleich der deutschen Litteratur angehört, geb. 15. Febr. 1764 zu Korsör, besuchte 1778—82 die Schule zu Slagelse und kam 1785 auf die Universität Kopenhagen. Noch Student, machte er sich zuerst durch lyrische Gedichte und die «Comiske Fortällinger» (Kopenh. 1785; deutsch 1792) einen Namen. Mit Unterstützung des Prinzen von Augustenburg unternahm er 1789 eine Reise nach Deutschland, der Schweiz und Frankreich. Seitdem betrachtete er die deutsche Sprache als seine zweite Muttersprache. In Bern vermählte er sich 1790 mit einer Enkelin Haller's. Im J. 1793 machte er aufs neue eine Reise nach Deutschland, der Schweiz, Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1796 eine Anstellung in Kopenhagen, verzichtete aber auf dieselbe, um 1797 mit seiner leidenden Gattin nach Italien zu reisen; diese starb jedoch schon in Kiel. In Paris verheiratete er sich dann mit einer Genferin, mit der er 1799 nach Kopenhagen zurückkehrte, reiste 1800 wieder nach Paris, wo er 1803 von Dänemark eine Pension erhielt, wurde 1811 zum Professor der dän. Sprache und Litteratur zu Kiel ernannt, erhielt 1812 den Titel eines Wirkl. Justizrats, nahm aber 1814 seine Entlassung und ging nach Kopenhagen. Hier begann er einen mehrere Jahre fortgesetzten Streit mit Öhlenschläger und dessen Anhängern, begab sich 1820 wieder ins Ausland und starb 3. Okt. 1826 zu Hamburg auf der Rückreise nach Dänemark.

Die Dichtungen B.s lassen oft ein inniges Gefühl und eine außerordentlich rege Phantasie erkennen, verraten aber stets den Mangel an Klarheit und harmonischer Durchbildung, der B.s ganzes Wesen charakterisiert. Klopstock, Wieland und Voß waren die Muster, nach denen er sich bildete. Ihr Einfluß zeigte sich schon in der ersten Sammlung seiner deutschen «Gedichte» (2 Bde., Hamb. 1803) und in den «Heideblumen» (Amsterd. 1808). Sein idyllisches Epos «Parthenais oder die Alpenreise» (1804, neue Aufl., 2 Bde., Lpz. 1819) zeichnet sich, besonders in der letzten Umarbeitung, durch wohlgefügten Bau der Hexameter wie durch einzelne Schönheiten aus. Am bedeutendsten zeigt sich B. in den humoristischen Produktionen, obschon auch ihr Wert ungleich ist. In dem Drama «Der vollendete Faust» (Lpz. 1836) verspottet er mit Witz und Laune wissenschaftliche und polit. Schwächen der Zeit. In dem «Karfunkel oder Klingklingel-Almanach» (Tüb. 1810) versuchte er den Mißbrauch ital. und span. Dichtformen lächerlich zu machen. Sein letztes Werk in deutscher Sprache, «Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalls» (Lpz. 1827), ist ein in gereimten Jamben verfaßtes, weitschweifiges, verworrenes Epos. B.s «Poetische Werke in deutscher Sprache» (5 Bde., Lpz. 1836), «Aus J. B.'s Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi» (2 Bde., Lpz. 1831), «Fragmente aus seinem litterarischen Nachlaß» (Kopenh. 1855) und sein «Philos. Nachlaß» (2 Bde., Zür. 1858—63) wurden von seinen Söhnen Karl und August B. heraus-

gegeben. Seine dramatischen Dichtungen in dän. Sprache sind unbedeutend, aber als Lyriker und Dichter komischer Epen nimmt er in der dän. Litteratur eine hohe Stelle ein. Unter seinen prosaischen Schriften in dän. Sprache ist «Labyrinthen; Digtervandringer» (4 Bde.) die bedeutendste. Gesammelt wurden die dän. Schriften ebenfalls von seinen Söhnen herausgegeben (12 Bde., Kopenh. 1827—32; neue Aufl. 1845—48). Vgl. A. Baggesen, «Jens B.s Biographie» (in dän. Sprache, 4 Bde., Kopenh. 1849—56); Arentzen, «B. og Oehlenschläger. Literaturhistorisk Studie» (4 Bde., Kopenh. 1870—74).

Bagheria, Stadt auf der Nordküste Siciliens, Provinz Palermo, in herrlicher, reich angebauter Ebene östlich von Palermo an der Eisenbahn von da nach Termini, zählt (1880) als Gemeinde 13727 E. Unter den vielen hiesigen, theilweise verfallenen Villen palermitanischer Großen ist namentlich die Villa Palagonia durch Goethes Schilderung bekannt; von der Villa Valguarnera genießt man eine der schönsten Rundsichten in Sicilien. Nördlich von B. erhebt sich der Monte Catalfano mit den beiden steilen Vorgebirgen Mongerbino und Zaffarana; südöstlich von der Stadt befinden sich Ruinen des alten Solus oder Soluntum, heute Solanto.

Baghirmi, ein mohammed. Negerstaat in Centralafrika, zwischen Bornu und Wadai, südöstlich vom Tsadsee am Schari und dessen rechtem Seitenarme, dem Batschikam, von einem Umfange von etwa 183404 km. Die Bevölkerung scheint kaum die Zahl von 1½ Mill. zu übersteigen, doch wechselt die Volksmenge häufig mit den Grenzen, die bei den Kämpfen mit den mohammed. Nachbarstaaten und den südlich angrenzenden Heidenvölkern bald sich erweitern, bald enger zusammenziehen. Ethnologisch muß das Hauptvolk, die Baghirmi, von den unterworfenen Negerstämmen wohl geschieden werden. Die Sprache des erstern, Tar Bagrimma genannt, ist mit dem Idiom der Bongo oder Dor auf dem südwestl. Rande des Tieflandes vom Bahr-el-Ghazal nahe verwandt, während die Sprachen der unterworfenen Stämme eine isolierte Stellung einzunehmen scheinen. Das ganze Land ist eine Ebene, etwa 310 m über dem Meere; nur die südöstl. Gegenden scheinen gebirgig zu sein. Der Boden ist teils Kalk-, teils Sandboden und bringt demgemäß Negerhirse oder Sorghum hervor. Außer diesen Hauptnahrungsmitteln werden Sesam und Bohnen gebaut, auch Baumwolle und Indigo. Die Regierungsform ist die absolute Monarchie, der Titel des Herrschers ist «Banga». Die Heeresmacht beträgt 10000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei. Die Hauptstadt heißt Massenja.

B. bildete bis gegen Ende des 16. Jahrh. einen Teil des Tündjurreichs, welches außer ihm Wadai und Darfur umfaßte, und gelangte durch den heidnischen Häuptling Dokkenge aus Kenga (östlich von Massenja) zur polit. Selbständigkeit. Nachdem der vierte Herrscher nach ihm, Abd-Allah, Mitte des 17. Jahrh., den Islam eingeführt hatte, stieg es unter den nachfolgenden 14 Königen zu beträchtlicher Ausdehnung und Macht, namentlich unter Mohammed-el-Amin; doch übte Bornu schon damals eine Art Oberherrlichkeit über B. aus. Mohammed-el-Amins Nachfolger, Burkomanda, konnte sich nur mit Hilfe Wadais seines aufständischen Katscha oder Kriegshauptmanns entledigen und mußte sich seitdem zur Abgabe eines Tributs (Sklaven, Pferde und Hemden) an Wadai verstehen. Othman regierte unter beständigen Kämpfen bis 1844; sein Sohn Mohammed-Ibn Abd-el-Kader war Sultan zur Zeit von Dr. Barths Aufenthalt im Lande (1852) und vor Nachtigals Aufenthalt (1870). Dieser, gedrückt von der Tributpflichtigkeit, reizte den jungen Herrscher Ali von Wadai so lange, bis derselbe ihn 1871 aus seiner Hauptstadt vertrieb und einen Onkel desselben, Abd-er-Rahman, an seine Stelle setzte. Seitdem residiert der entthronte Neffe an den sichern Ufern des Schari, bald zu Manjafa, bald zu Bugoman, von wo er Züge nach den südl. Heidenländern unternimmt, um sich Getreide und Sklaven zu verschaffen; in diese Länder hat er 1872 dem Dr. Nachtigal Reisen zu unternehmen gestattet.

Vgl. H. Barth, «Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den J. 1849—55» (5 Bde., Gotha 1857—59); Nachtigal, «Reise in die südl. Heidenländer B.s» (im 8. Bde. der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde», Berl. 1873); derselbe, «Sahara und Sudan» (Bd. 1 und 2, Berl. 1879—82); Rohlfs, «Quer durch Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874—75).

Bägna (Bejna)-**Elf**, der wichtigste Quellenstrom der Drammen-Elf in Norwegen, entspringt auf dem Filefjeld und durchfließt in südwestl. Richtung das Thal Valders und dessen südl. Fortsetzung Adalen. B. bildet in ihrem Laufe die bedeutenden Seen Vangsmjösen, Slidrefjorden, Strandefjorden und Spirillen. Nach einem Laufe von 204 km und nachdem sie die Rands-Elf aufgenommen, fällt sie in den Tyrifjord. Das Flußgebiet der B. beträgt etwa 4800 qkm.

Bagnacavallo, Stadt in der ital. Provinz Ravenna an der Zweigbahn Castel-Bolognese-Ravenna der Italienischen Südbahn, hat eine schöne Pfarrkirche, ein Lycealgymnasium und eine Technische Schule und zählt 3885 (Gemeinde 14865) E. B. ist das alte Tiberiacum Gabeum und Geburtsort des Malers Bartolommeo Ramenghi, welcher danach Bagnacavallo (s. d.) genannt wurde.

Bagnacavallo, eigentlich Bartolommeo Ramenghi, geb. zu Bagnacavallo 1484, gest. 1542, ein Schüler Rafaels, früher Francias, malte zuerst mehrere Gemälde in den Zimmern des Vatikans. Später lebte er zu Bologna. Gemälde von ihm, die weniger manieriert sind als die der meisten Schüler Rafaels, wiewohl der Erhabenheit der Auffassung die Ausführung nicht immer entspricht, finden sich in Bologna, Dresden und Berlin.

Bagne oder Bagnes (Val de), Thal im Bezirk Entremont des schweiz. Kantons Wallis, bewässert von der Dranse, erstreckt sich vom Col de Fenêtre bis Sembrancher. Das 30 km lange Thal ist reich an den großartigsten Alpenscenerien; im obersten Teile ein wildes, baumloses Hochthal, eingeschlossen von hohen Felswänden und vergletscherten Gipfeln, weist es im mittlern Teile, unterhalb der Brücke von Mauvoisin, neben den Alpweiden auch Nadelwälder auf, die unterhalb Lourtier, des obersten Winterdorfs, allmählich Laub- und Obstbäumen und Getreidefeldern Platz machen. Die Dranse entspringt im Hintergrunde des Thals, wo sich vom Grand-Combin, 4317 m, Mont-Gelé, Pigno d'Arolla, 3801 m, u. s. w. zahlreiche mächtige Gletscher, wie die Gletscher des Mont-Durand, von Otemma und von Breney fast bis in die Thalsohle hinabsenken. Sie

durchfließt das Thal in nordnordwestl. Richtung, oft tief in Schluchten eingegraben, Stromschnellen und Wasserfälle bildend, in wildem stürmischen Laufe, empfängt die Abflüsse der großen Gletscher von Gétroz und Corbassière, wendet sich bei dem Hauptorte des Thals, Chable, sonst auch Bagne genannt, nach W. und nimmt bei Sembrancher die vom Großen St. Bernhard kommende Dranse d'Entremont auf; nach einer nördl. Wendung mündet sie 2 km unterhalb Martigny in den Rhône. Durch ihre Hochwasser wurde das Thal oft verwüstet, namentlich 1595, 1795 und 1818, wo der Gétrozgletscher die Dranse zu einem See aufgestaut hatte, der, den Eisdamm mit einem male durchbrechend, sich plötzlich entleerte, das ganze Thal bis Martigny verwüstete und 34 Menschen und über 500 Gebäude in den Wellen begrub. Das Bagnethal zählt in zahlreichen Dörfern (Chable, Versegère, Champsec, Lourtier u. s. w.), die zusammen die Gemeinde Bagnes bilden, (1880) 4246 kath. E., meist mit Alpwirtschaft und Ackerbau beschäftigt. Von Martigny führt eine gute Fahrstraße über Sembrancher thalaufwärts bis Champsec. Von der Alp Chermontane im Hintergrunde des Thals führt ein rauher Paß über den Col de Fenêtre, 2768 m, zwischen Mont-Avril, 3341 m, und Mont-Gelé, 3517 m, nach Valpelline und Aosta.

Bagnères-de-Bigorre oder Bagnères-d'Adour, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Hochpyrenäen am linken Ufer des Adour, am Eingange des romantischen Campanerthals, 567 m hoch am Fuße des Montalivet und an der Südbahn gelegen, mit (1876) 7598 (Gemeinde 9508) E., ist schön und zierlich gebaut und besitzt außer den großen Badeeinrichtungen ein Civil- und ein Handelsgericht, ein Theater, eine Kaufhalle, ein Collége, eine Normalschule für Lehrerinnen, ein interessantes Pyrenäenmuseum nebst Bibliothek von 9000 Bänden, Marmorschleifereien, mehrere Fabriken in Wolle («Barège»), Leder, Fayence und Papier, auch mehrere Holzschnitzereien, Marmor- und Schieferbrüche. Schon die Römer kannten B., das noch jetzt viele Überreste aus jener Zeit aufweist, unter dem Namen Vicus Aquensis oder Aquae Bigerrionum. Die Goten zerstörten die Stadt mit ihren Bädern, die sich jedoch bald wieder erhoben und gegenwärtig oft über 20000 Fremde jährlich herbeiziehen. Die Quellen sind erdig-salinisch, lau, warm und heiß (von 18—51° C.); außerdem finden sich eine vorzügliche Schwefelquelle und Stahlwässer, zusammen mehr als 50 Quellen. Sie werden zum Baden wie zum Trinken benutzt und sind besonders gegen Krankheiten der Haut, der Nieren, des Nervensystems u. s. w. wirksam. Unter den 17 Bade-Etablissements ist das der Thermen, 70 m lang, mit Marmorwannen und Marmorböden das bedeutendste. Das Etablissement Théas hat das Haupttrinkgemach. Die Bains du Salut liegen in einem hübschen Thale. Das Klima ist sogar im Winter mild, daher auch in dieser Jahreszeit Kurgäste hier verkehren. Unter den Höhen in der Umgebung, welche als Ziele für Exkursionen dienen, sind zu nennen der 1258 m hohe Mont-Rez oder Mounnié, der Bédat mit seinen drei Grotten, der 2341 m hohe Mont-Aigu, der 1593 m hohe Pène de l'Héris, die Marmorbrüche von Campan, das reizende Lesponnethal und der in 1968 m Höhe gelegene Blaue See.

Bagnères-de-Luchon, auch wohl nur Lucho[n] genannt, die Aquae Onesiae der Römer, aus dere[n] Zeit sich noch viele Reste finden, liegt im Depart[.] Ober-Garonne 628 m hoch in den Pyrenäen, in de[m] reizenden, von der Pique (mit der sich der One ver[-]einigt) durchflossenen Thale von Luchon, mit de[m] sich hier das Thal l'Arboust oder das Go vereinigt[,] und an der Südbahn, 6 km von der span. Grenz[e,] über welche die Bewohner des Ortes, (1876) 398[.] (Gemeinde 4012), lebhaften Handel mit Getreide[,] Medizinalpflanzen und Schiefer treiben. B. besi[tzt] 54 Quellen, kalte, laue und heiße (von 40—60° C.)[;] 49 derselben sind Schwefelquellen, an keiner ander[n] Stelle der Erde übertroffen. Die Quellen liefern i[n] 24 Stunden 1165088 l, hinreichend zu 1200 Bä[-]dern und 450 Douchen pro Tag. Man wendet da[s] Wasser besonders bei Rheumatismen, Gicht, Ner[-]venschmerzen, Hautübeln, Lähmungen u. s. w. an[,] doch eignet es sich seiner aufregenden Eigenschafte[n] wegen mehr für veraltete, torpide Fälle. Die Zah[l] der Badegäste beträgt jährlich mehr als 1000[0.] Das Badegebäude hat 97 m Länge und 53 m Tief[e] und ein Peristyl von 28 Marmormonolithen; dari[n] befindet sich das 5,75 m lange schöne Relief de[r] Centralpyrenäen u. s. w. Der Ort hat drei Kasino[s] und ein Pyrenäenmuseum. Ausgezeichnet schön[e] Alleen bilden die nächsten Spaziergänge; in einige[r] Entfernung befinden sich die Wasserfälle von Juzet[,] und die von Montauban. Im Thale des Arboui[st] liegt Oo und daneben der 69 ha messende See, vo[n] steil aufsteigenden Felsen umgeben und von eine[m] 273 m hohen Wasserfall (Seculajo) gespeist. 7 und 13 km entfernt findet man die Kaskaden des De[-]moiselles, du Parisien, im Lysthale die d'Enfer un[d] du Coeur, nebst dem Höllenschlunde. Zu den schön[-]sten Aussichtspunkten gehören: der hinter dem Bade[-]gebäude sich erhebende, 1797 m hohe Superbagnère[s,] der entferntere und höhere Céciré, der 2195 m hoh[e] Bacanère und der 2147 m hohe Montné, der eins d[er] prachtvollsten Pyrenäenpanoramen bietet. Auße[r] dem Fremdenverkehr, Brauerei und Chokolade[-]fabrikation gewährt der Bevölkerung auch die Aus[-]beutung der nahen Minen von Manganerz, Kupfe[r,] Wismut und silberhaltigem Bleierz Erwerb.

Bagno (spr. Bánjo), in der Mehrzahl Bagn[i,] bezeichnet im Italienischen Bad, Bäder, und ist d[a-]her der Name verschiedener Badeorte in Italien, d[ie] man gewöhnlich durch einen Zusatz unterscheidet. [Zu] den berühmtesten Bädern dieses Namens gehör[en] die in der Gemeinde Bagni di San-Giulia[no] (1880 mit 20596 E.), 7 km nordöstlich von Pi[sa] an der Bahn nach Lucca gelegenen, deren erdi[g-]salinische, lauwarme und heiße Quellen (30—40° C.) schon von den Römern mit Erfolg benutzt und [in] neuerer Zeit für Kranke sehr bequem eingerich[tet] worden sind. — Bagni di Lucca, 27 km nor[d-]östlich von der Stadt Lucca, an der Lima, üb[er] hundert erdig-salinische, eisenhaltige Thermen v[on] 31—54° C., waren bereits im Mittelalter sehr b[e-]rühmt, gehören noch gegenwärtig zu den besuchtes[ten] Badeorten Italiens und zählen (1880) 9764 E. Ferner sind zu nennen: in der Provinz Flore[nz] Bagno a Ripoli mit 14179 E., 4 km östlich v[on] Florenz am Arno; Bagno in Romagna, m[it] 8267 E., am Nordostabhange des Apennin, in 450 [m] Höhe, 107 km östlich von Florenz im Saviotha[l;] endlich das Bagno di Roselle, 5 km nördlich v[on] Grosseto (mit einer Quelle von 36° C.), in der Nä[he] die Ruinen der alten etrusk. Stadt Rusellä.

Bagno (spr. Bánjo, ital., d. h. Bad; frz. Bagne), Name der berüchtigten Strafanstalten für schwere Verbrecher in Frankreich, welche gegen Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen Galeeren (s. d.) traten. Das Wort bezeichnete ursprünglich die Bäder des Serails zu Konstantinopel, bei denen sich ein Gefängnis für Sklaven befand. Seit man die Galeerensträflinge in Frankreich zu Hafen- und Arsenalarbeiten verwandte, übertrug man den Namen B. auf die großen massiven Gebäude in der Nähe der Häfen, welche die Gefängnisse für jene Sträflinge bildeten. Zu förmlichen Strafanstalten wurden die B. durch Ordonnanz von 1749 gemacht. Bereits 1749 ward der B. von Toulon eingerichtet, welchem 1750 der zu Brest, 1767 der zu Rochefort, zuletzt der von Lorient für Militärsträflinge folgte. Der Code pénal von 1791 änderte den Namen der Strafe in «Peine des fers», der von 1810 brachte die mildere Bezeichnung «Travaux forcés» (Zwangsarbeiten). Obschon seit der Französischen Revolution in Bezug auf Behandlung der Sträflinge wiederholt Milderungen eingetreten waren, blieb doch die Handhabung der Disciplin noch äußerst hart, und jeder Sträfling ward, soweit die Art der Arbeit dies gestattete, mit einer Kette an einen Schicksalsgenossen angeschlossen. An den Füßen schleppten sie eine angehängte Kugel. Nachdem bereits 1832 die mit der Bagnostrafe verbundene Brandmarkung (s. d.) auf die rechte Schulter abgeschafft worden war, wurde unter der Regierung Napoleons III. endlich die Zwangsarbeit in den B. mit dem System der Strafkolonien vertauscht und die B., zuletzt Toulon, allmählich geräumt. Vgl. Bertauld, «Cours de code pénal» (4. Aufl., Paris 1873); Vicomte d'Haussonville, «Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies» (Paris 1875); Henri Brissac, «Souvenirs de prison et de bagne» (Par. 1881).

Bagnoles, Weiler mit 40 E. im franz. Depart. Orne, 16 km ostsüdöstlich von Domfront, in einem einsamen, romantischen Thale, wo die Vée einen See bildet, hat zwei Eisenquellen und als Hauptquelle eine Schwefeltherme von 27° C. Das Wasser wird zum Trinken und, erwärmt, zum Baden benutzt und gegen Frauenkrankheiten empfohlen.

Bagnols-les-Bains, Dorf mit 400 E. im franz. Depart. Lozère, am linken Ufer des Lot, 21 km östlich von Mende, in einem engen Thale 941 m über dem Meere gelegen, hat vier jährlich von 1600—1800 Kurgästen besuchte Schwefelthermen (23—43° C.), die große Gasblasen aufsteigen lassen und zum Baden und Trinken bei Rheumatismen, Skrofeln, Leukorrhöe, Stimmlosigkeit und Hautkrankheiten benutzt werden, ferner eine eisenhaltige Quelle von 18° C. Die Quellen liefern täglich 260000 l, welche in ein sehr altes, achteckiges Marmorbecken gesammelt werden, aus dem das Wasser weiter durch das Badegebäude geleitet wird. In der Nähe befinden sich zahlreiche Grotten, Schlünde und versteinernde Quellen, ferner auf der Spitze eines Felsens, welchen die Straße von Mende nach Alais mittels eines Tunnels durchbricht, Ruinen des Schlosses Tournel.

Bagnols-sur-Cèze, Stadt im franz. Depart. Gard, am rechten Ufer der Cèze und auf einer Felshöhe, 50 km im NNO. von Nîmes gelegen, an der Linie Teil-Nîmes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Mittelpunkt eines Steinkohlenbassins, zählt (1876) 3868 (Gemeinde 4980) E., hat ein Kommunal-Collège und betreibt Seidenspinnerei (jährlich für 600000 Frs.), sowie Handel mit Getreide, Seide und moussierenden Weinen. Desgleichen kultiviert die Bevölkerung gute Weinberge.

Bagoh, Stadt in der brit. Provinz Birma, s. unter Pegu.

Bagration (Peter, Fürst), einer der ausgezeichnetsten russ. Generale, dem georgischen Fürstengeschlecht der Bagratiden entsprossen, geb. 1765 in Kisliar, trat 1783 in russ. Dienste und diente unter Suworow. Er nahm 1788 an der Erstürmung Otschakows teil, focht 1792 und 1794 mit gegen die Polen und wurde 1798 Generalmajor. Mit Auszeichnung kämpfte er 1799 in Italien und in der Schweiz, wo er zweimal gefährlich verwundet wurde und in den Schlachten von Lecco (26. April) und bei Cassano (27. April) die siegreiche Entscheidung herbeiführte. Noch höhere Auszeichnung erwarb er sich im österr.-russ. Kriege von 1805. Der russ. Obergeneral Kutusow war 13. Nov. nach Znaim aufgebrochen und mußte besorgen, als er den Donauübergang der Franzosen bei Wien erfahren hatte, daß diese Znaim vor ihm erreichen und ihn dann aufreiben würden. In dieser mißlichen Lage sendete er 8000 Mann unter B. dem Prinzen Murat entgegen, um den Marsch der russ. Armee zu decken. Am 16. Nov. hatte B. bei Hollabrun gegen Murat und eine große Übermacht einen blutigen Kampf zu bestehen. Sechs Stunden lang hielt er sich gegen den vielfach überlegenen Feind und räumte erst am Abend das Schlachtfeld, welches 3000 teils verwundete, teils tote Russen bedeckten, während Kutusow unterdes mit der Hauptarmee Znaim erreichte. Thätigen Anteil nahm B. auch gleich darauf an der Schlacht von Austerlitz. Er führte hier als Generallieutenant die 6000 Mann starke Vorhut der Kolonne des Fürsten Johann von Liechtenstein. Ebenso tapfer focht er 1807 in den Schlachten bei Eylau (7. und 8. Febr.), Heilsberg (10. Juni) und Friedland (14. Juni). Als darauf Rußland durch den Beitritt zum Kontinentalsystem in Krieg mit England und Schweden verwickelt ward, erhielt B. 1808 das Kommando einer Division in Finland, mit welcher er mehrere glückliche Gefechte bestand und 1809 die Alandsinseln besetzte. Zum General der Infanterie und Oberbefehlshaber des Heers in der Türkei ernannt, schlug er den Seraskier Chosrew Pascha 16. Sept. 1809 bei Rassowat, eroberte Matschin, Hirsowa, Ismail und Brailow und unternahm die Belagerung von Silistria, wurde aber bei Tataritza (3. Nov.) geschlagen, ging über die Donau zurück und wurde im folgenden Jahre durch General Kamenskoi im Oberkommando ersetzt. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er die zweite Westarmee, focht unglücklich bei Mohilew (23. Juli) und mußte sich dann bei Smolensk mit der Ersten Armee Barclays vereinigen. An der Schlacht bei Smolensk hatte er nur am ersten Tage (16. Aug.) einigen Anteil. Als fanatischer Deutschenfeind war B. im Verein mit dem Großfürsten Konstantin und Jermolof die Seele aller Umtriebe gegen Barclay. Bei Borodino wurde er (7. Sept.) tötlich verwundet. Er starb 7. Okt. 1812. Seine Witwe, Katharina, geb. 1783, Tochter des Grafen Skawronskij, von väterlicher Seite Großnichte Katharinas I., von mütterlicher Potemkins, spielte unter den diplomatischen Damen auf dem Kongresse von Wien eine Rolle. —

Fürst **Peter Romanowitsch B.**, ein Neffe des vorigen, russ. Generalmajor, gest. 28. Jan. 1876 zu Petersburg, hat sich viel mit geolog. Untersuchungen beschäftigt und entdeckte in der Achmatower Mineralgrube bei Slatoust ein neues Fossil, das nach ihm den Namen **Bagrationit** erhielt.

Bagrejew-Speransky (Elisabeth von), russ. Schriftstellerin, ist die Tochter des russ. Ministers Michael Graf Speransky (s. d.).

Baguette (frz.), Gerte, Wünschelrute; Trommel-Ladestock; hochstielige Tulpe, leicht ausartend.

Bahamaholz, auch Bahiaholz oder Rotholz genannt, s. Brasilienholz.

Bahāma-Inseln oder Lucayische Inseln, span. Lucayos (von los cayos, d. h. die Klippen oder Riffe), eine den Briten gehörige Inselreihe Westindiens, welche, durch den Neuen Bahamakanal oder die Floridastraße mit dem Golfstrom von der Südostküste der Halbinsel Florida, durch den für die Schiffahrt gefährlichen Alten Bahamakanal von Cuba getrennt, sich zu beiden Seiten des Wendekreises über 1100 km weit in südöstl. Richtung bis gegen Haïti hin zwischen 21° und 27° 31′ nördl. Br. erstreckt und mit dem Gürtel der Kleinen Antillen den großen, gegen Nordwesten gekrümmten Inselbogen Westindiens vollendet. Die B. sind die höchsten aus dem Wasser aufragenden Spitzen einer Anzahl von Korallen- und Sandplateaus, die aus bedeutender Tiefe schroff aufsteigen und durchschnittlich nur 5—10 m unter Wasser liegen, selten 20—30 m, während einige wenige zur Ebbezeit zu Tage treten. Unmittelbar außerhalb der Bänke findet man Tiefen von 3—4000 m. Die Inseln selbst bestehen der Hauptsache nach aus jüngern Kalkschichten mit Muschellagern, auf welchen eine Mergel- und Thonlage ruht, bedeckt von einer reichen Humusschicht. Sie sind im ganzen flach, ihre höchsten Hügel erheben sich 40—60 m über den Meeresspiegel, nur Klein-Salvador erhebt sich bis zu 125 m, andere hingegen werden teilweise von der Flut überschwemmt. Man zählt 29 größere Inseln, von denen 10 unbewohnt sind, 661 Felseninseln und 2387 Felsen und Riffe, welche aus dem Meere aufragen, außer einer großen Anzahl von verborgenen Riffen und Klippen. Diese Beschaffenheit des Meeres giebt Anlaß zu einer bedeutenden Anzahl von Schiffbrüchen, weshalb ein Teil der Bewohner seinen Unterhalt durch Bergen von Wrackgütern gewinnt. Die B. zählen (1871) auf 13960 qkm 39162 E., worunter 29287 Schwarze, wozu noch die Caïcosinseln (550 qkm mit 1878 E.) und die Turksinseln (25 qkm mit 2845 E.) kommen.

Nach den Bänken, auf denen sie ruhen, zerfallen die B. in eine Anzahl natürlicher Gruppen, von denen die nördlichste, die der **eigentlichen B.** sich auf der Kleinen Bahamabank (über 14000 qkm groß) erhebt. Die beiden größten unter ihnen sind **Groß-Bahama** (1542 qkm) und **Groß-Abaco oder Lucaya** (mit Klein-Abaco 2313 qkm). Südlich von diesen, durch den Providencekanal getrennt, liegt die Große Bahamabank mit einer Fläche von über 96000 qkm, in welche das tiefe Meer von Norden mit dem Providencegolf, von Osten mit dem Exumasund und der Jumentosbai einschneidet. Hier liegt die größte der B., **Andros** oder **St.-Andrews** (3524 qkm), an welche sich südlich die beiden **Heiligen-Geistinseln** (440 und 1100 qkm) anschließen. Östlich von Andros liegt die nur 218,5 qkm große Hauptinsel **New-Providence** mit dem besten Hafen und der Stadt Nassau, der Hauptstadt der ganzen Gruppe. Unter den übrigen Inseln der Großen Bahamabank sind noch zu nennen: Eleuthera, Great-Exuma und Long Island (Yuma), und, nur durch eine schmale unterseeische Zunge mit der Bank verbunden, Klein-Salvador und Cat-Island. Östlich und südöstlich hiervon liegen noch Rum-Cay und die Watlingsinsel; während westlich von der Großen Bahamabank noch die ziemlich bedeutende Sal-Caybank aufsteigt, auf welcher aber keine größern Inseln liegen. Die südöstl. Fortsetzung der Inselreihe besteht aus einer Anzahl kleinerer Gruppen, Acklin, den Crooked-Inseln, die einen großen Atoll mit 2—3 m Wassertiefe im Innern bilden, Mariguana, Groß- und Klein-Inagua, den Caïcosinseln und den Turksinseln. Weiter südöstlich treten noch drei Bänke, Mouchoir Carré Bank, Silver Bank und Navidad Bank, auf, die letzte schon 20—40 m unter dem Meeresspiegel.

Da die Inseln an Trinkwasser Mangel leiden, so sind nur wenige Brunnen vorhanden; dagegen finden sich auf vielen wertvolle Salzwasserteiche, die teilweise mit dem Meere im Zusammenhange stehen und mit der Ebbe und Flut sinken und steigen. Das Klima der B. ist gemäßigt heiß und auch für Europäer gesund, die Mitteltemperatur beträgt im Sommer etwa 28° C., im Winter 18° C.; der südl. Teil der Gruppe wird das ganze Jahr hindurch vom Nordostpassat erfrischt, während im nördl. Teile häufig kalte West- und Nordwestwinde wehen. Regen fällt in genügender Menge. Das feuchte Klima erzeugt einen üppigen Pflanzenwuchs. Von den tropischen und europ. Gewächsen und Früchten gedeihen mehrere vortrefflich. Ananas und Orangen bilden ein Hauptstapelprodukt, ebenso Baumwolle. Außerdem baut man Reis zur Ausfuhr, Mais und ausreichend anderes Getreide, sowie Mohrhirse, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w., dagegen nur noch wenig Kaffee und Zuckerrohr. Einige Inseln sind holzreich und liefern namentlich Mahagoni, Satin, Lignum vitae, Ceder, Fustik u. s. w. Auch die Viehzucht, besonders die Schaf- und Geflügelzucht, ist einträglich, die Fischerei von großer Wichtigkeit. Der Schildkrötenfang liefert einen erheblichen Ausfuhrartikel. Von Bedeutung ist auch die Gewinnung eines Badeschwamms, welcher freilich gegen den des Mittelmeers zurücksteht. Einen Hauptausfuhrartikel bildet das Salz, hauptsächlich von Inagua und den Turksinseln; sieben Zehntel davon gehen nach den Vereinigten Staaten. Verschiedene Inseln liefern auch Guano, etwa 700 Tonnen werden jährlich ausgeführt. Andere Produkte sind noch Schildpatt und Perlmutter. Der Wert der Ausfuhr der B. belief sich 1878 auf 143000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 191000 Pfd. St. Seit 1. Jan. 1880 sind die B. dem Weltpostverein beigetreten. Außer dem Handel sind Schiffahrt und Schiffbau wichtige Nahrungszweige. Es gibt auf den B. zahlreiche Häfen, die aber meist nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich sind. Bebaut ist etwa ein Fünftel der Bodenfläche; nur 20 Inseln (nicht gerade die größten) sind nebst den nächsten Riffen spärlich bewohnt. Eine Anzahl von Ortschaften liegt nicht auf den größern Inseln, sondern auf kleinen Nebeninselchen, während die Felder auf der Hauptinsel liegen.

Die Engländer haben den Archipel in zwei Verwaltungsgebiete geteilt: 1) das **Gouvernement der B.**, mit einer Regierungsverfassung nach dem Vorbild der brit.-nordamerik. Besitzungen. Haupt-

dt, Sitz des Generalgouverneurs und Mittel-
nkt des Handels ist die feste Stadt **Nassau** auf
ew-Providence, mit gutem Hafen, einer kolossalen
inernen Bildsäule des Columbus vor dem Gou-
rnementshause und 8000 E.; 2) die **Turks- und
aicosinseln.** Diese stehen unter einem beson-
n Regierungsrat, der in Verwaltungssachen dem
ouverneur von Jamaica untergeordnet ist. Die
ichtige, die Eingänge zum Golf von Mexiko be-
rrschende Lage gibt dem Archipel seinen Haupt-
rt. Die B. sind in der Geschichte der Entdeckun-
n von hervorragender Bedeutung, weil zu ihnen
e Insel Guanahani oder San-Salvador gehört,
f welcher Columbus am 12. Okt. 1492 zum ersten
ale amerik. Boden betrat. Die Spanier wurden
rch diese erste Entdeckung des Columbus Herren
es Bahama-Archipels und fanden bei dem fried-
chen Volke karaib. Stammes die freundlichste Auf-
hme. Als sie jedoch auf den öden Inseln ihre
rwartungen getäuscht fanden, verließen sie, nach-
m sie die Einwohner großenteils in die Bergwerke
on San-Domingo, Peru und Mexiko gebracht und
ine 1629 auf Neu-Providence angelegte engl. Ko-
nie 1641 zerstört hatten, den ganzen Archipel, der
in den Flibustiern und andern Korsaren als
chlupfwinkel diente. Letztere vernichtete 1718
r brit. Seekapitän Woods Rogers, der hierauf
e Inseln für England in Besitz nahm. Nicht kräf-
g von der Krone unterstützt, wurden sie 1776 von
n Nordamerikanern geplündert und 1781 von den
panier von neuem erobert, jedoch 1783 im Frie-
n zu Versailles den Briten wieder abgetreten.
gl. Bacot, «The Bahamas» (2. Aufl., Lond. 1871).

Bahari, der arab. Name für Unterägypten.

Bahawalpur, auch **Daudputra** genannt, ein
sallenstaat von Britisch-Indien, jetzt nur noch
850 qkm groß mit 600000 E., gehört als Tri-
tärstaat zur Lieutenant-Gouverneurschaft Pend-
ab, liegt nordwestlich von Radschputana und
rd durch den Setledsch (Ghara), den Pantschnad
nd Indus, seine Grenzen gegen W. und NW., von
em unmittelbaren Pendschab getrennt, während es
gen O. und NO. von Dschessalmir und Bikanir
grenzt wird. Das sehr niedrig gelegene, aus
en Wüstensande bestehende Land ist nur in der
he der genannten Flüsse, in einer Breite von
—22 km, kulturfähig und erzeugt daselbst Baum-
olle, Indigo, Zucker, einige Färbestoffe und Arz-
imittel. Viehzucht findet nur auf diesem schmalen
treifen fruchtbaren Landes statt. Fünf Sechstel des
ndes sind gänzlich unbebaut. Die Einwohner sind
ht, Hindu, Afghanen und Belutschen, insgesamt
ftige Menschen. Die höhern Stände sprechen und
en sich persisch. Der Beherrscher und eine große
hrheit der Bevölkerung bekennen den Islam, zei-
n jedoch dem Brahmanismus große Duldsamkeit.
herrschend ist der Hindustamm der Daudputri,
h. Söhne Davids, des Gründers des Staats (1769),
es unternehmenden Mannes aus der Weberkaste,
r, aus seiner Vaterstadt Schikarpur in Sind ver-
ieben, sich zum Beherrscher des Landes aufschwang.
eine Nachkommen erkannten nacheinander die
berhoheit der Afghanen, der Sikh und seit 1837
er Briten an. Der Fürst Bahawal oder Bhâl,
elcher 1852 starb, erbaute die nach ihm genannte
auptstadt, deren Name auf das Land überging.
Bezog für seine den Briten bei dem Aufstande in
ultan (1848) geleistete Hilfe von der Ostindischen
ompagnie einen lebenslänglichen Jahrgehalt von
10000 Pfd. St., auch hatte er 1843 für die Unter-
stützung der Engländer bei ihren Kriegen gegen
Sinde und Afghanistan einen fruchtbaren Landstrich
im nördl. Sind erhalten. Der Landesfürst, Chan
betitelt, hat 140000 Pfd. St. Einkünfte und braucht
kein Schutzgeld zu zahlen. — Die **Haupt- und Re-
sidenzstadt Bahawalpur**, an einem Arme des
Setledsch, hat einen fürstl. Palast, sonst unansehn-
liche Backsteinhäuser, die nebst vielen Baumgruppen
von einem Erdwall von 8 km Umfang umschlossen
werden, zählt 20000 E., hat berühmte Manufak-
turen und betreibt, von ihrer Lage am Vereinigungs-
punkt dreier Straßen begünstigt, lebhaften Handel.
Die andern wichtigsten Städte des Landes sind
Ahmedpur, auch Ahmedpur-Barra, oder bloß
Barra, 52 km im SW. von B., mit 30000 E.,
welche Gewehre, Schießpulver, Baumwoll- und
Seidengewebe verfertigen, und **Chanpur**, weiter
im SW., an einem schiffbaren Pantschnadkanale, in
äußerst fruchtbarer und volkreicher Gegend, ein
blühender Handelsplatz mit 10000 E.

Bahia oder **São-Salvadór da Bahia**
(vollständig: Cidade São-Salvador da Bahia de
todos os Santos), Hauptstadt der brasil. Provinz
B. und bis 1763 Hauptstadt von Brasilien, noch
jetzt die erste Festung, die zweite Handelsstadt und
Sitz des Erzbischofs und Primas von ganz Brasi-
lien, liegt an der Ostseite der Allerheiligenbai (Ba-
hia de todos os Santos), die eine Menge Inseln
umfaßt und einen gesicherten Hafen bildet, der alle
Flotten der Erde bergen könnte. Die Stadt B.
liegt am Westabhange einer von N. nach S. gerich-
teten, allmählich schmäler werdenden Landzunge,
welche mit dem Kap San-Antonio endet, und bietet
einen Anblick von imponierender Schönheit. Das
Innere entspricht indes dieser Lage nicht. Die
Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und besteht aus
zwei sehr verschiedenen Teilen: der Praya oder Ci-
dade-Baixa, d. h. Unterstadt, und der Cidade-alta
oder Oberstadt. Die Praya besteht hauptsächlich
aus einer fast 7 km langen, am Ufer hinziehenden
Straße, welche von mehrern kleinen und engen
Gäßchen durchschnitten wird. In ihr finden sich die
Comptoirs und Magazine der Kaufleute, die Börse,
das Zollamt (Alfandega), das Marinearsenal, im
N. das Kriegsarsenal, der Bahnhof der Bahia-
San-Franciscobahn, die Gasfabrik, eine Fabrik
für Pferdebahnwagen u. s. w. An Kirchen enthält
sie die Dreieinigkeits-, Bomfim- und Conceição-
kirche. Während die Praya durch den in ihr herr-
schenden Schmutz und die oft sehr drückende Hitze
einen unangenehmen Eindruck macht, ist die Cidade-
alta, 60—80 m höher, luftig und gesund, von
Orangen- und Bananengärten umgeben, die sich
nördlich in den Urwald verlieren. Unter ihren Ge-
bäuden zeichnet sich das jetzt als Hospital dienende
Jesuitenkollegium, ganz besonders aber die ehema-
lige Jesuitenkirche, die gegenwärtige Kathedrale,
aus, die, meist aus Marmor errichtet, als die
schönste Kirche Brasiliens gilt. Hier steht auch der
Palast des Erzbischofs, die weitläufige Statthalte-
rei, die Münze, die Citadelle, das Stadthaus, die
Kanzlei, der Appellationshof, das Waisenhaus,
das Getreidemagazin, das Theater, viele Klöster
und Kirchen; eine Pferdebahn durchschneidet die
Stadt in ihrer ganzen Länge. Den herrlichsten
Durchblick auf den Hafen und die Gegenküste ge-
währt der die ganze Stadt beherrschende Passeio-
publico, eine der schönsten Promenaden Amerikas.

B. wird durch eine Menge Festungswerke, Batterien und Forts gedeckt, unter denen das auf einem isolierten Felsen mitten im Hafen gelegene kreisförmige Seefort das stärkste ist. Außer verschiedenen Spezialschulen besitzt die Stadt ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine mediz. Akademie, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, mehrere Druckereien. Ihre Umgebungen wie das ganze Gestade der Bai sind reizend, das Klima außerordentlich gesund.

B. zählt (1872) 128929 E. und hat drei Vorstädte: Bomfim im N., Victoria im S. und die Altstadt. Die gegenüberliegende, 35 km lange und bis 10 km breite, fruchtbare Insel **Itaparica** oder **Taparica**, deren östl. und westl. Ende mit dem Festlande die beiden Eingänge zur Bai begrenzen, zählt 18000 E., wovon 7000 auf die Stadt **San-Gonzalo** kommen, deren Einwohner hauptsächlich vom Walfischfang leben. Zwischen dieser Insel und der Stadt liegt der eigentliche Hafen von B.; er ist sehr bequem, geräumig und leicht anzulaufen. Die Südspitze San-Antonio trägt einen Leuchtturm. Der Handel von B. ist durch die vielen Hemmnisse, denen er durch die Eifersucht der Hauptstadt Rio de Janeiro unterworfen war, nicht zu der Blüte gelangt, deren er fähig ist. Alle Waren müssen durch die Alfandega einpassieren und die auszuführenden gehen durch das Consulado. Die Einfuhr besteht namentlich aus Eisenwaren, baumwollenen, wollenen, leinenen und seidenen Manufakturen, Droguen und Wein, die Ausfuhr aus Zucker, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Cigarren, Häuten und Holz. Hierin ist der Küstenhandel nicht einbegriffen, dessen Wert etwa zwei Drittel des überseeischen ausmacht. B. steht mit den übrigen brasil. Häfen in regelmäßiger Dampferverbindung, ebenso mit Neuyork; mit Europa verbinden es sechs monatliche Postdampfer (Hamburg 2, Bordeaux 2, Liverpool 1, Southampton 1), welche ihre Fahrten bis Rio und zum La-Plata ausdehnen. Den Verkehr auf der Bahia vermitteln zwei Dampfschiffahrtsgesellschaften. Die Industrie der Stadt B. ist am bedeutendsten in Tabak-, Cigarren-, Zucker- und Rumfabrikation, wozu noch Baumwollweberei, seit 1867 die bedeutendste Spinnerei Brasiliens, Papierfabrikation und Schiffbau kommen. Der Handel zur See liegt fast ganz in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer. B. wurde 1510 von dem Portugiesen Correa als San-Salvador gegründet und erhielt 1549 seinen jetzigen Namen.

Die **Provinz Bahia** umfaßt 426427 qkm mit 1379616 E., darunter 167824 Negersklaven und außerdem etwa 8000 umherziehende Indianer. Im N. von Sergipe durch den Rio-Real und von Pernambuco durch den Rio San-Francisco geschieden, grenzt sie weiter an Piauhy, Goyaz und Minas-Geraes und reicht an der Küste südlich bis zum Rio Mucury, der die Grenze gegen Espiritu-Santo bildet. Der 40—60 km breite Küstenstrich ist ziemlich bergig, aber auch mit weiten Thalflächen versehen, sehr fruchtbar und gut bewässert, während der zur Provinz gehörige Teil des San-Franciscothales weniger wasserreich ist. Getrennt werden beide Niederungen im N. durch die Plateaus des Sertão, welches südlicher in Kettengebirge übergeht, eine kalkige und granitische Fläche, welche an großem Wassermangel leidet und deswegen mit spärlicher Vegetation bestanden und zum Ackerbau ungeeignet ist. Am fruchtbarsten ist das Land an der Allerheiligenbai (der Reconcavo), wo auch im ganzen Brasilien die dichteste Bevölkerung wohn[t]; der ganze Küstenstrich der Provinz ist berühmt durch seine herrlichen Urwälder (den Mato-virgem d[er] Küste), und wo dieser dem Anbau weichen mu[ßte], hinterließ er einen Boden von unerschöpflich[er] Fruchtbarkeit. Man baut Zucker und Tabak, da[zu] Baumwolle, Reis, Maniok in großer Menge, au[ßer] dem Kaffee und Südfrüchte. Auf den Plateaus d[es] Innern ist nur die Viehzucht lohnend, doch schein[en] sie reich an edeln Metallen zu sein. In der Serra [de] Sincorá wurden 1844 reiche Diamantenlager v[on] einem Sklaven aufgefunden. Die **Bahia-Eise[n]bahn**, 1858 begonnen, wird nach Joaseiro a[m] rechten Ufer des San-Francisco geführt werde[n]; eröffnet ist die 145 km lange Strecke von B. b[is] Inhambupe. Die sonstigen Verkehrswege der Pr[o]vinz sind sehr ungenügend.

Bahiaholz oder **Rotholz**, s. Brasilie[n]holz. [linge[n]

Bahlingen, Stadt in Württemberg, s. B[a]...

Bahman (im Zend Vohu-manô, altpers. Vah[u]manis, d. h. mächtiger Geist, woher die neu[e] Form) ist in der Religion Zoroasters der zweite d[er] Amschaspands (s. d.) oder Unsterblich-Heiligen. [Er] ist der erste nach Ormuzd und repräsentiert namen[t]lich den Ormuzdgeborenen reinen Verstand. Sch[on] Plutarch («De Iside et Osiride», Kap. 47) schilde[rt] ihn als Hauptvertreter der εὔνοια (d. h. Wohlwollen). Er ist der Fürst des Friedens, des fruchtbaren S[e]gens, der reichen Herden und der reinen Tiere. He[rr] des Himmels, Oberster des Paradieses (Vahi[st], neupers. Behescht) empfängt er die Seelen der S[e]ligen. Als einer der Amschaspands sitzt er auf eine[m] goldenen Throne und befragt die Seelen derer, [die] von Albordj heraufkommen, um über die Br[ücke] Tschinvat zu gehen. Ihm ist der 11. Monat u[nd] der zweite Tag jedes Monats geheiligt; unter d[en] Pflanzen ist die weiße Lilie und unter den Vög[eln] der fabelhafte Asozischt ihm geweiht. Sein Gegn[er], als zweiter Ahriman, ist Akomano, der Schöp[fer] des Neides und des Kriegs.

Bahnhobel, s. Hobel.

Bahnsen (Jul. Friedr. Aug.), Philosoph, g[eb.] 30. März 1830 zu Tondern in Schleswig-Holst[ein], besuchte das Gymnasium zu Schleswig, studi[erte] seit 1847 zu Kiel Philosophie und Philolog[ie], kämpfte 1849 als Freiwilliger gegen die Dänen u[nd] setzte dann seine Studien in Tübingen fort. [Er] wurde 1858 Lehrer am Gymnasium zu An[klam] und 1862 an der höhern Bürgerschule (seit 1[8..] Progymnasium) zu Lauenburg, wo er 7. Dez. 1[8..] starb. B. ist ein Jünger und Fortbildner Scho[pen]hauers, dessen Lehre er teils individualistisch[er zu] gestalten, teils mit einer dialektischen Metaph[ysik] zu kombinieren versucht hat. Seine Hauptschr[iften] sind: «Beiträge zur Charakterologie» (2 Bde., [Lpz.] 1867), «Mosaiken und Silhouetten» (Lpz. 18[..]), «Das Tragische als Weltgesetz und der Humor [als] ästhetische Gestalt des Metaphysischen» (Lpz. 18[..]), «Der Widerspruch im Wissen und Wesen der W[elt]» (Lpz. 1880).

Bahr und **Bahri** heißt im Arabischen «M[eer]» oder «großes Gewässer». Daher **Bahr-el-Akab[a]**, der Meerbusen am Nordostende des Roten Meer[es]; **Bahr-el-Huleh**, der See Merom in Palästi[na]; **Bahr-el-Kulzum**, der Meerbusen von Su[ez], im Mittelalter auch das ganze Rote Meer; **Bahr-[el-]Jemen**, das Rote Meer; **Bahr-bela-ma**, [der] Fluß ohne Wasser; **Bahr-el-Abiad**, der W[eiße Nil] ...

il; Bahr-el-Asrak, der Blaue Nil; Bahr-el-hazel, der Gazellenfluß; Bahr-Lut, das Tote Meer. — Bahri-Tabarijeh, der See von Tiberias oder Galiläa in Palästina; Bahri-Benedik, das Adriatische Meer; Bahri-Jussuf, der osephskanal genannte Arm des Nil im mittlern gypten, von Farschut bis Dschizeh.

Bähr (Joh. Christian Felix), namhafter deutscher Philolog und Altertumsforscher, geb. 13. Juni 798 in Darmstadt, als Sohn des nachmaligen bad. rälaten, Kirchen- und Ministerialrats Johanes B. (geb. 28. Aug. 1767 zu Heidelberg, gest. . April 1828 zu Karlsruhe). B. besuchte das Gymasium und die Universität zu Heidelberg, habiitierte sich daselbst 1819 und erhielt 1821 eine ußerord., 1826 eine ord. Professur. Seit 1833 tand B. auch an der Spitze der Universitätsbibliohek. Er starb zu Heidelberg in der Nacht vom 28. um 29. Nov. 1872. B. machte sich zunächst bekannt durch die mit Kommentarien versehenen lusgaben der Plutarchischen Biographien: «Alciiades» (Heidelb. 1822) und «Philopoemen, Flaninius, Pyrrhus» (Lpz. 1826). Außerdem sammelte und erläuterte B. die Bruchstücke des «Ktesias» (Frankf. 1825). Seine Hauptwerke sind die Geschichte der röm. Litteratur» (Karlsr. 1828; . Aufl., 4 Bde., 1868—78), woran sich drei Supplemente: «Die christl. Dichter und Geschichtschreiber Roms» (Karlsr. 1836), «Die christl.-röm. Theologie» (Karlsr. 1837) und «Geschichte der röm. Litteratur im karolingischen Zeitalter» (Karlsr. 840) anschließen, und die Bearbeitung des «Herodot» (4 Bde., Lpz. 1832—35; 2. umgearbeitete lufl., 4 Bde., Lpz. 1855—61), in welcher namentch die Sacherklärung ausgezeichnet behandelt ist. ußerdem hat B. noch eine Anzahl kleinerer Schrifen und zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften und ncyklopäd. Werken geliefert. Seit 1821 nahm er hätigen Anteil an den «Heidelberger Jahrbüchern», ie er seit 1834 mit Schlosser und Muncke, seit 1847 llein redigierte.

Bahrdt (Karl Friedr.), berüchtigter Theolog der lufklärungsperiode, wurde geboren zu Bischofswerda in Sachsen 25. Aug. 1741 als Sohn des 775 als Professor der Theologie zu Leipzig gestorenen Joh. Friedr. B. Zu Leipzig und Schulpforta orgebildet, studierte B. seit 1756 zu Leipzig Theoogie, wurde 1762 als Katechet an der Peterskirche nd 1766 als außerord. Professor der biblischen hilologie zu Leipzig angestellt. B. lehrte und prete mit Beifall, ward aber wegen liederlichen Leas aus Leipzig entfernt und 1768 Professor der blischen Altertümer zu Erfurt. Hier wandte er zuerst dem Rationalismus zu und schrieb seine Briefe über die systematische Theologie» (2 Bde., Eisenach 1770—72) und die «Wünsche eines stumen Patrioten» (Erfurt 1770). Im J. 1771 als rofessor der Theologie und Prediger nach Gießen erufen, veröffentlichte B. die «Neuesten Offenarungen Gottes in Briefen und Erzählungen» 1773), ward aber wegen anstößigen Lebenswandels 775 entlassen. B. wirkte nun 14 Monate lang s Direktor eines Philanthropins zu Marschlinz n Graubünden und wurde dann Generalsuperintendent und erster Prediger zu Dürkheim an der rdt. Hier traf ihn 1778 das Urteil des Reichsrats, welches ihn zur Verwaltung eines geistlichen Amtes für unfähig erklärte und ihm verbot, as drucken zu lassen; 1779 floh B. nach Halle, wo er Vorlesungen hielt über Philosophie und alte Sprachen. Hier erschienen B.s «Briefe über die Bibel im Volkston», «System der moralischen Religion» und andere Schriften. Ein anonymes Pasquill auf Wöllners (s. d.) Religionsedikt brachte ihm 1789 ein Jahr Festungshaft zu Magdeburg, wo er die «Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale» (4 Bde., Braunschw. 1790) schrieb. Hernach lebte B. als Schenkwirt in einem Weinberg bei Halle, bis er 23. April 1792 starb. B. hat Bedeutung nur als das äußerste Extrem des vulgären Rationalismus. Reich beanlagt, hatte er ein ausgebreitetes Wissen sich angeeignet, aber ohne jeden sittlichen Halt, versank er in tiefste Gemeinheit, ohne für die Wissenschaft Bleibendes zu leisten. Vgl. G. Frank in Raumers «Histor. Taschenbuch» (Lpz., Jahrg. 1866); Leyser, «Karl Friedrich B.» (2. Aufl., Neustadt a. d. H. 1870).

Bahrdt mit der eisernen Stirne, der Titel einer Schmähschrift, welche August Friedr. Ferd. von Kotzebue (s. d.) unter Knigges Namen (1790) erscheinen ließ.

Bahrein-Inseln oder Avâl-Inseln heißt eine Gruppe von Inseln auf der arab. Seite des Persischen Meerbusens, innerhalb einer Bai, welche im SO. die mit dem Râs (Kap) Reklân oder Aufir auslaufende Halbinsel El-Bahrein und im NW. das Râs Tannûra bei El-Kâtif begrenzen. Die bedeutendsten dieser Inseln sind Samak, Bahrein oder Avâl im SO. nebst Menama und Maharrak. Nordöstlich von ihr liegt das viel kleinere Eiland Arad mit gleichnamiger Stadt (Aradus des Plinius). Beide sind die fruchtbarsten, wasserreichsten und gesündesten Inseln des Persischen Golfs und liegen inmitten einer reichen Perlenbank. Die Insel Samak erstreckt sich 50 km von N. nach S., mit einer größten Breite von 17 km, ist im Innern etwas gebirgig, an den Küsten aber sehr flach und von vielen Sandbänken umgeben, welche bei niedrigem Wasserstande trocken liegen, und zählt etwa 60 Dörfer mit 60—70000 E. Der von vielen süßen Quellen getränkte Boden ist außerordentlich ergiebig, wenngleich nur teilweise gut angebaut, und liefert viel Datteln, Mandeln, Limonen, Granatäpfel, Wein, Feigen, Weizen und Gerste. Bemerkenswert ist, daß um Samak auf dem Meeresgrunde süßes Wasser stark hervorquillt, welches Taucher in Schläuchen schöpfen, um damit Schiffe zu verproviantieren. Menama, die Hauptstadt, am nordöstl. Ende der Insel, zählt etwa 25000 E. Sie ist gut gebaut, besitzt einen reichen Bazar und große Karawanserais zur Aufnahme der zahlreichen Kaufleute, welche zur Zeit der Perlfischerei sich hier einfinden. Nördlich von ihr liegt ein guter Hafen, der jedoch schwer zugänglich ist; sicherer ist der kleinere, südöstlich liegende. Beide werden zum Teil durch Arad, die zweite Insel, gebildet, welche so flach ist, daß sie bei hohem Wasserstande als in zwei geteilt erscheint. Ihren Ruhm und ihre große Bedeutung verdanken die Inseln dem gewinnreichen Betriebe der Perlfischerei, deren Mittelpunkt sie sind. Die Perlbänke erstrecken sich jedoch in einer Ausdehnung von 300 km von den Biddulfsinseln südöstlich bis Schardscha. Die Perlfischerei wird von der Bevölkerung in den Monaten April bis Oktober betrieben, wo das Wasser hinlänglich warm ist. Die Insel Samak schickt 3500 Boote aus, von denen 2500—3000 auf die Hauptstadt allein kommen; die pers. Küste schickt 100 und etwa 700 die Piraten-

küste, samt den Ortschaften zwischen Bahrein und dem Râs Mesandum. Der Handel mit den Muscheln wird sogleich an Ort und Stelle gemacht; gegen drei Vierteile kaufen die Hinduhändler; der Rest geht nach Bagdad, Syrien, der Türkei u. s. w. Der Ertrag beläuft sich nach Schätzung der Engländer auf 250000 Pfd. St., nach Abzug der mancherlei Gebühren (20 Proz. vom Werte), welche den beaufsichtigenden Scheichs und Gouvernementsschiffen zu entrichten sind.' Auch der übrige Handel ist nicht gering, da Menama der Mittelpunkt des ganzen Handels dieser Ostküste Arabiens ist. Die Inseln waren schon den Alten bekannt. Die Portugiesen, von deren Herrschaft einige Ruinen am Hafen zeugen, besetzten die Insel Bahrein 1507 bald nach der Eroberung von Ormus und trieben die einträgliche Perlenfischerei auf eigene Rechnung. Nachdem ihnen Schah Abbas I. 1622 Ormus entrissen, mußten sie auch Bahrein aufgeben, um dessen Besitz nun Perser (Schah Nadir eroberte sie 1735) und Araber stritten, bis ein Stamm der letztern, die Athubis, sich 1784 der Insel bemächtigten. Vgl. Wüstenfeld, «Bahrein und Jamâma, nach arab. Geographen beschrieben» (Gött. 1874).

Bahrrecht (Blutprobe, jus feretrii), im Mittelalter eine Art der Gottesurteile oder Ordalien (s. d.) zur Erforschung eines Mörders.

Bähung nennt man sowohl den Akt der Anwendung von feuchter Wärme auf irgend einen äußern Teil des erkrankten Körpers zur Erreichung eines Heilzwecks (fomentatio), als auch die besondere Form oder Gestalt, in welcher die feuchte Wärme angewendet wird (fomentum). Diese Begriffe werden aber weder im gemeinen Leben noch auch von den Ärzten festgehalten, vielmehr der Ausdruck B. auf die örtliche Anwendung von Wärme und Kälte überhaupt übertragen, und so spricht man von feuchten und trockenen, warmen und kalten B. Bei den feuchten B. wird die Flüssigkeit nicht unmittelbar angewendet, sondern man tränkt damit Tücher, Leinwand, Flanell, Schwamm, Filz und legt diese auf. Dies nennt man im engern Sinne bähen, zum Unterschied von Umschlägen, d. h. feucht gemachten breiigen Substanzen (Kataplasmen). Zur trockenen B. bedient man sich erwärmter Tücher, eingehüllten warmen Sandes, warmer Asche und verschiedener Kräuter in Gestalt der Kräuterkissen. Die feuchtwarmen B. wendet man vorzugsweise als Zerteilungs- oder Zeitigungsmittel bei Entzündungen des Unterhautzellgewebes und der oberflächlich gelegenen Drüsen an, indem durch die von ihnen bewirkte Gefäßerweiterung entzündliche Stasen und Infiltrationen zerteilt oder ihr Übergang in Eiterung befördert wird. Auch als Ableitungsmittel bei Entzündungen innerer Organe (Bauchfellentzündung, Lungenentzündung u. s. w.) bedient man sich ihrer häufig mit gutem Erfolg; doch muß gerade hier ihre Anwendung mit Vorsicht geschehen, weil bei dauernder Einwirkung leicht allgemeine Aufregung, Kongestion nach dem Kopfe u. s. w. hervorgerufen werden. Bei Blutungen aus Blutegelstichen und Einschnitten wendet man feuchtwarme B. als Beförderungsmittel der Blutentleerung an. Bisweilen erhöht man die Wirkung der feuchtwarmen B. durch Zusatz von zusammenziehenden Heilmitteln (Gerbsäure, gepulverter Eichen- oder Chinarinde), von schmerzstillenden Kräutern (Schierling, Bilsenkraut, Mohnköpfen) oder aromatischen Substanzen (Kampfer, Wein, Salmiakgeist).

Die kalten B. sind von verschiedener Wirkun[g], je nachdem sie kürzere oder längere Zeit mit de[m] Körper in Berührung bleiben; bei häufigem Wec[h]sel bewirken sie durch Zusammenziehung der Bl[ut]gefäße eine oft nicht unbeträchtliche Verminderu[ng] der Cirkulation in dem betreffenden Körpertei[l] und entziehen demselben gleichzeitig Wärme, w[o]durch sie bei den verschiedenen entzündlichen Af[fek]tionen peripherischer Körperteile, bei Knochenbr[ü]chen, bei Reizungs- und Entzündungszuständen d[es] Gehirns, des Herzens, des Unterleibs u. s. w., [so]wie bei allen fieberhaften Krankheiten vortreffli[che] Dienste leisten, bei denen die Anwendung kal[ter] Bäder nicht thunlich erscheint. Von nicht mind[er] hohem Werte sind die kalten Umschläge als Bl[ut]stillungsmittel bei chirurgischen Operationen, so[wie] bei innern Blutungen, wie bei Blutsturz, Bl[ut]brechen u. s. w.; doch bedient man sich in neue[rer] Zeit an Stelle des Umschlags, der durch die N[ot]wendigkeit des häufigen Wechselns leicht lästig wi[rd,] lieber der trockenen Kälte in der Form der Eisbl[a]sen und Eisbeutel. Bleibt ein kalter Umschlag lä[n]gere Zeit liegen, so wandelt er sich in einen la[u]warmen um, indem bald eine Ausgleichung z[wi]schen der Temperatur des Wassers und der Körpe[r]oberfläche stattfindet und somit die gewöhnlic[he] Wärmeausstrahlung des betreffenden Körperteil[s] verhindert wird, und wirkt dadurch ganz ähnli[ch] der erweichenden warmen B. In dieser For[m] (Prießnitzscher Umschlag) bedient man [sich] häufig der kalten B. bei Hals-, Rachen-, Drüse[n]entzündungen u. s. w. Um bei derartigen erreg[en]den Umschlägen die Verdunstung des sich bildend[en] Wasserdampfes zu verhüten und dadurch die na[ch]folgende Wärmebildung zu steigern, pflegt man [die] aufgelegten Kompressen mit Flanell, Wachstu[ch] oder Guttaperchapapier zu bedecken.

Bai (frz. baie, engl. bay, span. bahia) wird j[ede] Einbiegung des Meeres in das Land genannt. [Die] B. unterscheidet sich durch geringern Umfang v[om] Meerbusen und Golf und durch größern v[on] der Bucht. Am häufigsten trifft man die Bai[bil]dung an den Küsten, welche von einem Paral[lel]gebirge begleitet werden, dessen Seitenäste mit B[er]gebirgen ins Meer springen.

Baiburt, Stadt im asiat.-türk. Wilajet Er[ze]rum, nächst Erzerum die größte Stadt im th[eil] Hocharmenien, liegt 1638 m über dem Mee[r,] 105 km nordwestlich von Erzerum, unmittelbar [an] der für den Verkehr mit Persien wichtigen chaussi[er]ten Handelsstraße, am Masset, einem Nebenfl[uß] des Tscharuk, hatte vor dem Russisch-Türkisch[en] Kriege 1877 etwa 10000 E. und war in ältern Z[ei]ten mit Mauern umgeben, von denen sich nur n[och] die der alten verfallenen Citadelle erhalten hab[en.] Letztere wurde mutmaßlich von den Genuesen a[n]gelegt, welche hier eine Handelsstation gehabt hab[en.] Die strategische wie kommerzielle Bedeutung v[on] B. beruht darauf, daß es auf der das südl. (arm[e]nische) Hochland von der nördl. (pontischen) Be[rg]region scheidenden Grenze gelegen, der wichti[ge] Binde- und Vermittelungspunkt zwischen beiden [ist.] Diesem Lagenverhältnis Rechnung tragend, [sind] seit 1878 Befestigungsentwürfe für den Ort gepla[nt] worden, der auch als Hauptdurchgangs- oder S[ta]tionspunkt für eine Trapezunt mit Erzerum v[er]bindende Eisenbahn ins Auge gefaßt worden [ist.] Die heutige Handelsthätigkeit B.s beschränkt [sich] neben der Anteilnahme am pers. Transit auf d[ie]

Umtausch der Produkte der Hochebene (Getreide) und des Berglandes (Holz).

Baidak (russ.), Flußschiff mit großem Steuer.

Baidar, Tatarendorf mit zwei Moscheen und 250 E. auf der Halbinsel Krim, im Kreise Jalta des russ. Gouvernements Taurien, 28 km im SO. von Sewastopol und 23 km im OSO. von Balaklawa, an dem Bache B., welcher der in den Hintergrund der Reede von Sewastopol mündenden Tschernaja zufließt, ist der Hauptort des fruchtbaren Baidarthals. Dieses bildet einen unregelmäßig ovalen, 17 km langen und 8—10 km breiten, überall von eichen- und buchenbewachsenen Bergen eingeschlossenen und von den Quellbächen der Tschernaja wohlbewässerten Kessel. Im S. steigt das hohe, steil zum Meere abfallende Küstengebirge auf, über dessen Kamm die von dem Fürsten Woronzow angelegte Kunststraße durch das Baidarthor im Zickzack das Ufergebirge entlang bis Jalta und von da über Aluschta über den 1600 m hohen Tschatyr-Dagh nach Simferopol führt. Im O. erheben sich die steilen Wände der Jaila (Alp) von Ussundschi an den Quellen der Tschernaja; im N. unzugängliche Berge, jenseit deren die Thäler von Usenbasch und Aitodor liegen, im NW. das zerrissene Kalkgebirge, durch welches die Tschernaja den Ausweg in das Flachland findet. In dem Kesselthale selbst gedeihen die edlern Obstarten des Südens. Im Baidarthale liegen zwölf Tatarendörfer inmitten reicher Frucht- und Weingärten, schöner Laubwälder und frischer Matten, die eine treffliche Weide für das Vieh abgeben. Während der Belagerung von Sewastopol hatten die Russen dieses Thal mit einer starken Truppenabteilung besetzt, um von hier aus die Flanke und die Verbindung der Verbündeten mit Balaklawa zu bedrohen.

Baier (Joh. Wilh.), ein Vertreter der gemäßigten luth. Orthodoxie, geb. 11. Nov. 1647 zu Nürnberg, studierte in Altorf und in Jena, ward hier 1674 Professor der Kirchengeschichte und schloß sich besonders an seinen Schwiegervater Musäus an. Im J. 1694 kam er als Professor nach Halle, 1695 als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar, wo er 19. Okt. 1695 starb. Er war von friedlicher Gesinnung und bedeutender Gelehrsamkeit und als Lehrer hoch geschätzt. Sein «Compendium theologiae positivae» (Jena 1686) ward öfter aufgelegt und noch 1757 von Reusch mit Anmerkungen herausgegeben. Sein Lehrbuch der Moral blieb unvollendet.

Baiern, s. Bayern.

Baigneur (frz.), Badender, Bademeister, Besitzer einer Badeanstalt; **Baigneuse**, Badende, Bademantel; **Baignoire**, Badewanne; vorspringende Theaterloge in Wannenform.

Baikal (tatar. Bai-Kul, der reiche See; russ. Swjätoe More und mongol. Dalai Nor, das Heilige Meer), der größte Gebirgssee und, nach den canadischen, der größte Süßwassersee der Erde, nächst dem Kaspischen Meere und dem Aralsee der größte Binnensee Asiens und des Russischen Reichs, liegt im südl. Teile Ostsibiriens auf der Grenze des Gouvernements Irkutsk und des 1851 von diesem getrennten Gebiets Transbaikalien, auf der großen Heerstraße zwischen Moskau, Kiachta, den daurischen Bergwerken von Nertschinsk und dem Amurlande zwischen 51° 40′ bis 55° 50′ nördl. Br. und 121° 30′ bis 127° 28′ östl. L. (von Ferro). Von SW. nach NO. gerichtet, erfüllt der See ein zwischen hohen Gebirgen tief eingesenktes Längenthal von fast sichelförmiger Gestalt. Seine Länge beträgt 624 km, die Breite 32—90 km, sein Areal mit Einschluß der Inseln 34 932 km, sein Umfang ungefähr 2000 km. Zwischen dem Delta der Selenga, der einzigen niedrigen Gegend seiner Umgebung, und der Mündung der Boguldeicha verengt sich der B. auf 30 km, sodaß er gleichsam aus zwei durch einen breiten Sund vereinigten Seen besteht. Auf der nördl. Küste streckt sich die Halbinsel Swjätoi Nos weit in den See hinaus. Die größte der wenigen Inseln, Olchon, enthält ein Areal von 694 qkm., ist felsig und durch einen schmalen Kanal von der Nordwestküste getrennt, hat keinen Fluß und wird im Sommer von Burjäten besucht, die hier ihre Herden weiden. Der See ist von öden, fast menschenleeren Ufern, wilden vulkanischen, oft dicht bewaldeten Gebirgen umgeben, die in vielen Vorgebirgen in den Wasserspiegel hervorspringen und zahllose Flüsse und Bäche herabsenden. Schiffbar sind von diesen nur drei: die in der Mongolei entspringende, zwischen malerischen Ufern rasch dahinströmende Selenga, der von den Burjäten umwohnte Bargusin und die breite, an Schnellen reiche Angara, die weiterhin den Namen der Obern Tunguska erhält. Durch diese ergießt sich die Wassermasse, das Gebirge durchbrechend und über Irkutsk strömend, in den Jenissei. Die Ufer des Sees sind reich an heißen Mineralquellen, von denen die Tunkinskische und Bargusinskische die bekanntesten, wenn auch nur wenig frequentiert sind.

Die Ufergebirge steigen im allgemeinen 1000—1200 m steil über den Spiegel des Sees, haben also etwa 1230—1430 m absolute Höhe. Das Gebirge östlich vom Angaradurchbruch bis zum Nordostende des Sees heißt das **Baikalgebirge**, welches eine Länge von 620 km und eine mittlere Höhe von 15—1600 m hat. Die von zahlreichen bewässerten Schluchten unterbrochenen Steilwände desselben, aus Granit und Gneis bestehend, stehen dem Seeufer näher als die südöstlichen. Auf dem südöstl. Abhange findet man auch Marienglas, Hornstein, Thonschiefer, Kalksteinformationen und Schieferschichten. Das Baikalgebirge ist reich an Nadelholzwaldungen, besonders an Larix sibirica und Pinus silvestris, die von zahlreichen Renntieren, Hirschen, Wölfen, Dachsen, Luchsen, Bisamtieren, Vielfraßen u. s. w. belebt werden. Vom Durchbruch der Angara gegen Westen zieht das malerische Gebirge der Tunka-Alpen, aus krystallinischem Schiefer gebildet. Südlich von der Tunka erhebt sich neben dem Südwestende des Sees der schneetragende Chamar-Daban zu ungefähr 2000 m absoluter Höhe. Von ihm aus umzieht der nach ihm benannte Gebirgszug, ebenfalls aus krystallinischem und Massengestein bestehend, den See bis zur Selenga, östlich dieses Flusses ein anderer Zug bis ans Nordostende, wo er mit dem Baikalgebirge verwächst. Die vulkanische Umgebung des Seebeckens bekundet sich durch häufige Erdbeben, deren berühmtestes das vom Ende 1861 und Anfang 1862 war. In Selenginsk fanden von 1847—56 alljährlich Erdbeben statt. Das Wasser des B. ist hellgrün, süß und außerordentlich klar; aus der Ferne gesehen, hat es eine lasurartige Farbe. Im Monat Juli zeigt das in eine Tiefe von 4 m hinabgelassene Thermometer eine Temperatur von 4° R. Im Frühjahre steigt das Wasser um 2 m, weil dann die in den B. sich ergießenden Flüsse von Regen und

geschmolzenem Eise angeschwollen sind. Die Tiefe des B. ist sehr bedeutend; die mittlere Tiefe übersteigt 210 m; in der Nähe des Vorgebirges Sütoi hat man sogar eine Tiefe von 1700 m gefunden.

Außer vielen andern ausgezeichneten Fischarten finden sich im B. in unzähliger Menge fünf Arten von Lachs, namentlich der Omul oder Wanderlachs, der durch den Jenissei und die Angara aus dem Eismeere heraufkommt. Man fängt davon jährlich 500000 Stück, die einen Wert von 200000 Rubel repräsentieren. Eine dem B. ganz eigentümliche Fischart ist der Spinnenfisch (Comephorus Baicalensis). An Muscheln und Krustaceen ist der B. sehr arm, desto reicher aber an Wassergeflügel. Störe werden besonders in der Selenga gefangen, wo sie laichen. Eine bestimmte Strömung ist auf dem B. nicht zu bemerken; dieselbe richtet sich vielmehr nach den Winden. Der Gang der Wellen ist sehr hoch, besonders bei Nordwestwinden. Die Schiffahrt beginnt Ende Mai und ist lebhaft bis Mitte November. Lästig ist im Sommer, gewöhnlich bis zum 20. Juli, der namentlich morgens sehr starke Nebel. Im Januar belegt sich der See mit Eis von 1—1,5 m Dicke; dann findet der lebhafteste Verkehr statt. Im Frühjahr und Herbst geht der Warentransport auf Landwegen um den See und über die Berge. Die Zahl der Segelschiffe, teils zur Fischerei, teils zur Überfahrt bestimmt, ist ungefähr 50. Außerdem sind zwischen den Häfen Polotsk und Listwänitschni seit 1846 zwei Dampfer in Thätigkeit. Eine russ. Ansiedelung findet sich nur am südwestl. Ende des Sees, das Dorf Kultuk, 220 km von dem Kloster Possolsk, mit dem einzigen Hafen des Sees und einem Leuchtturm. Die nomadisierenden Burjäten- und Tungusenstämme, welche die Ufer des B. von Zeit zu Zeit des Fischfangs wegen besuchen, sind seit 1856 militärisch organisiert und verrichten unter dem Namen Baikalkosaken den Dienst als Grenzwache. Der Ursprung des B. ist wahrscheinlich der vulkanischen Thätigkeit zuzuschreiben, wofür die steilen Ufer, die heißen Quellen, das Auswerfen von Asphalt und andern brennbaren Stoffen sprechen. Der hohe Berg Chamar-Daban, über welchen die Poststraße führt, ist ein erloschener Vulkan, dessen Gipfel, sowie die vieler anderer den B. umgebenden Berge, ganz die Form eines Kraters haben.

Baikal-Kosaken, richtiger Sabaikal-Kosaken, heißen die östlich vom Baikalsee in Ostsibirien zunächst der chines. Grenze angesiedelten Kosaken, deren Nakasni-Ataman in Tschita im Jablonowoigebirge an der großen, vom Amur zum Baikalsee und nach Irkutsk führenden Straße seinen Sitz hat. Das Baikal-Kosakenheer stellt im Frieden 1 berittenes Regiment zu 6 Sotnien, 2 Fußbataillone (Plastunen, d. h. Schützen, genannt) und 2 reitende Batterien zu je 4 Geschützen, im Kriege drei berittene Regimenter, 6 Fußbataillone und 2 reitende Batterien zu je 6 Geschützen auf. Die B. versehen im Frieden den Sicherheitsdienst längs der chines. Grenze von der Mündung der Schilka in den Amur bis zum westl. Ende des Baikalsees, wo das Heer der sibir. Kosaken seine äußersten Posten unterhält; insbesondere ist ihnen der Schutz der reichen Erzgruben von Nertschinsk und die Bewachung der großen Karawanenstraße übertragen, welche von Peking über Kalgang durch die Mongolenwüste und bei Kiachta auf russ. Gebiet führt. Der eigentliche Grenzkordon besteht aus einem System befestigter Dörfer, von denen die größern einen meist nach de[illegible] Polygonalsystem befestigten Waffenplatz, Krep[illegible] genannt, besitzen. Zwischen diesen festen Posten [illegible]gen kleinere Werke, meist vierseitige Schanzen, [illegible] zwischen den letztern wird die Verbindung durch [illegible] Pikets aufrecht erhalten. Diese Pikets, auch Kar[illegible] genannt, haben teils ständige, in der Nähe ange[illegible]delte Besatzung oder werden durch Wachtmannsch[illegible]ten besetzt. Die Dörfer sind in der äußern U[illegible]fassung durch Spanische Reiter gegen Überfälle ei[illegible]germaßen gesichert. In der Nähe jedes Dorfs (St[illegible]nize), jeder Schanze und jedes Pikets befindet [illegible] eine Wischka, d. i. eine aus drei pyramidenförm[illegible] zusammengesteckten Baumstämmen mit darauf b[illegible]findlichem Sprossenständer bestehende Beobachtung[illegible]station, auf welcher ein Fanal angebracht ist. Wä[illegible]rend des Tags ist jede Wischka ständig mit eine[illegible] Wachtposten besetzt, welcher bei Annäherung feind[illegible]licher Abteilungen oder bei dem Überschreiten de[illegible] Grenze durch russ. Flüchtlinge das Fanal entzünde[illegible] und dadurch die Besatzung der nächsten Posten ala[illegible]miert. Außerdem wird täglich früh am Morgen di[illegible] ganze Grenze beritten, um Spuren eines währen[illegible] der Nacht erfolgten Übertritts zu ermitteln und di[illegible] chines. Grenzbehörden gegebenen Falls von dem[illegible]selben behufs Auslieferung zu benachrichtigen. Je[illegible]dem Grenzposten der B. gegenüber befindet sich ein[illegible] chines. Wachtposten.

Baikie (William Balfour), engl. Afrikareisen[illegible]der, geb. 1824 zu Arbroath in Schottland, studiert[illegible] Medizin und wurde als Marinearzt der Expedition[illegible] des Dampfers Pleiad beigegeben, die unter Konsu[illegible] Beecroft 1854 den Binue, einen Nebenfluß des Ni[illegible]ger, hinaufgehen und die damals in jenen Länder[illegible] befindlichen Reisenden Barth und Vogel unterstütze[illegible] sollte. Da Beecroft noch vor Beginn der Expedi[illegible]tion starb, übernahm B. die Führung und verfolgt[illegible] den Binue von der Mündung in den Niger an 60[illegible] km weit aufwärts. Er beschrieb die Expedition i[illegible] dem Werke «Narrative of an exploring voya[illegible] up the rivers Kwora and Binue in 1854» (Lon[illegible] 1856) und ging 1857 wiederum nach dem Niger, i[illegible] dessen Uferländern er sieben Jahre lang für die He[illegible]stellung eines geordneten Handelsverkehrs und d[illegible] Bereicherung der geogr. Wissenschaft thätig wa[illegible] Von Lukoja, gegenüber der Mündung des Binue i[illegible] den Niger, der von ihm gegründeten und noch b[illegible]stehenden Handelsstation, aus bereiste er Nup[illegible] Haussa und andere Länder bis nach Kano und sam[illegible]melte Nachrichten über weite Strecken des Sude[illegible] («Correspondence with British ministers a[illegible] agents in foreign countries and with foreign m[illegible]nisters in England, relating to the slave trad[illegible] 1862. Presented to parliament», Lond. 1863), a[illegible] denen Heinr. Barth das geographisch Wichtigste i[illegible] der «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Fe[illegible] 1863) zusammengestellt hat. B. starb, auf d[illegible] Rückkehr nach England begriffen, 30. Nov. 1864 i[illegible] Sierra Leone.

Bailân, Städtchen bei Alexandrette (s. [illegible]

Bailey (Philip James), engl. Dichter, ist d[illegible] Sohn Thomas B.s (geb. 1785, gest. 23. O[illegible] 1856), des langjährigen Redakteurs des «Notting[illegible]ham Mercury», der sich auch durch seine «Anna[illegible] of Nottinghamshire» und «Records of longevity[illegible] bekannt gemacht hat. B. wurde 22. April 1816 [illegible] Nottingham geboren, erhielt seine Bildung in [illegible] Schulen seiner Vaterstadt und auf der Universit[illegible] Glasgow, begann 1833 das Studium der Rechte

coln's Inn und wurde 1840 zur Barre berufen. reits vorher (1839) war er mit seinem «Festus» . Aufl., Lond. 1877) aufgetreten, einem drama- hen Gedicht, in welchem sich der Einfluß von ethes «Faust» nicht verkennen läßt, und das ch bei seinem Erscheinen Aufsehen erregte. Bei nchen Fehlern und jugendlicher Unreife gibt sich in tiefsinniger philosophischer Geist, seltener Ge- denreichtum und poetische Begabung kund, die den schönsten Erwartungen berechtigten. Doch B., der unterdessen seinen Vater in der Redac- n des «Mercury» unterstützt hatte, erst nach einer gen Pause die Dichtung «Angel world» (1850) gen, die, wie «The mystic» (1855), an Korrekt- t sein Erstlingswerk übertrifft, aber an dichteri- em Geist hinter demselben zurücksteht. Auch das irische Gedicht «The age» (1858) ist, trotz einzel- r gelungener Stellen, als Ganzes verfehlt zu nen. Die «Universal hymn» (1867) fügte sei- n noch immer wesentlich auf den «Festus» ge- ndeten Ruf nichts hinzu.

Bailleul, Stadt im franz. Depart. Nord, Ar- ndissement Hazebrouck, am Meterbecque, einem inen Nebenflusse der Lys und an der Eisenbahn n Lille nach Dunkerque, zählt (1876) 8180 (Ge- inde 12968) E., welche Bier, Leder, Spitzen, rn, Leinwand und Seife fabrizieren und mit treide und Käse Handel treiben. Der Ort, wel- r röm. Ursprungs ist, hat ein Kommunal-Collége, e Bibliothek, ein Waisenhaus und andere Wohl- ätigkeitsanstalten.

Bailleul (Jacques Charles), Abgeordneter in r französischen Revolution von 1789, geb. 12. j. 1762 zu Bretteville bei Havre, war Advokat n pariser Parlament, als die Bewegung aus- ch. Durch dieselbe inaktiv geworden, ließ er sich Havre zum Mitglied des Konvents wählen, in m er jedoch wenig hervortrat. Im Prozeß des nigs stimmte er für die Appellation ans Volk d erklärte sich gegen die Verdammung der Giron- en. So entging auch er nicht dem Fanatismus r Radikalen, ward auf der Flucht in Provins gehalten und nur der Sturz der Montagnards chte ihm die Freiheit. Später in dem Rate der hundert trat er mehr hervor als Gegner der yalisten und eifriger Verteidiger des Direkto- ms und auch Bonapartes; 1799—1808 war er tglied des Tribunats, nahm dann seine advo- torische Praxis wieder auf und redigierte seit 1816 s oppositionelle Journal «Le Constitutionnel». starb 16. März 1843.

Bailli im Französischen, Bailiff im Engli- n, Ballivus im Lateinischen, Balio im Ita- ischen und Bajulos im Griechischen bezeichnet rhaupt einen Vorsteher. Am griech. Kaiserhofe Konstantinopel hieß der Oberaufseher der kaiserl. der Bajulos. Denselben Titel scheint in Kon- ntinopel auch der Vorsteher der fremden Kauf- te geführt zu haben, den die Venetianer zu er- nen hatten, und von diesem mag der Titel Balio f den venet. Gesandten daselbst übergegangen n. Durch den Johanniterorden verbreitete sich r Name Ballivus auch nach dem südl. und westl. ropa. Die acht Mitglieder des Kapitels dieses dens hießen Ballivi conventuales, was dann eder den Namen Ballei (s. d.) bei der Eintei- ng der Besitzungen des Ordens in Kreise veran- te. In Frankreich waren die königl. B. früher gleich Anführer des Heerbanns (Bailli d'épée), Domänenverwalter und Richter des ihnen anver- trauten Bezirks. Im J. 1770 aber enthob man die königlichen B. ihrer Funktionen und setzte an ihre Stelle die tribunaux de première instance. In England fand der Name Bailiff unter Wil- helm I. Eingang für die Vorsteher der Grafschaften, die Ballivae genannt wurden. Die jetzigen engl. Bailiffs sind aber nur eine Art Gerichtsdiener, ähnlich den franz. Huissiers. Nur in einigen Städten heißt der oberste Beamte noch Bailiff, wo- mit man auch den Rentmeister großer Landeigen- tümer bezeichnet. In schott. Städten ist Bailie der Titel der Mitglieder des Gemeinderats.

Baillie (Joanna), engl. Dichterin, geb. 1762 zu Bothwell bei Glasgow, jüngere Schwester des be- rühmten Anatomen Matthew B., verriet schon in ihrem ersten, anonym erschienenen Werke «A series of plays, in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind, each passion being the subject of a tragedy and a comedy» (Lond. 1798), welches schnell mehrere Auflagen er- lebte und von K. F. Cramer (3 Bde., Amsterd. u. Lpz. 1806) ins Deutsche übersetzt wurde, einen mehr zum Reflektieren als zum Empfinden und dichteri- schen Bilden geschaffenen Geist. Ihre Dramen, meist in einfacher, edler, jedoch an Archaismen rei- cher Diktion geschrieben, sind nur dialogisierte Dar- stellungen von Beispielen, bestimmt zur Erläuterung einer moralischen Reflexion. Dennoch erregte ihr Werk Aufsehen, und durch den Beifall aufgemun- tert, ließ sie 1802 einen zweiten Band folgen, wozu 1812 noch ein dritter kam. Außerdem veröffent- lichte sie «Miscellaneous plays» (1804), «Metrical legends of exalted characters» (1821), eine neue Reihe «Dramas» (3 Bde., 1836), «Fugitive verses» 1841) u. a. Auf der Bühne konnte sich keins ihrer Dramen nachhaltigen Beifall erwerben. Eine Ge- samtausgabe ihrer «Dramatic and poetical works» ward 1851 veranstaltet. Sie starb zu Hampstead bei London 22. Febr. 1851.

Baillie (Matthew), berühmter engl. Arzt und Anatom, geb. 27. Okt. 1761 zu Shotts in der schott. Grafschaft Lanark, studierte in London Medizin und wurde bereits in seinem 20. Jahre als Demonstrator der Anatomie angestellt. Er eröffnete 1785 mit Cruikshank den ersten anatom. Kursus, welcher bald von zahlreichen Schülern besucht ward. Mit nicht weniger glänzendem Erfolge wirkte B. als prak- tischer Arzt, sodaß man ihm 1787 das Amt eines Arztes am St.-Georgehospital übertrug. Nachdem er 1789 zu London promoviert hatte, begann er die Bearbeitung seines pathol.-anatom. Handbuchs, welches seinen Ruf auch im Auslande begründete. Er war auch Leibarzt der Prinzessin Charlotte und konsultierender Arzt des Königs Georg III. B. starb 23. Sept. 1823. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «The morbid anatomy of some of the most important parts of the human body» (Lond. 1793; neue Aufl. von Wardrop, Lond. 1833; deutsch von Hohnbaum, Berl. 1820); «A series of engra- vings to illustrate the morbid anatomy of the human body» (10 Hefte, Lond. 1799—1812); «Lectures and observations on medicine» (Lond. 1825). Von Wardrop wurden herausgegeben «The works of Mr. B.» (2 Bde., Lond. 1825; deutsch von Leutfeld, Halberst. 1829).

Baillot (Pierre), berühmter franz. Violinspie- ler, geb. zu Passy bei Paris 1. Okt. 1771, bildete sich in Paris und Rom in seiner Kunst aus und

lebte seit 1785 in verschiedenen Städten des südl. Frankreich, bis er 1791 nach Paris ging, wo er durch Viotti eine Stelle im Orchester des Théâtre Feydeau erhielt, die er aber bald mit einer im Finanzministerium vertauschte. Er bekleidete dieselbe mehrere Jahre, wurde dann nach Gründung des pariser Konservatoriums (1795) als Professor bei dieser Anstalt angestellt und machte 1805 in Gesellschaft des Violoncellisten Lamare eine Kunstreise nach Rußland, die über drei Jahre währte; 1815 folgten Reisen nach den Niederlanden und England. Im J. 1814 richtete er seine berühmt gewordenen Quartettproduktionen ein; 1821—31 war er erster Violinist an der Großen Oper; seit 1825 nahm er dieselbe Stellung in der königl. Kapelle ein. Er starb 15. Sept. 1842. B.s Spiel war höchst ausgezeichnet durch großen Ton und durch edle Vortragsmanier. Eine bedeutende Stelle in der Violinlitteratur behaupten sein Lehrbuch des Violinspiels «Art du violon» (Par. 1833), sowie seine Etuden, Capricen, Konzerte und Duetten. Außerdem hat er im Verein mit Rode und Kreutzer die Violinschule des Konservatoriums, und mit Catel, Levasseur und Baudiot die Violoncellschule derselben Anstalt bearbeitet.

Bailly (Jean Sylvain), Präsident der ersten franz. Nationalversammlung im J. 1789 und Maire von Paris, geb. ebenda 15. Sept. 1736, ward von seinem Vater zum Maler bestimmt, folgte aber seiner Neigung zu litterarischen Beschäftigungen, bis ihn Lacaille ganz für die Astronomie gewann. An des letztern Stelle wurde er 1763 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine «Histoire de l'astronomie» (5 Bde., Par. 1775—87), der eine Reihe anderer hervorragender Arbeiten vorangingen und folgten, fand allgemeinen Beifall. Das Interesse daran wurde noch vermehrt durch die Streitigkeiten, in welche durch dieses Werk B. mit Voltaire geriet und die ihn zu den «Lettres sur l'origine des sciences» (Par. 1777) und den «Lettres sur l'Atlantide de Platon» (Par. 1779) veranlaßten. B. wurde nun auch in die Akademie der Inschriften und 1784 in die Französische Akademie aufgenommen, sodaß er Mitglied aller drei Akademien war. Die Revolution riß ihn aus seiner friedlichen Laufbahn. Zum Deputierten der Stadt Paris für den Tiers état erwählt, ward er 3. Juni 1789 dessen Vorsitzender und damit nach der Konstituierung zur Nationalversammlung erster Präsident in dieser. Nach der Erstürmung der Bastille zum Maire von Paris ernannt (16. Juli), verwaltete er dieses Amt mit unbestechlicher Rechtschaffenheit bis Anfang Nov. 1791, wo er, den Extremen längst verhaßt, dasselbe in die Hand Péthions (s. d.) niederlegte, sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog und anfangs auf dem Lande in der Gegend von Nantes lebte, dann bei seinem Freunde Laplace zu Melun. Hier wurde er aber alsbald verhaftet, nach Paris gebracht, 11. Nov. 1793 zum Tode verurteilt und am 12. hingerichtet. Aus seinem Nachlasse wurden herausgegeben «Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes» (2 Bde., Par. 1799) und seine Memoiren als «Mémoires d'un témoin de la Révolution» (3 Bde., Par. 1804; deutsch von Weyland, Lpz. 1805).

Baily (Edward Hodges), engl. Bildhauer, geb. 10. März 1788 zu Bristol, erhielt seine künstlerische Ausbildung in dem Atelier Flaxmans. Er gewann nacheinander die silberne und goldene Medaille der königl. Akademie sowie einen Preis von 50 Guineen für die Gruppe, «Hercules, der dem Admet die Alcestis zurückführt», und brachte 1813 seine Eva an der Quelle zur Ausstellung, die seinen Ruf begründete und später für das Kunstinstitut seiner Vaterstadt erworben wurde. Hierauf lieferte er Statuen von Lord Egremont, dem Ingenieur Telford, dem Wundarzt Astley Cooper, dem Herzog von Sussex für die Freimaurerhalle in London und dem Grafen Grey für die Stadt Newcastle. Das kolossale Standbild Nelsons, welches die korinth. Säule in Trafalgar-Square schmückt, das Denkmal Lord Hollands in der Westminsterabtei und die Bildsäule Sir Robert Peels in Manchester sind gleichfalls von seiner Hand. Zu seinen schönsten Arbeiten gehören: Eva, der Stimme horchend, ein Pendant zur Eva an der Quelle, die Vorbereitung zum Bade, die Grazien und die schlafende Nymphe. B. war 1817 Associate der königl. Akademie und 1821 wirkliches Mitglied derselben geworden; er starb 22. Mai 1867 zu London.

Bain (Alexander), engl. Philosoph, geb. 1818 in Aberdeen, studierte in dem Marischal College in Aberdeen, lehrte ebendaselbst zuerst 1841—44 Moralphilosophie, dann 1844—45 Physik und erhielt 1845 eine Professur der Physik an der Andersonschen Universität in Glasgow, die er 1848 mit dem Posten eines Sekretärs in dem Obergesundheitsamt in London vertauschte. Dem letztern entsagte er 1850 und blieb dann ohne Amt, bis er 1860 zum Professor der Logik an der Universität Aberdeen ernannt wurde, welchen Posten er seitdem bekleidet. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann B. 1840 mit Beiträgen zu der «Westminster Review»; 1847—48 erschienen von ihm Lehrbücher über Astronomie, Elektricität und Meteorologie in Chambers' Schulserie und Artikel über Sprache, Logik, den menschlichen Geist und Rhetorik in Chambers' «Information for the people». Die Reihe jener Schulbücher vervollständigte er später durch eine engl. Grammatik (Lond. 1863) und ein «Manual of English composition and rhetoric» (Lond. 1866); 1852 gab er Paleys Werk über Moralphilosophie mit Erläuterungen und Anmerkungen heraus. Sein philos. System entwickelte er zuerst ausführlicher in den Werken «The senses and the intellect» (Lond. 1855) und «The emotions and the will» (Lond. 1859), denen dann «The study of character, including an estimate of phrenology» (1861), «Mental and moral science» (18[illegible]; 3. Aufl. 1872), «Logic, inductive and deductive» (1870), «Mind and body. The theories of their relation» (Lond. 1873; deutsch als «Geist und Körper» den 3. Band der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek» [Lpz. 1874] bildend), «Education as a science» (Lond. 1879; deutsch als «Erziehung als Wissenschaft» den 45. Band der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek» [Lpz. 18[illegible]] bildend), folgten. B. beteiligte sich auch an einer neuen Ausgabe von James Mills «Analysis of the phenomena of the human mind» (Lond. 18[illegible]) sowie an der Herausgabe des von George Grote hinterlassenen Werks über Aristoteles (Lond. 18[illegible]) und der «Minor works of Grote» (Lond. 1873). B. ist einer der Hauptvertreter der engl. Erfahrungsphilosophie, welche ihr System auf der Grundlage der Naturwissenschaften, vor allem der Physiologie und der auf diese nach dem Prinzip der ältern Associationspsychologie gegründeten Psychologie, aufbaut

Bain (Alexander), Uhrmacher und Mechaniker, geb. zu Thurso in Schottland, gest. im Jan. 1877 zu Broomhill bei Kirkintilloch (Grafschaft Dumbarton), hat sich Verdienste um die Anwendungen der Elektricitätslehre erworben. B. patentierte in England 21. Dez. 1841 einen vielfachen und 21. Mai 1843 einen ausgebildetern Typendrucktelegraphen; ferner 1843 eine eigentümliche Art Nadeltelegraphen, welche nach Österreich übertragen wurde und nach Verbesserungen von Ekling und andern lange im Betrieb gewesen ist. Auch machte er sich sehr verdient um die Verbesserung der chem. Telegraphen, die er teils zum telegraphischen Kopieren von Buchdrucklettern (Patent von 1843), teils als wirkliche Kopiertelegraphen (Patent von 1860), teils als Schnelltelegraphen zur Erzeugung von zweizeiliger Punktschrift (Patent von 1846), zum Teil bei automatischer Stromsendung benutzbar zu machen suchte. Ferner hat ihm die Erfindung und Verbesserung der elektrischen Uhren viel zu verdanken.

Baines (Edward), engl. Publizist, geb. 1774 zu Ripon in Yorkshire, fand als Druckergehilfe in Leeds Beschäftigung, erwarb 1801 das Eigentumsrecht des «Leeds Mercury» und erlangte bald als einer der Hauptvertreter des Liberalismus im nördl. England einen bedeutenden Namen. Durch den Einfluß B.' wurden Brougham und Macaulay ins Parlament gewählt, und als letzterer 1833 nach Indien ging, trat B. selbst für Leeds ins Unterhaus, wo er als ein Haupt der prot. Dissenters namentlich für gänzliche Trennung von Kirche und Staat kämpfte. Kränklichkeitshalber zog er sich 1841 vom Parlament zurück und starb 3. Aug. 1848. Von seinen litterarischen Arbeiten sind die «History of the wars of the French Revolution» (1814), welche er später zu einer «History of the reign of George III.» erweiterte, «History and gazetteer of the county of York» (1822—23) und «History and gazetteer of Lancashire» (1825; vollständiger, 2 Bde., 1836) zu nennen. Sein Leben beschrieb sein jüngerer Sohn Edward («Life of E. B.», Lond. 1851).

Baines (Matthew Talbot), engl. Staatsmann, ältester Sohn des vorigen, geb. 1799, erhielt seine Bildung in der Schule zu Richmond und auf der Universität Cambridge, war seit 1825 als Sachwalter mit günstigem Erfolg thätig und erlangte 1841 den Titel eines Queen's-Counsel. Die Stadt Hull, die ihn bereits 1837 zu ihrem Syndikus ernannt hatte, wählte ihn 1847 zu ihrem Vertreter im Parlament, wo ihm das Ministerium Russell im Jan. 1849 das Amt eines Präsidenten der Armengesetzkommission mit dem Geheimratstitel übertrug. Denselben Posten bekleidete er, nachdem er 1852 zum Parlamentsmitgliede für seine Vaterstadt Leeds gewählt worden, auch im Ministerium Aberdeen. Unter Palmerston wurde er endlich Kanzler des Herzogtums Lancaster, und war als solcher der erste Dissenter, dem ein Sitz im Kabinett eingeräumt wurde. Wegen zerrütteter Gesundheit trat er 1859 von der Öffentlichkeit zurück und starb 13. Jan. 1860.

Baines (Edward), engl. Politiker und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1800, nahm noch bei Lebzeiten des Vaters an der Redaction des «Leeds Mercury» teil, die er nach dem Tode desselben ganz übernahm. In weitern Kreisen ward er bekannt durch seine «History of the cotton manufacture in Great Britain» (Lond. 1835; deutsch von Bernoulli, Stuttg. 1836), der er «The woollen manufacture of England» und andere Werke über Handel und Industrie folgen ließ. Im J. 1859 trat er an seines Bruders Stelle für Leeds ins Unterhaus und brachte in der Session von 1861 wie in der von 1864 eine Bill zur Reform des Parlaments durch Herabsetzung des Wahlcensus ein, die aber nicht die Stimmenmehrheit erlangte. Als einer der Führer der Dissenters beförderte er nach Kräften die Maßregeln zur Abschaffung der Kirchensteuer und der University Tests, sowie die Entstaatlichung der irischen Kirche. Ebenso fand die Temperanzbewegung an ihm einen eifrigen Vorkämpfer. Bei den Neuwahlen 1874 durch einen konservativen Gegenkandidaten besiegt, lebte B. seitdem zurückgezogen von den öffentlichen Geschäften.

Baini (Giuseppe), ausgezeichneter ital. Kirchenmusiker, geb. zu Rom 21. Okt. 1775, widmete sich dem geistlichen Stande und der Musik. Sein Lehrer in der Kunst des Satzes war sein Oheim Lorenzo B., später noch Gius. Jannaconi. Wegen seiner Kenntnisse und seiner schönen Baßstimme wurde er, nachdem er die Weihen empfangen, 1802 oder 1803 als Abbate in das Kollegium der päpstl. Kapellsänger aufgenommen und 1814 Direktor dieses Instituts. B. starb in dieser Stellung 10. Mai 1844. Von seinen Kirchenkompositionen ist nichts veröffentlicht. Doch wurde einem 1821 komponierten Miserere die Ehre zuteil, unter die in der Sixtinischen Kapelle während der Charwoche alljährlich aufgeführten Musikstücke aufgenommen zu werden. Den Mittelpunkt seiner ganzen Kunst bildete Palestrina, welchem er ein unablässiges Studium widmete. Das größte Verdienst, welches B. sich um die Musik erworben hat, besteht in der ausführlichen Lebensbeschreibung des von ihm abgöttisch verehrten Meisters («Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giov. Pierluigi da Palestrina», 2 Bde., Rom 1828). Das gelehrte Werk ist trotz seiner Weitschweifigkeit und Einseitigkeit ein reicher Schatz der wichtigsten histor. und musikalisch-litterarischen Nachrichten über röm.-kath. Kirchenmusik. Eine verkürzte deutsche Übersetzung, mit Berichtigungen und Erläuterungen, von Kandler verfertigt, gab Kiesewetter (Lpz. 1834) heraus.

Bains (frz., d. h. Bäder) ist der Name von zahlreichen Ortschaften in Frankreich, welche Mineralquellen oder Bäder haben. Einige führen jedoch auch den Namen, ohne Thermalquellen zu besitzen. Berühmt ist: Bains-en-Vosges, ein Städtchen mit (1876) 1544 (Gemeinde 2531) E., im Depart. Vosges, 28 km im SSW. von Epinal, in dem schönen Thale des Baignerot und an der Ostbahn, 300 m über dem Meere gelegen. Der Ort hat 11 Quellen, darunter La Grosse Source mit 50° C., auf welcher Dampfbäder errichtet sind. Die nächste wasserreiche Quelle zeigt nur 30° C., die übrigen jedoch zwischen 32 und 49° C. Das Römerbad oder sog. Neubad, 1715 neu gebaut, besitzt drei Bassins, jedes von drei Quellen gespeist, mit Douchen, und eine Trinkquelle von 45° C. Ebenso hat das Promenadenbad, in einem Saale, ebenfalls drei Bassins. Die Bache-Quelle von 45° C. wird zum Trinken benutzt. Die Quellen enthalten viel Natron, und ihr Wasser wird auch zu gewöhnlichen häuslichen Zwecken (Kochen u. s. w.) verwendet. Der Ort gewährt einen sehr ruhigen Aufenthalt und ist am häufigsten von kranken Frauen besucht. Männer und Frauen baden in denselben Bassins. — Außerdem sind noch als Thermen bemerkenswert:

Celles-les-Bains, Dorf im Depart. Ardèche, 26 km von Valence; Bain Lohéac in der Bretagne, und 9 km östlicher Bain de Bretagne (1876) 1601 (Gemeinde 4299) E., 30 km im SSO. von Rennes, beide im Depart. Ille-et-Vilaine; Les Bains du Mont-Dore, Flecken mit 1195 E. im Depart. Puy-de-Dôme, in 1046 m Höhe, nahe den Quellen der Dordogne; Les-Bains-de-Rennes, Dorf mit 483 E. im Depart. Aude, 52 km von Carcassonne am Sals, mit besuchten Mineralquellen, drei heißen von 39—51° C. und zwei kalten. — Bei einigen Badeorten ist B. dem Ortsnamen nachgesetzt, z. B. Aix-les-Bains, Bagnols-les-Bains.

Baiocco oder Bajocco, in der Mehrzahl Baiocchi, war der Name einer Silber- und Kupfermünze im ehemaligen Kirchenstaat, welche den 10. Teil eines Paolo oder den 100. Teil eines Scudo bildete und demgemäß den Wert von etwa 4³/₈ Pfennigen deutscher Währung hatte. Die Rechnung nach Scudi und Baiocchi hörte mit dem J. 1867 auf und machte der franz. Francs- oder jetzigen ital. Lirewährung Platz. Man hatte in Kupfer Stücke zu 1 B., zu 2 Baiocchi, zu ½ B. und zu ⅕ B. oder 1 Quattrino, einige Jahre lang (um 1860) auch Stücke zu 5 Baiocchi. Auf der Insel Sicilien führte früher der neapolit. Grano, der 100. Teil des Ducato, gleichfalls eine Kupfermünze, den Namen B.; derselbe galt 2 sicil. Grana und entsprach 3⁴/₅ Pfennigen deutscher Reichswährung. Mit der Einführung der neuen ital. Währung hörte die Prägung dieser Münze ebenfalls auf.

Baipur, Stadt im Distrikt Malabâr (s. d.).

Bairaktâr oder genauer Bairak-dar, d. h. der Fahnenträger, ist der Ehrenname des energischen Großveziers Mustafa. Derselbe wurde 1755 von armen Eltern geboren, trat früh in Militärdienste und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Als Pascha von Rustschuk kämpfte er 1806 nicht ohne Glück gegen die russ. Armee. Nach der Janitscharenrevolution von 1807, durch welche Sultan Selim III. zu Gunsten Mustafas IV. vom Throne gestoßen wurde, ergriff er die Partei Selims, setzte nach Ermordung des letztern durch die Janitscharen Mustafa IV. ab und proklamierte 28. Juli 1808 dessen Bruder Mahmud II. als Sultan. B. wurde nun zum Großvezier ernannt. Als solcher setzte er den Großmufti, den Anführer der Janitscharen und alle Ulemas ab, die irgendwie teil an der letzten Revolution genommen hatten; zugleich aber sorgte er kräftig für die Ruhe der Hauptstadt und verstärkte die regelmäßige Armee. Sein Hauptziel war die Vernichtung der Janitscharen, die sich endlich, von dem fanatischen Pöbel begünstigt, empörten, 15. Nov. 1808 das Serail angriffen und die Wiedereinsetzung Mustafas IV. verlangten. Tapfer verteidigte sich B. dort. Als er aber sah, daß die Flammen dem Palast drohten, ließ er den gefangenen Sultan Mustafa erdrosseln, warf den Stürmenden dessen Kopf zu und sprengte sich in die Luft.

Bairâm oder Beirâm ist in der Türkei vornehmlich die Bezeichnung der beiden nach den Mondjahren gegen unsere Zeitrechnung jährlich um 11 Tage vorrückenden islamit. Hauptfeste, nämlich des nach Beendigung des Fastenmonats Ramasan auf die ersten Tage des Monats Schewwâl fallenden sog. Großen B. und des 60 Tage später auf den 10. Silhiddsche und folgende fallenden Kleinen B. oder Opfer- (Kurban-) B., des Opferfestes der Wallfahrt nach Mekka, welches in allen mohammed. Ländern von den Wohlhabenden durch Abschlachtung von Schafen und Verteilen des Fleisches unter die Armen gefeiert wird. Unter den christl. Festen wird Ostern in der Türkei als B. bezeichnet.

Baird (Spencer Fullerton), amerik. Naturforscher, geb. 3. Febr. 1823 in Reading in Pennsylvanien, studierte auf dem Dickinson-Kollegium, wo er 1846 eine Professur für Naturwissenschaften erhielt, und wurde 1850 zum Hilfssekretär der Smithsonian Institution (s. d.) in Washington ernannt, welche Stellung er seitdem ununterbrochen bekleidet. B. machte sich zuerst durch Übersetzung und Herausgabe der 1. Auflage des Brockhausschen «Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon» unter dem Titel: «Iconographic Encyclopaedia» (4 Bde., Neuyork 1849—51) bekannt. Sein erstes selbständiges Werk war der «Catalogue of North American Mamals» (1857), welchem der «Catalogue of North American Birds» (1858) folgte; beide bildeten Band 8 und 9 des «Pacific Railroad Report». Später bearbeitete er ein größeres Werk über die amerik. Vögel überhaupt unter dem Titel: «Birds of North America» (4 Bde., mit Atlas, Washingt. 1870—74). Im J. 1871 ernannte ihn Präsident Grant zum Vereinigten-Staaten-Kommissar für Fische und Fischereien, um die Ursache der Abnahme der eßbaren Fische und die Mittel zu ihrer Vermehrung zu erforschen.

Baireuth, s. Bayreuth.

Bairût, Stadt in Syrien, s. Beirût.

Baisalz oder Baysalz (Seesalz), das aus dem Meerwasser gewonnene Salz (s. d.).

Baïse oder Bayse, ein linker Nebenfluß der Garonne, entspringt in einer Höhe von 560 m, auf dem Plateau von Lannemezan im franz. Depart. Oberpyrenäen, fließt als Große B. oder B.-Derrière nach N. über Trie und tritt in das Gers-Departement, wo sie alsbald die aus dem Mirandethal kommende Baysolle, darauf die Kleine B. oder B.-Devant aufnimmt. Hierauf durchströmt sie, wenig wasserreich, aber klar, ein enges Thal. Unterhalb Condom, von wo die B. auf 56 km mittels Schleusen schiffbar ist, tritt sie in das Depart. Lot-et-Garonne, durchfließt die Hügel von Moncaubeau, Nérac und Lavardac und erreicht bei Pascau, 3 km oberhalb der Lotmündung, nach einem Laufe von 180 km, die Garonne, nachdem sie nur noch die Gelise links unterhalb Lavardac aufgenommen.

Baisemain (frz.), Handkuß; Baisement, Fußkuß (beim Papste); in der Mathematik Berührung zweier krummer Linien von innen.

Baiser (frz.), Kuß; schaumgefülltes Zuckergebäck.

Baison (Jean Baptiste), deutscher Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 24. Okt. 1812 zu Hattersheim bei Mainz, wurde 1831 Mitglied einer wandernden Schauspielgesellschaft und war später an verschiedenen Bühnen, unter andern am hamburger Stadttheater, am Hoftheater zu Dresden und am wiener Burgtheater thätig, bis er 1847 in Gemeinschaft mit Ch. Maurice (s. d.) die Direktion des hamburger Stadttheaters übernahm und bis zu seinem Tode fortführte. Er starb 13. Jan. 1849 in Hamburg. Rollen wie Egmont, Posa, Hamlet u. a. gelangen ihm am besten, aber er spielte auch mit Erfolg in Salon- und humoristischen Rollen. Seit 1836 war B. mit der in lyrischen Charakteren tüchtigen Schauspielerin Karoline Sutorius (geb. 1810 zu Berlin, gest. 14. Febr. 1875 zu München) vermählt.

Baisse (frz.) heißt das Sinken des Kurses der Staatspapiere, Aktien und anderer Wertpapiere. Die darauf gerichtete Spekulation wird Spekulation à la baisse genannt. Derjenige Spekulant, in dessen Vorteil jenes Sinken liegt, und welcher nur absichtlich dasselbe herbeizuführen sucht, heißt Baissier, Contremineur oder auch Fixer. Das Mittel, welches zu diesem Zwecke angewendet wird, besteht hauptsächlich in der Beeinflussung der Börsenmeinung. Vorzugsweise ist das Bestreben des Baissiers darauf gerichtet, die Börse in Täuschung über den wirklichen augenblicklichen oder wahrscheinlichen spätern Wert der fraglichen Papiere zu versetzen. Zu diesem Ende bedient man sich ebenso wohl großartiger und mit Eclat ins Werk gesetzter Scheinverkäufe, als sog. flauer Berichte, selbst des Ausstreuens von Gerüchten über angebliche polit. Ereignisse u. s. w. Selbstverständlich besteht die Spekulation à la baisse darin, daß Geschäfte eingeleitet werden, welche nur dann rentieren, wenn die in der Überzeugung des Spekulanten begründeten Voraussetzungen, daß nämlich die Preise des fraglichen Artikels fallen werden, zutreffen. Ursprünglich ein technischer Ausdruck des Bankgeschäfts, wird jetzt das Wort B. auch vielfach in andern Geschäftszweigen angewendet, und man spricht z. B. von einer Baisse-Spekulation im Getreide-, Baumwoll-, Tabakgeschäft u. s. w. Das Gegenteil von B. ist die Hausse (s. d.).

Baiter (Joh. Georg), Philolog, geb. 31. Mai 1801 zu Zürich, besuchte das dortige Gymnasium und studierte zu München, Göttingen und Königsberg Philologie. Später wurde er Oberlehrer am züricher Gymnasium und erhielt eine außerordentliche Professur an der Universität, die er jedoch 1849 niederlegte. Das Prorektorat an dem züricher Gymnasium bekleidete B. 1849—65. Er starb 10. Okt. 1877. Von seinen philol. Arbeiten ist zunächst eine Ausgabe des «Panegyricus» des Isokrates (Lpz. 1831) zu erwähnen; auch wirkte er als Mitarbeiter an Bremis Ausgabe desselben Redners (Bd. 1, Gotha 1831) sowie bei Orellis «Ciceronis scholiastae» (Zür. 1833), «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38) und dessen zweiter Ausgabe des Cicero (Zür. 1845—62). Für Orellis Recension des Tacitus (2 Bde., Zür. 1846—48) verglich B. die mediceischen Handschriften zu Florenz und arbeitete für die zweite Ausgabe die Annalen um (Zür. 1858). Mit Sauppe verband er sich zu der Ausgabe der «Oratores attici» (2 Bde., Zür. 1839—50; der Text auch in 8 Tln., Zür. 1838—48), welcher eine Bearbeitung der Reden des Lykurg vorausging (Zür. 1834). Daneben lieferte er den Isokrates für die Didotsche Sammlung der griech. Klassiker (Par. 1846) und veranstaltete mit Orelli und Winckelmann eine Gesamtausgabe der Werke des Plato (2 Tle., Zür. 1839—42). Eine Ausgabe derselben in kleinerm Format (21 Bdchn., Zür. 1839 fg.) wurde großenteils mehrfach aufgelegt. Die neuentdeckten «Fabellae iambicae» des Babrius gab B. mit Orelli (Zür. 1845) heraus, wie er auch die dritte Auflage von des letztern vortrefflicher Bearbeitung des Horaz (2 Bde., Zür. 1850—51) übernahm. In der Tauchnitzschen Ausgabe des Cicero (11 Bde., Lpz. 1860—69) besorgte er die philos. Schriften.

Baixo-Douro, ein Weinbezirk in Portugal, s. unter Alto-Douro.

Baize oder **Beize** heißt der Jagdbetrieb, bei dem mittels abgerichteter Raubvögel, vorzüglich Falken, Habichte und Sperber, verschiedene Arten von Feder- und Haarwild erlegt werden. Diese Jagd bildete im Mittelalter und bis zu Anfang des 18. Jahrh. eins der vornehmsten ritterlichen Vergnügen, dem auch die Edelfrauen mit Vorliebe huldigten. B. ist eine der ältesten Jagdarten, sie wurde nachweislich zuerst von mittelasiat. Nomadenstämmen betrieben und steht bei ihnen bis auf die Gegenwart in hohem Ansehen. Im 7. Jahrh. v. Chr. kannte man sie schon in China, von wo aus sie nach Japan Eingang fand. Durch die Turkomanen wurde sie den Persern bekannt, und durch diese im 7. Jahrh. n. Chr. den Arabern. Nach den Kreuzzügen verbreitete sie sich ziemlich allgemein über Europa, war aber, in Deutschland wenigstens, fast stets ein Privilegium des Adels. Das allmähliche Erlöschen der feudalen Vorrechte und die Verbesserung der Feuerwaffen drängten in Europa die B. gänzlich in den Hintergrund und gegenwärtig zählt sie bei uns nur noch zu den seltensten Jagdvergnügen. In Asien, insbesondere in Persien, wird sie hingegen noch häufig ausgeübt, ebenso im Sudan in Afrika. Während in Europa mit den Baizvögeln fast nur auf Reiher, Enten, Feldhühner, Kaninchen und Hasen gejagt wurde, werden dieselben in Asien hauptsächlich zur Jagd auf Gazellen, selbst Antilopen benutzt. Die Angriffe der Baizvögel werden dort durch Windhunde unterstützt, im Sudan durch syr. und tunes. Fanghunde. In Deutschland brauchte man die Baizhunde nur zum Aufspüren des Wildes.

Baja, großer Marktflecken im ungar. Komitat Bács, unweit vom linken Ufer der Donau, hat ein schönes Schloß des Fürsten Grassalkowich, eine Kaserne, ein kathol. Obergymnasium, eine Staats-Schullehrerpräparandie, bedeutende Schuhmacherei, lebhaften Getreide-, Wein- und Schweinehandel und zählt (1880) 19241 E. Zum Markte, der übrigens städtische Verfassung besitzt, gehört die bevölkerte Puszta Mátéháza.

Bajä, altröm. Stadt an der Küste Campaniens, in der Nähe von Neapel, wo sich jetzt das Kastell Baja, ein Werk des Vizekönigs Peter von Toledo, erhebt, war lange unbedeutend, bis es in der glänzendsten Zeit des Römerreichs wegen seiner herrlichen Lage, der Fruchtbarkeit der Umgebung und der reichen Mineralquellen der prachtvolle Lieblingsaufenthalt der röm. Großen wurde. Marius, Piso, Pompejus, Julius Cäsar, Julia Mammäa u. a. hatten hier Landhäuser, welche den Sitz des üppigsten Luxus und mehrfach den Schauplatz wichtiger Ereignisse bildeten. Horaz zog B. allen Orten der Welt vor; Seneca warnt vor diesem Badeorte, wenn man Herr seiner Leidenschaften bleiben wolle; Cicero fand es nötig, sich darüber zu rechtfertigen, daß er den Marcus Cälius, einen Mann, welcher B. öfters besucht habe, verteidige. Denn öfters wird B. als eine Heimat der Wollust und Üppigkeit geschildert; Seneca nennt es geradezu eine Herberge des Lasters. Jetzt sind nur noch wenige Trümmer vorhanden, unter denen die Reste der sog. Tempel der Venus, des Merkur und der Diana hervorragen. Außer einigen Häusern ist nur noch das hoch auf einem Felsen gelegene Kastell bewohnt. Der Hafen, einer der besten der Römer, ist jetzt verwüstet; die Aussicht über denselben ist von bezaubernder Schönheit. Trümmer von röm. Villen, von Grabmälern und andern röm. Bauwerken bedecken die Umgegend. Da dieselbe schon zu den Zeiten des Horaz mit Landhäusern überfüllt war, baute man

selbst in das Meer hinein, wie die noch jetzt sichtbaren Reste bestätigen. Das alte B. schildern Zell in den «Ferienschriften» (Freiburg 1826), Becker im «Gallus» (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1863) und Friedländer, «Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1874).

Bajāda del Paraná, jetzt nur Paraná genannt, Villa von 10098 E. in der Argentinischen Republik, am linken Ufer des Paraná, Sta.-Fé gegenüber, auf einem Hügel, welcher sich etwa 40 m über dem Flusse erhebt, hat schöne öffentliche Gebäude und gerade, aber ungepflasterte Straßen. Obgleich B. etwa 600 km vom Meere entfernt ist, können doch die größten Schiffe bis zu ihr gelangen; dessenungeachtet ist bei der ungünstigen Beschaffenheit des umliegenden Landes der Handel gering. Seit 1819 war B. die Hauptstadt der Provinz Entre-Rios, und wurde 1852 Bundeshauptstadt der ganzen Republik, wodurch sie außerordentlich schnell emporblühte, um ebenso schnell wieder zu sinken, nachdem Buenos-Ayres wieder Hauptstadt der Republik geworden war, und überdies der Sitz der Provinzialregierung nach Concepcion del' Uruguay verlegt wurde.

Bajadēren (aus dem portug. bailadeira, d. i. Tänzerin) nennen die Europäer die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen in Indien, die in zwei große Klassen zerfallen, deren jede mehrere Unterabteilungen zählt. Zu der ersten Klasse gehören die dem Dienste der Tempel und Götter geweihten, zu der zweiten die im Lande umherziehenden Tänzerinnen. Die erstern, Dêvadâsi, d. i. Göttersklavinnen genannt, unterscheiden sich nach dem Range der Familie, aus der sie stammen, nach der Würde der Gottheit, der sie sich weihen, und nach dem Ansehen und Reichtum des Tempels, dem sie angehören, in zwei Rangklassen. Die des ersten Ranges werden aus den angesehensten Familien der Vaisyakaste, wozu die reichen Landeigentümer, Grundbesitzer und Kaufleute gehören, gewählt, die des zweiten aus den vornehmsten Sudrafamilien, die unsern Handwerkern entsprechen. Nur Mädchen, noch im Alter der Kindheit und frei von allen körperlichen Gebrechen, werden als Dêvadâsis aufgenommen, und die Eltern müssen durch feierlichen Vertrag auf alle Rechte an ihnen verzichten, worauf dieselben zunächst den nötigen Unterricht erhalten. Die Dêvadâsis haben bei Festen und feierlichen Umzügen ihres Gottes das Lob desselben zu singen, seine Thaten und Siege zu preisen und vor demselben herzutanzen, die Blumenkränze zu flechten, mit welchen die Götterbilder verziert werden, überhaupt alle niedern Dienste im Tempel und für die Priester zu verrichten. Die Dêvadâsis ersten Ranges wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels, und dürfen diesen ohne besondere Erlaubnis des Oberpriesters nicht verlassen. Sie können ihr ganzes Leben hindurch im jungfräulichen Stande bleiben. Doch steht es ihnen auch frei, sich einen Liebhaber innerhalb oder außerhalb des Tempels zu wählen, wenn er nur den obern Kasten angehört; ein Liebesverhältnis aber mit einem Manne niedern Standes wird mit großer Härte bestraft. Erhalten sie Kinder, so werden die Mädchen in dem Gewerbe der Mutter erzogen, die Knaben aber zu Musikern gebildet. Die Dêvadâsis zweiten Ranges unterscheiden sich im ganzen wenig von denen des ersten Ranges, nur daß sie nicht so gebunden sind, weil sie außerhalb der Tempel wohnen. Täglich muß eine bestimmte Zahl derselben der Reihe nac[h] den Dienst im Tempel versehen; bei öffentliche[n] Prozessionen aber müssen alle erscheinen. Sie tan[-] zen und singen nicht allein vor den Götterbilder[n] wofür sie ein bestimmtes Einkommen an Reis un[d] Geld erhalten, sondern werden zu gleichem Zwe[ck] auch bei andern Festlichkeiten, wie Hochzeiten, Ga[-] stereien u. s. w., von den Vornehmen berufen.

Wesentlich verschieden von den Dêvadâsis sin[d] die Tänzerinnen, die, frei im Lande umherziehend und nur bei Privatfestlichkeiten herbeigerufen, i[n] Tschultris (öffentlichen Herbergen) die Fremden un[-] terhalten und bald Nati, oder in der gewöhnliche[n] Form Natsch, bald Kuttani, bald Sutradhari je nach der verschiedenen Kunst, in der sie sich gerad[e] auszeichnen, benannt werden. Einige derselbe[n] leben unabhängig beisammen in Truppen von 10–12 Köpfen, ziehen im Lande umher und teilen ihre[n] Gewinn mit den Musikanten, die sie begleiten. An[-] dere stehen unter der Aufsicht von Dayas oder alte[n] Tänzerinnen, die allein allen Gewinn ziehen un[d] diesen Mädchen dafür nur Kost und Kleidung geben. Noch andere sind wirkliche Sklavinnen solcher alte[n] Weiber, welche sie in ihren jüngern Jahren durc[h] Kauf oder Annahme an Kindesstatt an sich ge[-] bracht und in ihrer Kunst unterrichtet haben.

Die Tracht der B. ist originell und nicht ohne verführerischen Reiz. Ihre Tänze entsprechen je[-] doch nicht dem, was man gewöhnlich unter Tan[z] versteht, sondern sind vielmehr Pantomimen, dere[n] Erklärung in den Gesängen liegt, die von den be[-] gleitenden Musikern recitiert werden. Die Ge[-] sänge enthalten meist die Themata der glückliche[n] oder verzweifelnden Liebe, der Eifersucht, der Er[-] wartung des Geliebten u. s. w.

Bajasīd, Bajesid, Bayazet, Stadt im asia[t.-] türk. Vilajet Erzerum, nahe der russ. und per[s.] Grenze, an der großen Straße nach Täbris in Ase[r-] beidschan, 22 km im SSW. des Ararat gelegen, ist auf der Vorhöhe des Ala-Dagh amphitheatra[-] lisch erbaut, aber elend und sehr heruntergekomme[n,] besonders durch den Russisch-Türkischen Krieg 1877–78, zählt kaum noch 1500 E., meist Kurden. De[n] Ort beherrscht eine alte Citadelle. Infolge sein[er] Lage, wodurch B. die Hauptstraße von Armenie[n] nach Aserbeidschan beherrscht, ist es häufig Krieg[s-] schauplatz geworden. Am 8. Sept. 1828 kapitu[-] lierte es an die Russen, die sodann 29. Sept. in d[er] Nähe ein Gefecht bestanden und 3. Juli 1829 d[en] Pascha von Wan mit Verlust zurückschlugen. [Am] 31. Juli 1854 wurde B. von den Russen un[ter] Wrangel nach Forcierung der Araratpässe und B[e-] siegung des Selim-Pascha bei den Tschingilpäss[er] Höhen (Karabulak) eingenommen und die Festung[s-] werke beim Abzuge zerstört. Am 29. April 18[77] besetzten die Russen ohne Kampf Stadt und Ci[ta-] delle, mußten zwar die Stadt im Juni wieder r[äu-] men, behaupteten sich aber in der Citadelle, wel[che] die Türken seit 14. Juni belagerten, bis sie Genera[l] Tergukasow 10. Juli entsetzte und die Besatzu[ng] mit sich fortführte. Zum zweitenmal wurde [die] Stadt 29. Okt. 1877 von den Russen besetzt. [Im] Präliminarfrieden von San-Stefano (3. M[ärz] 1878) wurde die Abtretung von B. an Rußland [zu-] gestanden, durch die Beschlüsse des Berliner Ko[n-] gresses (13. Juli 1878) verblieb es jedoch der Tür[kei.]

Bajāzet oder Bajesid I., genannt Jilder[im] (d. h. Blitz), türk. Sultan, geb. 1347, folgte 13[89] seinem Vater Murad I., der in der Schlacht [...]

Kossova gegen die Serben geblieben war. Den Weg zum Throne hatte er sich durch die Erdrosselung seines jüngern Bruders Jakob gebahnt. In drei Jahren eroberte er die Bulgarei, einen Teil Serbiens, Macedoniens und Thessaliens und die meisten Staaten Kleinasiens. Selbst Konstantinopel schloß er gegen 10 Jahre hindurch ein, um es durch Hunger zu bezwingen. Die Stadt zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn, der nachmalige Deutsche Kaiser, ein großes Heer zusammen, bei welchem sich auch franz. und burgund. Edelleute befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nikopolis in der Bulgarei an. Allein B. eilte herbei und errang über die verbündeten Ungarn, Polen und Franzosen 28. Sept. 1396 einen entscheidenden Sieg. Sigismund entging verkleidet der Gefangenschaft; die Franzosen aber, durch deren ungestüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtenteils gefangen und fast alle hingerichtet. Jetzt würde B. das griech. Kaisertum gestürzt haben, wenn er nicht durch Timur (s. d.), der seine Besitzungen in Kleinasien angriff, im Juli 1402 bei Angora in Galatien eine gänzliche Niederlage erlitten hätte. Gefangen wurde er mit Großmut behandelt, bis er auf einem Fluchtversuche betroffen wurde. Seitdem bewachte man ihn aufs strengste. Er starb 8. März 1403 in Timurs Lager, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Soliman I.

Bajazet II., türk. Sultan, der Sohn des Sultans Mohammed II., des Eroberers von Konstantinopel, geb. 1447, bestieg nach seines Vaters Tode 1481 den Thron der Osmanen. Seine Regierung war ausgefüllt mit ununterbrochenen Kriegen gegen Ungarn, Polen, Venedig, Ägypten und Persien, die, ohne besonders hervorragende Momente und mit wechselndem Glücke geführt, doch im ganzen zur Befestigung der osman. Macht dienten. Auch gegen seinen Bruder Dschem, der ihm den Thron streitig machte und von Ägypten unterstützt wurde, mußte B. das Schwert ziehen. Schließlich ließ er Dschem in Rom vergiften (Febr. 1495). Die letzten Jahre von B.s Regierung wurden durch die Rivalität seiner Söhne um die Nachfolge im Reiche mannigfach getrübt. Von den Janitscharen, die seinen jüngern Sohn Selim zum Sultan erheben wollten, gezwungen, dankte B. zu Gunsten desselben ab, wurde aber vergiftet und starb in der Nähe von Adrianopel 18. April 1512. B. war ein Freund der Derwische und liebte Glanz und Pracht. Mehrere der schönsten Moscheen in Konstantinopel und Adrianopel wurden von ihm erbaut und ausgestattet.

Bajazzo (ital.) heißt bei Seiltänzern, Akrobaten u. s. w. der Spaßmacher und Possenreißer. Flögel führt seinen Ursprung wie den der verwandten Harlekins, Pulcinells, Kasperls, Pickelherings, Jack Puddings u. s. w. auf die Atellanen (s. d.) zurück. Sein Kostüm nähert sich dem des Pierrot. Er trägt ein weites weißes, gegürtetes, meistens ausgezacktes Wams, ähnliche Beinkleider, einen spitzen, hohen Hut und eine große gefältelte Halskrause. Dem B. verwandt ist der Clown im Zirkus der Kunstreiter.

Bajesid (Stadt), s. Bajasid.

Bajesid (Sultan), s. Bajazet.

Bajocco, s. Baiocco.

Bajoire, eigentlich Baisoire (frz.), Kußmünze, ist die Bezeichnung für diejenigen Münzen und Medaillen, welche auf einer Seite zwei Brustbilder tragen, von denen das eine das andere zur Hälfte deckt, wie sie von fürstl. Ehepaaren, bei Vermählungsfeierlichkeiten u. s. w. häufig geschlagen wurden. Insbesondere ward eine Silbermünze (Ducaton) so genannt, welche Erzherzog Albert mit seiner Gemahlin Isabella von Spanien als Statthalter in den Niederlanden seit 1598 prägen ließ. Auch eine genfer Silbermünze führte diesen Namen.

Bajonett (frz. Baïonnette) ist eine mäßig lange Klinge, welche am Lauf des Feuergewehrs so befestigt wird, daß dieses in eine zum Angriff und zur Verteidigung geeignete, in der Anwendung der Lanze ähnliche Stoßwaffe sich verwandelt. Der Gebrauch dieser Waffe tritt zuerst gegen die Mitte des 17. Jahrh. in der franz. Armee auf, und geht aus dem Bestreben hervor, die mit dem Feuergewehr bewaffneten Schützen zur selbständigen Verteidigung gegen Reiterei geschickt und somit von dem Schutze der Pikeniere unabhängig zu machen, die deshalb zu Anfang des 18. Jahrh. aus der Infanterie verschwinden. Das B., so genannt, weil man es zu Bayonne in Frankreich erfand, war anfänglich ein 30 cm langes, 25 mm breites zweischneidiges Messer, welches mittels eines 20 cm langen hölzernen Stiels in den Lauf gesteckt wurde. Erst später erfand man statt dieses Stiels die den Lauf umfassende Tülle und machte die Klinge drei- oder vierschneidig, wodurch das B. erst seine Vollendung erhielt. Doch selbst nach dieser Erfindung verging eine geraume Zeit, ehe man sich von der Möglichkeit überzeugte, auch mit aufgestecktem B. laden und feuern zu können. Das B. beständig auf dem Gewehr zu lassen, war zuerst in Preußen Gebrauch, in andern Armeen (z. B. in der französischen, österreichischen u. s. w.) war es üblich, das B. nur für das Gefecht aufzupflanzen, für gewöhnlich aber in einer ledernen Scheide, an Stelle des Seitengewehrs oder neben diesem zu tragen. Zum Festhalten der Tülle am Lauf dient entweder eine an letzterm befestigte, in erstere einschnappende Bajonettfeder oder ein beide umfassender, an einen Haft des Laufs oder auch an das Korn sich anlehnender Bajonettring. Für solche Infanterieabteilungen (Jäger und Scharfschützen), deren Bestimmung nicht der Kampf in geschlossenen Massen, sondern vielmehr die Führung eines besonders wirksamen Feuergefechts in zerstreuter Ordnung war, bei denen es also hauptsächlich auf Sicherheit des Schusses ankam, die durch das vom B. ausgeübte Vordergewicht leidet, war die Notwendigkeit einer beständigen Verbindung des B. mit dem Gewehr nicht vorhanden. Um für Ausnahmefälle (z. B. bei Verteidigung gegen einzelne Reiter) das Gewehr der Scharfschützen zu einer blanken Waffe zu machen, richtete man bei den deutschen Jägern das althergebrachte Seitengewehr, den «Hirschfänger», zum Aufpflanzen auf die Büchse ein oder gab denselben (z. B. den österr. Jägern) ein Haubajonett, das eine Tülle zur Befestigung, aber statt der Stoß- eine längere, mit einer Schneide versehene Rückenklinge hat und für gewöhnlich an der Seite getragen wird. Bei den preuß. Jägern war eine Zeitlang (1854—65) der zum Laden nicht mehr nötige Ladestock (eigentlich Entladestock) der Zündnadelbüchse als herausziehbare Pike eingerichtet; der geringen Solidität dieser Einrichtung halber ging man von derselben später wieder ab.

Das ältere oder Stichbajonett ist in neuerer Zeit in den meisten Armeen durch das Säbelbajonett verdrängt worden. Dieses ist ein gewöhn-

liches Seitengewehr, dessen Griff eine Einrichtung zum Aufpflanzen auf die Feuerwaffe besitzt, das aber in der Regel an der Seite getragen wird. Hat die Klinge eine Ausbauchung nach der scharfen Seite hin, ähnlich wie die im Orient gebräuchlichen kurzen Haumesser, so wird das Säbelbajonett auch Yatagan (sabre-poignard) genannt. Durch das Säbelbajonett wird das besondere Seitengewehr des Infanteristen entbehrlich gemacht und somit die Ausrüstung desselben vereinfacht; er besitzt darin zugleich ein zu wirtschaftlichen Zwecken (wie Holzkleinen im Biwak) brauchbares Instrument, zu welchem Zweck man in neuerer Zeit auch Sägezähne auf dem Rücken der Klinge anbringt. Der Nachteil des Säbelbajonetts ist seine große Schwere, wodurch die Feuerwaffe eine das Schießen beeinträchtigende Vorderwichtigkeit erhält. Dieser Nachteil ist aber von nur geringer Bedeutung, denn seit die Infanteriegewehre eine so große Feuergeschwindigkeit besitzen, liegt in dieser die größte Sicherheit gegen den Nahangriff und ist das Aufpflanzen des B. beim Schießen nur selten nötig.

Das B. war anfangs als Angriffs- und Verteidigungswaffe nur im Einzelgefecht im Gebrauch. Karl XII. von Schweden bediente sich desselben zuerst in der Schlacht bei Narwa beim geschlossenen Massenangriff, ebenso die Franzosen 1704 bei Speier. Friedrich d. Gr. und später Suworow, das Gewicht dieser Angriffsart wohl erkennend, wußten dieselbe zu ihrem Vorteile auszubeuten. In den franz. Kriegen wurde die Anwendung der Bajonettattacke allgemein und diese findet seitdem immer statt, sobald der Feind aus seiner Position geworfen werden soll. Letzteres wird trotz aller Verbesserung der Handfeuerwaffen durch stehendes Feuergefecht nie oder selten erreicht. In den meisten Fällen wird der erschütterte Gegner der Bajonettattacke ausweichen, sodaß diese nur selten zum Handgemenge führt. Wenn auch die Kolonne an sich die beste Form der Bajonettattacke ist, so wird man doch dieselbe der mörderischen Wirkung der Feuerwaffen gegenüber in Zukunft meist nur in Linie und in geöffneter Form zur Ausführung bringen können. Um den Infanteristen geschickt zu machen, das Bajonettgewehr im Handgemenge mit Infanterie und Kavallerie erfolgreich zu Stößen und Paraden zu verwenden, ist das um 1830 vom sächs. Hauptmann Selmnitz erfundene und in Vorschlag gebrachte Bajonettfechten oder Bajonettieren als ein besonderer Zweig der militärischen Ausbildung in allen Armeen Europas eingeführt worden. Gelangt auch diese Fertigkeit weniger im Gefecht selbst zur praktischen Anwendung, so macht sie doch jedenfalls den Soldaten kräftiger und gewandter und erhöht das Vertrauen desselben zu seiner Waffe.

Bajonettverschluß (frz. fermeture à la baïonnette, engl. bayonet-closure), ein zur festen, doch leicht lösbaren Verbindung von Röhren u. s. w. in vertikaler Richtung angewendeter Verschluß (so genannt, weil in ähnlicher Weise die Bajonetthülse mit dem Gewehrlauf verbunden wird), dessen Herstellung im wesentlichen auf Folgendem beruht. Der eine Teil, der über den andern geschoben wird, erhält einen kurzen Einschnitt in der Längenrichtung (s. Fig. 1), an welchen sich im rechten Winkel ein Quereinschnitt anschließt; der andere Teil ist mit einem kleinen Knopf versehen, wie in Fig. 2 der Querschnitt zeigt. Beim Aufstecken führt man den Längeneinschnitt über den Knopf herab, bis der letztere den Winkel berührt, und dreht hierauf so weit, daß der Knopf sich in den Quereinschnitt legt.

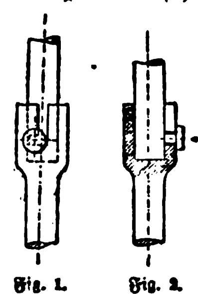


Fig. 1. Fig. 2.

Bajulos, griech. Titel, s. Bailli.

Bajus (Michael), eigentlich de Bay, einer der bedeutendsten Theologen der kath. Kirche im 16. Jahrh., geb. 1513 zu Melin im Hennegau, studierte zu Löwen und war seit 1540 Professor in der philos., seit 1550 in der theol. Fakultät zu Löwen. Durch eifriges Studium der Schriften Augustins war B. zu der Überzeugung gekommen, daß die röm. Kirche nur äußerlich Augustin als höchste Autorität feiere, in Wahrheit aber dem Semipelagianismus verfallen sei. Seine aus Augustin entlehnte Lehre von der Erbsünde und der Unfreiheit des menschlichen Willens erregte bei den Franziskanern so heftigen Widerspruch, daß Papst Pius V. auf deren Betrieb 1567 in der Bulle Ex omnibus afflictionibus 76 Sätze aus den Schriften des B. verdammte. B. widerrief, blieb aber bei seiner Lehre, auch die Fakultät stand zu ihm und wählte ihn 1575 zum Dechant zu St. Peter und 1578 zum Kanzler der Universität. Der König von Spanien übertrug ihm sogar das Amt eines Generalinquisitors in den Niederlanden. Er starb 16. Dez. 1589. Seine augustinischen Ansichten, die man damals Bajanismus nannte, erbten auf die Jansenisten fort, als deren Vorläufer er anzusehen ist. Seine Schriften, meist polemischen Inhalts, wurden von Gerberon (2 Bde., Köln 1696) herausgegeben. Vgl. Linsenmann, «Michael B. und die Grundlegung des Jansenismus» (Tüb. 1867).

Bajza (spr. Boisa, Jos.), ungar. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1804 zu Szücsi im Heveser Komitat, war seit 1823 Mitarbeiter an Kisfaludys Taschenbuch «Aurora», das er 1830–3[illegible] selbst redigierte. Seine «Gedichte» (2. Aufl., [illegible] 1835) stellten ihn unter die besten ungar. Lyriker. Im Verein mit den ersten belletristischen Kritikern gab er 1831—36 die «Kritischen Blätter», 1837–4[illegible] das «Athenaeum» und den «Figyelmező» («Beobachter») heraus. Durch Veröffentlichung der «Ausländischen Bühne» (Pest 1830) und als Direktor des 22. Aug. 1837 zu Pest eröffneten Nationaltheaters leistete er dem jungen ungar. Schauspiel bedeutenden Vorschub. Später wendete er [illegible] histor. Studien zu und bereicherte die ungar. [illegible]teratur mit der «Történeti Könyvtár» («Historische Bibliothek», 6 Bde., Pest 1843—45), welche [illegible] Übersetzung vortrefflicher ausländischer Geschichtswerke enthielt, sowie mit einem nach dem Deutschen bearbeiteten «Uj Plutarch» («Neuer Plutarch», Pest 1845—47). Seine «Világtörténet» («Weltgeschichte», von der nur «Das Altertum» erschien, Pest 1847) war indessen nur eine wenig ge[illegible] Kompilation aus deutschen Historikern. Die Opposition betraute ihn 1847 mit der Redaction und Herausgabe ihres polit. Taschenbuchs «Ellenőr» («Kontrolleur», Lpz. 1847). Nach dem März 18[illegible] ernannte ihn Kossuth zum Redacteur seines [illegible] offiziellen Organs, des «Kossuth' Hirlapja» ([illegible] bis Dez. 1848). Seit 1850 einer Gemütskrankheit verfallen, starb er 3. März 1858. B. war (seit 18[illegible] Mitglied der Ungarischen Akademie und auch [illegible]

sehr thätiges Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine «Gesammelten Werke» gab Fr. Toldy heraus (2. Aufl., 6 Bde., Pest 1861). In seinen Gedichten offenbart sich ein mehr sinniges als eigentümliches, reiches Dichtertalent; seine prosaischen Schriften sind durch selbständige Auffassung und vorzüglichen Stil ausgezeichnet.

Bakacs (Thomas), ungar. Staatsmann, Sohn dürftiger Bauern-Edelleute aus Erdöd im Szathmarer Komitat, wurde, nachdem er seine Studien in Wien und Padua beendet, von Matthias Corvinus zum Sekretär ernannt, bald darauf mit dem Prädikate «von Erdöd» in den höhern Adelstand erhoben, später Propst von Titel, dann Bischof von Agram, von Raab (1486) und zuletzt von Erlau. Von Wladislaw II. wurde B. zum Reichskanzler und später zum Erzbischof von Gran ernannt; 1500 erhielt er den Kardinalshut. Trotz einem Gesetze von 1498, welches den Besitz mehrerer Kirchenämter zugleich verbot, erhielt B. noch das milkower Bistum und die zipser Propstei sowie die Vereinigung der Dekanate Hermannstadt und Kronstadt mit seinem Sprengel. Von einer Reise nach Rom kehrte er mit der päpstl. Bestätigung aller erzbischöfl. Vorrechte des graner Primatialstuhls und mit der Erlaubnis, einen Kreuzzug gegen die Türken zu predigen, nach Ungarn zurück (1513). Auch hatte B. vom Papste Leo X. den Titel und Rang eines päpstl. Legaten für christl. Völker im Osten und Norden Europas erhalten. Die durch ihn für den Kreuzzug geworbenen Scharen wendeten sich indessen nicht gegen die Türken, sondern wüteten gegen den Adel, bis endlich Johann Zapolya 1514 die Haufen zerstreute und an ihren Anführern blutige Rache nahm. B., welchem mehrfach die eigentliche Urheberschaft dieses ungar. Bauernkriegs zugeschrieben wird, starb 1521 und hinterließ seinen Erben, den Familien Erdödi und Palfi, ein ungeheueres Vermögen. B. und seine Zeit hat Eötvös zum Gegenstande eines in Ungarn geschätzten und von Dux ins Deutsche übersetzten histor. Romans: «Der Bauernkrieg in Ungarn» (3 Bde., Pest 1850), gewählt.

Ba-kalahari oder **Ba-lala**, ein Stamm der westl. Betschuana (s. d.), welcher in den unfruchtbaren Gegenden der Wüste Kalahari ein elendes kümmerliches Dasein fristet. Die B. verdienen nur im uneigentlichen Sinne den Namen eines Stammes, da sie bloß aus Individuen bestehen, welche das Elend zusammengeführt hat. Sie können füglich für einen unterdrückten Pariastamm der Betschuanen gelten. Vgl. G. Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas» (Bresl. 1873).

Bake (Jan), niederländ. Philolog und Kritiker, geb. 1. Sept. 1787 zu Leiden, ward 1815 außerord., 1817 ord. Professor der griech. und röm. Litteratur an der dortigen Universität, wirkte in dieser Stellung bis 1857 und starb 26. März 1864. Nachdem er die Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten mit einer geschätzten Schrift über Posidonius (Leid. 1810) begonnen, veröffentlichte er treffliche, von gelehrten Kommentaren begleitete Ausgaben des Astronomen Kleomedes (Leid. 1820), von Ciceros Werken «De legibus» (Leid. 1842) und «De oratore» (Amsterd. 1863), sowie der «Rhetorica» des Apsines und Longinus (Orf. 1849). Mit Geel, Hamaker und Peerlkamp gab B. die «Bibliotheca critica nova» (5 Bde., Leid. 1825—31) heraus, während er allein in den «Scholica hypomnemata» (5 Bde., Leid. 1837—62) eine Reihe größtenteils auf Cicero und attische Redner und Altertümer bezügliche, von Scharfsinn und feiner Beobachtungsgabe zeugender Aufsätze lieferte. Vgl. Bakhuizen van den Brink, «Rede te nagedachtenis van M. J. B.» (Amsterd. 1865).

Bakel (vom lat. baculus), Stock, namentlich des Schulmeisters.

Bakel, Hauptort eines gleichnamigen Arrondissements in der franz. Kolonie Senegal in Westafrika, liegt am linken Ufer des Senegal und am Fuße der Feluhkatarakte und der Nordostgrenze der ganzen Kolonie und zählt mit dem franz. Fort und Handelscomptoir ungefähr 2000 E. Das Fort, auf herrschender Höhe, hat große Wälle, aus Stein gebaut, auf nahen Hügeln stehen vier Warttürme, welche durch eine Mauer untereinander verbunden sind. In der Überschwemmungen ausgesetzten Ebene gelegen und von ausgedehnten Sümpfen umgeben, hat B. ein höchst ungesundes Klima, sodaß zur militärischen Besatzung Weiße nicht verwendet werden können. Der Ort, früher zum Negerreich Galam gehörig, war schon seit längerer Zeit ein Handels- und Militärposten der Franzosen, ehe es 1856 in deren unmittelbaren Besitz kam. Seit Sept. 1854 besteht zwischen B. und St.-Louis während der Regenzeit (Juli bis November) regelmäßige Dampfschiffahrt. Die Umgegend liefert Datteln, Mais, Reis, Schlachtvieh, Elfenbein und Goldstaub. Der Handel ist bedeutend. Hier treffen die Karawanen, welche aus den Nigergegenden nach der Westküste ziehen, zum ersten mal mit europ. Handelsleuten zusammen.

Baken heißen die für Schiffer und Lotsen am Strande oder auf Sandbänken sowie auch an Stromufern unterhaltenen Merkzeichen, durch welche teils das Fahrwasser, teils Klippen, Untiefen und andere gefährliche Punkte angedeutet werden. Es sind mehr oder minder große, an weit sichtbaren Stellen aus Fachwerk aufgeführte Holzgerüste, welche meist eine pyramidale Form haben und an ihrer Spitze mit einer Kugel oder einer andern leicht unterscheidbaren Figur versehen sind. Man errichtet sie nur an solchen Lokalitäten, wo sie gegen den Anprall der Wogen gesichert sind. Am Eingange von Häfen, welche bei Stürmen aus gewissen Richtungen für hinausgehende Lotsen nicht passierbar sind, hat man sog. Winkbaken. Auf diesen befindet sich eine nach verschiedenen Seiten hin bewegliche Stange mit einer Flagge, mittels deren den ohne Lotsen einsegelnden Schiffen der zu steuernde Kurs bezeichnet wird. Wo es nötig ist, Untiefen auf offenem Meere zu kennzeichnen, benutzt man Bojen (s. d.). Die Errichtung der B. steht unter Aufsicht der Regierungen, welchen zur Erhaltung derselben von den die Häfen besuchenden Schiffen nach Maßgabe ihrer Größe eine Abgabe, das sog. Hafengeld, gezahlt wird.

Baker (Sir Samuel White), Afrikareisender, der Entdecker des Nilquellsees Mwutan, geb. 8. Juni 1821 als Sohn eines in den Grafschaften Worcester und Gloucester begüterten Engländers, besuchte 1845 Ceylon, wo er bald darauf einen längern Aufenthalt nahm und mit seinem Bruder eine Besitzung in dem Gebirge Newera Ellia bewirtschaftete. Seine afrik. Reisen, auf denen ihn stets seine Frau begleitete, begann er 1861. Er verließ Kairo 15. April, kam 11. Juni nach Berber, reiste von da den Atbara hinauf bis Gos Regeb, besuchte Kassala, durchzog die Landschaften am Setit, Bahr Salaam und obern Atbara, ging über Galabat nach dem Rahad hinüber, wandte sich dann über

den Dender zum Blauen Nil und ging 11. Juni 1862 an diesem abwärts nach Chartum. Hier mietete er drei Schiffe nebst Bemannung, mit denen er 18. Dez. 1862 unter Segel ging. Nach 45tägiger Fahrt traf er in Gondokoro ein, wo 15. Febr. 1863 Speke und Grant mit ihm zusammentrafen, denen er nun zur Rückkehr nach Europa behilflich war. Am 26. März 1863 verließ B. Gondokoro, überschritt 9. Jan. 1864 den Asuafluß, kam 23. Jan. an die Karumafälle des Somerset und 10. Febr. zu Kamrasi, dem König von Unyoro, in dessen Residenz M'ruli. Von hier ging er westlich und erblickte 14. März bei Vacovia (1° 14′ nördl. Br.) den zweiten Nilquellsee, der hier Mwutan heißt, und dem B. den Namen Albert-Nyanza gegeben hat. Er fuhr in einem Boote 13 Tage lang an der Ostküste nordwärts bis zur Mündung des Somerset bei Magungo (2° 16′ nördl. Br.), wo er von einer Höhe aus deutlich den Ausfluß des Mwutan erkennen und weithin verfolgen konnte. Da er später auf seiner Rückreise nach Gondokoro den Nil unter 3° 32′ nördl. Br. wieder berührte und von dort weit aufwärts in der Richtung nach dem Mwutan zu überblicken vermochte, so bleibt am obern Weißen Nil nur noch eine Lücke von wenigen Kilometern, wo der Flußlauf nicht wirklich gesehen wurde, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Weiße Nil seinen Ursprung zunächst aus dem Mwutansee nimmt. Den Somerset aufwärts verfolgend, entdeckte B. in ihm, 30 km von der Mündung, einen 40 m hohen Wasserfall, den er Murchisonfall benannte, und indem er bis Karuma den Fluß entlang ging, stellte er auch die Verbindung des Ukerewe mit dem Mwutan durch den Somerset außer Zweifel. Im Okt. 1865 traf B. wieder in England ein. Die Königin erhob ihn zum Baronet; die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm ihre Medaillen. Hierauf erhielt B. 1869 vom Vizekönig in Ägypten den Auftrag, an der Spitze einer großen militärischen Expedition die Länder am Weißen Nil und seinen Quellseen zu erobern und dem Handel zu eröffnen. Zum Pascha und Generalgouverneur der zu erobernden Länder ernannt, fuhr er im Febr. 1870 von Chartum mit 1100 Mann den Weißen Nil hinauf, brachte die Regenzeit an der Mündung des Giraffenflusses zu, gelangte durch diesen mit 59 Schiffen 15. April 1871 nach Gondokoro, das er Ismailia benannte, und drang unter Kämpfen mit den Eingeborenen und Sklavenhändlern bis Unyoro vor. Am 1. April 1873 kam er nach Gondokoro und im August nach Ägypten zurück. Sein Eroberungswerk wird seit 1874 von Oberst Gordon fortgesetzt. B. brachte 1879 ein halbes Jahr in Cypern zu. Über Ceylon schrieb er «The rifle and the hount» und «Eight years' wanderings in Ceylon» (Lond. 1855); über Afrika «The Albert Nyanza, great basin of the Nile, and explorations of the Nile sources» (Lond. 1866; deutsch von Martin, 3. Aufl., Gera 1875), «The Nile tributaries of Abyssinia» (Lond. 1867; deutsch, Jena 1868) und «Ismailia» (2 Bde., Lond. 1874); über Cypern «Cyprus as I saw it in 1879» (Lond. 1879; deutsch von Oberländer, Lpz. 1880).

Bakewell, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, am linken Ufer des Wye, nahe der Mündung des letztern in den Derwent, hat eine lat. Schule und zählt (1881) 2502 E., die sich großenteils mit Baumwollweberei und Marmorschleiferei (berühmte Mosaikarbeiten aus Marmor, Achat und Jaspis) und in den Bleibergwerken, Steinkohlengruben und Marmorbrüchen beschäftigen. Auch ist daselbst eine von Badegästen viel besuchte Mineralquelle. Die Kirche, deren westl. Teil noch sächs., im übrigen got. Architektur verschiedener Perioden zeigt, enthält interessante Grabdenkmäler. Am andern Ufer des Wye sind noch Spuren eines von König Eduard dem Ältern 924 gebauten Schlosses. Nur 3 km nordöstlich von B. liegt am Derwent, in romantischer Gegend, Chatsworth-House, das berühmte Schloß des Herzogs von Devonshire, mit einem großen Park von 582 ha, drei Dörfern und Wasserwerken, welche nächst denen von Versailles für die großartigsten und besten gelten. Der Kaiserbrunnen springt 81 m hoch. Das Schloß selbst, der Palace of the Peak, nach C. Wrens Entwurf 1688—1706 im ion. Stil gebaut, imponiert durch seine Größe. Das Innere ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, enthält eine schöne Kapelle, reiche Gemälde- und Skulpturensammlungen u. s. w. Bemerkenswert ist auch das umfangreiche Treibhaus. Chatsworth war 13 Jahre lang der Kerker der Maria Stuart. Das Schloß steht höher als der uralte, bis auf eine viereckige, von Bäumen umgebene Warte völlig abgebrochene Familiensitz und ist gegen Ende des 17. Jahrh. vom vierten Grafen, später ersten Herzog von Devonshire umgeschaffen und in seiner Neugestaltung nicht vor 1706 vollendet worden. Ungefähr 3 km im Süden der Stadt liegt auf einem Hügel Haddon-Hall, der Sitz des Herzogs von Rutland, die am besten erhaltene mittelalterliche Burg des ganzen Königreichs.

Bakewell (Robert), berühmter engl. Landwirt und Viehzüchter, geb. 1726 zu Dishley in der Grafschaft Leicester, gest. 1795, erwarb sich besonders um die Veredlung der Haustiere Verdienste. Da er die Beobachtung gemacht, daß bei den Tieren die Nachkommen den Ältern oder Voraltern in ihren Eigenschaften fast ganz glichen, so schloß er, daß durch Paarung der ausgezeichnetsten Individuen von einer Rasse miteinander oder mit andern von einer gleich tüchtigen Rasse Tiere vom vollkommensten Nutzungswert erzüchtet werden müßten. Mit großem Erfolg wurden B.s Bemühungen in der Veredlung der Dishley-Schafrasse, des langhörnigen Rindviehs und der großen, starken Pferde gekrönt. Hauptgrundsatz bei der Veredlung war, einen Schlag hervorzubringen, der von einer gegebenen Menge Futter das meiste und beste Fleisch ansetzte. Seine Erfahrungen legte er in der «Domestic Encyclopaedia» (Bd. 1) nieder.

Bakhschisch bedeutet im Persischen ein Geschenk überhaupt, besonders aber ein Trinkgeld. In letzterer Bedeutung ist es sowohl von der türk. als auch von der arab. Sprache aufgenommen worden.

Bakhuyzen, niederländ. Maler, s. Backhuysen.

Bakony-Bél (d. i. Bakony-Inneres), ungar. Dorf im Innern des Bakonyerwaldes, in der Veszprimer Gespanschaft, am Fuße des Sombegy, des höchsten Punktes im Bakonyerwalde (800 m), zählt 1600 E. und ist bekannt durch seine Benediktinerabtei von St. Moritz, die zu den ältesten Klöstern Ungarns (gestiftet von König Stephan dem Heiligen im J. 1030) gehört und schon im 11. Jahrh. sowohl durch ihren ausgedehnten Grundbesitz, durch die vorzügliche Bewirtschaftung desselben als auch durch die dortige Klosterschule berühmt war.

Bakonyerwald in Ungarn wird der südl. Teil des Höhenzugs genannt, welcher von Gran und Visegrad an der Donau in südwestl. Richtung sich bis zum Zalathal erstreckt. Die Thalfläche von Moor, welche die Raaber Ebene mit der Stuhlweißenburger verbindet, teilt diesen Höhenzug in zwei Hauptgruppen. Die nördlich bis Gran und Ofen hinziehende Gebirgsgruppe wird Vértesgebirge genannt, die südliche bildet den B. Dieser hat eine Länge von 80—90 km, eine Breite von 30—40 km, bedeckt einen großen Teil der Komitate Veszprim und Zala und säumt das nordwestl. Ufer des Plattensees mit reizenden Weingeländen und höchst malerischen Kegelbergen ein. Die höchsten Berge des B. liegen an der westl. Seite der Wasserscheide, nördlich von Bakony-Bél, wo der Köröshegy eine Höhe von 707 m und der Somhegy eine solche von 800 m erreichen. Früher war der B. die Heimstätte gefürchteter Räuberbanden; seitdem aber breite Landstraßen durch die frühere Wildnis ziehen, sind diese fast ganz verschwunden. Nur die Mitte des B. ist noch mit Wäldern, besonders von Buchen und Eichen bedeckt, in welche große Schweineherden zur Mast getrieben werden; die niedrigern Landränder sind in Ackerland verwandelt, die Abhänge nehmen Wein- und Obstgärten ein, die Thäler sind von vielen Dörfern bevölkert. Die geognost. Verhältnisse des B. bieten viel Interessantes dar. Besonders merkwürdig sind die vielen Basaltberge, vor allen der sich unmittelbar am Ufer des Plattensees erhebende Badacson, an dessen nördl. Seite mächtige Basaltsäulen eine steile Wand bilden. Die Abhänge dieses Bergs sind mit Weinreben bepflanzt, und es wird hier der beste Wein der Plattenseegegend erzeugt. Auch der berühmte Schomlauer Wein wächst auf einem Basaltberge der westl. Seite des B.

Baktrien (Baktra, Baktria oder Baktriane) hieß im Altertume das Land zwischen dem westl. Teile des ind. Kaukasus (Hindu-Kusch), dem Paropamisus und dem Flusse Oxus (Amu oder Gihon), der es von dem nördlich davon gelegenen Sogdiana schied, das jetzige Balkh (s. d.). Die Baktrier bildeten mit den Persern und Medern einen Zweig des indogerman. Völkerstammes, den arischen oder persischen, und sprachen höchst wahrscheinlich die sog. Zendsprache, welche deshalb auch die altbaktrische Sprache genannt worden ist. In uralter Zeit war B., dessen älteste Geschichte ganz in den Nebel der Sage gehüllt ist, der Schauplatz der Thätigkeit des großen Religionsstifters und Gesetzgebers Zarathustra oder Zoroaster (s. d.). Mit dem Medischen Reiche, zu dem es später gehörte, ward es unter Cyrus ein Teil des von diesem gegründeten großen Perserreichs, indem die Baktrier mit den von ihnen abhängigen Bewohnern von Sogdiana und Margiana freiwillig den Cyrus als Herrscher anerkannten. B. war schon früh ein Sitz der Kultur und dessen Hauptstadt Baktra (das jetzige Balkh) ein wichtiger Platz für den Handel des innern Asien. Mit dem übrigen Persischen Reiche ward die Satrapie B. von Alexander d. Gr. unterworfen, der daselbst 12 Städte gründete und 14000 Griechen zurückließ, welche eine neue Civilisation in jenen Gegenden vermittelten. Nach Alexanders Tode erhielt auf der Versammlung von Triparadisus 321 v. Chr. Stasanor aus Soli sowohl B. als Sogdiana; aber schon bei dem ind. Zuge Seleukus I., 307 v. Chr., waren beide Länder mit dem Syrischen Reiche vereinigt. Unabhängig von diesem machte sich in B. unter Antiochus II. Theos der Statthalter Theodotos oder Diodotos I. um 255. Derselbe ward so der Begründer eines griech. Reichs in Binnenasien, des Neubaktrischen, das sich unter mannigfachen Schicksalen anderthalbhundert Jahre erhielt. Euthydemos, der auf Diodotos II. folgte, um 220—190, ward von Antiochus d. Gr. bei dessen Zuge gegen Indien besiegt, aber zum Schutze gegen die nördl. Nomaden, die über Sogdiana sich ausgebreitet hatten, im Besitze des Königtums gelassen. Sein Sohn Demetrius und dessen Nachfolger Eukratides, gest. 147, dehnten das Reich gegen Süden über den Paropamisus aus, und hier am Kabulfluß und Indus erhielt sich, obwohl von Westen her durch die Parther bedrängt, die griech. Herrschaft, nachdem das eigentliche B. um 139 von dem Partherkönig Mithridates I. erobert und bald darauf (127) von den Saken überschwemmt worden war. Vornehmlich scheint Menander, nach 126, die griech. Herrschaft am Indus wieder befestigt und ausgebreitet zu haben. Nach seinem Tode erlag sie, wahrscheinlich unter dem König Hermäos um 90, ebenfalls jenen Saken, die nun längs des Indus bis zu seiner Mündung ein indo-skyth. Reich gründeten. Für die Geschichte des Neubaktrischen Reichs waren lange Zeit spärliche Notizen bei den alten Schriftstellern die fast alleinige, höchst ungenügende Quelle; erst in neuester Zeit ist eine zusammenhängendere und genauere Kenntnis der einzelnen Regenten möglich gemacht worden durch eine große Anzahl griech.-baktr. Münzen, die zugleich mit indo-skythischen in Afghanistan aufgefunden worden sind. Sie liefern eine Reihe Königsnamen und geben durch ihre Zeichen und Inschriften auch mannigfache andere Aufschlüsse über die polit. und die Kulturgeschichte jenes griech. Reichs. Auf den Münzen des Eukratides erscheint zuerst neben der griech. eine fremde Sprache, die sich als ein Dialekt des Sanskrit erweist, deren Schrift aber Alphabeten phöniz. Ursprungs angehört. Der Engländer Prinsep hat diese Schrift glücklich entziffert. Dessenungeachtet erhielt sich aber das Griechische noch lange auf den Münzen der skyth. Herrscher, unter welchen demnach die griech. Kultur nicht sofort untergegangen zu sein scheint. Vgl. Wilson, «Ariana antiqua» (Lond. 1841) und besonders Lassen in der «Indischen Altertumskunde» (Bd. 2, Bonn 1849).

Baktinieren, s. Baktidbruck.

Baktschisarai, Stadt, s. Bachtschisarai.

Baku, Hauptstadt sowie fester Kriegs- und Handelshafen des russ. Gouvernements B. in Transkaukasien, liegt an der Südküste der Halbinsel Apscheron am Kaspischen Meere. B. hat vier griechische und eine armen. Kirche, 23 Moscheen, ein Zollhaus, Quarantäne und zählt 15604 E., welche hauptsächlich vom Handel, vom Schiffbau, vom Naphthagraben, Hafenarbeit und Schiffsdienst leben; Fabriken gibt es nicht. B. trägt einen echt orient. Charakter, und seine steinernen Häuser sind am Abhange eines Hügels so steil durch- und übereinandergebaut, daß die flachen asphaltbedeckten Dächer der vordern oft den Hofraum der hintern bilden. Den Gipfel dieser Häuserpyramide krönt das prachtvolle, von Abbas II. gebaute Schloß und die große, wohlerhaltene Moschee von Schah Abbas I., jetzt ein Artilleriearsenal. Der südl. Wall stößt an das Meer, an welches von den Quais Treppen hinab zum Landungsplatz der

Schiffe führen, und an die Quais schließen sich die wohlgefüllten Bazars. Hier wie in den engen Gassen der Stadt drängt sich ein buntes Völkergemisch. Die größte Thätigkeit aber herrscht im Hafen, dessen geräumige, wohlgeschützte Reede, die beste an der ganzen Westküste des Kaspischen Meeres, 6—8 m Tiefe hat und dessen natürliche Leuchtfeuer die Feuersäulen entzündeter Naphtha bilden, die auch als Brenn- und Erleuchtungsmaterial benutzt wird. (S. Apscheron.) Der Hafen ist eine Hauptstation der russ. Kriegsflotte, hat aber auch für den Seehandel große Bedeutung. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Naphtha, Eisen, Leinwand und Wollzeugen, die Einfuhr in Baumwolle und Baumwollzeugen, Getreide und Früchten. Weit bedeutender ist der inländische Seehandel mit Astrachan, von wo für ganz Transkaukasien, besonders für das Heer, das Getreide bezogen wird. Dazu kommt, daß in B. der Handelsweg aus Transkaukasien von Tiflis über Schemacha, sowie der aus Ciskaukasien längs der Küste von Kisljar durch den Paß von Derbent zusammentreffen. Wegen der Menge von Naphthaquellen und der aus der Erde aufsteigenden Feuersäulen der phlegräischen Felder um B. wird die Stadt von den Parsen oder Guebern und den Hindu für eine heilige Stätte gehalten und wohl auch nach dem herrlichen Blumenflor der Umgebung das Rosenparadies genannt. Die Stadt, der Tradition nach bereits von Alexander d. Gr. erbaut, wurde zur Zeit der Sassaniden im 6. Jahrh. n. Chr. gegründet, kam dann in die Hände der Araber, nach dem Verfall des Kalifats in die Gewalt der Chane von Schirwan und litt viel im Kriege mit Tochtamysch von Kaptschak im 14. und mit Ismael Safi im 15. Jahrh. B. wurde 1509 dem Persischen Reiche einverleibt, später von den Türken eingenommen, aber von Schah Abbas I. wiedererobert. Am 21. Juli 1723 kapitulierte die Stadt an die Russen unter Matuschkin, kam aber im Frieden 1735 wieder an Persien und stand seitdem unter eigenen pers. Serdars. Später eroberten sie die kaukas. Bergvölker, und 1806, nach Abdankung des Chans, nahmen sie die Russen unter General Bulgakow ein, worauf sie 1807 zur Kreis- und 1859 zur Gouvernementsstadt erhoben wurde.

Das Gouvernement Baku (39017 qkm mit [1873] 539383 E.), bis 1859 Schemacha genannt, nimmt den ganzen Südosten Transkaukasiens oder Schirwan im weitern Sinne und einen Teil von Daghestan ein. Es zerfällt in die sechs Kreise: B. (die alte Provinz Bakin), Lenkoran (Talysch), Schemacha (das eigentliche Schirwan), Kuba (Kabin), Dshewat, Göktschai.

Bakulometrie, s. Baculometrie.

Bakunin (Michael), russ. Agitator, stammte aus einer altadeligen Familie Rußlands und wurde 1814 als der Sohn eines Gutsbesitzers aus Torshok (Gouvernement Twer) geboren. Er erhielt seine Erziehung im Kadettenhause zu Petersburg, trat als Fähnrich in die Artillerie der Armee, nahm aber bald seinen Abschied und kehrte ins väterliche Haus zurück, wo er sich 1838—40 mit vielem Erfolge wissenschaftlichen Studien widmete. Damals schrieb er einige philos. Abhandlungen in Hegels Sinne und trat in enge Beziehungen zu dem litterarischen Kreise, welcher einen großen Einfluß in der russ. kritisch-publizistischen Litteratur erlangte und unter dem Namen der «Männer der vierziger Jahre» bekannt ist. B. verließ 1841 Ru land und ging nach Berlin, wo er zu verschieden Koryphäen des «Jungen Deutschland» in Beziehun trat. Im Frühjahr 1842 wandte er sich nach Dre den und reiste 1843 nach Paris, wo er im Um gange mit der poln. Emigration lebte. Soden begab er sich in die Schweiz und verwickelte si hier in das Treiben der kommunistisch-sozialistische Vereine. Zu Paris hielt er 1847 beim Poie bankett eine Rede, in welcher er die Verbrüderun zwischen Russen und Polen für die gemeinsam Revolutionierung Rußlands vorschlug. Die Re machte großes Aufsehen, und B. wurde auf Ve langen der russ. Regierung im Jan. 1848 au Frankreich ausgewiesen. Nach der Februarrevo lution kehrte er nach Paris zurück. Im Juni 18 erschien er jedoch in Prag und nahm an dem Sl wenkongresse sowie an den Unruhen, welche si daran knüpften, einen bedeutenden Anteil.

In den ersten Märztagen 1849 ging B. na Dresden und ward in der Mairevolution Mitgli der revolutionären Regierung. Nach der Fluc aus Dresden ward er mit Heubner in der Nac vom 9. zum 10. Mai in Chemnitz verhaftet u zunächst in die Kavalleriekaserne nach Dresde von da 28. Aug. nach dem Königstein gebrach Nachdem er Anfang Mai 1850 zum Tode veru teilt, aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt wor den war, lieferte man ihn im Juni nach Österreic aus. Hier ward er im Mai 1851 vom Kriegsg richt ebenfalls als Hochverräter zum Strange ve urteilt, doch wurde diese Strafe in lebenslängliche Kerker verwandelt. Bald darauf lieferte ihn d österr. Regierung an Rußland aus, wo er au neue wegen seiner polit. Verbrechen im Auslan in Untersuchung gezogen werden sollte. B. brach nun einige Jahre in den Kasematten der peter burger Newafestung zu und wurde später nach O sibirien transportiert. Hier lebte er mehrere Jah als Strafkolonist, doch wegen seiner Verwand schaftsbeziehungen zu einigen Beamten ziemlich b haglich, bis ihm der Generalgouverneur Korsak die Erlaubnis erteilte, in das russ. Amurgeb überzusiedeln. Von da aus gelang es ihm 186 nach Japan zu entfliehen, wo er Mittel fand, üb Californien nach London zu gelangen. B. nah seine propagandistische Thätigkeit wieder auf, i dem er das russ. und das poln. Volk in zahlreich Ansprachen zum Befreiungskampfe gegen Re rung und Adel und zur Herstellung einer gro slaw. Föderativrepublik aufrief. Er trat mit Alex der Herzen und Ogarew in Verbindung, nah an der Herausgabe der Zeitschrift «Kolokol» te entwarf den Plan zu einer Revolutionierung d russ. altgläubigen Sektierer, wurde aber durch Maßlosigkeit seines Radikalismus bald den eige Parteigenossen unbequem. Auch nahm er läng Zeit an den Bestrebungen der Internationale te Sein Versuch, innerhalb dieses Arbeiterbund einen revolutionären Geheimbund zu begründ der systematisch auf die Herstellung einer allge nen Anarchie hinarbeiten sollte, verfeindete ihn dessen bald mit den andern Führern der Inter tionale; auf dem Haager Kongresse (1872) wu B. mit einer großen Anzahl seiner Freunde för lich ausgeschlossen und seitdem in der sozialde kratischen Presse lebhaft angefeindet. In der Fo schrieb er noch einige Bücher und Broschüren in d radikalsten revolutionären Richtung: besonde

[be]kannt ist «Gosudarstvennost' i Anarchija» («Das Staatentum und die Anarchie»). Im Sommer 1873 geriet B. mit Marx in ernstlichen Zwiespalt, stellte im September seine Thätigkeit für die Internationale ein und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 1. Juli 1876 in Bern. B. ist der eigentlichste Begründer und Vertreter des sog. Nihilismus. Das Lesen seiner Schriften galt und gilt in Rußland als ein Staatsverbrechen und ist mehrfach mit Verbannung nach Sibirien bestraft worden.

Bala, kleine Stadt mit (1881) 1653 E. im nördl. Wales, Merioneth-Shire, 38 km im NO. von Dolgelly, am Nordende des Balasees, mitten in einem Lande voll herrlicher Landsitze, hat Seminarien der Independenten und Methodisten, handelt mit Flanell, Strümpfen, Butter und Käse. Hier finden ungemein besuchte Jahresversammlungen der calvinistischen Geistlichen statt. — Der fischreiche See B., Tagid oder Pemblemere, ist der größte in Wales, hat etwa 20 km Umfang, 6,5 km Länge und 1200 m Breite.

Balabéa, Insel, s. Neucaledonien.

Baladin (frz., vom provenzal. balada, Tanzlied), Groteskttänzer, Possenreißer; Baladinage, alberner Witz; Baladine, Tänzerin.

Balafre (frz.), Hiebwunde (im Gesicht); Balafré, mit einer Schmarre im Gesicht; «Le Balafré» ist der Beiname von François von Lothringen, Herzog von Guise (s. d.); Balafrieren, Einem eine Schmarre beibringen.

Balagan (russ.), Bude, Schaubude, besonders die für die Volksfeste in der Butterwoche.

Balagansk, Kreisstadt mit 917 E., im sibir. Gouvernement Irkutsk, am linken Ufer der Angara, 190 km nordwestlich von Irkutsk, in einer für den Ackerbau geeigneten und an Eisenerzen reichen Gegend. Ungefähr 8 km oberhalb der Stadt an der Angara liegt die merkwürdige Balaganskische Höhle in einem Gipsfelsen, in welche ein enger, niedriger, 22 m langer Gang führt; das Innere derselben ist sehr geräumig, die Wände mitten im Sommer mit Eiskrystallen bedeckt. An der Angara befinden sich, 17 km unterhalb der Stadt, die Ruinen einer alten Festung.

Balaguér (Viktor), catalon. Dichter, Geschichtschreiber und Litterarhistoriker, geb. 11. Dez. 1824 zu Barcelona, studierte daselbst die Rechte; doch widmete er sich schon während seiner Studienzeit der Erforschung der Geschichte Cataloniens, indem er Städtechroniken verfaßte, wie die Chronik von Montserrat, von Manresa, von Cardona, von Gerona u. s. w., und wurde 1854 zum Chronisten und Archivar von Barcelona, bald darauf auch zum Professor der Geschichte daselbst ernannt. Auch als Dichter entfaltete er eine fruchtbare und erfolggekrönte Thätigkeit: er schrieb eine große Reihe von Dramen, deren Stoff zum Teil der catalon. Geschichte entnommen ist, z. B. «Ausiàs March», «Juan de Padilla», zum Teil dem klassischen Altertum, z. B. «Anibal», «Saffo», «Coreolano», «Ce[illegible]», «Tibulo», «Neron» u. s. w. B.s «Tragedias» erschienen 1874 (Barcel. u. Madr.) gesammelt. Seine lyrischen Dichtungen sind von großer Volkstümlichkeit und Originalität. Sie erschienen als «Poesias completas» in catalan. und castellan. Sprache zu Madrid (1874), als «Obras poeticas» zu Madrid (1880). Das verbreitetste von seinen Werken ist der «Trovador de Montserrat» (Madr. 1850; neueste Aufl., Madr. 1874). Eine Sammlung von Legenden und Balladen gab er unter dem Titel «Primavera del ultimo trovador catalan» heraus. Von seinen Novellen ist die bedeutendste «Don Juan de Serrallonga» (5. Aufl., Barcel. 1875). Spätere wichtige Arbeiten sind: «Estudios historicos y politicos» (Madr. 1876) und vor allen eine Geschichte der catalan. Troubadours «Historia politica y literaria de los trovadores» (6 Bde., Madr. 1878—80). B. gehört seit 1875 der königl. Akademie von Madrid an.

Balahissar (Balluhissar) heißen die schönen Ruinen im asiat.-türk. Vilajet Angora, unweit links vom obern Sakaria (Sangarius), etwa 12 km südlich von Siwri-Hissar. Man hält dieselben für die Reste von Pessinus, einer uralten, durch ihre große Fruchtbarkeit und die Verehrung der altphryg. Cybele berühmten Stadt Galatiens. Akropolis, Theater, Hippodrom und Cybeletempel stammen aus röm. Zeit.

Balakhissar, s. Balikesri.

Balaklāwa, kleiner Hafenplatz von 700 E. im russ. Gouvernement Taurien, an der hohen Südwestküste der Krim, 18 km südöstlich von Sewastopol, wohin eine Straße geht, während eine andere ostwärts nach dem Baidarthale und von da nach Jalta führt. Der Ort liegt am Fuße hoch aufsteigender Höhen, im Hintergrunde einer nordwärts in das Land eindringenden Bucht, die einen gegen alle Winde geschützten Hafen bildet; doch finden die Schiffe wenig Raum zum Anlegen, und die Einfahrt ist sehr beengt. Der Kriegshafen, den hier Rußland unterhielt, ging 1860 ein, und die Bucht wird nur noch von Küstenfahrern benutzt. Im Altertum hieß die Bucht «Hafen der Wahrzeichen» (Symbolon portus) und war nach Strabo der Hauptschauplatz der taurischen Räubereien. An ihr hatten der skyth. König Skilurus und seine Söhne die Festung Palakion angelegt, deren sie sich als Waffenplatz gegen die Feldherren des Mithridates bedienten. Im Mittelalter bestand hier 1365—1475 unter dem Namen Cembalo (aus Symbolon portus) oder Cembaro (auch Zinbano) eine blühende Niederlassung der Genuesen, von deren weitläufigen Festungswerken an der Ostseite des Hafeneingangs noch Reste vorhanden sind. Als die Krim an Rußland kam, war der Ort von Tataren bewohnt. Katharina II. siedelte dafür Griechen an, aus denen man 1795 das balaklawisch-griech. Bataillon errichtete, welches bis 1859 bestand. Im Orientkriege nahmen 26. Sept. 1854 die Engländer Hafen und Stadt, deren schwache russ. Besatzung sich ergab, und machten die Bucht zur Hauptstation ihrer Flotte. Es wurde eine Eisenbahn nach dem Plateau von Sewastopol angelegt und durch einen unterseeischen Telegraphendraht zwischen B. und Varna die direkte Verbindung der Alliierten mit dem Westen Europas hergestellt. B. war der Depotplatz des engl.-franz. Heeres, welches Sewastopol belagerte, und wurde durch eine Reihe starker Schanzen gegen Handstreiche gesichert. Am 25. Okt. 1854 erstürmten die Russen unter Liprandi die vorgeschobenen Werke, gaben dieselben jedoch bald wieder auf. Während dieses Gefechts fand eine denkwürdige Attacke des Lord Cardigan mit der leichten Kavalleriebrigade, der sog. Totenritt, statt. Nach dem Friedensschlusse wurde im Juni 1856 B. von den Engländern wieder geräumt. In der Nähe von B. befinden sich reiche Marmorbrüche. Ungefähr 7 km westlich von B. liegt auf 180—200 m

hohem Felsen am Meere das alte Georgskloster (St. Georgiew) mit einer neuen Kathedrale und dem sog. Flottenkloster, dessen Mönche früher den Gottesdienst auf den Schiffen verrichteten. Entweder hier oder westlich vom Kloster über dem Vorgebirge Fiolente stand das Parthenion, der berühmte Tempel der jungfräulichen Artemis (Diana), bei welchem nach der Sage Iphigenia Priesterin war. Allerwärts finden sich hier Baureste aus dem Altertum; die wertvollsten in denselben aufgefundenen Stücke sind in einem besondern Museum zu Petersburg niedergelegt.

Balalaika, ein zitherartiges russ. Nationalinstrument mit flacher Resonanzdecke und zwei, auch drei Saiten, die mit den Fingern gerissen werden. Es dient als Accompagnement bei Gesang und Tanz. Unter dem Titel «Balalaika» sind von Julvécourt Übersetzungen russ. Gedichte (Par. 1837) in franz. Sprache und von Altmann eine Sammlung russ. Volkslieder (Berl. 1863) in deutscher Übersetzung herausgegeben worden.

Balaena (lat.), der Walfisch.

Balance (frz.), Wage, Gleichgewicht; im Handel soviel wie Bilanz; im Seewesen Angabe der Kauffahrteischiffe über ihre Ladung. Balancé, Schwebeschritt (beim Tanze).

Balancier (frz. balancier, engl. working-beam, side-lever), eigentlich Wagebalken, eine mechanische Vorrichtung, mittels deren eine Bewegung aufgenommen, übertragen und in eine andere Bewegungsform umgesetzt oder auch eine in auf- und absteigender Bewegung befindliche Masse im Gleichgewicht erhalten wird, seine Grundform kann man sich aus der des gewöhnlichen Wagebalkens (s. Fig. 1)

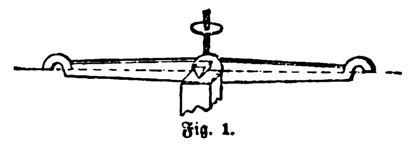


Fig. 1.

entstanden denken. In der Balanciermaschine (s. Dampfmaschinen), bei welcher der B. dazu dient, die auf- und niedergehende Bewegung des Kolbens in die rotierende der Schwungradwelle umzusetzen, ist derselbe ein gleicharmiger Hebel (s. Fig. 2), welcher, mittels zweier Zapfen auf einer starken gußeisernen Säule gelagert, schwingende Bewegung erhält und dessen einer Arm durch das Parallelogramm oder eine andere Geradführung mit der Kolbenstange in Verbindung steht, während der andere mittels der Pleuelstange die Kurbel des Schwungrades in Umdrehung versetzt. Beim Cylindergebläse (s. Gebläse) bewirkt der B. im Gegenteil die Umsetzung der drehenden Bewegung der Schwungradwelle in die auf- und niedergehende des Gebläsekolbens. Der B. der einfachwirkenden Wassersäulenmaschine, auch Kontrebalancier genannt, erfüllt den Zweck, das für den gleichmäßigen Gang der Maschine nachteilige Übergewicht des

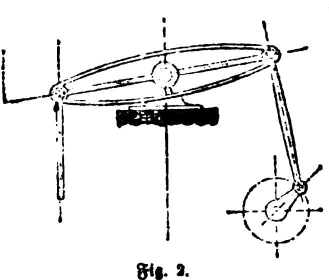


Fig. 2.

direkt an der Kolbenstange hängenden Pum[…] gestänges auszugleichen, indem er auf die Beweg[…] des Treibkolbens beim Aufgang unterstützend, [..] Niedergang hemmend wirkt. Bei den zweicylin[…] gen Maschinen dieser Art ist der B. stets ein gl[…] armiger Hebel, der die beiden in einander entge[…] gesetzten Richtungen sich bewegenden Kolbenstan[…] verbindet; bei den eincylindrigen Maschinen u[…] scheidet man zwischen mechanischen, hydrauli[…] und pneumatischen B.s, je nachdem die aus[…] chende Wirkung durch Gewichte, durch eine in [..] vertikalen Röhre angesammelte Wassersäule [..] durch den Luftdruck ausgeübt wird. In den ä[…] Prägemaschinen der Münzwerkstätten nennt [..] B. die an den Enden bleierne Schwungkugeln [..] gende eiserne Stange, durch welche die den D[…] hervorbringende Schraube in Bewegung ge[…] wird; nach derselben wird oft das ganze Präg[…] so bezeichnet. B. heißt endlich auch die sog. [..] ruhe in der Taschenuhr.

Balancieren (vom frz. balance, d. h. Gl[…] gewicht) nennt man das Bestreben eines aus [..] Gleichgewicht gebrachten Körpers, sich wieder [..] dasselbe zu versetzen. Eine auf beiden Seiten gle[…] belastete Wage balanciert, solange ihre Schal[…] abwechselnd auf- und niedergehen. Der Seiltän[…] balanciert auf dem Seile, indem er seinen Schwe[…] punkt durch geschickte Veränderung in der Vert[…] lung der schweren Masse seines Körpers, Ausstre[…] der Arme oder Verschieben der Balancierstan[…] immer so zu stellen sucht, daß das Lot, das [..] von dem Schwerpunkte seines Körpers herab fä[…] durch das Seil selbst gehen würde. Das B. [..] Stöcken oder ähnlichen Gegenständen beruht [..] einem geschickten Nachschieben des Unterstützung[…] punktes unter den Schwerpunkt, sodaß auch [..] die Bedingung, wonach das vom Schwerpunkte [..] fällte Lot durch den Unterstützungspunkt oder du[…] die Basis des Körpers gehen muß, erfüllt wird. [..] verschiedenen Gegenständen kommt der Luftwid[…] stand dem Künstler zu Hilfe: so beim B. der Pfau[…] feder auf der Spitze des Kiels u. s. w. Bei ande[…] Kunststücken benutzt man die Wirkung der Cent[…] fugalkraft rotierender Körper und die stete V[…] legung des Schwerpunkts auf einen Kreis oder e[…] Ellipse um den Unterstützungspunkt herum. [..] z. B. in dem bekannten Tellerspiele, worin Te[…] auf der Spitze eines Stabes rotierend in Balan[…] erhalten werden. [fabrikatio[…]

Balancierhaue (bewegliche Haue), s. Me[…]

Balanciersäge (frz. scie à charris oscilla[…] engl. radius cross-cut-saw), s. Säge.

Baländer, holländ. einmastiges plattes Fa[…] zeug.

Balanen, Meereicheln oder Seepo[…] heißt eine Ordnung der Rankenfüßer (Cirripedi[…] welche von einem aus mehrern Stücken bestehend[…] Gehäuse umschlossen sind, das die Form eines [..] gestutzten Kegels (Balanus), eines Turbans (Di[…] dema, Coronula) oder einer Röhre (Tubicinell[…] hat und mit seiner Grundfläche andern Kör[…] fest aufsitzt. Die obere Öffnung kann durch [..] dreieckige, zu einer Pyramide sich zusammenfüge[…] Kalkstücke hermetisch verschlossen werden. Di[…] Gehäuse, aus denen beim Öffnen die Ranken[…] hervorspielen, sitzen an allen im Meere befindlich[…] Gegenständen fest, oft in ungeheurer Menge u[…] bis über die Höhe der Flutgrenze hinauf, wo d[…] Tiere nur von dem Gischt der Wellen benetz[…]

werden können. Einige Arten finden sich in Brackwasser. Seepocken sitzen nicht nur an Felsen, Muscheln, sondern auch haufenweise an Schiffskielen, an denen haftend sie große Reisen machen, auf Krabben, und einige Gattungen nur auf Walfischen, mehr oder minder in die Haut eingegraben, fest; so Diadema auf dem grönländ. Buckelwal, Coronula und Tubicinella auf dem Glattwal der Südsee. Die Tiere durchlaufen in der Jugend die beiden Larvenzustände der Rankenfüßer.

Balanitis (grch.), Entzündung der Eichel; Balanoblennorrhöe, Schleimfluß der Eichel.

Balanophoreen (Balanophoreae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Stellung und Verwandtschaft sehr zweifelhaft ist; man stellt sie jetzt gewöhnlich mit einigen andern Familien von ebenfalls zweifelhafter Verwandtschaft in die Nähe der Euphorbiaceen. Sie umfaßt nur gegen 35 Arten, die fast ausschließlich den Tropengegenden angehören; es sind fleischige, auf Wurzeln schmarotzende Gewächse von brauner oder roter Farbe und enthalten kein Chlorophyll. Die Blüten sind meist getrennten Geschlechts, zu kolbenartigen Blütenständen angeordnet; Blumenkrone und Kelch fehlen vollständig. Einige Arten enthalten sehr reichlich Wachs. (S. Langsdorffia.)

Balard (Antoine Jérôme), franz. Chemiker, namhaft als Entdecker des Brom, wurde 30. Sept. 1802 zu Montpellier geboren, war anfangs Pharmaceut, wurde dann Präparator der Chemie an der Faculté zu Montpellier und später Professor der Chemie an der Faculté des Sciences und am Collège de France zu Paris, in welcher Stellung er 31. März 1876 zu Paris starb. Er schrieb mehrere Abhandlungen teils rein chemischen, teils technischen Inhalts für Fachjournale.

Balaruc-les-Bains, franz. Dorf und Badeort im Depart. Hérault, Arrondissement Montpellier, 6 km nordwestlich von Frontignan, am Étang de Thau, zählt 780 E. Die seit den Römerzeiten bekannten, 50° C. heißen Quellen werden gegen Lähmungen, chronische Rheumatismen und Skrofeln empfohlen.

Balasore oder Balasur, Distrikt in der Division Orissa der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, wird östlich von dem Meerbusen von Bengalen, südlich von dem Distrikt Cattak, nördlich von der Division Bardwan und westlich von den Distrikten [illegible]ahara und Kandapuro begrenzt und zählt (1872) auf 5356 qkm 770232 E. — Die Hauptstadt B. liegt unter 21° 30′ nördl. Br. und 87° östl. L. (von Greenwich) westlich von der Mündung des sich in den Golf von Bengalen ergießenden kleinen Flusses [illegible]hrahullung an der See und zählt (1872) 18263 E., war in älterer Zeit ein wichtiger Hafen- und Handelsort, wo die Portugiesen, Holländer und Dänen Handelsniederlassungen besaßen. Die der letztern wurde erst 1846 an die Engländer verkauft. Mit dem Wachsen von Kalkutta ist B. gesunken, wozu die Versandung der Reede beitrug. Jetzt wird B., trotz seiner Trockendocks, hauptsächlich nur von Fahrzeugen von den Malediven besucht, sowie von solchen, die Reis und Salz nach Kalkutta bringen.

Balassa (Bálint, d. i. Valentin), Baron von Gyarmat und Kékkö, ungar. Lyriker, geb. 1551 auf Kékkö, wurde zum Kriegsdienst erzogen und focht zuerst unglücklich für den Prätendenten Kaspar Bekesi gegen Stefan Báthori, trat dann in königl. Dienste, verließ aber 1589 die Heimat, lebte mehrere Jahre in Polen, wo er Besitzungen hatte, und fiel, kaum heimgekehrt, 1594 bei der Erstürmung von Gran. B. übersetzte eine deutsche Erbauungsschrift von Mich. Bock und lat. und ital. Gedichte. Das Dichtertalent regte eine unglückliche Jugendliebe bei ihm an; seine trostlose Ehe und sein unstätes Wanderleben gaben demselben dabei stets neue Nahrung. Während seines Lebens erschienen bloß seine geistlichen und patriotischen Gedichte (Krakau 1572), welche durch Tiefe des Gefühls und künstlerische Form ausgezeichnet sind. Sie fanden große Verbreitung und erschienen in zahlreichen Auflagen (31. Aufl., Preßb. u. Pest 1806). Seine noch bedeutendern Liebeslieder, meist trüb und schwermütig, aber oft auch heiter und feurig, stets in vollendeter Form und musikalischen Rhythmen, wurden erst 1874 in Radvány entdeckt. Die beste Ausgabe von B.s sämtlichen Gedichten ist die von Szilády (Pest 1879).

Balassa-Gyarmat, Hauptort des ungar. Komitats Neográd (s. d.).

Balasur, Stadt in der Präsidentschaft Bengalen, s. unter Orissa.

Balata, ein der Guttapercha äußerst ähnlicher Stoff, der in Guiana aus dem Milchsaft des dort Bully-tree genannten Baumes, Sapota Mülleri *Bleck*, gewonnen wird, indem man Einschnitte in die Rinde macht und den ausfließenden Saft in Holzgefäßen sammelt. Beim Stehen verwandelt sich der Saft in eine weißliche oder rötliche Masse, die durch Kneten homogen gemacht wird. Im Handel findet sich B. in Form großer, rötlichweißer bis bräunlichroter Klumpen, geschmacklos, riecht beim Erwärmen wie Guttapercha, wird bereits bei 49° plastisch, löst sich in Schwefelkohlenstoff und läßt sich durch Verdunsten der filtrierten Lösung reinigen. Im gereinigten Zustande enthält sie nach Sperlich 88,5 Proz. Kohlenstoff und 11,5 Proz. Wasserstoff. Sie findet Verwendung wie Guttapercha.

Balaton, ungar. Name des Plattensees (s. d.).

Balaton-Füred, ungar. Badeort, s. Füred.

Balătro (lat.), Schmarotzer.

Balawât, Trümmergruppe auf assyr. Boden, ungefähr 15 km nordöstlich von Nimrud und 28 km südöstlich von Mossul, im Osten des Tigris und unfern des Zab. Die Trümmer sind die Überbleibsel mehrerer Paläste, namentlich aber eines bedeutenden, den Salmanassar III. (gegen 900 v. Chr.), Sohn Assur-nasir-habals, hier aufführen ließ. Merkwürdig sind diese Ruinen durch die getriebenen Kupferplatten, die der von der engl. Regierung beauftragte Armenier Hormuzd Rassam 1878 hier auffand; sie befinden sich jetzt im Britischen Museum. Diese Platten, ungefähr 2½ m lang und 30 cm hoch, stellen auf zwei Registern die Waffenthaten des assyr. Königs dar. Die beiden Reihen sind durch eine Linie von Rosaceen getrennt, in denen die Nägel eingeschlagen wurden. Die Darstellungen sind mannigfaltiger Art; sie sind im Stile und in der Größe der Bildwerke des von demselben Salmanassar herrührenden schwarzen Obelisken von Nimrud. Wozu diese Bronzetafeln gedient, ist nicht klar; wahrscheinlich haben sie die Palastthore geziert, wie der Titel der englischen, noch unvollendeten Publikation: «The bronze ornaments of the Palace Gates from Balawat» (Lond. 1880 fg.), es voraussetzt. Die auf diesen Platten befindlichen Inschriften sind für die Geschichte ziemlich unbedeutend.

Balbān, aus Filz u. dgl. nachgemachtes Birkhuhn zum Anlocken der Birkhähne. — **Balbanen** (Balvan, eigentlich der Name eines altslaw. Götzenbildes), regelmäßig geformte Stücke von Steinsalz aus Wieliczka, wie sie in den Handel kommen.

Balbek, Ruinenstadt in Syrien, s. **Baalbek**.

Balbes Berton, franz. Adelsfamilie, s. **Crillon**.

Balbi (Adriano), bekannt durch seine geogr. und statist. Arbeiten, geb. 25. April 1782 zu Venedig, wurde 1808 Lehrer der Geographie am Collegium San-Michele zu Murano, 1811 Lehrer der Physik am Lyceum zu Fermo. Von der päpstl. Regierung 1815 als Ausländer seines Amtes entsetzt, fand er nun bei der Zolldirektion in Venedig eine Anstellung. Bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Portugal sammelte er die Materialien zu seinem «Essai statistique sur le royaume de Portugal» (2 Bde., Par. 1822) und den «Variétés politiques et statistiques de la monarchie portugaise» (Par. 1822). Nachdem er das Jahr 1832 zu Paris zugebracht, wandte er sich nach Wien, wo er den Titel eines kaiserl. Rats und ein Jahrgehalt erhielt. Seit 1847 Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften, starb er 14. März 1848 zu Venedig. Außer zahlreichen statist. Schriften veröffentlichte B. den «Atlas ethnographique du globe» (Par. 1826) und den «Abrégé de géographie» (2 Bde., Par. 1832; 3. Aufl. 1850), seine beiden Hauptwerke. Namentlich fand letzteres Werk, das fast in alle europ. Sprachen (deutsch, 6. Aufl. von Arendts, 2 Bde., Wien 1875—78) übersetzt wurde, die allgemeinste Verbreitung. Eine Sammlung von B.s «Scritti geografici» (5 Bde., Tur. 1841—42) veranstaltete sein Sohn **Eugenio** B., der sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht hat.

Balbo (Cesāre, Graf), ital. Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Turin 21. Nov. 1789, wurde 1807 Auditeur beim Staatsrate zu Paris, 1808 Generalsekretär der Regierungskommission, welche Toscana in eine franz. Provinz umschuf, dann in ähnlicher Stellung in Rom, Paris und 1813 in Deutschland verwendet und ging 1815 als Gesandtschaftssekretär mit seinem Vater nach Madrid. Obwohl allen Umsturzbestrebungen abhold, wurde er 1820 wegen seiner Beziehungen zum Prinzen von Carignan (Karl Albert) mit zur Untersuchung gezogen und mußte infolge dessen nach Frankreich ins Exil gehen. Im J. 1824 kehrte er nach Italien zurück, ließ sich im Schloß Camerano in Montferrat nieder und widmete sich gänzlich dem Studium der Geschichte. Erst 1848 trat er wieder in das öffentliche Leben ein. Nach der Bekanntmachung der Verfassung erhielt er 8. März vom König Karl Albert die Präsidentschaft des neuen Ministeriums, von der er jedoch nach der Schlacht von Custozza zurücktrat. Nach dem Tode Karl Alberts zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er starb 3. Juni 1853 in Turin, wo ihm 1856 ein Standbild (von Vela) errichtet wurde. Unter seinen zahlreichen, zum Teil tief eingreifenden Schriften sind besonders hervorzuheben: «Storia d'Italia» (1830 u. öfter, bis auf Karl d. Gr.), «Vita di Dante» (Turin 1839; neue Ausg., Flor. 1853), «Meditazioni storiche» (1842, unvollendet), «Delle speranze d'Italia» (Par. 1844), «Della monarchia rappresentativa in Italia» (Flor. 1857). Vgl. Ricotti, «Della vita e degli scritti di Cesare B.» (Flor. 1856). — Sein Vater, **Prospēro** B., geb. 2. Juli 1762, war zu Zeit des Direktoriums sardin. Gesandter in Paris nach der Restauration Gesandter in Madrid, späte Großmeister der turiner Universität und Staats minister; er starb 4. März 1837.

Balbōa (Vasco Nuñez de), span. Konquistador geb. 1475 zu Xerez de los Caballeros (Provin Badajoz), führte in seiner Jugend ein ziemli loceres Leben, ging nach San-Domingo und schlo sich dort, um seinen Gläubigern zu entgehen, i einem Fasse in das Schiff eingeschmuggelt, der E pedition an, welche Francisco de Enrico 1510 g gen Darien führte. Ein Aufstand verschaffte ; den Oberbefehl über die neue Kolonie. Dunkl Nachrichten von einem großen westl. Ocean bew gen ihn 1513, auf Entdeckung auszuziehen. A 26. Sept. dieses Jahres erblickte er wirklich da Meer von einer Bergspitze des Isthmus von P nama. Intriguen am span. Hofe verschafften inde dem Pedrarias Davila den Befehl über die vo B. eroberten Landstriche. B. unterwarf sich 151 dem neuen Gouverneur, einem engherzigen un grausamen Manne, und unternahm in untergeord neter Stellung noch mehrere glückliche Eroberungen Doch diese Verdienste vermehrten nur den Haß Da vilas gegen ihn. Die span. Regierung suchte zwe zu vermitteln, und B. heiratete sogar die Tochter seines Feindes, wurde aber 1517 der Absicht der Rebellion angeklagt und, mit Verletzung aller rechtlichen Formen, in Castilla d'Oro enthauptet.

Balbuēna (Don Bernardo de), einer der her vorragendern epischen Dichter der Spanier, geb 1568 zu Valdepeñas, kam noch sehr jung nach Neu spanien, wo er in einem Kollegium Mexikos sein theol. Studien vollendete. Schon mit 17 Jahre zeichnete er sich als Dichter aus. Nachdem er 16 nach Spanien zurückgekehrt, wurde er kurze Ze nachher zum Propst auf Jamaica, 1620 zum B schof von Portorico ernannt und starb daselb 1627. Von seinen Werken haben sich nur drei e halten: «La grandeza mejicana» (Mexiko 160 Madr. 1829), eine poetische Beschreibung die Hauptstadt; «El siglo de oro en las selvas d Eriphile» (Madr. 1608), eine Schäfernovelle i Prosa mit eingestreuten lyrischen Gedichten in ita Manier, darunter neun zum Teil sehr schöne, laal lich einfache «Eglogas»; «El Bernardo ó la victo ria de Roncesvalles», ein zu breit angelegtes e sches Gedicht in 24 Büchern, von 45000 Ve (Madr. 1624, 1808 und am besten neuerdings i 19. Bande der «Biblioteca de los autores Españo les»). Die beiden erstgenannten Werke wurde auch von der Akademie in Madrid 1821 neu he ausgegeben. Erst in neuerer Zeit sind B.s p tische Verdienste wieder anerkannt worden. Sch um seines «Bernardo» willen verdient er in d Geschichte der span. Poesie und der epischen üb haupt genannt zu werden. Zwar fehlt die e Epos Originalität des Plans und der Auffassu doch hat sich B. in demselben durch Schwung Phantasie und stellenweise durch große Einfach als echten Dichter bewährt.

Balbus (lat., d. h. der Stammelnde), Beinam mehrerer berühmter Römer, z. B. des C. Atiliu B., Consul 245 und 235 v. Chr., unter dem d Tempel des Janus zum zweiten mal nach Erbauun Roms geschlossen wurde; ferner des L. Corneliu B. aus Gades, welchen, als ihm das röm. B gerrecht streitig gemacht wurde, Cicero in e

sich vorhandenen Rede («pro Balbo») verteidigte.

Balbuties, das Stammeln; **balbutieren**, stammeln.

Balch, Landschaft und Stadt in Turkestan, s. Balkh.

Balchaschsee, s. Balkaschsee.

Balchen, Fischart, s. unter Renke.

Balcon, s. unter Altan.

Baldach, die mittelalterlich-abendländ. Form von Bagdad.

Baldachin (frz. baldaquin, ital. baldacchino) nennt man gegenwärtig eine meist aus sehr kostbaren Stoffen bestehende, reich verzierte, von Säulen getragene oder auch an der Wand befestigte, zelt- oder schirmartige Decke über einem Throne, Ruhebette, einem Altare, einer Kanzel und andern heilig geachteten Gegenständen. Berühmt ist der ganz aus Erz gegossene, gegen 30 m hohe B. Berninis in der Peterskirche zu Rom. Sonst gab man diesen Namen auch einem auf vier Stangen emporgehaltenen, meist viereckigen Schirm von Seide, Brokat und andern reichen Stoffen, wie er bei feierlichen Aufzügen, z. B. Krönungen, Hochzeiten u. dgl., über fürstl. Personen und hohen geistlichen Würdenträgern als Abzeichen ihres Standes getragen wurde. Jetzt findet dieser Gebrauch in Europa nur noch bei den Prozessionen der kath. Kirche Anwendung, wo der die Monstranz tragende Geistliche unter dem B. zu gehen pflegt, der in solchem Falle gewöhnlich «Himmel» genannt wird. Sache wie Wort stammen aus dem Orient. Teils zum Schutz gegen die Sonne, teils zum Zeichen seiner Macht und Würde erscheint der orient. Herrscher oder Großwürdenträger selten anders als unter einem, oft von den Großen und Oberbeamten getragenen Prachthimmel, sei er zu Fuße, zu Pferde, in der Sänfte oder auf dem Elefanten. Solche Traghimmel kamen im frühern Mittelalter vereinzelt als Geschenke morgenländ. Herrscher, wie des Kalifen Harun-al-Raschid an Karl d. Gr., in das Abendland und wurden nachher durch die Kreuzzüge und den orient. Handel der Italiener näher bekannt. Traghimmel sowie die reichen Seidenstoffe, aus denen sie gewöhnlich bestanden, hießen nach dem Lande ihres Ursprungs Babylonica, oder auch Baldachine, nach Baldach, der abendländ. Namensform von Bagdad.

Balde (Jakob), einer der vorzüglichsten unter den neuern lat. Dichtern, geb. zu Ensisheim im Elsaß 4. Jan. 1604, studierte zu Ingolstadt, trat 1624 in den Jesuitenorden, war von 1637—50 Prediger in München und starb zu Neuburg an der Donau 9. Aug. 1668. Von seinen Dichtungen sind besonders hervorzuheben: «Lyricorum libri IV, Epodon liber unus» (Münch. 1643 u. 1645; vermehrte Ausg., Köln 1645; neuerdings wieder herausg. von F. Hipler, Münst. 1856), «Silvae lyricae» (Münch. 1643 u. 1645; 2. vermehrte Ausg., Köln 1646), «Batrachomyomachia» (Ingolst. 1637, Münch. 1647; mit deutscher Übersetzung neu herausg. von M. J. Berchem, Münst. 1859), «Poema de vanitate mundi» (Münch. 1638 u. 1649), «Agathyrsus» (Münch. 1638), «Solatium podagricorum» (Münch. 1661; deutsch von Neubig, Münch. 1833), «Urania victrix» (Münch. 1663). Eine Sammlung seiner «Poemata» gab er selbst heraus (4 Bde., Köln 1660); eine vollständigere erschien erst längere Zeit nach seinem Tode (8 Bde., Münch. 1729). Eine Auswahl aus seinen lyrischen Dichtungen gab zuerst Orelli (Zür. 1805; 2. Aufl. 1818). Übertragungen ausgewählter Dichtungen von B. haben Herder in der «Terpsichore», Neubig (Münch. 1828—30 u. 1833, Kempten 1828—30, Auerbach 1843), Aigner (Augsb. 1831), Schlüter (Paderb. 1857), Binhack (Neuburg 1868) und Schrott und Schleich (Münch. 1870) geliefert. B. ist ein Dichter von reicher Begabung und besonders als Lyriker ausgezeichnet. Ganz im Gegensatz zu seinen lat. Poesien erscheinen seine wenigen deutschen ungelenk und geschmacklos. Vgl. G. Westermayer, «Jakob B., sein Leben und seine Werke» (Münch. 1868).

Baldewin (dasselbe Wort wie Balduin), d. h. der Fröhliche, Unbekümmerte, im deutschen Tierepos Name des Esels.

Baldgreis, Pflanzenart, s. unter Senecio.

Baldi (Bernardino), ital. Dichter und Gelehrter, geb. zu Urbino 6. Juni 1553, studierte zu Padua Philologie und Mathematik, lebte sodann am Hofe Ferrante Gonzagas, der ihn 1586 zum Abbate von Guastalla ernannte. Im gleichen Jahre ward er vom Papst zum apostolischen Protonotar ernannt. Später zog er sich nach Urbino zurück, von wo er 1612 als Gesandter nach Venedig ging. Er starb zu Urbino 12. Okt. 1617. Als Dichter und Gelehrter genoß er großen Ruhm, er soll 16 Sprachen geläufig gesprochen haben. Die Form seiner Dichtungen, darunter die didaktischen «La nautica» und «Il diluvio universale» (letzteres in 18silbigen Versen) sowie die 52 «Sonetti Romani», ist oft sehr gekünstelt; so erfand er die sog. sonetti intrecciati, deren Verse aus 14 Silben bestehen, wovon die drei ersten Silben wieder einen Vers für sich bilden und mit den übrigen Versen reimen. Seine Hauptwerke sind: «Versi e Prose» (Vened. 1590), «Vita e fatti di Guidobaldo I di Montefeltro duca d'Urbino. Libri XII» (2 Bde., Mail. 1821), «Vita e fatti di Federigo di Montefeltro duca d'Urbino» (3 Bde., Rom 1824). Vgl. Affò, «Vita di Bernardino B.» (Parma 1783).

Baldo (Monte), s. Monte Baldo.

Baldon, Dorf mit 2150 E. im Kreise Mitau des russ. Gouvernements Kurland, bekannt durch seine 5 km davon in einem reizenden, von dem Flüßchen Kekau durchschnittenen Thale befindliche Mineralquelle und Badeanstalt. Das Wasser der Quelle (+ 7° C.) hat einen ziemlich starken Schwefelwasserstoffgeruch und wird gegen Hautkrankheiten, Skrofeln, Rheumatismen, Gicht, Hämorrhoiden und Syphilis empfohlen.

Baldorfer, Buchdrucker, s. Walbarfer.

Baldower (hebr.), in der Gaunersprache derjenige, welcher die Gelegenheit zu Diebstählen auskundschaftet.

Baldr, s. Baldur.

Baldrian, Pflanzengattung, s. Valeriana.

Baldrianöl (Valerianöl, Baldrianwurzelöl), ein ätherisches Öl, welches bei der Dampfdestillation der zerkleinerten und mit Wasser befeuchteten Baldrianwurzel gewonnen wird; es geht dabei mit stark sauer reagierendem Wasser über, auf welchem es schwimmt. Es ist im frischen Zustande von grünlicher Farbe, die jedoch bald bräunlich wird, etwas dickflüssig, hat ein spezif. Gewicht von 0,94 bis 0,96, löst sich leicht in Alkohol und reagiert sauer. Es ist ein Gemenge von wenigstens drei verschiedenen Körpern: Valeriansäure (s. Baldriansäure), Valeren und Valerol.

Das Valeren, identisch mit dem Borneen des Borneokampfers, läßt sich erhalten, indem man das

Öl destilliert und den ersten Teil, bis die Temperatur auf 200° gestiegen ist, für sich auffängt, mit Kalilauge schüttelt, um die beigemengte Valeriansäure zu entfernen, und rektifiziert; es bildet ein farbloses Öl, welches bei 160° siedet, von der Zusammensetzung $C_{10}H_{16}$. Der nach dem Abdestillieren des Valerens verbleibende Rückstand liefert nach dem Abkühlen bis 0° C. Krystalle in farblosen Säulen; diese sind nach Gerhardt ein einheitlicher Körper von der Zusammensetzung $C_6H_{10}O$, das Valeröl, welches in der Kälte krystallisiert, bei 20° schmilzt und einen an Heu erinnernden Geruch hat. Nach Pierlot soll jedoch das Valerol ein Gemenge von Harz, Stearopten und Wasser sein.

Baldriansäure (gewöhnliche Valeriansäure), $C_5H_{10}O_2$ oder $C_4H_9.COOH$, eine flüchtige organische Säure, welche sich als Isovaleriansäure fertig gebildet im Baldrian und dem daraus gewonnenen Baldrianöl findet und aus dem sauren wässerigen Destillat durch Neutralisieren mit kohlensaurem Natron, Verdampfen der Lösung und Abscheiden mit Schwefelsäure gewinnen läßt. Leichter erhält man sie durch Oxydation des Gärungsamylalkohols, wo neben Valeriansäure-Amyläther Valeriansäure entsteht. Der erstere ist Hauptbestandteil des Apfelöls (s. d.). Das dabei gewonnene Natronsalz der Valeriansäure verdampft man zum geringen Volumen und fügt Schwefelsäure hinzu, wobei sich die Valeriansäure als Öl abscheidet. Dieses wird von der wässerigen Flüssigkeit getrennt und rektifiziert. Die reine Säure bildet eine farblose, ölige Flüssigkeit von 0,930 spez. Gew., welche in 30 Teilen Wasser löslich ist, einen höchst unangenehmen Geruch hat und bei 175° C. siedet. Sie verbindet sich leicht mit Basen und bildet damit meist gut krystallisierende Salze, von denen das valeriansaure Zink offizinell ist. Außer der gewöhnlichen B. sind noch zwei isomere Valeriansäuren bekannt, und zwar die normale Valeriansäure oder Butylcarbonsäure, ölige Flüssigkeit, riecht der Buttersäure ähnlich, schwer in Wasser löslich, siedet bei 185°, und die Trimethylessigsäure, fest, krystallinisch, in 40 Teilen Wasser löslich, schmilzt bei 34° und siedet bei 164°. Die gewöhnliche B. ist als Acidum valerianicum in die Deutsche Pharmakopöe aufgenommen.

Balduin I., König von Jerusalem von 1100—18, jüngster Bruder des Herzogs Gottfried von Bouillon (s. d.), nahm teil an dem ersten Kreuzzuge, entzweite sich aber mit den übrigen Heerführern und zog nach Edessa, wo er von dem dortigen Herrscher adoptiert und, nachdem dieser von seinen aufrührerischen Unterthanen ermordet war, selbst Fürst ward. Nach seines Bruders Gottfried Tode, 1100, übernahm er trotz des Widerstandes, der von Tancred und dem Patriarchen ausging, die Nachfolge und ließ sich nach einem siegreichen Feldzuge auch als König krönen. In unablässigen Kämpfen gewann er die Seeküste mit den wichtigsten Städten, wodurch die Verbindung mit dem Abendlande gesichert war; vgl. darüber H. von Sybel in Schmidts «Zeitschrift für Geschichte» (Bd. 3: «Über das Königreich Jerusalem 1100—31»). Auf einem abenteuerlichen Feldzuge gegen Ägypten starb er im März 1118. — Ihm folgte als König von Jerusalem, von 1118—31, sein Vetter B. II. (B. du Bourg), bisher Graf von Edessa, unter dem, mit Hilfe einer venet. Flotte, Tyrus 1124 erobert und die Orden der Johanniter und der Tempelherren gestiftet wurden. Von den Türken gefangen, mu[illegible] er eine halbjährige Haft aushalten. Er starb [illegible] Aug. 1131 mit Hinterlassung von vier Töchte[illegible] Ihm folgte sein Schwiegersohn Fulko, Graf [illegible] Anjou, der bis 1142 regierte. — B. III., [illegible] von Jerusalem von 1143—62, der Sohn [illegible] Nachfolger Fulkos, geb. 1129, ein Muster des Ritt[illegible]tums, befreite sich 1152 von der Vormundschaft [illegible]ner Mutter Melisenda und gewann in demsel[illegible] Jahre einen Sieg bei Jerusalem, erlitt aber 11[illegible] durch Nureddin, den Sultan von Aleppo, [illegible] furchtbare Niederlage bei der Jakobsfurt am J[illegible]dan. Der Sieg am See Tiberias 1158 stellte [illegible] Ansehen seines Reichs her, worauf er in [illegible] regierte und sein Reich im Innern und nach au[illegible] sicherzustellen suchte. Durch seine Vermählung [illegible] Theodora, der Tochter des griech. Kaisers Man[illegible] gewann er an demselben einen Bundesgenoss[illegible] Doch war dessen Feldzug gegen Nureddin o[illegible] bleibenden Erfolg und das Reich von Jerusale[illegible] sowol durch den unglücklichen zweiten Kreuzzug [illegible] auch durch die unaufhörliche innere Zwietracht [illegible] tief erschüttert, um zu gesicherter Existenz gelang[illegible] zu können, um so mehr, da auch B. schon in [illegible] Blüte seiner Jahre zu Tripolis in Syrien, 10. Feb[illegible] 1162 starb, wie man glaubt an Gift. Ihm folgt[illegible] sein Bruder Amalrich in der Regierung, der 117[illegible] starb. — B. IV., der Sohn und Nachfolger Amal[illegible]richs, gewöhnlich der Aussätzige genannt, regiert[illegible] bis 1183, wo der fünfjährige B. V., ein Sohn de[illegible] Grafen Wilhelm von Montferrat und Sibylles, d[illegible] Schwester B.s IV., zum König ausgerufen w[illegible] der 1186 starb, ein Jahr vor Jerusalems Wieder[illegible]eroberung durch Saladin.

Balduin, Graf von Flandern, half auf de[illegible] vierten Kreuzzuge den Venetianern Konstantino[illegible] erobern und gründete 1204 das Lateinische Kaise[illegible]tum. (S. Lateinisches Kaisertum.)

Baldung (Hans), genannt Grün oder Grie[illegible] einer der vorzüglichsten Künstler der sog. Obe[illegible] deutschen Schule, bekannt sowol als Maler [illegible] als Kupferstecher und Zeichner für den Form[illegible]schnitt, geb. 1470 oder 1476 zu Gmünd in Schw[illegible]ben, arbeitete im Breisgau, in der Schweiz und i[illegible] Elsaß. Zu Straßburg, wo er seit 1533 verweilt[illegible] ward er bischöfl. Hofmaler und Mitglied des Gr[illegible]ßen Rats. Er starb daselbst 1545. B.s Gemäld[illegible] zeigen den drastischen Naturalismus der oberde[illegible]schen Schule, daneben aber auch in Erfindung [illegible] Komposition eine wahrhaft schöpferische Phan[illegible]tasie. Bemerkenswert ist die schöne Anwendu[illegible] des Helldunkels bei mehrern Werken B.s. Haup[illegible]arbeiten sind die Malereien im bad. Nonnenklo[illegible] Lichtenthal, vom J. 1496, und der Hochaltar d[illegible] Münsters zu Freiburg, 1516 vollendet, desse[illegible] Mittelbild eine prachtvolle Krönung der Mari[illegible] enthält und unter dessen Seitenbildern eine un[illegible]mein liebliche Flucht nach Ägypten für B.s schön[illegible] Arbeit gehalten wird. Der Altar des ehemalig[illegible] Klosters zu Issenheim (Museum in Colmar) wi[illegible] ihm mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben.

Baldur (Baldr), ein german. Gott, nach n[illegible]dischen Quellen Sohn Odhins und der Frigg, Ge[illegible]mahl der Nanna und Vater Forsetis. Außer be[illegible] den Skandinaviern ist seine Existenz in den ang[illegible] sächs. und deutschen Mythen verbürgt, und in d[illegible] deutschen Heldensage von den Hartungen lebt er m[illegible] seinem Bruder Vali als Baltram (und Sintram[illegible] fort. Schön und glänzend, weshalb nach ihm di[illegible]

weihete Blume den Namen «Baldrsbraue» führte, war er nicht minder kühn und tapfer, wie Mythenlieder und Saxos Erzählung von seinem Kampfe mit Hotherus um die schöne Nanna bezeugen. Seine Hauptbedeutung erhielt er als Bürge des Bestandes der Odhinischen Götterdynastie, wie sie die nordischen Quellen schildern. Nach diesen wußten die Götter ihr Heil an B.s Leben gebunden und suchten, durch seine Träume gewarnt, ihn zu schützen. Frigg nahm allem, was in der Welt ist, den Eid ab, B. nicht zu verletzen. Die Götter machten hierauf die Probe, schossen und schlugen nach ihm, und er zeigte sich unverwundbar. Das verdroß den Loki, der als altes Weib zu Frigg ging, um zu erlauschen, ob wirklich alles jenen Schwur geleistet habe. Er erfuhr, daß die kleine Mistel nicht vereidigt wurde. Da riß Loki die Mistel aus und gab sie dem Hödhur, der wegen seiner Blindheit an jenem Wurfspiel nicht teilgenommen hatte. Hödhur warf, und B. fiel tot nieder. Die Götter legten die Leiche auf einen Scheiterhaufen auf das Schiff Hringhorni, welches die Riesin Hyrrokin vom Strande schieben mußte. Neben B. lag seine Gattin Nanna, die der Schmerz getötet hatte. Das Schiff fuhr, von Thor geweiht, brennend in die See. Zugleich mit ihm wurde sein Roß verbrannt und Odhin legte sein teuerstes Kleinod, den Ring Draupnir, das Symbol der Sonne, auf den Scheiterhaufen. Unterdes ritt Hermodhr in die Unterwelt, um seinen Bruder zu erlösen. Hel ist bereit, ihn zurückzugeben, wenn er von allem Lebenden beweint werde. Da gingen Boten aus, um die Totenklage zu bitten, und alles weinte, Lebendes und Lebloses. Nur die Riesin Thöck verweigerte die Thränen, und so mußte B. bei Hel bleiben. Die Blutrache nahm sein Bruder Bali auf sich. Dem Tode B.s folgte bald der Untergang der Götter im Ragnarök. B. ist verschieden gedeutet worden, physisch und ethisch. Uhland und Simrock sehen den Sommergott in ihm, der durch den lichtlosen Winter (den blinden Hödhur) falle. Nanna sei das Blütenleben, das mit dem Sommer dahingehe. Der Kampf B.s und Hothers nach Saxo sei der Kampf zwischen Sommer und Winter. Schwarz faßte B. als Gewittergott. Weinhold dagegen versuchte eine ethische Deutung, wobei die Namen ihn unterstützten. Er faßte B. als Friedensgott, aber als einen, der durch Tapferkeit den Frieden hütet. Loki, in seiner spätern Ausbildung das vernichtende Prinzip, erweckt die blinde Kriegswut, durch welche B. sein Ende findet. Alle Bemühungen, ihn herzustellen, mißglücken. Wahrscheinlich hat B.s Wesen eine physische Grundlage; er ist nur eine Erscheinungsform Odhins, der in seiner ursprünglichen Auffassung nichts anderes als der Sonnengott gewesen sein kann.

Baldus de Ubaldis (Petrus), **Baldi degli Ubaldi** (Pietro), auch **Baldeschi** genannt, einflußreicher Lehrer des röm. Rechts, geb. um 1327 zu Perugia, Schüler des Bartolus, lehrte zu Bologna, Perugia, Florenz und schrieb Kommentarien zum Corpus juris civilis sowie Konsilien («Opera omnia», 4 Bde., Bened. 1596). Er starb 28. April 1400 zu Pavia.

Baldwin (Eduard), engl. Schriftsteller, Pseudonym für William Godwin (s. d.).

Balearen, eine aus den drei Hauptinseln Mallorca, Menorca und Cabrera bestehende span. Inselgruppe im Mittelmeer, welche, der Küste von Valencia gegenüber gelegen, im Verein mit den Pityusen ehemals das Königreich Mallorca bildete, jetzt aber die Provinz der **Balearischen Inseln** ausmacht, die 4817,4 qkm mit (1877) 289035 E. umfaßt, von denen 4149 qkm mit 264569 E. auf die B., 668,4 qkm mit 24466 E. auf die Pityusen kommen. Hauptstadt ist Palma auf Mallorca. Obgleich untereinander und vom Festlande nur durch mäßige Zwischenräume getrennt, unterscheiden die B. sich doch ziemlich auffällig voneinander, sowohl in der Pflanzen- und Tierwelt, als auch in Hinsicht der Bewohner. Meist gebirgig (nur auf Mallorca und Menorca gibt es größere Ebenen), zeigen sie einen fruchtbaren Boden, dem nur etwas mehr Feuchtigkeit fehlt, um die Provinz zu einer der ergiebigsten in Spanien zu machen. Nur Cabrera (Capraria) ist unbebaut, weil mit Ziegen überfüllt und dient bloß als Verbannungsort. Das Klima ist mild, feuchtwarm, obgleich es namentlich im Sommer selten regnet, und empfiehlt sich daher zum Winteraufenthalt. In sieben Jahren war die Mitteltemperatur 18° C. Die Bewohner treiben Garten-, Acker- und Weinbau (Öl, Wein, Mandeln und Feigen sind die Hauptprodukte), Viehzucht, namentlich Schweinezucht, Fischfang und Handel und sprechen einen Dialekt, welcher, dem catalonischen nahe verwandt, sich durch Wohlklang und Kraft vorteilhaft auszeichnet und Mallorquino genannt wird; er besitzt auch eine meist poetische Litteratur. Die zwei **Pityusen** (d. h. Pinien-[Kiefern-]Inseln) sind: **Iviza** mit der gleichnamigen festen Haupt- und Hafenstadt, und **Formentera**, d. h. Weizeninsel, mit einzelnen Meierhöfen. Sie sind ebenfalls fruchtbar an Getreide, Flachs, Hanf, Wein, Oliven, Mandeln, Südfrüchten, besonders aber an Feigen, und führen viel Salz aus.

Schon frühzeitig wurden die B. von Phöniziern und den Griechen aus Rhodus besucht. Sie erhielten ihren Namen von den Griechen wegen der Geschicklichkeit der Bewohner im Schleudern (βάλλειν, werfen, schleudern), wodurch diese sich auch im Hannibals und später im röm. Heer besondern Ruhm erwarben. Die Inseln standen längere Zeit unter karthag. Herrschaft, kamen aber 123 v. Chr. durch Aulus Cäcilius Metellus (Balearicus) unter Rom; 426 n. Chr. wurden sie vandalisch, dann westgotisch, unter Justinian I. oströmisch, durch Karl d. Gr. auf kurze Zeit fränkisch, 798 arabisch, und zwar 1208—20 unter den Almohaden. Nachdem sie von Jakob I. von Aragonien 1228—32 unterworfen worden, bildeten sie unter Nachkommen desselben seit 1276 ein eigenes Königreich (El Reyno de Mallorca), welches 1343 mit der Krone Aragonien vereinigt ward. Menorca war 1708—82 mit einer kurzen Unterbrechung (1756—63) im Besitze der Engländer. Eine erschöpfende Beschreibung der B. enthält das Prachtwerk (anonym von Erzherzog Ludwig Salvator) «Die B. In Wort und Bild geschildert» (Bd. 1—3, Lpz. 1869—81; nicht im Buchhandel).

Baleinen (frz.), Fischbeinstäbe.

Balen (Heinr. van), Maler aus Antwerpen, geb. 1560, bildete sich anfangs in der Schule Adams van Ort und studierte dann in Italien die Antike. Sein Stil ist beinahe weichlich, das Kolorit blühend, seine religiösen Darstellungen sind ohne tiefern Ernst; dagegen haben seine mytholog. Darstellungen, deren landschaftlichen Hintergrund oft Jan Breughel malte, mehr Ansprechendes. B. war der Lehrer van Dycks und starb zu Antwerpen 17. Juli 1632.

Balester (mittellat.), Armbrust, welche Kugeln wirft; Balestarius, Armbrustschütz.

Balfe (Michael William), engl. Opernkomponist, dessen Familienname eigentlich Balph lautet, geb. 15. Mai 1808 zu Limerick in Irland, trat schon als siebenjähriger Knabe öffentlich und mit Beifall als Violinspieler auf, kam mit 16 Jahren nach London, fand hier ein Engagement als Sänger (Baritonist) und wirkte dann als Musikdirektor an einem der kleinern Theater, bis er 1825 mit einer reichen Familie nach Italien ging. Hier lieferte er 1826 für das Scalatheater in Mailand das Ballet «La Peyrouse». Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris kehrte er nach Italien zurück, sang bis 1835 an verschiedenen Bühnen und schrieb daneben Opern. Nachdem er sich mit der Sängerin Roser verheiratet, ging er 1835 nach London, wo er noch in demselben Jahre mit der Oper «L'assedio di La-Rochelle» auftrat. Seitdem wirkte er an mehrern Theatern und Konzerten als Dirigent und komponierte viele Opern, von denen die bekanntesten sind: «Falstaff» (1838), «Jeanne d'Arc» (1839), «The Bohemian girl» («Die Zigeunerin», 1844), «Les quatre fils Aymon» (1844 für Paris), «L'étoile de Séville» (1846 für Paris), «The bondman» (1846), «Satanella» (1859), «The Puritan's daughter» (1862). Einige derselben, wie die «Haimonskinder» und die «Zigeunerin», sind mit Beifall auch auf deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt. Er starb 21. Okt. 1870 zu Romney Abbey in Hertfordshire. Den Kompositionen B.s fehlt es an Schöpferkraft und künstlerischem Ernst; er ist ein flüchtiger Nachahmer meist franz. und ital. Muster und hat wesentlich zur Verflachung der engl. Bühnenmusik beigetragen. — Seine Tochter Victoria, geb. 1837, betrat 1859 in London als Sängerin die Bühne, wirkte dann als solche in England, Italien und in Petersburg, vermählte sich 1860 mit Sir John Crampton, ließ sich aber bereits 1863 scheiden und heiratete bald darauf den Herzog von Frias, einen span. Granden. Sie starb zu Madrid 21. Jan. 1871.

Balfrusch oder Barferusch, eigentlich Bälfurûsch, d. h. Ladungsmarkt, eine bedeutende Handelsstadt in der pers. Provinz Masenderan, 13 km vom Kaspischen Meere entfernt, am schiffbaren Bawul oder Bubut, über welchen unweit eine schöne Brücke führt, liegt in einer sumpfigen Gegend, von Wald, Feldern, Gärten und Hecken umgeben. Die Stadt hat gutgebaute Häuser, breite und reinliche Straßen, und ihr Aussehen verrät den Wohlstand und die Thätigkeit der Bevölkerung. B. ist der große Markt zwischen Rußland und Persien, hat daher einen äußerst lebhaften Fremdenverkehr, 11 Karawanserais, und sein 1,5 km langer Bazar enthält Waren aller Art. Auch betreibt der Ort Seidenzucht. Neben einer Zuckerfabrik liegen die Trümmer des Lustschlosses Bahr-al-Arem (Garten des Paradieses) aus des Schah Abbas Zeit. Das Wasser in B. ist nur aus Ziehbrunnen zu gewinnen und schmeckt salzig; das Klima ist sehr ungesund. Die Zahl der Bevölkerung ist 1826 und 1832—36 durch Pest und Cholera auf 10000 vermindert worden. Durch eine mit Gärten und Zuckerpflanzungen bedeckte Gegend führt eine Straße nach dem Hafenorte Meschhed-i-Ser an der Mündung des Bawul, wo der russ. Seehandel mit Persien sich konzentriert. Die Haupteinfuhr der Russen besteht in Eisen und Naphtha; zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Zucker und Seide. In der Umgegend wohnen die Tabaristaner (von taber, Holzaxt), im Altertume Tapyren genannt. Daher hieß das Kaspische Meer in der Kalifenzeit auch «das Meer von Tabaristan».

Balgfrucht oder Balgkapsel heißt in der beschreibenden Botanik eine mehrsamige Frucht mit häutiger oder lederartiger Schale, die nur aus einem Fruchtblatte oder Carpell besteht und nur an einer Seite, in einer vertieften Linie (der Bauchnaht) der Länge nach aufspringt und inwendig an den beiden wulstig verdickten Rändern jener Naht die Samen reihenweise gestellt trägt. Eine B. besitzen z. B. die Päonien, der Rittersporn, der Sturmhut, die Akelei und andere Ranunkulaceen; ferner die Arten der Gattung Sedum (Mauerpfeffer und Fetthenne) und die Asclepiadeen (z. B. die Seidenpflanze, Asclepias syriaca).

Balggebläse (frz. soufflets, engl. bellows), s. Gebläse.

Balggeschwulst (Cyste) nennt man in der Heilkunde häufig vorkommende, meist rundliche Geschwülste, welche aus einem geschlossenen Sack oder Balg bestehen, der einen mehr oder weniger flüssigen Inhalt einschließt. Hinsichtlich ihrer Entstehung, der Beschaffenheit ihres Inhalts wie ihrer Bedeutung für den Organismus bieten dieselben sehr große Verschiedenheiten dar. Die meisten Balggeschwülste gehen aus der Umwandlung normaler, ganz oder größtenteils geschlossener Hohlräume hervor; so können sich Cysten bilden durch übermäßige Ansammlung von Flüssigkeit in den Schleimbeuteln, in den Sehnenscheiden (s. Überbein) oder durch Ausdehnung der sog. Graafschen Bläschen der Eierstöcke, ferner durch Ausweitung von Schleimhauthöhlen, deren Mündung durch eingedickten Schleim, durch Steine oder Narben verschlossen ist (so entstehen z. B. die sog. Sackwassersuchten der Gallenblase, des Wurmfortsatzes, des Nierenbeckens u. s. w.), weiterhin durch Verschließung gewisser Drüsenausführungsgänge und Anhäufung des Sekrets innerhalb der ausgedehnten Drüsen (so bilden sich die Balggeschwülste der Haut, die Mitesser, manche Cysten der Speicheldrüsen, Hoden, Nieren u. s. w.). Endlich entstehen manche Balggeschwülste durch Wucherung epitheltragender Häute, wie dies für gewisse Cysten des Eierstocks, der Schilddrüse und einen Teil der in Neubildungen vorkommenden Cysten anzunehmen ist. Im Gehirn (seltener in andern Organen) findet man Bälge, die Blut oder dessen Reste enthalten und aus einer frühern Blutaustretung (Hirnschlagfluß) entstanden sind: die sog. apoplektischen Cysten. Verschieden von den Cysten sind die Hydatiden, im Körper entstandene Blasenwürmer (s. d.). Der Inhalt der B. ist entweder eine seröse, wässerige Flüssigkeit, der bisweilen Gerinnungsprodukte beigemischt sind, oder ein eigentümliches zähes gallertartiges Sekret (Honiggeschwulst), wie in den Überbeinen und manchen Cysten des Eierstocks und der Schilddrüse (s. Kropf), oder eine breiähnliche Masse wie bei den Atheromen oder Grützbeuteln. Die fast immer angeborenen sog. Dermoidcysten, die besonders im Eierstock vorkommen, besitzen an der Innenfläche des Sacks eine Haut, welche fast ganz der äußern Haut gleicht, mitunter Haare, Drüsen, ja selbst zahnartige Gebilde trägt und dem Inhalt der Cyste beständig Fett, Epidermisschuppen und Haare beimengt. Die Balggeschwül-

zählen im allgemeinen zu den gutartigen Geschwülsten, die gewöhnlich nur langsam wachsen; ihre Größe ist sehr verschieden, es finden sich alle Übergänge von mikroskopischen Cysten bis zu solchen, welche die ganze Bauchhöhle ausfüllen. Ihre Folgen für den Organismus sind gleichfalls sehr verschieden; während sehr viele Cysten ohne alle Bedeutung sind und höchstens aus kosmetischen Rücksichten ihre Entfernung gewünscht wird, vermögen andere, wie z. B. große Cysten des Eierstocks, durch Druck auf lebenswichtige Organe das Leben direkt zu gefährden. Heilung ist nur von einer Operation zu erwarten, und zwar verdient hier die Ausschälung und Entfernung des ganzen Balgs oder die freie Eröffnung desselben entschieden den Vorzug vor der bloßen Punktion mit darauffolgender Einspritzung einer reizenden Flüssigkeit, weil die durch das letztere Verfahren beabsichtigte Entzündung durchaus nicht immer ausreicht, um eine Verödung des Sacks herbeizuführen.

Balgkapsel, s. Balgfrucht.

Balhorn, Buchdrucker, s. Ballhorn.

Bali, die westlichste der kleinen Sunda-Inseln, an der Südostküste von Java gelegen und von ihr durch die stellenweise sehr schmale Balistraße getrennt, mit der kleinen Insel Pandita 5396 qkm groß. Die Lombokstraße scheidet sie von der gleichnamigen Insel. In geolog. Beziehung zeigt B. die größte Übereinstimmung mit dem östl. Java. Die Insel ist bergig, erhebt sich in dem Vulkan Gunong-Agung bis 3300 m über das Meer, enthält aber zugleich ausgebreitete Strecken höchst fruchtbaren, für den Ackerbau besonders geeigneten und in vorzüglichem Kulturzustande befindlichen Landes. Reis, Mais, Baumwolle, Palmzucker, Kaffee, Tabak und etwas Indigo sind die Haupterzeugnisse. Den Hauptartikel der Ausfuhr bildet Reis. Auch wird auf B. eine gute Art von Rindvieh in beträchtlicher Menge gezogen. Die Bevölkerung von B. ist mit der von Java stammverwandt, hat sich auch in frühern Jahrhunderten massenhaft mit ihr vermischt, unterscheidet sich aber von derselben durch einen höhern, kräftigern Körperbau sowie durch einen stark hervortretenden Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit. Zugleich sind die Balier leicht gereizt, dem Jähzorn und der Rachsucht ergeben. Ihre Sprache ist nur eine Dialektverschiedenheit der javanischen. Besonders merkwürdig erscheint die Insel B. dadurch, daß der Hinduismus und speziell der Siwaitus sich auf ihr aus sehr alter Zeit bis in die Gegenwart lebenskräftig erhalten hat, während derselbe auf Java nur bei äußerst wenigen Fragmenten der Bevölkerung noch fortbesteht. Als der mächtige Hindustaat Modjopahit in Ostjava 1478 vor dem sich daselbst verbreitenden Islam zusammenstürzte, fanden alle Widersacher der neuen Lehre auf B. eine Zufluchtsstätte. Diese Insel ist daher von größter Wichtigkeit für die Kenntnis und Erforschung der vormohammed. Zustände auf Java. Die Bevölkerung von B. zerfällt in die vier sog. wiedergeborenen Kasten der Brahmana, der Kusi oder Satria, der Wisia und der Sudra. Die Fürsten der einzelnen kleinen Reiche gehören meistens der ersten Kaste an. Unter den Brahmanen hat sich auch noch eine eigene, dem Kawi auf Java sehr nahe verwandte, wiewohl entartete Schriftsprache erhalten.

B. war früher in neun kleine, in einem Bundesverhältnis stehende Reiche, nämlich Boleling, Djembrana, Karang-Assam, Klonkong, Gianjar, Bangli, Badong, Mengawi und Tabanan, zerteilt. Von ihnen bestehen jetzt aber nur noch sieben, indem Boleling und Djembrana Abteilungen der niederländ. Residentschaft Banjuwangi auf Java geworden und unter einen Assistentresidenten gestellt sind, während der Resident von Banjuwangi als Kommissar der Regierung für die Angelegenheiten von Bali und Lombok überhaupt ernannt ist. Aber auch die übrigen Reiche haben einen großen Teil ihrer Selbständigkeit an die niederländ. Regierung abtreten müssen. Die Bevölkerung von B. kann auf 280—300000 Seelen geschätzt werden. Genauer bekannt ist sie allein von Boleling und Djembrana, wo sie (1879) aus 27 Europäern, 69516 Baliern, 385 Chinesen, 162 Arabern und 1655 andern asiat. Fremdlingen bestand. Der Haupt-, Küsten- und Handelsort ist Boleling in der frühern selbständigen, jetzt niederländ. Landschaft gleichen Namens. Die Fürsten der Insel wurden erst 1849, nach hartnäckigem und verzweifeltem Widerstande, bei Djaga-Radjah, bei Kasumba und an andern Orten durch die Gewalt der Waffen von den Niederländern unterworfen. Frühere Expeditionen gegen sie (1846 und 1848) waren ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Spätere Versuche (1858 und 1868), sich wieder frei zu machen, hatten keinen Erfolg.

Balikesri (Balakhissar), Stadt mit 12500 E. im asiat.-türk. Kleinasien, im Vilajet Chodawendikjar, südlich von der ins Marmarameer ragenden Halbinsel Cyzikus (heute Kapudagh), in einer gut angebauten Gegend, an einem linken Zuflusse des Susurlu (Macestus), welche wegen ihres milden Klimas bekannt ist. Im August jeden Jahres wird zu B. einer der bedeutendsten Märkte des Orients gehalten, zu welchem sich an 30000 Personen versammeln. In der Nähe entspringen Mineralquellen von 60° C.

Balingen (ehemals Balgingen), fälschlich Bahlingen, Stadt und Oberamtssitz im württemb. Schwarzwaldkreise, an der Eisenbahn Tübingen-Sigmaringen und an der Eyach in einem weitgeöffneten Thale am Fuße des Heubergs gelegen, ist seit dem Brande von 1809 durchaus regelmäßig erbaut, hat eine Latein- und Realschule, eine ansehnliche Kirche aus dem Jahre 1440, eine bedeutende Trikotfabrik und zählt (1880) 3252 E., welche Schuh- und Handschuhmacherei, Wollstofffabrikation und Handel mit Getreide und Vieh treiben. In der Nähe liegt eine 1724 entdeckte schwache Schwefelquelle mit einer Badeanstalt. Die Umgegend ist, wie der ganze Amtsbezirk, reich an Versteinerungen. B. gehörte zur Herrschaft Schalksburg, welche mit ihren Ortschaften 1403 von den Zollern an Württemberg verkauft wurde. Eine Linie der Zollern nannte sich von Schalksburg und hatte abwechselnd auf dem Schlosse in der Stadt und auf der nun bei dem Dorfe Lauffen in Ruinen liegenden Schalksburg ihren Sitz. B. ist der Geburtsort des Nikod. Frischlin, des Historienmalers Eberh. von Wächter und des Theologen Tobias Beck.

Balio, Titel des venet. Gesandten in Konstantinopel, s. Bailli.

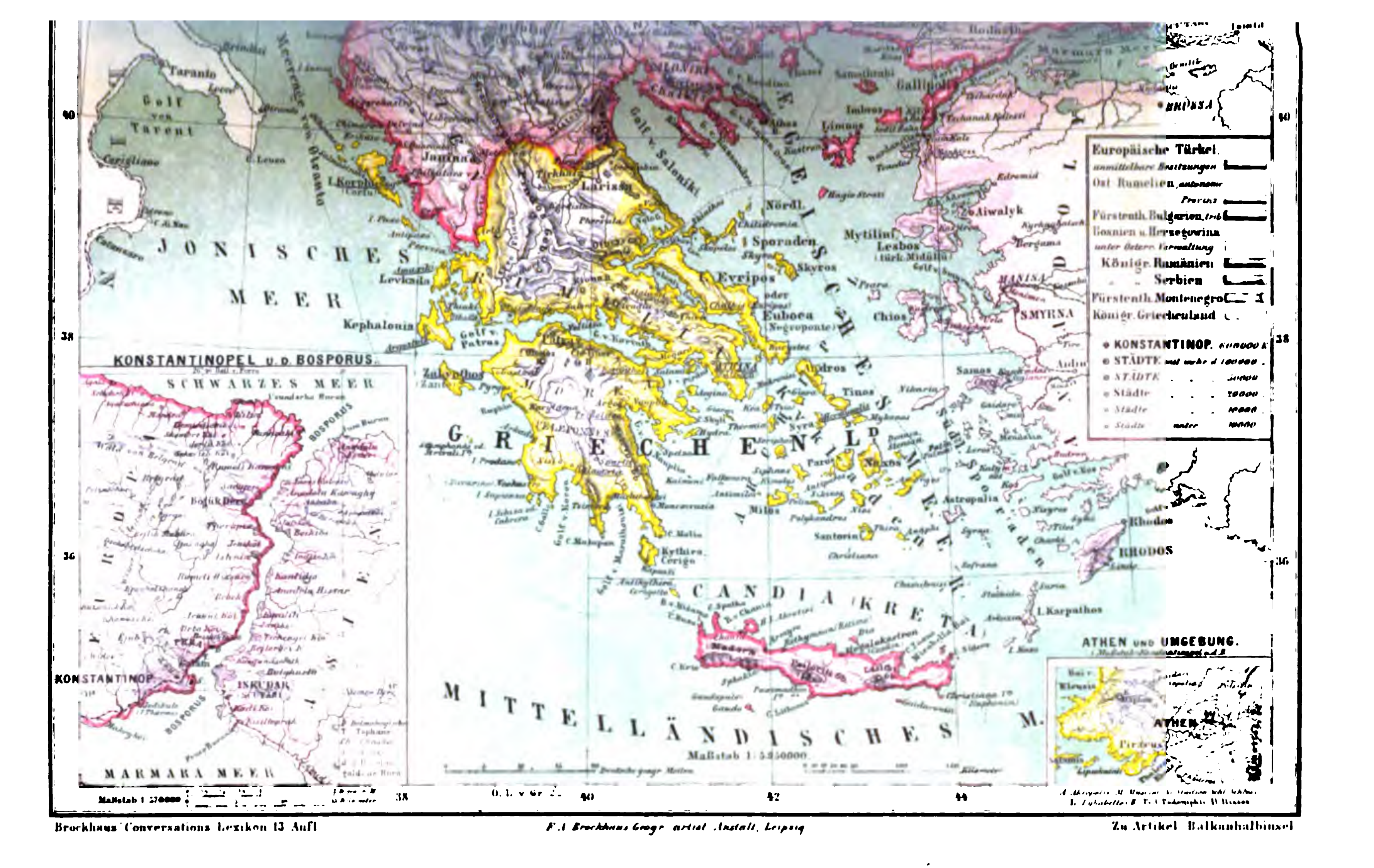
Balize, Belize, von den Engländern British Honduras genannt, ist der Name eines Landstrichs auf der Ostküste der Halbinsel von Yucatan, auf welchem England im 18. Jahrh. von Spanien das Recht erhielt, Farbe- und Nutzhölzer zu fällen, und welchen es erst 1853 zu einer förmlichen Kolonie zu machen vermochte. Rechtlich besaß

es indes bis 1859 nicht mehr als ein Servitut auf B., keineswegs aber ein territoriales oder Souveränetätsrecht, das vielmehr der Republik Guatemala und teilweise dem merik. Staate Yucatan gehörte. In amtlichen Dokumenten ward daher B. bis dahin nicht als Kolonie, sondern als «Ihrer Majestät Niederlassung (settlement) in der Bai von Honduras» bezeichnet. Der Ursprung dieser Niederlassung gründet sich auf den Verfall des Flibustierwesens zu Anfang des 18. Jahrh. Der schott. Abenteurer Wallis (in span. Schreibweise Baliz), dem das Seeräuberhandwerk zu gefährlich ward, benutzte seine genaue Kenntnis der Festlandküste, um in der an kostbaren Farbehölzern reichen Gegend zwischen dem Balize- und Hondoflusse ein anscheinend ehrliches Gewerbe zu beginnen. Ein Versuch der Spanier, sie zu verjagen, ward durch ihren tapfern Widerstand vereitelt (1754). Durch Vertrag mit Spanien von 1786 ward die Grenze des Bezirks vom Hondo bis an den Sibunfluß gerückt, sodaß er eine Küstenlinie von etwa 150 km umfaßte, aber auch bestimmt, daß die Ansiedler nur Holz fällen oder andere, ohne Zuthun von Kultur hervorgebrachte Naturerzeugnisse sammeln und ausführen, auf keinen Fall aber Zucker-, Kaffee- u. s. w. Plantagen anlegen oder irgendeine bürgerliche oder militärische Regierung einrichten dürften. Ohne äußere Veranlassung dehnte England 1836 seine Besitzansprüche auf die ganze Küste bis zum Sarstunflusse hinab und landwärts bis zu dem Meridian von Garbutts-Falls am Balizeflusse aus. Die mittelamerik. Staaten waren zu schwach, mit Erfolg Einsprache dagegen zu erheben. Nachdem England längere Zeit mit Guatemala über die Anerkennung seiner Besitzansprüche unterhandelt hatte, kam es endlich durch die Konvention vom 30. April 1859 zu einem für beide Teile befriedigenden Arrangement. Doch war die Niederlassung (settlement) britischerseits bereits durch die Akte vom 17. Sept. 1853 zur Kolonie Honduras erhoben worden.

Das Areal der Kolonie Honduras wird zu 19585 qkm berechnet. Der Zugang zu der flachen, sumpfigen, von einem breiten Urwaldgürtel gesäumten Küste ist durch zahllose Klippen und Korallenriffe sehr erschwert. Einige Kilometer oberhalb der Flußmündungen finden sich fruchtbare Thäler, abwechselnd mit dürren, tannenbewachsenen Strecken, noch weiter hinauf herrliche Palmenwälder, breite Savannen und endlich, parallel mit der Küste laufend, Bergketten, die sich bis zu 1300 m erheben. Das Klima ist heiß und feucht, erträglicher gemacht durch die Passatwinde. Das Jahresmittel beträgt 26,7° C.; Sommer 28,4°, Winter 24,4° C. Das Gelbe Fieber kommt häufig, doch nicht in endemischer Form vor. Für die den Hauptteil der Bevölkerung bildenden Neger und Mischlinge scheint das Klima sehr günstig zu sein. Die Gesamtzahl der Einwohner wurde 1871 auf 24710 geschätzt, worunter nur 377 Weiße waren. Der Gouverneur der Kolonie wird von der Krone ernannt, die gesetzgebende Gewalt durch sieben, jährlich vom Volke erwählte Magistrate ausgeübt. Die Ackerbauprodukte der Kolonie bestehen aus Mais, Reis, Yamswurzeln, Bananen und Pfeilwurz. Mit dem Anbau von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo sind erst unbedeutende Anfänge gemacht worden. Alle Steuern und Gefälle werden nach Maßgabe der Anordnungen des Magistrats und des Gouverneurs erhoben. D[illegible] Wert der Gesamtausfuhr belief sich 1879 a[illegible] 188000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 160[illegible] Pfd. St.; die Einnahmen auf 40000 Pfd. St., d[illegible] Ausgaben auf 51000 Pfd. St., die öffentlic[illegible] Schuld auf 1000 Pfd. St. Der Export nach Eng[illegible]land war 1877 mit 94458 Pfd. St., der Impo[illegible] von dort mit 84540 Pfd. St. berechnet. Die [illegible] der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegen[illegible] Stadt B. mit dem Fort St.-Georges hatte [illegible] der großen Feuersbrunst, von welcher sie 185[illegible] heimgesucht ward, über 5000 E. Sie ist ei[illegible] Hauptausfuhrhafen für Yucatan, Guatemala u[illegible] Honduras. Die wichtigsten Ausfuhrartikel si[illegible] Mahagoni- und Acajouholz, Campecheholz, Sass[illegible]parille, Kaffee, Gummi, Muscheln und Cochenill[illegible]

Balkan oder, wie schon im Altertum, Hämu[illegible] heißt der östl. Flügel des Gebirgssystems, welch[illegible] im N. der griech.-türk. Halbinsel von der Moraw[illegible]mündung bis zum Schwarzen Meere den süd[illegible] Grenzwall des Donaugebietes bildet und nebst s[illegible]nen besonders gegen S. hin überaus zahlreich[illegible] Verzweigungen auch wol als Hämus- oder Balkan[illegible]system, wie die ganze Halbinsel selbst als Hämus[illegible] oder **Balkanhalbinsel** bezeichnet wird. De[illegible] eigentliche B. zieht in vorwiegend östl. Richtung[illegible] von den Quellen des zur Donau fließenden Timo[illegible] in einer Ausdehnung von 5⅔ Längengraden oder[illegible] (unter 42½° nördl. Br.) etwa 444 km bis zum[illegible] Kap Emineh als Grenzscheide der Landschaften[illegible] (Ost-) Rumelien im S. und Bulgarien im N., so[illegible] wie als Wasserscheide zwischen Maritza und Do[illegible]nau. Seine Höhe nimmt nach O. hin ab, sein[illegible] Breite zu. Durch die Einsenkung der Trajans[illegible]pforte und das Thal des obern Isker, zwischen[illegible] Philippopel und Sofia, von dem Rilogebirge ge[illegible]trennt, von welchem der Despoto-Dagh oder da[illegible] Rhodopegebirge sich südöstlich abzweigt, zieht i[illegible] östl. Richtung als ein dichtbewaldetes Granit[illegible]gebirge in der Gesamthöhe von 1460 m, vo[illegible] Durchbruche des Isker durch die Kette der **Etro[illegible]pol-B.**, etwa 66 km lang, östlich beim 1916 [illegible] hohen Babanizapasse übergehend in den **Kotsch[illegible]** oder **Weliki-B.** (d. h. Altes Gebirge), wol 170 k[illegible] lang, bis in die Gegend von Slimno, der im [illegible] von Karlowo auch **Trojan-B.** (beim 1434 [illegible] hohen Trojanpasse) und im N. von Kesanlyk (be[illegible] 1308 m hohen Schipkapasse) **Schipka-B.** (1534 [illegible] genannt wird. Der letztere ist im SO. von G[illegible]browa eine weit alle Waldrücken überragend[illegible] weiße, vollkommen nackte Steinmasse. Im Kotsch[illegible] B. befinden sich die höchsten Gipfel des Gebirge[illegible] der Yumruktschal 2390 m, der Kadmelia 2280 [illegible] und der Ambaritza 2170 m. Östlich von Sliwno[illegible] erhebt sich unmittelbar aus der Ebene 1100 m ho[illegible] der Porphyrkoloß des Tschatalkaje oder **Tschatal[illegible] Dagh**. Der Nordabfall dieser Kette, waldig un[illegible] durch zahlreiche von dem Hauptrücken auslaufend[illegible] Thäler zerrissen, eine allmähliche Senkung h[illegible] gegen die Diluvialgegenden der Donau hin, ist d[illegible] überaus öde Gebirgsgegend Hochbulgariens. D[illegible] Südabfall nach Rumelien verläuft rasch, jedo[illegible] ohne steile Wände, Schluchten und malerisch[illegible] Ansehen. Vom Schwarzen Meere bis Sliwn[illegible] sind es Glieder der Kreideformation, welche v[illegible] Porphyren durchbrochen, den steilen südl. Ab[illegible] des Gebirgs bilden. Westlich von Sliwno bild[illegible] Granit und Gneis, vom Schipka angefangen üb[illegible] Karlowo bis Slatitza Glimmerschiefer und Urtho[illegible]

BALKANHALBINSEL.



Brockhaus' Conversations Lexikon 13 Aufl.

F. A. Brockhaus Geogr. artist. Anstalt, Leipzig

Zu Artikel Balkanhalbinsel

schiefer, und endlich am Nordrande des Beckens von Sofia triassische Sandsteine und Kalke den Südabhang des Gebirgs. Den Südfuß begleitet eine Reihe herrlicher milder Thalbecken. Das ausgezeichnetste derselben ist das Becken von Kesanlyk an der obern Tundscha, im S. des Schipkapasses. Während im höhern Gebirge noch Schnee liegt, entfaltet sich bereits im Thale eine reiche und herrliche Vegetation, welche die landschaftlichen Reize noch erhöht. Dieses Thal der obern Tundscha und das der obern Gjopsa scheiden vom B. die südlich vorgelagerten Mittelgebirge Sredna-Gora, Karadscha-Dagh und Bair-Dagh, welche Massen wahrscheinlich erst in tertiärer Zeit, in der Periode der gewaltigen Trachyteruptionen im südl. Thrazien, vom B. in die Tiefe gesunken sind.

Nördlich von Sliwno, jenseit des tiefen Thals der Betschera, zieht sich die Hügelkette des Bahar-B., und wo diese sich abzweigt, beim Passe des Eisernen Thores oder Demir-Kapu, streicht im N. der Hauptkette die längere Kette des der obern Kamtschyk angehörenden Proslav-B., die östlich bis zum Thale des Zahmen Kamtschyk reicht. Eine dritte, gekrümmte Kette ist noch weiter nördlich die des Prawady-B. Der südöstlichste Teil der Hauptkette heißt Emineh-Dagh, d. h. Gebirge der Verteidigung, der, höchstens 650 m hoch, mit dem Kap Emineh am Schwarzen Meere ausläuft. So zeigt sich der östl. Teil des B., an welchen sich im N. das Plateau der Dobrudscha (s. d.) schließt, im Gegensatze zu dem massivern westl. Teile, vielfach gegliedert und, wenngleich mit wenigen Ausnahmen sich bis 500—650 m abflachend, von besonderer Wichtigkeit. Die angebauten Thäler der Küstenflüsse des Schwarzen Meeres furchen mit tiefen Einschnitten in diesen plötzlich von 30—40 km zu 90—112 km verbreiterten Ostflügel des Gebirgs so ein, daß der Hauptgebirgskamm zum Stamm eines aus Parallelketten und wilden Berghaufen bestehenden Gebirgslandes wird, das eine hohe polit. und ethnogr. Bedeutung hat. Auf den nördl. Höhen befindet sich Schumna und Prawady, am südl. Fuße die Städte Karnabad und Aidos (124 m hoch), an der Küste im N. Varna, im S. Burgas, sämtlich Orte, die an den Pforten der Hauptpassagen liegen.

Diese Passagen sind nicht sowohl wegen der Höhe des Gebirgs als wegen der Eigentümlichkeit seiner Terrainbildung und Bekleidung, wegen der Einsamkeit und Öde für den Verkehr wie für Heereszüge mit großen Schwierigkeiten verbunden. Von den 13 praktikabeln Passagen, welche der B. haben soll, sind folgende vier Hauptpässe (von O. gegen W.) die bekanntesten: 1) der Nadir-Derbend über den Emineh-Dagh von Aidos, 224 m hoch, nach Prawady und Silistria; 2) der 445 m hohe Dali-kawakpaß, der von Karnabad nordwärts über Schumna nach Rustschuk führt; 3) das Eiserne Thor, Demir-Kapū (1098 m hoch), von Sliwno (366 m hoch) über Tirnowa nach Sischtow und Rustschuk; 4) 60 km westlicher der 1308 m hohe Schipkapaß (s. d.) von Kesanlyk nach Tirnowa, aus dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 bekannt. Das Reisen ohne militärische Begleitung ist hier unausführbar. Die beiden östlichsten Pässe, die von Nadir und Karnabad, sind, während die andern nur Saumstraßen und Karawanenwege haben, diejenigen, durch welche die Hauptstraßen von der untern Donau, aus der Moldau und Walachei nach Konstantinopel führen. Darum wurde, wie seit den ältesten Zeiten, so auch in dem Russisch-Türkischen Kriege von 1829 der Übergang auf diesen Straßen versucht. Im Juli 1829 überschritt der Feldmarschall Diebitsch mit der russ. Armee das von den Türken nur noch schwach verteidigte Terrain in so kurzer Zeit, daß er bereits 26. Juli Karnabad erreicht hatte und gegen Adrianopel vordringen konnte, nachdem er noch durch siegreiche Gefechte 17., 18. und 19. Juli auf bulgar. Boden die türk. Armee des Großveziers eingeschüchtert und in die nördl. Festungen verschlagen hatte. Dieser glücklichen und höchst folgenreichen Operation verdankte Feldmarschall Diebitsch den Beinamen Sabalkanski, d. h. Balkanbezwinger. Auch im Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 (s. d.) war der B. der Schauplatz heftiger Kämpfe. Vgl. Kanitz, «Donau-Bulgarien und der B.» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1880).

Balkanhalbinsel, Hämushalbinsel, auch Türkisch-Griechische Halbinsel, ist in geogr. Hinsicht die Bezeichnung für die südöstl. Halbinsel Europas, vom rechten Ufer der Sau und der Donau an gerechnet; in polit. Hinsicht versteht man dagegen insgemein darunter: die europ. Türkei (ohne die Inseln), die Königreiche Griechenland (ohne Morea und die Inseln), Rumänien und Serbien, und die Fürstentümer Montenegro und Bulgarien. (S. die betreffenden Artikel.) Vgl. Rüffer, «Die Balkanhalbinsel und ihre Völker vor der Lösung der orient. Frage» (Bautzen 1869). (Hierzu eine Karte: Balkanhalbinsel.)

Balkaschsee, richtiger Balchaschsee, bei den Anwohnern Dengis, Ak-Dengis (Weißes Meer) oder Ala-Dengis (Buntes Meer) genannt, ein See auf der Grenze der russ. centralasiat. Gebiete Semipalatinsk und Semirjetschensk, nach dem Kaspi-, Aral- und Baikalsee der größte im Russischen Reiche, erstreckt sich, zwischen 45 und 48° nördl. Br., von 91—97° östl. L. (von Ferro) erst in der Richtung von S. gegen N., dann von W. nach O. Der See ist 525 km lang, im WSW.-Teile 87 km, im östl. Teile der Mündung der Flüsse Karatal und Lepsa gegenüber 9—17 km breit, bedeckt eine Fläche von 20616 qkm und liegt 238 m über dem Meere. Die Tiefe ist nirgends über 25 m, größer auf der Nord-, geringer auf der Südseite. Die nördl. und westl. Ufer mit ihren scharfbegrenzten Contouren sind terrassenartig, abschüssig, das Plateau des Randes, bedeckt mit Wüstensand, mit wenig Flüssen, die sich wie der Tokrau im Sande verlieren. Anders ist der Charakter der Südseite. Hier hat der Uferrand keine scharfen Umrisse, dagegen eine Menge Ein- und Ausbiegungen, halbinselartige Vorsprünge, und geht ganz allmählich über in eine große niedrige Steppe, welche sich an 260 km weit bis zu den Vorbergen des Alatau erstreckt, von Sandhügeln durchzogen und von einer sehr dürftigen Vegetation von Sandpflanzen bekleidet, unter denen die Anabasis ammodendron die vorherrschende ist. Dieses Gebiet bildet den größten Theil des russ. Gebiets Semirjetschensk, auch das Siebenstromland genannt von den Steppenflüssen, wie der große Ili, der Karatal oder Kartal, Aksu, Lepsa u. s. w., die teils mit weitreichenden Delten in den See gehen, teils denselben nicht erreichen oder vom See aus nicht befahren werden können; nur ein Arm des Ili ist vom See aus beschiffbar. Denselben Steppencharakter hat das Land im O. des B. Hier liegen

die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung: der Sassyk-Kul und der Ala-Kul oder Ara-Kul, letzterer mit der kleinen, früher irrtümlich für vulkanisch gehaltenen Insel Aral-Tube. Die ganze Steppe hat das Ansehen eines noch nicht lange vom Wasser befreiten Seebodens. Die zahlreichen Buchten des B. sind alle mit Schilfwaldung bewachsen, die oft 7 m Höhe erreichen. Unter den zahlreichen Inseln des Sees, die sämtlich in der Nähe des Ufers liegen, ist die größte Utsch-Aral, die 16 km lang und auf der Nordwestseite eine gute Hafenbucht hat. Das Wasser des Sees ist sehr klar, aber, besonders an den Rändern und in den Buchten, salzig und ungenießbar. Vom Ende November bis April ist der See mit Eis belegt. Fische nährt er nur von kleiner Art. Auf Befehl des Generalgouverneurs Hasfort ging 1852 eine topogr. Expedition zunächst von der Nordseite bis zu den Mündungen des Karatal und Lepsa, 1853 bis zu der Mündung des Ili. Ein von Kusnezow und Pakleuski ausgerüstetes russ. Schiff ging 1855 im Ili über 520 km aufwärts bis zum Ilischkischen Piket, doch hat diese Fahrt kein praktisches Resultat gehabt.

Balken (Bälken, Halbpflügen), diejenige Art des Ackerns der Felder, bei welcher zwischen je zwei Pflugfurchen ein zwei Furchen breiter Raum ungepflügt gelassen wird. Das B. dient zur Auflockerung und Austrocknung des Bodens.

Balken und Balkenlage. Während man unter einem Balken ein vierkantig behauenes Stück Holz versteht, welches wagerecht freiliegend mit seinen Endpunkten aufruht und zum Tragen von Lasten bestimmt ist, bildet eine Balkenlage (s. Fig. 1) ein System parallelliegender Balken,

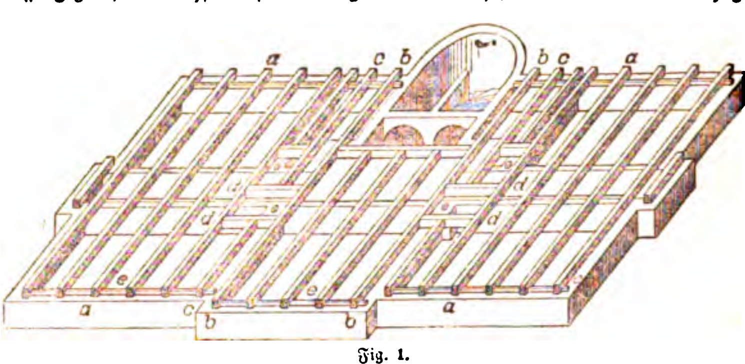
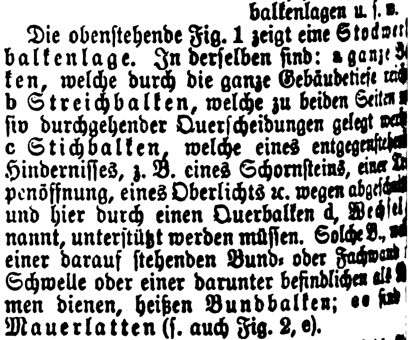


Fig. 1.

welches meist zum Tragen der Decke eines untern sowie des Fußbodens eines obern Raums dient. In der Regel werden die Balken nach der Tiefe des Gebäudes zu gelegt, als der kürzern Dimension, welche eine größere Ausnutzung der Tragfähigkeit der Balken gestattet, doch sind Ausnahmen hiervon nicht selten. Da die Tragfähigkeit der Balken mit dem Quadrate ihrer Höhe wächst, so legt man die Balken stets auf die hohe Kante, d. h. gibt ihrem Querschnitt eine größere Höhe als Breite, z. B. bei beschlagenem Holze ein Fünftel, bei geschnittenem zwei Fünftel mehr. Das Maximum der Tragfähigkeit eines Balkens erreicht man bei dem Verhältnis der Breite zur Höhe, etwa wie 5 zu 7 (genauer wie $\sqrt{1} : \sqrt{2}$). Da die Stärke der Balken an natürliche Grenzen gebunden ist, so wird durch letztere auch die freiliegende Länge der Balken oder die Zimmertiefe bedingt. Bei Belastungen, wie sie in Wohngebäuden vorkommen, dürfte diese Tiefe, schon Gründen der Beleuchtung u. s. f., das Maß 6—6,5 m selten überschreiten. Wegen des verj ten Wuchses der Stämme erhält man bei der arbeitung derselben zu rechtwinkeligem Quersch ein starkes und schwaches Balkenende und legt her die Balken, wenn sie über mehrere Zimm tiefen hinwegreichen sollen, zweckmäßig mit ih starken Ende über die größere, mit dem schwa über die geringere Tiefe. Macht sich wegen grö freiliegender Länge oder Belastung der Balken Unterstützung der Balkenlagen notwendig, so folgt dieselbe, wenn sie nicht durch Mauern z haft ist, entweder von unten oder von oben, zwar im erstern Falle durch Unterzüge, Trä Säulen oder Sprengwerke, im letztern Falle d Oberzüge, Träger oder Hängewerke. Einen i grierenden Bestandteil der Balkenlagen bilden die unter den Balkenköpfen und auf der Ma liegenden Mauerlatten (s. Fig. 2, e); dies schwächere Hölzer, über welche die Balken gekämmt werden und die teils zum genauen und wagerechten Verlegen der Balken, teils zur gleichmäßigen Übertragung des Drucks derselben auf die Mauern dienen, sodaß ein ungleiches Setzen der einzelnen Balken verhindert wird.

Fig. 2.

Die Balkenlagen bilden zugleich die Träger der Zwischendecken, d. h. der zwischen der Decke u Dielung befindlichen dichtern Zwischenlage (E schub), welche zur Isolierung der Wärme und Schalls der übereinanderliegenden Räume die Sie werden aber auch gleichzeitig zur Veranker der Mauern benutzt, w sich besonders die den Fensterschäften e Mauerpfeilern liegend Balken eignen. Statt hölzernen Balkenla werden, wo es Holzm gel, größere Spannw oder Festigkeit und Fe sicherheit erfordert, ei Balkenlagen (wie ris) angewendet. J der Örtlichkeit unter det man Zwischen- Stockwerks-Balkenla Dach-, Dachstuhl-, balkenlagen u. s. w.



Die obenstehende Fig. 1 zeigt eine Stockwerk balkenlage. In derselben sind: a ganze B ken, welche durch die ganze Gebäudetiefe rei b Streichbalken, welche zu beiden Seiten siv durchgehender Querscheidungen gelegt wer c Stichbalken, welche eines entgegenstehen Hindernisses, z. B. eines Schornsteins, einer T penöffnung, eines Oberlichts etc. wegen abgeschn und hier durch einen Querbalken d, Wechsel nannt, unterstützt werden müssen. Solche B., w einer darauf stehenden Bund- oder Fachwand Schwelle oder einer darunter befindlichen als men dienen, heißen Bundbalken; e e sind Mauerlatten (s. auch Fig. 2, e).

Balkh oder Balch, Landschaft im südl. kestan, zu Afghanistan gehörig, im nördlich Teile desselben, sich südlich vom Amu-Darja behnend. Im Bereich des alten Baktrien liegt

Land auf den Vorstufen, welche im südl. Gebiete des obern Amu die hohen Ketten des Hindu-Kusch mit den Tiefsteppen Bokharas vermitteln, eine Lage, welche für den Verkehr zwischen Indien und Osteuropa von hoher Bedeutung ist und in erhöhtem Grade es sein mußte, als die ind. und chines. Waren noch nicht den Seeweg um Afrika verfolgten. Der Charakter der Wüste herrscht vor; nur künstliche Bewässerungssysteme erschaffen fruchtbaren Boden. Wo im Sommer Traube und Aprikose reifen und der Maulbeerbaum die Seidenkultur unterstützt, da erscheint oft ein strenger Winter mit hohem Schneefall. Die Bewohner usbekischen Stammes folgen dem veränderlichen Bilde ihrer Landesnatur; sie sind friedliche Nomaden oder räuberische Krieger, Karawanenwanderer oder Ackerbauer und Handwerker in Dörfern und Städten.

Die Stadt Balkh liegt in einer von Kanälen und Gräben vielfach durchschnittenen Gegend, welche das dadurch zersplitterte Wasser des vom Kuh-i-Baba kommenden Balkh-Ab oder Dehâs oder Dêriaz verschlingt und die Einmündung in den Amu verwehrt. Die Stadt hat noch den stolzen Titel Omm-el-Bulâdan, d. h. die Mutter der Städte, beibehalten; sie hat auf der Nordseite eine nicht eben feste Citadelle, in welcher ein weißer Marmorblock als der Thron des Cyrus gezeigt wird, und besitzt drei verfallende Schulen; sie liegt neben dem weiten Umkreise eines wüsten Trümmerfeldes von 6—7 Stunden Umfang, welches das einst glänzende Baktra oder Zariaspa, den Geburtsort Zoroasters und des Cyrus, bezeichnet. Die Stadt wurde 1220 von den Mongolen völlig zerstört. Gegenwärtig bewohnen die Stadt B. kaum 15000 Menschen, zum Teil Eingeborene von Kabul, deren Hauptindustrie in Webereien, besonders in Seide, besteht; die Ruinenstätte, in welcher noch Karawanserais, ein großer Bazar und eine Moschee stehen, bewohnen noch 2000 Afghanen. Im Frühjahr ziehen die letztern nach dem östlicher und höher gelegenen Mesar, Hauptstadt des afghan. Turkestan, mit 25000 E.

Balkon, s. unter Altan.

Ball (ein erst seit dem 17. Jahrh. in Deutschland gebräuchliches, aus dem frz. bal, ital. ballo, vom mittellat. ballare, tanzen, gebildetes Wort) nennt man gegenwärtig die Versammlung einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts zum Zwecke des Tanzes. Die Bälle unterscheiden sich von andern Tanzvergnügungen durch einen gewissen Glanz, strengere Etikette und bestimmte Ordnung. Ihr Ursprung ist in den Festlichkeiten der Höfe von Frankreich und Burgund zu suchen. Der erste B., den die Geschichte erwähnt, wurde 1385 zu Amiens bei Gelegenheit der Vermählung Karls VI. mit Isabella von Bayern veranstaltet. Doch bleibt es zweifelhaft, ob sich damals schon die Fürsten und der eingeladene hohe Adel persönlich am Tanze beteiligten. Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. scheinen solenne Tanzfeste an den Höfen und auf den Schlössern des Adels nur vereinzelt und gelegentlich vorgekommen zu sein. Durch Katharina von Medici, welche auch die Maskenbälle nach Frankreich verpflanzte, mehr noch unter dem galanten Heinrich IV. gelangten die Festlichkeiten dieser Art in Aufnahme. Ihre gegenwärtige Form erhielten die Bälle unter Ludwig XIV., seit dessen Zeit sie auch in allen deutschen Residenzen nach franz. Muster eingeführt wurden. Die Hofbälle gehörten seitdem zu einem wesentlichen Bestandteil der meisten Hoffeierlichkeiten. Es bildete sich für sie, zunächst in Frankreich, ein bestimmtes Ceremoniell aus, welches, trotz seiner Peinlichkeit und Steifheit, mit geringer Abänderung auch anderwärts Aufnahme fand und erst in neuerer Zeit vereinfacht worden ist. In Paris ward 1715 der Bal de l'Opéra begründet und dadurch auch den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaftsklassen Gelegenheit gegeben, gegen ein Eintrittsgeld sich an solchen, ausschließlich dem Tanze gewidmeten Festlichkeiten zu beteiligen. Seit dieser Zeit sind die Bälle allmählich zu gesellschaftlichen Vergnügungen für alle Stände geworden. Wie in allen Sachen des Luxus und der Mode, ist Paris für das Arrangement der Bälle und der Balltoiletten noch immer tonangebend. Auch die franz. Bals champêtres, die im Freien, bei Tage oder auch bei Nacht abgehaltenen Sommerbälle, haben in Deutschland und anderwärts Nachahmung gefunden.

Ball (Spiel mit dem B.), s. Ballspiel.

Ballaarat, Stadt in Australien, s. Ballarat.

Ballade (frz., ital. ballata, von ballare, tanzen; B. also eigentlich soviel wie Tanzlied) bezeichnete bei den südroman. Völkern seit etwa dem 12. Jahrh. ein kürzeres lyrisches Gedicht, welches aus drei oder vier, meist 8-, 10- oder 12zeiligen Strophen nebst Refrain bestand, in der Regel Liebesklagen zum Inhalt hatte und ursprünglich zur Begleitung des Tanzes gesungen wurde. In Italien haben unter andern auch Petrarca und Dante derartige B. gedichtet. Auch in Frankreich waren unter dem Namen B. ähnliche kleine lyrische Dichtungen, die in der Regel aus drei Strophen mit Refrain bestanden, bis zur Zeit Ludwigs XIV. sehr beliebt. Von Frankreich aus kam das Wort nach England und Schottland, erhielt aber hier eine ganz andere Bedeutung, indem dasselbe als Bezeichnung für die lyrisch-epischen Volkslieder verwendet wurde, die von Percy in den «Reliques of ancient English poetry» (1765) gesammelt wurden und außer auf die engl. auch auf die Entwickelung der deutschen Litteratur einen tiefgehenden Einfluß ausübten. Infolge dessen wird das Wort B. in Deutschland in demselben Sinne von Dichtungen gebraucht, die in dem Tone der alten engl. und schott. Volkslieder gehalten sind. In der B. überwiegt im Gegensatze zu der mehr epischen Romanze (s. d.) das lyrische Element. Die B. ist ursprünglich ausschließlich für den Gesang bestimmt; die Handlung trägt einen düster-schauerlichen Charakter und schreitet oft sprungweise vor, sodaß die Ergänzung der fehlenden Mittelglieder der Phantasie des Hörers überlassen bleibt. In Deutschland sind vor allen Bürger, Goethe, Uhland und Heine als Balladendichter zu nennen.

Ballagi (Mor.), ursprünglich Bloch, ungar. Sprachforscher und theolog. Schriftsteller, geb. 18. März 1815 zu Inócz im zempliner Komitate von jüd. Eltern, besuchte das reform. Kollegium zu Pápa und die pester Universität. Nachdem er sich noch 1839 in Paris mit orient. Studien beschäftigt, veröffentlichte er im Interesse seiner Glaubensgenossen das Schriftchen «A zsidókról» («Über die Juden», Pest 1840). In der seitdem von ihm verfolgten Absicht, die letztern zu magyarisieren, begann B. eine ungar. Bibelübersetzung mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, von welcher aber nur die Bücher Mosis und Josua erschienen sind (Pest 1840—43). B. wurde 1840 Mitglied der Ungarischen Akademie, ging dann 1843 nach Deutschland,

trat hier zum Protestantismus über und studierte ein Jahr lang in Tübingen Theologie. Im J. 1844 als Professor an das evang. Lyceum zu Szarvas berufen, wirkte er daselbst bis zur Revolution, während welcher er erst als Generalstabssekretär unter Görgei, dann als Sekretär im Kriegsministerium diente. Im J. 1851 kehrte er in seine frühere Stellung nach Szarvas zurück, wandte sich aber einige Zeit darauf nach Kecskemét und von hier nach Pest, wo er an der reform. evang.-theol. Anstalt wirkte. Er wurde 1858 ordentliches Mitglied der Akademie und trat 1878 vom Lehramte zurück. B.s Ruf gründet sich in erster Linie auf seine Arbeiten über die magyar. Sprache. Hierher gehören: «Ausführliche theoretisch-praktische Grammatik der ungar. Sprache» (Pest 1843; 8. Aufl. 1881), «Vollständiges Wörterbuch der ungar. und deutschen Sprache» (2 Bde., Pest 1843; 5. Aufl. 1881), «Magy. nyelo teljes szótára» («Vollständiges Wörterbuch der magyar. Sprache», 2 Bde., Pest 1873), welche letztern die besten lexikographischen Darstellungen des magyar. Sprachschatzes sind; die Sammlung der magyar. Sprichwörter (2 Bde., Pest 1850; 2. Aufl. 1855) und die hebr. Sprachlehre in ungar. Sprache (Pest 1856; 2. Aufl. 1872). Als Theologe gründete B. 1858 das «Protestant egyházi ès iskolai lap» («Prot. Kirchen- und Schulzeitung»), das Organ der freien prot. Kirchenrichtung. Ferner veröffentlichte er die Schriften: «Die Protestantenfrage in Ungarn und die Politik Österreichs» (Hamb. 1860), «Tájékozás» («Orientierung auf dem Felde der Theologie», Pest 1862; 2. Aufl. 1863), «Renaniána» (1864), «Der Kampf des Protestantismus gegen den Ultramontanismus» (1864), «Biblische Studien» (2 Hefte, 1865, 1868) und andere ungar. Schriften. — Seine Söhne Géza (geb. 1851, Professor an der Rechtsakademie in Sárospatak) und Aladár (geb. 1853, Professor der neuern Geschichte an der Universität Pest) haben sich auch bereits durch histor. und litterarhistor. Arbeiten hervorgethan.

Ballanche (Pierre Simon), franz. histor.-philos. Schriftsteller und Dichter, geb. 4. Aug. 1776 zu Lyon, wurde frühzeitig infolge von Kränklichkeit zu einem kontemplativen Leben geführt. Sein Vater war Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung, und er selbst stand diesem Geschäft lange Zeit vor. Von seinen ersten schriftstellerischen Versuchen ist die gegen die Bergpartei gerichtete Schrift «Du sentiment considéré dans ses rapports avec la littérature et les arts» (Lyon 1801) hervorzuheben. Aber erst mit der «Antigone» (1814), einer symbolisch-epischen, in einer trefflichen Prosa geschriebenen Dichtung lenkte B. die Aufmerksamkeit auf sich. Das Gedicht kann gewissermaßen als Einleitung zu B.s histor.-philos. Werken gelten, da es bereits seine Lehre von der Sühne im Keime enthält, welche die Basis seiner ganzen Philosophie bildet. Die Rückkehr der Bourbonen, deren Anhänger B. stets geblieben war, veranlaßte ihn, seinen festen Wohnsitz in Paris zu nehmen. Er veröffentlichte darauf seinen «Essai sur les institutions sociales» (Par. 1818), in welchem er die sich bekämpfenden Ansichten der Ultras und der Liberalen zu versöhnen suchte. Sein Hauptwerk war eine unvollendet gebliebene Philosophie der Geschichte: «Essai de palingénésie sociale», welches neben manchen mystischen Partien viel tiefsinnige Spekulationen enthält. B. starb 12. Juni 1847. Er stand mit keinem seiner Landsleute in philos. Zusammenhange und blieb lange unbeachtet. Erst seit ein
Gesammtausgabe seiner Werke (4 Bde., Par. 18
begann er einigen Einfluß zu gewinnen. Seit 18
war er Mitglied der Akademie.

Ballantyne (James R.), ausgezeichneter Ori
talist, geb. 13. Dez. 1813 zu Kelso in der sch
Grafschaft Roxburgh, widmete sich am Kolleg
der Ostindischen Gesellschaft zu Haileybury meh
Jahre der Erlernung orient. Sprachen und wu
nach seiner Rückkehr nach Edinburgh als Leh
derselben an der Naval and Military Academy
gestellt. Später ging er nach Ostindien, wo er
1841 die Stellung eines Direktors (Principal)
College zu Benares und seit 1856 zugleich die P
fessur der Moralphilosophie bekleidete; 1861 n
Europa zurückgekehrt, wurde er Bibliothekar
East-India Office, starb aber schon 16. Febr. 18
Seine ersten Schriften waren meist Hilfsbücher f
den Unterricht im Sanskrit und den neuern in
Sprachen. Dahin gehören: «Catechism of Sansk
grammar» (Lond. 1843; 2. Aufl. 1868), «Elemen
of Hindi Braj-Bakha grammar» (Lond. 1839;
Aufl. 1862), «Grammar of Hindostanee languag
(Lond. 1838 u. 1842), «Grammar of the Mahrat
language» (Edinb. 1839) u. s. w. In Indien gab
die Sanskritgrammatik «Laghu-Kaumudi» m
Übersetzung und Kommentar (3 Bde., Mirzapu
1849—52; 2. Aufl., Benares 1867), das erste Bu
des «Mahâbhâshya» oder des Kommentars des P
tandschali über die Grammatik des Panini und d
Anfang einer Übersetzung des «Sâhityadarpa
heraus. Von besonderm Werte sind jedoch sei
Übersetzungen der Grundwerke der Nyâya- u
der Sânkhya-Schule sowie die einiger Traktate d
Vedânta-Philosophie und der übrigen ind. Phil
sophenschulen. Eine Vermittelung der ind. mit d
europ. Wissenschaft versuchte er unter anderm
«Synopsis of science, in Sanskrit and Englis
(Benares 1856) und «Christianity contrasted wi
Hindu philosophy» (Benares 1859).

Ballârat, Ballaarat, Stadt, Bischofssitz u
eins der wichtigsten Diggings oder Goldlager
dem Golddistrikt der engl. Kolonie Victoria im
Australien, liegt im County Grenville, 100 km
WNW. von Melbourne, 82 km im NW. von Ge
long, mit beiden durch eine Eisenbahn verb
den. Außerdem führt auch eine Eisenbahn
Ararat nach Horsham (110 km), eine andere n
Maryborough (65 km). B. zerfällt in zwei v
schiedene Städte mit getrennter Municipalverw
tung, in B.-East mit (1881) 16044 E. u
B.-West mit 22425 E. Im Okt. 1851 wurde
reiche Goldlager entdeckt und B. ist seit dieser
zu einer der schönsten Städte aufgeblüht. Das G
zeichnete sich von Anfang an durch Feinheit
Reinheit aus, sodaß es für das feinste von all
bisjetzt auf der Erde gefundenen gilt. Ebenso ist
als Fundort der größten Goldklumpen (von 1
75 kg Schwere) berühmt. Bald nach seiner E
deckung hatten sich nicht weniger als 7000 Goldsu
eingefunden, welche vorläufig eine Zeltstadt err
teten. Anfangs fand man das Gold an der Ob
fläche, später in einer Tiefe von 1—30 m; jetzt w
die Bearbeitung rein bergmännisch mit Maschi
betrieben durch Aktiengesellschaften mit bedeuten
Betriebskapital. Ende 1880 waren im Distr
im ganzen 8218 Goldgräber beschäftigt (mit
2000 Chinesen); der bearbeitete Grund und Bo
bedeckt einen Flächenraum von 416 qkm. S

1873 befindet sich in B. eine von der Regierung reichdotierte Bergakademie zur theoretischen und praktischen Ausbildung, mit einer bedeutenden Bibliothek und einem Museum. Mehrere Wollspinnereien, Gerbereien, Seifensiedereien und andere Fabriken zeugen von der steigenden Gewerbthätigkeit der Einwohner. Außer dem Goldlager besitzt B. einen großen Schatz in dem besten Ackerboden der ganzen Kolonie, auch eignet sich der Distrikt vorzüglich zur Schafzucht und produziert die schönste Wolle in Australien.

Ballast nennt man diejenigen wertlosen oder wenigstens fast wertlosen, aber schweren Massen, z. B. Sand, Steine, schwere Hölzer, die man in den untersten Raum der Seeschiffe bringt, um den gehörigen Tiefgang und ein stabiles Gleichgewicht des Schiffs beim Schwimmen in aufrechter Stellung zu ermöglichen. Man bedient sich gern solcher Gegenstände als B., die am Ankunftsorte noch einigen Wert haben. Auch hat man die Benennung auf die Sandsäcke u. dgl. übergetragen, welche Luftschiffer mit in die Höhe nehmen, um das Steigen des Ballons zu regulieren; je höher man steigen will, desto mehr Ballast wird ausgeworfen. Endlich wird B. metaphorisch jede unnütze Beilast genannt.

Ballei (vom mittellat. ballivus) nannten die Tempelherren, die Deutschen Ritter und die Johanniter die einzelnen Provinzen ihrer Territorialbesitzungen oder auch die Unterabteilungen der Provinzen, und es scheint dieser Name früher mit Kommende oder Komturei ganz gleichbedeutend gebraucht worden zu sein. Die meisten B., namentlich in Frankreich, hatten die Templer; die Besitzungen der Johanniter waren zunächst in Priorate und diese erst in B. geteilt. Die Deutschen Ritter zählten in Deutschland in der spätern Zeit und bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 11 B., die wieder in verschiedene Kommenden zerfielen; diese B. waren: 1) die elsassische, 2) die österreichische, 3) die tirolische, 4) die zu Koblenz, 5) die fränkische, 6) die zu Biesen, 7) die westfälische, 8) die lothringische, 9) die hessische, 10) die thüringische und 11) die sächsische. Früher gehörte auch die von Utrecht dazu, ward aber dem Orden wieder entzogen. Die ersten acht B. waren katholisch, die drei letztern protestantisch. (S. Bailli.)

Balleisen oder **Balleneisen** (frz. fermoir à nez rond, engl. skew-chisel), ein Werkzeug, das sich vom Stemmeisen nur durch die schräge Stellung der Schneide unterscheidet, welche ein leichteres Eindringen in das Holz und somit ein bequemes Abschneiden vorstehender Teile sowie die Bearbeitung winkeliger Vertiefungen gestattet.

Ballen hieß früher ein Zahl- oder Stückmaß für Papier, von 10 Ries oder 200 Buch. Da das Buch Druckpapier 25, bei Schreibpapier 24 Bogen enthielt, so bestand ein Ballen beim erstern aus 5000, beim letztern aus 4800 Bogen. Seit 1877 rechnet man nicht mehr nach B., sondern nur nach Ries (Neuries) zu 100 Lagen oder Heften zu 10 Bogen (vgl. unter **Papier**). — Im Tuchhandel ist ein B. = 12 Stück, im Lederhandel = 20 Rollen oder 120 Stück Juchten; ferner in England 1 B. Baumwolle = 400—440 engl. Pfund. In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der B. Baumwolle verschieden, und zwar von 360 bis zu 500 Pfund oder sogar von 280 bis zu 720 Pfund).

Ballenstedt, Kreisstadt im Herzogtum Anhalt am nordöstl. Fuße des Unterharzes an der Getel gelegen, durch eine Zweigbahn nach Frose mit der Staatsbahn Halle-Löhne verbunden, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Kreisdirektion und zählt (1880) 4811 E., welche sich hauptsächlich mit Land-, Garten- und sehr ergiebigem Obstbau, mit Bierbrauerei u. s. w. beschäftigen. B. war seit 1765 Residenz der Herzoge von Anhalt-Bernburg und ist seit 1863 Witwensitz der Herzogin Friederike. Das Schloß war ursprünglich ein Benediktinerkloster, dessen Abt 1525 seine Rechte an den Fürsten Wolfgang abtrat, welcher dasselbe zur fürstl. Residenz einrichten ließ. Es liegt auf einem Felsenberge, hat einen sehr schönen Park und enthält die herzogl. Bibliothek, verschiedene Sammlungen und mehrere gute Bilder niederländ. Meister. In der Schloßkirche sind die Gebeine Albrechts des Bären neuerdings aufgefunden. Unweit des Schlosses liegt das Erziehungsinstitut des Prof. Dr. Brinckmeier, welches reale und gymnasiale Bildung erzielt und die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst gewährt. In der Nähe des Ortes sind der Ziegenberg, das Jagdhaus auf dem Röhrkopf und die Gegensteine bemerkenswert.

Ballerina (ital.), Tänzerin; **Ballerino**, Tänzer.

Ballesteros (Don Francisco), span. General und Staatsmann, geb. 1770 zu Saragossa, trat früh in Kriegsdienste und focht schon 1793 gegen die Franzosen. Auf eine ungerechte Anklage verlor er 1804 seine Hauptmannsstelle, ward jedoch bald nachher bei einem Zollamte in Asturien angestellt. Von der Junta dieser Provinz ermächtigt, beim Einbruch der Franzosen 1808 ein Regiment zu bilden, vereinigte er sich mit Castaños und kämpfte unter der Regentschaft von Cadiz mehrere Jahre ruhmvoll im Süden des Reichs. Nach Ernennung des Herzogs von Wellington zum Oberbefehlshaber weigerte er sich, unter einem Fremden zu dienen, wurde verhaftet und nach Ceuta verbannt. Bald aber erhielt er wieder den Befehl über ein Armeekorps. Nach Ferdinands VII. Rückkehr ward er 1815 Kriegsminister, verlor jedoch schon 28. Okt. durch die Intriguen der Hofkamarilla diese Stellung wieder und lebte mehrere Jahre zu Valladolid außer Thätigkeit. Beim Ausbruch des Aufstandes von 1820 von Ferdinand VII. zurückgerufen, wußte er den König zur Annahme der Konstitution von 1812 zu bestimmen. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Vizepräsidenten der provisorischen Regierung. B. ließ alsbald die Staatsgefängnisse und Kerker der Inquisition öffnen und gab der Stadtbehörde zu Madrid wieder die 1812 von den Cortes geschaffene Einrichtung. Als im Juli 1822 die Feinde der Konstitution mit Hilfe der Garden die Verfassung umzustürzen suchten, zerstreute er die Aufrührer an der Spitze der Milizen. Im Kriege von 1823 gegen die Franzosen befehligte er die zur Verteidigung von Navarra und Aragonien bestimmte Heeresabteilung, mußte sich aber unter unglücklichen Gefechten in den Süden zurückziehen und an der Grenze Granadas 14. Aug. eine Übereinkunft mit dem franz. Heerführer eingehen. Nachdem der König durch Verfügung vom 1. Okt. alle Beschlüsse der konstitutionellen Regierung für ungültig erklärt hatte, sprach B. in einem Schreiben an den Herzog von Angoulême seine Verwahrung gegen diesen Beschluß und die dadurch hergestellte unumschränkte Gewalt aus. Da er von der Amnestie ausgeschlossen war, flüchtete er 1824 nach Paris, wo er 29. Juni 1832 starb. — **Luis Lopez B.**, sein Bruder, geb.

1778 in Galicien, seit 1808 Kriegskommissar, war Generaldirektor der Staatseinkünfte, als ihm 1825 durch Ugartes Einfluß das Finanzministerium in einer Periode der tiefsten finanziellen Zerrüttung übertragen wurde. Vielen Schwierigkeiten zum Trotz verwaltete er dieses Amt bis 1833, wo er, der absolutistischen Partei zuneigend, unter den veränderten Verhältnissen seinen Abschied nahm. Im Besitz eines großen Vermögens, lebte er fortan von öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen bis an seinen Tod 12. Okt. 1853.

Ballestrem di Castellengo (Eufemia, Gräfin von), beliebte deutsche Romanschriftstellerin, geb. 18. Aug. 1854 zu Ratibor in Oberschlesien, seit 1872 Mitarbeiterin verschiedener belletristischer Zeitschriften, sammelte ihre in denselben veröffentlichten und von Kritik und Publikum günstig aufgenommenen Arbeiten unter den Titeln: «Blätter im Winde. Novellen» (Bresl. 1876), «Gesammelte Novellen» (Bresl. 1876) und «Verschlungene Pfade» (Bresl. 1877). Diesen folgten die Romane «Lady Melusine» (1878), «Das Erbe der zweiten Frau» (1878) und «Heideröslein» (1880). Ihre Gedichtsammlung «Tropfen im Ocean» (1878) verrät nicht gewöhnliches lyrisches Talent. Auch schrieb sie das Drama «Ein Meteor» (1880) und gab eine Reihe von Anthologien deutscher und engl. Dichter heraus.

Ballet, von gleicher Abstammung mit dem Worte Ball (s. d.), ist eine durch kunstvollen Tanz und Pantomime unter Musikbegleitung dargestellte Handlung. Die pantomimischen Opfertänze des Altertums, aus welchen die attische Tragödie hervorgegangen sein soll, sowie die theatralischen Tänze, die dem antiken Chorus eigen blieben, sind nicht als die unmittelbaren Ausgangspunkte des modernen B. zu betrachten. Das B. unserer Zeit ist vielmehr im Dienste und zum Vergnügen der Höfe entstanden und erhielt in Italien seine erste Ausbildung. Zu Anfang des 16. Jahrh. kultivierte man es besonders am turiner Hofe, wo die Prinzen und Prinzessinnen selbst durch Gesang, Deklamation und Tanz mitwirkten. Baltagerini, Musikdirektor der Katharina von Medici, führte das B. zuerst in Frankreich ein, wo es bald so beliebt wurde, daß Ludwig XIII. auf einem dieser B. mittanzte, welches Beispiel Ludwig XIV. in seiner Jugend nachahmte. Noch 1699 betrat dieser im B. «Flora» die Bühne. Das B. erschien bis dahin stets in Verbindung mit Elementen der Oper, ja der Komödie; so in den von Lully komponierten Werken Quinaults und in Molièreschen Lustspielen. Das B. hatte noch wenig dramatischen Ausdruck und bedurfte noch der Erklärung durch Gesang und Recitation. Erst von 1697 an wurde Antoine Houbart de la Motte Reformator des B., indem er die dramatische Handlung und leidenschaftliche Zustände durch das B. selbst ausdrücken ließ. Um dieselbe Zeit traten zuerst Frauen als Tänzerinnen im B. auf, ungefähr gleichzeitig wie in Oper und Schauspiel, während bis dahin nur Männer in demselben getanzt hatten. Doch findet man Ballettänzerinnen von Bedeutung nicht vor 1790. Noverre (s. d.) war es, der um die Mitte des 18. Jahrh. das B. von der Oper ablöste und zu dramatischer Selbständigkeit erhob, auch eine Theorie desselben begründete. Das mytholog. B., der Überrest der versailler Herrlichkeit, fand zur Zeit des Konsulats seinen Untergang, indem es von den neuerstandenen komischen B. «Dansomanie», «La fille mal gardée» und den «Arlequinades» verdrängt wurde. Vincenzo Galeotti in Kopenhag[e] ging in der von Noverre eingeschlagenen Richtu[ng] weiter, indem er das B. im antiken Sinne auf da[s] rein dramatisch-plastische Prinzip zurückführte un[d] diesem den Tanz unterordnete, statt ihm das Übe[r]gewicht zu gestatten; dasselbe erhielt hierdur[ch] den Charakter großer rhythmisch-plastischer Pant[o]mimen. Diese glänzenden und genialen Versuc[he] sind am längsten auf dem mailänder Theater fo[rt]gesetzt worden, wo das B. die lebensvollsten u[nd] großartigsten Tableaux, im pantomimischen Au[s]druck aber die größten Wagnisse unternommen ha[t], die sogar weit über die Grenzen der Pantomi[me] hinausliegen; unter mehrern Tragödienstoffen h[at] man dort sogar den «Hamlet» als B. aufgefüh[rt]. Im allgemeinen ist jedoch das B. seiner edeln Ric[h]tung und echt künstlerischen Bedeutung untreu g[e]worden und erschöpft sich in Schaustellung bl[oß] körperlicher Fertigkeiten und Reize. Da es wesen[t]lich darauf angewiesen ist, bloß die Schaulust [zu] beschäftigen und zu fesseln, so macht sich auch dab[ei] der größte Aufwand von Dekorations- und Kostüm[-] pracht in mannigfaltigster Abwechselung notwe[n]dig. Vgl. Menétrier, «Des ballets anciens et m[o]dernes» (Paris 1682); Cahussac, «Traité de [la] danse ancienne et moderne» (3 Bde., Paris 1753[)]; Voß, «Der Tanz und seine Geschichte» (Berlin 1868[)].

Ballhammer (frz. chasse en biseau, eng[l.] chamfered set-hammer), schräger Setzhammer, e[in] hammerähnliches Werkzeug, das, auf das Arbei[ts]stück gestellt, unter dem Schlag des Schmiedeha[m]mers einen spitzwinkeligen Ansatz bildet.

Ballhorn oder Balhorn (Joh.), Buchdru[cker] zu Lübeck, welcher 1531—99 daselbst lebte und [...] den der Ausdruck ballhornisieren oder v[er]ballhornen, d. i. soviel als geschmacklose V[er]änderungen in einem Schriftwerke machen, oder [...] solches verschlechtern statt verbessern, zurückgefü[hrt] wird. Nach der gewöhnlichen Annahme druckte [...] schon damals Fibeln, auf deren letzter Seite [...] Bild eines an den Füßen gespornten Hahns [...]. Auch B. soll eine solche gedruckt, dabei die Spo[ren] weggelassen, dafür aber dem Hahne zwei (oder [...] andern einen ganzen Korb) Eier zur Seite ge[...] und auf Grund dieser Veränderung auf den [...] die Worte «verbessert durch Joh. B.» gesetzt ha[ben]. Dies ist jedoch insofern unwahrscheinlich, als je[...] Bild des Hahns auf der letzten Seite der Fi[beln] erst im 18. Jahrh. aufkam. Nach neuern Un[ter]suchungen bezieht sich jener Ausdruck vielmehr [...] eine vorzugsweise vom Senator von Stiten [...]dierte Ausgabe des Lübecker Stadtrechts, w[...] 1586 von B. gedruckt wurde, aber allerorten [...] eine verfehlte Arbeit Tadel erfuhr. Vgl. Grau[...] «Historische Schriften» (Bd. 3, Lübeck 1836).

Ballina, Hafenstadt in Irland, Provinz C[on]naught, Grafschaft Mayo, am Moy, 11 km [...]halb seiner Mündung in die Killalabai, zählt (1[...]) 5843 E., welche nicht unbedeutenden Handel [...] Ackerbauprodukten und Lachs treiben. Der [...]hafen ist für Schiffe von 200 t praktikabel. [...] Brücken führen zur Vorstadt Ardnacee, welche rechts am Flusse, in der Grafschaft Sligo, [...] B. ist der einzige Ort Großbritanniens und Irla[nds], der während der Revolutionskriege den Franz[osen] vorübergehend in die Hände fiel (August 1798).

Ballinasloe, Stadt in Irland, Provinz C[on]naught, am Suck, der sich hier in mehrere A[rme] teilt und schließlich in den Shannon fließt, an

Eisenbahn Dublin-Athlone-Galway, 57 km von Galway entfernt. Die Stadt wird durch den Suck in zwei Teile geteilt, von denen der größere auf dem rechten Ufer zur Grafschaft Galway, der kleinere auf dem linken Ufer zur Grafschaft Roscommon gehört; sie zählt (1871) 5052 E., treibt Färberei und Wagenbau, bearbeitet Steinbrüche, und hält im Anfang Oktober den größten Viehmarkt Irlands (über 60000 Schafe und 13000 Rinder).

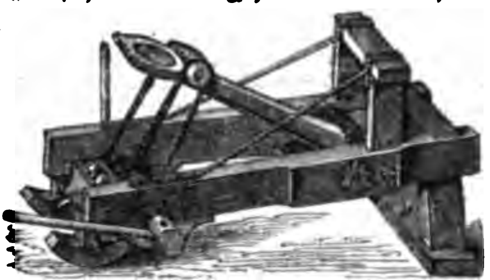
Balling (Karl Joseph Napoleon), Chemiker, geb. 21. April 1805 zu Gabrielshütte im böhm. Kreis Saaz, wo sein Vater damals Hüttenkontrolleur an dem Eisenwerk des Grafen Rottenhan war. Der junge B. erhielt seit 1813 seinen Unterricht in Prag und bezog zu seiner weitern Ausbildung 1820 die polytechn. Lehranstalt zu Prag. Nach seiner Rückkehr in das elterliche Haus (Sept. 1823) wurde B. sogleich praktisch im Bergbau und in Eisenhütten beschäftigt, erhielt aber schon im Nov. 1824, erst provisorisch, seit April 1826 definitiv eine Anstellung als Adjunkt für das Fach der Chemie an der ständisch-technischen Lehranstalt zu Prag und nach Steinmanns Tode im Juli 1835 den Lehrstuhl für Chemie. B. starb 17. März 1868 zu Prag. Schon seit 1834 hatte er sich vorzugsweise Versuchen über Gärungschemie zugewandt, deren Ergebnisse er später in seinem Hauptwerke: «Die Gärungschemie wissenschaftlich begründet und in ihrer Anwendung auf Weinbereitung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Hefenerzeugung praktisch dargestellt» (4 Bde., Prag 1845—47; 3. Aufl. 1865) zusammenfaßte. Die landwirtschaftlich-technischen Gewerbe erhielten durch die Resultate dieser Forschungen eine wesentliche Förderung. Namentlich gebührt B. auch das Verdienst, das Saccharometer bei der Brauerei und Branntweinbrennerei eingeführt zu haben. Außer verschiedenen Anleitungen zur Anwendung des Saccharometers sind von seinen übrigen Schriften noch hervorzuheben: «Über einige der wichtigsten Gegenstände des Eisenhüttenwesens» (Lpz. 1829) und «Die Eisenerzeugung in Böhmen» (Prag 1849).

Ballinger, im Mittelalter eine Art Kriegsfahrzeuge der Engländer und Franzosen.

Ballismus (grch.), Hüpfen, Tanzen; in der Medizin der Veitstanz.

Balliste (vom lat. ballista, dieses vom griech. ballein, d. h. werfen) bezeichnete im Altertum Wurfgeschütze, welche zum Werfen von Steinen oder steinernen Kugeln im starkgekrümmten Bogen bestimmt waren. Sie glichen im Gebrauch unsern heutigen Mörsern, während eine andere Gattung der Wurfgeschütze, die Katapulten (s. d.), zum Schießen der Pfeile in mehr horizontaler Richtung dienten, also unsern heutigen Kanonen entsprachen. Bei den Griechen dienten im Sinne der B. die Palintonen (Lithobolen), gebildet aus starken Holzgestellen, bei denen zur Führung des zu schleudernden Geschosses, ähnlich wie bei der Armbrust, eine Rinne angebracht war, welche oft unter einem Winkel bis 45° stand. Als bewegende Kraft für das Geschoß dienten zwei voneinander unabhängige Arme, die in senkrecht angebrachten, aus starken, zusammengedrehten Sehnen gebildeten Cylindern steckten, und deren freie Enden durch eine starke Sehne verbunden waren. Spannte man letztere, unmittelbar auf das Geschoß wirkende Sehne an, bog man also die Arme zurück, so drehten diese natürlich die senkrechten Sehnencylinder zusammen, sodaß, wenn man zum Schleudern des Geschosses die Verbindungssehne losließ, deren natürliche Schnellkraft sich mit der Gewalt der beim Vorschnellen der Arme sich zurückdrehenden senkrechten Sehnencylinder vereinigte.

Eine den Römern eigentümliche Konstruktion von B. war der Onager, der ebenfalls zum Werfen von Steinen und Steinkugeln, öfters auch von verwesenden tierischen Körpern benutzt wurde, welche die Luft in den belagerten Städten verpesten und somit Krankheiten erzeugen sollten. Der Onager (s. beistehende Abbildung) hatte nur einen Arm, der



mit dem einen Ende zwischen starken, zusammengedrehten, horizontal im Gerüst liegenden Sehnen steckte, während das andere freie Ende in Form eines kolossalen Löffels, zur Aufnahme des Geschosses, gestaltet war. Zum Laden des Geschützes zog man das freie Ende des in einer vertikalen Ebene sich bewegenden Arms mittels eines Windewerks nieder, hielt den Arm mit einem Haken fest und belastete den Löffel. Der horizontale Sehnenstrang war durch das Niederziehen des Arms gespannt, also zur Kraftentwickelung bereit. Wollte man schleudern, so schlug man den Haken heraus; der Arm wurde nun von der sich aufdrehenden Sehne in die Höhe gerissen und schleuderte dabei den Inhalt des Löffels im hohen Bogen fort.

Die B. wurden den Römern durch die Griechen bekannt. Erstere bedienten sich derselben bereits in den Punischen Kriegen, und diese Maschinen bildeten wahrscheinlich bis in das 3. Jahrh. n. Chr. die einzigen Wurfgeschütze der Römer. Von da ab ward der Onager als Wurfgeschütz und neben ihm ein Bogengeschütz mit einem eisernen Bogen, welches nun den Namen B. erhielt, als Horizontalgeschütz im Sinne der Katapulten verwendet. Anfangs gebrauchten die Römer die B. nur beim Angriff und zur Verteidigung fester Plätze sowie auf Schiffen; im Feldkriege nur bei der Verteidigung fester Positionen. Erst in der spätesten Kaiserzeit kommen vierräderige B., auch Carroballisten genannt, als Horizontalgeschütze im Feldkrieg vor. Die schwersten B. warfen Körper von 2—6 Ctr. Gewicht auf Entfernungen von circa 1000 Schritt. Im Mittelalter wurden ähnliche Konstruktionen wie die alten Schleudergeschütze unter den Namen Mangen, Steinblyden, Ankwerke verwendet.

Vgl. Dufour, «Mémoire sur l'artillerie des anciens et sur celle du moyen âge» (Paris und Genf 1840); Rüstow und Köchly, «Geschichte des griech. Kriegswesens» (Aarau 1852); Jähns, «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens» (Berlin 1880).

Ballistik ist die auf die Mathematik und Physik als Hilfswissenschaften basierte Lehre von der Bewegung geworfener oder geschossener Körper, namentlich der mittels des Schießpulvers aus Feuerwaffen fortgetriebenen Geschosse, im lufterfüllten Raum. Soweit die Bewegung des Geschosses im

Feuerrohr erfolgt, spricht man auch von innerer B., im Gegensatz zur äußern, welche die Bewegung außerhalb des Rohrs betrachtet. Praktische B. oder Schießkunst umfaßt den rationellen Betrieb des praktischen Schießens. Das Hauptproblem der wissenschaftlichen B. ist die Entwickelung der Abhängigkeit der Flugbahnkurve, welche auch die ballistische Linie genannt wird, von ihren Faktoren (Pulverkraft, Schwerkraft, Luftwiderstand, Rotation) in mathematisch begründeter Form. Hierzu ist das Verständnis der höhern Mathematik erforderlich, und die gewonnenen Resultate haben nur für Männer der Wissenschaft und Waffenkonstrukteure Wert. Annähernd lassen sich einzelne Gesetze auch mittels der Elementarmathematik darstellen. Für den praktischen Soldaten ist das Schießen aber ein Probieren, das durch aus der Erfahrung hergeleitete Lehren geregelt werden kann.

Die ersten Untersuchungen über die Form der Flugbahn der Geschosse (aus Feuerwaffen) rühren von Tartaglia (1546) her. Galilei stellte mittels der Gesetze der Schwerkraft die parabolische Theorie auf, welche die Einwirkung des Luftwiderstandes auf die Geschosse zwar außer Acht läßt, auf die Bahn von Geschossen mit geringem Luftwiderstande aber ohne großen Fehler angewendet werden kann. Die Erkenntniß der Gesetze des Luftwiderstandes verdankt man Newton, welcher 1687 nachwies, daß die Flugbahnkurve keine Parabel sein könne. Robins (1742) beschäftigte sich mit der Bestimmung der Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse und ist der Erfinder des noch heute gebräuchlichen ballistischen Pendels. Mittels desselben mißt man die Geschwindigkeit des Geschosses kurz vor der Mündung des Rohrs, indem man gegen einen hier pendelartig aufgehängten Holzblock schießt, aus dessen Ausschlagwinkel sich jene Geschwindigkeit annähernd berechnen läßt.

Die erste wirkliche Auflösung des ballistischen Problems verdankt man dem Mathematiker Euler. Weitere Verdienste um die B. haben Hutton, Lombard (1797), Obenheim (1814). Seit 1820 wurde der Einfluß der Rotation mehr und mehr erkannt, und in dieser Hinsicht haben namentlich der preuß. Oberst Otto, der Physiker Magnus, die Franzosen Poisson und Didion gearbeitet. Eine neue Anregung zur Fortbildung der B. gab die allgemeinere Anwendung der gezogenen Feuerwaffen und der Langgeschosse, und sind hier namentlich die Preußen von Neumann und Prehn und der Russe Majewskij zu nennen. Vollkommenere Apparate zur experimentellen B. mit Benutzung des Elektromagnetismus haben die Belgier Navez (elektroballistisches Pendel) und Leboulengé (Chronograph und Klepsyder) in neuerer Zeit geliefert.

Vgl. von Sinner, «Neues vollständiges Lehrbuch der B.» (Bern 1834); Poisson, «Recherches sur le mouvement des projectiles dans l'air etc.» (Par. 1839); Didion, «Traité de balistique» (3. Aufl., Par. 1859); Otto, «Bemerkungen über den Einfluß der Umdrehung der Artilleriegeschosse» (1840—48); Prehn, «Die B. der gezogenen Geschütze» (Berl. 1864); Haupt, «Mathematische Theorie der Flugbahn gezogener Geschosse» (Berl. 1876); Hentsch, «Ballistik der Handfeuerwaffen» (Berl. 1876).

Ballistische Linie und **Ballistisches Pendel,** s. unter Ballistik.

Ballistisches Problem, s. unter Flugbahn.

Ballon (zur Luftschiffahrt), s. Luftballon.

Ballon, ein großer mit Luft gefüllter Ball zu Spielen, welcher mit dem Ballonschuh, einer Art Handschuh, geschlagen wird. Der B. besteht aus einer mit Leder überzogenen Tierblase.

Ballon ist in der Technik die Bezeichnung für die großen bauchigen Glasflaschen von etwa 40–50 l Inhalt, deren man sich zum Aufbewahren und zum Transport der starken Säuren u. dgl. bedient; sie werden allgemein, um sie vor Beschädigung zu schützen, durch Strohgeflecht in starken, aus ungeschälten Weiden angefertigten Körben befestigt. Beim Gebrauch setzt man sie zweckmäßig in ein eisernes Gestell, welches an zwei Zapfen in einem Lagerbocke ruht (s. beistehende Figur); mittels eines an dem Gestell befestigten langen Hebelarms kann man diesem, und damit dem Ballon, leicht jede beliebige Neigung geben, wodurch das Ausgießen der Flüssigkeit sehr erleichtert wird.



Mit B., oder dem franz. technischen Ausdruck Bombonne, bezeichnet man auch die aus hartgebranntem Steinzeug angefertigten, mit zwei weiten und einem engen Halse und auch wohl mit einem dicht über dem Boden befindlichen thönernen Ablaßhahn versehenen flaschenförmigen Apparate, welche in der Fabrikation der Salpetersäure und Salzsäure (bei letzterer haben sie in der Neuzeit andern Apparaten weichen müssen) zur Verdichtung der Säuredämpfe dienen.

Ballon (frz.), deutsch Belchen oder Bölchen heißen wegen ihrer kuppel- oder domartigen Gestalt mehrere der höchsten Gipfel der Vogesen im Oberelsaß und an dessen Grenzen, die den Belchen des gegenüberliegenden Schwarzwaldes entsprechen. Die wichtigsten sind: der B. d'Alsace oder Elsasser Belchen bei Giromagny, über den Quellen der Mosel, auch B. von Giromagny genannt, 1071 m hoch. Über denselben führt eine Verbindungsstraße von Belfort nach Epinal. Der B. von Gebweiler (Guebwiller), auch B. von Sulz, und als höchster Gipfel der Vogesen auch schlechthin B. oder B. des Vosges genannt, erhebt sich 1431 m zwischen Thann und Gebweiler, am Anfange des Blumen- oder Murbacherthales. Dieser Sulzer Belchen ist, wie mehrere der höchsten Vogesenkuppen, von dem höchsten Grat und der Wasserscheide des Gebirgs etwas nach O., dem Rheinthale näher gerückt, wodurch die Steilheit des Abfalls nach der Rheinseite hin vergrößert wird. Besucht man ihn von Gebweiler, so gelangt man nach drei Stunden durch dichte Buchenwälder zu einer Bergwiese, welche das Mordfeld genannt wird, weil nach der Sage hier die Hunnen den Abt Martinus marterten. Von dort erreicht man in $^3/_4$ Stunden den Gipfel, der, mit mächtigen Felsblöcken bedeckt, eine herrliche Aussicht über den Elsaß, den Breisgau und die Belchen des Schwarzwaldes, südlich auf den Jura und die Alpen und westlich nach Lothringen gewährt. Auf dem Gipfel befindet sich ein von dem Vogesenklub erbaute Unterkunftshaus, Belchenhaus genannt. Im N. schaut man ... in das Blumen-, im S. ins Amarinenthal. Zwischen diesem Berge und dem westlicher liegenden

[illegible]kopf liegt der Belchensee (Lac du B.) in einem tiefen Kessel, dessen Wände sich 254 m über die Oberfläche des Wassers erheben, 801 m über Colmar, mit klarem Wasser und reich an Forellen. Derselbe ist 30 m tief und steht durch einen 3,25 m tiefen Kanal mit der Lauch in Verbindung. In den J. 1740 und 1778 fanden bedeutende Wasserausbrüche aus diesem See statt, welche den Ortschaften Gebweiler und Isserheim großen Schaden zufügten.

Ballot (frz.), ein Ballen (von Waren); im Glashandel ein Stückmaß für Tafelglas = 25 Bund zu [illegible] Tafeln, bei gefärbtem Glas $12^1/_2$ Bund zu [illegible] Tafeln.

Ballot (die Wahlkugel) und **Ballotage** (die Wahl durch Kugelung) bezeichnet in England die geheime Abstimmung, im Gegensatz zu der dort althergebrachten öffentlichen bei den Wahlen fürs Parlament. Die Einführung des Ballot (zur Beseitigung von Einflüssen der Regierung oder der wohlhabenden Klassen auf die Wähler) war das beharrlich verfolgte Ziel einer polit. Partei, welche ihr Ziel in der Ballot Act 1872 erreicht hat, wodurch eine neue Weise der geheimen Abstimmung durch Zettel eingeführt wurde. Sonst versteht man, auch außerhalb Englands, unter Ballotage gewöhnlich speziell die durch Kugelung vollzogene geheime Abstimmung, wie sie z. B. bei der Aufnahme neuer Mitglieder in geschlossene Gesellschaften oder Körperschaften oder auch bei Beschlußfassungen vorkommt. Eine schwarze Kugel, in ein verschlossenes Gefäß geworfen, gilt für Verneinung, eine weiße für Bejahung. Man sagt daher wohl, es sei jemand ausballotiert worden, wenn durch eine entsprechende Zahl von schwarzen Kugeln die Frage wegen seiner Aufnahme verneint worden ist.

Ballota *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Lippenblütler, wird charakterisiert durch einen röhrigen, regelmäßig fünfzähnigen Kelch, dessen Röhre inwendig mit einem Haarringe versehen ist, und durch konkave, ausgerandete Oberlippe der Blumenkrone und aus deren Schlunde hervorragende Staubgefäße. Die Gattung umfaßt gegen 25 Arten, die vorzugsweise der südeurop. Flora angehören; es sind perennierende Pflanzen mit meist [illegible] behaarten Blättern. Eine Art, die in Deutschland sehr häufig ist, B. nigra *L.*, die schwarze oder stinkende Taubnessel, auch Gottesvergeß und schwarzer Andorn genannt, hat weichhaarige, [illegible]förmige, grobgesägte Blätter und rote in blattwinkelständigen Büscheln stehende Blüten; sie hat einen unangenehmen aromatischen Geruch. Ihre [illegible] und gewürzhaft bitter schmeckenden Blätter waren früher als Herba Marrubii nigri offizinell.

Ballotade (frz.), Sprung eines Pferdes mit [illegible]zogenen Füßen.

Ballspiel war schon im Altertum eine der beliebtesten gymnastischen Übungen, die von Erwachsenen wie von der Jugend, von den vornehmsten Staatsmännern wie den Niedrigsten im Volke, von den meisten fast täglich, getrieben wurde. In den Gymnasien der Griechen und den Bädern der Römer war eine eigene Abteilung für das B. (Sphaeristerium) vorhanden, wo auch besondere Vorschriften und Abstufungen nach dem Gesundheitszustande des Spielenden beobachtet werden mußten. Die Arten der Bälle waren sehr verschieden; gewöhnlich waren sie von Leder und mit Luft aufgeblasen, oder mit Federn ausgestopft. Plato im «Phädon» erwähnt Prachtbälle, die aus 12 verschiedenen farbigen Segmenten zusammengesetzt waren. Beim Spiele warf man den Ball teils in die Höhe, teils auf die Erde und lief danach; auch warfen mehrere Personen kleine Bälle einander zu, entweder um einander zu treffen oder um sie aufzufangen oder zurückzuschlagen. Vgl. Böttigers «Kleine Schriften» (Bd. 3, Dresd. 1838), Krauses «Gymnastik und Agonistik der Hellenen» (Bd. 1, Lpz. 1841) und Grasberger, «Die leibliche Erziehung bei den Griechen und Römern» (Würzb. 1864). Auch im Mittelalter blieb das B. für die reifere Jugend eine beliebte Belustigung. Man teilte sich dabei in zwei Parteien, die eine warf den Ball oder trieb ihn mit einem Schlägel, die andere suchte ihn zu fangen oder zu haschen und dann ein Glied der Gegenpartei im Wurf damit zu treffen; gelang dies, so trat sie an die Stelle der Gegnerin, bis auch einer der ihrigen wieder getroffen wurde. Dieses Spiel wird noch jetzt mit dem Gummiball als «deutsches Ballspiel» von der norddeutschen Jugend geübt. Seit dem 16. Jahrh. wurde das B. (jeu de paumes) an den Höfen in Italien, Frankreich und Deutschland in besonders dazu erbauten Ballhäusern sowie in den langen Baumgängen der Maillebahn mit Vorliebe geübt und in letztern der Ball auf der Erde bis ans Ziel getrieben. Fischart schildert im «Gargantua» die Ballhäuser als gewaltige Gebäude, aber ohne Stockwerk und Zimmer, von welchen einzelne, z. B. das zu Ingolstadt, zu Bern und Paris, jetzt noch stehen. Am Ausgang des 18. Jahrh. kam das Spiel in Frankreich und Deutschland bei Erwachsenen aus der Mode und blieb hier vorzugsweise Belustigung der Jugend. In England und Amerika (s. Base ball) wird es noch immer, insbesondere mit dem Fußball, geübt. Schon zur Zeit der Entdeckung war das B. in Amerika verbreitet; namentlich hatten die Kulturvölker in Mexiko und Centralamerika ihre eigenen Ballhäuser und trieben das Spiel mit ebenso viel Eifer als Geschick. Auch in Spanien und Italien blieb das B. volkstümlich und in Rom übt man es noch auf öffentlichen Plätzen. Wegen seiner den Körper stärkenden und gelenkig machenden, Anmut der Bewegung verleihenden Wirkungen ist das B. als gymnastische Übung für Gesunde und manche (z. B. Nerven-) Kranke, insbesondere aber für die Jugend angelegentlichst zu empfehlen. In neuerer Zeit verschafft sich auch von den Turnplätzen aus das B. immer mehr und mehr in weitern Kreisen Eingang und Verbreitung. Über die Arten der Ballspiele vgl. Guts Muths, «Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes» (5. Aufl. von O. Schettler, Hof 1878).

Ballahissar, s. Balahissar.

Ballyshannon, Marktflecken in der irländ. Provinz Ulster, Grafschaft Donegal (s. d.).

Balme, ein ärmliches Dorf im franz. Depart. Hochsavoyen, liegt 3,5 km oberhalb Cluses in dem hier schluchtartigen Thale der Arve in 495 m Höhe. Auf dem rechten Ufer des Flusses, 228 m über dem Dorfe befindet sich an der steilen blaugelben Kalkfelswand der Eingang zur Grotte de Balme, einer Höhle mit Tropfsteingebilden.

Balme (Col de), ein Alpenpaß auf der Grenze von Savoyen und Wallis, 2204 m über dem Meere, an der Quelle der Arve, etwa auf der Mitte des 45 km langen, sehr begangenen Saumwegs zwischen Martigny im Rhônethal im NO. und Chamonix im Arvethal im SW. Nördlich

von der Paßhöhe (Wirtshaus) erhebt sich die Aiguille de la B. oder Croix de Fer zu 2340 m. Die Schweiz bietet wenige so überraschende Aussichtspunkte wie diesen berühmten Übergang. Man übersieht die ganze Pracht des Chamonixthals, den Montblanc mit seinen Granitnadeln und seinen Schneedomen, das Wallis bis Sitten, die Berner Alpen bis zur Grimsel und Furca, rechts die Schneehaube des Buet, die Aiguilles Rouges und den Brévent.

Balmes (Jaime Luciano), span. Philosoph und Publizist, geb. 28. Aug. 1810 zu Vich in Catalonien, besuchte das Seminar seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität Cervera der Theologie, wo vier Jahre lang die «Summa» des Thomas von Aquino sein Hauptstudium blieb. Er erwarb sich 1835 den Doktorgrad und benutzte die folgenden Jahre in seiner Vaterstadt, wo er Lehrer der Mathematik ward, zur weitern Ausbildung. Seine litterarische Thätigkeit begann er mit den «Observaciones sociales, politicas y economicas sobre los bienes del clero» (Barcel. 1840), welchen bald unter anderm die «Consideraciones politicas sobre los bienes del clero» (Barcel. 1840) und die in vielen Auflagen verbreitete Schrift «La religion demostrada al alcanze de los niños» (Barcel. 1841, dann öfters zu Madrid; deutsch, Freiburg 1863) folgten. Nachdem er 1841 nach Barcelona übergesiedelt, erschien sein großes Werk: «El Protestantismo comparado con el Catolicismo en sus relaciones con la civilizacion europea» (4 Bde., Barcel. 1842—44; 6. Aufl., Madr. 1879), in welchem er mit großer Beredsamkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit den Katholizismus verteidigte. Das Buch wurde alsbald ins Italienische, Französische und Englische und auch von Hahn (2 Bde., Regensb. 1861—62) ins Deutsche übersetzt und begründete B.' Ruf in der ganzen kath. Welt. Die von ihm ganz allein geschriebene politische, religiöse und litterarische Zeitschrift «La Sociedad» (3 Bde., Barcel. 1843) nahm 1843 seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Nachdem B. 1844 Frankreich und England bereist hatte, nahm er seinen Wohnsitz zu Madrid, gründete das polit. Journal «El pensamiento de la nacion», dessen einziger Zweck der war, einen dauernden Frieden zwischen den Karlisten und den Christinos herzustellen durch eine Heirat zwischen Isabella und Don Carlos; als dieser Zweck 1846 fehlschlug, ging es ein. Neben dieser publizistischen Thätigkeit setzte er jedoch seine wissenschaftlichen Arbeiten eifrig fort und veröffentlichte zunächst das Werk «El criterio» (Madr. 1845; deutsch von Nissl, Regensb. 1852; franz. als «L'Art d'arriver au vrai», Par. 1852), dann die mit großer Begeisterung und Beredsamkeit geschriebenen «Cartas á un esceptico en materias de religion» (Madr. 1845; deutsch von Lorinser, Regensb. 1852; 2. Aufl. 1856). Diesen Schriften folgten streng wissenschaftliche philos. Lehrbücher, die «Filosofia fundamental» (4 Bde., Barcel. 1846; deutsch von Lorinser, 4 Bde., Regensb. 1855—56; 2. Aufl. 1861) und der «Curso de filosofia elemental» (4 Bde., Madr. 1847; deutsch von Lorinser, 4 Tle., Regensb. 1852—53), Werke, die ihm einen Platz in der span. Akademie verschafften. Sein letztes Werk «Pio IX» (Madr. 1847) glorifiziert diesen Papst. B. starb 9. Juli 1848 zu Vich. Eine Sammlung seiner polit. Schriften hat B. selbst veranstaltet (Madr. 1847); eine deutsche Übersetzung seiner «Vermischten Schriften» (3 Bde., Regensb. 1855—5[...] hat Vorsicht geliefert. Biographien von ihm haben g[...] schrieben Buenaventura de Cordoba (Bd. 1, Barce[...] 1850) und Garcia de los Santos (Barcel. 1851).

Balmoral-Castle, die schott. Sommerreside[...] der Königin von England, liegt in einem Be[...] thale der Grafschaft Aberdeen, 282 m über de[...] Meere. Die Herrschaft B. gehörte früher de[...] Haupte des Clan Farquharson und ging von de[...] selben an den Grafen von Fife über, der sie 1836 [...] Sir Robert Gordon, Bruder Lord Aberdeens, a[...] 38 Jahre als Jagdrevier verpachtete. Nach de[...] Tode Gordons wurde 1848 der Pachtvertrag v[...] dem Prinzen Albert übernommen, welcher 18[...] die Herrschaft durch Kauf an sich brachte. Letzter[...] ließ unter Aufsicht des Architekten William Smi[...] aus Aberdeen ein kastellartiges Gebäude auffü[...] ren, in welchem er seitdem alljährlich mit der K[...] nigin und ihren Kindern den Spätsommer verlebt[...] Das Schloß ist von Granit im altschott.-got. St[...] erbaut und steht am Rande des Flusses Dee, we[...] cher hier, sich um die Bergkette des Craig-an-Gow[...] ziehend, eine große Halbinsel bildet. Von eine[...] 32 m hohen Turme hat man eine prachtvolle An[...] sicht auf die Hochlande. Die Herrschaft B. hat ei[...] Areal von etwa 40000 ha, welchen Prinz Albe[...] durch fernere Ankäufe noch bedeutende Strecke[...] Landes hinzufügte, die in einen Wildpark von etwa[...] 12000 ha Flächenraum verwandelt wurden, u[...] enthält die Ruinen der Burg Knock und den Lo[...] Muick. Unweit B. erhebt sich die Bergkuppe Be[...] Abourd, in deren Nähe die Königin Victoria ihre[...] verstorbenen Gemahl 1863 ein Denkmal errichtet h[...]

Balmung, im Nibelungenliede Name von Sie[...] frieds Schwert.

Balneographie (grch.) heißt diejenige medi[...] Disciplin, welche sich mit Beschreibung und Unte[...] suchung der Mineralwässer (s. d.) in Bezug a[...] ihre chem. Zusammensetzung wie ihre Wirkung[...] auf den Organismus der Gesunden und Kran[...] beschäftigt und im System der mediz. Wissensch[...] einen Teil der Heilmittellehre bildet. In gleich[...] Bedeutung wird vielfach auch Balneologie [...] braucht, doch bezeichnet man mit diesem W[...] eigentlich die Lehre von den Bädern überhau[...] ihren Arten und deren therapeutischen Anwendu[...] gen. Einen besondern Teil der B. oder Balneol[...] gie bildet die Balneotherapie, die Lehre [...] der Anwendung der Mineralbäder oder der Bä[...] im allgemeinen bei den verschiedenen Krankheit[...] und Gesundheitszuständen; die Balneodiätet[...] dagegen beschäftigt sich mit dem diätetischen V[...] halten beim Gebrauche der Brunnen- und Ba[...] kuren. Zum gegenseitigen Austausch ihrer Erfa[...] rungen pflegen seit 1879 die deutschen Bade[...] sich in Berlin alljährlich zu einem Balneolo[...] schen Kongreß zu versammeln.

Aus der reichhaltigen Litteratur der B. si[...] besonders hervorzuheben: Osann, «Darstellu[...] der bekanntesten Heilquellen Europas» (2. Au[...] 2 Bde., Berl. 1832—39); Vetter, «Handbuch [...] allgemeinen Heilquellenlehre» (2. Aufl., Berl. 18[...] Lersch, «Einleitung in die Mineralquellenle[...] (2 Bde., Erlangen 1857—60); derselbe, «Geschich[...] der Balneologie» (Würzb. 1863); derselbe, «[...] morphe Balneologie» (Erlangen 1871); [...] «Taschenbuch für Badereisende» (5. Aufl., [...] 1873); derselbe, «Wegweiser durch die Bäder [...] Kurorte» (Dresd. 1869); Helfft, «Balneodiäte[...]

3. Aufl. von Blaschke, Berl. 1874); Klencke, «Taschenbuch für Badereisende und Kurgäste» (Lpz. 1874); Rahn, «Bäderkunde» (Sangerh. 1874); Hirschfeld und Pichler, «Die Bäder, Quellen und Kurorte Europas» (2 Bde., Stuttg. 1875—76); Quincke, «Balneologische Tafeln» (Berl. 1872); (Valentiner,) «Handbuch der allgemeinen und speziellen Balneotherapie» (2. Aufl., Berl. 1876); Braun, «Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie» (4. Aufl., herausg. von Fromm, Berl. 1880); Lehmann, «Bäder- und Brunnenlehre» (Bonn 1877); ferner: Büchtings «Bibliotheca balneologica et hydrotherapeutica, Verzeichnis aller auf dem Gebiete der Bäderlehre und Wasserheilkunde von 1847—71 erschienenen Bücher und Zeitschriften» (Nordh. 1872); Braumüllers «Badebibliothek» (Wien); Seegen, Handbuch der allgemeinen und speziellen Heilquellenlehre» (2 Bde., Wien 1857—58; 2. Aufl. 1862); Helfft, «Handbuch der Balneotherapie» (8. Aufl., von Thilenius, Berl. 1874); Ditterich, «Klinische Balneologie» (2 Bde., Münch. 1861; 2. Ausg. 1867); Hauck, «Die Kurorte, Gesundbrunnen und Sommerfrischen Deutschlands» (Berl. 1876); von Ammon, «Brunnendiätetik, nebst Führer durch die Kurorte Mitteleuropas» (7. Aufl., bearbeitet von Reimer, Lpz. 1880); «Bäder und Sommerfrischen, Lebens- und Landschaftsbilder aus den beliebtesten Kurorten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz» (Lpz. 1882). Spengler gab 1855—60 zu Wetzlar eine «Balneologische Zeitung» heraus und verband sich mit Löschner zur Herausgabe eines «Archiv für Balneologie» (4 Bde., Neuwied 1862—65). Auch erscheint unter der Redaction von Kisch ein «Jahrbuch für Balneologie, Hydrologie und Klimatologie» (Wien 1871 fg.).

Balnĕum (lat.), Bad.

Balnot (frz.), ein Burgunderwein.

Balon, mit Schnitzwerk verzierte siamesische Gondel.

Balorda (ital.), eine stehende Maske der ital. Komödie; Balourd (frz.), Tropf, Tölpel, Balourdise (frz.), Tölpelei.

Balsa, eine Art Floß, besonders in Südamerika.

Balsambäume nennt man verschiedene Bäume der Tropen, welche harzartige Stoffe, sog. Balsame, ausscheiden; es gehören hierher besonders Arten der Gattungen Balsamodendron, Clusia, Myroxylon (s. die betreffenden Artikel).

Balsame nennt man natürliche Gemische von Harzen mit ätherischen Ölen und aromatischen Säuren, welche dickflüssig und meist von starkem, teils sehr angenehmem Geruche sind. An der Luft und durch die Länge der Zeit werden sie teilweise fest und völlig in Harze umgewandelt. Sie stammen aus dem Pflanzenreiche und fließen teils freiwillig, teils infolge von Einschnitten aus den Stämmen mehrerer Baumarten (Balsambäume), oder werden durch Auskochen, auch Auspressen, aromatischer Pflanzenteile gewonnen. Die aromatischen B. dienen zur Bereitung von Parfümerien, andere zu technischen Zwecken, mehrere derselben spielen auch eine gewisse Rolle in der Medizin. Die bekanntesten B. sind: 1) der B. von Canada (s. Canadabalsam) oder kanadische Terpentin, welcher von der Balsamtanne (Abies balsamea), die in Canada und Virginien wächst, gewonnen wird; 2) der Kopaivabalsam (s. d.), der von dem im Norden Brasiliens einheimischen Balsamcopahubaume (von Copaifera multijuga und andern Arten derselben Gattung) gesammelt wird; 3) der Karpatische B., auch B. vom Libanon, von der Zembratanne, welche auf den karpatischen Gebirgen, in Ungarn, in der Schweiz, Tirol ꝛc. wächst; 4) der kostbare B. von Mekka oder Gilead (s. Mekkabalsam), von dem echten Balsambaum (Balsamodendron gileadense) in Arabien und Ägypten; 5) der Perubalsam (s. d.), sowohl von weißer als schwarzer Farbe, von Myroxylon sonsonatense in Südamerika; 6) der flüssige Storax (s. d.), auch flüssiger Amber, aus dem Ambrabaume (Liquidambar orientale) in Virginien, der aber auch in Ostindien bereitet wird; 7) der B. von Tolu (s. Tolubalsam), vom Balsambaume (Myroxylon toluiferum), der bei Tolu, einer Stadt nicht weit von Cartagena in Columbia, wächst; 8) der Terpentin (s. d.). Uneigentlich legt man den Namen B. mancherlei künstlichen Zusammensetzungen bei, welche in früherer Zeit als Arznei- oder Wundmittel großes Ansehen genossen, jetzt aber größtenteils veraltet sind. Es gehört hierzu der Schwefelbalsam (Auflösung von Schwefel in Leinöl), der Hoffmannsche Lebensbalsam (aus Weingeist und verschiedenen ätherischen Ölen), der Wundbalsam (aus Weingeist, Essig, Thymianöl, Myrrhe u. s. w.), der Muskatbalsam oder die Muskatbutter u. a. m. Über den warenkundlichen Teil der B. vgl. Wiesner, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873), und Kerl u. Stohmann [Muspratt], «Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 3, Braunschw. 1875).

Balsamerland, Gau der ehemaligen Nordmark (s. Altmark).

Balsamholz, das Holz des in Arabien heimischen Balsamodendron gileadense, welches dort wegen seines Gehalts an Harz und ätherischem Öl, das den Mekkabalsam (s. d.) bildet, vielfach als Räuchermittel verwandt wird.

Balsamieren oder Einbalsamieren nennt man das Verfahren, welches angewendet wird, um Leichname vor Verwesung zu schützen, namentlich wenn man zu diesem Behufe die Weichteile mit fäulniswidrigen (antiseptischen) Stoffen tränkt. Dergleichen Verfahrungsarten waren schon den Assyrern, Skythen und Persern bekannt; am berühmtesten aber haben sich darin die Ägypter gemacht, bei denen alle Leichen und viele Tiere einbalsamiert wurden. Die ägypt. Methode des B. ist von Diodor beschrieben; doch bleibt seine Beschreibung in manchen Stücken undeutlich. Jedenfalls hatten die Ägypter mehrere Methoden. Die vollkommenste bestand in Entleerung der Kopfhöhle und Ersatz des Gehirns durch aromatische Substanzen, Herausnahme der Eingeweide, Imprägnirung derselben mit aromatischen Stoffen und Ausfüllung der Bauchhöhle mit wohlriechenden Harzen oder Asphalt; ferner in Einweichen des ganzen Kadavers in Auflösungen von Natronsalzen, und endlich in luftdichter Einwickelung des ganzen Leichnams in aromatisierte Binden. Daß die ägypt. Einbalsamierung die Leichname nicht unverändert erhielt, zeigt die Ansicht jeder Mumie (s. d.). Alle Weichteile sind in ihrer Struktur vollständig zerstört und verändert und selbst die äußere Form nur höchst unvollkommen beibehalten. Es wurde also auch hier nur eine Verwandlung der Fäulnis in langsame Veränderung und Zersetzung erzielt, teils durch Anwendung antiseptischer Stoffe, teils durch Abhaltung der Luft, teils endlich durch Beförderung des Austrocknens. Die neuere Zeit macht

nur in seltenen Fällen vom Einbalsamieren Gebrauch. Das einfachste Verfahren, wobei aber die Form der Weichteile verloren geht, ist das auch bei den alten Guanchen und manchen südamerik. Völkern übliche Austrocknen der Leiche, das der von selbst eintretenden Mumifizierung in gewissen, sehr trockenen Grabgewölben gleichkommt. Unter die künstlichen Verfahrungsweisen gehört die Behandlung mit feuchtigkeitentziehenden und die Eiweißstoffe zum Gerinnen bringenden, die gallertartigen Bestandteile aber gerbenden Stoffen: mit Kreosot, Holzessig, mit gewissen Salzen, besonders Sublimat, mit Arsenik und andern mineralischen Substanzen. Man verteilt diese Substanzen am besten dadurch im ganzen Körper, daß man die Auflösung in die Adern injiziert. Am häufigsten scheint man gegenwärtig noch in England die Konservierung der Leichen vorzunehmen; in mehrern Hospitälern wendet man dort Injektionen mit sog. Garstinscher Flüssigkeit (Glycerin, Arsen, Karbolsäure) an und verwendet auf jeden Kadaver 6 Pinten (à 0,57 l) Flüssigkeit; in andern engl. Krankenhäusern nimmt man 3 Pinten Glycerin, in welchem vorher 1½ Pfd. arseniger Säure gekocht waren, und nachher 2 Gallonen (à 4,54 l) reines Glycerin; hierauf wird der Leichnam in Tücher eingewickelt, die in Karbolsäure getränkt sind; schließlich benutzt man die in einigen Hospitälern sog. Stirlingsche Flüssigkeit, bestehend aus Kreosot, Holzgeist und Sublimat. Die großen Eingeweidehöhlen werden mit Karbolsäure ausgespült und schließlich mit frisch ausgeglühter Holzkohle angefüllt.

Die Anwendung von Harzen und Spezereien zum Zwecke des Einbalsamierens ist namentlich, abgesehen von Erzeugung eines Wohlgeruchs, gegen die Thätigkeit des Ungeziefers gerichtet; auf den anatom. Sälen werden hierzu oft Terpentinöl oder andere balsamische Lösungen benutzt. Obschon die angeführten Methoden für die Einbalsamierung solcher Leichen, die in Särge gelegt werden sollen, immerhin die besten sein mögen, so erweisen sie sich doch nicht zweckmäßig, wo man Leichen behufs fortgesetzter anatom. Untersuchungen, besonders im Sommer, längere Zeit zu erhalten sucht. Auch dann sind sie nicht entsprechend, wenn Leichen öffentlich exponiert werden sollen. Hier gilt es weniger eine absolute Dauer zu erlangen, als vielmehr eine Verzögerung der Zersetzung, die aber die Formen ganz erhalten soll. Die Behandlung mit Weingeist und Aufbewahrung in Spiritus ist ein bekanntes Mittel der Anatomen, welches bei längerer Einwirkung aber die Gewebe sehr verändert und entfärbt. Gannal hat gezeigt, daß Thonerdsalze, in die Gefäße injiziert, eine solche Verbindung der Thonerde mit den Geweben des Körpers bewirken, wodurch der natürliche Turgor und die Form aller Teile ziemlich lange unverändert bleibt und die Fäulnis lange hinausgeschoben wird. Das von Gannal gewöhnlich angewendete Salz ist schwefelsaure und salzsaure Thonerde. Mehr noch als das Verfahren von Gannal bewährte sich die von Sucquet angegebene Methode, wonach eine Auflösung von Chlorzink in die Adern eingespritzt wird. Neuerdings bedient man sich zu diesem Zwecke mit Vorliebe der Wickersheimerschen Flüssigkeit (s. d.). Vgl. Gannal, «Histoire des embaumements» (Par. 1841).

Balsamīne, **Balsamīna**, nannte Decandolle eine Gattung der nach derselben benannten Familie der Balsaminēen. Sie ist charakterisiert durch fünf oder drei Kelchblätter, von denen das unpaari blumenblattartig, größer und gespornt ist. [illegible] fünf unterständigen Staubblätter hängen an [illegible] Spitze mehr oder weniger zusammen. Die Fru[illegible] ist eine ovale, flaumig behaarte Kapsel, welche [illegible] der Reife mit fünf elastischen Klappen aufsprin[illegible] die sich nach innen aufrollen. Die B. sind Kräu[illegible] mit knotigen, saftigen Stengeln und nebenbla[illegible] losen Blättern. Eine bekannte und geschätzte Zi[illegible] pflanze ist die **Gartenbalsamine**, Balsami[illegible] hortensis, von Linné Impatiens Balsamina [illegible] nannt. Sie ist eine einjährige Pflanze und in O[illegible] indien einheimisch. Ihre ursprüngliche Schönh[illegible] hat durch die Kultur bedeutend gewonnen. [illegible] pflanzt sich nur durch Samen fort und hat un[illegible] dem umgestaltenden Einflusse dieser Fortpflanzung[illegible] weise mehrere Varietäten erzeugt. Anfangs v[illegible] doppelten sich die Blumenblätter, dann wurden [illegible] Blumen gefüllt, gewannen nach und nach eine [illegible] regelmäßige Form und wurden endlich so groß, [illegible] voll und so regelmäßig, daß man sie mit Recht [illegible] Rosen und Kamelien (Rosen- und Kamelienbal[illegible] minen) vergleichen konnte. Zugleich nahmen [illegible] ursprünglich roten Blumen die verschiedensten Fa[illegible] ben an, Weiß, gelbliches Weiß, Rosa, Karmoi[illegible] Schieferfarbe, Chamois, Violett, Scharlach u. s. [illegible] Es wurden sogar getüpfelte und nelkenartig ge[illegible] streifte und gestrichelte Blumen (Nelkenbalsaminen[illegible] erzeugt. Aus einer Verkürzung des Stengels ent[illegible] standen die Zwergbalsaminen.

Wegen ihres untersetzten, geraden und geschlos[illegible] **nen Wuchses, ihres reichen Flors und des Glan[illegible]** ihrer Farben ist die B. vorzugsweise zur Ausst[illegible] tung von Rabatten und Blumenbeeten und [illegible] Gruppenbildung geeignet, läßt sich aber auch [illegible] die Kultur in Töpfen und für das Blumenfen[illegible] benutzen. Der Wert dieser vortrefflichen Zierpflan[illegible] wird durch die Leichtigkeit erhöht, mit der sie [illegible] kultivieren läßt. Sie gedeiht in jedem mäßig [illegible] ten, mit einigem zersetzten Dünger vermischte[illegible] frischen, öfters bewässerten und durchlässigen B[illegible] den. Die Aussaat zwei- bis dreijährigen Samen[illegible] geschieht im März oder April in ein lauwarm[illegible] Mistbeet; so oft es die Witterung erlaubt, muß [illegible] Lüftung der jungen Pflanzen, bei starkem Sonn[illegible] schein für Beschattung gesorgt werden. Ehe [illegible] noch die ersten Laubblätter entwickelt haben, [illegible] kiert man die Pflänzchen in ein kühles Mist[illegible] und setzt sie dabei bis an die Keimblätter ein; [illegible] Mai oder später pflanzt man sie mit einem [illegible] ballen mit 40—50 cm, die Zwergvarietäten [illegible] 25—30 cm Abstand an die für sie bestimmten St[illegible] len. Man kann ihnen aber auch ein Reservebe[illegible] anweisen, um sie, wenn sie der Blüte nahe [illegible] mit dem Ballen in Gruppen zu pflanzen. Bei [illegible] mer trockener Witterung muß die B. reichlich [illegible] gossen werden. Eine interessante Balsaminee[illegible] ist auch die Impatiens Noli tangere. (S. [illegible] **Impatiens.**)

Balsaminēen (Balsaminĕae), dikotyledonis[illegible] Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Gruinal[illegible] meist einjährige, saftige Kräuter mit wechsel[illegible] gegenständigen, einfachen, ganzen, gesägten, fie[illegible] nervigen Blättern ohne Nebenblätter; in den [illegible] keln der obern Blätter stehen die ansehnlichen [illegible] ten, die oft traubenartig geordnet sind. Die mei[illegible] Arten sind in der tropischen und subtropischen [illegible] heimisch, einige wenige in Afrika, Europa und [illegible] rika. Die wichtigste Art ist die Balsamine (s. d.).

Balsamküste, s. unter San-Salvador.

Balsamodendron, eine von Kunth aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen. Die Vertreter derselben sind kleine Bäume oder Sträucher, die vorzugsweise dem tropischen Afrika und der ostind. Flora angehören. Sie haben polygame Blüten mit vierblätteriger Blumenkrone, vierblätterigen Kelch, acht Staubfäden und einen halb unterständigen Fruchtknoten, aus welchem eine eiförmige Steinfrucht hervorgeht. Die Blätter sind meist unpaarig gefiedert. Die Arten der Gattung B. enthalten sämtlich harzige Stoffe in reichen Mengen, die bei Verwundungen der Pflanze ausfließen und verschiedenartige Verwendung finden. So liefert z. B. eine arab. Art B. Myrrha Nees das berühmte mit dem Namen Myrrhe (s. d.) bezeichnete Harz; von einer andern ebenfalls in Arabien einheimischen Art B. gileadense Kth. stammt der im Orient als wunderkräftiges Heilmittel hochgeschätzte Mekkabalsam oder Balsam von Gilead. In den europ. Handel kommen nur die schlechtern Sorten dieses Balsams und werden wegen ihres Gehalts an wohlriechendem ätherischen Öl in der Parfümerie benutzt. [balsam.

Balsamum Copaivae, s. Kopaiva-

Balsamum Peruvianum oder Balsamum Indicum, s. Perubalsam.

Balta, Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, an der Kodyma und an der Eisenbahn Birsula-Jelissawetgrad am Abhange eines Hügels gelegen, hat drei griech. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Theater, zwei Schulen und zählt 18842 E., welche Fabrikation von Lichten, Seife, Talg u. s. w., sowie lebhaften Handel mit Rindvieh, Pferden, Häuten, Wolle und Getreide treiben. B. ist wegen der Nähe der Grenze und der direkten Eisenbahnverbindung mit Kiew und Odessa ein wichtiger Handelspunkt. Die zwei Jahrmärkte zu Pfingsten (der wichtigste) und 29. Juni bis 1. Juli veranlassen einen Umsatz von 800000 Rubeln. Geschichtlich merkwürdig ist B. dadurch, daß die hier an der damals poln.-türk. Grenze vorgefallenen Thätlichkeiten zwischen saporogischen Kosaken und Tataren die türk. Regierung im Okt. 1768 zur Kriegserklärung an Rußland veranlaßten. Der Ort wurde 1780 von den Russen unter Panin größtenteils zerstört.

Balta-alba, Badeort im rumän. Kreise Rimnicul-sarat (Walachei), an einem See von etwa 15 km Länge, dessen Wasser neben dem Ufer rötlich-braun und übelschmeckend, in größerer Entfernung milchweiß und schwefelsauer, in der Mitte farblos und durchsichtig, salzhaltig und alkalisch ist. Ein Liter Wasser hinterläßt 15 g Salz, dessen chemische Analyse bedeutende Quantitäten von Sodchlorür, Sodasulfat und -Carbonat, ein kleines Quantum Kalkcarbonat und Spuren von Eisen und Magnesia ergibt. Mit Erfolg wird das Baden in dem See in allen Fällen angewendet, in denen Seebäder empfohlen werden.

Baltadschi (türk.), Holzhauer; als Truppengattung soviel wie Pionier.

Balta-Liman, Dorf auf der europ. Seite des Bosporus zwischen Konstantinopel und Bujukdere etwa in der Mitte gelegen, an einer Bucht und einem kleinen Hafenbassin in der Gestalt einer Axt (türk. Balta). Die Bucht hieß im Altertum Bucht der Phidalia (eines Uferfelsen) oder Portus mulierum (Weiberhafen). Mohammed II. ließ hier die platten Schiffe und Boote bauen, welche zur Belagerung von Konstantinopel (1453) zu Lande bis an das Ende des Hafens der Stadt, Ejub gegenüber, geschafft wurden. Die Bucht war früher oft Sammelplatz türk. Flotten und ist in der neuern Geschichte denkwürdig geworden durch den am 1. Mai 1849 zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Vertrag von B., welcher Rußland auf 7 Jahre gleiches Interventionsrecht mit den Türken in den Donaufürstentümern stipulierte.

Baltard (Victor), franz. Architekt, geb. zu Paris 19. Juni 1805, einer der drei Söhne des durch Herausgabe vieler Prachtwerke bekannten Baumeisters und Kupferstechers Pierre Louis B. (geb. 9. Juli 1765 zu Paris, gest. 22. Jan. 1846), erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und erwarb 1833 den ersten großen Preis in der Architektur und damit das Staatsstipendium für weitere Studien in Rom. Bei seiner Rückkehr zum Baumeister der Staatsbehörde und des pariser Stadtamts ernannt, besorgte er die Ausbesserung oder Ausschmückung der Kirchen St.-Germain des Prés, St.-Séverin und St.-Eustache wie auch die Vollendung des von Lelong begonnenen neuen Stempelhauses. Später leitete er den Neubau der pariser Markthallen, seine bedeutendste Schöpfung. Das auf Kosten des Herzogs von Luynes gedruckte Prachtwerk «Recherches sur les monuments de l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale» enthält von ihm viele nach der Natur aufgenommene Platten. Auch sind alle Kupfer der beiden Monographien «La Villa Médicis» (1847—48) und «Les Halles centrales de Paris» (1863—64) nach seinen Zeichnungen gestochen. Er starb 14. Jan. 1874.

Balthilde oder Batilde (die Heilige) war eine angelsächs. Sklavin, welche Gemahlin des fränk. Königs Chlodwig II. wurde, nach seinem Tode 656 unter dem Namen ihrer Söhne großen Einfluß übte, aber 664 durch die fränk. Großen genötigt wurde, sich in das von ihr gestiftete Kloster Chelles bei Paris zurückzuziehen, wo sie 680 starb, nachdem auf ihre Veranlassung noch von Luxeuil aus das bald hochberühmte Kloster Corbie in der Picardie gegründet worden war. Ihr Gedächtnistag ist der 30. Januar.

Balti, s. Baltistan.

Baltia (vom litauischen baltas, weiß), bei Plinius Name einer großen Insel im nördl. Europa, Fundort von Bernstein, wahrscheinlich die ostpreuß. Küste. Daher die zuerst bei Adam von Bremen vorkommende Bezeichnung Baltisches Meer (mare balticum) für Ostsee.

Baltimore, Stadt mit Hafen im County Baltimore im nordamerik. Staate Maryland, eine der größten Städte der Vereinigten Staaten, mit 332313 E. (1880), an der Nordseite des Flusses Patapsco, der 22 km von da in die Chesapeakebai fällt, ward 1729 angelegt und zu Ehren des Lord Baltimore, des Gründers von Maryland, benannt. B. bestand 1765 aus nur etwa 50 Häusern; 1796 wurde es zur Stadt erhoben und stieg hierauf durch den Handel sehr rasch; 1790 hatte es 13503, 1810 aber 35538, 1830 schon 80625, 1850 bereits 169054 und 1870 endlich 267354 E. Im J. 1880 waren 278584 Weiße und 53716 Farbige; 276177 waren Eingeborene der Vereinigten Staaten und 56136 aus fremden Ländern Eingewanderte. B. wird in die Alte Stadt, Neue Stadt, French-Town

und Fell's-Point eingeteilt, die durch ein Flüßchen Jones' Falls getrennt sind. Unter den vielen ansehnlichen Gebäuden sind hervorzuheben die Bank von Maryland, die große Börse, das Athenäum mit der Bibliothek der Historischen Gesellschaft, das von dem londoner Bankier George Peabody der Stadt geschenkte und von ihm mit 1 Mill. Doll. ausgestattete Peabody-Institut, die Verkaufshallen und mehrere der 189 Kirchen und Gotteshäuser für alle Konfessionen, namentlich die kath. St.-Paulskirche. Unter den zahlreichen Monumenten, welche B. den Namen Monumental-City gaben, befindet sich das zu Ehren Washingtons errichtete, 50 m hohe Denkmal und das Monument zum Andenken der Schlacht, in welcher 1814 der Angriff der Engländer unter General Roß abgeschlagen wurde. Die neuen Straßen sind regelmäßig; die Baltimorestraße ist 1,6 km lang und 25 m breit. Der ältere Stadtteil, teilweise hügelig und uneben, zeichnet sich durch aristokratische Abgeschlossenheit und in feinem Stil gebaute Häuser aus.

B. ist der Sitz des amerik. Tabakshandels; auch das Weizenmehl aus den Dampfmühlen bei B. wird wegen seiner besondern Güte sehr weit verführt. In der Stadt und Umgegend gibt es viele Baumwoll- und Leinenfabriken. In der ganzen Welt berühmt ist sie als Schiffbauplatz: ihre Klipper sind die besten Schiffe der amerik. Handelsmarine. Die Schiffahrt B.s ist sehr bedeutend. Die Stadt hat (1878) eine Handelsflotte von 884 Segelschiffen von 72789 t und 131 Dampfern mit 37593 t; 1878 liefen 1732 Schiffe (609 britische, 375 amerikanische, 140 deutsche) mit 1231701 t ein, 1706 mit 1225172 t aus; der Gesammtwert der Einfuhr betrug 66,7, der der Ausfuhr 232,2 Mill. Mark. Hauptgegenstände der Einfuhr sind Kaffee, Zucker und Salz, der Ausfuhr Getreide, Schmalz, Speck und Petroleum. Die Stadtschuld belief sich 1880 auf 27092690 Doll.; 14 National- und 8 Staatsbanken vermitteln die Geschäfte, außerdem gibt es 7 Sparbanken und 23 Versicherungsgesellschaften. Unter den Wohlthätigkeits- und höhern Unterrichtsanstalten sind mehrere reiche katholische, wie das Loyola-Collegium, St.-Mary-College. Eine Eisenbahn führt von hier nach Washington, eine andere nach Philadelphia und eine dritte, die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, über Cumberland bis nach Wheeling an den Ohio. Letztere ist eine der großartigsten Bahnen in Amerika, zeichnet sich durch ihre kühnen Brücken, Tunnel und Bergübergänge aus und vermittelt den Verkehr B.s mit den Kohlenbergwerken Marylands und Virginiens sowie mit dem Westen. Der Eingang des Hafens ist schmal und durch das Fort Mac-Henry geschützt. Schiffe von 500—600 t liegen unterhalb der Stadt; nur mit 200 t können sie an diese gelangen. B.s Lage ist eine der schönsten der nordamerik. Seestädte. Es erhebt sich terrassenförmig um den Hafen, und namentlich bieten der Federal-Hill und Lautenschlägershügel einen entzückenden Blick auf die zu ihren Füßen sich ausbreitende Stadt und den Hafen. Die Frauen B.s gelten als die schönsten in den Vereinigten Staaten, seine Rowdies als der roheste, verwahrloseste und blutdürstigste Pöbel des Landes und seine höhern Gesellschaftskreise als die reaktionärsten, weil ihre Interessen bisher unbedingt in der Sklaverei wurzelten und sich stets abwehrend gegen den freiern, vom Norden her eindringenden Geist verhielten. Erst seit dem Ausbruche des Secessionistenkrieg[s] 1861, in welchem sich die Behörden von B. anfang[s] für neutral zu erklären wagten, macht sich ein Umschwung geltend.

Baltisch (Franz), Pseudonym des Schriftstelle[rs] Franz Hermann Hegewisch (s. d.).

Baltisches Meer, s. Ostsee.

Baltische Provinzen, s. Ostseeprovinzen.

Baltischport, russ. Baltiiskij-Port, früher Rogerwiek genannt, ein kleines Hafenstädtchen im Kreise Reval des russ. Gouvernements Esthland, an der Baltischen Eisenbahn, 50 km westlich von Reval, auf nacktem, unfruchtbarem Felsboden an der Ostseite der Bucht Rogerwiek erbaut, zählt 3200 E. und hat eine griech. und eine luth. Kirche. Der Ort treibt einen nicht unbedeutenden Handel mit Killoströmlinge, die hier in großer Menge gefangen werden. Die Bucht Rogerwiek hat guten, tiefen Ankergrund und bildet eine sehr schöne Reede für eine große Flotte. Dieselbe friert in milden Wintern nicht zu, und auch sonst ist die Schiffahrt nur 2—3 Monate unterbrochen. Peter d. Gr. war 1715 persönlich dort und ließ 1722 durch Münnich einen großartigen Kriegshafen projektieren, aber die Arbeiten waren unter Elisabeth noch nicht beendet und wurden 1768 ganz eingestellt.

Baltistân, d. h. das Land Balti, auch West- oder Kleintibet genannt, früher ein eigener Staat, gegenwärtig eine Provinz im Reiche Kaschmir unter brit. Oberhoheit, am obern Indus gelegen, von Ostturkistan im N. und NO. durch die mächtige Karakorumkette getrennt, im SO. von Ladak, im S. von Kaschmir, im W. von Dardistan (Gilgit, Yassin u. s. w.) begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von etwa 33700 qkm. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des in 2200 m Höhe gegen NW. fließenden, an der Grenze von Gilgit aber sich nach SW. wendenden Indus, den untern Thälern von dessen Zuflüssen Schayok, Schigar, Gilgit, Sutleih u. a. und den zwischen denselben liegenden Bergketten und Hochflächen. Von NO. her führt über die Karakorumkette zur Hauptstadt der 5600 m hohe Mustaghpaß, ein für Pferde ganz ungangbarer Gletscherpaß. An der Nordostecke, 110 km im ONO. von der Hauptstadt, steht der zweithöchste Berg der Erde, der Dapsang von 8619 m Höhe, und fast ebenso weit im W. von ihr der Dayarmur oder Nanda-Parbat, 8117 m hoch. Dem Lande eigentümlich sind die hohen, steilen Felswände der Thäler und die große Kahlheit der Abhänge; die große Trockenheit des Sommers und die Hitze in den felsigen Thälern lassen die Baumvegetation auf den Thalseiten nicht aufkommen, obwohl in 1000 m größerer Höhe, wo die Luft feuchter ist, sich eine reiche Strauchvegetation findet. Schnee ist nicht ungewöhnlich, Regen selten und spärlich. Das Industhal ist wenigstens streckenweise fruchtbarer als in Ladak. Man baut Weizen, Gerste, einigen Reis, Buchweizen, Hirse, Rüben, Melonen, gewinnt ausgezeichnete Trauben und Äpfel. Eine Art kleiner Trauben kommt unter dem Namen Kurisk als Korinthen in den Handel. Die Tierwelt gleicht der tibetanischen. Eine Besonderheit ist hier wie in Gilgit und dem westlich gelegenen Lande Tschitral die wilde Ziege des Pamir, mit seltsam gewundenen, über 1 m langen Hörnern. Die Einwohner, etwa 60000, sind tibetanischen Stammes, bekennen sich aber sämtlich zum schiitischen Islâm.

Die Hauptstadt **Iskardo**, auch **Skardo** oder **Kardo**, ein unbedeutender Ort von etwa 150 zerstreuten Häusern, liegt 2111 m hoch in einer von mächtigen Bergen eingeschlossenen Thalausweitung des hier 140 m breiten, reißenden Indus am Einflusse des Schigar. Die sehr starke Feste steht 260 m über der Stadt auf einer steilen Felshöhe. Die übrigen Wohnorte des Landes sind nur Dörfer. Bis auf die Eroberung durch die Sikhs unter Gholab-Sing 1835 wurde B. von einem eigenen Fürsten oder Rgilfo regiert. Durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 behielt es Gholab-Sing nebst den übrigen Provinzen Kaschmirs und Ladak. Vgl. Cunningham, «Historical and statistical account of Ladak» (Lond. 1854).

Baltschik (Dionysopolis), Küstenstadt im Fürstentum Bulgarien, 38 km im Nordosten von Warna, mit dem sichersten Hafen am Schwarzen Meere, zählt 4000 E., hat ein Sanitäts- und Zollamt, große Warenmagazine und ansehnlichen Handel. Von Bedeutung ist auch der jährlich im Juni acht Tage dauernde Pferde-, Rindvieh- und Schafmarkt, sowie der Wein-, Obst- und Gemüsebau und die stark betriebene Bienenzucht, deren vortrefflicher Honig meist nach Konstantinopel geht. Vom 4. bis 6. Sept. 1854 ging von B. und Warna aus die franz.-engl.-türk. Armee unter Marschall St.-Arnaud nach der Krim ab.

Baltzer (Joh. Baptista), bedeutender kath. Dogmatiker, geb. 16. Juli 1803 zu Andernach, studierte 1823—27 Theologie zu Bonn unter Hermes, ward 1829 Priester, 1830 außerord., 1831 ord. Professor der Theologie zu Breslau, 1843 geistlicher Rat des Konsistoriums für Ehesachen, 1844 Prosynodalexaminator, 1846 Mitglied des Domkapitels, 1860 Domscholastikus. Als entschiedener Anhänger und Verteidiger des Hermesianismus (s. d.) schrieb B. «Hinweisungen auf den Grundcharakter des Hermesischen Systems» (Bonn 1832) und «Über die Entstehung religiöser Gegensätze im Katholizismus und Protestantismus» (Bonn 1833). Später zu der Überzeugung gelangt, daß Hermes den Kantischen Rationalismus wohl verbessert, aber nicht überwunden habe, schloß sich B. an die Spekulationen Anton Günthers (s. d.) an. Zu deren Verteidigung schrieb B. die «Theol. Briefe» (1. Serie, Mainz 1844; 2. Serie, Bresl. 1845) und die «Neuen theol. Briefe» (1. u. 2. Serie, Bresl. 1853) und reiste 1853 mit Gangauf und Knoodt nach Rom, unterwarf sich jedoch dem päpstlichen Verwerfungsdekret vom 8. Jan. 1857. Wegen seiner Richtung verdächtig, ward B. 1860 durch den Fürstbischof Förster in Breslau von seiner Professur suspendiert, aber durch Urteil des königl. Disciplinarhofs vom 9. Jan. 1864 restituiert. Während des Vatikanischen Konzils zählte B. zu den Gegnern der Unfehlbarkeit, unterzeichnete auch gegen dasselbe die nürnberger Erklärung vom 26. Aug. 1870. Deswegen ab ordine et beneficio suspendiert, starb B. 1. Okt. 1871 zu Bonn. In Bezug auf die Streitfrage zwischen Bibel und Naturwissenschaften schrieb B. «Die biblische Schöpfungsgeschichte, insbesondere die darin enthaltene Kosmo- und Geogonie in ihrer Übereinstimmung mit den Naturwissenschaften» (2 Bde., Lpz. 1867—73) und «Über die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte der Menschen» (Paderb. 1869; 4. Aufl. 1873). Vgl. Melzer, «B.s Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung» (Bonn 1877).

Baltzer (Wilh. Eduard), bekannt als Vertreter der Freien Gemeinden und Vorkämpfer des Vegetarianismus, geb. 24. Okt. 1814 in dem im Regierungsbezirk Merseburg gelegenen Dorfe Hohenleine, erhielt seine Bildung seit 1828 in Schulpforta, widmete sich seit 1834 zu Leipzig, seit 1836 zu Halle philol., theol. und mathem. Studien, war darauf bei seinem Bruder, **Friedrich** B., Pfarrer in Zwochau (seit 1849 als polit. Flüchtling in Zürich, dann in Dresden, Verfasser von «Trutznachtigall. Lieder aus der Heimat», Chemn. 1881), Hauslehrer und nahm 1841 einen Ruf als Diakonus und Hospitalprediger in Delitzsch an, wo er sechs Jahre hindurch thätig war. In diese Zeit fielen die Kämpfe wegen des Agendenzwangs, welche zur Gründung freier Gemeinden führten. B. nahm an diesen lebhaften Anteil und gründete 5. Jan. 1847 zu Nordhausen eine Freie Gemeinde, nachdem ihm die Bestätigung der Wahl zum Pfarrer der dortigen Nikolaikirche versagt worden war. B. war sodann Mitglied des Vorparlaments in Frankfurt und wurde 1848 vom Kreise Nordhausen in die preuß. Nationalversammlung gesendet, in welcher er zur Partei Waldeck gehörte und Mitglied der Verfassungskommission war. Seitdem lebte er in seiner Gemeinde zu Nordhausen, auf welche er einen tiefgreifenden Einfluß ausübt. Die bedeutendsten seiner frühern Schriften sind: «Das sog. Apostolische Glaubensbekenntnis» (Lpz. 1847), «Alte und neue Weltanschauung» (4 Bde., Nordh. 1850—59; 2. Aufl. 1859—81), «Das Leben Jesu» (2. Aufl., Nordh. 1861), «Allgemeine Religionsgeschichte» (Nordh. 1854), «Die neuen Fatalisten des Materialismus» (Gotha 1859). Außerdem veröffentlichte er eine Übersetzung (Nordh. 1860) und eine Erklärung der vier Evangelien (Nordh. 1863).

Im J. 1868 begründete B. zu Nordhausen einen «Verein von Freunden der natürlichen Lebensweise», welcher auf dem von Mitgliedern aus allen Gegenden Deutschlands besuchten Vereinstage vom 19. Mai 1869 zu Nordhausen Statuten erhielt. Seine vegetarianischen Grundsätze sprach B. in der Schrift «Die natürliche Lebensweise» (4 Bde., Nordh. 1867—72; 2. Aufl. 1871 fg.) aus. Mit dem J. 1868 begann er die Herausgabe eines «Vereinsblattes», von welchem seitdem alljährlich 10 Nummern erscheinen. Ferner gab er heraus: «Empedocles. Eine Studie zur Philosophie der Griechen» (Nordh. 1879), «Fünf Bücher vom wahren Menschentum» (Nordh. 1880), «Vegetarianisches Kochbuch» (6. Aufl., Nordh. 1880), «Gott, Welt und Mensch. Grundlinien der Religionswissenschaft in ihrer neuen Stellung und Gestaltung» (Nordh. 1869), «Ideen zur socialen Reform» (1873), ein «Liederbuch für freie religiöse Gemeinden» (Nordh. 1863), ein «Religionslehrbuch für Schule und Haus freier Gemeinden» (3 Abteil., Nordh. 1870), «Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern» (2. Aufl., Lpz. 1879) und viele andere Schriften.

Ein zweiter Bruder B.s, **Theodor** B., war Prediger in Naumburg und wurde wegen dogmatischen Dissensus emeritiert; er verteidigte sich in der Schrift «Ein Glaubensbekenntnis». — Eduard B.s Sohn, **Leonhard Vollmar**, prakt. Arzt in Nordhausen, huldigt auch dem Vegetarianismus; er schrieb «Die Nahrungs- und Genußmittel des Menschen in ihrer chem. Zusammensetzung und physiol. Bedeutung» (Nordh. 1874), «Das Kyffhäusergebirge in mineral., geognost. und botan. Beziehung» (Nordh. 1880).

Balustrade (frz.), Dockengeländer, Dockenbrüstung, ein Brüstungsgeländer, welches im wesentlichen aus Balustern, d. h. säulenartigen, reich profilierten, meist gedrehten Stützen zwischen starken Pfeilern besteht und vorzüglich zum seitlichen Abschluß erhöhter Plätze, Terrassen, Balkons, Treppen, aber auch als Attika über dem Hauptgesimse von Gebäuden angewendet wird. Sie wird aus Stein und dessen Surrogaten, aus Holz und Metall hergestellt, und kann in ihren Einzelformen, je dem Baustile entsprechend, sehr verschiedenartig sein. — Im weitern Sinn, jedoch nicht ganz richtig, bezeichnet man mit B. auch jede Brustwehr, sie möge aus massivem oder durchbrochenem Mauerwerk, metallenem Gitter oder hölzernem Stabwerk bestehen.

Balutschistân oder Beludschistân (engl. Beloochistan), das Gedrosia der Alten, ist das südöstlichste Fürstentum des Hochlandes Iran, welches erst 1739, als einer der Hordenführer der Balutschen, Nasir Chan, als Haupt der vereinigten Landschaften vom Perserkönig Nadir Schah bestätigt ward, unter diesem Namen in die Reihe der asiat. Staaten trat. Sehr bald gelangte das Land zur Selbständigkeit, die jedoch nicht kräftig genug war, 1779 die Abtrennung von Sindh (s. d.) zu verhindern. B. zählt auf 276515 qkm nur etwa 350000 E., wird im S. vom Indischen Ocean begrenzt und umfaßt die Landschaften Katsha-Gandawa, Kelât, Sarawan im NO., Dschhalawan in der Mitte, und Arbu und Lus (in Mekran) im S. Der Osten ist ein ketten- und plateaureiches Grenzgebirgsland, welches seine wilden Kämme (Hala- und Kurlekigebirge) und Gipfel in die Region des ewigen Eises erhebt und in steilen Terrassen ost- wie westwärts abfällt, welche die üppigen Landschaften des Industhals von einer bis zu den Westgrenzen B.s ausgedehnten Sandwüste scheiden. Wie im N., so begrenzt die Wüste auch im S. ein noch fast ganz unbekanntes System langgestreckter Gebirgsketten mit eingeschlossenen, stufenartig zueinander liegenden Längenthälern. Die höchste der östl. Grenzketten ist das mit dem Kap Monz oder Muwarik aus dem Meere aufsteigende Hala- oder Brahoigebirge, dessen nördl. Fortsetzung sich dem afghan. Systeme anschließt und noch auf balutschistan. Gebiete von zwei Hauptpässen durchschnitten ist, nämlich vom Bholanpaß (s. d.) und dem Gandawa- oder Mula-, richtiger Milopasse, d. h. Blauer Paß, 96 km lang und pro km 8 m ansteigend. An den Westabhang des Grenzgebirgs legen sich die kleinen Kulturebenen Wad, Suhrab und Chosdar in Dschhalawan, und als nördlichste und höchste Stufe die von Kelât in einer durchschnittlichen Höhe von 2000 m, mit kalten Wintern, aber im Sommer durchweg Garten und Feld. Südlich von Kelât liegt Suhrab, ein bevölkertes, sehr fruchtbares und durch zahlreiche Gebirgsbäche gut bewässertes Thal. Nur mit der äußersten Nordostecke, der heißen, wohlbewässerten und fruchtbaren Landschaft Katsha-Gandawa, reicht B. in das Tiefland des Indus. Der Küstenstrich ist meist flach, zum Teil klippig, sehr heiß und vegetationslos, ebenso das 15—22 km dahinter aufsteigende Kalkgebirge. Eigentliche gute Häfen fehlen längs der ganzen Küste, nicht aber gute Reeden, unter denen die von Sunmiam die beste ist. Schiffbare Flüsse gibt es in B. nicht; außer den ihre Pässe östlich durchfließenden Bächen Bholan und Milo sind nur längs der Südküste etwa acht fließende Wasser bekannt, die aber nur in der Regenzeit anschwellen und als reißende Bergwasser [illegible] fährlich werden, sonst aber trocken liegen. Der [illegible] deutendste ist der Purali.

Mit der Beschaffenheit und Höhe des Bo[illegible] wechselt auch das Klima. Die brennende [illegible] und die tiefen, feuchten und warmen Thäler bi[illegible] scharfe Gegensätze zu den Hochlandschaften, wo [illegible] Winter in aller Strenge herrscht und, wie in Ke[illegible] der Reisbau durch die Kultur mitteleurop. Getr[illegible] ersetzt wird, die Bäume ihr Laub wechseln [illegible] trotz der Lage unterm 29.° nördl. Br., vier Jah[illegible] zeiten einander ablösen. Im S. sind zwei [illegible] eine kalte und, vom März bis Oktober, eine h[illegible] Jahreszeit. In der Wüste zieren schlanke Da[illegible] palmen die Oasen, in den tiefen Thälern ged[illegible] Reis, Baumwolle und Indigo, auf den hö[illegible] Landesteilen die gewöhnlichen Getreide- und [illegible] arten Europas, und über alle Berggegenden ist [illegible] Asa foetida-Pflanze reichlich verbreitet. Auch [illegible] pflanzen und Krapp werden gebaut. Von Bäum[illegible] finden sich außer der Dattelpalme mehrere, die [illegible] treffliches Bauholz abgeben, darunter Tamarisk[illegible] und außerordentlich große Maulbeerbäume; au[illegible] dem Tamarisken, Babul (eine Art Mimosa), P[illegible] tanen, Walnuß- und Mangobäume, Sykomo[illegible] Weiden, wilde Feigen und Oliven, alle europ. O[illegible] bäume. Der größte Teil des Bodens ist Weidelan[illegible] und die Bevölkerung besteht daher hauptsächli[illegible] aus wandernden Schaf- und Rinderhirten. Ma[illegible] baut Weizen, Gerste, Mais, Sorghum, Sesa[illegible] auch Baumwolle, Indigo und Hülsenfrüchte. Ne[illegible] den europ. Haustieren und dem Kamele, den Pf[illegible] den, Ziegen und Büffeln sind die wilden, unweg[illegible] men Gegenden von wilden Tieren verschieden[illegible] Art bewohnt, namentlich von Löwen und Tige[illegible] die freilich selten sind, Hyänen, Schakals und W[illegible] fen. Leoparden, wilde Katzen u. s. w. hausen in d[illegible] Dschangeln; allgemein finden sich wilde Esel, An[illegible] lopen, Hasen, Bergziegen u. s. w.; Schildkröten [illegible] häufig, ebenso Fische an der Meeresküste, wo sie [illegible] Menschen und Tiere die Hauptnahrung ausmach[illegible] Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kupfer, Zi[illegible] Steinsalz, Alaun, Salmiak, Salpeter und Schwe[illegible] in Menge, Gold und Silber in Dschhalawan, [illegible] Antimon im Süden von Kelât.

Das Land wird von verschiedenen Völkerstä[illegible] men bewohnt. Der Hauptstock der Bevölkeru[illegible] nennt sich selbst Balutschen, ohne von ein [illegible] derselben Abstammung zu sein. Man untersche[illegible] drei Hauptstämme: die eigentlichen Balutschen, [illegible] Brahoi und die Lamri. Die erstern zerfallen wie[illegible] in drei Abteilungen: die Nharrues oder Nerwi, [illegible] der großen Wüste im W., mit 7, die Rind mit [illegible] die Metsi oder Magghazzi, hauptsächlich in Kat[illegible] Gandawa, mit 16 Stämmen, von denen jede[illegible] eine Anzahl von Khels (Gesellschaften von vier [illegible] fünf Zelten) zerspalten ist. An der Spitze [illegible] Khels steht ein Häuptling oder Sirdar, nach [illegible] chem er sich benennt. Sie sprechen eine dem [illegible] sischen nahe verwandte Sprache und sind ein räu[illegible] risches, grausames Hirtenvolk mohammed. Relig[illegible] bei dem Blutrache allgemein verbreitet ist. [illegible] führen Flinte, Schwert, Speer, Dolch und Sch[illegible] meist vom Auslande eingeführte Waffen. [illegible] Brahui (s. d.) sind ebenfalls in viele Stämme [illegible] teilt. Die Lamri oder Namwari in Lus gleich[illegible] in der Gesichtsbildung mehr den Radschputen [illegible] Dschat und haben eine dem Sindh ähnliche Sprac[illegible] Auch sie zerfallen in viele Stämme, führen [illegible]

[Hir]tenleben, sind aber rührig und thätig und beschäftigen sich mit Weberei, Filzbereitung und Seilerei. Außer diesen drei Hauptstämmen wohnen noch Dehwar im Lande, die in mehrern Stämmen die Hauptbevölkerung von Katsha-Gandawa bilden, eine eigene Mundart, das Dschetti, sprechen und Ackerbau treiben. Ferner finden sich Kurden als Hirten, in manchen Gegenden Dewahrs, vielleicht Abkömmlinge vertriebener Gebern, die rein persisch sprechen und die Leibgarde des Chans bilden; dann Afghanen und Hindus, beide nur in geringer Zahl in Kelât, wo sie besonders Geld- und Handelsgeschäfte treiben, jedoch ohne sich mit ihren Familien aufhalten zu dürfen. Die in allen Teilen des Landes zu [...]en Familien vereinigten Luri sind eine Art von Zigeunern, verschieden von den Balutschen und Brahoi, welche als Musiker, Töpfer, Seiler, Mattenweber, Krämer das Land durchziehen.

Industrie ist in B. nicht entwickelt. Zucker gewinnt man bei Bela aus Zuckerrohr, und Asa foetida wird viel gesammelt, indem man den Saft der Ferula asa foetida durch Einschnitte am untern Teile des Stengels austreten läßt. Die Gold- und Sil[...]e werden nach Indien verhandelt. In Kelât läßt der Chan sehr rohe Waffen verfertigen. Ausgeführt werden Pferde, Vieh, Felle, Datteln, Korn, Baumwolle, Seide, Öl, Indigo, Salz, Borax, Salpeter u. s. w. Eingeführt werden aus Arabien Datteln und Kaffersklaven, aus Kabul und Khorasan Stahl und Kupfer, aus Seistan weiße Stoffe und Turbans, aus Indien Metalle und Metallwaren, Porzellan, Tabak, Kaffee, Opium, Betel, Cochenille, Zucker, Gewürze, Seiden- und Goldstoffe, Kattun, Tuch. Europ. Manufakte werden hoch bezahlt. Das staatliche Band, welches die einzelnen Stämme unter ihren Chans zu einem Ganzen fesselt, ist sehr locker. Der Chan von Kelât ist im Frieden mehr nominelles Oberhaupt des Landes, dagegen im Kriege mächtig und durch zahlreiche Truppen unterstützt. Die Einkünfte des gegenwärtigen Chans von Kelât, die meist in Naturalien bestehen, lassen sich auf 35000 Pfd. St. schätzen, und die Stärke des Heers auf 10000 Mann irregulärer Reiter und [.]000 Mann allgemeinen Aufgebots, wiewohl im Falle der Not eine noch weit größere Kriegerzahl zu den Waffen greift. Kelât (s. d.) ist die Sommer-, [...]en auch die Winterresidenz des Chans. Durch den 14. Mai 1854 mit Nasir, Chan von Kelât, geschlossenen Vertrag ist die ind. Regierung berechtigt, stets in Kelât Truppen aufzustellen. Der Westen des Landes wurde 1872 an Persien abgetreten und die neue Grenze zwischen Persien und B. durch eine engl. Kommission unter dem engl. General Goldsmid festgesetzt. Vgl. Pottinger, «Travels in Beloochistan» (Lond. 1816); Masson, «Narrative of a journal to Kalat» (Lond. 1843); Bellew, «From the Indus to the Tigris» (Lond. 1874); Hughes, «The country of Balochistan» (Lond. 1877).

Baluze (Étienne), verdienter franz. Geschichtsforscher, geb. 24. Dez. 1630 zu Tulle, widmete sich in Toulouse zunächst der Jurisprudenz, später der Rechtsquellenkunde. Anfangs vom Erzbischof von Toulouse, dann von dem von Auch unterstützt, wurde B. 1667 von Colbert zu seinem Bibliothekar, 1668 zum Professor des Kanonischen Rechts am königl. Kollegium, 1707 zum Director desselben ernannt. Wegen seiner genealogischen Geschichte des Hauses Auvergne ward B. 1710 seiner Ämter und [...]ungen beraubt und aus Paris verbannt, 1713 zwar zurückberufen, aber in seine Ämter nicht wieder eingesetzt. Er starb 28. Juli 1718. In der Kritik kirchengeschichtlicher und kanonistischer Dokumente erwarb sich B. hohes Ansehen. Er hat 45 Schriften selbst herausgegeben und 115 ältere Schriften zu neuer kritischer Ausgabe vorbereitet; die wichtigsten sind die «Capitularia regum Francorum» (2 Bde., Par. 1677; 2 Bde., Vened. 1772; 2 Bde., Par. 1779) und die «Miscellanea» (7 Bde., Par. 1678—1715; neue Ausg. von Mansi, 4 Bde., Lucca 1761). Ferner sind zu nennen: die «Conciliorum nova collectio» (Par. 1683), ein Supplement zu Labbés Sammlung; «Historia paparum Avenionensium» (2 Bde., Par. 1693); die Ausgaben der «Epistolae Innocentii papae III.» (2 Bde., Par. 1682) und der «Opera» des Cyprian (Par. 1726).

Balzac (frz.), eine Art bequemer Sessel (nach dem Romanschriftsteller B. genannt).

Balzac (Jean Louis Guez de), ein in seiner Zeit bedeutender franz. Schriftsteller, geb. 1594 zu Angoulême, war Mitglied der Französischen Akademie, königl. Staatsrat und Historiograph und starb auf seinem Stammgut B. 18. Febr. 1654. Er übte durch seine zwar wenig gehaltreichen, aber mit stilistischer Kunst ausgeführten Briefe und Schriften einen nicht geringen Einfluß auf die franz. Prosa aus; seine «Lettres» (zuletzt 3 Bde., Par. 1806) waren das Entzücken der höher Gebildeten der Zeit und der litterarischen Cirkel. In seinen übrigen, durchweg didaktischen Schriften, worunter «Le prince» und «Le Socrate chrétien» die bekanntesten sind, gelang es ihm nicht, seines Widersachers, Pater Goulu, Ansicht zu widerlegen, wonach ihm die Befähigung zur wissenschaftlichen Abhandlung abging. B. hat jedoch das unbestreitbare Verdienst, die oratorische Prosa in Frankreich angebahnt zu haben. B.s Werke erschienen nach seinem Tode in einer Gesamtausgabe, besorgt von Cassaigne (2 Bde., 1665). Eine Auswahl seiner Schriften veranstaltete Malitourne (2 Bde., 1822); Tamizey Larroque gab «Lettres inédites de Jean Louis Guez de B.» (1874) heraus.

Balzac (Honoré de), berühmter franz. Romanschriftsteller, geb. 20. Mai 1799 in Tours, besuchte das Gymnasium zu Vendôme, arbeitete hierauf drei Jahre in Paris als Schreiber bei einem Avoué und Notar, wandte sich aber dann der Schriftstellerei zu und schrieb eine Tragödie, deren Beurteilung jedoch so ungünstig ausfiel, daß B. sich nunmehr dem Romanfach widmete und mehrere Romane unter verschiedenen Pseudonymen erscheinen ließ (einige später unter dem Namen Horace de Saint-Aubin). Fehlgeschlagene Verlagsunternehmungen, in die er sich seit 1826 eingelassen hatte, brachten ihn in beträchtliche Schulden, von denen er sich nie wieder ganz freimachen konnte und die ihn in übermäßigen Anstrengungen sich aufreiben ließen. Inzwischen veröffentlichte B. unter seinem eigenen Namen den Roman «Les derniers Chouans» (1829), der vielen Erfolg hatte, ebenso wie die folgenden Romane «Catherine de Médicis», «La femme de 30 ans», «La maison du chat-qui-pelote», «Le bal de Sceaux», «Physiologie du mariage», «Le père Goriot», «La peau de chagrin» u. s. w., welche B. binnen wenigen Jahren in den ersten Rang der franz. Romandichter stellten. Er wurde der gefeiertste Lieblingsautor der Lesewelt, besonders der Frauen. Die Herausgeber von Zeitschriften und die Buchhändler warben um seine

Novellen, die «Scènes de la vie privée», «Scènes de la vie de campagne», «Scènes de la vie de province», «Scènes de la vie parisienne» u. s. w. B. faßte nun den Plan zu einer Art von Epos, in dem sich seine Romane miteinander verbinden und zu einem Ganzen abschließen sollten, und welches er «La comédie humaine» betitelte. Er schuf eine bunte Reihe typischer Charakterfiguren, die in dieser Komödie alle möglichen Rollen des Lebens spielen, und die Menge der 3—4000 Personen, die in seinen Novellen und Romanen auftraten, wäre gewiß noch angewachsen, wenn nicht der Tod einen plötzlichen Abschluß dieser «Menschenkomödie» herbeigeführt hätte. B. starb zu Paris 19. Aug. 1850. Seine Schwester, Madame Surville, schrieb seine Biographie: «B., sa vie et ses œuvres d'après sa correspondance» (Par. 1858). B.s Romane geben ein getreues Bild der franz. Gesellschaft seiner Zeit; sie zeichnen sich aus durch Schärfe der Beobachtung, wenn auch zuweilen eine allzu peinliche Genauigkeit in Detailschilderungen ermüdend wirkt, den Fortgang der Erzählung hemmt und das Interesse von den Hauptpersonen ablenkt. Sein Darstellungstalent steht mit seiner wirklich bedeutenden Erfindungsgabe nicht auf gleicher Höhe. Die Schreibart, obschon voll überraschender feiner Wendungen und Gleichnisse, ist andererseits oft schwülstig, ja cynisch; sie erinnert an den Stil der Vertreter der sog. «realistischen Schule» in Frankreich. Seine besten Romane sind «La recherche de l'absolu», «Le médecin de campagne», «Eugénie Grandet» und «Les parents pauvres». Vgl. Gozlan, «B. chez lui» (1862); «Correspondance de B. 1819—50» (Par. 1877).

Balzen oder Falzen nennt man den eigentümlichen Lockruf der Männchen verschiedener hühnerartiger Vögel während der Begattungszeit, vorzüglich der Auer-, Birk-, Schnee-, Stein- und Haselhühner und der Fasanen. Von besonderer Wichtigkeit für den Jäger ist das B. der Auer- und Birkhühner, weil dieselben fast ausschließlich während der Balzzeit (März und April) geschossen werden. Der Birkhahn wählt zum B. einen lichten Waldplatz, auf dem sich die Hähne und Hühner versammeln; mit possierlichen Geberden und gespreizten Gefiügeln schreiten die Rivalen auf dem Platze herum; die Sieger in dem nun folgenden Kampfe schwingen sich auf Birken oder andere nahegelegene Bäume und balzen in kurzen, hellen, steigenden und fallenden Tönen mit gurgelndem und kollerndem Schlusse. Der Auerhahn dagegen bäumt abends in den Gipfel oder auch auf einen starken Seitenast eines großen Nadelholzbaums auf, macht einige Schluckbewegungen mit dem Hals, wobei er einen grunzenden Laut von sich gibt (das Kröpfen oder Worgen) und beginnt beim ersten Morgengrauen in drei verschiedenen, rasch sich folgenden Abteilungen zu balzen. Die erste ist ein doppelt schnalzender, trockener Laut (Knappen oder Kleppen), dann folgt ein klatschendes Schnalzen (Hauptschlag); den Schluß macht ein dem sanften Wetzen einer Sense ähnliches Geschwirre (Schleifen, Wetzen). Während des letztern ist der Auerhahn wie taub und blind und kann dann von dem Jäger angesprungen werden. Diese drei Balzlaute wiederholen sich auf der Höhe der Brunstzeit oft und rasch. Nach der eigentlichen Begattungszeit balzen die Auerhähne noch wochenlang (bis Juni) fast jeden Morgen.

Bambara, ein Negerkönigreich im innern Afri
zu beiden Seiten des Dscholiba (obern Niger), v
Bamaku abwärts bis Silla; es erstreckt sich
10 bis 15° nördl. Br. und nimmt ein Areal
ungefähr 55000 qkm ein. Nur in seinem
Teile erheben sich niedrige Granitgebirge, wel
Fortsetzungen der Quellengebirge des Dscholiba
seiner Zuflüsse sind; im übrigen ist das Land
wenig bewaldet, besonders im Süden von vie
Flüssen durchzogen und sehr fruchtbar, obwohl
Teil auch sumpfig. Große Strecken werden zur Reg
zeit vom Dscholiba überschwemmt. Der ziem
ein halbes Jahr, von Juni bis November, an
tende befruchtende Regen mildert die Hitze be
tend. Ohne viele Mühe werden Getreide,
Mais, Yamswurzel u. s. w., bisweilen in dopp
ter Ernte gewonnen. Von Mineralien finden
unter andern Eisen und Gold. Die Bewohner
hören dem Mandingostamme an, sind ein
kriegerisches Volk und standen bis 1861, wo sich
durch seine Kämpfe mit den Franzosen am Sene
bekannte El-Hadj Omar des Landes bemächtig
unter eigenen Königen, die in Segu, einer 300
E. zählenden Stadt am Dscholiba, residiert
Segu und andere Orte treiben bedeutenden Han
mit Getreide, Baumwollstoffen, Gold und Sa
welches letztere aus der Sahara dahin gebrac
wird. Besonders bemerkenswert ist der Handel m
gewebten Baumwollzeugen, welche in ausgezeichn
ter Güte von den Frauen des Landes gefertigt w
den und wegen ihrer schönen blauen Färbung
Indigo ist hier heimisch) und Dauerhaftigkeit
kannt sind. Alle Gerätschaften, Leder, Schm
sachen und Waffen, mit Ausnahme der Sch
waffen, doch aber das Pulver werden im La
selbst hergestellt. Polygamie ist allgemein, der
bruch wird aber hart bestraft. Todesstrafe ist
Seltenes. In neuester Zeit hat sich der Islam
sehr verbreitet, doch gibt es auch noch viele Fe
anbeter. Die Zahl der Bewohner schätzt man
2 Mill. Vgl. Vignon, «Le royaume de Ségou
les Bambaras» in «Nouv. Annales des voyag
(Nov. 1857); Steinthal, «Die Mande-Negerspr
chen» (Berl. 1867); F. Müller, «Grundriß
Sprachwissenschaft» (Bd. 1, 2. Abteil., Wien 18

Bamberg, Stadt im bayr. Regierungsbez
Oberfranken, vormals die Haupt- und Residenz
eines reichsunmittelbaren Hochstifts, liegt auf
Hügeln in einer reizenden und fruchtbaren Ge
durchschnitten von der sich hier in drei Arme
tenden und schiffbaren Regnitz, etwa 5 km ob
deren Mündung in den Main und an der Sta
eisenbahnlinie Nürnberg-Hof, von welcher hie
Ludwigs-Westbahn über Schweinfurt nach
burg u. s. w. abzweigt. Die Stadt hat (18
29587 E., darunter nur etwa 2900 Protesta
und 850 Juden, und ist der Sitz eines Erzbis
mit Domkapitel, eines Oberlandesgerichts,
Landgerichts, des Appellationsgerichts für
franken und seit 1873 auch für Unterfranken,
Bezirksgerichts, eines Stadtgerichts und einer
banknebenstelle. Außerdem befinden sich zu B.
Lyceum, ein Gymnasium, ein Klerikalseminar,
seit 1873 paritätisches Schullehrerseminar
einem großen, 1872—73 erbauten Schulhause
wie eine Gewerbs- und Handelsschule. Das
ceum ist aus der 1585 als ein Gymnasium aca
micum gestifteten, 1647 von Bischof Otto in
Akademie verwandelten, 1648 eingeweihten, 1

n Bischof Friedrich Karl durch die jurist. und me-
-Fakultät erweiterten, 1803 aber aufgehobenen
niversität hervorgegangen. Unter den Samm-
ngen für Wissenschaft und Kunst steht obenan die
emalige bischöfl., jetzt königl. Bibliothek von über
0000 Bänden mit einem großen Schatze von
andschriften und alten Drucken und den Heller-
en Sammlungen für Kunstgeschichte im ehema-
en Jesuitenkollegium. (Vgl. Jäck, «Beschreibung
Bibliothek zu B.», 4 Bde., Nürnb. 1831—34.)
ch die physik. Sammlung und das Linkersche Na-
ralienkabinett in demselben Gebäude sind beach-
swert. Die städtische Gemäldegalerie auf dem
ichaelsberg umfaßt 200 Bilder untergeordneten
erts. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört vor
len die von Kaiser Heinrich II. 1004 begründete,
Mai 1012 geweihte, durch Bischof Otto den Hei-
en (1102—39) nach dem Brande von 1081 in
er gegenwärtigen Gestalt neuaufgebaute Dom-
rche mit vier Türmen, welche bis auf den letzten
in vollendet ist und zu den schönsten Denkmälern
us der Übergangsperiode vom roman. zum got.
Stil gehört. Sie ist 103 m lang, 31,5 m breit
nd umschließt, außer zahlreichen ältern und neuern
Werken der Kunst, besonders der Plastik, die Grab-
äler Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kuni-
unde, Konrads III., des Papstes Clemens' II. und
ler Bischöfe. (Vgl. «Beschreibung der bischöfl.
rabdenkmäler im Dome zu B.», Bamb. 1827.)
onst sind von merkwürdigen Gebäuden noch zu
ennen: das ehemals fürstbischöfl. Residenzschloß
uf dem Petersberge, welches 1698—1706 von Lo-
ar Graf von Schönborn erbaut wurde und seit
363 von König Otto von Griechenland und dann
n dessen Witwe bewohnt wurde, mit öffentlicher
bliothek, Archiv und naturhistor. Sammlung;
e Kirche zu Unserer Lieben Frau oder Oberpfarr-
rche, 1327—87 erbaut, aber nicht ganz vollendet,
it alten Gemälden und Skulpturen und einem
on Veit Stoß 1523 verfertigten Altar; die St.
akobskirche, welche dem 1073 vom Bischofe Her-
ann gestifteten, 1803 aufgelösten Stifte St. Ja-
b gehörte; die schöne ehemalige Universitätskirche,
irche 1686—1720 von den Jesuiten im neuröm.
til erbaut wurde und jetzt der Pfarrei St. Mar-
n gehört. Andere Kirchen sind die zu St. Gan-
lf und zu St. Stephan. Letztere wurde 1808 den
rotestanten überlassen. Die reiche ehemalige Be-
diktinerabtei St. Michaelsberg mit der St.
ichaelskirche (in welcher das Grabmal Ottos des
iligen) ward 1803 zum Versorgungshaus für
me Bürger (Ludwigshospital) und die dazu ge-
rige Propstei St. Getreu zur Irrenanstalt umge-
wandelt. Andere aufgehobene Klöster sind als Ka-
rnen oder zu andern Zwecken benutzt worden.
n Militärlazarett wurde 1874—75 erbaut. Nur
s Institut der Englischen Fräulein mit weiblicher
ziehungsanstalt, dem in neuerer Zeit auch die
tung des Waisenhauses und die Häuser für ver-
hrloste Knaben und Mädchen überlassen wur-
n, hat sich aus früherer Zeit erhalten. Auf dem
latz vor dem ehemaligen Residenzschlosse steht das
66 errichtete Denkmal des Fürstbischofs Franz
dwig von Erthal (gest. 1795) und auf dem Schieß-
ausplatz die von Zumbusch in Wien gefertigte,
Nov. 1874 enthüllte Kolossalbüste Joh. Lukas
hleins (geb. in B. 1793). Auch J. Camera-
s wurde hier geboren. Eine 1874 neuherge-
ellte Wasserleitung mit zwei Hochreservoirs ver-
sieht die ganze Stadt mit Wasser. Der linke Arm der Regnitz wird durch eine steinerne und drei erst in neuerer Zeit erbaute eiserne Brücken überschritten; über den rechten Arm führt die Sophienbrücke und seit 1829 eine stattliche, 70 m lange Kettenbrücke. Industrie und Handel haben sich bei der Lage der Stadt an der schiffbaren Regnitz und an dem hier ausmündenden Ludwigskanal sowie infolge der Eisenbahnverbindungen sehr gehoben. Namentlich gilt dies vom Transit, der schon früher nicht ohne Bedeutung war. Unter den größern Fabriketablissements ist eine Baumwollspinnerei mit 1500 Arbeitern hervorzuheben; ferner 5 Tabaksfabriken, 2 Eisengießereien, 2 Holzgalanteriewarenfabriken, 1 Seidenzwirnfabrik, 1 große Färberei, Bleicherei und Appreturanstalt. Tuchfabrikation und Bierbrauerei werden stark betrieben. Einen Hauptnahrungszweig der Stadt bildet aber die blühende Gärtnerei, welche besonders Süßholz (in sehr bedeutender Quantität), weiße und gelbe Rüben, Anis, Obst, Koriander und Sämereien für die Ausfuhr liefert. Die Umgebung von B. gleicht einem großen Frucht- und Gemüsegarten. Die Parkanlagen des Theresienhains, südlich von der Stadt, am Ludwigskanal, bieten angenehme Spaziergänge. Die 2 km oberhalb der Stadt gelegene Altenburg, deren Turm eine der schönsten Aussichten in Franken gewährt, gilt für das Schloß der alten Grafen von Babenberg, wo 1208 König Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Durch jene Burg der Babenberge ward im 9. Jahrh. die Erbauung der Stadt B. und deren Name veranlaßt.

Das Bistum Bamberg wurde 1. Nov. 1007 von Kaiser Heinrich II. gestiftet; dessen Kanzler Eberhard ward als erster Bischof eingesetzt. Kaiser Heinrich hatte B. 995 von seinem Vater, dem Herzoge Heinrich von Bayern, geerbt, welchen letztern der Kaiser damit beliehen. Damals wie später übten die Kaiser und Päpste längere Zeit bedeutenden Einfluß auf die Wahl der Bischöfe von B., bis 1398 das Kapitel gänzliche Wahlfreiheit erlangte. Die Regierung der Bischöfe zu B. wurde nur einmal gestört, als 1435 die Bürger der Stadt sich zusammenrotteten und mit Gewalt den Bischof Anton von Rotenhahn vertrieben. Durch die Reformation, welche der Bischof Weigand von Redwitz (1522—56) vergebens zu hindern sich bemühte, verlor das Bistum mehr als die Hälfte seiner Besitzungen und war seitdem sehr oft mit Würzburg unter einem Bischofe vereinigt. Große Verdienste um B. erwarben sich in den letzten Zeiten die Bischöfe Lothar Franz, Graf von Schönborn, gest. 1729; Friedr. Karl, Graf von Schönborn, gest. 1746; Phil. Ant. von Frankenstein, gest. 1753; Adam Friedr., Graf von Seinsheim, gest. 1779; vor allen Franz Ludw. von Erthal, gest. 1795. Zufolge des Luneviller Friedens wurde auch das Bistum B., das damals 65 Q.-Mln. mit 20000 E. umfaßte, säkularisiert, Pfalzbayern zugeteilt, und der letzte, der Zahl nach 61. Fürst-Bischof, Christoph Franz von Buseck (gest. 5. Okt. 1805), mit 40000 Fl. pensioniert. Infolge des zwischen Bayern und dem röm. Stuhle 1817 abgeschlossenen Konkordats wurde B. zum Erzbistum erhoben und ihm die Bistümer Würzburg, Eichstädt und Speier untergeordnet. Im Mai 1854 fanden zu B. Beratungen der Vertreter der deutschen Mittelstaaten wegen des Anschlusses an das österr.-preuß.

Bündnis vom 20. April 1854, die sog. **Bamberger Konferenzen**, statt. Vgl. Jäck, «Geschichte B.s» (4 Bde., Bamb. 1806—9); desselben «Lehrbuch der allgemeinen Geschichte B.s» (2. Aufl., Bamb. 1820); desselben «Bambergische Jahrbücher von 1741—1833» (5 Bde., Bamb. 1829—34); Eisenmann, «Geogr. Beschreibung des Erzbistums B.» (Bamb. 1833); «Monumenta Bambergensia» (herausg. von Jaffé, Berl. 1869); «B., zuverlässiger Führer durch die Stadt» (Bamb. 1879).

Bamberger (Heinr. von), ausgezeichneter Mediziner, geb. 27. Dez. 1822 zu Zwonarka bei Prag, studierte Medizin in Prag und Wien, trat dann in den Dienst des Allgemeinen Krankenhauses zu Prag und war seit 1850 klinischer Assistent Oppolzers in Wien, bis er 1854 als Professor der mediz. Klinik und Oberarzt des Juliushospitals nach Würzburg ging. Nach dem Tode Oppolzers wurde B. im Frühjahr 1872 zum Direktor der mediz. Klinik in Wien ernannt. Von den Arbeiten B.s sind zu nennen: «Krankheiten des chylopoëtischen Systems» (2. Aufl., Erlangen 1864, Abteil. 1 des 6. Bds. von Virchows «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie» bildend), «Lehrbuch der Krankheiten des Herzens» (Wien 1857) und «Über Bacon von Verulam, besonders vom mediz. Standpunkte» (Würzb. 1865). Ferner enthalten die bedeutendsten mediz. Zeitschriften Deutschlands wertvolle Beiträge B.s.

Bamberger (Ludw.), hervorragender polit. und volkswirtschaftlicher Schriftsteller und Abgeordneter, geb. zu Mainz 22. Juli 1823, studierte 1842—45 zu Gießen, Heidelberg und Göttingen die Rechte und arbeitete dann zwei Jahre bei den mainzer Gerichten. Im J. 1848 als Redacteur der «Mainzer Zeitung» in die Bewegung verwickelt, nahm er an der Erhebung teil, welche 1849 in der Bayerischen Pfalz und Baden zu Gunsten der Reichsverfassung stattfand. Nach der Unterdrückung der Revolution ging B. als Flüchtling nach der Schweiz, nachdem ihn die mainzer Gerichte in contumaciam zu schwerem Gefängnis verurteilt und die rheinbayr. Assisen dieses Urteil in Todesstrafe verwandelt hatten. Von der Schweiz ging B. nach England, Belgien und Holland und von hier nach Paris, wo er sich 1853—67 der Leitung eines großen Bankhauses widmete. Nach der Amnestie von 1866 kehrte er nach Mainz zurück, wo er 1868 ins Deutsche Zollparlament, 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt wurde. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs wurde B. von Bismarck nach dem Hauptquartier berufen, wo er im deutsch-nationalen Interesse publizistisch thätig war. Auch nahm er später eine Mission nach Hagenau an, um im Elsaß die polit. Verwaltungsmaßregeln zu fördern. Seit 1873 vertritt B. im Deutschen Reichstage, wo er bis 1880 der nationalliberalen Partei als hervorragendes Mitglied angehörte, den Wahlkreis Alzei-Bingen und übte darin auf die finanzielle und volkswirtschaftliche Gesetzgebung, insbesondere auf die Verhandlungen über das Münzgesetz, die Reichskassenscheine, das Banknotengesetz, die Reichsbank u. a., einen vielfach entscheidenden Einfluß aus. Einer der eifrigsten Vorkämpfer der Freihandelspartei, Begründer und Vorsitzender des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit, bekämpfte er lebhaft den Kathedersozialismus und die Zoll- und Wirtschaftspolitik, welcher Fürst Bismarck seit 1879 sich zugewandt hatte. Diese Opposition drängte B. mehr und mehr nach links u[nd] brachte ihn zu der Mehrheit der nationalliberal[en] Partei in einen Gegensatz, welcher ihn schließlich [v]anlaßte, mit einer Anzahl von Gesinnungsgenoss[en] aus dieser Fraktion auszuscheiden und die sog. «Sez[es]sionistische» Gruppe (später «Liberale Vereinigun[g]» genannt) zu bilden. Zur Motivierung dieses Sch[rit]tes veröffentlichte er anonym die Schrift «Die S[e]zession» (Berl. 1881). Von den übrigen polit. u[nd] nationalökonomischen Schriften B.s sind besonde[rs] zu erwähnen: «Die Flitterwochen der Preßfreihe[it]» (Mainz 1848), «Erlebnisse aus der pfälz. Erhebun[g]» (Frankf. a. M. 1849), «Juchhe nach Italia» (Fra[nkf.] 1859), eine anonym erschienene Flugschrift, in w[el]cher B. die Deutschen aufforderte, den Kampf I[ta]liens gegen Österreich zu benutzen, um Deutschla[nd] durch Verdrängung Österreichs zu einigen; «M[on]sieur de Bismarck» (Par. 1868, deutsch, Bre[sl.] 1868), «Vertrauliche Briefe aus dem Zollpar[la]ment» (Bresl. 1870), «Zur Naturgeschichte d[es] franz. Kriegs» (Lpz. 1871), «Die Aufhebung der i[n]direkten Gemeindeabgaben» (Berl. 1871), «Die fü[nf] Milliarden» (Berl. 1873), «Die Arbeiterfrage un[ter] dem Gesichtspunkte des Vereinsrechts» (Stutt[g.] 1873), eine gegen den Kathedersozialismus gerichte[te] Streitschrift, welche eine Entgegnung Brentano[s] hervorrief: «Die wissenschaftliche Leistung des Herr[n] Ludwig Bamberger» (Berl. 1873). Weitere Schri[f]ten B.s sind: «Die Zettelbank vor dem Reichstag[e]» (Lpz. 1874), «Reichsgold» (1. bis 3. Aufl., Lp[z.] 1876), «Deutschland und der Sozialismus» (L[pz.] 1878), «Deutschtum und Judentum» (Lpz. 188[0]). Außerdem schrieb er für die von Walesrode hera[us]gegebenen «Demokratischen Studien» (seit 1860), [die] «Deutschen Jahrbücher» (1861—63) und seit 18[..] auch für die «Deutsche Rundschau», die «Allgeme[ine] Zeitung», «Unsere Zeit», «Die Gegenwart», «[Die] Tribüne» u. s. w.

Bambīno (ital.), kleines Kind; besonders be[...] so ein kleines, hölzernes, reichgekleidetes Christ[...] in der Kirche Ara coeli zu Rom, das für wun[der]thätig gehalten wird.

Bambocciaden werden in der Malerei [...] genannt, welche Gegenstände und Scenen de[s] [...] meinen Lebens auf grotesk-komische Weise [...] stellen, wie Jahrmärkte, Bauernfeste u. dgl. [...] Bezeichnung entnahmen zuerst die Italiener [...] niederländ. Maler Pieter van Laar, den sie [...] seines kindischen Wesens **Bamboccio** (d. h. [...]pelmann) nannten. Dieser war zwar nicht [...] der der Gattung (denn schon vor ihm hatten [...] ältere Breughel, die beiden Teniers u. a. der[...]chen Stoffe behandelt), verschaffte derselben [...] in Italien zuerst Eingang.

Bamboo (eigentlich die engl. Bezeichnung [...] Bambus), rohr- oder strohgelb gefärbte, ung[...] Thonwaren, die in Indien von den Eingeb[orenen] gefertigt werden.

Bamboukbutter (Shea- oder Galambutte[r]) ist ein Fett, welches aus den ölreichen Kernen [...]schiedener Bassia-Arten, die an der Westküste Afr[ikas] und in Indien wachsen, durch Ausschmelzen in [...]ßem Wasser gewonnen wird. Als Stammpflan[ze] gilt Bassia butyracea *Roxb.* und Bassia Park[ii] *Don.*, von andern wird Elais guinensis angegeben, was aber auf einer mehrfach vorgekommenen Ve[r]wechselung mit Palmfett beruht. In den [Pro]duktionsländern wird das frische Fett als [Nah]rungsmittel benutzt, bei uns dient es zur Sei[fen...]

[illegible]fabrikation. Es ist butterweich, weiß, [illegible]lich, auch einzeln rötlich gefärbt, schmilzt bei [illegible]° C. der B. ziemlich gleich und ebenfalls von [illegible]-Arten stammend sind die Fettarten, welche [im] Handel die Namen Mawah-, Choorie- und Phula[illegible]butter, Illipe-, Djave- und Noungouöl führen.

Bambuk, eine Plateaulandschaft Afrikas im [illegible] zwischen dem Senegal und dessen linkem [illegible] Faleme, westlich von Bondu und östlich [illegible] begrenzt. Das steile, gleich einer nur an einigen Stellen durchbrochenen Mauer zu 300 m [an]steigende Tambauragebirge durchzieht das Land von NW. nach SO. und entsendet westlich [zum] Faleme, östlich zum Bafing und Senegal eine [Men]ge, in der ersten Hälfte des Jahres fast ganz [illegible]ender Regenbäche und kleiner Flüsse. Die [illegible] der unter 12° 30′ bis 14° 15′ nördl. Br. lie[gende]n Landschaft ist sehr bedeutend. Zur Regen[zeit], welche vom Juli oder August ab vier Monate [illegible], treten Überschwemmungen ein, die zwar die [illegible] vorübergehend ungesund machen, den Boden [illegible] an Fruchtbarkeit dem Nilthale gleichstellen. [illegible] Mais, Hirse, Wassermelonen gedeihen üppig [ohne] besondere Pflege, daneben Palmen, Bania[nen] und wilder Wein. Die mit 1,5—2 m hohem [illegible]gras bewachsenen Ebenen begünstigen die [illegible], und neben den wilden Tieren des tropi[schen] [illegible] gedeihen Rinder und in den bergigen [illegible] Schafe. Die reichliche Vegetation gibt [illegible] Bienenschwärmen Nahrung, aus deren [illegible] berauschende Getränke bereitet werden. [Der] Hauptreichtum B.s besteht aber in seinen [illegible] und Goldwäschen. Alle Regenbetten, [das] Schwemmland längs des Faleme, ganz beson[ders] die Thäler, Ebenen und Flußbetten am Fuße [des] Tambauragebirgs sind reich an Goldsand, und [jedes] Dorf hat seine Goldwäschen in Gruben oder [natü]rlichen Wasserrinnen. Am bekanntesten sind [die] zu Netecho (Natakon); bei Kenieba betreiben die [illegible] selbst das Goldwaschen. Die schwarz[en] Einwohner gehören zum Mandingostamme [und] sind meist noch Heiden. Die einzige friedliche [Beschä]ftigung, welche sie neben der Jagd betreiben, [ist] Gold zu suchen, das sie, nebst dem Elfenbein [der] zahlreichen hier einheimischen Elefanten, [an die] Karawanen an die Europäer verhandeln. [Jedes] Dorf wird selbständig von erblichen Häupt[lingen re]giert. Das Land ward schon von den Por[tugiese]n im 15. Jahrh. besetzt, welche aber von den [illegible] vertrieben wurden. Ein Gleiches ge[scha]h den mohammed. Marabuts. Die geogr. [Erfors]chung B.s ging zuerst von der franz.-afrik. [Handel]sgesellschaft des 18. Jahrh. aus, welche [Niederl]assungen in Galam gründete. Von hier aus [illegible] 1716 der Baumeister Compagnon eine [illegible] Gegen die Mitte des 18. Jahrh. waren an [verschi]edenen Orten B.s kleine Comptoirs errichtet, [die] mittlerweile verloren gingen, aber in neuerer [Zeit], wie das zu Farabana-Lahubi, wiederherge[stellt] worden sind. Im 19. Jahrh. trugen Mungo [Park] und besonders der Major Houghton viel zur [Kenntn]is von B. bei. Seit 1858 schlossen die Fran[zosen Fre]undschaftsbündnisse mit den meisten Häupt[linge]n, die zum Teil die franz. Oberhoheit aner[kannte]n. Vgl. Raffenel, «Voyage dans l'Afrique [occide]ntale» (Par. 1846).

Bambusa (Bambus), eine von Schreber auf[gestel]lte Pflanzengattung aus der Familie der Grä[ser, de]ren Arten vorzugsweise den Tropengegenden angehören. Es sind ausdauernde holzige Pflanzen von baumartigem Wuchs, die in den Gegenden, wo sie einheimisch sind, oft förmliche Waldungen bilden. Die knotigen hohlen und sehr schlanken Stämme dieser baumartigen Gräser übertreffen an Höhe die in Deutschland wachsenden Laub- und Nadelhölzer. Die Blüten sind in Ährchen gestellt, welche in großer Anzahl zu einer Rispe von oft bedeutender Größe vereinigt sind, sie haben sechs Staubgefäße und einen dreiteiligen Griffel mit federigen Narben. Die wichtigste und bekannteste Art ist die vorzugsweise in Ostindien wachsende B. arundinacea *Willd.*; die Stämme derselben werden bis zu 25 m hoch und am Grunde etwa 20—30 cm dick und finden in der verschiedenartigsten Weise Anwendung; die ältern werden zum Baue der Häuser, die jüngern zur Anfertigung von Wirtschaftsgerät, zu Waffen u. s. w. verwendet. Ferner werden die hohlen ältern Stämme zu allerlei Gefäßen, Trögen, Rinnen umgearbeitet; auch benutzt man sie zur Versendung des sog. Röhrengummiguttis (s. **Gummigutti**). In Europa dienen die dünnern etwa 2—4 cm dicken Stämme als Spazierstöcke. In China wird aus den Bastfasern der jüngern Triebe ein sehr festes unter dem Namen «Chinesisches Seidenpapier» auch in Deutschland zum Abdruck von Holzschnitten, Lithographien u. s. w. benutztes feines Papier hergestellt.

An den Knoten älterer Halme der B. arundinacea finden sich eigentümliche Ausschwitzungen, die hauptsächlich (86 Proz.) aus Kieselsäure bestehen und an der Luft verhärten; sie haben einen zuckerartigen Geschmack, weshalb man sie auch **Bambuszucker** nennt; bekannter sind sie als **Tabascheer**, **Tabaschir**, **Tabazir**, unter welchem Namen sie in Europa beim Polieren und in der Porzellanfabrikation Anwendung finden. Ähnlich wie die B. arundinacea werden zahlreiche andere Arten benutzt, so die B. Guadua *Humb. et Bonpl.* und die B. Tagoara *Mart.* in Südamerika; bei einigen Arten, z. B. bei der letztern, befindet sich in den ältern Stengelgliedern eine süße, klare, wässerige Flüssigkeit, die getrunken werden kann. Von vielen Arten werden die jungen Triebe als Gemüse gegessen, so z. B. von den in Java wachsenden B. Apus *Schlecht.* und B. verticillata *Willd.*

Bamian, **Bâmijân**, Flecken und Paßort in Kabulistan, 87 km im WNW. von Kabul, an der Scheide der hohen Schneegebirge des Hindu-Kusch und des an den Hilmendquellen aufsteigenden Kuhi-Baba gelegen, sowie an der Hauptstraße und dem alten Karawanenwege von Kabul nach Turkistan, deren Schlüssel der Ort ist. Das sehr fruchtbare **Thal von B.** liegt nördlich von dem Hadschigalpasse, der, bis 3700 m hoch, von steilen, fast senkrechten Felswänden eingeschlossen, 14 km lang und kaum 2,5 km breit, den einzigen, für schweres Fuhrwerk und Artillerie gangbaren, sicher schon von Alexander d. Gr. benutzten Weg über den Hindu-Kusch bildet, und ist besonders auch merkwürdig wegen der Altertümer, die er umfaßt. Das Thal war ein Hauptort des Buddhakultus, wovon noch heute die verstümmelten riesenhaften Idole zeugen. B. wird samt den in Felsen gehauenen Idolen schon von den buddhistischen Mönchen beschrieben, die im 4. und 5. Jahrh. von China über Mittelasien nach Indien pilgerten. Die Bildsäulen befinden sich auf einem Hügel von ungefähr 90 m Höhe, in welchem ringsum, in unregelmäßigen

Stockwerken übereinandergetürmt, auf 11 km hin, eine große Menge Aushöhlungen oder Zellen angebracht sind, mit mancherlei Schnitzwerk versehen. Die männliche Bildsäule, Sang-Kal genannt, ragt 52, die weibliche, Schah Muna, 37 m empor. Beide haben eine natürliche Stellung und sind mit einer leichten Draperie überzogen. Von der männlichen Figur ist der wohlgeformte Mund noch vollkommen erhalten; bei der weiblichen fehlt der ganze obere Teil des Gesichts. Jede Bildsäule ist in einer tiefen Nische ausgehauen, die ebenfalls Schnitzwerk besitzt, auf welchem Fürsten und Fürstinnen und eine Menge symbolischer Darstellungen angebracht sind. Man steigt im Innern der Bildsäulen vermittelst einer in den massiven Stein gehauenen Wendeltreppe bis zum Haupte empor. Die beiden Thalwände sind von unzähligen (angeblich 12000) Grottenwerken durchlöchert und das ganze Thal außerdem übersäet mit sehr gut gebauten schlanken Türmen und Ruinen von Gräbern, Moscheen und andern Gebäuden der hier gelegenen spätern mohammed. Stadt Galgaleh, welche von Dschingis-Chan 1221 zerstört wurde. 15 km westlich von B. liegen die Ruinen der sog. Burg Zohak (aus schön gebrannten Ziegeln, frisch erhalten, von 25 m hohen Wällen umgeben), deren Erbauung dem fabelhaften Schlangenkönig Persiens gleiches Namens zugeschrieben wird. Die Burg diente zur Bewachung des wichtigen Passes. Man fand hier und im Thale B. in neuester Zeit eine große Anzahl Münzen, Ringe und andere Altertümer, die von Prinsep, Masson, Wilson, Wood u. a. beschrieben wurden.

Bamo, B'hamo oder B'han-mo, die bedeutendste Handelsstadt im Reiche Birma in Hinterindien, liegt am östl. Ufer des Irawadi unterhalb der Einmündung des Taing-Kiang-Lang-Hong und zählt 12—15000 E. Der sehr belebte Ort ist Hauptsitz des birman.-chines. Handels. Alljährlich treffen hier vom Oktober bis Mai (nur die Regenzeit unterbricht den Verkehr) die mit Seide, Manufaktur- und andern Waren beladenen Karawanen chines. Kaufleute, zunächst aus der Provinz Jünnan (deren Grenze fünf Tagemärsche ostwärts entfernt ist) und die flachen Boote der Birmanen mit ihren Baumwollballen und andern Produkten zusammen. Der Überwert der Baumwollausfuhr sowie der Wert des übrigen Exports findet seine Ausgleichung zum Teil durch Einfuhr von Quecksilber, Zink, Zinnober, Samt- und Seidenzeuge, Opium, russ. Tuch u. s. w., teils durch Zahlung in chines. Silber (Sj'-Szi-Silber) und Blattgold. Neben der Baumwolle kommen für den Export nach China noch in Betracht: Schmuckfedern, Serpentinstein oder Ju, Bernstein, fleischfarbener Feldspat zu Rangknöpfen, außerdem eßbare Vogelnester, Arekanüsse, Elfenbein, Rhinoceros- und Hirschhorn. Die Gesamtausfuhr wird auf 6—7 Mill. Mark, die Gesamteinfuhr an Waren auf 5—6 Mill. Mark geschätzt. Engl. Dampfer mit flachen Schleppschiffen vermitteln den Verkehr mit Rangun. Vgl. Bowers, «Bhamo-Expedition, deutsch von Merzdorf» (Berl. 1871).

Ban (frz.), soviel wie Bann; besonders das Aufgebot der Lehnsleute zur Heerfolge, entsprechend dem deutschen Heerbann (s. d.). Am meisten in Gebrauch war derselbe unter den Capetingern; das letztemal wurde er von Ludwig XIV. im Jahre 1674 angeordnet.

Bán oder Banus, entstanden aus dem slaw. Worte Pan, d. i. Herr (andere leiten es vom avarischen «Bochan» ab), war in frühern Zeiten Ti[illegible] und Würde der Befehlshaber mehrerer Grenzma[illegible]ken des ungar. Reichs, demnach ungefähr glei[illegible] bedeutend mit dem deutschen Markgraf. Die Ba[illegible] des vom Könige, aber nicht auf Lebenszeit ernan[illegible]ten und auf dem Reichstage beeideten B. war se[illegible] ausgedehnt, indem derselbe in den polit., juridisch[illegible] und militärischen Angelegenheiten die oberste G[illegible]walt fast unumschränkt übte. Der B. galt in sein[illegible] Bezirke, gleich dem Palatin in Ungarn, als [illegible] nächste nach dem König und hatte in Bezug a[illegible] Verwaltung und Gerichtsbarkeit dieselben Rec[illegible] und Pflichten wie jener. In Kriegszeiten führte [illegible] die Truppen seines Banats. Die bedeutendst[illegible] Banate waren die von Dalmatien, Kroatien, Sl[illegible]wonien, Bosnien, Macsow und Szörény. Die Gr[illegible]zen der einzelnen Banate wechselten häufig, ind[illegible] bald mehrere Banate vereinigt, bald Teile des ein[illegible] Banats zu einem andern geschlagen wurden. [illegible] vordringende türk. Macht verschlang allmählich a[illegible] Banate bis auf das von Kroatien. Aber auch [illegible] Macht dieses einzigen übriggebliebenen B. war se[illegible] beschränkt, da einen Teil seines Banats die Türk[illegible] einnahmen, einen andern die kaiserl. Militärkom[illegible]mandanten besetzten. Desto willkürlicher schalte[illegible] der B. in dem kleinen ihm gebliebenen Teile, b[illegible] endlich zu Anfang des 17. Jahrh. unter dem Ba[illegible] Joh. Draskovich der Umfang der Banalmacht durc[illegible] einen reichstäglichen Gesetzartikel näher bestimm[illegible] wurde. Der preßburger Reichstag von 1723 or[illegible]nete auch dieses Banat dem damals errichtet[illegible] ungar. Statthaltereirat unter, und durch die v[illegible] Maria Theresia 1746 bei Errichtung der Milit[illegible]grenze vorgenommene Trennung der Civil- u[illegible] Militärangelegenheiten wurden auch die Milit[illegible]angelegenheiten desselben unmittelbar dem wie[illegible] Hofkriegsrat untergeordnet. Dafür aber wurd[illegible] von Maria Theresia (1751) die von Leopold I. [illegible] eroberten ungar. Komitate Pózega, Verőcze [illegible] Syrmien ebenfalls unter die Verwaltung des [illegible]gestellt, doch sollten diese drei Komitate auch [illegible] Legaten in den ungar. Landtag entsenden und [illegible] ungar. Statthalterei untergeordnet bleiben. [illegible] diesen mannigfachen Umwandlungen bestand [illegible] zu neuerer Zeit die Macht und Würde des B. [illegible] Folgendem: Er war der dritte Reichswürde[illegible] Ungarns, ordentlicher Landesrichter, Vorsi[illegible] der königl. Tafel in Ungarn gleichgestellten [illegible] nur der Septemviraltafel untergeordneten [illegible]tafel, Mitglied des ungar. Statthaltereirats, [illegible]führer der Adelsinsurrektion und Inhaber [illegible] ersten und zweiten Banalgrenzregiments; er [illegible] ferner nach eingeholter königl. Bewilligung [illegible]landtage einberufen, bei denen ihm gesetzli[illegible] Präsidium zustand, vollzog in seinem Bezirke [illegible] Statthaltereierlasse und trug bei der Krönung [illegible] ungar. Könige den goldenen Reichsapfel vor. [illegible] die oktroyierte österr. Reichsverfassung vom [illegible] 1849, welche Kroatien, Slawonien und Dalm[illegible] zu einem eigenen Kronlande umschuf, war der [illegible] ganz unabhängig von Ungarn und selbständig[illegible] Statthalter in seinem Bezirke geworden, [illegible] derselben Machtbefugnis wie die Statthalter [illegible] übrigen Kronländer, mit Beibehaltung [illegible] alten Namens B. Seit dem Ausgleich mit [illegible]reich 1868 trat auch Kroatien in ein neue[illegible]hältnis mit Ungarn, und der B. wird unter [illegible]zeichnung des ungar. Ministerpräsidenten v[illegible]nig ernannt. Er ist Chef der kroat.-slaw. [illegible]

regierung, dem Landtage in Agram verantwortlich, steht in Landessachen unmittelbar unter der Krone und nimmt in gemeinschaftlichen kroat.-ungar. Staatsangelegenheiten am ungar. Ministerrate teil.

Banagium (mittellat.), Bannrecht, Mahlzwang.

Banal (vom franz. ban abgeleitet) hieß in der Sprache des Lehnrechts eine Sache, die der Lehnsherr seinen Vasallen zur Benutzung gegen gewisse Gegenleistungen überlassen hat. Dann bedeutet das Wort auch figürlich etwas, das jedermann zum freien Gebrauche überlassen wird, und ferner alles das, was durch häufige Anwendung trivial geworden ist.

Banalgrenze heißt der südlich vom Banate auf beiden Donauufern belegene Teil der ehemaligen österr. Militärgrenze, welcher 2754 qkm groß ist und im W. von dem Bezirke des titler Grenzbataillons, im O. von Siebenbürgen begrenzt wird. Die B. wird von den westl. Ausläufern der hier an Naturschönheiten besonders reichen Transsylvanischen Alpen durchzogen und besitzt ein vortreffliches Straßennetz, welches während der Zeit der Zugehörigkeit zur Militärgrenze ausgebaut worden ist. Im äußersten Osten der B. liegt das berühmte, schon zur Römerzeit viel besuchte Herculesbad in dem wilden Felsenthale der Mehadia. Die Bewohner (etwa 115000) heißen Banalisten und sind der Abstammung nach Kroaten, zum Teil auch Griechen. Das Land erzeugt namentlich Getreide, Wein und Federvieh (Truthühner).

Die B. war seit dem Passarowitzer Frieden mit dem temesvarer Banate (den Komitaten Torontal, Temes und Krassó) verbunden, wurde jedoch durch die österr. Reichsverfassung vom 4. März 1849 von Ungarn abgetrennt und mit dem neuen österr. Kronlande «Wojwodschaft Serbien und Temeser Banat» vereinigt. Im Dez. 1860 wurde dieses Kronland dem ungar. Mutterlande wieder einverleibt; doch verblieb die B. im Verbande der österr. Militärgrenze (s. d.) und bildete zwei Regimentsbezirke derselben, deren jeder in 12 Kompagniebezirke geteilt war. Hauptort des 1. Banalregiments war Glina, der des 2. Petrina. Inhaber der Banal-Grenzregimenter war stets der Banus von Kroatien und Slawonien, welchem die gesamte Militärgrenze seit 1746 in militärischer Hinsicht unterstellt gewesen ist.

Banána-Inseln, eine kleine zur Krone England gehörige Inselgruppe an der Sierra Leoneküste Westafrikas, in 8° 8' nördl. Br., beim Kap Schilling; die größte, **Bananas**, mißt 7 und 1,5 km. Die B. sind höchst fruchtbar; das Klima ist ein sehr gesundes, sodaß sie für die etwa 50 km entfernte Sierra Leone-Kolonie das Sanitarium bilden.

Banánen heißen in den Tropengegenden die Früchte der Pisangpflanze, **Musa paradisiaca** *L.*, welche eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Tropenbewohner bilden. Diese ihrer Form nach unsern Pflaumen ähnlichen, jedoch größern Früchte haben ein angenehm süßliches, mehlreiches Fleisch und gewähren sowohl roh als geröstet oder in Butter gebraten eine nahrhafte, gesunde und wohlschmeckende Speise. (S. **Musa**.)

Bananenstroh (die Blätter von Musa paradisiaca), einer der vielen Stoffe, die man für die Papierfabrikation nutzbar zu machen gesucht hat.

Banát oder **Bánság** bezeichnet im Ungarischen im allgemeinen eine Grenzprovinz oder jede Gegend, über die ein Ban (s. d.) herrscht, in ähnlicher Weise wie in Deutschland das Wort Mark. Die verschiedenen B. aber gingen in den langen Türkenkriegen ein, und nur das Königreich Kroatien behielt seinen Ban, ohne nach ihm genannt zu werden. Umgekehrt erhielt das Temeser B. diese Benennung nach dem Passarowitzer Frieden, ohne jemals einen Ban gehabt zu haben. Dieses sog. B. umfaßt die Komitate Torontal, Temes und Krassó. Infolge einer kaiserl. Bestimmung vom 18. Nov. 1849 wurde dasselbe thatsächlich von Ungarn getrennt und ein neues österr. Kronland unter dem Titel: die Serbische Wojwodina und das Temeser B., geschaffen, zu welchem außer den drei genannten Komitaten noch das bácser Komitat (die Wojwodina) genommen wurde. Dieses Kronland bestand sodann aus den fünf Kreisen: Temesvár, Lugos, Großbecskerek, Zombor und Neusatz. An der Spitze desselben stand die serbisch-banatische Statthalterei in Temesvár, die dem Ministerium in Wien unmittelbar untergeben war. Infolge des Oktoberdiploms von 1860 wurde dieses Kronland aufgehoben und das B. wieder mit Ungarn vereinigt. Das alte Temeser B. enthält mit der Banalgrenze (s. d.) 28040 qkm, ist im O. und SO. gebirgig, im N., W. und SW. flach und morastig, aber durchgehends stark bewässert und sehr fruchtbar. Es wird von der Theiß im W., von der Donau im S., von der Maros im N. und von dem Gebirgszuge, der Ungarn von der Walachei und Siebenbürgen trennt, im O. begrenzt. Seines milden Klimas wegen schon bei den Römern beliebt, die hier einige Städte anlegten, schmachtete es später lange unter türk. Joche und wurde ganz entvölkert, bis es Österreich 1716 zurückeroberte. Anfangs stand das B. allein unter Militärverwaltung. Maria Theresia führte im J. 1751 die Civilverwaltung ein und berief zur Kolonisierung der königl. Kameralgüter deutsche Einwanderer aus den Rhein- und Moselgegenden und Schwaben herbei (1763—65, 1768—71), welche das Land in Blüte brachten. Die übrige Bevölkerung ergänzte sich aus Magyaren, Rumänen (Walachen), Serben (Raizen), Bulgaren, Zigeunern und Juden. Das B. ist einer der reichsten Teile Ungarns. Weizen wächst überall in Fülle, desgleichen Tabak, Hirse, Gerste, Hafer, Raps, Kukuruz, Nüsse, Kernobst. Der Weinbau ist weniger ergiebig, liefert aber ein gutes Produkt; an Federwild findet sich Überfluß; die Flüsse sind sehr fischreich. Die Bergwerke geben einige Ausbeute an Gold, Silber, Zink, mehr an Eisen und Kupfer; doch der größte Schatz des B. besteht in Steinkohlen (namentlich in Steyerdorf). Unter den Mineralquellen nehmen die berühmten Bäder von Mehadia (s. d.) den ersten Rang ein. Die Gesamtbevölkerung des B. belief sich 1880 auf 1235181 Seelen, der Religion nach Katholiken (römische und griechische), Griechisch-Orientalische, Lutheraner, Reformierte und Israeliten. In dem letzten Dezennium hat der Wohlstand des B. durch Mißwachs und Überschwemmungen viel gelitten; desgleichen haben Epidemien (Cholera, Diphtheritis u. a.) und Auswanderungen die Bevölkerung erheblich herabgemindert. Die Hauptstadt des B. ist Temesvár (s. d.). Merkwürdige Punkte sind die Veterani-Höhle und das Eiserne Thor (s. d.). Vgl. Griselini, «Versuch einer natürlichen und polit. Geschichte des Temeser B.» (Wien 1785); Böhm, «Geschichte des Temeser B.» (2 Tle., Lpz. 1861); Schwicker, «Geschichte des Temeser B.» (2. Aufl., Pest 1872).

Banausisch (vom griech. βαναυσία, das Handwerk) bedeutet eigentlich handwerksmäßig, im Gegensatz zur freien und schönen Kunst; dann auf die Gesinnung übertragen: philisterhaft, engherzig, kurz alles dem Edeln und Freisinnigen Entgegengesetzte.

Banc Abegg, eine nach ihrem Erfinder benannte, in der Baumwollspinnerei beim sog. Schweizersystem zur Anwendung kommende Vorspinnmaschine.

Banco (ital.) war sonst im Handelsverkehr zunächst gleichbedeutend mit Bank (das neuere ital. Banca); dann bezeichnete das Wort aber auch die Bankvaluta, die Geldwährung, in welcher eine Bank ihre Rechnungen führte und Zahlungen leistete, namentlich wenn dieselbe von der gewöhnlichen Landeswährung verschieden war. In Deutschland verstand man unter B. zumeist das hamburger Bankgeld, eine nicht durch Münzen vertretene Valuta, in welcher ursprünglich $27\frac{3}{4}$ Mark (Bankmark, Mark Banko) eine (kölner) Mark fein Silber betrugen, seit 1. Juli 1868 aber $59\frac{1}{3}$ Mark ein deutsches Pfund oder ein halbes Kilogramm fein Silber (was fast genau das Nämliche war), sodaß die Bankmark = 1 Mark 51,685 Pf. deutsche Reichswährung (die neue deutsche Goldmark zu $\frac{1}{3}$ Thlr. vorherige norddeutsche Währung gerechnet) oder ziemlich genau $15\frac{1}{6}$ Silbergr. vorherige norddeutsche Währung = $53\frac{1}{10}$ Kr. frühere süddeutsche Währung = $75\frac{5}{6}$ Neukreuzer österr. Silberwährung = 1,264 Mark oder 1 Mark 4 Schill. $2\frac{7}{10}$ Pf. früheres hamburger Courantgeld (geprägte hamburger und lübecker Münze, das frühere Geld des hamburger Kleinverkehrs und die vorige lübecker Währung) ist. Die Bankmark wurde in 16 Schill. zu 12 Pf. eingeteilt, wie die Mark des hamburger Courantgeldes. Die hamburger und altonaer Kaufleute führten alle ihre Rechnungen in dieser Banco-Valuta, welche gegen hamburger Courant ein veränderliches Aufgeld von 20—25 Proz. genoß. Sie hat mit Einführung der jetzigen deutschen Reichswährung zu bestehen aufgehört, und 15. Febr. 1873 ist gesetzlich diese letztere in Hamburg an ihre Stelle getreten. Ein besonderes Bankgeld hatte früher auch Schweden, wo 8 Thlr. Banco = 3 Thlr. Silber oder Spezies = 12 Thlr. Reichsmünze der andern vorigen Währungen waren, der Thaler Banco = 1 Mark $72\frac{1}{8}$ Pf. deutsche Reichswährung, und der Thaler (Reichsthaler) aller dieser Währungen in 48 Schill. zu 4 Stübern (vor Mai 1845 der Schilling in 12 Rundstücke) geteilt wurde. Die gedachten schwed. Valuten haben 1874 der neuen skandinav. Goldwährung Platz gemacht, der Rechnung nach Kronen (s. d.) zu 100 Öre. Ferner hatte Genua früher ein eigentümliches Bankgeld, und man nannte die daneben im gemeinen Verkehr übliche Rechnungswährung ehemals «fuori di banco», d. h. «außerhalb der Bank».

Bancroft (George), hervorragender amerik. Geschichtschreiber und Diplomat, geb. 3. Okt. 1800 zu Worcester in Massachusetts als Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Aaron B., bezog im Alter von 13 J. die Universität Cambridge (Harvard-College) und begab sich 1818 nach Deutschland, um zunächst in Göttingen seine Studien fortzusetzen, promovierte 1820 als Doktor der Philosophie, wandte sich dann nach Berlin und unternahm 1821 eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, auf welcher er unter andern Goethe in Weimar besuchte. Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Italien
B. über Marseille nach Amerika zurück. Er
jetzt die Stelle eines Lehrers der griech. Spra
der Universität zu Cambridge an, gründete
bald darauf in Gemeinschaft mit Cogswell 18
Northampton eine eigene Lehranstalt, die
hillschule. Um diese Zeit veröffentlichte er eine
setzung von Heerens «Ideen über Politik, den
kehr und den Handel der vornehmsten Völke
alten Welt». Schon nach einigen Jahren
indes seine Schule auf und widmete sich
schließlich der Geschichte der Vereinigten Staate
der Politik, in welcher er, seine bisherige
dung mit den Whigs aufgebend, sich der
demokratischen Partei anschloß. Er erhielt
zur Belohnung 1838 vom Präsidenten van
die wichtige Stelle eines Collector of Cu
(Oberzolldirektors) des Hafens von Boston.

Als Polk 1845 den Präsidentenstuhl bestieg,
nannte er B. zum Marineminister, als welcher
eine Sternwarte in Washington und eine Mar
schule in Annapolis gründete. Im Herbst
wurde er von Polk als außerordentlicher Gesa
und bevollmächtigter Minister nach England
schickt, wo er bis 1849 verblieb. Seinen Aufent
in London benutzte er zu umfassender Durch
schung der archivalischen Quellen für die Geschi
Amerikas und namentlich der amerik. Revoluti
Von London wandte er sich auch mehrmals
Paris, wo er, von Guizot, Mignet und Tocque
unterstützt, seine Forschungen in den Archiven
setzte und reiche Ausbeute fand. Seit 1850 in
Stadt Neuyork und im Sommer in dem Bade
Newport wohnend, widmete B. sich ausschließ
der Vollendung seiner «History of the United S
tes» (Bd. 1—10, Bost. 1834—74; deutsch
Kretzschmar und Bartels, Lpz. 1845—75), bis er
Mai 1867 vom Präsidenten Johnson zum
sandten für Preußen und den Norddeutschen Bu
ernannt wurde. Durch B.s Vermittelung kam
Vertrag vom 22. Febr. 1868 zwischen den Verein
ten Staaten und dem Norddeutschen Bunde
Stande, durch welchen die Staatsangehörigkeit
Auswanderer geregelt wurde. Während des
den Sommers schloß er im Auftrage seiner Re
rung ähnliche Verträge mit Bayern, Württemb
Baden und Hessen ab. Nach Wiederaufrichtung
Deutschen Kaiserreichs verblieb B. in seiner
lung bis 1. Juli 1874, kehrte hierauf in seine
mat zurück und lebt seitdem in Washington.
der bedeutendste Darsteller der amerik. Geschi
Das obengenannte Werk ist die Arbeit und
Frucht seines Lebens; es führt die Ereignisse
zum Ende des Unabhängigkeitskriegs 1782.
Jubelausgabe desselben erschien zur hundertjähri
Feier der Unabhängigkeitserklärung 1876 in
Bänden ohne Anmerkungen.

Band (gewebtes), s. Bandfabrikation.

Band heißt in der Architektur ein kleines,
breites und nur wenig vorladendes, aber fortla
fendes Glied, welches zwei größere Glieder mit
ander verbindet. Es findet sich vorzüglich an
simsen, kommt aber auch auf Säulenschäften
Binde vor. — Ein fliegendes Band, Spr
band, Nachbildung eines wirklichen verschlungen
gewebten B., wird oft ornamental in der Pla
und Malerei verwendet und hat dann meist
Zweck der Aufnahme einer Inschrift.

Bandage, s. Binde und Verband.

Banda-Inseln, ein kleiner, zwischen 3° 50′ und 4° 40′ südl. Br. gelegener, zu den Molukken gehörender Archipel, welcher seit 1866 mit dem östlichen Teile der Insel Ceram, den Aru-Inseln, der Tenimber- oder Timor-Laut- und der Babber-Gruppe eine zu der niederländ.-ostind. Residentschaft Amboina gehörende Assistent-Residentschaft bildet. Der Banda-Archipel enthält die beiden Hauptinseln Lonthoir oder Großbanda und Neira, häufig auch nur Banda genannt, sowie die kleinern und unbedeutendern, teilweise unbewohnten Pulo-Run, Pulo-Aij, Pulo-Rozinghain u. a., mit zusammen 44 qkm. Alle bestehen aus plutonischem und vulkanischem Eruptivgestein, erheben sich teilweise sehr hoch, haben ein steil und schroff abfallendes, nur an einzelnen Stellen zugängliches Ufer, sind aber mit dem schönsten und üppigsten Grün bedeckt. Den Mittelpunkt des Archipels bilden das 8 km lange und 4 km breite Neira; das südlich von diesem gelegene, nicht breitere, aber gegen 15 km lange, bogenförmig gekrümmte Lonthoir sowie der vom Westende Neiras nur durch eine sehr schmale und untiefe, kanalartige Straße, das sog. Zonnegat getrennte, sich unmittelbar und ohne Küstensaum, in regelmäßigster Kegelform bis zu 532 m über das Meer erhebende, sehr häufig thätige und stets Rauchwolken ausstoßende Vulkan Gunong-Api (d. h. Feuerberg). Neira und Lonthoir schließen ein unregelmäßig ovales Seebecken ein, in das ein westlicher schmälerer und ein östlicher breiterer Eingang führen. Die Lage beider Inseln wie des ganzen Archipels ist von großer malerischer Schönheit. Erdbeben kommen daselbst häufig vor und haben nicht selten große Verwüstungen angerichtet; eins der heftigsten war das 1852, wo die Erde vom Nov. bis Jan. 1853 nicht zur Ruhe kam. Bei den Stößen am 26. Nov. stürzten fast alle Häuser ein und fanden Hunderte von Menschen den Tod. Die Fauna der B. ist auffallend arm, namentlich an Wirbeltieren. Außer einigen Fledermausarten kommen keine Säugetiere vor und auch weniger Vögelarten als anderswo in den Molukken. Die Flora ist gleichfalls nicht sehr reich an Arten. Wichtigste Kulturpflanzen sind der Muskatnußbaum, die Schatten gebende Canarie, die Kokos- und Sagopalme. Die Bevölkerung besteht aus etwa 500, der überwiegenden Mehrzahl nach daselbst geborenen Europäern und Mischlingen von Europäern mit Malaien, 5900 größtenteils von eingeführten Sklaven aus allen Gegenden des Indischen Archipels abstammenden, meistens ebenfalls christl. Eingeborenen, 150 Chinesen und wenigen Arabern. Hauptort ist die an der Südküste von Neira gelegene Stadt Banda, Sitz der niederländ. Behörden, mit einem Freihafen, den Forts Nassau und Belgica, einer prot. Kirche, einer Schule, Regierungsmagazinen u. s. w.

Die B. wurden 1511 von den Portugiesen unter Antonio de Abreuw entdeckt. Später (1521) knüpften dieselben dort unter Garcio Henriques und Antonio da Britto Handelsbeziehungen an. Ihnen folgten die Holländer (1599) unter J. van Heemskerk und W. van Waerwyk. Die Ermordung ihres Admirals Verhoeven mit 45 seiner Mannschaft (1609) gab den Holländern die Veranlassung, die ursprüngliche, sich auf 15000 Seelen belaufende, aus Alfuren bestehende Bevölkerung dieser Inseln systematisch auszurotten. Seit 1626 in den vollkommenen, ihnen nicht mehr bestrittenen Besitz derselben gekommen, machten sie die Gewinnung und den Verkauf der Muskatnüsse zu einem Monopol der Regierung. Zu diesem Zwecke wurden auf Neira 3, auf Lonthoir 25 und auf Pulo-Aij 6 großartige Plantagen (holländ. Perken) von Muskatnußbäumen angelegt und an gewisse Personen (holländ. Perkeniers) in einer Art von unter Zustimmung der Regierung auch an nicht Erbberechtigte übertragbaren und selbst verkäuflichen Erbpacht zur Verwaltung übergeben. Jedem einzelnen Perke wurde eine bestimmte Anzahl zu demselben gehöriger und von ihm nicht zu trennender Sklaven der Regierung zugefügt. Die Perkeniers aber waren verpflichtet, den ganzen Ertrag ihrer Ernte an Muskatnüssen und Muskatblüte gegen festgesetzte Preise an die Regierung abzuliefern. In diesem Verhältnisse trat zuerst seit 1. Jan. 1860, wo die Sklaverei in Niederländisch-Indien und somit auch das Institut der Perkhörigen auf Banda aufhörte, eine wesentliche Veränderung ein. Wenige Jahre später aber (1864) wurden Übergangsmaßregeln getroffen, um das Regierungsmonopol der Gewinnung und des Verkaufs der Muskatnüsse gänzlich aufhören zu lassen. Dieses letztere findet seit 1. Okt. 1873 statt. Die Produktion belief sich 1877 auf 210175 kg Nüsse und 38487 kg Blüten; der Wert der Ausfuhr wurde auf 4336067 Mark berechnet.

Bandanadruck, Bandanasdruck, Bandanendruck (frz. bandanos, bandannes, engl. bandanas, bandannas), ein Verfahren des Zeugdrucks (s. d.), welchem dasselbe Prinzip zu Grunde liegt, das seit langer Zeit im Orient zur Herstellung weißer Muster auf gefärbten Zeugen angewendet wird und darin besteht, daß diejenigen Stellen des Zeugs, welche die Farbe nicht annehmen sollen, vor dem Einbringen in die Farbbrühe mit Schnüren fest zusammengebunden und nachher gepreßt werden. Von dieser primitiven Methode unterscheidet sich das neuere, die Nachahmung der berühmten ostindischen Bandanastücher bezweckende Verfahren dadurch, daß weiße oder hellfarbige Muster auf dunklem, meist türkischrotem Grunde durch stellenweise Zerstörung des Farbstoffs mittels bleichend wirkender Agentien hervorgebracht werden. Gewöhnlich wird der Stoff in 10—14facher Lage zwischen zwei genau sich deckende Bleiplatten gelegt, die an bestimmten Stellen, den farblosen Stellen des Musters entsprechend, mit Punkten oder Linien durchbohrt, resp. durchschnitten sind. Man preßt die Platten unter einer hydraulischen Presse stark gegeneinander und läßt dann eine mit Schwefelsäure angesäuerte Lösung von Chlorkalk hindurchsickern, wodurch der Farbstoff in den freiliegenden Partien zerstört und ein scharf abgegrenztes Muster erzeugt wird.

Banda-Oriental, s. Uruguay.

Bande nennt man im Gegensatz zu Komplott die Vereinigung mehrerer Personen zur Verübung einer noch ungewissen Zahl von Verbrechen überhaupt oder einer gewissen Art. Während andere Gesetze Strafandrohungen gegen B. als solche enthalten (z. B. das französische und italienische in dem Begriff der Association de malfaiteurs), berücksichtigt das deutsche Reichs-Strafgesetzbuch die B. nur insofern, als die »bandenmäßige« Verübung von Raub und Diebstahl nach den §§. 250[2] und 253[6] als qualifizierter Fall aufgefaßt wird.

Bandel (Jos. Ernst von), deutscher Bildhauer, bekannt als der Schöpfer des Hermanns-Denkmals, geb. 17. Mai 1800 zu Ansbach, besuchte die höhere

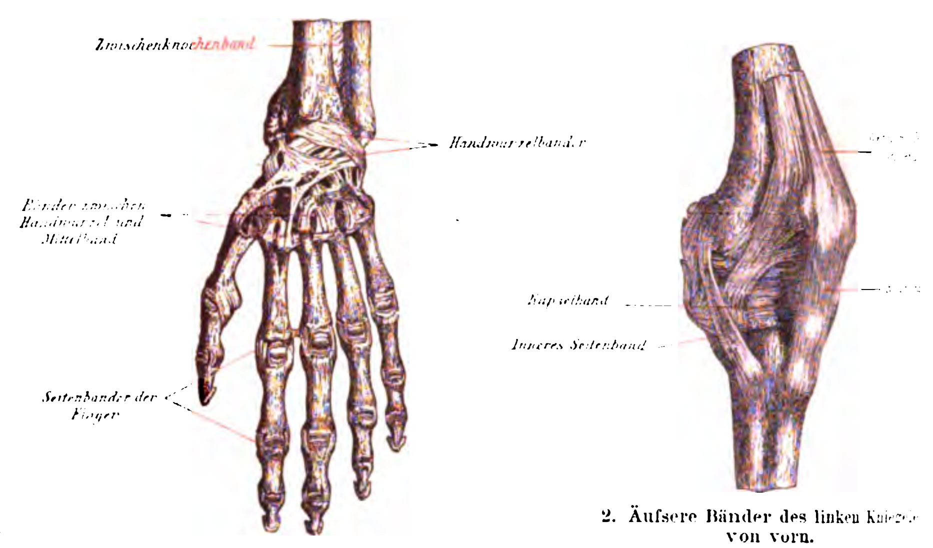
Realschule zu Nürnberg, dann die Kunstakademie zu München und lieferte 1820 für die dortige Kunstausstellung gelungene Arbeiten, wie z. B. einen liegenden Mars. Nachdem er hierauf mehrere Jahre in Nürnberg und Rom gearbeitet, kehrte er 1827 nach München zurück und begründete hier seinen Ruf durch eine Reihe bedeutender Werke. Dahin gehören eine Charitas und namentlich viele gelungene Porträtbüsten, darunter die des Königs Maximilian Joseph von Bayern, des Domenico Quaglio, des Hofmalers Stieler, des Oberbaurats Gärtner. B. wandte sich 1834 nach Berlin, um dort die Ausführung eines großartigen Denkmals Hermanns des Cheruskers vorzubereiten und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe nach Hannover, wo er, außer verschiedenen Arbeiten zur Ausschmückung des königl. Schlosses und für Kirchen, das Gipsmodell zur Statue König Wilhelms IV. (für Göttingen) und das zu der Kolossalstatue Hermanns fertigte. Anfang 1838 siedelte er nach Detmold über und begann alsbald mit der Gründung des Unterbaues zu dem letztgenannten Denkmal und führte denselben bis 1846 zu Ende. Als jedoch die Fortführung durch die Zeitumstände unmöglich gemacht wurde, wandte er sich wiederum nach Hannover, wo er fortwährend für die Herstellung des Hermannsdenkmals thätig war. Doch erst 1862 trat für diesen Zweck in Hannover ein Verein zusammen, unter dessen Mitwirkung er die Arbeiten wieder mit Entschiedenheit aufnahm; da er aber keinen Künstler oder kunstfertigen Kupferschmied fand, der die Arbeit nach seinem 2,85 m hohen Modell in zehnfacher Vergrößerung unternehmen konnte, so unternahm er sie selbst und arbeitete mit Aufopferung seines Vermögens weiter fort, bis ihm 1871 aus Reichsmitteln 10000 Thlr. bewilligt wurden. Auf diese Weise wurde es ihm endlich 1. Juli 1875 möglich, das großartige Hermanns-Denkmal (s. d.) zu vollenden. Am 16. Aug. 1875 fand unter großen Feierlichkeiten die Enthüllung des Denkmals statt. Bei dieser Gelegenheit erhielt B. vom Kaiser Wilhelm ein lebenslängliches Jahrgehalt von 12000 Mark und nach seinem Tode die Witwe ein solches von 6000 Mark bewilligt. Von seinen übrigen Werken, welche er während seines Aufenthalts in Detmold und Hannover ausführte, sind noch zu nennen: eine sich schmückende Venus, ein reicher Taufstein für die Petrikirche in Hamburg, eine lebensgroße Thusnelda in röm. Gefangenschaft, ein Relief für das Militärhospital und die Standbilder von Shakspeare und Goldoni für das Theater zu Hannover. B. starb 25. Sept. 1876 auf dem Gute seines Stiefbruders zu Neubegg bei Donauwörth und wurde in Hannover beerdigt.

Bandelier (frz. bandoulière) heißt unter den militärischen Ausrüstungsstücken der breite lederne Riemen, welcher von der Schulter über Brust und Rücken getragen wird, um die Patronentasche, bei den Reitern noch den Karabiner, bei der Infanterie auch den Säbel oder das Bajonett daranzuhängen. Der Gebrauch der B. fällt mit der Einführung der Feuergewehre als Kriegswaffen zusammen. Die Arkebusiere und Musketiere trugen an einem B. 12—15 hölzerne Röhren oder Pfeifen, in deren jeder ein Schuß Pulver war. Unten am B. waren eine blecherne Flasche mit Zündpulver, ein lederner Beutel mit Kugeln und ein Stück Lunte befestigt. Statt dessen benutzte man späterhin die am B. angebrachte Patronentasche. Die auf der Brust sich kreuzenden B., welche diese beschweren, sind jetzt [bei] den meisten Armeen abgeschafft. Der Säbel [oder] das Bajonett, bei der Infanterie auch zwei klein[e] Patronentaschen statt der einen großen, werden [an] einem Koppel um den Leib getragen. Nur [die] Kavallerie hat meist die Anbringung der Patron[en]tasche am B. als zweckmäßiger beibehalten.

Bandelkand, Bandēlakhand (engl. Bu[n]delkund) oder das Land der Bandela, eine p[olit.] Agentschaft der zu der indobrit. Präsidentschaft Be[n]galen gehörenden Provinz Centralindien (Cent[ral] India), besteht in einem Stufenlande, welches [sich] im W. und SW. an das Plateau Malwa und [das] Vindhjagebirge, im O. und SO. an die Terrassen [von] Baghelkand anschließt, im S. in die dekanischen P[la]teaus von Amarakantaka (Omerkuntuk) und Go[nd]wana übergeht und sich mit einer heißen, dürr[en] Ebene bis zum Gangeszufluß Dschamna herabsen[kt,] dem es den Sindh (an der Westgrenze), Betwa, Ke[n] und Tamasa (an der Ostgrenze) zusendet. Bestimm[te] polit. Grenzen hat dieses Übergangsland zu [den] Tiefebenen des Ganges erst in neuerer Zeit erha[l]ten, da es früher immer unter viele einzelne Häup[t]linge vom Radschputengeschlechte geteilt war. D[ie] durchbrechenden Flüsse gliedern das Land in ein[]zelne Parallelketten, die von Westen gegen Osten ziehen, nördlich stufenweise abfallen und vor dem völligen Eintritt in die Gangesebene in ein merk[]würdig zerrissenes Kegelland übergehen. Es ent[]steht so eine Landschaft voll einzelner Tafelberge, deren jeder eine natürliche Feste bildet. Die meisten Gegenden des Landes sind sehr fruchtbar, besonders die nördlichen, und gewähren alle Lebensbedürfnisse ohne viele Pflege. Die **Bandela** sind Radschputen, sprechen einen Sanskritdialekt und haben einen kri[e]gerischen Charakter. Erst den Begründern der Dy[]nastie des Großmoguls, Babur, Humayun und A[k]bar, gelang es, B. zu bändigen. Fortwährend [in]des behielt es seine einheimischen Hinduhäuptlinge, die nur selten den auferlegten Tribut zahlten. A[ls] Aureng-Zeybs zelotische Zerstörung der Hindutem[]pel auch in B. zu Empörungen rief, bildete sich [in] Panna und Kalindscher jener einheimische Födera[]tivstaat der Radschputen-Radschah, dessen glänzen[]des Oberhaupt, der Radschah Tschattersal [von] Panna, unter dem Titel Hindupati von B. am be[]kanntesten wurde. Sein Geschlecht erhielt sich lange, bis es der Maharattenübermacht am Ende des 18. Jahrh. weichen mußte, worauf 1804 nach der Vernichtung der Maharatten ganz B. der bri[t.] Herrschaft in der einen oder andern Weise unter[]stellt ward. Die Agentschaft umfaßt 9 Staaten und 25 Dschaghirs oder Lehnsherrschaften von [zu]sammen 27450 qkm mit 1278000 E.

Bandello (Matteo), ital. Novellendichter, ge[b.] 1480 zu Castelnuovo in Piemont, trat in den Do[]minikanerorden, wandte sich aber bald einer freiern Lebensart und dann in Rom und Neapel dem Stu[]dium der schönen Wissenschaften zu. Nachdem er [in] Mailand Pietro Gonzagas Tochter Lucrezia unter[]richtet, ging er nach der Schlacht von Pavia (1525) erst zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cesare Fregoso, dem er im Feldlager und an den Höfen ital. Fürsten Gefährte und Freund war. Nach dem Tode Fre[]gosos lebte er zu Agen bei dessen Familie, war[d] 1550 Bischof dieser Stadt und starb daselbst 1561. Seine «Novelle» (3 Bde., Lucca 1554; dazu nach seinem Tode Bd. 4, Lyon 1573), ein schlichtes [und] schmuckloses Gemälde der Sitten und des gesellige[n]





1. Bänder der linken Hand, Handrücken.

2. Äufsere Bänder des linken Kniegelenks von vorn.

Zwischenrippenbänder

Bandapparat des 1. u. 2. Halswirbels

Zwischenwirbelknorpel

Vorderes Längsband der Wirbelsäule

Zwischenrippenbänder

Hüftbein-Lendenband

Kreuzbein-Hüftbeinbänder

Stachel-Kreuzbeinband

Kapselband des Hüftgelenks

Hüftlochband

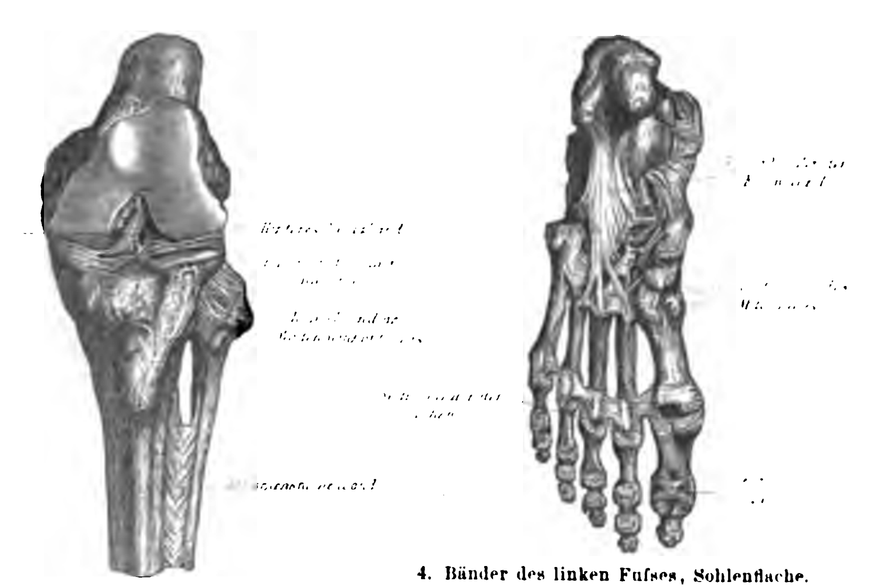
5. Bänder des obern Teils der Wirbelsäule.

Querband

Kreuzband

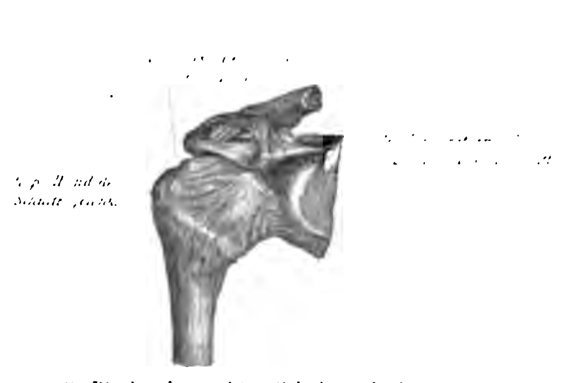
6. Bänder des Kopfgelenks, von innen.

7. Bänder des



7. Innere Bänder des linken Kniegelenks, von vorn.

4. Bänder des linken Fufses, Sohlenflache.



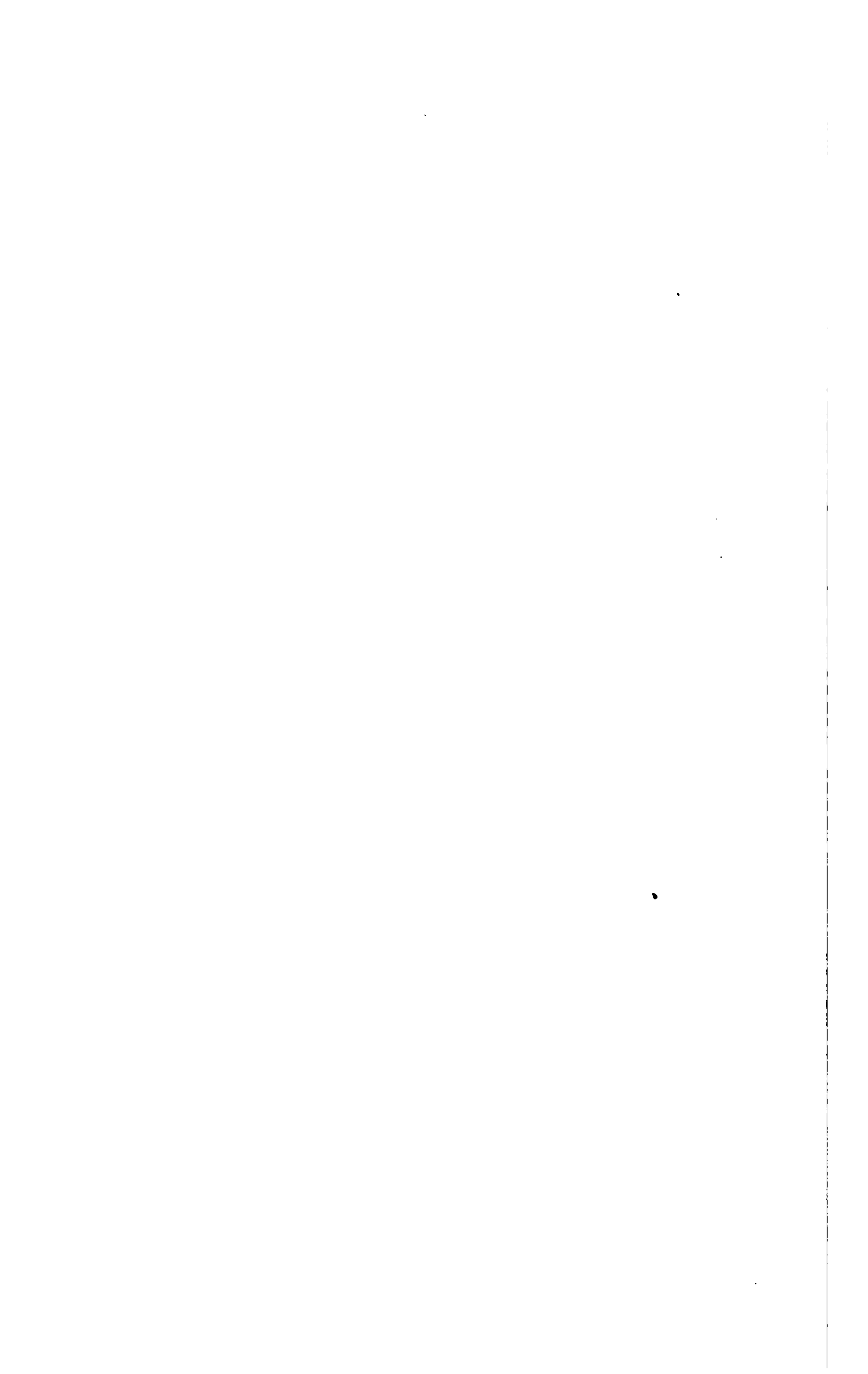
8. Bänder des rechten Schultergelenks, von vorn.



9. Bänder des linken Fufses, aufserer Fufsrand.

Wirbelsäule.

Zu Artikel: Bänder.



Lebens seiner Zeit, wurden in Italien viel gelesen und auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt, zeichnen sich aber weder durch Erfindung noch durch Stil aus und sind vielfach durch Obscönitäten verunstaltet. Nach mehrern verstümmelten erschienen erst im 18. Jahrh. wieder vollständige Ausgaben (4 Bde., Lond. 1740; 9 Bde., Lond. 1791—93; 9 Bde., Mail. 1813—14; 4 Bde., Turin 1853). In der deutschen Übersetzung von Adrian (3 Bde., Frankf. 1818—19) ist nur das Unanstößige gegeben. Von andern Werken B.s sind «Canti delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga» (Agen 1545), «Rime» (herausg. von Costa, Turin 1816) und eine Nachahmung der «Hekabe» des Euripides (herausg. von Ranzi, Rom 1813) gedruckt.

Bande noire, d. i. schwarze Bande, nannte man in der ersten Französischen Revolution Gesellschaften von Kapitalisten und Bauunternehmern, welche die als Nationaleigentum in Beschlag genommenen geistlichen Güter, die Besitzungen der Emigrierten sowie die durch Aufhebung der Fideikommisse und Majorate zum Verkauf gestellten Gebäude an sich brachten. Jenen schimpflichen Namen empfingen dieselben, weil sie gewöhnlich die alten, oft historisch merkwürdigen Baulichkeiten ohne alle Rücksicht auf Kunstwert und Geschichte abbrechen ließen, um die Materialien sowie den Grund und Boden in kleinern Abteilungen wieder zu verkaufen.

Bandenschmuggel nennt man im Zollstrafrechte die Kontrebande (s. d.) und die Defraudation (s. d.) in dem Falle, wenn drei oder mehrere Personen einen in der Ein-, Aus- oder Durchfuhr verbotenen oder einen in der Einfuhr zollpflichtigen Gegenstand durch wechselseitige Unterstützung verbotswidrig ein-, aus- oder durchzuführen (zu kontrebandieren) oder unverzollt einzuführen (zu defraudieren) sich vereinbaren und zu diesem Zwecke handelnd mitwirken. Vgl. Löbe, «Deutsches Zollstrafrecht» (Berl. 1881).

Bänder (ligamenta) nennt man in der Anatomie gewisse häutige oder sehnige Gebilde, welche die gegenseitige Verbindung der Knochen und Knorpel vermitteln, sie aneinander befestigen und ihnen gestatten, sich in bestimmten Richtungen bald mehr, bald weniger frei aneinander hin- und herzubewegen. Die Lehre davon heißt Bänderlehre oder Syndesmologie. Die B. bestehen aus sehnigen, gelblichweißen, oft silberglänzenden Faserbündeln, welche eine geringe Elasticität besitzen, daher nur langsam sich ausdehnen lassen, während sie bei plötzlicher starker Ausdehnung leicht zerreißen. Ihre Verwendung für den Mechanismus der Gelenke ist sehr verschieden. Entweder heften sie als platte, bandartige Streifen gewisse Knochen fest aneinander oder sie dienen der Abschließung der Gelenkhöhle, indem sie als solide Säcke (sog. Kapselbänder, ligamenta capsularia) die Gelenkenden zweier benachbarter Knochen miteinander verbinden, den Höhlenraum der Gelenke (s. d.) bestimmen und auf ihrer innern Fläche die sog. Synovialhaut tragen, welche die Gelenkflächen mit einer zähen, eiweißartigen Flüssigkeit, der Gelenkschmiere oder Synovia, zu versehen hat; andere B. streifen außerhalb des Gelenkraums in verschiedenen Richtungen über die Gelenkkapsel hinweg, teils zur Verstärkung der Gelenkverbindung (sog. Hilfsbänder, ligamenta accessoria), teils um die Beweglichkeit des Gelenks in einer bestimmten Richtung zu beschränken. Gewisse B. dienen auch zahlreichen Muskeln als Anheftungspunkt, wie namentlich die sog. Zwischenknochenbänder (ligamenta interossea) des Vorderarms und des Unterschenkels. Eine nicht minder wichtige Funktion kommt den sog. Muskelbändern oder Sehnenscheiden zu, welche teils die verschiedenen Muskeln und Muskelgruppen als starke glänzende Faserhäute überziehen und durch Scheidewände voneinander isolieren, teils gemeinschaftlich mit den Knochen, an welche sie sich anheften, die einzelnen Muskelsehnen dicht umhüllen und dadurch in ihrer Lage fixieren. Die Zerreißung der B. durch Fall, Stoß u. s. w. bedingt oft langdauernde Funktionsstörung des betreffenden Gelenks und erfordert immer eine sorgfältige Behandlung. (S. Verstauchen.) (Hierzu Tafel: Die Bänder des Menschen.)

Banderien wurden vormals in Ungarn die vom Adel zu stellenden berittenen Abteilungen genannt; jedes Stammgeschlecht folgte unter eigener Fahne (lat. banderium) dabei seinem Oberhaupte. Die Kriegsverfassung Stephans des Heiligen verpflichtete alle großen Grundbesitzer, auch die geistlichen, zur Stellung eines ihrem Besitze entsprechenden Banderiums. Wladislaw II. erneuerte 1492 die Banderialverfassung und bestimmte die gewöhnliche Stärke der B. auf 400 Reiter, die zur Hälfte Husaren, zur Hälfte schwere Reiter sein sollten. Man unterschied folgende B.: das königliche (die Leibwache), die B. der ungar. Krone (B. besoldeter hoher Beamten, z. B. des Palatins, des Banus von Kroatien, der Wojwoden, des Oberkapitäns der Szekler), die B. der Königinnen, der Prälaten, der weltlichen Herren, der Komitate und der königl. Freistädte. Nach der Schlacht von Mohács (1526) waren die B. fast vernichtet; es traten B. von 10—12 Reitern auf. Seit 1601 mußten deshalb alle Herren, deren B. schwächer waren als 50 Reiter, in die Komitatsbanderien eintreten. Die Türkenherrschaft machte schließlich der Banderialverfassung ein Ende; doch werden noch jetzt die bei festlichen Anlässen (z. B. zur Krönung, zum Empfange hochgestellter Personen u. s. w.) von den Komitaten entsendeten berittenen Deputationen B. genannt.

Banderilla (span.), Fähnchen, sodann die bei Stiergefechten gebrauchte und mit Fähnchen verzierte Lanze; Banderillero, der mit Banderillas versehene Stierkämpfer.

Banderole, aus dem Französischen entnommene Bezeichnung für Flagge, Lanzenfähnchen, Trompetenquaste, zuweilen auch für Gewehrriemen.

Bandfabrikation (frz. rubanerie, engl. ribbonweaving), derjenige Zweig der Weberei, der die Herstellung aller Arten von Bändern (Gewebe von 2 mm bis 20 cm Breite) umfaßt. Die Hauptmaterialien, welche zur Herstellung breiter Gewebe dienen, finden auch in der B. Verwendung; man begreift daher unter derselben insbesondere die Erzeugung leinener, baumwollener, wollener und seidener Bänder. Leinene Bänder werden in geringer Breite, die schmalsten nicht mehr als 6 mm breit, glatt, leinwandartig, seltener geköpert, entweder aus einfachem Leinengarn (Leinwandband) oder aus meist zweidrähtigem Leinenzwirn (Zwirnband) jetzt nur noch einfarbig hergestellt; bei den Zwirnbändern ist öfters nur die Kette Zwirn, während der Einschlag aus Garn besteht. Geköperte Leinenbänder der feinern Art bezeichnet man als Niederländer Band; Strippenbänder, eigentlich grobe geköperte Zwirnbänder, sind häufig

ganz aus Baumwolle. Schmale leinene Bänder, die eine besondere Festigkeit erhalten sollen, werden doppelt, schlauchartig, ähnlich den Lampendochten, gewebt. Die baumwollenen Bänder stehen an Festigkeit den leinenen, an Schönheit den seidenen (welche beide Arten sie oft bis zu großer Vollkommenheit imitieren) bedeutend nach, doch werden sie der Wohlfeilheit des Materials wegen in außerordentlicher Menge, und zwar sowohl glatt als geköpert, einfarbig wie gemustert, fabriziert. Feines leinwandartig gewebtes Baumwollband wird **Perkalband** genannt, baumwollenes Samtband, in der Art des Manchester gewebt und der Länge nach gerissen, kommt als unechtes Samtband, meist in schwarzer Farbe, vor. Wollene Bänder (**Harrasband**) werden teils glatt, teils geköpert und verschiedenartig gemustert aus Kammgarn erzeugt; in den halbwollenen ist nur der Einschlag reine Wolle, während die Kette entweder ganz aus Leinenzwirn oder aus Leinen, resp. Baumwolle mit Wolle gemischt besteht.

Am ausgedehntesten und mannichfaltigsten ist die Fabrikation der seidenen Bänder; die verschiedenen Arten der letztern sind in der Regel nach den Seidenstoffen benannt, denen sie in der Beschaffenheit des Gewebes gleichen. Die schönste Art der geköperten Seidenbänder sind die Atlasbänder, welche durch die auf der rechten Seite meist freiliegende Kette aus feiner Seide eine samtartig glatte, glänzende Oberfläche erhalten und in Breiten von 6 mm bis 15 cm vorkommen. Für die bessern Sorten der taftartig gewebten Bänder nimmt man zum Einschlag doppelte und mehrfache, doch nicht zusammengedrehte Fäden; Renforés sind gute Taftbänder, bei welchen die Einschlagfäden besonders dicht aneinander liegen. Die schwerste Sorte der Taftbänder sind die Ordensbänder, die eine starke Moirierung erhalten und bei denen die Kette (feine zweifädige Organsinseide) vermöge der gedrängten Lage der Fäden den Einschlag (einfädige Trama) auf beiden Seiten vollständig bedeckt. Außer diesen sind die schwersten die Gros de Naples, auch Gros de Tours oder französische Taftbänder genannt, die in Breiten von 1 cm und darüber vorkommen und bei denen die Kette aus doppelten, der Einschlag aus zwei-, drei- und selbst vierfachen Fäden besteht. Für die verschiedenen Sorten der eigentlichen Taftbänder gelten im Handel allerlei Benennungen, wie: Doubles, Fins Doubles, Passefin, Marcellin-, Fortband u. s. w. Geköperte Seidenbänder aus geringer Seide sind die Floret- und Frisoletbänder, deren Kette öfters sogar ganz oder teilweise aus Baumwolle besteht. Gazeband wird aus roher Seide, zuweilen mit Randstreifen aus gekochter Seide oder auch aus Baumwolle so lose gewebt, daß es wie fein gegittert erscheint; eine Sorte starken, schmalen Gazebandes, die in der Kette doppelte Fäden und an jeder Seite einen dünnen, ausgeglühten Eisendraht enthält, führt den Namen Drahtband und wird zu Putzarbeit verwendet. Nahezu zahllose Variationen zeigt die Ausführung der gemusterten Seidenbänder, in welchen auf einem Grunde von Atlas, Gros de Naples oder Gaze Streifen oder Figuren teils nur durch die Art der Fadenverbindung, teils auch durch den Wechsel der Farben hervortreten. Eine eigene Gattung der seidenen Bänder bilden die Samtbänder, die teils geschnitten, teils ungeschnitten in Breiten von 5—75 mm vorkommen. Zuweilen wird bei denselben ein Muster in der Art hervorgebracht, d
durch teilweises Aufschneiden der Noppen eine Fig
in ungeschnittenem Grunde entsteht. Bei den g
ringern Sorten der Samtbänder ist der Einsch
Baumwolle. Elastische Bänder werden erzeu
indem zu einzelnen Kettenfäden Kautschuk genom
men wird. Einige Arten von Bändern, unter d
seidenen besonders die sog. Modebänder, werd
auf gewöhnlichen Webstühlen hergestellt, indem
Stoff in voller Breite, mit aus starken oder do
pelten Kettenfäden gebildeten Längenstreifen, gew
und dann zu Bändern zerschnitten wird, deren je
zu beiden Seiten statt der Sahlleiste einen solch
Streifen erhält. Derartige Bänder sind indes n
sehr haltbar, da sie besonders beim Waschen d
Ausfasern unterliegen.

Das Weben der festkantigen Bänder geschi
jetzt meist auf der **Bandmühle**, auch Mühlstu
genannt, die sich von dem gewöhnlichen Webstu
für Baumwoll- und Seidengewebe namentli
dadurch unterscheidet, daß sämtliche Bewegung
durch die Umdrehung einer im hintern Teile d
Stuhls gelagerten, ein Schwungrad tragenden h
rizontalen Welle bewirkt werden, und zwar en
weder durch Handbetrieb, mittels der vorn b
findlichen Treibstange, oder durch Wasser-, we
Dampfkraft. Auf diesem Stuhle können je nach de
Breite der Bänder 8—40 oder noch mehr neben
einander gewebt werden. Die Kettenfäden sin
hier auf Spulen gewickelt, deren ebenso viele vo
handen sind, als Bänder gleichzeitig gewebt werde
sollen, zuweilen sogar mehr, da es bei sehr breit
Bändern nötig wird, die zu einem Bande bestimm
Kette auf zwei, selbst drei Spulen zu verteilen.
dem schnellen Gange dieser Bandwebemaschine v
mag ein einziger Arbeiter je nach der Art der Bä
der bis zu 450 m pro Tag fertig zu bringen.
kleinern Werkstätten oder auch für Bänder, der
Herstellung eine Sorgfalt der Behandlung beding
wie sie bei dem schnellen Gange der Bandmühl
nicht gefordert werden kann, ist noch jetzt der Ba
macherstuhl sowie der Handstuhl in Gebrau
Der erstere (auch **Schubstuhl** genannt, weil die
Schützen bewegende Treiberlatte mit der Hand g
schoben wird) ist meist nur für Samtband gebräuch
lich und liefert gleichzeitig 2—20 Bänder oder au
die doppelte Anzahl, wenn die Ketten in zwei Reihe
untereinander derart angeordnet sind, daß je
Band der untern Reihe sich unterhalb des Raum
zwischen zwei Bändern der obern Reihe befinde
Der mit dem Posamentierstuhl fast gleiche Han
stuhl, auf dem die Schütze aus freier Hand g
worfen und stets nur ein Band auf einmal herg
stellt wird, dient jetzt nur noch zur Erzeugung se
breiter und schwerer Atlasbänder oder von Bä
dern mit sehr künstlichen und vielfarbigen Muster

Beide Arten — Schubstuhl und Handstuhl —
stimmen namentlich insofern mit dem gewöhnliche
Webstuhl überein, als beide durch Treten in B
wegung gesetzt werden. Zur Herstellung gemuster
Bänder kann jede der drei besprochenen Arten m
Bandwebstühlen mit dem Jacquard-Mechanism
in Verbindung gebracht werden, dessen Bewegu
dann in ganz derselben Weise wie die aller übrig
Teile erfolgt. Samtbänder werden zuweilen au
auf der Bandmühle als Doppelband erzeugt, inde
man die den Flor bildenden Fäden zwischen zw
Ketten hin- und hergehen läßt und dann das G
webe zu zwei Bändern zerschneidet, deren F

gegeneinander gekehrt ist. Atlasbändern und leich-
ten Taftbändern pflegt man eine Appretur durch
Gummieren und Cylindrieren zu geben. Das erstere
Verfahren besteht in dem Bestreichen mit einer schwa-
chen Lösung von arabischem Gummi, Hausenblase,
Pergamentleim oder Weizenstärke, die auf der Rück-
seite mittels eines Schwammes aufgetragen wird,
während das Band, um schnell zu trocknen, auf
einem horizontalen, rotierenden Haspel (Streich-
oder Gummirahmen) läuft. Zum Cylindrieren
dient ein kleines Walzwerk (**Bandkalander**),
dessen untere Walze aus Papiermasse besteht, wäh-
rend die obere aus Messing oder Gußeisen hergestellt
ist und durch einen eingelegten Bolzen geheizt wird.
Indem die Metallwalze mittels einer Handkurbel
in Umdrehung versetzt wird, gehen zwei Bänder
nebeneinander zwischen den Walzen hindurch. Gros
de Tours- und schwere Taftbänder werden öfters
moiriert, zuweilen auch mit aufgepreßten Dessins
versehen (gaufriert). Manche Samtbänder erhalten
eine ähnliche Appretur, indem sie mittels hölzerner
oder messingener Formen derartig gepreßt werden,
daß das Haar an einzelnen Stellen niedergedrückt
und so ein Muster gebildet wird. Seiden- sowohl
als Samtbänder werden nach ihrer Breite durch
Nummern bezeichnet (die gebräuchlichsten sind Nr. 0,
3 mm breit, bis Nr. 200, 75 mm breit); die Qua-
lität wird gewöhnlich nach der Zahl der Ketten-
oder Schußfäden bestimmt.

Seidene Bänder werden an den Hauptorten der
Seidenindustrie, Lyon, St.-Étienne, Paris sowie
in den Fabrikstädten des Niederrheins, Samtbänder
besonders in Krefeld, Basel und Wien, leinene,
baumwollene und wollene namentlich in und um
Elberfeld und Barmen, im sächsischen Erzgebirge,
in Böhmen und im übrigen Österreich erzeugt.

Bandgras, Pflanzenart, s. unter **Phalaris**.

Bandhacke, **Bundaxt**, **Zimmeraxt**, s. u. Axt.

Bandhobel (frz. racloire, engl. hoop shave), s. unter **Hobel**.

Bandiera (Attilio und Emilio), zwei durch ihren
revolutionären Handstreich gegen Neapel sowie durch
ihr Schicksal bekannte Brüder, die aus einer ange-
sehenen Familie in Venedig stammten. Ihr Vater
(Francesco B., gest. 1847), ein entschiedener An-
hänger Österreichs und Kontreadmiral in kaiserl.
Diensten, hatte sich durch die Gefangennehmung der
Flüchtlinge von Ancona nach den Unruhen von 1831
bei seinen Landsleuten verhaßt gemacht. Seine beiden
Söhne, als Schiffsfähnriche in österr. Diensten dem
Berufe des Vaters folgend, hegten jedoch ganz ent-
gegengesetzte polit. Gesinnungen. Attilio (geb. 1817)
und Emilio (geb. 1819) schwärmten für die freie
und einige Republik Italien, traten 1842 mit Maz-
zini in einen Briefwechsel, und glaubten 1843 die
Zeit für eine gewaltsame Umwälzung gekommen.
Da ihr Benehmen inzwischen die Aufmerksamkeit
der Polizei auf sich gezogen, flüchteten sie im März
1844 nach Korfu. Ihre Flucht verursachte Unruhe
an den Höfen von Mailand und Wien; man fürch-
tete die Macht des Beispiels. Wiederholte Berichte
aus Calabrien, denen die neapolit. Polizei schwer-
lich fremd war, ließen sie glauben, die ganze Pro-
vinz befinde sich im Aufstande. So wagten sie
im Juni 1844 mit 20 Gefährten eine Landung an
der Mündung des Flusses Nieto in Calabrien, in
der Überzeugung, ihr bloßes Erscheinen würde das
Volk in die Waffen rufen. Die neapolit. Regie-
rung erwartete sie; einer ihrer Gefährten, ein ge-
wisser Boccheciampe, hatte sie verraten. Bei dem
Flecken San-Giovanni in fiore von einer überlege-
nen Anzahl angegriffen, wurden sie fast sämtlich zu
Gefangenen gemacht. Am 25. Juli 1844 wurden
Attilio und Emilio B. nebst sieben ihrer Genossen
auf öffentlichem Platze in Cosenza erschossen. Sie
starben freudigen Muts unter dem Rufe: Viva
l'Italia! Ein Jahr später wurden die noch übrigen
Gefährten begnadigt. Vgl. Ricciardi, «Storia dei
fratelli B. e consorti» (Flor. 1863).

Bandinelli (Baccio), ital. Bildhauer, Sohn des
berühmten Goldschmieds Michel Agnolo di Viviano,
wurde 12. Nov. 1493 zu Florenz geboren, wo er
auch 7. Febr. 1560 starb. Nach dem ersten Unter-
richte in der Zeichenschule der Goldarbeiter zu Flo-
renz übte er die Bildhauerei und ward Michel An-
gelos eifriger Nebenbuhler, dessen Großartigkeit er
anstrebte. Auf dem Hauptaltare im Dome zu Flo-
renz sieht man von ihm Christi Leichnam von einem
Engel gehalten, darüber Gott Vater. Vor dem Pa-
lazzo delle Signoria errichtete er die Statue des
Hercules, den Cacus tötend, ein schwülstiges Werk
voll Prätension und theatralischem Affekt. Auch die
Basreliefs an den Säulenbasen des Chors im Dome
sind von seiner Arbeit. In der Galerie befindet sich
seine Kopie der Gruppe des Laokoon, welche als ein
Meisterwerk moderner Kopien nach antiker Skulp-
tur gelten muß. B. stand bei Clemens VII. und
Karl V. in Gunst. — Sein bedeutendster Schüler
war **Giorgio Bandini** (geb. 1540, gest. 1600) ge-
nannt Benedetto da Castello oder dell' Opera.

Bandit (ital. bandito, frz. assassin), ein gedun-
gener Meuchelmörder, besonders wenn er aus der
Tötung ihm bezeichneter Personen ein Gewerbe
macht. Die Berührung, in welche die Kreuzfahrer
mit den Assassinen (s. d.) kamen, scheint den Gedan-
ken einer Organisation, welche die Ausführung ver-
brecherischer Aufträge gewerbsmäßig betrieb, nach
dem roman. Europa verpflanzt zu haben. Einen
günstigen Boden und eine bleibende Stätte fand das
Banditentum vorzüglich in Italien. In den größern
Städten, wie Rom, Neapel, Venedig bestanden
förmliche Genossenschaften von B., die euphemistisch
Bravi, d. i. Tapfere, genannt wurden und gegen
Bezahlung für die unfehlbare Erdolchung des ihnen
bezeichneten Opfers mit ihrer Geschäftsehre bürg-
ten. Die Vervollkommnung der gerichtlichen Po-
lizei ist zwar der Fortdauer dieser Brüderschaften
nicht günstig gewesen; indes beweist doch das Bei-
spiel der Camorra (s. d.) und des Brigantenwesens
in Neapel und auf Sicilien, ferner die Leichtigkeit,
mit welcher die polit. Ultras untergeordnete Werk-
zeuge zur Ermordung z. B. Rossis, des Herzogs von
Parma u. a. fanden, daß die Elemente für solche
Auswüchse immer noch vorhanden sind.

Bandjermassing, eine niederländ.-ostind. Re-
sidentschaft in Borneo, auch **Zuyder-** und **Ooster-
afdeeling** (d. h. Süd- und Ostabteilung) ge-
nannt. Dieselbe umfaßt, von W. nach O. gezählt,
das Stromgebiet des Kahaijan, des Murung, des
an seinem untersten Teile Bandjer, weiter auf-
wärts Barito und noch weiter nach oben Kumpei
genannten Flusses und sämtlicher Nebenflüsse der-
selben, in einem Gesamtareal von 375 094 qkm
mit einer Bevölkerung von 636 737 Eingeborenen,
422 Europäern, 2670 Chinesen, 331 Arabern und
35 andern asiat. Fremdlingen. Die Eingeborenen
sind Dajaks und Malaien. Zu dieser Residentschaft
gehört jetzt das frühere Sultanat B., welches, seinem

größten Teile nach, von dem Stromgebiete der Nagara, dem beträchtlichsten der linken (östlichen) Nebenflüsse des Barito, gebildet, einen Flächenraum von 15400 qkm, mit der Hauptstadt Martapura und gegen 130000 E. enthielt.

Das Reich Bandjermassing erscheint in der Geschichte zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. als Vasallenstaat des Hindureichs Modjopahit im östl. Java, und gelangte erst nach dem Zusammensturze des letztern (1478) zu polit. Unabhängigkeit unter dem javan. Prinzen Surija Nata. Der siebente Nachfolger des letztern, Sultan Surija Angro, führte 1600 zuerst in B. den Islam ein. Ihm folgten 12 mohammed. Fürsten, deren letzter Sultan Adam (1825—57) war. Die Holländer stifteten schon 1606 und 1608 in B. Handelsniederlassungen, zogen diese aber 1669 wieder ein. Ihnen folgten daselbst (1698) die Engländer, deren Faktorei aber (1707) von der malaiischen Bevölkerung von B. ausgemordet wurde. Die Holländer schlossen erst 1733 wieder neue Handelsverbindungen mit B., wo sie später (1746 und 1756) durch neue Traktate mit den Sultanen zu immer größerm Einfluß gelangten, bis der Panumbahan Batu, den sie in einem Streite um die Erbfolge unterstützt hatten, aus Dank hierfür sich (1787) zu ihrem Vasallen erklärte, die Investitur als Sultan von ihnen empfing, ihnen zugleich auch einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Grundgebiets als unmittelbares Eigentum abtrat. Seitdem befanden sich die Sultane von B. in stets zunehmender Abhängigkeit von der niederländ. Regierung. Endlich, nach dem Tode von Sultan Adam (1857) gaben Streit um die Erbfolge, Aufstände der Bevölkerung, die Ermordung einer Anzahl von Europäern zu Kalangan und andere Umstände die Veranlassung, daß die Niederländer das Reich B. annektierten und 1860 eine neue, ihre Besitzungen im Süden und Osten Borneos umfassende Residentschaft bildeten.

Letztere zerfällt in die sechs Abteilungen B. und Umgegend, Amunthai, Martapura, Duson und Dajak-Länder, Samprit und Kutei mit der Ostküste von Borneo. Die Abteilung B. besteht, ihren südlichsten Teil, die Halbinsel Tanah-Lawut abgerechnet, aus sehr niedrig gelegenem, teilweise sumpfigem, häufig überflutetem, großenteils mit Urwald bestandenem Flachlande, aus welchem sich nur hin und wieder kurze, isolierte Hügel- und Bergketten inselförmig erheben. Die Bewohner des Innern sind Dajaks, die der Flußufer hauptsächlich Malaien und Bugis. Die Hauptstadt B., auf dem linken Ufer des Barito, 38 km oberhalb seiner Mündung in die See gelegen, ist Sitz des Residenten und Militärkommandanten. Es befinden sich daselbst das Fort van Thuyl, das befestigte Campement Tatas, eine Schule, die Gouvernementsmagazine u. s. w. Die Zahl der Einwohner beträgt 25—30000, von denen 217 Europäer, 1580 Chinesen, 291 Araber, der Rest aber Malaien, Bugis und Dajaks sind. Der Handel, hauptsächlich durch Araber und Chinesen betrieben, ist nicht unbedeutend. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Salz, europ. Kattunstoffen, Gerätschaften aus Eisen und andern Metallen, Glasgeschirr, grobem chines. Porzellan und vielen Artikeln des Luxus und Bedürfnisses für Europäer; die Ausfuhr in Steinkohlen, Diamanten, Goldstaub, Rotang, Zimmerholz, Wachs, Getah Pertjah, verschiedenen Harzen und einigen inländischen Arzneistoffen, wie die Rinde von Guru und Sintok. Außer der Hauptstadt B. s in dieser Residentschaft erwähnenswert: Amu thai, der an der Negara gelegene Hauptort gleichnamigen Assistent-Residentschaft mit in dischen Waffenschmiedereien; Martapura, Hauptstadt des frühern Reichs B., jetzt der Abteil Martapura, in welcher die Kohlenminen Ora Nassau zu Pengarron und Delft, zu Gunong-T bok in der Nähe von Karang-intam gelegen sind.

Bandkalander, s. unter Bandfabrikatio

Bandkratze (frz. ruban de cardes, engl. fill cards), s. unter Karden.

Bandmacherstuhl, s. Bandfabrikation.

Bandmann (Daniel Edward), deutsch-eng Schauspieler, geb. 1. Nov. 1837 zu Bettenhau bei Kassel, debütierte 1857 am Stadttheater Neuyork, wurde 1858 als jugendlicher Liebha am Theater in Neustrelitz engagiert und trat in d nächsten Jahren in Prag, Marburg, Temesw Pest und Wien auf, bis er 1862 nach Neuyork z rückkehrte. Der engl. Sprache vollkommen mächti bereiste B. seitdem mit einem aus den Hauptroll der Shakespeareschen Werke zusammengesetzten R pertoire die Vereinigten Staaten Nordamerika spielte auch in London, Australien, Honolulu un 1877 in Berlin, meist mit ungeteiltem Beifall, de ihm allein in der deutschen Reichshauptstadt vor enthalten wurde. B.s Spiel leidet unter der grelle Färbung, die er seiner Darstellung zu geben lieb und nicht minder unter ermüdender Breite.

Bandmänner (Bandgesellschaft, Bandfreu Ribbon-Men, Ribbon-Society), eine geheime G sellschaft in Irland zum Zwecke der Beseitigung d Mißstände im Pachtwesen. Sie wurde 1817 gest tet, bestand anfangs meist aus unbemittelten Pä tern, vermehrte sich aber in den spätern Notjahr wo die ärmern Volksklassen unter dem Mißwac der Feldfrüchte litten, außerordentlich, wahrsche lich bis über 60000 Mitglieder. Die B. bedroht die Grundherren mit Meuchelmord und sehr o wurde der Mord auch bald danach auf offen Straße ausgeführt; der Terrorismus der Verbi dung war so stark, daß gegen die zur Haft gebrach ten Mörder und Wegelagerer niemand vor Gerich zu zeugen wagte. Seit den funfziger Jahren sch nen die B. allmählich erloschen zu sein. Ihren Na men führte die Gesellschaft von einem grünen Bande welches die Mitglieder trugen.

Bandmanufaktur, s. Bandfabrikation.

Bandmaß, Meßband (frz. mesure en ruba engl. measuring-tape), ein mit Maßteilung bedru tes Band aus gefirnißter Leinwand, Seide, Lede u. s. w., öfters mit zu beiden Seiten eingewebt Drähten, das in einer scheibenförmigen Büchse a Holz oder Messing, aus welcher es durch die a Umfang derselben befindliche Öffnung nach Erfor dernis herausgezogen werden kann, auf eine Sp del aufgerollt und jetzt meist so eingerichtet ist, da es sich mittels einer im Innern der Büchse ang brachten Spiralfeder selbstthätig ab- und aufwick Dieses bequem zu handhabende und leicht zu trans portierende Instrument ist indes, infolge der Deh barkeit des Bandes, nur für solche Fälle geeignet, welchen, wie beim Messen großer Gegenstände, Ma schinen u. s. w., kein hoher Grad der Genauigk verlangt wird. Zweckmäßiger in dieser Hinsicht si die Stahlbandmaße, 8—10 mm breite, 1,5—5 lange Streifen aus sehr dünnem, hartgewalzte Stahlblech, auf deren beiden Flächen Ziffern un

Zeilstriche gewöhnlich glänzend in mattem Grund zeigt sind und die in vorzüglicher Güte in England und in der Schweiz erzeugt werden.

Bandmühle, s. unter Bandfabrikation.

Bandola (ital., span. Bandolon), lautenartiges, mit Metallsaiten bezogenes Instrument, das mit einem biegsamen Horngriffel gespielt wird.

Bandoline, ein Toilettenmittel, welches zum Befestigen von Haarlocken u. dgl. angewendet wird. Es bildet eine dicke Flüssigkeit, welche ihre Klebkraft irgendeinem Pflanzenschleim, ihren Geruch beliebigen Parfüms verdankt. Zur Darstellung läßt man 1 Teil Quittenkörner mit 40 Teilen Rosenwasser stehen, bis sich nach häufigem Umschütteln eine schleimige Flüssigkeit gebildet hat, die nach dem Durchseihen durch Zusatz von Eau de Cologne parfümiert wird; oder man übergießt 100 g Tragant mit 2 l Rosenwasser, schüttelt häufig um, seihet die Flüssigkeit durch und verstärkt das Parfüm beliebig durch Rosenöl.

Bandol, kleine Seestadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Toulon, 17 km westlich von dieser Stadt und an der Eisenbahn von Marseille nach Genua, zählt etwa 2000 E., welche ansehnliche Küstenschiffahrt, Handel mit Weinen, Orangen und Kapern und beträchtliche Immortellenzucht treiben.

Bandon oder **Bandonbridge**, Stadt in Irland, Provinz Munster, Grafschaft Cork, am Bandon, 21 km im SW. von Cork, zählt (1871) 6181 E. und hat einen wichtigen Markt.

Bandonion, eine nach dem Erfinder, Band in Krefeld, genannte, verbesserte und komplizierte Art Ziehharmonika.

Bandoka (Koboa), musikalisches Instrument der Czechen, bestehend aus einem mit Wasser gefüllten Glaskrug, über den ein Stück Leder mit einigen Roßhaaren gespannt ist. Der Ton ist dem der Baßgeige ähnlich.

Bandsäge, s. unter Säge.

Bandstein, bandartig gezeichnete Mineralien, z. B. Bandachat, Bandjaspis.

Bandtke oder **Bandtkie** (Georg Samuel), poln. Geschichtschreiber, Sprachforscher und Bibliograph, geb. 24. Nov. 1768 zu Lublin als Sohn eines deutschen Kaufmanns, besuchte das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, studierte auf den Universitäten zu Halle und Jena und lebte hierauf als Hauslehrer einige Zeit in Petersburg, wo er sich viel mit der russ. und altslaw. Litteratur beschäftigte. Nachdem er 1798 nach Breslau zurückgekehrt, wurde er daselbst Lehrer der poln. Sprache am Elisabeth-Gymnasium und 1804 Rektor der Heiligengeistschule, folgte aber 1811 einem Rufe als Bibliothekar und Professor nach Krakau, wo er 11. Juni 1835 starb. B. hat sich durch sein «Poln.-deutsches Wörterbuch» (2 Bde., Bresl. 1806) und die «Poln. Grammatik für Deutsche» (Bresl. 1808 u. öfter) als einen der tüchtigsten Slawisten seiner Zeit bekundet. Seine «Dzieje narodu polskiego» (Geschichte des poln. Volks», 2 Bde., Bresl. 1820; 3. Aufl., Bresl. 1835) gehört zu den gründlichsten Arbeiten über die Geschichte Polens. Die Ergebnisse seiner bibliogr. Forschungen über die poln. Litteratur hat er in «Historya drukarń krakowskich» («Geschichte der Krakauer Buchdruckereien», Krak. 1815) und «Historya drukarń w Polsce» («Geschichte der Buchdruckereien in Polen», 3 Bde., Krak. 1826) niedergelegt. Auch besorgte B. den Abdruck der 1651 von A. Węgierski abgefaßten «Kronika» der evang. Gemeinde in Krakau (1817, deutsch von Altmann, Bresl. 1830) und erwarb sich mannigfache Verdienste um diese Gemeinde. — B.s jüngerer Bruder, **Johann Vincenz B.**, geb. 1783 zu Lublin, war bis 1830 Professor der Rechte an der Universität zu Warschau und starb daselbst 1846. Er hat sich durch mehrere Werke, besonders um die Geschichte des poln. Rechts verdient gemacht. Zu letztern zählen die Ausgaben des «Jus Culmense» (Warsch. 1814) und des «Jus Polonicum» (Bresl. 1831), sowie die «Historya prawa polskiego» («Geschichte des poln. Rechts», Warsch. 1850).

Bandusia (fons Bandusiae, der bandusische Quell), ein von Horaz besungener Quell in der Nähe seines Landgutes Sabinum.

Bandweberei, s. Bandfabrikation.

Bandwurm ist eine allgemeine Bezeichnung für Tiere (oder richtiger Tierketten), welche in der Klasse der Plattwürmer (Platyelmia), und zwar unter den als Schmarotzer lebenden Plattwürmern, eine besondere Gruppe, die Cestoden, bilden, deren Bau und Fortpflanzungsweise zu den merkwürdigsten, erst mit Entdeckung des Generationswechsels (s. d.) aufgehellten Erscheinungen in der Natur gehört. Der B. besteht nämlich aus einem Kopfe, dem Scolex (s. Fig. 1. a), welcher dem Muttertier (der sog. Amme) angehört und die Heftorgane, Saugnäpfe oder Hakenrüssel trägt, und den sog. Gliedern (s. Fig. 1. b), welche sich durch immerfort wiederholte Sprossungen und quere Abschnürungen des Halses bilden und, sobald sie völlig entwickelt sind, ganz neue Tiere (die Sprossenbrut des Muttertiers) darstellen und den wissenschaftl. Namen Proglottiden führen. Jedes einzelne dieser Glieder ist ein selbständiges Individuum, ein besonderes Geschlechtstier, mit Geschlechtswerkzeugen, Drüsen, Gefäßkanälen u. s. w. versehen, und pflanzt sich durch befruchtete Eier (s. Fig. 2, stark vergrößertes Bandwurmei: a äußere, b mittlere, c innere Eihülle, d sechshakiger Embryo) fort, während das ganz anders gebaute geschlechtslose Muttertier sich nur durch Knospung vervielfältigt. Es gibt viele Arten der Bandwürmer. Sie finden sich im Darmkanal, besonders im Dünndarm einer Menge von Tieren, vorzugsweise der fleischfressenden, und nähren sich von den darin befindlichen Speise- und Darmsäften

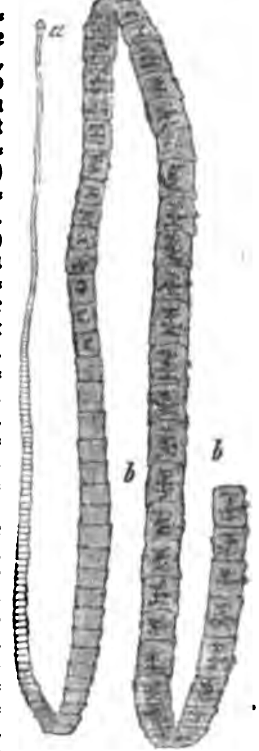


Fig. 1.

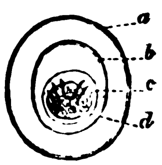


Fig. 2.

brach er dann plötzlich auf und überraschte Jan. 1641 mit den Franzosen unter Guébriant Regensburg, wo der Reichstag versammelt war. Schon waren seine Reiter über das Eis der Donau gegangen, als der Strom aufging und B. so zum Rückzuge gezwungen wurde. Von Krankheit aufgerieben, erreichte er unter steten Kämpfen Halberstadt, wo er 10./20. Mai 1641 starb, der Sage nach an Gift, wahrscheinlicher infolge seiner sinnlichen Ausschweifungen.

Banff, Grafschaft in Nordschottland, ein schmaler, von NO. nach SW. gestreckter Streifen zwischen den Grafschaften Aberdeen im O., Elgin oder Moray und Inverneß im W., im N. vom Meere begrenzt, im S. das Grampiangebirge ansteigend, mit (1881) 62731 E. auf 1777,4 qkm. Das Land ist von Hügeln, Waldungen und Gewässern angenehm durchschnitten. Der Boden besteht 48 km an der Küste hin meist aus Sand und Lehm, liefert aber die schwerste Weizenfrucht. Die Küste selbst ist felsig, der Süden meist bergig, mehr Weide- als Ackerland, doch durchsetzt von vielen schönen, zum Teil fruchtreichen Thälern. Man zieht hauptsächlich Rinder, wenig Schafe. Nur 27 Proz. der Oberfläche sind angebaut. Der Spey, der reißendste und einer der größten Flüsse Schottlands, mit ergiebiger Lachsfischerei, fließt eine Strecke weit an der Westgrenze hin. Der Doveran fällt dicht bei der Nordostecke der Grafschaft ins Meer. Einige der Berge von B. gehören zu den höchsten Schottlands. So an der Südwestgrenze der Muich-Dhui (1312 m über Meer) im Cairngormgebirge, der zweithöchste Berg in ganz Großbritannien. In diesem Gebirge findet man Bergkrystalle und Topase, Cairngorms genannt; auch werden Marmor, Granit, Bausteine u. s. w. gebrochen. Der bedeutendste Ort ist die Hauptstadt B. (ehemals Boinesse) im Distrikt Boyne, ein königl. Burgflecken am Westufer des Doveran, nahe dessen Ausmündung in die Bucht Moray-Firth, halb auf dem Lande an der Eisenbahn von Aberdeen nach Inverneß, halb am Meere gelegen. Die beiden Stadthälften sind durch ein Stück Tafelland getrennt, auf welchem die Ringmauer des ehemaligen Schlosses steht. Der Hafen der Stadt befindet sich am Westende der halbkreisförmigen Bucht, an deren Ostseite die Stadt und der ausgezeichnete Hafen Macduff (3407 E.) liegen. Eine schöne Brücke von sieben Bogen verbindet beide Städte. Hauptausfuhrartikel von B. sind Korn, Vieh, Lachs und Heringe. Die Heringsfischerei hat in neuester Zeit sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Die Industrie von B. beschränkt sich auf eine Brauerei, eine Eisengießerei, eine Destillation und eine kleine Tau- und Segeltuchmanufaktur. B. zählt 8841 E., hat sechs Kirchen, ein schönes Stadthaus, ein Gefängnis und eine 1786 gegründete Akademie, eine Lateinschule vom J. 1544, eine Handelsschule u. s. w. sowie mehrere Bibliotheken. Das Schloß Duff (Duff-House), ein Landsitz des Grafen von Fife, hat einen großen Park, enthält auch wertvolle Gemälde.

Bang oder Guaza ist der Handelsname einer Sorte der getrockneten, von den Stengeln befreiten Blütenäste des ind. Hanfs, charakterisiert durch bräunliche Farbe der Äste, graugrüne Blätter, deren Deckblättchen mit rotbraunen Drüsen besetzt sind; sie zeigen geringe Harzausschwitzung und kleben infolge dessen wenig zusammen. Eine andere, harzreichere Sorte wird mit dem Namen Gunjah oder Haschisch belegt; diese ist von der Deutschen Pharmakopöe als Herba Cannabis Indicae aufgenommen und folg[...] dermaßen beschrieben: Die blühenden, angedr[...] behaarten, scharf anzufühlenden, durch eine abges[...] derte harzige Masse zu dichten, beblätterten, ein[...] zusammengedrückten Blütenbüscheln zusammen[...] klebten, zum Teil schon fruchttragenden Ästchen [...] weiblichen Pflanze; mit meist einfachen, lang[...] linienförmigen, gesägten, blütenständigen Blätte[...] mit scheidenartigen, die weibliche Blüte oder spä[...] das sehr charakteristische Nüßchen einschließend[...] braunroten drüsigen Deckblättchen; von narkotisch[...] Geruch, der namentlich beim Erwärmen hervortr[...] Der ind. Hanf, von welchem diese Drogue komm[...] unterscheidet sich von unserm europäischen botani[...] nicht, in physiol. Beziehung ist er aber durch [...] Kultur und das tropische Klima wesentlich ver[...] dert worden. Während der europ. Hanf ein völ[...] harmloses Gewächs ist, enthält der in Ostindien [...] wachsene stark narkotisch wirkende Stoffe, die zu[...] noch wenig untersucht sind, deren Sitz aber in d[...] von der Pflanze ausgesonderten Harze gesucht wi[...] Von den Orientalen werden die zerschnittenen Pfla[...] zen geraucht oder es werden Getränke daraus [...] reitet, in dem einen wie in dem andern Falle e[...] stehen nach dem Genusse Betäubungszustände, [...] den durch Opium hervorgebrachten ähnlich sin[...] Die Deutsche Pharmakopöe kennt außer der Drogu[...] ein eingedicktes alkoholisches Extrakt der Pflanz[...] und eine Tinktur, bestehend aus einer Lösung vo[...] 1 Teil Extrakt in 19 Teilen Weingeist.

Bang (Peter Georg), namhafter dän. Jur[...] und Staatsmann, geb. 7. Okt. 1797 zu Kope[...] hagen, studierte daselbst Jurisprudenz, wurde 18[...] Gerichtsassessor, 1830 außerord., 1834 ord. Pr[...] fessor der Rechte an der Universität seiner Vat[...] stadt, und 1836 Direktor der Nationalbank. S[...] der Berufung der ersten Ständeversammlung[...] (1834) ist sein Name mit der polit. Geschichte Dä[...] marks eng verbunden. Er war einer der Abgeor[...] neten der Hauptstadt (1834—46) und 1846 köni[...] Kommissar bei den Roeskilder Ständen, später Mi[...] glied der grundgesetzgebenden Reichsversammlun[...] bis er nach einer kurzen Anstellung als Amtman[...] in Holbaek 16. Nov. 1848 das Portefeuille des In[...] nern übernahm, das er jedoch 21. Sept. 1849 wi[...] der niederlegte. B. wurde hierauf zum Domänen[...] direktor ernannt, übernahm aber schon 7. Dez. 18[...] wieder interimistisch das Ministerium des Kult[...] bis 3. Juni 1852 und das des Innern, das er v[...] 27. Jan. 1852 bis 21. April 1853 verwaltete. [...] 12. Dez. 1854 trat er an die Spitze des Kabinett[...] welches 2. Okt. 1855 das Verfassungsgesetz für d[...] Gesamtstaat durchsetzte. Bei seinem Rücktrit[...] (18. Okt. 1856) wurde er Geh. Konferenzrat u[...] Justitiarius beim Höchstengericht und starb in die[...] Stellung 2. April 1861. B.s Hauptwerke [...] «Lärebog i de til den Romerske private Ret h[...] hörende Discipliner» (2 Bde., Kopenh. 1833—3[...] und «Systematisk Fremstilling af den danske R[...] cesmaade» (mit Larsen, 5 Bde., Kopenh. 1841—43[...] Außerdem hat er eine große Anzahl sehr wichtige[...] Monographien, besonders über Gegenstände d[...] dän. Civilrechts, sowie mehrere finanzielle und [...] lit. Abhandlungen geschrieben. — Ein Oheim B.[...] Frederik Ludwig B., geb. 5. Jan. 1747 zu Spe[...] jerggaard in Seeland, seit 1782 Professor zu K[...] penhagen, gest. 26. Dez. 1820, war der namhafte[...] dän. Arzt seiner Zeit. Dessen Sohn, Oluf Lund[...] B., geb. 27. Juli 1788 zu Kopenhagen, seit 18[...]

...herord., 1821 ord. Professor der Medizin zu Ko-
...hagen, gest. 12. Okt. 1877, verfaßte mehrere ge-
...tzte mediz. Werke, darunter ein «Haandbog i
...erapien» (Kopenh. 1852), «Sygediaetetik» (Ko-
...nh. 1840; 7. Aufl. 1862), «Index morborum sy-
...maticus» (Kopenh. 1855), «Mineralvandene ude
...g hjemme» (Kopenh. 1855; 2. Aufl. 1857).

Bangalore, Bangalur, die in sehr frucht-
...arer, gutbewässerter und wohlbebauter Gegend
...legene Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts
...s unter unmittelbarer Aufsicht des Vizekönigs
...n Britisch-Indien stehenden Vasallenstaats My-
...re. B. zählt (1871) 142513 E., welche Acker-
...d Gartenbau sowie einen nicht unbeträchtlichen
...ndel treiben und sich auch mit dem Weben sei-
...ner und baumwollener Stoffe sowie der Fabri-
...tion von Messing- und Eisenwaren beschäftigen.
...ie Stadt ist durch Mauern, Gräben und Hecken
...n Stachelbambus befestigt, besitzt auch ein aus
...achtigem Mauerwerk mit runden Türmen beste-
...endes Fort. B. ist als militärischer Posten für
...e engl.-ind. Regierung von sehr großer Wichtig-
...it, weshalb sie daselbst eine 1874 aus 1797 Eng-
...ländern und 3991 Eingeborenen mit 138 engl. Offi-
...eren bestehende, zu der Madrasarmee gehörende
...arnison in einem unweit der Stadt gelegenen be-
...tigten Campement unterhält. B. ist ein sehr
...ter Ort. Das Fort daselbst ward erst im 16. Jahrh.
...gründet. Aureng-Zeyb, in dessen Besitz B. 1687
...langt war, verkaufte dasselbe an den Radjah von
...sore. Hyder-Ali, der Usurpator dieses Reichs,
...g sich, 1760 von den Engländern aus Seringa-
...tam vertrieben, nach B. zurück und befestigte sich
...selbst. Unter seinem Sohne Tippu-Sahib er-
...rmten die Engländer unter Lord Cornwallis
... März 1791 B. und wenig später die 33 km
...tlich davon in einem dichten Urwalde, auf einem
...0 m hohen, fast unzugänglichen Granitfelsen
...egene, ihrer großen Ungesundheit wegen aber
...ht von Truppen besetzte Festung Savandrug.

Bangalow ist in Britisch-Ostindien der allge-
...in gebräuchliche Name für die meistens isoliert
...henden, aus dem Wohnhause und Nebengebäu-
... (Pferdeställen, Remisen, Bedientenzimmern,
...hen u. s. w.) gebildeten Wohnungen der Offi-
...e. Die B. bilden eine Abteilung des betreffen-
... Truppenkantonnements.

Bangka, ostind. Insel, s. Banka.

Bangkok oder Bankok, die wichtigste Hafen-,
...ndels- und Fabrikstadt des hinterind. Reichs
...m, ungefähr 30 km oberhalb der Mündung des
...sses Me-nam in den Golf von Siam gelegen
... sich auf seinen beiden Ufern in der Länge von
...gefähr 7 km ausbreitend. Noch zu Ende des
... Jahrh. ein ganz unbedeutender Ort, wurde B.
...6 nach Zerstörung der 75 km nördlicher gelege-
... frühern Hauptstadt Ayuthia oder Ajudhja
...h die Birmanen, Hauptstadt und Residenz der
...ige von Siam. B. liegt auf mehrern von dem
...nam gebildeten, von einer Menge von Kanälen
...förmig durchschnittenen Inseln, in einem nie-
...ren Alluviallande, das, teilweise sumpfig, sich nur
... einzelnen Stellen hügelartig erhebt, außerordent-
...fruchtbar und entweder in Reisfelder umge-
...andelt oder mit Kokos- und andern Palmen, so-
... mit massenhaften Anpflanzungen der edelsten
...Fruchtbäume bedeckt, zugleich aber häufigen Über-
...schwemmungen ausgesetzt ist. Infolge dieser Boden-
...beschaffenheit sind die entweder aus Holz oder, bei
den Ärmern, nur aus Bambus bestehenden Häuser
und Hütten der Eingeborenen auf 2—3 m hohen
Pfählen errichtet und eine außen angelehnte leiter-
förmige Treppe führt in ihr Inneres. Nur die zur
königl. Residenz gehörenden, sowie die öffentlichen
Gebäude, die zahlreichen buddhistischen Tempel, die
Wohnhäuser der fremden Konsuln und Chefs der
nordamerik. und europ. Handelshäuser, die Waren-
lager derselben u. s. w., entweder ganz oder teil-
weise aus Stein erbaut, befinden sich auf höher und
trockener liegenden, meistens noch künstlich erhöhten
Stellen. B., zum Teil mit einer 10 m hohen und
gegen 3 m dicken Mauer umgeben, besteht aus drei
Stadtteilen. Den innersten nimmt die aus einer
Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten beste-
hende, von einer Mauer umgebene Residenz ein.
Es befinden sich daselbst die Wohnungen des ersten
und zweiten Königs von Siam, deren Harems, die
Kaserne der Leibgarde, die reichgeschmückten Ställe
der weißen Elefanten, die Schatzkammer, das Ar-
senal, der Tempel, in welchem der König bei seinem
Regierungsantritt den Eid ablegt, mit einem 2 m
hohen, sitzenden, vergoldeten, mit Edelsteinen ver-
zierten Buddhabilde, sowie einem kleinern, 45 cm
hohen, aus einem kostbaren grünen Stein ge-
schnitzten; das Mahaprasat genannte Gebäude mit
dem prachtvoll verzierten Thron- und Residenzsaal,
sowie einem zweiten Saale, in welchem die Leiche
jedes verstorbenen Königs ein Jahr lang, bis zum
Augenblicke ihrer Verbrennung, in einem goldenen
Sarge aufbewahrt wird; Magazine aller Art u. s. w.
Der am meisten von Kanälen und kleinern Wasser-
leitungen durchzogene mittlere Stadtteil hat nur
wenige, sehr schmale Straßen sowie eine breitere
als Bazar dienende. Es findet daher der äußerst
lebhafte Verkehr hier fast nur zu Wasser statt. Ein
nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung wohnt
und lebt fortwährend in Booten und auf Flößen
auf dem Flusse, ähnlich wie in Kanton. Der äußere
Stadtteil geht allmählich in die Vorstädte über, wo
sich die europ. und nordamerik. Handelsniederlas-
sungen, die fremden Konsulate u. s. w. befinden.

Eine ganz eigentümliche Physiognomie erhält B.
durch seine überaus zahlreichen buddhistischen Tem-
pel mit ihren vielgestalteten, sich in mehrern, ge-
wöhnlich drei terrassenförmigen Absätzen, pyrami-
denartig, mitunter bis zur Höhe von 30—40 m er-
hebenden Türmen, zumal deren Giebel und hervor-
stehende Dachspitzen mit reichvergoldetem Schnitz-
und Bildhauerwerk verziert, die Dachziegel aber mit
grüner oder gelber Glasur überzogen sind. Die be-
merkenswertesten sind die Watt Sekket, Watt Nun
und Watt Suthat genannten. Jeder derselben be-
steht aus dem eigentlichen Tempel, dem dazu gehö-
renden Turme, einem Klostergebäude für die nach
Art der Mönche gemeinschaftlich lebenden Priester,
Talapoins, deren Anzahl mitunter 2—300 beträgt,
sowie aus einer diese Gebäude umgebenden, nach
innen offenen, von Säulen getragenen, bedeckten
Galerie, und liegt innerhalb weitläufiger, in chines.
Stile angelegter und ausgeschmückter, von einer
Ringmauer umgebener Gartenpartien. Von B.
15 km nördlich liegt auf einem Berge der berühmte
Wallfahrtsort P'hrabat mit einem 1602 gegrün-
deten, von Mauern umschlossenen Kloster. Inner-
halb desselben gelangt man über eine Marmor-
treppe mit vergoldetem Geländer auf eine Terrasse,
auf welcher sich in einem auswendig vergoldeten
Turme, dessen Fußboden mit Silberplatten belegt

ist, hinter einem silbernen Gitter eine Fußspur von Buddha, im Hintergrunde aber, unter einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Thronhimmel ein 2 m hohes silbernes Standbild desselben befindet. Die Bevölkerung von B. beträgt 4—600000 Seelen. Mehr als ein Dritteil davon besteht aus Chinesen, ein zweites Dritteil aus Thais oder Siamesen, der Rest aber aus Birmanen, Malaien und Einwanderern aus Laos, Pegu, Annam, Kambodscha, sowie aus einigen Tausenden von Mischlingen dieser verschiedenen Völkerschaften. Die Chinesen, der thätigste und intelligenteste Teil der Bevölkerung, beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Handel, außerdem aber auch mit verschiedenen Handwerken und Gewerben. In B. befinden sich, unter dem Sangkerat, dem höchsten Priester des Landes, gegen 50000 Talapoins oder buddhistische Geistliche. Der Handel von B. mit dem Auslande ist sehr beträchtlich, da der Me-nam, welcher auf der vor seiner Mündung in die See gelegenen Bank während der Ebbe noch eine Tiefe von 4 m besitzt, bis oberhalb der Hauptstadt für größere Schiffe befahrbar ist. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Chinesen. In den Hafen liefen 1879 ein: 565 Schiffe mit 230086 t, und aus: 566 Schiffe mit 237813 t. Artikel der Ausfuhr sind: Reis, Zucker, Seide, Baumwolle, Tabak, verschiedene Harze, Kardamom, Pfeffer, Elfenbein, gesalzene und getrocknete Fische, Arekanüsse, Sappanholz, Rosenholz, Tealholz, Adlerholz, Häute von Ochsen, Büffeln, Elefanten, Rhinocerossen, Hirschen, Tigern und Leoparden, eßbare Schwalbennester, Sesam, etwas Zinn u. s. w. Auf den europ. und nordamerik. Markt kommen hiervon hauptsächlich Reis, Zucker, Sappanholz und verschiedene Harze. Die Einfuhr aus Europa und Nordamerika besteht größtenteils in Baumwollstoffen, Glas, Eisen und Metallgerätschaften der verschiedensten Art. Aus China werden irdene und Porzellangeschirre, Seide, Thee sowie eine Menge Gegenstände des chines. Haushalts, Lebensbedürfnisses und Luxus eingeführt. Seit dem 1861 zwischen Siam und Preußen geschlossenen, später auf Deutschland übertragenen Handelstraktat ist die deutsche Flagge zu B. eine immer häufiger werdende Erscheinung. [(s. d.).

Bangla, Stadt der indobrit. Provinz Oude

Bangor, Marktstadt, Bischofssitz und Badeort in der Grafschaft Carnarvon des engl. Fürstentums Wales, an der Anglesey-Eisenbahn und dem nördl. Eingange zum Menaikanal, über welchen seit 1850 die Britanniabrücke (s. d.) nach der Insel Anglesey führt, liegt in dem engen Thale des Ogwen am Fuße steiler Felsmassen und zählt (1881) 8240 E. Der Ort ist uralt, die einzige Straße eng und krumm, die alte Kathedrale (525 gestiftet) unansehnlich. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind die Versammlungshalle, die lat. Schule, das Kranken- und Versorgungshaus. In B. wird der in der Nähe gebrochene Schiefer zu Billardtischen, Grabsteinen, Kamineinfassungen, Fliesen, Schreibtafeln u. s. w. verarbeitet und aus den beiden Häfen der Stadt, Penrhyn und Garth, ausgeführt. Ungefähr 8 km oberhalb der Stadt liegt am Ogwen das neuangelegte Dorf Bethesda mit großen Schieferbrüchen und 6890 E. Sehr bedeutend und schon seit 300 Jahren in Betrieb sind die Schieferbrüche von Penrhyn, im Süden von B., an dem vom Snowdon zur Küste ziehenden Bergast. Diese sind die größten und wertvollsten in Großbritannien und liefern jährlich 60000 Tonnen (120 Mill. P… Schiefer, der nach London, dem Kontinent oder … Amerika geht. Der jährliche Reinertrag soll sich auf 60000 Pfd. St. belaufen. Die Brüche gehören dem Lord Penrhyn. — B. heißt ferner eine Se… in der irischen Grafschaft Down, Provinz U… am Südufer der Carrickfergusbai, 18 km nord… lich von Belfast. Es hat den Namen von einem … rühmten Kloster, Beanchär oder der Weiße C… das die Dänen um 820 zerstörten, wobei mehr … 900 Mönche ermordet wurden. B. wird vielfach … Seebad besucht, hat eine Kirche, vier Sekt… kapellen, zwei Baumwollfabriken, Fisch- und Aus… fang und zählt (1871) 2560 E.

Bangor, Stadt im County Penobscot im n… amerik. Staate Maine, am Zusammenfluß des … nobscot und des Kenduskeag, etwa 90 km … Meere, mit einem den größten Seeschiffen zugäng… lichen, trefflichen und geräumigen Hafen. Die eig… liche Stadt liegt auf beiden Ufern des Kendusk… und eine über 400 m lange Brücke über den Pe… scot verbindet sie mit der Vorstadt Brewer. … Straßen sind breit, mit herrlichen, schattengeben… Ulmen bepflanzt, die Wohnhäuser und die öffent… lichen Gebäude geschmackvoll. Zu den letztern … hören 17 Kirchen, das aus massivem Granit aufge… führte Zollgebäude, die große Markthalle und d… auf einer die Stadt überragenden Anhöhe erbau… theol. Seminar, welches indessen bei einem gering… Lehrerpersonal nur wenig Studenten und eine … bliothek von etwa 15000 Bänden hat. Die städti… Bibliothek zählt 11000 Bände. B. zählt (1880) 16… E. (ohne das gegenüberliegende Brewer). Bis zum … schluß des Zollvertrags zwischen den Vereinig… Staaten und Canada (1854) war B. der wichtigste … fen für Bretter-, Schindeln- und Lattenausfuhr; … steht es in diesem Artikel nur hinter Chicago zurück. … zahlreichen Zuflüsse des Penobscot werden zur Her… flößung der Erzeugnisse der Waldindustrie ben… Gegen 2000 Fahrzeuge vermitteln während der … oder neun Monate des Jahres, während wel… der Hafen eisfrei, den Handelsverkehr der … Eisenbahnen verbinden B. mit Portland, Aug… Bath, Belfast und Waterville. Mit Boston, … land und den Ortschaften am obern Laufe des … nobscot findet ein regelmäßiger Dampfbootverk… statt. Neben dem Holzgeschäft bestehen noch an… liche Eisengießereien, Möbelfabriken und Schiffs… höfe. Die Stadt besitzt neun Deposit- und … Sparbanken. Ihre 53 öffentlichen Schulen gehören zu den besten im Staate.

Bangweolo oder **Bembasee**, ein 1868 … Livingstone entdeckter See im Innern von S… afrika, zwischen 11—12° südl. Br. und 46—… 10′ östl. L. (von Ferro), 1124 m hoch, südlich … der Hauptstadt des Cazembereichs und vom Mo… see gelegen. Seine Länge beträgt von O. nach … über 200 km, seine Breite von N. nach S. ungefähr 110 km. Die östl. Hälfte des Sees ist bis weit … am Ufer versumpft; zum Ostende mündet der … NO. herkommende Tschambesi (nicht zu verwechseln mit dem Zambesi); an der Nordwestseite fließt … N. hin der Luapula aus, zum See Moero-O… geht aus diesem weiter als Lualaba und verein… sich dann mit dem Abflusse des Tanganjika. … im nordwestl. Teile des Sees gelegenen drei In… hat Livingstone schon 1868 besucht; in dem … dem See nahegelegenen Orte Tschitambo, … des Flüßchens Lilimala, starb er im Mai 1873.

Banhans (Ant.), österr. Staatsmann, geb. Nov. 1825 zu Micholup in Böhmen, studierte Prag, trat 1848 beim Steueramt in Prag in n Staatsdienst und wurde später als Grundentlastungskommissar in Karlsbad, dann als Finanzprokurators-Adjunkt in Prag verwendet. Er verließ den Staatsdienst, trat als Centralgüterdirektor die Dienste des Grafen Ernst Waldstein und war thätig bei Gründung mehrerer Eisenbahnen, Agrikulturvereine und des Deutsch-historischen Vereins in Prag. Im März 1867 von den Städten ...itz, Bilin und Oberleutensdorf in den böhm. Landtag, von diesem in den Reichsrat entsendet, nahm er hervorragenden Anteil an der Gesetzgebung ... innern Verfassungskämpfen. Bald darauf Sektionschef im Ministerium des Innern, wurde er Jan. 1870 Ackerbauminister (bis 12. April 1870), saß dann im Landtag und Reichsrat als Abgeordneter und wurde 25. Nov. 1871 Handelsminister. In seine Amtsthätigkeit fällt die Wiener Weltausstellung von 1873. Am 20. Mai 1878 trat er aus dem Amte, verblieb aber im Reichsrate, in den er von Brüx in direkter Wahl 1873 und 1879 gewählt wurde. Seit 1881 ist B. Präsident des niederösterr. Gewerbevereins in Wien.

Bani, s. Bann.

Baniāne, **Banianenbaum**, wird der ind. Feigenbaum (Ficus indica *L.*) genannt, welcher dadurch ausgezeichnet ist, daß aus den Ästen seiner weitverzweigten Krone starke, tauförmige Luftwurzeln hervorwachsen, welche senkrecht abwärts und bis in den Boden hineindringen und dem Baume das Ansehen geben, als ruhe seine Krone auf einer Menge dünner, schlanker Säulen. (S. Ficus.)

Banim (John), berühmter irischer Novellist, geb. April 1798 zu Killenny, begann seine Laufbahn als Porträtmaler, wendete sich aber bald der Litteratur zu. Von Scott angeregt, suchte er das, was er für Schottland war, für Irland zu werden, und hat in einer Reihe von Lebensbildern Land und Leute seiner Heimat mit kräftigen Farben und in lebender, oft ergreifender Darstellung geschildert. ... auch glücklich in Anlage und Verwickelung, ... er sich doch zu sehr in der Übertreibung des Gräßlichen. Den «Tales of the O'Hara family» (... 1825) folgte 1827 eine zweite Serie derselben, welcher «Peter aus der alten Burg» (2 Tle., 1834), «Das Haus Nowlan» (2 Tle., Lpz. 1835) anderes in das Deutsche übersetzt wurde. Demnächst erschienen «Boyne Water» (1828), eine Schilderung der großen Krisis von 1690, in der das kath. Irland erlag; dann «The Croppy» (1828), Geschichte des letzten Bürgerkriegs während der Französischen Revolution; «The denounced» (1830), ... aus der Zeit der härtesten Bedrückung Irlands unter Wilhelm III.; «The smuggler» (1831), «The mayor of Windgap» und «Father Connell» (1842), ein Pendant zum «Landprediger von Wakefield». B. starb in ziemlicher Dürftigkeit 1. Aug. 1842 zu Windgap-Cottage bei Killenny. Vgl. Murray, «Life and correspondence of B.» (Lond. 1857). — Sein Bruder, Michael B. (geb. 1796), der Mitarbeiter an den «Tales of the O'Hara family» war, veröffentlichte «The town of the cascades» (2 Bde., Lond. 1864), eine Reihe von Scenen aus dem irischen Volksleben, die sich gleichfalls durch warmes Gefühl und originellen Humor auszeichnen.

Banjalūka oder **Benalūka**, Stadt mit einer verfallenden Festung, Hauptort des gleichnamigen Kreises und Bezirks in Bosnien, Sitz des Stabes einer österr. Infanterie-Truppendivision und zweier Brigadekommandos, liegt am schiffbaren, aber reißenden Verbas (Wrbas), am Fuße des Osmatscha, Kopfstation der Eisenbahn, welche durch das Thal der Sanna nach Kroatien führt, hat 42 Moscheen, darunter die schönste in ganz Bosnien, berühmte warme Bäder (Banja), röm. Altertümer, Pulver- und Tuchfabrikation und zählt (1879) 9560 E. In der Nähe wird Silber gefunden und sind mehrere Berg- und Hüttenwerke im Gang. Die Stadt, lange Zeit der Sitz des Paschas von Bosnien, wurde 4. Sept. 1688 durch die Kaiserlichen unter Markgraf Ludwig von Baden erobert. Dagegen erlitten dieselben hier 4. Aug. 1787 eine Niederlage unter Prinz Johann von Hildburghausen, der die Festung seit dem 18. Juli belagert hatte. Bei der Besetzung Bosniens durch die Österreicher fand bei B. 14. Aug. 1878 ein größeres Gefecht statt. (S. Bosnien.)

Banjane heißt im Indischen im allgemeinen ein Kaufmann (aus dem Sanskritworte banik abgeleitet). Speziell versteht man aber darunter die Großhändler im westl. Indien, namentlich in den Seeplätzen Bombay, Surat, Cambay u. s. w., welche einen sehr ausgedehnten Karawanenhandel in das Innere Asiens bis an die Grenzen Rußlands und Chinas treiben und, gegen die sonstige Gewohnheit des ind. Volks, viel reisen, daher man auch Etablissements und Contors indischer B. fast in jeder bedeutenden Handelsstadt Asiens antrifft.

Banjos, obrigkeitliche Personen in Japan.

Bank (Geschäftsbank), s. Banken.

Bank (militärisch), s. Geschützbank.

Bank nennt man in der Geographie jede Erhöhung des Bodens in geringern Höhendimensionen, aber gewöhnlich größerer Länge als Breite, gleichviel ob über oder unter dem Meeresspiegel. Von den Bänken des festen Landes verdienen die einzelnen Felsplatten in den weiten Ebenen des Amazonenstroms und des Orinoco in Südamerika einer besondern Erwähnung. Dieselben gleichen zur Zeit der großartigen Regenüberschwemmungen langen Inseln, auf denen alles Lebende eine Zuflucht vor dem Tode des Ertrinkens sucht. Die Bänke in Flüssen und Seen entstehen durch Anhäufung von Geschiebe oder Gerölle, von Schlamm, Sand, Kies und Steinen, die der Strom in seinem Bette oder vor seiner Mündung in einen Landsee oder in das Meer ablagert. Im letztern Falle heißen sie Barren, welche die Schiffahrt erschweren und sogar oft die Einfahrt in größere Flüsse verhindern. Bänke im Meere sind gewissermaßen submarine Tafelländer, die sich dem Meeresspiegel nähern, ohne über ihn hervorzuragen, sei es, daß sie untergegangen oder noch nicht bis über denselben emporgehoben sind. Steht über ihnen das Meer so seicht, daß sie der Schiffahrt gefährlich werden können, so nennt man sie Untiefen (engl. shoals). Je nach der Bedeckung ihrer Oberfläche unterscheidet man Korallen-, Sand- und Muschelbänke, zu welchen letztern die Austern- und die Perlenbänke gehören.

Unter den Korallenbänken sind die ausgedehntesten im Indischen Ocean, wie die Saya de Malha- oder Panzerbank im NO. von Madagaskar, unter 78°—79° 50′ östl. L. (von Ferro) und 8° 18′—11° 30′ südl. Br., dann weiter südlich die ungefähr 400 km lange Nazarethbank, deren Südende durch die Eilandsgruppe von A Corda dos Garajos von 13° 30′—16° 47′ südl. Br. und von 78°—78°

30′ östl. L. (von Ferro) bezeichnet wird. Auch die Große und die Kleine Bahamabank, auf welchen die Bahama-Inseln ruhen, scheinen der Korallenformation anzugehören.

Sandbänke entstehen überall da, wo sich zwei Wasserströme begegnen und einander in ihrer Bewegung, also auch in der Fähigkeit, den mitgeführten Sand und Schlamm weiter zu tragen, hemmen, sodaß derselbe niederfällt. Hervorragende Uferspitzen und Meerengen sind daher ganz besonders geeignet, Sandbänke zu veranlassen, und manche Meerengen sind durch solche allmählich verschlossen worden. Eine enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken nennen die Seeleute Priel, Kil oder Kille. Die bedeutendsten Bänke dieser Art sind: die Agulhasbank (s. d.) am Südende Afrikas; ferner die Abrolhosbank (abrolhos, d. h. «Thue die Augen auf») im Atlantischen Ocean, etwa 300 km von der Küste Brasiliens, unter 18° 36′ westl. L. zwischen 16 und 19° südl. Br. Am berühmtesten ist die Große oder Neufundlandbank nebst der Outer- (Äußern) oder Falschen B. (S. Neufundland.) Auf diese folgen der Reihe nach von O. gegen W. die Whale- oder Walfischbank, die Green- oder Grüne B., die Banquerau- und die Mizenbank, die beiden letztern vor dem südl. Eingang des St. Lorenzbusens. Sodann die Sable-Island-(Sandinsel-)B., Le Have- und endlich die St. Georgs- oder Nantucketbänke, die sich in verhältnismäßig geringer Entfernung vom Festlande bis zur Südspitze von Florida und jenseit derselben in den Golf von Mexiko hinein bis zur Mündung des Mississippi fortziehen. Gefährlich sind auf dieser langen Reihe von Bänken nur zwei Stellen: die Virgin-Rocks (Jungfernfelsen) auf der Großen B., etwa 150 km vom Kap Race, und einige Shoals oder Untiefen auf der St. Georgsbank. Diese nordamerik. Bänke sind Sammelplätze zahlloser Fische, welche alljährlich die Fischer verschiedener Nationen namentlich zur Neufundlandbank heranziehen. Als Sandbänke sind außerdem noch bemerkenswert die Campechebank, die sich nördlich der Halbinsel Yucatan und an der Küste der Campechebai hinzieht, und die großen Bänke in der Nordsee, namentlich die Doggersbank und die Langbank zwischen Großbritannien und Dänemark.

Muschelbänke, d. h. felsige Erhöhungen des Meeresbodens, welche Sammelplätze für Seemuscheln geworden, finden sich in allen Meeren, sind aber im ganzen noch nicht genügend untersucht. Von besonderer Wichtigkeit sind die Austernbänke und die Perlenbänke, unter welchen letztern die der Bahrein-Inseln (s. d.) die bedeutendsten sind. Auf ein großes unterseeisches Hochland, das man auch als Fucusbank oder Sargassobank bezeichnet hat, schloß A. von Humboldt aus der ungeheuern Ausdehnung, in welcher schwimmender Seetang (s. Sargassomeer) mitten im Atlantischen Ocean sich angesammelt findet.

Banka, eine von den Inseln des Niederländisch-Ostindischen Reichs, liegt östlich von dem südlichern Teile von Sumatra, der zu letzterm gehörenden Residentschaft Palembang gegenüber. Die 11—27 km breite, für die Schiffahrt höchst wichtige Bankastraße trennt beide Inseln. B. bildet mit einer Anzahl in ihrer Nähe gelegener kleiner Inseln die Residentschaft gleichen Namens. Hauptort, wichtigster Hafen- und Handelsplatz, zugleich Sitz des Residenten und Militärkommandanten ist Muntok, unter 2° 3′ südl. Br. und 105° 9′ westl. L. (von Greenwich), an der nordwestl. Spitze der Insel. Dies
enthält 12681 qkm und besteht hauptsächlich
niedriggelegenem, teilweise selbst sumpfigem F
lande, aus welchem sich jedoch mehrere, inselför
isolierte Berge bis zu 6—700 m Höhe erheben.
auf B. vorherrschende Gebirgsart ist Granit
mehr oder weniger beträchtlichem Einschluß
Zinnoxyd. Das letztere ist außerdem in allen Ri
rungen und überhaupt allenthalben auf B., m
oder weniger tief unter der Oberfläche, in Ge
von Zinnsand massenhaft abgelagert. Dieser au
ordentliche Reichtum an Zinnerz erster Güte
dingt den großen Wert, welchen B. für Holl
hat; 1877 wurden 4282010 kg Zinn gewon
Die Erzgewinnung ist Monopol der Regierung
wird für Rechnung derselben ausschließlich
chines. Minenarbeitern nach altem Herkommen
sehr eigentümliche Weise betrieben. Außer Z
kommt auf B. auch noch in viel geringerer Me
Magneteisen vor; in älterer Zeit soll daselbst a
bisweilen Gold gefunden worden sein. So reich
an Metallschätzen ist, so arm ist es an Erzeugni
aus dem Tier- und Pflanzenreiche. Von größ
Säugetieren finden sich daselbst wenige wilde u
von zahmen Tieren weder das Pferd noch der Büf
Von Fruchtbäumen gibt es nur einige wenige B
nanen und den Durianbaum (Durio zibethinu
Der Reisbau ist ganz unbedeutend und entspri
lange nicht dem Bedürfnis, sodaß hierin von seit
der Regierung, durch Anfuhr von Java, geso
wird. Schon jetzt macht sich Mangel an Holz fü
bar, da die früher ausgedehnten Wälder, bei d
Anlegen der Minen und für den Zweck der Gew
nung von Holzkohlen behufs der Ausschmelz
des Zinnerzes, bis auf die neuere Zeit rücksichts
verwüstet wurden. Der Handel und die Schiffa
von B. sind ganz unbedeutend. Die Ausfuhr
schränkt sich auf das Zinn für Rechnung der Re
rung, die Einfuhr, außer Reis und Salz, auf e
geringe Anzahl europ. und chines. Handelsarti
Die Bevölkerung bestand 1879 aus 220 Europäe
51282 Malaien, 19875 Chinesen, 96 Arabern u
11 andern asiat. Fremdlingen. Die eingebore
malaiische Bevölkerung ist körperlich schwach, w
energisch und wenig intelligent, ohne allen Kun
fleiß und Neigung für den Ackerbau. Bis zur Mi
des 19. Jahrh., wo die Regierung sie zwang,
Dörfern (malaiisch Kampong) festen Wohnsi
nehmen und Reisfelder anzulegen, führte sie, in
Wäldern umherschweifend, ein elendes, armselig
nomadenartiges Leben. Viele Eingeborene trag
Kleider aus weichgeklopfter Baumrinde. Die E
deckung des Zinnerzes auf B. geschah 1710 zufällig
weise. Die Insel gehörte damals zu dem Re
Palembang auf Sumatra. Von dem Sultan M
med Nadja-müeddin mußte sie 1812 an die E
länder abgetreten werden, von denen sie wieder,
folge des Traktats zwischen England und Holla
vom 13. Aug. 1814, an letzteres Reich überga

Auch auf der östlich von B. gelegenen, 4807 qk
großen Insel Billiton, welche früher zu der Re
dentschaft B. gehörte, aber 1852 davon getren
wurde und jetzt eine eigene Assistent-Residentsch
bildet, kommt Zinnerz in beträchtlicher Menge vo
Die niederländ.-ind. Regierung trat die Erzgew
nung auf dieser Insel, unter Vorbehalt gewi
Rechte und Vorteile, an eine Gesellschaft in H
land ab, welche 1878 in 98 Bergwerken 3997872
Zinn gewann. Die Bevölkerung von Billiton bestan

im J. 1879 aus 53 Europäern, 21 254 eingeborenen Malaien, 5720 Chinesen und 5 Einwanderern aus andern Teilen des Indischen Archipels. Vgl. Mohnike, »B. und Palembang« (Münster 1874).

Bankakte, Peelsche, nennt man das engl. Bankgesetz vom 19. Juli 1844, welches noch immer für die Bank von England (s. Banken) und für das Notenbankwesen Englands überhaupt maßgebend ist. Die B. bezeichnet im ganzen einen Sieg der Currencyschule (s. d.), die eine möglichst große Beschränkung der nicht metallisch gedeckten Noten erstrebt. Die Hauptbestimmungen sind folgende: Die Bank von England wird in zwei gänzlich getrennte Abteilungen, die eine für die Notenausgabe, die andere für die eigentlichen Bankgeschäfte (Issue und Banking Department) zerlegt. Der Emissionsabteilung wird überwiesen einerseits der Metallvorrat der Bank (bis auf einen kleinen Rest für das unmittelbar laufende Bedürfnis) und andererseits ein Betrag von 14 Mill. Pfd. St. Wertpapieren (securities), zu dem auch die permanente Schuld des Staats an die Bank gehört. Dafür erhält das Bankdepartement 14 Mill. Pfd. St. in Noten, die nunmehr seinen Betriebsfonds bilden. Bei dem Emissionsdepartement, das auch die präsentierten Noten einzulösen hat, sind fortan Noten nur gegen Goldmünzen und Gold- oder Silberbarren zu haben. Goldbarren muß dasselbe jederzeit zu dem festen Preise von 77 Shill. 9 Pence für die Unze (von $^{11}/_{12}$ Feinheit) gegen Noten eintauschen. Wenn eine andere Bank die Befugnis zur Notenausgabe verliert, so darf die Bank von England zwei Drittel der dadurch frei werdenden Notensumme in der Art übernehmen, daß sie nur durch Wertpapiere beim Emissionsdepartement gedeckt sind. Dadurch und durch gewisse andere Operationen ist das nicht metallisch gedeckte Notenkontingent des Bankdepartements und der feste Bestand an Wertpapieren beim Emissionsdepartement auf 15 Mill. und in neuester Zeit auf 15¾ Mill. gebracht worden. Außer den Notenbanken, die am 6. Mai 1844 bestanden, dürfen keine andern mehr gegründet werden, und die bestehenden (außer der Bank von England) dürfen in Zukunft im ganzen nur so viel Noten ausgeben, als sie durchschnittlich in den 12 Wochen vor dem 27. April 1844 in Umlauf hatten. Der Wochenausweis der Bank von England nach der der B. entsprechenden Form lautete z. B. am 24. Juni 1880 (s. unter Banken die ältere Form für denselben Tag): I. Emissionsdepartement. Passiva: Noten 43 121 060 Pfd. St.; Aktiva: Feste Staatsschuld 11 015 100, andere Wertpapiere 3 984 900, Gold in Münzen und Barren 28 121 060 Pfd. St. II. Bankdepartement. Passiva: Kapital 14 553 000 Pfd. St., Rest 3 088 862, Staatsdepositen 8 933 000, Privatdepositen 25 325 658, Siebentage-Wechsel 247 917 Pfd. St. Aktiva: Staatseffekten 15 804 318 Pfd. St., Wechsel und Vorschüsse 18 311 636, Notenreserve 16 771 600, bare Kasse 1 260 883 Pfd. St. Die Urheber der B. glaubten in derselben ein Mittel zur Verhinderung von Krisen gefunden zu haben, eine Meinung, die schon 1847 durch die Thatsachen widerlegt wurde. Die Wirkung dieser Organisation auf den Geldmarkt ist ohne Zweifel zu sehr eine bloß mechanische. Eine ausführliche Kritik der B. findet sich bei Ad. Wagner, »Die Geld- und Kredittheorie der Peelschen B.« (Wien 1861).

Bankbán oder der Banus Bank ist bekannt durch das an der Gemahlin des ungar. Königs Andreas II. (1205—35) verübte Attentat. Die Königin Gertrud, Tochter des Herzogs von Andechs-Meran, welche der Sage nach die Gelegenheitsmacherin bei den Ausschweifungen ihres Bruders Berchthold, Erzbischofs von Kalocsa (eine andere Version nennt Ekbert, Bischof von Bamberg, ebenfalls Gertruds Bruder), spielte, hatte diesem angeblich auch Gelegenheit verschafft, die Gemahlin des Banus Bank zu verführen. Letzterer stellte sich nun an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen im Lande und stürmte das königl. Schloß, wobei die Königin in Stücke gehauen wurde, während Berchthold mit genauer Not entkam. Der Banus büßte die That mit dem Leben. Der Stoff der Bankbán-Sage wurde von mehrern Dichtern dramatisch bearbeitet. Katonas »Bankbán« (Klausenb. 1827; Pest 1843 u. öfter; deutsch von Dux, Lpz. 1858) gilt mit Recht als das beste Drama der magyar. Litteratur. Auch Grillparzer bearbeitete diesen Stoff in dem Trauerspiel »Ein treuer Diener seines Herrn« (Wien 1830).

Bankdeckung oder bankmäßige Deckung nennt man, im Gegensatz zur vollen Bardeckung, diejenige Art der Sicherstellung der Einlöslichkeit der Banknoten, bei welcher die emittierende Anstalt nur einen Teil der ausgegebenen Notensumme durch Barvorrat deckt, während sie als Äquivalent der andern leicht realisierbare, sichere Werte besitzt. Als solche empfehlen sich namentlich gute Wechsel und Lombardforderungen, die in einer kurzen (höchstens dreimonatlichen) Frist fällig werden. In normalen Zeiten ist es erfahrungsmäßig ausreichend, wenn der erstere Bestandteil der Deckung ein Drittel, der letztere zwei Drittel der Cirkulation beträgt. Droht eine ungünstige Wendung, so muß die Bank die Barquote erhöhen, indem sie die eingehenden Wechsel- und Schuldzahlungen nicht vollständig wieder zu neuen Kreditbewilligungen verwendet. Staatspapiere eignen sich weniger für die B., weil sie bei ungünstiger Gestaltung der Verhältnisse nur mit Verlust zu veräußern sind. (S. Banken und Banknoten.)

Bankdurchschlag (frz. emporte-pièce, engl. punch), ein Werkzeug, mittels dessen durch Herausschlagen entsprechender Teile Löcher von verschiedener Form gebildet werden, die öfters zur Zusammenstellung größerer durchbrochener Muster dienen (s. Durchschlag), von den Durchschlägen der Schmiede insofern verschieden, als er an der Werkbank auf kaltem Metall angewendet wird.

Bankeisen (frz. patte, engl. cramp-iron), ein Stück Flacheisen, an einem Ende mit einer starken, oft gezahnten oder aufgehauenen Spitze, die an der einen Seite einen Ansatz hat, damit das Eisen eingeschlagen werden kann, am andern Ende breit und mit mehrern Löchern versehen. Man schlägt das B. am erstern Ende in die Wand oder in irgendeinen unbeweglichen Gegenstand ein und befestigt dann die breite Seite mit Nägeln an einen Schrank, Pfosten u. s. w., damit derselbe feststeht.

Bänkelsänger, herumziehende Personen, welche bei Jahrmärkten und andern Anlässen auf öffentlichen Plätzen Räuber- und Mordgeschichten u. s. w. singend vortragen und dazu, um von allen gesehen und vernommen zu werden, auf eine kleine Bank (Bänkel) treten. Sie pflegen große Bilder vor ihren Zuschauern aufzurollen, auf denen der Inhalt dessen, was sie besingen, in grellen Farben dargestellt ist.

Banken sind in ihrer heutigen Gestalt Unternehmungen, die gewerbsmäßig die Vermittelung des Kredits betreiben und damit meistens auch noch andere Geld- und Effektengeschäfte verbinden. Im Unterschiede von den Bankiers (s. d.) bezeichnet man als B. in der Regel nur solche Unternehmungen dieser Art, welche für Rechnung von Korporationen oder größern Gesellschaften, namentlich Aktien- oder Kommanditgesellschaften, betrieben werden, oder die in einer engern Beziehung zum Staate stehen. Die Bezeichnung B. bringt man gewöhnlich in Zusammenhang mit den «Bänken» der mittelalterlichen Geldwechsler, richtiger ist aber wohl die Ableitung von «banco» im Sinne von Haufen, gleichbedeutend mit «monte», dem im mittelalterlichen Italien üblichen Ausdruck für gewisse Zwangsanleihen, von denen die erste im 12. Jahrh. in Venedig vorkam. Die Gläubiger des Staats wurden zu einer Körperschaft vereinigt, sie erhielten zuweilen, wie die St. Georgs-Bank in Genua, die unmittelbare Verwaltung gewisser ihnen verschriebener staatlicher Einnahmequellen, und an eine solche finanzielle Organisation schloß sich in vielen Fällen leicht der Betrieb eigentlicher Bankgeschäfte, namentlich des Depositen- und Wechselgeschäfts an.

Eine besondere Klasse der ältern B. hielt sich von allen Kreditgeschäften fern und beschränkte ihre Thätigkeit auf eine eigentümliche Art der Zahlungsvermittelung. Es sind dies die **Hinterlege- und Girobanken im engern Sinne**. Das von diesen betriebene Umschreibeverfahren scheint schon im Altertum bekannt und üblich gewesen zu sein. Im Mittelalter war die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit desselben im großen Verkehr allgemein anerkannt, und es wurde z. B. in Venedig lange Zeit durch Vermittelung von privaten Bankiers in großem Umfange betrieben. Die Bank oder der Bankier erscheint bei diesem Verfahren nur als Kassenführer der beteiligten Kaufleute. Jeder der letztern hat auf Grund barer Einzahlung ein Conto bei der Bank, und er leistet seine Zahlungen an einen andern Girokunden, indem er die betreffende Summe von seinem Conto ab- und dem des andern zuschreiben läßt. Bei der reinen Girobank mußte die Summe der Aktiva der Kunden stets voll und bar vorhanden sein, die Bank konnte also mit den bei ihr eingezahlten Geldern in keiner Weise selbst Geschäfte machen. Die Verwaltungskosten mußten durch eine besondere Gebühr gedeckt werden. Durch eine solche Einrichtung wurde in einem großen Handelsplatze offenbar ein Beträchtliches an Arbeit und Kosten erspart, indem sie das öftere Zählen und Transportieren des Bargeldes überflüssig machte und dadurch auch die Abnutzung desselben verminderte. Zugleich bot sie ein Mittel, den bis in das 18. Jahrh. hineinreichenden höchst schädlichen Münzwirren und Geldverschlechterungen zu entgehen, indem nur gewisse gute Geldsorten von der Bank angenommen und gezahlt wurden oder auch ein ideales Bargeld geschaffen wurde, wie die seit 1770 nur durch Silberbarren repräsentierte Mark Banco in Hamburg.

Die erste reine Girobank mit öffentlichem Charakter wurde 1587 in Venedig errichtet, nachdem 1584 die schon seit langer Zeit bestehenden Privatbanken verboten worden waren. Eine besondere Wichtigkeit erhielt dieses Institut dadurch, daß seit 1593 alle Wechselzahlungen durch dessen Vermittelung erfolgen mußten. Neben dieser ersten Bank, dem Banco di Rialto, entstand 1619 noch eine zweite, der Banco Giro. Auch in Amsterdam w[ar] gegen Ende des 16. Jahrh. ein privater Giro[ver]kehr durch Vermittelung gemeinschaftlicher Kas[sen]führer im Großverkehr bereits allgemein üb[lich]. Da aber die Behörden darin eine Beförderung [der] sog. Münzsteigerung zu sehen glaubten, so w[urde] 1609 hier eine öffentliche Girobank gegründet. [Je]der sollte Münzen und Barren in Summen [von] wenigstens 300 Gulden einzahlen und wieder [her]ausziehen und Zahlungen und Umschreibungen [auf] seinem Conto anweisen können, und alle We[chsel] von größerm Betrage als 600 Gulden sollten [in] der Bank eingezahlt werden. Die Amsterdamer B[ank] ist später durch geheime Vorschüsse an die Re[gie]rung in Zerrüttung geraten und 1820 aufgeho[ben] worden. Infolge des Beispiels von Amsterda[m] wurde 1619 die Girobank zu Hamburg gegründ[et], wo sich ebenfalls bereits eine private Umschrei[be]-Organisation ausgebildet hatte. Auch hier sollt[en] fortan alle Wechselzahlungen von mehr als [...] Mark Lübisch durch die Bank erfolgen und alle[s] Assignieren außerhalb derselben war streng ve[r]boten. Die Stadt übernahm die Garantie für di[e] Bank, mit der auch eine sog. Lehnbank verbunde[n] war, die aber nur gegen volle Deckung durch Silbe[r] oder Gold Vorschüsse gab. Dies war also eigent[lich] mehr ein Umwechseln von gewissen Silbermünzsorten und Gold in Bankgeld als ein eigentliches Kreditgeben. Die Belehnung von Juwelen, die anfangs gestattet war, wurde 1697 definitiv verboten. Die Verwaltung der Bank stand unter einem Ausschuß, den sog. Bankbürgern. Der Barvorrat be[stand] ursprünglich hauptsächlich aus Reichs-Spezi[es]thalern, die gleich 3 Mark Banco gesetzt waren un[d] deren Einzahlung man besonders begünstigte. Später aber ging man zu einer Silberbarren-Währung über, indem man die Gewichtsmark Feinsilber dem Einleger mit 27 Mark 10 Schill. Banco in seinem Folium gutschrieb, während man sie ihm bei der Herausnahme zu 27 Mark 12 Schill. in Anrechnung brachte. Bei Gelegenheit der Reichsmünzreform wurden die Silberconten der hamburger Bank 15. Febr. 1873 geschlossen und der Umschreibeverkehr in Reichswährung begonnen. Doch wurde die Bank schon 31. Dez. 1875 aufgelöst und durch die in Hamburg errichtete Hauptzweiganstalt der Reichsbank ersetzt. Von andern ältern Girobanken ist noch di[e] 1621 in Nürnberg gegründete zu erwähnen. De[r] Giroverkehr hat in der neuern Zeit eine noch wei[t] größere Bedeutung gewonnen als früher, er wi[rd] aber jetzt nicht mehr von bloßen Aufbewahrungs- und Zahlungsanstalten, sondern von eigentlichen B., nämlich Kredit gebenden und nehmenden Instituten betrieben.

Solche Kreditinstitute finden sich, abgesehen von den privaten Bankiergeschäften, am Ausgange des Mittelalters bereits zahlreich in Italien, teils im Anschlusse an die oben erwähnten Anleihe-Monte, teils in der Form von Wohlthätigkeitsanstalten (montes pietatis). Als besonders wichtige Klasse derselben bildeten sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. die Notenbanken aus. Die B. sind zunächst zu unterscheiden nach der Art des Kredits, den sie gewähren. Geht derselbe in der Regel nur auf kurze Fristen, wie sie im industriellen und kaufmännischen Verkehr üblich, dient die Bank also hauptsächlich dazu, das umlaufende Kapital des Industrie- und Handelsstandes durch Kredit zu ergänzen, so kann man sie als Handelsban[k]

ichnen, und in diese Klasse gehören fast alle ge- ...lich kurzweg B. genannten Anstalten. Solche ...titute dagegen, die Darlehne auf lange Fristen ...gen hypothekarische Sicherheit gewähren, nennt ...m Hypotheken- oder Bodenkreditbanken. Die der Vermittelung des kurzfristigen kaufmän- ...schen Kredits dienenden Institute teilen sich in ...positen- und Notenbanken. Eine Bank bedarf ...es eigenen Kapitals, um dem Publikum eine ...rantie bieten und ihre Geschäfte eröffnen zu ...nen. Sie wird aber natürlich ihre Kreditbewil- ...ung nicht auf die Höhe dieses Kapitals beschrän- ...n, sondern sie sieht ihre eigentliche Aufgabe und ...gleich die Möglichkeit eines größern Gewinns ...rin, daß sie ihrerseits in irgend einer Form Kredit ...hme, um dann die entliehene Summe gegen eine ...here Verzinsung den Kreditsuchenden zur Ver- ...gung zu stellen. Die zunächst sich darbietende Art, ...e eine Bank Kredit nimmt, ist nun die Annahme ...n sog. Depositen. Es handelt sich hier nicht ...n Depositen im eigentlichen Sinne, d. h. Wert- ...gegenstände, die der Bank zur Aufbewahrung an- ...vertraut werden und unverändert wieder zurückzu- ...geben sind. Solche Dienste pflegen die B. allerdings ...benfalls als Nebengeschäfte zu leisten, da sie die zu ...diesem Zweck nötigen Sicherheitseinrichtungen be- ...gen. In jüngster Zeit hat sich übrigens in Amerika ...dieses Geschäft bereits selbständig abgezweigt, in- ...em von Aktiengesellschaften große Gebäude an- ...gelegt worden sind, in denen man feuer- und diebs- ...sichere Aufbewahrungsräume mieten kann. Die ...Einlagen bei den ältern Girobanken waren schon ...nicht mehr Depositen im strengsten Sinne, es waren ...Depositen «zur Verwaltung». Die Depositen da- ...gegen, durch welche die B. ihre Betriebsmittel ver- ...stärken, sind uneigentliche (irreguläre) Depositen ...zur Benutzung». Es werden der Bank unter ge- ...wissen Bedingungen Geldsummen zur freien Ver- ...fügung überlassen und der Einleger erwirbt dafür ...eine Forderung an die Bank. Dem nichtkaufmän- ...nischen Publikum gegenüber wird die Bank durch ...die Annahme von Depositen zu einer Art von Spar- ...anstalt, indem sie zugleich der Volkswirtschaft den ...Dienst erweist, auch die kleinern, auf kürzere Zeit ...und außerhalb der Geschäftswelt disponibel wer- ...denden Kapitalteile heranzuziehen und dem Verkehr ...wieder zuzuführen. Solche Depositen werden im- ...mer verzinst, wenn sie nur nach einer bestimmten ...Kündigungsfrist zurückgezogen werden können, und ...zwar ist der Zins um so höher, je länger diese Frist ...t. Für stets fällige (on call) Depositen dagegen ...geben die großen Centralbanken keine Zinsen, wohl ...aber werden dieselben in neuerer Zeit seitens der ...übrigen B. verzinst, wenn auch natürlich nur zu ...einem sehr niedrigen Satze. Nicht nur zur Beurkun- ...dung, sondern auch zu eventueller Übertragung ...von Depositen geben manche B. auf runde Sum- ...men lautende verzinsliche «Kassenscheine» aus.

Im eigentlichen Geschäftsverkehr ist das Depo- ...sitenwesen aufs engste mit dem Giro- oder dem ...Kontocorrentgeschäft der B. verschmolzen. Bei dem eigentlichen Girogeschäft im modernen ...Sinne bleibt die Bank passiv, sie gibt keinen Kredit ...und übernimmt kein Risiko, verlangt vielmehr oft ...von dem Inhaber des Giroconto, daß stets ein be- ...stimmtes Minimum als Saldo bei ihr stehen bleibe. ...Zinsen werden für die eigentlichen Girodepositen ...seitens nicht bezahlt, aber die Bank leistet den ...Folioinhabern andere nicht zu unterschätzende Dienste. Zunächst nimmt sie auf Giroconto nicht nur bare Einzahlungen an, sondern auch am Platze zahlbare Coupons, Checks und bald fällige Wechsel, auch wohl Rimessenwechsel auf andere Plätze; sie besorgt kostenfrei die Einkassierung (Incasso) dieser Effekten und schreibt den Betrag nach dem Eingange dem Kunden gut. Eine Discontierung der Wechsel findet also nicht statt. Der Contoinhaber kann über sein Guthaben verfügen, indem er Summen auf das Folium eines andern umschreiben läßt, wie auch seine eigenen Aktiva durch solche Umschreibungen vermehrt werden können, ferner indem er seine Wechsel bei der Bank zahlbar macht und indem er Checks (s. d.), d. h. auf Sicht zahlbare Anweisungen auf sein Giroguthaben ausstellt. Um allen Anforderungen gerecht werden zu können, muß die Bank natürlich einen größern Barbestand vorrätig haben; die Erfahrung zeigte aber bald, daß dieser Vorrat nur einen Bruchteil der von der Bank angenommenen Depositensumme zu bilden brauchte, daß man also den Rest, natürlich mit der nötigen Vorsicht, in kurzfristigen Kreditgeschäften oder leicht realisierbaren Papieren anlegen konnte. In dieser teilweisen Benutzung der Depositen liegt eben der hauptsächlichste Unterschied des gegenwärtigen Verfahrens von dem der ältern Girobanken. Je größer der Kreis der Girokunden einer Bank ist, um so häufiger werden Zahlungen bloß durch Umschreiben von einem Conto auf das andere erfolgen, um so seltener wird wirklich «Kasse abgehoben» und um so größer ist daher die Summe, die durchschnittlich der Bank (zinsfrei) zur Verfügung bleibt. Die Deutsche Reichsbank hat nun dem Giroverkehr eine neue vielversprechende Entwickelung eröffnet, indem sie denselben durch das ganze Netz ihrer Zweiganstalten einheitlich organisiert hat, sodaß das ganze Reich gewissermaßen Ein Giroplatz geworden, auf dem auch zwischen den an verschiedenen Orten wohnenden Kunden der Bank Zahlungen ohne Kosten und Umstände durch bloße Umschreibungen geleistet werden können. Bei den meisten Bankstellen können sogar von allen Personen ohne Ausnahme Zahlungen für Girokunden angenommen werden. Zur Übertragung einer Summe von einem Giroconto auf das andere innerhalb des ganzen Netzes der Bankstellen dient der sog. «rote Check», während der «weiße» oder gewöhnliche Check auf dritte Personen übertragbar ist und gegen Bar eingelöst werden kann. Diese letztere Form hat besonders in England ihre Ausbildung und eine ausgedehnte Anwendung erlangt. (S. Clearinghaus.)

Bei dem eigentlichen Contocorrentgeschäft tritt die Bank aktiv auf, indem sie von dem Kunden nicht nur Depositen und sonstige Einlagen wie im Girogeschäft annimmt, sondern ihm auch, meist gegen besondere Sicherheit, einen Kredit eröffnet, sodaß er über seine Einzahlungen hinaus Wechsel oder Checks auf die Bank ziehen oder auch direkte Barvorschüsse von derselben erlangen kann. Die Bank nimmt ferner genügend sichere Wechsel auf Dritte nicht nur zum Incasso an, sondern sie discontiert sie auch, indem sie dieselben vor der Verfallzeit auf ihren Namen indossieren läßt und den Betrag unter Abzug eines Zinses dem Kunden auszahlt oder ihm gutschreibt. Auf diese letztere Art entstehen namentlich in England die großen Summen von Depositen, die in den Bilanzen der B. aufgeführt werden. Die direkte Verwendung von barem Gelde und selbst von Banknoten ist dort im

größern Verkehr aufs äußerste beschränkt, da selbst die wohlhabenden Privatpersonen bei einer Bank oder einem Bankier ihr Giroconto zu haben pflegen und ihre Zahlungen mittels Checks leisten. Daher lassen sich auch die Contocorrentkunden die von der Bank discontierten Wechsel nicht auszahlen, sondern sie lassen den Betrag zur Vermehrung ihres Aktivconto stehen und verfügen über denselben nach Bedarf durch Checks oder auf andere Art. Im Contocorrentgeschäft werden gewöhnlich sowohl für den Kunden wie für die Bank Zinsen berechnet, sei es nach einem gleichen Prozentsatz für beide Teile, sei es so, daß die Bank, wenn sie im Vorschuß ist, nach einem höhern Zinsfuß rechnet, als wenn der Kunde einen Aktivsaldo besitzt. Außerdem berechnet die Bank von allen nicht ausdrücklich freigelassenen Posten eine Provision, die zwischen $^1/_{10}$ und $^1/_3$ Proz. schwankt. Zur Sicherstellung ihrer Contocorrentvorschüsse verlangt die Bank gewöhnlich Hinterlegung von Wertpapieren oder Bestellung einer Hypothek. Doch geben gewisse B. (z. B. die schottischen) auch bis zu einem gewissen Grade Kredit gegen Bürgschaft eines Dritten, und es kommen auch sogar ungedeckte oder Blankokredite vor, die mit Rücksicht auf die als unzweifelhaft geltende Zahlungsfähigkeit des Kunden bewilligt werden.

Die gewöhnlichen Geschäfte der Depositenbanken konzentrieren sich demnach hauptsächlich im Contocorrentverkehr, dem sich namentlich auch das Lombard- und das Wechselgeschäft meistens direkt einfügt. Doch kommen auch isolierte größere Operationen dieser Gattungen vor. Das **Lombardgeschäft** besteht in einem Darlehn mit Sicherung durch ein bewegliches Pfand in Waren oder Wertpapieren, gewöhnlich auch noch durch einen eigenen Wechsel des Schuldners. Eine Depositenbank, die beträchtliche, stets fällige Verbindlichkeiten hat, darf solche Darlehne nur auf die üblichen kurzen kaufmännischen Fristen, höchstens auf drei Monate gewähren. Auch wird sie dieselben nie bis zum vollen Kurswerte der Pfandobjekte bewilligen und bei Waren einen noch weitern Spielraum für eine etwaige Entwertung lassen als bei Wertpapieren. B., die sich mit der Warenlombardierung in größerm Umfange befassen, müssen nötigenfalls besondere Lagerräume für die verpfändeten Güter beschaffen. Weit bequemer aber ist es, wenn die Waren in andern bereits vorhandenen öffentlichen oder privaten Lagerhäusern, z. B. in Zollniederlagen, bleiben können und nur die auf die betreffenden Colli speziell ausgestellten Lagerscheine (Warrants, s. d.) als Pfand gegeben werden. Auch Ladescheine eines Frachtführers, namentlich eines Schiffers (Konnossemente, s. d.) werden häufig anstatt der Ware selbst lombardiert. Was die Beleihung von Wertpapieren betrifft, so sind den großen Centralbanken in der Auswahl derselben enge Schranken gezogen; andere B. aber sind in dieser Beziehung oft weniger vorsichtig, und es ist nicht selten der Börsenschwindel wesentlich durch die Leichtigkeit gefördert worden, mit welcher neu geschaffene Aktien von zweifelhaftem Werte seitens gewisser unter dem Einfluß der Gründer der neuen Unternehmungen stehender B. beliehen wurden. Eine besondere Art des Lombardierens ist das an der Börse übliche Reportieren (s. **Report**), an dem sich indes die eigentlichen Handelsbanken wenig oder gar nicht beteiligen. Auch Gold und Silber in Barren oder fremden Münzsorten werden von den größern B. beliehen. In solchen Fällen kann jedoch nur ein
niedriger Zins beansprucht werden, da die Pfa
objekte gegen einheimisches Geld nur kleine W
schwankungen erleiden.

Das **Wechselgeschäft** der B. (s. Wechsel
steht in der Erteilung von Accepten und Avals,
Discontieren von Platzwechseln oder überhaupt
inländischen Wechseln (Rimessenwechseln) und
Kauf und Verkauf von ausländischen Wechseln (
visen). Von besonderer Wichtigkeit ist das Disc
tieren. Der von den großen Centralbanken
genommene Prozentsatz der abzuziehenden Zi
vergütung, der Discontosatz, ist jederzeit für
kaufmännischen Zinsfuß überhaupt maßgeben
Allerdings bleibt der Privatverkehr meistens etw
unter der offiziell bekannt gemachten Discontor
der Hauptbank, aber er geht doch immer mit
Bewegungen der letztern parallel. Der Wech
disconto ist übrigens regelmäßig niedriger als
Lombardzinsfuß. Mit Rücksicht auf ihre stets f
ligen Depositen darf eine Bank auch nur Wech
mit kurzer, höchstens dreimonatlicher Verfallzeit di
contieren. Den B. mit mehr oder weniger öffen
lichem Charakter ist vorgeschrieben, daß sie in d
Regel nur Wechsel mit drei, nur ausnahmsweis
solche mit zwei anerkannt guten Unterschriften dis
contieren sollen. Das **Devisengeschäft** der gro
ßen B. hängt meistens eng mit dem von denselben
betriebenen Edelmetallhandel zusammen. Namentl
lich in der neuern Zeit üben diese Institute eine
wesentlichen Einfluß auf das Ab- und Zuströme
des Goldes aus und ein Bestand an Wechseln a
andere Länder mit Goldwährung ist daher eine zwec
mäßige Reserve für alle Fälle. Bloße Arbitrag
geschäfte in Wechseln, Edelmetall oder Münzsorte
also Operationen zur internationalen Ausgleichun
der Kurse, werden von den großen Aktienbank
wohl seltener unternommen. Auch eigentliche Gel
wechselgeschäfte werden höchstens gelegentlich vo
ihnen betrieben und bleiben größtenteils den kle
nern Bankiers und Wechslern überlassen. Beteil
gung an der Ausgabe von Staatsanleihen, Eisen
bahnobligationen u. s. w. gegen bestimmte Pro
mission hat auch für solide Handelsbanken nichts
Bedenkliches, ebenso der bloße technische Vermittl
dienst bei der Zeichnung von Aktien. Auch die Ein
lösung von Coupons und die Besorgung des Kau
oder Verkaufs von Wertpapieren für Kunden ge
hören zu den unbedenklichen Nebengeschäften der B
Jede eigene Teilnahme aber an Gründungen,
Börsenspekulationen, vollends aber an Differenz
geschäften ist mit dem Wesen einer Depositen-
einer Notenbank unvereinbar und daher bei de
meisten soliden Anstalten dieser Art auch statuten
mäßig verboten. Dagegen sind namentlich seit 185
besondere bankartige Institute entstanden, welche
sich speziell damit befassen, neue Unternehmungen
zu gründen, die gegründeten durch ihren Kredit
stützen, namentlich die Kurse der betreffenden Akt
an der Börse durch Beleihung derselben zeitweis
zu halten oder zu treiben, überhaupt in spekulativ
Absicht Wertpapiere in großem Maßstabe auf eigene
Rechnung zu kaufen und zu verkaufen (jedoch mei
stens mit statutenmäßiger Ausschließung der
geschäfte), Anleihen zu übernehmen, auf die Börse
durch Zufuhr oder Zurückziehung von Geld zu Re
portzwecken einzuwirken u. s. w. Solche Gründungs-
und Spekulationsbanken (in England «Financial
Companies») nennt man oft nach ihrem bekanntesten

nz. Vorbilde **Crédits mobiliers.** Die Form Aktiengesellschaft ist, wenigstens soweit die In- ssen der Aktionäre in Frage kommen, für die- en jedenfalls wenig geeignet.

lle im Obigen angeführten Geschäfte können t nur von den Depositenbanken, sondern auch den Noten- oder Z e t t e l b a n k e n betrieben den. Diese letztern nehmen auch Depositen an, r sie besitzen in der Emission von B a n k n o t e n .) noch ein weiteres, eigentümliches Mittel, um dit zu nehmen. Ursprünglich ist die Banknote als tragbarer Depositenschein entstanden. Solche tel, die eine volle Bardeckung besaßen, gab z. B. n die amsterdamer Girobank aus. Wie man bald fand, daß allen Anforderungen auf Rück- ung der stets fälligen Depositen seitens einer l entsprochen werden konnte, ohne daß der volle rag der von ihr angenommenen Summe bar rätig gehalten zu werden brauchte, so ergab sich h, daß eine nur partielle Bardeckung der aus- ebenen, stets sofort einlöslichen Zettel genüge, den unter normalen Verhältnissen vorkommen- Einlösungsforderungen zu entsprechen. So ent- nden die metallisch unvollständig gedeckten Noten, sie z. B. seit der Mitte des 17. Jahrh. von den doner Goldschmieden, den damaligen Privat- iers, und seit 1661 von der Schwedischen Bank gegeben wurden. Wenn aber auch ein Bruch- der Notenemission metallisch ungedeckt bleiben f, so bedeutet dies doch nicht, daß er überhaupt gedeckt sein dürfe. Die Bank muß jedenfalls auch den andern Teil ein volles Äquivalent in sichern, ht realisierbaren Werten besitzen, am besten in chseln und Lombardforderungen mit kurzer, höch- s dreimonatlicher Verfallzeit. In der Praxis lgt demnach die Notenemission in der Weise, daß Bank nicht mit barem Gelde, sondern mit ihren en Wechsel discontiert und Lombardvorschüsse währt, und zwar in solchem Umfange, als es das editbedürfnis des Publikums einerseits und die ücksicht auf die in Reserve gehaltenen Barvorräte dererseits gestattet. Nach ein bis drei Monaten den die erworbenen Wechsel oder Forderungen weder in Noten oder in Bar bezahlt; es findet eine natürliche Rückströmung der erstern oder Verstärkung des Barvorrats statt. Treten kri- e Zeiten ein und werden ungewöhnlich viel No- zur Einlösung präsentiert, so muß die Bank ihre contierungen und Vorschüsse beschränken, indem die zurückströmenden Summen in Noten oder nur teilweise wieder ausgibt und dadurch das hältnis der Bardeckung zur Notenemission gün- r gestaltet. Das natürliche Mittel zu diesem de ist die Erhöhung des Discontosatzes. Übri- ist bei der Beurteilung der Lage der Bank und etwa gebotenen Vorsichtsmaßregeln nicht nur sicht auf die Notenausgabe zu nehmen, sondern die Gesamtsumme der stets fälligen Verbind- n, also auch auf die Depositenschuld.

er Gewinn, den die Bank aus der Ausgabe bar gedeckter Noten zieht, ist einleuchtend; für Volkswirtschaft aber besteht der Vorteil dieser führung eines Geldsurrogats in einer Ermäßi- g des Zinsfußes. Aber freilich kann bei miß- chlicher Ausdehnung der Notenemission dieser kswirtschaftliche Nutzen leicht in einen Schaden schlagen, indem vielleicht eine ungesunde Speku- on genährt und schließlich eine Krisis herbei- führt wird, in der sich vielleicht auch die Bank selbst nicht behaupten kann, sodaß sie bei einem allgemeinen «run» zur Einlösung ihrer Noten ihre Zahlungen einstellen muß. Allerdings können auch Depositenbanken durch leichtsinnige Kreditbewilligung ebenso großes Unheil stiften, aber ihre Einwirkung reicht nicht so weit in das an ihren Geschäften unbeteiligte Publikum hinein wie die der Notenbanken. Wenn sie Wechsel gegen Gutschrift discontieren und die darauf ausgestellten Checks mittels eines Clearinghauses ausgleichen, so bleiben diese Operationen in einem engern Kreise von Beteiligten. Werden dagegen die Wechsel durch Banknoten discontiert und als Geldsurrogat in den Verkehr gebracht, so nimmt die Bank gewissermaßen bei der ganzen Bevölkerung Kredit und zieht dieselbe ungünstigenfalls auch in Mitleidenschaft. Die berechtigten Forderungen nach Erleichterung der Cirkulation und des Kredits können durch die Depositenbanken in Verbindung mit einem genügend ausgebildeten Check- und Clearinghaussystem ebenso gut, wenn nicht besser, als durch die Notenausgabe befriedigt werden. In England und Amerika ist die letztere in der That mehr und mehr neben dem Depositensystem zurückgedrängt worden, sodaß die Bank von England oft Monate hindurch keine ungedeckten Noten im Umlauf, ja oft im ganzen mehr Barvorrat als Noten aufzuweisen hatte. Vollends verwerflich ist es natürlich, wenn eine Bank durch künstliche Mittel, z. B. durch Kartell mit einer andern an einem entfernten Platze, ihre Noten in Cirkulation bringt und erhält, indem sie dieselben dem Publikum gleichsam aufzwingt. Depositen- und Notenbanken dürfen mit Rücksicht auf ihre stets fälligen Verbindlichkeiten keinen irgendwie beträchtlichen Teil ihrer Mittel auf längere Zeit festlegen. Man hat wohl ganz streng die Forderung aufgestellt, daß sie nur solchen Kredit geben sollen, wie sie ihn selbst nehmen; das heißt aber nichts anderes, als daß sie für ihre stets fälligen Depositen und Noten volle Bardeckung vorrätig halten müßten, ein durch die Praxis nicht gerechtfertigtes Verlangen. Für die Sicherheit der Bank ist es ausreichend, wenn sie den stets fälligen Verbindlichkeiten teilweise und neben einem angemessenen Barvorrat k u r z fristige Forderungen gegenüberstellt. Daraus aber folgt, daß eine Handelsbank weder dem Staate größere Darlehne auf längere oder unbestimmte Zeit, noch Privaten derartigen hypothekarischen Kredit gewähren darf, es sei denn, daß sie über die zur korrekten Deckung ihrer stets fälligen Verbindlichkeiten erforderlichen Mittel hinaus noch überschüssiges Kapital zur Verfügung hatte. Die großen Centralbanken haben sich freilich den Kreditforderungen der Staaten in kritischen Zeiten nicht entziehen können; die Folge dieser Immobilisierung ihres Kapitals war aber regelmäßig die Einstellung der Einlösung der Noten und die thatsächliche Umwandlung derselben in Papiergeld. Einige größere B. haben auch besondere Hypothekenabteilungen. Zweckmäßiger aber ist es, wenn das Hypothekengeschäft von dem Wirkungskreise der eigentlichen Handelsbanken getrennt und besondern Anstalten vorbehalten bleibt.

Das Charakteristische der H y p o t h e k e n - oder B o d e n k r e d i t b a n k e n liegt darin, daß sie den langfristigen Kredit vermitteln, also solchen einerseits nehmen und andererseits gegen hypothekarische Sicherheit weiter geben. Das eigene Kapital dient wieder nur als Garantiefonds und zur Einleitung der Geschäfte. B. dieser Art entsprechen dem

Kreditbedürfnisse der Grundbesitzer, der städtischen Bauunternehmer, der Meliorationsgenossenschaften und liefern auch der Industrie vielfach eine Ergänzung ihres stehenden Kapitals. Auch den Gemeinden und andern öffentlichen Korporationen gewähren sie häufig Darlehne. Zeitweise verfügbare Summen können sie natürlich in Wechseln oder kurzfälligen Lombarddarlehnen anlegen und auch andere Geschäfte der Handelsbanken sind nicht ausgeschlossen, wenn sie nur als Nebenoperationen und mit der nötigen Beschränkung und Vorsicht betrieben werden. Die Mittel zu ihren Kreditgewährungen verschaffen sich diese B. hauptsächlich durch die Ausgabe von Obligationen oder Pfandbriefen, die für den langfristigen Kredit eine ähnliche Bedeutung haben, wie die Banknoten für den kurzfristigen. Es sind meistens auf den Inhaber lautende Wertpapiere, die vollständig gedeckt sein müssen durch von der Bank erworbene gute Hypotheken. Sie sind fest verzinslich und werden nach einem bestimmten Amortisationsplane meistens durch Auslosung und auch wohl mit Prämien und Lotteriegewinnen zurückgezahlt. In andern Fällen haben sich die B. ihrerseits das Kündigungsrecht vorzubehalten, um bei günstigen Gelegenheiten ihre Schuldverschreibungen zu einem niedrigern Zinsfuß konvertieren zu können. Häufig geben die B. ihre Darlehne nicht in bar, sondern in Pfandbriefen, für deren Verwertung der Schuldner selbst zu sorgen hat, die aber auch von der B. stets zum Nominalwert an Zahlungsstatt angenommen werden. Die Rückzahlung der Darlehne seitens der Schuldner erfolgt meistens mittels einer Amortisationsquote, die jährlich neben den Zinsen entrichtet wird. Die erste auf Aktien gegründete Bodenkreditanstalt ist der Crédit foncier in Paris, der 1852, anfangs allerdings unter einem andern Namen und mit beschränkterm Wirkungskreis, ins Leben trat. Nach dem Umfange seines Kapitals (60 Mill. Frs.) und seiner Befugnisse zur Ausgabe von Obligationen steht er unter den ähnlichen Instituten noch obenan, jedoch hat er den Hoffnungen der Landwirtschaft im ganzen ungenügend entsprochen und mehr der städtischen, namentlich der pariser Bauspekulation, gedient. In Deutschland entstanden einige ähnliche Unternehmungen schon 1856 und 1857, und in der Folgezeit sind noch mehrere, zum Teil in sehr großem Maßstabe angelegt, hinzugetreten.

Eine andere Klasse von landwirtschaftlichen Kreditinstituten ist auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit begründet: eine Anzahl von Gutsbesitzern vereinigt sich, um einerseits jedem kreditbedürftigen Teilnehmer Darlehne (etwa bis zur Hälfte des Taxwertes seines Gutes) durch Ausgabe von Pfandbriefen zu verschaffen und andererseits dem Inhaber der letztern die richtige Verzinsung und Rückzahlung zu garantieren. Als Vorbild dieser Kreditverbände haben die sog. «Landschaften» in Preußen gedient, von denen die erste, die schlesische, 1770 gegründet wurde. Eine eigentümliche Art von landwirtschaftlichen Kreditvereinen bilden die in neuerer Zeit am Rheine entstandenen Darlehnsvereine nach dem Raiffeisenschen System. (S. **Kreditgenossenschaften**.) Andere den Hypothekenbanken nahestehende Institute sind die **Rentenbanken**, welche vielfach von Staats wegen zur Erleichterung der Ablösung der Grundlasten organisiert worden sind; ebenso die **Landeskulturrentenbanken**, wie sie nach dem preuß. Gesetz vom 13. Mai 1879 durch die Provinzial- und Kommunalverbände errich werden können, um für die Entwässerungs- u sonstigen Meliorationsanlagen den Interessent durch Ausgabe von Rentenbriefen die Mittel verschaffen. Die sog. **Baubanken** haben meist nicht sowohl die Kreditvermittelung, als die Sp kulation in städtischen Grundstücken und Bauan gen zum Zweck. Die Hypothekenversicherungsba ken, die erst ziemlich vereinzelt auftreten, ermö lichen die Beleihung von Grundstücken über die erste Hypotheken übliche Grenze hinaus, indem gegen feste Prämien die Sicherheit der Darleh garantieren. Im übrigen ist es ungenau, von V sicherungsbanken zu sprechen, da zwar die Versi rungsgesellschaften, namentlich die Lebensversic rungen, ebenfalls gewisse Arten von Bankgesch ten betreiben, aber doch einen wesentlich ande Hauptzweck haben, als die Vermittelung von K dit, sei es auf kurze oder auf lange Fristen.

Bankpolitik. Die meisten Bankgeschäfte u gen einen so durchaus privatwirtschaftlichen C rakter, daß ein bevormundendes oder kontrollier des Eingreifen des Staates in dieselben eben wenig gerechtfertigt erscheint, wie bei irgend eine andern kaufmännischen Betriebe. Als besonde geartetes und über das gewöhnliche privatwi schaftliche Gebiet hinausgehendes Geschäft ist nu die Notenemission anzusehen. Zwar ist der Rege nach niemand zur Annahme einer Banknote g zwungen, thatsächlich aber ist dieses Cirkulation mittel oft tief in den Verkehr eingedrungen, oh daß es von den weitern Kreisen des Publikums wünscht wurde. Es spielt faktisch die Rolle baren Geldes, und im Falle der Zahlungsunfäh keit der Bank kommen daher sehr viele Perso zu Schaden, die in keinerlei Beziehung zu den schäften derselben gestanden haben. Die leiten Prinzipien einer rationellen Bankpolitik wären her dahin zu formulieren, daß den Depositen- u Hypothekenbanken die normale Gewerbefreiheit zugestehen sei und die Unternehmungen dieser A nur den Bedingungen zu genügen haben, die h delsgesetzlich für die betreffende Gesellschaftsf also namentlich für die Aktiengesellschaften, [illegible] dert werden; daß dagegen hinsichtlich der No banken besondere staatliche Vorkehrungen zu tr seien, um das Publikum, das sich der Noten th sächlich oft gar nicht zu erwehren weiß, möglich Schaden zu bewahren. Der erste dieser Grun ist selbst in der neuern Zeit noch nicht überall folgt worden. Solange die Gründung einer Akti gesellschaft von einer staatlichen Erlaubnis abh gig war, konnte die Verwaltungspraxis, wenn sich um die Konzessionierung einer Bankgesellsch handelte, besondere strengere Normen festhal So wurde die Berliner Discontogesellschaft 18 in einer eigentümlichen Form auf Gegenseitig gegründet, weil ihr die Genehmigung als Akti gesellschaft verweigert wurde, und erst 1866 w delte sie sich in eine Kommanditgesellschaft In England verhinderte das Monopol der Ba von England bis 1826 überhaupt und bis 1833 London und Umgebung die Bildung von Deposit banken mit mehr als sechs Teilhabern; bis 18 blieben dann für die größern Depositenbankges schaften (Joint-Stock-Banken) im londoner Bez noch gewisse Geschäftsbeschränkungen und erst 18 wurde gestattet, daß sich solche B. nach dem Pri zip der beschränkten Haftbarkeit, also als eigentli

...gesellschaften konstituierten, während für andere Unternehmungen diese Gesellschaftsform schon ...nach gewissen Normativbestimmungen freigegeben worden war. Hat eine Bank, wie manche ...Kreditanstalten, besondere Privilegien, so ...sie sich natürlich auch besondere Vorschriften, ... hinsichtlich der Art und Höhe ihrer Pfand...ausgaben, gefallen lassen müssen. Daß die ...en Girobanken einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter besaßen, ist bereits oben hervorgehoben worden.

Die Notenemission begann in England als freies ...schäft der Goldschmiede und Privatbankiers, ob...hl die rechtliche Stellung dieser Goldschmiede...ten bis 1705 eine sehr prekäre war. Auch nach ... Gründung der Bank von England blieb den ...ivatbankiers, d. h. den Bankhäusern, mit weni...r als sieben Teilnehmern die Notenausgabe noch ...nge Zeit (bis 1844) unbestritten. Auch in Schottland bestand bis 1845 Freiheit der Notenemission ...d der Gründung von Zettelbanken, freilich nur ...n Gesellschaften mit unbeschränkter Haftbarkeit, ...weit sie nicht im Besitze eines besondern Privile...ums waren. In den Vereinigten Staaten Amerikas sind ebenfalls wie mit verschiedenen andern ...ystemen so auch mit dem der Zettelbankfreiheit ...ersuche gemacht worden. In Schottland hat die...se allerdings infolge besonders günstiger und ...facher Verhältnisse bis 1845 sich befriedigend be...ährt; nicht dasselbe aber kann man in Bezug auf ...e engl. Privatbanken und die amerikanischen B. ...gen. So stellten in England bei der Krisis von ...825 in wenigen Wochen 70 Provinzialbanken ihre ...ahlungen ein, und das Gleiche geschah 1837 seitens ...r sämtlichen B. der Vereinigten Staaten. Abge...en von solchen Katastrophen befürchtet wenig...ens eine beträchtliche Schule der Theoretiker (die ...urrency-Schule, s. d.) von der Notenfreiheit auch ...e Überfüllung des Landes mit Cirkulationsmit...n und infolge davon Preissteigerung und Über...kulation. Daher findet man gegenwärtig in allen ...ulturländern gewisse staatliche Beschränkungen des ...ttelbankwesens, jedoch in sehr verschiedener Ge...tung. Die extremste Lösung der Frage im Sinne ...Beschränkung ist die Monopolisierung der Notenausgabe durch eine reine Staatsbank. Dieses ...stem ist, abgesehen von einigen kantonalen ...otenbanken der Schweiz, bisher nur durch die ...ische Reichsbank verwirklicht, deren Noten aber ...tsächlich, also reines Papiergeld sind. Manche ...pfehlen dasselbe aber auch für Länder mit normalen Geldverhältnissen, indem sie glauben, daß ...h die Verstaatlichung der Notenemission am be...sten Mißbräuchen vorgebeugt werden könne, ...und zugleich der Gewinn aus den ungedeckten ...n dem Staate zufalle, der schon als Inhaber ...Münzregals das größte Anrecht darauf besitze. ...h ist andererseits nicht zu leugnen, daß eine solche ...aatsbank in kritischen Zeiten den Übergang zur ...Papierwirtschaft bedenklich erleichtert, daß sie den ...dürfnissen des Verkehrs möglicherweise einen ...n bureaukratischen Formalismus gegenüber...llen und daß ihre wirtschaftliche Macht sogar zu ...lit. Parteizwecken ausgenutzt werden kann.

Diesen Einwendungen ist ein anderes System ...gegenüber ausgesetzt, nach welchem zwar ebenfalls ... eine einzige Bank ausschließlich zur Notenemis... berechtigt ist, diese aber nicht eine staatliche, ...sondern eine mit privaten Mitteln gegründete Unternehmung darstellt, die auch im wesentlichen als Privatanstalt verwaltet wird, wenn sie auch, schon infolge ihrer Privilegierung, sich gewissen besondern statutarischen Bedingungen und staatlichen Kontrollen unterwerfen muß. Das wichtigste Beispiel dieser Art bietet Frankreich, dessen große Centralbank 1848 die bis dahin noch geduldeten Departementalbanken in sich aufgenommen hat und seitdem sich im alleinigen Besitze des Notenemissionsrechts befindet. Auch die Österreichisch-Ungarische Bank ist hierher zu rechnen, aber ihre Stellung ist wegen des Zwangskurses ihrer Noten eine abnorme. Man wendet gegen diese Privilegierung einer Privatbank hauptsächlich ein, daß dadurch den Aktionären ein unverdienter Vorteil zugewandt werde. Dieser Übelstand ist indes leicht zu heben, wenn man der Bank angemessene Verpflichtungen im Interesse des Gemeinwohls auferlegt und dem Staate einen zweckmäßig bestimmten Anteil am Gewinn vorbehält. Zu jenen Verpflichtungen ist namentlich auch die zu rechnen, daß die privilegierte Bank an allen einigermaßen bedeutenden Plätzen des Landes Zweiganstalten anlege. Bei Krisen wird sich ein solches mächtiges Institut im allgemeinen besser bewähren als eine Vielheit von kleinern. Andererseits kann es sich allerdings, wie die Erfahrung lehrt, bei Kriegen oder finanziellen Erschütterungen des Staates den Kreditforderungen des letztern nicht entziehen, und wenn es dann eine größere Summe durch Vorschüsse an den Staat immobilisiert hat, so wird der Zwangskurs der Noten leicht unvermeidlich. Aber in solchen Fällen würde der Staat auch ohnehin der Papiergeldwirtschaft verfallen sein; wenn diese aber durch eine in bar oder in Noten kontrahierte Bankschuld begründet ist, so wird nach mehrfachen Erfahrungen der Staat größere Anstrengungen zur baldigen Wiederherstellung des Barumlaufs machen, als wenn er unmittelbar eigenes Papiergeld ausgegeben hat. Natürlich darf die Bank für solche außergewöhnliche Darlehne in Noten mit Zwangskurs vom Staate keinen oder nur einen sehr geringen Zins erhalten. In andern Ländern finden sich neben einer großen, mit dem Staate in näherer Beziehung stehenden, im übrigen aber als Privatanstalt begründeten Centralbank mit ihren Filialen noch andere gesetzlich anerkannte Notenbanken von geringerer Bedeutung, deren Anzahl und Wirksamkeit ebenfalls durch Gesetz festgestellt ist, sodaß also zur Gründung einer neuen nicht etwa bloß eine Konzession der Regierung, sondern ein besonderes Gesetz erforderlich wäre. Dies ist die seit 1844 in England bestehende Einrichtung. Nach der Intention der Gesetzgebung soll sie übrigens dort allmählich zu der Alleinherrschaft der Bank von England überführen, indem dieser das Notenemissionsrecht, das andere B. durch Verzicht, Auflösung u. s. w. verlieren, teilweise als Erbschaft zugewiesen ist. Auch im Deutschen Reich ist dieses System durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 zur Geltung gelangt. In Italien gibt es ebenfalls mehrere (sechs) privilegierte Notenbanken, von denen die 1860 gegründete Nationalbank die bedeutendste ist. Dieselben haben seit dem Kriege von 1866 gemeinschaftlich für Rechnung des Staates 940 Mill. Frs. in sog. Konsortialnoten ausgegeben, welche bis zum Erlaß des Gesetzes von 1881 über die Wiederherstellung der Valuta Zwangskurs besaßen. Es steht nun auch eine neue gesetzliche Regelung des ital. Banknotenwesens in Aussicht. In Schottland sind

die Notenbanken seit 1845 ebenfalls in beschränkter Zahl gesetzlich privilegiert, jedoch hat hier keine ein so großes Übergewicht über alle übrigen wie die Centralbank in England. In Preußen bestand bis 1875 ein von dem eben erwähnten einigermaßen verschiedenes System. Die 1846 reorganisierte Preußische Bank hatte ein Kapital, das zwar größtenteils aus Privatanteilen, teilweise aber aus einer Einlage des Staates bestand, der auch die Verwaltung fast ganz in Händen hatte. Ein Monopol der Notenausgabe aber besaß die Bank nicht, es konnten vielmehr auch andere Notenbanken vermöge einer bloßen Konzession der Regierung, also ohne besonderes Gesetz, gegründet werden, freilich nur in dem sehr engen Rahmen, den die 1848 durch Ministerialerlaß aufgestellten Normativbestimmungen darboten.

Im Gegensatz zu allen bisher skizzierten Systemen steht dasjenige, welches keine staatlich begünstigte Centralbank aufweist und innerhalb gewisser gesetzlicher Schranken und mit ernstlichen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln die Gründung von Zettelbanken freigibt und eine direkt oder indirekt begrenzte Notenausgabe seitens derselben gestattet. Auf diesen Prinzipien fußen die amerik. Nationalbanken, die, durch ein Bundesgesetz geschaffen, seit 1863 rasch die sog. Staatenbanken, deren Notenemission durch die einzelstaatliche Gesetzgebung geregelt war, verdrängt haben, weil die Noten der letztern mit einer unerschwinglichen Steuer belastet wurden. Dieses System der Decentralisation hat ebenfalls seine Vorzüge, aber bei schweren Krisen dürfte der Handel doch in einer großen Centralbank eine sicherere Stütze und wirksamere Hilfe finden.

Ist nun aber die Frage in Betreff der Beteiligung des Staats an der Hauptbank und der Einheit oder Vielheit der B. in der einen oder der andern Weise erledigt, so sind weiter die allgemeinen Normen aufzustellen, nach denen die zugelassenen Zettelbanken ihren Geschäftsbetrieb zu richten haben, damit die Einlöslichkeit der Noten möglichst gesichert und alle schädlichen Einwirkungen derselben auf den Verkehr möglichst verhindert werden. Als solche Normativbestimmungen, wie sie in den verschiedenen Ländern vorkommen, sind namentlich zu nennen: 1) Festsetzung einer Maximalsumme für die von jeder Bank überhaupt auszugebende Notenmenge. So war z. B. in den Vereinigten Staaten ursprünglich nach dem Gesetze von 1863 die Gesamtsumme der zulässigen Cirkulation auf 300 Mill. Doll. limitiert. 2) Vorschriften über die Art der Notendeckung, in denen wieder verschiedene Systeme versucht worden sind. (S. Banknoten.) 3) Vorschriften über die Stückelung der Banknoten. Auf je kleinere Nominalwerte dieselben hinabgehen, um so mehr dringen sie auch in den Kleinverkehr ein und um so größer wird die Gefahr, daß bei einer Zahlungseinstellung der Bank auch die unbemittelte Masse der Bevölkerung geschädigt werde. Daher beträgt der kleinste zulässige Notenappoint nach dem deutschen Bankgesetz 100 Mark, in England 5 Pfd. St. In Frankreich wurde das Minimum von 500 auf 200, dann auf 100 und zuletzt auf 50 Frs. herabgesetzt; die Papiergeldwirtschaft von 1870 machte sogar die Ausgabe von Stücken zu 25, 20 und 5 Frs. nötig, doch wurden diese bald wieder eingezogen. 4) Vorschriften über die gegenseitige Annahme und Einlösung der Noten seitens der verschiedenen B. desselben Landes, wodurch die Rückströmung derselben wesentlich gefördert wird. 5) B[illegible]stimmungen über das Minimum des Aktienkapita[illegible] und die Ansammlung eines Reservefonds. 6) B[illegible]stimmungen über die Haftbarkeit der Gesellschaf[illegible]mitglieder. In England ist es den Notenausgebe[illegible] den Joint-Stock-Banken noch immer nicht gestatt[illegible] sich nach dem Prinzip der beschränkten Haftbark[illegible] zu konstituieren. 7) Vorschriften über die Einsetzu[illegible] und die Verantwortlichkeit der leitenden Orga[illegible] der B. sowie über die staatliche Beaufsichtigung d[illegible]selben. Die oberste Aufsicht über die Deutsche Reich[illegible]bank z. B. wird von einem Kuratorium geführ[illegible] dessen Vorsitz dem Reichskanzler zusteht; die ober[illegible] Verwaltungsbehörde bildet ein Direktorium, dess[illegible] Mitglieder vom Kaiser ernannt werden. Auch a[illegible] übrigen Beamten der Reichsbank haben die St[illegible]lung von Reichsbeamten. In Frankreich werd[illegible] der Gouverneur und die beiden Untergouverneur[illegible] der Bank vom Staatsoberhaupt ernannt. In Am[illegible]rika stehen die Nationalbanken unter der Aufsi[illegible] des «Comptroller of the currency». 8) Bestim[illegible]mungen über die den Zettelbanken gestatteten G[illegible]schäfte, also namentlich Ausschluß von Spekula[illegible]tionsgeschäften, von Kapitalanlagen, welche die e[illegible]forderliche Liquidität der Mittel der B. beeinträch[illegible]tigen u. s. w. 9) Vorschriften über die den Stan[illegible] der B. darlegenden Veröffentlichungen, gegenwär[illegible]tig durchweg wöchentliche Übersichten der Haup[illegible]aktiv- und Passivposten. In Ländern, wo die Bi[illegible]dung von Aktiengesellschaften noch an eine staatlic[illegible] Konzession geknüpft ist, wird konsequenterwei[illegible] auch die Ausgabe von auf den Inhaber lautend[illegible] Pfandbriefen von einer solchen Genehmigung [illegible]hängig gemacht. Ist dagegen die Aktienemission f[illegible]gegeben, so ist nicht abzusehen, weshalb Pfandbri[illegible] anders behandelt werden sollten. Dieselben dr[illegible]gen ja nicht als Cirkulationsmittel in das Pu[illegible]kum ein, sondern sie sind Mittel zu einer dauern[illegible] Kapitalanlage.

Geschichtliches und Statistisches üb[illegible] die wichtigsten Notenbanken. Die Ba[illegible] **von England** ist für die Gestaltung des mod[illegible]nen Zettelbankwesens das wichtigste Vorbild [illegible]wesen. Dieselbe wurde 1694 nach einem von [illegible] Paterson entworfenen Plane gegründet und [illegible] ähnlich wie die ital. Montes, als eine Gesellsch[illegible] von Staatsgläubigern, die für die Regierung [illegible] Anleihe von 1200000 Pfd. St. (gegen 8 Pr[illegible] Zins) aufbrachten und dafür unter der Firma «T[illegible] Governor and Company of the Bank of Englan[illegible] Korporationsrechte sowie das Recht Bankgeschä[illegible] zu treiben erhielt. Doch durfte die Gesellschaft [illegible]sprünglich nicht über jenen Kapitalbetrag hinau[illegible] sei es durch Noten oder auf andere Art, Verbi[illegible]lichkeiten eingehen, und im Falle der Verletz[illegible] dieser Bestimmung sollten die einzelnen Mitglie[illegible] persönlich für den Mehrbetrag an Schulden haft[illegible] In den ersten Jahren ihres Bestehens geriet [illegible] Bank mehrfach in Verlegenheit, sodaß ihre Not[illegible] die damals noch wie Wechsel indossiert wurde[illegible] 1696 über 20 Proz. im Kurse verloren. Das K[illegible]pital der Bank wurde mehrfach erhöht und [illegible] immer um der Regierung neue Darlehne zu gew[illegible]ren. Andererseits wurde auch das Privilegium [illegible] Instituts immer wieder verlängert und teilwe[illegible] auch erweitert. Besonders wichtig war die Erne[illegible]rung desselben im J. 1708: der früheste Kün[illegible]gungstermin für die Bankcharte wurde bis 1[illegible] 1732 hinausgeschoben, zugleich aber erhielt [illegible]

erhielt ein wichtiges Monopol, indem fortan keine andere Gesellschaft von mehr als sechs Mitgliedern in England berechtigt sein sollte, Geld aufzunehmen oder zu schulden gegen Noten oder Wechsel, die auf Sicht oder in weniger als sechs Monaten nach Datum zahlbar wären. Im J. 1710 war das Kapital der Bank schon auf über 5½ Mill. und 1720 auf nahezu 9 Mill. Pfd. St. gestiegen. Bei der Erneuerung des Privilegiums 1742 (auf 22 Jahre) mußte die Bank der Regierung eine weitere Summe von 1600000 Pfd. St. und zwar zinsfrei vorschießen, was wieder eine Erhöhung des Kapitals um 840000 Pfd. St. veranlaßte. Im ganzen beliefen sich die Darlehne an die Regierung von 1694—1746 auf 15962999 Pfd. St., während in derselben Zeit nur 4276199 Pfd. St. zurückgezahlt wurden. So entstand eine permanente Schuld des Staates an die Bank von 11686800 Pfd. St., die bis 1816 ungeändert blieb. Das Bankkapital dagegen wurde 1782 nochmals um 862400 Pfd. St. vermehrt und dadurch auf 11642400 Pfd. St. gebracht. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit Frankreich verlangte die Regierung, abgesehen von ihrer permanenten Schuld, immer größere Vorschüsse von der Bank, sodaß die Einlöslichkeit der Noten ernstlich gefährdet und im Febr. 1797 wirklich suspendiert wurde (s. **Bankrestriktion**). Die Banknoten wurden nun thatsächlich zu Papiergeld und erfuhren während der ganzen Kriegsperiode die wechselnden Geschicke eines solchen, bis durch die Peelsche Bill von 1819 die stufenweise Wiederaufnahme der Barzahlungen innerhalb der J. 1820—23 angeordnet wurde. Mittlerweile war 1816 das Bankkapital auf 14553000 Pfd. St. (seine heutige Höhe) und die permanente Schuld des Staates auf 14686800 Pfd. St. gesteigert worden. Die Krisis von 1825, bei der zahlreiche Provinzialbanken ihre Zahlungen einstellten und auch die Bank von England einen gefährlichen «run» zu bestehen hatte, durch den ihr Barvorrat auf 1260890 Pfd. St. sank, führte 1826 zu einem neuen Bankgesetz, dessen wichtigste Bestimmung die war, daß fortan auch Bankgesellschaften mit mehr als sechs Mitgliedern, aber mit unbeschränkter Haftbarkeit der Teilnehmer, außerhalb eines Bereichs von 65 engl. Meilen um London, in dem das Monopol der Bank von England erhalten blieb, Noten ausgeben dürften. Merkwürdigerweise hatte bis dahin allgemein die Ansicht bestanden, das Privilegium der Bank von England mache auch die Gründung von Depositenbanken mit mehr als sechs Teilhabern unmöglich. Daß dieses nicht der Fall sei, wurde bei der Erneuerung des Privilegiums 1833 ausdrücklich festgestellt: Joint-Stock-Bankgesellschaften mit beliebig großer Mitgliederzahl, jedoch mit unbeschränkter Haftbarkeit, sollten auch in dem londoner Bezirke Bankgeschäfte machen dürfen, nur mit Ausschluß der Ausgabe von Noten und andern Schuldverschreibungen mit einer Fälligkeit von weniger als sechs Monaten. Schon 1834 wurde dann auch trotz des Widerspruchs der Bank von England die London and Westminster Bank als erste Joint-Stock-Bank in London durch eine Parlamentsakte autorisiert. Im J. 1833 hatten übrigens die Noten der Bank von England noch die weitere Bevorzugung erhalten, daß sie als gesetzliches Zahlungsmittel (legal tender) anerkannt wurden, solange die Bank ihrerseits ihrer Einlösungspflicht nachkommt. Außerdem wurde bei dieser Gelegenheit die permanente Staatsschuld bei der Bank um ein Viertel, nämlich auf ihren gegenwärtigen Betrag von 11015100 Pfd. St., reduziert. Von der Erlaubnis, ihr Kapital ebenfalls um ein Viertel zu vermindern, machte die Bank keinen Gebrauch. Die Krisen 1837 und 1839 veranlaßten 1844 eine wesentliche Umgestaltung sowohl der Bank von England wie des engl. Banknotenwesens überhaupt durch ein grundlegendes neues Gesetz, die Peelsche Bankakte (s. d.), die noch gegenwärtig in Kraft steht. Bis dahin war der Bank sowohl hinsichtlich der Menge ihrer Noten wie auch der Art der Deckung derselben vollkommen freie Hand gelassen worden. Sie hatte sich nur selbst die praktische Norm gegeben, daß ein Drittel der ausgegebenen Noten durch den Barvorrat gedeckt sein müsse. Nach dem Gesetz von 1844 ist für das von der Emissionsabteilung getrennte Bankdepartement der Anstalt nicht mehr der Barvorrat, sondern die sog. Notenreserve, die noch ohne Metalldeckung ausgegeben werden kann, der entscheidende Faktor. Bei der Krisis von 1847 kam diese Reserve der Erschöpfung nahe, obwohl der Barvorrat noch beinahe 8½ Mill. Pfd. St. betrug. Die Bank hätte daher ihre Discontierungen und Kreditbewilligungen zum großen Nachteile des soliden Handels, der nur liquider Zahlungsmittel bedurfte, einstellen müssen, wenn nicht die Regierung zeitweise die Bankakte suspendiert und die Überschreitung des festen Maximums der ungedeckten Notenemission erlaubt hätte, die sich übrigens nun, nachdem das Vertrauen zurückgekehrt war, in Wirklichkeit als gar nicht nötig erwies.

Bei den Krisen von 1857 und 1866 wurden ebenfalls Suspensionen der Bankakte unumgänglich, was jedenfalls nicht für die Zweckmäßigkeit dieser Organisation spricht. Die Bank von England ist übrigens auch jetzt noch in ihrer Verwaltung von der Regierung durchaus unabhängig und ihre Beziehungen zu der letztern sind nur geschäftlicher Art. Sie ist der Bankier des Staates und hat namentlich die Verwaltung der Staatsschuld in Händen wofür sie eine beträchtliche Vergütung erhält. Infolge der fortschreitenden Ausbildung des Depositen- und Clearinghaus-Systems hat sich die ungedeckte Notenausgabe der Bank immer mehr vermindert und in den letzten Jahren trat sogar häufig Überdeckung, d. h. eine den Gesamtbarvorrat nicht erreichende Notencirkulation, ein. Es zeigt sich dies bei der gegenwärtigen Form der Bankausweise darin, daß die Reserve des Bankdepartements 15 Mill. Pfd. St. übersteigt. Man betrachtet daher jetzt eine Reserve von 11—12 Mill. bereits als Zeichen eines etwas knappen Geldstandes, während man früher 8—9 Mill. noch für eine befriedigende Höhe des Notenvorrats hielt. Die Hauptposten der Gesamtbilanz der Bank von England (ohne Rücksicht auf die Teilung in zwei Departements) waren in Millionen Pfund Sterling am Jahresanfange (I. öffentliche und Privatdepositen, II. Notencirkulation ohne Postbills, III. Barvorrat):

Jahr	I. Dep.	II. Noten.	III. Bar.
1877	32,1	28,6	28,2
1878	28,0	27,3	24,4
1879	36,1	32,8	28,1
1880	36,2	27,4	27,7
1881	33,8	27,0	24,3.

Als Beispiel einer vollständigen Wochenübersicht in der ältern Form (ohne Trennung der Departements) und zugleich einer ungewöhnlich starken

Überdeckung der Noten möge die folgende vom 24. Juni 1880 dienen:

Passiva.	Pfd. St.	Aktiva.	Pfd. St.
Gesellschaftskapital	14 553 000	Permanente Schuld des Staats . . .	11 015 100
Rest	3 088 862	Staatspapiere . .	19 789 218
Noten im Umlauf .	26 349 460	Wechsel und Vorschüsse	18 311 636
Siebentage-Noten	247 917	Barvorrat	29 381 943
Staatsdepositen .	8 923 000		
Privatdepositen .	25 325 658		

Der Barvorrat übersteigt also in diesem Falle den Notenumlauf um mehr als 3 Mill. Gleichwohl repräsentiert er mit Rücksicht auf die Depositen noch nicht ganz 50 Proz. der stets fälligen Verbindlichkeiten. Der oben mit aufgeführte «Rest» ist der Reservefonds der Bank nebst dem jeweilig angesammelten Gewinn. Die Siebentage-Noten sind die sog. Postbills, eigene Wechsel der Bank, auf mindestens 5 Pfd. St. lautend und sieben Tage nach Sicht zahlbar, die ursprünglich zur Erleichterung der Geldversendungen der Post eingeführt wurden. Die Staatspapiere (public securities) im Besitze der Bank bestehen teils aus Konsols, teils aus Schatzscheinen, also einer Art von Wechseln der Regierung. Die nach dem bestehenden Gesetze vorgeschriebene Form der Veröffentlichung des Wochenausweises s. unter Bankakte.

Was die übrigen engl. Zettelbanken betrifft, so hatten Anfang September 1881 noch 103 Privatbanken (mit höchstens je sechs Teilnehmern) eine Notensumme von 1 545 369 Pfd. St. im Umlauf, während sie nach der Bankakte zu einer Emission von 3 548 166 Pfd. St. autorisiert waren. Gleichzeitig betrug die wirkliche Cirkulation von 47 Joint-Stock-Banken 1 507 351 Pfd. St., die zulässige aber 2 400 556 Pfd. St. Die schottischen B., für die 1845 ebenfalls die Kontingentierung der ungedeckten Noten eingeführt wurde, hatten, 10 an der Zahl, im Monat August 1881 einen mittlern Notenumlauf von 5 850 000 Pfd. St. und einen mittlern Baarvorrat von 3 742 000 Pfd. St., während die autorisierte ungedeckte Notensumme 2 676 350 Pfd. St. beträgt. Bei den sechs irischen B., deren autorisiertes Kontingent 6 354 494 Pfd. beträgt, stellte sich in demselben Monat der mittlere Notenumlauf auf 5 963 000 Pfd. St. und der Baarvorrat auf 2 569 000 Pfd. St.

In **Frankreich** hatten die Erfahrungen, die man mit der 1716 von Law (s. d.) gegründeten Banque générale (später «royale») gemacht, das Banknotenwesen auf lange Zeit in Mißkredit gebracht. Die gegenwärtig bestehende Bank von Frankreich wurde durch die Initiative der Konsularregierung 1800 ins Leben gerufen und alsbald mit einem 1796 gegründeten Privatunternehmen, der Caisse des comptes courants, verschmolzen. Es existierten damals in Paris noch einige kleinere notenausgebende Anstalten, aber durch ein Gesetz von 1803 wurde das Emissionsrecht diesen entzogen und ausschließlich der neuen Bank übertragen. Auch in den Departements sollte keine Bank Noten ausgeben dürfen, es sei denn auf Grund eines besondern Privilegiums in einer von der Regierung festgesetzten Summe. Nach einer Krisis im J. 1805, bei welcher die B. die Einlösung ihrer Noten teilweise einstellen mußte, wurde sie 1806 in noch engere Beziehungen zum Staate gebracht, der sich namentlich jetzt die Ernennung des Gouverneurs und der beiden Untergouverneure vorbehielt. Zugleich wurde das Kapital der Bank durch Verdoppelung auf 90 Mill. Frs. gebracht, bald nachher jedoch wieder 67 900 000 Frs. herabgesetzt. Unter der Re ration konzessionierte man eine Anzahl Noten ken in den Departements, die aber, wie bereits wähnt, 1848 mit der Bank von Frankreich schmolzen wurden, deren Kapital dadurch 93 250 000 Frs. stieg. Die Februarrepublik, in ihren finanziellen Verlegenheiten ihre flucht zu der Bank nehmen mußte, dekretierte Zwangskurs der Noten, deren Maximalsum für die Dauer der Uneinlösbarkeit zuerst auf Mill., nach der Aufhebung der Departemen banken aber auf 452 Mill. und 1849 auf 525 M Frs. fixiert wurde. Die Bank bestand diese Kri probe sehr gut; nur während weniger Tage stand ein erhebliches Agio (bis 12 Proz.) für G münzen, nicht aber für Silbergeld. Die B nahm die Barzahlungen thatsächlich schon in zweiten Hälfte des Jahres wieder auf, wenn a die gesetzliche Wiederherstellung der Einlöslich erst im August 1850 erfolgte. Damit hörte gleich die Beschränkung der Notenausgabe wie auf. Durch das Gesetz vom 9. Juni 1857 wur das Privilegium der Bank bis 1897 ausgedeh und ihr Kapital auf 182 500 000 Frs. erhöht, doch mußte sie andererseits dem Staate dur Übernahme von 3prozentiger Rente ein Darleh von 100 Mill. Frs. gewähren. Nach den erste Niederlagen der Franzosen im J. 1870 brachte d Gesetz vom 12. Aug. abermals den Zwangsku der Noten, und der Staat ließ sich einen Kre bis zu 1500 Mill. Frs. bei der Bank eröffne Das Maximum der zulässigen Notenemission wu anfangs auf 1800, im Dez. 1871 aber auf Mill. Frs. gesetzt. Auch dieses mal hat sich der K dit der Bank glänzend bewährt. Das Goldagio nur ganz vorübergehend (im Nov. 1871) auf 3 P und verschwand in den folgenden Jahren bald ständig, obwohl die Barzahlung gesetzlich erst 18 wiederhergestellt wurde, nachdem der Staat s Bankschuld, die auf über 1300 Mill. Frs. gestieg war, bis auf 300 Mill. zurückgezahlt hatte.

Auch die Bank von Frankreich hat in den let Jahren, obwohl sie hinsichtlich der Emission der Deckung ihrer Noten völlige Freiheit be nur einen kleinen Prozentsatz ungedeckter No in Umlauf halten können, während die absol Höhe sowohl ihrer Emission wie ihres Barvorr außerordentlich beträchtlich war. Es hing dies da zusammen, daß sich das dem Verkehr unbequeme S der immer mehr in den Gewölben der Bank angesa melt hat und nun in der Cirkulation durch Noten treten wird, die gewissermaßen den Charakter vollgedeckten Münzscheinen haben. In der neue Zeit hat sich übrigens die Lage der Bank durch den ken Rückgang ihres Goldvorrats bei einer auße dentlichen Ausdehnung der Notensumme ungün ger gestaltet. Der Barvorrat (I.), die Notencirku tion (II.), die Privatdepositen (III.) und die Sta depositen (IV.) der Bank von Frankreich betru 30. Juni 1870 und zu Anfang der weiter angef ten Jahre in Millionen Francs:

Jahr	I. Bar.	II. Noten.	III. Priv.-Dep.	IV. St.
1870	1268,4	1438,9	395,8	169
1877	2160,5	2661,0	402,0	79,
1878	2024,0	2545,8	474,0	173,
1879	2041,6	2298,7	389,8	196,
1880	1961,3	2335,3	413,7	257,
1881	1771,4	2516,3	471,5	117,

Am 3. Jan. 1878 hatte die Bank noch 1164 ill. Gold auf 860 Mill. Silber. Seitdem aber rde immer mehr das erstere Metall durch das tere ersetzt, sodaß 2. Dez. 1880 nur noch 538,7 ill. Gold auf 1229,3 Mill. Silber kamen. rch künstliche Mittel unter Beihilfe der Regieng wurde später der Goldvorrat wieder etwas worgebracht, jedoch stand er 6. Okt. 1881 imrhin nur auf 607,2 Mill., bei einem Silberlande von 1222,0 Mill. und einer Notencirkuion von 2626,8 Mill. Der Reservefonds der nk beträgt gegenwärtig 34 Mill. Frs. außer er Spezialreserve von 10 Mill.

In Deutschland hatte das Zettelbankwesen zum Erlaß des Bankgesetzes von 1875 eine sehr ntscheckige Gestalt. Das weitaus bedeutendste stitut war die Preußische Bank, die, ursnglich 1765 als reines Staatsinstitut gegründ, erst 1846 zu einer Notenbank im heutigen nne umgestaltet wurde. Der Staat blieb mit nem Einschuß von anfangs 1260000 Thlrn. beiligt, der allmählich weiter anwuchs, der Hauptil des Kapitals aber, 10 Mill. Thlr., wurde nunehr durch Aktien (Anteilscheine) zu 1000 Thlrn. fgebracht. Doch behielt sich der Staat auch noch nen besondern Gewinnanteil vor. Die Verwalng der Bank lag in den Händen von staatlichen amten; die Aktionäre waren vertreten durch die ersammlung der 200 Meistbeteiligten und den on diesen zu wählenden Centralausschuß nebst en Provinzialausschüssen. Ein besonderes Privilegium der Bank bestand darin, daß ihr unter arantie des Staats alle Depositen der Vormundhafts- und Gerichtsbehörden, Kirchen, Stiftungen s. w. zu einem Zinsfuße von 2—2½ Proz. überesen wurden. Die Summe der auszugebenden ten war auf 21 Mill. Thlr. beschränkt, und ar mußte von dem cirkulierenden Betrage stets n Drittel bar, wenigstens die Hälfte in diskonrten Wechseln und der Rest in Lombardforderngen gedeckt sein. Die Noten sollten von allen fentlichen Kassen angenommen werden. Im J. 56 erhielt die Bank eine wesentliche Erweiterung, dem die Begrenzung der Notensumme aufgehon und nur die Bedingung der Deckung von einem ittel in Bar und zwei Dritteln in Wechseln beibelten wurde. Außerdem wurde eine Erhöhung s Aktienkapitals um 5 Mill. Thlr. angeordnet, r 1866 eine weitere in demselben Betrage folgte. eben der Preußischen Bank waren von 1848—66 f Grund der obenerwähnten sehr beschränkenden rmativbestimmungen neun Provinzialbanken entnden, von denen aber jede nur höchstens 1 Mill. ten ausgeben durfte. Von größerer Bedeutung r die Frankfurter Bank (1854 gegründet), die außerhalb Preußens die erst von 1865 datiende Sächsische Bank. In München bestand t 1834 die Hypotheken- und Wechselbank, neben einer großen Mannigfaltigkeit anderer schäfte auch die Notenausgabe (früher auf 8 ill. Fl. beschränkt) betrieb. In den kleinern utschen Staaten wurde in der Gründerperiode on 1853—56 eine größere Anzahl von Zettelbanen ins Leben gerufen, die für die Bedeutung ihrer läze viel zu groß angelegt waren. Für den etrieb ihrer Noten rechneten sie daher hauptächlich auf das «deutsche Ausland», was von seien Preußens und mehrerer anderer Staaten Verote gegen «wilde» Noten zur Folge hatte. Diese Maßregeln hatten freilich wenig praktischen Erfolg; dem Publikum wurden die mißliebigen Noten durch allerlei Kunstgriffe immer noch in mehr als wünschenswerter Zahl aufgedrängt.

Um so unabweislicher war für das neugegründete Deutsche Reich die einheitliche gesetzliche Regelung des Zettelbankwesens. Freilich konnte man den kleinstaatlichen B., die noch auf 80 oder 90 Jahre eine landesherrliche Konzession zur unbegrenzten Notenemission besaßen, diese nicht einfach entziehen; aber man durfte mit Recht darauf rechnen, daß bei einer einheitlichen Reichsgesetzgebung sich eine wirksame Absperrung der etwa unfügsamen Territorialbanken auf ihr engstes Vaterland durchführen lassen werde. Demnach bestimmt das Bankgesetz vom 14. März 1875, daß fortan die Befugnis zur Ausgabe von Banknoten (Minimalabschnitt 100 Mark) nur durch Reichsgesetz erworben oder ausgedehnt werden könne; es setzt für jede Zettelbank ein bestimmtes Kontingent metallisch ungedeckter Noten fest, dessen Überschreitung eine Steuer von 5 Proz. des Überschusses nach sich zieht; es verbietet allgemein den Zettelbanken, Wechsel zu acceptieren und Zeitgeschäfte zu machen, und es gibt Vorschriften über die Veröffentlichung der Wochenausweise und der Jahresbilanzen. Die bestehenden, im Besitze des Notenrechts befindlichen B. bezeichnet das Gesetz neben der zu gründenden Reichsbank als Privatnotenbanken. Es verbietet ihnen zunächst prinzipiell, außerhalb ihres Partikularstaats Bankgeschäfte durch Zweiganstalten oder Agenten zu betreiben oder sich an andern Bankhäusern als Gesellschafter zu beteiligen, und untersagt auch die Cirkulation ihrer Noten außerhalb ihres Konzessionsgebietes. Doch wird diese letztere Bestimmung wieder aufgehoben für diejenigen B., welche die in §. 44 aufgeführten Bedingungen erfüllen. Dieselben enthalten namentlich eine ziemlich enge Begrenzung der den B. gestatteten Geschäfte, Vorschriften über die Bildung eines Reservefonds, ferner die Forderung, daß die ausgegebenen Noten stets zu einem Drittel in Metall und zu zwei Dritteln in guten Wechseln zu decken seien, daß jede Bank auch außerhalb ihres Hauptsitzes entweder in Berlin oder in Frankfurt eine Einlösungsstelle halte und daß sie die Noten aller übrigen annehme und (abgesehen von den Reichsbanknoten) dieselben entweder zur Einlösung präsentiere oder nur zu Zahlungen an dem Hauptsitze der Emissionsbank verwende. Diejenigen B., welche nachweisen, daß ihre Notenemission statutenmäßig höchstens nur bis zu dem Betrage ihres Kapitals gehen könne, werden für den ganzen Umfang des Reichs auch von der ersterwähnten Beschränkung in Betreff der Zweiganstalten befreit. Das Recht der Notenausgabe geht verloren durch Ablauf der Zeit, für welche es verliehen worden, durch Verzicht, durch Konkurseröffnung gegen die B., durch richterliches Urteil und durch Verfügung der Landesregierung nach Maßgabe der Statuten und Privilegien.

Zugleich organisierte das Gesetz unter dem Namen Reichsbank eine unter der Aufsicht und Leitung des Reichs stehende große Centralbank, die an die Stelle der Preußischen Bank tritt. Dieselbe hat vor den übrigen Notenbanken hinsichtlich ihres Geschäftskreises namentlich das wichtige Recht voraus, daß sie verzinsliche und unverzinsliche Depositen annehmen und das Giro- und Incassogeschäft

betreiben kann. Hinsichtlich der Kontingentierung, Besteuerung und Deckung ihrer Noten und der Annahme und Verwendung der Noten der andern B. gelten für sie ebenfalls die oben angegebenen Bestimmungen; außerdem ist sie verpflichtet, Barrengold zu dem festen Satze von 1392 Mark für das Pfund fein gegen ihre Noten einzutauschen. Sie ist frei von allen staatlichen Einkommen- und Gewerbesteuern, hat gegenüber ihren Lombardschuldnern besondere Privilegien und hat die Anwartschaft auf das steuerfreie Notenkontingent derjenigen B., deren Emissionsrecht erlischt. Andererseits ist sie verpflichtet, unentgeltlich für das Conto des Reichs Zahlungen anzunehmen und bis zur Höhe des Guthabens solche zu leisten. Das Reich, obwohl es mit keinerlei Einlage an der B. beteiligt ist, hat einen gewissen Anteil an dem Überschusse des Gewinns, der sich nach Auszahlung einer Dividende von 4½ Proz. und der vorgeschriebenen Dotierung des Reservefonds ergibt. Die Verwaltung der Reichsbank ist ähnlich organisiert, wie früher die der Preußischen Bank. Das Aktienkapital beläuft sich auf 120 Mill. Mark in Anteilen von je 3000 Mark. Preußen trat gegen Auszahlung seines Einschusses (von 1906800 Thlrn.) und seines Anteils am Reservefonds und eine weitere Entschädigung von 15 Mill. Mark seine eigene Bank an das Reich ab, und die Aktionäre der letztern erhielten das Recht, ihre Anteile (60 Mill. Mark repräsentierend) gegen solche des neuen Instituts zum Nominalwerte umzutauschen. Die Reichsbank hatte 1881 im ganzen 214 Zweiganstalten, darunter 17 Reichsbank-Hauptstellen.

Das steuerfreie Notenkontingent, das auf die sämtlichen Zettelbanken verteilt wurde, beträgt 383 Mill. Mark, von denen der Reichsbank ursprünglich 250 Mill. überwiesen wurden. Mittlerweile aber hat sich die Zahl dieser B., hauptsächlich durch Verzicht, von 33 auf 18 vermindert, wodurch das steuerfreie Kontingent der Reichsbank auf 273875000 Mark gestiegen ist. Bei den übrigen 1881 noch bestehenden B. mit mehr als 3 Mill. Mark Kapital beträgt die Größe des eingezahlten Kapitals (I.), das Notenmaximum (II.) und das steuerfreie Kontingent der nicht bar gedeckten Noten (III.) in Millionen Mark:

Firmen.	I. Kap.	II. Max.	III. Steuerfr.
Badische Bank	9,0	27,0	10,0
Bank f. Süddeutschland	15,7	31,3	10,0
Bayerische Notenbank	7,5	70,0	32,0
Braunschweig. Bank	10,5	13,5	2,8
Bremer Bank	16,6	16,6	4,5
Frankfurter Bank	17,1	34,3	10,0
Hannoverische Bank	12,0	12,0	6,0
Sächsische Bank	30,0	unbeschränkt	16,8
Württemberg. Bank	9,0	25,7	10,0.

Die Braunschweiger Bank ist die einzige, welche sich den Bedingungen des §. 44 nicht unterworfen hat und für welche daher sowohl das Verbot hinsichtlich der Cirkulation der Noten als auch der Anlage von Zweiganstalten in Kraft steht. In Bezug auf die Berechnung der jeweilig noch übrigen steuerfreien Notenreserve ist zu bemerken, daß bei derselben die Reichskassenscheine und die Noten anderer B. mit als Barvorrat angesehen werden.

Die Hauptziffern zur Charakterisierung der Geschäftsthätigkeit der Reichsbank waren in Millionen Mark:

Jahr.	Gesamt-Umsatz.	Durchschnittl. Noten-umlauf.	Durchschnittl. Metall-vorrat.	Giroconto. Ein-nahme.	Giroconto. Aus-gabe.	Wechsel-Umsatz.	Lombard-Darlehne.
1876	36 685	684,9	510,6	8 392	8 319	4151	467,3
1877	47 542	694,9	523,1	13 518	13 504	3851	492,9
1878	44 255	622,6	494,1	13 645	13 647	3405	555,4
1879	47 459	667,7	534,2	15 217	15 194	3416	603,1
1880	52 194	735,0	562,1	17 618	17 616	3549	839,7.

Besonders bemerkenswert ist der große Aufschwung des Giroverkehrs, der 1875 bei der Preußischen Bank nur 406 Mill. in der Einnahme und 428 Mill. in der Ausgabe aufwies. Dagegen sind die sonstigen Depositen (jetzt nur unverzinsliche) auf einen geringfügigen Betrag herabgesunken und betrugen z. B. am 1. Jan. 1881 nur 542511 Mark. Wie der Metallbestand der Bank aus Gold und Silber zusammengesetzt ist, wird nicht bekannt gemacht. Es ist jedenfalls in demselben noch ein beträchtlicher Vorrat an Thalern mit eingeschlossen.

Die seit 1878 als Österreichisch-Ungarische Bank konstituierte privilegierte Anstalt wurde 1816 als Österreichische Nationalbank gegründet, um die Geldverhältnisse des Kaiserstaats durch Einziehung des stark entwerteten Papiergeldes (Wiener Währung) wieder zu ordnen. Die Einziehung sollte teilweise erfolgen durch Einzahlung des Aktienkapitals von 100 Mill. Fl. Papier und 10 Mill. Fl. Konventionsmünze, indem jede Aktie anfangs 2000 Fl. Papier und 200 Fl. Konventionsmünze, seit 1817 aber nur die Hälfte dieser Beträge repräsentierte. Für das so eingehende Papiergeld erhielt die Bank 2½prozentige Obligationen. Außerdem konnte man für 140 Fl. Papier 40 Fl. Konventionsmünze in bar einlöslichen Banknoten und 100 Fl. in einer 1prozentigen, in Konventionsmünze verzinslichen Obligation erhalten. Die Methode der Einlösung wurde übrigens verschiedene male abgeändert, namentlich durch einen Vertrag von 1820 dahin, daß die Bank die noch im Umlauf befindlichen 450 Mill. Fl. Wiener Währung nach dem festen Verhältnisse von 250 Fl. Wiener Währung gegen 100 Fl. Konventionsmünze (in einlöslichen Banknoten) einziehen solle, während der Staat sich verpflichtete, ihr nach Maßgabe der Einlösung 40 Mill. Fl. Konventionsmünze bar und 140 Mill. Fl. in 4prozentigen unveräußerlichen Obligationen zu überweisen, welch letztern noch durch eine Subsidiarhypothek in eventuell veräußerlichen 5prozentigen Obligationen zum Kurse 70 gedeckt wurden. Diese ältere fundierte Schuld des Staats an die Bank ist bis 1[illegible] vollständig getilgt worden, aber die Regierung kontrahierte wieder in anderer Gestalt neue Schulden bei der Bank, die im Anfange 1848 auf [illegible] Mill. Fl. gestiegen waren. Am 5. März des [illegible] nannten Jahres hatte die Bank bei einem Notenumlaufe von 214 Mill. Fl. einen Barschatz [illegible] 65 Mill. Fl., aber nur 54 Mill. Fl. in Wechsel- und Lombardforderungen, während die Schuld des Staates im ganzen 126 Mill. Fl. betrug. [illegible] Flüssigkeit ihrer Mittel war also durchaus [illegible] nügend, wenn auch bis dahin die Einlöslichkeit [illegible] der Pariwert der Noten aufrecht erhalten wo[illegible] war. Nun aber verlangte der Staat noch we[illegible] Vorschüsse, während der Barvorrat infolge des [illegible] schütterten Vertrauens immer mehr abnahm. [illegible] mußte denn 12. Mai 1848 der Zwangskurs [illegible] Noten dekretiert werden, und seitdem ist Ö[illegible] reich in der Papierwirtschaft geblieben, die [illegible] auf den Banknoten, teils auf einem besond[illegible]

[Staats]papiergelde beruht. Im J. 1859 war man der [Herstel]lung der Valuta nahe gekommen, aber der [ital.] Krieg brachte eine neue Störung. Das [gleic]he Mißgeschick hatte man 1866.

Eine neue Organisation erhielt die Österreichische Nationalbank 1862 bei der Erneuerung ihres Notenprivilegiums (bis 1876) durch die sog. Plenersche Bankakte. Dieselbe entspricht insofern dem System der Peelschen Bankakte (s. d.), als sie nur eine bestimmte Summe, nämlich 200 Mill. Fl., nicht metallisch gedeckter Noten zuläßt, die aber eine Deckung durch Wechsel oder gewisse andere Wertpapiere besitzen müssen. Von den Schulden des Staats bei der B., die sich damals auf 221¾ Mill. Fl. beliefen, wurden 80 Mill. Fl. als ein für die Dauer des Bankprivilegiums unkündbares und unverzinsliches Darlehn ausgeschieden, das übrige aber sollte abgetragen werden, was seitdem wirklich geschehen ist. Das Kapital der Bank betrug 1862 noch 110215000 Fl., wurde aber 1869 auf 90 Mill. Fl. herabgesetzt. Bei der letzten Erneuerung des Privilegiums erwuchsen nicht geringe Schwierigkeiten aus der Notwendigkeit, das Verhältnis der Bank zu den beiden Hauptbestandteilen der österr.-ungar. Monarchie zu regeln, zumal bei dem Ausgleiche mit Ungarn über die Bankschuld von 80 Mill. Fl. nichts vereinbart worden. Schließlich kam jedoch durch das Gesetz vom 27. Juni 1878 eine Einigung dahin zu Stande, daß die Nationalbank in eine gemeinsame Österreichisch-Ungarische Bank mit Hauptanstalten in Wien und Budapest umgewandelt wurde und als solche das ausschließliche Emissionsrecht bis zum 31. Dez. 1887 erhielt. Die Schuld von 80 Mill. Fl. soll durch den beiden Reichshälften zustehenden Gewinnanteil allmählich vermindert werden, eventuell aber der Rest den Reichsratländern zur Last fallen, während Ungarn dann 30 Proz. dieses Restes in 50 gleichen, unverzinslichen Jahresraten Österreich zu vergüten hat. Die Grundlagen der Bank bleiben übrigens im wesentlichen die von 1862. Auch behält sie die besondere Abteilung für Hypothekarkredit und somit das Recht der Ausgabe von Pfandbriefen. Die Hauptposten der Aktiva und Passiva der Bank waren am Jahresanfange in Millionen Gulden:

	1877	1878	1879	1880
[Metall]vorrat	137	137	154	164
[Met]allwechsel	20,3	11	12	20
[Esc]ont-Wechsel	136	113	109	118
[Not]encirkulation	296	282	289	317
[Hyp]otheken-Darlehne	101	103	106	107
[Pfand]briefe in Umlauf	100	103	105	104.

Das Kapital der Bank ist auf 90 Mill. Fl. stehen geblieben, und der Reservefonds beträgt 18 Mill. Fl.

Die sechs italienischen Notenbanken (Nationalbank, Neapolitanische, Römische, Sicilianische Bank, Toscanische Nationalbank und Toscanische Kreditbank) hatten auf eigene Rechnung (I.) und im Konsortium für Staatsrechnung (II.) an Noten ausgegeben und besaßen bar in Gold und Silber in Millionen Francs am Jahresanfange:

	I. Eigene Noten.	II. Kons.-Noten.	III. Bar.
1875	702	880	202
1876	667	940	143
1877	702	940	149
1878	690	940	149
1879	672	940	151.

Auf Grund des Gesetzes von 1881 über die Wiederherstellung der Valuta werden 600 Mill. Frs. Konsortialnoten mit Hilfe der neuen Anleihe eingezogen, der Rest von 340 Mill. Frs. aber wird in Staatspapiergeld umgewandelt.

In der Schweiz war das Bankwesen bisher nur durch die kantonale Gesetzgebung geregelt und es entwickelte sich daher in bunter Mannigfaltigkeit und großer Freiheit und Decentralisation, die übrigens nicht hinderte, daß vier kantonale reine Staatsbanken entstanden und bei mehrern andern der betreffende Kanton sich mit einer Kapitaleinlage beteiligt hat. Als Aktiengesellschaften bedurften die B. einer staatlichen Konzession, hinsichtlich der Notenausgabe aber enthalten die meisten Kantonalgesetzgebungen keine prinzipiell beschränkenden Bestimmungen. Gleichwohl wurde die erste Notenbank, die von St. Gallen, erst 1836 gegründet. Es folgten ihr von 1840—48 ähnliche Unternehmungen in Zürich, Lausanne, Basel und Genf, wo sogar zwei B. dieser Art entstanden. Später vermehrte sich die Zahl noch rascher, sodaß sie 1870 auf 22 gestiegen war, neben einer großen Anzahl anderer B. mit den verschiedensten Charakteren und Geschäftskreisen. Seitdem aber gewannen die Bestrebungen, wenigstens das Notenwesen einheitlich durch die Bundesgesetzgebung zu regeln, immer mehr Boden, und es kam auch wirklich ein Gesetzentwurf zur Annahme, der aber durch das Referendum 23. April 1876 verworfen wurde. Dasselbe Schicksal hatte ein Bundesbeschluß in Betreff der Revision der Bundesverfassung und der Einführung des Notenmonopols 31. Okt. 1880. Unter dem 8. März 1881 ist endlich ein Bundesgesetz zu Stande gekommen, gegen welches das Referendum nicht ins Feld geführt worden. Das System der Decentralisation bleibt hiernach bestehen. Die Ermächtigung zur Ausgabe von Banknoten muß jeder Bank erteilt werden, wenn sie die gesetzlichen Bedingungen erfüllt. Die Notenausgabe darf höchstens das Doppelte des eingezahlten Kapitals erreichen und muß durch einen gesonderten, den Noteninhabern speziell haftenden Barfonds stets zu wenigstens 40 Proz. gedeckt sein. Für die übrigen 60 Proz. der Noten sind entweder Wertpapiere zu hinterlegen, oder es ist eine Garantie des Kantons zu stellen, oder es kann auch Deckung durch discontierte Wechsel gestellt werden, wenn die Bank auf gewisse im Art. 16 aufgeführte Geschäfte verzichtet.

Zur Charakterisierung der Verhältnisse der Nationalbanken der Vereinigten Staaten dient die folgende Übersicht, die sich auf den Anfang des Oktober (nur 1873 auf den 12. Sept.) bezieht. Wertangaben in Millionen Dollars:

	1871	1873	1877	1879
Zahl der Banken	1767	1976	2080	2048
Kapital	458,3	491,0	479,5	454,1
Reservefonds	101,1	120,3	122,8	114,8
Notencirkulation	317,4	340,3	291,9	318,3
Depositen	631,4	640,0	630,4	736,9
Darlehne	831,0	944,2	891,9	878,5
Ver. St.-Bonds	410,3	411,8	381,9	428,5
Andere Effecten	24,5	23,7	34,5	39,7
Metallvorrat	13,2	19,0	22,7	42,2
Papiergeld	107,0	92,4	66,9	69,2
Conto beim Clearinghaus	115,2	100,3	74,5	113,0.

Andere Aktiv- und Passivposten sind übergangen, weil sie entweder nicht sehr bedeutend sind, wie der Besitz an Noten anderer B. (14—18 Mill. Doll.), oder sich größtenteils gegeneinander ausgleichen,

wie die Forderungen und Schulden anderer B. In Betreff der Deckungsverhältnisse der Noten der Nationalbanken s. Banknoten.

Litteratur. Büsch, «Abhandlung von den B.» (Bd. 6 der «Sämtlichen Schriften», Wien 1815); Hübner, «Die B.» (2 Tle., Lpz. 1854); Soetbeer, «Beiträge und Materialien zur Beurteilung von Geld- und Bankfragen» (Hamb. 1855); Ad. Wagner, «Beiträge zur Lehre von den B.» (Lpz. 1857); derselbe, «Die Geld- und Kredittheorie der Peelschen Bankakte» (Wien 1862); derselbe, «System der Zettelbankpolitik» (Freiburg i. Br. 1873); Max Wirth, «Handbuch des Bankwesens» (Köln 1870); Neuwirth, «Bank und Valuta in Österreich-Ungarn» (2 Bde., Lpz. 1873—74); Geyer, «Theorie und Praxis des Zettelbankwesens» (2. Ausg., Münch. 1874); Soetbeer, «Deutsche Bankverfassung» (Erlangen 1875); H. von Poschinger, «Die B. im Deutschen Reiche, Österreich und der Schweiz» (Bd. 1, Erlangen 1876; Bd. 2, Jena 1877); derselbe, «Bankwesen und Bankpolitik in Preußen» (3 Bde., Berl. 1878—79); Francis, «History of the Bank of England» (2 Bde., Lond. 1847); Tooke und Newmarch, «A history of prices and of the state of circulation from 1797—1837» (2 Bde., Lond. 1838, nebst Fortsetzungen bis 1856; deutsch von Asher unter dem Titel: «Die Geschichte und Bestimmung der Preise während der J. 1797—1857», 2 Bde., Dresd. 1858—59); Gilbart, «A practical treatise on banking» (2 Bde., Lond. 1865); Macleod, «The theory and practice of banking» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1866); Bagehot, «Lombardstreet. A description of the money market» (Lond. 1874; deutsch von Beta, Lpz. 1874); Coquelin, «Le crédit et les banques» (2. Aufl., Par. 1859); Courcelle-Seneuil, «Traité théorique et pratique des opérations de banque» (5. Aufl., Par. 1871); «Statistique internationale des banques d'émission» (Bd. 1—2, Rom 1880—81).

Bankert, soviel wie Bastard (s. d.).

Bankett (frz. banquet), Gastmahl, Festschmaus; **bankettieren**, ein Bankett halten, daran teilnehmen.

Bankett (frz. Banquette) ist ein an der innern Böschung einer zur Infanterieverteidigung bestimmten Brustwehr angebrachter Auftritt zur Aufstellung der Verteidiger beim Schießen. Das B. ist 30 oder 60 cm breit und liegt auf Anschlagshöhe unter der Feuerlinie der Brustwehr (s. d.).

Bankhaken, auch Bankeisen, Backenhaken, Banknagel genannt, große hölzerne Schraube oder eiserner Bolzen an der Hobelbank (s. d.).

Bankier (frz. banquier) ist ein Kaufmann (auch im handelsrechtlichen Sinne), der auf alleinige Rechnung oder als unbeschränkt haftbarer Teilnehmer an einer Handelsgesellschaft Geld-, Kredit- und Effektengeschäfte macht. Die Geschäfte des B. sind im ganzen gleichartig mit denen der Aktienbankgesellschaften (s. Banken), doch bleiben manche Zweige noch immer vorzugsweise für den Einzelbetrieb geeignet und daher überwiegend den B. vorbehalten. So liegt z. B. das eigentliche Geldwechselgeschäft vorzugsweise in den Händen kleinerer Bankierfirmen. Früher hatte dasselbe eine weit größere Bedeutung als gegenwärtig; es wurde im Mittelalter von privilegierten «campsores» betrieben, die dann in Italien den Namen «bancherii» erhielten und Wechsel- und andere Kreditgeschäfte ihrer ursprünglichen Hauptthätigkeit fügten. Die kleinern B. haben ferner viel die Spezialität der Kreditvermittelung im klei[nen] Maßstabe für wenig bemittelte Schuldner, mei[st] gegen Unterpfand oder Bürgschaft. Bei sol[chen] Geschäften werden relativ hohe, oft auch [...] mäßige Zinsen berechnet. Die mittlern und [grö]ßern B. leisten dem gewerblichen und kommer[ziel]len Mittelstande einen nicht zu unterschätzen[den] Dienst, indem sie dessen Wechsel cirkulationsf[ähig] machen und die Discontierung derselben durch [die] großen Banken, namentlich durch die Hauptno[ten]banken möglich machen. Diese Anstalten neh[men] statutenmäßig nur Wechsel mit in der Regel [drei,] mindestens aber mit zwei anerkannt guten Un[ter]schriften, und die Kaufleute mittlerer Stel[lung] können daher mit denselben nicht leicht unmit[tel]bar in Verbindung treten. Daher kann ein [...] accreditierter B. seine Unterschrift verwerten, [ent]weder durch sog. Aval (Wechselbürgschaft) ge[gen] Provision, oder in der Art, daß er die Wechsel [des] Mittelstandes discontiert und sie bei eigenem G[eld]bedarf an eine größere Bank weiter begibt (re[dis]contiert). Die großen B. endlich, deren Vermög[en] in einzelnen Fällen das Kapital der größten Akti[en]banken übersteigt, befassen sich hauptsächlich m[it] den großen Operationen in Wertpapieren, Em[is]sionen von Anleihen, Gründungen von Aktie[n]gesellschaften u. s. w. Sie sind häufig im Stan[de,] mit ihren gewaltigen konzentrierten Mitteln [die] Börse zeitweise förmlich zu beherrschen und ba[ben] fast mit absoluter Sicherheit zu operieren, w[äh]rend die kleinen Spekulanten nur blindlings [dem] Strome folgen. Häufig treten auch mehrere [B.] zu einem «Konsortium» oder «Syndikat» zu[sam]men, um mit vereinten Kräften ein finanzie[lles] Unternehmen zu beginnen und bis zu dem [ge]wünschten Ziele zu fördern. In der neuern [Zeit] sind zwar auch Aktiengesellschaften (sog. Cré[dits] mobiliers, Gründungs- oder Emissionsbanken) [für] Operationen dieser Art entstanden, aber solche [Ge]sellschaften befinden sich gegenüber der konzen[trier]ten Macht der über Millionen verfügenden G[roß]bankiers entschieden im Nachteile. Häufig [sind] auch ihre Leiter selbst große B., die sie als [...] für ihre eigenen Operationen zu verwenden [...]

Bankmeißel, Hartmeißel, Kaltmeißel (frz. [ci]seau à froid, engl. cold-chisel), s. Meißel.

Banknoten sind Anweisungen einer Zettelb[ank] (s. Banken) auf sich selbst, auf runde Summ[en] lautend, deren Betrag dem Überbringer jede[rzeit] auf Sicht seitens der Bank bar ausgezahlt wer[den] soll. Die B. sind somit einem in blanco in[dos]sierten, auf Sicht zahlbaren eigenen Wechsel [der] Bank zu vergleichen, unterscheiden sich aber [von] einem solchen wesentlich dadurch, daß sie nicht [un]ter dem Wechselrecht, sondern unter einer be[son]dern Gesetzgebung stehen. Als Anweisungen [auf] Geld sind sie selbst kein Geld, sondern nur [ein] Geldsurrogat, das allerdings thatsächlich im [Ver]kehr die Geldfunktion scheinbar selbständig erfüllt und daher von der öffentlichen Meinung oft [dem] eigentlichen Papiergelde gleichgestellt wird. [In] Wirklichkeit aber erlangen sie den Charakter [von] solchen erst dann, wenn sie durch staatliche Aner[ken]nung unbedingte gesetzliche Zahlungskraft erhalten und zugleich ihre Einlösung eingestellt wird. [Die] Noten der Bank von England haben zwar [gesetz]liche Zahlungskraft, aber nur unter der Bedingung

der steten Einlöslichkeit, und eben deswegen sind sie noch kein selbständiges Geld. Die Noten derjenigen kontinentalen Banken aber, die ihre Barzahlungen nicht eingestellt haben, sind überhaupt nicht gesetzliche Zahlungsmittel; niemand außer der Bank selbst ist zu ihrer Annahme verpflichtet.

Solange die Einlöslichkeit der B. vollständig gesichert ist, werden sie ihren vollen Nominalwert behaupten, und es kann kein Metallagio auftreten; auch ist dann eine Verdrängung des baren Geldes aus dem Lande nicht zu befürchten, wie sie durch uneinlösliches Papiergeld meistens bald hervorgerufen wird. Bei der Organisation des Bankwesens muß daher die Sicherstellung der Einlöslichkeit der B. als die Hauptaufgabe betrachtet werden. In aller Strenge läßt sich dieselbe nur dadurch erreichen, daß die ganze Summe der ausgegebenen B. von der Bank stets in barem Gelde vorrätig gehalten wird. In diesem Falle aber ist die Banknote nicht mehr ein eigentliches Kreditpapier, sondern nur ein Depositen- oder Münzschein. Indes verlangen selbst die Gegner aller nicht metallisch gedeckten B. nicht die volle Deckung durch geprägtes Geld, sondern sie geben zu, daß der Metallvorrat teilweise aus Barren des betreffenden Währungsmetalls bestehen dürfe. Einige empfehlen sogar eine ausschließliche Barrendeckung, bei welcher dann die B. nicht in Münzen, sondern nur mit bestimmten Gewichtsmengen Edelmetall eingelöst würden. Man würde auf diese Art die Abnutzung des Metallgeldes im Inlande ersparen, wenn hier nur die durch Barren vollgedeckten B. zirkulieren würden, während Einlösungen von Edelmetall nur für Zwecke des auswärtigen Handels zu erwarten wären.

Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß auch ohne ... Metalldeckung die Einlöslichkeit der B. voll... ...en ausreichend gewahrt werden kann, und ... so, daß schädliche Folgen für die Volkswirtschaft aus der Vermehrung der Cirkulationsmittel ... B. ohne Metalldeckung nicht erwachsen, die... vielmehr durch Erleichterung des Kredits ... wirken. Freilich darf die Emission solcher ...nur unter gewissen Beschränkungen und Vorsichtsmaßregeln erfolgen. (S. Banken.) Die ...igsten bestehenden Systeme der bloß partiellen Deckung der B. sind folgende: 1) Das engl. ... (s. Bankakte, Peelsche), die direkte Kontingentierung der zulässigen Notenemission ohne Metalldeckung, aber mit steter Deckung durch ...papiere im ganzen Betrage des Kontin... 2) Das System der amerik. Nationalban... ... die auszugebenden B. werden von einer be...en Bundesbehörde in gleichförmiger Gestalt ... Banken überwiesen, wofür diese einen gleichen ...ag in Staatspapieren zu hinterlegen haben, ... nur zu 90 Proz. ihres Kurswerts berechnet ...en. Diese Wertpapiere bilden ein spezielles ...d in den Händen der Regierung für die Ein... der B. Ferner müssen die Banken an den ...en Plätzen stets wenigstens 25 Proz., an den ...en wenigstens 15 Proz. des Betrags ihrer ...enden Noten und ihrer Depositen in gesetz... ... Gelde vorrätig halten. Früher war auch ... von sämtlichen Nationalbanken auszu...nde Notensumme beschränkt (anfangs auf 300 ... Doll.), durch ein Gesetz von 1875 aber ist ... Kontingentierung aufgehoben worden. 3) Das ...em der bankmäßigen Deckung oder Bankdeckung (s. d.), nach welchem ein Teil des Notenumlaufs durch Metalle, der andere durch kurzfristige Wechsel oder Lombardforderungen gedeckt ist. Mit diesem Prinzip sind häufig auch noch weitere Beschränkungen verbunden, namentlich die Festsetzung eines Maximums der zulässigen Notenemission überhaupt (wie bei der Preußischen Bank bis 1856 und jetzt bei den meisten deutschen Privatnotenbanken); oder auch die sog. indirekte Kontingentierung der nicht metallisch gedeckten Noten durch Besteuerung der Emission oberhalb einer gewissen Maximalgrenze, wie bei der Deutschen Reichsbank und allen übrigen deutschen Notenbanken. (S. Bankschule, Currencyschule.)

Bankportugallöser, eine hamburger goldene Schaumünze, seit 1667 auf Errichtung der Bank geschlagen, von verschiedenem Gepräge und im Werte von 10 Dukaten; es gab auch halbe und viertel B.

Bankrestriktion nennt man die Suspension der Barzahlungen der Bank von England von 1797 bis zur Ausführung der Peelschen Bill von 1819. (S. Banken, geschichtlich). Der erste «Bank restriction act» datiert vom 3. Mai 1797, nachdem das Ministerium schon 26. Febr. provisorisch eine ähnliche Maßregel getroffen hatte. Durch dieses Gesetz wird den Direktoren der Bank verboten, Metallgeld auszugeben außer in Beträgen von weniger als 20 Shilling, und die Bank wird gegen alle Angriffe wegen ihres Zahlungsmodus sichergestellt. Kein Schuldner sollte belangt werden können, der ein Zahlungsangebot in Banknoten gemacht hätte. Die Wirksamkeit dieser Bestimmungen wurde 30. Nov. 1797 bis «sechs Monate nach dem Friedensschluß» verlängert; doch erfolgte auch nach dem Frieden von Amiens eine weitere Verlängerung. Eine Entwertung der Banknoten gegen Gold trat bis Sept. 1799 nicht ein; dann aber entwickelte sie sich rasch und wurde sowohl in den ungünstigen Wechselkursen als in dem hohen Preise des Barrengoldes (in Banknoten ausgedrückt) unzweifelhaft erkennbar. Während früher die Unze Standardgold 77 Shill. 6 Pence kostete, stieg ihr Preis im Febr. 1801 auf 84 Shill., 1809 auf 90 Shill., 1814 auf 108 Shill. Im J. 1817 war er Ende Februar auf 78 Shill. 6 Pence zurückgegangen, aber im August stieg er wieder auf 80 Shill. 6 Pence. Nach dem Gesetze von 1819 traten bald wieder normale Verhältnisse ein, schneller als in den Übergangsbestimmungen des Gesetzes angenommen war, und schon im Febr. 1821 stand der Goldpreis auf dem nunmehr gesetzlichen Pariwerte von 77 Shill. 10½ Pence. Eine parlamentarische Untersuchung über die Ursachen des hohen Goldpreises rief 1810 den berühmten «Bullion report» (s. d.) hervor.

Bankrott oder Bankerutt (vom ital. banco rotto, d. h. zerbrochener Zahltisch), auch Bankbruch, frz. falliment, faillite, engl. bankruptcy, ist im weitesten Sinne das Unvermögen, seine Schulden zu bezahlen. Die gemeinrechtliche Doktrin hielt hier nur dann eine Strafe für angemessen, wenn dieser Zustand betrüglich herbeigeführt war und der Schuldner entfloh. Später faßte man, nach Vorgang des franz. Rechts, den B. als Verbrechen der Kaufleute, was auch noch das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch §§. 281 fg. that. Durch die Reichs-Konkursordnung vom 10. Febr. 1877, §§. 209—214, sind an Stelle jener Bestimmungen andere getreten, welche 1) den B. bei Kaufleuten wie

Nichtkaufleuten bedrohen; 2) ebenso Gesellschaftsvorsteher, welche die mit Strafe bedrohten Handlungen eines Gemeinschuldners begehen, den Strafvorschriften unterwerfen; 3) den Schuldner wegen Begünstigung einzelner Gläubiger und andererseits den Gläubiger wegen Stimmverkauf bei Abstimmungen strafbar erklären. Zum strafbaren B. setzt die Konkursordnung voraus: Zahlungseinstellung (verschieden von Zahlungsunfähigkeit und Vermögensunzulänglichkeit) oder Konkurseröffnung und ferner Handlungen des Leichtsinns oder der Böswilligkeit. Hiernach wird der B. in einfachen und betrüglichen B. geschieden (§§. 209, 210). Dem B. verwandte Fälle werden in den §§. 211—214 behandelt. Betrüglicher B. wird, mit der Absicht die Gläubiger zu benachteiligen, begangen durch ganz bestimmte Handlungen, nämlich: Verheimlichen oder Beiseiteschaffen von Vermögensstücken, Anerkennen oder Aufstellen erdichteter Schulden oder Rechtsgeschäfte, unterlassene Führung gesetzlich vorgeschriebener Handelsbücher, beziehungsweise Vernichtung, Verheimlichung oder derartige Führung derselben, daß man den Vermögensstand nicht erkennen kann. Liegt eine dieser Handlungen und Zahlungseinstellung oder Konkurseröffnung vor, dann ist der Thatbestand des betrüglichen B. erfüllt, welcher mit Zuchthaus, bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten bestraft wird. Wer die im §. 210 der Konkursordnung genannten Handlungen begangen hat, ist dagegen des einfachen B. schuldig. Vgl. Merkel in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Bd. 3 u. 4, Berl. 1874—77); die Kommentare zum Reichs-Strafgesetzbuch von Oppenhoff (8. Aufl., Berl. 1881), Rüdorff-Stenglein (3. Aufl., Berl. 1881), von Schwarze (4. Aufl., Lpz. 1879) und Olshausen (Berl. 1879 fg.); Fitting, «Das Reichs-Konkursrecht und Konkursverfahren» (Berl. 1882); von Wilmowsky, «Deutsche Reichs-Konkursordnung» (2. Aufl., Berl. 1881).

Banks (Edward), Syndikus der Freien und Hansestadt Hamburg, geb. daselbst 28. Febr. 1796, machte 1813—15 die Befreiungskriege gegen Frankreich unter den hanseatischen Truppen mit, studierte dann die Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen, Berlin und Jena und praktizierte in Hamburg als Advokat, bis er 1821 zum Amts- und Gerichtsaktuar in Ritzebüttel ernannt wurde. Als Staatssekretär 1826 wiederum nach Hamburg versetzt, ward er 1837 zum Syndikus erwählt. In diesem Amte machte er sich vorzüglich auf dem Gebiete der Handelspolitik, des Post- und Eisenbahnwesens, sowie durch Förderung der Sielbauten und Wasserleitungsanlagen verdient. Er übernahm 1847 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Hamburgs, ging noch in demselben Jahre als Bundestagsgesandter der Freien Städte nach Frankfurt und ward 1848 Bundesgesandter in London. Nachdem er im Spätherbst 1848 in gleicher Eigenschaft in Kopenhagen gewesen, wirkte er hierauf als Bevollmächtigter Hamburgs in Frankfurt fort und vertrat seine Vaterstadt im Verwaltungsrate und im Fürstenkollegium zu Berlin, sowie im Erfurter Parlament und bei den Dresdener Konferenzen. Nach Herstellung der Bundesversammlung nahm er in dieser seinen Sitz wieder ein. Doch starb er schon 17. Dez. 1851 zu Veytaux bei Vevey am Genfersee.

Sein Sohn, Edward Bartels B., geb. 1. Jan. 1836 in Hamburg, Rechtsanwalt daselbst, war 1871—74 als Vertreter des zweiten hambur[...] Wahlkreises Mitglied des Deutschen Reichstags, [...] er der Fortschrittspartei angehörte.

Banks (Sir Joseph), Baronet, ein eifriger [...] förderer der Naturforschung, geb. 4. Jan. 1743 [...] Revesby-Abbey in Lincolnshire, stammte aus ei[...] ursprünglich schwed. Familie, welcher auch [...] Trauerspieldichter John B., der in der le[...] Hälfte des 17. Jahrh. sich einen Namen erwa[...] angehörte. In Eton und Oxford gebildet, mac[...] er 1765 eine Reise nach Neufundland und Lab[...] dor, begleitete 1769—71 Cook auf seiner er[...] Reise um die Welt und besuchte 1772 die [...] lichen schott. Inseln und Island, die ihm [...] Ausbeute für die Naturgeschichte gewährten. [...] reits 1771 in Oxford zum Doktor der Rechte [...] nannt, wurde er 1777 Präsident der Königli[...] Societät, 1781 Baronet und 1797 Mitglied [...] königl. Geheimen Rats. Das Französische [...] stitut nahm ihn 1802 unter seine Mitglieder [...] Besonders machte er sich verdient durch die [...] gründung und Leitung der African-Associati[...] Viele Naturforscher und Reisende, wie Blum[...] thal, Hornemann, Burckhardt u. a., verdank[...] ihm eifrige und uneigennützige Unterstützung ih[...] Bemühungen. Er starb 19. Juni 1820. Ab[...] sehen von Aufsätzen in Zeitschriften und Beitrag[...] zu den Schriften gelehrter Gesellschaften, besonder[...] zu den «Philosophical transactions», hat B. nic[...] veröffentlicht als «A short account of the caus[...] of the diseases in corn etc.» (Lond. 1805) [...] «Circumstances relative to Merino sheep» (Lo[...] 1809). Vgl. «Sir Joseph B. and the Royal socie[...] (Oxf. 1844).

Banks (Nathaniel Prentiß), amerik. Politi[...] geb. 30. Jan. 1816 zu Waltham in Massachuse[...] arbeitete als Knabe in einer Baumwollspin[...] und erlernte dann die Maschinenbauerei, ver[...] ständigte aber durch fleißiges Selbststudium [...] Bildung, sodaß er die Redaktion einer Zeitung ü[...] nehmen konnte. Im J. 1849 zum Mitgliede [...] Staatsgesetzgebung erwählt, ward er im folgen[...] Jahre Rechtsanwalt, 1851 Präsident der Sta[...] gesetzgebung. Im J. 1852 in den Bundeskon[...] gewählt, wirkte er gegen die Nebraska-Bill, [...] nach gegen die weitere Ausbreitung der Sklav[...] Im nächsten Kongreß wurde er von der aus [...] laß jener Bill ins Leben getretenen republikani[...] Partei im Frühjahr 1856 bei der 133. Abstimm[...] zum Sprecher gewählt. Nachdem er seit 1857 [...] Gouverneur von Massachusetts gewirkt, wurd[...] 1860 Betriebsdirektor der Illinois-Eisenbahn, [...] aber beim Ausbruch des Bürgerkriegs als [...] sionsgeneral in das Bundesheer. Er wurde zu[...] dem 5. Armeekorps überwiesen, mit welchem e[...] obern Potomac und im Shenandoahthale käm[...] Anfangs erfolgreich, mußte er sich, vom Rebel[...] general J. T. Jackson 24. Mai 1862 bei Stra[...] geschlagen, an den Potomac zurückziehen. Im So[...] mer 1862 kommandierte er unter Pope ein Kor[...] mit welchem er bei Cedar-Mountain eine Nie[...] lage erlitt. Für eine kurze Zeit Kommandant [...] Washington, folgte B. im Dez. 1862 dem Gen[...] Butler als Befehlshaber des Golfdepartements [...] Neuorleans. Im April 1863 nahm er Opel[...] und im Juli Port-Hudson, wodurch der [...] Mississippi frei wurde. Im Frühjahr 1864 [...] nahm er eine erfolglose Expedition an den [...] River, sodaß er, als er sich auch in der Civilverwal[...]

[illegible] wiedereroberten Landes durchaus unfähig zeigte, im Mai abberufen wurde. Im Nov. 1864 in den Kongreß gewählt, gehörte er diesem bis 1878 an und war Vorsitzender des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten. Seitdem lebt er als Privatmann in seinem Geburtsstaate.

Bankschule (banking school) nennt man die Vertreter der Ansicht, daß die volle Einlöslichkeit der Banknoten (s. d.) genüge, um schädliche Einwirkungen derselben, wie namentlich allgemeine Preissteigerungen und Austreibung des Metallgeldes, zu verhindern. Namentlich in einem Lande mit hoch entwickeltem Depositensystem, wie in England, bilden die Banknoten nur einen mäßigen Teil des durch den Kredit erzeugten Zuwachses der Cirkulation; werden die Noten vermehrt, so werden nach der Auffassung der B. dafür andere Kreditmittel überflüssig und der Stand der Cirkulation im ganzen bleibt annähernd ungeändert. Überhaupt sind nach dieser Theorie die Banken nicht im Stande, die Größe ihrer Notenemission nach Belieben zu regulieren; der Verkehr bedarf bei jedem Grade seiner Entwicklung nur einer gewissen Menge Noten; tritt Geschäftsstille ein, so fließen die Noten, sei es als Depositen, sei es durch Bezahlung von Wechseln und Darlehnen, an die Banken zurück und können nicht wieder in gleichem Betrage ausgegeben werden, weil das Bedürfnis nach Discontierungen und Vorschüssen abgenommen hat. Die Erfahrungen, die in der neuern Zeit hinsichtlich der kolossalen, die Notenemission fast erreichenden oder gar übersteigenden Barschäufungen bei den großen Banken gemacht worden sind, sprechen im ganzen zu Gunsten der B. Jedenfalls wird diese Theorie um so genauer zutreffen, je mehr neben den Banknoten das Depositen-, Check- und Girowesen ausgebildet ist. Als Vertreter der B. sind zu nennen Tooke, Fullarton, Courcelle-Seneuil, und in Deutschland A. Wagner. Den entgegengesetzten Standpunkt nimmt die Currencyschule (s. d.) ein.

Banksia, eine von Linné zu Ehren des engl. Reisenden und Naturforschers Sir Joseph Banks benannte Gattung austral. Sträucher aus der Familie der Proteaceen. Die Banksien haben immergrüne, lederartige, einfache, bisweilen nadelförmige, [illegible]zige oder seidenhaarige Blätter und paarweise [illegible], von je drei gefärbten Deckblättern umgebene Blüten, welche walzenförmige Kätzchen bilden [illegible] eine vierteilige Blütenhülle besitzen, deren [illegible] Zipfel oft vier Staubbeutel einschließen. Der [illegible] ist entweder so lang wie die Blume oder länger, weit aus ihr hervorragend. Die holzige, zweifächerige Frucht enthält viele geflügelte [illegible]. Die Banksien sind schon seit langer Zeit [illegible] der Gewächshäuser geworden, in denen viele Arten kultiviert werden. Die gewöhnlichsten Arten sind: B. ericaefolia *L. fil.*, mit nadelförmigen Blättern, B. australis *R. Br.*, mit linealen, abgestutzten Blättern, B. speciosa *R. Br.*, mit [illegible], halbgefiederten, unterseits schneeweiß-filzigen Blättern, u. a. m. Alle verlangen Heideerde und eine sorgfältige Pflege.

Banlieue (frz.), Bannmeile, Weichbild.

Bann (mittellat. bannus, bannum; frz. ban; ital., span. und portug. bando; sämtliche Formen [illegible] wohl aus dem got. bandvjan = bezeichnen, [illegible] machen, entstanden) bedeutete in der älteren, besonders der fränk. Zeit die dem weltlichen [illegible] geistlichen Richter (König, Herzog, Graf, Bischof) zuständige Gewalt und Gerichtsbarkeit, das Recht, bei Strafe zu gebieten und zu verbieten. Am höchsten stand der Königsbann, durch den die Übertretung eines königl. Befehls mit 60 Solidi gebüßt wurde. Den Grafen ermächtigte der B. nur zur Verhängung einer geringern Buße. Bannen bedeutete daher zunächst soviel als befehlen, auferlegen, z. B. das Erscheinen vor Gericht (bannitio, Vorladung) oder bei kriegerischem Aufgebote (Heerbann). Seit der Ausbildung eines öffentlichen Strafrechts sprach man von einem Blutbanne oder der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod (judicium capitale), welche in der ältern Zeit dem Inhaber vom Könige verliehen sein mußte. B. bedeutet ferner den Bezirk, durch welchen die Gewalt des Bannherrn sich erstreckt, sowie den Befehl oder das Verbot selbst, auch die durch denselben festgesetzte Strafe. Außerdem ist B. gleichbedeutend mit Acht (s. d.) im Sinne von Ausschluß aus der Rechtsgemeinschaft. In einer engern Bedeutung gehört dann B. (s. Kirchenbann) dem geistlichen Rechte an, die Acht dem weltlichen. Danach erklären sich die Bezeichnungen Gerichtsbann, Burgbann (die einem Burgherrn zustehende Gerichtsbarkeit oder deren Bezirk), Bannmeile (der räumliche Umfang der Gewalt). Im Ausdrucke Bannrecht (s. d.) ist B. zur Bezeichnung einer gewerblichen Ausschließungsbefugnis abgeschwächt.

Banner, auch Banier genannt, war eine große viereckige Fahne, deren sich im Mittelalter Kaiser und Könige bedienten, wenn sie in den Krieg zogen. Hiervon unterschieden war eine andere viereckige Fahne, ebenfalls ein B. (franz. bannière, ital. bandiera, span. bandera), aber um ein Drittel länger als breit, welche solche Lehnsherren führten und davon Banner- oder Pannerherren hießen, die zum Kriegsgefolge bis zu 100 streitbare eigene Männer hatten. Nach einem alten franz. Ceremoniell mußten sie deren wenigstens 50 haben; dann erst war ihnen die bannière erlaubt, indem man aus ihrer frühern, bei einem geringern Kriegsgefolge geführten, in eine Spitze ausgehenden Fahne, Spitzfahne, pennon, durch Abschneidung der Spitze die bannière machte. In Deutschland zeigte das Reichsbanner in ältester Zeit in Wimpelform das Bild des Erzengels Michael, später den Adler, dessen heraldische Form sich aber erst unter Kaiser Sigismund herausbildete. Die Reichssturmfahne führten die Herzöge von Schwaben, später die Herzöge von Württemberg. In der Schweiz war das Bannerherrnamt in den Kantonen eine hohe Ehrenstelle. — Im Deutschen Befreiungskriege nannte sich eine nach der Schlacht bei Leipzig unter dem russ. Gouvernement gegen die Franzosen ausgerüstete Schar «Banner der freiwilligen Sachsen», ging aber schon 1814 wieder auseinander, nachdem sie zur Blockade von Mainz verwendet worden war.

Banner (Joh.), schwed. General, s. Banér.

Bannertruppen heißen die seßhaften kaiserl. Soldtruppen Chinas, welche die sog. Tatarenviertel der chines. Städte bewohnen und die Peking-Armee (Tsin-lü) bilden. Die Bannerleute (Tschi-dschin) bleiben lebenslänglich Soldat und treiben bürgerliche Gewerbe, wenn sie nicht zum wirklichen Kriegsdienste aufgeboten sind, dürfen jedoch die Garnison nicht ohne Urlaub verlassen; die Söhne erben ihre Rechte und Pflichten. Im Gegensatze zu der Peking-Armee werden die B. in den Provinzialstädten unter dem Namen Tschu-fang zusammengefaßt. Die

Tsin-lü bestehen aus 1165½ Kompagnien (Niu-lu), von denen 678½ Mantschu-, 221 Mongolen- und 266 Chinesenkompagnien sind; die Tschu-fang zählen 840 gemischte Kompagnien und die Kompagnien sind durchschnittlich 100 Mann stark. Die militärische Ausbildung der Mannschaft und der niedern Offiziere beschränkt sich auf die Handhabung der Waffen. Das Mantschuheer, welches 1601 in China eindrang, war in vier, durch die Farbe ihrer Drachenbanner (gelb, weiß, rot, blau) unterschiedene Korps geteilt. Später wurden noch vier Korps errichtet, deren Drachenbanner dieselben Farben, aber rot eingefaßt, zeigten. So entstanden die 8 Banner (Patschi) der Mantschutruppen. Kaiser Tien-tsong errichtete aus mongol. Hilfstruppen 8 Mongolenbanner und aus chines. Aufständischen, welche sich den Mantschu angeschlossen hatten, 8 Chinesenbanner. Es gibt also eigentlich 24 Banner (Tschi), von denen die der Mantschu und Chinesen 5 Brigaden, die der Mongolen 2 Brigaden (Tschá-len) stark sind. Nur die Jäger führen Feuerwaffen, die übrigen Lanzen oder Säbel sowie Pfeil und Bogen, dazu die Gardekavallerie Panzer aus Baumwollstoff. An Feldartillerie sind 300 Mann nebst 800 Schildträgern (Teng-pai-ping), ferner 900 Mann mit Wallbüchsen ausgerüstete Festungsartillerie und 2000 Mann Pioniere, welche Spanische Reiter mitführen, vorhanden, und der Rest der Peking-Armee besteht aus mit Luntenflinten und Säbeln bewaffneter Infanterie (Pu-schün).

Bannmeile, der Bezirk von einer Meile im Umkreis um einen Ort (Stadt, Kloster, Burg), innerhalb dessen demselben gewisse Bannrechte (s. d.) zustanden.

Bannockburn, Dorf in Schottland, Stirlingshire, am Flusse Bannock, der in den Forth mündet. An dem Flusse besiegte 24. Juni 1314 Robert Bruce den engl. König Eduard II. Bei B. wurde auch 11. Juni 1488 der schott. König Jakob III. von dem Adelsheere geschlagen. Auf der Flucht stürzte er bei dem Übersetzen über den Bannock mit dem Pferde, ward in eine Mühle gebracht und dort von einem unbekannten Kriegsmanne getötet.

Bannrechte (Banngerechtigkeiten oder Zwangsrechte) sind Befugnisse, deren Inhaber gewisse Verpflichtete nötigen kann, bestimmte wirtschaftliche Bedürfnisse nur durch ihn befriedigen zu lassen. Die B. sind direkte, wenn auch meist räumlich begrenzte Monopole. Meistens sind sie an den Besitz eines Grundstücks geknüpft (Realberechtigung). Am häufigsten war der Mühl- oder Mahlzwang, wonach der Berechtigte fordern konnte, daß die Verpflichteten ihr Getreide in seiner Mühle mahlen ließen. Außerdem gab es einen Bier- und Branntweinzwang, den meist die Städte übten, einen Backofenzwang, einen Weinzwang, einen Kelterzwang, wonach die in der Bannmeile gewachsenen Trauben nur auf der Kelter des Bannberechtigten gepreßt werden durften, einen Brot- und Fleischzwang, einen Schmiedezwang. Nicht minder erhielten die Zünfte ihre B., sofern es den Bewohnern einer Stadt nicht gestattet ward, auswärts Zunftartikel anfertigen zu lassen. Auch vieles andere, bis auf das Musikhalten, Schweineschneiden, Abdecken und Lumpensammeln, ward Gegenstand von B. Sie sind entstanden entweder aus dem gutsherrlichen Verhältnis (so besonders der Mühlzwang) oder beruhen auf unrechtmäßigem Zwang, auf staatlicher Verleihung oder auch auf Einräumung seitens der Verpflichteten. Juristisch hat man sie früher als deutschrechtliche Servituten aufgefaßt, in neuerer Zeit als besondere gewerbliche Verbietungsrechte. Die völlige Auflösung dieses Verhältnisses ist in neuerer Zeit meist im Wege der Ablösung angebahnt worden. Schon 1789 wurde in Österreich der Mahlzwang aufgehoben, Preußen beseitigte die B. nach und nach durch die Edikte vom 28. Okt. 1810 und 7. Sept. 1811, ferner durch die Gewerbeordnung vom 17. Jan. 1845. Im Anschluß an diese letztere hat die Deutsche Reichs-Gewerbeordnung sie vom 1. Jan. 1873 ab teils für aufgehoben, teils nach näherer Bestimmung der Landesgesetze, für ablösbar erklärt. Künftig können sie nicht mehr erworben werden.

Baños, d. i. Bäder, heißen in Spanien sowie in den ehemaligen und den gegenwärtigen span. Kolonien eine Menge Ortschaften, von denen jedoch die meisten keine Mineralquellen oder Bäder haben. Am berühmtesten ist B. de Bejar, ein Dorf und Badeort mit 1640 E. in der span. Provinz Cáceres, 15 km südwestl. von Bejar, nahe der Nordgrenze von Estremadura und am Passe Puerto de Baños, über welchen eine Straße und die Eisenbahn von Salamanca nach Cáceres führt. Der Ort liegt überaus malerisch und anmutig im Thale von Ambros, am Eingange einer engen, felsigen und reichbewaldeten Schlucht, und hat alkalische Schwefelquellen von 42° C. Das Thal des Ambros, der in den Alagon fließt, ist mit Olivenhainen erfüllt, die Bergabhänge sind mit Weinreben, weiter hinauf mit Kastanienwaldung bedeckt. Der Ort kommt schon im Mittelalter unter dem Namen Balneos vor.

Banquet und **Banquette,** s. Bankett.

Bánság, s. Banát.

Bansen, Teil einer Scheune (s. d.).

Bantam, die westlichste Residentschaft der niederländ. Insel Java mit 8303 qkm Flächeninhalt. Die Küste von B. ist im N. flach, voller Strandmoräste und sehr ungesund; im W., an der Sundastraße, sowie auch im S. hoch, häufig steil gegen das Meer abfallend und von Klippen umgeben. Das Land steigt von der Küste in zunehmendem Maße an; das Innere, namentlich der südlichen Hälfte, ist gebirgig. Höchste Punkte sind der Karang, 1900 m, und der Pulo Sari, 1275 m hoch, beides unthätige Vulkane. Haupterzeugnisse sind Reis, Indigo, Kaffee, Zucker und in viel geringerer Menge auch noch Thee, Zimt und Cochenille. Die früher höchst bedeutende Kultur des Pfeffers ist so gut wie ganz zu Grunde gegangen. Ferner wird zu Tanara in nicht unbeträchtlicher Menge Seriche gewonnen und die Wälder liefern viele vortreffliche Holzarten, wiewohl ihnen der Djati (Teak-)baum fehlt. Es finden sich auch an verschiedenen Stellen die eßbaren Vogelnester. Die Bevölkerung von B. bestand 1879 aus 321 Europäern, 746974 Eingeborenen, 1609 Chinesen, 6 Arabern und 2 andern asiat. Fremdlingen. Die Eingeborenen, ein wohlgebauter, kräftiger, nicht unschöner Menschenschlag, treiben Acker-, namentlich Reisbau, Viehzucht, Fischfang, Küstenschiffahrt und beträchtlichen Handel, besonders mit Batavia. Auch das Brennen von Kalk, sowie die Bereitung von Thongefäßen, Mauersteinen und Dachziegeln beschäftigt viele. Die Eingeborenen gehören dem sog. Sundavolksstamme an, der sich von den eigentlichen Javanern in der Osthälfte der Insel durch Sprache und Sitten wesentlich unterscheidet. Sie sind unabhängiger

sind als die letztern und dulden die Herrschaft der Holländer nur ungern; daher häufige Aufstände bis in die neueste Zeit. Hauptort und Sitz des Residenten ist Serang, in der Volkssprache auch Ceram genannt, an der schönen, sich von Anjer bis Banjuwangi über die ganze Insel erstreckenden Heerstraße gelegen. Andere nennenswerte Orte sind Anjer (s. d.) und Bantam, an der Bai von B., Hauptstadt des frühern Reichs B. und im 16. und 17. Jahrh. als Handelsplatz, besonders für den Pfeffer, weltberühmt, jetzt aber nur ein ganz unbedeutender, wenig bevölkerter, äußerst ungesunder Ort.

Das Reich B. entstand auf den Trümmern des ten, nach der Einführung des Islam im westl. etwa 1480 zu Grunde gegangenen Hindureichs Padjadjaran. Es gelangte sehr bald zur Blüte und seine Fürsten dehnten ihre Macht bis auf den südl. und südwestl. Teil von Sumatra sowie auch auf die Westküste von Borneo aus. Mit B. schlossen zuerst die Portugiesen von Malakka aus 1522 durch Henriquez Leme, später (1596) die Holländer unter Cornelis Houtman und 1602 die Engländer unter Sir John Lancaster Handelsverträge. Beide letztgenannten richteten daselbst Handelsfaktoreien auf; die der Engländer bestand bis 1683, die der Holländer, 1600 gegründet, wurde 1610 durch ihren ersten Generalgouverneur, Pieter Booth, nach Jakatra, 70 km östlich von B., verlegt. Diese Niederlassung zu Jacatra erhielt 1619 den Namen Batavia. Die Sultane von B. kamen immer mehr unter den Einfluß der Niederländer, wurden von denselben abhängig und endlich deren Vasallen, bis zuletzt (1813) das Reich B. zu bestehen aufhörte. Der letzte Sultan von B. starb 1843 als Pensionär der niederländ.-ind. Regierung zu Sourabaja.

Banteng (Bos Banteng), wilde Ochsenart auf den Sunda-Inseln, s. unter Ochs.

Bantia, im Altertum Stadt in Apulien, jetzt S. Maria di Banzi. Die Bantische Tafel (Tabula Bantina), das Stadtrecht von B. enthaltend, ist das bedeutendste Denkmal in oskischer Sprache.

Bantingkur wird, nach dem Engländer William Banting, eine gegen die Fettsucht gerichtete Kurmethode genannt, welche die mannigfachen Beschwerden, die mit der übermäßigen Fettbildung verbunden sind, dadurch zu beseitigen sucht, daß aus der Diät alle fetten, zucker- und stärkemehlhaltigen Speisen möglichst verbannt werden. Bei der Bantingkur genießt also der Patient vorzugsweise Fleischspeisen, mit Zusatz von nur wenig Brot oder Zwieback, dazu etwas grünes Gemüse oder Kompott, vermeidet aber Mehlspeisen, Kartoffeln, Milch, Zucker, alle fetten Gerichte, ebenso Bier, Portwein und Champagner, während gewöhnlicher Wein, namentlich Rotwein, gestattet ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die B. im allgemeinen auf richtige physiol. Grundsätze sich stützt, wie sie sich denn auch in vielen Fällen als wirksam erwiesen hat. Das Körperfett bildet sich nämlich nach Liebig's Untersuchungen vorzugsweise teils aus den Fetten der Nahrung, teils aus den stärkemehl- und zuckerhaltigen Substanzen. Nichtsdestoweniger ist es niemand anzuraten, sein Heil in der B. suchen zu wollen, ohne mit einem Arzte zuvor über seinen Leibeszustand Rücksprache genommen zu haben. Namentlich bei schwächlichen und bejahrten Personen kann ein plötzlicher Wechsel der Diät geradezu gefährlich werden. Überhaupt ist eine übertriebene Anwendung der Bantingkur, also die strengste Ausschließung von allem Zucker-, Stärke- und Fetthaltigen aus der Nahrung, durchaus zu widerraten, da jene Substanzen, in mäßigen Mengen zugeführt, ebenso notwendige Nahrungsmittel für den Menschen sind wie die das Fleisch vorzugsweise zusammensetzenden Eiweißkörper. Wohl aber kann es jedem, der zur Fettleibigkeit einige Neigung hat, nur nützlich sein, wenn er sich in dem Genuß jener «Fettbildner» eine weise Beschränkung auferlegt. J. Vogel schlägt folgende Modifikation der B. vor: Als Frühstück Kaffee ohne Milch und Zucker mit wenig trockenem, geröstetem Brot oder Zwieback; als zweites Frühstück ein paar weiche Eier oder etwas kaltes Fleisch, auch roher, magerer Schinken mit etwas Thee oder leichtem Wein; als Mittagessen dünne Fleischbrühsuppe, mageres Fleisch gekocht oder gebraten, leichtes Gemüse oder Kompott, einige Kartoffeln und etwas Brot; nachmittags schwarzer Kaffee; abends Fleischbrühsuppe oder Thee mit kaltem Fleisch, magerm Schinken, weichen Eiern, Salat und etwas Brot. Der Erfinder der B. ist nicht Banting selbst, sondern dieser, ein Kaufmann in Kensington, hat sie nur auf den Rat seines Arztes, des Dr. William Harvey (gest. Januar 1877 in London), mit großem Erfolge an sich erprobt. Bestrebt, seinen Leidensgefährten hilfreich zu sein, hat dann Banting die Kurmethode in einem offenen Briefe («Letter on corpulence, addressed to the public», Lond. 1864) näher beschrieben. Dieser Brief erlebte in kurzer Zeit mehrere Auflagen und machte den Namen Bantings und die B. schnell berühmt. Eine neue Kurmethode ist die B. übrigens keineswegs; denn da sie sich auf längst bewährte physiol. Prinzipien stützt, so ist ein ähnliches diätetisches Verfahren schon längst von vielen Ärzten befolgt worden. Vgl. Vogel, «Korpulenz. Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung» (18. Aufl., Lpz. 1881), worin sich zugleich eine Übersetzung des offenen Briefes Bantings findet.

Bantuvölker, ein Gesamtname, unter welchem die neuere Ethnologie und Sprachwissenschaft alle diejenigen Völker zusammenfaßt, welche Südafrika von den Sitzen der Hottentotten bis hinauf zum Äquator und über denselben bewohnen. Sie gehören sämtlich zur sog. Kafirrasse und bilden ethnologisch-linguistisch eine Einheit. Der Name Bantu selbst ist dem in allen hierher gehörigen Sprachen wiederkehrenden Ausdrucke für «Volk» entnommen, der im Singular omu-ntu, «Mensch», im Plural aba-ntu, «Menschen, Volk», lautet. Sämtliche hierher gehörenden Sprachen hängen untereinander so innig zusammen, daß sie als Töchter einer jetzt nicht mehr existierenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache gelten müssen. Ihr wesentlichstes Merkmal ist die sog. Präfixbildung. Sie bilden die fertigen Sprachformen, welche wir durch Suffix herstellen, stets durch Präfixe. Nach ihren Traditionen sind die B. von Nordosten nach Südafrika eingewandert. Man teilt die B. nach den von ihnen gesprochenen Sprachen in drei Abteilungen, nämlich eine östliche, eine westliche und eine mittlere. In die östl. Abteilung fallen die Kafirstämme, unter denen namentlich der Eroberer-stamm der Zulu in neuerer Zeit berühmt geworden ist, und alle jene Völker, welche längs der Küste und im Innern bis gegen Zanzibar sich hinziehen, wie die Suahili, Wanika, Walamba u. a. Die mittlere Abteilung umfaßt die Betschuana (Basuto, Barolong, Bahlapi u. a.) mit andern kleinen Völkern, wie Amatonga, Mahlonga. In die westl. Abteilung fallen die Bewohner der Westküste Südafrikas von den

Sitzen der Hottentotten bis an den Meerbusen von Guinea, als die Herero, Bundavölker, die Bewohner von Benguela, Angola, Congo, Loango und eine Reihe kleinerer Stämme vom Gabun an, wie die Mpongwe, Benga, Bakele u. a. Auch die Bewohner von Fernando Po sind ihrer Sprache nach hierher zu rechnen. Vgl. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (Wien 1873). Über die Bantusprache vgl. Bleek, «Comparative grammar of South-African languages» (Lond. u. Kapst. 1862); Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Abteil. 2, Wien 1877).

Banu (Plural Bani), rumän. Münze, wovon 100 auf 1 Leu (= Franc) gehen, also dem franz. Centime (0,8 Pf.) entsprechend; es gibt Bronzemünzen zu 10, 5 und 2 Bani und 1 Banu.

Banus (Titel), s. Ban.

Banus Bank, s. Bankbán.

Banville (Théodore Faullain de), franz. Dichter, geb. zu Moulins 14. März 1823, machte sich zuerst durch die Gedichtsammlungen «Les Cariatides» (1842) und «Les Stalactites» (1846) bekannt, denen er 1857 die parodierenden «Odes funambulesques» unter dem Pseudonym Bracquemond folgen ließ, welche letztern namentlich viel Beifall fanden. Ferner gab er heraus «Trente-six ballades joyeuses» (1873) und versuchte sich auch als dramatischer Dichter; aber seine kleinen Lustspiele: «Le beau Léandre» (1856), «Diane au bois» (1863), «Les Fourberies de Nérine» (1864), «La Pomme» (1865), «Gringoire» (1866) u. s. w., machten wenig Glück. Als Mitarbeiter an vielen Journalen, Revuen und Sammelwerken entwickelte er mit glänzendem Erfolge sein Talent für prosaische Darstellung; seine humoristischen und fein ausgeführten kleinen Romane und Novellen: «Les pauvres saltimbanques» (1853), «La vie d'une comédienne» (1856), «Esquisses parisiennes» (1859), «Camées parisiens» (1866), «Contes pour les femmes» u. s. w., seine dramatischen Feuilletons im «Pouvoir» (1850—52), im «Boulevard» (1860—61), im «National» (seit 1872), seine fast in allen gleichzeitigen Journalen zerstreuten Litteratur- und Kunstkritiken zeugen von poetischem Gemüt und Einbildungskraft. B. gehört gegenwärtig zu den originellsten Schriftstellern in der Gruppe der «Phantasisten», wie sie sich im Unterschied und Gegensatz von den «Realisten» nennen, und die vor allem auf Schönheit und Glanz der Form hinarbeiten. Neuerdings hat B. ein «Petit traité de versification française» (1881) herausgegeben, worin er dem Reim warm das Wort redet.

Banyuls-les-Aspres, Dorf mit etwa 500 E., 21 km nordwestlich von Banyuls-sur-Mer, mit röm. Ruinen und alten Befestigungen.

Banyuls-sur-Mer, kleine Seestadt im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrondissement Céret, 6 km nordwestlich vom Kap Cerbère, welches Frankreich von Spanien scheidet, an der franz. Südbahn, zählt (1876) 2277 (Gemeinde 3609) E., welche Honig, Orangen und Kork ausführen und Schiffahrt treiben. Die hiesigen Seebäder sind sehr besucht, außerdem wachsen hier die besten Roussillonweine, Grenache und Rancio. Die von hier nach Figueras in Spanien führende Straße führt über den Col de Banyuls (362 m) durch die Albèresberge.

Banz, Schloß nebst Herrschaft im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, im Bezirk und 4 km südwestlich von Lichtenfels, in einer freundlichen, noch durch Anlagen verschönerten Gegend am Main gelegen, war ursprünglich eine Benediktinerabtei, die um 1058 von Alberada, Gemahlin Alberts von Babenberg, gestiftet wurde, sich aber erst seit dem 12. Jahrh., unter fortwährenden Reibungen und Streitigkeiten mit ihren Schutzvögten und Lehnsherren (Bamberger Hochstift), allmählich hob und im 14. Jahrh. unter Abt Konrad III. von Redwi[tz] zur Blüte gelangte. Im Bauernkriege wurden 152[5] die Konventualen vertrieben und die Gebäude zerstört. Erst dem 1529 gewählten Abte Alexander von Rothenhan gelang es, wieder Konventualen zu sammeln und das Stift zu reorganisieren. Durch ihn wurde die Bibliothek und eine gelehrte Schul[e] begründet, die sehr bald in Aufnahme kam. Doch nach seinem Tode erfolgte wieder eine gänzliche Auflösung, indem die Mehrzahl der Konventualen sich der Reformation zuwendete, bis der Abt Joh. Burchard 1575 gleichsam der zweite Stifter der Abtei wurde, die nun unter ihm sowie unter seinem Nachfolger Thomas Bach wieder in glänzende Verhältnisse kam. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte alles von neuem. Von den spätern Äbten ist insbesondere Gregor Stumm zu nennen, der die Bibliothek wiederherstellte und ein Münz-, Kunst- und Naturalienkabinett begründete. Der letzte Abt war Gallus Dennerlein; unter ihm wurde 1802 das Stift aufgehoben. Die Bibliothek kam nach Bamberg, das Münzkabinett nach München; das Naturalienkabinett, das besonders reich an Petrefakten aus der Umgegend ist, verblieb zu B. Die Abtei, welche für das schönste der fränk. Schlösser gilt, kaufte nebst den zunächstgelegenen Gütern der Herzog Wilhelm von Bayern, der die Besitzung zu seiner Sommerresidenz wählte und 1837 auf seinen Enkel, den Herzog Maximilian, vererbte. In der schönen Kirche zu B. ist das Denkmal des Marschalls Berthier. Am andern Ufer des Mains liegt der Wallfahrtsort Vierzehnheiligen (s. d.). Vgl. Sprenger, «Diplomatische Geschichte der Benediktinerabtei B.» (Nürnb. 1803); Österreicher, «Geschichte der Herrschaft B.» (Bamb. 1833); Theodori, «Geschichte und Beschreibung des Schlosses B.» (2. Aufl., Münch. 1857).

Baobab, s. Affenbrotbaum.

Bapaume, Stadt, ehemals Festung, im Arrondissement Arras des franz. Depart. Pas-de-Calais, liegt in einer weiten Ebene, ist durch eine Zweigbahn nach Achiet le Grand mit der Nordbahn verbunden und zählt (1876) 3190 (Gemeinde 3274) E., die Textilindustrie sowie Fabrikation von Öl und Seife betreiben. Hier fand 2. und 3. Jan. 1871 eine Schlacht statt zwischen der franz. Nordarmee unter Faidherbe und Teilen der preuß. Ersten Armee unter Goeben. Am 2. Jan. stieß die 1. Division der im Vormarsch begriffenen Nordarmee bei Sapignies auf die 30. preuß. Brigade (Strubberg) und wurde nach längerm Gefechte zurückgewiesen. Am 3. Jan. griff Faidherbe bei B. mit dem 22. und 23. Armeekorps den General von Goeben an, der mit der 15. Division (Kummer), der 3. Kavalleriedivision (Groeben) und einem kombinierten Detachement unter Prinz Albrecht (Sohn) sich in neunstündiger Schlacht behauptete und den Feind unter großen Verlusten zum Rückzuge nach Arras und Douai zwang. General von Goeben verfügte im ganzen nur über 15000 Mann und 84 Geschütze, der Gegner war mehr als doppelt so stark; die heftigsten Kämpfe fanden um die Orte Biefvillers und Favreuil statt. Der erneute Versuch Faidherbes, Paris zu entsetzen, wurde dadurch vereitelt, auch kapitulierte infolge der Schlacht 9. Jan. die franz. Festung Péronne.

Baphia *Afzel.*, Pflanzengattung aus der Fa- ilie der Leguminosen, die nur wenige im tropi- jen Afrika und in Madagaskar einheimische Ar- n umfaßt. Es sind Bäume oder Sträucher mit eißen oder gelben, meist in endständige Trauben stellten Blüten. Die wichtigste Art ist die vorzugs- eise in Sierra Leone vorkommende B. nitida Lodd.; sie liefert ein rotes Farbholz, das unter n Namen Cambalholz, Camwood, Bar- ood bekannt ist und sowohl in der Färberei als ch in der Kunsttischlerei Verwendung findet.

Baphomet oder Baffometi, auch Figura ffometi, ist der, wie es scheint, kabbalistische me eines bisjetzt noch nicht sicher erklärten Sym- ls der Tempelherren (s. d.), welches man schon relativ sehr früher Zeit, aber augenscheinlich ohne tigen Grund, für eine Entstellung des Namens ahomed gehalten hat, weil man die Mitglieder s Ordens einer Hinneigung zum Islam beschul- gte. Da es lautlich unmöglich ist, daß Mahomed n B. übergehen kann, und da es historisch ganz un- ahrscheinlich ist, daß die Tempelherren das Bild es arab. Propheten jemals zum Gegenstande reli- iöser Verehrung gemacht haben, so muß von einer ombination beider Namen völlig abgesehen wer- en. Nach Jos. von Hammers Ansicht (in dessen ufsatz «Mysterium Baphometi revelatum» in den Fundgruben des Orients», Bd. 6) waren die in ehrern Antiquitätensammlungen sich vorfindenden Symbole dieser Art von Stein, mannweiblich mit wei Köpfen oder zwei Gesichtern, übrigens von eiblicher Bildung, größtenteils mit Schlangen, Sonne und Mond und andern Attributen und mit eist arab. Inschriften umgeben; nach der Aussage n Ordensrittern waren es metallene Köpfe oder n Schlangen umwundene weibliche Bilder mit ei männlichen Gesichtern und Sternemblemen. er Name B. soll demnach soviel als Feuertaufe der gnostische Taufe (von βαφή, Taufe, und μῆτις, erstand) bedeuten. Andere glauben, man habe ine seltsam geformte Hostienkapsel, welche die empler geküßt hätten, für den B. ausgegeben. as die Erklärung des Wortes anlangt, so ist die n Redslob (in der «Zeitschrift für histor. Theo- gie», 1865) aufgestellte Vermutung die wahr- heinlichste, daß das Wort das Produkt einer zum erbergen seines Sinnes unternommenen willkür- chen Buchstabenversetzung, d. h. daß der Ausdruck igentlich gar kein wirkliches Wort der Sprache, ondern ein durch das kabbalistische Verfahren Zi- uph gebildetes kabbalistisches Kunstwort sei und aß die Konsonantengruppe bphmti, wenn man sie ersetze, mpth bi durch hebr. mapteah bet jehova u erklären seien, da b Abkürzung für bêt und j Ab- ürzung für Jehovah sei. Die Vokale a, o, e ent- prechen den Vokalen von Jehovah nur in umge- ehrter Ordnung, sodaß der Sinn des Wortes wäre: Schlüssel des Hauses Jehovahs.»

Baptisia, eine von Ventenat benannte Pflan- engattung aus der Familie der Schmetterlings- lütler, deren Arten in Nordamerika wachsen. Es nd perennirende Stauden mit dreizähligen, selten infachen Blättern, einzelnen, in den Blattwinkeln tehenden oder in endständige Trauben gestellten Blüten und aufgeblasenen, kurzgestielten, mehrsa- migen Hülsen. Eine Art, B. australis *Rob. Br.*, on Ventenat zu Podalyria gerechnet, mit kahlen, stvollen Stengeln, dreizähligen Blättern und lan- en Trauben großer, blauer Blumen, ist eine be- liebte Zierpflanze der Gärten, die gleich andern, ebenfalls im Freien aushaltenden Arten durch Zer- teilung der Wurzelstöcke vermehrt werden kann. In den Blättern und Stengeln der in Nordamerika häufigen B. tinctoria *Rob. Br.* findet sich ein blauer Farbstoff, aus dem eine Art Indigo bereitet wird.

Baptisma (grch.), Taufe; baptisieren, taufen.

Baptisten, d. h. Täufer (vom grch. βαπτίζειν, taufen), nennt sich eine vielverzweigte christl. Sekte, welche die in den großen christl. Kirchengemein- schaften übliche Taufe als ungültig verwirft und, im Gegensatze zu jenen, allein die wahre schrift- gemäße Taufe zu haben behauptet. Mit den deut- schen Wiedertäufern (s. d.) der Reformationszeit stehen sie ebenso wenig wie mit den Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.) in Zusammenhang, ob- wohl sich eine innere Verwandtschaft mit den erstern nicht verkennen läßt und namentlich in der neuesten Entwickelung des Baptismus immer unverhohlener zu Tage tritt.

Eine allgemeine Charakteristik des Baptismus ist bei dem unaufhörlichen Auftauchen immer neuer Gestalten desselben schwierig, ja fast unmöglich. Die Verwerfung der Kindertaufe, als nicht begrün- det in Heiliger Schrift, ist nichts den B. Eigentüm- liches. Die Forderung, die Taufe nicht durch Be- sprengung, sondern durch Untertauchen in fließendes Wasser zu vollziehen, war wenigstens nicht von vorn- herein allen baptistischen Parteien gemeinsam und wird noch jetzt von einem Teile der amerikanischen B. nicht anerkannt. Die Gewohnheit, solche, die zu der Sekte übertreten, noch einmal zu taufen, scheint dagegen bei allen B. (im Unterschiede von den Mennoniten) sich vorzufinden, daher sie nach kirchlicher Anschauung allerdings wirkliche Wieder- täufer sind, obwohl sie ebenso wie die Wiedertäufer der Reformationszeit diesen Namen von sich ableh- nen und alle, die nicht nach ihrem Ritus getauft sind, überhaupt als Ungetaufte betrachten. Zur leichtern Übersicht kann man den ältern und den neuern Baptismus unterscheiden. Der erstere hat seinen Ursprung in England genommen und be- hauptet, in ununterbrochener Tradition die von der alten brit. Kirche und nachmals bis auf Wicliffe im geheimen fortgepflanzten Grundsätze der apostoli- schen Zeit bewahrt zu haben. Geschichtlich nach- weisbar sind jedoch die Anfänge des engl. Baptis- mus erst seit 1618. Derselbe ist als eine vorgeschrit- tene Reformpartei aus den engl. Puritanern und Independenten hervorgegangen. Er teilt mit den übrigen Denominationen des engl. Protestantismus das vorherrschend reformierte Gepräge und bildet nur das der engl. Orthodoxie überhaupt eigentüm- liche starre Festhalten des Bibelbuchstabens, nament- lich auch die Vermischung der Unterschiede zwischen Altem und Neuem Testament, bis zum Extrem aus. Einzelne aus dem Zusammenhange gerissene, meist mißverstandene Bibelstellen werden in ein- seitiger Weise in den Vordergrund des religiösen Bewußtseins geschoben und zu immer neuen Sekten- gestalten benutzt.

Im Zusammenhange damit steht die Gering- schätzung der theol. Wissenschaft und der neuer- dings immer entschiedener hervortretende pietistische Widerwille gegen jede feste äußere Glaubensnorm als eine Beeinträchtigung des allgemeinen Priester- tums und der freien Schriftforschung aller Gläu- bigen. Infolge dieses, allen Formen des Baptismus

gemeinsamen religiösen Subjektivismus, der am Bibelbuchstaben nur eine scheinbare Schranke seiner Willkür findet, ist Lehre und Sitte der B. fortwährend im Flusse begriffen, und namentlich in dem an religiösen Absonderlichkeiten überreichen Amerika kommen fast jedes Jahr neue baptistische Sektengestalten zum Vorschein. Die erste baptistische Gemeinde in England wurde 1633 gegründet. Schon sechs Jahre später verpflanzte Roger Williams den Baptismus nach Amerika und stiftete dort den kleinen Staat Rhode-Island, der von Haus aus baptistisch gestaltet wurde. In England nach vorübergehender Duldung durch Cromwell als eifrige Revolutionäre verfolgt, wurden sie erst unter Wilhelm III. zugleich mit den übrigen Dissenters in die Toleranzakte von 1689 mit einbegriffen. Sie genießen seitdem gleiche Rechte mit den Kongregationalisten und Presbyterianern. Nach offiziellen Angaben besaßen 1872 die englischen B. 2612 Kirchen und 243395 Mitglieder. In Amerika blieben sie lange Zeit hindurch fast nur auf Rhode-Island beschränkt und zählten noch 1707 erst 17 Gemeinden. Seit dem Unabhängigkeitskriege, an dem sie mit besonderm Eifer sich beteiligten, erfolgten massenhafte Übertritte zu ihrer Gemeinschaft, sodaß sie jetzt nächst den Methodisten die zahlreichste prot. Denomination in Nordamerika bilden.

Die innere Entwickelung des Baptismus spiegelt die verschiedenen in der episkopalen und presbyterianischen Kirche Englands hervorgetretenen Richtungen in der Form von ebenso viel selbständigen baptistischen Sekten ab. Die beiden Hauptparteien, welche bis in die Ursprünge des engl. Baptismus hinaufreichen, sind die Particular-Baptists und die General-Baptists (Universal-Baptists oder Free-Will-Baptists, auch arminianische B. genannt), von denen die erstern an der calvin. Prädestinationslehre festhalten, die letztern dieselbe ebenso wie die Arminianer (s. d.) verwerfen. Erstere sind bei weitem die zahlreichern. In England bilden sie 12—1300, in Amerika an 8000 Gemeinden, während die Free-Will-Baptists in England nur 120, in Amerika gegen 1100 Gemeinden zählen sollen. Unter den Free-Will-Baptists haben ebenso wie unter den Arminianern liberale theol. Meinungen Eingang gefunden, und die Unitarier (s. d.) pflegen dieselben den Anhängern ihrer Grundsätze zuzuzählen; auch die Abneigung gegen die wissenschaftliche Theologie ist bei den Universalbaptisten längst überwunden. Dafür trennte sich aber 1770 der orthodoxere Teil und bildete als General-Baptists-New-Connexion eine selbständige Kirchengemeinschaft mit einem eigenen, 1798 gegründeten theol. Seminar (Evangelical academy), jetzt zu Longhborough. Auch die Partikularbaptisten haben jetzt viel von der alten Schroffheit aufgegeben und besitzen blühende theol. Schulen und einige namhafte Gelehrte. Früher verwarfen diese B. jede Beteiligung an Staatsämtern und Kriegsdiensten, doch sind sie längst davon zurückgekommen; auch in ihren gottesdienstlichen Einrichtungen unterscheiden sie sich seit der Einführung des Kirchengesangs in nichts von den Presbyterianern. Dafür haben aber nach und nach eine ganze Menge kleiner Parteien sich ausgeschieden, in welchen die ganze Schroffheit des altbaptistischen Buchstabenwesens zum Ausdrucke kommt. Dahin gehören die Sabbatarier oder Seventh-Day-Baptists, 1731 von Franz Bampfield gestiftet, welche statt des Sonntags den Sonnabend feiern, und die 1708 in Deutschland (Schwarzenau) gestifteten, seit 1719 nach Pennsylvanien übersiedelten Tunker, welche nur das Untertauchen der Täuflinge in einen Fluß oder Teich für schriftgemäß halten und daher selbst die an Erwachsenen vollzogene Taufe, wenn sie nur durch Besprengung erfolgte, wiederholen. Namentlich die letztere Partei, welche in Nordamerika über 50 Gemeinden zählt und sich für Ausbreitung ihrer Grundsätze sehr eifrig zeigt, hat die geistesbeschränkte Bibliolatrie, verbunden mit pietistischer Weltflucht, aufs äußerste getrieben. Dem Bibelbuchstaben gehorsam, ziehen sie in apostolischer Tracht, in groben Röcken ohne Knöpfe, umher und fordern von den «Vollkommenen» die Enthaltung von allen «weltförmigen» Genüssen oder Beschäftigungen. Außer der Taufe und dem Abendmahle, das sie nachts als Abschluß ihrer Liebesmahle feiern, betrachten sie die Fußwaschung, die letzte Ölung und den Bruderkuß als Sakramente. Die Anhänger des Tunkertums rekrutieren sich fast nur aus den ungebildeten Klassen. Den Tunkers nahe verwandt sind die Weinbrennerianer (nach ihrem Stifter Weinbrenner genannt) oder Church of God und die Peyßelianer (von Konrad Peyßel, einem Deutschen, 1794 gestiftet), welche ebenfalls den Sabbat feiern, von den «Vollkommenen» die Ehelosigkeit fordern und zu Neu-Ephrata am Flusse Cocaldio ein großes Wiedertäuferkloster errichtet haben. Ferner sind zu nennen die Hard-Shell-Baptists oder Anti-Mission-Baptists, eine Fraktion der Partikularbaptisten, welche alle kirchlichen Vereine, Missionen, Traktatgesellschaften u. s. w. verwerfen, weil dies dem göttlichen Ratschluß mit menschlichem Vorwitz vorgreifen heiße; die Seed-Baptists (Samenbaptisten) oder Snake-Baptists (Schlangenbaptisten), welche die Nichtprädestinierten für Nachkommen des Teufels und der Eva halten, und die von einem Müllerknecht Albrecht 1803 gestifteten Jumpers (Springer), eine Mischung von B. und Methodisten, welche ihren Namen von den heftigen Zuckungen der methodistischen Wiedergeburt haben und sich ihrer vollkommenen Sündlosigkeit rühmen. Wiederum benutzen andere Parteien den Bibelbuchstaben, um sich das Joch der reformierten Orthodoxie möglichst zu erleichtern. So die Reformed-Baptists oder «Jünger Christi» (Disciples), nach ihrem Stifter auch Campbelliten genannt, welche nichts als Glaubensvorschrift anerkennen, wofür sich nicht ein ausdrückliches «So spricht der Herr» anführen läßt, und statt jedes Bekenntnisses nur die Taufe fordern zur Sündenvergebung und Wiedergeburt. Ferner die sehr zahlreichen, aus B. und Presbyterianern hervorgegangenen «Christen» (Christian Connexion), welche die Lehren von der Dreieinigkeit, Hölle und Teufel, die Fest- und Sonntage als schriftwidrig verwerfen, weder in der Taufe noch in der Ehe eine göttliche Anordnung sehen und allen Gemeindegenossen das Predigen gestatten. Endlich die Six-Principles-Baptists, welche ihr Glaubensbekenntnis in den Hebräer 6, 1. 2 aufgeführten sechs Punkten ausgesprochen finden.

Die Gesamtzahl der amerikanischen B. betrug 1. Juni 1870 rund 4 Mill.; doch sind in diese Zahl wohl alle mit eingerechnet, die sich, auch ohne förmliche Gemeindemitglieder zu sein, zu den baptistischen Gottesdiensten halten. Wirkliche Gemeindemitglieder waren 1872 nach dem «National Baptist» etwa 1½ Mill. Die Zahl der «Associationen» betrug um

dieselbe Zeit 890, die der Kirchen 13397, die der ordinierten Geistlichen 12013. Die Kirchenverfassung ist bei allen die kongregationalistische oder independentische, nach welcher jede Einzelgemeinde vollkommen souverän ist und nur zu freien Beratungen mit den andern, dem Bunde angehörigen Gemeinden zeitweilig die Bundesversammlungen beschickt. Als Gegengewicht gegen die allem Independentismus eigene Richtung auf fortwährende Sektenzersplitterung wurde schon 1813 in England die Baptist-Union gegründet, um alle Partikular- und Universalbaptisten, welche sich zu den gewöhnlich so bezeichneten evang. Glaubensartikeln bekennen, zu gegenseitigem brüderlichen Verkehr und zu gemeinsamer Arbeit an der «Förderung des Reichs Gottes» zu vereinigen. Eine ähnliche, nur noch umfassendere Tendenz hat die hauptsächlich unter baptistischer Anregung entstandene Evangelical-Alliance, welche auf Grund von neun Artikeln die «Kinder Gottes» aller evang. Denominationen umfassen will und sich neuerdings auch über Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz und die Niederlande ausgebreitet hat. Mit Ausnahme der kleinen, bereits erwähnten Fraktion haben die engl. und amerikanischen B. für Unterdrückung des Sklavenhandels, äußere und innere Mission, Bibelverbreitung u. s. w. von jeher einen besonders regen Eifer an den Tag gelegt, und selbst unter den Genossen einer und derselben Denomination bilden diese christl. Liebeswerke das vornehmste Bindemittel. In dem Maße, als in allen diesen Kreisen auf die persönliche Gläubigkeit oder auf die «Kindschaft bei Gott» Gewicht gelegt wird, hat sich die kirchliche Engherzigkeit des ältern Baptismus gemildert, und namentlich unter dem Einflusse Robert Halls, eines der angesehensten Partikularbaptisten, hat neuerdings die Abendmahlsgemeinschaft mit gläubigen Gliedern anderer Kirchengemeinschaften (open communion) bei einem großen Teile der B. Eingang gefunden. Freilich ist diese offene Kommunion einer der Hauptstreitpunkte zwischen dem ältern anglo-amerik. Baptismus und den namentlich von Deutschland ausgegangenen Neutäufern, welche auf der geschlossenen Abendmahlsfeier (strict oder close communion) bestehen, damit nicht die durch die baptistische Taufpraxis ausgeschlossenen Weltkinder durch das Abendmahl in die Gemeinde der Heiligen hineinkommen.

Diese neutäuferische Richtung ist überhaupt sehr sorgfältig von dem ältern Baptismus zu unterscheiden. Sie ist ein Kind der jüngsten Vergangenheit und hauptsächlich aus der kirchlichen Reaktionsstimmung der fünfziger Jahre hervorgegangen. Ihre Heimat ist Deutschland, und zwar fast mehr noch das lutherische als das reformierte, namentlich aber die schon längst pietistisch erregten Gegenden Westfalens, das Wupperthal und einzelne Striche von Hannover, Hessen, Nassau, Schleswig und Ostpreußen. Die erste Baptistengemeinde in Deutschland wurde 1834 vom Kaufmann Oncken in Hamburg gegründet, der sich mit einigen ihm verbundenen «Bibellesern» von der Verwerflichkeit der Kindertaufe überzeugt hatte und von einem zufällig nach Hamburg gekommenen amerikanischen B. die «Taufe» erhielt. Aber erst seit dem J. 1851 begann der Baptismus sich weiter zu verbreiten. Altluth. Separatistengemeinden und pietistische Konventikel, wie der 1850 zu Elberfeld gegründete Brüderverein, schieden immer aufs neue baptistische Gemeindlein aus sich aus, welche durch ihre unermüdlich thätigen «Missionare» neue Anhänger um sich scharten. Einzelne Geistliche der Landeskirche traten zu ihnen über. Vornehmlich fanden sie jedoch Anklang unter den niedern Volksklassen. Die meisten deutschen Baptistenmissionare sind Handwerker, welche kraft des allgemeinen Priestertums predigen, taufen und das Abendmahl reichen und durch Bibel- und Traktatverteilung, Jünglingsvereine, Sonntagsschulen und erbauliches Bibellesen unter dem religiös erregbaren Teile ihrer Standesgenossen zahlreiche Anhänger werben. Der Grundzug dieses deutschen Baptismus ist der Gegensatz gegen die «Erbkirche» oder «Allerweltskirche», in welcher Wiedergeborene und Unwiedergeborene unterschiedslos durcheinandergewürfelt sind, gegen die polizeilich privilegierte Staatskirche, welche von ihnen als Babel bezeichnet wird. Dafür wollen sie die sichtbare Gemeinde der Heiligen bilden, in welche nur Gläubige oder «Kinder Gottes» aufgenommen werden. Aus diesem Grunde vornehmlich verwerfen sie die Kindertaufe und taufen keinen, von dessen persönlicher Gläubigkeit sie sich nicht durch sorgfältige Prüfung überzeugt haben. Obwohl sie nicht leugnen, daß auch außerhalb ihres Bundes Gläubige anzutreffen seien, so betrachten sie doch sich selbst als das auserwählte Volk Gottes, als die auch leiblich sichtbare Gottesgemeinde. Für eine ihrer Hauptaufgaben halten sie es daher, die Landeskirchen von allen gläubigen Gliedern nach und nach zu entleeren, damit jene dann völlig als Werk des Teufels offenbar werden. Schon ihr offizieller Name **Gemeinde der getauften Christen** und die Unterscheidung zwischen «Christen» und «Welt» oder gar zwischen Christen und Gottlosen, womit sie ihren Gegensatz zur Staatskirche andeuten wollen, beweist, daß der Mittelpunkt dieses Neubaptismus nicht die Taufe, sondern der pietistisch-independentistische Kirchenbegriff ist.

In den Reaktionsjahren schritt namentlich in lutherischen Ländern die von der den B. gegenüber geistig wehrlosen protestantischen Orthodoxie angestachelte Staatsgewalt mit Verfolgungsmaßregeln gegen sie ein. In Mecklenburg wurden sie mit Geldstrafen belegt, ins Gefängnis geworfen und mit Gensdarmen über die Grenze gebracht, in Schaumburg-Lippe die Teilnahme an baptistischen Versammlungen mit einem bis zwei Monaten, geistliche Amtshandlungen mit sechs Monaten Kerker bestraft. Ähnliches geschah in Preußen, Kurhessen und Nassau. Während von allen Seiten Nachrichten einliefen von nächtlichen Flußtaufen bei Mondenschein, von Laienpredigten und Abendmahlsfeiern, bei welchen die Teilnehmer sich gegenseitig das Sakrament reichten, ließen die Behörden die baptistischen Versammlungen schließen und auseinanderjagen, baptistischen Ältern ihre Kinder gewaltsam entreißen und zum Taufbecken tragen. Seit 1854 nahm sich die Evangelische Allianz der Gequälten an und erwirkte von König Friedrich Wilhelm IV. die Zusage milderer Behandlung. Wirkliche Duldung wurde ihnen aber in Preußen erst seit der Regentschaft (1858) zuteil, und seitdem schlug man auch anderwärts ein milderes Verfahren ein. Trotz aller Verfolgungen durch die Staatsgewalt hatte indes der Anhang der Täuferei immer mehr zugenommen. Die Anzahl der B. wurde 1854 auf ungefähr 5000 angegeben, sechs Jahre später schon auf nahe an 8000. Im J. 1862 zählten sie 47 Gemeinden in Deutschland; im ganzen etwa 760 «Stationen» auf dem europ. Kontinent.

In Deutschland sind, außer in Westfalen und dem Wupperthal, Hamburg, Schleswig, Berlin, Memel, Tilsit, Hildesheim, Eimbeck, Marburg die wichtigsten Missionsplätze. Hauptmittelpunkt ist noch immer die hamburger Gemeinde. In Hamburg versammelt sich auch alle drei Jahre die Bundeskonferenz der deutschen Vereinigung. Sie zerfällt wieder in vier kleinere Kreise, die preuß. Vereinigung, die nordwestliche, mitteldeutsche und süddeutsche. Die von dem Prediger Lehmann (gest. 1882) begründete berliner Gemeinde trägt mehr den ältern anglo-amerik. Charakter. In Westfalen und dem Wupperthale hat der Baptismus dagegen besonders durch Köbner in Elberfeld, Rauschenbusch und Ringsdorf ein ziemlich ausgeprägtes schwärmerisches Gepräge erhalten. Mit der süddeutschen Vereinigung stehen die schweizerischen B. in Verbindung, deren Mittelpunkt, wie zu Zwinglis Zeiten, Zürich ist. Dagegen wird die Mission in Dänemark und Schweden von Hamburg aus geleitet. In Schweden rekrutiert sich der Baptismus besonders aus den schon seit 1850 aus der Landeskirche massenhaft ausgetretenen Läsaren (s. d.). Daß die baptistische Propaganda in Deutschland und Skandinavien fortwährend an Boden gewinnt, zeigen namentlich ihre Fortschritte im Königreich Preußen; hier zählte man 1861 erst 5452 Anhänger der Sekte; 1875 betrug ihre Zahl über 12000 in 47 Gemeinden. Davon kommen fast 6000 auf die Provinz Preußen, 2000 auf Brandenburg, die übrigen auf Pommern, Schlesien und die Rheinprovinz. Mit dem engl. und amerik. Baptismus steht der deutsche, trotz der ursprünglich verschiedenen Grundstimmung, in engem Verkehr, und namentlich jenseit des Oceans hat letzterer den Charakter einer schwärmerisch-reformatorischen Richtung innerhalb der ältern baptistischen Gemeinschaften angenommen, denen er den Vorwurf macht, daß sie den Bund mit Gott vielfach nicht innegehalten und die Weltlichkeit wiedereingeführt hätten in die Gemeinde der Heiligen. Umgekehrt scheint aber auch der engl. und amerik. Einfluß hier und da auf die deutschen B. ermäßigend einzuwirken. Mit den Mennoniten, welche «alle besprengen», wollen die B., und zumal die deutschen, nichts zu schaffen haben: sie gehören ihnen gar nicht zu dem getauften Gottesvolk, sondern haben es ebenso wie die Lutheraner und Reformierten nur zu einer «babelhaften» Allerweltskirche gebracht.

Aus der Litteratur über die B. sind hervorzuheben: Chosby, «History of the English Baptists» (4 Bde., Lond. 1738—40); Backus, «The history of the English-American Baptists» (2 Bde., Boston 1777); Iriney, «History of the English Baptists» (Lond. 1811); Cox u. Hoby, «The Baptists in America» (Neuyork 1836); Cramp, «Geschichte des Baptismus» (deutsch von Balmer-Rinck, Hamb. 1873).

Baptisterium oder Taufhaus heißt seit dem 4. Jahrh. ein Gebäude, in welchem der Taufakt vollzogen wurde. Vor der Zeit Konstantins gab es keine eigenen Taufhäuser; man taufte in Flüssen, Bächen und Quellen. Die Baptisterien waren ursprünglich getrennt von den Kirchen, doch mit diesen meist durch einen bedeckten Gang verbunden. Anfänglich fanden sie sich, da nur die Bischöfe taufen durften, nur bei den Kathedralen. Gewöhnlich war ihre Grundform rund oder achteckig, wie auch die namentlich in Italien noch erhaltenen Bauwerke dieser Art (zu Parma, Pisa, Ravenna, Florenz u. s. w.) beweisen. In der Mitte der regelmäßig Johannes dem Täufer gewidmeten Taufhäuser befand sich das Wasserbassin, an dessen Stelle seit dem 9. Jahrh. der Taufstein trat. Die Baptisterien waren sehr umfänglich, weil wegen der seltenen Taufzeiten (anfangs nur zu Ostern und Pfingsten) eine Menge Täuflinge zusammenkamen. Im 18. Jahrh. erhielten alle Kirchen das Taufrecht. Seitdem wurde der Taufort in den Eingang der Kirche und endlich in die Kirche selbst verlegt.

Bar. (auch Bart. und Bt.), Abkürzung für Baronet.

Bar (syr. und chald.), der Sohn, entsprechend dem hebr. Ben.

Bar bezeichnet zunächst das Metallgeld (bares Geld, Bargeld), dann herkömmlich auch die Erfüllung einer Zahlungsverbindlichkeit sofort bei Übernahme des Kaufgegenstandes, bei Warenbeziehungen von auswärts die Zahlungsleistung alsbald nach Empfang der Rechnung, und zwar eigentlich und ursprünglich durch Gewährung von Münze. An die Stelle der letztern kann aber auch Papiergeld treten, und selbst wenn die Abmachung in Wechseln oder Anweisungen erfolgt, deren Tageswert die Forderung tilgt, wird gemeinhin die Bedingung barer Zahlung als erfüllt betrachtet. Gleichbedeutend mit «bar» im zweiten Sinne ist «Zug um Zug», sowie «per Cassa», dann auch «contant», welche letztere Bezeichnung aber allmählich an vielen Orten eine modifizierte Bedeutung angenommen hat. Der Kauf gegen bar (gegen sofortige Zahlung) oder Barkauf wird auch Contantkauf genannt.

Bar hieß in der Dichtkunst der Meistersänger eine Art Gesang.

Bar (in der Gerichtssprache), s. Barre.

Bar, Stadt im Kreise Mohilew des russ. Gouvernements Podolien, am Row, einem Nebenflusse des Bug, zählt 7789 E., worunter über 4000 Juden, hat eine kath. und drei griech. Kirchen, eine Synagoge, ein jüd. Bethaus, vier Lederfabriken, zwei Eisengießereien und hält elf Jahrmärkte ab. Die Stadt hieß ursprünglich Row und wurde 1452 von den Tataren zerstört, im 16. Jahrh. aber mit einem Schlosse von Sigismund I. von Polen, zu Ehren seiner zu Bari in Apulien geborenen Gemahlin Bona Sforza (gest. 1558), neu aufgebaut und B. benannt. Die Kosaken eroberten den Ort 1648 und 1651, die Türken 1672, doch erhielt ihn Polen 1699 zurück. Besonders bekannt ist B. geworden durch die sog. Barer Konföderation, eine Verbindung, die hier ein Teil des poln. Adels einging, um die Vorrechte des Adels zu behaupten sowie dem russ. Einflusse, in welchem der König Stanislaus August befangen war, und der den Dissidenten gewährten Religionsfreiheit entgegenzutreten. Der Gedanke zu dieser Verbindung entsprang dem Bischof von Kamieniec, Adam Krasinski, und der Starost Joseph Pulawski setzte ihn ins Werk. Acht Edelleute unterschrieben die Konföderationsakte 29. Febr. 1768; bald fanden sich zahlreiche Teilnehmer in ganz Polen und es entstand ein allgemeiner Bürgerkrieg. Die Konföderierten kämpften mit abwechselndem Glücke mit den vom poln. Senat gegen die «Rebellen» herangezogenen Russen, und als diese unter Apraxin 28. Mai 1768 B. erstürmten, zogen die Konföderierten auf türk. Gebiet. Anfangs begünstigte sie der Papst, und der franz. Minister Choiseul sandte zur Leitung des konföderierten Heeres den General Dumouriez nach Polen. Zeitweise niedergeworfen, erhob sich die Konföderation immer wieder, sie erklärte den König

für abgesetzt und entführte denselben 1771 aus Warschau. Besondere Kräftigung erhielt sie, als die Türken ihr Beistand leisteten und den Russen den Krieg erklärten. Erst als dieser ungünstig für die Türken ausfiel, ward die Konföderation durch die Russen gänzlich unterdrückt. Sie löste sich nach einem aus der Schweiz erlassenen Manifest 1772 auf. Bei der zweiten Teilung Polens (1793) kam B. an Rußland.

Bar oder **Antivari** (s. d.), Stadt in Montenegro.

Bar, Reich an der Westküste von Afrika, s. **Barra**.

Bar-sur-Aube, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am rechten Ufer der Aube und an der Ostbahn (Paris-Mülhausen) in der Champagne gelegen, hat ein Civiltribunal, ein Kommunal-Collége und (1876) 4495 (Gemeinde 4521) E., die Weinbau, Gerberei, Baumwollweberei, Brauerei und lebhaften Wein-, Branntwein-, Essig-, Hanf-, Woll- und Holzhandel treiben. Am 24. Jan. 1814 lieferten unweit B. die Verbündeten dem Marschall Mortier ein Gefecht, infolge dessen letzterer zur Fortsetzung seines Rückzugs gezwungen war. Ein noch bedeutenderes Gefecht fand hier im Febr. 1814 statt. Nachdem die Verbündeten seit 23. Febr. von Troyes aus eine rückgängige Bewegung gemacht, sammelte Napoleon seine Hauptmacht bei Mery, um der schles. Armee nach der Marne zu folgen und Blücher vereinzelt zu schlagen. Als der Plan Napoleons sichtbar ward und die Nachricht einging, daß Blücher glücklich die Aube passiert, beschlossen die Verbündeten, ihren Rückzug aufzugeben. Während Napoleon 27. Febr. gegen die schles. Armee aufbrach, ließ Schwarzenberg am Morgen desselben Tags das von Macdonald nach B. vorgeschobene, durch Oudinot befehligte franz. Korps angreifen. Nach mehrern hitzigen Gefechten mußte am späten Nachmittag Oudinot weichen, wodurch auch Macdonald seine Stellung zu Malepin nicht halten konnte. Wiewohl die Verbündeten ihren Sieg nicht energisch verfolgten, war doch, zum großen Nachteile Napoleons, hiermit die Offensive wieder eröffnet.

Bar-le-Duc oder **Bar-sur-Ornain**, Hauptstadt des franz. Depart. Maas, wie ehemals des Herzogtums Bar, an dem Marnezufluß Ornain und an der Ostbahn (Paris-Straßburg), liegt 77 km westlich von Nancy. Sie ist an und auf einem Hügel erbaut und zerfällt in die ältere Ober- und die neuere Unterstadt. Erstere enthält noch Reste des Schlosses der Herzöge von Lothringen, welches eine reizende Aussicht gewährt. Die Unterstadt, mit vier Brücken über den Fluß, ist gut gebaut und geräumig; unter ihren Kirchen stammt die St.-Antoine aus dem 14. Jahrh., wie die von St.-Pierre in der Oberstadt. Sie ist Sitz eines Civil- und eines Handelsgerichts, hat ein Lyceum, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater und Statuen der hier geborenen Marschälle Exelmans und Oudinot. Die Stadt zählt (1876) 16 643 (Gemeinde 16 728) E., die Kattun-, Strumpf-, Woll-, Hut- und Lederfabriken, sowie Gießereien, Brauereien und große Baumwollspinnereien unterhalten. Auch bereitet man hier ausgezeichnete Konfitüren, die einen Handelsartikel abgeben. In der Nähe befinden sich Fayence- und Glasfabriken. Bei der Stadt baut man geschätzte Rotweine.

Bar-sur-Seine, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am linken Ufer der Seine, über welche eine schöne steinerne Brücke führt, und an der Ostbahn (Paris-Chatillon), hat (1876) 2512 (Gemeinde 2803) E., ein Kommunal-Collége und eine Ackerbaugesellschaft. Die gewerbthätige Stadt unterhält Destillationen, Färbereien, Gerbereien, Wollzeug-, Drogett- und Papierfabrikation, Weinbau und Gärtnerei und betreibt auch einen lebhaften Handel mit Holz, Hanf, Wolle, Getreide u. s. w., besonders aber mit Wein aus den eigenen Weinbergen. Sie wird schon im 11. Jahrh. genannt.

Bar (Karl Ludw. von), namhafter Jurist, geb. 24. Juli 1836 zu Hannover, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Göttingen und Berlin 1853—57 die Rechte und war hierauf als Auditor, dann mehrere Jahre als Richter, zuletzt beim Obergericht zu Göttingen beschäftigt. Nachdem er an der dortigen Universität von 1863—66 als Privatdocent Vorlesungen gehalten, folgte er 1866 einem Rufe als ord. Professor des Strafrechts und des Civilprozesses nach Rostock; 1868 wurde er nach Breslau, 1879 nach Göttingen berufen. B. hat sich in hervorragender Weise an den Bestrebungen für Einführung eines mündlichen Verfahrens in Civil- und Strafsachen beteiligt und in diesem Sinne eine Reihe von Aufsätzen in jurist. Fachzeitschriften veröffentlicht. Von seinen größern wissenschaftlichen Werken sind zu nennen: «Das internationale Privat- und Strafrecht» (Hannov. 1862), «Recht und Beweis im Geschworenengericht» (Hannov. 1865), «Das Beweisurteil des german. Prozesses» (Hannov. 1866), «Recht und Beweis im Civilprozeß» (Lpz. 1867), «Die Grundlagen des Strafrechts» (Lpz. 1869), «Die Lehre vom Kausalzusammenhange im Rechte» (Lpz. 1871), «Das hannöv. Hypothekenrecht nach dem Gesetze von 1864» (Lpz. 1871), «Strafrechtsfälle. Zum akademischen Gebrauch und zum Selbststudium» (Berl. 1875). Von B.s sonstigen Schriften sind hervorzuheben: «Zur Lehre vom Versuch und Teilnahme am Verbrechen» (Hannov. 1859), «Die Redefreiheit der Mitglieder gesetzgebender Versammlungen» (Lpz. 1868), «Geschichte und Reform der deutschen Civiljustiz» (Lpz. 1871), «Zur Frage der Geschworenen- und Schöffengerichte» (Berl. 1873), «Das Deutsche Reichsgericht» (Berl. 1878). Für Holtzendorffs «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» hat B. die Lehre vom Civilprozeß bearbeitet. Hiervon ist eine mit Rücksicht auf die Reichsjustizgesetze umgearbeitete Auflage separat erschienen («Das deutsche Civilprozeßrecht», Lpz. 1880).

Bär (Ursus) heißt die typische Gattung einer ziemlich zahlreichen Familie der Raubtiere, der Bären (Ursida), deren Gebiß sich durch die großen, zuweilen lappig eingekerbten Schneidezähne, die dicken, kurzkronigen, aber langbewurzelten Eckzähne, die kleinen, oft ausfallenden Lückenzähne, den schwachen Reißzahn und die stumpfen, höckerigen Backenzähne auszeichnet. Mit Ausnahme der Eisbären sind auch alle Arten mehr oder minder pflanzenfressend. Die meisten B. sind plumpgebaute Tiere, mit langhaarigem Pelze, fünfzehigen, mit starken Krallen bewaffneten Füßen, stumpfer Schnauze und verlängertem, beweglichem Nasenknorpel. Von den meisten übrigen Raubtieren unterscheiden sich die B. und ihre Verwandten dadurch, daß sie mit der ganzen Sohle auftreten, sodaß ihre Sohlen und Fußstapfen einige Ähnlichkeit mit denjenigen des Menschen darbieten. Man betrachtet sie deshalb als die typischen Formen der Sohlengänger (Plantigrada) und teilt sie in zwei Gruppen, die eigent-

lichen B. oder Großbären (Ursina), mit kurzem Schwanze, meist von beträchtlicher Größe, und die Kleinbären (Subursina), meist kleinere Tiere mit langem Schwanze. Die meisten klettern geschickt. Die bekannteste Art unter den Großbären ist der braune oder gemeine B. (Ursus arctos, s. Tafel: Bären, Fig. 6) mit konvexer Stirn, braunem, solange er jung ist sehr wolligem Pelze, und heimisch in verschiedenen Ländern von Europa und Asien. Seine Nahrung besteht in der Jugend in Vegetabilien, nachher in Fleisch, doch frißt er auch mit Vorliebe Honig. Er wird 1,5—2 m lang und wiegt oft gegen 400 Pfd. Die Bärin wirft in der Regel im Januar zwei Junge, die an Größe etwa einem Eichhorn gleichkommen. Man jagt den B. vorzüglich des Pelzes und Fettes wegen; doch ist auch sein Fleisch eßbar, ja die Tatzen und Schinken gelten als Leckerbissen. Jung kann man ihn zu allerlei Künsten abrichten; dem Menschen wird er nur gefährlich, wenn er gestellt oder verwundet ist. Die Bärin wehrt sich mit ausdauerndem Mut für ihre Jungen. Die gelblichgefärbten heißen Honigbären, die silbergrauen Silberbären. Varietäten des braunen B. scheinen der Isabellbär in Syrien und der Halsbandbär in Nordasien zu sein. Dagegen ist der Grizzlibär (U. ferox) in den Felsengebirgen Nordamerikas entschieden eine besondere Art, die dem ausgestorbenen Höhlenbären am nächsten steht, weit größer und stärker als der braune B. ist und den Menschen wie den Bison mit Wut angreift. Der ebenfalls in Nordamerika heimische Baribal (U. americanus), mit platter Stirn, schwarzem Pelz und gelber Schnauze, dessen Nahrung meist in Früchten besteht und der ein sehr friedfertiges, gutmütiges Tier ist, wird häufig in Menagerien getroffen. Der schlanke japan. und tibetan. Kragenbär (U. tibetanus) mit einem Y-förmigen weißen Flecke kommt ihm am nächsten. Ähnliche weiße Halskragen besitzen die kleinen, wie Affen kletternden südasiat. Sonnenbären (Heliarctos). Eigene Gattungen bilden ferner der in Ostindien und Ceylon einheimische Lippenbär (Prochilus labiatus, Fig. 4) mit langer, sehr beweglicher, rüsselförmiger Schnauze, zottiger Mähne und ungeheuern Sichelkrallen (Ours jongleur der Franzosen), der im Alter leicht die Schneidezähne verliert und wegen dieses Mangels lange für ein Faultier gehalten wurde, sowie der Eisbär (Thalassarctos maritimus, Fig. 5), der längste aller B., mit verlängertem, abgeplattetem Kopfe, schlichtem, weißem Pelze und heimisch im Norden, wird bis über 2,5 m lang und ist wegen seiner Stärke, zumal wenn ihm Nahrung mangelt, sehr gefährlich. Derselbe nährt sich nur von Fleisch, besonders Robben und Fischen. Der Höhlenbär (U. spelaeus), eine untergegangene Bärenart der Vorwelt, die noch größer war als der braune B., ist nur noch aus den Knochen bekannt, die sich von ihm in der Gailenreuther und vielen andern Höhlen Deutschlands finden. Ihm gesellen sich noch andere ausgestorbene Arten zu. Zu den Kleinbären gehören der Wasch-, Marder-, Katzen-, Nasenbär (Fig. 1, 2, 3, 7), Rüssel- und Frettbär, die sich weiter als die angeführten von der typischen Gattung entfernen und in Amerika und Asien heimisch sind.

Als Wappentier spielt der B. namentlich in der deutschen Heraldik eine Rolle und ist häufig ein sog. redendes Wappen, z. B. bei den Familien von Behr, von Bar und den Städten Berlin, Bern, Bernburg u. s. w. Er erscheint meist schwarz, häufig auch silbern, seltener rot oder andersfarbig, kommt aufgerichtet, schreitend und fangbereit vor und ist bisweilen gekrönt, mit Kette oder Halsband angethan. Oft hält er auch eine Art wie ein Tanzbär, eine Hellebarde wie ein Landsknecht, oder einen andern Gegenstand. Im Wappen der Stadt Freising ist er mit einem Bündel bepackt und in dem der Familie Lutz mit einem Rock angethan. Halbe B., Bärenköpfe und Bärentatzen, letztere einfach, doppelt nebeneinander oder über das Kreuz gelegt, oder auch dreifach zusammengestellt, finden sich auf Schild und Helm fast ebenso häufig vor wie die ganze Figur.

Bär (Arctia), Name mehrerer Schmetterlinge, deren Raupen dicht mit langen Haaren bedeckt sind, s. unter Nachtfalter.

Bär heißen zwei Sternbilder am nördl. Himmel. Der Große B. (oder eigentlich Bärin, lat. Ursa major) ist am augenfälligsten charakterisiert durch die sieben Sterne, welche Konstellation auch der Himmelswagen heißt und die in Europa nicht untergehen. Vier derselben stellen in Form eines länglichen, ungleichseitigen Vierecks den hintern Leib des B. oder die Räder des Wagens vor, während die drei übrigen in einer krummen Linie die Deichsel oder den Schwanz des B. bilden. Durch die beiden Hinterräder des Wagens kann man leicht den Polarstern finden, indem man die Linie, welche die beiden Sterne bezeichnen, im Gedanken um ungefähr das Sechsfache verlängert, wo sie dann nahe auf den Polarstern trifft. Der mittlere Stern der Deichsel des Wagens ist ein schöner und heller Doppelstern. Ein anderer, noch interessanterer Doppelstern ist ξ Ursae, unterhalb des südl. Hinterrads und von fünfter Größe, also noch dem bloßen Auge sichtbar. Der schwächere vollendet seine elliptische Bahn um den hellern in 61 Jahren 7 Monaten, sodaß er seit seiner ersten Entdeckung durch W. Herschel schon mehr als einen ganzen Umlauf zurückgelegt hat. Nahe bei ihm steht noch ein anderer Doppelstern, ν Ursae, bei welchem man jedoch noch keine bestimmte Andeutung einer Umlaufsbewegung wahrgenommen hat. Von den Sternen des Kleinen B., der bis über den Nordpol hinausreicht, sind sieben in ähnlicher Weise gestellt wie beim Großen B. Der Polarstern bildet den äußersten Schwanzstern desselben. Die Seefahrer haben sich schon in den ältesten Zeiten nach dem B. gerichtet, und er spielt eine Hauptrolle in den Dichtungen der Alten. Nach der griech. Mythe wurde Kallisto, die Tochter des grausamen Lykaon, nachdem sie vom Zeus den Arkas geboren, von der eifersüchtigen Here in eine Bärin verwandelt, welche Zeus, als Arkas dieselbe einst auf der Jagd erlegen wollte, samt ihrem Sohne (dem Kleinen B.) an den Himmel versetzte.

Bär (frz. mouton, pilon, engl. ram, stamp), der eiserne oder hölzerne Klotz der Rammmaschine; auch der mit stählerner Bahn versehene eiserne Klotz eines Vertikal- oder Fallhammers, der, zwischen Führungen senkrecht emporgehoben, in der gleichen Richtung herabfallend die Schlagwirkung ausübt.

Baer (Karl Ernst von), einer der vielseitigsten und geistreichsten Naturforscher der neuesten Zeit, geb. 17./28. Febr. 1792 auf dem väterlichen Gute Piep in Estland, besuchte das Gymnasium zu Reval, studierte 1810—14 in Dorpat Medizin und natur dann in einem großen Militärlazarett zu Riga im Winter 1812—13 Gelegenheit, sich praktisch zu über. Zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung wandte er sich nach Deutschland, wo er unter



1. Waschbär (Procyon lotor).

2.



4. Lippenbär (Ursus Prochilus labiatus).



5. Eisbär (Ursus Thal...



8. Vorderfuſs des Bären.



7. Nasenbär oder Coati (Nasua socialis).



9. Hinterfuſs des Bären.



10. Schä...



bär (Arctitis Binturong).



3. Katzenbär (Ailurus fulgens).





n Bären (Ursus arctos).

6. Brauner Bär (Ursus arctos).

Zu Artikel: Bär.

Döllinger in Würzburg sich mit vergleichender Anatomie beschäftigte und die Bekanntschaft mit Nees von Esenbeck auf seine geistige Richtung von großem Einfluß wurde. Seit 1817 unter Burdach Prosektor in Königsberg, wurde B. 1819 zum außerord., bald nachher zum ord. Professor der Zoologie ernannt, übernahm 1826 an Burdachs Stelle die Leitung der anatom. Anstalt, folgte 1829 einem Rufe nach Petersburg, gab aber, durch Familienverhältnisse bewogen, seine Stellung als Akademiker schon 1830 wieder auf und kehrte nach Königsberg zurück. Von neuem berufen, ging er einige Jahre später wieder nach Petersburg und blieb seitdem eins der thätigsten Mitglieder der Akademie. Auf Kosten der Regierung unternahm er mehrere Reisen zur Erforschung Rußlands, deren Ergebnisse teils in den «Mémoires», teils in den «Bulletins» der petersburger Akademie mitgeteilt sind. In den J. 1851—56 widmete er sich im Auftrage der Regierung der Untersuchung der Fischereien im Peipussee, an den russ. Küsten der Ostsee und am Kaspischen Meere, worüber er in einem russ. Werk (4 Bde., Petersb. 1857—59, nebst Atlas) berichtete; 1862 nahm er zwar seinen Abschied als Akademiker, wurde aber zum Ehrenmitglied erwählt. Er starb 28. Nov. 1876 zu Dorpat. B.s Schriften zeichnen sich aus durch philos. Tiefe und sind vermöge klarer und geordneter Darstellung ebenso anziehend wie allgemein verständlich. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit der schwierigen Lehre von der Zeugung und die Wissenschaft verdankt seinen Bestrebungen die wichtigsten Aufschlüsse über die Entwickelung organischer Körper. Mit einer «Epistola de ovi mammalium et hominis genesi» (Lpz. 1827) beginnend, setzte er den Gegenstand in zwei andern Werken, der «Entwickelungsgeschichte der Tiere» (2 Bde., Königsb. 1828—37) und «Untersuchungen über die Entwickelung der Fische» (Lpz. 1835), fort. Später gab er eine Schrift «Über doppelleibige Mißgeburten» (Petersb. 1845) heraus. In der Folge gab er außer einer Reihe von Schriften über anthropol., insbesondere kraniolog. Gegenstände noch eine «Selbstbiographie» (Petersb. 1866) sowie «Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleine Aufsätze vermischten Inhalts» (3 Bde., 1864—73) heraus. In den von ihm und Helmersen geleiteten «Beiträgen zur Kenntnis des Russischen Reichs» (Bd. 1—26, Petersb. 1839—68) sind viele Arbeiten B.s enthalten, namentlich hat er darin übersichtliche Berichte über die wissenschaftlichen Reisen zur Erforschung Rußlands (Bd. 9, Petersb. 1845—55) gegeben. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Stieda die Schrift: «Über die homerischen Lokalitäten in der Odyssee» (Braunschw. 1877). Vgl. Stieda, «K. E. von B. Eine biograph. Skizze» (Braunschw. 1877).

Bara (Jules), belg. Staatsmann, geb. zu Tournay 31. Aug. 1835, studierte Jurisprudenz und wurde, nachdem er kurze Zeit als Advokat fungiert hatte, als Professor an die Universität zu Brüssel berufen. Nachdem er im Nov. 1862 vom Bezirk Tournay zum Deputierten gewählt worden war, hielt er sich zur liberalen Partei, in der er bald einer der glänzendsten Redner der Kammer wurde. Im Ministerium Frère-Orban erhielt B. 12. Nov. 1865 das Portefeuille der Justiz und schloß sich nach dem Sturze dieses Ministeriums (1870) als Deputierter wiederum der mittlerweile zur Minorität gewordenen liberalen Fraktion an, als deren eigentlicher Parteiführer er von nun an galt. Als solcher griff er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Affaire Langrand-Dumonceau das klerikale Ministerium d'Anethan so heftig an, daß letzteres 1. Dez. 1871 seine Entlassung erhielt und dem Kabinett Malou das Ruder abtreten mußte. Die Juniwahlen 1878 erhoben die Liberalen abermals zur Mehrheit und B. wurde aufs neue mit dem Portefeuille der Justiz und des Kultus betraut, auf welchem Posten er seitdem, als eifriger Gegner der ultramontanen Bestrebungen, eine rührige und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat.

Baraba oder Barabinskische Steppe heißt die große niedrige Steppe in den westsibir. Gouvernements Tomsk, Akmolinsk und Tobolsk, welche sich zwischen dem Ob und seinen Nebenflüssen Irtysch und Alej im W. und NW. des Altaischen Berggebietes (s. d.) ausdehnt, und mit der Irtysch- und Ischimsteppe im S. und W. ein Ganzes bildet. Der nördl. Teil vom Om bis zum Ob heißt auch die Wasjuganische, der südliche die Kulundinskische und der mittlere im engern Sinne die Barabinskische Steppe. Die Stadt Kainsk, die in der Mitte der Steppe liegt, hat eine absolute Höhe von 94 m über dem Meeresspiegel. Der am Om und Tara gelegene Teil gehört der bis gegen Tobolsk hinziehenden fruchtbaren Ackerbauregion an. Die Wasjuganische Steppe, der am höchsten gelegene Teil der Steppe (158 m), benannt nach dem Ob-Zufluß Wasjugan, ist 570 km lang und 218 km breit, enthält aber nur 500 E., Ostjaken und Tungusen. Sie gibt einer Menge von kleinen Flüssen den Ursprung, wie dem Tschulym, Kargat, Omi, Karasuk, Tartas, Wasjugan, der Tara, Demjanka, die teils dem Ob, teils dem Irtysch zuströmen und viele kleine Seen bilden, welche im Frühjahr und Herbst durch Übertritt der Flüsse sich in einen großen Süßwassersee von 330 km Umfang verwandeln. Der Boden der ganzen Wasjugansteppe ist sumpfig und in der nassen Jahreszeit unzugänglich. Die Zwischenräume zwischen den Seen und Sümpfen sind mit einer 0,6 m mächtigen fruchtbaren Mulmerde bedeckt, die sich vortrefflich zum Getreidebau eignet. Der ganze nördl. Teil des Wasjugan ist mit dichten Wäldern bedeckt, die ein gutes Bauholz liefern. Die B. im engern Sinne und die Kulundinskische Steppe bilden das Gebiet der sibir. Salzseen. Der Boden ist völlig flach und steinlos, auch in den Thalfurchen ohne festes Gestein. Unter den Salzseen ist der 100—110 km lange Tschan der größte. Derselbe steht im W. mit andern großen Seen in Verbindung, enthält gegen 100 niedrige, unbewohnte Inseln und zeichnet sich durch Fischreichtum aus. Das stetig fortschreitende Austrocknen der Seen rechtfertigt die Vermutung, daß die ganze B. früher ein großer Binnensee gewesen sei. Überall ist die B. mit Gehölzen von Espen und Birken überstreut; weite Strecken sind dünn mit Rohr bewachsen. Seit 1730 hat man die Kolonisation begonnen; russ. Ansiedelungen befinden sich besonders zahlreich längs den Ufern des Flusses Omi. Die Vieh- und Pferdezucht ist bereits ziemlich beträchtlich, leidet aber stark durch die hier häufig vorkommende sibir. Rinderpest, als deren Hauptursache die aus den Salzsümpfen sich erhebenden Miasmen angesehen werden. Das Klima zeigt sich indes excessiv. Ein anhaltend strenger Winter beginnt im Oktober und verwandelt die Steppe vom Dezember an in ein pfadloses Schneegefilde. Mit der Vegetation im Frühjahr entwickeln

sich Myriaden von Mosquitos, welche Menschen und Tiere auf das furchtbarste belästigen. Der Sommer bringt selten Regen, noch seltener Gewitter, wohl aber eine Art Höhenrauch, der die Atmosphäre trübt. Die Sommersonne versengt die Vegetation, und alles bedeckt sich mit einem feinen, schwärzlichen Staube. Die ursprünglichen Einwohner, die **Barabinzen**, gehören zum Tatarenstamme der Turalinzen, sind nur noch ungefähr 1800 Köpfe stark und haben im Winter feste Ansiedelungen; im Sommer ziehen sie mit ihren Herden in der Steppe herum. Seit 1595 unter russ. Botmäßigkeit, sind sie durch die Flüsse Wasjugan und Demjanka von den Bewohnern der Wasjuganischen Steppe, den Ostjaken und Samojeden, getrennt.

Barabás (Nikolaus), ungar. Maler, geb. 22. Febr. 1810 zu Markosfalva im Szeklerlande in Siebenbürgen, kam in seinem 19. Jahre nach Wien und wurde in die Kunstakademie aufgenommen. Von Wien begab er sich 1831 nach Klausenburg zurück und lebte hier vom Unterrichtgeben und Porträtzeichnen. Dann reiste er nach Bukarest, erwarb sich daselbst durch Porträtmalen die Kosten zu einem längern Aufenthalte in Rom, und wandte sich hierauf nach Pest, wo er allgemeine Anerkennung fand und 1836 zum Mitgliede der Ungarischen Akademie ernannt wurde. Hauptsächlich zeichnet er sich als Porträtmaler aus. Seine in Lebensgröße ausgeführten Bilder der Palatine Joseph und Stephan, des Baron Wesselényi, des Bischofs Pyrker u. a. sind Meisterwerke. Zu dem «Divatlap» (d. i. «Modeblatt») lieferte er eine Galerie ungar. Notabilitäten auf polit. und litterarischem Gebiete. Unter seine spätern Arbeiten gehören ein sehr gelungenes Tableau, das erste ungar. Ministerium darstellend, ferner die Bildnisse von Görgei, Klapka u. s. w. Auch seine neuern Genrebilder fanden großen Beifall.

Barabisten, 1823 eine geheime Gesellschaft in Neapel, welche die Leiden des Erlösers als Sinnbild hatte und die Regierung zu stürzen beabsichtigte; sie wurde aber entdeckt und aufgehoben.

Barabra oder Berabra (arab. Barâbirah, Plural von Barbari) werden die echten Nubier genannt, welche das schmale Nilthal von dem ersten Katarakt des Nils bei Assuan bis zum zweiten am Wadihalfa bewohnen. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 40000 Individuen, die in 80 kleinen Dörfern und einem größern Dorfe, Derr, welches als Hauptort des Landes gilt, angesiedelt sind. Die B. sind von rötlich-brauner Hautfarbe, mittlerer Gestalt, schwach entwickelter Muskulatur und langen feinen Extremitäten. Ihre Physiognomie ist durchaus nicht negerartig und das Haar nicht wollig. Dasselbe hängt bei den Frauen und Mädchen in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen und ringelt sich, wenn aufgeflochten, zu spiralförmigen Locken zusammen. Die B. sind mäßige und ehrliche Leute, die namentlich in Ägypten wegen ihrer Treue und Verlaßlichkeit zu häuslichen Dienstleistungen gern verwendet werden. Wegen der Armut ihres Landes wandern die B. zahlreich in die Fremde, um sich dort Geld zu verdienen und die Ersparnisse schließlich in der geliebten Heimat zu verzehren. Die Sprache der B., zu welcher die Sprache Dongolas sich als Seitendialekt verhält, ist ein isoliertes, mit keiner Sprache Afrikas in näherm Zusammenhange stehendes Idiom. Sie wird auch außerhalb des Landes verstanden, indem sie im östl. Darfur als lingua franca unter den Kaufleuten kursiert. Als Vorfahren der Nubier werden von Lepsius die seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. auf den ägypt. Denkmälern wiederholt vorkommenden Uaua betrachtet. Vgl. Hartmann, «Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nordostafrika 1859—60» (Berl. 1863); derselbe, «Naturgeschichtlich-mediz. Skizze der Nilländer» (Berl. 1865); Reinisch, «Die Nuba-Sprache» (2 Bde., Wien 1879); Lepsius, «Nubische Grammatik» (Berl. 1880).

Barack (Karl Aug.), Germanist, geb. 23. Okt. 1827 zu Oberndorf am Neckar in Württemberg, besuchte die Lateinische Schule seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Rottweil, studierte zu Tübingen und wurde 1855 Konservator und Sekretär der Bibliothek des Germanischen Museums in Nürnberg. Im J. 1860 übernahm er sodann die Verwaltung der Hofbibliothek des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen und erließ 30. Okt. 1870 einen Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg, der großen Erfolg hatte. B. wurde dann im Juli 1871 zur Einrichtung und Verwaltung dieser Bibliothek nach Straßburg berufen und im Juni 1872 zum Oberbibliothekar mit dem Titel eines ord. Professors ernannt. Wesentlich seiner energischen Thätigkeit ist es zu verdanken, daß Straßburg jetzt wieder eine Bibliothek von über 500000 Bänden besitzt. Von seinen litterarischen Publikationen, die meist dem deutschen Mittelalter angehören, sind zu nennen: «Die Werke der Hrotsvitha» (Nürnb. 1858), «Hans Böhm und die Wallfahrt nach Niklashausen im J. 1476, ein Vorspiel des großen Bauernkriegs» (Würzb. 1858), «Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem J. 1490, von dem Meistersänger Kuntz Haß» (Nürnb. 1858), «Die Spinnstube nach Geschichte und Sage» (1859), «Nachrichten zur Geschichte der Kirche von Eschenbach an der Pegnitz» (Nürnb. 1859), «Des Teufels Netz. Satirisch-didaktisches Gedicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh.» (Stuttg. 1863), «Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen», geordnet und beschrieben (Tüb. 1865), «Gallus Oheims Chronik von Reichenau» (Stuttg. 1866), «Bruchstücke aus Wigands von Marburg Reimchronik» (Wien 1867), «Zimmerische Chronik» (4 Bde., Stuttg. 1869), «Althochdeutsche Funde» («Ezzo-Leich» und «Memento mori» in «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 23, 1879, und in phototyp. Faksimile, Straßb. 1879), «Zimmerische Chronik» (2. Aufl., 4 Bde., Frei i. Br. u. Tüb. 1881).

Baracke und **Barackensystem**. Unter einer Baracke versteht man ein vom leichtesten Materi[al] von Stroh, Reisig und Bretern, errichtetes und [zur] improvisierten Unterkunft von Truppen [für] Kranken und Verwundeten bestimmtes Gebäude. Der Ausdruck Baracke stammt aus dem Spani[schen], wo barráca eine Fischerhütte bedeutet, und wur[de] nach Frankreich durch gascogn. Truppen über[tra]gen. Bis zum Ende des 17. Jahrh. bezeichnete m[an] aber hiermit nur die Unterkunft der Kavaller[ie], während die Infanterie huttes bewohnte. Erst [seit] dieser Zeit wurde der Ausdruck baraque auf [die] Lagerhütten aller Truppen ausgedehnt. Vier W[ände] mit einem Flugdach aus Flechtwerk oder Stro[h bil]deten die ganze Konstruktion. Seitdem haben [die] Anlagen den verschiedenartigsten Charakter a[nge]nommen. Die Bedeutung einer nur improvisier[ten] und vorübergehend benutzten Wohnungsanlage [ver]lor sich namentlich bei der engl. Armee, indem [...]

hier unter barracks geradezu Kasernen versteht, die zu dauernder Benutzung nicht bloß von Holz u. s. w., sondern auch von Stein errichtet wurden.

Als **Wohnbaracken der Armeen** werden teils für das Feldlager, teils für die Garnisonen der Festungen Baracken von sehr mannigfacher Art aufgeschlagen. Den meisten Gebrauch machte man von dergleichen Anlagen für das Heer in Frankreich (Lager von Châlons, Sathonay u. s. w.), und es sind sowohl dort wie auch in Preußen, Österreich u. s. w. für die Ausführung derselben besondere Instruktionen und Reglements erlassen worden. Ihre Einrichtung und Ausstattung ist, mehr oder weniger primitiv, immerhin aber nach gewissen hygieinischen Gesichtspunkten getroffen. Die preuß. Baracken bestehen aus einem steinernen Fundament, das 60 cm über den Erdboden hervorragt, aus einem darüber ausgeführten Ständerwerke von etwa 3 m Höhe, welches entweder ausgemauert oder mit Brettern bekleidet wird, und aus einem in der Regel flachen Bretterdache. Für den Winter geschieht bei den Bretterbaracken die Holzbekleidung auf beiden Seiten, und der Zwischenraum wird mit schlechten Wärmeleitern ausgefüllt. Dielung des Bodens ist stets vorhanden, meist gibt es auch wirkliche Fenster, sonst verschließbare Luken in den Hauptseiten des Gebäudes; die innere Einrichtung besteht in Pritschen und Kochvorrichtungen. Auch die für die Unterbringung von 82500 franz. Kriegsgefangenen in Wesel, Köln, Koblenz, Mainz und andern Städten 1870—71 aufgeführten Baracken waren nach diesen Prinzipien konstruiert.

Als **Krankenbaracken** kamen vielfach ganz ähnliche Bauanlagen zur Verwendung, indem man hierbei nicht bloß die Schnelligkeit, mit welcher sie bei verhältnismäßig geringen Kosten zur Ausführung im Kriege gebracht werden konnten, sondern vor allem auch die sanitären Vorteile im Auge hatte, welche sie den in ihnen untergebrachten kranken und verwundeten Kriegern gegenüber den andern Hospitälern darboten. Auf diese Weise ist zuerst während des Krimkriegs (durch Professor Pirogoff) und während des Amerikanischen Kriegs für [illegible] der Barackenbau in Aufnahme gekommen, [illegible] auch in dem Deutsch-Französischen Kriege hat [illegible]selbe große Dienste geleistet. In ihrer gewöhn[illegible] Form ist die Hospitalbaracke ein langer, [illegible] Bau, dessen Boden auf Balken oder Stein[illegible] von 0,3—1,2 m Höhe ruht. Die zum Ein[illegible] von Licht und Luft bestimmten Fensteröffnun[illegible] sind entweder durch Glasfenster oder auch bloß [illegible] Leinwandvorhänge geschützt. Zur Herstellung [illegible] gehörigen Ventilation sind im Fußboden und [illegible] Dache Klappen angebracht, die beliebig geöffnet [illegible] können. Um hierbei das Innere der Baracke [illegible] dem Regen zu schützen, trägt jede Baracke einen [illegible] Dachreiter, d. h. ein kleines schmaleres Dach, [illegible] auf dem Firste des eigentlichen Dachs an[illegible]bracht ist, und in dessen vertikalen Seitenwänden [illegible] die Ventilationsklappen befinden. Eine jede [illegible] Baracke ist in ihren räumlichen Verhältnissen [illegible] als ein einziger großer Krankensaal, welcher [illegible], ja auch 60 Patienten aufnehmen kann und [illegible] auf Geräumigkeit, Lüftung, Reinlichkeit, [illegible]liche Ordnung und Pflege allen Anforde[illegible] entspricht.

Die reichen Erfahrungen, welche man während [illegible] Deutsch-Französischen Kriegs 1870—71 in den [illegible] größern Städten Deutschlands mit den Barackenlazaretten machte, haben ergeben, daß die Verwendung dieses Systems überhaupt für Krankenanstalten, auch selbst für Civilhospitäler von ganz besonderer Bedeutung ist, da die Baracken insbesondere eine gute Ventilation, eine schnelle Beseitigung von Infektionsstoffen und eine leicht auszuführende Isolierung ansteckender Krankheitsformen ermöglichen. Nachdem sich die in einzelnen Civilhospitälern (Greifswald, Berlin, Leipzig) versuchsweise errichteten Baracken hinlänglich bewährt haben, besitzt jetzt fast jedes größere Krankenhaus eine Anzahl derartiger gut ventilierter Barackenbauten. Als ausschließliches System dürfte jedoch das Barackensystem in Deutschland wenigstens schwerlich zur Geltung kommen, weil die ausreichende Heizung der Baracken in der kalten Jahreszeit immerhin mit Schwierigkeiten verbunden ist. Eine allen Erfordernissen entsprechende umfängliche Krankenheilanstalt sollte nach Ansicht der Autoritäten stets die drei Lazarettformen in sich schließen, die je nach Verschiedenheit der Krankheiten nach den bisherigen Erfahrungen sich als die geeignetsten erwiesen haben, nämlich ein Korridorlazarett, ein Pavillonlazarett und Baracken, welche letztere aber, wenn für die Friedenszeit und für die Dauer bestimmt, nicht bloß aus Holz, sondern massiv, aus Stein, zu errichten wären. (S. Krankenhäuser.)

Litteratur: Esse, «Die Krankenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung» (2. Aufl., Berl. 1868) und «Das Barackenlazarett der königl. Charité zu Berlin» (Berl. 1868); Billings, «Report on the barracks and hospitals» (Washingt. 1870); Friedreich, «Die heidelberger Baracken für Kriegsepidemien» (Heidelb. 1871); Virchow, «Über Lazarette und Baracken» (Berl. 1871); Steinberg, «Die Kriegslazarette und Baracken für Berlin» (Berl. 1872); Oppert, «Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten» (4. Aufl., Hamb. 1872); Landsberger, «Handbuch der kriegschirurgischen Technik» (Tüb. 1875).

Baradäus oder Baradai, ein syr. Mönch, gebürtig aus dem Dorfe Hanua beim Berge Izla, dann Ältester im Kloster Phasilta, ward 541 von einigen gefangen gehaltenen monophysitischen Bischöfen zum Bischof von Edessa geweiht. Während einer 37jährigen Amtsführung hat er durch unablässige Reisen in Syrien, Ägypten und Abessinien, durch unermüdliche Schlichtung von Streitigkeiten und Aussöhnung von Parteien, durch Einführung einer neuen Kirchenordnung und Bestallung zahlreicher Geistlicher, vor allem durch Wiederaufrichtung des Patriarchats zu Alexandria die Kirchengemeinschaft der Monophysiten (s. d.), welche durch die Bedrückungen unter Justinian I. dem Untergang nahe gebracht war, zu neuer Blüte erhoben. Er wird deshalb als zweiter Begründer der Monophysiten gefeiert und viele derselben nannten sich Jakobiten (s. d.) nach seinem eigentlichen Namen Jakob. Baradai, richtiger Albaradai, ist arab. Beiname und heißt: der mit angereihten Stücken von Tierhäuten als Bettler Bekleidete. Die Griechen nannten ihn Zanzalos. B. starb 587.

Báradla, Tropfsteinhöhle bei Agtelek (s. d.).

Baraguay d'Hilliers (Louis), General des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 13. Aug. 1764 zu Paris, stammte aus einer angesehenen Familie und war beim Ausbruche der Revolution Lieutenant. Nachdem er als Adjutant der Generale Crillon und Labourdonnaye fungiert, ging er als Oberst zur Rheinarmee und trat dann mit dem Range eines

Brigadiers an die Spitze des Generalstabs Custines. In die Anklage seines Chefs verwickelt, wurde er zwar freigesprochen, aber erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft aus der Haft entlassen. B., von Bonaparte in der Armee von Italien wieder angestellt, nahm dann teil an allen Erfolgen der Feldzüge von 1796 und 1797 und wurde hierauf Divisionsgeneral und Kommandant von Venedig. Bei der Expedition nach Ägypten besetzte er 1798 die Westküste der Insel Malta, worauf ihn Bonaparte mit den Trophäen nach Paris schickte, doch fiel B. unterwegs in engl. Gefangenschaft. B. kämpfte im Winterfeldzuge von 1799 unter Macdonald mit Glück in Graubünden, führte 1805 die Reservekavallerie und erhielt 1808 abermals das Kommando in Venedig. Im Kriege von 1809 focht B. unter Vizekönig Eugen bei Raab und übernahm dann den Oberbefehl in Tirol. Im folgenden Jahre befehligte er in Obercatalonien und siegte bei Figueras, führte im russ. Feldzuge von 1812 eine Division, genügte jedoch nicht den Anforderungen Napoleons und wurde sehr bald als Gouverneur nach Berlin geschickt, wo er schon 6. Jan. 1813 starb. B. gilt für den Verfasser der «Memoiren Custines» (Hamb. u. Frankf. 1794).

Baraguay d'Hilliers (Achille), franz. Marschall, Sohn des vorigen, geb. 6. Sept. 1795 zu Paris, trat 1812 in das 9. Dragonerregiment, verlor bei Leipzig die linke Hand, wurde 1815 Kapitän, zeichnete sich 1823 als Bataillonskommandeur in Spanien aus, nahm 1830 als Oberstlieutenant an der Expedition nach Algier teil, wurde hier zum Obersten und 1833 zum Gouverneur der Kriegsschule von St.-Cyr ernannt, wo er eine republikanische Verschwörung unterdrückte und wegen seiner unbeugsamen Strenge sehr gefürchtet war. Im J. 1841 wurde er nach Algerien gesandt, und 6. Aug. 1843 zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Konstantine ernannt. Von 1844—47 war er Generalinspekteur der Infanterie, befehligte nach der Februarrevolution zu Besançon, wo er sich der Revolution sehr abgeneigt zeigte und den pariser Kommissaren wie überhaupt der roten Republik heftigen Widerstand leistete. Dennoch wählte ihn das Depart. Doubs zum Abgeordneten der Konstituierenden wie der Gesetzgebenden Nationalversammlung. In beiden gehörte er zu den Koryphäen der Reaktion; auch war er längere Zeit Präsident des Poitiers-Klubs. Anfang Nov. 1849 wurde B. als Oberbefehlshaber der franz. Expedition nach Rom geschickt und erhielt im Jan. 1851 an Changarniers Stelle den Oberbefehl über die Armee von Paris. Am 2. Dez. zog er sich zunächst ins Privatleben zurück, trat aber nach dem Staatsstreiche bald wieder in den Dienst und wurde, als die Orientalische Frage sich verwickelte, Okt. 1853 als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Nach seiner Rückkehr 1854 erhielt er den Befehl über das nach der Ostsee bestimmte Landungskorps und nach der Einnahme von Bomarsund 28. Aug. 1854 den Marschallstab. Zugleich wurde er Senator und bald auch Vizepräsident des Senats. Im ital. Kriege von 1859 führte er das 1. Armeekorps. Bei Errichtung der neuen Korpskommandos erhielt B. das 5. in Tours und kommandierte 1863 das Lager von Châlons. Beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Krieges wurde B. Gouverneur von Paris, jedoch auf Veranlassung des Kriegsministers Grafen von Palikao schon 12. Aug. 1870 dieser Stellung enthoben. Nach Beendigung des Kriegs wurde er von Thiers zum Präsidenten der Untersuchungskommission über die Kapitulationen der Festungen ernannt. B. starb 6. Juni 1878 zu Amélie-les-Bains (Ostpyrenäen).

Baraitsch, Stadt in der indobrit. Provinz Oude (s. d.).

Bárakan oder **Barrakan**, Zeugstoff, s. Berkan.

Baramula, kleiner Ort mit einem unbedeutenden Fort an der Westseite Kaschmirs, der am Dschilam, dem westlichsten der fünf Ströme des Pendschab, im hohen Gebirge in der Pandschalkette liegt. Der aus dem See Wular-Nag in Kaschmir kommende und als Lidar das Kaschmirthal durchfließende Strom gelangt nach 244 km seines Laufs nach B., wo er 100—124 m breit ist und wo eine Brücke von fünf Bogen über ihn führt; 40 km weiter unterhalb, bei Uri, beginnt die Baramulaschlucht, eins der großartigsten Defileen der Welt, in welchem der auf 23 m Breite eingeschnürte Strom zwischen 2300 m hohen, steilen Felswänden überaus reißend dahinschießt; Cedernwälder fassen den Fluß hier in diesem noch jetzt nach Alexander d. Gr. Sikanderabâd genannten Distrikte ein.

Baranjen oder **Baranken**, s. Astrachan.

Baranow, eine zum Territorium Alaska gehörige Insel, s. unter Sitka.

Barante (Amable Guillaume Prosper Brugière, Baron von), franz. Staatsmann, Geschichtschreiber und Publizist, geb. 10. Juni 1782 zu Riom in der Auvergne, verwaltete unter dem ersten Kaiserreich verschiedene Präfektenstellen im westl. Frankreich und wurde 1815 zum Staatsrat, 1818 zum Obersteuereinnehmer und 1819 zum Mitgliede der Pairskammer ernannt. Nach dem Sturze seines Freundes Decazes vereinigte er sich mit den Doktrinären und machte 1823—25 eine lebhafte Opposition gegen die innere und auswärtige Politik der Restauration. Gleichzeitig begann B. auch eine bedeutende litterarische Thätigkeit zu entwickeln. [illegible] veröffentlichte das Werk «Des communes et de l'aristocratie» (Par. 1821; 3. Aufl. 1829) und eine vollständige Übersetzung von Schillers dramatischen Werken (6 Bde., Par. 1821; neue Ausg. 1844). Großes Aufsehen erregte sodann B. mit der «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (13 Bde., Par. 1824—26). Dieses Werk fand wegen der anziehenden chronikenartigen Darstellung eine äußerst enthusiastische Teilnahme. Es erlebte rasch hintereinander viele Auflagen und veranlaßte 1828 die Aufnahme B.s in die Académie française. Nach 1830 eifriger Anhänger der Julidynastie [illegible] treuer Vertreter der persönlichen Politik des Königs, bekleidete er die Gesandtenposten in Turin und Petersburg. Die Februartage von 1848 entfernten ihn aus dem Staatsdienst und veranlaßten seine Rückkehr zur Schriftstellerei. Unter den Werken, die seitdem von ihm erschienen sind, verdienen besonders genannt zu werden: «Histoire de la convention nationale» (6 Bde., Par. 1851—53), «Histoire du directoire de la République française» (3 Bde., Par. 1855), und «Le parlement et la Fronde» (Par. 1859). B. starb auf seinem Schlosse Barante im Depart. Puy-de-Dome 23. Nov. 1866.

Baránya (spr. Baranja), ungar. Komitat im jenseitigen Donaukreise, an der slawon. Grenze gelegen, eins der fruchtbarsten Komitate, östlich [illegible] der Donau, südlich von der Drau, westlich von Somogy, nördlich von Tolna begrenzt und von [illegible] Ausläufern der Steirischen Alpen durchzogen. E.

reich an guten Weinen, von denen der Villányer berühmt. Außerdem liefert es Holz, Getreide, Obst, Tabak u. s. w. Das Klima gestattet selbst die Anpflanzung des Feigen- und Olivenbaums. Die Schaf- und Schweinezucht wird im großen Maßstabe betrieben. Das Mineralreich liefert ausgezeichnete Steinkohlen (namentlich in der Nähe von Fünfkirchen). Warme Quellen finden sich zu Tapolcza, Siklós und Hárkány. Der Flächeninhalt B.s beträgt 5092,86 qkm, die Civilbevölkerung (1880) 264312 E. (gegen 283506 im J. 1869, Abnahme 6,7 Proz.); von diesen sind der Nationalität nach ungefähr 45 Proz. oder 118940 Magyaren, 39 Proz. oder 103086 Deutsche, 16 Proz. oder 28000 Kroaten und 14000 Serben. Konfessionell teilt sich die Bevölkerung des Komitats in 174400 Katholiken (mit einem Bischof in Fünfkirchen), 71800 Protestanten, 14000 Griechisch-Orientalische und 4000 Juden. Das Komitat treibt lebhaften Handelsverkehr mit Kroatien und zählt 1 königl. Freistadt, 13 Marktflecken, 341 Dörfer und 84 Pußten. Sitz der Komitatsbehörde ist Fünfkirchen (s. d.).

Barat (türk.), Freischutzbrief für Andersgläubige.

Barataria (mittellat.), fingierter Inselname in Märchen; Baratariabai, Name einer Bai im südöstl. Teile des nordamerik. Staates Louisiana, etwa 24 km lang und 1,8 km breit.

Barathron, d. i. Abgrund, hieß in Athen eine außerhalb der Stadt in der Nähe der westl. Stadtmauer gelegene, zur Gemeinde (Demos) Keiriadä gehörige Örtlichkeit: eine tiefe Grube (Orygma), in welche in älterer Zeit zum Tode verurteilte Verbrecher lebendig hinabgestürzt, später die Leichen der Hingerichteten hineingeworfen wurden.

Baratterie (ital. baratteria, Betrügerei) heißt in der Seemannssprache jede betrügerische oder gesetzwidrige Handlung des Schiffskapitäns oder der Mannschaft zum Nachteile des Reeders oder der Ladung eines Kauffahrteischiffs, wie z. B. das Entweichen mit dem Schiffe, die unnötige Abweichung von der vorgeschriebenen Route (Deviation), eigenmächtige Verspätung der Reise, Veruntreuung an der Ladung, Schleichhandel, Umgehung der Zölle u. s. w. In den Vereinigten Staaten von Amerika [illegible] zufolge einer Kongreßakte von 1804 die B. mit [illegible] Tode bestraft; auch die engl. Gesetze ahnden sie streng. Manche verstehen unter B. auch jeden [illegible] bloße Nachlässigkeit des Kapitäns oder der [illegible]schaften verursachten Schaden. Nach dem [illegible]schen Handelsgesetzbuche Art. 824, auch dem [illegible] belg. Handelsgesetzbuche Art. 184, haftet [illegible] Versicherer für B. im Gegensatze zum franz. [illegible] span. Recht, welches diese Haftung ausschließt, [illegible] zum engl., holländ. und nordamerik. Recht, [illegible] dieselbe beschränkt. Vgl. Lewis, «Das [illegible]sche Seerecht» (Bd. 2, Lpz. 1878); Courcy, [illegible]tions de droit maritime» (Bd. 2, Par. 1879); [illegible], «Das deutsche Handelsrecht» (Berl. 1880); [illegible], «Des assurances maritimes et des avaries» [illegible] 1880). — Ältere Kriminalisten bezeichneten [illegible] crimen baratteriae oder barattariae die Rechts[illegible]ung durch bestochene Beamte.

[illegible]tthandel (vom ital. baratto, abgeleitet [illegible] dem grch. πράττειν, handeln, Geschäfte treiben, [illegible] gebrauchen) ist gleichbedeutend mit Tausch[illegible] und begreift diejenigen Geschäfte, bei denen [illegible] der einen Art gegen Waren der andern, ohne [illegible]nahme des Geldes ausgetauscht werden. [illegible]ünglich war aller Handel Tauschhandel; mit der Einführung des Geldes aber hört dieser auf und wird zum Kaufe. Tauschgeschäfte kommen noch im Verkehr mit uncivilisierten Völkern, namentlich in Afrika (so z. B. beim Sklavenhandel) vor, dann z. B. im Handel mit den Tungusen am untern Amur (Baumwollzeug gegen Zobelfelle), aber vereinzelt auch noch bei den gebildetsten Nationen. Man barattiert oder troquiert hier vorzüglich solche Artikel, welche die sie besitzende Partei weniger gut zu verwerten weiß als die sie im Tausch annehmende. Allein dieser Tausch ist insofern kein direkter, als man sich beiderseits zunächst über einen Geldpreis einigt, zu welchem die zu tauschenden Artikel geschätzt werden sollen, sodaß die Ware einer jeden Partei einen gleichen Geldbetrag repräsentiert. Der Baratt ist daher eigentlich ein doppelter Kauf.

Baratynskij (Eugenij Abramowitsch), russ. romantischer Dichter, geb. 1800 im Gouvernement Tambow, trat in die Armee und diente als Offizier eine Reihe von Jahren in einem finländ. Regiment, lebte später auf einem Landgute bei Moskau und starb im Sept. 1844 in Neapel. Er war ein Freund Puschkins und ein Verehrer Goethes, dem er einen poetischen Nachruf gewidmet hat. Unter seinen Dichtungen sind hervorzuheben: «Eda», ein Spiegelbild finländ. Wesens und der großartigen finländ. Natur, «Der Ball» und «Die Zigeunerin», ein Sittengemälde der höhern russ. Gesellschaft. Seine gesammelten Schriften (Moskau 1869) enthalten eine Biographie und bibliogr. Notizen.

Barba (lat.), Bart.

Barba, Landschaft in Sudan, s. unter Borgu.

Barbacane (frz.), in der alten Befestigungskunst ein mit Schießscharten versehenes Außenwerk; auch Abzugskanal in der Bekleidungsmauer.

Barbacena da Rainha, Stadt in der brasil. Provinz Minas Geraes, 200 km nordwestlich von Rio de Janeiro auf einem Hügel in 1137 m Höhe gelegen, nördlich von dem aus der Serra da Mantiqueira kommenden und zum Paraná gehenden Rio das Mortes. Der aus einer Jesuitenstation hervorgegangene aufblühende Ort zählt etwa 3600 meist weiße Bewohner, welche ansehnlichen Handel mit Salz treiben.

Barbadoes, die östlichste der Kleinen Antillen oder Karaibischen Inseln, mit einem Flächeninhalt von 430 qkm, zählt (1878) 177639 E. (darunter etwa 10 Proz. Weiße, 25 Proz. Farbige, der Rest Neger) und ist, wie die kultivierteste, so auch die volksdichteste und nach Jamaica die wichtigste Insel des brit. Westindien. Das Klima erweist sich im ganzen gemäßigter und gesünder als das des übrigen Westindien. Die Mitteltemperatur beträgt 22° R. Die Oberfläche der Insel besteht aus mehrern übereinander aufsteigenden Terrassen, deren höchste, 250 m hoch, von einzelnen Gipfeln überragt wird, von denen der Hillaby 354 m erreicht. Die Insel ist fast ganz von Korallenriffen umzogen. Obgleich fast ohne Spuren vulkanischen Ursprungs, hat B. doch eine Anzahl bituminöser Quellen, deren Abfluß, Grüner Teer genannt, statt Teer und Lampenöl verbraucht wird. Auch eine mineralische und etliche Salzquellen sowie Kohlen sind vorhanden. Den Erdbeben scheint B. weniger ausgesetzt; dagegen wird es von periodischen Orkanen oft furchtbar heimgesucht. Die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt den Anbau, 94 Proz. von der Fläche sind in Kultur und meist in kleine Besitzungen eingeteilt. B. baut den besten Zucker in ganz Westindien; außerdem

Baumwolle, Tabak, Kaffee, Indigo, Arrowroot, aber nur wenig Getreide. Der Wert der gesamten Ausfuhr belief sich 1878 auf 1078000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 1103000 Pfd. St. Die Kolonialeinnahmen betrugen (1878) 131000 Pfd. St., die Ausgaben dagegen nur 124000 Pfd. St., die öffentliche Schuld 25000 Pfd. St. Die feste Hauptstadt Bridgetown an der Bai von Carlisle, auf der Südwestseite der Insel, zählt (1871) 21384 E. und ist Sitz des Generalgouverneurs der brit. Windward-Islands, eines anglikan. Bischofs, des aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern bestehenden Rats und der von den Grundeigentümern erwählten General-Assembly. Nördlicher liegt Speightstown mit zwei Kastellen und einer Reede; auf der Ostküste Codrington-College, das wichtigste Erziehungsinstitut Westindiens. Auch befinden sich auf B. vier Stationen der Brüdergemeine. Das Generalgouvernement von B. oder der Windwardinseln umfaßt B., Sta.-Lucia, St.-Vincent, Grenada mit den Grenadinen und Tobago, zusammen 2150 qkm mit 309686 E.

Zum ersten mal wird B. 1518 erwähnt und während des 17. Jahrh. von Portugiesen besucht und benannt, die erste regelmäßige Ansiedelung erfolgte erst 1625 durch engl. Abenteurer unter Sanktion eines von Jakob I. an den Herzog von Marlborough ausgestellten Patents. Nach Jakobs I. Tode gelang es dem Herzoge von Carlisle, an den Marlborough die Insel 1627 verkauft hatte, von Karl I. ein Patent auf alle Antillen zu erhalten. Am 17. Jan. 1652 wurden die Inseln für die engl. Krone in Besitz genommen durch eine Kapitulation, die alle Gesetze und Freiheiten der Bewohner bestätigte. Seit der Thronbesteigung Karls II., welcher den Antillen eine Charte gewährte, zugleich aber eine erst 1838 aufgehobene drückende Abgabe auf die Ausfuhr legte, begann auf B. eine endlose Reihe innerer Kämpfe zwischen den Gouverneuren und der Assembly. Hierzu gesellten sich große Verwüstungen durch Orkane, wie 1675 und 1694, und das Gelbe Fieber (1692), wodurch der Wohlstand der Kolonie oft auf harte Proben gestellt ward. Doch trugen diese Gefahren und Beschwerden auch viel dazu bei, die Volkseigentümlichkeit zu entwickeln und eine kräftigere Partei gegen die Regierung herzustellen, als in irgendeiner andern brit. Kolonie. Seit dem 17. Jahrh. nahm im allgemeinen die Bedeutung der Kolonie in hohem Grade zu, wenn auch wiederholte Orkane (namentlich 1780 und 1831), Erdbeben und Sklavenaufstände sie heimsuchten und die plötzliche Freilassung der Sklaven (1834) einen zeitweiligen Rückgang verursachte. Vgl. Schomburgk, «The history of B.» (Lond. 1848).

Barba Jovis (Jupitersbart), Pflanzenart, s. unter Hauswurz.

Barbar (grch. βάρβαρος) hieß eigentlich bei den Griechen jeder, der nicht griechisch redete, also ein Ausländer. Nach Plato war das ganze Menschengeschlecht in zwei ungleiche Hälften geteilt, in Hellenen und B. Besonders seit den Perserkriegen erhielt das Wort den gehässigen Nebenbegriff, der noch jetzt mit demselben verbunden ist. Man gebrauchte seitdem das Wort hauptsächlich zur Bezeichnung aller Untugenden und Laster, welche die Griechen bei fremden Völkern wahrnahmen und von denen sie sich frei glaubten, so von tyrannischer Gewaltherrschaft und knechtischem Gehorsam, von Feigheit, Üppigkeit, Roheit und Grausamkeit, von Mangel an freier Ausbildung des Körpers und Geistes, vo[...] Verachtung geistiger Bildung und von niedriger g[...] meiner Gesinnung. Auch bildete von jener Zeit a[...] die Idee sich bei den Griechen aus, daß die B., wo[...] unter vorzugsweise Perser verstanden wurden, g[...]borene Feinde der Hellenen und diese zu Sieg un[...] Herrschaft über jene berufen seien. Als griec[...] Sprache und Sitte bei den Römern heimisch wu[...]den, und namentlich seit den Zeiten des Augustu[...] nannten auch die Römer alle Völker, denen grie[...] und röm. Bildung noch mangelte, B., besonde[...] aber gaben sie den german. Stämmen, die am ha[...]näckigsten dem Einfluß Roms Widerstand leistete[...] diesen Namen. Insofern die Sprache die eigentli[...] Scheidewand zwischen Griechen und B. bilde[...] wurde das Wort barbarisch mit besonderer B[...]ziehung auf die Sprache angewendet und bezeichn[...] dann das Fehlerhafte im mündlichen und schri[...]lichen Ausdruck. Diesen Sinn sowie die Bedeutu[...] von Roheit und Grausamkeit haben die Ausdrü[...] barbarisch und Barbarismus auch jetzt no[...] Vgl. Roth, «Bemerkungen über Sinn und Gebrau[...] des Wortes B.» (Nürnb. 1813).

Barbāra (lat.), in der Logik der erste Schlu[...]modus in der ersten Figur, mit allgemein bejahe[...] dem Ober-, Unter- und Schlußsatz.

Barbāra, die heilige, ward nach der Legend[...] um 240 oder 306 zu Nikomedien in Bithynien we[...]gen ihres Bekenntnisses zum Christentum von ihre[...] eigenen Vater Dioskur enthauptet, nachdem sie de[...] Überredungskünsten und grausamen Martern d[...] Landpflegers Martianus standhaft Widerstand g[...]leistet hatte. Der Vater ward unmittelbar nach [...] Unthat vom Blitz erschlagen. Deshalb wird [...] heilige B. bei Gewittern angerufen; auch gilt [...] als die Schutzheilige der Artillerie, und ihr B[...] wurde sonst häufig auf artilleristischen Etabli[...]ments, Pulvermagazinen u. s. w. angebracht. [...] franz. Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer n[...] jetzt Sainte-Barbe. Gedächtnistag der Heiligen [...] der 4. Dez.

Barbarelli, ital. Maler, s. Giorgione [Castelfranc[...]].

Barbaresken, s. Berberei.

Barbarisch und **Barbarismus**, s. u[...] Barbar.

Barbarossa (Rotbart), Beiname des Kai[...] [Friedrich I.[...]].

Barbarossa (Seeräuber und Eroberer Algie[...]) s. Horuk.

Barbaroux (Charles), einer der hervorrag[...]sten Girondisten, geb. 6. März 1767 zu Marse[...] wurde Advokat in seiner Vaterstadt und gab [...] Beginn der Revolution das Journal «L'obser[...]teur marseillais» heraus, das zum Aufschwung [...] Bewegung in Marseille mächtig beitrug. Von [...] Stadtgemeinde zum Sekretär erwählt, verwalt[...] er sein Amt mit großer Hingebung. Nachdem [...] konstituierende Nationalversammlung zusamme[...]treten war, wurde er als Agent der Marseiller n[...] Paris geschickt, wo er gegen den Hof auftrat [...] sich später dem in Ungnade gefallenen Ministe[...] [...]land anschloß. Nach dem Sturm auf die Tuiler[...] 10. Aug. 1792, an dem er als Führer des M[...]seiller Bataillons teilnahm, ging er in seine Va[...]stadt zurück, wo er mit Enthusiasmus empfan[...] und bald darauf zum Deputierten des Konvents [...]wählt wurde. Im Konvent hielt er sich zu den [...]rondisten und gehörte zu denen, welche im Pro[...] des Königs für den Tod mit Appellation an [...] Volk stimmten. Da er sich jetzt der Partei Ma[...]

und Robespierres widersetzte und den letztern geradezu beschuldigte, nach der Diktatur zu streben, so wurde er als Royalist und Feind der Republik 31. Mai 1793 ebenfalls proskribiert. (S. Girondisten.) Mit andern Schicksalsgenossen floh er zuerst nach Caen, wo er Charlotte Corday sah, dann von Ort zu Ort in das Depart. Gironde. Doch hier hatten schon die Schreckensmänner die Oberhand gewonnen, und nur mit Mühe konnten die Flüchtlinge nach St.-Emilion gelangen. Indessen mußte B. auch dieses Asyl verlassen, wurde ergriffen, vor das Revolutionsgericht nach Bordeaux gebracht, verurteilt und 25. Juni 1794 guillotiniert.

Barbastro, Stadt in der span. Provinz Huesca (Königreich Aragonien), am rechten Ufer des Vero unfern von dessen Zusammenfluß mit der Cinca, 45 km ostsüdöstlich von Huesca, in fruchtbarer, an Gärten und Ölpflanzungen reicher Gegend, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale mit Gemälden von Antonio Galceron, Gerbereien und zählt (1877) 8164 E. Bei B. fand 2. Juni 1837 ein blutiger Zusammenstoß zwischen Karlisten und Regierungstruppen statt, der ohne Entscheidung blieb.

Barbātus (lat.), bärtig, der Bärtige.

Barbauld (Anna Letitia), engl. Dichterin und Schriftstellerin, geb. 20. Juni 1743 zu Kibworth-Harcourt in Leicestershire, veröffentlichte (Lond. 1773) ihre stark religiös gefärbten «Poems», welche viel Beifall fanden, ebenso wie die mit ihrem Bruder verfaßten «Miscellaneous pieces in prose» (Lond. 1773). Im folgenden Jahre verheiratete sie sich mit Rochemont B., Geistlichen der Dissentergemeinde zu Palgrave in Suffolk, und begründete mit diesem eine Pensionsschule, wodurch sie zur Herausgabe zahlreicher Jugendschriften geführt wurde. So verfaßte sie die «Hymns in prose», die nicht bloß in England öfter gedruckt, sondern auch in viele andere Sprachen (z. B. ital., Lond. 1830; span., Lond. 1821; franz., Lond. 1828; deutsch, Bromb. 1869) übersetzt wurden. Bald darauf erschienen die «Early lessons» für Kinder im zarten Alter. B. starb 9. März 1825. Von ihren Gedichten verdienen noch die poetische Epistel an Wilberforce: «On the rejection of the bill for abolishing the slave-trade» (Lond. 1791) und die Ode «Eighteen hundred and eleven» (Lond. 1811) Erwähnung. Außerdem veröffentlichte sie 1804 die Korrespondenz Richardsons mit einer Biographie dieses Romanschreibers und veranstaltete eine Ausgabe der «British novelists» (Lond. 1810). Ihren poetischen Schöpfungen fehlt Gedankentiefe und Kraft des Ausdrucks, aber sie sind einfach empfunden, wohlklingend und oft schwunghaft in ihrer Sprache. Ihr Leben beschrieb ihre Nichte, die auch sonst als Schriftstellerin bekannte Lucy Aikin (geb. 6. Nov. 1781, gest. 29. Jan. 1864), in der Gesamtausgabe der «Works of Anna Letitia B.» (2 Bde., Lond. 1825). Vgl. Le Breton, «Memoir of Mrs. B., including letters and notices of her family and friends» (Lond. 1874).

Barbe, eine Gattung der Fische, welche zu den Weichflossern mit Luftgang der Schwimmblase, und zwar zur Ordnung der Bauchflosser und zu der Familie der Karpfen oder Weißfische (Cyprinoiden) gehört und sich durch vier Bartfäden am Oberkiefer und die gleichlange Rücken- und Afterflosse unterscheidet, von denen die erstere mit einem starken, am Hintergrunde gezähnten vordern Stachelstrahl versehen ist. Die Schlundzähne sind kegelförmig, am Ende gekrümmt und stehen in drei Reihen; die Schwimmblase ist groß und geteilt. Von dieser Gattung finden sich die meisten Arten in Indien, dagegen kommt in Deutschland, Frankreich und England nur eine Art derselben vor, die gemeine B. (Barbus fluviatilis), welche in den meisten mit etwas steinigem Boden versehenen Flüssen des mittlern Europa lebt und sich durch den weitvorstehenden Oberkiefer auszeichnet. Ihr Körper ist schmal, gestreckt, olivengrün, an den Seiten grüngelb, die Seitenlinie schwarz punktiert, der Schwanz gabelig. Sie wird 40—60 cm lang und 1—12 Pfd. schwer, wächst schnell, wird im dritten Jahre fortpflanzungsfähig und laicht im Mai und Juni. In schlammigen, ganz offenen Teichen gedeiht sie nicht. Sie gräbt gern in den Boden ein und lebt in Haufen gesellig. Um sie an der Angel zu fangen, wird sie mit Würmern oder sehr kleinen Fischchen geködert, wo sie, wie z. B. im Oberrhein, sehr häufig ist, fängt man sie mit Netzen. Ihr Fleisch ist weiß, weich, aber voller Gräten und nicht eben geschätzt, gilt aber für leicht verdaulich. In England wird die B. nur von der ärmern Volksklasse gegessen. Die schmackhaftesten B. soll die Weser liefern. Der Rogen ist, wenigstens zu gewissen Zeiten, schädlich.

Barbe, Geistlicher bei den Waldensern.

Barbe (frz., eigentlich «Bart»), Streif von Spitzen in Frauenhauben, Frauenhüten u. dgl.

Barbecue (engl., korrumpiert vom frz. barbe à queue, «vom Maul bis zum Schwanz»), in den Südstaaten von Nordamerika ein Fest im Freien, bei welchem ganze Ochsen, Kälber, Schweine u. s. w. gebraten und verzehrt werden.

Barbēlo, bei den Gnostikern, namentlich den Nikolaiten und Borborianern, einer ihrer weiblichen Hauptäonen, die Mutter alles Lebendigen, wohnt mit dem Vater des Alls und dem durch sich selbst gezeugten Christus im achten Himmel. Nach B. wurden die Gnostiker Barbeliten oder Barbelioten genannt.

Barbenkraut, Barbarea vulgaris, ist eine zweijährige, zu der Familie der Cruciferen gehörige Pflanze, welche fast überall in Deutschland an feuchten, sonnigen Orten, an Gräben, auf Wiesen, Äckern, Hecken u. s. w. wächst und im April und Mai blüht. Sie hat leierförmige, in eine Rosette gestellte Wurzelblätter, unregelmäßig gezähnte Stengelblätter und goldgelbe, süßduftende Blüten in rispig gruppierten Doldentrauben, welche sich in lange Trauben kurzer, abstehender Schoten verwandeln. Diese auch als Winterkresse bekannte Pflanze war früher offizinell.

Barberey-St.-Sulpice, Dorf im franz. Depart. Aube, an der Seine und an der Ostbahn, 6 km von Troyes gelegen, hat eine Kirche aus dem 12. und 16., sowie ein schönes Schloß aus dem 17. Jahrh. und zählt 315 E., welche die berühmten «Käse von Troyes» fabrizieren.

Barberini, berühmtes röm. Fürstengeschlecht. Dasselbe stammt aus dem Örtchen Barberino im Elsathale in Toscana, nach welchem es sich nannte, während es ursprünglich Tafani hieß. Der Dichter und Philosoph Francesco da B. (geb. 1264, gest. 1348), der die «Documenti d'amore» schrieb, wird diesem Geschlechte zugeteilt, das früh nach Florenz kam. — Antonio B. (gest. in Florenz 1571) hatte drei Söhne, Carlo, Maffeo (geb. 1568), der 1623 unter dem Namen Urban VIII. (s. d.) Papst wurde, und Antonio (geb. 1569, gest. 1646), Kapuzinermönch und Kardinal-Bibliothekar der Kirche. Die

Größe und der Glanz des Hauses wurden durch den Papst begründet, welcher während seines beinahe 21jährigen Pontifikats keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Angehörigen zu begünstigen. Von den drei Söhnen seines Bruders Carlo wurde der älteste, Francesco (geb. 1597), 1623 Kardinal und höchst einflußreich unter der Regierung des Oheims, und starb 1679 als Dekan des Heiligen Kollegiums. Derselbe gründete unter Beistand des gelehrten Leo Allazzi von Chios die wertvolle Bibliothek, welche noch jetzt, nach mancherlei Verlusten, die an Handschriften reichste Privatsammlung Roms ist. Der zweite Sohn von Carlo, Taddeo, General der Kirche und seit dem Aussterben der Della Rovere, Herzoge von Urbino, Präfekt von Rom, heiratete Anna Colonna von Paliano, Urenkelin des Siegers von Lepanto, und kaufte von der ältern röm. Linie der Colonna das Fürstentum Palestrina (Präneste) nebst andern Besitzungen. Die steigende Macht und hochfliegenden Plane der B. erregten jedoch den Neid der Medici, Este und Farnese. Dies veranlaßte den berüchtigten Krieg um das letztern gehörige päpstl. Lehn Castro-Ronciglione (1641—44), welcher mit Schleifung Castros und Einziehung des Lehns durch die päpstl. Kammer endigte. Unter dem auf Urban folgenden Papste Innocenz X. (Pamfili) gerieten die B. in arge politische Verwickelungen. Taddeo, nebst seinen Brüdern zur Flucht nach Frankreich genötigt, starb 1647 zu Paris in der Verbannung.

Antonio, dritter Sohn von Carlo B. (geb. 1608), ein unruhiger Charakter, Prunk und Turniere liebend, Förderer der Wissenschaft und lat. wie ital. Dichtung, seit 1628 Kardinal, nahm 1631, im Auftrage des apostolischen Stuhls, Besitz von dem erledigten Herzogtum Urbino und erhielt von Ludwig XIII. das Protektorat über Frankreich, durch Mazarin die Würde eines Großalmoseniers und (1657) das Erzbistum Rheims. Mit Innocenz X. ausgesöhnt, kehrte er nach Italien zurück und starb 4. Aug. 1671 zu Nemi. Durch ihn kamen auch die Güter der röm. Linie der Frangipani, deren letzter, Mario, ihn zum Erben einsetzte, an das Haus B. Kaum 100 Jahre nach Urbans VIII. Tode erlosch der Mannsstamm. Taddeos und Annas Enkelin, Cornelia B., seit 1728 vermählt mit Giulio Cesare Colonna, Fürsten von Carbognano (gest. 1787), dem Urenkel dessen, der Palestrina verkauft hatte, brachte diesem sämtliche Barberinische Familiengüter zu, unter Bedingung der Annahme von Namen und Wappen (drei Bienen). Eine Tochter dieser Ehe, Olimpia B., an den neapolit. Duca di Girifalco, Don Gennaro Caracciolo, verheiratet und 1800 gestorben, wurde durch ihr tragisch-romantisches Schicksal als Lebendigbegrabene merkwürdig. Von den Söhnen Cornelias wurde der ältere, Urban (geb. 1733), Fürst von Carbognano und Stifter der Linie Colonna di Sciarra, apanagiert, während der jüngere, Carlo, durch Bevorzugung der durch Urbans VIII. Testament zur Wahl ihres Erben berechtigten Mutter, Palestrina und die übrigen Erbgüter erhielt und auch, als er sich nach einem erst 1810 auf Napoleons Befehl ausgeglichenen Prozeß mit seinem Brudersohn Maffeo (geb. 1771, gest. 23. Dez. 1849) zu mehrfachen Abtretungen an das Haus Sciarra hatte verstehen müssen, bei seinem 1819 erfolgten Tode auf seinen ältesten Sohn Francesco (geb. 5. Nov. 1772) vererbte. Letzterer starb 8. Nov. 1853 und hatte infolge der Verzichtleistung seines ältesten Sohn zum Nachfolger den zweiten, Don Enrico (ge 26. März 1823), gegenwärtigen Fürsten von Pa strina, vermählt mit Teresa Orsini. Die Li Colonna di Sciarra wird jetzt repräsentiert dur des obengenannten Maffeo gleichnamigen Soh geb. 10. Sept. 1850.

Außer einer reizenden Villa zwischen Albano u Castel Gandolfo, welche die großartigen Trümm der Domitianischen Villa in sich schließt, besitzen B. den unter Papst Urban VIII. von den Architekt Carlo Maderno, Borromini und Bernini erbaut Palast Barberini, nach dem vatikanischen größten in Rom. In einem Nebengebäude befa sich sonst Thorwaldsens Künstlerwerkstatt. D Deckengemälde im Hauptsaale des Palastes Pietros da Cortona bestes Werk. Die Galerie e hält unter anderm Rafaels Fornarina, die ang liche Beatrice Cenci, den heil. Andrea Corsini v Guido Reni und das 7. April 1655 im Gru des Palastes aufgefundene alte Gemälde des p sonifizierten Rom (Roma Dea). Von den übrig noch immer reichen Kunstschätzen ist manches liche ins Ausland verkauft worden: so der Bar rinische Faun (schlafende Satyr) in die münchen Glyptothek, die berühmte Portland-Vase ins Br tische Museum. Die in der Bibliothek aufgestellte Altertümer wurden neuerdings durch manche inte essante Gegenstände (Bronze-Ciste) aus Palestrin vermehrt. Der Palast in Palestrina, einst Burg d Colonnesen, enthält das berühmte antike Mosaik der Darstellung Ägyptens. Vgl. Reumont, «B träge zur ital. Geschichte» (Bd. 5, Berl. 1857).

Barbès (Armand), franz. Revolutionär, g 18. Sept. 1809 zu Pointe-à-Pitre auf der In Guadeloupe, studierte in Paris die Rechte und ge hier in das Treiben der geheimen Gesellschaften, sich aus den aufgelösten Volksvereinen bildeten. dem Insurrektionsversuch vom 12. Mai 18 griffen, wurde er als Anstifter und Anführer Aufstandes von der Pairskammer zum Tode urteilt, jedoch auf Fürbitten des Herzogs von léans und Victor Hugos vom König Ludwig zu lebenslänglicher Haft begnadigt, aus der ihn die Februarrevolution 1848 befreite. B. wurde verneur des Regierungspalastes, Oberst der 12. gion der pariser Nationalgarde und Abgeordn des Aude-Departements in der Konstituiere Versammlung. Anfangs schien er die neue Sta gewalt unterstützen zu wollen, aber bald zeigte sich unzufrieden mit dem gemäßigten Gange Majorität. Er beteiligte sich demnach 15. Mai an dem Attentat gegen die Nationalversammlu wurde verhaftet, in Bourges vor Gericht ge und zu lebenslänglicher Haft in Belle-Isle-en- verurteilt, 1854 aber freigelassen. Seitdem le B. in Belgien, Spanien und den Niederlanden starb im Haag 26. Juni 1870. Durch die E gie seines Charakters und die Aufrichtigkeit se Gesinnungen hatte er sich die Achtung selbst se Gegner zu erwerben gewußt. Er schrieb meh politische Flugschriften, wie «Deux jours de c damnation à mort» (2. Aufl., 1849).

Barbezieux, Arrondissements-Hauptstadt franz. Depart. Charente, an der Tronne, Zweigbahn nach Chateauneuf mit der Staatsb Saintes-Limoges verbunden, zählt (1876) (Gemeinde 4007) E., welche Leinwandfabrik Kapaunenzucht und Trüffelhandel treiben.

Barbié du Bocage (Jean Denis), franz. Geograph, geb. zu Paris 28. April 1760, gest. daselbst 28. Dez. 1825, studierte unter d'Anvilles Leitung Geographie und gründete seinen Ruhm durch den zu Barthélemys «Voyage du jeune Anacharsis» gelieferten Atlas (1789 und 1799). Auch später beschäftigte er sich vorzüglich mit der Geographie Altgriechenlands, wie seine Pläne und Karten zu Choiseul-Gouffiers malerischer Reise durch Griechenland und seine durch eine Denkschrift erläuterte Karte über den Rückzug der Zehntausend (Par. 1796) beweisen. Mit Sainte-Croix arbeitete er die «Mémoires historiques et géographiques sur les pays situés entre la mer Noire et la mer Caspienne» (Par. 1797); sein Atlas für das Studium der ältern Geschichte erschien 1816. Er wurde 1780 als Geograph bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, 1785 beim Münzkabinett angestellt und 1792 Aufseher der Kartensammlung bei der königl. Bibliothek. Später lebte er ganz seinen geogr. Studien, deren Frucht eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände aus der alten Geographie und Geschichte bildet, wurde 1809 Professor am Collége de France und war einer der Stifter der Geographischen Gesellschaft. — Von seinen Söhnen hat der jüngere, Alexandre Frédéric B., geb. 1798, gest. 25. Febr. 1835 als Professor der Geographie an der Facultés des lettres zu Paris, ebenfalls schätzbare geogr. Arbeiten geliefert.

Barbier, s. Bader.

Barbier (Antoine Alexandre), namhafter franz. Bibliograph, geb. 11. Jan. 1765 zu Coulommiers, war beim Ausbruch der Revolution Pfarrer, ging aber 1794 nach Paris, wo man ihn zum Mitglied der Kommission ernannte, welche mit der Sammlung der in den aufgehobenen Klöstern befindlichen Gegenstände der Litteratur und Kunst beauftragt war. Dies bahnte ihm den Weg zu der Stelle eines Aufsehers der von ihm selbst gebildeten Bibliothek des Staatsrats (1798), und als diese 1807 auf das Schloß Fontainebleau gebracht wurde, ernannte ihn Napoleon zu seinem Bibliothekar. Nach der Restauration erhielt er die Aufsicht über die Privatbibliothek des Königs. Er starb 6. Dez. 1825. Von seinen bibliogr. Arbeiten ist als Hauptwerk zu betrachten das «Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes» (4 Bde., Par. 1806—8; 3. Aufl. 1872 fg.), zu welchem Demanne im «Nouveau recueil» (Par. 1834) ein Supplement lieferte. Auch verdient Erwähnung seine «Nouvelle bibliothèque d'un homme de goût» (5 Bde., Par. 1808—10) und «Examen critique et complément des dictionnaires historiques» (Par. 1820).

Barbier (Henri Auguste), franz. Dichter, geb. 28. April 1805 zu Paris, wo er als vermögender Mann in Unabhängigkeit lebte, wurde nach der Julirevolution durch seine in der «Revue de Paris» erschienenen Gedichte bekannt, die später gesammelt unter dem Titel «Les Iambes» (Par. 1831; 29. Aufl. 1878; deutsch von Förster, Quedlinb. 1832) herauskamen und den Zustand der franz. Gesellschaft mit poetischer Glut, aber auch mit jugendlicher Uebertreibung schilderten. Seine rauhen und bis zum Cynischen derben Verse fanden ungemein viel Anklang, und manche Kraftstellen wurden lange häufig citiert. Mehr Glätte und Feile zeigten seine Gedichte «Il Pianto» und «Lazare», welche zuerst in der Revue des deux Mondes» 1832—33, nachher 1833, mit den «Iambes» zu einem Bande vereinigt, erschienen und seitdem mehrmals wieder aufgelegt worden sind. Es sind dies zwei poetische Gemälde nach dem Leben, von welchen das eine auf die damalige Erniedrigung Italiens, das andere auf die elende Lage des gemeinen Volks in England Bezug hat. B. gab 1837 noch zwei Satiren: «Erostrate» und «Pot-de-vin» heraus, die eine ziemlich kühle Aufnahme fanden. Auch seine «Chants civils et religieux» (1841) und die «Rimes héroïques» (1843), eine Reihenfolge von Sonetten mit histor. Anmerkungen, zogen nicht besonders die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Später ließ B. «Silves, poésies diverses» (1864) und «Satires» (1865) erscheinen. Seine Novellensammlung: «Trois passions» (1867), hat wenig Wert. Im J. 1869 wurde er Mitglied der Académie française. Er starb 14. Febr. 1882 zu Nizza.

Barbier (Paul Jules), franz. dramatischer Dichter, geb. 1822 zu Paris, trat 1847 mit dem Drama «Le poëte» auf, das, in Versen geschrieben, einen ziemlichen Erfolg hatte. Dies ermutigte ihn zu weiterm dramatischen Schaffen, als dessen Frucht «L'Ombre de Molière», «Amour et bergerie» (1848), «André Chénier» (1849) und das in Prosa geschriebene Lustspiel «Bon gré mal gré» (1849) erschienen. Bei seinen spätern Produktionen, die dem Gebiete des ernsten Dramas wie des heitern Vaudeville angehören, bediente er sich meist der Mitarbeiterschaft Michel Carrés. Aus dieser Zusammenwirkung gingen folgende Theaterstücke hervor, die meist einen bedeutenden Bühnenerfolg erzielt haben: «Les amoureux sans le savoir» (1850), «Graziella» (1849), «Jenny l'ouvrière» (1850), «Les marionettes du docteur», «Voyage autour d'une jolie femme» (1852), «Princesse et favorite» (1865), «Cora ou l'esclavage» (1866), ein auch in Deutschland vielfach aufgeführtes wirksames Drama; «La loterie du mariage» (1868). B. gehört auch im Verein mit Carré zu den beliebtesten Librettisten der neuern franz. komischen Oper, für welche er zuerst Stoffe aus dem griech. Altertum in parodistischer Tendenz schrieb. Hierher gehören: «Galatée» (1852), «Les noces de Jeannette», «Le roman de la Rose», «Les sabots de la marquise» (1854), «Deucalion et Pyrrha» (1855), «Valentine d'Aubigny» (1856), «Le pardon de Ploermel» (1859), «La statue» (1861), «La reine de Saba» (1862), «Peines d'amour perdues» (1863), «Le mariage de Don Lope» (1865), «La Colombe» (1866), «Roméo et Juliette» (1867), «Don Quichotte» (1869), «Jeanne d'Arc» (1873); «Les amoureux de Catherine», «Sylvia», «Paul et Virginie», «Le timbre d'argent» (sämtlich 1876). Nicolais komische Oper «Die lustigen Weiber von Windsor» hat B. ins Französische übertragen (1866); nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gab er eine Sammlung patriotischer Gedichte heraus: «Le franc-tireur, chants de guerre» (1871).

Barbiēri da Cento (ital. Maler), s. Guercino.

Barbiton oder **Barbitos** war bei den Griechen der Name eines der Lyra ähnlichen Saiteninstruments, das von den Lydern entlehnt zu sein scheint. Es war namentlich bei den Lyrikern der Insel Lesbos und den an diese sich anschließenden Dichtern im Gebrauch, und so wurde Erfindung oder vielmehr Einführung desselben bald Terpander, bald Alkäos oder auch Anakreon zugeschrieben.

Barbon (frz.), Graubart, Murrkopf; **Barbonnage**, mürrisches Wesen.

Barbotan, Badeort im franz. Depart. Gers, zur Gemeinde Cazaubon gehörig, nahe der Douze, zählt über 250 E. und hat eine Kirche aus dem 11. Jahrh. sowie die Ruinen eines Schlosses. Seine sechs schwefelhaltigen salinischen Thermen (26—38° C.) werden in Gestalt von Wasser- oder Moorbädern gegen Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten und Lähmungen angewendet.

Barbouillage (frz.), Sudelei, albernes Geschwätz; **Barbouilleur**, Sudler, verworrener Schwätzer; **barbouillieren**, besudeln, verworren sprechen.

Barbour (John), der älteste Nationaldichter der Schotten, wurde zwischen 1316 und 1330 geboren. Als Archidiakonus zu Aberdeen ward er 1357 von dem Bischofe seines Sprengels nach England gesendet, um wegen des Lösegeldes für den gefangenen König David II. zu unterhandeln. Um 1375 schrieb er seine poetische Chronik «The Bruce», welche die Geschichte König Roberts I. Bruce erzählt und um 1570 zuerst in Edinburgh und seitdem ungefähr zwanzigmal gedruckt worden ist (beste Ausgabe von Skeat, in den Publikationen der «Early English Text Society», 1870 fg.). Neben seinem sprachlichen Wert als eins der ältesten Denkmäler des schott. Dialekts ist dieses Gedicht auch als histor. Quelle wichtig. Es atmet Freiheits- und Vaterlandsliebe. Das Vorbild B.s ist der lat. Dichter Statius, aus dessen «Thebais» er kurze Episoden einschiebt. Noch ungedruckt sind von B. ein Heiligenleben und Bruchstücke eines die Sage von dem brit. König Brutus von Troja behandelnden Gedichts «Brute». B. starb 1396.

Barbūda, eine der Kleinen Antillen, liegt da, wo diese Inselreihe eine entschieden südl. Richtung annimmt, und gehört zu den Inseln über dem Winde (Leeward Islands). Sie ist eine ganz flache, nur im Osten terrassenförmig etwas ansteigende Koralleninsel von 189 qkm, mit fruchtbarem Boden, prächtigem Walde und mildem, vorzüglich gesundem Klima, sodaß Kranke von den andern Inseln zur Erholung hierher gebracht werden. B. hat keinen Hafen, und ihre Küsten sind gefährlich wie die Meerenge, durch welche sie von der südlichern Insel Antigua getrennt ist. Nur ein kleiner Teil wird kultiviert (Baumwolle), Zucker gar nicht gewonnen. Die (1871) 813 E., meist Schwarze, treiben hauptsächlich Viehzucht. Die Insel, 1628 von den Briten in Besitz genommen, seit 1632 bebaut, wurde 1680 ein Kronlehn der Familie Codrington, deren Privatbesitz sie noch bildet, und steht unter der Gerichtsbarkeit von Antigua. Die einzige Niederlassung ist Codrington-Village.

Barby, Stadt und ehemals Hauptort einer Grafschaft, am linken Elbufer unweit unterhalb der Saalemündung, im Kreise Kalbe des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg gelegen, an der Staatsbahn Berlin-Blankenheim, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang. Kirchen und ein Schloß, in das 1855 ein (1823 zu Magdeburg gegründetes) Schullehrerseminar verlegt wurde, und zählt (1880) 5540 E., zu welchen noch 236 E. der Domäne B. hinzukommen, welche Runkelrübenzucker-Fabrikation, Bierbrauerei und besonders Landwirtschaft treiben. Letztere war, wie verschiedene andere Industrien, früher größtenteils im Betrieb der hier 1749 gegründeten Herrnhuterkolonie, die das Amt B. in Erbpacht genommen, im Schloß ein Pädagogium auch Druckerei und Verlagshandlung hatte, ab[er] diese Anstalten 1809 nach Niesky in der Oberlau[sitz] verlegte. B. wurde 1635 von den Schweden un[ter] Banér erstürmt. In der Stadt liegt das Ritterg[ut] B. (ein Klosterhof) und 10 km entfernt die Herrnhuterkolonie Gnadau. Das schon im 11. Jah[rh.] im Vasallenverhältnis zu der Abtei Quedlinb[urg] auftretende, nachmals selbständige, dann Kursa[ch]sens Lehnshoheit unterworfene und 1497 in d[en] Grafenstand erhobene Geschlecht der edeln Herr[en] von B. starb im Mannesstamme 1659 mit d[em] Grafen August Ludwig aus. Die Besitzungen [be]standen damals aus der eigentlichen Grafschaft [B.] und den nach und nach erworbenen Ämtern Rose[n]burg, Walternienburg (seit 1238), Mühlingen (s[eit] 1318) und Egeln (seit 1410). Doch war letzter[es] seit 1417 dem Erzstift Magdeburg verpfänd[et]. Wegen der verschiedenen Lehnsansprüche wurd[en] die Besitzungen verteilt, und zwar so, daß Walte[r]nienburg und Mühlingen an Anhalt, B. an d[en] Stifter der Linie Sachsen-Weißenfels, August, He[r]zog von Sachsen-Halle, Rosenburg und Egeln a[n] das Domstift Magdeburg fielen. Nach dem To[de] Augusts 1680 fiel das Stift Magdeburg nebst Hal[le] laut Bestimmung des Westfälischen Friedens a[n] Brandenburg, die Grafschaft B. aber erhielt sei[n] dritter Sohn Heinrich, der 1689 zur reform. Kirch[e] überging und die Linie Sachsen-Barby stiftete. Ihm folgte sein Sohn Georg Albrecht, welcher 1739 ohn[e] Erben starb, daher B. an Weißenfels zurückfiel, un[d] dann 1746, als mit Johann Adolf II. auch d[er] weißenfelser Zweig erlosch, nebst Weißenfels an Ku[r]sachsen zurückkam. Mit diesem blieb es bis 18[07] vereinigt, wo es an das neue Königreich Westfal[en] abgetreten werden mußte. Nach der Auflösu[ng] desselben kam es 1815 an Preußen.

Barcarōle nennt man die Gesänge der Bark[en]führer (barcaruoli oder gondolieri) in Venedi[g]. Diese Gesänge zeichnen sich durch einfache, liebl[iche] Melodien aus, mit sanfter, regelmäßiger, dem R[u]derschlag entsprechender Bewegung, meisten[s] i[m] Sechsachteltakt, und tragen das echte Gepräge d[er] ital. Melodie an sich. Eine der ältesten B. [...] aber im Zweivierteltakt, das bekannte Lied: «I[l] pescator dell'onda» u. s. w. Auber hat die Fo[rm] der B. in die Oper aufgenommen, nach ihm a[uch] Herold in der Oper «Zampa» und andere Op[ern]komponisten. Die kleine, elegante, aber auch lei[cht] nachzuahmende Weise der B. kam dadurch in [die] Mode. Aus dem Gesange wurde sie in das [In]strumentale, vorzüglich aufs Pianoforte übertrag[en]. Bekannte Tonstücke dieser Art lieferten Mendelss[ohn] in den «Liedern ohne Worte» und Chopin.

Barcellona, Stadt an der Nordküste Sizilie[ns] in der ital. Provinz Messina, Bezirk Castrom[...], zählt (1871) 13917 (1880 als Gemeinde mit d[em] nahen Orte Pozzo di Gotto 21924) E., welche [...]bau und Fischerei treiben, und hat vielbesu[chte] Schwefelthermen.

Barcelona, Hauptstadt (Ciudad) der gleich[na]migen Provinz (7731 qkm mit [1877] 835 30[...] und von ganz Catalonien, ist eine der größten [und] nach Madrid die volkreichste Stadt Spanie[ns], Waffen-, Hafen-, Handels- und Fabrikstadt er[sten] Ranges, einer der wichtigsten Knotenpunkte [des] Eisenbahnsystems im nordöstl. Spanien, Sitz [des] Generalkapitäns von Catalonien, eines Bisch[ofs] und eines Obergerichts. Die Stadt liegt zwisch[en]

der Mündung des Llobregat und Besós an der Mittelmeerküste, die hier mit einer vorspringenden Halbinsel eine geräumige Hafenbucht bildet, in einer paradiesischen, gut angebauten, mit Landhäusern (Torres) dicht besäeten, im weiten Umkreise von einer malerischen, mit Wein und Wald bedeckten Hügelkette umschlossenen Ebene, am nördl. Fuße eines mit dem starken und großen, Stadt und Hafen beherrschenden Fort Monjuich (Mons Jovis) gekrönten, 191 m hohen, schroffen Felsenbergs. Die mittlere Temperatur ist 17° C., das Maximum 31, das Minimum 2° C. Die Wasserleitungen führen aus den Bergen eine Fülle von Wasser herzu. Sie zählte (1877) 249106 E. B. gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die an Bevölkerung und Wohlstand fast fortwährend zugenommen. Doch hat der Gürtel von Stadtwällen, der sie bis in die neueste Zeit umgab, ihre unmittelbare Vergrößerung verhindert, und die Bevölkerung konnte sich nur in Vorstädten (Gracia, San-Martin de Provensals, San-Andrés del Palomar, Hostafranchs, Barceloneta u. s. w.) ausbreiten. Nach Madrid und Cadiz ist B. die schönste Stadt Spaniens und hat ein modernes Ansehen. Die innere Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat vier bis fünf Stockwerk hohe Häuser mit zahlreichen Balkons, gut gepflasterte Straßen und wird durch Gas erleuchtet. Sie zerfällt in 10 Barrios, besitzt viele schöne und große Gebäude, 5 Bahnhöfe, eine Dom-, eine Kollegiat-, 82 Pfarr- und andere Kirchen, 18 Nonnenklöster. Die meisten der ehemaligen 28 Mönchsklöster sind teils niedergerissen, teils zu Unterrichtsanstalten, Spitälern, Kasernen u. s. w. verwendet worden. Außer einer großen Anzahl Humanitätsanstalten hat die Stadt ein trefflich eingerichtetes Zucht- und Korrektionshaus, mehrere kleine und zwei Haupttheater, von denen das Opernhaus, welches 4000 Personen faßt, das schönste Schauspielhaus Spaniens ist, und einen Stiergefechtcirkus.

Nächst Madrid besitzt B. auch die meisten Unterrichtsanstalten. Es befindet sich hier die 1596 von Philipp II. gegründete Universität mit vier Fakultäten (durchschnittlich 1600 Studenten), ein botan. Garten, eine Handelsschule mit 2000 Schülern (unterhalten von der Junta de Comercio, mit außerordentlich reichen Mitteln ausgestattet), eine Gelehrtenschule, eine Notariats- und Schiffahrtsschule, ein Priesterseminar. Ferner vier Akademien, zwei große Bibliotheken (die Biblioteca de San-Juan mit 40000, die bischöfliche mit 15000 Bänden), das große königl. Archiv der Krone Aragon mit 15000 Bänden und 80000 Briefen. Unter den Straßen ist die 1120 m lange sog. Rambla, welche die ganze Stadt von NNW. gegen SO. unter verschiedenen Beinamen als eine Art Boulevard durchschneidet, eine der schönsten der Welt, zugleich die Hauptader des Verkehrs. Der schönste unter den Plätzen ist die Plaza del Palacio, auf welchem die Börse und das imposante Zollhaus (Aduana) stehen. Außer der Rambla hat B. noch zahlreiche andere Promenaden, darunter die, welche nach dem 2 km entfernten Gracia führt, einer Stadt von 33766 E., dem Sommeraufenthalt der begüterten Barcelonesen. Die wichtigsten Gebäude sind die got. Kathedrale (la Seu) aus dem 14. Jahrh., mit drei Schiffen und vielen Kunstschätzen; die noch ältere got. Kirche Sta.-Maria del Mar mit drei von fünf Reihen schlanker Säulen getragenen Schiffen (eine eigentümliche Verzierung der Kirchen hier sind die vielen Mohrenköpfe); der Palast der alten Grafen von B., die Börse (Lonja) u. s. w. Die Kaufläden und Cafés wetteifern in Glanz und Luxus mit denen zu Paris. Außer dem für uneinnehmbar geltenden Fort Monjuich, das durch eine Esplanade von der Stadt getrennt ist, wird diese noch durch die befestigte Atarazanas (ehemals Arsenal) am Südende der Rambla verteidigt.

B. ist der Mittelpunkt der Industrie Cataloniens. Schon 1854 gab es innerhalb der Stadt 67, in der Umgebung 25 mit Dampfmaschinen arbeitende Fabriken, von denen 66 mit Verarbeitung von Baumwolle beschäftigt waren; ferner 1400 Webstühle für Seide und etwa 2000 für Schafwolle. Außerdem bestehen große Maschinenfabriken, Eisengießereien, Fabriken für Papier, Glas, Steingut, Seifen, chem. Präparate u. s. w., Mahl- und Schneidemühlen, Färbereien, Druckereien und Gerbereien. Die Gewerbe sind sehr zahlreich und die Innungen mit vielen Privilegien versehen. Noch bedeutender als die Industrie ist der Handel. Die 1752 unter dem Marquis Mina angelegte Hafenvorstadt Barceloneta, mit schnurgeraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, zwei großen Kasernen, vielen Magazinen und einer schönen Kirche, bewohnen größtenteils Schiffswerkleute, Matrosen, Fischer und Soldaten. Schon im Mittelalter war B. ein Hauptplatz für den Handel im Mittelmeere. Hier wurde 1258 das älteste Handels- und Seegesetzbuch verfaßt. Vgl. Capmany, «Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de B.» (4 Bde., Madr. 1792), und «Codigo de las costumbres maritimas de B.» (Madr. 1791). Jetzt ist es der wichtigste Hafen und Handelsplatz von ganz Spanien, der in regelmäßiger Dampfschiffverbindung steht mit Genua, Marseille, Cadiz, Lissabon, Liverpool, Rio de Janeiro und Buenos-Ayres. Der geräumige Hafen wird durch die Halbinsel von Barceloneta gebildet. Im J. 1879 liefen 4543 Schiffe mit einem Gehalte von 1210051 t ein, 5168 Schiffe von 1333821 t liefen aus. Der Küstenhandel beschäftigt 7577 Schiffe von 613955 t. Die Ausfuhr besteht, außer den Manufakturartikeln, besonders in Wein und Branntwein, die Einfuhr in franz., engl. und ital. Fabrikwaren, Getreide, Reis, Bauholz aus der Ostsee, schwed. Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer- und Eisendraht aus Deutschland, aus transatlantischen Häfen besonders Rohstoffe, Baumwolle, Häute, Kaffee und Kakao. Der Wert der Einfuhr 1877 betrug 116 Mill., der der Ausfuhr 92 Mill. Mark. B. besitzt nach Madrid die wichtigste Bank Spaniens und 11 Assekuranzgesellschaften.

Die Stadt Barcino, eine karthag. Gründung, angeblich des Hamilkar Barcas, als röm. Kolonie Colonia Faventia Julia Augusta Pia Barcino genannt, kommt schon im 4. Jahrh. unter dem Namen B. vor, hieß aber im Mittelalter gewöhnlich Barcinona (Barchinona), bei den Arabern Barschaluna. Es wurden daselbst 13 Kirchenversammlungen gehalten, deren letzte die got. Kirchensatzungen aufhob. Im frühern Mittelalter hatte die Stadt namentlich durch die Araber arg zu leiden. Nach der Eroberung durch Ludwig den Frommen 801 wurde sie Hauptstadt der span. Mark, gelangte unter erbliche Grafen, die seit dem 11. Jahrh. durch Privilegien und gute Gesetze die Entwickelung B.s mächtig förderten. Durch die Vermählung

des Grafen Raimund Berengar IV. mit der Erbtochter Ramiros II. von Aragonien wurde 1137 B. und ganz Catalonien mit diesem Königreiche vereinigt. Der span. Herrschaft müde, unterwarf sich die Stadt mit Catalonien 1640 dem König von Frankreich. Gezwungen kehrte sie 1652 zum Gehorsam gegen Spanien zurück, ward indes 1697 von den Franzosen wiedererobert, jedoch im Ryswijker Frieden an Spanien zurückgegeben. Im Spanischen Erbfolgekriege schlug sich B. auf die Seite des Erzherzogs Karl. Von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, mußte es sich indes nach hartnäckigem Widerstande ergeben. Am 16. Febr. 1809 ward es von den Franzosen unter dem General Duhesme durch Überrumpelung genommen und blieb im Besitz derselben bis 1814. Große Verheerungen richtete 1821 in B. das Gelbe Fieber an. Nach Unterdrückung des karlistischen Aufstandes der Agraviados hatte es gleich Catalonien seit 1827 die blutige Strenge des Grafen d'España zu erdulden. Der span. Bürgerkrieg der folgenden Zeit zog auch B. in seine Greuel durch Volksaufstände und Empörungen; namentlich 1835 und 1836, wobei eine republikanische Richtung hervortrat.

Auch 1840 war die Stadt der Schauplatz einer bedeutenden Krisis, die mit der Regentschaftsübernahme durch Espartero endete; 1841 und 1842 kam es zu neuen Aufständen, teilweise wegen Einführung der Konskription (Quinta). In letztern wurden die Truppen vorübergehend auf das Fort Monjuich beschränkt, und erst ein Bombardement konnte die Insurgenten zur Übergabe zwingen. Denselben Verlauf nahm der Aufstand von 1843. Im J. 1854 wurde die Revolution O'Donnells in Madrid durch eine gleichzeitige Bewegung in B. unterstützt, die aber ohne Blutvergießen verlief, da sich Truppen und Behörden derselben anschlossen. Dagegen mußte ein Progressistenaufstand, der infolge des O'Donnellschen Staatsstreichs ausbrach, 1856 blutig niedergeworfen werden. Seitdem wurde die Ruhe B.s nicht mehr dauernd gestört; bei den neuern Bewegungen in Spanien stand die Bevölkerung durchweg auf liberaler Seite. Im Jan. 1874 traten föderalistische Neigungen stark hervor und veranlaßten Unruhen, die aber mit Waffengewalt sehr bald unterdrückt wurden; ein im Frühjahr 1882 ausgebrochener sozialistischer Aufstand wurde ebenfalls bald unterdrückt.

Barcelona, früher Nueva-Barcelona, Hauptstadt des gleichnamigen Einzelstaats der Vereinigten Staaten von Venezuela in Südamerika, liegt 240 km östlich von Carácas und 8 km von der Küste des Antillenmeers, am schiffbaren Neveri und am Eingange zu der großen Ebene, welche sich südwärts bis zum Orinoco ausdehnt. Die Stadt wurde 1671 auf ihre jetzige Stelle verlegt, 33 Jahre nach der Gründung der ersten Stadt dieses Namens am Fuße des östlicher gelegenen Cerro-Santo. Sie hob sich bedeutend gegen Ende des 18. Jahrh. als Ausfuhrhafen für Vieh und Fleisch nach den Antillen, besonders nach Cuba, und durch Schmuggelhandel mit den engl., dän. und holländ. Inseln Westindiens, sodaß sie 1800 an 16000 E. zählte. Die Revolutionskriege brachten sie jedoch herab, sodaß ihre Bevölkerung auf 5000 Seelen sank; 1873 betrug sie 7674 E. Sie ist regelmäßig, aber schlecht gebaut und wegen des Schmutzes der ungepflasterten Straßen in der heißen Jahreszeit ungesund. Ihr Handelsgebiet nach dem Innern ist nur ein beschränktes; zur See steht sie mit St.-Thomas, Curaçao, Trinidad, La-Guaira und Cumana in Verbindung. Ihr Hafen für größere Seeschiffe ist die Ensenada de B., die Mündungsbucht des Neveri, die zugleich den Haupthafen des ganzen Staats bildet. — Der Staat Barcelona zählte 1873 auf 39490 qkm nur 101396 E.

Barcelonnette, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederalpen, inmitten des nach ihr benannten, überaus weiden- und herdenreichen Thals, 1134 m über dem Meere am rechten Ufer der Ubaye vor dem Col de l'Argentière gelegen. Die Stadt zählt (1876) 1921 (Gemeinde 2082) E., hat ein Kommunal-Collége, ein Lehrerseminar, eine Ackerbaugesellschaft und treibt neben Bienenzucht besonders Viehzucht und Viehhandel, unterhält aber auch Manufakturen in Hüten, Tuch, Seidenwaren und Leder. Der Ort wurde im Anfang des 12. Jahrh. gegründet, dann durch Krieg zerstört, 1231 wieder aufgebaut und vom Grafen Raimund Berengar von Provence Barcilona genannt, nach dem span. Stammort (Barcelona) seiner Ahnen. Die Stadt wurde 1388 von Amadeus von Savoyen eingenommen und im Laufe der Zeit als Grenzort sehr oft erobert und zurückerobert. Durch den Utrechter Frieden 1713 kam B. an Frankreich, wurde jedoch 1760 an Savoyen zurückgegeben. Im franz. Revolutionskriege nahmen es die Franzosen wieder und behielten es seitdem.

Barchent oder Parchent (frz. futaine, engl. fustian), ein dichtes, ein- oder zweiseitig geköpertes Baumwollgewebe, entweder ganz aus Baumwolle oder öfter mit leinener Kette. Man unterscheidet glatten und rauhen B. Zu der erstern Art gehört der vierschäftige, einseitig geköperte, besonders dicht gearbeitete Bettbarchent (Federleinwand), aus gebleichtem Garn, blau oder rot gestreift, bei welchem der aus gröberm Garn bestehende Einschlag zu drei Vierteln auf der rechten Seite sichtbar ist, sowie der roh gebleichte oder schwarz gefärbte Futterbarchent. Der rauhe B. hat auf derjenigen Seite, auf welcher der grobe und weiche Einschlag liegt, eine mehr oder minder langfaserige, flaum- oder wollähnliche Oberfläche, die bei den starken, zu Winterkleidern dienenden Stoffen tuchartig gedeckt wird. Diese haarige Oberfläche wird jetzt fast ausschließlich mit Hilfe von Maschinen hergestellt, die den zum Rauhen des Tuchs gebräuchlichen ähnlich sind. Der gewöhnliche rauhe B. ist drei-, vier- oder fünfschäftig gewebt und in der Art geköpert, daß auf der einen Seite $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ oder $\frac{4}{5}$ des Einschlags, auf der andern $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ oder $\frac{4}{5}$ der Kette liegen. Der vierschäftige Köper wird zuweilen durch eine andere Art des Einziehens der Kette und der Anschnürung in der Weise abgeändert, daß [illegible] der rechten Seite nur der Einschlag sichtbar [illegible], während die linke das Aussehen eines [illegible] artigen Gewebes mit schmalen, flachen [illegible] rippen zeigt (geschnürter B.). Zuweilen [illegible] B., sowohl der glatte als der rauhe, [illegible] geköpert (fünfschäftiger Atlasbarchent). Der Barchentstuhl, auf welchem die meisten Sorten [illegible] werden, ist eine dem Leinweberstuhl ähnliche Einrichtung. Die Barchentweberei war früher [illegible] tender als jetzt, wo für Unterkleider, Futter, [illegible] züge u. s. w. mehr gewirkte und leicht [illegible] baumwollene und halbwollene Zeuge in [illegible] sind. Am meisten verbreitet ist sie in Deutschland

in Schwaben, Bayern, Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Sachsen. (Vgl. die Artikel: **Biber**, **Beaverteen**, **Molton**, **Moleskin**, **Piqué**.)

Barches (hebr.), Segensbrot zum Sabbat.

Barchfeld, Flecken mit 1846 E. im Kreise Schmalkalden des preuß. Regierungsbezirks Kassel an der Mündung der Schweina in die Werra, in einer von sachsen-meining. Gebiete umschlossenen Enklave, hat zwei Schlösser und vier Rittergüter. B. kam zur Hälfte 1387 durch Kauf, zur Hälfte 1583 durch Erbschaft von dem gräfl. Hennebergischen Hause an Hessen und wurde, als die von Philipp begründete hessen-kasselsche Nebenlinie Hessen-Philippsthal sich 1721 wieder in zwei Linien teilte, der Sitz des Landgrafen Wilhelm, des Begründers der Linie **Hessen-Philippsthal-B.**, welche gegenwärtig noch besteht. (S. unter **Hessen-Philippsthal**.) Infolge der Ereignisse von 1866 kam B. an Preußen.

Barclay (Alexander), engl. Dichter und Prosaist, geb. um 1480, höchst wahrscheinlich in Schottland, studierte zu Oxford und erhielt dann eine Priesterstelle am Kollegium zu St.-Mary Ottery in Devonshire. In dieser Stellung verfaßte er 1508, nach lat. und franz. Bearbeitungen von Brants «Narrenschiff», sein «Ship of fools», das von Pynson (Lond. 1509) gedruckt wurde. Schon früher schrieb er eine allegorische Dichtung, eine Bearbeitung eines franz. Gedichts von Pierre Gringoire unter dem Titel «The castle of labour» (Lond. 1506). Später trat B. in das Kloster von Ely, wo er Mancinis Gedicht «De quatuor virtutibus» unter dem Titel «Mirror of good manners» (gedruckt von Pynson in London) ins Englische übertrug. Hierauf wurde er Franziskanermönch in Canterbury. Seine «Eclogues», die ersten in engl. Sprache, wurden öfter gedruckt. Diese Eklogen sind moralisch und satirisch, die ersten drei sind Paraphrasen der Miseriae Curialium des Äneas Sylvius Piccolomini. Durch Reisen in Holland, Deutschland, Frankreich und Italien war B. mit der Sprache dieser Länder vertraut geworden und verfaßte selbst ein dem Herzog von Norfolk gewidmetes «Introductory to write and to pronounce French» (Lond. 1521). Nach Aufhebung der Klöster wurde er Vikar zu Wokey in Somerset, später in Great-Badow in Essex, endlich 1552 zu «Allerheiligen» in London. Er starb im Juni 1552 in Croydon, wo er auch begraben ist.

Barclay (John), geistreicher Dichter und satirischer Schriftsteller, wurde 28. Jan. 1582 zu Pont-à-Mousson in Lothringen geboren, wo sein Vater, der Schotte **William B.** (geb. 1546 in der Grafschaft Aberdeen, gest. 1605 als Professor zu Angers), der besonders durch seine Schrift «De regno et regali potestate» bekannt ist, als Lehrer der Rechte angestellt war. Er studierte im dortigen Jesuitenkollegium und ging 1603 nach England, wo er die Aufmerksamkeit Jakobs I. auf sich zog, dem er den ersten Teil seines «Euphormionis Satyricon» (Lond. 1603), einen polit.-satirischen Roman, widmete, welcher hauptsächlich wider die Jesuiten gerichtet war. Nächstdem erschien seine «Conspiratio anglicana» (Lond. 1605) und das «Icon animarum» (Lond. 1614). Nach dem Tode seines Vaters ging er nach Paris, wo er die gelehrte Französin Louise Debonnaire heiratete und 1615 nach Rom, wo er 12. Aug. 1621 starb. In demselben Jahre erschien sein Hauptwerk: «Argenis» (Lond. 1621; 2 Bde., Leid. 1630; Nürnb. 1769), eine polit. Allegorie in Form eines Romans, mit geistreichen Anspielungen auf die Lage Europas, besonders Frankreichs zur Zeit der Ligue. Dasselbe wurde in die meisten Sprachen Europas (deutsch von Talander, Lpz. 1701; von Haken, 2 Bde., Berl. 1794) übersetzt und gehörte zu den gelesensten Büchern seiner Zeit.

Barclay (Rob.), der bedeutendste Dogmatiker der Quäker, geb. 23. Dez. 1648 zu Gordonstown in Elginshire, stammte aus einem alten schott. Adelsgeschlecht, ward in Paris für die kath. Religion gewonnen, folgte aber nach der Rückkehr in die Heimat seinem Vater im Beitritt zur Gemeinschaft der Quäker. Er wirkte dann mit William Penn (s. d.) erfolgreich durch ausgedehnte Reisen in England, Holland und Deutschland für die Ausbreitung ihrer Anschauungen. Sein Hauptverdienst jedoch besteht darin, daß er dieselben soviel als möglich auf einen systematisch-wissenschaftlichen Ausdruck gebracht hat; seine «Theologiae verae christianae apologia» (1676), die 1878 englisch unter dem Titel «An apology for the true Christian divinity etc.» erschien, steht noch jetzt in hohem Ansehen. Er starb zu Ury in Kinkardine 13. Okt. 1690. — Sein Urenkel, **Robert B.**, geb. 1750, gest. 1830, kaufte 1781 die große, gegen Ende des 17. Jahrh. von Halsey gegründete Bierbrauerei in London in Verbindung mit Perkins, dem Disponenten des letzten Eigentümers, für die Summe von 125000 Pfd. St. und führte sie seitdem unter der weltberühmten Firma Barclay, Perkins u. Comp. bis zu seinem Tode fort, wo sie von seinem Sohne, **Charles B.**, geb. 1781, gest. 5. Dez. 1855, übernommen wurde.

Barclay de Tolly (Michael Andreas, Fürst), einer der berühmtesten russ. Feldherren, stammte aus einem nach Mecklenburg und Livland übergesiedelten Zweige derselben schott. Familie, welcher die vorigen, der Dichter und der Quäker B., angehörten. Er war der zweite von drei Brüdern, geb. 16. (27.) Dez. 1761 zu Luhde-Großhof bei Walk in Livland, wo sein Vater, Gottlieb B. de Tolly, ein Gut besaß. Von seinem Oheim, General von Vermeulen, wurde er in die Militärakademie nach Petersburg gebracht; schon 1778 wurde er Offizier in einem Kürassierregiment. In dem Türkenkriege von 1788 und 1789, 1790 im Kriege gegen Schweden und 1792 und 1794 gegen Polen kämpfte er mit Auszeichnung, avancierte 1789 zum Major, 1798 zum Obersten und 1799 zum Generalmajor. Bei Pultusk kommandierte er 1806 die Avantgarde Bennigsens, bei Eylau wurde er 1807 am Arm so schwer verwundet, daß fast eine Amputation desselben notwendig geworden wäre. Zum Generallieutenant befördert, nahm er an den Operationen in Finland 1808 hervorragenden Anteil und setzte im März 1809 an der Spitze von 6000 Mann über das Eis des Bottnischen Meerbusens nach der Küste von Schweden. Obgleich von der nationalruss. Partei vielfach angefeindet, weil man ihn als Deutschen betrachtete, wurde er vom Kaiser Alexander 1810 zum Kriegsminister an Araktschejews Stelle ernannt und 1812 zum Oberbefehl über die erste Westarmee im Kriege gegen Napoleon berufen. Als er Smolensk nach der blutigen Schlacht vom 17. Aug. aufgeben mußte, traten die Anfeindungen der nationalruss. Partei heftig hervor, sodaß der Kaiser sich gegen seinen Willen genötigt sah, ihn durch Kutusow zu ersetzen. Doch

blieb B. bei der Armee, zeigte bei Borodino hohe Tapferkeit und Geistesgegenwart und hatte im Kriegsrat zuerst den Mut, für die Räumung Moskaus zu stimmen. Im Jan. 1813 übernahm er das Kommando des Tschitschagowschen Armeekorps, eroberte 4. April Thorn, schlug Lauriston 19. Mai bei Königswartha und wurde nach der Schlacht von Bautzen von neuem zum Oberbefehlshaber der ganzen russ. Streitmacht ernannt. Er kämpfte an deren Spitze in den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig, nach der er in den Grafenstand erhoben wurde, endlich bei Paris, wo er den Feldmarschallstab erhielt. Nach dem Feldzuge von 1815 verlieh ihm Alexander den Fürstentitel. Nach dem Frieden war B. Oberbefehlshaber der ersten Armee in Mohilew; er starb auf einer Reise nach den böhm. Bädern 25. Mai 1818 zu Insterburg. Ihm wurde 1834 vor der Kasaner Kirche in Petersburg ein ehernes Standbild errichtet und 1849 in Dorpat ein Denkmal gesetzt.

Barco, Dorf bei Asolo (s. d.).

Bar-Cochba (Simon), der Anführer der Juden in dem großen Aufstande derselben gegen die Römer unter Kaiser Hadrian 131—135 n. Chr. Dreimal hatten sich bereits die unterdrückten Juden in den J. 115—118 ohne Erfolg erhoben, als 130, bald nach Hadrians Abreise aus Syrien, im stillen vorbereitet, eine neue Empörung ausbrach, an deren Spitze B. stand. Er hatte sich den Namen Bar-Cochba, d. i. Sohn des Gestirns, beigelegt, insofern die alte Weissagung (4 Mos. 24, 17) von dem aus Jakob aufgehenden Stern durch ihn erfüllt werden sollte. Mit großem Erfolg kämpfte er anfangs gegen die Römer, die sogar Jerusalem verlassen mußten, sodaß er zum König proklamiert wurde und selbst Münzen schlagen ließ. Der Krieg verbreitete sich über das Gebiet des eigentlichen Palästina hinaus, und 50 Städte nebst vielen Flecken und Dörfern kamen in den Besitz der Juden. Als aber Hadrians Feldherr Julius Severus anrückte, ward Jerusalem genommen und im Aug. 135 die letzte Festung, Bether. Auch B. fiel am Tage dieser Eroberung. Hunderttausende von Juden waren in diesem Kriege umgekommen, viele, unter andern Akiba (s. d.), wurden hingerichtet, und grausame Gesetze folgten diesem letzten Versuche der Juden, polit. Unabhängigkeit zu erlangen. Vgl. Münter, «Der jüd. Krieg unter den Kaisern Trajan und Hadrian» (Altona 1821).

Barcōne, Barcane (ital.; abgeleitet von barca, Barke), eine Art zwei- oder dreimastiger Fischerfahrzeuge auf dem Mittelmeere.

Bard, ital. Bardo, kleine Gemeinde im Kreise Aosta der ital. Provinz Turin mit 442 E., in engem Thale zwischen steilen Alpenhöhen, 311 m über dem Meere, links am reißenden Flusse Dora Baltea gelegen. Dabei erhebt sich auf einem isolierten Felsen das berühmte gleichnamige Fort, welches der Sage nach schon von Hannibal erbaut worden sein soll. Es beherrscht die Straße über den Großen und Kleinen St. Bernhard in die piemont. Ebene und ist somit durch seine Lage als Schlüssel von Italien wichtig. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde es 1701 von den Franzosen eingenommen. Bei Bonapartes Übergang über die Alpen (1800) legte das Fort den Franzosen noch zuletzt große Schwierigkeiten in den Weg. Bonaparte ließ das Fort mit der Stadt von den Anhöhen von Albard beschießen und zwang die Besatzung zur Übergabe. Das Fort wurde sodan[n] demoliert, aber später vom König Karl Albe[rt] wiederhergestellt.

Bardāle (kelt.), Lerche, s. unter Barden.

Bardeleben (Heinr. Adolf), einer der namhaf[testen] testen deutschen Chirurgen, geb. 1. März 1819 [zu] Frankfurt a. O., besuchte das dortige Gymnasium, studierte 1837—43 in Berlin, Heidelberg und Paris Medizin und folgte 1843 einem Rufe nach Gießen, um an der dortigen Universität die Stel[le] eines physiol. Assistenten und demnächst das Prosektorat zu übernehmen; 1844 wurde ihm in Gießen die venia docendi, 1848 eine außerord. Professur erteilt. Im J. 1849 wurde er ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgisch[en] Klinik in Greifswald. Beim Ausbruch des Deut[schen] schen Kriegs von 1866 zum Generalarzt ernann[t] übernahm er die Funktionen eines konsultierende[n] Chirurgen in den Feldlazaretten des Bezirks Gitschi[n]. Im Herbst 1868 folgte er einem Rufe an die Universität Berlin als ord. Professor der Chirurg[ie] und Direktor der chirurgischen Klinik im könig[lichen] Charitékrankenhause. Im J. 1870 wurde er al[s] konsultierender Chirurg zu der Ersten Armee kom[man]diert und 1872 zum Generalarzt à la suite de[s] Sanitätskorps ernannt. B.s litterarischer Ru[f] gründet sich auf sein «Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre» (8. Aufl., 4 Bde., Berl. 1879 fg.), welches im In- und Auslande allgemeine Anerkennung gefunden hat. Seine übrigen litterarische[n] Arbeiten finden sich zerstreut in Müllers und Virchows «Archiven», im «Archiv für physiol. Heilkunde» u. s. w. Die Referate über die Fortschrit[te] der Chirurgie, welche er seit 1851 für den Canstattschen «Jahresbericht» und dessen von Virchow und Hirsch redigierte Fortsetzung liefert, werden b[e]sonders geschätzt. Bereits seit 1869 hat B. in sein[er] Klinik die antiseptische Methode Listers besonde[rs] nachdrücklich vertreten. Das von ihm für d[ie] Durchführung derselben angegebene vereinfach[te] Verfahren hat, nach den in der berliner Charit[é] erzielten Resultaten, vielen Beifall erhalten.

Bardeleben (Kurt von), angesehenes Mitglied de[r] konstitutionellen Partei in Preußen, geb. 24. Apri[l] 1796 auf dem väterlichen Gute Rinau in Ostpreuße[n], besuchte das Gymnasium in Königsberg, verließ [es] aber im Alter von 17 J., um an den Befreiungs[kriegen] kriegen von 1813—15 teilzunehmen. Einige Jah[re] nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, ve[r]mählte sich mit der Tochter des Oberpräsidenten von Auerswald in Königsberg und lebte fort[an] auf seinem Gute. Er wurde 1834 als Abgeordne[ter] ter der Ritterschaft in den preuß. Provinziallan[d]tag gewählt und nahm seit dieser Zeit an alle[n] Provinziallandtagen teil. Auf dem Huldigungs[landtage] landtage von 1840 gehörte er zu denjenigen, die ei[ne] Petition um Einführung einer Reichsverfassung an den König richteten. Auf dem ersten Vereinig[ten] ten Landtage von 1847 zeigte er eine liberale, ab[er] gemäßigte Haltung. Der Kreis Königsberg wähl[te] ihn zum Abgeordneten für das Frankfurter Parla[ment] ment, in dem er seinen Sitz im rechten Centrum nahm. Nach der Ermordung seines Schwagers, des Generals von Auerswald (18. Sept. 184[8]), verließ er Frankfurt. Bald darauf wurde er b[ei] den Nachwahlen für die preuß. Nationalversamm[lung] lung in diese gewählt. B. hielt sich dort zur Parte[i] der Rechten und unterzeichnete das Manifest de[r]selben gegen die Fraktion Unruh. Nach Auflösun[g]

der Versammlung begab er sich auf sein Gut zurück. Der preuß. Kammer von 1849 gehörte er nicht an. Erst nach Auflösung derselben erfolgte in dem königsberger Wahlkreise seine Wahl in die Zweite Kammer, in welcher er zur altliberalen Opposition gehörte. Seit 1852 nahm er kein Mandat wieder an. Unter dem Ministerium Manteuffel-Westphalen als Landrat aus dem Kreise Fischhausen, in welchem er begütert war, nach dem Kreise Strasburg an die poln. Grenze versetzt, nahm er deshalb 1853 seinen Abschied und starb 13. Febr. 1854 in Königsberg.

Barden (irisch bard, kymrisch bardh) nannten sich die schon seit dem 2. Jahrh. v. Chr. den Römern bekannten Sänger der Gallier und anderer kelt. Völker, wie der Britannier, Kymren (Waliser), Iren und Schotten. Gleich den Scôpen der Angelsachsen und den Skalden der alten Skandinavier, besangen sie die Thaten der Götter und Helden beim Kultus und bei Festlichkeiten der Fürsten und Vornehmen unter Begleitung der Harfe, entflammten das Heer zur Tapferkeit, schritten demselben im Kampfe voran und bildeten die Herolde der Fürsten und die Vermittler des Friedens. Bei den Galliern ging das Bardentum frühzeitig unter; länger erhielt es sich in Wales, Irland und Schottland. Die B. bildeten überall eine erbliche Zunft, welche nach Art eines Ordens geregelt war und bedeutenden Einfluß auf Volk und Fürsten übte. Der Sänger war bei den Kelten wie bei den Germanen das Organ des Volks, der Träger aller histor. Überlieferung. In Wales wurden ihre Privilegien und Freiheiten um 940 durch den Gesetzgeber und König Howel-Dha fest begrenzt und aufgezeichnet, der ganze Orden aber von Gryffyth ap Conan 1078 reformiert und neu geregelt. Von Zeit zu Zeit hielt man große Wettkämpfe in Gesang und Poesie, die sog. Eisteddfods, ab, bei denen die Krone die Kampfrichter ernannte. Zwar verloren mit der Eroberung von Wales durch Eduard I. (1282) die B. ihre Vorrechte und wurden selbst verfolgt, doch erhielten sie sich noch lange, und Eisteddfods wurden unter Einwilligung der engl. Könige bis auf Elisabeth herab gehalten. In der Folge ward jedoch keine Erlaubnis mehr zu solchen poetischen Wettkämpfen erteilt, bis sich in neuerer Zeit zur Wiederbelebung der altnationalen kelt. Dichtung mehrere Vereine bildeten, welche die Eisteddfods erneuerten. Dem Eifer derselben sowie dem Patriotismus einzelner sind nicht bloß die gründlichen Aufklärungen über das Institut der kymrischen B., sondern auch Sammlungen von den Resten ihrer Lieder zu verdanken. Vgl. Walter, «Das alte Wales» (Bonn 1859).

In **Irland** zerfiel die erbliche Zunft der B. nach ihrem Berufe in drei verschiedene Hauptklassen. Durch viele Privilegien geschützt, hatten die B. mit der Zeit so viel Landbesitz erworben und sich ein so ungebührliches Ansehen angemaßt, daß es mehrmals zur Auflehnung des Volks gegen dieselben, ja selbst zu teilweiser Vertreibung kam. Die Kunstfertigkeit der Iren im Harfenspiel zu jener Zeit war allgemein anerkannt. Noch sind zahlreiche Reste irischer Bardenpoesie (z. B. die ossianischen Lieder) vorhanden. Nach der Eroberung Irlands durch Heinrich II. begann das Bardentum zu sinken. Doch erhielten sich B. in größern irischen Familien. Ihre Lieder und geschichtlichen Erinnerungen dienten zur Erhaltung der Vaterlandsliebe der Iren. Dieser Umstand namentlich veranlaßte mehrfache Verordnungen der engl. Herrscher gegen die irischen B. und Sänger, wie z. B. die Heinrichs VI. und Heinrichs VII.; ja Elisabeth gebot sogar, die eingefangenen Minstrels zu hängen, weil ihre Lieder zu Rebellion und andern Verbrechen anreizten. Durch die Schlacht am Boyne wurde auch das Bardentum vollständig vernichtet. Für den letzten irischen B. gilt Turlough O'Carolan, geb. 1670, gest. 1738. Vgl. Joseph Cooper Walker, «Memoirs of the Irish bards» (Lond. 1786). In ähnlicher Weise gestaltete sich das Bardentum in **Schottland** oder Caledonien. Auch hier waren die B. erbliche Diener der Fürsten und Edelleute, bis der Orden 1748 mit Aufhebung der Erbgerichtsbarkeit aufhörte.

Den alten **Germanen** war der Name Barde unbekannt, obgleich man irrtümlicherweise bis in die neuere Zeit herab und in der höhern poetischen Sprache noch jetzt von Barden der alten Deutschen spricht und Klopstock und seine Anhänger diese Fiktion sogar zum Anknüpfungspunkte reformatorischer Bestrebungen in der deutschen Dichtkunst machten. So benannte Klopstock ein vorzugsweise religiöses und kriegerisches Lied, gedichtet in dem fingierten Charakter eines Bardengesangs, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der german. Urzeit, ein **Bardiet** oder **Bardīt**, und zwar mit Rücksicht auf eine einzige Stelle in der «Germania» des Tacitus, wo einige Handschriften unrichtig für baritus (d. i. das Erheben des Schlachtgeschreies) barditus lesen, welchem Worte man die Bedeutung von Schlachtgesang fälschlich beilegte. Die deutschen Dichter, welche zu Klopstocks Zeit das Bardiet mit Vorliebe pflegten, ahmten in demselben meist die empfindsame Weichheit Ossians nach, oder ihre Gesänge arteten in kunstlosen Wortschwall aus, welchen schon Lichtenberg, Hölty u. a. verspotteten. Auch seine drei Hermannsdramen, «Die Hermannsschlacht», «Hermann und die Fürsten» und «Hermanns Tod», nannte Klopstock Bardiete. Denis und Gerstenberg behandelten das Bardiet in lyrischer Form, Kretschmann in epischer. Ebenso brachte Klopstock das kelt. Wort **Bardale** für Lerche wieder in Aufnahme, welches auch später noch Baumstark und Waldbrühl zum Titel für eine Volksliedersammlung gewählt haben.

Bardēra oder **Berdera**, Stadt im südl. Somalilande (Südostafrika) am linken Ufer des Jubaflusses, ungefähr 300 km nördlich von dessen Mündung in den Indischen Ocean, in 109 m Höhe auf einem Felsenplateau gelegen. Der schlecht gebaute Ort von 130 Hütten nimmt nur noch den achten Teil des von einer 5 m hohen Lehmmauer nebst Graben umzogenen Raums der ehemaligen, 1819 gegründeten, kurze Zeit sehr blühenden Stadt ein, welche 1843 zerstört wurde. Die Einwohner, wilde, raubgierige und treulose Somalis, sind durch die Ermordung des Entdeckungsreisenden von der Decken mit sechs seiner Gefährten (2. Okt. 1865) berüchtigt worden.

Bardesānes, der Syrer, eigentlich Bar-Daizan, ein Gnostiker um das Ende des 2. Jahrh. Sein Geburtsort ist Edessa, sein Geburtsjahr nach der edessenischen Chronik 154 n. Chr. Er war mit einem edessenischen Königssohn erzogen, stand bei König Abgar VIII. (176—213) in hoher Gunst und scheint bis gegen das J. 230 gelebt zu haben.

Seine Lehre war eine eigentümliche Weiterbildung der ältern syr. Gnosis, in welche das Element der vorderasiat. Naturreligion stark hereinspielt. Doch scheint er ebenso wenig wie seine Anhänger, die **Bardesaniten**, sich von der rechtgläubigen Kirche getrennt zu haben. Seine Ansichten verbreitete er durch Hymnen und wurde so der erste syr. Hymnendichter. Noch im 5. Jahrh. wurden diese Hymnen unbedenklich von den kath. Christen gesungen, bis der Kirchenlehrer Ephrem sie durch rechtgläubige verdrängte. Bruchstücke derselben sind bei Ephrem erhalten und bilden die sicherste Quelle für die Kenntnis seines Systems; außerdem sind vielleicht mehrere in den apokryphen Akten des Thomas enthaltene sechszeilige Hymnen in syr. Sprache, vor allem der schöne Hymnus von der Seele, von B. verfaßt. Der von den Kirchenvätern häufig erwähnte Dialog über das Schicksal, der neuerdings im syr. Original als «Buch über die Gesetze der Länder» wieder aufgefunden worden ist, rührt nicht von B. selbst, sondern von einem seiner Schüler her, und darf zur Darstellung des eigentümlichen bardesanischen Systems nur mit Vorsicht benutzt werden. Vgl., außer den allgemeinen Schriften über den Gnosticismus von Neander, Baur und Lipsius, besonders Hahn, «B. gnosticus Syrorum primus hymnologus» (Lpz. 1810); Merx, «B. von Edessa» (Halle 1863); Hilgenfeld, «B., der letzte Gnostiker» (Lpz. 1864).

Bardiet, Klopstocks Bezeichnung für ein religiös-kriegerisches Lied, s. unter **Barden**.

Bardiglio (ital.), ein sehr harter, weiß und rötlicher Marmor, welcher im Florentinischen gebrochen wird.

Bardili (Christoph Gottfried), deutscher Philosoph, geb. 28. Mai 1761 zu Blaubeuren in Württemberg, gest. zu Stuttgart 5. Juni 1808, wo er seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium war, erregte zuerst allgemeines Aufsehen durch die Schrift: «Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrtümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantschen insbesondere; keine Kritik, sondern eine medicina mentis, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophen» (Stuttg. 1800). In ihr suchte er den Satz durchzuführen, daß das Denken wesentlich die Wiederholung des Einen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gedachten, also an sich reine Identität, bloße Möglichkeit sei, welche die Wirklichkeit oder die Materiatur, wie es B. nannte, aus sich erzeuge. Alles Wirkliche sei somit im eigentlichsten Sinne nichts anderes als Gedanke. Hierdurch stellte sich B. in den schroffsten Gegensatz zu dem Kantschen System und wurde in gewissem Sinne der Vorläufer der Identitätsphilosophie. Doch ward er bald von dieser überflügelt, zumal da seine Anschauungen, wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, anfangs unbeachtet blieben, bis Reinhold in ihr den Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. Ferner schrieb B. «Über die Gesetze der Ideenassociation» (Tüb. 1796), «Philos. Elementarlehre» (2 Hefte, Landsh. 1802—6); «Beiträge zu Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre» (Landsh. 1803). Vgl. Bardilis und Reinholds «Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Spekulation» (Münch. 1804).

Bardis, Stadt in Ägypten, s. unter **This**.

Bardit, s. unter **Barden**.

Bardo (arab., d. h. Palast), die Hauptresidenz des Beis von Tunis, in nächster Nähe der Stadt Tunis (s. d.); zugleich Sitz der Regierung.

Bardo, ital. Alpenfort, s. **Bard**.

Bardonnecchia (frz. Bardonnèche), Ort mit 1000 E. in der ital. Provinz Turin, 11 km nordwestlich von Oulx, 1258 m über dem Meere, an der Vereinigungsstelle von vier Thälern prächtig gelegen, ist Station der Mont-Cenislinie (Turin-Modane), deren großer Tunnel hier beginnt, und besitzt eine Pfarrkirche mit interessanten, aus der Abtei Novalese stammenden Chorstühlen, eine Burgruine und einen Römerturm. Hier vereinigen sich die Bäche von Rochemolle, vom Col de la Roue und vom Col de Fréjus mit dem aus Valétroite hervorbrechenden Melezel zum Flusse B., der sich bei Oulx in die Dora-Riparia ergießt.

Bardot (frz., ital. bardotto), Packesel, figürlich für Sündenbock, die Zielscheibe fremden Witzes.

Bardowiek, Flecken in der Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, 5 km nördlich der Stadt Lüneburg an der schiffbaren Ilmenau und der Hannover-Harburger Eisenbahn. Der Ort zählt (1880) 1762 E. und ist besonders bekannt durch Gemüsebau und Sämereihandel sowie durch seine schöne alte got. Domkirche. B. ist einer der historisch merkwürdigsten, vielleicht auch der älteste Ort Norddeutschlands. Seiner wird zuerst unter Karl d. Gr. gedacht, der daselbst nicht nur einen Bischofssitz gründete, sondern B. auch 805 zum Handelsplatz mit den nördl. Slawen bestimmte. Unter Otto I. kam der Ort an die Billunger. Nachdem B. über drei Jahrhunderte die angesehenste und reichste Stadt des nördl. Deutschland gewesen, fand es seinen Untergang durch Heinrich den Löwen, seinen frühern Herrn, dem es bei seiner Rückkehr aus England die Thore verschlossen hatte. Heinrich erstürmte die Stadt 29. Okt. 1189, zerstörte dieselbe von Grund aus und ließ nur den Dom stehen. Dem Falle von B. verdankte Hamburg sein Aufblühen.

Bardsey, kleine Insel gegenüber dem 5 km ent[illegible] fernten Kap Braich-y-pwll, der Nordwestspitze [illegible] Wales (Grafschaft Carnarvon), am Nordein[illegible] der Cardiganbai, ist etwa 3 km lang und [illegible] breit, zählt 85 E. und besitzt ein Leuchtfeuer [illegible] Reste einer Abtei aus dem 8. Jahrh. Unter den Sachsen hieß B. die Bardeninsel. Nach ihr [illegible]teten sich die Mönche nach dem Blutbade [illegible] Bangor-Monachorum, weshalb B. den Namen Insula Sanctorum erhielt. Die Waliser nennen sie Ynys Enlli, d. h. Insel der Strömung.

Bardwan (engl. **Burdwan**), Division [illegible] indobrit. Präsidentschaft Bengalen, zählt (187[illegible]) [illegible] 33073 qkm 7286957 E. und enthält die Distrikte Birbhum, B., Bancura, Hughli und Midnapur. [illegible] Distrikt **Bardwan** zählt 2034745 E. auf [illegible] qkm niedrig gelegenen, reich bewässerten, [illegible] ordentlich fruchtbaren und wohlbebauten Landes. B. wird von vielen Flüssen durchströmt, von [illegible] der Hadji, Dammuda, Jellinghi, Bhaggrutti [illegible] Dalkissore die wichtigsten. Hierzu kommt noch [illegible] die östl. Grenze von B. bildende Hughly. Letzt[illegible] und der Bhaggrutti sind zu jeder Jahreszeit, [illegible] Hadji und Dammuda nur während der [illegible] schiffbar. Sie dienen zur Abfuhr der [illegible] hauptsächlich in Reis, Zucker, Indigo, Baumw[illegible] Tabak, Erdfrüchten, Ölsamen, grober Seide, [illegible]ten, Büffelhörnern, Bauholz, Lack u. s. w. [illegible] den Landeserzeugnisse nach Kalkutta. Das e[illegible]

und die Steinkohlen, deren Ausfuhr aus B. gleichfalls stattfindet, werden nur zum kleinsten Teile daselbst, hauptsächlich in dem benachbarten Distrikte Bancura gewonnen. Die Flüsse treten in der Regenzeit häufig über ihre Ufer und richten große Verwüstung an, so namentlich 1823. Unter der eingeborenen Bevölkerung sind viele große Grundbesitzer, von welchen der Titular-Radscha von B., mit einem Einkommen von 150000 Pfd. St., der reichste ist. B. wird von der East-Indian-Eisenbahn und der großen Militärstraße, welche beide von Kalkutta nach den nordwestl. Provinzen führen, und andern Heerwegen durchschnitten. Es wurde 1760 von dem Radscha Meer Cossim durch Vertrag an die Englisch-Ostindische Kompagnie abgetreten. Der Großmogul Schah Alam gab 1765 hierzu seine Zustimmung. — Die **Stadt Bardwan**, auf dem linken Ufer des Dammuda, zählt 32321 E. und ist Sitz der engl. Distriktsbeamten. Es befinden sich daselbst zwei engl. Schulen, die umfangreiche, aber unregelmäßige und unschöne Residenz des Titular-Radscha mit weitläufigen Gärten. Die erwähnte Militärstraße geht durch B. und die East-Indian-Eisenbahn berührt dieselbe.

Barea, ein kleiner, jetzt noch etwa 10—20000 Seelen starker, in dem nördl. Vorlande Abessiniens um den Mogareb (einen südl. Zufluß des Barka) herum unter 16° nördl. Br. und 55° östl. L. (von Ferro) ansässiger Volksstamm, der südlich an die Kunáma oder Bazen, nördlich an die Beni-Amer angrenzt. Obwohl schwarz oder wenigstens dunkelfarbig, sind sie keine Neger, aber auch keine Semiten, sondern wie die (an Zahl zehnmal so starken) Kunáma wahrscheinlich Reste einer Urbevölkerung, die von den abessin. Semiten nordwärts gedrängt wurde, zum Teil religionslos, zum Teil äußerlich zum Islam bekehrt, mit rein demokratischer Verfassung und höchst merkwürdigen Rechtsbräuchen und Sitten, von denen zuerst W. Munzinger in seinen »Ostafrik. Studien« (Schaffh. 1864) eine sehr interessante Beschreibung gegeben hat. Feldbau treibend und friedlich, verstehen sie gleichwohl sehr gut den räuberischen Beni-Amer ihre Plünderungszüge mit gleicher Münze zu vergelten. An der Grenze des ägypt. Machtgebietes ist ihre Lage ziemlich unsicher.

Barebone-Parlament wurde das von Cromwell 1653 zusammenberufene pietistische Parlament nach einem der am meisten hervortretenden Mitglieder, dem Lederhändler Barebone, genannt.

Barège oder Barèges, ein leichter, durchsichtiger Stoff von gazeartigem Gewebe, das zuerst im Thale von Barèges (am Fuße der Pyrenäen) als Erzeugnis der Hausindustrie für bäuerischen [illegible] aus wollenem Handgespinst hergestellt, sodann in Paris mit Kette von feiner Rohseide und [illegible], infolge der Ausbildung der Maschinenkammgarnspinnerei, auch anderwärts als Kleiderstoff nachgeahmt wurde. Am häufigsten wird jetzt die Kette aus gezwirnter Baumwolle, der Einschlag aus einfachem Kammgarn, zuweilen aus Seide, und zwar entweder aus reiner Seide oder, um Streifen zu bilden, aus Seide und Baumwolle [illegible], erzeugt, doch werden auch ganz aus Baumwolle bestehende Gewebe als B. in den Handel gebracht. In Deutschland wird die Fabrikation [illegible] vorzüglich in Elberfeld, Chemnitz, Plauen [illegible] betrieben.

Barèges oder **Barèges-les-Bains**, berühmter Badeort im franz. Depart. Hochpyrenäen in der alten Grafschaft Bigorre, 38 km im Süden von Tarbes und 20 km von Bagnères, liegt in dem engen und pittoresken Thale des Bastan 1232 m über dem Meere und besteht nur aus einer Straße. Das Bastanthal ist eng, wild und rauh, von tiefen Schluchten und hohen, meist kahlen und fast immer in Nebel gehüllten Bergen umgeben, vom brausenden Bastan beunruhigt, ohne Grün und Schatten, von furchtbaren Lawinen heimgesucht. Die Saison dauert von Mai bis Oktober, und auch in dieser Sommerzeit ist das Wetter unstet. Die übrige Zeit, wo der Ort bis zu 5 m Höhe eingeschneit oder überschwemmt ist, bringen die Einwohner zu **Luz** zu, einem Städtchen von 1671 E. mit wichtigen Fabriken von sog. Barègesstoffen. Aus dem Granit von B. springen acht alkalisch-salinische Schwefelthermen von 31—45° C., welche besonders bei Hautkrankheiten und hartnäckigen Rheumatismen gebraucht werden. Von den vorhandenen Badeanstalten ist das Große Bad in verfallenem Zustande. Das Militärbad (seit 1760) kann 350 Kranke aufnehmen. Eine kleinere Anstalt mit Trinkquelle (30° C.) und Douche ist neuerdings in der Nähe zu **Barzun** errichtet worden, deren viel milder wirkendes Wasser zur Vorbereitung auf die Thermen von B. benutzt wird. Der Zufluß an Wasser ist in B. nicht zureichend für eine Frequenz von 7—800 Badegästen; viele müssen ihr Bad in der Nacht nehmen. Dazu bietet der Ort wenig Bequemlichkeiten, und der Anblick vieler Krüppel ist abschreckend. Zu B. war schon 1550 ein Wildbad-Bassin, und 1630 wurden hier zwei Badeanstalten errichtet. Seitdem 1677 der Herzog von Maine in Begleitung der Maintenon die Thermen benutzt hatte, wurde B. ein Modebad. Das **Barègesthal**, sonst eins der sieben Thäler des Lavedan, ist eins der längsten in den Pyrenäen. Der südlichste und höchste Teil, La Pimené genannt, ist im NO. vom Mont-Néonville, im S. von Mont-Perdu (3352 m) und Marboré (3327 m), im W. vom zweispitzigen Vignemale (3290 m) umstellt. Am nördl. Fuße der beiden mittlern Berge liegt der Cirkus oder das Kesselthal von **Gavarnie** (Dorf in 1109 m Höhe), halbkreisförmig von 4—500 m hohen Steilwänden gebildet, von denen 12 Gießbäche in Kaskaden herabstürzen, darunter die 422 m hohe der Gave de Pau, wohl der schönste Wasserfall Europas. Nach S. führt die 90 m breite, 2804 m hohe Gebirgsscharte der **Rolandsbresche** und gegen W. der Paß oder Port de Bouchero ins Brotothal nach Spanien.

Baregine, eine gallertförmige organische Substanz, welche sich in manchen Thermalquellen, namentlich Schwefelwassern, findet und höchst wahrscheinlich aus kleinen Organismen mit gallertförmiger Hülle, Beggiatoa, Nostoc u. dgl., gebildet wird.

Bareilly, ein Distrikt der Division Rohilkhand der Lieutenant-Gouverneurschaft der nordwestl. Provinzen von Britisch-Indien, umfaßt auf dem östl. Gangesufer 7723 qkm eines reichbewässerten, sehr fruchtbaren, größtenteils vorzüglich kultivierten Flachlandes. Haupterzeugnisse sind Weizen, Reis, Mais, Hirse, Gerste, Tabak, Zucker, Baumwolle, Datteln, Weintrauben, Walnüsse, Erdbeeren, Äpfel und Birnen. Das Klima ist angenehm und im Winter kälter, als man von seiner geogr. Lage und seiner geringen Erhebung über das Meer (125—150 m) erwarten sollte. Die Bevölkerung, hauptsächlich aus Rohilla-Patanen, einem kräftigen, wohlgebauten, dabei selbstbewußten Volksstamme bestehend,

Seine Lehre war eine eigentümliche Weiterbildung der ältern syr. Gnosis, in welche das Element der vorderasiat. Naturreligion stark hereinspielt. Doch scheint er ebenso wenig wie seine Anhänger, die Bardesaniten, sich von der rechtgläubigen Kirche getrennt zu haben. Seine Ansichten verbreitete er durch Hymnen und wurde so der erste syr. Hymnendichter. Noch im 5. Jahrh. wurden diese Hymnen unbedenklich von den kath. Christen gesungen, bis der Kirchenlehrer Ephrem sie durch rechtgläubige verdrängte. Bruchstücke derselben sind bei Ephrem erhalten und bilden die sicherste Quelle für die Kenntnis seines Systems; außerdem sind vielleicht mehrere in den apokryphen Akten des Thomas enthaltene sechszeilige Hymnen in syr. Sprache, vor allem der schöne Hymnus von der Seele, von B. verfaßt. Der von den Kirchenvätern häufig erwähnte Dialog über das Schicksal, der neuerdings im syr. Original als «Buch über die Gesetze der Länder» wieder aufgefunden worden ist, rührt nicht von B. selbst, sondern von einem seiner Schüler her, und darf zur Darstellung des eigentümlichen bardesanischen Systems nur mit Vorsicht benutzt werden. Vgl., außer den allgemeinen Schriften über den Gnosticismus von Neander, Baur und Lipsius, besonders Hahn, «B. gnosticus Syrorum primus hymnologus» (Lpz. 1810); Merx, «B. von Edessa» (Halle 1863); Hilgenfeld, «B., der letzte Gnostiker» (Lpz. 1864).

Bardiet, Klopstocks Bezeichnung für ein religiös-kriegerisches Lied, s. unter Barden.

Bardiglio (ital.), ein sehr harter, weiß und rötlicher Marmor, welcher im Florentinischen gebrochen wird.

Bardili (Christoph Gottfried), deutscher Philosoph, geb. 28. Mai 1761 zu Blaubeuren in Württemberg, gest. zu Stuttgart 5. Juni 1808, wo er seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium war, erregte zuerst allgemeines Aufsehen durch die Schrift: «Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrtümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantschen insbesondere; keine Kritik, sondern eine medicina mentis, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophen» (Stuttg. 1800). In ihr suchte er den Satz durchzuführen, daß das Denken wesentlich die Wiederholung des Einen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gedachten, also an sich reine Identität, bloße Möglichkeit sei, welche die Wirklichkeit oder die Materiatur, wie es B. nannte, aus sich erzeuge. Alles Wirkliche sei somit im eigentlichsten Sinne nichts anderes als Gedanke. Hierdurch stellte sich B. in den schroffsten Gegensatz zu dem Kantschen System und wurde in gewissem Sinne der Vorläufer der Identitätsphilosophie. Doch ward er bald von dieser überflügelt, zumal da seine Anschauungen, wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, anfangs unbeachtet blieben, bis Reinhold in ihr den Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. Ferner schrieb B. «Über die Gesetze der Ideenassociation» (Tüb. 1796), «Philos. Elementarlehre» (2 Hefte, Landsh. 1802—6); «Beiträge zu Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre» (Landsh. 1803). Vgl. Bardilis und Reinholds «Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Spekulation» (Münch. 1804).

Bardis, Stadt in Ägypten, s. unter This.

Bardīt, s. unter Barden.

Bardo (arab., d. h. Palast), die Hauptresidenz des Beis von Tunis, in nächster Nähe der Stadt Tunis (s. d.); zugleich Sitz der Regierung.

Bardo, ital. Alpenfort, s. Bard.

Bardonnecchia (frz. Bardonnèche), Ort mit 1000 E. in der ital. Provinz Turin, 11 km nordwestlich von Oulx, 1258 m über dem Meere, an der Vereinigungsstelle von vier Thälern prächtig gelegen, ist Station der Mont-Cenislinie (Turin-Modane), deren großer Tunnel hier beginnt, und besitzt eine Pfarrkirche mit interessanten, aus der Abtei Novalese stammenden Chorstühlen, eine Burgruine und einen Römerturm. Hier vereinigen sich die Bäche von Rochemolle, vom Col de la Ro[illegible] und vom Col de Fréjus mit dem aus Valétroit hervorbrechenden Melezel zum Flusse B., der sich bei Oulx in die Dora-Riparia ergießt.

Bardot (frz., ital. bardotto), Packesel, figürlich für Sündenbock, die Zielscheibe fremden Witzes.

Bardowiek, Flecken in der Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, 5 km nördlich der Stadt Lüneburg an der schiffbaren Ilmenau und der Hannover-Harburger Eisenbahn. Der Ort zählt (1880) 1762 E. und ist besonders bekannt durch Gemüsebau und Sämereihandel sowie durch seine schöne alte got. Domkirche. B. ist einer der historisch merkwürdigsten, vielleicht auch der ältesten Ort Norddeutschlands. Seiner wird zuerst unter Karl d. Gr. gedacht, der daselbst nicht nur einen Bischofssitz gründete, sondern B. auch 805 zum Handelsplatz mit den nördl. Slawen bestimmte. Unter Otto I. kam der Ort an die Billunger. Nachdem B. über drei Jahrhunderte die angesehenste und reichste Stadt des nördl. Deutschland gewesen, fand es seinen Untergang durch Heinrich den Löwen, seinen frühern Herrn, dem es bei seiner Rückkehr aus England die Thore verschlossen hatte. Heinrich erstürmte die Stadt 29. Okt. 1189, zerstörte dieselbe von Grund aus und ließ nur den Dom stehen. De[illegible] Falle von B. verdankte Hamburg sein Aufblühen.

Bardsey, kleine Insel gegenüber dem 5 km [illegible] fernten Kap Braich-y-pwll, der Nordwestspitze [illegible] Wales (Grafschaft Carnarvon), am Nordein[illegible] der Cardiganbai, ist etwa 3 km lang und [illegible] breit, zählt 85 E. und besitzt ein Leuchtfeuer [illegible] Reste einer Abtei aus dem 8. Jahrh. Unter d[illegible] Sachsen hieß B. die Bardeninsel. Nach ihr [illegible] teten sich die Mönche nach dem Blutbad [illegible] Bangor-Monachorum, weshalb B. den Nam[illegible] Insula Sanctorum erhielt. Die Waliser nen[illegible] sie Ynys Enlli, d. h. Insel der Strömung.

Bardwan (engl. Burdwan), Division [illegible] indobrit. Präsidentschaft Bengalen, zählt (187[illegible] [illegible] 33073 qkm 7286957 E. und enthält die Distr[illegible] Birbhum, B., Bancura, Hughli und Midnapur. [illegible] Distrikt Bardwan zählt 2034745 E. au[illegible] qkm niedrig gelegenen, reich bewässerten, or[illegible] ordentlich fruchtbaren und wohlbebauten Land[illegible] B. wird von vielen Flüssen durchströmt, von [illegible] der Hadji, Dammuda, Jellinghi, Bhaggrutti [illegible] Dalkissore die wichtigsten. Hierzu kommt noch [illegible] die östl. Grenze von B. bildende Hughly. Letzt[illegible] und der Bhaggrutti sind zu jeder Jahreszeit, [illegible] Hadji und Dammuda nur während der [illegible] schiffbar. Sie dienen zur Abfuhr der zahlreich[illegible] hauptsächlich in Reis, Zucker, Indigo, Baumw[illegible] Tabak, Erdfrüchten, Ölsamen, grober Seide, [illegible] ten, Büffelhörnern, Bauholz, Lack u. s. w. be[illegible] den Landeserzeugnisse nach Kalkutta. Das [illegible]

und die Steinkohlen, deren Ausfuhr aus B. gleichfalls stattfindet, werden nur zum kleinsten Teile daselbst, hauptsächlich in dem benachbarten Distrikte Bancura gewonnen. Die Flüsse treten in der Regenzeit häufig über ihre Ufer und richten große Verwüstung an, so namentlich 1823. Unter der eingeborenen Bevölkerung sind viele große Grundbesitzer, von welchen der Titular-Radscha von B., mit einem Einkommen von 150000 Pfd. St., der reichste ist. B. wird von der East-Indian-Eisenbahn und der großen Militärstraße, welche beide von Kalkutta nach den nordwestl. Provinzen führen, und andern Heerwegen durchschnitten. Es wurde 1760 von dem Radscha Meer Cossim durch Vertrag an die Englisch-Ostindische Kompagnie abgetreten. Der Großmogul Schah Alam gab 1765 hierzu seine Zustimmung. — Die Stadt **Bardwan**, auf dem linken Ufer des Dammuda, zählt 32321 E. und ist Sitz der engl. Distriktsbeamten. Es befinden sich daselbst zwei engl. Schulen, die umfangreiche, aber unregelmäßige und unschöne Residenz des Titular-Radscha mit weitläufigen Gärten. Die erwähnte Militärstraße geht durch B. und die East-Indian-Eisenbahn berührt dieselbe.

Barea, ein kleiner, jetzt noch etwa 10—20000 Seelen starker, in dem nördl. Vorlande Abessiniens am den Mogareb (einen südl. Zufluß des Barka) herum unter 16° nördl. Br. und 55° östl. L. (von Ferro) ansässiger Volksstamm, der südlich an die Kunáma oder Bazen, nördlich an die Beni-Amer angrenzt. Obwohl schwarz oder wenigstens dunkelfarbig, sind sie keine Neger, aber auch keine Semiten, sondern wie die (an Zahl zehnmal so starken) Kunáma wahrscheinlich Reste einer Urbevölkerung, die von den abessin. Semiten nordwärts gedrängt wurde, zum Teil religionslos, zum Teil äußerlich zum Islam bekehrt, mit rein demokratischer Verfassung und höchst merkwürdigen Rechtsbräuchen und Sitten, von denen zuerst W. Munzinger in seinen «Ostafrik. Studien» (Schaffh. 1864) eine sehr interessante Beschreibung gegeben hat. Feldbau treibend und friedlich, verstehen sie gleichwohl sehr gut den räuberischen Beni-Amer ihre Plünderungszüge mit gleicher Münze zu vergelten. An der Grenze des ägypt. Machtgebietes ist ihre Lage ziemlich unsicher.

Barebone-Parlament wurde das von Cromwell 1653 zusammenberufene pietistische Parlament nach einem der am meisten hervortretenden Mitglieder, dem Lederhändler Barebone, genannt.

Barège oder **Barèges**, ein leichter, durchsichtiger Stoff von gazeartigem Gewebe, das zuerst im Thale von Barèges (am Fuße der Pyrenäen) als Erzeugnis der Hausindustrie für bäuerischen Gebrauch aus wollenem Handgespinst hergestellt, sodann in Paris mit Kette von feiner Rohseide und [illegible], infolge der Ausbildung der Maschinenkammgarnspinnerei, auch anderwärts als Kleiderstoff nachgeahmt wurde. Am häufigsten wird jetzt die Kette aus gezwirnter Baumwolle, der Einschlag aus einfachem Kammgarn, zuweilen aus Seide, und zwar entweder aus reiner Seide oder, um Streifen zu bilden, aus Seide und Baumwollgarn, erzeugt, doch werden auch ganz aus Baumwolle bestehende Gewebe als B. in den Handel gebracht. In Deutschland wird die Fabrikation des B. vorzüglich in Elberfeld, Chemnitz, Plauen [illegible] betrieben.

Barèges oder **Barèges-les-Bains**, berühmter Badeort im franz. Depart. Hochpyrenäen in der alten Grafschaft Bigorre, 38 km im Süden von Tarbes und 20 km von Bagnères, liegt in dem engen und pittoresken Thale des Bastan 1232 m über dem Meere und besteht nur aus einer Straße. Das Bastanthal ist eng, wild und rauh, von tiefen Schluchten und hohen, meist kahlen und fast immer in Nebel gehüllten Bergen umgeben, vom brausenden Bastan beunruhigt, ohne Grün und Schatten, von furchtbaren Lawinen heimgesucht. Die Saison dauert von Mai bis Oktober, und auch in dieser Sommerzeit ist das Wetter unstet. Die übrige Zeit, wo der Ort bis zu 5 m Höhe eingeschneit oder überschwemmt ist, bringen die Einwohner zu **Luz** zu, einem Städtchen von 1671 E. mit wichtigen Fabriken von sog. Barègesstoffen. Aus dem Granit von B. springen acht alkalisch-salinische Schwefelthermen von 31—45° C., welche besonders bei Hautkrankheiten und hartnäckigen Rheumatismen gebraucht werden. Von den vorhandenen Badeanstalten ist das Große Bad in verfallenem Zustande. Das Militärbad (seit 1760) kann 350 Kranke aufnehmen. Eine kleinere Anstalt mit Trinkquelle (30° C.) und Douche ist neuerdings in der Nähe zu **Barzun** errichtet worden, deren viel milder wirkendes Wasser zur Vorbereitung auf die Thermen von B. benutzt wird. Der Zufluß an Wasser ist in B. nicht zureichend für eine Frequenz von 7—800 Badegästen; viele müssen ihr Bad in der Nacht nehmen. Dazu bietet der Ort wenig Bequemlichkeiten, und der Anblick vieler Krüppel ist abschreckend. Zu B. war schon 1550 ein Wildbad-Bassin, und 1630 wurden hier zwei Badeanstalten errichtet. Seitdem 1677 der Herzog von Maine in Begleitung der Maintenon die Thermen benutzt hatte, wurde B. ein Modebad. Das **Barègesthal**, sonst eins der sieben Thäler des Lavedan, ist eins der längsten in den Pyrenäen. Der südlichste und höchste Teil, La Pimené genannt, ist im NO. vom Mont-Néonville, im S. von Mont-Perdu (3352 m) und Marboré (3327 m), im W. vom zweispitzigen Vignemale (3290 m) umstellt. Am nördl. Fuße der beiden mittlern Berge liegt der Cirkus oder das Kesselthal von **Gavarnie** (Dorf in 1109 m Höhe), halbkreisförmig von 4—500 m hohen Steilwänden gebildet, von denen 12 Gießbäche in Kaskaden herabstürzen, darunter die 422 m hohe der Gave de Pau, wohl der schönste Wasserfall Europas. Nach S. führt die 90 m breite, 2804 m hohe Gebirgsscharte der **Rolandsbresche** und gegen W. der Paß oder Port de Bouchero ins Brotothal nach Spanien.

Baregine, eine gallertförmige organische Substanz, welche sich in manchen Thermalquellen, namentlich Schwefelwassern, findet und höchst wahrscheinlich aus kleinen Organismen mit gallertförmiger Hülle, Beggiatoa, Nostoc u. dgl., gebildet wird.

Bareilly, ein Distrikt der Division Rohilkhand der Lieutenant-Gouverneurschaft der nordwestl. Provinzen von Britisch-Indien, umfaßt auf dem östl. Gangesufer 7723 qkm eines reichbewässerten, sehr fruchtbaren, größtenteils vorzüglich kultivierten Flachlandes. Haupterzeugnisse sind Weizen, Reis, Mais, Hirse, Gerste, Tabak, Zucker, Baumwolle, Datteln, Weintrauben, Walnüsse, Erdbeeren, Äpfel und Birnen. Das Klima ist angenehm und im Winter kälter, als man von seiner geogr. Lage und seiner geringen Erhebung über das Meer (125—150 m) erwarten sollte. Die Bevölkerung, hauptsächlich aus Rohilla-Patanen, einem kräftigen, wohlgebauten, dabei selbstbewußten Volksstamme bestehend,

beläuft sich (1872) auf 1507139, von denen drei Viertel Hindu, ein Viertel Mohammedaner sind. Der Distrikt B. in seiner gegenwärtigen Ausdehnung entstand 1842 aus der Vereinigung von B. mit dem Distrikte Pilibhit. Beide wurden 1801 von den Rohillas an die Englisch-Ostindische Kompagnie abgetreten und 1846 den nordwestl. Provinzen einverleibt.

Die gleichnamige Hauptstadt des Distrikts B., auf dem linken Ufer des Jooa, eines Nebenflusses der Ramganga, gelegen, ist eine beträchtliche, wiewohl etwas verfallene Stadt mit (1881) 101688 E., welche bedeutenden Handel treiben. B. ist durch seine Lage von großer militärischer Wichtigkeit, weshalb sich daselbst in einem befestigten Lager eine starke Garnison von 2000 engl. und 2640 eingeborenen Truppen befindet. B. war während des Aufstandes der Sipahis, 1857—58, in die Hände derselben gefallen, wurde ihnen aber nach hartnäckigem Widerstande 6. und 7. Mai 1858 von General Sir Colin Campbell entrissen. — Pilibhit, Hauptort des frühern Distrikts gleichen Namens, etwa 8 km nordöstlich von B. gelegen, mit 29840 E., ist eine Handelsstadt von Wichtigkeit. Hauptartikel der Ausfuhr sind Pech, Zimmerholz, Wachs, Honig, Wolle, Borax und verschiedene Metalle.

Bärenfluß (Bear-River) ist der Name dreier Flüsse in Nordamerika. Der eine entspringt in den Felsengebirgen, etwa 112 km östlich von der Salzseestadt, und fließt durch das Unions-Territorium Utah erst gegen NNW., Idaho, wendet sich dann plötzlich, in einer Gegend, wo man in 1614 m absoluter Höhe eine Sodaquelle und westlich davon einen alten Krater entdeckt hat, gegen SSW. und mündet, nachdem er 337 km weit ein malerisches und fruchtbares Thal durchströmt, auf der Nordostseite des Großen Salzsees von Utah. — Der zweite ist ein Fluß in Californien, der an dem westl. Abhange der Sierra Nevada entspringt, zuerst westlich, dann südlich läuft und eine Zeit lang die Grenze zwischen den Counties Yuba und Placer bildet, sich aber etwa 45 km von Marysville mit dem Featherfluß vereinigt. — Der dritte dieser Flüsse ist der westliche, 120 m breite, in den Mackenziestrom fallende Abfluß des Großen Bärensees (Great Bear-Lake), im nordwestlichsten Teile von Britisch-Nordamerika. Dieser See, welcher seinen Hauptzufluß aus dem Deasefluß erhält, liegt zwischen 64½ bis 67° nördl. Br. und 99⅓ bis 105½° westl. L. (von Ferro) in etwa 150 m absoluter Höhe auf dem Gebiete der arktischen Felsplatte, die mit steilen Abfällen seine Ufer umgibt. Derselbe hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und bedeckt eine Fläche von 17—20000 qkm. Sein Wasser ist sehr klar und hellblau. Der Eisgang beginnt selten vor dem 1. Aug., und 1837 war er nur 50 Tage offen. Nahe der Ausmündung liegt am B. das Fort Franklin, am Nordostende des Sees das Fort Confidence. Ersteres hat mittlere Jahrestemperatur 6°, letzteres 8° R. unter dem Gefrierpunkte.

Bärenfüßig heißen Pferde, deren Köthen (unterstes Fußgelenk) beim Gehen den Boden berühren.

Bäreninsel, auch Cherry- und wohl richtiger Beereninsel genannt, ein gewöhnlich zur Gruppe von Spitzbergen gerechnetes Eiland, welches ganz aus sekundärem Sandstein und Kalk gebildet ist und auch Steinkohlen enthält. Die Insel liegt ungefähr 225 km südlich vom Südkap Spitzbergens und umfaßt 68 qkm. Sie wurde 1596 von Barents entdeckt.

Bäreninseln, eine Gruppe von sechs Inseln [an] der Nordküste Sibiriens, unter 71° nördl. Br. u[nd] 179° östl. L. (von Ferro), nördlich vor der Mü[n]dung der Kolyma gelegen. Die Inseln sind fels[ig,] bergig, baumlos, nur mit Moos und Gras bedec[kt,] reich an Treibholz und nur von Bären bewohnt.

Bärenklau, der deutsche Name der zur Fami[-]lie der Doldengewächse gehörigen Linnéschen G[at]tung Heracleum (s. d.).

Bärenohr, Pflanzengattung, s. Arctotis.

Bärensee (Großer), s. unter Bärenfluß.

Bärentatze, Pilzart, s. unter Ziegenbart.

Bärentraube, Pflanzengattung, s. Arct[o-]staphylos.

Barents (Wilh.), ein holländ. Seefahrer a[us] Amsterdam, versuchte schon zu Ende des 16. Jah[rh.] den Weg nördlich um Asien herum nach China [zu] finden. Unter dem Befehle von Cornelis Rijp v[er-]ließen vier Schiffe, deren eins B., der faktische Lei[ter] des ganzen Unternehmens, führte, am 6. J[uni] 1594 Texel. B. war der erste, welcher am 10. J[uli] die Westküste von Nowaja-Semlja erreichte, diese[lbe] auf 6 Grad ihrer Erstreckung untersuchte und [die] Nordküste bis zum äußersten Nordwestkap, dem K[ap] Nassau, kennen lernte. Zwei der Schiffe war[en] währenddessen durch die Waigatschstraße nach Ost[en] ins Karische Meer gesegelt, durch die Eisscholle[n] desselben gedrungen, und fanden weiterhin, daß di[e] Küste sich nach Südosten hinziehe. In der Über[-]zeugung, des Plinius Kap Tabis gefunden zu habe[n,] hielten sie ihr Vorhaben für gelungen, glaubt[en] nun den Handelsweg nach China offen und kehrt[en] nach Amsterdam zurück. Die Expedition war bis 77 oder 78° nördl. Br. gelangt. Bald darauf gi[ng] unter B. eine neue Expedition von sechs Schif[fen] aus, die sich wieder nach Nowaja-Semlja wand[te.] Diesmal fanden sie die Waigatschstraße durch [Eis] geschlossen und sie kehrten enttäuscht in die Heim[at] zurück. Aber 1596 wurde noch ein neuer Ver[such] unternommen; am 16. Mai verließ B. w[ieder] Amsterdam; die Bäreninsel und Spitzbergen wurd[en] entdeckt und man gelangte bis in 80° 11′ nördl. [Br.] Während die Begleiter Heemskerk und Corn[elis] Rijp nach Holland zurückkehrten, suchte B. e[nt-]schlossen wieder das Kap Nassau auf. Dort [im] Eise eingeschlossen, mußte er mit seinen Gefähr[ten] den Winter zubringen, also die erste nordische Üb[er-]winterung durchmachen. Unsäglich leidend, bau[ten] sie aus Treibholz ein Haus und verbrachten sch[reck-]liche Monate. Auch mit dem kommenden Som[mer] ward das Schiff nicht vom Eise frei, und sie mußt[en] mit ihren gebrechlichen Booten sich 14. Juni 15[97] auf die gefahrvolle Rückreise begeben. Hier [starb] B. 20. Juni in der Eiswüste, die Mannschaft [er-]reichte nach großer Not endlich glücklich Kola, [wo] sie Cornelis antrafen, der sie nach Holland zur[ück-]führte. Fast 300 Jahre später (Sept. 1871) [hat] der norweg. Kapitän Elling Karlsen dieses Win[ter-]quartier von B. und die unverletzte Hütte mit a[llem] Inventar wieder aufgefunden, zugleich mit [der] schlichten Erzählung Gerrit de Veers über ihr[e Er-]lebnisse. Dem kühnen Bahnbrecher auf dieser [Bahn] der Nordfahrer zu Ehren heißt das Meer zwi[schen] dem Nordkap und Spitzbergen das Barent[s-]meer und die nördliche der beiden, die [Ost-] Spitzbergens bildenden Inseln die Barents[insel.] Vgl. Petermanns «Mitteilungen» (Bd. 18: «Pola[r-]regionen», Nr. 63, Gotha 1872).

Barent von Brüssel, Maler, s. Orley.

Barère de Vieuzac (Bertrand), Mitglied des ...nz. Nationalkonvents, geb. zu Tarbes 10. Sept. ...55, war erst Advokat am Gerichtshofe zu Tou... ...se und erhielt später das Amt eines Rats des ...neschalats zu Bigorra, das ihn 1789 als Depu... ...rten in die Generalstände schickte. Nach Auf... ...ung der Konstituante kam er als Richter an das ...Kationstribunal und wurde 1792 vom Depart. ...hpyrenäen in den Nationalkonvent gewählt. ...r verstand es B., wie kein zweiter, mit dem re... ...utionären Strome zu schwimmen. Er war Prä... ...nt des Konvents während des Prozesses Lud... ...s XVI. und stimmte für den Tod des Königs ...e Appellation an das Volk und ohne Aufschub. ...dem Jahre des Schreckens war er zweimal im ...hlfahrtsausschusse. Er half die Royalisten und ...publikaner in allen Schattierungen stürzen: die ...rondisten sämtlich, Phil. Egalité, die Königin, ...nton, Hebert, schließlich selbst Robespierre, wenige ...age nachdem er dessen Bürgertugenden gepriesen ...tte. Immer folgte er der Macht und wußte mit ...m Instinkt der Furcht stets den Augenblick zu ...den, wo der Besitz derselben wechselte. Dabei ...liebte er die Blutdekrete, für die er sprach, mit blu... ...ttreichen Phrasen zu drapieren. Den «Anakreon ...r Guillotine» hat man ihn darum genannt. Nach ...m Sturze Robespierres ward endlich auch B. mit ...llot d'Herbois und Billaud-Varennes vor Ge... ...cht gezogen und vom Konvent zur Deportation ...erurteilt, 18. Brumaire indes in die allgemeine ...mnestie eingeschlossen. B. lebte fortan litterari... ...ben Arbeiten. Als man ihn 1815 während der ...undert Tage zum Deputierten in die Kammer ...ählte, vertrat er die gemäßigten Grundsätze von ...89. Nach der zweiten Restauration wurde er mit ...n andern sog. Régicides verbannt und lebte in ...üssel, bis ihm die Julirevolution die Rückkehr er... ...öffnete. Die Regierung ernannte ihn zum Mitgliede ...s Verwaltungsrats im Dep. Hochpyrenäen, wel... ...s Amt er erst 1840 niederlegte. Er starb 14. Jan. ...41. Dem jüngern Carnot hatte er seine «Mé... ...oires» übergeben, welche von diesem mit einem ...rwort versehen und (2 Bde., Par. 1834; 2. Aufl., ...de., 1842) veröffentlicht wurden.

Bareszeg (spr. Bäreßeg), ein in Polen be... ...tes Getränk aus Gerstenmehl, das man in ...ären gären läßt und bann mit Fleischbrühe und ...tlichen Gartengewächsen zusammen kocht.

Barett (früher gewöhnlich Biret; ital. berreta, ...nz. barrette, span. birreta; vom spätlat. birrus, ...rus, Kleid von flockigem Stoffe) heißt eine Kopf... ...eckung mit flacher Mütze und breiter Krämpe ...reichem Stoff, welche mit dem Anfang des 16. ...rh. für Männer und Frauen die gewöhnliche ...tracht wurde. Zu Anfang war das B. mannig... gestaltet und verziert, geschlitzt und mit bunt... ...igem Stoff durchzogen, oft auch mit einer Haar... ...be, Calotte, in Verbindung gebracht. Ritter ...en es gern hochrot, Fürsten und Grafen kar... ...ırot, mit Gold, Perlen, Edelsteinen, auch wohl ...einem Porträtmedaillon besetzt, vom kostbaren ...edbusch überragt. Sehr lebhaft war Nürnbergs ...ettfabrikation. Um die Mitte des 16. Jahrh. ...drängte die span. Mode die bunten Farben und ...men und behielt nur ein schwarzes, steifes B. ... Gegen Ende des Jahrhunderts verschwand ...h dieses als allgemeine Tracht und blieb seitdem ...n runder oder eckiger Form als Bestandteil der ...tstracht für Geistliche, hier und da auch für Richter und Professoren, insbesondere für Dekane und Rektoren der Universitäten. In Deutschland ist das B. in neuester Zeit wieder als Bestandteil der richterlichen Amtstracht zu Ehren gekommen.

Baretti (Giuseppe), ital. Schriftsteller und Dichter, geb. zu Turin 25. April 1719, entfloh als sechzehnjähriger Jüngling dem elterlichen Hause, trat zu Guastalla als Schreiber in ein Handlungshaus, wandte sich 1740 nach Venedig und wurde 1742 zu Cuneo als Magazininspektor angestellt. Von 1745—51 lebte er abwechselnd zu Turin und Venedig und begab sich dann nach London, wo er als Lehrer der ital. Sprache wirkte. Nach einem neunjährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Italien zurück, gab zu Mailand die «Lettere famigliari» (1762) heraus, mußte sich aber, wegen derselben verfolgt, nach Venedig wenden, wo er 1763 den zweiten Band veröffentlichte und das kritisch-litterarische Journal «Frusta letteraria» begründete, das von 1763—65 erschien und wiederholt (Carpi 1799; Mail. 1804; in den «Classici italiani», 2 Bde., Mail. 1838—39) neu aufgelegt wurde. B. wendete sich später wieder nach London, wo er zum Sekretär der königl. Akademie der Künste ernannt wurde und 6. Mai 1789 starb. Sein «Dictionary of the English and Italian languages» (2 Bde., Lond. 1760 u. öfter; zuletzt Lond. 1854) und «Spanish and English dictionary» (Lond. 1778 u. öfter; zuletzt 2 Bde., Lond. 1837) wurden lange geschätzt. Aufsehen erregte auch sein «Account of the manners and customs of Italy» (Lond. 1768; 2. Aufl. 1769; deutsch von Schummel, Bresl. 1781). Gesamtausgaben seiner «Opere italiane» sind zu Mailand (zuletzt 4 Bde., 1838) erschienen.

Barfleur, kleine Hafenstadt im franz. Depart. La Manche, Arrondissement Valognes, 26 km östlich von Cherbourg und 2 km südlich von der Barfleurspitze, der Nordostecke der Halbinsel Cotentin, zählt 1220 E., welche ansehnliche Schiffahrt treiben, Barken bauen und ein Seebad unterhalten. Auf dem Kap B. steht der herrliche Leuchtturm von B. oder Gatteville; ferner sind zwei kleinere Leuchtfeuer in der Nähe der Stadt, deren kleiner Hafen Schiffe von 3—400 t aufzunehmen vermag. Im J. 1850 entdeckte man eine 8 km lange, gewaltige Austernbank hierselbst. B. war bis auf Heinrich IV. eine starke Festung und ein wichtiger Hafen, von welchem sich 1042 Eduard der Bekenner nach England einschiffte und von wo Wilhelm der Eroberer zur Invasion in England 1066 auslief.

Barfod (Poul Frederik), dän. Politiker und Historiker, ein eifriger Vertreter der «skandinavischen Idee» und «Grundtvigianer», geb. 7. April 1811 zu Lyngby in Jütland, war 1849—69 Reichstagsabgeordneter und wurde später Assistent an der königl. Bibliothek in Kopenhagen. Aus seiner litterarischen Thätigkeit sind hervorzuheben die international-nordische Zeitschrift «Brage og Idun» (1839—41), «Fortællinger af Fædrelandets Historie» (4. Aufl., Kopenh. 1874) und «En Reise i Dalarne» (Kopenh. 1863).

Barfuß (Hans Albr., Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1635, entstammte einer altbrandenb. Familie, und bildete sich in den Kriegen des Großen Kurfürsten und seines Nachfolgers, des ersten Königs, zu einem der tüchtigsten brandenb.-preuß. Offiziere aus. Sein erstes größeres Kommando als Oberst erhielt er im Kriege Friedrich Wilhelms gegen die Schweden um den Besitz

Neuvorpommerns 1678, wo er im Herbst an der Expedition nach Rügen und der Eroberung Stralsunds teilnahm. Im J. 1683 führte er als Generalmajor ein kleines Korps gegen die Türken und kämpfte mit Sobieski bei Gran. Größere Erfolge noch errang er 1686 in dem Korps, das unter dem Oberbefehl des Generallieutenants von Schöning bei der Belagerung Ofens mitwirkte. B. führte bei dem Hauptsturm am 12. Sept., dem die Festung erlag, den linken Flügel der Sturmkolonne. In dem zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. kämpfte B. unter den Augen Kurfürst Friedrichs III. selbst am Rhein; die Erstürmung Bonns (Okt. 1689) ward nach seinen Dispositionen ausgeführt. Im J. 1691 führte er als Oberbefehlshaber ein neues Hilfskorps von 6000 Mann dem Kaiser gegen die Türken zu, das den Sieg bei Salankemen (Aug. 1691) entscheiden half; ein Erfolg, der ihm die Würde eines Generals der Infanterie verschaffte. Er ward noch Oberkriegspräsident, Feldmarschall, Reichsgraf und einer der ersten Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler, aber seine kriegerische Thätigkeit war wesentlich zu Ende. Um so lebhafter beteiligte er sich an den Cabalen und Intriguen, die das Hofleben unter dem Sohne des Großen Kurfürsten erfüllten. B. hat neben andern den allmächtigen Minister von Dankelmann 1697 zu Fall gebracht. Er hatte gehofft, selbst dadurch an die Spitze der Geschäfte zu kommen, mußte aber bald neben dem gewandten Höfling Kolb von Wartenberg zurücktreten, dem es sogar gelang, ihn schließlich (1702) ganz vom Hofe und aus der Armee zu verdrängen. B. starb auf seiner Besitzung Kossenblatt bei Beeskow 27. Dez. 1704. Vgl. von Barfuß-Falkenberg, «Hans Albrecht, Graf von B.» (Berl. 1854).

Barfüßer (lat. discalceati, d. h. Unbeschuhte) heißen Mönche und Nonnen (Barfüßerinnen), welche sich entweder gänzlich (wie die 1540 in Plasencia in Spanien begründeten und nach Italien, gegenwärtig besonders in Neapel verbreiteten Alcantariner) oder für eine gewisse Zeit des Jahres (wie die Nonnen Unserer lieben Frauen von Calvaria, vom 1. Mai bis Kreuzeserhöhung) der Fußbekleidung enthalten, oder endlich bloß Sandalen, mit Riemen befestigte Sohlen (von Holz, Leder, Stricken, Genist) statt der Schuhe tragen. Sie bilden keinen besondern Orden, sondern höhere Grade der Ascese in verschiedenen Orden, z. B. der Franziskaner, Augustiner, Mercenarier, Kamaldulenser u. a. Besonders die heil. Theresa, Stifterin des unbeschuhten Karmeliterordens in Spanien 1560, hat diese Art ascetischer Übung weit verbreitet. Für dieselbe beruft man sich auf Matth. 10, 10, wo Jesus den Jüngern verbietet, auf ihren Missionsreisen Schuhe zu tragen. Bei Juden und Römern galt das Ablegen der Schuhe als Zeichen der Trauer und Erniedrigung, unter welchem die Götter um Abwendung öffentlicher Unglücksfälle angefleht wurden.

Barge (engl.), die 8—12ruderige Staatsschaluppe eines engl. Admirals oder Kapitäns. — B. (frz.), ein plattes, 7—10 m langes Flußschiff mit Segel und Ruder.

Bargell (ital.), der Hauptmann der Häscher [oder Sbirren.

Bargello, früher der Palast des Podestà in Florenz, jetzt Museum. (S. unter Florenz.)

Bargiel (Woldemar), deutscher Komponist, geb. 3. Okt. 1828 in Berlin, Sohn des dortigen Musiklehrers Adolf B. (gest. 1841), erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, sang als Altist im berliner Domchor, besuchte von 1846 an das leipziger Konservatorium, privatisierte darauf in Berlin, wurde dann Lehrer an der rhein. Musikschule in Köln und ging 1865 als Dirigent der Konzerte der holländ. Musikgesellschaft nach Rotterdam, von wo er 1874 als Lehrer für Instrumentalmusik an der Musikschule der königl. Akademie nach Berlin berufen wurde; 1875 erhielt er einen Sitz im Sena[t] dieser Akademie und 1876 den Professortitel. Al[s] Komponist hat B. besonders durch Instrumental[-] werke (Ouverturen, Symphonien, Trios u. s. w.), in denen er sich der Weise Schumanns verwan[dt] zeigt, Bedeutung erlangt.

Barham (Richard Harris), engl. Dichter un[d] Humorist, geb. 6. Dez. 1788 in Canterbury, erhie[lt] seine Erziehung in der Paulsschule in London un[d] ging 1805 nach Oxford, wo er den Grad eine[s] Bachelor of Arts erlangte. Hierauf widmete er si[ch] theol. Studien und wurde 1813 Pfarrer in de[m] kentischen Städtchen Ashford. Während einer län[-] gern Krankheit schrieb er 1819 den Roman «Bald[-] win», und da dieser Beifall fand, bald darauf de[n] dreibändigen Roman «My cousin Nicholas», de[r] jedoch erst 1834, und zwar anonym, in «Black[-] wood's Magazine» erschien. Im J. 1821 siedelte B. als Kanonikus der Paulskirche nach London über. Bei mannigfachen Berufsgeschäften beschränk[-] ten seine schriftstellerischen Arbeiten sich länger[e] Zeit auf Artikel in Zeitschriften und auf die Mit[-] arbeit an Gordons «Biographical Dictionary». Allgemeiner bekannt wurde B. erst durch eine[n] Cyklus erzählender Gedichte, die er seit 1837 un[ter] dem Titel «The Ingoldsby legends» unter de[m] Pseudonym Thomas Ingoldsby in «Bentley['s] Miscellany» erscheinen ließ. Die originelle Misch[ung] von Burleske, Witz, Pathos und Altertümlich[keit], womit die «Ingoldsby legends» eine Reihe [selt-] samer geschichtlicher und sagenhafter Begebenhei[ten] in vielfach wechselnden poetischen Formen darstell[en,] wies ihnen eine eigentümliche Stelle in der zeitge[-] nössischen Litteratur an. In mehrern Serien [er-] schienen sie zuerst von 1837—42 in «Bentley's Ma[-] gazine», dann von 1842—45 in Colburns «Ne[w] Monthly Magazine». Später wurden sie in wie[-] derholten Ausgaben mit Illustrationen von Cru[ik-] shank und Leech veröffentlicht. B. starb 17. Ju[ni] 1845 zu London. — Sein Sohn, Dalton R. [B.,] schrieb sein Leben in «The life and letters of [Ri-] chard Harris B.» (2 Bde., Lond. 1870).

Barhampur, Berhampur oder Burha[m-] pur, Hauptort des Distrikts Murschedabad de[r] der indobrit. Präsidentschaft Kalkutta gehören[den] Presidency-Division, liegt auf dem linken Ufer [des] Bagharatti, eines Ausflusses des Ganges, an [der] Heerstraße zwischen Murschedabad und Kalk[utta,] von ersterer Stadt 8, von letzterer etwas we[niger] als 190 km entfernt. B. ist Sitz der Behörden [und] ein nicht unbedeutender Garnisonsort und [hat] (1872) 27110 E.

Barhebräus oder Bar Ebrai (Grego[rius],) oder mit arab. Namen Abul-Faradsch be[n] Hârun), einer der bedeutendsten syr. und [arab.] Schriftsteller, ward 1226 zu Malatija in Arm[enien] geboren. Wegen seiner ausgezeichneten Kenntn[isse in] allen Fächern wurde er von seinen Zeitgenoss[en] «Zierde der Zeit» (Farîd al-zamân) genannt. [Schon] in seinem 20. Jahre wurde er zum Bischof [von] Guba ernannt und gelangte 1264 durch

Patriarchen Ignatius zur Würde eines jakobitischen Weihbischofs (syr. Mafrejânâ, eigentlich einer der die Geistlichen befruchtet, d. h. ordiniert), die er bis zu seinem 1286 erfolgten Tode bekleidete. Seine Amtsführung fiel in eine der für die Christen des Morgenlandes verhängnisvollsten Zeiten, in welcher die unter Hulagu in den vordern Orient eingedrungenen Mongolen die christl. Kultur ernstlich gefährdeten. Durch sein konziliatorisches Talent, durch die ihm eigene Würde und eine seltene Charakterfestigkeit und Klugheit, die ihm selbst bei seinen rohen Feinden die größte Achtung erzwang, gelang es ihm, den Christen ihre geachtete Stellung zu erhalten. B. war einer der fruchtbarsten und bedeutendsten Schriftsteller der Syrer. Er zeigt sich überall als gewissenhafter und kritisch sichtender Forscher, der bestrebt ist, in den ursächlichen Zusammenhang der Thatsachen tiefer einzudringen. Sein großes Geschichtswerk, die «Chronik», dessen erster, die polit. Geschichte enthaltender Teil bereits 1789 von P. J. Bruns und G. W. Kirsch unter dem Titel «Bar Hebraei Chronicon syriacum» veröffentlicht worden war, ist erst in der neuesten Zeit (3 Bde., Löwen 1872—74) von J. B. Abbeloos und T. J. Lamy durch Veröffentlichung des zweiten kirchengeschichtlichen Teils vollständig bekannt geworden. Von seinem großen exegetischen Werke, der «Schatz der Geheimnisse» (Außar râse) sind nur einzelne Abschnitte bekannt, die namentlich durch Bernsteins Anregungen in Breslau veröffentlicht wurden. Eine Gesamtausgabe seiner grammatischen Werke hat der Abbé Martin («Oeuvres grammaticales d'Aboul-Faradj dit Bar Hebraeus», Tl. 1 u. 2, Par. 1873) und eine Ausgabe seiner kleinern syr. Grammatik Bertheau (Gött. 1843) veranstaltet. Eine Selbstbiographie des B. veröffentlichte Assemani in der «Bibliotheca orientalis» (Bd. 2), wo sich zugleich ein vollständiges Verzeichnis der Schriften des B. findet. Den arab. Auszug aus seinem größern Geschichtswerke, welchen B. in den letzten Monaten seines Lebens auf Bitten seiner Freunde verfertigte, gab E. Pococke als «Abulpharagii historia dynastiarum» (Orf. 1663) heraus (deutsch von Bauer, Lpz. 1783).

Bari, ein Negervolk am Weißen Nil, zwischen [illegible] 35' und 6° 5' nördl. Br. und 28° 50' bis 30° 17' östl. L. (von Ferro), das nach seinen Überlieferungen vor sechs Generationen von Süden her eingewandert ist, indem es die Beri vertrieben hat. Sie grenzen gegen N. an die Dinkastämme Bor und Eliab, gegen W. an die Ngyang-Bara und den Dinkastamm der Mandari, gegen S. an die Madi und Koschi, gegen O. an die Beri und zerfallen in mehrere Stämme: die eigentlichen B. am Weißen Nil, die Schir im N. und die Landa im S. von denselben. Die Sprache ist einfach, aber bildsam und von der der angrenzenden Völkerschaften verschieden. Die B. sind, ungleich den meisten Nilanwohnern, nicht nomadisch, sondern haben feste Wohnsitze, treiben Ackerbau und Viehzucht, die Ärmern auch Fischerei und Schmiedearbeiten aus dem im Lande vorkommenden Eisen, leben in patriarchalischer Verfassung unter Häuptlingen und haben Vielweiberei. Während Mädchen und Weiber eine kurze Fransenschürze tragen, gehen die Männer ganz nackt. Die B. sind kriegerisch und liegen oft in blutigem Streit untereinander. Ihr Land ist hügelig und anmutig; es wechseln Grasebenen mit Wäldern; zahlreiche Dörfer aus runden Strohhütten liegen im Schatten riesiger Bäume. Volk und Land der B. wurden zuerst durch die ägypt. Nilexpedition 1839—42 bekannt, genauer aber erst durch die kath. Missionare, welche daselbst 1849—60 zu Gondokoro eine Station hatten, deren Wirksamkeit jedoch durch die Elfenbein- und Sklavenhändler des Weißen Flusses gelähmt wurde. Vgl. Kaufmann, «Schilderungen aus Centralafrika» (Brixen 1862); Friedr. Müller, «Die Sprache der B.» (Wien 1864); derselbe, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, 2. Abteil., Wien 1877); Mitterrutzner, «Die Sprache der B.» (Brixen 1867).

Bari, auch Terra di Bari, eine der neapolitan. Provinzen des Königreichs Italien, 5937 qkm groß mit (1876) 641 604 E., von denen ein kleiner Teil dem arnaut. Volksstamme angehört. Die Provinz wird im Norden der apul. Halbinsel vom Adriatischen Meere bespült, ist im Innern von einzelnen Berggruppen erfüllt, unter denen der San-Agostino die bedeutendste, und liegt zum großen Teile im Bereiche der wenig bewässerten Apulischen Ebene. Außer einigen kleinen Binnenseen hat das Land nur ganz unbedeutende Küstenflüsse aufzuweisen, die bei anhaltender Trockenheit oft ganz wasserlos sind; der einzige bedeutendere ist der Ofanto, welcher die Grenze gegen die Provinz Foggia bildet. Trotz der Wasserarmut, welche durch anhaltende Sonnenhitze noch mehr erhöht wird, gehört doch die Provinz zu einer der fruchtbarsten des Königreichs. Sie ist berühmt durch ihren Wein, ihre Baumwollkultur und Seidenzucht, den Reichtum an Öl und Südfrüchten, eine vortreffliche Zucht von Schafen, deren 250 000 auf den ausgedehnten unbestellbaren Ebenen weiden, berühmten Pferden, großen Herden von Rindern, Eseln, Ziegen und Schweinen, durch lebhaften Fischerei- und Salinenbetrieb an den Küsten und die Kühnheit der Bareser zur See, auf der sie in eigenen Schiffen bedeutenden Handel mit ihrem Korn, Öl und Wein betreiben. Die Provinz zerfällt in die Kreise B., Barletta und Altamura.

Die Hauptstadt Bari delle Puglie, an der Linie Foggia-Otranto der Italienischen Südbahn, die hier nach Taranto abzweigt, liegt in schöner Umgebung, ist Sitz eines Erzbischofs und des Präfekten, hat ein Lyceum und treibt mit den Landesprodukten, namentlich mit Getreide, Olivenöl, Mandeln, Feigen, Agrumen, Safran, Wein, Baumwolle und Wolle bedeutenden Handel und zählt (1880) 56 298 E. Der Hafen von B. ist in neuester Zeit durch Molenbauten so verbessert worden, daß die größten Handelsdampfer in ihm liegen können. Röm. Altertümer erinnern an das alte Barium im Distrikte Peucetien, und die Altstadt hat bis in die Gegenwart ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt. Sie besitzt ein Athenäum für Kunst, ein Theater und zwei namentlich in architektonischer Hinsicht sehr bedeutende Kirchen: die Kathedrale von 1034, bei der Renovierung im 18. Jahrh. verunstaltet, und die Kirche San-Nicola, 1087 zu Ehren des heil. Nikolaus (Bischofs in Lycien) erbaut, dessen Gebeine in der schönen Krypta aufbewahrt werden und durch ihre Wunderthaten (Mannaschwitzen) zahlreiche Wallfahrer herbeiziehen. B. war im Mittelalter (Barum, Baris) in alle Kämpfe verwickelt, die in Unteritalien spielten. Von 848—875 war B. im Besitz der Sarazenen, denen es die griech. Kaiser abnahmen, unter welchen die Stadt zum freien Fürstentum wurde. Es kam 1059 in die Gewalt der Normannen, wurde zwar 1060 von den

Griechen wiedergenommen, allein schon 1071 von neuem durch die Normannen unter Robert Guiscard erobert und 1156 wegen byzant. Sympathien gänzlich zerstört. Robert von Anjou schenkte 1324 die Stadt mit Umgebung als Fürstentum einem seiner Günstlinge, und dies blieb selbständig (seit dem 15. Jahrh. unter den Sforza), bis sie endlich 1558 mit Neapel vereinigt wurde. Zu B. wurde 1098 ein Konzilium abgehalten.

Baria rident, Bargeld lacht; Baria ist eine scherzhafte lat. Pluralbildung vom deutschen Bar (Bargeld).

Bariatinskij, s. Barjatinskij.

Baribal, eine nordamerik. Bärenart, s. Bär.

Barile (ital.), d. i. Faß, Fäßchen, der Name eines ältern ital. Flüssigkeitsmaßes von sehr verschiedener Größe, zwischen 33 und 140 l an Inhalt wechselnd. Auch in Griechenland und auf den Jonischen Inseln ist dasselbe gebräuchlich. Die alte franz. Barrique (s. d.) wird in manchen Gegenden ebenfalls Baril genannt; ferner kommen Maße unter dem Namen Baril im franz. Westindien für flüssige und trockene Waren vor. In Malaga begreift der Baril (Korb) Weintrauben 24 **kg** Gewicht. Dieselbe Bedeutung hat das engl. Barrel, welches ein engl. Biermaß von 36 Gallons oder 163,56 l und auch ein Gewichtsbegriff bei Mehl, Seife, Butter u. s. w. ist. Besonders wichtig ist das Barrel als Gewichtsmaß im Verkehr mit Weizenmehl, da in England wie in ganz Amerika dieses Mehl im größern Handel stets nach dem Barrel (frz. Baril, span. und portug. Barril) verkauft wird, welches 196 engl. Pfd. Handelsgewicht begreift.

Barilla, früher ein wichtiger Handelsartikel, jetzt im Handel kaum mehr gekannt, ist die an der span. Küste durch Verbrennen von Meerespflanzen dargestellte Asche, welche wegen ihres Gehalts an kohlensaurem Natron, Soda, vielfache Verwendung fand.

Barillakupfer, gediegenes Kupfer in Südamerika.

Bärin (slaw., d. h. Herr), s. unter Bojar.

Barinas, s. Varinas.

Baring, eine nach England eingewanderte deutsche Familie, welche zu London eins der größten Handelshäuser der Welt (die Firma Baring Brothers u. Comp.) begründete und deren Mitglieder sich vielfach als Parlamentsabgeordnete und als Inhaber höherer Staatsämter bekannt gemacht haben. Begründet wurde dieselbe durch Johann B., einen Sohn Franz B.s, Pastors von St. Ansgarii in Bremen, der sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu Exeter in der Grafschaft Devon niederließ und dort ein kleines Geschäft begann. Von seinen vier Söhnen John (geb. 1730), Thomas (gest. 1757), Francis und Charles (geb. 1742, gest. 13. Jan. 1829) etablierten Francis und John 1770 ein Haus in London, welches die Grundlage des noch jetzt bestehenden bildet. — Francis B., der dritte Sohn Johann B.s, geb. 18. April 1740 zu Exeter, saß im Rate der Ostindischen Kompagnie, vertrat mit Eifer die Pittsche Politik und ward 29. Mai 1793 zum Baronet erhoben. Durch seine «Observations on the establishment of the Bank of England» (Lond. 1797) nahm er an den Erörterungen über die Bankrestriktionsmaßregel von 1797 wesentlichen Anteil. Sir Francis starb 21. Sept. 1810. Er hinterließ, außer fünf Töchtern, fünf Söhne: Thomas, Alexander, Henry, William und George. Die drei ältesten von diese[n] waren eine Zeit lang Teilhaber des Geschäfts u[nd] Mitglieder des Unterhauses.

Thomas B., ältester Sohn Sir Francis', geb. 12. Juni 1772, erbte 1810 den Titel seines Vater[s] und starb 3. April 1848. Der zweite Sohn, Alexander B., Lord Ashburton, geb. 27. Ok[t.] 1774, arbeitete von Jugend auf im Geschäfte d[es] Hauses, in seinen Jünglingsjahren in den Comptoirs desselben in den Vereinigten Staaten u[nd] Canada, und wurde nach dem Tode seines Vater[s] 1810 Chef des Hauses. Um den Krieg mit Amerika abzuwenden, schrieb er eine «Inquiry in[to] the causes and consequences of the orders [in] Council» (Lond. 1808), war 1818 auf dem Kongreß zu Aachen, wo er die große franz. Anlei[he] negoziierte und saß seit 1812 (in Taunton gewähl[t]) im Parlament. Im Dez. 1834 ernannte ihn Pe[el] zum Münzmeister und zum Präsidenten des Boa[rd] of Trade, welche Ämter er 1835 niederlegte. [Am] 10. April 1835 wurde er unter dem Titel Baro[n] Ashburton von Ashburton in den Peerstand e[r]hoben. Obwohl anfänglich dem Freihandelssystem zugethan, stand doch B. als Politiker stets auf [sei]ten der Tories. Nachdem er Lord und Grundbesitzer geworden, änderte er übrigens seine handelspolit. Anschauungen, und ging sogar 1846, als Peel die Schutzzölle fallen ließ, zur Opposition über. Mit glücklichem Erfolge löste er 1842 au[f] einer Spezialmission nach Amerika die Differenze[n] zwischen England und den Vereinigten Staaten i[n] Bezug auf das Gebiet von Maine. Er starb 1[3.] Mai 1848 zu Longleath, dem Sitze seines Enkel[s] des Marquis von Bath. Ihm folgte als zweit[er] Lord Ashburton sein Sohn William Bingha[m] B., geb. 1. Juni 1799. Derselbe gehörte im Unterhause zu den Anhängern Peels, in dessen Ministerium er die Stellen eines Sekretärs des Indisch[en] Amts und des Kriegszahlmeisters versah. Er [starb] 23. März 1864, worauf ihm in der Peerage [sein] Bruder Francis B., geb. 20. Mai 1800, g[est.] 6. Sept. 1868, folgte, nach dessen Tode die [Peers]würde auf seinen ältesten Sohn, Alexander Hugh B., geb. 1835, den gegenwärtigen [vierten] Lord Ashburton, überging. Derselbe hatte seit 18[..] Thetford im Parlament vertreten.

Sir Francis Thornhill B., seit dem To[de] seines Vaters Thomas B. Erbe der Baronetie, ge[b.] 20. April 1796, erhielt seine Bildung in Oxford, habilitierte sich 1823 als Barrister und vertra[t] 1826—65 die Stadt Portsmouth im Parlament. In seiner Politik schloß er sich den Whigs an. [...] 1830—34 war er Lord des Schatzes und unter de[m] Ministerium Melbourne bis 1839 Schatzsekretär. Hierauf erhielt er den Posten des Schatzkanzlers, dem er sich jedoch wenig gewachsen zeigte, und d[en] er im Aug. 1841 bei Auflösung des Ministeriums niederlegte. Später bekleidete er 1849—52 d[as] Amt eines ersten Lords der Admiralität. Bei Gelegenheit der Bildung des Ministeriums Russell-Gladstone 4. Jan. 1866 mit dem Titel eines [Lord] Northbrooke zur Peerage erhoben, starb er 6. Sep[t.] 1866. Ihm folgte als zweiter Lord Northbrook[e] sein einziger Sohn Thomas George B. (S. Northbrooke.) — Thomas B., ein Bruder des ersten Lord Northbrooke, beteiligte sich mit Vorliebe a[n] den großen kommerziellen Unternehmungen, dem seine Familie ihre Größe verdankt. Geboren 180[.] vertrat er 1835—37 den Flecken Groß-Yarmouth i[m]

Parlament, und später von 1844—73 den Flecken Huntingdon als entschiedener Konservativer. Er war Direktor und mehrere mal Gouverneur der Bank von England, Deputy-Lieutenant von London und Präsident des Londoner Lloyd. Hauptchef des Handelshauses blieb er bis zu seinem Tode, 18. Nov. 1873. — Das Haus B. ist in allen Hauptgeschäftszweigen stark interessiert, in Negoziation von Staatsanleihen, in Wechsel- und Geldhandel, Produktenhandel, eigener Kolonialproduktion (z. B. auf Ceylon), Importation und Exportation auf eigene und fremde Rechnung u. s. w.

Baring-Gould (Sabine), engl. Schriftsteller, s. Gould.

Bariolage (frz.), Buntscheckigkeit (namentlich von Malereien); bariolieren, buntscheckig färben (Malereien; in figürlicher Bedeutung: den Stil).

Baritiu (spr. Baritz; Georg), rumän. Publizist, geb. 1812 im Koloser Komitat Siebenbürgens, der Sohn eines griech.-kath. Pfarrers, besuchte das Gymnasium zu Blasendorf, dann das zu Klausenburg, erhielt seine theol. Bildung auf dem bischöfl. Seminar zu Blasendorf, und wurde 1836 nach Kronstadt berufen, wo er eine Gemeinde- und Handelsschule für die rumän. Kirchengemeinde organisierte. Dort begründete er bereits 1838 die «Gazeta de Transilvania», die erste Zeitung in rumän. Sprache in Österreich. In den J. 1848 und 1849 nahm er auf österr. Seite lebhaften Anteil an den Kriegsereignissen. Nach der Rückkehr in die Heimat übernahm er 1. Dez. 1849 wieder die Redaktion seiner Zeitung, mußte dieselbe aber im Febr. 1850 niederlegen. Seitdem wirkte B. als Mitarbeiter an den übrigen rumän. Blättern, hat aber seit 1878 wieder ein eigenes Blatt gegründet, den «Observatoriul» in Hermannstadt. Seit 1863 Mitglied des siebenbürg. Landtags, ward er durch letztern in demselben Jahr zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Seit 1867 ist er Mitglied der rumän. Akademie der Wissenschaften. Außer seinen journalistischen und publizistischen Arbeiten sind von den übrigen Schriften hervorzuheben ein deutsch-rumän. Wörterbuch (in Gemeinschaft mit Munteanu, 2 Bde., Kronst. 1853—54); die Beiträge zu dem rumän.-deutschen Wörterbuche von Polizu und das von ihm redigierte «Calindariu pentru poporulu romanescu» (11 Jahrg., Kronst. 1851—62).

Bariton (Bardon, Viola di Bardone) hieß ein jetzt nicht mehr gebräuchliches, mit sieben Saiten bezogenes, der Viola di Gamba ähnliches Instrument. Die sieben Saiten auf dem Griffbrette wurden mit dem Bogen gestrichen; die unter dem Griffbrette hinlaufenden 16 Drahtsaiten hingegen von dem Spieler nur mit der Spitze des Daumens der linken Hand gerissen. Das Instrument ward gegen 1700 erfunden und später durch Lidl und Franz in Wien verbessert.

In der Vokalmusik heißt B. (Baritono, Baritenore, Basse taille, Bas tenor, Concordant) diejenige männliche Stimme, welche nicht die Tiefe und Fülle des Basses hat, aber auch nicht die Höhe und Weichheit des Tenors erreicht. Je nachdem sie an Klangfarbe und Umfang mehr dem Tenor oder Baß sich nähert, unterscheidet man sie in Tenor- oder Baßbariton. Der B. stellt nicht nur in der Stimme, sondern schon in seinem physischen Organ das musikalische Normalmaß des männlichen Charakters dar, zu welchem sich Baß (s. d.) und Tenor (s. d.) als ein Zuviel oder Zuwenig verhalten. Mit dem Aufhören der Kastraten, also seit Mozart, wurden die wichtigsten Partien in der Oper mehr und mehr für diese Stimmlage geschrieben; in neuerer Zeit überwiegt der Tenor.

Barium, s. Baryum.

Barjatinskij (Fürst Alexander Iwanowitsch), russ. Feldmarschall, Nachkomme der früher souveränen Fürsten von Tschernigow (1054—1246), die ihre Abstammung von den Rurikiden herleiten, wurde 1814 geboren und mit dem damaligen Thronfolger, spätern Kaiser Alexander II., erzogen, dessen Zuneigung er sich in hohem Grade zu erwerben wußte. Er trat früh als Offizier in das Gardehusarenregiment, machte 1835 als Freiwilliger einen Feldzug im Kaukasus mit und wurde in einem Gefecht verwundet. Mehrere Jahre später zum kaukas. Korps versetzt, bald zum Obersten und kaiserl. Flügeladjutanten befördert, nahm er 1845 an dem Zuge nach Dargo teil, ward Kommandeur des Jägerregiments Kabarda und 1848 Generalmajor. In den Feldzügen von 1850 und 1851 errang er bedeutende Vorteile über Schamyl, und nach seiner 1852 erfolgten Ernennung zum Generallieutenant und Chef des linken Flügels der Kaukasuslinie setzte er seine Unternehmungen mit Energie fort. Nach Ausbruch des orient. Konflikts 1853 zum Generalstabschef der kaukas. Armee ernannt, kommandierte er unter Bebutow in der Schlacht von Körük-Dere (5. Aug. 1854) und trug sehr viel zum Siege bei. Er wurde 1856 zum General der Infanterie ernannt und kehrte darauf als Statthalter und Oberbefehlshaber der Armee nach dem Kaukasus zurück. Nach drei beschwerlichen Feldzügen, in welchen er den Feind aus einer Stellung nach der andern verdrängte und ihn in einen immer engern Kreis einschloß, wurde auch Weden, die Hauptfestung Schamyls, von dem General Ewdokimow erobert. B. stellte sich hierauf persönlich an die Spitze des Operationskorps gegen das Bergschloß Ghunib, den letzten Schlupfwinkel des heldenmütigen Imam, und stürmte dasselbe 6. Sept. 1859 nach verzweifelter Gegenwehr. Schamyl selbst fiel in die Hände des Siegers, dem sich alle Völker des östl. Kaukasus unterwarfen. Ihrem Beispiel folgten mehrere Stämme des Westens mit ihrem Anführer Muhamed-Emin. In Anerkennung solcher Erfolge ward B. zum Feldmarschall erhoben. Eine schwere Krankheit nötigte ihn, 1862 seinen Statthalterposten niederzulegen. Seitdem lebte er meist auf Reisen im Auslande und auf seinen in Polen belegenen Gütern, wo er bemüht war, den hohen poln. Adel mit dem russischen auszusöhnen und beide in einer gemeinsamen aristokratischen Partei zu verbinden. Die gegen das System des Kriegsministers Miljutin gerichteten Schriften des General Fadéjew werden auf B.s Einfluß zurückgeführt, mit dem Fadéjew schon seit der Zeit der kaukas. Feldzüge in enger Verbindung stand. Im Winter 1872—73 nahm B. zu Petersburg teil an den Arbeiten der Kommission zur Reorganisation der Armee und zur allgemeinen Wehrpflicht. Er starb 9. März 1879 zu Genf.

Bar Jesu (nach einigen Handschriften Bar Jehu, Elymas), nach Apostelg. 13, 6—12 ein jüdischer Zauberer und falscher Prophet, wollte den Prokonsul Sergius Paulus zu Paphos auf Cypern von den Belehrungen des Apostels Paulus abhalten, weshalb ihn, nach des Apostels Ankündigung, Blindheit traf.

Barjesu, Religionssekte in Nepaul, welche mönchisch lebt und zum Teil jüd. Dogmen hat.

Barjols, Stadt im Arrondissement Brignoles des franz. Depart. Var, 45 km nördlich von Toulon, am Zusammenflusse des Fovery und der Ecrevisses, ist amphitheatralisch an einem Hügel gebaut und wird seiner schönen Umgebungen und prächtigen Kaskaden wegen das «Tivoli der Provence» genannt. Die Stadt zählt (1876) 2541 (Gemeinde 2746) E., welche Makkaroni u. s. w., Töpferwaren, Leder (18 Gerbereien), Branntwein, Papier, Spielkarten, Olivenöl u. s. w. verfertigen. In der Nähe von B. befindet sich eine in drei Abteilungen zerfallende merkwürdige Höhle mit Stalaktiten.

Barka heißt das nordafrik. Hochland zwischen der Großen Syrte (dem jetzigen Meerbusen von Sidra) und Ägypten. Der Name hat sich aus dem Altertum erhalten, ist aber von der alten Hauptstadt auf das ganze Land übertragen worden. Die Grenzen sind im N. das Mittelmeer, im W. die Große Syrte, im S. die tiefliegende Libysche Wüste mit den Oasen Audschila und Dschalo, im O. gegen Ägypten ohne scharfe Abgrenzung eine Zahl umherschwärmender unabhängiger Stämme, sodaß B. ziemlich genau dem alten Cyrenaika entspricht. Seiner Gestalt nach ist es ein 500 m hohes von Schluchten und Thälern durchschnittenes Felsplateau, welches mit seinem nördlichsten Kap Sem unmittelbar ins Meer abfällt, meist aber von einem schönbewaldeten Küstensaum, im S. von der Wüste umgeben ist. Den westl. Teil dieses Plateau bildet der über Bengasi aufsteigende Dschebl-el-Achdar, d. h. das Grüne Gebirge, und gegen O. hin verbindet es sich mit der 160 m hohen Akabahochebene. Nach Rohlfs wohnen 302000 Seelen auf dem 159000 qkm betragenden Flächenraume. Das Gebiet südlich von Bengasi heißt Barka-el-hamra, d. h. das rote B., noch südlicher Barka-el-beida, das weiße B. Das Klima ist bei der hohen Lage und an dem kühlenden Meere gesund und angenehm, wie das schönste Italiens (im Winter 12—21° C.), und die Küstengebiete, obwohl es nur kleine Flüßchen gibt, außerordentlich fruchtbar an Reis, Datteln, Oliven, Safran u. s. w. Die schönen Weiden begünstigen Rindvieh- und Schafzucht; die Pferde sind noch jetzt wie im Altertum ausgezeichnet. Aber dieser treffliche Boden (die Alten nannten ihn den Garten der Hesperiden) umfaßt nur etwa ein Viertel des ganzen unter dem Namen B. begriffenen Gebiets und hört mit dem Südrande des Dschebl-el-Achdar gegen die Libysche Wüste hin auf, ist auch lange nicht so kultiviert, wie er es im Altertume war, wovon die vielen, meist an griech.-ägypt. Charakter erinnernden Ruinen an der Nordküste zeugen. Der Osten hat nur nackte Felsen und hoch mit Flugsand bedeckten Boden.

Als Mittelglied zwischen Ägypten und Westafrika hat B. immer große Bedeutung gehabt. Bereits zur Zeit des Cyrus erhoben sich die Bewohner des Distrikts von B. zu einem für das benachbarte Cyrene gefährlichen Staate, der aber schon nach einem Jahrhundert sank und in ägypt. Botmäßigkeit geriet. Im röm. Zeitalter waren sie durch ihre Raubzüge und ihre Pferdezucht bekannt. Nachher bildete B. eine Provinz des griech. Kaisertums, welche unter dem Statthalter Gregorius sich eben unabhängig erklärt hatte, als die Araber 642 siegreich hereinbrachen. Die jetzigen Einwohner bestehen aus Arabern und wenigen Berbern, welche sich zum Islam bekennen und dem Pascha von Tripoli u[n]tergeordnet waren; am 8. Juni 1879 hat aber [die] türk. Regierung B. wieder vom Vilajet Tripoli [ab]getrennt und als selbständiges Vilajet konstitui[ert]. Unter den Städten sind die bedeutendsten: Der[na] (eine in reizender Gegend gelegene Küstenstad[t]), Gurena, in 613 m Höhe, das alte Cyrene, u[nd] Bengasi (s. d.). Im zweiten Viertel des 19. Jah[rh.] wollten die Vereinigten Staaten von Nordamer[ika] in B. Kolonien gründen und entrissen dem Pa[scha] Derna, wurden aber vertrieben und gaben [den Plan] ganz auf. Vgl. Pacho, «Relation d'un voy[age] dans la Marmorique, la Cyrenaique etc.» (P[ar.] 1827); Barth, «Wanderungen durch die Küstenl[än]der des Mittelmeers» (Bd. 1, Berl. 1849); Gu[...] «Notice sur les îles de Bomba et Plate» (M[ar]seille 1863); Rohlfs, «Von Tripoli nach Alex[an]drien» (2 Bde., Brem. 1871).

Barka (abessin. Baraka), Gebirgsland v[on] 11000 qkm im nordöstl. Afrika, zwischen Abe[ssi]nien und Nubien, im Quellgebiete des noch ni[cht] ganz bekannten, temporären gleichnamigen Fluss[es], welcher in Nordabessinien entspringt und n[ach] einem periodischen Laufe von ungefähr 500 k[m] südlich von Suakin unter 18° 40' nördl. Br. in da[s] Rote Meer mündet. Das während der Regenze[it] gutbewässerte Land, welches beide Grenzstaaten be[an]spruchen, wird nur von wenigen Stämmen de[r] Beni-Amer bewohnt und ist reich an wilden Tiere[n].

Barkal, Berg und gleichnamiges Dorf, am ober[en] Nil, jenseit der Provinz Dongola. Der Berg m[it] ringsum steilem Abfall erhebt sich einsam in ein[er] großen Sandebene und ist der Rest eines ehemalig[en] weit ausgebreiteten, ringsum ausgewaschenen San[d]steinplateau. Er liegt in einiger Entfernung v[om] rechten Ufer des hier östlich vorbeiströmenden Ni[l]. Zahlreiche Ruinen von Tempeln, die zum Teil [in] den Fels selbst gehöhlt waren, liegen an sein[em] Fuße und sind mit Hieroglyphen bedeckt. Der äl[teste] Tempel war von Ramses II. gebaut. Später wu[rde] dieser Ort der Mittelpunkt des Äthiopischen Rei[chs], und hier lag das Herodotsche Meroe, welcher Na[me] später auf die zur Zeit der Ptolemäer nach S[üden] verlegte Hauptstadt übertragen wurde. Die I[n]schriften nennen diesen Namen nicht, sondern n[en]nen die Stadt, wie die spätern griech. und r[öm.] Autoren, Napata. Eine halbe Stunde strom[...] liegt aber jetzt ein Dorf Méraui, das vielleicht d[en] alten Namen noch erhalten hat. Der Berg wird [in] den hieroglyphischen Inschriften immer «der hei[lige] Berg» genannt.

Barkasse heißt das größte Boot auf Krie[gs]schiffen. Dasselbe steht für gewöhnlich mit der [...]nasse auf dem Oberdeck zwischen Fock- und G[roß]mast, und wird nur in das Wasser gesetzt, [wenn] schwerere Anker ausgebracht oder gehoben, [...]geholt oder Landungen gemacht werden sollen. [Die] B. einer Fregatte oder schweren Korvette ist 1[...] lang, hat 14—16 Ruderer, führt zwei Masten [mit] Raasegeln, ein 8-Centimetergeschütz mit einer [Lan]dungslafette, sodaß dasselbe im Boote und [am] Lande gebraucht werden kann, und faßt 100 [...] Landungstruppen. In der Neuzeit sind viele [...] mit Dampfmaschinen versehen.

Barke, Barkschiff, ist der Name eines [drei]mastigen Schiffs, dessen hinterer Mast keine Ra[a] (s. d.) hat. Bis zu einer gewissen Größe (800 [...]nen) sind die Barkschiffe in der Handelsma[rine] sehr beliebt, da sich der hintere Mast wegen [...]

mangelnden Raaen viel leichter bedienen läßt als auf einem Vollschiffe (Fregattschiffe) und die Besatzung um einige Mann geringer sein kann. Bei größern Schiffen gibt man jedoch nicht gern Barktakelage, weil dadurch die Segelfläche am hintersten Maste im Vergleich zu den beiden andern Masten zu klein sein und das Schiff nicht gut manövrieren und segeln würde. Die Zahl der Barkschiffe macht im Verhältnis zu den sämtlichen übrigen Schiffsklassen, Vollschiffen, Briggs, Schonern, Galeassen, durchschnittlich die Hälfte aus.

Barker (Edmond Henry), engl. Philolog, geb. 22. Dez. 1788 zu Hollym in Yorkshire, erhielt seine erste Erziehung in London, dann zu Louth in Lincolnshire, und seine Universitätsbildung im Trinitätskollegium zu Cambridge. Außer verschiedenen Ausgaben röm. Autoren, wie z. B. des Cicero «De amicitia» und des Tacitus «Agricola», sowie zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften, besonders zum «Classical journal», unternahm er eine neue Bearbeitung von des Stephanus «Thesaurus linguae graecae» (13 Bde., 1816—28). In seinen vorher erschienenen «Classical recreations» (Bd. 1, Lond. 1812) trat er als einer der ersten auf, die in England Gegenstände der Altertumswissenschaft, statt in lat., in engl. Sprache behandelten. In den «Parriana» (2 Bde., Lond. 1828—29) errichtete er seinem Freunde Parr ein Denkmal. B. kam durch Prozesse wegen einer bedeutenden Erbschaft um sein eigenes Vermögen, sodaß er im tiefsten Elend zu London 21. März 1839 starb.

Barker (John), berühmter Obstzüchter, geb. 1771 zu Bakewell in Derby, wurde 1799 Agent der Ostindischen Kompagnie zu Aleppo, 1826 brit. Konsul zu Alexandria und nach Salts Tode Generalkonsul in Ägypten. Aus dieser Stellung zog er sich 1834 in die Einsamkeit des schönen Thals Suedia (das alte Seleucia Pieria) am Orontes, 18 km von Antiochien, zurück, wo er sich anbaute und seine Felder zu einer Schule für die erlesensten Obstarten Asiens und Europas machte. Vorzüglich kultivierte er Pfirsich- und Aprikosenarten; die berühmte Hanoi-Nektarine kam durch B. nach Europa. Auch machte er sich, bei dem guten Einvernehmen, in dem er mit Volk und Regierung im Oriente stand, vielfach um europ. Reisende, wie um Burckhardt, Irby und Mangles, Lee, die Euphrat-Expedition u. s. w. verdient. Er starb 5. Okt. 1849 zu Suedia.

Barker (Matthew Henry), engl. Novellist, bekannt unter dem Namen «The Old Sailor», geb. 1790 zu Deptford, trat in den königl. Seedienst und kommandierte unter anderm 1818 den Kriegsschoner True Briton. Nach Beendigung des Kriegs gab sich B. nach Demerara in Guiana, wo er die «Demerara Gazette» herausgab. Nach London zurückgekehrt, schrieb er 1823 die «Greenwich Pensioners» für die «Literary Gazette». Von 1828 bis 1841 leitete er die Redaction des whiggistischen «Nottingham Mercury» und veröffentlichte währenddessen eine Reihe seiner ansprechenden Seemannsgeschichten in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern. Dahin gehören «Land and sea tales», «Tough Yarns», «Hamilton King», «Jem Bunt», «The Jolly-boat», «The life of Nelson», «Nights at sea» und vieles andere in Prosa und Versen. Außerdem erschienen von ihm noch «The Naval Club, or reminiscences of service» (3 Bde., Lond. 1843) und «The Victory, or the wardroom mess» (3 Bde., Lond. 1844). Trotz des Beifalls, mit dem seine Schriften aufgenommen wurden, starb B. zu London 29. Juni 1846 in großer Dürftigkeit.

Barkeröle (ital.), kleines Fahrzeug ohne Mast; auch soviel wie Barcarole (s. d.).

Barkhäne (pers.), Reisezelt, bestehend aus einer über vier Pfähle ausgebreiteten Decke; dann Packsattel und Reisegerät überhaupt.

Barkhausia, eine von Moench aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Liguliflorae, welche diejenigen Arten der Linnéschen Gattung Crepis enthält, die eine gestielte Samenkrone besitzen. Außer mehrern in Deutschland wildwachsenden Arten (B. foetida *DC.*, taraxacifolia *DC.* u. s. w.) gehört zu dieser Gattung eine hübsche, doch nicht eben häufig kultivierte Zierpflanze, B. rubra *Moench*, mit ästigem, sonst unbeblättertem Stengel und hellpurpurroten Zungenblüten. Sie wächst wild in Südfrankreich und Italien, ist einjährig und gedeiht im freien Lande. Auch die ausdauernde, in Sicilien heimische B. purpurea *Bivon.* wird als Zierpflanze kultiviert.

Barking, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, 11 km östlich von London, an dem in die Themse unterhalb Woolwich mündenden Roding, zählt (1881) 9155 E. Die Kirche der ehemaligen Abtei, einer der reichsten und ältesten in England, welche 677 für Benediktinerinnen gegründet worden war, wurde 870 von den Dänen zerstört, aber im 10. Jahrh. wieder aufgebaut. Etwa 3 km südlich von B. liegen die großen Dampfmaschinen, welche den Unrat eines Teils von London in die Themse pumpen, die ihn dann mit dem Flutwasser in das Meer schwemmt.

Barlaam und Josaphat, einer der verbreitetsten geistlichen Romane des Mittelalters, in welchem die Bekehrungsgeschichte des ind. Prinzen Josaphat durch den asiat. Eremiten Barlaam erzählt, die Kraft des Christentums gegen sündige Versuchungen am Beispiele des Josaphat nachgewiesen und der höhere Wert des Christentums, andern Glaubensformen gegenüber, durch den belehrten Nachor dargethan wird. Liebrecht (im «Jahrbuch für roman. Litteratur», 1862) hat die interessante Entdeckung gemacht, daß die Grundlage des Romans auf buddhistischen Quellen beruht, und daß die Geschichte Josaphats, des Sohnes Abenners, welche beide nie gelebt, nichts anderes ist als eine christianisierte, sehr genaue Schilderung des Lebens Buddhas. Als Verfasser des griech. Originals dieses Werks wird fälschlich der berühmte Kirchenlehrer Johannes Damascenus, von einigen auch der Kirchenhistoriker Anastasius Bibliothecarius angegeben; jedenfalls war es ein morgenländ., vielleicht ein äthiop. Christ. Der griech. Grundtext wurde zuerst von Boissonade in dessen «Anecdota» (Bd. 4) herausgegeben und von Liebrecht (Münst. 1847) ins Deutsche übersetzt. Doch bereits im Mittelalter war der Roman in einer lat. Übersetzung vielfach verbreitet, welche auch zu Ende des 15. Jahrh. einigemal einzeln sowie später in den Werken des Johannes Damascenus (z. B. Par. 1609) und anderwärts gedruckt wurde. Vincenz von Beauvais verwebte die Geschichte in sein «Speculum historiale» hinein. Aus jener lat. Übersetzung flossen nun zunächst drei franz. Bearbeitungen in Versen, vom anglonormann. Trouvère Chardry im 13. Jahrh. (herausg. von Koch, Heilbr. 1879), von Gui de Cambray (herausg. von Zotenberg und Meyer, Stuttg. 1864) und von Herbert, sowie einige voneinander unabhängige Prosa-Übersetzungen, welche

unter dem Titel: «Histoire de B. et J.» (Par. 1514; eine andere Par. 1574, 1592) erschienen, und eine Bearbeitung von Girard (Par. 1642). Aus einem nordfranz. oder provençal. Original ging im Anfang des 14. Jahrh. die ital. «Storia de S. Barlaam» (zuletzt Rom 1816) hervor. Auch in Deutschland ward das lat. Buch, und zwar noch im 13. Jahrh., dreimal bearbeitet, zuerst von Rudolf von Ems (herausg. von Köpke, Königsb. 1818, von Pfeiffer, Lpz. 1845). Eine zweite dichterische Bearbeitung von unbekanntem Verfasser ist bloß aus Bruchstücken bekannt, welche Pfeiffer in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (1841) und in seiner «Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Altertums» (Bd. 1, Wien 1863) hat abdrucken lassen. Eine dritte noch ungedruckte Bearbeitung von einem nicht näher bekannten Bischof Otto befindet sich vollständig auf der gräfl. Bibliothek zu Solms-Laubach. Daneben besteht noch eine deutsche Prosa-Übersetzung des alten lat. Textes, welche in einigen undatierten augsburger Drucken aus den letzten Dezennien des 15. Jahrh. enthalten ist. Während eine isländ. «Barlaams-Saga» sowie das schwed. Volksbuch «Barlaam och Josaphat» aus dem Deutschen geflossen sind, ist Juan de Arze Solorzanos «Historia de B. y J.» (Madr. 1608) aus dem Lateinischen übertragen. Dieselbe Quelle haben auch eine um 1470 verfaßte böhm. Bearbeitung (z. B. Prag 1593) und eine polnische in Versen von Kulizowsky (Krak. 1688). Das Buch wurde von Antonio de Borgio selbst in die Tagalasprache auf den Philippinischen Inseln übersetzt und daselbst (Manila 1712) gedruckt.

Bärlapp, Pflanzengattung, s. Lycopodium.

Barlaeus (Kaspar), eigentlich van Baarle oder Baerle, holländ. Dichter und Historiker, geb. 12. Febr. 1584 zu Antwerpen, von wo ihn sein Vater, welcher der Religion wegen auswanderte, mit nach Holland nahm, wurde 1609 Prediger zu Nieuwe Tonge und 1617 Professor der Logik an der Universität zu Leiden. Wegen seiner Parteinahme für die Remonstranten seines Amts entsetzt, studierte er Medizin und beschäftigte sich hauptsächlich mit Privatunterricht, bis er 1631 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit an das neuerrichtete Athenäum zu Amsterdam berufen wurde, wo er 14. Jan. 1648 starb. Seine lat. «Poemata» (Leid. 1631, vollständiger 2 Bde., Amsterd. 1645—46) und seine holländ. Gedichte (gesammelt von Schull, Zierikzee 1835) sind größtenteils voll Geist und Anmut. Als Geschichtschreiber hat er mannigfache Verdienste, wie sein Werk «Rerum per octennium in Brasilia gestarum historia» (Amsterd. 1647) bekundet. Auch seine Beschreibung des glänzenden Empfangs der Maria de' Medici im Sept. 1638 zu Amsterdam («Medicea hospes», Amsterd. 1639) ist von vielfachem Interesse.

Barlaymont (Charles, Baron, dann Graf von), aus altvläm. Geschlecht, einer der verhaßtesten Minister Philipps II. von Spanien in den Niederlanden, war mit dem jüngern Granvella und Viglius in der «Consulta» der Statthalterin Margarethe von Parma (s. d.), durch welche diese die Macht des Reichsrats zu lähmen suchte. Als die Fürstin dem Andrängen des Adels wich und eine populäre und tolerante Richtung einschlug, trat B. als Anhänger des schroff katholischen und monarchischen Systems zurück, kam aber mit dem Wiederaufnehmen desselben zu neuem Ansehen. Bei der Überreichung der Kompromißadresse April 15[...] soll er gesagt haben: «die Regentin werde sich [...] nicht von einer Bande von Bettlern (gueux) ei[...] schüchtern lassen». Das Wort ward den Überbri[...] gern bei dem auf jenen Akt folgenden Mahl zu[...] tragen und von ihnen zum Parteiwort gemacht. Als Alba ins Land kam, erstieg B. die Höhe sein[es] Einflusses. Mit Viglius, Vargas u. a. saß er [in] dem «Rat der Unruhen», dem «Blutrat», wie i[hn] die Niederländer bezeichneten. B. erhielt sich [in] dem Staatsrat bis nach dem Tode von Requesen[s], wo er mit den übrigen Mitgliedern desselben v[on] der oranischen Partei gefangen und eine Zeit la[ng] festgehalten wurde. Die «Brüsseler Union», wel[che] Don Juan d'Austria 1577 annahm, ward auch v[on] ihm unterzeichnet; die neue kriegerische Wendu[ng] hielt ihn dann wieder auf der Seite des Sta[tt]halters fest. Er starb 1579.

Barleria, eine von Linné benannte Pflanze[n]gattung aus der Familie der Acanthaceen, der[en] zahlreiche Arten, schönblühende Sträucher u[nd] Kräuter, in den Tropengegenden wachsen. S[ie] haben längliche, eiförmige oder elliptische Blätte[r,] ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnete Blüten mit vierteiligem Kelch und großer, trichter[-] förmiger, blauer, weißer oder gelblicher Blumen[-] krone und kegelförmige, zugespitzte, zweisamige Kapseln. Mehrere Arten gehören zu den Zierde[n] der Warmhäuser.

Barletta (Bardoli der Römer, im Mittelalte[r] Barolum), Hauptstadt eines Kreises in der ita[l.] Provinz Bari, unfern der Ofantomündung, an d[er] Linie Foggia-Bari der Italienischen Südbahn, za[hlt] (1880) 31557 E., die sich mit Handel, Fischfa[ng] und der Arbeit in den reichen Salinen der Nachbar[-] schaft beschäftigen. Der durch ein Molo geschütz[te] Hafen ist nur für kleine Fahrzeuge zugänglich, [...] größere ist aber guter Ankergrund 2—3 km auße[r...] Der Export besteht hauptsächlich in Wein, Sa[lz,] Öl, Getreide, Mandeln u. s. w. Außer der sehens[-] werten Domkirche Sta.-Maria-Maggiore verdie[nt] die kolossale, 1,5 m hohe Erzbildsäule des Kaise[rs] Heraklius (nach andern des Konstantin oder The[o-] dosius) auf dem großen Platze Erwähnung, fer[ner] das schöne Stadtthor, welches zum Hafen f[ührt.] Südwestlich von der Stadt, am Flusse Ofanto, [soll] das alte Cannä gestanden haben.

Barlow (Joel), amerik. Dichter und Politik[er,] geb. 1755 zu Reading in Connecticut, studierte [zu] Dartmouth und Yalecollege die Rechte, focht [...] als Student im Unabhängigkeitskriege und üb[er-] nahm später eine Stelle als Feldprediger, als w[el-] cher er durch seine Predigten und von ihm verfaß[te] patriotische Lieder die Truppen begeisterte. N[ach] dem Kriege gab er in Hartford eine Zeitung heraus und veröffentlichte 1787 die «Vision of Columbus», ein Gedicht, das, von glühender Freiheitsliebe e[r-] füllt, großen Beifall, auch in Frankreich und En[g-] land, fand. Im J. 1788 ging er nach England a[ls] Agent einer Landkompagnie, gab aber, als er merk[te,] daß er es mit einer Gesellschaft von Schwindle[rn] zu thun hatte, diesen Posten auf und wandte [sich] nach Paris, wo er zu den Girondisten in nähe[re] Beziehung trat. Im J. 1791 veröffentlichte er [in] London den ersten Teil der Schrift «Advice to t[he] privileged orders» und 1792 das Gedicht «T[he] conspiracy of kings», veranlaßt durch den Bu[nd] der Kontinentalmächte gegen Frankreich. Im J. 17[..] sandte er ein Schreiben an den franz. Nationalkonvent

worin er zur Abschaffung des Königtums aufforderte; gleichzeitig trat er mit den engl. Reformern in Verbindung. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er zu einem der Kommissare für Organisierung des neuerworbenen Savoyen ernannt und richtete von Chambéry aus eine enthusiastische Aufforderung an das Volk von Piemont, die Prinzipien der Französischen Revolution zu adoptieren; auch schrieb er dort sein humoristisches Heldengedicht «Hasty Pudding». Nachdem B. in Frankreich durch glückliche Spekulationen ein Vermögen erworben hatte, kehrte er 1805 nach Amerika zurück, ließ sich in Washington nieder und veröffentlichte 1807 sein Gedicht «Columbiad», eine Erweiterung der «Vision of Columbus». Dasselbe enthält schöne Einzelheiten, ist aber mit polit. und philos. Erörterungen überladen und durch seltsame Wortbildungen entstellt. Im J. 1811 vom Präsidenten Madison zum Gesandten in Paris ernannt, starb B. 22. Dez. 1812 zu Zarnawicze bei Krakau auf einer Reise nach Wilna, wohin er von Napoleon I. zu einer Konferenz eingeladen war.

Barmakiden oder **Barmekiden** heißen die Nachkommen Barmaks, eines Arztes und Priesters aus Balkh in Khorasan, welche bis zur Zeit Harun Al-Raschids im Besitze der höchsten Ämter unter den Kalifen waren. Es wird erzählt, Barmaks Gattin sei von Kuteiba, dem berühmten Feldherrn der Omaijaden gefangen, und jenem erst wieder zurückgegeben worden, als sie (um 794) mit ihrem Sohne Chalid schwanger gegangen, der dann schon unter dem Kalifat des ersten Abbasiden Abd Allah Abu-l-Abbâs Al-Saffâh Bezier wurde. Der Zweck dieser Erzählung ist augenscheinlich kein anderer als der, das Geschlecht der B. als ein hohes und edles darzustellen. Unter Almansur war Chalid zuerst Finanzminister, dann Statthalter von Mossul, während ein Sohn Jahja Statthalter von Aserbeidschan und Armenien war. Unter dem Kalifat Almahdis versah letzterer auch das Amt eines Staatssekretärs und Erziehers Harun Al-Raschids. Seiner Führung und seinem Rate verdankte Harun den Thron, von welchem diesen ein älterer Bruder Hadi verdrängen wollte, und aus Dankbarkeit ernannte ihn der Kalif bald nach seinem Regierungsantritte (786) zum Bezier. Jahja zog sich jedoch bald von den Staatsgeschäften zurück, und seine Stelle nahmen abwechselnd seine beiden Söhne Fadhl und Dschafar ein, die zugleich Erzieher der Söhne Haruns und jahrelang Statthalter von Ägypten und Khorasan waren. Auch die übrigen Söhne Jahjas gelangten zu hohen Ämtern und Reichtum.

Unter allen B. aber stand Dschafar dem Kalifen am nächsten. Harun fand seine Gesellschaft so angenehm, daß er ihn selbst in den Abendstunden um sich haben wollte, die er mit seinen Frauen und Sklavinnen bei Wein, Musik, Gesang und Tanz zubrachte. Auch wenn der Kalif von seiner geliebten Schwester Abbâsah besucht wurde, sollte Dschafar in der Nähe bleiben. Um die orient. Sitten nicht zu verletzen, kam Harun auf den unglücklichen Gedanken, sie formell miteinander zu vermählen, dabei jedoch dem Freunde zu bedeuten, daß er nur den Namen eines Gatten seiner Schwester tragen, aber nicht auf die Rechte eines solchen Anspruch machen dürfe. Abbâsah begnügte sich jedoch mit einer Scheinehe nicht, und Dschafar wollte oder konnte ihrer Liebe nicht lange widerstehen. Ihr Verhältnis blieb dem Kalifen einige Jahre verborgen, bis es endlich eine Sklavin verriet. Dschafar wurde auf Haruns Befehl enthauptet und seine Schwester samt ihren Kindern lebendig begraben. Ihr Sturz fällt mit einer Pilgerfahrt Haruns nach Mekka zusammen, wo er das von seiner Schwester geborene Zwillingspaar sich zeigen ließ und durch die Ähnlichkeit von ihrem vertrauten Umgange mit Dschafar sich überzeugte. Nach der am besten beglaubigten Überlieferung hörte Harun, daß die Kinder seiner Schwester heimlich nach Mekka geschafft worden seien und dort erzogen würden. Harun ließ sich nun in Mekka, wohin er zum Besuche der Kaaba ging, die Kinder zeigen und erkannte in ihrer Ähnlichkeit mit Dschafar die Richtigkeit der Angabe der Sklavin. Da beschloß er den Untergang aller B. Auf der Reise, als er in die Nähe von Anbar kam, ließ er Dschafar, den er noch den Tag vorher mit Ehrenkleidern beschenkt hatte, enthaupten, ohne ihn nur angehört zu haben, seine Leiche verstümmeln und auf dem Thore von Bagdad den Kopf desselben aufhängen. Jahja und dessen übrige Söhne endeten ihr Leben im Gefängnisse (803 n. Chr.). Natürlich suchte man das Schicksal der B. noch durch manche andere Vergehen zu rechtfertigen, und es ist nicht zu zweifeln, daß sich am Hofe des Kalifen eine Partei befand, welche die Macht und das Ansehen eines pers. Geschlechts mit Unwillen betrachtete. Die einen erklärten die B. für Freigeister, die andern für ehrgeizige Menschen, die durch ihre Freigebigkeit und Prachtliebe den Kalifen selbst verdunkelten und ihn schließlich ganz verdrängen würden. Vgl. die «Geschichte der B.» in Weils «Geschichte der Kalifen» (Bd. 2, Mannh. 1848).

Barmbeck, ein hamburgisches Dorf, 3 km im NNO. von Hamburg, an der Osterbeck, mit 8500 E., enthält schöne Landhäuser und Gärten, sowie das große hamburgische Arbeitshaus auf dem Käthnerkamp und die Irrenanstalt auf dem Friedrichsberg.

Bärme, s. Hefe.

Barmen, Stadt und Stadtkreis im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, hat einen Flächeninhalt von 2172 ha, zieht sich im Thale der Wupper neben der Bergisch-Märkischen und Rheinischen Eisenbahn in einer Ausdehnung von ungefähr 6 km von Elberfeld bis zum westfäl. Orte Langerfeld hin und zerfällt in drei Hauptstadtteile, Oberbarmen (Wichlinghausen, Rittershausen, Heckinghausen und Wupperfeld), Mittelbarmen (mit dem ältesten Stadtteil Gemarke) und Unterbarmen, deren jeder zum großen Teil aus früher räumlich getrennt gewesenen und besonders benannten Hofesgruppen besteht. Nördlich und östlich grenzt der Kreis an den Kreis Hagen im Regierungsbezirk Arnsberg, südlich an den Kreis Lennep und westlich an den Kreis Elberfeld. Die Formation der Oberfläche des dem Kreise angehörigen Terrains trägt ganz den Charakter einer Gebirgsgegend. Der Wupper entlang, welche den Kreis in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen durchfließt und ihn in zwei ungefähr gleiche Teile teilt, zieht sich eine 500—1000 m breite Thalebene, in welcher der bei weitem größte Teil der Stadt liegt. Zu beiden Seiten der Wupper steigt das Terrain von der gegen 150 m über dem Meeresspiegel liegenden Thalsohle zu einer Höhe von 186—200 m empor und ebnet sich dann zu einem Hochplateau, auf welchem südlich und nördlich die Grenzen des Stadtkreises sich hinziehen. Die höchsten Punkte sind nördlich das Hatzfeld und südlich der Lichtenplatz; letzterer erhebt sich bis zu

einer absoluten Höhe von 352 m. Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 95951 E., darunter 79854 Evangelische, 14808 Katholische und 237 Juden.

Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts in fünf Abteilungen und einer Handelskammer sowie einer Reichsbanknebenstelle, hat vier luth., zwei reform., zwei uniert-evang., eine Baptistenkirche, eine Kirche der Freien Gemeinde, eine Kapelle der Apostolischen (Irvingianer) Gemeinde, eine kath. Kirche, ein Gymnasium, eine Realschule erster und eine zweiter Ordnung, eine niedere und höhere Gewerbschule, eine Webeschule, zwei höhere Töchterschulen, drei Handwerker-Fortbildungsschulen, eine Schulamts-Präparandenanstalt und 38 Volks-(Elementar-)Schulen. B. ist Sitz der Rheinischen Missionsgesellschaft mit großem Missionshause und einem Missionsseminar. Es besitzt ein städtisches Krankenhaus, sechs Armen- und Waisenhäuser, eine Anstalt für verwahrloste Kinder, eine Augenheilanstalt, eine städtische Badeanstalt, Turnhalle, Theater, großes evang. Vereinshaus, Diakonissen- und Mägdehaus, sieben Personenbahnhöfe, fünf Postanstalten, viele gemeinnützige wissenschaftliche Vereine, wie Kunstverein mit Gemäldesammlung, Leseverein mit städtischer Bibliothek, Verschönerungsverein mit den am südl. Bergabhang romantisch gelegenen Anlagen (in welchen das Kriegerdenkmal 1864—66 sowie ein solches für 1870—71); ferner ein Denkmal Friedrich Wilhelms III. Auch befindet sich hier das Bezirkskommando des Reserve-Landwehrbataillons Barmen Nr. 39 mit Zeughaus.

Bis zum Ende des 17. Jahrh. standen hier nur Bauernhöfe, deren Bewohner sich aber seit dem 15. Jahrh. schon mit der Bleicherei, dem ersten Anfang industrieller Betriebsamkeit im Thale, beschäftigten (1611 bestanden in B. schon 88 Bleichen). Band-, Leinwand- und Zwirnbereitung fand nachweislich schon im Anfang des 16. Jahrh. statt. Seit dem Anfang des 18. Jahrh. kam Färberei und Verwendung von Wolle hinzu, später 1750 folgte Spitzen- und Kantenweberei, Seidenfabrikation u. s. w. Der größte Aufschwung aber erfolgte im 19. Jahrh. durch die Vervollkommnung der Litzenflechtmaschinen. Eine Hauptepoche für B. beginnt mit der Gründung der reform. Gemeinde zu Gemarke (1702) und dem dadurch hervorgerufenen ersten geregelten Anbau in Straßen. In ähnlicher Weise bezeichnen die Gründungen der andern evang. Gemeinden: lutherisch Wichlinghausen 1744, lutherisch Wupperfeld 1778 und evangelisch-uniert Unterbarmen 1822, wichtige Epochen der Entwickelung B.s. Die erste Schule B.s wurde 1579 gegründet, damals zählte es 1500, 1698 2132 E., 1767 6339, 1804 13822, 1855 41442, 1870 73564. B. erhielt erst durch Einführung der franz. Municipalverwaltung 1808 und die Ernennung eines Maire 1809 städtische Verwaltung und damit Stadtrechte. Die Truchseßsche Fehde, der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg sowie die Kriege der Französischen Republik u. s. w. machten sich allerdings für die Industrie sehr fühlbar, dennoch wuchs die Zahl und Mannigfaltigkeit der Fabriken von Jahr zu Jahr und ist noch im Steigen begriffen. Man zählt eine Menge Band-, Kordel-, Litzenfabriken, Färbereien (wovon zehn das bekannte türkisch-rote Garn liefern), ausgebreitete Fabriken für plattierte und metallene Waren, Zündhütchen, Knöpfe, chem. Produkte, Näh-, Eisen- und Strickgarn, Maschinen, Pianofortes, Orgeln, Seife, Stearinkerzen, Gummiwaren, Wagen, Metallwalzereien, Spinnereien un[d] Druckereien für Zeuge, zahlreiche Webe- und Ban[d]stühle für baumwollene, halbwollene, wollene, se[i]dene und halbseidene Waren. Der äußere Anbli[ck] B.s und seines regen Treibens macht einen gro[ß]artigen Eindruck. Die Opferwilligkeit der Bewo[h]ner für christl. und wohlthätige Zwecke wird mi[t] Recht gerühmt.

Barmherzige Brüder (in Frankreich Frèr[es] de la charité, in Italien Fate ben fratelli, i[n] Spanien Brüder der Gastfreiheit), ein religiös[er] Orden, gestiftet von dem Portugiesen Johann C[i]dad, der, 1495 geboren, nach einem abenteue[r]lichen Leben durch die Bußpredigt des Joha[nn] d'Avila so sehr in Zerknirschung geriet, daß er [s]eit 1540 der Pflege armer Kranker widmete, f[ür] deren Unterhalt er bettelte. Von allen Sei[ten] unterstützt, hinterließ er bei seinem Tode 1550 [be]reits einen festgegründeten Verein, der, 1572 v[on] Pius V. als Kongregation von Hospitaliterbr[ü]dern nach der Regel des heil. Augustin anerkan[nt] ward. Sein Stifter ward 1630 von Urban VII[I.] selig, 1690 von Alexander VIII. heilig gesproche[n]. Seit 1592 in eine span. Kongregation für Sp[a]nien und Amerika in brauner und eine italienisch[e] für das übrige Europa mit schwarzer Orden[s]tracht geschieden unter einem Generalmajor i[n] Granada und Rom, hat der Orden, besonders se[it] ihm 1624 sämtliche Privilegien der Bettelorde[n] verliehen sind, sich über sämtliche Länder Europa[s] und Amerikas verbreitet. Außer den drei mö[n]chischen Gelübden nehmen sie noch dasjenige d[es] Krankendienstes auf sich und pflegen in ihren gro[ß]artigen Hospitälern mit wahrhaft christl. Weith[er]zigkeit und Toleranz Angehörige aller Konfession[en]. [Zu] diesem humanen, segensreichen Wirken verda[nkt] auch der Orden, daß er bisher noch alle Umw[äl]zungen des kirchlichen und staatlichen Lebens üb[er]dauert hat. Vgl. Held, «Geschichte der Heilan[stalt] der Barmherzigen Brüder in Prag, nebst Rück[blick] auf die Entstehung und Schicksale dieses Orde[ns] überhaupt» (Prag 1823).

Barmherzige Schwestern (Sœurs oder Fil[les] de la charité oder de la miséricorde, bi[s]... auch wegen ihrer grauen Kleidung «Graue Sch[we]stern», «Sœurs grises» genannt) sind unter sich [un]abhängige Vereine christl. Jungfrauen zur M[ilde]rung menschlichen Elends, besonders zur Krank[en]- und Armenpflege, welche 1634 in Frankreich [Vin]cenz de Paula ins Leben rief, hierbei vornehml[ich] unterstützt durch die edelherzige aufopfernde W[itwe] Le Gras, geb. von Marilac. Der Verein wu[rde] 1655 vom Papst anerkannt und zählte 1685 i[n] 224 Klöster der segensreichsten Wirksamkeit. [Die] Französische Revolution unterbrach ihre Thätigk[eit], doch stellte Napoleon dieselben 1807 durch [Beru]fung eines Generalkapitels der zerstreuten Sch[we]stern unter dem Vorsitze seiner Mutter und [durch] Bewilligung der notwendigen Gelder wieder [her]. Gegenwärtig bestehen wieder mehr als 300 [Ge]nossenschaften dieser Art in Frankreich. Das M[ut]terhaus des Ordens, St.-Charles zu Nancy, [hat] auch nach Saarlouis, Trier, Koblenz und and[ern] deutschen Städten Mitglieder abgegeben. Ei[nen] Nebenzweig dieser Nonnen bilden die Barmherzi[gen] Schwestern des heil. Borromeo in Lothring[en]. Gleiche Zwecke verfolgen übrigens in Deutschla[nd] die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die heil. E[li]sabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen

sowie die Ursulinerinnen, Salesianerinnen und Lazaristen. Vgl. «Die Barmherzigen Schwestern in Beziehung auf Armen- und Krankenpflege» (Kobl. 1831); Fleischmann, «Das Wirken der Barmherzigen Schwestern in Wien» (Wien 1839). Auch in der evang. Kirche ist eine Nachbildung des Ordens der Barmherzigen Schwestern durch das Institut der Diakonissinnen (s. d.) versucht worden.

Barmouth, Küstenstadt im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Merioneth, am Nordufer der gleichnamigen kleinen Bai, 16 km westlich von Dolgelly, Bahnstation, mit Seebädern und (1881) 1512 E. Der walisische Name ist Abermawddach; der Mawddach mündet in dieselbe Bai.

Barnăbas, eigentlich Joses, ein Levite von Cypern, einer der ersten apostolischen Missionare und Begründer der Christengemeinde zu Antiochia. Die spätere Überlieferung macht ihn zu einem der 70 Jünger Jesu. In der Apostelgeschichte wird er häufig als Gefährte des Paulus genannt, den er selbst von Tarsus zu seinem Beistande herbeigerufen hatte. Später trennten sich beide, da B., obwohl er selbst noch vor dem Auftreten des Paulus das Evangelium den Heiden gepredigt hatte, doch der weiter gehenden Lehre des Paulus von der Aufhebung des mosaischen Gesetzes im Christentum seine Zustimmung versagte und in dem hierüber zu Antiochia zwischen Paulus und Petrus ausgebrochenen Streite auf die Seite des letztern trat. Zu seinem Missionsgehülfen erwählte er den Markus, der späterhin in enge Beziehungen zu Petrus gebracht wurde. Von den weitern Schicksalen des B. sind nur unverbürgte Sagen auf uns gekommen. Danach soll er zu Alexandria und Rom gepredigt und zuletzt auf der Insel Cypern den Märtyrertod erlitten haben. Eine andere Tradition macht ihn gar zum ersten Bischof von Mailand. Der unter dem Namen des B. erhaltene Brief, welcher durch allegorische Ausdeutung des alttestamentlichen Ceremonialgesetzes dem buchstäblichen Verständnisse desselben und damit zugleich der Gesetzbeobachtung im Christentum entgegentreten will, gehört zuverlässig nicht ihm; er ist wahrscheinlich in der Zeit Hadrians geschrieben. Herausgegeben wurde der Brief in neuerer Zeit von Hilgenfeld (Lpz. 1866 und 1877) und von Gebhardt und Harnack in den «Patrum apostolicorum opera» (Bd. 1, Abteil. 2, 2. Aufl., Lpz. 1878). Vgl. Weizsäcker, «Zur Kritik des Barnabasbriefs» (Tüb. 1863); Riggenbach, «Der sogenannte Barnabasbrief» (Bas. 1873); Heydecke, «Dissertatio qua Barnabae epistola interpolata demonstretur» (Braunschw. 1874).

Barnabiten werden die 1530 von drei mailänder Klerikern, Zaccaria, Ferrari und Morigia zur Linderung von Kriegsnot gestifteten, 1533 von Papst Clemens VII. bestätigten regulierten Chorherren des heil. Paulus (Paulaner), nach der ihnen in Mailand 1545 eingeräumten Kirche des heil. Barnabas, genannt. Ihre Tracht ist das schwarze Gewand der Weltgeistlichen und ein rundes Barett. Außer der Krankenpflege widmen sie sich der Mission, der Predigt, der Seelsorge und dem Jugendunterricht. Zu den drei gewöhnlichen Klostergelübden haben sie noch ein viertes hinzugenommen, sich nicht um höhere kirchliche Würden zu bewerben. Sie fanden in Italien, wo sie an den Akademien zu Mailand und Pavia Theologie lehrten, in Frankreich und Österreich, wo man sie zur Bekehrung der Protestanten benutzte, sowie in Spanien Eingang. Jetzt besitzen sie etwa noch 20 Häuser (Kollegien) in Italien, Spanien und Österreich, mit dem Haupthause zu Rom. Mit den B. von der Paulaner-Kongregation ist durch Karl Borromäus (1579) auch die ältere, 1441 unter Eugen IV. vereinigte Eremiten-Kongregation des heil. Barnabas verschmolzen worden (bestätigt 1606 durch Paul V.). Bald nach ihrer Gründung verband sich mit ihnen ein weiblicher Orden, die Angeliken, in Deutschland unter dem Namen Englische Fräulein bekannt.

Barnard (Daniel Dewey), amerik. Rechtsgelehrter und Diplomat, geb. 1797 im County Berkshire in Massachusetts, wurde 1821 Advokat in der Stadt Neuyork und war 1827—29 und 1839—45 Mitglied des Kongresses. Präsident Fillmore ernannte ihn zum Gesandten in Berlin (1850—53), in welcher Stellung er mit großem Takt und Verständnis einige Verstimmungen beseitigte, die infolge der Ansprüche der preuß. Regierung gegen die ohne Erlaubnis ausgewanderten Militärpflichtigen entstanden waren. B. starb 24. April 1861 in Albany.

Barnard (Henry), amerik. Pädagog, geb. zu Hartford in Connecticut 24. Jan. 1811, studierte im Yale-College, wurde 1832 Advokat, praktizierte aber nicht, sondern trat als Mitglied der Legislatur seines Heimatsstaats energisch für die Reform der öffentlichen Schulen ein. Von 1838—42 und wieder von 1850—54 war er Superintendent derselben, wirkte in gleicher Stellung 1843—49 in Rhode-Island, war 1857—59 Präsident der Staatsuniversität in Wisconsin und 1865—66 des St.-Johns-College in Annapolis in Maryland. Als Unterrichtskommissar der Vereinigten Staaten, d. h. Chef des neugeschaffenen Erziehungsbureau 1867—69 hatte er Gelegenheit, seine wohlthätigen Reformen im ganzen Lande einzuführen. Von seinen zahlreichen Werken, welche mehrere Auflagen erlebt haben, sind zu nennen: «School architecture» (1839), «National education» (4 Bde., 1840), «Normal schools and teachers institutes» (1850), «Educational biography» (3 Bde., 1857), «Papers for teachers» (8 Bde.), «Military schools» und «Technical and scientific education». Außerdem ist er Herausgeber der pädagogischen Zeitschriften: «Common school journal» (1838—42), «Rhode Island school journal» (1845—49) und «American journal of education» (1856 fg.).

Barnard (John Groß), amerik. Militäringenieur, geb. 19. Mai 1815 in der Grafschaft Berkshire in Massachusetts, wurde in Westpoint zum Offizier herangebildet und trat 1833 als Lieutenant in die Armee. Bis 1846 war B. an der Küstenfortifikation um Neuorleans und Neuyork beschäftigt, im mexikanischen Kriege befestigte er Tampico und 1850—51 vermaß er die beabsichtigte Tehuantepec-Eisenbahn. Nachdem er 1855 und 1856 Gouverneur der Militärakademie von Westpoint gewesen war, erhielt er von 1856—60 die Aufsicht über die Verteidigungswerke um Neuyork. Im Bürgerkriege wurden ihm die Befestigungen um Washington übertragen; gegen Ende desselben war er Generalmajor in der Freiwilligenarmee und Chef des Geniekorps sämtlicher im Felde befindlicher Armeen. Nach dem Frieden trat er als Oberst im Ingenieurkorps in das reguläre Heer zurück und wurde dann Mitglied der Kommission, welche die Festungen sowie die Hafen- und Flußverstopfungen der Vereinigten Staaten unter sich hat. Von seinen Werken sind zu nennen: «The gyroscope» (1857),

«Problems of rotary motion» (1872), «Dangers and defences of New York» (1859), «Notes on seacoast defence» (1862), «The battle of Bull Run» (1862) und «Artillery operations of the army of the Potomac» (1863).

Barnard-Castle, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, links am Tees, 35 km südsüdwestlich von Durham, zählt (1881) 4544 E., welche Hüte, Plaids, Strümpfe und Teppiche fabrizieren, und hat einen der bedeutendsten Getreidemärkte im Norden Englands. Auf einer felsigen Anhöhe über dem Fluß liegen die Ruinen eines um 1180 vom Normannen Barnard Baliol gegründeten festen Schlosses, woselbst Johann Baliol, König von Schottland, ein Nachkomme des Erbauers, geboren wurde.

Barnaûl, Kreisstadt Rußlands im westsibir. Gouvernement Tomsk, an beiden Ufern der Barnaulka und am linken des Ob, 420 km südsüdwestlich von Tomsk in gutangebauter Gegend gelegen, ist der Mittelpunkt und Hauptort des westsibir. Berg- und Hüttenwesens. Demidow legte hier 1738 ein Dorf und 1739 ein Hüttenwerk an, welches, 1744 dem Betrieb übergeben, den Namen B. erhielt. B. wurde 1771 zur Stadt erhoben und die Verwaltung des Berg- und Hüttenwesens hierhin verlegt; 1822 wurde B. Kreisstadt. Die Stadt zählt 14070 E., fünf Kirchen, ein Salzmagazin, zwei Armenhäuser, zwei Gefängnisse, ist Sitz eines Oberbergamts und hat eine 1789 gegründete Bergwerksschule, eine Bibliothek, ein Museum für Mineralogie, Zoologie und Ethnographie, ein Modellhaus, ein meteorolog. Observatorium, ein Theater und ein Denkmal Demidows. Die Fabriken von Privaten zur Leder-, Wachs- und Ölbereitung, nebst einigen Talgschmelzereien, einer Seifensiederei und zwei Lichtziehereien sind ohne Bedeutung, wichtig dagegen der kaiserl. Schmelzhof für die Gold- und Silbererze der Bergwerke von Smjeïnogorsk, Krjukow, Sokol, Syrjanow, Semenow und Salaïrsk, sowie für die Bleierze von Syrjanow und Riddersk. Jeden Winter gehen von hier die großen Gold- und Silbertransporte nach Petersburg und alljährlich versammelt sich in B. der Bergrat. Die Gebäude der großartigsten Schmelzhütten des ganzen Altai stehen auf einem Damme von 750 m Länge und 68 m Breite. Dazu gehören ein Probierhaus, das Magazin der edeln Metalle, die Regierungsapotheke, ein Hospital und einige Getreidemagazine. Die meisten Einwohner von B. sind bei dem Hüttenbetrieb beschäftigt; «freie» Arbeiter gibt es aber nur ungefähr 90. Handwerker sind nicht vorhanden. Der Handel, zumal die Spedition von Moskau und die Messe von Irbit, befriedigt alle Bedürfnisse.

Der Kreis Barnaul hat mit dem jetzt davon getrennten Kolywanischen ein Areal von 125541 qkm, ist reich an Seen (etwa 460), worunter viele Salzseen (die größten der Kulundinskische und Kutschukskische), und zählt 175926 E., von denen 131957 zum Betrieb der Bergwerke und Hütten gehören, darunter nur 1308 Einheimische. Das rechte, sandige Ufer des Ob ist mit großen Kiefernwaldungen bestanden, die unter dem Namen der Susinskischen, Slesjanskischen und Inskischen Wälder bekannt sind.

Barnave (Antoine Pierre Joseph Marie), Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. 22. Okt. 1761 zu Grenoble, wurde 1783 Advokat beim dortigen Parlament. Als sich 1789 die Generalstände versammelten, ward er von seiner Provinz, infolge einer Schrift gegen das Feudalwesen, zum Deputierten ernannt und beteiligte sich als glänzender Redner an allen Beschlüssen der Nationalversammlung, welche die alte Gesellschaft und den alten Staat umstürzten. Als man nach der Flucht des Königs Lafayette der Teilnahme an derselben beschuldigte, verteidigte B. den letztern und wurde hierauf nebst Latour-Maubourg und Pétion abgeschickt, die Rückkehr des Königs zu sichern. In dieser Zeit ging in B., den die wachsende Entartung der Revolution erschreckte, ein Umschwung vor sich, der ihn zu den Gemäßigten führte. Er trat jetzt für den König ein und half die Ernennung eines Komitees durchsetzen, welches die konstitutionellen Dekrete im monarchischen Interesse revidieren sollte. Nach der Aufhebung der Nationalversammlung ging er nach Grenoble zurück, wo er sehr eingezogen lebte. Er hatte dem Könige einige ernste Ratschläge gegeben und war mit dem Hofe in Verbindung getreten, ohne dessen Vertrauen zu gewinnen. Nach dem 10. Aug. 1792 wurde er nebst Lameth und dem Exminister Duport-Dutertre wegen einer mit dem Hofe geführten und aufgefundenen Korrespondenz in Anklage versetzt, zuerst zu Grenoble im Gefängnisse gehalten, dann nach Paris vor das Revolutionstribunal geführt, zum Tode verurteilt und 29. Nov. 1793 guillotiniert. B.s Leben ist von Salvandy und Jules Janin geschildert worden, von letzterm in Form eines biographischen Romans. Seine gesammelten Werke sind von Bérenger de la Drome (4 Bde., Par. 1843) herausgegeben worden.

Barnay (Ludwig), deutscher Schauspieler, geb. 11. Febr. 1842 zu Pest, kam durch Sonnenthal vorbereitet zur Bühne, die er 1860 zu Trautenau zuerst betrat. Zunächst spielte B. in kleinen Orten, wurde aber 1861 in Pest engagiert, kam 1862 nach Graz, 1863 als erster Heldenliebhaber nach Mainz, gastierte 1864 auf dem wiener Burgtheater und in Prag und nahm im selben Jahre ein Engagement an das Stadttheater in Riga an. Schon 1865 kehrte er nach Mainz zurück, wandte sich 1867 nach Leipzig, 1868 nach Weimar und 1870 nach Frankfurt a. M., wo er dem Stadttheater bis 1875 angehörte. In der Folge war er bis 1880 Mitglied des hamburger Stadttheaters, an dem er zugleich als Schauspieldirektor fungierte. Seitdem gibt er nur noch Gastspiele, die ihn unter anderm 1881 mit den Mitgliedern des meininger Hoftheaters auch nach London führten. Seine Glanzrollen sind Essex, Egmont, Tell, Acosta, Antonius u. a. m. B. ist an der eigentliche Urheber der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. — B.s Gattin, Marie, geb. Kreutzer, geb. 1841 zu Wien, wirkte 1857–69 als Bühnensängerin.

Barnburners (Scheunenverbrenner) waren in der Parteisprache der Vereinigten Staaten im Gegensatz zu den alten Demokraten (Hunkers) diejenigen jüngern, namentlich in Neuyork, Massachusetts und Ohio, zahlreichen Elemente der demokratischen Partei, welche 1846 als ein Flügel der Freesoilers (Freibodenmänner, s. d.) dem Vordringen der Sklaverei in die Territorien entgegentraten und 1856 in der großen republikanischen Partei aufgingen. Man nannte sie B., weil man ihnen schuld gab, die ganze Scheune mit dem Ungeziefer verbrennen zu wollen, da sie sich desselben nicht durch ein weniger radikales Mittel zu entledigen wüßten.

Barnes (William), engl. Dialektdichter und Sprachforscher, geb. 1806 in dem Flecken Rush- bei Sturminster Newton, war zunächst Schreib-

bei einem Advokaten in Dorchester, vertauschte aber diese Beschäftigung 1827 mit dem Lehrfach und stand zuerst einer Privatschule in Wiltshire, dann seit 1835 einer andern in Dorchester vor. Erst 1838 studierte er im St.-Johns-College in Cambridge, wo er 1850 den Grad eines Bachelor of Divinity erlangte. B. wurde 1847 zum Pfarrverweser in Whitcombe, 1862 zum Pfarrer in Winterbourne Came ernannt. Seinen Ruf begründeten die «Poems of rural life, in National English» (Lond. 1844, 4. Aufl. 1866), deren Naturwahrheit, Anmut und Volkstümlichkeit dem Verfasser sofort eine hervorragende Stelle unter den Dialektdichtern anwiesen. Eine zweite Sammlung von «Poems in the Dorsetshire dialect» erschien 1859 (2. Aufl. 1863), eine dritte 1863 (2. Aufl. 1869). Besonders gut gelingen dem Dichter das Liebeslied und die Idylle; aber auch die Sagen und der Volkshumor seiner heimischen Grafschaft haben einen Darsteller an ihm gefunden. Außer den genannten Gedichtsammlungen erschien von B.: «The song of Solomon in the Dorset dialect» (Lond. 1859) und «Poems of rural life in common English» (Lond. 1868). Unter seinen übrigen Schriften verdienen Erwähnung: «Gefylsta, an Anglo-Saxon delectus» (Lond. 1849; 2. Aufl. 1858), «A grammar and glossary of the Dorset dialect, with the history, outspreading and bearings of Southwestern English» (Lond. 1864), «A philological grammar, grounded upon English and formed from a comparison of more than sixty languages» (Lond. 1854), «Notes on ancient Britain and on the ancient Britons» (Lond. 1858), «Tiw, or a view of the roots and stems of the English, as a Teutonic tongue» (Lond. 1862) und «Early English and the Saxon English» (Lond. 1869) u. a. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er 1861 eine litterarische Pension aus der königl. Civilliste.

Barnet (Chipping-Barnet), Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 18 km nordnordwestlich von London, an der Great-Northern-Bahn hoch gelegen, zählt (1881) 4095 E. und hat wichtige Viehmärkte. Ein Obelisk erinnert hier an den Sieg Eduards IV. 14. April 1471 über den Grafen von Warwick, den «kingmaker», das Haupt der Partei Lancaster, welcher in dieser Schlacht fiel.

Barneveld, Ort mit 3500 E. in der niederländ. Provinz Gelderland, 16 km östlich von Amersfoort, an der Eisenbahn von Amsterdam nach Zütphen, eins der schönsten Dörfer der Veluwe, bekannt durch den Heldentod des Johan van Schaffelaar, der 1482, während des Bürgerkriegs zwischen den Hoekschen und Kabeljauschen, im Turme von B. belagert wurde und, zum Äußersten gebracht, von dem Turme herabsprang. Das Stammgut seines Geschlechts, das stattliche Schloß Schaffelaar, erhebt sich in der Nähe des Dorfs. Die Gemeinde B., wozu mehrere Dorfschaften gehören, hat 6600 E. Der sandige, aber nicht unfruchtbare Boden liefert hauptsächlich Roggen und Buchweizen, weniger Hafer und Kartoffeln; die Bienenzucht ist beträchtlich. Die Umgegend des Dorfs ist ein reicher Fundort vorröm. und german. Altertümer, Grabstätten, Urnen, Pfeilspitzen, Waffen u. dgl., wovon eine reiche Sammlung sich in dem Rathause findet.

Barneveld (Jan van Olden-), s. Oldenbarneveld.

Barni (Jules Romain), franz. Philosoph und Politiker, geb. 1. Juni 1818 zu Lille, besuchte das Gymnasium in Amiens und die Normalschule, wurde später Docent der Philosophie in Reims, Paris und Rouen, reichte aber nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 seine Entlassung ein, wurde Lehrer an der Akademie zu Genf und gehörte zu den Organisatoren der internationalen Friedensgerichte. Im J. 1870 ging B. nach Frankreich zurück, war eine Zeit lang Generalinspektor des Sekundärunterrichts und redigierte das «Bulletin de la République». Im J. 1872 trat er als Abgeordneter für das Depart. Somme in die Kammer; er wurde 1876 wiedergewählt, starb aber 4. Juli 1878 zu Mers (Somme). Durch Übersetzungen, durch klar geschriebene Abhandlungen machte er die Franzosen mit der Kantschen Philosophie bekannt. Außerdem verfaßte er die Werke: «Les martyrs de la libre pensée» (1862), «Napoléon I et son historien M. Thiers» (1865), «Histoire des idées morales et politiques en France au XVIIIe siècle» (2 Bde., 1866), «Les moralistes français au XVIIIe siècle» (1873), und auf dem polit. Gebiet eine sehr beachtenswerte Schrift: «La morale dans la démocratie» (1868) und «Le manuel républicain» (1870). Fichtes Werk über die Französische Revolution hatte er unter dem Titel «Considérations sur la Révolution française» (1859) übersetzt.

Barnim, der alte Name einer Landschaft in der brandenb. Mittelmark des Königreichs Preußen, in Urkunden Terra Barnym genannt, zerfiel einst in den Olden Barnem oder Alten B., und den Nyen Barnem oder Neuen B. Der erstere reichte nördlich der Finow bis zur Südgrenze der spätern Ukermark und umfaßte die Gegend von Liebenwalde und Zehdenick an der Havel ostwärts bis Parstein und Oderberg a. O. Der Neue B. umfaßte das Land nördlich der Spree bis zur Finow zwischen der Havel und Locknitz und bildete mit dem Teltowe (dem Lande südlich der Spree zwischen Havel, Ruthe und Dahme bis zum Teltowschen Bruche) den Pagus Sprewa oder den Spreegau. Albrechts II. Söhne, Johann II. und Otto III., brachten beide Länder (Neu-B. und Teltowe) zwischen 1225 und 1232 von einem gewissen Barwin oder Barnem, der ohne weitere Bezeichnung als Herr derselben genannt wird, durch Kauf an sich. Die jetzigen Kreise B. im preuß. Regierungsbezirk Potsdam sind großenteils aus dem ehemaligen Lande B. gebildet. — Der **Kreis Nieder-Barnim**, der westlichere, von Berlin und der Spree bis 53° nördl. Br. gelegen, hat sein Landratsamt zu Berlin und zählt (1880) auf 1740,14 qkm 126977 E. in 419 Wohnplätzen, wovon vier Städte sind. — Der **Kreis Ober-Barnim** liegt im NO. und O. vom vorigen, hat zur Kreisstadt Freienwalde und zählt (1880) auf 1215,78 qkm 79011 E. in 351 Wohnplätzen, wovon sechs Städte sind.

Barnim (Adalbert, Frhr. von), Sohn des Prinzen **Adalbert** (s. d.) von Preußen.

Barnim (Therese, Freifrau von), s. unter **Elßler** (Fanny).

Barnsley, ehemals **Barneslehe**, Stadt im Westriding der engl. Grafschaft York, am Dearne und an der Eisenbahn London-Leeds, 58 km südwestlich von York, hat zwei bischöfl. Kirchen, Dissenterkapellen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ansehnliche Leinenfabrikation, Stahldrahtziehereien, Eisengießereien, Glashütten, Dampfmaschinen-Bauanstalten, Bleichen und Färbereien und zählt (1881) 29789 E. Ringsum liegen Kohlengruben, deren Ausbeute meist nach London geht.

silbersäule oder den Barometerstand angibt. Um den Nullpunkt der Skala immer an die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß bringen zu können, macht man bei genauen **Gefäßbarometern** (Fig. 2) den Boden des Gefäßes so, daß er sich heben und senken läßt. Zu diesem Behufe ist der Boden des Gefäßes ein Lederbeutel LL, der sich mittels einer Schraube K stets so richten läßt, daß der Nullpunkt der Skala an den Quecksilberspiegel des Gefäßes zu liegen kommt. Dies ist dann der Fall, wenn die Spitze S eines Elfenbein- oder Stahlkegels die Oberfläche des Quecksilberspiegels berührt. Die Gefäßbarometer mit beweglichem Boden wurden von Ramsden (1786) erfunden und von Fortin (1820) sowie von Ernst (1847) sehr verbessert. Da die Veränderungen des Barometerstandes bloß im obern Gürtel des B. abgelesen werden, so braucht man von der Skala nur den obern Teil; es wird daher auch nur dieser gewöhnlich angebracht. Von dem genauen Gefäßbarometer verschieden ist das gewöhnliche Gefäßbarometer (Fig. 3), welches man zum Unterschied von jenem lieber als **Hausbarometer** bezeichnet. Bei demselben ist das Rohr unten aufgebogen und es endigt 25—50 mm über der Biegung mit einem oben offenen, kugelförmigen oder birnförmigen Gefäße. Von diesem Haus- oder Zimmerbarometer unterscheidet sich das **Heberbarometer** (Fig. 4) dadurch, daß das unten heberförmig (also in Form eines U) aufgebogene Rohr nicht in einem erweiterten Gefäß, sondern in einer kürzern, oben offenen Röhre endet, welche dieselbe Weite wie das längere Rohr besitzt.

Fig. 2.

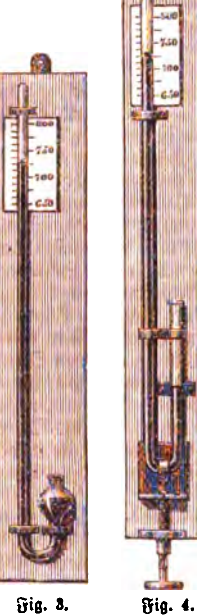


Fig. 3.

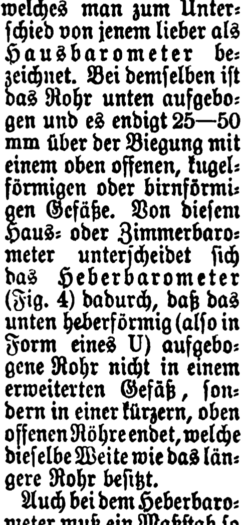


Fig. 4.

Auch bei dem Heberbarometer muß ein Maßstab so angebracht sein, daß sich sein Nullpunkt stets genau auf das Niveau des Quecksilbers im kürzern Schenkel einstellen läßt; den Barometerstand erhält man dann wie vorhin durch die Bestimmung desjenigen Punktes des Maßstabes, welcher mit dem Niveau des Quecksilbers im verschlossenen Schenkel in gleicher Höhe liegt. Das Heberbarometer stammt von Boyle (1694) und ist seitdem mannigfach verbessert worden. Die gewöhnlichen B. (Zimmerbarometer) dienen nur dazu, die Variationen des Luftdrucks beiläufig zu erfahren, nicht aber die Höhe der Barometersäule mit Genauigkeit zu messen, wie es bei meteorolog. Beobachtungen des Luftdrucks und bei barometrischen Höhenmessungen nötig ist. Zum Behufe solcher Höhenmessungen wendet man in der Regel Heber- oder auch genaue Gefäßbarometer an, welche so eingerichtet sind, daß man sie ohne Gefahr des Zerbrechens der Röhre transportieren kann (Reisebarometer). Man hat auch sehr kompendiöse Heberbarometer (von Gay-Lussac, 1826), bei welchen der Nullpunkt der Skala höher als der Quecksilberspiegel im kürzern Schenkel liegt und bei welchen die Bezifferung nach oben und nach unten fortschreitet. Um den Barometerstand zu erfahren, hat man dann nur die an beiden Schenkeln abgelesenen Zahlen zu summieren.

Eine eigentümliche sinnreiche Verwendung findet das Heberbarometer in dem von Wolff konstruierten Mikrobarometer (so genannt, weil man damit auch sehr kleine Schwankungen im Luftdruck mit freiem Auge erkennen kann). Dasselbe unterscheidet sich von den gewöhnlichen Instrumenten dieser Art nur durch die beiderseitigen Erweiterungen der Glasröhre. Auf der untern Quecksilberfläche liegt ein Schwimmer aus Hartgummi, welcher mit einer Platte unbeweglich verbunden und durch diese wieder mit einem System von Platten, Stahlfedern und Zeiger an einer Kreisscheibe vereinigt ist. Das Weitere s. unter **Mikrobarometer**.

Gänzlich verschieden von den Quecksilberbarometern sind die **Aneroïdbarometer** (s. d.). Das zuerst (1847) von Vidi erfundene Aneroïd besteht aus einer ungefähr 8 cm im Durchmesser haltenden und 6 mm tiefen Metallbüchse, welche luftleer gemacht und dann luftdicht verschlossen wird. Der eine Boden ist gefertigt aus einer dünnen, zur Vergrößerung der Elasticität mit konzentrisch eingedrückten Kreisen versehenen Metallplatte, deren Mittelpunkt mit dem einen Arme eines in der erwähnten Büchse befindlichen Hebelwerks verbunden ist. Letzteres überträgt die jenem Arme mitgeteilte Bewegung 6—700mal vergrößert auf einen Zeiger, der über eine Scheibe mit einer Teilung geht. Wenn der Luftdruck steigt, so wird der elastische Boden etwas nach innen gedrückt, während er beim Nachlassen desselben etwas nach außen zurückkehrt; hierdurch wird das Hebelwerk und der Zeiger in Bewegung gesetzt. Die Skalenteilung, über welcher der Zeiger sich bewegt, [illegible] empirisch gefunden werden, indem man seine Stellung mit dem Stande eines guten B. vergleicht. Bei dem Aneroïd von Bourdon (1853) ist die Vidische luftleere Kapsel durch eine luftleere Krummröhre ersetzt, welche sich beim Steigen des Luftdrucks noch stärker krümmt, bei abnehmendem Luftdruck dagegen in der Krümmung nachläßt. Diese Bewegung der Krummröhre wird durch einen Mechanismus vergrößert und auf einen Zeiger übertragen, [illegible] cher an einer Millimeterskala spielt. In neuerer Zeit ist man jedoch wieder zur Konstruktion [illegible] Vidi zurückgekehrt. Die Aneroïden sind in der [illegible] empfindlicher als die Quecksilberbarometer und [illegible] nen sich, bei Einhaltung gewisser Vorsichten, besonders als Reisebarometer. Sie lassen sich auch [illegible] barometrischen Höhenmessen verwenden, so z. B. [illegible] Luftschiffahrten und beim vorläufigen Nivellieren, um schnell ein beiläufiges Bild von dem Terrain zu erhalten.

Da einerseits viele B. noch immer eine Skala nach pariser Zoll und Linien haben, anderseits aber Angaben über den Barometerstand meist schon nach Millimeter mitgeteilt werden, so wird in vielen Fällen eine Reduktion der einen Skala auf die andere erforderlich, zu deren Erleichterung die nachstehende Tabelle dient:

Tabelle
zur Verwandlung von pariser Zoll und Linien in Millimeter.

par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.
	1	2,26		61	137,61		121	272,96		181	408,31		241	543,66		301	679,00
	2	4,51		62	139,86		122	275,21		182	410,56		242	545,91		302	681,26
	3	6,77		63	142,12		123	277,47		183	412,82		243	548,17		303	693,52
	4	9,02		64	144,37		124	279,72		184	415,07		244	550,42		304	685,77
	5	11,28		65	146,63		125	281,98		185	417,33		245	552,68		305	688,03
	6	13,53		66	148,88		126	284,23		186	419,58		246	554,93		306	690,28
	7	15,79		67	151,14		127	286,49		187	421,84		247	557,19		307	692,54
	8	18,05		68	153,40		128	288,75		188	424,10		248	559,45		308	694,80
	9	20,30		69	155,65		129	291,00		189	426,35		249	561,70		309	697,05
	10	22,56		70	157,91		130	293,26		190	428,61		250	563,96		310	699,31
	11	24,81		71	160,16		131	295,51		191	430,86		251	566,21		311	701,56
1	12	27,07	6	72	162,42	11	132	297,77	16	192	433,12	21	252	568,47	26	312	703,82
	13	29,33		73	164,68		133	300,03		193	435,37		253	570,72		313	706,07
	14	31,58		74	166,93		134	302,28		194	437,63		254	572,98		314	708,33
	15	33,84		75	169,19		135	304,54		195	439,89		255	575,24		315	710,59
	16	36,09		76	171,44		136	306,79		196	442,14		256	577,49		316	712,84
	17	38,35		77	173,70		137	309,05		197	444,40		257	579,75		317	715,10
	18	40,60		78	175,95		138	311,30		198	446,65		258	582,00		318	717,35
	19	42,86		79	178,21		139	313,56		199	448,91		259	584,26		319	719,61
	20	45,12		80	180,47		140	315,82		200	451,17		260	586,52		320	721,87
	21	47,37		81	182,72		141	318,07		201	453,42		261	588,77		321	724,12
	22	49,63		82	184,98		142	320,33		202	455,68		262	591,03		322	726,38
	23	51,88		83	187,23		143	322,58		203	457,93		263	593,28		323	728,63
2	24	54,14	7	84	189,49	12	144	324,84	17	204	460,19	22	264	595,54	27	324	730,89
	25	56,40		85	191,75		145	327,10		205	462,44		265	597,79		325	733,14
	26	58,65		86	194,00		146	329,35		206	464,70		266	600,05		326	735,40
	27	60,91		87	196,26		147	331,61		207	466,96		267	602,31		327	737,66
	28	63,16		88	198,51		148	333,86		208	469,21		268	604,56		328	739,91
	29	65,42		89	200,77		149	336,12		209	471,47		269	606,82		329	742,17
	30	67,67		90	203,02		150	338,37		210	473,72		270	609,07		330	744,42
	31	69,93		91	205,28		151	340,63		211	475,98		271	611,33		331	746,68
	32	72,19		92	207,54		152	342,89		212	478,24		272	613,59		332	748,94
	33	74,44		93	209,79		153	345,14		213	480,49		273	615,84		333	751,19
	34	76,70		94	212,05		154	347,40		214	482,75		274	618,10		334	753,45
	35	78,95		95	214,30		155	349,65		215	485,00		275	620,35		335	755,70
3	36	81,21	8	96	216,56	13	156	351,91	18	216	487,26	23	276	622,61	28	336	757,96
	37	83,47		97	218,82		157	354,16		217	489,51		277	624,86		337	760,21
	38	85,72		98	221,07		158	356,42		218	491,77		278	627,12		338	762,47
	39	87,98		99	223,33		159	358,68		219	494,03		279	629,38		339	764,73
	40	90,23		100	225,58		160	360,93		220	496,28		280	631,63		340	766,98
	41	92,49		101	227,84		161	363,19		221	498,54		281	633,89		341	769,24
	42	94,74		102	230,09		162	365,44		222	500,79		282	636,14		342	771,49
	43	97,00		103	232,35		163	367,70		223	503,05		283	638,40		343	773,75
	44	99,26		104	234,61		164	369,96		224	505,31		284	640,65		344	776,01
	45	101,51		105	236,86		165	372,21		225	507,56		285	642,91		345	778,26
	46	103,77		106	239,12		166	374,47		226	509,82		286	645,17		346	780,52
	47	106,02		107	241,37		167	376,72		227	512,07		287	647,42		347	782,77
4	48	108,28	9	108	243,63	14	168	378,98	19	228	514,33	24	288	649,68	29	348	785,03
	49	110,54		109	245,89		169	381,23		229	516,58		289	651,93		349	787,28
	50	112,79		110	248,14		170	383,49		230	518,84		290	654,19		350	789,54
	51	115,05		111	250,40		171	385,75		231	521,10		291	656,45		351	791,80
	52	117,30		112	252,65		172	388,00		232	523,35		292	658,70		352	794,05
	53	119,56		113	254,91		173	390,26		233	525,61		293	660,96		353	796,31
	54	121,81		114	257,16		174	392,51		234	527,86		294	663,21		354	798,56
	55	124,07		115	259,42		175	394,77		235	530,12		295	665,47		355	800,82
	56	126,33		116	261,68		176	397,03		236	532,38		296	667,73		356	803,08
	57	128,58		117	263,93		177	399,28		237	534,63		297	669,98		357	805,33
	58	130,84		118	266,19		178	401,54		238	536,89		298	672,24		358	807,59
	59	133,09		119	268,44		179	403,79		239	539,14		299	674,49		359	809,84
5	60	135,35	10	120	270,70	15	180	406,05	20	240	541,40	25	300	676,75	30	360	812,10

Schon zur Zeit der Erfindung des B. bemerkte Torricelli, daß der Barometerstand an einem und demselben Orte bald steige, bald falle. Um das Gesetz dieser Barometerschwankungen zu ermitteln, müssen die Barometerbeobachtungen in regelmäßigen Zeitintervallen geschehen. In neuerer Zeit läßt man die B. ihren Stand selbst registrieren; derartige B. nennt man **Barometrographen**. Das erste Instrument dieser Art wurde von Changeux (1780) erfunden. Die Barometrographen kamen jedoch erst in jüngerer Zeit unter mannigfachen Formen zur Anwendung. Bei einfachern Barometrographen läßt man im offenen Schenkel eines Heberbarometers einen Elfenbein- oder Stahlcylinder schwimmen, welcher die Schwankungen des B. in entgegengesetztem Sinne mitmacht. Mittels eines einfachen Mechanismus werden die Hebungen und Senkungen jenes Schwimmers auf einer von einem Uhrwerk regelmäßig bewegten Papierfläche selbstthätig so notiert, daß auf der letztern eine Kurve entsteht, welche dem täglichen Gange des B. entspricht. Die jedem Punkte dieser Kurve entsprechende Zeit ist auf der zugehörigen Abscisse angemerkt. Einen sehr empfindlichen Barometrographen gibt das **Wagbarometer**. Dieses besteht aus einem eisernen, mit Quecksilber gefüllten Barometerrohr, welches an dem einen Arme eines Wagebalkens hängt, während demselben am andern Arme eine Gegenlast Gleichgewicht hält. Das untere, offene Ende des Rohrs taucht wie gewöhnlich in das Quecksilber eines Gefäßes. Wächst der Luftdruck, so steigt aus letzterm Quecksilber in das Rohr, welches sich infolge dessen mit seinem Wagarme etwas herabsenkt. Beim Fallen des Luftdrucks geschieht das Gegenteil. Dieses Schwanken des Wagarms wird mittels eines am Wagbalken befestigten Stifts auf einer gleichmäßig von einem Uhrwerk bewegten Schreibtafel ersichtlich gemacht. Das Wagbarometer wurde von Morland erfunden (1670) und schon frühzeitig als Barograph verwendet. In letzterer Eigenschaft brachte es Secchi (1857) wieder zur Geltung. Auch die Erhebungen und Senkungen der Vidischen Kapsel des Aneroïds können auf einen Schreibhebel übertragen werden, welcher auf einer regelmäßig bewegten Schreibfläche den Barometerstand automatisch notiert.

Sowohl mittels regelmäßiger Beobachtungen als auch mittels der Barometrographen hat sich ergeben, daß die Schwankungen des Luftdrucks ihre tägliche und jährliche Periode haben. Im allgemeinen verändert sich der Luftdruck bei Tage am stärksten, in der Nacht am schwächsten. In den großen Kontinenten ist durchschnittlich der Luftdruck im Winter höher als im Sommer. In der Regel ist der durchschnittliche oder mittlere Gang des B. jenem des Thermometers entgegengesetzt. Als mittlerer Barometerstand oder als normale Barometerhöhe am Niveau des Meers bei 0° C. werden 760 mm allgemein angenommen, obschon man jetzt weiß, daß diese Größe je nach den Breitegraden etwas verschieden ist. Die Linien, welche die Orte von gleichem mittlern Barometerstande verbinden, heißen **Isobaren**. Ihre Kenntnis ist für die Meteorologie und Klimatologie von hoher Wichtigkeit. Nach der neuen Theorie des Windes (s. d.) von Buijs-Ballot (1857—60) strömt die Luft von den Orten höhern nach denen niedern Luftdrucks, also von der Isobare mit höherm nach der mit tieferm Barometerstande. Je größer der Unterschied zweier einander näher liegender Isobaren ist, desto stärker bläst der Win[d]. Die Winde übertragen den Zustand der Atmosphä[re] von den bereits durchstrichenen auf die noch zu [durch]streichenden Orte. Da nun die Richtung und Stär[ke] der Winde von der Verschiedenheit im Luftdruc[k] der betreffenden Orte abhängen, so ist die Kennt[nis] der Veränderungen des Barometerstandes für [die] Witterungskunde von der größten Bedeutung. [Die] periodischen Barometerschwankungen sind also [für] den regelmäßigen Gang der Winde maßgebend. [Da] es jedoch außer den regelrechten Variationen [des] B. auch unregelmäßige gibt, so sind letztere für [den] Umschlag des Wetters von Vorbedeutung. Die l[etz]tere gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn zur Beo[b]achtung des B. noch jene der Thermo-, Hygro- u[nd] Anemometer, der Wolken und anderer Witterung[s]zeichen hinzukommt.

Im allgemeinen läßt sich bei tiefem Stande [des] B. eher schlechtes als gutes Wetter erwarten. [Ein] schnelles und starkes Sinken des B. bringt in [der] Regel Sturm. Das Gegenteil kann als eine P[ro]gnose für schönes Wetter angesehen werden. Wa[hr]scheinlichere, für einen Tag bestimmte Voraussag[en] des Wetters lassen sich von den Meteorologen a[us] den telegr. Witterungsberichten konstruieren. Hie[r]auf beruhen die warnenden Sturmsignale, welch[e] Buijs-Ballot in den Niederlanden (1860) eingefüh[rt] hat; diesem Beispiel folgten England (1861), Frank[-] reich (1863) u. a. m.

Barometerblumen, s. unter Tinte.

Barometrie (grch.), Lehre vom Barometer.

Barometrische Höhenmessung heißt die B[e]stimmung der Höhen mittels des Barometers o[der] Aneroïds, dessen Stand mit der Erhebung imm[er] mehr sinkt (s. Barometer). Wenn die Luft n[ach] oben hin stets gleich dicht bliebe, so würde, n[ach] einer einfachen Berechnung, für je 10 m Höhe [das] Barometer je um 1 mm fallen. Da jedoch die Di[chte] der Luft nach oben hin immer mehr abnimmt, [so] bedarf es stets wachsender Höhen, damit der Ba[ro]meterstand je um 1 mm sinke. Auf Grund des M[a]riotteschen Gesetzes (s. unter Aërostatik) hat m[an] Formeln abgeleitet, nach welchen sich die Höhen [be]rechnen lassen, wenn man den gleichzeitigen Sta[nd] des Barometers am Fuße und an der Spitze [des] betreffenden Bergs u. dgl. aus Beobachtungen ken[nt]. Für sehr genaue barometrische Höhenbestimmun[gen] muß auch die Temperatur und der Feuchtigkeit[s]zustand der beiden Stationen, ferner die geogr. Br[eite] des Ortes in die Rechnung einbezogen werden. [Vgl.] Nowak, «Das barometrische Höhenmessen» (2. Au[fl.], Wien 1869); Rühlmann, «Die barometrischen Hö[hen]messungen» (Lpz. 1870); Wüllerstorf-Urbair, «[Zur] wissenschaftlichen Verwertung des Aneroïds» (W[ien] 1871); Höltschl, «Die Aneroïde» (Wien 1872); [Ko]zog, «Praktische Anleitung zum Höhenmessen mit[tels] Dosenbarometers» (2. Aufl., Lpz. 1874).

Barometrograph, s. unter Barometer.

Baron oder **Freiherr**, im Mittelalter Ed[el]herr genannt (lat. baro, liber baro), war nach [der] deutschen Reichsverfassung eigentlich ein Adelig[er], der für sich und sein Geschlecht die unmittelba[re] Freiheit unter dem Reiche behauptet hatte, o[hne] fürstl. Landeshoheit erworben zu haben. Die B[e]sitzungen der **Reichsbarone** gingen gewöhnlich [vom] Kaiser und Reich zu Lehn, wiewohl manchem a[uch] Allodialeigenschaft zukam. Auf die Reichsangele[gen]heiten konnten solche Freiherren späterhin nur [da] einwirken, wenn sie wenigstens die Kreisstandsch[aft]

der als Mitglieder der Reichsritterschaft eine be-
schränkte Reichsstandschaft behauptet oder erlangt
atten. Seit dem 15. Jahrh. nahmen viele Reichs-
reiherren den gräfl. Titel an, um sich von dem nie-
ern Adel zu unterscheiden, und dafür verliehen
ieder die Kaiser den Reichsfreiherrntitel an Per-
nen selbst des landsässigen oder mittelbaren (d. h.
r Landeshoheit eines Territorialherrn untergebe-
n) Adels, die dadurch, ohne daß an ihren Standes-
rhältnissen etwas Wesentliches geändert wurde,
n Rang nach den Grafen erhielten. Seit der Auf-
sung des Deutschen Reichs kreieren auch die sou-
ränen Bundesfürsten Freiherren, wiewohl nur
it der Wirkung, daß die so Betitelten den unbe-
telten Edelleuten in der Gesellschaft vorangehen
d gewöhnlich über dem Schilde ihres Wappens
ne in sieben Spitzen ausgehende, mit Perlen be-
zte Krone führen. Die wirklich reichsfreiherrlichen
nicht bloß so prädizierten) Familien zählen jetzt mit
nter die standesherrlichen Geschlechter.

Nach engl. und altfranz. Staatsrechte, das die
ehnsverfassung genauer durchführte und die königl.
Gewalt gegen fürstl. Landeshoheitsgelüste mit Er-
olg verteidigte, sind B. eigentlich Kronvasallen, die
r Lehn unmittelbar vom Könige empfangen und
iesem als Lords oder Pairs zur Seite stehen. Noch
egenwärtig ist in England der Übergang in das
Oberhaus und die Aufnahme unter den hohen Adel
urch die Erlangung der Baronie bedingt, wiewohl
eit der Entstehung verschiedener Klassen der «No-
ility» die bloßen B. noch die Viscounts, Earls,
Marquis und Herzöge sowie sämtliche Söhne der
ords aus den zwei letztgenannten Klassen und die
testen Söhne der Earls im Range über sich haben.
en Titel B. führen ferner in England die Richter
s Exchequerhofs, von denen vier in England unter
em Chief-B. und fünf in Schottland Revenuen-
ozesse zwischen König und Unterthanen entscheiden.
benso hießen vordem B. die Notabeln der Bürger-
haft von London, York und einigen andern großen,
rch Privilegien ausgezeichneten Städten, inglei-
n bis zu den Wahlbezirksänderungen der Akte
n 1832 diejenigen Parlamentsmitglieder, welche
n den fünf Häfen Dover, Hastings, Hythe, Rom-
y und Sandwich in das Unterhaus gesandt wur-
n. Solche nicht dem hohen Adel zugehörige B.
rden Mr. (Mister) Baron tituliert. (S. **Baronet.**)
n Frankreich, wo sich die Montmorency als pre-
iers, die Lusignan als seconds barons chrétiens
e France betrachteten, kam die Baronie allmählich
durch herab, daß auch Aftervasallen, die Lehns-
te der hauts barons oder des Königs in seiner
genschaft als bloßer Herzog von Francien (Isle
France), den Titel B. erlangten, und daß die
twickelung des souveränen Königtums die Schran-
der alten Lehnsverfassung durchbrach. Die Mit-
eder des hohen Adels wurden seitdem zu Her-
en, Prinzen, Grafen und Marquis, und die B.
hmen in der Rangfolge erst die fünfte Stelle ein.
e roman. Wortform B. kam erst im 17. Jahrh.
s Frankreich und Italien nach Deutschland.

Baron (Michel), eigentlich **Boyron**, bedeuten-
r franz. Schauspieler, geb. 8. Okt. 1653 zu Paris,
Sohn eines Lederhändlers, ging sehr jung zur
ühne und wurde unter Molières Leitung ein vor-
fflicher Darsteller tragischer sowohl wie komischer
llen und der Liebling des pariser Publikums.
t einer Pension von 3000 Livres verließ er 1691
Bühne betrat aber dieselbe 1720 im Alter von
68 Jahren aufs neue und fand selbst noch in jugend-
lichen Rollen Beifall. B. starb 22. Dez. 1729 zu
Paris. Von seinen eigenen Lustspielen (gesammelt
unter dem Titel: «Théâtre de M. Baron», 2 Bde.,
Par. 1736; 3 Bde., 1759) hat sich besonders
«L'homme à bonnes fortunes» (1686), in das er
einen Teil seiner zahlreichen Liebesabenteuer ver-
webte, lange auf der Bühne gehalten.

Barŏnet (engl. Abkürzungen: Bar., Bart. und
Bt.) heißt in England das Mitglied einer von
Jakob I. 22. Mai 1611 gegründeten, zwischen
Adel und Gentry eingeschobenen Ritterklasse. Die
Neuheit des Prinzips bestand in der Einführung
eines erblichen niedern Adels, welcher an Rang und
Titel über der Gentry stehen sollte, ohne jedoch die
Privilegien des Adels (der Nobility) zu teilen, in-
dem er keinen Sitz im Oberhause haben, sondern
gleich allen Rittern dem Stande der Gemeinen an-
gehörig bleiben soll. Die B. rangieren vor den mei-
sten sonstigen Stufen der Ritterwürde, jedoch hinter
den Söhnen der höhern Lords und hinter den Rit-
tern des Hosenbandordens. Ihre Frauen, Söhne
und Töchter genießen einen dem Range ihres Gat-
ten und Vaters entsprechenden Vortritt. Der Rang
des B. wird durch das Wort Barŏnet (meist ab-
gekürzt Bart.) hinter dem Namen, und der Titel
(style) durch das Prädikat Sir vor dem Namen (und
zwar vor dem Vornamen, nie vor dem Familien-
namen allein) bezeichnet, also Sir Robert Peel (auch
bloß Sir Robert), aber nie Sir Peel. Die Frau
eines B. erhält den Titel Lady als Courtoisietitel.

Die Veranlassung zur Stiftung dieser in England
sonst unbekannten erblichen Ritterwürde beruhte auf
dem lebhaften Wunsch des Königs Jakob I., der
Provinz Ulster in Irland aufzuhelfen. Es sollten
Kolonisten hinübergesandt und diesen dort Land
und Mittel zur Ansiedelung gewährt werden. Um
reiche Engländer zum Aufwenden bedeutender Sum-
men zu bewegen, nahm man die Sucht nach Rang-
erhöhung in Anspruch. Die neue Würde, zuerst nur
einer Anzahl von 200 Personen zugedacht, wurde
denjenigen reichsten Grundbesitzern angeboten, welche
30 Mann zu Fuß zur Kolonisation stellen oder die
Summe von 1095 Pfd. St. für die Zwecke der Ko-
lonisation zahlen würden. Es wurden sogleich 75 B.
ernannt; voll ward die Zahl von 200 erst kurz vor
Jakobs Tode. Der Orden sollte mit der Zeit wie-
der eingehen, indem das erste Statut verordnete,
daß an Stelle einer aussterbenden Baronetie nie
eine andere geschaffen werden solle. Sowohl von
dieser Bestimmung als von der Beschränkung auf
200 ging man später ab, und die Könige von Eng-
land betrachten ihr Recht, B. zu kreieren (mittels
Patentbriefs, welcher meist die Würde als vererbend
in männlicher Linie erteilt), schon lange als ein un-
beschränktes. Karl I. hat auch für Schotten zum
Zwecke der Kolonisation von Neuschottland einen
Baronetorden (1625) gestiftet, welcher jedoch seit
dem Eintritt der schott. Union (1707) nicht mehr
verliehen wird. Auch irische B. hat noch Jakob I.
selbst kreiert, und zwar seit 1620; die irischen Kreie-
rungen fanden jedoch ebenfalls ihr Ende in der Union
mit England zu Anfang des 19. Jahrh. Die be-
stehende Gesamtzahl der engl., schott. und irischen
B. übersteigt 1100, unter welchen aber mehr als
150 inzwischen zu der erblichen Pairswürde auf-
gestiegen sind. Premier-B. von England sind jetzt
die Bacon, die noch zu der ersten Kreation von 1611
gehören.

Baronie, Besitzung eines Barons, an welche das **Baronat**, d. h. der Stand eines Barons, geknüpft ist. Im Mittelalter verstand man unter B. ein freies Reichslehn.

Baronius (Cäsar), röm.-kath. Kirchenhistoriker, geb. 30. Okt. 1538 zu Sora in Campanien, kam 1557 nach Rom, schloß sich hier dem von Philipp von Neri gegründeten Oratorium an und widmete sich dem Studium der kirchlichen Schriftsteller. Er ward Beichtvater des Papstes, apostolischer Protonotar, 1596 Kardinal, ferner Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, Mitglied der Congregatio ecclesiasticorum rituum sowie der Typographia Vaticana und starb 30. Juni 1607. Sein bedeutendstes Werk sind die «Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198» (12 Bde., Rom 1588, öfter nachgedruckt, am besten in der mainzer Ausgabe 12 Bde., 1601—5), in denen B. den Nachweis versucht, daß die ewigen Rechte Roms, besonders die hierarchische Weltstellung der Kurie, in der Entwickelung des Urchristentums urkundlich begründet seien. Er verfährt dabei jedoch teils völlig kritiklos, ja befangen in kirchlich-kath. Vorurteilen, teils nur annalistisch, sodaß sein Werk, so sehr es als Materialiensammlung zu schätzen ist, doch nur mit Vorsicht und steter Kritik gebraucht werden darf; diese Kritik wird erleichtert durch Pagis «Critica in Annales ecclesiasticos Baronii» (4 Bde., Amsterd. 1705; verbessert von Franz Pagi, Antw. 1724), die nebst der Fortsetzung (1198—1565) der «Annales» von Rainaldi (10 Bde., Rom 1646—77) in die mit weitläufigem Apparat versehene Ausgabe von Mansi (43 Bde., Lucca 1738—59) aufgenommen sind. Weitere Fortsetzungen der Annalen liefern de Laderchis (für 1565—71, 3 Bde., Rom 1728) und Theiner (für 1572—85, 3 Bde., Rom 1856—57). Von den übrigen Werken des B. verdienen besonders Erwähnung das «Martyrologium Romanum» (Rom 1586) und die Schrift «De Monarchia Siciliae», in welcher er die Gerechtsame der sicil. Krone, besonders ihre Kirchengewalt, heftig angriff. Vgl. Barnabeus, «Vita Baronii» (Rom 1651), Albericis Ausgabe der «Epistolae nunc primum editae» (3 Bde., Rom 1759) und Spondanus' Ausgabe der Annalen (Mainz 1614).

Baroskop (grch., Druckanzeiger) ist der ältere Name für das Barometer (s. d.). Man bezeichnet mit diesem Worte auch ungefähr 15 cm lange, 2 cm weite, oben und unten zugeschmolzene Glasröhren, welche eine Auflösung von kohlensaurem Kali oder von Kampfer in Weingeist enthalten. Bei größerer oder geringerer Temperaturerniedrigung scheiden sich aus diesen Auflösungen die aufgelösten Stoffe mehr oder weniger in Krystallflocken aus, welche sich bei zunehmender Temperatur wieder auflösen. Solche Apparate können keine Veränderungen des Luftdrucks anzeigen, ihr Name ist also unrichtig gewählt; sie zeigen vielmehr in sehr unvollkommener Weise Veränderungen der Lufttemperatur an. Ihre Bezeichnung mit Thermoskop wäre zutreffender als mit B. Die Annahme, aus ihrer Beobachtung Wind, Regen u. s. w. vorhersagen zu können, entbehrt der physik. Begründung.

Barosma, eine von Willdenow benannte Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, deren Arten, lauter Sträucher, am Vorgebirge der Guten Hoffnung wachsen und die früher offizinellen **Buccoblätter** liefern. Die meist blattwinkelständigen Blüten besitzen einen fünfteiligen Kelch, fünf Blumen- und ebensoviel Nebenkronenblätter, fü[illegible] Staubgefäße und fünf um einen centralen Grif[illegible] gestellte Fruchtknoten, aus denen eine fünffächer[illegible] Kapsel entsteht. Die besten Buccoblätter komm[illegible] von B. crenata *Kze.* Ihre dicken, drüsigen, ar[illegible] matischen Blätter, welche frisch sehr stark, aber u[illegible] angenehm riechen, enthalten ein hellgoldgelb[illegible] ätherisches Öl vom Geruch der Blätter und ein[illegible] eigentümlichen Stoff, das **Diosmin**, einen [illegible] Wasser unlöslichen, in Weingeist und Äther, a[illegible] in ätherischen Ölen löslichen krystallisierbaren K[illegible] per. Der wirksame Bestandteil ist das ätheri[illegible] Öl. Mehrere Arten dieser Gattung findet man a[illegible] als Ziersträucher in Gewächshäusern.

Barothermometer (Thermobaromet[illegible] oder Thermohypsometer) ist ein für Höh[illegible] messungen bestimmtes Thermometer. Es ber[illegible] darauf, daß der Siedepunkt des Wassers von [illegible] Größe des Luftdrucks abhängt. Je tiefer der [illegible] tere, desto niedriger liegt auch der Siedepunkt. M[illegible] kann daher aus der Siedetemperatur auf den Ba[illegible] meterstand und mithin auf die Höhe des Ortes sch[illegible] ßen. Einer Änderung von 1 mm Barometerst[illegible] entspricht erst 0,04° C. An einem B. müssen [illegible] also noch sehr kleine Bruchteile von Graden able[illegible] lassen. Zu diesem Zwecke erfüllt beim B. das Qu[illegible] silber bei gewöhnlichen Temperaturen noch ni[illegible] ganz das Gefäß (Kugel oder Cylinder). Erst b[illegible] etwa 93° C. tritt das Quecksilber aus dem Gef[illegible] in die Thermometerröhre, deren ganze Länge [illegible] Spielraum für nur 8 Grade, d. i. von 93—101° [illegible] bleibt. Infolge dessen fällt jeder Thermometerg[illegible] so lang aus, daß man denselben in viele kleine Unt[illegible] abteilungen zerlegen kann. Dem B. wird ein ko[illegible] pendiöser Siedeapparat beigegeben. Die Therm[illegible] hypsometrie wurde von Fahrenheit erfun[illegible] (1724) und von vielen weiter geführt. Ein z[illegible] entsprechendes B. hat schon Wollaston (1817) [illegible] gegeben.

Barôtrop, s. unter Tretwerk.

Barôtsch oder Brôtsch (engl. Baroach [illegible] Broach), Hauptstadt des gleichnamigen, [illegible] Teil des frühern Reichs Guzerate bildende[illegible] strikts der indobrit. Präsidentschaft Bombay, [illegible] dem rechten Ufer des, mit Ausnahme eines sch[illegible] Kanals, nur für Schiffe von höchstens 50 To[illegible] befahrbaren Nerbudda, ungefähr 52 km ober[illegible] der Mündung desselben. B. war in älterer [illegible] ein großer, stark bevölkerter, durch Handel und [illegible] nufakturen blühender Ort, welcher später sehr [illegible] fiel und sich erst in neuerer Zeit wieder mehr [illegible] mehr erhebt. Die Bevölkerung der von einer Ma[illegible] umgebenen Stadt und ihrer ausgebreiteten [illegible] städte beläuft sich (1872) auf 36 932 Seelen, hau[illegible] sächlich Hindu sowie einige Mohammedaner [illegible] Parsi. Die letztern, nachweislich schon seit [illegible] Jahrhunderten in B. ansässig, waren [illegible] hauptsächlich Weber und verfertigten die man[illegible] fachen feinen und schönen, damastartigen Ba[illegible] wollstoffe, wegen welcher B. lange Zeit berü[illegible] war. Durch die zunehmende Einfuhr engl. [illegible] ist dieser Zweig der Industrie aber fast zu Gr[illegible] gegangen. Unter den Parsi gibt es auch eine [illegible] zahl von Schiffsreedern und Maklern. Die H[illegible] und Mohammedaner treiben hauptsächlich [illegible] del, Schiffahrt, Fischfang und die versch[illegible] artigsten Handwerke. B. zeichnet sich durch [illegible] Überfluß an Lebensmitteln sowie durch die [illegible] und Wohlfeilheit derselben aus. Es befinden [illegible]

selbst eine engl. Gouvernementsschule, ein von n Hindu unterhaltenes Krankenhaus für die ver- iedensten Tiere bis hinab zu den Insekten, sowie i wohlerhaltener Kirchhof, aus der Zeit, wo B. n Holländern gehörte, mit Grabsteinen von 1685— 70. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß B. das argaza des Ptolemäus und Arrian ist. Den abern im Mittelalter war B. unter dem Namen trusch als Handelsplatz wohlbekannt. Nach der oberung von Guzerate durch die Mohammedaner ichte B. einen Teil des neugebildeten Staates zerate aus, bis es der Großmogul Akbar 1583 iem Reiche einverleibte. Im J. 1685 ward es n den Maharatten erobert, denen es 1772 die länder abnahmen. Dieselben traten es jedoch 3 an den Maharattenfürsten Madaji Scindia . Im J. 1803, bei dem Kriege zwischen den haratten und Engländern, eroberten diese B. Sturme. Bei dem hierauf folgenden Frie- schlusse von Serji Anjengaum ward es von n Maharatten an die Engländer abgetreten. — er Distrikt Barôtsch enthält 4300 qkm mit 0322 E., meist Hindu, 60000 Mohammedaner d gegen 3000 Parsi.

Barozzi (Giacomo), Baumeister, s. Vignola.

Barquisimeto, Hauptstadt des gleichnamigen taats in der südamerik. Föderativrepublik Vene- ela, am gleichnamigen Zufluß des Cojede, 541 m er dem Meere, auf einer fruchtbaren, gesunden d gutkultivierten Hochebene gelegen, auf welcher eizen und europ. Gemüse neben Kaffee, Zucker- hr und tropischen Früchten gedeihen. Auch ist die ge der Stadt vorteilhaft für den Handel, indem i ihr die Straßen aus den westl. Provinzen des aats zusammentreffen. Schon 1552 von Juan Villegas vorzüglich zur Ausbeutung vermeint- er Goldminen der Nachbarschaft gegründet und h dessen Vaterstadt Neu-Segovia genannt, hatte 1807 bereits 15000 E., wurde aber 26. März 12 durch das Erdbeben, welches Caracas zer- rte, ebenfalls fast gänzlich vernichtet, später auch rch die Revolutionskriege sehr entvölkert. Jetzt die Stadt wieder gut und mit regelmäßigen Stra- aufgebaut und zählt (1873) 25664 E., welche rde und Maultiere züchten. Sie hat ein Kol- um und mehrere Schulen. In ihr fand 1562 berüchtigte Lope de Aguirre, el Tirano genannt, das span. Südamerika von dem Mutterlande zureißen beabsichtigte, sein tragisches Ende. Seit 30 ist B. Hauptstadt des Staates (damals Pro- z B., von welcher aber neuerdings der nordöstl. l unter dem Namen Yaracuy als besonderer at abgetrennt worden ist. — Der Staat Bar- isimeto zählt auf 19110 qkm (1873) 143818 E.

Barr., bei paläontolog. Namen Abkürzung für chim Barrande.

Barr, Hauptort eines Kantons im Kreise lettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, der Linie Zabern-Schlettstadt der Elsaß-Lothringi- n Eisenbahn, 31 km südwestlich von Straßburg, km nördlich von Schlettstadt, am Fuße der Vo- n und am Eingange des Ulrichsthals, mitten Weinbergen pittoresk gelegen, ist Sitz eines prot. sistoriums, eines Amtsgerichts, besitzt seit 1872 e Realschule und zählt (1880) 5859 E., darunter 3 Evangelische, 2498 Katholiken. Die sehr in- trielle Stadt hat Woll- und Baumwollspinne- n, Gerbereien und Färbereien, Handel in Por- an, Fayence, Krystallwaren, Seife, Wein, Branntwein, Vieh, Holz und Eisen. Die Herrschaft B., aus B. und sechs Gemeinden bestehend, gehörte im Mittelalter bis 1504 dem pfälz. Hause, dann dem Rate Maximilians I., Nikol. Ziegler, dessen Söhne sie für 90000 Fl. der Stadt Straßburg verkauften, welche sie bis 1789 behielt und noch große Waldungen bei B. besitzt. Der Ort B. kommt schon im 8. Jahrh. vor, wurde 1444 durch die Armagnacs, 1592, da er dem von den prot. Domherren zu Straßburg zum Bischof erwählten Prinzen Johann Georg von Brandenburg anhing, von den Truppen des Gegenkandidaten, des Kardinals Karl von Lothringen, 1678 von durchziehenden Franzosen, 1794 durch Explosion des Arsenals teilweise zerstört. An der Stelle des alten festen Schlosses steht jetzt das Rathaus. B. wird seiner Umgebung willen viel besucht; über B. liegen die Burgruinen Andlau, eine im 9. Jahrh. durch Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken, gestiftete Abtei, Spesburg, Landsberg, weiter der schöne Aussichtspunkt Hohwald und auf dem 700 m über dem Meere gelegenen Odilienberg (s. d.) neben der alten Heidenmauer das Odilienkloster. In der Nähe von B. ist das Mineralbad Bühl.

Barra oder Bar, ein kleines Reich an der Westküste von Afrika, zwischen den Mündungen des Gambia und des Jombas, des Flusses von Salum, nur etwa 70 km lang und breit. Es grenzt im S. an den Gambia, im W. an den Atlantischen Ocean. Im allgemeinen gut kultiviert, enthält B. eine Anzahl ansehnlicher Dörfer und einige schöne Wälder. Die Bewohner, deren Zahl von Golberry auf 200000 geschätzt wird, sind Mandingo, eine schöne Rasse, kräftig, thätig und intelligent. Sie sind alle strenge Mohammedaner und betreiben starken Salzhandel in das Innere, wofür sie Mais, Elfenbein, Goldstaub und Baumwollzeuge zurückbringen. Hauptstadt ist Barrinding, das an der Küste, einige Kilometer nordöstlich von der brit. Niederlassung Bathurst, liegt.

Barrage (frz.), Absperrung (einer Straße, eines Flusses), Barrière, Schlagbaum.

Barra-Inseln, eine zu den Äußern Hebriden und zur schott. Grafschaft Inverneß gehörige Gruppe von etwa 80 Inseln und Klippen im Süden von Süd-Uist, im Westen von Schottland. Die größte der B., Barra, 13 km lang und 5 km breit, ist zwar nicht für Ackerbau geeignet, wohl aber weist sie treffliches Weideland auf. Ihre Bewohner, etwas über 1600 Seelen, überwiegend Katholiken, sprechen das Gälische außerordentlich rein und treiben Fischerei, Viehzucht und Sodafabrikation. Auf der südlichsten der Inseln, Barra-Head, ist der höchstgelegene Leuchtturm Großbritanniens (207 m über dem Meere).

Barrakan, Berkan oder Perkan, s. Berkan.

Barrancos (span.), die tiefen Thalschluchten, durch welche ursprünglich allseitig geschlossene Kraterkessel im Laufe der Zeit infolge der erodierenden Thätigkeit der Gewässer angeschnitten und einseitig geöffnet worden sind (z. B. auf der Insel Palma).

Barrande (Joachim), einer der verdienstvollsten Paläontologen der neuern Zeit, geb. 1799 zu Saugues im Depart. Ober-Loire, studierte auf der Polytechnischen Schule zu Paris, war hierauf Erzieher des Grafen Chambord (Heinrichs V.) und lebte dann in Prag, mit der Erforschung des silurischen Systems in Böhmen beschäftigt. Sein Hauptwerk ist das «Système silurien du centre de la Bohême» (Tl. 1, die «Recherches paléontologiques» enthaltend,

Prag 1852 fg.), von welchem einzelne Abschnitte auch gesondert erschienen sind.

Barras (Paul Jean François Nicolas, Graf von), eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der ersten Französischen Revolution, geb. zu Foy in der Provence 30. Juni 1755, kam als Lieutenant im Regiment Languedoc nach Ostindien, wo er gegen die Engländer kämpfte, wandte sich nach dem Frieden (1783) nach Paris und vergeudete hier sein Vermögen. Im J. 1789 wurde er von dem revolutionären Strome erfaßt, als Deputierter des dritten Standes in die Generalstände gewählt und gesellte sich gleich den Extremen zu. Nach der Erstürmung der Tuilerien 10. Aug. 1792 erhielt er die Verwaltung des Depart. Var; später ging er als Kommissar der Armee nach Italien, wo er die Generalverwaltung der Grafschaft Nizza übernahm. Zum Deputierten des Konvents erwählt, stimmte er für die Hinrichtung des Königs ohne Aufschub und Appellation; auch erklärte er sich 31. Mai 1793 gegen die Girondisten. Als er bei der Rückkehr zur Armee nach Italien in Erfahrung brachte, daß seine Kollegen, die Repräsentanten Bayle und Beauvais, in Toulon verhaftet seien und man einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, eröffnete er mit den zu Nizza stehenden Truppen in aller Eile die Belagerung von Toulon, kommandierte dann unter Dugommier beim Angriff auf die Stadt eine Division und nahm nach dem Siege an allen den blutigen Maßregeln Anteil, die über den Süden Frankreichs verhängt wurden. Am 9. Thermidor, beim Sturze Robespierres, der ihn als einen weniger Entschiedenen haßte, spielte B. eine Hauptrolle. Als die sog. Garde Henriots den Konvent bedrohte, wurde B. von der Versammlung zum Obergeneral ernannt; er zerstreute die Truppe Henriots, bemächtigte sich Robespierres und hielt so die Macht des Konvents aufrecht. Nachdem B. im Nov. 1794 erst Sekretär, dann Präsident des Konvents und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen, zog er sich von den Männern zurück, welche das Schreckenssystem unterstützt hatten, trat aber mit gleicher Entschiedenheit gegen die Umtriebe der Royalisten wie gegen die Ausschreitungen der pariser Sektionen auf. Am 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) wurde er vom Konvent aufs neue zum Obergeneral ernannt. Als solcher nahm er Bonaparte zu seinem Gehilfen an und brachte dessen Ernennung zum General der Armee des Innern zu Stande. Als hierauf das Direktorium gebildet und B. Mitglied der exekutiven Gewalt wurde, schlug er dem Direktorium seinen jungen Freund Bonaparte als Obergeneral der Armee in Italien vor und vermittelte auch dessen Heirat mit der Witwe von Beauharnais.

Am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) wurde er zum dritten mal zur Rettung der Regierung mit der Diktatur bekleidet und blieb auch diesmal Sieger. Er eröffnete nun im Palast Luxembourg eine Reihe außerordentlich glänzender Feste und wußte sich zwei Jahre hindurch ein großes Übergewicht im Direktorium und einen entschiedenen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu bewahren. Als das Ansehen des Direktoriums immer mehr sank, verband er sich mit Sieyès, um die Katastrophe vom 30. Prairial des J. VII herbeizuführen, nach welcher er mit Sieyès die exekutive Gewalt thatsächlich allein in Händen behielt. In dieser Zeit, wie auch später, soll er mit Ludwig XVIII. über die Herstellung des Throns zu Gunsten der Bourbonen in Unterhandlung gestanden haben. Inzwischen leitete Sieyès im Einverständnisse mit Bonaparte die Revoluti des 18. Brumaire ein, und B. mußte der Konsula regierung weichen. Er wählte sein Gut Großb zum Aufenthalte. Man beschuldigte ihn, bald d er die Jakobiner begünstige, bald daß er die Bour bonen zurückführen wolle, und Bonaparte, der fürchtete, trieb ihn trotz des frühern Verhältniss durch allerlei Schikanen nach Brüssel. Seit 18 durfte sich B. in Marseille, dann in Rom, später Montpellier unter polizeilicher Aufsicht aufhalt Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. kehrte er n Paris zurück, wo er auch während der Hundert Ta blieb, doch ohne allen Anteil an den Ereigniss Später kaufte er in der Nähe von Paris das Lan gut Chaillot und machte von dem großen Vermöge das er in der Revolution erworben, ein glänzend Haus. Hier starb er 29. Jan. 1829. Seine M moiren ließ die Regierung in Beschlag nehmen.

Barre ist eine Bezeichnung für Sand- od Schlammbänke, welche sich derart vor Flußmü dungen gebildet haben oder noch bilden, daß sie d Eingang vom Meere in die Flußmündung versp ren. Sie entstehen durch Ablagerung des Material welches die Flüsse mit sich führen, und gehören den Deltabildungen, stellen aber eine besondere For derselben dar. Behält nämlich die Strömung d Flüsse hinreichende Kraft, um den Schlamm od Sand, den sie mit sich führen, bis in das Meer hi auszutragen, und ist dieses hier nicht sogleich seh tief, oder schiebt es die Schlammfluten nicht dur eine starke Strömung seitwärts, so entsteht dur Unterbrechung der Flußströmung im ruhigen Mee oft in einiger Entfernung vor der Mündung, ei sogenannte B., die entweder als Sandbank vo Meere bedeckt bleibt, oder als Düne sich über d Meeresspiegel erhebt und Graswuchs oder Bu werk trägt. Von dieser Art sind die Peressi vor den Mündungen aller Flüsse und größern Bä an der Westküste des Schwarzen Meers von d Donau bis zum Dnjepr. Alle diese Gewässer z nen sich durch starke Strömung aus, während d Schwarze Meer weder Ebbe und Flut noch ei Strömungen hat, insofern also sehr ruhig ist. M rere dieser Peressips umschließen die Mündung v ständig, von einem Ufer zum andern; es verd in der seeähnlichen Mündung gleichviel Wasser einfließt, oder das Wasser sickert durch den S ins Meer; andere besitzen einen oder mehrere Du brüche oder Girls, durch welche das innere Be sich entleert und mit dem Meer ins Niveau s Auch in der Ostsee sind dergleichen B. an den pr Küsten sehr häufig, wo sie sog. Haffs einschl Dieses Meer hat bekanntlich ebenfalls weder E und Flut noch bemerkenswerte innere Strömung Zuweilen bilden sich B. auch an Meeresküsten, keine Flüsse einmünden, durch die bloße Bran und es entstehen dann dahinter die sog. Eter an den Küsten von Frankreich und von Dorse.

Das Wort B. wird aber auch noch in einer andern Bedeutung angewendet. In mehrern Str mündungen hat nämlich das Eindringen der F welle vom Meere aus eine eigentümliche Er nung zur Folge, die am Ausfluß der Elbe und We «das Rasten», an der Gironde «le Mascaret», andern Flüssen Frankreichs «la Barre», an Gangesmündung «the Bore», am Ausfluß Amazonenstroms die «Pororoca» genannt w Wo die Erscheinung in schwächerm Grade statt besteht sie in einem von starkem Geräusch beglei

schäumen des Wassers, während zugleich drei vier größere Wellen schnell hintereinander den aufwärts steigen. An der Mündung größerer ist das Getöse weit stärker, die Wellen errei- eine Höhe von 2—5 m und treten häufig über Ufer, alles, was im Wege steht, zerstörend und reißend. Es ist dieses Phänomen vorzugsweise den hohen Meeresfluten verbunden und wieder- sich dann mehrere Tage nacheinander. Die Ur- scheint fast dieselbe wie die der Brandung: Erhöhung der Flutwelle durch ihr Zusammen- gen in einen engern Raum und eine verstärkte an der Oberfläche über seichten Stellen eine Unterdrückung der Bewegung in der Tiefe.

Barre, ein echt deutsches Wort, bezeichnet einen dünnen Körper, durch welchen etwas ver- werden kann, also Pfahl, Stange, Schlag- Riegel u. s. w. Abgeleitet davon ist das Barrière, d. h. ein absperrendes Pfahl- ein Verschlag u. dgl. Weiter heißt im Fran- B., im Englischen bar, soviel als Gerichts- oder diejenige Brustwehr, durch welche bei öffentlichen Verfahren die Richterbank von der Menge getrennt ist. Da die Advokaten Verteidiger und Ratgeber der Parteien ihren an der B. erhalten, so ist dieses Wort sowie davon abgeleitete franz. Ausdruck Barreau auf den ganzen Stand der Advokaten über- tragen worden. In England führt die höhere Klasse von Advokaten (s. Rechtsanwalt) den Namen Barrister. Außerdem nennt man in Frankreich und England auch die Schranken, welche die Sitze der parlamentarischen Versammlungen einschließen, die B. In beiden Häusern des brit. Parlaments trennt die B. die Mitglieder und die Sekretäre des Hauses einen kleinen Raum an der Eingangsthür, in zuweilen andere Personen eintreten, um der B. zu stehen» oder «als Rat» vor der B. gelassen zu werden. Es sind dies im Unterhause welche das Haus zu Gefängnisstrafe eines «Bruchs der Privilegien des Hauses» verurteilt, oder die in Prozessen vor dem Hause als oder Sachwalter erscheinen sollen; dann Deputationen der Citykorporation von Lon- don. Im Oberhause nehmen vor der B. die Mit- glieder des Unterhauses während der Thronrede , sowie diejenigen Deputationen des Unter- hauses, welche eine Bill überbringen.

Barreau (frz.), s. u. Barre (Gerichtsschranke).

Barrel, ein engl. Biermaß, s. Barile.

Barren, frz. barres, lingots, engl. bars, ingots, die an Größe und Gewicht sehr verschiedenen Stangen Gold und Silber, in welche diese Metalle ihrer Verarbeitung (Münzung) gewöhnlich ge- formt werden. Sie sind von abweichender Feinheit, diese wird durch den Stempel eines Wardeins beglaubigt. Die dünnern B. nennt man auch wohl «Planchen» (frz. planches, d. i. Platten), kegel- förmige B. «König». In England wird das Barren- gold und das ungeprägte Edelmetall überhaupt Bullion genannt. Das feine Gold in bandförmigen Platten oder Streifen (or en bandelettes), wie es besonders die Feingoldschläger brauchen, nennt man in Süddeutschland (Augsburg, Frankfurt a. M.) Scheidegold, Scheidgold. Die Barrenform ist es, in welcher im größern Gold- und Silberhandel die beiden Metalle (in neuerer Zeit auch das Kupfer) erscheinen. Es werden in solchen B. sehr ansehn- liche Zahlungen geleistet; auch die Deposita der gro- ßen Banken, z. B. derjenigen von England und Ham- burg, bestehen größtenteils in ihnen. In China, welches keine Gold- und Silbermünzen prägt, die- nen sie allgemein als Geld, und die Chinesen sind in Ermittelung ihrer Feinheit sehr geübt. Der Preis des Barrengoldes und Barrensilbers wird an den Hauptgeldhandelsplätzen regelmäßig im Kursblatt notiert. Die Münzstätten der Vereinigten Staaten von Amerika verwandeln auf Verlangen eingebrach- tes Gold oder Silber in B. von gänzlicher Feinheit, oder von $^{9}/_{10}$ Feinheit (Feinheit der Staatsmünzen), oder von der Feinheit der eingebrachten Legierung, und versehen diese B. mit einem Stempel, der ihr Gewicht, ihre Feinheit und besondere Marken zur Verhinderung betrügerischer Nachahmung enthält. Jedes Golddepositum muß aber mindestens 100 Doll. betragen und für die Operationen der Münzstätte ge- nügend fein sein. Die Gebühr dafür wird von Zeit zu Zeit festgestellt und darf die wirklichen Kosten an Material, Arbeit und Maschinenabnutzung nicht überschreiten. Man kann in jeder Münzstätte der Vereinigten Staaten auch gegen eingeliefertes Edel- metall unter Entrichtung einer gewissen Gebühr seine B. im Tausch erhalten. — In Senegambien bildet südlich vom Senegalfluß, landeinwärts von der Seeküste, häufig der B. (ursprünglich ein B. Eisen) die Geldeinheit, jetzt eine ideale, aus einer Kollektion gewisser Mengen verschiedener Waren zu- sammengesetzt und im Werte von 4 franz. Franken.

Barren, ein durch F. L. Jahn eingeführtes Turn- gerät, welches aus zwei wagerechten, gleichlaufen- den, rund und glatt gearbeiteten Holzriegeln (Hol- men) besteht, deren jeder auf zwei Ständern ruht, die entweder fest in oder an dem Boden angebracht sind oder auf Holzschwellen stehen und dadurch trans- portabel werden. Jetzt benutzt man vorwiegend transportable B., die meist eine Vorrichtung zum Höher- und Tieferstellen der Holme haben. Früher fertigte man die B. ausschließlich aus Holz, wobei in der Regel die Holme von gutem, astfreiem Eichen- holz waren; neuerdings hat man begonnen, die B. ganz aus Eisen herzustellen, wodurch auch gleich- zeitig die Möglichkeit zum Enger- und Weiterstellen gegeben war. Die Konstruktion des B. hat der Größe und der Körperbeschaffenheit der Turnenden zu entsprechen, daher dürfen die Holme nur sehr wenig über die Schulterbreite derselben voneinander entfernt sein. Für Anfänger ist die Barrenhöhe nach der Brusthöhe bis zur Achselgrube zu bemessen; für Geübte kann sie Schulter- bis Kopfhöhe erreichen. Die Übungen am B. sind geeignet, einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Übenden durch Kräftigung des Muskel- und Nervensystems, durch Erweiterung der Brust und durch Belebung der Respiration und des Blutkreislaufes zu erwirken. Wegen der starken Einwirkung der Barrenübungen auf die Brustorgane ist eine vorsichtige Benutzung derselben dringend geboten. Es sind deshalb alle Übungen für Kinder nur mit Maß und Verständnis auszuwählen. Erst dann, wenn die Schultern ge- hörig gekräftigt sind, kann im Jünglings- und Man- nesalter allseitige Benutzung des Geräts eintreten.

Wenn der B. ursprünglich erfunden zu sein schien, um daran Vorübungen zum Voltigieren zu treiben, so hat sich mit der Zeit ein eigenes Barrenvoltigie- ren, das Barrenspringen, entwickelt, das allerlei Springweisen sowohl auf als über die Barrenholme umfaßt. Das vorwiegende und einseitige Turnen am B. erzeugt allmählich eine unschöne, auffallend

gedrungene und gebückte Haltung mit vierschrötiger Entwickelung der Schultern bei unverhältnismäßig zurückbleibender Formation der Beine; es ist deshalb ein regelmäßiger Wechsel mit Hang- und Sprungübungen ein ästhetisches Erfordernis, ganz abgesehen von den hierbei mit in die Wagschale fallenden sanitären Gründen, nach welchen beim Turnen die allseitige Ausbildung des ganzen Körpers nicht außer Acht zu lassen ist. Der B. hat bereits seine eigene Geschichte und Litteratur. Als die preuß. Regierung im J. 1862 das Turnen bei allen Volksschulen einführen wollte, ging man damit um, statt des B.s ein Turngerät der schwed. Gymnastik, den Querbaum (ein hoch und tief zu stellender dicker, oben abgerundeter und unten kantiger Barrenholm) einzuführen. Die deutschen Turner erhoben dagegen Widerspruch, infolge dessen die Barrenübungen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wurden, die in den Schriften von Du Bois-Reymond, «Über das Barrenturnen und über die sog. rationelle Gymnastik» (Berl. 1862), Kloss, «Die Barrenübungen der deutschen Turnschule vor dem Richterstuhle der Kritik» (Dresd. 1862), und Du Bois-Reymond, «Herr Rothstein und der B. Eine Entgegnung» (Berl. 1863) niedergelegt sind. Infolge dieses Barrenstreits unterbreitete die preuß. Regierung die Frage: «ob B. oder nicht?» der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, welche ein ausführliches «Gutachten über die Barrenübungen vom mediz. Standpunkte» im «Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung» (Berl. 1862) mit dem endgültigen Votum abgab: «daß die Übungen am B. vom mediz. Standpunkte aus zu rechtfertigen, nicht aber zu verwerfen sind.» Auf diese Weise legitimiert, ist der B. ein bevorzugtes Turngerät der deutschen Turnschule geworden.

Barren-Island, kleine unbewohnte Insel im Bengalischen Meerbusen, ungefähr 50—60 km östlich von der Großen Andaman-Insel. Sie besteht aus einem fortwährend thätigen, ungefähr 300 m hohen Eruptionskegel, den ein fast ebenso hoher, steil aus dem Meere aufsteigender Erhebungskrater ringförmig umschließt. Durch eine schmale Öffnung in der Wand des letztern dringt das Meer ein und füllt ein inneres Becken. Die Eruptionserscheinungen, hauptsächlich in dem Ausstoßen heißer Wasser- und Schwefeldämpfe bestehend, finden sehr regelmäßig in periodischen Zwischenräumen von 10 Minuten statt. B. bildet mit der noch kleinern, nördlich von ihr gelegenen Insel Narcondam-Rock und den Schlammvulkanen unweit der Küste von Birma das westl. Ende der langen, sich von Kamtschatka und den Aleuten über Japan, die Philippinen, Molukken, Kleinen Sunda-Inseln, Java und Sumatra, um das östl. und südöstl. Asien herumschlingenden Kette von Vulkanen.

Barrière, s. Barre.

Barrièretraktat hieß zunächst der Vertrag, wodurch England im Spanischen Erbfolgekriege 28. Okt. 1709 den holländ. Generalstaaten zu ihrer künftigen Sicherheit den Besitz einer Reihe von festen Plätzen in den span. Niederlanden gewährleistete. Dieser Vertrag wurde 29. Jan. 1713 durch einen zweiten ersetzt, der die engl. Garantie auf das Besatzungsrecht in Furnes, Fort Knocke, Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi und Namur beschränkte. Nachdem die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastatt die span. Niederlande auf Österreich übertragen hatten, wurde zwischen diesem und den Generalstaaten ein dritter definitiver B. 15. Nov. 1715 abgeschlossen, wonach den letztern in den fünf erstgenannten Orten sowie in Namur und Warneton das ausschließliche Besatzungsrecht, in Dendermonde und Roermonde aber ein mit Österreich gemeinschaftliches zugestanden ward. Zur Instandhaltung dieser sog. Sicherheits- oder Barrièreplätze sollte Österreich jährlich eine Summe von 500000 Rthlrn. beitragen. Im Österreichischen Erbfolgekriege wurden dieselben von den Franzosen erobert und größtenteils geschleift. Im J. 1781 wurde der B. vom Kaiser Joseph II., den Vorstellungen der Generalstaaten ungeachtet, eigenmächtig aufgehoben. Im zweiten Pariser Frieden (1815) mußte jedoch Frankreich die Zahlung einer namhaften Summe zur Herstellung dieser Plätze im Interesse des nunmehrigen Königreichs der Niederlande übernehmen. Nach der Teilung der letztern und der Errichtung des Königreichs Belgien fielen diesem die Barrièreplätze zu.

Barrier-Riff (Großes), eine der größten Korallenbänke, zieht sich längs der Nordostseite Australiens, an der Küste von Queensland, von Breaksea-Spit in 24° 30′ südl. Br. bis Bristow-Island in 9° 15′, bei der Südküste von Neuguinea hin, sodaß es in gerader Linie eine Länge von 1725 km hat. Von der Küste Australiens trennt es ein 25—160 km breiter Kanal, der den nach der Torresstraße segelnden Schiffen eine sichere, gefahrlose Fahrt bietet. Querschnitte zerteilen das Riff, sodaß Durchfahrten entstehen, die aber freilich große Gefahren bringen; die hauptsächlichste dieser Passagen, durch einen Leuchtturm bezeichnet, ist die in 11° 35′ südl. Br. gelegene sog. Raines Inlet. — Die Barrier-Islands liegen an der nordöstl. Küste der Nordinsel Neuseelands vor dem Hauraki-Golf.

Barrikaden (vom franz. barrique, d. i. Tonne, nicht von barre) nennt man Verrammelungen, die an engen Stellen, z. B. in einer Straße, einem Hohlwege, auf einer Brücke angelegt werden, entweder um diese Punkte selbst zu verteidigen, oder um dieselben zu sperren und den Feind bei dem Wegräumen der B. wirksam beschießen zu können. Man benutzt dazu Wagen, Tonnen, Kasten, Baumstämme, Pflastersteine, Möbel, kurz alles, was zur Hand ist. Besondere Wichtigkeit haben diese improvisierten Werke dadurch erlangt, daß sich ihrer die Bevölkerung in Straßenkämpfen bediente. Dies geschah schon häufig im Mittelalter. Vornehmlich aber war es Paris, das die B. in Anwendung brachte. Bereits 1358 ließ der Prévôt des marchands, Etienne Marcel, die Straßen von Paris gegen den Dauphin, den nachmaligen König Karl V., durch Ketten sperren, welche zugleich als Haltpunkte für die Anhäufung von Materialien dienten, und 1436 lieferte das über die engl. Fremdherrschaft erbitterte Volk in den Straßen von Paris eine heftige Barrikadenschlacht. Als Heinrich III. 12. Mai 1588 in Paris 4000 Schweizer einrücken ließ, um damit den Rat der Sechzehner und den Herzog von Guise in Schranken zu halten, eröffneten die Bürger hinter schützenden B. einen heftigen, in Vitets «Les barricades» (Par. 1826; neuer Abdruck in «La Ligue, scènes historiques», 2. Aufl. 1861) geschilderten Kampf, der nur durch Unterhandlungen beendigt wurde. In den Unruhen der Fronde erhoben sich 26. Aug. 1648 und die folgenden Tage 100000 bewaffnete Pariser hinter 2000 B. Auch in den neuern Kriegen sind Barrikadenkämpfe vorgekommen, so 1808 bei der Verteidigung von

Saragossa, sowie 1863 bei der Belagerung von Puebla in Mexiko und 1870 bei der Verteidigung von Chateaudun im Deutsch-Französischen Kriege. Sehr folgenreich für die ganze Geschichte der neuesten Zeit war der große Barrikadenkampf, welcher im Juli 1830 zu Paris den Sturz der ältern Bourbonen und die Errichtung des Bürgerkönigtums in der Person Ludwig Philipps herbeiführte. Alle spätern pariser Emeuten sowie auch die Revolution zu Brüssel wurden mit Errichtung von B. eröffnet.

Als im Febr. 1848 die Erhebung gegen den Julithron begann, erstanden in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. in den Straßen von Paris plötzlich mehr als 1500 B. Doch entschied sich das Schicksal der Dynastie diesmal durch andere Umstände. Den blutigsten und verzweifeltsten Straßen- und Barrikadenkampf, den Paris je sah, eröffnete im Juni 1848 das Proletariat gegen die Provisorische Regierung, die jedoch durch die Energie Cavaignacs Siegerin blieb. Auch in den übrigen europ. Revolutionskämpfen seit dem Frühjahre 1848 spielen die B. eine wichtige Rolle, ebenso in den Kämpfen der Pariser Commune 1871. In den Ereignissen von 1848 zu Wien und Berlin, namentlich aber zu Dresden im Mai 1849, bildeten sie wesentlich die Grundlage des Kampfes. Außerdem figurierten sie in der deutschen Bewegung seit 1848 fast in allen Lokalaufständen und Emeuten. Ihre Höhe und Festigkeit richtete sich gewöhnlich nach den Umständen; an wichtigen Punkten und gegen die Wirkungen der Artillerie wurden oft haushohe Bollwerke erbaut. Eine besondere Geschicklichkeit im Barrikadenbau hat stets die Bevölkerung von Paris entwickelt, aber auch an andern Orten setzte die Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Umsicht, womit B. oft aufgeführt wurden, in Erstaunen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß sich meist Handwerker und technische Arbeiter bei der Ausführung beteiligten. Seit der franz. Julirevolution von 1830 dachte man daran, dem Straßen- und Barrikadenkampfe ein eigenes berechnetes militärisches System entgegenzusetzen, und namentlich ließ die Regierung Ludwig Philipps zu diesem Zwecke um Paris befestigte Forts, die jetzigen innern Forts, errichten. Mit Erfolg hat man zu Berlin, im pariser Junikampfe von 1848, zu Wien und zu Dresden sowie bei Niederwerfung des Aufstandes der Pariser Commune 1871 den Angriff der B. in der Fronte aufgegeben, dagegen die Häuser der anliegenden Straßen durchbrochen, um so die Barrikadenkämpfer im Rücken zu fassen.

Barrique ist das dem deutschen Orhoft entsprechende alte Weinmaß in Frankreich. Am wichtigsten ist die B. von Bordeaux, auch **Bordelaise** genannt, die auf allen Handelsplätzen vorkommt. Dieselbe enthält 30 alte Velten (Veltes) = 228 l. 4 B. = 1 Tonneau (Faß).

Barrister (engl.), s. **Rechtsanwalt**.

Barros (João de), berühmter portug. Geschichtschreiber, geb. zu Viseu 1496, war erst Page bei dem Könige Emanuel, dann Guardaropa des Kronprinzen D. João. Mitten unter den Zerstreuungen des Hofes schrieb er für letztern den Ritterroman «Cronica do emperador Clarimundo» (Coimbra 1520; Lissab. 1791 und 1843). Sobald der König Johann III. den Thron bestiegen hatte, machte er ihn zum Kapitän der Festung San-Jorge de Mina, dann zum Gouverneur der ganzen portug. Niederlassungen in Guinea und 1533 zum Schatzmeister von Indien sowie zum Generalagenten dieser Länder, in welcher Stellung er sich durch die größte Redlichkeit auszeichnete. Im J. 1539 ward er vom Könige mit der Provinz Maranhão in Brasilien beschenkt, um dort eine Niederlassung zu gründen, sah sich aber, nachdem er bei diesem Unternehmen einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt hatte, genötigt, dieselbe dem Könige zurückzugeben. In der Zurückgezogenheit starb er in seinem Landhause Alitem in Pombal 20. Okt. 1570. Im J. 1541 wurde ihm der Auftrag, die Geschichte Indiens zu schreiben. Er unterzog sich auch demselben, doch hat er von dem Werke, das den Titel «Asia» führt, nur die drei ersten Dekaden (3 Bde., Lissab. 1552—63; 3 Bde., 1736) selbst abgefaßt und herausgegeben; die vierte, von ihm handschriftlich hinterlassene Dekade gab J. B. Lavanha erst 1615 heraus. Die Fortsetzung bis zur 12. Dekade lieferte Diego do Couto (Lissab. 1602—45). Eine neue Ausgabe des Ganzen in 24 Oktavbänden erschien zu Lissabon 1778—88. Eine abgekürzte deutsche Bearbeitung lieferte Soltau (5 Bde., Braunschw. 1821), eine deutsche Übersetzung begann auch Faust (Bd. 1, Nürnb. 1844). Außerdem hat B. eine portug. Grammatik geschrieben (Lissab. 1540), die bald nach der ersten und ältesten von Fernão de Oliveira (1536) erschien; ferner eine Lesefibel «Cartilha» (1539); einen allegorischen Dialog über Moral «Rhopica pneuma» (1532), der von der Inquisition verboten ward; einen Dialog über die portug. Sprache «Dialogo em louvor da nossa linguagem»; einen über falsche Scham («Viciosa Vergonha», 1540); einen «Sobre Preceptos Moraes» (1540); zwei in hohem Grade interessante Lobreden «Panegyricos» auf Johann III. und dessen Schwester, die gelehrte D. Maria (Lissab. 1533 und 1791). Die kleinern Werke, mit Ausschluß der «Panegyricos», erschienen 1785 in Lissabon als «Compilação de varias obras do insigne Portuguez Joam de B.», und der zweite Band dazu 1869 in Porto.

Barrot (Camille Hyacinthe Odilon), franz. Staatsmann, geb. 19. Juli 1791 zu Villefort im Depart. Lozère, war vor der Revolution von 1830 ein namhafter Advokat am pariser Kassationshofe und seit 1827 Mitglied, später Präsident des berühmten und einflußreichen Vereins Aide-toi et le ciel t'aidera. In den Julitagen nahm er lebhaften Anteil an den Beratungen der Volkspartei, stimmte jedoch ausschließlich für den gesetzlichen Widerstand und wirkte mit allen Kräften für die Einsetzung der jüngern Dynastie. Ludwig Philipp übertrug ihm das wichtige Amt des Seinepräfekten, das er aber nur sechs Monate verwaltete und zu derselben Zeit niederlegte, als seine Freunde Laffitte und Dupont de l'Eure (19. Febr. 1831) aus dem Ministerium schieden. Von nun an konzentrierte sich seine polit. Wirksamkeit ganz und gar in der Ausübung seines Kammermandats. Abwechselnd Deputierter von Paris und den Depart. Eure, Niederrhein und Aisne, beteiligte er sich als Oberhaupt der Opposition an allen großen parlamentarischen Verhandlungen bis 1848, wo seine Gegenwart und Beredsamkeit bei den sog. Reformbanketten nicht wenig dazu beitrug, der angeblich auf die Erweiterung des Stimmrechts hingehenden Bewegung einen für ihn selbst sehr unerwarteten Ausschlag zu geben; denn kaum war B. 24. Febr. zum Präsidenten eines neuen Ministeriums ernannt, so wurde er durch die Revolution und durch die Errichtung

der Republik wieder von diesem Posten verdrängt. Doch zog sich B. nicht zurück, sondern setzte als Mitglied der Konstituierenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung seine parlamentarische Opposition fort. Bei der Bildung des ersten Ministeriums Ludwig Napoleons wurde er 20. Dez. 1848 Präsident und Minister der Justiz, beschränkte die Preßfreiheit und das Vereinsrecht und unterdrückte die Klubs. Nachdem er bereits 31. Okt. 1849 notgedrungen seine Entlassung genommen, vernichtete der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 auch seine letzten Hoffnungen, denn B. war zwar ein ehrenwerter Charakter, aber kein scharfsichtiger Politiker. Seitdem lebte er vom polit. Schauplatz zurückgezogen. Jedoch wurde er bei der 22. Juli 1872 durch die Nationalversammlung erfolgten Wahl eines neuen Staatsrats zum Mitglied und durch Dekret vom 27. Juli zum Vizepräsidenten desselben ernannt. B. starb zu Bougival bei Paris 6. Aug. 1873 und wurde auf dem Kirchhofe Père-Lachaise beerdigt. Außer kleinern polit. Schriften veröffentlichte er: «De la centralisation et de ses effets» (Par. 1861). Nach seinem Tode erschienen «Mémoires posthumes» (4 Bde., Par. 1875—77).

Adolphe B., Bruder des vorigen, geb. 15. Okt. 1801, betrat unter Ludwig Philipp die diplomatische Laufbahn und wirkte zunächst als Agent und Handelskonsul auf den Sandwichinseln und in Neugranada, in China und auf den Philippinen, in Haïti und Ägypten. Im J. 1849 war er Gesandter der franz. Republik zu Lissabon, wurde Febr. 1851 in gleicher Eigenschaft nach Neapel geschickt und ging Okt. 1853 als außerordentlicher Bevollmächtigter und Minister des kaiserl. Frankreich nach Brüssel. Im Dez. 1858 erfolgte seine Ernennung zum franz. Gesandten in Madrid. Kurze Zeit darauf verließ er den diplomatischen Dienst. Durch kaiserl. Dekret vom 5. Okt. 1864 in den Senat aufgenommen, zeigte sich B. hier als einsichtsvoller Politiker. Er starb 16. Juni 1870.

Victorin Ferdinand B., jüngerer Bruder der vorigen, geb. zu Paris 10. Jan. 1806, wurde gegen Ende der Restauration Advokat und 1842 vom Depart. Indre-et-Loire in die Deputiertenkammer gewählt. Er schloß sich hier der Partei seines Bruders an, trat nach der Februarrevolution für Algier in die Konstituierende Nationalversammlung und hielt sich in dieser zu den Gemäßigten. Nachdem Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik erwählt worden, wandte er sich diesem zu und wurde rasch nacheinander Generalsekretär des Präsidenten, Minister des Innern, Gesandter in Turin, Staatsrat, im März 1853 Senator des Kaiserreichs und 1854 Mitglied der Kommission für öffentliche Arbeiten, Ackerbau und Gewerbe. Seit 1877 ist B. lebenslängliches Mitglied des Senats, wo er der Gruppe der Bonapartisten angehört.

Barrow (Isaac), engl. Theolog und Mathematiker, geb. 1630 zu London, studierte zu Cambridge, durchreiste 1655—59 Frankreich und Italien und kehrte über Konstantinopel nach England zurück. In Cambridge, wo er zuerst Lehrer der griech. Sprache, dann 1663 Professor der Mathematik wurde, lernte er den jungen Newton kennen, und trat dem Schüler, um der Universität ein solches Talent zu erhalten, sein Katheder ab. B. gab sich nun ganz den theol. Studien hin, ward 1670 Doktor und bei Karl II. Kaplan, 1675 Vizekanzler von Cambridge und starb 4. Mai 1677 zu London. Seine wegen Schönheit des Stils und Fülle d[er] Gedanken bemerkenswerten theol. Schriften g[ab] Tillotson (3 Bde., Lond. 1685, auch 1741; zule[tzt] 9 Bde., Lond. 1859) heraus. Durch seine Erfindun[g] des Differentialdreiecks erlangte B. europ. Ruf [und] bahnte den Weg zur Anwendung der Differenti[al]rechnung auf die Geometrie. B.s bekannteste m[a]them. Schriften sind «Lectiones geometrica[e]» (Lond. 1669) und «Lectiones opticae» (Cam[br.] 1674); die neueste Ausgabe derselben besorgte Wh[e]well (Lond. 1861).

Barrow (Sir John), engl. Reisender und Ge[o]graph, geb. 19. Juni 1764 zu Dragleybeck in Lan[ca]shire, bekleidete anfänglich einen Posten in ein[er] liverpooler Eisengießerei, besuchte mit einem Wa[l]fischfänger Grönland und erteilte nach seiner Rü[ck]kehr mathem. Unterricht in einer Lehranstalt [zu] Greenwich. Hierauf erhielt B. eine Stelle als Pr[i]vatsekretär und Rechnungsführer bei Lord Macar[t]ney, welcher 1792 als Gesandter nach China gin[g]. Seinen Aufenthalt in China benutzte er zur Erle[r]nung der chines. Sprache und Sammlung vortreff[]licher Materialien für die Kunde Chinas, welche e[r] später teils in Aufsätzen in der «Quarterly Review», teils in seinen «Travels to China» (Lond. 1804, deutsch von Hüttner, 2 Bde., Weim. 1804—5) nie[]derlegte. Als später Lord Macartney Gouverneur des Kaplandes wurde, benutzte B. seinen Aufent[]halt in Südafrika zu ausgedehnten Wanderungen in das Innere des Landes, welche er in den noch immer brauchbaren «Travels in the interior o[f] Southern Africa» (2 Bde., Lond. 1801—3; deutsch von Sprengel, 2 Bde., Weim. 1801—5) beschrieb. Im J. 1803 nach London zurückgekehrt, wurde B. 1804 von Lord Melville zum Sekretär der Admi[]ralität ernannt, welchen Posten er, abgerechnet eine kleine Unterbrechung 1806, bis 1845 inne hatte. B. veröffentlichte noch «A voyage to Cochin China in the years 1792 and 1793» (Lond. 1806; franz. von Malte-Brun, Par. 1807; deutsch von Ehrmann, Weim. 1808), «The life of Macartney» (2 Bde., Lond. 1807), «A chronological history of voyages into the Arctic regions» (Lond. 1818); ferner eine Reihe von Biographien engl. Seehelden, wie Howes (Lond. 1838), Ansons (Lond. 1839), Drakes (Lond. 1843; 2. abgekürzte Aufl. 1844), Sidney Smiths (2 Bde., Lond. 1848), woran si[ch] die «Memoirs of naval worthies of Queen Elizabeth's reign» (Lond. 1845) schließen. Unter Peel wurde B. 1835 zum Baronet erhoben. Er zog sich 1845 aus dem Staatsdienste zurück, gab noch «An autobiographical memoir» (Lond. 1847) und «Sketches of the Royal Society» (Lond. 1849), zu deren thätigsten Mitgliedern er gehörte, heraus und starb zu London 23. Nov. 1848. Um die geogr. Wissenschaft hat sich B. vielfach durch Anregung und Beförderung wissenschaftlicher Expeditionen, namentlich zur Entdeckung einer nordwestl. Durch[]fahrt, verdient gemacht; auch ging von ihm der erste Gedanke zu der 1830 begründeten Geographi[]schen Gesellschaft aus, deren Vizepräsident er bis zu seinem Tode war. Sein zweiter Sohn, John B., geb. 28. Juni 1808, war ebenfalls als Beamter bei der Admiralität angestellt und hat sich als Tou[]rist und Reisebeschreiber bekannt gemacht. Er schrieb «Excursions in the North of Europe» (Lond. 1834), «A visit to Iceland» (Lond. 1835), «A tour in Austrian Lombardy and the Northern Tyrol» (Lond. 1841), «Summer tours in Central Europe»

(Lond. 1857) und veröffentlichte eine neue Ausgabe von Cooks «Voyages of discovery» (Edinb. 1860).

Barrow, Fluß im Südosten Irlands, in der Provinz Leinster, nächst dem Shannon der wichtigste Wasserlauf dieser Insel, entspringt im nördlichsten Teile der Queens-Grafschaft, an der Nordostseite der Slieve-Bloom-Berge, fließt zunächst östlich bis zur Grenze der Grafschaft Kildare, wendet sich dann im rechten Winkel nach Süden und bildet, indem er diese Richtung in unveränderter Weise beibehält, die Grenzen zwischen den Grafschaften Queens-County, Kilkenny und Waterford auf der Westseite und Kildare, Carlow und Wexford auf der Ostseite des Flusses, berührt dabei die Städte Athy, Carlow und New-Roß und ergießt sich nach einem Laufe von 160 km durch das große und sichere, 14 km lange Ästuarium Waterford-Hafen in den St.-Georgskanal, nachdem er, nahe seiner Mündung, 13 km östlich von Waterford, auf seinem rechten Ufer den Suir und weiter aufwärts auf derselben Seite, nahe New-Roß, den Nore aufgenommen hat. Der B. ist 40 km aufwärts bis New-Roß für Schiffe bis zu 300 Tonnengehalt, und für Barken weitere 64 km bis Athy hinauf schiffbar, wo der Große Kanal den B. ostwärts mit Dublin verbindet. Der B. wird auch mit seinen beiden Nebenflüssen Nore und Suir bisweilen als «die Schwestern» bezeichnet, weil sie alle drei in den Slieve-Bloom-Bergen entspringen, dann in verschiedenen Richtungen auseinanderfließen, um sich zuletzt nahe dem Meere zu vereinigen.

Barrow-in-Furneß, Industrie- und Seehafenstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, an der Südwestküste der Halbinsel Lower-Furneß, gegenüber der Insel Walney, am nordwestl. Ende der Morecambe-Bay, 80 km nordnordwestlich von Liverpool, Endpunkt der Furneßeisenbahn, zählt (1881) 47111 E., hat ein schönes Stadthaus, die schönsten und ausgedehntesten Docks in Lancashire und bedeutende Eisen- und Stahlwerke, für welche die enormen Quantitäten Kohlen von Wales importiert werden. Noch 1847 zählte der Ort nur 300 E., meist Fischer; den gewaltigen Aufschwung hat die Stadt ihrer Eisen- und Stahlindustrie zu verdanken. Die «Barrow hematite iron and steel company» ist eins der größten Etablissements dieser Art; der jährliche Export von Eisen wird auf 600000 t geschätzt, die Stahlwerke verarbeiten wöchentlich über 1000 t zu Bessemerstahl.

Barrowe (Henry) und **Barrowisten**, s. unter Brown (Rob., Sektierer).

Barrowspitze (engl. Point-Barrow oder auch Elsonspitze) heißt das früher für den nördlichsten Punkt des Festlandes von Amerika gehaltene Kap (daher auch unpassend North Cape genannt), welches in Alaska unter 71° 23′ 31″ nördl. Br. und 138° 41′ 40″ westl. L. (von Ferro) in die Polarsee vorspringt. Dies «Nordkap» wurde 1826 durch den vom Kapitän Beechey abgesendeten Lieutenant Elson vom Beringsmeere aus entdeckt und 1837 von Dease und Simpson, zwei Offizieren der Hudsonsbai-Kompagnie, vom Mackenziestrome aus erreicht. Die wirklich nördlichste Spitze des Kontinents ist aber der äußerste Punkt der Halbinsel Boothia an der Bellotstraße, von Kane «Kap Murchison» genannt, etwa unter 73° nördl. Br. und 75° westl. L.

Barrowstraße heißt der unter 73° 45′ bis 74° 9′ nördl. Br. zwischen 70 und 80° westl L. (von Ferro) von O. nach W. sich hinziehende, 155—188 km breite und 520 km lange Sund in der nordamerik. Polarsee, welcher den aus der Baffinsbai seitwärts abgehenden, bereits 1616 von Baffin entdeckten, aber für eine im W. geschlossene Bai gehaltenen Lancastersund fortsetzt und in den Melvillesund übergeht, aus welchem dann die Banksstraße weiter westwärts in das inselfreie Polarmeer führt. Die B. ist von Parry 1819 entdeckt und zu Ehren J. Barrows, des brit. Admiralitätssekretärs und großen Beförderers geogr. Entdeckungen, benannt. Derselbe fand auch die im Norden der Straße gelegene Inselgruppe auf, die man Nord-Georgs-Inseln nannte, jetzt aber dem Entdecker zu Ehren Parryinseln heißt, nämlich Cornwallis, Bathurstinsel und Melville, sowie den im Osten der erstern hindurchführenden Wellingtonkanal, und andererseits die Prinz-Regent-Straße, welche nach Süden hin östlich der Insel Nord-Somerset in den später erst bekannt gewordenen Boothiagolf führt.

Barry (Marie Jeanne, Gräfin du), s. Dubarry.

Barry (Sir Charles), engl. Architekt, geb. 23. Mai 1795 zu Westminster, arbeitete einige Jahre bei einem londoner Baumeister und unternahm dann 1817 eine Reise nach Italien und dem Orient. Er durchwanderte Griechenland, Ägypten, Syrien, und kehrte 1821 mit einem Portefeuille voll Skizzen nach England zurück. Seine ersten bedeutendern Arbeiten waren die St. Peterskirche in Brighton, die gleichnamige Kirche in Manchester und das dortige Athenäum, sodann die Grammar-School in Birmingham, in der er den mittelalterlichen Baustil mit glücklichem Erfolge reproduzierte. Allgemeiner bekannt wurde er jedoch durch das 1832 von ihm im ital. Geschmack erbaute Hotel des Travellers-Club, das lange für das schönste Gebäude dieser Art in London galt, bis es von dem gleichfalls unter seiner Leitung errichteten und 1847 vollendeten Reform-Club übertroffen wurde. Außerdem baute er das prachtvolle Bridgewater-House für Lord Ellesmere, Trentham- und Clifden-House für den Herzog von Sutherland und Strickland-Hall für Sir W. Middleton. Sein Hauptwerk aber war der Bau der neuen Parlamentshäuser (des Westminsterpalastes) in London, zu welchen 27. April 1840 der Grund gelegt wurde. Nachdem die Peers 1847 ihre erste Sitzung in den für sie bestimmten Räumen gehalten hatten, fand 1852 die Einweihung des im reichsten spätgotischen Stile errichteten Gebäudes statt, bei welcher Gelegenheit B. zum Ritter geschlagen wurde. B. starb in Clapham 12. Mai 1860. Sein Sohn, der Kanonikus B., veröffentlichte «Sir Charles Barry's life and works» (2. Aufl., Lond. 1870).

Barry Cornwall, engl. Dichter, Pseudonym für Bryan Waller Procter (s. d.).

Bars (spr. Bärsch), ungar. Komitat, nördlich von Neutra und Turócz, östlich von Sohl und Hont, südlich von Gran und Komorn begrenzt, westlich ebenfalls von Neutra, hat zwar nur einen Flächenraum von 2672 qkm, ist aber berühmt durch seine erzreichen Bergwerke, von welchen die kremnitzer am ergiebigsten. Namentlich der nördl. Teil des Komitats ist reich an Gold- und Silberbergwerken; der Süden besteht aus welligem Lande. Hauptflüsse sind: die Gran, die Neutra und die Zsitva. Der Boden ist im Süden ergiebiger, im Norden weniger ertragsfähig; vorzügliche Produkte sind: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Mais, Weintrauben, viel Obst, Tabak und Holz.

Im N. des Komitats treibt man starke Viehzucht. Unter den vielen Mineralquellen sind die von Vihnyn und Szkleno die wichtigsten. Die Industrie besteht vorwiegend im Bergbaubetrieb. Dieser liefert außer Gold und Silber noch Kupfer, Eisen und Blei. Auch bestehen Tuch-, Papier-, Glas-, Parkett-, Steingut-, Hut- und Leimfabriken. In Kremnitz befindet sich eine Münzstätte; die kremnitzer Dukaten sind allbekannt. Der Segen des Bergbaues, namentlich auf Edelmetalle, hat seit dem 18. Jahrh. bedeutend abgenommen. Die Bevölkerung zählt (1880) 135392 E. (gegen 137191 im J. 1869 Abnahme 1,3 Proz.). Sie besteht vorwiegend aus Slowaken (60 Proz.), ferner aus Magyaren (27,2 Proz.) und Deutschen (12,8 Proz.). Die Deutschen leben hauptsächlich in der Bergstadt Kremnitz und Umgebung; sie gehören zu den ältesten deutschen Bewohnern in Ungarn; die ersten Ansiedelungen werden bis in das 12. Jahrh. und weiter zurückgeführt. Der Konfession nach sind die Einwohner etwa 117000 Katholiken, 18000 Protestanten (15000 Reformierte und 3000 Evangelische) und 800 Juden. Das Komitat hat zwei Marktflecken mit städtischem Magistrate, 13 Märkte, 206 Dörfer und 24 Pußten. Sitz der Komitatsbehörde ist Aranyos-Marot.

Barsabas (Joseph, genannt Justus), wahrscheinlich einer der 70 Jünger Jesu, wurde neben Matthias an Stelle Judas Ischariots als Apostel vorgeschlagen; das Los entschied für Matthias. B. soll, zum Giftbecher verurteilt, denselben ohne Nachteil getrunken haben. — Judas B., nach einigen Bruder des vorigen, nach andern Bruder des Thaddäus, war Lehrer der Gemeinde zu Jerusalem und ging nebst Paulus und Barnabas als Abgesandter der Urapostel nach Antiochien.

Barsac, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, 30 km südöstlich von letzterer Stadt, am linken Ufer der Garonne und an der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn, zählt (1876) 1246 (Gemeinde 2876) E. und ist berühmt durch ihren Weinbau. Die weißen Bordeauxweine der Gemeinde B., welche zum Weingebiete Graves gehört, erhalten, wenn sie alt werden, eine Ambrafarbe, die jedoch ihrer Güte nicht schadet. Die vorzüglichsten Gewächse sind Haut-Barsac, Contet, Climent, Doisy und Caillau, zweiten Ranges die Weingärten Pernaud, Mirat u. a. Die Weine der nahen Gemeinde Preignac sind weniger geistig, haben aber noch mehr Feinheit als die Barsacweine.

Barsch, eine Gattung der Süßwasserfische, welche unter die Stachelflosser gehört, den Typus einer eigenen, sehr zahlreichen Familie von Meer- und Süßwasserfischen bildet und sich dadurch, daß die Bauchflossen gerade unter den Brustflossen stehen und zwei gesonderte Rückenflossen vorhanden sind, leicht von den übrigen Fischen dieser Familie in den deutschen Gewässern unterscheidet. Der Kiemendeckel ist schuppenlos, am Rande mit zwei bis drei spitzigen Stacheln besetzt, die Kiemenhaut mit sieben Strahlen versehen, das Maul sehr weit, oben nur vom Zwischenkiefer begrenzt, die Zunge glatt, Kiefer und Gaumen mit Bürstenzähnen besetzt. Die bekannteste Art ist der Flußbarsch (Perca fluviatilis), welcher fast in allen Flüssen, Seen und Teichen Europas und des nördl. Asien lebt. Er ist grünlichgelb, am Rücken mit sechs bis sieben schwärzlichen, undeutlichen Querbinden gezeichnet; After-, Brust- und Bauchflossen sind rot. Er wird etwa 42—48 cm lang und 1—1½ kg schwer. Da er si[...] meist nahe an der Oberfläche des Wassers aufhä[...] und sehr gefräßig ist, so ist er leicht zu fangen. [...] Teichen duldet man ihn nicht gern, weil er [...] räuberisch und ein Zerstörer fremder Bruten [...] Seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß; [...] Fleisch weiß, ziemlich hart, aber sehr schmackh[...] Zu einer andern Gattung derselben Familie [...] hört der Nilbarsch (Lates niloticus), der grö[...] Fisch im Nil; dieser ist silberfarbig und wo[...] schmeckend. Sehr nahe steht dem Flußbarsche [...] Seebarsch (Labrax lupus), mit beschupptem Ki[...] mendeckel und bezahnter Zunge, ein schöner, schla[...] ker, silberglänzender Fisch, der an den Küsten [...] Nordsee wie des Mittelmeers häufig ist, gern [...] die Flußmündungen hinaufgeht und zu den be[...] Tafelfischen gehört.

Barsowit, eine in Blöcken von verschiede[...] Größe im Goldsande des Seifenwerks Barsow[...] bei der Hütte Kyschtimsk südlich Katharinenb[...] im Ural vorkommende dichte bis feinkörnige [...] neralmasse, worin Korund, Pleonast und wei[...] Glimmer oft eingewachsen sind, von splitteri[...] Bruch, schneeweißer Farbe und 2,884 spezifisch[...] Gewicht. Die reine Substanz besteht nach der n[...] sten Analyse von Friederici gerade wie der An[...] thit aus 42,2 Kieselsäure, 36,4 Thonerde, 19,[...] Kal[...] 0,8 Magnesia, 1,8 Alkalien, und da nach R. [...] die einzelnen Körnchen rhombisch (oder monokli[...] sind, so scheint hier ein Beispiel von Dimorphi[...] mus vorzuliegen. [...]

Bart. (auch Bar. und Bt.), Abkürzung für [...]

Bart nennt man den dem männlichen Ge[...] schlechte eigentümlichen Haarwuchs um den Mun[...] das Kinn und an den Wangen. Die Barthaar[...] gleichen den übrigen Haaren, außer daß sie gewöhn[...] lich einen derbern Schaft haben, kürzer und stark[...] als das Haupthaar und länger als die Haare a[...] übrigen Körper sind, und daß ihre eigentliche Ent[...] wickelung erst um die Zeit der Pubertät beginnt. Gewöhnlich entwickelt sich der B. beim Mensche[...] zuerst an der Oberlippe (Schnurrbart oder Sch[...] bart), wo er überhaupt den regelmäßigsten [...] zeigt. Später bricht der Backenbart aus, [...] Haare die Richtung von vorn nach hinten [...] Während bei den behaarten Tieren die Bar[...] haare als Tastorgane bestimmt sind, ist beim M[...] schen die Entwickelung des B. und seine vollstä[...] dige Ausbildung eines der vorzüglichsten äußer[...] Zeichen der Geschlechtsreife des Mannes; dab[...] fehlt er auch dem vor der vollendeten Pubert[...] Kastrierten und erreicht selbst bei denen, welche [...] ter ihre Testikel verloren, nur unvollkommen sei[...] Ausbildung. Dennoch ist der B. keineswegs [...] allgemein gültiger Beweis der Zeugungsfähigkei[...] und wirklicher Reife, wenigstens nicht in der ge[...] wärtigen Zeit und unter den Völkern, wo die K[...] tur ihren verweichlichenden Einfluß geübt hat. [...] Frauen findet sich ein Bärtchen öfters in spä[...] Lebensjahren, nach Erlöschung der Zeugungsfähi[...] keit, sowie bei den (gewöhnlich auch unfruchtbar[...] Mannweibern. Die Ärzte empfehlen das Wach[...] lassen des B. unter dem Kinn und am Halse [...] ter denen, welche an krankhafter Anlage zu Ent[...] zündungen des Kehlkopfs und der Rachenhöhle le[...] den, sowie bei der Anlage zu nervösen Gesichts[...] Zahnschmerzen das Wachsenlassen um Mund [...] Wangen. Auch hat ein dichter B. um Mund [...] Nase als Schutzmittel gegen kalte Luft und Staub

fast die Wirkung eines Respirators. Die Farbe des B. kommt gewöhnlich mit der des Haupthaares überein, doch gibt es hier eine Menge Nuancen. Auf die Länge, Dichtigkeit u. s. w. hat Klima und Nationalität wesentlichen Einfluß. Der B. findet sich am üppigsten bei den Völkern slaw. und kelt. Stammes, und bekannt waren im Altertum schon die bärtigen Skythen. Dagegen haben die Urbewohner Amerikas meist nur schwachen Bartwuchs, und ihr dünner B. erscheint spät; zum Teil raufen sie sich jedoch auch die Barthaare aus. Überhaupt ist der Bartwuchs äußerst mangelhaft bei allen Völkern mit straffem, grobem Haar, also außer bei Amerikanern bei Nord- und Ostasiaten, sowie bei Malaien; kümmerlich entwickelt ist er bei den Hottentotten, reichlicher und häufiger kommt er bei mittel- und südafrik. Negern vor. Die Australier haben einen mäßigen, die Papuas hingegen üppigern Bartwuchs. In der Nachbarschaft der bartarmen Chinesen und Japanesen leben Völker, wie die Aino, bei welchen der B. stark entwickelt ist.

Ursprünglich wurde bei allen bärtigen Nationen der B. als ein Zeichen der Kraft und als eine Zierde der Männlichkeit betrachtet, daher auch sorgfältig gepflegt und für heilig gehalten; seine unehrerbietige Berührung wie das Entfernen desselben galt und gilt noch als ein Schimpf und eine Strafe. Im Orient ist der Gebrauch des Rasierens uralt; bei den Ägyptern läßt er sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen; in Assyrien rasierte man den B. zur Zeit Sardanapals und Nebukadnezars, aber wie dort einen schmalen keilförmigen Kinnbart, heftete man hier einen breiten Vollbart künstlich an. Dagegen trugen die Babylonier, sowie die alten Perser außerordentlich sorgfältig gepflegte Bärte. In ganz Mittel- und Nordeuropa findet man in den aus der Metallzeit stammenden Gräbern und Pfahlbauten gebogene Bronzemesser, die vielleicht aus Etrurien stammen und vermuten lassen, daß sie zum Rasieren dienten, wiewohl solche Instrumente auch in Frauengräbern gefunden werden. In Griechenland kam erst zu Alexanders Zeit das Scheren des B. auf. Die Römer gingen ungeschoren bis etwa 300 v. Chr.; der erste Barbier kam nach Rom angeblich durch P. Licinius Mänas aus Sicilien. Unter Hadrian ließ man jedoch den B. wieder wachsen, und dies dauerte bis auf die Zeit Konstantins d. Gr., wo wenigstens die langen Kinnbärte in Europa zum großen Teil verschwanden. In Rußland begann dann Peter d. Gr. die Kultivierung seiner Nation mit Entfernung der großen Bärte. Der Zar drang anfangs mit dem einfachen Verbote nicht durch, sodaß er sich bewogen fühlte, eine Bartsteuer einzuführen. Jeder, der durch die Thore einer Stadt mit einem B. ging, mußte denselben versteuern. Die Starowerzen, eine dissentierende Sekte der Russen, welche ihren B. noch heiliger halten als die Mohammedaner, behielten denselben trotz Peters Verfolgungen bei. Seit den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. begann im Abendlande die Mode, dann die Militärdisciplin sich des B. zu bemächtigen, und seine Form und Gestalt wurde seitdem zahllosen Veränderungen unterworfen. Seit der Eroberung von Algier (1830) wurden erst in Frankreich, dann im übrigen Europa wieder die vollen Bärte Mode; sie galten eine Zeit lang als Zeichen demokratischer Gesinnung, und einzelne Regierungen setzten sich deshalb in Kampf gegen die Bärte, wenigstens bei Beamten. Die Mode hat sich fort und fort in häufigem Wechsel mit Form und Tracht des B. beschäftigt; bald war mehr der Schnurr- oder der Knebelbart, bald der sog. Henriquatre, bald auch nur der Backenbart beliebt; bei einzelnen Völkern bürgerte sich eine ganz besondere Bartform ein, z. B. bei den Ungarn.

Der B. hat, außer den mit dem Kopfhaare gemeinsamen Krankheiten (z. B. Schuppen- und Kleienflechten, Wabengrind, Ausfallen oder Ergrauen der Haare u. s. w.), noch einige eigentümliche **Krankheiten**, namentlich die **Bartfinne** oder den **Bartgrind** (**Mentagra**, **Sycosis**), eine schmerzhafte, tiefgreifende Entzündung der Haartalgdrüsen, welche leicht zu ausgedehnter Borkenbildung, zu Geschwüren und Wucherungen führt, meist durch Anhäufung von Schmutz an den Wurzeln des Haars, oft aber auch nur durch das Rasieren hervorgerufen oder unterhalten wird. Ein eigentümlicher mikroskopischer Pilz (Trichophyton tonsurans) findet sich bei der Bartfinne an und in den erkrankten Haaren. Diese parasitäre Form der Bartfinne, welche Köbner als «knotige Trichomykosis» bezeichnet, ist durch Ansteckung von einer Person auf die andere übertragbar. Dieselbe kann gewöhnlich schon durch vollständiges Beseitigen (Ausraufen) der kranken Haare und durch Bestreichen der erkrankten Stelle mit Auflösung von Quecksilber- oder Kupfersalzen, mit Schmierseife oder Schwefelpaste, gründlich geheilt werden. Vgl. Delaure, «Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe» (Par. 1786); Schelle, «Geschichte des männlichen B.» (Lpz. 1787).

Bart oder **Barth** (Jean), ein franz. Seeheld, Sohn eines Fischers, wurde 1651 zu Dünkirchen, nach andern aber in den Niederlanden geboren. Er trat früh in die holländ. Marine, ging jedoch im Beginn der Kriege gegen Holland in franz. Dienste über. Da Bürgerliche damals auch im Seewesen keinen Offiziersrang bekleiden durften, machte sich B. selbst zum Kapitän eines Korsarenschiffs. Als solcher bewies er so außerordentliche Kühnheit, daß ihm Ludwig XIV. eine spezielle Mission im Mittelmeere zuwies. Seine Thaten bewogen endlich den König, ihn zum wirklichen Schiffslieutenant zu ernennen. In einer Aktion gegen engl. Übermacht, der auch der Admiral Forbin beiwohnte, ward B. 1695 gefangen genommen und nach Plymouth gebracht. Hier entwich er auf einem einfachen Fischernachen nach Frankreich, wo ihn der König nun zum Kapitän erhob. Bei der Blokade des Hafens von Dünkirchen durch die Engländer 1696 unternahm B. eine Kreuzerfahrt, auf der er sich mit Ruhm bedeckte, worauf ihn Ludwig XIV. zum Kommandeur eines Geschwaders ernannte. Der Friede zu Ryswijk setzte seiner Wirksamkeit ein Ziel. Er starb 27. April 1702 zu Dünkirchen. Seine rauhe Freimütigkeit und der derbe Witz, womit er weder Hohe noch Niedrige verschonte, machten ihn nicht weniger populär als seine Kühnheit und Schlagfertigkeit. Vgl. De la Landelle, «Études marines. Jean B. et son fils» (Par. 1874); Werner, «Berühmte Seeleute» (1. Abteil.: «B., Du Quesne, De Ruiter», Berl. 1882).

Barten, die langen hornartigen, dicht wie Zähne nebeneinander gestellten Platten im Oberkiefer des Walfisches (daher auch **Bartenwal** genannt), die das Fischbein liefern.

Bartenland oder **Barterland** (Barthonia im Mittelalter) heißt ein Teil der Provinz Ostpreußen, und umfaßt die heutigen Kreise Rastenburg,

Friedland und Rößel des Regierungsbezirks Königsberg, eine Landschaft im SO. Natangens, von welchem es die Alle trennte, im N. bis an den Pregel, im O. bis an die Angerap, im S. unterhalb Rastenburgs an Galindien grenzend. Dies Bartenland zerfiel in das eigentliche Barten und in Plica-Barten, später Groß- und Klein-Barten genannt. Am wichtigsten ist in dieser Landschaft die Gegend, wo der Guber in die Alle fließt und früher zwei Burgen lagen: Waistote-Pil, „die Burg des Vorgesetzten der ganzen Landschaft", und Wallewona, später Wisenburg genannt. Alte Urkunden erwähnen eines heiligen Waldes unfern von Schippenbeil, ohne Zweifel südlich von der Stadt im Gute Prantlak, jetzt Burgwald genannt, der eine vom Guber gebildete Halbinsel ausmacht, auf der wohl Wallewona stand. An diesem Walde liegt eine zweite aufgeschüttete steile Anhöhe, wo Waistote-Pil gestanden haben mag. Die Bewohner waren bis zu Anfang des 13. Jahrh. Heiden; seitdem wurden sie vom Deutschorden unterworfen und damit allmählich dem Christentum gewonnen.

Bartenstein, Stadt im Kreise Friedland der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, auf dem rechten Ufer der Alle und an der Ostpreußischen Südbahn, 55 km von Königsberg, in 42 m Höhe, ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, hat ein königl. Gymnasium, eine öffentliche Krankenanstalt (Kreis-Johanniterstift), zwei Kasernen, eine große Dampfschneidemühle, Ziegelei, eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, lebhaften Getreidehandel, eine große Wagenfabrik, Ölmühle, Bayrisch-Bierbrauerei, Gerberei, Töpferei, und zählt (1880) 7136 E. Im J. 1807 war B. vom April bis Juni das Hauptquartier der verbündeten Preußen und Russen. — B., Städtchen im württemb. Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, an der Ette, rechtem Nebenfluß der Jagst, hat das Residenzschloß der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und zählt (1880) 922 E.

Bartenstein (Joh. Christoph, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 1689 zu Straßburg, stammte aus einer bürgerlichen Familie und war der Sohn eines prot. Schuldirektors. Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er 1709 durch eine rechtshistorische Schrift über den Krieg des Kurfürsten Moritz gegen Karl V., in der er das Recht der Kriegführung seitens der Reichsstände gegen den Kaiser verfocht, ein Grundsatz, den er in seiner eigenen politischen Thätigkeit aufs schärfste bekämpft hat. Er trat 1715 in den Dienst des österr. Staates und zum Katholizismus über. Seine große Carriere begann 1727, als er den erkrankten geheimen Staatssekretär Buol als Substitut, dann als Nachfolger ersetzte. Diese Stellung brachte ihn in den vertrautesten Verkehr mit Kaiser Karl VI., der sich allmählich völlig von dem Minister leiten ließ. Der Einfluß B.s dauerte auch unter Maria Theresia ungeschwächt fort, bis ihn 1753 Kaunitz in der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten ablöste. B.s langjährige Bemühungen, Karl VI. die Anerkennung seiner Pragmatischen Sanktion von Europa zu verschaffen, erwiesen sich unmittelbar mit dem Tode dieses Fürsten als vergeblich, und die Politik, die er unter Maria Theresia verfolgte und die in dem Anschluß an Frankreich zur Vernichtung Preußens und in der Repression der englischen Allianz gipfelte, führte zu dem für Österreich so demütigenden Friedensschlüssen von Breslau, Dresden und Aachen. Trotzdem bewahrte sich B. auch nach dem Rücktritt von dem Auswärtigen Ministerium die Zuneigung der Kaiserin, die ihn neben andern Ämtern und Ehren mit der Erziehung ihres Sohnes Joseph betraute. B. starb zu Wien 6. Aug. 176[illegible]. Vgl. Arneth, «B. und seine Zeit» (Wien 1871).

Bartfeld (ungar. Bártfa), Stadt im ob[illegible] ungar. Komitat Sáros, an der Tapola (Tepl), e[illegible] standen aus einer zu Anfang des 13. Jahrh. [illegible] gründeten Cistercienser-Abtei, um die sich Deutsche ansiedelten, wurde von Ludwig d. Gr. 1376 [illegible] königl. Freistadt erhoben und erklärte sich sch[illegible] 1525 für die Reformation. Die Stadt hat e[illegible] 1878 niedergebrannte und seitdem restaurierte [illegible] Kirche; ferner ein im 15. Jahrh. erbautes Rathaus mit wichtigem Archiv, ein kath. Untergymnasium und Kloster, Töpfergeschirrfabrikation und Leinwandhandel und 5403 E. (mehr Slawen a[illegible] Deutsche). B. hat 1876 seine municipale Selbständigkeit eingebüßt. — Etwa 2 km von der Stadt in einem von schönen Tannenwaldungen umge[illegible]nen Thale liegt das **Bad Bartfeld** mit sieb[illegible] Heilquellen, die gegen Blutarmut, Nervenleiden, Rheumatismen, gestörte Verdauung und Krankheiten des Atmungsapparats empfohlen werden. Der früher hier getriebene Bergbau auf Gold und Silber ist jetzt ganz eingestellt.

Bartfinne, Krankheit des Bartes (s. d.).

Bartflechten oder Bartmoose werden di[illegible] Arten verschiedener Flechten mit schlaff herabhängendem, wurzelartig verzweigtem Thallus genannt, welche an Baumstämmen wachsen und oft langhe[illegible] abhängende Bärte von grauweißer oder graugrüner Farbe bilden. Sie treten namentlich in hochgelegenen Gebirgsnadelwäldern massenhaft auf. Es sin[illegible] Arten der Gattungen Usnea *Dill.* und Bryopogon *Link.* Die gewöhnlichsten Arten sind Usnea bar[illegible]bata und Bryopogon jubatum; beide kommen i[illegible] ganz Deutschland sowohl in ebenen wie in gebirgigen Gegenden vor. Auf die höhern Gebirge da[illegible]gegen ist die Usnea longissima beschränkt, sie findet sich hauptsächlich im Riesengebirge und im bayrischen Hochgebirge, die Fäden derselben werden nicht selten gegen 5 m lang. Manche Arten werden al[illegible] Verzierungen an hölzernen Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen angebracht.

Bartgeier, eine Gattung der Raubvögel, welche den Übergang von den Geiern zu den Adlern bildet und sich von den erstern durch den dicht[illegible] fiederten Kopf und Hals, von den letztern durch de[illegible] an der Wurzel geraden, vorn gewölbten und a[illegible] der Spitze stark hakig gebogenen Schnabel unterscheidet. Die spaltförmigen Nasenlöcher sind m[illegible] steifen, vorwärts gerichteten Borsten überdeckt, un[illegible] am Grunde des Unterkiefers steht ein Büschel vo[illegible] Federborsten (Bart). Der gewöhnliche B., Geier[illegible]adler oder Lämmergeier (Gypaëtos barbatus), welcher in allen höchsten Gebirgen der Alten Welt, in den Alpen und Pyrenäen, dem Balkan und Kaukasus, dem Sinai, Altai und Himalaja, dem Atlas, den Aures und in Abessinien lebt, ist der größte Raubvogel der Alten Welt. Er ist 1,05 m hoch und hat eine Flugbreite von über 3 m. Die Oberseite des Körpers ist glänzend braunschwarz, mit weißem Schaftstrich an jeder Feder, der Kopf weißlich mi[illegible] schwarzem Augenstreifen; Hals und Unterseite sind rostgelb. Seine Krallen sind weit schwächer als [illegible] manchem ungleich kleinern Raubvogel; nur se[illegible] selten geht er auf größere Beute aus, und [illegible]

...agdgeschichten von Wegführen von Lämmern und ...indern scheinen sich wesentlich auf den Steinadler zu ...ziehen, wenn auch einzelne Fälle von ihm beglau- ...igt sind. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm. ...r lebt von frischgetöteten kleinern Säugetieren, im ...äden auch von Schildkröten, rührt Vögel nicht ...n, nährt sich aber hauptsächlich von Aas. Die ...tern B. verschlucken ungeheuere Knochenstücke und ...einen die Knochen größerer Tiere aus der Höhe ...f Felsen herabfallen zu lassen, um sie zu zerbrechen ...d zu verschlingen. Das auf den unzugänglichsten ...elsen angelegte Nest enthält zwei bis vier schmutzig- ...eiße, braungefleckte, rauhe Eier. Die Legezeit ...llt in den März. Die Jungen bleiben bis gegen ...n Herbst im Neste und werden mit frischer Beute ...füttert.

Bartgras, s. Andropogon.

Bartgrundel, Fischart, s. u. Schmerlen.

Barth, Stadt im Regierungsbezirk Stralsund ...r preuß. Provinz Pommern, im Franzburger ...reise, unweit der Mündung der Barthe an dem ...Barther Bodden gelegen, welcher den Seehafen der ...Stadt bildet. Der alte, aber ziemlich gut gebaute ...rt zählt (1880) 6050 E., ist Sitz eines Amtsge- ...richts mit zwei Richtern und hat ein 1738 auf dem ...latze des ehemaligen herzogl. Schlosses errichtetes ...räuleinstift, drei Hospitäler, eine höhere Bürger- ...schule, sowie eine aus drei Klassen bestehende Na- ...vigationsschule. Die wichtigsten Erwerbszweige der ...Bevölkerung sind Schiffahrt, Reederei und Schiff- ...bau. B. hat 4 Werften; seine Reederei umfaßt ...1880) 238 Schiffe von 43673 t, sodaß es unter den ...preuß. Ostseehäfen bezüglich der Zahl der Schiffe nur ...on Stralsund, bezüglich der Lastenzahl nur von ...anzig und Stettin übertroffen wurde. Außerdem ...ird Lohgerberei, Bayrisch-Bierbrauerei, Mari- ...ieren der weithin versandten Ostseeheringe und ...ranntweinbrennerei betrieben; auch hat B. eine land- ...wirtschaftliche Maschinenbauanstalt und eine Dampf- ...schneidemühle. Ungefähr 4 km südlich von der ...Stadt liegt der im Mittelalter weit berühmte Wall- ...fahrtsort Kenz mit einer schwachen Schwefelquelle ...und dem Grabe Herzog Barnims VI. Ursprüng- ...lich war B. ein wendischer Burgflecken, wurde dann ...r deutschen Stadt und erhielt 1255 das lübische ...Recht. Im 15. Jahrh. galt sie als bedeutende ...Handelsstadt und war durch ihre Bierbrauereien ...berühmt. Durch Feuersbrünste 1495 und 1562 ...schwer geschädigt, hob sie sich unter Herzog Bogis- ...law XIII., der hier residierte und 1582 eine wichtige ...Druckerei anlegte, wieder. — Nach der Stadt ist das ...Land Barth benannt, das auch unter dem Namen ...Fürstentum Rügen diesseit des Wassers» und «der ...westliche Teil des Fürstentums Rügen» vorkommt. ...umfaßte den Franzburger Kreis, gehörte zuerst ...Rügen, kam 1148 an Pommern, 1185 wieder ...die Fürsten von Rügen. Nach dem Aussterben ...derselben 1325 fiel es durch Erbvertrag an den ...Herzog Bratislaw IV. von Pommern-Wolgast ...und wurde seit 1457 von einer Seitenlinie des ...Hauses beherrscht, welche sich die Barthsche nannte; ...1630 besetzten es die Schweden, denen es auch im ...Frieden von 1648 blieb, bis es 1815 an Preußen ...el. In das Barther Binnenwasser, das ...durch die Insel Zingst und die Halbinsel Dars von ...r Ostsee getrennt wird, führt im Osten ein schma- ...r Eingang aus dem von dem Festlande und der ...Insel Rügen begrenzten Prohner Wiek. Dieses ...Binnenwasser erweitert sich zur Bucht Grabow, dann vor B. zum Barther Bodden, weiter westlich zum Bodstädter Bodden und zum Saaler Bodden, dessen westl. Hälfte zu Mecklenburg gehört.

Barth (Heinr.), einer der berühmtesten Reisenden der neuesten Zeit, geb. 16. Febr. 1821 in Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und widmete sich 1839—44 zu Berlin dem Studium der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft. Auf einer Reise nach Rom und Sicilien 1840 hatte sich bei ihm der Plan ausgebildet, das Becken des Mittelmeers womöglich seinem ganzen Umfange nach aus eigener Anschauung kennen zu lernen; er ging daher 1845 über Gibraltar nach Tanger und wandte sich, da er in das Innere von Marokko nicht einzudringen vermochte, nach Algier und Tunis. Nachdem er Anfang 1846 einen kurzen Besuch in Malta gemacht, begab er sich aufs neue nach Tunis, von hier über Gâbes nach Tripolis, zog um die Syrte nach Bengasi, erforschte das alte Cyrenaika und wandte sich hierauf durch Marmarika dem Nilthal zu. Nahe der ägypt. Grenze von Räubern ausgeplündert und schwer verwundet, langte er endlich in Kairo an. In Ägypten machte er eine Nilfahrt bis zum zweiten Katarakt von Wadi-Halfa, durchschnitt die Wüste von Assuan bis Berenice und setzte hierauf seine Forschungen auf der Sinaihalbinsel und in Palästina fort. Das nordsyr. Küstenland, Cilicien, Cypern und die einst blühenden hellenischen Kolonien an den Küsten Kleinasiens berührend, erreichte er Konstantinopel, von wo er nach dreijähriger Abwesenheit über Griechenland nach seiner Heimat zurückkehrte. Im Winter 1848/49 habilitierte sich B. als Privatdocent zu Berlin, las im Sommer darauf über die Topographie einiger berühmter Stätten des Altertums und begann die Bearbeitung seiner «Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers» (Bd. 1, Berl. 1849). Im Nov. 1849 begab er sich mit Overweg über Tunis nach Tripolis, um sich der Unternehmung Richardsons nach Centralafrika anzuschließen.

Am 23. März 1850 brach die Karawane nach Murzuk auf und wandte sich durch die Sahara nach Tintellust, von wo B. einen Ausflug nach Agades unternahm. Erst im Dezember konnten die Reisenden ihren Weg nach Süden fortsetzen und erreichten im Jan. 1851 Damerghu, wo sie sich trennten. B. wandte sich südwestlich nach Haussa, um Katsina und Kano im Reiche Sokoto zu erreichen. Richardson wollte mit Overweg über Sinder nach Kuka gehen, starb aber in der Nacht vom 3. zum 4. März zu Ungurutua, während Overweg glücklich Kuka, die Hauptstadt von Bornu, erreichte, wo er 5. Mai mit B. zusammentraf. Von hier aus machte B. alsbald eine Exkursion nach Adamaua, wobei er 18. Juni den Binuē entdeckte und von welcher er 22. Juli nach Kuka zurückkehrte. Beide vereint unternahmen nun eine Reise nach Kanem und, vom 25. Nov. 1851 bis Ende Jan. 1852, eine andere nach dem Lande der Mussgu. Nach ihrer Rückkehr reiste B. Ende März nach Baghirmi im Südosten des Tschadsee, am 20. Aug. traf er zu Kuka wiederum mit Overweg zusammen, der inzwischen Jakoba besucht hatte, aber bald darauf (27. Sept.) zu Maduari am Tschadsee dem Klimafieber erlag. Wenige Monate darauf trat B. eine Reise nach dem Westen an und ging nach Sokoto, von wo aus er seinen Weg über Gando nach Say am Niger fortsetzte. Nachdem er bei Say 12. Juni 1853 den Strom überschritten, durchwanderte er die noch von keinem Europäer

betretenen Landschaften Gurma, Libtako und Dalla und kam am 7. Sept. nach Timbuktu. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalte verließ er 8. April 1854 die Wüstenstadt, mußte aber noch einmal dahin zurückkehren und konnte erst 8. Mai die Reise wieder aufnehmen. Über Garo oder Gagho, die einstige glänzende Hauptstadt des Songhayreichs, Wurno und Kano langte er 12. Dez. wiederum in Kuka an, wo er vier Wochen mit Eduard Vogel (s. d.), dem er bereits 1. Dez. zu Bindi, zwischen Kano und Kuka, begegnet war, zusammenlebte. Anfang Mai 1855 trat B. den Rückweg nach Europa an, erreichte über Bilma und Murzuk 21. Aug. Tripolis und betrat nach fast sechsjähriger Abwesenheit 8. Sept. zu Marseille den europ. Boden wieder.

Die Reisen B.s und seiner Begleiter sind epochemachend für die Entdeckungsgeschichte Afrikas geworden. Dieselben haben zu völlig neuen Anschauungen über die geogr. Verhältnisse, Geschichte und Ethnographie dieses Weltteils geführt und zu zahlreichen andern Unternehmungen im wissenschaftlichen wie merkantilischen Interesse aufgemuntert. Als Frucht derselben veröffentlichte B. während eines mehrjährigen Aufenthalts in London seine «Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika» (5 Bde., Gotha 1855—58; Auszug, 2 Bde., 1859—60), welchem Hauptwerke sich «Sammlung und Verarbeitung centralafrik. Vokabularien» (Abteil. 1 u. 2, Gotha 1862—64) anschlossen. Nach Berlin übergesiedelt, wurde er 1863 Professor an der Universität und zugleich Präsident der Geographischen Gesellschaft. Daneben setzte er auch seine Studien über die Mittelmeerländer fort und unternahm zu diesem Zwecke größere Reisen; so im Herbst 1858 von Trapezunt über Kara-Hissar, Tokat, Amasia, Bogasköi, Kaisarie und Angora nach Konstantinopel («Reise von Trapezunt durch die nördl. Hälfte Kleinasiens nach Skutari im Herbst 1858», Gotha 1860); 1861 nach Spanien; im Herbst 1862 durch die Centralkarpaten, das ungar. Erzgebirge und Siebenbürgen nach der Donau, dem Balkan, dem Rilo-Dagh und über Monastir zum thessal. Olymp («Reise quer durch das Innere der europ. Türkei», in der «Zeitschrift für allgem. Erdkunde», Bd. 15, 1863, und Bd. 16, 1864); 1863 in die Bayrischen, Graubündner, Tiroler, Cadorischen und Cottischen Alpen; 1864 durch Italien und 1865 durch die nordöstl. Teile von Montenegro nach der Mitte der Balkanhalbinsel. Wenige Wochen nach der Rückkehr von dieser Reise starb B. 25. Nov. 1865 zu Berlin. Vgl. Koner, «Heinrich B.» in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin» (Berl. 1866).

Barth (B.-Harmating, Hermann, Freiherr von), Naturforscher und Entdeckungsreisender, geb. 15. Mai 1845 auf Schloß Eurasburg in Oberbayern, studierte in München die Rechte, widmete sich dann als Rechtspraktikant mit Eifer naturwissenschaftlichen Studien, durchforschte gründlich die Bayrischen Alpen und erhielt 1876 von der portug. Regierung den Auftrag, die portug. Kolonien Angola und Benguela an der westafrik. Küste geologisch zu erforschen. Im Juni 1876 in São Paolo de Loanda angekommen, trat B. Ende Juli seine Reise ins Innere an, gelangte nach achttägigem Marsch durch das Bengothal nach Golungo Alto und erreichte Ende August die äußerste östl. Station der Portugiesen, Duque de Braganza. Hier erkrankte er heftig und kehrte nach São Paolo de Loanda zurück, wo er in einem Fieberanfall seinem Leb[en] 7. Dez. 1876 ein Ende machte. Er veröffentlich[te] «Aus den nördl. Kalkalpen» (Gera 1874) und «Der Livingstone, der Afrikareisende» (Lpz. 1876).

Barth (Karl), Zeichner und Kupferstecher, ge[b.] zu Eisfeld 12. Okt. 1787, lernte anfangs als Gol[d]schmied, ging aber seit 1805 unter Joh. G. v[on] Müller in Stuttgart zum Fache des Kupferstech[ens] über. Seit 1814 in München thätig, machte er [zwei] Jahre darauf seine ital. Reise, wo er in Rom i[m] Verein mit S. Amsler die Stiche nach Cornelius' Nibelungen begann. In Frankfurt a. M., Nür[n]berg, Heidelberg, Darmstadt und Hildburghaus[en] verweilte der Künstler längere Zeit, dann in Berl[in]. Das Ende seines Lebens war durch Geistesstörung getrübt. Er starb zu Kassel 12. Sept. 1853.

Barth (Kaspar von), namhafter Philolog, ge[b.] 21. Juni 1587 zu Küstrin, besuchte die Schulen [zu] Gotha und Eisenach, studierte zu Wittenberg u[nd] Jena, unternahm nachher eine wissenschaftliche Rei[se] durch Holland, England, Frankreich und Itali[en] und lebte später abwechselnd in Leipzig und Hal[le]. Er starb zu Leipzig 17. Sept. 1658. B. hatte f[ast] alle griech. und röm. Schriftsteller durchgelesen u[nd] vielfach verbessert und erläutert, wobei ihm sein vo[r]treffliches Gedächtnis sehr zu Hilfe kam. Doch wa[r] seine Kritik, da er weder Zeit noch Stilgattung be[]rücksichtigte, oft mißlungen, und seinen Erklärunge[n] fehlt es an Geschmack und Urteil. Die Früchte se[i]ner Belesenheit enthalten seine noch jetzt nicht völ[lig] entbehrlichen «Adversaria» in 60 Büchern (Frankf. 1624; 2. Aufl. 1648). Nach seinem Tode wa[ren] noch 120 Bücher solcher Adversarien im Manuskri[pt] vorhanden. Auch hat B. Ausgaben des Claudi[an] (Frankf. 1650), Äneas Gazäus (Lpz. 1655) u[nd] Statius (4 Bde., Zwickau 1664—65) geliefert.

Barth (Marquard Adolf), bayr. Abgeordnet[er], geb. 1. Sept. 1809 in Eichstädt, studierte die Rech[te], wurde 1837 Advokat in Kaufbeuren und g[ing] 1870 in gleicher Eigenschaft nach München. [Von] Kaufbeuren 1848 zum Abgeordneten in die Deutsch[e] konstituierende Nationalversammlung gewählt, [ge]hörte B. dort zur erbkaiserl. Partei, war M[it]glied der Deputation, welche Friedrich Wilhelm I[V.] die Deutsche Reichsverfassung überbrachte, u[nd] nahm an der gothaer Versammlung vom 26. J[uni] 1849 teil. Seit 1855 Mitglied der bayr. Abgeo[rd]netenkammer, wußte er bald solchen Einfluß zu [ge]winnen, daß er seit 1861 Führer der Linken in d[er]selben, 1855—65 Sekretär und 1865—69 V[or]stand des Ausschusses für die Gesetzbücher war, u[nd] wirkte im Verein mit seinen Gesinnungsgenoss[en] Völk, Buhl, Brater, Jordan, Stauffenberg u. [a.] unausgesetzt im freiheitlichen und deutsch-national[en] Sinne. In den J. 1862—66 beteiligte er sich [an] den Abgeordnetentagen in Weimar und Frankf[urt] a. M. und leitete 1866 und 1867 die Versammlung[en] der süddeutschen Nationalpartei in Stuttgart. [Ein] eifriger Gegner der bundesstaatlichen Politik d[es] Ministeriums von der Pfordten, war B. später e[in] warmer Förderer der deutsch-nationalen Bestrebun[]gen des Kabinetts des Fürsten von Hohenlohe. [Als] Vertreter des Wahlkreises Rotenburg in Mit[tel]franken war B. Mitglied des Zollparlaments u[nd] wurde 1871 von demselben Wahlkreise in den De[ut]schen Reichstag gewählt, wo er sich zur Liberal[en] Reichspartei hielt. Im Juli 1871 wurde B. z[um] Reichs-Oberhandelsgerichtsrat in Leipzig ernan[nt]. Im Herbst 1879 trat er in den Ruhestand [...]

siedelte nach Würzburg über. B. veröffentlichte einen «Kommentar zur neuen Civilprozeßordnung für das Königreich Bayern» (Nördl. 1869—72).

Barthe (Félix), franz. Justizbeamter und Staatsmann, geb. 28. Juli 1795 zu Narbonne im Aude-Departement, studierte in Toulouse die Rechte und ging als Advokat nach Paris, wo er von 1820 an in polit. Prozessen sehr kühn und meist erfolgreich als Gegner der Regierung auftrat und unter die populärsten Verteidiger der öffentlichen Freiheiten zählte. Nach der Julirevolution schlug er eine entgegengesetzte Richtung ein und erhielt das Amt des Generalprokurators am pariser Appellhofe. Ende 1830 wurde er Minister des öffentlichen Unterrichts, 1831 Justizminister, 1834 Präsident des Rechnungshofs und Mitglied der Pairskammer. Die Ereignisse von 1848 entfernten ihn von seiner Präsidentenstelle, doch erhielt er dieselbe im Aug. 1849 wieder zurück. Im Dez. 1852 wurde B. zum Senator ernannt und 1855 in die Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften aufgenommen. Er starb 28. Jan. 1863.

Barthel (Karl), Litterarhistoriker, geb. 21. Febr. 1817 zu Braunschweig, studierte in Göttingen Theologie und Philologie, war dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Weinheim, später Hauslehrer, und privatisierte seit 1845 in Braunschweig, wo er 22. März 1853 starb. Er schrieb: «Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit» (Braunschw. 1850; 9. Aufl., umgearbeitet und fortgeführt von E. Barthel und G. R. Röpe, Gütersloh 1879). Aus seinem Nachlaß erschien: «Erbauliches und Beschauliches» (herausg. von Hanne, Halle 1858), «Leben und Dichten Hartmanns von Aue» (Berl. 1854) und «Die klassische Periode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter» (herausg. von Findel, Braunschw. 1857).

Barthélemy (Saint-), kleine Antille in Westindien, eine der nördlichsten Leeward- oder Inseln über dem Winde, etwa 95 km im WNW. von Barbuda, hat eine Fläche von nur 21,14 qkm und ist von Klippen und Untiefen umgeben. Die Insel ist sehr unregelmäßig gestaltet und ziemlich hoch, die Berge sind teils vulkanischen Ursprungs, teils Kalkablagerungen; der höchste ist 306 m über dem Meere. Quellen sind nicht vorhanden, und bei dem spärlichen Regen ist die Vegetation arm. Erzeugt wird Zucker, Baumwolle (600 Ctr. jährlich) und geringe Mengen Kakao, Tabak, Maniok u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf (1875) 2874 Köpfe, darunter zwei Drittel Neger, die seit 1847 frei sind. Die übrigen Bewohner sind in der Mehrzahl Nachkommen von Franzosen, außerdem einige Irländer und Schweden. Sie treiben Plantagenwirtschaft und mittels des bei der Hauptstadt Gustavia (1000 E.) gelegenen Freihafens Carenage einen lebhaften Handel, besonders mit Baumwolle. Nach vielen Wechselfällen trat Frankreich, welches die Insel seit 1648 besaß, dieselbe durch einen Vertrag vom 20. Okt. 1784 gegen Erlassung alter Schulden und Gestattung großer Handelsfreiheiten an Schweden ab, das nun bedacht war, den gedrückten Zustand der Kolonie zu heben. Zwar fand der Anbau selbst anfangs viele Hindernisse, doch gelang es allmählich, die Insel zum Mittelpunkt eines großen Verkehrs zu machen, da Schweden in den Kriegen von 1792—1802 neutral blieb. Als in ganz Westindien allmählich Freihandel eingeführt wurde, sank B. sich, und Schweden mußte jährlich noch 28000 Mark zur Verwaltung zuschießen. Schweden hat sie deshalb in Ausführung eines am 10. Aug. 1877 zu Paris geschlossenen Vertrags am 16. März 1878 gegen Zahlung von 80000 Frs. wieder an Frankreich zurückgegeben, und sie ist nun eine Dependenz von Guadeloupe.

Barthélemy (Auguste Marseille), franz. Dichter, geb. zu Marseille 1796, Zögling des Jesuitenkollegiums in Juilly, schrieb gemeinschaftlich mit seinem Landsmann und Studiengenossen Méry 1826 «La Villéliade», ein komisches Heldengedicht, welches solchen Erfolg hatte, daß 15 Auflagen in einem Jahre vergriffen wurden. Der leichte, spielende und dabei treffende Witz, die heitere, kaustische Laune, wodurch sich dieses Meisterstück der polit. Oppositionspoesie auszeichnet, findet sich auch in vielen andern Gedichten, die B. vor der Revolution von 1830 veröffentlichte. Hierher gehören: «Les Jésuites» (1827), «Rome à Paris», «La Corbiéréide», ein Gegenstück zur Villéliade, «Étrennes à M. de Villèle» (1827), «Napoléon en Égypte» (Par. 1828; deutsch von Schwab, Stuttg. 1829), ein histor. Gedicht in acht Gesängen, das sich durch außerordentliche Fülle und Pracht poetischer Schilderungen auszeichnet, «Waterloo» und «La Satire politique». Die Julirevolution befreite ihn aus der Haft, die er sich durch sein Gedicht «Le fils de l'homme» (1829) zugezogen hatte, und er besang nun, mit Méry zusammen, den Sieg des Volks in dem Gedicht «L'insurrection», das zu den gelungensten Stücken der beiden Dichter gehört. Obschon B. von Ludwig Philipp einen Jahrgehalt angenommen hatte, verfolgte er doch in der Zeitschrift «La Némésis» (1831—32) die Minister des Bürgerkönigs mit ebenso argem Spott als deren Vorgänger. Später wandte er sich von der Politik ab und veröffentlichte eine metrische Übersetzung der «Äneide» (4 Bde., 1835—38). Die «Nouvelle Némésis» (1844—45), in welcher er wiederum die Regierung angriff, hatte ebenso wenig Erfolg wie der «Zodiaque» (1846), eine neue Sammlung polit. Satiren. In der spätern Zeit ließ B. keine wichtige Staatsbegebenheit vorbeigehen, ohne sie mit einer Dithyrambe zu begleiten. Dahin gehören die Gedichte: «Louis Napoléon Bonaparte» (1848), «Le 2 Décembre» und «Vox populi» (1852), «L'exposition universelle» und «La reine Victoria» (1855), «Les deux Marseille» (1856). B. starb zu Marseille 23. Aug. 1867.

Barthélemy (François, Marquis de), namhafter franz. Diplomat, geb. zu Aubagne 20. Okt. 1747, verdankte der Sorgfalt seines Oheims, des berühmten Schriftstellers Abbé Jean Jacques B., seine Erziehung und die Eröffnung seiner Laufbahn im Staatsdienste. Er begleitete als Sekretär mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe, war lange Zeit am schwed. Hofe und in der Schweiz und wurde beim Ausbruche der Revolution erst als Legationssekretär, dann als Chargé d'Affaires nach London, im Dez. 1791 als bevollmächtigter Minister nach der Schweiz geschickt, wo er mit Eifer und Erfolg die Interessen Frankreichs vertrat. Er schloß 1795 in Basel den Frieden mit Preußen und bald darauf mit Spanien und dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Doch gelang es ihm nicht, auch England zum Frieden zu bewegen. Im Rate der Alten an Stelle Letourneurs zum Mitgliede des Direktoriums gewählt, kehrte er 1796 nach Paris zurück. Alle Parteien waren mit seiner Wahl zufrieden;

doch wurde er durch die Ereignisse des 18. Fructidor gestürzt, 4. Sept. 1797 verhaftet und mit Pichegru und andern nach Sinamari in Guiana geschickt; es gelang ihm jedoch bald, von hier nebst sechs andern nach England zu entkommen. Nach der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) war er einer der ersten, die vom Ersten Konsul zurückberufen wurden, der ihn, nachdem B. in den Senat getreten, zum Vizepräsidenten desselben und zum Reichsgrafen ernannte. Er war 1802 an der Spitze der Deputation des Senats, welche Bonaparte das Konsulat auf Lebenszeit übertrug; doch blieb er unter Napoleons Regierung ohne Einfluß und Bedeutung. Im April 1814 führte er den Vorsitz im Senat, der des Kaisers Absetzung aussprach. Da er sich nach der Restauration zum Pair und Großoffizier der Ehrenlegion hatte ernennen lassen, so strich ihn Napoleon nach seiner Rückkehr 1815 von der Pairsliste; die zweite Restauration entschädigte ihn dafür durch Ernennung zum Staatsminister und Marquis. B. machte sich 1819 durch den Antrag verhaßt, wonach das Wahlrecht im Sinne der Ultrapartei noch mehr beschränkt werden sollte, und zog sich seitdem aus dem öffentlichen Leben zurück; er starb 3. April 1830.

Barthélemy (Jean Jacques), franz. Altertumsforscher, geb. 20. Jan. 1716 zu Cassis bei Aubagne in der Provence, bereitete sich zu Marseille für den geistlichen Stand vor, gab jedoch bald die gewählte Laufbahn auf und widmete sich archäol. Studien. Seit 1744 bei dem königl. Medaillenkabinett in Paris angestellt, wurde er 1747 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1753 Direktor jenes Kabinetts. Auf einer Reise nach Italien, die er 1754 mit Unterstützung des Königs antrat, und auf welcher er bis 1757 das ganze Land im Interesse der Altertumswissenschaft durchwanderte, erwarb er sich die Gunst des Grafen Stainville, des nachmaligen Ministers Choiseul, der ihn später durch ein Jahrgeld und andere Begünstigungen in den Stand setzte, sich ganz seinen gelehrten Arbeiten zu widmen. B. starb 30. April 1795. Unter seinen Werken zeichnet sich vor allem die «Voyage du jeune Anacharsis en Grèce» (3 Bde., 1788 u. öfter) aus, die in alle europ. Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Biester, 7 Bde., Berl. 1792—1804). Hat auch die Kritik diesem Werke manche Mängel nachgewiesen, so bleibt B. doch der unbestrittene Ruhm, seine mühsamen und gründlichen Untersuchungen über das gesamte häusliche und öffentliche Leben der alten Griechen in einem ebenso anmutigen wie im ganzen auch treuen Gemälde dem großen gebildeten Publikum vor Augen geführt zu haben. Seine «Oeuvres diverses» (2 Bde., Par. 1798) wurden ebenfalls ins Deutsche übertragen (2 Bde., Lpz. 1799). Als Romandichter versuchte er sich in den angeblich aus dem Griechischen übersetzten «Amours de Polydore» (Par. 1760; 1796). Nach B.s Tode gab Serieys dessen «Voyage en Italie» (Par. 1801; deutsch, Mainz 1802) heraus. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Villenave (mit Biographie, 4 Bde., Par. 1821).

Barthélemy Saint-Hilaire (Jules), namhafter franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 19. Aug. 1805 zu Paris, wurde nach vollendeten Studien Beamter im Finanzministerium, widmete sich aber gleichzeitig der Journalistik und arbeitete 1827—30 am «Globe». Nach der Julirevolution begründete er mit Rodde und Cauchois-Lemaire den «Bon Sens» und schrieb für den «National», den «Constitutio[nel]» und andere oppositionelle Blätter. Ge[gen] Schluß des J. 1833 entsagte er jedoch der Publi[zistik] und wandte sich ausschließlich wissenschaftlichen [Ar]beiten zu. Seine Übersetzung des Aristoteles, [von] welcher seit 1832 die Politik, die Logik, die Psy[cho]logie, die Ethik, die Poetik und die Metaphysik [er]schienen, verschaffte ihm die Professur der grie[ch.] und röm. Philosophie am Collége de France, die [er] nach Niederlegung seines Amts im Finanzmini[ste]rium im Jan. 1838 antrat. Im März 1839 w[urde] er zum Mitgliede der Akademie der Wissensch[aften] erwählt. Nach der Februarrevolution 1848 [vom] Depart. Seine-Oise in die Konstituante und Leg[is]lative gewählt, hielt er sich zu den Gemäßig[ten.] Bei dem Staatsstreiche von 1851 ward er [auf] einige Zeit nach Mazas abgeführt; 1852 verw[ei]gerte er Napoleon III. den Eid und legte seine Pro[fessur] nieder. Mit Lesseps wirkte B. 1855—58 [für] die Ausführung des Suezkanals. Seit 1867 w[ar] er Konservator der von Cousin der Sorbonne v[er]machten Bibliothek. Im J. 1871 in die Nation[al]versammlung zu Bordeaux gewählt, wirkte er b[e]sonders für die Ernennung Thiers' zum Chef der Exekutiv[gewalt], dem er bis zu seinem Sturz als Genera[l]sekretär und treuer Freund zur Seite stand. Im J. 1876 wurde er zum Senator auf Lebenszeit ge[wählt] und gehörte, wie vorher in der Nationalver[sammlung], zum linken Centrum. In dem Ferrysche[n] Kabinett vom 23. Sept. 1880 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und war in dieser Stellung bemüht, in den orient. Fragen im Ein[klang] mit der Bismarckschen Politik zu bleiben, b[is] er in einem Briefe vom 12. Mai volle Anerkennun[g] zollte, was von der Revanchepartei nicht günst[ig] aufgenommen wurde. Als im Nov. 1881 das Mi[nisterium] Ferry zurücktrat, nahm auch B. sei[ne] Entlassung. (S. Frankreich.)

Außer der erwähnten Übersetzung des Aristoteles, seinem Hauptwerke, und verschiedenen Beiträgen zur Geschichte der griech. Philosophie veröffentlichte B. die Ergebnisse seiner Forschungen über die Phi[losophie] und die Religionen des Orients in m[eh]rern Abhandlungen, die in den «Mémoires» der Akademie, meist aber im «Journal des savants» enthalten, zum Teil auch als besondere Bücher er[]schienen sind. Dahin gehören: «Sur les Védas» (Par. 1854), «Le Bouddhisme» (Par. 1855), «Let[]tres sur l'Égypte» (1856), «Bouddha et sa reli[]gion» (Par. 1859), «La vie de Mahomet» (Par. 1863), «Mahomet et le Coran» (1865) und «Philo[]sophie des deux Ampère» (1866).

Barthez (Paul Jos.), berühmter franz. Arzt, geb. 11. Dez. 1734 in Montpellier, studierte 175[0] —53 zu Montpellier Medizin und ging 1754 nach Paris. Er wurde 1756 Feldarzt, erkrankte aber in Westfalen, kehrte 1757 nach Paris zurück und wurde 1759 an die Universität nach Montpellier berufen, wo seine Vorlesungen bald einen bedeutenden Ruf erlangten. Seine «Nouveaux éléments de la science de l'homme» (Montpell. 1778; 3. Aufl., 2 Bde., Par. 1858), worin er sein auf dynamischen Grundsätzen beruhendes System ausführte, wurde in die meisten europ. Sprachen übersetzt. B. kehrte 1781 nach Paris zurück, wo ihn der König zum [] beratenden Leibarzte und der Herzog von Orléans zu seinem ersten Leibarzte ernannten. Nach dem Tode Imberts wurde er 1785 Titularkanzler der Universität zu Montpellier. Aus allen Teilen der

...lisierten Welt wurden von ihm über wichtige ...lle Konsultationen begehrt. Die Revolution ...ubte ihm den größten Teil seines Vermögens und ...ine Stellen; er mußte Paris verlassen und lebte ...un als Arzt und Schriftsteller an verschiedenen ...rten. Erst Napoleon versetzte ihn in neue Thätig...it und überhäufte ihn in seinem spätern Alter mit ...ren und Würden. Anfangs in Montpellier sich ...fhaltend, ging er 1805 nach Paris, wo er, am ...lasenstein leidend, zu spät sich der Operation un...rwarf und 15. Okt. 1806 starb. Unter seinen ...hlreichen Schriften verdienen noch besondere Er...ähnung: «Nouvelle mécanique des mouvements ... l'homme et des animaux» (Carcassonne 1798; ...utsch von Sprengel, Halle 1800), sein «Traité ...s maladies goutteuses» (2 Bde., Montpell. 1802; ...ue Aufl., 1820; deutsch von Bischof, Berl. 1803) ...d «Consultations de médecine» (2 Bde., Par. ...10 u. 1820).

Barthold (Friedr. Wilh.), deutscher Geschicht...reiber, geb. 4. Sept. 1799 zu Berlin, besuchte ...s Friedrichswerdersche Gymnasium, studierte seit ...17 in Berlin und Breslau erst Theologie, dann ...schichte, war hierauf einige Jahre Hauslehrer, ...urde 1826 Lehrer am Collegium Fridericianum ... Königsberg, 1831 außerord. Professor der Ge...ichte in Greifswald und 1834 ord. Professor da...bst. Er starb 14. Jan. 1858. Die Reihe seiner ...stor. Schriften eröffnete B. mit der Biographie ...Johann von Werth im nächsten Zusammenhang ...mit seiner Zeit» (Berl. 1826). Seine Hauptwerke ...nd: «Der Römerzug König Heinrichs von Lützel...urg» (2 Bde., Königsb. 1830—31), «Geschichte von ...ügen und Pommern» (5 Bde., Hamb. 1839—45), ...eschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode ...ustav Adolfs ab» (2 Tle., Stuttg. 1842) und ...eschichte der deutschen Städte und des deutschen ...ürgertums (4 Bde., Lpz. 1850—52). Außerdem ...d noch zu erwähnen: «Die geschichtlichen Persön...hkeiten in Jakob Casanovas Memoiren» (2 Bde., ...rl. 1846), «Georg von Frundsberg oder das ...utsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation» ...amb. 1833), «Die fruchtbringende Gesellschaft» ...erl. 1848), «Deutschland und die Hugenotten» ...d. 1, Brem. 1848) und «Soest, die Stadt der En...rn» (Soest 1855). Auch hat B. eine Reihe wert...ller Aufsätze für das «Histor. Taschenbuch» ge...fert. Alle Schriften B.s zeichnen sich bei oft ...ngelhafter Form durch Fleiß der Forschung und ...rfsinnige Kombination sowie durch eine Fülle ...teressanter Details aus.

Bartholdy (Jak. Sal.), preuß. Diplomat, geb. ... Berlin 13. Mai 1779 als Sohn jüd. Eltern, stu...rte seit 1796 in Königsberg die Rechte, ging 1801 ...ch Paris und später nach Italien und Griechen...d. Nach seiner Rückkehr trat er 1805 zur prot. ...rche über; 1809 wandte er sich nach Wien und ...chte als Lieutenant in einer Abteilung der wiener ...ndwehr den Feldzug gegen die Franzosen mit. ... J. 1813 wurde er in der Kanzlei des Fürsten ...rdenberg angestellt, nahm am Wiener Kongreß ...l und ging 1815 als preuß. Generalkonsul für ... Italien nach Rom. B. wurde 1818 zum Kon...sse nach Aachen berufen, auch zum Geschäftsträ...r am toscan. Hofe und zum Geh. Legationsrate ...nannt. Kurze Zeit vor seinem Tode erfolgte seine ...nsionierung. Er starb zu Rom 27. Juli 1825. ... schrieb: «Der Krieg der tiroler Landleute» (Berl. ...14) und «Züge aus dem Leben des Kardinals Hercules Consalvi» (Stuttg. 1825). Für Förderung der Kunst war B. mit dem glücklichsten Erfolg thätig. So hat er namentlich die Freskomalerei wieder ins Leben gerufen, indem er durch deutsche Künstler seine Wohnung in Rom, die sog. Casa Bartholdy oder Casa Zuccari, al fresco malen ließ, welches Beispiel die vielseitigste Nachahmung fand. Seine größern Kunstsammlungen, namentlich die Bronzen, Vasen und Terracotten, wurden für das Museum in Berlin angekauft.

Bartholin, Name eines dän. Geschlechts, aus welchem eine Reihe tüchtiger Gelehrter hervorgegangen ist. — **Kaspar B.**, geb. 12. Febr. 1585 zu Malmö, studierte zuerst Theologie und Philosophie zu Rostock und Wittenberg, dann Medizin; 1610 ward er zu Basel Doktor der Medizin, praktizierte hierauf eine Zeit lang in Wittenberg und folgte 1611 dem Rufe als Professor der Beredsamkeit nach Kopenhagen, wo er 1615 auch Professor der Medizin und 1624 Professor der Theologie wurde. Er starb 13. Juli 1629. Seine «Institutiones anatomicae» (Wittenb. 1611 u. öfter), die ins Deutsche, Französische, Englische und Indische übersetzt wurden, dienten im 17. Jahrh. an vielen Universitäten als Handbuch bei Vorlesungen. Auch seine Söhne haben sich in der gelehrten Welt bekannt gemacht. — **Rasmus B.**, der sechste Sohn Kaspar B.s, geb. 13./23. Aug. 1625, war 1646—56 Professor der Mathematik, dann seit 1657 Professor der Medizin zu Kopenhagen und starb daselbst 4./14. Nov. 1698. Derselbe nahm unter den Naturforschern seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein und hat eine große Anzahl mathem., astron. und physik. Schriften veröffentlicht. — **Thomas B.**, des vorigen älterer Bruder, ein berühmter Philolog, Naturforscher und Arzt, geb. 20. Okt. 1616, wurde 1645 Doktor der Medizin zu Basel, 1646 Professor der Mathematik zu Kopenhagen und 1647 der Anatomie daselbst, legte aber 1661 diese Stelle nieder und privatisierte hierauf auf seinem Landgute Hagested. Der König ernannte ihn 1670 zum Leibarzt und 1671 wurde er zum Universitätsbibliothekar, 1675 zum Beisitzer des Höchsten Gerichts ernannt. Er starb zu Hagested 4. Dez. 1680. Die neue Ausgabe der Anatomie seines Vaters (Leid. 1641 u. öfter) vermehrte er mit vielen neuen Beobachtungen. Außer andern wertvollen anatom. und mediz. Werken sind besonders seine biblisch-archäol., antiquarischen und naturphilos. Schriften von Belang. — Sein Sohn **Kaspar B.**, geb. 10. Sept. 1655, gest. 11. Juni 1738, war gleichfalls ein gründlicher Anatom und Naturforscher, und dessen Bruder **Thomas B.**, geb. 3. April 1659, gest. 15. Nov. 1690, ist der Verfasser eines Hauptwerks für die nordischen Altertümer, der «Antiquitatum Danicarum libri tres» (Kopenh. 1689).

Bartholomäus, d. h. der Sohn des Tolmai, einer der zwölf Apostel Jesu Christi, soll nach einer schon von Eusebius bezeugten Legende das Christentum in Indien, d. i. wahrscheinlich in dem südl. Arabien, gelehrt und dahin auch das Evangelium des Matthäus in hebr. Sprache gebracht haben. Die noch lateinisch und griechisch erhaltene «Passio Bartholomaei» verlegt seinen Märtyrertod nach dem eigentlichen Indien. Andere Sagen verlegen seine Wirksamkeit nach Parthien (so die noch bruchstückweise erhaltenen kopt. Akten) und nach Großarmenien; nach der Tradition der armen. Kirche, welche auch zu den Syrern und Griechen gekommen

ist, soll er zu Urbanopolis oder Arbanopolis (Erowandashât) durch Keulenschläge getötet worden sein (so namentlich die «Vita Bartholomaei» im armen. Martyrologium). Andere lassen ihn enthäutet oder gekreuzigt werden. — Von dem Apostel B. unterscheiden alle Legenden einen gleichnamigen Mann, der den 70 Jüngern angehört, mit Philippus zu Hierapolis in Phrygien gewirkt und in Lykaonien den Kreuzestod erlitten haben soll. Eine namentlich in der lat. Kirche verbreitete Sage macht den Apostel B. zu einem Syrer aus königl. Geschlecht, dem Jesus auch nach der Aufnahme unter seine Jünger gestattet habe, den Purpur zu tragen. Seine Reliquien sollen nach der einen Nachricht zuerst von dem heil. Maruthas nach Nephergerd in Mesopotamien, später durch Kaiser Anastasius I. (491—518) nach Dara transloziert worden sein. Nach der im Abendlande herrschenden Sage sollen sie nach der Insel Lipari geschwommen sein, wo sie 580 aufgefunden wurden. Im J. 838 sollen sie von da nach Benevent, 983 nach Rom gekommen sein. Die kath. Kirche feiert den Gedächtnistag des Apostels 24. Aug., die griechische 11. Juni.

Bartholomäusnacht oder die **Pariser Bluthochzeit** nennt man die Niedermetzelung der Hugenotten (s. d.) zu Paris in der Nacht zum 24. Aug. (dem Bartholomäustage) 1572. Seit dem Pacifikationsedikt von St.-Germain-en-Laye 8. Aug. 1570 schien es, als ob eine Versöhnung der Reformierten und Katholiken und eine Umwandlung der auswärtigen Politik Frankreichs zu erwarten wäre. Mit Elisabeth von England ward über eine Ehe zwischen ihr und dem Herzoge von Alençon, Bruder König Karls, verhandelt, die Niederländer erhielten Unterstützung im Kampfe gegen Alba, und es schien im Sommer 1572 zu einem offenen Kriege gegen das bis dahin verbündete Spanien kommen zu sollen. Dazu kam im Innern das Versöhnungsfest der Parteien auf der Hochzeit Heinrichs von Béarn, des jungen Hauptes der Reformierten, mit Margarethe, der Schwester König Karls, am 18. Aug. Um daran teilzunehmen, waren die vornehmsten Hugenotten des Reichs nach Paris gekommen, an ihrer Spitze der Admiral Coligny, sein Schwiegersohn Teligny, La Rochefoucauld mit seinem Sohne und viele andere, im ganzen an 2000; von der Königin-Witwe Katharina von Medicis, ihrem Sohne, König Karl, und dem Hofe auf das liebenswürdigste empfangen und bewirtet, gingen sie alle in ihr Verderben. Das Vorspiel des Frevels war ein Attentat auf Coligny (s. d.) am 22. Aug., das auf Anstiften Katharinas und der Guisen ausgeführt wurde; er kam mit einer Verwundung davon. Nach einem Conseil am 23. Aug., an dem der König teilnahm, ward dann die Ermordung aller Hugenotten beschlossen, und in der Nacht um 3 Uhr stürzte sich die kath. Bevölkerung von Paris, an die noch am Abend die Waffen verteilt waren, beim Läuten der Sturmglocken auf die ahnungslos in ihren Betten ruhenden Glaubensfeinde. Zuerst Coligny und seine Angehörigen, dann alle Freunde und Anhänger fielen der entfesselten Wut zum Opfer; ein Entrinnen war kaum möglich, da die Thore geschlossen waren; die Hefe der Bevölkerung, die Bürger und die Gelehrten, und die Vornehmsten im Staate wetteiferten im Morden; der König selbst soll auf die Flüchtenden geschossen haben. An 2000 kamen in Paris um. In den Provinzen setzten sich die Verfolgungen fort; noch 20000 sollen hier ermordet sein. In der kath. Welt, namentlich in Rom, rief dies alles [illegible] höchsten Jubel hervor; das Resultat aber war [illegible] ein neuer Bürgerkrieg, der nach neuen Strö[illegible] Blutes wieder mit einem Duldungsedikte für [illegible] Hugenotten endigte, 24. Juni 1578.

Die große Frage der Geschichtsforschung über [illegible] B. ist, ob der Schlag lange vorbereitet oder plöt[illegible] erdacht und ausgeführt, ob im erstern Falle ne[illegible] Katharina, der Hauptanstifterin, ihr Sohn, [illegible] König eingeweiht, oder ob dieser nur zuletzt, n[illegible] dem Attentat auf Coligny, durch die Furcht vor [illegible] Rache der Reformierten zu dem Massenmord an[illegible] trieben worden ist. Eine große Zahl von Historik[illegible] haben das Für und Wider besprochen, z. B. Schi[illegible] «Geschichte der Unruhen in Frankreich» u. s. [illegible] Wachler, «Die Pariser Bluthochzeit» (Lpz. 18[illegible] 2. Aufl. 1828); Audin, «Histoire de la St.-Barth[illegible] lemy» (Par. 1829); Soldan, «Frankreich und [illegible] B.» (im «Histor. Taschenbuch», Jahrg. 1854). Ra[illegible] in «Nochmalige Erörterung der Motive der [illegible] (in der «Histor.-polit. Zeitschrift», Jahrg. 1835) [illegible] in seiner «Franz. Geschichte» (Bd. 1, Stuttg. u. T[illegible] 1852) nimmt bei Katharina an, sie habe den P[illegible] lange überdacht und wohl vorbereitet, den Entsch[illegible] ihn auszuführen, aber doch erst nach dem Atten[illegible] vom 22. Aug. gefaßt; Karl sei dann erst überha[illegible] in den Plan eingeweiht und fortgerissen worde[illegible] Dagegen hat sich Wuttke («Zur Vorgeschichte der B.» Lpz. 1879) nach eingehender Prüfung aller Zeugni[illegible] für eine lange Vorbereitung des Verbrechens u[illegible] die volle Mitwissenschaft des Königs ausgesproche[illegible] während Baumgarten sich im wesentlichen wie[illegible] der Auffassung Rankes angeschlossen hat.

Bartholomäussee, s. **Königssee**.

Bartholomiten oder **Bartholomäer** ist [illegible] Name zweier verschiedener religiöser Gemeinsch[illegible] ten. Im J. 1307 kamen flüchtige armen. Mön[illegible] nach Genua, gründeten dort eine Kirche des h[illegible] Bartholomäus und bildeten eine Kongregation n[illegible] der Regel des heil. Benedikt. Clemens V. gestatt[illegible] ihnen den Gottesdienst nach armen. Ritus, a[illegible] bald vertauschten sie die Regel des Benedikt mit d[illegible] jenigen des Augustin, gründeten in mehrern [illegible] Städten Klöster ihrer Kongregation und erhiel[illegible] von Bonifacius IX. die Privilegien der Do[illegible] kaner. Innocenz X. löste 1650 diese B. von Ge[illegible] auf. In ihrer Kirche in Genua ward das [illegible] Christi gezeigt, welches dieser an Abgar (s. d.) [illegible] sandt haben soll. Von ihren Mitgliedern haben [illegible] allem Cherubini, Cerbelloni, Paul Costa als [illegible] ger bedeutenden Ruf erworben. — Im J. 1640 [illegible] gründete Bartholomäus Holzhausen (geb. 1613 [illegible] Longau in Schwaben, seit 1640 Kanonikus [illegible] Pfarrer zu Salzburg, seit 1655 Dekan und [illegible] zu Bingen bei Mainz, gest. 20. Mai 1658) eine [illegible] einigung gemeinschaftlich lebender Weltgei[illegible] welche sich zum Zweck setzte die Aufmunterung [illegible] Weltgeistlichen zu Sittenreinheit und [illegible] die Erziehung junger Theologen zu tüchtigen [illegible] rern und gegenseitige Unterstützung der Mitgl[illegible] Für jede Diöcese ward ein Präsident bestellt, [illegible] cher mit der Vereinigung dem Bischof unter[illegible] war; der Präsident der ganzen Gemeinschaft [illegible] freilich unmittelbar unter dem Papst, konnte [illegible] nur im Einverständnis mit den Bischöfen [illegible] gungen treffen. Die B., wie sie sich nach i[illegible] Stifter nannten, fanden besonders Verbrei[illegible] in Bayern und Österreich, vereinzelt auch in [illegible] und Spanien, doch erkaltete der Eifer schon [illegible]

Ende des 17. Jahrh. und bis ins 18. Jahrh. haben sie sich nur in einigen bayr. und schwäb. Bistümern erhalten.

Bärtierchen, s. Arachniden.

Bartl., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Friedr. Gottlieb Bartling.

Bartlett (John Russell), amerik. Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1805 in Providence, Rhode-Island, war erst Kaufmann, Bankier und Buchhändler, hatte aber keinen Erfolg und gründete 1850 die Neuyorker Geographische Gesellschaft. In demselben Jahre ernannte ihn Präsident Taylor zum Kommissar für die auf Grund des Vertrags von Guadeloupe-Hidalgo angeordnete Vermessung und Bestimmung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Er blieb in dieser Stellung bis Jan. 1853, führte aber, da der Kongreß die erforderlichen Mittel auszuwerfen versäumte, seine Aufgabe nicht zu Ende. Im Mai 1855 wurde er Staatssekretär seiner Heimat Rhode-Island. Seine bedeutendsten Schriften sind: «Personal narrative of explorations and incidents in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua» (Neuyork 1854) und «A dictionary of Americanisms» (Boston 1853; 3. Aufl., erweitert 1871). Außerdem gab er die histor. Urkunden aus dem Rhode-Islander Staatsarchive heraus.

Bartling (Friedr. Gottlieb), Botaniker, geb. 9. Dez. 1798 zu Hannover, widmete sich auf der Universität Göttingen den Naturwissenschaften und unternahm 1818 eine botan. Forschungsreise durch Ungarn und Kroatien bis zum Adriatischen Meere. Diese Reise lieferte ihm auch das Thema zu seiner Dissertation: «De littoribus ac insulis Maris Liburnici» (Hann. 1820), mit der er 1820 in Göttingen promovierte. Im J. 1822 habilitierte er sich daselbst als Docent der Botanik; 1836 wurde er außerordentlicher, 1837 ord. Professor an der dortigen Universität und Direktor des Botanischen Gartens, als welcher er 19. Nov. 1875 starb. Seine litterarischen Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf die botan. Systematik; hervorzuheben sind: «Flora der österr. Küstenländer» (Gött. 1825); «Ordines naturales plantarum» (Gött. 1830).

Bartmoose, s. Bartflechten.

Bartoli (Adolfo), ital. Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1833 in Fivizzano, studierte die Rechtswissenschaften, war 1856—59 als Mitredacteur des «Archivio storico italiano» thätig, ward 1859 Gymnasialdirektor in Alessandria, hierauf Direktor der Marineschule in Livorno und ist seit 1874 Professor am Istituto di studj superiori» in Florenz. Außer zahlreichen kleinern Arbeiten, welche in verschiedenen Zeitschriften von ihm erschienen sind, besorgte er mehrere geschätzte Ausgaben altital. Schriftwerke und schrieb: «I primi due secoli della letteratura italiana» (Mail. 1870—79), «L'evoluzione del rinascimento» (Flor. 1877), «I precursori del Boccaccio» (Flor. 1878), «I manoscritti italiani della biblioteca nazionale di Firenze» (Flor. 1879 fg.) und die großartig angelegte «Storia della letteratura italiana» (Flor. 1878 fg.; deutsch von Reinhardstöttner, Bd. 1, 1881).

Bartoli (Daniello), ital. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1608 in Ferrara, trat 1623 in den Jesuitenorden, wirkte als Prediger in seiner Vaterstadt, ward aber 1650 als Geschichtschreiber seines Ordens nach Rom berufen, wo er das Rektorat des Jesuitenkollegiums erhielt und 13. Jan. 1685 starb. Sein Hauptwerk ist die «Istoria della compagnia di Giesù», von welcher die ersten drei Bände (Rom 1653—63) die Geschichte des Ordens in Asien, Japan und China, der vierte und fünfte (Rom 1667—73) die Geschichte desselben in England und Italien enthalten. Der erste Hauptteil des Werks sowie auch seine ascetischen und moralischen Schriften wurden im ganzen wie in einzelnen Teilen bis auf die neuere Zeit herab (z. B. 9 Bde., Piacenza 1821; 3 Bde., Mail. 1831) wiederholt gedruckt. Unter seinen physik. Arbeiten machten die Abhandlungen «Del ghiaccio e della coagulazione» (Rom 1681), «Del suono» (Bologna 1680) und «Della tensione e pressione» (Rom 1677) Aufsehen. Seine sprachlichen Arbeiten waren zum Teil gegen die Crusca gerichtet. Seine «Opere complete» erschienen in 34 Bänden (Tur. 1823—44).

Bartoli (Pietro Santi, eigentlich Pietro Santes), mit dem (unerklärten) Beinamen Perugino, Maler und Kupferstecher aus Bortola, geb. 1635, gest. zu Rom 7. Nov. 1700. Er war ein Schüler von Poussin. Man kennt größtenteils nur Kopien von ihm, unter denen die nach Poussins Bildern bis zur Täuschung genau waren. Größern Ruhm hat B. als Kupferstecher. Als solcher machte er vorzüglich die plastischen Denkmale des Altertums zum Gegenstande seiner Darstellungen, dann aber auch diejenigen Rafaelschen Werke, die im Basreliefstil gedacht sind. Sein berühmtestes Werk ist die Anbetung des Kindes durch die heil. drei Könige, nach den Tapeten Rafaels.

Bartoli oder Bartolo (Taddeo di), Maler, 1363 zu Siena geboren. Seine ersten Arbeiten entstanden für mehrere Kirchen in Pisa um 1400, dann schmückte er Dom und Signoria seiner Vaterstadt mit (jetzt verlorenen) Fresken; 1403 war er in Perugia thätig. Am bedeutendsten sind die Wandgemälde, welche er 1407 in der Kapelle des öffentlichen Palastes zu Siena ausführte. Sie stellen Scenen aus dem Leben der Jungfrau Maria dar. Später, um 1414, malte B. noch den Vorsaal zu dieser Kapelle, eine Galerie von den Bildnissen berühmter Redner, Staatsmänner und Kriegshelden des klassischen Altertums, welche Arbeit indes von geringerm Werte ist. B. malte auch in Padua und Volterra. Er starb 1422. Er setzte die Richtung der ältern Sienesischen Schule, insbesondere des Pietro Lorenzetti, fort, jedoch mit weniger Kraft, als dieser bekundet.

Bartolini (Lorenzo), ital. Bildhauer, geb. 7. Jan. 1777 zu Vernio in Toscana, ging aus Handwerkerkreisen hervor und begann mit der Herstellung kleiner Alabasterarbeiten, erst in Volterra, dann in Florenz. Im J. 1797 ging er nach Paris, wo er unter anderm ein Relief an der Vendômesäule fertigte. Auf Napoleons Befehl gründete er 1808 in Carrara eine Akademie der Bildhauerkunst, wurde aber 1814 als Napoleonist vertrieben. Später erhielt er die Leitung der Skulpturschule an der Akademie zu Florenz, wo er 20. Jan. 1850 starb. B. ist ein Vertreter des kalten, steifen und bei weiblichen Gestalten süßlichen Stils des Kaiserreichs, Canova gegenüber durch Übertreibung alles Konventionellen in dessen Stil sich kennzeichnend, ohne seine Vorzüge zu besitzen.

Bartolisten, s. unter Bartolus.

Bartolo (Taddeo), Maler, s. Bartoli.

Bartolo, mittelalterlicher Jurist, s. Bartolus

Bartolommeo (Fra), di San Marco, eigentlich Baccio della Porta, einer der vorzüglichsten Meister der Florentiner Malerschule, geb. 1469 zu Savignano in Toscana. Sein ursprünglicher Lehrer war Cosimo Rosselli; seine höhere Ausbildung verdankte er dem Studium der Werke des Lionardo da Vinci. Er war ein eifriger Anhänger des Savonarola, nahm nach dem tragischen Ende des letztern 1500 das klösterliche Gewand in San-Marco in Florenz und entsagte für längere Zeit der Kunst, der er sich jedoch später wieder zuwandte. Vorzüglich anregend wirkte auf ihn der Verkehr mit dem jungen Rafael, der 1504 nach Florenz kam; er beeinflußte die gleichzeitige Produktion des jungen Meisters namentlich hinsichtlich des Kolorits sehr kräftig. Beide blieben einander fortwährend befreundet. B. starb in Florenz 3. Aug. 1517. Die Mehrzahl seiner Bilder sieht man dort, namentlich in der Galerie des Palastes Pitti, woselbst sich ein erhaben gedachter St. Markus und eine herrliche Auferstehung befinden; die Akademie daselbst enthält Proben seiner Freskotechnik, anderes die Uffizien. In Lucca befindet sich seine Madonna della Misericordia, eine schöne Madonna in Besançon und eins seiner würdevollsten Werke, Darstellung im Tempel, im Belvedere zu Wien. Reine Empfindung, andachtsvolle Stimmung und leidenschaftslose Großartigkeit, gepaart mit lieblicher Naivetät in den weiblichen Köpfen, charakterisieren den Meister.

Bartolozzi (Francesco), berühmter Kupferstecher, geb. zu Florenz 21. Sept. 1728, arbeitete in Venedig längere Zeit als Kupferstecher unter Jos. Wagners Leitung, dann in Florenz und Mailand. Im J. 1764 ging er nach London. Hier accommodierte er sich ganz dem engl. Nationalgeschmack, arbeitete vielerlei in der damals beliebten weichlichen Punktiermanier, indes meistens nach alten Handzeichnungen, und ward einer ihrer thätigsten Verbreiter. Später erhielt B. in London die Stelle eines königl. Kupferstechers und einen Platz in der königl. Akademie der Künste. Er ging 1805 nach Lissabon, um das Direktorat der dortigen Maler- und Kupferstecher-Akademie zu übernehmen. Dort starb er April 1813. B. war ein Meister in der Radiernadel und bediente sich des Grabstichels nur zur Vollendung seiner sehr zahlreichen Blätter.

Bartolus, auch Bartolo, einer der hervorragendsten mittelalterlichen Lehrer des röm. Rechts und das Haupt der sog. Postglossatoren, die nach ihm auch Bartolisten genannt wurden, geb. 1314 zu Sassoferrato im Herzogtum Urbino, lehrte zu Bologna, Pisa, Perugia und schrieb umfassende Kommentarien zum Corpus juris civilis, die bei der Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland viel gebraucht wurden («Opera omnia», 11 Bde., Bas. 1588—89). Er starb im Juli 1357 zu Perugia.

Barton (Bernard), der Quäker-Poet genannt, geb. 31. Jan. 1784 zu London, wurde dem Handelsstande bestimmt und eröffnete in Woodbridge einen Korn- und Kohlenhandel, den er jedoch später aufgab. Einer kleinen Gedichtsammlung, die er 1812 unter dem Titel «Metrical effusions» veröffentlichte, ließ er «Poems by an amateur» (1818) und 1820 ein neues Bändchen «Poems» (4. Aufl. 1825) folgen. Später erschienen: «Napoleon and other poems» (Lond. 1822), «Verses on the death of Shelley» (Lond. 1822), «Minor poems» (nebst «Napoleon», Lond. 1824), «Poetic vigils» (Lond. 1824), «Devotional verses» (Lond. 1826), «A widow's tale and other poems» (Lond. 1827), «A new-year's eve and other poems» (Lond. 182…), «Fisher's juvenile scrap-book» (1836), «The reli-quary» (1836), und sein letztes Werk, die «House-hold verses» (1845). Durch alle Dichtungen B.… geht der religiöse Ton des Quäkers; die Gedan… sind mit großer Leichtigkeit und Einfachheit in … mutigen, sanftfließenden Versen ausgedrückt. Du… Peel erhielt er eine Pension von 100 Pfd. St. … seinem Tode (19. Febr. 1849) wurden «Selectio… from the poems and letters of Bernard B.» (Lo… 1849) von seiner Tochter, Lucy B., veröffentli… die sich, wie ihre Tante, Maria B., verheirat… Hack, als Verfasserin vieler Kinderschriften bekan… gemacht hat.

Barton (Elisabeth), gewöhnlich das heilig… Mädchen von Kent genannt, kam um 1525, … sie in einem Wirtshause zu Aldington in der Ge… schaft Kent diente, durch die nervösen Krämp… welchen sie ausgesetzt war, bei dem Volke in … Ruf einer begeisterten Seherin. Richard Maste… der Vikar des Dorfs, und Bocking, ein Kanoni… von Canterbury, erkannten in ihr sehr bald … Werkzeug, die sinkende Sache des alten Glaube… zu stützen, und unter ihrer Leitung spielte das Mäd… chen die Rolle so gut, daß selbst Thomas Mo… und der Erzbischof Warham von Canterbury ein… außerordentliche Erscheinung in ihr zu sehen ver… meinten. Bocking beredete sie, Nonne zu werden… Als Heinrich VIII. mit dem röm. Hofe vollständi… brach, verleitete man sie, ihren lauten Tadel geg… des Königs Scheidung von seiner ersten Gemahli… und gegen die Vermählung mit Anna Boleyn au… zusprechen, ja seinen Tod als nahe bevorstehend … prophezeien. Auf des Königs Befehl mit ihren Mi… schuldigen verhaftet, legte sie vor der Sternkamm… das nachher öffentlich vor dem Volke wiederhol… Geständnis des gespielten Betrugs ab und wu… zu Kirchenbuße und Gefangenschaft verurteilt. … jedoch die röm. Partei sie zum Widerruf zu bewe… suchte, ward sie des Hochverrats angeklagt und … einigen Mitschuldigen 20. April 1534 hingerichtet.

Bartonia *Lindl.*, Pflanzengattung aus … Familie der Loasaceen, deren Arten, ein- und … jährige Kräuter, in Chile und im Südwesten … amerikas wachsen und als Zierpflanzen in Gewäch… häusern kultiviert werden. Sie haben gela… Blätter, einzeln endständige Blüten mit walzige… fünflappigem Kelch, einer großen weißen oder ge… lichen, zehnblätterigen Blumenkrone, vielen Sta… gefäßen und einem einzigen Stempel mit ein… fadenförmigen Griffel. B. aurea *Lindl.* ist eine … schönsten neuern Sommerzierpflanzen mit glänz… goldgelben, pomeranzenfarbigen Blüten; sie stam… aus Californien, wird 60—80 cm hoch, ist in Deut… land nur in sehr geschützter Lage, mit Sicherheit … nur in Töpfen unter Glas zu ziehen, da sie ge… feuchte, kühle Witterung äußerst empfindlich ist.

Bartsch, ein rechter Nebenfluß der Oder, … springt südöstlich von Ostrowo in der preuß. P… vinz Posen, nahe der russ. Grenze, fließt in … Richtung immer in einem breiten sumpfigen Th… an Adelnau und, nach Überschreitung der sch… Grenze, an Militsch vorüber, wo er flößbar w… wendet sich bei Trachenberg nordwestlich, nim… rechts die ebenfalls in Posen entspringende … auf und mündet nach einem Laufe von 175 k… 14 km oberhalb von Groß-Glogau in die Oder.

Bartsch (Joh. Adam Bernh., Ritter von), upferstecher, geb. zu Wien 17. Aug. 1757, bildete h unter Domanöl und Schmuzer zum Kupferstecher is und erhielt bereits 1777 als Skriptor an der iserl. Hofbibliothek die Aufsicht über die von dem inzen von Savoyen gestiftete Bibliothek; 1781 rde ihm die Kupferstichsammlung übergeben. n J. 1806 zum zweiten, 1816 zum ersten Kustos it Hofratsrang ernannt und 1812 durch Verhung des Leopoldsordens in den Ritterstand erben, starb er 21. Aug. 1821. Seit 1797 war er itglied der Akademie der bildenden Künste zu ien. B. hat sich sowohl als Kupferstecher wie sonders durch mehrere Werke zur Kupferstichkunde t großes Verdienst erworben. Zu letztern gehören n immer noch unentbehrlicher «Peintre-Graveur» l Bde., Wien 1802—21, neue Ausg. 1853—67) d die «Anleitung zur Kupferstichkunde» (2 Bde., ien 1821). Außerdem sind zu nennen: die «Calogues raisonnés» der Werke des Guido Reni d dessen Schüler (Wien 1795), des Rembrandt Bde., Wien 1797), des Lukas von Leiden (Wien 98), des Molitor (Nürnb. 1813), des Waterloo Vien 1795) u. s. w. B.s eigene Kupferstiche, z. B. loma triumphans», seine Tierstudien, seine Nachche nach Rembrandt, Potter u. s. w., sichern ihm nen hohen Rang unter den Kupferstechern. Ein sonderes Verdienst erwarb sich B. durch die Neuruck der Ehrenpforte Kaiser Maximilians von Dürer und anderer Hauptwerke dieses Meisters owie des Hans Burgkmayr. Ein genaues Verichnis seiner Werke lieferte sein Sohn Friedich Joseph Adam, Ritter von B. (geb. 12. uli 1798, seit 1821 Skriptor und seit 1827 Kustos r Kupferstichsammlung, gest. 12. Mai 1873) im atalogue d'estampes de A. de B.» (Wien 1818); eser veröffentlichte auch «Chronologie der griech. d röm. Künstler» (Wien 1886) und «Die Kupferchsammlung der k. k. Hofbibliothek zu Wien» Vien 1854).

Bartsch (Karl Friedr.), einer der gründlichsten nner der ältern deutschen und roman. Litteratur, b. 25. Febr. 1832 zu Sprottau, besuchte 1842—49 t das Gymnasium zu Gleiwitz, dann das Elisathanum zu Breslau und widmete sich hierauf daselbt anfänglich der klassischen Philologie, wandte h aber unter Weinholds Leitung bald ausschließn dem Studium der german. und roman. Sprahen zu. Nachdem er dasselbe von Ostern 1851 bis m Winter 1852 zu Berlin unter Aufrecht, Maßann, von der Hagen und W. Grimm fortgesetzt d im März 1853 zu Halle promoviert hatte, bechte er im Sommer desselben Jahres London, aris und Oxford, um sich auf den dortigen Biblioeken mit dem Studium der provençal. Handschrifn zu beschäftigen. Im Herbst 1855 ging B. als ustos der Bibliothek des Germanischen Museums ch Nürnberg, in welcher Stellung er bis Ende 357 verblieb. In den J. 1858—71 wirkte er als d. Professor der deutschen und roman. Philologie Rostock, seitdem als Ad. Holtzmanns Nachfolger Heidelberg. Den Winter 1868—69 verlebte er, auptsächlich mit Arbeiten über die Troubadours schäftigt, in Italien. Für die gleichen Zwecke rchforschte er auch noch zweimal die Bibliotheken on Paris, wo er noch die ersten fünf Wochen des eutsch-Französischen Kriegs verbrachte. B.s litterische wie akademische Thätigkeit ist gleichmäßig er deutschen und roman. Philologie, hauptsächlich nach ihrer litterarischen und textkritischen Seite hin, gewidmet. Von seinen Arbeiten über provençal. Litteratur, mit welcher er sein litterarisches Wirken begann, sind zu nennen: das «Provençal. Lesebuch» (Elberf. 1855; 4. Aufl. 1880), die «Denkmäler der provençal. Litteratur» (Stuttg. 1856), «Peire Vidals Lieder» (Berl. 1857) und die Ausgabe des geistlichen Schauspiels «Sancta Agnes» (Berl. 1869). Aus seinen altfranz. Studien gingen die «Chrestomathie de l'ancien français» (Lpz. 1866; 4. Aufl. 1880) und die «Altfranz. Romanzen und Pastourellen» (Lpz. 1870) hervor. Zahlreicher noch sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur. Dahin gehören die Ausgaben von des Strickers «Karl d. Gr.» (Quedlinb. 1857), der Dichtungen des «Berthold von Holle» (Nürnb. 1858), der «Erlösung» und anderer geistlicher Poesien (Quedlinb. 1858), der «Mitteldeutschen Gedichte» (Stuttg. 1860), des «Meleranz von dem Pleier» (Stuttg. 1861), der «Meisterlieder der Kolmarer Handschrift» (Stuttg. 1862), mehrerer Dichtungen Konrads von Würzburg, namentlich dessen «Partonopier» (Wien 1871), «Reinfried von Braunschweig» (Stuttg. 1871), «Hugo von Montfort» (Stuttg. 1879) und die Auswahl «Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh.» (Lpz. 1864; 2. Aufl. 1879). An der von Franz Pfeiffer begonnenen Sammlung der «Klassiker des deutschen Mittelalters» beteiligte sich B. durch die Ausgaben der «Kudrun» (Lpz. 1865; 4. Aufl. 1880), des «Nibelungenliedes» (Lpz. 1866; 5. Aufl. 1879) und des «Parzival und Titurel» von Wolfram von Eschenbach (3 Bde., Lpz. 1870—71; 2. Aufl. 1875—77), wie er auch nach Pfeiffers Tode dessen «Walther von der Vogelweide» neu herausgab (6. Aufl., Lpz. 1880) und später auch die Fortführung jener Sammlung übernahm («Dichtungen des Mittelalters»), in der er das «Rolandslied» herausgab. Einen mehr oder ausschließlich kritischen Charakter tragen die Arbeiten «Über Karlmeinet» (Nürnb. 1861), «Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter» (Quedlinb. 1861), «Herzog Ernst» (Wien 1869), «Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg» (Stuttg. 1877), namentlich aber seine epochemachenden «Untersuchungen über das Nibelungenlied» (Wien 1865). Im Anschluß an letztere veröffentlichte er seine große kritische Ausgabe des «Nibelungenliedes» (3 Bde., Lpz. 1870—80), der sich eine Ausgabe der «Klage» (Lpz. 1875) anreihte. Nach Kobersteins Tode übernahm B. die fünfte Bearbeitung von dessen «Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (5 Bde., Lpz. 1872—74), wie die Vollendung der Neubearbeitung von Gervinus' «Geschichte der deutschen Dichtung». Auf andere Gebiete der Altertumsforschung greifen hinüber die Schriften «Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile» (Lpz. 1867), «Die lat. Sequenzen des Mittelalters» (Rost. 1868) und «Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg» (2 Bde., Wien 1879—80). Schulausgaben veranstaltete B. vom «Nibelungenlied» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1880), «Walther von der Vogelweide» (Lpz. 1875) und «Kudrun» (Lpz. 1876). Zahlreiche Abhandlungen von B. erschienen in Zeitschriften, wie im «Jahrbuch für roman. Litteratur», dem «Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft», namentlich aber in Pfeiffers «Germania», deren Leitung er 1869 übernommen hat. Für letztere Zeitschrift verfaßt B. die jährlichen «Bibliogr. Übersichten der Erscheinungen

auf dem Gebiete der german. Philologie», die auch in besondern Abdrücken erscheinen. Durch seine Übersetzungen von Robert Burns (Hildburgh. 1865), des «Nibelungenliedes» (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1880), Dantes «Göttlicher Komödie» (3 Bde., Lpz. 1877) und «Alter franz. Volkslieder» (Heidelb. 1882) hat sich B. auch als Übersetzer, wie durch eigene formgewandte Dichtungen («Wanderung und Heimkehr», Lpz. 1874) einen Namen gemacht.

Bartsia, eine von Linné zur Erinnerung an seinen frühzeitig in Surinam verstorbenen Freund Bartsch, einen königsberger Arzt, benannte Pflanzengattung aus der Familie der Skrofularineen, hat einen röhrigen, vierteiligen, meist nicht grün, sondern anders gefärbten Kelch, eine röhrige, zweilippige Blumenkrone mit ungeteilter, gewölbter Oberlippe, und dreilappiger Unterlippe, und eine vielsamige, zweifächerige Kapsel. In Deutschland kommt eine einzige Art, **B. alpina** *L.*, vor, eine sehr hübsche auf Wiesen der Alpen, der Vogesen, des Schwarzwaldes, des Riesengebirgs und anderer höherer Gebirge wachsende Pflanze mit kreuzweis gegenständigen, ei- oder herzförmigen, gesägten Blättern und großen violetten, behaarten Blumen in endständiger Ähre.

Baruch (d. h. der Gesegnete), der Sohn des Nerija, der Freund und Gefährte des Propheten Jeremia, der ihm seine Orakel zu diktieren pflegte, wurde während der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar mit Jeremia selbst von seinen Landsleuten in einem engen Gefängnisse gehalten, bekam aber mit diesem von dem Sieger die Freiheit und die Erlaubnis, seinen Aufenthalt beliebig zu wählen. Er blieb mit Jeremia zuerst in Palästina zurück, wanderte aber bald im Gefolge desselben nach Ägypten aus. Über seine fernern Schicksale gibt es nur widersprechende Nachrichten. Die eine Sage läßt ihn in Ägypten sterben, während die andere berichtet, daß er von dort nach Babylonien gegangen und daselbst 12 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems gestorben sei. Unter seinem Namen ist ein apokryphisches Werk in griech. (ursprünglich hebr.) Sprache erhalten, das «Buch Baruch», das eine Trostrede an die Israeliten enthält und den Wiederaufbau Jerusalems verheißt. In den Bibelausgaben wird gewöhnlich als Kapitel 6 ein ebenfalls apokrypher Brief des Propheten Jeremia an die verbannten Israeliten in Babylonien angefügt. Außerdem ist noch ein Buch apokalyptischen Inhalts mit einem «Briefe an die 9½ Stämme Israels jenseit des Euphrat» am Schlusse, ursprünglich in griech. Sprache und verwandt mit einer (griech.-) äthiop. Schrift, unter B.s Namen vorhanden: alle pseudepigraphischen Ursprungs. Vgl. Kneucker, «Das Buch B.» (Lpz. 1879).

Baruſch, s. Barotsch.

Baruth, kleine Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, Station der Berlin-Dresdener Eisenbahn, in waldiger, zum Teil sumpfiger Gegend am Fuße des Höhenzugs Fläming, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2183 E. und ist der Hauptort einer Standesherrschaft, welche seit 1596 den Grafen zu Solms-Baruth gehört. In der Nähe liegen die berühmten Glashütten, sowie Schloß mit Park der Grafen zu Solms-Baruth.

Barutsche (Birutsche, wienerisch Pirutsch, vom ital. baroccio), zweiräderiger leichter offener Wagen; Pirutschäde, noch gegenwärtig in der österr. Hofsprache angewandter Ausdruck für Spazierfahrten der kaiserl. Familie und ihrer Gäste in den Parks von Schönbrunn oder Laxenburg.

Bärwalde in der Neumark (früher Beerenwall, auch Beerenwalde), Stadt im Kreis Königsberg des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. O., an der Eisenbahn Breslau-Stettin und an zwei Seen, ist mit einer festen Mauer umgeben und zählt (1880) 3904 E., welche vorzugsweise Landwirtschaft treiben. B., eine Gründung Albrechts des Bären, ist merkwürdig durch den Subsidienvertrag, welchen Gustav Adolf 13./23. Jan. 1631 hier mit dem franz. Bevollmächtigten Charnac auf fünf Jahre abschloß. Schweden verpflichtete sich, ein Heer von 36 000 Mann zu halten, während Frankreich jährlich 400 000 Thlr. zahlen sollte. — B. in Pommern, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, Kreis Neustettin, im Gebiete der Persante an zwei Bächen, zählt (1880) 2402 E.

Bärwurz (Meum athamanticum *L.*), eine perennierende, zu den Doldengewächsen gehörende Pflanze, welche auf Wiesen in Gebirgsgegenden Mitteleuropas wächst, und deren aromatische, unangenehm süßlichbitter und scharf schmeckende Wurzel als Ingredienz von Kräuterliqueuren benutzt wird. Die B. hat sehr fein zerteilte, dreifach fiederschnittige Blätter mit schmallinealen Zipfeln, fast blattlose, einfache oder ästige Stengel, vielstrahlige Dolden, kleine weiße Blüten und längliche, gerippte Früchtchen. Die Wurzel war früher als Radix Meu offizinell.

Bary (Heinr. Ant. de), namhafter deutscher Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., studierte zu Heidelberg, Marburg und Berlin Medizin, ließ sich 1853 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, entsagte aber noch in demselben Jahre dieser Laufbahn, um sich dem Studium der Naturwissenschaften und speziell dem der Botanik zuzuwenden. Er habilitierte sich 1854 zu Tübingen als Docent der Botanik, ward 1855 nach Freiburg i. Br. berufen, wo er anfänglich als außerord., seit 1859 als ord. Professor der Botanik wirkte und 1858 das öffentliche Botanische Laboratorium ins Leben rief, ging dann 1867 als ord. Professor der Botanik nach Halle und 1872 in gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg, zu deren zweitem Rektor er im Herbst 1872 gewählt wurde. Seine litterarischen Arbeiten betreffen vorzugsweise die Entwickelungsgeschichte der Algen und Pilze. Dahin gehören bereits seine Erstlingsschriften «Beitrag zur Kenntnis der Achlya prolifera» (Berl. 1852) und die wichtigen «Untersuchungen über die Brandpilze» (Berl. 1853). Diesen schlossen sich außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften an: «Untersuchungen über die Familie der Konjugaten» (Lpz. 1858), «Die Mycetozoen» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1864), «Recherches sur le développement de quelques champignons parasites» (Par. 1863), «Handbuch der Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten» (Lpz. 1866), «Beiträge zur Morphologie und Physiologie der Pilze» (zum Teil gemeinschaftlich mit Woronin; 4 Tle., Frankf. a. M. 1864—81). Andere Zweige der Botanik behandelte B. in den Schriften: «Über die Keimung der Lycopodien» (1858), «Prosopanche Burmeisteri, eine neue Hydnoree aus Südamerika» (1868), «Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farne» (Lpz. 1877) u. s. w. Seit seiner Wirksamkeit in Halle redigiert B. auch die

Schlechtendal begründete «Botan. Zeitung», von 1872—79 in Verbindung mit Prof. G. Kraus, seit 1880 mit Prof. L. Just.

Bary... (v. grch. βαρύς), in Zusammensetzungen mit griech. und lat. Worten: Schwer..., schwer...

Barycentrisch (grch.-lat.), auf den Schwerpunkt bezüglich. Als **barycentrische Regel** bezeichnet man die mathem. Regel, daß das Volumen und die Oberfläche eines Rotationskörpers gefunden werden, wenn man die Größe der rotierenden Fläche, resp. die Länge der rotierenden Linie, mit dem Wege multipliziert, welchen der Schwerpunkt dieses Elements beschreibt. Diese Regel wird auch **Guldinsche Regel** genannt, weil sie der Jesuit Paul Guldin (geb. 12. Juni 1577 zu St. Gallen, gest. als Professor der Mathematik zu Graz 3. Nov. 1643) in seinem Werke «Centrobaryca seu de centro gravitatis etc.» (Wien 1635) erläutert. Dieselbe kommt indes auch schon bei dem griech. Mathematiker Pappus (s. d.) vor.

Barycentrum (grch.-lat.), der Schwerpunkt.

Barye (Antoine Louis), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 24. Sept. 1795, bei dem Bildhauer Bosio im Modellieren, bei dem Maler Gros im Zeichnen unterrichtet, erwarb zuerst seinen Unterhalt mit Verfertigen von Modellen für Juweliere und Goldschmiede, später widmete er sich vorzugsweise der plastischen Darstellung von Tieren. Seit 1854 war er am Jardin des Plantes als Zeichner angestellt. Seine Werke sind überaus zahlreich und bestehen meistens in kleinern Darstellungen einzelner Typen und Gruppen von Tieren, die mit lebendiger Auffassung und geistreicher Erfindung überraschende Wahrheit und sehr sorgfältige Ausführung vereinigen. Von seinen größern Bronzen sind vorzüglich berühmt die beiden sitzenden Löwen, Rundwerke, früher im Tuileriengarten, jetzt auf dem Quai an der Einfahrt des Tuilerienhofs, und der liegende Löwe, Hautrelief am Piedestal der Julisäule auf dem Bastilleplatz in Paris. Auch verfertigte er 1864 das Reiterstandbild Napoleons I. für Ajaccio. Seit 1868 war B. Mitglied der Akademie der schönen Künste. Er starb 26. Juni 1875 in Paris.

Barygaza, im Altertum eine blühende Handelsstadt an der Westküste von Indien, am Ausflusse des Namadus (jetzt Nerbadda) in den Sinus Barygazenus (jetzt Bai von Cambay); der Eingang in den Fluß war sehr schwierig. B. ist das heutige Baroda (s. d.).

Baryglossie (grch.), wörtlich Schwerzungigkeit, daher, ebenso wie **Barylalie**, erschwerte undeutliche Sprache.

Barymetrie (grch.), Lehre vom Messen der Schwere der Luft.

Baryphonie (grch.), Baßstimme; auch soviel wie Baryglossie.

Barysomatie (grch.), Schwerfälligkeit des Körpers, Dickleibigkeit.

Baryt oder **Baryterde** ist Baryumoxyd, s. unter **Baryum** (-Verbindungen 1).

Barytgelb, s. unter **Chrom**.

Baryhydrat oder **Baryumoxydhydrat**, unter **Baryum** (-Verbindungen 2).

Barythymie (grch.), Schwermut.

Barytonon (grch.) heißt im Gegensatz zu Oxytonon ein Wort, dessen Endsilbe nicht betont ist.

Barytweiß oder **Blancfix**, s. unter **Baryum** (-Verbindungen 8).

Baryum oder **Barium** (chem. Zeichen = Ba; Atomgewicht = 137), ein der Gruppe der alkalischen Erden angehöriges Metall, welches in seinen Eigenschaften dem Calcium und Strontium sehr nahe steht. Seine metallische Natur wurde von Berzelius durch Darstellung eines Quecksilberamalgams nachgewiesen; rein erhalten wurde es von Davy 1808. In der Natur findet es sich im freien Zustande nie; einzelne Verbindungen kommen als wichtige Mineralkörper vor, von denen vor allen der **Schwerspat** oder schwefelsaure Baryt und der **Witherit** oder kohlensaure Baryt zu erwähnen sind. Man erhält das Metall entweder nach Bunsen durch elektrolytische Zersetzung eines mit wenig Salzsäure angemischten und auf 100° erwärmten Breies von zerriebenem Chlorbaryum mittels eines Stroms von großer Dichtigkeit, wobei man am negativen Pol einen amalgamierten Platindraht anwendet und dann das gebildete Amalgam sofort im Wasserstoffstrome destilliert, oder nach Crookes durch Zersetzung einer 93° warmen gesättigten Chlorbaryumlösung mit Natriumamalgam, wobei Baryumamalgam entsteht, welches man durch Pressen zwischen Leinen zunächst von überschüssigem Quecksilber befreit und dann im Wasserstoffstrome schwach glüht, um das Quecksilber zu verflüchtigen. Das Amalgam ist sofort nach seiner Darstellung weiter zu verarbeiten, da es in feuchter Luft sich rasch unter Bildung von Barythydrat oxydiert. Das Baryummetall bildet eine poröse, aufgeblähte, dunkel angelaufene Masse, in deren Blasenräumen oft eine silberweiße, metallglänzende Oberfläche sichtbar ist; an der Luft erhitzt, verbrennt es mit Flamme, Wasser zersetzt es schon bei gewöhnlicher Temperatur, es schmilzt bei Rotglut und ist nicht flüchtig. Eine technische Verwendung hat das B. bisher noch nicht gefunden.

Bezüglich der **Baryum-Verbindungen** ist zunächst zu bemerken, daß das B. ein zweiwertiges Metall ist und sich daher mit 1 Atom zweiwertiger oder mit 2 Atomen einwertiger Körper vereint. Die wichtigsten seiner Verbindungen, die auch als **Baryt-Verbindungen** bezeichnet werden, sind:

1) **Baryumoxyd, Baryt, Baryterde** BaO, von Scheele 1774 entdeckt, wird erhalten, indem man salpetersauren Baryt in einem zur Hälfte gefüllten Hessischen Tiegel anfangs gelinde erhitzt, bis das schmelzende Salz durch vorschreitende Zersetzung wieder fest wird, und dann scharf glüht, bildet eine lockere, scheinbar geschmolzen gewesene graue Masse, die mit Wasser, unter Bildung von Barythydrat, sich sehr stark erhitzt; verbindet sich mit Alkoholen zu Alkoholaten; in seinen Eigenschaften dem Calciumoxyd sehr ähnlich.

2) **Baryumoxydhydrat, Barythydrat, Baryumhydroxyd, Ätzbaryt** $Ba(OH)_2$, krystallisiert $Ba(OH)_2 8H_2O$, entsteht beim Befeuchten von Baryumoxyd mit Wasser; zu seiner Darstellung behandelt man Baryumsulfid (s. 5) mit Wasser, wobei Barythydrat und Baryumsulfhydrat entstehen:

$$2BaS + 2H_2O = Ba(OH)_2 + Ba(SH)_2.$$

Kocht man dann die Lösung, welche beide Verbindungen enthält, mit Kupferoxyd (Hammerschlag oder geröstete Kupferasche), so wird das Barymsulfhydrat unter Abscheidung von unlöslichem Schwefelkupfer in Barythydrat verwandelt:

$$Ba(SH)_2 + 2CuO = Ba(OH)_2 + 2CuS.$$

Die vom Schwefelkupfer abfiltrierte Flüssigkeit liefert beim Erkalten eine reichliche Krystallisation von Barythydrat. Statt des Kupferoxyds läßt sich zu gleichem Zweck Eisenoxyd, Zinkoxyd, Mangan-

oxyd anwenden; man fügt von diesen Oxyden so lange zu der kochenden Flüssigkeit, bis eine filtrierte Probe derselben auf Zusatz eines Tropfens Bleilösung nicht mehr dunkel gefärbt wird, sondern einen rein weißen Niederschlag gibt. Das Barythydrat krystallisiert in wasserhellen Säulen. Es absorbiert mit großer Begierde Kohlensäure aus der Luft, die Lösungen wie die Krystalle sind daher vor dem Zutritt der Luft zu bewahren. Beim Trocknen in von Kohlensäure befreiter Luft bleibt bei 100° ein Hydrat von der Zusammensetzung $Ba(OH)_2 H_2O$ zurück, das letzte Krystallwasser entweicht bei schwacher Rotglut, das Hydratwasser bleibt aber auch bei starkem Glühen gebunden. In Wasser ist es verhältnismäßig leicht löslich, es erfordert 2 Teile siedendes, 20 Teile kaltes Wasser, die kalt gesättigte Lösung bezeichnet man als **Barytwasser**. Barythydrat findet namentlich in der analytischen Chemie Verwendung, wurde früher auch benutzt, um aus den Melassen der Rübenzuckerfabriken den Zucker abzuscheiden, gestützt auf die Eigenschaft des Rohrzuckers, mit Baryt eine schwer lösliche krystallisierte Verbindung einzugehen, jedoch ist dieses von Dubrunfaut eingeführte Verfahren durch bessere Methoden verdrängt.

3) **Baryumsuperoxyd** oder **Baryumhyperoxyd** BaO_2 entsteht, indem man über schwach glühendes Baryumoxyd reinen Sauerstoff oder Luft leitet. Es bildet eine äußerlich vom Baryumoxyd nicht unterscheidbare Masse. Bei stärkerer Hitze zerfällt es in freien Sauerstoff und Baryumoxyd. Man hat diese Eigenschaft zur Darstellung des Sauerstoffs benutzt; indem man Baryumoxyd in liegenden Retorten schwach glüht und einen Luftstrom darüber leitet, wird der Sauerstoff absorbiert, während der Stickstoff entweicht; bei stärkerm Erhitzen wird der aufgenommene Sauerstoff ausgetrieben und kann in Gasbehältern aufgefangen werden, während der verbleibende Rückstand dann immer wieder für den gleichen Zweck verwandt werden kann.

4) **Baryumsuperoxydhydrat** $BaO_2 6H_2O$ entsteht, wenn Baryumsuperoxyd mit Wasser zusammengebracht wird. Im reinen Zustande erhält man es, indem man fein zerriebenes Baryumsuperoxyd in Wasser suspendiert und verdünnte Salzsäure bis zur erfolgten Lösung zufügt; die Lösung enthält dann Wasserstoffsuperoxyd und Chlorbaryum. Diese versetzt man mit Barytwasser, bis eine bleibende Trübung entsteht, filtriert, um abgeschiedene Verunreinigungen (Thonerde, Eisenoxyd, Magnesia) zu entfernen, und fügt dann mehr Barytwasser zu, wodurch das Baryumsuperoxydhydrat in feinen Blättchen gefällt wird. Es ist in Wasser unlöslich, verliert sein Krystallwasser schon beim Trocknen im Vacuum, beim Kochen mit Wasser gibt es Sauerstoff ab, durch Säuren wird es in Barytsalz und Wasserstoffsuperoxyd verwandelt.

5) **Baryumsulfid, Schwefelbaryum** BaS. Schwefelsaurer Baryt wird durch Glühen mit Kohle reduziert. Zur Darstellung mischt man 4 Teile höchst fein gepulverten Schwerspat mit 1 Teil Holzkohlenpulver und 1 Teil Leinkuchenmehl und fügt so viel warmes Wasser hinzu, bis beim Durchkneten eine plastische Masse entsteht. Aus dieser formt man Kugeln von 3—5 cm Durchmesser, welche nach dem Trocknen in einem kleinen Schachtofen mit abwechselnden Schichten von Holzkohlen zum starken Glühen gebracht werden. Nach dem Erkalten bilden die Kugeln eine graue, leicht zerreibliche, zum größten Teil aus Schwefelbaryum bestehende Masse, welche in diesem Zustande für alle technischen Zwecke, wie Darstellung von Barythydrat und Barytsalzen, verwendbar ist.

6) **Baryumchlorid, Chlorbaryum** $BaCl_2$, entsteht beim Lösen von natürlich vorkommendem kohlensaurem Baryt, Witherit, in verdünnter Salzsäure, ferner durch Zersetzung von Schwefelbaryum mit Salzsäure oder durch Schmelzen von schwefelsaurem Baryt mit einem Metallchlorid und Kohle. Letztere Methode wird in der Technik meist angewandt, da sie im Großbetriebe leichter auszuführen ist als eine der andern. Als Metallchlorid verwendet man entweder **Chlorcalcium**, welches als wertloses Nebenprodukt bei verschiedenen Prozessen gewonnen wird, oder **Manganchlorür**, Nebenprodukt der Chlorkalkfabrikation. Die bei Glühhitze stattfindende Reaktion zwischen schwefelsaurem Baryt, Chlorcalcium und Kohle verläuft so, daß dabei Chlorbaryum, in Wasser unlösliches Schwefelcalcium und Kohlenoxyd entsteht, nach folgender Gleichung:

$$BaSO_4 + CaCl_2 + 4C = BaCl_2 + CaS + 4CO.$$

Die Mischung der Materialien wird in einem Flammofen, dessen Bett schwach schalenförmig vertieft ist, bis zum Schmelzen erhitzt und so lange in Glut erhalten, bis keine Flämmchen von verbrennendem Kohlenoxyd mehr aus der teigförmig geschmolzenen Masse entweichen. Die Schmelze wird dann aus dem Ofen gezogen, in eisernen Kästen dem Erkalten überlassen und mit Wasser ausgelaugt, wobei das Chlorbaryum in Lösung geht, während Schwefelcalcium zurückbleibt. Die Lösung des Chlorbaryums wird durch Verdampfen in eisernen Pfannen konzentriert und liefert dann beim Erkalten eine reichliche Krystallisation. Die Krystalle werden von der Mutterlauge getrennt und getrocknet. Das krystallisierte Chlorbaryum $BaCl_2 2H_2O$ bildet rhombische Tafeln von bitter-salzigem Geschmack, wie alle Barytsalze giftig, löst sich sehr leicht in Wasser, in Alkohol unlöslich, wird aus konzentrierten wässerigen Lösungen durch Zusatz starker Salzsäure gefällt; bei 100° verliert es sein Krystallwasser, das wasserfreie Salz schmilzt bei Rotglut. Chlorbaryum findet Verwendung zur Darstellung anderer Barytsalze, außerdem in der analytischen Chemie und in der Technik zur Reinigung des Wassers, welches zum Speisen von Dampfkesseln dienen soll. Zu letzterm Zweck wird das Wasser mit einer seinem Gehalt an schwefelsaurem Kalk entsprechenden Menge von Chlorbaryum und darauf mit Kalkmilch versetzt, der Gips wird durch das Chlorbaryum, die doppeltkohlensauren Erden durch die Kalkmilch abgeschieden.

7) **Baryumcarbonat, Kohlensaurer Baryt** $BaCO_3$, kommt als Mineral **Witherit** (s. d.) in der Natur vor, wird dargestellt durch Fällung einer Lösung von Chlorbaryum mit kohlensaurem Natron und Auswaschen des schweren weißen Niederschlags. Das Mineral wird, wenn man es zu angemessenem Preise erhalten kann, zur Darstellung von Barytsalzen, das künstlich dargestellte Salz in der analytischen und wissenschaftlichen Chemie verwendet.

8) **Baryumsulfat, Schwefelsaurer Baryt** $BaSO_4$, als Mineral **Schwerspat** (s. d.), welches in den meisten Fällen den Ausgangspunkt bei der fabrikmäßigen Gewinnung der Baryumverbindungen bildet. Im feingemahlenen und geschlemmten Zustande wird es als Zusatz zu viel

Farben verwandt, teils um deren Substanz zu vermehren, so beim Bleiweiß, teils um deren Farben abzutönen, so beim Chromgelb, um durch seine Beimischung hellere Farben zu erzielen. Künstlich erhält man schwefelsauren Baryt durch Zersetzung einer verdünnten heißen Lösung von Chlorbaryum mit verdünnter Schwefelsäure und Auswaschen des sich rasch absetzenden Niederschlags, bis das Waschwasser keine freie Säure mehr enthält. Der Niederschlag wird entweder im feuchten Zustande oder nach dem Trocknen als weiße Farbe unter dem Namen **Barytweiß**, **Permanentweiß** oder **Blanc fix** in den Handel gebracht. Der schwefelsaure Baryt ist in allen Lösungsmitteln völlig unlöslich, kann daher auch im Organismus nicht giftig wirken. Auf der Unlöslichkeit desselben beruht das in der quantitativen Analyse angewendete Verfahren zur Bestimmung sowohl der Schwefelsäure wie auch des Baryts.

9) **Baryumnitrat, Salpetersaurer Baryt** $Ba(NO_3)_2$, entsteht beim Lösen von kohlensaurem Baryt in verdünnter Salpetersäure, wird am zweckmäßigsten dargestellt durch Vermischen einer heißen Lösung von 4 Teilen Chlorbaryum in 8 Teilen Wasser mit einer ebenfalls heißen Lösung von 3 Teilen salpetersaurem Natron in 3 Teilen Wasser. Beim Erkalten scheidet sich das schwer lösliche Salz fast vollständig als feines Krystallmehl ab, welches durch systematisches Auswaschen mit möglichst kaltem Wasser von dem bei der Zersetzung entstandenen Chlornatrium befreit wird. Der salpetersaure Baryt dient zur Darstellung des Baryumoxyds, sowie in der Kunstfeuerwerkerei.

10) **Baryumchlorat, Chlorsaurer Baryt** $Ba(ClO_3)_2$, wird erhalten durch Sättigen von wässeriger Chlorsäure mit kohlensaurem Baryt und Krystallisieren der Lösung. Findet Verwendung in der Kunstfeuerwerkerei zur Erzeugung von schön grünen Flammen.

11) **Baryumchromat, Chromsaurer Baryt** $BaCrO_4$, entsteht als schöner gelber Niederschlag beim Fällen einer Lösung von Chlorbaryum mit neutralem chromsaurem Kali. Findet unter dem Namen **gelbes Ultramarin**, **Barytgelb**, **Gelbin**, **Jaune de Steinbuhl** Verwendung als Malerfarbe.

12) **Baryummanganat, Mangansaurer Baryt** $Ba_3Mn_2O_9$ (?), wird erhalten durch Glühen von Mangansuperoxyd mit salpetersaurem Baryt. Grüne Farbe, bekannt unter dem Namen **Rosenstiehls Grün**, **Kasseler Grün**, **Mangangrün**.

Vgl. Kerl u. Stohmann [Muspratt], »Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie« (3. Aufl., Bd. 1, Braunschw. 1874).

Baryumcarbonat oder **kohlensaures Baryum**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 7).

Baryumchlorat oder **chlorsaurer Baryt**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 10).

Baryumchlorid oder **Chlorbaryum**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 6).

Baryumchromat oder **chromsaurer Baryt**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 11).

Baryummanganat oder **mangansaurer Baryt**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 12).

Baryumnitrat oder **salpetersaurer Baryt**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 9).

Baryumoxyd und **Baryumoxydhydrat**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 1 und 2).

Baryumsulfat oder **schwefelsaurer Baryt**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 8).

Baryumsulfid oder **Schwefelbaryum**, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 5).

Baryumsuperoxydhydrat, s. unter **Baryum** (»Verbindungen 4).

Baryumverbindungen, s. unter **Baryum**.

Baryxylon (Schwerholz), eine der Familie der Cäsalpinien angehörige Baumgattung, wovon eine Art (B. rufum *Lour.*) in Cochinchina ein rötliches, sehr hartes Holz liefert. Dieses Holz wird in seiner Heimat als das vorzüglichste Bauholz geschätzt, auch nach Europa gebracht und zu Maschinenteilen (Walzen u. s. w.) verarbeitet.

Barzelette (ital., »spaßhafter Einfall«), ein scherzhaftes Volkslied, namentlich ein Karnevalslied.

Barzun, Badeort bei Barèges (s. d.).

Barzu-nâmeh (Buch von Barzu), pers. Heldengedicht von etwa 65000 Distichen (Beit), welches noch nicht gedruckt ist, sondern sich handschriftlich in Paris und London vorfindet. Nur ein kurzes Bruchstück gab Kosegarten mit Übersetzung heraus in den »Fundgruben des Orients« (Bd. 5, Wien 1818), woraus es Vullers in seiner »Chrestomathia Schahnamiana« (Bonn 1833) wiederholte. Das Gedicht, zu jenen epischen Produkten gehörig, welche das »Schahnameh« des Firdusi nachahmen und von diesem nicht behandelte Teile der Heldensage versifizieren, erzählt, wie Sohrab, der Sohn des Rustam, auf seiner Fahrt nach Iran (auf welcher er von seinem Vater getötet wird) sich mit der Tochter des Burgvogts von Semnan, Schahrud, vermählt und letztere dem Barzu das Leben gibt, der am Hof des turanischen Afrasiat aufwächst, später auf einem Zug gegen Iran gefangen wird und in der iranischen Armee bleibt, worauf er viele ritterliche Abenteuer besteht. Die Sage ist eine Variante der Sohrabsage und der Dichter hatte die Absicht, sie dem »Schahnameh« hinter der Geschichte von Sohrab einzuverleiben. Es gibt in der That im »Schahnameh« Interpolationen aus dem B. Als Verfasser des B. wird von Anquetil du Perron, der die pariser Handschrift erwarb, Atâi genannt, der sonst unbekannt ist. Ein Auszug aus dem B. ist das »Susen-nâmeh« (Buch der Sängerin), gleichfalls handschriftlich zu Paris, worin eine turanische Sängerin iranische Helden an sich lockt und gefesselt nach Turan sendet. Vgl. Mohl, »Le livre des rois« (Bd. 1; 2. Aufl., Par. 1876).

Bas (frz.), tief, niedrig, leise; als Substantivum: der Strumpf; **à bas**, nieder damit; **de haut en bas**, von oben herunter, geringschätzig; **Bas-Empire**, das spätere Oströmische Reich (zur Zeit seines Verfalls); **bas bleu**, Blaustrumpf.

Bas (Batz), kleine Insel an der Nordküste der Bretagne, zum franz. Depart. Finistère, Arrondissement Morlaix, gehörig, 4 km lang und 3 km breit, hat drei Dörfer, den schönen und sichern Hafen Kernoc, welchen vier Strandbatterien und zwei Forts verteidigen, und ein Leuchtfeuer. Der männliche Teil der etwa 1200 Seelen betragenden Bevölkerung betreibt Schiffahrt und Fischerei, während die Frauen das Feld bestellen.

Basalt ist ein schwarzes, scheinbar dichtes Gestein mit mattem, splitterigem, im großen flach muscheligem Bruche, welches zu der Gruppe der kieselsäurearmen jüngern Eruptivmassen gehört. Anscheinend vollkommen homogen, erweist es sich, ganz abgesehen von mit unbewaffnetem Auge

sichtbaren porphyrischen Ausscheidungen, bei starker mikroskopischer Vergrößerung der Dünnschliffe aus einzelnen verschiedenartigen Mineralindividuen zusammengesetzt, zwischen denen häufig noch eine glasartige Masse beobachtet wird, welche ihrerseits einen Rest des ursprünglichen Schmelzflusses darstellt, aus dem der B. erstarrte. Die erwähnten mikroskopischen Mineralindividuen bestehen bei allen B. aus Augit, Olivin und Magneteisen, zu denen sich entweder trikliner Feldspat (Plagioklas), oder Nephelin, oder endlich Leucit gesellt. Man unterscheidet deshalb Plagioklasbasalt, Nephelinbasalt und Leucitbasalt, zugleich aber ergibt es sich, daß die B. nichts sind als aphanitische (d. h. dicht erscheinende) Varietäten der Dolerite und Leucitophyre. In diesen dichten B. sind größere Partien von Olivin, Augit und Hornblende ausgeschieden, sodaß porphyrartige Varietäten entstehen. Noch häufiger ist die Erscheinung, daß der B. reich ist an ursprünglich hohlen, jetzt durch Infiltration mit Kalkspat, Aragonit, Quarz und Zeolithen ausgefüllten Blasenräumen, wodurch Mandelstein oder amygdaloidischer B. erzeugt wird. Unter dem Einflusse kohlensäurehaltiger atmosphärilischer Wasser verfallen die B. einem Zersetzungs- und Auslaugungsprozesse, dessen Rückstand die Wackenthone (wasserhaltige Thonerdesilikate) bilden. Die B. sind vulkanischen Ursprungs und zum großen Teile während der Tertiärzeit emporgedrungen, jedoch bestehen auch die Ergüsse mancher unserer heutigen Vulkane (z. B. des Ätna, des Vesuv) aus basaltischen Laven. Während letztere Ströme und Gänge bilden, treten die tertiären B. meist in Form von Kuppen, Kegeln (Eifel, Siebengebirge, Hessen, Erzgebirge, böhm. Mittelgebirge) und sich vielfach übereinander wiederholenden Decken auf (Island, schott. Inseln). Aus Plagioklasbasalt besteht z. B. der Weilberg und Ölberg im Siebengebirge, der Bausberg im Habichtswald, aus Nephelinbasalt der Scheibenberg im Erzgebirge, die Pflasterkaute im Thüringerwald, aus Leucitbasalt der Pöhlberg im Erzgebirge, die Stopfelskuppe im Thüringerwald. Höchst charakteristisch ist für alle B. die Tendenz zu säulenförmiger, bei manchen auch die zu kugelförmiger Absonderung. Die vier-, fünf- oder sechsseitigen Säulen stehen meist senkrecht zur Abkühlungsfläche der Basaltmasse, also bei Decken, Lagern und Strömen vertikal, bei Kuppen oft radial, bei Gängen horizontal. Der B. dient als treffliches Bau- und Chausseematerial. Vgl. Zirkel, »Untersuchungen über die mikroskopische Zusammensetzung und Struktur der Basaltgesteine« (Bonn 1870).

Basaltjaspis, s. Jaspis.

Basaltkonglomerat nennt man eine Zusammenhäufung von eckigen, meistens aber etwas abgerundeten Bruchstücken basaltischer Gesteine von verschiedener Größe, welche durch ein erdiges und zerreibliches, bald aus feinem Basaltschutt, bald aus mergeligem, thonigem oder kalkigem Material bestehendes Bindemittel miteinander verkittet sind. Ablagerungen von B., welche gewöhnlich deutliche Schichtung zeigen, fehlen wohl in keiner basaltischen Region und erweisen sich teils als Reibungsprodukte beim Emporbringen der Basalte, teils als zusammengeschwemmter Schutt von zerstörten festen Basaltmassen.

Basalttuff ist eine feinkörnige, dichte oder erdige Zusammenhäufung kleiner basaltischer Partikel von gewöhnlich schmutziggrauer oder gelblichbrauner Farbe, welche Körner und nußgroße Brocken v[...] mürben basaltischen Gesteinen umschließt und [...] auch Fragmente anderer Felsarten (z. B. Kalkstei[...] oder Krystalle und Krystallbruchstücke (von Olivi[...] Hornblende, Augit, Glimmer) enthält. Meiste[...] befindet sich das Material in einem vorgerück[...] Stadium der Zersetzung, weshalb es auch oft [...] Adern und Nestern von Kalkspat, Aragonit [...] Zeolithen durchzogen erscheint. Stellenweise find[...] sich darin Überreste von Süßwasser- und Meere[...] konchylien, Blattabdrücke, verkieselte oder verkohl[...] Hölzer. Der B. ist stets mehr oder weniger deutl[...] geschichtet und scheint teils zerkleinerter Schutt [...] zerstörten Basaltmassen, teils das Produkt ehem[...] liger vulkanischer Eruptionen zu sein, ähnlich [...] Lapilli und dem vulkanischen Sande. Er tritt [...] in allen basaltischen Gegenden auf, vergesellschaf[...] mit basaltischen Conglomeraten, wechsellagernd [...] massigen Basaltdecken oder eine äußere mantel[...] mige Hülle um Basaltkuppen darstellend.

Basament (ital.), Bilder-, Säulenstuhl, Posi[...] ment; auch Grund eines Gebäudes.

Basan (biblisch), später Batanaea (jetzt El-[...] thenjeh), der nördl. und fruchtreichste Teil des [...] jordanlandes, vom Hermon (Dschebel esch-Schei[...] bis zum Jabbokflusse (Zerka) und vom See Genez[...] reth über die wasser- und weidereiche Ebene Gola[...] (Dscholân) und die weizengesegnete Ebene Haura[...] sich erstreckend, berühmt durch seine Eichenwälde[...] (im heutigen Dschebel Adschlûn), war zu Mo[...] Zeit von Amoritern (s. d.), dann von Israeliten [...] des Stammes Manasse bewohnt und teilte spät[...] die Schicksale des Reichs der zehn israel. Stämm[...]

Basan (Pierre François), franz. Kupferstech[...] und Kunstschriftsteller, geb. zu Paris 23. Okt. 17[...] war ein Schüler von Etienne Fessard und Ja[...] Daullé und führte seine Stiche mit leichter [...] sicherer Hand aus. B. gründete in Paris [...] großen Verlag von Kupferstichen, aus welchem [...] tausend Stiche nach ital., niederländ. und fra[...] Meistern hervorgingen. Als Kunstschriftsteller mach[...] er sich einen Namen durch sein »Dictionnaire d[...] graveurs anciens et modernes« (3 Bde., Par. 17[...] 2. Aufl., 2 Bde., 1789, neue Ausg., 2 Bde., 18[...] B. starb zu Paris 12. Jan. 1797.

Basane (frz.), kalblederartig zubereitete [...] melfelle, namentlich zu Büchereinbänden verwa[...] davon abgeleitet das Zeitwort basanieren.

Basantello (Basentello), Ort in der it[...] Provinz Terra di Otranto, bei Tarent. Nach fr[...] hern Annahmen erlitt hier Kaiser Otto II. (s. [...] 13. Juli 982 eine entscheidende Niederlage d[...] die Griechen und Sarazenen; neuere Forschung[...] haben indes ergeben, daß die Schlacht nicht bei [...] sondern südlich von Cotrone an einer unbekannt[...] Stelle unweit der Meeresküste stattgefunden.

Basardschik, Bazardjik, d. h. Marktf[...] ist der Name von mehrern Orten auf der Balk[...] halbinsel. — B. oder Hadschi-Oglu-Basar[...] im Fürstentum Bulgarien, 37 km nordwestlich [...] Baltschik, hat (1881) 9545 E., eine Moschee, m[...] rere Kirchen und hält jährlich im April eine [...] deutende Messe. Die Stadt wurde 2. Juni 1[...] von den Russen unter Kamenskoi I. erobert, der [...] Türken nach Schumla zurücktrieb, und 8. Juni 18[...] abermals erstürmt unter Kamenskoi II. nach ein[...] hartnäckigen Verteidigung, wobei 8000 Türk[...] fielen. — B., auch Tatar-B. genannt, Stadt [...] Ostrumelien, an der obern Maritza und der Rum[...]

ſchen Eiſenbahn, 45 km weſtlich von Philippopel, hat 13000 E. und iſt ſeit dem Ruſſiſch-Türkiſchen Kriege von 1877—78 im raſchen Aufblühen begriffen. Der Ort hat warme Quellen und Bäder, treibt bedeutenden Reisbau und hält jährlich eine große Meſſe, Maraſia genannt, die vom Anfang Juni bis Mitte Auguſt dauert. Von B. führt ein in den Fels gehauener Saumpfad zwiſchen den auf den Höhen befindlichen Ruinen der antiken Transportforte über den Balkan nach Sophia.

Bas bleu, ſ. Blauſtrumpf.

Bas-Breton (frz.), die in der Bretagne geſprochene keltiſche Mundart, ſ. Bretoniſche Sprache und Litteratur.

Baſch (türk., d. h. Kopf, Haupt, Befehlshaber) kommt in vielen Verbindungen vor, z. B. B. bog (Befehlshaber eines Chriſtenheeres), B. tſadir (Befehlshaber des Trains, welcher die Zelte mitführt und aufſchlägt), B. tſchauſch (erſter Feldwebel einer Kompagnie, Schwadron oder Batterie).

Baſchi-Boſuk heißen in den türk. Heeren die irregulären Fußtruppen, welche aus den kriegeriſchen Stämmen des Osmaniſchen Reichs, beſonders in Albanien und in Kleinaſien, geworben werden. Der Name B. bedeutet Wirr- oder Strudelköpfe. Dieſe Truppen erhalten vom Staate nur Waffen und Munition ſowie die Brotverpflegung, aber keine Beſoldung. Die B. führen eine etwa 3 m lange Lanze und einen Säbel, in der Regel auch mehrere Piſtolen und einen Dolch. Im Orientkriege zeigten ſie ſich völlig unbrauchbar. Weder dem franz. General Yuſſuf, welcher aus Afrika dazu berufen wurde, noch dem engl. General Beatſon gelang es, dieſelben zu organiſieren und zu diſciplinieren. Sie mußten mehrmals, um ihren Greuelthaten im Lande Einhalt zu thun, durch Linientruppen entwaffnet werden. Auch im Ruſſiſch-Türkiſchen Kriege von 1877—78 haben ſie ſich durch ihre Greuelthaten berüchtigt gemacht.

Baſch-Kadün (türk., d. h. Oberfrau), Titel der vier rechtmäßigen Frauen des Sultans.

Baſchkiren, eigentlich Baſchkurt, ein gewöhnlich zu den turk-tatar. Stämmen gerechnetes, aber wahrſcheinlich urſprünglich finniſches, doch durch Miſchung in Sprache und Sitte wie in Geſichtsbildung und Farbe tatariſch gewordenes Volk, von den Kirgiſen Iſtjak (Oſtjak) genannt. Sie wohnen im ſüdl. Uralgebirge, hauptſächlich auf deſſen Weſtſeite und den anſtoßenden Ebenen des Wolgagebiets, zu beiden Seiten der Bjelaja in den Gouvernements Ufa, Orenburg, Perm, Samara und einem Teile von Wjätka. Der Name Baſchkurt, den man gewöhnlich als Bienenzüchter oder als Erzwolf, Erzräuber, Erman aber als Kopfſcherer, Kahlköpfiger gedeutet hat, kommt zum erſten mal im Anfang des 10. Jahrh. bei dem Araber Ibn Foszlan in dem Berichte von deſſen Geſandtſchaft zu den Wolga-Bulgaren vor. Von abendländ. Schriftſtellern werden ſie zuerſt im 13. Jahrh. von den Reiſenden Plano Carpini und Rubruquis erwähnt. Dieſe bezeichnen ſie unter dem Namen Paſcatir als ein am obern Teile des Uralſtroms wohnendes Volk, das dieſelbe Sprache rede wie die Ungarn (daher Major Hungaria). Bis zur Ankunft der Mongolen und Tataren waren die B. ein ſelbſtändiges, großes Volk, welches fortwährend die benachbarten Weißen Bulgaren beunruhigte. Kurz vor der Mitte des 13. Jahrh. wurden ſie jedoch von den Tataren unterworfen und ſtanden nun unter einer dreifachen Herrſchaft: die Sauralskije (jenſeit des Ural) gehörten zum Sibiriſchen, die Bjälskije (am Fluſſe Bjälaja) zum Kaſaniſchen, die Gorskije (Bergbewohner) zum Nogaiſchen Chanat. Sie ſelbſt leiten ſich von den turk-tatar. Nogaiern ab, welche im 14. und 15. Jahrh. den ſüdl. Ural beherrſchten und von denen die anſtoßenden Steppenniederungen die große Nogai hießen. Zur Zeit, als Kaſan durch den ruſſ. Großfürſten Iwan I. 1487 erobert wurde und durch Iwan II. 1552 das Kaſaniſche Chanat ein Ende nahm, waren die B. bereits ohne Macht. Sie unterwarfen ſich dem ruſſ. Scepter und erhielten das Land zwiſchen der Kama und Bjala angewieſen; an letzterer wurde 1573 Ufa als Hauptſtadt des Baſchkirenlandes zum Schutze gegen die Kirgiſen gegründet. Die B. empörten ſich indes wiederholt gegen die ruſſ. Herrſchaft: ſo 1672—76 unter Seit, 1707—8 unter Aldar und Kuſjum, zuletzt zur Zeit der Gründung Orenburgs 1735—41 unter Abys Kilmjak, wodurch ſie in Wohlſtand und Volksmenge ſehr herunterkamen. Nach ihrer Unterwerfung (1741) erhielten ſie eine militäriſche Organiſation. Im J. 1786 wurden ſie von Steuern befreit und ſeit 1798 ſind ſie zum Dienſte der unregelmäßigen Reiterei herangezogen. Noch jetzt zahlen ſie keine Steuern; jeder muß aber vom 17. bis 40. Jahre Kriegsdienſt leiſten.

Die B. zerfallen gegenwärtig in 13 Kantone und jeder derſelben in eine Anzahl Jurten. Sie ſtehen unter dem Gouverneur von Orenburg, militäriſch unter einem eigenen Ataman; jeder Jurt wählt ſeinen Starſchin oder Anführer ſelbſt. Pfeil und Bogen, mit denen ſie in den Befreiungskriegen im weſtl. Europa erſchienen, ſind jetzt mit Lanze und Flinte vertauſcht. Sie bilden, mit übergeſiedelten Don-Koſaken gemiſcht, den Uralfluß entlang den Grenzkordon gegen Aſien oder die Linie der Uraliſchen Koſaken. Auch werden ſie zur Begleitung der Karawanen in die Kirgiſenſteppe und zu mancherlei andern Dienſten gebraucht. Sie ſind roh und kriegeriſch, vortreffliche Reiter und wiſſen ihre Waffen geſchickt zu gebrauchen. Die B. bewohnen, etwa 750000 Köpfe ſtark, ein Gebiet von ungefähr 140000 qkm, das halb mit Wald bedeckt iſt. Man teilt ſie in anſäſſige und wandernde B. Die erſtern wohnen in Dörfern und treiben Viehzucht, Ackerbau und Bienenzucht. Die nomadiſierenden, wiederum in Gebirgs- und Steppenbaſchkiren zerfallend, leben teils von der Jagd, größtenteils von Viehzucht, aber mit ſolcher Sorgloſigkeit, daß im Winter manchmal das Futter fehlt. Die B. haben große, runde Köpfe, ein plattes Geſicht mit großen Ohren und ſchwachem Barte, dunkle Hautfarbe, ſchmalgeſchlitzte Augen, eine gerade, kurze Stirn, ſchwarze Haare, breite Bruſt und breite Schultern, ſind überhaupt ſtark und muskulös und zu jeder Beſchwerde und Arbeit tüchtig. Sie bekennen ſich ſeit alter Zeit zum Islam. Für ihre Kinder ſind jetzt 360 Schulen eingerichtet, in denen 7000 Kinder unterrichtet werden. Die Kleidung der B. beſteht in einem blauen Hemde oder einem langen, aſiat. Oberkleide nebſt Gürtel und einem großen Schafpelz, die Kopfbedeckung aus einer ſpitzen Filzmütze. Sie zeigen ſich gaſtfrei, ſind aber mißtrauiſch, träge und diebiſch, beſonders zum Pferdediebſtahl geneigt. Ihr Lieblingsgetränk iſt ſauerer Met, nächſtdem Thee und der Kumiß, ein aus gegorener Stutenmilch bereitetes berauſchendes Getränk.

Die Reiterregimenter des Baſchkirenheeres, welche ſich im Siebenjährigen Kriege ſowie in den Kriegen

von 1812—15 durch barbarisches Auftreten berüchtigt gemacht haben, bilden noch gegenwärtig ein eigenes Woisko (Heer), das bis Ende 1881 dem Generalgouverneur des Militärbezirks Orenburg, seitdem jedoch dem Generalgouverneur des Militärbezirks Kasan unterstellt ist. Im J. 1874 wurde bei den B. wie bei einigen andern, der russ. Herrschaft unterworfenen Fremdvölkern die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und 6. Juli 1874 wurde, zunächst versuchsweise, in Orenburg eine Schwadron B. für die Dienstpflichtigen errichtet. Der Generalgouverneur Kryschanowski förderte erfolgreich die Entwickelung dieser Truppe, durch welche die B. allmählich mit dem Dienste der regulären Reiterei bekannt gemacht werden sollen, errichtete 1875 bereits eine zweite Schwadron und 1876 ein Baschkirenregiment von vier Schwadronen. Diese Lehrtruppe besitzt einen Stamm von 17 Offizieren und 84 Beamten, Unteroffizieren und Mannschaften der regulären Kavallerie, ist neuerdings mit gezogenen Gewehren bewaffnet, jedoch bisher noch nicht uniformiert worden. Unter den Offizieren befinden sich einige eingeborene Fürsten, denen verschiedene Vergünstigungen gewährt worden sind, um sie für den russ. Militärdienst zu gewinnen.

Báschlik (türk.), eigentlich die skythische Mütze der Osseten; danach auch eine Kapuze für Damen.

Baschmalik (türk., Sandalengeld), eine Art Nadelgeld der Sultaninnen, bestehend in dem Betrage, welchen die Verpachtung der Strafgelder für Waldvergehen liefert.

Báschtan (russ.), Melonen- oder Arbusengarten; Baschtánik, Besitzer eines solchen.

Baschtárde (türk.), Galeere des Kapudan-Pascha oder des Sultan, von 26—36 Ruderbänken.

Basco, die größte der Admiralitätsinseln (s. d.).

Bascule (frz.), Schaukel, Schwengel, Schnepper (am Schloß); Basculesystem, Schaukelsystem.

Basculeschloß, auch Basquillverschluß (frz. serrure à bascule, serrure à passequille, engl. basquill-lock), ein bei Thüren und Fenstern häufig

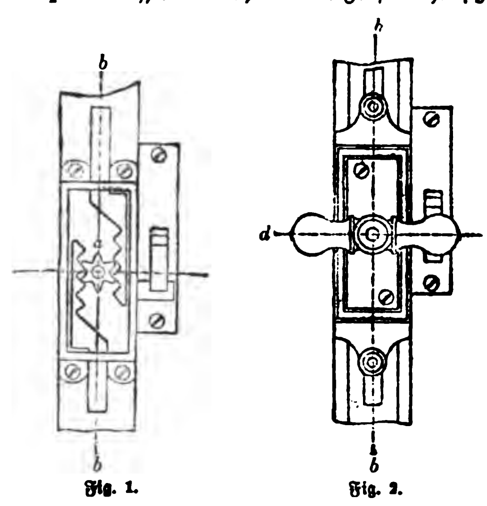


Fig. 1. Fig. 2.

angewendeter Verschluß, bei welchem mittels eines drehbaren Handgriffs meist von einem in der Mitte liegenden Getriebe aus zwei Riegel gleichzeitig nach oben und unten verschoben werden können. Die vorstehende Fig. 1 zeigt die innere Einrichtung des Schlosses. Das in der Mitte des Gehäuses liegen[de] kleine Zahnrad a kann durch einen Handgriff (Fig. 2) gedreht werden und bewegt so die in kurzen Zahnstangen endenden Riegel b, b. Bei einer andern Anordnung erfolgt die Bewegung der Riegel durch zwei sich diametral gegenüberstehende Stifte a, a, die in entsprechende Löcher der halbkreisförmig gebogenen Riegel fassen. Fig. 3 zeigt ein derartiges

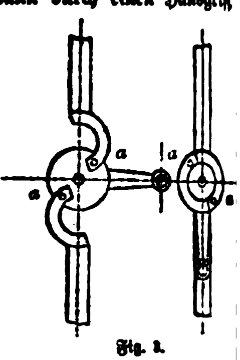


Fig. 3.

Schloß im geöffneten und geschlossenen Zustand[e]; in Fig. 2 ist die äußere Ansicht beider Arten gegeb[en].

Base oder Muhme bezeichnet in der Blutsverwandtschaft zunächst die Tante (des Vaters o[der] der Mutter Schwester), aber auch umgekehrt [die] Nichte (des Bruders oder der Schwester Tochter), ferner weibliche Geschwisterkinder (Cousine); männliche Verwandte dieser Art bezeichnet man a[ls] Vetter (resp. Cousin). Endlich pflegt man a[ber] auch alle entferntern weiblichen Verwandten, [...] wenn es nicht Blutsverwandte sind, B. zu nenn[en].

Base Ball (spr. Behs Bohl), amerik. Nati[o]nalspiel, welches mit einem harten, mit Leder üb[er]zogenen Ball und einer hölzernen Keule von zwei, [je] neun Personen zählenden Parteien (clubs) gespi[elt] wird. In den Vereinigten Staaten bestehen [...] nationale Gesellschaften für dieses Spiel, die jä[hr]lich ihre Versammlungen abhalten und von V[er]tretern sämtlicher Staaten beschickt werden. [In] diesen Versammlungen werden die Spielregeln [re]vidiert und Streitfragen entschieden.

Basedow, ein dem Grafen von Hahn gehörig[es] Dorf im östl. Teile des Großherzogtums Meck[len]burg-Schwerin, im Kreise Wenden, Amt Stave[n]hagen, am Ostende des Malchinersees und an [der] Linie Malchin-Waren der Friedrich-Franz-Bahn, mit 430 E. und schöner altgot. Kirche. Der Gr[af] Kuno von Hahn, Erblandmarschall, hat hier [ein] Schloß mit schönen Gartenanlagen und Park, [mit] reichem Tiergarten und gutem Gestüt.

Basedow (Joh. Bernh.), eigentlich Joh. B[e]rend Bassedau, auch Bernhard von Nordalbingen, wie er sich oft nannte, wurde zu Hamburg, [wo] sein Vater Perückenmacher war, 11. Sept. 17[23] geboren. Nachdem er erst das Johanneum und [...] 1741—44 das Gymnasium besucht hatte, wo er [...] Reimarus, dem wolfenbütteler Fragmentisten, [viel]fache Anregung erhielt, bezog er 1744—46 die Un[i]versität Leipzig, um Philosophie und Theologie [zu] studieren, ohne jedoch daselbst die akademischen Vorlesungen regelmäßig zu besuchen, indem er sich [...] durch häuslichen Fleiß, durch Bücherlesen und [Nach]denken «persönliche ungelernte Meinungen» [er]beitete. Im J. 1753 wurde er Lehrer an der [Rit]terakademie zu Sorö, von wo er 1761 wegen [he]rodoxer Ansichten an das Gymnasium zu Alto[na] versetzt wurde. Hier schrieb er «Philaletie» (2 Bde., Altona 1763), «System der gesunden Vernunft» (1765) und wurde als Irrlehrer erklärt und [vom] Abendmahle ausgeschlossen. Der Druck [solcher] Intoleranz, besonders aber das Erscheinen [...]

lousseaus «Émile» (1762) brachte ihn auf den Ge-
anken, der Reformator des Erziehungswesens in
eutschland, womöglich von ganz Europa zu wer-
n. Begeistert von Rousseaus Gedanken und mit
n Anschauungen des Comenius vertraut, schrieb
das «Methodenbuch für Väter und Mütter der
amilien und Völker» (Lpz. 1778) und trat 1768
it seiner «Vorstellung an Menschenfreunde und
rmögende Männer, über Schulen, Studien und
ren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt» hervor,
orin er zugleich den Plan eines pädagogischen
lementarwerks vorlegte, das «ein A-b-c-Buch der
alen und nominalen menschlichen Erkenntnis»
rden sollte. Die in dem Plane entwickelten Ideen
nden lebendiges Interesse und eine Geldunter-
ützung von 15000 Thlrn. Im J. 1774 erschien
s «Elementarwerk» (4 Bde. mit 100 meist Chodo-
ieckischen Kupfern) mit einer franz. Übersetzung
on Huber) und einer lateinischen (von Mangels-
rf). Leopold Friedrich Franz berief ihn 1771 nach
essau, wo er 1774 das Philanthropin (s. Phi-
anthropie) errichtete, das aus einer Pensions-
stalt für Zöglinge vom 6. bis zum 18. Jahre be-
nd, die in deutscher, franz., lat. und griech.
prache, ein allen Studien der gesitteten Stände,
ch in allen schulmäßigen und gymnasienmäßigen
tudien, bis an die Geschicklichkeiten zu den höhern
kultäten» unterwiesen wurden. Der Enthusias-
us für B.s Unternehmen, «das nicht katholisch,
therisch oder reformiert, aber christlich» sein sollte,
nd bei dem «die Lehrbücher frei von theologisieren-
en Entscheidungen für das Christliche wider Juden,
Mohammedaner, Deisten und wider die sog. Dissi-
enten, welche an einigen Orten Ketzer heißen», war
oß. Rochow, Rambach, Iselin, Kant, Euler, der
reuß. Minister u. s. w. sprachen sich aufs vorteil-
afteste dafür aus, und ähnliche Philanthropine
urden gegründet (z. B. das Philanthropin zu
Marschlins von Ulysses von Salis, das Philanthro-
n zu Heidesheim, die Rudolphsche Töchterschule
i Hamburg und die Salzmannsche Stiftung in
hnepfenthal). Bald jedoch wurde durch B.s
ankelmut in seinen Freundschaften und durch seine
gerechte, einseitige Herabwürdigung des Alten
r Enthusiasmus gemäßigt. Er lebte seit 1778
ld in Dessau, bald in Leipzig, Halle und Magde-
rg, unermüdlich für seine Ideen thätig, bis er
5. Juli 1790 zu Magdeburg mit den sein Streben
arakterisierenden Worten starb: «Ich will seziert
in zum Besten meiner Mitmenschen.»

B. war ein leidenschaftlicher Geist, energisch und
hn im Reden und Schreiben, mehr angelegt zum
rstören als zum Aufbauen. Seine Erziehungs-
rundsätze waren extrem; er hatte ein blindes Ver-
auen auf seine alleinseligmachende Unterrichts-
ethode, die weder die Individualität des Zöglings
och die Persönlichkeit des Lehrers allseitig berück-
chtigte. Auch verkannte er den tiefen Inhalt des
assischen Altertums und den wesentlichen Gehalt
s Christentums für die Erziehung. Er hat jedoch
s unbestreitbare Verdienst, daß er die Mängel der
maligen Erziehung, welche die körperliche Ent-
icklung ganz vernachlässigte, die Muttersprache
nd die Realien gar nicht als Unterrichtsgegenstände
betracht zog und sich überhaupt nicht mit Be-
ußtsein von sachgemäßen methodischen Grund-
tzen leiten ließ, sondern in einem traditionellen
echanismus verloren hatte, ohne Schonung auf-
ckte. Ebenso ist es sein Verdienst, daß durch seine
Wirksamkeit neben den alten auch die neuern Sprachen Lehrgegenstände in den Schulen wurden und damit das Vorurteil verschwand, wonach wahre Bildung einzig durch Aneignung der lat. und griech. Sprache möglich sein sollte. Große Verdienste hat B. sich aber um die deutsche Schule dadurch erworben, daß er die Anschauung (Sachkenntnis vor der Wortkenntnis) bei allen Fächern gefördert, die Marter und Pein der alten Schulen (das Memorieren u. s. w.) gemildert und überhaupt darauf gedrungen hat, dem Kinde die Schule lieb zu machen.

Vgl. Rathmann, «Beiträge zur Lebensgeschichte B.s aus seinen Schriften und andern echten Quellen» (Magdeb. 1791); Meyer, «Charakter und Schriften B.s» (2 Bde., Hamb. 1791—92).

Basedowsche Krankheit (Glotzaugenkrankheit) nennt man eine zuerst von dem merseburger Arzt Basedow 1840 beschriebene eigentümliche Krankheit, welche sich durch Herzklopfen, Beschleunigung der Herzthätigkeit mit verstärkter Pulsation der Kopf- und Halsgefäße, ferner durch Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) sowie durch stärkeres Hervortreten der Augäpfel (Glotzauge, Exophthalmus) charakterisiert und wahrscheinlich in einem lähmungsartigen Zustande der im sympathischen Nervensystem des Halses verlaufenden Hals- und Kopfgefäßnerven begründet ist. Das Leiden findet sich überwiegend bei Frauen, besonders im jugendlichen Alter, und zieht sich oft monate- und jahrelang hin; bisweilen entsteht es ganz plötzlich nach einer Kopfverletzung, nach einem heftigen Schreck oder anhaltenden psychischen Aufregungen. Die Behandlung besteht hauptsächlich in kräftigender Diät, Darreichung von Eisen- und Chinapräparaten, Veränderung des Klimas, Anwendung von Seebädern und Elektricität.

Baseität, Basicität oder Basität, das Wesen chem. Basen im Gegensatz zu dem der Säuren, der Acidität.

Basel (frz. Bâle), der 11. Kanton der Schweiz, an der Nordgrenze derselben zwischen Elsaß, Baden und den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern gelegen, zerfällt seit 1833 in die Halbkantone Basel-Stadt (Bâle-Ville) mit 35,8 qkm und (1880) 65101 E. und Basel-Land (Bâle-Campagne) mit 421,6 qkm und 59271 E. Mit Ausnahme der unmittelbaren Umgebung der Stadt B., die am Anfang der Oberrheinischen Tiefebene liegt, besteht der Kanton aus einem von mehrern Querthälern zerteilten Juraplateau, das nach S. und SO. allmählich zu den Grenzketten des Hauensteins (s. d., Bölchenfluh 1100 m) und der Schafmatt 767 m ansteigt. Das ganze Ländchen gehört dem Gebiete des Rheins an, dem hier die Ergolz, die Birs und der Birsig aus dem Jura, die Wiese aus dem Schwarzwald zufließen. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und wohlangebaut, das Klima in den obern Juragegenden ziemlich rauh, in den untern Thalstufen dagegen und besonders im Rheinthale sehr mild, sodaß Reben und Obstbäume trefflich gedeihen.

Die Bevölkerung ist alemann. Stammes und deutscher Zunge; in B.-Stadt sprechen 96,2 Proz. der Einwohner deutsch, 2,9 Proz. französisch, 0,5 Proz. italienisch, 0,4 Proz. bedienen sich anderer Sprachen; für B.-Land sind die entsprechenden Zahlen: 99,5 Proz., 0,3 Proz., 0,1 Proz. und 0,1 Proz. Die Haupterwerbsquellen sind der Landbau, die Viehzucht, der Bergbau, die Seidenweberei

und der Handel. Der Landbau liefert nicht genug Getreide und Feldfrüchte für den Bedarf der sehr dichten Bevölkerung (in beiden Halbkantonen zusammen 265 E. auf 1 qkm). Wein wird namentlich im Rheinthal, im untern Birsthal und bei Maisprach gebaut, der Obstbau liefert Kirschen und Kirschwasser zur Ausfuhr. Von dem Gesamtareal entfallen etwa 30 Proz. auf Waldungen, 2 Proz. auf Weinberge, 60 Proz. auf Acker-, Garten-, Wiesen- und Weideland, 2 Proz. auf Wohnplätze, Straßen u. dgl., 3 Proz. sind unproduktiv. Die Viehzucht, in den untersten Stufen mit dem Landbau verbunden, wird im Jura als Alpwirtschaft betrieben. Nach der Viehzählung von 1876 zählten beide Halbkantone zusammen 3298 Pferde, 16700 Rinder, 4498 Schweine, 8050 Schafe, 5110 Ziegen, 5380 Bienenkörbe. Der Bergbau liefert jährlich 130000 metr. Ctr. Salz aus der Saline Schweizerhall. Die Juragegenden haben Kalkstein- und Gipsbrüche. Von Mineralquellen besitzt der Kanton außer den Solwässern von Schweizerhall nur wenige unbedeutende Eisen-, Kalk- und Gipsquellen. Die Seidenbandweberei, die in B.-Stadt und den angrenzenden Teilen von Bern, Solothurn und Baden etwa 40000 Menschen beschäftigt, bringt Seidenbänder im Werte von etwa 50 Mill. Frs. jährlich zur Ausfuhr. Der Handel ist sehr lebhaft und wird durch ein reich entwickeltes Netz von Fahrstraßen und Schienenwegen begünstigt. Von B. aus, wo drei ausländische Eisenbahnen sich an das schweiz. Bahnnetz anknüpfen, folgen drei Linien den Hauptthälern: die Bernische Jurabahn steigt durch das Birsthal hinauf und verbindet B. mit der Westschweiz; die Centralbahn, von welcher bei Liestal die schmalspurige Straßenbahn nach Waldenburg abzweigt, folgt dem Thal der Ergolz, durchbricht den Untern Hauenstein (s. d.) und gelangt über Olten nach Luzern und Bern; den Verkehr mit der Ostschweiz vermittelt die Bözbergbahn, welche zunächst das baslerische und das aargauische Rheinthal durchzieht, dann sich nach SO. wendet, den Bözberg durchbricht und bei Brugg an die Nordostbahn sich anschließt. Unter den Poststraßen ist zu nennen diejenige des Obern Hauenstein.

Die Verfassung, in B.-Stadt von 1875, in B.-Land von 1863, ist in beiden Halbkantonen rein demokratisch. In B.-Stadt ist der Große Rat, 130 Mitglieder, vom Volk in elf Wahlkreisen gewählt, gesetzgebende, der Regierungsrat mit sieben Mitgliedern, vom Großen Rat gewählt, vollziehende Behörde. Gesetze und Beschlüsse der Behörden unterliegen dem fakultativen Referendum (s. d.), für welches, sowie auch für die Initiative zu Gesetzen u. s. w. das Begehren von 1000 stimmfähigen Bürgern erforderlich ist. In B.-Land ist der Landrat, je ein Mitglied auf 800 E., vom Volke in 39 Wahlkreisen gewählt, gesetzgebende, der Regierungsrat mit 5 ebenfalls direkt vom Volk erwählten Mitgliedern, vollziehende Behörde. Die Amtsdauer beträgt, wie in B.-Stadt, drei Jahre. Das Referendum ist obligatorisch; für die Initiative sind 1500 stimmfähige Bürger notwendig. In administrativer Hinsicht zerfällt B.-Stadt in die Stadt und die drei Landgemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen, B.-Land in vier nach den Hauptorten benannte Bezirke mit je einem Statthalteramt. Gerichtsinstanzen hat B.-Stadt, abgesehen von den Einzelrichtern der Landgemeinden für Bagatellsachen, zwei: nämlich ein Civilgericht und ein Strafgericht als erste, und ein Appellationsgericht von neun Mitgliedern als zweite Instanz. B.-Land hat 17 Friedensrichterkreise und 5 Bezirksgerichte, ein korrektionelles Gericht und ein Kriminalgericht und als letzte Instanz das Obergericht mit sieben Mitgliedern. Beide Halbkantone sind paritätisch. B.-Stadt zählt (1880) 44236 (68 Proz.) reformierte, 19288 (29,6 Proz.) Kath., 830 Israeliten und 747 Angehörige anderer Konfessionen; in B.-Land beträgt die Zahl der Reformierten 46670 (78,7 Proz.), die der Katholiken, welche hauptsächlich im Bezirk Arlesheim wohnen, 12109 (20,4 Proz.); Israeliten gibt es 223, Andersgläubige 269. Für die reform. Kirche besteht in beiden Halbkantonen je eine Synode; die Römischkatholischen stehen unter dem Bischof von B., dessen Sitz gegenwärtig Luzern ist, die Christkatholiken unter dem schweiz. Nationalbischof in Bern. Im Erziehungswesen nimmt B.-Stadt den ersten Rang in der ganzen Schweiz ein. An die Volksschule, welche obligatorisch und unentgeltlich ist und den Unterricht auf vier Elementar- und vier Sekundärklassen verteilt, reihen sich die Gewerbeschule (oberes Realgymnasium), das Pädagogium (oberes Litterargymnasium) und eine höhere Töchterschule, endlich die 1460 gegründete Universität an. In B.-Land, das bei den Rekrutenprüfungen von 1880 den 15. Rang einnahm, bestehen neben den obligatorischen und unentgeltlichen Primärschulen noch Sekundär- oder Bezirksschulen. Die Finanzlage ist in B.-Stadt infolge großer außerordentlicher Ausgaben im Bauwesen für den Augenblick nicht günstig: die Staatsrechnung von 1880 weist, bei 3918657 Frs. Einnahmen, 4738706 Frs. Ausgaben auf, und die Vermögensbilanz schließt mit einem Passivsaldo von 8752776 Frs. ab, was indes dem Kredit des ungemein steuerkräftigen und blühenden Gemeinwesens keinen Eintrag thut. In B.-Land betrugen 1880 die Einnahmen 782[illegible] Frs., die Ausgaben 803652 Frs. und das reine Staatsvermögen 1925120 Frs. In militärischer Beziehung gehören beide Halbkantone zum [illegible] bezirk der 5. Division. Als Wappen führen Stadt und Land den sog. Baselstab, die Stadt schwarz, die Landschaft rot, im weißen Felde.

Geschichte. Die Stadt B. erwuchs allmählich aus dem röm. Lagerposten Basilia (zuerst 374 n. Chr. erwähnt), der etwa 9 km von der wichtigen Stadt Augusta Rauracorum entfernt lag, deren Name noch in den beiden Dörfern Kaiser-Augst und Basel-Augst fortlebt. Nachdem B. seit 406 unter alemann. Herrschaft gestanden, kam es mit ganz Alemannien um 500 unter die Herrschaft der Franken und bei der Teilung des Fränkischen Reichs 843 an Lothar, 870 dann an Ludwig den Deutschen. Kaiser Heinrich I. baute die 917 von den Hunnen verheerte Stadt wieder auf, welche hierauf zu Burgund gehörte, jedoch 1032 wieder dem Deutschen Reich zufiel. Um die Mitte des 11. Jahrh. erlangte sie die Reichsunmittelbarkeit. B. wurde früh der Sitz eines Bischofs, der sich seit dem 11. Jahrh. mit dem Reichsvogt, mit mehrern adeligen Geschlechtern und der Bürgerschaft in die oberste Gewalt teilte. Unter manchen innern und äußern Wirren wurde aber die Macht des Adels allmählich gebrochen, der Bischof in seinen Rechten beschränkt und damit die Gewalt der Bürgerschaft immer mehr ausgedehnt. Zugleich zerstörte oder erkaufte man die umliegenden

urgen, sodaß sich die Herrschaft der Stadt ber die Landschaft erweiterte. In zahlreiche Feh- n mit den habsburg. Dynasten verwickelt, schloß ch B. nach Gründung des Schweizerbundes die- m enger an, besonders 1444 nach der ruhmvollen chlacht bei St. Jakob an der Birs. Endlich trat nach dem Frieden zwischen Kaiser Maximilian I. d der Eidgenossenschaft dieser 1501 förmlich bei. eit 1519 wurden in B. die Schriften Luthers ge- uckt, und schon 1529 war die reform. Lehre lgemein eingeführt. Das Domkapitel wanderte s und die Klöster wurden eingezogen. Seit der rbindung mit der Schweiz gewann das bürger- h-demokratische Element noch entschiedener die berhand, sodaß 1516 ein Teil des Adels aus- anderte und die Zurückgebliebenen den Zünften llig gleichgesetzt wurden. Die Gewalt lag nun nz in den Händen der Bürgerschaft und wurde n einem Großen und einem Kleinen Rate unter m Vorsitze wechselnder Bürgermeister und Ober- nftmeister ausgeübt. Beide Räte ergänzten sich s den durch das Los bestimmten Genossen der Zünfte der Großen Stadt und der drei Quar- re der Kleinen Stadt. Nach und nach ging in- ssen das Regiment fast ganz an den Kleinen Rat er, obwohl es hier nicht, wie in den andern städ- schen Kantonen, zur Bildung einer eigentlichen igarchie kam. Der Landschaft gegenüber war e Stadt souverän und beherrschte dieselbe trotz ehrmaliger Aufstände (1525, 1594, 1598, 1653) is zum 20. Jan. 1798, wo unter dem Einfluß rankreichs, wenige Wochen vor dem Umsturz der lten Eidgenossenschaft, die Staatsverfassung von rund aus geändert, das Unterthanenverhältnis s Landes beseitigt und die Rechtsgleichheit aller ürger anerkannt wurde. Der Kanton nahm rauf teil an den Schicksalen der Helvetischen epublik und an der Mediation, und erhielt in ser letztern Periode eine Verfassung, die das inzip der Rechtsgleichheit unangetastet ließ, aber ichwohl auf indirektem Wege der Stadt das ergewicht sicherte. Damit nicht zufrieden, schrieb Große Rat unter dem Einflusse der Restaura- dem Kanton 4. März 1814 eine neue Ver- sung vor, die durch die Verteilung der Reprä- tation und die Besetzung der für lebenslänglich lärten Ratsstellen die Rechtsgleichheit der Land- ft zum Schattenbilde machte. Derselben Ver- sung wurde 1815 der zum frühern Bistum B. hörige und nun dem Kanton einverleibte Bezirk rsed unterworfen. Dieses Übergewicht der adt steigerte immer mehr die Unzufriedenheit Landschaft. Als 1830 viele Kantone zur Ver- ungsreform schritten, trat auch in B. 18. Okt. Bade Bubendorf eine Versammlung aus meh- n Landgemeinden zusammen und richtete unter rufung auf die Freiheitsurkunde von 1798 eine tition an den Großen Rat. Der Große Rat ging den Vorschlag der Reform ein, wollte aber den twurf einer Kommission aus seiner Mitte über- gen, worüber sich Streit erhob. Die Landschaft waffnete sich, und in Liestal ward 6. Jan. 1831 e provisorische Regierung gewählt. Die städti- en Milizen und Mietsoldaten zerstreuten jedoch schlecht gerüsteten Haufen der Landleute, besetzten stal, verjagten die provisorische Regierung, und ter dem Einflusse des Schreckens ward nun die n entworfene Verfassung 16. Jan. mit Mehrheit genommen. Unzeitige Strenge der Gewalthaber und Aufhetzereien von der einen und der andern Seite fachten alsbald den Bürgerkrieg von neuem an. Die Landschaft, die militärischen Versuche der Städter abschlagend, konstituierte sich als besonderer Staatskörper durch ein 27. April 1832 vom Verfassungsrat in Liestal entworfenes Grundgesetz. Die städtische Partei trat jetzt dem reaktionären Sarnerbunde bei und überfiel 3. Aug. 1833, ungeachtet des von der Tagsatzung gebotenen Landfriedens, mit bewaffneter Macht die Landschaft. Doch in einem blutigen Gefecht bei Prattelen wurden die städtischen Truppen mit starkem Verlust zurückgeschlagen. Nunmehr besetzten eidgenössische Truppen den Kanton, und 26. Aug. erkannte die Tagsatzung die Trennung der beiden Kantonsteile an, wodurch B.-Stadt auf das Stadtgebiet und drei Dörfer auf der rechten Rheinseite beschränkt wurde. Von da an gingen Stadt und Landschaft jede ihren eigenen Weg.

In Basel-Stadt kam 3. Okt. 1833 eine Verfassung zu Stande, welche staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Trennung der Gewalten, Öffentlichkeit, Beschränkung der Amtsdauer auf sechs Jahre, Preßfreiheit u. s. w. aussprach und sich hiernach den Verfassungen der regenerierten Kantone anschloß. Die gesetzgebende Behörde war der Große Rat; die Wählbarkeit für denselben war von der Bekleidung eines Amtes im Kanton oder von einem bestimmten Census abhängig. Aus dem Großen Rat ging die höchste Verwaltungsbehörde, der Kleine Rat, hervor, in welchem zwei jährlich wechselnde Bürgermeister den Vorsitz hatten. In Sachen der eidgenössischen Politik, wie namentlich in der aargauer Klosterfrage und zum Teil auch in Sachen des Sonderbundes, hielt sich B.-Stadt seit Errichtung jener Verfassung auf seiten der sog. konservativen Stände. Doch gewann unter dem Einflusse der verschiedenen polit. Ereignisse, welche die Schweiz bewegten, auch hier allmählich die Partei des Fortschritts eine wachsende Bedeutung. Nach der Revolution in Genf 1846 wurde 8. April 1847 eine neue Verfassung angenommen. Die wichtigsten Veränderungen betrafen die Abschaffung des Census und die Ausdehnung der Wahlfähigkeit auf alle mindestens 20jährigen Bürger. Die Revision, welche diese Verfassung 1858 erlitt, betraf nur einige untergeordnete Punkte, dagegen enthält die jetzt bestehende Verfassung vom 9. Mai 1875 durch Einführung des fakultativen Referendums und der Initiative und Übernahme der städtischen Verwaltung durch den Staat eine durchgreifende Änderung des Regierungssystems im Sinne der reinen Demokratie.

Der Halbkanton Basel-Landschaft gab sich schon 1832 eine rein demokratisch-republikanische Verfassung, welche aber 1839, 1850 und 1863 Revisionen erfahren hat. Alles steht hier unter dem Willen «des souveränen Volks», in dessen Namen die Gesetze und Verordnungen erlassen werden und das nicht nur den Landrat, sondern auch den Regierungsrat und sämtliche Bezirksbeamte direkt wählt. In den sechziger Jahren von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerrissen, die aus der Demokratie eine Ochlokratie zu machen drohten, ist der Kanton seither in ruhigeres Fahrwasser gekommen. Aber wie an andern Orten hat sich auch hier das Referendum als zweischneidiges Schwert erwiesen, das zwar jedes Überwiegen der Regierungsgewalt, aber auch manchen Fortschritt hindert, besonders

da das Volk jeden solchen, der etwa die Einführung direkter Steuern mit sich bringen würde, konsequent verwirft. Bei den allgemeinen Volksabstimmungen, welche 1872 und 1874 über die revidierte Bundesverfassung der Schweiz stattfanden, stimmten beide Halbkantone beide male mit großer Majorität zu Gunsten der Revision (und zwar B.-Stadt 12. Mai 1872 mit 5419 Ja gegen 1244 Nein, 19. April 1874 mit 6801 Ja gegen 1071 Nein; B.-Land 1872 mit 8287 Ja gegen 1618 Nein, 1874 mit 9236 Ja gegen 1428 Nein).

Litteratur: Ochs, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (8 Bde., Basel 1796—1822); Költner, «Statist.-geogr. Beschreibung des Kantons B.» (Basel 1833); Burckhardt, «Statist. Gemälde von B.-Stadt» (St. Gallen 1841); die «Mitteilungen» der Gesellschaft für vaterländische Altertümer zu B. (Basel 1843 fg.).

Basel, Hauptstadt des schweiz. Kantons B.-Stadt, die volkreichste und wohlhabendste Stadt der Schweiz, liegt 248 m über dem Meere (Rheinpegel) zu beiden Seiten des Rheins, der hier nach N. umbiegt, um bald darauf die Schweiz zu verlassen, und zählt (1880) 61399 E., worunter 41308 Protestanten, 18556 Katholiken, 801 Israeliten und 734 Angehörige anderer Konfessionen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung sind Ausländer, meist Elsässer und Badenser. Die Stadt besteht aus Groß-B. auf dem erhöhten linken und Klein-B. auf dem rechten Rheinufer; beide Stadtteile sind durch zwei Brücken verbunden, von denen die obere, eine monumentale Eisenbrücke mit zwei mächtigen Steinpfeilern, 1879 vollendet wurde, während die untere, ein Holzbau, zum Teil auf Steinpfeilern ruhend, seit 1226 besteht. Eine dritte Brücke noch weiter unten ist im Bau und soll 1883 dem Verkehr übergeben werden, und etwas oberhalb der Stadt spannt sich die Brücke der Verbindungsbahn zwischen dem gemeinschaftlichen Bahnhof der Central-, der Jura- und der Elsässischen Reichsbahn und dem Badischen Bahnhof über den Strom. Die Mauern und Gräben, welche früher beide Stadtteile umgaben, sind in Promenaden verwandelt, welche als grüner Gürtel die innere Stadt von der äußern scheiden. Jene ist altertümlich gebaut, mit engen, krummen Gassen und trägt ganz den Charakter der alten deutschen Reichsstädte; diese ist modern angelegt mit regelmäßigen Quartieren und reichen, geschmackvollen Villen, umgeben von Gärten und Parkanlagen, von welchen der Park der Langen Erlen bei Klein-B., die Anlagen des St. Jakobsdenkmals und der Zoologische Garten bei Groß-B. zu nennen sind.

Unter den ältern Bauwerken steht das Münster obenan, ein gewaltiger, in den ältesten Teilen romanischer, in den neuern got. Bau aus weißem und rotem Sandstein mit zwei schönen, 67 m hohen Türmen mit durchbrochenen Helmen, bis 1529 die Kathedrale des Bistums B. Dasselbe wurde 1010—19 von Kaiser Heinrich II. an der Stelle des altröm. Kastells erbaut, 1135 und 1185 teilweise erneuert, 1356 von dem furchtbaren Erdbeben, welches B. und die nördl. Juragegenden heimsuchte, großenteils zerstört und dann in got. Stil wieder aufgebaut, in neuester Zeit endlich in glücklichster Weise restauriert und mit wertvollen Glasgemälden und einer großartigen Orgel ausgestattet. Im Chor der Kirche wurden 1431—48 die feierlichen Sitzungen des Konzils von B. gehalten; der Konziliumssaal, der sich in einem Anbau befindet und jetzt die reichhaltige mittelalterliche Sammlung enthält, diente nur für die Sitzungen einer Konziliumskommission. Der prächtige Kreuzgang an der Südseite des Chors enthält viele Grabdenkmäler; die Terrasse hinter dem Münster, die hoch über dem Rhein gelegene Pfalz, bietet eine reizende Aussicht auf den breiten Strom und den Schwarzwald. Außerdem verdienen Erwähnung das Rathaus, 1508—27 im burgund. Stil aufgeführt, die Barfüßerkirche aus dem 13. Jahrh. (jetzt Lagerhaus), die St. Martinskirche, die kath. St. Klarakirche in Klein-B., alle drei gotisch; das Zeughaus, das Spalenthor, 1370 errichtet; der Fischmarktsbrunnen aus dem 14. und der Spalenbrunnen aus dem 16. Jahrh. Von neuern Bauwerken sind zu nennen die got. St. Elisabethenkirche von Christoph Merian (gest. 1858) gestiftet, die neue Synagoge in orient. Stil, das 1849 vollendete Museum, welches die wertvollen naturhistor., ethnogr. und antiquarischen Sammlungen, die öffentliche Bibliothek mit 100000 Bänden und 4000 Manuskripten und die reiche Kunst- und Gemäldesammlung enthält, die Kunsthalle (1872) mit permanenter Ausstellung, das Theater (1875), der Musiksaal, das Post- und Börsengebäude, die Bank, die große Kaserne im Klingenthal, das Gerichtsgebäude, das Korrektionshaus, der Centralbahnhof und das Denkmal zum Andenken an die Schlacht von St. Jakob.

Von den Unterrichtsanstalten der Stadt, welche von jeher eines vorzüglichen Rufs genießen, ist die älteste und wichtigste die 1460 von Papst Pius II. gestiftete Universität mit (1880) etwa 80 Lehrkräften und 250 Studenten; außer den obenerwähnten Sammlungen und der Bibliothek sind mit derselben verbunden der Botanische Garten, die Anstalt für Physik und Chemie (das Bernoullianum, 1874 eröffnet), die Anatomie und die Kliniken des großartigen städtischen Spitals, des Kinderspitals und der Augenheilanstalt. Im 16. Jahrh. wirkten an dieser altberühmten Stätte der Wissenschaft Erasmus von Rotterdam und die Reformatoren Ökolampadius und Grynäus, im 17. die Naturforscher Kaspar und Joh. Kasp. Bauhin, im 18. die Mathematiker Bernoulli, Euler, Merian. Aus neuerer Zeit sind zu nennen die Theologen de Wette und Hagenbach, der Germanist Wackernagel, der Historiker Gerlach, der Kunsthistoriker Jakob Burckhardt, die Naturforscher P. Merian und L. Rütimeyer u. s. w. Im 15. und 16. Jahrh. blühte in B. die Buchdruckerkunst, die durch Namen wie Amerbach, Frobenius, Oporin vertreten war, und auch heute noch sind sowol die Buchdruckerei wie der Buchhandel nicht unbedeutend. In der Geschichte der deutschen Kunst wird B. als Wohnsitz der Künstlerfamilie Holbein mit Auszeichnung genannt, und sein Museum ist reich an Handzeichnungen und Gemälden der beiden Holbein, Niklaus Manuel, Hans Baldung und Martin Schön. Unter den baslerischen Künstlern der neuesten Zeit sind die Maler Böcklin (s. d.) und E. Stückelberger, der Bildhauer Schlöth und der Kupferstecher Weber die bekanntesten. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind zu nennen die Naturforschende und die Historische Gesellschaft und der Verein für vaterländische Altertümer. Überhaupt wird für die Pflege der Wissenschaften und Künste, namentlich der Musik, viel gethan. Unter den zahlreichen andern Vereinen steht obenan die

1777 begründete Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, welche in edelster und erfolgreichster Weise eine sehr vielseitige Thätigkeit entwickelt, Schulen und Rettungsanstalten, Blinden- und Taubstummenasyle u. s. w. leitet und unterhält. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten war von jeher bedeutend; besondere Hervorhebung verdienen neben dem städtischen Spital namentlich das Waisenhaus, die allgemeine Armenpflege und die allgemeine Krankenpflege. Berühmt ist das seit 1816 bestehende Seminar für Missionare, ebenso die Bibelanstalt (seit 1804), die älteste des Kontinents. Beide verdanken ihre Existenz der werkthätigen, allerdings stark pietistisch gefärbten Frömmigkeit der Bürger, die ebenso sprichwörtlich geworden ist wie der Reichtum derselben.

B. ist seit Jahrhunderten eine der wichtigsten Fabrikstädte und die erste Handelsstadt der Schweiz. Die Seidenbandweberei, die seit etwa 200 Jahren im Großen und fabrikmäßig betrieben wird, beschäftigt in der Stadt allein 8000 Arbeiter und 1600 Bandstühle und in B.-Land und den angrenzenden Teilen von Bern, Solothurn und Baden 32000 Arbeiter mit 5000 Stühlen und liefert Waren im Werte von 50 Mill. Frs. jährlich. Von andern Industriezweigen sind zu erwähnen die Gerberei, die Papierfabrikation, die Seidenfärberei, die Fabrikation von Anilinfarben, die Bierbrauerei und als spezifisch baslerisch die Fabrikation der unter dem Namen Baseler Leckerli bekannten Honigkuchen. Im ganzen ernährt die Industrie 49 Proz. der Bevölkerung. Für den Handel ist die Lage der Stadt an der Grenze von Elsaß, Baden und der Schweiz, am Rhein, der hier schiffbar wird, und an der Vereinigung dreier Thäler ungemein günstig. Mehr als die Hälfte der schweiz. Einfuhr passiert diese «goldene Pforte» der Schweiz. In B. vereinigen sich die Linien Mannheim-Karlsruhe-B. und Konstanz-B. der Badischen Staatsbahn, die Wiesenthalbahn und die Reichsbahn von Elsaß-Lothringen mit den schweiz. Linien der Jurabahn, der Centralbahn und der Bözbergbahn, von denen die erstere durch die Linie B.-Delémont-Delle auch den direkten Verkehr mit Frankreich vermittelt und die zweite die wichtigste Zufahrtslinie zum St. Gotthard bildet. Nicht unbedeutend ist auch die Rheinschiffahrt. Kaum weniger wichtig als der Transit- und Speditionshandel sind der Warenhandel namentlich mit den Produkten der einheimischen Industrie und der Geldhandel, dem eine Diskonto- und Notenbank, drei Handelsbanken, eine Hypothekenbank und mehrere Privatbankhäuser dienen. B. ist der bedeutendste Wechselplatz der Schweiz.

Litteratur: Streuber, «Die Stadt B.» (Basel …4); Berlepsch, «B. und seine Umgebungen» (Basel 1869); «Baseler Chroniken» (Bd. 1, herausg. von Vischer u. Stern, Lpz. 1872; Bd. 2, herausg. von Vischer u. Boos, 1880); Heusler, «Verfassungsgeschichte der Stadt B. im Mittelalter» (Basel …); Boos, «Geschichte der Stadt B.» (Bd. 1, Basel 1878); Lutz, «Geschichte der Universität B.» (Aarau 1826); Vischer, «Geschichte der Universität B.» (Basel 1862).

Baseler Friede heißen die beiden, am 5. April und 22. Juli 1795 in Basel abgeschlossenen Friedensverträge; der erstere zwischen der Französischen Republik und Preußen, der andere zwischen ebenderselben und Spanien. Preußen, durch die feindselige Haltung Rußlands und Österreichs bedrängt, die sich am 3. Jan. 1795 zu einem eventuell durch einen Offensivkrieg zu erzwingenden Ausschluß jener Macht von der poln. Teilung vereinigt hatten, trat von der Koalition gegen Frankreich zurück und sagte sich selbst als deutscher Reichsstand vom Reichskriege los. Es nahm durch eine Demarkationslinie alle norddeutschen Reichsstände, die sich gleich ihm innerhalb drei Monate vom Kriege lossagen würden, in seinen Schutz und übergab seine überrhein. Besitzungen, vorbehaltlich einer endgültigen Übereinkunft im Reichsfrieden, der siegreichen Französischen Republik. Ein geheimer Artikel verhieß für Preußen, falls beim allgemeinen Friedensschlusse das linke Rheinufer bei Frankreich verbleibe, eine entsprechende Entschädigung. Am 28. Aug. schloß sich der Landgraf von Hessen-Kassel durch einen besondern Vertrag an. Spanien seinesteils verlor zwar in dem Vertrage vom 22. Juli nur seinen Anteil an der Insel San-Domingo, bahnte aber damit die ihm später so unheilvolle Allianz mit Frankreich an. Vgl. Vivenot, «Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverfalls und des Baseler Friedens» (2 Bde., Wien 1864—66).

Baseler Konzil, die letzte der allgemeinen Kirchenversammlungen des 15. Jahrh., auf welcher eine Kirchenreform angestrebt wurde; sie dauerte vom 27. Aug. 1431 bis 7. Mai 1449. Das Konzil zu Kostnitz hatte, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren, die altkirchliche Anschauung von den allgemeinen Kirchenversammlungen als oberster richterlicher und gesetzgebender Macht in der Kirche erneuert und durch das Dekret Frequens den periodischen Zusammentritt solcher Kirchenparlamente verordnet. Obgleich unzufrieden mit dieser Beschränkung der päpstl. Gewalt, berief Martin V., durch polit. Bedrängnisse und durch die Unbeugsamkeit der hussitischen Ketzer in Verlegenheit gebracht, ein neues Konzil nach Basel. Sein Nachfolger Eugen IV. bestätigte die Berufung und übertrug die Leitung des Konzils dem Kardinallegaten Giuliano Cesarini von St.-Angelo. Vom 27. Aug. 1431, wo die Beratungen durch Bevollmächtigte des Kardinallegaten eröffnet wurden, bis zu dessen persönlichem Erscheinen in der Versammlung 14. Dez. versammelten sich allmählich die Prälaten, Äbte, Doktoren und Abgeordneten der Fürsten. Bereits 18. Dez. löste der Papst durch die Bulle Quoniam alto das Konzil auf, um ein anderes nach Bologna einzuberufen, aber Kaiser Sigismund wie auch der Kardinallegat machten die lebhaftesten Gegenvorstellungen, und das Konzil selbst erklärte sich 15. Febr. 1432 für eine Fortsetzung des Kostnitzer Konzils, das als ökumenisches seine Gewalt unmittelbar von Gott habe und auch über dem Papste stehe. Der Papst wurde wiederholt nach Basel eingeladen und als er nicht erschien, des Ungehorsams angeklagt und mit Absetzung bedroht. Durch Empörungen im Kirchenstaate bedrängt, gab der Papst den Vorstellungen Kaiser Sigismunds nach und erkannte am 1. Aug. 1433 das Konzil und dessen bisher gefaßte Beschlüsse an. Dieses hatte unterdessen sein Ansehen sehr gehoben durch die wenigstens teilweise Beseitigung der hussitischen Ketzerei. Durch ein Schreiben vom 15. Okt. 1431, dann durch mehrere Deputationen eingeladen, erschien nach langen Verhandlungen, besonders wegen des freien Geleits, erst am 4. Jan. 1433 eine große Deputation der

Hussiten, Prokop und Rokyczana an der Spitze von mehr als 300 Reitern, in Basel. Auf Grund der hier gepflogenen Verhandlungen kamen 30. Nov. 1433 die sog. Prager Kompaktaten zu Stande, nach welchen gegen Einräumung des Laienkelchs und einiger anderer Punkte die gemäßigtere Partei der Hussiten sich mit Rom versöhnte. Bei der andern Aufgabe, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen, ließ das Konzil sich allzusehr von seiner Feindschaft gegen die Kurie leiten. Seit dem Jan. 1435 wurden eine Reihe von Beschlüssen zur Hebung der Sittenzucht und Reform des Klerus gefaßt, wie gegen das Konkubinat der Priester, gegen Misbräuche des Bannes, des Interdikts und des Appellationsrechts, gegen Vernachlässigung der klösterlichen und priesterlichen Pflichten, gegen Narrenfeste und allerlei Störungen des Gottesdienstes. Die Tendenz ging auf eine Einschränkung der päpstl. Monarchie zu Gunsten der geistlichen Aristokratie und der Universitäten. Zu dem Ende wurde die freie Wahl der Kapitel wiederhergestellt, die päpstl. Disposition über die Pfründen an Kathedral- und Kollegiatkirchen beinahe völlig aufgehoben, die Appellationen nach Rom beschränkt und durch Abschaffung der Annaten, Palliengelder und Taxen bei Bestätigung oder Verleihung geistlicher Würden und Pfründen ohne Gewährung einer Entschädigung, der röm. Kurie die reichste Quelle ihrer Einkünfte gerade in dem Augenblicke verstopft, wo der Papst der Geldmittel zur Wiedereroberung des Kirchenstaats am dringendsten bedurfte. Den Schluß der Reformen bildete, laut Beschluß vom 25. März 1436, ein neues Papstwahlgesetz und eine völlige Umgestaltung des Kardinalkollegiums. Der Papst sollte hiernach beim Antritte seines Amts eidlich geloben, die Beschlüsse des Konzils aufrecht zu erhalten und dasselbe alljährlich zusammenberufen. Das Kardinalkollegium wurde auf 24 Mitglieder beschränkt, die aus allen Nationen in der Weise zu wählen sein sollten, daß keiner mehr als ein Drittel angehören, und die sich selbst ergänzen und als eine Art von permanentem Ausschuß alle Amtshandlungen des Papstes überwachen, seine Bullen kontrasignieren und dafür die Hälfte der Einkünfte des Kirchenstaats beziehen sollten.

Diese Beschlüsse, die selbst von der mildern Minorität des Konzils gemißbilligt wurden, erneuerten den Streit mit dem Papste, der dann anläßlich der Unionsverhandlungen mit den Griechen zum völligen Bruch führte. Schon 1430, nachdem die Türken die Stadt Thessalonich eingenommen hatten, schickte der griech. Kaiser Joh. Paläologus, um das Abendland zur Hilfeleistung gegen die Türken zu veranlassen, eine Gesandtschaft an den Papst mit Vorschlägen betreffs einer kirchlichen Union. In einem Schreiben vom 15. Okt. 1433 wandten sich dann der Kaiser wie der Patriarch von Konstantinopel, ohne des Streits zwischen Papst und Konzil Erwähnung zu thun, sowohl an dieses als an jenen, um Unionsverhandlungen einzuleiten. Beide Parteien, Papst und Konzil, suchten nun durch die ärgsten Intriguen die Griechen auf ihre Seite zu ziehen. In einer stürmischen Sitzung, 7. Mai 1437, in der nur das Einschreiten bewaffneter baseler Bürger das Blutvergießen hinderte, beriet das Konzil über den Ort der Unionsversammlung mit den Griechen; die Majorität beschloß, dieselbe in Basel, Avignon oder einer Stadt Savoyens abzuhalten, während die dem Papste mehr geneigte Minorität eine Stadt Italiens bestimmte. Darüber trennte sich das Konzil, Cesarini und die dem Papste günstigen Mitglieder verließen Basel, die feindliche Mehrheit, geleitet von Louis d'Allemand, Kardinal und Erzbischof von Arles, einem geistvollen, sittenreinen Manne, blieb zurück und ging jetzt noch immer weiter in ihrer Opposition gegen den Papst. Am 31. Juli 1437 wurde derselbe nebst seinen Kardinälen wegen Ungehorsams gegen die Dekrete binnen 60 Tagen nach Basel geladen, am 24. Jan. 1438 von seinem Amte suspendiert, und als er nicht erschien, auf Grund der acht kath. Wahrheiten als rückfälliger Ketzer 25. Juni 1439 abgesetzt. An seiner Stelle ward Herzog Amadeus von Savoyen, welcher die Regierung seines Landes niedergelegt hatte, 5. Nov. 1439 als Felix V. zum Papste gewählt.

Zur Zeit dieser Wahl wütete in Basel die Pest und bot den Zaghaften und Abergläubigen willkommenen Vorwand, das immer mehr zusammenschmelzende Konzil zu verlassen. Der neue Papst ward nur von seinem Sohne, den Schweizern und dem Herzoge von Bayern anerkannt, während Eugen, nach der Bezwingung der Römer in Italien wieder angesehen, überdies geehrt wegen der 1439 zu Florenz erreichten Glaubenseinigung zwischen der griech. und röm. Kirche, den meisten Mächten Europas nach wie vor als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche galt. Die Franzosen und Deutschen suchten aus dem Schiffbruche des Konzils wenigstens die vor dem Prozesse gegen Eugen erlassenen Reformdekrete desselben zu retten. Karl VII. von Frankreich erhob dieselben durch die pragmatische Sanktion von Bourges zu Reichsgesetzen; als aber die Versammlung zur Absetzung des Papstes schritt, ließ er sie im Stiche. Die deutschen Kurfürsten nahmen auf dem Tage zu Mainz 26. März 1439 ebenfalls die Reformedikte an; in dem Kompetenzstreite zwischen Eugen und dem Konzil erklärten sie sich neutral. Aber der neue Kaiser Friedrich III. war dem Konzil nicht geneigt. Sein Geheimschreiber Äneas Sylvius, früher eins der Häupter der Opposition auf dem Konzil und Geheimschreiber des Gegenpapstes, hatte der Kirchenversammlung, als das Glück sie verließ, den Rücken gewendet und leitete insgeheim die jahrelangen Verhandlungen des Kaisers mit Rom. Die Erzbischöfe von Trier und Köln, wegen ihres mutigen Festhaltens an den Baseler Schlüssen von Eugen IV. entsetzt (1445), vereinigten noch einmal die deutschen Kurfürsten zu einer Art von Ultimatum an Eugen (21. März 1446), worin sie die Genehmigung der Baseler Dekrete und die Einberufung eines neuen Konzils nach einer deutschen Stadt auf den 1. Mai 1447 verlangten und im Weigerungsfalle sich förmlich auf die Seite der baseler Versammlung zu schlagen drohten. Aber Friedrich III. sah in dem Kurfürstenbunde eine Schmälerung seiner kaiserl. Macht, und ließ durch Äneas Sylvius hinter dem Rücken der Kurfürsten mit dem Papste und den übrigen Reichsfürsten unterhandeln. Gegen halbe, überdies zweideutige Zugeständnisse und gegen die Zurücknahme der Dekrete, welche die beiden Erzbischöfe entsetzt, ließ sich die Mehrheit der Reichsstände zur Anerkennung Eugens IV. herbei (Sept. 1446), und der Papst empfing auf dem Sterbebette die Obedienz der deutschen Nation (7. Febr. 1447). Die Schlauheit des neuen Papstes Nikolaus V. und die Treulosigkeit des Äneas Sylvius wußten bald darauf

auch noch die wenigen Zugeständnisse Eugens den Deutschen größtenteils zu entwinden (Wiener Konkordat vom 17. Febr. 1448). Der Kaiser ging mit einem Separatvertrage voran, die Reichsfürsten traten einer nach dem andern bei, die Mächtigern durch besondere Verwilligungen gewonnen. Die Reste des Konzils, denen die Reichsstadt Basel ihren Schutz entzog, übersiedelten nach Lausanne (25. Juni 1448). Aber als ihr eigener Papst auf ehrenvolle Bedingungen hin sich Nikolaus V. unterworfen, blieb ihnen nichts übrig, als dem kirchlichen Parlamentsspiel ein Ende zu machen. Die Versammlung wählte Nikolaus V. zum Nachfolger von Felix und dekretierte dann 7. Mai 1449 ihre eigene Auflösung. Die Baseler Beschlüsse sind in keine röm. Konzilienſammlung aufgenommen und von den röm. Kurialisten für nichtig erklärt worden. Dennoch sind sie eine Quelle des kanonischen Rechts für Frankreich und Deutschland, da sie in die pragmatische Sanktion von Bourges und teilweise auch in die Mainzer Acceptation übergegangen, auch nachmals, wenigstens soweit sie die Kirchenzucht betreffen, nicht völlig aufgehoben worden sind. Die handschriftlich in Paris und Basel aufbewahrten Akten des Konzils sind gedruckt in der Sammlung von Mansi und öfter. Vgl. auch Wessenberg, «Die allgemeinen Konzilien des 15. und 16. Jahrh.» (Bd. 2, Konstanz 1840); Binterim, «Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesansynoden» (3 Bde., 1835); Voigt, «Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter» (Bd. 1, Berl. 1856); Hefele, «Konziliengeschichte» (Bd. 7, Freiburg i. Br. 1874).

Basement (frz.), soviel wie Basament (s. d.).

Basen nennt man in der Chemie diejenigen Körper, welche durch ihre Verbindung mit Säuren Salze bilden. Soweit sie in Wasser oder in indifferenten Lösungsmitteln löslich sind, charakterisieren sie sich durch alkalische Reaktion, d. h. sie haben die Eigenschaft, gewisse Farbentöne vegetabilischer oder künstlicher Farbstoffe zu verändern; so verwandeln sie durch Säuren rot gefärbtes Lackmuspigment in einen blauen Farbstoff, färben gelbe Curcumatinktur braun, den Aufguß von rotem Kohl, von Veilchen grün; mit verdünnter Rosolsäurelösung, welche bei genügendem Wasserzusatz farblos ist, erzeugen sie intensiv rote Färbung.

Man unterscheidet zwischen anorganischen und organischen B. Die erstern sind die Oxydhydrate oder Hydroxylverbindungen der eigentlichen Metalle, und diesen ist auch das Ammoniumoxydhydrat zuzurechnen. In den meisten Fällen erfolgt die Verbindung mit Säuren derart, daß die Hydroxylgruppe OH der Base austritt und sich mit einem Wasserstoffatom der Hydroxylgruppe der Säure zu Wasser vereint, während das Metall durch Vermittelung des Sauerstoffatoms der Hydroxylgruppe der Säure an das Säureradikal kopuliert wird. So z. B.:

$$K(OH)+NO_2(OH)=K\,O\,NO_2+H_2O$$
$$Ba(OH)_2+SO_2(OH)_2=Ba\,O_2\,SO_2+2H_2O$$
$$BiO(OH)+NO_2(OH)=BiO\,O\,NO_2+H_2O$$
$$Bi(OH)_3+3NO_2(OH)=Bi\,O_3\,(NO_2)_3+3H_2O$$
$$Al_2O_2(OH)_2+SO_2(OH)_2=Al_2O_2\,O_2\,SO_2+2H_2O$$
$$Al_2(OH)_6+3SO_2(OH)_2=Al_2\,O_6\,(SO_2)_3+6H_2O.$$

Bei den sog. Wasserstoffsäuren, Chlorwasserstoff HCl, Brom-, Jod-, Fluor-, Cyanwasserstoff, HCl, HBr, HJ, HF, HCN, erfolgt die Vereinigung mit B. auf ähnliche Weise, nur mit dem Unterschied, daß das Metall der Base und das Radikal der Säure sich unter Abspaltung von Wasser direkt, ohne Vermittelung eines Sauerstoffatoms, verbinden; so z. B.:

$$Na(OH)+HCl=NaCl+H_2O$$
$$NH_4(OH)+HJ+NH_4J+H_2O$$
$$Ca(OH)_2+2HBr=CaBr_2+2H_2O$$
$$Fe_2(OH)_6+6HCl=Fe_2Cl_6+6H_2O$$
$$SbO(OH)+HCl=SbO\,Cl+H_2O.$$

Aus den angeführten Beispielen erhellt, daß 1 Molekül einer Basis sich scheinbar mit einer wechselnden Zahl mit Säuremolekülen zu verbinden im Stande ist, bei genauerer Betrachtung ersieht man aber, daß hierin eine ganz regelmäßige Gesetzmäßigkeit stattfindet, nämlich daß der Säurewert oder die Säurigkeit der B. immer bedingt ist durch die Zahl der in ihr enthaltenen Hydroxylgruppen. So ist in unsern Beispielen das Kalihydrat K(OH), das Natronhydrat Na(OH), das Ammoniumoxydhydrat $NH_4(OH)$, das Wismutanhydrohydrat BiO(OH), das Antimonanhydrohydrat SbO (OH) einsäurig; das Barythydrat $Ba(OH)_2$, das Kalkhydrat $Ca(OH)_2$, das Aluminiumanhydrohydrat $Al_2O_2(OH)_2$ ist zweisäurig, sie vereinen sich mit 2 Molekülen einer einbasischen oder mit 1 Molekül einer zweibasischen Säure; das normale Wismutoxydhydrat $Bi(OH)_3$ ist dreisäurig, es bindet 3 Moleküle einer einbasischen Säure; das normale Aluminiumhydrat $Al_2(OH)_6$, das normale Eisenoxydhydrat $Fe_2(OH)_6$ ist sechssäurig, sie binden 6 Moleküle einbasische, resp. 3 Moleküle zweibasische Säure.

Im Bereiche der organischen Chemie existieren ebenfalls zahlreiche Verbindungen, die sich ähnlich wie die anorganischen Basen verhalten. Dieselben kommen zum Teil fertig gebildet im Pflanzenkörper vor oder werden künstlich erzeugt. Erstere bedingen in vielen Fällen die medizinische Wirkung der Pflanzenstoffe, sie sind in reinem Zustande oder in Form von Salzen meist giftig, in geringen Mengen bringen sie vielfach im kranken Organismus heilkräftige Wirkungen hervor, so das Chinin, das Morphin, das Strychnin; ferner gehört hierher das Coniin der Schierlingspflanze, das Nicotin des Tabaks, das Theïn im Thee und Kaffee u. a. m. Diese vom Pflanzenreich gelieferten B. faßt man gewöhnlich mit dem Namen Alkaloide zusammen. Die nähere Konstitution der meisten derselben ist noch nicht erforscht. Sie verbinden sich mit Säuren zu Salzen, manche sind einsäurig, wie z. B. das Morphin $C_{17}H_{19}NO_3$, andere sind zweisäurig, so z. B. das Chinin $C_{20}H_{24}N_2O_2$. Ihre Salze betrachtet man meist als molekulare Verbindungen von Säure und Basis, so das neutrale chlorwasserstoffsaure Chinin als $C_{20}H_{24}N_2O_2$ HCl, das saure Salz $C_{20}H_{24}N_2O_2$ 2HCl.

Die Zahl der künstlich dargestellten organischen Basen ist außerordentlich groß, ihre Kenntnis verdankt man zumeist den Arbeiten von A. W. Hofmann und Würtz. Die meisten leiten sich auf einfachste Weise vom Ammoniak ab, und zwar dadurch, daß die Wasserstoffatome desselben durch Alkoholradikale ersetzt werden, und sie werden meist erhalten, indem man Ammoniak auf die Jodverbindung eines Alkoholradikals einwirken läßt, so z. B.:

$$NH_3+CH_3J=NH_2\,CH_3\,HJ.$$

Indem hier auf 1 Molekül Ammoniak 1 Molekül Jodmethyl wirkt, entsteht das jodwasserstoffsaure Salz eines Ammoniaks, in welchem 1 Atom Wasser-

stoff durch Methyl vertreten ist, oder ein Jodammonium, in welchem 1 Atom Wasserstoff durch Methyl ersetzt ist. Behandelt man dieses Salz mit Kalihydrat, so spaltet es sich ebenso, wie die Ammoniumsalze es thun, in ein substituiertes Ammoniak, das **Methylamin**, und liefert ferner Jodkalium und Wasser:

$$NH_2CH_3HJ + KOH = NH_2CH_3 + KJ + H_2O.$$

Auf gleiche Weise, wie hier die Methylgruppe in das Ammoniak eingeführt ist, können alle andern Alkoholradikale für ein Wasserstoffatom substituiert werden, und die Körper, welche ein einwertiges Alkoholradikal an Stelle eines Wasserstoffatoms des Ammoniaks enthalten, bezeichnet man als **primäre Basen, Amido-Basen** oder **Monamine**. Zu diesen Verbindungen gehören auch verschiedene Körper, die aus zwei oder drei Ammoniakmolekülen hervorgehen dadurch, daß ein zweiwertiges oder dreiwertiges Radikal substituierend auf je 1 Wasserstoffatom von zwei oder drei Ammoniakmolekülen wirkt, so z. B. das Phenylendiamin

$$C_6H_4\begin{cases}NH_2\\NH_2\end{cases} \text{ und das Triamidobenzol } C_6H_3\begin{cases}NH_2\\NH_2\\NH_2\end{cases}$$

Letztere sind primäre Diamido-, resp. Triamidobasen.

Läßt man auf eine primäre Base wieder die Jodverbindung eines Alkoholradikals wirken, so erhält man ein Ammoniumsalz, in welchem zwei Wasserstoffatome durch Alkoholradikale ersetzt sind, und dieses Salz liefert bei der Zersetzung ein Ammoniak, in welches an Stelle von zwei Wasserstoffatomen zwei Radikale eingeführt sind. So gibt das Methylamin NH_2CH_3 mit Jodäthyl C_2H_5J das jodwasserstoffsaure Salz des **Methyl-Äthyl-Amin** oder $NHCH_3C_2H_5$. Die diesem entsprechenden Basen werden **sekundäre** oder **Imidbasen** genannt.

Ferner läßt sich auch das dritte Wasserstoffatom des Ammoniaks substituieren, wodurch **tertiäre** oder **Nitrilbasen** entstehen; hierher gehört z. B. das **Triäthylamin** $(C_2H_5)_3N$, das Phenyl-Methyl-Äthylamin $C_6H_5CH_3C_2H_5N$.

Läßt man endlich noch auf eine tertiäre Base wieder eine Jodverbindung eines Radikals wirken, so erhält man ein Ammoniumsalz, in welchem alle vier Wasserstoffatome durch Radikale ersetzt sind; aus diesen Salzen läßt sich die Basis nicht mehr durch Alkali, wohl aber durch Behandlung mit Silberoxyd frei machen, man erhält dabei aber dann nicht mehr eine dem Ammoniak entsprechende Verbindung, sondern ein Ammoniumoxydhydrat, in welchem an Stelle der vier Wasserstoffatome der Ammoniumgruppe vier Radikale getreten sind; so z. B. das Tetraäthyl-Ammoniumoxydhydrat $(C_2H_5)_4NOH$.

Wie alle diese Basen sich vom Ammoniak NH_3 ableiten, so kennt man auch analoge Verbindungen, die sich auf den Phosphorwasserstoff PH_3, Arsenwasserstoff AsH_3, Antimonwasserstoff beziehen lassen, indem in diesen die Wasserstoffatome durch Radikale vertreten werden; man bezeichnet dieselben als **Phosphine, Arsine** und **Stibine**. Dieser Hinweis genügt, um anzudeuten, daß die Zahl der hierher gehörenden Verbindungen außerordentlich groß ist.

Basentello, s. Basantello.

Basento (Basiento, Basente, bei den Römern Casuentus), ein Fluß im Compartimento Basilicata in Unteritalien, entspringt südlich von Potenza am Monte-Arcosa in den Maddalenabergen, durchfließt eine einförmige Gegend, nimmt rechts den Camastra auf und ergießt sich nach einem Laufe von 130 km ziemlich wasserreich in den Busen von Tarent. Nahe seiner Mündung lag das schon zu der Zeit des Pausanias zerstörte Metapontion, im 6. Jahrh. v. Chr. gegründet. Von einem 55 m langen Tempel ragen noch 15 kannelierte dor. Säulen aus den Sandhügeln hervor.

Baseologie (grch.), Lehre von den Grundlagen, Fundamentalphilosophie; auch die chem. Theorie von den Basen.

Basford, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, 4 km von diesem Orte, an der in den Trent gehenden Lene und der Midlandeisenbahn, Mittelpunkt der Spitzen- und Strumpffabrikation aus Baumwolle, hat Spinnerei und Bleicherei und zählt (1881) 23327 E.

Basiasch (Bazias), Ort in der frühern Serbisch-Banatischen Militärgrenze, jetzt zum Temeser Komitat in Ungarn gehörig, auf dem linken Ufer der Donau, 11 km südsüdwestlich von Weißkirchen, erhielt in neuerer Zeit Bedeutung als Kohlenstation für die Donaudampfer und mehr noch als Endstation der von Wien über Pest, Szegedin und Temesvár nach der untern Donau führenden Eisenbahn, hat aber seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Temesvár-Orsova von seiner Bedeutung wieder vieles eingebüßt.

Basicität, s. Baseïtät.

Basidien nennt man bei der Pilzgruppe der Basidiomyceten (s. d.) die meist keulenförmig angeschwollenen Mycelfäden, an denen die Sporen gebildet werden.

Basidiomycēten, artenreiche Gruppe der Pilze, charakterisiert durch die Art der Sporenbildung. Von einem fädig verzweigten Mycelium, dessen Hyphen mit Querscheidewänden versehen sind, werden sehr mannigfaltig gestaltete Fruchtkörper gebildet, und auf diesen findet die Sporenentwickelung statt; es werden dabei von einzelnen Mycelfäden, die an der Spitze meist etwas keulenförmig angeschwollen sind und die man mit dem Namen **Basidien** bezeichnet, einzeln oder kettenförmig Sporen, sog. **Basidiosporen**, abgeschnürt. Je nach der Anzahl der abgeschnürten Sporen und auch nach der Lebensweise der hierher gehörigen Pilze teilt man die B. gewöhnlich in vier größere Familien ein: 1) **Uredineen** oder **Rostpilze**, schmarotzende Pilze, die auf den verschiedenartigsten Pflanzen leben. Das Mycel derselben lebt endophyt und bildet Sporenlager, die aus der Oberhaut der von dem Pilze befallenen Pflanzenteile hervorbrechen und aus einer großen Anzahl dicht nebeneinander stehender Basidien erzeugt werden; die Sporen werden einzeln oder reihenweise von den Basidien abgeschnürt. Hierher gehören unter andern eine große Anzahl für Kulturpflanzen sehr schädliche Parasiten. (Das Nähere s. unter **Uredineen**.) 2) **Hymenomyceten**, meist nicht schmarotzende Pilze, bei denen an jeder Basidie vier Sporen gebildet werden. Die Basidien stehen an bestimmten Stellen, und zwar stets auf der Außenseite der sehr verschiedenartig gestalteten Fruchtkörper; sie bilden an ihrem Scheitel vier pfriemenartige kurze Ästchen, die den Namen **Sterigmen** tragen, von denen jedes eine Spore abschnürt. Die Stellen, an denen die Basidien gebildet werden, sind mit einem hautartigen Überzug versehen, von dem aus sich die Basidien erheben

und der den Namen Fruchthaut oder Hymenium führt. In diese Familie gehören die große Mehrzahl derjenigen Pilze, die man im gewöhnlichen Leben als «Schwämme» bezeichnet, z. B. die Familie der Agaricini. (Das Nähere s. unter Hymenomyceten.) 3) Tremellinae oder Zitterpilze, unterscheiden sich von den Hymenomyceten nur durch die knorpel- oder gallertartige Beschaffenheit der Fruchtkörper. Sie wachsen meist an abgestorbenem Holze. Die hierher gehörigen Arten haben kein allgemeineres Interesse. 4) Gasteromyceten oder Bauchpilze; bei diesen befindet sich das Hymenium niemals an der Außenseite, sondern stets im Innern des Fruchtkörpers, der meist eine kugelige, bauchartige Gestalt hat. Die keulenförmig angeschwollenen Basidien bilden an ihrem Scheitel mehrere Sporen. Hierher gehören unter andern die unter dem Namen «Bovist» (s. d.) bekannten Pilze. (Das Nähere s. unter Gasteromyceten.)

Basidiosporen nennt man die auf den Basidien gebildeten Sporen (s. unter Basidiomyceten).

Basieren (von Basis, d. h. Grundlage), den Grund legen, befestigen, stützen.

Basilagōg (grch.), falscher, übelwollender Leiter oder Günstling eines Fürsten.

Basilan, span. Insel im südöstl. Asien unter 6° 30′ nördl. Br. und 121° 5′ östl. L. (von Greenwich) zwischen Mindanao und den Sulu-Inseln. Durch die Straße von B. wird dieselbe von Mindanao, durch den Kanal von Pilas von der westlich gelegenen Gruppe der Pilas-Inseln und durch den Kanal von Tapeantana von der südlichern Gruppe der Samar-Laut-Inseln getrennt. B., 66 km lang und 44 km breit, erstreckt sich mit etwa 1275 qkm von W. gegen O. In dieser Richtung wird dasselbe auch von einer Gebirgskette durchzogen, aus der sich im NW. und S. der Insel höhere Piks erheben. Die Bevölkerung ist nicht sehr zahlreich und besteht aus Malaien, welche den Tagalen auf den Philippinen und den Bewohnern der Sulu-Inseln sehr nahe verwandt sind. Die Erzeugnisse aus dem Tier- und Pflanzenreiche sind die der Philippinen. Hauptorte sind Maloza an der Südwest- und B. an der Südostküste der Insel. Beide liegen an Baien, welche gegen Stürme gesichert und für Schiffe von mittlerer Größe zugänglich sind. Dort findet auch der nicht sehr beträchtliche Handelsverkehr mit B., hauptsächlich von Manila aus, statt.

Basileus (grch.), König; auch Bezeichnung des zweiten Archon in Athen: Archon B.; Basileia oder Basilie, das Königtum.

Basilianer (Orden der), s. u. Basilius d. Gr.

Basilicata, neapolit. Provinz, s. Potenza.

Basilicum, Basilienkraut (Ocimum), Gattung der Familie der Labiaten, in Indien einheimisch, mit nur wenigen kleinen Arten, deren hauptsächlichstes, wenn nicht einziges Verdienst in dem angenehmen Duft des aromatischen Öles besteht, das in allen ihren Teilen reichlich enthalten ist. Indessen sind ihre dunkelgrünen, knapp umrissenen Büsche mit rosa-weißen, rosenroten oder purpurnen Blütenähren nicht ohne allen Zierwert. Man hält sie deshalb gern in Töpfen im Fenster der Wohnräume. Die Vermehrung geschieht durch Aussaat im Frühjahr. Zum Gedeihen bedürfen sie eines frischen, leichten Erdreichs. Man kultiviert nur zwei einjährige Arten, das große Basilienkraut (O. Basilicum) und das kleine (O. minimum), jenes einen runden Busch von 30 cm Höhe und Durchmesser darstellend, mit karmin- oder rosenroten Blüten, dieses viel niedriger, in der Regel mit weißen Blumen. Diese beiden Arten, oder wenigstens eine derselben, scheinen in Alt-Ägypten kultiviert worden zu sein, da man in Totenkammern der Pyramiden aus B. gebundene Kränze gefunden hat. Von der erstgenannten Art hat man mehrere ganz interessante Varietäten, unter diesen var. bullatum mit großen blasig aufgetriebenen Blättern und weißen Blumen, var. crispum mit großen, krausrandigen, oft bräunlich gefleckten Blättern und rötlichen Blüten, und var. violaceum, welches sich von der Stammart nur durch die violettpurpurne Färbung aller ihrer Teile unterscheidet.

Basilides, ein aus Syrien stammender, aber erst seit seiner Übersiedelung nach Alexandria zu größerm Einflusse gelangter Gnostiker aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Sein System ist eine Weiterbildung der Lehre seines ältern Zeitgenossen Saturnin, die Grundanschauung dualistisch, aber durch ihren sittlichen Ernst vor vielen verwandten Theorien sich auszeichnend, zugleich aber auch in ihrem wunderlichen mytholog. Eklektizismus und ihrer phantastischen Zahlenmystik vollständig von dem Grundzuge ihrer Zeit beherrscht. Um den Ursprung des Bösen zu erklären, nahm er eine anfängliche Mischung geistiger und materieller Elemente in der von untergeordneten Geistern herrührenden Schöpfung an, deren allmähliche Scheidung die Aufgabe der Erlösung ist. Besonders merkwürdig erschien den ältern Kirchenlehrern seine Annahme von 365 aus dem obern Lichtreiche (der Ogdoas) stufenweise emanierten Geisterreihen, deren Zahl durch den Geheimnamen des unbekannten Gottes, Abrasax, angedeutet wurde. Von den Schriften des B. und seines Sohnes Isidor, meist ethischen Inhalts, sind noch Fragmente vorhanden. Seine Schule hat eine sehr reiche Entwickelung erlebt, und aus dem ältern basilidianischen System ging frühzeitig eine unter dem Einflusse stoischer Philosophie wesentlich modifizierte Lehre hervor, welche der Verfasser der sog. «Philosophumena» nach einer basilidianischen Schrift ausführlich geschildert hat. Vgl. Jacobi, «Basilidis philosophi sententia» (Berl. 1852); Uhlhorn, «Das basilidianische System» (Gött. 1855); Hilgenfeld im Anhange zu seiner «Jüdischen Apokalyptik» (Jena 1857).

Basilika, ursprünglich königl. Halle, Amtssitz des Archon Basileus der alten Athener, ist der Name einer Gebäudegattung, die besonders bei den antiken Römern zu eigentümlicher Ausbildung gekommen und dann auf eine besondere Art der christl. Kirche übertragen worden ist. Die Basiliken des Altertums dienten gleichzeitig dem kaufmännischen Verkehr und der bürgerlichen Rechtspflege; sie bestanden aus zwei Hauptteilen, dem Tribunal (Apsis), welches, mit halbkreisförmiger Grundform, die Sitze der Richter enthielt, und dem Raume für das Publikum, der meist eine oblonge Grundfläche hatte und mit Säulenhallen umgeben war. Der Haupteingang befand sich meist gegenüber der Apsis. Solche Gebäude waren im Römischen Reich sehr häufig; doch haben sich nur geringe Reste davon (am besten zu Pompeji und Rom) erhalten.

Basiliken hießen auch gewisse Säle in den größern Privatpalästen, welche eine den Gerichtsbasiliken ähnliche Anlage hatten. Dieselben wurden von den ältesten Christen zu ihren heimlichen Versammlungen benutzt, und dienten dann, weil zur Aufnahme

von Versammlungen im hohen Grade geeignet, als Vorbild für die Anlage der ersten christl. Kirchen. Im Laufe der Jahrhunderte wurde diese ursprüngliche Form dann natürlich, den erweiterten Bedürfnissen entsprechend, vielfach umgestaltet und künstlerisch weiter ausgebildet. Die charakteristischen Grundzüge einer christlichen B. sind: Einteilung des Raums für die Gemeinde in mehrere Schiffe durch Säulen, resp. Pfeilerreihen, überhöhtes Mittelschiff mit Oberfenstern und besonderer Raum für den Altar und die Priesterschaft (Apsis, Chor). Dazu kam dann oft noch ein mit Säulenhallen umgebener Vorhof mit Brunnen und eine Vorhalle. Später wurde neben der B. oft auch ein Glockenturm erbaut. Die Decken waren von Holz und ließen meist die Dachkonstruktion sichtbar. Die ältesten christl. Basiliken befinden sich in Rom und Ravenna; die interessantesten sind San-Clemente, San-Paolo fuori le mura, San-Lorenzo fuori le mura, Sta.-Pudenziana, Sta.-Maria Maggiore, Sta.-Sabina, Sant'-Agnese und Sta.-Prassede, sämtlich zu Rom. Aus der altchristlichen B. entwickelte sich durch weitere architektonische Ausbildung, besonders des Chorbaues, die romanische B., deren Decken ebenfalls anfangs von Holz waren, aber bald durch Kreuzgewölbe ersetzt wurden, und die gotische B. Das charakteristische Merkmal einer mittelalterlichen B. ist das überhöhte Mittelschiff mit Oberfenstern. Im 19. Jahrh. haben König Ludwig I. von Bayern und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Form der altchristl. Basiliken für Kirchen wieder aufgenommen. Die B. des heil. Bonifacius zu München, die Kirche St. Jakob zu Berlin, die Friedenskirche zu Potsdam sind die wichtigsten Beispiele.

Vgl. von Quast, «Die Basiliken der Alten» (Berl. 1845); Reber, «Die Urform der röm. Basiliken» in den «Mitteilungen der Österreichischen Centralkommission für Baudenkmale» (14. Jahrg., Wien 1869); Zestermann, «Die antiken und christl. Basiliken» (Lpz. 1847); Weingärtner, «Ursprung und Entwickelung des christl. Kirchengebäudes» (Lpz. 1858); Mothes, «Die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte» (Lpz. 1865); Canina, «Ricerche sull' architettura più propria dei templi cristiani» (Rom 1846); von Quast, «Über Form, Einrichtung und Ausschmückung der ältesten christl. Kirchen» (Berl. 1853); Meßmer, «Über Ursprung, Entwickelung und Bedeutung der B.» (Lpz. 1854); Hübsch, «Die altchristl. Kirchen» (Karlsr. 1863); von Quast, «Die altchristl. Bauwerke von Ravenna» (Berl. 1842).

Basiliká, d. h. Königsgesetze, nennt man das unter dem griech. Kaiser Basilius Macedo (gest. 886) vorbereitete Gesetzbuch des griech. Kaiserreichs, welches sein Sohn Leo der Weise (886—911) vollendete. Es besteht aus 60 Büchern und ist eine Umarbeitung des Justinianeischen Gesetzwerks mit Berücksichtigung mancher unterdes geänderter Verhältnisse. Die Basiliken haben großen Wert für die Auslegung des Corpus juris, sind aber nicht mehr vollständig erhalten. Die Hauptausgaben sind von Fabrot (7 Bde., Par. 1647; ergänzt durch Ruhnken und Reitz, «Supplementum operis Basilici Fabrotiani», Leid. 1765) und neuerlich von C. W. E. Heimbach (Bd. 1—5, Lpz. 1833—50; ergänzt durch «Supplementum» von C. E. Zachariä von Lingenthal, Lpz. 1846, Bd. 6, enthaltend «Prolegomena» und «Manuale», 1870). Das Gesetzeswerk wurde schon bald nach seiner Redaction mit Scholien versehen, die besonders als Reste der griech. Übersetzungen der Justinianeischen Rechtsbücher von Bedeutung sind. Später wurden diese Scholien in den Handschriften vermehrt, verändert und zusammengefaßt, und andere Arbeiten zur Erleichterung des Gebrauches entstanden: so alphabetisch geordnete Auszüge aus den Basiliken (sog. Synopsis oder Ekloge). Noch im 14. Jahrh. bringt der «Prochiron» des Konstantinus Harmenopulus Auszüge aus den Basiliken (herausg. von Heimbach, Lpz. 1851).

Basilisk, eine Gattung Eidechsen mit hohen Hautlappen auf Rücken und Schwanz, kurzem, dickem Kopfe, kleinem Rumpfe und peitschenartigem, dünnem Schwanze, welche im allgemeinen dem Leguan gleicht, von Insekten lebt und sich auf den Waldbäumen des südl. Amerika in der Nähe der Flüsse aufhält. Der gemeine B. (Basiliscus mitratus) wird höchstens 1 m lang und zeichnet sich durch eine große, dreieckige Kopfklappe aus, die er aufblähen kann. Er schwimmt gern und stürzt sich bei Gefahr in das Wasser. Der indische B. (Lophura tigrina) gehört einer andern Gattung an, wird über 1 m lang, lebt wie die erstere und hält sich in Amboina auf. — In der schon bei Plinius vorkommenden Fabel tritt der B., der mit dem der gegenwärtigen Zoologie nichts gemein hat, als eine ungeheuere Schlange auf, die durch ihren Blick (Basiliskenblick) tötet und durch ihre fürchterliche Stimme alles Lebende aus ihrer Nähe vertreibt. Die Schriftsteller des Mittelalters haben dieses Wesen noch abenteuerlicher ausgestattet, es oft abgebildet, z. B. Aldrovandi, und lassen es aus dem Ei eines Hahns durch Kröten und Schlangen ausgebrütet werden. Die morgenländ. Völker geben ihrem B. eine Gestalt, die aus Hahn, Kröte und Schlange zusammengesetzt und sich auch in chines. Zeichnungen angedeutet findet.

Basilius I., byzant. Kaiser, Stifter der sog. macedon. Dynastie, geb. 813 in der Gegend von Thessalonich oder Adrianopel, entstammte einer Familie gräcisierter Slawen. In jungen Jahren längere Zeit Sklave in bulgar. Gefangenschaft, gelangte er 838 nach Konstantinopel, wo er, ein schöner Jüngling von riesenhafter Stärke, zuerst Stallmeister am Hofe des Kaisers Theophilus und 850 Stallmeister des Kaisers Michael III. wurde. Im J. 865 zum Oberkammerherrn ernannt, wurde B. der vertrauteste polit. Ratgeber Michaels. Es gelang ihm, seinen Hauptgegner, des Kaisers mächtigen, aber unpopulären Oheim Bardas, aus dem Wege zu räumen (21. April 866), worauf er zum Patricius und zum Präfekten der Hauptstadt, und am 26. Mai 866 zum Cäsar und Mitregenten erhoben wurde. Bald aber entzweite sich B. mit Michael und ließ letztern am 23. Sept. 867 aus dem Wege räumen.

B. führte nun eine tüchtige und thatkräftige Regierung, nur daß er, auch als Kaiser kein Verehrer höherer Bildung, dem Aberglauben seiner Zeit ergeben blieb und zuweilen Züge despotischer Grausamkeit nicht zu unterdrücken vermochte. Aber er besaß einen scharfen praktischen Verstand, große Intelligenz und unermüdliche Thätigkeit. Dank seiner großen Klugheit vermied er es, sich mit den Parteien der Kirche zu verfeinden. Persönlich orthodox, stand er sich mit der rechtgläubigen Kirche gut; leider lag in dieser Richtung auch die Überwältigung (87[illegible]) der Paulicianer in Asien. Dagegen förderte B. die Christianisierung der Slawen in Griechenland, stellte Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung her

und trug für tüchtige Rechtspflege Sorge. Die Verhältnisse zu der röm. Kurie, die namentlich durch den Streit zwischen Rom und Byzanz um die geistliche Herrschaft über die Bulgaren sehr gespannt geworden waren, wußte B. wenigstens erträglich zu gestalten, er verstand es auch trotz vieler Schwierigkeiten, sich mit den deutschen und ital. Herrschern fränk. Stammes zu vertragen. Sehr wechselvoll waren die langwierigen Kämpfe mit den Arabern auf der langen Linie von Cilicien bis nach Italien und Sicilien. Während 878 mit dem Fall von Syrakus letztere Insel völlig in die Hände der Araber geriet, wurde andererseits 875 ihnen Bari abgenommen, auch gelang es, die Araber aus Calabrien zu vertreiben, und die griechische Flotte erfocht 881 in den peloponnes. Gewässern große Erfolge. Im J. 877 wurde auch die byzant. Hoheit über die dalmatin. und kroat. Slawen hergestellt. B. starb am 29. Aug. 886 n. Chr.

Basilius II., byzant. Kaiser, war ein Sohn des Kaisers Romanus II. und der Theophano. Geboren 957, kam B. zur Herrschaft erst nach Ablauf der trefflichen Regierungen der Kaiser Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes, die sich aber nur als seine Vertreter angesehen hatten. Als letzterer am 10. Jan. 976 gestorben war, hatte B. lange gegen die Bevormundung des mächtigen und herrschsüchtigen Staatsratspräsidenten Basilius anzukämpfen. Ein Aufstand des Generals Bardas Skleros, der aus Abneigung gegen den regierenden Minister als Prätendent in Asien auftrat, wurde mit Mühe 979 überwältigt. Inzwischen hatten die sicil. Araber Angriffe auf Mittelitalien gemacht und namentlich hatte der bulgar. Held Samuel den größten Teil der innern Landschaften der Balkanhalbinsel erobert, Prespa zu seiner Hauptstadt gemacht und Raubzüge bis zum Peloponnes unternommen. Erst 981 konnte B. gegen ihn zu Felde ziehen. Aber eine schlimme Niederlage bei Triaditza nötigte B. zu langen reorganisatorischen Arbeiten. Die Energie und Strenge des Kaisers machte ihm viele Feinde, und noch 987 empörte sich der General Bardas Phokas in Asien. Nachdem dessen plötzlicher Tod (April 989) bei Abydos dem Bürgerkriege ein Ende gemacht hatte, enthob der Kaiser den Basilius seines Amtes und trat nun mit voller Kraft als Alleinherrscher auf. Während er in Italien nur durch seinen General die Kämpfe mit Arabern und mit den sächs. Kaisern führen ließ, während seine Heerführer (und er selbst persönlich 991 und 995) andauernd mit Erfolg auf der Linie von Georgien bis Damaskus fochten, war seine Hauptaufgabe die Zertrümmerung des bulgar. Reiches. Seit 990 währte dieser furchtbare Kampf. Im J. 996 war das Schicksal der Bulgaren entschieden und 1018 war das bulgar. Reich vollständig zu Grunde gerichtet und wurde in eine griech. Provinz verwandelt. Im J. 1019 feierte B. in Athen ein großes Siegesfest und zog dann triumphierend in Konstantinopel ein. Er starb Dez. 1025.

Basilius, der Große genannt, geb. 330 zu Cäsarea in Kappadocien, studierte zu Konstantinopel und Athen in den Schulen heidnischer Philosophen, trat auch in seiner Vaterstadt zuerst als Rhetor auf, ward dann aber durch das Beispiel seiner Mutter Emmelia und seiner Schwester Makrina auf Weltflucht und ascetisches Leben hingewiesen. Dieser mönchischen Zurückgezogenheit ward B. jedoch 364 entzogen durch die Weihe zum Presbyter in Cäsarea. Im J. 370 ward er Bischof von Cäsarea und starb 1. Jan. 379. Ein geistvoller Prediger und gelehrter Theolog, aber noch größer als Kirchenfürst, genoß er unter den griech. Kirchenvätern das größte kirchliche Ansehen, nicht bloß wegen seines hervorragenden Anteils an dem Kampfe wider die Arianer und an der theol. Verständigung zwischen Morgenländern und Abendländern (Homoiusiasten und Homousiasten), sondern namentlich in Anerkenntnis seiner Verdienste um die Regelung der Kirchenzucht, des Gottesdienstes und der Verhältnisse der Geistlichkeit, und vor allem wegen seiner erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens. Die griech. Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen und feiert sein Fest den 1. Jan. Die Mönche und Nonnen sowohl dieser als auch der übrigen orient. nicht unierten Kirchen folgen fast durchaus der nach B. benannten Regel. Auch in Italien gab es sonst, und in Sicilien und Amerika gibt es noch jetzt Klöster dieser Gattung, welche den Orden der Basilianer bilden. Die auf B. zurückgeführten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut sind die Regeln aller Ordensgeistlichen der Christenheit, obgleich er eigentlich nur Stammvater der morgenländ. Ordensgeistlichen ist. Unter seinen Schriften, die am besten von Garnier (3 Bde., 1721—30) und von den Benediktinern (3 Bde., Par. 1739) herausgegeben wurden, besonders unter den moralischen und ascetischen, sind viele, deren Echtheit bezweifelt wird. Vgl. Klose, «B. der Große, nach seinem Leben und seiner Lehre» (Stralf. 1835); Böhringer, «Die Kirchengeschichte in Biographien» (1. Bd., 2. Abteil., Zür. 1842). — B., Bischof von Ancyra, das Haupt der Semiarianer, deren Lehren er gegen Eudoxus mit großem Eifer verteidigte, wurde, ungeachtet er beim Kaiser Konstantinus hohe Gunst genoß, 360 durch das Konzil zu Konstantinopel abgesetzt und nach Illyrien verwiesen.

Basilius (Valentinus), bedeutender Schriftsteller und Forscher aus der letzten Zeit der Alchimisten, soll angeblich am Oberrhein geboren sein, in seiner Jugend große Reisen durch Spanien, die Niederlande und England gemacht und 1413 im Peterskloster in Erfurt gelebt haben. In seinen zahlreichen Schriften findet sich ein wunderbares Gemisch von mystischer Schwärmerei und wahrem Forschungsdrang, der sich in letzter Instanz zwar immer auf die Auffindung des Steins der Weisen richtet, aber außerdem eine Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen verrät, wie sie zu seiner Zeit bei keinem andern gefunden wird. Er kannte das metallische Arsen genau, wußte, daß es mit Schwefel eine rote Verbindung eingehe, er erwähnt zuerst des Wismuts, des Zinks. Das Quecksilber stellte er durch Destillation von Sublimat mit Kalk in reinster Form dar, er beschrieb die Darstellung des Knallgoldes und kannte seine explosive Wirkung. Quecksilbersalpeter und Bleizucker stellte B. zuerst dar; er erhielt Eisenvitriol durch Lösen von Eisen in Schwefelsäure und beschreibt die Bereitung des Grünspans. Aus dem Schwefelspießglanz schied er metallisches Antimon ab und bereitete eine ganze Reihe von Antimonverbindungen: das Antimonglas, die Spießglanzblumen, Goldschwefel, Spießglanzbutter u. s. w. Er führte die Antimonpräparate in die Medizin ein und glaubte damit auf gleiche Weise den kranken Körper heilen zu können, wie nach seiner Beobachtung unreines Gold durch Schmelzen

mit Spießglanz von seiner **Krankheit** befreit und geläutert wird. Von größter Bedeutung für die Chemie ist seine Entdeckung der Salzsäure geworden, die er durch Destillation von Kochsalz mit Vitriolöl erhielt. In der Untersuchung der Metalle bewies er große Geschicklichkeit. Seine Schriften sind erst lange nach seinem Tode gesammelt und dann später mehrfach herausgegeben worden, es ist bislang noch ungewiß, ob die Originale in deutscher oder lat. Sprache verfaßt waren. Die wichtigsten derselben sind: «Currus triumphalis Antimonii» («Der Triumphwagen des Antimon»); «De magno lapide antiquorum Sapientum» («Vom großen Stein der uralten Weisen»); «Repetitio de etc.» («Wiederholung u. s. w.»); «Apocalypsis chemica» («Offenbarung der verborgenen Handgriffe»); «Testamentum ultimum» («Letztes Testament»); «Conclusiones» («Schlußreden»). Gesammelt wurden seine Schriften am vollständigsten von Petraus (3 Tle., Hamb. 1717). Vgl. Kopp, «Geschichte der Chemie» (4 Bde., Braunschw. 1843—47).

Basin (frz.), geköperter Barchent.

Basingstoke, Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, nordöstlich von Winchester, 77 km südwestlich von London, inmitten einer fruchtbaren, gut angebauten und zum Teil bewaldeten Gegend, zählt (1881) 6681 E., ist Eisenbahnknotenpunkt und betreibt Handel mit Steinkohlen und Getreide. B. ist durch den 68 km langen Basingstokekanal mit der Themse und damit mit London verbunden.

Basis (grch.) nennt man im allgemeinen die Grundlage einer Sache. — In der Geometrie versteht man unter B. diejenige Seite einer geradlinigen Figur oder diejenige ebene Grenzfläche eines Körpers, welche als die unterste gedacht wird, sodaß die ganze Figur oder der ganze Körper darauf ruht. Es ist häufig willkürlich, welche Seite oder Seitenfläche man als B. ansehen will. Im gleichschenkeligen Dreieck nimmt man gewöhnlich die ungleiche Seite zur B., im Prisma immer eine von zwei parallelen und kongruenten Grenzflächen, sodaß also im Parallelepipedum jede Grenzfläche zur Grundfläche genommen werden kann. Die Pyramide und der Kegel haben eine bestimmte B. — In der Geodäsie ist die B. eine gerade Linie von beträchtlicher Länge, die auf der Oberfläche der Erde mit größter Sorgfalt, meist mit Meßstangen, gemessen, und auf welche dann durch Winkelmessung und Rechnung ein weitausgebreitetes Netz von Dreiecken begründet wird. Der Zweck dieser Operationen ist entweder die Vermessung eines ganzen Landes oder die Bestimmung der Größe eines Meridianbogens und somit zugleich der Größe und Gestalt der Erde. Beim Potenzieren ist B. diejenige Zahl, welche so oft mit sich selbst multipliziert werden soll, als der Exponent angibt. Beim Logarithmieren wird B. die Zahl genannt, welche, mit dem Logarithmus potenziert, den Numerus ergibt. Beim Briggschen Logarithmensystem ist die B. 10, beim natürlichen oder Neperschen System ist sie nur annähernd ausdrückbar 2,71828 .... — In der Kriegskunst versteht man unter B. die Grundlage der Operationen, welche durch einen Landstrich mit festen Punkten oder eine befestigte Stromlinie gebildet wird, sodaß nicht allein die Zufuhr von Verpflegung, der Ersatz an Mannschaften und Material gesichert ist, sondern auch die Operationen eine kräftige Stütze daran finden. In dieser Hinsicht unterscheidet man die ökonomische und strategische B., welche meist, aber nicht immer, zusammenfallen. Die ökonomische B. enthält die Bedürfnisse des im Felde operierenden Heers, welche in Magazinen, Depots u. s. w. an bestimmten Plätzen in Bereitschaft gehalten werden. Solche Plätze, Waffenplätze genannt, müssen gegen Unternehmungen des Feindes vollständig gesichert, d. h. es müssen Festungen sein. Die strategische B. gibt der Armee durch günstige Terrainverhältnisse oder feste Punkte den sichern Ausgang für die Offensive und, im Fall eines Rückzugs, den Rückhalt für die Verteidigung. Von der B. gehen die Operationslinien, d. h. die Richtungen aus, nach welchen die Armee dem Operationsplane gemäß sich bewegt, nach denjenigen Punkte (Objekte) hin, auf welchen die Operationen gerichtet sind. Man sagt, Operationen seien wohl basiert, wenn die Lage und Beschaffenheit der zu Magazinen und Depots eingerichteten Plätze wie der Subjekte den Verlauf der Operationen der Wahrscheinlichkeit nach sicherstellen. Von großem Werte ist es, wenn die Verbindungslinie der Subjekte ein größerer, von Eisenbahnlinien begleiteter Strom bildet, der die Kommunikation der Magazine untereinander auf eine sichere und bequeme Weise vermittelt und zugleich den Rückzug einer geschlagenen Armee unter den Schutz der Festungen deckt. In der Regel wird sich die B. im Rücken einer operierenden Armee befinden und um so günstiger sein, je reicher sie ist und je näher sie sich der Armee befindet. Entfernt sich eine Armee so weit von ihrer B., daß der Nachschub der Bedürfnisse unsicher und unbequem wird, so muß sie Bedacht nehmen, eine neue B. anzulegen. Deutschland hatte bis 1870 für einen Offensivkrieg gegen Frankreich in der befestigten Rheinlinie seine natürliche B. Die territorialen Umgestaltungen, welche der Krieg von 1870/71 im Gefolge hatte, werden künftig gestatten, die Operationen auf Metz und Straßburg zu basieren.

Basis, in der Chemie, s. Basen.

Basische Salze, s. unter Salze.

Basität, s. Baseität.

Basite nannte Bernh. von Cotta im Gegensatz zu den Aciditen (s. d.) diejenigen Eruptivgesteine, welche sich durch einen geringen Gehalt an Kieselsäure charakterisieren. Wie bei den Aciditen unterschied Cotta, je nachdem dieselben an der Oberfläche oder in der Tiefe zur Erstarrung gelangten, vulkanische B. (Basalte, Dolerite) und plutonische B. (Diabas, Gabbro, Melaphyr, Porphyrit).

Basken, bei den Spaniern Vascongados, in ihrer eigenen Sprache Euscaldunac, ein merkwürdiger Volksstamm, welcher um den Winkel des Golfs von Biscaya zu beiden Seiten des Westflügels der Pyrenäen, in der südwestlichsten Ecke Frankreichs und einem Teile des nördl. Spaniens wohnt und den letzten Rest des einst über die ganze Pyrenäische Halbinsel und das südl. Gallien, in vorhistor. Zeit wahrscheinlich noch viel weiter nach Norden verbreiteten Volks der Iberer (s. d.) bildet. Die Aquitanier Cäsars und der röm. Kaiserzeit im südwestl. Gallien zwischen Garonne und Pyrenäen, von denen zum Teil die französischen B. abstammen, waren nur ein mit einem besondern Namen belegter Zweig der Iberer, der seinerseits in zahlreichere kleinere Völkerschaften zerfiel. Obgleich die B. selbst gern die durch ihre Kämpfe mit den Römern berühmt gewordenen Cantabrer für ihre Vorfahren erklären, so sind doch nur die Caristier, Varduler und Autrigonen, welche das Gebiet der heutigen

baskischen Provinzen, und die Basconen, welche zur Römerzeit Navarra bewohnten, als solche zu betrachten. Als später die Basconen ihre Herrschaft auch über die verwandten Stämme in Alava, Guipuzcoa und Biscaya ausdehnten, wurde ihr Name zugleich auf diese übertragen, und als noch später, im 6. Jahrh., die Basconen auch die Herrschaft über einen Teil von Aquitanien erlangten, machte sich deren Name in der Form Gasconier auch nördlich der Pyrenäen heimisch. Als Spanien von den Arabern unterworfen wurde, hielten sich die B. unabhängig; auch unter den Karolingern hatten sie ihre eigenen Herzöge. Nur Navarra war von den Mauren bis 806 teilweise besetzt; nach der Eroberung durch Ludwig den Frommen wurde es zum Königreich unter den Familien Bigorre und seit 1494 d'Albret. Ferdinand der Katholische eroberte den südlich von den Pyrenäen gelegenen Teil (Obernavarra), und Niedernavarra kam durch Vermählung der Erbin Jeanne d'Albret mit Anton, dem Vater Heinrichs IV., an das Haus Bourbon. Die bask. Landschaften Labourd und Soule schlossen sich an Guienne an, kamen mit demselben an England und wurden erst 1453 dauernd mit Frankreich vereinigt. Die eigentlichen bask. Provinzen Guipuzcoa, Alava, Biscaya vereinigten sich schon 1202 mit Castilien durch Vertrag mit Alfons VIII., durch welchen sie sich ihre Rechte (Fueros) wahrten. In neuern Zeiten haben sie sich wiederholt gegen die konstitutionelle Regierung in Madrid und für die karlistische Partei erhoben.

Das französische Baskenland (Pays Basque) erstreckt sich gegenwärtig nur noch über einen Teil des franz. Depart. Niederpyrenäen und begreift etwa 6000 qkm mit 145000 E., welche sich in die drei Kantone Labourd oder das Labourdan (bask. Lapurta, bei den Römern Lapurdum) mit 66000, Soule (bask. Zuberna) mit 34000 und Niedernavarra (Cize, Ostabaret und Mixe) mit 45000 E. verteilen. Die bedeutendsten Städte sind Bayonne, das jedoch jetzt fast ganz französiert ist, und St.-Jean-de-Luz, welches gegenwärtig als der Hauptort des franz. Baskenlandes gelten kann. Der frühere Mittelpunkt der bask. Bevölkerung war Ustaritz (d. i. Gerichtseiche), wo die Ältesten in ihrem Bilcar (d. i. Rat der Alten) unter einer (in der französischen Revolution zerstörten) Eiche zusammentraten und über die Angelegenheiten des Volks beratschlagten. Die Industrie der französischen B. ist unbedeutend. Getreide-, Obst- und Weinbau, letzterer jedoch nur mittelmäßig, sowie Viehzucht, Fischerei (besonders auf Sardellen und Thunfische), auch etwas Bergbau sind die Nahrungsquellen der Bewohner. Die Höhen sind mit dichten Waldungen von Eichen und Kastanien bedeckt.

Das spanische Baskenland begreift einesteils das Königreich (Provinz) Navarra, welches auf 10478 qkm (1877) 304184 E. zählt, die größtenteils, besonders in den nördlichern und gebirgigern Teilen B. sind, anderntei1s die drei sog. baskischen Provinzen oder Vascongadas Biscaya oder Bilbao, Guipuzcoa und Alava oder Vittoria), welche zusammen auf 7204 qkm (1877) 450352 E. zählen. Die Gesamtsumme der B. in Spanien mag etwa 600000 betragen. Die spanischen B. haben mehr noch als die französischen ihre Nationalität bewahrt. Sie sind glühende Patrioten, stolz auf die Vorrechte ihres Landes, auf das Alter und den Ruhm ihrer Nation. Ihre Sitten sind einfach, ihr ganzes Leben hat noch einen patriarchalischen Anstrich. Alles, was die B. Auffälliges und Eigentümliches haben, stammt aus alter iber. Zeit. Es ist noch dieselbe Unerschrockenheit, Abhärtung und Ausdauer, dieselbe Freiheitsliebe und Tapferkeit, aber auch Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, wie sie schon Hannibal zu schätzen wußte. Ihr Körperbau ist schön und stark, die Sitten sind einfach, die Trachten der Landbewohner noch altertümlich. Ein gewisser Wohlstand ist gleichmäßig verbreitet. Von feudalem Wesen hat das Land nie etwas gekannt; die zahlreichen Wohlhabendern hausen zum großen Teil noch in halbzerfallenen Burgen und viereckigen Türmen, Casas solas genannt. Die B. sind verschmitzte Schmuggler, tüchtige Soldaten, fleißige Ackerbauer, industriöse Werkleute, kühne Matrosen und Jäger. Mit den übrigen Bewohnern der Iberischen Halbinsel teilen sie den Hang zu ausgelassener Fröhlichkeit und die leichte Erregbarkeit, doch kommt es bei ihnen fast nie zu blutigen Excessen. Sie sind fleißige und gewissenhafte Arbeiter; besonders zeichnen sich die bask. Frauen vor den übrigen Spanierinnen durch Häuslichkeit und Thätigkeit vorteilhaft aus. Ihre alten bürgerlichen und polit. Gesetze, Rechte und Freiheiten wußten die B. Jahrhunderte hindurch gegen den königl. Absolutismus zu behaupten, und ebenso hartnäckig widersetzten sie sich später dem modernen Konstitutionalismus. Nach dem Tode Ferdinands VII. schlossen sie sich Don Carlos an, weil sie in diesem den Beschützer ihrer alten Volksfreiheiten erblickten, und Navarra und die drei Baskischen Provinzen bildeten den eigentlichen Herd des karlistischen Aufstandes. Erst mit dem Vertrage zu Bergara (1839) erfolgte ihre Unterwerfung unter die konstitutionelle Regierung und im Juli 1876 wurden die letzten der in den Baskischen Provinzen bisher noch geltenden Sonderrechte (s. Fueros) aufgehoben. Neuerdings waren die Baskischen Provinzen mit Navarra wiederum der Hauptherd und Schauplatz des Karlistenkriegs. (S. Spanien.) Vgl. W. von Humboldt, «Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens» (Berl. 1821); Mazure, «Histoire du Béarn et du Pays Basque» (Pau 1839); Iztueta, «Guipuzcoaco Provinciaren condaira edo historia» (San-Sebast. 1847); Michel, «Le Pays Basque» (Par. 1857); Garat, «Origine des Basques de France et d'Espagne» (Par. 1869); Bladé, «Études sur l'origine des Basques» (Toulouse 1869); Cénac Moncaut, «Histoire des peuples Pyrénéens» (3. Aufl., 4 Bde., Par. 1874).

Die Sprache, welche das Volk der B. spricht, wird von ihnen selbst Euscara, Eskuara oder Esquera genannt. Sie ist nach W. von Humboldts «Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens», abgesehen von den Veränderungen, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte erfahren, im allgemeinen die der alten iber. Bewohner Spaniens und Aquitaniens. Die Turbetaner in Bätica, die Lusitanier, die Cantabrer, Autrigonen, Barduler, Basconen und Aquitanier sprachen nur Dialekte ein und derselben Sprache, welche ebenso wie das heutige Baskische mit den Sprachen der benachbarten kelt. Völker in ihrem ganzen Organismus nicht die geringste Verwandtschaft zeigt. Es werden drei Dialekte unterschieden: der labortanische, guipuzcoanische und vizcaische, in dieser Ordnung von Osten nach Westen im bask. Sprachgebiete folgend. Doch ist überall das Baskische zu einer Volksmundart

herabgesunken. Die Gebildeten sprechen seit langer Zeit im Norden der Pyrenäen französisch und in den Baskischen Provinzen spanisch. Ein eigenes Schriftentum hat sich in dieser Sprache nie entwickelt. Nur aus älterer Zeit kennt man einige Bruchstücke von Volksliedern, deren angebliches hohes Alter aber zweifelhaft ist. Doch singt noch jetzt das Volk zu seinen Nationaltänzen Lieder in Euscara, welche Iztucta in den «Guipuzcoaco dantza gogoangarrien condaira» (San-Sebast. 1824) aufgezeichnet hat. Andere bask. Lieder sind gesammelt in «Euscaldun anciñaco ta ara leda-bicico etorquien» (San-Sebast. 1826) und einiges in deutscher Übersetzung in Ellisens «Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie» (Tl. 1, Lpz. 1846). In der franz. Soule finden von alters her an gewissen Festtagen dramatische Vorstellungen statt, welche ihre Stoffe, ähnlich den Mysterien, teils der Bibel oder Heiligenlegende, teils den mittelalterlichen epischen Sagenkreisen, teils wohl auch alten nationalen Überlieferungen entlehnen. Eine Analyse von 34 solchen Stücken gibt Michel in «Le Pays Basque, sa population, sa langue, ses mœurs, sa littérature et sa musique» (Par. 1857), der auch in «Le Romancero du Pays Basque» (Par. 1859) eine Anzahl volkstümlicher Erzählungen mitgeteilt hat. Was sonst in bask. Sprache gedruckt ist, besteht fast nur in Religionsbüchern, mit wenigen Ausnahmen nur Übersetzungen. Originalwerke sind jedoch Iztuetas Geschichte von Guipuzcoa und Hiribarrens Geschichte der B., beide der neuern Zeit angehörig. Unter den ebenfalls erst seit dem 18. Jahrh. von patriotischen B. unternommenen, wenn auch noch unkritischen Versuchen, die Sprache grammatisch zu konstruieren und etymologisch-lexikalisch zu verzeichnen, sind zu nennen: die Grammatik des Jesuiten Larramendi «El imposible vencido» (Salamanca 1729); dessen «Dicionario trilingue castellano, bascuence y latin» (2 Bde., San-Sebast. 1745; neue Aufl. 1853); Astarloa, «Apologia de la lengua bascongada» (Madr. 1803); Erro y Aspiroz, «Alfabeto de la lengua primitiva de España» (Madr. 1806) und dessen «El mondo primitivo» (Madr. 1815). Vgl. Lecluse, «Grammaire basque» (Toulouse 1826); Abbadie und Chaho, «Études grammaticales de la langue euskarienne» (Par. 1836); Adelung im 2. Bande (Berl. 1809) und W. von Humboldt im 4. Bande (Berl. 1817) des «Mithridates». In neuerer Zeit haben sich namentlich Chaho, der auch ein großes «Dictionnaire basque» (Lief. 1 u. 2, Bayonne 1856) begonnen, Prinz Louis Lucian Bonaparte («La langue basque et langues finnoises», Lond. 1862) und in Deutschland Mahn («Bask. Sprachdenkmäler», Berl. 1857) um das Baskische verdient gemacht. Zu nennen ist noch aus neuester Zeit: J. Vinson, «Documents pour servir à l'étude historique de la langue Basque» (Bayonne 1874); van Eys, Essai de grammaire de la langue basque» (Amsterd. 1867); derselbe, «Dictionnaire basque-français» (Par. 1873); derselbe, «Grammaire comparée des dialectes Basques» (Par. 1879); Ribary, «Essai sur la langue Basque» (aus dem Ungarischen, Par. 1877).

Baskerville (John), berühmter engl. Buchdrucker und Schriftgießer, geb. zu Wolverley in der Grafschaft Worcester 1706, war anfangs Schreiblehrer in Birmingham und trieb nachher daselbst mit großem Erfolg ein bedeutendes Lackiergeschäft, neben welchem er sich seit 1750 auf das Schriftschneiden und Buchdrucken legte. Nach mühsamen und kostbaren Versuchen wurde er der Schöpfer schöner Typen, worin nach ihm nur Bodoni und Didot noch Vorzüglicheres leisteten. Er druckte mit denselben zu Birmingham 1756 den Virgil in Medianquart, dem die Ausgaben mehrerer anderer lat. Klassiker und einiger englischer (z. B. Milton) und ital. Schriftsteller folgten, unter denen besonders der Ariosto hervorzuheben ist. Auch sein Neues Testament (Oxf. 1763) wird in typographischer Hinsicht besonders geschätzt. Sein ganzes Druckgerät, Schwärze, ja sogar das Papier verfertigte er sich selbst. Er starb 8. Jan. 1775. Beaumarchais kaufte 1779 die von ihm nachgelassenen Lettern für 3700 Pfd. St. und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaires Werken in 70 Bänden.

Basnage ist der Name einer berühmten prot. Gelehrtenfamilie der Normandie, welcher mehrere namhafte Theologen angehören. — Benjamin B., geb. 1580, gest. 1652, war Pfarrer zu Carentan in der Normandie und wohnte als Deputierter seiner Provinz den Synoden der franz. Hugenotten bei. Im J. 1637 war er Präsident der Nationalsynode zu Alençon, 1644 Vizepräsident der zu Charenton. Seiner Ruhe und besonnenen Milde ist es besonders zu danken, daß die Amyraldischen Streitigkeiten (s. Amyraldus) nicht zu einer Spaltung innerhalb der reform. Kirche führten. Sein bedeutendstes polemisches Werk ist der «Traité de l'église». — Samuel B., Enkel des vorigen, geb. 1638 zu Bayeux und Prediger daselbst bis 1685, floh nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Holland. Hier fand er eine Anstellung als Prediger zu Zütphen, wo er 1721 starb. Als Schriftsteller that er sich vorzüglich auf dem Gebiete der histor. Kritik hervor. Seine Hauptschriften sind die «Exercitationes historico-criticae de rebus sacris et ecclesiasticis» (Utr. 1692 u. öfter), eine scharfsinnige Kritik der Annalen des Baronius für die J. 35—44, und die «Annales politico-ecclesiastici» (3 Bde., Rotterd. 1706), welche von Augustus bis zu dem byzant. Kaiser Phokas reichen. Außerdem schrieb er eine «Morale théologique et politique», wichtig als einer der ersten Versuche, die Moral abgesondert von der Dogmatik zu behandeln. — Jacques B., des vorigen Vetter, geb. 8. Aug. 1653 zu Rouen, erst Pfarrer daselbst, nach Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtig, wirkte seit 1691 als Prediger in Rotterdam, seit 1709 im Haag, wo er 22. Dez. 1723 starb. Er genoß als Prediger und Geschichtschreiber, aber auch als Diplomat eines ausgezeichneten Rufs und wurde sogar von dem Herzog von Orléans, dem damaligen Regenten von Frankreich, zu verschiedenen Unterhandlungen eingeladen. Die Generalstaaten ernannten ihn zu ihrem Historiographen. Unter seinen zahlreichen Werken sind die «Histoire des églises reformées» (2 Bde., Rotterd. 1690) und die «Histoire de l'église depuis Jésus-Christ jusqu'à présent» (2 Bde., Rotterd. 1699) die wichtigsten. Ihre Tendenz ist eine Widerlegung der «Histoire des variations des églises protestantes» von Bossuet. Ferner sind zu erwähnen seine «Histoire des Juifs» (5 Bde., Rotterd. 1706) und zahlreiche gegen Bossuet gerichtete Streitschriften.

Basquine (frz.), bask. Frauenmantel, Überwurf.

Basra oder **Bássora**, in ältern Schriften auch **Balsora** genannt, Hauptstadt des asiat.-türk. Vilajets B., das 1875 von Bagdad abgetrennt wurde und außer dem alten Sandschak B. auch die Gebiete der Muntefik-Araber und des 1871 unterworfenen Küstenlandes von Nedschd umfaßt, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Schatt-el-Arab (der Vereinigung des Euphrat und Tigris) und ist im Norden durch ein enges Stromhafenbassin begrenzt, dessen Längenachse senkrecht zum Flußlaufe fällt. B. ist der wichtigste See- und Handelsplatz jener Gegend und war zur Zeit seiner Blüte, wo er ein Centrum des Weltverkehrs zwischen Indien, der Levante und Europa bildete, eine große, reiche Stadt, die von Portugiesen, Holländern und Engländern häufig besucht wurde. B. soll in der Mitte des 18. Jahrh. 150000 E. gezählt haben, sank aber seitdem so, daß die Bevölkerung 1860 nur noch 4000 E. betrug. In neuester Zeit, namentlich unter der Verwaltung Midhat-Paschas (1868—72 Generalgouverneur von Bagdad und nachmaliger Großwezier) hat sich die Stadt wieder gehoben, sodaß die Zahl ihrer Einwohner jetzt auf 10000 geschätzt wird. Unter dem Patronat Midhats wurde die türk. Dampfschiffahrtsgesellschaft Oman gegründet und nahm in B. ihren Sitz. Der Schiffsverkehr von B. aus stromabwärts hat seit Eröffnung des Suezkanals (Nov. 1869) eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Doch ist die zunehmende Versandung des Stroms ein Hindernis seiner raschen Ausdehnung. B. ist auch als die am weitesten gegen Ostarabien vorgeschobene größere türk. Ortschaft ein wichtiger Basispunkt für eine Erweiterung der osman. unmittelbaren Herrschaft nach dieser Richtung hin. Seit Sommer 1874 ist daher auch die Befestigung der Strommündung (Fau-Boas) mittels dreier auf dem rechten Ufer staffelweise anzulegender Küstenbatterien beabsichtigt. Das beste Gebäude ist Marghil oder Kut-i-Frengi, das engl. Konsulat am Hauptstrome, wo die Dampfschiffe anlegen. Die beispiellose Unreinlichkeit der Straßen, in Verbindung mit den Miasmen, die sich in der sumpfigen Umgebung und den stagnierenden Gewässern der Kanäle erzeugen, haben B. zu einem abschreckenden Fieberherde gemacht. Der Boden der Landschaft würde bei geringer Kultur die mannigfaltigsten Produkte in Fülle hervorbringen. Man pflanzt indes fast ausschließlich nur die Dattelpalme, die hier eine sehr reichliche und beliebte Frucht liefert, wovon große Mengen nach den Hafenplätzen des Persischen und Indischen Meeres ausgeführt werden. Außer den Datteln bilden in B. noch die Pferde einen Ausfuhrartikel, deren jährlich einige hundert nach Indien gehen. Die früher beträchtliche Ausfuhr von Kupfer hat sich in Einfuhr verwandelt. Der Import aus Indien beschränkt sich auf Kaffee, Indigo, Reis, Gewürze und Bauholz zur Herstellung der den Euphrat und Tigris befahrenden Barken. Die türk. Regierung besitzt zu B. ein Arsenal mit einiger Artillerie. Den Verkehr mit Bagdad vermitteln zwei englische und sieben türk. Dampfer. Die Legung eines Telegraphenkabels nach Karantschi in Indien wurde im April 1864 englischerseits ausgeführt. Nach Bombay fahren außerdem arab. Bagla, die zur Zeit der Dattelernte (im Oktober) nach B. kommen und den Handel mit ihrer Heimat und bis zur Somaliküste vermitteln.

Die Gegend am untern Schatt-el-Arab hatte einst eine große Handelsbedeutung. Das gegenwärtige B. entstand erst im 17. Jahrh. nach dem Verfalle von **Alt-Basra**, dessen Ruinen 15 km im SW. an dem jetzt trocken liegenden großen Flußarme Dschärri Zaade sich befinden. Diese Stadt wurde 635 angelegt, um den Persern die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden, sowie um einen Hafenort und Schlüssel zum Euphrat und Tigris zu gewinnen. Die Entwickelung von Alt-B. gründete sich aber wieder erst auf den Verfall des an der frühern südwestl. Mündung des Euphrat gelegenen, seit Nebukadnezar bis auf die macedon. Zeit blühenden, durch Nearchs Einfahrt mit Alexanders Flotte bekannten Handelsplatzes **Terēdon** oder **Diridotis**, der wegen seiner mit Dattelpflanzungen, Obstgärten und Wohnungen bedeckten Gegend noch bis ins 14. Jahrh. von den Arabern als ein Lustrevier bezeichnet und zu den vier Paradiesen der Moslems gerechnet ward. Alt-B., nach welchem man den Persischen Golf auch «Meer von B.» nannte, gelangte als Emporium ind. und arab. Waren für die Kalifenstadt Bagdad zu großem Wohlstande und gewann auch durch seine Dichter und Gelehrten in der moslem. Litteratur einen hohen Ruhm. Im 4. Jahrh. der Hedschra stiftete hier Ibn-Risaa eine der ersten mohammed. Gelehrtenakademien des Mittelalters, und die Stadt erhielt den Ehrennamen Kubbet el-Islam (Kuppel des Islam). Nach Bagdad spielt Alt-B. die bedeutendste Rolle in den Märchen der Tausendundeinen Nacht. In späterer Zeit kam Alt-B. in die Gewalt arab. Scheichs und sank herab. Mit der Eroberung Bagdads durch Murad IV. 1638 fiel die ganze Gegend in die Hände der Türken, und das jetzige B. wurde nun der Sitz eines wichtigen Paschaliks. Am Ende des 17. Jahrh. fiel letzteres in die Gewalt der Perser, wurde aber 1701 zurückerobert, dann 1771 abermals von den Persern, 1778 von den Türken, 1787 von den Arabern und dann wieder von den Türken eingenommen. Die Wahabiten, welche seit 1810 die Stadt wiederholt bedroht und blockiert hatten, erlitten hier 1815 eine entscheidende Niederlage durch die ägypt. Truppen unter Ibrahim-Pascha. Von 1832—40 war B. in den Händen Mehemed-Alis.

Basrelief (spr. Bareliéff), s. **Relief**.

Baß (ital. **basso**, tief) bedeutet in der Musik die unterste oder tiefste Stimme mehrstimmiger Gesang- und Instrumentalstücke. Weil nach akustischen Gesetzen die Harmonie oder musikalische Mehrstimmigkeit als Akkord von der tiefsten Note aufsteigend sich bildet, ist der B. das wirkliche Fundament der ganzen Harmonie, welche er gleichsam trägt. Darauf beruht die große Bedeutung, welche er in der Musik einnimmt. Dieselbe bezieht sich mehr auf die Harmonie als auf die Melodie, während es bei den drei obern Stimmen (Sopran, Alt und Tenor) umgekehrt ist. Wie sehr von dem B. die gesamte Harmonielehre abhängt, ist am besten daraus zu ersehen, daß «Harmonielehre» und «Generalbaß» gleichbedeutend sind. Für die praktische Musik ergibt sich hieraus die Forderung, bei Aufführungen den B. durch hinreichend starke Besetzung genügend hervortreten zu lassen. Weil solches im Gesang allein schwierig ist, hat man besondere Baßinstrumente (s. d.) und Begleitungsarten (s. **Basso continuo**) erfunden, welche dem Sänger zu Hilfe

kommen. Aus dieser Bedeutung als Fundament erklärt sich auch, daß in vollbesetzten Musikstücken mehrere Stimmen und Instrumente dieselben Baßnoten haben. Ein guter Bassist besitzt einen Umfang von zwei Oktaven (vom großen F bis zum eingestrichenen E) und darüber. Die tiefsten Stimmen findet man in Rußland; Deutschland hat ebenfalls schöne Bässe produziert, besonders aber vereinigen die ital. Bassisten Umfang, Stärke, Wohllaut und Beweglichkeit in einem bei andern Völkern selten erreichten Grade.

Der B. hat einen besondern Notenschlüssel, welcher Baßschlüssel oder auch F-Schlüssel genannt wird, weil er auf der vierten Linie steht, deren Note dann das kleine F ist.

Baß, kleine Felseninsel an der Ostküste Schottlands und an der Südseite des Eingangs zum Firth of Forth, zur Grafschaft Haddington gehörig; die Ufer haben einen Umfang von etwa 1,6 km, sind steil und, außer auf der Südseite, unzugänglich und steigen bis 120 m auf. B. ist nur von einer außerordentlichen Menge von Seevögeln bewohnt. Eine merkwürdige Höhle durchzieht sie von SO. nach NW. Ehemals stand hier eine jetzt abgebrochene Feste, welche unter den schott. Königen als Staatsgefängnis benutzt ward.

Bassa, soviel wie Pascha (s. d.).

Bassä, eine kleine, zum Gebiete der im südwestl. Teile Arkadiens, bei dem jetzigen Pavlitza, gelegenen Stadt Phigalia gehörige Ortschaft (Kome), ist bekannt durch den dazu gehörigen, auf einem 1131 m hohen Plateau des Berges Kotilion stehenden Tempel des Apollon Epikurios, dessen Überreste noch jetzt eine der schönsten Tempelruinen Griechenlands sind. Der Tempel, von dem attischen Baumeister Iktinos um den Beginn des Peloponnesischen Kriegs aus seinem bläulichweißen Kalkstein erbaut, war ein dor. Peripteros von 42 m Länge bei 16 m Breite, mit 6 Säulen auf den Schmalseiten und 15 Säulen auf den Langseiten (die Ecksäulen doppelt gerechnet). Das Dach der hypäthralen Cella, in welcher das Kultbild, ein 4 m hoher Erzkoloß (an dessen Stelle später ein Akrolith, d. h. ein Holzbild, an welchem Kopf, Hände und Füße aus Marmor angefügt waren, getreten zu sein scheint), stand, wurde durch eine Doppelreihe von je 5 durch Wandpfeiler mit den Seitenwänden verbundenen ion. Halbsäulen gestützt; über denselben zog sich an allen vier Wänden der Cella ein aus 23 Marmorplatten zusammengesetzter, 31 m langer, 0,7 m hoher Fries hin, auf welchem in Hochrelief die Kämpfe der Lapithen gegen die Centauren und der Athener gegen die Amazonen unter dem Beistande des Apollon und der Artemis, welche auf einem von Hirschen gezogenen Wagen erscheinen, dargestellt sind. Die sämtlichen Platten dieses Frieses sind, wenn auch zum Teil stark beschädigt, 1812 durch eine Gesellschaft von Architekten und Archäologen verschiedener Nationen, welche eine Ausgrabung in den Ruinen des Tempels vornahm, aufgefunden worden und jetzt im Britischen Museum aufgestellt. Vgl. O. M. von Stackelberg, «Der Apollotempel zu B. in Arkadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke» (Rom 1826); Cockerell, «The temples of Jupiter Panhellenius at Aegina and of Apollo Epicurius at Bassae near Phigalia in Arcadia» (Lond. 1860).

Bassam oder Groß-Bassam, Ort auf der afrik. Guineaküste (Zahn- oder Elfenbeinküste), am Alha oder Costa, 4 km von dessen Mündung in das Meer. Die Franzosen besaßen hier ein Handelscomptoir, das sie 1871 aufgaben.

Bassāno, Stadt in der ital. Provinz Vicenza im Compartimento Venetien mit (1880 als Gemeinde) 14704 E., 28 km nordnordöstlich von Vicenza, liegt auf einer Anhöhe in weiter Ebene am linken Ufer der Brenta, über welche eine bedeckte Holzbrücke auf steinernen Pfeilern führt, seit die von Palladio erbaute vom Hochwasser fortgerissen wurde, und ist durch Zweigbahn nach Padua mit der Oberitalienischen Eisenbahn verbunden. Mit ihren alten hohen Mauern und der hochgelegenen, von Ezzelino da Romano erbauten Burg gewährt sie einen höchst malerischen Anblick, der durch ihre Lage unmittelbar am Fuße der Alpen noch erhöht wird. Die Stadt ist Sitz eines Distriktskommissariats und einer Prätur, hat mehrere Klöster, ein Gymnasium, mehrere Irdenwaren- und andere Fabriken, viele Gerbereien, bedeutenden und berühmten Wein-, Oliven- und Spargelbau, lebhaften Handel in Seide, Tuch und Leder und eine Freimesse. Die Druckerei von Remondini ist eine der größten derartigen Anstalten in Oberitalien. In den 30 Kirchen sowie in dem Palaste des Grafen Roberti finden sich schöne Gemälde. B. ist der Geburtsort der Philologen Aldus Manutius und Roberti sowie der Malerfamilie da Ponte, die sich deshalb Bassano nannte. Im Mittelalter war B. fast immer den benachbarten Städten unterworfen (zuerst Vicenza, dann Padua, seit 1405 Venedig); nur eine Zeit lang hatte es eigene Podestàs. Einen berühmten Namen erlangte es durch die Siege Bonapartes. Bei B. schlug derselbe 8. Sept. 1796 den österr. Feldmarschall Wurmser, welcher von Trient aufgebrochen war, um Mantua zu entsetzen und den Gegner vom weitern Vordringen in Tirol abzuhalten. Beides schlug fehl, denn mit Kraft warfen Masséna rechts und Augereau links des Flusses die österr. Avantgarde zurück und rückten nach Erstürmung der Brücke in B. ein. Wurmser aber zog sich mit dem Verluste von 6000 Gefangenen, 8 Fahnen, 32 Kanonen und einigen hundert Wagen nach Vicenza zurück. Auch 6. Nov. 1796, 11. Nov. 1801, 5. Nov. 1805 und 31. Okt. 1813 kam es bei B. zwischen Franzosen und Österreichern zu Gefechten. Durch Napoleon ward B. 1809 zu einem Herzogtum mit 15000 Thlrn. jährlicher Einkünfte erhoben und 1811 der Minister-Staatssekretär Maret (s. d.) damit beliehen, der sich nun Herzog von B. nannte.

Bassāno, Herzog von, s. Maret.

Bassāno, eigentlich Jacopo da Ponte, nach seiner Vaterstadt Bassano zubenannt, ein Maler der Venetianischen Schule, geb. 1510, gest. 13. Febr. 1592. Er malte anfangs in der Weise Tizians und Bonifacios, aus welcher Zeit seine seltenen histor.-religiösen Bilder herrühren. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er aber Begründer einer ganz neuen Richtung, des Genre. B. malte sowohl reine Genrebilder, meistens Darstellungen von Landleuten mit ihren Geräten und Tieren, in dem Rahmen der ernsten tieffarbigen Landschaft seiner Heimat, als auch Bilder aus der Heiligen Geschichte, denen er genreartiges Beiwerk verlieh.

Seine vier Söhne, unter denen Francesco (1548—91) und Leandro (1560—1623) hervorragen, betrieben mit dem Vater eine förmliche

Bilderfabrik, welche fast in allen Galerien zahlreich vertreten ist. Eins der besten Werke Francescos ist ein Deckengemälde im Dogenpalast zu Venedig, die Einnahme von Pavia bei Nachtzeit vorstellend. Das berliner Museum besitzt von ihm eine Darstellung des barmherzigen Samariters, die dresdener Galerie eine Himmelfahrt der Maria, eine Anbetung der Hirten u. s. w., auch ein Genrebild. Von Leandro hat man ein tüchtiges Bild der Dreieinigkeit in der Kirche San-Giovanni e Paolo zu Venedig, wo er sich überhaupt die längste Zeit aufhielt.

Bassareus (grch.), Beiname des phryg.-thraz. Bacchus, von dem Fuchsfell (βασσάρα), welches Bacchus und die Bacchuspriester trugen; Bassariden, Beiname der Bacchantinnen; bassarisch, bacchisch, bacchantisch.

Basse (holländ.), Drehbasse (s. d.), kleine, wage- und senkrecht drehbare Kanone auf Schiffen.

Bassée (La), kleine Stadt im franz. Nord-Departement, 23 km im SW. von Lille, an den Kanälen der Aire-à-la-Bassée und der Deule und an der Eisenbahn von Lille nach Béthune. Die alte Festung, welche 1489 der Erzherzog Maximilian, 1641 die Franzosen eroberten, wurde 1668 geschleift. B. zählt (1876) 3053 (Gemeinde 3415) E., welche Öle, Seifen, Leder, gefärbtes Papier, Tuch, Leim und Cichorie bereiten und mit Korn, Weinen, Steinkohle und Leinen handeln.

Bassein, Hauptort des gleichnamigen Distrikts der Division Pegu von Britisch-Birma, auf dem linken Ufer des Negrais oder Basseinflusses, der westlichsten der zahlreichen, flußartigen Mündungen des Irawadi. B. zählt (1872) 20688 E.; es beherrscht den auch für die schwersten Seeschiffe befahrbaren Negrais vollkommen und bildet daher einen Punkt von großer Wichtigkeit für die militärische Okkupation dieser Provinz. Es wurde von den Engländern 19. Mai 1852 gleich zu Anfang ihres zweiten Kriegs mit den Birmanen erobert. In neuerer Zeit besuchen Handelsschiffe der meisten seefahrenden Nationen diesen Ort in zunehmender Menge. — Der Distrikt Bassein umfaßt 16878 qkm mit (1872) 322689 E.

Bassein, kleine, zu der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay gehörende Insel, ungefähr 18 km lang und 5 km breit, durch einen schmalen Kanal von dem Festlande getrennt. Sie gelangte zuerst 1534 von Bahadur Schah, dem Beherrscher des Guzerate, an die Portugiesen, ging von diesen 1765 durch Kapitulation an die Maharatten über und ward 1780 von den Engländern unter General Goddard erobert, die sie jedoch später wieder an die Maharatten abtraten, und erst 1818, nach Unterwerfung der Maharatten, bleibend in Besitz nahmen. Der gleichnamige Hauptort der Insel ist unbedeutend und in zunehmendem Verfalle. [Houx (Jean).

Basselin (Olivier), franz. Volksdichter, s. Le

Basselissestuhl (frz. métier de basse-lisse, engl. low warp loom), im weitern Sinne ein Webstuhl mit nahezu horizontaler Kette, im Gegensatze zum Hautelissestuhl (s. d.), bei welchem die Kette in vertikaler Richtung aufgespannt ist; im engern Sinne ein zur Herstellung von Teppichen und Tapeten, namentlich der Gobelins oder Niederländer Tapeten gebräuchlicher Webstuhl; daher Basselisse- (niederschäftige) Weberei im Gegensatze zur Hautelisse- (hochschäftigen) Weberei.

Bassermann (Friedr. Daniel), bad. Abgeordneter und Politiker, geb. 24. Febr. 1811 zu Mannheim, kam zu einem Kaufmann in die Lehre, konditionierte dann als Kommis in Droguengeschäften zu Havre und zu Paris, besuchte 1829—31 die Universität Heidelberg und gründete hierauf in Mannheim ein kaufmännisches Geschäft. Seine Mitbürger wählten ihn 1841 in die bad. Kammer, in welcher B. als energischer und gewandter Gegner des ministeriellen Systems auftrat und bald unter den Führern der Opposition eine hervorragende Stellung erlangte. Auf dem Landtage 1847—48 stellte er einen Antrag auf deutsche Nationalvertretung, der der franz. Februarrevolution nur wenige Tage voranging und als ein zündender Funke in die Stimmung der Zeit hereinfiel. Nachdem die Regierung die volkstümlichen Forderungen gewährt hatte, gehörte B. zu ihren eifrigsten Verteidigern. Er ward von der bad. Regierung im März 1848 als Vertrauensmann an den Bundestag nach Frankfurt geschickt und trat, als Vertreter eines bayr. Wahlbezirks in die Nationalversammlung gewählt, mit Eifer der äußersten Linken entgegen. Im Aug. 1848 trat B. ins deutsche Reichsministerium als Unterstaatssekretär des Innern ein, welche Stellung er bis zur Entlassung des Ministeriums Gagern behielt. Auch ward er im Nov. 1848 und Mai 1849 nach Berlin gesandt, um ein Verständnis mit der preuß. Regierung anzubahnen, was ihm jedoch nicht gelang. In einer Schilderung der berliner Zustände, welche B. 18. Nov. 1848 im Frankfurter Parlament entwarf, erwähnte er auch die verdächtigen «Gestalten» auf den Straßen Berlins, welche dann als «Bassermannsche Gestalten» zum geflügelten Wort geworden sind. In dem Verfassungsstreite stand er eifrig auf der Seite der preußischen erbkaiserl. Partei, und nach der Ablehnung der Kaiserkrone war er der erste, der zu einer Verständigung mit Preußen riet, wie sie später in der Versammlung zu Gotha von dem größten Teile seiner Partei als Programm aufgenommen worden ist. Als Vertreter eines rheinpreuß. Wahlbezirks nahm er an dem Unionsparlamente zu Erfurt teil. Schon im Beginne seiner ständischen Wirksamkeit hatte B. sein einträgliches kaufmännisches Geschäft aufgegeben und zu Mannheim in Gemeinschaft mit K. Mathy (s. d.) eine Verlagsbuchhandlung begründet, deren Unternehmungen zum großen Teil der deutschen Reform gewidmet waren. Unter anderm erschien in diesem Verlage seit 1. Juli 1847 die «Deutsche Zeitung». Seit 1850 durch ein Nervenleiden, zu dem sich bald auch ein Augenübel gesellte, an polit. Thätigkeit behindert, nahm sich B. 29. Juli 1855 durch einen Pistolenschuß das Leben.

Bassesse (frz.), Niedrigkeit, Gemeinheit.

Basse-taille, d. i. mittlerer oder höherer Baß, heißt in der Musik soviel als tiefer Tenor, Bariton (s. d.), die Tenorgeige und Tenorflöte. In der bildenden Kunst bezeichnet man mit dem Ausdrucke die etwas erhabene oder halberhabene Arbeit, gleichbedeutend mit Basrelief. (S. Relief.)

Basse-Terre, Hauptstadt der franz. Insel Guadeloupe (Westindien), auf deren Westküste, zu beiden Seiten der Mündung der Rivière-aux-Herbes, zählt (1877) 8242 E., von denen der vierte Teil Neger. B. ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs (seit 1850), hat ein Arsenal, einen Justizpalast, aber einen schlechten Hafen und wird durch das Fort Richepanse und einige Batterien geschützt. — B., der Hauptort der brit.-westind. Insel St.-Christopher (St.-Kitts), zählt etwa 8500 E., wird

durch drei Forts verteidigt und exportiert bedeutend in der Nähe gewonnenes Salz, ferner Zucker, Ingwer und Baumwolle.

Bassethorn (Corno di basetto), ein tonreiches weiches Blasinstrument, wegen seiner Biegung auch Krummhorn genannt, wurde 1770 zu Passau erfunden und durch Th. Lotz in Preßburg (um 1782) verbessert. Das B. ist eigentlich eine größere Klarinette, indem es derselben, die Biegung abgerechnet, sowohl hinsichtlich der Form als der Applikatur und der technischen Behandlung gleicht. Das B. wird mit dem Schnabel angeblasen und besteht, außer diesem, wie die Klarinette, aus Birne, zwei Mittelstückchen und Stürze, welche, abweichend von der Klarinette, aus einem Windkasten hervorspringt. Neben den 15 Tonlöchern der Klarinette besitzt das B. auch alle durch die neuere Technik an jenen angebrachten offenen und verdeckten Klappen, wozu noch zwei außerordentliche für F und G kommen. Sein Umfang erstreckt sich von F bis zum dreimal gestrichenen C in chromatischer Folge, der Ton erklingt aber jedesmal eine Quinte tiefer, als er geschrieben ist, sodaß also seine Notierung vom kleinen C bis zum dreimal gestrichenen G geschehen muß. Von Mozart ward das Instrument sehr wirkungsvoll benutzt, später weniger. Anweisungen für das B. schrieben Backofen und Müller.

Bassewitz (Magnus Friedr. von), verdienter preuß. Staatsbeamter, geb. 17. Jan. 1773 zu Schönhoff, dem Stammgute seiner Familie in Mecklenburg-Schwerin, besuchte das Pädagogium zu Halle, studierte 1791—94 Rechte und Kameralia zu Rostock und Jena und wurde 1795 Referendarius, 1800 Kriegs- und Domänenrat bei der kurmärk. Kammer, 1809 erster Direktor und Vizepräsident, 1810 Chefpräsident des Regierungskollegiums zu Potsdam und 1824 Oberpräsident der Provinz Brandenburg sowie Präsident des Konsistoriums, Schul- und Medizinalkollegiums dieser Provinz. Auch ward er 24. Dez. desselben Jahres in den Staatsrat aufgenommen. Nachdem B. im März 1842 seine Entlassung genommen, lebte er zu Berlin, wo er 14. Jan. 1858 starb. B. schrieb: «Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des franz. Kriegs im Okt. 1806» (Lpz. 1847); «Die Kurmark Brandenburg in der Zeit vom 22. Okt. 1806 bis zu Ende des J. 1808» (2 Bde., Lpz. 1851—52); «Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesamtstaates Preußen während der J. 1809 und 1810» (herausg. von K. von Reinhard, Lpz. 1860).

Baßgeige, s. Violon und Violoncello.

Bassia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Die etwa 30 Arten derselben, Ostindien und den Inseln des Indischen Archipels angehörig, sind Bäume mit blattwinkelständigen, in Büschel gestellten Blüten, die einen vierteiligen Kelch, eine acht- bis zwölfblätterige Blumenkrone und zahlreiche Staubgefäße haben. Die Früchte sind kugelige oder eiförmige fleischige große Beeren, in deren Innerm die sehr viel Fett enthaltenden Samen sitzen. In den Blättern und Stämmen finden sich reichliche Mengen von Milchsaft. Aus den Samen einiger Arten wird ein butterartiges Fett gewonnen, indem man dieselben zerkleinert und auspreßt oder auskocht; dasselbe bildet für die Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel und findet auch technische Verwendung, hauptsächlich seitdem die europ. Kolonisten darauf aufmerksam wurden. B. butyracea *Roxb.* liefert die Shea-Butter, B. longifolia *L.* und B. latifolia *Willd.* das Illipe-Öl oder die Mawah-Butter. In den europ. Handel kommen große Quantitäten dieser Bassiafette und werden vorzugsweise zur Seifenfabrikation verwendet und auch wegen ihres bedeutenden Gehalts an Stearinsäure bei der Herstellung von Kerzen benutzt. Die Shea-Butter wird als die bessere Sorte, die Mawah-Butter oder das Illipe-Öl als die geringere angesehen. Eine der Gattung B. jedenfalls nahe verwandte Art, die jedoch botanisch noch nicht genau beschrieben ist, der sog. Afrikanische Butterbaum, ein hauptsächlich an der Westküste und im Innern Afrikas vorkommender Baum, liefert die Galam-Butter, die ebenfalls für die Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel ist. Die Galam-Butter soll sich lange Zeit ohne Salz halten und auch weißer, fester und schmackhafter sein als die Butter aus Kuhmilch. Diese Pflanze wurde zuerst von Mungo Park als die Stammpflanze der Galam-Butter angeführt und von einigen Botanikern zur Gattung B. gezogen, doch ist es wahrscheinlicher, daß sie der mit B. nahe verwandten Gattung Lucuma angehört.

Bassignana, Stadt in der ital. Provinz Alessandria, am Po, mit (1880) 3864 E., war früher befestigt. Hier siegten 1745 die Spanier über die Sardinier.

Bassigny, franz. Landschaft, s. unter Langres.

Bassin, geologisches, s. Becken.

Bassinet, s. unter Seidenindustrie.

Baßinstrumente heißen in der Musik diejenigen Instrumente, welche dem Singbaß an Tiefe und Klangart ähnlich sind, sich daher leicht mit ihm verschmelzen und teils zu seiner Unterstützung, teils allein das harmonische Fundament eines Tonstücks bilden. Die B. sind dreierlei Art: Saiteninstrumente, nämlich Kontrabaß und das eine Oktave höher stehende Violoncell; Blasinstrumente, unter denen das Fagott den ersten Platz einnimmt; endlich Schlaginstrumente, wie Pauke und Trommel. Auch Klavier und Orgel werden als B. gebraucht; namentlich übertrifft eine starke Orgel mit ihren tiefen Registern an Gewalt alle andern Instrumente. Das wichtigste B. bleibt aber der Saitenbaß in seiner Doppelgestalt als Kontrabaß und Violoncell.

Bassist, s. unter Baß (musikalisch).

Baßklausel heißt in der Musik der von der Dominante zur Tonika fortschreitende Baß, wodurch der vollkommene Tonschluß bewirkt wird.

Basso continuo (ital.) wird in der Musik eine Baßstimme genannt, die als Grundbaß ununterbrochen durch das ganze Tonstück geht; daher der Name. Der Basso continuo ist nicht für den Gesang, sondern nur für Orgel und Klavier bestimmt, und seine Bedeutung liegt darin, daß er den Grundton bezeichnet, zu welchem diese Instrumente die harmonische Begleitung angeben. Er ist daher nicht eigentlich als eine selbständige einzelne Stimme anzusehen, sondern als der harmonische Baßertrakt eines mehrstimmigen Tonsatzes. In diesem Sinne wurde derselbe auch im 16. Jahrh. ausgebildet und zuerst von Viadana um 1600 in ein System gebracht. In der Tonkunst der klassischen Zeit (17. bis 18. Jahrh.) ist seine Bedeutung eine sehr große.

Bassompierre (François, Baron von), Marschall von Frankreich, aus dem Hause Ravenstein, geb. 12. April 1579 zu Harouel in Lothringen, kam

im Alter von 20 J. an den franz. Hof, wo er die Gunst Heinrichs IV. erlangte. Im J. 1610 wurde er Mitglied des Staatsrats und Befehlshaber eines Regiments. Nach der Ermordung Heinrichs IV. hielt sich B. zur Partei der Königin, die ihn zum Kommandeur der Schweizer ernannte. Doch nach der Ermordung Concinis suchte er sich bei dem jungen König in Gunst zu setzen und trug, als es zwischen Mutter und Sohn zum Kampfe kam, viel zur Niederlage der erstern bei. Im J. 1622 zum Marschall von Frankreich erhoben, mußte er Gesandtschaften nach Spanien, der Schweiz und England übernehmen. Später war er bei der Belagerung von La Rochelle thätig, erstürmte 1629 den Paß von Susa und befehligte einige Zeit das in Languedoc gegen die Hugenotten aufgestellte Armeekorps. Seine Verbindungen mit dem Herzog von Guise, der Prinzessin von Conti und andern Anhängern der Königin hatten ihn indessen Richelieu verdächtig gemacht. Derselbe schickte ihn 1631 in die Bastille, aus der ihn erst nach 12jähriger Gefangenschaft der Tod Richelieus erlöste. Er erhielt seine Titel und Würden wieder, starb aber schon 12. Okt. 1646. B. war ein vollendeter Hofmann, der Verschwendung ergeben, die ihn in Schulden stürzte, und ein großer Verehrer und Liebling der Frauen. Seine «Mémoires» (2 Bde., Köln 1665; 4 Bde., Amsterd. 1723), in der Bastille geschrieben, enthalten eine Fülle interessanter Mitteilungen. Serieys veröffentlichte später «Nouveaux mémoires du maréchal de B.» (Par. 1802), deren Echtheit angezweifelt wird.

Bassora, s. Basra.

Bassoragummi, eine zu den Gummipflanzenschleimen gehörende Ausschwitzung einer Acacia-Art, wahrscheinlich **Acacia leucophaea**, besteht aus unregelmäßigen, rissigen, eckigen, durchsichtigen und glänzenden Stücken von gelber und bräunlicher Farbe, von muscheligem, mattem Bruch, geruchlos, schmeckt fade schleimig. Löst sich nur teilweise in Wasser, der Rest quillt zum schlüpfrigen, gallertartigen Schleim. Der in Wasser lösliche Teil ist Arabin, das Unlösliche ist als Bassorin bezeichnet, letzteres wohl identisch mit Metarabinsäure. In fast allen Eigenschaften ist das B. dem Tragant gleich und wird auch wie dieses verwendet.

Bassorin, s. unter Bassoragummi.

Bassotti (ital.), eine Art Maccaroni.

Baßschlüssel, s. unter Baß (musikalisch).

Baßstraße, die Meerenge zwischen Tasmanien und Australien, 297 km lang und 111 km breit, benannt nach dem Wundarzt George Baß, der sie im J. 1797 entdeckte und 1798 mit Flinders durchfuhr.

Bassuto, Betschuanenstamm, s. Basuto.

Bast, ägypt. Göttin, s. unter Bubastus.

Bast war früher in der Anatomie der Pflanzen die gewöhnliche Bezeichnung für denjenigen Teil des Gefäßbündels oder des Gefäßbündelringes, in welchem die Eiweißstoffe oder Plasma leitenden Elemente, die sog. Siebröhren (s. d.) liegen, und zwar wurde der Ausdruck B. deshalb für diese Partien gewählt, weil in sehr vielen Fällen die Faserzellen, welche wegen ihrer Festigkeit den Namen Bastzellen verdienen und von denen auch ein großer Teil technisch als Bast die mannigfachste Verwendung findet, die Begleiter jener Siebröhren sind. Man übertrug also den Namen B. von einzelnen Zellen auf die ganze Region, in der sie sich vorzugsweise finden. Da indessen diese Art der Benennung zu großen Verwirrungen Anlaß gab, so bezeichnen jetzt viele Botaniker nur diejenigen Zellen oder Zellgruppen als B., welche eine bedeutendere Festigkeit besitzen und dazu dienen, den übrigen zartern Gewebepartien den nötigen Halt zu gewähren, die also, ähnlich wie die Knochen, Bänder und andere Einrichtungen bei den Tieren, das Skelett der Pflanzen bilden. Die Anordnung der festen Zellen ist dabei gleichgültig; sie können sowohl als Begleiter der Siebröhren wie auch anderer zarter Gewebeelemente auftreten.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter B. biegsame, zähe, zu Flechtwerk geeignete Pflanzenfasern oder Fasergewebe von Pflanzen. Technische Verwendung zu dergleichen Zwecken finden hauptsächlich die Bastzellgruppen der Lindenbäume, bekannt als Lindenbast. Dieser wird in Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich, namentlich aber in Rußland zu verschiedenen Fabrikaten verarbeitet. Außer zum Reinigen hölzerner und metallener Geschirre und zum Binden in der Gärtnerei wendet man denselben zur Verfertigung von Seilen, Matten und Taschen an. Die Matten bilden in Rußland, wo sie auf einfachen Stühlen gewebt werden, einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel. Dort fertigt man auch Schuhe und Hüte aus B. Die unter dem Namen Basthüte in Südeuropa, namentlich in Italien erzeugten Hüte werden jedoch mit Unrecht so genannt, da sie nicht aus B., sondern aus Streifchen von Espen- oder Weidenholz bestehen. Die größte Bedeutung hat die Verwendung einzelner Arten des B. als Spinnstoff. (S. Flachs und Hanf.) In Ostindien liefert der wie Flachs bearbeitete B. verschiedener Bäume feine Gewebe, die einen seidenähnlichen Glanz zeigen, häufig auch Seidenfäden enthalten und meist mit braunem, rotem, gelbem oder orangefarbigem Grunde mit andersfarbigen Längen- und Querstreifen unter allerlei Namen (**Cherquemolles, Foutalonges, Foulas, Nillas, Biambonnes, Pinasses, Romales**) in den Handel gebracht werden. Seidener (eigentlich halbseidener) B. heißt ein gestreiftes oder gewürfeltes Zeug, bei welchem die Kette aus Seide, der Einschlag aus Baumwolle besteht. Außerdem kommt unter der Benennung B. ein geköperter, sehr glanzreich appretierter Baumwollstoff vor, auf dessen rechter Seite die Kette zu drei Vierteln über dem viel gröbern Einschlag freiliegt.

Bast., Abkürzung für P. Basterot, einen franz. Paläontologen, welcher die Fauna des Tertiärbeckens von Bordeaux bearbeitet hat.

Basta (ital.), es ist genug, genug davon; B. oder Baste, im L'Hombre- und Solospiele der dritte Matador; bastant, hinreichend.

Bastággo (türk.), Gebäude für Pestkranke, Quarantänehaus.

Bastanthal (Baztanthal), in den westl. Pyrenäen, von der Bidassoa durchflossen, gehört zur span. Provinz Navarra, ist 35 km lang und 20 km breit, hat zum Hauptort Elizondo und besteht aus 14 Gemeinden mit 7—8000 E., welche einen Hauptalcalden und ihre Fueros oder Privilegien besitzen. Die zahlreichen Wiesen ernähren einen starken Viehstand; man gewinnt Korn, Mais, Lein, Kastanien und Südfrüchte in Menge. Wegen ihrer Verdienste um die Krone Spaniens besitzen fast alle Bewohner Adelsrechte.

Bastard nennt man im physiol. und zoolog. Sinne die Nachkommen von Eltern, welche verschiedenen Arten angehören. Da sich die Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen vererben, so bieten diese Mischlinge mehr oder minder in ihrer Organisation die Eigenschaften der beiden Eltern in Mischung dar, doch stets so, daß ein oder der andere Charakter überwiegt; ja selbst auch in dem Sinne, daß bei einem Wurfe mehrerer Jungen, z. B. von Wolf und Hündin, jedes Junge die Charaktere der Eltern in besonderer Weise gemischt zeigt. Nur nahe verwandte Arten können sich fruchtbar miteinander begatten, wie z. B. Pferd und Esel, Wolf und Hund, Fuchs und Hund, Löwe und Tiger, Hase und Kaninchen, Stieglitz und Kanarienvogel u. s. w. Die meisten dieser B. sind mit ihren Eltern, viele auch unter sich fruchtbar; die Inzucht einiger, wie z. B. des Kaninchen-Hasen, ist sogar Gegenstand der Industrie geworden. Einige freilich, wie gerade die am häufigsten gezüchteten Maultiere und Maulesel, sind unfruchtbar. Die meisten B. werden absichtlich gezüchtet; doch kennt man auch im Freien erzeugte B., wie den Rackelhahn (B. von Auer- und Birkhuhn), und neuerdings hat von Siebold in München von mehrern als besondere Arten beschriebenen Süßwasserfischen nachgewiesen, daß sie nur B. sind. Nachkommen verschiedener Rassen hat man auch zum Unterschiede **Blendlinge** genannt. Da jedoch die Begriffe von Art und Rasse nicht streng voneinander geschieden werden können, so laufen auch diese Unterschiede ineinander. — Im bürgerlichen Leben bezeichnet man mit B. das Kind einer unehelichen Verbindung. Unter dem Namen Bastardus kommt zuerst der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer vor. Nach J. Grimm stammt das Wort wahrscheinlich aus dem Altnordischen (B. = hart wie Bast, in übertragener Bedeutung soviel wie unecht).

Bastardfeile (frz. lime bâtarde, engl. bastard-file), s. Feile.

Bastardierung, s. Abarten.

Bastard-Indigo, ein blauer Farbstoff, welcher aus den jungen Trieben von Amorpha fruticosa gewonnen wird.

Bastardise, s. Batardise.

Bastardpflanzen (**Hybriden, Pflanzenmischlinge**) ist in der Botanik die Bezeichnung für Pflanzenformen, welche durch geschlechtliche oder andere Vermischung zweier verschiedener Arten entstanden sind. Man nennt diesen Vorgang der Vermischung auch Bastardierung, Hybridation, Kreuzung. Der weitaus größte Teil der B. ist durch geschlechtliche Vermischung entstanden; es besteht diese darin, daß die weiblichen Organe der einen Art durch die männlichen Organe einer andern Art befruchtet werden; aus dem dadurch gebildeten Samen geht die Bastardpflanze hervor. Die geschlechtliche Kreuzung kann auf zweierlei Weise vor sich gehen, sie kann in der freien Natur durch Vermittelung von Tieren oder des Windes (s. **Bestäubung**), oder sie kann künstlich bewirkt werden. Die letztere Art der Kreuzung wird sehr häufig von den Gärtnern angewendet, um Hybriden zu erzeugen, die die Vorzüge sowohl der väterlichen wie der mütterlichen Stammpflanzen besitzen. Man verfährt dabei folgendermaßen: Man schneidet, wenn zwitterige Blüten gekreuzt werden sollen, die Staubfäden, ehe ihre Antheren aufspringen, weg, was man Kastrieren nennt, und bringt nun den Samenstaub einer andern Pflanze, die als Vaterpflanze dienen soll, am besten mit Hülfe eines zarten Pinsels auf die Narbe der damit zu befruchtenden Pflanze (der Mutterpflanze); außerdem muß selbstverständlich Sorge getragen werden, daß Pollenkörner anderer Pflanzen als derjenigen, welche man als Vaterpflanze benutzt hat, vollständig fern bleiben. Aus den Samen der auf diese Weise befruchteten Mutterpflanze entstehen nun B., Formen, die weder der Mutter- noch der Vaterpflanze gleich sind, beiden aber in vielen Beziehungen ähneln. Ob die Kreuzung künstlich geschieht, oder ob sie ohne Mitwirkung des Menschen in der freien Natur sich vollzieht, ist für das Resultat derselben gleichgültig.

Die Kreuzung ist in den meisten Fällen nur zwischen zwei Arten ein und derselben Gattung möglich, nur sehr selten findet Vermischung zweier Arten nahe verwandter Gattungen statt. Niemals aber kommen Bastarde zwischen Arten von einander fernstehenden Gattungen vor. Die durch geschlechtliche Vermischung erzeugten B., die sog. sexuellen Bastarde, sind durch mehrere merkwürdige Eigenschaften charakterisiert. Zunächst lassen sich die Merkmale der Eltern stets an den Hybriden wiederfinden, aber nur so, daß man den Einfluß beider Eltern dabei wahrnimmt; so hat z. B. der Bastard der zwei Luzernearten Medicago sativa und M. falsata Blüten, deren Farbe zwischen Blau und Gelb, den Blütenfarben der Eltern, schwankt. Ferner macht sich bei den B. ziemlich allgemein eine Abschwächung der Sexualität geltend, es wird ein Teil der Pollenkörner und ebenso ein Teil der Samenknospen mangelhafter ausgebildet, und zwar ist diese sexuelle Schwäche in der Regel mehr bei den männlichen als bei den weiblichen Organen zu bemerken. Hingegen besitzen die B., zumal diejenigen zwischen sehr nahe verwandten Arten, ein viel kräftigeres Wachstum, das sich in einer reichern Bewurzelung, in den zahlreichen und, mit Ausnahme der Sexualorgane, besser ausgebildeten Blüten, in der längern Lebensdauer und mehrerm andern entspricht. Gerade dieser letztere Umstand, das kräftigere Wachstum in fast allen Teilen ist es, was die Hybriden für die Gärtner und Blumisten so wichtig macht. Die B. sind fast immer, obwohl ein Teil der Sexualzellen mangelhaft ausgebildet ist, fortpflanzungsfähig; man kann sie also nicht nur durch Stecklinge, Ableger u. s. w., sondern auch durch Samen vermehren; nach mehrern Generationen jedoch, und vorzüglich dann, wenn die Stammpflanzen sehr nahe verwandt sind, findet oft ein Zurückschlagen zu einer der beiden letztern statt.

Die B. können nun ebenfalls wieder entweder mit einer der Stammformen, oder mit einer den Eltern nahe verwandten Form, oder auch mit andern B. gekreuzt werden, und man erhält dann sog. **abgeleitete** B. In letzterm Falle trägt der nun mehr vorhandene Bastard eine Vermischung der Merkmale von vier Stammpflanzen an sich; setzt man auf diese Weise fort, so kann man einen Mischling aus einer noch größern Anzahl Pflanzen erhalten. Die Kreuzung bietet also ein Mittel, um von einigen nahe verwandten Arten einer Gattung eine Anzahl der mannigfaltigsten Formen zu erzielen. Durch derartige Prozesse sind zum großen Teil die zahllosen Abänderungen vieler Zierpflanzen, wie Aurikeln, Azaleen, Kamelien, Georginen, Levkojen, Nelken, Pelargonien u. s. w. hervorgebracht worden. Doch sind nicht alle Familien gleichmäßig befähigt, Bastarde zu bilden; es gibt eine größere Anzahl, in

denen die Hybridation sich sehr leicht vollzieht, so die Familien der Geraniaceen, Rosaceen, Kompositen, Solaneen, Salicineen und viele andere; bei andern hingegen, wie z. B. bei den Doldengewächsen, sind B. eine Seltenheit. Unter den höhern Kryptogamen sind bisjetzt nur wenige Bastarde, und auch diese zum Teil nur ungenau bekannt geworden.

Indes können B. außer auf sexuellem Wege auch noch durch einen andern Vorgang entstehen, nämlich durch das von den Gärtnern sehr häufig angewandte Veredeln oder Pfropfen (s. d.); allerdings sind bisjetzt nur wenige Fälle dieser Art bekannt geworden. Man hat z. B. durch Veredeln einer mit gefleckten (panachirten) Blättern versehenen Art der Gattung Abutilon auf eine andere derselben Gattung angehörende Art eine Hybridation insofern erzielt, als die Sprossen, die an dem betreffenden Stamme sowohl über als unter der Veredelungsstelle hervorbrachen, ebenfalls gefleckte Blätter zeigten; man hat ferner ähnliche Resultate zwischen blauen und weißen Kartoffeln erzielt; bei Veredelung einer blauen Kartoffelsorte durch die Augen einer weißen Sorte wurden nicht rein weiße Kartoffeln gebildet, sondern es entstanden blau und weiß gefleckte Knollen. Man muß dabei annehmen, daß die Unterlagen, auf welche Reiser oder Augen anderer nahe verwandter Arten gepfropft werden, einen Einfluß auf die Ausbildung der betreffenden Reiser oder Augen haben, und auch umgekehrt, daß die letztern, wie in dem Falle bei Abutilon, ihre Eigenschaften der Unterlage mitteilen können.

Die Litteratur über die B. ist ziemlich umfangreich; die wichtigsten Schriften darüber sind: Koelreuter, «Vorläufige Bemerkungen von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen» (Lpz. 1761); Gärtner, «Versuche und Beobachtungen über die Bastarderzeugung im Pflanzenreiche» (Stuttg. 1849); Wichura, «Die Bastardbefruchtung im Pflanzenreiche erläutert an den Bastarden der Weiden» (Bresl. 1865); Herbert, «Amaryllidaceae etc.» (Lond. 1873); Focke, «Die Pflanzenmischlinge» (Berl. 1881).

Bastards, Volksstamm, s. unter Hottentotten.

Bastardschloß (frz. serrure bâtarde, engl. bastard-lock), an manchen Orten Schnipp-Schnapp genannt, eine meist nur für eintourige Schlösser der Einfachheit wegen angewendete Konstruktion, die indes infolge der Art der Riegelbewegung weniger haltbar ist und dem unbefugten Öffnen geringern Widerstand entgegensetzt als ein gutgebautes Schloß der gewöhnlichen Art. Im Gegensatz zu diesem besitzt das B. keine eigentliche Zuhaltung, sondern der Riegel liegt in zurückgezogenem Zustande mit einem an ihm befindlichen Einschnitt auf einem kleinen, auf dem Schloßblech festgenieteten Eisenstück. Beim Auf- oder Zuschließen hebt der Schlüsselbart den Riegel über dieses seiner Bewegung entgegenstehende Hemmnis hinweg, verschiebt ihn entsprechend und läßt ihn sodann in seine normale Lage zurückkehren, was durch eine am Riegel angebrachte Feder geschieht.

Bastarner, wohl ein german. Stamm, der früher als die übrigen deutschen Völker mit der röm.-griech. Welt des Altertums in Berührung kam. Bei dem Vorrücken der Germanen aus Osteuropa nach der Mitte unsers Erdteils scheinen die B. zuerst den Weg nach dem Südwesten gefunden zu haben. An der Theiß, den Karpaten und am untern Donaudelta in ziemlich weiter Linie ausgebreitet, erscheinen sie zuerst seit 182 v. Chr., zur Zeit der macedon. Könige Philipp V. und Perseus, in der Geschichte. Es waren riesige Gestalten, blauäugig, Krieger von stürmischer, gefürchteter Tapferkeit, aber noch lange in sehr primitiven Zuständen verharrend. Wiederholt in den Kämpfen der spätern Römer an der untern Donau und an den Karpaten auftretend, erhielten sie sich als ein starker Stamm bis tief in das 3. Jahrh. n. Chr. hinein, wo die Goten als das herrschende deutsche Volk im südl. Osteuropa auftraten. Sie verschwinden aus der Geschichte, als auf Veranlassung des röm. Kaisers Probus 279 n. Chr. 100000 ihres Volks als neue Ansiedler in dem röm. Thrazien Wohnsitze unter der roman. Bevölkerung angenommen hatten.

Bastei, Befestigung, s. unter Bastion.

Bastei, eine auf dem rechten Elbufer zwischen Rathen und Wehlen in der sächs. Amtshauptmannschaft Pirna 230 m steil aufsteigende Felsmasse, einer der besuchtesten Punkte der sog. Sächsischen Schweiz, mit Hotel und (im Sommer) Post- und Telegraphenagentur. In der Nähe ist der Uttewalder Grund.

Basterne (frz., vom lat. basterna, Bezeichnung für eine von Maultieren getragene Sänfte), bedeckter Ochsenwagen.

Bastetaner, im Altertum ein weitverbreitetes Volk an der Südküste Spaniens.

Bastia, die ehemalige Hauptstadt der Insel Corsica und Bischofssitz, jetzt Hauptort eines franz. Arrondissements und Sitz des Militärgouverneurs, eines Gerichtshofs, eines Civil- und Handelsgerichts und mehrerer Konsulate. Die Stadt, im nordöstl. Teile der Insel gelegen, ist amphitheatralisch am Abhange eines Bergs im genues. Geschmacke erbaut, hat enge und winkelige Straßen, kein irgend ausgezeichnetes Gebäude und einen wenig sichern Hafen, der durch eine starke Citadelle und einige kleine, in neuerer Zeit angelegte Forts verteidigt wird. Sie zählt (1876) 16984 (Gemeinde 17572) E. und besitzt ein Collége, eine Handelskammer, eine Succursale der Bank von Frankreich, eine öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden, ein Naturalienkabinett, ein Theater, ein Militär- und ein Civilhospital und seit 1854 eine Statue Napoleons I. von weißem Marmor (von Bartolini). Die Bevölkerung baut Reis, fabriziert Wachs, Liqueure, Maccaroni und Seifen, unterhält Gerbereien, bedeutende Eisengießerei und Schmieden für die Marine, Färbereien und Ölmühlen und treibt Antimongewinnung, Marmorbrüche, Fischfang und Korallenfischerei. Der Handel mit Öl, Wein, Feigen, Hülsenfrüchten, Häuten, Leder und Korallen ist nicht unbedeutend. Die Stadt wurde 1380 durch den Genueser Leonel Lomellino an der Stelle des alten Mantinum gegründet. Im J. 1745 nahmen sie die Engländer, die sie im folgenden Jahre an die Genueser zurückgeben mußten. Vergeblich belagerten B. 1748 Österreicher und Piemontesen. Nach der Vereinigung der Insel mit Frankreich (1768) war B. 1791—1811 die Hauptstadt des Depart. Corsica. Als Paoli 1794 die Franzosen mit Hilfe der Engländer fast ganz aus Corsica vertrieb, war B. die einzige Stadt, die sich noch zwei Monate lang hielt; 1796 wurden die Engländer wieder aus B. vertrieben.

Bastian, Abkürzung von Sebastian.

Bastian (Adolf), berühmter Reisender und Ethnograph, geb. 26. Juni 1826 zu Bremen, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Berlin, Heidelberg, Prag, Jena und Würzburg erst Jurisprudenz, dann Medizin und Naturwissenschaften. Im J. 1851 ging er als Schiffsarzt nach Australien, besuchte dort die Golddistrikte und einen Teil des Innern und reiste dann über Neuseeland nach Peru. Im weitern Verlaufe seiner Reise kam B. nach Westindien, Mexico und Californien, begab sich von hier nach China und Ostindien, besichtigte hierauf die Ruinenstätten von Babylon und Ninive, durchreiste Syrien, Palästina und Ägypten und kehrte nach einem Aufenthalt im Kaplande und in den portug. Besitzungen an der Westküste Afrikas nach Europa zurück. Nachdem er auch diesen Weltteil nach allen Richtungen hin durchstreift, langte er 1859 wiederum in Bremen an und veröffentlichte: «Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo» (Brem. 1859), und «Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychol. Weltanschauung» (3 Bde., Lpz. 1860). Im Jan. 1861 trat sodann B. seine zweite Weltreise an. Zunächst die noch wenig erforschte hinterind. Halbinsel ins Auge fassend, wandte er sich nach Rangun und fuhr den Irawadi hinauf nach der Hauptstadt des Birmanenreichs, wo er sich ein ganzes Jahr dem Studium der Sprache und Litteratur der Birmanen widmete. Dann reiste er zu Lande von Maulmain aus nach Bangkok, wo er wiederum eine Zeit lang die Sprache und Litteratur der Siamesen studierte, und begab sich von dort nach Java, besuchte hierauf Nagasaki und Jokuhama in Japan, von wo er sich über Shanghai und Tientsin nach Peking wandte. Mit einem mongol. Führer wurde die Wüste Gobi durchkreuzt, der Baikalsee auf einem Dampfboote; eine Schlittenreise führte im Winter zum Ural, worauf B. über den Kaukasus und die Länder am Kaspischen und Schwarzen Meere, durch Galizien die Rückreise nach Deutschland antrat (1865). Er habilitierte sich 1866 als Privatdocent in Berlin bei der philos. Fakultät, wurde dann zum außerord. Professor der Ethnologie ernannt und mit der Verwaltung des Ethnologischen Museums betraut. Abwechselnd mit Prof. Dove führte er mehrere Jahre den Vorsitz in der Gesellschaft für Erdkunde und wirkte mit zur Begründung der Anthropologischen Gesellschaft, bei der er Virchow im Vorsitz folgte. Als sich aus der Verbindung der Geographischen Gesellschaften Deutschlands die Afrikanische Gesellschaft bildete, leitete B. diese als Vorsitzender und begab sich zur Einrichtung der Station Chinchoxo nach der Loangoküste, um mit Dr. Güßfeldt die weitern Pläne zu besprechen. Bei der Rückreise wurden Reisen in den Ogowailändern und eine unter Leitung des Hauptmann von Homeyer gestellte Expedition nach Angola angeregt (1874). Außer einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und Broschüren und Vorträgen veröffentlichte er noch: «Die Völker des östl. Asien» (6 Bde., Jena 1866—71), «Das Beständige in den Menschenrassen» (Berl. 1868), «Beiträge zur vergleichenden Psychologie» (Berl. 1868), «Sprachvergleichende Studien» (Lpz. 1870), «Ethnolog. Forschungen» (2 Bde., Jena 1871—73), «Geogr. und ethnolog. Bilder» (Jena 1873), «Die deutsche Expedition an die Loangoküste» (Jena 1874), «Schöpfung oder Entstehung» (Jena 1875). In Verbindung mit Rob. Hartmann begründete B. 1869 die «Zeitschrift für Ethnologie», in welcher auch die Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin ihre Veröffentlichung finden.

Im Interesse der ethnolog. Sammlungen im Königlichen Museum zu Berlin unternahm B. in den J. 1875—76 eine Reise, auf der er besonders Peru, Ecuador, das Magdalena- und Caucathal in Columbien, sowie Guatemala besuchte. Die Ergebnisse finden sich veröffentlicht in dem Werke: «Die Kulturländer des alten Amerika» (Berl. 1878 fg.). Eine zweite Reise, gleichfalls für die ethnolog. Zwecke dieses Museums, wurde 1878 angetreten. Sie führte durch Persien nach Indien, zu den Hügelstämmen Assams, dann durch die Inseln des Indischen Archipels, über Australien, Fidschi, Neuseeland, Hawaii nach Oregon und mit Berührung Yucatans zurück (Aug. 1880). Darüber ist als erste Mitteilung erschienen: «Die heilige Sage der Polynesier» (Lpz. 1881). Als weitere Veröffentlichungen B.s sind zu nennen: «Vorgeschichte der Ethnologie» (Berl. 1881), «Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen» (Berl. 1881).

Bastian (Henry Charlton), engl. Mediziner, geb. 26. April 1837 zu Truro, studierte Medizin, war 1860—63 Assistent am anatom. und patholog. Museum der Universität zu London, dann Arzt an einer Irrenanstalt, 1867 Professor der patholog. Anatomie zu London, 1868 Assistent am Hospital für Gelähmte und Epileptische, und 1871 Arzt am Hospital der Universität. B. gilt hauptsächlich als Autorität für Pathologie des Nervensystems. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «The modes of origin of lowest organisms» (1871), «The beginnings of life» (2 Bde., 1872), «Clinical lectures on the common forms of Paralysie» (1875), «The brain as an organ of mind» (1880, deutsch unter dem Titel «Das Gehirn als Organ des Geistes», Bd. 52 und 53 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1882).

Bastiat (Frédéric), einer der bekanntesten neuern franz. Nationalökonomen, geb. 29. Juni 1801 zu Bayonne, widmete sich anfangs dem Handelsstande, wurde 1831 Friedensrichter zu Mugron im Depart. Landes und bald darauf auch Generalrat dieses Departements. Die schriftstellerische Laufbahn betrat er erst 1844 mit einer Abhandlung «De l'influence des tarifs français et anglais sur l'avenir des deux peuples» im «Journal des économistes». Von einer Reise nach England zurückgekehrt, ließ er die von ihm in den engl. Freihandelsvereinen gehaltenen Reden unter dem Titel: «Cobden et la ligue ou l'agitation anglaise pour la liberté des échanges» (Par. 1845) erscheinen. B. ging dann nach Paris, wo er zunächst die «Sophismes économiques» (Par. 1846; deutsch von Noback unter dem Titel «Die Trugschlüsse des Schutzzöllners», Berl. 1847) herausgab. Unter der Februarrepublik veröffentlichte er eine Reihe von Broschüren und Flugschriften zur Bekämpfung des Sozialismus und Kommunismus («Protectionisme et communisme», «Capital et rente», «Maudit argent», «Propriété et spoliation» u. s. w.). Besonders mit Proudhon geriet er in eine hitzige Polemik wegen der von diesem für möglich gehaltenen Unentgeltlichkeit des Kredits. Sein Hauptwerk sind die

1849 erschienenen «Harmonies économiques» (deutsch in Prince-Smiths «Nationalökonomischer Bibliothek», Bd. 1, Berl. 1850). Er huldigt in dieser Schrift, wie auch in seinen übrigen, einem idealistischen Optimismus. Vom Depart. Landes wurde B. in die Konstituierende und Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er jedoch wegen Schwäche seines Organs nur selten sprach. Kränklichkeitshalber ging er nach Italien und starb 24. Dez. 1850 zu Rom. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstaltete Paillottet (2. Aufl., 7 Bde., Par. 1864). Sein Denkmal wurde im April 1878 zu Mugron (Depart. Landes) enthüllt.

Bastide (frz.), Landhaus in der Nähe größerer Städte Südfrankreichs, besonders bei Marseille; im ältern Kriegswesen ein Blockhaus.

Bastide (Jules), franz. Publizist und Historiker, geb. zu Paris 22. Nov. 1800, besuchte das Collége Henri IV. und widmete sich dann der Rechtswissenschaft. Als Teilnehmer an der Emeute vom 5. Juni 1820 verwundet und ins Gefängnis geworfen, trat B. 1821 der Carbonariverbindung bei und beteiligte sich an allen Unternehmungen gegen die Restauration. Als Artilleriekapitän der Nationalgarde wurde B. in die Dezember-Emeute von 1830 hineingezogen. Damals gehörte B. zu einer geheimen Gesellschaft unter Buonarotti's Hauptleitung. Dieser Verein beauftragte ihn mit der Organisation der republikanischen Partei im Süden von Frankreich, und er begab sich deshalb Anfang 1832 nach Lyon und Grenoble. Nachdem er wegen republikanischer Umtriebe verhaftet und vor Gericht gestellt war, beteiligte er sich nach seiner Freilassung gegen Ende Mai als einer der Anführer am Aufstande, welcher 5. Juni 1832 bei Gelegenheit der Bestattung des Generals Lamarque zu Paris ausbrach. Er wurde zum Tode verurteilt, entfloh aber aus dem Gefängnisse und lebte nun zwei Jahre in England. Als Publizist war er am «National» und an der von ihm begründeten radikalen «Revue nationale» thätig. Nach der Februarrevolution von 1848 fungierte B. als Delegierter für das Ministerium des Äußern, dann als Generalsekretär dieses Ministeriums, war Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung und vom 10. Mai 1848 bis zum 20. Dez. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, spielte aber eine unbedeutende Rolle. Viel Aufsehen erregten seine Schriften «La République française et l'Italie en 1848» (Brüssel 1858) und «Guerres de religion en France» (2 Bde., Par. 1859). Von seiner «Histoire de l'assemblée législative» erschien nur der erste Band (1847). B. starb 3. März 1879 zu Paris.

Bastille, ursprünglich eine für befestigte Türme und Burgen in Frankreich viel gebrauchte Bezeichnung, späterhin beibehalten als Name des zu Paris am Thore St.-Antoine belegenen festen Schlosses, welches Karl V. 1370 bis 1383 zum Schutze gegen die Engländer hatte erbauen lassen und welches teils als Staatsgefängnis, teils als Zwingburg gegen Aufstandsversuche der pariser Bevölkerung gedient hat. Die B. hatte im allgemeinen die Form eines Rechteckes, dessen Ecken durch starke, auf der obern Plattform mit Geschütz besetzte Türme flankiert wurden; außerdem befanden sich in jeder der beiden langen Seiten noch zwei Türme. Das Ganze umschloß ein tiefer Graben, dessen Böschungen in Mauerwerk bestanden; Außenwerke waren nicht vorhanden. Die Türme enthielten 40 finstere Kerker und 40 unterirdische Verliese (cachots), welche zur Aufnahme von Staatsgefangenen dienten. Ludwig XI. ließ in den cachots eiserne Käfige anbringen, um die Strafvollziehung noch mehr zu verschärfen. Am 14. Juli 1789 morgens griffen bewaffnete Volkshaufen, welche das Invalidenhaus gestürmt hatten, die B. an, sprengten durch das Feuer einiger mitgebrachter Geschütze die Kette der Zugbrücke und erzwangen den Eingang. Das Schloß war nur von 32 Schweizern und 82 Invaliden unter Befehl des Gouverneurs, Marquis de Launay, besetzt, von denen 8, darunter der Gouverneur, 4 andere Offiziere und 3 Schweizer ermordet wurden. Am folgenden Tage wurde die B. zerstört, wobei der größte Teil der dort vorhandenen Akten, Aufzeichnungen der Gefangenen u. s. w. verloren gegangen ist. Die geretteten Schriftstücke wurden alsbald veröffentlicht (deutsch 1789 und 1790 in Frankfurt a. M. als «Beiträge zur Geschichte der B.»). Auf dem Platze, wo früher die B. stand, erhebt sich jetzt die Julisäule, 1840 zum Andenken an die in den Julitagen von 1830 gefallenen Volkskämpfer errichtet. Vgl. «La B. devoilée» (Par. 1789); Dulaure, «Histoire de Paris» (Par. 1821); Linguet, «Mémoire sur la B.» (Lond. 1783); «Remarques historiques sur le château de B.» (Par. 1789).

Bastion oder **Bollwerk** nennt man ein aus der Umfassungslinie einer Festung vorspringendes, aus vier Linien bestehendes, hinten offenes Werk, das zur Beherrschung des Vorterrains und zur Bestreichung des Hauptgrabens dient. Seine beiden vordern und zugleich längern Linien, die Facen, stoßen in einem ausspringenden Winkel, Saillant oder Bollwerkswinkel, zusammen, der nicht unter 60° sein darf, in der Regel 90—120° beträgt, und dessen Spitze der Bollwerkspunkt oder die Pünte heißt. Die beiden kürzern Linien, die Flanken, schließen sich mit einem stumpfen Winkel, dem Schulterwinkel, an die Facen an, und dieser Punkt heißt der Schulterpunkt. Das andere Ende der Flanken stößt mittels eines eingehenden Winkels, welcher Courtinenwinkel genannt wird, an die Courtine oder den Zwischenwall, der je zwei und zwei B. miteinander verbindet; der Punkt, wo Flanke und Courtine zusammenstoßen, heißt der Courtinenpunkt. Die Verlängerung der Facen nach rückwärts auf den gegenüberstehenden Courtinenpunkt heißt die Streich- oder Defenslinie, und der dadurch mit der Flanke entstehende Winkel der Streichwinkel, der in der Regel 90° beträgt. Die hintere Öffnung eines B. heißt die Kehle. Innerhalb der vier Wälle, auf denen die Brustwehrlinien des B. ruhen, und der Kehle des B. entsteht ein fünfeckiger Raum, in welchem früherhin gewöhnlich ein gemauertes Pulvermagazin stand; ein solches B. heißt ein hohles; ist dieser Raum aber mit Erde ausgefüllt, so heißt das B. ein volles. Wenn das B. durch einen Kehlgraben von etwa rückwärts liegenden Verteidigungslinien getrennt ist, so entsteht ein detachirtes B. Die B. sind im Anfange des 16. Jahrh. an die Stelle der halbrunden Basteien oder Rondels getreten, welche nach Einführung der Feuerwaffen an Stelle der alten Mauertürme traten und diesen nachgebildet waren, aber in größerer Entfernung voneinander lagen. (S. unter Befestigungsmanieren.)

Bästling, Büßling (frz. chanvre à fruit, engl. female hemp), die weibliche Hanfpflanze (Späthanf), die der Samengewinnung wegen später als

die männliche ausgezogen wird und, weil die Güte der Bastfaser hierdurch verliert, für den Spinnprozeß weniger als diese geschätzt ist. (S. Hanf.)

Bastonnade (von dem frz. baston oder baton, der Stock) heißt bei den Europäern die im Orient gebräuchliche Prügelstrafe, welche namentlich in Schlägen auf die Fußsohlen oder auf den Rücken besteht.

Bastuler oder Bastetaner war der Name eines iberischen, frühzeitig stark mit phöniz. Kolonisten gemischten Volks im alten Hispanien; dasselbe hatte seine Sitze auf dem Küstensaume des südl. Bätika, von der Meerenge von Gibraltar an ostwärts bis zu den südöstl. Ausläufern der Sierra Nevada.

Basuto (im Singular Mosuto), der bekannteste Stamm der Betschuanen (s. d.) in Südafrika oder richtiger eine polit. Vereinigung von Bruchteilen verschiedener Betschuanenstämme, deren regierendes Haus dem Stamme der Bakuena angehört. Ihre Sprache, das Sesuto, ist ein besonderer Dialekt des Setschuana. Sie wohnen am südöstl. Ufer des Caledon. Vereinzelte Tafelberge, die Malutikette oder Blauen Berge steigen dort 5—600 m hoch aus den Thälern empor. In letztern schießt der Graswuchs üppig empor, sodaß man ihn jeden Winter durch Feuer niederlegen muß. Da vom Oktober bis April reichliche Regen fallen, so tritt fast nie Miswachs ein. Die Hütten der B. liegen stets in einem Kreise, dessen innern Raum die Herden einnehmen. Von den Handwerken ist das der Schmiede das angesehenste. Als Feldfrucht wird hauptsächlich Sorghum gebaut, neuerdings auch Mais und Weizen, ferner Melonen, schwarze Bohnen, Erdeicheln und Tabak. Die Kleidung der B. besteht in einem Lendenschurz aus weichem Leder, bei den Weibern in einem bis an die Knie reichenden Hüftenröckchen. Die B. sind höflich und gastfreundschaftlich, aber an kriegerischer Tüchtigkeit den benachbarten Kaffern bei weitem nicht gewachsen. Infolge früherer Bürgerkriege unter den Betschuanenstämmen hatten sich zwei Drittel der B. in der Kapkolonie niedergelassen und gingen erst unter dem König Moschesch (gest. 1870) wieder in ihre Heimat zurück. Auch wanderte 1824 eine starke Abteilung unter dem Häuptling Sebitoane nach dem obern Zambesi aus, wo sie Livingstone unter dem Namen Makololo kennen lernte. Das Gebiet der B., das auf 21 794 qkm (1875) 127 701 E. (darunter 378 Weiße) zählt, wurde 12. März 1868 mit den brit. Besitzungen vereinigt. Als aber die Regierung der Kapkolonie 1880 allen Eingeborenen die Waffen auszuliefern befahl, erfolgte ein Aufstand eines Stammes der B. unter Masupha, der nach einigen Siegen der Kolonialtruppen mit einem Waffenstillstand 18. Febr. 1881 endete. (S. Bantuvölker.) Vgl. Casalis, «Les Bassoutos» (Par. 1859).

Báta, Marktflecken, im Tolnaer Komitat in Ungarn, mit 3450 E., die trefflichen Weinbau treiben.

Bataille (frz.), Schlacht.

Bataillon (frz.) hieß im 15. und 16. Jahrh. jeder selbständige Schlachthaufen der Infanterie vom ital. battaglia und battaglione, der in verschiedener Stärke in der Form eines Vierecks auftrat und daher in Deutschland auch Geviert- oder Gewalthaufe genannt wurde. Im 17. Jahrh. übertrug man den Namen auf eine Abteilung der Infanterie von bestimmter Stärke. Das heutige B. muß Selbständigkeit besitzen und seine Kompagnien nach den Gefechtsverhältnissen einzeln verwenden können, gleichzeitig aber eine leichte Führung gestatten; man giebt ihm daher eine Stärke von 600—1000 Mann. Die B. wurden bisher in den verschiedenen Armeen verschieden eingeteilt, in 4, 5, 6, 8, ja selbst 10 Kompagnien; da aber die Gliederung in starke Kompagnien eine Vorbedingung für die in neuester Zeit überall adoptierte Kompagniekolonnen-Taktik bildet, so ist die den preuß. Heere schon seit den Befreiungskriegen eigentümliche Einteilung in 4 Kompagnien jetzt von den meisten Armeen, namentlich Österreich, Frankreich, Italien, Belgien, Schweden-Norwegen, Dänemark und Rußland, angenommen worden, dagegen wird das englische B. noch in 8 Kompagnien eingeteilt; 2—4 B. bilden ein Regiment, man hat aber auch besondere Grenadier-, Jäger-, Schützen-, Füsilier- und Voltigeurbataillone, die zuweilen in keinem Regimentsverbande stehen. Bei der Artillerie, den Genietruppen, dem Train ist das B. nur Verwaltungseinheit, während es bei der Infanterie auch die taktische Einheit darstellt.

Batalha, Städtchen (Villa) mit (1878) 3632 E. im Distrikt Leiria der portug. Provinz Estremadura, 135 km nordnordöstlich von Lissabon, am linken Ufer des Küstenflusses Liz, hat großen Ruf durch das prachtvolle Dominikanerkloster Mosteiro Real de Sta.-Maria da B. erlangt, welches König Johann I. von Portugal zum Andenken des Sieges über Johann I. von Castilien bei dem benachbarten Flecken Aljubarrota (14. Aug. 1385) stiftete. Dasselbe ist im normann.-got. Stile aus einem kalkhaltigen Sandstein von dem Irländer Hacket erbaut, und mißt in der Länge 178, in der Breite 137 m. Die Kirche, überaus prachtvoll, mit vielen Kunstschätzen geschmückt, neuerdings restauriert, gilt für das schönste und wertvollste Bauwerk Portugals. In ihr ruhen die Gebeine der vier ersten Könige aus dem Hause Aviz, Johanns I., Eduards, Alfons' V. und Johanns II., sowie des Infanten Heinrich des Seefahrers. Das Kloster ist von weitläufigen Gärten umgeben. Die Stadt hat den Namen nach der siegreichen Schlacht (Batalha). Vgl. S.-Luiz, «Memoria sobre as obras do mosterio de S.-Maria da Vittoria» (Lissab. 1827).

Batānes, ein kleiner Archipel, unter 18° nördl. Br. und 124° östl. Länge (von Greenwich) nördlich von den Philippinen in Ostasien gelegen, in geogr.-geol. und polit. Hinsicht zu denselben gehörend, und wie sie unter span. Hoheit stehend. Die größern Inseln sind Bayal oder Orange im Norden mit dem Hafenplatz San-José d'Ybano an seiner Westseite; südlich von dieser Insel Batan oder Grafton, südwestlich von dieser Saptang oder Monmouth nebst der kleinen, westlich ihr nahe gelegenen Ziegeninsel und der von beiden südlich gelegenen Insel Bubu.

Batang oder Battam, Insel im ostind. Archipel, liegt unter 1° nördl. Br. und 104° 10' östl. L. (von Greenwich), östlich von Sumatra, südlich von der Halbinsel Malakka; westlich, in nur geringer Entfernung, von der Insel Bintang (s. d.), ist 413 qkm groß und bildet gleich dieser eine Abteilung der niederländ. Residentschaft Riouw. An ihre Spitze ist ein Kontrolleur gestellt. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, namentlich der zahlreichen chines. Ansiedler daselbst, besteht in der Kultur der Uncaria Gambir und der Bereitung des von diesem Baume gewonnenen Catechu für den Handel und die Ausfuhr.

Batarde (vom frz. bâtard, unehelich, unecht, Zwitter..., After...), halbliegende franz. Schrift, die zwischen der stehenden (Ronde) und der liegenden (Anglaise) die Mitte hält; ferner ein bedeckter leichter Reisewagen, der hoch in den Federn hängt, besonders in Österreich üblich.

Batardeau (frz.; deutsch Bär), gemauerter Damm quer durch den Festungsgraben, um das Wasser in demselben aufzustauen.

Batardière (frz.) Baumschule von gepfropften Stämmen.

Batardise (frz.) oder Bastardise, uneheliche Geburt.

Batate (nicht Patate [patata], unter welchem Namen die Völker span. Zunge die Kartoffel verstehen) wird die im tropischen Amerika einheimische und jetzt in allen Tropenländern und auch bisweilen in der warmen gemäßigten Zone (z. B. um Malaga angebaute Knollenwinde (Ipomaea Batatas *Lam.*) sowie deren Knollen genannt. Die zu der Familie der Konvolvulaceen gehörende Pflanze ist perennierend und entwickelt aus ihrem an und unter dem Boden hinkriechenden und wurzelnden Stengel sowohl langgestielte, pfeilförmige oder herzförmige Blätter und auf langen Stielen einzeln oder in Trugdolden stehende Blüten mit großen, purpurfarbenen oder auswendig weißen Trichterblumen, als auch unter der Erde hängende, rübenförmige Knollen, welche oft bis zu 30 cm lang und bis zu 1/4 kg schwer werden, bald weiß, bald gelb, rosenrot oder rot gefärbt, inwendig sehr mehlreich sind und einen angenehm süßen Geschmack besitzen. Am besten schmecken sie in heißer Asche gebraten. Man kennt eine große Anzahl von Spielarten, welche im Laufe der Zeit durch die Kultur entstanden sind. In den Tropengegenden dienen die Knollen auch als Viehfutter, die Blätter als Gemüse. Auch läßt sich aus dem Mehle der B. Brot backen und Spiritus bereiten. Dennoch vermag die B. die Kartoffel nicht zu ersetzen. Auch würde sie sich in Deutschland schon deshalb nicht zum Anbau eignen, weil zur Erzeugung mehlreicher Knollen durchaus ein warmes Klima notwendig ist.

Batava castra, altröm. Kastell an der Stelle des heutigen Passau.

Batāver ist der Name eines deutschen Volks, welches einen Teil des heutigen Holland, namentlich die nach ihm genannte Insel Batavia (ursprünglich Insula Batavorum) bewohnte, die derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leiden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet; doch erstreckte sich ihr Land auch noch darüber hinaus. Nach Tacitus waren sie ursprünglich ein Stamm der Katten (s. d.), der, durch innere Unruhen aus der Heimat vertrieben, nach dem Rheindelta hinabzog. Als die Römer unter Augustus sich 13 v. Chr. anschickten, Deutschland bis zur Elbe zu erobern, gewann ihre Diplomatie die B. für ein Bündnis mit Rom, sodaß Drusus und seine Nachfolger ihre Feldzüge gegen die benachbarten Germanen unterstützt von den B. unternehmen konnten. Sie leisteten so den Römern bis tief in das vierte Jahrh. n. Chr. gute Dienste und standen unter deren Oberherrlichkeit nur in der milden Form der sog. Bundesgenossenschaft. Man verschonte sie mit Schatzungen und Steuern und forderte von ihnen nur die Stellung von Mannschaft, die in den verschiedensten Teilen des Reichs verwendet wurden. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Während des Vitellianischen und Vespasianischen Thronkriegs (69 und 70 n. Chr.) empörten sie sich unter des Claudius Civilis Anführung gegen die Römer, kehrten jedoch endlich zu dem alten Bündnis wieder zurück. Zu Ende des 3. Jahrh. nahmen die salischen Franken die Bataverinseln großenteils in Besitz. Vgl. Dederich, «Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein» (Emmerich 1854).

Batāvia, ursprünglich die von den alten Batavern besetzte Insel, dann überhaupt das Land der Bataver (s. d.), wurde in neuerer Zeit der lat. Name für Holland und das gesammte Königreich der Niederlande. Daher auch der Name Batavische Republik, mit welchem die Niederlande nach der Flucht des Erbstatthalters Wilhelm V. nach England in ihrer neuen, nach franz. Muster erfolgten Organisation vom 16. Mai 1795 bis zu ihrer Verwandlung in ein Königreich Holland (unter Ludwig Bonaparte, s. d.), 5. Juni 1806, belegt waren.

Batavia, Hauptstadt des Niederländisch-Ostindischen Reichs, liegt auf der Nordküste der Insel Java unter 6° 7' südl. Br. und 106° 48' östl. L. (von Greenwich) an der breiten und geräumigen, die Reede bildenden, gegen Norden durch 17 sehr kleine Koralleninseln geschützten Bai gleichen Namens, in sehr niedriger, großenteils selbst morastiger Gegend. B. wird in seiner ganzen Länge von dem Tjiliwung, einem schmalen und untiefen, nur für Boote und Prauwen befahrbaren Flusse durchschnitten. Derselbe wird nur durch Eindeichung und fortwährende Ausbaggerung befahrbar erhalten, und seine Mündung mußte immer weiter über die sich vor derselben bildenden Morastbänke in die See hinausgeführt werden, sodaß sie sich jetzt schon 4 km unterhalb der Stadt befindet. Den Grund zu B. legte der erste niederländ. Generalgouverneur, Pieter Booth, als er die von Houtman 1600 zu Bantam (s. d.) gestiftete Faktorei von dort nach Jacatra, der 70 km östlicher gelegenen Hauptstadt des mohammed. Reichs gleichen Namens, hinverlegte. Der vierte Generalgouverneur, Jan Pietersz Coen, erhob 1618 diese Faktorei zur Hauptniederlassung für den niederländ.-ostind. Handel, dessen Mittelpunkt bis dahin die Molukken gewesen waren und wo auch die drei ersten Generalgouverneure ihren Sitz gehabt hatten. Die kleine auf der Reede gelegene, später Pulo Kapal, d. h. Schiffsinsel oder holländisch Onrust genannte Insel bot zugleich gute Gelegenheit für die Ausbesserung der Schiffe. Die Faktorei zu Jacatra wurde erweitert und mit Festungswerken versehen. Die letztern waren aber kaum fertig, als die Fürsten von Bantam und Jacatra, unter Beistand der auf die zunehmende Macht der Holländer eifersüchtigen Engländer zu Bantam, sich Mühe gaben, die erstern daraus zu vertreiben. Die kleine Garnison hielt die Belagerung fünf Monate mit größter Tapferkeit aus, stand aber endlich auf dem Punkte zu kapitulieren, als Coen 28. Mai 1619 ihr von Amboina mit Schiffen und Truppen zu Hilfe kam. Die Faktorei wurde entsetzt, der Fürst von Jacatra vertrieben, seine Hauptstadt vernichtet und sein Reich Besitztum der Holländer. Ihre früher Jacatra genannte Niederlassung erhielt jetzt den Namen Batavia. Coen legte zugleich den Grund zu einer Stadt und zum Schutze derselben ein neues großartiges Fort an. Der Bau des letztern war aber kaum halb beendigt, als dasselbe (1628 und 1629) wiederholte Belagerungen von der ganzen Heeresmacht des Susuhunans (Kaisers) von Mataram, des Beherrschers von Central- und Ostjava, auszuhalten hatte. Von dem Augenblicke an, wo

der letzte Sturm der Javaner abgeschlagen war, entwickelte B. sich sehr schnell und gelangte, als Mittelpunkt für den Handel der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie in Ostasien und als Stapelplatz für die Ausfuhr nach Holland von allen Erzeugnissen Vorder- und Hinterindiens, von China, Japan und vornehmlich den ind. Inseln, bald zu außerordentlicher Blüte. Die Stadt wurde immer größer, prächtiger und reicher, sodaß sie noch vor Ende des 17. Jahrh. Königin des Ostens genannt werden konnte.

Seit dem Beginn des 18. Jahrh. fing B. aber an ungesund zu werden. Daß diese große, stets zunehmende Ungesundheit und Sterblichkeit, wegen welcher B. während des ganzen 18. Jahrh. so berüchtigt gewesen ist, durch das heftige Erdbeben am 5. Jan. 1699 verursacht wurde, erscheint mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlicher wurde sie schon durch die erste Anlage der Stadt ganz nach altholländ. Weise, mit Grachten und Alleen dichtbelaubter Bäume in allen Straßen, bedingt. Diese Bauweise war allen örtlichen Verhältnissen gänzlich unangemessen. Die vielen Grachten und Kanäle verschlammten allmählich, wurden sumpfig und entwickelten in stets zunehmendem Maße, gleichwie die ganz in der Nähe gelegenen Strandmoräste, welche schon damals immer mehr an Ausdehnung gewannen, wie sie sich auch jetzt noch fortwährend mehr ausbreiten, das bösartigste, die gefährlichsten Fieber erzeugende Miasma. Dessenungeachtet hatte B. im 18. Jahrh. in der Regel zwischen 150—170000 E., unter welchen viele Chinesen. Die große Anzahl derselben gab dem Generalgouverneur Valckenier die Veranlassung, 7. Okt. 1740 mehr als 10000 derselben ermorden zu lassen — eine Schandthat, welche durch keine polit. Notwendigkeit geboten oder gerechtfertigt erscheint. Schon im Beginn des 19. Jahrh. hatten die europ. Bewohner von B. angefangen, sich südlich von der Stadt, auf nur wenig höher gelegenem, aber doch trockenerm und gesunderm Boden anzubauen. Hierzu gaben der Generalgouverneur H. W. Daendels (s. d.) 1808—11, der die Festungswerke von B. abtragen und einen Teil der Grachten und Kanäle zuschütten ließ, sowie später der Generalgouverneur Baron van der Capellen (1816—26), ganz besondere Anregung. So entstanden nacheinander die innern Stadtteile Noordwyk, Ryswyk, Tana-Abang, Weltevreden, Gunong Sahari, Passer Baru, Parapattan, Kramat, Kebong-Siri u. s. w. Die fast 4 km lange, nur mit einer Häuserreihe besetzte, auf dem linken Ufer des Tjiliwung verlaufende, Molenvliet genannte Straße verbindet das alte B. mit dem neuen. Die alte Stadt wird gegenwärtig nur noch von Mischlingen, hauptsächlich portug. Abkunft, Chinesen, Malaien und Javanern bewohnt. Sie enthält die Gebäude des Hafen- und Zolldepartements, das nicht unschöne Stadthaus, in welchem verschiedene Behörden Sitzung halten, die Javabank, alle Magazine des Gouvernements und der Niederländischen Handelsgesellschaft, die Büreaus und Warenlager aller größern Handelshäuser, eine Kirche, ein für Chinesen und ein anderes für Eingeborene bestimmtes Hospital, die Gefängnisse für letztere u. s. w. Europäer halten sich daselbst nur während der Geschäftsstunden, von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, auf. Eine einzige daselbst zugebrachte Nacht ist genug, um bei ihnen ein bösartiges Fieber zu erzeugen.

Die neuen Stadtteile sind sehr weitläufig [illegible]
mit größter Rücksicht auf die Gesundheit [illegible]
nehmen daher einen sehr großen Raum [illegible]
machen dadurch, daß jedes Haus von den [illegible]
stehenden isoliert, inmitten wohlunterhaltener [illegible]
tenpartien liegt, einen sehr freundlichen [illegible]
mutigen Eindruck. Auch die allenthalben [illegible]
schende Ordnung und Reinlichkeit trägt [illegible]
Die Bauart und Einrichtung der meisten [illegible]
gen, im modernen Villastil aufgeführten [illegible]
entspricht ganz den Anforderungen des [illegible]
Von öffentlichen Plätzen sind das Koningsplein [illegible]
nes sehr großen Umfangs und das Waterloo[illegible]
seiner Schönheit wegen bemerkenswert. [illegible]
term befinden sich eine einen Löwen tragende [illegible]
zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo [illegible]
ein ehernes Monument für die 1849 auf Bali [illegible]
fallenen Krieger. Die öffentlichen Gebäude [illegible]
im allgemeinen weder durch Großartigkeit noch [illegible]
architektonische Schönheit auf. Das bedeut[illegible]
ist das am Waterlooplatze gelegene Regierungs[illegible]
bäude mit den Sitzungs- und Empfangssälen [illegible]
Raths von Indien und den Büreaus der [illegible]
Civil- und Militärbehörden. Weder die pr[illegible]
helmskirche am Koningsplein, noch die [illegible]
Kirche am Waterlooplein sind Gebäude von Be[illegible]
tung. Auch das Hotel des Generalgouverneurs [illegible]
in Ryswyk ist ziemlich anspruchslos. [illegible]
mäßig schöner und großartiger ist das [illegible]
letztern gelegene, für gesellige Zwecke bestimmte [illegible]
bäude der Harmonie. In Weltevreden befinden [illegible]
die auffallend kleine Citadelle Prins Hendrik, [illegible]
Arsenal, die Kasernen, das große Militärhospital, [illegible]
worin aber auch Civilpersonen Aufnahme [illegible]
die Artillerieschule, das Gefängnis für Euro[illegible]
das Theater, die Freimaurerloge u. s. w. [illegible]
öffentlichen Anstalten sind die 1778 gegründete [illegible]
taviasche Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, [illegible]
die Gesellschaft für ind. Länder-, Sprach- und [illegible]
kerkunde, die seit 1850 bestehende Königliche [illegible]
historische Vereinigung, die Gesellschaft für Land[illegible]
und Industrie, die Handelsgesellschaft und [illegible]
Versicherungsanstalten zu erwähnen. Lehranstalten [illegible]
sind das Gymnasium Wilhelm III., die [illegible]
tan-Waisenstiftung, fünf Gouvernements- und [illegible]
Privatschulen. Mit dem Militärhospitale in [illegible]
vreden ist auch eine Bildungsanstalt für einge[illegible]
rene Ärzte (Doctors Djawa) verbunden. Das [illegible]
B. ist der Sitz aller höchsten Civil- und Militär[illegible]
hörden. Auch der Generalgouverneur muß die [illegible]
Tage jedes Monats daselbst zubringen. Ob[illegible]
dasselbe nur wenig (5 m) höher als die alte St[illegible]
liegt und die mittlere Wärme beider (26° 8' C.) [illegible]
gleiche ist, so ist seine Lage doch eine ungleich [illegible]
sündere. Die alte und die neue Stadt haben zusam[illegible]
men (1879) 121547 E., unter denen 5432 Euro[illegible]
päer, 29237 Chinesen, 812 Araber, 138 andere [illegible]
asiat. Ausländer und die übrigen Javaner und Ma[illegible]
laien sind. Obgleich B. seit lange nicht mehr [illegible]
so hohen Standpunkt einnimmt als in der [illegible]
Hälfte des 18. Jahrh., so ist es noch immer [illegible]
sehr bedeutende Handelsstadt und die bedeutend[illegible]
der asiat. Inselwelt. Ausfuhrartikel sind alle [illegible]
zeugnisse des Indischen Archipels, während die [illegible]
fuhr in europ. Manufakturen, Eisen, allen [illegible]
baren Luxusartikeln, Weinen, Butter, konservierten [illegible]
Lebensmitteln in Blechbüchsen u. s. w., sowie in [illegible]
aus Nordamerika besteht. Die meisten einlaufen[illegible]
den Schiffe sind niederländische, durch die Nieder[illegible]

...ische Handelsgesellschaft gecharterte und befrach-... 9½ km südlich von Weltevreden liegt Meester ...telis, wo 26. Aug. 1811 ein blutiges Treffen ...chen den engl. Okkupationstruppen und der hol-...-franz. Armee stattfand und seit 1857 sich eine ...tärschule befindet. Meester Cornelis liegt an ...Heerwege und der Eisenbahn, welche B. mit 62 km südlicher gelegenen Buitenzorg, dem ge-...nlichen Aufenthaltsorte des Generalgouver-...s, verbinden. B. liegt 265 m über dem Meere ...höner Gegend, am Fuße der Vulkane Salakh ...Gedeh. Der Botanische Garten daselbst ist berühmt. Auf der Reede von B. liegt die ...funde Insel Onrust, malaiisch Pulo Kapal, ...sich ein schwimmendes Dock und andere groß-...e, für Rechnung des Gouvernements betrie-... Anstalten für den Bau und die Ausbesse-...g größerer Schiffe befinden. — Die Umgegend ...B. bildet die gleichnamige Residentschaft ...einem Areal von 6453 qkm und einer Bevöl-...g von 914 Europäern, 43278 Chinesen, 91 Ara-... und 881233 Malaien und Javanern.

...atavia, leinwandartig gewebtes, seidenes, ...seidenes oder wollenes Zeug, nach der Haupt-... von Java genannt.

...atavodurum, Stadt der Bataver im Belgi-... Gallien, zwischen Maas und Waal; hier ... die Römer während des Kriegs mit Civilis ...egion, die Secunda, stehen. Nach einigen ist ... spätere Noviomagus (jetzt Nimwegen), nach ... das jetzige Wyk by Durstede in der Provinz ...ht.

...atbie (Anselme Polycarpe), franz. Rechtsge-...er und Politiker, geb. 31. Mai 1828 zu Seissan ...Depart. Gers, trat, nachdem er 1848 sich als ...ender Republikaner bekannt gemacht hatte, ... in der Nationalversammlung als entschie-...er Monarchist auf, griff Thiers mit größter ...igkeit an und predigte ein System des Wider-...des, eine «Regierung des Kampfes» (gouverne-...t de combat); ein Wort, welches berühmt ge-...den ist. Er trug zum Sturz Thiers' viel bei, ... wurde im Ministerium Broglie Minister des ...tlichen Unterrichts (25. Mai bis 16. Nov. 1873). ...dem war er Ratgeber Mac Mahons, welchen ...nach dem 16. Mai 1877, dem Willen des Landes widerstehen aufmunterte. Von dem Departement ...rs ist er zweimal nacheinander zum Senator er-...nnt worden. B. hat folgende Schriften verfaßt: ...Doctrine et jurisprudence en matière d'appel ...mme abus» (1852), «Turgot, philosophe, éco-...miste et administrateur» (1860), «Précis du ...urs de droit public et administratif» (4. Aufl., ...876), «Nouveau cours d'économie politique» ...1864—65), «Mélanges d'économie politique» ...1865), «Grèves et coalitions» (1867), «Le crédit ...opulaire», «Le prêt à intérêt» u. s. w.

...atchian oder Batjan, eine zu den Molukken ...s. d.), dem östlichsten Teile des unter der Herrschaft ...er Niederländer stehenden ostind. Archipels, ge-...hörende Insel, zwischen 0° 37'—0° 48' südl. Br. ...und 127° 36'—128° 8' 30" östl. L. (von Greenwich), ...westlich von der südl. Halbinsel der größern Insel ...Gilolo oder Halmahera gelegen. Dieselbe bildet mit ...den in ihrer Nähe gelegenen Inselgruppen, unter ...denen Lata-Lata, Kariruta oder Tawalli, Bantang-...Lamong und Mandioli die bemerkenswertesten, das ...Reich von B. von 2648 qkm, eine Abteilung der ...früher zu dem niederländ. Gouvernement der Mo-lukken gehörenden, seit 1866 aber von letzterm getrennten niederländ. Residentschaft Ternate (s. d.). Das Reich B. steht unter einem eingeborenen, den Titel Sultan führenden Fürsten, einem Vasallen der niederländ.-ind. Regierung. Unmittelbar der letztern angehörend, ist auf der Hauptinsel B. allein der hauptsächlich von eingeborenen Christen bewohnte Ort Labuha und das angrenzende Fort Barneveld mit umliegendem Terrain. Die Bevölkerung von B. besteht aus 12—13000 Eingeborenen, hauptsächlich Alfuren (s. Haraforas), wozu noch wenige Hunderte von Europäern, Chinesen, Arabern und andern fremden Orientalen kommen. Die Flora von B., außerordentlich reich und üppig, ist die der Molukken überhaupt. B. ist mit Ternate, Tidore, Makjan u. a. auch die ursprüngliche Heimat des Gewürznelkenbaums. Die Fauna von B. dagegen ist, was Säugetiere betrifft, arm an Arten; an Vögeln sowie Insekten dagegen, wie die der Molukken überhaupt, reich und schön. Auffallend in zoolog.-geogr. Hinsicht ist das Vorkommen des Cynocephalus nigrescens, der einzigen Affenart der Molukken und des einzigen außerafrikanischen echten Pavians, der nur auf B. und Celebes lebt.

Bateau (frz.), Flußschiff, großer Kahn, Kutschwagenkasten; B. à vapeur, Dampfboot.

Bateleur (frz.), Taschenspieler, Gaukler, Marktschreier; Batelage, Gaukelei, Taschenspielerei.

Bateman (Kate Josephine), namhafte amerikanische Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1842 zu Baltimore als die Tochter eines Schauspielers, der mit seinen Kindern theatralische Vorstellungen veranstaltete. Bei dieser Truppe der «Bateman Children» kam auch sie zum ersten mal 1846 in Louisville zur Bühne. Im J. 1851 wurde sie von Barnum nach Europa geführt, kehrte im folgenden Jahre nach Amerika zurück und entsagte später auf längere Zeit den Brettern, um sich schauspielerischen Studien hinzugeben. So vorbereitet erschien sie 1860 von neuem auf der Bühne des Winter Garden zu Neuyork und errang bald die glänzendsten Erfolge, wohl am meisten mit der Mosenthalschen Deborah, die für sie ins Englische übertragen worden war. Im J. 1866 vermählte sich B. mit George Crowe, dem Bruder des amerikanischen Historikers, und blieb bis 1868 der Bühne fern. Seitdem aber spielte sie wieder in ihrer Heimat wie in England. Lady Macbeth ist eine ihrer besten Leistungen.

Batembu, s. Kaffern.

Bates (Henry Walter), engl. Naturforscher und Reisender, geb. 18. Febr. 1825 in Leicester, trat früh in ein kaufmännisches Geschäft ein, widmete sich aber nebenbei eifrig dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und Botanik und unternahm nach sorgfältigen Vorbereitungen mit seinem Freunde Wallace eine Reise nach Südamerika. Im April 1848 fuhren die Freunde von Liverpool ab, und erst im Juni 1859 kehrte B., nachdem Wallace sich schon 1852 von ihm getrennt, nach England zurück. Während der 11 Jahre seiner Abwesenheit hatte er fast die ganze Länge des Amazonenstroms, sowie mehrere der bedeutendsten Nebenflüsse desselben befahren und brachte nicht nur eine Fülle neuer geogr. Thatsachen, sondern auch bedeutende zoolog., botan. und ethnogr. Sammlungen in die Heimat. Die Hauptbegebenheiten seiner Reise beschrieb er in dem interessanten Werke: «The naturalist on the River Amazonas» (2 Bde., Lond. 1863; 3. Aufl. 1873; deutsch, Lpz. 1866). Außer

der letzte Sturm der Javaner abgeschlagen war, entwickelte B. sich sehr schnell und gelangte, als Mittelpunkt für den Handel der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie in Ostasien und als Stapelplatz für die Ausfuhr nach Holland von allen Erzeugnissen Vorder- und Hinterindiens, von China, Japan und vornehmlich den ind. Inseln, bald zu außerordentlicher Blüte. Die Stadt wurde immer größer, prächtiger und reicher, sodaß sie noch vor Ende des 17. Jahrh. Königin des Ostens genannt werden konnte.

Seit dem Beginn des 18. Jahrh. fing B. aber an ungesund zu werden. Daß diese große, stets zunehmende Ungesundheit und Sterblichkeit, wegen welcher B. während des ganzen 18. Jahrh. so berüchtigt gewesen ist, durch das heftige Erdbeben am 5. Jan. 1699 verursacht wurde, erscheint mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlicher wurde sie schon durch die erste Anlage der Stadt ganz nach altholländ. Weise, mit Grachten und Alleen dichtbelaubter Bäume in allen Straßen, bedingt. Diese Bauweise war allen örtlichen Verhältnissen gänzlich unangemessen. Die vielen Grachten und Kanäle verschlammten allmählich, wurden sumpfig und entwickelten in stets zunehmendem Maße, gleichwie die ganz in der Nähe gelegenen Strandmoräste, welche schon damals immer mehr an Ausdehnung gewannen, wie sie sich auch jetzt noch fortwährend mehr ausbreiten, das bösartigste, die gefährlichsten Fieber erzeugende Miasma. Dessenungeachtet hatte B. im 18. Jahrh. in der Regel zwischen 150—170000 E., unter welchen viele Chinesen. Die große Anzahl derselben gab dem Generalgouverneur Valckenier die Veranlassung, 7. Okt. 1740 mehr als 10000 derselben ermorden zu lassen — eine Schandthat, welche durch keine polit. Notwendigkeit geboten oder gerechtfertigt erscheint. Schon im Beginn des 19. Jahrh. hatten die europ. Bewohner von B. angefangen, sich südlich von der Stadt, auf nur wenig höher gelegenem, aber doch trockenerm und gesunderm Boden anzubauen. Hierzu gaben der Generalgouverneur H. W. Daendels (s. d.) 1808—11, der die Festungswerke von B. abtragen und einen Teil der Grachten und Kanäle zuschütten ließ, sowie später der Generalgouverneur Baron van der Capellen (1816—26), ganz besondere Anregung. So entstanden nacheinander die innern Stadtteile Noordwyk, Ryswyk, Tana-Abang, Weltevreden, Gunong Sahari, Passer Baru, Parapattan, Kramat, Kebong-Siri u. s. w. Die fast 4 km lange, nur mit einer Häuserreihe besetzte, auf dem linken Ufer des Tjiliwung verlaufende, Molenvliet genannte Straße verbindet das alte B. mit dem neuen. Die alte Stadt wird gegenwärtig nur noch von Mischlingen, hauptsächlich portug. Abkunft, Chinesen, Malaien und Javanern bewohnt. Sie enthält die Gebäude des Hafen- und Zolldepartements, das nicht unschöne Stadthaus, in welchem verschiedene Behörden Sitzung halten, die Javabank, alle Magazine des Gouvernements und der Niederländischen Handelsgesellschaft, die Büreaus und Warenlager aller größern Handelshäuser, eine Kirche, ein für Chinesen und ein anderes für Eingeborene bestimmtes Hospital, die Gefängnisse für letztere u. s. w. Europäer halten sich daselbst nur während der Geschäftsstunden, von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, auf. Eine einzige daselbst zugebrachte Nacht ist genug, um bei ihnen ein bösartiges Fieber zu erzeugen.

Die neuen Stadtteile sind sehr weitläufig und mit größter Rücksicht auf die Gesundheit angelegt, nehmen daher einen sehr großen Raum ein. Sie machen dadurch, daß jedes Haus von den nächststehenden isoliert, inmitten wohlunterhaltener Gartenpartien liegt, einen sehr freundlichen und anmutigen Eindruck. Auch die allenthalben herrschende Ordnung und Reinlichkeit trägt hierzu bei. Die Bauart und Einrichtung der meistens einstöckigen, im modernen Villastil aufgeführten Häuser entspricht ganz den Anforderungen des Klimas. Von öffentlichen Plätzen sind das Koningsplein seines sehr großen Umfangs und das Waterlooplein seiner Schönheit wegen bemerkenswert. Auf letzterm befinden sich eine einen Löwen tragende Säule zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo und ein ehernes Monument für die 1849 auf Bali gefallenen Krieger. Die öffentlichen Gebäude fallen im allgemeinen weder durch Großartigkeit noch durch architektonische Schönheit auf. Das bedeutendste ist das am Waterlooplatze gelegene Regierungsgebäude mit den Sitzungs- und Empfangssälen des Raths von Indien und den Büreaus der meisten Civil- und Militärbehörden. Weder die prot. Wilhelmskirche am Koningsplein, noch die röm.-kath. Kirche am Waterlooplein sind Gebäude von Bedeutung. Auch das Hotel des Generalgouverneurs in Ryswyk ist ziemlich anspruchslos. Verhältnismäßig schöner und großartiger ist das unweit des letztern gelegene, für gesellige Zwecke bestimmte Gebäude der Harmonie. In Weltevreden befinden sich die auffallend kleine Citadelle Prins Hendrik, das Arsenal, die Kasernen, das große Militärhospital, worin aber auch Civilpersonen Aufnahme finden, die Artillerieschule, das Gefängnis für Europäer, das Theater, die Freimaurerloge u. s. w. Von öffentlichen Anstalten sind die 1778 gegründete Bataviasche Gesellschaft für Künste und Wissenschaft, die Gesellschaft für ind. Länder-, Sprach- und Völkerkunde, die seit 1850 bestehende Königliche Naturhistorische Vereinigung, die Gesellschaft für Landbau und Industrie, die Handelsgesellschaft und viele Versicherungsanstalten zu erwähnen. Lehranstalten sind das Gymnasium Wilhelm III., die Parapattan-Waisenstiftung, fünf Gouvernements- und viele Privatschulen. Mit dem Militärhospitale in Weltevreden ist auch eine Bildungsanstalt für eingeborene Ärzte (Doctors Djawa) verbunden. Das neuere B. ist der Sitz aller höchsten Civil- und Militärbehörden. Auch der Generalgouverneur muß die ersten Tage jedes Monats daselbst zubringen. Obgleich dasselbe nur wenig (5 m) höher als die alte Stadt liegt und die mittlere Wärme beider (26° 3' C.) eine gleiche ist, so ist seine Lage doch eine ungleich gesündere. Die alte und die neue Stadt haben zusammen (1879) 121547 E., unter denen 5432 Europäer, 29237 Chinesen, 812 Araber, 138 andere asiat. Ausländer und die übrigen Javaner und Malaien sind. Obgleich B. seit lange nicht mehr einen so hohen Standpunkt einnimmt als in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., so ist es noch immer eine sehr bedeutende Handelsstadt und die bedeutendste der asiat. Inselwelt. Ausfuhrartikel sind alle Erzeugnisse des Indischen Archipels, während die Einfuhr in europ. Manufakturen, Eisen, allen denkbaren Luxusartikeln, Weinen, Butter, konservierten Lebensmitteln in Blechbüchsen u. s. w., sowie in Eis aus Nordamerika besteht. Die meisten einlaufenden Schiffe sind niederländische, durch die Nieder-

ländische Handelsgesellschaft gecharterte und befrachtete. 9½ km südlich von Weltevreden liegt Meester Cornelis, wo 26. Aug. 1811 ein blutiges Treffen zwischen den engl. Okkupationstruppen und der holländ.-franz. Armee stattfand und seit 1857 sich eine Militärschule befindet. Meester Cornelis liegt an dem Heerwege und der Eisenbahn, welche B. mit dem 62 km südlicher gelegenen Buitenzorg, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Generalgouverneurs, verbinden. B. liegt 265 m über dem Meere in schöner Gegend, am Fuße der Vulkane Salakh und Gedeh. Der Botanische Garten daselbst ist weltberühmt. Auf der Reede von B. liegt die ungesunde Insel Onrust, malaiisch Pulo Kapal, wo sich ein schwimmendes Dock und andere großartige, für Rechnung des Gouvernements betriebene Anstalten für den Bau und die Ausbesserung größerer Schiffe befinden. — Die Umgegend von B. bildet die gleichnamige Residentschaft mit einem Areal von 6453 qkm und einer Bevölkerung von 914 Europäern, 43 278 Chinesen, 91 Arabern und 881 233 Malaien und Javanern.

Batavia, leinwandartig gewebtes, seidenes, halbseidenes oder wollenes Zeug, nach der Hauptstadt von Java genannt.

Batavodurum, Stadt der Bataver im Belgischen Gallien, zwischen Maas und Waal; hier hatten die Römer während des Kriegs mit Civilis eine Legion, die Secunda, stehen. Nach einigen ist B. das spätere Noviomagus (jetzt Nimwegen), nach andern das jetzige Wyk by Durstede in der Provinz Utrecht.

Batbie (Anselme Polycarpe), franz. Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 31. Mai 1828 zu Seissan im Depart. Gers, trat, nachdem er 1848 sich als glühender Republikaner bekannt gemacht hatte, 1871 in der Nationalversammlung als entschiedener Monarchist auf, griff Thiers mit größter Heftigkeit an und predigte ein System des Widerstandes, eine «Regierung des Kampfes» (gouvernement de combat); ein Wort, welches berühmt geworden ist. Er trug zum Sturz Thiers' viel bei, und wurde im Ministerium Broglie Minister des öffentlichen Unterrichts (25. Mai bis 16. Nov. 1873). Seitdem war er Ratgeber Mac Mahons, welchen er, nach dem 16. Mai 1877, dem Willen des Landes zu widerstehen aufmunterte. Von dem Departement Gers ist er zweimal nacheinander zum Senator ernannt worden. B. hat folgende Schriften verfaßt: «Doctrine et jurisprudence en matière d'appel comme abus» (1852), «Turgot, philosophe, économiste et administrateur» (1860), «Précis du cours de droit public et administratif» (4. Aufl., 1876), «Nouveau cours d'économie politique» (1864—65), «Mélanges d'économie politique» (1865), «Grèves et coalitions» (1867), «Le crédit populaire», «Le prêt à intérêt» u. s. w.

Batchian oder Batjan, eine zu den Molukken (s. d.), dem östlichsten Teile des unter der Herrschaft der Niederländer stehenden ostind. Archipels, gehörende Insel, zwischen 0° 37′—0° 48′ südl. Br. und 127° 36′—128° 3′ 30″ östl. L. (von Greenwich), westlich von der südl. Halbinsel der größern Insel Gilolo oder Halmahera gelegen. Dieselbe bildet mit den in ihrer Nähe gelegenen Inselgruppen, unter denen Lata-Lata, Kariruta oder Tawalli, Bantang-mong und Mandioli die bemerkenswertesten, das Reich von B. von 2648 qkm, eine Abteilung der früher zu dem niederländ. Gouvernement der Molukken gehörenden, seit 1866 aber von letzterm getrennten niederländ. Residentschaft Ternate (s. d.). Das Reich B. steht unter einem eingeborenen, den Titel Sultan führenden Fürsten, einem Vasallen der niederländ.-ind. Regierung. Unmittelbar der letztern angehörend, ist auf der Hauptinsel B. allein der hauptsächlich von eingeborenen Christen bewohnte Ort Labuha und das angrenzende Fort Barneveld mit umliegendem Terrain. Die Bevölkerung von B. besteht aus 12—13000 Eingeborenen, hauptsächlich Alfuren (s. Haraforas), wozu noch wenige Hunderte von Europäern, Chinesen, Arabern und andern fremden Orientalen kommen. Die Flora von B., außerordentlich reich und üppig, ist die der Molukken überhaupt. B. ist mit Ternate, Tidore, Makjan u. a. auch die ursprüngliche Heimat des Gewürznelkenbaums. Die Fauna von B. dagegen ist, was Säugetiere betrifft, arm an Arten; an Vögeln sowie Insekten dagegen, wie die der Molukken überhaupt, reich und schön. Auffallend in zoolog.-geogr. Hinsicht ist das Vorkommen des Cynocephalus nigrescens, der einzigen Affenart der Molukken und des einzigen außerafrikanischen echten Pavians, der nur auf B. und Celebes lebt.

Bateau (frz.), Flußschiff, großer Kahn, Kutschwagenkasten; B. à vapeur, Dampfboot.

Bateleur (frz.), Taschenspieler, Gaukler, Marktschreier; Batelage, Gaukelei, Taschenspielerei.

Bateman (Kate Josephine), namhafte amerikanische Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1842 zu Baltimore als die Tochter eines Schauspielers, der mit seinen Kindern theatralische Vorstellungen veranstaltete. Bei dieser Truppe der «Bateman Children» kam auch sie zum ersten mal 1846 in Louisville zur Bühne. Im J. 1851 wurde sie von Barnum nach Europa geführt, kehrte im folgenden Jahre nach Amerika zurück und entsagte später auf längere Zeit den Brettern, um sich schauspielerischen Studien hinzugeben. So vorbereitet erschien sie 1860 von neuem auf der Bühne des Winter Garden zu Neuyork und errang bald die glänzendsten Erfolge, wohl am meisten mit der Mosenthalschen Deborah, die für sie ins Englische übertragen worden war. Im J. 1866 vermählte sich B. mit George Crowe, dem Bruder des amerikanischen Historikers, und blieb bis 1868 der Bühne fern. Seitdem aber spielte sie wieder in ihrer Heimat wie in England. Lady Macbeth ist eine ihrer besten Leistungen.

Batembu, s. Kaffern.

Bates (Henry Walter), engl. Naturforscher und Reisender, geb. 18. Febr. 1825 in Leicester, trat früh in ein kaufmännisches Geschäft ein, widmete sich aber nebenbei eifrig dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und Botanik und unternahm nach sorgfältigen Vorbereitungen mit seinem Freunde Wallace eine Reise nach Südamerika. Im April 1848 fuhren die Freunde von Liverpool ab, und erst im Juni 1859 kehrte B., nachdem Wallace sich schon 1852 von ihm getrennt, nach England zurück. Während der 11 Jahre seiner Abwesenheit hatte er fast die ganze Länge des Amazonenstroms, sowie mehrere der bedeutendsten Nebenflüsse desselben befahren und brachte nicht nur eine Fülle neuer geogr. Thatsachen, sondern auch bedeutende zoolog., botan. und ethnogr. Sammlungen in die Heimat. Die Hauptbegebenheiten seiner Reise beschrieb er in dem interessanten Werke: «The naturalist on the River Amazonas» (2 Bde., Lond. 1863; 3. Aufl. 1873; deutsch, Lpz. 1866). Außer

diesem Hauptwerke erschien von ihm: «Contributions to the insect fauna of the Amazon valley» (Lond. 1867) und «Illustrated travels: A magazine of Travel, Geography and Adventure» (4 Bde., Lond. 1869); auch gab er die engl. Übersetzung des Werks der deutschen Nordpol-Expedition unter dem Titel «The German Arctic Expedition of 1869—70» (Lond. 1874) und Warburtons «Journey across the western interior of Australia» (Lond. 1875) heraus. Seit 1864 ist B. Assistenzsekretär der Geographischen Gesellschaft zu London.

Bath, eine der schönsten Städte Englands, Bischofssitz und Hauptstadt der engl. Grafschaft Somerset, an der Großen Westbahn und dem von einer schönen steinernen Hauptbrücke in Einem Bogen überspannten Avon gelegen, ist besonders als Badeort berühmt und zählt (1881) 51 790 E. Die Stadt ist amphitheatralisch von bewaldeten Hügeln umschlossen und steigt an deren südl. Abhange aus dem Avonthal nordwärts in einer Reihenfolge von breiten, geraden und reinlichen Straßen, Terrassen, Plätzen und Promenaden zu einer Höhe von fast 100 m empor. Die Bauart der Häuser ist gefällig und zum Teil geschmackvoll. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich ganz besonders der Cirkus, der Paradeplatz mit schönen Terrassen auf Bogengängen, der Royal-Crescent oder Halbmond, Kingston-Square und Queens-Square (Königinplatz), als Promenaden Victoria-Park und Sidneys-Gardens aus. Von den Kirchen gehört die Abteikirche oder Kathedrale mit ihrem 52 m hohen Turme, 1495—1582 erbaut, zu Englands herrlichsten, im reingot. Stil aufgeführten Gebäuden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben das 1780 erbaute Rathaus (Guildhall) mit großen Sälen und einer Sammlung röm. Altertümer, die große Markthalle, das Klubhaus, das 1805 eröffnete Schauspielhaus, das 1864 erbaute neue Theater, zwei großartige Reitbahnen, und unter den sieben Hospitälern das Bath-Hospital mit 134 Betten für arme Kranke aus allen Teilen des Landes. Außerdem besitzt B. eine Lateinische Schule, ein Wesleyaner-Seminar (New-Kingswood), ein litterarisch-wissenschaftliches Institut mit Bibliothek, Museum und Laboratorium, ein litterarisches Institut für Kaufleute mit Bibliothek und Athenäum, eine Kunstschule und eine königl. Schule für Töchter von Offizieren der Marine und der Landarmee. Zahlreich sind die Anstalten für die Badegäste, die sich durchschnittlich für die Saison immer noch auf 35 000 Individuen belaufen, obwol die neuen Modebäder Cheltenham und Brighton dem Besuche Abbruch gethan haben. Außer zahlreichen Papierfabriken hat B. nur noch wenige Manufakturen in Mode- und Galanteriewaren. Der Handel der Stadt ist nicht bedeutend. Die heißen Quellen, denen B. vielleicht sein Dasein verdankt, wurden wahrscheinlich schon vor der Ankunft der röm. Legion im J. 44 benutzt. Ruinen von Römerbädern wurden 1775 entdeckt. Die Thermen springen in vier Quellen von durchschnittlich 46° C. Wärme. Sie sind sehr wirksam gegen Gicht, rheumatische Übel, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Ihr Wasser wird zum Trinken, Baden und Douchen gebraucht. Die Hauptsaison ist von November bis April. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10,7° C., ist also höher als in den meisten Städten Englands. Der Sommer zeigt sich sehr warm, der Winter regnerisch, aber mild. Die Römer nannten B. Aquae Solis, auch Aquae Calidae, die Sachsen Hat Bathun (Heißbad) oder Acemanes Ceaster (Stadt der Kranken). Vgl. Tunstall, «Bath-Waters, their uses and effects» (Lond. 1868).

Bath, Stadt im nordamerik. Staate Maine, am Kennebeck, 20 km vom Meer, hat bedeutenden Schiffsbau und Handel mit Zucker, Eisen, Hanf und Salz, und zählt (1870) 7371 E.

Bat-ha, der Hauptfluß des Königreichs Wadai, im mittlern Sudan, östlich vom Tschadsee, und westlich von Darfor; aus dem letztern Lande kommend, fließt er nach SW., südlich von Abeschr, der Hauptstadt von Wadaï, wendet sich dann westlich und ergießt sich in den Fittrisee. In der heißen Jahreszeit hört er auf zu fließen, dann ist sein Bett ein fast eine halbe Stunde breites, mit Bäumen eingefaßtes Thal.

Bath Kol (hebr. «Tochter der Stimme»), bei den Rabbinern die göttliche Offenbarung, gegeben durch eine Stimme aus den Wolken, seitdem die Offenbarungen durch die Propheten aufgehört.

Bathmetall (Prinzmetall), eine gelblichweiße Legierung von 55 Kupfer und 45 Zink, wird zu Knöpfen, Leuchtern, Theekannen verarbeitet.

Bathomēter oder Bathymēter (griech., d. i. Tiefemesser) heißt ein Instrument, mit welchem große Tiefen im Meere gemessen werden. (S. Lot.)

Bath-Orden (Order of the Bath), ein alter engl. Ritterorden, jetzt der fünfte in der Rangfolge der brit. Orden. Nach den Ermittelungen Camdens und Seldens kommt die Benennung der «Ritter vom Bade» zuerst 1399, bei Gelegenheit der Krönung Heinrichs IV. vor, und man kann annehmen, daß bei dieser Gelegenheit der Orden gestiftet worden. Seinen Namen erhielt er von der Sitte, den neuaufgenommenen Ritter zu baden. In spätern Zeiten war es Praxis der engl. Könige, Bathritter zu ernennen: 1) vor ihrem Krönungstage; 2) bei der Inauguration des Prinzen von Wales; 3) bei ihrer eigenen oder einer Vermählung in der königl. Familie; 4) bei sonstigen ganz besondern Feierlichkeiten. Bei der Krönung Karls II. wurden 68 Bathritter kreiert. Seitdem erlosch der Orden und ward erst wiederbelebt durch Georg I. am 18. Mai 1725. Die neuen Statuten waren vom 23. Mai 1725. Nach der neuen Einrichtung gab es einen Großmeister und 36 Genossen (Companions), außerdem nur noch die Offizianten des Ordens: Dechant, Registrator, Wappenkönig und Genealog, Sekretär, Hauswart und Bote. Der Prinzregent gestaltete den Orden 2. Jan. 1815 abermals um, und zwar zu einem vorzugsweise militärischen Verdienstorden in drei Klassen, der aber seit 1847 auch an Personen verliehen wird, welche hohe Posten im Civilfach oder in der Diplomatie bekleiden, oder sich in anderer Weise ausgezeichnet haben. Die drei Klassen sind: 1) Ritter-Groß-Kreuze (statt der frühern Companions), nicht über 72, ungerechnet Prinzen vom königl. Geblüte und vornehme ausländische Militärs; 2) Ritter-Kommandeure, deren Zahl auf 180 bestimmt ist, ungerechnet fremde Offiziere, die als Ehrenritter aufgenommen werden können; 3) Genossen (Companions), eine Klasse für Offiziere und Civilisten, die aber nicht, wie die Mitglieder der beiden ersten Klassen, das Ritterprädikat Sir führen und deren Zahl sich auf 725 belaufen darf. Das Ordenszeichen ist von gediegenem Golde von ovaler Form und stellt ein Scepter zwischen drei Kronen dar, nebst Rose, Distel und Kleeblatt, umgeben von

der Devise «Tria juncta in uno» am karmesinroten Bande, nebst Halskette und Kreuz.

Báthori, ein berühmtes ungar. Geschlecht, dessen ununterbrochene Genealogie mit Andreas de Rakomaz (Ende des 13. Jahrh.) beginnt. Der Sohn dieses Andreas, Briccius, erhielt für seine getreuen Dienste von König Ladislaus IV. (1272—90) die Ortschaften Abram, Batur und Kis-Bala; von Batur (magyar. bátor = kühn, tapfer) nahm Briccius nun seinen Geschlechtsnamen. Um die Mitte des 14. Jahrh. zerfiel das Geschlecht in zwei Zweige, den zu Ecsed und den zu Somlyó. Stephan B. (gest. 1493), aus der Familie zu Ecsed, ist vorzüglich bekannt durch den Sieg, den er unter König Matthias I. 1479 bei Kenyérmezö in Siebenbürgen über die Türken erfocht. Ein anderer Stephan B., ebenfalls aus der Ecseder Linie, wurde 1519 Palatinus, im J. 1525 jedoch vom niedern Adel (der Partei Zápolya) dieser Würde enthoben, aber schon im nächsten Jahre in dieselbe wieder eingesetzt. Nach der Schlacht bei Mohács beförderte er als ein Hauptgegner Zápolyas vorzüglich die Wahl des österr. Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn. Er starb 1535 in Theben bei Preßburg. — Stephan B. von Somlyó war unter dem eben erwähnten Zápolya (als König Johann I.) Waida oder Wojwode (Statthalter) von Siebenbürgen. Sein Sohn Stephan B., geb. 1522, erst am Hofe Ferdinand I., dann im Dienste der Königin Isabella (Zápolya), wurde 1571 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt; fünf Jahre später bestieg er den poln. Königsthron und wurde 1576 in Krakau gekrönt. Er regierte in Polen bis 1586. Des letztern jüngerer Bruder, Christoph B. von Somlyó, war 1576—81 Fürst von Siebenbürgen. Er rief die Jesuiten ins Land und ließ auch seinen Sohn Sigismund durch dieselben erziehen. Dieser Sigismund B., schon zu Lebzeiten seines Vaters zu dessen Nachfolger bestimmt, vermählte sich 1595 mit einer Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark, des Oheims von Rudolf II., vernachlässigte aber alsbald seine Gemahlin und übergab Siebenbürgen dem Kaiser Rudolf (1598). Er selber zog nach Oppeln, um in den geistlichen Stand zu treten, bereute aber bald wieder die Abtretung seines Fürstentums. Während die kaiserl. Kommissare noch in der Übernahme des Landes begriffen waren, erschien er wieder verkleidet in Klausenburg, nahm dieselben gefangen und schickte den nachher berühmten Bocskai nach Prag zur Beschwichtigung des Kaisers. Plötzlich übertrug er die Regierung seinem Vetter, dem Kardinal Andreas B., der sich aber gegen den kaiserl. General Basta und den ehrgeizigen walachischen Wojwoden Michael nicht halten konnte und 1599 ums Leben kam. Sigismund nahm nun selbst den Fürstenthron wieder ein, mußte jedoch, von allen verlassen, 1602 abdanken. Er starb in Prag 27. März 1613. Der letzte B. war Gabriel (Gabor), ein Sohn Stephans, Königs von Polen, welcher als Fürst von Siebenbürgen 1608—13 regierte. Wegen seiner Grausamkeit empörten sich gegen ihn viele Großen sowie die siebenbürger Sachsen, sodaß es zum Kriege kam, in welchem Gabriel unterlag. Er mußte nach Großwardein entweichen, wo er 11. Okt. 1613 ermordet wurde. Der ungar. Romanschriftsteller Jósika hat den letzten B. zum Gegenstande eines vielgelesenen Romans gemacht. — Elisabeth B. (aus dem Ecseder Zweige), die berüchtigte Gemahlin des Grafen Franz Nádasdy, glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, daß das Blut junger Mädchen die Haut verschöne. Sie bewog deshalb mehrere ihrer Dienstboten, ihr fort und fort junge Mädchen zu verschaffen, denen man zu den Bädern der Gräfin das Blut abzapfte. Nachdem Elisabeth 1604 Witwe geworden, setzte sie diesen Frevel auf dem Schlosse Csejte im Neutraer Komitat fort. Das Verbrechen wurde erst ruchbar, nachdem mehr als 80 Mädchen von der Gräfin und ihren Helfershelfern ermordet worden waren. Der Palatin Georg Thurzó überraschte plötzlich die Gräfin in ihrem Schlosse und ertappte die Mörder auf frischer That. Während man Elisabeth zu ewiger Gefangenschaft verurteilte, wurden ihre Helfershelfer 7. Jan. 1611 lebendig verbrannt. Elisabeth B. starb 21. Aug. 1614, wahrscheinlich an Gift.

Bathos (grch.), die Tiefe, aber auch die Höhe, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Bathrum (grch. Bathrion), Sitzbank; wundärztliches Lager zum Zweck der Einrichtung verrenkter Glieder.

Bathseba, eine Tochter des Eliam und Gattin des Hethiters Uria (s. d.), erregte das Wohlgefallen des Königs David (s. d.), welcher sie nach dem Tode ihres Gatten heiratete. Sie war die Mutter des Königs Salomo.

Bathurst, die Hauptstadt der brit. Gambiakolonie in Senegambien, unweit der Mündung des Gambia am Ostende der sumpfigen Flußinsel St. Mary 1816 gegründet, mit 2825 E., ist Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt des brit. Handels der Kolonie. Der gutgebaute, durch ein Fort gedeckte Ort hat große Magazine und wird von zahlreichen Schiffen besucht. Der Wert der Einfuhr belief sich 1876 auf 89856, der des Exports auf 86216 Pfd. St. In der Stadt halten sich nur 200 Europäer auf. Die Ausfuhr besteht in Senegalgummi, Wachs, Häuten, Elfenbein, Gold, Schildkrot, Reis, Baumwolle, afrik. Tikholz, Palmöl. Die Insel selbst zählt 3—4000 E., Neger, teils dem Ako-, teils dem Jolof-Stamme angehörig, die in Bienenkörben ähnlichen, von Gärten umgebenen Hütten leben. Nur in B. und dem östlich stromaufwärts gelegenen Albreda dürfen sich nach dem Vertrage vom 7. März 1857 Franzosen niederlassen, während sie in Betreff der Schiffahrt gleiche Rechte mit den Engländern haben.

Bathurst, Distrikt in der Südostprovinz der brit. Kapkolonie, ein schmaler Küstenstrich von 1735 qkm mit (1875) 5855 E., worunter 1711 Weiße, hat blühenden Ackerbau, Vieh- und Straußzucht. Hauptstadt ist Port Alfred mit 987 E.

Bathurst, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der brit. Kolonie Neusüdwales in Australien, 170 km im WNW. von Sydney jenseit der Blauen Berge am linken Ufer des obern Macquarie schön gelegen. Dieselbe wurde 1815 gegründet und hat sich zur bedeutendsten Ortschaft im Innern der Kolonie emporgeschwungen. Mit Sydney ist B. durch eine kunstvoll über das Gebirge geführte Straße verbunden. Die große Westbahn, an welcher B. gelegen ist, führt von Sydney nach Dubbo (420 km). Die Stadt hat ein sehr gesundes Klima, zählt 7891 E. (3. Apr. 1881), ist Sitz eines römisch-kathol. und eines anglikan. Bischofs, besitzt eine gelehrte Schule, einen litterarischen Verein, ein Theater, ein Hospital, Gerbereien, eine Wagenfabrik, fünf Dampfmahlmühlen, Seifensiedereien, Lichterfabriken, Leim-

siedereien u. s. w. und ist von reichen Landgütern und vielen Stationen umgeben. Sie bildet den Mittelpunkt des bedeutendsten Golddistrikts von Neusüdwales, dessen Ausbeutung 1851 am Summerville-Creek begann.

Bathurst, eine engl. Familie, von der mehrere Mitglieder sich in den drei letzten Jahrhunderten einen Namen erworben haben. — Ralph B., Theolog, Arzt und Dichter, geb. 1620 zu Howthorpe in Northamptonshire, studierte zu Coventry und Oxford, wurde 1644 zum Priester ordiniert und begann theol. Vorlesungen, wendete sich aber dann zu dem Studium der Medizin. In Verbindung mit Boyle, Petty, Evelyn, Wren u.a. gründete er 1658 die Royal-Society. Nach der Restauration kehrte er zum geistlichen Stande zurück und wurde 1664 vom Trinity-College zu Oxford zum Präsidenten erwählt. B. starb 14. Juni 1704. Außer lat. Gedichten hat er einige theol. und mediz. Schriften hinterlassen. Sein Leben beschrieb Warton in «The life and literary remains of R. B.» (Lond. 1761). Von den vielen Söhnen seines Bruders George B. wurde der jüngste, Benjamin B., unter der Königin Anna zum Ritter geschlagen. Er bekleidete am Hofe das Amt eines Cofferer (Zahlmeisters) und starb 1704. — Allen, Graf B., der älteste Sohn desselben, geb. 16. Nov. 1684 zu Westminster, studierte zu Oxford und wurde 1705 für Cirencester ins Unterhaus gewählt. Als einer der von Anna ernannten 12 Peers ging er 1711 in das Haus der Lords über, wo er später als eifriger Tory oft Führer der Opposition gegen Walpole war. Nach des letztern Rücktritt kam B. 1742 in den Geheimen Rat. Im J. 1757 wurde er Schatzmeister des Prinzen von Wales. Nach dessen Regierungsantritt zog er sich auf seinen Landsitz bei Cirencester zurück, wurde 1772 zum Grafen erhoben und starb 16. Sept. 1775. Er war ein Freund Bolingbrokes, Swifts und Popes, welcher letztere ihm seine «Moral essays» widmete. — Henry B., Sohn Benjamin B.s, des jüngern Bruders des vorigen, geb. zu Brackley in Northampton 16. Okt. 1744, studierte zu Winchester und Oxford, ward Doktor der Rechte, 1775 Kanonikus von Christchurch in Oxford, 1795 Präbendar der Kathedrale von Durham und 1805 Bischof von Norwich. Er starb 5. April 1837. Sein Sohn, Henry B., geb. 4. Mai 1781, gest. 10. Sept. 1844 als Archidiakon zu Norwich, beschrieb das Leben seines Vaters in den «Memoirs of Dr. H. B.» (2 Bde., Lond. 1837; mit einem Nachtrag 1842).

Henry, Baron Apsley und zweiter Graf B., Sohn von Allen B., geb. 2. Mai 1714, ward, zu Oxford gebildet, 1735 Barrister von Lincoln's-Inn. Für Cirencester ins Unterhaus gewählt, stimmte er anfangs mit der Opposition, unterstützte aber nach Walpoles Rücktritt das Ministerium Pelham und trat 1745 als Solicitor-General des Prinzen Friedrich von Wales wieder zur Opposition über. Nach des letztern Tode (1751) wendete er sich abermals auf die Regierungsseite und wurde 1754 zum Richter des Hofs der Common pleas ernannt. Im J. 1770 wurde er sogar Lord-Kanzler, der unwissendste, charakterloseste und unfähigste Mann, der je in England einen solchen Posten bekleidet, und zugleich als Baron Apsley von Apsley in die Peerage erhoben. Die Grafenwürde erbte er 1775 von seinem Vater. Nachdem er 1778 seinen Posten als Lord-Kanzler niedergelegt, wurde er 1779 Präsident des Geheimen Rats, was er bis zur Auflösung des Ministeriums North blieb, und starb 6. Aug. 1794. — Henry B., Sohn und Erbe der Titel des vorigen, geb. 22. Mai 1762, trat nach erlangter Volljährigkeit für Cirencester in das Unterhaus, begann als Lord-Commissioner der Admiralität die Staatslaufbahn, stand 1789—91 im Schatzamt, wurde 1793 königl. Geheimrat und Mitglied, 1807 Präsident des ostind. Kontrollamts und 1809 Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Von 1812—27 war er Kolonialminister, ohne sich durch besondere staatsmännische Tüchtigkeit auszuzeichnen; hierauf wurde er 1828 zum Präsidenten des Geheimen Rats ernannt, in welcher Stellung er bis 1830 verblieb. Er starb 27. Juli 1834. — Henry George, Graf B., Sohn des vorigen, geb. 24. Febr. 1790, saß 1812—34 für Cirencester im Unterhause und war Mitglied des ostind. Kontrollamts und Verfasser der Schrift «The ruinous tendency of auctioneering» (Lond. 1812; 2. Aufl. 1848). Er folgte seinem Vater in der Peerage und starb unverheiratet 25. Mai 1866. Die Peerswürde erbte sein Bruder, William Lennox B., geb. 14. Febr. 1791, früher Sekretär des Geheimrats, und als auch dieser 24. Febr. 1878 unverheiratet starb, dessen Neffe Allen Alexander B., Sohn Thomas Seymour B.s, des dritten Sohnes des dritten Grafen; geboren 1832 und in Eton und Cambridge gebildet, saß dieser als konservatives Mitglied für Cirencester seit 1857 im Unterhause, ohne sich besonders auszuzeichnen. — Sir James B., zweiter Sohn Henry B.s, Lord-Bischofs von Norwich, geb. 3. Mai 1782, trat 1794 in die Armee, führte ein echt engl. Soldatenleben in allen Weltteilen, wurde 1813 Oberst, 1819 Generalmajor, 1837 Generallieutenant und starb als Gouverneur von Berwick 13. April 1850. — Benjamin B., ein Bruder des vorigen, geb. 14. März 1784 zu London, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde 1807 mit Depeschen nach Wien gesandt. Auf der Rückreise, abermals Depeschen führend, verschwand er in Norddeutschland; wahrscheinlich wurde er ermordet.

Bathybius (Tiefenwesen) hat Huxley Messen genannt, von welchen man glaubte, daß sie die Tiefen des Meers in so bedeutender Menge decken, um an vielen Orten Schichten von 10 und mehr Meter Mächtigkeit zu bilden. Durch die Forschungen am Bord des Challenger, die von Möbius u. a. bestätigt wurden, hat sich indessen herausgestellt, daß diese als einfachstes Lebewesen besonders von Haeckel dargestellte Substanz nichts anderes ist, als in gallertartigem Zustande aus dem Meerwasser durch Zusatz von Weingeist ausgefällter Gips.

Bathyllos, aus Alexandria gebürtig, ein Freigelassener und Günstling des Mäcenas in Rom, war der Erfinder einer eigenen Art pantomimischer Vorstellungen und wurde durch seine außerordentlichen Leistungen auf dem Theater ein Liebling des röm. Volks. Einen Nebenbuhler in seiner Kunst fand er an dem Cilicier Pylades, der deshalb fast immer mit B. zugleich genannt wird. — B. hieß auch der Liebling des Anakreon, der dessen Schönheit in seinen Liedern besingt. Auf Samos, wo er geboren war, ward ihm eine Statue errichtet.

Bathymēter, s. Bathomēter.

Bathyphōn (grch.), «tieftönendes» Blas-Instrument.

Bathys (grch.), tief, aber auch hoch, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Batilde, Heilige, s. Balthilde.

Bâtiment (frz.), Gebäude; Fahrzeug, Schiff.

Batist (frz. batiste, engl. cambric), nach einigen von dem ind. Wort Baftas (s. d.), nach andern von dem Namen des angeblichen Erfinders Baptiste Chambray, eines flandr. Leinwebers im 13. Jahrh., herzuleiten; ein feiner, leinwandartiger Stoff von loserm Gewebe als Leinwand, bei welchem der Einschlag gewöhnlich noch etwas feiner als die Kette ist. Zu demselben wird nur der längste und schönste Flachs verwendet, der unter dem Namen Ramé bekannt ist und am besten im franz. Hennegau gedeiht. Nachdem dieser möglichst fein und gleichmäßig mit der Hand gesponnen ist, wird er ungebleicht auf gewöhnlichen Leinweberstühlen verarbeitet. Das letztere pflegte früher in kühlen, feuchten Räumen zu geschehen, um den Faden geschmeidig zu erhalten; neuerlich wird jedoch durch die Manipulation des Schlichtens das gleiche Resultat mit Vermeidung jeder gesundheitschädlichen Wirkung erreicht. Das fertige Gewebe, welches einer gründlichen Reinigung unterworfen wird, stellt in seinen besten Sorten das kostbarste Erzeugnis der Flachsindustrie dar. Man unterscheidet klaren, halbklaren und dichten (holländischen) B.; eine verwandte Art ist die sog. Batistleinwand, welche durch stärkere Fäden und geringere Lockerheit den Übergang zur gewöhnlichen Leinwand bildet. Seit Jahrhunderten wird die eigentliche Batistweberei in Frankreich und im heutigen Belgien betrieben. Die schönsten B. von außerordentlicher Feinheit und Weiße liefern noch heute die franz. Städte Arras, Bapaume, Cambrai, Lille, Péronne, St.-Quentin, Troyes, Valenciennes sowie die Provinz Brabant, besonders Nivelles; indes haben die echten B. durch die zunehmende Fabrikation ähnlicher Gewebe in Baumwolle sehr an Bedeutung verloren, während die Batistleinwand größern Absatz findet und außer in Frankreich und Belgien auch in England und Irland, Böhmen, Schlesien Sachsen und Westfalen (Bielefeld) produziert wird. Der schottische B. (Batistmusselin), so genannt, weil die Fabrikation desselben von Schottland ausging, ist ein feiner, batistartig gewebter Baumwollstoff, jetzt vorzüglich in England, Frankreich, der Schweiz, in Böhmen und im sächs. Vogtland erzeugt, der infolge der Gleichmäßigkeit des Maschinengespinstes ein schöneres Aussehen als selbst der echte B. hat, weniger haltbar, aber auch weit wohlfeiler als dieser, daher sehr beliebt ist und als Kleiderstoff mit feinen Dessins bedruckt wird.

Batiuschka (russ.), Väterchen.

Batjan, ostind. Insel, s. Batchian.

Batjuschkow (Konstantin Nikolajewitsch, russ. Dichter, geb. 29. Mai 1787 zu Wologda, erhielt in einer Pensionsanstalt zu Petersburg seine Erziehung, trat beim Ausbruche des Kriegs von 1806 in die Armee ein, wurde bei Heilsberg verwundet und machte 1809 den Feldzug in Finland mit. Nach seiner Rückkehr ward er (1810) Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg, nahm 1812 wieder Kriegsdienste, wohnte als Stabskapitän und Adjutant des Generals Bachmetjew den Feldzügen von 1813 und 1814 bei und wurde 1816 beim Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine in Zeitschriften zerstreuten «Poetischen und prosaischen Versuche» wurden von N. J. Gnjeditsch gesammelt (2 Bde., Petersb. 1817). B. hatte sich vorzüglich nach ital. Dichtern, besonders nach Tasso gebildet; seine Dichtungen zeichnen sich durch Formvollendung und Wohlklang der Sprache aus. Er wurde 1818 als Hofrat der russ. Gesandtschaft in Neapel beigegeben, verfiel jedoch bald in unheilbare Schwermut und kehrte nach Rußland zurück, wo er auf einem Landgute bei Moskau lebte; er starb zu Wologda 29. Juli 1855. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 in Petersburg und in der von Smirdin veranstalteten Ausgabe russ. Klassiker.

Batley, Fabrikstadt im West-Riding der engl. Grafschaft York, 65 km im SW. von York, 10 km von Leeds, an der Leeds-Manchester Eisenbahn, zählt (1881) 27514 E., hat eine Lateinische Schule, ein Technisches Institut und ist Hauptsitz der Shoddy- oder Wollumpenmanufaktur; vorzügliche Maschinen zur Herstellung der Fabrikate dieser Industrie werden ebenfalls hier angefertigt.

Batn-el-Hadschar, Landstrich Nubiens zwischen 20¾ und 22° nördl. Br., auf 22 Stunden weit längs des Nils hinziehend, von Dal und Okme bis Wadi-Halfa, in 128 m Höhe. Es ist das unwirtbare, Steinbauch genannte Felsenthal des zweiten Nilkataraktes. Das Flußbett ist meist breit, wird aber an einigen Stellen schmaler, bis zur Steinwurfbreite: es ist düster, wie besäet mit schwarzen Felsen, granitischen und syenitischen, die hier und da mit Sandstein überdeckt sind; das Wasser voller grünlicher Wirbel, wimmelnd von stachlichten und giftigen Pflanzen, ist nur, seit Mehemed-Ali das Fahrwasser verbessert hat, während einiger Monate mit Hilfe großer Menschenkräfte befahrbar. Die öden Ufer sind ohne Häuser und Dörfer. An manchen Stellen sind die Felszacken so gehäuft, daß sich das Wasser nur schäumend hindurcharbeiten kann. Solche Schellâl oder Wasserfälle finden sich namentlich bei Semneh; hier, wie bei Dal, Tankur, Ombokol u. s. w. sind die schlimmsten Stellen, die aber freilich durch die 37 km langen und 5,5 km breiten von Wadi-Halfa übertroffen werden, wo das Wasser an manchen Stellen 0,9 bis 1,1 m hoch herabfällt und an andern die Stromschnellen eine glatte, ununterbrochene Wasserfläche von 275—335 m Länge bilden. Die bei Okne entspringende, 56° C. warme Quelle ist die einzige in Nubien.

Batocken, richtiger Padoggen, Schläge mit dünnen Stöcken auf den bloßen Rücken, oder auch auf Brust und Bauch, eine Prügelstrafe, welche früher in Rußland, namentlich im Militär und in der Marine, gebräuchlich war, bis sie durch Katharina II. offiziell abgeschafft wurde.

Bâton (frz.), der Stock, Stab, beim franz. Militär der Marschallstab; in der Musik bei den Franzosen die Bezeichnung der größern Pausen (von zwei und mehr Takten). Bâton de mesure, Taktierstab, Taktierrolle. B. sénestre, in der Heraldik ein schmaler Querbalken im Wappen, als Zeichen der unehelichen Geburt (Bastardise) des ersten Empfängers des Wappens.

Batoni (Pompeo Girolamo), ital. Maler, geb. zu Lucca 5. Febr. 1708, gest. zu Rom 4. Febr. 1787, verbindet mit mancherlei Elementen des barocken Stils bereits ein mehr akademisches Streben. Ihm gelangen besonders anmutig-zarte Darstellungen, wie seine berühmte Büßende Magdalena in Dresden. Sein Hauptwerk ist der Sturz des Zauberers Simon; es befindet sich in Sta.-Maria degli Angeli zu Rom. Als Porträtmaler genoß B. großen Ruhm.

Batonnier (frz., d. i. Stabhalter), der auf ein Jahr gewählte Präsident des Conseil de discipline oder des Ausschusses, welchen die franz. Advokaten zur Aufrechthaltung der Disciplin unter sich selbst ernennen.

Batonnieren (frz.), mit dem Stock schlagen; batonniertes Papier, liniiertes Papier.

Baton-Rouge, Hauptstadt der Parish East Baton-Rouge, früher Hauptstadt (jetzt Neuorleans) des nordamerik. Staates Louisiana, auf dem linken Ufer des Mississippi, 207 km oberhalb Neuorleans gelegen, eine der ersten von den franz. Kolonisten angelegten Niederlassungen, hat ihren Namen von dem Häuptling eines Indianerstamms. Die Stadt ist schön gebaut und zählt (1880) 7217 E. Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten besitzt dort eine große Waffenniederlage, eine Kaserne und ein Militärhospital. Zugleich ist die Stadt der Sitz der Staatsuniversität von Louisiana, welche eine nur untergeordnete Stellung unter den höhern Lehranstalten der Union einnimmt.

Bátonya, Marktflecken und Sitz eines Bezirksgerichts im Csanáder Komitat in Ungarn, mit 8700 E., Magyaren, Rumänen und Serben. Zu B. gehört die große Pußta Tompa.

Batrachier (Froschlurche), die höchste Ordnung der Amphibien, die sich im erwachsenen Zustande durch völligen Mangel des Schwanzes auszeichnen. Der Körper ist breit, plump, der Kopf groß, mit sehr weitem Maule, die Augen mit Lidern versehen und zurückziehbar, das Trommelfell der Ohren frei, die Zunge meist vorn angeheftet, hinten frei, sodaß sie aus dem Maule hervorgeklappt werden kann, die Hinterbeine sehr stark, zum Springen entwickelt, die Vorderbeine meist kurz, gekrümmt, die Zehen meist nagellos, aber gewöhnlich an den Hinterfüßen durch Schwimmhäute verbunden. Alle legen Eier, die im Moment des Austritts vom Männchen befruchtet werden und mit geringen Ausnahmen sich im Wasser entwickeln. Bei einigen aber tritt eine eigentümliche Brutpflege ein, indem das Männchen selbst die Eierschnüre um die Beine wickelt und sich damit in feuchten Mergel vergräbt (Geburtshelferkröte, Alytes obstetricans) oder dem Weibchen auf den Rücken in offene Zellen (Pipa) oder in besondere Taschen (Notodelphys, Gastrotheca) einstreicht. Die Eier gehen eine bekannte Metamorphose durch, indem sich zuerst aus dem Dotter Kaulquappen, Padden, Roßnägel bilden, ohne Gliedmaßen, mit langem, flossenumsäumtem Fischschwanze, äußern und innern Kiemen und ohne Füße. Im Laufe der Entwickelung werden die Kiemen durch Lungen ersetzt, die Füße sprossen hervor und der Schwanz wird rückgebildet. Die Padden leben im Wasser, meist von vegetabilischer Nahrung; die erwachsenen Tiere an feuchten Orten, in Sümpfen und Teichen, auf Gebüschen und Bäumen, von tierischer Nahrung, besonders Insekten. Die meisten haben eine weitschallende Stimme, die besonders zur Paarungszeit ertönt. Man unterscheidet die Baumfrösche (Hylae) mit besondern Haftapparaten an den langen Zehen, sehr langen Hinterbeinen und Zähnen in dem Oberkiefer und Gaumen; die Frösche (Ranae) ebenso bezahnt, ohne Haftapparate der Zehen und mit glatter Haut; die Froschkröten (Alytae) mit warziger Haut und Zähnen im Oberkiefer; die Kröten (Bufones) mit warziger Haut und unbezahnten Kiefern, und die Zungenlosen (Aglossa) ohne Zähne und mit ringsum angewachsener Zunge, zu welchen nur die Pipa aus Surinam und die Dactylethra aus Afrika gehören.

Batrachium (grch.), Froschgeschwulst unter der Zunge.

Batrachomyomachia (grch.), d. h. der Froschmäusekrieg, ist der Titel eines dem Homer fälschlich beigelegten komischen Heldengedichts, als dessen Verfasser ein gewisser Pigres aus Karien, der zu den Zeiten der Perserkriege lebte, genannt wird. Das Ganze ist keine Tierfabel, wie Jak. Grimm meinte, sondern eine Parodie der «Ilias», worin die Rüstungen und Kämpfe der Tiere bis ins einzelne, selbst bis zur Einmischung der Götter mit heiterer Laune geschildert und ausgemalt werden. Das Gedicht, welches in sehr verderbter und durch Zusätze entstellter Gestalt überliefert ist, befindet sich in vielen Ausgaben der Homerischen Dichtungen; außerdem wurde es öfters zusammen mit Homers Hymnen herausgegeben, z. B. von Matthiä (Lpz. 1805), ohne dieselben namentlich von Baumeister (Gött. 1852) und Draheim (Berl. 1874). Ins Deutsche wurde es übersetzt von Kern (Bresl. 1848), Uschner (Berl. 1864) und Mitzschke (Berl. 1877) und zusammen mit den andern kleinern, Homer zugeschriebenen Dichtungen von Thudichum (Stuttg. 1871).

Batsch (Karl Ferd.), deutscher Vizeadmiral, geb. 10. Jan. 1831 zu Eisenach, besuchte bis zum 14. Jahre die Schule seiner Vaterstadt, später das Gymnasium zu Erfurt und ging 1846 als 15jähriger Sekundaner zur See. Von seiner ersten großen Reise, die er auf der preuß. Bark Elisabeth nach Ostindien und China machte, zurückgekehrt, trat er 1848 als Matrose zweiter Klasse beim Marinebataillon zu Stettin ein, wurde dann als Midshipman in die Flotte der Vereinigten Staaten kommandiert, besuchte später nach mehrfachen Übungsfahrten am Bord der nordamerik. Fregatte Lawrence, des Adler und des Merkur die Marineschule zu Stettin und wurde, nachdem er sich auf seinen weitern Reisen als ein ebenso umsichtiger als unerschrockener Offizier bewährt hatte, 1856 zum Lieutenant zur See erster Klasse ernannt. Nach einer zweijährigen (1860—61) Dienstleistung in der engl. Flotte wurde er 1862—64 als Adjutant beim Oberkommando der Marine verwendet und fand im April 1864 wiederholt Gelegenheit, am Bord der Grille an Gefechten gegen die dän. Flotte teilzunehmen. Im Mai desselben Jahres wurde er zum Korvettenkapitän befördert, kommandierte 1864—65 die Victoria und 1865—67 das Kadettenschiff, bis er zum Chef des Stabes beim Oberkommando der Marine ernannt wurde. Er begleitete 1870, zum Kapitän zur See avanciert, als Chef des Stabes das Geschwader des Prinzen Adalbert von Preußen nach den Azoren, mußte jedoch wegen des Ausbruchs des Deutsch-Französischen Kriegs die Reise unterbrechen und nahm wieder seine Stellung im Oberkommando ein, das zu einer Kommandoabteilung des Marineministeriums umgeformt wurde. Im J. 1871 unternahm B. mit den Schiffen Vineta und Gazelle eine zweijährige Expedition nach Westindien, wurde 1873 zum Chef des Stabes der Admiralität und 1875 zum Kontreadmiral ernannt, befehligte 1876—78 als Geschwaderchef mehrere Expeditionen nach dem Mittelmeer, von denen die letzte durch den Untergang des Großen Kurfürsten bei Folkestone 31. Mai 1878 ein trauriges Ende fand. Von vielen

Seiten wurde B. als Hauptschuldiger für die Katastrophe verantwortlich gemacht, weil man die Ursache des Zusammenstoßes der beiden Panzerschiffe lediglich in der von ihm befohlenen zu geringen Distanz derselben finden zu müssen glaubte, der Chef der Admiralität von Stosch verteidigte jedoch im Reichstage das Verhalten B.s auf das lebhafteste und schob die Schuld des Unglücks ausschließlich auf die mangelhafte Ausführung der gegebenen Befehle. Trotzdem wurde B. wegen Nichtbeachtung der Vorschriften über die einzuhaltende Distanz für schuldig erklärt und im Juli 1879 zu sechs Monaten Festung verurteilt. Der Kaiser bestätigte das Urteil, begnadigte aber B., nachdem derselbe erst zwei Wochen seiner Haft auf der Festung Magdeburg verbüßt hatte, und ernannte ihn sogar unmittelbar darauf zum Departementsdirektor in der Admiralität, 1880 zum Vizeadmiral und 1881 zum Chef der Marinestation der Ostsee.

Batta oder richtiger **Battak**, ein merkwürdiger, der malaiischen Rasse angehörender Volksstamm auf Sumatra, in welchem sich die frühesten Bewohner dieser Insel, durch fremde Kulturelemente seit Jahrhunderten wenig oder nicht beeinflußt und umgeformt, bis in die Gegenwart erhalten haben. Die B. nahmen in ältester Zeit den ganzen nördl. Teil von Sumatra bis zum 1.° nördl. Br. ein, wurden aber schon seit einem Jahrtausend, zuerst von der Ost- und Nordostküste durch eine Anzahl kleinerer, spezifisch mohammed. Staaten, später von der Nord- und Nordwestküste durch das daselbst 1205 entstandene, gleichfalls mohammed. Reich Atchin und endlich von der Westküste hauptsächlich durch die Ausbreitung der Niederländer verdrängt oder gingen daselbst in der sich ausbreitenden, spezifisch malaiischen Bevölkerung der Küstenstriche allmählich auf. Die noch gegenwärtig ihre Eigentümlichkeit und zugleich ihre polit. Unabhängigkeit bewahrenden B. sind, allenthalben vom Meere abgeschlossen, auf die Thäler und Bergebenen des Sumatra in seiner ganzen Länge und dessen nördlichern Teil mit mehrern parallelen Ketten durchziehenden Barissangebirges beschränkt. Sie [illegible] in ihrer Körper- und Gesichtsbildung den [illegible]meinen malaiischen Rassentypus, sind aber [illegible]ßer und kräftiger gebaut als die Bewohner der [illegible]üste. Sie stehen auch in moralischer Hinsicht höher [illegible]s die letztern und gelten für ehrlich, treu und zuverlässig. Sie sind in Stämme geteilt unter meist erblichen Häuptlingen (Radschas), welche aber [illegible] während eines Kriegs eine besondere Macht ausüben. Alle Stämme bilden eine Bundesgenossenschaft. Ihre Gemeindeverfassung ist im allgemeinen eine verständig geordnete. Ihre Dörfer (Kampongs) werden an den wenigst zugänglichen Stellen erbaut und durch Gräben, Palissadierungen und Hecken von Stachelbambus befestigt. Sie [illegible]d geschickte und fleißige Landbauer, betreiben die [illegible]cht von Pferden und Büffeln, zeigen sich auch in [illegible]chen Handwerken, wie z. B. in der Verfertigung von Waffen und andern Gerätschaften aus [Me]tall, kunstreichen Schnitzereien aus Holz und [Elf]enbein u. s. w., nicht unerfahren und stehen [übe]rhaupt auf keiner ganz niedrigen Stufe der [Ku]ltur, da sie eine eigentümliche Buchstabenschrift [un]d eine geschriebene Litteratur besitzen. Ihre Bücher (Pustahas) bestehen aus fächerartig zusammengefalteter, in horizontalen Zeilen von links nach [rech]ts, mit Tinte beschriebener Baumrinde zwischen zwei massiven Deckeln, deren oberer in der Regel mit einer darauf ruhenden geschnitzten Figur versehen ist. Dieselben handeln über Astrologie, Zauberei, Geisterbeschwörungen, Medizin, die Kunst, Krieg zu führen u. s. w. Für kleinere Mitteilungen, Briefe u. s. w. ritzen die B. ihre Schriftzeichen in dünne Bambusstäbe von unten nach oben ein.

Die Sprache der B. ist als eins der ältesten malaiisch-polynes. Idiome zu betrachten und steht samt den Idiomen der westlichen kleinern Inseln mit der Hova-Sprache von Madagaskar im engsten Zusammenhange. Ihre Religion ist ein in dem Glauben an gute und böse Geister bestehendes Heidentum. Die Gesetzesbestimmungen der B. (Habat) sind nicht geschrieben, sondern werden mündlich überliefert. Zu diesem Gewohnheitsrechte gehört, daß in einzelnen schweren Fällen die Verbrecher lebend verzehrt werden. Unter besondern Umständen kann jedoch die Todesstrafe durch Geld abgekauft werden. In ältester Zeit bestand bei den B. selbst der Gebrauch, ihre hochbejahrten und altersschwachen Eltern zu verzehren. Der Anthropophagie der B. gedenken schon Masûdi 944, Edrisi 1150, Marco Polo 1298 und Nicolo di Conti 1449, der sie zuerst Batech, d. h. Battak, nennt. Daß in vorhistor. Zeit die B. wie überhaupt die Bevölkerung Sumatras Beziehungen zu Vorderindien gehabt haben müssen, geht daraus hervor, daß ihre Sprache einige dem Sanskrit angehörende Wörter enthält, daß ihre Schrift sich auf die altindische zurückführen läßt und daß sich in ihren religiösen Vorstellungen gewisse, wenngleich nur schwache Übereinstimmungen mit denen der Hindu nicht verkennen lassen. Die für die Ausfuhr geeigneten Erzeugnisse ihres Landes, hauptsächlich Pfeffer, Kampfer, Benzoë, verschiedene andere Harze, Elfenbein, Rotang, und von Tieren Pferde, werden von den B. nach den früher ihnen, jetzt den Niederländern gehörenden Küstenörtern Singkel, Baros, Tikous und Tapanuli gebracht und daselbst verkauft oder gegen Salz, Eisen, Messingdraht, grobes chines. Porzellan, europ. Kattunstoffe u. s. w. vertauscht. Außer den Mitteilungen von Marsden, Raffles, Crawfurd und Junghuhn über sie sind verschiedene neuere in der «Tijdschrift voor Nederlandsch Indië» (Batavia), namentlich die Arbeiten von Neubronner van der Tuuk, sehr beachtenswert. Vgl. Schreiber, «Die B. in ihrem Verhältnisse zu den Malaien auf Sumatra» (Barm. 1874); Neubronner van der Tuuk, «Battaksch-Nederduitsch Woordenboek» (Amsterd. 1861).

Battaglia, Marktflecken in der ital. Provinz Padua (Venetien) mit (1880) 3865 E., 15 km im SSW. von Padua, an der Verbindung des Battaglia- und Monselicekanals, Station der Eisenbahn Venedig-Bologna, nächst Abano die größte Kuranstalt der Euganeen. Auf dem Hügel Santa-Elena, aus welchem die zahlreichen 69° C. warmen Schwefelthermen, mit reichlichem Schlammabsatze, entspringen, steht die palastartige Badeanstalt. Die Hauptquelle befindet sich neben dem Schlosse der Gräfin Wimpffen.

Battak, Malaienstamm, s. Batta.

Battarismus (grch.), das Stammeln, Stottern.

Báttaszék, Marktflecken im Tolnaer Komitat an der Sár-Viz und an der Ungarischen Staatsbahn, mit 5900 E.; der hier gebaute Rotwein genießt guten Ruf.

Battement (frz.), das Anschlagen der Geschosse an die Seelenwände des Feuerrohrs, welches durch den Spielraum herbeigeführt wird und hauptsächlich bei den Rundkugeln der glatten Feuerwaffen vorkommt, gefährdet die Trefffähigkeit wie die Dauerhaftigkeit der Feuerröhre. — In der Fechtkunst ist B. oder Battieren ein kurzer kräftiger Schlag gegen die Klinge des Gegners, der diesen aus der Auslage bringt und dadurch veranlaßt, eine Blöße zu geben.

Battenberg, alte Stadt in dem bis 1866 zum Großherzogtum Hessen, seitdem zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden gehörigen Kreise Biedenkopf, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Eder, hat ein schönes Schloß, Eisenwerke, bedeutenden Holzhandel und (1880) 1014 meist evang. E., dabei auf dem nahe gelegenen Kellerberg das verfallene Schloß Kellerburg, ehemals Sitz der Grafen von B. Der Ort hieß im Altertum Mons priscus Batavae gentis und soll schon 134 v. Chr. von Battone, König der Katten, gegründet worden sein. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Ort und Schloß B. sowie die Kellerburg zerstört. Die Grafen von B. wurden 1227 Vasallen der Landgrafen von Hessen und starben während der ersten Französischen Revolution aus. In neuerer Zeit wurde die Gräfin Julie von Hauke bei ihrer morganatischen Vermählung mit dem Prinzen Alexander (s. d.) von Hessen (1851) zur Gräfin (später zur Fürstin) von B. erhoben. Die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder führen den Titel Prinzen und Prinzessin von B. Der zweite Sohn Alexander (s. d.) wurde 1879 zum Fürsten von Bulgarien erwählt.

B. heißt auch ein Dorf mit 300 E. unweit Dürkheim in der bayr. Rheinpfalz; dabei die Ruinen der Battenburg mit einem in neuerer Zeit restaurierten Turme, welcher eine sehr schöne Aussicht über die Hardt bietet.

Batterie (militärisch) heißt eine dauernde oder nur vorübergehende Zusammenstellung mehrerer Geschütze zu einem bestimmten einheitlichen Gefechtszweck. Deckt man die Geschütze einer B. durch einen kunstmäßig in Erde, Stein oder Eisen aufgeführten Bau, so nennt man diesen, für sich sowohl als mit den Geschützen besetzt gedacht, ebenfalls B., während eine nur flüchtig in Erde ausgeführte Geschützaufstellung, wie sie namentlich im Feldkrieg vorkommt, als Geschützemplacement oder Geschützeinschnitt bezeichnet wird. Bei Kriegsschiffen bilden die in einem Deck aufgestellten Geschütze eine B. Dient das Schiff, ohne eine besondere Manövrierfähigkeit zu besitzen, lediglich als Artillerieaufstellung, so wird es Schwimmende B. (s. d.) genannt. Eine dauernde Vereinigung von Geschützen mit ihrem Personal zu B. findet nur in der Feldartillerie statt (Anzahl der Geschütze einer Feldbatterie 6—8). (S. Artillerie.) Diejenigen schweren Feldbatterien, welche eine nur geringe Manövrierfähigkeit besitzen, pflegt man Positionsbatterien zu nennen; solche kommen noch in der engl. Artillerie vor. Belagerungs- oder Angriffsbatterien heißen die zur Beschießung von Festungen angelegten, in Erde gebauten B., welche je nach der Geschützart in Kanonen- und Mörser-, je nach dem Zwecke in Bombardements-, Enfilier- und Ricochett-, Demontier-, Demolitions-, Bresche-, Kontre-, Flügelbatterien zerfallen. Sie zählen 4, 6, 8, selten bis 12 Geschütze. (S. Belagerung.) In Festungen kommen kasemattierte und Panzerbatterien vor. Zur Grabenbestreichung bestimmte B. werden Flankenbatterien genannt. Erdbatterien, welche im Anschluß an detachierte Forts und zu deren Unterstützung angelegt sind, führen den Namen Anschluß-, Zwischenbatterien. Zur Unterstützung der Infanterie beim Kampf ums Vorterrain einer Festung werden Armierungsbatterien angelegt. B. zur Küstenverteidigung heißen Küsten- oder Strandbatterien; liegen sie mit dem Wasserspiegel in fast gleichem Niveau, so nennt man sie auch B. à fleur d'eau.

Eine Belagerungsbatterie hat eine Erdbrustwehr, hinter welcher die Geschütze so aufgestellt sind, daß sie entweder durch Scharten oder über Bank feuern. Der Geschützstand ist meistenteils unter den Horizont versenkt und eine solche B. heißt gesenkte B. Nur selten liegt er auf dem Horizont oder erhöht, und man spricht alsdann von horizontalen, beziehungsweise erhöhten B. Die Geschütze selbst stehen auf Holzunterlagen, die man Bettungen nennt. Die innere Böschung der Brustwehr ist gewöhnlich mit Strauchwerk bekleidet. Zur Aufnahme der Munition dienen Pulvermagazine und Geschoßräume, zum Schutz der Mannschaften Unterstände. Nur selten kommen bedeckte, d. i. von oben her eingedeckte und gegen Wurffeuer gesicherte Belagerungsbatterien vor. Küstenbatterien sind vollkommener ausgeführt und haben häufig die Form eines nach hinten geschlossenen Werks. Kasemattierte B. können in einer oder in mehrern Etagen gebaut sein; die Geschütze feuern hier durch rings umschlossene Scharten. Panzerbattterien sind entweder ganz in Eisen aufgeführt und dann mit sehr engen, sog. Minimalscharten versehen, oder die Panzerung dient nur zum Schutz einer mit Scharten versehenen Stirnmauer.

Batterie (elektrische) ist die Bezeichnung für eine Vereinigung von mehrern Kleistschen Flaschen (s. d.) zum Zwecke der Verstärkung ihrer Wirkung. Diese Vereinigung wird in der Weise ausgeführt, daß einerseits alle innern, andererseits alle äußern Belegungen leitend miteinander verbunden werden (s. Fig. 1). Die Ladung der B. erfolgt durch Drehung der Elektrisiermaschine, deren Konduktor mit der innern Belegung leitend verbunden ist, während die äußere Belegung mit dem Boden in leitender Verbindung steht. Die geladene B. kann dadurch entladen werden, daß man die innere Belegung mit der äußern in leitende Verbindung bringt.

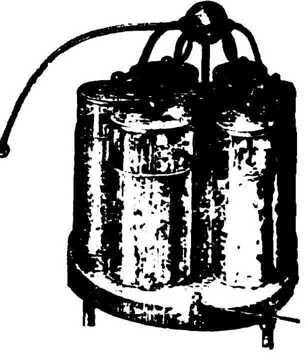


Fig. 1.

Dabei muß man sich jedoch, besonders bei stärkern B., deren Schläge sogar lebensgefährlich werden können, hüten, die Leitungen mit bloßer Hand anzufassen. Man bedient sich deshalb gewisser Vorrichtungen, der sog. Entlader oder Auslader (Fig. 2), die mit isolierenden, gewöhnlich gläsernen Handgriffen versehen sind. Die Wirkungen der

Entladungsschlags sind dieselben wie bei einer einfachen Flasche, nur um so kräftiger, je größer die Gesamtfläche der Stanniolbelegungen der B. ist. Da man der eigentlichen Kleistschen Flasche auch die Form einer flachen, auf beiden Seiten mit Stanniol belegten Glastafel, der sog. Franklinschen Tafel, geben kann, so haben mehrere Physiker vorgeschlagen, auch solche Tafeln zu einer B. zu vereinigen. Derartige elektrische B. wären jedoch sehr unbequem, weshalb sie in der Praxis nicht vorkommen. Auf den Gedanken, mehrere Flaschen zu einer B. zu vereinigen, kam schon Gralath kurz nach Erfindung der Kleistschen Flasche. Der Name elektrische B. rührt von Franklin her. Sehr große B. konstruierte van Marum. Über die **Galvanische Batterie** s. unter **Galvanismus**.

Fig. 2.

Batteriemagazin, **Handmagazin**, **Verbrauchspulvermagazin**, auch **Pulvermagazin** schlechtweg, heißt ein den unmittelbaren Bedarf einer Angriffs- oder Zwischenbatterie an Pulvermunition für etwa 24 Stunden sicherstellender, gegen Horizontal- wie Vertikalfeuer gedeckt angelegter Bau. (S. **Batterie**.)

Battersea, Kirchspiel, jetzt Vorstadt von London, in der engl. Grafschaft Surrey, am rechten Ufer der Themse, gegenüber von Chelsea, 6,5 km im SW. von der St. Pauls-Kathedrale mit (1881) 107248 E., hat eine Lehrerbildungsanstalt und besitzt einen der schönsten öffentlichen Parks von London, den Battersea-Park, 75 ha groß, 1852—58 auf Parlamentsbeschluß mit einem Aufwande von 300000 Pfd. St. angelegt, in welchem der Subtropische Garten besondere Aufmerksamkeit verdient. B. ist Geburtsort des Lord Bolingbroke, dem in der dortigen Kirche ein Denkmal errichtet ist.

Batteur (frz.), soviel wie Schlagmaschine, s. u. **Baumwollindustrie**.

Batteux (Abbé Charles), franz. Ästhetiker, geb. 5. Mai 1713 im Dorfe Allandhuy bei Vouziers, studierte in Rheims, ließ sich darauf zum Priester weihen und ging nach Paris, wo er wissenschaftlichen Unterricht an verschiedenen Kollegien erteilte. Er wurde 1754 als Mitglied der Akademie der Inschriften, 1761 auch in die Académie française aufgenommen. Er starb 14. Juli 1780. Sein Hauptwerk ist: «Cours de belles-lettres» (5 Bde., Par. 1765; deutsch von Ramler, 4 Bde., Lpz. 1774, und [illegible] Aufl. 1802), eine Erweiterung und Umarbeitung einer 1746 erschienenen Schrift «Les beaux-arts réduits à un même principe» (deutsch von Bertram, Gotha 1751; im Auszuge von Gottsched, Lpz. 1751; mit einem Anhange und vielen Anmerkungen von J. E. Schlegel, Lpz. 1752; vermehrt [illegible] Bde., Lpz. 1770). Das Grundprinzip, auf welches er alle Künste zurückführt, ist die Nachahmung der schönen Natur. B.s Theorie fand auch in Deutschland Eingang und blieb in Geltung, bis Winckelmann und Lessing und später Herder, Schiller u. a. bessere ästhetische Prinzipien verbreiteten.

Batthyányi, berühmte ungar. Magnatenfamilie, die ihren Stammbaum auf Eörs, einen der [illegible]litanführer Arpads beim Einfall der Magyaren in Pannonien, zurückführt. Das Geschlecht wurde 1485 in den deutschen Freiherrnstand, 1603 in den Reichsgrafenstand, und in seiner jüngern Linie 1764 in den Reichsfürstenstand erhoben und zeichnete sich gegen Österreich stets durch Anhänglichkeit und Loyalität aus. **Gregorius von Eörs** (gest. 1401) war 1389 Kastellan zu Gran und erhielt vom König Sigmund das Gut Batthyányi, von dem die ganze Familie fortan den Namen führte. **Balthasar I. von B.**, gest. 1520, war Rat und Kämmerer Ladislaus' I., dann Banus, Kapitän der Jazygen und Vizekönig in Bosnien, welches er gegen die Türken standhaft verteidigte, später Feldhauptmann und Kommandant von Güns. Sein Sohn, **Balthasar II. von B.**, geb. 1493, unter König Ludwig erster Kämmerer, 1518 Vizebanus von Kroatien und Slawonien, focht tapfer in der mohacser Schlacht und starb 1542. Der Bruder desselben, **Franz I. von B.**, geb. 1497, Erbherr von Güssing (Nemet-Ujvar), königl. Schatzmeister, Kämmerer und Obermundschenk, Obergespan des Eisenburger Komitats, Ban von Slawonien und Kroatien, focht 1514 unter Stephan Bathori gegen die empörten Bauern (Kuruzen), nahm als Befehlshaber 1526 thätigen Anteil an der Schlacht bei Mohacs, hielt es dann bald mit Zapolya, bald mit Ferdinand und erhielt letzterm durch seinen Mut 1546—57 das bedrohte Slawonien und Kroatien. Er starb 28. Nov. 1566. **Balthasar III. von B.**, geb. 1538, gest. 1590, Sohn Christoph B.s, war ein berühmter General und kämpfte mit Auszeichnung in den Türkenkriegen, besonders 1580 gegen Skanderbeg, Pascha von Posega. Aus eigenen Mitteln unterhielt er beständig 1200 Mann Fußvolk und 500 Reiter. Auf dem Reichstage von Preßburg wurde er 1582 zum Stellvertreter des Palatins zur Regulierung der Kriegsangelegenheiten erwählt. Sein Sohn, **Adam I. von B.**, ward 1603 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die beiden Söhne des letztern, **Paul I.** (geb. 1629, gest. 1689) und **Christoph II.** (geb. 1632, gest. 1665) wurden die Begründer zweier Linien, einer ältern und einer jüngern.

Die **ältere Hauptlinie** zerfiel durch die Enkel ihres Stifters Paul, die Söhne des Grafen Sigismund I., in drei Speziallinien: die Scharfensteiner, die Sigismundische und die Pinkafelder. a) Die **Scharfensteiner Linie** ward durch Graf Adam III. von B. (geb. 1697, gest. 1782) begründet. Derselbe war Vater des Grafen **Joseph von B.**, geb. zu Wien 30. Jan. 1727. Dieser, ein für Kirche und Staat höchst thätiger und von Kaiser Joseph II. sehr geschätzter ungar. Prälat, wurde 1752 Domherr zu Gran, 1759 Bischof von Siebenbürgen, 1760 Erzbischof von Kolocsa, 1776 Fürst-Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran, 1778 Kardinalpriester und starb 23. Okt. 1799 zu Preßburg. Mit seinem Bruder, dem Grafen Joh. Nepomuk von B., Herr auf Scharfenstein (geb. 16. Nov. 1747, gest. 6. Juni 1831), erlosch die Linie zu Scharfenstein im Mannsstamme. b) Die **Sigismundische Linie**, benannt nach ihrem Begründer, dem Grafen Sigismund II. von B. (geb. 1698, gest. 1768), blüht noch jetzt und wird durch den Grafen Christoph von B. (geb. 1792) repräsentiert. Des letztern Großvaterbruders Sohn war Graf **Ludwig von Batthyányi** (s. d.). c) Die **Pinkafelder Linie** wurde von Graf Emmerich I. (geb. 1701, gest. 1774) gestiftet. Derselbe hinterließ mehrere Söhne, von denen vier die Stammväter von ebenso vielen Nebenzweigen wurden, während der zweite Sohn,

Graf Ignaz von B. (geb. 30. Juni 1741, seit 1781 Bischof von Karlsburg, gest. 17. Nov. 1798), ein eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaften in Siebenbürgen war. Er vermachte seine reiche Bibliothek nebst einer ansehnlichen Geldsumme der von ihm 1796 zu Karlsburg errichteten Sternwarte und hat mehrere schätzbare Schriften hinterlassen. Die erwähnten vier Brüder waren: 1) Graf Joseph Georg (geb. 1738), welcher drei Söhne hinterließ, die Grafen Joseph (geb. 23. Dez. 1770, gest. 25. März 1851), Vinzenz (geb. 28. Febr. 1771, gest. 3. Dez. 1827 als Vizepräsident der Allgemeinen Hofkammer und Obergespan des Honter Komitats) und Nikolaus (geb. 24. Juni 1778, gest. 14. April 1842). Der Graf Vincenz von B. hat sich seinerzeit als Reiseschriftsteller bekannt gemacht. Der einzige Sohn Josephs, Graf Joseph von B., geb. 25. Juni 1836, ist jetzt Repräsentant dieses Zweigs der Linie Pinkafeld. 2) Graf Emmerich II. von B., geb. 17. Aug. 1742, dessen Urenkel Géza (Victor), geb. 1. Juni 1838, jetzt diesen Zweig vertritt. 3) Graf Alois von B., geb. 10. Okt. 1743, trat 1767 in den Jesuitenorden, vermählte sich aber nach dessen Aufhebung und sprach 1790 auf dem Reichstage zu Ofen für die Protestanten. Er starb 1821 ohne männliche Nachkommen. 4) Graf Johann Nepomuk von B., geb. 1754, gest. 1822, dessen Zweig gegenwärtig durch den Enkel, den Grafen Guido von B., geb. 1824, vertreten wird.

Die jüngere Hauptlinie wurde durch den Sohn ihres Stifters (Christophs II.), den Grafen Adam II. von B. fortgesetzt. Derselbe erhielt im Kampfe gegen Rakoczy Kroatien und das rechte Donauufer dem österr. Hause und starb als Ban von Kroatien 1703. Sein Sohn, Fürst Karl von B., eins der ausgezeichnetsten Glieder des Geschlechts, geb. 1697, diente zuerst im Türkenkriege und ging dann mit einer österr. Gesandtschaft 1719 nach Konstantinopel. Als Feldmarschallleutenant wohnte er den Feldzügen des Prinzen Eugen am Rhein und dem letzten Türkenkriege unter Kaiser Karl VI. bei. Namentlich aber zeichnete er sich im Österreichischen Erbfolgekriege aus und bewirkte durch den Sieg bei Pfaffenhofen über die Franzosen und Bayern (15. April 1745) und die Eroberung Bayerns den Frieden zu Füssen. Später befehligte er als Feldmarschall am Rhein und in den Niederlanden, wenn auch nicht immer mit Glück, doch von Freund und Feind geachtet. Nach dem Aachener Frieden wurde B. Oberhofmeister des nachmaligen Kaisers Joseph II., legte aber diese Würde 1763 nieder und starb 15. April 1772, nachdem er 3. Jan. 1764 zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben worden. Da ihm sein einziger Sohn bereits gestorben war, ging die Fürstenwürde an den Sohn seines Bruders, den Fürsten Adam Wenzel von B., geb. 17. März 1722, über. Letzterer war erst Vizebanus von Kroatien, wurde 1767 Feldzeugmeister und starb 25. Okt. 1787 zu Sacco auf einer Reise in Tirol. Dessen Sohn, Fürst Ludwig von B., gest. 15. Juli 1806, war der Vater des Fürsten Philipp von B., geb. 13. Nov. 1781, Erbobergespan des Eisenburger Komitats, gest. 22. Juli 1870, und des Grafen Johann Baptist von B., geb. 7. April 1784, gest. 26. März 1865, die jedoch beide ohne männliche Nachkommen starben. Ein Brudersohn des Fürsten Adam Wenzel, Graf Anton von B. (geb. 14. Dez. 1762, gest. 20. Sept. 1828), hinterließ zwei Söhne, die Grafen Gustav, geb. 8. Dez. 1803, und Kasimir von Batthyányi (s. d.), von denen der erstere 1870 dem Fürsten Philipp succedierte.

Batthyányi (Kasimir, Graf), ungar. Minister des Auswärtigen während der Insurrektion von 1848—49, geb. 4. Juni 1807, bereiste nach Beendigung seiner Studien die meisten Länder Europas und schloß sich nach seiner Rückkehr der liberalen Partei an. Mit großer Freigebigkeit unterstützte er alle nationalen Unternehmungen und begünstigte namentlich den Druck ungar. liberaler Schriften im Auslande, wie er auch selbst einige von ihm gehaltene Reden (Lpz. 1847) veröffentlichte. Im Sommer 1848 zum Obergespan und Regierungskommissar für das Baranyer Komitat ernannt, besetzte er die Festung Esseg mit ungar. Truppen, sicherte die Schiffahrt auf der Donau und Drau und errang 13. Nov. bei Szarwas und 19. Dez. bei Csepin nicht unbedeutende Siege. Als sich Esseg im Febr. 1849 an die Österreicher ergeben mußte, rettete sich B. nach Debreczin und wurde von der dort weilenden ungar. Regierung zum Civil- und Militärgouverneur für Kleinkumanien, Szegedin, Theresiopel und Zombor ernannt, in welcher Stellung er später an Perczels Feldzug in der Bacska Anteil nahm. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt, folgte Kossuth auf dem Rückzuge nach Szegedin und Arad und flüchtete nach der Katastrophe von Vilagos (14. Aug. 1849) nach Widdin. Von hier wurde er dann mit Kossuth und den übrigen Häuptern der Revolution zuerst nach Schumla und von da nach Kutahia gebracht. Aus der Türkei wandte er sich später nach Paris, wo er 13. Juli 1854 starb.

Batthyányi (Ludwig, Graf), ungar. Staatsmann, geb. 9. April 1809 zu Preßburg, trat im 16. Jahre als Kadett in die Armee, entsagte aber nach erlangter Volljährigkeit dem Militärstande und trat seit 1838 an der Magnatentafel als Sprecher der Opposition auf. Als die Märztage 1848 der Opposition den Sieg und Ungarn ein eigenes Ministerium verschafften, ward B. 17. März zum Präsidenten desselben ernannt. Loyalität und Aufrechthaltung des Verbands zwischen Ungarn und Österreich waren die Grundsätze, welche B. in seiner höchst schwierigen Stellung geltend zu machen suchte. Indessen steigerten sich die Verwickelungen von allen Seiten, und unter vergeblichen Verhandlungen mit dem österr. Ministerium und dem Einbruche des Banus Jellachich in Ungarn legte B., der den Schwierigkeiten seiner Lage nicht gewachsen war, 15. Sept. sein Portefeuille nieder. Doch ließ er sich vom Palatin abermals zur Übernahme des Ministerpräsidiums bewegen und wurde mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt, das, obwohl aus sehr gemäßigten Männern bestehend, die königl. Bestätigung nicht erhielt. Nach Auflösung des ungar. Reichstags und der Ermordung des zum Landeskommissar ernannten Grafen Lamberg (28. Sept.) ging B. nach Wien, teils um die Folgen jenes blutigen Ereignisses abzuwenden, teils um zur Bildung eines neuen Ministeriums mitzuwirken. Da er aber nichts auszurichten vermochte, kehrte er 5. Okt. auf sein Gut Ikervar zurück. Hier bewaffnete er seine Dienerschaft und Unterthanen, trat mit derselben nach Ausbruch der Feindseligkeiten im Vidosschen Streifkorps, wurde aber durch einen Sturz von fernerer kriegerischer Thätigkeit

abgehalten. Im Nov. 1848 ging er nach Pest, um beim Reichstage seinen Sitz zu nehmen, hielt sich hier jedoch vom Landesverteidigungsausschuß ganz fern. Als der ungar.-revolutionäre Reichstag und dessen Regierung nach Debreczin übersiedelten, blieb B. in Pest und wurde nach Windischgrätz' Einzug 8. Jan. 1849 verhaftet. Man brachte ihn nach Ofen, dann nach Preßburg, Laibach, Olmütz, endlich im Juli 1849 wieder nach Pest, wo er 5. Okt. durch einen Spruch des Kriegsgerichts zum Strang verurteilt wurde. B. brachte sich jedoch während der Nacht mittels eines Dolchs mehrere Wunden am Halse bei, sodaß die Hinrichtung am Abend des 6. Okt. nur durch Pulver und Blei vollzogen werden konnte. Seine Güter wurden konfisziert; seine Familie ging ins Ausland. Die Leiche des Grafen wurde in der folgenden Nacht von Freunden und Verwandten entwendet und heimlich in der Gruft der Franziskaner in Pest beigesetzt (7. Okt). Hier blieb der Leichnam bis zum J. 1870, dann wurde er in feierlichster Weise in ein Mausoleum auf dem Kerepeser Friedhofe in Pest übergeführt. Vgl. «Aufzeichnungen eines Honved» (2 Tle., Lpz. 1850); Horváth, «Ludwig B., ein polit. Märtyrer» (Hamb. 1850); derselbe, «Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns 1823—48» (deutsch von Novelli, 2 Bde., Lpz. 1867).

Battikdruck (Battinieren), ein in mehrern Ländern Ostasiens gebräuchliches Verfahren zur Herstellung farbiger Muster auf baumwollenen Geweben, welches darin besteht, daß das Gewebe vor dem Einbringen in den Farbekessel mittels eines kleinen, tiegelförmigen Werkzeugs unter Aussparung der Zeichnung mit einer dünnen Wachsschicht überzogen wird, sodaß die Farbe nur an den unbedeckten Stellen erscheint, worauf das Wachs durch Auskochen entfernt wird.

Battieren, s. unter Battement.

Battle, Stadt in der engl. Grafschaft Sussex, 11 km nordwestlich von Hastings, besteht aus einer inzigen Straße, welche sich in einem Längsthale on NW. nach SO. hinzieht, zählt (1881) 3319 E. nd hat in der Nachbarschaft Pulvermühlen (Battle-Powder). Der Ort hieß in angelsächs. Zeit Hetheund oder Epiton und erhielt seinen jetzigen Namen ach der am 14. Okt. 1066 auf den Höhen zwischen ier und Hastings geschlagenen Schlacht, in welher der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer en König Harald besiegte, welch letzterer hier Krone nd Leben verlor. Von der glänzenden Abtei, welche önig Wilhelm I. 1067 zum Andenken an seinen ieg an der Stelle errichtete, wo das Banner Halds den Angelsachsen entrissen worden war, stehen r noch umfangreiche Ruinen.

Battologie (grch.), stammelnde oder stotternde ede, leeres Geschwätz, Salbaderei; Battoloeren, salbadern.

Batture (frz.), der Untergrund der Vergoldung.

Battuta (ital.), Schlag, Taktschlag, Taktbewe ng. In der Architektur heißt B. ein kleiner pfeiartiger Vorsprung; in der Reitkunst ein Satz des erdes, bei dem es mit dem Huf nur wenig Erde r; beim Stoßfechten ein starker Schlag längs der ern Seite des Degens des Gegners, um diesem Waffe aus der Hand zu schlagen oder um eine öße zu einem flüchtigen Stoß zu bekommen.

Batuecas (Las), zwei im südl. Teile der span. ovinz Salamanca, an der Straße zwischen Placia und Ciudad Rodrigo gelegene, durch alpine Großartigkeit ausgezeichnete Thäler, deren Gewässer an der Sierra de Peña de Francia zum Alagon, einem rechten Nebenflusse des Tajo, strömen. Früher glaubte man sie von bösen Dämonen bewohnt, und 1599 gab deshalb der Bischof Garcia Gelarza die Erlaubnis zur Anlegung eines Karmeliterklosters, um welches sich allmählich ein kleiner Ort gruppierte, da das Kloster ein Wallfahrtsort wurde. Seit Aufhebung der Klöster ist B. verlassen und verfällt. In Spanien sagt man von einem groben Menschen, «er sei in den B. erzogen».

Batu-Inseln, eine zu dem Niederländischen Inselreiche in Ostindien gehörende Inselgruppe, erstreckt sich von 1° 12' südl. Br. bis zum Äquator und wird von dem 98. östl. Meridian durchschnitten; sie besteht aus einer größern und einer Anzahl kleinerer Inseln. Die B., malaiisch Pulo Batu, bilden ein Glied der Inselreihe, welche sich zwischen 4° südl. und 3° nördl. Br., von Pulo Engano bis Pulo Babi, der Hog-Insel engl. Karten, fast immer in gleicher Entfernung von der Westküste von Sumatra hinzieht, und als eine Parallelkette des Barissangebirgs anzusehen ist, von dem ganz Sumatra von Nord nach Süd durchzogen wird. Die genannten Inseln sind als hervorragende Punkte dieser submarinen Gebirgskette anzusehen. In politisch-administrativer Hinsicht bilden die B. eine unter einen Assistentresidenten gestellte Unterabteilung der Abteilung Ajerbangis und Rau, einem Teil der zu dem Gouvernement «Westküste von Sumatra» gehörenden Residentschaft der «Padangschen Unterlande» («Padangsche Benedenlande»).

Die B., zusammen 1117 qkm groß, sind sehr gering bevölkert (etwa 3000 E.), die Hauptinsel (Massa mit 413 qkm) und andere größere fast gar nicht. Die Bewohner sind Malaien, stehen aber auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur und haben teilweise noch nicht den Islam angenommen. Die Fauna und Flora sind die der Westhälfte von Sumatra, wiewohl viel ärmer als die der letztern. Haupterzeugnis und wichtigster Artikel der Ausfuhr ist Kokosöl. Der Assistentresident hat seinen Sitz auf Pulo Tello, einer kleinern Insel dieser Gruppe.

Batum oder Bathumi, Seehafen und Handelsplatz im russ. Transkaukasien, an der Küste von Lasistan, unweit östlich der Mündung des Tscharuk und im Hintergrunde einer Bai gelegen, die den besten Ankerplatz an der Ostküste des Schwarzen Meeres bildet. B. kam durch den Berliner Vertrag 1878 aus türk. in russ. Besitz und wurde seitdem durch eine Zweigbahn mit der Linie Poti-Tiflis verbunden. Auch die Austrocknung der nahe gelegenen Sümpfe, die bereits unter türk. Herrschaft begonnen hatte, ist seitdem fortgeschritten. Der Ort, welcher 1878 kaum 6000 E. zählte, hat jetzt 10000 und ist der Haupthandelshafen Transkaukasiens geworden. Die Ausfuhr besteht in Häuten, Wachs, Honig, vor allem in Schiffbauholz, welches die Wälder der benachbarten Berge in unerschöpflicher Menge liefern. Die gewöhnlichen Einfuhrartikel sind Salz, russ. Eisen, deutscher Stahl, Wolle aus der Krim, Zwirn, Salmiak, engl. Baumwollstoffe und türk. Manufakte. Zu Justinians I. Zeit lag hier der Ort Petra, welcher im 14. Jahrh. unter dem Namen Bati erscheint. Die in der Nähe befindlichen Ruinen griech. Kirchen und anderer Bauwerke sind Reste aus dem Mittelalter. Etwa 7 km entfernt befindet sich in tiefer Waldesstille ein Badeort (Schwefeltherme von 16° R.). Der durch den

Berliner Vertrag an Rußland gekommene Teil von Lasistan bildet jetzt das Gebiet von Batum, welches in militärischer und civiler Beziehung dem Oberstkommandierenden der kaukas. Armee unterstellt ist und in die drei Kreise B., Artwin und Adjar zerfällt.

Baturin, Flecken im konotopschen Kreise des europ.-russ. Gouvernements Tschernigow am linken Ufer des Seim, an der Poststraße von Kiew nach Moskau, hat zwei Kirchen, eine Tuchfabrik, eine Wachskerzenfabrik und 6850 E. Dreimal im Jahre finden hier Jahrmärkte von geringer Bedeutung statt. B. wurde 1576 von dem poln. Könige Stephan Bathori gegründet; 1663 wurde hier ein Vertrag zwischen dem moskowiter Hofe und Kleinrußland geschlossen, infolge dessen B. vom Zaren Alexei Michailowitsch als Residenz der kleinruss. Hetmane bestätigt wurde. Im J. 1708 wurde B. von Mazeppa befestigt, in demselben Jahre jedoch vom Fürsten Menschikow erstürmt und zerstört. Seit 1764 ist B. im Besitz des Fürstenhauses Rasumowski.

Bätylien (grch.), vom Himmel gefallene Steine (Meteore), die den Göttern geweiht waren oder selbst göttlich verehrt wurden. Kleine Exemplare trug man als Amulette.

Batz (Bourg de Batz), Küstenort in der Bretagne, nördlich vom Ausfluß der Loire in den Atlantischen Ocean, im franz. Depart. Nieder-Loire, Arrondissement St.-Nazaire (21 km westlich von dieser Stadt), 82 km westlich von Nantes, zählt (1876) 1132 (Gemeinde 2689) E., welche mit Ausbeutung der nahen Salzsümpfe beschäftigt sind (jährlich 17000000 kg) und die Tracht aus der Zeit Heinrichs IV. sowie sonstige charakteristische Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Die Kirche des Orts mit einem 60 m hohen Turm aus Granit dient den Schiffern als Landmarke. Am Meere steht ein kelt. Steinmonument (Menhir). — B., Insel an der Nordküste der Bretagne, im franz. Depart. Finistère, s. Bas.

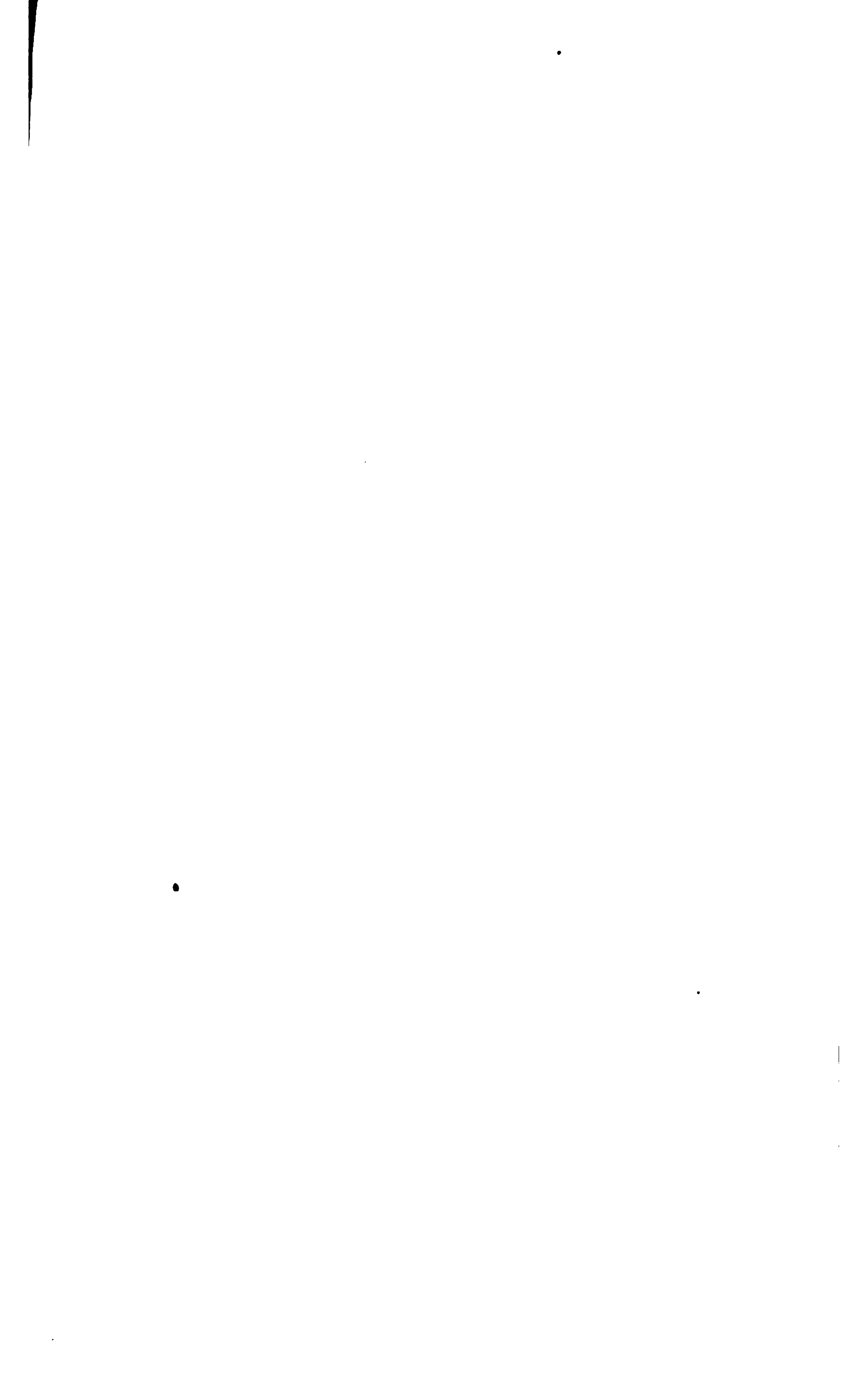
Batzen, eine Münze, soll zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. in Bern geprägt und nach dem Bär oder Bätz im Wappen dieses Kantons den Namen erhalten haben. Die B. fanden schnell Verbreitung in der Schweiz und im südl. Deutschland, wurden aber später nur noch in dem erstern Lande, und zwar in den verschiedenen Kantonen nach verschiedenem Werte, geprägt. Man rechnete auf den Gulden 15 B., und auch in den süddeutschen Staaten, welche Guldenrechnung hatten, blieb die Benennung bis auf die neuere Zeit im Gebrauch. Das frühere österr. Drittelgulden- oder Zwanzigkreuzerstück hieß Sechsbätzner, weil es im ehemaligen 24-Guldenfuße 6 B. = 24 Kreuzer wert war und galt. Der ältere schweiz. Franken wurde in 10 B. eingeteilt; das Münzgesetz von 1850, welches den franz. Münzfuß für die ganze Schweiz einführte, hat die Bezeichnung B. nicht adoptiert.

Bau (dän. Bov), Kirchdorf im Kreise Flensburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zählt gegen 2000 E. und liegt 7,5 km im Nordwesten der Stadt Flensburg, der Kreuzung der Straßen von Tondern, Apenrade und Sonderburg und unweit der Bahn Altona-Flensburg-Wamdrup. In der Kriegsgeschichte bekannt geworden ist der Ort durch das Treffen vom 9. April 1848, dem ersten in dem damaligen Kriege zwischen den Schleswig-Holsteinern und den Dänen, in welchem die letztern unter General von Hedemann Sieger blieben.

Bauakademie, höhere Lehranstalt zur Bildung von Baumeistern. Unterricht in der Baukunst und ihren Hilfswissenschaften wird an den meisten Kunstakademien und Polytechnischen Schulen erteilt, an jenen gewöhnlich mit mehr Rücksichtnahme auf ihren Charakter als schöne Kunst, an diesen mit größerer Berücksichtigung des Nützlichkeitsbaues. Nur in Berlin bestand eine eigene B., welche aber 1879 mit der Technischen Hochschule verbunden wurde. Ebenso nannte man B. die, z. B. früher in München und Dresden, mit den Kunstakademien verbundenen Bauschulen (s. d.), von denen nur noch einzelne Ateliers hervorragender Architekten und Professoren fortbestehen. Die erhöhten wissenschaftlichen Anforderungen der Neuzeit an die Architekten ließen es notwendig erscheinen, die einseitig künstlerische Ausbildung derselben durch Verschmelzung der B. mit Technischen Hochschulen oder Polytechnischen Schulen (s. d.) in eine mehr wissenschaftliche überzuführen. In der Ecole des Beaux-Arts zu Paris wird ebenfalls Baukunst gelehrt, doch hauptsächlich nur Schönbau; dieselbe verteilt alljährlich die «Prix de Rome»; in Bezug auf Ingenieurwesen ist hier der Unterricht nicht von Belang. Auch finden sich in Frankreich neben den Staatsinstituten Privatunternehmungen gleicher Art, unter denen die Ecole Centrale zu nennen ist.

Bauamt heißt die zur Leitung und Beaufsichtigung von öffentlichen Bauten bestimmte staatliche oder städtische Behörde (Land- oder Stadtbauamt). Letzterer liegt in der Regel auch die Beaufsichtigung von Privatbauten in baupolizeilicher Hinsicht ob. Während in kleinen Städten und auf dem Lande meist ein Regierungsbeamter (Landbau- oder Brandversicherungsinspektor) die Baubehörde für den Privatbau vertritt, haben größere Städte in der Regel ihr eigenes B., dessen Einrichtung, Obliegenheiten und Befugnisse sehr verschieden sein können. Die städtischen Bauämter gliedern sich gewöhnlich in die Bauverwaltung (in größern Städten getrennt in die Abteilungen für Hochbau- und Tiefbauverwaltung) und die Baupolizei, und ihr Personal wird aus einem Stadtbaurat oder Stadtbaudirektor, einem Stadtbaumeister, Bauinspektor, Assistenten u. s. w. gebildet. Auch die verschiedenen Ministerien eines Staates und ihre Abteilungen (Militär-, Land-, Wasser-, Straßen-, Eisenbahnbau u. s. w.) haben gewöhnlich ihre eigenen Bauämter, welche die Ausführung und Instandhaltung der in ihr Ressort einschlagenden Baulichkeiten zu besorgen haben. (S. Baupolizei, Bauordnung.)

Bauanschlag heißt die durch den Baumeister oder Architekten ausgeführte schriftliche Zusammenstellung aller derjenigen Arbeiten und Kosten, welche durch die Ausführung eines Baues mutmaßlich erwachsen werden. Es sind dabei hauptsächlich folgende Punkte ins Auge zu fassen: 1) die Vorarbeiten, d. h. diejenigen Arbeiten, welche vorgenommen werden müssen, ehe der Bauplan entworfen werden kann, z. B. Grundstücksaufnahmen, Nivellements, Untersuchungen des Baugrundes u. s. w., sowie die darauf sich gründende Ausarbeitung der generellen und speziellen Baupläne. Erst auf Grund der letztern ist eine genaue Veranschlagung möglich; 2) die Erdarbeiten; 3) die Menge und Kosten der Baumaterialien, z. B. Steine, Erde, Mörtel, Holz, Eisen u. s. w.; 4) die Transportkosten dieser Materialien; 5) ihre Bearbeitung durch Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute, Schmiede



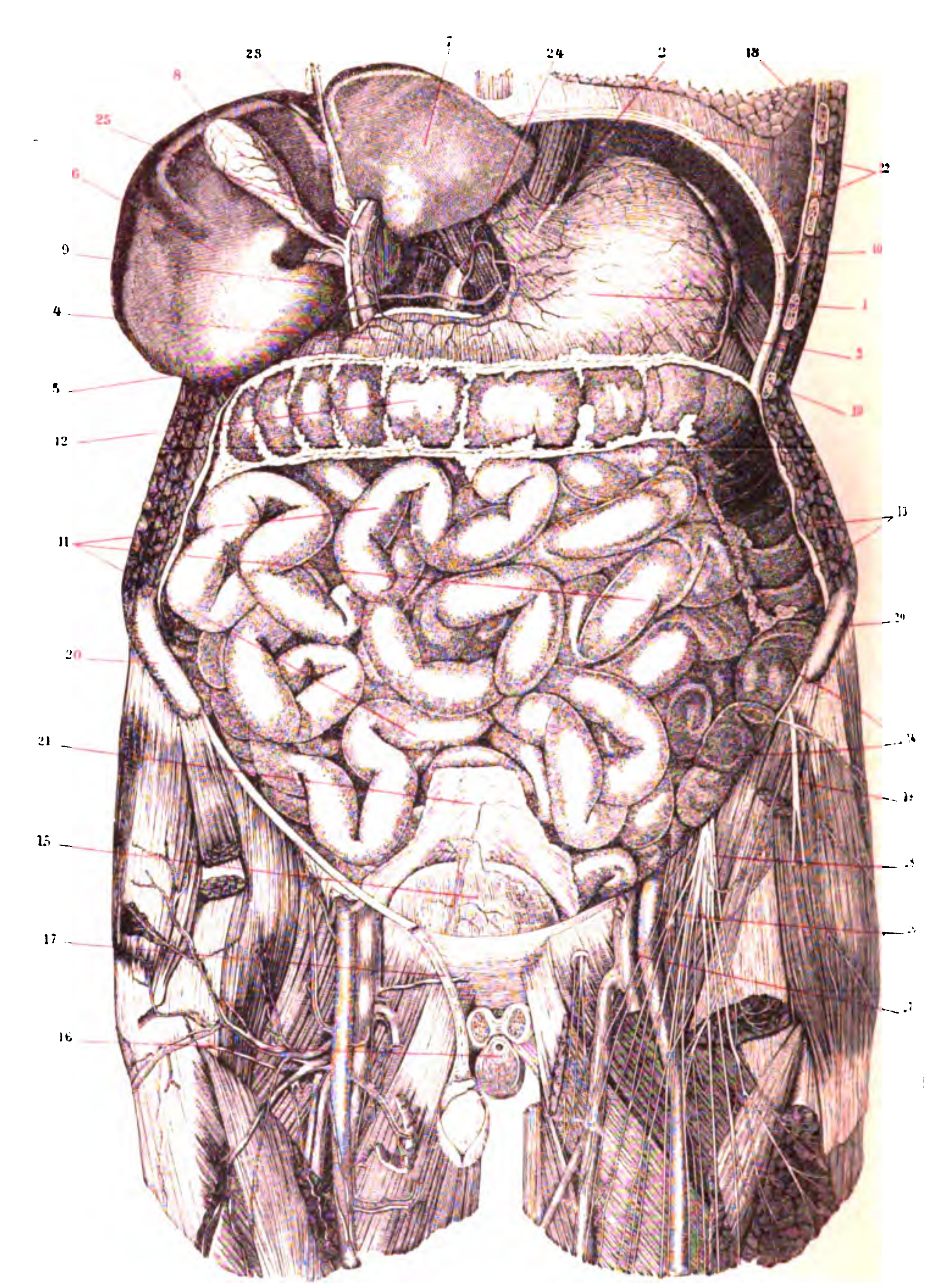


Fig. I.

Der Unterleib nach Entfernung der Bauchdecken und des Netzes.

1. Magen. 2. Magenmund. 3. Magengrund. 4. Pförtnerteil des Magens. 5. Zwölffingerdarm. 6. [illegible] Leberlappen. 7. Linker Leberlappen. 8. Gallenblase. 9. Gallengang. 10. Milz. 11. Dünndarm. 12. [illegible] Grimmdarm. 13. Absteigender Grimmdarm. 14. S-förmige Krümmung des Dickdarms. 15. Harnblase. 16. [illegible] röhre mit Schwellkörpern. 17. Samenstrang mit Hoden. 18. Siebente Rippe. 19. Zwölfte Rippe. 20. [illegible] beinkamm. 21. Ein Stück Bauchfell mit den Harnblasenbändern. 22. Zwerchfell. 23. Aufhänge[illegible] Leber. 24. Bauchpulsader. 25. Pfortader. 26. Schenkelpulsader. 27. Schenkelblutader. 28. [illegible] 29. Äufserer Hautnerv des Oberschenkels.

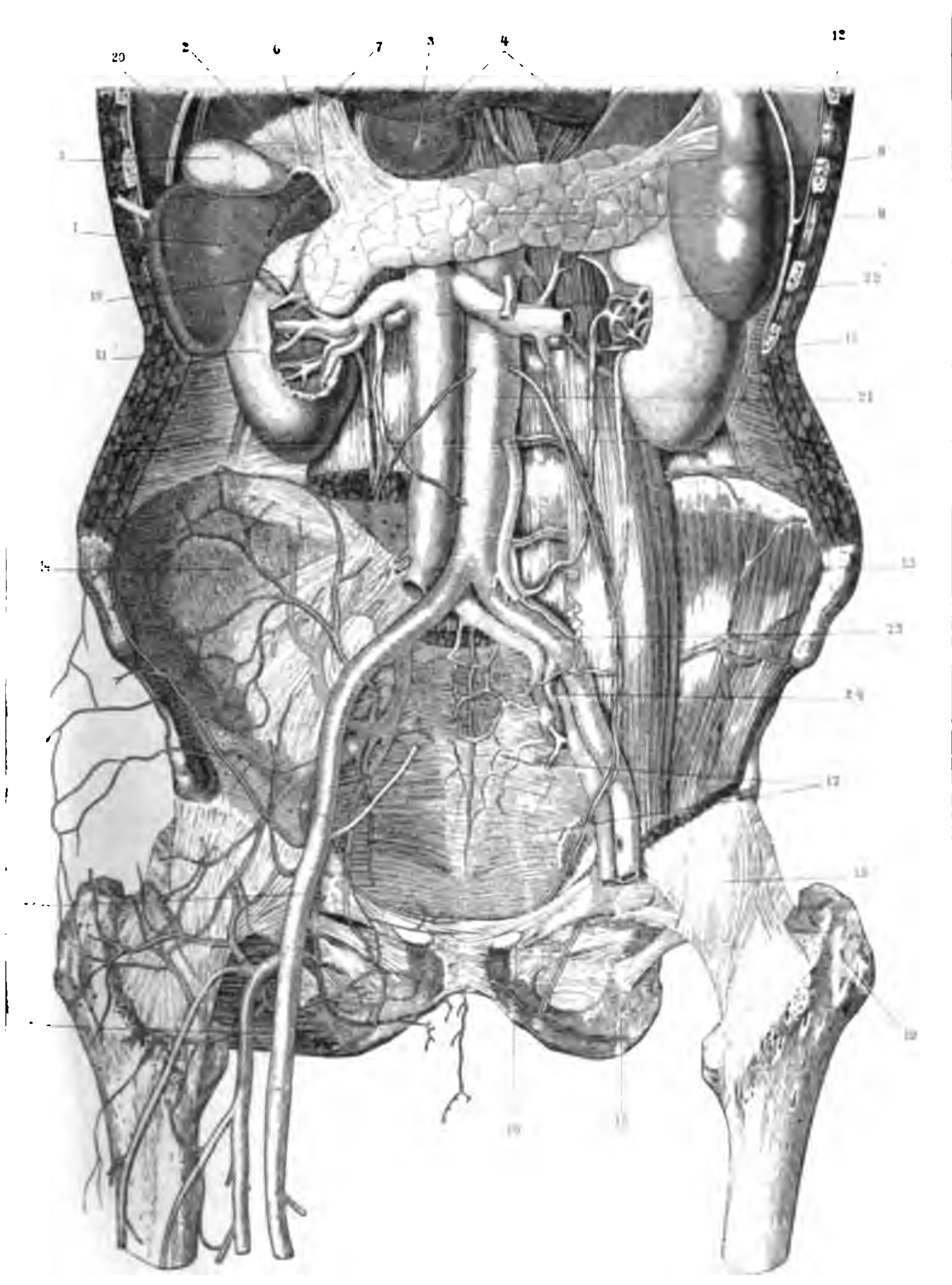


Fig. II.

Der Unterleib nach Entfernung des Magens und der Darme.

Rechter Leberlappen. 2. Viereckiger Leberlappen. 3. Spigelscher Leberlappen. 4. Linker Leberlappen. Gallenblase. 6. Gallenblasengang. 7. Lebergang. 8. Milz. 9. Bauchspeicheldrüse. 10. Abgeschnittener ölffingerdarm. 11. Nieren. 12. Achte Rippe. 13. Darmbeinkamm. 14. Darmbein. 15. Sitzbein. 16. Schamin. 17. Beckenmuskulatur. 18. Kapselband des Hüftgelenks. 19. Rollhügel des Oberschenkels. 20. Zwerch-l. 21. Bauchpulsader. 22. Untere Hohlvene. 23. Gemeinschaftliche Hüftpulsader. 24. Beckenpulsader. 25. Schenkelpulsader. 26. Tiefe Schenkelpulsader.

u. s. w.; 6) die Arbeiten der übrigen Handwerker, wie Tischler, Glaser, Schlosser, Klempner u. s. w.; 7) die Kosten für provisorische Vorrichtungen, z. B. Planken, Gerüste, Bauhütten, Fangdämme u. s. w.; 8) die Kosten für Wasserschöpfen, künstliche Gründungen u. s. w.; 9) die Kosten der Bauleitung und Aufsichtsführung; endlich 10) die unvorhergesehenen Kosten und Nebenausgaben (gewöhnlich mit «Insgemein» bezeichnet), die man in der Regel zu einem gewissen Prozentsatze (beispielsweise 5 Proz.) der bisher angegebenen annimmt. Die Erwerbung des Baugrundes durch Kauf oder Expropriation macht außerdem noch einen besondern Posten aus. Je nach der Art des zu veranschlagenden Baues erleidet die angeführte Zusammenstellung mannigfache Abänderungen und Vereinfachungen.

Baubegnadigungen sind Vorteile und Unterstützungen, welche der Staat denjenigen angedeihen läßt, die sich in neuangebauten Gegenden, in Städten, die man in Aufnahme bringen will, an wüsten Plätzen alter Städte, gute neue Gebäude errichten, an Stelle hölzerner Häuser steinerne bauen u. s. w. Die B. bestehen in Freiheit von Abgaben und Lasten auf gewisse Zeit, unentgeltlichem Bezug von Baumaterial, oft auch in Geldunterstützungen, Darlehnen zu niederm Zinsfuß u. dgl.

Bauch oder Unterleib (abdomen) ist die größte der drei Eingeweidehöhlen des tierischen und menschlichen Körpers, welche zwischen der Brust und dem Becken liegt und die Baucheingeweide (Verdauungsorgane, Urin- und Geschlechtsorgane) enthält. Ihre vordere und seitliche Wand bilden die Bauchmuskeln; ihre hintere die Wirbelsäule und die Bauch- und Lendenmuskeln. Nach oben wird die Höhle durch das Zwerchfell von der Brusthöhle getrennt, und nach unten ruht sie auf dem Becken und geht in die Beckenhöhle über. Äußerlich unterscheidet man am B. drei Hauptgegenden: die Oberbauchgegend (regio epigastrica), welche von den Knorpeln der sechs untern Rippen begrenzt wird; ihre Mitte bildet die Magengrube, unrichtig Herzgrube, ihre Seiten das rechte und linke Hypochondrium. Die Mittelbauchgegend (regio mesogastrica), die von den Lendenwirbeln und Bauchmuskeln eingeschlossen ist; ihre Mitte bildet die Nabelgegend mit dem Nabel, an den Seiten liegen die Hüftengegenden und nach hinten die Lendengegenden zu beiden Seiten. Die Unterbauchgegend (regio hypogastrica), die von dem Becken und den an dasselbe gehefteten Bauchmuskeln gebildet wird; den seitlichen untern Teil bilden die Leistengegenden, den mittlern die Schamgegend, die untere Gegend der Damm (perinaeum) und den hintern Teil die Kreuzgegend. Von besonderm Interesse ist die Anordnung der Bauchmuskeln, welche als eine teils fleischige, teils sehnige Decke zum Schutze und zur Unterstützung der Baucheingeweide dienen und eine Reihe wichtiger physiol. Funktionen zu verrichten haben. In der Mittellinie des B. verlaufen als breite bandförmige Streifen die beiden geraden Bauchmuskeln vom untern Ende des Brustbeins nach dem obern Schambeinrand; nach außen von diesen die beiden äußern schiefen Bauchmuskeln, die von den acht untern Rippen entspringen und nach abwärts verlaufend sich an eine in der Mitte des B. befindliche sehnige Haut, die sog. linea alba, ansetzen; unter ihnen verlaufen die beiden innern schiefen Bauchmuskeln vom Hüftbeinkamm entspringend, aufwärts gegen die Mittellinie des B. zu; die unterste Schicht endlich bilden die beiden queren Bauchmuskeln, welche von den sieben untern Rippen entspringen und quer nach der Mittellinie des B. zu verlaufen, wo sie sich mit einer sehnigen Fortsetzung an die linea alba anheften. Durch die kräftige Zusammenziehung dieser Bauchmuskeln sowie durch den Verschluß der Stimmritze nach einer vorausgegangenen tiefen Einatmung (sog. Bauchpresse) wird ein starker Druck auf die Baucheingeweide ausgeübt, der als ein wichtiges Austreibungsmoment bei der Stuhlentleerung, dem Harnlassen und dem Geburtsmechanismus in Betracht kommt und auch beim Erbrechen und bei forcierter Ausatmung wirksam ist. Die Bauchhöhle ist beim Weibe größer als beim Manne, behufs der Empfängnis und Austragung des Kindes; sie wird inwendig ausgekleidet durch das Bauchfell (s. d.). Die Lagerung der Eingeweide in der Bauchhöhle ist im allgemeinen folgende: in der Mitte der Oberbauchgegend liegt der Magen, im rechten Hypochondrium die Leber, im linken die Milz; in der Nabelgegend der Dünndarm, in der Hüft- und Lendengegend der Dickdarm, in der Nähe der Lendenwirbel die Nieren; in der Unterbauchgegend in der Mitte die Blase und dahinter bei Frauen der Uterus sowie der Mastdarm auf dem Kreuzbein. (S. Tafel: Die Baucheingeweide des Menschen.) Die Bauchhöhle ist nicht allenthalben vollkommen geschlossen, sondern ihre Wandungen besitzen eine Anzahl von Durchtrittsöffnungen für verschiedene Organe; im Zwerchfell Öffnungen für die großen Blutgefäße und die Speiseröhre, in der vordern Bauchwand den Leistenkanal für den Samenstrang, durch welchen die Leistenbrüche hervortreten, und den Schenkelkanal, der Veranlassung zu den Schenkelbrüchen geben kann, endlich am Boden der Beckenhöhle verschiedene Öffnungen für Gefäße und Nerven sowie für den After und die Harnröhre.

Bäuchen, Büken, nennt man die zum Zweck der Reinigung mit heißen, alkalischen Flüssigkeiten ausgeführte Behandlung der baumwollenen und leinenen Zeuge und Gewebe. Bei der Haushaltwäsche pflegt man die gröbern Gegenstände, nachdem sie in kaltem Wasser eingeweicht sind, in dem Bäuchfaß zu schichten, sie darin mit einer schwachen alkalischen Lauge, Lösung von Soda oder Holzasche, welche vorher kochendheiß gemacht ist, zu übergießen und wohlbedeckt über Nacht stehen zu lassen, um sie am folgenden Tage durch Waschen vollends zu reinigen. Durch die Einwirkung des Alkali werden fettige und schweißige Materien gelöst, und da diese es sind, welche Staub und Schmutz an den Geweben befestigen, so lassen sich letztere nach der Lösung jener mit Leichtigkeit beseitigen. In der Technik kommt das B. besonders als vorbereitende Operation beim Bleichen der baumwollenen Gewebe, welche entweder als Weißware oder farbig bedruckt in den Handel gebracht werden sollen, in Betracht. Hier handelt es sich darum, allen durch die vorhergehenden Manipulationen, beim Spinnen und Weben auf die Faser gebrachten Schmutz zu beseitigen, außerdem müssen aber auch noch die der Faser im Naturzustande anhaftenden fettigen, harz- und wachsartigen Materien so entfernt werden, daß die Faser völlig freigelegt, von jedem Überzuge befreit wird, weil diese Substanzen, wenn sie auf der Faser verbleiben, den natürlichen Farbstoff so umhüllen, daß er in der später folgenden Chlorbleiche

nicht zerstört wird, und weil sie andererseits beim Färben und Drucken die Aufnahme der Farbstoffe erschweren oder unmöglich machen. Als Bäuchflüssigkeit verwendet man Lösungen von Soda, kaustischer Soda, Kalkmilch; die beiden erstern liefern im allgemeinen beim B. eine weißere Ware, während die mit Kalkmilch gebäuchten Stoffe meist nach dem B. eine dunklere Farbe haben als vorher; letzterer Umstand kommt jedoch nicht in Betracht, da die Farbe im Chlorkalkbade leicht zerstört wird. Je heißer diese Flüssigkeiten angewendet werden und unter je stärkerm Druck sie auf die Stoffe wirken, um so leichter erfolgt die Lösung jener Körper und mit um so viel weniger Alkali kann man arbeiten. Da aber andererseits der Angriff des Alkali auf die Faser proportional der Konzentration ist, so werden dem entsprechend die Stoffe am meisten geschont, wenn man mit möglichst schwachen Flüssigkeiten arbeiten kann. Aus diesem Grunde konstruiert man die Bäuchapparate gegenwärtig so, daß man die Stoffe darin einem Druck von mindestens drei Atmosphären aussetzen kann. Außer der Stärke des Apparats ist bei der Anordnung der einzelnen Teile darauf zu halten, daß eine Erneuerung und eine Bewegung der Flüssigkeit darin stattfinden kann, ohne die Stoffe selbst zu bewegen, weil, wenn letzteres geschähe, sehr leicht Verknotungen und Verwickelungen eintreten würden, wodurch später die größten Schwierigkeiten entstehen würden.

Von den vielen verschiedenen Bäuchapparaten entspricht der Pendleburysche Apparat (s. beistehende Abbildungen, von denen Fig. 1 einen Vertikaldurchschnitt, Fig. 2 die obere Ansicht darstellt) diesen Anforderungen in ganz vorzüglicher Weise. Derselbe besteht aus dem Bäuchcylinder E,

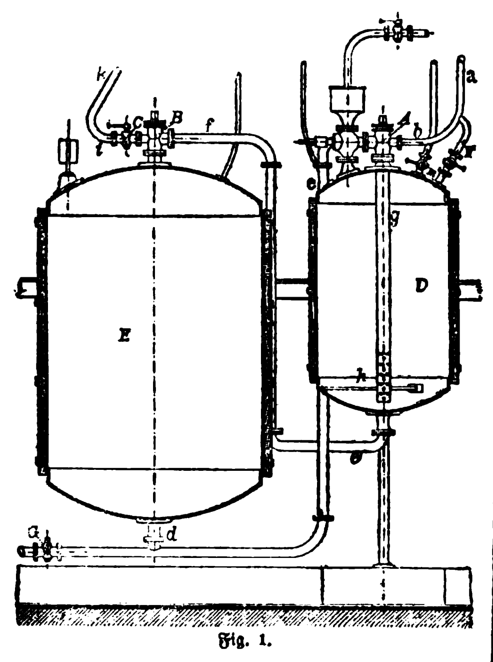


Fig. 1.

von 4,10 m Höhe und 2,40 m Durchmesser bei einer Kapazität von 18 cbm oder einem Fassungsraum von 3500 kg Baumwollware, und dem Laugenwärmer D. Beide sind auf doppelte Weise miteinander verbunden, einerseits durch das Rohr d e, welches vom Boden des Bäuchcylinders abzweigt und oben am Laugenwärmer in dem Zweiweghahn A endet, und andererseits durch das Rohr

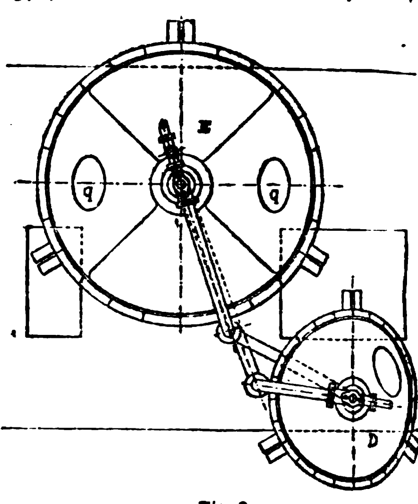


Fig. 2.

e′ f, welches vom Boden des Laugenwärmers ausgeht und bis an den Zweiweghahn B auf dem Bäuchcylinder reicht. Bei Beginn der Operation füllt man den Bäuchcylinder durch die geöffneten Mannlöcher q q gänzlich mit dem bereits gewaschenen Zeug, öffnet nach Verschluß der Mannlöcher den Abflußhahn G und stellt den Zweiweghahn B so, daß er durch den Hahn C mit der Dampfleitung i k kommuniziert. Man läßt so lange Dampf eintreten, bis er unverdichtet aus G ausströmt, um durch dies Ausdämpfen alle Luft aus dem Apparat zu verdrängen und das Zeug anzuwärmen. Gleichzeitig erhitzt man die Bäuchflüssigkeit in dem Laugenwärmer, indem man aus der Dampfleitung a b, bei geeigneter Stellung des Zweiweghahns A, so lange Dampf durch das Rohr g h strömen läßt, bis eine Spannung von drei Atmosphären erreicht ist. Der Hahn A wird dann geschlossen, der Hahn B in solche Stellung gebracht, daß er mit dem Rohr e′ f kommuniziert, worauf Dampfdruck auf den Spiegel der Flüssigkeit im Laugenwärmer gegeben wird, indem man den Hahn F der Dampfleitung öffnet. Dadurch wird die Flüssigkeit aus dem Laugenwärmer in den Bäuchcylinder getrieben. Sobald dies geschehen ist, werden die Hähne A und B umgestellt, und zwar so, daß der Hahn A mit der Röhre e d, also mit dem Boden des Bäuchcylinders, B dagegen mit der Dampfleitung i k verbunden ist; wird dann der Dampfhahn C geöffnet, so drückt der Dampf die Flüssigkeit durch das Zeug in den Laugenwärmer zurück, wo sie von neuem erwärmt und dann durch Dampfdruck wieder in den Cylinder geschafft wird. Dasselbe Spiel wird so oft wiederholt, bis die Zeuge genügend gebäucht sind; schließlich läßt man die verbrauchte Flüssigkeit durch G ablaufen und den Dampf durch den Hahn m und das Rohr b ausblasen. Vgl. Kerl u. Stohmann [Muspratt], «Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 1, Braunschw. 1874, Art. «Bleichen»).

Baucher (François), franz. Hippolog, geb. 1796 zu Versailles, widmete sich daselbst der Reitkunst und übernahm später die Leitung einer Privatreitbahn in Paris. Er veröffentlichte hier ein neues System der Abrichtung des Pferdes und der Reitkunst, welches, die bis dahin festgehaltenen Grundsätze verwerfend, das Pferd zu einem völlig willenlosen Werkzeuge in der Hand des Reiters machte. B. wurde infolge dessen 1842 zur Kavallerieschule nach Saumur geschickt, um Pferde und Reiter auszubilden. Jedoch wurde sein System für die Kavallerie nicht adoptiert. Unter Napoleon III. gewann B. wieder größern Einfluß und erhielt eine Anstellung am kaiserl. Marstall. Er starb zu Paris 14. März 1873. Von seinen zum Teil mit Geist geschriebenen Werken sind hervorzuheben: «Dictionnaire raisonné d'équitation» (2. Aufl., Par. 1851; deutsch, Lpz. 1844), «Dialogues sur l'équitation» (Par. 1843), «Passetemps équestres» (Par. 1840) und «Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes» (11. Aufl., Par. 1859; deutsch von Willisen, 4. Aufl., Berl. 1852), sein Hauptwerk, das auch ins Englische, Spanische, Italienische und Russische übersetzt ward. Von den Schriften für und gegen das System B.s sind in Frankreich die von d'Aure, Aubert und Rul, in Deutschland die von Seidler und Seeger zu nennen.

Bauchfell (Peritonaeum), eine dünne, glänzende, feuchte, seröse Haut, welche das Innere der Bauchhöhle auskleidet und die meisten darin gelegenen Organe teils vollständig (Magen, Darm, Leber, Milz), teils unvollständig (Harnblase, Gebärmutter) überzieht, sodaß sie leicht beweglich und doch gesondert nebeneinanderliegen. Von sämtlichen Unterleibsorganen befinden sich nur die Nieren ganz außerhalb des B. Denkt man diese Organe hinweggenommen, so bildet das Bauchfell einen großen, völlig geschlossenen Sack mit nach innen vorspringenden Falten, welche, indem sie sich aneinanderlegen, das Netz (s. d.) und das Gekröse bilden, durch welches letztere die Gedärme nach hinten befestigt (gleichsam an einem Tuche aufgehangen) sind. Für gewöhnlich sondert das B. eine geringe Menge wässeriger Flüssigkeit ab, welche eben hinreicht, es feucht und schlüpfrig zu erhalten und dadurch den von ihm überzogenen Organen einen gewissen Grad von Beweglichkeit zu gewähren. Nimmt die Absonderung dieser Flüssigkeit krankhafterweise zu, so entstehen bisweilen Ansammlungen einer großen Flüssigkeitsmenge in der Bauchhöhle, welcher Zustand als Bauch- oder Bauchhöhlenwassersucht bezeichnet wird und meist die Folge anderweiter Krankheiten, insbesondere von Störungen des Blutlaufs in Herz und Leber ist. Bei den Entzündungen des B., welche entweder nur auf einen kleinen Teil desselben beschränkt sind oder sich schnell über seine ganze Ausdehnung ausbreiten, ist die Oberfläche desselben stark gerötet, glanzlos und mit einer dünnen, gelblichen Lage geronnenen Faserstoffs bedeckt, durch welche die einzelnen Darmschlingen miteinander verklebt sind; in der Bauchhöhle selbst findet sich eine mehr oder weniger reichliche, oft sehr bedeutende Menge einer trüben, flockigen, bisweilen rein eiterigen Flüssigkeit.

Nur selten, und fast nie bei vorher gesunden Menschen, tritt die Bauchfell- oder Unterleibsentzündung (Peritonitis) infolge von Erkältung oder unbekannten atmosphärischen Einflüssen auf (rheumatische Bauchfellentzündung); häufiger entsteht sie nach schweren Kontusionen und Verwundungen des Unterleibs, ferner durch Fortpflanzung von Entzündungen und geschwürigen Prozessen der Unterleibsorgane auf das B., wie dies bei eingeklemmten Brüchen, bei Kotstauungen, Darmverschlingungen, Entzündungen der weiblichen Geschlechtsorgane, der Leber, Milz u. s. w. nicht selten vorkommt, sowie durch Eindringen fremdartiger Substanzen (Darminhalt, Blut, Eiter, Luft u. s. w.) in die Bauchhöhle bei Zerreißung und Perforation der vom B. überzogenen Organe, wie z. B. bei perforierenden Magen- und Darmgeschwüren, beim Durchbruch von Leber- und Milzabscessen und ähnlichen Vorgängen. Die im Wochenbett auftretende Bauchfellentzündung nimmt ihren Ausgang von der verletzten Gebärmutterschleimhaut und beruht auf dem Eindringen zahlloser Bacterien und anderer mikroskopischer Pilze in die entzündeten Gewebe des Genitalapparats. (S. Kindbettfieber.)

Die Bauchfellentzündung gehört in den meisten Fällen zu den gefährlichsten Entzündungen; sie beginnt meist mit mehr oder weniger hoher Temperatursteigerung und mit heftigen, schon durch leisen Druck auf das Äußerste gesteigerten Schmerzen, die sich nicht selten über den ganzen Unterleib ausdehnen; bald gesellt sich hierzu infolge der Lähmung der Darmmuskulatur hartnäckige Stuhlverstopfung und hochgradige Auftreibung des Unterleibs sowie durch Hinaufdrängen des Zwerchfells eine oft gefahrdrohende Behinderung der Atmung. Häufig finden sich auch Übelkeit, Erbrechen und Drang zum Urinlassen. Unter Steigerung dieser Beschwerden tritt, bisweilen schon nach drei bis vier Tagen, der Tod ein; erfolgt Heilung, so bleiben nicht selten für das ganze Leben, infolge der stattgefundenen Verwachsungen und Knickungen der Gedärme, die mannigfachsten Störungen im Unterleibe, habituelle Verstopfung und kolikartige Zustände zurück. Die Behandlung besteht hauptsächlich in ruhiger Lagerung, in möglichster Beschränkung der Darmbewegungen durch häufig wiederholte Gaben von Opium oder Morphium, sowie durch Beschränkung der Nahrungszufuhr, in örtlichen Blutentziehungen und Anwendung der Kälte vermittelst Eisbeutel und kalter Kompressen; bei anämischen Kranken, welche die Kälte nicht vertragen, sieht man oft gute Erfolge von warmen Umschlägen, welche durch Erschlaffung der Hautgefäße eine günstige Ableitung von den Därmen hervorrufen. Gegen das Erbrechen und den Durst ist das Darreichen von Eispillen sehr zweckmäßig, gegen den quälenden Meteorismus das Aussaugen der Darmgase durch ein eingeführtes Mastdarmrohr. In der Rekonvalescenz ist die Diät auf das strengste zu überwachen.

Bauchflosser (Abdominales) hat man eine große Abteilung der Fische mit weichen Strahlen in der Rückenflosse genannt, bei welchen außerdem eine offene Verbindung zwischen dem Schlunde und der Schwimmflosse besteht, und deren Bauchflosse unter dem Bauche zwischen den Brustflossen und der Afterflosse steht. Es gehören hierher die Welse, Karpfen oder Weißfische, die Lachse, Hechte und Heringe sowie einige ausländische, weniger bekannte Familien.

Bauchfühler, s. unter Mollusken.

Bauchkrebse, s. unter Cirrhipeden.

Bauchpilze, s. Gasteromyceten.

Bauchredner oder Ventriloquisten (vom lat. venter, der Bauch, und loqui, reden) nennt man Personen, welche nicht sowohl durch eine

besondere Organisation der Stimmwerkzeuge, als durch eingeübte Fertigkeit Töne und Worte hervorbringen können, ohne daß sie den Mund wirklich bewegen, und zwar so, daß der Zuhörer glauben muß, die Stimme komme irgendwo anders her. Der Name entstand aus der irrigen Voraussetzung, daß die Stimme im Bauche gebildet werde. Es besteht aber diese Kunst lediglich darin, daß der B., nachdem er tief eingeatmet, langsam und graduiert auszuatmen, und dabei die Luft einzuteilen, den Ton der Stimme aber mittels der Muskeln des Kehlkopfs und besonders des Gaumensegels so abzuändern versteht, daß die Töne bald aus größerer, bald aus geringerer Ferne zu kommen scheinen. Übrigens trägt auch Haltung und Richtung des Kopfes sowie die mimische Darstellung vieles zur Täuschung bei. Diese Kunst ist sehr alt; schon Jesaias gedenkt eines B. Die Griechen, die sie für ein Werk der Dämonen hielten, nannten die B. Engastrimanten (Bauchwahrsager) oder auch Eurykliden, nach Eurykles, der zu Athen die Bauchrednerei trieb. Ostindien hat die geschicktesten B. Eine Geschichte der Bauchrednerkunst ist in Albert de la Chapelles Werk: «Le ventriloque ou l'engastrimysthe» (2 Bde., Lond. 1772), enthalten. Vgl. Hardy, «Ventriloquism made easy» (neue Ausg., Lond. 1866).

Bauchsäge, Waldsäge, Zugsäge (frz. scie ventrue, engl. felling-saw), s. Säge.

Bauchschnitt (Laparotomia) ist die operative Eröffnung der Bauchhöhle, wobei die Bauchdecken und das Bauchfell mit dem Messer durchschnitten werden, um entweder Verschlingungen der Gedärme zu lösen oder fremde in dieselbe oder in andere Organe der Bauchhöhle gedrungene Körper daraus zu entfernen, Geschwülste, namentlich größere Geschwülste des Eierstocks, zu exstirpieren oder andere Operationen, z. B. den Kaiserschnitt (s. d.), in der Bauchhöhle vornehmen zu können. Unter allen Umständen zählt der Bauchschnitt zu den schwierigsten und gefährlichsten Operationen, weil durch das leichte Vorfallen der Gedärme durch die Wunde hindurch, ferner durch den Zutritt von Luft und Blut in die Bauchhöhe sowie durch die Schwierigkeit eines genügenden Abflusses der Wundsekrete der Kranke in großer Gefahr schwebt; doch sind in der neuesten Zeit infolge der sog. antiseptischen Verbände, durch welche die in der Luft enthaltenen fäulniserregenden Substanzen von der Wunde fern gehalten werden, sowie durch die ausgedehnte Anwendung der sog. Drainage, welche die Verhaltung des Wundsekrets verhindert, eine Reihe der glücklichsten Erfolge bekannt geworden. Um die Ausbildung und Vervollkommnung der Operationsmethoden haben sich in England Baker und Spencer Wells, in Deutschland Hegar, Veit, Olshausen und Schröder, in Amerika Marion Sims große Verdienste erworben.

Bauchschwangerschaft (Graviditas extrauterina) heißt derjenige regelwidrige Zustand der Schwangerschaft, wo die Frucht statt in der zu ihrer Entwickelung bestimmten Gebärmutter in der Bauchhöhle sich entwickelt, indem das befruchtete Ei entweder unmittelbar aus dem sog. Graafschen Follikel des Eierstocks oder erst nach Zerreißung der Muttertrompete in die Bauchhöhle gelangte. In der Mehrzahl der Fälle kommt die Frucht nicht zur vollständigen Ausbildung. Dieselbe stirbt ab und wird von Kalksalzen umlagert und imprägniert (sog. Steinkind, Lithopaedion, welches oft viele Jahre lang ohne Beschwerden im Leibe der Mutter getragen wird) oder die Frucht löst sich auf und wird mittels Absceßbildung durch die Bauchwandungen oder die Gedärme nach außen geschafft. Bisweilen wird es aber auch nötig, die Frucht durch den Bauchschnitt (s. d.) zu entfernen.

Bauchspeicheldrüse oder Pankreas ist eine durchschnittlich etwa 23 cm lange und 3 cm dicke, in der Bauchhöhle hinter dem Magen quer vor der Wirbelsäule liegende Drüse von länglich-platter Gestalt und 90—120 g Gewicht, deren rechtes, breiteres Ende der Kopf, und deren linkes, schmäleres der Schwanz genannt wird. Diese Drüse sondert einen speichelähnlichen, stark klebrigen, alkalischen Saft, den sog. Bauchspeichel (Succus pancreaticus) ab, welcher sich durch einen eigenen Ausführungsgang (ductus pancreaticus s. Wirsungianus) in den Zwölffingerdarm ergießt und für die Verdauung des aus dem Magen dahin gelangten Speisebreies sehr wichtig ist; hauptsächlich wandelt er, wie der Mundspeichel, das mit der Nahrung aufgenommene Stärkemehl in Dextrin und Zucker um und bereitet die Fette durch Verseifung zur Aufnahme in die Chylusgefäße vor; ferner löst er geronnene Eiweißkörper sowie leimgebende Substanzen auf und führt sie in leicht diffundierende Verbindungen, die sog. Peptone, über. (S. Verdauung.) Die Krankheiten des Pankreas sind selten und ziemlich dunkel; sie bringen Abmagerung und scheinbare Magenbeschwerden mit sich, rühren aber oft von benachbarten Krankheitsprozessen, z. B. Magen- oder Lumbarkrebs, her.

Bauchstich (Paracentesis abdominis) nennt man in der Chirurgie die kunstgemäße, schon von den Alten ausgeführte Durchbohrung der Bauchwandung mittels eines stechenden Instruments (Troicart), um verschiedenen in der Bauchhöhle oder in den darin gelagerten Organen krankhaft sich ausbildenden Flüssigkeiten den Ausgang zu verschaffen. Am häufigsten wird der B. zur Beseitigung der Bauch- und Eierstockswassersucht gemacht; doch ist er stets nur ein sog. Palliativmittel, da er die Wasserbildung nicht entfernen kann. Man hat Beispiele, daß er an einem und demselben Kranken 20, 30, ja mehrere hundert mal vorgenommen wurde. (S. Punktion.)

Bauchwassersucht (Ascites) heißt die krankhafte, bisweilen enorme (bis 20 l und darüber betragende) Ansammlung von klarer seröser Flüssigkeit in der Bauchhöhle, die sich entweder frei im Bauchfellsack befindet oder durch Verwachsungen an einem bestimmten Teil desselben in cystenartigen Räumen abgeschlossen ist (abgesackte B.). Dieselbe ist durchaus nicht als eine eigenartige Krankheit aufzufassen, sondern nur als ein Symptom, welches zu den verschiedensten Krankheiten hinzutreten kann, dessen Ursache nur durch die genaueste Untersuchung zu ergründen ist. Zunächst findet sich die B. häufig als Teilerscheinung einer allgemeinen Wassersucht (s. d.), wie sie bei Herz- und Lungenkrankheiten, bei Entartungen der Nieren, Milz und bei erschöpfenden Krankheiten vorkommt; ist die Wasseransammlung auf die Bauchhöhle allein beschränkt, so hat sie ihren Grund meistens in Hindernissen der Blutströmung im Pfortadergebiet, durch Erkrankungen der Leber sowie durch Geschwülste aller Art im Unterleib, welche einen starken Druck auf die Pfortader ausüben und dadurch Veranlassung zum Austritt des Blutserums in die Bauchhöhle bieten. Endlich gesellt sich Bauch-

wassersucht mitunter zu ausgebreiteten Entartungen (Krebs, Tuberkulose u. s. w.) des Bauchfells. Sie verursacht meist durch die hochgradige Ausdehnung des Unterleibes und die Kompression der Brust- und Baucheingeweide große Beschwerden: Behinderung der Atmung, Stuhlverstopfung, Harndrang u. s. w. Heilung ist natürlich nur dann möglich, wenn die zu Grunde liegende Störung beseitigt werden kann. Die Behandlung richtet sich nach der ursprünglichen Erkrankung und besteht im allgemeinen in dem Bestreben, durch Anregung der Nierenthätigkeit oder durch starke wässerige Stuhlentleerungen oder durch Erregung starker Schweiße eine Aufsaugung des Wassers in der Bauchhöhle herbeizuführen. Gelingt dies nicht, nehmen die Beschwerden zu, so versucht man durch den unter Umständen wiederholt auszuführenden Bauchstich (s. d.) dem Kranken Erleichterung zu verschaffen.

Bauchzange, Tiegelzange (frz. tenaille à creuset, engl. crucible-tongs, lifting-tongs), die bei metallurgischen und chem. Operationen (Schmelzprozessen) zum Fassen der Schmelztiegel gebräuchliche Zange, deren greifende Teile an den Vorderenden halbkreisförmig gegeneinander gebogen sind, sodaß sie beim Schließen der Zange einen Ring bilden, mit welchem man die Tiegel von außen leicht umfassen und sicher halten kann.

Baucis, s. Philēmon und Baucis.

Baude nennt man in den höhern Teilen des Riesengebirgs ein einzelnes Haus, aus übereinandergelegten Balken und einem Stroh- oder Schindeldache bestehend, das Hirten und Holzhauern zur Wohnung und Reisenden als Quartier dient.

Baudelaire (Pierre Charles), franz. Dichter, geb. zu Paris 9. April 1821, machte sich bekannt durch einen Band Gedichte: «Fleurs du mal» 1857), wegen deren B. gerichtlich belangt wurde und von denen er in der zweiten Auflage (1861) mehrere als moralverletzend weglassen mußte. Außerdem veröffentlichte B.: «Theophile Gautier» (1859), Les paradis artificiels, opium et haschich» (1860), Richard Wagner et Tannhäuser» (1861) u. s. w., ie, wie seine übrigen Poesien, eine überreizte Phanasie zeigen, sowie eine Übersetzung der Schriften es amerik. Dichters Edgar Poë, eines Geistesverandten von B. (3 Bde., Par. 1856—58). Er rb zu Paris 31. Aug. 1867. Nach seinem Tode schienen von ihm: «Souvenirs, correspondances c.» (Par. 1869) und seine «Oeuvres complètes» Bde., Par. 1869). Vgl. A. de la Fizelière und Decaux, «Charles B.» (Par. 1868).

Baudens (Jean Baptiste Lucien), ausgezeichter franz. Chirurg, geb. 3. April 1804 zu Aire epart. Pas-de-Calais), besuchte das Collége zu niens, studierte in Paris Medizin und wirkte rauf seit 1823 in den Hospitälern zu Lille und raßburg und seit 1826 an dem großartigen Milihospital zu Paris. Seit 1830 zeichnete er sich als ilitärarzt bei der franz. Armee in Algerien aus. errichtete in dieser Stellung zu Algier ein Inaltionshospital, in welchem er neun Jahre hinrch als Professor der Anatomie und Chirurgie le tüchtige Schüler bildete. Horace Vernet hat in zweien seiner großen Gemälde verewigt, lche sich in der Galerie von Versailles befinden. ch seiner Rückkehr nach Paris 1841 stellte man an die Spitze des Instruktions-Militärhospitals l-de-Grâce, das unter ihm trefflich geleitet ward. Mitglied des Conseil de Santé für das franz. Heer leistete er auch während des Kriegs in der Krim ausgezeichnete Dienste. B. starb 3. Dez. 1857 zu Paris. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Clinique des plaies d'armes à feu» (Par. 1836), «Leçons sur le strabisme» (Par. 1841), «Nouvelle méthode des amputations» (Par. 1842), «La guerre de Criméo, les campements, les abris, les ambulances etc.» (Par. 1857; 2. Aufl. 1862; deutsch von Mencke, Kiel 1864).

Baudin (Charles), franz. Admiral, geb. zu Sedan 1792, wohnte 1808 als Marinezögling auf der Fregatte La Piémontaise im Indischen Meere einem Kampfe gegen die Engländer bei und verlor hierbei einen Arm. Im J. 1812 wurde er Schiffslieutenant und befehligte die Brigg Rénard. In dieser Stellung erhielt er zu Genua im Juni 1812 den Befehl, einen Zug von 14 Fahrzeugen, die mit Munition beladen waren, nach Toulon zu begleiten. Unterwegs von engl. Kreuzern unausgesetzt verfolgt, rettete er sein Geschwader glücklich in den Hafen von St.-Tropez und griff hierauf mit seinem Kommandantenschiffe eine vereinzelte engl. Brigg an, die er in einem harten Kampfe stark beschädigte. Bei dieser Gelegenheit stieg er zum Kapitän. Nach der Restauration in den Ruhestand versetzt, trat B. 1816 in die Handelsmarine, übernahm jedoch später unter der Juliregierung wieder Dienste. Nachdem er 1838 zum Kontreadmiral ernannt worden, erhielt er den Oberbefehl über das gegen Mexiko bestimmte Geschwader. An der Spitze von 23 Schiffen verhandelte er lange vergeblich mit der mexik. Regierung und eröffnete dann 27. Nov. 1838 das Feuer gegen das Veracruz schützende Fort San-Juan d'Ulloa, welches sich am andern Tage ergab. Im Jan. 1839 erhielt er den Rang eines Vizeadmirals, und 1840 vertraute man ihm eine militärische und diplomatische Sendung nach Buenos-Ayres und den Oberbefehl über die Flotte in den Meeren von Südamerika. Nach seiner Rückkehr 1841 übernahm er das Marineministerium, zog sich aber alsbald wieder zurück und versah fortan das Amt des Seepräfekten zu Toulon. Nach der Februarrevolution von 1848 erhielt er im März den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeere. In dieser schwierigen Stellung intervenierte er in offiziöser Weise 15. Mai in dem Kampfe der Lazzaroni und Truppen gegen das Volk zu Neapel, dann in Sicilien, wo er 18. Sept. in Gemeinschaft mit dem engl. Admiral Messina gegen die Gewaltthätigkeit Filangieris schützte. Nachdem B. im Juli 1849 den Oberbefehl an Parseval-Deschênes abgetreten, zog er sich mit seiner Familie nach Ischia bei Neapel zurück, wo er 9. Juni 1854 starb, nachdem er kurz vorher zum Admiral ernannt worden war.

Baudissin, eine alte schles.-lausitzische Familie, welche sich früher Baudiß schrieb. Dieselbe wird in Schlesien, wo sie Groß- und Klein-Baudiß im Breslauischen und Baudiß im Liegnitzischen erbaute, schon 1326 genannt. In der Lausitz, wo Schmöllen und Luppau zu ihren Gütern gehörten, erlosch sie schon 1682 mit Wolf Sigmund von B. (auf Schmöllen) im Mannsstamme. Wolf Heinrich von B., aus dem lausitzer Hause Luppau (geb. 1579, gest. 1646), war schwed. Feldmarschall, ging aber nach Holstein, wo er unter die Ritterschaft aufgenommen ward. Ein Enkel von ihm, Wolf Heinrich von B., geb. 1. Sept. 1671, gest. 24. Juli 1748, war königl. poln. und kurfürstl. sächs. General der Kavallerie sowie Kabinettsminister und wurde 28. Febr. 1741 im

kursächs. Reichsvikariat in den Reichsgrafenstand erhoben. Seine beiden Enkel, die Söhne des Grafen Heinrich Christoph von B. (geb. 12. Juli 1709, gest. 4. Juni 1786), kursächs. Generale der Infanterie und Gouverneure von Dresden, pflanzten das Geschlecht in Holstein fort. Der eine, Graf Heinrich Friedrich von B. (geb. 1. Dez. 1753, gest. 17. Mai 1818), wirkte als dän. Gesandter am preuß. Hofe, der andere, Karl Ludwig von B. (geb. 21. Aug. 1756, gest. 1. März 1814), war dän. Generallieutenant, Gouverneur von Kopenhagen und Ordensmarschall. Sein Sohn Heinrich August (geb. 1793, gest. 1834) beerbte seinen Großoheim, den letzten Grafen Zinzendorf in Österreich, und nahm dessen Namen und Wappen an. Dieser Zweig wird jetzt durch den Grafen Karl Ludwig von B.-Zinzendorf, geb. 3. März 1862, vertreten. Des Grafen Karl Ludwig ältester Sohn war der als Schriftsteller bekannte Graf Wolf von B. (s. d.). Die Gemahlin von Heinrich Friedrich, Gräfin Karoline Adelheid von B., geb. Gräfin von Schimmelmann, geb. 21. Jan. 1760 zu Dresden, vermählt seit 1776, lernte 1791 Herder in Karlsbad kennen, dessen innige Freundin sie wurde. Sie machte sich durch die «Dorfgesellschaft, ein unterrichtendes Lesebuch für das Volk» (2 Bde., Kiel 1792; dän. von Hasse, 1793) als Schriftstellerin bekannt und starb 17. Jan. 1826 zu Knoop bei Kiel. Der älteste Sohn aus ihrer Ehe war Graf Friedrich Karl von B., geb. 3. Nov. 1786, gest. 26. März 1866, Herr auf Knoop und Friedrichshof u. s. w. Sein jüngerer Bruder, Graf Karl Christian von B., geb. 4. März 1790, gest. 9. April 1868, war Vater einer sehr zahlreichen Familie. Einer seiner Söhne, Graf Ulrich von B., geb. 22. Febr. 1816, früher Major in dän. Diensten, hat sich als Lustspieldichter und Romanschriftsteller bekannt gemacht (z. B. «Das Damenstift», 4 Bde., Stuttg. 1875); ein anderer, Graf Adalbert von B., geb. 25. Jan. 1820, war 1849 und 1850 Oberlieutenant in der schlesw.-holstein. Armee und veröffentlichte, außer einer «Geschichte des schlesw.-holstein. Kriegs» (Hannov. 1862), auch verschiedene novellistische Arbeiten und histor. Romane, z. B. «Christian VII. und sein Hof» (Hannov. 1863). Er starb zu Wiesbaden 26. März 1871. Gegenwärtiges Familienhaupt ist Graf Roderich von B., geb. 15. Dez. 1819, Sohn des Grafen Friedrich Karl von B., wohnhaft in Kiel.

Baudissin (Wolf Heinr. Friedr. Karl, Graf von), deutscher Schriftsteller, geb. 30. Jan. 1789 zu Rantzau, trat nach Ablauf seiner Universitätsstudien als Legationssekretär in dän. Staatsdienst, der ihn von 1810—14 nach Stockholm, Wien und Paris und im Sommer 1813 wegen seiner deutschen Gesinnung ein halbes Jahr auf die Festung Friedrichsort führte. Später machte B. mehrjährige Reisen nach Italien, Frankreich und Griechenland und hielt sich seit 1827 hauptsächlich in Dresden auf, wo er an Schlegel-Tiecks Shakspeare-Übersetzung teilnahm. «Heinrich VIII.», «Viel Lärmen um Nichts», «Die Widerspenstige», «Die Irrungen», «Maß für Maß», «Ende gut, Alles gut», «Antonius und Kleopatra», «Troilus und Cressida», «Die lustigen Weiber von Windsor», «Verlorene Liebesmühe», «Titus Andronicus», «Othello» und «Lear» wurden von B. übersetzt, von Tieck revidiert und mit Anmerkungen versehen. Auch übertrug B. die vier von Tieck herausgegebenen Jugendarbeiten Shakspeares: «Eduard III.», «Thomas Cromwell», «Oldcastle» und «Der londoner Verschwender» (Stuttg. 1836). Ohne Tiecks Mitwirkung veröffentlichte B. unter dem Titel: «Ben Jonson und seine Schule» (2 Bde., Lpz. 1836), eine Reihe Übersetzungen älterer engl. Dramen. Seitdem wandte sich B. auch dem Felde der mittelhochdeutschen Litteratur zu, indem er Übertragungen des «Iwein mit dem Löwen» von Hartmann von der Aue (Berl. 1845) und des «Wigalois» Wirnt von Gravenbergs (Lpz. 1848) herausgab. Später ließ er eine Übersetzung der Lustspiele Molières (4 Bde., Lpz. 1865—67) erscheinen, in welcher er die in Alexandrinern geschriebenen Stücke, um sie der deutschen Bühne zugänglicher zu machen, in fünffüßigen Jamben wiedergegeben hat. Auch übersetzte er das Werk von Carmantel und Th. Leclercq: «Dramatische Sprichwörter» (2 Bde., Lpz. 1875). Er starb 4. April 1878 in Dresden.

Baudissin (Otto Friedr. Magnus, Graf von), schleswig.-holst. General, Bruder des Vorigen, geb. zu Rantzau 5. Juli 1792, hat sich im Kriege nach der Erhebung Schleswig-Holsteins 1848 ehrenvoll hervorgethan. Er trat, damals Major in der dän. Armee, beim Beginn des Widerstandes gegen die Inkorporation von Schleswig und die dadurch verletzten Landesrechte in die schlesw.-holstein. Armee ein, und sein Beispiel war von entschiedenem Einfluß. In dem unglücklichen Gefecht bei Bau hielt sich B. zwei Stunden lang gegen eine dreifache Überzahl und erleichterte dadurch den Rückzug der Hauptarmee. Im Sommer 1849 ward er in der Schlacht von Kolding und 1850 bei Idstedt gefährlich verwundet. Sein ritterliches Wesen, seine persönliche Bravour und seine warme Fürsorge für seine Untergebenen verschafften ihm große Popularität. Nach Willisens Rücktritt ward ihm der Oberbefehl über die Armee angetragen. Er lehnte ihn jedoch ab, weil er unter den bestehenden Umständen einen Ausländer für geeigneter hielt. Im Febr. 1851 verließ er seine Heimat und lebte seitdem in Zurückgezogenheit, meist in Hamburg, wo er 25. Juni 1865 zu Teplitz starb.

Baudius (Auguste), Schauspielerin, Gattin des Schriftstellers Adolf Wilbrandt (s. d.).

Baudouin (Jean Magloire), franz. Gelehrter, geb. 15. Sept. 1819 zu St.-Benoit-sur-Loire im Depart. Loiret, besuchte das Seminar zu Orléans und später, nachdem er kurze Zeit Lehrer am Collége zu Pont-Levoy gewesen, die Polytechnische Schule zu Paris. Hier veröffentlichte er mehrere Abhandlungen mathemat., physikal. und nationalökonom. Inhalts. Als Erzieher der Söhne des Herzogs von Orléans 1851—57 machte er zahlreiche Reisen in Deutschland, Belgien und der Schweiz. Nach seiner Rückkehr studierte er noch Jura. Vom Unterrichtsminister Duruy beauftragt, machte er 1863 eine Reise, um das Schulwesen in Deutschland, Belgien und der Schweiz kennen zu lernen, und veröffentlichte nach seiner Rückkehr einen «Rapport», infolge dessen er zum Generalinspektor des Elementarunterrichts ernannt wurde. Im J. 1866 wurde er nach Konstantinopel gesendet, um über die unter franz. Patronat zu gründenden Spezialschulen Vorschläge zu machen, die auch teilweise zur Ausführung kamen. B. hat auch eine Übersetzung des Nibelungenliedes (1856) geliefert. Er starb 13. März 1882 zu Paris.

Baudrier (frz.), Wehrgehenk.

Baudrillart (Henri Joseph Léon), franz. Publizist und Nationalökonom, geb. 28. Nov. 1821 zu Paris, war Lehrer der Nationalökonomie am Collège de France, leitete einige Zeit den «Constitutionnel» und übernahm dann die Chefredaction des «Journal des Économistes». Unter seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: «Manuel d'économie politique» (1857), «Des rapports de la morale et de l'économie politique» (1860), «Publicistes modernes» (1862), «La liberté du travail, l'association et la démocratie» (1865), «La famille et l'éducation en France dans leurs rapports avec l'état de la société» (1874), «Histoire du luxe» (4 Bde., 1878—80).

Baudry (Paul Jacques Aimé), franz. Maler, geb. zu Bourbon-Vendée 7. Nov. 1828, Schüler von Drolling, erhielt 1850 den ersten großen Preis der Malerei und damit das dreijährige Stipendium für weitere Studien in Rom. Unter seinen Arbeiten wurden 1857 die Hinrichtung einer Vestalin und Fortuna mit dem Kinde (beide Bilder jetzt im Luxembourg) wohlwollend aufgenommen. Sein nächstes Werk war Charlotte Corday, das gefeiertste Bild auf der Ausstellung von 1861. Später wandte sich B. vorzugsweise zur Behandlung mytholog. und allegorischer Gegenstände. Gelungene Dekorationsmalereien im Hôtel Paiva und Hôtel Galliera zu Paris verschafften ihm den Auftrag, das Foyer der neuen Großen Oper auszumalen. Er vollendete diese Malerei 1874. An der Decke, auf dem mittelsten rechtwinkeligen Felde, sind dargestellt die Melodie und Harmonie als zwei schöne Frauen, die ein Bündnis schließen und die Poesie und Fama zu Begleiterinnen haben; die beiden Ovale neben diesem Rechteck zeigen die Tragödie, mit ihrem Odem drei weibliche Figuren beseelend, welche die von ihr eingeflößten Gefühle, Mitleiden, Schrecken und Wut, symbolisieren, und die Komödie, einen Faun peitschend, welchem sie die Löwenlarve entreißt. Der Grund- und Gesamtgedanke der Komposition entwickelt sich weiter in den zwölf vertieften Abteilungen des Deckballens; die zwei größern Felder an den Schmalseiten des Saals enthalten die Dichter- und Künstlerversammlung vor einem dor. Tempelbau (Homer, Hesiod, Orpheus, Pindar, Polyklet, Polygnot, Amphion u. s. w.) und den Parnaß, wo die Musen die Hauptrepräsentanten der Tonkunst empfangen (Mozart, Haydn, Gluck, Beethoven, Rameau, Lully, Méhul, Boieldieu, Rossini, Meyerbeer, Hérold, Auber). In den zehn kleinern Feldern an den Langseiten des Saals sind die magischen Wirkungen der Ton- und Tanzkunst und die ihnen von der Dichtung, Sage und Geschichte in den berühmtesten Traditionen beigelegte Rolle abgebildet.

Bauer, Bauergut, Bauernstand. Alle diejenigen, welche das platte Land bewohnen, faßt man, ohne Rücksicht darauf, ob sie Ackerbau, Viehzucht, Kleingewerbe u. s. w. betreiben, in der Bezeichnung «ländliche Bevölkerung» zusammen, und ungefähr gleichen Inhalts ist der Begriff des «Landvolks». Wesentlich und zum größten Teil besteht die ländliche Bevölkerung aus den Landwirten, d. h. denen, welche dem Ackerbau und den ihm verwandten und mit ihm zusammenhängenden Betrieben (Obstbau, Viehzucht u. s. w.) obliegen. Die Landwirte zerfallen wieder in mehrere Klassen. Die erste besteht aus den Besitzern großer Güter, namentlich solcher, welche bevorrechtet waren und das Recht der Landstandschaft, der Steuerfreiheit, der Gerichts- und Polizeiverwaltung besaßen. Diesen, welche als Rittergutsbesitzer den Landadel bildeten, pflegen sich die Pächter der Staatsdomänen und großer Güterkomplexe anzuschließen. Eine zweite, zahlreichere Klasse umfaßt alle diejenigen, welche zwar ebenfalls für eigene Rechnung auf eigenem Grund und Boden die Landwirtschaft betreiben, aber nur kleinere, doch für den Lebensunterhalt ausreichende Güter innehaben. Diesen stehen die selbständigen Pächter mittlerer Güter nahe. Endlich zur dritten Klasse gehören alle diejenigen, welche ganz kleine Güter eigentümlich oder pachtweise besitzen und sich auf denselben kärglich fortbringen oder auch auf Nebengewerbe oder Arbeit für andere angewiesen sind. Die Glieder der beiden letzten Klassen pflegt man gewöhnlich Bauern zu nennen. Im engern Sinne sind indes Bauern nur die Besitzer ganzer Höfe und mindestens solcher Güter, welche den Besitzer vollständig zu ernähren vermögen und Gespanne zu halten gestatten. Nach der Ausdehnung des Besitztums pflegte man früher Vollbauern (Vollerben, Vollspänner, Hufner) und Halbbauern (Halbspänner, Halbhufner), welche nur eine halbe Hufe besaßen, zu unterscheiden, und stellte diesen als Nichtbauern die Kossäten (mit Häuschen und kleiner Ackerwirtschaft), die Büdner oder Häuslinge (welche zwar ein Häuschen besaßen, aber von Tagelohn oder Gewerbebetrieb lebten) und die nichtansässigen Einlieger gegenüber.

Geschichtlich verbindet sich mit den Begriffen *Bauer* und *Bauergut* auch die Erinnerung an mannigfaltige Formen der Unfreiheit und Abhängigkeit. Es hat zwar auch im Mittelalter stets *freie* Bauern gegeben; aber je größer die Zahl derjenigen wurde, die als Unfreie, Hörige oder Zinspflichtige das von ihnen bebaute Land nicht in vollem Eigentum besaßen oder die wenigstens dem Schutze eines Grundherrn unterworfen waren, um so allgemeiner wurde die Anschauung, daß der Ausdruck Bauer einen nicht mehr Vollfreien bezeichne. Im 16. Jahrh. entwickelte sich in Deutschland und den Ostseeprovinzen die bäuerliche Unfreiheit zu einem neuen Verhältnis, dem der *Leibeigenschaft* (s. d.), das sich bis ins 19. Jahrh. hinein erhielt und in Preußen, wo es schließlich *Erbunterthänigkeit* hieß, erst durch die Reformen der Stein-Hardenbergschen Periode, in andern Staaten aber noch später beseitigt wurde. Die Abhängigkeit des unfreien Bauern gegenüber seinem Grundherrn zeigte sich in seiner Verpflichtung zu Frondiensten, zur Entrichtung von Leib- oder Kopfzins, in dem Zwangsdienste, vermöge dessen die Kinder des Leibeigenen unentgeltlich, in andern Fällen auch gegen Lohn, eine Zeit lang Gesindebedienste thun mußten, in der Verbindung des Leibeigenen mit dem Gute, sodaß er mit demselben verkauft werden konnte, in der Unterwerfung unter ein «mäßiges Züchtigungsrecht», in der Notwendigkeit einer Heiratserlaubnis von seiten des Herrn und andern Beschränkungen. Ferner ging nicht nur aus der Leibeigenschaft, sondern vielfach auch aus andern Hof- und Schutzverhältnissen die Verpflichtung hervor, daß die Erben eines Bauern von seinem Nachlasse einen gewissen Teil an den Herrn entrichten oder diesem die Wahl eines beweglichen Vermögensstücks überlassen mußten (Besthaupt, Butteil, Baulebung, Mortuarium, Tote Hand u. s. w.). Die Güter der nicht vollfreien Bauern standen auch nicht im vollen Eigentum derselben,

sondern es hatten sich für sie sehr mannigfaltige und eigentümliche Besitzverhältnisse gebildet. Abgesehen von den durchaus widerruflich, nur auf Herrengunst verliehenen Gütern gab es solche, die auf Lebenszeit oder zwei oder drei Leben verliehen waren (Todbestände, Schupf- oder Falllehne, Leibgedinggüter, Behandigungsgüter u. s. w.), ferner erbliche Kolonate, die zum Teil aus den Verleihungen der letztern Art hervorgegangen waren (Meiergüter, Schillingsgüter, Laten- oder Hobsgüter u. s. w.), sowie andere erbpachtartige Verhältnisse (Erbleihe, Erbbestände, Erbzinsgüter). Auch findet man Bauergüter in einem dem eigentlichen Lehen nachgebildeten Verbande (Bauerlehne, Schulzenlehne).

Zu den völlig freien Bauergütern gehörten die Sattelhöfe (Sedelhöfe), welche Bezeichnung auch für gewisse Rittergüter vorkommt, die ludeigenen Güter in Bayern, die Freizinsgüter im Erfurtischen u. s. w. Zu dieser Klasse sind auch noch diejenigen zu rechnen, die nur unter einer Vogtei, einer Schutzherrschaft standen und einen Vogtzins und auch wohl noch andere Lasten tragen mußten, wie die Güter der Wetterfreien in Osnabrück, die Erbexen im Bremischen, die Erbhöfe in Lüneburg u. s. w. Im allgemeinen verknüpfte sich demnach bis in die neueste Zeit mit dem Ausdruck Bauergut der Begriff eines Gutes, das außer den allgemeinen öffentlichen noch besondere sog. **bäuerliche** Lasten zu tragen hatte. Die Reformen aber liefen in Deutschland darauf hinaus, daß den Bauern ein größerer oder geringerer Teil des nach einem der ältern Rechtsverhältnisse von ihnen besessenen Landes als volles Eigentum zugesprochen wurde, oder daß die überkommenen Leistungen der Bauergüter in ablösbare Reallasten umgewandelt wurden. (S. **Grundlasten.**) Von einer besondern Rechtsstellung, d. h. rechtlichen Zurücksetzung des Bauernstandes als solchen kann gegenwärtig in Deutschland keine Rede mehr sein, es müßten denn etwa die Bestrebungen zur Wiederaufhebung der Wechselfähigkeit desselben Erfolg haben, die übrigens diese Beschränkung auch für andere Gesellschaftsschichten verlangen. In Rußland bilden die Bauern auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft einen besondern Stand, und zwar den untersten, neben dem die übrigen, z. B. bezüglich der Kopfsteuerpflicht, bevorrechtet erscheinen.

Die **Bauergüter** haben auch in manchen Gegenden Deutschlands hinsichtlich ihrer Vererbung noch besondere Eigentümlichkeiten beibehalten. Unter den frühern erbpachtartigen Besitzverhältnissen waren dieselben unteilbar, und wenn auch jetzt z. B. sowohl in den neuen wie in den alten Provinzen Preußens die Teilung gesetzlich freigegeben ist, so wird doch in Hannover und Westfalen das Zusammenhalten der Höfe mittels letztwilliger Verfügung durch besondere Gesetze begünstigt. Das Badische Landrecht erkennt trotz seiner sonstigen Übereinstimmung mit dem Code Napoléon den Bestand «geschlossener Hofgüter» ausdrücklich an und bestimmt, daß, wenn Ortsgebrauch oder einzelne Rechtstitel einem der Erben eine Vorteilgerechtigkeit geben, ihm auf Verlangen das Gut in einem «kindlichen Anschlag» überlassen werden muß. Manche empfehlen zur Erhaltung eines lebenskräftigen Bauernstandes wieder die Bildung von Erbpachtgütern. Dieser Vorschlag könnte indes nur dann allenfalls in Erwägung gezogen werden, wenn es sich um die Verwendung von Domänen zu diesem Zwecke handelte, wenn also nur der Staat als Grundherr aufträte. Daß die gegenwärtige Lage der bäuerlichen Grundbesitzer keine günstige ist, zeigt sich schon in der starken Beteiligung derselben an der Auswanderung. Eine Besserung derselben wird indes nicht von künstlichen äußern Mitteln, sondern wesentlich nur von erhöhten wirtschaftlichen Anstrengungen zu erwarten sein. Es gehört dahin namentlich die Erwerbung einer bessern Fachbildung, die Anwendung von Maschinen und andern Hilfsmitteln des Großbetriebes durch Vermittelung genossenschaftlicher Verbindungen und die Beschaffung von Kredit auf demselben Wege. Auch darf selbst der größere Bauer sich nie scheuen, mit seiner Familie ein möglichst großes Arbeitsquantum selbst zu übernehmen, da gerade in dieser Verwertung der eigenen Arbeitskraft ein nach Maßgabe der steigenden ländlichen Arbeitslöhne zunehmender Vorteil liegt. Vgl. von Maurer, «Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erlangen 1862—63); derselbe, «Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland» (2 Bde., Erlangen 1865—66); Probyn, «Systems of Land Tenure in various countries» (Lond. 1881); Bonnemère, «Histoire des paysans» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1874).

Bauer (Andreas Friedr.), Mechaniker, Mitinhaber der Firma König u. Bauer, s. unter **König** (Friedr.).

Bauer (Ant.), namhafter Strafrechtslehrer, geb. 16. Aug. 1772 zu Marburg, studierte und promovierte an der Universität seines Geburtsortes, an der er seit 1793 Vorlesungen hielt und 1797 Professor wurde; 1813 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen versetzt, seit 1819 Senior des Spruchkollegiums, ward er auch vielfach mit legislativen Arbeiten beschäftigt und zum Hofrat, 1840 zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb in Göttingen 1. Juni 1843. Seine «Grundsätze des Kriminalprozesses» (Nürnb. 1805) waren das erste selbständige Lehrbuch dieser Wissenschaft, welches er später, ganz umgearbeitet, als «Lehrbuch des Strafprozesses» (Gött. 1835; 2. Aufl., von Morstadt, Gött. 1848) erscheinen ließ. Die Philosophie des Strafrechts behandelte er bereits in seinem «Lehrbuch des Naturrechts» (Marb. 1808; 3. Aufl., Gött. 1825), dann in den «Grundzügen des philos. Strafrechts» (Gött. 1825) ausführlicher. Nachmals ging er von der Feuerbachschen Theorie, zu der er sich früher bekannte, ab und stellte eine zum Teil von derselben abweichende, die sog. Warnungstheorie, auf, und zwar zuerst in dem «Lehrbuch des Strafrechts» (Gött. 1827; 2. Aufl. 1833), sodann in einer besondern Schrift: «Die Warnungstheorie, nebst einer Darstellung und Beurteilung aller Strafrechtstheorien» (Gött. 1830). Diesen Werken reihen sich an die «Anleitung zur Kriminalpraxis» (Gött. 1837), die «Sammlung von Strafrechtsfällen» (4 Bde., Gött. 1835—39), die «Abhandlungen aus dem Strafrecht und Strafprozesse» (3 Bde., Gött. 1840—43) in einige Schriften über die Entwürfe des hannöv. Strafgesetzbuchs und der Strafprozeßordnung, an deren Abfassung und Redaction er beteiligt war. Vorübergehend hat sich B. auch mit dem franz. Recht beschäftigt und ein «Lehrbuch» (2. Aufl., Marb. 1812) desselben veröffentlicht. Seit Begründung des Deutschen Bundes mit der Ausarbeitung vieler Deduktionen und Privatgutachten in sog. illustren Rechtssachen beauftragt, fand er Veranlassung zur Herausgabe von «Beiträge zum deutschen Privatfürstenrecht» (Gött. 1839).

Bauer (Bruno), Philosoph der Hegelschen Schule, ward 6. Sept. 1809 zu Eisenberg im Herzogtum Sachsen-Altenburg geboren, studierte zu Berlin und habilitierte sich 1834 als Privatdocent in der theolog. Fakultät. In seinen ersten Schriften: «Zeitschrift ür spekulative Theologie» (Berl. 1836—38) und Kritische Darstellung der Religion des Alten Testaents» (2 Bde., Berl. 1838), zeigte sich B. als enthiedener Anhänger der spekulativ-orthodoxen Richung oder der sog. Rechten der Hegelschen Schule. eit 1839, in welchem Jahre er als Privatdocent ach Bonn übersiedelte, wandte er sich jedoch der egativ-kritischen Richtung der sog. Jung-Hegelianer und suchte in der «Kritik der evang. Geschichte s Johannes» (Brem. 1840) und «Kritik der vang. Synoptiker» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. 841) den Nachweis zu führen, daß die Evangelien as Produkt freier schriftstellerischer Reflexion auf em Grunde des damaligen Gemeindebewußtseins ien. Wegen dieser Ansichten 1842 seiner Stellung nthoben, kehrte B. nach Berlin zurück und schrieb ier: «Die gute Sache der Freiheit und meine eigene ngelegenheit» (Zür. 1843) sowie «Das entdeckte hristentum» (Zür. 1843), welches Werk vor der lusgabe vernichtet ward. Alsdann begründete B. e «Allgemeine Litteraturzeitung» (Charlottenb. 343—44) und wandte sich besonders histor. Ariten über die Geschichte des 18. und 19. Jahrh. , in denen er das Scheitern aller «Massenbestreungen» der neuern Zeit aus der innern Schwäche er Aufklärung des 18. Jahrh. zu erklären suchte. ahin gehören: «Geschichte der Französischen Reolution bis zur Stiftung der Republik» (3 Bde., z. 1847), «Geschichte Deutschlands unter der Franischen Revolution und der Herrschaft Napoleons» Bde., Charlottenb. 1846), «Geschichte der Politik, ltur und Aufklärung des 18. Jahrh.» (4 Bde., arlottenb. 1843—45), «Vollständige Geschichte Parteikämpfe in Deutschland während der J. 12—46» (3 Bde., Charlottenb. 1847). Auch die wegung des J. 1848 besprach er in mehrern kleiSchriften. Dann wandte sich B. wieder seinen ischen Untersuchungen der Entstehung des Christums zu in den Schriften: «Kritik der Evangelien» Bde., Berl. 1850—51), «Die Apostelgeschichte» rl. 1850) und «Kritik der Paulinischen Briefe» rl. 1850). Aber noch einmal vollzog sich in B.s chauungen eine Wandlung; der bisherige Worter des polit. und philos. Radikalismus wurde beredter Verteidiger des preuß. Konservatismus. denselben war B. als gewandter Publizist thätig ie als Mitarbeiter an Wageners «Staats- und ellschaftslexikon». Die Schriften aus B.s letzten ensjahren beziehen sich teils auf das Urchristen, wie «Philo, Strauß, Renan und das Urstentum» (Berl. 1874), «Christus und die Cäsa» (Berl. 1877), teils auf polit. Tagesfragen, wie fluß des engl. Quäkertums auf die deutsche tur und das engl.-russ. Projekt einer Weltkirche» rl. 1878), «Zur Orientierung über die Bisdsche Ära» (Chemnitz 1880), «Disraelis romaner und Bismarcks sozialistischer Imperialismus» mnitz 1882). B. starb 13. April 1882 in Rixbei Berlin.

Bauer (Edgar), Publizist, Bruder des vorigen, d 1821 zu Charlottenburg geboren, studierte zu lin, anfangs Theologie, später die Rechte, und eb zuerst zur Verteidigung seines Bruders: uno Bauer und seine Gegner» (Berl. 1842). Eine zweite Schrift: «Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat», ward in Preußen konfisziert und trug ihrem Verfasser vier Jahre Festungshaft ein. Während derselben erschien sie zu Bern 1843, außerdem «Die Censurinstruktion vom 31. Jan. 1843» (Lpz. 1843) und die Akten seines Prozesses unter dem Titel «Preßprozeß» (Bern 1844). Zusammen mit seinem Bruder Bruno verfaßte B. die «Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der Französischen Revolution» (12 Hefte, Charlottenb. 1843—44), ferner allein «Die liberalen Bestrebungen in Deutschland» (Zür. 1843), «Die Geschichte der konstitutionellen Bewegungen im südl. Deutschland während der J. 1831—34» (3 Bde., Charlottenb. 1845), «Die Kunst der Geschichtschreibung und Herrn Dahlmanns Geschichte der Französischen Revolution» (Magdeb. 1846), «Die Geschichte des Luthertums» im fünften Bande der von ihm unter dem Namen Martin von Geismar herausgegebenen «Bibliothek der deutschen Aufklärer» (Lpz. 1846—47) und «Die Ehe» (Lpz. 1848). Infolge der Amnestie vom 18. März 1848 aus seiner Haft zu Magdeburg entlassen, gab B. in Altona eine polit. Revue, «Die Parteien» (3 Hefte, Hamb. 1849), heraus und darauf mit Th. Olshausen die «Norddeutsche Freie Presse». Später lebte er vorübergehend in London, wo er «Reflections on the integrity of the Danish monarchy» (Lond. 1857) und die Schriften «Slesvig» (Lond. 1861) und «Englische Freiheiten» (Lpz. 1857) veröffentlichte. Nach Altona zurückgekehrt, verfaßte er zunächst an polit. Schriften: «Die Rechte des Herzogtums Holstein» (Berl. 1863), «Die Deutschen und ihre Nachbarn» (Hamb. 1870), dann gab er im Bunde mit dem streng orthodoxen Bischof Koogmann die «Kirchlichen Blätter» und die «Christlich-politische Vierteljahrsschrift» heraus. Außerdem schrieb er: «Die Wahrheit über die Internationale» (Altona 1872), «Artikel V. Der deutsche Gedanke und die dänische Monarchie» (Altona 1873), «Die orientalische Frage» (Altona 1877), «Der Freimaurerbund und das Licht» (Hannov. 1877).

Bauer (Karoline), namhafte deutsche Schauspielerin, geb. 29. März 1807 in Heidelberg als Tochter eines bad. Rittmeisters, der in der Schlacht bei Aspern fiel. Früh schon zeigten sich bei ihr Sinn und Neigung für das Theater, und bereits im Dez. 1822 machte sie am Hoftheater zu Karlsruhe einen ersten Versuch als Margaretha in Ifflands «Hagestolzen»; der Erfolg desselben war ein glänzender und sie blieb seitdem bei jener Bühne. Im J. 1824 nahm sie ein Engagement bei dem neuerrichteten Königstädtischen Theater in Berlin an, ging aber bald zum Hoftheater über, dem sie fünf Jahre lang angehörte. Im Mai 1829 verließ sie das Theater und lebte bis 1831 in geheimgehaltener morganatischer Ehe mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg als Gräfin Montgomery in London, Paris und auf ihrem Landsitze in England. Als der Prinz den belg. Thron bestieg, kehrte sie aus Liebe zur Kunst auf die Bühne zurück, nahm zuerst ein dreijähriges Engagement in Petersburg an, unternahm 1833 und 1834 eine Kunstreise, auf welcher sie in den deutschen und österr. Hauptstädten reiche Lorbeeren erntete, und trat 1835 in ein Engagement am dresdener Hoftheater. Im J. 1844 schied sie für immer von der Bühne und heiratete den poln. Emigranten Grafen Ladislaus von Broel-Plater. Seitdem lebte sie zurückgezogen in der Schweiz und starb 18. Okt.

1877 auf ihrer Villa Broelberg bei Zürich; sie wurde auf dem Friedhof zu Rapperswyl begraben. Karoline B. zeichnete sich namentlich in schalkhaften, pikanten und koketten Rollen des Konversationsstücks und Lustspiels aus; doch auch in der Tragödie hat sie Treffliches geleistet. Die Gabe lebendiger Auffassung und Darstellung bewährte sie auch als Schriftstellerin in den Werken, in denen sie ihre reichen Erlebnisse und Erinnerungen aufzeichnete. «Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline B.» (herausg. von A. Wellmer, Berl. 1871; 2. Aufl., 2 Bde., 1876—77) und «Komödiantenfahrten. Erinnerungen und Studien von Karoline B.» (herausg. von A. Wellmer, Berl. 1875 u. 1877) sind Theatermemoiren von fesselndem Inhalt und enthalten wertvolle Beiträge zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrh. Nach ihrem Tode veröffentlichte A. Wellmer unter dem Titel «Aus dem Leben einer Verstorbenen. Verschollene Herzensgeschichten» (4 Bde., Berl. 1878—80) noch drei Bände Memoiren und einen Band flüchtig geschriebener Briefe. Hieran knüpfte sich später ein mehrjähriger Prozeß Wellmers gegen den Grafen von Broel-Plater, in welchem die Forderungen des erstern vom Gericht wesentlich zurückgewiesen wurden.

Bauer (Klara), Romanschriftstellerin unter dem Pseudonym Karl Detlef, wurde 23. Juni 1836 zu Swinemünde geboren, ging 1860 als Klavierlehrerin nach Petersburg, lebte später einige Jahre im innern Rußland und kehrte 1866 nach Deutschland zurück, wo sie dann ihre ersten Novellen: «Unlösliche Bande» (Stuttg. 1869; 3. Aufl. 1877) und «Bis in die Steppe» (Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1871) veröffentlichte, welche die Eigentümlichkeiten des russ. Lebens behandeln. Im J. 1872 bereiste sie Italien, kehrte aber lungenleidend zurück und starb 29. Juni 1876 zu Breslau. Von ihren spätern Romanen sind hervorzuheben: «Ein Dokument» (4 Bde., 2. Aufl. 1878), «Nora» (2 Bde., 3. Aufl. 1876), «Schuld und Sühne» (2 Bde., 2. Aufl. 1877), «Auf Capri» (2 Bde., 2. Aufl. 1877), «Mußte es sein?» (2 Bde., 2. Aufl. 1875), «Die geheimnisvolle Sängerin» (2. Aufl. 1878), «Benedikta» (3 Bde., 1876), «Russ. Idyllen. Nachgelassene Novellen» (1878).

Bauer (Wilh.), ein durch mehrere Erfindungen bekannter Ingenieur, geb. 23. Dez. 1822 zu Dillingen, erlernte das Drechslerhandwerk, trat zu München in den Militärdienst und wurde nach einiger Zeit wegen seiner technischen Begabung als Unteroffizier zur Artillerie versetzt. Der dän. Krieg von 1848 führte B. mit dem bayr. Armeekorps nach Schleswig-Holstein, wo ihn die Schutzlosigkeit der Küsten auf die Idee brachte, die feindlichen Schiffe durch Brander zu vernichten. Er konstruierte einen «Brandtaucher», welcher indes aus Mangel an Mitteln nur ungenügend ausgeführt werden konnte und bei dem ersten Versuche im kieler Hafen 1. Febr. 1851 verunglückte. Trotzdem setzte er, von der Möglichkeit der unterseeischen Schiffahrt und dem hohen Werte der Erfindung überzeugt, fortan all sein Streben an die Ausführung derselben. Nachdem er in seiner bayr. Heimat Modelle zu Taucherschiffen hergestellt, wandte er sich 1852 nach Österreich, dann nach Frankreich, später nach England, vermochte jedoch nirgends die Mittel zur Ausführung seiner Entwürfe zu erlangen. Bessern Erfolg hatten seine Bemühungen in Rußland, wo er 1855 den Schutz des Großfürsten-Admiral Konstantin gewann, der ihn auf Kosten des Staats einen Brandtaucher genau nach seinen Plänen bauen ließ, welcher sich auch bei öfter wiederholten Versuchen im allgemeinen bewährte. Im J. 1858 kehrte B. nach München zurück, nachdem er inzwischen die Erfindung der unterseeischen «Kamele» und der «Taucherkammer» gemacht hatte. Der Untergang des bayr. Postdampfers Ludwig (März 1861) im Bodensee gab ihm Gelegenheit, mit seinen «Kamelen» die ersten praktischen Versuche anzustellen, indem er die Hebung dieses Schiffs unternahm, was jedoch erst nach Überwindung mannigfacher Hindernisse im Juli 1863 gelang. Er ging hierauf nach Bremen, um von dort aus für die weitere Ausbreitung seiner Erfindung zu wirken. Doch wurden seine Absichten durch den Ausbruch des Deutsch-Dänischen Kriegs abermals vereitelt. Dagegen führten ihn die kriegerischen Ereignisse auf das Projekt der Herstellung von «Küstenbrandern», für dessen Ausführung 1864 zu Leipzig ein Verein (Wilhelm-Bauer-Verein) sich bildete. Später lebte B. zu München von einer Pension, die ihm König Ludwig II. bewilligt hatte, und starb daselbst 20. Juni 1875.

Bauerbach, Pfarrdorf mit Rittergut und ungefähr 300 E. (darunter ein Drittel Juden in einem eigenen Bezirke) im Verwaltungsbezirk Meiningen. Besonders bekannt wurde B. durch den Aufenthalt Schillers, welcher nach seiner Flucht aus Stuttgart unter dem Namen Dr. Ritter hier auf dem Gute der Frau von Wolzogen von Dez. 1782 bis Juli 1783 in strengster Zurückgezogenheit lebte, daselbst die «Verschwörung des Fiesco» vollendete, «Kabale und Liebe» schrieb und den Plan zum «Don Carlos» entwarf. Das «Schiller-Zimmer» ist noch in seinem damaligen Zustande erhalten.

Bauergut, s. Bauer.

Bäuerle (Adolf), ein seinerzeit in Österreich sehr geschätzter Theaterdichter und Romanschriftsteller, geb. 9. April 1786 zu Wien, trat bereits 1802 mit einem Ritterroman als Schriftsteller auf und wurde 1809 Sekretär am Leopoldstädter Theater, welches Amt er bis 1828 bekleidete. Während dieser Zeit widmete er sich mit vielem Glück der wiener Volkstheater und der Lokalposse. Er brachte in dem Stück «Die Bürger in Wien» (1813) die Figur des «Staberl» auf, und von seinen zahlreichen Stücken, die nur zum Teil in seinem «Komischen Theater» (6 Bde., Pest 1820—26) Aufnahme fanden, wurden «Die falsche Primadonna» (1818) und «Der Freund in der Not» auf allen deutschen Bühnen heimisch. Auch «Der verwunschene Prinz» (1818), «Der Tausendsasa» [illegible] «Der Leopoldstag» (1818) und einige andere wurden außerhalb Wiens mit vielem Beifall gegeben. Während B. seit vielen Jahren nur noch selten als Bühnendichter aufgetreten war, entwickelte er seit 1852 auf dem Gebiete des Romans eine ungemeine Produktivität. Doch gewähren nur die beiden ersten, unter dem Pseudonym Otto Horn erschienenen Romane: «Therese Krones» (1. u. 2. Aufl., 5 Bde., Wien 1854—55) und «Ferdinand Raimund» (3 Bde., Wien 1855), wegen der Fülle des Persönlichen und Anekdotischen ein größeres Interesse, während die spätern sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben. Von seinen «Memoiren» ward nur der erste Band gedruckt (Wien 1858). Die von ihm 1806 begründete «Wiener Theaterzeitung» war 1820—47 das verbreitetste Blatt der österr. Monarchie. B. starb 19./20. Sept. 1859 zu Basel.

Bauermiete, Bumede, gleichbedeutend mit Bettemund, Bunzengroschen, Schürzengeld, Frauenins u. s. w., hieß im deutschen Recht die Abgabe, elche der unfreie Bauer dem Gutsherrn für dessen inwilligung zu seiner Heirat entrichten mußte. Es lgte übrigens später aus dem Dasein einer solchen bgabe keineswegs ohne weiteres, daß der Herr die inwilligung verweigern konnte; auch konnte dielbe obrigkeitlich ergänzt werden.

Bauernemanzipation nennt man im allgemein die Befreiung der Bauern (s. d.) von der pernlichen Unfreiheit, die sich in der Form der Leibgenschaft (s. d.) oder Erbunterthänigkeit bis in die nere Zeit erhalten hatte. Vorzugsweise aber ist eser Ausdruck gebräuchlich in Bezug auf die Being der russ. Bauern, die durch das Manifest lexanders II. vom 19. Febr. 1861 vollzogen won ist. Nicht weniger als 23 Mill. Leibeigene erelten durch diesen Akt ihre persönliche Freiheit, enn sie auch noch während eines Übergangsadiums in einer temporären Pflichtigkeit verblien. Binnen zwei Jahren sollten die Grundherren nen ihre Häuser nebst angemessenen Landanteilen gen Zins oder Arbeitsleistungen zur Nutznießung berweisen, und es war den Befreiten dann die öglichkeit geboten, die Häuser nebst Zubehör, soie unter Zustimmung der Gutsbesitzer auch das nd als Eigentum zu erwerben. Die Ablösung folgt in der Weise, daß die Leistungen des Bauern ach dem Zinsfuß von 6 Proz. kapitalisiert werden nd von der so berechneten Summe 20 Proz. sort an den Grundherrn zu bezahlen sind, während e Regierung demselben den Rest von 80 Proz. in nfprozentigen Schatzscheinen oder Loskaufscertifiken abträgt und von den Bauern diesen Vorschuß Laufe von 49 Jahren in Gestalt einer Zins und mortisation repräsentierenden Quote von 6 Proz. selben einzieht. Als Käufer können sowohl Einne und Genossenschaften, wie auch, im Anschluß das in Rußland weitverbreitete System des meindebesitzes, die Bauerngemeinden auftreten, en Mitglieder dann solidarisch für die Loskaufsmme wie für die übrigen Abgaben haften. Im gen wurde ungefähr ein Drittel des adeligen undbesitzes, nämlich 35 779 014 Dessiatinen, an 35 163 Bauern überwiesen. So unabweisbar die in Rußland auch geworden war, so konnte sie), als tiefer Eingriff in das bestehende Wirtstssystem, auch nicht ohne manche mißliche Folbleiben, deren Tragweite durch den geringen bungsstand und die zunehmende Trunksucht der uern, vielfach auch das mit landwirtschaftlichem tschritt nicht vereinbare System der Feldgemeinst vergrößert wurde. Während der Bodenpreis r Pachtzins in einigen Gouvernements 50 und r Prozent höher gestiegen ist als der Ablösungss von 1861, ist er in andern Landesteilen mehr r weniger erheblich unter den letztern zurückngen. Eine amtliche Untersuchung der landtschaftlichen Verhältnisse seit der B. wurde 1872 h eine Kommission veranstaltet, die einen auslichen Bericht mit vielen Anlagen (5 Bde., Pe5. 1873; russisch) veröffentlicht hat. Ein kurzes umé desselben gibt Walcker: «Die russ. Agrare» (Berl. 1874). Vgl. Harthausen, «Die länd Verfassung Rußlands» (Lpz. 1866). In Betreff B. im allgemeinen vgl. Sugenheim, «Geschichte Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in ropa» (Petersb. 1861).

Bauernfeind (Karl Maximilian von), namhafter Geodät und Ingenieur, geb. 18. Nov. 1818 zu Arzberg im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, widmete sich 1836—41 zu Nürnberg und München technischen Studien, war bis 1844 an den Bauleitungsarbeiten für die Fichtelgebirgseisenbahn beteiligt und wurde hierauf an die Ingenieurschule zu München als Hilfslehrer berufen. An derselben wurde er 1846 außerordentlicher, 1851 ord. Professor der Geodäsie und Ingenieurwissenschaften. Von 1858—68 war B. außerdem auch als Baurat und Referent bei der Obersten Baubehörde im Ministerium des Innern thätig, 1868 wurde er zum Direktor der nach seinem Plane aus der münchener Polytechnischen Schule umgeschaffenen Technischen Hochschule ernannt, welchen Posten er von 1868—74 bekleidete und zu dem er von neuem für die Amtsperiode 1880—83 berufen wurde. Seit 1865 ist B. Mitglied der europ. Gradmessung, 1873 wurde er vom König von Bayern in den persönlichen Adelsstand erhoben. Zu B.s geodätischen Schriften gehören: «Theorie und Gebrauch des Prismenkreuzes» (Münch. 1851). Die Erfindung dieses in der Vermessungspraxis allgemein angewendeten Instrumentchens beruht auf der Entdeckung des Verfassers, daß durch totale Reflexion dreiseitiger Glasprismen von bestimmter Gestalt einfallende Lichtstrahlen um konstante Winkel von gegebener Größe abgelenkt werden. Mit dieser Entdeckung war auch das zum Messen von Entfernungen dienende «Bauernfeindsche Distanzprisma» erfunden. Hierauf folgte B.s Hauptwerk: «Elemente der Vermessungskunde» (2 Bde., Stuttg. 1856—58; 6. Aufl. 1879). Durch seine «Beobachtungen und Untersuchungen über die Genauigkeit barometrischer Höhenmessungen» (Münch. 1862) brachte B. endlich Klarheit in die vielumstrittene Frage über den Wert der Barometermessungen, indem er zeigte, wann, wie viel und warum die auf diesem Wege gefundenen Höhen von den durch Nivellieren erhaltenen abweichen. Anknüpfend an diese Arbeit liefert die Abhandlung über «Die atmosphärische Strahlenbrechung» u. s. w. (2 Abschnitte, Münch. 1864—67) eine Theorie dieser Erscheinung. Mit derselben im Zusammenhange stehen die «Ergebnisse aus Beobachtungen der terrestrischen Refraktion» (Münch. 1880). Andere Schriften geodätischen Inhalts sind: «Beobachtungen und Untersuchungen über die Eigenschaften und praktische Verwertung der Naudetschen Aneroidbarometer» (Münch. 1874), «Das bayr. Präzisionsnivellement» (5 Hefte, Münch. 1870—79). Von den ingenieurwissenschaftlichen Arbeiten B.s sind anzuführen: «Beitrag zur Theorie der Brückengewölbe» (1846), «Vorlegeblätter zur Brückenbaukunde» (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1875), «Vorlegeblätter zur Straßen- und Eisenbahnbaukunde» (Münch. 1856), «Vorlegeblätter zur Wasserbaukunde mit erläuterndem Text» (Münch. 1866), «Grundriß der Vorlesungen über Erd- und Straßenbau» (Münch. 1875).

Bauernfeld (Eduard von), namhafter Lustspieldichter, geb. zu Wien 13. Jan. 1802, studierte daselbst die Rechte, wurde 1826 Konzeptspraktikant bei der niederösterr. Regierung, erhielt 1827 eine Stelle bei dem Kreisamte Unter dem Wiener Wald, 1830 bei der Hofkammer und 1843 bei der Lotteriedirektion. Diese Stellungen ließen ihm hinreichende Zeit zu dichterischen Arbeiten. Von seinen Lustspielen haben namentlich «Die Bekenntnisse» (1834),

«Bürgerlich und romantisch» (1835) und «Großjährig» (1846) Erfolg gehabt. Nächst diesen sind noch hervorzuheben: «Leichtsinn aus Liebe» (1831), «Das Liebesprotokoll» (1831), «Das letzte Abenteuer» (1832), «Helene» (1833), «Das Tagebuch» (1836) und «Ein deutscher Krieger» (1844). Diese gesellschaftlichen Gemälde zeigen das anerkennenswerte Bestreben, das moderne Leben selbst und zwar nicht bloß in der Beschränktheit bürgerlicher Familienkreise auf die Bretter zu bringen und den geistigen Hauch der Zeit wiederzugeben. Die Charaktere sind lebendig geschildert und die Situationen geschickt durchgeführt; seine Lieblingshelden sind geistreiche, blasierte Junggesellen, die nach manchen Liebesabenteuern spät in den Hafen einer glücklichen Ehe einlaufen. Der Dialog ist gewandt, geistvoll und von ungezwungenem Witz. In seinen «Gedichten» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1856) wiegt die Reflexion vor. Von B.s zahlreichen dramatischen Arbeiten sind die frühern in den «Lustspielen» (Wien 1833) und «Theater» (2 Bde., Mannh. 1836—37) gesammelt. Später veröffentlichte B. noch folgende Lust- und Schauspiele: «Aus Versailles» (1849), «Franz von Sickingen» (1850), «Der kategorische Imperativ» (1851), «Zu Hause», «Krisen» (1852), «Die Zugvögel», «Die Virtuosen» (1855), «Frauenfreundschaft», «Excellenz» (1865), «Aus der Gesellschaft» (1867), «Moderne Jugend» (1869), «Landfrieden» (1870). Diese Stücke wie auch die frühern sind in B.s «Gesammelten Schriften» (12 Bde., Wien 1871—73) enthalten; der 12. Band enthält auch Memoiren unter dem Titel «Aus Alt- und Neu-Wien». Seitdem schrieb er noch den Roman «Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Österreich» (2 Bde., Berl. 1875) und das satirische Gedicht «Aus der Mappe des alten Fabulisten» (Wien 1879) sowie die Lustspiele «Die Verlassenen» und «Mädchenrache oder die Studenten von Salamanca» (1881) und die Tragikomödie «Des Alcibiades Ausgang» (1882).

Bauerngelden (Bauerngülden, Gültebauern) hießen im Mittelalter Unfreie in Mitteldeutschland, welche dem Oberherrn oder Richter jährliche Zinsen (Gülten) entrichten mußten.

Bauerngerichte waren im Mittelalter in einigen Gegenden auf dem Lande Gerichte, welche von einem Bauernrichter (Gograf) als Vorsitzendem, fünf bis sechs Bauerngenossen als Beisitzern und einem Gerichtsschreiber abgehalten wurden; dieselben entschieden über geringfügige Streitigkeiten, besonders den Besitzstand betreffend, Grenzdifferenzen, unbedeutende Vergehen u. s. w. Das Verfahren war summarisch, die Entscheidung hieß Bauernsprache.

Bauerngut, s. Bauer.

Bauernkrieg wird im Gegensatz zu kleinern frühern Erhebungen verwandter Art besonders die große Revolution vom J. 1525 genannt, welche im Gefolge, aber nicht als Folge von Luthers Weckruf zur Wiederherstellung des Evangeliums fast das ganze obere und mittlere Deutschland überzog, nicht bloß die Bauernschaften, sondern auch die Masse der bürgerlichen Bevölkerung und zum Teil den Adel ergriff und einige Monate hindurch den ganzen Körper des Deutschen Reichs in chaotische Verwirrung stürzte. Schon 1476 trat im Stifte Würzburg ein Hirte, der «Pfeifer von Niklashausen», unter ungeheuerm Zulauf mit dem kommunistischen Evangelium und der Predigt gegen den Druck des geistlichen Standes auf; er ward festgenommen und als Ketzer verbrannt. Im J. 1492 erhoben sich die Bauern des Abts von Kempten, in demselben Jahre in den Niederlanden die «Käsbrüder» (sie führten einen Käse und ein Brot in der Fahne); im Elsaß ward 1493 eine Verschwörung entdeckt; 1502 und 1505 brach am Oberrhein der Aufstand des «Bundschuh» aus, von dem Bauernschuh in der Fahne genannt; 1513 brach er hier wieder aus, 1514 in Württemberg gegen Herzog Ulrich der Bund des «armen Kunz». «Pfaffen und Adel» bedrohte die Bewegung, die kirchlich-feudale Ordnung, unter der die Bauern standen; soziale Ursachen waren in erster Reihe für die Erhebung bestimmend. Es bedarf jedoch noch sehr der Untersuchung, ob diese Lasten wirklich so unerträglich gewesen sind, wie besonders die demokratische Geschichtschreibung sie früher darstellte. In neuerer Zeit sind gewichtige Stimmen laut geworden, welche die Lage der Bauern keineswegs für so trostlos halten. Jedenfalls wäre eine völlige Loslösung derselben von ihren Lasten gleichbedeutend gewesen mit der Befreiung von aller staatlichen Unterordnung überhaupt. In ihren sozialen Verpflichtungen gegen die nächstgesessenen kleinen und großen Herren, von denen sie ihre Güter zur Nutznießung und den Schutz ihrer Existenz hatten, in den Frondiensten und Naturalleistungen, mit denen sie dafür deren Interessen, ihre Bauten, Ernten, Jagden, besonders ihre Fehden und Verpflichtungen gegen das «Reich» fördern mußten, gingen größtenteils die Dienste der Bauern für die Gesellschaft, das ganze öffentliche Leben auf. Wären diese von ihnen genommen worden, so hätte eben der Staat, wie er damals bestand, ein Ende gehabt. Die Bauern wären geworden, was sie sein wollten, «Herren», aber losgelöst von den friedesichernden Ordnungen; der Stärkere hätte der Herr werden müssen, Anarchie das Ende. Schwer oder geringer, jedenfalls war der Druck der Lasten, durch die große Preisrevolution erhöht, und der Haß dagegen der stärkste Hebel zu der Empörung. Dazu kommen begleitende Momente: die Lockerung der geistlich-weltlichen Autorität durch Luthers Reformation, der Unwille über die Unsittlichkeit des Klerus, das Populäre der evang. Predigt, das Gefühl der eigenen Wehrhaftigkeit (jeder Bauer trug noch [illegible] und Waffen); ferner in den Gebieten, wo der Aufstand ausbrach, um den Bodensee, die Nähe [illegible] meist evang., republikanischen Eidgenossenschaft, [illegible] kath.-strenge Haltung der vorderösterr. Regierung und des Schwäbischen Bundes, endlich besonders die Umtriebe Herzog Ulrichs, der vor Jahren [illegible] jenen beiden Gewalten aus Württemberg [illegible]ben, von Hohentwiel her mit Hülfe der Bauern [illegible] Schweizer sein Land wiederzuerobern hoffte.

Der Aufstand brach zunächst im Sommer [illegible] in Württemberg aus. Aber die Glut blieb [illegible] und schien fast erstickt, als endlich Ende Febr. [illegible] der Losbruch Ulrichs die zurückgehaltenen [illegible] zu vollem Ausbruch brachte. Zwar blieb [illegible] Kriegszug resultatlos, da die Schweizer, er[illegible] durch die große Niederlage bei Pavia 24. Febr. 15[illegible] ihre Truppen von Ulrich abriefen und die[illegible] durch lahm legten. Aber die Geister, einmal [illegible]fesselt, waren nicht mehr zu halten. Im M[illegible] schienen die «Zwölf Artikel», um oder in M[illegible]gen entstanden, die mit rätselhafter Schne[illegible] verbreitet, zum allgemeinen Programm [illegible] Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der H[illegible]

Aufhebung der Leibeigenschaft und des kleinen Zehnten, Wahlrecht evang. Prediger waren die Hauptforderungen. In wenigen Tagen stand ganz Ober- und Mitteldeutschland in Aufruhr. Und nicht bloß die Bauern, sondern zum Teil auch die Bürger ließen sich fortreißen. Eine Reihe kleinerer Städte schlossen sich an, in größern errangen die Zünfte gegen die patricischen Regimenter Erfolge. Besonders bedeutend wurde der Übertritt Rothenburgs a. d. Tauber, wo Karlstadt (s. d.) sein Wesen hatte, Würzburgs, das seinen Bischof verjagte, Mühlhausens in Thüringen, wo der gewaltige Schwärmer Thomas Münzer (s. d.) die Vernichtung jeder Herrschaft, die «Freiheit aller Kreatur», d. h. den kommunistischen Gottesstaat unter dem Terrorismus seines Prophetentums konstituierte. Der Anblick, der sich nun bietet, ist in allen Gauen der gleiche: die Dörfer von den Männern verlassen (Weib und Kind überliefern sie der Gnade oder Ungnade der Feinde); kleinere Haufen schwellen zu größern an, wie der Seehaufen, der Baldringer, der Oberallgäuer in Oberschwaben, in Franken der Schwarze und Helle und der Odenwälder Haufen; bei den Klöstern, die zuerst dem Verderben geweiht sind, laufen sie zusammen. Dann geht es gegen die Burgen und Städte, und so wälzt sich die wilde Zerstörung von Ort zu Ort. Wer widersteht, geht unter; wer sich ergibt, muß in den Bund treten und die Zwölf Artikel beschwören oder verfällt trotzdem der Rache, wie der Graf von Helfenstein, der vor Weinsberg durch die Spieße gejagt wurde. Und weithin haben sich die Herren, selbst Bischöfe und Fürsten, in Vertrag ergeben müssen, z. B. die Bischöfe von Speier und Würzburg, der Kurfürst von der Pfalz und der Truchseß von Waldburg. Andere traten an die Spitze der Haufen, so Götz von Berlichingen, der freilich in der Katastrophe davonritt, Florian von Geyer, der als Führer des Schwarzen Haufens einen Heldentod fand. Die Grafen von Hohenlohe, von Wertheim, von Henneberg u. a. sympathisierten eigennütziger Interessen halber unverhüllt mit den Empörern. In dem Chaos der entfesselten Leidenschaften taucht einmal auch ein System ordnender Gedanken auf: der Entwurf einer neuen Reichsordnung von Wendel Hipler, früher hohenlohischem Kanzler, deren Hauptzüge waren: Säkularisation der geistlichen Güter, Beschränkung des Klerus auf die Seelsorge, Reform der Gerichte, Einheit der Münze, Periodisierung der Steuer, Beseitigung der Zölle, Aufrichtung der kaiserl. Schirmgewalt. Aber kaum aufgetaucht, verschwand dieser Entwurf wieder.

Im Mai folgten die Entscheidungen Schlag auf Schlag. Bei Leipheim und Böblingen schlug Georg Truchseß, «der Bauernjörg», die schwäbischen Bauern nieder. Wenige Tage darauf, am 15., erstürmten die Herzöge von Sachsen und Philipp von Hessen die Stellung Münzers bei Frankenhausen; Tausende wurden fast ohne Gegenwehr erschlagen, Münzer selbst hingerichtet. Am selben Tage rannten die Bauern und Bürger in Würzburg vergebens gegen die Mauern des Frauenbergs an. Im Elsaß bei Zabern metzelte 17. Mai Herzog Anton von Lothringen 17000 Bauern nieder, entgegen dem Vertrag auf freien Abzug. Bei Sindelfingen schlug Truchseß 12. Mai die württembergischen Empörer und zog dann mit dem Kurfürsten von der Pfalz gegen die fränk. Haufen; bei Königshofen 2. Juni, bei Ingolstadt 4. Juni, wo Florian Geyer fiel, wurden auch diese vernichtet; 7. Juni mußte sich Würzburg ergeben. Zuletzt wandte sich Truchseß in das Allgäu und erstickte auch hier die letzten Funken mit Georg von Frundsbergs (s. d.) Hilfe durch wohlberechnete Grausamkeiten, Verrat und Gewalt der Waffen. Dann kamen fürchterliche, erbarmungslose Exekutionen. Die Rache der Sieger war in der That so furchtbar wie die Wut der Empörer. Vergebens erhob Luther, der, nachdem er vor der Erhebung zu Gunsten der Bauern gesprochen, nach ihrem Ausbruch sie aber als Aufruhr gebrandmarkt und rücksichtslose Niederwerfung desselben empfohlen hatte, jetzt seine Stimme um Erbarmen. Im ganzen mögen an 100000 Menschen in wenigen Monaten ihren Tod gefunden haben. Erreicht aber wurde nichts als unsägliches Elend; die Lage der Bauern war bald schlechter als vordem.

Die Litteratur über den B. ist sehr zahlreich, aber eine Gesamtdarstellung fehlt, da Zimmermanns «Allgemeine Geschichte des großen B.» (3 Bde., Stuttg. 1841—43; 2. Ausg. 1854) in Forschung und Auffassung veraltet ist. Vorbereitend sind viele Einzeluntersuchungen und Aktenpublikationen, z. B. Baumann, «Akten zur Geschichte des deutschen B. aus Oberschwaben» (Freiburg 1877); Fries, «Die Geschichte des B. in Ostfranken» (herausg. von Schäffler u. Henner, Würzb. 1877 fg.).

Bauernmiete, s. Bauermiete.

Bauernregeln nennt man die meist gereimten, sich auf die Witterung und die Landwirtschaft beziehenden Sprüche des Volks.

Bauernrichter, s. unter Bauerngerichte.

Bauernspiele werden die mittelalterlichen Schauspiele genannt, welche unter den Bauern der südl. Hälfte Deutschlands, besonders der Alpenländer, bis in das 18. Jahrh. sehr verbreitet waren, in unsern Tagen aber bis auf vereinzelte Reste untergegangen sind. Die Aufführungen der Kirchenschauspiele, der Mysterien (s. d.), welche im Mittelalter als gottesdienstliche Feier galten, hatten die Landleute zur Nachahmung gereizt. Schon im 15. Jahrh. wurden viele solcher Spiele gehalten, teils unvollkommen der dramatischen Form nach, bloße Wechselreden und Gesänge bei Prozessionen, wie die Marienklagen, teils vollkommen theatralische Vorstellungen mit kostspieligem Pompe auf den Kirchhöfen der Dörfer aufgeführt. Die Gedichte dazu waren zum Teil ebenfalls auf den Dörfern entstanden, von Geistlichen, oft von den Kantoren verfaßt, welche letztern, weil diese Schauspiele immer musikalische Bestandteile hatten, sich vornehmlich mit Einrichtung und Leitung derselben abgaben. In neuen Schwung kamen die heiligen Schauspiele durch die Jesuiten. Diese stellten nicht nur in ihren Schulstiften die Mysterien in neuen Formen und großer Pracht wieder her, sondern sorgten auch eifrig für Erhaltung und Verbreitung der B., und zeigten sich, um die Spiele populär zu erhalten, dem rohen Bauerngeschmack willfährig. So gerieten die Aufführungen bis in die Mitte des 18. Jahrh. in den ärgsten Unsinn und die gröbste Anstößigkeit hinein, wie Leopold von Bucher in seinem «Spottspiele von der Sündflut» und Seb. Seyler in seinem «Adam und Eva» sie schildern. In Tirol und Oberbayern, wo die B. mit wahrer Leidenschaft betrieben wurden, und man sich nicht mehr mit Aufführungen an hohen Kirchenfesten begnügte, sondern fast alle Sonntage in den Schenken Heiligengeschichten und Ritterkomödien aufführte, wurden sie

daher in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. unterdrückt, und auch anderwärts verschwanden sie um diese Zeit. Von den unzähligen Dorfschauspielen, die in der Schweiz, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Oberbayern und Schwaben förmlich eingesetzt waren, hat sich nur ein einziges, das Passionsspiel in Oberammergau (s. d.) in Oberbayern durch eine rechtzeitige Selbstreform und durch den religiösen Kunstgeist der Gemeinde in vollem Glanz und Ansehen erhalten. (S. Passionsspiele.)

Bauernstand, s. Bauer.

Bauernzwang oder Dienstzwang hieß zur Zeit der Leibeigenschaft das Recht des Gutsherrn, ohne Zuziehung des Gerichts den mit seinen Verpflichtungen rückständigen Leibeigenen zur Leistung derselben, etwa durch Auspfändung, zu zwingen, woraus übrigens keine Gerichtsbarkeit des Herrn zu folgern ist.

Bauerwetzel, Ziegenpeter oder Mumps (Parotitis, frz. Oreillons) nennt man die entzündliche Anschwellung der Ohrspeicheldrüse (Parotis) und des dieselbe umgebenden Zellgewebes. Sie bildet eine härtliche, blasse, meist schmerzlose Geschwulst der Ohr- und Wangengegend, welche zuweilen die ganze Gesichtshälfte einnimmt und sogar den Kranken hindert, den Mund zu öffnen und zu kauen. Seltener werden beide Ohrspeicheldrüsen ergriffen. Gewöhnlich verläuft die Krankheit unter leichten Fiebererscheinungen in 7—12 Tagen, indem sich die Geschwulst nach und nach verliert. Zuweilen erfolgt aber auch Übergang in Eiterung und Absceßbildung, oder auch nach plötzlichem Verschwinden bei Männern Anschwellung der Hoden (sog. metastatische Parotitis). Auch kann die Krankheit in Verhärtung übergehen. Fast immer liegt ihr Erkältung unter epidemischem Einfluß zu Grunde, weshalb meist mehrere Menschen gleichzeitig von ihr befallen werden. Das jugendliche Alter zeigt vorzugsweise Prädisposition zu dieser Krankheit, welche hier und da, besonders in feuchten Gegenden, epidemisch zu herrschen scheint. Zu ihrer Beseitigung reicht oft einfaches Bedecken der Geschwulst mit wärmenden Einhüllungen und ein leichter Theeaufguß aus; plötzliches Verschwinden aber verlangt kräftigere innere (z. B. Brech-)Mittel und Senfpflaster auf die Wange. Bösartigerer Natur sind die zu typhösen Fiebern sowie zum Scharlachfieber bisweilen hinzutretenden Parotidengeschwülste, indem es hier meist zu gefährlichen Eiterungen, mitunter zu tiefen Eitersenkungen längs des Halses und brandiger Zerstörung wichtiger Blutgefäße und Nerven kommt.

Bauge (bouc, d. i. Gebogenes), ein Geschmeide der alten Germanen, s. unter Armbänder und Ring.

Baugé, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Hauptort eines Arrondissements, am rechten Ufer des Couesnon, über welchen eine schöne Brücke führt, 36 km im ONO. von Angers, zählt (1876) 3318 (Gemeinde 3448) E., hat einen Gerichtshof erster Instanz, ein Collége, mehrere Hospitäler, eine Kirche aus dem 11. und 12. Jahrh., Woll- und Leinenfabrikation, Vieh- und Holzhandel. Hier besiegte 1421 der franz. Marschall de la Fayette die Engländer. Folko von Nera gründete im 10. Jahrh. das nahegelegene Baugé-le-Viel, unweit davon erbaute im 15. Jahrh. König René ein Schloß (heute Mairie), um welches sich bald die heutige Stadt erhob. Das Flüßchen Altrée verliert sich bei B. und ergießt sich unterirdisch in den Couesnon.

Baugefangene war früher die Bezeichnung für alle zu schwerer Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge, insofern sie entweder nach Bestimmung des Gesetzes (wo eine besondere Strafe der Baugefangenschaft unter eigenem Titel bestand) oder nach dem Ermessen der Verwaltung mit Bauten beschäftigt wurden. Öffentliche Zwangsarbeit verurteilter Sträflinge bestand lange Zeit bevor die neuern Gefängniseinrichtungen geschaffen wurden. Unter diesen öffentlich im Freien zu verrichtenden Arbeiten nahmen die Bauten zu allen Zeiten einen hervorragenden Platz ein. Schon die Römer kannten Verurteilung zum Bergbau (damnatio in metalla), die noch heute in Sibirien gehandhabt wird. Anderweitige Anwendungen sind: Hafenbauten (Galeerenstrafe) und Festungsbauten, welche besonders in Deutschland den zu Ketten- oder Karrenstrafe Verurteilten auferlegt wurden. Der Titel der Baugefangenschaft ist aus den neuen Strafgesetzen verschwunden; doch können auch heute noch Sträflinge mit Bauarbeiten im Freien beschäftigt werden. Dies geschieht regelmäßig in Englands Seehafenplätzen, wenn sich an denselben Zuchthäuser befinden (Portland, Chatham, Cork). Auch die neue Strafanstalt zu Rendsburg wurde durch Gefangene selbst errichtet.

Bauges (Les), ein im franz. Depart. Savoyen gelegenes Kalkplateau, Arrondissement Chambery, zwischen der Isère und dem Arc, den Seen von Annecy und Le Bourget, durchflossen vom obern Chéran, 20 km lang, 12 km breit, im Mittel 1000 m hoch, kulminiert im 2174 m hohen Trélod bei Le Châtelard und hat 13 Gemeinden, welche früher eine Art von kleiner Föderativrepublik bildeten und wegen ihrer steilen Berge und schlimmen Wege oft ein Asyl gewesen sind.

Baugesellschaften und Baugenossenschaften. In den modernen Großstädten, die fortwährend eine starke Anziehungskraft auf die übrige Bevölkerung ausüben, erzeugt die Beschränktheit des Platzes gegenüber der steigenden Nachfrage eine Steigerung des Bodenwerts, die sich auch in einer Erhöhung der Wohnungsmieten ausdrücken muß, wenn auch die Aufführung vielstöckiger Häuser der letztern einigermaßen entgegenwirkt. Wird vollends in Zeiten eines raschen wirtschaftlichen Aufschwungs, der ohnehin eine allgemeine Preissteigerung mit [illegible] zu bringen pflegt, der Zudrang zu den Städten plötzlich ungewöhnlich groß, so entsteht oft eine förmliche Agiotage in Häusern, durch welche die Preise derselben wie die Mieten zeitweise zu ganz exorbitanten Sätzen emporgetrieben werden, sodaß nicht nur für die untern, sondern auch für die mittlern Klassen eine höchst drückende Wohnungsnot erzeugt wird. (S. Wohnungsfrage.) Zu den Mitteln, diesen Notstand zu bekämpfen, gehört nun der Bau neuer Häuser entweder durch gemeinnützige, nicht auf ungewöhnlichen Spekulationsgewinn ausgehende Vereinsthätigkeit oder auch durch Anwendung des Prinzips der genossenschaftlichen Selbsthilfe. Die gemeinnützigen Baugesellschaften [illegible]halten stets, wenigstens teilweise, den Charakter [illegible] Wohlthätigkeitsunternehmungen. Sie beanspruchen zwar eine Verzinsung ihres Kapitals, aber nur [illegible] einem sehr mäßigen Satze, ihre Verwaltung bringt manches Opfer an Zeit und Mühe ohne alle Vergütung und sie verzichten freiwillig auf den besondern Konjunkturengewinn, der unter den obwaltenden Umständen vielleicht leicht zu erzielen [illegible]

Auch haben die Baugesellschaften dieser Gattung meistens den philanthropischen und sozialpolit. Zweck, für die Hebung der arbeitenden Klassen zu wirken, indem sie von der richtigen Einsicht ausgehen, daß eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter eine der wichtigsten Vorbedingungen zu andern hygieinischen, materiellen und sittlichen Reformen bildet. Besonders ist es als ein großer sozialer Gewinn anzusehen, wenn, wie dies in England schon in großem Umfange der Fall ist, den besser gestellten Arbeitern durch angemessene Organisationen der Ankauf eigener kleiner Häuser möglich gemacht wird. Die älteste deutsche Gesellschaft dieser Art ist die 1848 gegründete Gemeinnützige Berliner Baugesellschaft, deren Beispiel seitdem in vielen andern Städten Nachfolge gefunden hat.

Einigermaßen anders liegen die Verhältnisse, wenn in einem Industrie- oder Bergwerksorte die Arbeitgeber vereinzelt oder in Vereinen die Herstellung von Arbeiterwohnungen übernehmen. Auch in diesen Fällen ist oft eine wohlwollende und gemeinnützige Absicht vorhanden, zugleich aber wirkt auch die Absicht mit, größern Einfluß auf die Arbeiter zu erlangen und namentlich einen soliden Stamm bei der Fabrik ansässig zu erhalten. Der Ankauf der Häuser zum Kostenpreise wird den Arbeitern oft durch besondere Zugeständnisse oder Prämien erleichtert; doch gibt es auch Arbeitgeber, welche die Häuser grundsätzlich nur vermieten und nur Herabsetzung der Miete als Prämie gewähren. Die bekannteste dieser industriellen Baugesellschaften ist die der «Cité ouvrière» in Mülhausen im Elsaß, die 1853 von 12 Aktionären mit einem Kapital von 300000 Frs. gegründet wurde und von Napoleon III. einen Zuschuß von gleichem Betrage erhielt. Ihre Häuser sind nach verschiedenen Modellen gebaut und werden zu dem Herstellungspreise von 2—3500 Frs., der ganz allmählich abzutragen ist, an Arbeiter verkauft und ausnahmsweise vermietet. Zu der alten Cité ist noch eine neue gekommen und beide zusammen zählten im J. 1876 bereits 920 Häuser mit [illegible]0 Bewohnern.

Die genossenschaftlichen Baugesellschaften verlangen keinerlei Beihilfe, sondern wollen teils durch eigene Mittel, teils mit Hilfe ihres durch die Association erweiterten Kredits entweder selbst Häuser zum Verkauf oder zur Vermietung an ihre Mitglieder bauen oder die letztern durch langsam amortisierbare Darlehne in den Stand setzen, ihrerseits zu bauen. Nachdem schon früher in Schottland unter der Leitung Lord Selkirks ähnliche Versuche gemacht worden waren, begann in den dreißiger Jahren in England eine raschere Entwickelung solcher Baugenossenschaften in eigentümlichen Formen. Dieselben werden zwar «Benefit-building societies» genannt, sind aber keineswegs Wohlthätigkeitseinrichtungen, sondern beruhen lediglich auf der Selbsthilfe. Ihre erste privatrechtliche Grundlage erhielten sie durch ein allerdings sehr unvollkommenes Gesetz von 1836. Ursprünglich traten sie meistens als sog. terminable Gesellschaften auf, nämlich mit einer festbegrenzten Dauer und einer geschlossenen Zahl von Mitgliedern. Die letztern verpflichteten sich, in monatlichen Raten bestimmte Jahresbeiträge zu zahlen, und erhielten dafür das Anrecht auf eine bei der Liquidation der Gesellschaft zahlbare Summe (höchstens 150 Pfd. St.), welche die Gesamtheit ihrer Beiträge mit Zins und Zinseszins darstellte. Jedes Mitglied konnte aber auch vorher den gegenwärtigen Wert seiner künftigen Beiträge als Vorschuß zum Zwecke des Bauens erhalten, wobei die Gesellschaft durch das Haus selbst hypothekarische Sicherheit erhielt. Außerdem konnte dem Mitgliede der zur Zeit der Vorschußnahme bereits accumulierte Betrag seiner Einlagen nebst Zinsen ausbezahlt werden. Thatsächlich entschlossen sich nicht alle Mitglieder wirklich zum Bauen, viele blieben nur als Einleger bei der Gesellschaft, die für sie nur die Bedeutung einer gute Zinsen gebenden Sparkasse hatte. Allmählich gingen die Gesellschaften auch dazu über, von Nichtmitgliedern Darlehne und sogar nach Art der Banken verzinsliche Depositen mit kurzer Kündigungsfrist anzunehmen. Es entstanden dann auch Baugesellschaften von unbegrenzter Dauer, die aber mehr und mehr den ursprünglichen Charakter der Institution verloren und einfach zu Realkreditanstalten wurden, durch welche kleine Einleger Borgern aus den Mittelklassen große und ziemlich hoch verzinste Hypothekardarlehne gewähren. Eine 1870 niedergesetzte parlamentarische Untersuchungskommission schätzte die Zahl der in England bestehenden terminabeln und permanenten Baugesellschaften auf 2000 mit 800000 Mitgliedern.

In Deutschland ist die Zahl der nach den Grundsätzen von Schulze-Delitzsch gebildeten Genossenschaften in neuester Zeit stetig zurückgegangen, was sich durch die ungünstige Geschäftslage und den an vielen Orten an die Stelle der Wohnungsnot getretenen Wohnungsüberfluß leicht erklärt. Während der Anwaltschaft der Genossenschaften 1876 außer 10 österreichischen 54 deutsche Baugenossenschaften bekannt waren, betrug die Zahl der letztern Ende 1880 nur noch 36. Schulze-Delitzsch machte mit Recht stets darauf aufmerksam, daß weder die Einlagen der Genossenschafter, die ja durch den Austritt der letztern zurückgezogen werden können, noch kündbare Darlehne als genügende Basis für die Operationen einer Baugenossenschaft anzusehen sind, daß eine solche vielmehr dahin streben muß, größere Summen aufzunehmen, die auf längere Fristen unkündbar oder langsam amortisierbar sind. Andernfalls wird man genötigt sein, von den Mitgliedern die Ansammlung unkündbarer «Hausanteile» zu verlangen. Die meisten deutschen Baugenossenschaften bauen selbst, und zwar in großen Städten wegen der hohen Bodenpreise meistens größere Häuser mit mehrern Wohnungen, die sie an ihre Mitglieder vermieten. Nur wenige beschränken sich, wie die Breslauer Bau-Spargenossenschaft, grundsätzlich darauf, ihren Mitgliedern Kredit zum Bauen zu gewähren. — Mit dem Namen Baugesellschaft werden zuweilen auch die **Bauhütten** (s. d.) bezeichnet.

Vgl. E. von Plener, «Engl. Baugenossenschaften» (Wien 1873); Schall, «Das Arbeiterquartier in Mülhausen» (Berl. 1877); Schneider, «Mitteilungen über deutsche Baugenossenschaften nebst einem Statut und Motiven» (Lpz. 1875).

Baugewerbe im allgemeinen ist der Inbegriff aller die Ausführung von Bauten bezweckenden Thätigkeiten, mögen sie direkt oder indirekt dabei beteiligt sein. Es gehört hierher die Gewinnung und Lieferung der Rohmaterialien, die Bearbeitung und Verbindung derselben, die Fabrikation künstlicher Baustoffe, die Unternehmung, Ausführung und Leitung von Bauten oder einzelner Bauarbeiten u. s. w. Im besondern versteht man unter B.

die Ausübung eines Berufs, der mit der Ausführung von Bauten in Verbindung steht (Baugewerk). Bei dem vielseitigen Charakter der Bauten geht natürlich das B. oftmals mit dem Kunstgewerbe Hand in Hand und das niedere Handwerk in die eigentliche Baukunst über. In neuerer Zeit ist man bemüht, wie überall, so auch im B. durch das Vereinswesen Verbesserungen und Vervollkommnungen herbeizuführen, und es bleibt auf dem Gebiete des Lehrlingswesens, der Lohn- und Arbeitszeitverhältnisse, der Verhütung von Massen-Arbeitseinstellungen (Strikes), der Einführung von Einigungsämtern, Schiedsgerichten, Unfallversicherungen u. a. m. noch manches zu thun übrig, was durch den Weg der Vereinigung zu erstreben und zu regeln ist. Infolge der Deutschen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, welche zwar die bestehenden Innungen nicht aufhob, aber eine freie Konkurrenz im B. zuließ, trat neben einer frischern Bewegung im B. mancher Auswuchs, insbesondere das auf gewinnsüchtige Spekulation ausgehende Unternehmerwesen zu Tage, das indes mit dem Eintreten des Geschäftsverkehrs in ruhigere Bahnen wieder zu verschwinden begann. Neuerdings ist man wieder bestrebt, durch schärfere Handhabung des Lehrlingswesens, durch Errichtung von Baugewerkschulen und durch Wiedereinführung der Meisterprüfungen im Baugewerbe eine Besserung der gesunkenen Verhältnisse herbeizuführen und das Ansehen der Baugewerke zu heben.

Baugewerkschulen, s. unter Bauschulen.

Baugi, nach der in der Snorra Edda überlieferten Göttersage ein Riese, zu welchem Odhin kam, als er den Dichtermet wiedererlangen wollte, welcher im Besitz Suttangs, B.s Bruders, war. Nachdem Odhin den Sommer über die Arbeit von neun Knechten verrichtet, verlangt er von B. den als Lohn ausbedungenen Met. Da Suttang denselben nicht herausgeben will, bemächtigt er sich desselben durch List, bei welcher B. dem sich Bölverkr nennenden Odhin behilflich ist.

***Bauh.*,** bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bauhin (Kaspar).

Bauhin (Kaspar), schweiz. Anatom und Botaniker, wurde 17. Jan. 1560 in Basel geboren, studierte in Basel, Padua und Montpellier, wurde in seiner Vaterstadt 1588 Professor der Anatomie und Botanik und 1614 erster Professor der Medizin und oberster Physikus und starb daselbst 5. Dez. 1624. Unter seinen anatom. Werken gibt das «Theatrum anatomicum» (Frankf. 1605; vermehrte Aufl. 1621) eine genaue Übersicht über den damaligen Stand der Anatomie. Außerdem schrieb er: «Phytopinax» (Basel 1596), ein Verzeichnis von 2460 Pflanzen, wovon jedoch nur der erste Teil erschien; «Prodromus theatri botanici» (Frankf. 1620; 2. Aufl., Basel 1671) und «Pinax theatri botanici» (Basel 1623), sein berühmtestes Werk, das 1671 und 1735 neu aufgelegt wurde. Das erste Buch seines «Theatrum botanicum» wurde von seinem Sohne Johannes Kaspar B. (Basel 1658) herausgegeben, welcher ebenfalls Professor der Medizin und oberster Physikus in Basel war. Vgl. Heß, «Kaspar B.s Leben und Charakter» (Basel 1860).

Bauhinia, eine von Linné zu Ehren der beiden Naturforscher Bauhin benannte Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinien, die aus lauter Bäumen und Sträuchern der Tropengegenden besteht, die teils aufrechte, teils kletternde, zum Teil stachelige Stämme haben und in der Vegetation aller Tropenländer eine hervorragende Rolle spielen. Sie haben aus zwei am Grunde zusammenhängenden oder verwachsenen Blättchen bestehende Blätter, meist traubig angeordnete Blüten mit röhrigem, fünfteiligem Kelch und fünf langgenagelten Blumenkronenblättern von ungleicher Größe; ihre Frucht ist eine gestielte, lineale, zusammengedrückte, zweiklappige, vielsamige Hülse. Die Bauhinien, unter denen es prächtig blühende Arten gibt, gedeihen im mittlern Europa nur im Warmhause, woselbst sie viel Wärme, reichliche Bewässerung und einen zu drei Vierteilen aus guter, zu einem Vierteil aus Heideerde bestehenden Boden verlangen. Man vermehrt sie durch Ableger. Die Bastzellen mehrerer zu der Gattung B. gehörenden Arten werden in Indien seit langer Zeit zur Herstellung von Tauen, Fischernetzen und verschiedenen Geweben benutzt, sie zeichnen sich durch eine ganz bedeutende Festigkeit aus und sind sehr widerstandsfähig gegen Wasser. In den europ. Handel scheinen jedoch diese Bauhiniafasern noch keinen Eingang gefunden zu haben. Diejenigen Arten, welche hauptsächlich zur Gewinnung von Bastfasern dienen, sind: B. racemosa *Lam.*, B. scandens *L.*, B. reticulata *DC.* Von einigen Arten wird auch das Holz wegen seiner großen Härte zur Herstellung von Waffen, Scheiden, Handgriffen u. s. w. benutzt, hauptsächlich von B. acuminata *L.* und B. tomentosa *L.*

Bauhütten, Baulogen oder Baugesellschaften hießen die alten Korporationen der Steinmetzen und Bauleute. Die Baukunst, die während der ersten Hälfte des Mittelalters in den Händen der Geistlichen und Laienbrüder war, ging seit dem 12. Jahrh. in die Hände weltlicher Meister über teils infolge des wachsenden Umfangs der Arbeiten, namentlich nach Eintritt der bürgerlichen Architektur in den Bereich der Kunst, teils infolge der erwachenden Selbständigkeit der Stadtgemeinden. Diese weltlichen Meister organisierten sich in Zünfte, mit mancherlei Privilegien, mit eigener Gerichtsbarkeit u. s. w. Zu Regensburg kam 1459 eine Vereinigung aller Bauleute und Steinmetzen in Deutschland zu Stande, und ein Statut für diese allgemeine Brüderschaft ward festgesetzt, das Kaiser Maximilian 1498 bestätigte. Hier und da entwarfen besondere Zünfte ihre eigenen Ordnungen (z. B. die Torgauer Urkunde). Die Hauptorte waren Straßburg, Wien, Köln, später auch Bern. Diese Statuten stellen die Disciplin in der Werkstatt fest, dringen auf Sittenreinheit, ordnen die Befugnisse der Bauherren, Meister, Parlierer (erst später Palierer), Gesellen und Lehrjungen, und den Ritus der Aufnahme, Lossprechung u. s. w. Bestimmte Erkennungszeichen mußten verschwiegen bleiben, hatten aber keine tiefere symbolische Bedeutung. In Versammlungen zu Basel und Straßburg 1563 wurde eine neue Redaction der alten Ordnung beraten, die als Steinmetzrecht oder Bruderbuch gedruckt ward; doch fand dieselbe bereits Widerspruch bei den Reichsfürsten. Kurfürst August von Sachsen verbot damals den Bauhandwerkern in seinen Landen, den von Straßburg an sie ergehenden Aufforderungen Folge zu leisten, da nur ihm allein die Gerichtsbarkeit im Kurfürstentum zustehe. Straßburgs Losreißung vom Deutschen Reich hatte 1707 einen Reichstagsbeschluß zur Folge, der die deutschen Bauleute von dieser Haupthütte trennt. Noch bis ins 19. Jahrh. bestanden aber zu Köln, Basel

Zürich, Hamburg und Danzig Steinmetzbrüderschaften, welche die Ordnung von 1563 aufrecht erhielten. Die Zeit ihres Entstehens und ihres Aufhörens fällt mit der Geschichte der übrigen Zünfte zusammen. Diese einfachen sichern histor. Thatsachen sind indessen von den Freimaurern vielfach verwirrt worden. Es scheint unzweifelhaft, daß die moderne Freimaurerei ihre Formen von den zunftmäßigen Vereinigungen der engl. Werkmaurer entlehnt hat. Den Inhalt der philanthropischen Lehren der Freimaurerei findet man in den echten Urkunden jener zunftmäßigen Vereine nirgends, und die sog. Yorker Konstitution von 926, die Edwyn seinen Schützlingen gegeben haben soll, ist entweder ganz unecht oder doch verfälscht. Was in den echten Gesetzen der B. an freimaurerische Lehren erinnert, ist der Ausdruck des allgemeinen religiösen Gefühls, das hier nur stärker hervortritt, weil der Zweck, der die Gemeinschaft vereinigte, für heiliger galt als die Zwecke der übrigen Zünfte.

Vgl. Schnaases «Geschichte der bildenden Künste» (2. Aufl., Bd. 4, Düsseld. 1872); Heideloff, «Die B. des Mittelalters in Deutschland» (Nürnb. 1844); Janner, «Die B. des deutschen Mittelalters» (Lpz. 1876).

Baukunde, s. Bauwissenschaft.

Baukunst, im weitern Sinne die Kunst, welche das ganze weite Gebiet des Bauens begreift, soweit es nicht dem einfachsten Zweck in anspruchsloser Weise dient. Die B. umfaßt demnach nicht nur künstlerisch ausgestattete Bauwerke, wie Tempel, Kirchen, Museen, Paläste, sondern zu ihr gehören auch die hervorragendern bürgerlichen Gebäude, sowie die Kriegs- und Festungsbauten, die Straßen-, Brücken-, Wasser-, Mühlen- und Schiffsbauten. Im engern Sinne versteht man unter B. die Summe der Baustile der verschiedenen Völker. (S. Baustile.)

Bauland, das getreidereiche Hügelland an der Tauber im nordöstlichsten Teil von Baden.

Baulast (kirchliche), die zur baulichen Unterhaltung der Kirchengebäude erforderlichen Mittel. Das kirchliche Vermögen wurde ursprünglich einheitlich in der Diöcese vom Bischof verwaltet und schon ziemlich früh eine Quote (ein Viertel oder ein Drittel) für die Bestreitung der kirchlichen B. ausgeschieden (fabrica ecclesiae). Dasselbe geschah, als die einzelnen Kirchen Eigentümer ihres Kirchenvermögens wurden, doch wurde schon im Fränkischen Reiche die Verbindlichkeit der Gemeinde, subsidiär einzutreten, anerkannt. Das Konzil von Trient schreibt vor, ohne indessen wohlbegründetes Herkommen und partikulares Recht zu beseitigen, daß bei Pfarrkirchen und Pfarrhäusern, die keinem Patronat unterliegen, die B. zunächst aus dem Kirchenvermögen (Fabrik) zu bestreiten sei, ohne indessen das Kapital anzugreifen oder die Renten zu erschöpfen; subsidiär haften alle, welche von der betreffenden Kirche herrührende Früchte beziehen, also auch der Pfarrer und endlich die Parochianen. Bei den Patronatkirchen tritt zu den subsidiär verpflichteten Personen noch der Patron hinzu. Für die Kathedralkirchen ist der etwa existierende Baufonds zu benutzen, eventuell sind Bischof und Kapitel heranzuziehen, eventuell der Kathedralklerus und zuletzt der Diöcesanklerus. In der evang. Kirche ist zunächst die Fabrik, subsidiär die Gemeinde verhaftet, und die Verpflichtung ist hier häufig eine dingliche geworden.

Baulebung (mortuarium, Abgabe von der Toten Hand), Abgabe der Erben eines Unfreien an die Herrschaft, s. unter Tote Hand.

Baulehen hieß unter den frühern bäuerlichen Verhältnissen ein Grundstück, das einem Bauer zu Kolonatsrecht verliehen war unter der Bedingung, daß er dem Eigentümer eine bestimmte Quote des Ertrags abgebe.

Baulogen, s. Bauhütten.

Baum, Bezeichnung derjenigen Holzgewächse, welche einen einfachen Stamm mit einer Krone von Ästen besitzen. Durch das Merkmal des einfachen Stammes unterscheiden sich die Bäume allein von den Sträuchern, unter denen man solche Holzgewächse versteht, deren Stamm sich von der Wurzel an in mehrere starke Äste, welche als Einzelstämme erscheinen, teilt. Demgemäß unterscheidet man bei den Holzgewächsen den baum- und strauchartigen Wuchs. Beide Formen der Holzgewächse gehen häufig ineinander über, d. h. eine Baumart kann unter Umständen als Strauch, eine Strauchart als B. auftreten. Letzteres wird häufiger beobachtet als ersteres. In allen Zonen der Erde sind die Bäume, besonders die waldbildenden, diejenigen Gewächse, welche den Charakter der Vegetation, folglich auch den der Landschaft bestimmen. Man kann vier Hauptformen von Bäumen unterscheiden: die Baumfarn, die monokotylen Bäume, die Nadelholzbäume und die Laubholzbäume. Die Baumfarn finden sich nur in den Tropengegenden, wo sie zu den schönsten Zierden der Wälder gehören. Ihr schlanker, einfacher Stamm trägt eine luftige Krone großer, zartgefiederter Blätter (Wedel), welche beim leisesten Lufthauch hin- und herschwanken. Unter den monokotylen Bäumen zeichnet sich vor allen die große Gruppe der Palmen aus. Auf oft sehr hohem, meist unverzweigtem Stamme prangt hier eine stolze Krone riesiger gefiederter oder fächerförmiger Blätter mit holzigem Stiel und hartem, immergrünem Laub. An diese Form schließen sich die Lilienbäume (wie Fourcroya, Yucca, Vellozia) an, mit einfachem Stamm und einer Krone langer, ungeteilter Blätter, während die Drachenbäume und Pandanen mit ihren gabelförmig verzweigten Stämmen gewissermaßen den Übergang zu den Laubholzbäumen vermitteln. Eine palmenartige Gestalt haben auch die mit einer Krone gefiederter, holziger, immergrüner Blätter versehenen Cycadeen, welche mit den Nadelhölzern zur Pflanzengruppe der nacktsamigen Gewächse oder Gymnospermen gehören. Die in der großen Abteilung der dikotylen Gewächse vorkommenden Baumarten sind sämtlich sog. Laubholzbäume. Sie zerfallen nach der Lebensdauer ihrer Blätter in blattwechselnde und immergrüne. Zu erstern gehören die bei weitem meisten Laubholzbäume der kältern gemäßigten und kalten Zone, zu letztern unter andern die Orangeriebäume, die Myrten, die immergrünen Eichen (z. B. die Korkeiche), die Lorbeerbäume u. s. w. Sie charakterisieren die wärmere gemäßigte und subtropische Zone beider Hemisphären. Die Struktur- und Wachstumsverhältnisse dieser vier Gruppen von Bäumen oder richtiger Holzgewächsen sind sehr verschiedenartig. Das Leben der Bäume ist von unbestimmter, aber stets langer Dauer, vorausgesetzt, daß demselben nicht durch Krankheiten oder gewaltsame äußere Einwirkungen (Sturm, Feuer, Hüttenrauch, Beschädigungen durch Menschen, Tiere, namentlich Insektenfraß) plötzlich

ein Ziel gesetzt wird. Wenn man auch für eine jede Baumart ein gewisses Alter, welches sie zu erreichen vermag, annimmt, so sind diese Zahlen doch immer nur Durchschnittszahlen. Bäume also, denen ein 100- oder 200jähriges Alter zugeschrieben wird, sind solche, die in der Regel ein solches Alter erreichen, bevor sie absterben. Dies schließt aber keineswegs aus, daß dieselben unter besonders günstigen Standortsverhältnissen viel älter werden, ja ein Jahrtausend und länger fortvegetieren können, während unter ungünstigen Verhältnissen ein solcher B. schon nach funfzig und weniger Jahren das Ende seines Lebens erreicht haben kann. Die ältesten bekannten Bäume sind verschiedene Affenbrotbäume Westafrikas, denen ein circa 6000jähriges Alter zugeschrieben wird. An diese schließen sich die merik. Ceder (Taxodium distichum) bei Oaxaca in Mexiko und die in neuester Zeit berühmt gewordenen, ebenfalls zu den Nadelhölzern gehörigen Mammutbäume Californiens (Wellingtonia gigantea), deren Alter zwischen 3000 und 4000 Jahre betragen mag. Ein 200jähriges und höheres Alter erreichen die Ceder, der gemeine Eibenbaum (Taxus baccata) und verschiedene Eichen, desgleichen der Ölbaum. Auch kennt man 1000jährige Tannen, Fichten und Linden. — Über die in Mittel- und Nordeuropa im Freien kultivierten Bäume und Sträucher vgl. Koch, «Dendrologie» (2 Bde., Erlangen 1869—73).

Die **Baumkrankheiten** lassen sich in solche einteilen, welche von innern Ursachen oder Standortsverhältnissen herrühren, und in solche, welche durch äußere schädliche Einwirkungen hervorgebracht werden. Zu letztern gehören die **Wurmtrocknis**, d. h. das durch den Fraß unter der Rinde oder im Holze lebender Insekten (Borkenkäfer, Rüsselkäfer-, Bockkäfer- und Prachtkäferlarven u. s. w.) herbeigeführte Absterben (Trockenwerden) der Nadel- und Laubholzbäume, das Erkranken und Absterben derselben Bäume infolge von Raupenfraß oder der Lockerung der Wurzeln durch Sturm, die häufig durch plötzliche Freistellung (Wegnahme der Nachbarbäume in Wäldern) hervorgerufene **Wipfeldürre** (Absterben, Trockenwerden der Wipfel) und der **Rindenbrand** (ein Aufblättern der Rinde infolge des direkten Einfalls der Sonnenstrahlen nach geschehener plötzlicher Freistellung, namentlich bei der Rotbuche häufig), das Erkranken oder Absterben durch Frost u. a. m. Krankhafte abnorme Bildungen der Knospen, Blätter, Blüten und Früchte werden durch zahlreiche Insekten, Gallen bildende Wespen (Cynipiden), Fliegen (Cecidomyia, Hormomyia u. s. w.) und Milben (Phytoptus), verschiedene Blattläuse u. s. w. verursacht.

Unter den innern Krankheiten sind am häufigsten und am meisten beachtenswert die durch verschiedene mikroskopische Pilze in den Wurzeln, im Stamm, in den Blättern hervorgerufenen Störungen des Baumlebens. So der **Wurzelpilz** (Agaricus melleus *Vahl.*), welcher nicht bloß allen Nadelhölzern sehr verderblich wird, indem er das sog. Harzsticken am Wurzelknoten verursacht, sondern auch an verschiedenen Laubhölzern bereits beobachtet wurde; die sehr ansteckende **Wurzelfäule** der Laub- und Nadelhölzer, bewirkt durch Trametes radiciperda *Hartig*; die ungemein mannigfachen Arten der **Stammfäule**, Kernfäule, Rotfäule u. s. w. Die Krankheiten der Rinde und des Bastkörpers haben gewöhnlich auch krankhafte Erscheinungen im Holzkörper zur Folge, z. B. der **Kiefernblasenrost** (Peridermium Pini *Wallr.* corticola), dessen Mycelium den sog. Kienzopf, Kiefernkrebs erzeugt; dieser Pilz ist die Äcidienform, welche zu dem auf Senecio vorkommenden Rostpilz (Coleosporium Senecionis) gehört; **Hexenbesen** und Krebs der Weißtannen, erzeugt durch Peridermium elatinum *Kze. et Schm.*; **Lärchenkrebs**, erzeugt durch Peziza Willkommii *Hartig*; **Buchenkrebs**, sowie andere krebsartige Erscheinungen an Eschen, Eichen und andern Laubhölzern sind meist auf Einwirkung von Pilzen zurückgeführt worden.

Zahlreich sind die Rostpilze und andern Pilzformen, welche die **Blätter** der Bäume bewohnen, zum Teil recht empfindliche Krankheiten, die sogar auch den Tod der befallenen Pflanzen bewirken. Hierher gehören z. B. der Fichtennadelrost (Chrysomyxa Abietis *Ung.*); der Fichten- und Kiefern-Ritzenschorf (Hysterium Pinastri *Schrad.*), welcher eine der Ursachen der sog. **Schütte** der Kiefern ist. Diese höchst verderbliche Krankheit, welche im Gelbwerden und Abfallen der Nadeln, namentlich jüngerer Kiefern besteht, ist ein Kollektivbegriff, da sie durch vielerlei Ursachen hervorgerufen wird, außer durch den Pilz auch durch Frost, durch zu starke Wasserverdunstung aus den Nadeln bei noch gefrorenem Boden u. s. w. Der den meisten Weidenarten sehr verderbliche Weidenrost (Melampsora salicina *Lév.*) hat schon ganze Weidenheger getötet. Weniger nachteilig wirken andere Formen, wie z. B. Rhytisma acerinum *Fr.*, welcher Runzelschorf die großen, rundlichen schwarzen Flecken auf den Blättern des Ahorn verursacht. Auch die Früchte der Bäume werden oft von Pilzen heimgesucht; bekannt sind unter andern die Taschen oder Narren der Pflaumen, verursacht durch Exoascus Pruni *Fuckel*.

Andere, zum Teil noch nicht hinreichend erklärte Krankheiten sind die **Bleich-** und **Gelbsucht**, bedingt durch ein Unterbleiben der Chlorophyllbildung infolge Dunkelheit, ungeeigneter Temperatur, Eisenmangels u. s. w., und der **Honigtau**, welcher durchaus nicht bloß von Blattläusen herrührt. Vgl. Frank, «Die Krankheiten der Pflanzen» (Bresl. 1880).

Baum, im Maschinenwesen soviel wie Spindel, Welle (franz. cylindre, arbre, engl. spindle, arbor); in der Weberei eine Walze, auf welche der Stoff aufgewickelt wird (franz. déchargeoir, engl. beam on which the stuff is rolled), s. **Maschinenwesen** und **Weberei**.

Baum (Wilh.), namhafter deutscher Chirurg, geb. 10. Nov. 1799 zu Elbing, studierte seit 1818 in Königsberg, Göttingen und Berlin Medizin, ließ sich 1826 nach einer zweijährigen Reise durch Italien, Frankreich und England als Arzt in Berlin nieder, wurde 1830 dirigierender Arzt des Städtischen Krankenhauses in Danzig, 1842 Professor der Chirurgie in Greifswald, 1849 in Göttingen; 1875 trat er in den Ruhestand.

Baum-Agamen, Eidechsen, s. u. **Agamen**.

Baumann (Alexander), österr. Dialektdichter und Liederkomponist, geb. 7. Febr. 1814 zu Wien, studierte daselbst, trat dann in den österr. Staatsdienst, ward 1856 Archivoffizial des Reichsrats und starb 26. Dez. 1857. Er gab heraus: «Beiträge für das deutsche Theater» (Wien 1849), «Singspiele aus den österr. Bergen» (Wien 1850), darunter das beliebte «Versprechen hinterm Herd», und die dialektischen Gedichtsammlungen «Gebirgsbleameln»

(in 8 Heften) und «Aus der Heimat. Lieder und Gedichte in der österr. Mundart» (Berl. 1857).

Baumannshöhle, eine natürliche Höhle im Übergangskalksteine des Unterharzes, im braunschw. Fürstentum Blankenburg, am linken Ufer der Bode, 8 km südöstlich von Blankenburg, in der Nähe des Dorfes Rübeland. Sie besteht aus sechs Haupt- und mehreren kleinen Abteilungen, die eine Länge von 250 m haben und überall mit Tropfstein oder Stalaktiten überzogen sind. Der Eingang liegt 12 m über der Sohle des Bodethals. In allen Höhlen, namentlich aber in der dritten, findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen. Die Höhle soll der Sage nach den Namen von dem Bergmann Baumann haben, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, 1672 zuerst befuhr und, da er zwei Tage suchen mußte, um den Ausgang wiederzufinden, bald darauf starb. Sie war indes schon früher unter dem Namen Baumannsholl bekannt und findet sich bereits 1588 in der Harzflora von Thalius erwähnt und 1654 in Merians «Topographie von Braunschweig-Lüneburg» beschrieben. Etwa 2 km davon entfernt, am rechten Bodeufer, befindet sich die Bielshöhle (s. d.). Vgl. Heyse, «Beiträge zur Kenntnis des Harzes» (Aschersleb. 1857); Leibrock, «Die B.» (Blankenb. 1863).

Baumaterialien nennt man alle zur Ausführung eines Baues notwendigen Stoffe. Das große Gebiet derselben gliedert man gewöhnlich in Konstruktions- und Ausbaumaterialien, oder in Haupt-, Verbindungs- und Nebenmaterialien. Zu erstern rechnet man alle zu den Hauptteilen der Gebäude verwendeten Stoffe, wie Steine, Hölzer, beziehungsweise Eisen, während zu den zweiten oder Bindemitteln die Luft- und Wassermörtel, Kitte, Leim u. s. w., und zu dem letzten alle übrigen Stoffe gezählt werden. Die Steine werden wieder in natürliche und künstliche unterschieden; erstere je nach ihren Hauptbestandteilen in kiesel-, kalk-, thon- und kalkartige Gesteine oder je nach ihrer Form in Bruchsteine und Werkstücken, letztere in geformte, gegossene, gebrannte u. s. w. Steine, eingeteilt. — Von den Hölzern werden hauptsächlich die Nadelhölzer (Fichte, Tanne, Kiefer) zu Konstruktions- wie zu Ausbauarbeiten verwendet. Die B. müssen stets eine ihren speziellen Eigenschaften entsprechende Verwendung finden. Da, wo eine besonders starke Inanspruchnahme der B. auf Festigkeit erfolgen oder die Güte und Dauerhaftigkeit derselben erprobt werden soll, findet in den zu diesem Zwecke errichteten Prüfungsanstalten oder Versuchsstationen für eine Prüfung und Ermittelung der Festigkeitskoeffizienten statt. Derartige Anstalten gibt es in München, Berlin, Straßburg, Chemnitz, Dresden.

Baumbach, eine der ältesten ritterschaftlichen Familien in Kurhessen, welche in fünf Linien blüht, unter denen die zu Rentershausen und Kirchheim im Besitze des ursprünglichen Familienguts geblieben ist. Derselben gehören die Brüder Moritz und Louis von B. an, welche besonders im ständischen Leben Kurhessens eine hervorragende Rolle gespielt haben. — **Moritz von B.**, geb. 23. Febr. 1789 zu Maestricht, war 1831 bei der Einführung der kurhess. Verfassung Mitglied des Oberappellationsgerichts. Er begann seine öffentliche Wirksamkeit als Abgeordneter der Ritterschaft zum ersten verfassungsmäßigen Landtage (April 1831 bis Juli 1832), auf welchem er erst die Stelle eines Vizepräsidenten, dann die eines Präsidenten bekleidete und sich als ein treuer Anhänger der Verfassung zeigte. Als der Landtag 1832 plötzlich durch den Minister Hassenpflug aufgelöst wurde, verblieb B. in dem erwählten ständischen Ausschusse, der ohne Erfolg eine Anklage gegen Hassenpflug einleitete. Nachdem B. abermals zum Landtagsabgeordneten gewählt worden, versagte ihm Hassenpflug den Urlaub und versetzte ihn 1834 als Obergerichtsdirektor nach Rinteln. Erst 1839 gestattete man ihm wieder den Eintritt in den Landtag, der ihn aufs neue zum Präsidenten wählte. Im März 1848 wurde ihm das Justizministerium übertragen. Eine Reihe der wichtigsten Gesetze bezeichneten sein Wirken bis zum 23. Febr. 1850, an welchem Tage Hassenpflug die oberste Leitung des kurhess. Staats wieder in seine Hand nahm. Durch letztern erhielt B. eine Stellung als Obergerichtspräsident zu Marburg, fühlte sich aber bald veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. B. starb zu Kassel 15. Juni 1871. — **Louis von B.**, des vorigen Bruder, geb. 22. April 1799, früher Hauptmann in hess. Diensten, trat 1833 in die Ständeversammlung, in welcher er in Militärangelegenheiten maßgebend wurde. Im März 1848 trat er als Bevollmächtigter des Landgrafen von Philippsthal-Barchfeld in die Ständeversammlung, in der er zum Präsidenten gewählt wurde. Als Mitglied des frankfurter Parlaments schloß er sich derjenigen Abteilung des Centrums an, die ihre Vorberatungen im Augsburger Hof hielt. Später siedelte B. nach Milwaukee im nordamerik. Staate Wisconsin über, wo er als Konsul für Bayern, Württemberg, Baden, Nassau, Weimar und Mecklenburg wirkte. Er schrieb «Briefe aus den Vereinigten Staaten in die Heimat» (Kassel 1851; Fortsetzung 1856).

Baume (frz.), Balsam.

Baume-les-Dames, Stadt im franz. Depart. Doubs, Hauptort eines Arrondissements, am rechten Ufer des Doubs und an der Linie Besançon-Belfort der Lyoner Eisenbahn, 29 km nordöstlich von Besançon, zählt (1876) 2497 (Gemeinde 2762) E., hat ein Tribunal erster Instanz, ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek von 3000 Bänden, ein großes Hospital und beutet rote Marmor- und Gipsbrüche aus, hat auch Gerberei, Uhren- und Ölfabrikation. Den Namen hat B. von einer Benediktinerinnenabtei, deren einst sehr reiche Kirche, während der großen Revolution zerstört, jetzt als Getreidehalle dient.

Baume-les-Messieurs, Ort im franz. Depart. Jura, Arrondissement Lons-le-Saunier, nahe der Quelle der in die Saône fließenden Seille, in dem von 280—500 m hohen Bergen beherrschten engen Thale derselben, zählt 620 E., hat am Zusammenfluß des Dard und der Seille die ziemlich gut erhaltene Abtei B. mit interessanter Kirche, eine Stalaktitengrotte im Ballon-de-Roche und Gipsbrüche.

Baumé (Antoine), einer der namhaftesten franz. Chemiker des 18. Jahrh., geb. 26. Febr. 1728 zu Senlis, bildete sich zum Apotheker und widmete sich mit Eifer dem Studium der Chemie, sodaß er 1752 eine Professur an der Pharmaceutischen Schule zu Paris erhielt. Gleichzeitig legte er eine Fabrik für Chemikalien an und erwarb sich ansehnliche Mittel, weshalb er sich 1780 entschloß, diese praktische Thätigkeit aufzugeben. Doch raubte ihm die Revolution die Früchte seines Fleißes, und um sein Leben zu fristen, eröffnete er abermals ein chem. Laboratorium. Er starb 15. Okt. 1804. Seit 1773 war er

Mitglied der Akademie der Wissenschaften. B. hat die technische Chemie mit vielen nützlichen Entdeckungen bereichert. Das nach ihm benannte Aräometer ist noch gegenwärtig in Gebrauch. Seine Schriften, unter denen das «Manuel de chimie» (Par. 1763 u. öfter), die «Éléments de pharmacie» (Par. 1762 u. öfter), die «Chimie expérimentale et raisonnée» (3 Bde., Par. 1773 u. öfter; deutsch von Gehler, Lpz. 1775—76) ihrerzeit Aufsehen erregten, enthalten einen Schatz von Beobachtungen.

Baumeister, s. unter Architekt.

Baumeister (Bernh.), deutscher Schauspieler, geb. 28. Sept. 1828 zu Posen, besuchte ein berliner Gymnasium und kam 1847 als Chorist in Schwerin zum Theater. Im J. 1849 wurde er für das hannov., 1850 für das oldenb. Hoftheater engagiert und trat 1852 in den Mitgliederverband des wiener Hoftheaters ein, an dem er seit 1857 als k. k. Hofschauspieler wirkt. Während B. früher das Fach der Bonvivants und Naturburschen beherrschte, gab er später meist alte humoristische Rollen, Lebemänner u. s. w. B. ist ein vortrefflicher Darsteller von Partien wie Falstaff, Götz, Hans Lange, Perin u. s. w. Auch als Lehrer des wiener Konservatoriums entfaltet B. eine verdienstliche Thätigkeit. — Wilhelm B., Bruder des vorigen, früher preuß. Offizier, später ebenfalls Schauspieler, war geb. 17. Nov. 1815 zu Berlin und hat sich als Bonvivant und Konversationsliebhaber bewährt. Er gehörte nacheinander den Bühnen zu Oldenburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. M., Hamburg, Schwerin und Berlin an, war 1856/57 Oberregisseur in Kassel und folgte 1857 einer Berufung an das berliner Hoftheater für das Fach der ernsten und humoristischen Väter. Im J. 1870 entsagte er der Bühne und starb 6. April 1875 zu Görlitz. Seine Gattin Therese, geb. Ringelhardt (geb. 1819 in Bremen), gehörte als Vertreterin von Soubretten und ältern Rollen 1836—57 dem Theater an. — Die Schwester der Brüder B., Marie, geb. 1. Febr. 1820 in Berlin, debutierte in Danzig, spielte dann in Riga, Leipzig und Hannover, heiratete 1856 den Direktor Hoffmann und zog sich dann von der Bühne zurück, auf der sie 1875 wieder auf kurze Zeit am hamburger Thaliatheater in ältern Rollen erschien. Früher zeichnete sie sich in naiven und sentimentalen Liebhaberinnen durch lebensvolle Wahrheit des Spiels aus.

Baumeister (Joh. Wilh.), einer der bedeutendsten Tierärzte, Tiermaler und Züchtungslehrer Deutschlands, geb. 27. April 1804 zu Augsburg, wo sein Vater, ein geschätzter Miniaturmaler, Zeichenlehrer war, bildete sich unter dessen Leitung und später in Augsburg und München zum Tiermaler aus. Seine Tierstudien führten ihn zur Tierarzneiwissenschaft. Er bezog 1825 die Tierarzneischule zu Stuttgart und ließ sich dann 1827 in Gmünd als Tierarzt nieder. Nachdem er hierauf seit 1831 als Lehrer am landwirtschaftlichen Institut Hohenheim gewirkt, folgte er 1839 einem Rufe als Professor und Hauptlehrer an die Tierarzneischule zu Stuttgart, wo er schon 3. Febr. 1846 starb. Als praktischer Tierarzt sehr geschätzt, hat sich B. auch durch eine Reihe von Schriften über Gegenstände der Veterinärkunde, welche Schriften er selbst mit korrekten, instruktiven und genial aufgefaßten Zeichnungen versah, einen geachteten Namen erworben. Unter B.s Schriften ist namentlich hervorzuheben: «Das Handbuch der landwirtschaftlichen Tierkunde und Tierzucht» (mit Holzschnitten, 3 Bde., Stuttg. 1843—47). Einzelne Teile dieses Handbuchs sind auch besonders erschienen, so die «Anleitung zur Kenntnis des Äußern des Pferdes» (Stuttg. 1845; 6. Aufl., bearbeitet von Rueff, Stuttg. 1870), «Anleitung zum Betrieb der Pferdezucht» (Stuttg. 1845; 4. Aufl., bearbeitet von Rueff, Stuttg. 1874), «Die tierärztliche Geburtshilfe» (Stuttg. 1844, 6. Aufl., bearbeitet von Rueff, Stuttg. 1878). Die besten künstlerischen Produkte von B. sind die 1846 in Stuttgart erschienenen Radierungen, die von seinen Freunden nach hinterlassenen Zeichnungen herausgegeben wurden.

Baumfeldwirtschaft ist eine Art des Waldfeldbaues (s. d.), bei welcher eine Verbindung der Holz- oder Baumzucht mit landwirtschaftlicher Benutzung des Bodens stattfindet. Zum Zwecke der B. wird die geeignete Fläche mit Bäumen so weitläufig bepflanzt, daß die landwirtschaftliche Nutzung entweder unausgesetzt oder wenigstens viele Jahre lang erfolgen kann. Erstere Form wendet man mit Erfolg für den Obstbau besonders in Süddeutschland, Böhmen u. s. w. an. Auch die weitläufig mit Eichen, Kopfweiden, Lärchen u. s. w. bepflanzten ständigen Hutweiden, wie sie sich namentlich im nordwestl. Deutschland, in Österreich u. s. w. finden, können hierher gerechnet werden. Die zweite Form, die eigentliche B., wurde vorzüglich von H. Cotta (1819) in Vorschlag gebracht: die geeignete Fläche wird mit Laub- oder Nadelholz reihenweise mit um so größerm Abstande der Reihen bepflanzt, je mehr man Gewicht auf Feld- oder Grasnutzung gegenüber der Holznutzung legt. Der Feldbau erfordert den weitläufigsten Stand der Bäume; etwas stärkere Beschattung verträgt die Wiese, noch stärkere die Weide. Der Abstand der Reihen beträgt 4—20 m, die Entfernung der Pflanzen in den Reihen 1—1,5 m. Fruchtbau oder Grasnutzung werden so lange fortgesetzt, als es der Holzbestand gestattet, ungefähr 20—30 Jahre. Hierauf findet von Zeit zu Zeit wiederholte Verminderung der Stämme statt, zuletzt kahler Abtrieb zur Zeit der Haubarkeit. Darauf folgt der Beginn derselben Wirtschaft durch neuen Anbau. Dieser Betrieb kann zahlreiche Modifikationen erleiden, hat jedoch im großen keine Anwendung gefunden und ist ohne starke Düngung unmöglich. Überdies vermag der stärkere Zuwachs freistehender einzelner Bäume nicht den größern und wertvollern Massenzuwachs zu ersetzen, der bei voller Bestockung der von erstern beschirmten Fläche durch die größere Anzahl der Stämme erzielt werden kann.

Baumfrevel ist die vorsätzliche und rechtswidrige Beschädigung oder Zerstörung von Bäumen oder Sträuchern, die Eigentum eines andern sind, ohne die Absicht der Aneignung. Sie wird entweder nach den Feldpolizeigesetzen (z. B. preuß. Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 §. 30, Abs. 5) oder, namentlich wenn sie aus Mutwillen oder Bosheit verübt wurde, als Sachbeschädigung nach Art. 303 und 304 des Reichs-Strafgesetzbuchs mit Gefängnis oder Geldstrafe geahndet. Nach dem letztern Artikel ist bei Bäumen und Sträuchern, welche «zur Verschönerung öffentlicher Wege, Plätze oder Anlagen dienen», Gefängnis bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bis 1500 Mark angedroht.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), ein scharfsinniger und klarer Denker aus Wolfs Schule, Bruder von Sigmund Jakob B., geb. 17. Juli 1714

zu Berlin, studierte zu Halle und wurde, nachdem er eine Zeit lang an der dortigen Universität gelehrt, 1740 ord. Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O., wo er 26. Mai 1762 starb. Er ist der Begründer der Ästhetik (s. d.) als einer systematischen Wissenschaft des Schönen, obgleich er dieselbe noch in sehr trockener und schematischer Weise behandelte. Sie war ihm nur ein einzelner Teil der Theorie der Sinnlichkeit oder des sog. niedern Erkenntnisvermögens, während die Logik sich auf das sog. höhere Erkenntnisvermögen beziehen sollte. Die Idee einer solchen Wissenschaft stellte er zuerst auf in der Schrift «De nonnullis ad poema pertinentibus» (Halle 1735). Aus seinen Diktaten entstanden Meiers «Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften» (3 Bde., Halle 1748—50), worauf er selbst seine «Aesthetica acroamatica» (2 Bde., Frankf. 1750—58) erscheinen ließ, deren Vollendung aber sein Tod verhinderte. Übrigens hatte er fast überall bei Aufstellung seiner Regeln bloß die sog. redenden Künste vor Augen. Seine Schriften über die andern Teile der Philosophie zeichnen sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus. So ist namentlich sein «Metaphysica» (Halle 1739; 7. Aufl. 1779, deutsch von Meier, 1783) noch jetzt ein gutes Buch für das Studium der Metaphysik der Wolfschen Schule. Vgl. Meier, «Leben B.s» (Halle 1763); Schmidt, «Leibniz und B.» (Halle 1875).

Baumgarten (Herm.), Historiker, geb. 28. April 1825 in Lesse, einem Dorfe in Braunschweig, besuchte 1834—42 das Gymnasium in Wolfenbüttel und studierte 1842—48 in Jena, Halle, Leipzig, Bonn und Göttingen Philologie und Geschichte. Seit 1848 redigierte er einige Jahre die «Deutsche Reichszeitung» in Braunschweig, hielt sich dann zu histor. Studien in Heidelberg, München und Berlin auf und wurde 1861 als Professor der Geschichte und Litteratur an das Polytechnikum in Karlsruhe, in gleicher Eigenschaft 1872 an die Universität zu Straßburg berufen. Von seinen histor. Arbeiten sind zu erwähnen: «Geschichte Spaniens zur Zeit der Französischen Revolution» (Berl. 1861), «Geschichte Spaniens vom Ausbruch der Französischen Revolution bis auf unsere Tage (3 Bde., Lpz. 1865—71), «Über Sleidans Leben und Briefwechsel» (Straßb. 1878), «Sleidans Briefwechsel» (Straßb. 1881), «Vor der Bartholomäusnacht» (Straßb. 1882). Auf dem Gebiete der Publizistik hat sich B. durch folgende Schriften bekannt gemacht: «Gervinus und seine polit. Überzeugungen» (Lpz. 1853), «Zur Verständigung zwischen Süd und Nord» (Nordl. 1859), «Partei oder Vaterland?» (Frankf. 1866), «Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik» (Berl. 1867), «Wie wir wieder ein Volk geworden sind» (Lpz. 1870). Ferner veröffentlichte er eine Reihe von histor. Aufsätzen in Sybels «Histor. Zeitschrift», den «Preuß. Jahrbüchern» und in andern Zeitschriften.

Baumgarten (Konrad), ein Landmann zu Altzellen in Nidwalden, soll, der Tellsage zufolge, 1307 den landenbergischen Burgvogt Wolfenschießen erschlagen und dadurch mit zu der Erhebung der Waldstätte gegen die habsburg. Vögte Veranlassung gegeben haben.

Baumgarten (Michael), protestantischer Theolog, geb. 25. März 1812 zu Haseldorf in Holstein, widmete sich seit 1832 zu Kiel theol. und orient. Studien, habilitierte sich dort 1839, ward 1846 Pastor an der Michaeliskirche zu Schleswig, als welcher er 1848 für die Erhebung der Herzogtümer eintrat, und ging 1850 als ord. Professor der Theologie nach Rostock. B. steht durchaus auf dem Boden des positiven Luthertums, wie auch seine wissenschaftlichen Schriften beweisen: «Die Echtheit der Pastoralbriefe» (Berl. 1837), «Theol. Commentar zum Alten Testament» (Tl. 1, Kiel 1843—44); «Apostelgeschichte oder Entwickelungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom» (2 Tle., Braunschw. 1852; 2. Aufl. 1859) und «Nachtgesichte des Sacharja» (Braunschw. 1854). Dennoch geriet B. bald wegen abweichender Lehrmeinungen mit dem mecklenburgischen Oberkirchenrat in Streit und ward 6. Jan. 1858, weil er in seinen Schriften und Lehrvorträgen «in den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der Symbolischen Bücher der evang.-luth. Landeskirche» abweiche, kurzerhand seiner Professur enthoben. Seine Schrift «Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg» (Braunschw. 1858), welche das Verfahren der kirchlichen Behörde einer scharfen Kritik unterzieht, verwickelte ihn in einen Preßprozeß, der 1859 mit der Absolvierung von der Instanz endete. Auch eine von 600 rostocker Bürgern im Okt. 1859 eingereichte Zuschrift an den Konsistorialrat Krabbe hatte für B. wie für die Unterzeichner eine Untersuchung zur Folge, welche erst in letzter Instanz mit Freisprechung der Angeklagten endete. Dennoch ließ B. mehrere Broschüren ausgehen: «Der kirchliche Notstand in Mecklenburg» (Lpz. 1861), «Soll die mecklenburgische Landeskirche zu Grunde gehen?» (Lpz. 1861), «An die Freunde aus dem Gefängnis» (Berl. 1862), welche ihm Geld- und Gefängnisstrafen eintrugen. Dies energische Eintreten für kirchliche Lehrfreiheit war auch der Grund, weshalb B. trotz seines ausgesprochenen Festhaltens am streng luth. Bekenntnis 1865 an der Gründung des Deutschen Protestantenvereins (s. d.) teilnahm. B. wurde 1874, 1877 und 1878 im fünften mecklenb. Wahlkreise (Rostock-Doberan) zum Reichstagsabgeordneten gewählt, wo er sich zunächst der Fortschrittspartei, seit den Verhandlungen über das Militärgesetz (Frühjahr 1874) der Gruppe Löwe-Kalbe anschloß. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Zwölf kirchenpolit. Vorträge zur Beleuchtung der kirchlichen Gegenwart» (Bremen 1869), «Der Deutsche Protestantenverein» (Berl. 1871), «Kirchliche Zeitfragen in Vorträgen» (Rostock 1874).

Baumgarten (Sigmund Jak.), einflußreicher Theolog des 18. Jahrh., geb. 14. März 1706 zu Wolmirstedt, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Halle, wo er sich 1728 habilitierte, 1730 außerord., 1743 ord. Professor wurde und 4. Juli 1757 starb. In der Schule des Pietismus gebildet, aber zugleich von der Wolfschen Philosophie beeinflußt, ist B., obgleich selbst noch auf dem Boden der orthodoxen Kirchenlehre stehend und der Philosophie nur formale Anwendung zugestehend, der Vorläufer des durch seinen Schüler Semler (s. d.) begründeten Rationalismus. Von B.s kirchenhistor. Schriften waren für ihre Zeit von Bedeutung: «Auszug der Kirchengeschichte» (3 Bde., Halle 1743—46), «Primae lineae breviarii antiquitatum christianarum» (Halle 1747) und «Geschichte der Religionsparteien» (Halle 1760). Außerdem veröffentlichte er «Nachrichten von einer hallischen Bibliothek» (8 Bde., Halle 1748—51) und «Nachrichten von merkwürdigen Büchern» (12 Bde., Halle 1752—57). Eine Biographie B.s lieferte Semler (Halle 1758).

Baumgarten-Crusius (Detlev Karl Wilh.), verdienter Philolog und Schulmann, geb. 24. Jan. 1786 zu Dresden, wo sein Vater, Gottlob August B. (geb. 1. April 1752, gest. 13. Dez. 1816 als Stiftssuperintendent zu Merseburg), damals Diakonus an der Kreuzkirche war. Der Sohn erhielt seine höhere Schulbildung zu Grimma und widmete sich hierauf zu Leipzig theol. und philol. Studien. Nachdem er einige Zeit als Choralis an der Domkirche zu Merseburg funktioniert hatte, bekleidete er 1810—17 das Konrektorat an der dortigen Domschule und nahm durch Wort und Schrift den wärmsten Anteil an der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Für diesen Zweck war er unter anderm ein eifriger Mitarbeiter an den «Deutschen Blättern», schrieb auch «Vier Reden an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz» (Altenb. u. Lpz. 1814). Nachdem er seit 1817 als Konrektor der Kreuzschule zu Dresden nicht bloß für das Gedeihen der Anstalt, sondern auch für die Verbesserung des städtischen Schulwesens überhaupt gewirkt, erhielt er 1833 das Rektorat der Landesschule zu Meißen, in welchem er sich ebenfalls die größten Verdienste erwarb. B. starb 12. Mai 1845. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann mit der Bearbeitung des «Agesilaus» von Plutarch und Xenophon (Lpz. 1812) und des Sueton (3 Bde., Lpz. 1816—18), von dem er sowie auch von Ovids «Metamorphosen», Livius und Eutrop Handausgaben besorgte. Dann gab er Homers Odyssee mit Auszügen aus Eustathius und andern Scholiasten heraus (3 Bde., Lpz. 1822—24), besorgte später eine neue Auflage von W. Müllers «Homerischer Vorschule» (Lpz. 1836) und veröffentlichte eine Biographie von Georg Fabricius (Lpz. 1839). Außerdem schrieb er: «Die unsichtbare Kirche» (Lpz. 1816), «Reise aus dem Herzen in das Herz» (Dresd. 1818), «Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig» (Dresd. 1819) und «Licht und Schatten» (Dresd. 1821). Eine Biographie von ihm schrieb sein Sohn Arthur B. (Oschatz 1853).

Baumgarten-Crusius (Ludw. Friedr. Otto), Theolog, Bruder des vorigen, geb. 31. Juli 1788 zu Merseburg, besuchte das Gymnasium zu Merseburg und die Fürstenschule zu Grimma, und bezog 1805 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studierte, sich 1809 in der philos. Fakultät habilitierte und 1810 Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Prediger-Kollegiums der Universitätskirche wurde. Er folgte 1812 einem Rufe nach Jena, wo er 1817 eine ord. Professur erhielt und nach langjährigem Wirken 31. Mai 1843 starb. Als gelehrter Forscher hat sich B. vor allem um die Dogmengeschichte verdient gemacht. Die Ergebnisse seiner Studien legte er im «Lehrbuch der Dogmengeschichte» (2 Tle., Jena 1831—32) und in dem «Kompendium der Dogmengeschichte» (herausg. von Hase, 2 Bde., Lpz. 1840—46) nieder. Außerdem verfaßte B. namentlich eine «Einleitung in das Studium der Dogmatik» (Lpz. 1820), ein «Handbuch der christl. Sittenlehre» (Lpz. 1827), «Grundzüge der biblischen Theologie» (Jena 1828) und einen «Grundriß der evang.-kirchlichen Dogmatik» (Jena 1830). In diesen Schriften bekundet er sich als einen Anhänger Schleiermachers, den er auch in der Schrift «Über Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst» (Jena 1834) zu würdigen suchte. B.s «Exegetische Schriften zum Neuen Testament» (3 Bde., Jena 1844—48) wurden nach seinem Tode von Otto, Kimmel und Schauer herausgegeben. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften enthalten die «Opuscula theologica» (Jena 1836).

Baumgartner (**Baumgärtner**), welches augsburger Patriciergeschlecht, besonders angesehen in der Reformationszeit, wo es der kaiserl. Partei zuneigte. **Hans** und **David B.** führten die Verhandlungen mit Karl V. über die Unterwerfung Ulms im Schmalkald. Kriege, Dez. 1546. Nach der Kapitulation Augsburgs kamen sie in den Stadtrat, den der Kaiser einsetzte. Ein David B. war später in die Grumbachschen Händel verstrickt und wurde 1567 nach der Einnahme Gothas durch Kurfürst August von Sachsen enthauptet. **Augustin B.** vertrat Bayern 1562 auf dem Tridentiner Konzil, wo er durch seine freimütigen Reden bei den päpstlichen Legaten großen Anstoß erregte.

Berühmter ist **Hieronymus B.** aus einem nürnberger Zweige der Familie, geb. 9. März 1498 zu Nürnberg, Humanist und Reformator, und einer der angesehensten Vertreter der Politik seiner Stadt unter Karl V. Anfangs in Ingolstadt, dann in Wittenberg (seit 1518) gebildet, durchdrang er sich hier mit den Ideen Luthers und Melanchthons, mit welchen ihn fortan eine innige und durch die besonders mit Melanchthon gepflegte Korrespondenz stets rege gehaltene Freundschaft verband. Schon 1525 zum Senator in seiner Vaterstadt erhoben, erhielt B. im Laufe der Jahre deren höchste Ämter und vertrat sie auf einer Reihe von Reichstagen und auf dem Tage zu Schmalkalden, 1536. Im J. 1544 geriet er in die Gefangenschaft des Ritters Albrecht von Rosenberg, welcher für einen alten Zwist mit Nürnberg Genugthuung erlangen wollte. Erst im Sommer 1545 wurde B. nach langer Unterhandlung befreit. An der Reformation Nürnbergs hat B. großen Anteil; die Gründung des dortigen Gymnasiums und der Stadtbibliothek war wesentlich sein Werk. Luthers nachmalige Gattin, Katharina von Bora, war ursprünglich ihm bestimmt. B. starb zu Nürnberg 8. Dez. 1565.

Baumgartner (Andreas, Freiherr von), österr. Staatsmann und namhafter Gelehrter, geb. 23. Nov. 1793 zu Friedberg in Böhmen, als der Sohn eines Bäckers, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Linz und widmete sich seit 1810 auf der Universität zu Wien vorzugsweise den mathem. Wissenschaften, ward 1815 Assistent bei der Lehrkanzel der Philosophie, 1816 bei der Lehrkanzel der Mathematik und Physik am Lyceum zu Olmütz. Hier schrieb er sein erstes Werk: die «Aräometrie» (Wien 1820). Im J. 1823 übernahm er die Professur der Physik an der Universität zu Wien und schrieb «Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe» (2. Aufl., Wien 1823), «Naturlehre» (Wien 1823; 8. Aufl., 1844—45), welches Werk viel zur Popularisierung der Naturwissenschaften beitrug, «Anfangsgründe der Naturlehre» (Wien 1837; 2. Aufl. 1850), «Anleitung zur Heizung der Dampfkessel» (Wien 1841), «Unterricht im Tabakbau» (Wien 1845). Außerdem wirkte er für die Fortbildung der Naturwissenschaften durch die «Zeitschrift für Physik und Mathematik», die er anfänglich mit Ettingshausen (10 Bde., Wien 1826—32), dann allein als «Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften» (4 Bde., Wien 1832—37), sodann aber in Verbindung mit Holger herausgab. Ein hartnäckiges Halsübel bewog B., das Lehramt an der Universität aufzugeben. Er ward dafür 1833 zum Direktor der k. k. Porzellan

beil ernannt, 1842 Hofrat und Chef sämtlicher abakfabriken, 1846 übertrug man ihm die Errich- ng der elektrischen Telegraphen, 1847 wurde er m Hofrat der allgemeinen Hofkammer ernannt d mit der obersten Leitung des Eisenbahnbaues traut. Nach den Märzereignissen von 1848 über- hm er unter Pillersdorf das Ministerium des rgwesens und der öffentlichen Bauten, das er och mit Antritt des Ministeriums Doblhof nie- rlegte. Seitdem war er als Chef einer der Ab- lungen im Finanzministerium thätig. Nach dem ktritte Brucks übernahm B. 23. Mai 1851 das inisterium für Handel, Gewerbe und öffentliche uten und noch in demselben Jahre (26. Dez.) auch s Finanzministerium. Im J. 1854 wurde er in n Freiherrnstand erhoben. In seine Verwaltung llt der Abschluß des Nationalanlehens und der rkauf der Staatseisenbahnen. Nachdem er das ndelsministerium beinahe vier, das Finanzmini- rium über drei Jahre verwaltet, suchte er im März 55 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste ch. Fortan behielt er nur das Amt des Präsidenten r Akademie der Wissenschaften bei. Im J. 1861 rd er in das Herrenhaus des Reichsrats berufen; e Zeit lang war er auch Präsident der Nieder- erreichischen Eskomptegesellschaft. Bis zu seinem de fungierte er als Obmann der Finanzkommission s Herrenhauses und als Mitglied der Staats- ulden-Kontrollkommission. Er starb 30. Juli 65 in Hietzing bei Wien. In seinem Vermächtnis tierte er der Akademie der Wissenschaften die umme von 10000 Fl. (Baumgartner-Preisstif- ng) zur Prämiierung von mathematisch-natur- ssenschaftlichen Arbeiten. Vgl. von Schrötter, ndreas Freiherr von B.» (Wien 1866).

Baumgartner (Gallus Jak.), schweiz. Staats- an, geb. 18. Okt. 1797 zu Altstätten, besuchte h Absolvierung des Gymnasiums in St. Gallen Rechtsschule zu Freiburg i. d. Schw., begab sich 6 zur Vollendung seiner Studien nach Wien nahm 1817 eine Hauslehrerstelle in Ungarn Im J. 1819 wurde er als politisch verdächtig aftet und 1820 ausgewiesen. In seine Hei- zurückgekehrt, trat er 1823 als Archivar in St. Gallischen Staatsdienst, gelangte 1825 in Großen Rat und wurde 1826 zum ersten atsschreiber gewählt. Ehrgeizig, form- und ge- dsgewandt, von zündender Beredsamkeit, be- e er die freiheitliche Bewegung, welche die Julirevolution auch in St. Gallen hervor- fen hatte, zum Umsturz des bestehenden Regie- systems, nahm an der Entstehung der fort- tlichen Verfassung von 1831 in hervorragender e teil und ging aus der Bewegung als Land- ann von St. Gallen und als dessen erster ndter an die Tagsatzung hervor. Wie B. sich m nun folgenden Jahrzehnt in seinem Heimat- n einer fast unbeschränkten Autorität erfreute, elte er auch in eidgenössischen Angelegenheiten leitende Rolle als einer der Führer der radi- Partei. Um so mehr erregte es Verwunderung Unwillen, als 1841 der bisherige Führer der kalen hauptsächlich aus gekränktem Ehrgeiz die le Seite verließ, seine Stelle in der Regierung St. Gallen aufgab und in der aargauischen erfrage an der Tagsatzung für Herstellung der er eintrat. Schon 1843 gelangte B. mit Hilfe lerikalen Partei wieder in den Kleinen Rat und den Landammannsstuhl und behauptete seinen Sitz bis 1847, wo ihn die Stürme der Sonderbundszeit nicht bloß aus der Regierung, sondern aus dem Lande vertrieben. Im Frühjahr 1848 kehrte er indes aus Wien zurück und nahm wieder seinen Sitz im St. Gallischen Großen Rate ein, der den vielgewandten Staatsmann 1857—60 als Ständerat in die Bundesversammlung sandte und 1859 sogar wieder in die Regierung und zum Landammann wählte. Erst 1864 gelang es der radikalen Partei, ihn wieder aus der obersten Landesbehörde zu verdrängen. Von den zahlreichen politischen und zeitgeschichtlichen Arbeiten B.s hat besonders sein Werk: «Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50» (4 Bde., Zür. 1853—66) wissenschaftliche Bedeutung. An der Vollendung eines andern histor. Werks, der «Geschichte des schweiz. Freistaats und Kantons St. Gallen», hinderte ihn der Tod, welcher 12. Juli 1869 den zuletzt fast vergessenen Politiker hinwegnahm. Vgl. Gmür, «Landammann B.» (Luz. 1869).

Baumgärtner (Karl Heinr.), Mediziner, namentlich ausgezeichnet als Physiolog, geb. 21. Okt. 1798 zu Pforzheim, studierte zu Tübingen und Heidelberg, ward 1820 Regimentsarzt zu Rastatt, erhielt 1824 die Professur der mediz. Klinik zu Freiburg und trat nach langer erfolgreicher Wirksamkeit 1862 in Ruhestand. Seine Schriften sind teils physiol., teils pathol.-therapeutischen Inhalts. Zu letztern gehören unter andern die Werke «Über die Natur und Behandlung der Fieber» (Freiburg 1827), «Dualistisches System der Medizin» (2 Tle., Stuttg. 1835—37), welches aus zwei Abteilungen: «Grundzüge zur Physiologie und zur allgemeinen Krankheits- und Heilungslehre» (1837; 3. Aufl. 1854) und «Handbuch der speziellen Krankheits- und Heilungslehre» (2 Bde., 1835; 4. Aufl. 1842) besteht; ferner «Krankenphysiognomik» (Stuttg. 1839, mit Atlas von 72 illuminierten Porträts), «Neue Untersuchungen in den Gebieten der Physiologie und praktischen Heilkunde» (Freiburg 1845), «Neue Behandlungsweise der Lungenentzündung» (Stuttg. 1850 u. fg.). Vorzugsweise physiol. Untersuchungen gewidmet sind die «Beobachtungen über die Nerven und das Blut» (Freiburg 1830) und das «Lehrbuch der Physiologie» (Stuttg. 1853, mit Atlas). Besondere Verdienste hat sich B. durch seine Beobachtungen über die Entwickelungsgeschichte der Tiere und Untersuchungen über den Kreislauf des Bluts erworben. Schon 1830 suchte er darzuthun, daß die Spaltungen des Eidotters kugelige Massen zu ihrem Resultate haben, aus welchem sich die Einzelteile des Tiers entwickeln, und er beschrieb die stufenweise Umwandlung solcher Kugeln zu Blutkörperchen. Diese Bildungskugeltheorie war sonach der Vorläufer zu der von Schwann aufgestellten Zellentheorie. Später hat B. die letztere auch zur Erläuterung der Schöpfungsakte der organischen Natur anzuwenden versucht, wie unter anderm in den Schriften: «Die Embryonalanlage durch Keimspaltungen» (Stuttg. 1854) und «Anfänge zu einer physiol. Schöpfungsgeschichte» (Stuttg. 1855), «Schöpfungsgedanken» (Abteil. 1: «Der Mensch», Freiburg 1856; Abteil. 2: «Blicke in das All», Freiburg 1859). Bei seinem Rücktritte von der Professur veröffentlichte er «Vermächtnisse eines Klinikers» (Freiburg 1862). Außerdem sind von ihm seitdem erschienen: «Die Naturreligion» (Lpz. 1862; 2. Aufl. 1865) und «Dramatische Schriften und Studien über das Leben» (3 Bde., Lpz. 1865—66). Als das wichtigste

Ergebnis seiner neuesten Forschungen stellt B. auf, daß die gleichen Naturgesetze, durch welche auf der Erdoberfläche die pflanzlichen und die Tierzellen entstehen, auch in den Räumen des Universums ihre Geltung behaupten. Hierin liegt nach ihm der Grund der Systeme der Welten, welche sämtlich Weltzellen sind, und der der Einzelkörper, welche insgesamt Teile einer Weltzelle sind und zum Teil selbst wieder die Zellenform angenommen haben. Diese Studien legte er in: «Natur und Gott» (Lpz. 1870) und «Die Weltzellen» (Lpz. 1875) nieder.

Baumheide, Pflanzenart, s. unter Erica.

Baumholder, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis St. Wendel, 24 km im NO. von letzterer Stadt, zwischen Nahe und der bayr. Pfalz, zählt (1880) 1820 meist evang. E., welche Ackerbau und Viehzucht, auch Jaspis-, Basaltstein- und Schwerspatgräberei betreiben. Die Stadt wurde 1880 fast gänzlich durch Brand zerstört und wieder neu aufgebaut.

Baumhühner (Odontophori), eine Familie amerik. Hühnervögel, welche durch ihre Lebensweise die einen den europ. Haselhühnern, die andern den Rebhühnern ähnlich sind, sich durch den kurzen, sehr hohen, seitlich zusammengedrückten und oft mit einem Zahne versehenen Schnabel und den hohen, spornlosen Fuß mit langen Zehen auszeichnen. In der Gestalt gleichen sie mehr den Wachteln, sind aber schöner gefärbt, äußerst flink und gewandt und wegen ihres Fleisches in ihrer Heimat geschätzt, die sich besonders über Mittelamerika und auf der Westseite der Felsengebirge bis nach Californien erstreckt. Hierher gehören das brasilianische Baumhuhn, Capuere (Odontophorus dentatus), von der Größe und Lebensart des Haselhuhns, die virginische Wachtel, Baumwachtel, Colinhuhn (Ortyx virginiana), die gern bäumt, sonst aber dem Rebhuhn in der Lebensart ähnelt, die Schopf- und Helmwachteln (Lophortyx) mit niedlichem Federbusch. Alle diese sog. Wachteln werden jetzt in Tiergärten gezüchtet und verdienen, des schmackhaften Fleisches wegen, eingebürgert zu werden.

Baumkitt, auch Baummörtel genannt, dient bei Obstbäumen zur Ausfüllung stark vertiefter Wunden, wie sie unter anderm durch das Ausschneiden brandiger und krebsiger Stellen entstehen, oder sonstiger Höhlungen im Stamm. Er wird immer frisch bereitet, indem man fetten Thon oder in Ermangelung dessen thonhaltige Erde mit ebenso vielem strohlosen Rindermist unter Zusatz von Holzasche oder gelöschtem Kalk und dem nötigen Wasser zu einem dicken Brei durcheinandermengt.

Baumkohl, s. unter Brassica.

Baumläufer (Certhida) sind eine wenig zahlreiche Familie kleiner Singvögel mit langem, schwach nach unten gekrümmtem, dünnem Schnabel, steifem Schwanze mit spitzen Schäften der Federn und mit langen Krallen an den Zehen. Sie klettern an Baumstämmen und Ästen, selbst an der untern Fläche, an Felsen und Mauern umher, suchen emsig Insekten und bauen ihr Nest in einem Astloche. Der gemeine B. (Certhia familiaris), der überall in Europa und der gemäßigten Zone aller Weltteile vorkommt, ist kaum größer als der Zaunkönig, oben bräunlich, weiß getupft, unten weiß, die Flügel weißgelblich gebändert mit weißen Federspitzen, bleibt selbst im Winter, brütet zweimal im Sommer und ist wenig scheu, aber auch seines großen Nutzens wegen als Insektenvertilger schonenswert.

Baumöl oder Olivenöl heißt das aus den Oliven, den Früchten des Ölbaums (s. d.), gewonnene fette Öl, welches schon seit den ältesten Zeiten einen wichtigen Gegenstand der Industrie und des Handels bildete. Je nach der Verschiedenheit des Bodens, auf dem der Ölbaum kultiviert wird, der Spielart, der größern oder geringern Reife der Früchte, der Behandlung derselben beim Auspressen, kommt es im Handel von sehr verschiedener Güte vor. Das feinste und beste Öl fließt teils von selbst aus den völlig reifen Oliven aus, teils wird es aus sorgfältig eingesammelten, reifen und gut sortierten Früchten durch gelindes Pressen gewonnen. Es führt den Namen Jungferöl (huile vierge superfine et fine) und dient als bestes Tafelöl. Geringere, aber immer noch gute, genießbare Sorten werden durch schärferes Pressen oder aus minder gewählten Früchten bereitet. Das gewöhnlich so genannte B., welches in der Regel nicht mehr zu Speisen verwendet wird, erhält man durch Behandlung des Preßrückstandes mit heißem Wasser und heißes Pressen. Durch fortgesetztes Pressen und Zerquetschen, namentlich unreifer und schlechter Früchte, wird eine noch geringere, dickliche, grünliche, von Geschmack und Geruch widrige Sorte von B. erzeugt, das bei der Seifenbereitung und andern technischen Zwecken in Anwendung kommt. In neuerer Zeit hat man das B. aus den Oliven außer durch Pressen auch durch Extraktion mittels Schwefelkohlenstoffs, und zwar mit großem Erfolg, darzustellen versucht.

Das beste Öl liefern das südl. Frankreich (Aix, Grasse und Marseille, woher der für alle feinern Sorten des B. gebräuchliche Name Provenceröl) und die benachbarten Küsten Italiens (Nizza, Genua, Pisa, Lucca). Sonst produzieren Öl für den Handel Spanien (Mallorca, Valencia, Granada, Sevilla), Portugal (Coimbra), Neapel, Griechenland, Candia, Nordafrika und die Levante. Das griech., levantin. und calabres. Öl gehört zu den geringern Sorten. Das feinste Provenceröl ist von weißlicher oder hellgelber Farbe, durchscheinend, sehr mild schmeckend, geruchlos und verbrennt ohne Rauch und Übelgeruch. Die gelblich-grünen geringern Sorten entbehren dieser Eigenschaften. Manche Sorten erstarren teilweise schon bei + 10° C., andere jedoch erst einige Grade über oder sogar erst unter Null. Durch Raffinieren mit Kohlenpulver kann das ordinäre B. gereinigt und ranzig gewordenes wieder verbessert werden. Durch Aufbewahrung in unreinen, bleihaltigen, kupfernen und messingenen Gefäßen an warmen Orten wird das B. leicht vergiftet. Feinere und teurere Sorten unterliegen häufig der Verfälschung durch Nuß-, Mohn- und Buchöl, welche nicht leicht zu entdecken ist. In der Materia medica dient das Olivenöl sowohl innerlich (z. B. bei Vergiftungen) als äußerlich, namentlich zur Bereitung von Salben und Pflastern. Als Brennöl wird es vorzüglich im südl. Europa gebraucht; sehr beträchtlich ist seine Verwendung zu Seife, besonders in der marseiller Seifenfabrikation und in der Türkischrotfärberei. Für den letztgenannten Zweck gibt man dem sauern, trüben B. (Tournantöl) den Vorzug. Das Salböl der Alten und das Chrisma (s. d.) der Katholiken bestand und besteht noch in Olivenöl.

Baumschlag nennt man in der Natur die Form der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Laubwerk nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit,

den zeichnenden Künsten die Art der Darstellung derselben, besonders die Darstellung der Belaubungsart.

Baumschule und Baumzucht, s. unter Obstbaumzucht und Waldbau.

Baumseide, baumwollenes und wollenes, hauptsächlich in Hamburg, Lübeck, Lüneburg und in Westfalen gefertigtes Zeug.

Baumstark (Anton), Philolog, geb. 14. April 1800 zu Sinzheim in Baden, besuchte das Lyceum zu Rastatt, studierte seit 1820 in Heidelberg, erhielt 1826 eine provisorische Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Freiburg und wurde 1829 an demselben Professor. Im J. 1836 wurde er zum ord. Professor der Philologie an der Universität Freiburg und zum Direktor des philolog. Seminars ernannt. Außer mehrern kleinern Schriften veröffentlichte er die dem Maximus Planudes zugeschriebene griech. Übersetzung von Cäsars Werken über die Gallischen Kriege (Freiburg 1831), eine kommentierte Ausgabe des Cäsar (Freiburg 1832), eine Übersetzung des Cäsar (8 Bdchn., Stuttg. 1837; 3. Aufl. 1854), «Blüten der griech. Dichtkunst in deutscher Nachbildung» (6 Bde., Karlsr. 1840) und das für die altdeutsche Verfassungsgeschichte wie für Erklärung der «Germania» des Tacitus bedeutende Werk: «Urdeutsche Staatsaltertümer» (Berl. 1873). Hieran schloß sich eine: «Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Teils der Germania des Tacitus» (Lpz. 1875), ferner eine kommentierte Ausgabe der «Germania» für Studierende (Lpz. 1876), eine deutsche Übersetzung derselben Schrift (Freiburg 1876) und eine «Ausführliche Erläuterung des besondern völkerschaftlichen Teils der Germania des Tacitus» (Lpz. 1880). Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: «Zur Neugestaltung des bad. Schulwesens» (Lpz. 1862) und «Friedr. Aug. Wolf und die gelehrte Schule» (Lpz. 1864). Unter dem Pseudonym Hermann vom Busche veröffentlichte er: «Friedr. Karl von Moser» (Stuttg. 1846), «Die ...eie religiöse Aufklärung» (2 Bde., Darmst. 1846), «Populäres Staatslexikon» (Stuttg. 1847—51). ...nde 1871 beschloß B. seine akademische Lehrthätig...it; er starb 28. März 1876. Seine «Lebensge...ichte, von ihm selbst verfaßt» gab sein Sohn ...einhold B. heraus (Freiburg 1876). — **Reinhold** ..., des vorigen Sohn, geb. 24. Aug. 1831 in Frei...rg, studierte daselbst Jurisprudenz, trat 1852 in ... jurist. Praxis, wurde 1857 Amtsrichter und ...64 Kreisgerichtsrat in Konstanz. Viel Aufsehen ...egte seine Schrift: «Gedanken eines Protestanten ...er die päpstl. Einladung zur Wiedervereinigung ...t der röm.-kath. Kirche» (4. Aufl., Regensb. 1868), ...h deren Veröffentlichung B. zum Katholizismus ...rtrat und bis zur Neubegründung des Deutschen ...ichs Mitglied der ultramontan-großdeutschen Par... in der bad. Kammer war. Von seinen weitern ...riften sind zu erwähnen: «Mein Ausflug nach ...anien» (Regensb. 1868; 2. Aufl. 1869), «Don ...ncisco de Quevedo» (Freiburg 1871), «Fegfeuer...präche» (Freiburg 1871), «Columbus» (Münst. ...4), «Cervantes» (Freiburg 1875), «Philipp II.» ...eiburg 1875), «Thomas Morus» (Freiburg 1879). ...t seinem Bruder **Hermann** (gest. 2. Febr. 1876 ...Cincinnati) gab er heraus: «Unsere Wege zur ... Kirche» (Freiburg 1871). Außerdem übersetzte ...ervantes' «Musternovellen» (2 Bde., Regensb. ...8) und Calderons «Dame Kobold» (Wien 1869). ... J. 1878 trat B. in den Ruhestand. Im Spät...r 1879 wieder in den Landtag berufen, war er für Herstellung des kirchlichen Friedens thätig, was ihm die Feindschaft seiner frühern Parteigenossen zuzog; darüber verbreitet er sich in der Schrift: «Die Wiederherstellung der kath. Seelsorge im Großherzogtum Baden» (Freiburg 1880). Nach Schluß des Landtags trat er als Oberamtsrichter in Achern in den Staatsdienst zurück. — Ein dritter Sohn, **Christian** B., geb. 1836, studierte in Tübingen und Heidelberg Theologie und Philosophie; war dann Pfarrer in Haag im badischen Odenwald, seit 1880 zu Auggen im badischen Oberland, und schrieb «Christliche Apologetik auf anthropologischer Grundlage» (Frankf. a. M., Bd. 1, 1872; Bd. 2, 1879), «Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat nach den Bedürfnissen der Gegenwart» (Heidelb. 1873) und: «Zum kirchlichen Frieden» (Straßb. 1880). In letzterer Schrift redet er im Gegensatz zum Modus vivendi einer prinzipiellen Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat das Wort. — Ein vierter Sohn, **Adolf** B., geb. 1834, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Karlsruhe, schrieb eine Broschüre «Was ist das Recht?» (Mannh. 1874).

Baumstark (Eduard), Nationalökonom, Bruder von Anton B., geb. 28. März 1807 zu Sinzheim in Baden, besuchte das Lyceum zu Rastatt, studierte seit 1825 zu Heidelberg Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, habilitierte sich 1829 daselbst als Privatdocent, und folgte 1838 einem Rufe als außerord. Professor nach Greifswald. Er übernahm hier die Aufsicht über die staats- und landwirtschaftliche Akademie zu Eldena sowie die Professur der Volks- und Staatswirtschaft, wurde 1842 zum ord. Professor an der Universität ernannt, und 1843 zum Direktor der Akademie. Durch strenge Disciplin und Förderung echt wissenschaftlich-praktischen Geistes hat er sich große Verdienste um diese bis 1876 bestehende Anstalt erworben. Im J. 1848 von seinem Kreise in die preuß. Nationalversammlung gewählt, wurde er bald der Führer der Rechten; 1849 erfolgte seine Wahl in die Erste Kammer, wo er seinen Platz im linken Centrum nahm, auch zum Vizepräsidenten erwählt wurde. Von der Ersten Kammer 1850 in das Staatenhaus nach Erfurt entsendet, stimmte er hier für die Annahme der Unionsverfassung im ganzen. Unter dem Ministerium Hohenzollern-Auerswald erfolgte sein Eintritt in das Herrenhaus, wo er zur Linken gehörte. Im J. 1856 wurde B. zum Geh. Regierungsrat und 1859 zum Mitglied des Landesökonomiekollegiums ernannt; 1864 wurde ihm das Kuratorium der Universität zu Greifswald mit übertragen. In seiner weitern parlamentarischen Wirksamkeit im Herrenhause und als Vertreter des Wahlkreises Greifswald-Grimmen im Konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes schloß sich B. der nationalliberalen Partei an. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind aus früherer Zeit «Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit» (Heidelb. 1833) und die «Kameralistische Encyklopädie» (Heidelb. 1835) hervorzuheben. Zu Ricardos «Grundgesetze der Volkswirtschaft», die er ins Deutsche (Lpz. 1837; 2. Aufl., 1. Bd., 1877) übertrug, hat er «Volkswirtschaftliche Erläuterungen» (Lpz. 1838) veröffentlicht. Später (1848) begründete er die «Jahrbücher der staats- und landwirtschaftlichen Akademie Eldena», für welche er Beiträge lieferte, unter denen der auch besonders erschienene «Zur Einkommensteuerfrage» (Greifswald 1849) von

praktischem Einfluß wurde. Außerdem schrieb er noch: «Zur Geschichte der arbeitenden Klassen» (Greifsw. 1853) und «Einleitung in das wissenschaftliche Studium der Landwirtschaft» (Berl. 1858). Mit von Waldbrühl (Zuccalmaglio) veröffentlichte er «Bardale. Sammlung auserlesener Volkslieder der verschiedenen Völker der Erde» (Lpz. 1836). Seine Ansichten über Musik hat er in der Gedächtnisschrift «A. Fr. J. Thibaut» (Lpz. 1841) niedergelegt.

Baumwachs ist eine klebrige Masse von verschiedener Konsistenz, welche zum Bedecken kleiner Baumwunden dient. Für die Lebensdauer der Obst- und Zierbäume ist es von Wichtigkeit, daß alle durch Ausputzen oder durch ein Ungefähr entstandenen Wunden, nachdem sie mittels eines recht scharfen Messers geglättet worden, durch Bedeckung mit B. gegen die Einwirkung der Atmosphärilien, insbesondere gegen die austrocknende Luft geschützt werden. Hierdurch wird zugleich die «Überwallung», d. h. der natürliche Schluß der Wunde durch Bildung neuer Zellgewebemassen von der Rinde her gefördert. Ebenso unerläßlich ist die Anwendung des B. bei der Veredelung. Man unterscheidet warm- und kaltflüssiges B.

Um warmflüssiges oder gewöhnliches Baumwachs zu bereiten, läßt man 2 Teile gelbes Wachs, 1 Teil weißes Pech und ½ Teil Schweinefett über gelindem Kohlenfeuer zergehen und setzt unter beständigem Umrühren 1 Teil dicken Terpentin zu. Man gießt die flüssige Masse in kaltes Wasser und formt sie, wenn sie etwas erhärtet ist, zu Stangen. Dieses B. muß vor seiner Anwendung erwärmt und, wenn es flüssig geworden ist, mittels eines Borstenpinsels auf recht festes Papier gestrichen werden, welches man später in beliebig lange und 1½ cm breite Streifen schneidet. Mit letztern wurden früher viel allgemeiner als jetzt die beim Veredeln entstandenen Wunden bedeckt.

Kaltflüssiges Baumwachs, welches direkt über die Wunden gestrichen wird, bereitet man, indem man ½ kg weißes Pech schmilzt und dann langsam und vorsichtig 50—80 g Weingeist zusetzt. Man bewahrt diese Mischung in gut verschlossenen Blechbüchsen an einem kühlen Orte auf. Sollte sie mit der Zeit konsistenter werden und sich nicht mehr leicht aufstreichen lassen, so wird sie erwärmt und wieder mit etwas Weingeist versetzt. Ältere und große Wunden, welche länger als ein Jahr gebrauchen, um zu verheilen, werden dadurch gegen Austrocknung und das Eindringen der Feuchtigkeit geschützt, daß man sie mit dickflüssigem Steinkohlenteer überstreicht.

Baumweißling oder Heckenweißling (*Pieris crataegi*), einer der schlimmsten Obstbaumschädiger aus der Gattung Weißling (s. d.), in der Familie der Tagschmetterlinge, in frühern Jahren fast noch verheerender als der Kohlweißling (s. d.) für den Gemüsegarten, aber in neuerer Zeit, infolge mehrfach während der Begattungszeit eingetretener ungünstiger Witterung, seltener geworden. Er ist durch ganz Europa verbreitet, findet sich aber auch in Asien bis nach Japan. Alle vier Flügel des Schmetterlings sind weiß und von schwarzen Rippen durchzogen, welche in den schwärzlichen Flügelsaum einmünden. Seine Hauptflugzeit fällt zwischen Mitte Juni und Mitte Juli. Während dieser Zeit legt das Weibchen bis 200 Eier dicht nebeneinander auf die Oberfläche der Blätter der Apfel-, Birn- und Zwetschenbäume, auch des Weiß- und des Schwarzdorns. Die schon Ende August auskommende Raupe ist ausgewachsen an Kopf und Beinen schwarz, sonst bleigrau, oben mit weißlichen Borstenhaaren besetzt und mit drei schwarzen und dazwischen zwei rotbraunen Längsstreifen bezeichnet. Die Räupchen halten sich zusammen und überwintern, nachdem sie das ihnen zunächst liegende Laub aufgezehrt, in einem gemeinschaftlich angefertigten Gespinste, das nach dem Laubfall wegen der mit eingesponnenen Blätter schon von weitem sichtbar ist. Im Frühjahre ziehen sie bald aus, weiden die Knospen ab und fertigen sich ein neues, geräumigeres Nest, in das sie sich abends oder bei nasser, kalter Witterung zurückziehen. Nach der letzten Häutung wachsen sie sehr schnell. Ist die Witterung dauernd mild geworden, so kehren sie nicht mehr in das Gespinst zurück, halten sich aber noch eine Zeit lang zusammen, bis sie sich endlich zerstreuen, um sich einzeln zu verpuppen. Die Puppe hängt an der Hinterleibsspitze und mitten um den Leib durch einen Faden festgehalten aufrecht an Zweigen in Bäumen, an Baumstämmen, Wänden u. s. w. und ist gelb und regelmäßig schwarz punktiert. Beim Auskriechen aus der Puppenhülle im Juni lassen die Schmetterlinge einen Tropfen roten Saftes fließen, der Veranlassung zur Sage vom Blutregen gegeben hat. Die Gespinste des B. nennt man zum Unterschiede von denen des Goldafters (s. d.) kleine Raupennester. Man erwehrt sich dieser Obstbaumschädiger dadurch, daß man im Herbst die Nester mit der Raupenschere abschneidet oder im Frühjahre, solange die Raupen noch beisammen leben, mittels der Raupenfackel verbrennt.

Baumwolle (frz. coton, engl. cotton) ist der flaumartige, faserige Stoff, welcher die Samenkörner der Baumwollstaude einhüllt. Die Pflanzengattung, welche die B. hervorbringt, die Baumwollstaude (Gossypium *L.*) gehört in die Familie der Malvaceen. Ihre Arten sind teils Sträucher, teils ausdauernde oder häufig nur einjährige Kräuter, welche ursprünglich sich wild nur im tropischen Asien und Afrika finden, jetzt aber in den wärmern Ländern der ganzen Erde in Menge angebaut werden. Sie haben alle drei- bis fünflappige, in ihrer frühern und frühesten Periode oft mit schwarzen Punkten bestreute Blätter und ziemlich große, [illegible] gelbe, fünfblätterige, sehr vergängliche Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehen und am Grunde mit drei großen, herzförmigen, eingeschnitten gezähnten, verwachsenen Hüllblättern umgeben sind. Die Frucht ist drei- bis fünffächerig, springt bei der Reife in drei bis fünf Klappen auf und enthält mehrere Samen, in eine lange, dichte, meist [illegible] und nach dem Aufspringen elastisch hervorquellende Wolle eingehüllt, deren einzelne Haare in der Oberhaut der Körner wurzeln. In den verschiedenen Ländern werden jetzt auch verschiedene Arten [illegible] B. angepflanzt, die sich überdies durch eine [illegible] als tausendjährige Kultur in mancherlei Abarten zerteilt haben. In den meisten Küstenländern [illegible] Mittelländischen und Griechischen Meers baut [illegible] fast nur die einjährige krautartige Baumwollstaude (G. herbaceum *L.*), welche im Orient und Ägypten einheimisch ist und dort schon seit den ältesten [illegible] ten kultiviert wird. Dieselbe findet sich auch [illegible] Deutschland, trägt jedoch nur in Gewächshäusern oder Treibkästen Blüten und reife Früchte. Eigentümliche Varietäten dieser Art werden im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas, in [illegible]

indien und Südamerika angepflanzt. In Peru und Mexiko fanden schon die ersten Entdecker Baumwollpflanzungen wie Baumwollzeuge vor. In Ostindien und China wird unter andern auch eine besondere Art, die gelbe Baumwollstaude (G. religiosum *L.*), häufig angepflanzt, die sich durch gelbe Samenwolle auszeichnet. In Westindien baut man besonders häufig sowohl die westindische (G. barbadense *Sw.*) als auch die rauchhaarige (G. hirsutum *Sw.*) Baumwollpflanze, welche beide strauchig ind; am Senegal aber vorzüglich die getüpfelte (G. punctatum *Schum.*). In Ostindien, Ägypten, dem wärmern Amerika und dem Innern Afrikas ist B. ins der wichtigsten, ja bisweilen das ausschließliche Produkt. Zur Kultur der B. wählt man einen odern, leichten, mit Sand gemischten, schon anebauten Boden. Nur darf, um gute B. zu erhalen, das Klima nicht zu trocken sein, weil sonst beim Mangel an Regen die Wolle kurz bleibt. Daher iefert das nördl. Indien keine oder nur wenig rauchbare B., während die südl. Halbinsel Indiens ein brauchbares Produkt in Menge erzeugt. S. unter **Baumwollindustrie.**) Neuerdings at auch in Australien die Baumwollkultur ziemich bedeutende Fortschritte gemacht und die dort zeugten Sorten haben sich zum Teil als ganz auszeichnete erwiesen. Infolge der durch den amerik. ürgerkrieg gehemmten Produktion und Ausfuhr er dortigen B. sind Anstrengungen gemacht woren, die Baumwollkultur in Ostindien und Italien Neapel, Sicilien, Insel Sardinien) emporzubrinen; große Erfolge hierin erfordern aber eine länere Zeit. Auch die Verarbeitung chinesischer B. europ. Fabriken ist durch diese Krisis veranlaßt orden. Die Merkmale einer guten B. bestehen rin, daß die Wolle weiß, lang, seidenartig, fest, n und ohne Unreinigkeiten ist.

In der **Heilkunde** dient die B. und die aus ihr eitete **Watte** als einhüllender, wärmender Stoff d neuerdings mehr als früher auch als Verbandttel bei Wunden. In letzterer Hinsicht haben die fahrungen der letzten Kriege sowie der großen itäler zu Prag, Berlin u. s. w. sie zu einer Nebuhlerin der leinenen Charpie gemacht. Auch wendet man sie zur Herstellung der Moxa (s. d.). ßerdem gebraucht man die Schießbaumwolle d.) zur Bereitung des Kollodium (s. d.).

Baumwollindustrie. I. Technisch. Die Baumlle ist das wichtigste Rohmaterial der Textilindu-, dessen Verarbeitung einen der interessantesten erblichen Prozesse darstellt. Schon während des mmelns wird die Baumwolle sortiert, indem unreifen und verdorbenen Teile ausgesondert den; das zurückbehaltene Material wird an der t getrocknet und sodann am Gewinnungsorte der ersten durch Maschinen ausgeführten Opeion, der des Egrenierens, unterworfen, durch lche die Trennung der Fasern von den Samenern und den noch anhängenden Kapseln bewirkt d. Von den zu dieser Arbeit verwendeten Manen sind, abgesehen von den ältern, teilweise sehr mitiven Konstruktionen, namentlich zwei Systeme erkenswert, das der Säge- und das der Kammreniermaschine.

Die **Säge-Egreniermaschine** (s. Tafel: **umwollindustrie**, Fig. 1) hat als hauptlich wirkenden Bestandteil den in der Abbildung a bezeichneten Cylinder, der abwechselnd aus itsägen und aus hölzernen Scheiben zusammengesetzt ist, welch letztere die Sägen in einer Entfernung von 18 mm auseinanderhalten und, da ihr Durchmesser kleiner als der der Sägeblätter ist, die Zähne derselben hervortreten lassen. Über dem Sägecylinder ist ein aus gebogenen flachen Eisenstangen bestehender Rost c c derart angebracht, daß die Zähne der Sägen durch die engen Zwischenräume der Stäbe hindurchgreifen. Dieser Rost ist einerseits bei o um die Scharniere drehbar befestigt, andererseits bei d durch die Stellschrauben e nach Belieben höher oder tiefer zu stellen, je nachdem die Zähne mehr oder weniger hervortreten sollen. Auf denselben wird die zu egrenierende Baumwolle geschüttet; die Zähne des rotierenden Sägecylinders erfassen die Fasern und ziehen sie durch den Rost hindurch, und da die Körner nicht folgen können, wird die Wolle von ihnen abgerissen. Hinter dem Sägecylinder ist die mit Haarbüscheln dicht besetzte Bürstenwalze b gelagert, welche dazu dient, die an den Zähnen der Säge sitzende Baumwolle abzustreifen und in der Richtung der Pfeile 2, 3 über die Platte t aus der Maschine fortzuführen, während die von den Fasern abgelösten Körner durch den Schlitz bei k über die Platte d zur Erde fallen. Die durch eine Art Scheidewand getrennten Räume unterhalb der beiden Walzen dienen zur Aufnahme der Schmutz- und Staubteile, die, schwerer als die Baumwolle, durch die Centrifugalkraft nach unten geschleudert werden. Eine derartige Maschine mit 80 Sägeblättern auf dem Cylinder liefert, durch Dampf betrieben, in zehn Stunden etwa 625—675 kg von etwa 2500 kg Rohmaterial; da sie aber die Fasern zu sehr angreift, wird sie nur bei geringern, kurzfaserigen Sorten angewendet.

Weit mehr wird die Faser durch die (auf Tafel: **Baumwollindustrie**, Fig. 2 im Vertikalschnitt dargestellte) **Kamm-Egreniermaschine** geschont, deren Konstruktion und Wirkungsweise aus Folgendem verständlich ist. In Fig. 2 bezeichnet A eine mit weichem Büffelleder überzogene Walze, welche in der Richtung des Pfeils rotiert, hierbei die Fasern der ihr zugeführten Baumwolle erfaßt und mit sich führt, während das ihrem Umfange möglichst nahe gestellte Messer a die Samenkörner zurückhält, welche durch zwei sich schnell auf- und niederschwingende Messer b b′ von den Faserbüscheln abgerissen werden, um zwischen den Stäben des Rostes i unten herauszufallen; die Messer b b′ sitzen an den Enden der Hebel c und erhalten ihre Bewegung von einer im untern Teile des Maschinengestells gelagerten Welle aus mittels zweier Excenter und der Excenterstangen d d′. Die rohe Wolle wird auf einem Lattentuch ausgebreitet, welches über zwei Spannwalzen r gelegt ist und durch diese eine fortschreitende Bewegung erhält; sie geht unter der Riffelwalze h durch und wird von einer Stachelwalze s in den Trog H J geworfen, um endlich durch den schwingenden Kamm J periodisch gegen die Lederwalze A geschoben zu werden. Die schnell rotierende Riffelwalze G entfernt die egrenierte Wolle von der Walze A und läßt sie in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Behälter fallen. Auf derselben Idee, wie sie der eben beschriebenen Konstruktion zu Grunde liegt, basiert auch die neuere von Platt Brothers u. Comp. in Oldham gebaute Maschine, die, mit mannigfachen Änderungen und Verbesserungen versehen, eine Leistung von 60—100 kg gereinigter Baumwolle in der Stunde ergibt.

Das so gewonnene Produkt bildet, mittels hydraulischer Pressen zu Ballen von durchschnittlich 200 kg Gewicht zusammengepreßt, einen der bedeutendsten Handelsartikel der Welt. Die Baumwolle hat entweder eine rein weiße Farbe, oder sie ist weiß mit einem Stich ins Gelbe, Blaue, Rote oder Graue; nur die sog. Nanking-Baumwolle, aus welcher der echte Nanking erzeugt wird, hat eine stark gelbbraune Färbung. Die einzelnen Fasern sind plattgedrückte, schraubenartig gedrehte Röhrchen von 13—36 mm Länge und 0,011—0,042 mm äußerm Durchmesser und bestehen fast nur aus reiner Cellulose. Die Güte einer Baumwollsorte wird durch Länge und Feinheit, Glanz und Farbe, sowie durch Festigkeit und Elasticität der Fasern bedingt.

Im Handel unterscheidet man nach dem Orte des Wachstums sieben Arten. 1) **Nordamerikanische Baumwolle:** Sea-Island oder lange Georgia, die geschätzteste aller Baumwollsorten; Louisiana, Alabama, Florida, kurze Georgia, Tennessee. 2) **Südamerikanische Baumwolle.** a) Brasilianische: Pernambuco, Ceara, Bahia, Maranham; b) Guiana: Surinam, Demerara, Berbice, Cayenne; c) Columbische: Varinas, Barcelona, Cartagena; d) Peruanische: Lima und Payta. 3) **Mittelamerikanische Baumwolle.** Westindische: Haïti, Portorico, Guayanilla, Cuba. 4) **Ostindische Baumwolle:** Surate, Bombay, Broach, Dhollerah, Manilla, Singapore, Bengal, Madras. 5) **Levantinische Baumwolle:** Macedonische, Smyrna, Levantinische im engern Sinne. 6) **Afrikanische Baumwolle:** Bourbon, Senegal, Ägyptische. 7) **Europäische Baumwolle.** Spanische: Motril. Italienische: Castellamare, Biancavilla, Sicilianische.

Um die in stark gepreßtem Zustande in den Handel kommende Baumwolle zu Garn verarbeiten zu können, muß dieselbe zunächst aufgelockert und von allen noch anhaftenden Unreinigkeiten befreit werden. Zu den diese Arbeit verrichtenden Maschinen gehört der auf Tafel: Baumwollindustrie in Fig. 3 dargestellte **Klopfwolf** oder **Whipper**, bei welchem innerhalb eines hölzernen Gehäuses zwei mit Schlagarmen versehene, horizontale Wellen in schneller Umdrehung sich befinden. Die Schlagarme sind so gestellt, daß diejenigen der einen Welle zwischen denen der andern Welle hindurchgehen; den Zwischenräumen beider entsprechen außer dem im Innern des Gehäuses in zwei Reihen angeordnete feststehende Stäbe. Wird nun die Baumwolle mittels eines endlosen Lattentuchs und zweier Speisewalzen in das Innere des Gehäuses geführt, so erfolgt eine energische Auflockerung derselben, indem die oft bis zu einer an die Beschaffenheit des Holzes erinnernden Dichtheit komprimierten Wollhaufen zerschlagen und so in kleinere Büschel verwandelt werden. Fig. 4 zeigt eine Auflockerungsmaschine anderer Art, den sog. Öffner (opener), bei welchem die Bearbeitung der Baumwolle durch vier mit daumenförmigen Erhöhungen (Zähnen) versehene Trommeln erfolgt, die die Baumwolle von einem Zuführungsapparat empfangen und wiederholt gegen eine feststehende Reihe ähnlicher Zähne werfen; unterhalb dieser Schlagtrommeln ist ein aus dünnen Eisenstäben zusammengesetzter Rost angebracht, durch welchen alle fremdartigen Körper (Sand, Laub, Samenkörner) hindurchfallen. Die auf solche Weise aufgelockerte und von groben Verunreinigungen befreite Baumwolle passiert hierauf noch zwei mit feinmaschigem Drahtgewebe überzogene Trommeln, aus deren Innerm durch einen Ventilator die Luft abgesaugt wird. Indem sich die Baumwolle an den Umfang dieser Siebe anlegt, wird sie durch die durchdringende Luft von den feinsten Staubteilen sowie von den allzu kurzen Härchen befreit.

Eine der wichtigsten Vorbereitungsmaschinen der Baumwollspinnerei, deren Wirkung der der oben beschriebenen ähnlich, ist die **Schlagmaschine**, die zur weitern Reinigung der von dem Whipper oder Öffner gelockerten Baumwolle dient und deren Einrichtung aus Fig. 5, 6 u. 7 auf Tafel: Baumwollindustrie ersichtlich ist. Die Baumwolle wird hier, auf einem Lattentuche ausgebreitet, durch ein Paar Riffelwalzen dem im Innern des Gehäuses a (Fig. 5) rotierenden Schlagflügel zugeführt, der aus zwei oder drei Stahlschienen besteht, welche durch mehrere Armkreuze mit einer in schneller Umdrehung befindlichen Welle in Verbindung stehen; die Schienen sollen auf die zwischen den Speisewalzen hervortretende Wolle in rascher Aufeinanderfolge schlagend wirken und so die noch vorhandenen büschelweisen Anhäufungen auflösen. Unterhalb des Schlagcylinders ist ein Rost angebracht, durch dessen Spalten die gröbern Unreinigkeiten entweichen. Die Baumwolle passiert den sog. Flugraum b und vereinigt sich auf dem Umfang der Siebtrommel c, aus deren Innerm die Luft durch einen Ventilator beständig entfernt wird, zu einer dünnen Watte, die von dem Walzenpaar d abgelöst, zwischen den Walzen e f g h verdichtet und auf einer großen Holzspule i zu einem Wickel geformt wird. Damit die Ablösung der Baumwolle von der Siebtrommel leichter von statten geht, ist im Innern derselben ein Schirm l angebracht, der den Windstrom an der betreffenden Stelle unterbricht, indem er an der feststehenden Welle der Trommel befestigt ist, während die Trommel selbst sich mittels Hohlzapfen um dieselbe dreht. Fig. 6 zeigt eine einfache Schlag- und Wickelmaschine in perspektivischer Ansicht. [illegible] für kurze Fasern die wirkende Kante des Schlagflügels der Stelle möglichst nahegebracht werden kann, an welcher die Wolle zwischen den Walzen vortritt, hat man die Zuführungswalzen [illegible] Erfolg durch eine Art Mulde a und eine über[illegible]gelagerte Stachelwalze b (in Fig. 7) ersetzt.

Der auf diesen Maschinen hergestellte Wickel [illegible] langt zu den **Kratzen**, auch Karden oder Kre[illegible] genannt, welche die Aufgabe haben, denselben in [illegible] zusammenhängendes Band von möglichster Gleichförmigkeit und Reinheit zu verwandeln. Die [illegible]tenden Teile der Kratzmaschinen sind die Kratz[illegible] oder Kardengarnituren, Lederstreifen, die [illegible]kelig gekrümmten Drahthäkchen dicht besetzt [illegible] eigentümliche Wirkungsweise dieser Kratzbeleg[illegible] auf Tafel: Baumwollindustrie durch Fig. [illegible] 9 erläutert. Bei Fig. 8 sind die Drahthäkchen [illegible] Richtung ihrer Spitzen einander entgegenge[illegible] man sich die untere mit Baumwollbüscheln [illegible] und in Ruhe befindlich, die obere b hingegen [illegible] rechts, also entgegengesetzt der Richtung des [illegible]zeichneten Pfeils, über dieselbe hinbewegt, so [illegible] die Häkchen des sich bewegenden Kratzenbe[illegible] allen Stellen des ruhenden, wo Baumwolle [illegible]fluß vorhanden, einen Teil derselben wegne[illegible] an den frei gebliebenen Stellen wieder ab[illegible] daß nicht nur eine vollständige Auflösung der [illegible]schel, sondern auch gleichmäßige Verteilung [illegible] Beschläge die Folge ist. Fig. 9 zeigt dagegen [illegible]



BAUMWOL

MASCHINEN ZUR BEAR

1. Sägen-Egreniermaschine.

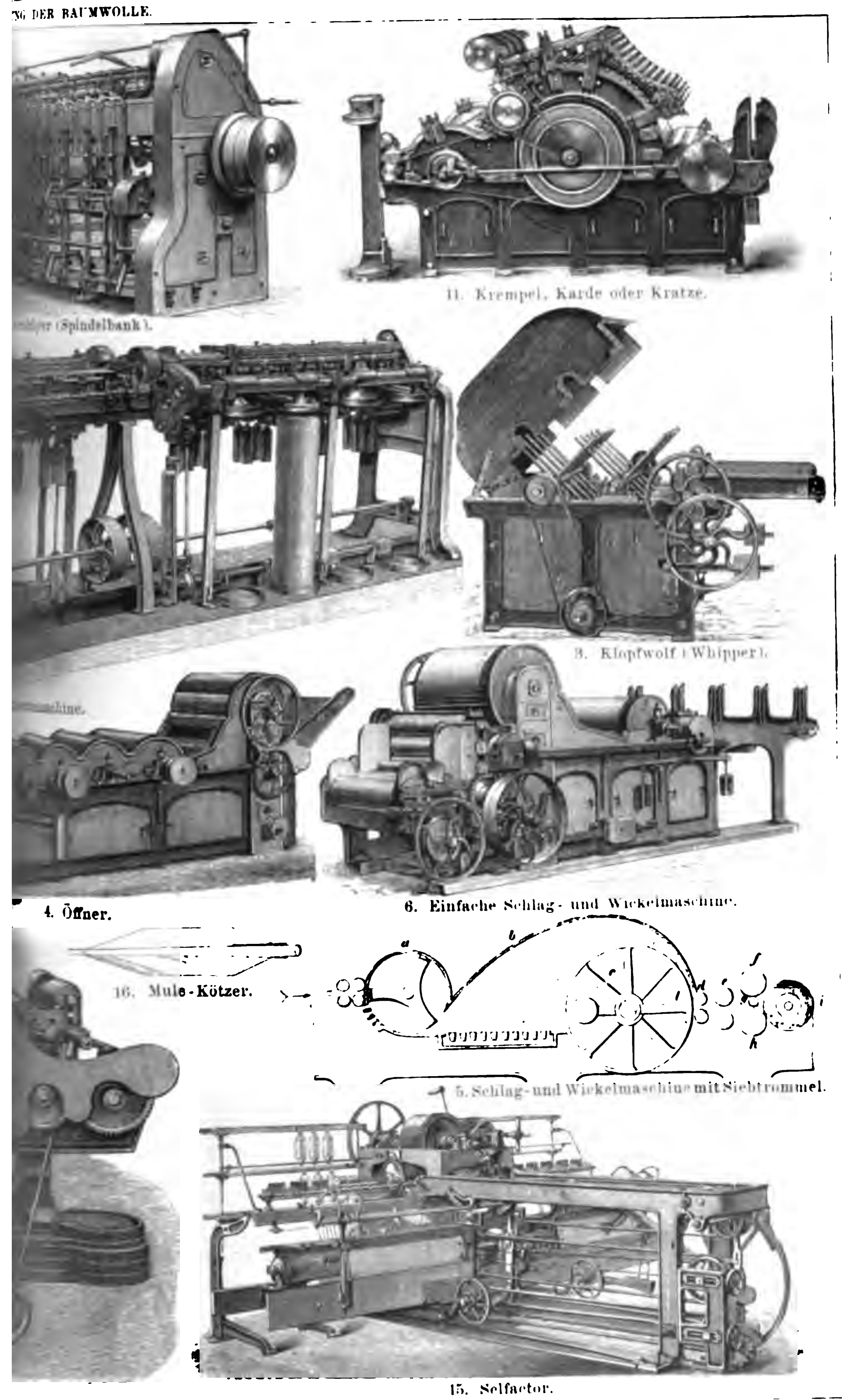
2. Kamm-Egreniermaschine.

14. Wetermaschine (Drosselmaschine).

8. 9. Wirkungsweise der Kratzen.

7. Wirkungsweise der Schlagflügel.

10. Schimmels Automat-Krempel.



11. Krempel, Karde oder Kratze.

...chläger (Spindelbank).

3. Klopfwolf (Whipper).

...maschine.

4. Öffner.

6. Einfache Schlag- und Wickelmaschine.

16. Mule-Kötzer.

5. Schlag- und Wickelmaschine mit Siebtrommel.

15. Selfactor.

Zu Artikel: Baumwollindustrie.

Kratzenbeschläge, deren Häkchen nach derselben Richtung gebogen sind. Ist der obere a mit Fasern bedeckt und bewegt sich in der Richtung des eingezeichneten Pfeils über den untern hin, so wird das gesamte Material auf den untern Beschlag übergehen. Auf diese beiden Bewegungsarten gründet sich die eigentliche Funktion der Kratzmaschinen, in welchen um eine mit Kratzen besetzte, rotierende große Walze (Trommel oder Tambour) eine Anzahl kleinerer Walzen (Arbeiter oder Wender) oder auch mit Kratzenbeschlag versehene festliegende Deckel, resp. Walzen und Deckel abwechselnd, angeordnet sind, sodaß die durch einen Speiseapparat zugeführte Baumwolle in einzelne Fasern gesondert und zu einem zarten, an den Drahthäkchen des Tambours sitzenden Vlies umgestaltet wird, welches bei der in Fig. 9 angenommenen Stellung der Häkchen auf den Umfang einer folgenden Walze, des Abnehmers, übertragen, gleichzeitig durch Zusammenschieben der Fasern verdichtet, endlich mittels einer feinzahnigen, in schneller Schwingung begriffenen Stahlblechschiene (Hacker) abgelöst, in einem Trichter zu einem schmalen Band zusammengedrängt und in dieser Form in einen Blechtopf abgeführt wird. Die Fig. 10 und 11 der Tafel: Baumwollindustrie stellen einige der gebräuchlichsten Konstruktionen dar, die auf die oben beschriebene Art funktionieren. Zu bemerken ist noch, daß diese Maschinen mit einem selbstthätig wirkenden Apparat zum Ausputzen der Kardenbeschläge versehen sind und die zur Aufnahme des fertigen Bandes dienenden Blechtöpfe in eine derartige Umdrehung versetzen, daß das Band sich möglichst gleichförmig legt und somit jeder Blechtopf eine möglichst große Menge desselben fassen kann.

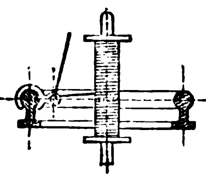
Nachdem die spinnbaren Fasern der Baumwolle gereinigt und zu einem Band von einiger Konsistenz vereinigt sind, handelt es sich zur Umwandlung desselben in Garn weiterhin darum, durch Zusammenlegen mehrerer Bänder (Doublieren) ein in der Stärke vollkommen gleichmäßiges Band zu bilden, bei welchem durch fortschreitende Dehnung (Strecken) eine parallele Lage der Fasern und die erforderliche Feinheit erreicht wird: Auf Tafel: Baumwollindustrie zeigt Fig. 12 eine Streckmaschine, die beide Operationen vollzieht. Die wirksamen Teile derselben sind paarweise mit entsprechendem Abstand voneinander angeordnete Walzen, von denen jedes Paar eine größere Umfangsgeschwindigkeit als das vorhergehende besitzt. Die in vier- bis achtfacher Anzahl zusammengelegten Bänder werden auf die fünf- bis sechsfache Länge ausgezogen, und das so erhaltene Band hat selbstverständlich eine weit größere Gleichmäßigkeit als die ursprünglichen erlangt. Das Zusammenlegen der Bänder erfolgt einfach dadurch, daß man dieselben in der bestimmten Anzahl gleichzeitig zwischen das erste Paar der Streckwalzen treten läßt. Da nun aber bei der geringen Konsistenz der von den Kratzen gelieferten Bänder sehr leicht eins derselben abreißen kann und dadurch die Gleichförmigkeit des Fabrikats, auf welche es vor allem ankommt, wesentlich beeinträchtigt werden würde, so hat man, um die Maschine von der Aufmerksamkeit der Arbeiter möglichst unabhängig zu machen, Vorrichtungen ersonnen, welche beim Reißen eines Bandes den ganzen Mechanismus zum Stillstand bringen. Die Firma Howard u. Bullough in Accrington benutzt bei der Mehrzahl ihrer diesen Zwecken dienenden Apparate die Wirkung der Elektricität, indem die nichtleitenden Baumwollbänder bei richtigem Gange der Maschine einen elektrischen Stromkreis unterbrochen halten, welcher, sobald ein Band an irgendeiner Stelle reißt, sofort geschlossen wird, wodurch ein Elektromagnet seinen Anker anzieht und so die Auslösungsvorrichtung in Thätigkeit setzt. Durch wiederholtes Doublieren und Strecken wird die vollständige Gleichmäßigkeit des Bandes erreicht, womit die Vorarbeiten der Spinnerei beendigt sind. Die Spinnmaschinen, welche die eigentliche Herstellung des Fadens übernehmen und in ihrer heutigen Gestalt zu den sinnreichsten Mechanismen zu zählen sind, zerfallen in Vorspinn- und Feinspinnmaschinen. Die von den Strecken gelieferten Bänder bedürfen, um in Garn verwandelt zu werden, noch einer bedeutenden Verfeinerung, die zwar auch durch fortgesetztes Strecken erreicht werden könnte, durch welche aber auf diesem Wege das Band eine solche Zartheit erlangen würde, daß ein häufiges Zerreißen unausbleiblich wäre; es muß also auf geeignete Weise dem Bande eine größere Festigkeit gegeben werden. Das einfachste Mittel hierzu ist ein mäßiges Zusammendrehen desselben, wodurch die Fasern einander genähert und zusammengehalten werden. Die fortschreitende Dehnung bei gleichmäßiger Drehung bildet daher die Operation des Vorspinnens. Man kann zwei Arten von Vorspinnmaschinen unterscheiden: solche, die dem Bande eine bleibende, und solche, die ihm nur eine vorübergehende Drehung erteilen.

Eine Vorspinnmaschine der ersten Art ist der sog. Rota-Frotteur oder Würgelmaschine, bei welcher außer einem gewöhnlichen Streckwerk ein sog. Würgelapparat vorhanden ist, der die hindurchgehenden Bänder nach erfolgter Streckung abwechselnd nach rechts und links zusammendreht; derselbe ahmt die Wirkung nach, welche man mit den flachen Seiten der zusammengelegten Hände ausübt, indem man ein dazwischengelegtes Band zusammenwürgelt. Der Apparat besteht für jedes einzelne Band aus einem über zwei Walzen gelegten endlosen Lederstreifen, auf welchen in der Mitte des obern freiliegenden Stücks eine mit Leder überzogene Walze drückt; diese beiden Organe fassen das Band zwischen sich und erhalten außer einer fortlaufenden Rotationsbewegung, durch welche das Band vom Streckwerk nach dem Blechtopf transportiert wird, eine wechselnde Hin- und Herschiebung in horizontaler, zur Bandlänge senkrechter Richtung, wodurch die erwähnte Zusammendrehung des Bandes in wechselnder Richtung erfolgt. Die jetzt am meisten angewendete Vorspinnmaschine ist die gleichfalls mit Streckwerk versehene Spindelbank oder Flyer, die im Gegensatz zu der Würgelstrecke ein Vorgespinst mit bleibender schwacher Drehung liefert. Die Fig. 13 der Tafel: Baumwollindustrie zeigt die äußere Ansicht dieser außerordentlich sinnreich konstruierten Maschine. Das gestreckte Band wird von den Vordercylindern nach der centralen Öffnung eines in schneller Rotation begriffenen gabelförmigen Flügels geführt und läuft durch den einen hohlen Arm desselben nach einer innerhalb des Flügels befindlichen, auf dessen Achse oder Spindel aufgesteckten Spule, deren selbständige Drehung so bemessen ist, daß gerade die vom Streckwerk gelieferte Fadenlänge in Form regelmäßig übereinandergelegter Windungen auf die Spule aufgewickelt wird. Es ergibt sich hieraus, daß der Faden zwischen Streckwerk und Flügel eine bleibende Drehung und damit die notwendige Festigkeit erhält, während

gleichzeitig die zu möglichster Schonung des Bandes dienende regelmäßige Zusammenwickelung desselben auf einer Spule zu Stande kommt. Jeder Flyer enthält eine größere Anzahl (40—100) in zwei Reihen angeordneter Spindeln und kann daher die gleiche Anzahl Bänder gleichzeitig bearbeiten. Das auf diese Weise erzeugte Vorgarn gelangt zuletzt auf die Feinspinnmaschine, durch welche dasselbe bis zu dem gewünschten Feinheitsgrad ausgezogen und sodann dem Faden eine bleibende, hinreichend starke Zusammendrehung erteilt, zugleich auch die Überführung der Fasern in die für den Spinnprozeß charakteristische schraubenförmige Lage erreicht wird. Man unterscheidet zwei Arten Feinspinnmaschinen: die Watermaschine und die Mulemaschine (beide mit Streckwerk ausgestattet), von welchen die letztere weit häufiger als die erstere angetroffen wird, weil sie eine allgemeinere Verwendung zuläßt und für grobe wie feine Sorten zu gebrauchen ist, wogegen die Watermaschine, die sich nur für grobe Garnsorten eignet, den Vorzug einfachern Baues und größerer Leistungsfähigkeit hat.

Die Watermaschine, auch Drosselmaschine genannt (s. Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 14), hat in ihrer Konstruktion große Ähnlichkeit mit dem in Fig. 13 dargestellten Flyer. Wie dieser enthält sie ein Streckwerk, für jeden Faden einen die Drehung erteilenden Flügel und eine zur Aufnahme des Gespinstes dienende Spule; aber während die letztere beim Flyer, der zarten Beschaffenheit des Vorgarns wegen, eine selbständige Drehbewegung von der Antriebwelle her empfängt, wird sie hier nur durch den in der Aufwickelung begriffenen Faden nachgezogen, wobei die aus ihrem Gewicht entspringende Reibung auf ihrer Unterstützungsfläche die angemessene Spannung des auflaufenden Fadens hervorbringt. Aus dieser Anordnung folgt schon, daß das Gespinst eine gewisse, durch stärkeres Zusammendrehen erzeugte Festigkeit besitzen muß, wenn nicht ein häufiges Abreißen des Fadens eintreten soll. Will man daher eine weiche Beschaffenheit des Feingespinstes, wie sie für manche Zwecke, z. B. zur Erzeugung gewirkter Waren, erforderlich ist, erreichen und darf daher nur eine schwächere Drehung erteilt werden, so ist die Watermaschine ebenso wie für die feinern Garnnummern nicht mehr verwendbar, doch ist man in neuerer Zeit bemüht gewesen, die Waterspinnmaschine zu verbessern und namentlich durch andere Konstruktion der Drehungs- und Aufwickelungsorgane teils erhöhte Produktionsfähigkeit infolge vergrößerter Geschwindigkeit, teils bequemere Bedienung (schnelles Auswechseln der gefüllten Spulen und leichtes Einziehen abgerissener Fäden) zu erzielen.

In diesem Sinne ist die jetzt vielfach in Anwendung gekommene Ring-Spinnmaschine bemerkenswert. An Stelle des zum Aufwinden des Garns dienenden Flügels tritt hier der Ring mit dem Läufer (s. beistehende Fig. 1, welche eine Ringspindel darstellt). Auf einem Metallringe mit dickem Rande läuft eine aus Draht gefertigte Öse im Kreise um, die entweder von einem Flügelarme geführt oder durch den Zug des auf die Spule sich aufwickelnden Garns nachgeschleift wird. Der Hauptvorzug dieser Maschine besteht indes in der Verbesserung der Spindeln (Rabbeth- u. Booth-Sawyer-Spindeln), deren adjustierbare Hals- und Fußlager vermöge der dadurch erzielten konzentrischen Stellung der Spindeln im Ring Geschwindigkeiten bis zu 11000 Touren in der Minute erreichen lassen (doch geht man zur Herstellung eines gleichmäßigen Gespinstes nicht wohl über 7—8000 Touren hinaus). Bei der in den beistehenden Fig. 2, 3 und 4 dargestellten Rabbeth-Spindel sind Hals- und Fußlager derart verbunden, daß die Spindel sich darin wie in einer einzigen Hülse hält; auch ist nur eine Spindelbank (statt der sonst üblichen zwei) zur Unterstützung derselben erforderlich. A ist die aus Stahl hergestellte Spindel, B eine fest auf diese getriebene gußeiserne Hülse, an deren unterm Ende der Wirtel C angegossen ist, D das bei E mit einer Büchse aus Neusilber versehene gußeiserne, Pfanne und Halslager in sich vereinigende Spindellager; die Höhlung H dient als Ölkammer; der Haken J ist angebracht, um das Herausziehen der Spindeln beim Abnehmen der Spulen zu verhindern. Der auf der Glocke ... sitzende Becher F hat zunächst die Aufgabe, ... Spule G in der richtigen Lage zu erhalten, ... Schlagen und Unrundlaufen derselben zu verhindern und für ihre Mitnahme durch die Spindel mehr Sicherheit zu gewähren; der Hauptzweck dieses Organs ist jedoch der, beim Auswechseln ... Abnehmen der leeren, beziehungsweise das ... setzen der gefüllten Spulen zu erleichtern, indem ... Umwickelung des Fadens um die leere Spule, ... früher, wie bei den Flyers, von der Hand ... mußte, durch dasselbe entbehrlich gemacht wird.


Fig. 1.

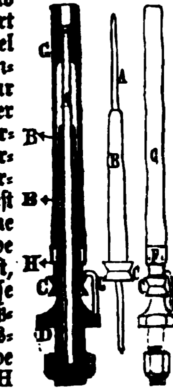


Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Die Fig. 15 der Tafel: Baumwollindustrie zeigt den auf dem Prinzip der Mulemaschine beruhenden Selfactor (so genannt, weil ... Arbeitsbewegungen von der Maschine selbst be... sorgt werden), welcher die vollkommenste ... Spinnmaschinen zu nennen ist. So mannigfache Verschiedenheiten die als Selfactor zu bezeichnenden Konstruktionen aufweisen, so ist doch der ... gedanke bei allen derselbe. Das Charakteristische des Selfactor besteht darin, daß zuerst ein ... stück von bestimmter Länge (etwa 1,5 m) ... wird, worauf die Fadenbildung aufhört ... Aufwickelung erfolgt, und zwar nicht auf ... sondern auf stählerne Spindeln von der aus ... ersichtlichen Form. Diese Spindeln (oft ... sind mit ihrem Bewegungsmechanismus auf ... Wagen angebracht, und in demselben Ver... in welchem das Streckwerk den Faden liefert, ... dieser durch den Umlauf der Spindeln ged... durch das Ausfahren des Wagens in ges... Zustande erhalten. Sobald der Wagen an ... seiner Bahn angelangt ist, bleibt das St... stehen und die Fadenlieferung hört auf; ... muß der von der eigentlichen Aufwickel... bis zur Spitze der Spindel gelangte Faden ... Handspindel abgeschlagen werden, zu welch... die Spindeln einige Drehungen in entgeg...

Richtung machen. Hierauf erfolgt die Aufwickelung auf die Spindeln, wobei der Wagen sich wieder nach dem Streckwerk hin bewegt. In beistehender Fig. 5, welche den **Wagen des Selfactor** darstellt, sind diese Vorgänge schematisch veranschaulicht.

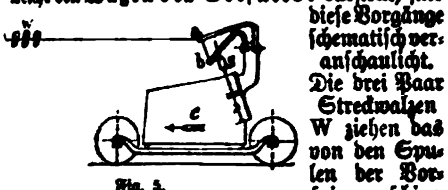


Fig. 5.

Die drei Paar Streckwalzen W ziehen das von den Spulen der Vorspinnmaschine kommende Band bis zur erforderlichen Feinheit aus. C ist der die Spindeln S tragende Wagen, b und a sind der Auf- und Gegenwinder, von denen der Gegenwinder a die Fäden immer in der nötigen Spannung hält, während der Aufwinder b den Faden derartig führt, daß sich derselbe in Form des sog. **Kötzers** S (s. auch Fig. 16 auf Tafel: Baumwollindustrie) aufwindet. Die beistehende Textfigur 5 zeigt die Lage der einzelnen Teile in dem Momente, wo die Aufwickelungsperiode beginnt. Man sieht, daß bei der Einrichtung des Selfactor der Faden keine erhebliche Beanspruchung erleidet; es können daher mittels desselben die feinsten Garnnummern gesponnen werden. In dem gleichen Grade, in welchem alle hier beschriebenen Maschinen im Laufe der Jahre vervollkommnet worden sind, ist naturgemäß das Handspinnen und damit das Spinnrad verdrängt worden, sodaß heute nur noch ein sehr geringes Quantum Baumwollgarn durch Handarbeit hergestellt wird. Zur Bestimmung der Feinheitsnummern ist noch jetzt für Baumwollgarne am meisten das engl. System in Gebrauch, nach welchem die Nummer irgendeiner Sorte die Anzahl von Schnellern oder Strähnen (840 Yards Fadenlänge) bezeichnet, die in einem engl. Pfund enthalten ist. Außerdem bedient man sich des franz. Systems mit den Einheiten 500 m und 500 g sowie des sog. internationalen mit den Einheiten 1000 m und 1000 g.

II. **Kulturgeschichtlich und statistisch.** Wie Indien die Heimat der Baumwolle war, so ist es auch dasjenige Land, in welchem diese Gespinstpflanze zuerst und in bisjetzt unerreichter Feinheit verarbeitet wurde. Schon in den ältesten sanskritischen Schriften werden Baumwollgewebe erwähnt, zu Herodots Zeiten waren Baumwollgewebe die gemeine Kleidung der Einwohner und die orient. Dichter nennen den feinen ind. Musselin «gewebten Wind». Von Indien verbreitete sich mit dem Anbau auch die Verarbeitung der Baumwolle nach China, Vorderasien und Ägypten, durch Phönizier und Karthager nach Griechenland, Malta, Sicilien und Spanien. Die Verbreitung der Baumwollmanufaktur in China war wohl die Folge der Eroberung dieses Reichs durch die Tataren. Vorher fertigten die Chinesen ihre Gewebe ausschließlich aus Seide an, wie sie dieselben denn auch mit dem ind. Namen Kattun benannten; von dort bezogen sie auch die kürzern und stärkern Sorten des Rohstoffs, bis sie selbst im 9. Jahrh. den Anbau begannen. Die Perser, Meder und Babylonier empfingen gleichfalls von Indien aus ihre Kenntnis der Baumwolle und deren Verarbeitung. Nach Arrian brachten arab. Kaufleute die ind. Baumwolle nach Aduli am Roten Meere, wohin Kattun, Musselin u. a. aus Patala am Indus, Ariake und Barygaza am Nerbudda ...gten. Die Baumwollmanufakturen von Masalia (Masulipatnam) waren berühmt, aber die feinsten Musseline kamen aus dem Gebiete des Ganges, daher sie von den Griechen γαγγητικοί genannt wurden. Die Griechen wurden mit der Baumwolle durch Alexanders Feldzug bekannt gemacht, und die Insel Kos zeichnete sich bald vor allen andern durch ihre vorzüglichen Manufakturen aus. Nach Malta war die Kultur der Baumwollpflanze wahrscheinlich schon durch die Phönizier gebracht worden; hier errichteten die Karthager bedeutende Manufakturen, in welchen die durch Feinheit und Weichheit ausgezeichneten Gewänder hergestellt wurden, welche die Phönizier als wichtigste Ware den afrik. Völkerschaften zuführten. In Ägypten wurde die Baumwollstaude wohl schon von alters her gebaut; Plinius erzählt von ihrer Kultur in Oberägypten. Weiter südlich ist sie durch ganz Afrika verbreitet und wird dort auch verarbeitet. Die Ägypter schätzten Gewänder aus Baumwolle hoch, wie wir aus dem biblischen Berichte über den Aufenthalt der Juden in diesem Lande wissen. Joseph erhielt ein Kleid aus diesem Stoffe als Geschenk von dem damaligen Pharao. Im Ostindischen Archipel ist die Verwendung der Baumwollstaude zur Anfertigung von Gewändern eine uralte.

Den Bewohnern von Amerika war die Kultur der Baumwolle und ihre Verarbeitung zur Zeit der Entdeckung sehr wohl bekannt. Unter den Geschenken, welche Columbus von den Einwohnern von Guanahani erhielt, befand sich auch Baumwolle; die Bewohner des Innern von Hispaniola mußten ihm alle drei Monate 25 Pfd. als Tribut liefern, und auf Cuba fand man große Vorräte von Rohstoff und allerlei Fabrikaten. In Südamerika bestanden die bunten Kopftücher und Schürzen der wilden Indianer aus Baumwolle, die Brasilianer fertigten ihre Hamaks und Jagdgarne daraus, die Peruaner ihre ärmellosen Hemden und Mäntel. Bei den Mexikanern war die Baumwolle fast das einzige Bekleidungsmaterial. Unter den Geschenken, welche Montezuma dem Cortez bot, befanden sich 30 der feinsten baumwollenen Mäntel, außer Teppichen u. s. w., von denen Cortez einen Teil dem Kaiser Karl V. sandte, an dessen Hofe diese Neuheiten die größte Bewunderung erregten. Auf weißen baumwollenen Zeugen entwarfen auch die Maler, welche sich unter den Gesandten Montezumas an Cortez befanden, Zeichnungen aller der Merkwürdigkeiten, welche sie bei den Spaniern gesehen hatten. In das nördl. Amerika ist die Kultur und Verarbeitung der Baumwolle aber erst durch Europäer eingeführt worden.

Wie die Araber den Anbau der Baumwolle nach Europa brachten, so fingen sie auch zuerst an, dieselbe zu verarbeiten, indem sie Baumwollmanufakturen in Spanien gründeten. Abu Abdallah sandte an Karl d. Gr. als Geschenk baumwollene Zeuge, welche in Spanien verfertigt worden waren. Unter Abdarrhaman entwickelte sich diese Industrie noch weiter und gelangte im 12. Jahrh. zu hoher Blüte; im 14. Jahrh. wurde sie in Granada schwunghaft betrieben. Die Christen aber hatten schon im 13. Jahrh. bedeutende Baumwollmanufakturen in Barcelona. Sicilien verdankt die Einführung dieser Industrie im 12. Jahrh. gleichfalls den Sarazenen. In Italien war es Venedig, das die Baumwollmanufaktur zuerst einführte; hier blühte sie im Anfang des 14. Jahrh. und verbreitete sich bald über die benachbarten ital. Städte. Florenz glänzt um diese Zeit durch seine ausgezeichnete Weberei, Appretur

und Färberei. Von Italien kam die Baumwollindustrie bald nach der Schweiz, und zwar hauptsächlich nach Zürich, wo im 14. und 15. Jahrh. der Handel mit Baumwolle und baumwollenen Zeugen ein sehr lebhafter war. Um dieselbe Zeit gelangte die Baumwolle von Venedig nach Augsburg; durch den regen Handelsverkehr zwischen diesen beiden Städten fing Augsburg bald an, sehr beträchtliche Mengen von Geweben nach den Niederlanden auszuführen, von wo es später den Rohstoff bezog. Denn den Niederlanden wie England wurde zwar schon im Anfang des 14. Jahrh. Baumwolle durch Genuesen und Venetianer zugeführt, indes verwandte man dieselbe, soweit bekannt, nur zu Licht- und Lampendochten. Die Holländer sollen aber zuerst in Europa Kattun, wie den indischen, angefertigt haben, eine Kunst, welche wohl zu Anfang des 16. Jahrh. nach England übersiedelte. Protestantische Flüchtlinge brachten die Baumwollspinnerei und Weberei hierher, unter Heinrich VIII. begann die Verarbeitung der Baumwolle in Lancashire und eine Parlamentsakte Eduards VI. spricht schon von Baumwollwaren von Manchester, Lancashire und Cheshire. Manchester wurde der Hauptplatz der Fabrikation baumwollener Gewebe: Kanevas, Barchent, Fustian, Dimity u. a., und lieferte bald baumwollene Samte und Velvetins. Aber erst durch die Einführung des Kattundrucks und die gesetzliche Beschränkung der Einfuhr ostind. Zeuge in den J. 1700 und 1721 gelangte die engl. Baumwollindustrie zu stärkerer Entfaltung, und seit Erfindung der Spinnmaschinen, namentlich in den zwei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., ist sie mit Riesenschritten vorwärts geeilt, sodaß sie die aller andern Länder Europas überflügelt hat. Der Erfindungsgeist und die Energie des angelsächs. Stammes lieferten in einem halben Jahrhundert unendlich viel mehr als alle Weisheit des Orients in Jahrtausenden. Den Engländern ahmten die Franzosen, Schweizer und Deutschen bald nach. In Deutschland war Sachsen eins der ersten Länder und Plauen die erste Stadt, wo Kattunfabriken im großen angelegt wurden, und noch immer ist Sachsen das Hauptland für die deutsche B. Zu diesen europ. Gebieten sind in neuester Zeit die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Britisch-Ostindien hinzugetreten, sodaß bei einer Zweiteilung Europas in Großbritannien und den Kontinent vier verschiedene Richtungen zu unterscheiden sind, nach welchen sich der auf der Erde produzierte Rohstoff verteilt, um fabrikmäßig verarbeitet zu werden.

Gegenwärtig nimmt die Baumwollspinnerei und Baumwollweberei, was Umfang der Etablissements, Verbrauch des Rohmaterials, Zahl der beschäftigten Hände und Anwendung maschineller Hilfsmittel anlangt, unter allen Zweigen der Textilindustrie die erste Stelle ein. Sie hat zuerst von den Erfindungen der neuern Zeit im Fache des Maschinenwesens Gebrauch gemacht; die Spinnmaschine, der mechan. Webstuhl fanden in der B. zuerst Anwendung, ja verdanken ihr Erfindung und konstruktive Entwickelung; Druck- und Appreturmaschinen nahmen von ihr den Weg in andere textile Gebiete. In ihrem Rohstoff fast vollständig von außereurop. Gebieten abhängig, tritt in der B. das Übergewicht europ. Intelligenz und europ. Kapitals auf das glänzendste zu Tage und läßt sie als eins der lehrreichsten Beispiele unserer technischen und wirtschaftlichen Erfolge erscheinen.

Von dem gewaltigen Aufblühen der B. in Europa selbst gibt zunächst der jährliche Verbrauch Europas von Baumwolle Aufschluß; derselbe belief sich im Durchschnitt: 1846—50 auf 518 Mill. kg, 1851—55 auf 704 Mill. kg, 1856—60 auf 871 Mill. kg, 1861—65 auf 665 Mill. kg, 1866—70 auf 1040 Mill. kg, 1871—72 auf 1018 Mill. kg und 1881—82 auf 1156 Mill. kg. Den Anteil, welchen die einzelnen Länder Europas an diesem Verbrauch haben, macht die nachstehende Tabelle ersichtlich, welche die Zahl der Spinnereien und ihre Leistungsfähigkeit darstellt. Die Gesamtzahl der mechan. Baumwollspindeln verteilt sich auf folgende Länder:

Länder:	Zahl der Spindeln:	Verbrauch pro Spindel in kg:	Möglicher Totalverbrauch in Mill. kg:
Großbritannien (1878)	39 527 920	15	586,6
Frankreich (1877)	4 609 020	22	108,4
Deutschland (1875)	4 200 811	25	116,3
Rußland (1877)	2 796 283	26	73,1
Schweiz (1876)	1 854 091	11	21,7
Spanien (1876)	1 775 000	22	39,3
Österreich-Ungarn (1880)	1 583 000	30	47,0
Italien (1879)	900 000	30	26,5
Belgien (1877)	800 000	27	21,6
Schweden-Norwegen (1878)	310 000	36	11,2
Holland (1877)	230 000	27	6,2
Europa:	58 586 125	25	1056,9
Vereinigte Staaten (1880)	10 921 147	28	305,5
Britisch-Indien (1880)	1 470 830	34	41,5
Die Erde:	70 978 102	29	1361,9

Rechnet man noch Griechenland mit seinen 36 000 Spindeln und andere Gebiete, wie in neuester Zeit Japan, hinzu, so darf man die Spindelzahl der Erde jetzt auf mindestens 72 Mill. veranschlagen. Wirft man einen Rückblick, so sieht man, in wie rapider Weise die Baumwollspinnerei gewachsen ist.

Die Zahl sämtlicher Spindeln in Europa belief sich 1832 auf 11 800 000, der jährliche Baumwollkonsum auf 272 600 000 kg; im Jahrfünft 1875—80 stieg die Zahl der Spindeln auf 58 586 125 und der Baumwollkonsum auf 1 056 900 kg. In demselben Zeitraum wuchs die Bevölkerung von 226 Mill. auf 302 973 000 (eine Zunahme von 34 Proz.), die Spindelzahl dagegen um 391, der Baumwollverbrauch um 362 Proz.

Noch deutlicher tritt die volkswirtschaftlich hervorragende Bedeutung der Baumwolle hervor, faßt man die zu ihrer Verarbeitung nötigen Anlagen ins Auge. Berechnet man die durchschnittlichen Anlagekosten der europ. Baumwollspindel nur mit 36 Mark, so ergibt sich ein Anlagekapital von mehr als 2 Milliarden Mark, und schlägt man die Anlagekosten pro Webstuhl auf rund 900 Mark an, so erhält man eine Summe von 585 Mill. Mark. In der europ. Baumwollweberei sind etwa 731 000 mechan. Stühle beschäftigt, davon in England (1878) 514 911, in Frankreich (1878) 51 184, in Deutschland (1875) 80 465, in Österreich (1880) 29 546, in Italien (1877) 13 517 und in dem übrigen Europa 41 158 mechan. Webstühle. In den Vereinigten Staaten waren 1880 230 223, in Ostindien (1880) 13 307 Webstühle thätig; man darf daher wohl für die ganze Erde 972 000 mechan. Stühle rechnen. Es handelt sich da um kolossale Werte und Mengen. Der alljährlich zur Verarbeitung gelangende Rohstoff repräsentiert einen Wert von etwa 1600 Mill. Mark. Veranschlagt man den Kohlenkonsum pro Spindel und Jahr nur auf 60 Pfd. Steinkohle, den pro Webstuhl auf 3000 Pfd. durchschnittlich, so haben die Kohlenwerke den europ. Baumwollspinnereien und Webereien jährlich 61 Mill. Ctr. Kohlen

zu liefern. Ein ganzes Heer von Arbeitern ist erforderlich, um mit den Maschinen die ungeheuere Arbeit zu bewältigen. Nimmt man für Europa nur 8 Arbeiter auf 1000 Spindeln und 2 Arbeiter auf 3 Webstühle, so ergibt sich eine Arbeiterzahl von 902133 Personen. Man wird aber faktisch eine weit größere Zahl finden und mit Hinzurechnung von Nordamerika und Indien zu der Totalziffer kommen, daß gegenwärtig in der B. etwa 72 Mill. Spindeln und 1½ Mill. Arbeiter beschäftigt sind und daß der Wert der Baumwollmanufakturen der ganzen Welt mindestens 5400 Mill. Mark jährlich beträgt.

Dabei hat sich die produzierte Menge weit bedeutender vermehrt, als es die Steigerung der Wertsummen erkennen läßt. Denn die Preise von Baumwollwaaren sind fortwährend niedrigere geworden. Es kostete:

	1781	1840	1881
1 Pfund Baumwollgarn Nr. 100	6 sh.	3 sh.	2½ sh.
1 „ „ „ 40	5½ sh.	1 sh.	10 d.
1 Yard Kaliko	1 sh.	2¼ d.	2 d.

Man hat eben gelernt, immer sparsamer zu sein und durch Vervollkommnung der Maschinen aus verhältnismäßig geringerm Rohstoff gutes Garn zu erzeugen. Je gröber die zu spinnenden Garne sind, desto größer ist der Rohstoffverbrauch. So wurden in den franz. Spinnereien konsumiert bei der Produktion von Garnnummer 15: 30,1 kg Baumwolle, von Nr. 40: 9,75, von Nr. 100: 2,8 und von Nr. 150: 1,19 kg. Zu Gespinsten über Nr. 40 werden meist die besten amerikanischen, ägyptischen und levantinischen Marken verarbeitet.

England, das Mutterland der B., behauptet in derselben, besonders hinsichtlich ihrer Ausdehnung, noch immer den ersten Rang. Wenngleich die Steinkohle, der Hauptnerv der engl. Industrie, auch dort bedeutend teuerer geworden ist, so hat doch England gegen den Kontinent noch so viele und große Vorteile voraus, daß ihm der Welthandel in den Baumwollerzeugnissen nicht so leicht streitig gemacht werden kann. Die mächtige Reederei, welche das Mutterland mit den großen Kolonien verbindet, den riesigen Import der Baumwolle aus den Häfen aller Weltteile vermittelt und die fertigen Waren mit den geringsten Kosten ihren Bestimmungsorten zuführt; sodann die Nähe des größten Baumwollmarktes bei den Manufakturbezirken; ferner die Kanäle, welche neben dem ausgedehntesten Eisenbahnnetze das Land nach allen Richtungen durchschneiden und den wohlfeilsten Transport gewähren; endlich die große Maschinenindustrie, welche unablässig bestrebt ist, die wirksamsten Hilfsmittel für Spinnerei, Weberei und Druckerei zu liefern: sind die gewichtigsten Faktoren für das Übergewicht der englischen B. Ihre Entwickelung ist seit 1850 eine außerordentliche gewesen; 1850 bestanden erst 1932 Etablissements mit 20977000 Spindeln, dagegen ergab die offizielle Erhebung für 1878 2674 Etablissements, 39527920 Spindeln, 514911 Maschinenstühle und 482903 Arbeiter. In Lancashire und den angrenzenden Distrikten finden sich 1900 Etablissements, deren Anlagekosten 1050 Mill. Mark betrugen, darunter einzelne, die bis 20 Mill. Mark kosteten. Den Wert aller in England erzeugten Baumwollwaren berechnet Ellison auf 1880 Mill. Mark. Zieht man davon als Wert des eingeführten Rohstoffs 770 Mill. Mark ab, so verbleiben für Zins, Löhne, sonstige Kosten und Nutzen 1110 Mill. Mark. Von dem produzierten Quantum behielt Großbritannien für 340 Mill. und versandte für 1540 Mill. Mark. Der beste Abnehmer für Stückgüter ist immer Britisch-Ostindien (37—40 Proz.), dann Mittel- und Südamerika und die Türkei nebst Afrika. Die Hälfte aller Garne aber geht nach dem europ. Kontinent. England vermag Garn bis zu den feinsten Nummern (Nr. 600 engl.) zu liefern; man hat es hier auch so weit gebracht, durch Einführung der Selfactors die Zahl der in den Spinnereien verwendeten Personen auf 6 pro 1000 Spindeln zu vermindern. Der kolossale Aufschwung dieser Industrie ist den arbeitsparenden Erfindungen von Hargreaves, Arkwright, Crompton insbesondere zuzuschreiben, daher war es möglich, daß der Konsum der verwendeten Baumwolle, welcher 1775 erst 2160000 kg betrug, 1800 auf 28218000, 1850 auf 315 Mill. und endlich 1881 auf 650 Mill. kg stieg.

Nächst England kommen die Vereinigten Staaten, welche 1832 erst 1200000 Spindeln besaßen, in dem Zeitraum von 1871—80 aber ihre Spindelzahl von 5335727 auf 10921147 vermehrt haben und demzufolge statt 374 Mill. Pfd., wie damals, jetzt 958 Mill. Pfd. verarbeiten. In diesen Spinnereien und an den 230223 Webstühlen arbeiteten 1880 181628 Leute. Solche Etablissements bestehen schon in 24 Staaten, weitaus die meisten (weit über ein Drittel) aber in Massachusetts, nächstdem in Rhode-Island, Connecticut, New-Hampshire und den übrigen Staaten der Nordostküste. Indessen reichen für die feinern Gespinste und Gewebe ihre Leistungen nicht aus; es findet daher trotz hoher Zölle eine ansehnliche Einfuhr statt; 1880 nicht weniger als 25230189 Yards.

Deutschland nimmt nach Wiedererlangung des industriellen Elsaß jetzt sicherlich den dritten Rang ein, welchen ihm Frankreich vorher streitig machte. Die mechan. Baumwollspinnerei und -Weberei wurde Ende des 18. Jahrh. namentlich unter dem Einfluß der Kontinentalsperre durch einige Etablissements in Rheinland, Westfalen, Sachsen, Schlesien und Bayern begründet; die junge Industrie hatte aber gegen die engl. Konkurrenz, welche damals den deutschen Markt beherrschte, einen sehr schwierigen Stand. Trotzdem entwickelte sie sich außerordentlich schnell. Die Zahl der Baumwollspindeln war 1846 erst 750298, betrug aber 1861 schon 2235195; 1871 kam Elsaß-Lothringen hinzu, das damals 1890000 Spindeln zählte. Nach der Zählung von 1875 waren im Deutschen Reich beschäftigt in der Spinnerei und Zwirnerei 4200811 Spindeln, davon 3533278 Feinspindeln, 504891 Waterspindeln und 162642 Zwirnspindeln. Die Zahl der in allen Etablissements beschäftigten Personen betrug 66675. Der Hauptaufschwung der Baumwollspinnerei fällt in die Periode 1846—60, in welcher die durchschnittliche Spindelzahl pro Etablissement von 2390 auf 7020 stieg. Welche Fortschritte in den beiden Jahrzehnten 1860—80 gemacht wurden, beweist die nachstehende Tabelle. Es betrug im deutschen Zollgebiet:

Jahr	Baumwollverbrauch im ganzen Tonnen	Baumwollverbrauch pro Kopf kg	Inländische Garnerzeugung im ganzen Tonnen	Inländische Garnerzeugung pro Kopf kg
1860	66 800	1,96	53 473	1,11
1865	46 400	1,29	37 128	0,90
1870	80 900	2,08	64 709	1,45
1875	114 000	2,71	91 830	2,27
1880	136 700	3,04	109 360	2,43

Jahr	Einfuhr baumwollener Garne Tonnen	Ausfuhr baumwollener Garne Tonnen	Garnverbrauch im ganzen Tonnen	Garnverbrauch pro Kopf kg
1860	23 800	2262	75 011	1,83
1865	9 924	3496	43 556	1,09
1870	14 304	3073	75 940	1,75
1875	20 879	7738	104 471	2,67
1880	31 100	11 600	128 860	2,89.

Das Gewicht der eingeführten Baumwolle wurde für 1880 auf 148,6 Mill. t geschätzt, wogegen nur 11,9 Mill. t wieder ausgeführt wurden. Der Wert der eingeführten Garne belief sich auf 13,1 Mill., der ausgeführten auf 11,6 Mill. Mark; die letztern haben stetig an Wert zugenommen, während die erstern ebenso konsequent gefallen sind. Die eingeführten Garne sind größtenteils engl. und schweiz. Fabrikat von höhern Feinheitsnummern. Die Garnausfuhr richtet sich vornehmlich nach Frankreich, Österreich und Rußland. Die Baumwollwarenindustrie hatte einen ebenso schweren Kampf zu bestehen als die Spinnerei; jetzt sendet sie aber ihre Produkte über Hamburg und Bremen nach allen überseeischen Ländern und versorgt damit Frankreich, Belgien und Holland, sowie Österreich und die Schweiz. Die Einfuhr kommt zum größten Teil aus England, zeigt aber in jüngster Zeit einen erheblichen Rückgang. Von baumwollenen Waren wurden eingeführt 1860: 543, 1870: 1300 und 1880: 1386 t, ausgeführt 1860: 8310, 1870: 8840 und 1880: 15152 t. In den letzten Jahren setzte sich die Ausfuhr zusammen aus 13913 t Zeugwaren, 517 t Strumpfwaren, 146 t Posamenten und 576 t Gardinen, Spitzen u. dgl.; bei dem letzten Posten ist aber die Einfuhr von annähernd gleicher Stärke. Bei der Baumwollweberei hat die mechan. Weberei die Handweberei fast völlig verdrängt; nur bei einigen Zweigen, für welche sie sich besonders eignet, ist die letztere beibehalten worden. Nach der Gewerbezählung von 1875 waren nur 8198 Handstühle, aber 80465 Maschinenwebstühle und daneben 39062 Feinspindeln, 9968 Waterspindeln und 15495 Zwirnspindeln, also zusammen 64525 Spindeln und 203489 Personen in der Weberei und Bandweberei beschäftigt. Dazu kommen noch die Bleichereien, Färbereien und Druckereien mit 20277 Menschen, sodaß sich das ganze in der B. thätige Arbeiterheer auf 290441 beziffert. Was die lokale Verbreitung anlangt, so sind die beiden Hauptgebiete das Elsaß und das Königreich Sachsen. In ersterm zählte man 1875: 1331500 Spindeln, wobei 18504 Arbeiter beschäftigt waren, die Weberei wurde durch 18773 Personen und 25000 Maschinenstühle betrieben. Sachsen übertrifft in Erzeugung und Ausfuhr der sehr wertvollen baumwollenen Strumpfwaren alle Industrieländer, wie auch seine Fabrikation von Posamenten sehr bedeutend ist. Weiter sind wichtige Fabrikationsgebiete Württemberg und Baden, in Bayern: Schwaben, Neuburg und Oberfranken, in Preußen: Rheinland, Westfalen, Schlesien, Hannover.

Die B. Frankreichs hat durch die Lostrennung von Elsaß-Lothringen einen sehr schweren Verlust erlitten und ist auch in der neuesten Zeit etwas zurückgegangen. Man zählte 1877: 1081 Etablissements mit 99625 Arbeitern, 4383140 beschäftigten sowie 225880 stehenden Spindeln und mit 56907 beschäftigten nebst 2502 stillstehenden Kraftstühlen und 67556 Handstühlen. Frankreich ist gegenwärtig auf seine Spinnereien in der Normandie (Rouen und Umgegend) für ordinäre Garne und auf die Feinspinnereien in Lille, Amiens und St.-Quentin angewiesen. Es muß aber von Garnen immer noch sehr bedeutend importieren. Die Baumwollweberei und -Druckerei ist in der Normandie in ziemlicher Ausdehnung vertreten; die Fabriken arbeiten ausschließlich für das Inland und können einer Konkurrenz im Auslande noch nicht begegnen. Unübertroffen ist die Weberei undichter Stoffe in Tarare und Umgegend, welche an 50000 Arbeiter beschäftigt. Die B. der Schweiz ist durch den Fleiß und Unternehmungsgeist ihrer Bewohner und durch das genaue Studium der Bedürfnisse fremder Länder zu einer Ausdehnung und Vollendung gelangt, welche sie den größten Industriestaaten ebenbürtig an die Seite stellt und sie auf den meisten überseeischen Märkten eine erfolgreiche Konkurrenz aufnehmen läßt. Die Zahl der Spindeln belief sich 1876 auf 1854091, die der mechan. Webstühle für rohe Gewebe auf 16497, für bunte auf 5970. In allen Etablissements waren 37260 Personen thätig. Die mit großer Intelligenz und mächtigen Geldkräften betriebenen Spinnereien, welche sich früher vorzugsweise in den Nummern 60—100 aus ägypt. Baumwolle und den feinern Sorten aus Sea-Island bewegte, erstreckt sich jetzt auch auf gröbere Sorten und Strumpfgarn von besonders guten Qualitäten. Ein großer Teil der Garne wird nach Österreich, Frankreich, Deutschland und Italien exportiert, während ein anderer Teil im Lande selbst verwebt wird. Unter den Erzeugnissen der Weberei nehmen die für Ostasien bestimmten sog. «Sarongs», eine Nachahmung ind. Gewebe, eine bemerkenswerte Stelle ein, weil es bei denselben auf die möglichst getreue Imitation aller Web- und Druckfehler ankommt. Die Maschinenstickerei beschäftigt über 10000 Maschinen und 17000 Arbeiter.

Auch die B. Österreichs (Cisleithaniens) nimmt eine hervorragende Stellung ein; ihre Geschichte reicht bis ins 18. Jahrh. zurück und schon im Anfang des 19. Jahrh. wurden bedeutende Spinnereien in Böhmen und Niederösterreich errichtet. Diese gewerbliche Thätigkeit beschäftigte 1880: 1560000 Feinspindeln, und ist in Böhmen (Reichenberg) mit 768700, in Niederösterreich mit 390000, in Vorarlberg mit 180000, in Oberösterreich mit 100000 und in Tirol mit 56000 Spindeln konzentriert. Sonst finden sich Etablissements in Steiermark, Görz, Mähren und Krain. Beim mechan. Betrieb waren 29546 Kraftstühle wirksam, davon 21470 in Böhmen (Reichenberg). Die Handweberei unterhält 62000 Stühle gewerbsmäßig, tritt aber auch als häusliche Nebenbeschäftigung für den persönlichen Bedarf auf. Baumwollsamt von vorzüglicher Qualität erzeugt der böhm. Bezirk Warnsdorf. Die Spinnereien Ungarns unterhalten etwa 32000 Spindeln, eine fabrikmäßige Weberei besteht allein in Fiume. Österreich bezieht seine Rohbaumwolle zum größten Teile über Triest; es wird meist ostindische, aber auch ägyptische versponnen. Man führt Garne aber immer noch stark ein (1880: Einfuhr 115300, Ausfuhr 6100 Ctr.), dagegen ist die Ausfuhr von Baumwollwaren gegenwärtig sehr beträchtlich (1880: Einfuhr 12900, Ausfuhr 28900 Ctr.).

Die Spinnereien und Webereien Rußlands vermehren und vergrößern sich unter den hohen Eingangszöllen gewaltig. Die Spinnereien datieren

aus den vierziger, die Webereien aus den fünfziger Jahren. Ihren Sitz hat die Industrie namentlich in den Gouvernements Petersburg, Moskau, Wladimir, Twer sowie in den balt. und poln. Gouvernements. Man zählte 1877 schon 57 Spinnereien mit 2796283 Spindeln und 48672 Arbeitern und 106 Webereien mit 54566 Webstühlen und 62567 Arbeitern. Die Erzeugnisse der russ. Industrie sind zwar ebenso wie die der spanischen, italienischen, holländischen und belgischen meist nur für den heimischen Bedarf berechnete Waren und diese Länder sind keineswegs reif zur Konkurrenz auf dem Weltmarkt, es läßt sich indes ein wesentlicher Aufschwung seit zehn Jahren nicht verkennen. Nur die skandinav. Länder haben noch eine sehr geringfügige B., obschon dort die Regierung ernstlich bemüht ist, eine solche durch Schutzzölle ins Leben zu rufen. Mehemed Alis Versuche, etwas Ähnliches für Ägypten zu thun, sind infolge grober Mißwirtschaft im Sande verlaufen, obwohl das Land alle Bedingungen bot. Dagegen hat sich die B. Britisch-Indiens in der neuesten Zeit in außerordentlicher Weise gehoben. Dieselbe beschäftigte 1869 erst 890000 Spindeln, 1875—76 in 47 Etablissements schon 1100112 Spindeln und 9139 Webstühle, aber 1880 in 58 Etablissements bereits 1470830 Spindeln und 13307 Webstühle, an welchen 39537 Personen Beschäftigung fanden. Der Hauptsitz der ostindischen B. ist Bombay, indessen hat ihre größere Entwickelung es doch nicht verhindern können, daß die Importe von Garnen und Baumwollstoffen lange Jahre konstant auf derselben Höhe verharrten und 1881 sogar eine Steigerung erfuhren. Die Baumwollmanufaktur der wichtigsten Produktionsländer hat zwar in der neuesten Zeit unter dem empfindlichen Rückgang der Preise von dem Garne bis zur hochfeinen Ware gelitten, eine quantitative Einschränkung hat sie aber dennoch nicht erfahren und 1880 schloß diese Weltindustrie wieder günstiger ab als seit langer Zeit.

Aus der sehr umfangreichen Litteratur über die B. sind hervorzuheben: Baines, «History of cotton manufacture in Great Britain» (Lond. 1835; deutsch von Bernoulli, Stuttg. 1836); Royle, «The fibrous plants of India» (Lond. 1855); Engel, «Die B. im Königreich Sachsen» (Dresd. 1856); Ellison, «Handbook of the cotton-trade» (Lond. 1858; deutsch von Hess als «Handbuch der Baumwollkultur und -Industrie», Brem. 1869); Mac Henry, «The cotton-trade» (Lond. 1863); Reybaud, «Le coton, son régime, ses problèmes, son influence en Europe» (Par. 1863); Alian, «Fabrication des étoffes» (Par. 1864); Ries, «Die Baumwollspinnerei in allen ihren Teilen» (Weim. 1868); Leigh, «Science of modern cotton spinning» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1873); Ries, «Der Führer des Baumwollspinners» (2. Aufl., Weim. 1874); Bodaro, «Relazione sulla coltura dei cotoni in Italia» (mit Atlas, Neapel 1878); Richard, «Die Gewinnung der Gespinstfasern» (Braunschw. 1880); Dana, «Cotton from seed to loom» (Neuyork 1878); Jannasch, «Die europäische B.» (Berl. 1882); «Amtlicher (deutscher) Bericht über die wiener Weltausstellung im J. 1873» (Heft 5: Weigert, «Textil- und Bekleidungsindustrie», Braunschw. 1874); «Offizieller (österreichischer) Ausstellungsbericht» (Heft 2: Penz, «Baumwolle und Baumwollwaren», Wien 1874).

Baumwollsamenöl ist das fette Öl der beim Entkörnen oder Egrenieren der rohen Baumwolle fallenden, früher als unbenutzbar weggeworfenen Samen, welche in neuerer Zeit als öllieferndes Material zur Geltung gekommen sind. Das durch Auspressen oder durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff erhaltene B. ist im rohen Zustande dickflüssig und rötlich-braun gefärbt und ist so kaum verwendbar. Erst seitdem man erkannt hat, daß die das Öl verunreinigenden Substanzen ausschließlich in der äußern Samenschale enthalten sind, und erst seitdem man vor dem Pressen eine Entschälung der Körner in besonders für diesen Zweck konstruierten Maschinen vorgenommen hat, ist die Gewinnung des B. lohnend geworden. Es wird gegenwärtig in engl. und amerik. Fabriken in größtem Maßstabe dargestellt, die feinsten Sorten finden als Speiseöle, so namentlich auch in Italien zur Verfälschung des Olivenöls, die geringern als Brennöl Verwendung; 1000 kg Samen liefern etwa 150 l Öl und 400 kg Rückstände.

Die beim Auspressen verbleibenden Rückstände, Baumwollsamenkuchen, sind ein wertvolles Futtermittel; sie enthalten, wenn aus geschältem Samen dargestellt, bis zu 44 Proz. Eiweißstoffe.

Baumwollschnüre (frz. cordes de coton, engl. cords of cotton), aus den gröbern Nummern (8—20) der Baumwollgarne auf besondern Maschinen hergestellte Schnüre oder Stricke, welche sich durch ihre Festigkeit und Schmiegsamkeit vor den Hanfseilen auszeichnen. Man verwendet dieselben zu Ein- und Auszugschnüren bei den Selfactors der Baumwollspinnereien und in neuester Zeit auch zu Antriebsschnüren bei Laufkranen, da letztere eine sehr schnelle Bewegung der Schnur und dichtes Anschmiegen derselben an die Schnurrollen erfordern. Von den zur Herstellung dieser Schnüre dienenden Maschinen ist besonders erwähnenswert die von Möring, welche bis zu 1000 Fäden (Baumwollgarn Nr. 15—20) zu Schnüren von großer Gleichmäßigkeit und Vollendung verarbeitet.

Baumwollstaude (Gossypium *L.*), s. unter Baumwolle.

Baunach, Marktflecken im bayrischen Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Ebern, rechts an dem Flusse Baunach, welcher nicht weit unterhalb des Ortes in den Main mündet, nachdem er noch kurz vorher bei B. von rechts die Lauter aufgenommen hat, welche ebenso wie die B. auf den Haßbergen entspringt. Der Flecken zählt 1123 E., welche Hopfenbau betreiben. Auf einer nahen Höhe liegen die Ruinen des 1552 zerstörten Schlosses Stufenberg, welches einst den Herzögen von Meran zugehörte; unweit davon steht die Wallfahrtskapelle St. Maria Magdalena.

Baunscheidtismus, s. u. Akupunktur.

Baupolizei, Bauordnung, Baurecht. Die Baupolizei begreift alle diejenigen polizeilichen Veranstaltungen, welche bezwecken, daß durch Bauanlagen Sicherheit, Bequemlichkeit und Ordnung gefördert und die aus solchen etwa entstehenden Gefahren abgewendet werden. Die Ausführung größerer Bauanlagen oder bedeutender Bauveränderungen und Reparaturen wird in der Regel von der vorherigen obrigkeitlichen Prüfung und Genehmigung des Plans abhängig gemacht. Am vollständigsten vermag die Baupolizei ihren Verpflichtungen bei der Gründung von neuen Ortschaften gerecht zu werden, wo es sich zunächst um Ausmittelung einer

gesunden Lage handelt, welche der zukünftigen Einwohnerschaft möglichst viele natürliche Vorteile, wie Be- und Entwässerung der Grundstücke, Produktenreichtum und bequeme Kommunikationsmittel, bietet. Ferner ist sowohl hier, als wenn es sich um Vergrößerung schon bestehender Orte oder um Wiederherstellung derselben nach einer Zerstörung handelt, ein allgemeiner Bebauungsplan aufzustellen und dabei den Ansprüchen der öffentlichen Gesundheitspflege, des Verkehrs und des guten Geschmacks Rechnung zu tragen. So z. B. müssen die Straßen genügend breit, die Häuser nicht zu hoch sein, damit Luft und Licht den nötigen Zugang haben. Die Richtung der rechtwinkelig einander schneidenden Straßen soll womöglich zwischen die Kardinalpunkte des Horizonts fallen, also von Nordost nach Südwest, von Südost nach Nordwest gehen, damit jede Häuserseite eine Zeit lang den Einwirkungen der Sonne ausgesetzt sei. Mit der Herstellung eines unterirdischen Kanalsystems, um Regen- und Wirtschaftswasser abzuführen, sowie mit der Zuleitung von reinem Wasser ist in Städten entweder sofort vorzugehen oder wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß derartigen Einrichtungen später keine Hindernisse entgegenstehen. Auf größere Schwierigkeiten stößt die Beseitigung von Übelständen, welche in der Planlosigkeit älterer Städteanlagen ihren Grund haben, dafern nicht zur Durchführung eines städtischen Expropriationsgesetzes und zur Niederreißung ganzer Straßen außerordentliche Mittel, wie z. B. unter Napoleon III. in Paris, verfügbar sind. Indes läßt sich auch hier die Geradelegung und Verbreiterung der Straßen allmählich erzielen, wenn die Eigentümer genötigt werden, bei Neubauten in die verbesserte Fluchtlinie einzurücken. Bei der Ausführung einzelner Bauten ist darüber zu wachen, daß Leben und Gesundheit der Arbeiter, der Vorübergehenden und der spätern Bewohner nicht gefährdet, und daß namentlich die fertigen Gebäude nicht zu Brutstätten von Krankheiten, zu Herden von Feuersbrünsten werden. Die Baupolizei muß demnach darauf bestehen, daß die Baustellen genügend abgesperrt, die Rüstungen tüchtig ausgeführt, die Vorschriften über die erforderliche Beschaffenheit des Baumaterials, über die mindeste Stärke des Mauer- und Balkenwerks, über die Anlegung von Feuerstätten, Rauchfängen, Latrinen u. s. f. beobachtet werden, daß überhaupt keine Bauwerke entstehen, welche durch die Art ihrer Ausführung Bedenken erregen könnten. Die in dieser Hinsicht nötigen allgemeinsten Anordnungen zu erlassen ist Aufgabe der Landesgesetzgebung (allgemeine Bauordnung); eine Steigerung der Ansprüche bleibt, besonders in größern, wohlhabenden Städten, den örtlichen (Lokal-)Bauordnungen vorbehalten. Letztere schreiben z. B. die äußerste Höhe der Gebäude in Bezug auf die Straßenbreite, die geringste Höhe der Zimmer, die Bauart der Treppen u. s. w. vor; Gebäude oder Anlagen, in denen lärmende, gesundheitsschädliche oder sonst gefährliche Gewerbe betrieben werden sollen, bedürfen (schon nach den Bestimmungen der Gewerbeordnung) vor allen Dingen einer besondern Genehmigung. Dasselbe ist auch mit Dampfkessel- und dergleichen Anlagen der Fall. In jüngster Zeit ist man von seiten des Verbandes der Deutschen Architekten- und Ingenieurvereine der Ausführung der Idee einer Reichsbauordnung näher getreten und hat vorläufig den Entwurf zu einer Normalbauordnung aufgestellt. Die gemeingültigen und örtlichen Bestimmungen für die Handhabung der Baupolizei bilden immer nur einen Bestandteil des sog. Baurechts oder des Inbegriffs sämtlicher auf das Bauwesen bezüglicher Vorschriften. Hierher gehören noch manche Institute des Privatrechts, wie das Nachbar-, Fenster- und Traufrecht, das Miteigentum an gemeinschaftlichen Mauern, die städtischen Servituten, die Grundsätze über Miete und Accord bei Bauunternehmungen.

Baur (Albert), namhafter Historienmaler, geb. zu Aachen 13. Juli 1835, bildete sich in Düsseldorf, dessen Schule er in seiner romantischen Auffassung des geschichtlichen Stoffs durchaus angehört. An der Düsseldorfer Akademie war Sohn sein Lehrer, dann arbeitete er in dem Atelier Kehrens und endlich unter Leitung von Schwind zu München. Im J. 1861 nach Düsseldorf zurückgekehrt, gewann er den von der Verbindung für histor. Kunst ausgeschriebenen Preis mit seinem großen Gemälde: Kaiser Ottos III. Leiche wird aus Italien nach Deutschland zurückgebracht. Dieses Werk machte durch die meisten Kunstvereine und Ausstellungen in Deutschland die Runde und erntete großen Beifall. Im J. 1864 gewann der Künstler in der Bewerbung wegen der malerischen Ausschmückung des Schwurgerichtssaals in Elberfeld mit seinem Entwurf einer Scene vom Jüngsten Gericht abermals den ersten Preis. In Düsseldorf entstand auch das ernste und wirkungsvolle Bild: Christen tragen den Leichnam einer Märtyrerin aus dem Cirkus. B. erhielt 1872 den Ruf als Professor der Historienmalerei nach Weimar, von wo er 1876 nach Düsseldorf zurückkehrte. An beiden Orten entstanden noch folgende größere Gemälde: Paulus predigt in Rom (welches wiederum den Preis der Verbindung für histor. Kunst erhielt), Otto I. an der Leiche seines Bruders Thankmar, Die Versiegelung des heil. Grabes und Nach der Grablegung.

Baur (Ferd. Christian), ausgezeichneter prot. Theolog, Begründer und Hauptvertreter der sog. Tübinger Schule, geb. 21. Juni 1792 zu Schmiden bei Canstatt, besuchte die Seminarien zu Blaubeuren und Maulbronn und studierte 1809—14 zu Tübingen Theologie. Nachdem er dann an verschiedenen Orten als Pfarrvikar, zuletzt als Repetent zu Tübingen thätig gewesen, wurde er 1817 Professor am Seminar in Blaubeuren, in welcher Stellung er durch das Werk «Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums» (3 Bde., Stuttg. 1824—25) seinen Beruf zur philos. Auffassung der Religionsgeschichte erkennen ließ. B. folgte 1826 dem Rufe als ord. Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte an die evang.-theol. Fakultät zu Tübingen, wo er bis zu seinem Tode, 2. Dez. 1860, ununterbrochen wirkte. Seine größern dogmengeschichtlichen Werke sind: «Das Manichäische Religionssystem» (Tüb. 1831), «Die christl. Gnosis oder die christl. Religionsphilosophie» (Tüb. 1835), «Die christl. Lehre von der Versöhnung» (Tüb. 1838) und «Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes» (3 Bde., Tüb. 1841—43). Den Angriff Möhlers (s. d.) auf den Lehrbegriff der evang. Kirche wies er zurück in der Schrift «Der Gegensatz des Katholizismus und Protestantismus» (2. Aufl., Tüb. 1836) und in der «Erwiderung gegen Möhlers neueste Polemik u. s. w.» (Tüb. 1834). Neben diesen im allgemeinen geschichtlichen Darstellungen

zu welchen auch das «Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte» (Stuttg. 1847; 3. Aufl., Lpz. 1867) gehört, bilden eine zweite Reihe seiner schriftstellerischen Arbeiten die Untersuchungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik. An der Spitze derselben steht die Abhandlung: «Die Christuspartei in der korinth. Gemeinde, der Gegensatz des paulinischen und petrinischen Christentums» (in der tübinger «Zeitschrift für Theologie», Jahrg. 1831), in welcher er zuerst in dem Kreise des Urchristentums, in dem man sonst nur Einheit und Harmonie zu sehen gewohnt war, die Keime tiefliegender Differenzen und Gegensätze nachwies. Seine Untersuchungen über die Gnosis führten ihn den Pastoralbriefen zu und hatten das in der Schrift «Die sog. Pastoralbriefe des Apostels Paulus» (Stuttg. 1835) dargelegte Resultat zur Folge, daß diese Briefe unmöglich von dem Apostel Paulus verfaßt sein können, sondern ihre Entstehung aus denselben Parteitendenzen zu erklären sei, welche im Laufe des 2. Jahrh. das bewegende Prinzip der sich gestaltenden Kirche waren. Zusammengefaßt sind die auf die Apostelgeschichte und die Paulinischen Briefe sich beziehenden Untersuchungen in dem Werke: «Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre» (Stuttg. 1845). Ein weiterer Gegenstand seiner kritischen Bestrebungen wurde das Johanneische Evangelium. Der unbedingte Vorzug, welchen man bis dahin diesem Evangelium vor den synoptischen gab, fand in ihm den entschiedensten Gegner. Vielmehr ergab sich ihm der nachapostolische Ursprung des Johanneischen Evangeliums sowohl durch die kritische Analyse seiner Komposition, als auch durch mehrere bisher noch zu wenig beachtete geschichtliche Daten. In B.s zweiter Hauptschrift zur Kritik des Neuen Testaments: «Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältnis zueinander, ihren Ursprung und Charakter» (Tüb. 1847), sind die beiden, zuerst in den «Theol. Jahrbüchern» (1844 u. 1846) erschienenen Abhandlungen über das Johanneische Evangelium und das Lukas-Evangelium mit weitern Untersuchungen über die Evangelien des Markus und Matthäus zu einem Ganzen verarbeitet und vervollständigt durch «Das Markus-Evangelium» (Tüb. 1851). Außerdem beschäftigte ihn noch teils die nähere Durchforschung einzelner kritischer Fragen (in einer Reihe kleinerer Schriften und zahlreichen Abhandlungen in den von ihm und Zeller seit 1842 herausgegebenen «Theol. Jahrbüchern»), teils die abschließende Zusammenfassung von Einzeluntersuchungen in größere Werke. Zu den letztern gehört, außer der Schrift «Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung» (Tüb. 1852), namentlich seine «Kirchengeschichte». Von dieser wurden die ersten zwei Bände: «Das Christentum und die christl. Kirche der drei ersten Jahrhunderte» (Tüb. 1853; 2. Aufl. 1860) und die «Christl. Kirche vom Anfang des 4. bis zum Ende des 6. Jahrh.» (Tüb. 1859), noch von ihm selbst veröffentlicht, während nach seinem Tode die drei letzten Bände, «Die christl. Kirche des Mittelalters» (Tüb. 1861; 2. Aufl., Lpz. 1869), «Die Kirchengeschichte der neuern Zeit, von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrh.» (Tüb. 1863) und die «Kirchengeschichte des 19. Jahrh.» (Tüb. 1862; 2. Aufl., Lpz. 1877), von seinem Sohne, dem Professor Ferdinand Friedrich B., und von Ed. Zeller herausgegeben wurden.

Das Hauptverdienst B.s um die Theologie läßt sich dahin zusammenfassen, daß er eine wahrhaft geschichtliche Auffassung des Christentums von seinen ersten Anfängen an durch die Hauptstadien seiner Entwickelung begründet hat. Mit einer seltenen Schärfe begrifflichen Denkens begabt, angeregt durch die gerade in seiner Jugend System auf System erzeugende Philosophie, verdankt er Schleiermacher die Unterscheidung der Religion von der Theologie und Dogmatik, die ihn in allen Wandlungen des Dogmas den Kern der christl. Frömmigkeit wiedererkennen ließ, Hegel vor allem die Anregung zu philos. Betrachtung der Geschichte. Nachdem durch Strauß' «Leben Jesu» und die daran anschließenden Kämpfe unwiderleglich erwiesen ward, daß die Evangelien in der uns vorliegenden Gestalt kein geschichtlich treues Bild der Anfänge des Christentums liefern, suchte B., um über dies bloß negative Resultat zu positiven Feststellungen fortgehen zu können, anderswo einen festen Standpunkt für die Beurteilung der urchristl. Verhältnisse zu gewinnen. Er fand denselben in den Paulinischen Briefen, von denen jedoch nur die vier größern als echt festgehalten wurden. Hier zeigte sich ein Christentum, total verschieden von demjenigen, das die unmittelbaren Schüler Jesu verkündigten, und aus dem Kampfe dieser beiden Richtungen, des heidenchristl. Evangeliums des Paulus und des judenchristlichen des Petrus, läßt nun B. durch allmähliches beiderseitiges Nachgeben die kath. Kirche entstehen, die den Paulus allerdings äußerlich anerkennt, aber seine Grundsätze prinzipiell abstumpft. Nach rückwärts hin wird, gestützt auf eine kritische Betrachtung der drei ersten Evangelien, die Person und Lehre Christi so gefaßt, daß die Möglichkeit der Paulinischen wie der Petrinischen Auffassung daraus erhelle, nämlich in Christus neben universellen ethischen Grundsätzen ein partikulares Festhalten am jüd. Messiasglauben angenommen, nach vorwärts die ganze weitere Entwickelung der kath. Kirche in Leben und Lehre als notwendiges Produkt der einwirkenden Faktoren dargestellt. Die kritischen Bestrebungen B.s sind von mehrern talentvollen Schülern desselben, wie namentlich Zeller, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld u. a., weiter verfolgt worden; die ganze Richtung bezeichnet man mit dem Namen der Tübinger Schule. Eine ausführliche Darstellung und Beurteilung der Leistungen B.s findet sich in «Unsere Zeit» (Bd. 6, Lpz. 1862).

Baur (Franz Adolf Gregor), forstwirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 10. März 1830 zu Lindenfels im Großherzogtum Hessen, besuchte die Polytechnische Schule in Darmstadt, studierte in Gießen, wurde 1855 Professor an der Forstlehranstalt zu Weißwasser in Böhmen, 1860 Oberförster zu Mitteldick bei Darmstadt, 1864 Professor an der land- und forstwirtschaftlichen Akademie Hohenheim in Württemberg, 1878 Professor der Forstwissenschaft an der Universität München. Von seinen Schriften sind namentlich hervorzuheben: «Lehrbuch der niedern Geodäsie» (3. Aufl., Wien 1879), «Die Holzmeßkunst» (2. Aufl., Wien 1875), «Über forstliche Versuchsstationen. Ein Weck- und Mahnruf» (Stuttg. 1868), «Forstakademie oder allgemeine Hochschule» (Stuttg. 1875), «Die Fichte in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form» (Berl. 1877), «Die Rotbuche

in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form» (Berl. 1881). Außerdem redigiert B. seit 1866 die «Monatsschrift für Forst- und Jagdwesen», welche jetzt (seit 1879) unter dem Titel «Forstwissenschaftliches Centralblatt» erscheint.

Baur (Gust. Adolf Ludw.), namhafter Theolog und Kanzelredner, geb. 14. Juni 1816 zu Hammelbach im Odenwalde, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studierte Theologie zu Gießen. Nachdem er hierauf 1838—39 das Predigerseminar zu Friedberg besucht, kehrte er nach Gießen zurück, habilitierte sich daselbst 1841 und erhielt 1847 eine außerordentliche, 1849 eine ord. Professur. Im J. 1861 folgte er einem Rufe als Hauptpastor an die Jakobigemeinde zu Hamburg, wurde 1870 als ord. Professor der Theologie an die Universität Leipzig berufen und 1871 zum Konsistorialrat ernannt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Erklärung des Propheten Amos» (Gieß. 1847), «Tabellen über die Geschichte des israel. Volks» (Gieß. 1848) und «Geschichte der alttestamentlichen Weissagung» (Bd. 1, Gieß. 1861), sein Hauptwerk; ferner «Grundzüge der Erziehungslehre» (3. Aufl., Gieß. 1876), «Grundzüge der Homiletik» (Gieß. 1848), «Boetius und Dante» (Lpz. 1874), «A. Kempffers Selbstbiographie, herausgegeben, eingeleitet und erläutert» (Lpz. 1880). Sammlungen seiner Predigten erschienen unter den Titeln: «Predigten» (Gieß. 1858), «Predigten über die epistolischen Perikopen» (2 Bde., Hamb. 1862), «Die Thatsachen des Heils» (Hamb. 1864), «Durch Kampf zum Frieden» (Lpz. 1872) ꝛc. In Bezug auf seine theol. Anschauung schließt sich B. im wesentlichen an Schleiermacher an.

Baur (Wilh.), Bruder des vorigen, namhafter Theolog und Schriftsteller, geb. 16. März 1826 zu Lindenfels im Odenwald, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, 1844—47 die Universität Gießen, dann ein Jahr das Predigerseminar zu Friedberg, war 1848—52 Hauslehrer, ward 1852 Pfarrvikar zu Arheiligen bei Darmstadt, 1853 in Bischofsheim, 1855 Pfarrer in Ettingshausen bei Lich, 1862 in Ruppertsburg bei Laubach, 1865 Pastor an der St. Anscharkapelle zu Hamburg und Direktor der dortigen Stadtmission, 1872 Hof- und Domprediger zu Berlin, 1879 Oberkonsistorialrat, 1881 Propst des Stifts zum Heiligen Grabe in Berlin. Seiner Richtung nach gehört B. der Gruppe der positiven Union an und zeichnet sich unter ihren Führern durch persönliche Milde der Gesinnung aus. Sein Wirken ist gerichtet auf die Pflege des deutschen Volkstums und des evang. Christentums in ihrer Zusammengehörigkeit. Daher richtet er als Geistlicher sein Augenmerk auf eine volkstümliche Predigt, auf Belebung des geistl. Volkslieds und der christl. Volksfeste; von seinen Schriften gehören dahin außer zahlreichen Predigtsammlungen das «Beicht- und Kommunionbuch» (3. Aufl., Jena 1882) und «Lazarus von Bethanien und seine Schwester» (2. Aufl., Gieß. 1869). Für die Innere Mission arbeitete B. bereits in Hamburg als Mitglied des Kuratoriums der Bruderschaft des Rauhen Hauses, in Berlin ist er Mitglied des Centralausschusses für Innere Mission. Speziell wirkte er für strengere Beobachtung des Sonntags, für Bewahrung und Rettung der weiblichen Jugend und für Abschaffung der Prostitution und hat in diesem Sinne mehrere Broschüren veröffentlicht. Der Neubelebung christl.-patriotischer Gesinnung dienen vor allem die «Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen» (3. Aufl., Hamb. 1872) und «Das deutsche evang. Pfarrhaus» (2. Aufl., Brem. 1878); ferner die Lebensbeschreibungen des Freiherrn vom Stein (4. Aufl., Barm. 1880), Friedrich Perthes' (2. Aufl., Barm. 1879) und Arndts (3. Aufl., Hamb. 1870).

Baurecht, s. unter Baupolizei.

Bauschulen, Anstalten, die sich mit der theoretischen Ausbildung von Baumeistern und Bauhandwerkern befassen. Man unterscheidet höhere und niedere B. Über solche B., die, ein höheres Ziel verfolgend, entweder als besondere Akademie, oder in Verbindung mit einer allgemeinen Kunstakademie, oder mit einer Polytechnischen Schule bestehen, s. Bauakademie und Polytechnische Schulen. Die niedern B. oder Baugewerkschulen dienen als Vorläufer für jene oder auch für sich allein zur Ausbildung von Mauer- und Zimmermeistern, Steinmetzen, auch Mühlenbauern, Brunnen- und Röhrmeistern u. s. w. Dieselben setzen meist nur eine gewöhnliche Schulbildung voraus und werden besucht, nachdem die Schüler ihre Lehrzeit angetreten oder beendet haben. Die Organisation und der Lehrplan dieser Schulen sind, mit geringen Abweichungen, ziemlich übereinstimmend. Viele sind, in Rücksicht auf die praktische Beschäftigung der angehenden Baugewerken im Sommer, nur Winterschulen, andere dagegen gewähren Unterricht Sommer und Winter hindurch. Der Unterricht wird in drei oder vier aufeinanderfolgenden, halbjährigen Kursen erteilt und umfaßt in den Hülfsfächern hauptsächlich: Mathematik, Mechanik (Statik), Physik, Projektionslehre, geometrisches und Freihand-(Ornamenten-)Zeichnen, Perspektive, Feldmessen und Planzeichnen, Buchhalten. Der Unterricht in den Hauptfächern umfaßt: allgemeine, landwirtschaftliche und gewerbliche Baukunde, spezielle Mauer- und Zimmerkunde, Konstruktionslehre, Entwerfen und Veranschlagen von Bauplänen, Baurecht und Baugesetze, Formenlehre und architektonisches Zeichnen, Skizzieren und Schnellentwerfen; ferner Steinschnitt, Modellieren und Bossieren, Feuerungskunde und Ventilation, Geschichte der Baukunst und Stillehre. Die älteste dieser B. oder Baugewerkschulen in Deutschland ist die zu München, eröffnet 1823. Sodann folgte die B. zu Holzminden im Herzogtum Braunschweig; dieselbe ist eine der am stärksten besuchten und wurde 1830 von dem Kreisbaumeister F. L. Haarmann gegründet. Seit 1837 entstanden die fünf B. Sachsens, zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zittau und Plauen. In den J. 1841—54 bestand die mechanische B. zu Freiberg, die aber seit 1855 als Werkmeisterschule zu Chemnitz neu begründet wurde. Diese Schule bildet seitdem Werkmeister für Maschinenfabriken, Spinnereien, Webereien, chem. Fabriken u. s. w. Im J. 1850 entstand die in vier verschiedene Fachschulen gegliederte Baugewerkenschule zu Stuttgart, 1853 die B. zu Nienburg, 1859 die B. zu Siegen, 1864 die zu Hörter a. d. W. Im J. 1864 erfolgte die Gründung der ersten österreichischen B. zu Wien, zwar als Privatunternehmen, aber mit Unterstützung des Staats und der Gemeinde, 1868 die B. zu Eckernförde und 1869 die zu Idstein (Regierungsbezirk Wiesbaden). Außerdem gibt es B. zu Karlsruhe, Darmstadt, Breslau, Insterburg, Deutsch-Krone, Sulza, Wetzlar, Treuenbrietzen u. a. O.,

sowie in Verbindung mit Kunst-Industrie- und Landwirthschaftlichen Lehranstalten stehende B.

Bausch und Bogen, eine Wortverbindung, welche nur in der Redensart: In Bausch und Bogen, d. h. soviel wie im ganzen, ohne Rücksichtnahme auf Einzelheiten, vorkommt. Ein Kauf in Bausch und Bogen (en bloc) ist also ein solcher, welcher sich über eine ganze, ungeteilte Partie, einen ganzen Vorrat einer Ware erstreckt. Ein entsprechender Ausdruck ist der beim Seefrachtwesen übliche: in der Ruse (en rouge), welchen man anwendet, wenn ein Schiff für irgend eine Fahrt ganz gemietet wird.

Bause oder **Pause**, eine mittels eines durchscheinenden Papiers (Pauspapier, s. d.) von einer Zeichnung genommene Kopie.

Bause (Joh. Friedr.), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 5. Jan. 1738 zu Halle, wendete sich in seinem 18. Jahre der Kupferstecherkunst zu, bildete sich durch Selbststudium in Halle und einige Zeit unter der Leitung des Kupferstechers Haid in Augsburg in seiner Kunst aus. Insbesondere nahm er sich Wille in Paris zum Vorbild, mit dem er in fortwährender Verbindung blieb. Später ließ er sich in Leipzig nieder, wo er in der Folge Professor der Kupferstecherkunst bei der Kunstakademie wurde und bis kurz vor seinem Tode, der 3. Jan. 1814 zu Weimar erfolgte, sich aufhielt. Seine histor. Blätter und vorzüglich seine Porträts, besonders nach Gemälden von A. Graff und Oser, sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Kupferstichwerk enthält über 200 Blätter. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Radierungen, die in den Besitz des Hofrats Keil zu Leipzig kam. Vgl. Keil, »Katalog des Kupferstichwerks von B.« (Lpz. 1849).

Bauslattun, s. Bausleinwand.

Bauske (Bausk), Kreisstadt im europ.-russ. ouvernement Kurland, 45 km südöstlich von Mitau, am Zusammenflusse der Memel und der uße, die hier den Fluß Aa bilden. Das Schloß . wurde 1456 von dem deutschen Hochmeister Joh. on Mengden gegründet und hieß früher Bousche, ouschenborg und Bauschkenburg. Im J. 1625 urde B. von den Schweden, 1705 von den Russen ngenommen; 1706 wurden die Befestigungswerke s Schlosses zerstört und seitdem ist es unbewohnt blieben. Die Stadt hat eine luth. Kirche, eine iech.-orthodoxe Kapelle, zwei Synagogen, zwei . Gebetschulen, eine Lederfabrik, vier Brannt inbrennereien und eine Ziegelbrennerei und zählt 30 E., die hauptsächlich Gemüsebau und Gärtrei treiben. Auf dem vom 12. bis 17. Okt. stattdenden Jahrmarkt werden Getreide, Leinsamen d Holz zum Verkaufe gebracht.

Bausleinwand oder **Pausleinwand** (frz. pier-toile, toile à calquer, engl. tracing-cloth, ting-cloth), auch Bauslattun, Zeichenlat, Calquirleinwand, Kopierleinwand annt, weißer Baumwollbattist oder Jakonett. rch Bestreichen mit aufgelöstem Alaun und mit schiedenen teils harzigen, teils öligen Substan sowie durch nachfolgendes Stärken und schließs Glätten mittels der erhitzten Druckwalzen des nglalanders (s. u. Appretur) mit einer durchnenden Appretur versehen, eignet er sich zum reiben mit der Feder, zum Tuschen, Auftragen Farben und insbesondere zum Durchzeichnen Zeichnungen jeder Art.

Bauspapier oder **Pauspapier** (frz. papier lquer, engl. tracing-paper), eigentlich feines geleimtes Velinpapier, dem auf der einen Seite ein Anstrich von Indigo, Pariser Blau, Rötel oder schwarzer Kreide gegeben ist und dessen Anwendung darin besteht, daß unter die bestrichene Seite ein Blatt weißen Papiers gelegt, über die unbestrichene aber die zu kopierende Zeichnung gebreitet wird, deren Umrisse sodann, durch den Druck einer feinen, nicht scharfen Spitze (Stift oder Feder) nachgezogen, auf dem untergelegten weißen Papier erscheinen. Zum Durchzeichnen von Plänen, Abbildungen von Maschinen, Dessins für die Weberei und Stickerei u. s. w. wird unter dem Namen Kopier- oder Calquierpapier meist ein aus Flachs, Werg oder Stroh nach den gewöhnlichen Verfahrungsarten der Papierfabrikation erzeugtes, gelbgraues oder braungelbes, stark durchscheinendes Papier verwendet, welches, obwohl seiner Natur nach dünn und ungeleimt, von ziemlicher Steifheit und Dichtheit ist, sodaß die mit Tusche auf demselben gezogenen Linien nur wenig auseinanderfließen. Andere Arten B. erhält man durch Bestreichen guten Seidenpapiers mit Öl- oder firnisartigen Stoffen. Ein sehr brauchbares B. dieser Art wird erhalten, indem man ein dünnes Papier mit reinem Petroleum bestreicht und vor dem Gebrauch mit einem Lappen abreibt; vor dem gewöhnlichen Ölpapier hat das auf diese Weise hergestellte den Vorzug, nach der Verflüchtigung des Petroleums wieder undurchsichtig zu werden.

Baustile nennt man die eigenartigen baukünstlerischen Ausdrucksweisen der verschiedenen Völker, wie sie sich aus der Sitte, der Religion, dem Bedürfnis und zugleich aus dem zur Verfügung stehenden Baumaterial zu einer in sich fertigen Form entwickelt haben. Als das Produkt der ersten der bildenden Künste, der Kunst zu bauen (Baukunst, Architektur), bedingt ein B. die Fähigkeit, die aus den Konstruktionen mit den vorhandenen Materialien sich ergebenden Grundformen in künstlerischer Weise so zu gestalten, daß sie in logisch richtiger und organischer Weise ihre tektonische Funktion an der bestimmten Stelle aussprechen und daß diese Einzelformen sowohl als besonders das vollendete Ganze einen harmonischen Eindruck machen.

In dem B. hat sich bei jedem Volke und zu jeder Zeit infolge der verschiedenen Bedürfnisse, des verschiedenen Klimas, des Vorhandenseins verschiedener Baumaterialien u. s. w., noch mehr aber infolge der verschiedenen Auffassung der idealen Elemente, ein anderer Formenkreis ausgebildet, in welchen sich dann der ganze geistige Kulturzustand des betreffenden Volks treu abspiegelt. Deshalb kann man behaupten, daß die Baudenkmäler die treuesten Zeugnisse für die Kultur eines Volks in einer gewissen Periode, gleichsam die Marksteine ihrer Geschichte sind. Von einem eigentlichen Stil kann nur da die Rede sein, wo eine höher entwickelte Kultur höhere Aufgaben stellt. Da nun die Kultur nicht bei allen Völkern des Erdballs sich gleichmäßig entwickelt hat, sind auch die Baudenkmäler gleichen Alters bei verschiedenen Völkern keineswegs von gleicher künstlerischer Ausbildung. Es finden sich die primitivsten Anfänge der Baukunst zu den ältesten Urzeiten sowohl wie in unsern Tagen. Für die Entwickelung des B. sind zunächst zwei Richtungen des menschlichen Geistes von Wichtigkeit: 1) die Erkenntnis der Macht und Größe Gottes, als des Urquells alles Vorhandenen, des Leiters der Geschicke des Menschen, und 2) das Bewußtsein, daß der menschliche Geist der Gottheit verwandt ist und das irdische

Leben überdauert. Daraus entstand das Bedürfnis, der Gottheit Altäre zu errichten und Tempel zu bauen, für die Körper der Verstorbenen Grabmäler zu stiften, ihrem Gedächtnisse Erinnerungsmale zu errichten. Altäre und Grabdenkmäler sind demnach die ältesten Werke der Baukunst. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur erfüllen aufgerichtete Steine, Steinkreise und aufgeworfene Hügel den beabsichtigten Zweck in einfachster Weise. Sie sind die Vorstufen der Baukunst und finden sich überall auf der Erde. Am bekanntesten sind jene in Skandinavien, England und Nordfrankreich. Etwas mehr ausgebildet sind schon jene in Amerika.

Die ältesten Denkmäler eines wirklichen B. finden sich in **Ägypten** (s. Tafel: Baustile I., vgl. Artikel **Ägypten**, Bd. 1, S. 247, und Tafel: **Ägyptische Architektur**), und zwar schon aus einer Zeit, die Lepsius auf etwa 4000 Jahre v. Chr. berechnet hat. Es sind die gewaltigen Pyramiden, welche dort von den Königen unter Aufwendung unendlicher Arbeitskräfte zum Zwecke der Aufbewahrung ihrer Leichen aus Stein oder Ziegeln erbaut wurden. Gleichzeitig mit diesen Hochbauten entstanden auch in den Felsen gehauene, unterirdische Grabkammern (Excavationen), welche sich oft zu Grabestempeln erweiterten und dann, architektonisch gegliedert, mit Pfeilern, Säulen u. s. w. ausgestattet wurden. Daneben lief aber auch noch die Baukonstruktion aus Holz, die nicht ohne Einfluß auf den Formenkreis der Steinarchitektur geblieben ist (Lotoskapitäle u. a.). Später, während der Blüte altägypt. Stils, d. i. zur Zeit der 18. Dynastie, haben dann die Formen aller drei Bauweisen untereinander sich gemischt und sich zu einem harmonischen Ganzen verbunden. Die ältesten und berühmtesten Pyramiden finden sich bei dem Dorfe Gizeh in Unterägypten. Andere, zusammen etwa vierzig, verschieden an Größe und in mehrere Gruppen verteilt, finden sich südlich davon, am Ufer des Nils. Auch die Tempel liegen zu beiden Seiten des Nils an den Hauptstätten alter Kultur; die größten in der alten Landeshauptstadt Theben, ferner zu Edfu, Esneh, Dendera, auf Philä u. s. w. Die Ruinen Thebens findet man gegenwärtig bei den Dörfern Karnak und Luxor. Der Kern eines Tempels ist eine meist dunkle Cella mit kleiner Thür, in welcher das verehrte Götterbild stand. Vor der Cella befinden sich ein oder mehrere umsäulte Vorhöfe. Den Eingang zu derselben bildet ein großartiger Thorbau, Pylon, mit zwei zu beiden Seiten der Thür sich erhebenden, turmartigen Flügelbauten, an welchen Maste mit Fahnen befestigt waren. Vor dem Portal stehen Obelisken, d. h. hohe, sehr schlanke Spitzpfeiler, welche hieroglyphische Inschriften tragen, und kolossale Statuen. Zum Tempel führt eine Doppelreihe von liegenden Löwen, Widdern oder Sphinxen. Oft sind die Tempel durch mehrere, von verschiedenen Königen erbaute Vorhöfe, jeder mit besonderm Pylon, bedeutend vergrößert. Die Mauern haben auf der Innenseite senkrechte, auf der Außenseite geneigte Flächen und werden durch eine kräftige Hohlkehle als Hauptgesimse bekrönt. Alle Wände und Säulen sind über und über mit Skulpturen in ganz flachem Relief und Malerei (teils Inschriften, teils figürlichen Darstellungen) bedeckt. Auch die Säulen, auf einfacher Basis stehend, mit verschiedenartig gebildeten Kapitälen versehen, sind meist ziemlich einfach. Alles ist aus gewaltigen Steinblöcken, bis zu 8 m Länge, hergestellt. Nur in seltenen Fällen besteht der Kern der Mauern aus Ziegeln (von getrocknetem Nilschlamm) und ist dann mit Steinplatten verkleidet. Die Deckenkonstruktion ist die denkbar einfachste: sie sind nämlich durch große Platten hergestellt. Die Obelisken und kolossalen Statuen der Götter und Könige sind stets Monolithen. Der Charakter der ägypt. Kunst ist, der ausgesprochenen Ordnung und Regelmäßigkeit in dem Leben der alten Ägypter entsprechend, eine ruhige, klare Einfachheit, oft ernste majestätische Größe, eine Folge der ansehnlichen Dimensionen und des Mangels an mitsprechenden Einzelformen. Doch ist natürlich auch die einfach großartige Landschaft nicht ohne Einfluß auf diese Wirkung. Überreste dieser, zu allen Zeiten bewunderten Bauwerke sind in Ruinen noch in großer Zahl erhalten. Die besten Aufnahmen derselben finden sich in dem großen Werke von R. Lepsius: «Die Denkmäler aus Ägypten u. s. w.» (9 Bde., Berl. 1849—59). Vgl. auch Prisse d'Avennes, «Histoire de l'art égyptien d'après les monuments» (Par. 1866 fg.).

Die nächst den ägyptischen ältesten Denkmäler der Baukunst sind im **westlichen Asien** (s. Tafel: **Baustile I.**), wo in der Ebene des Euphrat und Tigris ganz ähnliche Verhältnisse obwalten wie am Nil. Die Chaldäer, Phönizier, Assyrer, Babylonier, Meder und Perser haben große Städte und in ihnen großartige Paläste mit vielen Höfen, Säulen, Terrassen, Tempel u. a. gebaut. Doch ist von diesen Bauten wenig erhalten, weil das Material derselben, nämlich Ziegel und Holz, zum Teil mit Metallbekleidung, nicht so solid war als dasjenige in Ägypten. Die Ruinen der Städte Ninive (s. d.), Babylon (s. d.) und Persepolis sind erst in der neuesten Zeit näher untersucht worden. Doch ist es bisjetzt nicht gelungen, ein klares Bild von der Architektur derselben zu erlangen. Näheres findet sich in den verschiedenen Werken von A. Layard (s. d.), ferner in Texier, «Description de l'Arménie» (Par. 1852); Vaux, «Ninive und Persepolis» (deutsch von Zenker, Lpz. 1852); Place, «Ninive et l'Assyrie» (3 Bde., Par. 1866—69).

Etwas später entwickelten die **Pelasger** in Griechenland eine rege Thätigkeit, bauten Städte, umgaben sie mit festen Mauern, errichteten Tempel, Gräber u. s. w., wovon interessante Reste, wie das Löwenthor und das Schatzhaus des Atreus zu Mykenä noch erhalten sind. Vgl. Abel Blouet, «Expédition scientifique de Morée» (Par. 1831—38).

Aus dem B. der Pelasger ging der **klassische der Griechen und Römer** (s. Tafel: **Baustile II. III. IV.**) hervor. Wie die Architektur bei den **Hellenen** sich zu ihrer hohen Blüte entwickelt hat, ist nicht nachzuweisen, da Beispiele der Zwischenstufen nicht mehr erhalten sind. Ohne Zweifel war der ursprünglich häufig angewendete Holzbau nicht ohne Einfluß auf die Formen des später fast Monumentalbauten ausschließlich gebräuchlichen Steinbaues. Die Gegenwart kennt die griech. Architektur nur aus Resten von Bauwerken aus der Blütezeit derselben. Es sind meist hoch vollendete mit größter Sorgfalt und Solidität, durchaus rationell in Stein (Marmor) konstruierte und mit höchster Feinheit ästhetisch durchgebildete Bauwerke, deren Gesamtverhältnisse stets von der wohlthuendsten Harmonie und deren einzelne Teile ihren technischen Funktionen entsprechend künstlerisch ausgebildet sind. Die wichtigste Aufgabe der altgriech.

Architekten war die Herstellung von Tempeln. An ihnen wurde der Geist der griech. Baukunst ausgebildet. Für öffentliche Gebäude anderer Bestimmung, Gräber, Befestigungsbauten, Stadtthore, Markthallen, Theater u. s. w., wurden die Formen natürlich entsprechend modifiziert, bewegten sich jedoch in demselben Kreise. Die Privathäuser scheinen im wesentlichen nur Bedürfnisbauten gewesen zu sein. Dem milden Klima des Landes gemäß, in welchem man weniger Schutz vor Kälte, Regen und Schnee als Schutz vor der heißen Sonne bedurfte, ist die griech. Architektur im allgemeinen eine Säulenarchitektur. Ein griech. Tempel besteht aus einer auf einem Unterbau von drei oder mehr Stufen erhobenen, von vier Wänden umschlossenen Cella, in welcher das verehrte Götterbild stand und welche zum Teil oder ganz von einer Säulenhalle umgeben ist. Jede Säule besteht aus Basis, Schaft und Kapitäl. Auf den Säulen ruhen Steinbalken und auf diesen und den Wänden ruht wieder eine aus Steinbalken und kleinen Steinplatten sinnvoll konstruierte Decke sowie das Dach mit dem Gesimse (Wasserrinne). Die Cella war entweder mit einer hölzernen Balkendecke versehen oder hatte innen ebenfalls eine Säulenhalle und dann eine große Öffnung in der Decke (Hypäthraltempel). Alle kleinen architektonischen Glieder waren anfangs bunt bemalt, später plastisch durch entsprechende Ornamente geschmückt. In den Dachgiebeln, den Friesen, über den Säulen oder als oberer Abschluß der Cellamauer war oft noch plastischer figürlicher Schmuck angebracht. Die Wände waren auch wohl mit histor. Darstellungen bemalt. Die beiden im alten Griechenland nebeneinander wohnenden Volksstämme der Jonier und der Dorer entwickelten wohl ziemlich gleichzeitig bei ähnlicher Konstruktion zwei verschiedene Formenkreise, welche man als den ionischen und den dorischen Stil bezeichnet. Der Unterschied dieser beiden Arten besteht besonders in den verschiedenen Verhältnissen der Bauwerke. Die Säulen der dor. Tempel sind kurz, stämmig, gedrungen, jene der ion. Tempel schlanker. Dem entsprechend sind auch die übrigen Bauteile bei den Dorern stärker, bei den Joniern schwächer. Der sog. korinthische Stil ist nur eine reichere Ausbildung des ionischen. Die Blüteperiode der griech. Baukunst fällt in die Zeit des Perikles. Reste der schönsten griech. Tempel findet man zu Athen, besonders auf der Akropolis daselbst, auf der Insel Ägina, zu Korinth, zu Bassä in Arkadien, zu Pästum in Unteritalien und an verschiedenen Orten auf der Insel Sicilien. Für die Erklärung des Wesens der griech. Architektur in ihren Einzelformen ist das große Werk K. Böttichers: «Tektonik der Hellenen» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1869—73), epochemachend. Vortrefflich ist auch G. Sempers (nicht vollendetes) Werk «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (Bd. 1 u. 2, Münch. 1860—63). Die Details der antiken Architektur sind zusammengestellt in Mauch: «Die architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer» (6. Aufl., Berl. 1873), und in Bühlmann: «Die Architektur des klassischen Altertums und der Renaissance» (Stuttg. 1874). Genaue Aufnahmen der griech. Baudenkmäler finden sich in Stuart und Revetts «Altertümer von Athen» und den von der Gesellschaft der Dilettanti zu London herausgegebenen Werken: «Altertümer von Jonien» und «Unedierte Altertümer von Attika»; ferner in Stackelberg, «Der Apollotempel zu Bassä» (Rom 1826); Serradifalco, «Antichità della Sicilia» (Palermo 1834—42); Hittorf und Zanth, «Architecture antique de la Sicile» (3 Bde., Par. 1826—30); Delagardette, «Ruines de Paestum» (Par. 1799), und in vielen Monographien.

Die Römer, ein mehr praktisches als künstlerisch begabtes Volk, haben den Säulenbau von den Hellenen entlehnt und mit dem von den Etruskern überkommenen Gewölbebau, den sie weiter entwickelten, einheitlich verbunden und damit in konstruktiver Beziehung einen großen Fortschritt gemacht. Mit Hilfe der Wölbung gelang es ihnen, sehr große Räume massiv zu überdecken und künstlerisch durchgebildete Gebäude von großartigster Gesammtwirkung herzustellen. Die Detailbildung des römischen B. dagegen steht an Schönheit hinter jenem des griechischen weit zurück. Die Aufgaben, welche den röm. Architekten gestellt wurden, waren bei weitem mannigfaltiger als jene der griechischen. Es galt, neben Tempeln und Grabmälern großartige Foren mit Basiliken, Theater, Triumphbogen und endlich, bei dem übergroßen Luxus zur Zeit der röm. Imperatoren, weitläufige, mit allem in jener Zeit nur möglichen Komfort ausgestattete Paläste und Villen, welche zuweilen, wie die Kaiserpaläste auf dem Palatin zu Rom und die Villa des Hadrian bei Tivoli, zu kleinen Städten erweitert wurden, herzustellen. Dazu kamen dann noch Befestigungsbauten, Brücken, Wasserleitungen, Heerstraßen u. a. Die Blüteperiode der röm. Baukunst ist das 1. Jahrh. n. Chr. Denkmäler röm. Baukunst sind über das ganze ehemalige Römische Reich, d. h. den größten Teil von Europa und Teile von Asien und Afrika, zerstreut. Die bedeutendsten derselben befinden sich in Rom und seinen Umgebungen. Außerdem ist uns mit Pompeji eine ganze antike Stadt aus dem 1. Jahrh. n. Chr. mit allen ihren interessanten Einzelheiten erhalten. Vgl. Abeken, «Mittelitalien vor den Zeiten röm. Herrschaft» (Stuttg. 1843); Reber, «Die Ruinen Roms und der Campagna» (Lpz. 1863); Overbeck, «Pompeji in seinen Gebäuden, Altertümern und Kunstwerken» (3. Aufl., Lpz. 1875); Mazois, «Les ruines de Pompéi» (4 Bde., Par. 1825—38). Außerdem gibt es viele Monographien über einzelne Bauwerke. Eine wissenschaftlich begründete Geschichte der Baukunst des klassischen Altertums fehlt noch immer. Es muß daher auf die betreffenden Abschnitte der am Schluß dieses Artikels angeführten Werke über die allgemeine Geschichte der Baukunst hingewiesen werden.

Während das Römische Reich und mit ihm die gesamte Kultur des Altertums ihrem Untergange sich näherte, entwickelte sich im stillen eine junge, bald sehr mächtige Kraft in dem Christentum, welches der Baukunst eine neue Aufgabe stellte. Da die Christen lange Zeit unterdrückt wurden, konnten sie besondere Gebäude für ihre Kultusbedürfnisse anfangs nicht errichten; sie versammelten sich zum gemeinsamen Gottesdienste in unterirdischen Kapellen der Katakomben oder in den hintern Sälen der Privatpaläste. Als dann Kaiser Konstantin die christl. Religion als gleichberechtigte anerkannt hatte, war die Kunst schon so weit gesunken, daß man nicht mehr im Stande war, eine neue Form für das neue Bedürfnis zu finden. Die Christen erbauten ihre Gotteshäuser daher, an den überlieferten Formen festhaltend, als Nachbildungen der Gerichtsbasiliken neben den Foren und gewisser Säle

in Privatpalästen, zum Teil sogar aus vorhandenen, von heidnischen Tempeln entnommenen Bauteilen (z. B. San-Lorenzo fuori le mura zu Rom), weshalb sie auch den Namen Basiliken erhielten. Sie hatten einen oblongen Grundriß mit einem kleinen halbkreisförmigen Ausbau für den Altar (Apsis) im Innern, zwei oder vier Säulenreihen und besondere Oberfenster für das Mittelschiff. Die Decken waren von Holz. Das Äußere war stets ganz einfach. Vor der Basilika befand sich gewöhnlich ein umsäulter Vorhof mit Brunnen und neben ihr wurde später oft noch ein Glockenturm (Campanile) erbaut. Die Zahl solcher altchristl. Basiliken ist besonders in Rom sehr groß. Die bedeutendsten sind San-Clemente, Sta.-Pudenziana, Sta.-Maria-Maggiore und San-Paolo fuori le mura. Sie finden sich aber auch an andern Orten, z. B. in Ravenna, auf der Insel Torcello und in Asien. Neben den langgestreckten drei- oder fünfschiffigen Basiliken entstanden gleichzeitig aber auch Rundbauten, zum Teil mit Kuppeln überdeckt, teils als Taufkapellen, teils als Grabmäler benutzt. Vgl. Bunsen, Gutten-sohn und Knapp, «Die Basiliken des christl. Roms» (Münch. 1843).

Ganz im Gegensatz zu der altchristl. Baukunst im Weströmischen Reiche entwickelte sich im Oströmischen Reiche, besonders in dessen Hauptstadt Byzanz, mit einer eigentümlichen Kultur auch ein neuer B., der byzantinische Stil (s. Tafel: Baustile V.); derselbe ist eine Weiterbildung des röm. Kuppelbaues. Die Kirchenschiffe sind durch eine Reihe von Kuppeln auf quadratischen Unterbauten und Halbkuppeln überdeckt. Obgleich die künstlerische Durchbildung, auf der röm. Kunst beruhend, ziemlich dürftig ist, sind die innern Räume, oft durch Mosaiken auf Goldgrund geschmückt, meist von einer großartigen Wirkung. Die bedeutendsten Denkmäler byzant. Baukunst sind die Kirche Hagia Sophia zu Konstantinopel, erbaut 532—537 n. Chr. von Kaiser Justinian, einige Bauten zu Ravenna, das von Kaiser Karl d. Gr. erbaute Münster zu Aachen und die Kirche San-Marco zu Venedig, erbaut 976—1072. Vgl. Quast, «Die altchristl. Baudenkmale zu Ravenna» (Berl. 1842); Salzenberg, «Die altchristl. Baudenkmale von Konstantinopel» (Berl. 1854); Texier und Popplevel-Pullan, «Architecture byzantine» (Par. 1864).

Die Baukunst der Inder, der Chinesen und der Vorvölker Amerikas sind für die histor. Entwickelung der Architektur ganz ohne Bedeutung und Einfluß. Von großer Wichtigkeit für den Gang der Entwickelung ist aber die Baukunst des Islam in Asien, Afrika und Europa (Spanien und Sicilien). (S. Tafel: Baustile VI.) Als die Araber ihre Eroberungszüge antraten, waren sie ohne jede höhere Kultur. Bald nahmen sie jedoch mancherlei von denjenigen Völkern an, die sie unterworfen hatten. Daher besteht ihre Kunst aus sehr verschiedenartigen Elementen. In der Architektur bedienten sie sich zunächst der vorhandenen Formen, schlossen sich an die überlieferten altröm. Bauwerke sowohl als die altchristl. und byzant. Kirchen eng an, verschmolzen damit dann aber überall echt orient. Elemente. Vorherrschend ist die Vorliebe der Araber für phantastische Pracht und üppigen Reichtum der Dekoration, besonders aller Flächen durch spielende, farbenreiche Ornamentik. (S. Arabeske.) Eine höhere organische Durchbildung fehlt gänzlich. Die Konstruktionen sind sehr primitiv und stehen mit den Dekorationen meist gar nicht im Zusammenhange. Charakteristisch sind die sog. Stalaktitengewölbe und bei den Arkaden die Hufeisenbogen und Spitzbogen. Die vorzüglichsten Denkmäler des arabischen B. finden sich in Syrien, Ägypten (Moschee el Mojed von 1415 zu Kairo), Sicilien (Zisa und Cuba), Spanien (wo besonders die Moscheen zu Cordova vom J. 786, der Alcazar, Palast der Herrscher, zu Sevilla, die Alhambra [s. d.], ein phantastischer Königspalast aus dem 14. Jahrh., zu Granada, hervorzuheben sind), in Indien, Persien und der Türkei (Moscheen des Sultan Bajazed und Brunnen des Sultan Achmed zu Konstantinopel). Die besten Quellenwerke sind Girault de Prangey, «Monuments arabes et moresques d'Espagne» (Par. 1839); derselbe, «Essai sur l'architecture des Arabes en Espagne etc.» (Par. 1846); Villa Amil und Escosura, «España artistica y monumental» (3 Bde., Madr. 1842—59); Schack, «Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien» (2 Bde., Berl. 1865); Bourgoin, «Les arts arabes» (Par. 1868 fg.); Prisse d'Avennes, «L'art arabe d'après les monuments du Kaire depuis le 7e siècle» (Par. 1869 fg.).

Mit der Baukunst des Islam in gewissem Grade verwandt ist die Baukunst der Russen, welche eigentlich ganz auf der byzant. Baukunst beruht. Die Grundanlage der Kirche ist das griech. Kreuz, welches durch mehrere hohe Kuppeln überdeckt i[...] Hauptsache ist Reichtum und Prunk der Ausstattung. Die architektonischen Formen sind stark barbarisch und gehen ohne Regel wild phantastisch durcheinander. Die Glanzzeit des russ. Stils scheint in das 16. Jahrh. zu fallen. Das bedeutendste Denkmal desselben ist die Kirche Wassili Blagennoi zu Moskau.

Neben der byzant. Baukunst entwickelte sich im ehemals Weströmischen Reiche nach dem Zerfall des Karolingischen Reichs, besonders seit 1000 n. Chr., ebenfalls auf Grundlage der altröm. Architektur, ein ganz neuer B., welcher der romanische Stil heißt. (S. Tafel: Baustile VII.) Die Basilika blieb die Grundform; alle Einzelheiten erhielten jedoch eine neue, aus dem german. Volksgeiste entsprungene Behandlung und entwickelten sich i[...] durchaus selbständiger Weise. Das Ganze gelangte unter freier Aufnahme und Verarbeitung frem[...] der Elemente nach drei Jahrhunderten endlich [...] einem der großartigsten Systeme, welche die Bau[...] geschichte kennt. Die Baukunst war während de[...] ganzen Mittelalters (stets im Dienste der christl. Kirche) die alleinherrschende Kunst. Alle ander[...] Künste, die Skulptur, die Malerei, die Glasmalerei, die Musik u. s. w., mußten sich ihr unterordnen. Wie erwähnt, ging der mittelalterliche Kirchenba[...] von der altchristl. Basilika aus. Doch sind die Um[...] gestaltungen, welche diese Grundform im Laufe d[...] Zeit erfuhr, sehr eingreifender Art. Am entschie[...] densten änderte sich das Chor. Statt der einfach[...] Apsis entstand bald ein besonderer Chorbau, [...] mit mehrern Apsiden, als Raum für den Al[...] (oder mehrere Altäre) und die oft zahlreiche Pr[...] sterschaft, der sich auch äußerlich von dem Lan[...] hause, dem Raume für die Gemeinde, deutl[...] trennte. Unter dem Chor wurde oft noch eine [...] terirdische Kapelle (Krypta) für Zwecke des Tot[...] kultus eingerichtet. Mittelschiff und Seitensch[...] wurden anfangs durch Säulen, später durch [...] ler oder Säulen und Pfeiler gemischt, voneina[...]

getrennt. Die Räume hatten anfangs flache Holzdecken, wurden später aber sehr oft mit Gewölben, meist Kreuzgewölben, in einzelnen Teilen auch Tonnengewölben, überdeckt, wodurch das Gebäude erst seinen wahren monumentalen Charakter erhielt. Das Äußere war dem Innern entsprechend, in organischer Weise, durch Lisenen, Arkaden, Bogenfriese, Gesimse u. s. w. reich gegliedert. Als neues bedeutsames Element trat auch noch der Turm hinzu, welcher nun in organischer Verbindung mit dem Gebäude angeordnet wurde. Sehr oft findet man, als besondern Schmuck der Bauanlage, mehrere (fünf oder mehr) Türme. An die Kirchen schlossen sich vielfach weitläufige Klostergebäude mit Kapellen, großen Sälen (Refektorium, Dormitorium) u. s. w., welche sich um einen Hof mit umlaufendem Kreuzgang gruppieren. Innerhalb bestimmter Grenzen hat der roman. Stil in den verschiedenen Ländern, besonders in Deutschland und Frankreich, aber auch in Italien und England, je dem verschiedenen Geiste der Nationen, dem Bedürfnisse und dem verschiedenen Baumaterial entsprechend, in sehr verschiedener Weise sich ausgebildet, sodaß das Gesamtbild überaus reich an individuellen Zügen ist. Die roman. Baukunst hatte im 11. Jahrh. noch eine gewisse Strenge und Einfachheit, entfaltete im 12. Jahrh. ihre edelste Blüte und ging im ersten Viertel des 13. Jahrh. allmählich in den got. Stil über. Denkmäler desselben sind in vielen Ländern in großer Zahl noch erhalten. Eins der ältesten derselben dürfte die Stiftskirche zu Gernrode (von 961) sein. Zu den schönsten und großartigsten gehören in Deutschland die großen Dome zu Bamberg, Mainz, Speier, Worms, Limburg a. d. L., die Münster zu Bonn, die Abteikirche zu Laach, die Kirchen St. Godehard zu Hildesheim, St. Maria im Kapitol, St. Gereon, St. Aposteln und St. Kunibert zu Köln, die Kirche zu Gelnhausen, die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, das Kloster Maulbronn; in Italien die Dome zu Pisa, Piacenza, Parma und Zara, die Kirche San-Miniato bei Florenz, die Capella Palatina zu Palermo, der Klosterhof von San-Paolo fuori le mura zu Rom; in Frankreich die Kirchen St.-Étienne zu Caën, Notre-Dame du port zu Clermont, Notre-Dame la grande zu Poitiers u. a.

Die **Profanarchitektur** dieser Periode ist
m allgemeinen noch sehr einfach; man that dafür
eist wenig mehr, als das Bedürfnis erforderte.
ie besteht vorzüglich in Befestigungsbauten,
lauern mit Türmen und Thoren zum Schutz gan-
r Städte (aus dem 13. Jahrh. sehr gut erhalten
Köln) und Burgen, meist auf schwer zugänglichen
öhen gelegen, zum Schutze einzelner Ritter. Der
esentlichste Teil der letztern ist ein sehr starker,
her Turm, der Bergfriet, an welchen im Laufe
r Zeit nach und nach andere Gebäude angebaut
rden. Die architektonisch bedeutendste Burg die-
Periode ist wohl die Wartburg; steinerne Wohn-
ser waren in dieser Zeit noch sehr selten. Die
fassendste und beste Darstellung der roman. Bau-
st in Deutschland ist H. Ottes «Geschichte der
tschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Ge-
wart» (5 Lfgn., Lpz. 1861—74), welche alle wei-
n Nachweise in großer Vollständigkeit enthält.
l. Revoil, «Architecture romane du Midi de la
nce» (Par. 1864).

Der romanische B. ist ein echt deutscher. In
nkreich erhält derselbe von Anfang an eigentümliche Modifikationen, deren Zusammenfassung und konsequente Weiterführung endlich zum **gotischen B.** führten (s. Tafel: Baustile VIII.), welcher zuerst bei dem Bau des Chors der Abteikirche zu St.-Denis, welchen Abt Suger um 1140 ausführte, zur Erscheinung kam, dann an der Kathedrale zu Noyon, den Kirchen Notre-Dame zu Châlons (1157—83), St.-Remis zu Rheims (1164—81), der Kirche zu Blois (1138—1210), der Kathedrale zu Laon (um 1173) und der Kathedrale Notre-Dame zu Paris (1163—77) entwickelt und weiter gebildet, darauf nach Deutschland übertragen wurde, wo er zuerst bei dem Neubau der Liebfrauenkirche zu Trier (1227—44) und der Elisabethkirche zu Marburg (1235—83) angewendet wurde, dann, unter stetem Hinblick auf die neuesten Bauten in Frankreich, in selbständiger, echt deutscher Weise sich entwickelte, und endlich in dem Dome zu Köln, dessen Chor 1248 gegründet, 1322 geweiht wurde, seine höchste Vollendung erreichte. Eine der harmonischsten Lösungen got. Stils zeigt das Münster zu Freiburg i. Br. Eine got. Kirche in ihrer vollen Ausbildung stellt sich als ein genial erdachtes, kunstvoll konstruiertes, architektonisches Gerüst dar, bei welchem die Last des ganzen Gebäudes, besonders der schlank aufsteigenden spitzbogigen Kreuzgewölbe, welche die Decke bilden, auf ein Pfeilersystem konzentriert ist, und bei welchem die Wände keine andere Bedeutung als die des Raumabschlusses haben. Strebepfeiler, Spitzbogen, Strebebogen und ein damit im Zusammenhange stehender, ganz selbständig entwickelter Kreis von Kunstformen sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieses B., in welchem die großartigsten, künstlerisch vollendeten Bauwerke hergestellt worden sind, welche die Welt kennt. Besonderes Gewicht wurde stets auf die Ausbildung des Chors, dessen Grundriß oft schon sehr reich ist, der Türme, welche zuweilen eine sehr bedeutende Höhe erreichen, und die Fenster gelegt. Die künstlerische Dekoration des Äußern und Innern mit Bildhauerarbeiten, Wandgemälden, Glasgemälden, Mobilien u. s. w. schließt sich eng an die Baukunst an, sodaß alles zusammen zu einer einheitlichen Gesamtwirkung beiträgt. In Frankreich sowohl als in Deutschland herrschte im 12. und 13. Jahrh. auf dem Gebiete der Baukunst eine fast fieberhafte Thätigkeit, deren Mittelpunkt die Bauhütten der großen Kathedralen bildeten. Die lange Dauer des Baues so groß angelegter Werke brachte es mit sich, daß infolge des Wechsels der leitenden Baumeister, der Fortschritte in der Stilentwickelung, die Wandlungen des Geschmacks u. s. w. die Pläne während des Baues mehrfach geändert wurden. Daher kommt es, daß kaum eins der großen Bauwerke des Mittelalters einheitlich durchgeführt ist, in seiner ganzen Erscheinung den Charakter Einer bestimmten Zeit an sich trägt, daß sie vielmehr in den meisten Fällen ein Bild des Entwickelungsganges der Baukunst während zwei bis drei Jahrhunderten geben. Neben Frankreich und Deutschland wurde auch in England, Italien und Spanien, überhaupt in allen Kulturländern, in got. Weise gebaut, jedoch in jedem Lande mit andern Modifikationen. Am Ende des 15. Jahrh., wo die Konstruktionen in willkürliche, künstliche Spielereien ausarteten und die Ornamentik überwucherte, nähert die Gotik, nach einer langen ruhmreichen Laufbahn, sich ihrem Ende. Man baute im got. Stile Kirchen und Klöster aller Art, Stadtbefestigungen, deren

Thore und Türme oft eine reiche künstlerische Ausbildung erhielten, Burgen und Schlösser, Rathäuser, Paläste, Grab- und Ehrendenkmäler u. s. w.

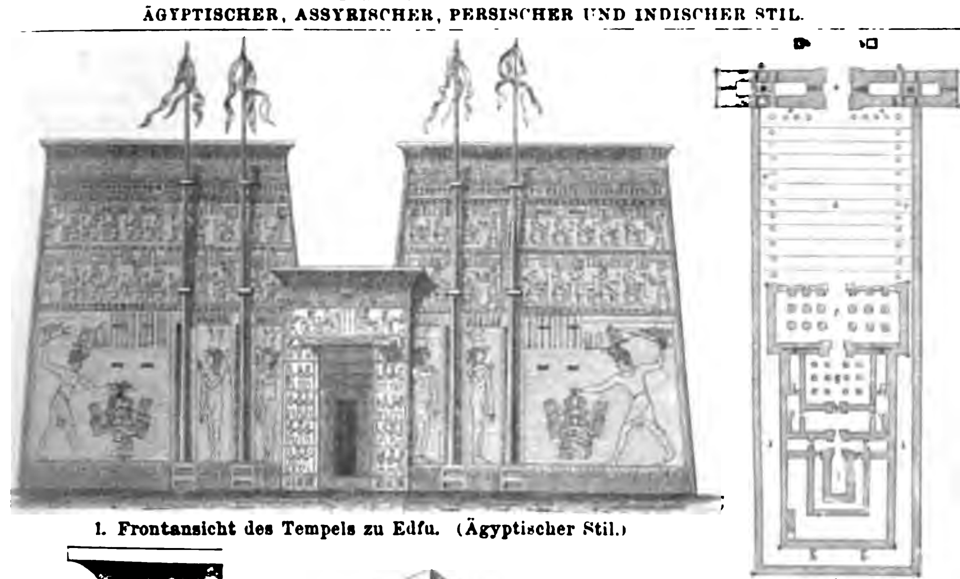
Die Zahl der erhaltenen Bauwerke aus allen Stadien der Entwickelung ist in allen Ländern sehr groß. Die wichtigsten, außer den schon genannten, sind in Frankreich: die Kathedralen zu Chartres, Rheims, Amiens, Beauvais, die Ste.-Chapelle zu Paris, die Schlösser zu Coucy und Pierrefonds, der Palast des Jacques Coeur in Bourges, das Hôtel Cluny zu Paris u. s. w.; in Deutschland die Dome zu Prag, Regensburg, Magdeburg und Wien, die Münster zu Straßburg, Freiburg i. Br. und Ulm, die Kirche zu Altenberg, die Katharinenkirche zu Oppenheim, die Lorenzkirche zu Nürnberg u. a. Unter den deutschen Profanbauten steht obenan das Residenzschloß der Hochmeister des Deutschen Ritterordens zu Marienburg in Westpreußen, woran sich noch viele andere Schlösser von ähnlicher Schönheit (zu Lochstädt, Rheden, Heilsberg u. s. w.) schließen. Dann sind zu nennen das Schloß Karlstein bei Prag, die Albrechtsburg zu Meißen, die Stadtbefestigung von Nürnberg, die Stadtthore zu Prag, Basel, Krakau, Stendal, Tangermünde und Wismar, die Rathäuser zu Münster, Braunschweig (1393), Ulm, das Haus Nassau zu Nürnberg (um 1400) und andere Häuser zu Münster, Greifswald, Lübeck, Danzig. In England sind hervorzuheben die Kathedralen zu York, Liechfield und Canterbury mit ihren Kapitelhäusern, die Kapelle Heinrichs VII. zu Westminster in London und viele Schlösser; in Italien die Dome zu Florenz mit seinem Glockenturm, Mailand, Orvieto und Siena, viele Paläste zu Siena und Venedig. Eine lichtvolle Darstellung der gesamten Baukunst des Mittelalters lieferte Schnaase in seiner «Geschichte der bildenden Künste» (2. Aufl., Bd. 1—6, Düsseld. 1861—74). Wichtig ist auch Viollet le Duc, «Dictionnaire de l'architecture française» (10 Bde., Par. 1854—69).

In *Italien* hatte die roman. und got. Bauweise nie festen Fuß fassen können. Man sah sich hier von den Resten des Altertums stets umgeben und hielt sich für den natürlichen Erben der gesamten Kultur des klassischen Altertums. Die antike Tradition war eigentlich nie verloren gegangen und wurde, durch Gelehrte wie Francesco Petrarca, Giov. Boccaccio, Poggio u. a. zu neuem Leben erweckt, im 15. Jahrh. wieder thätig. Man studierte zunächst die antiken Dichter und Schriftsteller, dann auch die erhaltenen Kunstdenkmäler, und begann dann auch wieder mit antiken Formen, die natürlich den modernen Bedürfnissen angepaßt werden mußten, zu bauen. Man nennt diese wiedergeborene antike Kunst die *Renaissance*. (S. Tafel: *Baustile IX.*) Da die architektonischen Kunstformen dieser Bauweise also nicht aus den Konstruktionen selbständig entwickelt sind, sondern auf Nachahmung der nicht einmal überall verstandenen antiken Formen beruhen, konnten sie nicht rationell sein, sind dem eigentlichen Baukörper meist nur, freilich oft in geistvoller und sehr geschickter Weise, dekorativ angeheftet. Es herrschte dabei, trotz der bestimmten, auf den Angaben Vitruvs beruhenden Regeln, welche in der Lehre von den fünf Säulenordnungen zusammengefaßt wurden, große Freiheit. Daher treten die einzelnen Meister nun viel klarer hervor als früher. Während im Mittelalter der Kirchenbau vorherrschte, wird jetzt der Profanbau mehr gepflegt. Paläste, Schlösser, Villen und Grabmäler sind die höchsten Leistungen der Renaissancearchitektur.

Der erste Baumeister, welcher nach sorgfältigem systematischen Studium der antiken röm. Bauwerke in der neuen Weise baute, war Filippo Brunelleschi (geb. 1377, gest. 1444). Er begann 1420 die Kuppel des Doms zu Florenz, baute dann seit 1425 die Kirche San-Lorenzo zu Florenz, später die Kapelle bei Pazzi im Kloster Sta.-Croce, die Badia bei Fiesole und den großartigen Palazzo Pitti in Florenz. Was Brunelleschi angefangen hatte, führte Michelozzo mit Geschick und vielem Verständnis weiter. Er baute unter anderm den Palazzo Riccardi (für Cosimo Medici) und den Hof des Palazzo Vecchio, beide in Florenz. An ihn schlossen sich L. B. Alberti (geb. 1404, gest. 1472), der erste Theoretiker, Verfasser eines Werks über Architektur, der das got. Innere der Kirche San-Francesco zu Rimini umgestaltete, 1460 den Palazzo Rucellai zu Florenz und mehreres andere baute, dann Cronaca mit seinem Palazzo Guadagni, Giuliano da San-Gallo mit seinem Palazzo Gondi u. a. Das vollendetste Beispiel der florentinischen Frührenaissance ist der seit 1489 erbaute Palazzo Strozzi von Benedetto da Majano. Von Florenz aus verbreitete sich die neue Bauweise zunächst über Toscana. Francesco di Giorgio erbaute 1460 den Palazzo Piccolomini zu Siena, Baccio Pintelli den Palazzo Ducale zu Urbino, Ambrosio Borgognone seit 1473 die Façade der Certosa bei Pavia u. s. w. In Bologna entstand eine große Zahl großartiger Paläste (Fava, Bevilacqua u. s. w.). Dann trat der große Bramante aus Urbino, geb. 1444 in Mailand, auf, baute daselbst das Chor der Kirche Sta.-Maria delle Grazie und anderes, ging um 1500 nach Rom uud baute daselbst den Klosterhof von Sta.-Maria della Pace, darauf den Palast der Cancelleria, den Palazzo Giraud, begann dann 1506 den Neubau der großen Kirche San-Pietro in Vaticano, welchen später, nach modifizierten Plänen, Rafael, Baldassare Peruzzi, San-Gallo, dann der gewaltige Michel Angelo Buonarroti und endlich Carlo Maderno weiter führten, und gab dem großen vatikanischen Palast jene Gestalt, welche er im allgemeinen noch hat. Er starb 1514. Dem Bramante am nächsten stand Rafael, am größten als Maler, doch auch als Architekt nicht ohne Bedeutung, wie unter anderm der von ihm entworfene Palazzo Pandolfini zu Florenz beweist. An ihn schloß sich sein Schüler Giulio Romano (1492—1546), der unter anderm die Villa Madama bei Rom und den Palazzo del Tè zu Mantua baute. Auch Peruzzi (1481—1536) hat dem Bramante viel zu danken. Er arbeitete zu Rom und Siena. Von ihm sind, neben seinem Anteil am St. Peter, unter anderm die Villa Farnesina, der Palazzo Massimi zu Rom und der kleine Hof bei Sta.-Catarina zu Siena. Neben den Genannten ist auch der jüngere Antonio de San-Gallo (gest. 1546) von Wichtigkeit, der den Palazzo Sacchetti und einen Teil des Palazzo Farnese zu Rom baute. In Venedig führte Pietro Lombardo 1481 den Palazzo Vendramin-Calergi, 1485 die Scuola di San-Marco, 1517 die Scuola di San-Rocco aus. Seit 1500 wurde der Hof des Dogenpalastes mit großer Pracht ausgestattet. Dann entwickelte Jacopo Sansovino eine rege Thätigkeit. Palazzo Corner della Ca-Grande (1532), die Biblioteca an der Piazzetta (1536) sind von ihm. Später (seit 1584) wurden durch Scamozzi die Neuen Procurazien

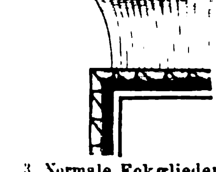
BAUSTILE. I.

ÄGYPTISCHER, ASSYRISCHER, PERSISCHER UND INDISCHER STIL.



1. Frontansicht des Tempels zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)

2. Grundrifs des Tempels zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)



3. Normale Eckgliederung und Gesimse. (Ägyptischer Stil.)



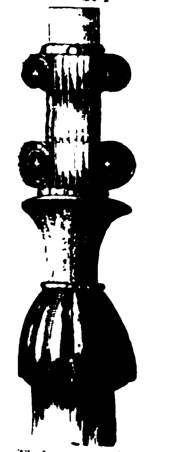
4. Palmenkapitäl zu Esneh. (Ägyptischer Stil.)





5. Kapitäl zu Dendera. (Ägyptischer Stil.)

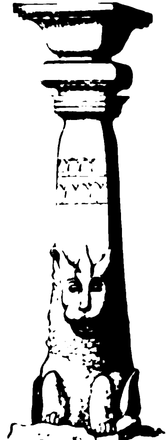
6. Bodengetäfel zu Kujjundschik. (Assyrischer Stil.)



[8.] Säulenknauf aus [d]en Ruinen von Persepolis. [(]Persischer Stil.)



9. Säule des Grottentempels zu Ellora. (Indischer Stil.)



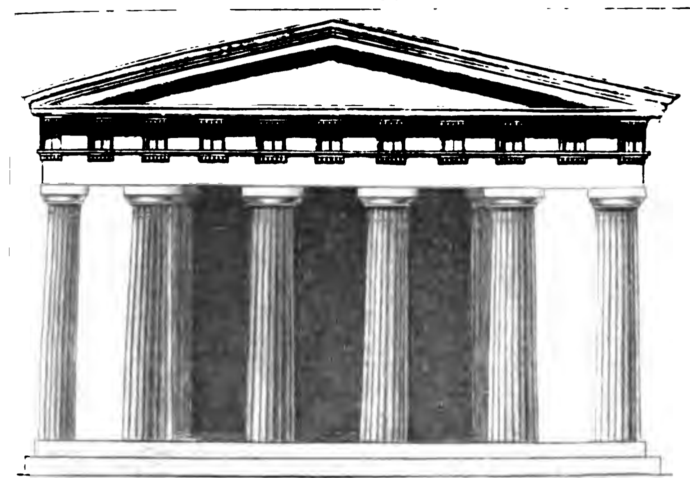
10. Säule zu Mahamalaipur. (Indischer Stil.)



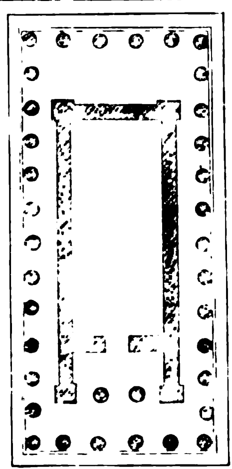
7. Säulenknauf aus den Ruinen zu Persepolis. (Persischer Stil.)

BAUSTILE. II.

GRIECHISCHER STIL.



1. Frontansicht des Tempels des Theseus zu Athen.



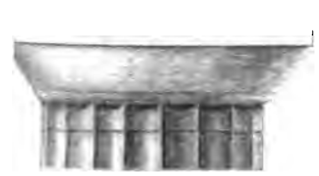
2. Grundrifs des Tempels des Theseus zu Athen.



3. Korinthisches Kapitäl.



5. Ionisches Kapitäl vom Erechtheion zu Athen.

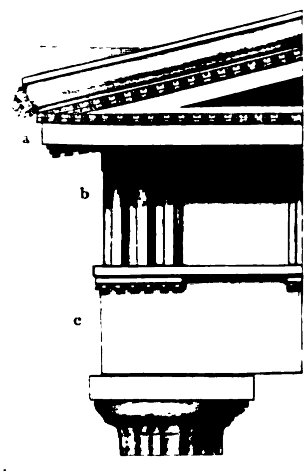


4. Dorisches Kapitäl.

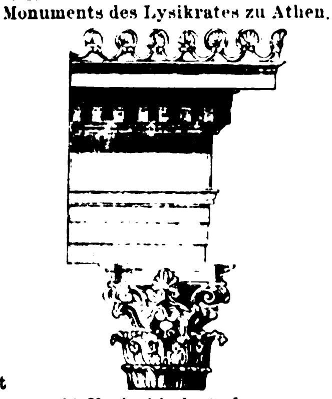


6. Korinthisches Kapitäl vom Monument des Lysikrates zu Athen.

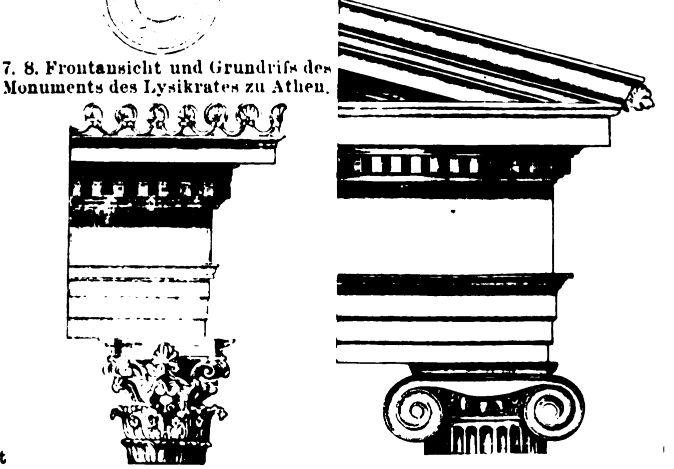
7. 8. Frontansicht und Grundrifs des Monuments des Lysikrates zu Athen.



Dorische Ordnung: a. Hauptsims mit iebelansatz, b. Fries, c. Architrav.



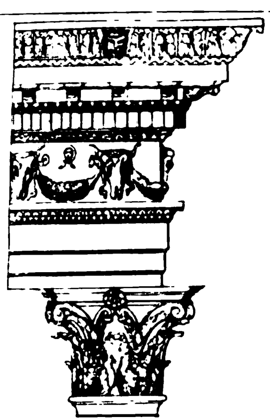
10. Korinthische Ordnung.



11. Ionische Ordnung.

BAUSTILE. III.

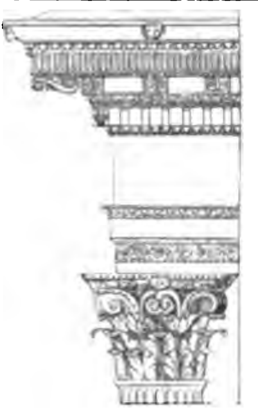
RÖMISCHER STIL 1.



1. Gebälk vom Sonnentempel zu Baalbek.



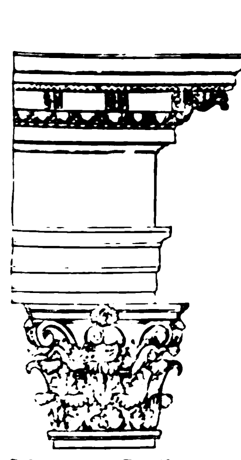
2. Gebälk vom Sonnentempel zu Baalbek.



3. Gebälk vom Tempel des Jupiter Stator zu Rom.

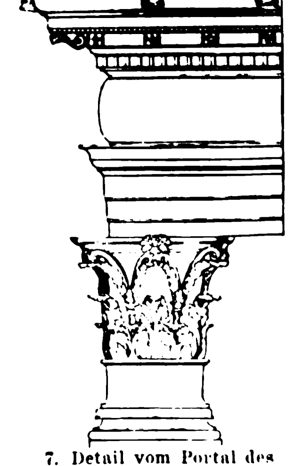


4. Tempel des Jupiter Capitolinus zu Rom.



5. Gebälk vom Pantheon zu Rom.

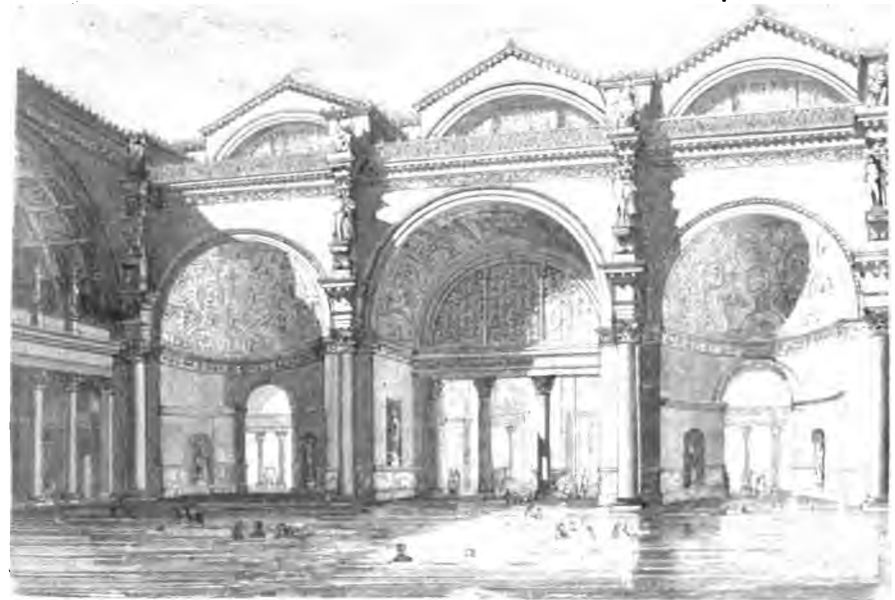
6. Detail vom Thor zu Palmyra.



7. Detail vom Portal des Sonnentempels zu Palmyra.

BAUSTILE. IV.

RÖMISCHER STIL. 2.



1. Frigidarium der Thermen des Caracalla zu Rom; Restauration von Viollet-le-Duc.

2. Säule des M. Aurel zu Rom.

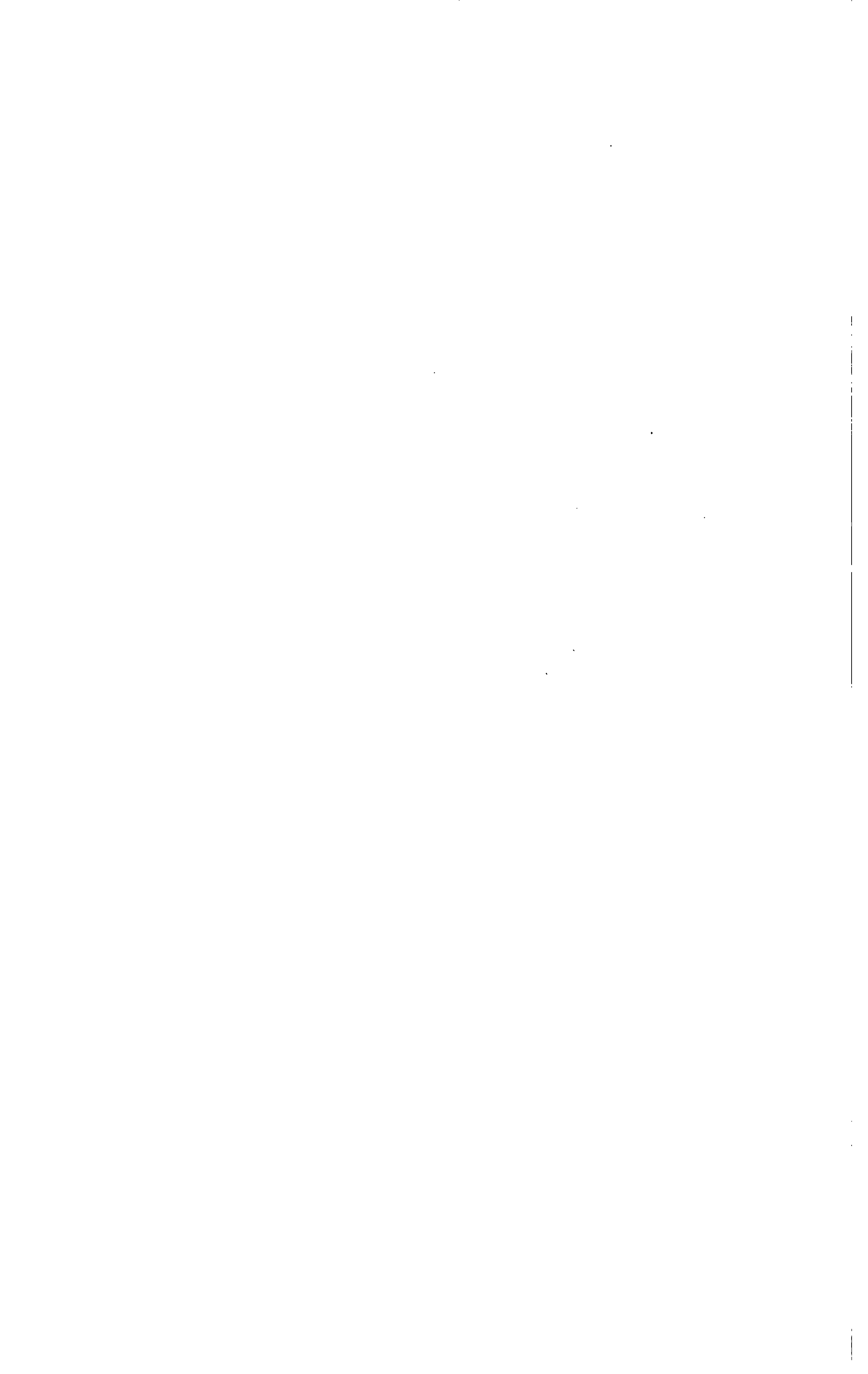
3. Frontansicht des Pantheon des Agrippa zu Rom.

4. Trajanssäule zu Rom.

. Triumphbogen des Konstantin zu Rom.

6. Grundrifs des Pantheon des Agrippa zu Rom.

7. Triumphbogen des Marius zu Arausio (Orange).



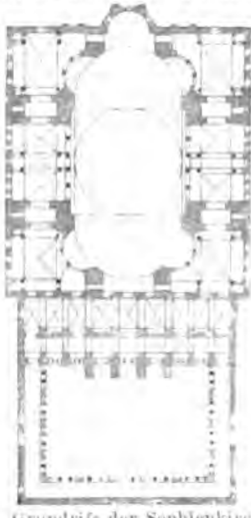
BAUSTILE. V.
BYZANTINISCHER STIL.



1. Innere Ansicht der Sophienkirche zu Konstantinopel.



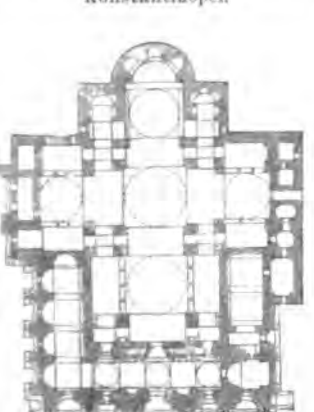
2. Kapitäl von der Sophienkirche zu Konstantinopel.



3. Grundrifs der Sophienkirche zu Konstantinopel.



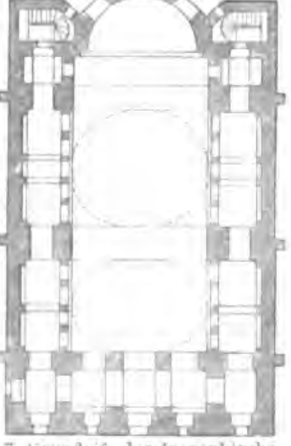
4. Kapitäl von San-Vitale zu Ravenna.



5. Grundrifs von San-Marco zu Venedig.



6. Kapitäl der Demetriuskirche zu Salonichi.



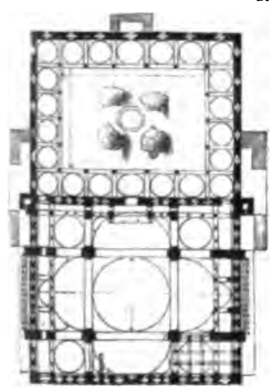
7. Grundrifs der Irenenkirche zu Konstantinopel.

BAUSTILE. VI.

ARABISCHER STIL.



1. Innere Ansicht der Moschee zu Cordova.



2. Grundrifs der Moschee Mohammeds II. zu Konstantinopel.



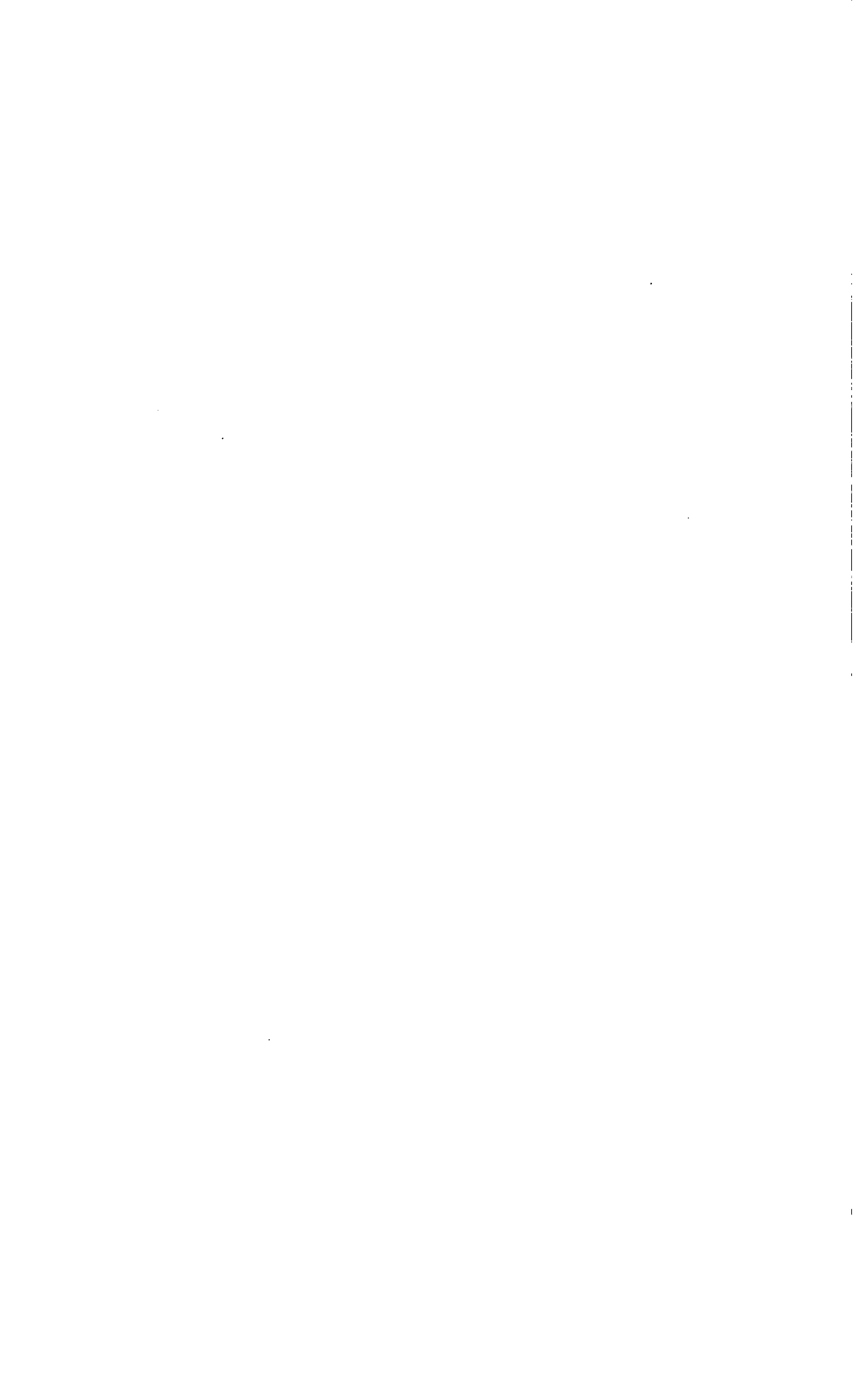
3. Kapitäl von der Alhambra zu Granada.



4. Kutab-Minar bei Delhi.

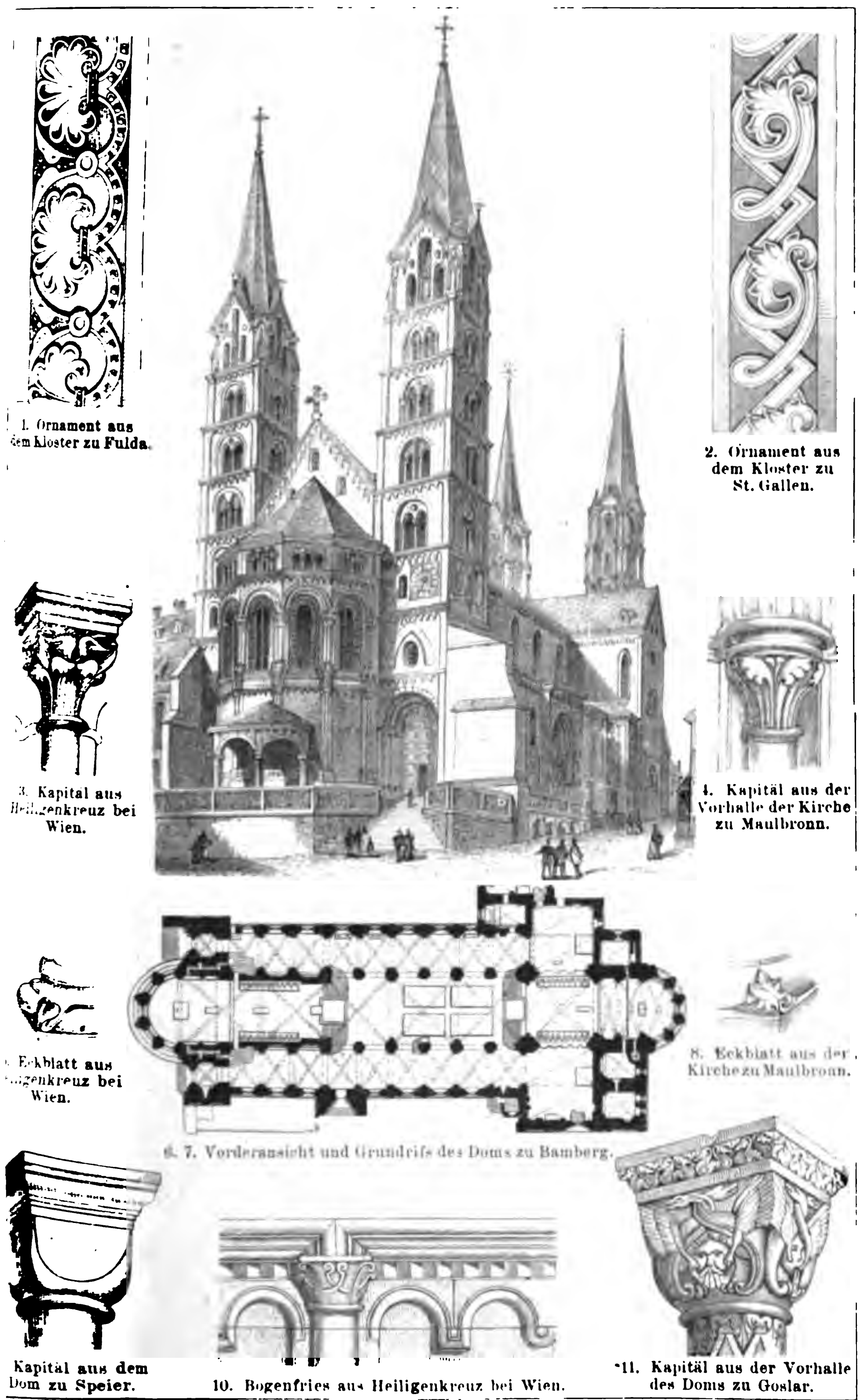


5. Kirche zu Kurte-Ardschisch.



BAUSTILE. VII.

ROMANISCHER STIL.



1. Ornament aus dem Kloster zu Fulda.

2. Ornament aus dem Kloster zu St. Gallen.

3. Kapital aus Heiligenkreuz bei Wien.

4. Kapitäl aus der Vorhalle der Kirche zu Maulbronn.

5. Eckblatt aus Heiligenkreuz bei Wien.

6. 7. Vorderansicht und Grundrifs des Doms zu Bamberg.

8. Eckblatt aus der Kirche zu Maulbronn.

9. Kapitäl aus dem Dom zu Speier.

10. Bogenfries aus Heiligenkreuz bei Wien.

11. Kapitäl aus der Vorhalle des Doms zu Goslar.

BAUSTILE. VIII.
GOTISCHER STIL.

2. Kreuzblume vom Dom zu Regensburg.

4. Krappe aus der Propsteikirche zu Urach.

3. Kapitäl aus dem Dom zu Köln.

1. Fiale von der Stiftskirche zu Herrenberg.

5. Spitze eines Strebepfeilers vom Dom zu Köln.

6. Krappe aus der St. Lorenzkirche zu Nürnberg.

9. Kapitäl vom Münster zu Freiburg im Breisgau.

7. 8. Vorderansicht und Grundriss des Münsters zu Freiburg im Breisgau.



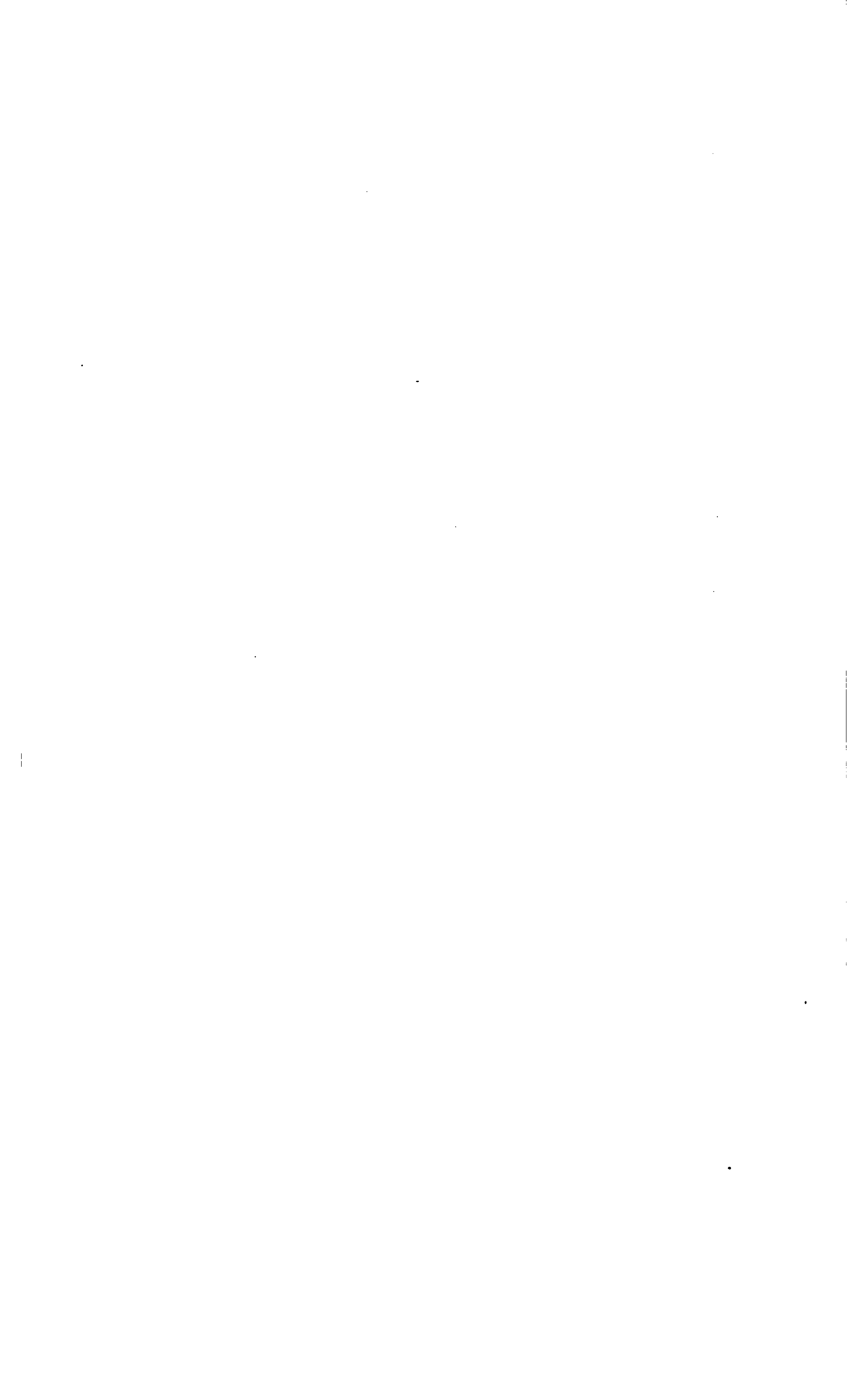
10. Rosette aus der Kathedrale St.-Ouen zu Rouen.



11. Konsole aus dem Dom zu Köln.

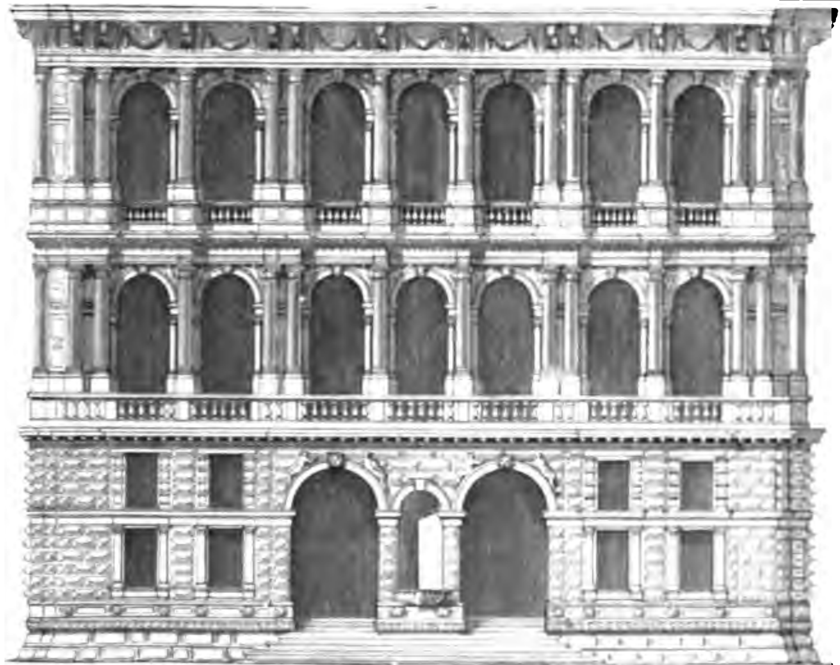


12. Fenster von der Kirche Notre-Dame zu Paris.



BAUSTILE IX.

ITALIENISCHE RENAISSANCE.



1. Palast Pesaro zu Venedig.



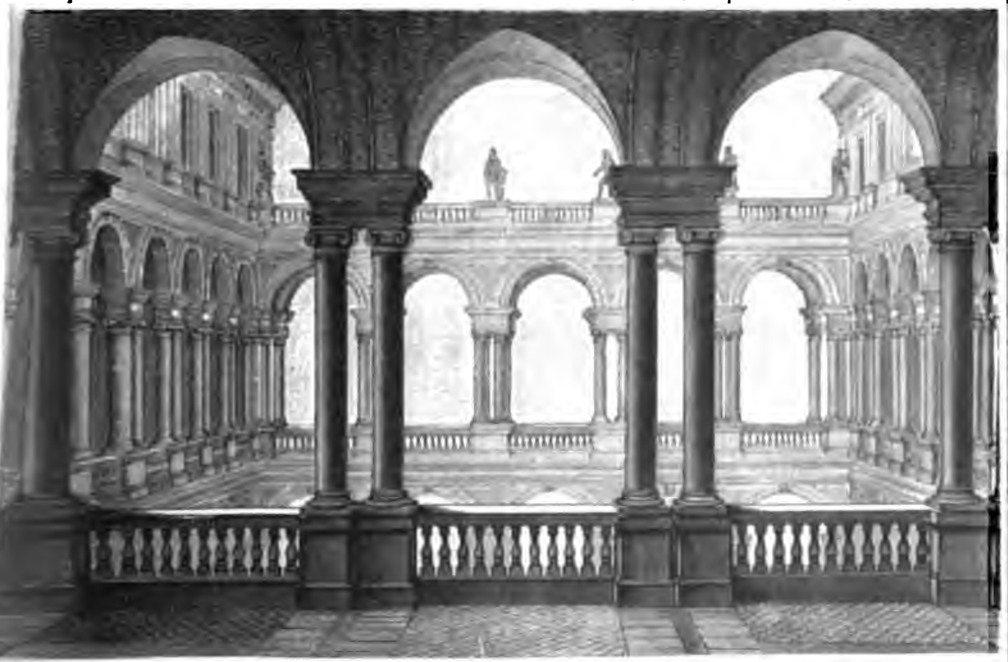
2. Kapitäl von der Certosa bei Pavia.



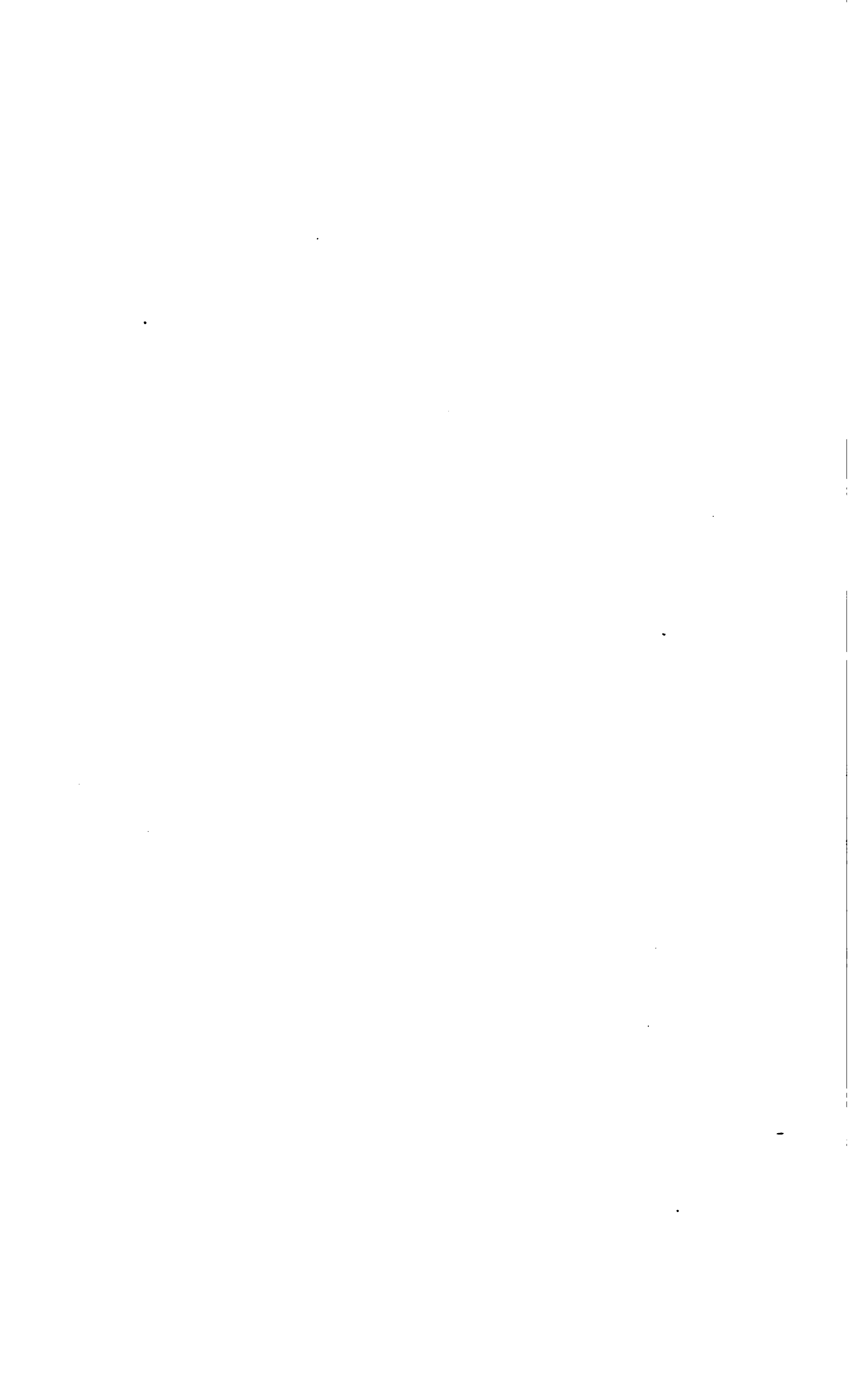
3. Fruchtschnur nach Sansovino.



4. Kapitäl von der Certosa bei Pavia.



5. Hof des Palastes Borghese zu Rom.

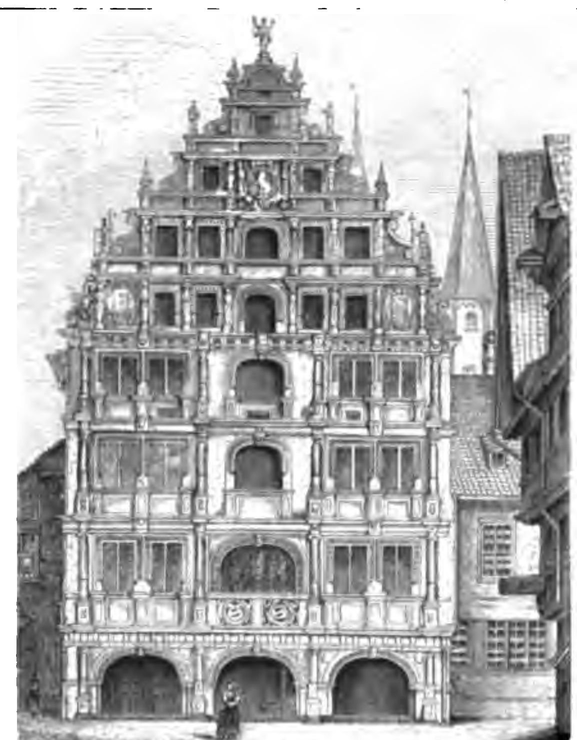


BAUSTILE. X.

DEUTSCHE UND FRANZÖSISCHE RENAISSANCE.



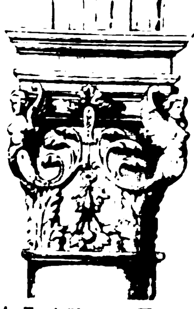
1. Brunnensäule aus Rothenburg a. d. T.



2. Gewandhaus zu Braunschweig.



3. Holztäfelung aus Rothenburg a. d. T.



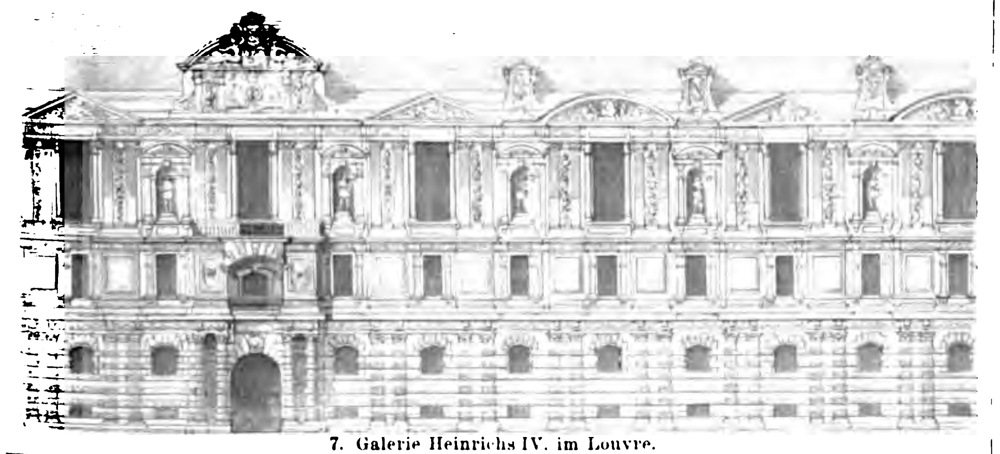
4. Kapitäl vom Hause Franz' I. zu Orléans.



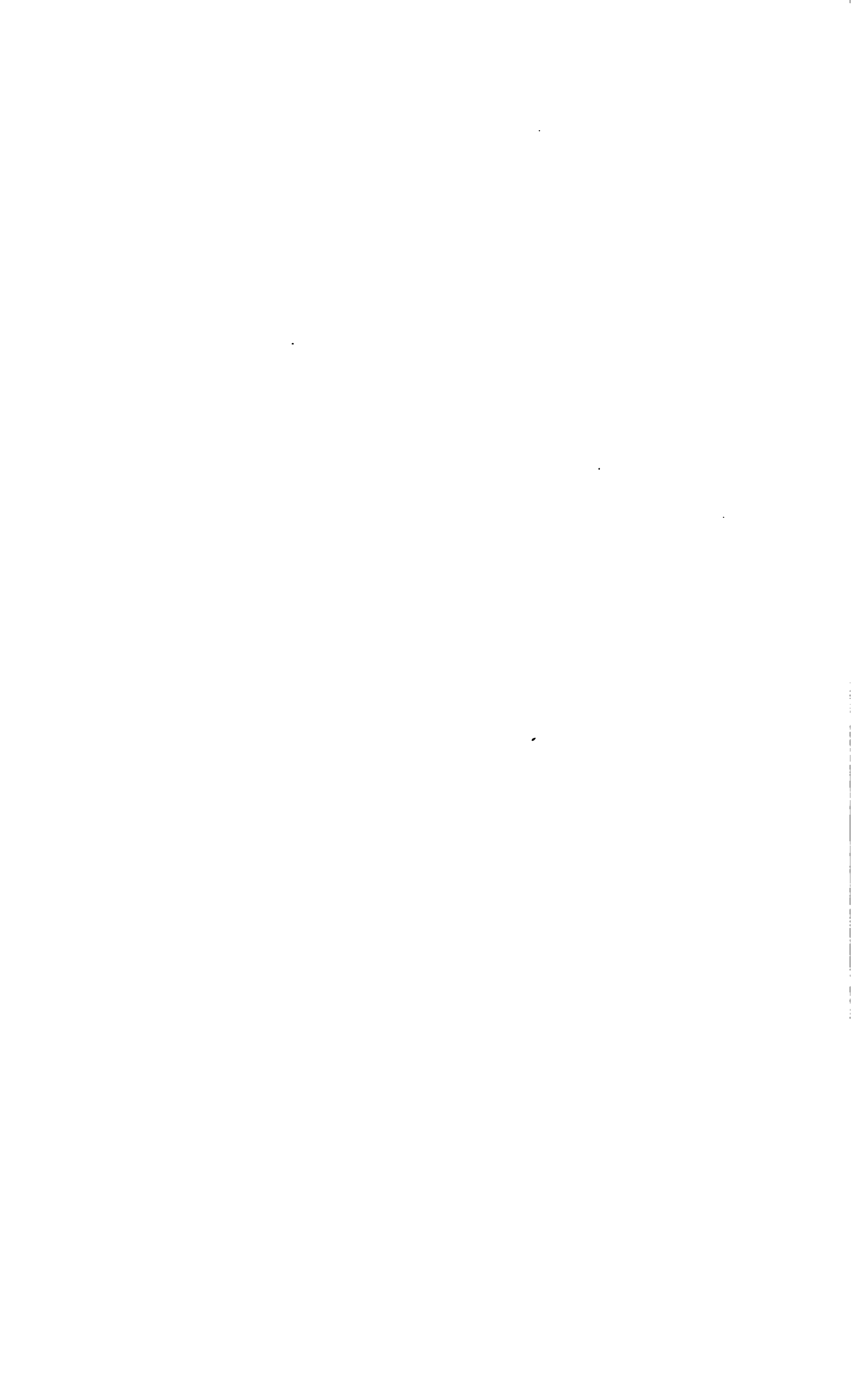
5. Stadthaus zu Beaugency.

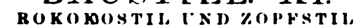


6. Kapitäl aus Fontainebleau.



7. Galerie Heinrichs IV. im Louvre.





BAUSTILE. XI.

ROKOKOSTIL UND ZOPFSTIL.



1. Säulenschaft in der Kirche zu d'Alost.



2. Katholische Kirche zu Dresden.

3. Säulenschaft aus dem Palais Municipal zu Paris.



4. Kartusche im Stil Ludwigs XV.



5. Pavillon des Trianon zu Versailles.



6. Kartusche aus dem Palais du Louvre.



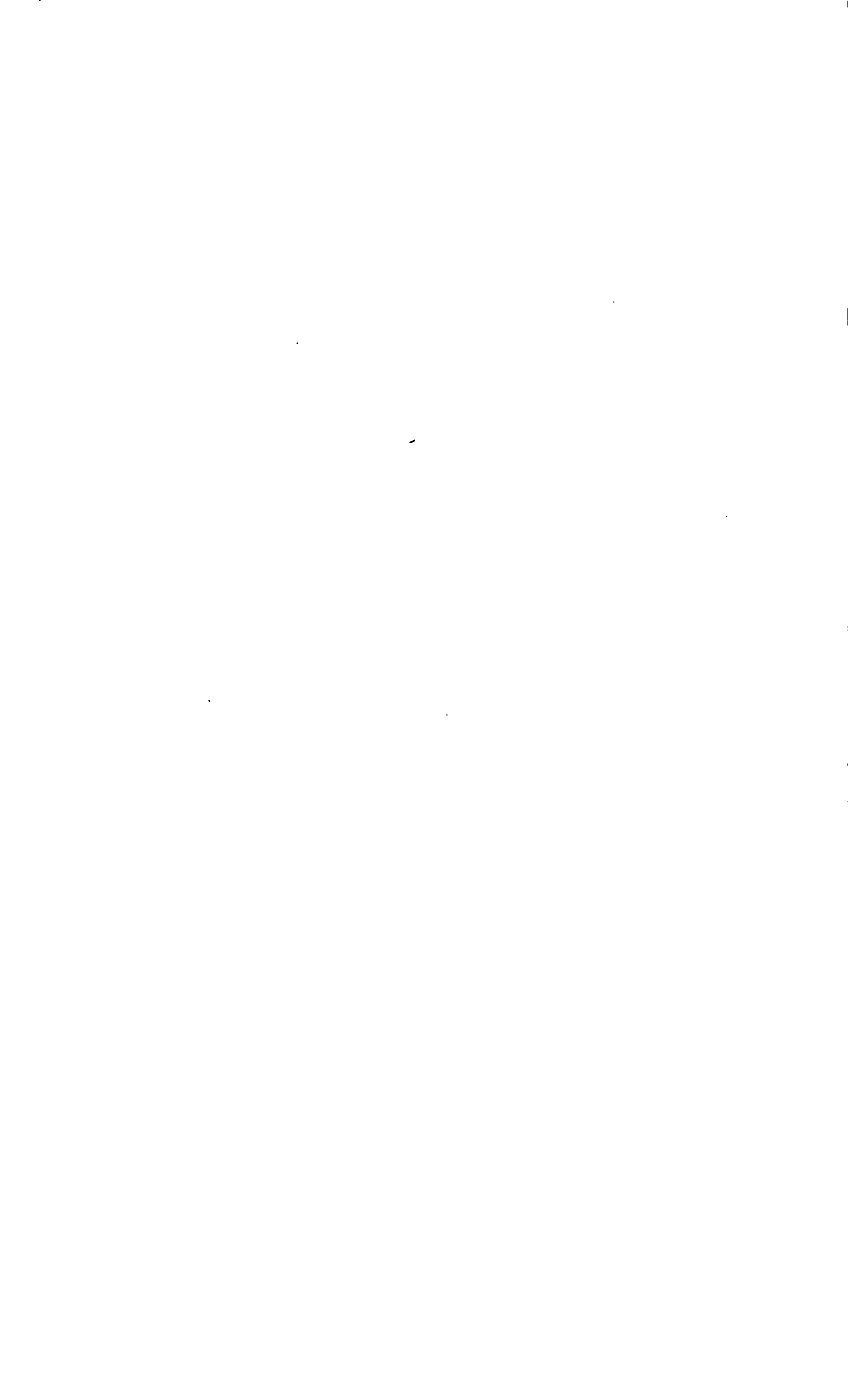
7. Ornament.



8. Zwinger zu Dresden.



9. Ornament.



BAUSTILE. XII.

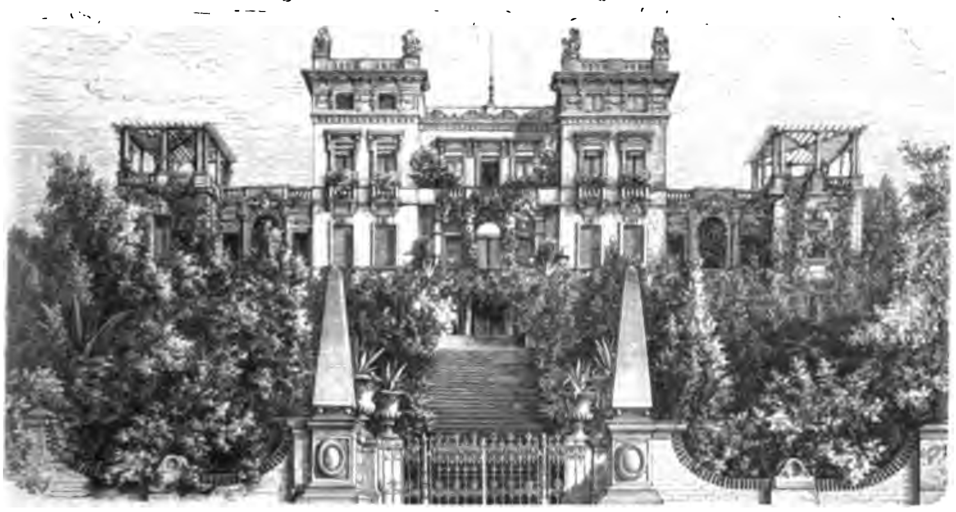
STIL DES XIX. JAHRHUNDERTS.



1. Königliches Schauspielhaus zu Berlin.



2. Königliches Hoftheater zu Dresden (abgebrannt 1869).



3. Villa Siegle zu Stuttgart.

und der Palazzo Grimani erbaut. An das Ende dieser langen Reihe gehört Michel Angelo Buonarroti (1475—1564), dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der Baukunst erst verhältnismäßig spät begann, welcher aber von großem Einfluß auf alle spätere Zeiten wurde. Sein erstes Werk war die Façade von San-Lorenzo zu Florenz. Dann baute er die Grabkapelle der Mediceer und die Biblioteca, beide bei San-Lorenzo daselbst. In Rom führte er neben der großartigen Kuppel von St. Peter das Hauptgesimse des Palazzo Farnese aus, errichtete die Porta-Pia, baute die antiken Thermen des Diocletian zur Kirche Sta.-Maria degli Angeli um und gab dem Kapitol seine heutige Gestalt. Michel Angelo gab eine neue Richtung in der Baukunst an, indem er sich mit bewußter Absicht von den antiken Formen entfernte und vor allem eine malerische Wirkung erstrebte. An ihn schlossen sich zunächst Giorgio Vasari, 1512—74, der den innern Ausbau des Palazzo Vecchio zu Florenz und seit 1560 den Neubau der Uffizj leitete, und Vignola (1507—73), der die Vigna di Papa Giulio, die Orti Farnesiani auf dem Palatin zu Rom anlegte und Schloß Caprarola bei Rom baute. Seit der Mitte des 16. Jahrh. erhält der Palastbau durch die Schule von Genua eine gesteigerte, wesentlich auf großartige malerische Wirkung gerichtete Entwickelung. Die Hauptmeister dieser Schule sind Galeazzo Alessi (1500—72 [Palazzo Spinola]) und die Architekten der Paläste Filippo Durazzo, Balbi und Tursi-Doria. Die Thätigkeit des Andrea Palladio (1518—80) beschränkte sich auf seine Vaterstadt Vicenza, wo er vieles baute (Palazzo Chiergati), doch ist sein Einfluß durch seine umfangreichen litterarischen Werke sehr groß und erstreckt sich weit über die Grenze Italiens hinaus.

Als man dann in dem begonnenen Streben nach reichem, malerischem Effekt noch weiter ging, verfiel man in Übertreibungen und Willkürlichkeiten aller Art; es bildete sich der sog. Barockstil, dessen hervorragendste Meister Giacomo della Porta, Fontana (1543—1607), Carlo Maderna (1556—1639), besonders aber Bernini (1598—1680) und Francesco Borromini (1599—1667), der die Kurve zur Alleinherrschaft brachte, zu nennen sind. Besonders charakteristisch für diese Richtung sind die Werke von Andrea Pozzi (1642—1709), welcher viele Jesuitenkirchen mit Prunkdekorationen versah, weshalb dieser Stil auch wohl Jesuitenstil genannt wurde. Die bauliche Thätigkeit dieser Periode war sehr groß. Bei Kirchen strebte man vor allem nach weiten, hohen, zusammenhängenden Räumen. Die Decken wurden mit Tonnengewölben und Kuppeln überdeckt; an Stelle der Säulen wendete man massige Pfeiler an. Die Peterskirche zu Rom wurde vielfach, natürlich in kleinern Dimensionen, nachgebildet. Die Kirchen del Gesù und Sti.-Apostoli zu Rom sind die bedeutendsten der Art. Großartige Zentralbauten sind der Dom zu Brescia, die Kirchen San-Carlo a Catinari und Sta.-Agnese zu Rom. Besonderes Gewicht legte man jetzt auch auf die Ausbildung der Kirchenfaçaden. Als Motiv derselben verwendete man oft den antiken Tempel (Laterankirche zu Rom), bildete dasselbe dann aber in reichster Weise aus (San-Andrea della Valle und San-Carlo a quattro fontane zu Rom). Im Palastbau traten keine neuen Gedanken auf; aber er wetteiferte mit dem Kirchenbau an Großartigkeit der Verhältnisse. Palazzo Sciarra und Palazzo Barberini zu Rom sind charakteristische Beispiele. Besonders großartige Höfe haben der Palazzo Borghese zu Rom und der Palast der Brera zu Mailand. Große Vorliebe hegte man für Ausbildung der Treppen, wofür die Paläste zu Genua den Ton angegeben. Berühmt ist die Scala Regia im Vatikan; interessant sind auch die Treppenanlagen in den Palästen Corsini, Barberini und Braschi zu Rom. Besonderer Pflege erfreuten sich jetzt auch die Villen, deren Gartenanlagen die Architektur ein Casino zum Mittelpunkte geben mußte. Zu den großartigsten gehört die Villa Aldobrandini zu Frascati bei Rom; berühmt sind auch die Villen Borghese, Pamfili-Doria und Albani zu Rom, d'Este zu Tivoli u. a.

Aus Italien wurde die Renaissance zunächst nach Spanien übertragen, wo um 1480 das Kollegium Sta.-Cruz zu Valladolid schon in diesem Stil erbaut und wo er dann bald, mit fremden Elementen vermischt, in sehr glänzender Weise ausgebildet wurde (Façade des Markusklosters zu Leon). Der größte Luxus mit neuen überraschenden Kombinationen wurde besonders an den Säulenhöfen der Klöster und Paläste entfaltet (Kreuzgang in San-Miguel de los Reyes zu Valencia). Der umfangreichste Palastbau ist der Escorial (1563).

In Frankreich wurde die Renaissance besonders durch ital. Künstler (Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Serlio, Primaticcio), welche an den Hof des prunkliebenden Königs Franz I. (1515—47) berufen wurden, eingebürgert und zur Blüte gebracht. (S. Tafel: Baustile X.) Doch erfuhr er auch hier eigentümliche Modifikationen. Es war hier besonders der Schloßbau, welcher die Architekten beschäftigte. Die Schlösser Gaillon (1502—10), Chenonceaux (1515—23), Chambord (um 1523), Madrid (seit 1526), Blois (seit 1516) und Fontainebleau sind die wichtigsten Beispiele. Interessant sind auch einige städtische Wohnhäuser zu Orléans, Blois und Troyes. Von Kirchen sind besonders St.-Pierre zu Caën (seit 1521), St.-Eustache und St.-Etienne du Mont (1517—41) zu Paris zu nennen. Die bedeutendsten Architekten dieser Richtung sind: Pierre Lescot (1510—78), der seit 1546 den Bau des Louvre leitete; Jean Bullant, der seit 1541 das Schloß zu Ecouen baute; Philibert de l'Orme (1515—70), der das Schloß Anet ausführte und 1569 den Bau der Tuilerien begann; Jacques de Brosse, der das Palais Luxembourg baute, und Jules Hardouin Mansard (1645—1708), der die Schlösser von Marly, Groß-Trianon und Versailles und den Invalidendom zu Paris baute. Unter Ludwig XIV. ging die Renaissance schon in das Barocke über und bildete sich dann bald zum Rokoko aus, eine Bauweise, deren dekorative Formen von der Konstruktion, dem Material und von jedem Prinzip der Baukunst sich völlig freimachten. Alle Flächen wurden mit ganz willkürlichen, kapriziösen Ornamenten, Muscheln, Laubgewinden, Blumenschnüren u. s. w. überdeckt. Daher eignet das Rokoko sich vorzüglich zu Dekorationen von Innenräumen. Man verstand es vortrefflich, mittels dieses Formenkreises Räume sowohl von großartiger als eleganter, anmutiger und behaglicher Wirkung zu schaffen. Er charakterisiert das frivole, üppige Leben am franz. Hofe. Übrigens pflegt man die verschiedenen Stadien des Übergangs der Renaissance in das Rokoko nach den Königen als Stile Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. zu bezeichnen.

In **Deutschland**, wohin die Kenntnis der Renaissance am Anfange des 16. Jahrh. durch deutsche Maler übertragen wurde, wurden ihre Formen anfangs in eigentümlicher Weise mit den gotischen vermischt. (S. Tafel: **Baustile X.**) Man nahm sie hier zunächst nicht als neuen Stil auf, sondern betrachtete, bei dem damals herrschenden Streben nach möglichstem Reichtum der Dekoration, sie nur als willkommene Bereicherung des vorhandenen (got.) Formenkreises, wendete sie zunächst auch nur bei Gegenständen des Kunstgewerbes an und übertrug sie erst verhältnismäßig spät (gegen Mitte des 16. Jahrh.) allgemein auf die Baukunst. Doch wurde bei der konstruktiven Grundlage noch lange das got. Prinzip festgehalten und diese eigentlich got. Formen (wie das oft auch in Frankreich geschehen ist) nur mit Detailformen im Stil der Renaissance bekleidet. Die deutsche Renaissance trat an verschiedenen Orten ziemlich gleichzeitig auf und entwickelte sich, durch lokale Verhältnisse beeinflußt, verschiedenartig. Zu den frühesten Beispielen der Renaissance in Deutschland gehören, von einigen kleinen Werken abgesehen, ein Privathaus zu Nürnberg und das Belvedere zu Prag (von 1536). Daran reihten sich zunächst Teile des Rathauses zu Görlitz, die innere Ausstattung des Artushofs zu Danzig, Teile des Schlosses Trausnitz bei Landshut und die Residenzen zu Dresden und Landshut (1536—43). Zu den prachtvollsten und elegantesten Leistungen der deutschen Renaissance gehören der Otto-Heinrichsbau des Schlosses zu Heidelberg, das (abgetragene) Lusthaus zu Stuttgart (1580—93). Sehr schön sind auch die Alte Residenz zu München, die Halle des Rathauses zu Köln, das Rathaus zu Bremen, das Gewandhaus zu Braunschweig, das Gasthaus «Zum Ritter» in Heidelberg, das Pellersche Haus zu Nürnberg, die Rathäuser zu Augsburg, Nürnberg, Schweinfurt, das Schloß zu Aschaffenburg, der Palast Waldstein in Prag, mehrere Privathäuser in Danzig u. s. w. Vgl. Lübke, «Geschichte der deutschen Renaissance» (Stuttg. 1872). Zu den bedeutendsten Vertretern des Barockstils in Deutschland gehören die Kirche St. Nikolai zu Prag, die kath. Kirche zu Dresden (1736), das königl. Schloß zu Berlin (1699—1706 von A. Schlüter erbaut) und die Borromäuskirche zu Wien.

In **England**, wo die Gotik mit großer Zähigkeit festgehalten wurde, kam die Renaissance nie recht zur Geltung. Nur der Barockstil hat dort einige Repräsentanten aufzuweisen: Wollaten-House (seit 1580), Holland-House in Middlesex (von 1607) und Schloß Blenheim. Die bedeutendsten engl. Architekten dieser Periode sind Inigo Jones (1572—1652), ein Verehrer Palladios, der den Palast Whitehall für Karl I. und die Villa zu Chiswick baute, und Christ. Wren (1632—1723), welcher 1675—1710 die St. Paulskirche zu London mit ihrer großen Kuppel erbaute. In den **Niederlanden** dagegen kam die Renaissance zu einer reichen und, wegen Anwendung des Backsteins, eigentümlichen Ausbildung, welche sich auch auf die deutschen Städte an der Nord- und Ostsee übertragen hat. Die Börse zu Antwerpen (von 1531), das Rathaus zu Antwerpen (von 1560), das Stadthaus zu Gent, das Rathaus zu Amsterdam von Jakob von Campen sind die hervorragendsten Bauwerke. In **Dänemark** sind die Schlösser Frederiksborg und Rosenberg zu Kopenhagen und Kronberg bei Helsingör und die Börse zu Kopenhagen die hervorragendsten Leistungen.

Der **Rokokostil** (s. Tafel: **Baustile XI.**) wurde von Frankreich, das im 18. Jahrh. im Geschmack durchaus tonangebend war, auch nach Deutschland, wo der Zwinger in Dresden (seit 1711 nach Pöpelmanns Plan ausgeführt), die Katholische Kirche ebendaselbst (1737—56 nach Gaetano Chiavaris Plane ausgeführt), die Residenz des Fürstbischofs zu Würzburg (von 1720—44) von Balthasar Neumann, das Schloß zu Schleißheim, das Schloß zu Bruchsal, das Stadtschloß zu Potsdam und Schloß Sanssouci bei Potsdam, die königl. Bibliothek zu Berlin (1780) glänzende Vertreter dieser Richtung sind, und nach fast allen andern Kulturländern übertragen. Seit dem Ende des 17. Jahrh. machte sich daneben eine strengere, antikisierende Richtung bemerkbar, welche besonders in den Publikationen von Goldmann und Sturm deutlich hervortritt. Zu den edelsten Werken dieser Art gehört das Zeughaus (seit 1685) von Nehring, das Opernhaus, das Brandenburger Thor (seit 1789) und die beiden Kirchen auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin und die Bank von London (1788). Doch ging diese Richtung sehr bald in den trockenen, nüchternen und steifen **Zopfstil** (s. Tafel: **Baustile XI.**) über.

Die Französische Revolution machte dem Rokokostil ein Ende und an seine Stelle trat unter Napoleon I. die Nachahmung der Bauformen aus der Zeit der ersten röm. Kaiser. Die Schule Durands wurde die herrschende. Charakteristische Beispiele dieser Periode sind die Kirche Ste.-Madelaine zu Paris (seit 1804), der Triumphbogen auf dem Karussellplatze, der Arc de l'Etoile, die Vendômesäule und die Börse zu Paris. In Petersburg wurde, gleicher Richtung folgend, seit 1819 die Isaakskirche gebaut. In Berlin trat der geniale Schinkel (1781—1841) auf, welcher jedoch, da unterdes die klassischen Bauwerke Griechenlands näher bekannt geworden, auf diesen Urquell zurückging, den echten Geist hellen. Baukunst erfaßte und in ihrem Geiste mit voller Freiheit Neues schuf; die Hauptwache (1818), das Schauspielhaus (1821) (s. Tafel: **Baustile XII.**), das Alte Museum (1828), sämtlich zu Berlin, sind seine bedeutendsten Werke. Ihm stand in Norddeutschland Ottmer zur Seite, der 1827 zu Berlin die Singakademie und 1830—36 das Schloß zu Braunschweig baute, in Süddeutschland Leo von Klenze (1784—1864), dem König Ludwig I. von Bayern ein reiches Feld der Thätigkeit, Glyptothek (1816—30) zu München, Walhalla bei Regensburg (seit 1830), die Ruhmeshalle und die Propyläen zu München u. s. w., eröffnete.

Neben dieser antikisierenden Richtung, welche, da Schinkel sehr viele talentvolle Schüler bildete, zu einer großen Ausbreitung gelangte, machten sich aber bald auch noch andere Richtungen geltend. Seit den Befreiungskriegen wiesen mehrere begeisterte Patrioten auf den mittelalterlichen B. als den echt deutschen hin. Andere verlangten im Namen des Christentums ebenfalls die Rückkehr zu den Formen des Mittelalters, zum Teil sogar zur byzant. und altchristl. Bauweise. Wieder andere verlangten Rückkehr zur ital., franz. oder deutschen Renaissance. Alle diese Richtungen, selbst die Anwendung des maurischen Stils, laufen noch heute, mehr oder minder mächtig, nebeneinander her. In Berlin baut man besonders im Stile Schinkels und

einer neuen Art der Renaissance, welche sich daraus entwickelt hat. Stüler, Strack, Hitzig, Soller, Persius, Knoblauch, Ende, Adler, Gropius, Schmieden, später Kaiser und von Großheim u. a. sind die Hauptvertreter. König Friedrich Wilhelm IV. interessierte sich lebhaft für die altchristl. Basilika, deren er mehrere in Berlin und Potsdam nachbilden ließ. In neuester Zeit ist in Deutschland auch die deutsche Renaissance wieder zu Ehren gekommen und in Berlin, München, Frankfurt und Köln durch gute Beispiele vertreten. In allen größern Städten Deutschlands hat der Villenbau besonders eine schöne und selbständige Entwickelung erfahren. In Köln bildete sich, in Anschluß an die Dombauhütte, in welcher auf Anregung Boisserées der Dom nach den alten Plänen vollendet wurde, eine streng got. Schule, vertreten durch Zwirner, Schmitz, Statz u. a., welche dann durch Friedr. Schmidt auch nach Wien verpflanzt wurde und dort auch in Ferstel einen jüngern genialen Vertreter gefunden hat. Daneben wurde in Wien die antike Richtung durch Hansen und die moderne Renaissance gepflegt. In München finden sich eigentlich alle historischen B., der byzantinische, der romanische, den man damals byzantinisch nannte (Gärtner), der römische, der gotische und der Renaissancestil vertreten. In Karlsruhe kultivierte Hübsch (1795—1863) einen eigentümlichen Stil, den er romanisch nannte. In Hannover ward besonders der mittelalterliche Backsteinrohbau, in Dresden (durch Semper) (s. Tafel: Baustile XII., das Hoftheater, abgebrannt 1868), in Stuttgart (durch Leins und Egle, neuerdings durch Gnauth u. a.) die ital. und franz. Renaissance gepflegt. — Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Frankreich, wo Viollet-le-Duc und Lassus die Hauptvertreter der Gotik, die Architekten, welche für Napoleon III. den Louvre mit den Tuilerien verbanden, die Vertreter der Renaissance sind und Garnier (Große Oper) wieder den üppigsten Barockstil zur Geltung gebracht hat.

Neben dieser reichen, schöpferischen Thätigkeit hat das Bestreben, die Geschichte der Kunst nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, die Wertschätzung der Baudenkmäler aller Perioden und der Wunsch, dieselben in würdiger Weise der Zukunft zu erhalten, zu einer gründlichen Kenntnis derselben und des Wesens der Baukunst aller Zeiten geführt. Restaurationsbauten und Vollendungsbauten sind überall im Gange. Daneben entstehen dann mit neuen Aufgaben, wie sie das großartig entwickelte Eisenbahnwesen, die Großindustrie, die großen Ausstellungen, die Pflege der Kranken, der Synagogenbau der Israeliten, die Aufstellung von Sammlungen für Kunst und Wissenschaft und vieles andere stellen, mit neuen Konstruktionen, unter Anwendung von Eisen und Glas, auch architektonische Anlagen ganz neuer Form, denen eine bedeutende Entwickelung noch bevorsteht. In neuester Zeit herrscht auf allen Gebieten der Baukunst und nach allen Richtungen hin nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen andern Kulturländern die regste Thätigkeit, welche namentlich auch durch das neuerdings viel angewandte Verfahren, große bauliche Aufgaben durch Konkurrenzarbeiten der Architekten zu lösen, gefördert wird.

Über Geschichte der Baukunst im allgemeinen vgl. Kugler, «Geschichte der Baukunst» (Bd. 1—3, Stuttg. 1854—59, fortgesetzt von Burckhardt und Lübke, Bd. 4 u. 5, Stuttg. 1867—73); Lübke, «Geschichte der Architektur» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1875); derselbe, «Abriß der Geschichte der B.» (4. Aufl., Lpz. 1878); Ramée, «Histoire de l'architecture» (Par. 1868); Fergusson, «History of architecture» (3 Bde., Lond. 1865—70); über die modernsten Bauten in Deutschland vgl. Licht, «Die Architektur Deutschlands» (Bd. 1, Berl. 1880).

Bautain (Louis Eugène Marie), franz. Philosoph und Theolog, geb. zu Paris 17. Febr. 1796, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Normalschule, wurde 1816 Lehrer der Philosophie am Gymnasium in Straßburg und übernahm bald nachher auch den philos. Unterricht an der dortigen Universität. Im J. 1828 wurde er Priester, später Domherr des Münsterstifts und Vorsteher des Kleinen Seminars in Straßburg. Sein Unterricht an der Universität und seine Schriften verwickelten ihn in Streitigkeiten mit dem Bischof seines Sprengels wegen der Frage, ob die Vernunft sich in den Glauben einmischen dürfe. B. hatte als Doctor der Philosophie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Theologie promoviert und berief sich auf seine vier Diplome als hinreichende Belege für seine Kompetenz, die füglich nicht in Abrede gestellt werden konnte. Man beauftragte ihn sogar mit der Leitung des geistlichen Kollegiums in Juilly und 1848 ernannte ihn der Erzbischof Sibour zum Obervikar der pariser Diöcese. B. starb 18. Okt. 1867. Von seinen Schriften, die einen religiös-philos. Eklektizismus von Augustinus, Platon, Kant u. s. w. darstellen, sind zuerst die philosophischen zu nennen: «Psychologie expérimentale» (2 Bde., Straßb. 1839; deutsch von Dalhoff, Münst. 1853), «Philosophie morale» (2 Bde., Par. 1842; deutsch von Gaißer, Tüb. 1855), dann die spezieller auf Theologie bezüglichen: «Philosophie du christianisme» (2 Bde., 1835), wofür ihm die Universität Tübingen die theol. Doktorwürde erteilte, «La religion et la liberté considérées dans leurs rapports» (Par. 1848), eine Sammlung seiner pariser Kanzelvorträge. Ferner «La morale de l'Évangile comparée aux divers systèmes de morale» (Par. 1855), eine Reihe von Vorlesungen an der Sorbonne; endlich Bücher von allgemein erbaulichem Inhalt, wie «Conseils spirituels», «La chrétienne de nos jours» u. s. w.

Bautasteine werden im skandinav. Norden die Gedenksteine (öfters ohne Inschrift) genannt, die zur Erinnerung an gefallene Helden und andere berühmte Männer gesetzt wurden. Es sind aufrechtstehende Monolithen in Kegelgestalt, 2,5 bis 6,5 m hoch. Sie finden sich namentlich in Norwegen und in Schweden in Dalsland und Bohuslän vor. Öfters trifft man sie in großer Zahl beisammen, z. B. auf Schlachtfeldern. Auf dem Schlachtfelde bei Greby, nahe dem Badeorte Grebbestad in Bohuslän, finden sich mehr als 150 mit Steinen umgebene Hügel, von denen gegen die Hälfte mit B. geziert waren, wovon etwa noch 40 vorhanden sind.

Bautzen, bis 1868 offiziell Budissin (der wendische Name), die Hauptstadt der gleichnamigen Kreishauptmannschaft und des königl. sächs. Markgrafentums Oberlausitz, liegt auf einer im Westen von steilen Felsen umgebenen Anhöhe, an deren Fuße die Spree fließt, in 220,7 m Höhe, und beherrscht eine weite, meist ebene, nur im Süden von größern Bergen (Ausläufern der Sudeten) begrenzte Gegend. Die Stadt zählt (1880) 17509 E. (ungefähr 9/10 Protestanten und 1/10 Katholiken),

darunter viele Wenden. Sie ist der Sitz einer Kreishauptmannschaft, einer Amtshauptmannschaft, eines Landgerichts mit Schwurgericht, eines Amtsgerichts, des kath. Domstifts zu St. Petri und des kath. Konsistoriums, des Landständischen Direktoriums und der Landständischen Bank sowie einer Reichsbanknebenstelle, auch werden die Provinziallandtage der sächs. Oberlausitz in B. abgehalten. An höhern Unterrichtsanstalten besitzt B. ein Gymnasium, eine Realschule, ein prot. und ein kath. Schullehrerseminar, eine Handelsschule und eine Landwirtschaftsschule. Ferner befinden sich daselbst mehrere öffentliche Bibliotheken, darunter die des wend. Bildungsvereins Macica Serbska, welche eine fast vollständige Sammlung oberlaus.- und niederlaus.-wend. Drucke enthält, ein Altertumsmuseum und eine Gemäldesammlung. Die Zahl hervorragender, zum Teil sehr altertümlicher Gebäude ist in B. ziemlich groß; namentlich sind zu nennen das Schloß **Ortenburg**, jetzt Sitz der meisten königl. Behörden, die landständischen und domstiftlichen Gebäude, das Rathaus, Waisenhaus, mehrere Hospitäler, das Krankenhaus sowie, als Bauten der neuesten Zeit, das prot. Seminar, Gymnasium, das Real- und Bürgerschulgebäude, das Theater, ein Garnisonlazarett und eine zweite Militärkaserne. In der neuesten Zeit ist eine neue Wasserversorgung mit schönem Wasserturm errichtet worden. Auch die private Bauthätigkeit ist in der neuesten Zeit etwas reger geworden, und es hat sich die Stadt, namentlich seit Abtragung eines Teils der Wälle, nach Ost und Südost zu nicht unbedeutend erweitert. Von Kirchen ist besonders die durch ein eisernes Gitter in einen prot. und kath. Anteil getrennte Hauptkirche zu St. Petri bemerkenswert. Außerdem gibt es zwei Hospitalkirchen und je eine prot. und kath. Kirche, in denen vorwiegend wendisch gepredigt wird. Die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung liefert hauptsächlich Tuche, Strumpf- und Lederwaren. B. hat stark besuchte wöchentliche Getreide- und Produktenmärkte sowie jährlich einen nicht unbedeutenden Wollmarkt. An größern Etablissements finden sich in der Stadt und Umgegend drei Papierfabriken (jetzt in eine Aktiengesellschaft vereinigt unter der Firma «Vereinigte Bautzener Papierfabriken»), eine Tuchfabrik, eine Kunstmühle, zwei Maschinenfabriken, drei Pulvermühlen, ein Kupferhammer, eine lithogr. Anstalt (Etikettenfabrikation) und eine Flachsspinnerei. B. ist eine Hauptstation der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahnlinie Dresden-Görlitz, von welcher hier eine Linie über Wilthen abzweigt zur Verbindung mit der Südlausitzer, der Böhmischen Nordbahn und der Sächsisch-Böhmischen Bahn bei Schandau. Fast um die ganze Stadt herum ziehen sich Parkanlagen und Alleen; die Umgegend bietet namentlich nach Südosten hin viele romantische Punkte, besonders den etwa 8 km von der Stadt entfernten, 539 m hohen Berg **Czorneboh** (mit Aussichtsturm), einen ehemaligen Opferplatz der heidnischen Wenden, benannt nach dem hauptsächlich dort verehrten Schwarzen Gott (Corny Böh). Ungefähr 3 km nordwestlich von B. liegt die herrnhuter Kolonie **Kleinwelka** (108 E.). B. ist mutmaßlich 928—930 gegründet; jedenfalls bestand es schon, als Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete, doch ward es erst unter Kaiser Otto I. Stadt und Feste. B. hat zahlreiche Kriegsdrangsale und Eroberungen zu bestehen gehabt, namentlich im Hussitenkriege, am meisten im Dreißigjährigen Kriege, währenddessen es mit der Lausitz an Sachsen kam, dann auch im Siebenjährigen und im Kriege von 1813. Vgl. Böhland, «Merkwürdige Schicksale der Oberlausitz und ihrer Hauptstadt B.» (Bautzen 1831); C. Wilke, «Chronik der Stadt B.» (Bautzen 1843); J. A. von Wagner, «B. und seine Umgebung» (Dresd. 1871).

Die **Kreishauptmannschaft** (Regierungsbezirk) **Bautzen**, welche sich fast ganz mit der sächs. Oberlausitz (s. **Lausitz**) deckt, bildet den östl. Teil des Königreichs Sachsen, enthält 10 Städte und 490 Dörfer, und zerfällt in die vier amtshauptmannschaftlichen Verwaltungsbezirke: B., Zittau, Löbau und Kamenz und umfaßt 2469,7 qkm mit (1890) 351 326 E., darunter etwa 49 000 Wenden (ungefähr 80 Proz. Protestanten und 20 Proz. Katholiken).

In neuerer Zeit erlangte B. historische Bedeutung durch die von den Preußen und Russen gegen Napoleon I. am 20. und 21. Mai 1813 gelieferte **Schlacht bei Bautzen**. Das Heer der Verbündeten hatte sich nach der Schlacht bei Großgörschen oder Lützen (2. Mai) auf das rechte Elbufer zurückgezogen. (S. **Russisch-Deutsch-Französischer Krieg**.) Napoleon ließ Ney über Torgau gegen Berlin vorgehen, während Lauriston und Reynier die Preußen und er selbst die Russen verfolgten. Am 8. besetzte Napoleon Dresden. Unterdessen waren Barclay de Tolly mit 16000 Russen und General von Kleist mit 11000 Preußen beim verbündeten Heere eingetroffen, das nun gegen 100000 Mann zählte und stark genug war, um angriffsweise vorzugehen; doch zog man eine Verteidigungsschlacht in einer Stellung bei B. vor. Napoleon befahl dem Marschall Ney, seine Bewegung auf Berlin einzustellen und über Hoyerswerda gegen die rechte Flanke der Verbündeten zu operieren, und begab sich von Dresden 18. Mai zur Armee, nachdem er die Division Peri zur Verbindung mit Ney entsendet hatte. Von seiten der Verbündeten wurden Barclay mit seinen frischen Truppen, eine russ. Grenadierdivision und das Yorksche Korps abgeschickt, um die Verbindung Neys mit Napoleon zu verhindern. Barclay vernichtete zwar am 19. größtenteils die Division Peri, York dagegen traf bei Weißig auf Lauristons überlegene Macht, und beide eilten in die Stellung von B. zurück. Die Hauptstellung der Verbündeten lag auf den Terrassen des rechten Spreeufers, links an die waldigen Berge gelehnt und durch Verschanzungen gedeckt, der rechte Flügel, bei Malschwitz, durch Teiche und Wasserläufe gesichert; die Flußlinie mit B. war durch Vortruppen stark besetzt. Diese befehligte rechts Tschaplitz, im Centrum Kleist, links Miloradowitsch. In der Hauptstellung, welche etwas zu ausgedehnt war, hatten Barclay den rechten Flügel, Gortschakow den linken Flügel, Blücher und York die Mitte besetzt; Großfürst Konstantin mit den Garden stand in Reserve. Am 20. früh begann die Schlacht. Napoleon griff die Flußlinie an und Miloradowitsch ging vorzeitig zurück; um so heldenmütiger verteidigte Kleist sich bei Burg bis zur Nacht. Nach dem Übergange oberhalb und bei B. ließ Napoleon seine Korps aufmarschieren, Oudinot auf dem rechten Flügel, dann Macdonald, Marmont, Bertrand; als Reserve die Garden unter Mortier und zwei Kavalleriekorps. Die Angriffe Oudinots auf die Höhen von Hochkirch scheiterten wegen des schwierigen Terrains, im Centrum war die Spreelinie genommen, auf dem

linken Flügel nahm die Vorhut Neys den Übergang bei Klix, ohne ihn jedoch zu überschreiten. Die franz. Armee biwakierte in Vierecken wegen der zahlreichen feindlichen Reiterei. Napoleon hatte sein Hauptquartier in B., die verbündeten Monarchen in Wurschen, wonach die Schlacht ebenfalls benannt wird. Am 21. war die Hauptschlacht. Oudinot stürmte wiederum unausgesetzt und unter großem Verluste gegen die Höhen; der Kaiser versagte ihm Unterstützung, weil die Entscheidung durch die drei Korps von Ney auf dem linken Flügel gegeben werden sollte. Bis dahin wurde im Centrum nur ein Artilleriekampf geführt. Als Ney endlich eintraf, griff er sofort Barclay in der rechten Flanke an; er nahm Preititz und die Höhen von Gleina. Napoleon ließ jetzt unter Soults Oberleitung die Kreckwitzer Höhen im Centrum, den Schlüssel der Stellung Blüchers, stürmen. Nach furchtbarem Kampfe, in welchem auch York einrückte, wurden dieselben genommen. Ney stand schon in der rechten Flanke, und es war die höchste Gefahr vorhanden, von dort her umfaßt zu werden. Die verbündeten Monarchen wurden durch Knesebeck von der Notwendigkeit des Rückzugs überzeugt und dieser nun meisterhaft ausgeführt, ohne daß ein Geschütz verloren ging. Der Verlust der Franzosen wird auf 20000 Mann, der der Verbündeten auf 12—13000 Mann angegeben. Napoleon konnte wegen Mangel an Kavallerie den Sieg nicht nachdrücklich verfolgen. Die Verbündeten wichen nach Görlitz zurück, worauf 4. Juni zu Prischwitz (s. d.) Waffenstillstand geschlossen wurde. Vgl. Meerheimb, «Die Schlachten bei B. am 20. und 21. Mai 1813» (Berl. 1873).

Bauwissenschaft ist der Inbegriff aller Erfahrungen und Regeln, Konstruktionen und Berechnungen, welche die Darstellung, Gestaltung und Ausführung von Bauwerken betreffen. Die B. umfaßt teils theoretische, teils praktische Kenntnisse und greift zufolge ihrer Vielseitigkeit in die verschiedensten Wissenschaften, wie Mathematik, Mechanik, Geognosie, Physik und Chemie, Ästhetik, Technologie, Geschichte u. s. w. ein. Man bezeichnet sie auch mit dem Namen Baukunde, und unterscheidet sie, je nach ihrer Anwendung, in Privat- und öffentliche Baukunde oder, je nach ihrem Zwecke, in Hoch- oder Landbaukunde, in Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbaukunde, in Berg-, Schiffs- und Maschinenbaukunde. Indessen faßt man gewöhnlich alle übrigen Zweige der B., außer dem Hoch-, Wasser- und Straßenbau, unter dem Namen Ingenieurwesen zusammen.

Das Hochbauwesen läßt sich einteilen in bürgerliches, gewerbliches und landwirtschaftliches Bauwesen, in Festungs-, Pracht- oder Schönbaukunde u. s. w. Die bürgerliche oder Civilbauwissenschaft, die hier besonders in Betracht kommt, kann wieder allgemein oder speziell sein. Die allgemeine B. beschäftigt sich zunächst mit der Baumaterialienlehre, welche die Gewinnung, Bearbeitung, die physische und chem. Beschaffenheit und die Verwendung der Baustoffe bespricht. Hierauf folgt die spezielle Betrachtung der einzelnen Bauteile, welche am geeignetsten in ihrer baulichen Aufeinanderfolge zur Besprechung kommen, wie: der Grund und Boden, die Gründungen, das Mauerwerk im allgemeinen, Steinverbände; die Mauern insbesondere, als: Grund- und Obermauern, Umfassungen, Scheidungen, Futter- und Wassermauern; die Durchbrechungen der Mauern, als: Thüren, Fenster, Thore, nebst Konstruktion der Mauerbögen; die Balkenlagen, die Fußböden und Decken, die Gewölbe, Treppen, Dächer u. s. w. Ferner stellt sie die Regeln auf über Lage, Anordnung und Einteilung der Gebäude in Bezug auf ihre verschiedenen Zwecke und über die Verbindung, Beleuchtung, Heizung und Lüftung (Ventilation) der einzelnen Räume u. s. w. Bei weiterer Ausführung gliedert sich die B. in die spezielle Mauer- und Zimmerkunde, welche die dahin einschlagenden Konstruktionen ausführlich betrachtet; in die Lehre vom Steinschnitt, die Eisenkonstruktionslehre, das Entwerfen und Veranschlagen der Gebäude. Sie führt auch in die Geschichte der Baukunst ein und handelt von der Entstehung, dem Charakter und den Monumenten der verschiedenen Bauweisen und Stilepochen.

Einen wichtigen Bestandteil der B. bildet die zum Zwecke genauer Ausführung nötige Darstellung der Gebäude durch Zeichnung oder das Bauzeichnen, für welche die orthogonale oder Parallelprojektion (teils in verjüngtem Maßstabe, teils in natürlicher Größe) die einzig zweckmäßige Darstellungsweise ist, indem sie über Gestalt, Größe und Zusammensetzung des Ganzen den besten Aufschluß gibt. Außer dieser Projektion kommt noch die perspektivische oder Centralprojektion zur Anwendung, die es nur mit der Gestalt allein oder mit der malerischen Darstellung zu thun hat, jedoch nur dem Zwecke der Vorstellung, nicht der Ausführung dient. Ein vollständiger Bauplan besteht aus den Grundrissen (Horizontaldurchschnitten) der verschiedenen Stockwerke, aus den (Vertikal-)Durchschnitten oder Profilen und aus den Ansichten oder Façaden. Der Bearbeitung des eigentlichen Bauplans geht in der Regel eine Skizze voraus, d. h. eine flüchtige oder allgemeine Darstellung des Gebäudes in kleinem Maßstabe. Zur Erlangung der in den meisten Fällen erforderlichen baupolizeilichen Genehmigung dient der in doppelten Exemplaren anzufertigende sog. Polizeiriß. Zur wirklichen Ausführung aber sind genau und vollständig bearbeitete Bau- oder Arbeitsrisse nötig, sowie Zeichnungen einzelner Bauteile, wie Gesimse, Profile, Ornamente u. s. w. in natürlicher Größe (Detailzeichnungen). Für die allgemeine Anlage des Gebäudes in Bezug auf seine Umgebung wird ein Situationsplan ausgearbeitet. Bisweilen fügt man dem Bauplane eine perspektivische Zeichnung des vollendet gedachten Gebäudes mit seiner Umgebung bei. In besondern Fällen machen sich Modelle zur Versinnlichung oder Prüfung schwieriger Konstruktionen nötig. Auf Grund des vollständig ausgearbeiteten Bauplans erfolgt die Anfertigung eines Kostenanschlags, d. h. die Berechnung und Zusammenstellung aller zur Ausführung des Baues nötigen Materialien, Arbeiten und Kosten derselben. (S. Bauanschlag.)

Baux (Les), Städtchen von 500 E. im Arrondissement Arles des franz. Depart. Rhônemündungen in der Provence, in reizender Lage am Fuße eines 311 m hohen Alpinengipfels, 18 km nordöstlich von Arles gelegen. A. war einst eine blühende Stadt von 4000 E. und hatte ein großes prächtiges Schloß aus dem 10. Jahrh., das zu den schönsten Schlössern der Provence gehörte, jetzt aber in Ruinen liegt. Die Kirche stammt aus dem 12. Jahrh. Von einem der Stadt nahe gelegenen Felsen genießt man eine herrliche Aussicht über die Alpinen, die Crau, die Camargue und das Meer. Die ehemaligen Seigneurs de Baux sind die Stammväter der

gegenwärtigen Fürstenlinie von Oranien (Holland und Nassau).

Bauxit (Beauxit) ist ein in rundlichen oolithischen Körnern oder als derbe erdige Masse vorkommendes schmutzig-gelbes oder braunes bolusähnliches Mineral, welches hauptsächlich aus Eisenoxyd, Thonerde, etwas Kieselsäure, Kalk und viel Wasser, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen besteht; der Eisengehalt schwankt von 25—60, der Thonerdegehalt von 20—58 Proz. Es findet sich namentlich zu Baux bei Arles und hat hier eine vielseitige Verwendung; man bereitet daraus sehr feuerfeste Schmelztiegel; die eisenreichen Varietäten werden als Eisenerze verschmolzen, auch dient es zur Darstellung von Aluminium und indirekt von Aluminiumbronze. Ähnliche Massen kommen auf der griech. Insel Ägina und in der irischen Grafschaft Antrim vor.

Bauzeichnen, s. unter Bauwissenschaft.

B. A. V., Abkürzung für bonis auspiciis oder bonis avibus, d. h. unter günstiger Vorbedeutung.

Bavard (frz.), Schwätzer; Bavardage, Bavarderie oder Bavardise, Geschwätz; bavardieren, schwatzen.

Bavaria, die Personifikation des Bayerlandes, ist in die bildende Kunst auf die großartigste Weise eingeführt worden, indem König Ludwig I. ein Standbild derselben errichten ließ, welches seit dem Rhodischen Koloß in der Erzgießerkunst seinesgleichen nicht hatte und nur von dem 1875 vollendeten Hermanns-Denkmal (s. Hermann) übertroffen wird. Der Entwurf zu dieser auf der Theresienwiese bei München aufgestellten Statue der B. rührt von Ludwig Schwanthaler her. Sie erscheint in Gestalt einer altgerman. Heroine. Ein langes, faltiges Gewand reicht von der Hüfte bis auf den nackten Fuß. Die halbnackte Brust bedeckt ein Tierfell. Das Haar fällt frei über den Rücken herab; die Stirn ist mit Eichenzweigen geschmückt. In der erhobenen Linken hält sie den Ehrenkranz von Eichenlaub, in der gegen die Brust gebogenen Rechten das Schwert. An ihrer Seite ruht sitzend der pfälz. Löwe. Die Statue ist 20,5 m, das Piedestal 9,5 m hoch. Das Erz lieferten türk. und norweg. Kanonen, und es sind im ganzen 87360 kg darauf verwendet worden. Die Stärke des Metalls ist an den untern Stücken 1,8 cm, an den obern 1,2 cm. Die Kosten für das Erzbild, ohne Piedestal, betrugen 233000 Fl. Durch eine Thür in der Rückseite des Fußgestells gelangt man zu einer steinernen Treppe, welche mit 66 Stufen durch den Kern desselben in die Figur führt, die bis etwa zur Höhe der Waden ausgemauert ist. Eine Treppe aus Gußeisen von 58 Stufen führt weiter durch den Hals zum Kopfe empor, wo zwei Bänke aus Erz angebracht sind und etwa 8 Personen Platz haben. Mehrere Öffnungen gestatten eine weite Aussicht. Am höchsten Punkte des Kopfes ist die Inschrift angebracht: «Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modelliert von L. von Schwanthaler und wurde in den J. 1844—50 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller.» Am 7. Aug. 1850 wurde das Standbild enthüllt.

Bavay (Bavai), Stadt im franz. Norddepartement, Arrondissement Avesnes, 21 km im NNW. von Avesnes, an der Linie Valenciennes-Maubeuge der Nordbahn, nahe dem Hogneau, der zur Schelde geht, mit 1800 E., welche Eisen verarbeiten, Kupfer gießen, Fett und Öle bereiten, gerben und Marmor brechen. B. ist das alte Bagăcum, die Hauptstadt der Nervier, welche Cäsar eroberte, eine der wichtigsten Städte des belg. Gallien in der röm. Kaiserzeit; es finden sich hier manche röm. Altertümer: Inschriften, Reste von Bädern, Aquädukten, eines Tempels. Bei B. vereinigten sich acht röm. Heerstraßen, wovon sieben noch heute leicht nachweisbar sind; an dem Punkte, an welchem sie alle zusammentrafen, erhebt sich eine kleine moderne Säule an Stelle einer antiken.

Bavella (ital., deutsch Bafel), Abfall-, Flock-, Florettseide.

Baveno, Flecken in der ital. Provinz Novara (Piemont), Distrikt Pallanza, am westl. Ufer des Lago-Maggiore, gegenüber den Borromeischen Inseln, Ausgangspunkt der Simplonstraße, zählt (1880) 2010 E. B. hat durch ihre Feldspatkrystalle berühmte Brüche schönen roten Granits; auch Porzellanthon und Kupfererz werden gewonnen.

Bavius (Marcus) und sein Geistesverwandter **Mävius**, zwei talentlose röm. Dichter und anmaßende Kunstrichter des Horaz und Virgil. Vgl. Weichert, «De Q. Horatii obtrectatoribus» in «Poetarum latinorum reliquiae» (Lpz. 1830). In der neuern satirischen und epigrammatischen Poesie kommt B. zuweilen als Typus eines schlechten und anmaßenden Dichters vor.

Bavoche (frz.), unsauberer Abdruck eines Kupferstichs; bavochieren, unsauber abdrucken.

Bavolet (frz.), Nackenschleier (an Damenhüten).

Bäwean, Insel im Niederländischen Ostindien, unter 5° 51′ 18″ südl. Br. und 112° 38′ 52″ östl. L. (von Greenwich) in der Sundasee zwischen Java und Borneo, 110 km von Java gelegen, 18,5 km lang, 11 km breit und 165 qkm groß. B., mit 66 Dorfschaften (javanisch Kampong), bildet in politisch-administrativer Hinsicht einen, unter einen Assistentresidenten gestellten Distrikt der Residentschaft Surabaja auf Java. Die Bewohner, einige wenige Europäer und Chinesen ausgenommen, sind Javaner. Ihre Zahl beläuft sich auf 5—10000. Der Hauptort ist Sankapura. Die Insel, im allgemeinen aus Hügelland bestehend, ist nicht unfruchtbar. Die Bodenerzeugnisse sind die von Java. B. besitzt eine eigentümliche, nirgendwo anders im Indischen Archipel vorkommende Hirschart, Cervus Kuhlii, sowie eine Rasse von Pferden, die so klein sind, daß sie nur von Kindern geritten werden können. Durch zu starke Ausfuhr haben dieselben in letzter Zeit jedoch sehr abgenommen und drohen ganz auszusterben.

Baxter (Richard), bedeutender Theolog der engl. Puritaner, geb. 12. Nov. 1615 zu Rowdon in Shropshire, war zunächst Prediger in Kidderminster in der Grafschaft Worcester. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1642 aus seiner Pfarrei vertrieben, schloß er sich als Feldkaplan eines independentischen Regiments dem Parlamentsheere an. Im J. 1649 kehrte er zu seiner frühern Gemeinde zurück. Als 1662 die Uniformitätsakte erschien, mußte B. sein Amt verlassen und zog sich nach Acton in Middlesex zurück. Die Indulgenz vom J. 1672 gestattete ihm wieder öffentlich zu predigen; er ging nach London, ward aber 1685 auf Grund einiger Stellen seiner «Paraphrase des Neuen Testaments» mit Geld- und Gefängnisstrafe belegt. Erst die mit dem Regierungsantritte Wilhelms III. durchgeführte Duldung aller prot. Parteien brachte auch B. die erwünschte Ruhe, deren er sich jedoch nur kurze Zeit erfreuen

sollte. Er starb 7. Dez. 1691. Seine Bedeutung besteht zum Teil darin, daß durch ihn in der engl. Theologie ein im Sinne des Amyraldismus gemilderter Calvinismus begründet ward, nach ihm Baxterianismus genannt, vor allem aber in seiner Wirksamkeit als praktischer Geistlicher und als erbaulicher Schriftsteller. Vgl. Weingarten, «Die Revolutionskirchen Englands» (Berl. 1868). Seine Werke, herausg. von Orme, erschienen zu London (1830); seine Selbstbiographie, herausg. von Sylvester, unter dem Titel: «Reliquiae Baxterianae» (Lond. 1696; 2. Aufl. 1713). Viele seiner Schriften sind ins Deutsche übersetzt worden; eine der berühmtesten: «Die ewige Ruhe der Heiligen», übersetzt von Gerlach, erschien in 6. Aufl. (Lpz. 1874).

Bayamo, Stadt auf Cuba, s. u. Santiago de Cuba.

Bayard (Jean François Alfred), franz. Theaterdichter, geb. 17. März 1796 zu Charolles im Depart. Saône-Loire, studierte die Rechte in Paris und bereitete sich dann bei einem Advokaten auf die Praxis vor. Die Vorliebe für dramatische Poesie verleidete ihm indes die Rechtswissenschaft, aber seine ersten Stücke hatten nur geringen Erfolg. Erst sein 1828 aufgeführtes Vaudeville «La reine de seize ans» (das später ein beliebtes Repertoirestück wurde) fand reichen Beifall. B. widmete sich nun ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei, besonders dem Vaudeville, und schrieb, teils allein, teils mit Scribe, Mélesville, Dumanoir, Vanderburch, Duvert u. a. zusammen, im Laufe von 20 J. für die verschiedenen pariser Theater 225 Stücke. Außer dem genannten sind als die besten davon hervorzuheben: «Marie Mignot» (1829), «Ma place et ma femme» (1830), «La grande dame» (1831), «La fille de l'avare» (1835), «Le gamin de Paris» (1836), ebenfalls in Deutschland als «Der Pariser Taugenichts» ein beliebtes Repertoirestück, «Moiroud et compagnie» (1837), «Les premières armes de Richelieu» (1839), «Les enfants de troupe» (1840), «Le mari à la campagne» (1844), «Madame de Cérigny» (1844), «Un château de cartes» (1847), «Un fils de famille» (1852). Dieselben fanden bei ihrem Erscheinen eine so glänzende Aufnahme, daß sie Hunderte von Vorstellungen erlebten. Die kleinen Stücke B.s sind voll Witz und liebenswürdiger Laune, dabei ausgezeichnet durch den raschen Gang der Handlung, die Geschicklichkeit der Anlage, die kluge Schürzung und geistreiche Lösung des Knotens. B. starb zu Paris 19. Febr. 1853. Sein «Théâtre» (12 Bde., Par. 1855—60) hat Scribe mit einer Einleitung begleitet.

Bayard (Pierre du Terrail, Seigneur de), genannt «der Ritter ohne Furcht und Tadel», nimmt in der franz. Überlieferung eine ähnliche Stellung ein, wie für Deutschland «der letzte Ritter», Kaiser Maximilian I. Am Ausgang des Mittelalters erscheint in ihm, vielleicht mit mancher legendarischer Ausschmückung, noch einmal eine Gestalt, welche die Ideale der Feudalität, stürmische Tapferkeit, körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit, Ehrliebe, Großmut gegen die Besiegten, Treue gegen den Lehnsherrn und die Freunde, und galante Zärtlichkeit gegen das schöne Geschlecht in sich vereinigte. B. wurde 1. April 1476 auf Schloß Bayard bei Grenoble geboren, in dieser Stadt durch seinen Oheim, den Bischof George du Terrail, erzogen, wurde dann Page beim Herzog von Savoyen und erregte in letzterer Stellung die Aufmerksamkeit König Karls VIII. durch die seltene Geschicklichkeit, mit der er sein Roß zu tummeln wußte. Der König nahm ihn in seinen Dienst, und bei dessen Einfall in Italien 1494 zeichnete sich B. schon in dem Gefecht bei Verona durch die Eroberung einer Fahne aus. In den langjährigen Kriegen, die mit jenem Einbruch ihren Anfang nahmen, fand B. ununterbrochen Gelegenheit, seine Verwegenheit und ritterlich-stolze Natur zu bethätigen. So verfolgte er 1499 vor Mailand die fliehenden Milanesen mit so blindem Ungestüm, daß er mit ihnen zugleich in die Stadt eindrang und gefangen wurde. Zum Lohn dieses Heldenmutes entließ ihn Ludovico Moro ohne Lösegeld. Berühmt sind seine Thaten 1509 vor Padua und Brescia, wo er eine schwere Wunde empfing. Im J. 1513 that er in der «Sporenschlacht» bei Guinegate (s. d.) Wunder der Tapferkeit. Da war es, so erzählt man, wo B., von Feinden rings umstellt, auf einen Engländer einsprengte, ihm das Schwert auf die Brust setzte und den völlig überraschten zur Ergebung zwang, worauf er demselben sein eigenes Schwert mit den Worten überreichte: «Ich bin B. und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige.» Der kecke Streich, heißt es, habe ihm auch hier wieder die Befreiung ohne Lösegeld gebracht. Unter Franz I. eröffnete B. den neuen Einfall in Italien glorreich mit dem Zuge durch die Alpen, auf dem er Prosper Colonna (s. d.) gefangen nahm. Danach kämpfte er an des Königs Seite in der «Riesenschlacht» bei Marignano mit solcher Tapferkeit, daß der ritterliche junge Monarch nach dem Siege sich selbst von ihm als dem größten Ritter der Nation den Ritterschlag erteilen ließ. Noch größere Ehre brachte B. 1521 die heldenmütige Verteidigung von Mézières gegen Karl V. Bei seinem Einzuge in Paris begrüßte ihn das Parlament im Namen der Nation als Vater des Vaterlandes, und von dem König empfing er eine Kompagnie von 100 Mann, eine Ehre, welche sonst nur Prinzen von Geblüt vorbehalten war. In dem für die Franzosen unglücklichen Feldzuge gegen Karl V. in der Lombardei traf ihn auf dem Rückzuge bei Gattinara eine Kugel auf den Tod (30. April 1524). Seine Leiche fiel in die Hände der Kaiserlichen, ward aber von diesen den Franzosen ausgeliefert und in einem Minoritenkloster bei Grenoble beigesetzt. — Die franz. Geschichtschreibung hat sich mit B. viel beschäftigt. Vgl. besonders Guyard de Berville, «Histoire de Pierre dit le chevalier B.» (Par. 1760; zuletzt 1824); Delandine de l'Esprit, «Histoire de B.» (Par. 1842).

Bayard (Thomas Francis), amerik. Politiker, geb. 29. Okt. 1828 zu Wilmington im Staate Delaware, erhielt eine gute kaufmännische Erziehung, wandte sich aber dem Studium des Rechts zu und ließ sich 1851 als Advokat in seiner Geburtsstadt nieder, wo er seitdem mit nur kurzer Unterbrechung praktiziert hat. Als Politiker gehört er den gemäßigten Demokraten an und war namentlich kein fanatischer Verteidiger der Sklaverei. Am 4. März 1869 trat B. als Nachfolger seines Vaters, James A. Bayard, in den Senat der Vereinigten Staaten, in welchen er seitdem zweimal (1875 und 1881) für je weitere sechs Jahre wiedergewählt wurde. In der 10. Okt. 1881 zusammenberufenen außerordentlichen Kongreßsitzung ward B. zum temporären Vorsitzenden des Senats erwählt, bekleidete dieses Amt aber nur wenige Tage.

Bayazet, s. Bajasid.

Bay-City, Stadt im nordamerik. Staate Michigan, am Saginaw, unweit von dessen Mündung in den Huronsee, hat sehr bedeutenden Handel, namentlich mit Holz und Fischen. B. wurde 1836 gegründet, und zählte 1860 erst 1583, dagegen 1880 bereits 20693 E.

Bayer (Aug. von), Historienmaler, geb. zu Rorschach am Bodensee 3. Mai 1803, widmete sich anfangs dem Architekturfache und studierte zu diesem Zwecke in Zürich, wurde aber bald durch den Einfluß des Malers F. Winterhalter auf das Gebiet der Malerei geführt, zunächst der Architekturmalerei, in der er sich in München unter Gärtner weiter ausbildete. Um 1836 wandte er sich nach Baden, wo er unter Weinbrenner das Studium der Baukunst fortsetzte. Dieser Bildungsgang erklärt den Hauptcharakter seines Stils. Seine Bilder haben stets den Rahmen einer bedeutenden Architektur, in welchem der meistens dem mittelalterlichen Leben entnommene Vorgang mehr als Staffage erscheint. Großes Geschick in der Beleuchtung, in der Anwendung des Helldunkels und der Anbringung geheimnisvoll und romantisch wirkender Streiflichter, Abendröte, Mondglanz u. dgl. kommt ihm dabei sehr zu statten; freilich haben seine Bilder häufig dadurch auch etwas Sentimentales und Theatralisch-Affektiertes. Er malte die Dome zu Freiburg und Straßburg bei Morgenbeleuchtung beim Einzuge von glänzenden Prozessionen, die Frauenkirche in München, den Dom zu Chur, einen Orgelspieler im Kloster Maulbronn, botanisierende Trinitarier im Klostergarten, den Tod des heil. Bruno (mit einer Lichtwirkung wie in der Heiligen Nacht des Correggio), Jeanne de France im Kloster zu Bourges, Ritter Toggenburg, Tutilo, Franziskanerkirche in Salzburg, Erwin von Steinbach. Das leipziger und karlsruher Museum, Schloß Babelsberg und Stolzenfels enthalten Werke B.s, welcher sich auch 1843 durch Gründung des Badischen Altertumsvereins zu Karlsruhe, dessen Konservator er 1853 wurde, Verdienste erworben hat. B. starb 2. Febr. 1875 in Karlsruhe.

Bayer (Hieronymus Joh. Paul von), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 21. Sept. 1792 zu Rauris im Salzburgischen, studierte in Salzburg und Landshut und betrat 1813 die richterliche Laufbahn am Landgerichte zu Landshut. Nachdem er seit 1815 bei einem namhaften Rechtsanwalt in München gearbeitet, besuchte er 1817 noch die Universität Göttingen, wurde 1818 Privatdocent der Rechte an der Universität Landshut, dann 1819, unter gleichzeitiger Aufnahme ins Spruchkollegium, außerord., 1822 ord. Professor; 1826 siedelte er mit der Universität von Landshut nach München über. Bis 1847 war B. auch mehrmals Mitglied der Ständeversammlung und 1853 wurde er zum lebenslänglichen bayr. Reichsrat ernannt. Er starb in München 13. Juni 1876. Ein Jurist von klarem Urteil und gründlichen Kenntnissen, hat er besonders durch seine akademische Thätigkeit gewirkt, aus der auch seine Schriften hervorgegangen sind. Unter ihnen sind hervorzuheben: «Über die Änderung des Klaglibells» (Landsh. 1819), «Vorträge über den deutschen gemeinen ordentlichen Civilprozeß» (10. Aufl., Münch. 1869), «Theorie der summarischen Prozesse» (7. Aufl., Münch. 1859), «Theorie des Konkursprozesses nach gemeinem Rechte» (4. Aufl., Münch. 1868).

Bayer (Joh.), Astronom, geb. im letzten Viertel des 16. Jahrh. zu Rain in Bayern, gest. 1660 als Rechtsanwalt in Augsburg, lieferte in seiner «Uranometria» (Augsb. 1603; Ulm 1607 u. 1635) auf 51 Blättern nach den Beobachtungen seiner Vorgänger die ersten vollständigen und zweckmäßig angelegten Himmelskarten, die er dann in der «Explicatio caracterum aeneis tabulis insculptorum» (Augsb. 1654) erläuterte. B. hat durch seine Karten mehr Ordnung und Festigkeit in die Astrognosie gebracht, indem er die Grenzen der Sternbilder genauer bestimmte und die vorzüglichsten Sterne nicht mehr durch Namen aus dem Griechischen und Arabischen, sondern durch die Buchstaben des griech. und röm. Alphabets so bezeichnete, daß die größten Sterne jedes Sternbildes immer die ersten Buchstaben des Alphabets erhielten. Diese einfache und bequeme Bezeichnung ist, mit wenigen Ausnahmen, bis auf die neueste Zeit beibehalten worden.

Bayer (Karl Robert Emmerich), beliebter deutscher Romanschriftsteller unter dem Pseudonym Robert Byr, Sohn eines Arztes, geb. 15. April 1835 zu Bregenz, erzogen in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt seit 1845, trat 1852 als Leutenant in ein Husarenregiment in Mailand, wurde 1859 Rittmeister, nahm 1862 seinen Abschied und lebt seitdem als Schriftsteller in seiner Vaterstadt. Die im Militärstande gemachten Erfahrungen verwendete er zunächst in den «Kantonierungsbildern» (2 Bde., Prag 1860), «Österr. Garnisonen» (4 Bde., Hamb. 1863; gegen militärische Übelstände gerichtet) und dem biographischen Gedenkbuch: «Anno Neun und Dreizehn» (2 Bde., Innsbr. 1865). Ihnen folgten die meist sozial-polit. Romane: «Ein deutsches Grafenhaus» (3 Bde., Berl. 1866), «Mit eherner Stirn» (4 Bde., Berl. 1868), «Der Kampf ums Dasein» (5 Bde., Jena 1869; 2. Aufl. 1872), «Sphinx» (3 Bde., Berl. 1870), «Zwischen zwei Nationen» (3 Bde., Berl. 1870), «Nomaden» (5 Bde., Lpz. 1871), «Auf abschüssiger Bahn» (4 Bde., Berl. [1872]), «Nachruhm» (2 Bde., Berl. 1875), «Larven» (5 Bde., Lpz. 1876), «Gita» (4 Bde., Lpz. 1877), «Eine geheime Depesche» (3 Bde., Jena 1880), «Am Wendepunkt des Lebens» (3 Bde., Jena 1881), «Der Weg zum Herzen» (Lpz. 1881), «Sesam» (3 Bde., Stuttg. 1881); «Unversöhnlich» (3 Bde., Jena 1882); ferner die Novellensammlungen «Wrack» (4 Bde., Lpz. 1873) und «Quatuor» (1875). Zwei Dramen: «Lady Gloster», Trauerspiel (1869), und «Der wunde Fleck», Schauspiel (1875), gingen mit Erfolg auf dem wiener Burgtheater in Scene.

Bayer (Konrad), ausgezeichneter Schachmeister im Gebiete der Komposition oder des Aufgabenwesens, geb. 10. Aug. 1828, Rechtsanwalt in Olmütz und Sekretär der dortigen Handels- und Gewerbekammer. Seine Leistungen im Problemgebiete des Schachspiels sind ebenso reich an kunstvollen Wendungen wie an tiefersonnenen Ideen und mannigfacher Verzweigung der einzelnen Haupt- wie Nebenspiele. Viele seiner Erzeugnisse haben bei Preisausschreibungen (sog. Problemturnieren) die ersten Prämien errungen.

Bayer-Bürck (Marie), deutsche Schauspielerin, geb. 31. Okt. 1820 zu Prag, Tochter des geachteten Schauspielers Friedr. Bayer an der dortigen ständischen Bühne, die sie 1836 zuerst betrat und an der sie bis 1839 engagiert war. Seit 1839 gehörte sie drei Jahre hindurch dem königl. Theater

zu Hannover an, seit 1841 dem zu Dresden, wo sie sich 1849 mit dem Schriftsteller Dr. Aug. Bürck verheiratete, den sie indessen nach einigen Jahren durch den Tod verlor. Seit 1863 lebt sie in zweiter Ehe mit dem Oberstlieutenant von Falkenstein. Ihre Anmut, eine sanfte, wohllautende Stimme, eine Darstellungsweise, die überall Maß hält, verschaffte ihr namentlich als Julia in «Romeo und Julia», Gretchen in «Faust», Luise in «Kabale und Liebe», Emilia Galotti und in ähnlichen Rollen große Triumphe. Später trat sie in das ältere Rollenfach über.

Bayerle (Jul.), Bildhauer, geb. 1826 in Düsseldorf, besuchte die dortige Akademie und bildete sich unter Geerts in Löwen in seinem Fache weiter aus. Er unternahm hierauf Studienreisen und kehrte dann nach Düsseldorf zurück, wo er seit 1849 sich Schadow anschloß. Zunächst entstand nun eine Reihe von Werken religiösen Inhalts, so eine Kreuzigungsgruppe für Wesel, Christus und die Apostel für Krefeld, eine Madonna für Sigmaringen u. s. w. Die spätern Leistungen des Künstlers haben einen mehr profanen, teils auch dekorativen Charakter, es sind meist Standbilder und Monumentalskulpturen für Baulichkeiten. Hervorragend ist das Monument des Kurfürsten Johann Sigismund für Kleve, welches 1861 vollendet wurde. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege führte er für die Stadt Mülheim a. d. Ruhr ein Siegesdenkmal aus. B. starb 8. Aug. 1873 zu Düsseldorf.

Bayern oder *Baiern* (offiziell nach einem Erlaß König Ludwigs I. Bayern geschrieben), der weitgrößte Staat des Deutschen Reichs, seit 1806 Königreich, umfaßt gegenwärtig ein Areal von 75863,69 qkm mit (1880) 5284778 E. (70 auf 1 qkm). Der Staat besteht aus zwei an Größe sehr ungleichen, geographisch getrennten, aber gutarrondierten Gebietsteilen, von denen der östliche größere im N. von Sachsen, den Fürstentümern Reuß, den sächs. Herzogtümern und der preuß. Provinz Hessen-Nassau, im W. von Hessen, Baden und Württemberg begrenzt, im O. und S. aber vollständig von Österreich umfaßt wird, während der westliche, bei weitem kleinere, die Pfalz oder nach seiner Lage auch *Rheinbayern* benannt, im N. von Hessen, im W. von Rheinpreußen, im S. von Elsaß-Lothringen umgeben und im O. durch den Rhein von Baden geschieden wird. Das Königreich schließt ungefähr 100 verschiedene Gebiete oder Gebietsteile aus der Zeit des frühern Deutschen Reichs, nach dessen Bestande zu Ende des 18. Jahrh., in sich. So begreift der östl. Teil, außer dem alten Kurfürstentum B., die ehemals preuß. Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, die Bistümer Bamberg, Würzburg, Freising, Augsburg, Eichstädt und Passau ganz oder zum größten Teil, ferner viele ehemalige Freie Reichsstädte (Nürnberg, Augsburg, Schweinfurt, Memmingen, Nördlingen, Kaufbeuren, Kempten, Rothenburg u. s. w.) und reichsritterschaftliche Besitzungen, 13 Abteien (Kempten, Elchingen, Ursberg u. s. w.), während die Rheinpfalz aus Teilen von Kurpfalz, dem ehemaligen Herzogtum Zweibrücken, der Freien Stadt Speier, Teilen der Bistümer Speier und Worms und den Besitzungen vieler kleiner Fürsten zusammengesetzt ist. Von den acht Kreisen oder Regierungsbezirken, in welche B. zerfällt, kommen Oberbayern mit 17046,58 qkm und 961977 E., Niederbayern mit 10767,57 qkm und 646947 E., Oberpfalz und Regensburg mit 9664,76 qkm und 528564 E. auf die altbayr. Lande; Oberfranken mit 6999,15 qkm und 575357 E., Unterfranken mit 8398,29 qkm und 626305 E., Mittelfranken mit 7559,28 qkm und 643817 E. auf den ehemaligen Fränkischen Kreis, wogegen der Regierungsbezirk Schwaben mit 9490,80 qkm und 684530 E. Gebietsteile des ehemaligen Schwäbischen Kreises des Deutschen Reichs umfaßt. Die Pfalz mit 5937,06 qkm und 677281 E. bildet den achten Regierungsbezirk B.s.

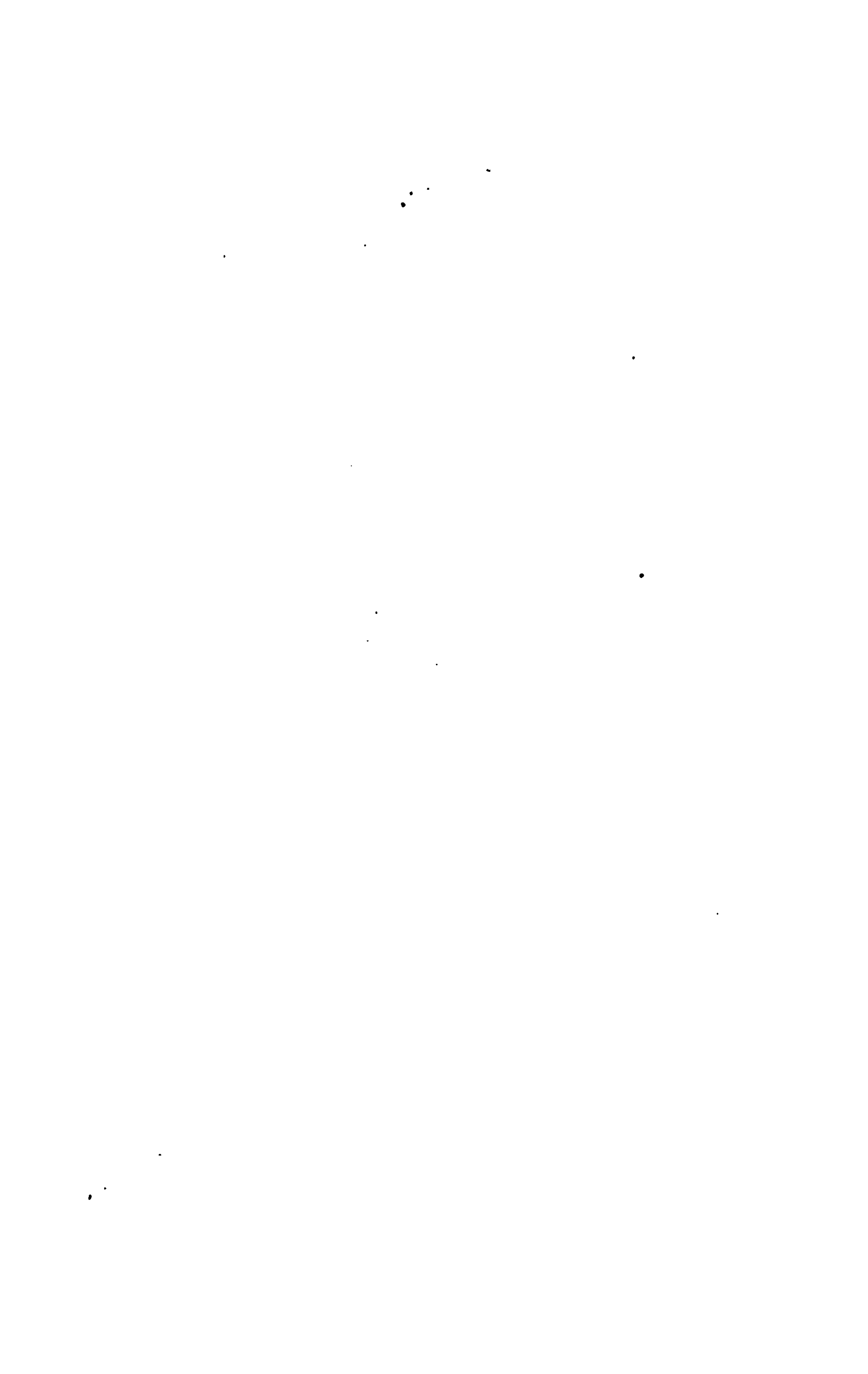
In *orographischer* Beziehung wird die östl. Hauptmasse B.s durch das Thal der Donau in zwei nicht ganz gleich große Hälften zerlegt, von denen die kleinere südliche dem Alpensystem, die größere nördliche den rhein. und hercynischen Gebirgssystemen angehört. Südbayern besteht wiederum aus einer Alpen- und einer Flachlandszone, die ungefähr durch eine vom Bodensee nach Laufen an der Salzach gezogene Linie geschieden sind. Die bayr. Alpenregion gliedert sich durch die Thalspalten des Lech und des Inn in drei Hauptmassen, deren westlichste, zwischen Bodensee und Lech, die Algäuer Alpen bilden, die innerhalb der bayr. Grenzen im Hochvogel und in der Mädelesgabel bis 3600 m aufsteigen. Den mittlern Teil, zwischen Lech und Inn, erfüllen die Parallelketten der eigentlichen *Bayrischen Alpen*, deren Central- und Hauptstock, der Wetterstein und das zum größten Teile Tirol angehörige Karwändelgebirge, in zwei kolossalen Bogen den Ursprung der Isar umschließen und den höchsten Gipfel des ganzen bayr. Alpenlandes, die Zugspitze, von 2973 m, tragen. Nördlich anliegende Glieder der Bayrischen Alpen sind das Ampergebirge zwischen Isar und Loisach um die Quellen der Ammer, das Esterngebirge nordwärts vom Partenkirchener Thallande, das Isarwinkelgebirge mit der 1847 m hohen Benediktenwand, und jenseit der Isar nach dem Inn zu das Mangfallgebirge, das sich um schöne Seen gruppiert und seinen höchsten Gipfel im Wendelstein (1842 m) besitzt. Das dritte, östl. Glied der Alpenregion bildet der bayr. Anteil der Salzburger Alpen zwischen Inn und Salzach, das sich durch die Thalfurchen des Achen und der Saalach wiederum in die drei Stöcke des Priengebirgs im W. des Achen, des Traungebirgs zwischen Achen und Saalach und des Königsseegebirgs zwischen Saalach und Salzach gliedert. Letzteres besteht in einem Kranze gewaltiger Alpengipfel (der Watzmann 2714 m), welche den Königssee umlagern und das Gebiet der ehemaligen Äbte von Berchtesgaden, ein abgeschlossenes Ländchen voll großartiger Naturscenen, erfüllen. Unmittelbar an den Nordfuß der Bayrischen Alpen und zum Teil zwischen dieselben hineingreifend, lehnt sich das südbayr. Flachland oder die *Schwäbisch-Bayrische Hochebene* an, die im W. durch die Thalfurche der Iller vom oberschwäb. Hochland, im O. durch Inn und Salzach gegen das österr. Donaustufenland abgeschlossen wird, ein mittleres Niveau von 510 m (München) hat und sich im allgemeinen von S. nach N. sowie zugleich auch von W. nach O. abdacht. Auf der Hochebene lassen sich wiederum drei Zonen unterscheiden, von denen die obere oder die der Seelandschaften sich unmittelbar an den Fuß der Alpen lagert und teilweise zwischen deren Zweigen hineingreift, die mittlere mit ihren Hügelreihen zwischen den großen Thalweitungen vielfach bis hart an die Donau heranreicht und die untere Zone die Donauebenen

umfaßt, welche zum Teil in Moorstrecken (hier Moos, Plural: Möser genannt) bestehen.

Andere Formen zeigt das Relief des bayr. Landes im N. der Donau. Hier erhebt sich an der Ostgrenze der Böhmerwald (s. d.), der mit seinem südwestl. Teile, dem Bayerwald oder Bayrischen Wald, zwischen Regensburg und Passau hart an den Stromlauf herantritt und im Arber (1458 m) und Rachel (1454 m) in B. seinen höchsten Gipfel trägt. Die Nordostecke des Landes erfüllt das Fichtelgebirge (s. d.), das seine bedeutendsten Erhebungen, den Schneeberg (1061 m) und den Ochsenkopf (1030 m), ebenfalls innerhalb der Landesgrenzen hat. Im NW. desselben erhebt sich das Schieferplateau des Frankenwaldes, eine von wenigen sanft ansteigenden Kuppen überhöhte, rauhe und bewaldete Hochfläche, die sich durchschnittlich 430—640 m, in ihrer höchsten Kuppe, dem Döbra, bis 793 m erhebt und teilweise auch zu Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß gehört. Im nördlichsten, zwischen Sachsen-Meiningen und der preuß. Provinz Hessen-Nassau hinaufgreifenden Teile B.s erhebt sich die Rhön (s. d.), deren Hauptmasse mit dem ganzen Südost- und Osthange nebst den höchsten Gipfeln des Gebirgs, der Großen Wasserkuppe (943 m), dem Heiligenkreuzberg (915 m) u. s. w., innerhalb der Landesgrenzen fällt. Südlich der Rhön, zwischen Gemünden, Obernburg und Aschaffenburg, breitet sich die waldreiche Hügellandschaft des Spessart (s. d.) aus, deren bedeutendste Erhebung der Geiersberg (596 m) ist. Im S. und W. des westl. Maingebietes sendet der Odenwald Zweige nach B. herüber. Das Innere Nordbayerns zeigt zwei Erhebungen, welche zu beiden Seiten der Regnitz sich hinziehen, hier wie dort die Wasserscheide zwischen Main und Donau bilden und den großen, von der Regnitz und deren Quell- und Zuflüssen bewässerten fränk. Thalkessel umkränzen. Die westl. dieser Erhebungen ist die Frankenhöhe, deren einzelne Teile jedoch verschiedene Namen führen. Sie trennt die Zuflüsse der Wörnitz, Altmühl und Regnitz von denen der Tauber und Jagst, und schließt sich südlich durch das Herdtfeld an die Rauhe Alp, während sie sich nordwärts im Steigerwald bis zum Main (bei Haßfurt) fortsetzt. Der Steigerwald erhebt sich im Frankenberg bis 500 m und fällt nach W. zu steil zur 15—22 km breiten Mainebene ab, während er nach O. zu allmählich sich zum Rednitz- und Regnitzthale abdacht. Die zweite Erhebung im O. der Regnitz und des fränk. Thalkessels ist der Fränkische Jura, nach seiner geognostischen Beschaffenheit so genannt, der in zwei Arme zerfällt, von denen der eine von der Wörnitz nordöstlich bis Regensburg sich erstreckt, der andere, bei Regensburg nach N. umbiegend, zwischen Regnitz und Nab bis zum Main bei Lichtenfels zieht. Die Fränkische Schweiz mit ihren Höhlen bildet den nördl. Teil desselben. Zwischen der Frankenhöhe einerseits, dem Spessart und Odenwald andererseits erstreckt sich eine Plateaubildung, in welcher Tauber, Mudau, Mümling, Jagst, Kocher und der Main selbst (zwischen Ochsenfurt, Gemünden, Miltenberg) in tiefeingerissenen Thalfurchen hinfließen. Auf der andern Seite der Regnitz erstreckt sich eine ähnliche Landschaft, das Plateau der Oberpfalz, das sich östlich des Fränkischen Jura bis zum Böhmerwald ausbreitet, von den verschiedenen Quell- und Zuflüssen der Nab durchfurcht wird und an der Mündung der letztern den Thalkessel von Regensburg freiläßt. Im N. des Main steigt das Land in flachen Stufen allmählich zum Thüringerwald und Frankenwald hinauf. Über die Bodengestaltung der Pfalz s. Rheinpfalz.

Gewässer. Der größte Teil der östl. Hauptmasse B.s gehört dem Stromgebiet der Donau an, die, soweit sie im Lande fließt, schiffbar ist. Ihr gehen von S. her die Iller, der Lech, die Isar und der Inn zu, während sie von N. her die Wörnitz, die Altmühl, die Nab und den Regen empfängt. Die fränk. Lande fallen vorzugsweise dem Stromgebiet des Main zu, der in seinem ganzen obern und mittlern Laufe B. angehört und von S. her die Regnitz, aus N. die Rodach, die Itz, die Fränkische Saale und die Sinn aufnimmt. An dem Gebiet der Elbe hat B. einen sehr geringen Anteil, da Zuflüsse derselben (Saale, Eger) nur in der äußersten Nordostecke des Landes entquellen. Die Südwestecke entsendet kleine Gewässer unmittelbar zum großen Becken des Rhein (Bodensee), welchem die Rheinpfalz in ihrer größern Hälfte unmittelbar, in ihrer kleinern durch Vermittelung der Nahe und Saar angehört. Vom Bodensee besitzt B. den nordöstl. Teil. Die schönen Seen in Oberbayern liegen teils in der Alpenregion selbst, teils am Fuße derselben auf der obern Stufe des bayr. Hochlandes. Dem Gebiet der Iller gehören der Alpsee und der Niedersonthofener See an. Während die Alpenseen des Lechgebiets einen geringen Umfang haben, sind die des Isar- sowie des Inngebiets nicht nur die bedeutendsten, sondern auch in Bezug auf landschaftliche Umgebungen die schönsten. Dahin gehören im Gebiet der Isar der Walchensee, der Kochelsee, der Staffelsee, der Ammersee, der Würm- oder Starnbergersee; im Gebiet des Inn der Tegernsee, der Chiemsee, der Königs- oder Bartholomäussee und der Wagingersee. Nordbayern und die Rheinpfalz haben keine Seen aufzuweisen. Ebenfalls Südbayern eigentümlich sind die ausgedehnten Moorstrecken (Möser), deren man zwei Hauptgruppen unterscheidet, eine nördliche im Thale der Donau (Ulmerried, Donaumoos und Breitfeldmoos) und eine südliche an den Zuflüssen derselben (Dachauermoos und Erdingermoos). An Mineralquellen besitzt B. ebenfalls einen großen Reichtum, am meisten in den Gebirgsgegenden der Kreise Oberfranken, Unterfranken und Oberbayern. Am bekanntesten sind die Eisen- und Stahlquellen Alexandersbad, Bocklet, Brückenau, Steben; die Schwefelquellen Kreuth und Wipfeld; die Kochsalzquellen Kissingen, Reichenhall und Dürkheim; die Säuerlinge Heilbrunn, Kissingen, Wiesau u. s. w. (Hierzu eine Karte: Bayern [rechtsrheinischer Hauptteil]. — Vgl. auch Karte: Elsaß-Lothringen und Bayrische Pfalz.)

Das Klima B.s ist im allgemeinen gemäßigt und gesund. Während die mittlere Temperatur in dem ostrheinischen Teile des Landes, mit Ausnahme etwa des Mainthals, etwas niedriger ist als die anderer deutscher Länder, hat die ganze östl. Pfalz ein sehr mildes Klima. Ziemlich rauh sind die Alpen, der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, die Rhön und der Spessart. Der Boden ist, mit Ausnahme weniger Strecken, überall für die Kultur geeignet. B. hat einen Überfluß an allen Naturprodukten, sämtliche Haustiere in Menge, Reichtum an Wild (darunter Gemsen, die in den Alpen gehegt werden) und Süßwasserfischen, die mittel



BAYERN.

KREISE IN BAYERN.

O.B. Ober Bayern
N.B. Nieder- „
O.P. Oberpfalz u. Regensburg
S. Schwaben u. Neuburg
O.F. Ober-Franken
M.F. Mittel- „
U.F. Unter- „
R.P. Rheinpfalz

Die Hauptstädte der Kreise sind farbig unterstrichen.

Maßstab 1 : 1.750.000.



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Bayern.

europ. Getreidearten in Fülle, den besten Hopfen in Deutschland, Obst, Wein, Tabak, ausgedehnte Forste, große Schätze an Eisen, Salz, Braun- und Steinkohlen und Torf, die besten Lithographiesteine der Erde, doch nur wenig edle Metalle.

Bevölkerung. Bei der Volkszählung vom 1. Dez. 1880 ergab sich eine Gesamtbevölkerung B.s von 5284778 E., davon 2578910 männlichen, 2705868 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme der Bevölkerung zeigt sich in B. weit geringer als in den meisten übrigen deutschen Ländern. Seit der ersten Zollvereinszählung von 1834 bis zu der von 1858 war die Bevölkerung um nicht mehr als 368970 Individuen gestiegen, sodaß sich die Vermehrung nur mit 0,38 Proz. jährlich bezifferte. In den 13 Jahren zwischen der Volkszählung von 1867 und 1880 hatte sie sich um 9,5 Proz. (also jährlich 0,7 Proz.) vermehrt. Auch in Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung steht B. dem größten Teile der übrigen deutschen Staaten nach. Am bedeutendsten ist sie in der Pfalz (114 E. auf 1 qkm), am geringsten in der Oberpfalz (55 E. auf 1 qkm). Die Bevölkerung der größten Städte belief sich in München auf 230023 E., in Nürnberg auf 99519 E., in Augsburg auf 61408 E., in Würzburg auf 51014 E.

Der Abstammung nach bildet in Ober- und Niederbayern sowie im Regensburgischen der bayr., in Schwaben und Neuburg der schwäb. (alamann.), in allen übrigen Kreisen der fränk. Stamm den Grundstock der Bevölkerung. Bezüglich der konfessionellen Verschiedenheit zählte man 1875: Katholiken 3573142 (71,1 Proz.), Protestanten 1392120 (27,7 Proz.), verschiedenen Sekten Angehörige 5800, Juden 51335. Die meisten Protestanten wohnen in Mittel- und Oberfranken und in der Pfalz. Fast ganz katholisch sind Nieder- und Oberbayern und Oberpfalz. Die Juden finden sich am zahlreichsten in Unterfranken, der Pfalz und Mittelfranken.

Bodenkultur. B. ist von Natur vorzugsweise auf die landwirtschaftlichen Erwerbszweige angewiesen. Vom Gesamtflächengehalt des Landes fallen 41 Proz. auf Äcker und Gärten, 20 Proz. auf Wiesen und Weiden, 33 Proz. auf Waldungen, 6 Proz. auf unbebautes Land. Von der Bodenkultur lebten mittelbar oder unmittelbar mehr als 67 Proz. der gesamten Bevölkerung. Der kultivierte Boden ist überwiegend dem Getreidebau gewidmet. Die Getreidekultur, über das ganze Land verbreitet, liefert jährlich über 33½ Mill. hl, wovon auf Weizen 4250000, Roggen 8660000, Dinkel 1649000, Gerste 6140000, Hafer 9100000 hl kommen. Weizen wird vorzugsweise in Niederbayern (der fruchtbarsten Provinz) und Unterfranken, Roggen besonders in Ober- und Niederbayern, Unter- und Mittelfranken und der Oberpfalz, Gerste in Nieder- und Oberbayern sowie in der Oberpfalz, Hafer in Ober- und Niederbayern gewonnen. Von hohem Belang ist der überall verbreitete, jedoch am meisten in der Pfalz und Unterfranken, der Qualität nach auch in Mittelfranken, blühende Kartoffelbau. Der beste Flachs wird um Nordheim, der meiste Hanf in der Pfalz gewonnen. Ölfrucht baut man am meisten in Unterfranken und der Pfalz. Tabak liefern vorzugsweise die Pfalz, nächstdem Mittelfranken, und zwar 1879 auf 3808 ha 5899 t Blätter. Der Hopfenbau ist in steigender Entwickelung begriffen und liefert auf 23192 ha besonders in Mittelfranken (Spalt, Hersbruck) ein ausgezeichnetes Produkt, das einen namhaften Ausfuhrartikel abgibt. Der Rübenbau geschieht mehr des Futtergewinns als der Zuckerbereitung wegen und liefert auf etwa 120000 ha über 13 Mill. Ctr. Der Obstbau ist namentlich in der Pfalz sowie in mehrern Bezirken Frankens und Schwabens von Bedeutung, die Gärtnerei vorzugsweise in Franken (um Bamberg und Nürnberg). Wein wird besonders in der Pfalz und in Unterfranken gebaut; die Produktion auf 21920 ha ergab 1878: 20,7, dagegen 1879 nur 9,8 hl vom Hektar. Der Viehstand betrug 1873: 358316 Pferde, 3066263 Rinder, 1342190 Schafe, 872098 Schweine, 198881 Ziegen, 338797 Bienenstöcke. Zu Gunsten der Pferdezucht wirkt das allgemeine Landgestüt, woneben noch Hof- und Militärgestüte, wie zu Rohrenfeld, Bergstetten, Neuhof, Steingaden, Schwaiganger, Benediktbeuern, Fürstenfeld, Schleißheim und Zweibrücken, bestehen. Die Rindviehzucht ist im ganzen sehr blühend und am ausgebreitetsten in den Alpen; die Schafzucht wird am besten in Mittelfranken, Ober- und Niederbayern gepflegt. Von hoher Wichtigkeit ist für B., bei der großen Ausdehnung seiner Wälder, die Forstkultur. Von der Gesamtwaldfläche von 2600000 ha sind 940000 im Besitze des Staats. Der jährliche Holzertrag sämtlicher Forsten hat einen Gesamtwert von etwa 60 Mill. Mark. Die meisten Waldungen besitzt Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz, die wenigsten Schwaben.

Der Bergbau wird zum kleinern Teile vom Staate, zum größern von Privatgewerken betrieben. Für den Staat werfen aber nur die Steinkohlenwerke in der Pfalz einen Reinertrag ab, während im übrigen die fiskalischen Werke bisher mit Zubußen arbeiteten. Der Bergbau lieferte 1879: Steinkohlen 507355, Braunkohlen 21688, Graphit 992, Eisenerze 70889 t. Durch das Berggesetz vom 20. März 1869 wurde die Regalität des Bergbaues aufgehoben. Der Salinenbetrieb auf den Salinen Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim produziert 42710 t Kochsalz im Werte von 1816271 Mark und 1141 t Steinsalz. Die Produktion an Quecksilber (in der Pfalz), Kupfer, Antimon u. s. w. ist sehr gering. Andere Bergwerksprodukte sind Schmirgel, Porzellanerde u. s. w. Auch Marmor, Achat, Jaspis, Granaten, Karneole u. s. w. werden gewonnen. Torflager finden sich am ausgedehntesten in Oberbayern und Schwaben. Aus dem Rhein, der Isar, dem Inn und der Salzach wird Gold im Werte von etwa 1000 Mark gewaschen.

Die bayr. Industrie hat sich namentlich seit Einführung der Gewerbefreiheit (1. Mai 1868) rasch entwickelt und leistet in mehrern Zweigen Vorzügliches. Roheisen wurde 1879 in 20 Hohöfen produziert, welche 30922 t lieferten; ferner lieferten 20 Eisengießereien, 4 Hohöfenhütten, 18 sonstige Fabriken 25360 t Gußwaren; 19 Frisch- und Streckwerke und 3 Stahlwerke lieferten 69081 t Schmiedeeisen und Stahl. Die Maximilianshütte in der Oberpfalz gehört zu den größten Eisenwerken Deutschlands. Die bedeutendsten Fabrikstädte B.s sind Nürnberg mit Fürth, Augsburg, München und Ludwigshafen. Die Weberei beschäftigt in der Rhön und im Bayrischen Walde, dann insbesondere in Augsburg (Woll-, Damast- und Seidenwaren) viele Hände. Die Gerbereien sind sowohl in Betreff ihrer Zahl als durch die Güte ihres Erzeugnisses (Nürnberg, Passau, Aschaffenburg, München) von

Bedeutung. Berühmt sind die Metallwaren von Nürnberg und Fürth, die Nadlerarbeiten von Schwabach, die Glaswaren von Theresienthal, die Holzschnitzarbeiten aus dem Ammergau und Berchtesgaden, die optischen Instrumente von Ertl, Fraunhofer und Steinheil in München. Ausgezeichnete Maschinenfabriken gibt es in Nürnberg (Cramer-Klett), München (Maffei und Krauß), Augsburg, Oberzell bei Würzburg (König und Bauer). Die Tabaksfabrikation blüht besonders in der Pfalz und in Mittelfranken. Die drei Runkelrüben-Zuckerfabriken (Regensburg, Schweinfurt, Frankenthal) verarbeiteten (1873) 291855 Ctr. Rüben. In der Bierbrauerei steht B. in quantitativer wie in qualitativer Beziehung allen andern Staaten voran. Die 5600 Bierbrauereien lieferten 1879 zusammen 12004703 hl. Branntweinbrennereien gab es 3183, die 120689 hl lieferten. Von Bedeutung sind noch die Bleistiftfabrikation (Nürnberg und Regensburg), die Waggonfabrikation in München und Ludwigshafen, die Fabrikation sog. leonischer (Lyoner) Drahtwaren in Nürnberg, die Malzfabrikation, die Korbwarenindustrie Oberfrankens, die Käsefabrikation des Algäus, die Ultramarinfabrikation in Nürnberg und die Farbenindustrie Nürnbergs und Schweinfurts, die Geigenmacherei in Mittenwald und das Kunstgewerbe in allen Zweigen (München, Nürnberg, Landshut).

Der **Handel** B.s, als eines Binnenlandes, ist nicht von hervorragender Bedeutung und beschränkt sich vorzugsweise auf den innern Güterumsatz. Nur einige Städte, wie Augsburg, Nürnberg, Fürth, München, Regensburg, Passau, Schweinfurt, Lindau, Würzburg, Ludwigshafen, Kaiserslautern, stehen auch mit dem Auslande in lebhaftem Verkehr. Zu den Gütern, welche zur Ausfuhr gelangen, gehören besonders Getreide, Hopfen, Vieh, Wolle, Wein, Bier, Nadeln, Maschinen, optische Instrumente, Nürnberger Waren, Holzschnitzereien u. s. w., dann auch Erzeugnisse der Kunst (Malerei) und des Kunstgewerbes. Der Hopfenhandel wird besonders in Nürnberg betrieben. Große Getreidemärkte werden zu München, Landshut und Erding, die größten Viehmärkte zu Sonthofen und Quirnbach (in der Pfalz), große Wollmärkte in Augsburg gehalten.

An guten **Verkehrsmitteln** hat B. keinen Mangel. Abgesehen von den Gemeindewegen gab es 1873 im ganzen Königreiche 6930 km Landstraßen. Der Flußschiffahrt dienen die Donau, der Rhein, der Main, die Regnitz, der Inn und die Salzach sowie der Ludwigskanal (s. d.), welcher den Main mit der Donau verbindet. Die Donau befahren von Regensburg abwärts die Dampfer der Österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Die wichtigsten Donauhäfen B.s sind Kelheim, Regensburg und Passau. Den Rhein befährt die Bayrisch-Pfälzische Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Ludwigshafen. Letzterer ist der wichtigste Stromhafen der Rheinpfalz. Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee (wo Lindau Hafenort ist) wird vom Staate besorgt; doch fahren hier auch bad., württemb. und schweiz. Dampfer. In Bezug auf Eisenbahnen ist B. der erste deutsche Staat, der eine Lokomotiveisenbahn ins Leben treten sah: die kurze Bahn von Nürnberg nach Fürth, eröffnet 7. Dez. 1835. Seitdem hat sich das bayr. Eisenbahnwesen in großartigster Weise ausgebildet; 1881 waren 4849 km in Betrieb, worunter 4224 km Staatsbahnen. Die wichtigsten Staatsbahnen sind: die Linie München-Ingolstadt-Nürnberg-Bamberg-Hof mit den Zweigbahnen Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg, Pleinfeld-Donauwörth-Augsburg, Bamberg-Schweinfurt-Würzburg, Schweinfurt-Meiningen, Hochstadt-Stockheim, Donauwörth-Ingolstadt-Regensburg, Augsburg-Ingolstadt; die Linie München-Neufahrn-Regensburg-Eger, von der die Bahnen Neufahrn-Straubing, Weiden-Bayreuth-Neuenmarkt und Eger-Oberkotzau-Hof abzweigen; ferner die Linien Crailsheim-Ansbach-Nürnberg-Fürth, Neukirchen-Weiden, Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg-Aschaffenburg, Aschaffenburg-Amorbach, Nürnberg-Hof, Ulm-Augsburg-München-Simbach, München-Buchloe-Lindau, Buchloe-Augsburg, Buchloe-Memmingen, Ulm-Memmingen-Kempten, München-Grafing-Rosenheim-Salzburg, Rosenheim-Mühldorf-Plattling, Plattling-Eisenstein, Rosenheim-Kufstein, München-Holzkirchen-Tölz, Holzkirchen-Rosenheim, München-Tutzing-Sulz und Schweinfurt-Gemünden. Die Telegraphenlinien beliefen sich 1880 auf 8118 km mit 35266 km Drahtleitungen und 1106 Stationen, die Zahl der aufgegebenen Depeschen auf 1906402, mit einer Einnahme von 1089165 Mark und einer Ausgabe von 1078837 Mark. Wichtige Förderungsmittel des Handels und Verkehrs sind die Bayr. Hypotheken- und Wechselbank zu München (seit 1. Juli 1834) und die königl. Bank zu Nürnberg (1786 errichtet, 4. Okt. 1850 mit neuen Statuten versehen).

Das **Unterrichtswesen** ist im ganzen zweckmäßig geordnet, wenn auch hier und da weniger entwickelt und von klerikalen Einflüssen nicht frei. Den Volksunterricht besorgen zunächst die «deutschen Schulen», deren man 1877 im Königreiche 6991 mit über 10852 Lehrern und Lehrerinnen zählte; von den Schulen sind 4855 katholische, 1908 protestantische, 105 israelitische und 123 gemischte; dann Fortbildungsschulen und Feiertagsschulen. Hieran reihen sich sechs Taubstummenanstalten, drei Blindeninstitute und das Institut für krüppelhafte Kinder in München. Die Volksschullehrer werden in 32 Präparandenschulen, 7 Seminarien für Lehrer, 3 für Lehrerinnen und 4 vollständige Lehrerbildungsanstalten gebildet. Für die höhere allgemeine Jugendbildung bestehen 44 Lateinschulen und 33 Gymnasien, mit Lateinschulen verbunden, 8 Lyceen, d. i. Spezialschulen für das Studium der allgemeinen (sog. philosophischen) Disciplinen (mit einem Jahreskurse) und der Theologie (mit einem zweijährigen Kurse), und 9 Klerikalseminare. Hieran schließen sich die 3 Universitäten München, Erlangen und Würzburg. Die Mittelstufe für den technischen Fachunterricht bilden 48 Realschulen, 6 Realgymnasien, 4 Industrieschulen und die Polytechnische Hochschule in München. Höhere Spezialschulen sind: die Central-Forstlehranstalt zu Aschaffenburg, die landwirtschaftliche Centralschule zu Weihenstephan, die Central-Tierarzneischule zu München und die Militärbildungsanstalten zu München. Unter den Anstalten und Mitteln zur Unterstützung und Fortbildung der **Wissenschaft** nehmen die königl. Akademie der Wissenschaften zu München und die wissenschaftlichen Sammlungen des Staats den ersten Rang ein. Die königl. Bibliothek zu München ist die größte in Deutschland, mit etwa 1 Mill. Bänden und mehr als 20000 Handschriften. Die **Künste** haben sich besonders seit König Ludwig I. einer ganz besondern Fürsorge von seiten der Staatsregierung zu erfreuen. Anstalten

ur Förderung sind die Akademie der Künste, die
erühmten Galerien, das bayr. Nationalmuseum
nd die königl. Erzgießerei, sämtlich zu München.
Daselbst besteht auch ein Konservatorium der Musik.
stehende Theater gibt es 17, unter denen das
Hof- und Nationaltheater zu München den ersten
Rang einnimmt.

Staatsverfassung. B. besitzt eine konstitu-
tionell-monarchische Verfassung. Die Verfassungs-
urkunde datiert vom 26. Mai 1818, hat jedoch 1848
und 1871 eine Anzahl nicht unwichtiger Änderun-
gen erfahren. Es bestehen zwei Kammern, eine
Abgeordnetenkammer und die der Reichsräte. Letz-
tere zählt Mitglieder zufolge ihrer Geburt (erbliche),
andere zufolge ihres Standes (worunter die Erz-
bischöfe und der Präsident des Oberkonsistoriums),
und sechs vom König auf Lebenszeit ernannte Reichs-
räte. Die Abgeordnetenkammer, aus 159 Mitglie-
dern bestehend, geht aus allgemeinen, indirekten
Wahlen hervor. Das Wahlrecht steht jedem voll-
jährigen Staatsangehörigen zu, der irgendeine di-
rekte Steuer entrichtet und nicht wegen Verbrechen
oder gemeiner Vergehen (Fälschung, Betrug, Dieb-
stahl oder Unterschlagung) verurteilt worden ist.
Zur Wahlfähigkeit bei der Urwahl gehört ein Alter
von 21, zur Wählbarkeit als Wahlmann von 25,
zur Wählbarkeit als Abgeordneter von 30 J. Auf
je 500 E. wird ein Wahlmann, auf 31500 ein Ab-
geordneter gewählt. Die Wahl findet auf sechs
Jahre statt. Ohne Zustimmung des Landtags kann
kein die Freiheit der Personen oder das Eigentum
der Privaten, die Festsetzung der direkten und die Er-
hebung der indirekten Steuern betreffendes Gesetz
erlassen werden. Den Kammern steht seit 1848 auch
in der Gesetzgebung die Initiative zu, jedoch nicht
bei Änderungen in der Verfassung, die vom König
vorgeschlagen werden müssen. Das Budget wurde
früher auf sechs Jahre festgestellt, seit 1868 ist eine
zweijährige Finanzperiode eingeführt. Die Kam-
mern müssen mindestens alle drei Jahre berufen
werden. Die übrigen Verfassungsbestimmungen
beruhen im wesentlichen auf den in den meisten
andern deutschen Staaten geltenden Grundsätzen.

In Bezug auf das Verhältnis des Staats zur
Kirche unterscheiden sich öffentliche und private
Religionsgesellschaften. Die erstern sind die kath.,
die prot. (luth. und reform., in der Pfalz unierte)
und die griech. Kirche, die letztern die Gemeinschaft
der Israeliten und die Mennoniten. Den öffent-
lichen Religionsgesellschaften kommt die jurist. Per-
sönlichkeit zu, und sie genießen eines besondern
staatlichen Schutzes. Für die Verhältnisse der kath.
Kirche sind das Konkordat vom 24. Okt. 1817 und
das Verfassungsedikt vom 26. Mai 1818 über
die Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Religion
und kirchliche Gesellschaften, für die der prot. Kirche
dasselbe Edikt maßgebend. Die kath. Kirche gliedert
sich in zwei Erzbistümer (München-Freising und
Bamberg) und sechs Bistümer. Die Bischöfe von
Augsburg, Regensburg und Passau sind Suffra-
gane von München-Freising, während die Bischöfe
von Eichstädt, Speier und Würzburg unter dem
Erzbischof von Bamberg stehen. Die Leitung der
innern Angelegenheiten der prot. Kirche wird für
die östl. Kreise von dem Oberkonsistorium zu Mün-
chen, für die Pfalz vom Konsistorium zu Speier
ausgeübt. Dem Oberkonsistorium sind zwei Kon-
sistorien zu Ansbach und Bayreuth untergeord-
net. Unter den Konsistorien stehen die Dekanate
(das münchener jedoch direkt unter dem Ober-
konsistorium).

Staatsverwaltung. Die obersten Staats-
organe sind der Staatsrat und das Gesamtministe-
rium. Ersterer ist laut Verordnung vom 3. Aug.
1879 berufen, dem Könige als beratendes Kolle-
gium ohne Teilnahme an der Verwaltung selbst zur
Seite zu stehen. Das Gesamtministerium ist die
oberste vollziehende Behörde. Es zerfällt in sechs
Einzelministerien: Königliches Haus und Äußeres;
Justiz; Inneres; Kirchen- und Schulangelegen-
heiten; Finanzen; Kriegswesen. Behufs der Pro-
vinzialverwaltung ist das Königreich, wie schon er-
wähnt, in acht Kreise oder Regierungsbezirke ein-
geteilt. Vollzugsorgane der Ministerien in letztern
sind die Kreisregierungen, welche zugleich die Ober-
behörde für die innere Verwaltung der einzelnen
Kreise bilden. Jede Kreisregierung teilt sich in
zwei Kammern, in die des Innern und die der Fi-
nanzen; jeder Kammer ist ein Direktor vorgesetzt,
der wieder dem gemeinschaftlichen Vorstande der
Kreisregierung, dem Regierungspräsidenten, unter-
steht. Den Kreisregierungen sind die Distriktspo-
lizeibehörden untergeordnet, welche einesteils die
Magistrate in den größern, sog. unmittelbaren
Städten, andernteils die Bezirksämter in den Ver-
waltungsdistrikten bilden. In Unterordnung unter
die Bezirksämter üben die Vorstände der kleinern
Stadt- und Landgemeinden die Ortspolizei aus.
Die Zahl der Bezirksämter beträgt 148. Gemein-
den zählt das Königreich 8032. Durch die 1. Okt.
1879 eingeführte Gerichtsverfassung für das
Deutsche Reich hat auch die bayr. Gerichtsver-
fassung große Änderungen erfahren. Die admini-
strative Leitung der Justizsachen ist dem Ministerium
der Justiz überwiesen. Das Oberste Landesgericht
ist in München; die fünf Oberlandesgerichte sind in
München, Zweibrücken, Bamberg, Nürnberg, Augs-
burg. Zum Bezirk eines Oberlandesgerichts gehören
mehrere Landgerichte, insgesamt 28, und zwar: zu
München sieben (München I. und II., Traunstein,
Deggendorf, Landshut, Passau, Straubing), zu
Zweibrücken vier (Frankenthal, Kaiserslautern, Lan-
dau, Zweibrücken), zu Bamberg sechs (Bamberg,
Bayreuth, Hof, Aschaffenburg, Schweinfurt, Würz-
burg), zu Nürnberg sechs (Nürnberg, Fürth, Ans-
bach, Weiden, Regensburg, Amberg), zu Augsburg
fünf (Augsburg, Kempten, Memmingen, Neuburg
a. D. und Eichstädt). Zu den Bezirken der einzelnen
Landgerichte gehört eine größere oder kleinere An-
zahl von Amtsgerichten (insgesamt 270). Als
Vollzugsorgane für die Finanzgeschäfte dienen die
217 Rentämter. Die Staatsforsten werden von 74
Forstämtern verwaltet.

Die Finanzen sind wohlgeordnet. Das Budget
für 1880—81 schließt die Einnahme und Ausgabe
mit 182337428 Mark ab. Dies ist jedoch der Rein-
ertrag, indem die Kosten der Erhebung und andere
Verwaltungskosten mit 89404017 Mark bereits in
Abzug gebracht sind. Die direkten Steuern ergeben
eine Brutto-Einnahme von 22350000, die indirek-
ten von 61470550, die Regalien von 101670619,
die Staatsdomänen von 38902510 Mark. Haupt-
posten der Ausgaben sind: Staatsschuld (Zinsen
und Tilgung) 45826628, Civilliste und Apanagen
5344380, Ministerien des Äußern und des königl.
Hauses 562324, der Justiz 12666626, des Innern
17785458, des Kultus 19224243, der Finanzen
3400478, die Ausgaben für Reichszwecke 16029370

Mark. Neben den eigentlichen Staatslasten werden übrigens noch Kreisumlagen (in Form von Beischlagsprozenten zu den direkten Steuern) erhoben, für solche (provinzielle) Landeszwecke, welche man in kleinern Staaten meist ebenfalls aus den Centralkassen bestreitet. Die bayr. Staatsschuld ist sehr bedeutend, doch steht derselben ein großes unmittelbares Staatsvermögen zur Seite, wie dies der Reinertrag der Forsten, Grundrenten und Eisenbahnen beweist. Die Schuld belief sich Ende 1880 auf 1336662657 Mark, worunter 934651212 Mark Eisenbahnschuld und 168069716 Grundrentenschuld.

Das Militärwesen ist der Deutschen Bundeskriegsverfassung gemäß geordnet. Die bayr. Armee bildet einen selbständigen Bestandteil des Deutschen Reichsheers mit eigener Verwaltung, unter der Militärhoheit des Königs von B., im Kriegsfalle unter dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers. Die allgemeine Wehrpflicht ist 1868 eingeführt. Das bayr. Heer besteht aus zwei Armeekorps, mit den Generalkommandos in München und Würzburg und umfaßt 19 Linieninfanterieregimenter, 4 Jägerbataillone, 10 Kavallerie- (2 schwere Reiter-, 6 Chevauxlegers- und 2 Ulanen-) Regimenter, 4 Feld- und 2 Fußartillerieregimenter, das Ingenieurkorps mit 2 Pionierbataillonen und 1 Eisenbahnkompagnie und 2 Trainbataillone. Die Gesamtstärke beträgt im Frieden 2214 Offiziere, 50224 Mann und 8886 Pferde, im Kriege 164488 Mann. B. besitzt drei Festungen: Ingolstadt, Germersheim und Neu-Ulm; Landau ist seit 1867 befestigter Waffenplatz. Außerdem hat es eine Anzahl kleiner befestigter Punkte: Oberhaus bei Passau (militärische Strafanstalt) und Marienburg bei Würzburg. Die Militärbildungsanstalten sind in München. Eine königl. Gewehrfabrik ist in Amberg, die sonstigen technischen Militäretablissements sind zum großen Teil in Ingolstadt vereinigt.

Orden und Wappen. Es bestehen in B., außer dem Elisabeth- und dem Theresienorden für Damen, 1766 und 1827 gestiftet, neun Orden. Der älteste und vornehmste ist der Orden des heil. Hubertus, gestiftet 1444. Der Ritterorden vom heil. Georg wurde 1729, der Militär-Max-Joseph-Orden 1806, der Verdienstorden der bayr. Krone 1808, der Verdienstorden vom heil. Michael (der am häufigsten verliehene) 1693, der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst 1853, der königl. Ludwigsorden 1827, der Militärverdienstorden 1866 und das Verdienstkreuz (zugleich Frauenorden) 1870 gestiftet. Das königl. Wappen besteht aus einem Hauptschilde, welches die Wappenzeichen von der Pfalz, Franken, Schwaben und Veldenz enthält, und einem Herzschilde, welches 42 teils silberne, teils azurne, diagonal von der Rechten zur Linken aufsteigende Rauten zeigt. Es steht auf einem marmornen Sockel, ist mit der Königskrone bedeckt und von den Hausorden umhangen. Schildhalter sind zwei goldene Löwen. Das Ganze ist von einem gekrönten Wappenzelte umgeben. Die Landesfarben sind weiß und blau.

Litteratur. Stumpf, «B.; ein geogr.-statist.-histor. Handbuch» (Münch. 1852—53); «Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs B.» (5 Bde., Münch. 1860—68); Fischer, «B. und seine Bewohner» (Münch. 1855); «Beiträge zur Statistik des Königreichs B.» (Bd. 1—44, Münch. 1850—81); Pözl, «Lehrbuch des bayr. Verfassungsrechts» (5. Aufl., Münch. 1877); derselbe, «Lehrbuch des bayr. Verwaltungsrechts» (3. Aufl., Münch. 1871; mit Supplement 1874); Ursprung, «Topogr. Lexikon des Königreichs B.» (Würzb. 1863); Gümbel, «Geognost. Beschreibung des bayr. Alpengebirgs und seines Vorlandes» (2 Bde., Gotha 1861—68); Sighart, «Geschichte der bildenden Künste in B.» (2 Bde., Münch. 1862—63); Zeitschrift des königl. bayr. Statist. Bureau (Münch. 1868 fg.); Böhm, «Das bayr. Volksschulwesen» (Nördl. 1874); Grübel, «Statist. Ortslexikon des Königreichs B.» (Ansb. 1880 fg.); Arendts, «Geographie des Königreichs B.» (4. Aufl., Regensb. 1880); Amthor, «Industriegeographie des Königreichs B.» (Gera 1881); H. von Schmid, «Das Königreich B., seine Denkwürdigkeiten und Schönheiten» (Münch. 1881 fg.).

Ältere Geschichte, bis 1800. In die Wohnsitze des kelt. Volks der Bojer, die seit Augustus die röm. Provinzen Vindelicien und Noricum bildeten, zogen um die Zeit der Völkerwanderung rein german. Völker ein, und am Ende des 5. Jahrh. erwuchsen aus Herulern, Rugiern, Turcilingen und Skyren, vielleicht auch aus den Überresten der alten Bojer und Quaden, die Bojoarier, ein Völkerbund gleich den Franken und Markomannen. Sie bewohnten das Land zwischen der Donau, Lech, Alpen, Kärnten, Krain und Steiermark; Regensburg wurde ihr Hauptort. Im 6. Jahrh. kamen sie unter die Oberhoheit der fränk. Könige Austrasiens. Diese Abhängigkeit ward aber erst unter den Karolingern befestigt. Die Bayern retteten ihre Vorrechte und die Freiheit, ihre Feldherren und Fürsten selbst zu wählen. Die Geschichte nennt um 556 das Geschlecht der Agilolfinger (s. d.), das bis Ende des 8. Jahrh. sich in jener Würde behauptete. Unter ihnen wurde Thassilos I. (590) Regierung durch den Anfang der Kriege mit den slaw. Stämmen und deren Bundesgenossen, den Avaren, merkwürdig. Unter Garibald II., um 630, erhielten die Bayern vom fränk. König Dagobert die ersten geschriebenen Gesetze. Odilo, der Schwiegersohn Karl Martells, nahm den königl. Titel förmlich an, ward aber von seinen Schwägern Karlmann und Pipin besiegt, als er 743 der fränk. Oberhoheit sich entziehen wollte. Schon im 7. Jahrh. hatten fränk. Missionare, Emmeran zu Regensburg und Rupert zu Salzburg, das Christentum eingeführt. Unter Odilo teilte der Erzbischof Bonifacius die bayr. Kirche in die vier Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freising; auch wurden mehrere Klöster gestiftet. Thassilo II. mußte 757 dem fränk. Könige Pipin dem Kleinen auf dem Reichstage zu Compiègne den Vasalleneid schwören, erklärte diesen aber später für ungültig und verband sich mit dem Longobardenkönige Desiderius, seinem Schwiegervater. Von Karl d. Gr. mit Krieg bedroht, mußte er in Worms den Huldigungseid leisten und Geisel stellen. Da er aber mit Hilfe der Avaren die Unabhängigkeit erringen wollte, so wurde er 788 auf den Reichstag zu Ingelheim vorgeladen, wegen Treubruch zum Tode verurteilt und nebst seiner ganzen Familie von Karl d. Gr. in ein Kloster geschickt, wo sein Geschlecht erlosch. B. behielt zwar den Titel und Rang eines Herzogtums und seine alten Gesetze, aber die Herzogswürde wurde abgeschafft, B. dem Frankenreiche einverleibt und zuerst durch den schwäb. Grafen Gerold, einen Schwager Karls, als Statthalter, dann durch Grafen verwaltet und damit das ganze unter

den Karolingern herrschende Grafschaftensystem eingeführt. Vgl. Lang, »B.s Gauen nach den drei Volksstämmen der Alamannen, Franken und Bojoaren« (Nürnb. 1830).

Bei der Länderteilung, die Karl d. Gr. vornahm, erhielt Pipin nebst Italien auch B. Nach Karls d. Gr. Tode gab Ludwig der Fromme das Land seinem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches, nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf den Kaiserthron, 817 an Ludwig den Deutschen fiel, der sich rex Bojoariorum nannte. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bisher sich immer mehr und mehr befestigt; zugleich gelangten die an die Stelle des Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen zu hohem Ansehen. Nach Ludwigs des Deutschen Tode 876 ward dessen Sohn Karlmann König von B., wozu damals auch Kärnten, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Auf Karlmann folgte nach seinem Tode 880 dessen Bruder, Ludwig III., auf dem Throne von B., und nach dessen Tod 882 sein zweiter Bruder Karl der Dicke, welcher, da er 884 auch die Krone von Frankreich erhielt, das ganze Reich Karls d. Gr. unter seiner Herrschaft wieder vereinigte. Nach diesem kam es 887 an Arnulf, dann 899 an dessen Sohn Ludwig das Kind, unter dessen Regierung es besonders viel durch die Einfälle der Ungarn zu leiden hatte. Mit Ludwig dem Kinde war 911 das karolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulf II., der Sohn des bayr. Markgrafen Luitpold, nahm mit Zustimmung des Volks die herzogl. Würde an. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Konrad I. empfing er von diesem B. als Lehn. Unter seinen Nachfolgern war das Land der Schauplatz fortdauernder Kämpfe nach außen und im Innern, so unter anderm durch die Empörung des Pfalzgrafen Arnulf von Scheyern gegen den Herzog Heinrich I. und die Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo. Nachdem es durch die entvölkernden Kreuzzüge und den steten Wechsel der Herzöge, denen es von den Kaisern bald gegeben, bald genommen wurde, einige Jahrhunderte hindurch vielfach gelitten, erhielt es 1180, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, der bayr. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des erwähnten Arnulf, Grafen von Scheyern.

Der Herzog Otto von Wittelsbach, gest. 1183, ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses. Er und sein thätiger Nachfolger, Ludwig I., vermehrten beträchtlich ihre Stammgüter, auch erhielt letzterer 1215 von Kaiser Friedrich II. die Rheinpfalz zu Lehn. Er ward 1231 ermordet und hatte seinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter diesem machten sich die Bischöfe unabhängig; doch ward das Gebiet des Staats nicht unbedeutend erweitert. Seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstl. Bannstrahl zu. Er starb 1253. Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten zwei Jahre gemeinschaftlich, teilten sich aber 1255 in das Land, sodaß Ludwig Oberbayern mit der Rheinpfalz und Kurwürde, Heinrich, dessen Linie schon nach wenigen Jahren ausstarb, Niederbayern erhielt. An beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen. Einer von Ludwigs beiden Söhnen, Ludwig, gelangte 1314, als Ludwig IV. der Bayer (s. d.) zur Kaiserwürde. Dieser schloß 1329 zu Pavia mit seines Bruders Söhnen einen Teilungsvertrag, wodurch diese die Rheinpfalz und einen Teil des Nordgaues (Oberpfalz) erhielten und die Kurwürde unter den beiden Linien abwechseln sollte. Letztere Bestimmung wurde aber durch die Goldene Bulle 1356 wieder aufgehoben und die Kurwürde dem pfälz. Geschlechte zugewiesen. Nach dem Erlöschen der niederbayrischen Linie verband Kaiser Ludwig nach dem Willen der Stände ganz Niederbayern mit Oberbayern. Kaiser Ludwig erwarb sich um sein Stammland große Verdienste, indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbayern, eine Gerichtsordnung für Niederbayern einführte, München das Stadtrecht erteilte und die innere Verwaltung ordnete. Er hinterließ bei seinem Tode (11. Okt. 1847) sechs Söhne und ein reiches Erbe, mit dem neben B. auch Brandenburg, die holländ. und seeländ. Provinzen, Tirol u. s. w. verbunden waren. Doch diese auswärtigen Besitzungen gingen bald verloren, und unter den einzelnen Linien fanden viele Streitigkeiten und Kriege statt. Nach dem Aussterben der andern Linie vereinigte die Linie B.-München den größern Teil des bayr. Erbes wieder.

In das 14. Jahrh. fällt die allmähliche Ausbildung einer landständischen Verfassung in B., indem der Adel und die Städte die Verlegenheiten und Streitigkeiten der Fürsten zur Erlangung von Rechten und Freiheiten benutzten und die Besitzer geistlicher Herrschaften und Güter sich an sie anschlossen. Die Stände (Prälaten, Ritter und Städte) traten zusammen, so oft es ihnen beliebte, und zwar entweder als »gemeine Landschaft« (vereinigte Stände), oder als einzelne Stände, deren jeder einen Bund (»eine Bünde«) für sich bildete. Die allgemeinen Landesgesetze wurden durch einen ständischen Ausschuß und die Räte der Herzöge vorberaten, dann in der allgemeinen Versammlung endgültig festgestellt. Die Repartition der bewilligten Steuern erfolgte durch die Stände, welche dieselben auch durch ihre eigenen Leute, nicht durch herzogl. Beamte erheben und verwalten ließen. Eine schwere Krise hatte die landständische Verfassung im Anfang der Regierung des Herzogs Albrecht IV. (s. d.) zu bestehen, gegen welchen die niederbayr. Stände ihre Rechte aufs kräftigste, sogar mit dem Schwerte verteidigten. Nachdem sich 1505 die oberbayr. und niederbayr. Stände zu Einer Landstandschaft vereinigt, brachte Herzog Albrecht, von den Nachteilen der bisherigen Teilungen überzeugt, im Verein mit den Ständen die Einführung der Primogenitur und die Feststellung der Unteilbarkeit des Landes zu Stande. Nach Albrechts Tode (1508) sollte demgemäß von dessen drei Söhnen, Wilhelm IV., Ludwig und Ernst, Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung Wilhelms IV. und Ludwigs, von 1515 bis zu Ludwigs Tode 1534. Beide Fürsten leisteten der Reformation, die auch in B. zahlreiche Anhänger fand, den kräftigsten Widerstand, und beriefen 1541 die Jesuiten in ihr Land. Wilhelm starb 1550. Sein Sohn Albrecht V., der Großmütige, begünstigte gleichfalls die Jesuiten, war aber auch Beförderer der Wissenschaften und Künste. Von seinen drei Söhnen folgte ihm 1579 Wilhelm V. der Fromme, der schon 1597 seinem ältesten Sohne, Maximilian I., die Regierung überließ und sich in die klösterliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian I., mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Während des

Dreißigjährigen Kriegs wurde er vom Kaiser Ferdinand II. 1623 mit der pfälz. Kurwürde belehnt und die Oberpfalz als Unterpfand für die Kriegskosten ihm übergeben.

Der Westfälische Friede sicherte Maximilian I. (s. d.) die fünfte Kurwürde und den Besitz der Oberpfalz, während eine achte Kur für die Pfälzische Linie errichtet und deren Nachfolge in Würden und Ländern, für den Fall des Erlöschens der Wilhelmschen Linie, festgesetzt ward. Maximilian starb 27. Sept. 1651 nach 55jähriger Regierung. Unter seinem friedlichen und sparsamen Nachfolger Ferdinand Maria wurde 1669 der letzte und nur noch schwach besuchte Landtag gehalten; die Ausübung der Rechte desselben ging fortan auf einen ständischen Ausschuß, Landschaftsverordnung genannt und zunächst nur auf neun Jahre gewählt, über. Auf Ferdinand Maria folgte nach dessen Tode 1679 dessen Sohn Maximilian II. Emanuel, der sich im Spanischen Erbfolgekriege für Frankreich erklärte. Daher ward nach der Schlacht bei Höchstädt (1704) B. vom Kaiser als erobertes Land behandelt, der Kurfürst 1706 geächtet und erst im Frieden zu Baden 1714 wieder in seine Länder eingesetzt. Ihm folgte 1726 Karl Albrecht in der Kurwürde. Dieser beanspruchte nach Kaiser Karls VI. Tode, mit Berufung auf den Ehevertrag zwischen dem Herzog Albrecht V. und dessen Gemahlin Anna, Kaiser Ferdinands I. Tochter, der auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden war, den größten Teil der österr. Erbschaft und bekriegte Maria Theresia. Von einem franz. Heere unterstützt, unterwarf er sich ganz Oberösterreich, nahm 1741 den Titel eines Erzherzogs von Österreich an, ließ sich in demselben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen und ward sogar 1742 zu Frankfurt zum deutschen Kaiser als Karl VII. (s. d.) gewählt. Doch hiermit hatte er den Gipfel seines Glücks erreicht. Sein Stammland B. ward von den Österreichern besetzt, und kaum war er nach München zurückgekehrt, so starb er 20. Jan. 1745.

Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian III. Joseph, schloß mit Österreich den Frieden zu Füssen 22. April 1745, erkannte die Pragmatische Sanktion an und erhielt dagegen alle von Österreich eroberten bayr. Lande zurück. Ganz von dem Bestreben erfüllt, sein Land glücklich zu machen, förderte er Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen. Er stiftete 1759 die Akademie der Wissenschaften zu München, und die Künste fanden an ihm einen großmütigen Beschützer. Da er kinderlos war, bestätigte er alle bestehenden Erbverträge mit dem pfälz. Kurhause. Sowol nach den Verträgen des Wittelsbachschen Hauses als nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz unstreitig die Nachfolge in B., als mit dem Tode Maximilian Josephs 30. Dez. 1777 die Wittelsbach-Bayrische Linie erlosch. Aber plötzlich trat Österreich mit Ansprüchen auf Niederbayern hervor und besetzte mehrere Distrikte. Maximilian Josephs Erbe und Nachfolger, der kinderlose Karl Theodor (s. d.), ließ sich von Kaiser Joseph II. bereden, 3. und 14. Jan. 1778 eine Übereinkunft zu unterschreiben, in welcher er Niederbayern, die Herrschaft Mindelheim und die böhm. Lehne in der Oberpfalz an Österreich abzutreten versprach. Allein der Herzog Karl von Zweibrücken erklärte sich als nächster Agnat und mutmaßlicher Erbe, durch Friedrich II. von Preußen bewogen, gegen jenen Verzicht. Hierdurch wurde der Bayrische Erbfolgekrieg (s. d.) veranlaßt, der jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert, hauptsächlich nach der Erklärung Rußlands wider Österreich, durch den Teschener Frieden 13. Mai 1779 sein Ende fand. Dem Kurfürsten von Pfalzbayern wurde der Besitz B.s, von welchem Österreich jedoch das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q.-Mln.), auf die pfalzbayr. Hausverträge zugesichert und verbürgt. Durch diese Vereinigung der bayr. Lande erlosch zugleich, nach der Vorschrift des Westfälischen Friedens, die achte Kurwürde.

Neuere Geschichte. Karl Theodor, mit dem die Neuburg-Sulzbacher Linie der regierenden Dynastie erlosch, starb 16. Febr. 1799. Die Kurwürde ging somit auf die Zweibrücker Linie über. Herzog Karl war schon 1. April 1795 kinderlos gestorben, und so gelangte dessen Bruder, Maximilian IV. Joseph, zur Regierung. Derselbe bestätigte sofort (Patent vom 16. Febr. 1799) die Rechte des Landes und der Stände, versagte aber gleichwohl dem Verlangen nach Berufung eines allgemeinen Landtags jede Berücksichtigung und führte durch seinen Minister Montgelas (s. d.) einen aufgeklärten Despotismus ein. Es erfolgte eine Milderung der Censur, Beschränkung der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen und Aufhebung der Klöster. Daran reihte sich ein vielfach gewaltsames Verfahren und manche Verschleuderung und Veruntreuung öffentlichen Besitztums. Durch den Luneviller Frieden (9. Febr. 1801) verlor B. die ganze Rheinpfalz, die Herzogtümer Zweibrücken und Jülich, erhielt aber durch den Reichsdeputationshauptschluß reichen Ersatz, besonders durch Erlangung der Bistümer Würzburg, Bamberg, Freising und Augsburg, eines Teils von Passau, nebst 12 Abteien und 17 Reichsstädten, worunter Ulm, Kempten, Memmingen, Nördlingen und Schweinfurt. B. gewann 60 Q.-Mln., 110000 E. und über 1 Mill. an Einkünften. Im Kriege von 1805 schloß sich der Kurfürst an Napoleon an. Der Preßburger Friede vergrößerte das Gebiet um ungefähr 500 Q.-Mln. und 1 Mill. E. Unter den neuen Erwerbungen befanden sich Tirol, Vorarlberg, die Markgrafschaft Burgau, das Fürstentum Eichstädt, die Markgrafschaft Ansbach, und die Reichsstadt Augsburg, wogegen Würzburg an den frühern Großherzog von Toscana, das Herzogtum Berg an Frankreich abgetreten werden mußte. Aus den Händen des fremden Eroberers erhielt der Kurfürst die Souveränetät und den Königstitel, den er 1. Jan. 1806 als Maximilian Joseph I. (s. d.) annahm. Sodann stellte er sich an die Spitze derjenigen deutschen Fürsten, welche 12. Juli 1806 die Rheinbundsakte unterzeichneten, und übernahm damit die Verpflichtung, dem franz. Kaiser in Kriegsfällen ein Kontingent von 30000 Mann zu stellen. Bald ward auch die Reichsstadt Nürnberg dem neuen Königreiche einverleibt; ebenso geschah es mit den Enklaven. Die alte Landschaft ward 1807 thatsächlich durch ein bloßes Steueredikt aufgehoben, indem die Regierung eigenmächtig die Steuererhebung an sich riß. Die förmliche Beseitigung der alten Verfassung erfolgte 1. Mai 1808 durch die Verkündigung einer octroyierten neuen Konstitution, welche zwar Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit der Besteuerung, Gewissensfreiheit und Vertretung aller, nicht bloß einzelner Stände verhieß, aber nicht zur Ausführung kam.

Für die Teilnahme am Feldzuge von 1809 gegen Österreich erhielt B. als Belohnung das Fürstentum Regensburg, die Markgrafschaft Bayreuth, Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und einen Teil des Hausruckviertels, wogegen es Südtirol, Ulm und einige andere Bezirke abtreten mußte. B. hatte damals 3300000 E. Im russ. Feldzuge von 1812 ging das bayr. Kontingent von 30000 Mann durch Kälte und Hunger fast vollständig zu Grunde. Ein neues Heer ward 1813 unter Napoleons Befehl gestellt, zugleich ein Beobachtungskorps an der österr. Grenze zusammengezogen. Da wechselte die bayr. Regierung ihre Politik. Zehn Tage vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig entsagte sie durch den Vertrag von Ried (8. Okt. 1813) dem Rheinbunde. Zugleich trat B. zu den Alliierten über, verpflichtete sich zur Rückgabe von Tirol, Vorarlberg, Salzburg, dem Inn- und Hausruckviertel, und erhielt dafür die Zusicherung des Besitzes von Würzburg, Aschaffenburg und einem Gebiete auf dem linken Rheinufer, welches in unmittelbaren Zusammenhang mit den rechtsrhein. Besitzungen gebracht werden sollte. Außerdem erlangte es die Garantie der «Souveränetät». Die bayr.-österr. Truppen unter dem Befehle des bayr. Generals Wrede lieferten den von Leipzig her fliehenden Franzosen die Schlacht bei Hanau, wurden aber zurückgeworfen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich mit der großen Hauptarmee unter Schwarzenberg vereinigt, kämpften die bayr. Truppen in ehrenvoller Weise. Auch dem Feldzuge von 1815 wohnten sie bei, ohne jedoch ein bedeutendes Treffen zu bestehen. Die pariser und wiener, dann einige besondere Verträge ordneten die Gebietsverhältnisse in der zuvor schon bestimmten Art. Nur konnte die Rheinprovinz (Pfalz) nicht in Zusammenhang mit dem Hauptlande gebracht werden, da der Versuch einer Erwerbung des nördl. Baden scheiterte.

In dieser Zeit, in welcher thatsächlich weit mehr der kluge und thatkräftige, jedoch auch sehr gewaltthätige Minister Montgelas als der gutmütige und wenig sparsame König Max Joseph regierte, wurden viele franz. Einrichtungen nach B. verpflanzt, und zwar nicht immer die besten. Indes wurde Bildung und Aufklärung, wenn auch in ziemlich einseitiger Weise, gefördert. Auf dem Wiener Kongresse wie auch nach dem Sturze von Montgelas (1817) zeigte sich die bayr. Regierung stets eifersüchtig auf ihre Souveränetätsrechte, und dies trug nicht wenig dazu bei, daß die Versuche einer bessern Einigung Deutschlands, als die Bundesverfassung gewähren konnte, scheiterten. Am 26. Mai 1818 erfolgte die Verleihung der im wesentlichen noch bestehenden Verfassung. Es war eine Octroyierung. Ihr vorher ging ein Edikt über die Gemeindeverfassung im allgemeinen auf einer für damals ziemlich freisinnigen Grundlage. Zugleich war ein Konkordat mit dem röm. Stuhl abgeschlossen und dieses zu einem Bestandteile der Verfassung erklärt worden. Schon auf dem ersten Landtage (Febr. bis Juli 1819) zeigte sich in der Abgeordnetenkammer Freimütigkeit, Befähigung und praktischer Blick. Als Führer der freien Richtung zeichneten sich Hornthal und Behr aus. Die Landtage von 1822 und 1825 leisteten wenig Nennenswertes; von letzterm ist ein Gewerbegesetz anzuführen, welches die Zunft- und sonstigen Beschränkungen milderte.

Bald nach Beendigung des Landtags von 1825 starb König Max (13. Okt.). Von seinem Nachfolger Ludwig I. (s. d.) hegte man die besten Erwartungen, zumal derselbe Ersparnisse verhieß. Doch die ersparten Summen wurden wesentlich für Kunstbauten in der Hauptstadt verwendet, und zudem erlangte das klerikale Element übermäßigen Einfluß. Insbesondere erschien jetzt die Wiederherstellung von Klöstern als eine Hauptaufgabe der Regierung. Als erfreulich hatte man dagegen das Zustandekommen eines Zollvereins mit Württemberg (12. April 1827) zu begrüßen. Auf dem 1. März 1831 wieder versammelten Landtage zeigte sich die Abgeordnetenkammer um so weniger gefügig, als die Regierung einer Reihe von Gewählten, darunter Behr, Hornthal und Closen, in ihrer Eigenschaft als Beamte den Urlaub zum Eintritt in die Kammer versagte. Closen legte deshalb seine Stelle als Ministerialrat nieder. Die Angriffe der Opposition bewirkten endlich eine Kabinettsänderung. Man setzte ein sog. Geschäftsministerium ein, dessen bedeutendstes Mitglied Herr von Stürmer war. Die neuen Vorlagen, namentlich über die Presse, genügten den Anforderungen der Zeit nicht, und die Reichsratskammer war ein Hemmschuh für jeden Fortschritt. Die Abgeordneten setzten den Betrag der Civilliste und des Militäretats etwas herab und versagten verschiedenen bereits vollzogenen Ausgaben die Anerkennung. Nach Unterdrückung der Revolution in Polen brach indes die Reaktion auch in B. entschiedener herein. Am 29. Dez. ward der Landtag geschlossen. Sofort trat ein Ministerium unter dem Fürsten Ludwig von Öttingen-Wallerstein (s. d.) an die Stelle des von Anfang an nur provisorischen Kabinetts Stürmer, und es begannen die Verfolgungen.

Zunächst waren dieselben gegen die Presse gerichtet, sodaß kein Oppositionsblatt mehr bestehen konnte. Doch die Aufregung im Volke dauerte fort und steigerte sich bis zum Hambacher Feste (Mai 1832). Nun wurde eine bedeutende Truppenmacht nach der Rheinprovinz gesendet. Viele freisinnige Männer entflohen oder wanderten aus dem Lande, so der hervorragendste unter den liberalen Abgeordneten, der Pfälzer Schüler, und die berühmten Ärzte Oken und Schönlein. Die Verhaftungen und Verurteilungen häuften sich; namentlich unterlagen denselben der frühere Abgeordnete Behr, Redacteur Eisenmann und Buchdrucker Vollhardt. Die sehr harten Bestimmungen des (von Feuerbach entworfenen) Strafgesetzbuchs von 1813 wurden zur Anwendung gebracht und sogar kniefällige Abbitte vor dem Bilde des Königs verlangt. Auf dem Landtage von 1834 zeigte sich nur geringe Oppositionslust. Die Abgeordnetenkammer schlug sogar einen Minister zum Kammerpräsidenten vor. Die Civilliste des Königs, welche bisher verfassungsmäßig je auf eine Finanzperiode (sechs Jahre) festgestellt worden, wurde in eine permanente umgewandelt. Inzwischen war durch Vertrag vom 22. März 1833 B. dem Zollverein beigetreten. Im J. 1834 wurden die Gesetze über Anlage des Donau-Main- (sog. Ludwigs-)Kanals und über Errichtung der Hypotheken- und Wechselbank genehmigt. In das nächste Jahr fiel die Eröffnung der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, des ersten Schienenwegs in Deutschland, durch eine Privatgesellschaft. Die Erhebung des bayr. Prinzen Otto auf den Thron von Griechenland hatte die Absendung von 3500 Mann und große finanzielle Opfer zur Folge.

Auf dem Landtage von 1837 trat die sog. «Erübrigungsfrage» in den Vordergrund. Die Regierung huldigte längst der Maxime, bei Feststellung des Budgets die Einnahmen zu niedrig, die Bedürfnisse dagegen möglichst hoch zu veranschlagen. Natürlich mußten sich Überschüsse ergeben. Nun behauptete die Regierung, über diese Überschüsse einseitig nach ihrem Ermessen, wenn nur überhaupt für Staatszwecke, verfügen zu können. Mit den dadurch gewonnenen Mitteln wurden die meisten Luxusbauten ausgeführt. Die Kammern bekämpften die Theorie der Regierung. Selbst der Minister Fürst Wallerstein sprach sich in seiner Eigenschaft als Reichsrat dagegen aus. Der Landtag ward darauf unter königl. Tadel geschlossen und 1. Nov. 1837 Wallerstein als Minister ungnädig entlassen. An seine Stelle kam der bisherige Ministerialrat von Abel (s. d.), der seine Beförderung der ultramontanen Partei verdankte und ihr nun dafür im äußersten Umfange diente. Die Korrespondenz der Bischöfe mit Rom wurde freigegeben und der Orden der Redemptoristen eingeführt. Die Protestanten insbesondere hatten sich über Bedrückungen zu beklagen, besonders über die vielbesprochene wegen der Kniebeugung vor dem kath. Venerabile. Die Regierung, eine bedeutende Opposition beim Wiederzusammentritt des Landtags besorgend, verfügte eine neue Kreiseinteilung und ordnete Neuwahlen an. In Wirklichkeit zeigte sich denn auf dem Landtage des J. 1840 soviel wie gar keine Opposition. Mehr Leben zeigte sich auf dem von 1842—43, namentlich wegen der Kniebeugungsfrage, über welche jedoch infolge des Widerstands der Reichsräte ein gemeinsamer Beschluß beider Kammern nicht zu Stande kam. Hinsichtlich der Erübrigungsfrage ward das sog. «Verfassungsverständniß» erzielt, wodurch der Eigenmächtigkeit der Regierung für die Zukunft wenigstens einige Schranken gesetzt wurden. Die Abelsche Regierungsweise brachte allmählich im ganzen Lande tiefes Mißbehagen hervor, und selbst der Adel zeigte sich mit derselben unzufrieden. Um den Eintritt oppositionell gesinnter Kapazitäten in die Abgeordnetenkammer, für welche 1845 eine neue Wahl stattfand, zu beschränken, machte die Regierung von dem Rechte der Urlaubsverweigerung den ausgedehntesten Gebrauch. Unterdessen hatte ein Mitglied der Reichsratskammer, Fürst Wrede, eine Reihe von Anklagen gegen Abel eingebracht, teils politischer, teils klerikaler Natur. Doch erfolgte der Sturz des allgemein verhaßten (nur nicht bei den Ultramontanen) Ministers Abel nicht durch die Kammer, sondern durch eine Tänzerin. Lola Montez (s. d.) hatte die Neigung des Königs gewonnen. Auch sie sollte, wie man erzählte, benutzt werden zu ultramontanen Zwecken. Doch die Tänzerin wies dieses Ansinnen zurück. Als nun der König sie zu einer Gräfin Landsfeld ernannte, glaubten die Minister (Abel, Bray, Gumppenberg, Seinsheim, Schrenk), der mächtigen Stützen von Geistlichkeit und Adel versichert, dem Fürsten in einem Memorandum (vom 11. Febr. 1847), für dessen sofortige Veröffentlichung gesorgt ward, nicht nur abraten, sondern sogar mit der Hinweisung auf eine Revolution drohen zu sollen. Doch diesmal hatten die Minister sich verrechnet. Das gesamte Ministerium wurde entlassen und ein Kabinett Zu-Rhein, Maurer und Zenetti gebildet, das zwar einen wohlwollenden, aber schwachen Liberalismus repräsentierte.

Seit dem Bestehen der Verfassung hatte es die Regierung sorgsam vermieden, den Landtag außerordentlicherweise, d. h. früher als nach drei Jahren, einzuberufen. Eine finanzielle Verlegenheit nötigte 1847, eine Ausnahme zu machen. Die Regierung berief zum Zweck der Genehmigung eines Eisenbahnanlehens den Landtag, konnte aber nicht hindern, daß auch andere Angelegenheiten zur Sprache kamen. Der «Landtagsabschied» vom 30. Nov. 1847 bezeichnete dies als einen Übergriff. Gleichzeitig ward auch das unfähige Ministerium, und zwar wieder in offener Ungnade, entlassen. An dessen Stelle ernannte der König das Lola-Ministerium: Wallerstein, Beisler, Heeres und Berks. Nach außen wurde (dies war Wallersteins Verdienst) jede Unterstützung des schweiz. Sonderbundes abgelehnt, nach innen der Presse die Besprechung der eigenen Landesangelegenheiten freigegeben. Die Extravaganzen der Gräfin Landsfeld, die Umtriebe der Ultramontanen und der Aristokratenpartei verursachten in München einen Auflauf (9. Febr. 1848), bei welchem zunächst Studenten beteiligt waren. Die Polizei schritt gewaltsam ein; der König selbst erfuhr Beleidigungen und befahl nunmehr die Universität zu schließen. Dies erbitterte die münchener Bevölkerung, welche durch die Schließung der Universität einer wichtigen Einnahmequelle beraubt werden sollte. Am 11. Febr. 1848 zogen Tausende vor die Residenz, die Zurücknahme der Maßregel gegen die Hochschule und die Ausweisung der Gräfin Landsfeld verlangend. Der Volksmanifestation gegenüber ward beides gewährt; doch die Gärung dauerte fort. Da kam die Nachricht von der pariser Februarrevolution. Nun wurde Entfernung des Ministers Berks, Preßfreiheit, Schwurgericht und Beeidigung des Heers auf die Verfassung u. s. w. gefordert. Der König gewährte in seiner Proklamation vom 6. März diese Forderungen und Thon-Dittmer, der freisinnige Abgeordnete für Regensburg, ward Minister des Innern.

König Ludwig, an der Möglichkeit verzweifelnd, das Königtum in der absolutistischen Weise, wie er dasselbe verstand, ferner aufrecht halten zu können, legte nun plötzlich 20. März die Krone nieder, «weil eine neue Zeitrichtung begonnen habe». Die Proklamation seines Sohnes und Nachfolgers Maximilian II. (s. d.) brachte die Beteuerungen redlichen Willens, «dieser Zeit Gebot zu verstehen und auch zu vollbringen». Ein neues Ministerium ward gebildet: von Thon-Dittmer blieb Minister des Innern, von Lerchenfeld erhielt die Finanzen, der Pfälzer Heinz die Justiz, von Beisler den Kultus, von Weishaupt das Militärwesen und Graf Bray das Auswärtige. Der Landtag war wieder außerordentlicherweise berufen, und 22. März fand die Eröffnung statt. Selbst die Reichsratskammer wetteiferte in der ersten Zeit an Freisinnigkeit mit den Abgeordneten. Das erste Gesetz, welches zu Stande kam, betraf die Wahl von Abgeordneten zum Deutschen Parlament. Daran reihten sich Gesetze über die Grundlagen der künftigen Gerichtsordnung, über die Freiheit der Presse, über das Schwurgericht, wobei die Geschworenen aus der Volkswahl hervorgehen sollten, über Ablösung der Feudallasten und über Änderung des Wahlgesetzes [illegible] Landtagsabgeordneten sowie der Verfassungsbestimmung über die Befugnisse der Kammern, welche wesentlich erweitert wurden. Das Ministerium

aus wohlgesinnten und ehrenhaften Männern bestehend, verfolgte jedoch in der Deutschen Frage eine entschieden partikularistische Politik und ward deshalb durch die allgemeine Mißstimmung genötigt, seine Entlassung zu nehmen.

Am 16. Jan. 1849 trat der Landtag wieder zusammen. Die Abgeordneten, nach dem neuen Wahlgesetze gewählt, drangen auf Unterwerfung B.s unter die Reichsgewalt. Schon die Adreßdebatte brachte darüber den zunächst entscheidenden Kampf. Die rein deutsche und radikale Partei siegte mit 72 gegen 61 Stimmen, worauf sofort alle Minister ihre Stellen niederzulegen erklärten. Doch brachten sie noch einen Gesetzentwurf ein, wonach 1600000 Fl., welche als Matrikularbeiträge für die neue Bundesgewalt notwendig seien, durch neue direkte Besteuerung erhoben werden sollten. Damit hofften sie den Eifer für die deutsche Sache bei der Masse der Steuerpflichtigen niederzuschlagen. Doch dem brach der Bericht des Abgeordneten Kolb über das sog. Griechische Anlehen die Spitze ab, indem er eine Forderung des Staats an die Person des vorigen Königs, über 1½ Mill. betragend, geltend machte, worauf der Landtag noch vor der öffentlichen Berichterstattung vertagt wurde. Beim spätern Wiederzusammentritt der Kammer wurde die offizielle Erklärung abgegeben, König Ludwig habe die ganze Summe aus seinen Privatmitteln zurückbezahlt. Nach Ablauf der ersten Frist folgte eine zweite, dann eine dritte Vertagung der Kammern. Es ward ein neues Ministerium gebildet: von der Pfordten erhielt das Auswärtige, von Lesuire das Kriegswesen, von Aschenbrenner die Finanzen, von Kleinschrod die Justiz, Forster das Innere und Ringelmann den Kultus. Dieses Kabinett konnte der Abgeordnetenkammer noch weniger zusagen als das vorige.

Inzwischen war in der Pfalz ein Aufstand ausgebrochen. Es trat mehr und mehr zu Tage, daß sich die bayr. Regierung einer deutschen Centralgewalt nicht unterwerfen wollte, und zwar um so weniger, als Preußen die Hegemonie erhalten sollte. Die Aufständischen setzten erst einen Landesausschuß, dann eine provisorische Regierung nieder. Dies suchte der Minister von der Pforten zu benutzen, um sich durch den Antrag auf Ausschließung aller Abgeordneten aus der Pfalz, als einer rebellischen Provinz, eine Kammermajorität zu verschaffen. Als diesen Plan der Kammerpräsident Graf Hegnenberg-Dux eigenmächtig auszuführen versuchte, ward er durch die freiwillige Entfernung aller Freisinnigen vereitelt, indem die Zurückbleibenden nun nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl vorhanden waren. Endlich schritt man (11. Juni) zu dem Mittel der Kammerauflösung. Der Aufstand in der Pfalz war ohne jede Überlegung begonnen und weiter geführt worden. Es fehlten sogar alle Mittel. Zwar gelang es allmählich, etwa 2400 Mann Soldaten dahin zu bringen, daß sie ihre Korps verließen, aber sie thaten es großenteils nur, um sich nach Hause zu begeben. Eine nennenswerte Organisation der Revolution ward nicht zu Stande gebracht. Die Bewegung hatte Anfang Mai 1849 begonnen und schon in der Mitte dieses Monats (17. Mai) zur Einsetzung der provisorischen Regierung geführt. Obwohl der bayr. Staat ein stehendes Heer von wenigstens 70000 Mann besitzen sollte, dauerte es doch bis Mitte Juni, ehe man auch nur ein Korps von 15000 Mann nach der Pfalz bringen konnte. Ein preuß. Hülfskorps kam dem bayr. General Taxis zuvor und zerstreute unschwer die zusammengerafften Haufen. Taxis traf keinen Feind mehr. Den Truppen voraus war eine königl. Proklamation gesendet worden mit Verheißungen der Milde; den Verführten sollte verziehen, nur gegen die «wenigen Verführer» das Strafgesetz zur Anwendung gebracht werden. Gleichwohl verhängte der General den Kriegszustand über das ganze Land und die Gerichte schritten mit der äußersten Strenge ein. Auch in Franken und Schwaben gebot, wenngleich weniger rücksichtslos, die Militärgewalt.

Unter diesen Verhältnissen fanden die neuen Abgeordnetenwahlen statt. Die Zahl der Freisinnigen schrumpfte hierbei auf ein Drittel zusammen, während das Ministerium über zwei Drittel gebot. Der 10. Sept. 1849 wieder zusammengetretene Landtag hatte sich hauptsächlich mit der Deutschen Frage und den Finanzen zu beschäftigen; 15. Juli 1850 wurde er wieder geschlossen. Die Reaktion ging immer entschlossener voran. Durch ein einziges Urteil des pfälz. Appellhofs wurden, trotz der vorangegangenen Amnestie, nicht weniger als 333 Personen wegen «Hochverrats» vor ein Spezialgericht verwiesen, alle mit einer einzigen Strafe, nämlich der Todesstrafe vermittelst der Guillotine, bedroht. Hatte der Ministerpräsident schon auf dem letzten Landtage Prinzipien des äußersten Absolutismus ausgesprochen, ohne von der Kammermehrheit Widerspruch zu erfahren, so half er jetzt durch die Sendung bayr. Truppen die Vernichtung des Verfassungsrechts in Kurhessen ausführen. Am 8. Febr. 1851 trat ein neuer außerordentlicher Landtag zusammen, obschon es an Vorlagen für denselben fehlte. Die Abgeordnetenkammer billigte die Politik des Ministeriums, indem sie jeden Antrag gegen dieselbe verwarf. Es geschah dies namentlich in der Deutschen und in der Kurhessischen Frage. Am 7. Juni erfolgte die Vertagung, 1. Okt. Wiederzusammentritt der Versammlung. Die polit. Richtung blieb die gleiche. Für die Armee bewilligte man eine größere als die frühere Summe und ging über die vorgelegten Beschwerden wegen Mißhandlung der Presse zur Tagesordnung über. Die vom Ministerium gewünschten Verfassungsänderungen scheiterten an dem Widerspruche der wenige Stimmen über ein Drittel zählenden Linken (zu solchen Änderungen sind zwei Drittel der Stimmen erforderlich). Der Schluß des Landtags erfolgte Ende Mai 1852.

Das Ministerium des Innern ward in dieser Zeit dem Grafen Reigersberg übertragen, dessen Politik mit der des Herrn von der Pforten übereinstimmte. Beide glaubten der Opposition auf dem Landtage keine besondere Bedeutung beilegen zu sollen, und beriefen denselben zum 26. Nov. 1853. Doch fanden sie bei Beratung finanzieller und anderer Vorlagen eine stärkere Opposition, weshalb die Regierung den Landtag 4. Febr. 1854 vertagte und erst 16. Okt. wieder zusammenberief. Ein Hauptkampf entspann sich über das vorgelegte reaktionäre Landtagswahlgesetz, das trotz der angedrohten Octroyierung verworfen wurde. Statt des vom Kriegsminister geforderten außerordentlichen Kredits von 15 Mill. bewilligte die Kammer nur ein Anlehen von 6½ Mill. Mit 78 gegen 37 Stimmen beschloß die Abgeordnetenkammer eine Adresse an den König, worin vor allem die verheißene Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und kürzere Finanzperioden gefordert wurden. Am 25. März 1855 erfolgte die Kammerauflösung, doch die Neuwahlen brachten

keine gefügigere Versammlung. Die Kammern wurden am 1. Sept. 1855 eröffnet. Die Regierung, welche die Notwendigkeit einigen Nachgebens erkannt hatte, verminderte den Budgetentwurf, aber nur um 800000 Fl., und verstand sich zu einigen völlig unzureichenden Modifikationen im Gerichtswesen, worüber es nach langen Verhandlungen zu einer Vereinbarung kam. Das Budget kam ebenfalls zu Stande. Manche Ausgabeposten wurden etwas beschränkt, namentlich der Militäretat. Der Schluß der Versammlung erfolgte 3. Juli 1856. Vor Wiedereinberufung der Kammern hatte die Regierung den Gesetzgebungsausschuß versammelt, um ein neues Strafgesetzbuch vorzuberaten. Da jener die Regierungsvorlage modifizierte, so hob die Regierung 28. März 1858 den Gesetzgebungsausschuß auf und versetzte den Berichterstatter Weis von seiner Professur in Würzburg als Appellationsgerichtsrat nach Eichstädt. Der Landtag ward auf den 25. Sept. 1858 berufen. Noch war derselbe nicht konstituiert, so wurde er schon 30. Sept. aufgelöst, weil die Abgeordnetenkammer (mit 72 gegen 53 Stimmen) den in Ungnade gefallenen Weis zu ihrem zweiten Präsidenten gewählt hatte. Doch die Neuwahlen brachten dem Ministerium eine entschiedene Niederlage. Nach der 15. Jan. 1859 erfolgten Wiedereröffnung des Landtags ward Weis sofort nochmals zum zweiten Präsidenten der Abgeordneten erwählt. Jetzt sprachen die Minister von Vermittelung und Versöhnung. Die Opposition ermangelte nicht, die Beschwerden des Landes, insbesondere über die Mißhandlung der Presse, zur Sprache zu bringen. Allein erst die Entwickelung der allgemeinen polit. Verhältnisse infolge des Italienischen Kriegs brachte eine Entscheidung. Die Regierung bedurfte eines außerordentlichen Kredits für militärische Rüstungen. Die Abgeordnetenkammer bewilligte denselben, richtete aber gleichzeitig eine Adresse an den König, worin sie ihre entschiedene Nichtübereinstimmung mit dem Ministerium aussprach. Der König nahm die Adresse nicht an, und der Landtag wurde 26. März vertagt. Doch erfolgte eine Ministerveränderung: von der Pfordten nahm seine Entlassung und wurde Bundestagsgesandter; von Schrenk übernahm 9. April 1859 das Ministerium des königl. Hauses und das Auswärtige, von Neumayer erhielt das Innere, von Mulzer die Justiz, von Pfeufer das Finanzwesen, von Lüders das Militärwesen, von Zwehl behielt den Kultus. Dem neuen Kabinett kam die Volksvertretung vertrauensvoll entgegen. Der Landtag ward vom 14. Juli bis 9. Aug. wieder versammelt, votierte die Mittel zur Deckung der Kriegsbedürfnisse, wurde vertagt und trat vom 29. Dez. 1860 bis 12. Nov. 1861 wieder zusammen. Der Kriegsminister Lüders, welcher sich inzwischen nicht an die Etats gebunden hatte, wurde Juni 1861 durch General von Spies ersetzt. Die Feststellung des Budgets für die achte Finanzperiode nahm die Abgeordnetenkammer lange in Anspruch. Die Vorschläge der Regierung wurden genehmigt und außerdem die Abschaffung des Lotto beschlossen, das in der letzten Zeit den Reinertrag von ungefähr 2 Mill. Fl. im Jahre geliefert hatte. Auch kam die neue Strafgesetzgebung, mit Durchführung der Trennung von Justiz und Administration und Verbesserung des Schwurgerichts in der Pfalz, zu Stande. Diese neue Ordnung der Dinge trat 1. Juli 1862 ins Leben. Eine Schwierigkeit bot die Frage wegen Annahme des von Preußen namens des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrags. B. stellte sich auf die Seite Österreichs und der Verteidiger des Schutzzolls. Das Ministerium war der Kammermajorität sicher, besorgte jedoch, daß bei einer Auflösung der Versammlung erst nach $2^1/_2$ Jahren inzwischen eine ungünstigere Stimmung im Volke platzgreifen könnte. Um dem Volke zur Kundgebung seiner Meinung in der wichtigen Frage Gelegenheit zu verschaffen, erfolgte zu allgemeiner Überraschung 28. Febr. 1863 die Auflösung der Abgeordnetenkammer. Die neuen Wahlen fielen entschieden nach Wunsch der Regierung aus. Der neue Landtag ward auf 15. Juni 1863 einberufen und 30. Sept. auf unbestimmte Zeit vertagt. Derselbe billigte mit großer Majorität die Haltung des Ministeriums in der Zollfrage, genehmigte bedeutende Summen für Aufbesserung der Beamtengehalte sowie für neue Eisenbahnbauten, forderte aber vergeblich Abkürzungen der Finanzperioden.

Bald nach der Vertagung erlangten die Schleswig-Holsteinische und damit die Deutsche Frage eine neue Gestalt. Die Haltung der Regierung war eine den Herzogtümern entschieden günstige und entsprach insofern dem Verlangen des deutschen Volks. Es fehlte jedoch die Kraft zum entschlossenen Handeln, freilich auch die Macht, um etwas Großes durchzuführen. Inmitten der diplomatischen Verhandlungen starb plötzlich der erst 52jährige König Max II. am 10. März 1864. Seine letzte Regierungshandlung war noch dem Interesse der Elbherzogtümer gewidmet, indem er eine Instruktion an den bayr. Bundestagsgesandten vollzog zum raschern Betreiben der schlesw.-holstein. Angelegenheit. König Max war ein einfacher und wohlwollender Charakter, der namentlich die Wissenschaften liebte und unterstützte. Eine Verletzung der Verfassung des Landes lag ihm stets fern, und B. ist einer der wenigen Staaten, wo währent der Reaktionszeit keine Octroyierungen stattfanden. Was dem Fürsten mangelte, war wesentlich größere Entschlossenheit und Thatkraft. Ohne der Kirche abgewandt zu sein, duldete er doch kein klerikales Regiment, und unter seiner Regierung traten die schroffen kirchlichen Gegensätze in B. fast in den Hintergrund.

Ihm folgte sein Sohn Ludwig II. (s. d.), welcher 25. Aug. 1845 geboren, damals also $18^1/_2$ J. alt, somit volljährig war. Derselbe trat eine schwierige Erbschaft an. Die handelspolit. und die schlesw.-holstein. Verhandlungen wurden von Monat zu Monat brennender; der Rivalitätsstreit der beiden deutschen Großmächte schien nur durch das Schwert gelöst werden zu können. Daß in diesem Falle und überhaupt in allen Streitfragen B. auf Seite Österreichs stehen würde, war, solange von Schrenk der leitende Minister und von der Pfordten der Bundestagsgesandte war, sicher. Zunächst verlangte Preußen wegen des Handelsvertrags, den es 1862 im Namen des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossen hatte, eine Entscheidung. Es hatte bereits erklärt, daß es eine Ablehnung desselben von seiten der Mittelstaaten mit eventueller Kündigung des Zollvereins beantworten müßte. Bei der Wiedereröffnung der Berliner Zollkonferenz 2. Mai 1864 fehlten die Gesandten von B., Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau. Dagegen trafen bayr. Bevollmächtigte 21. Mai in Wien ein, um über Gründung eines Süddeutschen Zollvereins, an dessen Spitze Österreich stehe, zu verhandeln. In Wien versäumte man nicht, B. die günstigsten Propositionen zu

machen. Es kam 1. Juni zu einer Verständigung beider Staaten über ein Minimum von Forderungen, welche Österreich, B. und die übrigen Sonderbündler an Preußen stellen sollten. Sofort trat 18. Juni eine Zollkonferenz der bayr. Verbündeten in München zusammen. Diese lehnte das österr.-bayr. Ultimatum vom 1. Juni ab und vereinigte sich 12. Juli über gewisse Punkte, welche zu Gunsten Oesterreichs gefordert werden sollten. An einen Austritt aus dem Zollverein und eine Handelsverbindung mit Österreich wagten nur wenige mehr in B. zu denken; denn dadurch wäre das auf seine Selbständigkeit so eifersüchtige B. zu einem polit. und finanziellen Vasallen Österreichs gemacht worden. Auch liefen im Monat Juli aus allen größern Städten von den Fabrik- und Handelsräten und von den Versammlungen der Industriellen Eingaben an den König ein, welche die Bitte enthielten, derselbe möchte B. dem neuen, auf Grundlage des Französischen Handelsvertrags zu schließenden Zollverein beitreten lassen. Die Regierung war unschlüssig und suchte Hilfe bei ihren Verbündeten. Aber von diesen waren außer Württemberg und Hessen-Darmstadt bereits alle von B. abgefallen. Am 22. Sept. verhandelten die Gesandten dieser zwei Staaten in München mit Herrn von Schrenk und kamen zu dem Resultat, daß ihnen nichts übrigbleibe, als dem neuen Zollverein bedingungslos beizutreten. Am 28. Sept., drei Tage vor dem letzten Termin, zeigte B. in Berlin seinen Beitritt an, und 30. Sept. trat sein Gesandter in die Berliner Zollkonferenz ein, in welcher nun keins der frühern Mitglieder fehlte, um 12. Okt. die neuen Zollvereinsverträge zu unterschreiben. Die Unterzeichnung des neuen Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Österreich folgte 11. April 1865. Die Zweite Kammer genehmigte die neuen Zollvereinsverträge 24. April 1865, die Erste Kammer 27. April. Am 1. Juli 1865 trat sodann der neue Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich in Wirksamkeit. Einfacher war der Hergang beim Abschluß des Italienischen Handelsvertrags. Nachdem Preußen in einer Cirkulardepesche vom 26. Mai 1865 den Zollvereinsstaaten einen solchen vorgeschlagen und in einer Depesche vom 31. Mai die Mitteilung gemacht hatte, daß die ital. Regierung zugleich die Anerkennung des Königreichs Italien verlange, erklärte B. 9. Nov. durch seinen Gesandten in Berlin dem dortigen ital. Gesandten, es sei bereit, das Königreich anzuerkennen, und schlug 12. Dez. im Verein mit Preußen sämtlichen Zollvereinsregierungen die sofortige Eröffnung der Unterhandlungen mit dem Königreich Italien vor. Schon 31. Dez. unterzeichnete B. den Italienischen Handelsvertrag in Berlin.

Der schroffe und doch vergebliche Widerstand gegen den Französischen Handelsvertrag kostete Freiherrn von Schrenk seinen Ministerposten. Er reichte 21. Sept. 1864 seine Entlassung ein und erhielt sie 5. Okt. Der Bundestagsgesandte Freiherr von der Pfordten wurde 4. Dez. zum Minister des Auswärtigen und 8. Dez. Freiherr von Schrenk wieder zum Bundestagsgesandten ernannt. Auch noch andere Veränderungen in den Ministerien gingen 1864 vor. An die Stelle des Justizministers Mulzer und des Kultusministers von Zwehl wurden 28. Juli die Herren Bomhard und von Koch ernannt, und das Handelsministerium, das Freiherr von Schrenk neben dem auswärtigen verwaltet hatte, wurde 26. Dez. dem Ministerialrat von Pfretzschner übertragen.

Dem von König Max erhaltenen Auftrage gemäß war von der Pfordten in der Schleswig-Holsteinischen Frage entschiedener vorgegangen und hatte 12. März 1864 den Antrag auf Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzogs von Holstein, auf Zulassung seines Bevollmächtigten zur Führung der holstein. Stimme und auf Abstimmung darüber binnen acht Tagen gestellt. Aber es kam nie zu einer Abstimmung. Österreich und Preußen, welche den Deutsch-Dänischen Krieg für sich allein führten, hatten dem Bundestage das Heft ganz aus der Hand genommen, und dieser hatte in dieser Sache zunächst nichts zu thun als zu protestieren und zu registrieren. Nach der glücklichen Beendigung des Kriegs beantragten Österreich und Preußen 1. Dez. 1864, die von Sachsen und Hannover ausgeführte Bundesexekution für beendigt zu erklären. B. erklärte sich 5. Dez. im Interesse der Anerkennung des legitimen Herzogs von Holstein gegen den Antrag, blieb aber mit sechs gegen neun Stimmen in der Minorität. Am 27. März 1865 nahm B., in Verbindung mit Sachsen und Hessen-Darmstadt, seinen Antrag wieder auf und beantragte am Bundestage, dem Prinzen von Augustenburg das Herzogtum Holstein nunmehr in eigene Verwaltung zu übergeben. Österreich, mit seinem Alliierten von 1864 bereits tief verfeindet, mit den Vorschlägen Preußens vom 22. Febr. durchaus nicht einverstanden, schlug unter dem Widerspruche Preußens vor, den Antrag 6. April zur Abstimmung zu bringen. Die Mehrheit war dafür, und die nämliche Mehrheit erhob 6. April den bayr. Antrag zum Beschluß. Preußen protestierte und verlangte eine vorherige Prüfung aller, also auch der preuß. Ansprüche.

Der vertagte Landtag war 30. März 1865 wieder zusammengetreten. Die Regierung legte demselben einen Gesetzentwurf vor, der einem vielfach ausgesprochenen Wunsche der Zweiten Kammer, daß zweijährige Finanzperioden statt der sechsjährigen festgesetzt werden möchten, entsprach. Die Zweite Kammer genehmigte 10. April einstimmig die königl. Vorlage, und die Erste Kammer nahm sie 1. Mai mit 30 gegen 7 Stimmen gleichfalls an. Die Fortschrittspartei und die Pfälzer konstituierten sich auf diesem Landtage als «Vereinigte Linke», für welche die Frage der deutschen Centralgewalt eine offene war. Der Gesetzentwurf über eine Amnestie für alle deutschen Militärs, welche sich an den Ereignissen von 1849 beteiligt hatten, wurde von beiden Kammern angenommen. Die bedeutendste Debatte war die über die Schleswig-Holsteinische Frage. Es zeigte sich hier, daß Volk und Regierung die gleichen Anschauungen hatten. Am 11. Juli wurde der Landtag geschlossen, und der königl. «Landtagsabschied» verkündigte die Sanktion der von beiden Kammern genehmigten Gesetzentwürfe.

Auf der Reise nach Gastein hatte Bismarck 23. Juli mit dem Minister von der Pfordten eine Unterredung in Salzburg, worin er den Mittelstaaten, namentlich in Süddeutschland, in dem nahe bevorstehenden Kriege zwischen Preußen und Oesterreich die Einhaltung strenger Neutralität ans Herz legte. Am 27. Juli und 4. Nov. stellte B. nebst Sachsen und Hessen-Darmstadt den Antrag auf Einberufung der Vertreter von Holstein und Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund. Hierauf beschloß die Bundesversammlung 18. Nov., auf die ablehnenden Erklärungen Österreichs und Preußens hin, mit acht gegen sieben Stimmen, über den Antrag nicht

sofort abzustimmen, sondern ihn an einen Ausschuß zu verweisen. B. gab mit seinen zwei Verbündeten die Erklärung zu Protokoll, daß sie ihre Aufgabe und ihre Thätigkeit in dieser Angelegenheit innerhalb der Bundesversammlung als abgeschlossen betrachteten und sich auf eine laute und entschiedene Verwahrung gegen jede nicht auf der Grundlage des Bundesrechts beruhende Abmachung beschränken würden.

Eine bayr. Depesche vom 8. März 1866, welche an Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau gerichtet war, sprach die rechtliche Überzeugung aus, daß, wenn Österreich und Preußen ihre Streitigkeiten mit Umgehung des Bundes ausmachen wollten, die übrigen Staaten sich jeder Teilnahme enthalten müßten; daß aber, wenn der Bund von einem der streitenden Teile angerufen würde, kein Bundesglied zurückbleiben dürfe. Diese Auffassung der Sachlage wurde dem berliner und wiener Kabinett mitgeteilt und letzterm zugleich eröffnet, daß die Berufung an den Bund nur dann Erfolg haben werde, wenn Österreich in der holstein. Sache zum Rechtsstandpunkt zurückkehre. Bereits 16. März gelangte eine vertrauliche österr. Cirkulardepesche nach München und an andere befreundete Höfe, worin Österreich seinen diplomatischen Operationsplan mitteilte, auf die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs hinwies und die Mittelstaaten zu sofortigen militärischen Rüstungen aufforderte. Fast zu gleicher Zeit (24. März) fragte eine preuß. Cirkulardepesche in München und bei den andern Höfen an, ob das berliner Kabinett für den Fall des Kriegs auf Unterstützung zu rechnen habe, und wies auf die Notwendigkeit einer Bundesreform hin. B. erklärte dem preuß. Kabinett, alle diese Fragen seien nur am und vom Bunde zu beantworten, worauf Preußen sein Reformprojekt dem Bunde vorlegte. Von der Pfordten suchte noch in den letzten Wochen zu vermitteln. In einer an Österreich und Preußen gerichteten identischen Note vom 31. März ersuchte die bayr. Regierung die beiden Staaten, sich jedes gewaltsamen Angriffs zu enthalten und sofort in Verhandlungen zum Zweck einer Umgestaltung des Bundes einzutreten. Dieser Schritt war ein vergeblicher. Zu gleicher Zeit wurden, der österr. Aufforderung entsprechend, die Rüstungen in B. begonnen, 10. Mai die Mobilmachung der ganzen Armee befohlen und 23. Mai Prinz Karl, der Großoheim des Königs, zum Oberbefehlshaber, General von der Tann zu seinem Generalstabschef ernannt. An den Konferenzen der Mittelstaaten in Augsburg und Bamberg (22. April und 14. Mai), bei welchen die gemeinsamen Interessen derselben gewahrt werden sollten, nahm von der Pfordten nebst dem sächs. Minister Beust einen hervorragenden Anteil. Ebenso beteiligte sich B. am 19. Mai bei dem Antrage der Mittelstaaten auf gleichzeitige Abrüstung sämtlicher Bundesglieder und an der Wahl eines Vertreters der Bundesversammlung bei der projektierten Friedenskonferenz in Paris, bei welcher Wahl 1. Juni von der Pfordten zum Bevollmächtigten des Deutschen Bundes erwählt wurde. Nachdem Österreich, im Sinne der bayr. Depesche vom 8. März, zum Bundesrecht zurückgekehrt war, 1. Juni die Schleswig-Holsteinische Frage der Entscheidung des Bundes anheimgestellt und 11. Juni den Beistand desselben wegen Preußens «gewaltsamer Selbsthülfe» in Holstein angerufen hatte, stimmte B. 11. Juni dafür, daß diese Sache 14. Juni zur Abstimmung komme. Es ließ sich durch Preußens Cirkulardepesche vom 12. Juni nicht warnen, sondern stimmte 14. Juni mit jener Mehrheit, welche die schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheeres (mit Ausnahme des preuß. Kontingents) forderte, und erklärte sich 16. Juni, an welchem Tage Österreich allen bundesgetreuen Regierungen ihren Besitzstand ausdrücklich garantierte, bereit, Sachsen die erbetene Bundeshilfe zu leisten. B. ging sogar noch weiter. Es schloß 14. Juni mit Österreich den Olmützer Vertrag, dessen Ratifikation 30. Juni erfolgte. In demselben verpflichtete sich B., mit 40—50000 Mann ins Feld zu rücken und nach den von dem österr. Oberkommando ihm mitgeteilten Direktiven seine militärischen Operationen vorzunehmen. Österreich versprach dagegen, nur unter Teilnahme und im Einverständnis mit B. Friedensunterhandlungen mit Preußen zu führen und bei der etwaigen Notwendigkeit von Territorialveränderungen aus allen Kräften dahin zu wirken, daß B. keine Verluste erleide und für etwaige Abtretungen entschädigt werde.

Der Landtag war auf den 23. Mai einberufen und wurde 27. mit einer Thronrede eröffnet. Die Regierung forderte in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. Mai einen außerordentlichen Militärkredit im Betrage von 31512000 Fl. Als ihr Programm bezeichnete sie Erhaltung des Friedens und im Fall des Friedensbruchs Verteidigung der Bundesrechte und der Selbständigkeit B.s. Bei der Adreßdebatte 8. und 9. Juni schlug die Vereinigte Linke einen Entwurf vor, worin die österr. Politik gerade so verdammt wurde wie die preußische, und auf die endliche Reform des Deutschen Bundes und des bayr. Staatswesens gedrungen wurde. Die Rechte und das Centrum verwarfen diesen Entwurf und nahmen den Entwurf der Adreßkommission an. Der Militärkredit wurde in der Sitzung vom 18. Juni einstimmig angenommen. Auch die Vereinigte Linke stimmte bei, gab aber die Erklärung ab, daß sie dadurch weder eine Mitverantwortlichkeit für die Konsequenzen der beschlossenen Adresse übernehmen, noch einer Politik ihre Zustimmung geben wolle, «deren Absicht oder Erfolg dahin gehen könnte, nach Herstellung des Friedens die alte, der Nation verhaßte, keiner von ihren gerechten Forderungen entsprechende Verfassung des Bundes wieder aufzurichten». Am 21. Juni wurde der Landtag vertagt; 2. Juli erließ der König eine Proklamation an sein Volk, worin er als Ziel des Kriegs «die Erhaltung Gesamtdeutschlands als eines freien und mächtigen Ganzen, gekräftigt durch den Bund seiner Fürsten und die nationale Vertretung seiner Stämme, die Erhaltung B.s als eines selbständigen würdigen Gliedes des großen deutschen Vaterlandes» bezeichnete; 3. Juli erfolgte die Schlacht bei Königgrätz.

Die bayr. Armee, anfangs 42000, später gegen 50000 Mann stark, konzentrierte sich bei Bamberg. In den letzten Tagen des Juni marschierte sie bis Coburg und Meiningen, ihre Vortruppen bis Suhl und Schmalkalden, um den Hannoveranern die Hand zu bieten, wandte sich aber auf die Nachricht von deren Kapitulation westlich, um sich mit dem 8. Armeekorps zu vereinigen. Auf diesem Marsche stieß sie auf die preuß. Mainarmee, von der sie 4. Juli in mehrern Gefechten zurückgedrängt wurde. Sie nahm nun an der Fränkischen Saale Stellung, mußte jedoch infolge der Gefechte vom 10. Juli auch die Saalelinie verlassen, und zog sich 11. Juli

bei Schweinfurt über den Main zurück. Die Vereinigung der beiden süddeutschen Armeekorps fand erst 24. Juli statt, nachdem das 8. Armeekorps auf seinem Marsche vom Main über den Odenwald nach Würzburg in mehrern Treffen geschlagen war. Bei Helmstadt, Üttingen, Roßbrunn aufs neue zurückgedrängt, gingen die Bayern mit ihren Bundesgenossen 26. Juli bei Würzburg über den Main und besetzten die Stadt und das rechte Mainufer, während die preuß. Mainarmee die auf dem linken Mainufer gelegene Festung Marienberg 27. Juli beschoß. Zu gleicher Zeit rückte ein preuß. Reservekorps von Nordosten in B. ein, drang über Hof und Bayreuth vor und hielt 31. Juli seinen Einzug in Nürnberg. Niemand konnte die Preußen hindern, bis München und bis zu den Alpen vorzurücken. Auf die Nachricht vom Beginn der Verhandlungen in Nikolsburg eilte von der Pfordten 21. Juli dahin, um gleichfalls einen Waffenstillstand mit Preußen zu schließen, nachdem er am gleichen Tage mit den süddeutschen Ministern eine Konferenz in München gehabt hatte. Am 28. Juli schloß er in Nikolsburg einen dreiwöchentlichen Waffenstillstand zwischen Preußen und B. ab, der aber erst vom 2. Aug. an beginnen sollte. Auf dies hin bewilligte der preuß. General Manteuffel vorläufige Waffenruhe auf der ganzen Mainlinie und schloß 1. Aug. mit dem Prinzen Karl von Bayern eine Waffenstillstandskonvention ab, wonach die Preußen 2. Aug. Würzburg besetzten, die Bayern in Marienberg blieben. Das nördliche B. blieb bis zum definitiven Friedensschluß von den Preußen besetzt. Die Kosten dieser Besetzung hatte B. zu tragen. Um so mehr beeilte es sich, den Frieden abzuschließen. Von der Pfordten reiste nach Berlin und schloß 22. Aug. mit dem Grafen Bismarck den Friedensvertrag ab, wonach B. 10,06 QMln. seines Gebiets, die im Spessart und Rhöngebirge gelegenen Bezirke Orb und Gersfeld, mit 32976 E. an Preußen abtreten und 30 Mill. Fl. Kriegskosten bezahlen mußte. Zugleich schloß er ein Trutz- und Schutzbündnis zwischen Preußen und B., das aber erst im März 1877 zur Kenntnis des Landes kam. Dies war eine rasche und gewaltige Umkehr von dem Olmützer Vertrage.

Nach den Nikolsburger Verträgen sprachen sich Volksversammlungen in Lindau, Kempten, Memmingen, 13. Aug. auch in München gegen Trennung Deutschlands durch die Mainlinie und für den Eintritt B.s und ganz Süddeutschlands in den Norddeutschen Bund aus, und die Fortschrittspartei präcisierte ihr neues Programm dahin, daß sie «die Einigung des gesamten Deutschland (außer Österreich) im Bundesstaat und im Parlament, die Leitung der militärischen Angelegenheiten und des Verkehrs mit dem Auslande durch die an Preußen zu übertragende Centralgewalt» als ihr polit. Ziel bezeichnete. Dem am 27. Aug. wieder zusammentretenden Landtage ward der Friedensvertrag mit Preußen und eine Kreditforderung von 30 Mill. Fl. zur Bezahlung der Kriegskosten vorgelegt. Beides wurde von der Ersten und der Zweiten Kammer genehmigt, von der letztern mit dem Beisatze, daß die Regierung die «Einigung Deutschlands unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den erforderlichen Befugnissen ausgestatteten Parlaments» erstreben möge. Die mobile Armee wurde 2. Sept. aufgelöst, und ihr Oberkommandant, Prinz Karl, legte 22. Okt. alle seine militärischen Würden in B. und selbst seine Inhaberstellen von Regimentern auswärtiger Staaten nieder. Von der Pfordten gab 10. Dez. seine Entlassung ein und erhielt sie 29. Dez. Auch der unbeliebte Staatsrat von Pfistermeister, Chef des königl. Kabinetts, wurde von seinem Posten entfernt und 25. Dez. durch den frühern Kabinettssekretär, Appellationsgerichtsrat Lutz, ersetzt. Andere Modifikationen des Ministeriums waren schon 25. Juli eingetreten. Freiherr von Pechmann übernahm das Ministerium des Innern, Franz von Gresser das des Kultus und Gustav Schlör, Direktor der Ostbahn, das des Handels. Die bedeutendste und wahrhaft durchgreifende Veränderung war die, welche bei der Besetzung des auswärtigen Ministeriums vorging. Für Freiherrn von der Pfordten übernahm das Ministerium des Auswärtigen und des königl. Hauses 31. Dez. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher sich als Mitglied der Ersten Kammer durch staatsmännischen Blick und liberale Gesinnung ausgezeichnet und stets als entschiedener Gegner der österr. Politik von der Pfordtens gezeigt hatte. Des neuen Ministers Stellung war um so bedeutender, da B. durch die Ereignisse von 1866 eine Fülle von Souveränetät erlangt hatte, wie es dieselbe kaum jemals auszuüben Gelegenheit gehabt. Die Ernennung Hohenlohes bedeutete die Lossagung der bayr. Politik von Österreich und die Hinneigung zu Preußen.

Am 9. Jan. 1867 erließ Fürst Hohenlohe Einladungen an Württemberg, Baden und Hessen, sich in einer Konferenz über gemeinsame Grundzüge einer neuen Kriegsverfassung zu verständigen. Dieselbe fand 3., 4. und 5. Febr. in Stuttgart statt. Beschlossen wurde eine Erhöhung der Militärkräfte unter einer den Prinzipien der preußischen nachgebildeten Wehrverfassung, demgemäß Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Aufhebung der Stellvertretung, Einteilung in aktives Heer, Reserve und Landwehr. Auf diesen Grundlagen trat zu weitern Besprechungen vom 4. bis 7. Dez. eine Militärkonferenz der drei süddeutschen Staaten in München zusammen. Die Verhandlungen über die Gründung eines weitern Bundes zwischen den vier süddeutschen Staaten einerseits und dem Norddeutschen Bunde andererseits, welche durch eine Depesche Hohenlohes vom 6. Mai unter den süddeutschen Staaten angeregt wurden, führten zu keinem Resultat. Die Luxemburger Frage veranlaßte den Versuch einer Verständigung Preußens mit Österreich. Ministerialrat Graf Tauffkirchen wurde von Hohenlohe 12. April nach Berlin und von da mit Aufträgen Bismarcks nach Wien geschickt. Diese «Mission Tauffkirchen» scheiterte an der Abneigung der österr. Regierung gegen ein Zusammengehen mit dem Sieger von 1866. Die Ministerialkonferenzen, welche, infolge einer Einladung Bismarcks vom 28. Mai, 3. und 4. Juni in Berlin stattfanden und die Wiederherstellung des Zollvereins in dem Sinne bezweckten, daß die Gesetzgebung in diesen Angelegenheiten einem gemeinschaftlichen Organ der beteiligten Regierungen und einer Vertretung der Bevölkerungen übertragen würde, wohnte Hohenlohe persönlich bei. Die Übereinkunft vom 4. Juni gefiel jedoch in München nicht. Graf Tauffkirchen wurde 14. Juni nach Berlin geschickt, um für B. bessere Bedingungen zu erhalten. Derselbe konnte aber bei den Verhandlungen vom 18. Juni das liberum Veto für B. nicht auswirken, sondern nur durchsetzen, daß B. im Zollbundesrat sechs Stimmen (statt vier) erhalte, und daß die Vertretung der Bevölkerung des Vereins-

gebiets den Namen «Zollparlament» und eine von dem Reichstage durchaus unabhängige Geschäftsordnung bekomme. Die neuen Zollvereinsverträge wurden von den Bevollmächtigten sämtlicher Zollvereinsstaaten 8. Juli in Berlin unterzeichnet. Das neue Ministerium erlitt dadurch eine Veränderung, daß an Stelle des 27. April entlassenen Justizministers von Bomhard nach einem Interimistikum von fast fünf Monaten der Kabinettschef Lutz 18. Sept. zum Justizminister ernannt wurde.

Der Landtag trat 8. Jan. 1867 wieder zusammen. Die Regierung legte die Entwürfe für die gesamte Sozialgesetzgebung vor. Die Fortschrittspartei beantragte 14. Jan., eine Adresse an den König zu richten, in welcher die Notwendigkeit eines engen Anschlusses an Preußen hervorgehoben wurde. In seinen Erklärungen vom 19. und 23. Jan. bezeichnete Hohenlohe als das Ziel der bayr. Politik nationale Einigung mit dem Norden. Nachdem die Regierung 12. Febr. den Entwurf einer neuen, auf den Beschlüssen der Militärkonferenzen basierenden Wehrverfassung vorgelegt und die Zweite Kammer 13. Febr. den Antrag auf Vorlage eines freisinnigen Schulgesetzes gestellt hatte, wurde der Landtag 23. März vertagt. Die Regierung entsprach dem Wunsche der Zweiten Kammer und legte 16. Aug. zunächst einer Kommission von Fachmännern den Entwurf eines Schulgesetzes zur Begutachtung vor. Bald erhob sich ein von der ultramontanen Geistlichkeit organisierter Adressensturm gegen diesen neuen Entwurf, und die beiden Erzbischöfe und sämtliche sechs Bischöfe des Königreichs richteten 28. Sept. an den König eine Adresse, worin von den unveräußerlichen Rechten der Kirche auf die Schule und von der Entchristlichung der Schule die Rede war. Der Landtag trat 30. Sept. wieder zusammen. Bei der Vorlegung der Zollvereinsverträge 8. Okt. entwickelte der Minister Hohenlohe sein polit. Programm noch weiter und erklärte, daß das Ministerium die nationale Verbindung sämtlicher süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde und eben damit die Einigung des zur Zeit getrennten Deutschland in der Form eines Staatenbundes anstrebe. Die Zweite Kammer genehmigte die Zollvereinsverträge 22. Okt. mit 117 gegen 17 Stimmen. Dagegen beschloß der Ausschuß des Reichsrats 24. Okt. mit 9 gegen 1 Stimme die Verwerfung der Verträge zu beantragen. Die Gefahr, die dadurch an B. herantrat, war um so größer, da infolge dieses Ausschußantrags Graf Bismarck 26. Okt. dem preuß. Gesandten in München den Auftrag gab, die Zollvereinsverträge von 1865 am 31. Okt. zu kündigen, wenn bis dahin der neue Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 in München nicht sichergestellt sei. Bei der Eröffnung der Debatte 26. Okt. war leicht ersichtlich, daß an die notwendige Zweidrittelmajorität für die Verträge nicht zu denken sei. Fürst von Löwenstein-Wertheim machte den vermittelnden Vorschlag, die Verträge nur unter der Bedingung zu genehmigen, daß das dem Staate B. in den seitherigen Zollvereinsverträgen zustehende Recht der Zustimmung oder Ablehnung auch in den neuen Verträgen Ausdruck finde. Dieser Antrag wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen. Sofort reisten Fürst Hohenlohe und Freiherr von Thüngen (der Führer der antipreuß. Partei) nach Berlin, erhielten jedoch den Bescheid, daß das liberum Veto keinem einzigen Staate zugestanden werden könne und daß im Fall der Ablehnung der Verträge B. sechs Monate darauf (1. Mai 1868) vom Zollverein ausgeschlossen sei. Nachdem sie 30. Okt. nach München zurückgekehrt waren, beantragte der Ausschuß die bedingungslose Genehmigung der Verträge, welche nun auch von der Reichsratskammer 31. Okt. angenommen wurde. Von den Sozialgesetzen nahm die Zweite Kammer 18. Nov. das neue Gewerbegesetz (mit Gewerbefreiheit) an, die Reichsratskammer erst nach längern Verhandlungen 27. Jan. 1868. Ebenso ging der neue Wehrgesetzentwurf erst nach mehrmaliger Beratung und unter gegenseitigem Nachgeben, in etwas veränderter Fassung, in der Ersten Kammer 21., in der Zweiten 24. Jan. durch. Nach einer Präsenz von sieben Monaten wurde der Landtag 2. Mai 1868 vertagt.

In das J. 1868 fielen die ersten Zollparlamentswahlen. Die kath. Geistlichkeit benutzte alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, um partikularistische Wahlen zu Stande zu bringen. Bei dem allgemeinen Stimmrecht und der geheimen Abstimmung wurde ihr dies nicht schwer. Der Landbevölkerung wurde eingeredet, daß sie, wenn sie nicht nach klerikaler Weisung wähle, preußisch und lutherisch werden und mehr Steuern zahlen müsse. Infolge dieser Agitation setzte 10. Febr. die klerikale Partei von den 48 Abgeordneten, welche B. zu wählen hatte, 26, die Fortschrittspartei 12, die Mittelpartei 9, die demokratische 1 Mitglied durch. Auch Fürst Hohenlohe war unter den Abgeordneten und wurde zum Vizepräsidenten des Zollparlaments gewählt. Im bayr. Militärwesen wurde die neue Formation der Truppenabteilungen der aktiven Armee, wodurch größere Übereinstimmung mit der norddeutschen Armee eintrat, vom König genehmigt. Die Armee erhielt die Einteilung in zwei Armeekorps von je zwei Divisionen, mit dem Kommando in München und in Würzburg, und 8. Jan. 1869 wurde den Generalen von der Tann und Hartmann das Kommando der Armeekorps übertragen, Prinz Luitpold, der Oheim des Königs, zum Generalinspektor der Armee ernannt. Bei den süddeutschen Militärkonferenzen zeigte sich ein sehr ängstlich erwägender Partikularismus. Anstatt eine deutsche Militärkommission ins Leben zu rufen, welche die Streitkräfte und die Festungen des Nordens und des Südens zu einem harmonischen Ganzen umbilden sollte, was die natürliche Folge der Allianzverträge gewesen wäre und von Baden gefordert wurde, brachten es die auf ihre Kriegsherrlichkeit und Souveränetät eifersüchtigen Südstaaten nur zu einer bayr.-württemb. Konvention vom 22. Juli in Betreff der Festung Ulm und zu einer Konferenz in München, in welcher 10. Okt. die Niedersetzung einer Festungskommission und einer Festungsliquidationskommission beschlossen ward, an die sich durch die Übereinkunft vom 6. Juli 1869 noch eine Inspizierungskommission anreihte.

Der Landtag und die Landtagswahlen von 1869 waren von tiefgreifender Bedeutung. Der Antrag auf Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts wurde 13. Febr. 1869 von der Zweiten Kammer mit 92 gegen 48 Stimmen abgelehnt. Die Klerikalen waren alle dafür, weil sie bei den Zollparlamentswahlen die für sie günstigen Folgen kennen gelernt hatten. Die Debatte über das Schulgesetz, welche in der Zweiten Kammer vom 15. bis 23. Febr. dauerte, war eine sehr erregte. Die ausschließliche Leitung der Schule durch die Geistlichkeit sollte aufgehoben, die Schule auf eine höhern

Bildungsstufe gehoben werden. Das neue Gesetz wahrte der Schule ihren konfessionellen Charakter, überließ den kirchlichen Oberbehörden die Anordnung und Leitung des Religionsunterrichts, gestattete ihnen aber nicht die übrige Leitung der Schule. Statt der 386 Bezirksinspektionen, die bisher sämtlich von Geistlichen versehen wurden, sollten etwa 56 besondere Beamte als Distriktsinspektoren, gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Standes, pädagogisch gebildete Männer, die Aufsicht über das ganze Schulwesen führen. Die Kammer nahm den Entwurf mit einigen Modifikationen mit 114 gegen 26 Stimmen an. Die Reichsratskammer genehmigte den Entwurf nur unter der Voraussetzung, daß bei 63 Punkten Modifikationen einträten. Die Zweite Kammer gab in ihrer Sitzung vom 26. April in 36 Punkten nach, in 27 aber, besonders in dem Paragraphen über die Inspektoren, nicht. Da die Reichsräte auf ihren Beschlüssen beharrten, so war das Schulgesetz abgelehnt und gefallen, und auch die so dringende Frage der Aufbesserung der Lehrergehalte, wofür in dem Entwurfe Vorsorge getroffen war, blieb unerledigt. Hinsichtlich anderer Gesetzentwürfe zeigte sich mehr Einigkeit zwischen beiden Kammern. Die Sozialgesetzgebung wurde durch die Annahme des Gemeindegesetzes vollendet, die Umgestaltung des Civilprozesses nach den Grundsätzen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit durch eine neue Civilprozeßordnung erreicht, auch eine neue Ordnung des Militärstrafrechts und Strafverfahrens sanktioniert. Dem Kriegsminister von Prankh, welcher für die Einführung neuer Hinterladungsgewehre die Summe von 4765000 Fl. forderte, wurden von der Zweiten Kammer 3. April nur 1100000 Fl. bewilligt. Die bayr. Armee erhielt nun das Werdersche Gewehr, das allerdings Vorzüge vor dem preuß. Zündnadelgewehr hatte. Der Schluß der Session erfolgte 28. April, und 29. fand der Landtagsabschied statt. Das Mandat der Kammer, welches 1863 begonnen hatte, war nun erloschen, und alle Parteien rüsteten sich zum nahen Wahlkampfe. Die Wahl der Wahlmänner war auf den 12., die der Abgeordneten auf den 20. Mai festgesetzt.

Wegen der Gefahren, welche dem modernen Staate von dem bevorstehenden Konzil und dem Unfehlbarkeitsdogma drohten, ergriff Fürst Hohenlohe, der B. nicht zum «deutschen Kirchenstaat» gemacht sehen wollte, die Initiative und forderte in einer Cirkulardepesche vom 9. April die europ. Kabinette auf, in einer Konferenz von Vertretern sämtlicher beteiligten Regierungen gegen die Bestrebungen der Jesuiten eine gemeinsame feste Haltung einzunehmen. Die europ. Regierungen, Frankreich und Österreich voran, hielten den Vorschlag für verfrüht und wollten erst die Beschlüsse des Konzils abwarten. Darauf wandte sich Fürst Hohenlohe in einer Depesche vom 28. Juni an die andern süddeutschen Regierungen und an Preußen und forderte sie zugleich auf, sich von den theol. und jurist. Fakultäten der Landesuniversitäten Gutachten über gewisse dogmatische und kirchenrechtliche Fragen abgeben zu lassen. Auch darauf gingen die Regierungen nicht ein. Hohenlohe forderte nun solche Gutachten von den Fakultäten der Universitäten München und Würzburg ein und ließ dieselben, die sich teilweise in Mehrheits- und Minderheitsgutachten schieden, veröffentlichen.

Infolge der klerikalen Agitation erhielten bei den Landtagswahlen vom 22. Mai unter 154 Wahlen die Ultramontanen oder, wie sie sich selbst nannten, die Patrioten 79 Stimmen, die liberale Partei 75. Von den letztern hatte die liberale Mittelpartei, welche bei dem vorigen Landtage eine bedeutende Majorität gehabt, nur noch 20 Stimmen, während die übrigen 55 der Fortschrittspartei zufielen. Niederbayern hatte ausschließlich ultramontan, Rheinpfalz und Mittelfranken ausschließlich liberal gewählt, die Städte, auch die mit vorwiegender kath. Bevölkerung, voraus die Hauptstadt München, durchschnittlich liberal. Am 21. Sept. kam die neue Abgeordnetenkammer zusammen. Wegen einer ungeschickten Abstimmung zweier Abgeordneten der ultramontanen Partei und einiger Wahlbeanstandungen standen sich 72 Liberale und 72 Ultramontane gegenüber. Jene vereinigten ihre Stimmen bei der Präsidentenwahl auf Prof. Dr. Edel von der frühern Mittelpartei, diese auf Ministerialrat Dr. Weis. Vom 29. Sept. bis 5. Okt. fanden sieben Skrutinien statt, und jedesmal standen 71 gegen 71 (die beiden Präsidentschaftskandidaten stimmten nicht mit). Es blieb nichts anderes übrig, als die Kammer aufzulösen (6. Okt.) und Neuwahlen anzuordnen. Ein königl. Reskript setzte die neuen Abgeordnetenwahlen auf den 25. Nov. fest und verordnete eine, übrigens ungenügende, Veränderung in der Einteilung der Wahlbezirke, wodurch die Städte gegenüber der Landbevölkerung mehr als bisher zur Vertretung kommen und die liberale Partei verstärkt werden sollte. Das Ergebnis vom 25. Nov. war die Wahl von 80 ultramontanen und 74 liberalen Abgeordneten, von welch letztern 63 zur Fortschrittspartei und 11 zur Mittelpartei gehörten. Infolge dieses Ausgangs der Landtagswahlen bot das Ministerium 26. Nov. dem Könige seine Entlassung an. Adressen und Telegramme aus verschiedenen Städten baten den König, das Ministerium zu behalten. Er selbst wünschte es, gab aber nach, als die Minister des Innern und des Kultus, Hörmann und Greßer, auf ihrem Entlassungsgesuche beharrten. Das Ministerium des Innern wurde 20. Dez. dem Ministerialrat beim Handelsministerium, Braun, übertragen; das des Kultus übernahm neben dem seinigen Justizminister Lutz.

Die Abgeordnetenkammer kam 8. Jan. 1870 zusammen. Zum Präsidenten wurde 12. Jan. Ministerialrat Weis gewählt, und nach förmlicher Konstituierung der Kammer der Landtag 17. Jan. vom König mit einer versöhnlichen Thronrede eröffnet. Die Adresse, welche der Reichsratskammer von ihrem Referenten Harleß 28. Jan. zur Beratung vorgelegt wurde, bezeigte aufrichtige Freude über den Ausfall der Landtagswahlen und Mißtrauen in das Ministerium, worunter vorzugsweise Fürst Hohenlohe gemeint war. Trotz der glänzendsten Verteidigung des Fürsten Hohenlohe wurde die vorgeschlagene Adresse mit 32 gegen 12 Stimmen angenommen. Von sieben anwesenden Prinzen stimmten sechs, darunter die Oheime des Königs, Luitpold und Adalbert, und sein eigener Bruder, Prinz Otto, für die Adresse. Der König benachrichtigte den Präsidenten des Reichsrats, daß er weder eine Deputation desselben empfangen, noch die Adresse annehmen werde. Die Adreßdebatte der Abgeordnetenkammer fand 29. Jan. statt. Der von der ultramontanen Mehrheit des Adreßausschusses vorgelegte Entwurf war von dessen Referenten, Dr. Jörg, Archivkonservator in Landshut, ausgefertigt. Darin war von dem Verlangen nach einem andern Leiter

der auswärtigen Angelegenheiten die Rede, und von dem Allianzvertrage mit Preußen in einer Weise, daß der Wunsch, ihn so schlecht als möglich zu halten, deutlich durchblickte. Die Adresse wurde mit 78 gegen 62 Stimmen angenommen. Auch diesmal empfing der König die Deputation, welche ihm die Adresse überreichen sollte, nicht, ließ sich jedoch dieselbe einsenden. Fürst Hohenlohe gab 15. Febr. aufs neue seine Entlassung ein. Da ein gedeihliches Zusammenwirken des Ministerpräsidenten mit dieser Kammer eine Unmöglichkeit war, so mußte der König diesmal nachgeben, entsprach in der anerkennendsten Form dem Gesuche 7. März und ernannte gleichzeitig den bayr. Gesandten in Wien, den Grafen Bray, welcher bereits 1848 bis zum März 1849 das Ministerium des Auswärtigen geleitet hatte, zu Hohenlohes Nachfolger. Dieser sprach sich in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. März, als bei Beratung des außerordentlichen Militäretats die Allianzverträge neue Anfechtungen erlitten, über sein Programm aus, welches die Haltung der Verträge, aber zugleich die Wahrung der Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung B.s betonte. Er wollte nicht wie Hohenlohe die Wege zu einer nationalen Einigung Süddeutschlands mit dem Norddeutschen Bunde aufsuchen, sondern bei den Allianz- und Zollverträgen stehen bleiben, also den Statusquo aufrecht erhalten.

Die plötzlich zwischen Preußen und Frankreich hervorgetretene Kriegsfrage sollte B.s Vertragstreue auf die Probe stellen. Aber die nationale Haltung des Königs Ludwig war entscheidend. Schon 10. Juli 1870 wurde der franz. Regierung, welche durch eine Mittelsperson sondieren ließ, die Antwort erteilt, B. werde sich jedenfalls von dem übrigen Deutschland nicht trennen. Am 16. Juli erteilte der König bereits den Befehl zur Mobilisierung der Armee und 18. forderte der Kriegsminister von der Kammer einen außerordentlichen Militärkredit von 26 700 000 Fl. Der Ausschuß der Zweiten Kammer beschloß mit sechs gegen drei Stimmen die verlangte Summe nur für bewaffnete Neutralität zu verwilligen. Bei der Debatte 19. Juli sprachen Referent Jörg, Ruland, Greil, Pfarrer Westermaier für den Ausschußantrag, Bürgermeister Fischer, Dr. Völk, Prof. Sepp, Gerstner, von Hörmann, M. Barth, Prof. Edel und die Minister Bray und Pranckh dagegen. Bei der Abstimmung wurde jedoch der Ausschußantrag mit 89 gegen 58 Stimmen abgelehnt und der Schleichsche Vermittelungsantrag: «Für den Fall der Unvermeidlichkeit des Kriegs» 5 600 000 Fl. für Mobilisierung und 12 660 000 Fl. für den Unterhalt der Armee bis zum letzten Okt. 1870 zu verwilligen, mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen. Die Kammer der Reichsräte trat 20. Juli diesem Beschlusse der Abgeordneten einstimmig, ohne alle Debatte bei, worauf sofort Preußen der Beitritt B.s zur Aktion gegen Frankreich mitgeteilt wurde. Sogleich richtete der König von Preußen ein Telegramm an König Ludwig und teilte ihm mit, daß er das Kommando der bayr. Armee übernehme und diese der unter seinem Sohne stehenden Dritten Armee zuweise. Die Ankunft des Kronprinzen von Preußen in München 27. Juli erregte eine außerordentliche Begeisterung. Aller Partikularismus schien verschwunden. Die bayr. Truppen hielten sich trefflich. Die Kämpfe bei Weißenburg und bei Wörth, vor und bei Sedan, vor Paris und vor Orléans bezeugten ihre Tapferkeit. Das Verhältnis zwischen ihnen und den preuß. Truppen gestaltete sich zu einem durchaus kameradschaftlichen. Die Bevölkerung B.s verlangte in Adressen, die an die Regierung gerichtet waren, den Anschluß an den Norddeutschen Bund. Die bayr. Minister beantragten 12. Sept. beim König die Eröffnung von Unterhandlungen und ersuchten Bismarck, einen Bevollmächtigten nach München zu schicken. Infolge dessen nahm der Minister Delbrück auf der Rückreise von Versailles nach Berlin seinen Weg über München. Bei diesen Konferenzen, denen auch der württemberg. Justizminister Mittnacht beiwohnte, handelte es sich, da Delbrück keine Propositionen mitbrachte, weniger um eigentliche Verhandlungen als um Fixierung der Bedingungen, unter welchen B. sich dem Bunde enger anzuschließen gedächte. Diese Bedingungen verrieten einen starken Partikularismus. B. behielt sich die selbständige Verwaltung der Armee und des Verkehrswesens, eigene Steuern und eigene Gesetzgebung vor, wollte bei der Leitung der auswärtigen Politik besonders berücksichtigt werden, gegen alle Verfassungsänderungen ein Veto haben und zu den Kosten der deutschen Flotte nichts beitragen. Am 28. Sept. reiste Delbrück von München ab. Man wußte nun im Hauptquartier in Versailles, daß man, wenn man die Verhandlungen zuerst mit B. anfange, nicht zu dem erwünschten Ziele gelangen werde. Somit nahm man die Anträge der kleinern Staaten, Badens und Hessens, auf Eintritt in den Norddeutschen Bund an und zeigte diese Thatsache in München an, ohne zur Beteiligung einzuladen. Dies hatte die gewünschte Wirkung. Aus Besorgnis, isoliert zu bleiben, reisten die Minister Bray, Pranckh und Lutz 20. Okt. nach Versailles, während die badischen und württembergischen sich schon unterwegs befanden. Bei den Unterhandlungen mit den bayr. Ministern zeigten sich bald große Schwierigkeiten. Die Verhandlungen mit Baden und Hessen kamen inzwischen zum Abschluß, die mit Württemberg waren nahe daran. Durch dieses Resultat kamen endlich die mit B. wieder aufgenommenen Verhandlungen in raschern Fluß und erhielten ihren Abschluß in dem Vertrage vom 23. Nov. 1870. Derselbe enthielt zwar nicht alle jene störenden Bedingungen, welche bei der Konferenz in München aufgestellt worden waren, aber doch noch deren genug. B. behielt nach diesem Vertrage seine eigene Diplomatie, die Verwaltung des Heerwesens, der Post, der Telegraphen, der Eisenbahnen, seine besondere Besteuerung des Biers und Branntweins und nahm an den Bestimmungen der neuen deutschen Bundesverfassung über Heimats- und Niederlassungsverhältnisse keinen Anteil. Daneben wurde im Bundesrate aus den Bevollmächtigten der Königreiche B., Sachsen und Württemberg unter dem Vorsitze B.s ein diplomatischer Ausschuß gebildet, und das Veto von 14 Stimmen (gerade so viel haben B., Sachsen und Württemberg) im Bundesrate genügt, um jede Verfassungsänderung zu verhindern. Trotz dieser vielen Ausnahmebestimmungen wurde der Vertrag vom norddeutschen Bundesrate einstimmig und vom Reichstage 10. Dez. mit 195 gegen 32 Stimmen angenommen. Dieser Vertrag wurde den bayr. Kammern 14. Dez. vorgelegt, wobei die Minister von Bray und von Lutz die Annahme desselben eindringlich empfahlen. Die Reichsratskammer nahm ihn 30. Dez. mit 37 gegen 3 Stimmen an; die Zweite Kammer brachte ihn 1870 nicht mehr zur Beratung. König Ludwig seinerseits ergriff in der

Titelfrage die Initiative und trug nach Rücksprache mit sämtlichen deutschen Regierungen dem Könige von Preußen als dem Präsidenten des Deutschen Reichs den Kaisertitel an.

Erst das Jahr 1871 löste die Frage über den Eintritt B.s in das Deutsche Reich. Die Gegenstände, welche zunächst von der Zweiten Kammer zu behandeln waren, betrafen den Militärkredit und die Versailler Verträge. Der Militärkredit, wie ihn der Kriegsminister verlangte (41 Mill. Fl.), wurde von der Zweiten Kammer 5. Jan. mit 146 gegen 4 Stimmen bewilligt. Die Kammer der Reichsräte trat diesem Beschlusse in ihrer Sitzung vom 7. Jan. ohne alle Debatte einstimmig bei. In dem Funfzehner-Ausschuß beantragte Jörg, die Verträge zu verwerfen und mit dem künftigen Deutschen Reiche einen weitern Bund abzuschließen «auf Grund der innern Ausbildung des Allianzvertrags und der Ausdehnung jener verfassungsmäßigen Verbindung, welche durch den Zollvereinsvertrag bereits besteht». Dieser Antrag wurde mit 12 Stimmen gegen die 3 der nationalen Mitglieder angenommen. Die Beratung in der Zweiten Kammer begann endlich 11. Jan. Die Minister und die Führer der Fortschrittspartei traten aufs kräftigste für die Verträge ein; selbst Mitglieder der Patriotenpartei, besonders Prof. Sepp, sprachen in nationaler Begeisterung für dieselben. Die Abstimmung erfolgte 21. Jan. Von 154 Abgeordneten waren 150 anwesend; die nötige Zweidrittelmajorität betrug also 100. Die Abstimmung ergab 102 Stimmen für, 48 gegen die Verträge. Die Minister von Lutz und von Pranckh reisten nach Berlin, wo 29. Jan. die Verträge über den Beitritt B.s zum Deutschen Reiche im Bundeskanzleramt ratifiziert wurden. Dieselben wurden nebst dem Reichstagswahlgesetz 1. Febr. amtlich publiziert, hatten also von da an in B. Gesetzeskraft. Der Schluß des Landtags erfolgte 18. Febr. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich nun den Reichstagswahlen zu, die zum 3. März festgesetzt waren. Der Wahlkampf fand nur zwischen den liberalen Parteien und der Partei der Klerikalen (Patrioten) statt, von denen die erstern in 30, die letztern in 18 Wahlkreisen siegten. Einen solch raschen und bedeutenden Umschwung der Volksstimmung in B. hatten die deutsche Waffengenossenschaft und die Herstellung des Deutschen Reichs zu Wege gebracht.

Zu den rein polit. Kämpfen kamen noch die kirchlich-politischen, wofür gerade B. ein sehr günstiges Terrain darbot. Die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils vom 18. Juli 1870 mit allen ihren Konsequenzen führten den Ausbruch des Konflikts auf dem kirchenpolit. Gebiete herbei. Der Stiftspropst und Reichsrat von Döllinger hatte sich schon [illegible]. Jan. 1870 gegen das Unfehlbarkeitsdogma in einem Zeitungsartikel ausgesprochen; die in der Augsburger «Allgemeinen Zeitung» veröffentlichten «Röm. Briefe vom Konzil» zeigten der Opposition die Blößen des Feindes. Schon 24. Juli erließen Professoren und Docenten der münchener Universität eine Erklärung gegen die Ökumenizität des Vatikanischen Konzils und gegen das neue Dogma. Die Regierung erließ 9. Aug. ein Verbot gegen die Veröffentlichung der Konzilsbeschlüsse ohne vorherige Einholung der staatlichen Genehmigung, des königl. Placets. Aber die Bischöfe kümmerten sich nicht darum. Der Erzbischof von München und der Bischof von Regensburg publizierten trotz des Verbots das Dogma in ihren Pastoralblättern. Nur der Bischof von Bamberg suchte um das Placet nach; als aber der Kultusminister es ihm verweigerte, ließ der Bischof 1. Mai 1871 die Konzilsbeschlüsse von allen Kanzeln seiner Diöcese verkündigen, ja sogar die Gegner derselben mit dem Kirchenbann bedrohen. Auch die theol. Professoren der Universität München sollten unter das dogmatische Joch sich beugen. Der Erzbischof von München verlangte von denselben die Unterzeichnung eines Reverses, worin sie sich für die Anerkennung der Konzilsbeschlüsse aussprechen sollten. Sechs Professoren der theol. Fakultät unterzeichneten den Revers, drei (Döllinger, Friedrich, Silbernagel) nicht. Darauf hin beschloß der Senat der Universität, den Unterzeichnern einen Verweis zu erteilen und den Kultusminister darauf aufmerksam zu machen, daß der Erzbischof durchaus nicht berechtigt sei, von der Fakultät eine solche Erklärung zu verlangen. Allein der Erzbischof, welcher in einem Hirtenbriefe vom 7. Jan. 1871 seinen Diöcesanen die Gründe seiner nachträglichen Unterwerfung unter das Dogma mitteilte, verlangte aufs neue von sämtlichen theol. Professoren unbedingte Unterwerfung. Darauf erwiderte Döllinger 28. März mit einem Schreiben, welches das Verfahren und die Beschlüsse des Konzils einer vernichtenden Kritik unterzog, und erbot sich zugleich zu einer Konferenz und Disputation mit einem gelehrten Kollegium. Infolge dessen erhielt er von allen Seiten, auch aus dem Auslande, Zustimmungsadressen. Der Erzbischof aber, einer Disputation klüglich ausweichend, suchte Döllinger durch ein neues Schreiben zu belehren, und als die beabsichtigte Wirkung nicht eintrat, verhängte er 17. April über Döllinger und Friedrich die große Exkommunikation. Die Universität beantwortete dieses Vorgehen damit, daß sie Döllinger zum Rektor wählte und Friedrich in den Senat aufnahm. Der Erzbischof wandte sich mit einer besondern Eingabe und sämtliche Bischöfe mit einer Kollektiveingabe an den König und bat ihn, die verfassungsmäßigen Rechte der Kirche nicht beeinträchtigen zu lassen. Es herrschten zwei entgegengesetzte Strömungen im Ministerium. Die eine, vertreten vom Grafen Bray, wollte die Bischöfe in ihren Bestrebungen möglichst wenig gestört sehen, die andere, vertreten von Lutz, glaubte, daß die Regierung, wenn sie nicht ihre Abdankung unterschreiben und alle Disciplin unter Beamten und Volk gelöst sehen wolle, irgendwie einschreiten müsse. Letztere Ansicht erhielt die Mehrheit im Ministerium, Graf Bray gab seine Entlassung, erhielt dieselbe 22. Juli bestätigt, und 21. Aug. fand eine Neubildung des Ministeriums statt: Graf Hegnenberg-Dux übernahm das Ministerium des königl. Hauses und des Auswärtigen und den Vorsitz im Ministerrat, Pfeufer das Innere, Ministerialrat Fäustle die Justiz; Lutz behielt das Kultusministerium, Pranckh das Kriegsministerium, Pfretzschner das Finanzministerium; das Handelsministerium wurde aufgelöst und dessen Geschäfte unter die Ministerien des Auswärtigen, des Innern und des Kultus verteilt. Die zwei Minister Braun und Schlör (Inneres und Handel) waren ausgetreten. Jetzt erst wurde die Eingabe des Erzbischofs vom 14. April beantwortet. In einem Erlaß vom 27. Aug. sprach sich dann der Kultusminister Lutz in der eingehendsten Weise über die Stellung des Staates zu der kath. Kirche in B. aus und wies das Gesuch des

Erzbischofs um eine staatliche Beihilfe gegen die Nicht-Infallibilisten ab.

Unterstützt und zu weiterm Vorgehen angespornt wurden die Minister durch die Haltung eines namhaften Teils des Volks. Schon im J. 1870 bildeten sich an mehrern Orten Vereine, deren Mitglieder das Unfehlbarkeitsdogma verwarfen und erklärten, daß sie ihrem alten kath. Glauben treu bleiben und jedem Versuch, ihnen eine neue Lehre aufzuzwingen oder sie aus der Kirche hinauszudrängen, aktiven und passiven Widerstand entgegensetzen würden. Ein Protest hochstehender Katholiken in München, an deren Spitze der Oberceremonienmeister des Königs, Graf Moy, stand, sprach sich 30. Dez. 1870 in diesem Sinne aus. Eine im Museumssaal zu München gehaltene Versammlung der angesehensten Bürger und vieler hochgestellter Beamten richtete 10. April 1871 eine Adresse an den König mit der Bitte, das Verhältnis zwischen Kirche und Staat auf gesetzlichem Wege neu zu regeln. Zugleich wurde ein Komitee der «katholischen Aktion» gewählt, an alle Katholiken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz 20. April ein Aufruf erlassen und in einer Zuschrift an den Erzbischof die Schuld an den innern Spaltungen diesem und seinen Kollegen zugeschoben. Die beiden Hirtenbriefe des deutschen Episkopats vom 30. Mai 1871 beantwortete Döllinger im Namen der altkath. Gelehrten Deutschlands, welche an Pfingsten in München versammelt waren, mit einem Aufruf an die deutschen Katholiken vom 12. Juni. Der erste Altkatholikenkongreß wurde 22. bis 24. Sept. in München gehalten. Um Döllinger gruppierten sich Männer wie Reinkens, Schulte, Huber, Friedrich, Windscheid, Michelis, Loyson. Die altkath. Bewegung schien in München ihren Vorort gefunden zu haben. Aber die an den Kultusminister gerichtete Bitte um Überlassung einer der Stadtkirchen wurde nicht gewährt, nicht einmal eine als Markthalle benutzte ehemalige Kirche, welche die Altkatholiken auf eigene Kosten herrichten lassen zu wollen erklärten, ihnen überlassen. Der von Bonn und von München aus gestellten Bitte, den zum altkath. Bischof gewählten und von der preuß., bad. und hess. Regierung als Bischof anerkannten Prof. Reinkens als solchen auch für B. anzuerkennen, wurde nicht entsprochen und auf das Gutachten einer juridischen Kommission hin im April 1874 erklärt, daß diese Anerkennung nur durch Änderung eines Verfassungsgesetzes, zu deren Ausführung unter den gegenwärtigen Umständen keine Aussicht sei, nicht auf dem bloßen Verordnungswege vollzogen werden könne. Doch wenn der Kultusminister den Altkatholiken in vielen wesentlichen Dingen keinen Vorschub leistete, so ließ er auch keinen bischöfl. Zwang auf dieselben ausüben. Trotz der Einsprache des Erzbischofs in München durfte 1872 Erzbischof Loos von Utrecht und 1874 Bischof Reinkens die Firmung in B. vornehmen, und 14. Juli 1874 in der Kammer hierüber interpelliert, erklärte der Kultusminister, daß der Staat weder verpflichtet noch berechtigt sei, den Kirchenbehörden den weltlichen Arm zum Schutze zu leihen, da es sich in allen diesen Dingen um den Vollzug einer ohne Einholung des königl. Placets veröffentlichten und eingeführten kirchlichen Anordnung handle.

Auf dem im Sept. 1871 wieder zusammentretenden Landtage wählte die Zweite Kammer 22. Sept. den ultramontanen Regierungsrat von Ow mit 79 gegen 66 Stimmen zu ihrem Präsidenten. Die von 46 Mitgliedern der Fortschrittspartei unterzeichnete «Interpellation Herz» wünschte eine offene Äußerung des Gesamtministeriums über seine Stellung zu den kirchlichen Fragen und richtete einen Tadel gegen das Kultusministerium, dessen Worten nicht die entsprechenden Handlungen gefolgt seien. Der Kultusminister antwortete 14. Okt. in einer ausführlichen Rede, worin er erklärte, daß das Gesamtministerium entschlossen sei, allen kath. Staatsangehörigen, geistlichen und weltlichen Standes, welche das Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkennen wollen, staatlichen Schutz zu gewähren, das religiöse Erziehungsrecht der Eltern gegenüber diesem Dogma anzuerkennen und jeden Eingriff in die Rechte des Staats mit den verfassungsmäßigen Mitteln abzuwehren. Im Namen der klerikalen Partei stellte 13. Dez. Schüttinger den Antrag, daß die Vertreter B.s im Bundesrate nur dann berechtigt sein sollten, einer Änderung der Reichsverfassung zuzustimmen, wenn sie vorher die Zustimmung des bayr. Landtags hierzu erlangt hätten. Diesem Antrage widersetzte sich der Kultusminister und machte in seiner Ausführung das Aufgeben von Reservatrechten nur von dem Votum der Bevollmächtigten im Bundesrate abhängig, dabei bemerkend, daß jede Verfassungsänderung durch eine Opposition von 14 Stimmen im Bundesrate unmöglich und daß zur Abschaffung von Reservatrechten die Einwilligung des betreffenden Einzelstaats notwendig sei. Der Antrag wurde 9. Febr. 1872 verworfen. In der Gesandtschaftsfrage zeigte sich die Zweite Kammer in ihrer Sitzung vom 15. April damit einverstanden, daß in Paris, London, Brüssel, Karlsruhe, Darmstadt die bayr. Gesandtschaften aufgehoben, in Petersburg, Wien, Rom, im Vatikan, in Bern, Stuttgart, Dresden dieselben beibehalten werden sollten. Der Schluß des Landtags erfolgte 29. April. Am 2. Juni starb Ministerpräsident Graf Hegnenberg-Dux. Finanzminister von Pfretzschner übernahm 24. Sept. das Auswärtige und das Präsidium im Ministerrat und 1. Okt. wurde Ministerialrat Berr zum Finanzminister ernannt.

Die Beziehungen der Regierung zum Deutschen Reiche gestalteten sich günstig, zumal da dieselbe sah, wie notwendig sie bei den schwierigen kirchlich-polit. Verhältnissen in B. das Reich brauche, um Gesetze und Verfassungsänderungen, für welche sie im bayr. Landtage niemals eine Mehrheit, geschweige eine Zweidrittelmehrheit erhalten würde, auf dem Wege der Reichsgesetzgebung in B. einführen zu können. So ging der sog. Kanzelparagraph im J. 1871 aus der Initiative des Kultusministers Lutz hervor. Das Jesuitengesetz vom J. 1872 fand an Minister Fäustle einen Verteidiger. Dasselbe wurde von den bayr. Behörden 6. Sept. 1872 veröffentlicht und die Ausweisung der Jesuiten, welche trotz des Verbots in Regensburg sich unter dem Schutze des Bischofs Senestrey niedergelassen hatten, anbefohlen. Ebenso erhielten, der Anordnung des Bundesrats gemäß, im Juni 1873 die Redemptoristen den Befehl, ihre Thätigkeit einzustellen. Eine Kollektiveingabe der bayr. Bischöfe an den König erbat dessen Schutz für sämtliche noch bestehende geistliche Orden und Korporationen und eine weitere Eingabe derselben protestierte gegen die Errichtung konfessionell gemischter Schulen. Beide Schriftstücke richteten nichts aus. Dem Reichsgesetz über Einführung der obligatorischen Civilehe und Beurkundung

des Personenstandes vom J. 1875 stimmte Minister Fäustle im Bundesrate gleichfalls bei; denn die Regierung konnte nicht ruhig zusehen, wie die kath. Geistlichkeit in B. nur unter der Bedingung eine gemischte und eine kath. Ehe einsegnete, wenn bei jener das Versprechen der kath. Kindererziehung, bei dieser die Anerkennung des Unfehlbarkeitsdogmas ausgesprochen wurde. Andere schon bestehende Reichsgesetze nahm B. mit Aufgebung seiner Reservatstellung gleich in der ersten Session des Reichstags an, so: das Gesetz über Freizügigkeit, über Erwerbung und Verlust der Staatsangehörigkeit, über Einführung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung, über gegenseitige Gewährung der Rechtshilfe und das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes; sodann 1872 das Gesetz über Deutsche Gewerbeordnung, 1873 das Gesetz über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, 1875 das Deutsche Quartiergesetz. Auch in der Frage der Schulreform, welche seit dem J. 1869, wo die Reichsratskammer das freisinnige Schulgesetz zum Scheitern gebracht hatte, unerledigt geblieben war, ging die Regierung mit Glück vor. Statt dieselbe noch einmal dem Landtage vorzulegen, ließ sie einzelne Reformen, wie die Aufstellung fachmännisch gebildeter Kreis- und Bezirksschulinspektoren, durch die Landräte der einzelnen Kreise einführen, für andere schlug sie den Verordnungsweg ein. Im Sept. 1873 erschien eine Verordnung über Vermehrung der Volksschulen und Umwandlung der konfessionell getrennten in konfessionell gemischte Volksschulen, welche Maßregel von einem Beschluß der Gemeindebehörden abhängen sollte, und im April 1873 wurde eine Verordnung über Gründung und Leitung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erlassen, welche alle, auch die Seminarien für angehende Kleriker, unter die Genehmigung und die Oberaufsicht des Staats gestellt werden sollten. Wie dringend notwendig es war, daß die Regierung den Bischöfen auf dem Gebiete der Kirchenpolitik und der Schule die Herrschaft streitig machte und auf Heranbildung einer von klerikalen Einflüssen freiern Generation bedacht war, sah man bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874. Mit Hilfe der in die Wahlagitation eintretenden bischöfl. Hirtenbriefe und der andern der Geistlichkeit zu Gebote stehenden wirksamen Mittel siegten die Klerikalen in 32, die Liberalen nur in 16 Wahlbezirken.

Am 4. Nov. 1873 wurde der Landtag wieder eröffnet. Freiherr Schenk von Stauffenberg, Mitglied der bayr. Fortschrittspartei und Reichstagsabgeordneter, wurde 5. Nov. zum Präsidenten der Zweiten Kammer gewählt. Der Antrag der Abgeordneten Völk und Herz, die Regierung möge dem Laskerschen Antrage in Betreff der Ausdehnung der Reichszuständigkeit auf das gesamte bürgerliche Recht zustimmen, wurde 8. Nov. angenommen. Der Antrag des Abgeordneten Herz, sämtlich bayr. Gesandtschaften außerhalb des Deutschen Reichs aufzuheben, wurde 26. Jan 1874 abgelehnt. Nach der Angabe des Finanzministers betrug der Anteil B.s an den franz. Kriegskontributionsgeldern 7323921 Fl. 10¼ Kr.; davon waren 130324926 … bereits auf Tilgung von Anlehen verwendet, … noch übrigen nahezu 27 Mill. sollten für Militär- und andere Zwecke ausgegeben werden. Ein … dem Kriegsminister 20. Nov. 1873 vorgelegter Gesetzentwurf verlangte von dieser Summe 24294000 Fl. für militärische Zwecke, besonders zu neuer Ausrüstung der Artillerie, und zwar 12 Mill. für die laufende, den Rest für die folgende Finanzperiode. Die Kammer bewilligte aber nur etwa 9½ Mill. Fl. und ließ sich, da ihr Mandat 1875 erlosch, auf Verwilligungen für die spätern Jahre nicht ein. Die Kirchenpolitik des Kultusministers Lutz hatte die heftigsten Angriffe der Klerikalen zur Folge. Daß die Königin-Mutter Marie, eine geborene Prinzessin von Preußen, 12. Okt. 1874 zur kath. Kirche überging, hatte auf die bayr. Kirchenpolitik keinen Einfluß. Kriegsminister von Pranckh reichte, nach der Verwerfung des Gesetzentwurfs über die Rechtsverhältnisse der Militärbeamten, sein Entlassungsgesuch ein. Dasselbe wurde 18. März 1875 vom König angenommen und Generallieutenant von Maillinger, Kommandant des 2. Armeekorps, 24. März zum Kriegsminister ernannt. Der Schluß des Landtags erfolgte 16. April 1875.

Da die sechsjährige Legislaturperiode abgelaufen war, so mußten für die Abgeordnetenkammer Neuwahlen vorgenommen werden. Um für sich ein günstigeres Resultat zu erzielen, beschloß die Regierung, eine neue Wahlkreiseinteilung anzuordnen und, im Zusammenhange damit, die Zahl der Abgeordneten von 154 auf 156 zu erhöhen. Die Klerikalen zeigten sich ungemein entrüstet hierüber, die Bischöfe benutzten ihre Hirtenbriefe, die Geistlichen den Beichtstuhl, um das Volk gegen die Liberalen und gegen die Regierung aufzuhetzen. Bei den Wahlen vom 24. Juli 1875 wurden 79 klerikale und 77 liberale Abgeordnete gewählt. Der Landtag wurde am 28. Sept. eröffnet, der klerikale Freiherr von Ow zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt. Obgleich der Landtag ohne Thronrede eröffnet worden war, so setzte doch die klerikale Kammermehrheit es durch, daß eine Adresse an den König gerichtet wurde. Diese, von dem Abgeordneten Jörg abgefaßt, verlangte Entlassung des Ministeriums und Einsetzung einer «echt bayr. Regierung». Nach zweitägiger Debatte, in welcher Jörg über die Vergewaltigung des freien Wahlrechts sich beschwerte und Schels (aus Regensburg) die Person des Königs in anstößigster Weise hereinzog, wurde die Adresse 14. Okt. mit 79 gegen 76 Stimmen angenommen. Darauf reichte das Gesamtministerium sein Entlassungsgesuch ein. Aber der König erklärte in einem Handschreiben vom 19. Okt., daß er das Entlassungsgesuch seiner Minister, welche sein volles Vertrauen hätten, nicht annehme, weigerte sich, die Kammeradresse in Empfang zu nehmen, und äußerte in einem Schreiben vom 21. Okt. sein Befremden über den Ton, in welchen einzelne Kammerredner verfallen seien. Der Landtag wurde 21. Okt. vertagt und trat 23. Febr. 1876 wieder zusammen. Um sich wegen der ihnen ungünstigen Wahlkreiseinteilung zu rächen, kassierte die klerikale Mehrheit der Abgeordneten die Wahlen mehrerer liberaler Bezirke: München, Pirmasens, Regensburg, Sulzbach, Würzburg, Schweinfurt. Aber in allen diesen Bezirken wurden die frühern Abgeordneten mit großen Mehrheiten wiedergewählt. Der von Jörg gestellte Initiativantrag wegen Erlassung eines neuen Wahlgesetzes wurde, da er nur die Stimmen der Klerikalen erhielt und zu seiner Annahme eine Zweidrittelmehrheit brauchte, 28. Juni verworfen. Der Antrag des liberalen Abgeordneten Herz auf Aufhebung sämtlicher auf

B.s (in Wien, Rom, Vatikan, Bern, Petersburg, Paris) wurde 29. April mit großer Mehrheit abgelehnt. Die von der Regierung beantragte Erhöhung der Besoldung der Volksschullehrer wurde von den Klerikalen, welche in denselben Abtrünnige sahen, verweigert und der Parteistandpunkt in alle Debatten, auch über den Etat der Universitäten und über den Bau von Eisenbahnen, hineingetragen. Am 29. Juli wurde der Landtag geschlossen. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1877 wurden 31 Klerikale und 17 Liberale gewählt. Der Landtag wurde 2. Juli wieder eröffnet, 14. Juli vertagt und trat 28. Sept. wieder zusammen. Er hatte sich hauptsächlich mit der Beratung des Budgets zu beschäftigen. Die von liberaler Seite gestellten Anträge auf Aufhebung der außerdeutschen Gesandtschaften und auf Erhöhung der Volksschullehrerbesoldungen wurden von den Klerikalen aufs neue abgelehnt. Das Entlassungsgesuch des Finanzministers Berr wurde vom König bewilligt und Ministerialdirektor von Riedel 26. Nov. zu dessen Nachfolger ernannt. Die am 3. Jan. 1878 wieder zusammentretende Abgeordnetenkammer genehmigte 31. Jan. den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf über Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofs und 21. Febr. den von den Klerikalen längst angefochtenen Dispositionsfonds, welch letzterer Beschluß nur dadurch möglich war, daß in dem von Jörg geleiteten Patriotenklub Zwiespalt entstand und von den Extremsten acht austraten und eine «Freie Vereinigung» unter dem Vorsitz des Freiherrn von Hafenbrädl bildeten. Der am 21. Febr. vertagte Landtag hielt vom 2. bis 18. Juli noch einige Sitzungen, um den Militäretat und die Eisenbahnvorlagen zu beraten.

Der wegen der Besetzung erledigter Bischofssitze drohende Kompetenzkonflikt wurde 1878 beigelegt. Nachdem in den letzten Jahren für das Erzbistum Bamberg und das Bistum Passau gemäßigte Männer (Schreiber und Weckert) ernannt worden waren, erhielten die für Würzburg und Speier ernannten Bischöfe, Käs und Engler, die Bestätigung des Vatikans nicht, infolge dessen sie wieder zurücktraten. Damit war aber das konkordatlich festgestellte Ernennungsrecht der Krone illusorisch. Als dem intriguierenden Nuntius Bianchi der diplomatischere von Masella, und dem herrschsüchtigen Papst Pius IX. der zunächst milder auftretende Leo XIII. folgte, wurden die Differenzen ausgeglichen. Der König ernannte den Professor der Theologie an der Universität Würzburg Dr. Stein zum Bischof von Würzburg, den Domprediger Ehrler in München zum Bischof von Speier und den Dompropst Dr. Steichele in Augsburg zum Erzbischof von München-Freising, welch letztere Stelle im vorigen Jahre vakant geworden war. Die drei Ernannten wurden vom Papst bestätigt und leisteten dem König den Eid der Treue und des Gehorsams. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli 1878 wurden 31 Klerikale und 17 Liberale gewählt. Letztere verloren den Wahlbezirk München-Stadt, welchen sie seit 1871 innegehabt hatten. Auch bei den Ergänzungswahlen in den münchener Gemeinderat erlitten die Liberalen, welche dort bisher die Mehrheit gehabt hatten, eine Niederlage, infolge deren dieses Kollegium aus 32 klerikalen und 28 liberalen Abgeordneten bestand. Die Abgeordnetenkammer von 1879 einigte sich mit der Reichsratskammer 27. Jan. über die vier Ausführungsgesetze zum Zweck der Einführung der deutschen Justizgesetze auf 1. Okt., an welchem Tage auch der neuerrichtete oberste Verwaltungsgerichtshof in München eröffnet wurde. Die von der Regierung gemachten Eisenbahnvorschläge und ihr Antrag, zur Verminderung des Defizits (25 Mill. Mark) die Malzsteuer von 5 auf 6 Mark pro Hektoliter zu erhöhen, wurden genehmigt mit der Bestimmung, daß dieser Aufschlag vom 1. Nov. 1879 bis 1. Jan. 1882 gelten solle. Die 20. Juli eröffnete Internationale Kunstausstellung in München, welche bis 26. Okt. dauerte, wurde vom Inland und Ausland beschickt und besucht. An die Stelle des abberufenen Nuntius Masella trat 21. Aug. der Nuntius Roncetti. Im J. 1880 tagte der Landtag vom 7. Jan. bis 21. Febr. und vom 13. Juli bis 2. Aug. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Beratung des Etats, wobei der Kriegsminister Mühe hatte, die klerikale Mehrheit zur Bewilligung der für den Umbau der Festung Ingolstadt notwendigen Gelder zu vermögen. Der Entwurf eines Disciplinargesetzes für die richterlichen Beamten wurde von der Abgeordnetenkammer 21. Juli angenommen. Die vom Minister Pfretzschner wegen Kränklichkeit erbetene Entlassung wurde vom König 4. März genehmigt und zugleich das Ministerium des Auswärtigen dem bisherigen Geh. Legationsrat Freiherrn von Crailsheim, der Vorsitz im Staatsministerium dem Kultusminister von Lutz verliehen. Am 24. und 25. Aug. wurde die Feier der 700jährigen Regierung des Wittelsbacher Hauses in München und im ganzen Lande festlich begangen. Der König richtete 22. Aug. eine Proklamation an sein Volk, worin er für die Treue und Anhänglichkeit an den Thron aufs wärmste dankte.

Der am 20. Jan. 1881 wieder eröffnete Landtag genehmigte die vom Finanzminister von Riedel vorgelegten vier Steuergesetze: über Einkommensteuer, über Grund- und Haussteuer und über Gewerbesteuer. Die Abgeordnetenkammer nahm den Antrag des Freiherrn von Hafenbrädl auf Beseitigung des siebenten Schuljahres gegen den Widerspruch des Kultusministers von Lutz 6. April und das Gesetz über Landtagswahlreform 8. März an. Durch letzteres wurde die geheime Abstimmung eingeführt, der Maßstab von 31500 Seelen auf 1 Abgeordneten und das indirekte Wahlsystem beibehalten, die Zahl der Wahlkreise von 47 auf 63, die der Abgeordneten von 156 auf 159 erhöht. Der Schluß des Landtags erfolgte 21. Mai. Die sechsjährige Legislaturperiode (1875—81) war abgelaufen; die Abgeordnetenkammer mußte nach dem neuern Wahlgesetz neu gewählt werden. In München bildete sich eine gemäßigte Partei, welche das Konfessionelle von der Politik trennen und den sozialen Fragen ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich schenken wollte. Auf seiten des Ministeriums und der Liberalen hoffte man als Ergebnis der Wahlen etwa ein Verhältnis von 80 Klerikalen zu 79 Liberalen oder auch umgekehrt. Da es aber den Klerikalen gelang, in München-Stadt, wo die gemäßigte Partei eine vollständige Niederlage erlitt, in Augsburg und Regensburg den Sieg zu erringen, während die Liberalen bei so großen Verlusten nur zwei neue Wahlkreise gewannen, so fiel das Resultat vom 21. Juli ganz anders aus: die Klerikalen erhielten 87 Abgeordnetensitze, die Konservativen (Protestanten) 3, die Liberalen 69. Dabei war auffallend, daß unter den Klerikalen die Zahl der

Extremen ziemlich zugenommen hatte. Jörg, der langjährige Führer der Klerikalen, nahm nach 16jähriger parlamentarischer Thätigkeit keine Wahl mehr an. Noch vor den Wahlen trat der Minister des Innern, Pfeufer, von seinem Amte zurück. Er erhielt 24. Juni die erbetene Entlassung, wurde in den erblichen Freiherrnstand erhoben und zum Präsidenten der Regierung von Oberbayern ernannt, während der bisherige Präsident dieser Regierung, Freiherr von Feilitzsch, das Ministerium des Innern erhielt. Die Reichsratskammer verlor durch den Tod des Grafen von Stauffenberg 8. Mai ihren Präsidenten, die bayr. Armee durch den Tod des kommandierenden Generals Freiherrn von der Tann 26. April ihren tapfern Führer von Sedan und von der Loire. Der König ernannte zum Reichsratspräsidenten den Freiherrn von Franckenstein, Mitglied des Centrums. Der Landtag wurde 28. Sept. eröffnet, zum Präsidenten der Zweiten Kammer Freiherr von Ow wiedergewählt. Die extremen Klerikalen konstituierten sich, 20 Mitglieder stark, unter dem Namen «Äußerste Rechte» als besondere Fraktion. Der Antrag des orthodox-luth. Abgeordneten Luthardt auf Aufhebung der Simultanschulen wurde 5. Nov. mit 85 gegen 63 Stimmen, der Antrag des Budgetausschusses auf Ablehnung des Dispositionsfonds 25. Nov. mit 78 gegen 59 Stimmen, der Antrag des Abgeordneten Mayer, welcher die Aufhebung der obligatorischen Civilehe bezweckte, 15. Nov., der gegen die Einführung des Tabaksmonopols gerichtete Antrag Schels 10. Febr. 1882 mit 98 gegen 43 Stimmen angenommen. Sämtliche Anträge wurden vom Reichsrat 24. Jan. 1882, 21. April 1882, 22. Dez. 1881, 11. März 1882 abgelehnt. Auch lehnte der Reichsrat 13. März den am 11. Febr. aufs neue eingebrachten und genehmigten Hafenbrädlschen Antrag auf Beseitigung des siebenten Schuljahres und 18. April den von der Zweiten Kammer 8. März angenommenen, die Tegernseer Erklärung betreffenden Antrag ab. Diese Erklärung war eine vom König Max Joseph am 15. Sept. 1821 erlassene Verordnung, welche niemals verfassungsmäßige Gültigkeit gehabt hatte, nun aber wegen ihrer in klerikalem Sinne gehaltenen Fassung von den Ultramontanen hervorgesucht wurde, um eine Antwort zu geben auf das Schreiben des Königs Ludwig II. vom 23. Febr. 1882 an den Minister von Lutz, worin das Festhalten an den unzweifelhaften und notwendigen Rechten des Staats gegenüber der Kirche nachdrücklich betont worden war. In der Sitzung des Deutschen Bundesrats vom 24. April 1882, in welcher über den Gesetzentwurf, betreffend das Reichstabakmonopol, abgestimmt wurde, votierte B. gegen das Monopol. Am 29. April wurde der Landtag durch den Prinz Luitpold geschlossen.

Litteratur. Außer den ältern Werken von Zschokke (s. d.) und andern vgl. Buchner, «Geschichte von B.» (Bd. 1—8, Münch. 1820—51); Zschokke, «Sechs Bücher der Geschichten des bayr. Volks» (2. Aufl., 4 Bde., Aarau 1821); Mannert, «Geschichte B.s» (2 Bde., Lpz. 1826); Böttiger, «Geschichte B.s» (Erlangen 1832); Rudhart, «Geschichte der Landstände in B.» (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1819); Spruner, «Leitfaden zur Geschichte von B.» (2. Aufl., Bamb. 1853); derselbe, «Histor. Atlas von B.» (Gotha 1838); Contzen, «Geschichte B.s» (Münster 1853); Rudhart, «Älteste Geschichte B.s» (Hamb. 1841); Siegert, «Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayr. Volksstammes» (Münch. 1854); von Lerchenfeld, «Geschichte B.s unter Max Joseph I.» (Münch. 1854); Breyer, «Lehrbuch der bayr. Geschichte» (Erlangen 1864); Heigel und Riezler, «Das Herzogtum B. zur Zeit Heinrichs des Löwen» (Münch. 1867); W. Müller, «Polit. Geschichte der Gegenwart» (Berl. 1867—81); derselbe, «B. seit 1870» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1874, 1. Hälfte); Quitzmann, «Die älteste Geschichte der Bayern» (Braunschw. 1873); Riezler, «Geschichte B.s» (Bd. 1—2, Gotha 1878—80).

Bayerwald, die westliche Vorstufe des Böhmerwaldes (s. d.).

Bayeux, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Calvados in der Normandie, im fruchtbaren Thale der Aure, 12 km vom Meere, an der Linie Paris-Cherbourg der Westbahn, ist altertümlich und, außer der Hauptstraße, schlecht gebaut, aber ein wohlhabender Ort. Die Kathedrale, welche 1105 angefangen und 1497 vollendet, 1676 durch Blitzschlag ausgebrannt, aber bis 1715 wieder ausgebaut wurde, zeichnet sich durch ihre herrlichen Portale und ihre drei Glockentürme von überraschender Kühnheit aus. B. ist der Sitz eines Bischofs, eines Civil- und Handelsgerichts, einer Handelskammer, hat ein großes und ein kleines Seminar, ein Kommunal-Collége, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden, Gesellschaften für Kunst, Wissenschaft, Litteratur und Ackerbau und ein Theater, ein Mönchs- und sechs Nonnenklöster. Die Stadt zählt mit ihren vier Vorstädten (1876) 8315 (Gemeinde 8614) E., welche ansehnliche Porzellan- und Spitzen-, Blonden-, Percals-, Kalikofabriken, Baumwollspinnereien unterhalten, Quincaillerien und Leder verfertigen und lebhaften Handel mit Schlachtvieh, Pferden und Butter sowie mit Getreide, Geflügel, Fischen, Äpfeln, Cider und Wein treiben. Im Stadthause wird die berühmte Tapisserie de Bayeux aufbewahrt, eine ausgezeichnete, 50 cm in der Höhe, 70,3 m in der Länge messende Stickerei auf feiner Leinwand, welche in meisterhafter Anordnung in 55 oder 58 Gruppen die Hauptereignisse der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt. Die Arbeit soll von der Hand der Königin Mathilde, der Gemahlin Wilhelms, gefertigt sein; gewiß ist nur, daß sie dem 11. Jahrh. angehört. Das nicht nur in künstlerischer, sondern auch geschichtlicher Beziehung bedeutende Werk wurde von Thierry in dessen «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (Bd. 1) beschrieben, erschien graviert in den «Monuments de la monarchie française» und ward auch als Lithographie in den «Antiquités anglo-normandes» von Ducarel veröffentlicht.

B. war die alte Hauptstadt der gallischen Baiocasses und hieß unter den Römern Augustodurum, im frühern Mittelalter Baiocassis und Baiocä (Baiocum). Wie die Überreste einer Wasserleitung, eines Gymnasiums und anderer Altertümer zeigen, war es zur Römerzeit eine bedeutende Stadt. Seit dem 4. Jahrh. Bischofssitz (Baioca), wurde es später der Hauptort einer fränk. Gaugrafschaft, Baiocassinus, der spätern Landschaft Bessin. Dieselbe gehörte schon im 3. Jahrh. zum Litus Saxonicum, später zu Otlingua Saxonia oder Kleinsachsen, wohin Karl d. Gr. überwundene Sachsen (noch später Saisnes du Bessin genannt) übergesiedelt hatte. Zu diesem sächs. Element der Bevölkerung kam im 9. Jahrh. noch ein zweites germanisches

Der Normanne Rollo (seit 912 christl. Herzog von Normandie) erstürmte B. gegen den Grafen Berengar, welcher fiel, und dessen schöne Tochter Popa des Siegers Gemahlin ward. B. wurde hiermit der eigentliche Mittelpunkt der normann. Herrschaft und Sprache und hielt sich am längsten frei von franz. Art und Sitte. Im engl. Kriege wurde die Stadt 1346 von Eduard III., 1417 von Heinrich V., 1450 von Dunois erobert. Im 16. Jahrh. litt sie viel durch die Hugenottenkriege, erlebte unter Ludwig XIII. die blutige Bestrafung der rebellischen «Va-nu-pieds», unter Ludwig XIV. die grausame Verfolgung der Protestanten. In der Revolutionszeit hielt sie mit ihrer zahlreichen Geistlichkeit treu zu den Bourbonen. Vgl. Delauney, «B. et ses environs» (1804); F. Pluquet, «Essai historique sur B.» (1830).

Bay-Inseln oder **Bai-Inseln**, die zur mittelamerik. Republik Honduras gehörenden Inseln Roatan, Guanaja oder Bonacca, Borbareta, Helena, Morat, Utilla. Von Guanaja aus soll Columbus 1502 zuerst das centralamerik. Festland entdeckt haben. Die Inseln waren damals von einem ziemlich civilisierten Indianervolke bewohnt. Durch span. Expeditionen von Cuba aus wurden viele der Einwohner als Sklaven fortgeführt; die übrigen stellten sich unter den Schutz von Cortez. Im 17. Jahrh. wurden die trefflichen Häfen der Inseln zu Schlupfwinkeln der Flibustier oder Bukanier, unter deren grausamem Regiment die Bevölkerung bis auf 400 Seelen zusammenschmolz, die 1642 nach der Festlandküste auswanderten. Hierauf setzte sich eine meist aus Engländern bestehende Seeräubergenossenschaft auf Roatan und Borbareta fest, bis 1650 eine span. Flotte sie vertrieb und die Inseln in Besitz nahm. Als die Engländer 1742 in Mittelamerika Fuß zu fassen suchten und Truxillo besetzt hatten, occupierten sie von dort aus auch Roatan. Der Krieg, in welchen sie dadurch mit Spanien gerieten, wurde 1763 durch einen Vertrag beendet, durch den sich England verpflichtete, alle im Meerbusen von Honduras und auf andern Punkten des span. Gebiets errichtete Befestigungen binnen vier Monaten abzutragen und zu räumen. Dieser Verpflichtung suchte sich England in Bezug auf die B. durch allerlei Ausflüchte zu entziehen. Darüber kam es 1780 zu einem neuen Kriege, und 1782 nahm der Vizekönig von Guatemala die Inseln den unrechtmäßigen Besitzern gewaltsam ab. Durch den Friedensschluß von 1783 und den ihn ergänzenden Vertrag von 1786 verpflichtete sich England nochmals feierlich, das Mosquitoland sowie die Festlandküste im allgemeinen und die benachbarten Inseln ohne Ausnahme zu räumen. Seitdem blieben die Inseln im ungestörten Besitze Spaniens, bis sie 1822 durch die Lostrennung der mittelamerik. Kolonien von Spanien in den Besitz der Republik Honduras übergingen.

Infolge von Petitionen der Einwohner an den engl. Gouverneur von Jamaica um Einführung einer brit. Kolonialregierung erfolgte unter dem Schutze eines Kriegsschiffs die Installation der vom Gouverneur ernannten Beamten, und 20. März 1852 erhob ein königl. Erlaß die Inseln zu einer Kolonie der brit. Krone. Diese Maßnahme ward der Gegenstand einer erbitterten diplomatischen Kontroverse zwischen den Vereinigten Staaten und England, die 1856 auf dem Punkte stand, in einen offenen Krieg auszubrechen, als ein Ausweg durch den Eintritt der Republik Honduras in die Angelegenheit gefunden ward. Die Republik erklärte, daß sie die einzige rechtmäßige Besitzerin der Inseln sei, und forderte diese zurück. England glaubte so nachgeben zu können, und erklärte sich bereit, die Inseln unter gewissen Vorbehalten in Betreff der bürgerlichen Rechtszustände auf denselben an Honduras herauszugeben. Doch der Kongreß von Honduras verwarf die also gestellte Konvention, weil durch die Vorbehalte ein Recht Englands auf die Inseln eingeräumt worden wäre. Es vergingen nun wieder zwei Jahre, während deren die Unausführbarkeit eines Schiffskanals durch Mittelamerika dargethan ward. Da hiermit der Hauptgrund für die Gewaltthat Englands wegfiel, gab dieses die Inseln ohne Bedingung heraus. Im J. 1860 diente Roatan dem Abenteurer Walker als Sammelplatz zu seinem letzten verunglückten Zuge gegen Mittelamerika. Die Inseln, von welchen Roatan (550—650 qkm) die größte ist, gehören der Kalksteinformation an und haben in den Thälern einen überaus fruchtbaren Alluvialboden, während auf den Bergabhängen Mergel und Lehmerde vorwaltet. Ihr Klima ist milde und gesund. Die bis zu 300 m hohen Berge sind dicht mit tropischem Urwald bedeckt, der die wertvollsten Nutzhölzer liefert. Alle tropischen Früchte gedeihen in reichster Fülle. Die Einwohner, meist befreite Sklaven, treiben Jagd, Fischfang, Schiffbau, auch etwas Ackerbau und Handel mit Truxillo und früher mit Neuorleans. Ihre Gesamtzahl beträgt jetzt etwa 5000.

Bayle (Pierre), einer der einflußreichsten franz. Freidenker und Dialektiker, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 18. Nov. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, einem reform. Geistlichen, besuchte dann die Schule zu Puy-Laurens, wo anhaltende Studien seine Gesundheit für immer schwächten, und studierte zu Toulouse Philosophie bei den Jesuiten. Die Argumentationen seines Lehrers, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem kath. Geistlichen, der neben ihm wohnte, weckten in ihm Zweifel an der Orthodoxie des Protestantismus, sodaß er beschloß, die Religion zu vertauschen. Seine Familie that jedoch alles, ihn wieder für die reform. Kirche zu gewinnen, und so kehrte er nach 17 Monaten zu ihr zurück. Um sich nun der Strafe des Banns zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Coppet, wo er die Philosophie des Descartes studierte. Nach einigen Jahren kehrte B. nach Frankreich zurück, ließ sich zuerst in Rouen nieder und lebte dann in Paris, wo er Unterricht erteilte, bis er 1675 den philos. Lehrstuhl zu Sedan erhielt, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie, 1681, lehrte. Hierauf ward er auf den philos. Lehrstuhl nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Kometen 1680, gab er 1682 seine «Pensées diverses sur la comète» heraus, ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem viele Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Darauf folgte die «Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg», die beifällig aufgenommen und von Maimburg selbst mit Achtung genannt wurde. Die in Holland herrschende Preßfreiheit veranlaßte ihn, mehrere in Frankreich unterdrückte Bücher herauszugeben, unter andern einige auf Descartes sich beziehende Schriften. Er unternahm 1684 eine periodische Schrift: «Nouvelles de la république des lettres.» Die Religionsverfolgungen

in Frankreich gaben ihm Veranlassung zu dem angeblich aus dem Englischen übersetzten «Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Évangile: Contrains-les d'entrer», der eine kräftige Verteidigung der Grundsätze der Toleranz enthält. Infolge der Angriffe des Theologen Jurieu wurde er, obschon er sich sehr geschickt verteidigte, 1693 seines Amtes entsetzt und selbst die Erteilung von Privatunterricht ihm verboten. Von allen Geschäften frei, widmete er nun seinen ganzen Fleiß dem «Dictionnaire historique et critique» (zuerst 2 Bde., Rotterd. 1696; neuere Aufl. 1702; am vollständigsten von Desmaizeaux, 4 Bde., Amsterd. u. Leid. 1740; neueste Ausg., 16 Bde., Par. 1820; deutsch von Gottsched, 4 Bde., Lpz. 1741—44), welches das erste Werk war, das er unter seinem Namen erscheinen ließ. Jurieu trat abermals als B.s Gegner auf und veranlaßte das Konsistorium, ihn namentlich in Beziehung auf den darin ausgesprochenen Tadel gegen König David und das der Moral einiger Atheisten erteilte Lob zu vernehmen. B. versprach zwar, alles, was das Konsistorium anstößig gefunden, zu tilgen, ließ aber das Werk bis auf einige wenige und noch dazu unbedeutende Stellen unverändert. Neue Feinde erweckten ihm seine «Réponse aux questions d'un provincial» und die Fortsetzung der «Pensées sur la comète» in Jacquelot und Leclerc, die beide seine religiösen Ansichten angriffen. Andere verfolgten ihn als einen Feind der prot. Kirche und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten vermehrten seine Körperleiden, denen er 28. Dez. 1706 erlag.

B. steht an der Spitze der neuen Dialektiker und Skeptiker. Wenn vor ihm die Erneuerungen der antiken Skepsis sich mit mehr oder minder Aufrichtigkeit in den Dienst der kirchlichen Dogmatik gestellt hatten, so nahm der Skeptizismus in ihm durch die Wendung auf das religiöse Wissen eine Richtung, vermöge deren er in erster Linie den Kampf der Aufklärung gegen die Kirche eröffnete. Er kämpfte gleichmäßig gegen die theol. Scholastik wie gegen die Versuche einer philos. Vernunftreligion und galt deshalb den einen als Ketzer, den andern als Dunkelmann. In ihm selbst aber hatte jener Widerspruch zwischen Glauben und Wissen so wenig Versöhnung gefunden, daß es z. B. in dem «Dictionnaire» den Eindruck gewinnt, als habe die Artikel sein Glaube, die Noten sein Wissen und seine dialektische Kritik geschrieben. Aber gerade diese Noten gewannen vermöge ihres kampfgewandten, lebensvollen und allgemein verständlichen Stils in Verbindung mit dem beispiellos umfassenden gelehrten Wissen, das darin niedergelegt war, eine gewaltige Macht über die franz. Geister, und von seinem «Dictionnaire» aus verbreitete sich der den Franzosen so naheiegende Skeptizismus als die allgemeine Denkart er aufgeklärten Bildung in die weitesten Kreise. Benn aber im allgemeinen B. weit bedeutender in er Analyse fremder Irrtümer als in der Aufstellung igener Sätze war, so geht doch durch all sein Denken ine positive Überzeugung von tiefster, eingreifender Bedeutung hindurch: das ist die fortwährende etonung der Unabhängigkeit des moralischen Handlns und des moralischen Werts von der religiön Überzeugung, eine für die Toleranz des Aufkläungszeitalters entscheidende Lehre, welche B. auf n verschiedensten Wegen positiv und negativ zu härten suchte und welcher er namentlich den später elfach angefochtenen Ausdruck gab, er könne sich sehr wohl einen gut geordneten Staat von Atheisten denken. Allein es war selbstverständlich, daß in dem geistigen Drange der Zeit aus den Schriften des Mannes sich mehr die negativen Seiten heraushoben, und so ist er in der Erinnerung der Menschen immer mehr als der dialektische Skeptiker stehen geblieben, vor dessen einschneidender Kritik die Dogmen keiner Religion, keiner Konfession standhielten. Seine «Oeuvres diverses» sind im Haag (4 Bde., 1725—31) erschienen. Vgl. Desmaizeaux, «La vie de Pierre B.» (Amsterd. 1730; deutsch von Kohl, Hamb. 1731), und L. Feuerbach, «Pierre B.» (Ansb. 1838; 2. Aufl., Lpz. 1848).

Baylén oder Bailén, Stadt in der span. Provinz Jaen, in einem olivenreichen Hügelgelände am Fuße der Sierra Morena sowie im Knotenpunkte der Straßen nach Granada, Sevilla und Madrid gelegen, ist ein sehr lebhafter Ort mit vielen Gasthöfen, mehrern Glas-, Seifen- und Ziegelfabriken, Ölmühlen und Leinwandwebereien, und zählt (1877) 10041 E. Geschichtlich bekannt wurde B. durch die Kapitulation, infolge deren hier der franz. General Dupont de l'Etang 23. Juli 1808 mit 8000 Mann sich den Spaniern unter Castaños (s. d.) ergab, während die Generale Wedel und Dufour mit 10000 Mann sich zu der Räumung Andalusiens zur See verpflichteten. Die Spanier brachen indessen den Vertrag und schafften sämtliche Franzosen auf die Pontons von Cadiz. Nur die Stabsoffiziere kehrten nach Frankreich zurück, wo Dupont und Marescot, der den Vertrag unterhandelt, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen wurden. Die Niederlage war für Napoleon um so nachteiliger, als die Junta von Sevilla hierdurch Mut erhielt und die span. Insurrektion großen Aufschwung nahm.

Baylén (Herzog von), s. Castaños.

Bayne (Peter), engl. Journalist und theol. Schriftsteller, geb. 19. Okt. 1830 in Roßshire in Schottland, studierte in dem Marischal-College in Aberdeen und redigierte hierauf nacheinander eine Reihe von Zeitschriften, in denen neben den politischen besonders die theologischen Streitfragen der Gegenwart zur Besprechung kamen: «The Commonwealth» in Glasgow, «The Witness» in Edinburgh, «The Dial» und «The Weekly Review» (bis 1865) in London. Sein Bemühen war vor allem darauf gerichtet, die Verträglichkeit der modernen Denkweise mit dem Glauben an die Lehren der christlichen Religion darzuthun, in welchem Sinne er sich auch durch verschiedene Bücher, wie «The Christian life in the present time» (1855) u. a. bekannt machte. In seiner Lebensbeschreibung des Geologen Hugh Miller (2 Bde., 1871) neigte er sich mehr den Lehren Darwins und Huxleys zu, als denen Millers, der zwischen der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und der neuern Geologie keinen Widerspruch fand. Eine vermittelnde Stellung nahm B. in den Debatten über die Entstaatlichung der engl. Nationalkirche ein, die er in dem Pamphlet «The church's curse and the nation's claim» befürwortete, aber nicht als Feind der Kirche, sondern zum Zweck der Förderung eines höhern religiösen Nationallebens. Neuerdings erschienen von ihm «The chief actors in the Puritan revolution» (Lond. 1878) und «Two great English women, Mrs. Browning and Charlotte Bronte» (Lond. 1881).

Baynes (Thomas Spencer), engl. Schriftsteller, geb. 24. März 1823 zu Wellington in Somersetshire. Im Bristol College und an der Universität Edin-

burgh vorgebildet, machte er sich zuerst bekannt durch seine Übersetzung von Ant. Arnaulds «Port Royal logic» (1851) und den Essay «On the new analytic of logical forms» (1852). Von 1851 bis 1855 war er Assistent des Professors der Philosophie Sir William Hamilton in Edinburgh; 1857—63 war er Hauptredacteur der «Daily News» und gleichzeitig Examinator in Logik und Psychologie an der londoner Universität; 1864 wurde er als Professor der Logik und Metaphysik an die Universität St.-Andrews in Schottland berufen. Sein Hauptunternehmen war die Herausgabe der neuen «Encyclopaedia Britannica», ein Werk, das er mit einer Umsicht, einem Takt und Freisinn leitet, welche ihm anerkanntermaßen die erste Stelle unter allen ähnlichen Unternehmungen in England sichern.

Bayonne, wohlgebaute, reiche Hafen- und Handelsstadt und Festung ersten Ranges im franz. Depart. Niederpyrenäen, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, 5 km von der Bai von Biscaya, durch die Südbahn mit Bordeaux, Toulouse, Biarritz und über Irun mit dem span. Eisenbahnnetz verbunden, hat (1876) 22307 (Gemeinde 27416) E. Durch Nive und Adour wird die Stadt in drei Teile geteilt: die große Stadt mit dem alten Schloß am linken Ufer der Nive, die kleine Stadt mit dem neuen Schloß zwischen Nive und Adour, und die seit 1851 durch eine schöne Steinbrücke von sieben Bogen mit letzterer verbundene Vorstadt St.-Esprit, am rechten Ufer des Adour, welche meist von span. und port. Juden bewohnt wird und 1857 mit der Gemeinde B. vereinigt wurde. Eine Citadelle mit vier Bastionen, von Vauban 1674—79 erbaut und seit 1814 noch mehr befestigt, auf einer Anhöhe in der Vorstadt, bestreicht den durch zwei lange Mauern vor Überschwemmung gesicherten Hafenplatz und die Stadt. Der Bischof von B. steht unter dem Erzbischof von Auch und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über das Depart. Niederpyrenäen. Die Hauptkirche ist ein altertümlich-schönes Gebäude aus dem 13. Jahrh. B. treibt beträchtlichen Handel mit Spanien und Portugal (mit welchen Ländern es in Dampfbootverbindung steht) sowie mit Frankreich selbst und ist Sitz mehrerer Konsulate. Die Schiffahrt ist hauptsächlich auf Stockfisch- und Walfischfang gerichtet. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen werden nach Brest und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt, vortreffliche Weine und gerühmte Chokolade ins westl. Europa. Berühmt sind die bayonner Schinken. Außerdem betreibt die Bevölkerung bedeutende Branntwein-, Weinstein-, Leder-, Leinwand- und andere Fabrikation und unterhält Zuckerraffinerien, Glashütten, Ankerschmieden und Schiffbau. B. ist der Sitz eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. Die Stadt hat eins der schönsten Arsenale Frankreichs, das 50000 Gewehre und 20000 Säbel aufnehmen kann, ein Militärhospital mit 800 Betten, eine Bibliothek von 10000 Bänden, ein theol. Seminar, ein Theater, prachtvolle Quais und schöne Promenaden. Der Hafen hat wegen der Barre des Adour einen äußerst schwierigen Zugang, an dessen Verbesserung man lange Zeit vergeblich gearbeitet hat. Die Barre und das gewaltig unruhige Meer machen die Einfahrt gefährlich. Statt der alten, vom Meere überall angegriffenen Steinmolen hat man jetzt Molen aus gegossenen Eisenröhren, die mit Mörtel gefüllt sind und deren Zwischenräume mit beliebig fortzunehmenden Schützen geschlossen sind. Der Hafen kann Schiffe von 4—5 m Tiefgang aufnehmen. In der Tracht und den Sitten der Bevölkerung erinnert vieles an das benachbarte Spanien, namentlich ist in der niedern Volksklasse das bask. Gepräge wie die bask. Sprache vorherrschend. Mädchen und Frauen, die Bayonnaises sowol wie die Basquaises, werden wegen ihrer Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit gerühmt.

B. ist das alte Lapurdum im Lande der Tarbelli und war schon im 3. Jahrh. Festung und Handelsplatz, seit dem 4. Jahrh. Bischofssitz und stand abwechselnd unter den Römern, Westgoten, Basken, Franken und Normannen. Die Herzöge von Gascogne, von welchen gegen Ende des 10. Jahrh. die Normannen vertrieben worden, begünstigten den Ort durch Privilegien. Nach der vorübergehenden Eroberung durch Alfons I. von Aragonien (1131) gab Herzog Wilhelm von Guyenne dem Orte eine neue Umfassung auf beiden Ufern der Nive. B. fiel 1153 nebst Guyenne an England, unter dessen Herrschaft sich seine Freiheiten und sein Wohlstand außerordentlich mehrten. Ein Matrosenstreit zu B. veranlaßte 1292 den engl.-franz. Krieg. Seit der Eroberung durch Dunois 21. Aug. 1451 blieb die Stadt bei Frankreich. Danach wurde sie 14mal belagert, aber nie genommen. Sie erhielt 1462 von Ludwig XI. zwei Messen, verlor aber nach und nach ihre Municipalrechte. Seit 1674 wurde die Stadt, als Schlüssel zu den Pässen der Westpyrenäen, nach Vaubans Plan neu und sehr stark befestigt und völlig dem Militärgouvernement unterworfen. Wie schon am Ende des 15. Jahrh., so trat auch 1684 eine Versandung der Adourmündung ein, die über 40 Jahre lang den Seeverkehr störte. Ersatz fand die überaus wohlhabende Stadt durch den Aufenthalt der Witwe Karls II. von Spanien, die 1706—38 hier ihre Pension von 40000 Dukaten verzehrte, auch in der Nähe das durch Napoleons Aufenthalt 1808 berühmt gewordene Schloß Marrac erbaute. Die Mißverwaltung, das Merkantilsystem und der Steuerdruck untergruben indes Handel und Industrie immer mehr und die Bevölkerung wanderte teilweise aus. Erst als 1784 B. zum Freihafen erklärt und zum Handel nach Amerika autorisiert worden, blühte es rasch wieder auf. Im April und Mai 1808 fanden im Schlosse Marrac zwischen Napoleon und der span. Königsfamilie jene Zusammenkünfte statt, in welchen letztere zur Verzichtleistung auf die span. Krone überredet und gezwungen wurde. Gleichzeitig ward hier 10. Mai 1808 die Bayonner Konvention zwischen dem Großherzogtum Warschau und Frankreich unterzeichnet. Am 6. Juni wurde darauf zu B. des Kaisers Bruder Joseph als König von Spanien proklamiert und 15. Juni die span. Generaljunta hierher zur Abfassung einer Konstitution berufen. Auch erließ Napoleon zu B. das konstitutionelle Statut, wodurch Joachim Murat zum König beider Sicilien wurde. Am 3. Nov. 1808 traf Napoleon abermals in Marrac ein und überschritt von hier aus 4. Nov. die span. Grenze. Der Kaiser schenkte der Stadt große Strecken zur Anlegung neuer Bauten und Anstalten, die aber meist erst in neuerer Zeit vorgenommen wurden. B. wurde 1814, nach dem Rückzuge Soults, von den Engländern seit 27. Febr. eingeschlossen. Die Franzosen unter Thouvenot machten einen glücklichen Ausfall und nahmen dabei den General Hope gefangen.

Während der span. Bürgerkriege war B. seit 1833 der stete Zufluchtsort span. Emigranten. Zu B. soll 1640 das nach der Stadt benannte Bajonett (s. d.) erfunden worden sein. Vgl. Morel, «B., vues historiques et description» (1836); Balasque und Dulaurens, «Études historiques sur la ville de B.» (3 Bde., Bayonne 1862—75).

Bayou heißt in den südl. Staaten von Nordamerika ein nicht schiffbarer Nebenarm eines Flusses.

Bayreuth oder Baireuth, Hauptstadt des bayr. Regierungsbezirks Oberfranken und des ehemaligen Fürstentums B., Sitz der königl. Regierung und des Schwurgerichts für Oberfranken sowie eines Landgerichts und eines prot. Konsistoriums, liegt an den Ufern des Roten Main in schöner Gegend, in 332 m Höhe, ist Knotenpunkt mehrerer Linien der Bayrischen Staatsbahn, hat breite, regelmäßige Straßen und zählt mit Einschluß der Vorstadt St. Georgen (1880) 22072 E. Die Stadt verdankt ihre heutige Gestalt glanzliebenden Fürsten, besonders den Markgrafen Christian, Georg Wilhelm und Friedrich, dem Gemahl der Schwester Friedrichs d. Gr. Unter letzterm ist die Mehrzahl der für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Bauwerke entstanden. Vor dem Alten Schloß, 1454 erbaut, 1565, 1576, 1578 vergrößert, 1594—99 umgebaut, nach dem Brande 1753 neu aufgebaut und jetzt von Behörden benutzt, erhebt sich seit 30. Juni 1860 das eherne Standbild des Königs Maximilian II., von Brugger. Das Neue Schloß, ein langes Gebäude mit Flügeln, von Markgraf Friedrich 1753 aufgeführt, ist zur königl. Wohnung eingerichtet. Vor demselben befindet sich ein Brunnen mit dem Reiterstandbilde des Markgrafen Christian Ernst (gest. 1712). Unter den kirchlichen Gebäuden ist die prot. Kirche, 1439—46 im Spitzbogenstil erbaut, mit den Gräbern der meisten Markgrafen, sowie in der Vorstadt St. Georgen die Stiftskirche des Roten Adlerordens hervorzuheben. Zu den Prachtbauten des Markgrafen Friedrich gehört auch das 1747 aufgeführte Opernhaus. Vor dem Gymnasium erhebt sich seit 14. Nov. 1841 das Standbild Jean Pauls, von Schwanthaler; das ehemalige Wohnhaus Jean Pauls in er Friedrichsstraße ist durch eine Gedenktafel bezichnet. Außer dem Gymnasium befindet sich an öhern Unterrichtsanstalten zu B. auch eine Realhule (und mit derselben verbunden eine gewerbche und kaufmännische Fortbildungsschule), mit ner wertvollen, besonders an Petrefakten reichen aturaliensammlung. Die Kanzleibibliothek zählt 5900 Bände. Der Historische Verein für Oberfrann unterhält eine Sammlung deutscher Altertümer. uf einem Hügel bei der Stadt erhebt sich das Nationaltheater», welches Richard Wagner (der it 1872 in B. lebt) zur Aufführung seiner Opern mächst der Trilogie: «Der Ring des Nibelungen») r unter seiner Leitung errichten ließ. Der Grundin wurde 22. Mai 1872 gelegt und im Aug. 1876 wden hier die ersten Aufführungen der Nibelungenlogie statt. In St. Georgen befindet sich das pitelshaus des Roten Adlerordens (jetzt Militärtal), ferner das «Zuchthaus St. Georgen» und s Landgerichtsgefängnis. Die industrielle Thäleit erstreckt sich besonders auf mechan. Baumllspinnerei, Zuckerraffinerie, Nähmaschinen, dwirtschaftliche Maschinen, musikalische Instrunte, Leder, Brauerei, Spiritusbereitung, Ziegelnnerei und Granitschleiferei. In der Umgebung der Stadt liegen die Lustschlösser Eremitage (mit sehr geschmackvollen Anlagen) und Fantaisie (früher Eigentum und Aufenthalt des 28. Okt. 1881 verstorbenen Herzogs Alexander von Württemberg). In B. lebte bis zu seinem Tode (14. Nov. 1825) Jean Paul in anspruchsloser Umgebung.

Die Geschichte des Fürstentums B. (früher Kulmbach) ist in der ältern Zeit mit der von Ansbach (s. d.) verschmolzen. Als nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach (1603), der kinderlos starb, die sog. Fränkischen Fürstentümer an die brandenb. Kurlinie, und zwar an die jüngern Söhne des Kurfürsten Johann Georg fielen, erhielt von den letztern Joachim Ernst (gest. 1625) das Fürstentum Ansbach, dagegen dessen Bruder Christian das Fürstentum B. Letzterer (gest. 1655) verlegte die Residenz, die bisher in Kulmbach gewesen, nach der Stadt B., welche unter seinen Nachfolgern aufblühte und unter dem Markgrafen Friedrich ihren höchsten Glanz erreichte. Friedrich war 1735 seinem Vater Georg Friedrich Karl gefolgt und starb 26. Febr. 1763 ohne männliche Nachkommen. Es folgte ihm sein jüngster Bruder Friedrich Christian, der 1769 ebenfalls ohne männliche Nachkommen starb. Das Obere Land oder das Fürstentum B. wurde jetzt noch einmal mit Ansbach unter Einem Fürsten vereinigt, bis Markgraf Karl Alexander beide Fürstentümer 1791 gegen ein Jahrgeld an Preußen abtrat. Letzteres mußte die Länder 1806 der Verwaltung Napoleons übergeben, welcher Ansbach 1806, B. 1810 an Bayern überließ. Vgl. Lang, «Neue Geschichte des Fürstentums B.» (2 Bde., Gött. 1798—1801); Fikenscher, «Lehrbuch der Landesgeschichte des Fürstentums B.» (Nürnb. 1808).

Bayrhoffer (Karl Theod.), Philosoph, Publizist und Politiker, geb. zu Marburg 1812, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1829 die Universitäten Marburg und Heidelberg, wo er erst die Rechte, dann Philosophie studierte. Nachdem er sich 1834 zu Marburg als Privatdocent habilitiert, ward er 1838 außerord., 1845 ord. Professor der Philosophie daselbst. In seinen frühern spekulativen Arbeiten, wie «Grundprobleme der Metaphysik» (Marb. 1835), «Idee des Christentums» (Marb. 1836), «Begriff der organischen Heilung des Menschen» (Marb. 1837), namentlich aber in der «Idee und Geschichte der Philosophie» (Marb. 1838), zeigt sich B. als entschiedener Hegelianer, während er in den «Beiträgen zur Naturphilosophie» (Lpz. 1839—40), in denen er die Theorie mit der Empirie zu versöhnen suchte, von seiner frühern Anschauung abwich. Publizistisch war B. namentlich seit der Entstehung der deutschkath., lichtfreundlichen und Freien Gemeinden thätig. In einer Reihe Schriften, wie «Über den Deutschkatholizismus» (Marb. 1845), «Das wahre Wesen der gegenwärtigen religiösen Reformation in Deutschland» (Mannh. 1846), «Der praktische Verstand und die marburger Lichtfreunde» (Darmst. 1847) u. s. w., zeigte er sich als Vorkämpfer dieser Richtungen. Die Grundzüge seiner Anschauungen entwickelte er in den «Untersuchungen über Wesen, Geschichte und Kritik der Religion» (in den «Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben», Darmst. 1849). Wegen einer am Geburtstage des Kurfürsten zu Gunsten des Deutschkatholizismus gehaltenen akademischen Rede wurde B. 1846 von seiner Professur suspendiert. Seit Nov. 1848 Mitglied des kurheff. Landtags, schloß er sich der

radikalen Partei an. Während der Session vom 26. Aug. bis 2. Sept. 1850 war er Präsident der Kammer, auch wurde er in den ständischen Ausschuß gewählt. Später ging er nach Amerika, wo er bis 1866 in Green-County in Wisconsin als Farmer und dann wesentlich von schriftstellerischen Arbeiten lebte.

Bayrischer Erbfolgekrieg, die kriegerische Verwickelung, welche sich 1778 zwischen Preußen und Sachsen einerseits und Österreich andererseits anläßlich der Frage der Erbfolge in Bayern entspann und bis 1779 dauerte. Als mit dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, 30. Dez. 1777, die von Kaiser Ludwig stammende Linie des Wittelsbachischen Herrschergeschlechts ausstarb, gingen die Rechte an Bayern auf die zunächst verwandte ältere pfälzer Linie über, welcher der verstorbene Kurfürst durch einen 19. Juni 1774 abgeschlossenen geheimen Vertrag schon bei seinen Lebzeiten den Mitbesitz Bayerns übertragen hatte. Karl Theodor von der Pfalz, der sein von Sachsen, Mecklenburg und Österreich angefochtenes Erbrecht durch Verständigung mit den letztern sicherzustellen hoffte, hatte indes den Kaiser Joseph II. von jenem Erbvertrage in Kenntnis gesetzt und willigte, als der Erbfall eintrat, 14. Jan. 1778 in die Unterzeichnung einer am 3. abgeschlossenen Konvention, der zufolge ganz Niederbayern und einige andere Gebietsteile an Österreich abgetreten wurden, wogegen dieses im übrigen das Erbrecht Karl Theodors anerkannte. Einer solchen Gebietsvergrößerung, welche das südl. Deutschland ganz an das Kaiserhaus zu fesseln drohte, trat Friedrich d. Gr. entgegen, um so mehr, als Preußens Erbansprüche auf Ansbach und Bayreuth dadurch gefährdet erschienen. Da sein Gesandter, Graf Görz, beim Kurfürsten nichts auszurichten vermochte, so bestimmte der König den nächsten erbberechtigten Agnaten der kurfürstl. Familie, Herzog Karl von Zweibrücken, gegen jenen Abtretungsvertrag Protest einzulegen. Andererseits ließ Friedrich zugleich in Wien darauf dringen, daß Österreich seine Ansprüche dem Reichstage zur Prüfung vorlege und vor der Entscheidung die schon besetzten Teile Bayerns räume. Die Gründe, welche Österreich für seine Ansprüche geltend machte, beruhten auf einem vom Kaiser Sigismund 1426 dem Herzog Albrecht von Österreich erteilten Lehnbriefe über Niederbayern, dessen Echtheit vielbestritten und sehr bestreitbar war. Kaiser Joseph wäre nun geneigt gewesen, sich mit Waffengewalt in dem Besitz der beanspruchten Landschaften zu behaupten, allein Maria Theresia wünschte den Krieg zu vermeiden und jedenfalls die öffentliche Meinung im Reich für Österreich zu gewinnen. Sie erklärte daher, auf jede Gebietsvergrößerung durch bayr. Landesteile verzichten zu wollen, wenn Preußen sich dagegen verpflichte, die Burggrafschaft Nürnberg nicht unmittelbar mit seiner Krone zu vereinigen: ein Zugeständnis, das in der zutreffenden Voraussicht gemacht war, von Friedrich abgelehnt zu werden.

Der Krieg schien nun unvermeidlich. Österr. Truppen zogen sich unter Lascy und Laudon an den Grenzen Schlesiens und Sachsens zusammen; der Kaiser selbst ging zur Armee; das preußische Heer rückte wieder unter Friedrich II. und dessen Bruder Prinz Heinrich ins Feld. An Friedrich schloß sich Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen an, der als Sohn der einzigen Tochter Max Josephs Forderungen auf die gesamte Allodialhinterlassenschaft desselben geltend zu machen suchte. Obgleich das preuß. Heer die böhm. Grenze überschritt, war es doch die Absicht beider Teile, den Krieg womöglich nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Feindseligkeiten beschränkten sich im Verlaufe des J. 1778 auf strategische Bewegungen und unbedeutende Plänkeleien, und der Eintritt des Winters unterbrach vollends diese «bewaffnete Unterhandlung», indem die preuß. Truppen Böhmen verließen und sich nach Sachsen und Schlesien in die Winterquartiere zurückzogen. Würdelos war die Stellung des Kurfürsten Karl Theodor, der fast teilnahmlos zuschaute. Nur als Österreich außer den im Abtretungsvertrage ihm überlassenen Gebieten noch 21 Ämter in Besitz nahm, protestierte er und verlangte, daß die Bestimmungen jenes Vertrags streng aufrecht erhalten würden. Die Beweggründe seiner Politik waren nicht blos die Furcht vor der Übermacht Österreichs, das längst nach dem gesamten Bayern trachtete, und Gleichgültigkeit gegen seine künftigen agnatischen Erben bei dem Fehlen eigener rechtmäßiger Nachkommen, sondern geradezu die Vorliebe für seine zahlreichen natürlichen Kinder, denen er durch die Verständigung mit Österreich mannichfache Vorteile zuzuwenden hoffte.

Die Unterhandlungen vor dem Reichstage und in Wien blieben lange erfolglos. Erst als die Kaiserin Katharina von Rußland im Dez. 1778 ihre Teilnahme am Kriege gegen Österreich in Aussicht stellte, zeigte sich Maria Theresia einer Vermittelung geneigt, für die sie Rußland und Frankreich in Vorschlag brachte. Da Friedrich II. sich damit einverstanden erklärte und seinerseits nur die Anerkennung seines Erbanspruchs auf Ansbach und Bayreuth forderte, so kam 13. Mai 1779 in Teschen ein Friedensschluß zu Stande, dessen Hauptbestimmungen außer der Anerkennung jener preußischen Forderung folgende waren: Karl Theodor erhielt ganz Bayern mit Ausnahme des Innviertels, welches an Österreich fiel; alle streitig gewesenen Lehne vom Reiche und der Krone Böhmen, die der verstorbene Kurfürst von Bayern besessen, wurden dem neuen Kurfürsten bestätigt. Die Ansprüche Sachsens wurden durch Anerkennung seiner Landeshoheit über die Schönburgschen Herrschaften und 4 Mill. Fl., die von Karl Theodor zu zahlen waren, abgelaust. Mecklenburg erhielt statt der beanspruchten Landgrafschaft Leuchtenberg das unbeschränkte Privilegium de non appellando. Ausdrücklich ward festgesetzt, daß die nächste erbberechtigte Linie die des Herzogs Karl von Zweibrücken sei, wodurch die Vergrößerungspläne Österreichs in Bayern auf alle Fälle beseitigt wurden. Vgl. Reimann, «Geschichte des Bayrischen Erbfolgekriegs» (Lpz. 1869); Ranke, «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund» (2 Bde., Lpz. 1871—72); Arneth, «Geschichte Maria Theresias» (4 Bde., Wien 1876—79).

Bayrischer Hiesel, eigentlich Matthias Klostermeier, ein Räuberanführer, der eine Zeit lang ganz Bayern und die benachbarten Länder in Furcht und Schrecken hielt, geb. zu Kissingen 1736, erwarb sich anfänglich als gefürchteter Wildschütz seinen Lebensunterhalt und ward schließlich zum gemeinen Räuber. Er sammelte eine Bande um sich, meist aus dem Bauernstande, und wurde, nachdem er eine Reihe Unthaten verübt, nach hartnäckiger Gegenwehr mit einem Teile seiner Bande 1771 eingefangen und in Dillingen hingerichtet.

Bayrischer Kreis, einer von den 10 Kreisen, in welche das ehemalige Deutsche Reich geteilt war. Er umfaßte zuletzt die kurbayr., pfalz-neuburg. und leuchtenberg. Lande, die Bistümer und Stifter Salzburg, Freisingen, Regensburg, Passau, Berchtesgaden und mehrere Grafschaften, wie Sternstein, Ortenburg, Stauf-Ehrenfels. Jetzt gehören die Bestandteile des Bayrischen Kreises zum größern Teil zu Bayern, der Rest zu Österreich.

Bayrischer Rheinkreis oder Bayrische Pfalz, s. Rheinpfalz.

Bayrischer Wald, die westliche Vorstufe des Böhmerwaldes (s. d.).

Baysalz oder Baisalz (Seesalz), das aus dem Meerwasser gewonnene Salz (s. d.).

Bayse, Nebenfluß der Garonne, s. Baïse.

Baza (Basti der Römer), Stadt (Ciudad) von (1877) 12992 E. in der span. Provinz Granada (Andalusien) unweit des Flusses B., liegt 870 m über dem Meere zwischen der metallreichen Sierra de B. und der isolierten, glockenförmigen Sierra de Javaleon, in einer von Obstbäumen dichtbedeckten Vega am Westrande der öden Gipssteppe Hoya de B. Der Ort hat eine größtenteils aus Höhlen bestehende Vorstadt, eine schöne Alameda (Promenade), mehrere stattliche Kirchen und Klöster, ist gut gebaut und war zur Maurenzeit eine große, blühende und reiche Handelsstadt (Basatha) von 50000 E., nächst Malaga und Almeria das edelste Juwel in der Krone von Granada. Im J. 570 wurde sie vom Westgotenkönig Leuwigild den Byzantinern und 711 von den Mauren den Goten entrissen. In der Gotenzeit war sie Bischofssitz. Die Mauren verloren sie erst 9. Dez. 1489 nach siebenmonatlicher heldenmütiger Verteidigung an die Christen unter persönlicher Führung Isabellas. Am 10. Aug. 1810 siegten auf der Ebene von B. die Franzosen unter Soult über 20000 Spanier, die nach Murcia geworfen wurden. Die oft nach B. benannten heißen Quellen sind die bei dem nahen Städtchen Zujar (Villa von 3683 E.), am Fuße der Sierra de Javaleon (1500 m hoch), befindlichen Quellen von Benzalema. Es sind salinisch-erdige, sehr gasreiche Schwefelthermen von 33° R.

Bazaine (François Achille), franz. Marschall, geb. 13. Febr. 1811 zu Versailles, wo sein Vater als pensionierter Offizier lebte, trat 1831 als Freiwilliger in das 37. Linienregiment, kam zur Fremdenlegion nach Algerien und wurde 1833 Unterleutenant. In Algier zeichnete sich B. mehrfach aus, besonders 1835 während der Expedition an der Makta, wobei er schwer verwundet wurde. Noch in demselben Jahre ging er als Lieutenant mit der ganzen franz. Fremdenlegion in den Dienst der Königin-Regentin von Spanien über und kämpfte hier drei Jahre lang gegen die Karlisten. Nachdem 27. Juni 1837 die Fremdenlegion in der Schlacht von Barbastro bei Pamplona fast vernichtet worden, kehrte er nach Frankreich zurück und trat ins 4. Linienregiment, mit dem er sich vor Milianah auszeichnete. Er wurde hierauf in den Bureaux arabes verwendet, stieg 1844 zum Stabsoffizier auf und erhielt 1845 das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Bei Beginn des Krimkriegs 1854 wurde er Brigadegeneral, führte als solcher die beiden Fremdenregimenter vor Sewastopol und wurde nach dem Falle der Festung Platzkommandant derselben. Am 22. Sept. 1855 wurde er Divisionsgeneral und befehligte die Expedition gegen die kleine Festung Kinburn. Im Italienischen Kriege von 1859 übernahm B. den Befehl über eine Division des 1. Armeekorps (Baraguay d'Hilliers), erstürmte 8. Juni Melegnano und nahm 24. Juni hervorragenden Anteil am Sturme auf den Kirchhof von Solferino.

Die merik. Expedition von 1862—64 verschaffte B. wirklichen militärischen Ruf und ließ die Eigenschaften seines Charakters: Energie, Schlauheit, Ehrgeiz und rücksichtslose Eigensucht, stärker hervortreten. Anfänglich war B. Kommandant von Veracruz, dann führte er die 1. Division unter General Forey. Am 7. Mai 1863 schlug er den juaristischen General Comonfort bei San-Lorenzo und bewirkte dadurch 18. Mai die Übergabe Pueblas. Hierauf marschierte er nach Mexiko und übernahm 1. Okt. 1863, nachdem Forey abberufen worden, den Oberbefehl über die franz. Armee. Zunächst suchte B. die Häupter der liberalen Partei, den General Donaldo und den Expräsidenten Comonfort an sich zu ziehen. Als später der Erzherzog Maximilian von Österreich Kaiser von Mexiko geworden, arbeitete er dessen Maßregeln entgegen. (S. Mexiko.) Auch vermählte sich B. mit einer reichen Mexikanerin, deren Familie zu den entschiedensten Feinden des neuen Kaiserreichs gehörte. Sein Verhältnis zum Kaiser Maximilian blieb bis zum Abzuge der Franzosen ein zweideutiges und gespanntes, und dieser erbat deshalb wiederholt, doch erfolglos, von Napoleon III. die Abberufung des Generals. Als sich endlich Napoleon zur Räumung Mexikos genötigt sah, hielten die franz. Streitkräfte unter B. nur noch die große Straße von Veracruz über Mexiko nach San-Luis Potosi und deren nächste Umgebung besetzt. Im Anfang des J. 1867 begann der Abzug der Franzosen; am 12. März schiffte sich B. mit dem Reste der Truppen zu Veracruz ein, nachdem er noch bis zuletzt die Maßnahmen des Kaisers Maximilian zu durchkreuzen gesucht hatte.

Durch Dekret vom 5. Sept. 1864 war B. zum Marschall von Frankreich erhoben worden. Hiermit erhielt er zugleich die Mitgliedschaft im Senat; er befehligte das 3. Armeekorps (Nancy), von wo er 1869 als Oberbefehlshaber der Kaisergarde nach Paris berufen wurde. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 übernahm B. das Kommando des 3. Armeekorps der sog. Rheinarmee. Als nach den Schlachten von Wörth und Spicheren (6. Aug. 1870) die Heeresabteilung des Marschalls Mac-Mahon von der bei Metz stehenden Armee abgedrängt worden war, ernannte Napoleon den Marschall B. zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee. Am 12. Aug. übernahm B. das Kommando und versammelte alle Korps bei Metz, wohin er auch den größten Teil des 6. Korps (Marschall Canrobert) von Châlons her heranzog. Er verfügte über die Kaisergarde, das 2., 3., 4. Korps, eine Brigade des 5. und 3½ Divisionen des 6. Korps, sowie mehrere Divisionen Reiterei, zusammen gegen 225000 Mann. B. erkannte die Unmöglichkeit, die Mosellinie zu halten, und wollte das Heer hinter die Maas führen, um sich mit der bei Châlons in der Versammlung begriffenen Armee des Marschalls Mac-Mahon zu vereinigen. Durch die Schlachten bei Colombey—Nouilly (14. Aug.) und Mars-la-Tour—Vionville (16. Aug.) verzögerte sich jedoch der Abmarsch des franz. Heeres, welches bei Gravelotte (18. Aug.) geschlagen und nach Metz hineingeworfen wurde. Ein Teil der deutschen Streitkräfte schloß die Rheinarmee B.s im Lager

von Metz ein. B. versuchte mehrmals den ihn umgebenden eisernen Ring zu durchbrechen. Am 31. Aug. machte er einen großen Ausfall in nordwestl. Richtung, den er die ganze Nacht und den folgenden Morgen hindurch fortsetzte (Schlacht von Noisseville); doch wurde er mit großem Verluste zurückgeworfen, auch kapitulierte 2. Sept. die Armee Mac-Mahons bei Sedan. Am 4. Sept. wurde in Paris die kaiserl. Herrschaft gestürzt. Die Nachricht von diesen Ereignissen veranlaßte B. zunächst von größern Unternehmungen Abstand zu nehmen. Da jedoch seit der Kapitulation von Sedan die letzte Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, überdies Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und allgemeine Hilflosigkeit der Truppen die Lage zu einer verzweifelten machten, so blieb B. nichts übrig, als 27. Okt. 1870 mit 173000 Mann und dem gesamten Kriegsmaterial sich dem Prinzen Friedrich Karl zu ergeben. (S. Metz.) Auf Grund der Kapitulation ging er mit seiner ganzen Armee in Kriegsgefangenschaft nach Deutschland; er selbst wurde zu Kassel interniert.

Von franz. Seite wurde gegen B. der Vorwurf erhoben, derselbe habe seine Ausfälle nicht mit gehöriger Energie ausgeführt, weil er die Armee dem Napoleonischen Kaisertum in Hoffnung auf dessen Wiederherstellung habe erhalten wollen. Ein Manifest Gambettas, des Kriegsministers der provisorischen Regierung, beschuldigte B. sogar offen des Verrats. Diese Anklagen waren nicht gerechtfertigt, vielmehr hat es sich herausgestellt, daß B. durch die außerordentlichen Schwierigkeiten der polit. und militärischen Lage vor eine Aufgabe gestellt war, deren Lösung über seine Fähigkeiten ging, und daß die Regierung der nationalen Verteidigung ihn ohne jede Unterstützung gelassen hat. Nach Abschluß des Präliminarfriedens, der ihm seine Freiheit wiedergab, siedelte B. mit seiner Familie nach Genf über; später kehrte er nach Frankreich zurück, wurde zunächst unbelästigt gelassen, im Mai 1872 aber des Verrats angeklagt und verhaftet. Am 6. Okt. 1873 begannen die öffentlichen Verhandlungen des Kriegsgerichts unter Vorsitz des Herzogs von Aumale. Bei diesem Prozesse fungierte General de la Rivière als öffentlicher Ankläger, während der berühmteste Advokat Frankreichs, Lachaud, mit Unterstützung seines Sohnes die Verteidigung führte. Es wurden 272 Zeugen (129 Militärs, worunter 2 Marschälle und 17 Generale, dann 134 männliche und 9 weibliche Civilpersonen) vorgeladen, deren Aussagen indes den objektiven Thatbestand der Anklage nicht feststellten. Am 10. Dez. wurde B. mit Stimmeneinhelligkeit zum Tode und zur Degradation u. s. w. verurteilt, indessen 12. Dez. vom Präsidenten der Republik, Marschall Mac-Mahon, unter Bestätigung der Degradation zu 20jähriger Festungshaft begnadigt und von der sonst üblichen Art der Vollstreckung der Degradation entbunden. B. wurde 26. Dez. 1873 in das Fort der Insel Ste.-Marguerite bei Cannes gebracht, begleitet von seinem treuergebenen Adjutanten, Oberst Villette, welcher auch die Untersuchungshaft mit ihm geteilt hatte. In der Nacht vom 9. zum 10. Aug. 1874 gelang es jedoch der Gemahlin B.s, mit Unterstützung eines ihrer merik. Verwandten, den Marschall aus der Haft zu befreien und an Bord eines genues. Dampfers zu bringen. B. reiste durch die Schweiz über Köln nach Belgien, wo er zunächst blieb. Anfang 1875 verlegte er seinen Wohnsitz nach Madrid und hielt sich seitdem von jeder polit. Thätigkeit fern. B. schrieb: «Rapport sommaire sur les opérations de l'armée du Rhin du 13 Août au 29 Octobre 1870» (Berl. 1870; deutsch von Mels, Berl. 1870), «Bataille de Rezonville, le 16 Août 1870. Rapport du maréchal» (Brüss. 1870), «L'armée du Rhin depuis le 12 Août jusqu'au 29 Octobre 1870» (Par. 1872; deutsch, Lpz. 1872).

Vgl. von Hanneken, «Marschall B. und die Kapitulation von Metz» (Darmst. u. Lpz. 1873); Lefaure, «Procès du maréchal B. Audiences du premier conseil de guerre etc.» (Par. 1874); La Brugère, «L'affaire B., compte-rendu officiel» (Par. 1874); «Der Prozeß B.» (Berl. 1874); «Der Neue Pitaval» (Neue Serie, Bd. 9, Lpz. 1874).

Bazancourt (César, Baron de), franz. Schriftsteller, geb. um 1810, war unter Ludwig Philipp königl. Bibliothekar im Schloß von Compiègne. Während des Orientkriegs wurde er 1855 von der kaiserl. Regierung mit einer Mission nach der Krim beauftragt, um dem Minister des Innern über die Lage und den Gang der Dinge Berichte abzustatten, die später unter dem Titel: «Cinq mois au camp devant Sébastopol» (1855) erschienen sind. Außerdem sammelte er während seines Aufenthalts in der Krim das Material zu dem interessanten Werke «L'expédition de Crimée jusqu'à la prise de Sébastopol, chronique de la guerre d'Orient» (3. Aufl., 2 Bde., 1857; deutsch, 2 Bde, Wien 1856). B. wurde 1859 von Napoleon III. auch nach Italien beordert, um eine Geschichte des ital. Feldzugs abzufassen. Das Werk erschien unter dem Titel «La campagne d'Italie de 1859» (2 Bde., 1859—60; deutsch von Seybt, 2 Tle., Naumb. 1860). Vor dieser Thätigkeit hatte sich B. in der litterarischen Welt durch die Herausgabe einiger Salonromane bekannt gemacht. So veröffentlichte er «L'escadron volant de la reine» (2 Bde., 1836), «Un dernier souvenir» (1840), «Le comte de Rieuny» (1845), «Georges le Montagnard» (4 Bde., 1851), «La princesse Pallianci» (5 Bde., 1852) u. s. w.; auch schrieb er eine «Histoire de Sicile sous la domination des Normands» (2 Bde., 1846) und den histor. Roman «Les secrets de l'épée» (1861). Seinen Werken über den Krimkrieg und den Feldzug in Italien ließ B. später folgen: «Les expéditions de Chine et de Cochinchine» (2 Bde., 1861—62) und «Le Mexique contemporain» (1862). B. starb 25. Jan. 1865.

Bazâr (spr. basâr, ein ursprünglich persisches, aber über den ganzen moslem. Orient verbreitetes Wort) bezeichnet bei den Morgenländern den Marktplatz, der bald offen, bald bedeckt ist. Dort findet man alle Handelsartikel zum Verkauf ausgestellt; auch versammeln sich dort die Kaufleute wie an den Handelsbörsen in Europa. Der B. in Ispahan ist einer der schönsten, der B. in Tauris der größte. In London, Paris, Berlin, München und andern großen Städten nennt man B. Gebäude mit zahlreichen Läden, in denen alle Arten Handelsartikel, vorzüglich Luxusgegenstände, in größter Auswahl zum Verkauf ausgestellt sind.

Bazard (Saint-Amand), Gründer des Carbonarismus in Frankreich und Apostel des St.-Simonismus, geb. 19. Sept. 1791 zu Paris, verbrachte seine Jugend in einem kleinen Amte der Departementalverwaltung. Als glühender Republikaner widmete er sich nach der Restauration der oppositionellen Presse, stiftete dann unter dem

Deckmantel der Freimaurerei die republikanische Gesellschaft der «Amis de la vérité» und gründete 1820 mit seinen Freunden Dugied und Joubert, welche die Statuten des Carbonarismus aus Neapel brachten, eine ähnliche Verbindung für Frankreich, welche schon im folgenden Jahre über 200000 Mitglieder zählte. Wegen seiner Beteiligung an einem Putsch in Colmar und Belfort in contumaciam zum Tode verurteilt, lebte er meist im Verborgenen und schrieb, nachdem er sich 1826 den St.-Simonisten angeschlossen, Artikel für den «Producteur», das Organ dieser Schule, unter dem Pseudonym Saint-Amand. Gemeinschaftlich mit Enfantin unternahm er vorzüglich die Ausbildung der spekulativen Seite der Lehre. Endlich eröffnete B. 1828 zu Paris Vorlesungen, in welchen er die von ihm weiter entwickelten Lehren Saint-Simons mit außerordentlichem Erfolge vortrug. Aus dieser Wirksamkeit ging auch das Hauptwerk der Schule: «Exposition de la doctrine de Saint-Simon» (2 Bde., 1828—30; neue Ausgabe, Par. 1854) hervor, dessen zweiter, meist von Enfantin verfaßter Teil die neue soziale Religion enthält. Als nach der Julirevolution von 1830 die Schule eine freiere Bewegung nehmen durfte, drang Enfantin darauf, seiner Theorie von der Emanzipation des Weibes eine sehr weite praktische Anwendung zu geben, dem B. jedoch widerstrebte. Die Schule geriet darüber im Nov. 1831 in Spaltung, wobei sich der edle und sittlich ernste B. für immer von ihr lossagte. Er starb 29. Juli 1832 zu Courtry bei Montfermeil.

Bazardjik, s. Basardschik.

Bazarne (frz.), ein in der Nähe von Vermenton erbauter guter roter Burgunderwein.

Bazas (das Cossium, Cossio oder Vasatae der Römer), Stadt im franz. Depart. Gironde, Hauptort eines Arrondissements, 52 km südsüdöstlich von Bordeaux, auf einem steilen Felsen (79 m), [an] dem der Beuve vorbei zur Garonne fließt, ist [d]urch Zweigbahn nach Langon mit der Südbahn [v]erbunden und zählt (1876) 2859 (Gemeinde 5078) [E]., welche Gerberei, Hutmacherei und Wachsge[w]innung betreiben. B. hat ein Tribunal erster [I]nstanz, ein geistliches Kolleg, eine bedeutende Ka[th]edrale aus dem 13. Jahrh. mit reichen Stulp[t]uren, einen großen Platz mit Arkaden, schöne Pro[m]enaden, Häuser aus dem 16. Jahrh., aber enge [un]d gewundene Straßen. In der Nähe befindet [sic]h die Quelle Trou d'Enfer, merkwürdig durch [ih]re Inkrustationen. Seit dem 6. Jahrh. bis 1790 [w]ar B. Sitz des Bischofs der Gascogne, hatte in [de]n Stürmen der Völkerwanderung viel zu leiden, [wa]r dann Hauptort der Grafschaft Bazadois, in [de]n engl.-franz. Kriegen gegenüber Bordeaux fran[zö]sisch gesinnt und spielte in den Hugenottenkriegen [de]s 16. Jahrh. und noch während der Fronde eine [nic]ht unwichtige Rolle.

Bazeilles, Dorf im franz. Depart. Ardennen, [Ar]rondissement Sedan, auf dem rechten Ufer und [... k]m von der Maas, am Zusammenflusse der Chiers [und] der Givonne. Der Ort wurde durch die Schlacht [bei] Sedan 1. Sept. 1870 bekannt. Das 1. bayr. Ar[mee]korps (von der Tann) griff B., welches von [fran]z. Marinetruppen besetzt war, an diesem Tage [scho]n morgens $4^1/_2$ Uhr an und bemächtigte sich [des]selben nach sechsstündigem heißen Kampfe, zu[letzt] noch durch das preuß. 1. Armeekorps unter[stützt]. Einwohner des Dorfs schossen dabei aus [den] Häusern auf die Bayern und verübten auch Grausamkeiten gegen Verwundete. Infolge des mit höchster Erbitterung geführten Häuserkampfes wurde der Ort fast vollständig zerstört.

Baziás, Ort in der Serbisch-Banatischen Militärgrenze, s. Basiasch.

Bazin (Jacques Rigomer), franz. Publizist, geb. 1771 in Mans, war zur Zeit der Revolution Haupt einer Partei (Bazinisten), welche gegen die Schreckensherrschaft opponierte, wurde deshalb verhaftet und erhielt erst nach Robespierres Sturz die Freiheit wieder. Zwei demokratische Journale, die er hierauf herausgab, wurden vom Direktorium unterdrückt; ein Pensionat, das er nach dem 18. Brumaire (1799) in Versailles gründete, mußte er bald wieder schließen. Nun gab er periodische Schriften heraus, wurde 1812 als Mitwisser der Verschwörung des Generals Mallet verhaftet und lebte nach der Restauration in Mans, wo er viele demokratische Flugschriften verfaßte. B. fiel in einem Duell mit einem jungen Offizier 20. Jan. 1820. Seine Pamphlete erschienen gesammelt unter den Titeln «Lynx» und «Suite du Lynx»; außerdem schrieb er ein Melodram «Jacqueline d'Olzbourg» (1803), eine Tragödie «Charlemagne» (1807), eine Novelle «Selde» (1816) u. s. w.

Bazoche (Confrérie de la Basoche) hieß in Paris von ihrem Sitze, dem Parlamentsgebäude, das lange Zeit ein königl. Palast (Basilika) war, die Körperschaft der Gehilfen (clercs) der Prokuratoren, deren Entstehung in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrh. fällt. Diese Körperschaft führte den Titel: «Königreich B.», weil ihr Oberhaupt, wie das vieler mittelalterlicher Körperschaften, «König» (Roi) hieß. Die dramatischen Spiele, die von diesen Schreibern und Studenten der Rechtswissenschaft aufgeführt wurden, sind vermutlich so alt als jene Körperschaft selbst. Sie entstanden teils aus den unter den Scholaren im Mittelalter üblichen Maskeraden an gewissen festlichen Tagen, wie z. B. bei der Maifeier, teils aus Darstellungen von fingierten gerichtlichen Verhandlungen (causes solennelles, causes grasses), in welchen der Witz und Humor mit der jurist. Kasuistik sich vereinte und die in den jurist. Disputationen ihre Vorläufer hatten. Zuerst mögen die Clercs Farcen gespielt haben, die früh den satirischen Charakter erhielten, welchen der «Pathelin», die berühmteste dieser Farcen, aufweist, der einen Prozeß zum Gegenstande hat. Oft auch wurden Personen und Handlung in das Gewand der Allegorie gekleidet, und diese allegorisch-satirischen Possen hießen Sotties. Die Bazochiens spielten ihre Farcen und Sotties, wenigstens das 14. Jahrh. hindurch, privatim. Die Begründung des Theaters der Passionsbrüder scheint die B. veranlaßt zu haben, auch öffentlich zu spielen, und zwar führten sie im 15. Jahrh. mit königl. Privileg auch allegorische Dramen, Moralités, auf. Daß aber trotzdem das komische Drama auf dem Theater der B. vorherrschte, zeigen bezügliche polizeiliche Verordnungen des Parlaments, deren älteste erhaltene von 1442 ausdrücklich von «satiras» spricht. Nach 30 Jahren von neuem eingeschärft und abermals umgangen, führte sie 1476 das Verbot der Spiele des Palais wie des Châtelet (d. i. der Bazochiens) herbei. Nach Ludwigs XI. Tode begannen die Spiele von neuem und dauerten, mit Unterbrechungen, bis 1582 fort. Die B. bestand noch bis zur Revolution, wenn auch durch ein Reglement von 1744 noch mehr in ihren Privilegien beschränkt.

Ihre Hauptrechte waren ihr jedoch auch damals geblieben, sogar die Maifeier mit ihren öffentlichen Ceremonien. Vgl. A. Fabre, «Études historiques sur les clercs de la B.» (Par. 1856).

Bazoches-les-Hautes, Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, westlich der großen Straße und Eisenbahn Paris-Orléans, 7 km nordwestlich von Artenay, unweit der Straße Chartres-Artenay. Nach diesem Dorf wird zuweilen auch die Schlacht bei Loigny-Poupry vom 2. Dez. 1870 benannt. (S. Loigny.)

Bazzi (Giovanni Antonio), ital. Maler, s. Sodoma.

Bazzini (Antonio), einer der vorzüglichsten Violinspieler der neuern Zeit und trefflicher Komponist, wurde 24. Nov. 1818 zu Brescia geboren und war ein Schüler Faustino Camisanis. Kaum 12 J. alt trat er mit Erfolg öffentlich auf, wurde 1835 bereits Musikdirektor an einer Kirche seiner Vaterstadt, ging 1842 auf Kunstreisen, kam 1843 und seitdem wiederholt nach Deutschland und erregte allgemeine Bewunderung sowohl seiner eminenten Fertigkeit wie seines schönen Tons und vortrefflichen Vortrags wegen. Hierauf nahm er dauernden Aufenthalt in Florenz, und wurde 1873 am Konservatorium zu Mailand Professor für Kompositionslehre. B. hat zahlreiche Virtuosenstücke für sein Instrument geliefert, sich aber später der ernstern Kompositionsrichtung zugewendet und Orchestersachen (z. B. Ouverturen zu Shakspeares «Lear» und Alfieris «Saul»), Kammermusikstücke und geistliche Symphonie-Cantaten produziert.

BB (Bb) ist auf frühern franz. Münzen die Bezeichnung für die Münzstätte Straßburg.

b b, Abbreviatur für bene bene (d. i. optime, sehr gut). — In der Musik ist es die doppelte, also um einen ganzen Ton erniedrigende Vorzeichnung.

B
BB ist Abbreviatur für βασιλεὺς βασιλέων βασι-
B
λεύων βασιλεῦσι (König der Könige, herrschend über Könige), Titel der byzant. Kaiser.

BC, in der Musik Abkürzung für Basso continuo (s. d.).

Bchst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Bco., Abkürzung für Banco.

Bdellatomie (grch.) ist ein von J. Beer in Berlin angegebenes Verfahren, bei dem der Blutegel, noch während er saugt, an seinem hintern Ende eingeschnitten wird, um hierdurch den Abfluß des von ihm eingesogenen Bluts zu bewirken, während er unausgesetzt fortsaugt; man gewinnt hierdurch eine reichlichere Blutentziehung.

Bdellium, ein früher in der Materia medica gebrauchtes, der Myrrhe ähnlich riechendes, bitter schmeckendes Gummiharz, von Balsamodendron Africanum *Arnott* herrührend, welches nicht selten zwischen käuflicher Myrrhe und zwischen Senegalgummi im Handel gefunden wird. Es wird aus Arabien eingeführt. Eine andere Sorte kommt aus Scinde in Ostindien und stammt von Balsamodendron Mukal *Hook.* Das afrikanische B. enthält bis 70 Proz. Harz, welches in Kali unlöslich ist.

Bdellométer (grch.), ein von Sarlandière in Paris erfundenes Instrument, welches, zum Ersatz der immer theuerer werdenden Blutegel bestimmt, aus einem mit einer kleinen Pumpe und kleinen Lanzetten versehenen gläsernen Schröpfkopf besteht. Die erste Idee dazu ging 1816 von dem Engländer Whitford aus; später wurde es von Gräfe, Heurteloup u. a. verbessert. (S. Blutegel [künstlicher]).

B-dur (ital. be-maggiore; frz. bé-mi; engl. b flat major), die Dur-Tonart, bei welcher h und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also zwei b vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist G-moll; s. unter Ton und Tonarten.

Be, Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Beryllium.

Beach (spr. Bihtsch, Sir Michael Hicks), engl. Politiker, geb. 1837 in London als ältester Sohn Sir Michael Hicks B.s, des achten Baronets dieses Namens, wurde in Eton und in Oxford, wo er 1861 den Grad eines Master of Arts erlangte, erzogen, 1864 als konservativer Kandidat für East-Gloucestershire ins Unterhaus gewählt und fand, da er sich durch Kenntnisse und Redetalent bemerkbar machte, schon 1868 eine Anstellung als Sekretär für das Armenwesen im Ministerium Disraeli. Diese verlor er bei dem Fall des Ministeriums im Dez. 1868, erlangte aber bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 den bedeutenden Posten des Hauptsekretärs für Irland und 1877 einen Sitz im Kabinett. Als im Febr. 1878 Graf Carnarvon infolge abweichender Ansichten über die Orientalische Frage aus dem Ministerium austrat, wurde B. an dessen Stelle zum Kolonialminister ernannt, ein Amt, das er unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Energie bis zum Sturz des Ministeriums Beaconsfield im April 1880 verwaltete.

Beachy-Head (spr. Bihtschihedd), Vorgebirge an der Südküste Englands, Ausläufer der South-Downs, zwischen Brighton und Hastings, bekannt durch einen Seesieg der Franzosen über die Engländer 10. Juli 1690, einer der ersten Schläge in dem sog. Zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Durch die Revolution, die Jakob II. Stuart stürzte und Wilhelm III. von Oranien auf Englands Thron brachte, waren die beiden «Seemächte» England und Holland, eng vereinigt, Herren der Meere geworden. Es galt daher für Frankreich, dieses Übergewicht zu brechen. Der Moment dazu war vorzüglich gewählt. Eben war König Wilhelm III. nach Irland hinübergesegelt, um König Jakob II., der das aufständische Irland mit franz. Hilfe beherrschte, zu bekämpfen. Der engl. Admiral Herbert Lord Torrington gehörte zu den mißvergnügten Whigs, die sich vom König zurückgesetzt fühlten. Nur widerwillig gehorchte er dem Befehl, mit seinen 50 engl.-holländ. Linienschiffen der franz. Armada unter ihrem verdienten Admiral Tourville entgegenzugehen. Als der Kampf das holländ. Geschwader in Nachteile brachte, ließ Torrington es im Stich; eine plötzliche Windstille schob er später als Grund für Abbrechen der Schlacht vor. In Whitehall aber sah man dies Benehmen als Verrat an und der unbotmäßige Seemann mußte im Tower büßen. Doch ward dieser Triumph Frankreichs sehr bald durch den Sieg Wilhelms über Jakob an der Boyne (s. d.) und etwas später durch den glänzenden Seesieg Russels am Kap La Hogue (s. d.) verdunkelt.

Beaconsfield (spr. Bihk'nsfihld), kleine Marktstadt in der engl. Grafschaft Buckingham, 36 km westnordwestlich von London, mit (1881) 3061 E. B. war der Lieblingsaufenthalt des Dichters E. Waller und später der Wohnsitz Edmund Burkes, welche beide hier starben und begraben liegen. Das

diesem Orte erhielt Benjamin Disraeli bei seiner Erhebung in die Peerage (1876) den Titel Earl of B., nachdem seine Gemahlin bereits 1872 zur Viscounteß of B. ernannt worden war.

Beaconsfield (spr. Bihk'nsfihld, Benjamin Disraeli, Earl of B., Viscount Hughenden), Sohn Isaak Disraelis (s. d.), hervorragender engl. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 21. Dez. 1804 (nicht 1805, wie irrtümlich oft angegeben wird) in London, war von jüd. Abkunft, wurde aber zur Beseitigung der damals dem Judentum noch anhaftenden sozialen und polit. Nachteile auf den Rat des Dichters Samuel Rogers 1817 in einer christl. Kirche getauft. Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er eine Privatschule in Walthamstow; dann arbeitete er fünf Jahre in dem Bureau eines londoner Sachwalters, wandte sich aber zugleich litterarischen Beschäftigungen zu und wurde durch den glänzenden Erfolg des Romans «Vivian Grey» (5 Bde., Lond. 1826–27), in welchem eine lebhafte, aber ungezügelte Einbildungskraft und ein ungewöhnliches Talent für Sittenschilderungen aus der sog. fashionablen Welt sich kundgaben, zum Eintritt in die Laufbahn des Schriftstellers bewogen. Auf die Swift nachgebildete Satire «The adventures of captain Popanilla» (1828) ließ er den Roman «The young Duke» (3 Bde., Lond. 1830) folgen, der weniger bedeutend war, während «Contarini Fleming, a psychological autobiography» (4 Bde., Lond. 1832) wegen des darin zu Tage tretenden Talents für Darstellung und Analyse der Leidenschaften Aufsehen erregte. In dieser Zeit brachte die Reformbill ganz England in Aufregung, und auch B. warf sich, von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt, mit Eifer auf die Politik. Unter Humes und O'Connells Einfluß schloß er sich der entschieden liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marylebone auf und stellte in seiner bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre «What is he?» ein ganz demokratisches Glaubensbekenntnis auf, während er zugleich sein die Revolution verherrlichendes «Revolutionary epick» (Lond. 1834; neue Aufl. 1864) herausgab, das man ihm später oft zum Vorwurf gemacht hat. Seine Bewerbung war indes erfolglos, und dieses Mißgeschick scheint einen Umschlag in seinen Ansichten bewirkt zu haben. Denn als es ihm 1837 gelang, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden, hatte er sich bereits den Konservativen genähert, die damals unter Peel mit den Whigs kämpften. Bei seinem ersten Auftreten im Unterhause ward er in einer Weise empfangen, die einen minder entschlossenen und zuversichtlichen Geist entmutigt hätte. Doch durch Talent und Ausdauer gewann er, obgleich wegen seines exzentrischen Wesens im Grunde von keiner Partei anerkannt, allmählich Einfluß und bildete Anfang der vierziger Jahre mit Lord John Manners, George Smythe u. a. die sog. Partei des Jungen England, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die durch Stil und Inhalt allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Eigentümlich erschien darin neben dem mit einem großen Aufwand von Rhetorik befürworteten System einer den Mittelklassen feindlichen demokratischen Monarchie die Verherrlichung der jüd. Nation, die er schon in einem frühern Roman, «The wondrous tale of Alroy», zum Gegenstande gewählt hatte. Das bedeutendste von diesen Werken ist «Coningsby, or the new generation» (3 Bde., Lond. 1844). In den folgenden, «Sybil, or the two nations» (3 Bde., Lond. 1845) und «Tancred, or the new crusade» (3 Bde., Lond. 1847), findet man meist dieselben Ideen in anderer Form wieder.

Unterdessen war B. durch unerwartete Umstände zu einer wichtigen polit. Rolle gelangt. Als Peel nach langen Kämpfen das Schutzzollsystem zu Gunsten des Freihandelssystems fallen ließ, warf sich B. neben Lord George Bentinck zum Führer der Protektionisten auf, griff Peel, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit allen Mitteln seiner gewandten Dialektik, seines schneidenden Witzes und seiner bittern Ironie an, und rettete, obgleich er die Annahme der Maßregel nicht verhindern konnte, doch die Partei vor gänzlicher Zersprengung. Zum Vertreter der Grafschaft Buckingham gewählt, erneuerte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf. Nach dem Tode Bentincks (1848), dem er mit «Lord George Bentinck. A biography» (Lond. 1851) ein Denkmal setzte, mußten sich die Protektionisten, welche den ahnen- und besitzlosen B. bisher mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt hatten, dazu entschließen, ihn in aller Form als ihren Führer im Unterhause anzuerkennen. In dieser Stellung wußte er zugleich gegen die Whigs, die Reformer und die Peeliten Front zu machen, wobei ihm die von dem Ministerium Russell begangenen Fehler trefflich zu statten kamen. Als im Febr. 1852 das Whigministerium sich definitiv auflöste, konnte Graf Derby nicht umhin, den Beistand B.s in Anspruch zu nehmen, der als Kanzler der Schatzkammer in das neue Torykabinett eintrat. Um sich am Ruder zu erhalten, ließ er das Protektionssystem alsbald fallen, aber das von ihm dem Unterhause vorgelegte Budget bewies, daß er zum Finanzminister nicht das rechte Geschick habe, und die Verwerfung desselben führte schon im Dezember den Sturz des Ministeriums herbei. Der bald darauf ausbrechende Orientkrieg ließ die Parteistreitigkeiten in den Hintergrund treten. Erst nach der Niederlage Palmerstons in der Konspirationsbill gelang es den Tories, im Febr. 1858 sich wieder der Regierung zu bemächtigen, worauf B. seinen frühern Posten als Schatzkanzler einnahm. Seine finanziellen Maßregeln hatten diesmal bessern Erfolg, auch sicherte das gegenseitige Mißtrauen der Radikalen und der Whigs ihm eine Zeit lang die Majorität im Parlament; die Einigung beider gegen die von ihm eingebrachte Reformbill nötigte ihn indes schon im Juni 1859 abermals zum Rücktritt.

Während des Waffenstillstandes der Parteien, der nun, unter dem Ministerium Lord Palmerstons, fast fünf Jahre (1860—65) dauerte und besonders durch die Verwickelungen und Debatten merkwürdig war, welche der amerik. Bürgerkrieg herbeiführte, bewahrte B. eine Unabhängigkeit des Urteils über die Ursachen und die Zwecke des großen Kriegs, die ihm um so mehr zur Ehre gereichte, je seltener sie, besonders bei seiner Partei, in England zu finden war. Nach Lord Palmerstons Tode bekämpfte er in der Session von 1866 mit Geschick die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone und bahnte sich durch die Niederlage derselben (Juli 1866) von neuem die Rückkehr ins Amt. Die drohende Ausbreitung der Reformagitation überzeugte ihn indes noch während desselben Jahres von der Notwendigkeit umfassender Zugeständnisse hinsichtlich der Reform der parlamentarischen Vertretung

Ihre Hauptrechte waren ihr jedoch auch damals geblieben, sogar die Maifeier mit ihren öffentlichen Ceremonien. Vgl. A. Fabre, «Études historiques sur les clercs de la B.» (Par. 1856).

Bazoches-les-Hautes, Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, westlich der großen Straße und Eisenbahn Paris-Orléans, 7 km nordwestlich von Artenay, unweit der Straße Chartres-Artenay. Nach diesem Dorf wird zuweilen auch die Schlacht bei Loigny-Poupry vom 2. Dez. 1870 benannt. (S. Loigny.)

Bazzi (Giovanni Antonio), ital. Maler, s. Sodoma.

Bazzini (Antonio), einer der vorzüglichsten Violinspieler der neuern Zeit und trefflicher Komponist, wurde 24. Nov. 1818 zu Brescia geboren und war ein Schüler Faustino Camisanis. Kaum 12 J. alt trat er mit Erfolg öffentlich auf, wurde 1835 bereits Musikdirektor an einer Kirche seiner Vaterstadt, ging 1842 auf Kunstreisen, kam 1843 und seitdem wiederholt nach Deutschland und erregte allgemeine Bewunderung sowohl seiner eminenten Fertigkeit wie seines schönen Tons und vortrefflichen Vortrags wegen. Hierauf nahm er dauernden Aufenthalt in Florenz, und wurde 1873 am Konservatorium zu Mailand Professor für Kompositionslehre. B. hat zahlreiche Virtuosenstücke für sein Instrument geliefert, sich aber später der ernstern Kompositionsrichtung zugewendet und Orchestersachen (z. B. Ouverturen zu Shakspeares «Lear» und Alfieris «Saul»), Kammermusikstücke und geistliche Symphonie-Cantaten produziert.

BB (Bb) ist auf frühern franz. Münzen die Bezeichnung für die Münzstätte Straßburg.

bb, Abbreviatur für bene bene (d. i. optime, sehr gut). — In der Musik ist es die doppelte, also um einen ganzen Ton erniedrigende Vorzeichnung.

B
BB ist Abbreviatur für βασιλεὺς βασιλέων βασι-
B
λεύων βασιλεῦσι (König der Könige, herrschend über Könige), Titel der byzant. Kaiser.

BC, in der Musik Abkürzung für Basso continuo (s. d.).

Bchst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Bco., Abkürzung für Banco.

Bdellatomie (grch.) ist ein von J. Beer in Berlin angegebenes Verfahren, bei dem der Blutegel, noch während er saugt, an seinem hintern Ende eingeschnitten wird, um hierdurch den Abfluß des von ihm eingesogenen Bluts zu bewirken, während er unausgesetzt fortsaugt; man gewinnt hierdurch eine reichlichere Blutentziehung.

Bdellium, ein früher in der Materia medica gebrauchtes, der Myrrhe ähnlich riechendes, bitter schmeckendes Gummiharz, von Balsamodendron Africanum *Arnott* herrührend, welches nicht selten zwischen käuflicher Myrrhe und zwischen Senegalgummi im Handel gefunden wird. Es wird aus Arabien eingeführt. Eine andere Sorte kommt aus Scinde in Ostindien und stammt von Balsamodendron Mukal *Hook.* Das afrikanische B. enthält bis 70 Proz. Harz, welches in Kali unlöslich ist.

Bdellomēter (grch.), ein von Sarlandière in Paris erfundenes Instrument, welches, zum Ersatz der immer theuerer werdenden Blutegel bestimmt, aus einem mit einer kleinen Pumpe und kleinen Lanzetten versehenen gläsernen Schröpfkopf besteht. Die erste Idee dazu ging 1816 von dem Engländer Whitford aus; später wurde es von Gräfe, Heurteloup u. a. verbessert. (S. Blutegel [künstlicher]).

B-dur (ital. be-maggiore; frz. bé-mi; engl. b flat major), die Dur-Tonart, bei welcher h und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also zwei b vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist G-moll; s. unter Ton und Tonarten.

Be, Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Beryllium.

Beach (spr. Bihtsch, Sir Michael Hicks), engl. Politiker, geb. 1837 in London als ältester Sohn Sir Michael Hicks B.s, des achten Baronets dieses Namens, wurde in Eton und in Oxford, wo er 1861 den Grad eines Master of Arts erlangte, erzogen, 1864 als konservativer Kandidat für East-Gloucestershire ins Unterhaus gewählt und fand, da er sich durch Kenntnisse und Redetalent bemerkbar machte, schon 1868 eine Anstellung als Sekretär für das Armenwesen im Ministerium Disraeli. Diese verlor er bei dem Fall des Ministeriums im Dez. 1868, erlangte aber bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 den bedeutenden Posten des Hauptsekretärs für Irland und 1877 einen Sitz im Kabinett. Als im Febr. 1878 Graf Carnarvon infolge abweichender Ansichten über die Orientalische Frage aus dem Ministerium austrat, wurde B. an dessen Stelle zum Kolonialminister ernannt, ein Amt, das er unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Energie bis zum Sturz des Ministeriums Beaconsfield im April 1880 verwaltete.

Beachy-Head (spr. Bihtschihedd), Vorgebirge an der Südküste Englands, Ausläufer der South-Downs, zwischen Brighton und Hastings, bekannt durch einen Seesieg der Franzosen über die Engländer 10. Juli 1690, einer der ersten Schläge in dem sog. Zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Durch die Revolution, die Jakob II. Stuart stürzte und Wilhelm III. von Oranien auf Englands Thron brachte, waren die beiden «Seemächte» England und Holland, eng vereinigt, Herren der Meere geworden. Es galt daher für Frankreich, dieses Übergewicht zu brechen. Der Moment dazu war vorzüglich gewählt. Eben war König Wilhelm III. nach Irland hinübergesegelt, um König Jakob II., der das aufständische Irland mit franz. Hilfe beherrschte, zu bekämpfen. Der engl. Admiral Herbert Lord Torrington gehörte zu den mißvergnügten Whigs, die sich vom König zurückgesetzt fühlten. Nur widerwillig gehorchte er dem Befehl, mit seinen 50 engl.-holländ. Linienschiffen der franz. Armada unter ihrem verdienten Admiral Tourville entgegenzugehen. Als der Kampf das holländ. Geschwader in Nachteile brachte, ließ Torrington [illegible] im Stich; eine plötzliche Windstille schob er später als Grund für Abbrechen der Schlacht vor. [illegible] Whitehall aber sah man dies Benehmen als Verrat an und der unbotmäßige Seemann mußte [illegible] Tower büßen. Doch ward dieser Triumph Frankreichs sehr bald durch den Sieg Wilhelms über Jakob an der Boyne (s. d.) und etwas später durch den glänzenden Seesieg Russels am Kap La Hogue (s. d.) verdunkelt.

Beaconsfield (spr. Bihk'nsfihld), kleine Marktstadt in der engl. Grafschaft Buckingham, 36 km westnordwestlich von London, mit (1881) 3061 E. B. war der Lieblingsaufenthalt des Dichters Waller und später der Wohnsitz Edmund Burkes, welche beide hier starben und begraben liegen. [illegible]

diesem Orte erhielt Benjamin Disraeli bei seiner Erhebung in die Peerage (1876) den Titel Earl of B., nachdem seine Gemahlin bereits 1872 zur Viscounteß of B. ernannt worden war.

Beaconsfield (spr. Bihk'nsfihld, Benjamin Disraeli, Earl of B., Viscount Hughenden), Sohn Isaak Disraelis (s. d.), hervorragender engl. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 21. Dez. 1804 (nicht 1805, wie irrtümlich oft angegeben wird) in London, war von jüd. Abkunft, wurde aber zur Beseitigung der damals dem Judentum noch anhaftenden sozialen und polit. Nachteile auf den Rat des Dichters Samuel Rogers 1817 in einer christl. Kirche getauft. Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er eine Privatschule in Walthamstow; dann arbeitete er fünf Jahre in dem Bureau eines londoner Sachwalters, wandte sich aber zugleich litterarischen Beschäftigungen zu und wurde durch den glänzenden Erfolg des Romans «Vivian Grey» (5 Bde., Lond. 1826—27), in welchem eine lebhafte, aber ungezügelte Einbildungskraft und ein ungewöhnliches Talent für Sittenschilderungen aus der sog. fashionablen Welt sich kundgaben, zum Eintritt in die Laufbahn des Schriftstellers bewogen. Auf die Swift nachgebildete Satire «The adventures of captain Popanilla» (1828) ließ er den Roman «The young Duke» (3 Bde., Lond. 1830) folgen, der weniger bedeutend war, während «Contarini Fleming, a psychological autobiography» (4 Bde., Lond. 1832) wegen des darin zu Tage tretenden Talents für Darstellung und Analyse der Leidenschaften Aufsehen erregte. In dieser Zeit brachte die Reformbill ganz England in Aufregung, und auch B. warf sich, von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt, mit Eifer auf die Politik. Unter Humes und O'Connells Einfluß schloß er sich der entschieden liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marylebone auf und stellte in seiner bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre «What is he?» ein ganz demokratisches Glaubensbekenntnis auf, während er zugleich sein die Revolution verherrlichendes «Revolutionary epick» (Lond. 1834; neue Aufl. 1864) herausgab, das man ihm später oft zum Vorwurf gemacht hat. Seine Bewerbung war indes erfolglos, und dieses Mißgeschick scheint einen Umschlag in seinen Ansichten bewirkt zu haben. Denn als es ihm 1837 gelang, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden, hatte er sich bereits den Konservativen genähert, die damals unter Peel mit den Whigs kämpften. Bei seinem ersten Auftreten im Unterhause ward er in einer Weise empfangen, die einen minder entschlossenen und zuversichtlichen Geist entmutigt hätte. Doch durch Talent und Ausdauer gewann er, obgleich wegen seines excentrischen Wesens im Grunde von keiner Partei anerkannt, allmählich Einfluß und bildete Anfang der vierziger Jahre mit Lord John Manners, George Smythe u. a. die sog. Partei des Jungen England, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die durch Stil und Inhalt allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Eigentümlich erschien darin neben dem mit einem großen Aufwand von Rhetorik befürworteten System einer den Mittelklassen feindlichen demokratischen Monarchie die Verherrlichung der jüd. Nation, die er schon in einem frühern Roman, «The wondrous Tale of Alroy», zum Gegenstande gewählt hatte. Das bedeutendste von diesen Werken ist «Coningsby, or the new generation» (3 Bde., Lond. 1844). In den folgenden, «Sybil, or the two nations» (3 Bde., Lond. 1845) und «Tancred, or the new crusade» (3 Bde., Lond. 1847), findet man meist dieselben Ideen in anderer Form wieder.

Unterdessen war B. durch unerwartete Umstände zu einer wichtigen polit. Rolle gelangt. Als Peel nach langen Kämpfen das Schutzzollsystem zu Gunsten des Freihandelssystems fallen ließ, warf sich B. neben Lord George Bentinck zum Führer der Protektionisten auf, griff Peel, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit allen Mitteln seiner gewandten Dialektik, seines schneidenden Witzes und seiner bittern Ironie an, und rettete, obgleich er die Annahme der Maßregel nicht verhindern konnte, doch die Partei vor gänzlicher Zersprengung. Zum Vertreter der Grafschaft Buckingham gewählt, erneuerte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf. Nach dem Tode Bentincks (1848), dem er mit «Lord George Bentinck. A biography» (Lond. 1851) ein Denkmal setzte, mußten sich die Protektionisten, welche den ahnen- und besitzlosen B. bisher mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt hatten, dazu entschließen, ihn in aller Form als ihren Führer im Unterhause anzuerkennen. In dieser Stellung wußte er zugleich gegen die Whigs, die Reformer und die Peeliten Front zu machen, wobei ihm die von dem Ministerium Russell begangenen Fehler trefflich zu statten kamen. Als im Febr. 1852 das Whigministerium sich definitiv auflöste, konnte Graf Derby nicht umhin, den Beistand B.s in Anspruch zu nehmen, der als Kanzler der Schatzkammer in das neue Torykabinett eintrat. Um sich am Ruder zu erhalten, ließ er das Protektionssystem alsbald fallen, aber das von ihm dem Unterhause vorgelegte Budget bewies, daß er zum Finanzminister nicht das rechte Geschick habe, und die Verwerfung desselben führte schon im Dezember den Sturz des Ministeriums herbei. Der bald darauf ausbrechende Orientkrieg ließ die Parteistreitigkeiten in den Hintergrund treten. Erst nach der Niederlage Palmerstons in der Konspirationsbill gelang es den Tories, im Febr. 1858 sich wieder der Regierung zu bemächtigen, worauf B. seinen frühern Posten als Schatzkanzler einnahm. Seine finanziellen Maßregeln hatten diesmal bessern Erfolg, auch sicherte das gegenseitige Mißtrauen der Radikalen und der Whigs ihm eine Zeit lang die Majorität im Parlament; die Einigung beider gegen die von ihm eingebrachte Reformbill nötigte ihn indes schon im Juni 1859 abermals zum Rücktritt.

Während des Waffenstillstandes der Parteien, der nun, unter dem Ministerium Lord Palmerstons, fast fünf Jahre (1860—65) dauerte und besonders durch die Verwickelungen und Debatten merkwürdig war, welche der amerik. Bürgerkrieg herbeiführte, bewahrte B. eine Unabhängigkeit des Urteils über die Ursachen und die Zwecke des großen Kriegs, die ihm um so mehr zur Ehre gereichte, je seltener sie, besonders bei seiner Partei, in England zu finden war. Nach Lord Palmerstons Tode bekämpfte er in der Session von 1866 mit Geschick die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone und bahnte sich durch die Niederlage derselben (Juli 1866) von neuem die Rückkehr ins Amt. Die drohende Ausbreitung der Reformagitation überzeugte ihn indes noch während desselben Jahres von der Notwendigkeit umfassender Zugeständnisse hinsichtlich der Reform der parlamentarischen Vertretung

und 1867 brachte er eine Reformbill ins Parlament, die im Vergleich mit allen ihren Vorgängern als radikal bezeichnet werden konnte. Das staunenswerte Talent wie die unerschütterliche Beharrlichkeit, womit er diese Maßregel ersten Ranges, im Gegensatz zu den Traditionen seiner eigenen Partei, durchführte, errangen ihm seinen größten polit. Triumph und bereiteten ihm den Weg zu der letzten Stufe der Macht, welche ihm noch zu ersteigen übrig blieb. Als Graf Derby im Febr. 1868 aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle als Premierminister niederlegte, folgte B. ihm in dieser Würde nach. In seiner Antrittsrede kündete er «eine wahrhaft freisinnige Politik» an, und nach den Erfahrungen von 1867 war man keineswegs abgeneigt, seinem Versprechen Glauben zu schenken. Bald jedoch wurde es klar, daß fürs erste kein Fortschreiten auf der Bahn der Reform von ihm zu erwarten sei. Unnachgiebig bekämpfte er während der Session von 1868 die von liberaler Seite kommenden Vorschläge zu einer gründlichen Besserung der irischen Zustände und zunächst zur Entstaatlichung der irischen Kirche. Die liberalen Majoritäten des Parlaments mißachtend, erklärte er, nur dem in den allgemeinen Neuwahlen abzugebenden Urteil der Nation weichen zu wollen. Als diese Wahlen gegen ihn entschieden, legte er noch vor dem Zusammentreten des neuen Parlaments sein Amt nieder (Dez. 1868). Die Königin bot ihm bei dieser Gelegenheit die Erhebung zur Peerswürde an. Er acceptierte dieselbe für seine Gemahlin (die Witwe seines 1838 verstorbenen Parlamentskollegen Windham Lewis, mit der er sich 1839 vermählt hatte und welche 15. Dez. 1872 als Viscountess of Beaconsfield starb), zog für sich selbst dagegen das Verbleiben in seiner frühern Stellung vor.

Nach Graf Derbys Tode (23. Okt. 1869) fiel ihm endlich die Führerschaft über die ganze konservative Partei zu, die er seitdem bis zu seinem Tode leitete. Bei der mächtigen Majorität, mit welcher sein Gegner Gladstone aus dem Wahlkampfe hervorgegangen war, beschränkte B.s Politik während der nächstfolgenden Jahre sich wesentlich auf den hartnäckigen Widerstand gegen alle großen Reformmaßregeln, welche das Ministerium Gladstone denkwürdig gemacht haben. Die Entstaatlichung der irischen Kirche, die irische Landbill, die Armeereform, die Erziehungsbill, die Ballotbill wurden mit mehr oder weniger Heftigkeit von ihm bekämpft. Inzwischen aber bereitete die unaufhaltsam durchgeführte Reformpolitik der Liberalen in dem engl. Volke eine konservative Reaktion vor und nach den allgemeinen Neuwahlen vom Febr. 1874 fand B. sich zur Überraschung aller Parteien an der Spitze einer ebenso großen Majorität wie sechs Jahre früher Gladstone. Als Programm des nun von ihm gebildeten konservativen Ministeriums stellte er vorzüglich die soziale Reform, die Verbesserung der öffentlichen Gesundheitspflege und der gesellschaftlichen Zustände der arbeitenden Klassen auf; zugleich wurde angedeutet, daß in Bezug auf auswärtige Politik ein entschiedeneres Auftreten das von den Liberalen eingebüßte Ansehen Englands im Auslande zurückerobern solle. Hinsichtlich der sozialen Reform löste er sein Versprechen teilweise während der Sessionen von 1874—76 durch Verbesserung der Faktoreiakten, der Friendly Society Bills, eine Akte zur Verbesserung der Wohnungen der arbeitenden Klassen, eine neue Schiffahrtsakte u. a. Als Beginn des verheißenen entschiedenern Auftretens nach außen konnte die Reise des Prinzen von Wales nach Indien (Okt. 1875), der Ankauf der Suezkanalaktien (Nov. 1875) und die Erhebung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien (April 1876) gelten. Alle diese Maßregeln waren zur Abwehr der vorgeblichen Eroberungspolitik Rußlands in Asien bestimmt. Im Beginn der russ.-türk. Streitigkeiten war B. ganz bereit, für die Sache der Türkei in Europa mit den Waffen einzutreten. Hieran wurde er jedoch verhindert durch die großartige Opposition, welche Gladstone als Führer der Liberalen gegen eine engl.-türk. Allianz organisierte. Dennoch trug B. durch seine drohende Haltung gegen Rußland und die gleichzeitig den Türken gegebene geheime Versicherung, daß diese im äußersten Falle auf Englands Hilfe zählen dürften, viel zum Scheitern der europ. Konferenz in Konstantinopel und zum Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs im J. 1877 bei. B. wurde inzwischen, da er sich bei vorrückendem Alter den Strapazen der Geschäftsführung im Unterhause nicht mehr gewachsen fühlte, nach Ablauf der Session von 1876 als Viscount Hughenden und Graf B. zur Peerswürde erhoben. Während des Kriegs hielt er sich, ohne seine Sympathien für die Türken zu verleugnen, neutral. Als aber der Sieg sich für Rußland entschied, und die Türken um engl. Vermittelung nachsuchten, nahm er eine herausfordernde Haltung an, indem er Jan. 1878 die engl. Flotte in die Dardanellen schickte und nach dem Abschluß des Friedens von San-Stefano, den er in vielen wichtigen Punkten modifiziert wissen wollte, die Reserven einberief und 7000 Mann ind. Truppen von Indien nach Malta beorderte (April 1878). Rußland willigte unter diesen Umständen in die Abhaltung eines europ. Kongresses in Berlin; aber schon ehe der letztere zusammentrat, verständigte B. sich in geheimen Verträgen mit Rußland, dem er eine Anzahl wichtiger Zugeständnisse machte, und mit der Türkei, der er, gegen die Abtretung von Cypern, den Rest ihrer Besitzungen gegen künftige Angriffe garantierte. Das Bekanntwerden dieser geheimen Verträge sowie B.s [illegible] Haltung gegen Griechenland minderte etwas den Glanz seines Auftretens auf dem Berliner Kongreß. Nichtsdestoweniger wurde er bei seiner Rückkehr (16. Juli 1878) als Stifter eines «ehrenvollen Friedens» (peace with honour) mit Jubel empfangen. Die Königin verlieh ihm den Hosenbandorden, die Stadt London das Ehrenbürgerrecht. Überhaupt stand er um diese Zeit auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhms als kühner, in großem Sinne handelnder imperialistischer Staatsmann. Den ersten Stoß versetzte ihm der von ihm mißbilligte, aber doch weiter geführte Krieg gegen die Zulus; den zweiten der von ihm hervorgerufene Krieg gegen Afghanistan, Kriege, welche England nicht nur große Verluste und Demütigungen zuzogen, sondern Verwirrung und Defizit in den Finanzen herbeiführten. Der Umschwung der öffentlichen Meinung wurde immer fühlbarer und fand endlich einen entscheidenden Ausdruck in den allgemeinen Neuwahlen vom April 1880, die den Sturz des Ministeriums B. zur Folge hatten. Obwohl noch immer von bedeutendem Einfluß, nahm er doch verhältnismäßig selten an den parlamentarischen Verhandlungen teil. Bald nach seiner letzten im März 1881 gehaltenen Rede über die [illegible]

Politik in Afghanistan erkrankte er und starb unter allgemeiner Teilnahme 19. April 1881. Seinem Wunsche gemäß wurde er 24. April auf seinem Landsitze Hughenden in Buckinghamshire an der Seite seiner Gemahlin und der Mrs. Willyams (welcher B. den größten Teil seines Vermögens verdankte) bestattet; aber auf den Antrag Gladstones beschloß das Parlament, ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei zu errichten. Am 27. Febr. 1882 wurde in der Pfarrkirche zu Hughenden das ihm von der Königin Victoria gewidmete, vom Bildhauer Belt gefertigte Monument (aus sicil. Marmor) aufgestellt. Da er kinderlos starb, ist die Peerswürde mit ihm erloschen. Zu seinem Universalerben ernannte er testamentarisch den Sohn seines Bruders Ralph, Conigsby Disraeli.

Als Schriftsteller hatte B. noch einmal die Triumphe seiner frühern Jahre durch die Romane «Lothair» (3 Bde., Lond. 1870) und «Endymion» (3 Bde., Lond. 1881; deutsch von C. Böttger, Bde., Lpz. 1881) erneuert. Billige Gesamtausgaben seiner Werke wurden in der neuesten Zeit mehrfach veranstaltet. Seine Reden erschienen gesammelt als «Constitutional reform, five speeches 1859—65» (Lond. 1866), «Parliamentary reform, series of speeches 1848—66» (Lond. 1867) und «Speeches on conservative policy of the last years» (Lond. 1870).

Vgl. Mill, «Disraeli the author, orator and statesman» (Lond. 1863); Althaus, «Engl. Charakterbilder» (2 Bde., Berl. 1870) und «Benjamin Disraeli, Lord B.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 9, Lpz. 1882); Brandes, «Lord B. Ein Charakterbild» (Berl. 1879).

Beagle-Kanal, s. unter Feuerland.

Beamte, s. unter Amt.

Beamtenvereine sind Associationen zur Förderung der Interessen des Beamtenstandes nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe. Ihre Wirksamkeit zur Erreichung dieses Zwecks erstreckt sich vornehmlich auf den Betrieb der Lebensversicherung zu Gunsten ihrer Mitglieder, auf Gewährung von Darlehnen an die letztern und auf Beförderung der Sparsamkeit unter denselben. Nebstdem bilden humanitäre Zwecke ihre Aufgabe. Die bedeutendsten dieser Vereine sind: der Erste allgemeine B. der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wien, gegründet 1864, seiner Entwickelung nach der bedeutendste und zugleich Vorbild für die später entstandenen. Der Verein erbaute in Währing bei Wien und in Budapest Witwen- und Waisenhäuser, gibt ein Wochenblatt, die «Beamten-Zeitung», und ein litterarisches Jahrbuch, die «Dioskuren» (seit 1871), heraus. Der Preußische B. in Hannover, gegründet 1877, gibt die «Monatsschrift für Deutsche Beamte» (Gründ. 1877 fg.), Eigen Hulp (Selbsthilfe), niederländischer B. im Haag, eine gleichnamige Wochenschrift in Harlem heraus.

Beanus (neulat., wahrscheinlich vom frz. bé-jaune, Gelbschnabel), früher Bezeichnung für einen neuangekommenen Studenten, Fuchs; dann auch überhaupt wie dummdreister Mensch; Beanität oder Beanismus, das Benehmen eines solchen.

Béarn (lat. Benearnia), eine südl. Grenzlandschaft Frankreichs von ungefähr 4500 qkm Flächeninhalt, welche dem größern östl. Teile des jetzigen Depart. Nieder-Pyrenäen entspricht und von den schneebedeckten Gipfeln des dichtbewaldeten Gebirges hinabsteigt zu niedern Vorbergen, die reißende Bäche und kleinere Gebirgsflüsse vielfach durchfurchen. Das Klima ist gesund, und kräftige Bergweiden unterstützen die treffliche Vieh-, besonders Pferdezucht. Die Terrassen der steilen Thäler und Hügel sind mit Reben geschmückt; in den tiefgelegenen Gegenden gedeiht der Mais; auf den übrigen Bergebenen ist der Flachsbau weit verbreitet. Der mit allen Tugenden eines kräftigen Gebirgsbewohners geschmückte Béarner betreibt mit Eifer den Bergbau, besonders auf Eisen, sowie Terrassenkultur, Viehzucht und Leinwandmanufaktur. In großer Anzahl wandert auch die Bevölkerung alljährlich in die Umgegend und am häufigsten nach Navarra und Catalonien, um Arbeit zu suchen. Die eigentliche Landessprache ist, seitdem sich hier im 6. Jahrh. die Vasconen festgesetzt, die baskische, wenn auch seit der Revolution immer mehr vom Französischen verdrängt. Die Hauptstadt des Landes ist Pau (s. d.). Ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen, Centullus, aus dem Stamm der Herzöge von Gascogne, vereinigte die Besitzungen, aus denen die Vicomté B. entstand, und deren erster Regent sein Urenkel Centullus I. war. Unter dessen, gewöhnlich Gaston oder Centullus benannten Nachfolgern zeichnet sich besonders aus Gaston IV. (1088—1130), einer der Helden des ersten Kreuzzugs, der nach seiner Rückkehr durch eine Reihe Großthaten im Dienste des Königs Alfons I. von Aragonien Saragossa zu Lehn erhielt. Nachdem 1134 mit Centullus V. der Mannsstamm der alten Vicomtes erloschen war, lief das Land Gefahr, die Unabhängigkeit zu verlieren, indem dessen Tochter Marie 1170 den König Alfons II. von Aragonien in ihren Besitzungen zum Lehnsherrn erklärte. Die empörten Béarner griffen zu den Waffen, nötigten Marie mit ihrem Gemahl Wilhelm von Moncada zur Flucht und unterwarfen sich einem Edelmann aus Bigorre, der jedoch im zweiten Jahre seiner Herrschaft ermordet wurde. Das gleiche Schicksal hatte sein Nachfolger, ein Ritter aus Auvergne. Die Béarner wählten nun einen Sohn der Prinzessin Marie, der als Gaston VI. die Regierung bis 1215 vortrefflich führte. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm Raimund, der ebenso wie sein Sohn nur kurze Zeit herrschte, dagegen um so länger sein Enkel Gaston VII. (1229—90). Durch die zweite Tochter des letztern, Margarethe, die mit dem Grafen Roger VII. von Foix vermählt war, ging die Vicomté in die Hände der Grafen von Foix über. Seitdem gehörte das Land mit Foix und Navarra nacheinander den Häusern Foix, Grailly und Albret. Johanna von Albret, die Erbin der Länder ihres Hauses, heiratete 1548 Anton von Bourbon und hinterließ 1572 als Erben ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich. Durch diesen, der spottweise der Béarner genannt wurde, kam B. an Frankreich, mit dessen Krone es 1620 durch Ludwig XIII. auf immer vereinigt wurde. Seitdem begann zugleich die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, der seit 1560 in B. die Herrschaft gewonnen hatte. Vgl. Pierre de Marca, «Histoire de B.» (Par. 1640); Bordenave, «Histoire de B. et Navarre. Publiée pour la première fois sur le manuscrit original par P. Raymond» (Par. 1873).

Beata (Femininum vom lat. beatus, glückselig), eine weibliche Person, die, ohne Nonne zu sein, wie eine solche lebt, Betschwester; auch eine vom Papst Seliggesprochene; B. Virgo, selige Jungfrau,

häufige Bezeichnung der Jungfrau Maria; Beatae memoriae, seligen Andenkens.

Beāten (vom lat. beatus), Sœurs converses, Bekehrte Schwestern, Name der Tertiarierinnen verschiedener religiöser Orden.

Beatĭcum (lat.), soviel wie Viatikum (s. d.).

Beatifikation, s. Seligsprechung.

Béatilles (frz.), kleine Leckerbissen in Pasteten, Torten u. s. w.

Beāti possidentes (lat. Sprichwort, wörtlich: «Glücklich die Besitzenden» oder «Selig ist der Besitzer») soll den Vorteil bezeichnen, den derjenige, welcher eine Sache wirklich besitzt, vor dem voraus hat, welcher nur danach strebt, weil der bloße Besitz, auch ohne alle Rechtstitel, die rechtliche Folge hat, daß der Besitzer in demselben (seiner Gewere) so lange nicht gestört werden darf, solange ihm seine Sache nicht durch ein förmliches Urteil des Richters aberkannt worden ist. Schiller sagt in «Wallensteins Tod» (Monolog Akt 2, Scene 4) dafür: «Sei im Besitze und du wohnst im Recht.» Das engl. Sprichwort lautet: «Possession is eleven points of the law.»

Beatismus (lat.), Scheinheiligkeit.

Beatitūdo (lat.), Seligkeit, Glückseligkeit; B. vestra, Ew. Seligkeit, sonst Ehrentitel der Bischöfe und auch weltlicher Personen, jetzt nur dem Papste zukommend.

Beaton oder Bethune (David), Kardinal und Primas von Schottland, eifrigster und mächtigster Gegner der Reformation in Schottland und der Vereinigung dieses Reichs mit England, stammte aus einer berühmten franz., nach Schottland übersiedelten Familie und wurde 1494 geboren. Auf den Universitäten zu St.-Andrews und Paris gebildet, trat er früh in den geistlichen Stand. Seine diplomatischen Talente verschafften ihm aber schon während der Minderjährigkeit Jakobs V. die Gesandtschaft in Frankreich, und nach der Rückkehr ward er 1528 zum Siegelbewahrer ernannt. Im J. 1533 brachte er in Paris die Ehe Jakobs mit Magdalene, der Tochter Franz' I., zu Stande und nach deren Tode die mit Maria von Guise, und wirkte überhaupt so eifrig für das gute Vernehmen zwischen Schottland und Frankreich, daß ihn Franz I. naturalisierte, ihm das Bistum Mirepoix erteilte und seine Erhebung zum Kardinal vermittelte. Nachdem er an Stelle seines Oheims zum Erzbischof von St.-Andrews ernannt worden war, veranlaßte er das Parlament zu einer strengen Verfolgung der schon sehr zahlreichen Protestanten. Im J. 1541 hintertrieb er eine Zusammenkunft Jakobs V. und Heinrichs VIII. und bewog vielmehr seinen König zur Kriegserklärung an England. Als Jakob bald nach der unglücklichen Schlacht von Solway 1542 gestorben war, brachte der Kardinal ein untergeschobenes Testament zum Vorschein, welches ihn während der Minderjährigkeit der Maria Stuart zum Regenten erklärte. Der Adel verwarf jedoch das Testament und ernannte den Grafen Arran als Prinzen von Geblüt zum Regenten. Dieser ließ B. nicht nur verhaften, sondern schloß auch, indem er sich für die Reformation erklärte, mit England ein Bündnis, nach welchem der Sohn Heinrichs VIII., Prinz Eduard von Wales, mit der jungen Königin Maria vermählt werden sollte. B. entkam jedoch aus seinem Gefängnis, stellte mit der Königin-Mutter den Grafen Lennox als Nebenbuhler Arrans auf, bemächtigte sich der jungen Königin und nötigte den Regenten, sich mit ihm zu versöhnen, die engl. Partei zu verlassen und den prot. Glauben 1543 abzuschwören. Im Vollbesitz der kirchlichen und weltlichen Gewalt hielt er fortan den Katholizismus unter dem Gesichtspunkt der Trennung von England und der Verbindung mit Frankreich durch rücksichtslose Strenge aufrecht. So ließ er auf einer Visitationsreise 1546 viele Protestanten hinrichten, den nachherigen Reformator Knox aus St.-Andrews vertreiben und gelegentlich einer Provinzialsynode in Edinburgh den angesehensten evang. Prediger, George Wishart, in seinem Beisein verbrennen. Sehr bald erreichte aber auch ihn das Schicksal; in dem festen Schloß zu St.-Andrews, wo er den Sohn des Regenten als Geisel gefangen hielt, wurde er 28. Mai 1546 von mehrern Edelleuten überfallen und ermordet.

Beatrix, der 83. Asteroid, s. u. Planeten.

Beatrizet de Lorraine (Nicolas), auch Beatricius, Beautrizet genannt, Kupferstecher, geboren im ersten oder zweiten Dezennium des 16. Jahrh. in Diedenhofen, hielt sich hauptsächlich in Italien auf. Von 1540—62 scheint er in Rom gelebt zu haben. Er bildete sich nach Agostino Veneziano und Marc Anton Raimondi und stach mehrere bedeutende Kompositionen nach Michel Angelo, welche dieser für die Marchese di Pescara, Vittoria Colonna, seine berühmte Freundin, gezeichnet hatte. B.s Manier hat viel von der Weise Michel Angelos, namentlich in der gewaltigen Bildung der Muskulatur. Ähnlich, aber feiner als B.s Arbeiten sind die Blätter des Meisters mit dem Würfel und des Noel Bonifacio, die daher öfters mit den seinen verwechselt werden. Er starb um 1570.

Beatson (Alex.), verdienter engl. General und Landwirt, nahm 1799 als Wellingtons Adjutant an dem Kriege gegen Tippo-Saib in Indien teil und schrieb später ein Werk über den Beginn und Verlauf dieses Kriegs. Nach England zurückgekehrt, zog er sich auf seine Besitzung Knowle-Farm in der Grafschaft Sussex zurück und verfaßte daselbst die Broschüre «A new system of cultivation without lime or dung or summer-fallows» (Lond. 1820, deutsch von Hanmann unter dem Titel «Neues Ackerbausystem ohne Dünger, Pflug und Brache», 3. Aufl., Weim. 1841). Dieses System bestand darin, daß der schwere Thonboden, zunächst in der genannten Grafschaft, nicht mehr mit Pflug, Düngung und Brachhaltung kultiviert, sondern nur mittels einer besondern, von B. selbst konstruierten Egge bearbeitet und statt der Brache und Düngung ein rationeller Fruchtwechsel mit gleichzeitigem Brennen des Bodens eingeführt wurde. B. erzielte mit diesem System auf seiner Farm ausgezeichnete Erfolge, wenn diese auch, wie [illegible] nachgewiesen hat, mehr der momentanen physischen Verbesserung des Bodens, als einer dauernden Erhaltung der Fruchtbarkeit, welche bei B.s System nicht möglich, zu verdanken waren. Später wurde B. Generalmajor und Gouverneur von St. Helena, wo er starb, nachdem er für die Verbesserung der dortigen Landwirtschaft eifrig gewirkt und auch ein hierauf bezügliches Werk geschrieben hatte.

Beattie (James), schott. Philosoph und Dichter, geb. 25. Okt. 1735 zu Lawrencekirk in der Grafschaft Kincardine, gest. 18. Aug. 1803 als Professor der Moralphilosophie zu Aberdeen, erregte Aufsehen durch den «Essay on the nature and immutability of truth» (Edinb. 1770; Lond. 18[illegible]

deutsch von Gerstenberg, Lpz. 1777), worin er Humes Skeptizismus durch Berufung auf den gesunden Verstand (common sense) und den moralischen Sinn in einer gefälligen Darstellung zu bekämpfen suchte, ohne jedoch seinem Gegner gewachsen zu sein. Mehr Wert haben seine «Dissertations moral and critical» (Lond. 1783; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1789) und die «Elements of moral science» (2 Bde., Lond. 1790—93), welche letztere bemerkenswerte ästhetische Erörterungen enthalten. In der Schrift «Evidences of christian religion» (2 Bde., Lond. 1786) bekennt er sich zu einem gemäßigten Theismus. Einen dauernden Namen in der engl. Litteratur erwarb sich B. durch das Gedicht «The minstrel, or the progress of genius» (2 Tle., 1771—74), das viele wahrhaft poetische Stellen enthält. Neue Ausgaben desselben erschienen 1854 in Edinburgh sowie in London 1871 in der von Gilfillan besorgten «Library edition of the British poets» und mit Illustrationen von Birket Foster 1861 in London.

Beatulus (lat.), ein Genußsüchtiger.

Beatus (lat.), glückselig, glücklich. Beatus ille qui procul negotiis, Stelle aus Horaz' «Epoden» (2, 1), Glücklich der, der fern von Geschäften (d. h. fern von dem lauten Treiben der Stadt, dem geschäftlichen und polit. Leben).

Beau (frz.), schön; ein B., soviel wie ein Stutzer; beau monde, schöne, d. h. vornehme feine Welt; beau sexe, schönes Geschlecht (von den Frauen); beauté, Schönheit, schöne Frau; beauté du diable wörtlich «Schönheit des Teufels», nach einem Sprichwort «le diable était beau quand il était jeune», wörtlich «der Teufel war schön, so lange er jung war», d. i. «Jugend gefällt, auch ohne gerade schön zu sein»), Jugendfrische, Jugendreiz; dann aber auch verführerische, dämonische Schönheit.

Beaucaire (Ugernum), Handelsstadt und berühmter Meßort Frankreichs, im Depart. Gard (Nieder-Languedoc), 24 km östlich von Nimes, am rechten Ufer des Rhône, gegenüber Tarascon gelegen, mit dem es seit 1829 durch eine 520 m lange Hängebrücke und einen 597 m langen, auf acht Bogen ruhenden Viadukt in Verbindung steht. Die Stadt ist Stationsort der Linie Tarascon-Cette der Mittelmeerbahn. Außerdem steht B. durch Tarascon mit der Lyon-Marseiller Bahn und durch den km langen Kanal von Aigues-Mortes, also in dreifache Weise mit dem Mittelmeer, durch den Kanal zugleich auch mit dem Südkanal und außerdem durch mehr als 30 Dampfboote mit Lyon in Verbindung. Die sonst gutgebaute Stadt hat enge Gassen, eine hübsche Parochialkirche, ein Theater und zählt (1876) 7956 (Gemeinde 8777) E., welche eine ziemliche Gewerbthätigkeit entwickeln und wichtigen Transithandel betreiben. Über dem Meßplatz (champ de foire) am Rhône erheben sich die Ruinen eines Felsenschlosses, das einst den Grenzposten der Provence gegenüber bildete. Die altberühmte Magdalenenmesse von B., angeblich 1217 vom Grafen Raimund VI. von Toulouse gestiftet, wird urkundlich erst 1315 erwähnt. Ihre Dauer ist durch Dekret vom 6. Jan. 1806 auf sieben Tage, vom 22. bis 28. Juli festgesetzt. In frühern Zeiten wurde die Messe, die volle Abgabenfreiheit genoß, von Kaufleuten und Fabrikanten aus allen Ländern Europas, aus der Levante und selbst aus Persien und Armenien besucht. Die Aufhebung der Abgabenfreiheit seit 1632, die Kriege mit dem Auslande, sowie die zu Marseille, Lyon und andern großen Städten errichteten Warenlager, verringerten schon im 17. Jahrh. die Wichtigkeit und den Einfluß der Messe auf Frankreichs Handel sehr bedeutend. Noch mehr sank der Handel B.s durch die Revolution. Der Handel des Platzes beschränkt sich jetzt hauptsächlich auf Seide und Seidenfabrikate, Nimes-Shawls, Leinen, Tuch, Rouenneries, Leder, Wolle und Baumwolle, Wein, Branntwein, Olivenöl, Mandeln und andere Südfrüchte, Spezereien, Parfümerien, Materialwaren. Der Warenumsatz während der Messe, die auf der Magdalenenwiese am Rhône abgehalten wird, ist auf 30 Mill. Frs. herabgegangen. B. hatte unter den Römern als Castrum und Stationsort an der (1731 entdeckten) großen Straße von Nemausus (Nimes) nach Italien Bedeutung, wie die aufgefundenen Säulenkapitäle, Statuen, Mosaiken und andere Altertümer bezeugen. Im Mittelalter war der Ort eine Festung und wurde mit seinem Gebiete Erblehn der Grafen, dann des Erzbischofs von Arles, unter dessen Oberhoheit es später auch die Grafen von Toulouse besaßen, die es wieder an die Vizegrafen von Narbonne zu Lehn gaben. Im 12. Jahrh. spielt die schon ansehnliche Stadt in den Schriften der Troubadours und Romanzendichter eine Rolle. Im J. 1215 wurde B. von dem Erzbischof von Arles dem Verfolger der Albigenser, Simon von Montfort, übergeben, aber 1216 vom Grafen Raimund VI. genommen, welcher die Bürger für ihre Treue mit Bestätigung und Vermehrung ihrer Privilegien belohnte; 1226 eroberte König Ludwig VIII. die Ketzerstadt, die seitdem der Sitz eines Seneschallats mit weitem Gebiete wurde, das sich bis zur Revolution erhielt; 1576 wurde sie einer der den Protestanten bewilligten Sicherheitsorte. In den Hugenottenkriegen hatte B. viel zu leiden, und 1632 zerstörte Richelieu das Schloß, weil dessen Garnison Partei für den Herzog von Montmorency ergriffen.

Beauce ist der Name einer Landschaft im Südwesten von Paris, als dessen Kornkammer sie von jeher galt. Mit Chartres als Hauptstadt dehnt sie sich nördlich bis Dreux, südlich bis Bonneval aus, gehörte früher zu der Provinz Orléannais und bildet jetzt den größten Teil des Depart. Eure-et-Loir. Obgleich sich die Stromgebiete der Seine und Loire in der B. scheiden, durchbricht kein Höhenzug die Einförmigkeit der ungefähr 3300 qkm umfassenden hügellosen Ebene. Dies sowohl wie der ungemein fruchtbare, der Tertiärformation angehörende Boden begünstigt den Ackerbau in solchem Grade, daß das Depart. Eure-et-Loir dreimal mehr Getreide erzeugt als im Durchschnitt die übrigen franz. Departements. Auch Gemüse, Runkelrüben, Krapp, Hanf, Flachs bauen die Beaucerons oder Bewohner der B. in beträchtlichen Quantitäten, und mit dem Feldbau geht eine bedeutende Rinder- und Schafzucht Hand in Hand. Im Süden bewässert der Loir ein schönes Thal, aber das seines Nebenflusses Conie ist nur eine sumpfige, schmale, flache Bodenrinne. Die Landschaft Dreux im nördlichsten Teil der B. ist mannigfaltiger; dort trifft man anmutige Stellen in den Thälern der Drouette und der Blaise, der Eure und der Vègre, welche den schönen Wald von Dreux umsäumen. Am Südrande der B., bei Patay, schlug die Jungfrau von Orléans 18. Juni 1429 die Engländer. Im Herbst 1870 war die B. der Schauplatz zahlreicher Gefechte.

Beauchamp, engl. Adelsfamilie, s. Warwick.

Beauchamp (Alphonse de), franz. Geschichtschreiber und Publizist, geb. 1767 in Monaco, wo sein Vater Platzkommandant war, erhielt seine Erziehung in Paris und trat dann in sardin. Dienste, dankte aber beim Ausbruche des Kriegs mit Frankreich ab und wurde, deshalb verdächtig, auf die Festung gebracht. Nach seiner Freilassung ging er nach Frankreich, wurde bei der pariser Polizei angestellt und verfaßte die im bourbonistischen Sinne geschriebene «Histoire de la Vendée et des Chouans» (3 Bde., Par. 1806; 4. Aufl. 1820), welche die Unzufriedenheit der Regierung erregte. Er wurde nach Reims versetzt, dann aber zurückberufen und fand bis 1814 bei der Einnahme der indirekten Abgaben eine Anstellung. Später erhielt er von Ludwig XVIII. eine Pension. Er starb in Paris 1. Juni 1832. B. schrieb lange Zeit für den «Moniteur», die «Gazette» und die im bourbonischen Sinne von Michaud herausgegebene «Biographie des hommes vivants». Seine zahlreichen Geschichtswerke tragen das Gepräge des Parteigeistes. Nur in seiner «Histoire du Brésil» (Par. 1815) und in der «Histoire de la conquête du Pérou» (Par. 1808) fand er weniger Gelegenheit, seine polit. Ansicht hervortreten zu lassen. Unter seinen übrigen Werken verdienen Erwähnung die «Histoire de la campagne de 1814 et 1815» (2 Bde., Par. 1818), die gegen de la Rosa gerichtete «Histoire de la révolution du Piémont» (Par. 1823) und «Vie de Louis XVIII» (Par. 1825).

Beauchamps (Charles Louis), Ballettmeister der Großen Oper in Paris, geb. 1636 in Versailles, gest. 1705 in Paris, ließ 1681 in dem Ballett «Les triomphes de l'amour» zum erstenmal Damen auftreten, während bis dahin Damenrollen von Männern in Frauenkleidern getanzt wurden. Sein Verdienst um die Tanzkunst besteht darin, daß er die Tänze auf der Bühne lebhafter, mannigfaltiger und charakteristischer zu machen versuchte, als sie es bisher gewesen waren; denn bis zu seiner Zeit verstand man unter einem Ballett die Ausführung einer Pavane, Gavotte, oder irgendeines andern Reihentanzes, der in einem Stück als Intermezzo eingeschaltet wurde. Er war ferner der erste, der in Frankreich den Tanz gewissen Regeln unterwarf, von denen sich einige noch heute in den Tanzschulen als Traditionen und choreographische Schulregeln erhalten haben; auch gelten die sog. fünf Positionen als seine Erfindung.

Beaufort ist der Name von 11 Ortschaften und Schlössern in Frankreich. Die bedeutendste darunter ist Beaufort-en-Vallée, eine Stadt im Depart. Maine-et-Loire (Anjou), 30 km östlich von Angers, zwischen Authion und Couasnon, nahe der Westbahn gelegen. Die Stadt hat ein Kolleg, (1876) 2680 (Gemeinde 4960) E., welche Segeltuch fertigen sowie Handel mit Getreide, Hanf, Nüssen, gedörrten Pflaumen und Wein unterhalten. König René kaufte B. 1469; 1842 wurde hier seiner Gemahlin, Jeanne de Laval, eine Statue errichtet.

Beaufort, verschiedene Städte in Nordamerika. Die Hafenstadt B., Hauptstadt des County Carteret im Staate Nordcarolina, an der Mündung des Newportflusses in den Albemarlesund, besitzt den besten Hafen im Staate, von welchem namentlich dessen Hauptstapelartikel, Harz und Terpentin, verschifft werden, hatte 1880 eine Bevölkerung von 2520 Seelen und einen lebhaften Küstenhandel. — B., am Port-Royalfluß in Südcarolina, ist Schiffen bis zu 4 m Tiefgang zugänglich, ist ein seit Beendigung des Bürgerkriegs kräftig aufblühender Ort in einer vortrefflichen Baumwollgegend gelegen, zählte 1870 nur 1739, 1880 aber 4956 E. Dazu kommt noch Town B. mit 2549 und Port Royal mit 387 E.

Beaufort, zwei Divisionen und Ortschaften in der brit. Kapkolonie in Südafrika. Beaufort-West, Division der Midland-Provinz, liegt in der Großen Karroo und zählt (1875) auf 22107 qkm 8322 E., wovon 3738 Weiße. Die Hauptstadt B. mit 1585 E. ist durch eine Eisenbahn mit der Kapstadt verbunden, hat eine Bibliothek, ein Stadthaus, vier Kirchen und ein großes Wasserreservoir, das auch in der trockensten Jahreszeit nicht versiegt. — Beaufort-East oder Fort Beaufort, Division der Nordostprovinz, zählt auf 1898 qkm 14748 E., worunter 2998 Weiße. Der Hauptort, Fort Beaufort, am Katfluß, über den eine steinerne Brücke führt, zählt 1146 E. Hier besiegten 3. Jan. 1851 die Engländer die Kaffern und aufständischen Hottentotten.

Beaufort ist der Name eines berühmten Geschlechts in England, den es von einem Schlosse in Anjou erhalten hat. — Johann I. B., ein natürlicher Sohn Johanns von Gaunt aus der Verbindung mit Katharina Swynford, wurde mit seinen Geschwistern später legitimiert und von Richard II. 1397 zum Grafen von Somerset, zur Würde eines Admirals und 1398 zum Marquis von Dorset erhoben. Als Heinrich IV. ihm den letztern Titel entzog und das Parlament auf Restitution antrug, verzichtete er freiwillig darauf zu Gunsten seines jüngsten Bruders, Thomas B., des spätern Herzogs von Exeter. Er starb 1410. — Johann II. B., Sohn des vorigen, wurde von Heinrich V. zum ersten Herzoge von Somerset ernannt und hinterließ 1444 eine einzige Tochter, Margarete, aus deren Ehe mit Edmund Tudor, Graf von Richmond, König Heinrich VII. hervorging. — Edmund B., Graf von Dorset und zweiter Herzog von Somerset, des vorigen Bruder, bemühte sich nach dem Tode des Herzogs von Bedford Regent von Frankreich zu werden; doch wurde ihm Richard, Herzog von York, vorgezogen. Als 1445 dem Herzoge von York die Regentschaft von neuem auf fünf Jahre zugesprochen worden, wußte er es durch die Königin Margarete und deren Günstling, den Herzog von Suffolk, dahin zu bringen, daß Heinrich VI. sein Wort widerrief und 1447 B. die Verwaltung Frankreichs auftrug. Das Unglück der engl. Waffen gegen das erstarkende Frankreich und der Haß der Rivalen drohten ihm aber bei der Rückkehr nach England 1450 verhängnisvoll zu werden. Die Gunst des Königs und der Königin hielt ihn freilich eine Zeit lang aufrecht, aber nur um den Preis des bürgerlichen Kriegs, indem ihm als Vertreter der Roten Rose Richard von York als Haupt der Weißen Rose gegenübertrat. Er kam dabei vorübergehend in den Tower. In der Schlacht bei St.-Albans, wo Herzog Richard 1455 die königl. Armee besiegte, blieb B. auf dem Platze. Seine drei Söhne, Heinrich, Edmund und Johann B., suchten den Tod ihres Vaters an dem Hause York zu rächen; die beiden erstern fanden jedoch dabei selbst ihren Untergang; sie wurden im Verlaufe des Kriegs (3. April 1463 und 6. April 1471) auf Befehl Eduards IV. von York hingerichtet. Mit

Johann, der ohne Leibeserben starb, erlosch die eheliche Linie der Herzöge von Somerset aus dem Hause B. Ein natürlicher Sohn des bereits genannten Heinrich, Karl Somerset, wurde 1506 zum Baron Herbert von Ragland und 1514 zum Grafen von Worcester erhoben. Einer seiner Nachkommen, Henry, fünfter Graf von Worcester, ward 1642 zum Marquis von Worcester, und dessen Enkel, Henry, 1683 von Karl II. zum Herzog von B. ernannt. Von letzterm stammen die gegenwärtigen engl. Herzöge von B. ab. Jetzt führt diesen Titel Henry Charles Fitzroy Somerset, Oberst a. D., geb. 1. Febr. 1824, welcher 1853 seinem Vater, dem siebenten Herzoge, folgte.

Heinrich von B., der zweite natürliche Sohn Johanns von Gaunt und der Katharine Swynford, Kardinal und Bischof von Winchester und zeitweiliger Kanzler des Reichs, war in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit thätig. Auf einer Reise zum Heiligen Grabe 1417 unterstützte er auf dem Konzil zu Konstanz die Wahl Martins V., der ihn dafür zum Kardinal ernannte. Mit seinem Neffen König Heinrich V. hatte er manche Konflikte. Als dieser zur Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich der Geistlichkeit eine neue Auflage zumutete, war B. es vorzüglich, der sich dieser Maßregel widersetzte. Er organisierte 1427 in Deutschland den Kreuzzug gegen die Hussiten, nachdem er schon 1421 mit in Böhmen gewesen war. Im J. 1431 führte er den jungen König Heinrich VI. nach Frankreich, um ihn in Paris krönen zu lassen. Ebenso war er neben Bedford eifrig, die Jungfrau von Orléans zu verderben. Vergeblich bemühte er sich danach, seinen Neffen Bedford mit dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund zu versöhnen. Der thatkräftige, gewandte, reiche Kirchenfürst starb 11. April 1447, kurz nach dem plötzlichen Tode seines ihm lange feindlichen dritten Neffen, Herzogs Humfried von Glocester, welcher ihm selbst zur Last gelegt wird.

Die Herzöge von B. in Frankreich stammen von der Geliebten Heinrichs IV., Gabrielle d'Estrées (s. d.), indem der König aus Liebe zu dieser die kleine Stadt Beaufort in Champagne, die ihrer Familie gehörte, 1597 zum Herzogtum erhob. Bekannt ist besonders François de Vendôme (s. d.), Herzog von B., der Enkel Gabrielles und Heinrichs IV. — Andere Grafen und Herzöge von B. oder Beauffort, die in Belgien heimisch sind, entlehnten ihren Namen einem zur Grafschaft Namur gehörigen Schlosse. Im 13. Jahrh. hatte sich das Haus in vier Zweige, B. de Gones, B. de Falais, B. de Celles und B. de Spontin, gespalten, von denen sich namentlich die Glieder des letztern auszeichneten. Karl Albrecht von B., kaiserl. Wirkl. Geheimrat und Kämmerer, erhielt 10. Febr. 1746 die Bestätigung der gräfl. Würde und die Ernennung zum Marquis mit fürstl. Rang. Sein Sohn Friedrich August Alexander wurde 1783 zum Herzog von B. ernannt und 1814 von den Alliierten zum Generalgouverneur von Belgien eingesetzt. Er starb 22. April 1817 zu Brüssel als Obersthofmarschall des Königs der Niederlande. Sein Sohn und Erbe des Herzogstitels war Friedrich Ludwig Ladislaus, geb. 1809, welcher 30. Nov. 1834 kinderlos starb; ihm folgte sein Bruder Alfred, geb. 16. Juni 1816, als Herzog.

Beaufortia nannte Rob. Brown zu Ehren der Herzogin von Beaufort eine Gattung hübscher austral. Sträucher aus der Familie der Myrtaceen. Sie haben ganze, immergrüne Blätter und rote Blüten in Ähren oder Büscheln. Gleich allen austral. Myrtaceen verlangen diese, in neuerer Zeit als Gewächshaus- und Topfpflanzen beliebt gewordenen Sträucher Heideerde, einen schattigen Standort und mäßige Begießung während des Sommers, sowie viel Luft und Licht im Kalthause oder Zimmer während des Winters. Ihre Vermehrung durch Ableger ist schwierig.

Beaugency, alte Stadt im franz. Depart. Loiret, Hauptort eines Kantons im Arrondissement Orléans, 26 km im SW. von Orléans, in schöner Lage am rechten Ufer der Loire, über welche hier eine alte Steinbrücke von 39 Bogen führt, und an der Westbahn, die hier einen Viadukt von 25 Bogen überschreitet. Die Stadt hat eine kalte Mineralquelle und zählt (1876) 4466 E., die Brauerei, Brennerei und Lohgerberei sowie beträchtlichen Handel mit Weinessig, Branntwein, Getreide und Eisen betreiben, vorzüglich aber mit den geschätzten Weinen der Umgegend, unter denen der in der Gemeinde Tavers (gegenüber, am linken Ufer der Loire) gewonnene rote Clos de Guignes den meisten Ruf hat. Außer verschiedenen interessanten Gebäuden, wie das Stadthaus, die Kirche St.-Firmin, das alte Genovevakloster (jetzt eine Bettlerherberge), hat die Stadt noch den gewaltigen Donjon ihrer aus dem 10. Jahrh. stammenden vormaligen Befestigung, und ganz in der Nähe befindet sich ein großartiges Druidendenkmal. Seit dem 7. Jahrh. hatte der Ort eigene Herren (Barone), und die Karolinger besaßen daselbst eine Pfalz (Balgentiacus). Zu B. wurden 1104 und 1152 Konzilien abgehalten. Als Papst Alexander III. 1163—65 sich in Frankreich aufhielt, nahm er hier längere Zeit seinen Wohnsitz. König Philipp IV. erwarb 1291 die Baronie durch Kauf. In den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen wiederholt erobert, gelangte B. später an den Bastard Dunois und dessen Nachkommen und 1498 wieder an die Krone. Heinrich IV. beschenkte damit seine Geliebte Henriette von Balzac, und später kam es in Besitz der Familie Orléans. Im Hugenottenkriege wurde B. 1562 vom Prinzen Condé erstürmt und geplündert, 1567 und 1568 abermals verheert und 1597 durch die Pest fast entvölkert. Im Deutsch-Französischen Kriege schlug 8. Dez. 1870 der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, welcher nach der Schlacht bei Orléans mit dem 1. bayr. Armeekorps, der 2. und 4. Kavalleriedivision, der 17. und 22. Infanteriedivision gegen Tours vorrückte, die franz. Zweite Loire-Armee des Generals Chanzy, welche in Stärke von vier Armeekorps zwischen B. und dem Walde von Marchenoir stand, und warf dieselbe in der Richtung auf Le Mans zurück.

Beauharnais, altes franz. Adelsgeschlecht, dessen ältester Ahnherr Guillaume B., Seigneur de Miramion und de la Chaussée, sich 20. Jan. 1390 mit Marguerite de Bourges verheiratete. — François (geb. 1714) wurde 2. Juni 1750 Graf und 1756 Marquis de la Ferté-B. — Sein Sohn Alexandre, Vicomte de B., geb. 28. Mai 1760 auf der Insel Martinique, diente in einem dortigen Infanterieregiment und war Major, als er daselbst seine reiche Landsmännin, Josephine (s. d.) Tascher de la Pagerie, spätere Gemahlin Napoleons, heiratete. In dem amerik. Freiheitskriege kämpfte er unter General Rochambeau mit Auszeichnung und wurde deshalb bei seiner Rückkehr nach Frankreich vom Hofe sehr gut empfangen. Beim

Ausbruch der Revolution wurde er von dem Adel zu Blois zu den Generalstaaten abgeordnet und war einer der ersten, die mit dem dritten Stande stimmten. In der Nacht vom 4. Aug. erklärte er sich für die Abschaffung der Privilegien, für die Zulassung aller Bürger zu den Staatsämtern und für die Gleichheit vor Gericht. Als Sekretär der Nationalversammlung wirkte er in gleicher Richtung. Nach dem blutig unterdrückten Aufstande zu Nancy verteidigte er den General Bouillé, wodurch er sich die Volksgunst verscherzte. Als 21. Juni 1791 die Nationalversammlung die Flucht des Königs erfuhr, hielt er durch seine Besonnenheit die Versammlung von übereilten Maßregeln zurück. Zu Anfang des August trat er aus der Nationalversammlung, deren Präsident er zweimal gewesen war, ging als Generaladjutant zur Nordarmee, schlug sich unter General Custine bei Soissons, weigerte sich jedoch 1793, das Kriegsministerium zu übernehmen, und reichte sogar als Obergeneral der Rheinarmee, wozu er erhoben worden, seine Abdankung ein, weil man den Adel aus der Armee stieß. Unter der Schreckensherrschaft wurde er von der Grenze in das Innere Frankreichs verwiesen und begab sich auf sein Landgut zu Ferté-Imbault. Seine Feinde verbreiteten das Gerücht, daß er zur Übergabe von Mainz beigetragen, und diese Denunziation hatte zur Folge, daß er nach Paris gebracht und von dem Revolutionstribunal zum Tode verurteilt wurde. Er bestieg 23. Juli 1794 mit großer Fassung das Schafott.

Sein Sohn Eugen, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Vizekönig von Italien, ward später Herzog von Leuchtenberg (s. d.); seine Tochter Hortensia vermählte sich mit Ludwig Bonaparte (s. d.), dem Könige von Holland.

Beauharnais (François, Marquis de), der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. Aug. 1756 zu La Rochelle, hielt sich in der Nationalversammlung zur Partei des Adels und protestierte gegen alle Beschlüsse jener Versammlung. Er entwarf 1792 einen neuen Plan mit d'Hervilly, de Briges und de Vioménil zur Entweichung der königl. Familie, und ging, als derselbe an der Verhaftung seines Begleiters, des Barons Chambon, gescheitert, zur Armee des Prinzen Condé, wo er als Generalmajor angestellt wurde. Von hier aus schrieb er während des Prozesses des Königs an den Konvent einen Brief, in welchem er sich zum Verteidiger des Königs erbot. Nach dem 18. Brumaire ließ er durch seine Schwägerin Josephine, die inzwischen die Gemahlin Bonapartes geworden, demselben als Erstem Konsul einen Brief einhändigen, in welchem er ihm riet, den einzigen Ruhm, der ihm noch fehle, zu erwerben, indem er den Bourbonen das Scepter von Frankreich zurückgebe. Obschon Bonaparte durch dies Ansinnen verletzt schien, durfte doch B. infolge der Vermählung seiner Tochter mit Lavalette, dem Adjutanten des Kaisers, 1804 nach Frankreich zurückkehren. Er verschmähte jetzt nicht, aus den Händen Napoleons 1805 den Gesandtschaftsposten am Hofe von Etrurien und 1807 den zu Madrid zu übernehmen. Hier ließ er sich, gegen die Politik Napoleons, in Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, nachmaligem Könige Ferdinand VII., gegen den Friedensfürsten ein, weshalb der Kaiser ihn zurückrief und nach Sologne, wo er ein Familiengut besaß, verbannte. Erst nach der Restauration kehrte er nach Paris zurück, wurde 1814 zum Pair erhoben und starb 4. März 1846 zu Paris. Aus seiner ersten Ehe mit seiner Nichte Marie Françoise von B. stammt Emilie Louise von B., welche sich 1802 mit Anton Maria Chamans, Grafen von Lavalette (s. d.), verheiratete, den sie 24. Dez. 1815 vom Tode errettete.

Beauharnais (Claude, Graf), Sohn eines Oheims der vorhergenannten Brüder und der unter dem Namen Fanny bekannten Dichterin, geb. 29. Sept. 1756, war erst Offizier in der Garde Ludwigs XVI. und trat bei Zusammenberufung der Generalstaaten als Deputierter des Adels in die Versammlung. Mit Errichtung des Kaiserreichs wurde er Senator und 1810 Ehrenritter der Kaiserin Marie Luise. Nach der Restauration wurde er im Juni 1814 zum Pair ernannt, behielt auch später diese Würde, da er während der Hundert Tage kein Amt angenommen hatte. B. starb zu Paris 10. Jan. 1819. — Seine ältere Tochter Stephanie (s. d.), ein Sproß aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Marnézia, wurde durch Napoleon 1806 mit dem damaligen Erbprinzen, spätern Großherzog Karl Ludwig von Baden vermählt. — Die Mutter des Grafen Claude B., die Dichterin Fanny, hieß eigentlich Marie Anne Françoise Mouchard und war 1738 zu Paris als die Tochter des Generaleinnehmers der Champagne geboren. Seit 1753 mit dem Vater des Grafen Claude B. vermählt, trennte sie sich bald wieder von ihrem Gatten und lebte seitdem zu Paris ganz ihrer Neigung für die Litteratur. Sie veröffentlichte mehrere dramatische, philos. und andere Dichtungen sowie Romane, die jetzt veraltet sind. Sie starb 2. Juli 1813 zu Paris.

Beaujeu, Stadt im franz. Depart. Rhône, 50 km im NNW. von Lyon, 20 km von Villefranche, am Ardière und am Fuße eines Bergs, dessen Gipfel die Ruinen eines uralten festen, 1601 geschleiften Schlosses krönen. Die Stadt ist durch eine Zweigbahn nach Belleville mit der Paris-Lyoner Eisenbahn verbunden, zählt (1876) 3043 (Gemeinde 3880) E., hat Papierfabrikation, Lohgerberei und handelt mit Getreide, Mehl, Eisen und namentlich mit selbsterbautem, gutem Weine. Sie war die ältere, wie Villefranche die spätere Hauptstadt der sehr fruchtbaren Landschaft Beaujolais, welche vom Rhône bis zur Loire reicht und jahrhundertelang eine der berühmtesten Baronien Frankreichs bildete. Nebst dem Fürstentum Dombes (jenseit der Rhône) kam die Herrschaft durch Vermächtnis des letzten Barons 1400 an den Herzog Ludwig II. von Bourbon, 1531 aber durch Franz I. an die Krone und umfaßte den nördl. Teil des Gouvernements Lyonnais. Den Hauptreichtum des Landes bildet Wein (Beaujolaiswein), der nebst denen der nördlich angrenzenden Landschaft Mâconnais im Handel allgemein unter dem Namen Mâconwein bekannt ist und gewöhnlich zu den Burgunderweinen gerechnet wird. Mittelpunkt für die Fabrikation der aus Leinen und Baumwolle bestehenden Stoffe, welche Beaujolaises heißen, ist das nahe Dorf Cours (s. d.).

Beaulieu heißen in Frankreich zahlreiche Ortschaften, Schlösser u. s. w. Darunter ist wichtig die Stadt Beaulieu-sur-Ménoire im Depart. Corrèze an der Dordogne, unterhalb der Mündung der Ménoire; dieselbe hat (1876) 2220 (Gemeinde 2567) E., eine alkalische, eisenhaltige Mineralquelle, geschätzten Weinbau, Messerschmieden, Lachsfang, eine Bleimine, eine 200 m lange Hängebrücke

und ein Schloß. In der ehemaligen Abtei (Bellus locus) dieser Stadt wurde das in der Geschichte der Hugenottenkriege berühmte Pacifikationsedikt vom 6. Mai 1576 erlassen.

Beaulieu (Jean Pierre, Freiherr von), österr. General, geb. zu Namur 26. Okt. 1725, trat schon 1743 in österr. Kriegsdienste und fand während des Siebenjährigen Kriegs mehrfache Gelegenheit, sich unter Daun auszuzeichnen. Nach dem Frieden widmete er sich fast ausschließlich der Kunst und Wissenschaft, erhielt 1768 den Oberstenrang und eine Stellung in den Niederlanden, wurde 1789 Generalquartiermeister bei den gegen die belg. Insurgenten zusammengezogenen Truppen und stieg infolge glücklicher und umsichtiger Operationen schnell zum Generalmajor und Feldzeugmeister. Im Feldzuge von 1792 lieferte er den Franzosen verschiedene kleinere Gefechte und beteiligte sich hervorragend an der Schlacht bei Jemappes. Im J. 1796 erhielt er den Oberbefehl über die ital. Armee gegen Bonaparte, operierte sehr unglücklich und legte nach dem Treffen bei Lodi und dem Verluste der Lombardei das Kommando nieder, das nun Wurmser übertragen wurde. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Gute bei Linz, wo er 22. Dez. 1819 starb.

Beaulieu-Marconnay (Karl Olivier, Freiherr von), Diplomat und namhafter Kulturhistoriker, geb. 5. Sept. 1811 in Minden, stammt aus einer 1686 ausgewanderten franz. Emigrantenfamilie, besuchte das Gymnasium zu Oldenburg, studierte 1829—32 in Heidelberg, Jena und Göttingen die Rechte und trat, nachdem er ein Jahr in Frankreich verlebt hatte, in den oldenburg. Staatsdienst. Als Amtsauditor in Jever (1835—39) machte er sich bekannt durch eine vieraktige Tragikomödie in Versen, welche einen Vorgang in dem berühmten Bentinckschen Erbschaftsprozeß behandelte, nämlich den Versuch des Grafen Karl Anton Ferdinand von Bentinck, sich mit Gewalt in den Besitz der Burg Kniphausen zu setzen. Dieses Werk wurde in Tausenden von Abschriften verbreitet, blieb aber ungedruckt. Im J. 1839 wurde B. an das Amt Rastede versetzt, verbrachte dann ein Jahr in Gesellschaft des Prinzen Hermann von Wied in Italien und wurde nach der Rückkehr in die Finanzkammer berufen; 1843 trat B. als Geh. Referendar in das sachsen-weimar. Staatsministerium über, nahm jedoch infolge der Ereignisse des J. 1848 seine Entlassung und wurde hierauf zum Hofmarschall und 1853 zum Oberhofmeister der Großherzogin Sophie ernannt. Eine rastlose Thätigkeit entfaltete B. seit 1851, wo er die Intendanz des Hoftheaters zu Weimar übernahm, die er bis 1857 mit kurzen Unterbrechungen führte. Nachdem B. in der Folge an der Gründung und Förderung zahlreicher, die verschiedensten Zwecke verfolgender Vereine und Anstalten sich beteiligt und mehrere diplomatische Sendungen ausgeführt hatte, wurde er im Juli 1864 zum Bundestagsgesandten der herzogl. sächs. Regierungen ernannt. Nach Auflösung des Bundestags 1866 nahm er in Dresden seinen Aufenthalt. Hier veröffentlichte er u.a.: «Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritzsch» (Weim. 1874), «Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach» (Lpz. 1872), «Der Hubertusburger Friede» (Lpz. 1871), «Ausgewählte Gedichte» von Apollonius von Maltitz (mit Biographie des Dichters, Weim. 1873), «Karl von Dalberg und seine Zeit» (2 Bde., Weim. 1879).

Beaumanoir (Jean, Chevalier de), ein Ritter aus der Bretagne, war der Waffengefährte Duguesclins und ist namentlich berühmt durch seine Verteidigung der Stadt Josselin (1351) und den dabei stattgefundenen «Kampf der Dreißig», einen Zweikampf zwischen 30 Engländern und 29 Franzosen nebst B. als ihrem Führer.

Beaumanoir (Philippe, Chevalier de) gehörte einer Adelsfamilie der Bretagne an, wurde Landrichter des Grafen von Clermont, ging 1289 als Gesandter des Königs Philipp IV. von Frankreich zur Wahrung der Kronrechte nach Rom und starb 1296. Von B. rührt das für die Kenntnis des altfranz. Rechts wichtige Werk «Coutumes de Beauvoisis» her, welches zum erstenmal mit Noten und einem Glossarium von La Thaumassière (Par. 1690) veröffentlicht und in neuerer Zeit wieder von Graf Beugnot (2 Bde., Par. 1842) herausgegeben wurde.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de), berühmter franz. Dramatiker und Publizist, geb. 24. Jan. 1732 zu Paris, war der Sohn eines Uhrmachers und trieb anfangs das Gewerbe seines Vaters, widmete sich daneben aber auch mit Eifer der Musik. Seine musikalischen Talente und die Gabe gewandter Unterhaltung machten ihn in den höhern Kreisen der Gesellschaft beliebt. Er wurde Lehrer der Töchter Ludwigs XV. im Harfenspiel und kam durch die Heirat (1755) mit der Witwe Franquet, die schon im Sept. 1757 starb, in Besitz ansehnlicher Mittel, während ihm der Verkehr mit dem Hofe einflußreiche Freunde verschaffte. Während eines längern Aufenthalts, welchen er 1764 im Interesse seiner Spekulationen zu Madrid nehmen mußte, rächte er die verletzte Ehre seiner Schwester durch ein Duell mit deren Verführer Clavijo (s. d.). Durch eine zweite Heirat (April 1768) mit der reichen Witwe Levêque, die er wiederum bald (1770) durch den Tod verlor, erhielt sein Vermögen noch einen namhaften Zuwachs. Mitten unter kaufmännischen Spekulationen war B. mit zwei Schauspielen: «Eugénie» (1767) und «Les deux amis» (1770) an die Öffentlichkeit getreten, von denen jedoch nur das erstere sich auf der Bühne erhielt. Nach dem Tode Duverneys (Juli 1770) geriet er mit dem Erben seines Geschäftsfreundes, dem Grafen Lablache, in einen Prozeß, welcher für ihn die Gelegenheit wurde, sein glänzendes Talent zu bekunden. Der Prozeß wurde vor dem Parlament geführt, und Gegenstand desselben war eine rückständige Schuldforderung des Erben an B. Um Zugang zu dem mit dem Prozeß betrauten Referenten am Gerichtshofe, Namens Goezmann, zu erlangen, hatte B. der Gemahlin des letztern ein ansehnliches Geschenk gemacht. Als er dennoch den Prozeß verlor, erhielt er das Geschenkte zurück bis auf 15 Louisdor, welche für den Sekretär Goezmanns bestimmt gewesen sein sollten. Hieraus entstand ein neuer Prozeß (1773) wegen Verleumdung und versuchter Bestechung. B. wurde vom Gericht für bürgerlich ehrlos erklärt und entging nur mit Mühe der Brandmarkung. Da schrieb er zu seiner Verteidigung die berühmten «Mémoires» (1774; dazu später «Suite de mémoires», 1778), in denen er die Menschen- und Bürgerrechte mit seiner Sache in Verbindung zu setzen wußte. Zugleich enthüllte er schonungslos die Mißstände der damaligen Rechtspflege und rief so eine allgemeine Aufregung im Publikum zu seinen Gunsten hervor. Diese Memoiren sind ein Meisterstück

der Darstellung, zeigen unnachahmliche Kraft, Naivetät und Originalität des Ausdrucks, sowie die feinste Satire, die scharfsinnigste Dialektik und ein Feuer, das noch jetzt hinreißend wirkt. Man sah sich demzufolge genötigt, jenen ersten Spruch des Parlaments zu kassieren und die Sache durch eine Art von Vergleich zu beenden. Die Erfolge, welche B. durch den Ausgang seines Prozesses vor der Öffentlichkeit erzielte, vermehrte er nach einer andern Seite hin durch seine beiden klassischen Theaterstücke «Le barbier de Séville» (1775) und «Mariage de Figaro» (1784), die ihn in Frankreich zu dem beliebtesten Dichter seiner Zeit erhoben. Für die Unabhängigkeit der nordamerik. Kolonien begeistert, unternahm er es mit großem Geschick, den Aufständischen Kriegsbedürfnisse zuzuführen, wodurch er zugleich Millionen gewonnen haben soll. In einen zweiten Prozeß (1781) wegen Beihilfe zur Entführung der Frau Kornmann verwickelt, fand er an Bargasse einen überlegenen Gegner. B. ließ jetzt wieder «Mémoires» erscheinen, aber ohne den frühern Erfolg. Er gewann zwar seinen Prozeß, doch nicht die Gunst des Publikums. Seine Oper «Tarare» (1787) erschütterte dazu seinen Ruf als Dichter, und auch sein Schauspiel «La mère coupable» (1792), welches in innerm Zusammenhang mit dem «Figaro» steht, konnte den erhofften Beifall nicht finden. Eine Prachtausgabe von den Werken Voltaires, deren sehr unvollkommene Ausführung dem ungeheuern Kostenaufwande nicht entsprach, führte für ihn den Verlust von fast einer Million herbei. Bedeutende Summen kostete ihm 1792 auch das Unternehmen, 60000 Gewehre für das republikanische Heer zu schaffen. Wegen seines Verhaltens in dieser Angelegenheit suchte er sich in «Mes six époques» (1793), seiner letzten Schrift, zu rechtfertigen, die ihm jedoch die öffentliche Meinung nicht wieder zuwandte. B. starb 19. Mai 1799. Ausgaben seiner Werke besorgten Gudin (7 Bde., Par. 1809), Furné (6 Bde., Par. 1827), de Marescot und de Heylli (Par. 1869) und Moland (Par. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner Memoiren erschien von Sainte-Beuve (Par. 1857) und eine andere in 5 Bänden (Par. 1868). Eine deutsche Übersetzung eines Teils derselben lieferte Lewald (Stuttg. 1839). Vgl. Lomenie, «B. et son temps» (2 Bde., Par. 1856); Huot, «B. en Allemagne» (Par. 1869).

Beaumaris, Seehafenstadt im Fürstentum Wales, Hauptstadt der Grafschaft und Insel Anglesey, an deren Ostküste an der malerischen und sichern Beaumaris-Bai, zählt (1881) 2241 E., welche starken Handel treiben, und hat besuchte Seebäder sowie Ruinen eines von König Eduard I. 1295 erbauten Schlosses.

Beaumelle (Laurent Angliviel de la), franz. Schriftsteller, geb. 28. Jan. 1726 zu Valleraugue (Depart. Gard) aus prot. Familie, wurde aber in der kath. Religion erzogen, ging 1745 in Genf zur reform. Kirche über und wurde 1749 Professor der franz. Litteratur in Kopenhagen. B. ging 1751 nach Berlin, wo er sich bald mit Voltaire überwarf, weshalb er 1752 nach Paris zurückkehrte. Hier brachten ihn seine «Notes sur le siècle de Louis XIV» (3 Bde., Frankf. 1753) auf ein halbes Jahr in die Bastille. Die Veröffentlichung von Briefen der Frau von Maintenon in dem Werk «Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon» (9 Bde., Amsterd. 1755—56) brachte ihn 1756 nochmals auf ein Jahr dahin. Nun ließ er sich zu Toulouse nieder, da ihm der Aufenthalt in Paris verboten wurde, erhielt 1770 eine Stelle an der königl. Bibliothek und starb 17. Nov. 1773. B. hat sich hauptsächlich durch seine erbitterte litterarische Fehde gegen Voltaire bekannt gemacht. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Mes pensées ou qu'en d'ira-t-on?» (Kopenh. 1751; deutsch, Glogau 1754) und «Réponse ou supplément du siècle de Louis XIV ou Lettres à Voltaire» (1754; deutsch, Jena 1754).

Beaumont (Bellus mons oder Belmontium, d. i. Schönberg) heißen etwa 30 Ortschaften und Schlösser in Frankreich. — Beaumont-de-Lomagne, Stadt im Depart. Tarn-Garonne, 39 km im WSW. von Montauban, links an der Gimone in 138 m Höhe in einem fruchtbaren, überaus anmutigen Thale gelegen und sehr regelmäßig gebaut; zählt (1876) 3608 (Gemeinde 4513) E., die Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Gerberei und Fayencebrennerei, sowie Handel mit Wein, Holz, Eisen und Getreide treiben. — Beaumont-en-Auge, Flecken im Depart. Calvados, Arrondissement Pont-l'Evêque, im normann. Ländchen Auge, zählt 770 E. und hatte ehemals eine Priorei und ein königl. Militär-Collége. Es ist der Geburtsort des Mathematikers Laplace. — Beaumont-la-Ferrière (früher B.-les-Forges), Dorf im Depart. Nièvre, Arrondissement Cosne, dessen 440 E. Eisen- und Stahlgießereien, Anker- und Waffenfabriken unterhalten. — Beaumont-le-Roger, Stadt im Depart. Eure, an der Rille und der Westbahn von Paris nach Cherbourg, mit 2000 E., die sich mit Fertigung von Leinwand, Mehl, Öl, Glas, Tuch beschäftigen und Viehmärkte halten. Die Fontäne Roger ist überreich an Wasser. Der Ort bildete seit dem 10. Jahrh. eine Herrschaft der Herzöge von der Normandie und erhielt 1040 ein sehr starkes Schloß und gleichzeitig unterhalb desselben eine Benediktinerabtei. Das Schloß und die Stadt wurden in den Kriegen zwischen Frankreich und England häufig erobert und verheert und gelangten am Ende des 15. Jahrh. zur Grafschaft Evreux. — Beaumont-sur-Oise, Stadt im Depart. Seine-Oise, 47 km im N. von Paris, an der Oise und an der Nordbahn gelegen, hat 2696 E., welche sich hauptsächlich mit Posamentier- und Elfenbeinarbeiten, Gerberei, Glasfabrikation, Handel mit Getreide, Schlachtvieh und Geflügel, und mit Flußschifferei beschäftigen. Die Stadt hatte ehemals den Titel einer Grafschaft und ein Schloß, von dem noch ein Turm steht. — Beaumont-sur-Sarthe oder Beaumont-le-Vicomte, Stadt im Depart. Sarthe, Arrondissement Mamers, in 75 m Höhe amphitheatralisch am Abhange eines Hügels an der Sarthe und an der Eisenbahn Caen-Mans gelegen, über welche eine Hängebrücke führt, zählt 1657 (Gemeinde 2028) E., die eine nicht unbedeutende Woll- und Baumwollindustrie, auch ziemlich beträchtlichen Handel mit Getreide und Geflügel betreiben. Auch dieser Ort litt in den engl.-franz. Kriegen hart. Im J. 1565 wurde B. zum Pairie-Herzogtum zu Gunsten der Franziska von Alençon, Gemahlin Karls von Bourbon, erhoben.

Beaumont, Stadt im franz. Depart. Ardennen, am linken Ufer der Maas, auf 252 m hohem Hügel 22 km südsüdöstlich von Sedan, zählt 1306 E. Der Ort ist geschichtlich bemerkenswert zunächst wegen der hier 26. April 1794 erfolgten Vereinigung der franz. Ardennen- mit der Nordarmee und der

Erstürmung der Höhen von Bossut durch die Österreicher. Bei B. wurde ferner 30. Aug. 1870 der Marschall Mac-Mahon auf dem Marsche von Châlons nach Metz von der deutschen Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen überraschend angegriffen und zur Schlacht gezwungen. Das 5. franz. Korps unter de Failly ließ sich im Lager südlich vor B. von dem 4. preußischen überfallen und konnte sich erst hinter B. auf den Höhen, wo es von zwei andern Korps aufgenommen wurde, entwickeln. Die Preußen nahmen B.; 150 Geschütze vom 4. Korps vertrieben die feindlichen, welche nördlich von B. von Harnoterie-Ferme bis Le Fays hin standen, und der Wald von Girondeau wurde nach blutigem Gefecht genommen. Gegen Ende der Schlacht griffen noch bayr. Truppen von der Dritten deutschen Armee (Kronprinz von Preußen) mit gutem Erfolge auf dem linken Flügel in den Kampf ein. Der Feind wurde über die Maas gedrängt. Marschall Mac-Mahon sowie Kaiser Napoleon III. waren während des Kampfes auf den Höhen des linken Maasufers und zuletzt bei Carignan, wo ein großer Teil des geschlagenen Heers die Nacht über lagerte. Am folgenden Morgen begann der Abmarsch des franz. Heers nach Sedan (s. d.).

Beaumont, franz. Adelsfamilie, s. Autichamp.

Beaumont (Elie de), berühmter franz. Geolog, s. Elie de Beaumont.

Beaumont (Francis) und **Fletcher** (John), berühmtes engl. Dichterpaar. B. war 1585 auf dem Stammgute seiner Familie Grace-Dieu in der Grafschaft Leicester geboren, studierte zu Oxford und darauf eine Zeit lang zu London die Rechtswissenschaft und starb im März 1616. F., der Sohn von Richard F., der später Bischof von London wurde und ein Günstling der Königin Elisabeth war, wurde 1576 oder 1579 geboren, lebte einige Zeit in Cambridge und war ein Vetter der von ihren Zeitgenossen als lyrische Dichter hochgeschätzten Giles und Phineas F. Er starb 28. Aug. 1625 in Southwark an der Pest. Die Verbindung der beiden Dichter begann um 1605. Von den 52 Stücken, welche ihnen zugeschrieben werden, sind übrigens nur ungefähr 17 von beiden gemeinschaftlich verfaßt worden, die meisten der übrigen stammen von F. allein. Die Überlieferung sagt, daß von F. die Erfindung und poetische Gestaltung des Plans, von B. die Anordnung und der Aufbau des Stücks herrühre. Nach B.s Tode soll F. bei seinen dramatischen Erzeugnissen Shirley (s. d.) zu Rathe gezogen haben. Shakspeare, der an dem Stücke F.s: «The two noble kinsmen», mitgearbeitet haben soll, diente den beiden Freunden als Muster, und sie lassen, gleich diesem, pathetische und niedrig-komische Scenen miteinander abwechseln. Obwohl sie nun ihrem Vorbild in keiner Beziehung gleichkommen, zogen doch ihre Zeitgenossen ihre Arbeiten denen Shakspeares vor und behaupteten, daß durch sie erst das engl. Theater den höchsten Gipfel der Vollendung erreicht habe. Die Nachwelt hat dieses Urteil verworfen, und ihre Stücke sind jetzt, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, von der Bühne verschwunden. Die Reihenfolge derselben läßt sich nicht mehr bestimmen, da sie meistens nicht vor 1647 im Druck erschienen. Seitdem sind die Werke B.s und F.s mehrfach kommentiert und herausgegeben worden, wie von Theobald, Seward und Sympson (10 Bde., Lond. 1758), von Darley (2 Bde., Lond. 1839; neue Aufl. 1864) und am besten von Dyce (11 Bde., Lond. 1843—46). Eine vollständige deutsche Übersetzung fehlt noch; mehreres gab Kannegießer in «B.s und F.s dramatische Werke» (2 Bde., Berl. 1808). «Die Braut» übersetzte Gerstenberg (Kopenh. 1765), Huber das Lustspiel «King and no king» unter dem Titel «Ethelwolf, oder der König kein König» (Dessau 1785), und Baudissin die Lustspiele «Der span. Pfarrer» und «Der ältere Bruder» in dem Werke: «Ben Jonson und seine Schule» (2 Tle., Lpz. 1836); Schröders Lustspiel «Stille Wasser sind tief» (in dessen «Dramatischen Werken», Bd. 2, Berl. 1831) ist eine freie Bearbeitung von F.s «Rule a wife and have a wife». In Reclams «Universalbibliothek» erschienen «Philaster oder die Liebe blutet» und «Geist ohne Geld» (beide Lpz. 1879).

Beaumont (Gustave Auguste de la Bonninière de), ausgezeichneter franz. Publizist, geb. 16. Febr. 1802 zu Beaumont-la-Chartre im Depart. Sarthe, studierte die Rechte und wurde 1824 Substitut des königl. Prokurators am Obertribunal der Seine, welches Amt er nach der Julirevolution verlor. Er erhielt 1831 von der Regierung den Auftrag, in Gemeinschaft mit Tocqueville das Gefängniswesen der Vereinigten Staaten von Amerika zu studieren. Im J. 1840 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er sich zur Opposition hielt. Nach der Februarrevolution von 1848 sandten ihn seine Wähler in die Konstituierende wie in die Gesetzgebende Nationalversammlung. Er bewies sich hier als aufrichtiger, doch gemäßigter Republikaner. Unter der Verwaltung des Generals Cavaignac wurde er zum Gesandten in London ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon trat er von seinem Posten ab, übernahm aber, als Napoleon sein erstes Ministerium aus B.s Freunden bildete, die Gesandtschaft in Wien, auf welche er wieder verzichtete, als die Minister, die sie ihm übertragen, abdankten. Während des Staatsstreichs vom 2. Dez. 1851 beteiligte er sich an der Zusammenkunft der zur Aufrechthaltung der Verfassung in der Mairie des zehnten Arrondissements versammelten Deputierten und büßte dafür mit einer kurzen Gefangenschaft in der Festung des Mont-Valérien. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Stammgute und nahm nur noch Anteil an den Arbeiten des Instituts, in dem er seit 1841 der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaft angehörte. Er starb 2. März 1866 zu Tours. B. war ein Enkel Lafayettes und seit 1836 mit seiner Cousine, der Tochter von George Lafayette, verheiratet. Als Schriftsteller machte er sich zuerst dadurch bekannt, daß er mit Tocqueville, als gemeinschaftliche Frucht ihrer amerik. Reise, den «Traité du système pénitentiaire aux États-Unis et de son application à la France» (Par. 1832; 3. Aufl. 1845; deutsch mit Zusätzen von Julius, Berl. 1833) herausgab. Sodann schrieb er «Marie, ou l'esclavage aux États-Unis» (2 Bde., Par. 1835; 4. Aufl. 1840), worin er mit großer Wärme für die Aufhebung der Sklaverei eintrat. Diesem Werke folgte «L'Irlande sociale, politique et religieuse» (2 Bde., Par. 1839; 7. Aufl. 1863; deutsch von Brinckmeier, Braunschw. 1840). Sämtliche drei Werke wurden von der Französischen Akademie gekrönt. Durch dieselben hat B. nicht wenig zur Verbreitung des republikanischen Geistes in Frankreich beigetragen.

Beaumont-Gewehr ist ein von dem Waffenfabrikanten de Beaumont in Mastricht angegebenes und 1871 im Königreich der Niederlande eingeführtes

Gewehr. Charakteristisch für das System dieses Gewehrs ist der Cylinderverschluß und das Schlagbolzenschloß, letzteres mit zweiarmiger Schlagfeder im hohlen Griff der Kammer. Das B. ist Selbstspanner und bedingt daher nur zwei Ladegriffe. In Frankreich konkurrierte das B. mit dem System des Escadronschefs Gras, als es sich 1872—74 um Annahme eines neuen Gewehrs handelte, unterlag aber dem letztern. (S. unter Handfeuerwaffen.)

Beaumont-Vassy (Édouard Ferdinand de la Bonninière, Vicomte de), franz. Schriftsteller, Vetter von Gustave de B., geb. 1816 auf dem Schlosse La-Mothe-Souzay im Depart. Indre-Loire, versuchte sich zuerst litterarisch in Romanen und veröffentlichte unter anderm «Une marquise d'autrefois» (1838), «Don Luis» (1839) u. s. w. Diesen folgte das geschätzte histor. Werk «Les Suédois depuis Charles XII jusqu'à Oscar I» (2 Bde., 1841; 3. Aufl. 1847), das sich auf eigene Forschungen gründet, welche er während einer speziellen Mission nach Schweden zu unternehmen die Gelegenheit hatte. Außerdem schrieb er polit. Broschüren gegen die Revolution sowie eine «Histoire des États européens depuis le congrès de Vienne» (Bd. 1—4, 1843—53), eine bedeutungslose Arbeit, die unvollendet blieb, und «Histoire de mon temps» (4 Bde., 1855—58), eine gehässige Schilderung der Julimonarchie und der Republik. Einer der eifrigsten Anhänger der konservativ-monarchischen Partei, war B. 1851—53 Präfekt in Laon. Doch ließ er sich zu Finanzspekulationen fortreißen, die ihn 1859 auf zwei Jahre ins Gefängnis brachten. Seitdem erschienen von ihm: «Les salons et la société parisienne sous Louis-Philippe I» (1866), «Une intrigue dans le grand monde» (1867), «Les salons de Paris et de la société parisienne sous Napoléon III» (1868), «Histoire authentique de la Commune» (1871), «Histoire intime du second Empire» (1874), «Papiers curieux d'un homme du cour» (1875). B. starb zu Paris 25. Juli 1875.

Beaune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Côte-d'Or im ehemaligen Herzogtum Burgund, in angenehmer Gegend bei der Quelle der Bouzoise und an der Eisenbahn Paris-Lyon, 38 km im SSW. von Dijon, ist gut gebaut und zählt (1876) 10696 (Gemeinde 11421) E. Die Stadt hat zwei Türme eines alten Schlosses, ein großartiges, 1443 gegründetes Hospital, die schöne Kirche Notre-Dame aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek von 36000 Bänden, ein Museum und wichtiges Provinzialarchiv, ein Theater und eine Bronzestatue des hier geborenen Mathematikers G. Monge (1849) von Rude, und ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und mehrerer gelehrten Gesellschaften. Die Bevölkerung betreibt hauptsächlich Gießerei, Bereitung von Kernmehl und Senf, Destillation, Böttcherei, fabriziert Tuch, Serges, Essig. Obenan steht die Rebenkultur und der Handel mit Burgunder- und Champagnerwein, der sich um einen jährlichen Ertrag von 25—30000 hl feiner Weine, von fast 1100 ha gesammelt, bewegt. Nicht nur ist die nächste Umgebung der Stadt, neben schönen Obstbauanlagen, mit überaus reichen Rebenpflanzungen bedeckt, sondern die ganze Landschaft Beaunois bildet mit ihrer nordöstl. Fortsetzung über Nuits nach Dijon den durch seine vortrefflichen weißen und roten Weine berühmtesten Landstrich Burgunds. Die besten und geschätztesten Gewächse sind die von B. selbst, von Montrachet und Meursault, von Nolay, Pommard, Volnay, Corton, Savigny, Chassagne, Aurey und Santenay. B. war schon im 7. Jahrh. ein befestigter Ort (Belna) mit einem festen Schloß. Durch Familienvertrag kam Beaunois mit der Stadt an König Heinrich I., wurde aber 1227 mit dem Herzogtum Burgund vereinigt. Als nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) Burgund der Krone Frankreich zufiel, hielt sich die Stadt B., welche öfter herzogl. Residenz und der erste Sitz des burgund. Parlaments gewesen war, zu dessen Erbtochter Maria, wurde aber 1478 von Ludwig XI. erobert und mußte sich verpflichten, ihre Weine nach Paris zu verkaufen. Das 1502 von Ludwig XII. gegen die Einfälle der habsburg. Truppen erbaute feste Schloß mit vier Türmen ließ Heinrich IV. nach Beendigung des Kriegs der Ligue, in welchem die Stadt viel gelitten hatte, 1602 schleifen. Im 17. Jahrh. zeichnete sich B. durch die Blüte seiner Manufakturen aus. An 200 prot. Familien beschäftigten über 2000 Arbeiter. Doch die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 vertrieb die Protestanten ins Ausland; seitdem geriet die Stadt in Verfall und hat sich nie wieder zu ihrer frühern Höhe erhoben.

Beaune (Florimond de), Mathematiker, geb. zu Blois 1601, diente in jüngern Jahren beim Militär und kaufte sich später eine Ratsstelle bei dem königl. Gericht in seiner Vaterstadt, wo er 1652 starb. B. war ein Jugendfreund des Descartes und hat zu dessen Geometrie eine Reihe Noten verfaßt, welche von Schooten in seine Ausgabe der Descartesschen Geometrie aufgenommen worden sind. Bekannter ist er durch die sog. Beaunesche Aufgabe, die in Descartes' Briefen erwähnt wird; sie betrifft die Bestimmung einer krummen Linie aus einer gegebenen Eigenschaft ihrer Tangente, und konnte erst mit Hilfe der Integralrechnung von Joh. Bernoulli 1693 gelöst werden.

Beaune-la-Rolande, Stadt mit etwa 2000 E. im franz. Depart. Loiret, Station der Eisenbahn Paris-Montargis, Hauptort eines Kantons des Arrondissements Pithiviers. Hier siegte 28. Nov. 1870 das preuß. 10. Armeekorps (General von Voigts-Rhetz) von der Armee des Prinzen Friedrich Karl, unterstützt von der 5. Infanteriedivision, 1. Kavalleriedivision und kleinern Abteilungen der 6. und 25. Infanteriedivision über den größten Teil (70000 Mann) der franz. Loire-Armee unter General Crouzat. General von Voigts-Rhetz hatte auf dem Vormarsche der Armee gegen die Loire nach mehrern vorangegangenen Gefechten sein Korps bei B. versammelt und wurde in seiner Stellung von überlegenen Massen 11 Uhr vormittags angegriffen; gegen 2 Uhr nachmittags war seine Lage eine kritische, doch endete nach heftigem Kampfe die Schlacht am Abend mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen, nachdem die 5. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision einen Vorstoß in deren Flanke gemacht hatten. B. brannte, wurde jedoch von der schwachen, erschöpften Besatzung heldenmütig verteidigt; sogar ein in der Dunkelheit unter persönlicher Führung des Generals Crouzat wiederholter Sturm wurde zurückgeschlagen.

Beaupréau, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Cholet, 19 km im NW. dieser Stadt, 57 km südwestlich von Angers, am rechten Ufer der links in die Loire fließenden Evre, zählt (1876) 2579 (Gemeinde 3926) E., hat eine

prächtige neue Kirche, ein Kommunal-Collége, ein Hospital, auf einem Hügel ein schönes Schloß aus dem 15. und 16. Jahrh. inmitten eines Parks, in welch letzterm eine eisenhaltige Quelle entspringt, sowie ein vom vorigen durch den Fluß getrenntes modernes Schloß, war bis 1857 an Stelle Cholets Arrondissementshauptstadt, hat Woll- und Leinenfabrikation (im Handel Cholet-Stoffe), Gerbereien, Färbereien, ferner beträchtlichen Viehhandel. Im April 1793 fand hier ein siegreiches Gefecht der Vendéer gegen republikanische Truppen statt.

Beauregard (Peter Gustav), während des amerik. Bürgerkriegs General der konföderierten Südstaaten, heißt eigentlich Toutant und nahm den Namen B. von einer seinem Vater gehörenden Plantage an. Er wurde 1818 in der Nähe von Neuorleans geboren und auf der Militärschule zu Westpoint, die er 1838 als Artillerielieutenant verließ, erzogen, nahm mit Auszeichnung am Kriege der Union gegen Mexico teil und wurde 1847 Kapitän. Nach dem Frieden übertrug ihm die Regierung die Leitung der Befestigungsarbeiten am Mississippi sowie öffentlicher Bauten in und bei Neuorleans. Im Jan. 1861 ward er zum Superintendenten der Militärakademie zu Westpoint ernannt, nahm aber bald danach seinen Abschied und wurde als einer der ersten, die sich an der Erhebung der Südstaaten beteiligten, im Febr. 1861 zum Brigadegeneral ernannt. B. zwang 14. April 1861 Fort Sumter zur Kapitulation, erhielt im Juni den Befehl über die in Virginien gesammelte Armee und gewann 18. Juli die Schlacht am Bull-Run, wonach er das Heer nach Manassas-Junction und später hinter den Rappahannock führte. Im Jan. 1862 ward er nach dem Mississippi beordert, wo er durch die Schlacht bei Shiloh (6. und 7. April) seinen Ruf als Feldherr verlor. Er begab sich im Juli nach Virginien, kämpfte mit Auszeichnung in der Schlacht bei Richmond und leitete sodann die Verteidigung von Charleston 1863 mit glänzendem Erfolge. Im April 1864 ward er nach Richmond berufen, um diese Stadt gegen einen Flankenangriff zu verteidigen. Er hielt sie bis zur Ankunft des Generals Lee daselbst und übernahm dann am 7. Okt. 1864 den Befehl über die Truppen in den Golfstaaten, konnte aber den Marsch Shermans ans Meer nicht mehr verhindern. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich nach Neuorleans zurück.

Beauté (frz.), Schönheit, s. unter Beau.

Beauv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Ambr. M. F. J. Palisot de Beauvais (geb. 1752 zu Arras, gest. 1820 zu Paris); seine Hauptwerke sind: «Flore d'Oware et de Benin» (2 Bde., 1804—20) und «Insectes recueillis en Afrique et en Amérique» (1805—21).

Beauvais, die Hauptstadt des franz. Depart. Oise und eine der gewerbfleißigsten Städte Frankreichs, liegt in der alten Provinz Isle de France im Thal des Oisezuflusses Thérain, wo sich dieser mit dem Avelon vereinigt, und an der Nordbahn, 88 km im NNW. von Paris, umgeben von bewaldeten Höhen. Sie zählt (1876) 16 591 (Gemeinde 16 600) E., ist Sitz der Departementsbehörden und eines Bischofs, hat eine litterarische, eine ökonomische und andere Gesellschaften, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 15 000 Bänden, sowie ein Kommunal-Collége, ein theol. Seminar, ein Civil- und Militärhospital, Kasernen und ein neues Theater. Die altertümlich und schlecht gebaute Stadt besitzt eine großartige, aber unvollendete goth. Kathedrale, 1225 begonnen, mit 13 schön geschmückten Kapellen und prachtvollem Chor, die Kirche St.-Etienne mit bemerkenswerten Glasmalereien und die Kirche der Basse-Oeuvre, eins der ältesten und merkwürdigsten Gebäude Frankreichs. Der alte Bischofspalast von 1500 ist jetzt Justizpalast, und die alten Stadtwälle sind in schöne, schattige Promenaden verwandelt. B. ist eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Außer der Nationalmanufaktur für Hautelissetepiche und Gobelintapeten, welche 1664 unter Colberts Verwaltung von Louis Hinard gegründet und 1792 von der Regierung übernommen wurde, hat es vier große Manufakturen; eine mit 700 Arbeitern liefert jährlich etwa 75 000 Teppiche und Decken, eine Tuchfabrik beschäftigt gegen 600, eine Passementerie 400 Arbeiter; Fabriken für Woll- und Baumwollwaren aller Art, für Knöpfe und Bürsten, außerdem Spinnereien, Wollkämmereien, Bleichen, Färbereien, viele Töpfereien und Steingutfabriken. Der Handel ist sehr lebhaft, besonders in Getreide, Wein und Manufakten. In der Nähe der Stadt sind zwei kalte Mineralquellen. B. ist eine sehr alte Stadt, die im Lande der mächtigen Bellovaci in Gallia Belgica lag und bei den Römern Caesaromagus, dann Bellovacum und im Mittelalter Belvacus und Belloaca hieß; 845, 1034, 1114, 1119 oder 1120, 1124 und 1161 wurden hier Konzile gehalten; 850 brannten es die Normannen nieder und 883 nahmen sie es als Winterquartier. Seit der Mitte des 9. Jahrh. bildete B. eine Grafschaft des reichen Hauses Vermendois. Odo II. übertrug 1013 den Grafentitel an seinen Bruder Roger, den Bischof von B. Seitdem blieb den Prälaten dieser Titel, zu dem dann noch die Pairie kam, sodaß diese Kirchenfürsten zu den ersten Würdenträgern des Königreichs gehörten. B. verteidigte sich 1346 mutig gegen die Engländer. In der Umgegend von B. brach im März 1358 der Bauernkrieg (Jacquerie) aus. Die Stadt hatte zwei harte Belagerungen zu erdulden, 1433 gegen die Engländer, 1472 gegen Karl den Kühnen von Burgund. Sie wurde das erste mal gerettet durch die heldenmütige Aufopferung des Jean Lignière, das zweite mal durch die Beihilfe der Bürgerinnen unter der Heldin Jeanne Hachette (1851 ward der letztern eine Bronzestatue errichtet), denen zu Ehren noch jetzt alljährlich am 14. Okt. ein Fest gefeiert wird.

Beauvallet (Pierre François), namhafter franz. Schauspieler, geb. 13. Okt. 1801 zu Pithiviers, besuchte das Konservatorium in Paris und fand dann ein Engagement am Odéon, das er 1827 mit dem Ambigu und dieses 1830 mit dem Théâtre français vertauschte. Hier spielte er lange Zeit die großen tragischen Partien des klassischen Repertoire wie des modernen Schauspiels. Nach vieljähriger Wirksamkeit zog sich B. von der Bühne zurück und erschien nur noch bei besondern Anlässen auf ihr. Unter anderm schuf er noch 1868 den Lear der Lacroixschen Übersetzung. B. starb 21. Dez. 1873 zu Paris. Seit 1839 war B. auch Professor am Konservatorium und hat außer der Dichtung «Les trois jours» das Drama «Caïn» (1830) und die Tragödien «Robert Bruce» (1847) und «Le dernier Abencerrage» (1851) geschrieben. B.s schauspielerische Leistungen zeichneten sich durch Wärme und Reinheit der Diktion aus; sein Organ besaß Kraft und Wohllaut.

Beauvoir-sur-Mer, Ort im franz. Depart. Vendée, Arrondissement Sables-d'Olonne, 55 km im NNW. von letztgenannter Stadt, zählt (1876) 919 (Gemeinde 2436) E. B. lag früher unmittelbar am Meere, der Insel Noirmoutier gegenüber, jetzt 4 km davon entfernt, am Endpunkte des zum Meere führenden Cahouette, welcher noch Schiffe von 80 t Gehalt aufzunehmen vermag. Der Ort besitzt ein Gestüt, hat Salzgewinnung, Fisch- und Austernfang, sowie Holzhandel. In der Nähe sind alte Grabhügel und Ruinen eines Schlosses.

Beaver (engl., spr. Bihwer), Wollen- und Baumwollengewebe, s. **Biber.**

Beaverteen (spr. Bihwertihn), die engl., auch in Deutschland viel gebrauchte Bezeichnung für einen ganz aus Baumwolle bestehenden, sehr dicht und fest gewebten, gefärbten, rauhen Barchent.

Bébé (frz.), kleines Kind, Puppe.

Bebel (Ferd. Aug.), einer der Führer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, geb. 22. Febr. 1840 zu Köln, erhielt erst in der Dorfschule des nahegelegenen Brauweiler, dann in der Bürgerschule zu Wetzlar seinen Jugendunterricht, erlernte nachher das Drechslerhandwerk und ließ sich als Drechslermeister in Leipzig nieder. Seit 1862 hatte sich B. mit großem Eifer der deutschen Arbeiterbewegung angeschlossen, welche seit Lassalles Auftreten einen wesentlich sozialistischen Charakter angenommen hatte. Diese Wendung machte auch B. mit und leitete in diesem Sinne den leipziger Arbeiterbildungsverein, dessen Präsident er seit 1865 war. Auch auf den ständigen Ausschuß der deutschen Arbeitervereine, dessen Mitglied er war, wußte er in sozialdemokratischem Sinne Einfluß zu üben. Der 17. Wahlkreis des Königreichs Sachsen (Glauchau-Meerane) wählte ihn in den Norddeutschen Reichstag, ins Zollparlament und in den ersten Deutschen Reichstag. Hier sowohl wie in der Presse zeigte sich B. als einer der begabtesten und schlagfertigsten Führer seiner Partei, die sich im Unterschiede von der sog. Lassalleschen die «Eisenacher Arbeiterpartei» nannte, und welche mit dem von Marx in London geleiteten Internationalen Arbeiterbund in engerer Beziehung stand. Im J. 1872 der Vorbereitung des Hochverrats gegen das Deutsche Reich angeklagt, wurde er nebst Liebknecht vom Schwurgericht zu Leipzig 26. März 1872 zu zwei Jahren Festungshaft und wegen Beleidigung des Deutschen Kaisers von demselben Gerichtshofe zu neunmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt; gleichzeitig wurde ihm das Reichstagsmandat aberkannt, das er aber bei einer Neuwahl im Jan. 1873 mit bedeutend größerer Majorität von seinem alten Wahlkreise wieder übertragen erhielt. Im J. 1877 nahm er, da er doppelt gewählt worden war, ein Mandat für Dresden an, das ihm trotz des Rückgangs, welchen die Sozialdemokratie infolge der Hödelschen und Nobilingschen Attentate erfuhr, auch 1878 erhalten blieb. Bei den Wahlen für die Zweite Kammer des sächsischen Landtags im Sommer 1881 erhielt er ein Mandat vom Wahlkreise Leipzig-Land; im Herbst 1881 stand er bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage viermal (in Leipzig, Dresden, Berlin IV und Mainz) in der Stichwahl, blieb aber stets in der Minorität. Außer mehrern Agitationsschriften schrieb B. die Broschüren: «Unsere Ziele», «Der deutsche Bauernkrieg», «Die parlamentarische Thätigkeit des Deutschen Reichstags und der Landtage», «Christentum und Sozialismus» u. a. m.

Bebel (Heinrich), latinisiert Henricus Bebelius, einflußreicher Humanist, geb. 1472 zu Justingen in Schwaben als Sohn eines Bauern, besuchte die lat. Schule des Dorfes Schelklingen bei Ulm und widmete sich dann auf der Universität Krakau unter Anleitung des Maturantius Pompilius und Laurentius Corvinus der Rechtswissenschaft und humanist. Studien. Im J. 1494 befand er sich in Basel, wo damals der Kampf zwischen Realismus und Nominalismus die Gemüter erregte. Im J. 1497 wurde B. als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst an die 1477 gestiftete Universität Tübingen berufen und erklärte hier die lat. Redner und Geschichtschreiber; 1501 erhielt er von Maximilian I. den poetischen Lorbeerkranz. Mit Reuchlin und Erasmus, besonders mit Joh. Naukler (Vergenhans), war er eng befreundet. B.s Hauptruhm beruht auf seiner außerordentlichen Lehrthätigkeit. Sein berühmtestes Werk sind die 1506 zuerst erschienenen und später oft aufgelegten «Facetiae» (Sammlung von Anekdoten und witzigen Aussprüchen). B. scheint 1516 gestorben zu sein. Vgl. Zapf, «Heinrich B. nach seinem Leben und Schriften» (Augsb. 1802).

Bebenhausen, ehemaliges Cistercienserkloster, 4 km nordwestlich von Tübingen, 1188 gestiftet vom Pfalzgrafen Rudolf, seit 1560 mit evang. Abt und Klosterschule, seit 1807 königl. Jagdschloß. B. gehört zu den schönsten Baudenkmälern Württembergs. Die Klosterkirche, ursprüngl. in roman. Stil erbaut, wurde später teilweise in gotischem renoviert und hat einen prächtigen, 1407—9 aufgeführten, durchbrochenen Turm über der Vierung; auch das Refektorium mit zierlichem Türmchen und der Kreuzgang im Kloster (1460—96 erbaut) sind im reinsten got. Stile gehalten. Vgl. Frölich, «Das Kloster B.» (Tüb. 1873).

Bebra, Dorf im Kreise Rotenburg des preuß. Regierungsbezirks Kassel, an der Bebra unweit von deren Mündung in die Fulda, treibt starken Flachsbau und zählt 1700 E. Der Ort ist Station der Hessischen Nordbahn, von der hier die Frankfurt-Bebraer Eisenbahn abzweigt.

Bebung (in der Musik), s. **Tremulant.**

Bebutow (Fürst Wassilij Ossipowitsch), ein aus dem Orientkriege 1853—55 bekannter russ. General, geb. 1792 als Abkömmling einer armenischen Fürstenfamilie, wurde im Kadettenhause zu Petersburg erzogen, diente seit 1809 als Offizier im Kaukasus und 1812 in Livland gegen die Franzosen. Er wurde 1816 Adjutant des Generals Jermolow, den er auf seiner Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete, und stieg, nachdem er zur Unterwerfung der Provinz Akuscha und des Chanats von Kasikumuk beigetragen, 1821 zum Oberst und Kommandeur des Jägerregiments Mingrelien. Von 1825—27 versah er die Stelle eines Gouverneurs von Imeretien, machte 1828 unter Paskewitsch den Feldzug gegen die Türken mit und wurde für beim Sturm von Achalzich bewiesene Tapferkeit zum Generalmajor befördert. Zum Gouverneur der neuen russ. Provinz Armenien ernannt, schloß er 1835 einen vorteilhaften Grenztraktat mit Persien und wurde 1838 als Mitglied des obersten Verwaltungsrats von Transkaukasien nach Tiflis berufen. Zur Armee in Polen 1840 versetzt, fungierte er eine Zeit lang als Kommandant von Zamosc, ward 1843 Generallieutenant, erschien im Frühjahr 1844 wieder im Kaukasus als Befehlshaber des Daghestanschen Korps, kommandierte 1845 unter Woronzow auf dem Zuge nach Dargo, schl[illegible]

im Okt. 1846 die Lesghier unter Schamyl bei Kutischi und erhielt, nachdem er noch an den Belagerungen von Gergebil und Salti teilgenommen, im Nov. 1847 den Posten eines Präsidenten des Administrationsrats von Transkaukasien. Beim Ausbruche des Kriegs von 1853 mit dem Kommando des Operationskorps an der türk. Grenze betraut, brachte B. 1. Dez. dem Seraskier Abdi-Pascha bei Kadiklar eine Niederlage bei, welche die beabsichtigte Invasion Russisch-Armeniens vereitelte. Am 5. Aug. 1854 erfocht er mit 18000 Mann den entscheidenden Sieg bei Kürük-Dere über das 40000 Mann starke Heer Zarif-Paschas. Doch versäumte er, die Auflösung der türk. Armee zu benutzen, um nach Kars vorzudringen. Im Feldzuge von 1855 wurde B. mit der Verteidigung Grusiens beauftragt. Auf die Kunde von der Landung Omer-Paschas in Mingrelien begab er sich nach Kutais, wo er rasch ein Truppenkorps sammelte und durch geschickte Manöver die Türken zum Rückzug nötigte. Nach der Abberufung Murawjews 1856 führte B. interimistisch bis zur Ankunft des Fürsten Barjatinskij den Oberbefehl im Kaukasus, ward im Jan. 1857 zum General der Infanterie befördert und starb zu Tiflis 22. März 1858. — Von seinen drei Brüdern fielen zwei im Kampfe gegen die Bergvölker; der dritte, **David B.**, focht unter Paskewitsch in Polen, Ungarn und vor Silistria als Befehlshaber der kaukas. Reiterregimenter, wurde 1856 Generallieutenant und 1861 Kommandant von Warschau, wo er 23. März 1867 starb.

Bec (frz.), Schnabel; schnabelförmige Hervorragung, Gasbrenner u. s. w.

Becassinen, Sumpf- oder Moorschnepfen (Gallinago), heißen die Schnepfenvögel, welche sich nur in Sumpf und Moor, nie im Walde aufhalten und durch einige untergeordnete Kennzeichen, wie unten ganz nacktes Schienbein, gänzlich getrennte, lange Zehen, verlängerten Nagel der kurzen Hinterzehe und sehr langen, an der Spitze etwas flachgedrückten Schnabel, von den Waldschnepfen unterscheiden. Sie kommen als echte Zugvögel im Frühjahr und ziehen im Herbst nach Süden. In Deutschland kennt man drei Arten: die **große B.** oder Mittelschnepfe (G. major), von der Größe einer Turteltaube, nur einzeln auf sumpfigen Wiesen und Weiden des mittlern Europa, häufig im südl. Rußland und in Asien, kommt Ende April und geht Anfang August. Die **gemeine B.** oder **Heerschnepfe** (G. scolopacinus), von der Größe eines Kramtsvogels, überall verbreitet, kommt im März und geht im Oktober, und wird wegen des meckernden Tons, welchen sie durch das Schwirren der Federn hervorbringt, auch Himmelsziege genannt. Dieselbe ist äußerst schwer zu schießen wegen ihres zickzackförmigen Flugs beim Aufsteigen. Die **kleine B.** (G. gallinula), von der Größe einer Lerche, kommt und geht mit der vorigen, ist aber weit seltener. Alle drei Arten nähren sich von Würmern, Larven und Schnecken und liefern ein sehr geschätztes Wildbret. Man fängt sie in Schlingen und schießt sie vor dem Hunde.

Beccafumi (Domenico di Pace), genannt **il Mecherino**, Maler der Sieneser Schule, geb. bei Siena 1486, gest. daselbst 1551, arbeitete neben Sodoma an den Fresken im Oratorium von San Bernardino, nahm dessen Weise an und entwickelte, solange er an ihr festhielt, auch in andern Werken, z. B. einer großen Tafel der heil. Katharina von Siena in der Akademie daselbst, eine edle, einfache Anmut. Später wendete er sich dem Stile der Florentiner zu, jedoch nicht zu seinem Vorteile. Von ihm sind die mosaikartig aus hellerm und dunklerm Marmor zusammengesetzten Darstellungen auf dem Fußboden des Domchors in Siena.

Beccari (Odoardo), ital. Botaniker und Forschungsreisender, geb. 19. Nov. 1843 in Florenz, unternahm, nach absolvierten Studien auf dem Gymnasium zu Lucca und der Universität Pisa, 1865 mit dem Marchese Doria eine Reise nach Borneo, in dessen nördl. Teilen er sich bis Jan. 1868 aufhielt. Im März nach Italien zurückgekehrt, gründete er das «Nuovo Giornale botanico italiano», in dessen ersten Bänden (1869—71) ein Teil seiner botan. Entdeckungen aus Borneo bekannt gemacht ist; aber schon 1870 verband er sich mit Marchese Antinori und Prof. Issel zu einer Expedition nach dem Roten Meere, wo die Assabbai, der Dahlak-Archipel sowie das Bogos- und Barkaland im Norden von Abessinien besucht wurden (vgl. Issel, «Viaggio nel Mar Rosso e tra i Bogos», Mail. 1872), und nach einjährigem Aufenthalte in Italien trat er 24. Nov. 1871 mit D'Albertis eine Reise nach Neuguinea an. Sie gelangten von Amboina aus 9. April 1872 bei Kap Sapey an die Südwestküste dieser Insel, kehrten nach mehrern Erforschungsreisen auf derselben 6. Dez. nach Amboina zurück, und während D'Albertis von dort nach Sydney ging, begab sich B. nach den Aru- und Key-Inseln und fuhr Okt. 1873 nach Mangkassar über, um auf Celebes seine Forschungen fortzusetzen. Eine zweite Reise nach Neuguinea trat er 22. Jan. 1875 von Amboina aus an, besuchte namentlich das Arfakgebirge und kehrte im Juli nach Ternate zurück. Nach einem dritten Ausflug nach Neuguinea (Nov. 1875 bis Juni 1876) kehrte er nach Italien zurück. Seine Forschungen und Berichte über die Neuguinea-Reise sind enthalten im «Bollettino della Società geografica italiana» (1873 u. 1874). Vgl. «Viaggio dei Signori Antinori, B. ed Issel» (Tur. 1874); Cora, «Spedizione italiana alla Nuova Guinea» (Tur. 1872).

Beccaria (Cesare Bonesano de), hochverdienter philanthrop. Schriftsteller, welcher zuerst litterarisch gegen die Todesstrafe auftrat, geb. zu Mailand 15. März 1738, stammte aus der Familie der Marchesen von B. und ward berühmt durch die Schrift: «Dei delitti e delle pene», die zuerst anonym (Monaco 1764) und dann öfter erschien, am besten in zwei Bänden (Vened. 1781). Die Schrift wurde in 22 Sprachen übersetzt, ins Deutsche, z. B. von Flathe, mit Anmerkungen von Hommel (Bresl. 1788—89), von Bergk (Lpz. 1798) und von Glaser (Wien, 2. Aufl. 1876). B. trat in diesem Werke gegen die Härten und Mißbräuche der Kriminaljustiz seiner Zeit auf und bekämpfte mit der Beredsamkeit des Gefühls Tortur und Todesstrafe. Wenngleich B.s Staats- und Straftheorien veraltet sind, bewirkte sein Buch doch, daß der Abscheu gegen unmenschliche Strafen allgemeiner verbreitet und für mildere Strafgesetze der Weg gebahnt wurde. Außerdem ist er noch durch eine philos. Sprachlehre und Theorie des Stils: «Ricerche intorno alla natura dello stilo» (Mail. 1770), und als Verfasser mehrerer Abhandlungen über den Stil und nationalökonomische Fragen in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. a. herausgegebenen ital. Zeitschrift «Il Caffè» in seinem Vaterlande

bekannt. B. war seit 1768 Lehrer der Staatswirtschaft zu Mailand und starb daselbst 28. Nov. 1794. Seine «Opere» wurden am besten von Villari (Flor. 1854) herausgegeben. In seiner Vaterstadt ward B. 1872 ein Denkmal errichtet. Vgl. Cesare Cantù, «B. e il diritto penale» (Flor. 1862); Rinaldini, «B., biographische Skizze nach Cantùs B.» (Wien 1865); A. Amati, «Vita ed opere di Cesare B.» in dem Sammelwerk: «Cesare B. e l'abolizione della pena di morte» (Mail. 1872); Putelli, «B. e la pena di morte» (Udine 1878).

Beccaria (Giovanni Battista), berühmter Mathematiker und Physiker, geb. 3. Okt. 1716 zu Mondovi, trat in den Orden der Frommen Schule und war erst zu Rom, dann zu Palermo als Lehrer der Rhetorik und Philosophie thätig. Er erhielt 1748 die Professur der Physik zu Turin, wo er nach langer und ausgezeichneter Wirksamkeit 27. Mai 1781 starb. Franklins und anderer Versuche in der Physik veranlaßten B. zu der Schrift «Dell' elettricismo naturale ed artifiziale» (Tur. 1753), die ungemeines Aufsehen erregte. Seine wichtigste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand ist jedoch «Dell' elettricismo artificiale» (Tur. 1771), die durch Franklin ins Englische übersetzt wurde. B. erhielt 1759 vom König von Sardinien den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er unternahm diese Messung 1760 gemeinschaftlich mit Canonica und machte das Resultat in dem «Gradus Taurinensis» (Tur. 1774) bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassinis gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er «Lettere d'un Italiano ad un Parigino», worin er den Einfluß der Alpen auf die Abweichung des Pendels nachwies. [Beechey.

Becchy (Sir William), engl. Porträtmaler, s.

Beccles, Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, 26 km im SO. von Norwich, am rechten Ufer des Waveney, der hier schiffbar wird, 30 km oberhalb seiner Mündung in die Nordsee, zählt (1881) 5721 E., hat eine schöne got. Kirche, eine lat. Schule, einen kleinen Hafen, Malzfabrikation und Steinkohlenhandel.

Béchamel (Béchamelsauce), eine mit Geflügelbrühe und süßem Rahm bereitete Zwiebelsauce, nach ihrem Erfinder, dem Marquis de B., Haushofmeister Ludwigs XIV., genannt; die magere oder Fasten-Béchamelsauce wird ohne Zuthat von Geflügelbrühe bereitet.

Beche (Sir Henry Thomas de la), engl. Geolog, s. De La Beche.

Bechelaren, im Nibelungenlied Name der Stadt Pöchlarn (Pechlarn) in Österreich unter der Ens.

Becher, das einfachste Trinkgefäß in Cylinder- oder abgestumpfter, umgekehrter Kegelform mit plattem Boden. Diese Form ist noch heute dem Wasser- und Bierglas geblieben; der Krug (Bierkrug, Wasserkrug) hat einen Henkel daran, die Kanne noch eine Ausgußmündung, der Weinbecher einen Ständer oder Stengel, woraus einerseits das Stengelglas geworden, andererseits in größerer Form der reichgegliederte Pokal. Aus dem B. ist bei größerer Form der Humpen geworden. Das ursprüngliche Material ist Thon. Von dieser Art haben die griech. und griech.-italischen Gräber zahlreiche Beispiele in mannigfachen Formen erhalten, teils auf hohem Fuß (der Kanthares), teils als flache Schale (die Kylix) u. a. An Stelle des Thons ist zunächst Metall getreten und hat insbesondere in Silber zu den kunstreichsten Bildungen geführt, so schon bei den Griechen und Römern, dann im Mittelalter und in den Zeiten der Renaissance, besonders in Deutschland. Nachstehende Abbildungen bieten eine Gruppe von vier Becherformen aus verschiedenen Zeitaltern. Im Bürgerstande und bei



1. Griechischer Terracottabecher; 2. Becher; 3. Henkelkanne; 4. Deckelpokal aus dem 16. Jahrhundert.

den Zünften des Nordens und Englands vor allem wurde Zinn benutzt. Seit dem 16. Jahrh. trat für den gewöhnlichen Gebrauch Glas in erste Linie ohne zunächst viel an den Formen zu ändern. Die traditionellen Becherformen bildeten die Grundlage der venet., deutschen, böhm., engl. Glaser. Spielformen und Nebenmateriale gab es schon im Altertum. So wurden Büffelhörner benutzt, dann aus dem Elefantenzahn der Olifant gemacht, welches im frühen Mittelalter gleicherweise zum Trink- und Jagdhorn (Blashorn) diente. Im 16. und 17. Jahrh. wurden viele B. aus Elfenbein gearbeitet und mit Schnitzerei verziert, auch gedreht (Passig-dreherei). Die Künstler der Renaissance schufen die zierlichsten, auf das eleganteste geformten Trinkgefäße aus Bergkrystall und Halbedelstein, welche noch heute die Zierden der Kunstkabinette sind. Eine Nebenform ist der Kelch, das Trinkgefäß für den kirchlichen Gebrauch bei dem Abendmahl, der seine eigene Geschichte hat. (S. Kelch.)

Becher (Joh. Joachim), hervorragender Chemiker und Nationalökonom, geb. 1635 zu Speier, erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medizin, Physik und Chemie und namentlich in der Staatswirtschaftslehre. Nach seinem Übertritt zum Katholizismus wurde er Professor in Mainz, 1666 kaiserl. Hofrat in Wien, dann erster Leibarzt des Kurfürsten von Bayern. In Wien hatte er die Einrichtung einiger Manufakturen geraten und den Plan zu einer ind. Handelsgesellschaft entworfen, fiel aber bei Hofe in Ungnade und wandte sich nach Mainz zurück. Später lebte er in München, Würzburg, Harlem und zuletzt in London, wo er im Okt. 1682 starb. In seiner «Physica subterranea» (Frankf. 1669, neue Ausg., Lpz. 1738) brachte er

die Chemie mit der Physik in Verbindung und sah in der Zusammenwirkung beider die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen. Gleichzeitig fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; auch den Prozeß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Prinzipe und aus einer eigentümlichen merkurialischen Substanz. Erhitze man ein Metall, sodaß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die merkuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin lag der Keim von Stahls phlogistischer Theorie, die bis auf Lavoisier alleinige Geltung gehabt hat. Seine zahlreichen volkswirtschaftlichen Schriften sind heute noch beachtenswert. Auch erwarb sich B. Verdienste um die Einführung des Kartoffelbaues in Deutschland sowie um die Verkokung der Steinkohlen und Gewinnung des Steinkohlenteers. Von seinen nationalökonomischen Schriften ist die wichtigste der «Polit. Diskurs von den Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte und Länder» (1667, neue Ausg., Lpz. 1754). Eine Biographie B.s schrieb Bucher (Nürnb. 1722).

Becher (Siegfried), österr. Statistiker und Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1806 zu Plan in Böhmen, studierte in Prag und Wien, trat 1831 in den Staatsdienst und wurde 1835 Professor der Geschichte und Geographie am Polytechnischen Institut zu Wien. Daneben war er auch bei der Tabak- und Stempeldirektion, dann bei der obersten Postverwaltung thätig. B. schrieb: «Das österr. Münzwesen von 1524—1838 in histor., statist. und legislativer Hinsicht» (2 Bde., Wien 1838), «Statist. Übersicht des Handels der österr. Monarchie mit dem Auslande während der J. 1829—38» (Stuttg. u. Tüb. 1841), «Statist. Übersicht der Bevölkerung der österr. Monarchie nach den Ergebnissen der J. 1834—40» (Stuttg. u. Tüb. 1841), «Beiträge zur österr. Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der offiziellen Ausweise von 1831—42» (Stuttg. 1844), «Die Bevölkerungsverhältnisse der österr. Monarchie von 1819—43» (Wien 1846). Als Doblhoff im Mai 1848 Minister des Handels wurde, übertrug ihm dieser zum Teil die Organisierungsarbeiten und erhob ihn im Juni zum Generalsekretär. Im Sept. 1848 zum Ministerialrat ernannt, besorgte er während der stürmischen Zeit des Oktober und im November in Abwesenheit eines Handelsministers die laufenden Geschäfte und übergab diese im Dezember an den neuernannten Handelsminister Bruck. Seit Mai 1852 in Ruhestand versetzt, wirkte er seitdem mehrfach bei größern industriellen und merkantilischen Unternehmungen mit. Er starb 4. März 1873. Von seinen spätern Schriften sind noch zu nennen: «Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zur Anbahnung der österr.-deutschen Zoll- und Handelseinigung» (Lpz. 1850), «Organisation des Gewerbswesens» (Wien 1851) und «Die Volkswirtschaft» (Wien 1853).

Becherblume, s. unter Sanguisorba.

Bechereisen (frz. enclumeau, engl. round anvil), ein bei den Kupfer- und Goldschmieden gebräuchlicher kleiner Amboß mit rundem Doppelhorn (einem an einem aufrecht stehenden Eisen befestigten runden Quereisen), der zum Aufziehen gewölbter Bleche oder zum Treiben becherartiger Formen dient.

Bechicum (grch.), Mittel gegen den Husten.

Bechin (Bechyně), Stadt im österr. Kronlande Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Mühlhausen, im ehemaligen Kreise Tabor, am rechten Ufer der Luschnitz, mit (1880) 2225 E. böhm. Zunge, die neben den städtischen Gewerben zumeist Ackerbau treiben. Der Ort hat eine eisenhaltige Mineralquelle, ansehnlichen Getreide- und Holzhandel. B. ist eine der ältesten Städte des Landes, war im 12. Jahrh. der Mittelpunkt des Besitzes der prager Bischöfe und der Sitz eines Erzdiakons, der in dem auf einem ziemlich hohen Felsen erbauten Schlosse wohnte. Durch Kauf ging der Besitz 1268 an König Ottokar über, der die alte Zupenburg erneuern ließ. Jetzt ist sie zu einem Brauhause umgewandelt. In dem Gemäuer eines Turms sieht man einen Topf, der als Wahrzeichen der Stadt gilt und von den Werkleuten als Beleg für das Biermaß, welches damals einen Pfennig kostete, eingemauert worden sein soll. Im 14. Jahrh. war B. im Besitze eines mächtigen Adelsgeschlechts, das sich vom Orte benannte, unter königl. Oberhoheit, im 16. Jahrh. freier Besitz der Herren von Rosenberg, von denen es als Heiratsgut (1715) an den Reichsgrafen Johann Leopold von Paar überging. Das neue Schloß mit schönen Parkanlagen und einem großen Grundkomplex ist noch im Besitze der fürstl. Familie von Paar. In der Nähe befinden sich die gewaltigen Bechiner Steine, große Felsen.

Bechmann (Georg Karl August), hervorragender Lehrer des röm. Rechts, geb. am 16. Aug. 1834 zu Nürnberg, studierte die Rechte zu München und Berlin, habilitierte sich 1861 an der Universität Würzburg, wurde 1862 ord. Prof. der Rechte in Basel und ging als solcher 1864 nach Marburg, noch in demselben Jahre nach Kiel, 1870 nach Erlangen und 1880 nach Bonn. Er schrieb: «Über die usucapio ex causa judicati» (Nürnb. 1860), «Über den Inhalt und Umfang der Personalservitut des usus nach röm. Recht» (Nürnb. 1861), «Das röm. Dotalrecht» (2 Bde., Erlangen 1863—67), «Zur Lehre vom Eigentumserwerb durch Accession» (Kiel 1867), «Der Kauf nach gemeinem Recht» (Tl. 1, Erlangen 1876).

Bechst., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Bechstein (Joh. Matthäus), bekannt als Ornitholog und Forstmann, geb. 11. Juli 1757 zu Waltershausen im Herzogtum Gotha, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studierte dann Theologie zu Jena, worauf er 1785 Lehrer am Salzmannschen Institut in Schnepfenthal wurde. Durch seine «Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands» (4 Bde., Lpz. 1789—95; 2. Aufl. 1801—9), in welcher er sich besonders als Ornithologen bewährte, erregte er die Aufmerksamkeit der Forstmänner, sodaß Burgsdorf ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne erteilte. Da der von ihm 1791 bei dem Herzog von Gotha eingereichte Plan zu einer Lehranstalt für Forstwissenschaft keine Annahme fand, begründete er 1794 auf eigene Hand eine solche auf dem Freigute Kemnate bei Waltershausen. Zu gleicher Zeit stiftete er die Societät für Forst- und Jagdkunde, von welcher die «Annalen» und die Zeitschrift «Diana» ausgingen. B. konnte indes, trotz aller Erfolge, für seine Anstalt keine Unterstützung von seiten der Regierung erhalten, und folgte deshalb einem Rufe als Direktor der neu zu gründenden meining. Forstakademie Dreißigacker.

Hier starb er als Geh. Kammer- und Forstrat 23. Febr. 1822. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Forstinsektologie» (3 Bde., Gotha 1818), «Forstbotanik» (Erf. 1810; 5. Aufl., von Behlen, 1841—42), und vor allem die «Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Teilen» (5 Bde., Erf. 1818—21), die von Laurop fortgesetzt wurde; ferner «Abbildungen naturhistor. Gegenstände» (8 Bde., Lpz. 1793—1810; 2. Aufl., 6 Bde., 1816—23) und «Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel» (5. Aufl., herausg. von Berge, Lpz. 1870). Vgl. L. Bechstein, «Joh. Matth. B. und die Forstakademie Dreißigacker» (Meining. 1855).

Bechstein (Ludwig), deutscher Dichter und Schriftsteller, Neffe des vorigen, geb. 24. Nov. 1801 in Weimar, widmete sich anfangs der Pharmazie, erregte aber durch seine «Sonettenkränze» (Arnst. 1828) die Aufmerksamkeit des Herzogs Bernhard von Meiningen, der ihn in den Stand setzte, 1829 in Leipzig und München Philosophie, Litteratur und Geschichte zu studieren, und ihn hierauf 1831 zum Kabinettsbibliothekar und zugleich auch zum zweiten Bibliothekar der herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Meiningen ernannte. Im folgenden Jahre gründete B. den Altertumsforschenden Verein für Henneberg, der ihn zur Herausgabe des «Deutschen Museum für Geschichte, Litteratur, Kunst und Altertum» (2 Bde., Jena 1842—43) veranlaßte. Seit 1833 erster Bibliothekar und seit 1840 Hofrat, starb er 14. Mai 1860 zu Meiningen. Besondere Hervorhebung verdienen unter seinen dichterischen Werken: «Die Haimonskinder» (Lpz. 1830), «Der Totentanz» (Lpz. 1831), «Luther» (Frankf. 1834), «Gedichte» (Frankf. 1836) und das nachgelassene Epos «Thüringens Königshaus» (Lpz. 1865). Am bekanntesten unter seinen zahlreichen, meist histor. Romanen und Novellen sind wohl die vortrefflichen «Fahrten eines Musikanten» (3 Bde., Schleus. 1836—37; 2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1854) geworden. Sonst sind zu nennen: «Das tolle Jahr zu Erfurt» (3 Bde., Stuttg. 1833), «Der Fürstentag» (2 Bde., Frankf. 1834), «Grumbach» (3 Bde., Hildburgh. 1839), «Philidor, Erzählungen aus dem Leben eines Landgeistlichen» (Gotha 1842), «Wollen und Werden; Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben» (2 Bde., Halle 1850), «Berthold der Student, oder: Deutschlands erste Burschenschaft. Romantisches Zeitbild» (2 Bde., Halle 1850), «Ein dunkles Los» (3 Bde., Nürnb. 1850), «Der Dunkelgraf» (Frankf. 1854). Ein großes Verdienst erwarb sich B. um die deutsche Sagen- und Märchenpoesie, namentlich um die seiner thüring. Heimat. Auf diesem Gebiete veröffentlichte er «Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes» (4 Bde., Meining. 1835—38), «Deutsches Märchenbuch» (Lpz. 1845, 29. Aufl. 1879), «Neues deutsches Märchenbuch» (Wien 1856, 43. Aufl. 1882), «Mythe, Sage, Märchen und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volks» (3 Bde., Lpz. 1855), «Thüring. Sagenbuch» (2 Bde., Wien 1858). Außerdem hat B. noch zahlreiche Schriften zur Geschichte und Topographie Thüringens sowie auch eine Prachtausgabe des Minnesängers Otto von Botenlauben (Lpz. 1845) und das altdeutsche Gedicht «Der Ring» (Stuttg. 1851) veröffentlicht.

Bechstein (Reinhold), Germanist, Sohn des vorigen, geb. 12. Okt. 1833 in Meiningen, studierte in Leipzig, München, Jena und Berlin vorzugsweise deutsche Sprache und Altertumskunde. Er war 1858—59 am Archiv des Germanischen Museums angestellt und unterstützte sodann seinen Vater in dessen Amtsgeschäften. Seit 1861 in Leipzig privatisierend, siedelte er 1864 nach Jena über, habilitierte sich daselbst 1866 als Privatdocent, wurde 1869 außerord. Professor und folgte 1871 einem Rufe als ord. Professor der deutschen und neuern Litteratur an die Universität zu Rostock. Unter seinen Arbeiten sind, außer Beiträgen zu Pfeiffers «Germania» und andern Zeitschriften, hervorzuheben: «Über die Aussprache des Mittelhochdeutschen» (Halle 1858), die Ausgabe von «Heinrich und Kunigunde» von Ebernand von Erfurt (Quedlinb. 1860), «Deutsches Museum» (Neue Folge, Bd. 1, Lpz. 1862), «Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1877), «Des Matthias von Beheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache» (Lpz. 1867), «Gottfrieds von Straßburg Tristan» (2 Bde., Lpz. 1869; 2. Aufl. 1873), Heinrichs von Freiberg «Tristan» (Lpz. 1877), «Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit» (Lpz. 1876). Das von seinem Vater (Halle 1855) herausgegebene Spiel «Von den zehn Jungfrauen» behandelte er in seiner Habilitationsschrift (Jena 1866) und in einem Vortrage (Rost. 1872).

Bechteltag heißt in Gegenden alamann. Bevölkerung, namentlich im Elsaß und der Schweiz, vorzugsweise in Zürich, der noch als Kinderfest gefeierte zweite Tag im Jahre. Wie so viele Gebräuche noch aus der Zeit des Heidentums sich erhalten haben, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Festtag ein Überbleibsel der von den Germanen um dieselbe Zeit gefeierten Feste der Göttin Berchta (s. d.) ist. Der Tag selbst heißt noch Berchtlistag, auch Bechtelistag, und die Benennung kehrt im bayr. Perchtenlaufen, Berchtenspringen wieder, welches sich ebenfalls an eine Festlichkeit knüpft.

Bechtolsheim (Julie, Freiin von), geborene Freiin von Keller, bekannt unter dem Namen Psyche als Freundin Wielands, geb. 21. Juni 1751 auf dem väterlichen Gute Stedten bei Erfurt, heiratete 1774 ihren Oheim, den Freiherrn Johann Ludwig von B. (gest. 1806) in Eisenach und machte sich als phantasie- und gemütvolle Gelegenheitsdichterin bekannt. Sie gab unter anderm heraus: «Der ... September 1810 in Eisenach» (auf die Eisenacher Pulverexplosion, Gotha 1810), «Lustspiel zum Empfang der Kaiserin Marie von Rußland in Eisenach, November 1818» (in Raßmanns «Frühlingsgaben» 1824). Sie starb 5. Juli 1847 in Eisenach.

Beck (Christian Daniel), Litterarhistoriker und Philolog, geb. 22. Jan. 1757 zu Leipzig, wo er seit 1772 die Thomasschule besuchte, seit 1775 studierte und 1779 sich habilitierte. Nachdem er 1782 außerord. und 1785 ord. Professor der griech. und lat. Sprache geworden war, übernahm er 1819 die Professur der Geschichte, die er aber 1825 wieder mit der der griech. und röm. Litteratur vertauschte. Die von ihm 1785 gestiftete Philologische Gesellschaft wurde 1799 zu einem Philologischen Seminar erhoben, das er bis zu seinem Tode, 13. Dez. 1832, leitete. Außer den akademischen Ämtern und Würden hatte er noch die Verwaltung der Universitätsbibliothek seit 1790, die Ephorie der Stipendiaten, die Präfektur der Universitätskonvikte, das Bücherkommissariat in Leipzig, das Direktorat des dortigen Taubstummeninstituts und andere Funktionen zu versehen. Aus der Menge seiner

Schriften sind hervorzuheben: die Ausgaben alter Klassiker, z. B. des Pindar, Aristophanes, Euripides, Apollonius Rhodius, Plato, Cicero, Calpurnius; die «Acta seminarii philologici Lipsiensis» (2 Bde., Lpz. 1811—13) und «Commentarii societatis philologicae Lipsiensis» (4 Bde., Lpz. 1801—5), «Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte» (4 Bde., Lpz. 1787—1807), «Grundriß der Archäologie zur Kenntnis der Geschichte der alten Kunst» (Abteil. 1, Lpz. 1816), «Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae» (Lpz. 1801). Auch redigierte er von 1819 an bis zu seinem Tode das «Allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Litteratur». — Sein Sohn, **Johann Ludwig Wilhelm B.**, geb. 27. Okt. 1786 zu Leipzig, studierte daselbst die Rechte, wurde 1812 Professor in Königsberg, 1813 Regierungsrat in Weimar, 1814 Beisitzer des leipziger Schöppenstuhls, 1819 zugleich außerord. Professor, 1825 Senior des Schöppenstuhls und 1835 erster Rat am Appellationsgericht zu Leipzig, in welchem er 1837 das Präsidium erhielt. Nachdem B. 1863 in Ruhestand versetzt worden war, starb er zu Leipzig 14. Febr. 1869. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Corpus juris civilis» (2 Bde., Lpz. 1825—37), die Stereotypausgabe desselben (Lpz. 1829—30), «Anleitung zum Referieren und Dekretieren» (Lpz. 1839) und «Bemerkungen über den Kriminalgerichtsstand in Sachsen» (Lpz. 1842).

Beck (Heinr.), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 1760 in Gotha, ging 1777 zur dortigen Bühne, die damals unter Ekhofs trefflicher Leitung stand. Nach dessen Tode siedelte er mit dem größten Teil der gothaer Künstler nach Mannheim über. Die Freundschaftsbande, die ihn hier mit Beil und Iffland vereinigten, förderten ungemein die Leistungen der gediegenen Schauspielgesellschaft, die sich an dem neuen Theater bildete. Während Schillers Aufenthalt in Mannheim trat B. auch zu diesem in ein intimes Verhältnis. B. spielte Helden und Liebhaber und zeichnete sich durch feine und maßvolle Haltung auch in dem Fache der Bonvivants aus. Von den Dramen, die er geschrieben, haben sich die Lustspiele «Die Schachmaschine» (Berl. 1798), «Die Quälgeister» (Frankf. 1802) und «Das Chamäleon» (Frankf. 1803) am längsten auf dem Repertoire erhalten. Als Iffland 1796 Mannheim verließ, wurde B. von seinen Kunstgenossen zu dessen Nachfolger erwählt. Der Kurfürst von Bayern berief ihn 1800 als dirigierenden Regisseur nach München, wo er 6. Mai 1803 starb.

Beck (Joh. Nepomuk), Baritonist, geb. 5. Mai 1828 zu Pest, besuchte das Piaristengymnasium seiner Vaterstadt und debutierte 1846 als Opernsänger mit bestem Erfolg auf dem deutschen Theater zu Pest. Nachdem B. zu Wien seine künstlerische Ausbildung vollendet, folgte er einem Rufe nach Hamburg, wandte sich 1848 nach Bremen und war hierauf nacheinander in Köln, Mainz, Würzburg, Wiesbaden und seit 1851 in Frankfurt engagiert. In letzterer Stadt begründete er seinen Ruf, der ihm 1853 eine Anstellung an der kaiserl. Oper in Wien verschaffte, wo er seitdem als erster Baritonist wirkte und 1862 auch zum k. k. Kammersänger ernannt ward. B.s Stimme ist von gewaltiger Kraft und doch zugleich von ungemeiner Biegsamkeit sowie des Ausdrucks der zartesten Empfindung fähig. Dabei zeichnet sich der Künstler durch edle Vortragsmanier und außerdem auch durch gewandtes Spiel aus.

Sein Sohn, **Joseph B.**, geb. 11. Juli 1848 zu Pest, hat sich ebenfalls in verschiedenen Städten Deutschlands und Österreichs und seit 1878 in Frankfurt a. M. den Ruf eines stimmbegabten und gut geschulten Baritonsängers erworben.

Beck (Joh. Tobias von), namhafter deutscher Theolog, geb. 22. Febr. 1804 zu Balingen in Württemberg, studierte 1822—26 zu Tübingen Theologie, wurde 1827 Pfarrer zu Waldthann im Oberamte Crailsheim, 1829 Stadtpfarrer und Oberpräzeptor zu Mergentheim, 1836 außerord. Professor zu Basel und 1843 ord. Professor der Theologie und Frühprediger in Tübingen. Hier hat B. bis zu seinem Tode (28. Dez. 1878) sowohl als Prediger wie als akademischer Lehrer eine bedeutende und einflußreiche Thätigkeit entfaltet. Gegenüber der kritisch-spekulativen Schule Baurs begründete er eine eigene und selbständige theol. Richtung, indem er lediglich durch positive Einführung der Studierenden in das Schriftstudium und in die Schriftlehre zu wirken bemüht war, wobei seine eigentümliche Theosophie ihn freilich häufig zu unhaltbaren Ansichten führte. Unter seinen Schriften sind die bedeutendsten: «Einleitung in das System der christl. Lehre» (Stuttg. 1838; 2. Aufl. 1870), «Die christl. Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden» (Tl. 1, Stuttg. 1841; 2. Aufl. 1875), «Die Geburt des christl. Lebens» (Basel 1840), «Die christl. Menschenliebe» (Basel 1842), «Umriß der biblischen Seelenlehre» (Stuttg. 1843; 3. Aufl. 1871), «Gedanken aus und nach der Schrift» (Frankf. 1859; 3 Aufl., Heilbr. 1876; dasselbe, Neue Folge, Heilbr. 1878), «Leitfaden der christl. Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus» (Stuttg. 1862; 2. Aufl. 1869), «Die christl. Liebeslehre» (Fortsetzung des «Leitfaden»; Abteil. 1: «Die Geburt des christl. Lebens und die christl. Menschenliebe», Stuttg. 1872; Abteil. 2: «Die Lehre von den Sakramenten», Stuttg. 1874), «Erklärung der zwei Briefe Pauli an Timotheus» (Gütersloh 1879). Seine geist- und charaktervollen «Christl. Reden» sind gesammelt (2 Bde., Stuttg. 1836—88) erschienen. Aus seinem Nachlaß gab Riggenbach die «Pastorallehren des Neuen Testaments» (Gütersloh 1880) heraus.

Beck (Karl), namhafter Dichter, geb. 1. Mai 1817 als der Sohn eines jüd. Kaufmanns in der ungar. Stadt Baja, aber der reform. Kirche angehörig, siedelte mit seinen Eltern nach Pest über, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Wien Medizin. Im J. 1833 verließ er krankheitshalber die Universität wieder, um sich dem Geschäft seines Vaters zu widmen, gab nach kaum einem halben Jahre diesen Plan wieder auf und setzte seine Studien in Leipzig fort. Seit 1841 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Pest, ging dann 1843 nach Wien, wo er in innigen Verkehr zu Nikolaus Lenau trat, und hierauf 1844 nach Berlin. Nach Ausbruch der Bewegung von 1848 wandte er sich wieder nach Wien und nahm hier, nach mehrjährigem Wanderleben, bleibenden Aufenthalt als Feuilleton-Redacteur des ministeriell gesinnten «Lloyd». Er starb 10. April 1879 zu Währing bei Wien. B.s erstem, mit vielem Beifall aufgenommenen Werke: «Nächte. Gepanzerte Lieder» (Lpz. 1838), folgten «Der fahrende Poet» (Lpz. 1838), «Stille Lieder» (Lpz. 1839), dann das trotz aller Pracht

der Diktion undramatische Trauerspiel «Saul» (Lpz. 1841), ein Roman in Versen: «Janko, der ungar. Roßhirt» (Lpz. 1842; 3. Aufl. 1870), «Gesammelte Gedichte» (Berl. 1844; 9. Aufl. 1869), «Lieder vom armen Manne» (Berl. 1846; 4. Aufl. 1861), «Aus der Heimat» (Dresd. 1852; 4. Aufl. 1862), «Mater dolorosa» (Roman, Berl. 1853; 2. Aufl. 1854), «Jadwiga» (Lpz. 1863), Erzählung in Versen, «Still und bewegt, zweite Sammlung der Gedichte» (Berl. 1870). B.s Gedichte spiegeln die leidenschaftliche Erregbarkeit seiner Landsleute und die eigentümliche Natur seiner Heimat in klangreichen formvollendeten Versen und lebensvollen Bildern wieder. Namentlich im «Janko» tritt sein dichterisches Talent aufs glänzendste hervor. Dagegen ermangeln seine lyrischen Gedichte zum Teil eines bestimmten und begrenzten Objekts.

Becken nennt man in der Geographie eine breite Vertiefung der Erdoberfläche, welche sich entweder unter das normale Niveau einsenkt und dann in der Regel als Landsee oder Meeresbecken mit Wasser gefüllt ist, oder welche dadurch gebildet wird, daß sie von Gebirgen oder wenigstens Höhenzügen umschlossen ist. Natürlich müssen die Landbecken stets wenigstens Einen tiefen Einschnitt in ihrem Rande haben, durch welchen das Wasser abfließen kann. Sie sind daher immer mit einem Flußlauf verbunden und bilden oft nur große Erweiterungen eines Fluß- oder Stromthals, nach dem man sie dann auch häufig zu benennen pflegt. Aber mehrere dergleichen B. können an demselben Flußlauf hintereinanderliegen; auch kann ein B. zwei oder drei Ausflüsse haben, oder eine sehr breite Öffnung nach dem Flachlande oder nach dem Meere, in welchem Falle es dann eigentlich nur ein halbes B. oder eine Landbucht ist. So lassen sich im Flußgebiet der Donau sechs B. unterscheiden: das zwischen Ens und Grein; das etwas größere von Tuln; weiter unten das Wiener und Mährische B. bis Hainburg; dann das Oberungarische B., welches bei Gran abschließt; das große Niederungarische Hauptbecken, welches noch mehr durch die Theiß als durch die Donau charakterisiert wird, und endlich das B. der Walachei, welches gegen das Schwarze Meer geöffnet, aber von demselben durch die Hochebene der Dobrudscha abgeschlossen ist. Die obern Donaubecken sind sämtlich durch Thalengen, welche Gebirgsketten quer durchbrechen, voneinander getrennt. Ein sehr abgeschlossenes ist das Böhmische B. Dasselbe umfaßt das Gebiet der Elbe und Eger und ist rings von Höhen umgeben, die bei Tetschen von einer engen Thalspalte durchbrochen sind. Auch der Rhein durchströmt zwei große und sehr deutliche B., von denen das obere größtenteils vom Bodensee ausgefüllt ist, während sich das untere von Basel bis Bingen ausdehnt. Minder charakteristisch und abgeschlossen ist das Thüringer B., welches eigentlich nur eine breite Mulde zwischen dem Thüringerwald und dem Harz darstellt, aus welcher die Gewässer nach zwei Seiten abfließen. Die Lage inmitten solcher B. ist für die Entwickelung großer Städte besonders günstig, so in Deutschland für Frankfurt und Mainz, in Österreich-Ungarn für Wien, Prag, Budapest u. s. w.

Die geologischen Becken oder Bassins fallen zwar häufig, aber nicht immer mit den geographischen zusammen. Sie bestehen aus schüsselartig ineinandersitzenden Schichten und Schichtenkomplexen, deren Ränder alle nach einem gemeinsamen Mittelpunkte zu einschießen, wobei die Neigung der Schichten in der Richtung nach der Mitte zu eine immer geringere wird und zuletzt in horizontale Lage übergeht. Die Ursachen solcher becken- oder bassinförmigen Lagerungsverhältnisse sind sehr verschiedenartig. Bei sehr flachen B. ist die besprochene Lagerungsform die ursprüngliche, mit andern Worten eine bereits durch die beckenförmige Gestaltung des Untergrundes, auf welchem sich das Schichtenmaterial abgelagert hat, bedingte, in andern Fällen hat eine lokale Senkung des Untergrundes einer horizontal abgelagerten Schichtenreihe und somit ein Nachsinken und Biegen der Schichten stattgefunden. Auch seitlicher Zusammenschub kann eine Beckenbildung verursachen. Verliert das B. seine annähernd kreisrunde Umgrenzung und zieht sich mehr in die Länge, so entsteht eine Mulde. B. sind namentlich häufig im Gebiete der Steinkohlenformation und des Tertiär. Das Muster eines B. ist das Pariser, an dessen Aufbau die Schichten des Jura, der Kreide und des Tertiär teilnehmen.

Becken (Pelvis) heißt in der Anatomie die am untern Teile des Rumpfes befindliche knöcherne, oben und unten offene Höhle, welche einen umgekehrten, abgestumpften, von vorn nach hinten zusammengedrückten Kegel darstellt, dessen die Hüften bildende Basis nach oben liegt. Es wird aus vier durch Faserknorpel und Bänder vereinigten Knochen, den beiden Hüftknochen (Ossa innominata s. coxae), dem Kreuzbein (Os sacrum), welches die Wirbelsäule trägt, und dem Steißbeine (Os coccygis) gebildet. Jedes Hüftbein zerfällt in drei, während des Wachstums voneinander getrennte, erst in der Pubertät miteinander verschmelzende Knochen, in ein oberes schaufelförmiges Stück, das Darmbein (Os ilei), ein unteres Stück, das Sitzbein (Os ischii), und ein vorderes Stück, das Schambein (Os pubis). An der Vereinigung dieser Teile sitzt nach unten die Pfanne, welche zur Aufnahme des Kopfes des Oberschenkels bestimmt ist. Den obern Rand des Hüftbeins nennt man den Hüftbeinkamm, den untern, hervorragenden Winkel des Sitzbeins den Sitzknorren. Die Vereinigung der beiden Schambeine nach vorn bildet den Schambogen; den in der Mitte liegenden, durch Knorpel und ein kurzes, festes Band vermittelten Vereinigungspunkt derselben nennt man Schambeinfuge. Eine fast in der Mitte des innern B. hervorragende Querlinie teilt dieses in zwei Höhlen, von denen die obere das Große, die untere das Kleine B. genannt wird. Die obere Beckenöffnung heißt der Beckeneingang, die untere der Beckenausgang, zwischen beiden liegt die eigentliche Beckenhöhle. Das B. ist außen von kräftigen Muskeln umgeben, welche die Bewegungen des Oberschenkels, zum Teil auch des Unterschenkels vermitteln; es begrenzt die Bauchhöhle von unten her, und enthält einen Teil der dünnen Gedärme und den Mastdarm, die Harnblase, die Beckengefäße und Beckennerven, beim Weibe den Uterus und die Eierstöcke. (S. Tafel: Die Baucheingeweide des Menschen.) Behufs Empfängnis und Ausbildung der Frucht ist das weibliche B. in allen seinen Dimensionen größer als das männliche, wenn man die Höhe ausnimmt; sein größerer Umfang wird besonders durch die größere Breite des Kreuzbeins bestimmt, während seine Kürze aus der geringern Länge des Sitzbeins folgt. Daher hat die Frau auch breitere Hüften, denn die Breite des B. beträgt bei ihr gewöhnlich

28, beim Manne nur 25 cm. Für die Geburtshilfe ist die genaue Kenntnis des weiblichen B., besonders die seiner Dimensionen von der größten Wichtigkeit, da die Technik der mechan. Hilfeleistungen bei schweren Geburten in erster Linie durch die räumlichen Verhältnisse dieses knöchernen Ringes bestimmt wird. Daher sucht man die Durchmesser desselben, von denen der gerade, vom Kreuzbein zur Mitte der Schambeinfuge gezogene, die Konjugata genannt wird, auch durch besondere Instrumente, welche man **Beckenmesser** (Pelvimeter) genannt hat, genauer zu ermitteln. Verunstaltungen und Formveränderungen der Beckenknochen, besonders durch Rhachitis bewirkt, geben oft die schwersten Geburtshindernisse ab. (S. unter Geburt und Geburtshilfe.)

Becken, auch **Einellen**, **türkische Teller** (ital. Piatti) genannt, das vorzüglich bei der Janitscharen- oder türk. Musik gebräuchliche krustische Klangwerkzeug (Schlaginstrument), welches aus zwei runden Scheiben oder Tellern von Metall (Komposition) mit einer halbrunden, beckenartigen Vertiefung in der Mitte besteht. An der Außenseite der Scheiben ist ein Griff von Leder befestigt, vermittelst dessen dieselben mit den Händen gehalten und streifend aneinandergeschlagen werden. Die B. geben einen hellen schwirrenden Klang von unbestimmter Tonhöhe und dienen nebst der großen Trommel zur schärfern Markierung des Rhythmus. Die Notierung für dieses Instrument geschieht auf einer beliebigen Linie des Notensystems oder auch bloß auf einer einzigen Linie, mit Vorsetzung eines Violin- oder Baßschlüssels. Ursprünglich nur bei der Militärmusik verwendet, sind die B. nebst den übrigen Schlaginstrumenten nach und nach auch in die Konzert- und Theaterorchester gekommen und können hier, bei nicht mißbräuchlicher Verwendung, in Stücken glänzenden und festlichen Charakters von gutem Effekt sein.

Becker (Aug.), Dichter und Schriftsteller, geb. 27. April 1828 zu Klingenmünster in der Rheinpfalz, widmete sich 1847—50 auf der Universität zu München dem Studium der Philosophie und Geschichte und begann seine litterarische Laufbahn mit einer Preisnovelle, «Die Festjungfrau», und einem lyrischen Epos, «Jung-Friedel, der Spielmann» (Stuttg. 1854), das eine günstige Aufnahme fand. Dasselbe enthält poetische Bilder aus dem 16. Jahrh. mit eingestreuten lyrischen Partien. Seit 1855 Mitarbeiter der augsburger «Allgemeinen Zeitung», redigierte er von 1859—64 die «Isar-Zeitung» in großdeutsch-liberaler Tendenz. Mit dem Eingehen dieses Blattes vertauschte B. seine bisherige publizistische Thätigkeit mit der belletristischen. Außer einer schon früher erschienenen Sammlung von «Novellen» (Pest 1856) und dem anziehend geschriebenen Skizzenbuch «Die Pfalz und die Pfälzer» (Lpz. 1858) veröffentlichte er folgende kulturgeschichtliche Romane, die sich sowohl durch treffende Charakteristik als spannende Komposition auszeichnen: «Des Rabbi Vermächtnis» (6 Bde., Berl. 1866—67), «Hedwig» (2 Bde., Berl. 1868), «Verfehmt» (4 Bde., Berl. 1868). Dieser letztere Roman zog dem Dichter viele Angriffe zu, weil er in demselben noch lebende Persönlichkeiten des bayr. Hofs geschildert hatte. Im Jan. 1868 war B. bereits nach Eisenach übergesiedelt, wo er seine spätern Novellen- und Romandichtungen vollendete: «Aus Stadt und Dorf» (Berl. 1869), «Der Karfunkel» (Berl. 1870), «Der Nixenfischer» (2 Bde., Berl. 1871), «Das Turmkätherlein» (4 Bde., Lpz. 1872). Anfang 1875 siedelte B. nach Landau über und veröffentlichte die Romane: «Meine Schwester» (4 Bde., Wismar 1876), in welchem er das Treiben der Lola Montez in München und die revolutionäre Bewegung von 1848 in Bayern darstellt, sowie «Maler Schönbart» (3. Aufl., Kassel 1878) und «Auf Waldwegen» (Stuttg. 1881).

Becker (Aug.), namhafter Landschaftsmaler, geb. zu Darmstadt 27. Jan. 1821, besuchte das Gymnasium und das Polytechnikum daselbst und trat 1837 in das Atelier des Hoftheatermalers Heinrich Schilbach in Darmstadt. Er widmete sich der Landschaftsmalerei und wählte von Anfang an mit Vorliebe ernste und wildromantische Motive. Nach mehrern Studienreisen durch das bayr. Hochland, Tirol, die Schweiz und Norwegen siedelte B. 1852 nach Düsseldorf über. Unter seinen, bis dahin entstandenen Bildern, ragt die im Besitz der Prinzessin Karl von Hessen befindliche Nordische Mondnacht durch brillante Wirkung hervor. In Düsseldorf schloß B. innige Freundschaft mit dem Maler August Leu aus Königsberg und beide Künstler verbanden sich zu längern Studienfahrten in Norwegen sowie in den Tiroler und Schweizer Alpen. In der Zeit von 1864—69 hielt sich B. als Gast der Königin von England in Balmoral auf, wo sich ihm in dem Zauber der schott. Gebirgsnatur eine neue Welt aufthat. Er hielt diese Eindrücke in einem Cyklus von Porträtlandschaften fest, welche sich im Besitz der engl. Königsfamilie befinden; einen andern Cyklus besitzt der König Karl I. von Rumänien. Hierauf folgte ein Aufenthalt des Künstlers am Hohenzollernschen Hofe in der Rauhen Alp, eine Studienreise in der östl. Schweiz und 1876 mit dem Grafen Andrássy eine Expedition durch die Karpaten und das Tatragebirge Ungarns. B. ist ein sehr fruchtbarer Künstler, die Zahl seiner Gemälde umfaßt gegen 400 Werke, welche größtenteils im Privatbesitz sind. Von den öffentlichen Sammlungen besitzt die königl. Galerie in Hannover ein Mitternachtsbild aus dem Norden (1847) und die Jungfrau im berner Oberlande (1853), die städtische Sammlung daselbst den Hardangerfjord in Norwegen (1854), die Galerie in Darmstadt: Norwegisches Hochgebirge (1863). B. gehört mit seinen Gesinnungsgenossen Leu, Gude und Bönisch zu den verdienstvollsten Vertretern der Andreas Achenbachschen Richtung, deren Ziele er jedoch vollständig frei, mit großer künstlerischer Kraft verfolgt, ein Meister in der Stimmung und von poetischer Naturanschauung beseelt.

Becker (Christiane Luise Amalie), berühmte Schauspielerin (von Goethe als «Euphrosine» gefeiert), geb. 15. Dez. 1778 zu Krossen in der Neumark als die Tochter des Schauspielers Joh. Christian Neumann, der sich 1784 nach Weimar wandte, wo sie 1787 zum erstenmal auf der Bühne erschien. Durch Corona Schröter ausgebildet, war sie schon mit 15 Jahren unbestritten die erste Liebhaberin des Trauer- und Lustspiels. Zu ihren Bewunderern gehörte namentlich auch Goethe, der sie 1799 in der Elegie «Euphrosine» besang. Im J. 1793 heiratete sie den Schauspieler Heinrich Becker, eigentlich von Blumenthal, starb aber schon 22. Sept. 1797 zu Weimar. Christiane B. war eine anmutige Erscheinung, im Besitz eines trefflichen Organs und nach Goethes Urteil «das liebenswürdigste, natür-

lichste Talent». Sie leistete im Lust-, Schau- und Trauerspiel Vortreffliches, so namentlich als Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Marianne («Geschwister»), Amalie, Klärchen, Ophelia.

Becker (Herm. Heinr.), Oberbürgermeister von Köln und langjähriges Mitglied des preuß. Landtags, geb. 15. Sept. 1820 zu Elberfeld, studierte zu Heidelberg, Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, wurde dann Auskultator und Referendar und ließ sich in letzterer Eigenschaft 1847 nach Köln versetzen. Hier beteiligte er sich an den revolutionären Bewegungen des J. 1848 als polit. Agitator und Journalist; er wurde deshalb seines Amtes als Referendar entsetzt und zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt. Nach Verbüßung derselben arbeitete er einige Jahre in einem Handlungshause zu Dortmund, wobei er sich vielfach mit volkswirtschaftlichen und geschichtlichen Studien beschäftigte. Nachdem ihn der Wahlkreis Bochum-Dortmund im Winter 1861—62 in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt hatte, gab er seine kaufmännische Thätigkeit auf. Zugleich erhielt er das Amt eines Stadtverordneten in Dortmund und 1871 wurde er zum Oberbürgermeister dieser Stadt erwählt. Der Kreis Dortmund übertrug ihm 1867 ein Mandat für den Norddeutschen Reichstag und 1871 für den ersten Deutschen Reichstag. In seiner parlamentarischen Wirksamkeit schloß er sich der Fortschrittspartei an und trat namentlich bei kommunalen und wirtschaftlichen Fragen hervor. Im J. 1872 wurde B. als Oberbürgermeister von Dortmund ins Herrenhaus berufen; mit dieser Berufung erlosch das seit 1862 vom genannten Wahlkreise fünfmal erneuerte Mandat für das Abgeordnetenhaus. Im J. 1875 berief ihn die Stadt Köln an die Spitze ihrer Gemeindeverwaltung. B. vertritt gegenwärtig Köln im Herrenhause.

Becker (Jak.), Genremaler, geb. in Dittelsheim bei Worms 15. März 1810, erhielt seit 1833 seine akademische Ausbildung in Düsseldorf, wo Schadow ihn besonders beeinflußte. Indes vertauschte er bald die romantische Richtung der Düsseldorfer Schule mit dem Realismus des volkstümlichen Genre. Insbesondere war es das Leben des deutschen Landmanns, welches er mit außerordentlicher Lebendigkeit, packender Frische und immer fesselnder Neuheit der Auffassung zu behandeln wußte. Ein sehr ausgebildetes Schönheitsgefühl zeichnet seine Gestalten und landschaftlichen Kompositionen aus, in welchen das poetische Element des Volkslebens zur wahren Geltung gelangt ist. Sein vorzüglichstes Werk sind die vom Gewitter ereilten Landleute (im Privatbesitz) und die mit ihrem Geistlichen kriegsflüchtigen Dorfbewohner. B., von dem auch Radierungen vorkommen, wurde 1840 als Professor der Landschafts- und Genremalerei an das Städelsche Institut nach Frankfurt a. M. berufen, wo er 22. Dez. 1872 starb.

Becker (Jean), ausgezeichneter Violinspieler, geb. 11. Mai 1833 zu Mannheim, wo er Aloys Kettenus aus Verviers im Violinspiel, Joseph Kail im Klavierspiel und Vincenz Lachner in der Komposition zu Lehrern hatte. Nachdem er von der Großherzogin Stephanie von Baden zum Kammervirtuosen ernannt worden, ging er 1854 nach Paris und vervollkommnete dort unter Alard sein Geigenspiel. Seit 1857 machte er größere Kunstreisen und konzertierte in fast allen Ländern Europas. Später lebte er längere Zeit in Florenz, teils mit der Leitung der dortigen von Basevi gegründeten Società del Quartetto, teils mit der Bildung eines eigenen Streichquartetts beschäftigt, welches letztere, seit 1866 aus B. selbst, den Italienern Masi und Chiostri (Violine und Viola) und dem Schweizer Hilpert (Violoncell) bestehend, zu einem außergewöhnlichen Grade der Vollkommenheit gelangte und unter dem Namen Florentiner Quartett in einem großen Teile von Europa sich produzierte. B. selbst lebt, wenn er nicht auf Kunstreisen begriffen ist, in der Nähe von Mannheim. — Seine Tochter Jeanne B. wurde von ihm zur Klavierspielerin herangebildet, wie seine Söhne zu Geigern, sodaß in neuester Zeit bereits Konzerte ausschließlich von den Mitgliedern der Familie B. gegeben werden.

Becker (Joh. Phil.), bekannt durch seine Beteiligung an der revolutionären Bewegung des J. 1848, der Sohn eines Schreiners, geb. 19. März 1809 zu Frankenthal in der Pfalz, besuchte das dortige Progymnasium, mußte später aber das Handwerk eines Bürstenbinders erlernen. Bei frühzeitig entwickelter radikaler Richtung regte ihn die franz. Julirevolution zu polit. Thätigkeit an. Wegen Teilnahme am Hambacher Fest in Haft geraten, wurde er im Aug. 1833 freigesprochen und siedelte 1837 nach der Schweiz über, wo er mit industriellen Unternehmungen zu Biel und Bern beschäftigt war, daneben aber durch Wort und That für den Radikalismus sowohl in Deutschland wie in der Schweiz zu wirken suchte. Er war an den verschiedenen Freischarenzügen in der Schweiz beteiligt, unterstützte 1846 den Umschwung der Dinge in Bern und später die Bestrebungen gegen die Jesuiten und den Sonderbund. Nach dem Ausbruche der Februarrevolution 1848 entwickelte B. eine eifrige Thätigkeit zur Republikanisierung Süddeutschlands, beteiligte sich an dem Heckerschen Aufstand und gründete nach dem Mißlingen desselben in der Schweiz einen propagandistischen «Wehrbund». Er wohnte dann in Baden mit seiner «Schweizerlegion» verschiedenen Gefechten bei. Nach dem Unterliegen des bad. Aufstandes kehrte B. abermals in die Schweiz zurück und ließ sich zunächst in Genf nieder, wo er zu den polit. Freunden des Sozialisten A. Galeer gehörte. Nach dem Fehlschlagen verschiedener industrieller Unternehmungen wendete sich B. nach Paris. Im J. 1860 war er in Genua mit der Bildung einer deutschen Legion beschäftigt, welche die Unternehmungen Garibaldis unterstützen sollte. Seit 1862 lebte er wieder in Genf, wo er sich den sozialistischen Bewegungen anschloß und einer der thätigsten Agitatoren des Internationalen Arbeiterbundes war. Mit Esselen gab er eine «Geschichte der süddeutschen Mairevolution» (Genf 1849) heraus.

Becker (Karl), beliebter Genremaler, geb. 18. Dez. 1820 zu Berlin, erhielt seine erste künstlerische Bildung auf der dortigen Akademie und trat dann in das Atelier von A. von Klöber. Im J. 1841 ging er nach München und erlernte hier unter H. Heß bei der Ausschmückung der Bonifacius-Basilika die Freskomalerei. Der Preis, den er 1842 bei der großen akademischen Konkurrenz in Berlin gewann, setzte ihn in den Stand, eine Studienreise zu beginnen. Er ging zunächst auf ein Jahr nach Paris, dann auf drei Jahre nach Rom, wo ihn, neben dem malerischen Studium von Land und Volk, hauptsächlich die Ausführung mytholog. Bilder beschäftigte.

Später wandte er sich mehr dem Genre und histor. Genre zu. Namentlich führte ihn eine Vorliebe für Venedig, wo er seit 1858 mehrmals Aufenthalt nahm, und für die alten venetian. Meister, die seinem lebhaften Farbensinn zusagten, zu Darstellungen aus der Geschichte und dem Volksleben der alten Dogenstadt. Große kulturhistor. Treue, eine kräftige harmonische Färbung, ein feiner novellistischer Zug in dem oft sehr einfachen Vorgange, zeichnen B.s Bilder aus. Von denselben sind zu nennen: venetian. Maskenscene; der Besuch Karls V. bei Fugger in der Nationalgalerie zu Berlin; Scene aus «Götz von Berlichingen» in der Galerie Strousberg; der Geburtstag des Ratsherrn in der städtischen Galerie zu Königsberg; die Edeldame und der Page; die Inquisition. Ein großes Familienbild befindet sich in der Sammlung Ravené; das Gnadengesuch beim Dogen kam in den Besitz des Kaisers Wilhelm. Die meisten in neuerer Zeit gemalten Bilder des unermüdlich thätigen Künstlers sind nach Amerika verkauft worden. B. gehört zu den Senatsmitgliedern der berliner Akademie.

Becker (Karl), namhafter deutscher Statistiker, geb. 2. Okt. 1823 zu Strohausen in Oldenburg, besuchte die Lateinische Schule zu Ovelgönne und von 1838 ab die Militärschule zu Oldenburg, wurde 1842 zum Offizier ernannt, später auch Lehrer der Mathematik an der Offizierbildungsanstalt in Oldenburg, wohnte im oldenb. Kontingent den Feldzügen von 1848 und 1849 gegen Dänemark bei, trat 1850 in die schlesw.-holstein. Armee und nahm an dem Feldzuge von 1850 als Hauptmann und Kompagniechef teil. Nach Auflösung der Armee im Frühjahr 1851 studierte B. Volkswirtschaft und Statistik an den Universitäten zu Göttingen und Berlin, organisierte nach Ablegung des Staatsexamens das Großherzoglich oldenburgische statistische Bureau und wurde als dessen Vorstand 1861 zum Ministerialrat ernannt. Unter seiner Leitung erschienen «Statist. Nachrichten über das Großherzogtum Oldenburg» (13 Bde.) und die «Statistik der Rechtspflege im Großherzogtum Oldenburg»; auch beteiligte sich B. als verantwortlicher Mitredacteur an dem «Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung im Großherzogtum Oldenburg» (9 Bde., 1860—69) und nahm an den Konferenzen teil, welche die amtlichen Vertreter der Statistik zum Zwecke einer einheitlichen und in der Methode verbesserten Darstellung der nationalen und staatlichen Verhältnisse Deutschlands wiederholt abhielten. Als Theoretiker erwarb er sich um die richtige mathematische Auffassung der Bevölkerungsbewegung wesentliche Verdienste. Als 1872 das Statistische Amt des Deutschen Reichs errichtet wurde, trat er als Direktor desselben in den Reichsdienst und wurde 1878 zum Geheimen Oberregierungsrat ernannt. Unter seiner Leitung sind bis Ende 1881 mit Einschluß der «Vierteljahrshefte», später «Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs» schon an 50 Bände «Statistik des Deutschen Reichs» erschienen. Von andern litterarischen Arbeiten ist besonders eine Abhandlung «Zur Berechnung von Sterbetafeln an die Bevölkerungsstatistik zu stellende Anforderungen» (Berl. 1874) zu nennen, worin er eine elementare Darstellung der von ihm mit angebahnten neuern Methode der Sterblichkeitsstatistik giebt.

Becker (Karl Ferd.), vorzüglicher deutscher Sprachforscher, geb. 14. April 1775 zu Liser an der Mosel im vormaligen Kurfürstentum Trier, erhielt seine erste Erziehung durch seinen Oheim, Ferdinand B., der, als Domvikar zu Paderborn 1798 der Heterodoxie beschuldigt, das Opfer einer fanatischen Verfolgung wurde. Der junge B. besuchte das Gymnasium zu Paderborn und dann zwei Jahre das Priesterseminar zu Hildesheim. Nachdem er seit 1794 in letzterer Stadt als Lehrer am Josephinum gewirkt, nahm er 1799 seine Entlassung, um sich in Göttingen noch den mediz. Studien zu widmen. Nach Vollendung derselben praktizierte er seit 1803 als Arzt zu Höxter, erhielt 1810 das Amt eines Unterdirektors der Pulver- und Salpeterbereitung im westfäl. Depart. der Leine und des Harzes, und wurde im Kriege von 1814 Arzt am Kriegshospital zu Sachsenhausen bei Frankfurt und dirigierender Arzt an dem Kriegshospital zu Heusenstamm im Isenburgischen. Nach Auflösung derselben ließ er sich 1815 als praktischer Arzt in Offenbach nieder, wo er seit 1823 auch eine Erziehungsanstalt in seinem Hause begründete und leitete und 5. Sept. 1849 starb. Durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und eine gediegene philos. Bildung unterstützt, betrachtete B. die Sprache von einem ganz neuen Gesichtspunkt, indem er sie als einen nach streng logischen Gesetzen geordneten Organismus auffaßte. Während er auf diesem Wege für die philos. Betrachtung der Sprache Bedeutendes leistete, setzte er doch die geschichtliche Entwickelung der Sprachen zu sehr aus den Augen, sodaß er mit den sichern Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung teilweise in Widerspruch geriet. Sein System hat B. in mehrern Werken vollständig dargelegt. Zuerst erschien «Die deutsche Wortbildung» (Frankf. 1824), alsdann der erste Teil seiner «Deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1827), und als deren zweiter Teil die «Deutsche Grammatik» (Frankf. 1829). Eine erweiterte Bearbeitung beider ist die «Ausführliche deutsche Grammatik» (3 Abteil., Frankf. 1836—39; 2. Aufl., 2 Bde., Prag 1870). Außerdem schrieb er: «Schulgrammatik der deutschen Sprache» (Frankf. 1831; 11. Aufl., unter dem Titel: «Handbuch der deutschen Sprache» herausg. von Th. Becker, Prag 1875), «Das Wort in seiner organischen Bedeutung» (Frankf. 1833), «Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1833; 8. Aufl., Prag 1870), «Organism der deutschen Sprache» (Frankf. 1841—42), «Der deutsche Stil» (Frankf. 1848; 2. Aufl., Prag 1870), «Lehrbuch des deutschen Stils» (herausg. von Th. Becker, Frankf. 1850).

Becker (Karl Ferd.), Organist und musikalischer Schriftsteller, Sohn des als populärer Schriftsteller bekannten Arztes Gottfried Wilhelm B. (geb. 22. Febr. 1778 zu Leipzig, gest. daselbst 17. Jan. 1854), wurde 17. Juli 1804 zu Leipzig geboren. Er erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von Schicht und Friedr. Schneider und trat schon 1818 in einem Konzert als Pianofortespieler auf. Doch wandte er sich bald mit Erfolg dem Orgelspiele zu, sodaß er 1825 in Leipzig Organist an der Peterskirche, 1837 an der Nikolaikirche wurde und an dem 1843 gegründeten Konservatorium im Orgelspiel unterrichtete. Er publizierte einen «Ratgeber für Organisten» (Lpz. 1828), viele Kompositionen, ein in den Kirchen Leipzigs seit 1844 eingeführtes Choralbuch, eine «Sammlung von Chorälen aus dem 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1831), die «Choralmelodien zu Spittas Psalter und Harfe» (Lpz. 1841), desgleichen zu den sämtlichen geistlichen Liedern von P. Gerhardt

(Lpz. 1843) und die Choräle von J. S. Bach in Partitur (Lpz. 1844). Auch entwickelte B. eine rege Thätigkeit in der Theorie und Geschichte der Musik. Von seinen Schriften in diesem Fache sind hervorzuheben: «Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Litteratur» (Lpz. 1836; Nachtrag 1839), «Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrh.» (Lpz. 1840), «Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1847). Auch beteiligte sich B. mit zahlreichen histor. und kritischen Aufsätzen an den musikalischen Zeitschriften, redigierte nach Finks Abreten die «Allgemeine musikalische Zeitung» und gehörte zu denen, welche 1850 die Bach-Gesellschaft zur Herausgabe der sämtlichen Werke Bachs stifteten. B. gab 1854 seine Stellen auf, zog nach Plagwitz-Lindenau (bei Leipzig), beteiligte sich dann nur noch wenig an dem musikal. Leben und starb daselbst 26. Okt. 1877. Seine ausgezeichnete musikalische Bibliothek hatte er mit gemeinnützigem Sinne der leipziger Stadtbibliothek vermacht, welcher sie als musikalische Abteilung unter dem Namen «Beckers Stiftung» einverleibt wurde.

Becker (Karl Friedr.), Verfasser der bekannten Beckerschen Weltgeschichte, geb. 1777 in Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, studierte in Halle Philosophie und Geschichte und war eine Zeit lang Hauslehrer in Kottbus, dann 1798—1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine schwächliche Gesundheit nötigte ihn jedoch, jeder äußern Thätigkeit zu entsagen, und er beschäftigte sich seitdem mit geschichtlichen Arbeiten bis zu seinem Tode, der 15. März 1806 erfolgte. Außer einer jetzt vergessenen Schrift: «Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers» (Berl. 1803), erschien von ihm «Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer» (9 Bde., Berl. 1801—5), ein Werk, das durch zweckentsprechende Haltung wie durch lebendige Darstellung und anziehende Schilderung zu großer Berühmtheit und Verbreitung gelangte. Einen zehnten Band fügte dem Werke Woltmann, einen elften und zwölften als Fortsetzung A. Menzel (1824) hinzu. Diese Fortsetzungen und spätern Umarbeitungen, von denen die achte, besorgt von Adolf Schmidt (18 Bde., Berl. 1860—64), mit den Fortsetzungen von Arnd (bis 1871) und Bulle (bis 1877) fortgeführt, 22 Bände und 2 Supplementbände umfaßt, haben dem populären Geschichtswerke mehr wissenschaftliche Gediegenheit verliehen, aber freilich auch das ursprüngliche Gepräge und den Reiz der Beckerschen Darstellung verwischt. In gleichem Geiste schrieb B. auch die «Erzählungen aus der Alten Welt» (3 Bde., Halle 1801—3), welche Günther durch einen vierten Band («Die Perserkriege», Halle 1842) vermehrte; dieselben wurden neu herausgegeben von Masius (17. Aufl., Halle 1881) und Max Moltke (3 Tle., 4. Aufl., Lpz. 1881).

Becker (Ludw. Hugo), Landschaftsmaler, geb. 19. Juli 1833 zu Wesel, gest. 25. Dez. 1868 zu Düsseldorf, trat mit 18 Jahren in die dortige Akademie, verließ dieselbe jedoch bald und bildete sich in den Ateliers von Schirmer und Gude weiter aus. Obwol die von ihm hinterlassenen Bilder ihn noch nicht in allen Beziehungen als fertigen Künstler erscheinen lassen, so gibt doch seine Christnacht, die Kapelle an der Sieg, der Hirtenknabe, die Weinernte oder die Landschaft mit der Mühle Zeugnis von einer reichen Begabung. Ausgezeichnet ist an B.s Landschaften die geistvoll erfundene Staffage.

Becker (Nikol.), der Dichter des Rheinliedes, geb. 15. Jan. 1810 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen, studierte die Rechte in Bonn, gab aber dieses Studium auf und arbeitete bei einem Gerichtsschreiber seines Geburtortes. Hier dichtete er 1840 unter den Eindrücken, welche der Waffenruf der nach dem linken Rheinufer trachtenden franz. Kriegspartei auf den deutschen Patriotismus hervorbrachte, das Lied «Sie sollen ihn nicht haben», welches durch ganz Deutschland rauschenden Beifall fand und seinem Verfasser Berühmtheit verschaffte. Auch die Musik bemächtigte sich des Liedes, und es erschienen zahlreiche Kompositionen, von denen jedoch keine populär wurde. Selbst die Franzosen setzte das Rheinlied in Bewegung. Alfred de Musset antwortete 1841 durch sein übermütiges «Nous l'avons eu, votre Rhin allemand». Versöhnlichere Saiten schlug Lamartine in seiner Friedensmarseillaise (1841) an. Seit längerer Zeit kränkelnd, starb B. zu Hunshoven-Geilenkirchen 28. Aug. 1845. Eine Sammlung seiner «Gedichte» erschien 1841 zu Köln.

Becker (Oskar), bekannt durch sein Attentat auf König Wilhelm von Preußen, wurde 18. Juni 1839 zu Odessa geboren, wo er bis zum 16. Lebensjahre im Hause seines Vaters, des Lyceumsdirektors und titulierten Staatsrats B., eine sorgfältige Erziehung genoß, besuchte seit 1856 das Gymnasium zu Dresden und studierte seit Ostern 1859 in Leipzig Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, als Nebenstudien auch Mathematik sowie Arabisch und Türkisch. Zum Zwecke eines Attentats auf den König, zu welchem ihn fanatische polit. Motive veranlaßten, reiste er 12. Juli 1861 von Leipzig nach Baden-Baden, wo sich der König zur Kur aufhielt, und feuerte am Morgen des 14. auf denselben in der Lichtenthaler Allee in nur drei Schritt Entfernung beide Läufe eines scharfgeladenen Terzerols zugleich ab. Der König erlitt indes nur eine ganz leichte Kontusion am Halse. B. bekannte sich bei seiner sofortigen Verhaftung kaltblütig zu der That und gab derselben in einem bei ihm vorgefundenen Briefe ein polit. Motiv, indem er erklärte: er habe die Überzeugung gewonnen, daß der König den Umständen nicht gewachsen sei, die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Nachdem die gerichtliche Voruntersuchung jeden Verdacht einer Mitwisserschaft anderer Personen beseitigt, wurde B. wegen beendigten Mordversuchs unter Anklage gestellt, vom Schwurgerichtshofe zu Bruchsal für schuldig erklärt und zu 20 Jahren Zuchthaus mit teilweiser Einzelhaft verurteilt, die er in der Strafanstalt zu Bruchsal antrat. Auf Fürsprache des Königs von Preußen von der bad. Regierung unter der Bedingung begnadigt, daß er Deutschland für immer verlasse, wurde er 31. Okt. 1866 aus der Haft entlassen, worauf er über Belgien nach Nordamerika ging und einige Zeit in Chicago lebte; dann besuchte er den Orient und starb 16. Juli 1868 in Alexandria.

Becker (Otto), Augenarzt, geb. 3. Mai 1828 auf dem Domhof bei Ratzeburg in Mecklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium in Ratzeburg, bezog 1847 die Universität Erlangen als Theolog und Philolog, studierte aber 1848—51 Mathematik und Naturwissenschaften in Berlin. B. kam 1851 als Hofmeister nach Wien, studierte dort 1854—59 Medizin, trat dann als Sekundärarzt in den Dienst de-

Allgemeinen Krankenhauses in Wien, war ein Jahr Sekundärarzt auf der Abteilung für Augenkranke, wurde 1862 erst Privatassistent, dann klinischer Assistent bei Professor von Arlt, habilitierte sich 1867 für Augenheilkunde und wurde 1868 als ord. Professor der Augenheilkunde nach Heidelberg berufen. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Atlas der pathol. Topographie des Auges» (3 Lfgn., Wien 1874—78) und «Pathologie und Therapie des Linsensystems» in Gräfe-Sämischs «Handbuch der Augenheilkunde».

Becker (Rud. Zachar.), ausgezeichneter deutscher Volksschriftsteller, geb. 9. April 1752 zu Erfurt, studierte in Jena Theologie und lebte dann unter Dalbergs bildendem Einflusse eine Zeit lang als Hofmeister bei Herrn von Dacheröden, dem spätern Schwiegervater Wilh. von Humboldts, zu Erfurt. An die Erziehungsanstalt zu Dessau berufen, schrieb er dort 1782—83 die «Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde», die er, nachdem er nach Gotha übergesiedelt, 1784 als «Deutsche Zeitung für die Jugend» fortsetzte. Seit 1788 bildete er diese Zeitschrift mehr und mehr für Erwachsene um, und seit 1796 ließ er sie als «Nationalzeitung der Deutschen» erscheinen. Seine Überzeugung, daß die menschliche Glückseligkeit auf Befriedigung des dem Menschen inwohnenden Verbesserungstriebes beruhe, suchte er in den «Vorlesungen über die Rechte und Pflichten der Menschen» (2 Bde., 1791—92) zu begründen. Sodann stellte er in dem «Not- und Hilfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim» (zuerst 2 Bde., Gotha 1787—98) ein praktisches Beispiel der Selbstbildung für den deutschen Landmann auf. Diesem Volksbuche, von dem in wenigen Jahren über eine halbe Million Exemplare in deutscher und auch in fremden Sprachen verbreitet wurden, folgte das «Mildheimische Liederbuch» (1799), welches gleichfalls eine Reihe Auflagen erlebte, und das «Mildheimische Evangelienbuch» (1816). Neben der «Deutschen Zeitung», welche die Tagesgeschichte zu einer praktischen Sittenschule machen sollte, begründete B. 1791 den «Anzeiger», der 1792 durch ein kaiserl. Privilegium zum «Reichsanzeiger» erhoben und nach dem Aufhören des Reichs 1806 in den «Allgemeinen Anzeiger der Deutschen» verwandelt wurde. Der eigene Vertrieb seiner Zeitschriften und Bücher veranlaßte ihn 1797 zur Begründung einer Buchhandlung. Der Teilnahme an geheimen Verbindungen gegen Napoleon verdächtigt, wurde B. Ende Nov. 1811 auf Davousts Befehl von Gotha nach Magdeburg gebracht, wo man ihn bis zum April 1813 gefangen hielt. Seine Schrift «B.s Leiden und Freuden in 17monatlicher franz. Gefangenschaft» (1814) ist zeitgeschichtlich merkwürdig. Auch der deutschen Kunstgeschichte hat er durch Herausgabe von «Holzschnitten alter deutscher Meister» (Lief. 1—3, 1808—16) einen wesentlichen Dienst geleistet. B. starb 28. März 1822. — Sein Sohn, Friedrich Gottlieb B., geb. zu Gotha 9. Nov. 1792, studierte in Leipzig und Göttingen Sprachkunde und Geschichte und nahm seit 1814 an den schriftstellerischen und buchhändlerischen Unternehmungen des Vaters teil, die er nach dessen Tode fortsetzte. Er vereinigte 1830 die «Nationalzeitung der Deutschen» und den «Allgemeinen Anzeiger» in ein täglich erscheinendes Blatt: «Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen» und ließ dasselbe 1849 unter dem Titel «Reichsanzeiger der Deutschen» erscheinen. Doch ging die Zeitschrift Ende Juni 1850 (mit dem 119. halbjährigen Bande) ein. Im Frühjahr 1848 wurde B. im Herzogtum Gotha in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er der Partei der später sog. Gothaner angehörte. B. starb zu Gotha 24. Juli 1865.

Becker (Wilh. Gottlieb), deutscher Schriftsteller und Archäolog, geb. 4. Nov. 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgischen, studierte 1773—76 in Leipzig und wurde 1777 Lehrer an dem Philanthropin in Dessau. B. ging 1778 nach Basel, wo er in Mechelns Umgang die ältern Kupferstecher und Maler näher kennen lernte. Hierauf bereiste er die Schweiz, einen Teil von Frankreich und Oberitalien. Nach seiner Rückkehr besorgte er eine neue Ausgabe von des Erasmus «Lob der Narrheit» (Bas. 1780 u. Berl. 1781), mit den Holbeinschen Federzeichnungen. B. kam 1782 als Professor an die Ritterakademie in Dresden, und 1795 erhielt er daselbst die Aufsicht über die Antikengalerie und das Münzkabinett, 1805 auch die über das Grüne Gewölbe. Er starb 3. Juni 1813. B. veröffentlichte eine Reihe von Taschenbüchern, die der belehrenden Unterhaltung gewidmet waren und seinerzeit ein großes Publikum fanden. Einen Ruf als Kunstschriftsteller verschaffte ihm das wohlausgestattete Werk «Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend» (2 Bde., Dresd. 1805—9; 2. vermehrte Aufl. von W. A. Becker, Lpz. 1832—37, mit 162 Kupfertafeln). Auch gab er nach den im dresdener Münzkabinett vorhandenen Originalen «Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen, mit histor. Erläuterungen» (Lpz. 1813) heraus.

Becker (Wilh. Adolf), namhafter Altertumsforscher, Sohn des vorigen, geb. 1796 zu Dresden, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta und studierte seit 1816 in Leipzig Theologie, vorzugsweise aber Philologie. Hierauf wurde er 1822 Konrektor an der Hauptschule zu Zerbst, 1828 Professor an der Landesschule zu Meißen, 1836 außerord. Professor der klassischen Archäologie und 1842 ord. Professor der Altertumskunde an der Universität zu Leipzig. Er starb zu Meißen 30. Sept. 1846. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Gallus, oder röm. Scenen aus der Zeit Augusts» (2 Bde., Lpz. 1838; 3. Aufl., besorgt von Rein, 3 Tle., Lpz. 1863; neu bearb. von Herm. Göll, 3 Bde., Berl. 1880—82) und «Charikles, oder Bilder altgriech. Sitte» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl., von Hermann, 3 Bde., 1854; neu bearb. von Herm. Göll, 3 Bde., Berl. 1877—78). Beide Werke wurden von Metcalfe ins Englische übertragen. Seine Abhandlung «De comicis Romanorum fabulis» (Lpz. 1837) liefert einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der dramatischen Poesie der Römer, namentlich der Werke des Plautus. Sein Hauptwerk jedoch bildet das «Handbuch der röm. Altertümer» (Tl. 1 u. 2, Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1843—46), welches nach seinem Tode von Marquardt (Bd. 2, Abteil. 3, bis Bd. 5, Abteil. 1, Lpz. 1849—64) in vortrefflicher Weise fortgeführt wurde.

Beckerath (Herm. von), preuß. Politiker, geb. 13. Dez. 1801 zu Krefeld, etablierte sich daselbst als Bankier und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Im J. 1836 wurde er zum Mitglied des Gemeinderats und der Handelskammer seiner Vaterstadt gewählt; seit 1843 war er Mitglied der rhein. Landtage in Köln und Koblenz und nahm 1847 als Vertreter der Stadt Krefeld am Vereinigten Landtage teil, auf dem er bald eine hervorragende Stellung

einnahm; er war der Verfasser der Adresse auf die Thronrede vom 11. April. Im Frühjahr 1848 in Krefeld zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte er in dieser zur Fraktion des rechten Centrums, der spätern Kasinopartei, und übte auf diese durch seine Beredsamkeit einen großen Einfluß. Am 9. Aug. trat er als Finanzminister in das Reichsministerium. Infolge der konservativen und vermittelnden Richtung, die er in Frankfurt an den Tag legte, wurde B., als das Ministerium Auerswald-Hansemann zurücktrat, von Friedrich Wilhelm IV. berufen, um die Bildung eines neuen Kabinetts zu übernehmen oder in das vom General von Pfuel zu bildende Ministerium einzutreten. Das von B. entworfene Programm, welches eine wirkliche konstitutionelle Politik forderte, fand jedoch nicht den Beifall des Königs. B. begab sich demnach nach Frankfurt zurück. Mit den übrigen Reichsministern nahm er, weil das Parlament durch Verwerfung des Waffenstillstandes von Malmö den Bruch mit Preußen vollzog, 5. Sept. seine Entlassung, trat aber mit seinen Kollegen wieder in das Ministerium ein, nachdem das Parlament 16. Sept. den Malmöer Waffenstillstand ratifiziert hatte. Im April 1849 beteiligte er sich an der Kaiserdeputation nach Berlin. Da er in der Ansicht über das weitere Verhalten der Nationalversammlung von seinen polit. Freunden abwich, legte er Anfang Mai 1849 sein Mandat als Abgeordneter nieder und trat aus dem Reichsministerium. Später trat er für die von Preußen aufgenommene Unionspolitik ein und nahm als Vertreter seiner Vaterstadt am Erfurter Parlament teil. Dieselbe Politik machte er auch als Mitglied der preuß. Zweiten Kammer seit 1849 geltend, und trat daher dem Ministerium Manteuffel entgegen, welches die Unionspolitik aufgab. Im J. 1852 legte B. sein Mandat für die Kammer nieder, in der er erst 1859 wieder auf kurze Zeit erschien; sein Gesundheitszustand zwang ihn, schon im März wieder aus der Kammer auszutreten; er starb zu Krefeld 12. Mai 1870. Vgl. Kopstadt, «Hermann von B.» (Braunschw. 1875).

Becket (Thomas a), berühmt unter dem Namen des heiligen Thomas von Canterbury, als Erzbischof von Canterbury der bedeutendste Kämpfer für die Freiheit der kath. Kirche in England, geb. 1118 zu London, studierte zu Paris Theologie, zu Bologna die Rechte. Theobald, Erzbischof von Canterbury, betraute ihn mit den wichtigsten Sendungen, belohnte ihn für seine treue Hingabe an die Interessen der Kirche mit dem Archidiakonat zu Canterbury und der Propstei Beverley und veranlaßte König Heinrich II., ihn 1155 zum Kanzler zu erheben. In dieser Stellung wußte B. nicht bloß als gefügiger Höfling den Launen und Neigungen des Königs sich dienstbar zu machen, er wirkte auch mit solchem Eifer für die Hebung der königl. Autorität gegenüber den Anforderungen der Kirche, daß Heinrich II. 1161 seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury und zum Primas der Englischen Kirche erzwang. In der Hoffnung freilich, ihn auch jetzt als gefügiges Werkzeug zur Unterjochung der Kirche benutzen zu können, sah sich der König getäuscht, als Erzbischof kannte B. kein höheres Ziel, als die im Papste gipfelnde hierarchische Klerikalkirche gegen jeden Eingriff der Staatsgewalt sicherzustellen. Für England verschärfte sich dieser Kampf zwischen Kirche und Staat noch dadurch, daß er zugleich ein Kampf des angelsächsischen Volks gegen seine normannischen Eroberer war. Von Alexander III. mit dem Pallium bekleidet (1163), erstrebte B. völlige Exemtion des Klerus von aller bürgerlichen Gerichtsbarkeit und Erwerbung eines selbständigen Kirchenvermögens. Dagegen berief Heinrich II. 30. Jan. 1164 eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach Clarendon, deren Beschlüsse die königliche Gewalt bedeutend erweiterten. Auch B. versprach, diese Beschlüsse annehmen zu wollen, verweigerte aber später dennoch seine Unterschrift, und als der König ihn deshalb vor ein Gericht in Northampton lud, floh er zu Alexander III. nach Frankreich. Erst im Sommer 1170 kam eine Vereinigung zu Stande, auf Grund deren B. nach England zurückkehrte, aber auch sie war nur scheinbar, und der alte Kampf drohte von neuem auszubrechen, als B. 29. Dez. 1170 von vier Edelleuten auf den Stufen des Altars ermordet ward. Nur mit vielen Opfern und nachdem er sich selbst zu einer demütigen Buße am Grabe des Ermordeten verstanden hatte, gelang es dem König, den Bannstrahl, der für B.s Ermordung England drohte, abzuwenden. Die Mörder gingen nach Rom, und nachdem sie daselbst Buße gethan, ward ihnen auferlegt, durch eine Wallfahrt nach Palästina ihr Verbrechen zu sühnen; zwei Jahre darauf aber ward B., als ein Märtyrer des Glaubens, unter die Heiligen vom ersten Range versetzt und später vom Volke, welches ihn als das Opfer seines Widerstandes gegen die Fremdherrschaft betrachtete, schwärmerisch verehrt. Heinrich III. ließ 1221 des neuen Heiligen Gebeine in eine eigene Kapelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl Wallfahrten machten, deren Andenken Chaucer (s. d.) in seinen «Canterbury tales» aufbewahrt hat. Jährlich ward ein großes Fest und alle 50 Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der röm. Kirche sich des reichen, in B.s Kapelle aufgehäuften Schatzes bemächtigte, den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden und, da er ausblieb, als Verräter verurteilen ließ. Sein Name ward aus dem Kalender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, seine Gebeine wurden verbrannt und in die Winde zerstreut. Vgl. Giles, «Life and letters of Thomas a B.» (Lond. 1846); Robertson, «B., archbishop of Canterbury, a biography» (Lond. 1859); Hook, «Lives of the archbishops of Canterbury» (Bd. 2, Lond. 1868); Reuter, «Alexander III. und die Kirche seiner Zeit» (3 Bde., Lpz. 1860—64).

Beckford (William), ein durch großen Reichtum litterarische Talente und Excentricitäten bekannter Engländer, geb. 1760 als Sohn William B.s, Lord-Mayors von London, verlor schon als 10jähriger Knabe seinen Vater, der ihm große Besitzungen in Westindien und in England hinterließ. Unter der Aufsicht Chathams erhielt er eine sorgfältige Erziehung, zeigte früh ungewöhnliche Anlagen und veröffentlichte bereits 1780 eine satirische Schrift «Biographical memoirs of extraordinary painters», in welcher er die engl. Künstler seiner Zeit verspottete. Hierauf unternahm er längere Reisen auf dem Kontinent, deren Beschreibung er später herausgab («Italy, with sketches of Spain and Portugal», 2 Bde., Lond. 1834). Die Frucht eines zweiten Aufenthalts in Portugal waren «Recollections of an excursion to the monasteries of Alcobaça and Batalha» (Lond. 1835). Nach England zurückgekehrt, begann er 1796 auf seinem Gute

Fonthill ein prachtvolles Gebäude zu errichten, welches er mit königl. Luxus ausstattete und fortwährend durch Neubauten vergrößerte, sodaß die ungeheuern Kosten endlich sogar sein kolossales Vermögen zerrütteten und ihn zwangen, es 1822 für den Preis von 330000 Pfd. St. zu veräußern. Er ließ sich jetzt in Bath nieder, wo er sich von neuem mit Bauen und dem Ansammeln von Kunstwerken beschäftigte und 2. Mai 1844 starb. Sein litterarischer Ruhm beruht hauptsächlich auf einem orient. Roman «Vathek», den er zuerst in franz. Sprache schrieb und 1787 in Lausanne herausgab, nachdem bereits 1786 eine engl. Übersetzung in London ohne sein Vorwissen erschienen war. Es gibt sich darin eine mächtige, aber zügellose Phantasie kund. Die Schilderungen sind ergreifend und oft in hohem Grade poetisch, aber es spricht sich darin der bitterste Sarkasmus, die herbste Menschenverachtung und eine trostlose Blasiertheit aus. Auf Byron hatte die seltsam-phantastische Schöpfung B.s einen großen Einfluß, und in den Helden seiner Dichtungen ist die Verwandtschaft mit dem Charakter Vatheks nicht zu verkennen.

Beckmann (Fritz), geschätzter deutscher Komiker, geb. 13. Jan. 1803 zu Breslau, entwickelte schon seit 1820 im Chore des dortigen Theaters ein ungewöhnliches Talent für das komische Fach und wurde 1824 auf Verwendung Schmellas, der sich seiner Ausbildung angenommen, bei dem neubegründeten Königstädter Theater zu Berlin engagiert, wo er anfänglich nur in Nebenrollen auftrat. Allmählich übernahm er aber auch bedeutendere Partien, und nun wußte er rasch die Gunst und Anerkennung des Publikums zu gewinnen. B. war reich an witzigen Einfällen und zeichnete sich durch charakteristische Natürlichkeit und ein maßvolles Spiel aus. Durch die Ausbildung des von Holtei eingeführten «Eckensteher Nante» schuf er eine Lokalfigur der preuß. Hauptstadt, die mit dem Staberl und andern wiener komischen Masken wetteifern konnte. Die mißlichen Verhältnisse der Königstädter Bühne bewogen ihn endlich, dieselbe zu verlassen, indem er 1845 ein Engagement am Theater an der Wien, 1846 ein lebenslängliches Engagement als erster Komiker am kaiserl. Hofburgtheater in Wien einging. Hier durfte er sich nicht mehr auf das burleske Genre beschränken, sondern mußte sich der Charakterkomik zuwenden, was seinem Talent auch gelang. Namentlich spielte er die Väterrollen im modernen Lustspiel mit Meisterschaft. Seit 1838 war B. mit der besonders als Vaudeville-Sängerin rühmlichst bekannten Schauspielerin Adele Muzzarelli (geb. 4. Juni 1816 zu Venedig) vermählt. Er starb 7. Sept. 1866. Vgl. Findeisen, «Friedrich B.s Lebensbild» (Wien 1866); Kaiser, «Friedrich B., Erinnerungen» (Wien 1866).

Beckmann (Joh.), bekannt durch seine Schriften über Landwirtschaft und Gewerbkunde, geb. 4. Juni 1739 zu Hoya, besuchte die Gelehrtenschule in Stade und widmete sich in Göttingen zuerst der Theologie, wandte sich aber seit 1759 dem Studium der Naturwissenschaft und deren Anwendung für Volks- und Staatswirtschaft zu. Nachdem er 1763—65 als Professor der Physik und Naturgeschichte am prot. Gymnasium zu Petersburg gewirkt, unternahm er eine Reise nach Schweden, um sich genaue Kenntnis der dortigen Bergwerke und deren Betriebsweise zu verschaffen, genoß auch bei dieser Gelegenheit zu Upsala längere Zeit Linnés Umgang und Unterricht. Nach seiner Rückkehr erhielt B. 1766 zu Göttingen eine Professur der Philosophie, dann 1770 die der Ökonomie. Er starb 4. Febr. 1811. In seinen «Grundsätzen der deutschen Landwirtschaft» (Gött. 1769; 6. Aufl. 1806) hat B. die Landwirtschaft zum erstenmal in wissenschaftlicher Form bearbeitet. Von seinen zahlreichen andern Schriften waren die «Anleitung zur Technologie» (5. Aufl., Gött. 1809), die «Anleitung zur Handlungswissenschaft» (Gött. 1789) und die «Vorbereitung zur Warenkunde» (2 Bde., Gött. 1793), die «Physik.-ökonomische Bibliothek» (33 Bde., Gött. 1770—1808) und die «Beiträge zur Ökonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft» (11 Bde., Gött. 1779—91) für ihre Zeit von großer Bedeutung. Seine «Beiträge zur Geschichte der Erfindungen» (5 Bde., Lpz. 1780—1805) sind noch jetzt von Wert.

Beckmann (Joh. Gottlieb), Forstinspektor zu Wolkenburg in Kursachsen, geb. um 1700, gest. 1777, erwarb sich Verdienste durch Einführung einer geregelten Kahlschlagwirtschaft in Verbindung mit Holzsaat. Er schrieb: «Versuche und Erfahrungen von der zu unsern Zeiten höchst nötigen Holzsaat» (Chemnitz 1758; 4. Aufl. 1777), «Anweisung zu einer pfleglichen Forstwissenschaft» (1759; 3. Aufl. 1777), worin die Schilderung eines neuen Verfahrens der Waldertragsregelung enthalten ist, welche er zuerst auf Massen- und Zuwachsberechnungen zu stützen versuchte, «Beiträge zur Verbesserung der Forstwissenschaft» (1763; 3. Aufl. 1777).

Beckmann (Ludw. Konrad), ausgezeichneter Tier- und Jagdenmaler, geb. in Hannover 21. Febr. 1822 als der Sohn eines Wagenfabrikanten, zeigte schon als Knabe lebhaftes Interesse für die Beobachtung des Tierlebens und die Nachbildung seiner Erscheinungen in Malerei und Plastik. Nachdem er mündig geworden war, trat er von dem ihm aufgedrungenen Berufe seines Vaters wieder zurück, in welchem er übrigens so Tüchtiges geleistet hatte, daß er seine dabei gesammelten Erfahrungen unter dem Titel «Theoretisch-praktisches Handbuch des Wagners und Chaisenfabrikanten» (Weim. 1845; 4. Aufl. 1865) herausgab. Der Besuch der Künstlerschule in Hamburg, der Verkehr mit dortigen Künstlern, die begeisternde Einwirkung mehrerer Landseerscher Bilder gewannen ihn völlig wieder für die Kunst und fortgesetzte Naturstudien riefen auch bald Früchte seiner Thätigkeit hervor. Im J. 1852 ließ er sich in Düsseldorf nieder, dessen Schule er jedoch nur kurze Zeit besuchte. Später bereiste er Schottland, das ihm eine reiche Beute von Studienmaterial lieferte. B.s Ölbilder wurden meistens für England erworben; es sind höchst lebenswahre Schilderungen meist wildbewegter Jagdscenen, Sauhetzen, Tierkämpfe u. s. w. B. hat sich auch als Illustrator und als Humorist auf litterarischem Gebiete mit Glück versucht; so im «Idiotismus venatorius» und im «Reinke Fuchs» (Düsseld. 1856).

Beckum, Kreisstadt im Regierungsbezirk Münster der preuß. Provinz Westfalen, an der Werse und an der Staatsbahn Hamm-Bielefeld, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat lebhafte Kalkindustrie (Cementfabrikation), Branntweinbrennerei, Dampfmühlen, Garnhandel und zählt (1880) 3591 E. Nach Esselen («Über den Ort der Niederlage der Römer unter Varus», Hamm 1853) und Reinking («Die Niederlage des Varus», Warendorf 1855) war der südl. Teil des Kreises B. der Schauplatz der Hermannsschlacht.

(S. **Teutoburgerwald**.) B. war einst Mitglied der Hansa, spielte eine Rolle in der Soester Fehde und gehörte seit 1622 den Herzögen von Holstein-Sonderburg. — Der **Kreis** B. umfaßt 683,8 qkm mit (1880) 42108 E.

Beckx (Peter Johann), seit 1853 General des Jesuitenordens, geb. 8. Febr. 1795 zu Sichem bei Löwen in Belgien, trat, nachdem er bereits zum Priester geweiht worden war, 29. Okt. 1819 zu Hildesheim in den Jesuitenorden ein. Nach dem Übertritt des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen zum Katholizismus ward B. dessen Beichtvater und zugleich Pfarrer an der neuerbauten kath. Kirche zu Köthen, siedelte später mit der verwitweten Herzogin Julie nach Wien über und wurde 1847 zum Prokurator der Ordensprovinz Österreich erwählt. Die Unruhen des J. 1848 nötigten B., sich nach Belgien zu begeben, wo er dem Provinzial als Gehülfe beigegeben und darauf als Rektor des Kollegiums in Löwen angestellt wurde. Als in Österreich der Jesuitenorden wiederhergestellt und von der Regierung sehr begünstigt ward, kehrte auch B. dahin zurück, ward erst Superior für Ungarn, dann Provinzial für Österreich und gewann großen Einfluß auf die innere Politik des Kaiserstaats. Unter seinem Einfluß wirkte auch der Primas von Ungarn, Kardinal Szcitowsky, besonders durch Errichtung des Novizenhauses zu Tyrnau, mit Erfolg für die erneute Einbürgerung des Ordens; 1853 reiste B. mit den Elektoren zur 22. Generalkongregation nach Rom und wurde hier an Roothaans Stelle zum Ordensgeneral erwählt. Unter ihm ist der Orden überall mit großer Energie thätig gewesen, hat besonders die Missionen in prot. Ländern mit Eifer betrieben und in allen denjenigen Ländern, wo der Staat ihm nicht mit gesetzlichen Mitteln entgegengetreten ist, bedeutende Fortschritte gemacht. Als Schriftsteller ist B. außer einigen Gelegenheitsreden namentlich durch seinen «Monat Mariä» (Wien 1843) bekannt, der auch ins Böhmische, Polnische und Italienische übersetzt worden ist. Das Hauptorgan der Jesuiten, die «Civiltà cattolica», wird unter seiner Leitung redigiert.

Becquerel (Antoine César), franz. Physiker, geb. 7. März 1788 zu Châtillon-sur-Loing im Depart. Loiret, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und trat 1808 als Genieoffizier in die Armee. Er wohnte den Feldzügen von 1810—12 in Spanien bei, leistete bei verschiedenen Belagerungen, namentlich der von Tarragona, ausgezeichnete Dienste und avancierte zum Kapitän. Nach seiner Rückkehr wurde er Studieninspektor an der Polytechnischen Schule und 1814 dem Generalstabe der Armee beigeordnet, nahm jedoch 1815 als Bataillonschef seine Entlassung, um sich fortan ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen. Die Ergebnisse seiner physik. und chem. Untersuchungen veröffentlichte er seit 1819 in den «Annales de physique et de chimie» sowie seit 1829 in den «Mémoires» und «Comptes-rendus» der Akademie der Wissenschaften, nachdem er 1829 Mitglied dieser Körperschaft geworden war. Mit vorzüglichem Erfolge beschäftigte er sich mit Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus, deren Resultate er in den Werken «Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme» (7 Bde., Par. 1834—40; neue Bearbeitung, 2 Bde., Paris 1855), «Éléments d'électro-chimie» (Par. 1843; deutsch, Erf. 1845) und «Traité complet de magnétisme» (Par. 1845) niederlegte. Von seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind der «Traité de physique dans ses rapports avec la chimie» (2 Bde., Par. 1842—44) und «Éléments de physique terrestre et de météorologie» (Paris 1847) hervorzuheben. Er starb zu Paris 18. Jan. 1878. — Sein ältester Sohn, **Louis Alfred** B., geb. 1814 zu Paris, praktischer Arzt daselbst, gest. im März 1862, hat sich durch mehrere pathol. Schriften, wie den «Traité clinique des maladies de l'uterus» (2 Bde., Par. 1849), «Séméïotique des urins» (Par. 1841; deutsch von Neubert, Lpz. 1842) und «Des applications de l'électricité à la thérapeutique médicale» (Par. 1857; 2. Aufl. 1860), einen Namen erworben. — Der jüngere Sohn, **Alexandre Edmond** B., geb. 24. März 1820 zu Paris, seit 1853 Professor der Physik am Konservatorium der Künste und Handwerke daselbst, hat sich durch Untersuchungen über elektrisches Licht, den photographischen Prozeß und andere physik.-chem. Gegenstände bekannt gemacht. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Mémoires sur les lois, qui président à la décomposition électro-chimique des corps» (Par. 1849), «Recherches sur les effets électriques» (Par. 1852—55), «Études sur l'exposition de Londres» (Par. 1862), «La lumière, ses causes et ses effets» (2 Bde., Par. 1867—68).

Becse oder **Betse**, südslaw. Bečе geschrieben (spr. Betsche), ist der Name von zwei wichtigen Handelsplätzen in Ungarn. **Alt-** oder **Serbisch-B.**, ungar. O-Becse oder Racz-Becse, großer Marktflecken und Dampfschiffahrtsstation im Komitat Bács (1849—60 Kreis Neusatz und Zombor), 40 km nordnordöstlich von Neusatz, am rechten Theißufer, hat (1880) 15040 E.; eine kath. und eine griech.-orientalische Kirche, eine Synagoge und starken Getreidehandel. Der Ort wurde 1526 und 1551 von den Türken erobert. — **Neu-** oder **Türkisch-B.**, ungar. Uj- oder Török-B., Marktflecken und Dampfschiffahrtsstation im Komitat Torontal, am linken Ufer der Theiß, 7,5 km unterhalb und östlich vom vorigen, hat ein herrschaftliches Schloß, eine kath. und eine griech. orientalische Kirche mit hohen Türmen, große Getreidespeicher und zählt 7200, mit dem unmittelbar anstoßenden Dorfe Franyova über 14400 E., die bedeutenden Feldbau treiben. Der Ort besitzt ein Bezirksgericht, eine Post- und Telegraphenstation und ist einer der größten Getreidemärkte in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Zu ihm gehört auch die Puszta **Borjas** und eine nahegelegene Theißinsel, mit Überresten des Schlosses Becse, das in den Türkenkriegen des 16. Jahrh. eine Rolle spielte. In der Umgebung von B. wurden in neuester Zeit interessante archäologische Funde gemacht.

Becskerek oder **Betskerek** (spr. Betschkerek), zwei Ortschaften in Ungarn. **Groß-Becskerek**, ungar. **Nagy-Becskerek**, Hauptstadt des Torontaler Komitats, an der Bega und deren Kanal, 75 km südwestlich von Temesvar, hat zwei kath., zwei griech.-orient. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein Komitatsgebäude und ein Stadthaus; die innere Stadt ist gut gebaut, besitzt in diesem Teile auch gutes Straßenpflaster mit Trottoirs und wohlerhaltene Promenaden. Auch befinden sich daselbst ein Obergymnasium und andere Schulen, ein Piaristenkollegium (seit 1846), eine höhere Mädchenschule der Schulschwestern, zwei Buchdruckereien, ein Theater, ein Kasino. Die Stadt zählt (1880)

19529 E.; diese sind nationell sehr gemischt: Deutsche, Serben, Magyaren, Slowaken, Rumänen und Bulgaren. Die Hauptbeschäftigungen derselben sind nebst dem Acker- und einigem Weinbau insbesondere Gewerbe, Fischfang und Handel, namentlich mit Getreide und Rindvieh. Zwischen B. und Temesvar verkehrt auf dem Begakanal ein kleiner Personendampfer.

Klein-Becskerek, ungar. Kis-Becskerek, Dorf im Komitat Temes, 15 km im Westnordwesten von Temesvar, mit 3263 E., vorzüglichem Feldbau, Bienen- und Schafzucht, sowie Handel mit Wolle und Honig. Die Bewohner sind kath. Deutsche und griech.-orient. Serben und Rumänen.

Beczwa oder Betschwa (Bečva), nächst der Thaya der bedeutendste Nebenfluß der March in Mähren; seine beiden Quellbäche aus den mährischen Karpaten vereinigen sich bei Walachisch-Meseritsch; von da läuft er in einem durchschnittlich 1,9 km breiten Thale über Weißkirchen, Leipnik und Prerau in westlicher Richtung zur March, die er nach einem Lauf von 122 km zwischen Kremsier und Tobitschau erreicht. Die Thäler seiner Quellbäche sind reich an Naturschönheiten, das Thal seines Unterlaufs leidet häufig durch Überschwemmungen.

Beda, Kirchenhistoriker, genannt Venerabilis, d. h. der Ehrwürdige, wurde 674 wahrscheinlich im Flecken Monkton bei Wearmouth in der Grafschaft Durham geboren und kam schon mit dem siebenten Jahre in das nahegelegene Kloster Weremouth (Wearmouth), dem damals Abt Benedikt vorstand, wo er bis 691 blieb und eine treffliche wissenschaftliche Erziehung erhielt. Von Weremouth begab er sich in das benachbarte und diesem untergebene Kloster Girvy (gestiftet 682), wo er im 19. Jahre Diakonus und 702 Presbyter wurde. Von da an erst begann seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in Kommentierung der einzelnen Schriften des Alten und Neuen Testaments bestand. Auf dem Krankenbette vollendete er die Übersetzung des Evangeliums Johannis in das Angelsächsische und diktierte es seinen Schülern. Er starb 26. Mai 735 und wurde im Kloster Girvy begraben; später brachte man seine Gebeine nach Durham. B. hat sehr viele zu ihrer Zeit brauchbare und geschätzte Kommentare über die Heilige Schrift, außerdem Homilien, Leben einiger Heiligen, Hymnen, Epigramme, chronol. und grammatische Werke verfaßt. Gesamtausgaben derselben erschienen zu Paris (1544 und 1554), Basel (1563) und Köln (1612 und 1688). Sein bestes Werk ist indessen seine «Historia ecclesiastica gentis Anglorum» in fünf Büchern, die einzige Quelle der ältesten Geschichte Englands bis zum J. 731. Die erste Ausgabe erschien in Straßburg 1500; vorzüglicher sind die von J. Smith (Cambr. 1722), Stevenson (Lond. 1838) und Molesly (Lond. 1869). Das 3. und 4. Buch wurde von Mayor und Lumby herausgegeben (Cambridge 1878). Der Text sämtlicher Werke mit einer engl. Übersetzung der histor. Schriften erschien von Giles (6 Bde., Lond. 1843—44), welcher auch eine Handausgabe der «Historia ecclesiastica» (Lond. 1847) veranstaltete. Alfred der Große übersetzte dieses Werk ins Angelsächsische. Eine deutsche Übersetzung desselben lieferte Wilden (Schaffhaus. 1860). Auch als Chronolog ist B. von Wichtigkeit, indem sein Werk «De sex aetatibus mundi» nach der von ihm zuerst eingeführten Zeitrechnung des Dionysius die Grundlage der meisten Universalchroniken des Mittelalters wurde. Vgl. Gehle, «De Bedae Venerabilis vita et scriptis» (Leid. 1838), Wrights «Biographia britannica litteraria» (Bd. 1, Lond. 1848); K. Werner, «Beda der Ehrwürdige» (Wien 1875).

Bédarieux, Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Béziers, 33 km nördlich von der Stadt letztern Namens, am linken Ufer des Orb und an der Südbahn, zählt (1876) 7372 (Gemeinde 7691) E., hat ein Kommunal-Collége, eine Zeichnen- und Bauschule, Fabrikation von Tuch, Kattun, Hüten, Leder, Glas, Seife, Leim, Papier, ferner Färberei, Destillation, Eisen- und Kupfergießerei.

Beddoes (Thomas Lovell), engl. Dichter, Sohn des als Arzt und Naturforscher bekannten Thomas B. (geb. 15. April 1760, gest. 24. Dez. 1806), wurde 20. Juli 1803 in Clifton geboren, erhielt seine Erziehung in der Lateinschule zu Bath, dann seit 1817 in der Charterhouse-Schule in London, wo er sich bereits durch seine dichterische Begabung auszeichnete. Im J. 1820 bezog er die Universität Oxford und veröffentlichte dort 1821 anonym einen Band Gedichte unter dem Titel «The improvisatore», die er jedoch später durch Ankauf aller Exemplare, deren er habhaft werden konnte, der weitern Verbreitung entzog. Bereits 1822 erschien von ihm das Drama «The Bride's tragedy», ein Werk, das trotz mancher jugendlichen Extravaganzen als Erstlingsleistung eines zu großen Erwartungen berechtigenden Talents Anerkennung fand. Mit dem Zwecke, sich dem Studium der Medizin zu widmen, ging er 1825 nach Göttingen und von dort 1829—31 nach Würzburg. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, führte B. seitdem ein Wanderleben, lebte 1833—41 meist in Straßburg und Zürich, 1841—45 in Baden, Frankfurt und Berlin, ging dann nach England, kehrte indes schon 1846 nach Deutschland zurück. Von 1846—48 nahm er, meist von Frankfurt aus, durch persönlichen Verkehr mit den Parteiführern sowie durch publizistische Arbeiten lebhaften Anteil an der liberalen Bewegung, sodaß er wiederholt als demokratischer Agitator ausgewiesen wurde. Eine Verwundung, die er sich im Frühling 1848 bei einer anatom. Sektion zuzog, führte ein langsam zehrendes Fieber herbei. Noch an diesem leidend, hatte er das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde das Bein zu brechen; er starb nach längerer Krankheit an den Folgen der Amputation im Hospital zu Basel, 26. Jan. 1849. In B.' Nachlasse fand sich das Drama «Death's jest-book, or the fool's tragedy», nebst einer Anzahl lyrischer und dramatischer Fragmente. Dieselben zeugen von Fülle und Kraft der Phantasie und großer Selbständigkeit des Denkens, tragen aber das Gepräge eines unsteten, verdüsterten Geistes. Gesammelt erschienen sie mit einer Lebensbeschreibung unter dem Titel «The poems of Thomas Lovell B.» (2 Bde., Lond. 1851).

Bedeau (Marie Alphonse), franz. General, geb. 10. Aug. 1804 in Vertou bei Nantes, wurde in den Militärschulen von La Flèche und von St.-Cyr gebildet, trat 1825 als Offizier in die Armee, wurde 1831 mit dem Range eines Kapitäns Adjutant des Generals Gérard und wohnte 1832 im Generalstabe der Einnahme von Antwerpen bei. Ende 1836 ging er als Kommandant eines Bataillons der Fremdenlegion nach Algerien, wo er sehr bald zum Brigadegeneral aufstieg und 1842 von Marschall Bugeaud mit der obern Leitung der Militär-

und polit. Angelegenheiten an der Grenze von Marokko betraut wurde. Am 21. März warf B. dort die Scharen Abd-el-Kaders zurück und wohnte im Sommer 1844 den Gefechten bei, welche 14. Aug. mit der Schlacht von Isly endeten; im Sept. 1844 wurde er Divisionsgeneral und Oberkommandant der Provinz Konstantine. Von großem Erfolge waren seine Unternehmungen nach dem Aurès (1845) und nach Bougie (1847). Im Juli 1847 wurde er Gouverneur von Algier, im August desselben Jahres Großoffizier der Ehrenlegion, und im Monat Oktober trat er das Gouvernement an den Herzog von Aumale ab. Bei Ausbruch der Februarrevolution von 1848 befand sich B. auf Urlaub in Paris. Der Marschall Bugeaud übergab ihm den Befehl über eine der fünf Kolonnen, welche den Aufstand niederschlagen sollten; aber sein Verhalten gegen die Insurgenten und bei den Vorgängen, die 24. Febr. auf dem Concordienplatze stattaatten, zogen ihm den Vorwurf der Unthätigkeit und Ratlosigkeit zu. Die Provisorische Regierung bot ihm das Kriegsministerium an, doch zog B. vor, den Oberbefehl über die Armee von Paris zu übernehmen. Während des pariser Juniaufstandes befehligte er eine Abteilung in der innern Stadt und wurde schwer verwundet. Vom Depart. Unterloire in die Konstituierende Nationalversammlung geschickt, wurde er von derselben zum Vizepräsidenten gewählt. Dieses Amt bekleidete er auch in der Gesetzgebenden Versammlung, in welche er als Vertreter von Paris eintrat und wo er sich der gemäßigten Rechten anschloß. Bei dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 wurde B. mit den Generalen Lamoricière und Cavaignac verhaftet und in das Gefängnis Mazas, später nach Schloß Ham abgeführt und dann nach Belgien entlassen. B. lebte hierauf zunächst in Berlin, später in Belgien, machte sodann von der Amnestie Gebrauch, ging nach Nantes und starb dort 30. Okt. 1863.

Bedecktes Terrain ist ein Terrain, auf dem sich Gegenstände (Terrainbedeckungen) befinden, welche die freie Umsicht und Waffenwirkung (in gewissem Grade auch die Bewegung) hindern. Solche Terrainbedeckungen sind z. B. Wälder, Ortschaften, Fruchtfelder, Hecken, Weingärten u. s. w. Sie erschweren die Führung im Großen, zwingen dazu, in kleinern selbständigen Abteilungen zu fechten, und beschränken den Gebrauch der Kavallerie und Artillerie.

Bedeckter Weg, s. Gedeckter Weg.

Bedeckung (im militärischen Sinne) heißt eine Truppenabteilung, welche zur Sicherung eines an sich oder in seinem augenblicklichen Verhältnis zur eigenen Verteidigung nicht befähigten militärischen Objekts, z. B. zum Schutz von Transporten, des Baues einer Feldschanze, eines Artillerietrains, rekognoszierender Offiziere u. s. w., bestimmt ist. Die B. von Transporten (z. B. Kriegsgefangener) oder von Kurieren wird auch Eskorte genannt. — Über B. der Artillerie s. Artilleriebedeckung.

Bedeckung (astronomisch) oder Occultation, d. i. ganze oder teilweise Verfinsterung eines Himmelskörpers durch einen der Erde näher stehenden findet statt, wenn letzterer so zwischen die Erde und den entferntern Himmelskörper tritt, daß er in gerader Linie zwischen beiden steht. Am häufigsten kommen Bedeckungen der Planeten und Fixsterne durch den Mond als den nächsten aller Himmelskörper vor; ihre Beobachtung kann zur Bestimmung der Mondparallaxe, namentlich aber zu Längenbestimmungen benutzt werden. Auch die Sonnenfinsternis ist nur eine Bedeckung der Sonne durch den Mond. Seltener kommen Bedeckungen von Fixsternen oder Planeten durch einen Planeten, noch seltener die Bedeckung eines Fixsterns durch einen Jupitersmond vor, sehr häufig dagegen die des Jupiter und seiner Monde gegenseitig. Man unterscheidet bei der Beobachtung der Sternbedeckungen zwei Momente, den des Eintritts und des Austritts. Es ist der Eintritt der Augenblick des Verschwindens eines Gestirns hinter einem andern (dem Mond), der Austritt der des Wiedererscheinens eines Gestirns, welches längere Zeit von einem andern verdeckt war. Bei Bedeckungen der Fixsterne durch den Mond finden Ein- und Austritt vollständig momentan statt, bei Planetenbedeckungen ist die Dauer des Ein- und Austritts von der Größe des scheinbaren Durchmessers abhängig.

Bedeguar, s. unter Gallen und Rose.

Bēdeli (türk.), Ablösung.

Bedemund (vom niederdeutschen Bede [s. Beden] und Munte «Münze»), die Buße, welche für außereheliche Schwängerung einer Leibeigenen zu zahlen war; auch die Erlaubnisgebühr für die Verheiratung Leibeigener.

Beden, Beten (precariae, petitiones) sind Steuern, Auflagen, die ursprünglich als Unterstützung erbeten wurden (bēte = Bitte, dann auch Befehl, Gebot, Abgabe). Die Einkünfte der Landesherren im Mittelalter bestanden zu einem großen Teil aus den Abgaben, welche die freien und unfreien Hintersassen von den ihnen verliehenen Höfen entrichteten, ferner aus den ihnen vom Kaiser verliehenen Regalien, wie Münze, Zoll u. s. w., sowie aus den Domänen. Aber auch von den freien Landsassen konnte der Landesherr eine Entschädigung fordern, besonders dafür, daß er den Reichsdienst und die Landesverteidigung mit seiner Dienstmannschaft leistete. Dies ist der Ursprung der B., die in Naturalien oder Geld bestanden und die der Landesherr später kraft seiner landesherrlichen Vogtei oder Schutzherrschaft erhob. Auch Städte zahlten dem Landesherrn häufig eine Bede, sog. Orbede. Man unterschied Mai- und Herbstbeden, große und kleine B. Notbeden hießen die zu einem außerordentlichen Bedürfnis, z. B. Kriegsnot, verlangten Abgaben. Ritterschaft und Geistlichkeit waren regelmäßig frei von B.

Bedenkzeit ist die Frist, innerhalb welcher jemand eine Entschließung fassen soll. Die Anwendung solcher Fristen ist im rechtlichen Verkehr überaus häufig. Zunächst beim Vertragsschluß, insofern es sich darum handelt, zu bestimmen, wie lange derjenige, dem die Offerte zum Abschluß eines Vertrags gemacht worden ist, seine Erklärung über dieselbe hinziehen darf, ohne daß der andere inzwischen aufhört, an seine Offerte gebunden zu sein. Regelmäßig pflegen hier, namentlich im Handelsverkehr, eigentliche Bedenkfristen ganz fortzufallen; auch wenn die Vertragschließenden sich an verschiedenen Orten befinden, ist der Offerent an seine Offerte gesetzlich nur bis zu dem Zeitpunkt gebunden, an welchem er den Eingang der Antwort bei ordnungsgemäßer, rechtzeitiger Absendung derselben erwarten durfte (Handelsgesetzbuch Art. 319), ohne daß der andere eine wirkliche Deliberationsfrist erhält. Soll der Offerent länger gebunden sein, so muß dies entweder von beiden Teilen ausdrücklich

vereinbart oder wenigstens vom Offerenten bei Abgabe seiner Erklärung einseitig kundgegeben sein, was bei Käufen durch Hinzufügung gewisser Klauseln, z. B. «fest angestellt bis zum....» ausgedrückt zu werden pflegt. In anderer Beziehung kommt eine B. in den sog. Respekttagen zum Ausdruck, welche nach manchen Wechselgesetzgebungen, früher auch in Deutschland, dem Wechselschuldner für die Bezahlung des bereits fälligen Wechsels gegönnt werden. Ferner gehört hierher die sog. Deliberationsfrist, welche dem Erben zu seiner Erklärung, ob er die ihm angefallene Erbschaft annehmen oder ausschlagen wolle, gemeinrechtlich, in Gemäßheit ausführlicher Vorschriften des röm. Rechts, eingeräumt ist, aber durch die deutschen Partikulargesetzgebungen eine vielfach abweichende Regelung erfahren hat. Endlich sind als B. vorzüglich wichtig die Fristen, welche die Gesetze für die Einlegung der Rechtsmittel gegen ergangene Urteile festsetzen.

Bederkesa, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Stade, Kreis Lehe, zählt 1215 E. und liegt am See von B., aus welchem die später Medem genannte Aue nach N. zur Elbe und nach S. ein Kanal zur Weser und Geeste führt, hat ein altes Schloß, ferner Gerberei, Brauerei und Branntweinbrennerei.

Bedeus (Joseph, Edler von Scharberg), siebenbürg. Oberlandeskommissar und Historiker, geb. 2. Febr. 1783 zu Hermannstadt, studierte daselbst und in Klausenburg bis 1802 die Rechte und trat dann beim siebenbürg. Landesgubernium als Kanzlist in den Staatsdienst. Später wurde er zum Oberlandeskommissariat versetzt, kam 1827 zur Hofkanzlei nach Wien, wo er bis zum J. 1837 verblieb, und kehrte dann als Oberlandeskommissar nach Siebenbürgen zurück. Hier nahm er am politischen, kirchlichen und kulturellen Leben den regsten und vielseitigsten Anteil und erwarb sich in schwieriger Zeit die Achtung aller Parteien. Er starb 6. April 1858 zu Hermannstadt. B. veröffentlichte: «Abbildung von zwei alten Mosaiken» (Hermannst. 1825), «Historisch-genealogisch-geographischer Atlas zur Übersicht der Geschichte des ungar. Reichs» (Hermannst. 1851), «Das Lucrum Camerae in Ungarn und Siebenbürgen» (Kronst. 1838), «Die Wappen und Siegel der Fürsten von Siebenbürgen und einzelner ständischer Nationen dieses Landes» (Hermannst. 1838), «Die Verfassung des Großfürstentums Siebenbürgen» (Wien 1844). Er hinterließ im Manuskript eine autobiographische «Geschichte meines Lebens und der mich berührenden Zeitereignisse». Vgl. Friedenfeld, «Joseph Bedeus von Scharberg» (2 Bde., Wien 1876—77).

Bedford, eine Grafschaft des centralen England mit 149461 E. (1881) auf 1195,84 qkm. Das nicht eigentlich bergige Land ist im SO. mit den unfruchtbaren Kreidehügeln der Chiltern-Hills (Dunstable- und Luton-Downs) und einem ihnen parallel laufenden, aus Grünstein gebildeten Höhenzuge, der Wasserscheide zwischen Themse und Ouse, erfüllt, und hat im ganzen einen gutangebauten, im W. auch fruchtbaren Boden. Hauptflüsse sind die Ouse mit ihren fischreichen Zuflüssen Ivel und Ouzel und der zur Themse gehende Lea. Außer den Erzeugnissen des Acker- und des besonders stark betriebenen Gemüsebaues (um B. und Biggleswade) und der bei reichem Weidelande nicht unbeträchtlichen Viehzucht gehören zu den vorzüglichsten Produkten mehrere Kalksorten und Walkererde. Die Industrie besteht besonders in Anfertigung von Spitzen und Strohhüten. Die Grafschaft wird von der London-Northwestern-, der Midland- und der London-Northern-Eisenbahn durchschnitten.

Die Hauptstadt Bedford, an der hier schiffbar werdenden Ouse gelegen, ist ein Knotenpunkt der genannten Bahnen und zählt 19532 E., welche Eisenindustrie, Fabrikation von Ackerbaugerätschaften, Spitzenklöppelei, Strohhut- und Schuhfabrikation, sowie lebhaften Handel mit Getreide und Vieh betreiben. Unter ihren fünf Kirchen ist die zwischen 1350 und 1400 erbaute got. St. Peterskirche hervorzuheben. Außerdem sind die 1753 erbaute Shire-hall (Grafschaftssaal), die Kornbörse, die lat. Freischule, die engl., nationale und Handelsschule, das St.-Johns-Hospital, ein Krankenhaus, ein Gefängnis, ein Irrenhaus, die 1810 erbaute Ousebrücke, ein Theater, eine 1874 errichtete Bronzestatue Bunyans, vor allem aber die Britannia-Works, ein großartiges Depot landwirtschaftlicher Instrumente und Maschinen, bemerkenswert.

Bedford, Division in der Nordostprovinz der brit. Kapkolonie, zählt (1875) auf 4014 qkm 8768 E., worunter 2134 Weiße. Die Hauptstadt B. am Fuße der Kagaberge zählt 833 E.

Bedford, Herzogstitel des dritten Sohnes Heinrichs IV. von England, Johann Plantagenets oder, wie ihn Shakspeare nennt, Prinzen Johann von Lancaster. Bei Lebzeiten seines Vaters war er Gouverneur von Berwick und Wardein der schott. Marken. Im zweiten Jahre der Regierung seines Bruders Heinrich V. (1414) ward er zum Herzog von B. erhoben. Er blieb als Wächter des Reichs in England zurück, während der König in Frankreich kämpfte. Nach Heinrichs Tode (1422) proklamierte er den unmündigen Heinrich VI. als König von England und Frankreich und eilte als Regent von Frankreich, wozu ihn sein Bruder noch sterbend bestimmt hatte, nach Calais. Bei Southampton stieß er auf ein franz. Geschwader, das er zerstreute. In Frankreich schlug er die Franzosen in einer Reihe von Gefechten, besonders 1424 bei Verneuil. Die Bedingung seiner Triumphe war der 1423 geschlossene Bund mit Burgund und die innere Ordnung Englands. Beide aber waren schon gelockert, als die wunderbare Erscheinung der Jungfrau von Orléans den Sieg wieder an die Fahnen Frankreichs fesselte. Prozeß und Hinrichtung der gefangenen Heldin fallen wesentlich B. zur Last. Hierauf ging auch das burgund. Bündnis völlig auseinander und B. mußte sich 1435 zur Unterhandlung über einen Frieden verstehen. Noch vor dessen Unterzeichnung starb er 19. Sept. 1435. B. teilte die in seiner Familie herrschende Liebe zu Wissenschaft und Kunst. Unter andern hat er in Paris die von Karl V. daselbst auf 900 Bände gebrachte königl. Bibliothek gekauft und nach London gesandt. Seine Witwe, Jakobine von Luxemburg, heiratete Richard Woodville, Grafen Rivers, dem sie Elisabeth, Gemahlin Eduards IV., gebar, die Ältermutter der gleichnamigen Königin von England. Den Titel eines Herzogs von B. erhielt zunächst (1469) George Neville, der Neffe des «Königmachers» Warwick, dem aber diese Würde sehr bald wieder entzogen wurde. Hierauf erhob Heinrich VII. seinen Oheim Jasper Tudor (s. Pembroke), der wesentlich zum Siege von Bosworth beigetragen, zum Herzog von B. Derselbe starb kinderlos 1495, wonach die Herzogswürde erst 200 Jahre später (1694) zu

Gunsten des Hauses Russell (s. d.) erneuert wurde, dessen Haupt seit 1550 den Titel eines Grafen von B. führte.

Bedford-Ebene (Bedford-Level) heißt ein 1700 qkm großer Landstrich im östl. Teile von England, der sich durch die Grafschaft Cambridge (Insel Ely) und die benachbarten Grafschaften hinstreckt, von W. nach O. 64, von N. nach S. 53 km ausgedehnt, nach O. gegen den Meerbusen Wash geöffnet und auf der Landseite von Hügelreihen eingefaßt, welche eine Grenze von elliptischer Gestalt abgeben. Der ganze Landstrich ist ein Produkt aus den Ablagerungen der acht Flüsse, welche ehemals die Ebene durchströmten, Welland, Nen, Ouse u. s. w. Die Römer scheinen zuerst Deiche gegen das Meer aufgeführt zu haben. In der Tiefe von einigen Metern fanden sich Baumwurzeln, Reihen von gemähtem Gras, Boote, abgetragene Schuhe, in 5 m Tiefe sogar eine Schmiedehütte. Durch neue Ablagerungen hat sich der Boden allmählich weiter erhöht. Zu verschiedenen Zeiten sind Entwässerungskanäle durch die Ebene geführt worden, und dadurch sind etwa 30 ha Sumpfland in kultivierbares Land umgeschaffen.

Bedingung heißt in der Erkenntnislehre das, unter dessen Voraussetzung etwas anderes gedacht werden oder geschehen kann. Im ersten Fall nennt man die B. eine logische, im letzten eine reale B. Nun steht jeder Gedanke oder jedes Ereignis unter einer mehr oder minder großen Anzahl von Voraussetzungen, welche erst in ihrer Gesamtheit den zureichenden Grund des Gedankens oder die vollständige Ursache des Geschehens ausmachen. In der gewöhnlichen und meistens auch in der Wissenschaft üblichen Ausdrucksweise pflegt man jedoch eine der gerade besonders, sei es für die Auffassung, sei es für das Interesse, hervortretenden Voraussetzungen als Grund oder Ursache zu bezeichnen und im Verhältnis dazu die übrigen für die B. anzusehen, unter denen jener Grund oder jene Ursache wirksam wird. Die Veranlassung zu dieser Unterscheidung mag hauptsächlich darin zu suchen sein, daß unter den Voraussetzungen eines Gedankens oder Ereignisses immer die eine oder die andere sich als besonders wesentlich erweist und diese daher besonders als Grund oder Ursache herausgehoben, die andern dagegen nur gewissermaßen als Nebengründe resp. Nebenursachen bezeichnet werden. Jede B., welche für den Eintritt eines Ereignisses unerläßlich ist, d. h. nicht durch andere B. ersetzt werden kann, heißt conditio sine qua non. Wenn man also den Eintritt künftiger Ereignisse oder die Erfüllung von Versprechen von B. abhängig macht, so meint man, daß die schon vorhandenen Voraussetzungen davon noch eben durch das Hinzutreten der B. vervollständigt werden müssen, um zur Realisierung des Erwarteten zu führen: und so kann es denn kommen, daß der Hinzutritt einer sehr unscheinbaren B. eine angehäufte Summe von Möglichkeiten zu einer mächtigen Wirksamkeit vervollständigt. Dem Begriff des Bedingten steht derjenige des Unbedingten oder des Absoluten gegenüber als desjenigen, was gar keine Voraussetzungen hat: und indem man nun auf diesen Begriff doch wieder halb unwillkürlich die Vorstellung der Bedingtheit anwendete, meinte man das Unbedingte als das nur durch sich selbst oder durch seine eigene Existenz Bedingte definieren zu müssen, ein Gedanke der causa sui, welcher sich unter den verschiedensten Formen durch die philos. Systeme hindurchzieht.

Bedingung (condicio, von condicĕre, verabreden) heißt in der Jurisprudenz eine Thatsache, von deren Existenz die Wirksamkeit eines Rechtsgeschäfts abhängt. In diesem allgemeinsten Sinne können auch die sog. Essentialien, d. h. die begriffsmäßigen und formalen Erfordernisse der Rechtsgeschäfte, als unumgängliche B. (condicio sine qua non) der Gültigkeit angesehen werden, z. B. Dispositionsfähigkeit der Kontrahenten, Beobachtung der vorgeschriebenen Solennitäten. Gewöhnlich gebraucht man jedoch den Ausdruck B. in dem engern Sinne der zu einer Willenserklärung gemachten Hinzufügung des Inhalts, daß die gewollte rechtliche Wirkung nur bei künftigem Eintritt eines gewissen Umstandes eintreten solle. Von diesem Umstande kann das aus der Willenserklärung entstehende Recht in doppelter Weise abhängig gemacht werden, indem entweder das Dasein des Rechtsverhältnisses mit dem Momente anheben soll, wo die Ungewißheit sich entscheidet (aufschiebende, suspensive B.), oder das bereits entstandene Recht in diesem Momente aufhören soll (auflösende, resolutive B.). Die B. kann ferner sein affirmativ oder negativ, je nachdem sie dahin lautet, daß etwas geschehe oder daß etwas nicht geschehe. In Rücksicht auf die für das Existentwerden thätigen Kräfte heißt die B. willkürlich (potestativ), wenn der Eintritt der Thatsache von einer freien Handlung des bedingt Berechtigten abhängt, zufällig (casuell), wenn sie von Einflüssen abhängt, die nicht beliebig hervorgerufen werden können. Bei der Erfüllung «gemischter» B. wirken Willkür und Zufall zusammen. Die B. schwebt (pendet), solange das Endergebnis ungewiß bleibt, verfällt (deficit) mit der Gewißheit ihres Nichteintretens, und verwirklicht sich (existit) mit diesem Eintritte. Rechtliche Erklärungen, die unter einer aufschiebenden B. abgegeben sind, treten nicht eher in Kraft, als bis die B. sich verwirklicht, und es muß dann wenigstens, wenn die B. für den Schuldner eine zufällige war, der Vertrag nicht vom Tage ihres Eintritts, sondern vom Tage des Abschlusses an erfüllt, also die versprochene Sache lastenfrei samt den von da an gezogenen Nutzungen geliefert werden; doch haftet der Schuldner nicht für zufälligen Untergang der Sache. Bei letztwilligen Verpflichtungen, bei suspensiv bedingter Übertragung von dinglichen Rechten, oder wenn die B. für den Schuldner potestativ ist, findet jene «Rückziehung» nicht statt. Bei Eintritt einer auflösenden B. muß der Inhaber die erhaltene Sache für die Regel in dem jetzigen Zustande, bei Besitz aus Verträgen in der ursprünglichen Beschaffenheit (ex tunc) mit allen davon gewonnenen Früchten zurückgeben. Diese Sätze leiden jedoch nur dann volle Anwendung, wenn die B. möglich, d. h. wenn ihr Eintritt nach allgemeinen Begriffen denkbar ist. Die Wirksamkeit der unmöglichen B. ist dagegen mit vielen Unterscheidungen abweichend festgestellt, namentlich wenn eine moralisch unmögliche B. vorliegt, d. h. also der Fall gesetzt ist, daß einer der Interessenten etwas pflichtmäßig Gebotenes unterlasse oder etwas Verbotenes thue.

Im Civilprozesse wird der Einwand des Beklagten, daß der Anspruch des Klägers nur ein bedingter gewesen sei und sich je nach der Art der B. durch deren Eintritt oder Nichteintritt erledigt habe,

gegenwärtig meistens als ein Leugnen des Klaggrundes angesehen und daher dem Kläger der Beweis auferlegt, daß er unbedingt berechtigt sei.

Bedlam (Abkürzung im engl. Volksmunde für Bethlehem), ein Irrenhaus in London, dessen Name sprichwörtlich für Tollhaus überhaupt geworden ist. Ursprünglich ein 1246 gestiftetes Kapitelhaus für Kanoniker und Kanonissinnen in der Straße Bishopsgate außerhalb des Thors, schenkte Heinrich VIII. das Hospiz 1547 der City, welche es zur Aufnahme von 50—60 Geisteskranken bestimmte. Das Hospiz wurde 1675 abgebrochen und an seiner Stelle in St.-Georges-Fields, in Southwark, von dem Architekten R. Hooke ein neues Gebäude für 150 Kranke erbaut. Um 1814 wurde B. unter der Aufsicht von James Lewis umgebaut und 1838 ein neuer Flügel, sowie einige Jahre nachher die Kuppel des Gebäudes von Sidney Smirke hinzugefügt. Dasselbe hat nunmehr eine Länge von 273 m, ist vier Stock hoch und kann 600 Patienten aufnehmen, die sorgfältig verpflegt und behandelt werden, während früher die Geisteskranken nur dürftig Wohnung, Kost und Kleidung erhielten, ja die Rekonvalescenten als Bedlam-beggars oder Tom-a-Bedlams in der Stadt betteln gehen mußten. Die Jahreseinnahmen betragen 40000 Pfd. St.

Bedlis, Stadt in Türkisch-Armenien, s. Bitlis.

Bednore, Stadt in Mysore (s. d.).

Bedr (Bedr Honein), kleine Stadt im Hidschâz (Hedschas) in Arabien, in einem fruchtbaren wasserreichen Thalgrunde zwischen Medina und Mekka gelegen, Stationsort der Pilger. Bei B. erfocht Mohammed im Monat Ramadhan des zweiten Jahres der Hedschra (624 n. Chr.) seinen ersten großen Sieg über die Kureischiten; die Umgegend von B. wird deshalb in der arab. Poesie hoch gefeiert.

Bedretto (Val de), Hochthal im schweiz. Kanton Tessin, die oberste Thalstufe des Ticino, vom Nufenenpasse bis Airolo 20 km lang. Das Thal ist rauh und wild, reich an Weiden, infolge der fortgesetzten Entwaldung der steilen Thalwände häufigen und gefährlichen Lawinen ausgesetzt, die z. B. am 7. Febr. 1749 das Dorf Ossasca mit 13, am 7. Jan. 1863 die Hälfte des Dorfes B. mit 28 Personen begruben. Im N. wird es von der Gotthardgruppe, im S. von den Tessineralpen eingefaßt; die Saumwege über den Nufenenpaß, 2440 m, und den San-Giacomopaß, 2308 m, verbinden dasselbe mit dem Oberwallis- und dem Formazzathale; nach S. führen der Passo di Naret, 2443 m, ins Val Lavizzara und die Forcla di Cristallina, 2583 m, ins Val Bavona. An seinem untern Ende wird das Thal von der Gotthardstraße und -Bahn berührt. In den Dörfern Fontana, Ossasca, Villa, Bedretto und Ronco zählt es 254 Viehzucht treibende Einwohner.

Bedrohung, s. Drohung.

Bedscha oder Budscha, ein bei den arab. Geographen und Historikern oft erwähntes Volk, das oberhalb der Abessinier an den Ufern des Nils gewohnt haben soll. Sie werden als von tiefschwarzer Hautfarbe, völlig nackt und gegen die Fremden freundlich geschildert. Gegenwärtig leben die B. in den Bischarin und Haddendoa fort, deren Sprache, die auch außerdem von einem Teile der Beni-Amer gesprochen wird, unter der Bezeichnung To-bedhauijeh bekannt ist. Ihr Verbreitungsgebiet liegt zwischen dem Roten Meere und dem Nil von Oberägypten bis an den Fuß des abessin. Nordrandes. Sie gehört (nach F. Müller) zur äthiop. Gruppe des hamitischen Sprachstammes, ist also mit der Sprache der Saho, Bogos, Galla, Somali und Danakil verwandt. Lepsius hält die B. für die Nachkommen der Bevölkerung des alten Kulturstaates Meroe, während Quatremère in denselben die Nachkommen des bei den alten Schriftstellern erwähnten Volks der Blemmyer erblickt. Vgl. Almkvist, «Die Bischari-Sprache Tū Bedāwie in Nordostafrika. Beschreibend und vergleichend dargestellt» (Bd. 1, Upsala 1881).

Bedschapur (engl. Beejapoor oder Bejapoor), ind. Widschayapura, d. h. Siegesstadt, ein untergegangenes, zu seiner Zeit mächtiges mohammed. Königreich, im westl. Teile des vorderind. Hochlandes Dekhan zwischen der Bhima und der Tumbudra, Nebenflüssen der Kistna, gelegen. Nach Ferischta wurde dasselbe 1488 von einem Sohne des osman. Sultans Murad II., Namens Jussuf, gegründet und gelangte unter ihm (gest. 1510) und seinen Nachfolgern Ismail (gest. 1534), Ali-Adil-Schah (1557—79), Ibrahim-Adil-Schah II. (1579—1626) und Mohammed-Adil-Schah (1626—60) zu Macht und Blüte. Namentlich suchten die genannten Fürsten ihre Hauptstadt durch Prachtgebäude aller Art zu verschönern. Unter Ali-Adil-Schah II. (gest. 1672) und dessen Sohne, Secunder-Ali-Schah, verfiel das Reich, bis der Großmogul Aureng-Zeyb 1686 dasselbe einnahm. Bei dem Verfalle des Reichs von Delhi, zu Anfang des 18. Jahrh., kam B. an die Maharatten und von diesen 1818 an die Engländer. Die letztern behielten den größern, an der Küste gelegenen Teil desselben für sich, gaben einen zweiten dem Nizam von Hyderabad, und den dritten, mit der Hauptstadt, dem Maharatten-Radscha von Satara. Von letzterm ist es an die engl. Regierung zurückgefallen und bildet jetzt einen Teil der Präsidentschaft Bombay.

Die Stadt Bedschapur, unter 16° 50′ nördl. Br. und 75° 48′ östl. L. (von Greenwich) im Distrikt Kaladgi der Präsidentschaft Bombay unweit dessen östl. Grenze gegen Hyderabad gelegen, zählte zur Zeit ihrer Blüte fast 1 Mill. E. und schloß mit ihren hohen, noch jetzt erhaltenen Steinmauern gegen 1600 Moscheen und eine größere Anzahl in den verschiedensten orient. Baustilen errichteter Paläste und anderer Prachtgebäude in sich, als kaum eine andere Hauptstadt des Ostens. Sie hat jetzt (1872) nur noch 12938 E. Das von Mohammed-Adil-Schah für sich selbst errichtete, Burra-Gambus, d. h. großer Dom, genannte Mausoleum ist ein ernstes und schmuckloses, aber großartiges Gebäude, dessen Maße sich denen der Peterskirche in Rom nähern. Die Hauptmoschee zeichnet sich ebenfalls durch Größe, das Grabmal von Ibrahim-Adil-Schah dagegen durch die Schönheit seiner Architektur aus. Auch das innerhalb der Ringmauer gelegene Fort mit 109 Türmen, einem in den Fels gehauenen Graben und der Citadelle, in welcher sich ein dem zu Ellora gleichender Tempel aus vormohammed. Zeit befindet, ist bemerkenswert. Die Regierung zu Bombay sorgt gegenwärtig nach Kräften für die Erhaltung dieser Bauwerke.

Beduinen (entstanden aus dem arab. Bedawi, Plur. Beduân, d. i. Bewohner des flachen Landes oder der Wüste) ist der allgemeine Name, mit welchem von den Europäern alle diejenigen Stämme und Völkerschaften belegt werden, welche in den Wüstenlandschaften Arabiens und der benachbarten

Ländergebiete sowie in den weiten Gebieten des Innern von Nordafrika ein ungebundenes patriarchalisches Hirten- und Räuberleben führen. Sie wohnen stammweise in Zelten oder Hütten zusammen; die Dörfer stehen unter Scheiks, ein Stamm von 40—50 Zeltdörfern unter einem Kadi, welcher gleichzeitig Richter und Heerführer ist. Die B. führen die lange Lanze, Flinte und den an der innern Seite geschärften krummen Yatagan, sind gute Reiter, tapfer, aber wild und barbarisch; auf ihren Raubzügen nehmen sie für mehrere Wochen Mehl und geröstetes Getreide auf dem Pferde mit. Anfänglich wurde der Name B. nur den nomadisierenden Bewohnern der arab. Wüsten, insbesondere des Plateau von Nedschd zuerteilt, im Gegensatze zu den Ackerbau oder Handel treibenden Bewohnern der Städte (den Hadesi). Doch schon im Altertum verbreiteten sich wandernde Horden arabischer B. und mit ihnen der Name über die syr. und ägypt. Wüste, später, nach dem Untergange der alten Kultur, in Syrien, Mesopotamien und Chaldäa, zuletzt mit der Eroberung Afrikas durch die moslem. Araber im 7. Jahrh. auch über dieses und die große Wüste vom Roten bis zum Atlantischen Meere, die ihnen zu einer andern Urheimat ward. Es haben somit Beduinenstämme arab. Ursprungs ein Gebiet eingenommen, das von der Westgrenze Persiens bis zum Atlantischen Ocean und von den Gebirgen Kurdistans bis zu den Kulturstaaten der Negervölker des Sudan reicht. Doch sind sie in diesen weiten Regionen nur in dem Bereich der eigentlichen Wüste die einzigen Gebieter, während in anbaufähigen Teilen, wie in Mesopotamien, Chaldäa, der syr. Grenze, ferner in der Berberei, den Nilländern und dem Nordrande des Sudan, neben und zwischen ihnen auch Völker andern Stammes ansässig sind. Namentlich in Afrika werden viele nomadisierende Stämme unter dem Namen B. zusammengefaßt, die keineswegs arab., sondern hamitischen Ursprungs sind, obschon dieselben teilweise im Laufe der Zeit die arab. Sprache angenommen haben und sich selbst für echte, aus Arabien stammende B. oder Araber (Arab, Plur. Urbân) fälschlich auszugeben pflegen. Über Lebensart und Sitte der arabischen B. s. Arabien.

Beecher (Lyman), nordamerik. Theolog, geb. 12. Okt. 1775 zu Newhaven, wurde 1798 Prediger zu East-Hampton auf der Insel Long-Island, 1810 zu Litchfield, 1826 zu Boston und 1832 Vorstand des Lane seminary für Theologen zu Walnut-Hills bei Cincinnati. Seit 1853 privatisierte er zu Brooklyn, wo er 10. Jan. 1863 starb. B. war Mitbegründer der Missionsgesellschaft in Connecticut, der amerik. Bibelgesellschaft und anderer ähnlicher Vereine. Seine Werke, unter welchen die «Predigten über die Mäßigkeit» weite Verbreitung fanden, erschienen gesammelt in 3 Bänden zu Boston 1852, seine «Autobiography» zu Neuyork 1865.

Beecher (Henry Ward), bedeutender amerik. Kanzelredner, Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1813 zu Litchfield in Connecticut, ward 1837 Prediger einer Presbyterianergemeinde zu Lawrenceburg in Indiana, bekleidete seit 1839 dasselbe Amt in Indianapolis und kam 1847 als Pastor an die Plymouthkirche zu Brooklyn gegenüber Neuyork, wo er zugleich als Mitarbeiter und Mitredacteur der vielgelesenen Wochenschrift «The Independent» von 1851—63 eine rege und vielseitige litterarische Thätigkeit entwickelte. Unter den abolitionistischen Agitatoren, welche während der funfziger Jahre wesentlich dazu beigetragen haben, das Volk des Nordens der Union zum Bewußtsein der Unverträglichkeit der Sklaverei mit wahrhaft demokratischen Staatseinrichtungen zu bringen, nimmt B. einen hohen Rang ein. Als Kanzelredner zeichnet er sich durch einen derben Realismus, scharfe Beobachtung der menschlichen Natur und Wärme der Empfindung aus. Im J. 1863 besuchte er England und trug dort durch seine Reden viel zur Umstimmung der öffentlichen Meinung bei, welche bis dahin überwiegend zu Gunsten der Konföderierten gewesen war. Von 1870 an gab er «The Christian Union» heraus. Außerdem hat er seine in Brooklyn gehaltenen Predigten unter dem Titel «The Plymouth Pulpit» (10 Bde., 1859—72) und verschiedene Werke pädagogischen und belletristischen Inhalts veröffentlicht. Infolge eines Skandalprozesses, den er wegen Ehebruchs mit der Frau seines Freundes Tilton 4. Jan. bis 2. Juli 1875 in Brooklyn zu bestehen hatte, verlor er sehr an seinem Ansehen. Seine ältere Schwester ist die Romanschriftstellerin Harriet Stowe (s. d.).

Beecher-Stowe (Harriet), amerik. Schriftstellerin, s. Stowe.

Beechey (Sir William) oder **Bechy**, engl. Porträtmaler, geb. 12. Dez. 1753 zu Burford in der Grafschaft Oxford, wurde 1772 in die Akademie als Zögling aufgenommen, wandte sich dem Porträtfach zu und wurde bald der Lieblingsmaler der fashionablen Welt. Die Königliche Akademie nahm ihn 1793 als Mitglied auf. In diesem Jahre malte er die Königin Charlotte in ganzer Figur und wurde von dieser zu ihrem Hofmaler ernannt. Er wurde 1797 zum Ritter geschlagen, der erste Künstler Englands, dem nach Sir Joshua Reynolds diese Ehre widerfuhr. Eine Revue des 5. und 10. Dragonerregiments, welche Georg III. in Begleitung des Prinzen von Wales und des Herzogs von York abnimmt (1798), gilt für sein glänzendstes Werk. B. starb 28. Jan. 1839. B. nähert sich Lawrence an Bedeutung, die meisten seiner Porträts leiden jedoch an einem falschen rosigen Kolorit.

Beechey (Frederick William), engl. Seemann und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 17. Febr. 1796 in London, diente seit 1808 in der Marine und machte als Offizier 1818 auf dem Trent mit Franklin die Expedition nach dem Nordpol mit. Seinen Bericht über diese enthält die «Voyage of discovery towards the North Pole» (Lond. 1843). Im J. 1819 wohnte er einer zweiten arktischen Expedition unter Parry auf dem Schiffe Hecla bei. Alsdann unternahm er 1821 eine Reise nach der Nordküste Afrikas zur Erforschung der Großen Syrte und Cyrenaikas, deren Resultate er in den «Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa» (Lond. 1828) veröffentlichte. Zum Kommandeur erhoben, erhielt er den Auftrag, 1825 mit der Sloop Blossom nach dem Stillen Ocean und der Nordwestküste Amerikas zu segeln, um sich womöglich über den Kotzebue-Sund mit dem vom Lande her vordringenden Franklin zu vereinigen. Da er das letztere jedoch nicht zu erreichen vermochte, kehrte er im Sept. 1829 nach England zurück und teilte die wichtigen geogr. Ergebnisse dieser Expedition in der «Narrative of a voyage to the Pacific and Behring's Strait» (2 Bde., Lond. 1831) mit. Von 1837 ab war er mit hydrogr. Arbeiten im Irischen Kanal beschäftigt und

erhielt 1847 die Leitung des Marinedepartements im Handelsministerium, welche er mit bestem Erfolg bis zu seinem Tode führte. Nachdem er 1854 zum Kontreadmiral befördert und 1855 zum Präsidenten der Geographischen Gesellschaft erwählt worden, starb er 29. Nov. 1856 zu London.

Beechworth, Stadt im Murray-Distrikt der brit.-austral. Kolonie Victoria, 270 km nordöstlich von Melbourne, mit dem es eine Eisenbahn verbindet, ist gut gebaut und zählt (1881) 2500 E., worunter viele Chinesen. Im Bezirk B. liegen reiche Goldfelder; außerdem hat derselbe zahlreiche Weinberge und seit neuerer Zeit Tabaksbau.

Beef (engl.), Rindfleisch, auch Spottname für Engländer; Beefeater, «Rindfleischesser», scherzhafte Bezeichnung der engl. Leibwache.

Beeidigung (civil- und strafprozessualisch) kommt bei Geschworenen, Schöffen, Zeugen und Sachverständigen vor. Die B. der Geschworenen erfolgt in Gegenwart der Angeklagten, über welche sie richten sollen, in öffentlicher Sitzung, indem dieselben auf die an sie gerichteten Worte des Vorsitzenden den Eid mit den Worten leisten: «Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe». Statt dieser unter Erhebung der rechten Hand zu geschehenden Eidesleistung gestattet das Gesetz den Mitgliedern bestimmter Religionsgesellschaften die Abgabe einer Erklärung unter der Beteuerungsformel derselben. Die gleiche Eidesformel ist durch das Gerichtsverfassungsgesetz §. 51 für die B. der Schöffen bei ihrer ersten Dienstleistung vorgeschrieben. Die B. von Zeugen gilt im Strafverfahren, der Regel nach, als durchaus notwendig, sodaß hiervon nur ganz bestimmte Ausnahmen gemacht sind (Strafprozeßordnung §§. 56—71). Unzulässig ist die B. 1) von Eidesunmündigen (d. h. Personen unter 16 Jahren) und solchen Personen, welchen wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandesschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben; 2) von Personen, welche nach den Strafgesetzen (darunter hauptsächlich §. 161 des Reichs-Strafgesetzbuchs) unfähig sind, als Zeugen eidlich vernommen zu werden; 3) im Strafverfahren: von Personen, welche hinsichtlich der den Gegenstand der Untersuchung bildenden That als Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler verdächtig oder bereits verurteilt sind — im Civilverfahren (Civilprozeßordnung §. 358) der nach §. 348, Nr. 1—3, und §. 349, Nr. 1, 2, zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigten Personen, sofern sie von diesem Rechte Gebrauch machen, der im §. 349, Nr. 1, 2, genannten Personen jedoch nur dann, wenn sie lediglich hinsichtlich solcher Thatsachen vorgeschlagen sind, auf welche sich das Recht zur Verweigerung des Zeugnisses bezieht, endlich der bei dem Ausgang des Rechtsstreites unmittelbar beteiligten Personen. Als Regel gilt der Voreid vor Stellung der allgemeinen Fragen, im Strafverfahren gewöhnlich erst in der Hauptverhandlung, mittels Nachsprechens oder Ablesens der Eidesformel unter Erhebung der rechten Hand. Bei wiederholter Vernehmung kann Versicherung auf den früher geleisteten Eid eintreten. Verweigerung der Eidesleistung ohne gesetzlichen Grund zieht Strafe nach sich (Civilprozeßordnung §. 355, Strafprozeßordnung §. 69). Sachverständige werden gewöhnlich für Erstattung von Gutachten einer bestimmten Art im allgemeinen, ein für allemal, vereidigt. Dann genügt im einzelnen Falle die mündliche Versicherung des Sachverständigen, daß er die Begutachtung auf seinen Eid nehme. Sonst hat die B. vor Erstattung des Gutachtens zu erfolgen, soweit nicht im Civilprozesse die Parteien auf B. verzichten. Die Formel ist in §. 375 der Civilprozeßordnung, in §. 79 der Strafprozeßordnung festgesetzt.

Beejapoor, s. Bedschapur.

Beelitz, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, 21 km südsüdwestlich von Potsdam, an der Nieplitz und an der Staatsbahn Berlin-Blankenheim, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2984 E., welche Landwirtschaft, Leinweberei und Tuchfabrikation betreiben. Der Ort wird bereits 997 erwähnt und erhielt 1321 Stadtrechte.

Beelzebub, d. h. Fliegen-Bel. Unter diesem Namen verehrten die Bewohner der Philisterstadt Ekron den Baal (s. d.), einen Wahrsagegott. Auch die Griechen hatten ihren Zeus (Apollon) Apomyios oder Myiagros, d. h. Abwehrer der Fliegen: ohne Zweifel einen Gott der Hirten und Herden. Da die heidnischen Götter von den Juden in späterer Zeit für Dämonen gehalten wurden, so ward allmählich B. als «Beelzebul», d. i. Hausherr, die Bezeichnung des obersten der unreinen Geister, und in dieser Bedeutung kommt er in den Evangelien vor.

Beemster Polder, Ort in der niederländ. Provinz Nordholland, nördlich von Purmerend, südöstlich von Alkmaar, ehemals ein kleiner See, der im 11. Jahrh. den Namen Bamestra führte, wurde 1608—1612 trocken gelegt, wodurch 7214 ha äußerst fruchtbaren Bodens gewonnen wurden. Die bürgerliche Gemeinde Beemster umfaßt die vier Teile des ganzen Polders und zählt 4850 E., die meistenteils Viehzucht und Käsebereitung (Edamer Käse), teilweise auch Landbau und Gärtnerei treiben. In der Mitte des Polders liegt das Dorf Middel-Beemster, der Mittelpunkt der Gemeinde, mit dem Rathause und der prot. Kirche.

Beer (Adolf), österr. Historiker, geb. 27. Febr. 1831 zu Proßnitz in Mähren, studierte in Berlin, Heidelberg, Prag und Wien 1849—51 Geschichte, Philologie und Volkswirtschaft und wurde 1853 Lehrer am Gymnasium zu Czernowitz, hierauf am Josephstädtischen Gymnasium zu Wien, dann am Akademischen Gymnasium zu Prag; 1856 wurde B. zum außerord. Professor der österr. Geschichte an der Rechtsakademie zu Großwardein, 1857 zum Professor der allgemeinen und der Handelsgeschichte an der Handelsakademie zu Wien ernannt und 1868 in gleicher Eigenschaft an die Technische Hochschule zu Wien berufen. Als Mitglied des Unterrichtsrats beteiligte sich B. an der Reform der Volks- und Realschulen wie der Technischen Hochschulen Österreichs in hervorragender Weise. Nachdem er 1870 zur außerordentlichen Dienstleistung ins Ministerium für Kultus und Unterricht berufen worden war, verließ er mit dem Sturze des Bürgerministeriums diesen Posten, um sich ganz der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Bei den Wahlen von 1873 wurde B. von dem mähr. Wahlbezirk Schönberg-Sternberg zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Unter seinen hervorragenden histor. Werken sind zu nennen: «Geschichte des Welthandels» (3 Bde., Wien 1860—64), «Aufzeichnungen des Grafen Bentinck über Maria Theresia» (Wien 1871), «Holland und der österr. Erbfolgekrieg» (Wien 1871), «Die erste Teilung Polens» (3 Bde., Wien 1873—74),

«Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel» (Wien 1873), «Friedrich II. und van Swieten» (Lpz. 1874), «Leopold II., Franz II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel nebst Einleitung über österr. Politik unter Leopold II.» (Lpz. 1874), «Zehn Jahre österr. Politik 1801—10» (Lpz. 1877), «Die Finanzen Österreichs im 19. Jahrh.» (Prag 1877), «Der Staatshaushalt Österreich-Ungarns» (Prag 1881). Mit Hochegger gab er heraus: «Fortschritte des Unterrichtswesens in den Kulturstaaten Europas» (Bd. 1 u. 2, Wien 1867—68).

Beer (Georg Jos.), berühmter Augenarzt, wurde 1763 in Wien geboren, erhielt 1812 einen besonders für ihn begründeten Lehrstuhl der Augenheilkunde an der wiener Universität; er starb 1821 zu Wien. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die bedeutendste die «Lehre von den Augenkrankheiten» (2 Bde., Wien 1813—15).

Beer (Jak. Meyer), berühmter Komponist, s. Meyerbeer (Giacomo).

Beer (Wilh.), Bankier zu Berlin, Bruder des Komponisten Meyerbeer, geb. 4. Jan. 1797, hat sich besonders durch astron. Arbeiten einen Namen gemacht. In den J. 1813—15 kämpfte er in den Reihen der Freiwilligen, vertauschte dann den Militärdienst mit dem Handelsstande, benutzte aber seine Mußestunden, um mit seinem Freunde Mädler die Astronomie zu kultivieren. Zu diesem Zwecke erbaute er sich eine kleine Sternwarte im Tiergarten bei Berlin und stellte auf dieser Beobachtungen an, die namentlich dem Mars und dem Monde gewidmet waren. Die Abhandlung, in welcher die Beobachtungen des Mars niedergelegt waren, erschien 1830 und erregte Interesse, in noch höherm Grade aber die Mondkarte, welche 1836 vollendet und von der Französischen Akademie mit dem Lalandeschen Preise gekrönt wurde. Ihr folgte als Kommentar «Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie» (Berl. 1837). Als Mitglied der Ersten preuß. Kammer von 1849 veröffentlichte B. auch die Schrift: «Die Dreikönigsverfassung in ihrer Gefahr für Preußen» (Berl. 1849). B. starb 27. März 1850 zu Berlin.

Beer (Michael), dramatischer Dichter, Bruder der vorigen, geb. 19. Aug. 1800 zu Berlin, widmete sich auf den Universitäten zu Berlin und Bonn geschichtlichen, philos. und naturwissenschaftlichen Studien und erweiterte seine Bildung durch Reisen in Frankreich und Italien. Später lebte er gewöhnlich in München, am Rhein oder in Paris, seltener in Berlin. Bereits 1819 kam von ihm ein Trauerspiel, «Klytämnestra», in Berlin zur Aufführung, dessen Aufnahme den jungen Dichter ermunterte. Diesem folgte die Tragödie «Die Bräute von Aragonien» und das Trauerspiel «Der Paria» (1823), welches die Stellung des Judentums behandelt und über das sich auch Goethe günstig aussprach. In Italien schrieb B. 1826 seine genuesischen Elegien, in München das Trauerspiel «Struensee» (Stuttg. 1829 u. 1847). Letzteres kam, trotz diplomatischer Einsprache, auf Befehl des Königs in München zur Aufführung und ist sein Hauptwerk. B. starb in München 22. März 1833. Seine «Sämtlichen Werke» (Lpz. 1835) begleitete der Dichter und bayr. Minister E. von Schenk mit einer biographischen Einleitung. Derselbe gab auch B.s «Briefwechsel» (Lpz. 1837) heraus.

Beerberg, der höchste Berg (984 m) des Thüringerwaldes (s. d.).

Beere (Bacca) heißt in der Botanik eine mehr oder minder fleischige und saftige, im Zustande der Reife in den meisten Fällen nicht aufspringende Frucht, deren innere Schichten von fleischiger, breiiger oder saftiger Textur sind, welche zuweilen sogar bis zur Auflösung in einzelne saftreiche Zellen vorgeschritten sein kann, während die äußern Schichten der Fruchtschale sich derber, manchmal selbst holzig zeigen. Die B. kann ein- oder mehrsamig und, je nach der Anzahl der Fächer, in denen die Samen liegen, ein- und mehrfächerig sein; im letztern Falle sind ihre Fächer völlig und nicht bloß in der Achse untereinander verbunden. Solche Früchte tragen z. B. Berberize, Weinrebe, Stachelbeere, Nachtschatten, Kartoffel, Heidelbeere, Aron, Zaunrübe, Spargel u. s. w. Die dickschalige B. des Pomeranzenbaums, deren mit zahlreichen Öldrüsen versehene Schale vom Fruchtbrei scharf abgesetzt ist, wird als Orangenfrucht (Hesperidium) unterschieden, und die hartschalige B. des Granatbaums, welche außer den obern, durch senkrechte Scheidewände getrennten Fächern auch noch ein unteres, durch eine horizontale Wand abgeteiltes Fach besitzt, wird mit dem besondern Namen Granatapfel (Balausta) belegt. (S. Frucht.)

Beerengelb, Schüttgelb, eine gelbe, nicht giftige Wasserfarbe, wird erhalten, indem man 5 Teile Avignonkörner, die Früchte von Rhamnus infectoria, oder sonstige Gelbbeeren mit 20—30 Teilen Wasser und 1 Teil Alaun anhaltend kocht, dann abseiht und die Flüssigkeit unter starkem Umrühren mit 2—3 Teilen in Wasser verteilter Schlemmkreide nach und nach vermischt. Den entstehenden gelben Niederschlag läßt man absetzen, wäscht ihn durch mehrmalige Decantation mit Wasser und bringt ihn in breiigem Zustande in den Handel. Oft verarbeitet man die Gelbbeeren zusammen mit Curcuma oder Wau, wodurch man besondere Farbennüancierungen erhält.

Beerengrün, Saftgrün, Blasengrün, eine dunkelgrüne Wasserfarbe, welche aus dem Saft der fast reifen, aber noch grünen Kreuzdornbeeren (Rhamnus cathartica) dargestellt wird, indem man den ausgepreßten Saft der freiwilligen Gärung überläßt und den geklärten Saft unter Zusatz von etwas Alaun und Pottasche bis zum Extrakt verdampft; letzteres wird in Schweinsblasen gefüllt und darin an einem mäßig warmen Orte, gewöhnlich im Rauchfange, weiter ausgetrocknet, wobei es zu einer schwarzgrünen, auf dem Bruche glänzenden Masse wird.

Beerseba, eine von alters her für heilig gehaltene Stadt im Stammgebiete und Reiche Juda, 25 Stunden südsüdwestlich von Jerusalem, äußerster Grenzpunkt Palästinas, daher die Formel «Von Dan bis B.» von der nordsüdl. Ausdehnung des Landes gebraucht wurde. Der Name, arab. Bir Sebâ, heute Bîr es-Seba, soll nach dem 1. Buch Mose «Brunnen des Schwurs» oder «der sieben Opferlämmer», bei denen geschworen wurde, bedeuten, wird aber in Wahrheit ursprünglich wohl «Brunnen des sieben Tage Durst aushaltenden Kamels» besagen (B. ist nämlich noch sieben Tagereisen von Ägypten entfernt) und von arab., vielleicht ismaelit. Reisenden, welche nach Ägypten Handel trieben, herrühren. Noch in der neuesten Zeit sind daselbst die Trümmer einer alten Stadt und dabei namentlich zwei tiefe wasserreiche Brunnen gefunden worden.

Beeskow, Stadt in der preuß. Provinz Bran-
ienburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Bees-
ow-Storkow, 29 km im SW. von Frankfurt a. O.,
iegt an der hier breiten Spree, ist Sitz eines Amts-
erichts und zählt (1880) 4297 E., welche Tuchfabri-
ation treiben. Die Herrschaft B. wurde 1368 durch
Karl IV. Böhmen unterworfen und kam 1558 an
Kurbrandenburg. — Der Kreis Beeskow-Stor-
ow zählt (1880) auf 1244,2 qkm 44015 E.

Beethoven (Ludw. van), der größte deutsche
ondichter, geb. 16. Dez. 1770 in Bonn, wo sein
roßvater Ludwig van B. Kapellmeister, sein Va-
r Johann van B. Tenorist in der kurfürstl. Ka-
elle war, zeigte früh ein auffallendes musikalisches
alent, aber trübe Eindrücke von zerrütteten häus-
hen Verhältnissen machten B. schon als Knaben
ster und verschlossen. Für seine Ausbildung ge-
ah von Haus aus nur das Notdürftige, auch der
usikunterricht war ungeregelt, doch fand B. von
derer Seite Teilnahme und Förderung, nament-
h bei der Familie von Breuning (seit etwa 1783).
.s erste Lehrer in der Musik waren sein strenger
ater und dann der Oboist Pfeiffer. Seine musi-
lischen Leistungen zogen bald allgemeine Aufmerk-
mkeit und Bewunderung auf sich, vornehmlich
ne schon damals glänzende Virtuosität im Kla-
erspiel, die mit einem außerordentlichen Talent
: das freie Phantasieren verbunden war. Im
gelspiel wurde B. von dem Hoforganisten van
Eden und dem Musikdirektor Neefe ausgebildet
d bereits 1785, nach dem Regierungsantritte des
rfürsten Max Franz II., als Hoforganist ange-
llt, während er im Orchester seinen Platz als
ratschist hatte. Eifrig mit Komponieren beschäf-
t, versuchte er sich auch schon in größern Arbei-
, von denen ein Ritterballett und eine große
ntate namhaft gemacht werden. Eine Reise nach
en im Frühjahr 1787, welche ihm eine flüchtige
gegnung mit Mozart verschaffte, führte zu keinem
uernden Aufenthalt. Bald nach seiner Rückkehr
ch seine Mutter (Maria Magdalene, geborene
erich aus Koblenz) und die häuslichen Verhält-
e verschlimmerten sich. Da entschloß sich der Kur-
t auf Verwendung des Grafen Waldstein im
bst 1792, B. auf mehrere Jahre nach Wien zu
ken, damit er dort unter Haydn seine Bildung
ende. Außer bei Haydn fand B. bei Schenk,
: Komponisten des «Dorfbarbier», Unterwei-
g, auch machte er nach Haydns Abreise nach
land 1794 bei Albrechtsberger einen theoreti-
n Kursus durch und erhielt von Salieri noch An-
ng zur Gesangskomposition. Durch die Em-
lungen des Kurfürsten wurde er in die aristo-
ischen Kreise eingeführt. Der Fürst K. Lichnowski
m ihn in sein Haus, Graf Rasumowski stellte
sein Quartett, Fürst Lobkowitz seine Kapelle zur
fügung. So wurde B. bald heimisch in Wien,
er mit Ausnahme einer Reise nach Prag und
in 1796 und einer Badereise nach Teplitz 1812
: wieder verließ. Den Sommer brachte er ge-
nlich in der Nähe von Wien auf dem Lande zu,
er in bescheidenen Verhältnissen und im unge-
en Genuß der freien Natur, die er leidenschaft-
iebte, Erholung und Anregung fand.

atte B. bald nach seiner Ankunft in Wien als
uose den ersten Platz eingenommen, den er
, namentlich durch sein geniales freies Phan-
ren, behauptete, solange er als Klavierspieler
hören ließ, so trat er gleich mit dem ersten grö-
ßern Werke, das er veröffentlichte, drei Klavier-
trios, 1795 ebenbürtig und vollberechtigt in die erste
Reihe der großen Komponisten. Von da an gab
eine lange Reihe mannigfacher Kompositionen Zeug-
nis von der stetigen, nach allen Seiten vordringen-
den, in Form und Inhalt gleichmäßig fortschreiten-
den, durch unerschöpflichen Reichtum wahrhaft neuer
Erfindungen immer wieder überraschenden Ent-
wickelung seiner künstlerischen Schaffungskraft. In
einem fast planmäßig erscheinenden Entwickelungs-
gange bemächtigte sich B. zuerst der verschiedenen
Formen der Kammermusik von der Klaviersonate
mit und ohne Begleitung, welche er zu ihrer vollen
künstlerischen Bedeutung ausbildete, bis zum Quar-
tett (deren er 16 geschrieben hat), um das auf die-
sem Gebiete Gewonnene auf die Orchestermusik zu
übertragen, und bildete die gesamte Instrumental-
musik in einem großen Stile aus. Mit sicherer
Hand ergriff er alle Mittel des musikalischen Aus-
drucks, welche Mozart und Haydn überliefert hatten,
und erweiterte und bereicherte sie, indem er ihren
Gehalt entsprechend vertiefte. Mit vollendeter Frei-
heit im Ausdruck des Individuellen wie in der
Handhabung der musikalischen Formen vereinigte
er ein feines Gefühl für das charakteristisch Aus-
drucksvolle des Klanges, welche den einzelnen In-
strumenten selbständige Bedeutung verlieh.

Mit der dritten Symphonie, der «Eroica» (1804),
der großen Leonoren-Ouverture (1805), den drei
russ. Quartetts (1806) ist diese Richtung vollständig
entschieden, welche von da an in jeder neuen Kom-
position eigentümlich sich ausspricht. Namentlich
sind es die Symphonien in B-dur (1806), in C-moll,
die Pastorale (1807—8) und dann die in A-dur und
F-dur (1812), welche wie Marksteine den Gang des
Meisters bezeichnen. Ihnen reihen sich die großen
Konzerte für Klavier und Violine an. Auch auf
dem Gebiete der Gesangmusik blieb B. nicht un-
thätig. Neben Liedern und kleinern Stücken schrieb
er 1803 die Cantate «Christus am Ölberg» und
1805 folgte die Oper «Fidelio», welche damals und
in abgekürzter Form 1806 wenig Erfolg hatte, aber
1814, teilweise umgearbeitet, Beifall und von da
an einen dauernden Platz auf allen deutschen Büh-
nen errang. Es war die erste Leistung der deutschen
Oper seit Mozarts «Zauberflöte», welche eine wei-
tere Entwickelung derselben ankündigte. Leider kam
B., trotz wiederholter Anläufe und Entwürfe, nicht
wieder dazu, eine Oper zu schreiben. Die beiden
Festspiele, welche er zur Eröffnung des Theaters in
Pest 1812 komponierte, «König Stephan» und
«Ruinen von Athen», können nicht als Opern gel-
ten. Zur dramatischen Musik gehören auch noch
das Ballett «Die Geschöpfe des Prometheus»
(1801), die Musik zu Goethes «Egmont» (1810) und
die Ouverture zu Collins «Coriolan» (1807).

Als 1809 B. als Kapellmeister des Königs von
Westfalen nach Kassel berufen wurde, traten der
Erzherzog Rudolf (B.s Schüler und zeitlebens sein
Freund), Fürst Lobkowitz und Graf Kinsky zusam-
men und sicherten ihm ein Jahrgeld von 4000 Fl.
gegen die einzige Bedingung, Österreich nicht zu ver-
lassen. Zwar schmälerte der Staatsbankrott 1811
und der bald darauf eingetretene Konkurs des
Fürsten Lobkowitz wie der Tod des Grafen Kinsky
dieses Einkommen, doch sicherte es dem in der
Vollkraft des Schaffens stehenden Künstler eine
unabhängige Stellung. Das Kongreßjahr 1814
fand ihn auf der Höhe seines Ruhms: großartige

Aufführungen seiner siebenten und achten Symphonie, der Schlachtsymphonie und einer Gelegenheitscantate, «Der glorreiche Augenblick», die Wiederaufnahme des «Fidelio», hatten ihn zu einer populären Celebrität Wiens gemacht. Allein B. war nicht im Stande, eine solche Anerkennung vollkommen zu empfinden, da sich eine schon früh zeigende Harthörigkeit seit 1802 zu einem hohen Grade von Taubheit gesteigert hatte. Das trotz aller Heilversuche immer wachsende Übel verdüsterte seinen Sinn, machte ihn mißtrauisch und ließ ihn vereinsamen. Eine neue Quelle von Widerwärtigkeiten und Kümmernissen entstand 1815, als er die Erziehung des von seinem verstorbenen Bruder Karl hinterlassenen Sohnes übernahm. Seine äußern Verhältnisse verschlimmerten sich, selbst seine Produktion stockte. Die Ernennung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz, welche 1818 bekannt wurde, erregte in B. den Gedanken, zu dessen Installation eine Messe zu schreiben; die Komposition, welche er mit der hingebendsten Begeisterung ausführte, nahm ihn bis 1822 in Anspruch. Während eine früher für den Fürsten Esterházy komponierte Messe (1808) im wesentlichen den Haydn-Mozartschen Charakter festhält, sind in diesem neuen Werke, das der Ausdehnung, den Mitteln und Intentionen nach die gewöhnlichen Dimensionen überschreitet, die religiösen Empfindungen mit leidenschaftlicher Inbrunst, aber auch in einer stark subjektiven Weise ausgesprochen. Nach Vollendung dieser «Missa solemnis» machte sich B. mit gleichem Eifer an die Ausführung eines lange gehegten Plans, einer Symphonie, deren letzter Satz mit Chören über Schillers Lied an die Freude schließt. Anfang 1824 war auch dieses Werk, das ebenfalls durch Ausdehnung und technische Schwierigkeiten, namentlich in den Gesangspartien, ungewohnte Ansprüche machte, vollendet. Diesem folgten, zum Teil unter schweren körperlichen Leiden geschrieben, fünf große Quartette, welche auch heute noch mehr ein Gegenstand des Studiums als des allgemeinen Genusses sind. B. starb nach längern Leiden 26. März 1827. Denkmäler von B. befinden sich in Bonn (Erzstatue von Hänel, errichtet 1845) und Wien (von Zumbusch, 1880). Die sämtlichen Werke B.s erschienen im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig (24 Serien, 1862—64). Ein chronol. Verzeichnis der Werke B.s veröffentlichte Thayer (Berl. 1865), ein thematisches mit histor. Nachweisungen über die Entstehung lieferte Nottebohm (Lpz. 1868, 2. Aufl. des frühern Breitkopf u. Härtelschen Verzeichnisses).

Litteratur: Wegeler und Ries, «Biographische Notizen über B.» (Kobl. 1838); Schindler, «Biographie von L. van B.» (Münst. 1838; 3. Aufl. 1860); Lenz, «B., eine Kunststudie» (5 Tle., Hamb. 1860); Marx, «L. van B. Leben und Schaffen» (Berl. 1859; 3. Aufl. 1875); Ulibischeff, «B., ses critiques et ses glossateurs» (Lpz. 1857; deutsch von Bischoff, Lpz. 1859); Nohl, «B.s Leben» (3 Bde., Wien u. Lpz. 1864—77); derselbe, «B., nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen» (Stuttg. 1877); Nottebohm, «Ein Skizzenbuch von B.» (Lpz. 1865); derselbe, «Beethoveniana» (Lpz. 1872); derselbe, «B.s Studien» (Bd. 1, Lpz. 1873); Thayer, «Ludwig van B.s Leben», deutsch von H. Deiters (3 Bde., Berl. 1866—79); von Breuning, «Aus dem Schwarzspanierhause. Erinnerungen an B.» (Wien 1874).

Beets (Nikol.), holländ. Dichter und Schriftsteller, geb. 13. Sept. 1814 zu Harlem, studierte zu Leiden 1833—39 Theologie, war 1840—54 Pfarrer zu Heemstede bei Harlem und ging dann in denselben Eigenschaften nach Utrecht, wo er 1874 zum ord. Professor der Theologie an der Universität ernannt wurde. Unter seinen dichterischen Erzeugnissen sind zu erwähnen die poetischen Erzählungen «Jose» (1834), «De masquerade» (1835), «Kuser» (1835), «Guy de Vlaming» (1837), «Ada van Holland» (1840) und ein Band vermischter Gedichte (1838). Größere Reife in Bezug auf Gedankengehalt und Formschönheit bekunden seine spätern lyrischen Produkte: «Korenbloemen» (1853), «Nieuwe Gedichten» (1857), «De Kinderen der Zee» (1861), «Verstrooide Gedichten» (2 Bde., 1862), «Madelieven» (1869). Diese poetischen Erzeugnisse wurden gesammelt herausgegeben (3 Bde., 1874—76; 2. Aufl. 1878). In B.s Poesie aus seiner ersten Periode findet man Anklänge an den Weltschmerz Byrons, wie er auch von demselben mehreres ins Holländische übertragen hat: «Navolgingen van Lord Byron» (2 Bde., 1835—37). Unter seinen prosaischen Schriften sind hervorzuheben: «Camera obscura» (13. Aufl., 1880; deutsch in «Niederländ. Novellen», Braunschw. 1866), die er unter dem pseudonymen Namen Hildebrand herausgab. Zum Gebiete der Litteraturgeschichte und der ästhetischen Kritik gehören die Schriften: «Leven en Karakterschets van J. H. van der Palm» (Leid. 1842), «Verpoozingen op Letterkundig Gebied» (Harl. 1856; 2. Aufl. 1874), «Verscheidenheden meest op Letterkundig Gebied» (6 Hefte, Harl. 1858—73; 2. Aufl. 1876), wie auch seine Ausgaben der Dichtwerke Starings (Harl. 1862), Bogaers (Harl. 1871), der Anna Roemers Visscher (Utrecht 1881). Theol. Inhalts sind die Werke: «Paulus in de gewichtigsten Oogenblikken van zijn leven» (3. Aufl., Amsterd. 1855; deutsch von Groß, Gotha 1857) und «Stichtelijke Uren» (7 Bde., Harl. 1848—60; neue Aufl., 8 Bde., Amsterd. 1874 fg.; deutsch in Auswahl von Meyering, Bonn 1858).

Beetz (Wilh. von), namhafter Physiker, geb. 27. März 1822 zu Berlin, war nach vollendeten Studien erst Privatdocent in Berlin, dann Professor am Kadettenkorps und an der Artillerie- und Ingenieurschule daselbst, später Professor an den Universitäten Bern und Erlangen; 1869 wurde er Professor an der technischen Hochschule zu München. Auch ist er Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften. B. veröffentlichte vorzugsweise Beiträge zur Elektricitätslehre in Poggendorffs und Wiedemanns «Annalen», im «Repertorium für Experimentalphysik» und in den «Fortschritten der Physik»; ferner schrieb er einen «Leitfaden der Physik» (5. Aufl., Berl. 1875) und «Grundzüge der Elektricitätslehre» (Stuttg. 1878).

Befahren Volk heißt die Schiffsmannschaft, welche schon mehrere größere Seereisen gemacht hat, im Gegensatz zu halbbefahrenem (d. i. minder geübtem) und unbefahrenem Volke (welches noch ganz ungeübt ist).

Befāna, verdorben von Epiphania, nennt man in Florenz und Rom den Heiligen Dreikönigstag (6. Jan.), das an diesem Tage übliche Geschenk und zugleich eine aus Lumpen gemachte Puppe (Befanapuppe), die am Vorabend mit Schreien und Jubeln durch die Straßen getragen wird. Der Gebrauch ist wahrscheinlich der Überrest einer mittelalterlichen Mysterienfeier. Sonst wird das Wort auch wohl, wie unser Knecht Ruprecht, für Popanz

gebraucht und bezeichnet im Volksmunde alte häßliche Weiber. Der B. verwandt ist die deutsche Berchta (s. d.).

Befestigtes Lager ist ein durch Befestigungen gedecktes Truppenlager, wie es namentlich bei den Römern üblich war und in der neuern Zeit bis ins 18. Jahrh. vorkommt; in der Bedeutung als verschanztes Lager ist es eine durch einen Fortsgürtel gedeckte, zur Aufnahme größerer Truppenmassen befähigte Festung. (S. Lager.)

Befestigungskunst, Fortifikation, lehrt das zum Kampffeld dienende Terrain so umzugestalten, daß es dem Gebrauch der eigenen Truppen alle wünschenswerten Vorteile, dem Gegner möglichst große Nachteile bereitet. Es handelt sich hierbei darum, durch Deckungen Sicherung gegen die feindlichen Waffen zu gewähren, den eigenen Waffen ein freies Schußfeld zu schaffen, den Truppen des Gegners bei ihrem Vorrücken Aufenthalt durch Hindernisse zu verursachen, die Bewegung der eigenen Truppen aber zu fördern. Im weitern Sinne kann auch die Anlage, Ausbesserung und Zerstörung von Verkehrswegen sowie die Herstellung von Lagerbauten zur B. gerechnet werden.

Man unterscheidet passagere oder Feld-, permanente oder stehende und provisorische B. Die permanente Befestigung soll den Besitz eines für die Kriegführung wichtigen Ortes der Art sichern, daß die Behauptung desselben einer Minderzahl gegenüber einer Mehrzahl möglich ist. Die permanente B. beschäftigt sich mit dem Bau von Festungen, d. h. solchen umfangreichen Befestigungen, die bereits im Frieden an dauernd wichtigen Punkten mit den dauerhaftesten Mitteln angelegt sind. Die Feldbefestigung hat einen weniger dauerhaften Charakter sowohl was die Wahl der Örtlichkeit, als der Mittel betrifft. Ihre Anlagen bedürfen einer nur geringen Zeit zur Ausführung und haben eine vorübergehende Bedeutung, in der Regel nur für den einzelnen Gefechtstag. Die provisorische Befestigung verfolgt den gleichen Zweck wie die permanente, indes mit weniger dauerhaften Mitteln und wird namentlich da angewandt, wo sich die Bedeutung einer Örtlichkeit erst während des Kriegs herausstellt, oder zur Ergänzung permanenter Anlagen, wenn sich das Bedürfnis einer Erweiterung derselben ergibt.

Aus der Litteratur über die B. sind hervorzuheben: Blesson, «Geschichte der großen B.» (Berl. 1830); Zastrow, «Geschichte der beständigen Befestigung» (3. Aufl., Lpz. 1854); von Prittwitz und Saffron, «Lehrbuch der B. und des Festungskriegs» (Berl. 1865); Blumhardt, «Die stehende Befestigung» (3 Bde., Darmst. 1864—66); Brialmont, «Études sur la défense des états et la fortification» (Brüss. 1864); derselbe, «Traité de fortification polygonale» (Brüss. 1869); derselbe, «La fortification improvisée» (Brüss. 1870); derselbe, «La fortification à fossés secs» (Brüss. 1872); Wagner, «Grundriß der Fortifikation» (Berl. 1870); derselbe, «Fortifikatorischer Atlas» (Berl. 1872); Weger und Graf Geldern, «Grundzüge der B.» (Wien 1873); von Treuinfeld, «Die permanente Fortifikation» (Wien 1874); Bailly, «Cours élémentaire de fortification» (Par. 1874); Brialmont, «La défense des états et les camps retranchés» (Brüss. 1876); Brunner, «Leitfaden zum Unterricht in der beständigen Befestigung» (Wien 1876); endlich Pochhammer, «Bericht über das Befestigungswesen» in von Löbells «Jahresberichten über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen» (Jahrg. 1874—79).

Befestigungsmanieren, Befestigungssysteme umfassen die Grundzüge für die Gestaltung des Grundrisses und Profils, sowie die Anordnung der Werke einer Festung. Die B. bilden sich im Anschluß an die allgemeine Entwickelung des Kriegswesens aus, werden durch die speziellen Verhältnisse und Bedürfnisse des Kriegsschauplatzes modifiziert und verdanken auch häufig dem Genie hervorragender Männer ihre Entstehung und Fortbildung. So spricht man von italienischer, niederländischer, neupreußischer B., von den B. Vaubans, Cormontaignes, Montalemberts u. s. w. Das Nähere s. unter Festung, Festungsbau.

Beförderung heißt im Militär das Aufrücken von einem Grade zu dem nächst höhern. Gewöhnlich erfolgt die B. nach dem Dienstalter; um aber besonders befähigte und talentierte Offiziere schneller in höhere Stellungen zu bringen, werden solche in den meisten Armeen außer der Tour befördert, wobei freilich Gunst und Nepotismus leicht eine Rolle spielen können. Ganz eigenartig ist die B. in dem engl. Stabskorps in Ostindien geordnet, in welchem dieselbe nicht wie sonst überall bei entstehenden Vakanzen, sondern lediglich nach der Länge der Dienstzeit erfolgt, sodaß jeder Offizier nach 12 Dienstjahren zum Kapitän, nach 20 zum Major, nach 26 zum Oberstlieutenant und nach 31 Dienstjahren zum Brevet-Oberst ernannt wird; es ist dies wohl dasjenige Beförderungssystem, das von allen bestehenden die Energie der Offiziere am meisten beeinträchtigt. (Vgl. Avancement.)

Béfort, Stadt und Festung in Frankreich, s. Belfort.

Befreiungshalle, s. unter Kelheim.

Befreiungskrieg (Deutscher), s. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.

Befruchtung nennt man in den beiden organischen Reichen die Erweckung des weiblichen Keims zu weiterer Ausbildung durch Berührung mit einem männlichen Zeugungsstoffe.

Im Tierreiche ist die Fortpflanzung durch mit männlichem Samen befruchtete Eier die Regel, die Erzeugung von Jungen durch andere Vorgänge, durch Bildung von Knospen und Sprossen, durch Teilung, sowie durch Entwickelung nichtbefruchteter Eier bildet die Ausnahmen. Knospen- und Sprossenbildung findet sich, sowie die Teilung, besonders bei den niedersten Tieren, wie Infusorien, Polypen, Strahltieren und Würmern. In neuerer Zeit hat besonders K. Th. von Siebold in München nachgewiesen, daß auch bei höhern Tieren, namentlich Insekten, eine Entwickelung der Eier ohne B. (s. Parthenogenesis) stattfinden kann und für gewisse Tiere, wie z. B. die Blattläuse, die männlichen Bienen, eine Regel ist. Bedingungen der B. sind: die Gegenwart zweier verschiedener Zeugungsstoffe, Eier und Samen, und die materielle Berührung beider, sei es innerhalb der Organe, sei es außerhalb. Die Elemente des Samens (Samenfäden, ihrer tierähnlichen Beweglichkeit wegen ehemals als «Samentierchen» bezeichnet) dringen bis in das Ei selbst ein und verschmelzen mit der Substanz desselben; der Eintritt in das Ei geschieht entweder durch dessen schwammige Hülle, durch welche sich die Samenfäden einbohren, wie z. B. bei den Froscheiern, oder durch besondere Öffnungen der äußern Eihülle, die man Mikropylen genannt hat (Insekten, Fische).

Die Eier reifen bei allen Tieren unabhängig von der B., tritt aber dieselbe nicht zur rechten Zeit ein, so entwickelt sich das Ei nicht weiter, sondern geht zu Grunde. Bei denjenigen Tieren, bei welchen die B. im Innern des weiblichen Organismus vor sich geht, existieren besondere Begattungsorgane, häufig von sehr verwickeltem Bau; bei denen, wo die B. erst nach der Ausstoßung der Eier stattfindet, fehlen dieselben gewöhnlich ganz. Bei vielen im Wasser lebenden Tieren, wie z. B. Muscheln, ist die B. ganz dem Zufalle überlassen. Die männlichen Tiere stoßen ihren Samen in das Wasser aus, der durch die Strömungen zu den Eiern gelangt. Nicht minder große Verschiedenheiten herrschen hinsichtlich der Zeiten, wo die B. stattfinden kann. Manche Tiere, wie z. B. viele Insekten, die Männchen der Rädertiere, existieren in ihrem vollkommenen Zustande nur für die B., sie nehmen keine Nahrung zu sich und ihre Lebensdauer ist eine sehr kurze. Bei andern entwickeln sich die Befruchtungsstoffe nur zu bestimmten Zeiten, meist im Frühjahr; andere sind stets befähigt während eines gewissen Alters.

Bei Tieren, bei welchen äußerliche B. stattfindet, wie z. B. bei den Fischen, hat man neuerdings zu Züchtungszwecken die *künstliche B.* angewendet. Man verschafft sich zu diesem Zwecke zur Laichzeit trächtige Weibchen und volle Männchen, streicht den Weibchen durch Drücken von dem Kopfe nach hinten die Eier in eine mit wenigem Wasser versehene Schüssel oder Kübel aus und verfährt dann ebenso mit dem Männchen, um dessen Samen (Milch) zu erhalten. Ein Milchner genügt in der Regel, um die Eier von sechs Weibchen (Rogner) zu befruchten. Hierauf rührt man das Ganze um zu dem Zwecke, Rogen und Milch in gehörige Berührung zu bringen, und läßt die Mischung eine Stunde ruhig stehen, wo dann die B. vollständig ist. Vgl. K. Vogt, «Die künstliche Fischzucht» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1875).

Nach der Lehre der «Ovisten» sollte das Ei, nach der Lehre der «Spermatiker» der Samen oder der Samenfaden die materielle Grundlage des sich entwickelnden Embryo bilden. Neuern Entdeckungen zufolge gibt der männliche Zeugungsfaktor (Samenfaden) nicht etwa einfach durch seine Berührung mit dem Ei (Kontaktwirkung) den Anstoß zu dessen Entwickelung, sondern der Kopf des Samenfadens (Spermakern) und der vom Keimbläschen des Eies gelieferte «Eikern» vereinigen sich zur Bildung eines neuen Keimbläschens (Furchungskern), aus welcher von *beiden* Eltern herstammenden und beider Eigentümlichkeiten vererbenden Verbindung das Material für den Aufbau des Embryo sich entwickelt.

Im *Pflanzenreiche* beruht der Vorgang der B. ebenso wie im Tierreiche im allgemeinen darin, daß sich der Inhalt einer männlichen Zelle mit dem einer weiblichen Zelle, der sog. Eizelle, entweder direkt oder durch Diffusion vermischt. Das letztere findet statt bei sämtlichen Phanerogamen, wo die Fortpflanzungszellen bei der B. geschlossene Membranen besitzen; die direkte Vermengung dagegen ist nur dann möglich, wenn die männlichen und weiblichen Befruchtungszellen nicht mit Zellmembranen umgeben sind oder wenn diese Membranen vor dem Befruchtungsakte durch Zerreißen oder Auflösen entfernt werden. Diese Art der B. ist mit wenigen Ausnahmen wohl bei sämtlichen Kryptogamen vorhanden, bei denen überhaupt eine Sexualität genau bekannt ist.

Bei den *Phanerogamen* sind die Pollenkörner, die in den Staubfäden gebildet werden, als die männlichen, die Samenknospen, welche entweder wie bei den Angiospermen (s. d.) von einem Fruchtknoten umhüllt sind oder wie bei den Gymnospermen (s. d.) keine derartige Umhüllung besitzen, als die weiblichen Organe zu betrachten. Die Samenknospe der Angiospermen besteht aus einem gewöhnlich ovalen Gewebekörper, dem sog. Nucleus, der in den meisten Fällen von einer oder zwei Zellschichten, den Integumenten, umgeben ist, welch letztere stets an dem Scheitel der Samenknospe eine trichter- oder röhrenförmige Öffnung, die Mikropyle, besitzen. An der Stelle, wo sich diese Mikropyle befindet, wird im Nucleus der sog. Embryo- oder Keimsack gebildet, und zwar in der Weise, daß sich eine Zelle der Nucleusgewebe im Vergleich mit den übrigen ziemlich bedeutend vergrößert. In dem Embryosack entsteht sodann durch sog. freie Zellbildung (s. *Zelle*) die weibliche Fortpflanzungszelle, die Eizelle stets in der dem Scheitel des Nucleus anliegenden Partie. Außer der Eizelle bilden sich im Embryosack ebenfalls durch freie Zellbildung noch einige andere Zellen, zwei am Scheitel, neben oder über der Eizelle liegend, und zwei am Grunde desselben; die erstern führen, weil sie bei dem Befruchtungsakte mitwirken, den Namen Synergiden oder Gehülfinnen, die beiden letztern werden gewöhnlich nach ihrer Stellung als Antipoden bezeichnet, sie spielen bei der B. selbst keine Rolle.

Der eigentliche Vorgang der B. ist folgender: Nachdem der in den Antheren oder Staubbeuteln gebildete Pollen seine Reife erlangt hat, springen die erstern auf und die Pollenkörner können durch Vermittelung äußerer Einwirkungen, z. B. durch den Wind, durch Insekten, auch durch die Hand des Menschen (s. *Bestäubung*) auf die Narben der die Samenknospen einschließenden Fruchtknoten gelangen. Hier keimen sie unter dem Einfluß der von der Narbe abgesonderten zuckerhaltigen Feuchtigkeit, indem die innere Haut durch Öffnungen der äußern (s. *Pollen*) in Form von zarten plasmareichen Schläuchen heraustritt; die so gebildeten Pollenschläuche dringen in die Narbe ein und von da durch das Gewebe des Griffels hindurch bis in die Fruchtknotenhöhlung; hier angelangt, wachsen sie in die Mikropyle hinein und legen sich an den Scheitel des Embryosackes an. (Vgl. Tafel: *Befruchtung und Bestäubung* bei Artikel *Bestäubung*.) Durch dieses Anlegen wird die B. bewirkt, indem der Inhalt des Pollenschlauchs durch Diffusion sich mit demjenigen der Eizelle, und zwar durch Vermittelung der Synergiden, vermischt. Nach der B. wächst die Eizelle allmählich zum Embryo (s. d.) heran. Bei den Gymnospermen ist der Vorgang der B. insofern ein anderer, als die Pollenkörner direkt auf die Samenknospen zu liegen kommen und hier nur einen kurzen Schlauch bis in den Embryosack treiben. Außerdem ist noch die Ausbildung des Embryosacks und der hier in mehrern vorhandenen Eizellen, die in Verbindung mit ihren Synergiden Corpuscula oder, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den weiblichen Organen der höhern Kryptogamen, auch Archegonien genannt werden, eine wesentlich andere als bei den Angiospermen. (S. *Gymnospermen*.) Die B. selbst erfolgt aber ebenfalls durch Diffusion.

Bei den *Kryptogamen* ist der Befruchtungsvorgang je nach den Familien sehr verschieden. Die weiblichen Zellen führen hier ebenfalls den Namen

Eizellen, die männlichen dagegen heißen Spermatozoiden. Die Eizellen liegen bei den höhern Kryptogamen, den Farnkräutern, Schachtelhalmen u. s. w. und bei den Moosen im Innern von besondern Zellkörpern, die man als Archegonien bezeichnet. Die Spermatozoiden werden ebenfalls in bestimmten Zellen oder Zellkörpern gebildet, aus denen sie bei der Reife ausschlüpfen, um sodann vermittelst einer oder mehrerer Cilien äußerst lebhaft im Wasser herumzuschwärmen. Auch die Archegonien öffnen sich bei der Reife und gestatten so den Spermatozoiden direkt bis zur Eizelle zu gelangen und sich mit derselben zu vermischen. Die B. dieser Pflanzen kann nur bei Zugegensein von Wasser in tropfbar flüssiger Form vor sich gehen, da die Spermatozoiden nur unter dieser Bedingung zu den Eizellen gelangen können. Das Resultat der B. ist eine mehrfache Teilung der Eizelle und das Auswachsen derselben zu einem Embryo.

Bei den niedern Kryptogamen, den Algen und Pilzen, sind die Vorgänge bei der B. im wesentlichen dieselben wie bei den höhern Kryptogamen. Auch hier findet eine direkte Vermischung der in Antheridien gebildeten Spermatozoiden und der in sog. Oogonien oder auch Carpogonien vorhandenen Eizellen statt. Eine Ausnahme hiervon macht bloß die Familie der Florideen, indem hier die Spermatozoiden nicht mit der Eizelle in unmittelbare Berührung kommen, sondern die B. derselben durch Vermittelung einer oder mehrerer andern Zellen bewirken müssen. (Näheres hierüber s. unter Florideen.) Bei den übrigen Algen und bei den Pilzen, die überhaupt Sexualität haben, sind die Geschlechtsorgane je nach den Familien sehr verschiedenartig gebaut. Die Oogonien und Carpogonien umschließen die Eizellen, bei der Reife der letztern öffnen sie sich, um den Spermatozoiden das Eindringen in die Eizellen zu ermöglichen, oder das Antheridium legt sich an das weibliche Organ an, durchbohrt die Membran desselben und entläßt nun die Spermatozoiden direkt in das Innere. Das Resultat der B. ist hier stets die Bildung einer oder mehrerer Sporen, aus denen bei der Keimung wieder die Mutterpflanze hervorgeht.

Befruchtung (künstliche), s. unter Fischzucht.

Beg oder Bej, d. h. Herr, ist bei den Türken ein dem Namen angehängter Titel, der den Söhnen der Paschas und Civil- wie Militärbeamten von höherm Range, dann aber auch angesehenen Ausländern beigelegt wird; dem Range nach steht der Titel B. zwischen «Efendi» und «Pascha».

Beglerbeji oder Bejlerbeg, Herr der Herren, eine nur noch wenig gebräuchliche höhere Rangbezeichnung eines Provinzialstatthalters, dem mehrere Distriktschefs untergeordnet sind.

Bega, Fluß und Kanal in Südungarn. Die B. entspringt an der Ostgrenze des Krassóer Komitats, am nordwestl. Abhang des Berges Rusla-Pojana, fließt erst nördlich, dann bis Temesvár westlich, von hier südwestlich bis Klek, wo das alte Flußbett mit dem Kanal zusammentrifft, der 1777 begonnen wurde und sich von Facset über Temesvár bis Klek erstreckt. Von Facset bis Temesvár dient der Kanal hauptsächlich zur Holzschwemme und als Regulator für die Temes; von Temesvár abwärts ist er schiffbar und wird selbst mit kleinern Dampfern befahren. Außer dem eigentlichen Begakanal wurde 1833—37 das alte Bett der B. durch einen Kanal von Bodda bis Jankahid verkürzt. Die B. mündet nach einem Lauf von 250 km zwischen Perlas und Titel in die Theiß.

Bega (Cornelius), Maler und Kupferstecher, geb. zu Harlem 1620, gest. daselbst an der Pest 27. Aug. 1664. Sein Vater war der Holzbildhauer Peter Begyn, der den Sohn wegen schlechten Lebenswandels verstieß. B. lernte bei Adrian van Ostade und malte und radierte, gleich diesem, Genrebilder, welche Scenen des niedern Volkslebens zum Gegenstande haben. Das Kupferwerk, das er hinterließ, besteht aus 37 Blättern, welche Bauerngesellschaften, Trinker, Raucher, Schenkscenen u. dgl. darstellen.

Begas (Karl), ausgezeichneter Historien- und Porträtmaler, geb. 30. Sept. 1794 zu Heinsberg bei Aachen, besuchte das Lyceum zu Bonn, wo er auch den ersten Unterricht in der Ölmalerei bei dem Maler Philippart erhielt und im Alter von 15 J. durch eine Kopie des Rafaelschen Johannes Aufsehen machte. Zu seiner weitern Ausbildung als Maler ging er 1810 nach Paris, wo er einige Zeit das Atelier des Malers Gros frequentierte, dann selbständig weiter arbeitete. Eine Kopie der Madonna della Sedia erregte 1814 die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, der dieses Bild sowie später auch die erste selbständige Schöpfung des Künstlers, eine Himmelskönigin (jetzt in der Galerie Bellevue) kaufte. Ebenso erwarb der König 1816 ein größeres Bild, Hiob von seinen Freunden umgeben, und 1818 das Bild Christus am Ölberge, welches für die Garnisonkirche in Berlin bestimmt war. B. erhielt hierauf 1820 den Auftrag zur Ausführung eines Ölgemäldes für den Dom in Berlin, die Ausgießung des Heiligen Geistes, nach dessen Vollendung ihm sein königl. Gönner Mittel zu einem Aufenthalt in Italien gewährte. In Rom malte er die in Potsdam befindliche Taufe Christi und das (später von Amsler gestochene) Bildnis Thorwaldsens. B. nahm jetzt seinen bleibenden Aufenthalt zu Berlin und malte zunächst für die Werdersche Kirche eine Auferstehung Christi. Diesem folgte eine große Anzahl biblisch-histor. Bilder, wie die Bergpredigt, die Findung Mose, die Verklärung Christi, der Zinsgroschen, der junge Tobias u. s. w. Al fresco führte er in der Kirche zu Sacrow bei Potsdam Christus und die vier Evangelisten, umgeben von einem Chor von Engeln, aus. Drei reizende Genrestücke: die Lorelei, die Mohrenwäsche, Mädchen unter der Eiche, haben durch Vervielfältigung allgemeine Verbreitung gefunden. Auch als Porträtmaler nimmt B. einen hohen Rang ein. Vielleicht das bedeutendste Werk des Künstlers ist sein Kaiser Heinrich in Canossa, für Schloß Rheineck am Rhein gemalt. Eine feine und edle Charakteristik, Fülle des Kolorits und besonders Schmelz und Klarheit des Helldunkels sind die Eigenschaften, durch welche sich die Arbeiten B.' auszeichnen. Er starb als preuß. Hofmaler und Mitglied der berliner Akademie der Künste 24. Nov. 1854.

Seine vier Söhne haben sich ebenfalls mit Erfolg der Kunst gewidmet. Oskar B., geb. 30. Juli 1828, errang sich als Maler den großen akademischen Preis für Rom. Von seinen größern Bildern sind besonders zu nennen: eine Kreuzabnahme und vier Kompositionen aus der Geschichte von Amor und Psyche. Als Porträtist und Dekorateur ist er mit vielem Erfolge in Berlin thätig. — Reinhold B., Bildhauer, geb. 15. Juli 1831, war ein Schüler Wichmanns und Rauchs und trat zuerst mit der Gruppe Hagar und Ismael, in Marmor

ausgeführt, hervor. Im J. 1855 ging er nach Rom, wo das Studium Michel Angelos seinem Talent eine ausgesprochen naturalistische Richtung gab. In Rom schuf er eine Psyche, den Amor belauschend, und einen Pan, der die Psyche tröstet, womit er seinen ersten großen Erfolg errang. Nach Berlin zurückgekehrt, vollendete er zunächst eine Faunenfamilie, sowie Porträtbüsten von der trefflichsten Durchführung. Im Frühjahr 1860 folgte er einem Rufe als Professor an die Bildhauerschule nach Weimar, legte aber diese Stelle im Herbst 1862 nieder, lebte später einige Zeit in Rom, bis er 1866 nach Berlin zurückkehrte. Inzwischen hatte er in der Konkurrenz um die in Berlin zu errichtende Schiller-Statue den ersten Preis davongetragen. Sonst sind von seinen Werken hervorzuheben: Venus tröstet den von einer Biene gestochenen Amor, ein Pan, der einen Knaben im Flötenspiel unterrichtet, Merkur, die Psyche entführend (1878, in der Nationalgalerie zu Berlin), eine im Bade überraschte Frauengestalt, Raub einer Sabinerin (Bronzegruppe), ein Centaur, der eine Nymphe auf seinen Rücken hebt. Für den Innenhof des berliner Zeughauses arbeitet B. zwei Statuen ruhender Krieger und eine Kolossalstatue der Borussia. Unter den zahlreichen Porträtbüsten zeichnet sich die Adolf Menzels (Nationalgalerie) aus. Seit 1876 steht B. an der Spitze des an der berliner Akademie errichteten Meisterateliers für Bildhauer. — Adalbert B., geb. 5. März 1836 in Berlin, studierte an der dortigen Akademie und begab sich 1860 nach Paris, wo er ebenso wie später in Weimar und schließlich wieder in Berlin durch gelungene Kopien berühmter Meisterwerke sich einen Namen machte. Im J. 1863 ging er nach Rom und setzte hier seine Studien nach Tizian, Pordenone und andern Meistern fort. Eine seiner gediegensten Leistungen war die Kopie der heil. Cäcilie Rafaels in Bologna. Im J. 1867 trat er mit einem Originalwerk, Amor und Psyche, hervor, ein im Kolorit wie durch Anmut ausgezeichnetes Gemälde. Später entstand eine Auferstehung Christi, für Nymbach in Schlesien gemalt. B.' Porträts, namentlich seine Frauenköpfe, tragen den Stempel einer idealen Auffassungsweise. — Karl B., geb. 1846 zu Berlin, lernte im Atelier seines Bruders Reinhold und vervollkommnete sich als Bildhauer durch einen längern Aufenthalt in Italien. Hier entstand die Figur des Silen mit dem Bacchusknaben auf dem Schoße, und die Kindergruppe: Die Geschwister (jetzt in der berliner Nationalgalerie). Karl B.' Richtung ist eine idyllisch-milde.

Begasse, s. Bagasse.

Begattung, s. Befruchtung und Zeugung.

Begehrungsvermögen ist ein Ausdruck der ältern Psychologie, um die Phänomene zusammenzufassen, welche sich auf ein Streben aus der Gegenwart in die Zukunft beziehen, die Begehrungen und Verabscheuungen, Neigungen und Abneigungen, dann auch die Überlegungen, Entschließungen und Willensakte. Es wurde dabei gesondert einerseits vom Erkenntnisvermögen, andererseits vom Gefühlsvermögen. Man unterschied außerdem ein unteres oder niederes und ein oberes oder höheres B., indem man zu jenem die Äußerungen der sinnlichen Triebe, des instinktmäßigen Wollens, ebenso die Neigungen und Leidenschaften, zu diesem das verständige, überlegte, vernünftige, sittliche Wollen rechnete. In der letztern Beziehung setzte Kant die praktische, sittlich gesetzgebende Vernunft dem obern B. gleich. Die ganze Ansicht vom geistigen Leben jedoch, in welcher die Annahme eines besondern B. wurzelt, hat sich vor den Untersuchungen der neuern Zeit als unzureichend zur Erklärung der Phänomene des geistigen Lebens gezeigt, und die Psychologie hat es als ihre Aufgabe erkannt, nachzuweisen, wie die verschiedenen Arten des Begehrens (Wunsch, Begierde, Trieb, Neigung, Leidenschaft, Wille) in ihrer individuellen Bestimmtheit und Veränderlichkeit aus den Grundgesetzen des geistigen Lebens überhaupt abgeleitet werden können, indem in Beziehung auf die individuellen Zustände des Begehrens die Berufung auf ein solches Vermögen gar nichts erklärt. Die Annahme desselben leitet aber auch dadurch irre, daß hierdurch die Phänomene des Begehrens (Zuneigung und Abscheu) von den Phänomenen des Gefühls (Lust und Unlust) auf künstliche und unnatürliche Weise getrennt werden. Denn Zuneigung und Abscheu entspringen in vielen Fällen ganz allein aus dem Wirken eines entweder lustvoll oder schmerzhaft angeregten Selbstgefühls, und andererseits kommen wir zur Erkenntnis einer Reihe von Bestrebungen und Verabscheuungen nur durch die Gefühle, welche deren Erfüllung oder Nichterfüllung hervorgerufen hat. Die einzelnen Phasen der Vorgänge, welche man unter dem Namen des B. zusammenfaßte, hat in neuerer Zeit Sigwart (Tübinger Programm 1879, vgl. «Kleine Schriften», 2. Reihe, Freiburg 1881) genau zu sondern begonnen.

Begeisterung ist die erregte, über den normalen Zustand hinausgehende Stimmung der Seele, welche teils durch physische, teils durch intellektuelle und ethische Ursachen erzeugt werden kann. Diese Stimmung tritt dann ein, wenn etwas Neues und bisher noch nicht Gewohntes, dabei aber innerlich Wertvolles mit unverhofftem Glück hervorgebracht und bewirkt wird, sei es in Gedanken, Gefühlen, Bestrebungen oder Handlungen. Daher ist alles dasjenige im Stande, uns in B. zu versetzen, was neue, bisher schlummernde Kräfte in uns in Thätigkeit und unser inneres Leben für neue Ideale in Bewegung setzt, z. B. Kräfte zur Verteidigung des Vaterlandes, zur Gründung eines eigenen Herdes, zur Erforschung der Wahrheit, zur Erwerbung von Ruhm und Ehre, zur Gewöhnung in edlerer Art zu fühlen und zu denken. Unrein wird die B. dann, wenn sich mit ihr niedere Affekten und Antriebe vermischen, wenn z. B. die begeisterte Vaterlandsliebe herabsinkt zu brutalem Stolz und Fremdenhaß, wenn die B. für ästhetische Genüsse herabsinkt in schlaffe Verweichlichung, oder wenn die religiöse B. dadurch, daß sie in Herrschsucht und Haß gegen den Andersdenkenden ausartet, zum Fanatismus wird.

Beghardén oder Beghinen (**Beguinae**, Beguttae), Vereine von Frauen und Jungfrauen zu gemeinsamem andächtigen Leben, die sich gegen Ende des 12. Jahrh. in den Niederlanden bildeten. Der Grund dazu lag teils in der Vorliebe jener Zeit für ein klösterlich beschauliches Leben, teils in der Verarmung vieler Familien infolge der Kreuzzüge. Sie wurden früh Beghinen oder Beguttén genannt; doch stammt der Name weder von der heil. Begga, Tochter Pipins von Landen, welche 696 als Stammhaus der B. das Kloster der Chorfrauen zu Andenne angelegt haben soll, noch von dem Priester Lambertus de Bègues oder le Beghe, der 1180 in Lüttich einen derartigen Verein gestiftet haben soll, noch von dem altsächs. Worte «beggen», welches

n der Bedeutung «beten» nicht vorkommt. Ohne Klostergelübde abzulegen oder der Regel eines Or- dens zu folgen, vereinigten sich die B. unter einer rei gewählten Vorsteherin zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit; doch stand ihnen jederzeit der Rücktritt ins Privatleben oder die Verheiratung rei. Sie wohnten zusammen in Beghinenhöfen, die ursprünglich außerhalb, erst später in den Städ- en angelegt waren, bestehend aus einzelnen Beghi- nenhäusern mit Kirche, Krankenhaus und Herberge. Bar bald gewannen sie durch Schenkungen und Ver- mächtnisse Vermögen, sodaß manche Häuser einträg- liche Pfründen gewährten, während in den ärmern die B. durch Handarbeit ihren Unterhalt verdienten. Ihre Blütezeit hatten die B. im 13. Jahrh. und anden damals weite Verbreitung in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. An die B. schlos- en sich im 13. und 14. Jahrh. sowohl die verfolgten Spiritualen der Franziskaner (Fraticellen) als auch die Brüder und Schwestern des Freien Geistes n, wodurch das Einschreiten der Inquisition her- beigeführt wurde. Auch sittliche Ausschweifungen kamen zum Teil unter ihnen vor, weshalb die Sy- node zu Fritzlar 1244 die Erlaubnis des Eintritts erst auf das 40. Lebensjahr feststellte und 1287 handeltreibenden B. ihre Vorrechte entzogen wur- den. Am längsten erhielten sich die B. in Deutsch- land, wo sie zur Zeit der von ihnen besonders freu- dig begrüßten Reformation, weil sie sich der Seel- sorge ihres Geschlechts annahmen, Seelenweiber hießen, und in den Niederlanden, wo sie noch gegen Ende des 18. Jahrh. vorkamen. In Frank- reich tauchten in der neuesten Zeit mystische Sek- ten unter dem Namen von Beguinenvereinen auf, welche wegen Geheimhaltung ihrer Versamm- lungen, in Verbindung mit dem Verdachte von Ausschweifungen, einer zuchtpolizeilichen Verur- teilung unterlagen.

Auch Männergesellschaften dieses Namens (lat. Beguini) traten zuerst um 1215 in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich, besonders in dessen Süden, auf und verbreiteten sich auch nach Italien als Bizzochi, Bizoccia, Bocasoti. Obwohl Gleiches bezweckend wie jene Frauengesellschaften, errangen sie dennoch die Achtung und Würde der letztern nicht. Schon gegen Ende des 13. Jahrh. werden sie als bons garçons, boni pueri oder valetes, Müßig- gänger, gebrandmarkt und dadurch namentlich ver- dächtigt, daß Ketzer aller Art, wie Albigenser, Wal- denser, Fratricelli, Brüder vom Freien Geiste u. s. w., auf sie als eine geduldete Form halbgeistlicher Laien- schaft sich zurückzogen. Schon Clemens V. verfügte auf dem Konzil zu Vienne (1311) ihre Auflösung; Ludwig der Bayer und selbst die Päpste Jo- hann XXII., Gregor XI. und Bonifacius IX. be- schützten sie; doch wurden sie aufs neue seit Karl IV. von Lothringen und Papst Urban V., insbesondere seit 1367 und 1369 hart bedrückt. Sie schlossen sich darum meist an die Tertiarier der Dominikaner und Franziskaner an. Die B. erhielten sich besonders in den Niederlanden reiner und wurden dort in Mecheln und Diest durch Innocenz IV. 1245, in Brüssel durch den Kardinal Hugo 1254, in Lüttich durch Urban IV. 1261 geschützt. Dennoch verschwin- det ihre alte, freie Laienform mit dem 14. Jahrh. Vgl. Mosheim, «De Beghardis et Beguinabus» (Lpz. 1790); Hallmann, «Geschichte des Ursprungs der belg. Beghinen» (Berl. 1843).

Beghinen, s. Begharden.

Begierde nennt man ein lebhaftes, starkes Ver- langen nach einem Gegenstande. Sie gehört zu den mit Gefühls- und Phantasiethätigkeit im Zusam- menhange stehenden Seelenerscheinungen, welche Triebe oder Strebungen heißen. Denn es wirken in ihr zusammen ein Gefühl des Mißbehagens an der vorhandenen Gegenwart mit einem Gefühle der Lust, welches ausgeht vom Phantasiebilde des be- gehrten Gegenstandes und in dem Maße steigt, als die Hoffnung seiner Erlangung wächst. Je nachdem der Gegenstand von sinnlicher oder übersinnlicher Natur ist, heißt die B. eine sinnliche (wie Eßbegierde, Geschlechtstrieb) oder eine geistige (wie Ruhmbe- gierde, Wißbegierde). Von dem bloßen Wünschen oder Sichsehnen unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie die Erreichbarkeit des Begehrten voraussetzt und aus der bloßen Erwartung zu einem Willens- impulse überzugehen bereit ist. Sie thut dies in der That, wenn der Begehrende durch eigene Kräfte zum Ziele zu kommen gedenkt und dazu Anstalten macht, dafür zu wirken.

Begießen der Pflanzen bezweckt den durch Verdunstung des im Zellengewebe der Pflanzen ent- haltenen Wassers entstandenen Verlust zu ersetzen, die im Boden eingeschlossenen Pflanzennährstoffe aufzulösen und in eine für die Wurzeln annehmbare Form überzuführen. Im freien Lande ist das Gie- ßen nur dann notwendig, wenn man genötigt ist, in ausgetrockneten Boden zu pflanzen, oder über- haupt bei anhaltender Trockenheit. Saatbeete sollte man niemals gießen, sondern vielmehr das Land vor der Saat gehörig durchfeuchten und wieder abtrocknen lassen, nach der Saat aber durch einige Bedeckung gegen das Austrocknen zu schützen suchen. Das geeignetste Wasser zum Gießen ist Fluß-, Teich- oder Regenwasser. Wasser mit zu hohem Kalkgehalt ist durchaus zu verwerfen. Hat man anderes nicht zur Verfügung, so halte man ausreichende Vorräte davon in großen offenen, der Luft ausgesetzten Fäs- sern und setze ihm von Zeit zu Zeit etwas kohlen- saures Kali (Pottasche) zu. Frisch geschöpftes Brun- nenwasser ist zum Gießen nicht tauglich, bevor man es nicht auf die mittlere Temperatur des Raums gebracht hat, in dem die Pflanzen aufgestellt sind. Zur Zeit der kräftigsten Vegetation in Wohnstuben oder Warmhäusern kann das Gießwasser sogar eine um 6 bis 8° R. höhere Temperatur besitzen und för- dert dann das Wachstum bedeutend.

Alle Pflanzen, welche der Sonne ausgesetzt sind, dürfen erst dann begossen werden, wenn diese sie verlassen und der Boden sich wieder abgekühlt hat. Das bei trockener, warmer Witterung sehr zu em- pfehlende Bespritzen der oberirdischen Teile darf nur abends vorgenommen werden. Wichtig ist es, daß man, wenn Darreichung von Wasser angezeigt ist, so stark gießt, daß es den ganzen Vorrat an Erde im Topfe durchzieht. Der Abfluß des überschüs- sigen Wassers durch das Abflußloch in den Unter- setzer ist möglichst zu fördern, da die Wurzelfäulnis meistens durch gehemmten Abfluß überschüssigen Wassers veranlaßt wird. Andere, als Sumpf- pflanzen, mittels des Untersetzers zu tränken, ist durchaus verwerflich. Während der Vegetations- ruhe der Stubenpflanzen bedürfen dieselben nur sehr geringer Wassergaben. Bisweilen gerät indes außer der Ruhezeit das Wachstum ins Stocken und diese Erscheinung deutet auf Erkrankung der Wurzeln. Sobald man sie bemerkt, nimmt man die Pflanze aus dem Topfe, zerdrückt vorsichtig den

Erdballen, schneidet mit einem möglichst scharfen Messer alle erkrankten, faulen oder mißfarbigen Wurzeln hinweg, setzt die Pflanze in frische Erde und hält sie im Wasser so lange kurz, bis sie wieder in kräftiges Wachstum kommt. Beim Begießen darf man den Wasserstrahl nicht zu hoch auf die Erde fallen lassen, auch nicht auf eine und dieselbe Stelle, sondern ringsumher und dem Stengel nicht zu nahe. In der Regel gibt man Wasser im Frühjahr abends, im Herbst und Winter morgens.

Beglaubigung bedeutet teils die urkundliche Ermächtigung einer Person, eine andere, sei es Privatperson, sei es öffentliche Person (Staat, Kirche, Gemeinde, Korporation), bei gewissen Rechtsgeschäften oder in gewissen Rechtsverhältnissen zu vertreten. In diesem Sinne ist der Ausdruck B. gleichbedeutend mit Vollmacht, und wird besonders häufig gebraucht zur Bezeichnung der Vertretungsbefugnis, welche eine Staatsregierung durch sog. Beglaubigungsschreiben oder Kreditive ihren Vertretern (den Gesandten) bei auswärtigen Mächten erteilt. — In einem andern Sinne versteht man unter B. die von einer öffentlichen Behörde, meist unter Beidrückung des Amtssiegels, ausgestellte Bescheinigung, daß eine von einer Privatperson unterzeichnete Urkunde wirklich von ihr unterzeichnet sei. Gewöhnlich wird solche Bescheinigung (auch Legalisation genannt) unmittelbar unter die betreffende Urkunde gesetzt, für welche nunmehr ein weiterer Nachweis ihrer Echtheit nicht mehr erbracht zu werden braucht. Welche öffentlichen Behörden zur Ausstellung von B. befugt sind, und in welcher Form dieselben zu geschehen haben, um der Urkunde den Charakter einer beglaubigten (vidimierten, fidemierten, legalisierten) und zur Zwangsvollstreckung geeigneten zu geben, wird durch die Landesverfassung und die Landesgesetze näher bestimmt.

Begleiten (musikalisch), s. unter Begleitung.

Begleitschein ist ein deutsches Zollabfertigungspapier, dessen Zweck ist, entweder a) den richtigen Eingang der aus dem Auslande über die Grenze eingegangenen Waren am inländischen Bestimmungsorte oder die Wiederausfuhr solcher Waren zu sichern, oder b) die Erhebung des durch spezielle Revision (s. d.) ermittelten Zollbetrags einem andern Amte zu überweisen. Zu dem ersten Zwecke dienen B. I, zu dem zweiten B. II. Auf Antrag der Beteiligten können auch solche Waren mit B. I abgefertigt werden, welche nach der Deklaration zollfrei sind. B. II werden nur dann ausgestellt, wenn der Eingangszoll von den Waren, für welche der B. begehrt wird, 15 Mark oder mehr beträgt. Die Ämter, welche zur Ausfertigung und Erledigung von B. I und II ermächtigt sind, und die denselben in dieser Hinsicht zustehenden Befugnisse werden öffentlich bekannt gemacht. Der B. I enthält folgende Angaben: Name, Geschäft oder Firma und Wohnort desjenigen, auf dessen Antrag der B. I ausgefertigt worden ist, und der Warenempfänger; Zahl der Colli, deren Verpackungsart, Zeichen und Nummern, sowie die Menge und Gattung der Waren nach Maßgabe der Deklaration oder des Revisionsbefundes; Art des angelegten amtlichen Verschlusses oder der etwa sonst angewendeten Maßregeln zur Sicherstellung der Identität der Waren; Namen des Ausfertigungs- und Empfangsamts, Tag der Ausstellung des B., Nummer, unter welcher derselbe im Begleitschein-Ausfertigungsregister eingetragen ist; Frist zur Vorlage des B. bei dem Empfangsamte sowie Herkunft der Waren und, im Falle vorheriger Lagerung derselben in Niederlagen, deren Zeitdauer. Waren, welche mit B. I abgefertigt werden sollen, werden, sofern vollständige spezielle Deklarationen (s. d.) darüber vorliegen, der Regel nach nur allgemein, d. h. nach Zahl, Zeichen, Verpackungsart und Gewicht der Colli ohne deren Eröffnung revidiert. Entgegengesetztenfalls tritt spezielle Revision ein, d. h. es findet außerdem die Eröffnung der Colli statt, um die Gattung und Menge der in denselben enthaltenen Waren zu ermitteln. Der Ausfertigung eines B. II hat stets eine spezielle Warenrevision und Berechnung des zu überweisenden Zollbetrags vorauszugehen. Der B. II enthält die Angabe der Menge und Gattung der Waren nach den Ergebnissen der Revision, des Namens und Wohnorts des Warenempfängers, des Betrags sowie des Orts und der Zeit der Entrichtung des gestundeten Eingangszolls, des Termins, bis zu welchem die erfolgte Zollentrichtung bei dem Ausfertigungsamte geführt werden muß, endlich ob und welche Sicherheit für den Eingangszoll geleistet worden ist. Derjenige, auf dessen Antrag ein B. ausgefertigt wird, heißt Begleitschein-Extrahent. Derselbe hat insbesondere für den Eingangszoll, und zwar bei Waren, deren Art durch spezielle Revision nicht festgestellt worden ist oder die nach der Deklaration zollfrei sind, nach dem höchsten Erhebungssatze des Zolltarifs (s. d.) zu haften und dafür der Regel nach Sicherheit zu leisten. Über das bei Ausfertigung und Erledigung der B. zu beobachtende Verfahren besteht ein besonderes Begleitschein-Regulativ. Vgl. Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869, §§. 41—44, 51, 58.

Begleitung (accompagnamento, accompagnement) bedeutet in der Musik die Unterstützung der Hauptstimmen durch Nebenstimmen; insbesondere bedeutet B. das Spiel der Instrumente, soweit es den Zweck hat, den Gesang harmonisch zu verschönern. Von den einfachsten Accordgriffen, welche die Stimme des Sängers stützen und tragen, bis zu den kunstvoll ausgebildetsten Figuren, welche ein reizvolles Zwiegespräch mit dem Gesange führen und den angeschlagenen Ton im Ausdruck vertiefen und erweitern, umfaßt die B. die volle Hälfte der gesamten Instrumentalmusik. In der modernen Tonkunst ist es gebräuchlich, alles, was die Instrumente zu spielen haben, in Noten aufzuschreiben, sodaß der Begleiter darauf beschränkt ist, diese ausdrucksvoll wiederzugeben. Früher, bei der Musik unserer größten klassischen Meister, war seine Aufgabe eine höhere. Nicht nur gestatteten ihm die spärlich mit Vortragsbezeichnungen versehenen Begleitstimmen ihrer Partituren eine größere Freiheit der Reproduktion, sondern ein bedeutender Teil jener Musik ist überhaupt nicht aufgezeichnet. Es ist dieses die eigentliche accordliche Harmonie, welche seit uralten Zeiten der freien Erfindung des Begleiters überlassen wurde und welche als Begleitspiel für Klavier und Orgel auf Grund eines mehr oder weniger bezifferten Basses in der musikalischen Praxis des 17. und 18. Jahrh. von der größten Bedeutung war. Am vollkommensten findet sich diese Weise der Kunst, durch welche die B. eine kontrastierende Mannigfaltigkeit erhält, die namentlich in Gesangwerken von großem Vorteil ist, bei Händel ausgebildet. Der sog. Generalbaß (s. d.) bedeutet ursprünglich auch nur die Lehre von der Harmonie, soweit sie sich auf eine solche freie B. bezieht. Die

besten Generalbaßlehren im Sinne dieser Begleitkunst sind von Gasparini, Mattheson, Heinichen und Ph. E. Bach. **Begleiten (accompagnieren)** heißt hiernach, zu einer vorliegenden Gesangmelodie und ihrem Basse die Mittelglieder der Harmonie improvisierend erfinden, und zwar so, daß der Gesang oder das betreffende Soloinstrument (Violine, Flöte, Oboe u. s. w.) jene tonliche Stütze und auch zugleich jene kunstvolle Umkleidung erhält, welche der Zweck aller musikalischen B. ist.

Begleitzettel heißen im zoll- und kontrollepflichtigen Warenverkehr diejenigen amtlichen Ausfertigungen, mittels deren die aus dem Auslande eingegangenen und bei dem Grenzzollamte mit Ladungsverzeichnis (s. d.) angemeldeten Eisenbahnwagen dem gewählten Abfertigungsamte im Innern des deutschen Zollgebiets überwiesen werden. Die B. werden dem Zugführer oder sonstigen Bevollmächtigten der Eisenbahnverwaltung zur Abgabe an die Abfertigungsstelle eingehändigt und enthalten außer der speziellen Bezeichnung der einzelnen Wagen und der Art des angelegten Verschlusses (s. **Warenverschluß**) die Angabe der Frist, innerhalb deren die Gestellung (s. d.) bei dem Abfertigungsamte zu erfolgen hat (Gestellungsfrist). Auch werden ihnen die Unikate der Ladungsverzeichnisse mit den dazu gehörigen Frachtbriefen, sowie die Schlüssel zu den zum Verschlusse der Wagen verwendeten Schlössern, in Taschen oder Couverts amtlich verschlossen, beigefügt. Vgl. «Regulativ über die zollamtliche Behandlung des Güter- und Effektentransports auf den Eisenbahnen», §§. 21, 22.

Beglerbeg oder **Bejlerbeji**, s. Beg.

Begnadigung im engern und eigentlichen Sinne ist die von der Staatsgewalt, also in den Monarchien regelmäßig vom Souverän ausgehende gänzliche oder teilweise Erlassung der strafrechtlichen Folgen eines rechtskräftigen strafrichterlichen Urteils in einzelnen bestimmten Fällen. Findet die B. erst nach teilweisem Vollzug des Strafurteils statt, so heißt sie Restitution (s. d.), sollen durch sie nur die bürgerlichen Ehrenfolgen des Urteils beseitigt werden, Rehabilitation. Von der Abolition (s. d.) unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie voraussetzt, das Gericht habe seinen vollen Lauf gehabt, von der Amnestie (s. d.) aber, sofern diese nicht zugleich eine Abolition enthält, dadurch, daß sie nur in einzelnen Verbrechensfällen, jedoch bei jeder Art von Verbrechen stattfindet. Ausgeschlossen ist sie nur in den konstitutionellen Staaten bei Verurteilungen von Staatsministern wegen Verfassungsverletzung. Das Recht der B. ist, wie die übrigen genannten Rechte, ein Ausnahmsrecht der obersten Staatsverwaltung, durch welche diese in den Stand gesetzt werden soll, die Anwendung des Strafgesetzes, vorzüglich wenn sie durch die Eigentümlichkeit des Falls zu einer schweren materiellen Ungerechtigkeit führen müßte, zu hindern. Ebendeshalb ist aber auch das Begnadigungsrecht ein wesentliches Hoheitsrecht jedes Staats, also seine Ausübung eine Pflicht gegen den Staat; daher kann auch niemand auf offiziell zu stellende Begnadigungsanträge oder auf eine wirklich verfügte B. verzichten. Aus demselben Grunde kann ferner eine B. sich nie auf die civilrechtlichen Folgen einer Strafe erstrecken. Das Deutsche Reich hat an dem Begnadigungsrecht in Deutschland nichts geändert. Dieses steht vielmehr nach wie vor ausschließlich den Staatsgewalten, beziehungsweise Souveränen der deutschen Bundesstaaten zu, und die nach §. 23 fg. des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuchs gestattete «vorläufige Entlassung der zu einer längern Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe Verurteilten» fällt unter einen andern Gesichtspunkt. In Sachen, welche in erster Instanz vor das Reichsgericht gehören, steht dem Kaiser das Begnadigungsrecht zu (§. 484 der Reichs-Strafprozeßordnung). Todesurteile dürfen erst dann vollstreckt werden, wenn die Entschließung des Staatsoberhauptes, beziehentlich des Kaisers ergangen ist, von dem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen (§. 485). Für Österreich gelten die §§. 341, 408, 410, 411 der Strafprozeßordnung von 1873. In Preußen regelte eine Allgemeine Verfügung des Justizministers vom 14. Aug. 1879 das Begnadigungswesen. Vgl. Plochmann, «Das Begnadigungsrecht» (Erlangen 1845); Lueder, «Das Souveränetätsrecht der B.» (Lpz. 1860); Legoux, «Du droit de grâce en France» (Par. 1865); Dalcke u. Genzmer, «Handbuch der Strafvollstreckung und Gefängnisverwaltung» (Berl. 1881). [Elf.

Begna-Elf oder **Bejna-Elf**, s. Bägna.

Begonia, artenreiche, von Linné zu Ehren des Marine-Intendanten Begon benannte Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Begoniaceen. Die Begonien sind der Mehrzahl nach perennierende, nur zum kleinsten Teil einjährige Kräuter der Tropengegenden, namentlich des tropischen Amerika, welche sich durch knotige, saftvolle Stengel und schön oder seltsam geformte und oft sehr eigentümlich gefärbte Blätter mit ungleicher Basis auszeichnen. Der letztere Umstand hat ihnen den Namen **Schiefblatt** zugezogen, den diese gegenwärtig als Blattzierpflanzen sehr beliebten Gewächse in der deutschen Volkssprache zu führen pflegen. Die Begonien bringen eingeschlechtliche Blüten hervor, welche gewöhnlich in blattwinkelständige Trugdolden gruppiert erscheinen. Die männlichen besitzen ein vierblätteriges, gefärbtes Perigon, dessen zwei äußere Blätter die beiden andern an Größe bedeutend übertreffen, und viele Staubgefäße; die weiblichen bestehen aus einem unterständigen, dreifächerigen, mit drei Flügeln versehenen Fruchtknoten, einem vier- bis neunteiligen Perigon und sechs kurzen, walzigen, zweispaltigen Griffeln mit verdickten Narben. Aus dem Fruchtknoten entsteht eine dreifächerige, dreifach geflügelte, vielsamige Kapsel mit kleinen Samen. Die Begonien besitzen eine außerordentlich große Vermehrungsfähigkeit und wachsen bei passender Behandlung sehr rasch. Ihre Zucht ist leicht. Sie gedeihen in lockerer, mit Sand vermengter Lauberde bei etwas schattigem Standort, welcher gegen Frost im Winter gesichert ist, und bei reichlicher Bewässerung während des Sommers vorzüglich, am besten freilich, wenn sie während der kalten Jahreszeit im Warmhause stehen können. Sie lassen sich durch Ableger und Knospen leicht vermehren. Letztere wachsen sogar aus abgeschnittenen und in die Erde gelegten Blättern in großer Menge hervor. Man kultiviert jetzt in den Gewächshäusern und botan. Gärten eine sehr große Anzahl von Begonien. Mehrere sind zu Modezimmerpflanzen geworden, z. B. die B. Rex, deren große, schiefherzförmige Blätter auf der untern Seite samt dem Stiele purpurrot überlaufen, auf der obern schön dunkelgrün und mit einem dem Rande parallelen breiten Silberbande sowie mit silbernen Flecken geziert sind; ferner die niedliche B. eximia, mit oberseits silberweißen

grüngestreiften, unterseits ebenfalls purpurroten Blättern u. a. m.

Begoniaceen (Begoniaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Sie umfaßt etwa 350 Arten, die vorzugsweise im tropischen Amerika und Afrika einheimisch sind. Die Familie besteht bloß aus zwei Gattungen, Begonia und Hillebrandia, die letztere ist jedoch nur durch eine einzige, auf den Sandwichinseln einheimische Art vertreten.

Begräbnis, s. Bestattung der Toten.

Begräbnismünzen oder Sterbemünzen sind Denkmünzen auf den Tod fürstlicher, überhaupt hervorragender Persönlichkeiten. Sie sind gewöhnlich in verschiedener Größe mit ähnlichen Stempeln wie die Courantmünzen ausgeprägt worden, daher man sie auch Begräbnis-Groschen, -Gulden oder -Thaler nennt. Sie führen auf der Vorderseite das Brustbild oder Wappen des Verstorbenen nebst Namen und Titel in der Umschrift, auf der Rückseite die Angabe des Geburtsjahres, -Tages und -Ortes, der Zeit, wann der Verstorbene zur Regierung oder zu Amt und Würden gelangt ist, des Todesjahres, -Tages und -Ortes sowie des erlangten Alters und der Regierungsjahre.

Begriff heißt im allgemeinen Sinne jeder Gedanke oder jedes Gedachte, insofern wir es mit Rücksicht auf das, was in ihm gedacht wird, d. h. in Rücksicht auf seinen Inhalt betrachten. In diesem Sinne sind B. Aufgaben des Denkens, und die Bedingungen, unter welchen ihre Lösung als erreicht angesehen werden kann, auseinanderzusetzen, ist Sache der Logik. Diese unterscheidet an einem B. seinen Inhalt (complexus notarum) und seinen Umfang (ambitus). Jener besteht in seinen Merkmalen, d. h. in den einfachen B., durch welche der B., falls er nicht einfach, sondern zusammengesetzt ist, gedacht wird; dieser bezeichnet die Menge von B., in welchen ein gewisser B. als Merkmal vorkommt. Das findet natürlich nur bei solchen B. statt, welche in einer Reihe besonderer Vorstellungen enthalten sind, d. h. bei den B. im engern Sinne oder diskursiven B., den Gattungsbegriffen. Je größer der Inhalt eines B. ist, desto kleiner ist sein Umfang, und umgekehrt. Das logische Verfahren in der Bildung neuer B. aus schon bekannten und gegebenen ist entweder Abstraktion oder Determination (s. d.). Durch jene entstehen allgemeine, abstrakte, durch diese besondere, konkrete B.; liegen beide in einer und derselben Reihenfolge, so entsteht daraus das Verhältnis der Über- und Unterordnung (subordinatio). Die übergeordneten B. nennt man auch die höhern, die untergeordneten die niedern, und unterscheidet sie durch die Worte Gattung, Art und Unterart. Durch Hinzufügung neuer determinierender Merkmale werden die B. synthetisch gebildet; die Zergliederung schon gegebener B. heißt analytisch. Durch diese Zergliederung, d. h. durch das bestimmte Vorstellen aller in einem B. vereinigten Merkmale, wird der B. deutlich. Die Deutlichkeit ist Klarheit der Merkmale, indem die Klarheit eines B. darauf beruht, daß man ihn von andern verwandten unterscheiden kann. Das Gegenteil der Klarheit ist Dunkelheit, das der Deutlichkeit Verworrenheit. Die Unterscheidung zwischen empirischen B., Verstandesbegriffen und Vernunftbegriffen beruht nach der Kantschen Philosophie auf dem Umstande, daß wir die eine Klasse von B. nur mit Hilfe der Erfahrung gewinnen, während die beiden andern Klassen das ursprüngliche Eigentum des Verstandes und der Vernunft, wie z. B. die B. der Ursachen, der Freiheit und der Unendlichkeit sein sollen. In der Hegelschen Philosophie hat das Wort B. die Bedeutung des Wesens oder der wirksamen Kraft in allen Dingen. Es beruht dieses auf der im Hegelschen System erneuerten Platonisch-Aristotelischen Denkweise, zufolge welcher die Grundgesetze des Seins und Denkens dergestalt zusammenfallen, daß das Ursein oder Absolute in einer reinen und allgemeinen oder alldurchdringenden denkenden Thätigkeit besteht, aus welcher sich durch ursprüngliche lebendige oder schöpferische Akte alles, was ist, hervorentwickelt. B. in diesem Sinne sind nicht aus der Erfahrung abstrahiert, sondern liegen der Erfahrung zu Grunde als Ideen oder logische Grundnormen, welche zu allem übrigen die Bedingung und gleichsam das tragende Untergebälk enthalten. Sondert man hingegen den reinen Begriffsinhalt des Verstandes von dem ab, was in unsern gewöhnlichen B. aus der bloßen Erfahrung stammt, so bildet der letztere Rest für sich allein die sinnlichen Anschauungsbegriffe oder Associationsbegriffe der Psychologie, welche nicht mit den vollständigen Erfahrungsbegriffen verwechselt werden dürfen, weil sie erst den sinnlichen Rohstoff enthalten, aus welchem das Denken durch gesetzmäßige Durchdringung mit den reinen Verstandesbegriffen oder Kategorien die zur wissenschaftlichen Erkenntnis tauglichen Erfahrungsbegriffe gewinnt.

Begrüßungen nennt man die landesüblichen Zeichen und Redensarten, durch die man andern beim Zusammentreffen oder Abschiednehmen seine Achtung, Ergebenheit, Wohlwollen und Freundschaft zu erkennen gibt. Die alten Hebräer hatten schon ihr Schalôm lechâ! (Friede sei mit dir!), die Griechen für alle Fälle den einfachen Gruß Χαῖρε! (Freue dich!). Die Römer sagten beim Begegnen Ave! (Sei gegrüßt!), und beim Gehen Vale! (Lebe wohl!). Gleichen Gruß und Abschied bezeichnete Salve! (Befinde dich wohl!). Unter den nach europ. Weise civilisierten Völkern hat sich eine gewisse Gleichförmigkeit der B. gebildet, obschon die Verschiedenheit immer noch sehr groß ist. Ziemlich allgemein ist seit dem 17. Jahrh. das Entblößen des Hauptes zum Zeichen des Grußes geworden, das, wie alte Bildwerke zeigen, bereits im 15. Jahrh. vorkommt, aber im Anfange nur von Niedern gegen Höhere beobachtet wurde. Nächstdem gelten Händedruck, Umarmung und Kuß als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen. Statt der im nördl. Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Guten Tag! u. s. w. grüßt man im südlichen gern: Grüß' Gott! und in kath. Ländern mit dem vom Papst Benedikt XIII. 1728 anempfohlenen Bundesgruß: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit: In Ewigkeit! Amen! erwidert wird. Der Bergmann grüßt mit: Glück auf! Unter den slaw. Völkern, namentlich bei den Russen, ist das Küssen der Kleider und Schuhe dessen, dem man seine Ehrfurcht bezeigen will, Sitte; Niedere werfen sich vor den Höhern auf die Erde. In der Türkei kreuzt man beim Gruße die Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen man grüßt. Der niedere Araber ruft dem ihm Begegnenden Selâm aleikum! (Friede sei mit euch!) zu und legt dabei die linke Hand auf die Brust. Der Begrüßte entgegnet in gleicher Stellung: Aleikum es-selâm! (Mit euch sei Friede!). Die vornehmern Araber dagegen umarmen sich beim Gruß mehrmals,

üssen sich die Wangen und dann die eigene Hand. Die Lappländer drücken, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest aneinander, ebenso berühren auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln die Grüßenden einander die Nasenspitzen. In den meisten orient. Ländern tragen die B. Höherstehender seitens ihrer Untergebenen einen sklavischen Charakter an sich. Von eigentümlicher Art und genau geregelt sind die militärischen B. und das Begrüßen der Schiffe. (S. Salutieren.)

Béguenle (frz.), eine, die sich ziert, die Spröde spielt; Béguenlerie, Ziererei, Prüderie.

Beguinen oder Beghinen, s. Begharden.

Begum (ind.), Fürstin (Titel).

Begünstigung bedeutet die vorsätzliche, dolose Thätigkeit, welche die civil- oder strafrechtliche Ausgleichung einer begangenen Handlung ganz oder teilweise dadurch zu hindern sucht, daß der Verbrecher der Strafe entzogen oder die aus der strafbaren Handlung gezogenen Vorteile ihm gesichert werden. Die dem Verbrecher vor beendeter That zugesagte B. gilt als Beihilfe (s. d.). Strafverschärfung tritt ein bei B., welche des eigenen Vorteils wegen geleistet wird. Straflos bleibt B. seitens Angehöriger. Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch behandelt die B. als besondere Verbrechensform, welche der Hehlerei (s. d.) verwandt ist, nicht als eine Art der Teilnahme am Verbrechen (§§. 257, 258). Vgl. Villnow, «Raub und Erpressung, B. und Hehlerei» (Bresl. 1875); Gretener, «B. und Hehlerei» (Münch. 1879); Binding, «Die Normen und ihre Übertretung» (Bd. 2, Lpz. 1877).

Beguttea, s. Begharden.

Behaim (Martin), namhafter Kosmograph, stammte aus einer nürnberger Patricierfamilie, welche, seit Mitte des 13. Jahrh. in der Reichsstadt ansässig, noch jetzt als freiherrliche (Behaim von Schwarzbach) dort blüht und außer dem Kosmographen noch mehrere berühmte Männer aufzuweisen hat. B. wurde um 1459 geboren und ging, anfangs Kaufmann, des Tuchhandels wegen nach den Niederlanden. Von 1480 bis 1484 hielt er sich in Portugal auf und wurde wahrscheinlich mit Columbus bekannt. B. erhielt von König Johann II. um 1483 den Auftrag, ein Astrolabium anzufertigen und Deklinationstafeln zu berechnen. Von 1484 bis 1486 begleitete er den portug. Seefahrer Diego Cão auf einer Entdeckungsreise entlang der Westküste Afrikas und gelangte bis nahe an das Kap der Guten Hoffnung. Nach Rückkehr von dieser Fahrt, die 19 Monate gedauert hatte, ward er vom Könige selbst zum Ritter des Christusordens geschlagen. B. ging 1486 nach Fayal, einer der Azorischen Inseln, wo eine fläm. Kolonie bestand, deren Statthalter, Jobst von Hurter, B.s Schwiegervater wurde. Erst 1490 verließ er diesen seinen Wohnort, besuchte in Erbschaftsangelegenheiten Nürnberg noch einmal, wo er 1491—93 verweilte und einen großen Globus verfertigte, der, mit handschriftlichen Bemerkungen versehen, noch jetzt im Besitze der Familie sich befindet und ein wertvolles Denkmal der geogr. Kenntnisse jener Zeit ist. Aus den letzten Lebensjahren B.s weiß man nur, daß er auf einer Gesandtschaftsreise nach Flandern von engl. Seeräubern gefangen genommen und eine Zeit lang festgehalten wurde. Er starb zu Lissabon 29. Juli 1506. Die Verdienste B.s um die Entdeckungen seiner Zeit und die Fortschritte der Nautik und Geographie bleiben immer noch groß, auch wenn man nach den neuesten Untersuchungen zugibt, daß weder Columbus noch Magellan erst auf B.s Mitteilungen ihre großen Entdeckungen gemacht. Vgl. A. von Humboldts «Kritische Untersuchungen u. s. w.» (deutsch von Ideler, Bd. 1, Berl. 1836) und Ghillany, «Geschichte des Seefahrers Ritter Martin B.» (Nürnb. 1853).

Behaim (Michael), deutscher Meistersänger, seines Handwerks ein Weber, geb. 1416 zu Sulzbach in der Herrschaft Weinsberg, daher auch Poeta Weinsbergensis genannt, ging nach dem Tode Konrads von Weinsberg, seines Herrn, an die Höfe Albrechts von Brandenburg, Christians von Dänemark und Norwegen, später Albrechts von Bayern. Hierauf lebte er eine Zeit lang zu Wien bei Albrecht von Österreich und bei Ladislaus von Ungarn, von wo er sich jedoch infolge von Mißhelligkeiten entfernen mußte, bis er endlich am Hofe Friedrichs von der Pfalz eine Stätte fand. Hier verband er sich mit dem Kaplan Matthias von Kemnat zur Abfassung einer «Chronik des Pfalzgrafen Friedrich I.», eines Panegyrikus voll niedriger Schmeichelei, worin der siegreiche Friedrich an Tapferkeit über Alexander und Hannibal, an Pietät über Äneas gesetzt wird. Die Chronik besteht aus zwei Teilen, einem prosaischen von Matthias, einem gereimten von B., die beide durch K. Hofmann in den «Quellen und Erörterungen zur bayr. und deutschen Geschichte» (Bd. 2 u. 3, Münch. 1857) veröffentlicht wurden. B.s zahlreiche Dichtungen beziehen sich meist auf geschichtliche Vorgänge seines Jahrhunderts und sind von mannigfachem kulturhistor. Interesse. In Form und Sprache offenbaren sie die tiefe Gesunkenheit der deutschen Litteratur im 15. Jahrh. Sein «Buch von den Wienern» hat Karajan (Wien 1843) herausgegeben. Dieser veröffentlichte auch zugleich mit acht andern kleinern Dichtungen B.s die Gedichte «Von der hohen Schule zu Wien» und «Von dem König Ladislaus, wie er mit den Türken streitet» in «Quellen und Forschungen zur Geschichte der vaterländischen Litteratur und Kunst» (Bd. 1, Wien 1848). Seine geistlichen Gedichte sind in Ph. Wackernagels «Deutsches Kirchenlied» (Bd. 2, Lpz. 1867) gedruckt. B. kehrte 1472 an seinen Geburtsort zurück, war daselbst Schultheiß und wurde um 1474 erschlagen.

Beham (Barthel), geb. zu Nürnberg 1502, Maler und Kupferstecher, ein Nachahmer Dürers, dessen Stil er in detailmäßig zierlicherer Weise modifizierte. Von Herzog Wilhelm von Bayern wurde er zu seiner Vervollkommnung nach Italien geschickt. Bilder von ihm befinden sich im berliner Museum, in der Pinakothek zu München, in der Abelschen Sammlung zu Stuttgart, Porträts bayr. Fürsten zu Schleißheim, anderes in Nürnberg u. s. w. Als Kupferstecher ist B. bekannter und bedeutender denn als Maler. Seine Blätter, etwa 85 an der Zahl, sind in der Zeichnung korrekt und voll Anmuth. Er starb in Venedig 1540.

Beham (Hans Sebald), geb. zu Nürnberg um 1500, Bruder des vorigen und wie dieser einer der sog. Kleinmeister, erreicht im Stiche eine noch höhere Feinheit und Durchbildung der Formen als jener; er ist überhaupt geistreicher und lebendiger in seinen Schöpfungen als sein Bruder. Beide B. sowie der Maler Georg Pencz wurden in Nürnberg wegen Verbreitung deistischer und sozialistischer Ansichten angeklagt und verbannt. Im J. 1530 befand er sich in München, später in Frankfurt a. M., wo er am 22. Nov. 1550 starb. Man hat von ihm eine

bemalte Tischplatte vom J. 1534 für Albrecht von Brandenburg, Erzbischof zu Mainz (im Louvre zu Paris). Auch seine Miniaturen in einem Gebetbuch der Hofbibliothek zu Aschaffenburg sind geistvoll erfunden und trefflich gearbeitet. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen und Holzschnitten zeichnen sich vier kleine Blätter, welche die Geschichte des verlorenen Sohnes behandeln, durch Sauberkeit und Klarheit der Arbeit aus. Von besonderm Wert sind ornamentale Stiche, welche verschiedenen Handwerken, besonders Goldschmieden, als Vorbilder zu dienen bestimmt waren. Vgl. Rosenberg, «Sebald und Barthel B.» (Lpz. 1875); Aumüller, «Les Petits Maîtres Allemands. I. Barthélemy et Hans Seb. B.» (Münch. 1882).

Behar, Provinz in Britisch-Ostindien, s. Bihar.

Beharrungsvermögen nennt man in der Mechanik die Eigenschaft der Körper, kraft welcher sie in dem Bewegungszustande beharren müssen, in welchem sie sich einmal befinden, bis eine äußere Ursache diesen Zustand abändert. So kann ein in Ruhe befindlicher Körper nicht von selbst, sondern nur durch eine von außen wirkende Kraft in Bewegung geraten, und ein in Bewegung begriffener kann nur durch entgegenwirkende Kräfte, als welche man auch alle Bewegungshindernisse (Reibung und Widerstand) aufzufassen hat, zur Ruhe gebracht werden. Ebenso kann eine vorhandene Bewegung nicht aus sich selbst beschleunigt oder verzögert oder, in Bezug auf ihre Richtung, abgeändert werden. Das B. wird auch (jedoch nicht ganz passend) als «Trägheit» (vis inertiae) der Körper bezeichnet. Das für die Bewegungslehre wichtige Gesetz der Trägheit wurde zuerst von Galilei deutlich ausgesprochen (1638).

Behat, Dschelam oder Dschilam, Fluß des Pendschab (s. d.).

Behemoth (vom kopt. P-ehe-môut, d. i. der Wasserochse) ist der Name eines starkknochigen Säugetiers, welches im Buch Hiob (Kap. 40, 10—19) beschrieben und von den meisten Bibelforschern für das Nilpferd gehalten wird. — Im Talmud ist B. ein großer Stier, der im Anfange geschaffen wurde.

Behenöl, ein fettes, nicht trocknendes Öl, welches durch Auspressen der haselnußgroßen Samen von Moringa nux behen *Dess.* gewonnen wird. Es ist farblos oder hellgelb, geruch- und geschmacklos, erstarrt bei niederer Temperatur wie Butter und wird erst bei 25° flüssig, läßt sich wie Olivenöl verwenden. Es enthält außer den Bestandteilen des Olivenöls noch das Glycerid der Behensäure, $C_{22}H_{44}O_2$, eine der kohlenstoffreichsten Säuren der Fettsäurereihe.

Behera, die nordwestlichste Provinz Ägyptens, westlich vom westl. Mündungsarme des Nils, bis an Rosette und Alexandria reichend, mit der Hauptstadt Damanhur, von 10780 qkm Fläche, wovon 1685 vermessen sind, mit (1878) 270072 Bewohnern. Der Provinz gehören an: die Kanopische und die Bolbitinische Nilmündung, der Mariut-, Maadieh- und Edku-See, der Mahmudieh- und Abu-Dibab-Kanal und die Eisenbahn von Alexandria nach Kafr-Saïad am Nil (nach Tanta).

Behlen (Stephan), verdienter forstwissenschaftlicher Lehrer und Schriftsteller, geb. 5. Aug. 1784 zu Fritzlar, studierte bei den nach Aschaffenburg übergesiedelten Professoren der aufgehobenen Universität Mainz Jurisprudenz, Kameralia und Forstwissenschaft. Nachdem er 1803 als Landeskommissar in Aschaffenburg fungiert hatte, wurde er 1804 kurfürstl. Forstkontrolleur und 1808 Forstmeister im Amte Lohr. Bei dem Übergange Aschaffenburgs an Bayern blieb B. in seiner Stellung bis 1819, wo er bei der Teilung des Spessart in zwei Forstämter die Verwaltung des Forstamtes Rothen erhielt. Mit der Reorganisation der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg wurde B. 1821 als Professor der Naturgeschichte dorthin berufen. Nach der 1822 erfolgten Aufhebung der Anstalt pensioniert, wurde B. 1833 zum Rektor der Gewerbschule daselbst ernannt, ließ sich aber schon 1835 wieder pensionieren. Er starb 7. Febr. 1847 zu Aschaffenburg. Unter seinen vielen Schriften sind zu erwähnen: «Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend» (3 Bde., Lpz. 1823—27), «Lehrbuch der Forst- und Jagdtiergeschichte» (Lpz. 1826), «Lehrbuch der Jagdwissenschaft» (2. Aufl., Frankf. 1839), das «Real- und Verballexikon der Forst- und Jagdkunde» (7 Bde., Frankf. 1840—45). Besonderes Verdienst erwarb er sich in Gemeinschaft mit Laurop durch die Herausgabe der «Systematischen Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten» (5 Bde., Hademar 1827—33), welcher er allein in dem «Archiv der Forst- und Jagdgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten» (29 Bde., Freiburg 1834—47) fortsetzte. Ebenso hat er durch Begründung der «Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung» (seit 1825) und durch Fortführung von Mayers «Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen für Bayern» (seit 1823) viel zur Förderung der Forstwissenschaft beigetragen.

Behm (Ernst), geogr. und statist. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1830 in Gotha, studierte in Jena, Berlin und Würzburg und trat 1856 in die geogr. Anstalt von Justus Perthes in Gotha ein, wo er eine reiche Thätigkeit in der Redaction der Petermannschen «Mitteilungen» entfaltete. Die meisten Aufsätze und Kritiken in dieser Zeitschrift entstammen seiner Feder. Besondere Anerkennung fand der bereits 1872 von B. geführte wissenschaftliche Nachweis von der Identität des von Livingstone entdeckten Lualaba mit dem Congo, eine Hypothese, deren Wahrheit 1877 durch den kühnen Zug Stanleys bestätigt wurde, welcher nach der Rückkehr von seiner ersten Reise zum Tanganjika dieselbe am meisten angegriffen hatte und für den Zusammenhang des Lualaba und des Nils eingetreten war. Im J. 1876 übernahm B. die Redaction des statist. Teils des Gothaischen Hofkalenders, blieb aber auch fernerhin für die «Mitteilungen» thätig, in welchen er von 1877 an regelmäßige monatliche Berichte über Reisen, neueste Entdeckungen und die wichtigsten Erzeugnisse der Litteratur veröffentlichte, bis er 1878 nach dem Tode Petermanns die Chefredaction dieser Zeitschrift übernahm. Im J. 1866 hatte B. mit Unterstützung hervorragender Fachgenossen das «Geographische Jahrbuch» ins Leben gerufen, welches sich die Aufgabe stellte, in zweijährigen Zwischenräumen Berichte über die Fortschritte der einzelnen Zweige der Geographie und verwandter Wissenschaften zu veröffentlichen; bis 1878 erschienen unter seiner Leitung sieben Bände, nach Übernahme der Redaction der «Mitteilungen» trat er die des Jahrbuchs an Prof. Wagner ab. Von dieser Publikation wurde 1872 der bevölkerungsstatist. Teil abgesondert, welcher nun, unter Mitredaction von H. Wagner (Professor in Göttingen), als «Ergänzungshefte zu Petermanns Mitteilungen: Die Bevölkerung der Erde» (bis 1880 6 Hefte) erschien.

Behn (Afra oder Aphra), engl. Dichterin und Romanschriftstellerin, wurde in Canterbury in den letzten Jahren der Regierung Karls I. geboren. Ihr Vater, Johnson, war zum Gouverneur der damals engl. Kolonie Surinam ernannt, starb jedoch auf der Überfahrt. Afra blieb mit ihrer Mutter einige Zeit in Surinam, wo sie mit dem Negerprinzen Oroonoko bekannt wurde, dessen tragische Geschichte sie in ihrem besten Romane, der nach ihm den Namen trug, erzählte. Der Dichter Southern schöpfte später aus demselben den Stoff zu seinem gleichnamigen Trauerspiele. Ebenso sehr durch Schönheit als durch Geist und Unterhaltungsgabe ausgezeichnet, vermählte sich Aphra nach ihrer Rückkunft nach London mit dem reichen, aber bejahrten Kaufmann B., der schon vor 1666 starb. In diesem Jahre ging sie auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs Karl II. als polit. Agentin Englands nach den Niederlanden, wo sie durch ihre Verehrer in Stand gesetzt wurde, aus Antwerpen der engl. Regierung Nachricht über den beabsichtigten Angriff der Holländer auf Chatham und die engl. Flotte zu geben. B. starb in London 16. April 1689. Sie veröffentlichte unter dem Namen «Astrea» mehrere Romane, großenteils Bearbeitungen nach dem Französischen, die sich trotz ihres schlüpfrigen Inhalts einer großen Beliebtheit erfreuten. Auch gab sie «Poems» (3 Bde., Lond. 1684—88) heraus, von denen die meist in volksmäßigem Tone gehaltenen Balladen die besten sind. Als dramatische Dichterin erhebt sie sich kaum über die Mittelmäßigkeit; wie in ihren Romanen, so berührt auch in ihren 17 Dramen die Anstößigkeit des Inhalts, obwohl sie zum Teil durch den damals herrschenden Ton entschuldigt wird, abstoßend. Eine neue Ausgabe ihrer Werke erschien als «Plays, histories and novels» (6 Bde., Lond. 1871).

Behr (Wilh. Jos.), namhafter Publizist, geb. 26. Aug. 1775 zu Sulzheim, studierte in Würzburg und Göttingen die Rechte, hierauf die Praxis der beiden Reichstribunale in Wien und Wetzlar, war von 1799 bis 1821 Professor des Staatsrechts an der Universität zu Würzburg und wurde 1819 zum Abgeordneten der Universität in die bayr. Ständeversammlung gewählt, wo er zur Opposition gehörte. Später wählte ihn die Stadt Würzburg zum Bürgermeister. Für den Landtag von 1831 abermals zum Abgeordneten gewählt, ward ihm die königl. Genehmigung versagt. Als hierüber die Opposition in Rede und Schrift ihren Tadel äußerte und B. selbst bei Gelegenheit des bayr. Konstitutionsfestes zu Gaibach 27. Mai 1832 einige der Regierung mißfällige Reden hielt, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, was seine Entlassung aus dem Bürgermeisteramte zur Folge hatte. B. wurde 4. Jan. 1833 zu Würzburg verhaftet und nach mehrjähriger Untersuchungshaft wegen Teilnahme an demagogischen Umtrieben und Majestätsbeleidigung 1836 zur Abbitte vor dem Bildnis des Königs und zu unbestimmter Festungsstrafe verurteilt und auf der Feste Oberhaus bei Passau gebracht. Im Febr. 1842 erhielt er die Erlaubnis, in Regensburg, unter besonderer polizeilicher Aufsicht, seinen Wohnsitz zu nehmen, bis endlich die Amnestie vom März 1848 dem Greise die Freiheit vollständig wiedergab. Im Frühjahr 1848 wurde er von dem Wahlkreise Kronach in die Deutsche Nationalversammlung erwählt. Seit seiner Freilassung lebte B. in Bamberg, wo er 1. Aug. 1851 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Versuch einer allgemeinen Bestimmung des rechtlichen Unterschieds zwischen Lehnherrlichkeit und Lehnhoheit» (Würzb. 1799), «System der Staatslehre» (Bamb. 1804), «System der Staatskunst» (3 Bde., Frankf. 1810), «Verfassung und Verwaltung des Staats» (2 Bde., Nürnb. 1811—12), «Darstellung der Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation» (Aschaffenb. 1816), «Lehre von der Wirtschaft des Staats» (Lpz. 1822), «Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des Deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten» (2. Aufl., Stuttg. 1820), «Anforderungen an Bayerns Landtag im J. 1827 und unparteiische wissenschaftliche Beurteilung seiner Verhandlungen» (3 Bde., Würzb. 1827—28), «Bedürfnisse und Wünsche der Bayern» (Stuttg. 1830).

Behrem Kalessi oder Beiram, Dorf an der Stelle des alten Assus (s. d.) in Mysien.

Behrend (Heinr. Theod.), hervorragendes Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 26. April 1817 zu Danzig, erhielt seine Bildung in Paris und Schulpforta, studierte ein Jahr zu Berlin, wurde dann Kaufmann und hielt sich drei Jahre in Geschäften zu Rio de Janeiro auf. Nach seiner Rückkehr trat er in das Geschäft seines Vaters zu Danzig ein. Seine Vaterstadt wählte ihn 1856 in das Abgeordnetenhaus, dem er seitdem während sieben Sessionen angehörte. Anfangs hielt B. zu der liberalen Fraktion. Als sich ihm jedoch diese nach Eintritt der Regentschaft in Bezug auf die Deutsche Frage nicht entschieden genug zeigte, trat er aus derselben aus und wurde Gründer einer entschieden liberalen Partei, die, weil die Mehrzahl ihrer Mitglieder Altpreußen angehörte, bald unter dem Namen Jung-Litauen bekannt wurde. Auch beteiligte er sich Juni 1861 bei Konstituierung der Deutschen Fortschrittspartei, die auf seinen Vorschlag ihren Namen erhielt. Im J. 1862 wurde er zum Vizepräsidenten des Hauses erwählt und nahm an allen Verhandlungen über volkswirtschaftliche und merkantilische Fragen thätigen Anteil. Im Herbst 1863 legte B. sein Mandat nieder und zog sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück.

Bei, s. Beg.

Beichtbrief, s. unter Beichte.

Beichte (althochdeutsch pijiht, Bekenntnis, lat. confessio) heißt das reumütige Sündenbekenntnis des Christen überhaupt, welches vor dem Geistlichen (nach evang. Lehre in Ausnahmsfällen auch vor Laien) abgelegt wird, um den Trost der Sündenvergebung (s. Absolution) zu empfangen. Die Entstehung der B. knüpft sich an das öffentliche Bekenntnis (confessio, griech. ἐξομολόγησις) der Sünde, welches seit dem 3. Jahrh. die wegen gröberer Vergehen aus der Kirche Ausgestoßenen vor ihrer Wiederaufnahme abzulegen hatten. Die B. wurde so erster Akt der Buße (s. d.). Neben dem öffentlichen Sündenbekenntnis kam frühzeitig für leichtere Vergehen das Bekenntnis der Sünden vor dem Priester allein (in den Klöstern vor dem Abte) oder die Privatbeichte auf. Im Orient wurden hierzu besondere Bußpriester angestellt, die aber infolge eines ärgerlichen Vorfalls von dem Patriarchen Nektarios von Konstantinopel (390) wieder beseitigt wurden. Die Einrichtung der Privatbeichte selbst ward von dieser Änderung nicht berührt und trug bei dem Verfalle der Kirchenzucht allmählich den Sieg über das öffentliche Sündenbekenntnis davon.

Papst Leo d. Gr. verwarf letzteres geradezu als unapostolisch und empfahl die geheime B. in des verschwiegenen Priesters Ohr als das sicherste Mittel, viele zur Buße zu bringen, welche durch Scham oder Furcht von der öffentlichen B. sich abhalten ließen (459). Eine allgemeine Verpflichtung zur B. war damit nicht ausgesprochen, doch wurde es seit dem 5. Jahrh. gewöhnlich, zum Genusse des heiligen Abendmahls durch B. und Absolution sich vorzubereiten. Ebenso ward es seit dem 8. Jahrh. Brauch, daß am Aschermittwoch (später am Gründonnerstag) nach vorangegangener Einzelbeichte in einem öffentlichen, in deutscher Sprache gehaltenen Gottesdienste eine für alle gemeinsame Beichtformel zu sprechen. Anfänglich galt die B. vor dem Priester noch nicht als Bedingung der göttlichen Vergebung, sondern nur als heilsames Mittel, die Reuigen zur rechten Buße und zur Gewißheit der göttlichen Sündenvergebung zu führen. Seit dem 9. Jahrh. war die B. vor dem Priester auch für läßliche Sünden Regel, und im Zusammenhange mit der neuaufgekommenen Vorstellung, daß der Geistliche an Gottesstatt dem Bußfertigen seine Sünden vergebe, gestaltete sich die B. immer mehr zu einem sakramentalen Akt (confessio sacramentalis). Innocenz III. erhob auf dem vierten Laterankonzil die Sitte der **Ohrenbeichte** (confessio auricularis) zum Kirchengesetz. Im 21. Kanon wird hier bestimmt, daß jeder Christ, der die reifen Jahre (annos discretionis) erreicht hat, wenigstens einmal im Jahre, gewöhnlich zu Ostern, vor dem Priester ein möglichst vollständiges Bekenntnis seiner Sünden ablegen solle. Von den Geistlichen wurde früh eine öftere B. gefordert, von den Nonnen seit dem Konzil von Trient eine monatliche. Die Lehre der röm.-kath. Kirche von der B. ward namentlich durch die Scholastiker Thomas von Aquino und Albert d. Gr. ausgebildet und durch das Konzil von Trient (in der 14. Session) in der Hauptsache zum Abschluß gebracht. Hiernach bildet die B. vor dem Priester den zweiten Teil des Bußsakraments. Der Priester verwandelt kraft kirchlicher Machtvollkommenheit die in der Aufzählung der Sünden beurkundete ungenügende Reue in eine genügende, legt dem Beichtenden eine angemessene Buße auf und absolviert ihn darauf an Gottesstatt (actus judicialis). Diejenigen, welche leugnen, daß die sakramentliche Ohrenbeichte von Gott eingesetzt oder zum Heile notwendig sei, werden von dem Konzil mit dem Anathem belegt. Unbedingt zum Heile notwendig ist indessen nur die Aufzählung aller schweren oder Todsünden (peccata mortalia) in Gedanken, Worten und Thaten; die B. der läßlichen Sünden (peccata venialia) wird, strenggenommen, nur als heilsam empfohlen, doch macht die Praxis gewöhnlich hier keinen Unterschied, und auch von den läßlichen Sünden gilt der Satz, daß sie sakramentlich nur dem Priester gebeichtet werden können. Ein allgemeines Sündenbekenntnis genügt nur auf dem Sterbebett. Die vorgeschriebene jährliche B. hat vor dem zugehörigen Priester zu erfolgen. Ausnahmen gestattet nur ein bischöfl. **Beichtbrief** (litterae dimissionales). Außer der österlichen Zeit kann aber jeder Gläubige vor einem freigewählten **Beichtvater** (s. d.) beichten so oft er will; speziell die Bettelmönche erhielten die Vollmacht, überall B. zu hören. Die B. erfolgt, außer in tödlicher Krankheit, im **Beichtstuhl** (s. d.). Die B. ist **Generalbeichte**, wenn sie (wie beim Eintritt ins Kloster) das ganze Leben umfaßt, und wird nichtig, sobald eine schwerere Sünde wissentlich verschwiegen wird. In der Regel soll sie persönlich und mündlich, nur in unvermeidlichen Ausnahmefällen durch einen Bevollmächtigten und schriftlich geschehen. Schon seit dem 4. Jahrh. wurde die Zeit der 40tägigen Fasten (quadragesima) als die für die B. geeignetste erachtet. Als das beichtpflichtige Alter galt früher das 7., jetzt das 13. und 14. Jahr (**Kinderbeichte**).

Die griech.-orient. Kirche (auch die Kirche der Maroniten und Armenier, im Gegensatze zu den monophysitischen Jakobiten in Syrien) hält, mit Ausnahme des Falles von Mord, Ehebruch und Diebstahl, die spezielle, vor dem Altare abzulegende B. zwar für heilsam, aber nicht für notwendig, und läßt sogar (mit Ausnahme der russ.-griech. Kirche) die Vornahme der B. vor der Kommunion frei. Die nestorianischen Christen haben die B. gänzlich fallen lassen. Die evang. Kirche hat die Ohrenbeichte, die Aufzählung aller einzelnen Sünden und den Beichtzwang als eine Beschwerung der Gewissen verworfen, dagegen wird die «heimliche Beichte» oder die Gewohnheit, das Sakrament nur denen zu reichen, welche zuvor von dem Geistlichen einzeln verhört und absolviert sind, von den luth. Bekenntnisschriften aufrecht erhalten und empfohlen (Augsburgische Konfession, Art. 11 u. öfter). Luther wollte auch hieraus kein Gesetz gemacht wissen und ging daher gelegentlich ohne B. zum heiligen Abendmahl, empfahl sie aber als «geraten und gut», und Melanchthon nannte es in der «Apologie» gottlos, die Privatbeichte aufzuheben. Die kursächs. Agende von 1580 ließ den Kommunikanten freie Wahl zwischen der Privatbeichte und der allgemeinen B. In Kurbrandenburg geschah Ähnliches infolge des Auftretens des berliner Predigers Schade, eines Anhängers von Spener, welcher den Beichtstuhl einen Satansstuhl und Feuerpfuhl schalt, weil die Privatabsolution solcher, von deren aufrichtiger Reue der Geistliche sich nicht vollständig überzeugt habe, die Unbußfertigen nur in ihren Sünden bestärken könne (1696). Seit Mitte des 18. Jahrh. trat in der luth. Kirche allmählich die allgemeine B. an die Stelle der Privatbeichte. Auf eine Vorbereitungsandacht folgt das vom Geistlichen im Namen der Gemeinde gesprochene Sündenbekenntnis und die von allen Anwesenden mit «Ja» beantwortete Beichtfrage, an welche sofort die Absolution (s. d.) sich anschließt. Die vorhergehende persönliche Anmeldung beim Pfarrer ist als kirchliche Sitte festgehalten worden. Die reform. Kirche ist von jeher der allgemeinen B. geneigt gewesen. Die engl. Episkopalkirche hat auch letztere nicht, sondern verbindet die allgemeine B. und Absolution in ihrem «Book of common prayer» mit jedem Morgen- und Abendgottesdienste, während die schott. Presbyterialkirche und die Quäker sie völlig verwerfen. Die strengere Auffassung der B. haben dagegen nicht bloß die Herrnhuter festgehalten, in dem sog. «Sprechen» zwischen den Chorhelfern und dem Kommunikanten über des letztern Seelenzustand, acht Tage vor der Kommunion, sondern auch die Socinianer, welche am Tage vor der Kommunion bei verschlossenen Thüren den Sündenzustand der zur Feier sich Vorbereitenden prüfen. Neuerdings ist in der luth. Kirche die Frage nach der Privatbeichte wieder lebhaft verhandelt worden. Das Neuluthertum, das dem Geistlichen die Macht zuschreibt, an Gottesstatt Sünden zu vergeben und zu behalten, fordert folgerichtig auch Beichtverhöre

und die Privatabsolution als ein Recht des geistlichen Amtes zurück, was in der Praxis auf eine Wiederherstellung der röm. Ohrenbeichte hinauslaufen würde. (Vgl. Ackermann, «Die B., besonders die Privatbeichte» [Hamb. 1852]; Kliefoth, «Die B. und Absolution» [Schwerin 1856].) Da aber nach evang. Grundsätzen ein geistliches Richteramt über die Seelen entschieden verwerflich, die pastorale Absolution aber kein Akt der Jurisdiktion, sondern nur ein eigentümliches Stück in der Verkündigung des Evangeliums ist, so müssen die Versuche einer Wiedereinführung des Beichtzwangs zurückgewiesen werden. Wohl aber wird die Privatbeichte immer noch statthaft bleiben, wenn sie freiwillig gesucht wird und der Pfarrer bekümmerten Herzen als ein erfahrener Seelsorger mit christl. Rate und Zuspruch zur Seite steht. Über den Unterschied des kath. und evang. Begriffs der B. vgl. Klee (kath.), «Die B., eine histor.-kritische Untersuchung» (Frankf. 1828), und Stäudlin (prot.), «Die B.» (Lpz. 1839).

Beichtgeld, auch Beichtpfennig, Opferpfennig, Beichtgroschen, Ostergroschen genannt, heißt das Geschenk, das der Beichtende seinem Beichtvater bei der Beichte spendet. Bis ins 11. Jahrh. wurde es als eine freie Gabe betrachtet. In der kath. Kirche ist es bis auf geringe Reste (Gebühr für Ausfertigung des Beichtzettels) verschwunden. In der luth. Kirche bürgerte es sich trotz des Protestes der Reformatoren allmählich wieder ein; in der reform. Kirche hat es schon Calvin abgeschafft, und ebenso ist es neuerdings in den unirten Landeskirchen Deutschlands (in Preußen 1817) beseitigt worden. In der griech. Kirche kommt es nicht vor.

Beichtregister, s. Beichtzettel.

Beichtsiegel (Sigillum confessionis) nennt man in der röm.-kath. Kirche die mit dem Institut der Ohrenbeichte zusammenhängende strenge Verbindlichkeit des Beichtvaters, über das Gebeichtete die tiefste Verschwiegenheit gegen jedermann, selbst gegen die Obrigkeit, zu beobachten. Dieser Gebrauch beruht auf der Voraussetzung, daß nicht dem Beichtvater, sondern Gott gebeichtet werde. Er findet sich in seinen Anfängen schon im 4. und 5. Jahrh., und wurde von Innocenz III. im 12. Jahrh. sanktioniert. Die frühere Gesetzgebung suchte das Beichtgeheimnis durch strenge Strafen zu sichern; das kanonische Recht bedroht seine Verletzung mit Amtsentsetzung. Dasselbe Recht erstreckt die Verbindlichkeit des B. selbst auf das Geständnis noch zu begehender Verbrechen, doch machen neuere staatliche Gesetzgebungen in diesem Falle dem Geistlichen die Anzeige zur Pflicht (so schon das Preußische Landrecht). Gültige Kriminalzeugnisse sind, außer bei zukünftigen Vergehen, die Mitteilungen des Beichtvaters nicht.

Beichtstuhl (Confessionale, Sedes confessionalis) heißt in der kath. Kirche der in der Regel halbverschlossene, durch eine mit einem Gitter versehene Scheidewand getrennte Doppelsitz für den Beichtvater und für den Beichtenden. Am Ende des 16. Jahrh. findet man diese Beichtstühle zuerst in Italien, wo 1579 das Konzil zu Cosenza und 1591 das zu Amalfi Bestimmungen über dieselben erließ. Zu Anfang des 17. Jahrh. fanden sie auch in Deutschland Eingang. In der evang. Kirche bedarf es ihrer nicht, da sie keine Ohrenbeichte kennt.

Beichtvater (Confessionarius) heißt der beichthörende und absolvierende Geistliche, weil sein Verhältnis zum Beichtenden als das eines geistlichen Vaters zum Kinde (Beichtkind) aufgefaßt ist. In der kath. Kirche wird das eigentlich nur den Bischöfen zustehende Recht, Beichte zu hören, den Geistlichen durch eine besondere Übertragung zuteil. Die Pfarrgeistlichen erhalten das Absolutionsrecht (die potestas jurisdictionis) nur für ihre Parochie. Außerdem wurden namentlich an Minoriten und Predigermönche besonders Privilegien (s. Beichte) und neuerdings auch andern Geistlichen Approbationen für bestimmte Sprengel erteilt. An Kathedralkirchen ist ein eigener Pönitentiarius angestellt. In der evang. Kirche besteht ebenfalls der Parochialzwang fast überall, doch steht, wo mehrere Geistliche an derselben Kirche angestellt sind, den Beichtenden die Wahl unter denselben frei.

Beichtzettel heißen in der kath. Kirche die vom Parochus, beziehungsweise vom Beichtvater ausgestellten Bescheinigungen, daß jemand zur Beichte gegangen ist. Zu dem Ende werden von den Geistlichen eigene Beichtregister geführt. In den Zeiten der Gegenreformation, aber auch vielfach noch später, wurde auch die Ausübung polit. und bürgerlicher Rechte an die Vorzeigung des B. geknüpft.

Beiderwand, eigentlich ein grobes, geringwertiges, aus zweierlei Material (Leinen und Wolle) hergestelltes Zeug, jetzt gewöhnlich eine Art Halbwollen-Lama, d. h. ein in der Kette aus Baumwollgarn, im Einschlag aus Streichgarn bestehender, leinwandartig gewebter, zuweilen aber auch geköperter Stoff, der nicht gewalkt, daher auch nicht gerauht, sondern nur glatt geschert und meist ein- oder mehrfarbig gestreift oder kariert in den Handel gebracht wird.

Beidrehen oder Beilegen heißt in der Schiffersprache die Segel so stellen, daß die Wirkung des Windes auf sie paralysiert wird. Der Wind fällt dabei auf die vordern Segel von vorn, auf die hintern aber von hinten, oder umgekehrt, wodurch das Schiff zum Stillstehen oder wenigstens zum langsamen Treiben seitwärts gebracht wird. Dies Manöver wird ausgeführt, wenn das Schiff irgend Veranlassung zum Warten hat und man doch nicht ankern kann oder will. Beim Beilegen nimmt man gewöhnlich alle Segel bis auf die Marssegel fort, weil man mit diesen, den Hauptsegeln des Schiffs, am geschwindesten und bequemsten manövrieren und das Fahrzeug auf seinen richtigen Kurs bringen kann. Bei Stürmen bedeutet Beilegen, daß man wegen schwerer See nicht mehr segeln kann und das Schiff mit dem Kopfe an den Wind legt. In dieser Lage wird es durch kleine Sturmsegel und die Stellung des Steuerruders erhalten. Man sagt dann «das Schiff liegt bei». Es segelt so nicht mehr vorwärts, sondern treibt quer ab, glättet mit seinem Körper an der Windseite die Wasserfläche und verhindert dadurch, daß die heranrollenden Sturzseen sich an dem Schiffe selbst brechen und ihm schaden. Beim B. im Sturme muß man große Vorsicht anwenden. Es ist nämlich eine, wenn auch bisher unerklärte, so doch bei allen Stürmen regelmäßig eintretende Thatsache, daß stets drei schwere Sturzseen aufeinanderfolgen und dann eine Pause von verhältnismäßig glattem Wasser eintritt, ehe die nächsten drei Seen anrollen. Will man nun das Schiff von seinem Kurse, mit dem es nur hinter sich das Wasser glättet, an den Wind bringen, so muß man den Beginn der Pause abwarten und dann möglichst schnell das Manöver ausführen, um vor den nächsten drei Sturzseen geschützt zu sein.

Beierland, Insel in der niederländ. Provinz Südholland, bildet den östl. Teil des Hoeksche Waard (Werden) und wird eingeschlossen von der Oude (alten) Maas, dem Spui, dem Hollandsch Diep und der Dordrechter Kil. Den Namen verdankt B. der Sabina von Bayern, der Gemahlin des berühmten Lamoral, Grafen von Egmont, der 1557 anfing, die Polder einzudeichen. Beider von den Brüdern Crabeth gemalten Bilder schmücken noch jetzt die Scheiben in der Kirche von Oud-Beierland, einem Dorfe mit 5000 E. Der Polder von Nieuw-(neu)Beierland wurde 1582 trocken gelegt und der von Süd-Beierland wenige Jahre später. Das Dorf Süd-Beierland, sonst de Hitsert genannt, zählt 2000 E. Der fruchtbare Boden der beierländischen Polder wird vorzüglich für den Flachsbau verwendet.

Beifuß, s. Artemisia.

Beige (frz., spr. Bähsch), ein aus ungefärbter Wolle gewebtes Zeug, schwarz, braun oder grau.

Beignet (frz., spr. Bennjeh), Pfannengebackenes.

Beihilfe oder Gehilfenschaft ist absichtliche Förderung der Begehung eines Verbrechens. Gehilfe ist nur derjenige, welcher in untergeordneter, unterstützender Weise thätig wird, im Gegensatze zum Mitthäter. Man unterscheidet mit mehr oder weniger Recht: wesentliche und unwesentliche, positive und negative, intellektuelle und physische B. Der Gehilfe ist minder strafbar als der Urheber der Strafthat. Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch stellt in §. 49 die Strafe der B. nur derjenigen des Versuchs gleich. B. zu einer Übertretung bleibt daher (§. 43) straflos. (Vgl. auch Begünstigung.)

Beil (frz. hache, engl. hatchet), s. Axt.

Beil (Joh. David), deutscher Schauspieler und Schauspieldichter, geb. 1754 zu Chemnitz, studierte in Leipzig die Rechte, wandte sich aber bald dem Theater zu. Zunächst bei einer Gesellschaft in Naumburg engagiert, die sich dann nach Erfurt wendete, kam er auf Empfehlung Karl von Dalbergs 1777 an das gothaische Hoftheater, wo er mit Heinrich Beck und Iffland einen idealen Freundschaftsbund schloß. Als der Herzog 1779 das gothaische Hoftheater aufgab, wurde er für das neue Theater zu Mannheim engagiert. B. war ein Schauspieler von feuriger Begeisterung und glänzte in jeder Art Charakterrollen, namentlich in humoristischen. Seine regellose Lebensweise, besonders seine Leidenschaft für das Spiel hinderte jedoch seine harmonische Entwickelung. Er starb 12. Aug. 1794. Unter seinen Schau- und Lustspielen sind insbesondere «Die Spieler» (1785) und «Die Schauspielerschule» (1786) bekannt; seine sechs Stücke erschienen nach seinem Tode als «Sämtliche Schauspiele» (2 Bde., Zür. 1794); darunter die beiden genannten unter den neuen Titeln: «Die Gauner» und «Liebe und Laune». Vgl. B.s Biographie in den «Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte» (Bd. 1, Chemnitz 1876).

Beiladung (juristisch), s. Adcitation.

Beilager (Consensio thalămi) nennt man die mit verschiedenen Feierlichkeiten verbundene Vollziehung der Ehe durch Besteigung des gemeinschaftlichen Lagers. Nach den deutschen Rechten galt mit der Vollziehung dieses B., die aber öffentlich, d. i. vor bestimmten Zeugen, geschehen mußte, die Ehe als rechtskräftig. Wenn eine Decke über beide, Braut und Bräutigam, gebreitet war, galt die Ehe für vollzogen. Die kirchliche Einsegnung war selbst noch im spätern Mittelalter, so sehr auch die Kirche darauf drang, eine Nebensache, die wegbleiben konnte, und erst durch die Reformation wurde sie als unumgängliche Notwendigkeit festgestellt. Fürstliche Personen ließen auch durch Abgesandte an ihrer Statt mit der Trauung die Ceremonie des B. abhalten. Wenn sich der Gesandte in Gegenwart der dazu bestimmten Zeugen leicht gerüstet neben der Anvermählten auf ein prächtiges Ruhebett einige Minuten niedergelassen hatte, war die Ehe rechtsgültig geschlossen.

Beilbrief oder Bielbrief (Bylbrief), das nach Vernehmung mit den Gewerken ausgestellte obrigkeitliche Zeugnis über den gesetzmäßig ausgeführten Bau eines Schiffs. Kein Schiff darf ohne ein solches Zeugnis, welches das Alter, die Größe, die Beschaffenheit, die Tragbarkeit u. s. w. angibt, zum Waren- oder Personentransport gebraucht werden, weil diese Umstände für die Sicherheit und somit auch für die Versicherer von hoher Wichtigkeit sind. Bei wesentlichen Reparaturen wird häufig ein neuer B. erteilt, welcher auch Rekonstruktionsbrief heißt.

Beilegen, als Seemannsausdruck, s. Beidrehen.

Beilngries, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 1 km von der Mündung der Sulz in die Altmühl und am Ludwigskanal, 60 km im SSO. von Nürnberg, Sitz eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, zählt 1726 E., welche Getreidebau und Holzhandel betreiben, Bierbrauereien und eine große Branntweinbrennerei unterhalten. In der Nähe ist das an Stelle des Stammschlosses des ausgestorbenen Grafengeschlechts Hirschberg 1162 erbaute Jagdschloß gleichen Namens.

Beilstein, Städtchen im württemb. Neckarkreise, Oberamt Marbach, südöstlich von Heilbronn, an der in die Murr (einem rechten Nebenfluß des Neckar) gehenden Bottwar, zählt (1880) 1545 meist evang. E., welche einen vortrefflichen Wein bauen. Auf einem nahen Hügel befinden sich die Ruinen der Burg B. mit einem fünfeckigen Turm, «Langhans», der eine schöne Aussicht gewährt.

Beim Wind heißt die Lage eines Schiffs so nahe am Winde, daß die scharf nach einer oder der andern Seite angeholten Segel noch gerade voll stehen. Dies ist bei größern mit Raaen versehenen Schiffen durchschnittlich noch der Fall, wenn die Kielrichtung derselben mit der Windrichtung einen Winkel von 67½° oder 6 Kompaßstrichen bildet. Bei diesen Verhältnissen kann ein Schiff bei segelbarem Winde und nicht zu bewegtem Wasser noch vorwärts segeln. Darüber hinaus kommen die Segel los, weil sich die Raaen und mit ihnen die Segel wegen der Einrichtung der Takelage nicht schärfer anholen lassen. Bei kleinern Schiffen, die keine Raaen, sondern nur Gaffeln oder dergleichen haben, läßt sich dieser Winkel bis zu fünf, ja auch vier Kompaßstrichen (56¼ resp. 45°) verkleinern, wodurch dieselben beim Kreuzen gegen den Wind unter sonst ganz gleichen Umständen schneller zum Ziele kommen.

Bein bezeichnet im allgemeinen jeden Knochen (wie in den Wörtern Gebein, Beinhaus, Elfenbein), insbesondere aber die zum Gehen und Laufen dienenden Gliedmaßen, also bei den Säugetieren alle vier, beim Menschen nur die beiden untern Extremitäten, im Gegensatz zu den obern, den Armen. Das B., welches eine feste und dennoch bewegliche Tragstütze für das Gewicht des Stammes bildet, besteht aus dem

Oberschenkel, Unterschenkel und Fuß. Ersterer hat einen einzigen Knochen, den längsten und stärksten des ganzen Skeletts, den Oberschenkelknochen (os femoris), welcher durch seinen kugeligen, überknorpelten Kopf in dem Pfannengelenk des Beckens befestigt ist und an seinem untern Ende durch zwei starke überknorpelte Knorren im Knie mit der Kniescheibe die Verbindung mit dem Unterschenkel im Kniegelenk vermittelt. Der Unterschenkel besteht aus zwei langröhrigen Knochen, dem starken Schienbein (tibia) und dem viel dünnern Wadenbein (fibula), von denen jedes nach unten in einen der Knöchel ausläuft, welche gabelförmig das Gelenk der Fußwurzel eng umfassen. Diese, welche den größten Bestandteil, und zwar die ganze hintere Hälfte des Fußskeletts bildet, besteht aus sieben kurzen und dicken Knochen, aus dem mit dem Unterschenkel artikulierenden Sprungbein, dem Fersenbein, Kahnbein, den drei Keilbeinen und dem Würfelbein, welche in Verbindung mit den fünf Mittelfußknochen ein Gewölbe darstellen, auf dessen höchstem Punkte die Last des Körpers ruht und welches sich mit nur drei Punkten auf den Boden stützt: mit dem Höcker des Fersenbeins sowie mit dem Köpfchen des ersten und fünften Mittelfußknochens. Die Wölbung des Fußgelenks, welche für die Elasticität des Ganges von großer Bedeutung ist, wird hauptsächlich durch die Spannung eines kräftigen Bandapparats erhalten; nur bei krankhafter Erschlaffung desselben gibt die Wölbung nach (der sog. Plattfuß, s. d.). An die Mittelfußknochen schließen sich die einzelnen Zehen an, die nicht zur Unterstützung des Körpers verwandt werden, aber für die Balancierfähigkeit, namentlich beim Gehen, sehr wichtig sind. Entsprechend seiner Bedeutung als Bewegungsorgan besitzt das B. einen mächtig entwickelten Muskelapparat. Vorn am Oberschenkel liegen die starken Strecker des Unterschenkels, welche zu einer gemeinsamen, an der Kniescheibe befestigten Strecksehne verschmelzen; an der innern Seite die sog. Zuzieher, welche die beiden B. einander nähern; an der hintern Seite die Beuger des Kniegelenks, nach hinten und außen endlich die Gesäßmuskeln, welche den Oberschenkel teils im Hüftgelenk strecken, teils nach außen rollen. Am Unterschenkel springen besonders die kräftigen Wadenmuskeln hervor, welche sich mittels einer gemeinsamen Sehne, der Achillessehne, am Fersenbein befestigen und den Fuß strecken. Die Pulsadern der B. stammen von der großen Schenkelpulsader (arteria femoralis), welche unter dem Leistenband an der vordern obern Fläche des Oberschenkels deutlich pulsierend zu fühlen ist und sich unterhalb der Kniekehle in die vordere und hintere Schienbeinpulsader teilt, die Nerven hauptsächlich vom großen Hüftnerven (nervus ischiadicus), dem breitesten und stärksten Nerven des menschlichen Körpers, welcher durch den großen Hüftbeinausschnitt die Beckenhöhle verläßt, an der Hinterseite des Oberschenkels verläuft und sich gleichfalls in der Kniekehle in seine beiden Endäste teilt, in den Wadenbein- und den Schienbeinnerven. Verletzungen der großen Schenkelpulsader durch Stich-, Schnitt- oder Schußwunden können in wenigen Minuten durch Verblutung zum Tode führen und erheischen deshalb bis zum Eintreffen ärztlicher Hilfe sofortiges energisches Aufdrücken des Daumens auf die Wunde oder festes Umschnüren des Gliedes vermittelst Tüchern, Binden oder elastischer Gurten oberhalb der verletzten Stelle.

Beinbrech, Lokalbezeichnung für gewisse Kalktuffe, die durch Inkrustation von Pflanzen entstanden und daher reich an Pflanzenabdrücken sind.

Beinbruch, s. unter Knochenbrüche.

Beinfäule, s. Knochenfraß.

Beingeschwüre, s. unter Krampfader.

Beinglas oder Knochenglas, s. u. Knochen.

Beinheil, Volksname des Narthecium ossifragum *Huds.* (Anthericum ossifragum *L.*), einer zur Familie der Juncaceen gehörigen, perennierenden Pflanze mit ästigem, weit umherkriechendem Wurzelstock, aufsteigendem, bis 30 cm hohem Stengel, lineal-schwertförmigen Blättern und grüngelben Blüten in lockerer Traube, welche auf Torfwiesen und in Moospolstern von Sümpfen in Norddeutschland wächst, sonst aber selten vorkommt. Ehemals galt der Wurzelstock als Heilmittel gegen Knochenkrankheiten.

Beinholz oder Knochenholz, Pflanzenart, [s. unter Lonicēra.

Beinschienen, s. unter Schutzwaffen.

Beinschwarz oder Elfenbeinschwarz nennt man technologisch den bei der Fabrikation der Knochenkohle (s. d.) sich ergebenden pulver- und griesförmigen Abfall, der durch Mahlen auf einem Kollergange in gleichförmig feines Mehl verwandelt und ausgesiebt ist. Von der Knochenkohle unterscheidet sich das B. nur durch seine Form; während erstere Körner von Linsen- bis Bohnengröße darstellt, wie sie für die Zwecke der Zuckerfabrikation erforderlich sind, bildet das B. ein feines Pulver. Man benutzt das B. in chem. Laboratorien, wegen seines Absorptionsvermögens zum Entfärben mancher Flüssigkeiten, in einzelnen Fällen zum Filtrieren verunreinigten Wassers, in größter Menge aber zur Darstellung der Stiefelwichse, deren schwarze Farbe durch den äußerst fein verteilten Kohlenstoff des B. bedingt ist.

Beinwell, Pflanzenart, s. u. Symphytum.

Beipur, Stadt im Distrikt Malabar (s. d.).

Beira, eine Provinz Portugals, die vom linken Douro-Ufer bis zum Tejo und zur Provinz Estremadura reicht und auf 23 977 qkm (1878) 1 390 747 E. zählt. Das Land zerfällt administrativ in die fünf Distrikte Aveiro, Coimbra, Vizeu, Guarda und Castello-Branco, wird aber von den Bewohnern selbst naturgemäß in drei Bezirke geteilt: Beira-mar, der flache Küstenstrich; Beira-alta oder Ober-B., der gebirgige nordwestl. Teil; Beira-Baixa oder Unter-B., der ebenere Osten. Aus dem Thale des Douro erhebt sich terrassenförmig bis zur Höhe von 700 m im Mittel ein Bergland, welches als Westabhang des Plateau von Salamanca anzusehen ist, und wesentlich aus Granit besteht. Auf demselben erheben sich mehrere Gebirgszüge, vor allem die Serra da Estrella, welche in der Kuppe des Malhão da Serra den höchsten Gipfel Portugals trägt (2295 m). Dieses Gebirge (der Mons Herminius der Alten) bildet in einer Länge von 60 km einen wichtigen Bergwall zwischen den Thälern des Mondego und Zezere, und fällt zum letztern namentlich in schroffen zerklüfteten Felswänden ab; auf den Abhängen finden sich vier kleine Alpenseen. Ein zweiter, schmalerer Bergwall, dessen bedeutendste Glieder Serra de Bussaco (547 m) und Serra de Caramullo (552 m) sind, erhebt sich auf dem westl. Abhang des Plateau, und ein dritter mit dem Douro parallel streichender Gebirgszug bildet den terrassierten Bergabhang, welcher sich bis an das Ufer des Douro erstreckt und in seiner östl. Hälfte

ein reizendes, mit Weinreben, Obsthainen, Gütern und Laubgehölzen bedecktes Hügelland, die südl. Hälfte des Distrikts Alto-Douro (s. d.) bildet. Der westlichste Teil des centralen Systems, der sich nirgends mehr über 800 m erhebt und vorwiegend Plateaucharakter hat, streicht in die Provinz Estremadura hinüber, wo er mit der Serra de Cintra und dem Cabo da Roca, der westlichsten Spitze des Festlandes von Europa, endet. B. wird in südwestl. Richtung vom Mondego und Zezere, in westlicher vom Vouga, in nördlicher vom Coa und andern Zuflüssen des Douro durchschnitten. Von allen diesen ist nur der Mondego für kleine Fahrzeuge bis Coimbra, im Winter auch weiter hinauf schiffbar. Mit Ausnahme der fruchtbaren und meist stark bevölkerten Thäler dieser Flüsse sowie der Ebenen um Vizeu, Guarda und Castello-Branco ist der Boden der Provinz meist dürr, sandig und felsig, mit Heiden und Triften bedeckt und daher wenig ergiebig. Die Gebirge, mit Ausnahme der Serra de Bussaco sind meist kahl, aber reich an Erzgängen, deren Ausbeute man bisher vernachlässigt hat. Dagegen wird in den ungeheuern Strandsümpfen um Aveiro sowie an der Mündung des Mondego sehr viel Seesalz gewonnen. Auch gibt es viele Mineralquellen, von denen manche zu Bädern (Banhos) benutzt werden. Die hauptsächlichsten Produkte des Ackerbaues sind Mais, weniger Weizen und andere Getreidearten, Gemüse und Gartenfrüchte aller Art, Wein, Öl, Obst und Kastanien, im Westen auch Orangen. Nächst dem Ackerbau bilden der an der Küste eifrig betriebene Fischfang und die Viehzucht die Haupterwerbszweige der sehr ungleich verteilten Bevölkerung. Die früher berühmte Schafzucht ist stark gesunken. Doch züchtet der Ober-B. immer noch die meisten und durch ihre Wolle ausgezeichneten Schafe (**Beiraschafe**) in Portugal. Auch Rinder, Ziegen und Schweine werden stark gezüchtet, letztere namentlich um Lamego, aus welcher Gegend die besten Schinken Portugals (Lissaboner Schinken) kommen. Industrie und Handel sind unbedeutend, da es noch an Verkehrswegen fehlt. Nur ein geringer Teil der Wege kann mit Karren befahren werden, Chausseen gibt es nur eine; seit 1863 wird B. von der Bahn Lissabon-Coimbra-Oporto durchschnitten. Die Hauptstadt und wichtigste Stadt der Provinz ist Coimbra (s. d.). Seit der Zeit Johanns V. führt der älteste Sohn des Kronprinzen den Titel Prinz von B.

Beiram, Feste der Mohammedaner, s. Bairam.

Beiram oder Behrem Kalessi, Dorf an Stelle der alten Stadt Assus (s. d.) in Mysien.

Beireis (Gottfr. Christoph), ein gelehrter Sonderling, geb. 2. März 1730 zu Mühlhausen, studierte seit 1750 in Jena die Rechte, zugleich aber auch Mathematik, Physik, Chemie und Medizin. Nach beendigten Studien ging er auf Reisen, welche sich indessen nicht auf Indien erstreckten, wie er vorgab, sondern wahrscheinlich auf Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. Im J. 1756 kehrte er zurück, studierte in Helmstedt unter Heister Chirurgie und wurde daselbst 1759 ord. Professor der Physik, 1762 der Medizin, 1768 der Chirurgie. Auch ernannte ihn 1802 der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu seinem Leibarzt. B. starb 12. Sept. 1809. Er hatte 17 verschiedene Sammlungen von Gegenständen der Kunst, Wissenschaft, Natur, Mechanik u. s. w. Seine Gemäldesammlung enthielt kostbare Stücke; von Wichtigkeit waren seine physiol.-anatom. Präparate, unter diesen namentlich die Lieberkühnschen; sein Münzkabinett enthielt viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Wert, weshalb er in dem Rufe eines Goldmachers stand. Seine Erfindungen in der Chemie wußte B. lohnend auszubeuten, so z. B. die bessere Bereitung des Karmins, die er als Geheimnis den Engländern mitteilte, und die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten. Seine physiol. Abhandlungen sind unbedeutend. Vgl. Heister, «Nachrichten über Gottfried Christoph B.» (Berl. 1860).

Beirût oder Bairût, die Hauptstadt eines Sandschaks im asiat.-türk. Vilajet Syrien und in neuerer Zeit die wichtigste Seestadt dieser Provinz, liegt auf einem Küstenvorsprunge zwischen Saida (Sidon) und Tarabulus (Tripolis) und wird schon von Abulfeda als der Hafen von Damaskus bezeichnet, mit dem es durch eine Kunststraße in Verbindung steht. Außerdem ist die Stadt der alte Sammelplatz der nach Mekka gehenden Karawanen, welche allerdings seit Eröffnung des Suezkanals nicht mehr so zahlreich hier eintreffen wie vorher, und der gewöhnliche Landungspunkt aller nach Syrien und Palästina direkt gehenden Reisenden. B. ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Erzbischofs und eines maronit. Bischofs sowie mehrerer Generalkonsulate. Die Stadt steht am Abhange eines Hügels, gewährt die Aussicht auf den Libanon und gilt als der gesündeste Ort der syr. Küste. Die Altstadt hat meist enge, schlecht gepflasterte Straßen, ist aber von einer Menge von Vorstädten mit schönen Häusern und Gärten umgeben. Keine türk. Ortschaft hat in neuerer Zeit einen ähnlichen Aufschwung genommen wie B., das jetzt 80000 E. zählt, zum großen Teil reiche Christen, die bedeutenden Handel, namentlich mit Marseille, treiben. Es befinden sich in B. eine Quarantäne, ein Zollamt, mehrere Postanstalten, europ. Ärzte, Apotheken und Fabriken. Seit 1875 ist durch eine Wasserleitung dem frühern Wassermangel B.s abgeholfen. Es bestehen hier ein deutsches Waisenhaus mit Pensionat und prot. Kapelle, eine amerik. Missionsstation mit Kirche, Druckerei, mediz. Schule, Realschule und astron. Observatorium, ein prot. Knabeninstitut, ein franz. Waisenhaus mit Schule und Pensionat, ein Franziskanerkloster und viele, meist von England aus unterstützte Schulen. Die Hauptmoschee von B. ist eine ehemalige christl. Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Die Imperial-Ottoman-Bank besitzt hier bereits seit 1865 eine bedeutende, dem syr. Handel sehr zu statten kommende Filiale. B. ist durch eine bequeme Kunststraße mit Damaskus verbunden. Neben starker Seiden- und Baumwollweberei wird Gold- und Silberdrahtfabrikation betrieben. Außerdem verfertigt man hier die in ganz Syrien und Ägypten berühmten, mit Nägeln verzierten bunten Koffer für Leinenzeug, die namentlich zu Brautgeschenken dienen. Die Umgegend gewinnt viele und ausgezeichnete Seide, Baumwolle und vortrefflichen Tabak. Für diese Produkte finden auch die Drusen in B. ihren Hauptabsatzmarkt. Der Hafen des Platzes ist längst versandet und die Schiffe bleiben auf der Reede oder in den verschiedenen Buchten der gegen Osten sich ausdehnenden St. Georgsbai, die von dem heil. Georg ihren Namen führt, der hier den Drachen erlegt haben soll. In die Bai mündet von Süden her der Nahr-Beirut

(Magoras der Alten) und 10 km im Nordosten der Stadt der Nahr-el-Kelb (bei den Alten Lykos), an dessen Felswänden sich berühmte Skulpturen mit pers. Keilinschriften und ägypt. Hieroglyphen, sowie auch arab. Inschriften befinden.

Die uralte phöniz. Hafenstadt Berytos wurde vom Syrer Diodotos Tryphon 140 v. Chr. zerstört, unter Kaiser Augustus durch Agrippa wiederhergestellt und zu einer röm. Kolonie mit ital. Rechte und dem Namen Julia Augusta Felix erhoben. Unter Caracalla erhielt sie den Beinamen Antoniniana. Später zeichnete sich B. durch seine Hohe Schule für Rhetorik, Poetik und besonders für Rechtskunde aus. Der oström. Kaiser Theodosius II. erhob B. zu einer Metropolis. Nachdem die Stadt schon 349 durch Erdbeben verwüstet worden, wurde sie 20. Mai 529 durch ein solches völlig zerstört. Zur Zeit der Kreuzzüge erhob sie sich wieder zu einem wichtigen Orte. Damals bildete der Nahr-el-Kelb die Grenze zwischen dem Königreich Jerusalem und der Grafschaft Tripolis. An dem nur 2 m breiten Küstenpaß, der alten, in den Fels gehauenen Via Antoniniana, bekämpfte König Balduin I. die Sarazenen, und nach zweimonatlicher Belagerung eroberte derselbe die Stadt 27. April 1110. Im J. 1187 wurde sie von Saladin, 1197 von den Kreuzfahrern eingenommen, 1291 von den Franken geräumt. In späterer Zeit war sie lange im Besitze der Drusen; der Drusenfürst Fachr-ed-din (1595—1634) suchte europ. Kultur in B. zu verbreiten. Durch Verrat kam die Stadt 1763 in die Hände der Türken. Eine russ. Flotille beschoß, eroberte und plünderte sie 1772. In der orient. Angelegenheit von 1840 spielte B. eine wichtige Rolle. Die Feindseligkeiten der vereinigten engl.-österr.-türk. Flotte gegen die ägypt. Macht Mehemed-Alis in Syrien begannen unter dem engl. Admiral Stopford mit dem Bombardement der Stadt vom 10. bis 14. Sept. Größtenteils zerstört, wurde sie erst 9. Okt. von Soliman-Pascha geräumt und von den Truppen der Verbündeten besetzt.

Beisassen oder Schutzverwandte, s. Bürger.

Beisitz heißt das Recht des überlebenden Ehegatten auf die mit den Kindern gemeinschaftliche Verwaltung und Benutzung des von dem Verstorbenen hinterlassenen Vermögens. Daß der Nachlaß nicht geteilt, sondern der bisherige Hausstand unverändert fortgeführt wurde, solange eins von den Eltern lebte, scheint uraltes deutsches Recht gewesen zu sein, welches sich jedoch nach dem Eindringen des röm. Rechts nur vereinzelt in örtlichen Statuten und Landesgesetzen namentlich Süddeutschlands erhalten hat. Auch der franz. Code civil kennt ein Nießbrauchsrecht selbst der verwitweten Mutter bis zum 18. Jahre des Kindes. Anderwärts ist der B. entweder ein lebenslänglicher, oder erreicht sein Ende mit der Wiederverheiratung des verwitweten Gatten, oder bei Eintritt irgend eines Grundes zur Aufhebung der elterlichen Gewalt.

Beisitzer nennt man im Gegensatz zum geschäftsleitenden Vorsitzenden (Präsidenten, Dirigenten) die übrigen stimmführenden Mitglieder einer kollegialen Behörde, z. B. eines Kollegialgerichts. In den neuen deutschen Justizgesetzen wird der Ausdruck indessen nicht gebraucht. Auch hießen mitunter so die Urkundspersonen, welche nach den frühern Gesetzen bei wichtigen Untersuchungshandlungen (wie z. B. einer Leichenschau) zuzuziehen waren.

Beispiel (im Mittelhochdeutschen bîspel, von spel, Rede, Erzählung) ist in der mittelhochdeutschen Litteratur der Name für eine Art von didaktischen Dichtungen, welche im allgemeinen der Fabel entspricht. Die altdeutschen B., meist in Spruchform abgefaßt, sind teils wirkliche Tierfabeln, teils kleine weltliche oder geistliche, märchenhafte oder allegorische Erzählungen mit einer bestimmten, mehr oder minder ausgeführten Moral. Einzelne derselben finden sich schon den Dichtungen der Lyriker des 12. und 13. Jahrh., so denen Spervogels, Reinmars von Zweter, Marners und Konrads von Würzburg, eingereiht; andere sind umfangreichern Dichtungen einverleibt, wie der «Kaiserchronik», dem «Welschen Gast», Freidanks «Bescheidenheit» und dem «Renner». Eine beträchtliche Anzahl ist jedoch in eigenen Sammlungen niedergelegt, wie namentlich in dem «Edelstein» des Bonerius und in den Sammlungen kleiner Gedichte des Stricker. — Im Neuhochdeutschen hat das Wort B. die Bedeutung des lat. exemplum angenommen und bezeichnet demnach jeden bestimmten einzelnen, gleichviel ob aus der Erfahrung entlehnten oder erdichteten Fall, insofern er als Beleg eines allgemeinen Begriffs oder Satzes dienen soll.

Beißbeere, Pflanzenart, s. u. Capsicum.

Beißel, s. Stemmeisen.

Beißer, die in Süddeutschland und Österreich übliche Bezeichnung für Hebeisen, eine zum Heben von Steinen u. s. w. dienende, eigentümlich geformte eiserne Stange.

Beißkohl, Pflanzenart, s. unter Beta.

Beißzange (frz. tricoises, engl. pincers), s. unter Zange.

Beit oder Bêt el-Fakih, d. h. Haus des Gelehrten, eine durch ein Fort gedeckte Stadt im türk.-arab. Wilajet Jemen, 30 km von der Küste und 15 km westlich von dem anmutigen «Kaffeegebirge», ist erst gegen Ende des 17. Jahrh. durch die Übersiedelung der Kaufleute aus dem südlicher gelegenen Sebid um das Grabmal und die Moschee des heil. Achmed Ibn-Musa entstanden. Die Stadt war in der Mitte des 18. Jahrh. der größte Kaffeemarkt in Jemen und auf der ganzen Erde. Durch die Wahabiten wurde indes dieser Handel gestört, und als deren Besieger Mehemed-Ali von Ägypten das Monopol desselben an sich riß, noch mehr beeinträchtigt. Gleichwohl hatte die Stadt unter letzterm noch 30000 E. Auch jetzt ist sie noch ein wichtiges Entrepôt für den Kaffee Jemens, von welchem sie jetzt 12 Mill. Pfd. jährlich ausführt, und bringt außerdem Weihrauch, Gummi und Perlen in den Handel. Die Stadt selbst besteht, mit Ausnahme einiger steinerner Häuser, aus grasbedeckten Hütten mit runder Bedachung, zählt noch 8000 E. und ist einer der heißesten Orte der Erde, jedenfalls der heißeste in der Küstenebene Tihama, indem das Thermometer mittags im Schatten bisweilen auf 40° C. steigt.

Beitel sind dem Stemmeisen ähnliche, einseitig zugeschliffene Werkzeuge, welche in einigen Abweichungen als Stech-, Loch- und Kantbeitel zur Holzbearbeitung Verwendung finden.

Beitöne oder Aliquottöne, s. Obertöne.

Beitzke (Heinr. Ludw.), Geschichtschreiber, geb. 15. Febr. 1798 in Muttrin im pommerschen Kreise Belgard als Predigerssohn, arbeitete seit 1813 bei dem Gerichte in Belgard. Im Frühjahr 1815 trat er als freiwilliger Jäger in das preuß. Heer, nahm

an den Belagerungen von Maubeuge und Philippeville teil und wurde im September zum Portepee-Fähnrich befördert. Nach dem Friedensschlusse besuchte B. die Kriegsschulen zu Koblenz und Mainz, wurde 1818 zum Offizier ernannt und demnächst zur allgemeinen Kriegsschule nach Berlin, sowie 1823—26 zur topogr. Abteilung des Generalstabs kommandiert. Im J. 1828 kam er als Lehrer der Geographie an die Divisionsschule zu Stargard, kehrte 1836 zum Regiment nach Kolberg zurück und wurde Anfang 1839 Kompagniechef. Anhaltende Kränklichkeit nötigte ihn, Ende 1845 den Abschied nachzusuchen, den er mit dem Charakter als Major erhielt. In den folgenden Jahren entstand B.s Hauptwerk, die «Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den J. 1813 und 1814» (3 Bde., Berl. 1855; 4. Aufl., neubearb. von Paul Goldschmidt, Brem. 1881 fg.), ein Buch, welches wissenschaftliche Gründlichkeit mit polit. Freisinn und vaterländischer Gesinnung vereinigt und in den weitesten Kreisen des deutschen Volks günstig aufgenommen wurde. Außerdem schrieb B.: «Geschichte des russ. Kriegs im J. 1812» (Berl. 1856; 2. Aufl. 1862), «Geschichte des Jahres 1815» (2 Bde., Berl. 1865) und «Das preuß. Heer vor und nach der Reorganisation» (Berl. 1867). Im Nov. 1858 wurde er von dem Wahlbezirk Anklam in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt. In der folgenden Legislaturperiode in vier Wahlkreisen gewählt, nahm er das Mandat für Soest-Hamm an und wurde bei der zweimaligen Auflösung des Hauses mit gesteigerter Majorität wiedergewählt. Der Fortschrittspartei angehörend, hat B., ohne als Redner sich hervorzuthun, namentlich in den Verhandlungen über die Heeresreorganisation im Sinne seiner Partei Einfluß geübt. Auch gab er heraus: «Hinterlassene Schriften des Generalauditors Dr. Karl Friccius, nebst einer Lebensskizze desselben» (Berl. 1866). B. starb zu Berlin 10. Mai 1867.

Beiwerk nennt man bei einem Werke der bildenden Kunst diejenigen Gegenstände, die nicht die unmittelbaren Träger der Idee des Kunstwerks, zur Darstellung desselben also nicht unumgänglich notwendig sind. Das B. hat die Aufgabe, dem Hauptgegenstande des Kunstwerks gewissermaßen eine Sphäre zu schaffen, die seinen Sinn erklären hilft und eine für das Verständnis der Idee förderliche Stimmung hervorruft. Sind leblose Gegenstände der Hauptstoff des Kunstwerks, so ist von einem B. in obigem Sinne nicht mehr die Rede. Entweder ist dann das Geringfügigste gleich wichtig, wie beim Stillleben, oder man hat für andersartige, sekundäre Elemente andere Bezeichnungen, wie bei der Landschaft: Staffage (s. d.).

Beiwort, s. Adjektiv.

Beize, Jagd mittels Falken, s. Baize.

Beize nennt man in der Technologie Lösungen saurer, salziger oder sonst scharfer und ätzender Stoffe, mit denen man gewisse feste Substanzen benetzt oder tränkt, um denselben dadurch gewisse Eigenschaften der Färbung, der Struktur und Oberflächenbeschaffenheit, ferner des Geschmacks u. s. w. zu erteilen, die ihnen ursprünglich nicht zukommen, oder um sie zu spätern chem. Arbeiten vorzubereiten. B. nennt man z. B. die zum Einpökeln von Fleisch angewendete Lösung von Kochsalz und andern Substanzen; in der Gerberei heißt B. die saure Lohbrühe oder die durch Gärung von Kleie und Wasser entstandene saure Flüssigkeit. B. wird auch die saure Flüssigkeit genannt, mit welcher zu vergoldende, versilbernde oder zu verzierende Objekte aus Messing, Bronze, Eisen u. s. w. vorher gereinigt werden. Mittels B., meist verdünnte Salpetersäure oder Salzsäure, werden Hochätzungen auf Metall- oder Kalksteinplatten (lithographischer Schiefer) hervorgerufen, indem die hoch zu ätzenden Partien vorher mit einem Firnis bedeckt werden, welcher diese vor dem Angriff der B. schützt. Haare, Horn und ähnliche Körper färbt man durch B., die namentlich aus Lösungen von Metallen (Blei, Silber) bestehen. Holzbeizen nennt man Abkochungen von Farbhölzern (Blauholz, Rotholz, Sandelholz) zum Zweck des oberflächlichen Färbens von Nutzhölzern. In der Färberei und dem Kattundruck spielt die B. (gewöhnlich **Mordant** genannt) eine große Rolle; in vielen Fällen läuft hier ihre Wirkung darauf hinaus, daß sie die Farbstoffe aus ihren Lösungen auf die Gespinstfasern niederschlägt, indem ihre Bestandteile unlösliche Verbindungen mit den Farbstoffen eingehen. Die wichtigsten der in der Färberei angewendeten B. sind Alaun, essigsaure Thonerde, essigsaures Eisenoxyd, Zinnsalz, Tannin, Albumin, Kleber und fettes Öl. Die B. haben aber nicht nur den Zweck, die Verbindung der Faser mit dem Farbstoff zu bewerkstelligen, sie können auch dazu dienen, auf dem Zeuge an gewissen Stellen die Farbe zu zerstören. In diesem Falle werden die B. als **entfärbende Beizen** oder **Enlevagen** bezeichnet.

Beizen des Getreides hat den Zweck, die an dem Saatkorn der Gramineen, namentlich des Weizens, des Roggens, der Gerste und des Hafers befindlichen Pilzsporen und zwar besonders die Sporen des Stein- oder Stinkbrandes, Tilletia, und diejenigen des Staub- oder Flugbrandes, Ustilago, zu zerstören. Gegen die erstern hat sich die Anwendung des Kupfervitriols (schwefelsaures Kupferoxyd) ausgezeichnet bewährt. Man nimmt auf 3 hl Saat 0,5 kg Kupfervitriol, löst dasselbe in Wasser und gibt hierzu in einem Bottiche so viel Wasser, daß die Saat vollständig von letzterm bedeckt ist. Nach 24stündigem Liegen in dieser Lösung ist die Keimkraft aller Pilzsporen getötet, während die Getreidekörner selbst völlig unversehrt geblieben sind und nach dem Trocknen ohne weiteres zum Aussäen benutzt werden können. Beim Beizen des Korns gegen den Staubbrand verfährt man ebenso, nur mit dem Unterschied, daß man auf 100 kg Wasser 1,5 kg engl. Schwefelsäure von 66° Beaumé verwendet und das B. nur 10 Stunden lang vornimmt. Vgl. Kühn, «Die Krankheiten der Kulturgewächse» (Berl. 1859).

Beja (**Pax Julia** der Römer), Stadt von (1878) 8487 E. in der (ehemaligen) portug. Provinz Alemtejo, Bischofssitz und Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (10869 qkm mit [1874] 144817 E.) in fruchtbarer, aber baumloser Umgebung, an der Südostbahn, welche hier nach Serpa und nach Casevel gabelt, besitzt bedeutende Überreste aus röm. Zeit (Wasserleitung), ein Kastell, eine alte Kathedrale und drei andere Kirchen, ein Hospital und treibt Gerberei und Fayencefabrikation sowie Olivenbau. Jährlich finden hier zwei Messen statt.

Bejar, befestigte Stadt mit (1877) 11099 E. in der span. Provinz Salamanca, wildromantisch auf einem steil abfallenden Plateau am Fluß Cuerpo de Hombro gelegen. Sie besitzt mehrere Kirchen,

eine halb verfallene Stammburg der Herzöge von B. und hohe Mauern, ist aber eng und schmutzig. Die Einwohner treiben Wollhandel und Tuchfabrikation, bei welcher mit Einschluß der in der Umgegend am Flusse gelegenen Werkstätten an 5000 Menschen beschäftigt sind. Von B. kommen die besten der in ganz Spanien berühmten «Schinken von Estremadura». Bei B. wurden 1813 die Franzosen von den Engländern geschlagen, und 1868 trug B. durch seine heldenmütige Verteidigung gegen die königl. Truppen zum Gelingen der Revolution bei. In der Nähe liegt die Schwefeltherme Baños de Bejar (34° R.).

Bejas oder Bjasa, Fluß des Pendschâb (s. d.).

Bejasit, Bejasiten oder Ibadhi, mohammed. Sekte in Arabien, deren Stifter Abdallah ben Ibadh und deren Oberhaupt der Imam von Maskat ist. Sie erkennt den Vorzug der Abkömmlinge Mohammeds nicht an, sondern schreibt dem ganzen arab. Adel gleiche Rechte zu.

Bejlerbeji, s. unter Beg.

Bejna-Elf, s. Bägna-Elf.

Bekaa (El Bekaa), s. Cölesyrien.

Bekassinen, s. Becassinen.

Beke (Charles Tilstone), engl. Reisender und Geograph, geb. zu London 10. Okt. 1800, lernte als Kaufmann und konditionierte in London, Genua und Neapel, trat aber nachher als Student der Rechte in Lincoln's-Inn ein, entsagte indes auch sehr bald der jurist. Laufbahn, um sich vorzugsweise histor., ethnogr. und philol. Studien zuzuwenden, als deren Frucht er die «Origines biblicae, or researches in primeval history» (Bd. 1, Lond. 1834) veröffentlichte. Da dieses vom Standpunkte der strengsten Buchstabengläubigkeit aus verfaßte Werk, für welches die Universität Tübingen ihm den Doktortitel verlieh, namentlich in Deutschland scharfe Kritiken erfuhr, so schrieb B. in Leipzig, wohin er 1836 über Bremen gekommen war, und wo er 1837 und 1838 die Geschäfte des engl. Konsulats vertrat, seine «Verteidigung gegen Dr. Paulus» (Lpz. 1836). Im Frühjahr 1837 reiste er mit Moore nach Palästina und machte die ersten Messungen über die Einsenkung des Toten Meers, 1840—43 ging er von Tadschurra nach Schoa in Südabessinien, hielt sich ein Jahr in der Provinz Godscham auf und reiste über Massaua zurück. Die Resultate seiner Forschungen während dieser großen Reise wurden in dem «Journal of the Geographical Society», dem «Bulletin de la Société de géographie» und der Schrift «Abyssinia. A statement of facts» (Lond. 1846) veröffentlicht. Nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt, erregte B. unter anderm durch die Schriften «Essay on the Nile and its tributaries» (Lond. 1847), «On the sources of the Nile in the mountains of the Moon» (Lond. 1848), «On the sources of the Nile» (Lond. 1849), sowie durch sein «Mémoire justificatif en réhabilitation des pères Paez et Lobo» (Par. 1848) unter den Geographen Aufsehen. Er erhielt dafür von der londoner wie von der pariser Geographischen Gesellschaft die goldene Medaille. Auch wurde er mit Antoine d'Abbadie in einen Streit verwickelt, indem er in den Schriften «A letter to M. Daussy» (Lond. 1850) und «An inquiry into A. d'Abbadie's journey to Kaffa» (Lond. 1851) den Beweis zu führen suchte, daß die Reise des letztern zur Entdeckung der Nilquellen (1843—44) erdichtet sei. Doch hat sich B.s Beschuldigung nicht als richtig erwiesen. Außer andern verdienstvollen geogr., ethnogr. und linguistischen Abhandlungen ist noch seine Arbeit «On the geographical distribution of languages in Abyssinia» (Edinb. 1849) anzuführen. In den «Sources of the Nile, with the history of Nilotic discovery» (Lond. 1860) stellte er die Ergebnisse seiner bisherigen, langjährigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zusammen, nachdem er 1848 eine Expedition unter Dr. Bialloblotzki über Zanzibar nach den Nilquellen ausgeschickt hatte, die aber in Zanzibar scheiterte.

Von 1849—53 bekleidete B. die Stelle eines Sekretärs bei der National association for the protection of British industry and capital, gab während dieser Zeit unter anderm Gerrit De Veers «True description of three voyages by the North-East towards Cathay and China, undertaken by the Dutch in the years 1594, 1595, and 1596» für die Hakluyt Society heraus (Lond. 1853), lebte dann längere Zeit auf der Insel Mauritius, reiste 1861 mit seiner Gattin nach Damaskus, suchte in der Umgegend das Harran der Patriarchen auf und verfolgte den Weg, den Jakob auf der Flucht von dort nach dem Gelobten Lande eingeschlagen haben soll. Ein Buch über diese Reise, «Jacob's flight» (Lond. 1864), schrieb seine Gattin; er selbst gab nur einen längern Bericht in dem Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft (Bd. 32, 1862). Nach Ausbruch des Konflikts mit Abessinien 1865 erbot er sich zur Befreiung der Gefangenen, reiste auch nach dem Roten Meer, die engl. Regierung nahm aber seine Dienste nicht an. Dies gab die Veranlassung zu seinem Buch «The British captives in Abyssinia» (Lond. 1867). Später besuchte er noch den Djebel-en-Nur im Osten des Golfs von Akabah, den er irrtümlich für den Sinai der Israeliten hielt («On the passage of the Red Sea by the Israelites, and its locality, and on the situation of mount Sinai», Lond. 1838; «A few words with bishop Colenso on the subject of the exodus of the Israelites, and the position of mount Sinai», Lond. 1862). B. starb 31. Juli 1874 in London.

Bekehrung, s. Konversion.

Bekenner (Confessores) hießen in der frühern christl. Kirche, nach Matth. 10, 32, solche, welche wegen des christl. Glaubens standhaft Verfolgungen erduldeten, ohne ihr Bekenntnis mit dem Tode besiegeln zu müssen. Die ihnen erwiesene hohe Ehre verleitete sie zuweilen zu ungerechtfertigten Ansprüchen. So maßten sich um die Mitte des 3. Jahrh. die afrikanischen B. das Recht an, Gefallene ohne weiteres in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen, ein Mißbrauch, gegen welchen namentlich Cyprian sehr entschieden ankämpfte.

Bekenntnisschriften, s. unter Symbolische Bücher.

Békés (spr. Behkehsch), ungar. Komitat im jenseitigen Theißkreise, wird nördlich von Großkumanien und Szabolcs, östlich von Bihar und Arad, südlich von Csanád, westlich von Csongrád und Heves umschlossen, und hat einen Flächenraum von 3420 qkm mit (1880) 229757 E. (gegen 212973 im J. 1869, Zunahme 7,9 Proz.), der Nationalität nach großenteils Magyaren, der Religion nach großenteils Protestanten. Fast durchgängig eben, wird das Komitat oft von Überschwemmungen der durchströmenden Weißen, Schwarzen und Schnellen Körös heimgesucht, verdankt aber dieser starken

Bewässerung auch seine bedeutende Fruchtbarkeit, in welcher Beziehung es zu den gesegnetsten Komitaten des Landes zählt. Ackerbau und Viehzucht, beide sehr blühend, bilden den Hauptnahrungszweig der betriebsamen Einwohner. Im Laufe des 17. Jahrh. durch die blutigen Kriege ganz verwüstet, wurde B. erst zu Anfang des 18. Jahrh. wieder bevölkert, namentlich durch J. G. Harukkers Bemühungen, der 1719 fast das ganze Komitat von der Krone ankaufte und mit Ungarn, Deutschen und Slawen bevölkerte, die er je nach Nationalitäten und Konfessionen in verschiedene Orte verteilte. Der bedeutendste Ort des Komitats ist B., am Zusammenfluß der Weißen und der Schwarzen Körös gelegen, einer der ältesten ungar. Marktflecken mit (1880) 22 938 E. und einem schönen Kastell des Grafen Wenkheim.

Békés-Csaba, Marktflecken im ungar. Komitat Békés, s. Csaba.

Bekjären, türk. Soldtruppen.

Bekk (Joh. Baptist), bad. Staatsmann, geb. 29. Okt. 1797 zu Triberg im bad. Schwarzwalde, besuchte das Gymnasium zu Freiburg, studierte daselbst 1816—20 die Rechte, wurde 1822 Advokat zu Meersburg, 1829 Assessor bei dem dortigen Hofgericht, 1832 Rat im Ministerium des Innern und 1837 Vizekanzler beim obersten Gerichtshofe zu Mannheim. Seit 1831 Mitglied der Zweiten Kammer, wurde er 1842—45 zum Präsidenten derselben gewählt. Nachdem 1845 Nebenius wieder an die Spitze des Ministeriums getreten, wurde B. im März 1846 als Staatsrat ohne Portefeuille zur höchsten Verwaltung berufen und im Dezember desselben Jahres zum Minister des Innern ernannt. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 ergänzte B. das Ministerium durch gleichgesinnte Kollegen und versuchte im Einklange mit der liberalen Partei die friedliche Reorganisation der Staatsordnung durch eine Reihe tiefgreifender legislatorischer Entwürfe durchzuführen. Die Agitation der radikalen Partei und die beiden Aufstände im April und Sept. 1848 mit ihren Folgen störten indes die friedliche reformatorische Entwickelung. Nach dem Ausbruche der bad. Mairevolution erhielt B. im Juni 1849 seine Entlassung und trat 1851 als Präsident des Hofgerichts zu Bruchsal wieder in eine richterliche Stellung, nachdem er noch ins Erfurter Parlament gewählt worden war und die Schrift «Die Bewegung in Baden» veröffentlicht hatte. B. starb 22. März 1855 zu Bruchsal. (S. Baden.)

Bekker (Balthasar), freisinniger Theolog der reform. Kirche, geb. 30. März 1634 zu Metslawier in Friesland, wo sein Vater Prediger war, studierte in Gröningen und Franeker und ward dann Prediger in Osterlittens. Des Socinianismus angeschuldigt, folgte er einem Rufe als Pfarrer nach Loenen, dann nach Weesp, 1679 nach Amsterdam. Doch auch hier erregte er bald den Haß seiner Amtsbrüder, indem er in einer Untersuchung über die Kometen bewies, daß letztere weder Vorbedeutungen noch Vorläufer von Unglücksfällen seien. Am meisten Aufsehen und Widerspruch erregte «De betoverde weereld» (Amsterd. 1690—93; deutsch von Schwager: «Die bezauberte Welt», 3 Bde., Lpz. 1781—82). Mit einem für jene Zeit unerhörten Freimut bewies er hier zunächst auf Grund des Cartesianischen Dualismus von Geist und Körper, daß Dämonen und Teufel unmöglich auf das Gemüt des Menschen wirken können. Aber auch die Schrift stelle darüber keine Theorie auf, sondern was sie erzähle von Teufelserscheinungen, sei allegorisch zu verstehen, und die Dämonenbesitzungen seien böse Krankheiten, welche das Gehirn verwirrten. Eine Menge Streitschriften erschienen dagegen. B. ward 1692 seines Amtes entsetzt und exkommuniziert; er starb 11. Juli 1698.

Bekker (Elisabeth), holländ. Schriftstellerin, geb. 24. Juli 1738 zu Vliessingen, war mit dem reform. Prediger Adrian Wolff verheiratet. Nach dessen Tode, seit 1777, lebte sie in der innigsten Freundschaft mit der geistreichen Agathe Deken, mit welcher sie auch während des sog. Englischen Kriegs nach Frankreich zog und sich zu Trevoux niederließ. In der Revolutionszeit entging sie nicht nur selbst durch ihre Geistesgegenwart der Guillotine, sondern half auch den Gemahl ihrer Freundin Renauld, der im Kerker saß, befreien. Mit ihr kehrte sie 1795 nach Holland zurück und lebte im Haag, wo sie 5. Nov. 1804 starb. Ihre Romane «Historie van Willem Levend» (8 Bde., Amsterd. 1785), «Historie van Sara Burgerhart» (2 Bde., Amsterd. 1790; 2. Aufl., 3 Tle., 1836; deutsch, 2 Tle., Lpz. 1789), «Abraham Blankaart» (3 Bde., Amsterd. 1787) und «Cornelie Wildschut» (6 Bde., Amsterd. 1793—96) haben klassisches Ansehen. Ihre wichtigsten Werke schrieb sie in Verbindung mit ihrer Freundin Deken, und es läßt sich nicht entscheiden, wer von ihnen den größern Teil an der Zusammenstellung gehabt hat. Von Müller in Itzehoe wurden «Wilhelm Leewend» (4 Bde., Berl. 1798—1802) und «Klärchen Wildschütt» (2 Bde., Berl. 1800—1) ins Deutsche übersetzt.

Bekker (Immanuel), ausgezeichneter Philolog, geb. 21. Mai 1785 zu Berlin, besuchte das Graue Kloster und studierte von 1803—7 in Halle, wo er namentlich F. A. Wolf hörte. Zum Professor der Philologie an der eben gestifteten Universität zu Berlin ernannt, arbeitete er vom Mai 1810 bis Dez. 1812 auf der pariser Bibliothek. Die berliner Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1815 auf und sandte ihn abermals nach Paris, um für das «Corpus inscriptionum graecarum» die Papiere Fourmonts zu benutzen. Zwei Jahre später ging er nach Italien, um in den dortigen Bibliotheken Handschriften zu vergleichen, und besuchte auf der Rückreise 1819 zum dritten mal Paris, im Sommer 1820 Oxford, Cambridge und London, zuletzt Leiden und Heidelberg. Den Fleiß, mit welchem er an allen diesen Orten gesammelt, bekunden seine «Anecdota graeca» (3 Bde., Berl. 1814—21) und seine Textesrecensionen, die unabhängig von frühern Ausgaben allein aus Handschriften geschöpft sind. Dieselben begreifen: Plato (10 Bde., Berl. 1816—21), die Attischen Redner (7 Bde., Oxf. 1823; Berl., 5 Bde.), Aristoteles (4 Bde., Berl. 1831—36), Sextus Empiricus (Berl. 1842), Thucydides (3 Bde., Oxf. 1821; in Einem Bande, Oxf. 1824 und Berl. 1832), Theognis (Lpz. 1815), Aristophanes (3 Bde., Lond. 1825), Photius' Bibliothek (2 Bde., Berl. 1824), die Scholien zur Ilias (3 Bde., Berl. 1826—27), Harpokration und Möris (Berl. 1833), Pollux (Berl. 1846). Textesrekognitionen (kritische Textausgaben) hat B. gegeben von Apollodor, Appian, Dio Cassius, Diodor, Heliodor, Herodian, Herodot, Josephus, Lucian, Pausanias, Plutarchs Parallelen, Polybius, Suidas; auch von Livius und Tacitus; dem Homer gab er in der zweiten, «Carmina Homerica» betitelten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1858) das Digamma wieder. Sein

Anteil an dem bonner «Corpus scriptorum historiae Byzantinae» beträgt volle 24 Bände. In den Abhandlungen der berliner Akademie hat er meist Romanisches publiziert; provençalisch den Fierabras und geistliche Lieder, altfranz. «La vie de S. Thomas le martir», die Romane von Aspremont und von Flore und Blanceflor (letztern auch neugriechisch) und «Li contes d'Erec» von Chrétien de Troies. In den «Monatsberichten der Akademie» (Aug. 1850 bis April 1851) veröffentlichte er des Bonvesin altvenet. «Vulgaria», in den «Homerischen Blättern» (Bonn 1863 und 1872, die Ausgabe des 2. Bandes nach dem Tode des Verfassers durch Herrcher besorgt), was er zum Homer deutsch geschrieben. B. starb 7. Juni 1871 zu Berlin. Vgl. Sauppe, «Zur Erinnerung an Meineke und B.» (Gött. 1872).

Bekker (Ernst Immanuel), Jurist, Sohn des vorigen, geb. zu Berlin 16. Aug. 1827, studierte die Rechte, war 1849—52 Offizier und habilitierte sich dann zu Halle, wo er später eine außerord. Professur erhielt. Seit 1857 wirkte er als ord. Professor der Rechte in Greifswald; seit 1874 als Windscheids Nachfolger in Heidelberg, an beiden Stellen vornehmlich um die Hebung der jurist. Seminarien bemüht. Unter B.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die prozessualische Konsumption im klassischen röm. Recht» (Berl. 1853), «Theorie des heutigen Strafrechts» (Lpz. 1857), «Die Aktionen des Römischen Privatrechts» (2 Bde., Berl. 1871—73) und «Das Recht des Besitzes bei den Römern» (Lpz. 1880). Auch gab er von 1857—63 ein «Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts» heraus, später mit Pözl einige Jahrgänge der «Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft». B. ist ferner Verfasser vieler teils in Zeitschriften, teils in Broschürenform erschienenen Abhandlungen aus dem Gebiete des Rechts und der Gesellschaftswissenschaft, auch des anonymen «Allerlei von deutschen Hochschulen» (Berl. 1869).

Beklemmung, das Gefühl des erschwerten und beeinträchtigten Atmens, tritt auf, sowie die Erweiterung und Verengerung der Brusthöhle beim Aus- und Einatmen beschränkt ist. Sie wird bedingt entweder durch mechanische Verengerung der Brusthöhle, durch Krampf (Asthma), durch Lähmung sowie durch Rheumatismus der Brustmuskeln oder durch Entzündung und Kongestion der Lungen, durch Anfüllung der Brusthöhle mit Wasser, Blut oder Luft, durch organische Fehler des Herzens sowie bei starker Anfüllung des Magens und übermäßiger Gasansammlung im Darmkanal. Ferner entsteht die B. dann, wenn die einzuatmende Luft entweder zu sehr verdünnt (z. B. auf sehr hohen Bergen) oder auch durch Kompression zu sehr verdichtet (z. B. in der Taucherglocke) ist. Bisweilen wird das Gefühl der B. auch durch eine psychische Affektion, insbesondere durch deprimierende Gemütsbewegungen veranlaßt. Die Wirkungen der B. bestehen in dem Gefühl großer Angst, in mangelhafter Bildung des Blutes, in Behinderung der Funktion der Stimm- und Sprachwerkzeuge, in Störung des Blutumlaufs, Betäubung u. s. w.

Bektäschi (türk.), tanzender Derwisch.

Bel... in slaw.-geogr. Namen, s. Bjel...

Bel., bei zoolog. Namen Abkürzung für Pierre Belon (den Begründer der vergleichenden Anatomie, geb. 1517, gest. 1564 zu Paris; er schrieb u. a.: «De aquatilibus», Par. 1553, und «Histoire de la nature des oiseaux», Par. 1555).

Bel, babylonische Hauptgottheit, s. Baal.

Bél (Matthias), einer der bedeutendsten ungar. Geschichtschreiber, geb. 24. März 1684 zu Ocsova im Komitat Sohl, studierte in Halle und erhielt daselbst eine Lehrerstelle am Waisenhause. Er kam 1714 als evang. Prediger nach Neusohl und von da 1719 als Rektor des evang. Lyceums nach Preßburg, wo er bis zu seinem 29. Aug. 1749 erfolgten Tode wirkte. Seine Hauptwerke sind: «Hungariae antiquae et novae prodromus» (Nürnb. 1723), «Adparatus ad historiam Hungariae» (Preßb. 1735—46) und «Notitia Hungariae novae historico-geographica» (4 Bde., Wien 1735—42, unvollendet), sämtlich Werke, die wegen ihres Reichtums an Stoff noch immer benutzt werden. Auch die Schrift «Der ungar. Sprachmeister» (Preßb. 1728 u. öfter) ist von B. verfaßt.

Bél (Karl Andr.), Historiker, Sohn des vorigen, geb. 13. Juli 1717 in Preßburg, studierte in Altorf, Jena und Straßburg, wurde 1743 außerord., 1757 ord. Professor der Dichtkunst in Leipzig, wo er die «Acta Eruditorum» redigierte und 1753—81 die «Leipziger gelehrte Zeitung» herausgab. Er nahm sich 5. April 1782 in einem Anfall von Schwermut selbst das Leben. Sein Hauptwerk ist: «De vera origine et epocha Hunnorum, Avarorum, Hungarorum in Pannonia» (Lpz. 1757).

Béla ist der Name von vier ungar. Königen aus der Arpádischen Dynastie. B. I., 1061—63, unterdrückte energisch den letzten Versuch der Rückkehr zum Heidentum, war durch Einführung geregelter Maß-, Gewichts- und Münzverhältnisse der eigentliche Schöpfer des Verkehrs in Ungarn und führte die reichstägliche Vertretung ein, indem er zum Reichstage nach Stuhlweißenburg anstatt des gesamten Adels nur zwei Adelige aus jedem Komitate beschied. — B. II., der Blinde genannt, 1131—41, gewann Bosnien, stand im übrigen unter Leitung seiner klugen, aber auch harten Gemahlin Helena von Serbien, nach deren Tode er sich dem Trunke ergab und dadurch bald den Untergang fand. — B. III., 1174—96, in Konstantinopel erzogen, führte am Hofe und im Lande byzant. Sitte und Kultur ein, was von wohlthätigen Folgen für des Landes Entwickelung war, aber andererseits B. in Abhängigkeit von dem griech. Kaiser Emanuel brachte. — B. IV., 1235—70, Sohn jenes Andreas II., dem der Adel die «Goldene Bulle» (Ungarns Magna-Charta) abgedrungen, suchte durch Niederhaltung des Adels das alte königl. Ansehen wiederherzustellen und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit, infolge deren ein Teil des Adels den österr. Herzog Friedrich II. herbeirief, der aber 1236 von B. geschlagen wurde. Als bald darauf die Kumanen vor den andringenden Mongolen nach Ungarn flüchteten, nahm B. deren Fürsten auf und wies den Fremdlingen Wohnplätze an. Doch die nomadischen Ankömmlinge schlossen sich den Mongolen an, welche 1241 in Ungarn verwüstend einfielen und den König am Sajófluſſe in die Flucht schlugen. B. fand ein Asyl in Österreich, aber erst nachdem er dem Herzoge Friedrich II. seine Schätze ausgeliefert und drei Komitate abgetreten hatte. Als die Mongolen 1242 auf die Nachricht vom Tode ihres Chans Ungarn wieder verließen, kehrte B. in das Land zurück und ließ es jetzt seine Sorge sein, durch Wiederaufbau der zerstörten Orte und Herbeirufung neuer Ansiedler die Spuren der durch die Mongolen angerichteten Verheerungen

zu verwischen. Schon 1246 war er wieder stark genug, um Friedrich durch die Niederlage, welche er diesem bei Wiener-Neustadt beibrachte, die ungastliche Aufnahme zu vergelten. Sodann schlug er 1262 einen neuen Versuch der Mongolen, in Ungarn einzufallen, siegreich zurück. B. starb 1270, nachdem noch die Empörungsversuche seines Sohnes Stephan ihm die letzten Lebensjahre verbittert hatten.

Belâd (arab., Plural von Biled), der Bezirk, kommt oft in geogr. Namen vor, wie: Belâd-Bescharah, eine großenteils von Drusen bewohnte Gebirgslandschaft im asiat.-türk. Vilajet Schâm (Syrien); Belâd-el-Dscherid, der südwestl. Teil von Tunis, s. Biledulgerid; Belâd-es-Sudân, soviel wie Sudân; Belâd-el-Tekrûr (d. h. Land der zum Islam Bekehrten, im Gegensatz zu Belâd-el-Medschur, den südl. Heidenländern) ist Flachsudân oder Nigritien, s. unter Sudân.

Belâd el'-Omiân oder Jin, Hauptstadt von Bôrgu (s. d.).

Belagerung ist gleichbedeutend mit dem methodischen oder förmlichen Angriff einer Festung und bedingt die systematische Zerstörung der Verteidigungsmittel des belagerten Platzes und das gedeckte Vorgehen gegen denselben. Das Nähere s. unter Festungskrieg.

Belagerungsartillerie hat in der Regel keine feste Organisation, sondern wird nach Bedarf aus den Truppenteilen der Fuß- oder Festungsartillerie gebildet, auch kann Feldartillerie mit zu dem Dienst der B. herangezogen werden. Das Nähere s. u. Artillerie und Festungskrieg.

Belagerungsgeschütze unterscheiden sich von den Feldgeschützen, abgesehen von der Auswahl der Geschützarten und Kaliber, vornehmlich durch die Lafettierung, welche die Aufstellung hinter hohen Brustwehren begünstigt. Die Beweglichkeit wird erst in zweiter Linie betont. Die B. haben viel Übereinstimmung mit den auf offenem Walle zu placierenden Festungsgeschützen. (S. Artillerie, Festungskrieg und Geschütz.)

Belagerungsmünzen (numi obsidionales) sind Notmünzen, welche in belagerten Festungen zur Besoldung der Truppen geprägt worden sind. Einige hat man auch nachher zur Erinnerung an dergleichen Vorfälle geschlagen. In der Regel sind es sog. Klippen (s. d.).

Belagerungspark heißt die Ansammlung der Belagerungsbedürfnisse vor der zu belagernden Festung; derselbe zerfällt in den Artillerie- und in den Ingenieurpark. Zu ersterm zählen vor allem die Geschütze, welche gegenwärtig nur gezogene sind, namentlich 9-, 12-, 15- und 21-Centimeter-Kanonen und 9-, 15- und 21-Centimeter-Mörser. Die Geschütze mit den zugehörigen Fahrzeugen und Maschinen bilden den Geschützpark; außerdem umfaßt der Artilleriepark noch das Laboratorium, die Munitionsmagazine, die Batteriebaumaterialien- und Schanzzeugdepots, die Handwerks- und Materialienstätten und einen Munitionsfuhrenpark. Der Ingenieurpark enthält die Materialien und das Schanz- und Werkzeug für den Sappeur- und Mineurdienst sowie Werkstätten, Zimmer- und Arbeitsplätze. Jeder Park hat seinen Direktor oder Kommandeur mit dem notwendigen Verwaltungspersonal zur Seite. Bei der Wahl des Platzes für den B. ist eine Hauptrücksicht auf die günstige Lage zu den Eisenbahnverbindungen zu nehmen; nötigenfalls wird derselbe durch Schienenwege in Anschluß mit der Hauptverbindungslinie versetzt. (S. Festungskrieg.)

Belagerungstrain nennt man die zum Transport nach dem Bestimmungsorte verladenen Belagerungsbedürfnisse; speziell versteht man darunter auch das zur Belagerung von Festungen bestimmte, schon im Frieden vorrätig gehaltene Material.

Belagerungszustand oder Belagerungsstand (État de siége) ist derjenige seiner Natur nach immer vorübergehende Zustand einer Festung oder Ortschaft, der kraft einer besondern öffentlichen Verkündigung der obersten örtlichen Militärautorität eintritt, wenn der Platz von der Besatzung gegen den Angriff des Feindes gehalten werden soll und die militärischen Zwecke und Bedürfnisse alle sonstigen Verhältnisse und Rücksichten derart beherrschen, daß auch für die Civilbevölkerung die Militärgewalt, die Kriegsgesetze (Martialgesetze) und Kriegsgerichte ganz oder teilweise an Stelle der bürgerlichen Gesetze und der normalen richterlichen wie polit. Autoritäten treten. Wird ein ganzer Bezirk in B. versetzt, was dann zu geschehen pflegt, wenn man wegen der ungünstigen Gesinnung der Bevölkerung nachteilige Einflüsse auf die Truppen und die militärischen Operationen fürchtet, so nennt man es Kriegsstand. Hieraus ergibt sich, inwiefern dieser Kriegsstand sich von dem allgemeinen Kriegszustande eines Staates, wobei auch die Begriffe des Kriegsfeldes und des Kriegsschauplatzes in Betracht kommen, im Gegensatze zu dessen Friedenszustand unterscheidet, aber auch mit demselben verwandt ist. Bei dem Kriegsstande in dem angegebenen Sinne kommen offenbar polit. Momente zur Geltung. Wenn nun schon Locke die Ansicht aufstellte, ein die Verfassung verletzender König sei als im Kriege mit der Nation anzusehen, so lag es nahe, auch umgekehrt, in Fällen eines drohenden oder ausgebrochenen Volksaufstandes, von seiten der Regierung die Analogie des Kriegs in Anwendung zu bringen und die betreffenden Orte oder Gegenden unter Suspension der normalen Autoritäten und Gesetze in den B. oder Kriegsstand zu versetzen (sog. politischer B. oder Kriegsstand). In diesem Sinne gehört der B. unter den allgemeinen Begriff der freiheitsbeschränkenden Ausnahmsmaßregeln, wie auch die Ausnahmegesetze (s. d.) und Ausnahmegerichte sowie die Verkündigung des Standrechts (s. d.), ist aber umfassender und drückender als diese. Auch die Verkündigung der Aufruhrakte zählt hierher. Die Lage der unter dem B. stehenden Personen ist sogar übler als die der feindlichen Bewohner eines occupierten Bezirks, da diese wenigstens unter dem Schutze des Völkerrechts stehen. Gerechtfertigt kann der politische B. nur durch einen wirklichen Notstand und durch ernste und nahe Gefahren werden; denn der B. vermindert die Garantie einer geordneten Rechtspflege, hindert die Freiheit der Bürger, stört und lähmt den Verkehr. Derselbe kann überdem leicht zu Parteizwecken mißbraucht werden. Darum haben sich auch manche politisch vorgeschrittene Völker (z. B. die Engländer) mit mildern Ausnahmsmaßregeln begnügt (Suspension der Habeas-Corpus-Akte) und selbst diese an viele gesetzliche Beschränkungen gebunden. Andere Völker besitzen, in folgerechter Anwendung der modernen Staatsdoktrin, wenigstens eigene Gesetze, welche die Voraussetzungen, Formen, Wirkungen und

Dauer des B. genauer bestimmen. Die gesetzliche Ordnung des B., mit welcher die Franzosen seit der Revolution zuerst vorgegangen sind, erscheint jedoch stets nur als ein Versuch, auf der äußersten Grenzscheide zwischen dem Walten einer Rechtsordnung und der Herrschaft der Gewalt der erstern das Übergewicht zu verschaffen. Gleichwie aber ohne Zweifel der Belagerungs- oder Kriegsstand schon vor den Versuchen gesetzlicher Normierung in Anwendung gekommen ist (wie z. B. bei der Diktatur), so wird auch keine Art von gesetzlicher Bestimmung desselben für sich allein Übergriffe und mißbräuchliche Anwendungen immer zu hindern vermögen. Vgl. außer den völkerrechtlichen Werken von Heffter, Bluntschli u. s. w. Finlason, «A treatise on Martial Law» (Lond. 1866).

Belani, schriftstellerischer Pseudonym von Karl Ludw. Häberlin (s. d.).

Belbeïs, Belbês, eine Kreisstadt der Provinz Scharkieh in Unterägypten, 48 km im NNO. von Kairo, am Rande der Wüste, an der großen Karawanenstraße nach Syrien und an der Eisenbahn von Kairo nach Suez gelegen, war ehemals bedeutender und hat jetzt wenig über 5000 E., deren Hauptgeschäft der Feldbau ist. B. wurde 1163—64 von den Kreuzfahrern unter König Amalrich in Verbindung mit dem Sultan Schaver drei Monate lang gegen Schirkuh und Saladin belagert und 3. Nov. 1168 von Amalrich erobert und zerstört. Bonaparte nahm sie 1798 und ließ die Erdwälle daselbst verstärken. Etwa 15 km im NNW. der Stadt, ganz nahe südlich von Zagazig, liegen die Ruinen Tell Bastah, der berühmten Stadt Bubastus (s. d.), Patumos oder Pithôm (im Lande Gosen), welches durch Fronarbeit der Hebräer erbaut war, und von welchem in östl. Richtung der alte Königskanal (Amnis Trajani) durch das Wadi Tumilât führt.

Belbuck, Dorf mit 143 E. bei Treptow a. d. Rega, in der preuß. Provinz Pommern, Kreis Greifenberg. Das früher unweit gelegene, 1170 von Kasimir I. gegründete Kloster, das bald sehr reich und mächtig wurde, nahm schon 1520 unter dem Abte Joh. Boldewan Luthers Lehre an und that viel zur Verbreitung derselben.

Belchen (frz. Ballon), die deutsche Bezeichnung für einzelne höhere Berge der Vogesen im Oberelsaß und des Schwarzwaldes. Der B. im Schwarzwalde ist der zweithöchste Berg dieses Gebirgs, ein 1373 m hoher, schroff ansteigender Kegel, welcher eine herrliche Aussicht über den Schwarzwald und die Rauhe Alp, nach den Vogesen und den Alpen gewährt. Er liegt im Amt Schönau des bad. Kreises Lörrach, am Ausgange des Münsterthals, 20 km südwestlich vom Feldberge. Der 1100 m hohe Belchenpaß führt aus dem Münsterthale über die Grinne in das Wiesenthal. Über die verschiedenen B. im Elsaß s. Ballon.

Belchensee, s. unter Ballon.

Belcher (Sir Edward), engl. Seefahrer, geb. 1799, trat 1812 als Midshipman in die königl. Marine, wohnte 1816 dem Bombardement von Algier unter Lord Exmouth bei, wurde 1819 Lieutenant, machte, 1825 dem Kapitän Beechey beigegeben, dessen Reise nach der Beringsstraße mit und avancierte nach seiner Rückkehr 1829 zum Kommandeur. Nachdem er an der afrik. Küste und beim engl. Geschwader in Portugal gedient, ward er 1836 an Beecheys Stelle Befehlshaber des Schiffs Sulphur, mit dem er eine Reise um die Welt ausführte, die bis 1842 dauerte. Während derselben beteiligte er sich auch an den Operationen gegen die Chinesen, indem er den Kantonfluß hinaufsegelte und 28 Kriegsdschonken zerstörte. Den Bericht über diese Expedition, für welche er mit der Ritterwürde und dem Range als Postkapitän belohnt wurde, enthält sein «Narrative of a voyage round the world» (2 Bde., Lond. 1843). Bald darauf wurde er mit der Korvette Samarang zur Aufnahme der Küsten des Indischen Oceans ausgeschickt. Er beschrieb diese Unternehmung in der «Voyage of the Samarang to the Eastern Archipelago» (2 Bde., Lond. 1846). Die letzte Expedition B.s wurde 1852 zur Auffindung Franklins unternommen. Diese mißglückte aber vollständig und er mußte 1854 mit Verlust seiner Schiffe nach der Heimat zurückkehren. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er freigesprochen und verteidigte sich später in der Schrift «The last of the Arctic voyages» (2 Bde., Lond. 1855) gegen die wider ihn erhobenen Anklagen. Durch Anciennetät stieg er 1864 zum Kontreadmiral der roten Flagge und 1866 zum Vizeadmiral auf. Seitdem veröffentlichte er noch «The great equatorial current, misnamed Gulf-Stream» (1871). Er starb 18. März 1877 zu London.

Belchite, Stadt und Distriktshauptort in der span. Provinz Saragossa (Aragonien), 51 km im SSO. von der Provinzialhauptstadt, links von dem zum Ebro gehenden Flusse Aguas-vivas, in 465 m Höhe, zählt (1877) 3262 E. In den Tagen vom 16. bis 18. Juni 1809 erstürmte Marschall Suchet das hier befindliche befestigte Lager der Spanier unter Blake.

Belcredi, altes, ursprünglich oberital. Adelsgeschlecht, jetzt in Mähren und Schlesien begütert. Der Chef des Hauses ist Egbert, Graf von B., hervorragendes Mitglied der Feudalpartei. B. ist geb. 2. Sept. 1816, diente früher in der Armee und trat 1838 die Güterverwaltung des Grafenhauses an. Er wurde wiederholt von dem feudalen Großgrundbesitze Mährens in den mähr. Landtag gewählt, wo er die Politik der klerikal-feudalen und der slaw. Mährer mit großer Entschiedenheit vertrat. Der Landgemeindenbezirk Brünn-Wischau wählte ihn 1873 in den Reichsrat, dem er als «Deklarant» fern blieb; in der Session 1874 unterlag er bei der Wahl gegen seinen czech. Gegner, 1879 wurde er aus der Kurie des mähr. Großgrundbesitzes in den Reichsrat gewählt. — Sein jüngerer Bruder, Richard, Graf von B., geb. 12. Febr. 1823, wurde 1861 zum Leiter der Landesbehörde in Schlesien, 1862 zum Landeschef von Schlesien, 1863 zum Vizepräsidenten der böhm. Statthalterei, 1864, gleichzeitig zum Geh. Rat befördert, zum Statthalter von Böhmen ernannt. Im J. 1860 in den böhm. Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus gewählt, wohnte er der ersten Reichsratssession in den J. 1861 und 1862 bei. Am 27. Juli 1865 wurde B. zum Staatsminister und Ministerpräsidenten ernannt, bildete das «Dreigrafenkabinett» und sistierte im Sept. 1865 die Verfassung («frei ist die Bahn!»), was die Opposition der verfassungstreuen Landtage hervorrief. Der von B. geplante «außerordentliche» Reichsrat kam nicht zu Stande und B. fiel infolge dieser Opposition und der unglücklichen Ereignisse von 1866, da der Kaiser die Reaktivierung der Februarverfassung und die Herstellung des Ausgleichs mit Ungarn

beschlossen hatte. Er erhielt seine Entlassung am 7. Febr. 1867 und lebte hierauf zu Gmunden. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Nach fast 15jähriger Zurückgezogenheit wurde B. im Okt. 1881 zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs und im Nov. 1881 zum Mitgliede des Herrenhauses des österr. Reichsrats auf Lebenszeit ernannt.

Belecke, Flecken in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk und Kreis Arnsberg, an der Möhne, die bei Neheim rechts in die Ruhr fließt, 24 km im ONO. von Arnsberg, zählt 1066 E. und hat ein Puddlings- und Drahtwalzwerk nebst Drahtzieherei, ferner einen Sauerbrunnen mit besuchter Badeanstalt.

Belehnung (Investitur nach Lehnrecht) ist der feierliche, vor dem Lehnshofe zu vollziehende Akt, durch welchen das Lehnsverhältnis dinglich (Leihe) und persönlich (Huldigung) begründet wird. Sie charakterisiert sich als Lehnserrichtung (constitutio feudi), wenn ein neues Lehn begründet wird, oder als Lehnserneuerung, indem bei jedem Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Vasallen dieselbe, trotz der Erblichkeit des Lehnsverhältnisses, erneuert werden muß, was man renovatio feudi nennt. Mit der B. waren sonst sehr zahlreiche Symbole (z. B. Fahne bei Fahnlehn), je nach partikularem Recht und nach Art des Lehnsgegenstandes verschieden, verbunden, die nunmehr jedoch meist ganz außer Gebrauch gekommen sind. Auch pflegt man sich gegenwärtig, wo der Lehnsverband entweder durch Aufhebung oder durch Allodifikation in vielen Ländern ganz oder größtenteils beseitigt ist und die erhaltenen Reste des Lehninstituts nur noch in hinsichtlich der Erbfolge u. s. w. eigentümlich modifizierten Grundbesitzverhältnissen bestehen, bei der B. meist der Stellvertreter zu bedienen. Die B. allein gibt das dingliche Recht am Lehn, aber weder den Besitz noch diejenigen Rechte, welche nach Landesgesetzen nur durch die Eintragung in die öffentlichen Bücher begründet werden; hierzu ist vielmehr besondere Besitzübertragung und Ingrossation erforderlich. Der B. geht voraus der Lehnvertrag (Kauf, Tausch oder Schenkung u. dgl.). Für die empfangene B., über welche verschiedene Urkunden, z. B. der Lehnbrief, die Lehndinumeramente, der Gegenbrief, vorkommen, hat der Vasall gewöhnlich bestimmte Abgaben (Laudemien) zu entrichten. Wird mehrern Personen an derselben Sache gleichzeitig eine B. erteilt, so heißt dies Mitbelehnung. Diese kann stattfinden entweder nach longobard. Lehnrecht, d. h. nach den Grundsätzen des röm. condominium, also nach ideellen Anteilen, oder nach deutschem Recht «zu gesamter Hand», d. h. so, daß das Lehngut reell und ideell ungeteilt bleibt, die Gesamtbelehnten aber in ihrem Verhältnisse zum Herrn durch einen Lehnsträger vertreten werden. Dem Zwecke nach mit dieser letztern B. verwandt ist die in neuerer Zeit bisweilen verbotene Eventualbelehnung, d. h. eine vollständige, aber durch den künftigen Heimfall des Lehns bedingte B., die ihre Wirkung ohne weiteres mit dem Eintritte der Bedingung äußert. Macht ein Vasall sein Lehn oder einen Teil desselben zum Gegenstande weiterer B., so nennt man dies Afterbelehnung. (S. Lehn und Lehnswesen.) Über die B. der Geistlichen, namentlich der Bischöfe mit Ring und Stab und mit dem Scepter, s. unter Investiturstreit.

Belehrungsurteil, Informationsurteil, ein Rechtsgutachten, welches jemand zu seiner eigenen Belehrung in einem zweifelhaften Falle von einem Juristen oder einem juristischen Kollegium einholt.

Beleidigung oder Ehrenkränkung (lat. Injurie) heißt jedes rechtswidrige Verhalten, welches die Persönlichkeit eines andern, insbesondere seine Ehre zu verletzen geeignet und zu diesem Zwecke absichtlich (animus injuriandi) geschehen ist. Unter Einfluß der scholastischen Lehre von der Buße (satisfactio und restitutio famae) fand wegen B. ein Antrag auf Privatgenugthuung statt, bestehend in Ehrenerklärung, Widerruf und Abbitte, oder, im Anschluß an die röm.-rechtliche actio injuriarum aestimatoria, auf Bestrafung, bestehend in Geld- oder geringer Freiheitsstrafe statt; in einigen Staaten konnte beides kombiniert werden.

Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch, welches in Tl. II, Abschn. 14 (§§. 185—200) von der B. handelt, bedroht in §. 185 die einfache B. mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Haft oder Gefängnis bis zu einem Jahr, die mittels Thätlichkeit begangene aber mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren und in §. 186 in eben dieser Abstufung die nicht öffentlich geschehene Behauptung oder Verbreitung einer nicht erweislich wahren Thatsache, welche den Betreffenden verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, und andererseits die öffentlich geschehene. Es trennt davon (§. 187) die sog. verleumderische B. (s. Verleumdung), kennt Verbalinjurien (B. durch Wort, Schrift, Abbildung u. s. w.) wie Realinjurien (B. mittels Thätlichkeit), bei welchen letztern, sobald die Realinjurie als wirkliche Mißhandlung erscheint, eine Konkurrenz von B. und Körperverletzung angenommen wird, schließt bei erstern den Beweis der Wahrheit (exceptio veritatis) aus, wenn der Beleidigte wegen der ihm vorgeworfenen Handlung von der Behauptung oder Verbreitung rechtskräftig freigesprochen ist (§. 190), und läßt den geführten Beweis der Wahrheit die Bestrafung nicht ausschließen, wenn das Vorhandensein einer B. aus der Form der Behauptung oder Verbreitung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht (§. 192). Auf letzteres wird ebenfalls Rücksicht genommen bei tadelnden Urteilen über wissenschaftliche, künstlerische, gewerbliche Leistungen, Äußerungen zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder Wahrnehmung berechtigter Interessen, den Rügen der Vorgesetzten u. dgl. (§. 193). Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein, welcher zurückgezogen werden kann (§. 194) und öfters statt des Beleidigten oder neben ihm einem Dritten zusteht (vgl. auch Reichs-Strafprozeßordnung §. 414 fg.). Sind Ehefrauen oder unter väterlicher Gewalt stehende Kinder beleidigt worden, so haben sowohl die Beleidigten als deren Ehemänner und Väter das Recht auf Bestrafung anzutragen (§. 195). Wenn die B. gegen eine Behörde, einen Beamten, einen Religionsdiener oder ein Mitglied der bewaffneten Macht, während sie in Ausübung ihres Berufs begriffen sind, oder in Beziehung auf ihren Beruf begangen ist, so haben außer den unmittelbar Beteiligten auch deren amtliche Vorgesetzte das Recht, den Strafantrag zu stellen (§. 196). Eines Antrags bedarf es nicht, wenn die B. gegen eine gesetzgebende Versammlung des Reichs oder eines Bundesstaats oder gegen

eine andere polit. Körperschaft begangen worden ist. Dieselbe darf jedoch nur mit Ermächtigung der beleidigten Körperschaft verfolgt werden (§. 197). Wird eine B. auf der Stelle erwidert, so kann der Richter beide Beleidiger oder einen derselben straffrei erklären (Strafenkompensation, §. 199). Wird wegen einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Darstellungen oder Abbildungen begangenen B. auf Strafe erkannt, so ist dem Beleidigten die Befugnis zuzusprechen, auf Kosten des Beleidigers dies öffentlich bekannt zu machen; auch wird ihm auf Kosten des Schuldigen eine Ausfertigung des Urteils erteilt (§. 200). Im Falle des §. 186 und bei der verleumderischen B. (§. 187) kann auf Verlangen des Beleidigten, sobald die B. nachteilige Folgen für die Vermögensverhältnisse, den Erwerb, das Fortkommen des Beleidigten mit sich bringt, neben der Strafe auf eine an den Beleidigten zu erlegende Buße bis 6000 Mark erkannt werden, welche die Geltendmachung eines weitern Entschädigungsanspruchs ausschließt (§. 188). Um B. als vorhanden annehmen zu können, muß die zu beleidigende Person hinreichend kenntlich gemacht sein, wobei es gleichgültig ist, ob derselben das Bewußtsein der Ehre und Verletzung innewohnt oder nicht. Die B. kann sich richten gegen einen Komplex von physischen Personen, welche unter einer Gesamtbezeichnung zusammengefaßt werden; sie kann auch gleichzeitig B. mehrerer enthalten. Den physischen Personen sind vom Gesetze gleichgestellt sog. politische (staatsrechtliche) und kirchliche Körperschaften, während bei privatrechtlichen jurist. Personen eine **Kreditgefährdung** vorkommen kann. Der Ehrenverletzung wird angereiht im §. 189 die **Beschimpfung des Andenkens Verstorbener**, welche mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, bei mildernden Umständen mit Geldstrafe bis zu 900 Mark, bestraft wird. Die Verfolgung tritt auf Antrag der Eltern, der Kinder oder des Ehegatten des Verstorbenen ein.

Die B. gegen den Kaiser, den Landesherrn und einen Bundesfürsten (die sog. **Majestätsbeleidigung**) ist in besondern Abschnitten (Tl. II, Abschn. 2 u. 3, §§. 94—101) behandelt. B. des Kaisers und des Landesherrn wird mit Gefängnis nicht unter zwei Monaten oder mit Festungshaft bis zu fünf Jahren bestraft (§. 95). Thätliche B. gegen den Kaiser und den Landesherrn wird mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe oder lebenslänglicher Festungshaft, in minder schweren Fällen mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter fünf Jahren bestraft; sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festungshaft nicht unter fünf Jahren ein (§. 94). B. von Mitgliedern des landesherrlichen Hauses wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft (§. 97). Thätliche B. gegen ein Mitglied des landesherrlichen Hauses wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter fünf Jahren, in minder schweren Fällen mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu fünf Jahren bestraft (§. 96). Die B. eines Bundesfürsten (außer dem Falle des §. 95) wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft; die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein (§. 99). Thätliche B. eines Bundesfürsten (außer dem Falle des §. 94) wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) von zwei bis zu zehn Jahren, bei mildernden Umständen mit Festungshaft von sechs Monaten bis zu zehn Jahren bestraft (§. 98). B. des Regenten eines Bundesstaats wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einer Woche bis zu zwei Jahren bestraft; die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein (§. 101). Thätliche B. gegen ein Mitglied eines bundesfürstlichen Hauses (außer dem Falle des §. 96) wird mit Zuchthaus (oder Festungsstrafe) bis zu fünf Jahren, bei mildernden Umständen mit Festungshaft von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft (§. 100).

Die franz. Gesetzgebung unterscheidet zwischen der schwerern Form der diffamation und der leichtern der injure, Belgien zwischen calomnie, diffamation, outrage und injure. Eigentümlich ist das engl. Recht; dieses kennt keinen strafrechtlichen Schutz bei einfachen B. Wer dagegen durch eine mündliche Äußerung eines andern, die ihm nachteilig lautet, um einen taxierbaren Vorteil gekommen, kann unter Nachweisung dieses special damage wegen slander auf Entschädigung klagen. Hat jene Äußerung dem Kläger ein Verbrechen, um dessentwillen er angeklagt werden könnte, vorgeworfen, oder eine ansteckende Krankheit, oder bezog sie sich auf das Amt, das Geschäft, oder die Profession des Beleidigten, oder auf etwaige Enterbung (z. B. das Wort «Bastard»), so braucht kein special damage nachgewiesen zu werden. Handelt es sich um schriftliche oder bildliche Verspottungen, so liegt Libell (s. d.) vor.

Vgl. Köstlin, «Abhandlungen aus dem Strafrecht» (Tüb. 1858); Freudenstein, «System des Rechtes der Ehrenkränkungen» (Hannov. 1880); Baumeister, «Über Injurien» (Berl. 1880).

Belēm, eine Vorstadt von Lissabon, s. Lissabon.

Belem, Hauptstadt der brasil. Provinz Para (s. d.).

Belemniten heißen die kalkigen, spitzkonischen, oft fingerförmig oder zapfenartig gestalteten und deshalb vom Volke als Donnerkeile oder Teufelsfinger bezeichneten Reste gewisser, jetzt ausgestorbener Tintenfische. Es sind unsern Sepienschulpen analoge Kalkausscheidungen innerhalb des Mantels der genannten Meeresbewohner. Abgesehen von ihrer auffälligen Gestalt, ist ihre radialstrahlige Zusammensetzung aus lauter rechtwinkelig auf der Längenachse stehenden Kalkfasern ein charakteristisches Kennzeichen für diese organischen Reste. Während das untere Ende derselben in eine Spitze ausläuft, ist das obere abgestumpft und trägt meist eine spitzkonische Vertiefung (die Alveolarhöhle), in der eine kegelförmige Röhre (die Alveole) steckt, die durch uhrglasähnliche Scheidewände in eine Anzahl horizontaler Luftkammern geteilt ist. Um diese Alveole legt sich ein nur in seltenen Fällen erhaltenes zartes Blatt und breitet sich nach oben zu dem eigentlichen hornigen


Fig. 1. Fig. 2.

Schulp aus, wie ihn in ähnlicher Form der lebende Loligo besitzt. Die umstehende Abbildung zeigt in Fig. 1 einen **Belemnites hastatus**, in Fig. 2 einen **Belemnites giganteus**. Die **Belemnitentiere** lebten ausschließlich während der Jura- und Kreideperiode, waren aber damals durch sehr zahlreiche Arten vertreten, welche treffliche Erkennungszeichen für die einzelnen Unterabteilungen der betreffenden Formationen abgeben.

Belényes, Marktflecken in einem schönen Thale an der Schwarzen Körös im Komitate Bihar in Ungarn, zählt 3200 E., Magyaren und Rumänen, von denen erstere sich zur reform., letztere teils zur griech.-kath. (unierten), teils zur griech.-orient. (nichtunierten) Kirche bekennen. Es befindet sich hier ein rumän. Obergymnasium, ein königl. Gerichtshof und ein Bezirksgericht. Der griech.-kath. Bischof von Großwardein hat hier seinen Sommersitz. B. ist durch sein reichliches Obst und seine besuchten Viehmärkte berühmt. Am nördl. Ende des Marktfleckens trifft man noch Reste des alten Schlosses.

Bel-esprit (frz.), Schöngeist.

Bel-étage (frz.), Hauptgeschoß, das erste Stockwerk über dem Parterre.

Beleuchtung nennt man in der bildenden Kunst das Maß und die Stärke, sowie die Art des Lichts, welches man den Kunstobjekten zukommen läßt, um dieselben ihrer Eigentümlichkeit entsprechend für das Auge wirksam zu machen. Ferner bezeichnet man damit die in einem Gemälde selbst abbildlich wiedergegebene Lichtwirkung. Ihre wirkungsvolle Darstellung ist ebenso wohl ein Objekt des Studiums als der Virtuosität, welche letztere sich entweder in der Potenzierung des Glanzes darlegt, wie sie neuere Maler, z. B. A. Riedel in seinen südl. Genrebildern oder E. Hildebrandt in seinen Darstellungen wärmerer Zonen, zu geben pflegen, oder sich in der Überwindung der Schwierigkeiten versucht, die eine verschiedenartige, zugleich wirkende B. darbietet, wie z. B. Mondlicht, Feueresse, Fackel- und Lichtschein zusammen. Solche Bilder bietet schon die Niederländische Schule dar, in der sich auch Meister wie Schalken damit beschäftigten. Letzterer malte fast ausschließlich Bilder mit Lampenbeleuchtung. Eine besondere Gattung der B. im Bilde ist das Halbdunkel oder Clairobscur (s. d.). In Sammlungen oder Museen kommt am meisten die Seitenbeleuchtung zur Anwendung, um die Spiegelung von den Fenstern zu vermeiden. Aus demselben Grunde hat man in Museen, jedoch nicht mit durchaus günstigem Erfolge, B. von der Decke angeordnet. Zur B. plastischer Werke ist das Oberlicht durchaus ungünstig. Künstlerwerkstätten legt man so an, daß das Licht von Norden einfällt, um eine gleichmäßige B. zu haben.

Beleuchtung und Beleuchtungsapparate. Die Mittel zur Hervorbringung eines dauernden künstlichen Lichts kommen fast durchgängig auf einen Verbrennungsprozeß zurück, würden also sehr zahlreich sein, wenn nicht die praktische Benutzbarkeit von Erfüllung mehrerer Bedingungen abhinge, die sowohl die Zahl der Leuchtmaterialien (Leuchtstoffe) als der zur Verbrennung dienenden Vorrichtungen (Beleuchtungsapparate) einschränken. Wohlfeilheit, Einfachheit und Bequemlichkeit der Apparate sind Hauptbedingungen, und weit eher verzichtet man auf die höchste Schönheit (Reinheit und Weiße) sowie große Stärke des Lichts, wenn nur unverhältnismäßige Kostspieligkeit und zu künstliche Vorrichtungen vermieden werden. In dem Bestreben, die entsprechendsten Beleuchtungsmittel aufzufinden, hat man selbst künstliche Lichtquellen aufgesucht, die nicht auf der Verbrennung, sondern auf den unter gewissen Umständen höchst intensiv sich äußernden Glühungserscheinungen beruhen; bis jetzt hat sich für die praktische Anwendung im Großen fast ausschließlich das Prinzip der Verbrennung bewährt; erst in neuester Zeit tritt die elektrische Beleuchtung für gewisse Zwecke mit der gewöhnlichen in ernstere Konkurrenz. Bei der gewöhnlichen Beleuchtung muß nicht nur die Verbrennung mit Flamme geschehen und eine längere Zeit mit großer Gleichförmigkeit unterhalten werden können, sondern das entwickelte Licht muß zugleich den genügenden Grad von Helligkeit haben. Durch diese Erfordernisse sowie durch den Umstand, daß die Materialien nicht zu kostspielig sein und bei ihrer Anwendung keine unangenehmen oder gar gefährlichen Wirkungen äußern dürfen, beschränken sich die mit mehr oder weniger praktischer Tauglichkeit begabten Lichtstoffe etwa auf folgende: 1) Fette, als: Öle verschiedener Art, sowohl aus dem Pflanzenreiche (Baumöl, Rüböl u. s. w.) als aus dem Tierreiche (Thran, Walratöl); Talg und talgähnliche Pflanzenfette (z. B. Kokosnußöl, Palmwachs) sowie die daraus gezogenen Produkte, welche teils fest (Stearin, Palmitin, Stearinsäure und Palmitinsäure), teils flüssig (Oleïn und Ölsäure) sind. 2) Wachs. 3) Walrat. 4) Harze (besonders Pech). 5) Ätherische Öle, nämlich Terpentinöl (unter dem Namen Kamphin), Erd- oder Steinöl (Petroleum), die flüssigen und festen Produkte der trockenen Destillation der Braunkohle und des Torfs (Photogen, Solaröl und Paraffin). 6) Ein Gemisch von starkem Weingeist mit rektifiziertem Terpentinöl (der sog. Leuchtspiritus). 7) Das Leuchtgas, welches aus Steinkohlen, Holz, gewissen Braunkohlen, Torf, Bogheadkohle, Petroleum, Öl und Harz durch Destillation gewonnen wird. Sonach sind die Beleuchtungsmaterialien teils feste Körper, teils Flüssigkeiten, teils Gase. Wenn man vom Pech absieht, das in Pechpfannen und an Fackeln zur Verwendung kommt, werden die der erstern Art regelmäßig in Gestalt von Kerzen angewendet. Die flüssigen Beleuchtungsmaterialien hingegen werden in den verschiedenen Arten von Lampen gebrannt. Letztere unterscheiden sich in solche, bei denen der Docht den flüssigen Brennstoff direkt bis in die Flamme führt, und in solche, bei welchen der Docht den Brennstoff nur so weit zur Flamme erhebt, daß er durch die Hitze der Flamme in Dampf verwandelt wird, worauf sich dann der Dampf entzündet und die Flamme unterhält. Diese zweite Art Lampen (Dampflampen) ist für sehr flüchtige Brennstoffe, namentlich für Leuchtspiritus geeignet. Ausnahmsweise gebraucht man auch Lampen ohne Docht. (S. **Lampen**.) Das brennbare Gas bedarf, um zur Erleuchtung verbrannt zu werden, keiner vorbereitenden Erhitzung. (S. **Gasbeleuchtung**.)

Jede Flamme ist eine im Brennen begriffene Gas- oder Dampfmasse. Bei der Gasbeleuchtung wird der brennbare gasförmige Stoff schon völlig gebildet und gereinigt an die Verbrauchsstelle gebracht. Daher die große Einfachheit des hier angewendeten Verbrennungsapparats. Wenn aber Flüssigkeiten oder feste Körper das Beleuchtungsmaterial abgeben, so haben diese vorläufig einen Zersetzungsprozeß durch die Hitze der Flamme

selbst auszuhalten, vermöge dessen sie sich in eine Gas- und Dampfmenge von entzündlicher Beschaffenheit umwandeln, und damit dies auf die vorteilhafteste Weise, nämlich unter der größtmöglichen Lichtentwickelung ohne Rauch und Qualm, stattfinde, sind eigene Vorkehrungen nötig. Die Kerzen sowie die aus einem Ölgefäße mit darin direkt angebrachtem Dochte bestehenden Lampen leisten die beabsichtigte Wirkung in einfachster, allein auch häufig in so unvollkommener Weise, daß mittels derselben die Lichtentwickelungsfähigkeit des Brennstoffs nur unvollständig nutzbar gemacht wird. Die Ursache dieser Mangelhaftigkeit liegt zunächst wesentlich in der Beschaffenheit des Dochts und in der Art, wie sowohl der Brennstoff als die das Verbrennen unterhaltende Luft der Flamme zugeführt wird. Am besten geschieht dies durch die gewebten, flachen, bandförmigen oder hohlen, röhrenförmigen Dochte. Namentlich verdienen die letztern den Vorzug, weil vermöge der Röhrengestalt des Dochts die Zersetzung und Verdampfung des Brennstoffs auf eine dünne, ringförmige Schicht beschränkt wird und zufolge des innern Luftzugs die Verbrennung ebenso gut auf der Innenseite dieses Flammenrings als auf dessen Außenseite stattfindet, sodaß der dunkle und dampferfüllte Raum, welcher sich bei Kerzen und Lampen mit einfachem, faden- oder schnurförmigem Dochte im Innern der Flamme zeigt, beseitigt ist. Diese äußerst wichtige Verbesserung der Brennapparate in Bezug auf Zuführung der zum Brennen erforderlichen Luft wird noch einflußreicher, indem durch Regulierung die Menge der herbeigeführten Luft genau auf das erforderliche Maß gebracht werden und durch Anbringung des Zugglases, welches die Luft um die Flamme zusammenhält, der schädlichen Abkühlung und dem Flackern des Flammenkörpers vorgebeugt werden kann. Um endlich der Bildung einer die Flamme verdunkelnden Dochtkohle (Schnuppe) zu begegnen, muß man mittels besonderer Einrichtungen das Brennmaterial nötigen, stets bis zu einer bestimmten, unveränderten Höhe anzusteigen, indem nur durch genügende Speisung des obersten Teils des Dochts dessen Verkohlung verhütet wird. Bei Kerzen erreicht man die Selbstverbrennung der Dochtkohle durch eine besondere Art des Flechtens des Dochtes, vermittelst welcher die äußere Spitze stets eine nach außen gekrümmte Gestalt annimmt; hierdurch wird die Spitze in den äußersten, heißesten Teil des Flammenkegels geführt und dort durch den hinzutretenden Sauerstoff konsumiert.

Nicht alle Beleuchtungsmaterialien besitzen eine gleiche Leuchtkraft und Lichtentwickelungsfähigkeit. Zugleich wird auch durch die mehr oder minder zweckmäßige Konstruktion für einen und denselben Brennstoff eine höhere oder geringere Lichtausbeute begründet. Es sind also die verschiedenen Beleuchtungsmittel, weil sie eine sehr ungleiche Leistung an den Tag legen, von sehr ungleichem ökonomischen Werte. Um hierfür einen Vergleichsmaßstab zu haben, mißt man die relative Helligkeit der unter günstigsten Bedingungen brennenden Flammen nach photometrischen Methoden. (S. Photometrie.) Beobachtungen über die relative Leuchtkraft sind in Bezug auf die meisten Brennstoffe wohl vorhanden, doch nicht immer durchaus zuverlässig. Die Pflanzenöle unterscheiden sich in dieser Hinsicht nur wenig voneinander, wenigstens entwickeln das raffinierte Rüböl und Baumöl fast genau dieselbe Menge Licht aus gleicher Gewichtsmenge Substanz, wenn sie unter gleichen Umständen verbrannt werden. Die mineralischen Öle, Petroleum, Solaröl, Photogen, haben eine erheblich größere Leuchtkraft. Nach den Versuchen von Frankland haben folgende Mengen der Leuchtmaterialien gleiche Leuchtkraft: Paraffinöl 4,6, Petroleum 5,7 l, Solaröl 5,8 l, Paraffinkerzen 9,8, Walratkerzen 10,8, Wachskerzen 11,9, Stearinkerzen 12,6, Talgkerzen 16,3 kg.

Wenn auch die Lichtstärke einer Flamme von der durch dieselbe erzeugten Wärme insofern abhängt, als die letztere die Bedingung zur Fortdauer des Brennens ist, so leuchtet doch die heißeste Flamme nur sehr wenig, wenn es in derselben an einem fein zerteilten, mit dem Dampf- oder Gasstrome vermengten, festen Körper fehlt, dessen Glühen gerade das meiste zur Helligkeit der Flamme thun muß. In den Lampen- und Kerzenflammen sowie in den Gasflammen besteht diese Beimengung aus feinen Kohlenstoffteilchen oder aus den Dämpfen schwerer Kohlenwasserstoffe. Eine Weingeistflamme, die an sich wenig sichtbar ist, leuchtet sogleich stärker, wenn man einen dünnen Draht hineinhält, den Weingeist mit etwas Terpentinöl versetzt, u. dgl. Die Flamme des in Gemisch mit Sauerstoffgas entzündeten Wasserstoffgases (Knallgas- oder Hydrooxygengebläse) entwickelt einen der höchsten Hitzegrade, leuchtet aber an sich höchst unbedeutend. Wird aber in diese Flamme ein Stück Kalk oder Kreide gebracht, so gerät dieses in ein so heftiges Glühen, daß es mit einem außerordentlich blendenden weißen Lichte leuchtet. Dieses Licht, das zuerst 1825 von Drummond zu Signalen benutzt wurde und daher den Namen Drummondsches Licht erhielt, führt auch den Namen Kalklicht oder Siderallicht (s. d.). Leitet man die Flamme des Knallgasgebläses auf kleine Cylinder von Magnesia, so erhält man das Magnesialicht, führt man Sauerstoffgas zu einer Lösung von Naphthalin in Petroleumäther, so erhält man das von Philipp in Köln zuerst in Vorschlag gebrachte Carboxygenlicht. Das intensive Licht, welches beim Verbrennen von Magnesiumdraht entsteht, ist als Magnesiumlicht (s. d.) vielfach zur Beleuchtung in Vorschlag gebracht worden. Dasselbe ist indes noch zu teuer. Zur Beleuchtung von Bahnhofshallen, großen Arbeitssälen in Fabriken u. s. w. verwendet man neuerdings mit namhaftem Erfolge das elektrische Licht (s. d.), seitdem durch Siemens u. Halske die zu seiner Herstellung dienenden Vorrichtungen wesentlich verbessert und vereinfacht wurden.

Vgl. die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. Wagner und von F. Knapp, ferner Hofmanns «Bericht über die chem. Produkte auf der wiener Weltausstellung von 1873» (Braunschw. 1875), sowie Kerl und Stohmann [Muspratt], «Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Art. «Leuchtstoffe», «Petroleum», «Teer»).

Belfast, Municipalstadt und Borough, jetzt auch Hauptstadt der irischen Grafschaft Antrim, Provinz Ulster, Knotenpunkt der Belfastnordbahn, der Down- und der Ulsterbahn, liegt im Hintergrunde der schönen Carrickfergus- oder Belfastbai, nahe der Mündung des schiffbaren Lagan, 162 km nördlich von Dublin (1747,5 ha der Stadt liegen in Antrim, 533,8 in Down). B. ist der bedeutendste Fabrikort und nach Dublin die erste Handels- und bevölkertste Stadt Irlands; Handel und Manufakturen

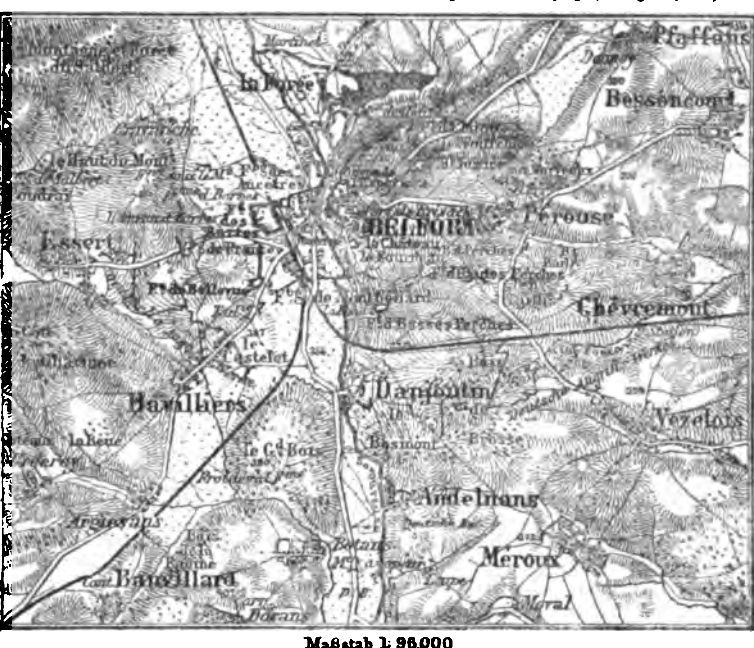
ernähren fast die Hälfte aller Familien. Im untern Teile der Stadt, am Hafen, der durch einen Schiffskanal mit dem großen Landsee Lough-Neagh in Verbindung steht, haben Handel und Verkehr ihren Hauptsitz. Hier befinden sich die in den J. 1829—52 mit einem Kostenaufwande von 507000 Pfd. St. erbauten Docks. Nach Vertiefung des Kanals 1840 gelangen 5 m tief gehende Schiffe bis an die Quais. Obgleich in niedriger Lage, hat B. doch ein gesundes Klima und gewährt mit seinen weiten und saubern Straßen einen freundlichen Anblick. Am rechten Ufer des Lagan, den drei Brücken überspannen, liegen die Vorstadt Ballymacarret, im S. die neue Vorstadt Malone mit vielen schönen Gebäuden, im NW. auf Anhöhen die zahlreichen Fabriken. B. ist eine erfolgreiche Gründung schott. Presbyterianer, und seine Entwickelung nur mit der amerik. Städte vergleichbar. Im J. 1757 belief sich die Bevölkerung auf 8549, 1831 auf 58278, 1841 auf 75308, 1851 auf 100301, 1861 auf 121602, 1871 auf 174394 und 1881 auf 207671 Seelen. Die Stadt sendet zwei Abgeordnete in das Parlament, ist Sitz eines kath. Bischofs und hat 80 Kirchen, darunter 21 anglikanische, 5 katholische, 28 presbyterianische, 15 für Methodisten und 11 für andere Sekten; ferner einen Gerichtshof, ein Stadthaus, einen Versammlungssaal der Kaufleute und der Handelskammer, eine große, 1785 erbaute Leinwandhalle mit einer Freibibliothek von 18000 Bänden, drei Krankenhäuser (darunter das Armenhospital für 500 und das Fieberhospital für 220 Personen), eine Irrenanstalt, ein Arbeitshaus, ein Versorgungs- und Waisenhaus von 1771 und ein Zellengefängnis, das Albert-Denkmal, ein 44,8 m hoher Turm mit Uhr, das neue Zoll- und Posthaus, den Mays-Markt. B. hat an Bildungsanstalten: das 1849 eröffnete Queen's-College (ohne theol. Fakultät), ein prachtvolles Gebäude im Tudor-Stil, mit 20 Professoren, das 1810 gegründete Königliche Akademische Institut mit 400 Schülern, die 1786 gegründete Belfast-Academy (lat. Schule), ein Seminar für presbyterianische Geistliche, ein Methodisten-College (got. Prachtbau), eine Zeichenschule, eine große Lancasterschule, die 1788 gegründete Gesellschaft zur Verbreitung von Kenntnissen, über 20 Volks- und Armenschulen und viele Privatschulen. Auch besitzt die Stadt drei öffentliche Bibliotheken, einen Verein für Naturgeschichte mit Museum, eine Gesellschaft für Gartenbau und Pflanzenkunde mit einem botan. Garten und Museum, eine litterarische Gesellschaft (seit 1801) mit Museum, zwei medizinische und eine Gesellschaft für Verbreitung des Flachsbaues. Außerdem hat B. ein Theater, ein großes Altenhospital mit 700 Plätzen und ein Taubstummeninstitut. Neben vielen Linnenfabriken und Flachsspinnereien zählt es auch bedeutende Baumwollfabriken, chem. Fabriken, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Alabasterschleifereien, Mahl-, Öl- und Barillemühlen, Brauereien u. s. w. Während die Gerberei zurückgegangen, steht dagegen die Seilerei und die Segeltuchfabrikation in Blüte. Im ganzen hat es 272 Fabriken (zu je mehr als 50 Arbeiter) und 700 Werkstätten. Zudem sind zwei große Werften, mit Segeltuchweberei und Taudrehereien, in voller Thätigkeit. Die Werfte für eiserne Dampfer auf der Queensinsel beschäftigt 1200 Arbeiter. Den Hauptartikel der Ausfuhr bildet die Leinwand, nächst dieser Baumwollzeuge. Große Mengen von Vieh, Pökelfleisch, Schinken, Butter und andere Nahrungsmittel sendet B. nach Liverpool. Die wichtigsten Artikel der Einfuhr sind Leinengarn, rohe Baumwolle, Wollwaren, Steinkohlen (aus Schottland), Leinsamen, Eisen, Thee, Zucker u. s. w. Zahlreiche Dampfboote unterhalten den Verkehr mit den Häfen Großbritanniens. Ansehnlich ist der Handel zunächst mit Liverpool und Glasgow, dann besonders mit den Vereinigten Staaten von Amerika, den brit. Kolonien, dem Mittelmeer, der Ostsee und Archangel. Im J. 1879 liefen ein: 7854 Schiffe von 1658026 t.

Belfast, Seestadt im nordamerik. Staate Maine, in der Nordwestecke der Penobscotbai schön gelegen, besitzt einen geräumigen und sichern Hafen und zählt 5300 E., die bedeutende Fischerei, Schiffbau und Seehandel, hauptsächlich mit Bauholz und Fischen treiben.

Belfort (frz. auch Béfort), Festung und Hauptstadt des aus dem Reste des frühern Depart. Oberrhein gebildeten Verwaltungsbezirks B. (Territoire de B., seit 1878 offiziell wieder Département Haut-Rhin genannt, 610 qkm mit [1881] 73593 E.), an der Savoureuse und am Fuße kalkiger Hügel, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, besitzt ein Kommunal-Collége, eine Synagoge, ein Theater, mehrere Hospitäler und zählt (1876) 15173 E., die Gerbereien, Brauereien und verschiedene andere Gewerbe betreiben. B. ist als Kreuzpunkt von sechs Straßen ein Hauptstapelplatz für den Handel (Burgunderweine, Champagner) nach Deutschland und der Schweiz, besitzt auch große strategische Wichtigkeit, indem es in der etwa 22 km breiten, zu allen Jahreszeiten für größere Heeresmassen gangbaren Senkung (Trouée de B.) zwischen dem Südabhange der Vogesen und den nördl. Stufen des Jura, an dem Knotenpunkte der Eisenbahnlinien Basel-Paris und Straßburg-Lyon gelegen ist und so Offensivoperationen aus dem Sundgau nach dem Thale des Doubs und der Saône verhindert, dagegen von Frankreich gegen Elsaß erleichtert. B. wurde in den J. 1865—70 von den Franzosen zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen und durch neue Werke und einen Kranz selbständiger Außenforts, welche den Raum zu einem befestigten Lager für 40000 Mann decken, verstärkt. Die Stadtbefestigung bildet ein bastioniertes Fünfeck. Dieselbe wird südöstlich etwa um 26 m überragt und verteidigt durch die auf einem Felsen erbaute Citadelle, Le Château oder La Roche de B., welche zwei Stockwerke mit Flankenkasematten, Hohltraversen und Reduits im gedeckten Wege, im Innern aber zwei hintereinanderliegende Defensivkasernen hat, also sehr stark ist. Für die Anlage der Forts ist das Terrain der umliegenden Kuppen vortrefflich benutzt. Nach Osten hin liegen zu beiden Seiten der Straße nach Mülhausen auf langgestreckten Felsrücken die Forts La Miotte und La Justice, letzteres mit einer bombensichern Kaserne als Reduit. Beide sind durch Mauern untereinander und mit der Stadt verbunden und schließen so den Lagerraum ab. Im Westen liegt an der Eisenbahn Fort Des Barres, ein Kronwerk von drei Bastionen, und südlich davon das kleinere Fort La Ferme. Nördlich, wo die Niederung der Savoureuse und der große Teich De la Forge keinen Angriff befürchten lassen, steht nur das Hornwerk L'Espérance unmittelbar vor der Stadt. Im Süden aber, auf den Kuppen des Bergrückens Des

Perches, der das Schloß überhöht und innerhalb der Tragweite der neuern gezogenen Geschütze liegt, sind zwei Forts, die Haute- und Basse-Perche, welche durch ihre Lage und die zum Teil in Felsen gehauenen Werke und Gräben sehr stark sind.

Die Herrschaft B. im Sundgau kam im 14. Jahrh. an die Grafschaft Pfirt (Ferette), ward 1648 mit dieser von Österreich an Frankreich abgetreten, 1659 von Ludwig XIV. dem Kardinal Mazarin verliehen und 1781 von dem Herzog von Valentinois erworben, der sie bis zur Revolution als Grafschaft besaß. B. ist erst von Vauban befestigt worden; es ward im Nov. 1633 vom Herzog von Feria erobert, 10. März 1634 vom Rheingrafen Otto den Kaiserlichen entrissen. Am 28. Mai 1635 schlugen hier die Franzosen und Schweden unter dem Marschall de la Force den Herzog von Lothringen. In der neuesten Zeit ist B. im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 durch seine lange Verteidigung und durch seine Rückgabe an Frankreich im versailler Präliminar-Frieden berühmt geworden. Während noch Schlettstadt und Neubreisach belagert wurden, entsendete General von Werder die Division Treskow gegen B., welches von 20000 Mann unter Befehl des Obersten Denfert-Rochereau besetzt war. Am 3. Nov. 1870 war B. eingeschlossen, soweit dies bei dem zum Teil waldigen Terrain mit nur 10000 Mann geschehen konnte. Zur Deckung der Einschließung wurde 9. Nov. Mömpelgard (Montbéliard) besetzt. Am 20. Nov. verfügte man deutscherseits vor B. über 16000 Mann Infanterie, 1100 Reiter und 30 Geschütze; am 28. Nov. wurde der waldbedeckte Mont-Salbert nordwestlich von B. genommen. Nachdem der Belagerungspark eingetroffen war, begann die Beschießung 3. Dez., und zwar von Westen her aus 27 Geschützen bei Essert und Bavilliers. Dieselbe ergab jedoch keine genügende Wirkung; auch wußte der Kommandant die Belagerung sowohl durch Ausfälle wie durch das sehr geschickt geleitete Geschützfeuer der Forts aufzuhalten. Bayr., württ. und bad. Belagerungsgeschütze verstärkten den bisher ganz ungenügenden Park, und General von Treskow richtete den Angriff nunmehr gegen die Forts der Perches. Am 8. Jan. 1871 wurde das Dorf Danjoutin erstürmt, das am Westabhange der Höhen von Perches liegt, und am 9. schon konnte das Feuer gegen die Forts eröffnet werden. Am 16. Jan. trafen Verstärkungen ein, durch welche das Belagerungsheer auf 25930 Mann, von denen 2500 krank waren, gebracht wurde, am 22. Jan. wurde auch das Dorf Pérouse am Ostabhange der Perches genommen und am 26. beim Einbruch der Dunkelheit ein gewaltsamer Angriff auf die Forts versucht. Dieser mißglückte jedoch, indem die Besatzung die Preußen mit einem so mörderischen Feuer empfing, daß sie mit beträchtlichem Verluste zurückweichen mußten. Man wiederholte den Sturm 8. Febr. bei hellem Tage, und er glückte diesmal. Beide Forts wurden fast ohne Widerstand genommen und, trotz des vom Schlosse her gerichteten heftigen Feuers auch behauptet. Mit großer Mühe wurde schweres Geschütz nach den Perches gebracht, und die Beschießung der Citadelle sollte beginnen, als B. kapitulierte. Der Kommandant, welcher mehrere Aufforderungen, selbst unter Bewilligung freien Abzugs, abgelehnt hatte, war jetzt von dem franz. Minister des Auswärtigen, Jules Favre, dazu veranlaßt worden. Am 16. Febr. 1871 wurde die Kapitulation abgeschlossen und der Besatzung, 372 Offiziere und 17832 Mann, in Anerkennung ihrer Ausdauer freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt, und 18. Febr. rückten die Deutschen ein. B. wurde jedoch im Präliminarfrieden an Frankreich zurückgegeben. Während der Dauer der deutschen Occupation blieb B. von deutschen Truppen besetzt. Später, nachdem es auch thatsächlich wieder in franz. Besitz gelangt war, beeilte die Regierung sich, die Beschädigungen der Festungswerke so schnell als möglich auszubessern, und beschloß weiterhin die Ausdehnung des die Stadt umschließenden Fortsgürtels und damit die Erbauung einiger neuer Forts. Die neuen Bauprojekte wurden 1874 endgültig festgestellt und die auf 12 Mill. Frs. veranschlagten Herstellungskosten von der Nationalversammlung bewilligt. Die neu vorgeschobenen Werke kommen namentlich in der Richtung nach dem Ballon d'Alsace zu liegen, beide



Belfort, seine Fortifikationen und seine Umgebung zur Zeit der Belagerung von 1870—71.

Perches und Bellevue werden wiederhergestellt, die Positionen Mont-Salbert, Mont-Vaudois, Roppe, Bezelois und Mont-Bard erhalten permanente Werke, ebenso werden Pont de Roide, Blamont, Epinal als Sperrforts der nächsten Straßen befestigt. Über die dreitägigen heißen Kämpfe, welche 15. bis 17. Jan. 1871 westlich von B. zwischen dem 14. deutschen Armeekorps unter General von Werder und der franz. Ostarmee unter Bourbaki stattfanden und als «Schlacht an der Lisaine» zusammengefaßt werden, s. Lisaine. Vgl. Wolff, «Geschichte der Belagerung von B. im J. 1870/71» (Berl. 1875); Castenholz, «Die Belagerung von B. im J. 1870/71» (4 Bde., Berl. 1875—78).

Belfry, s. Bergfried.

Belgard (ehemals Bjaligrod, d. h. weiße Burg), Kreisstadt im Regierungsbezirk Köslin der preuß. Provinz Pommern, an der Persante und der Mündung der Leitznitz sowie an der Eisenbahnlinie Stettin-Stargard-Danzig, die bei B. nach Kolberg und Neustettin abzweigt, 34 km südöstlich von Kolberg, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, drei Kirchen, ein Gymnasium, zwei Maschinenfabriken und zählt (1880) 7875 E., die Landwirtschaft, Tuchwebereien und Tabakfabrikation betreiben, auch jährlich drei große Pferdemärkte unterhalten. — Der Kreis Belgard zählt auf 1126 qkm (1880) 47861 E.

Belgen (Belgae) hießen bei den Römern seit Cäsars Auftreten in Gallien die den nördlichen Teil dieses Landes bewohnenden kriegerischen Völker, und nach den B. wurde seit Augustus die nördlichste gallische Provinz (Belgica) genannt. Im Gegensatz zu anderweitigen Annahmen wird man daran festhalten müssen, daß die große Masse der Völker von «Belgium» (die Namen der B. und mehrerer belg. Stämme treten schon im Altertum, auch in Britannien und Irland auf) kelt. Abkunft war. Nur daß teils in jüngerer, teils in älterer Zeit vor der röm. Eroberung unzweifelhaft auch starke deutsche Volksteile sich zwischen die kelt. Stämme geschoben und noch lange die Erinnerung an ihren deutschen Ursprung bewahrt haben. Rein kelt. Stammes waren in dem Lande, welches südlich durch Marne und Seine, westlich durch das Meer, nördlich und östlich durch den Rhein, südöstlich durch das Moselgebiet begrenzt wurde, namentlich die mächtigen Bellovaker (bei Beauvais), die Suessionen (bei Soissons), die Remer (bei Reims), die Viromanduer (bei Vermandois), die Ambianer (bei Amiens); dann mehr nördlich in Artois die Atrebaten, und an der Küste die Moriner und Menapier. Dagegen rühmten sich die Nervier an der Sambre (im Hennegau und Namur), die von den Cimbern stammenden Aduatuker (zwischen Schelde und Maas) und die Eburonen (zwischen Maas und Rhein) deutscher Abkunft. Die belg. Völker, wie sie Cäsar kennen lernte, waren von den Kelten des innern Gallien in ihrer Sprache nur dialektisch verschieden; sonst standen sie hinter denselben an Civilisation noch weit zurück, übertrafen sie aber weit an zäher Tapferkeit. Obwohl diese Völker nur im Kriege einen gemeinschaftlichen Führer anerkannten, machten sie doch, als Cäsar seit 57 v. Chr. sie angriff, durch ihre große Zahl, durch ihre wilde Tapferkeit und durch die rauhe Natur ihres Landes den Römern die Unterwerfung vorzugsweise schwer. Als nach Beendigung der röm. Bürgerkriege der Kaiser Augustus das gall. Land zwischen Pyrenäen und Rhein im J. 27 v. Chr. organisierte, bildete er aus dem Norden die neue große Provinz Belgica, die aber außer den bisher so genannten belg. Völkern auch noch das linke Rheinufer und ferner die Gebiete der Trevirer und Mediomatriker, also das Moselgebiet, die Kantone der Lingonen (Langres), der Sequaner (mit der Hauptstadt Vesontio, das jetzige Besançon) und das röm. Helvetien umfaßte und ihren Centralsitz in Durocortorum (das jetzige Reims) hatte. Die Namen der belg. Stämme sind, namentlich seit dem 4. Jahrh., wie im innern Gallien, großenteils auf ihre Hauptstädte übertragen worden und haben sich in franz. Umgestaltung bis jetzt erhalten.

Belgern, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, links an der Elbe, Sitz eines Amtsgerichts, bis zur Reformation dem Stift Wurzen gehörig, zählt 2941 E., die Weinbau, Thonförderung, Töpferei, Ackerbau, Fischerei und Getreidehandel treiben.

Belgien (frz. La Belgique), einer der jüngsten europ. Staaten, entstanden aus dem südl. Teile des durch den Wiener Kongreß geschaffenen Königreichs der Niederlande, hat seinen Namen erhalten in Erinnerung an die Provincia Belgica der röm. Reichseinteilung, zu deren Gebiet es dem größten Teile nach gehörte. Es begreift in seiner jetzigen Gestaltung fast die ganzen österr. Niederlande mit den Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur und Teilen der Herzogtümer Brabant, Luxemburg und Limburg, sowie das ehemalige Fürstbistum Lüttich.

Umfang und Bevölkerung. Die geogr. Lage B.s fällt zwischen 20° 12′ und 23° 47′ östl. L. (von Ferro) und zwischen 49° 30′ und 51° 30′ nördl. Br. Im N. grenzt es an Holland, im O. an holländ. Limburg, Rheinpreußen und an das Großherzogtum Luxemburg, gegen S. und SW. an Frankreich, im NW. an die Nordsee. Die größte Längenausdehnung in der Richtung von NW. nach SO. hat es von Ostende nach Arlon (270 km), in der Richtung von S. nach N. von Chimay nach Turnhout (180 km). Das Gesamtareal beträgt 29455,16 qkm, die sich auf die neun Provinzen, in die der Staat zerfällt, auf folgende Weise verteilen: Luxemburg (Hauptstadt Arlon) 4417,76, Hennegau (Hauptstadt Bergen, frz. Mons) 3721,62, Namur (Hauptstadt Namur) 3660,[illegible], Brabant (Hauptstadt Brüssel) 3282,96, Westflandern (Hauptstadt Brügge) 3234,67, Ostflandern (Hauptstadt Gent) 2999,95, Lüttich (Hauptstadt Lüttich) 2893,88, Antwerpen (Hauptst. Antwerpen) 2831,[illegible], Limburg (Hauptstadt Hasselt) 2412,34. Die gesamte Volkszahl von (1. Jan. 1880) 5536654 Seelen, wonach also durchschnittlich 188 Köpfe auf den Quadratkilometer kommen, stellt B. in relativer Hinsicht an die Spitze der bestbevölkerten Staaten des europ. Kontinents. In relativer Hinsicht steht Ostflandern obenan, indem daselbst 296 Menschen auf 1 qkm wohnen, während im Luxemburgischen diese Zahl auf 47 herabsinkt. Im J. 1840 war die Bevölkerung bereits zu der von 1831 um 7,[illegible] Proz., von da ab bis 1850 um 8,67, von 1850 bis 1860 um nahezu 10, von 1860 bis 1880 um 10 Proz. gestiegen. Seit 1841 betrug der jährliche Zuwachs durchschnittlich 0,90 Proz. Von den 2582 polit. Gemeinden zählen 165 mehr als 5000 E.; unter letztern sind vier Städte (Brüssel, Antwerpen, Gent und Lüttich) über 100000 E. Die Bevölkerung B.s besteht aus einem Mischvolke deutscher und kelt-

gall. Abkunft, in welchem die Stämme der Vlamingen und Wallonen gegenwärtig noch durch Festhalten ihrer Mundart, der vlämischen und wallonischen, hervortreten. Als Sprache des Umgangs der gebildetern Stände sowie der Staatsbehörden und des höhern und mittlern Unterrichts hat das Französische faktisch die Oberherrschaft behalten, obgleich die Verfassung keinem Idiom den Vorzug einräumt und das Vlämische im Verhältnis von 4 zu 3 überwiegt. Die Zahl der Deutschredenden belief sich 1876 auf 38070, wovon etwa 21000 auf den deutschen Teil des belg. Luxemburg kamen. Vlämisch sprachen 2659890, französisch 2256860. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur kath. Kirche. Die Zahl der Protestanten schätzt man auf 20000, die der Juden auf 3000. Die Katholiken werden durch den Erzbischof von Mecheln und die fünf Diöcesanbischöfe zu Brügge, Gent, Doornik (Tournai), Namur und Lüttich geleitet. Die kleinen, in den größern Städten und Dorfgemeinden befindlichen prot. Gemeinden teilen sich in anglikanische und reformierte, die vom Staatsbudget, und in solche, die meist aus kath. Konvertiten entstanden, von der in Brüssel bestehenden evang. Gesellschaft unterhalten werden.

Bodengestaltung und Bewässerung. B. ist vorwiegend Flach- und Hügelland; doch greift in den südöstl. Teil, welcher durch die Maas und Sambre abgeschnitten wird, der Westflügel des Ardennenplateau (höchster Punkt 675 m) ein, für das industrielle Leben ein Umstand von Bedeutung. Die Thonschiefer- und Grauwackenmassen der Ardennen sind von Streifen Grauwackenkalksteins durchsetzt, und mächtige Eisen- und Steinkohlenlager begleiten die Ufer der Maas, bevor die Tertiärschichten von Hennegau und Südbrabant zu dem Alluvialboden der flandr. Ebenen übergehen und hier zu solcher Tiefe absteigen, daß künstliche Deiche und Polder das Einbrechen der Meereswellen abwehren müssen, wo die natürlichen Schutzwehren der Dünen Lücken lassen. Mit den Heidestrecken der Kempen (Campine) im nordöstl. Teile von Antwerpen beginnt zwar eine Zone unfruchtbarer Landstriche; doch die Kultur weist ihnen immer engere Grenzen an. Die reiche Bewässerung des Landes wird, mit Ausnahme der unterhalb Nieuport mündenden Yser (Yperlee), durch die Systeme der Schelde und Maas bewirkt, welche beide Flüsse schiffbar von Frankreich aus ins Land eintreten, aber beide auch im Königreich der Niederlande münden. Die Hauptzuflüsse der bei Antwerpen 700 m breiten und 10 m tiefen Schelde sind links Lys, rechts Dender und Rupel (letzterer aus Nethe und Dyle gebildet); die der Maas sind links Sambre, rechts Lesse, Ourthe und Vesdre. Die günstigen natürlichen hydrogr. Verhältnisse sind mit großem Vorteil zu Kanalanlagen benutzt worden, welche Brüssel und Löwen mit dem Rupel, Brüssel mit Charleroi, Mons mit Condé, Ostende mit Brügge und Gent und dieses mit Terneuse in Verbindung setzen. Seit 1846 ist auch der Verbindungskanal zwischen Schelde und Maas durch das Gebiet der Kempen, mit Abzweigung nach Turnhout, hergestellt, wodurch die Urbarmachung jenes Gebietes erheblich gefördert worden. Außerdem verbindet seit 1850 ein Kanal links der Maas die Städte Lüttich und Mastricht. Die schiffbare Gesamtstrecke der Flüsse und Kanäle beträgt 1997 km. (Hierzu Karte: Niederlande und Belgien.)

Klima und Produktivität. Das Klima trägt in den der See benachbarten Ebenen einen fast oceanischen Charakter, welcher durch einen milden, gleichmäßigen Typus sich auszeichnet vor den höhern Landesgegenden im Südosten, wo heißere Sommer mit káltern Wintern schroffer wechseln. Diese Klimaverschiedenheit gibt B. eine größere Produktenmannigfaltigkeit als dem Königreich der Niederlande. Während die Ardennenwaldungen einen bedeutenden Holzreichtum liefern, bietet die Ebene Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Ölgewächse, Hanf, Flachs (besonders schön in Flandern), Tabak in Westflandern, viel Hopfen, Farbekräuter und Cichorien. Doch genügt der reiche Ertrag des Bodens an Getreide nicht dem Bedarf der Bevölkerung, sodaß Brotkorn und Mehl in großer Menge eingeführt wird. Das Gebiet der Bodenkultur umfaßt 85,8 Proz. der Gesamtfläche, wovon 49,8 Proz. auf das Ackerland, 4 Proz. auf Garten- und Weinland, 17 Proz. auf Wiesen- und Weideland, 15 Proz. auf Waldungen entfallen. Dem Weinbau sind längs der Maas 1,88 qkm gewidmet. Die Ardennenwälder sind reich an Wild verschiedenster Art. Die Abhänge und Thäler des Berglandes und die fetten Wiesen des Flachlandes begünstigen die Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht, und die Küsten des Meers bieten dem Fischfang ein weites Feld. Nach der Zählung von 1866 besaß das Land 283163 Pferde, 1242445 Stück Rindvieh, 586097 Schafe und 632301 Schweine. In Flandern ist die Kaninchenzucht bedeutend. Das Mineralreich liefert, außer beträchtlichen Ausbeuten an Blei, Kupfer, Zink, Galmei, Alaun, Torf, schönem Marmor, der glänzendschwarz bei Visé und Theux gefunden wird, Kalkstein und Schiefer und, nächst England, die wertvollsten Schätze an Eisen und Steinkohlen. Die 27 im Gange befindlichen Hohöfen lieferten 1879 389330 t Eisen, im Werte von 25 Mill. Frs. (1850 nur 11½ Mill.). Der Steinkohlenreichtum lagert in den drei Hauptbassins von Bergen (Mons), Lüttich und Charleroi, welche 1879 nahezu 15½ Mill. t Steinkohlen, im Werte von 145 Mill. Frs., lieferten. Unter den Mineralquellen haben die Stahlquellen zu Spaa die größte Berühmtheit und ziehen, nebst den Seebädern Ostende, Blankenberghe, Heyst und Nieuport eine bedeutende Anzahl von Fremden ins Land.

Physische und technische Kultur. Die einzelnen Zweige der physischen Kultur finden im allgemeinen in der üppigen Bodenproduktivität ausgezeichnete Stützen. Garten- und Ackerbau sowie Kunstgärtnerei blühen. Die Viehzucht wird allgemein betrieben, namentlich in Flandern und im Limburgischen, wo man den weitverbreiteten Limburger Käse erzeugt. Die Bienenzucht ist in den Kempen von Bedeutung; die Seidenkultur indes hat sich nicht einzubürgern vermocht. Der Bergbau, besonders auf Eisen, Zink und Steinkohlen, spielt eine sehr wichtige Rolle. Der Kohlenbau wird schon seit dem 11. Jahrh. und gegenwärtig auf 260 Gruben betrieben. Zu diesen unterirdischen Hebeln technischer Kultur, welche 166000 Arbeiter beschäftigen, gesellen sich die eine dichte Volksmenge nährende Landesproduktion und die zum Handel nach außen auffordernde Lage, um B. zu einem blühenden Industrielande zu machen.

Die fünf Hauptindustriezweige sind Leinen-, Woll-, Baumwoll-, Ledermanufakturen und Metallwarenfabriken. Die durch Verbreitung des mechan.

Gespinstes gesunkene Leinenmanufaktur hat sich seit etwa 1840 durch zweckmäßigere Organisierung dieses Gewerbzweigs wieder zu neuer Blüte emporgetrieben, namentlich in den beiden flandr. Provinzen. Die Zahl der Spindeln belief sich 1874 auf 250000, die sich auf etwa 40 Fabriken verteilen (von letztern 17 in Gent, andere in Tournai, Lokeren, Rousselaere, Brüssel, Mecheln u. s. w.). Die Weberei wird vorzüglich in den beiden Flandern und einigen Orten Brabants, Hennegaus und des Antwerpenschen betrieben. Die jährliche Ausfuhr an Lein- und Hanfgewebe aller Art belief sich durchschnittlich von 1841 bis 1850 auf 10,2 Mill., von 1851 bis 1860 auf 18,2 Mill., 1878 auf 20,5 Mill. Frs. Das belg. Handgespinst, hauptsächlich von den Armen in Flandern geliefert, konnte, trotz seiner qualitativen Überlegenheit, die Konkurrenz mit den Maschinen unmöglich aushalten. Einen alten Weltruf haben die Brabanter oder Brüsseler Spitzen, die am besten in und um Brüssel geklöppelt werden. Den Hauptzweig der Spitzenindustrie, die an 150000 Menschen beschäftigt, bilden die sog. Valenciennes, die am meisten in Westflandern verfertigt werden. Für die Wollmanufaktur ist Verviers nebst seinen Umgebungen der wichtigste Mittelpunkt. Jährlich werden hier an 400000 Stück Tuch geliefert. Außerdem werden noch Zeuge und andere Wollstoffe zu Brügge, Lüttich, Loth, St.-Nicolas, Brüssel u. s. w. gefertigt. Während von 1851 bis 1860 die jährliche Ausfuhr an Wollgespinst durchschnittlich 505000, an Wollgeweben 1145000 kg betrug, haben sich diese Ziffern 1879 auf 6588000 und 1570000 gehoben. Große Teppichfabriken bestehen zu Brüssel, Ingelmünster, Mecheln und Tournai; viele Strümpfe werden im Hennegau gewebt. Die vorzüglichsten Baumwollmanufakturen sind zu Gent und Aelst in Ostflandern, zu Courtrai in Westflandern, zu Brüssel und Anderlecht in Brabant, zu Tournai und Mons im Hennegau. Wichtige Punkte für die Lederfabrikation sind Lüttich, Huy, Namur, Dinant, St.-Hubert und vorzugsweise Stavelot. Die Handschuhverfertigung für den innern Bedarf hat namentlich in Brüssel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Metallfabrikation wird durch den Reichtum des rohen Materials in einem hohen Grade unterstützt. Die vielen Hohöfen begründen besonders in und um Lüttich, Namur, Charleroi und Mons einen äußerst thätigen Eisenbetrieb und geben weltberühmten Eisengießereien, Messer-, Feilen- und andern Eisen- und Stahlfabriken die Existenz. Große Stückgießereien und berühmte Gewehrfabriken bestehen zu Lüttich, großartige Maschinenfabriken in und um Lüttich (Seraing), Tirlemont, Brüssel, Gent u. s. w., Nagelschmieden zu Charleroi, Blechhämmer und Walzwerke bei Lüttich und im Hennegau, Draht- und Messinghütten bei Namur, Zinkwarenfabriken zu Lüttich, Bleiröhren- und Schrotwerkstätten zu Gent, und Ateliers vorzüglicher Gold- und Silberwaren zu Brüssel und Gent. Außer den fünf Hauptzweigen der belg. Industrie verdienen folgende Etablissements noch besonderer Erwähnung: die Strohhutfabriken in der Provinz Lüttich; die Papierfabriken in den Provinzen Namur, Lüttich und Brabant; die Glas- und Spiegelfabriken im Hennegau, Namur, Lüttich (Val-St.-Lambert) und Brabant; die Porzellan- und Fayencefabriken zu Tournai, Brüssel, Mons und Gent; die berühmten Kutschenfabriken zu Brüssel; die Zuckersiedereien in Antwerpen, Tirlemont, Ypern, Gent, Mons und Gembloux; die lackierten Holzwaren von Spaa u. s. w. An der großartigen Förderung so vieler Industrieerzeugnisse nimmt die Anwendung der Dampfkraft einen mächtig eingreifenden Anteil. Die Zahl der Dampfmaschinen belief sich 1861 auf 4672, 1879 auf 13586 (mit 595660 Pferdekraft).

Handel und Verkehrsmittel. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. hatte B. unter der Anführung von Brügge einen blühenden Handel begründet durch regelmäßigen Verkehr mit den Italienern. An die Stelle von Brügge trat nach der Entdeckung Amerikas und infolge der neuen Richtungen des Handels Antwerpen, das als ein nordisches Venedig dem ganzen belg. Handel seine Glanzperiode verschaffte. Die Unglücksperiode des span. Drucks und der niederländ. Freiheitskämpfe beugten jedoch den Handel des Landes tief, und der Fall von Antwerpen versetzte ihn in Zerrüttung. Der Westfälische Friede untergrub ihn sodann vollends, indem das mächtig gewordene Holland die Sperrung der Schelde durchsetzte. Infolge der Eroberung der Niederlande durch die Franzosen am Ende des 18. Jahrh. wurde die Scheldeschiffahrt wieder frei und durch Napoleon Antwerpens Hafen restauriert und vergrößert, aber freilich auch zum Kriegshafen gemacht. Noch kräftiger für das Wiedererblühen des Handels wirkte, auf Kosten Amsterdams, die Vereinigung B.s und Hollands durch den Wiener Kongreß. Doch die Spaltung von 1830 drohte mit neuen Nachteilen. Durch den Londoner Traktat vom 19. April 1839 wurde die für B.s Handel entscheidende Scheldefrage insofern zu Gunsten Hollands gelöst, als dasselbe von jedem Schiffe 1½ Fl. für die Tonne Zoll erheben durfte, welche Beschränkung ein Beschluß der Repräsentantenkammer vom 18. Mai 1839 durch die Rückerstattung des Zolls an sämtliche Schiffe aufzuheben suchte. Dieser schwere Tribut an Holland, der sich zuletzt auf 1½ Mill. Frs. belief, wurde erst 1863 durch Rückkauf und unter Beteiligung der verschiedenen mit Antwerpen verkehrenden Seestaaten beseitigt. Die durch den Traktat für die Schiffahrt auf den Binnengewässern zwischen Schelde und Rhein beabsichtigte Gleichstellung holländ. und belg. Schiffe mußte B. mit einer Rente von 600000 Fl. erkaufen. Nachdem schon im Juni 1839 neue Verordnungen der holländ. Regierung die Vergünstigung vernichtet, wurde 1843 mit neuen Opfern ein nun von beiden Parteien ratifizierter Schiffahrtsvertrag zu Stande gebracht.

Durch ein Gesetz vom 1. Mai 1834 übernahm die Regierung die Anlage eines 397 km umfassenden Eisenbahnnetzes, das Mecheln zum Mittelpunkt haben und sich von da aus östlich über Löwen, Lüttich und Verviers bis zur preuß. Grenze, nördlich nach Antwerpen, westlich über Dendermonde, Gent und Brügge nach Ostende, südlich über Brüssel, Braine-le-Comte und Mons bis zur franz. Grenze erstrecken sollte. Dazu kamen nach dem Gesetz vom 26. Mai 1837 noch folgende Linien: von Gent über Courtray nach der franz. Grenze bei Mouscron in der Richtung nach Lille mit einer Seitenbahn nach Tournay 75 km; von Braine-le-Comte über Charleroi nach Namur 80 km; von Landen nach St.-Trond 11 km; zusammen also wieder 563 km Staatsbahnen, wozu später nur noch einige kleine Strecken hinzutraten. Von diesen Linien wurde die erste Strecke von Brüssel bis Meche-

5. Mai 1835, die letzte von Verviers bis zur preuß. Grenze bei Herbesthal 15. Okt. 1843 eröffnet, womit das dekretierte Eisenbahnnetz vollendet war. Von 1844 an ward der Eisenbahnbau lediglich der Privatindustrie überlassen; nur hat der Staat neuerdings in vielen Fällen den Betrieb der Bahnen übernommen. Ende 1880 war das belg. Eisenbahnnetz auf eine Länge von 4112 km gestiegen; darunter waren 2792 im Betriebe des Staats. Der 1851 in Thätigkeit gesetzte Telegraphendienst umfaßte 1881 5557 km Linien mit 772 Stationen.

Zu diesen Erleichterungen eines erweiterten Verkehrs gesellte sich die Sorge der Regierung für den Abschluß von Handelsverträgen, die Entwickelung des Konsulatwesens, die stetig fortschreitende Ermäßigung des Zolltarifs, die regelmäßige Verbindung mit überseeischen Staaten und das Bestreben, den Verlust des Kolonialverkehrs zu ersetzen. Am Ende des J. 1850 zählte die belg. Reederei 161 Kauffahrteischiffe, aber diese Entwickelung einer einheimischen Handelsmarine hat sich nicht gehalten, und 1879 bestand dieselbe aus nur 64 Schiffen (darunter 39 Dampfboote) mit einem Gehalte von 71 191 t. Eingelaufen waren 1879: 6142 Schiffe mit einer Ladung von 3 109 116 t. Die Gegenstände der Ausfuhr sind viel mannigfaltiger als die der Einfuhr, welche letztere vorzugsweise in Baumwolle, Wolle, Wein, Häuten und Kolonialwaren bestehen. Die Ausfuhr belg. Artikel, die im J. 1840 auf 139 600 000 Frs. sich belief, erreichte 1879 die Summe von 1 190 400 000. Obenan standen: Steinkohlen, Flachs, Lein-, Woll- und Baumwollgewebe, Maschinen, Leder, Glaswaren, Rohzucker und Feuerwaffen. Über ein Drittel jener Summe kam auf Frankreich, fast die Hälfte auf den Zollverein, England und Holland. Das übrige verteilte sich auf etwa 25 europ. und überseeische Staaten. Das belg. Münzsystem ist dem französischen ziemlich gleich. Es werden Silberstücke zu 5, 2, 1 und ½ Frs., Nickelmünzen zu 20, 10 und 5, und Kupfermünzen zu 2 und 1 Cent. geschlagen. Goldstücke sind in den J. 1848—51 zu 25 und 10 Frs. und 1865—78 zu 20 Frs. geprägt worden; die Cirkulation des franz. Goldes ist seit 1861 bewilligt. Handelskammern bestanden in den meisten Bezirkshauptstädten, sind aber Anfang 1875 aufgehoben worden.

An der Spitze der Banken des Landes steht die durch das Gesetz vom 5. Mai 1850 gegründete, 1872 auf 30 Jahre verlängerte, allein zur Ausgabe von Banknoten berechtigte Nationalbank. Ihr Kapital beträgt 50 Mill. Frs., bestehend in 50000 Aktien zu 1000 Frs. Die Nationalbank macht ausschließlich Depositen-, Giro- und Discontogeschäfte und ist außerdem mit der unentgeltlichen Führung der Staatskasse beauftragt. Fünfzehn Prozent des 6 Proz. des eingezahlten Kapitals übersteigenden Reingewinns wird zum Reservefonds geschlagen, ein Sechsteil dem Staate zugeschrieben. Die älteste Bank B.s ist die Société générale pour favoriser l'industrie nationale. Dieselbe wurde 1822 auf 27 Jahre gegründet, welche Frist zuletzt eine Verlängerung bis 1905 erhielt. Ihr Geschäftskreis, hauptsächlich auf Hebung der Industrie gerichtet, ist sehr ausgedehnt: Disconto-, Giro-, Leih-, Depositen- und Zettelgeschäfte. Sie steht unter der Aufsicht eines Regierungskommissars, und die Regierung ist ermächtigt, jede die Sicherheit oder das Interesse des Landes beeinträchtigende Unternehmung zu verhindern. Das Gesellschaftskapital besteht aus 62000 Aktien, nämlich 31000 im Werte von 1058 Frs. 20 Cent. und ebenso vielen zu 1000 Frs. Weiter verdient noch erwähnt zu werden die Union du crédit de Bruxelles, 1848 gegründet und besonders die Interessen der niedern Gewerbe fördernd. Die größern Bankinstitute außerhalb Brüssels sind: in Gent die Banque de Flandre, reine Handelsbank, 1841 mit einem Kapital von 10 Mill. Frs. gestiftet, und vor der Gründung der Nationalbank zur Ausgabe von Bankscheinen ermächtigt; in Antwerpen die Handelsbank und die Handelsgesellschaft; in Lüttich die 1835 gestiftete, auf Leih-, Depositen- und Sparkassengeschäfte beschränkte Banque Liégeoise, von deren Anlagekapital bisher nur zwei Zehntel eingezahlt worden und deren Dividenden für die höchsten im Königreiche gelten.

Geistige Kultur. Die geistige Bildung des belg. Volks steht vielleicht dessen Entwickelung auf industriellem und merkantilem Gebiete noch nach, aber auch hierin zeigt sich ein stetiger Fortschritt. Haupthindernis der intellektuellen Entwickelung war die Verschiedenheit der Sprachen, welche namentlich eine selbständige nationale Litteratur nicht aufkommen ließ. Doch haben die vielen vom Staate, vom König, von Privaten und wissenschaftlichen Gesellschaften aufgestellten Konkurse für die verschiedensten Zweige geistigen Schaffens eine Thätigkeit geweckt, wie sie sich kaum anderswo unter entsprechenden Verhältnissen kräftiger und fruchtbarer darbieten dürfte. Eine nicht geringe Anzahl belg. Gelehrter und Schriftsteller haben ihren Ruf über die Landesgrenze hinaus verbreitet. So, auf dem Gebiete der exakten und Naturwissenschaften, der Mathematiker und Astronom Ad. Quetelet (gest. 1874) und dessen Nachfolger an der brüsseler Sternwarte, Houzeau, die Zoologen Van Beneden, Dubus de Gisignies, Selys-Longchamps, die Chemiker de Koninck, Stas und Melsens, die Mineralogen und Geologen d'Omalius d'Halloy (gest. 1875), Dumont (gest. 1857), Dupont und Malaise, die Botaniker Morren Vater (gest. 1858) und Sohn, Dumortier (gest. 1879) und Kickx (gest. 1864); die Anatomen und Physiologen Spring (gest. 1873), Gluge und Poelman (gest. 1874), die Physiker Gloesener und Plateau, der Militär-Ingenieur General Brialmont. Auf dem Gebiete der Jurisprudenz, der Nationalökonomie, der Publizistik sind zu nennen: Haus (gest. 1881), Faider, Nypels, Arntz, Thonissen, Laurent, Rolin-Jacquemyns, E. de Laveleye, Ducpétiaux (gest. 1868) und B. Devaux (gest. 1880); als Geschichtsforscher: de Gerlache (gest. 1871), J. B. Nothomb, Gachard, Juste, General Guillaume (gest. 1877), Polain (gest. 1872), Borgnet (gest. 1875), Van Praet, A. Wauters, E. Poullet, Altmeyer (gest. 1877) und L. Vanderkindere; als Archäologen: De Witte, Schayes (gest. 1859) und Roulez (gest. 1879); als Musikschriftsteller: Fétis (gest. 1871) und Gevaert. In der klassischen Philologie ist im Ausland bekannt Gantrelle und P. Willems; als Forscher auf dem Gebiete der neu- und altfranz. Sprachkunde Ch. Grandgagnage (gest. 1878) und A. Scheler, auf dem der orient. Studien Nève, de Harlez, Beelen und Lamy; auf dem der vlämischen Litteratur Willems (gest. 1851), Snellaert (gest. 1872), Bormans (gest. 1878), Blommaert (gest. 1871) und Heremans. Auch der brüsseler Philosoph Tiberghien ist als Verbreiter der Krauseschen Lehre noch besonders zu erwähnen, sowie die Litterarhistoriker und Kritiker: Baron Reiffenberg

(gest. 1850), A. Baron (gest. 1862), A. Leroy, E. Van Bemmel (gest. 1880) und J. Stecher, die Kunstkritiker L. Alvin und Ed. Fétis.

Die Pflege der schönen Wissenschaften in franz. Sprache wird durch die Überflutung der aus Frankreich eindringenden Produktionen in hohem Maße zurückgedrängt. Auch mangelt es der inländischen Litteratur noch allzusehr an originell nationalem Gepräge, an besonderer Färbung des Stils und der Richtung, um dem litterarischen Streben Anerkennung und gebührenden Lohn zu sichern. Dessenungeachtet ist die Produktivität stark und in stetem Fortschritt begriffen und zahlreiche Namen haben sich wenigstens im Inlande Ruf und Ansehen erworben. Im Roman und den verwandten Zweigen sind zu erwähnen: die Akademiker Moke und Baron de Saint-Genois, A. Maurage, Madame Joly, Ch. De Coster (gest. 1879), Em. Greyson, L. Hymans, H. Pergamene, Cam. Lemonnier, Em. Leclercq, Edm. Picard, die Frauen Braquaval, Langlet und vorzüglich Ruelens (pseudonym Car. Gravière, gest. 1878). Im dramatischen Fach zeichnen sich aus: Pr. Noyer, V. Joly, C. Materne, E. Wacken (gest. 1862), H. Delmotte, Ch. Potvin; als Dichter: die Fabulisten Baron Stassart (gest. 1854) und Parthon de Von, die Lyriker Th. Weustenraad (gest. 1849), E. Wacken, D. Sotiau, B. Quinet, E. Dubois, André Van Hasselt (gest. 1874), Ad. Mathieu (gest. 1876), Ch. Potvin, F. Frenay, De Linge (Übersetzer des Horaz und von «Hermann und Dorothea»), G. Kurth und der belg. Chansonnier Clesse. Reicher ist die schöne Litteratur der Vlamen (s. Vlämische Sprache und Litteratur).

Die bildenden Künste, besonders Malerei und Baukunst, verdankten schon dem Reichtum der flandr. Städte und dem Glanze des burgund. Hofs eine schöne Blütezeit; aber es trat auch hierin nach der vorübergehenden Glanzperiode Rubens' und seiner Schüler ein langer Schlummer ein, bis die Kräfte neuerdings wieder zu schöpferischer Thätigkeit gespornt wurden. Die Bedeutung der modernen belg. Kunst veranschaulicht sich in den ruhmvollen Namen Wappers (gest. 1874), de Keyser, Gallait, de Biefve, Wiertz (gest. 1865), Navez (gest. 1869), Slingeneyer, Madou (gest. 1877), de Braekeleer, van Eycken, Verboeckhoven (gest. 1881), Portaels, Dyckmans, E. Wauters, Guffens, Willems, Stevens, van Beers, als Maler; W. Geefs, Simonis, Jehotte, Fraikin, Geerts als Bildhauer; Calamatta, Franck, Meunier als Kupferstecher; Wiener und Hart als Münzen- und Medaillenstecher. In der Musik stehen obenan, als Komponisten: Fétis, Bériot, Hanssens, Mengal, Grisar, Limnander, Huberti, Gevaert, Soubre und Benoît; als Instrumentalisten: die Violinspieler Bériot (gest. 1870), Hauman, Artot, Vieuxtemps (gest. 1881), Prume, Leonard, die Violoncellisten Batta und Servais, der Klarinettist Blaes, der Harfenspieler Godefroid u. s. w. Eines hohen Rufs genießt das großenteils vom Staat unterhaltene, seit Fétis' Tode von Gevaert geleitete Konservatorium zu Brüssel. Das belg. Theater war dagegen bisher ohne allen nationalen Charakter. Das Staatsbudget hat einen Posten von 1,5 Mill. Frs. für künstlerische Anstalten und Zwecke, während die wissenschaftlichen Bedürfnisse nur mit einer Summe von 1 Mill. bedacht sind. Zur Förderung wissenschaftlicher Thätigkeit sind vom Staate für das Gebiet der exakten und schönen Wissenschaften verschiedene Fünf- oder Dreijahrspreise errichtet worden, wozu sich seit 1874 die durch den König erfolgte Stiftung eines Jahrespreises von 25000 Frs. gesellt.

Das belg. Schulwesen litt unter dem Einflusse der durch die Konstitution gewährleisteten Lehrfreiheit, die hauptsächlich der reichbemittelte kath. Klerus benutzte, lange an Zersplitterung der Richtungen. Erst nachdem organische Gesetze dem Staate selbst direkten Einfluß auf die Regulierung des Universitäts-, Gymnasial- und Volksschulwesens gewährten, begannen die Verhältnisse sich zu bessern. Die zwei Landesuniversitäten Gent und Lüttich, mit einer höhern Bau-, Gewerbe- und Bergschule verbunden, 10 königl. Athenäen, in denen zugleich Humaniora und die gewerblichen Fächer gelehrt werden, etwa 50 darauf vorbereitende Ecoles-moyennes (Mittelschulen), drei Schullehrerseminarien zu Lier, Brügge und Nivelles, ferner die unter den Staat gestellte höhere Leitung der sonstigen, durch Gemeinde- oder Provinzialgelder unterhaltenen Anstalten, besonders die Oberaufsicht des Staats über die Volksschulen, bilden jetzt besonders seit der Reform von 1878 ein starkes Gegengewicht gegen die zahlreichen Institute der religiösen Gesellschaften und der Privaten. Unter letztern verdienen besonderer Erwähnung die 1834 von den belg. Bischöfen errichtete kath. Hochschule zu Löwen, die mit streng kirchlicher Zucht geleitet wird, dann deren Gegnerin, die aus den Mitteln des Liberalismus und durch Provinzial- und Kommunalsubsidien unterhaltene freie Universität zu Brüssel, ferner die Jesuitengymnasien zu Namur, Aelst, Brüssel und Lüttich. Die für das gesamte Unterrichtsfach vom Staate zu verausgabende Summe belief sich 1872 auf 8 Mill. Frs. Der belg. Journalismus hat durch die seit 1848 gewährte Stempelfreiheit eine verhältnismäßig große Anzahl Tagesblätter erzeugt. Die Anzahl der Zeitungen und Zeitschriften aller Art belief sich 1874 auf 269 französisch geschriebene (über 100 politische), 127 vlämische und 2 deutsche, die der täglich erscheinenden Blätter auf 68, worunter nur 8 in vläm. Sprache. Das Organ der Regierung ist der «Moniteur belge».

Staatsverhältnisse. Die monarchisch-konstitutionelle Verfassung B.s vom 7. Febr. 1831 erkennt die Gleichheit aller Belgier vor dem Gesetze an, die Aufhebung jedes Ständeunterschieds, das Recht der Association und Versammlung, die Freiheit der Meinungsäußerung und die des Unterrichts. In gleicher Ausdehnung ist die Freiheit jedes religiösen Kultus und seiner öffentlichen Meinung garantiert, sodaß der Staat, in voller Trennung der Kirche, kein Recht der Einmischung hat in die Ernennung oder Einsetzung der Diener irgend eines Kultus, in den Verkehr des Klerus mit seinen geistlichen Obern und hinsichtlich der Bekanntmachung der religiösen Verordnungen. Das Königtum in B. ist erblich nach Primogeniturrecht, jedoch mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft. Dem König, der an der Spitze der vollziehenden Gewalt steht und namentlich das Recht hat, eine oder auch beide Kammern aufzulösen, kommt nebst den beiden Kammern die gesetzgebende Gewalt zu. Die auf vier Jahre gewählten Mitglieder der Repräsentantenkammer, jetzt 132 an der Zahl (1 auf 40000 E.), werden von allen Staatsbürgern erwählt, die 21 J. alt sind und wenigstens 21 Fl. Steuer entrichten. Mehrere Gesetze vom J. 1848 haben den früher bestehenden Unterschied zwischen den Bedingungen der aktiven

Wahlfähigkeit auf dem Lande und in den Städten aufgehoben und den Census auf jenes von der Verfassung gestellte Minimum herabgesetzt. Die Wählbarkeit in die Kammer der Repräsentanten ist keiner Censusbedingung unterworfen. Die aus der halben Zahl der Repräsentanten bestehenden, auf acht Jahre ernannten und alle vier Jahre zur Hälfte zu erneuernden Senatoren werden durch dieselben Wähler berufen, müssen aber 40 J. alt sein und wenigstens 1000 Fl. direkte Steuern bezahlen. Jedes Jahr votieren die Kammern das Budget. Auch der Bestand des Heeres wird jährlich ihrer Beratung unterworfen. Für Verfassungsänderungen müssen nach vorgängiger Erklärung darüber von seiten des Senats und der Repräsentanten neue Kammern berufen werden. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich; in Kriminalsachen, politischen und Preßvergehen entscheiden Geschworenengerichte. Für ganz B. besteht ein Kassationshof, der über Formfehler und bei Ministerprozessen entscheidet und dessen Mitglieder vom Könige aus einer vom Senat und Kassationshofe gebildeten Liste ernannt werden. Die Appellationsgerichtsräte werden gleichfalls vom Könige aus einer Doppelliste dieser Gerichtshöfe und der Provinzialräte gewählt. Ein verantwortliches Ministerium steht unter dem Vorsitze des Königs an der Spitze der Verwaltung, unterstützt durch Gouverneure der einzelnen Provinzen und Kommissare der einzelnen Bezirke. Das Ministerium ist zusammengesetzt aus den Abteilungen des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, des öffentlichen Unterrichts und des Kriegs. Die Justizverfassung hat die franz. Formen beibehalten. Die Staatseinnahmen betragen nach dem Anschlage für 1881 286,4, die Ausgaben 289,8 Mill. Frs. Die Ausgaben verteilen sich in folgender Weise: Staatsschuld 88,1 Mill. (Pensionen inbegriffen); Civilliste des Königs 3,3 Mill.; Dotierung des Grafen von Flandern 200000 Frs.; Senat, Repräsentantenkammer und Rechnungshof 1,6 Mill. Frs.; Justiz und Kultus 15,3 Mill.; Auswärtige Angelegenheiten, Handel und Marine 2,1 Mill.; Departement des Innern 9,9 Mill.; des Unterrichts 18,5 Mill.; öffentliche Arbeiten und Eisenbahnen 86,25 Mill.; Kriegsministerium 44,3 Mill.; Finanzen u. s. w. 15,43 Mill. Frs. Unter den Staatseinnahmen sind begriffen die verschiedenen Steuern, Zölle und Accisen mit 153, die Posten mit 7,2, die Eisenbahnen mit 107 Mill. Frs. Die Staatsschuld betrug 1881 an Nominalwert 1760 Mill.

Die Organisation der belg. Armee beruht auf dem Gesetz vom 5. April 1868 und ist auf ein Effektiv von 100000 Mann berechnet. Sie steht unter dem Oberbefehl des Königs und ist grundsätzlich zur Verteidigung des Gebiets gegen feindliche Angriffe und zur Wahrung der Neutralität des Landes bestimmt, welche die seine Unabhängigkeit garantierenden Mächte demselben auferlegt haben. Die Friedensstärke beträgt einschließlich der Stäbe, der Verwaltungszweige und der Gendarmerie 46277 Mann, 10014 Pferde, 204 Geschütze und umfaßt 13 Linienregimenter Infanterie, das Carabiniersregiment, 8 Regimenter Kavallerie, 4 Feld-Artillerieregimenter, 3 Festungs-Artillerieregimenter, 1 Genieregiment nebst 5 Spezialkompagnien Genie, 1 Trainbataillon. Der Kriegsetat beziffert sich auf 108688 Mann (ohne Offiziere), 10014 Pferde, 204 Geschütze, aus welchen die mobile Armee und die Armee von Antwerpen gebildet werden sollen. Letztere ist zur Besetzung des verschanzten Lagers von Antwerpen, des großen nationalen Reduits, bestimmt. Neben der Armee besteht die Garde civique von etwa 120000 Mann, die aber ohne eine gründliche Reorganisation wesentliche Dienste kaum leisten dürfte. Nach dem Gesetz vom 18. Sept. 1873 findet die Rekrutierung der Armee durch freiwillige Verpflichtungen und durch jährliche Appells statt; die Dienstzeit beträgt 8 Jahre. Stellvertretung ist erlaubt. Das von den Kammern festzusetzende Jahreskontingent beträgt in neuester Zeit 12000 Mann. An Schulen bestehen: die Schule der Soldatenkinder und die Schulen der Soldaten ohne Schulbildung, sowie Abendkurse, die Regimentsschulen, die besondern Kurse der Unteroffiziere in den Regimentern, die Spezial-Unteroffizierschule, die Militärschule und für die höhere Bildung der Offiziere die Kriegsschule. Ferner wirken für die Ausbildung: die Schießschule der Artillerie, die Equitationsschule, die Schule für Schanzarbeiten der Infanterie und eine Verbindung des preuß. Lehrbataillons mit einer Infanterie-Schießschule unter der Benennung École de tir et de perfectionnement pour l'infanterie. Die technischen Militäretablissements sind: das Konstruktionsarsenal und die Pyrotechnische Schule zu Antwerpen, die Geschützgießerei und die Waffenfabrik zu Lüttich. Eine Kriegsmarine besitzt B. nicht. Haupt- und Residenzstadt ist Brüssel (s. d.). Von Ritterorden bestehen der Leopoldsorden für Civil und Militär, gestiftet 1832 von König Leopold I., und der Orden für Civilverdienste, gestiftet 1867 von Leopold II. Das Wappen des Königreichs ist der belg. Löwe mit der Umschrift «L'union fait la force». Die Landesfarben sind rot, gelb, schwarz.

Ältere Geschichte bis 1830. An der Grenze von Gallien und Deutschland bildeten zur Römerzeit die südl. Niederlande, unter dem Namen Gallia belgica, einen Teil Galliens. Ihre Bevölkerung war aus keltischen und einigen deutschen Stämmen gemischt, während in Batavien und Friesland das german. Element überwog. Unter der fränk. Herrschaft ward letzteres im 5. und 6. Jahrh. auch in den südl. Gebieten vorherrschend. Im Vertrage von Verdun (843) fiel Flandern an Karl den Kahlen, die Landschaften östlich von der Schelde dagegen an das Reich Lothars. Nach dem Ausgange Lothars II. gewann das westfränk. Reich im Vertrag zu Mersen (870) zwar alles Gebiet im Süden und Westen der Maas, während die Grafschaften rechts von der Maas zum ostfränk. (deutschen) Reiche kamen, doch schob der deutsche König Heinrich I. die Grenzen der letztern wieder bis zur Schelde vor (925), während Flandern bei Frankreich blieb. Seit der Auflösung des karolingischen Reichs breitete sich bis Ende des 11. Jahrh. das Lehnwesen immer mehr aus. Die einzelnen südl. Provinzen wurden Herzogtümer oder Grafschaften. Die Grafschaft Flandern, die vor allen durch Gewerbe und Handel an Macht und Reichtum zunahm, verteidigte in langem Kampfe ihre Selbständigkeit gegen die Verschmelzung mit Frankreich. Sie kam nach dem Aussterben des Mannsstammes der flandr. Grafen (1384) an das Haus Burgund, das 1406—73 durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Vertrag auch alle andern niederländ. Provinzen vereinigte, nachdem schon 1288 die brabant. Herzöge durch die Vereinigung

Limburgs mit Brabant den Grund zu einer ausgedehntern Herrschaft gelegt hatten. Die burgund. Regenten verfolgten den Plan der Gründung eines mächtigen Zwischenstaats zwischen Deutschland und Frankreich und bekämpften darum im Innern den vorstrebenden demokratischen Geist der rasch aufblühenden Städte. Das durch Philipp den Guten begonnene Werk der Herstellung einer unumschränkten Fürstengewalt, durch das Unterliegen Karls des Kühnen und die teilweise Zerstückelung seiner Herrschaft unterbrochen, ward durch Kaiser Karl V. (geb. zu Gent 1500) fortgesetzt, den Enkel Kaiser Maximilians I. und Mariens, der Erbin von Burgund, durch deren Vermählung (1477) die Niederlande an das Haus Habsburg gekommen waren und seit 1512 den Burgundischen Kreis des Deutschen Reiches bildeten.

Mit der Thronentsagung Karls V. (1555) fielen sämtliche Niederlande an Philipp II. und sollten fortan nach Primogeniturrecht mit Spanien vereinigt bleiben. Kaum hatte der Friede von Cateau-Cambrésis 1559 den Angriffen Frankreichs ein Ziel gesetzt, als die religiösen Bewegungen der Reformation und die despotischen Eingriffe Philipps in die Rechte der Stände und Provinzen den langen Bürgerkrieg entzündeten, der mit der Unabhängigkeit der nördl. Niederlande endete, während in den südlichen, in B., mit der Herrschaft Spaniens auch die des Katholizismus behauptet und befestigt wurde. Für kurze Zeit ward B. durch die Cession Philipps II. 1598 an seine Tochter Isabella und deren Gemahl, Erzherzog Albrecht VII., ein selbständiges Reich. Es geschah manches unter dieser Regierung für die Ordnung der innern Zustände, wie z. B. durch die Sammlung der die Justizpflege betreffenden Verordnungen in dem 1611 publizierten Edit perpétuel, sowie für Hebung der durch die Politik Philipps II. zerrütteten Industrie. Die Ehe Albrechts blieb kinderlos. Das seit Albrechts Tode (1621) durch Statthalter regierte B. fiel also an Spanien zurück, wurde in den Verfall dieser Monarchie hineingerissen und in den Kriegen gegen Frankreich und Holland den ersten Angriffen bloßgestellt. Meist auf B.s Kosten ward der Friede erkauft. Im Pyrenäischen Frieden von 1659 unter Philipp IV. kamen die Grafschaft Artois, Diedenhofen und andere Gebiete an Frankreich. Neue Eroberungen der Franzosen, anerkannt durch den Frieden von Aachen von 1668, rissen Lille, Charleroi, Oudenaarde, Courtrai, Tournai ab, die zwar teilweise im Nimwegener Frieden (1679) an B. zurückfielen, wogegen dieses aber andere Gebietsteile mit Valenciennes, Nieuport, Cambrai, St.-Omer, Ypern, Charlemont verlor und im Ryswijker Frieden von 1697 nur teilweise wiedererhielt. Nach dem Abschlusse dieses Vertrags, in den letzten Jahren Karls II. von Spanien, suchte die Regierung dem gesunkenen Wohlstande durch eine neue Zollgesetzgebung sowie auf andere Weise aufzuhelfen, und namentlich dem Nachteile der im Interesse Hollands stipulierten Schließung der Schelde durch Anlage von Kanälen zu begegnen. Allein diese Verbesserungen blieben infolge des langwierigen Spanischen Successionskriegs, welcher erst 1713 durch den Utrechter Frieden endigte, ohne Erfolg. Durch diesen Friedensschluß kam B. an Österreich, das jedoch im sog. Barrieretraktat 1715 den holländ. Generalstaaten ein Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen an der franz. Grenze nebst andern Befugnissen einräumte, namentlich auch die fortwährende Schließung der Schelde anerkannte. Auch die 1722 von Karl VI. gegründete Handelsgesellschaft zu Ostende wurde 1731 dem holländ. Einflusse wieder geopfert. Die Einsetzung der österr. Verwaltung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, und der Widerstand der brüsseler Zünfte gegen die Steuerverordnungen des Marquis de Prié, der im Namen des Statthalters Prinzen Eugen von Savoyen in B. an der Spitze der Regierung stand, wurde nur durch gewaltsame Maßregeln gebrochen. Die Hinrichtung des Zunftmeisters Anneessens (20. Sept. 1719), welcher der unerbittlichen Strenge Priés zum Opfer fiel, bildet eine düstere Episode der österr. Herrschaft. Im Österreichischen Erbfolgekriege eroberten die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen fast das ganze Land (Schlacht bei Fontenoy), das erst durch den Aachener Frieden (1748) wieder in den Besitz Österreichs gelangte.

In der langen Friedensperiode seit dem Frieden von Aachen hob sich der Wohlstand unter der milden österr. Regierung, die namentlich die noch bestehenden ständischen Gerechtsame in den einzelnen Provinzen geraume Zeit unangetastet ließ. Besondere Verdienste um eine verbesserte Verwaltung erwarb sich unter Maria Theresia der Statthalter in den belg. Provinzen, Prinz Karl von Lothringen (gest. 1780). Maria Theresia hob namentlich den Unterricht (sie ist unter anderm die Gründerin der belg. Akademie der Wissenschaften). Die Regierung Josephs II. begann unter Zwistigkeiten mit Holland, das sich zur Aufhebung des Barrieretraktats verstand, worauf mehrere der wichtigsten Festungen geschleift wurden. Dagegen scheiterte Joseph in seinen Versuchen, die Freiheit der Schelde zu erzwingen. Noch folgenreicher wurden seine Mißgriffe auf dem Gebiete der innern Politik. Durch seine Neuerungen verletzte er sowohl die religiösen Sympathien des Volks als die ständischen Gerechtsame, deren von ihm angelobte Aufrechthaltung die in der Joyeuse entrée für Brabant, Limburg und Antwerpen ausdrücklich festgesetzte Bedingung des Gehorsams war. Die Unruhen begannen mit einem gewaltsam unterdrückten Aufstande der Studierenden auf der streng katholischen und ihrer Privilegien beraubten Universität zu Löwen. Darauf folgten Eingriffe in die Provinzialverfassungen, Verweigerung der Abgaben von seiten der brabant. Stände und schwankende Maßregeln der Regierung, wonach die beabsichtigten Reformen bald gewaltsam durchgesetzt werden sollten, bald wieder die frühern Zustände teilweise hergestellt wurden. Zahlreiche Mißvergnügte wanderten aus und organisierten sich militärisch in Holland und im Lüttichschen. Ein abermaliger Rückschritt, die Wiedereinsetzung der 1788 förmlich aufgehobenen Universität zu Löwen, steigerte nur den Mut der Insurgenten, deren Haupt, Advokat van der Noot (gest. 1827), erklärte, daß Brabant Josephs II. Herrschaft nicht mehr anerkenne. Die Ausgewanderten fielen in B. ein, überrumpelten mehrere Forts und brachten den Österreichern bei Turnhout eine Niederlage bei. Am 11. Dez. 1789 brach in Brüssel selbst der Aufstand aus, und die österr. Garnison ward durch Kapitulation zur Räumung gezwungen. Am 26. Dez. erklärten sich die brabanter Stände für unabhängig. Die übrigen Provinzen folgten, konstituierten sich 11. Jan. 1790 als »vereinte B.« zu einem eigenen Staate und stellten einen Kongreß an

die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, der die von Österreich gemachten Vorschläge der Aussöhnung zurückwies. Nur Luxemburg, wo sich die österr. Truppen unter General Bender zusammengezogen hatten, wurde im Gehorsam gehalten. Unter dem Einflusse der ersten Bewegungen der Französischen Revolution spalteten sich mehr und mehr die belg. Insurgenten in eine aristokratische und demokratische Partei, deren Zerwürfnisse dem General Bender die Wiederbesetzung der Provinz Limburg erleichterten. Nach Josephs II. Tode erließ Leopold II. am 3. März 1790 eine Erklärung, worin er die Herstellung und Garantie der frühern Verfassungen verhieß. Da sein Antrag verworfen wurde, schlug er, aber ebenso erfolglos, die Vermittelung der Streitpunkte durch einen im Haag zu haltenden Kongreß vor. Jetzt fiel das verstärkte österr. Armeekorps gegen Ende des Nov. 1790 in B. ein und unterwarf dieses ohne bedeutenden Widerstand. Die staatsrechtlichen Zustände zu Ende der Regierung Maria Theresias wurden hergestellt, eine Amnestie verkündigt und der abermalige Widerstand der Stände durch strenge Maßregeln gebrochen. Aber die kurze Frist der Ruhe ging schon mit dem Ausbruche des franz. Revolutionskriegs zu Ende. Die Schlacht von Jemappes (7. Nov. 1792) machte die Franzosen zu Herren des Landes sowie des Fürstbistums Lüttich. Zwar wurden die Franzosen nach Dumouriez' Niederlage bei Neerwinden (18. März 1793) wieder zurückgedrängt und Erzherzog Karl übernahm als kaiserl. Generalstatthalter die Regierung, aber die Schlacht von Fleurus setzte endlich der österr. Herrschaft für immer ein Ziel, und Pichegru zog 9. Juli 1794 in Brüssel ein. Bald darauf wurde B. in Frankreich einverleibt und in neun Departements eingeteilt. Der Friedensschluß von Campo-Formio und später der von Luneville bestätigten die Eroberung. B. teilte hiernach alle Schicksale der Französischen Republik und des Kaiserreichs, erhielt den Code Napoléon und ward in Hinsicht der ganzen Verwaltung auf franz. Fuß organisiert. Der Sturz Napoleons und der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachten Holland und B., nach mehrmonatlicher Verwaltung des letztern durch einen österr. Generalgouverneur (Baron Vincent), unter die Herrschaft des Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, der 23. März 1815 den Titel eines Königs der Niederlande annahm, worauf der Londoner Vertrag vom 19. Mai 1815 und später die Beschlüsse des Wiener Kongresses vom 31. Mai und die Schlußakte vom 9. Juni 1815 die Verhältnisse des neuen Königreichs regulierten. Hiernach wurden Lüttich und einige Gebietsteile an der Maas damit vereinigt, während Luxemburg, als besonderes Großherzogtum, zum Deutschen Bunde kam. Der zweite Pariser Friede von 1815 verstärkte die Südgrenze der Niederlande durch einige neu hinzugekommene Bezirke mit den Festungen Philippeville, Marienbourg und dem Herzogtum Bouillon.

Am 24. Aug. 1815 wurde die neue niederländ. Konstitution verkündigt und König Wilhelm I. 27. Sept. auf dem Königsplatze zu Brüssel darauf vereidigt. Die schwer versöhnlichen Gegensätze in Nationalität, Sprache, Glauben und Lebensweise zwischen dem reformierten holländ. Handelsvolke und den streng katholischen, Ackerbau und Gewerbe treibenden Belgiern, deren parlamentarische Sprache das von den gebildeten Klassen gesprochene Französisch ist, traten schon bei der Einführung der neuen Verfassung aufs schärfste hervor. Zu den Bestimmungen dieser Konstitution, die in B. lebhafte Opposition erweckten, gehörten hauptsächlich die dem Könige ausschließlich zugewiesene Leitung der Kolonien und die Verteilung des der Zustimmung der Generalstaaten bedürfenden Budgets der Ausgaben und Einnahmen in der Art, daß die fixen Ausgaben sowie die Mittel und Wege dafür nur alle 10 Jahre, jährlich aber nur die außerordentlichen Ausgaben votirt werden sollten. Die Beteiligung B.s an der gesamten holländ. Schuldenlast, die Anerkennung der vollen Freiheit des Kultus, die Unverantwortlichkeit der Minister, die auf die bloße Urteilsfällung beschränkte Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, endlich die Art der Verteilung der Repräsentation zwischen den nördl. und südl. Provinzen, wonach die Zahl der Abgeordneten für beide Hauptteile des Königreichs die gleiche war, während nach dem Verhältnisse der Bevölkerung von den 110 Deputierten auf das stärker bevölkerte B. nicht weniger als 68 gekommen sein würden, erregten ebenfalls großes Mißvergnügen. Überhaupt entsprach diese Verfassung, namentlich auch in dem Institut der Provinzialstände, die zugleich Wahlkollegien für die Ernennung der Mitglieder der Zweiten Kammer der Generalstaaten abgaben, nach allen wesentlichen Bestimmungen nur den Interessen und der Geschichte des öffentlichen Lebens der nördl. Provinzen. So kam es, daß der einer Versammlung der holländ. Generalstaaten und der belg. Notabeln vorgelegte Konstitutionsentwurf einstimmig von den holländ. Abgeordneten angenommen, von der Mehrzahl der belgischen (796 gegen 527) verworfen ward. Nur durch eine willkürliche Deutung des negierenden Votums eines Teils der verwerfenden Notabeln sowie durch eine Fiktion, wonach die nicht Mitstimmenden als Bejahende angenommen wurden, konnte man eine erkünstelte Majorität für die Annahme der Konstitution zu Stande bringen. Diese wurde daher von Anfang an von den meisten Belgiern als aufgedrungen betrachtet, und die Opposition war um so stärker, als der durch die Gleichstellung der Konfessionen verletzte Klerus, unter Führung des Bischofs von Gent, Fürsten Moritz von Broglie, an ihrer Spitze stand.

Allerdings geschah unter der holländ. Regierung auch in B. nicht wenig für die Förderung des materiellen Wohlstandes. Andererseits nahmen aber auch die Ausgaben sowie das jährliche Defizit immer mehr zu, und man sah sich zur Erhöhung der Verbrauchssteuern, bald auch zur Einführung der verhaßten Schlacht- und Mahlsteuer (1821) genötigt, die in dem landwirtschaftlichen B. verhältnismäßig noch drückender als in Holland empfunden ward. Hierzu kam das 1822 neu organisierte, mit großen Gerechtsamen ausgerüstete und in seinen ersten Operationen wohl auch heilsame Amortissementssyndikat, das aber bei dem Mangel aller Kontrolle immer mehr den Charakter eines gehässigen fiskalischen Instituts annahm. Diese Neuerungen wurden in den Generalstaaten durchgängig durch die große Mehrheit der holländ. Abgeordneten, in Verbindung mit einer ministeriellen Fraktion der belg. Deputierten, durchgesetzt. Die Regierung gab der Opposition dadurch noch größere Stärke, daß sie sichtlich auf eine Verschmelzung der beiden Landesteile im holländ. Sinne hinarbeitete. Vor allem suchte sie den Widerstand des Katholizismus zu

brechen, stieß aber gerade bei der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten und derjenigen des Unterrichts auf wachsende Schwierigkeiten. Schon wegen der verweigerten Eidesleistung eines Teils des Klerus auf die Konstitution hatte sich zwischen der kath.-belg. und der holländ. Presse ein immer heftiger werdender Streit erhoben. Die gegen einzelne Geistliche angewandte Strenge, wonach mehrere gerichtlich verfolgt wurden und der Fürst-Bischof zu Gent selbst (1817) in eine infamierende Strafe verfiel und der geistlichen Jurisdiktion beraubt ward; der Einfluß, den sich die Regierung auf den Religionsunterricht in den kath. Schulen durch Beschränkung desjenigen der Geistlichkeit zu verschaffen suchte; die Aufhebung der von den Bischöfen errichteten Kleinen Seminarien; endlich die Errichtung des der geistlichen Beaufsichtigung gänzlich entzogenen sog. Philosophischen Kollegiums in Löwen, dessen Besuch den künftigen Kandidaten des geistlichen Amts zur Pflicht gemacht wurde u. s. w.: rissen die Kluft zwischen der Regierung und der kath. Partei immer tiefer. Andere Maßregeln trieben auch die Liberalen in immer schärfern Gegensatz gegen die Regierung. Dahin gehörten namentlich die in den J. 1818, 1819 und 1822 gemachten Versuche, den Gebrauch der holländ. Sprache in allen gerichtlichen und administrativen Verhandlungen auch in den Provinzen gemischter Zunge obligatorisch zu machen; dann die Zurücksetzung der Belgier im Staatsdienste, sodaß z. B. Anfang 1830 unter 7 Ministern nur 1, unter 117 Beamten des Ministeriums des Innern nur 11, unter 102 Beamten des Kriegsministeriums nur 3, unter 1573 Infanterieoffizieren nur 274 den südl. Provinzen angehörten.

Die Unzufriedenheit fand in der Presse B.s zahlreiche Organe und vergrößerte sich noch mehr, als die verfassungsmäßige Preßfreiheit durch besondere Verfügungen und harte Verurteilungen in den immer zahlreicher werdenden Preßprozessen fast illusorisch gemacht wurde. Jede zeitweise Nachgiebigkeit ward nur als Schwäche ausgelegt und steigerte die Ansprüche; selbst die endliche Einigung mit dem päpstl. Stuhle über das Konkordat vom 18. Juli 1827, auf der Grundlage des zwischen Napoleon und Pius VII. abgeschlossenen, beschwichtigte nur für kurze Zeit die kath. Partei. Auf neuen Anlaß zu Beschwerden kam eine Koalition zwischen der kath. und liberalen Opposition zu Stande, welche letztere beredte und eifrige Verteidiger, wie de Potter, Tielemans u. a., an ihrer Spitze hatte. Diese sog. Union vereinigte in den Generalstaaten beinahe die Hälfte aller Stimmen. Die Regierung verstand sich jetzt zu bedeutenden Konzessionen, namentlich zur Abschaffung der Schlacht- und Mahlsteuer, zur Aufhebung der den Gebrauch der holländ. Sprache betreffenden Gebote und zur Abänderung der Bestimmungen über die Organisation des Philosophischen Kollegiums zu Löwen. Trotzdem wurde das Budget bloß mit Einer Stimme Majorität votiert. Obgleich dieses Votum mehrern Abgeordneten ihre Ämter kostete, sah sich doch die Regierung zu weiterer Nachgiebigkeit veranlaßt, während die Presse, besonders der von den Advokaten Claes, van de Weyer, Nothomb, Ducpétiaux und Jottrand redigierte «Courrier des Pays-Bas», mit wachsender Kühnheit die Abstellung aller Beschwerden forderte. Auch hatte der 1828 verhaftete Publizist de Potter von seinem Gefängnisse aus den Anstoß zu einer Menge Petitionen gegeben, womit die Kammer 1829 überhäuft wurde, und in demselben Jahre hatten sich in einem großen Teile B.s zahlreiche konstitutionelle Vereine organisiert. Dies alles erwiderte die gereizte Regierung 11. Dez. 1829 mit einem strengern und von einer Botschaft an die Kammern begleiteten Preßgesetzentwurfe, nachdem der von den Deputierten in freisinnigerm Geiste beantragte Entwurf verworfen worden. Die Erklärung des Königs bezeichnete die Konstitution als die freiwillige Beschränkung der monarchischen Gerechtsame, die ganze Opposition aber als das Werk einiger Schwindler und Irregeleiteten. Diese königl. Botschaft mußte von den Beamten aller Grade, unter Androhung der Entlassung, binnen zweimal 24 Stunden unterzeichnet werden, und mehrere Beamte, die sich als Anhänger der Opposition zu erkennen gegeben, wurden wirklich abgesetzt.

Neuere Geschichte. Bei dieser Lage der Dinge brach die Julirevolution in Frankreich aus. Zahlreiche Emissare fanden sich aus Paris in Brüssel ein, welche direkt auf eine revolutionäre Bewegung hinwirkten. Am 24. Aug. 1830 sollte der Geburtstag des Königs durch Illumination und Feuerwerk gefeiert werden, aber beides unterblieb. Die Aufführung der Oper «Die Stumme von Portici» gab am folgenden Tage den nächsten Anlaß zu einer ernstlichern Bewegung. Starke Volkshaufen zertrümmerten die Druckerei des ministeriellen Journals «National», zerstörten und verbrannten oder verwüsteten die Häuser des verhaßten Journalisten Libry-Bagnano, den Justizpalast, das Haus des Justizministers van Maanen und des Polizeidirektors. Nach mehrern Tagen der Unordnung wurde die inzwischen organisierte Bürgergarde Meister des Aufstandes, nachdem die königl. Wappen abgerissen und die brabant. Fahnen aufgepflanzt worden waren. Ähnliche Auftritte, in deren Folge sich überall die Bürger bewaffneten und Sicherheitskommissionen errichteten, hatten in Lüttich, Verviers, Brügge, Löwen und andern größern belg. Orten statt. Aus vielen Städten gingen hierauf Deputationen nach dem Haag ab. Noch war keine Rede von der Gründung eines selbständigen belg. Staats; man beschränkte sich auf das Verlangen einer administrativen Trennung der nördl. und südl. Landesteile und forderte die Abstellung der Beschwerden. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen begaben sich die Söhne des Königs mit 5—6000 Mann Truppen nach Vilvorde (2 Stunden vor Brüssel) und nahmen daselbst ihr Hauptquartier. Aber weder die dortigen Zusammenkünfte mit den Notabeln der Hauptstadt, noch das Erscheinen des persönlich populären Prinzen von Oranien in Brüssel selbst, mitten unter den Barrikaden, noch die von ihm eröffnete Aussicht auf administrative Trennung führten die Beschwichtigung der Gemüter herbei, zumal bekannt wurde, daß das versöhnliche Benehmen des Thronerben im Haag und am Hofe nur Mißbilligung gefunden hatten.

Am 13. Sept. traten die Generalstaaten zusammen, an denen sämtliche belg. Abgeordnete teilnahmen, um über die beantragten Abänderungen der Konstitution zu beratschlagen. Die holländ. Deputierten aber wußten einen definitiven Beschluß darüber zu verzögern, und einer der belg. Abgeordneten, Baron de Stassart, kam mit einer die Gemüter äußerst entflammenden Erklärung über vergebliche Verhandlungen mit der Regierung aus dem Haag nach Brüssel zurück. Ein neuer Aufstand,

durch das Gerücht eines beabsichtigten Angriffs holländ. Truppen veranlaßt, gab den untern Volksklassen und ihren Führern die Waffen und Gewalt in die Hand, worauf 20. Sept. die Behörden abgesetzt und eine provisorische Regierung gebildet wurde, die übrigens nicht in Wirksamkeit treten konnte. Während es nun zu Angriffen von seiten des militärisch organisierten Volks gegen die Vorposten der unter dem Prinzen Friedrich in Antwerpen versammelten Truppen kam, luden andererseits einige Bürger in Brüssel, welche die Herrschaft des Pöbels fürchteten, den Prinzen zu der als leicht ausführbar geschilderten Besetzung der Stadt ein. Der König gab die Genehmigung, und Prinz Friedrich erließ 21. Sept. eine Proklamation, worin er unter anderm die Hauptanstifter der Unruhen und die unruhigen Fremden mit der Strenge der Gesetze bedrohte, auch der Bürgergarde die Ablegung der von ihr angenommenen Farben anbefahl. Dies war die Losung zum Kampfe. Am 23. Sept. griff der Prinz, der am 21. von Antwerpen mit 13—14000 Mann aufgebrochen, mit der Hälfte seiner Truppen Brüssel an, bemächtigte sich des obern Teils, konnte sich aber in der untern Stadt nicht behaupten. Den Insurgenten in Brüssel, mit denen sich eine Schar Lütticher unter der Anführung des spätern Ministerpräsidenten Rogier vereinigt hatte und die an dem span. Flüchtlinge Juan van Halen und dem franz. General Mellinet tüchtige Führer gefunden, kam aus der Nachbarschaft während des Gefechts immer mehr Hilfe zu, sodaß nach viertägigem Kampfe der Prinz genötigt war, sich mit sehr starkem Verluste nach Mecheln zurückzuziehen. Nach diesem Siege, der gegen 600 belg. Freiwilligen das Leben gekostet hatte, breitete sich der Aufstand rasch über ganz B. aus. Am 24. Sept. hatte sich eine zunächst aus Rogier, d'Hooghvorst, Kommandanten der Bürgergarde, Jolly, ehemaligem Genieoffizier, und den Sekretären Vanderlinden und de Coppin bestehende provisorische Regierung im brüsseler Rathaus gebildet, der sich am 26. Graf Felix de Mérode, Gendebien, van de Weyer, Nicolai (als Sekretär), dann am 28. der eben im Triumphzuge aus Frankreich zurückgekehrte de Potter beigesellten. Am 4. Okt. erklärte diese Regierung die Unabhängigkeit der belg. Provinzen und kündigte die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs, sowie die Zusammenberufung eines Nationalkongresses von 200 Deputierten an. In den folgenden Tagen ward Freiheit des Unterrichts, der Presse, des Kultus, der gesellschaftlichen Verbindungen u. s. w. ausgesprochen. Zugleich erklärte man das Großherzogtum Luxemburg für einen Bestandteil des neuen Staats.

Jetzt war das Band zwischen Holland und B. zerrissen, und erfolglos blieb der Versuch des Prinzen von Oranien, B. dadurch seinem Hause zu erhalten, daß er sich bereit erklärte, es als unabhängiges Reich zu regieren und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen (16. Okt.). Der König von Holland selbst erklärte diesen Schritt des Prinzen für ungültig und proklamierte 24. Okt.: er werde B. bis zur Entscheidung des in London versammelten Ministerkongresses der Großmächte sich selbst überlassen, doch inzwischen die Festungen Antwerpen, Mastricht und Venloo besetzt halten. Indessen rückten (27. Okt.) belg. Truppen in Antwerpen ein und brachen die früher mit dem Kommandanten der Citadelle, General Chassé (s. d.), abgeschlossene Kapitulation, worauf dieser die Stadt bombardieren ließ. Dies erweiterte die Kluft zwischen B. und Holland noch mehr und rief zugleich lebhafte Reklamationen der beteiligten Kaufleute des Auslandes gegen Holland hervor. In B. selbst kam es hier und da zu anarchischen Pöbelscenen. Doch erhielt bald im ganzen die für die Einführung einer unabhängigen konstitutionellen Monarchie gestimmte Mehrheit des Klerus, des Adels, der reichen Grundbesitzer und Kaufleute das Übergewicht, sodaß ebensowohl die republikanische Partei, mit de Potter an der Spitze, als die einer Vereinigung B.s mit Frankreich Geneigten in den Hintergrund traten. Der 10. Nov. versammelte und von de Potter eröffnete Nationalkongreß proklamierte teils einstimmig, teils mit sehr großer Majorität die Unabhängigkeit B.s, mit Vorbehalt der wegen Luxemburgs mit dem Deutschen Bund einzugehenden Beziehungen, und, unter Ausschließung des Hauses Oranien vom belg. Throne, die konstitutionelle Monarchie nach dem Zweikammersystem. Unter 187 Stimmen lauteten nur 13 für republikanische Verfassung.

Inzwischen konstituierte sich die Londoner Konferenz, entwarf 4. Nov. 1830 in einem ersten Protokoll den von beiden Teilen angenommenen Waffenstillstand, und erkannte 20. Dez. die Auflösung des bisherigen Königreichs der Vereinigten Niederlande an. Weitere Protokolle vom 20. und 27. Jan. 1831 setzten die allgemeinen Bedingungen der Auseinandersetzung fest, aber diese vom Haager Kabinett angenommenen Trennungsgrundlagen (Grenzverhältnisse des J. 1790 mit Belassung des gleichfalls insurgierten Luxemburg unter holländ. Scepter und im Verbande mit Deutschland) wurden vom belg. Nationalkongresse verworfen und hierauf von der Konferenz bedeutend modifiziert. In dieser veränderten Gestalt sind sie unter dem Namen der 18 Artikel bekannt geworden. Im belg. Kongresse wurde 3. Febr. zur Wahl eines Königs geschritten, bei welcher der Herzog von Nemours mit 97 Stimmen unter 192 den Sieg über die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg davontrug; aber schon am 7. verwahrte sich die Konferenz gegen die Thronbewerbung sowohl des einen als des andern Kandidaten und Ludwig Philipp lehnte seinerseits entschieden die Wahl seines Sohnes ab. Dies veranlaßte die Ernennung des Präsidenten des Kongresses, Baron Surlet de Chokier, zum provisorischen Regenten des Landes (23. Febr.), an Stelle der bisherigen provisorischen Regierung. Die Konstitution war seit dem 7. Febr. zum Abschluß gebracht. Auf Empfehlung Englands trat das belg. Ministerium mit dem Prinzen Leopold (s. d.) von Sachsen-Koburg wegen Übernahme der Krone in Unterhandlung, und 4. Juni wurde derselbe mit einer Stimmenzahl von 152 unter 196 vom Kongreß zum König der Belgier erwählt. Der Prinz willigte ein unter der Bedingung einer Annahme jener 18 Artikel durch den belg. Kongreß, und als diese Annahme 9. Juli 1831 erfolgt war, hielt er am 21. seinen Einzug in Brüssel und leistete den Eid auf die Verfassung. Jetzt verwarf aber Holland die 18 Artikel und ließ zu Anfang des Aug. 1831 eine Armee unter dem Prinzen von Oranien in B. einrücken, welche die noch dürftig organisierten belg. Truppen bei Hasselt und Löwen schlug und zersprengte. Selbst die Eroberung Brüssels wurde nur durch das schnelle Einrücken einer franz. Hilfsarmee unter Marschall Gérard

verhindert, worauf sich, auf Andringen der Gesandten Englands und Frankreichs, die holländ. Truppen wieder über die Grenze zurückzogen. Nach neuen Unterhandlungen erhielt zwar Holland viel vorteilhaftere Bedingungen durch die nun von der Konferenz (6. Okt.) beschlossenen und für unumstößlich erklärten 24 Artikel, nach welchen Luxemburg und Limburg teilweise zu B., teilweise zu Holland geschlagen wurden, und B. jährlich 8400000 Fl. als Zinsen seines Anteils an der holländ. Staatsschuld bezahlen sollte. Da jedoch Holland diese Bestimmungen gleichfalls zurückwies, während B. sie annahm, erfolgte der Beschluß von Zwangsmaßregeln gegen Holland, die Blokade der Schelde und der holländ. Küste durch eine engl.-franz. Flotte sowie das abermalige Einrücken eines franz. Heeres (15. Nov. 1832) unter Marschall Gérard. Dasselbe eroberte nach 24tägiger Belagerung die von den Holländern noch besetzte Citadelle von Antwerpen, die B. 1. Jan. 1833 übergeben wurde. Ein Präliminarvertrag vom 21. Mai 1833 zwischen England, Frankreich und Holland machte sodann den Zwangsmaßregeln ein Ende. Bis zum Definitivtraktat blieb Holland im einstweiligen Besitz der die Schelde beherrschenden Forts Lillo und Liefkenshoek, B. in dem von Luxemburg, mit Ausnahme der Festung und ihres Rayons, sowie Limburgs. Dieser Statusquo dauerte fünf Jahre und wurde von B. zur Vollendung seiner Organisation und zur Hebung seines Wohlstandes gut benutzt.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Gesetze über Gemeindewesen und Provinzialverfassung, deren Vollendung 1836 erfolgte. Das Gesetz über die Gemeindeverfassung erhielt 1842 Modifikationen, von denen die wichtigste war, daß der König auch außerhalb des von den Gemeindewählern ernannten Gemeinderats die Bürgermeister ernennen könne. Diese Befugnis wurde jedoch später beschränkt, und es blieb der Autonomie der Gemeinderäte und Provinzialräte sowie dem Wirkungskreise der von letztern gewählten ständigen Ausschüsse (députations permanentes) eine weite Grenze gesteckt. Von nicht geringerer Bedeutung war die Aufstellung eines einheitlichen Unterrichtssystems, das bei den auseinandergehenden Interessen der strengen Katholiken und der Liberalen nur schwer zu Stande kam. Das 1842 von beiden Kammern genehmigte Gesetz über den Elementarunterricht ordnete die Verbindlichkeit der Gemeinden zur Errichtung von Elementarschulen in den Orten, wo nicht durch freie Schulen hinlänglich für den Unterricht gesorgt ist, und regelte zugleich die Stellung der Geistlichen zu den Schulen, indem ihnen das Recht der geistlichen Inspektion förmlich zugesprochen wurde. Die Hauptpunkte, die Universitäten betreffend, fanden schon 1835 ihre Erledigung. Allein die Organisierung des mittlern Unterrichts gelangte erst 1850 zum Abschluß, und zwar nicht zur Befriedigung des dabei in seinem Einfluß wesentlich geschmälerten Klerus.

Am 9. Aug. 1832 kam eine Vermählung des Königs Leopold mit der ältesten Tochter Ludwig Philipps, der Prinzessin Luise von Orléans, zu Stande. Der erstgeborene Sohn aus dieser Ehe starb, doch die spätere Geburt zweier Prinzen (1835 und 1837) sicherte der koburg. Dynastie die Succession auf dem belg. Throne. Durch die Verheiratung des Königs war die Stellung des neugegründeten Königreichs im europ. Staatensysteme noch mehr befestigt worden. Um so leichter konnte nach der Übergabe der Citadelle von Antwerpen (Jan. 1833) die auf den Wiederbeginn des Kriegs gegen Holland dringende Partei niedergehalten werden. Schon nach Auflösung der Repräsentantenkammer im April 1833 zeigte sich die Mehrheit derselben dem Friedenssysteme der Regierung geneigter. Eine Ministeränderung im August desselben Jahres beseitigte das doktrinäre Ministerium Lebeau-Rogier und ersetzte es durch ein vorwiegend katholisches (de Theux-Muelenaere), wodurch in der Verwaltung wie in den Kammern das kath. Element bald ein Übergewicht gewann. Die kurze Herrschaft der Tories in England, vom Ende des J. 1834 bis zum April 1835, machte die Aussicht eines Kriegs wieder wahrscheinlicher und zwang B. zu fortgesetzten kostspieligen Rüstungen. Hierauf folgte eine Zeit der Ruhe, in welcher die Industrie einen raschen Aufschwung nahm. Die Ruhe schien gefährdet, als zu Ende des J. 1837 die holländ. Regierung durch Ausbeutung des grünewalder Forstes Souveränetätsrechte im Luxemburgischen auszuüben versuchte. Protestationen und militärische Demonstrationen, sowie die entschiedene Sprache Frankreichs und Englands ließen jedoch das haager Kabinett von seinem Vorhaben abstehen, und die belg. Truppen verließen die von ihnen besetzten Positionen.

Nach Feststellung des Statusquo im Mai 1833 hatte die Londoner Konferenz nur noch schwache Versuche zur Fortsetzung der Unterhandlungen gemacht, die im Aug. 1833 abgebrochen wurden und geraume Zeit ruhten. Erst 18. Aug. 1836 gab der Deutsche Bund seine Zustimmung zu der in den 24 Artikeln festgesetzten Eintauschung von Limburg gegen einen Teil des Luxemburgischen unter der Bedingung, daß in diesem letztern von belg. Seite keine Befestigungen angelegt würden. Von der öffentlichen Meinung des holländ. Volks und seiner Vertreter gedrängt, blieb endlich dem haager Kabinett keine andere Wahl, als sich (14. März 1838) zur definitiven Annahme der 24 Artikel bereit zu erklären. Die nächste Folge ihrer Vollstreckung mußte von belg. Seite die Räumung von Limburg und eines Teils des Luxemburgischen sein, wogegen nun in B. lebhafte Reklamationen erhoben wurden. Repräsentanten und Senat votierten einstimmig Adressen an die Regierung, die Integrität des Gebiets um jeden Preis zu bewahren. Seitens Hollands wie B.s wurde gerüstet, während auch Frankreich Truppen zusammenzog, um dem definitiven Konferenzprotokoll vom 22. Jan. 1839, das an der Gebietsabtretung festhielt, Nachdruck zu geben. Dies entflammte den kriegerischen Eifer in B. noch mehr, wo der ehemalige polnische General Skrzynecki zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Gegen diese Ernennung reklamierten die Gesandten Österreichs und Preußens, welche sogar Brüssel für einige Zeit verließen. Der Einmütigkeit der Großmächte gegenüber gab König Leopold bald nach. Skrzynecki kam außer Aktivität; die beiden kriegerisch gesinnten Minister Ernst und d'Huart gaben ihre Entlassung und wurden durch Raikem und Desmaisières ersetzt. Nach heftigen Debatten erklärten auch die 16. Febr. 1839 berufenen Kammern ihre Zustimmung zum Abschlusse des Vertrags. Hierauf erfolgte dessen Unterzeichnung 19. April von seiten B.s und der übrigen Mächte, nachdem dies von Holland schon 4. Febr. geschehen war. Auf dieser Grundlage kam endlich auch die

Liquidation mit Holland und die Erledigung der daran sich anknüpfenden Nebenpunkte durch den Vertrag vom 19. Okt. 1842 zu Stande.

Als die Rüstungen Frankreichs infolge der Orientalischen Frage Europa im J. 1840 mit einem Kriege bedrohten, beschlossen die belg. Kammern zur Bewahrung der Selbständigkeit im erforderlichen Falle die Vermehrung der Armee um 30000 Mann, also bis zu 80000 Mann, ohne jedoch eine Erhöhung des Kriegsbudgets wirklich eintreten zu lassen. Das Kriegsbudget, das 1839 auf 49 Mill. sich belief, fiel 1840 auf 38 Mill. herab, und neue Reduktionen wurden als Forderung gestellt. Im Innern brach der bis zur Erledigung der äußern Fragen vertagte Kampf der Liberalen und Katholiken nunmehr offen aus. Jene drangen auf Lösung einer Menge von materiellen und moralischen Fragen, denen die katholische, um ihren Einfluß besorgte Partei bisher aus dem Wege gegangen war. Endlich trat zwischen beiden Parteien (der sog. Union) ein vollständiger Bruch ein. Die Angriffe der Katholiken, zumal der Geistlichkeit, mit dem Bischofe von Lüttich an der Spitze, richteten sich besonders gegen die Freimaurer. Die Liberalen dagegen, in der Presse am besten vertreten durch die von Devaux geleitete «Revue nationale», machten die Wahlreform, die Gleichstellung des Census zwischen Stadt und Land sowie die Kenntnis des Lesens und Schreibens als Bedingung des Wahlrechts zu ihrem Losungsworte. Nach dem Rücktritt des kath. Ministeriums de Theux im März 1840 war das von Lebeau-Rogier an dessen Stelle getreten, das ein neues Amnestiegesetz erließ und teils zur Deckung von Schulden, teils für industrielle Unternehmungen ein Anlehen von 82 Mill. Frs. negociierte. Bald aber fand dieses Ministerium lebhafte Opposition in den Kammern von seiten der kath. Partei.

Eine 17. März 1841 vom Senat beschlossene Adresse forderte den König auf, die zur Beseitigung des Zwiespalts im Schoße der Nationalrepräsentation dienlichen Mittel zu ergreifen, was von der liberalen Presse als eine Herausforderung bezeichnet wurde und Protestationen vieler Gemeinderäte hervorrief. Als der König die Auflösung beider Kammern oder wenigstens des Senats verweigerte, gab das Ministerium (April 1841) seine Entlassung, und nach einiger Zögerung kam ein neues zu Stande, das als gemäßigt liberal bezeichnet wurde, in der That aber ein Transaktionskabinett im Sinne der alten Union war. Dieses von Muelenaere und Nothomb geleitete Ministerium erließ bei seinem Antritte ein Cirkular an die Provinzialgouverneure, worin es die Grundsätze eines Transaktionssystems entwickelte. Die aufgestellten Versöhnungsprinzipien hinderten jedoch nicht, daß der Kampf der beiden Parteien um den Sieg in den am 8. Juni 1841 vorgenommenen Wahlen, durch welche die Zusammensetzung der Kammer nicht wesentlich verändert wurde, einen leidenschaftlichen Charakter annahm. Inzwischen wurde eine orangistische Konspiration entdeckt, an deren Spitze General Vandermeer und Exgeneral Vandersmissen standen. In dem 28. Febr. 1842 vor den brüsseler Assisen eröffneten Prozeß erkannte die Jury gegen mehrere Beteiligte auf Todesstrafe, die vom König in 20jährige Haft verwandelt wurde, der sich Vandersmissen im Nov. 1842 durch die Flucht entzog, worauf im Febr. 1843 auch Vandermeer, unter dem Versprechen, nach Amerika zu gehen, nebst einigen andern freigelassen wurde. Im besondern Interesse der flandr. Industrie kam 1842 ein 16. Juli zu Paris unterzeichneter, 1845 auf vier Jahre verlängerter Handelsvertrag zu Stande, wonach die belg. Linnenwaren bei ihrem Eingange in Frankreich von der kurz zuvor angeordneten Zollerhöhung befreit bleiben, dagegen auch eine Verminderung der belg. Eingangsgebühren auf franz. Weine, Seidenwaren und Salz statthaben sollte. Ein Beschluß vom 28. Aug. desselben Jahres dehnte die Frankreich zugestandenen Zollreduktionen, in Erwartung des Resultats der mit dem Deutschen Zollverein eröffneten Unterhandlungen, provisorisch auch auf deutsche Weine und Seidenwaren aus. Endlich trat 1. Sept. 1844 ein Handelsvertrag mit dem Deutschen Zollverein ins Leben, der die Handelslage B.s im allgemeinen sehr verbesserte, wenn auch der belg. Eisenindustrie hierdurch mancher Eintrag geschah. Diesem Vertrag folgten andere mit den Vereinigten Staaten (10. Nov. 1845) und mit Holland (29. Juli 1846), welche dem 1844 mühsam zu Stande gebrachten Differentialzollgesetze gewaltige Risse versetzten.

Der wichtigste Akt des von Nothomb präsidierten Kabinetts war die Durchführung des Gesetzes über den Primärunterricht, das fast einstimmig von den Kammern genehmigt wurde. Die Wahlen von 1843 fielen nach dem Beispiel Brüssels in mehrern größern Städten B.s, die bisher ultramontan gewählt hatten, zu Gunsten der Liberalen aus. Infolge dessen wurde das Kabinett Nothomb entsprechend modifiziert. Allein dieses Ministerium überdauerte die Wahlen von 1845, bei denen der Liberalismus abermals Siege errang, nicht lange. Van de Weyer von der liberalen Partei trat im Juli 1845 an die Spitze der Verwaltung und versuchte die Union neu zu befestigen. Doch als er in der Frage des mittlern Unterrichts die Prärogative der civilen Staatsgewalt mit Entschiedenheit geltend machte, zerfiel er mit seinen von der Priesterpartei beherrschten Amtsgenossen, besonders Malou und Dechamps, und kehrte auf seinen diplomatischen Posten nach London zurück. So entstand im März 1846 eine rein kath. Verwaltung unter der Leitung de Theux'. Zur Beratung einheitlichen Handelns trat 15. Juli 1846 ein Kongreß der Liberalen in Brüssel zusammen, auf dem 360 Mitglieder erschienen und an dem der spätere Minister Advokat Frère aus Lüttich sich besonders beteiligte. Zu derselben Zeit feierte man in Lüttich mit allem Aufwand kirchlichen Pomps den 600jährigen Jahrestag der Einführung der Fronleichnamsprozession durch die heil. Julia. Die versammelten in- und ausländischen Bischöfe hatten hierbei Gelegenheit, die neue Gestaltung der Verhältnisse zu besprechen und neue Mittel zur Entfernung der drohenden Schwierigkeiten zu beraten.

Die Wahlen von 1847 brachten die Liberalen wieder ans Staatsruder. Rogier, d'Hoffschmidt, de Haussy, Veydt, Chazal und Frère-Orban, sämtlich gemäßigte Männer, übernahmen die Verwaltung. Die Lage des neuen Ministeriums war zwar eine schwierige, denn in der Repräsentantenkammer hing der Ausschlag von sieben oder acht Stimmen ab; andererseits hatte die Erste Kammer, deren Wahlerneuerung erst später eintrat, noch nicht die Wirkungen des neuen Umschwungs erfahren. Die materielle Blüte des Landes indessen entwickelte sich

verhindert, worauf sich, auf Andringen der Gesandten Englands und Frankreichs, die holländ. Truppen wieder über die Grenze zurückzogen. Nach neuen Unterhandlungen erhielt zwar Holland viel vorteilhaftere Bedingungen durch die nun von der Konferenz (6. Okt.) beschlossenen und für u stößlich erklärten 24 Artikel, nach welch burg und Limburg teilweise zu B., teil land geschlagen wurden, und B. jährli als Zinsen seines Anteils an der h schuld bezahlen sollte. Da jedo dem Bestimmungen gleichfalls zurück das sie annahm, erfolgte der Be vor maßregeln gegen Holland, di be- und der holländ. Küste durch Staats- sowie das abermalige Ein gedrun- (15. Nov. 1832) unter M jetzt eroberte nach 24tägige beim Her- Holländern noch bese seine Krone die B. 1. Jan. 183 brachte liminarvertrag v des Bestehen- land, Frankrei Mißvergnügten und Zwangsmaßr monarchische Gewalt. traktat blie eine außerordentliche Schelde Zwölfteln der Grund- hoek, B von 25 Mill. Frs., des- der Fe zur Ausgabe von Dies Banknoten. Die Minister legten vor denen zufolge der Wahlcensus zu von 20 Fl. herabgesetzt, die Un- vereinbarkeit des Staatsamts mit dem Kammermandat erklärt und der Zeitungsstempel aufgehoben ward. Die revolutionären Elemente schlugen unter solchen Reformen teils in das Gegenteil um, teils wurden sie neutralisiert und unschädlich gemacht. Infolge der neuen Wahlgesetze wurde die Kammer aufgelöst, und es trat eine neue zusammen, in der das liberal-konstitutionelle Element bei weitem die Oberhand hatte. Im Verein mit diesem neuen Parlament vermochte das Ministerium nun in den nächsten Jahren sein Programm mit Entschiedenheit durchzuführen, obschon die Gegenpartei mit dem Verschwinden der Revolutionsgefahren auch ihre Stimme wieder lauter erhob und manchen hitzigen Kampf veranlaßte. In der Sitzung von 1850 ward endlich die Frage wegen Organisierung des mittlern Unterrichts erledigt. Am 11. Okt. 1850 starb die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Luise, wobei das Volk eine Teilnahme und eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum polit. Ereignisse machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personenwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. Ziemlich schwierig gestaltete sich seine Lage, als 1851 die Reduzierung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutendern Majoritätsfraktion beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Mill. Frs. zu beschränken. Der Kriegsminister, welcher gegen die Beschränkung war, nahm seine Entlassung. Zu den hervorragendsten Maßnahmen des Kabinetts Rogier-Frère gehörten noch, außer den bereits erwähnten, Aufhebung der Gewerbesteuer für einzelne niedrige Kategorien von Gewerken, Herabsetzung der Brieftaxe im Innern (10 und 20 Cent.), Gründung der Nationalbank, Aufstellung einer Steuergebühr auf Erbschaften in direkter Linie, zu deren Verwirklichung die Krone sich 1851 zur Auflösung des Senats entschließen mußte.

mehr befesti Staatsstreich vom 2. Dez. 1851, welcher große Anzahl franz. Flüchtlinge auf belg. 183 warf, traten erhebliche Gefahren ein für die Dauer der freundlichen Beziehungen zum südl. Nachbarstaate, insbesondere infolge der Aufregung, welche die Konfiszierung der Orléansschen Güter erweckt hatte, und der Gründung mehrerer, von Flüchtlingen geleiteter antibonapartistischer Journale. Die besonnene Haltung der Regierung, die jeden Anstoß, die franz. Regierung zu erbittern, vermied und namentlich die polizeiliche Aufsicht über die Flüchtlinge mit Vorsicht und Strenge handhabte, trug entschieden dazu bei, die Befürchtungen des Publikums hinsichtlich Napoleonischer Eroberungsgelüste zu beseitigen. Immerhin hielt es die Regierung für ratsam, das Heerwesen in guten Stand zu setzen und für die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Antwerpen ein erhebliches Kreditgesuch einzureichen. Die Wahlen von 1852 veranlaßten das Ministerium, seine Entlassung nachzusuchen. Der König willigte nur in die des Finanzministers Frère (17. Sept. 1852); eine Niederlage bei Anlaß der Wahl des Kammerpräsidenten führte indessen schon wenige Tage darauf den Rücktritt des Kabinetts herbei. Heinrich de Brouckère trat nun an die Spitze einer neuen, aus gemäßigt liberalen und meist nicht der Kammer angehörigen Elementen bestehenden Verwaltung (Brouckère Auswärtiges, Piercot Inneres, Faider Justiz, Liedts Finanzen, van Hoorebeke Staatsbauten, Anoul Krieg), deren erster polit. Akt in der Vorlage eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung der Injurien gegen fremde Machthaber, bestand, welches angenommen wurde. Außerdem schloß dieses Ministerium namentlich einen Handelsvertrag mit Frankreich ab sowie eine Konvention bezüglich der Abschaffung des bisher auf großem Fuße betriebenen belg. Büchernachdrucks. In die Zeit seiner Amtsführung fielen als wichtige Ereignisse, namentlich für die auswärtigen Beziehungen: die Vermählung des Kronprinzen, Herzogs von Brabant, mit einer österr. Prinzessin (Aug. 1853), der Besuch des Prinzen Napoleon am brüsseler Hofe (Febr. 1854) und die Zusammenkunft Leopolds mit dem Kaiser der Franzosen im Lager von Boulogne (Sept. 1854).

Infolge der Wahlen von 1854 berief die Krone im März 1855 ein aus gemäßigt kath. Männern zusammengesetztes Kabinett, an dessen Spitze der persönlich beliebten Deputierten de Decker (Inneres) und Graf Vilain XIIII (Auswärtiges) standen. Ihr den Einschüchterungen der franz. Presse gegenüber entschieden patriotisches Auftreten war nicht im Stande, die Intoleranz der bischöfl. Partei zu zügeln, noch die andrängende Flut des Klerikalismus zu hemmen. Das Gesuch eines Kredits von 9 Mill. zur Vervollständigung der Befestigungswerke um Antwerpen wurde nur mit bedeutenden Beschränkungen gewährt. Glücklicher ging die Regierung aus der Debatte hervor, welche der Gesetzentwurf veranlaßte, wonach ein Attentat gegen einen auswärtigen Souverän dem Morde gleich bestraft werden sollte (März 1856). So sehr die Regierung durch liberale Maßregeln und Widerstand gegen klerikale Zumutungen an Popularität gewann, die sich vorzüglich bei der Feier der Begehung des 25jährigen Regierungsjubiläums König Leopolds aussprach (21. Juli 1856), so war ihr doch nur eine kurze Frist beschieden.

…chste Kampf der Parteien entspann sich, … 1854 vorgelegte, nunmehr aufs neue …en vom Justizminister Alph. No… …ene Gesetzentwurf über Organi… …swesens und der Wohlthätig… …Verhandlung gelangte. Der … …ition gegen das Gesetz er… …dahin, daß dasselbe den …influsse des ohnehin im Zu… Mönchswesens neue Verstär… …ichen hatte sich die Mißliebigkeit … allen Schichten des Volks verbrei… dasselbe nur noch als «Loi des cou… …zeichnet wurde. Die Aufregung stieg aufs …, als 20. Mai die beiden Hauptartikel mit 60 …en 41 Stimmen angenommen wurden. Es er…folgten tumultuarische Auftritte in Brüssel und mehrern andern Orten, die militärisches Einschreiten und das Aufbieten der Bürgergarde nötig machten. Infolge dessen wurden die Kammern geschlossen und das Ministerium trat nach den nächsten Gemeinderatswahlen, die einen Protest des Volks gegen das Klostergesetz bedeuteten, 30. Okt. 1857 zurück.

Das nun gebildete liberale Kabinett (Rogier Inneres; Tesch Justiz; de Vrière Äußeres; Frère Finanzen; Partoes, später Vanderstichelen, Staatsbauten; General Berten, später Chazal, Krieg) schritt sofort zur Auflösung der Zweiten Kammer (10. Dez.), infolge deren das Verhältnis der Liberalen zu den Katholiken von 45 zu 63 auf 70 zu 38 abgeändert wurde. Einen harten Stand hatten die Minister mit der Vertretung des von ihren Vorgängern überkommenen Gesetzentwurfs über die Vergrößerung und die Neubefestigung Antwerpens. Der Gedanke, die Stadt Antwerpen zum Hauptstützpunkte der belg. Landesverteidigung zu erheben und zugleich durch die Erweiterung ihres Gebiets den begründeten Forderungen ihrer Einwohner zu genügen, war auf mannigfachen Widerspruch gestoßen. Die einen bekämpften ihn mit Berufung auf die dem Lande garantierte Neutralität, andere aus strategischen Rücksichten, andere, namentlich die Antwerpener, weil der Plan nicht umfassend genug sei. So geschah es, daß bei der Abstimmung die Regierung nur 39 zustimmende Stimmen (gegen 53 negative und 9 Enthaltungen) vereinigte. Die Minister hatten jedoch die Fortexistenz des Kabinetts nicht an die Annahme des Projekts geknüpft. Im Juni 1859 wurde die königl. Familie und das Land durch die Geburt eines Prinzen (das erste Kind des Herzogs von Brabant war eine Tochter, geb. 1858) erfreut, welchem der König den Namen eines Grafen von Hennegau beilegte. Bei den Deputiertenwahlen von 1859 verstärkte sich, trotz der inzwischen beschlossenen Vermehrung der Deputiertenzahl um acht, die liberale Partei nicht, und die Minorität stieg von 38 auf 46 (im Senate ergaben sich jedoch 31 Liberale gegen 27 Katholiken, statt 25 gegen 29). In demselben Jahre kam ein neuer Gesetzentwurf bezüglich der Befestigung Antwerpens, mit Berücksichtigung der von den antwerpener Deputierten so hartnäckig betriebenen großen Enceinte, zur Verhandlung und wurde nach stürmischer Debatte (23. Aug.) mit 57 gegen 42 Stimmen und 7 Enthaltungen angenommen.

Eine der wichtigsten, vom Finanzminister Frère bewerkstelligten Reformen war die Aufhebung der sog. Octrois communaux oder Stadtzölle (Gesetz vom 18. Juli 1860). Der dadurch für die städtischen Einnahmen erwachsende Ausfall wurde durch Gründung eines Kommunalfonds gedeckt, zu dessen Unterhaltung staatliche Mittel bewilligt wurden. Außerdem erwarb sich die Verwaltung Frère-Rogier durch die 1863 zu Stande gebrachte Ablösung des durch den Friedensschluß mit Holland zu Gunsten des letztern stipulierten Scheldezolls ein bleibendes Verdienst. Weiter konnte sie sich rühmen, daß, ungeachtet des Festungsbaues, der Abschaffung der Octrois, der Ablösung des Scheldezolls, umfassender Staatsbauten und namentlich der 1863 bewilligten Erhöhung sämtlicher Staatsdienerbesoldungen, die Staatsschuld innerhalb der letzten sechs Jahre nur um 45 Mill. vermehrt und die Steuern und Abgaben fast unverändert gelassen wurden. Das Gesetz vom 4. Juni 1861, welches dem franz. Golde den gesetzlichen Kurs einräumte und das von der Initiative der Kammer ausgegangen war, hatte den Finanzminister Frère bewogen, seine Entlassung einzureichen. Doch kehrte derselbe 27. Okt. 1861 auf seinen Posten zurück. Zu gleicher Zeit trat auch für den aus persönlichen Rücksichten ausgeschiedenen Minister des Äußern, Baron de Vrière, der bisherige Minister des Innern, Rogier, ein, der seinerseits durch A. Vandenpeereboom ersetzt wurde.

Obschon die Regierung in allen Gebieten des Staatslebens, namentlich in den auswärtigen Beziehungen, eine ersprießliche Thätigkeit entwickelte, wurden ihr dennoch von seiten der bischöfl. Presse die bittersten Angriffe nicht erspart. Die Anerkennung des Königreichs Italien sowie die Entwürfe betreffend die Verwaltung der zu Gunsten der frühern Staatsuniversität Löwen erlassenen Studienstiftungen und die Kontrolle der Verwaltung des Kirchenguts riefen die heftigsten Klagen hervor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Wahlen von 1861 ließen dem Kabinett noch eine Majorität von 18 Stimmen übrig; die von 1863, infolge des Abfalls von Antwerpen, drückten sie auf 6 herab. Als eine Neuwahl in Brügge noch weitere Verluste ergab, reichten die Minister 16. Jan. 1864 ihre Entlassung ein, die jedoch der König nicht annahm. Bei Wiedereröffnung der Session 31. Mai beantragte der Abgeordnete Nothomb ein Mißtrauensvotum gegen die Minister, das 18. Juni mit 57 gegen 56 Stimmen verworfen wurde. Als jedoch 30. Juni der liberale Abgeordnete Orts einen Gesetzentwurf einbrachte, der eine neue, der Vermehrung der Bevölkerungszahl entsprechende Verstärkung der Volksvertretung verlangte, brach der Sturm los. Die fast schon in den Besitz der Majorität gelangte klerikale Opposition sah in dem Antrage mit Recht die ausdrückliche Absicht einer Verstärkung ihrer Gegner und erklärte, sich an den Verhandlungen nicht länger beteiligen zu wollen, wenn die Regierung jenen Entwurf unterstütze. Da dies dennoch geschah, so führte die Rechte ihre Drohung aus und zog sich zurück, sodaß die Kammer beschlußunfähig wurde. Am 18. Juli erfolgte die Auflösung der Kammer. Der Senat hatte kurz vorher dem Ministerium ein Vertrauensvotum mit 29 gegen 22 Stimmen erteilt. Die klerikale Partei bot alles auf, um bei den Wahlen (11. Aug.) den Sieg zu erringen, aber diese ergaben eine Majorität von 12 Stimmen für die liberale Regierung.

In der neuen Kammer, auf den 23. Aug. 1864 zu außerordentlicher Sitzung berufen, stieß die Kreditforderung von $5\frac{1}{2}$ Mill. Frs. zur Vollendung

unter dieser Verwaltung in außerordentlicher Weise. Durch die Errichtung zahlreicher Ackerbau- und Gewerbschulen, Musterwerkstätten, Volksbibliotheken, Rückzugskassen sowie durch andere, dem Arbeiterstand zugute kommende Maßregeln wurden die Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes befestigt. Den Kampf mit dem Klerus führte das Ministerium in der endlich erledigten Reorganisierung des höhern Unterrichts mit Besonnenheit und Würde.

Durch die Revolutionsstürme, welche mit dem Febr. 1848 über Europa hereinbrachen, leitete das Ministerium Rogier B. glücklich hindurch. Schon vor 1848 hatte die äußerste Linke angesichts eines bedenklichen Defizits auf Beschränkung der Staatsausgaben, besonders des Militärbudgets, gedrungen. Diese und andere Forderungen wurden jetzt im Fluge bewilligt. Der König stellte beim Hereinbruch der Katastrophe in Frankreich seine Krone der Nation zur Verfügung. Die Erklärung brachte eine ungemeine Wirkung zu Gunsten des Bestehenden hervor, entwaffnete die Mißvergnügten und stärkte das Vertrauen und die monarchische Gewalt. Die Kammern bewilligten eine außerordentliche Steuererhebung von acht Zwölfteln der Grundsteuer, ein Zwangsanlehen von 25 Mill. Frs., desgleichen die Staatsgarantie zur Ausgabe von 30 Mill. Frs. Banknoten. Die Minister legten Gesetzentwürfe vor, denen zufolge der Wahlcensus auf das Minimum von 20 Fl. herabgesetzt, die Unverträglichkeit des Staatsamts mit dem Kammermandat erklärt und der Zeitungsstempel aufgehoben ward. Die revolutionären Elemente schlugen unter solchen Reformen teils in das Gegenteil um, teils wurden sie neutralisiert und unschädlich gemacht.

Infolge der neuen Wahlgesetze wurde die Kammer aufgelöst, und es trat eine neue zusammen, in der das liberal-konstitutionelle Element bei weitem die Oberhand hatte. Im Verein mit diesem neuen Parlament vermochte das Ministerium nun in den nächsten Jahren sein Programm mit Entschiedenheit durchzuführen, obschon die Gegenpartei mit dem Verschwinden der Revolutionsgefahren auch ihre Stimme wieder lauter erhob und manchen hitzigen Kampf veranlaßte. In der Sitzung von 1850 ward endlich die Frage wegen Organisierung des mittlern Unterrichts erledigt. Am 11. Okt. 1850 starb die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Luise, wobei das Volk eine Teilnahme und eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum polit. Ereignisse machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personenwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. Ziemlich schwierig gestaltete sich seine Lage, als 1851 die Reduzierung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutendern Majoritätsfraktion beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Mill. Frs. zu beschränken. Der Kriegsminister, welcher gegen die Beschränkung war, nahm seine Entlassung. Zu den hervorragendsten Maßnahmen des Kabinetts Rogier-Frère gehörten noch, außer den bereits erwähnten, Aufhebung der Gewerbesteuer für einzelne niedrige Kategorien von Gewerken, Herabsetzung der Brieftaxe im Innern (10 und 20 Cent.), Gründung der Nationalbank, Aufstellung einer Steuergebühr auf Erbschaften in direkter Linie, zu deren Verwirklichung die Krone sich 1851 zur Auflösung des Senats entschließen mußte.

Mit dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851, welcher eine große Anzahl franz. Flüchtlinge auf belg. Boden warf, traten erhebliche Gefahren ein für die Fortdauer der freundlichen Beziehungen zum südl. Nachbarstaate, insbesondere infolge der Aufregung, welche die Konfiszierung der Orléansschen Güter erweckt hatte, und der Gründung mehrerer, von Flüchtlingen geleiteter antibonapartistischer Journale. Die besonnene Haltung der Regierung, die jeden Anstoß, die franz. Regierung zu erbittern, vermied und namentlich die polizeiliche Aufsicht über die Flüchtlinge mit Vorsicht und Strenge handhabte, trug entschieden dazu bei, die Befürchtungen des Publikums hinsichtlich Napoleonischer Eroberungsgelüste zu beseitigen. Immerhin hielt es die Regierung für ratsam, das Heerwesen in guten Stand zu setzen und für die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Antwerpen ein erhebliches Kreditgesuch einzureichen. Die Wahlen von 1852 veranlaßten das Ministerium, seine Entlassung nachzusuchen. Der König willigte nur in die des Finanzministers Frère (17. Sept. 1852); eine Niederlage bei Anlaß der Wahl des Kammerpräsidenten führte indessen schon wenige Tage darauf den Rücktritt des Kabinetts herbei. Heinrich de Brouckère trat nun an die Spitze einer neuen, aus gemäßigt liberalen und meist nicht der Kammer angehörigen Elementen bestehenden Verwaltung (Brouckère Auswärtiges, Piercot Inneres, Faider Justiz, Liedts Finanzen, van Hoorebeke Staatsbauten, Anoul Krieg), deren erster polit. Akt in der Vorlage eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung der Injurien gegen fremde Machthaber, bestand, welches angenommen wurde. Außerdem schloß dieses Ministerium namentlich einen Handelsvertrag mit Frankreich ab sowie eine Konvention bezüglich der Abschaffung des bisher auf großem Fuße betriebenen belg. Büchernachdrucks. In die Zeit seiner Amtsführung fielen als wichtige Ereignisse, namentlich für die auswärtigen Beziehungen, die Vermählung des Kronprinzen, Herzogs von Brabant, mit einer österr. Prinzessin (Aug. 1853), der Besuch des Prinzen Napoleon am brüsseler Hofe (Febr. 1854) und die Zusammenkunft Leopolds mit dem Kaiser der Franzosen im Lager von Boulogne (Sept. 1854).

Infolge der Wahlen von 1854 berief die Krone im März 1855 ein aus gemäßigt kath. Männern zusammengesetztes Kabinett, an dessen Spitze die persönlich beliebten Deputierten de Decker (Inneres) und Graf Vilain XIIII (Auswärtiges) standen. Ihr den Einschüchterungen der franz. Presse gegenüber entschieden patriotisches Auftreten war nicht im Stande, die Intoleranz der bischöfl. Partei zu zügeln, noch die andrängende Flut des Liberalismus zu hemmen. Das Gesuch eines Kredits von 9 Mill. zur Vervollständigung der Befestigungswerke um Antwerpen wurde nur mit bedeutenden Beschränkungen gewährt. Glücklicher ging die Regierung aus der Debatte hervor, welche ein Gesetzentwurf veranlaßte, wonach ein Attentat gegen einen auswärtigen Souverän dem Morde gleich bestraft werden sollte (März 1856). So sehr die Regierung durch liberale Maßregeln und kühnen Widerstand gegen klerikale Zumutungen an Popularität gewann, die sich vorzüglich bei der festlichen Begehung des 25jährigen Regierungsjubiläums König Leopolds aussprach (21. Juli 1856), so war ihr doch nur eine kurze Frist beschieden. Der

leidenschaftlichste Kampf der Parteien entspann sich, als der bereits 1854 vorgelegte, nunmehr aufs neue mit Abänderungen vom Justizminister Alph. Nothomb aufgenommene Gesetzentwurf über Organisierung des Stiftungswesens und der Wohlthätigkeitspflege 1857 zur Verhandlung gelangte. Der von der liberalen Opposition gegen das Gesetz erhobene Einwurf lautete dahin, daß dasselbe den Geldmitteln und dem Einflusse des ohnehin im Zunehmen begriffenen Mönchswesens neue Verstärkung biete. Inzwischen hatte sich die Mißliebigkeit des Gesetzes in allen Schichten des Volks verbreitet, sodaß dasselbe nur noch als «Loi des couvents» bezeichnet wurde. Die Aufregung stieg aufs höchste, als 20. Mai die beiden Hauptartikel mit 60 gegen 41 Stimmen angenommen wurden. Es erfolgten tumultuarische Auftritte in Brüssel und mehrern andern Orten, die militärisches Einschreiten und das Aufbieten der Bürgergarde nötig machten. Infolge dessen wurden die Kammern geschlossen und das Ministerium trat nach den nächsten Gemeinderatswahlen, die einen Protest des Volks gegen das Klostergesetz bedeuteten, 30. Okt. 1857 zurück.

Das nun gebildete liberale Kabinett (Rogier Inneres; Tesch Justiz; de Vrière Äußeres; Frère Finanzen; Partoes, später Vanderstichelen, Staatsbauten; General Berten, später Chazal, Krieg) schritt sofort zur Auflösung der Zweiten Kammer (10. Dez.), infolge deren das Verhältnis der Liberalen zu den Katholiken von 45 zu 63 auf 70 zu 38 abgeändert wurde. Einen harten Stand hatten die Minister mit der Vertretung des von ihren Vorgängern überkommenen Gesetzentwurfs über die Vergrößerung und die Neubefestigung Antwerpens. Der Gedanke, die Stadt Antwerpen zum Hauptstützpunkte der belg. Landesverteidigung zu erheben und zugleich durch die Erweiterung ihres Gebiets den begründeten Forderungen ihrer Einwohner zu genügen, war auf mannigfachen Widerspruch gestoßen. Die einen bekämpften ihn mit Berufung auf die dem Lande garantierte Neutralität, andere aus strategischen Rücksichten, andere, namentlich die Antwerpener, weil der Plan nicht umfassend genug sei. So geschah es, daß bei der Abstimmung die Regierung nur 39 zustimmende Stimmen (gegen 53 negative und 9 Enthaltungen) vereinigte. Die Minister hatten jedoch die Fortexistenz des Kabinetts nicht an die Annahme des Projekts geknüpft. Im Juni 1859 wurde die königl. Familie und das Land durch die Geburt eines Prinzen (das erste Kind des Herzogs von Brabant war eine Tochter, geb. 1858) erfreut, welchem der König den Namen eines Grafen von Hennegau beilegte. Bei den Deputiertenwahlen von 1859 verstärkte sich, trotz der inzwischen beschlossenen Vermehrung der Deputiertenzahl um acht, die liberale Partei nicht, und die Minorität stieg von 38 auf 46 (im Senate ergaben sich jedoch 31 Liberale gegen 27 Katholiken, statt 25 gegen 29). In demselben Jahre kam ein neuer Gesetzentwurf bezüglich der Befestigung Antwerpens, mit Berücksichtigung der von den antwerpener Deputierten so hartnäckig betriebenen großen Enceinte, zur Verhandlung und wurde nach stürmischer Debatte (23. Aug.) mit 57 gegen 42 Stimmen und 7 Enthaltungen angenommen.

Eine der wichtigsten, vom Finanzminister Frère bewerkstelligten Reformen war die Aufhebung der sog. Octrois communaux oder Stadtzölle (Gesetz vom 18. Juli 1860). Der dadurch für die städtischen Einnahmen erwachsende Ausfall wurde durch Gründung eines Kommunalfonds gedeckt, zu dessen Unterhaltung staatliche Mittel bewilligt wurden. Außerdem erwarb sich die Verwaltung Frère-Rogier durch die 1863 zu Stande gebrachte Ablösung des durch den Friedensschluß mit Holland zu Gunsten des letztern stipulierten Scheldezolls ein bleibendes Verdienst. Weiter konnte sie sich rühmen, daß, ungeachtet des Festungsbaues, der Abschaffung der Octrois, der Ablösung des Scheldezolls, umfassender Staatsbauten und namentlich der 1863 bewilligten Erhöhung sämtlicher Staatsdienerbesoldungen, die Staatsschuld innerhalb der letzten sechs Jahre nur um 45 Mill. vermehrt und die Steuern und Abgaben fast unverändert gelassen wurden. Das Gesetz vom 4. Juni 1861, welches dem franz. Golde den gesetzlichen Kurs einräumte und das von der Initiative der Kammer ausgegangen war, hatte den Finanzminister Frère bewogen, seine Entlassung einzureichen. Doch kehrte derselbe 27. Okt. 1861 auf seinen Posten zurück. Zu gleicher Zeit trat auch für den aus persönlichen Rücksichten ausgeschiedenen Minister des Äußern, Baron de Vrière, der bisherige Minister des Innern, Rogier, ein, der seinerseits durch A. Vandenpeereboom ersetzt wurde.

Obschon die Regierung in allen Gebieten des Staatslebens, namentlich in den auswärtigen Beziehungen, eine ersprießliche Thätigkeit entwickelte, wurden ihr dennoch von seiten der bischöfl. Presse die bittersten Angriffe nicht erspart. Die Anerkennung des Königreichs Italien sowie die Entwürfe betreffend die Verwaltung der zu Gunsten der frühern Staatsuniversität Löwen erlassenen Studienstiftungen und die Kontrolle der Verwaltung des Kirchenguts riefen die heftigsten Klagen hervor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Wahlen von 1861 ließen dem Kabinett noch eine Majorität von 18 Stimmen übrig; die von 1863, infolge des Abfalls von Antwerpen, drückten sie auf 6 herab. Als eine Neuwahl in Brügge noch weitere Verluste ergab, reichten die Minister 16. Jan. 1864 ihre Entlassung ein, die jedoch der König nicht annahm. Bei Wiedereröffnung der Session 31. Mai beantragte der Abgeordnete Nothomb ein Mißtrauensvotum gegen die Minister, das 18. Juni mit 57 gegen 56 Stimmen verworfen wurde. Als jedoch 30. Juni der liberale Abgeordnete Orts einen Gesetzentwurf einbrachte, der eine neue, der Vermehrung der Bevölkerungszahl entsprechende Verstärkung der Volksvertretung verlangte, brach der Sturm los. Die fast schon in den Besitz der Majorität gelangte klerikale Opposition sah in dem Antrage mit Recht die ausdrückliche Absicht einer Verstärkung ihrer Gegner und erklärte, sich an den Verhandlungen nicht länger beteiligen zu wollen, wenn die Regierung jenen Entwurf unterstütze. Da dies dennoch geschah, so führte die Rechte ihre Drohung aus und zog sich zurück, sodaß die Kammer beschlußunfähig wurde. Am 13. Juli erfolgte die Auflösung der Kammer. Der Senat hatte kurz vorher dem Ministerium ein Vertrauensvotum mit 29 gegen 22 Stimmen erteilt. Die klerikale Partei bot alles auf, um bei den Wahlen (11. Aug.) den Sieg zu erringen, aber diese ergaben eine Majorität von 12 Stimmen für die liberale Regierung.

In der neuen Kammer, auf den 23. Aug. 1864 zu außerordentlicher Sitzung berufen, stieß die Kreditforderung von 5½ Mill. Frs. zur Vollendung

des Festungsbaues in Antwerpen auf ernsten Widerstand und wurde nur mit 54 Stimmen gegen 48 bewilligt. Die Kämpfe, welche die nächste Session 1864—65 mit sich brachte, betrafen vorzüglich das Kriegsbudget, das unter 101 anwesenden Mitgliedern nur von 64 genehmigt wurde; ferner die mehrmals im Widerspruch mit den Ansichten der Regierung gestellten Anträge, die bestehenden Wahlgesetze dahin abzuändern, daß neben dem Census auch der Bildungsgrad zur Grundlage des Wahlrechts erhoben werde; endlich die Verlängerung des Fremdenausweisungsgesetzes von 1835, hinsichtlich dessen die Opposition nur die Ermäßigung erwirkte, daß künftig die Ausweisung eines Fremden im Ministerrate entschieden werden müsse. Nach dem freiwilligen Rücktritt des Justizministers Tesch vertraute die Regierung das vakante Portefeuille dem entschiedensten Gegner des Klerikalismus, Advokat Bara, Deputierten von Tournai, an (12. Nov. 1865), infolge dessen die Rechte in corpore, 6. Dez., das Budget des neuen Kabinettsmitgliedes verwarf.

Am 10. Dez. 1865 starb der Gründer der belg. Dynastie, Leopold I., dessen umsichtiger Staatsführung B. seine polit. und materielle Entwickelung zum großen Teil verdankte; 17. Dez. legte Leopold II. den Eid auf die Verfassung ab. Dessen einziger Sohn Leopold starb 22. Jan. 1869. Eventueller Thronfolger ist daher der Bruder des Königs, der Graf von Flandern. Derselbe ist seit 1867 mit der Tochter des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt, aus welcher Ehe der Prinz Balduin, geb. 3. Juni 1869, stammt.

Leopold II. ließ die Minister in ihren Ämtern, und bald entbrannte der Streit der Parteien wieder; denn die konservativ-liberalen Minister hatten es nicht nur mit der Rechten, sondern auch mit der immer dringender werdenden äußersten Linken zu thun. Letztere betrieb mit zunehmendem Eifer ihre Bestrebungen auf Reform der Wahlgesetze (wobei die Katholiken sie aus taktischen Rücksichten unterstützten), ferner auf Abschaffung des Volksschulgesetzes von 1842, namentlich aber auf Verminderung der Militärausgaben. Was die Wahlreform betraf, so konnte sich dieselbe verfassungsmäßig nur auf die Ernennung der Provinzial- und Gemeinderäte erstrecken, und mit dieser Beschränkung brachte im März 1866 die Regierung einen Gesetzesentwurf ein, wonach für gewisse Stellungen jeder Census wegfallen und für diejenigen, die sich für den dreijährigen Besuch einer Mittelschule ausweisen können, die bestehende Steuerquote auf die Hälfte herabgesetzt werden sollte. Die Annahme dieses Gesetzentwurfs verschob sich bis zum Frühjahr 1870. Zur Lösung der Militärfrage und in der Absicht, die Heerverfassung mit dem neuerdings adoptierten Landesverteidigungssystem und den Fortschritten der Kriegswissenschaft in Einklang zu bringen, wurde im Dez. 1866 vom Kriegsminister General Goethals eine besondere, aus Offizieren und Mitgliedern der beiden Kammern bestehende Kommission eingesetzt. Die hauptsächlichsten Beschlußnahmen derselben bestanden in der Erhöhung des Effektivbestandes von 80000 auf 100000 Mann und des Jahreskontingents von 10000 auf 13000 Mann. In diesem Sinne wurde im Nov. 1867 eine Gesetzvorlage eingereicht, welche eine starke Opposition hervorrief. Noch bevor das Militärprojekt zur Beratung gelangte, trat 4. Jan. 1868 infolge innerer Zwistigkeiten eine Veränderung im Personal des Ministeriums ein. Rogier gab sein Portefeuille des Äußern an den Minister der öffentlichen Arbeiten Vanderstichelen ab, welchen der brüsseler Abgeordnete Jamar ersetzte. An Stelle der Minister des Kriegs und des Innern, Baron Goethals und Vandenpeereboom, traten General Renard und Abgeordneter Pirmez (aus Charleroi) ein. Der neue Kriegsminister änderte das Projekt seines Vorgängers dahin ab, daß die Präsenzzeit statt 30 nur 27 Monate dauern und das Jahreskontingent nur 12000 Mann betragen sollte. In dieser Fassung wurde das Gesetz endlich 14. März 1868 mit 69 (darunter 9 Katholiken) Stimmen gegen 39 (darunter 3 Liberale) gutgeheißen. Das auf Grund dieses Gesetzes aufgestellte Kriegsbudget belief sich auf nahezu 37 Mill. Frs.

Die Bestrebungen der Fortschrittspartei, das Elementarschulgesetz von 1842 einer Revision zu unterziehen und die durch dasselbe dem Klerus gewährleistete Mitwirkung an der Leitung des Volksschulunterrichts auf das notwendigste Maß zurückzuführen, waren fortwährend im Schoße der Kammern, der Gemeinde- und der Provinzialräte ein Gegenstand des Zwiespalts. Bei der im April 1868 darüber entstandenen Debatte erklärte der Chef des Kabinetts, Frère-Orban, persönlich ein Gegner des zu revidierenden Gesetzes, daß er seine Kollegen zur Vornahme einer Revision nicht zu bewegen vermöge, und es sei vorläufig unmöglich, ja gefährlich, die Volksschule der religiösen Sphäre zu entziehen. Selbst die vom Minister Vandenpeereboom eingerichteten Volksschulen für Erwachsene sollten den Bestimmungen des allgemeinen Schulgesetzes, somit ebenfalls der Aufsicht des Klerus unterworfen werden. Die Mißliebigkeit dieser Maßregel brachte jedoch Uneinigkeit ins Kabinett und bestimmte den Minister zum Rücktritt. Sein Nachfolger Pirmez verfügte, daß die genannten Schulen je nach dem Dafürhalten der Gemeindebehörden der Mitwirkung der Geistlichkeit unterworfen oder entzogen werden sollen. Unter den legislativen Arbeiten, welche unter der Leitung des liberalen Ministeriums während des letzten Jahres seines Bestehens erledigt wurden, sind die wichtigsten: die Reorganisierung des Justizwesens; die Regulierung des den Gemeindebehörden zukommenden Anteils an der Verwaltung des Kirchenguts; ein neues Gesetz über die Militärpflichtigkeit, wobei zwar das Konskriptionssystem beibehalten, aber die neue Einrichtung einer Leibrente für den ausgedienten Soldaten getroffen wurde; endlich ein Finanzgesetz, betreffend die Abschaffung der Salzsteuer, die Erhöhung der Branntweinaccise und Herabsetzung des Briefportos.

In den Beziehungen zum Auslande während derselben Zeit sind zunächst die vielfachen Kundgebungen der zwischen B. und England obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse hervorzuheben, wie die massenhafte Beteiligung engl. Riflemen bei den Nationalschützenfesten in Brüssel und Lüttich (1866 und 1869), die festliche Aufnahme, welche den zahlreichen belg. Bürgerwehren im Lager von Wimbledon und in London zuteil wurde, und die Huldigungen und Ergebenheitsadressen, womit König Leopold gelegentlich seiner Reisen nach England, namentlich Ende 1869 beehrt wurde. Der Deutsche Krieg von 1866 wirkte auf die belg. Verhältnisse ebenso wenig als im folgenden Jahre das Hervortreten der sog. Luxemburger Frage. B., welches

die hinsichtlich Luxemburgs abzuändernden Traktate von 1839 unterzeichnet hatte, war natürlich berufen, an der Konferenz der Mächte teilzunehmen, und erhielt demnach auch vom König-Großherzog eine Einladung. Während durch den Traktat vom 11. Mai 1867 sämtliche unterzeichnende Mächte sich zur Garantie der Neutralität Luxemburgs verpflichteten, blieb B. als neutraler Staat von dieser Bestimmung ausgeschlossen.

Einen ernstern Charakter hatte der zwischen B. und Frankreich im Febr. 1869 ausgebrochene sog. Eisenbahnkonflikt. Ein von der Regierung eingebrachtes Gesetz verfügte, daß künftighin Eisenbahnkonzessionen nur mit Ermächtigung der Regierung abgetreten werden dürfen, und hatte den unmittelbaren Zweck, die Gesellschaft des Grand-Luxembourg zu verhindern, einem bereits vereinbarten Kontrakt gemäß, ihre Bahn an die Compagnie de l'Est français abzugeben. Das für dringlich erklärte und politisch wie volkswirtschaftlich wohlbegründete Gesetz fand in beiden Kammern willige Annahme, veranlaßte aber eine bedenkliche Spannung zwischen den beiden Regierungen. Auf Grund persönlicher Unterhandlungen zwischen der franz. Regierung und dem belg. Finanzminister Frère-Orban wurde die Sache durch ein Protokoll vom 27. April vor eine von beiden Teilen beschickte Konferenz verwiesen. Diese brachte Mitte Juli die allmählich auf eine rein ökonomische reduzierte Angelegenheit durch die Herstellung eines geregelten, auf einheitliche Tarifansätze zurückgeführten Eisenbahndienstes zwischen der schweizer und der niederländ. Grenze zu gütlichem Ausgleich. Die Anstrengungen der Katholiken und deren Verbindung mit den Radikalen, sowie die Unzufriedenheit vieler Liberalen mit der Abneigung des Ministeriums gegen mancherlei Reformen bewirkten endlich, nach fast 13jährigem Bestehen, den Fall des Ministeriums Frère-Orban. Die Juniwahlen von 1870 reduzierten seine Majorität fast auf Null und nötigten es zum Rücktritt. Am 2. Juli trat ein rein kath. Kabinett an seine Stelle, in welchem Baron d'Anethan den Vorsitz erhielt und die Portefeuilles also verteilt wurden: Äußeres, d'Anethan; Inneres, Kervyn de Lettenhove; Justiz, Cornesse; Krieg, Guillaume; öffentliche Arbeiten, Jacobs; Finanzen, Tack, nach wenigen Wochen ersetzt durch Jacobs, dessen Departement von Wasseige übernommen wurde. Der erste Schritt der neuen Regierung war die Auflösung der beiden Kammern und die Anordnung neuer Wahlen (2. Aug.). Durch diese Wahlen erwarb sie eine Majorität von 73 (einige unter Empfehlung der Katholiken gewählte Progressisten eingerechnet) gegen 51 in der Zweiten und von 33 gegen 29 in der Ersten Kammer. Was nicht wenig zu diesem fast unverhofften Resultat beitrug, war der wenige Tage nach der Bildung des neuen Kabinetts ausgebrochene Deutsch-Französische Krieg. Vor den Gefahren, die von außen drohten, verstummte der innere Hader. Die polit. Fraktion, zu welcher sich die neuen Minister bisher gehalten hatten, erstrebte zwar möglichst starke Verminderung der Militärausgaben, aber der Druck der Umstände nötigte sie, hiervon vorläufig abzusehen, und ihr erstes Postulat an die 16. Aug. 1870 vereinigten Kammern war ein Kredit von 15 Mill. Frs. für die durch die Mobilmachung der Armee entstandenen Bedürfnisse. Gleich beim Ausbruch des Kriegs hatte B. den beiden kriegführenden Mächten die Mitteilung gemacht, daß es die Neutralität seines Gebietes aus allen Kräften zu schützen gesonnen sei, und dagegen von jeder derselben die Versicherung erhalten, daß auch sie diese Neutralität so lange achten werde, als sie von der Gegenpartei nicht verletzt würde. Überdies nahm England B. noch in seinen besondern Schutz, indem es durch einen mit Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Vertrag vom 9. Aug. der Aufrechthaltung der belg. Neutralität eine neue Garantie gab. Diese Unterhandlungen waren noch nicht beendigt, als die belg. Armee schon unter Waffen stand. Die befestigten Plätze, vor allen Antwerpen, die Basis des belg. Defensivsystems, befanden sich vollständig im Verteidigungszustande, die Eisenbahnlinien und übrigen Verkehrswege waren in gehöriger Weise bewacht. Als Ende August Mac-Mahon seine Armee in die Ardennen führte, standen an 80000 Mann belg. Truppen in den Grenzbezirken zwischen Arlon und Charleroi zur Sicherung des belg. Gebietes. Die Ereignisse um Sedan wie später die Übergabe der Festungen Montmédy, Thionville und Mézières warfen Tausende von franz. Militärflüchtlingen über die Grenze, die alle sofort entwaffnet und (mit Ausnahme der Offiziere, welche auf Ehrenwort frei verkehren durften) im Lager von Beverloo und später in den Festungswerken von Antwerpen, Lüttich und Diest als Kriegsgefangene interniert wurden. Zu den Opfern, die sich B. auferlegte, gehörte auch das Verbot der Ausfuhr von Waffen und sonstigem Kriegsmaterial. Das Bestreben der Regierung, die Pflichten der Neutralität in loyaler Weise zu beobachten, hat allerseits Anerkennung gefunden.

Hinsichtlich der innern Politik stellte die neue Regierung zuvörderst einen Gesetzentwurf über die Wahlreform auf, wonach hauptsächlich der Census für die Kommunalwahlen durchgängig auf 10, für die Provinzialwahlen auf 20 Frs. herabgesetzt wurde. Den von der progressistischen Fraktion eingebrachten Entwurf auf Modifizierung des durch die Verfassung fixierten Wahlcensus für die beiden Kammern bekämpfte die Regierung aufs entschiedenste, und zwar in Übereinstimmung mit den Konservativen der beiden Parteien. Bezüglich des Streits zwischen Italien und dem röm. Stuhle gab das kath. Kabinett, trotz der vom Episkopat unterstützten ultramontanen Aufhetzungen zu entgegengesetztem Vorgehen, dem ital. Gesandten in Brüssel eine offizielle Erklärung dahin ab, daß ihm die belg. Neutralität, verbunden mit der in B. bestehenden Trennung von Staat und Kirche, die Pflicht auferlege, sich jeder Einmischung in diese Angelegenheit zu enthalten. Ebenso vorsichtig verhielt sie sich in der Behandlung der Flüchtlinge, welche der Ausgang des pariser Aufstandes 1871 auf belg. Boden verschlagen hatte und denen sie das Asylrecht versagte.

Die Ernennung des bei den bankrotten Langrandschen Bankinstituten kompromittierten Exministers de Decker zum Gouverneur von Limburg brachte das Kabinett d'Anethan zu Falle. Auf stürmische Debatten, welche dieselbe in der Kammersitzung vom 28. Nov. 1871 hervorgerufen, folgten in Brüssel tumultuarische Straßenkundgebungen, welche mehrere Tage dauerten und schließlich, als auch der freiwillige Rücktritt de Deckers nichts fruchtete, den König veranlaßten, seine Minister zu entlassen. Es folgte nun (7. Dez.) das Kabinett de Theux-Malou (der Konseilpräsident Graf de Theux

1874 gestorben, blieb ohne Nachfolger), welches vorzugsweise bemüht war, allen aufregenden Parteifragen auszuweichen und namentlich, den kirchlichen Wirren des Auslandes gegenüber, eine dem belg. Staatsrechte wie dem Bedürfnis freundschaftlicher internationaler Beziehungen gleich entsprechende Haltung zu beobachten. Den Anforderungen der Liberalen, den Gesandtschaftsposten beim röm. Stuhl abzuschaffen, sowie (Febr. 1872) den Grafen von Chambord auszuweisen, weil seine Gegenwart in Antwerpen Unruhen erregt hatte, widerstand es nicht weniger als den Hitzköpfen seiner eigenen Partei, welche allzu sehr der Propaganda des Vatikans das Wort redeten. Die Kammerwahlen im Juni 1872 verstärkten seine Majorität um 4 Stimmen, aber zwei Jahre später sank diese von 22 auf 14 herunter. In der Militärorganisierungsfrage zeigte sich das Ministerium Malou der Einführung der persönlichen und allgemeinen Wehrpflicht nicht minder abgeneigt als die liberale Verwaltung Frères; der Kriegsminister Guillaume sah sich deshalb genötigt, seine Entlassung zu nehmen (Dez. 1872). Sein Nachfolger Thiebauld verzichtete für den Augenblick auf durchgreifendere Reformen im preuß. Sinne und bezweckte zunächst das Stellvertretungssystem so unschädlich als möglich zu machen, indem die Beschaffung der Einsteher der Privatspekulation abgenommen und der Regierung selbst übergeben wurde. Zu dem hierauf bezüglichen Gesetz vom 18. Sept. 1873 kam 1875 ein weiteres Gesetz, wonach die 1870 noch von den Liberalen als Entschädigung für geleistete Wehrpflicht festgestellte Leibrente von 150 Frs. in eine während der Dienstzeit des Milizen den Eltern des letztern zu verabreichende monatliche Gratifikation von 10 Frs. umgewandelt wurde. Bedenklichere Schwierigkeiten als die liberale Opposition bereitete dem konstitutionell-kath. Kabinett die immer kühner auftretende Agitation der vom Episkopat unterstützten, den Syllabus als einzige Richtschnur erkennenden Ultramontanen. Nicht nur im Innern erregten sie aufs neue gegen Recht und Gesetz endlose Streitigkeiten, sondern scheuten sich nicht, in öffentlichen Schriftstücken gegen die Bismarcksche Kirchenpolitik sich auszulassen. Das kundgewordene, an den Erzbischof von Paris gerichtete Anerbieten des Kesselschmieds Duchesne aus Seraing, den deutschen Reichskanzler zu ermorden (Febr. 1875), gab zu einem Notenwechsel zwischen der deutschen und der belg. Regierung Anlaß, welcher letztere veranlaßte, zur Ergänzung einer Lücke in der Strafgesetzgebung, das Gesetz vom 7. Juli 1875 einzubringen, wodurch Strafbestimmungen gegen das Anerbieten, ein mit Todesstrafe oder Zwangsarbeit belegtes Verbrechen zu begehen, erlassen werden. Die immer krasser um sich greifende, namentlich auf Censusfälschung zielende Wahlkorruption der Klerikalen nötigte Malou, derselben durch eine Gesetzesvorlage zu steuern, welche, nachdem ein die Beeinflussung der Wahlen im Beichtstuhl für zulässig erklärender Paragraph daraus gestrichen worden, in der Zweiten Kammer mit starker Majorität zur Annahme gelangte. Unter den wichtigern Akten des Kabinetts vom 7. Dez. 1871 verdienen noch besondere Erwähnung: Aufhebung des Zolls auf Lebensmittel, der Ankauf der verschiedenen Eisenbahnlinien des Grand-Luxembourg (März 1873), die Erneuerung des Handelsvertrags mit Frankreich (23. Juli 1873), die Regulierung des Gebrauchs der vläm. Sprache im Prozeßverfahren vor der Kriminal- und Korrektionaljustiz, und eine Staatsanleihe von 240 Mill. Während das Kabinett Malou maßvoll und vorsichtig seine Ziele verfolgte, sammelten sich alle Fraktionen des Liberalismus zu einer sämtliche Bezirke des Landes umfassenden Verbindung, die sich die Losreißung des öffentlichen Volksunterrichts von jeglicher Aufsicht und Mitwirkung der geistlichen Behörde zur Aufgabe machte. Konfessionslosigkeit oder Neutralität der offiziellen Schule, lautete fortan das Losungswort der Liberalen.

Die Wahlen vom 11. Juni 1878 fielen für die Liberalen günstig aus. Während zuletzt die kath. Rechte in der Zweiten Kammer um 5, in der Ersten um 4 überwog, erhielt die Linke in der Zweiten eine Mehrheit von 12, im Senat von 6 Stimmen. Der König berief sofort Frère-Orban, und am 19. Juni wurde folgende Ministerliste veröffentlicht: Vorsitz und Äußeres, Frère-Orban; Finanzen, Graux, Professor an der Universität Brüssel; Krieg, General Renard (nach dessen Tod [1879] Liagre, und seit 6. Nov. 1880 Gratry); Inneres, Rolin-Jacquemyns, Nationalökonom und neugewähltes Kammermitglied für Gent; Justiz und Kultus, Bara; öffentliche Arbeiten, Sainctelette, Deputierter von Mons; öffentlicher Unterricht (neugeschaffenes Departement), Van Humbeek, Deputierter von Brüssel. Die Bildung eines besondern Ministeriums des Unterrichts bekundete von vornherein die Absicht des neuen Kabinetts, die Reform des Unterrichtswesens mit Entschiedenheit durchzuführen, und in der That war der Eintritt des Kabinetts vom 19. Juni 1878 der Ausgangspunkt eines erbitterten Kampfes, der nicht nur im Parlament zwischen den polit. Parteien, sondern auch infolge der Agitationen des Klerus bis in die kleinste Gemeinde zwischen den Freunden und Feinden der neutralen Schule geführt wurde. In der außerordentlichen Session des Juli wurde das Budget des neuen Unterrichtsdepartements mit 63 gegen 50 Stimmen genehmigt. Die am 12. Nov. gehaltene Thronrede kündigte die erwarteten Vorlagen über Säkularisation des öffentlichen Unterrichts, sowie Projekte über Reorganisation des Militärwesens, Verbesserung des Wahlgesetzes und über die wirtschaftliche Krisis an und erregte gewaltige Stürme im klerikalen Lager. Das neue Schulgesetz, welches zwar den Religionsunterricht aus der Zahl der obligatorischen Fächer entfernt, dabei aber dem Klerus die Schullokale einräumt zur Erteilung desselben vor oder nach den Schulstunden, wurde nach leidenschaftlicher und langwieriger Debatte 11. Juni 1879 in der Zweiten Kammer und kurz darauf im Senat unter dem Widerspruch der gesamten Rechten angenommen. Vor, während und nach der Beratung wurde die Reform, welche der Kirche jedes Aufsichtsrecht über die Schule entriß und derzufolge jede Gemeinde mit einer offiziellen, konfessionslosen Volksschule ausgestattet werden sollte, der Gegenstand der herbsten Angriffe und Verleumdungen von seiten des Klerus; die Geistlichen griffen zu den gehässigsten Mitteln, um ihre Pfarrkinder vor jeder Beteiligung an den neuen Schulen «ohne Gott» zurückzuschrecken. Die Aufreizung der ultramontanen Presse bewirkte die offene Widersetzlichkeit zahlreicher Gemeinde- und Provinzialverwaltungen, und niemals, seit 1830, hat der Gegensatz der Parteien einen so schroffen Charakter angenommen.

als infolge des sog. «Unglücksgesetzes, welches die ungläubigen Freimaurer dem Lande aufgedrungen haben». Die Regierung hielt stand, nahm mit Energie die Durchführung ihres Werks in Angriff, trat der Widersetzlichkeit der feindlichen Bürgermeister und Provinzialbehörden mit Schärfe entgegen und suchte das Oberhaupt der Kirche zu veranlassen, den Widerstand des Episkopats wo nicht zu brechen, doch in den Schranken der Gesetzlichkeit und des Anstands zurückzuhalten.

Der Papst zeigte sich willig, das Auftreten der Bischöfe zügeln zu wollen und mißbilligte die von den 1. Aug. zu Mecheln versammelten Bischöfen gegen die Ausführung des Gesetzes beschlossenen Maßnahmen; der fanatische Bischof von Tournai wurde sogar zur Niederlegung seines Amts gezwungen. Als jedoch im Verlauf der Unterhandlungen es sich herausstellte, daß die Kurie falsches Spiel getrieben und die Auflehnung des Klerus gegen die Schulreform nichts weniger als zu dämpfen gesucht habe, trug die Regierung kein Bedenken, die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan abzubrechen, ihren Gesandten aus Rom zurückzurufen (5. Juni 1880) und dem päpstlichen Nuntius Vanutelli seine Pässe zuzustellen. Zur Aufhellung der Fragen, die sich an die Einführung der neuen Staatsschulen und die derselben klerikalerseits entgegengesetzten Hindernisse knüpfen, sowie zur Ermöglichung einer richtigen Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den offiziellen und den freien klerikalen Anstalten wurde durch ein Gesetz vom 3. Mai 1880 eine parlamentarische Untersuchungskommission eingesetzt, an welcher die kath. Opposition jede Beteiligung verweigerte und deren Arbeit die trübsten Enthüllungen über Thun und Treiben der Diener der Kirche ergab.

Mitten in diese polit. Wirren fiel im Aug. 1878 die Feier der Silbernen Hochzeit des belg. Königspaars und die durch den ganzen Sommer 1880 sich hinziehende festliche Begehung des 50jährigen Jubiläums der belg. Selbständigkeit. Das Schmollen der Bischöfe, welche die Einladung zu einer festlichen Kirchenfeier ablehnten, und die Verstimmung der Ultramontanen blieben unbemerkt vor dem Glanz, der patriotischen Begeisterung, den lauten Kundgebungen innigster Ergebenheit an die Dynastie und die 1830 geschaffenen Staatseinrichtungen, welche diese Festlichkeiten hervorriefen. Die nationale Industrie- und Kunstausstellung legte das glänzendste Zeugnis ab sowohl von dem raschen Aufschwung des Landes auf dem Gebiete des gewerblichen, artistischen und wissenschaftlichen Schaffens, als von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit seiner Bodenerzeugnisse. Auch die Verlobung und Vermählung des österr. Thronerben mit der Prinzessin Stephanie (10. Mai 1881), zu deren Aussteuer die Kammern einen Beitrag von 250 000 Frs. bewilligten, fand freudige und ungeteilte Teilnahme im ganzen Volke.

Außerhalb der Reform des Primärschulwesens hat das Kabinett Frère-Orban auch die des mittlern Unterrichts vorgenommen und durch das Gesetz vom 15. Juni 1881 die Anzahl der vom Staate unterhaltenen Gymnasien (Athénées) und Mittelschulen in erheblicher Weise vermehrt, sowie die Errichtung von 50 konfessionslosen Töchterschulen beschlossen. Ferner hat es sich angelegen sein lassen, mit Rücksicht auf Beseitigung der betrügerischen Censusangaben und der Einschmuggelung von Unberechtigten in die Wählerlisten, mehrere Steuergesetze abzuändern, sowie durch Herabsetzung der 4½proz. Staatsschuld auf 4proz. Zinsfuß und durch Erhöhung einiger indirekten Steuern das vom klerikalen Regiment überkommene Staatsdefizit zu beseitigen. Eine ernstliche Krisis drohte dem Ministerium, als im Juli 1881 die äußerste Linke, die bisher seine Bestrebungen eifrig unterstützt hatte, bei Gelegenheit der Beratung des Gesetzes über die Provinzialdeputationen, die Anforderung stellte, daß das Wahlrecht bei Gemeinde- und Provinzialwahlen, ohne Rücksicht des Census, auf alle geschulten Staatsbürger ausgedehnt werde (adjonction des capacités). Die Regierung sträubte sich gegen diese Maßregel; aber schließlich wurde der bedrohliche Zwiespalt durch das vom Kabinett gegebene Versprechen, die Sache in kurzer Frist der Prüfung des Centralausschusses zu unterbreiten, beigelegt. Das in der Mitte August an die Bischöfe ergangene päpstl. Schreiben, worin dieselben aufgefordert wurden, die innerhalb der freien Universität Löwen entstandenen Differenzen zwischen den Anhängern des Syllabus und denen des streng nationalen Staatsrechts im Sinne des letztern zu heben, berechtigte zu der Hoffnung, daß die Kirche auch im Eifer gegen die Schulreform einlenken und es der Regierung gelingen werde, ihr nicht auf Schwächung des religiösen Gefühls, sondern nur auf Befreiung der Jugenderziehung von der geistlichen Herrschaft der Kirche gerichtetes Werk zu glücklichem Ende zu fördern. Nachdem die parlamentarische Session von 1881—82 am 14. Mai 1882 geschlossen worden war, wurden für den 13. Juni Wahlen für die Erneuerung von 33 Sitzen im Senat und 66 Sitzen in der Repräsentantenkammer, sowie für die Besetzung der infolge der Bevölkerungsvermehrung neugeschaffenen 3 Senatoren- und 6 Repräsentantensitze anberaumt.

Litteratur. «Exposé de la situation du royaume, publié par le ministre de l'intérieur» («Période décennale de 1841 à 1850», Brüss. 1852, «Période de 1851 à 1860», Brüssel 1864, «Période de 1861 à 1875», Brüssel 1878 fg.); «Documents statistiques, recueillis par le ministère de l'intérieur» (Bd. 1—14, Brüssel 1857—70); Scheler, «Annuaire statistique et historique belge» (Brüssel 1854—68); Nothomb, «Essai historique et politique sur la révolution belge» (4. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1876; deutsch von Michaelis, 1836); Juste, «Histoire de la Belgique» (4. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1868); derselbe, «Histoire du congrès national ou de la fondation de la monarchie belge» (3. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1880; deutsch, Brüssel 1854); derselbe, «Les fondateurs de la monarchie belge» (Bd. 1—25, Brüssel 1866—81); ferner: «La révolution belge de 1830 d'après des documents inédits» (2 Bde., Brüssel 1872); Thonissen, «La Belgique sous le règne de Leopold I» (2. Aufl., Löwen 1862); Horn, «Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus B.» (Bd. 1, Lpz. 1854); Löbell, «Reisebriefe aus B.» (Berl. 1837); Luise von Plönnies, «Reiseerinnerungen aus B.» (Berl. 1845); Kuranda, «B. seit seiner Revolution» (Lpz. 1846); Höfken, «Vlämisch-B.» (2 Bde., Brem. 1847); Helfferich, «B. in polit., kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung» (Pforzh. 1848); Jourdain, «Dictionnaire de géographie historique du royaume de Belgique» (Brüssel 1868—69); Meulemans, «La Belgique, ses ressources agricoles,

industrielles et commerciales» (Gent 1865); van Bruyssel, «L'industrie et le commerce en Belgique» (Brüssel 1868); derselbe, «Histoire du commerce et de la marine en Belgique» (3 Bde., Brüssel 1861—64); «Annuaire statistique de la Belgique» (amtlich, Jahrg. 1—11, Brüssel 1870—81); «Patria Belgica», herausg. von E. Van Bemmel (3 Bde., Brüssel 1873—75); Van Bemmel, «Belgique illustrée» (Brüssel 1878 fg.); Genonceaux, «La Belgique physique, politique, industrielle et commerciale» (Brüssel 1878); Hymans, «La Belgique contemporaine» (Mons 1880); derselbe, «Histoire parlementaire de la Belgique 1831—80» (5 Bde., Brüssel 1878—80); Vercamer, «Histoire du peuple belge et de ses institutions» (Brüssel 1880); Namèche, «Histoire nationale» (Bd. 1—3, Löwen 1880—82); E. Poullet, «Histoire politique interne de la Belgique» (Löwen 1879); Oetker, «Belg. Studien» (Stuttg. 1876); Gatti de Gamond, «Histoire de Belgique» (3. Aufl., Brüssel 1880); Baedeker, «B. und Holland» (15. Aufl., Lpz. 1880); Kips, «Guide to Belgium» (Lond. 1881); Joanne, «La Belgique» (Par. 1881); Rodenberg, «B. und die Belgier» (Berl. 1881); Moke, «Histoire de Belgique» (7. Aufl., fortgesetzt von E. Hubert, Brüssel 1881).

Belgiojōso, Stadt in der ital. Provinz und im Distrikt Pavia (Lombardei), in fruchtbarer Ebene zwischen dem Po und der untern Olona, an der Eisenbahn Pavia-Cremona-Brescia, 13 km östlich von Pavia gelegen. B. ist gut gebaut, zählt (1880) 4514 E. und hat einen von Herzog Galeazzo II. von Mailand gegen 1460 errichteten Aquädukt und einen von prächtigen Gärten umgebenen eleganten Palast, der von den im 15. Jahrh. mit dem zu einem Fürstentume erhobenen B. belehnten Grafen Barbiano d'Este erbaut wurde und jetzt der milanesischen Fürstenfamilie von B. gehört. König Franz I. wurde nach der Schlacht bei Pavia (1525) in diesem Schlosse gefangen.

Belgiojōso (Cristina, Fürstin von), geistvolle Schriftstellerin und ital. Patriotin, geb. 28. Juni 1808 als die Tochter des Geronimo Isidoro, Marchese Trivulzio, wurde im Kloster erzogen und 1824 mit dem Fürsten Emilio von Barbiano-B. vermählt. Da die Ehe sich nicht glücklich gestaltete, wandte sich die Fürstin der Politik zu, nahm Partei zu Gunsten der polit. Kompromittierten und wurde die Beschützerin der Carbonari. Als die Bewegungen von 1830 in der Romagna erfolglos verliefen, ging sie nach Paris, begründete 1843 die «Gazzetta italiana» und 1845 die Wochenschrift «Ausonia», desgleichen schrieb sie für den «Constitutionnel» und die «Démocratie pacifique». Auch übersetzte sie Vicos «Scienza nova» und veröffentlichte anonym den «Essai sur la formation du dogme catholique» (4 Bde., Par. 1846). Als Pius IX. die Hoffnungen der Italiener erweckte, eilte die Fürstin in ihr Vaterland zurück, reiste von Ort zu Ort und forderte mit hinreißender Beredsamkeit zum Kampfe für die Freiheit auf. Nach Ausbruch der Revolution zu Mailand im März 1848 errichtete sie auf eigene Kosten ein Freikorps und landete mit demselben zu Livorno, um es in das piemont. Lager vor Mantua zu führen. Nach der Einnahme von Mailand durch die Österreicher (6. Aug. 1848), welche ihre Verbannung und die Einziehung ihrer Güter nach sich zog, suchte sie in Paris und in Turin für die ital. Sache zu wirken. Anfang 1849 begab sie sich nach Rom und nahm hier thätigen Anteil an den Ereignissen. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen begab sie sich über Malta nach Athen, ging von dort über Smyrna nach Konstantinopel und nahm gegen zwei Jahre ihren Aufenthalt in dessen Nähe, wo sie die interessanten «Souvenirs d'exil» schrieb, die im «National» erschienen. Nachdem sie durch die Amnestie vom Mai 1856 wieder in Besitz ihrer Güter gelangt, wandte sie sich abermals nach Paris, wo sie unter anderm in «Emina. Récits turco-asiatiques» (2 Bde., Par. 1856) und «L'Asie mineure et Syrie» (2 Bde., Par. 1858; 2. Aufl. 1861) über ihre Erlebnisse und Eindrücke auf Reisen in Kleinasien, Syrien und dem Heiligen Lande berichtete. Das Jahr 1859 brachte ihr die Erfüllung ihrer patriotischen Wünsche. Im Einverständnis mit der turiner Regierung durchreiste sie ganz Italien, in allen Städten zu Gunsten der Pläne Cavours wirkend. Nach dem Frieden von Villafranca gründete sie zu Mailand das Journal «Italia», mit dem sie später nach Turin übersiedelte; ebenso wirkte sie bei der Begründung der mailänder «Perseveranza» mit. Seit 1860 lebte die Fürstin, die 1858 Witwe geworden war, in vollständiger Zurückgezogenheit und starb zu Mailand 5. Juli 1871.

Belgorod, s. Bjelgorod.

Belgrad, die feste Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Serbien, liegt auf und an einem gegen die Donau sich erstreckenden Vorgebirge auf der Südseite dieses Stroms an der Stelle, wo die Save sich mit ihm vereinigt. Auf der bis in den Mündungswinkel vorragenden Felsenstirn erhebt sich die Citadelle; sie wird in baulichem Zustande erhalten, entspricht aber den Ansprüchen der heutigen Befestigungskunst nicht. Die gegenwärtige Anlage der Werke stammt vom Prinzen Eugen, der den Platz als österr. Grenzfeste gegen die Türkei einrichtete und demnach die Hauptfront der Landseite, d. h. der Stadt B., zuwandte. Während im Norden und Nordosten die Festungsmauern sich gleich über dem Wasserspiegel der beiden Ströme erheben, werden dieselben östlich, südlich und westlich von einem breiten Glacis umgürtet, welches durch Parkanlagen in eine Promenade verwandelt worden ist. Dem Glacis schließt sich als zweiter, weiterer Gürtel die Stadt an, in der die auf der Fortsetzung des Höhenzugs vor der Citadelle gelegene Altstadt und die beiden alten Vorstädte, die Serbenstadt (Savamahala, Savequartier) im Westen an der Save, und die Türkenstadt (Dorćol, d. h. Kreuzweg) im O. in der Donauniederung zu unterscheiden sind. Die Altstadt, selbst vordem mit (nunmehr abgetragenen) Schanzwerken versehen, war von alters der Sitz der belgrader geschäfttreibenden Bürgerschaft, sowie auch die alten Marktstraßen sich dort befinden. Die größere Bequemlichkeit des Save-Ufers für die Anfurt der Schiffe zog allmählich einen Teil des Handels in die hauptsächlich von Serben bewohnte westl. Vorstadt, während die östliche, fast ausschließlich von Türken bewohnte sich als eine orient. Gartenstadt gestaltete. Eine neue Vorstadt bildete sich im 19. Jahrh., dem Plateau folgend, als Fortsetzung der altstädtischen Hauptstraße einer türk. Wasserleitung entlang, der sie den Namen Terasia (Terazi, Wasserwage) entlehnte.

Die Bevölkerung von B. beläuft sich (1880) auf 26651 E., darunter 4160 Katholiken (Deutsche und

meistens germanisierte Ungarn), 468 Protestanten (Deutsche, Slowaken u. s. w.) und 2049 Juden; die übrigen hängen dem orthodoxen Bekenntnis an und sind vorwiegend serb. Nationalität; jedoch befinden sich darunter viele Bulgaren, welche als Arbeiter und Handwerker aus ihrer Heimat einwandern, ohne in der Regel sich dauernd niederzulassen. Unter den Gebäuden sind das königl. Palais an der Terasia, das daranstoßende Ministerium des Äußern, die Hochschule, das Ministerium des Innern, das Nationaltheater, die Residenz des Metropoliten und die Kommandantur der Citadelle bemerkenswert. Von Sehenswürdigkeiten ist vor allem das Museum zu nennen, in welchem auf die frühern und jüngsten Entwickelungen des Landes bezügliche Denkmäler und namentlich in Serbien aufgefundene interessante Antiquitäten sich niedergelegt finden, die Festungswerke der Citadelle und der Park von Toptschidere mit der Stelle, wo 10. Juni 1868 Fürst Michael ermordet wurde. Seit dem Abzuge der türk. Bevölkerung verliert B. rasch den ihm sonst angerühmten orient. Charakter der Straßen. Von den Moscheen ist nur noch eine erhalten. Bei den Neubauten ist der europ. Geschmack ausschließlich maßgebend. Als Handelsstadt vermittelt B. den Vertrieb serb. Rohprodukte nach Ungarn u. s. w., sowie denjenigen von europ. Industrieerzeugnissen und Kolonialwaren nach dem serb. Binnenlande; für den Transitoverkehr zwischen den obern Donauländern und der innern Balkanhalbinsel hat es dagegen nicht die Wichtigkeit erlangt, die man nach seiner Lage an den gewaltigen Strömen erwarten sollte. Nach Vollendung der Eisenbahnlinie B.-Wranja und die dadurch erzielte Verbindung mit Saloniki, wird sich der Transithandel heben. Die Industrie ist nur durch fremde Handwerker vertreten, deren Leistungen dürftig sind und dem Handel wenig zugute kommen. Dagegen besitzt B. eine Gelehrtengesellschaft (Srpsko učeno društvo), eine Nationalbibliothek, enthaltend fast sämtliche serb. Drucke; mehrere Normalschulen, ein Gymnasium, ein Lyceum (Hochschule mit drei Fakultäten), ein theol. Seminar, eine Militärakademie, eine Realschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine höhere Töchterschule und ein der Pflege einheimischer Dramatik gewidmetes Theater. Zugleich ist es die Residenz des serb. Königs, der Sitz der höchsten Regierungs- und Verwaltungsbehörden, eines Erzbistums (Metropolie), eines Kassations-, Appellations-, Stadt- und Handelsgerichts, der bei dem Könige accreditierten polit. Agenturen und Generalkonsulate u. s. w. Die prot. Einwohner bilden eine unter dem Schutze der Landesgesetze befindliche Gemeinde, während die Katholiken sich der österr.-ungar. Konsulargemeinde anschließen.

Die strategischen Vorzüge der Lage B.s wurden früh erkannt. Schon zur röm. Zeit war die Stadt, damals Singidunum genannt und zu Obermösien gehörend, Standquartier einer Legion. Im Mittelalter wird sie Alba Bulgarorum, Belogradum, Ballegrada genannt. Vom 7. bis 9. Jahrh. gehörte sie den Avaren, im 10. den Bulgaren, im 11. und 12. Jahrh. stand sie wieder unter der Herrschaft des byzant. Kaisers. Im 14. Jahrh. war B. im Besitz der Serben. Als ungar. Grenzfeste (seit 1423) ging sie 1521 an die Türken verloren, denen die Deutschen und Österreicher sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte dreimal, 1688, 1717 (Eugen) und 1789 (Laudon) wieder abnahmen, ohne sich dauernd darin behaupten zu können, nur in den J. 1718—39 gehörte B. mit einem großen Teile Serbiens zu Österreich. Infolge der serb. Erhebung im Anfange des 19. Jahrh. wurde die Stadt B. Hauptstadt des neubegründeten Fürstentums, während die Citadelle in den Händen der Pforte blieb, bis letztere 1867 auf diplomatischem Wege genötigt wurde, auch diese Zwingburg an die serb. Krone abzugeben, nachdem 1862 ein türk. Kommandant zum Schutze einer damals noch in B. vorhandenen, seitdem aber ausgewanderten türk. Kolonie die offene Stadt bombardiert hatte.

Belial (bibl.), ein hebr. Wort, «Nichtswürdigkeit, Verderben» bedeutend, erscheint 2 Kor. 6, 15 (Beliar) als Name des Teufels, der personifizierten Nichtswürdigkeit, des Verderbers.

Belidor (Bernard Forest de), franz. Ingenieur, geb. 1697 in Catalonien, studierte die Mathematik und ward dann in Frankreich an der neuerrichteten Artillerieschule zu Lafère als Professor angestellt. Als Adjutant wohnte B. 1742 dem Feldzuge in Bayern bei, rückte schnell zum Oberstlieutenant vor und war 1744 mit dem Prinzen von Conti in Italien, 1745 in den Niederlanden, wo er wegen seiner Verdienste bei der Eroberung von Charleroi zum Oberst befördert ward. Nachdem er 1758 Direktor des Arsenals und bald darauf Brigadier und Generalinspektor der Minierer geworden, starb er zu Paris 8. Sept. 1761. Seine «Architecture hydraulique» (4 Bde., Par. 1737—51) wird in der Geschichte dieser Wissenschaft immer eine glänzende Stelle einnehmen. Unter seinen übrigen Schriften sind «Le bombardier français» (Par. 1731) und «Traité des fortifications» (2 Bde., Par. 1735) die bedeutendsten.

Belin (François Alphonse), franz. Orientalist, geb. 31. Juli 1817 zu Paris, studierte am Collége de France und auf der Ecole des langues orientales wurde 1843 Dolmetsch beim franz. Konsulat in Erzerum, kam 1846 in gleicher Eigenschaft nach Kairo und 1852 als interimistischer Gesandtschaftssekretär nach Konstantinopel, wo er 1868 zum franz. Generalkonsul ernannt wurde. Seine Forschungen betreffen besonders die Sprachen der Araber, Perser und Türken, sowie die Geschichte und Gesetzgebung des Orients. Außer vielen Aufsätzen im «Journal asiatique» schrieb er «Histoire de l'église latine de Constantinople» (Par. 1872).

Belisar (slaw. Beližar, d. i. der weiße Fürst), ein ausgezeichneter Feldherr, dem der Kaiser Justinian I. einen großen Teil des Glanzes seiner Regierung verdankte, von unbekannter Herkunft, geb. um 505 n. Chr. vielleicht in Dardanien. Er diente anfangs in Justinians persönlicher Leibwache, und ward nach seinen ersten Waffenthaten gegen die Perser zum Feldherrn des Ostens (529 oder 530) erhoben. Als solcher bekämpfte er König Kosru I. mit glänzendem Erfolge, bis ein halber Mißerfolg B.s bei Kallinikon den stets mißtrauischen Kaiser bestimmte, B. gegen Ende des J. 531 nach Byzanz zu berufen. Hier rettete er gleich nach seiner Rückkehr dem Kaiser Thron und Leben. Die Bevölkerung Konstantinopels, durch Justinians Erpressungen und Härten erbittert und durch religiösen Hader aufgeregt, erhob sich 532 in einem furchtbaren Aufstande, dem sog. Nika-Aufruhr. Schon war, nachdem für einen Augenblick alle Elemente des Volks sich gegen Justinian vereinigt, ein Gegenkaiser gewählt, als B. am 19. Jan. 532 mit einer Schar

Heruler und mit seiner got. Leibwache in die Rennbahn, wo die Empörer versammelt waren, eindrang und die Ruhe herstellte, indem er 30000 Byzantiner niederhauen ließ. Hierauf wurde B. vom Kaiser nach Afrika gegen die Vandalen gesandt. Im J. 533 landete er mit nur 20000 Mann in Afrika und nahm nach zwei Schlachten den König Gelimer gefangen. In Konstantinopel ward ihm dafür die Ehre eines Triumphes zuteil. Im J. 535 setzte B. dann nach Sicilien über, eroberte in schnellem Siegeszuge im Sommer 536 Unteritalien, nahm Neapel mit Sturm und gewann 10. Dez. 536 auch Rom durch Einverständnis mit den Einwohnern. Zu schwach, um den Goten im freien Felde die Spitze zu bieten, ließ er sich hier von diesen einschließen und verteidigte die umfangreiche Stadt mit geringer Mannschaft ein Jahr lang, bis die Goten selbst die Belagerung aufhoben. Zwistigkeiten, die zwischen ihm und Narses, der im Juni 538 ein Hilfsheer nach Italien geführt hatte, ausbrachen, verhinderten jedoch beide Feldherren, das vorschnell zu Justinian übergetretene Mailand zu entsetzen, das darum zu Anfang 539 von Braias, dem Neffen des Gotenkönigs Vitiges, erobert und zerstört ward. B. hatte nicht nur mit unzureichenden Truppen gegen die Goten, sondern auch gegen Intriguen am kaiserl. Hofe zu kämpfen. Zwar brachte er es dahin, daß Narses abberufen wurde; aber Vitiges hatte inzwischen mit dem Kaiser unmittelbar Unterhandlungen angeknüpft, und es kam ein für Justinian ungünstiger Vertrag zu Stande, dessen Ausführung B. auf eigene Gefahr hin aufschob. Die in Ravenna (539) hartbedrängten Goten boten ihm in solcher Lage die Herrschaft über Italien an. B. ging scheinbar darauf ein, bemächtigte sich zu Anfang des J. 540 der Stadt und nahm sie für den Kaiser in Besitz. Noch ehe er jedoch die feindlichen Scharen in Oberitalien besiegen konnte, ward er von Justinian abberufen und kehrte, den Vitiges und die vornehmsten Goten sowie den königl. Schatz mit sich führend, nach Konstantinopel zurück. Hierauf zog er 541 gegen die Perser, die Antiochia erobert hatten und Jerusalem bedrohten. Doch auch von diesem Kriege ward er von dem mißtrauischen Justinian Ende 542 zurückberufen. Als die Goten unter Totilas sich Italiens von neuem bemächtigt, wurde er 544 wieder gegen diese gesandt, obwohl mit unzulänglicher Macht. Dennoch wußte er sich fünf Jahre lang gegen dieselben zu halten, ja es gelang ihm sogar, sich 547 Roms zu bemächtigen. Da ihm trotz aller Bitten der Kaiser keine Hilfe sandte, verlangte er Ende 548 seine Zurückberufung, und Narses ward sein Nachfolger.

Nach 10jähriger Ruhe sollte B. noch einmal der Retter des Reichs werden. Das wilde Volk der kutigurischen Hunnen und viele Slawen hatten die gefrorene Donau überschritten und bedrohten im März 559 selbst die Hauptstadt, wo ein panischer Schrecken entstand. Der alte Feldherr raffte schnell aus einigen Veteranen, Palastgarden, Bürgern und flüchtigem Landvolke ein Heer zusammen und schlug den Feind vollständig. Trotz seiner Verdienste wurde B. im Dez. 562 der Teilnahme an einer Verschwörung beschuldigt und seiner Würden und der Freiheit beraubt. Zwar erlangte er, nachdem er seine Unschuld erwiesen, im Juli 563 seine Freiheit wieder, starb aber bald darauf 13. März 565. Die Geschichte B.s hat sein Zeitgenosse und Sekretär Prokop geschrieben; doch enthalten dessen Schriften Widersprüche und lassen manchem Zweifel Raum. B.s Feldherrntalent steht unangefochten. Dichter haben die Geschichte B.s später vielfach entstellt. So sollen ihm nach Marmontel die Augen ausgestochen worden sein und er auf den Straßen von Konstantinopel sein Brot erbettelt haben. Nach Tzetzes, einem Schriftsteller des 12. Jahrh., soll B. sogar, als ihn Justinian ins Gefängnis hatte setzen lassen (in Wahrheit hatte er nur sechs Monate Gewahrsam in seinem eigenen Palast zu erdulden), einen Beutel herabgelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: «Gebt dem Belisar, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat, einen Obolus.» Doch gedenkt dieser Umstände kein gleichzeitiger Geschichtschreiber. Auch Mahon in «Life of B.» (Lond. 1829) hat die Blendung und das Bettlertum B.s nicht überzeugend nachzuweisen vermocht. Ein ausgezeichnetes Gemälde des blinden B. lieferte der franz. Maler Gérard (gestochen von Desnoyers). B.s Geschichte wurde von E. von Schenk zu einem Trauerspiel, von Donizetti zu einer Oper benutzt.

Belize, brit. Kolonie in Amerika, s. Balize.

Bell (Currer, Ellis und Acton), engl. Schriftstellerinnen, s. Bronte.

Bell (Alexander Graham), geb. in Edinburgh, Professor der Physiologie der Sprechwerkzeuge in Boston, bemühte sich seit 1872 ein «sprechendes» Telephon herzustellen, und gelangte zum Ziel, indem er im Gegensatz zu seinen Vorgängern «undulatorische» Ströme anwendete, d. h. solche, deren Stärke unter Ausschluß jeder vollständigen Stromunterbrechung ganz allmählich zu- und abnimmt, ganz ähnlich wie die Geschwindigkeit der Bewegung der Luftteilchen während der Hervorbringung eines Tons. Sein erstes Patent in Amerika datiert vom 6. April 1875. B.s Telephon dient zugleich zum Sprechen und zum Hören und bedarf, da es mit magnetelektrischen Strömen arbeitet, keiner Batterie als Stromquelle. Im J. 1880 erfand B. im Verein mit Sumner Tainter auch das Photophon, mittels dessen ein Lichtstrahl oder Lichtbündel, das im Absendungsapparate durch gesprochene Worte gewissen regelmäßigen Unterbrechungen, beziehungsweise Schwächungen unterzogen wurde, am Empfangsorte jene gesprochenen Worte deutlich wieder hervorbringt.

Bell (Andrew), ein durch die nach ihm genannte Unterrichtsmethode bekannter Schotte, geb. zu St.-Andrews 1753, ging als Geistlicher der Hochkirche erst nach dem brit. Amerika, später nach Madras in Ostindien, wo er, seit 1789 als Kaplan zu Fort St.-George und Prediger bei der Kirche St.-Mary angestellt, den Unterricht in dem «Asyl der Militärwaisenknaben» übernahm. Hier fand er Veranlassung, die bereits in den schülerreichen Missionsschulen für Kinder der Einheimischen angewandte Methode des gegenseitigen Unterrichts kennen zu lernen und weiter auszubilden. Sein Versuch, eine Schuleinrichtung zu gründen, bei welcher aller Unterricht der einzelnen Schülerabteilungen durch die dazu aufgestellten bessern Schüler (Monitors) unter bloßer Aufsicht des Hauptlehrers erteilt wird (Monitorial system of tuition; s. Bell-Lancastersches Unterrichtssystem), gelang über Erwarten, und vom 1. Juni 1795 wurde die Schule zu Madras einzig von Schülern selbst erhalten. Da er nach seiner Rückkehr die Hoffnung, die Regierung für das «Unterrichtssystem von

Madras» zu interessieren, nicht in Erfüllung gehen sah, zog er sich auf das Land zurück. Von 1796 an bekleidete er eine einträgliche Pfründe in der Westminsterabtei. Als aber 1807 das vom Quäker Jos. Lancaster (s. d.) in den Armenschulen Londons zuerst angewendete ähnliche Unterrichtssystem namentlich in den Dissenterkreisen außerordentlichen Anklang fand, wurde B. von der durch Lancasters Erfolge beunruhigten höhern Geistlichkeit mit der Einführung seines Systems in den hochkirchlichen Armenschulen beauftragt. Außer einer Anzahl von Hülfsmitteln für den Unterricht stellte er sein System zuerst in der Schrift «An experiment in education made in the asylum of Madras» (Lond. 1797) dar. Später veröffentlichte er in Bezug auf dasselbe «Elements of tuition» (Lond. 1812) und «The wrongs of children» (Lond. 1819). B. starb 27. Jan. 1832 zu Cheltenham und vermachte von seinem Vermögen 120000 Pfd. St. an Nationalinstitute und Wohlthätigkeitsanstalten.

Bell (John), ausgezeichneter Anatom und Wundarzt, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1763 in Edinburgh, widmete sich daselbst dem Studium der Medizin und eröffnete 1790 auf seinem anatom. Privattheater vielbesuchte Vorlesungen. Mit seiner ersten schriftstellerischen Arbeit, dem «System of the anatomy of the human body» (2 Bde., Edinb. 1796—98; 6. Aufl. 1826; deutsch von Heinroth und Rosenmüller, 2 Bde., Lpz. 1806—7), welchem sein Bruder Charles B. einen 3. und 4. Band (1823) hinzufügte, erschienen gleichzeitig die «Discourses on the nature and cure of wounds» (2 Bde., Edinb. 1793—95; deutsch von Leune, 2 Bde., Lpz. 1798), denen die «Principles of surgery» (3 Bde., Lond. 1801; neue Aufl. von Charles B., 1826) folgten. Nachdem er noch eine Reihe von anatom. Kupferwerken veröffentlicht, welche durch Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung Epoche machten, legte er sein Lehramt nieder und starb 15. April 1820 zu Rom auf einer Reise durch Italien. Aus seinem während derselben geführten Tagebuche gab seine Witwe später «Observations on Italy» (Edinb. 1825) heraus.

Bell (Charles), Wundarzt, der jüngste Bruder der beiden vorigen, geb. zu Edinburgh 1774, erhielt daselbst seine Bildung und schrieb noch vor der Aufnahme in das edinburgher College of Surgeons ein «System of dissections» (Tl. 1, Edinb. 1799). Bald erwarb er sich den Ruf eines geschickten Operateurs und ging 1806 nach London, wo er in Hunters Medizinischer Schule über Anatomie und Wundarzneikunde Vorlesungen hielt und ein «System of operative surgery» (Lond. 1807) herausgab. Letzteres erschien später umgearbeitet als «A system of operative surgery founded on anatomy» (2 Bde., Lond. 1814; deutsch von Kosmely, 2 Bde., Berl. 1815). Ferner veröffentlichte er «Essays on the anatomy of expression in painting» (Lond. 1806), die später von neuem unter dem Titel «The anatomy and philosophy of expression as connected with the fine arts» (Lond. 1844) erschienen; «On the diseases of the urethra» (Lond. 1810; 2. Aufl. 1822), «Idea of a new anatomy of the brain» (Lond. 1811) und «Engravings from specimens of the morbid parts» (Lond. 1813, mit Zeichnungen). B. wurde 1812 Mitglied des Royal College of Surgeons in London, bald darauf Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor an der damit in Verbindung stehenden klinischen Schule. In den «Surgical observations» (2 Bde., Lond. 1816—17) erstattete er über die im Middlesex-Hospital vorkommenden interessantesten Fälle Bericht. Seine Hauptwerke aber, die ihm einen europ. Ruf verschafften, waren «An exposition of the natural system of the nerves of the human body» (Lond. 1824) und dessen neue Bearbeitung «The nervous system of the human body» (Lond. 1830; 3. Aufl., Edinb. 1844; deutsch von Romberg, Berl. 1832), worin er das von ihm entdeckte Doppelverhältnis der Nerven nachwies, das nach ihm Lex Belliana genannt wurde. Von König Wilhelm IV. erhielt er 1832 die Ritterwürde, schrieb hierauf für die Bridgewater-Tractate seine schöne und fesselnde Abhandlung «The human hand» (Lond. 1834; deutsch, Stuttg. 1836) und nahm 1836 eine Professur der Chirurgie an der edinburgher Universität an, in welcher Eigenschaft er die «Institutes of surgery» (2 Bde., Edinb. 1838) und «Practical essays» (2 Tle., Edinb. 1841—42) herausgab. Er starb in Worcestershire 28. April 1842. Eine vortreffliche Lebensbeschreibung B.s lieferte Amédée Pichot («Vie et travaux de Sir Charles B.», Par. 1859).

Bell (Robert), fruchtbarer engl. Schriftsteller, geb. 10. Jan. 1800 zu Cork in Irland, betrat früh die litterarische Laufbahn, schrieb Schauspiele, von denen «The double disguise» und «Comic lectures» zur Aufführung kamen, und rief den «Dublin Inquisitor» wieder ins Leben, ging dann nach London, wo er im «New Monthly Magazine» eine Reihe von «Reminiscenses» veröffentlichte und die Redaktion des polit.-belletristischen Wochenblattes «Atlas» übernahm, welches er vortrefflich leitete. Später übernahm er für Lardners «Cabinet Cyclopaedia» die Bearbeitung einer «History of Russia» (3 Bde., Lond. 1836—38), ferner «Lives of the English poets» (2 Bde., Lond. 1839), «Lives of the English dramatists» (2 Bde., Lond. 1837) und den letzten Band von Southeys «Naval history of England» (Lond. 1837). Nachdem er die Redaction des «Atlas» aufgegeben, gründete er um 1840 mit Bulwer und Lardner die «Monthly Chronicle», deren Eigentümer er nachmals wurde. Daneben dichtete er drei mit Beifall aufgenommene Schauspiele: «Marriage» (Lond. 1842), «Mothers and daughters» (Lond. 1845) und «Temper» (Lond. 1847), schrieb den Roman «The ladder of gold» (3 Bde., Lond. 1850) und verfaßte auch mehrere selbständige histor. Werke. Zu letztern gehören, neben den «Outlines of China» (Lond. 1845), sein panegyrisch gehaltenes «Life of George Canning» (Lond. 1846), die «Memorials of the Civil war» (2 Bde., Lond. 1849) und andere. Außerdem gab er die «Fairfax correspondence» (Lond. 1849) sowie eine «Annotated edition of the British poets» heraus, die bis auf 29 Bände anwuchs, veröffentlichte eine Anthologie engl. Dichtungen: «Golden leaves» (Lond. 1863; neue Aufl. 1872) und gab die «Poetical works of Butler» (Lond. 1867) heraus. B. starb zu London 19. April 1867.

Bell (Thomas), namhafter engl. Naturforscher, geb. 11. Okt. 1792 zu Poole in Dorsetshire, studierte die Heilkunde in London und wurde 1815 Mitglied des Royal College of Surgeons. Er begann 1816 seine Vorlesungen in Guy's-Hospital, in denen er sich namentlich mit den Zahnkrankheiten beschäftigte und die er bis 1860 fortsetzte. Vorzugsweise aber widmete er sich naturwissenschaftlichen Forschungen und erhielt 1832 den Lehrstuhl

der Zoologie am King's-College in London. Von 1848 bis 1853 wirkte er als Sekretär der Royal Society und ward dann zum Präsidenten der Linnean-Society erwählt, welches Amt er 1861 niederlegte. Er starb 13. März 1880. Von seinen Werken sind besonders die «Natural history of the British quadrupeds» (Lond. 1837; 2. Aufl. 1874) und «Natural history of British reptiles» (Lond. 1839) zu erwähnen, ferner «Monograph of the testudinata» (Lond. 1836) und «History of the British stalk-eyed crustacea» (Lond. 1853). Auch besorgte er 1862 eine neue Ausgabe von Whites «Natural history and antiquities of Selborne».

Bell (William Abraham), engl. Naturforscher und Reisender, studierte zu Cambridge Medizin und schloß sich 1867 einer Expedition der Kansas-Pacific-Eisenbahngesellschaft unter Leitung W. J. Palmers an, welche den Weg für eine südl. Bahnstrecke nach der Küste des Stillen Oceans finden sollte. B. bereiste von St.-Louis aus eine fast noch ganz unbekannte Strecke von 8000 km zwischen den Thälern und Zuflüssen des Rio Grande und Colorado, in den Territorien der Cheyennes, Navajos, Apachen und anderer Indianerstämme, sowie in Neumexiko, wo er viele aztekische Ruinen fand. Seine besonders in botanischer und ethnographischer Hinsicht wichtige Reise beschrieb er in «New tracks in North-America» (Lond. 1869; 2. Aufl. 1870).

Bella (ital.), die Schöne; auch Taufname.

Bella, Städtchen in der ital. Provinz Basilicata oder Potenza, im Distrikt Melfi, 45 km südlich von Melfi, mit (1880) 5569 E. Das starke Erdbeben im J. 1857 hat in diesem Gebiete Hügel geebnet und Thäler entstehen lassen.

Bellac, Stadt im franz. Depart. Obere-Vienne, Hauptort eines Arrondissements, 39 km im NNW. von Limoges, an der Eisenbahn Limoges-Leborat, in 242 m Höhe auf dem Abhange eines Hügels bei der Vereinigung der Basine und des Vincou, welche die Gartempe bilden, die in die Creuse geht, zählt (1876) 3252 (Gemeinde 4014) E., hat ein Tribunal erster Instanz, eine Fischzüchterei, betreibt Fabrikation von Tuch, Decken, Leinen, landwirtschaftlichen Maschinen, Leder und Hüten, sowie Handel mit Wein, Vieh, Holz und Kastanien. B. besitzt eine hübsche romanische Kirche und schöne Promenaden; wird schon im 10. Jahrh. erwähnt und war einst die Hauptstadt der Basse-Marche. Nahebei liegt ein enormer Dolmen.

Belladonna, Pflanzengattung, s. Atropa.

Belladonin, ein Alkaloid, das in den Blättern und Wurzeln von Atropa Belladonna vorkommen soll, aber noch wenig bekannt ist; vielleicht ist es eine amorphe Modifikation des Atropins.

Bella gerant alii! tu, felix Austria, nube! («Kriege mögen andere führen! Du, glückliches Österreich, heirate»), der oft citierte Hexameter eines Distichons, dessen Pentameter lautet: «Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus» («Denn dir verleiht Venus Reiche [d. h. Zuwachs an Herrschaft], welche andern Mars schenkt»). Als Verfasser des Distichons wird in William Stirlings «Klosterleben Kaiser Karls V.» König Matthias Corvinus genannt, welchem dann jedenfalls der Vers «Bella gerant alii! Protesilaus amet» in Ovids «Heroiden» (13. 84) vorschwebte.

Bellaggio oder Bellagio, Städtchen mit (1880) 3253 E. in der ital. Provinz Como, 216 m über dem Meere an der schönsten Stelle des Comersees gelegen, wo derselbe am Vorgebirge B. (Punta di Bellaggio) sich in zwei Arme (südwestlich See von Como, südöstlich See von Lecco) teilt. Der Ort hat zahlreiche prachtvolle, palastartige Villen, unter denen namentlich hervorzuheben sind: die Villa Melzi, unmittelbar am See gelegen (Eigentum der herzogl. Familie gleichen Namens, mit vielen Kunstwerken und herrlichen Parkanlagen), die Villa Serbelloni (auf der Höhe des Vorgebirgs gelegen, mit reizender Aussicht über den See auf- und abwärts und nach den Alpen; jetzt Hotel und Pension), die Villa Giulia (früher dem König der Belgier, jetzt dem Grafen Blome gehörig), die Villa Belmonte, die Villa Frizzoni (jetzt Hotel B.) u. s. w. Auf dem westl. Ufer des Sees, B. gegenüber, liegt bei Cadenabbia (s. d.) die berühmte Villa Carlotta oder Sommariva.

Bellamy (Jakobus), ausgezeichneter niederländ. Dichter, geb. zu Vliessingen 12. Nov. 1757, kam erst zu einem Bäcker in die Lehre, studierte aber dann seit 1782 in Utrecht Theologie und veröffentlichte 1782 zu Amsterdam unter dem Namen Zelandus die vorherrschend sentimentalen und anakreontischen «Gezangen mijner jeugd» (2. vermehrte Aufl., unter dem wahren Namen des Verfassers, Harl. 1790). Diesen folgten (ebenfalls unter dem Namen Zelandus) die begeisterten «Vaderlandsche gezangen» (2. Aufl. 1785), an welche sich eine dritte Sammlung «Gezangen» (1785) anschloß. B. starb schon 11. März 1786. Eine Gesamtausgabe der Gedichte hat Loosjes (Harl. 1816; 3. Aufl. 1842) besorgt; doch fehlt darin gerade seine berühmteste Dichtung, die poetische Erzählung «Roosje», welche in den «Proeven voor het verstand, den smaak en het hart» (Utrecht 1784) erschienen war und von Janssen (Emmerich 1834) ins Deutsche übersetzt wurde. B. war es vorzugsweise, der mit und neben van Alphen, und kräftiger noch wirkend als dieser, die niederländ. Litteratur aus tiefem und langem Verfalle zu neuem Leben weckte. Als Kunstkenner und Prosaiker versuchte er sich in dem zu Amsterdam (1784) erschienenen «Poëtischen spectator», worin er seine dichterische Theorie entwickelte. «Twee nagelatene leerredenen» (Vliessingen 1790) hat Kuipers herausgegeben. Nachrichten über den Dichter finden sich in Ockerses und Kleyns «Gedenkzuil op het graf van J. B.» (Harl. 1822).

Bellangé (Hippolyte), namhafter franz. Schlachtenmaler, geb. 17. Jan. 1800 zu Paris, erhielt seine künstlerische Ausbildung unter Leitung von Gros, schloß sich jedoch später der Richtung von Horace Vernet an. Sein Hauptwerk ist die Schlacht bei Wagram, das sich in Versailles befindet und von Garnier gestochen wurde. Außerdem sind noch zu erwähnen: Die Erstürmung des Somo-Sierra-Passes, Die Schlacht bei Landsberg, Napoleons I. Rückkehr von Elba, Die Schlacht bei Fleurus, Die Schlacht an der Alma, Übergang über den Mincio, Episode aus der Schlacht von Magenta. Auch ist B. ein Vertreter des Genrehaften in der Kriegsmalerei und schildert Scenen aus dem Soldatenleben mit Gemüt und Humor. Zu den Genrebildern zählen: Der Abschied des Rekruten von seiner Familie, Episode aus der Belagerung von Sewastopol u. a. B.s Darstellungen zeichnen sich durch gute Zeichnung, natürliche Auffassung und treffende Beobachtung aus. B. starb zu Paris 10. April 1866. Vgl. Adeline, «Hippolyte B. et son œuvre» (Par. 1881).

Bellarmin (Rob.), der berühmteste Polemiker der röm. Kirche und der gelehrteste Theolog des Jesuitenordens, geb. 4. Okt. 1542 zu Monte Pulciano in Toscana, trat 1560 in den Jesuitenorden und zeichnete sich schon früh als Lehrer der Humaniora und Astronomie sowie als Prediger aus. Nachdem er zwei Jahre lang in Padua Theologie studiert hatte, ward er 1569 auf die Universität Löwen geschickt, wo er über die «Summa» des Thomas las und seine hebr. Grammatik schrieb. Im J. 1576 erhielt er von Gregor XIII. den Auftrag, zu Rom in dem neu gegründeten Collegium Romanum über die Kontroversen zu lesen. Aus diesen Vorträgen ging sein berühmtes polemisches Werk hervor: «Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos» (3 Bde., Rom 1581 u. öfters; neu herausg. von Sausen, Mainz 1842; deutsch von Gumposch, Augsb. 1842). Unter Clemens VIII. schrieb er die Vorrede zur neuen Ausgabe der Vulgata, ward 1592 Rektor des Collegium Romanum, 1598 Kardinal, 1602 Erzbischof von Capua, wo er auch seinen Aufenthalt nahm. Unter Paul V. kehrte er als Protektor des Cölestinerordens und Inspektor des Collegium Germanicum nach Rom zurück. Die Streitigkeiten mit England veranlaßten ihn zur Abfassung des «Tractatus de potestate summi pontificis in rebus temporalibus». Außerdem verdient Erwähnung «Christianae doctrinae applicatio» (Rom 1603). Er starb 17. Sept. 1621 zu Rom. Seine Werke erschienen zu Venedig (5 Bde., 1721) und zu Köln (7 Bde., 1719), sein Leben beschrieb der Jesuit Fuligatti (Rom 1624), seine Selbstbiographie erschien zu Ferrara 1761. B. ist derjenige Theolog, welcher die röm. Lehre mit dem größten Scharfsinn systematisch dargestellt hat. Seine Behauptungen über die weltliche Gewalt des Papstes gehen dahin, daß derselbe freilich keine direkte Gewalt über die Fürsten ausübe wie über die Bischöfe, daß er aber mittelbar das Recht habe, Königreiche aufzuheben und bürgerliche Gesetze für ungültig zu erklären, sobald die Sorge für das Seelenheil es fordere.

Bellary (ind. Walahari), ein Distrikt der indobrit. Präsidentschaft Madras, nördlich durch die Tumbudra von dem Gebiete des Nizam von Hyderabad getrennt, östlich von den engl. Distrikten Kurnal und Cuddapah, südlich von dem Vasallenstaate Mysore und westlich von einem Teile der Präsidentschaft Bombay begrenzt. B. umfaßt 28507 qkm eines Hochlandes, in welches sich der Ostabhang der westl. Ghats und das Plateau von Mysore fortsetzen. Obschon von der Tumbudra, dem Vedavatti und dem Pennair bewässert, zeichnet sich das Klima von B., infolge des äußerst geringen Regenfalls daselbst, durch eine ganz besondere Trockenheit aus. Die Bevölkerung beträgt (1871) 1668006 Seelen, wovon ungefähr 100000 Mohammedaner. In der östl. Hälfte ist das Telinga oder Telugu, in der westlichen die Canarasprache herrschend. B. wird von der großen, von Bombay nach Madras führenden Eisenbahn durchschnitten. Es gelangte 1800 in den Besitz der Engländer, als diese und der Nizam von Hyderabad sich nach dem Falle von Tippu-Sahib in das Gebiet desselben teilten.

Die Hauptstadt Bellary, 12° 8′ nördl. Br. und 76° 20′ östl. L. (von Greenwich), 480 m über der See gelegen, Sitz der Civil- und Militärbehörden, zählt 51766 E. Das sog. obere Fort daselbst ist ein 140 m hoher Granitberg, auf dessen abgeplatteter Höhe sich das eigentliche, jetzt als Gefängnis dienende Fort befindet. Ein zweites, das untere genannte Fort enthält das Zeughaus, verschiedene Magazine, eine prot. Kirche, die Wohnungen der Civilbeamten, einiger Offiziere und anderer Europäer. Südöstlich von letzterm liegt die Pettah oder Stadt der Eingeborenen, wohin diese, welche früher innerhalb der Forts gewohnt hatten, 1816 verwiesen wurden. Die Stadt ist gut gebaut und besitzt viele Hindutempel, einige Moscheen, eine Missions- und Bibelgesellschaft, Schulen u. s. w.; 38 km im NW. von B. liegen die Ruinen von Bisnagur und 75 km im O. von ihm, an der Eisenbahn, die Militärstation Guty, Gutti oder Gutydurga, eine Anzahl befestigter Hügel, welche ein Fort und eine Stadt mit 6780 E. einschließen. An ihrem nördl. Ende liegt auf einem ungeheuern, sich 620 m über das Meer erhebenden, isolierten Felsblocke eine nur durch Hunger oder Verrat einnehmbare, gegenwärtig zum Aufenthalte von Staatsgefangenen dienende Festung.

Bellas, Stadt in der ehemaligen portug. Provinz Estremadura, Distrikt Lissabon, unfern der Mündung des Tejo, oben in einem schönen Thale, zwischen Lissabon und Cintra gelegen, hat (1878) 2645 E. und eisenhaltige Quellen, welche als Bad benutzt werden; ein Schloß und Villen schmücken das Thal, in welchem die berühmte Wasserleitung Agoas Livres ihren Anfang nimmt, welche Lissabon mit Wasser versorgt.

Bellatrix (lat. «Kriegerin»), Name des Sterns γ im Orion.

Bellay (du), altes franz. Adelsgeschlecht aus Anjou, besonders berühmt durch drei Brüder, Guillaume, Jean und Martin, welche in der litterarischen und polit. Geschichte Frankreichs unter Franz I. einen ausgezeichneten Rang einnahmen. — Der älteste, Guillaume, geb. 1491, begleitete den König schon auf dessen Kriegszug nach Mailand 1515 und zehn Jahre darauf nach Pavia, wo er mit diesem gefangen wurde. Im J. 1527 nahm er an der Verteidigung Roms, wohin er in diplomatischen Angelegenheiten gekommen war, gegen Bourbon teil, knüpfte seit 1529 in London die Freundschaft zwischen Heinrich VIII. und Franz I. fester und war bis 1536 als Gesandter abwechselnd in England und Deutschland bemüht, Bundesgenossen zu dem neu sich vorbereitenden Kampf gegen Karl V. zu werben. Als der Krieg 1536 wieder ausbrach, hielt B. als Gouverneur von Turin, dann als Generallieutenant von Piemont die Stellung Frankreichs in Italien gegen die Spanier in Mailand mit Glück aufrecht. Er starb auf der Rückkehr nach Frankreich in St.-Symphorien 9. Jan. 1543. Als Schriftsteller war B. ein Hauptvertreter des franz. Humanismus. Seine Werke, von denen jedoch das Wenigste erhalten ist, waren histor., polit. (Briefe und Reden) und kriegswissenschaftlichen Inhalts und meist lateinisch geschrieben. Auch verfaßte er lat. Gedichte in dem Geschmack der Zeit. Weitschichtig angelegt waren die «Ogdoades», acht Bücher der Geschichte Franz' I., deren erstes, mit einer Einleitung über die ältere Geschichte Frankreichs bis 1536, im Manuskript erhalten ist.

Jean du B., geb. 1492, wurde 1526 zum Bischof von Bayonne ernannt, erwarb 1533, ohne auf jene Würde zu resignieren, den Erzstuhl von Paris, 1535 den Kardinalshut und nach und nach noch vier Bischofssitze nebst mehrern der reichsten

Abteien im Lande. In der Politik vertrat er die gleiche Richtung wie sein Bruder, die auf die Entfaltung der Macht Frankreichs nach außen gegen Habsburg, Verbindung mit England und den deutschen Protestanten und Schonung der freiern religiösen Strömungen im Innern hindrängte. Er war der Führer dieser Partei und daher zu zeiten der allmächtige Minister des lenksamen Königs. Mehrfach hatte auch er Missionen nach England, so 1527 und 1528, und 1532 in Begleitung seines Bruders. Im J. 1533 war er an des Königs Seite bei der Zusammenkunft mit Clemens VII. in Marseille, wo die alte Koalition gegen den Kaiser neu belebt wurde. Der Wiederausbruch des Kriegs erhöhte noch den Einfluß B.s. Als der König 1536 ins Feld ging, blieb er als Gouverneur von Paris und mehrerer Provinzen zurück. Seit dieser Zeit gewann auch er für den deutschen Protestantismus Bedeutung. Mit Melanchthon hat er Briefe gewechselt; besonders nahe aber stand er den straßburger Kreisen: Bucer, Joh. Sturm, Joh. Sleidan, der jahrelang als Sekretär in seinen Diensten stand und noch länger mit ihm korrespondierte. Im J. 1544 bestimmt, eine Gesandtschaft nach Speier zu führen, welche die Protestanten von der Hilfsleistung an den Kaiser gegen Frankreich abbringen sollte, ward B. von einem kaiserl. Herold schon an der Grenze zurückgewiesen. Ebenso vergeblich versuchte er im Spätherbst dieses Jahres Heinrich VIII., der mit Karl gegen Frankreich gefochten hatte und den Krieg allein fortsetzte, zum Frieden zu bewegen. Der Tod Franz' I. machte die Stellung B.s am Hofe unhaltbar. Er ging nach Rom, wo er als Kardinalbischof von Ostia die Interessen Frankreichs durch eine verschwenderisch glänzende Hofhaltung (seine röm. Festlichkeiten hat sein Leibarzt Rabelais berühmt gemacht) bis an seinen Tod (16. Febr. 1560) vertrat.

Martin du B. (gest. 9. März 1559), der dritte Bruder, wie Guillaume als Offizier und meist bei denselben Gelegenheiten im Dienst, zuletzt 1545 gegen England, ist litterarisch von dem größten Ruf durch seine «Mémoires historiques», ein Meisterwerk der ältern franz. Historiographie, das er auf dem Stammschloß der Familie Glatigny in den letzten Jahren seines Lebens ausarbeitete und das, zuerst gedruckt 1569, bis 1600 vielfach aufgelegt und ins Lateinische übersetzt, die meistbenutzte Quelle über die Kriege Franz' I. ist.

Belle-Alliance, ein Meierhof im Arrondissement Nivelles der belg. Provinz Südbrabant, ungefähr 20 km südsüdöstlich von Brüssel, zwischen Waterloo und Genappe, an der Straße nach Charleroi gelegen. Nach demselben benannten die Preußen die Schlacht von Waterloo (s. d.).

Bellegarde heißen neun Orte in Frankreich. Der bedeutendste darunter ist ein Flecken im Depart. Gard, Arrondissement Nîmes, 12 km südwestlich von Beaucaire, am Kanal von letzterm nach Aigues-Mortes und Station der Eisenbahn Tarascon-Cette, mit (1876) 2392 (Gemeinde 2689) E. Dabei befindet sich eine röm. Wasserleitung. Der Ort hat wichtige Steinbrüche. Unweit liegt am Kleinen Rhône der Weiler Argence, einst der Argenteus Pagus. — Bei B. im Depart. Ain, Arrondissement Nantua, am Rhône, bei der Mündung der Valserine, in 374 m Höhe, mit 650 E., beginnt die Schiffahrt auf dem Rhône, wo dieser und die Valserine Papier- und Schneidemühlen treiben. Der Rhône wirkt hier mit 6000 Pferdekraft. Hier, bei der sog. Perte du Rhône, die nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar ist, öffnen sich die malerischsten wilden Schluchten; der Fluß selbst hat sich ein Bett zwischen 25 m hohen steilen Kalkwänden ausgegraben. Hier und da verschwinden die Wasser in den Spalten, deren längste, die Perte de la Valserine, etwa 400 Schritt Länge hat. — B. im Depart. Loiret, Arrondissement Montargis, an dem zum Loing gehenden Fessard und an der Eisenbahn Orléans-Châlons, liegt in 121 m Höhe und hat 1200 E., die mit Safran, Wachs und Honig Handel treiben. Früher hieß es Choisy-aux-Loges, und wurde 1640 für den Herzog von B. zu einer herzogl. Pairie umgeschaffen. Das ehemals vorhandene Schloß diente der Montespan und der Pompadour zum Aufenthalte.

Bellegarde (Heinr., Graf von), österr. Feldmarschall und Staats- und Konferenzminister, geb. 28. Aug. 1756 zu Dresden, trat zuerst in sächs., dann in österr. Kriegsdienste, kämpfte mit Auszeichnung im Türkenkriege (1788) und wurde 1792 Generalmajor. In den ersten Feldzügen gegen Frankreich wirkte er besonders als Generalstabschef Wurmsers am Oberrhein; 1796 Feldmarschalllieutenant, stand er unter dem Erzherzog Karl im Feldzuge von 1796, und folgte demselben 1797 nach Friaul, wo er den Waffenstillstand von Leoben abschloß. Im Dez. 1797 wurde er mit besondern Aufträgen an den Kongreß zu Rastatt gesandt. Dann führte er 1799 den Befehl über das Korps, welches die Verbindung zwischen Erzherzog Karl und Suworow erhalten sollte, behauptete sich gegen Lecourbe 20. März bei Finstermünz, unterlag aber in der Schlacht bei Casina Grossa (20. Juni) gegen Moreau. Nach dem Feldzuge von 1800 in Italien, in welchem er Chef des Generalstabes war, erhielt er eine Stelle im Hofkriegsrat, in dem er seit 1806, nach dem Abgange des Erzherzogs Karl, das Präsidium führte. Im Feldzuge von 1805 befehligte B. in der Schlacht von Caldiero den rechten Flügel der Österreicher und fungierte als Generalgouverneur im Venetianischen. Im folgenden Jahre versah er denselben Posten in Galizien und wurde Feldmarschall. Im J. 1808 wurde er zum Obersthofmeister des Kronprinzen Ferdinand ernannt. Im Feldzuge von 1809 befehligte er das 1. und 2. Armeekorps, das von Böhmen aus auf dem linken Donauufer operierte, und nahm dann als Kommandant des 1. Armeekorps an den Schlachten von Aspern und Wagram teil. Nach dem Abschlusse des Wiener Friedens (14. Okt. 1809) ging er wiederum als Generalgouverneur nach Galizien, wo er verblieb, bis er 1813 abermals zum Präsidium des Hofkriegsrats berufen ward. Im Herbst schon übernahm er jedoch in Italien den Befehl über die österr. Streitkräfte, drang bis Piacenza vor und schloß 16. April 1814 mit dem Vizekönig eine Militärkonvention ab. Nach dem ersten Pariser Frieden wirkte er als Generalgouverneur der österr. Länder in Italien für Wiederherstellung der alten Ordnung, kämpfte 1815 gegen Murat, dessen Heer er wiederholt schlug und endlich zerstreute. Nach dem zweiten Pariser Frieden hielt sich B. längere Zeit in Paris auf, trat 1820 an Schwarzenbergs Stelle wieder an die Spitze des Hofkriegsrats, welches Amt er zugleich mit der Würde eines Staats- und Konferenzministers bis 1825 bekleidete; dann zog er sich zurück, blieb aber bis 1832 Obersti-

hofmeister des Kronprinzen. Er starb zu Wien 22. Juli 1845.

Belle-Isle (Belle-Ile-en-mer, breton. Guervour), eine zum franz. Depart. Morbihan gehörige Insel, die größte und wichtigste an der Südküste der Bretagne, vom Festlande durch die Passe d'Ouest getrennt, 18 km südsüdwestlich von der Halbinsel Quiberon, 60 km westnordwestlich von St.-Nazaire und der Loiremündung gelegen. Die Insel bildet einen Kanton des Arrondissements Lorient, hat eine Länge von 18 km, eine Breite von 4—10 km, einen Umfang von etwa 48 km und zählt, einschließlich der Inseln Houat und Haedic, 11000 E. in den vier Kommunen Le Palais, Bangor, Sauzon und Locmaria, von denen die drei ersten Häfen besitzen. Man gewinnt auf der Insel Getreide und Futter, zieht Schlachtvieh und Bienen, treibt Sardinen- und Thunfischfang und handelt mit diesen Produkten sowie mit Seesalz. Hauptstadt ist der Hafenort **Le Palais**, ein Kriegsplatz dritter Klasse, mit einer 1572 gebauten und von Vauban vollendeten Citadelle, sowie einer neuen befestigten Umwallung und (1876) 2828 (Gemeinde 4885) E., die beträchtliche Fischerei und Dampfbootverbindung mit Nantes und Lorient unterhalten. Es befindet sich hier ein Zellengefängnis (Nouvelle Force), welches als Central-Detentionshaus dient. — Die Insel hat einige Denkmale aus der Druidenzeit und hieß im Altertum Vindilis. Im Anfang des 11. Jahrh. tritt sie unter dem Namen Guedel auf. Sie wurde von Gottfried I., Herzog von Bretagne, an die Mönche von St.-Sauveur-de-Redon geschenkt und kam 1029 an den Grafen von Cornouailles (in Niederbretagne), der sie der Abtei Ste.-Croix zu Quimperlé schenkte. Die Mönche verkauften sie 1572 an die Familie Retz unter Beistimmung Karls IX., der sie 1573 zum Marquisat erhob. Der Kardinal von Retz verkaufte sie 1658 an den Finanzintendanten Fouquet, welcher die vom Kardinal begonnenen Befestigungen fortsetzte. Schon 1573 hatte eine den Hugenotten zu Hilfe kommende engl. Flotte unter Montgomery die Insel überfallen und kurze Zeit besetzt gehalten. Eine holländ. Flotte unter Tromp mit 5000 Mann landete 1673, wich aber infolge der tüchtigen Verteidigung des Schlosses von Le Palais wieder zurück. Ludwig XIV. ließ die Werke der Insel 1687—92 durch Vauban vollenden. Der Marschall Belleisle (s. d.) trat die Insel 1719 für die Grafschaft Gisors und andere Besitzungen an Ludwig XV. ab, der sie später als Domäne mit der Bretagne vereinigte. Nachdem die Engländer unter Hawke 20. Nov. 1759 zwischen der Insel und Quiberon dem franz. Admiral Conflans eine Niederlage beigebracht, griffen sie dieselbe unter Admiral Keppel und den Generalen Hodgson und Lambert mit 21000 Mann im April 1761 an und zwangen die Franzosen, nach tapferer Gegenwehr unter dem Chevalier Ste.-Croix, 7. Juni zur Kapitulation. Im Frieden von 1763 wurde sie an Frankreich zurückgegeben. Der engl. Kommodore Elisson blockierte dieselbe im J. 1795. Napoleon I. begann eine neue Befestigung der Insel, die aber nicht vollendet wurde.

Belleisle (spr. Bellihl, Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von), Marschall von Frankreich, der Enkel des Finanzintendanten Fouquet, geb. am 22. Sept. 1684 zu Villefranche, wurde nach der Belagerung von Lille 1708, bei der er sich auszeichnete, Brigadier. Am Ende des Spanischen Erbfolgekriegs ging er mit dem Marschall Villars 1714 nach Rastatt und war dort bei dem Friedensschluß thätig; 1719 beteiligte er sich am Feldzuge in Spanien und wurde Maréchal-de-Camp, 1732 Generallieutenant. Unter dem Marschall Berwick nahm er 1734 Trier und Trarbach und beteiligte sich mit Auszeichnung an der Belagerung von Philippsburg. Der Friede von 1735, in dem die Abtretung Lothringens an Frankreich erfolgte, war großenteils das Werk B.s. Der Kardinal Fleury schenkte ihm sein volles Vertrauen; Ludwig XV. gab ihm das Gouvernement von Metz und der drei lothring. Bistümer, das er bis an seinen Tod behielt. Im Österreichischen Erbfolgekriege, wo er sowohl diplomatische als militärische Talente entfaltete, stand er im Anfang neben Broglie an der Spitze der franz. Armee, die gegen Maria Theresia kämpfte, eroberte 26. Nov. 1741 Prag, geriet aber, nachdem Preußen den Frieden von Breslau eingegangen, in große Bedrängnis, in welcher er 17. Dez. 1742, mitten durch die Truppen des Feindes, den Rückzug nach Eger antrat. Im J. 1744 wurde er auf einer Gesandtschaftsreise zu den deutschen Höfen in Hannover angefallen und als Gefangener nach England gebracht; erst nach einem Jahre wurde er freigegeben. Im J. 1746 wurde er General-en-Chef der Armee gegen Italien, in welcher Stellung er die franz. Grenze mit Glück gegen die Österreicher und den König von Sardinien verteidigte. Hierauf erhob ihn 1748 der König zum Herzog und Pair; 1758 trat er auch an die Spitze der Kriegsverwaltung, der er bis an seinen Tod (26. Jan. 1761) vorstand.

Bellême, Bellesme, Stadt im franz. Depart. Orne, Arrondissement Mortagne, am Fuße von Anhöhen von 200—250 m Höhe, nahe den Quellen der Même gelegen, ist gut gebaut, hat ein ehemals sehr festes Schloß und zählt (1876) 2385 E., die hauptsächlich Bonneterie, Glasfabrikation, Kalkbrennerei sowie Handel mit Holz, Getreide, Wein, Vieh u. s. w. betreiben. Vor der Stadt, im schönen **Walde von Bellême**, einem Überreste des altberühmten Saltus Perticus, befinden sich Riesensteine (Dolme) von der Table des Marchands und gemauerte, sehr ausgedehnte Souterrains von 3 m Breite. Ferner eine Mineralquelle, die Fontäne de la Herse, mit röm. Inschriften, aus denen hervorgeht, daß dieselbe der Venus (gallisch Herse oder Erse) geweiht war; dabei eine röm. Straße und drei röm. Lager. Die Quelle war lange vergessen, kam erst seit Ende des 17. Jahrh. wieder in Ruf und wird jetzt stark besucht; die Wasser ähneln denen von Spaa. B. ist ein sehr alter Ort und gab einem berühmten Geschlechte den Namen, dessen Geschichte sich in die der Grafschaften Perche und Alençon verwebt. Mit dem Prinzen Karl II. von Valois, der die Grafschaft 1322 erhielt, begann die Geschichte des spätern Herzogtums Alençon (s. d.). Der zweite Sohn Wilhelms I. von B., Warin, wurde der Stammvater der Grafen von Perche (s. d.).

Bellenz, deutscher Name von Bellinzona (s. d.).

Bellermann (Joh. Joachim), Theolog und Altertumsforscher, geb. 23. Sept. 1754 zu Erfurt, studierte erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen und lebte seit 1778 einige Jahre in Rußland. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich 1782 zu Erfurt, wo er 1784 Professor am Gymnasium und bald darauf auch Professor an der Universität wurde. Im Febr. 1804 folgte er dem Rufe als Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster

in Berlin, wo er nach Gründung der Universität an dieser auch zum außerord. Professor der Theologie und zum Konsistorialrat ernannt wurde. Nachdem er 1828 als Schuldirektor in Ruhestand getreten, starb er 25. Okt. 1842. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders von Bedeutung: «Handbuch der biblischen Litteratur» (4 Bde., Erf. 1787; 2. Aufl. 1796), «Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Pönulus des Plautus» (3 Progr., Berl. 1806—8), «Geschichtliche Nachrichten aus dem Altertume über Essäer und Therapeuten» (Berl. 1821), «Urim und Thummim, die ältesten Gemmen» (Berl. 1824, mit Kupfern), «Bemerkungen über phöniz. und punische Münzen» (4 Progr., Berl. 1812—16), «Über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde» (3 Progr., Berl. 1817—19) und «Über die Skarabäen-Gemmen» (2 Progr., Berl. 1820—21).

Bellermann (Christian Friedr.), Theolog, Sohn des vorigen, geb. 8. Juli 1793 zu Erfurt, studierte zu Berlin und Göttingen Theologie und versah 1818—25 das Pfarramt der deutschen evang. Gemeinde zu Lissabon. In den J. 1829—35 wirkte er als Prediger der preuß. Gesandtschaft und der deutsch-franz. evang. Gemeinde zu Neapel. Er wurde hierauf Pfarrer der St. Paulsgemeinde in Berlin, trat 1858 in Ruhestand und lebte dann in Halle, zuletzt in Bonn, wo er 24. März 1863 starb. Außer mehrern theol. Schriften veröffentlichte er das Werk «Die Katakomben zu Neapel» (Hamb. 1839), durch welches er sich um die Geschichte der ältesten christl. Kunst und Sitte verdient machte. Außerdem lieferte er in den Schriften «Die alten Liederbücher der Portugiesen» (Berl. 1840) und «Portug. Volkslieder und Romanzen» (Lpz. 1864) schätzbare Beiträge zur Kenntnis der ältern portug. Litteratur. Interessantes bieten auch seine «Erinnerungen aus Südeuropa» (Berl. 1851).

Bellermann (Joh. Friedr.), Philolog, Bruder des letztern, geb. 8. März 1795 zu Erfurt, studierte zu Berlin und Jena Philologie und Theologie, und wirkte seit 1819 erst als Hilfslehrer, dann als ordentlicher Lehrer und Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster zu Berlin, welcher Anstalt er seit 1847 als Direktor vorstand. Michaelis 1867 trat er in den Ruhestand und starb 5. Febr. 1874 zu Berlin. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes» (Berl. 1840), «Anonymi scriptio de musica et Bachii senioris introductio artis musicae» (Berl. 1841), zum erstenmal nach Handschriften herausgeg. und erläutert, «Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen» (Berl. 1847), «Griech. Schulgrammatik» (Berl. 1852; 3. Aufl., Lpz. 1872), eine Ausgabe von Sophokles' «König Ödipus» (Berl. 1857).

Bellermann (Heinr.), Musiker, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1832 zu Berlin, studierte unter Grells Anleitung Musik und übernahm 1853 die Stelle eines Musikdirektors und Gesanglehrers am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Im J. 1866 wurde er auch zum außerord. Professor in der philos. Fakultät der berliner Universität ernannt. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Mensuralnoten und Taktzeichen des 15. und 16. Jahrh.» (Berl. 1858), «Der Kontrapunkt» (Berl. 1862; 2. Aufl. 1877), «Über die Entwickelung der mehrstimmigen Musik» (Berl. 1867), «Die Größe der musikalischen Intervalle» (Berl. 1873). Von B.s Kompositionen sind mit Anerkennung aufgeführt worden seine Musiken zu den Sophokleischen Tragödien «Ajax», «König Ödipus» und «Ödipus auf Kolonos».

Bellerophon war nach der griech. Sage der Sohn des korinth. Königs Glaukos und der Eurymede, einer Tochter des Sisyphos (oder des Poseidon). Als er seinen Bruder aus Versehen getötet, flüchtete er zu Proitos, König von Argos, der den Verwandten gastfreundlich aufnahm und sühnte. Hier faßte die Königin Anteia, nach andern Stheneboia, eine sträfliche Liebe für B., und als B. diese Neigung nicht erwiderte, verleumdete sie ihn bei ihrem Gemahl, er habe ihr sträfliche Anträge gemacht. Proitos schickte B. hierauf zu seinem Schwiegervater Jobates, König von Lycien, mit einer Tafel, worauf für den Überbringer verderbliche Worte (oder Zeichen) eingegraben waren. Jobates befahl dem B. zuerst, die feuerspeiende, dreigestaltige Chimära (s. d.) zu erlegen, welche B. auch, auf dem geflügelten Pferde Pegasos reitend, tötete. Sodann sendete ihn Jobates gegen die Solymer, dann gegen die Amazonen; als er auch diese besiegt und die lycischen Krieger, welche ihn aus einem Hinterhalt hervor ermorden sollten, alle getötet hatte, gab ihm jener seine Tochter Philonoe zur Gemahlin, die ihm den Isandros, Hippolochos und die Laodameia gebar. Nach Euripides rächte er sich auch an Stheneboia, die er mit sich auf den Pegasos nahm und dann ins Meer stürzte. Allein B. ward den Göttern verhaßt und schwermütig, und Ares tötete Isandros, Artemis die Laodameia. Nach Pindar und andern wollte er sich auf dem Pegasos zum Olymp emporschwingen; aber das Roß warf ihn ab, sodaß er, lahm und blind geworden, elend umherirrte, bis er umkam. B. ist ursprünglich eine Personifikation der Sonne, ähnlich Perseus. Auch von der bildenden Kunst sind die meisten Sagen von B. vielfach dargestellt worden: so namentlich die von der Bändigung des Pegasos, die von der Erlegung der Chimära und die von seinem Verhältnisse zu Proitos und Stheneboia. Vgl. Fischer, «Bellerophon» (Lpz. 1851) und Engelmann in den «Annali» des Archäologischen Instituts (Rom 1874).

Belletristik («schöne Litteratur», vom frz. belles-lettres) ist der Name für denjenigen Zweig der poetischen und prosaischen Litteratur, welcher das Gebiet der Lyrik, des Romans, der Novelle und des Dramas, sowie die Reiselitteratur, das Feuilleton und die ästhetische und litterarische Kritik umfaßt. Die Verfasser derartiger Werke der Litteratur werden Belletristen genannt.

Belleville, früher ein Vorstadtdorf im Nordosten von Paris, nördlich vom Friedhof Père-Lachaise gelegen, seit 1860 als Vorstadt mit zur Hauptstadt gezogen, s. unter Paris.

Belleville, Hauptstadt der Grafschaft St.-Clair im Staate Illinois, 22 km südöstlich von St.-Louis, liegt in einer fruchtbaren Ebene und zählte (1880) 10682 E. Die St.-Louis-Alton- und Terre-Haute- (Belleville- und Southern-Illinois-Division) und St.-Louis- und South-Eastern-Eisenbahnen kreuzen sich hier. B. ist hauptsächlich durch den Fleiß der deutschen Einwanderer, die seit 1830 sich hier ansiedelten und mit ihren Nachkommen vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, rasch emporgeblüht. Es enthält drei Eisengießereien und vier Fabriken für Ackergerätschaften, eine Wollentuch- und Teppichfabrik, eine Nagelfabrik, verschiedene Destillationen und Mälzereien sowie acht Brauereien. Auch die

Bevölkerung der Grafschaft St.-Clair ist überwiegend deutsch.

Bellevue (frz.), d. i. schöne Aussicht, wie das ital. Belvedere (s. d.), heißen mehrere fürstl. Lustörter und Schlösser. — So führt diesen Namen ein weitläufiges kurfürstl. Schloß in Kassel mit einem großen Park am Friedrichsthor, das 1811—13 die Residenz des Königs Jérôme war, später von der Kurfürstin Auguste (gest. 1841) bewohnt wurde und eine gute Bildergalerie enthält. — Das königl. Lustschloß B. nebst Park nahe bei Berlin, links an der Spree, an der Nordseite des Tiergartens, erhielt diesen Namen durch den Prinzen August Ferdinand, der das Grundstück 1785 kaufte und den Palast von zwei Flügeln (1786—90) baute, auch mit großen Kosten den Garten so einrichten ließ, wie er wesentlich noch jetzt besteht. Indessen hatte sich hier auch schon Friedrich d. Gr. ein geschmackvolles Landhaus erbauen lassen, das jetzt den sog. Spreeflügel bildet. Nach dem Tode August Ferdinands erbte und bewohnte das Schloß dessen Sohn, Prinz August, mit dessen Ableben es 1843 an Friedrich Wilhelm IV. fiel, der hier eine Bildergalerie neuerer Maler eröffnete, welche zum Teil an die Nationalgalerie abgegeben worden sind. — Am berühmtesten wurde das reizende Lustschloß B., in der Nähe von Paris, an der jetzigen Linksufer-Eisenbahn nach Versailles, auf dem Bergrücken, der sich von St.-Cloud nach Meudon zieht. Frau von Pompadour ließ es in verhältnismäßig kurzer Zeit (30. Juni 1748 bis 20. Nov. 1750) mit großer Pracht und ungeheuerm Aufwande aufführen, und Ludwig XV., der es vier Tage nach der Vollendung besuchte, war von der Lage und der Einrichtung so entzückt, daß er es für sich erkaufte, seiner Begünstigten jedoch gestattete, es zu benutzen. Die ersten Künstler jener Zeit trugen zur Verschönerung dieses Schlosses bei, und allgemein galt es damals für das reizendste Lustschloß in ganz Europa. Während der Revolution fiel das Schloß in die Hände der sog. Bande noire, die es abbrechen ließ, sodaß es eine Ruine ward. Der letzte Rest dieses Palais ist die Villa Brimborion, ein wichtiger strategischer Punkt während der Belagerung von Paris (1870—71). Im J. 1823 kaufte ein Herr Guillaume das Terrain und parzellierte es. Damit entstand eine Anzahl schöner Villen und anderer Häuser, die jetzt das zur Kommune Meudon gehörige Dorf B., eine der anmutigsten Ortschaften in der nähern Umgebung von Paris, bilden. Rechts vom Bahnhof befindet sich die kleine got. Kapelle Notre-Dame des Flammes, errichtet zum Gedächtnis der 1842 bei einem großen Eisenbahnunglück hier umgekommenen Personen. — B. heißt auch das kleine Landschloß an der Straße von Sedan nach Donchéry, woselbst am 2. Sept. 1870 unmittelbar nach Unterzeichnung der Kapitulation von Sedan die Zusammenkunft zwischen König Wilhelm I. und Kaiser Napoleon III. stattfand.

Belley, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ain, in einem überaus anmutigen, vom Furant durchflossenen fruchtbaren Becken zwischen zwei Hügeln gelegen. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und eines Tribunals erster Instanz, hat eine Kathedrale, ein bischöfl. Palais, ein kleines Seminar, ein Collége, ein Münz- und Antiquitätenkabinett, eine öffentliche Bibliothek und eine Ackerbaugesellschaft und zählt (1876) 4105 (Gemeinde 4970) E., die Seidenspinnerei, Indienne- und Musselinfabrikation, Lohgerberei sowie beträchtlichen Handel mit Seide, Wein, Trüffeln und Getreide treiben. B. hat überreste röm. Tempelgebäude und wurde im 5. Jahrh. Bischofssitz (Belica). Kaiser Friedrich I. erteilte dem heil. Anthelmus und seinen Nachfolgern den Titel eines Fürsten des Heiligen Römischen Reichs, das Münzrecht und die Herrschaft über die Stadt. Diese war Hauptstadt der im Osten der Bresse, zwischen Rhône und Ain gelegenen Landschaft **Bugey**, welche ursprünglich zum Burgundischen Reiche gehörte, dann an die Grafen von Savoyen kam und 1601 von diesen an Frankreich abgetreten wurde. Die Landschaft bestand aus dem eigentlichen Bugey, Val-Romey und La Mechaille und hatte bis zur Revolution ihre eigenen Stände. In der Nähe der Stadt befindet sich eine kalte Mineralquelle. Berühmt ist B. durch die große Menge interessanter Punkte in seiner Umgebung: die Musterwirtschaft Peyrieux, die Kaskaden von Glandieux, von Cervérieux u. s. w., die intermittierende Quelle des Grouin, der Berg Colombier, die Ruinen der Kartause Arvières, die alte Kartause und jetzige Citadelle Portes (unter Napoleon I. Staatsgefängnis), die Grotten von Balme und Charvieux u. s. w. Die in der Umgegend befindlichen Steinbrüche liefern die besten lithographischen Steine von ganz Frankreich.

Belli (Giuseppe Gioachino), röm. Volksdichter, geb. zu Rom 10. Sept. 1791, war zuerst ein armer Schreiber, bis ihm eine reiche Heirat gestattete, sich der Litteratur zu widmen. Er schrieb eine große Zahl von Gedichten in der ital. Schriftsprache und mehr als 2000 Sonette im röm. Dialekt, welche in lebhaften Farben oft satirisch angehauchte Schilderungen des röm. Volkslebens enthalten. Viele dieser Sonette haben die Form eines Zwiegesprächs. Später wurde B. päpstlicher Beamter und schrieb nun religiöse Dichtungen und bemühte sich, seine Jugendgedichte zu unterdrücken; aber diese liefen handschriftlich im Volke um und waren im Munde aller Römer. Eine Auswahl davon lieferte Morandi: «Duecento sonetti in dialetto romanesco» (Flor. 1870). B. starb zu Rom 21. Dez. 1863.

Belliard (Augustin Daniel, Graf), franz. Generallieutenant, geb. zu Fontenay le Comte in Poitou 25. März 1769, trat als Freiwilliger zu Anfang der Revolution in die franz. Armee und wurde 1791 von den Freiwilligen der Vendée zum Hauptmann erwählt. B. zeichnete sich bald darauf bei der Nordarmee unter Dumouriez, dessen Generaladjutant er war, bei Jemappes aus, war 1796 Generaladjutant bei Hoche und ging noch in demselben Jahre zur ital. Armee ab. Nachdem er auf dem Schlachtfelde von Arcole zum Brigadegeneral ernannt worden war, nahm er unter Joubert teil an den wichtigsten Gefechten in Tirol, folgte 1798 der Expedition nach Ägypten, wohnte unter Desaix dem Zuge nach Oberägypten bei und wurde danach zum Gouverneur von Kairo, später zum Divisionsgeneral ernannt. Er mußte im Juni 1801 in Kairo kapitulieren, erhielt aber freien Abzug nach Frankreich bewilligt. Im Feldzuge von 1806 schloß er als Generalstabschef Murats bei Prenzlau die Kapitulation mit dem Fürsten von Hohenlohe, 1. Nov. die Kapitulation von Magdeburg. Nachdem er 1807 der Schlacht von Friedland beigewohnt, ging er 1808 mit dem Kaiser nach Spanien und erhielt daselbst das Gouvernement von Madrid. Der Krieg mit Rußland rief ihn als Aide-major-général der Kavallerie zur Großen Armee; er trug wesentlich

zur Entscheidung der Schlacht von Borodino bei. Als Napoleon die Armee verließ, wurde B. zum Generalobersten der Kürassiere ernannt und reorganisierte die Kavallerie auf dem preuß. Gebiete. In der Schlacht bei Dresden und dann bei Leipzig war er Aide-major-général der Armee. Eine Kugel zerschmetterte ihm bei Leipzig einen Arm. Kaum geheilt, wurde er 1814 nach der Schlacht von Craonne Oberbefehlshaber der Kavallerie und entwickelte nun bis zur Abdankung Napoleons eine außerordentliche Thätigkeit. Sodann unterwarf er sich Ludwig XVIII. und wurde von diesem zum Pair ernannt. Nach der Rückkehr Napoleons schickte ihn dieser als Gesandten nach Neapel zu Murat, doch kam B. zu spät, die Fehler Murats wieder gut zu machen, und beeilte sich, nach Frankreich zurückzukehren, um das Kommando der 3. und 4. Militärdivision zu übernehmen. Nach der Schlacht von Waterloo unterwarf er sich Ludwig XVIII. aufs neue, der ihn jedoch von der Liste der Pairs strich und im Nov. 1815 festnehmen ließ, angeblich, weil er eines Komplotts zur Befreiung Neys verdächtig sei. Schon 1816 wurde er wieder freigelassen und auch die Pairswürde erhielt er 1819 zurück. In der Ersten Kammer unter der Restauration kämpfte er gegen die Reaktion des Hofs, und bei der Julirevolution war er unter der Zahl der wenigen Pairs, die im Hause Laffittes die Absetzung der ältern Linie der Bourbons erklärten. Hierauf wurde er nach Wien geschickt, um die Anerkennung Ludwig Philipps zu bewirken, und im März 1831 nach Belgien, um durch seine diplomatische Thätigkeit den neuen Thron Leopolds befestigen zu helfen. B. starb zu Brüssel 28. Jan. 1832. Seine «Mémoires» (3 Bde., Par. 1842—43) gab Vinet heraus.

Belici (im Altertum Hypsas), Fluß im westl. Teil von Sicilien, entspringt auf dem Madoniagebirge in der Provinz Palermo, fließt in südsüdwestl. Richtung, bildet im untern Laufe die Grenze zwischen den Provinzen Trapani und Girgenti und mündet nach einem 82 km langen Laufe südöstlich von Mazzara in das Mittelländische Meer.

Belliķös (frz.), kriegerisch, streitbar.

Belling (Wilh. Sebastian von), Husarengeneral Friedrichs d. Gr., geb. 15. Febr. 1719 zu Paulsdorf in Ostpreußen, wurde im Kadettenkorps erzogen und trat 1737 als Fähnrich in ein Garnisonbataillon zu Kolberg. Auf Befehl Königs Friedrich Wilhelm I. ward er 1739 seiner Kleinheit wegen als Kornett zu dem litauischen Husarenkorps des Prinzen von Anhalt-Dessau versetzt. Bei der Vermehrung der Husaren 1741 kam B. zum Zietenschen Regiment, in welchem er bis zum Schwadronschef aufrückte und bis 1747 blieb. Im J. 1749 wurde er Major bei den braunen Husaren (Regiment Wechmar), kämpfte auch im Feldzuge von 1757 mit Auszeichnung, wurde 1758 Oberstlieutenant und zum Führer eines neuerrichteten Husarenbataillons ernannt und führte mit diesem viele kühne Unternehmungen in der Oberpfalz aus. Am 15. April 1759 nahm B. als Oberst und Regimentschef bei Basberg zwei kaiserl. Regimenter gefangen. Den größten Ruhm erwarb er aber in Pommern, wo er mit seinem schwarzen Husarenregiment und weniger Infanterie der ganzen schwed. Armee die Spitze bot und drei sehr glückliche Feldzüge führte. Er kämpfte sodann 1762 in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich bei Freiberg und wurde zum Generalmajor befördert, 1776 zum Generallieutenant; sein Husarenregiment war seit 1761 drei Bataillone mit zusammen 2050 Mann stark. Im Bayerischen Erbfolgekriege that sich B. abermals hervor. Nach dem Frieden von Teschen starb er in seiner Garnison zu Stolp 28. Nov. 1779. Durch B. wurde Blücher, der als schwed. Kornett beim Kavelpaß in Mecklenburg 29. Aug. 1760 gefangen worden war, bewogen, in preuß. Dienste zu treten.

Bellingshausen (Fabian Gottlieb von), russ. Admiral und Seereisender, geb. 9. (20.) Sept. 1778 auf dem Gute Hohenheide auf der Insel Ösel, kam mit acht Jahren in das Seekadettenkorps nach Kronstadt und wurde 1797 als Offizier an die bei Reval stationierte Flottenabteilung entlassen. B. machte 1803 die erste russ. Weltumsegelung unter Krusenstern (s. d.) mit und kreuzte 1809 als Korvettenkapitän gegen die schwed. Flotte. Am 4. (18.) Juli 1819 trat er im Auftrag der russ. Regierung eine Expedition in die Südpolargegenden an, auf welcher er im Dez. 1819 die Traversay-Inseln entdeckte, im August 1820 bis zum 70. Breitengrad vordrang und die Peters-Insel und Alexanders-Land auffand. Über Rio de Janeiro und Lissabon kehrte die Expedition nach Kronstadt zurück, wo sie 24. Juli (5. Aug.) 1821 ankam. Die Beschreibung dieser Reise durch B. in russ. Sprache wurde auf kaiserl. Kosten gedruckt (Petersb. 1831). Nach seiner Rückkehr wurde B. zum Kommandanten der Ostseeflotte ernannt, unterstützte 1828 die Operationen der russ. Truppen gegen Varna, wofür er zum Vizeadmiral befördert wurde, blockierte während des poln. Aufstandes die Küste von Kurland, wurde hierauf Admiral, schrieb 1831 in russ. Sprache eine Abhandlung «Über das Richten der Geschütze auf der See», wurde 1839 Kriegsgouverneur von Kronstadt und Oberkommandant des Hafens und starb 13. (25.) Jan. 1852 in Kronstadt. Seine Bronzestatue, von Schröder modelliert, von Morand gegossen, wurde 1869 in Kronstadt enthüllt. Vgl. Rußwurm, «Nachrichten über die adelige und freiherrliche Familie von B.» (Reval 1870).

Bellini, eine ausgezeichnete Malerfamilie zu Venedig. Der älteste Künstler dieses Namens ist Giacomo B., geb. zu Beginn des 15. Jahrh., gest. um 1464, ein Schüler des Gentile da Fabriano. Er lebte zu Florenz, Verona und Venedig. Sein bedeutendstes Werk ist die für den Dom in Verona gemalte Kreuzigung; in Venedig soll er für die Kirchen San-Giovanni e Paolo und San-Zaccaria gearbeitet haben. — Sein ältester Sohn, Gentile B., war 1427 oder 1428 geboren und starb 23. Febr. 1507. Auch von ihm sind nur einige, doch figurenreiche Bilder vorhanden. Er war zugleich als Medailleur ausgezeichnet und ging als solcher 1479 nach Konstantinopel zu Mohammed II. Dort zeichnete er unter anderm die Reliefs der Theodosianischen Ehrensäule, die nur in diesen Zeichnungen erhalten blieben. Seine hervorragendsten Gemälde sind: in der Brera zu Mailand die Predigt des heil. Markus, in der Akademie der bildenden Künste zu Venedig die figurenreiche Darstellung eines Kreuzmirakels; beide Bilder interessant durch die Ansichten der Straßen und Kostüme im alten Venedig. Das Porträt des Sultans Mohammed II. befindet sich im Privatbesitz zu London. Freier im Stile als der Vater, ist er doch noch wesentlich in der Härte der frühvenetian. Malweise befangen, bedeutender aber durch seinen großartigen histor. Stil. — Berühmter als Gentile ist dessen Bruder, Giovanni

B. (Gianbellin oder Sambellin), geb. 1426, gest. 29. Nov. 1516. Dieser wurde das Haupt der ältern Venetianischen Schule, der vorzüglichste Begründer derjenigen Richtung, in welcher diese Schule ihre hohe Bedeutung hat. Wärme der Naturauffassung, naive und doch feine Charakteristik, Kraft und Intensität des Kolorits sind schon in hohem Grade sein Eigentum. Er bildete zahlreiche Schüler, unter denen Giorgione und Tizian die berühmtesten; doch verdanken auch Bonifazio Veneziano und Sebastiano del Piombo ihm vieles. B. veranlaßte durch Aufnahme der Reformen Mantegnas (s. d.) die neue Richtung der venetian. Malweise. Nach 1470 erhob sich der Genius seines großen Schülers Tizian und beeinflußte selbst den Lehrer. In der frühern Zeit bediente er sich häufig noch des Goldgrundes. Vorzügliche Werke befinden sich in den Galerien des Louvre, der Akademie in Venedig, London, Wien, Berlin; außerdem in vielen Kirchen Venedigs, wie in San-Zaccaria, San-Giovanni e Paolo u. a. Die dresdener Galerie besitzt von ihm das schöne Porträt des Dogen Leonardo Loredan von 1502.

Bellini (Lorenzo), berühmter Anatom und Physiolog, geb. 3. Sept. 1643 zu Florenz, seit 1663 Professor der Anatomie zu Pisa, sehr verdient durch seine Untersuchungen über den Bau und die Verrichtungen der Nieren und als Entdecker der nach ihm benannten geraden Harnkanälchen der Nieren (tubuli Belliniani, Bellinische Röhren). Auch als Dichter, namentlich durch seine «Bucchereide» (Flor. 1729), ist B. bekannt. Er starb 8. Jan. 1704. B. schrieb unter anderm: «De structura et usu renum» (Flor. 1662, Amsterd. 1665 u. öfter) u. a. Seine «Opera omnia» erschienen Venedig 1708 (2 Bde.) u. öfter.

Bellini (Vincenzo), ital. Opernkomponist, geb. zu Catania in Sicilien 3. Nov. 1802, erhielt seine musikalische Bildung im Konservatorium zu Neapel. Seine Oper «Bianca e Fernando», 1826 im San-Carlo-Theater zu Neapel mit Beifall gegeben, eröffnete ihm die Pforten der ital. Bühnen. Im J. 1827 schrieb er für die Scala in Mailand die Oper «Il Pirata», 1828 «La Straniera». Die «Zaira», 1829 für Parma komponiert, hatte keinen Erfolg, dagegen enthusiasmierten wieder «I Capuleti ed i Montecchi» (1830 in Venedig) und «La Sonnambula» (1831 in Mailand). Ebenfalls im J. 1831 trat er mit der «Norma» (für Mailand) hervor, eine Schöpfung, welche seine vorhergegangenen Opern an dramatischer Lebendigkeit noch überragte. «Beatrice di Tenda» hatte dagegen 1832 in Mailand geringen Erfolg. Darauf ging er 1833 nach Paris und dann nach London, wo er eine glänzende Aufnahme fand, kehrte aber 1834 wieder nach Paris zurück. Hier schrieb er seine für die dortige ital. Bühne bestimmte Oper, die «Puritani», welche um so mehr Beifall fand, als B. in diesem Werke neben dem Sinnlich-Reizenden seiner Melodien mehr als früher auf dramatische Wahrheit, gewählte Instrumentierung und Sorgsamkeit im Ausbau der einzelnen Musikstücke Bedacht genommen hatte. B. starb bereits 24. Sept. 1835 zu Puteaux bei Paris. Die Bahn, in welche Rossini die Oper in Italien gelenkt, wurde von B. ebenfalls betreten. Doch wußte er sich immer eine gewisse Eigentümlichkeit zu bewahren und die von Rossini gegebene Form mit einem selbständigen Inhalt auszufüllen. Seine Kompositionen sind zwar nicht von so übersprudelnder Genialität und reicher Mannigfaltigkeit wie die von Rossini, aber er fesselt oft durch eine bezaubernde Weichheit und Innigkeit, während er freilich auch wieder in übergroße Sentimentalität und Weichlichkeit verfällt. Dieser letztere Umstand, verbunden mit zu großer Einförmigkeit der rhythmischen Bildungen, hindert B. an einer scharfen dramatischen Charakterisierung und der reichen Entfaltung eines bewegten Seelenlebens; dagegen ist seine Kantilene oft meisterhaft. Vgl. Pougin, «B., sa vie, ses œuvres» (Par. 1868).

Bellinzona, deutsch Bellenz, Hauptstadt des schweiz. Kantons Tessin mit (1880) 2436 E., liegt in üppiger romantischer Gegend auf der linken Seite des vom Ticino durchflossenen Rivierathals am Fuße dreier Hügel, von denen die beiden östlichen die Ruinen der alten Burgen Castello di Mezzo (Schwyz) und Corbario (Unterwalden) und der westliche das Castello Grande (Uri), jetzt Strafanstalt und Arsenal des Kantons, tragen. Die eng gebaute Stadt zeigt durchaus ital. Charakter; das ansehnlichste Gebäude ist die Hauptkirche zu St. Peter und Stephan, ein Bau des 16. Jahrh. mit moderner Marmorfaçade. Das ehemalige Augustinerkloster ist jetzt Sitz der Regierung. Ein großer 700 m langer Damm schützt die Stadt vor den Überschwemmungen des Ticino, über den sich hier mit 14 Bogen eine 260 m lange, 7 m breite, aus Granitquadern erbaute Brücke spannt. Als Schlüssel der Gotthardstraße und -Bahn, von welcher hier die Zweiglinie nach Locarno und unweit die Straße über den San-Bernardino und die Monte-Cenerebahn abzweigen, hat B. große militärische Bedeutung und besitzt deshalb eine große Kaserne und einige Festungswerke.

Bellis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Compositae, Abteilung der Corymbiferae, aus einjährigen und perennierenden kleinen Kräutern bestehend, welche in Europa und den Mittelmeerländern wild wachsen. Die häufigste und bekannteste Art dieser durch doppelreihigen Hüllkelch, kegelförmigen, nackten Fruchtboden, weiße Strahl- und gelbe Scheibenblüten und zusammengedrückte, kronenlose Akenen ausgezeichneten Gattung ist das Gänseblümchen oder die Maßliebe (B. perennis *L.*), eine überall auf Wiesen, Grasplätzen, an Wegen u. s. w. wachsende und fast das ganze Jahr hindurch blühende perennierende Pflanze, welche durch Gartenkultur auch zu einer hübschen Zierpflanze, dem bekannten Tausendschön oder Samtröschen geworden ist. Diese, meist zu Einfassungen verwendete Zierpflanze ist nichts weiter als ein (uneigentlich so genanntes) gefülltes Gänseblümchen, bei dem die unscheinbaren gelben Röhrenblüten der Scheibe entweder lang ausgezogen oder wie die des Strahls blattartig entwickelt sind. Die Blumen sind weiß, rosarot, rot, blutrot, auch gestreift und bald unvollkommen, bald dicht gefüllt. Sehr interessant ist B. perennis, var. prolifera, die sprossende Maßliebe, dadurch ausgezeichnet, daß sich im Umkreise des ziemlich großen Blütenköpfchens ein Kranz kleinerer bildet, die sich nach und nach entwickeln. Man vermehrt diese Zierpflanze, welche am besten in einem leichten Boden gedeiht, einfach durch Zerteilung der Stöcke. Diese Verjüngung muß, wenn die Blumen in der Füllung nicht zurückgehen sollen, mindestens alle zwei Jahre vorgenommen werden.

Bell-Lancastersches Unterrichtssystem oder die Methode des gegenseitigen Unterrichts nennt man dasjenige Lehrsystem, nach welchem vorgerücktere Schüler unter Oberaufsicht eines Lehrers schwächere unterrichten, sodaß es möglich wird, mit verhältnismäßig geringen Kosten eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern in Einem Lehrzimmer unter Einem Lehrer zu gleicher Zeit zu beschäftigen. Schon in ältern Zeiten finden sich Spuren von «gegenseitigem Unterricht». Durchgebildet und in ein System gebracht wurde die Methode jedoch erst durch die Engländer Andreas Bell (s. d.) und Jos. Lancaster (s. d.) gegen Ende des 18. Jahrh. Beide kamen unabhängig voneinander auf denselben Gedanken. Ihre Unterrichtssysteme stimmen im wesentlichen miteinander überein. Man teilt die Schüler beim gegenseitigen Unterricht in eine Menge kleiner Klassen, deren jede durch einen fortgeschrittenern Schüler in den nötigsten Fertigkeiten so weit geübt wird, als dieser sie selbst vorher von dem Lehrmeister erlernt hat. Die Schulgehilfen heißen Monitors und haben ihre Klasse, ungefähr zehn Schüler, auf einer Bank oder, wie Bell will, in einem Halbkreise stehend, vor sich. Die geübtesten oder moralisch zuverlässigsten Schüler führen wieder als Obergehilfen die Aufsicht über die Unterlehrer und deren Klassen. Andere Gehilfen halten auf die äußerliche Ordnung. Das ganze Triebwerk vollendet seine Aufgabe in genau abgemessener Aufeinanderfolge der Geschäfte. Ein streng gehandhabtes System der Strafen und Belohnungen, die teils körperlich, teils auf das Ehrgefühl berechnet sind, hält die Masse der Kinder in guter Zucht. Der Lehrer unterrichtet nur die Gehilfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Zucht. Die Gegenstände, welche in der angeführten Weise getrieben wurden, waren Lesen, Rechnen, Schreiben und Religion.

Zur Verbreitung der Bellschen Unterrichtsweise in England, Wales, Schottland und Irland trug viel bei der 1811 von der kirchlichen Partei für die Zwecke der Bellschen Schulen gegründete «Nationalverein zur Beförderung der Erziehung der Armen nach den Grundsätzen der herrschenden Kirche». Dem gegenüber fanden die seit 1798 von Lancaster eingerichteten Schulen unter den Dissenters großen Anklang; zu ihrer Unterstützung wurde 1814 der «Schulverein für Großbritannien und das Ausland» gestiftet. Von England aus verbreitete sich das Lancastersche Unterrichtssystem in außereurop. Erdteile und durch die Länder Europas, nach Frankreich, Rußland, Dänemark, Italien, die Schweiz; am wenigsten wurde es in Deutschland heimisch. Die Methode des gegenseitigen Unterrichts hat ihre Lobredner und ihre Tadler gefunden. Unter den erstern ist C. C. G. Zerrenner, unter den letztern A. Diesterweg hervorzuheben. Unbedingt zu empfehlen ist das Prinzip des gegenseitigen Unterrichts für Schulen, in denen ein Lehrer eine große Zahl von Schülern verschiedenen Alters zu unterrichten hat. Die Anwendung des Prinzips aber muß jedenfalls eine freiere sein, als sie ursprünglich war. Die neuere Zeit hat von der Methode nur den Helferdienst der Schüler beibehalten.

Litteratur. Außer den unter «Bell» und «Lancaster» angeführten Schriften sind zu nennen: Natorp, «Bell und Lancaster» (Essen 1817); Harnisch, «Ausführliche Darstellung und Beurteilung des Bell-Lancasterschen Schulwesens in England und Frankreich» (Bresl. 1819); Diesterweg, «Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dän. Staaten im Sommer 1836» (Berl. 1836); Zerrenner, «Über das Wesen und den Wert der wechselseitigen Schuleinrichtung» (Magdeb. 1832); derselbe, «Die wechselseitige Schuleinrichtung nach ihrem innern und äußern Werte, mit Beziehung auf des Seminardirektors Dr. Diesterweg Urteil über dieselbe» (Magdeb. 1837); Rönnekamp, «Beleuchtung des Diesterwegschen Urteils» (Altona 1837); derselbe, «Reflexionen und Aphorismen über das Wesen, die Vorzüge, die Vervollkommnung und den Fortgang der wechselseitigen Schuleinrichtung» (Altona 1840).

Bellman (Karl Michael), einer der bedeutendsten schwed. Dichter, geb. 4. Febr. 1740 zu Stockholm, trat nach Vollendung seiner Studien bei der Bank und bei dem Zollwesen in Stockholm ein und zog durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit des Königs Gustav III. auf sich, der ihm eine Anstellung bei der Nummerlotterie und 1776 den Titel eines Hofsekretärs verlieh. B. befand sich stets in gedrückter ökonomischer Lage. Namentlich wurden seine letzten Jahre sehr verdüstert. Er starb 11. Febr. 1795. Die meisten seiner Dichtungen sind Improvisationen. Bei freudigen Gelagen, inmitten eines Kreises vertrauter Freunde ergriff er die Zither und sang, selbst nur mäßig trinkend, oft ganze Nächte hindurch, bis ihn Erschöpfung ergriff. Die Worte entstanden mit der Musik, und beide Elemente stehen miteinander in innigster Wechselwirkung. Auch die Melodien sind großenteils sein eigenes Werk. Zwar sang er auch nach ältern und schon bekannten Weisen, drückte aber denselben stets sein eigentümliches Gepräge auf. Er dichtete namentlich «Trink- und Liebeslieder», humoristische Schilderungen des stockholmer Volkslebens u. s. w. B.s gehaltvollste Dichtungen stehen in den von ihm selbst veranstalteten Sammlungen «Bacchanaliska Ordenskapitlets Handlingar» (1783), «Fredman's Epistlar» (1790) und «Fredman's Sånger» (1791). Nach seinem Tode sind mehrere Ausgaben seiner «Samlade Skrifter» (z. B. 6 Bde., Stockh. 1835—36) erschienen, unter denen die mit erklärenden Anmerkungen und Illustrationen versehene Prachtausgabe von Carlén (4 Bde., Stockh. 1855—61, nebst 1 Bd. Musik) besonders hervorzuheben ist. Eine Auswahl von B.s Gedichten hat Winterfeld (Berl. 1856) ins Deutsche übertragen; doch reicht die Übersetzung nicht an das Original heran. Am 26. Juli 1829 ward ihm im Tiergarten zu Stockholm ein Denkmal (von Byström) errichtet, und der Jahrestag der Errichtung ist seitdem für die Bewohner der schwed. Hauptstadt ein Volksfest geworden. Auch auf Hasselbacken wurde ihm 1872 im Tiergarten eine Statue errichtet.

Belloguet (Dominique François Louis, Baron Roget de), franz. Archäolog, geb. 1796 zu Bergheim im Elsaß, war 1814 Kavallerieoffizier, nahm 1834 seinen Abschied und widmete sich histor. und archäol. Studien, besonders über Burgund. Er starb 3. Aug. 1872 zu Nizza. Seine Hauptwerke sind: «Questions bourguignonnes» (Dijon 1846), «Origines dijonnaises» (Dijon 1851) und besonders «Ethnographie gauloise» (4 Bde., Par. 1858—75).

Bellōna (in älterer Form Duellona) war neben der altsabinischen Nerio (oder Neriene) die Kriegsgöttin der Römer, welcher die griech. Enyo entspricht. Die Göttin wird als die Gemahlin oder

auch als die Tochter des Mars bezeichnet. Ihr war 296 von Appius Claudius Caecus während einer Schlacht mit den Etruskern ein Tempel gelobt und nachher auch auf dem Marsfelde errichtet worden. In diesem gab der Senat den Gesandten fremder Völker, welche die Stadt nicht betreten durften, sowie den Konsuln, die auf einen Triumph Anspruch machten, gewöhnlich Audienz. Zu unterscheiden von dieser altitalischen B. ist die asiatische Göttin, welche unter diesem Namen aus Komana in Kappadocien zur Zeit Sullas nach Rom eingeführt ward. Die Priester dieser Göttin, die Bellonarii, verwundeten sich zu Ehren derselben an Lenden, Nacken und Armen. — B. ist auch der Name des 28. Asteroiden. (S. Planeten.)

Bellonion, ein von Kaufmann und Sohn in Dresden 1812 erfundenes musikalisch-mechanisches Kunstwerk, welches mit 24 Trompeten und 2 Pauken verschiedene Stücke Militärmusik ausführte.

Bellotstraße heißt der enge, kurze Kanal im Arktischen Nordamerika, welcher nördlich von der Boothiahalbinsel, südlich von der Insel Nordsomerset, in 72° nördl. Br. und 77° westl. L. von Ferro den Boothiagolf mit der Franklinstraße verbindet. Er ist von seinem Entdecker, dem Kapitän Kennedy, nach dem franz. Marinelieutenant Joseph René Bellot (geb. 1826 in Paris) benannt, welcher sich 1852 der Expedition Kennedys zur Aufsuchung Franklins angeschlossen hatte, 1853 auch die zu gleichem Zwecke unternommene Inglefield-Expedition begleitete und dabei im Eise umkam. Im Greenwich-Hospital ist ihm ein Denkmal errichtet worden.

Bellotto (Bernardo), ital. Maler, s. Canaletto.

Bellovaker, zu Cäsars Zeit einer der mächtigsten belgischen Stämme, der angeblich gegen 100000 Krieger aufbringen konnte. Nördlich von der untern Seine, zwischen Oise, Somme und der Meeresküste wohnend, wurden sie im N. von den Ambianern und Viromanduern, im O. von den Suessionen begrenzt. Sie gehörten, wie die übrigen belgischen Völker, zu den tapfersten und zähesten Gegnern der Römer in Cäsars Tagen. Ihre Hauptplätze waren Bratuspantium und Cäsaromagus, welches letztere jetzt Beauvais heißt.

Bellows (Henry Whitney), amerik. Geistlicher, geb. 11. Juni 1814 in Boston, wurde 1838 Pfarrer der Allerseelenkirche in Neuyork, wo er seitdem seinen ständigen Wohnsitz hat. B. ist ein Redner und Schriftsteller von ungewöhnlicher Schärfe und Frische der Auffassung und gehört der liberalen, mehr rationalistischen Seite der amerik. Theologen an. Außer verschiedenen religiösen Schriften hat er eine Reihe von Vorträgen unter dem Titel «Treatment of social diseases» (1857) und ein Reisewerk über Europa: «The old world in its new face» (2 Bde., Neuyork 1869) veröffentlicht. Während des Bürgerkriegs war er Präsident der berühmten und wirksamen United States Sanitary Commission, sowie Mitglied der Union League und erwarb sich als solcher große Verdienste um die Armee und das Land.

Bellows-Falls, Stromfälle des Connecticut im County Windham des amerik. Staates Vermont. Der unweit oberhalb derselben über 100 m breite Strom drängt sich hier durch Felsen, die nur 6 m auseinander stehen. Die B. werden durch einen in den Felsen gesprengten für kleine Dampfboote schiffbaren Kanal mit neun Schleusen umgangen.

Belloy (Auguste, Marquis de), franz. Dichter, geb. 1816 zu Paris aus altadeliger Familie, lebte ohne Anstellung nur seinen poetischen Neigungen und starb 15. April 1871 zu Dromesnil (Depart. Somme). Seine erste Dichtung war eine poetische Übersetzung des Buches Ruth (1843); ihr folgten die Dramen «Karl Dujardin» (1844), «Pythias et Damon» (1847), «Mal'aria» (1853) und «Tasse à Sorrente» (1857), die Gedichte «Orfa» (1853), «Légendes fleuries» (1854) u. s. w. Besonders hervorzuheben sind die Übersetzungen der Komödien des Terenz (1862) und des Plautus (1870).

Belloy (Pierre Laurent Buirette de), einer der ersten franz. Dramatiker, welche mit Erfolg statt der griech. und röm. oder ausländischen Helden vaterländische auf die franz. Bühne brachten, geb. 17. Nov. 1727 zu St.-Flour in Auvergne, kam schon als Kind nach Paris, wo er nach seines Vaters Tode an seinem Oheim, einem berühmten Advokaten, eine Stütze fand, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmte. Da er aber Neigung zur dramatischen Kunst zeigte, so entfernte er sich heimlich, trat unter dem Namen Dormont als Schauspieler auf mehrern nordischen Bühnen auf, verlebte namentlich mehrere Jahre zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth sich sehr für ihn interessierte, kehrte jedoch 1758 nach Frankreich zurück, um seine Tragödie «Titus» aufführen zu lassen. B. hoffte durch den Erfolg des «Titus» seine Familie zu versöhnen; aber das Stück fiel durch (1758), und so kehrte er wieder nach Petersburg zurück. Erst nach seines Oheims Tode kam er abermals nach Paris, wo nun seine Tragödie «Zelmire» (1762) den entschiedensten Beifall fand. Ihr folgte 1765 «Le siège de Calais», ein Trauerspiel, das noch immer geschätzt wird. Das Stück «Gaston et Bayard» (1771) verschaffte ihm die Aufnahme in die Französische Akademie. Am längsten hat sich sein «Pierre-le-Cruel» (1772) auf der Bühne gehalten; «Gabrielle de Vergy», bei seinen Lebzeiten gedruckt (1770), wurde erst nach seinem Tode aufgeführt (1777). B. starb 5. März 1775 zu Paris. Seinen Stücken ist eine gewisse Kraft und dramatischer Effekt nicht abzusprechen, doch leiden sie an großer Inkorrektheit. Seine «Oeuvres» gab Gaillard (6 Bde., Par. 1779), eine Auswahl Auger (2 Bde., Par. 1811) heraus.

Bell-Rock, d. i. Glockenfelsen, oder Inch-Cape, eine für die Schiffer höchst gefährliche Felsenbank von 780 m Länge und etwa 100 m Breite an der Ostküste der schott. Grafschaft Forfar, 22 km östlich von der Mündung des Tayflusses, soll daher seinen Namen erhalten haben, daß die Mönche der nahen Abtei von Arbroath ehemals eine Glocke (bell) aufgehängt hatten, die sie zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Flut läuteten. Der Felsen bleibt bei gewöhnlicher Flut vom Wasser bedeckt; nur bei der niedrigsten Ebbe ragt er 1,5 bis 2 m hoch über die Meeresfläche hervor. Im J. 1808 entschloß man sich, da viele Schiffe hier scheiterten, zu der sehr schwierigen Erbauung eines Leuchtturms nach dem Muster des von Eddystone, der unter der Leitung des berühmten Baumeisters Stephenson 1811 vollendet wurde. Derselbe ist ein kreisförmiges, 32 m hohes Gebäude in 56° 26' nördl. Br. und 15° 17' östl. L. (von Greenwich), dessen Laterne sich 27,4 m über dem Hochwasser befindet und welches bei Springfluten 5 m hoch unter Wasser gesetzt ist. Die Signale bewirkt eine Maschine; sie bestehen in weißem und rotem

Lichte, alle 2 Minuten wechselnd und abwechselnd mit Dunkelheit, und bei Nebelwetter im Läuten zweier großer Glocken jede halbe Minute.

Bellum (lat.), Krieg; B. omnium in omnes oder contra omnes («Krieg aller gegen alle»), ein Ausspruch des Philosophen Hobbes zur Bezeichnung des natürlichen Zustandes der Menschen, wie er war, bevor die Gesellschaft gebildet wurde.

Bellūno, eine der nördlichsten Provinzen des Königreichs Italien, Compartimento Venetien, 3270,7 qkm mit (1881) 174162 E. umfassend, liegt zu beiden Seiten der Piave und ganz im Bereiche der wilden Verzweigungen der südtiroler Dolomitalpen. Der Getreidebau ist sehr beschränkt, reicher schon der Terrassenbau auf Wein und Obst, ausgezeichnet die Viehzucht und Alpenwirtschaft, unterstützt durch kräftige Bergweiden, nur gering der Ertrag des Bergbaues auf Eisen und Blei, ein Hauptreichtum aber der herrliche Waldbestand. Das Bauholz bildet einen Haupthandelsartikel, welcher besonders nach Venedig geht und teils auf der Piave, teils auf dem Tagliamento verflößt wird, da beide Flüsse im obern Laufe durch den Flößkanal von Sepada miteinander verbunden sind.

Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt auf einer hohen, von der Piave und dem hier einmündenden Ardo gebildeten Landzunge, 60 km im Norden von Treviso, in 334 m Höhe. Die Stadt ist Sitz der Delegation und eines Landesgerichts, eines Distriktskommissariats, eines Bischofs und Domkapitels mit reicher Bibliothek. Unter den 14 Kirchen zeichnet sich die nach dem Modell des Palladio erbaute Kathedrale aus. Außerdem hat B. zwei Klöster, eine Akademie für Wissenschaften und Künste, ein Obergymnasium, eine Handels- und Gewerbekammer, ein schönes Theater und eine merkwürdige, die Stadt mit klarem Gebirgswasser versehende Wasserleitung, Marmorfontänen und einen Triumphbogen. Der Ort zählt (1881) 15660 E., welche Seidenspinnereien, Strohflechtereien, Gerberei, Wachsbleichereien und lebhaften Handel mit Holz, Weinen und Früchten betreiben. Dabei entspringt eine natronhaltige Schwefelquelle. Von B. aus gehen drei Straßen, eine nördlich über den Peutelsteiner Paß ins Pusterthal, eine zweite an der Piave abwärts und eine dritte über den malerischen Paß von Serravalle nach Conegliano an der Bahn Triest-Venedig. B. ist der Geburtsort Gregors XVI. Nachdem bereits Ende Juni und Anfang Juli 1873 in B. heftige Erderschütterungen stattgefunden hatten, litt die Stadt 8. Aug. 1873 durch ein starkes Erdbeben, durch welches viele Gebäude beschädigt wurden und auch ein Teil der Kathedrale einstürzte. [Victor-Perrin (s. d.).

Belluno, Herzog von, Titel des franz. Marschalls

Bélye, Dorf im ungar. Komitat Baránya, 7 km von Essék, an der Moravicza, mit 1300 E., welche Deutsche und Magyaren, zur Hälfte römisch-katholisch, zur Hälfte protestantisch (reformiert) sind, hat ein herrschaftliches, vom Prinzen Eugen von Savoyen erbautes Schloß und zahlreiche sonstige Herrschafts- und Wirtschaftsgebäude. B. ist Vorort einer großen Privatbesitzung des Erzherzogs Albrecht, der hier blühende Musterwirtschaften eingerichtet hält. Die Besitzung zerfällt in sechs Distrikte und wird auch von der Eisenbahnlinie Mohács-Fünfkirchen durchschnitten. Außer den sehr einträglichen Ackerfeldern und einer großartigen Viehzucht hat der Erzherzog hier auch ausgedehnte Waldungen.

Belmontet (Louis), franz. Dichter und Publizist, geb. 26. März 1799 in Montauban, war von ital. Herkunft; er besuchte das Lyceum zu Toulouse, studierte dann daselbst Jurisprudenz und wurde Advokat. Als er infolge satirischer Gedichte mit dem Magistrat von Toulouse in Mißhelligkeiten geriet, ging er nach Paris, wurde hier in dem romantischen Dichterkreise freundlich aufgenommen und erhielt eine Hauslehrerstelle. In dieser Stellung verfaßte er seine drei Hauptwerke: «Les Tristes» (1824), eine Sammlung Elegien, «Le souper d'Auguste» (1828), ein größeres Gedicht, und, gemeinschaftlich mit seinem Landsmann Soumet, «Une fête de Néron», eine Tragödie, welche 1829 im Odeontheater mehr als hundert Vorstellungen erlebte. Infolge eines Aufenthaltes in der Schweiz bei Arenenberg, dem Landhause der ehemaligen Königin Hortense, der Mutter Napoleons III., wurde er ein leidenschaftlicher Bewunderer des Napoleonismus. Er gründete 1830 den «Tribun du peuple», ein Wochenblatt, in dem er die Kronrechte des Königs von Rom vertrat. Später arbeitete er an dem bonapartistischen Organ «Le Capitole», und 1839 besorgte er den Druck der Memoires der Königin Hortense. Nach der Februarrevolution von 1848 wirkte B. eifrig für die Wiederherstellung des Kaiserreichs, begleitete den Präsidenten der Republik auf dessen Agitationsreisen in der Provinz und wurde 1852 von dem Depart. Tarn-et-Garonne in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Sein poetisches Talent verwandte er nunmehr auf die Verherrlichung der Napoleonischen Dynastie in einer großen Anzahl von emphatischen Oden. Er starb zu Paris 14. Okt. 1879.

Belmontīn, ein Paraffin, welches vornehmlich bei der Destillation des Erdöls von Rangoon gewonnen und in England zur Fabrikation der Belmontin-Kerzen verwandt wird.

Belo.... in slaw.-geogr. Namen, s. Bjel...

Belochrobāter (d. i. Weiße Kroaten), ein ehemals zahlreicher Volksstamm am Westabhange der Karpaten in Schlesien, Mähren und Kleinpolen (Galizien). Ein Teil der B. zog im 7. Jahrh. nach Dalmatien, besiegte dort die Avaren und ließ sich taufen. Der zurückgebliebene Teil gehörte im 9. Jahrh. dem Großmährischen Reiche an und ging später nebst den angrenzenden Beloserbei in den übrigen schlesischen und polnischen Slawen auf.

Belopaschzen heißen die Nachkommen des russ. Bauern Sussanin, welcher dem Stifter der Dynastie Romanow, Michail Feodorowitsch, bei einem Überfall durch die Polen mit Selbstaufopferung das Leben gerettet hatte. Sie wohnen im Dorf Korobowa im Gouvernement Kostroma und sind durch kaiserliches Privilegium für alle Zeiten von Abgaben und persönlichen Leistungen befreit, so lange sie im Bauernstande bleiben.

Belonite (von βελόνη, die Nadel) hat man feine und zarte, nadel- oder pfriemenförmige, farblose Krystallgebilde von mikroskopischer Kleinheit genannt, welche in einer außerordentlichen Menge in den natürlichen Glasgesteinen, wie Obsidian, Bimsstein, Pechstein, Perlit vorkommen, und dort oft zu dichten Schwärmen oder Strängen zusammengeschart sind, deren welliger und gewundener Verlauf sich aus den Strömungen erklärt, die in der noch nicht vollends erstarrten Schmelzmasse erfolgten.

Belot (**Adolphe**), franz. dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. 6. Nov. 1829 in Pointe-à-Pitre auf Guadeloupe, kam nach Frankreich, wo er Jura studierte und Advokat in Nancy wurde. Seine litterarische Laufbahn begann B. 1855 mit einem Bande Novellen, der unbemerkt blieb; auch ein zwei Jahre später gegebenes kleines Lustspiel: «A la campagne», ließ keineswegs den außerordentlichen und dauerhaften Erfolg vorhersehen, den sein zweiter dramatischer Versuch, das gemeinschaftlich mit Villetard verfaßte dreiaktige Lustspiel «Le testament de César Girodot», 1859 erleben sollte. Dasselbe ist im Stile der alten Charakterkomödie gehalten; es erinnert an Molières und Regnards Stücke. Später gab B. diese Richtung auf; seine übrigen Dramen sind meist auf bloß äußerlichen Effekt berechnete Rührstücke. Dazu gehören «Les maris à systèmes» (1862), «Le passé de M. Jouanne» (1865) u. a. Auch «Le drame de la rue de la Paix» (1868), ein fünfaktiges Schauspiel nach seinem im Feuilleton des «Figaro» erschienenen Romane, hatte geringen Bühnenerfolg. Eine ganz entschiedene Bühnenwirkung hatte das dreiaktige Drama «Miss Multon», nach dem engl. Roman «East Lynne» von Mrs. Henry Wood. Seine übrigen Dramen, die aber sämtlich geringern Wert haben, sind: «La fièvre du jour», «La femme de feu», «La Marquise», «L'article 47» (1871), «Fromont jeune et Risler aîné» (1876, mit Alphonse Daudet). Man hat von B. auch mehrere Bände Novellen und einige große Feuilletonromane, die er zu Dramen verarbeitete, z. B. «La Vénus de Gordes» (1867), «Mademoiselle Giraud ma femme» (1870), «La femme de feu» (1872), «Les mystères mondains», «Folies de jeunesse» (1876) u. s. w.

Belovár, königl. Freistadt in Kroatien, hat ein Piaristenkollegium, eine Unterrealschule, ist Sitz eines Gerichtshofs und eines Bezirksgerichts und zählt 2125 kroat. und serb. E., welche Wein-, Seiden- und Getreidebau treiben. Früher war B. der Hauptort des St. Georger und Kreuzer Grenzregiments, wurde aber nach der Auflösung der Militärgrenze (1872) die Hauptstadt des Belovárer Komitats, das 3474 qkm mit (1880) 135 962 E. hat.

Below (Gust. Friedr. Eugen von), preuß. General, Sohn des Landstallmeisters von B., geb. 1791 zu Trakehnen in Ostpreußen, wurde 1805—7 im Kadettenkorps zu Berlin erzogen und trat 1807 als Lieutenant in die Armee. Als Adjutant im Yorkschen Korps nahm er teil an den Feldzügen der J. 1812 und 1813, und erhielt in der Schlacht an der Katzbach eine schwere Kopfwunde, die seine Wirksamkeit bis nach der Schlacht bei Leipzig unterbrach. Dem Feldzuge von 1814 wohnte B. im Hauptquartier Yorks bei und wurde zum Rittmeister ernannt. Im Feldzuge von 1815 ward er als Generalstabsoffizier zum Bülowschen Korps versetzt und nahm an der Schlacht von Belle-Alliance teil. Nach dem Frieden kam B. in den Großen Generalstab und 1820 als Chef des Generalstabes zu dem vom Kronprinzen befehligten 2. Armeekorps. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner vom Kronprinzen angeregten Denkschrift an den Kriegsminister, welche die Errichtung einer preuß. Seewehr befürwortet. Im Juli 1848 überbrachte B. dem Erzherzog Johann nach Wien die Zustimmung Preußens zur Übernahme der Reichsverweserschaft und zur Errichtung der Deutschen Centralgewalt und erhielt im Aug. 1848 von dem Erzherzog als Reichsverweser die Vollmacht für Preußen zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Dänemark, welcher im Sept. 1848 zu Malmö zu Stande kam. Im November 1848 wurde B. Kommandeur der 1. Division in Königsberg und im folgenden Jahre Generallieutenant; er wirkte dort auch auf anderm als militärischem Gebiete und namentlich für Straßenbau im Interesse der heimatlichen Provinz. Vom Okt. 1849 bis Febr. 1850 wohnte er den Sitzungen der Ersten preuß. Kammer bei, ebenso wurde er in das Erfurter Parlament sowie in die Erste preuß. Kammer gewählt, wo er jedoch im Jan. 1851 gleichzeitig mit den Generalen Rohr und Hüser sein Mandat niederlegte. B. starb 30. Nov. 1852 zu Königsberg.

Belpasso, Flecken in der ital. Provinz Catania auf Sicilien, 10 km im NW. von Catania, auf der Südseite des Ätna, 5 km nördlich von der 1669 durch einen Ausbruch des Ätna zerstörten ältern Stadt B. sehr regelmäßig wieder erbaut, zählt (1880) 7704 E., welche reiche Erträge an Getreide, Wein und Flachs gewinnen.

Belper (früher Beaupoire), Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 11,5 km nördlich von der Stadt Derby, rechts am Derwent, der zum Trent fließt, und an der Midland-Eisenbahn gelegen, zählt (1881) 9875 E., welche Baumwollspinnerei, Bonneterie, Posamenterie, ferner Fabrikation von Nägeln und braunem irdenen Geschirr betreiben.

Belsazar war einer der letzten Könige von Babylon. Sein Name ist in dem Buche Daniel erwähnt, welches erzählt, daß er von einem gewissen Darius dem Meder, vielleicht einem Unterkönig des Cyrus, entthront worden sei. B. hatte alle Großen seines Reichs zu einem großen Gelage versammelt, da erschien plötzlich auf der Wand eine Hand, die Worte in unlesbaren Zeichen schrieb, die keiner der Magier zu deuten vermochte, bis endlich Daniel, auf Veranlassung der Gemahlin des Königs befragt, sie **Menēh, Menēh**, Tekel Ufarsin (d. h. Gezählt, gewogen und geteilt) las und sie auf den Untergang des Reichs und das Verderben des Königs deutete (Daniel, Kap. 5). In derselben Nacht wurde B. getötet, und Darius der Meder übernahm das Reich. Nach den Keilinschriften war B. der Sohn des Königs Nabonid, des letzten Herrschers, der, wie die Griechen und die Inschriften beglaubigen, bei der Einnahme Babylons durch Cyrus seinen Thron verlor; nach Daniel selbst regierte B. vor Cyrus; Nebukadnezar wird wol nur bildlich sein Vater genannt. In Nabonids Inschriften figuriert B. als eine Art Mitkönig. Gewiß ist, daß er seines Vaters Sturz nicht erlebte, auch scheint der Schauplatz des Gelages wie der Katastrophe im Buche Daniel nicht Babylon gewesen zu sein. Denn die erste Empörung nach der Einnahme Babylons durch Cyrus, die 17 J. später stattfand, sowie eine spätere gingen von Betrügern aus, die sich nicht für B., den Erstgeborenen und Mitkönig Nabonids, sondern für Nebukadnezar, jüngern Sohn Nabonids, ausgaben. Die Geschichte der letzten babylon. Könige ist dunkel; doch läßt sich die Geschichte B.s nicht anders erklären, als wenn man ihn als einen Mitkönig seines Vaters auffaßt. Der babylon. Name Daniels, Beltsazar, ist das assyr. Baltasusur («Beschütze sein Leben»); von ihm hat sich die Form Balthasar der Septuaginta entwickelt, die auch für B. angewandt wurde und in dieser Form sich in einem der heiligen Dreikönigsnamen wiederfindet.

Belt (im Keltischen das Wasser oder Meer), heißen die beiden Meerengen, welche nebst dem Sunde (s. d.) die Ostsee mit dem Kattegat verbinden. Der **Große Belt** (dän. Store Beltet) trennt die dän. Inseln Seeland und Fünen, in seiner südl. Verlängerung, dem **Langelands-Belt**, auch die Inseln Laaland und Langeland. Ohne den letztern ist er von Fynshoved, der Nordspitze Fünens, bis Frankeklint, der Nordspitze Langelands, 60 km lang, meistens 30, an der schmalsten Stelle zwischen Knudshoved (bei Nyborg) und Halskov (im N. von Korsör) nur 16,6 km breit. Infolge der vielen Sandbänke, Untiefen und kleinen Inseln (Reersö, Vresen, Egholm, Aggersö, Omö u. a.) sowie der starken Strömungen zeigt sich der Große B. für die Schiffahrt sehr gefährlich, wird aber dennoch benutzt, z. B. von Kriegsschiffen, für welche der Sund nicht genug Tiefe hat. Der **Kleine Belt** (dän. Lille Beltet) zwischen Fünen einerseits, Schleswig und der Südostecke Jütlands andererseits, ist von Fredericia südwärts bis zur Insel Alsen 52 km lang, 630 m bis 18,5 km breit, 9—26 m tief und wird wegen der heftigen Strömungen und vielen Krümmungen nur wenig benutzt. Der nördlichste Teil, auch **Middelfart-Sund** genannt, ist sehr tief, aber so schmal, daß er wie ein Fluß erscheint. Im südl. Teile hat er ein sehr tiefes, etwa 7 km breites Fahrwasser. Die bemerkenswertesten Inseln sind Fanö, Brandsö, Aegholm, Baagö, Aarö und Barsö. Kriegsgeschichtlich berühmt ist der Übergang des Schwedenkönigs Karl X. über das Eis der B. Dieser ging 30. Jan. 1658 von Heils, einem Dorfe 15 km im SO. von Kolding, nach der Insel Brandsö, von da zur Landspitze Vedelsborghoved auf Fünen, wo es, wie bei dem Tybringer Walde, zu Gefechten kam. Von Nyborg auf Fünen wandte er sich 5. bis 6. Febr. über das Eis des Großen B. nach Langeland, von dort über Laaland und Falster nach Vordingborg auf Seeland.

Beltane (spr. Beltän) oder **Beltein** (von Bel oder Beal, dem kelt. Lichtgott, und Tin, Feuer), ein altkelt. Fest, das durch Anzünden großer Feuer und durch Opfer Anfang Mai und wahrscheinlich auch zu Anfang November gefeiert wurde. Spuren davon finden sich noch in Schottland und Irland.

Beltrami (Giovanni), berühmter Steinschneider, geb. 1779 zu Cremona als der Sohn eines Juweliers, erlangte durch eigene Studien und Versuche eine solche Fertigkeit im Gemmenschnitt, daß er zur Zeit der franz. Herrschaft an Eugen Beauharnais einen Gönner fand, für den er unter andern eine Kette von 16 Kameen, die Geschichte der Psyche darstellend, arbeitete. In den Jahren 1820—26 war er meist für den Grafen Sommariva beschäftigt. Er starb 1854 in Cremona. Seine bedeutendsten Kunstwerke sind: ein 18 mm großer Stein mit etwa 20 Figuren nach dem Bilde Charles Lebruns, das Zelt des Darius darstellend, und ein 27 mm großer Topas mit dem Abendmahl von Leonardo da Vinci. Vgl. Meneghelli, «Insigne glittografo Giov. B.» (Padua 1839).

Belträmo, eine komische Maskenfigur der commedia dell' arte, s. unter Arlecchino.

Beludschistän, s. Balutschistän.

Beluga, Fischart, s. unter Delphin. B. ist auch der russ. Name des Hausen (s. d.).

Belugenstein, ein jetzt nicht mehr zur Verwendung kommendes Medikament, besteht aus Konkretionen, welche sich in der Kloake des Hausen, Acipenser huso, bilden, enthält, neben nicht untersuchter organischer Substanz, vorzugsweise phosphorsauren Kalk, nach Wöhler von der Zusammensetzung $CaHPO_4 + 2H_2O$.

Belus, jetzt **Naman** (d. h. der Liebliche), ein etwa 9 km langes Flüßchen in Syrien, das im NO. des Karmel fließt und nahe südlich von Akka in die Bai von Akka mündet. An seinem sandigen Ufer sollen die Phönizier das Glas erfunden haben. Der Name Belus ist nach Movers von dem alten Baal abzuleiten.

Belvedēre (ital.), gleichbedeutend mit dem franz. Bellevue (s. d.), d. h. schöne Aussicht, ist die Benennung für Punkte, von welchen aus man eine schöne Fernsicht hat, wurde dann aber auf die an solchen Punkten errichteten, meist nicht zur Wohnung bestimmten Bauwerke, welche dann gewöhnlich einen turm- oder tempelartigen Charakter haben, übertragen. Zuweilen befinden sich diese B. auch auf andern Gebäuden. Schließlich ist dieser Name auch verschiedenen Lustschlössern, welche an besonders schönen Punkten liegen, gegeben worden, z. B. einem Teile des Vatikanischen Palastes zu Rom, in dem sich die berühmte Statue des Apollo vom B. befindet (s. Apollo); ferner einem Palaste in Wien (in dem sich bis 1882 die kaiserl. Gemäldegalerie befand), Lustschlössern bei Weimar, Neustrelitz und sonst. Im Mittelalter nannte man solche Stellen oder die an ihnen errichteten Türme meist «Luginsland»; so z. B. in Augsburg, Nürnberg.

Belvedere Marittimo, Stadt in der ital. Provinz Cosenza (früher Calabria citeriore), im Distrikt Paola, nahe der Küste des Tyrrhenischen Meeres, zählt (1880) als Gemeinde 4952 E., welche namhaften Rosinen- und Weinbau treiben.

Belz, Stadt im nördl. Teile von Ostgalizien, Bezirkshauptmannschaft Sokal (im ehemaligen Zolkiewer Kreise), mit (1880) 4126 E., größtenteils Ruthenen, die neben den städtischen Gewerben Feldwirtschaft und Viehzucht treiben. B. war einst der Hauptort eines russ. Fürstentums, das der Polenkönig Kasimir der Große zugleich mit Rot-Rußland eroberte und dem Masoverfürsten Semovit schenkte. Unter dem Jagellonen Kasimir (1462) kam es mit dem Fürstentum Masovien an Polen.

Belzebub, s. Beelzebub.

Belzen, s. unter Okulieren.

Belzig, Kreisstadt und Hauptort des Kreises Zauch-B. (1922 qkm mit [1880] 72408 E.) im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, am nördl. Fuße des Fläming und an der Berlin-Wetzlarer Eisenbahn, ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts, der Kreiskasse, eines Steueramts, hat in der Nähe ein altes Schloß, Eisenhart genannt, drei Kirchen und zählt mit Einschluß des Vorstadtdorfs Sandberg 3543 E., welche Weberei, Brauerei, Wollspinnerei, Acker- und Gartenbau treiben. B. ist Geburtsstadt des Dichters Aug. Gottlob Eberhard und des Komponisten Reissiger. Die Stadt wurde 11. April 1635 von den Schweden geplündert und verbrannt. Ungefähr 3,5 km westsüdwestlich der Stadt und 2 km südlich vom Dorfe Lübnitz liegt das Dorf **Hagelberg**, nach welchem das sehr bedeutende Gefecht genannt wird, in welchem nach der Schlacht von Großbeeren 27. Aug. 1813 der preuß. General Hirschfeld mit kaum 12000 Mann Landwehr und 600 Kosaken unter Tschernitschew die ebenso starke franz. Division Girard vollständig aufrieb. Zur Erinnerung an

dies Gefecht wurde unweit Hagelberg ein Denkmal (Kolossalstatue der Borussia in Sandstein) errichtet.

Belzōni (Giovanni Battista), berühmt durch seine Reisen und Entdeckungen, geb. 5. Nov. 1778 zu Padua, ward in Rom zum geistlichen Stande erzogen, wandte sich jedoch bald den mechan. Künsten, besonders der Hydraulik zu. Von Rom ging er nun 1800 nach Holland, von da 1803 nach England, wo er durch öffentliche Darstellungen aus der Hydraulik, nachher durch athletische Künste seinen Unterhalt zu gewinnen suchte. Im J. 1812 kam er nach Lissabon, später nach Madrid und nach Malta. Hier ward er 1815 nach Ägypten eingeladen, um eine hydraulische Maschine für den Pascha zu bauen. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt, bewogen ihn Burckhardt und Salt, sich der Erforschung ägypt. Altertümer zu widmen. Es gelang ihm, die Büste des sog. jüngern Memnon aus der Nachbarschaft von Theben nach Alexandria zu schaffen und zuerst in den Tempel von Abu-Simbel einzudringen. Im Thale der Königsgräber (Biban-el-Moluk) bei Theben entdeckte er mehrere wichtige Katakomben mit Mumien. Er eröffnete auch unter anderm 1817 das berühmte Königsgrab des Psammetich oder Necho, aus welchem er den prächtigen alabasternen Sarkophag fortschaffte, der jetzt, mit der erwähnten Memnonsbüste und den meisten übrigen von ihm nach Europa mitgebrachten ägypt. Altertümern, das Britische Museum schmückt. B.s glänzendste Unternehmung war jedoch die Eröffnung der Pyramide des Chephren. Ein Anschlag auf sein Leben veranlaßte ihn, Ägypten zu verlassen. Zuvor unternahm er noch eine Reise nach der Küste des Roten Meers, auf der er die Smaragdgruben von Zubara und die Überreste des alten Berenice auffand, und von hier nach der Oase Siwah, um die Trümmer des Ammontempels zu untersuchen. Im Sept. 1819 schiffte er sich mit seiner Gattin, die auf allen Fahrten und Reisen seine mutige Begleiterin gewesen, nach Europa ein. Die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte er unter dem Titel: «Narrative of the operations and recent discoveries etc. in Egypt and Nubia» (Lond. 1821, nebst einem Band mit 44 illum. Kupfern). Gegen Ende 1822 unternahm er eine Reise nach Timbuktu ins Innere Afrikas. In Benin ward er jedoch von einer gefährlichen Ruhr befallen, die ihn nötigte, nach Gato zurückzukehren, wo er 3. Dez. 1823 starb. Die Originalzeichnungen des von ihm eröffneten ägypt. Königsgrabes wurden von seiner Gattin herausgegeben (Lond. 1829). Vgl. Menin, «Cenni biographici» (Mail. 1825).

Bem (Jos.), berühmter poln. General, geb. 1791 zu Krakau aus adeliger Familie, wurde 1810 in die von Napoleon zu Warschau gegründete Artillerieakademie aufgenommen. Dem Feldzuge von 1812 wohnte er als Lieutenant der reitenden Artillerie bei, kam beim Rückzug der Franzosen nach Danzig und kehrte nach der Übergabe der Festung nach Polen zurück, wo er in die 1815 reorganisierte Armee eintrat, 1819 zum Artilleriehauptmann aufstieg und tüchtige Schriften über Organisierung der Artillerie, über Congrevesche Brandraketen (Weim. 1820), Pulvererzeugung u. s. w. herausgab. Wegen seiner patriotischen Gesinnung erhielt er jedoch 1825 den Abschied, worauf er sich auf den Gütern Franz Potockis mit Bauten und litterarischen und technischen Arbeiten beschäftigte. Als 1830 die poln. Revolution ausbrach, eilte B. nach Warschau, wurde zum Major einer Batterie, nach der Schlacht bei Iganie zum Oberstlieutenant, nach dem Gefecht von Ostrozla zum Obersten, bald nachher zum Kommandanten der poln. Artillerie und, als die poln. Streitmacht sich bei Warschau konzentrierte, zum General ernannt. Nach dem Fall von Warschau trat er mit einem Teil der poln. Armee auf preuß. Gebiet über, lebte einige Zeit als Leiter der Emigration in Deutschland und seit 1832 in Paris. Wissenschaftliche Arbeiten, dann Reisen in Portugal, Spanien, Belgien und Holland füllten die folgenden Jahre aus.

In den Märztagen 1848 kam B. aus Frankreich nach Lemberg, 14. Okt. nach Wien, wo er sich in hervorragender Weise an der revolutionären Erhebung beteiligte und während der Einschließung der Stadt durch Windischgrätz verkleidet nach Preßburg entkam. Dort erteilte ihm die ungar. Regierung den Auftrag, an der Spitze eines selbständigen Korps Siebenbürgen zu erobern. Nachdem er sich rasch eine Armee von 8000 Mann geschaffen, brach er Ende 1848 in Siebenbürgen ein, lieferte 19. Dez. bei Deés den Österreichern das erste siegreiche Gefecht, trieb seinen Feind unter Gefechten aus dem Norden des Landes in die Bukowina und zog die herbeiströmenden Szekler an sich. Hierauf wandte er sich gegen die österr. Hauptmacht unter Puchner und griff, nachdem er ihn zum Rückzug nach Hermannstadt genötigt, diesen Ort 21. Jan. 1849 an. Er wurde jedoch zurückgeschlagen und erlitt 4. Febr. von Puchner zu Vizakna eine bedeutende Niederlage. Dennoch wußte er sich 7. Febr. durchzuschlagen und lieferte, durch ungar. Truppen verstärkt, am 9. Febr. die blutige Schlacht an der Brücke zu Piski, eroberte 11. März Hermannstadt, nahm Kronstadt und trieb die Österreicher sowie die seit dem Februar herbeigerufenen russ. Hülfstruppen 16. März durch den Rotenturmpaß in die Walachei. So Herr des Landes geworden, suchte er durch Amnestie und Milde die deutsche Bevölkerung, namentlich aber die Walachen für sich zu gewinnen. Auf Befehl der ungar. Regierung begab er sich hierauf ins Banat und nötigte den dort eingedrungenen Puchner zur Räumung auch dieses Gebietes. Sodann kehrte er nach Siebenbürgen zurück, wo inzwischen die Russen mit Übermacht eingedrungen waren und die Ungarn geschlagen hatten, wurde aber 31. Juli bei Schäßburg von dem dreifach stärkern Gegner entscheidend geschlagen. Er erstürmte noch 5. Aug. Hermannstadt, mußte jedoch den Platz bald wieder räumen. Auf dringendes Verlangen Kossuths eilte er nach Ungarn, wo er am 9. an der Schlacht bei Temesvár sich beteiligte. Nach einem vergeblichen Versuch zu Lugos, den Kampf wieder aufzunehmen, mußte er nach Siebenbürgen zurückweichen, wo er sich bis zum 19. Aug. gegen eine erdrückende Übermacht wehrte. Endlich rettete auch er sich auf türk. Gebiet, trat dort zum Islam über und wurde unter dem Namen Amurat-Pascha im türk. Heere angestellt. Auf Österreichs und Rußlands Einsprache wurde B. im Febr. 1850 mit den zum Islam übergetretenen Ungarn nach Aleppo geschickt, wo er im November an der Spitze türk. Truppen den blutigen Aufstand der arab. Bevölkerung gegen die Christen niederschlug. Sein durch Strapazen und viele Wunden zerrütteter Körper wurde indessen von einem Fieber ergriffen, dem er 10. Dez. 1850 erlag. Als Feldherr zeichnete sich B. durch geschickte

Benutzung der Artillerie und große Schnelligkeit der Bewegungen aus. Außer andern Schriften erschien von ihm «Exposé général de la méthode mnémonique polonaise etc.» (Par. u. Lpz. 1839). Vgl. Czetz, «B.s Feldzug in Siebenbürgen» (Hamb. 1850); Palacky, «B. in Siebenbürgen» (Lpz. 1850).

Bēma (grch.), in den griech. Kirchen der umgitterte Raum für die Geistlichkeit und besonders der in letzterm befindliche Sitz für den Bischof.

Bembo (Pietro), ital. Gelehrter, geb. zu Venedig 20. Mai 1470 aus vornehmer Familie, erlernte früh die lateinische, dann zu Messina unter Laskaris die griech. Sprache, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte und eine kleine Schrift über den Ätna herausgab. Nach dem Willen seines Vaters Bernardo B. trat er in den geistlichen Stand, fand aber bald Mißbehagen daran und widmete sich den Wissenschaften. Nachdem er in Ferrara philos. Studien gemacht, kam er wieder nach Venedig, wo er bald eins der vorzüglichsten Mitglieder der im Hause des Buchdruckers Aldus Manutius gebildeten gelehrten Akademie wurde. Für die Druckerei des Aldus besorgte er in jener Zeit eine kritische Ausgabe der ital. Gedichte Petrarcas (1501) und der Göttlichen Komödie (1502). Dann wandte er sich nach Rom und 1506 an den Hof von Urbino; 1512 folgte er Julian de Medici nach Rom, wo ihn Julians Bruder, Papst Leo X., zu seinem Sekretär ernannte und ihm seinen Freund Sadoleto zum Amtsgenossen gab. In Rom lernte B. seine Geliebte Morosina kennen, die er in seinen Gedichten feiert und die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar. Nach Leos X. Tode begab er sich nach Padua, wurde 1529 zum Geschichtschreiber der Republik Venedig und zum Bibliothekar der St. Markusbibliothek ernannt. Papst Paul III. erteilte ihm 1539 den Kardinalshut, zwei Jahre später das Bistum Gubbio und bald darauf das von Bergamo. B. starb 18. Jan. 1547. Seine ital. und lat. Dichtungen («Carmina») zeichnen sich weniger durch Originalität als durch hohe Formvollendung aus; seine lat. Prosaschriften, namentlich seine Briefe, gelten mit Recht als Muster. Unter seinen (auch vielfach einzeln gedruckten) Werken (4 Bde., Vened. 1729) sind am wichtigsten: «Rerum Veneticarum libri XII» von 1487 bis 1513 (Vened. 1551), die er selbst ins Italienische übersetzt hatte (Vened. 1552; beste Ausgabe von Morelli, 2 Bde., Vened. 1790). Ferner sind zu erwähnen: «Prose» (Vened. 1525 u. ö.), Dialoge, in welchen die Regeln der toscan. Sprache aufgestellt werden; «Gli Asolani» (Vened. 1505 u. ö.), Dialoge über die Natur der Liebe, Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara, gewidmet; «Rime» (Vened. 1530 u. ö.), eine Sammlung von Sonetten und Kanzonen; seine Briefe, sowol die italienisch als die lateinisch geschriebenen.

Bemmel, eine zahlreiche Malerfamilie, deren Stammvater der 1630 in Utrecht geborene Wilhelm von B. ist, wohin sich seine Familie aus Burgund wegen Religionsbedrückung gewandt hatte. Wilhelm lernte bei Corn. Saftleeven die Landschaftsmalerei, ging dann nach Italien, reiste in England und Deutschland und trat endlich in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel, bei dem er sechs Jahre weilte und viele treu und geschmackvoll aufgefaßte Landschaften meist nach Motiven aus Tivoli malte. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in Nürnberg. Er starb 20. Dez. 1708 zu Wöhrd bei Nürnberg. — Johann Georg von B., sein ältester Sohn, geb. zu Nürnberg 30. Nov. 1669, gest. 18. Juni 1723, lernte zuerst vom Vater, widmete sich aber dann hauptsächlich der Tiermalerei bei J. Sandrart. Er hatte eine schwächliche Gesundheit und konnte zuletzt wegen des Chiragra nur zwei Finger gebrauchen, was ihn aber vom fleißigen Arbeiten nicht abhielt. — Peter von B., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1685 zu Nürnberg, gest. 1754 zu Regensburg, wurde, wie der Vater, Landschaftsmaler, wich aber von dessen Manier ab. Am besten gelangen ihm Winter- und Gewitterscenen. Vorzüglich ist sein Baumschlag, wobei er eine besondere Vorliebe für Birken an den Tag legte. Peter wurde besonders vom Fürstbischof von Bamberg, Franz Konrad von Stadion, beschäftigt, dessen Schlösser er mit Gemälden schmückte. — Joel Paul von B., der ältere Sohn von Joh. Georg, geb. zu Nürnberg 1713, war teils im Militärdienst, teils mit Landschafts- und Geschichtsmalerei beschäftigt. Sein jüngerer Bruder, Johann Noah von B., geb. 1716, wurde ein Schüler von Kupetzky, dessen Manier er in seinen Arbeiten (Bildnisse, Jagden, Tier- und Genrestücke) nachahmte. — Christoph von B., Peters erster Sohn, geb. 1707, ein Landschafter, malte in Mannheim und später in Straßburg. Johann Christoph von B., sein Bruder, ebenfalls Landschafter, wohnte zu Bamberg, wo er zum kath. Glauben überging. Er malte ziemlich gewerbsmäßig. — Karl Sebastian von B., Sohn des vorigen, geb. 1. April 1743, gest. zu Nürnberg 26. Nov. 1796, bildete sich in der Schule der Brüder Lang in Nürnberg und malte vorzüglich Landschaften in Gouachefarben. Am liebsten stellte er Seestücke, Stürme, Feuersbrünste, Morgen- und Nachtscenen dar. Die Perspektive gelang ihm vorzüglich; Baumschlag, Himmel und Wasser gab er mit großer Naturwahrheit wieder. Er trat 1765 zum luth. Glauben über. — Johann Kaspar von B., Bruder des vorigen, fiel auf der Wanderung 1778 preuß. Werbern in die Hände und kam dann in einem kläglichen Zustande nach Bamberg zurück. Eine Zeit lang war er Laienbruder zu Mainz, trat dann in das preuß. Militär, desertierte von Wesel aus und wandte sich nach Leipzig, wo er 1799 starb. Er lieferte Landschaften.

Ben heißt im Hebräischen und Arabischen Sohn. In beiden Sprachen wird zu näherer Bezeichnung der Person dem Namen auch der des Vaters beigefügt, daher B. in solcher Verbindung soviel als Sohn des .... bezeichnet, z. B. David Ben-Salomo, Ali Ben-Hassan. Bei jüd. Familien in arab. Ländern wird B. auch dem Familiennamen vorgesetzt, z. B. Ben-Jaisch (Baruch), Ben-Melech (Salomo). Daher haben, analog den deutschen Namen auf —sohn, manche Juden neuerer Zeit aus der Zusammensetzung des B. und des väterlichen Namens neue Familiennamen gebildet, z. B. Benary, Benfey, Bendavid, Benlevi u. s. w. Neben Ben kommt unter Arabern, Persern und Türken auch die Form Ibn (Ebn), unter den Juden in arab. Ländern Aben, Aven vor, z. B. Ibn Esra, resp. Aben Esra.

Ben oder **Bhein** heißt im Gaelischen «Berggipfel». Die bedeutendsten Berggipfel Großbritanniens, deren Namen damit zusammengesetzt sind, heißen Ben-Nevis (s. d.); Ben-Cruachan, Grafschaft Argyle, am Loch Awe, 1119 m; Ben-Lawers, Grafschaft Perth, am Loch Tay, 1214 m; Ben-Lomond, Grafschaft Stirling, zwischen dem Lomond- und

Katrine-Loch; Ben-Muich-Dhui (fälschlich Macdhu), Hauptgipfel der Cairngorm-Berge, 1309 m; Ben-Wywis, Grafschaft Roß, 1134 m; Ben-More, der höchste auf der Insel Mull (Hebriden), 963 m; Ben-Anoir, d. h. Goldberg, der höchste auf der Insel Jura (Hebriden), 816 m.

Benacus lacus, röm. Name des Gardasees.

Bénarde (frz.), ein Thürschloß, das sich von beiden Seiten schließen läßt.

Benares oder Banaras (im Sanskrit Varanasi), Hauptstadt der gleichnamigen Division der Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen des Indo-Britischen Reichs, das Rom der Hindu, die heiligste Stadt derselben und der Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Orthodoxie, liegt, etwa 8 km lang, unter 25° 17′ nördl. Br. und 83° 4′ östl. L. (von Greenwich), amphitheatralisch auf dem linken Ufer des Ganges, der daselbst eine hafenförmige Einbucht in das Land bildet und eine nach der Jahreszeit wechselnde Breite von 550—850 m bei einer Tiefe von 25—30 m besitzt. B. bietet von dem Ganges aus einen sehr eigentümlichen, malerischen Anblick. Es bildet ein Labyrinth dunkler, feuchter, schmutziger, gekrümmter und so enger Straßen, daß kaum der Elefant allenthalben durchkommen kann. Wagen sind in ihnen gänzlich unbrauchbar. Die Häuser, deren Anzahl sich 1872 auf 35741 belief, sind meistens drei-, häufig aber fünf- bis sechsstöckig. Da jede obere Etage über die untere etwas hervortritt, so stoßen die höchsten Stockwerke einander gegenüberliegender Häuser häufig fast zusammen. Sehr viele von ihnen sind mit Erkern, Balkonen, Geländern, Kuppeln und runden oder mehr pyramidalischen Domen geschmückt. Auch die bunten Farben, mit denen die meisten von ihnen angestrichen sind, und die auf ihrer Vorderseite grell gemalten Blumen, Tier-, Menschen- und Göttergestalten geben ihnen ein sehr eigentümliches Aussehen. B. ist Mittelpunkt der Verehrung des Siwa oder Mahadeva, und die Zahl der dieser Gottheit geweihten Tempel (Siwalas) daselbst soll sich auf mehr als 1000 belaufen. Die meisten sind aber als Bauwerke wenig großartig. Der bedeutendste, älteste, geehrteste und besuchteste ist der des Bishrayesa, d. h. des Herrn der Welt. In allen sind aufrechtstehende Lingams aus Stein Hauptgegenstand der Anbetung. Dem Shiwa geweihte Stiere laufen allenthalben frei in den Straßen umher, während es in mehrern Tempeln der Durga von dort gehegten und gepflegten, allenthalben herumspringenden Affen wimmelt. Von den der Sekte der Dschainas angehörenden Tempeln sind besonders der Man-Mandil oder das Haus der Mandil-Singh, welches 1680 zu einer Sternwarte eingerichtet und mit großartigen, noch vorhandenen astron. Instrumenten versehen wurde, sowie der Dschain-Mandil oder Tempel des Dschaina, wiewohl schon im Verfalle, ihrer Architektur wegen bemerkenswert. Von den etwa 300 Moscheen in B. ist die von Aurengzeyb, unweit des Ganges auf der Stelle eines niedergerissenen Hindutempels erbaut, mit drei Kuppeln und zwei Minarets eine der großartigsten.

Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1881) 207570, wechselt aber sehr wegen der Menge täglich nach B. strömender Wallfahrer und anderer Fremden, welche zur Zeit des Ram-Lila, des größten, und des Dawali, des glänzendsten aller zu B. gefeierten religiösen Feste mehr als 100000 betragen. Unter ihr befinden sich mehr als 20000 Brahmanen, eine sehr große Anzahl von Bettlern, Landstreichern, Müßiggängern aller Art und mit Schmutz bedeckten, fast nackenden Fakirs von der widerlichsten Erscheinung. Aber auch viele reiche und vornehme Hindu halten sich zeitweilig oder während der letzten Lebensjahre in B. auf, teilweise um dort zu sterben. Lieblingsaufenthalt der Bevölkerung sind die von den Quais zu dem Ganges hinabführenden Ghats oder Steintreppen. Um im Angesichte des Ganges zu sterben, lassen Todkranke sich dorthin tragen, während auf einigen dieser Ghats auch Leichenverbrennungen stattfinden. B. ist noch immer, wie in alter Zeit, der Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Wissenschaft, obgleich Kalkutta in neuerer Zeit, namentlich mit Bezug auf das Studium ind. Sprachen, mehr und mehr mit B. wetteifert. Die Benares-Pandits gelten noch immer in allen religiösen Fragen als erste Autoritäten. Von den zahlreichen Lehranstalten sind das Hindukollegium und das 1792 gestiftete Sanskritkollegium die bemerkenswertesten. Beide genießen die Unterstützung der engl. Regierung. In ersterm wird Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, dem Gesetze der Hindu, in deren heiliger Litteratur, dem Sanskrit, und der Astronomie erteilt. In dem andern lehrt man die engl. Sprache, Geschichte und Litteratur, das Sanskrit, das Hindi und Persische, sowie Mathematik, Staatsökonomie u. s. w. B. ist auch der Sitz einer blühenden Industrie und als Handelsplatz von großer Bedeutung. Berühmt sind die dort verfertigten Schmucksachen von edeln Metallen, die Gold- und Silberbrokate, Samte, seidenen und baumwollenen Stoffe. Zu Markte kommt daselbst alles, was Indien und die Nachbarländer an edeln und kostbaren Erzeugnissen des Kunstfleißes sowie an Naturprodukten hervorbringen, zugleich mit allen nur denkbaren Erzeugnissen der engl. Industrie. Von den Kaufleuten in B. zählen einige zu den reichsten in ganz Indien. B. ist eine uralte Stadt, die schon in den sanskritischen Dichtungen Kasi, d. i. die Glänzende, genannt und als älteste Brahmanenschule gefeiert wird. Im J. 1193 wurde dasselbe von dem Ghuriden Kutb-ed-din erobert und 1529 von Baber dem Reiche von Delhi einverleibt. Bei dem Verfalle des letztern zu Anfang des 17. Jahrh. schwang sich der Fürst von Ghazipur zum Gebieter über die Stadt und das Gebiet von B. auf, kam 1775 unter die Oberherrlichkeit der Englisch-Ostindischen Kompagnie, wurde aber 1781 von letzterer abgesetzt und verlor sein Gebiet an dieselbe. Vgl. Sherring, «The sacred city of the Hindus; an account of B. in ancient and modern times» (Lond. 1868); derselbe, «Hindu tribes and castes, as represented in B.» (Benares 1872).

Die Division Benares zählt auf 47431 qkm 8179307 E., worunter 1½ Mill. Mohammedaner, und besteht aus den sechs Distrikten: B., Mirzapur, Ghazipur, Busti, Gorakhpur und Azimgarh.

Benary (Franz Ferd.), Orientalist und Exeget, geb. 22. März 1805 zu Kassel, studierte zu Bonn, Halle und Berlin 1824—29 Theologie und Philosophie und orient. Sprachen und habilitierte sich 1829 an der berliner Universität, wo er das altind. Kunstgedicht «Nalodaya» (Berl. 1830) herausgab; 1831 ward er zum außerord. Professor in der theol. Fakultät ernannt. Auf seine Schrift «De Hebraeorum leviratu» (Berl. 1835) erhielt B. in Halle die theol. Doktorwürde. Biblische Litteratur und Exegese, semit. Sprachen und Paläographie bildeten den Gegenstand seiner Vorlesungen sowie vieler

kleiner Abhandlungen und Kritiken, die besonders in den berliner «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» enthalten sind. Er starb 7. Febr. 1880 zu Berlin. — Sein Bruder, **Albert Agathon B.**, geb. 17. Jan. 1807 zu Kassel, widmete sich 1824—27 zu Göttingen und Halle der Philologie, seit 1827 behufs sprachvergleichender Forschungen zu Berlin dem Sanskrit. Als Ergebnisse seiner Studien veröffentlichte er das Werk «Röm. Lautlehre» (Bd. 1, Berl. 1837), sowie viele kleinere Schriften] und Aufsätze in Zeitschriften. Seit 1831 war er Professor am Köllnischen Gymnasium in Berlin und hielt als Privatdocent an der dortigen Universität Vorlesungen über griech. und röm. Litteratur sowie über Sanskrit. Durch seine im demokratischen Sinne sich äußernde Wirksamkeit auf polit. Gebiete, welche er namentlich im Sommer 1848 bethätigte, zog sich B. manche Anfeindungen zu. Er starb 5. Dez. 1860.

Benasque, befestigte Stadt mit 1500 E. in der span. Provinz Huesca (Aragonien), 930 m über dem Meere an der Esera gelegen, einer der höchsten Orte in den Pyrenäen, hat Bleibergwerke und Mineralquellen. Nördlich davon führt der 2417 m hohe Paß Puerto de Benasque in das Thal von Luchon.

Benavente, Stadt in der span. Provinz Zamora im ehemaligen Königreich Leon, in 700 m Höhe links vom Flusse Orbigo, einem linken Nebenflusse der Esla, 66 km nördlich von Zamora, zählt (1877) 4107 E. und hat Seidenwebereien und neun Kirchen. Inmitten der Stadt befindet sich der alte verfallene Palast der herzogl. Familie Pimentel, welcher B. ehemals gehörte.

Benavente (das Aritium praetorium der Römer), Stadt im portug. Distrikt Santarem der ehemaligen Provinz Estremadura, am linken Ufer des Zatas oder Sorraia, eines linken Nebenflusses des Tajo, zählt (1878) 2843 E. und hat ein königl. Schloß.

Benbecula, eine zur Gruppe der Hebriden oder Western-Islands gehörige Insel, an der Nordwestküste Schottlands, zwischen Nord- und Süd-Uist, östlich durch den Little Minch von der Insel Skye getrennt, gehört zur schott. Grafschaft Inverneß, umfaßt ein Areal von 110 qkm und zählt (1871) 1563 E., teils Fischer, teils kleine Landwirte, welche den Acker mit hier gebranntem Kelp düngen. Die nicht sehr fruchtbare Insel ruht auf einer Unterlage von Gneis, hat mehrere kleine fischreiche Süßwasserseen und eine sehr gebrochene Küstenlinie, welche auf der Ostseite einen guten Hafen darbietet.

Bench (engl.), Bank, s. King's Bench.

Benckendorff, ein Zweig einer brandenburg. Familie, der im 16. Jahrh. in Livland einwanderte und erst um die Mitte des 18. Jahrh. das liv- und estländ. Indigenat erlangte. **Christoph von B.**, geb. 1749, diente unter Katharina II. in der Garde und starb 1823 als General der Infanterie. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. — **Alexander von B.**, der älteste Sohn, 1783 in Estland geboren, erhielt seine früheste Erziehung im Engelhardtschen Privatinstitut zu Bayreuth. Im Jünglingsalter nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er 1797 vertrauter Jugendgenosse der Großfürsten. Er trat als Gardeoffizier in die Armee, nahm an den russ. Kriegen in Deutschland und Frankreich mit Auszeichnung teil und wurde 1813 Generalmajor, 1815 General der Kavallerie und Adjutant des Großfürsten Nikolaus. Zur Unterdrückung der Militärrevolution bei Nikolaus' Thronbesteigung trug B. wesentlich bei und gewann hierdurch die Freundschaft des Kaisers, der ihn zum Mitglied der Kommission ernannte, welche jene Verschwörung zu untersuchen hatte. Im Juni 1826 wurde er Chef der Gendarmerie und Kommandant des kaiserl. Hauptquartiers. Seine Macht und sein Einfluß ward endlich beinahe unbegrenzt, nachdem die «eigene Kanzlei Sr. Maj. des Kaisers» durch eine dritte, unter seiner Leitung stehende Abteilung erweitert worden war. Diese Abteilung bildete den Konzentrationspunkt jenes von B. organisierten Geheimpolizeisystems, welches nicht nur in Rußland selbst, sondern auch auf allen wichtigern Punkten Europas seine Agenten hielt. Am 20. (8.) Nov. 1832 wurde B. in den erblichen Grafenstand erhoben und zum Mitglied des Reichsrats ernannt. Auf der Rückkehr von einer Badereise nach Deutschland überraschte ihn 23. (11.) Sept. 1844 der Tod am Bord des Kriegsdampfers Hercules. — **Konstantin von B.**, der jüngere Bruder des vorigen, geb. 4. Jan. 1784, verließ die anfänglich ergriffene diplomatische Laufbahn, um 1812 als Major in die Armee zu treten. Als Führer einer Kosakenabteilung war er unter den ersten, welche bei der Verfolgung der franz. Armee Norddeutschland durchstreiften. B. wurde 1813 Oberst, 1814 Generalmajor und 1820 Gesandter in Stuttgart. Wieder in die aktive Armee eingetreten, ward er im pers. Feldzug für die Blockade von Eriwan und ein glückliches Gefecht gegen die Kurden 1827 zum Generallieutenant befördert. Als Generaladjutant des Kaisers folgte er diesem später in den Türkenkrieg, nahm 19. Juli 1828 Pravadi ein, und starb vor Varna 6. Aug. 1828 am Nervenfieber. — Sein Sohn, Graf **Konstantin B.**, geb. 1817, focht unter Weljaminow und Woronzow im Kaukasus, wurde mehreremal verwundet, avancierte bis zum Oberst, wurde 1832 Graf und kam 1848 als russ. Militärkommissar nach Berlin. Er verließ 1855 seinen Posten, um am Orientkriege teilzunehmen, ging nach dem Frieden von 1856 mit einer außerordentlichen Mission nach Spanien und 1857, zum Generallieutenant befördert, als Gesandter nach Stuttgart. Er starb an den Folgen seiner Wunden in Paris 29. Jan. 1858. Seine Erlebnisse im Kaukasus hat er in dem nach seinem Tode erschienenen «Souvenir intime d'une campagne au Caucase» (Par. 1858) geschildert. — Von den Töchtern Christophs von B. war die ältere die in der diplomatischen Welt bekannte Fürstin Dorothea von Lieven (s. d.).

Benda, deutsche Musikerfamilie. Der älteste Künstler dieses Namens, **Franz B.**, der Stifter einer eigenen Violinschule in Deutschland, war 25. Nov. 1709 zu Altbenatek im böhm. Bezirk Jungbunzlau als der Sohn eines Leinwebers geboren und kam als Chorknabe an die Nikolaikirche zu Prag. Später trat er einer wandernden Musiktruppe bei, in der er durch einen blinden Juden Namens Löbel im Geigenspiel unterrichtet wurde. In seinem 18. Jahre ging er wieder nach Prag, hierauf nach Wien, wurde dann Kapellmeister bei dem Starosten Szaniawski, bis ihn 1740 der Kronprinz von Preußen (Friedrich II.) in seine Dienste nahm. An Graun's Stelle wurde B. 1771 königl. Konzertmeister und starb als solcher zu Potsdam 7. März 1786. Von seinen vielen Kompositionen sind nur sehr wenige herausgegeben worden. — Sein noch bedeutenderer Bruder, **Georg B.**, geb. 1721, wurde 1742 ebenfalls in der Kapelle Friedrichs II. als Violinspieler

angestellt, trat aber 1748 als Kapellmeister in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Gotha, der ihn 1765 eine Reise nach Italien machen ließ. Er nahm 1787 seinen Abschied in Gotha, wirkte einige Zeit als Musikdirektor am Schröderschen Theater in Hamburg und lebte dann in Wien, Gotha, Ohrdruff, Ronneburg, zuletzt in Köstritz, wo er 6. Nov. 1795 starb. B. war ein Mann von vielen Eigentümlichkeiten, namentlich knüpfen sich an seine überaus große Zerstreutheit zahlreiche Anekdoten. Große Berühmtheit erlangte er durch das Melodram «Ariadne auf Naxos» (1774), welches nach Rousseaus Vorgang eine neue Gattung in die deutsche Bühnenmusik einführte und viele Nachahmungen hervorrief. Außer vielen Instrumentalsachen komponierte er auch eine Reihe von Opern, von denen ehedem «Der Dorfjahrmarkt», «Walder», «Romeo und Julie», «Der Holzhauer», «Lukas und Bärbchen», «Das Findelkind» sehr beliebt waren. — Die beiden andern Brüder von Franz und Georg, **Johann B.**, geb. 1713, gest. 1752 als Kammermusikus zu Berlin, und **Joseph B.**, geb. 7. März 1724, seit 1786 Konzertmeister ebendaselbst, gest. 22. Febr. 1804, werden ebenfalls als Violinspieler gerühmt. — Der jüngere Sohn von Franz, **Karl Heinrich Hermann B.**, geb. 2. Mai 1748 zu Potsdam, gest. 15. März 1836, wurde sehr jung von Friedrich II. seines Violinspiels wegen unter die Zahl der Kammermusiker aufgenommen und erhielt später die Stellung eines königl. Konzertmeisters. Er kam seinem Vater im Vortrag des Adagio am nächsten. — Sein älterer Bruder, **Friedrich Wilhelm Heinrich B.**, geb. 15. Juli 1745 zu Potsdam, gest. 19. Juni 1814 als Kammermusikus in Berlin, war ein guter Violin- und Klavierspieler und hat sich als Komponist von Kantaten und Opern («Orpheus», «Das Blumenmädchen» u. s. w.) einen Namen erworben. — **Johann Wilhelm Otto B.**, Sohn des letztgenannten, geb. 30. Okt. 1775, gest. nach einem sehr wechselvollen Leben 28. März 1832 als Regierungsrat zu Oppeln, ist litterarisch durch seine Übersetzung des Shakspeare (19 Bde., Lpz. 1825—26) bekannt geworden. — **Anna Franziska B.**, die einzige Schwester von Franz B. und dessen Brüdern, geb. 1726, war eine der besten Sängerinnen ihrer Zeit. Sie verheiratete sich an den Kammermusikus Hattasch in Gotha und starb daselbst 1780.

Bendak, in Persien die hohe Mütze der Derwische.

Bendavid (Lazarus), Philosoph und Mathematiker, geb. 18. Okt. 1762 zu Berlin von jüd. Eltern, wurde Glasschleifer, widmete sich aber daneben mit Eifer und Erfolg wissenschaftlichen Studien und machte namentlich in der Mathematik solche Fortschritte, daß er 1785 zu Berlin eine «Theorie der Parallelen» herausgeben konnte. Nachdem B. das Werk «Das mathem. Unendliche» (Berl. 1789) veröffentlicht, auch in Berlin öffentlich mathem. und ästhetische Vorlesungen gehalten, wandte er sich 1790 nach Göttingen, wo er unter Lichtenberg und Gmelin Physik und Chemie, unter Planck Kirchengeschichte hörte. Inzwischen von der Kantschen Philosophie lebhaft ergriffen, ging er nach Wien und hielt hier unter allgemeinem Beifall mehrere Jahre Vorlesungen über die kritische Philosophie und Ästhetik. Ein allgemeines Verbot gegen die Fremden nötigte ihn jedoch 1797 zur Rückkehr nach Berlin, wo er in seinen mündlichen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten fortfuhr und sich als Direktor der jüd. Freischule viele Verdienste erwarb. Zur Zeit der Franzosenherrschaft redigierte er mit großer Umsicht die «Haude- und Spenersche Zeitung». Er starb 28. März 1832. Unter seinen philos. Schriften sind hervorzuheben: «Versuch über das Vergnügen» (2 Bde., Wien 1794), «Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft» (Wien 1795; 2. Aufl., Berl. 1802), «Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft» (Wien 1796), «Vorlesungen über die Kritik der Urteilskraft» (Wien 1796), «Versuch einer Geschmackslehre» (Berl. 1798), «Versuch einer Rechtslehre» (Berl. 1802) und die Preisschrift «Über den Ursprung unserer Erkenntnis» (Berl. 1802).

Bendemann (Eduard), einer der ausgezeichnetsten Maler der Düsseldorfer Schule, geb. 3. Dez. 1811 zu Berlin, widmete sich seit 1828 in Düsseldorf unter W. Schadow der Malerei. Schon in einzelnen Jugendarbeiten, z. B. in Boas und Ruth, bekundete er ein bedeutendes Talent, und bereits sein 1832 vollendetes großes Gemälde: Die trauernden Juden (nach dem 137. Psalm), wurde als Meisterwerk anerkannt. Dieses Werk befindet sich gegenwärtig im städtischen Museum zu Köln und ist durch den Stich von Ruscheweyh und die Lithographien von Weiß und Schreiner sehr bekannt geworden. Ein zweites größeres Bild, Zwei Mädchen am Brunnen (1833), ein lieblicher Kontrast entgegengesetzter mädchenhafter Charaktere, gelangte in Privatbesitz zu Köln und wurde von Felsing gestochen. Allgemeine Bewunderung erweckte das 1837 entstandene große Gemälde: Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, welches König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ankaufte und das in einer sehr schönen Lithographie von Weiß verbreitet worden ist. Einen idyllischen Charakter tragen: Die Ernte (von Eichens gestochen), Der Hirt und die Hirtin, in der Sammlung des Grafen Raczynski, und Die Töchter des serb. Fürsten, nach einem serb. Volksliede. Inzwischen war B. 1838 als Professor der Kunstakademie und Mitglied des Akademischen Rats nach Dresden berufen worden. Hier schmückte er den Thronsaal sowie den Ball- und Konzertsaal im königl. Schlosse mit Fresken. Im Thronsaal bilden vier große Wandbilder aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Städteerbauers, zugleich Darstellungen aus dem Berufskreise der vier Stände, die Hauptstücke der Anlage. Gegenüber umgeben in 16 großen Gestalten weltgeschichtliche Helden und Gesetzgeber den Thronsessel. Oben läuft ein reichhaltiger Fries um den ganzen Saal, der in einer Reihe von Bildern den ganzen Kreis menschlichen Lebens und Schicksals durchläuft. Der Ball- und Konzertsaal zeigt, außer einer Darstellung der sieben Künste, eine Reihenfolge von Gegenständen der griech. Sage und Geschichte. Der Fries enthält, im Gegensatz zu dem des Thronsaals, Bilder aus dem Privatleben der alten Griechen. Von einem großen Teil der Fresken hat Bürkner gelungene Radierungen geliefert. Sonst sind von Ölbildern, die B. in Dresden malte, noch der Kaiser Lothar II. für den Römer zu Frankfurt, die Nausikaa für König Friedrich Wilhelm IV. und Ulysses und Penelope im Museum zu Kassel hervorzuheben. Im J. 1859 folgte B. dem Rufe als Direktor der Akademie zu Düsseldorf, legte dieses Amt jedoch 1867 wieder nieder. Seitdem lieferte er die Wandgemälde im Schwurgerichtsgebäude zu Naumburg, den Tod des Abel (in matter Ölfarbe), 1866 den Fries für die Realschule zu Düsseldorf (Allegorien und 20 Bildnisse großer Deutscher), außerdem die Porträts Wilh. von Schadows (für

die Akademie zu Antwerpen) und des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, endlich 1872 das große Ölbild: Die Wegführung der Juden in die Babylonische Gefangenschaft, für die Nationalgalerie in Berlin. Für den Corneliussaal der berliner Nationalgalerie malte er 1875 die Gewölbekappen, zwei Jahre später entstand das von der antwerpener Akademie erworbene Ölgemälde: Penelope, 1880 drei größere Bilder, die Fahrt durch die Wüste gleichnisartig darstellend. B.s künstlerische Richtung ist im allgemeinen diejenige, welche überhaupt die größere Mehrzahl der Leistungen der Düsseldorfer Schule charakterisiert. In seinen Bildern ist das lyrische Moment, die Darstellung des Gemütszustandes im Gegensatz zur dramatisch entwickelten Handlung, vorwiegend. Seine persönliche Eigentümlichkeit aber beruht in der edelsten und reinsten Grazie, welche sich durch ein vollendetes Ebenmaß in Zeichnung und Komposition, durch die liebenswürdigste Naivetät der Naturauffassung und durch ein zartes und harmonisches, obgleich vollkommen naturkräftiges Kolorit ankündigt. Diese Eigenschaften treten besonders in einem seiner besten Werke hervor, in dem Bildnisse seiner Gattin, einer Tochter G. Schadows, mit der er seit 1838 vermählt ist.

Bendér (türk.; russ. Bendéry, moldauisch Tigin), Kreisstadt und Festung in der russ. Provinz Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr und an der Rasdelnaja-Tiraspol-Pruth-Eisenbahn, von der hier die Militärbahn nach Galacz abzweigt, besteht mit ihren vier Vorstädten aus einer endlosen Reihe niedriger Häuser und Hütten, die weit in die Steppe hineinreicht. Die Festung, ein mit gewaltigen Mauern versehenes hochgelegenes Fort, wird durch eine Ebene von der Stadt getrennt, auf welcher der sog. Suworowskische Kurgan (Grabhügel) liegt, und hat, wie auch das in ihrem östl. Teile auf dem hohen Flußufer gelegene alte Schloß mit seinen dicken, runden Türmen, ein imposantes Ansehen. B. zählt 24625 E., größtenteils Juden, außer diesen Russen, Moldauer, Armenier und Tataren. Die Stadt hat eine kath. und drei griech. Kirchen, ein Bethaus für Roskolniken, eine Moschee und vier Synagogen. Die Gewerbsthätigkeit (Tabaks- und Lichterfabrikation) der Bevölkerung ist gering, von mehr Bedeutung der Handel. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Getreide, Wein, Wolle, Rindvieh, Talg, namentlich aber Holz, das auf dem Dnjestr herabkommt und im Budschak auf Seeschiffe geladen wird. Der Ursprung der Stadt B. ist unbekannt. Die Genuesen hatten hier noch im 12. Jahrh. eine Niederlassung. Jedenfalls entstand die Stadt erst im Mittelalter, seit dem 14. Jahrh. Unter dem General Panin ward B. 26. Sept. 1770 durch die Russen erstürmt, in Brand gesteckt und die Besatzung nebst Einwohnern, gegen 30000 Menschen, niedergehauen; doch erhielten es die Türken im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi 1774 zurück. Mit geringer Anstrengung eroberten es die Russen unter Potemkin abermals 15. Nov. 1789; doch auch diesmal ward es im Frieden an die Türkei zurückgegeben. Nachdem es die Russen unter Meyendorff 1806 zum dritten mal erobert und 1811 wiederbesetzt hatten, ward es im Frieden von Bukarest 1812, gleichwie das übrige Bessarabien, mit Rußland vereinigt und 1818 zur Kreisstadt erhoben. Im nahen Dorfe Warnitza, von den Schweden Neustockholm genannt, hielt sich von 1709—12 Karl XII. (s. d.), König von Schweden, auf. Sein Haus ist nur noch in Mauerresten vorhanden, die mit Gras überwachsen sind. Im Kreise B. sind viele Deutsche und bulgar. Kolonisten angesiedelt, die sich mit Seidenbau und Gärtnerei beschäftigen.

Bénder-Abbasi, d. h. Abbas-Hafen, ein Hafenort an der Südküste Persiens, Provinz Kirmân, Landschaft Moghistan, nördlich der zum Persischen Meerbusen führenden Straße, der Insel Ormus gegenüber gelegen, besteht aus Hütten und wenigen schlechten Häusern mit einer aus Persern, Baludschen, Arabern, Kurden und Armeniern gemischten Bevölkerung von 8000 Köpfen. Die Ausfuhr besteht in Teppichen, Tabak, Baumwolle, Opium, Henna, Asa foetida und trockenen Früchten aus Persien, die Einfuhr in Stückgütern, ind. Tuch und Porzellan. Doch ist der Handel und die Bedeutung des Ortes sehr gesunken. Bénder-Abbasi steht in regelmäßiger wöchentlicher Dampfschiffverbindung mit Bombay, Karratschi, Buschir und Basra. Die Portugiesen hatten hier von Ormus aus 1612 das Fort Komoran, auch Gomrun genannt, angelegt, nach dessen Zerstörung 1614 und ihrer Vertreibung 1623 durch Schah Abbas I. und die Engländer der Hafen dadurch aufblühte, daß der Schah den Handel von Ormus hierher verlegte. Schon zu Ende des 17. Jahrh. hinderten die Unruhen im Lande den Verkehr, und die Waren mußten die mehr im Innern des Persischen Golfs gelegenen Häfen aufsuchen. Unter Nadir-Schah (1736—47) zog sich der Handel, insbesondere der britische, nach Abuschehr (s. d.). Da das Klima sehr heiß und den Persern unzuträglich ist, wurde der Landstrich gegen jährlichen Tribut an den Imam von Maskat verpachtet. Als jedoch dieser 1854 den Tribut verweigerte, nahmen die Perser die Stadt ein. Im J. 1870 wurde zwar der Tribut und hiermit auch der Vertrag erneuert, jedoch schon 1875 wieder aufgehoben. Außer B. führen noch andere Hafenplätze des Persischen Meerbusens, des Schwarzen und Roten Meeres, an der Küste Indiens u. s. w. den Namen «Bender» (d. i. Hafen).

Bender-Buschehr, pers. Stadt, s. Abuschehr.

Bendorf, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, auf dem rechten Ufer des Rheins und an der Rheinischen Eisenbahn, zählt (1880) 3985 E. und hat eine höhere Bürgerschule, vier Irrenanstalten, Wollspinnerei, Seidenhaspelei, zwei Cichorienfabriken, eine Zigarrenfabrik, zwei Nudelfabriken, eine Bleiweißfabrik, drei Fabriken für feuerfeste Steine, sehr starken Bergbau (eine Eisensteingrube liefert Eisenerz erster Qualität), in nächster Nähe drei große Eisenhüttenwerke (die Concordiahütte und zwei Kruppsche Hüttenwerke in Sayn und Mülhofen), viel Obst- und Weinbau, ferner Holz-, Obst- und Fruchthandel. Unweit von B. liegt die Ruine der Burg Sayn und das moderne Schloß Sayn.

Bendzin, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Petrikau, unweit der preuß. Grenze, 167 km von der Gouvernementsstadt Petrikau, mit 6367 E., worunter 4782 Juden. Die Stadt hat eine kath. Kirche, eine jüd. Synagoge, sechs jüd. Gebethäuser, eine Drahtfabrik, eine Eisengießerei, zwei Dampfmühlen, eine Bierbrauerei und eine Amerikanische Wassermühle. Bemerkenswert sind die Ruinen eines alten Schlosses aus der Zeit des poln. Königs Kasimir d. Gr., die auf dem Berge liegen, welcher die Nordwestseite der Stadt bildet.

Bene (lat.), gut, wohl; sich bene thun, sich gütlich thun; bene qui latuit, bene vixit, eine Sentenz Ovids («Tristia», III, 4, 25), welche gewöhnlich in folgender Fassung citiert wird: Bene vixit, qui bene latuit (wohl hat gelebt, wer wohl verborgen war, d. h. das stille Privatleben ist der öffentlichen Thätigkeit vorzuziehen).

Benecke (Ernst Wilh.), verdienstvoller Geolog, geb. 16. März 1838 in Berlin, studierte die geolog. Disciplinen auf den Universitäten Halle, Würzburg, Berlin und Heidelberg, arbeitete dann unter Oppels Leitung in den paläontolog. Sammlungen zu München und machte wiederholt geolog. Studien in den Südalpen. B. habilitierte sich 1866 in Heidelberg, wurde daselbst 1869 zum außerordentl. Professor, 1872 zum ordentl. Professor in Straßburg und bald darauf zum Mitglied der Kommission für die geolog. Untersuchung der Reichslande ernannt. Die meisten Publikationen B.s betreffen die Trias der Südalpen und Süddeutschlands. Außerdem gab er eine geolog. Karte der Gegend von Heidelberg (mit Cohen) und einen «Abriß der Geologie von Elsaß-Lothringen» (Straßb. 1878) heraus, und ist seit 1879 Mitredacteur des «Neuen Jahrbuchs für Mineralogie u. s. w.».

Benecke (Georg Friedr.), namhafter Germanist, geb. 10. Juni 1762 zu Mönchsrode im Fürstentum Öttingen, wurde in Nördlingen und Augsburg erzogen und studierte seit 1780 zu Göttingen. Hier bekam er auf Heynes Empfehlung eine Anstellung an der Universitätsbibliothek, wurde 1814 ordentl. Professor der Philosophie, 1820 Hofrat und 1829 Bibliothekar. Er starb 21. Aug. 1844. B.s Studien erstreckten sich hauptsächlich auf die engl. und altdeutsche Sprache und Litteratur. Er machte zuerst die altdeutsche Litteratur zum Gegenstande akademischer Vorlesungen und ist als ein feiner und scharfsinniger Erklärer mittelhochdeutscher Dichter, besonders in lexikalischer Hinsicht, ausgezeichnet. Seine «Beiträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur» (2 Bde., Gött. 1810—32) enthalten Ergänzungen zu der Bodmerschen Ausgabe der Minnesänger und im zweiten Bande die Gedichte des Neidhard von Reuenthal und den «Pfaffen Amis» des Strickers. Er besorgte 1816 eine Ausgabe von Boners «Edelstein oder Fabeln» (Berl.), von Rudolfs von Ems «Barlaam» (Königsb. 1818) und von Wirnts von Grafenberg «Wigalois» (Berl. 1819) mit einem brauchbaren Wörterbuche. Dann gab er in Gemeinschaft mit Lachmann Hartmanns von der Aue «Iwein» (Berl. 1827; 2. Aufl. 1842) mit erläuternden Anmerkungen und später ein musterhaftes «Wörterbuch» (Gött. 1833; 2. Aufl. 1874) dazu heraus. Ein von ihm entworfenes und begonnenes «Mittelhochdeutsches Wörterbuch» wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben und vervollständigt durch W. Müller und Zarncke (3 Bde., Lpz. 1847—66; mit 3 Supplementbänden von Lexer, Lpz. 1870—78).

Bened., bei zoolog. Namen Abkürzung für Pierre Joseph van Beneden (s. d.).

Benedeien (vom lat. benedicĕre), preisen, segnen, selig sprechen.

Benedek (Ludw., Ritter von), österr. Feldzeugmeister, geb. 14. Juli 1804 zu Ödenburg in Ungarn, erhielt seine Ausbildung in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, aus welcher er 1822 als Fähnrich austrat. Zwei Jahre später wurde er Offizier, 1835 Hauptmann, 1840 Major und 1846 Oberst. Noch in demselben Jahre wurde er durch sein energisches Auftreten gegen die poln. Insurgenten, die er bei Gdow und Wieliczka auseinandersprengte, bekannt. Er kämpfte 1848—49 in Italien, wo er sich in den Gefechten bei Curtatone und Goito sowie bei Novara und Mortara hervorthat, und als General in Ungarn bei Raab und Szegedin, und wurde wiederholt verwundet. Hierauf kam er als Chef des Generalquartiermeisterstabes zur zweiten Armee an die Seite Radetzkys nach Italien, wurde 1853 Feldmarschallleutenant und erhielt das Kommando des 4. Armeekorps der Observationsarmee, welche während des Krimkriegs in Galizien aufgestellt war. Im Frühjahre 1859 kam er als Kommandant des 8. Armeekorps nach Italien und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Solferino aus, wo er die Piemontesen bei San-Martino zurückwarf. Am 27. Nov. 1859 zum Feldzeugmeister befördert, wurde er 30. Jan. 1860 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes, 19. April 1860 zum Civil- und Militärgouverneur von Ungarn ernannt, doch 20. Okt. 1860 als Oberkommandant der österr. Armee in Venetien und den Alpenländern versetzt. Er gehörte seit 18. April 1861 zu den Mitgliedern des Herrenhauses, auf Lebensdauer ernannt, blieb aber dessen Beratungen stets fern. Im Mai 1866 übernahm B. das Oberkommando der gegen Preußen in Böhmen und Mähren aufgestellten Nordarmee, führte jedoch den siebentägigen Krieg so unglücklich, daß nach der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866) seine Enthebung vom Kommando notwendig wurde. Der oberste Militärjustizsenat verhängte über ihn die kriegsgerichtliche Untersuchung, die aber auf Befehl des Kaisers (vom 4. Dez. 1866) eingestellt wurde. B. lebte seitdem in größter Zurückgezogenheit in Graz, wo er 27. April 1881 starb. Er hat weder Memoiren noch sonstige auf seine militärische Vergangenheit bezügliche Aufzeichnungen hinterlassen.

Beneden (Pierre Joseph van), belg. Zoolog, geb. 19. Dez. 1809 zu Mecheln, wurde 1831 Konservator am naturwissenschaftlichen Museum zu Löwen, 1835 Professor an der Universität zu Gent, 1836 an der kath. Universität zu Löwen. Seit 1842 Mitglied der belg. Akademie der Wissenschaften, wurde er 1860 zum Direktor der Classe des sciences und 1881 zum Präsidenten der Akademie gewählt. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Veröffentlichungen der Akademie schrieb B. namentlich: «Zoologie médicale» (in Gemeinschaft mit Gervais; 2 Bde., Par. 1859), «Iconographie des helminthes ou des vers parasites de l'homme, vers cestoïdes» (Löw. 1860), «Ostéographie des cétacés vivants et fossiles» (in Gemeinschaft mit Gervais; Par. 1868 fg.), «La vie animale et ses mystères» (Brüss. 1863), «Les fouilles au trou des Nutons de Furfoos» (Brüss. 1865), «Les Chauves-Souris de l'époque du mammouth et de l'époque actuelle» (Lond. 1871), «Die Schmarotzer des Tierreichs» (Bd. 18 der «Internat. Wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876). Vgl. «Manifestation en l'honneur de M. le professeur van B.» (Gent 1877).

Benedetti (Vincent, Graf von), franz. Diplomat, geb. 29. April 1817 zu Bastia auf Corsica, widmete sich der diplomat. Laufbahn und war unter Ludwig Philipps Regierung einige Zeit franz. Konsul in Ägypten. Im Mai 1848 wurde B. zum franz. Konsul in Palermo ernannt, 1851 zum Legationssekretär in Konstantinopel, 1855 zum Direktor der

polit. Angelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen und war 1856 als solcher Sekretär auf dem Pariser Friedenskongreß. Anfang 1860 schickte ihn Napoleon in besonderer Mission an den turiner Hof, wo er den Vertrag bezüglich der Abtretung von Savoyen und Nizza zu Stande brachte. Darauf wurde B. 1861 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Turin ernannt, gab aber 1862 seinen Posten auf und zog sich ins Privatleben zurück. Doch schon 1864 wurde B. an die Stelle des Barons von Talleyrand-Périgord als Botschafter nach Berlin gesandt. Nach dem Ausbruche des Kriegs zwischen Preußen und Österreich erhielt B. den Auftrag, in Nikolsburg in franz. Interesse zu wirken und in Berlin Rheinbayern und Rheinhessen nebst Mainz für Frankreich zu verlangen. Weitere Verhandlungen wegen Belgiens und Luxemburgs hatte er 1867 zu vermitteln, ohne bei Bismarck je irgendetwas ausrichten zu können. Als Anfang Juli 1870 Prinz Leopold von Hohenzollern für den span. Thron kandidierte, stellte B. 4. Juli im Auswärtigen Amte in Berlin eine Interpellation und hatte 9., 11. und 13. Juli Unterredungen mit König Wilhelm zu Ems, welche wegen des undiplomatischen Auftretens B.s und wegen der unannehmbaren Forderungen Frankreichs eine histor. Berühmtheit erlangt haben. (S. **Deutsch-Französischer Krieg.**) Am 14. Juli reiste B. von Ems nach Paris zurück. Um das Intriguenspiel, welches schon seit Jahren in Paris und durch B. zu Berlin aufgeführt worden war, vor der Welt bloßzulegen, teilte Bismarck 24. Juli dem engl. Gesandten, Lord Loftus, Dokumente mit, durch welche konstatiert wurde, daß schon seit Jahren Frankreich die Erwerbung von Belgien und Luxemburg beabsichtigt und dazu die Mitwirkung Preußens verlangt hatte. B. suchte dieses in seiner Schrift «Ma mission en Prusse» (Par. 1871) zu widerlegen. Nach dem Sturze der kaiserl. Regierung in Paris infolge der Proklamierung der Republik wandte sich B., der von Napoleon III. 1869 in den Grafenstand erhoben worden war, nach Italien, wo er seitdem als Privatmann lebt.

Benedict als Vorname und in Zusammensetzungen, s. **Benedikt** u. s. w.

Benedict (Sir Julius), namhafter Pianist, Komponist und Musikdirigent, geb. 27. Nov. 1804 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, vervollkommnete sich 1820 zu Weimar unter Hummel im Klavierspiel, ging 1821 nach Dresden, wo er Schüler Karl Maria von Webers in der Komposition wurde, erhielt 1824 die Stelle eines Musikdirektors am Kärntnerthor-Theater in Wien und folgte 1825 einem Rufe nach Neapel als Kapellmeister an den Theatern San-Carlo und Del Fondo. In letzterm Theater brachte er 1827 seine erste Oper «Ernesto e Giacinta» zur Aufführung. Während der folgenden Jahre reiste er in Italien, Deutschland und Frankreich als Klavierspieler und ging 1835 nach London, wo er, von der Malibran eingeführt, als Klaviervirtuos wie als Komponist und Musiklehrer auftrat und sich bleibend niederließ. Er wirkte hier eine Zeit lang als Kapellmeister an der ital. und engl. Oper, dirigierte seit 1845 Musikfeste in verschiedenen Städten Englands, leitete seit 1856 die Vocal-Association und begründete 1860 die Monday-Popular-Konzerte. Später war er Kapellmeister des Coventgarden und 1876—80 Dirigent der Philharmonischen Gesellschaft in Liverpool. Die Königin Victoria verlieh ihm 1870 die Ritterwürde. Als Pianist entwickelte B. in seiner Blütezeit neben einer durchgebildeten Technik Feuer und Ausdruck. Als Komponist ist ihm manches gelungen, was wenigstens vorübergehend Erfolg hatte. Außer drei ital. Opern hat er verschiedene in engl. Sprache geliefert, als: «The gipsy's warning» (1838), «The brides of Venice» (1844), «The crusaders» («Der Alte vom Berge», 1846), «Undine» (1860), «The Lily of Killarney» (1861), «Richard Coeur-de-Lion» (1863), «The bride of song» (1865); außerdem die Kantate «St. Cäcilia» (1866), das Oratorium «St. Peter» (1870), zwei Symphonien, verschiedene Konzert-Ouverturen, Klaviersachen mit und ohne Begleitung, Lieder und Gesänge u. s. w.

Benedictis (Jacobus de), gewöhnlich **Jacoponus** genannt, der Verfasser des Stabat mater (s. d.), geb. zu Todi um die Mitte des 13. Jahrh., war ein gelehrter Jurist, der, durch den Tod seiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Tertiarier trat, sich Bußübungen ergab und 1306 starb. Seine «Cantici» nebst Biographie gab G. Modio (1588) heraus.

Benedictus (lat. «gebenedeit»), der Lobgesang des Zacharias (Canticum Zachariae, Luk. 1, 68—79), der in der kath. Kirche täglich im Breviergebete gebetet und an Festtagen im Chore gesungen wird.

Benedikt von Aniane, Wiederhersteller der Klosterzucht, 750 in Languedoc geboren, stand am fränk. Königshofe am Anfang einer glänzenden Laufbahn, als er 774 aus Anlaß der für ihn selbst gefährlichen Rettung seines Bruders aus einem Flusse der Welt entsagte und Mönch ward. Im J. 779 gründete er auf seinem väterlichen Erbe ein eigenes Kloster, dessen Abt er ward. Von Karl d. Gr. und besonders von Ludwig dem Frommen mit hohem Vertrauen beehrt, hat er nicht bloß auf die kirchlichen und polit. Angelegenheiten seiner Zeit großen Einfluß ausgeübt, sondern auch zur Besserung der verfallenen Klosterzucht eine Ordensregel aufgestellt, welche im wesentlichen eine Erneuerung und Verbesserung derjenigen B.s von Nursia war und auf dem Reichstage zu Aachen 817 zum Gesetz erhoben ward. Er starb 821 und sein Werk verfiel bald wieder.

Benedikt von Nursia, der heilige, Reformator des abendländischen Mönchtums, ward 480 zu Nursia geboren. In Rom wissenschaftlichen Studien ergeben, aber abgestoßen durch das lasterhafte Leben seiner Genossen, ging B. schon in seinem 14. Lebensjahre in die Einsamkeit, um in einer niedrigen Höhle der frommen Betrachtung zu leben. Als Heiliger und Wunderthäter verehrt, ward B. 510 von den Mönchen des Höhlenklosters von Vicovaro zum Abt erwählt, welches Amt er jedoch bald wieder aufgab, als den Mönchen strenger Gehorsam und ein zwischen Gottesdienst und Arbeit geteiltes Tagewerk nicht zusagte. In die Einsamkeit zurückgekehrt, sammelte sich um ihn eine Anzahl von Asceten, welche er in Cönobien von je 12 Mönchen in der Umgegend von Subiago ansiedelte. Nachdem so allmählich in ihm der Plan gereift war zur Neuordnung des Mönchslebens, begründete er 529 auf dem Monte-Casino bei Neapel ein neues Kloster mit eigener Ordnung, von wo aus die neue Regel des B. immer weitere Ausbreitung und im Abendlande fast allgemeine Annahme fand. Allzu strenger Ascese in Bezug auf Kleidung und Leibespflege entgegentretend, forderte sie neben den geistlichen Übungen des Gebets, Lesens geistlicher Schriften und des

Gottesdienstes auch körperliche Arbeit, vorzüglich in Kultivierung des Bodens, sowie Unterweisung der Jugend. Die eigentlich wissenschaftliche Beschäftigung, durch welche die Benediktiner (s. d.) sich um die Erhaltung der klassischen Litteratur so sehr verdient gemacht haben, ist erst durch Cassiodor (s. d.) eingeführt worden. Gregor d. Gr. und Bonifacius, der Apostel der Deutschen, haben besonders mitgewirkt, die Regel im Abendlande zu allgemeiner Durchführung zu bringen. B. starb 21. März 543, die Beschreibung seines Lebens bei Gregor d. Gr. ist bereits voll von Wunderberichten.

Benedikt ist der Name von 14 Päpsten. — B. I., 574—578, war bemüht, die durch die Einfälle der Longobarden veranlaßte Not zu mildern. — B. II., ein geborener Römer, 683—685, erhielt vom Kaiser Konstantinus Pogonatus das Zugeständnis, daß der röm. Bischof gleich nach der Wahl konsekriert werden dürfe, ehe die kaiserl. Bestätigung eingetroffen sei. — B. III. war Papst von 855 bis 858. — B. IV., 900—903, einer der bessern Päpste des 10. Jahrh., krönte den König Ludwig von Niederburgund zum röm. Kaiser (als solcher Ludwig III.). — B. V., 964 von den Römern gewählt als Gegenpapst Leos VIII., des Papstes Ottos I. Letzterer verwies ihn nach Hamburg, wo er 966 starb. — B. VI., von Otto I. 972 anerkannt, ward vom Usurpator Crescentius 974 im Kerker erdrosselt. — B. VII., 975—984, von der kaiserl. Partei nach der Flucht Bonifacius' VII. zum Papst gewählt, zeigte sich in allen Dingen Kaiser Otto II. ergeben. — B. VIII., 1012—24, Sohn des Grafen von Tusculum, wurde von seiner Familie auf den päpstl. Stuhl erhoben und von Kaiser Heinrich II. anerkannt, während die Crescentier den Römer Gregor wählten. Im J. 1014 krönte er Heinrich II. als treuen Schutzherrn der Kirche, entriß in blutigen Kämpfen Sardinien und Unteritalien den Arabern und Griechen und wirkte auf mehrern Synoden für die Reformation der Kirche im Geiste Clugnys. Er starb 27. Febr. 1024. — B. IX. (Theophylact), Neffe des vorigen, als Knabe durch Bestechung 1033 zum Papst gemacht, wurde 1038 wegen sittenlosen Lebens vertrieben, durch Konrad II. wieder eingesetzt, 1044 durch die Partei des Konsuls Ptolemäus und den Gegenpapst Sylvester III. förmlich abgesetzt, nach drei Monaten aber durch Geld wieder als Papst angenommen. Er verkaufte hierauf seine Würde an den röm. Erzpriester Johannes Gratianus (als Papst Gregor VI.), blieb aber nichtsdestoweniger Papst. Zugleich mit Sylvester und Gregor durch Kaiser Heinrich III. auf der Synode zu Sutri 1046 abgesetzt, gelangte er nach dem wahrscheinlich durch Gift 1047 erfolgten Tode Clemens' II. auf acht Monate durch Geld abermals auf den päpstl. Stuhl, bis er 1049 durch Leo IX. beseitigt wurde. Nach dessen Tode, 1054, machte er noch einen letzten vergeblichen Versuch, sich wieder zum Papste zu erheben. Er starb 4. Mai 1056. — B. X., durch Bestechung der toscan. Partei 1058 Papst, mußte nach neun Monaten dem Einflusse der Synode zu Siena und namentlich Hildebrands (des spätern Gregor VII.) weichen. — B. XI. folgte 1303 auf Bonifacius VIII. (s. d.) und wußte durch Milde und Demut die ihm von seinem Vorgänger überkommenen Händel mit den ital. Staaten und mit Frankreich zu einem befriedigenden Ende zu führen. Er starb bereits 7. Juli 1304, wahrscheinlich an Gift. — B. XII., 1334—42, aus Languedoc gebürtig und von niederer Herkunft, vermochte dem franz. Einfluß gegenüber die Rückkehr nach Rom nicht durchzusetzen. Um eine strengere Zucht der Klöster und Mönchsorden bemüht, von Nepotismus durchaus frei, hat B. im ganzen zum Segen der Kirche gewirkt; nur in dem Konflikt mit König Ludwig dem Bayern zwang ihn der franz. Einfluß zu einer Halsstarrigkeit, welche zur Folge hatte, daß die deutschen Kurfürsten auf dem Tage zu Rense 1338 erklärten, der von ihnen zum Römischen König Erwählte bedürfe der päpstl. Bestätigung nicht. — Den Namen B. XIII. führen zwei Päpste. Der eine, Peter de Luna aus Aragonien, ward 1394 in Avignon zum Papst gewählt, aber 1409 vom Konzil zu Pisa, 1417 vom Konzil zu Konstanz als Schismatiker abgesetzt, doch lebte er bis 1424 auf seiner Bergfeste Peniscola im Königreich Valencia, von vier Kardinälen umgeben, als wäre er allein rechtmäßiger Papst. Der andere, Petrus Franziskus, aus dem Hause Orsini-Gravina, ward als Erzbischof von Benevent 1724 zum Papst gewählt. Mehr Gelehrter als Politiker, zeigte er wenig Geschick, den weltlichen Mächten gegenüber die Rechte der Kirche zu wahren. Er starb 21. Febr. 1730. — B. XIV. (Prosper Lambertini), der merkwürdigste dieses Namens, geb. 1675 zu Bologna, studierte die Kirchenväter, das kanonische und bürgerliche Recht und ward zu Rom Konsistorialadvokat. In der Folge wurde er Promotor fidei und schrieb ein geschätztes Werk über die bei den Seligsprechungen üblichen Gebräuche (4 Bde., Bologna 1734). Er wurde 1727 zum Bischof von Ancona, 1728 zum Kardinal und 1732 zum Erzbischof von Bologna ernannt und bestieg nach Clemens' XII. Tod 1740 den päpstl. Stuhl. Durch weise und maßvolle Politik gelang es ihm, selbst unter ungünstigen Verhältnissen, nicht nur die kath., sondern auch die prot. Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte die Blüte der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in St. Peter in Mosaik ausführen und die besten engl. und franz. Werke ins Italienische übersetzen. Auf seinen Befehl begann man auch, ein Verzeichnis der Handschriften der Vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Den Jesuiten war er durchaus abgeneigt, ernannte keinen derselben zum Kardinal, verbot ihre äußerliche Missionspraxis und bereitete kurz vor seinem Tode ihre Aufhebung vor durch das Gebot einer Reform und die Beschränkung ihrer Rechte. Ihm zur Seite stand als Minister der Kardinal Valentin. B. starb 3. Mai 1758. Seine wichtigste Schrift ist die von den Synoden. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Jesuit de Azevedo (12 Bde., Rom 1747—51; vollständiger 16 Bde., Vened. 1777). Seine Lebensbeschreibung erschien zu Rom 1787.

Benediktbeuern, eine reiche und berühmte, jetzt säkularisierte Benediktinerabtei im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, zum Verwaltungsbezirk und Landgericht Tölz gehörig, liegt in 625 m Höhe am Nordrande der Tirolisch-bayrischen Alpen, 48 km südlich von München und 16 km südwestlich von Tölz, unweit der Loisach, die 4 km weiter aufwärts aus dem Kochelsee tritt. Die 740 gegründete und vom heil. Bonifacius eingeweihte Abtei hat eine prächtige, unter dem Abt Placidus erbaute und

1686 eingeweihte Kirche. Bei Aufhebung der Klöster in Bayern (1803) kam auch B. zum Verkauf und wurde 1805 von Utzschneider erstanden, der daselbst 1806 eine Kunstglashütte errichtete. Als diese aber 1819 nach München verlegt wurde, gründete die bayr. Regierung daselbst einen Fohlenhof; 1869 wurden auch die Veteranenanstalt von Donauwörth und das Invalidenhaus von Fürstenfeld bei Bruck dahin verlegt. Das jetzt entstandene Dorf Benediktbeuern zählt ungefähr 1000 E. Im Osten der Abtei, zwischen Kochelsee und Isar, erhebt sich die 1804 m hohe steile Benediktenwand, welche gewöhnlich von dem Dorfe Kochel aus in 5 Stunden erstiegen wird und eine weite Aussicht über Bayern und Schwaben und deren zahlreiche Seen gewährt.

Benediktenkraut, auch Kardobenedikten- und Bernhardinerkraut und Heildistel, wird Cnicus benedictus *L.* genannt, eine zur Familie der Kompositen gehörige distelähnliche, einjährige, in Südeuropa und dem Orient einheimische, in Deutschland bisweilen als Arznei- und Zierpflanze angebaute Pflanze mit steifhaarigem, bis 60 cm hoch werdendem, fast doldentraubig verästeltem Stengel, länglich-lanzettförmigen, buchtig-fiederspaltigen, bis 15 cm Länge erreichenden Blättern, welche am Rande dornig gezähnt und beiderseits zottig sind, und endständigen, einzelnstehenden, von großen, häutigen, dorniggezähnten Deckblättern umhüllten Blütenkörbchen voll gelber Röhrenblüten. Das Kraut ist als Herba Cardui benedicti offizinell; es besitzt frisch einen eigentümlichen Geruch, getrocknet einen sehr bittern Geschmack und wird zu Dekokten als lösendes und tonisches Mittel bei Wechselfiebern und bei Krankheiten des Pfortadersystems verwandt. Dasselbe enthält eine eigentümliche Substanz, das Cnicin, welches geruchlos ist, aber bitter schmeckt und in seidenglänzenden, nadelförmigen Prismen krystallisiert. — B. und Benediktenwurzel werden oft auch das Kraut, resp. die Wurzel einiger Arten der zu der Familie der Rosaceen gehörenden Gattung Geum (s. d.) genannt.

Benediktiner heißen alle Mönche, welche die Regel des Benedikt von Nursia (s. d.) annahmen. Die unerläßliche Rücksicht auf das rauhere Klima des Abendlandes und die weise Verbindung von Gebet und Handarbeit verschaffte dieser Regel die weiteste Verbreitung, sodaß seit Mitte des 6. Jahrh. die B. der zahlreichste Mönchsorden waren. Ohne feste Gliederung und monarchische Spitze im ganzen Abendlande verbreitet, haben sie auf die allgemeine Christianisierung und fortschreitende Kultivierung der abendländischen Völker den segensreichsten Einfluß ausgeübt, zumal schon durch Cassiodorus (538) die Pflege wissenschaftlicher Studien eingeführt ward. In ihren Schulen zu St. Gallen, Fulda, Reichenau, Korvei, Hirschau, Hersfeld u. a. haben sie die Schätze des klassischen Altertums spätern Zeiten bewahrt. Die zunehmenden Reichtümer, verbunden mit der Regel, nur Adelige aufzunehmen, und dem schon von den Karolingern geübten Brauch, die Abteien als gute Pfründen an Laien zu vergeben, führten bald zu tiefgehendem Verfall. Dagegen wurden Reformen eingeführt, wie diejenige von Benedikt von Aniane (s. d.), von Berno, Abt von Clugny (910), welches Kloster im 12. Jahrh. der Mittelpunkt einer Kongregation von 2000 franz. Klöstern wurde, von Wilhelm, Abt von Hirschau (1071), u. a. Aber der schwärmerisch-volkstümliche Geist jener Zeit fühlte sich abgestoßen von den vornehmen und gelehrten B., und im Gegensatz gegen sie entstanden eine Reihe anderer Orden, wie die von Camaldoli, Chartreux, Citeaux, Vallombrosa, Grammont u. a., welche sich auf die einfache Regel Benedikts wieder zurückzogen. Damit hatten die B. ihre einflußreiche Stellung als fast alleiniger Orden verloren, und bald traten die «schwarzen Mönche», wie die B. um ihrer Tracht willen meist genannt wurden, wegen fortgehender Sittenverderbnis in der Achtung des Volks hinter den übrigen zurück, bis im 13. Jahrh. die Bettelmönche (s. d.) alle in den Hintergrund drängten. Von geringem Erfolg waren die Bemühungen der Päpste Clemens V. und Benedikt XII., durch Einführung einer engern Organisation Zucht und Sitte zu bessern; auch die Kirchenversammlungen von Konstanz und Trient vermochten nicht viel mehr, als die Beschränkung der Aufnahme auf Adelige abzuschaffen und den Zusammenschluß aller vereinzelten Klöster zu Kongregationen zu befehlen. Derartige Verbindungen waren zum Teil schon früher begründet und hatten wesentlich mitgewirkt, die B. zu ernsterer Zucht und größerm wissenschaftlichen Eifer zurückzuführen, z. B. die Bursfelder Kongregation, begründet von Johann von Minden (1426) in Norddeutschland, die Kongregation von Monte-Cassino in Italien, von Valladolid in Spanien u. a. In Frankreich war die Verwilderung der B. am größten, zugleich aber bildete sich in Paris 1618 unter Lorenz Benard die Kongregation vom heil. Maurus, welche den wissenschaftlichen Ruhm der B. am sichersten begründet hat. Die Mauriner haben den histor. Wissenschaften und der kath. Kirche sehr große Dienste geleistet. Im 15. Jahrh. besaßen die B. über 15000 Klöster; die Reformation ließ ihnen davon kaum 5000, die Französische Revolution und Joseph II. haben ihre Zahl sehr verringert, jetzt sind es kaum mehr als 500. In Österreich haben sie ihren Hauptsitz an der großen Abtei Mölk, zu der sich Kremsmünster, Mariazell, das Schottenkloster in Wien u. a. halten. An vielen der Frauenklöster dieses Ordens, deren Entstehung nicht vor dem 7. Jahrh. nachgewiesen werden kann und deren Zucht vorzugsweise früh verwilderte, hat ausschließlich der Adel Anteil, weil die Stellen darin zu den einträglichsten Pfründen gehörten. Hierher sind zu rechnen die gegen Ende des 16. Jahrh. streng reformierte Kongregation Unserer Lieben Frauen von Calvaria in Frankreich, 1622 von Gregor XV. bestätigt, und die 1614 und 1676 ebenfalls in Frankreich entstandenen beiden kleinen Kongregationen der Benediktinerinnen von der beständigen Anbetung des heiligen Sakraments. Vgl. Ziegelbaur, «Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti» (4 Bde., Augsb. 1754).

Benediktion (lat.) oder Segnung nennt man diejenige gottesdienstliche Handlung, durch welche entweder auf Personen für ihren besondern Beruf oder für besondere Lebensverhältnisse der göttliche Segen herabgerufen oder Gegenstände für den gottesdienstlichen Gebrauch eingeweiht werden, z. B. Friedhöfe, Kirchen, Orgeln u. s. w. Zu den erstern Handlungen gehören Trauung, Beerdigung, Ordination. In der kath. Kirche gehört zur B. außer den Gebetsformeln die Besprengung mit Weihwasser, Räucherung, Salbung u. s. w. Die B. im weitern Sinne wird nicht bloß von der Konsekration (s. d.) und Dedikation, sondern auch als bloß sakramentsähnliche Handlung von den sakramentlichen unterschieden; doch ist dieser Unterschied nicht streng festgehalten. Auch die unter dem Zeichen des Kreuzes vom Papst,

Kardinälen, Bischöfen oder Nuntien erteilte Segnung wird B. genannt. Der Papst gibt dreimal im Jahre feierliche B. (urbi et orbi), nämlich am Grünen Donnerstage, am Osterfeste und am Himmelfahrtstage. Dieser allgemeine kirchliche Segen wurde von jeher am liebsten in der mosaischen Formel aus 4 Mos. 6, 24—26 erteilt. — Benedictio viatica oder auch das Viaticum heißt der Segen, welcher den büßenden Kranken erteilt wird, und Benedictio sacerdotalis die priesterliche Einsegnung oder Trauung verlobter Personen.

Benedix (Jul. Roderich), beliebter deutscher Lustspieldichter, geb. 21. Jan. 1811 zu Leipzig, erhielt seine Bildung auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf der Thomasschule zu Leipzig, wandte sich aber 1831 nach Vollendung des Gymnasialkursus der Bühne zu. Er fand zuerst eine Anstellung bei der Bethmannschen Truppe, die in Dessau, Köthen, Bernburg, Meiningen und Rudolstadt spielte, war dann seit 1833 als Tenorist an verschiedenen Theatern Westfalens und des Rheinlandes thätig und lernte so alle Leiden und Freuden eines künstlerischen Wanderlebens kennen. Später kam er nach Mainz und Wiesbaden, dann als Regisseur an das Wintertheater in Wesel. Hier brachte er sein Lustspiel «Das bemooste Haupt» (1841) auf die Bühne, das mit dem entschiedensten Beifall die Runde über alle Theater Deutschlands machte und für B.' Leben entscheidend wurde. Hierauf entsagte er der Bühne als ausübender Künstler und übernahm zunächst zu Wesel die Redaction des «Sprecher», einer Volkszeitschrift. Von dort siedelte er 1842 nach Köln über, wo er sich teils mit litterarischen Arbeiten, teils mit Vorlesungen vor größern Kreisen beschäftigte. Nachdem er im Winter 1844—45 die Leitung des neuen Theaters in Elberfeld geführt, wirkte er 1847—48 als Oberregisseur des kölner Stadttheaters und erhielt 1849 eine Lehrerstelle an der von Hiller eingerichteten Rheinischen Musikschule. Im J. 1855 ging er als Intendant des Stadttheaters nach Frankfurt a. M., legte jedoch Ende 1858 diese Stelle nieder und wandte sich wieder nach Köln, 1861 nach Leipzig, wo er die litterarische Thätigkeit wieder aufnahm und nach längerm Leiden 26. Sept. 1873 starb. Als Lustspieldichter hat B. glänzende und dauernde Erfolge geerntet, und viele seiner dramatischen Arbeiten sind Lieblingsstücke des deutschen Volks geworden. Außer dem «Bemoosten Haupt» haben von seinen zahlreichen Lustspielen namentlich folgende vorzüglichen Beifall gefunden: «Doktor Wespe», «Der Steckbrief», «Der alte Magister», «Der Vetter», «Eigensinn», «Der Kaufmann», «Die Hochzeitsreise», «Die Eifersüchtigen», «Der Prozeß», «Das Gefängnis», «Das Lügen», «Ein Lustspiel», «Der Störenfried», «Die Dienstboten», «Gegenüber», «Sammelwut», «Aschenbrödel», «Die zärtlichen Verwandten», «Das Stiftungsfest». Auch sein Schauspiel «Mathilde» ward mit Beifall gegeben. Manche seiner Stücke sind auch ins Französische, Englische, Schwedische, Russische, Ungarische, Böhmische übersetzt worden. B.' Lustspiele, die sich mit Vorliebe in der Sphäre des höhern Bürgerstandes bewegen, charakterisieren sich durch geschickte Anlage sowie durch gewandte, spannende Durchführung und erheiternde Wirkung. Die Sprache in denselben ist zuweilen trivial, aber rein und ungesucht. Die große Mehrzahl seiner dramatischen Arbeiten findet sich in «Gesammelte dramatische Werke» (27 Bde., Lpz. 1846—74). Eine Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise stellte er im «Haustheater» (Lpz. 1862; 8. Aufl. 1880) zusammen. Außer zahlreichen, in Zeitschriften zerstreuten Erzählungen veröffentlichte er «Deutsche Volkssagen» (6 Bde., Wesel 1839—40) und eine Geschichte der Freiheitskriege unter dem Titel «1813, 1814, 1815. Ein Volksbuch» (6 Hefte, Wesel 1841). Auch gab er den «Niederrheinischen Volkskalender» von 1836—42 mit vielen eigenen Beiträgen heraus. Voll Frische und Leben, weil auf eigener Erfahrung beruhend, ist sein Roman «Bilder aus dem Schauspielerleben» (2 Bde., Lpz. 1847; 2. Aufl. 1851). Hierzu kamen die Gedichtsammlung: «Die Mutter. Bilder aus dem Leben» (Lpz. 1867), und einige wertvolle didaktische Werke, wie «Die Lehre vom mündlichen Vortrag» (Köln 1852), «Der mündliche Vortrag» (3 Bde., Lpz. 1860; 3. Aufl. 1872—76), «Das Wesen des deutschen Rhythmus» (Lpz. 1862), «Katechismus der Redekunst» (3. Aufl., Lpz. 1881) und «Katechismus der deutschen Verskunst» (Lpz. 1872). Nach seinem Tode erschien die Schrift: «Die Shakspearomanie. Zur Abwehr» (Stuttg. 1874), in der B. gegen die übertriebene Bewunderung des brit. Dichters auftritt. Eine Auswahl seiner Lustspiele erschien im «Volkstheater» (20 Bde., Lpz. 1882).

Benedizieren (vom lat. benedicēre), segnen; benedicite («sprecht den Segen»), Aufruf zum Tischgebet in Klöstern; benedicāmus Domino («laßt uns den Herrn preisen»), Formel, womit der kath. Gottesdienst in der Fastenzeit und an einigen andern Tagen statt des gewöhnlichen Ite, missa est! geschlossen wird.

Benefaktor (lat.), Wohlthäter; Benefaktion, das Wohlthun, die Wohlthätigkeit.

Beneficia non obtruduntur (lat.), Wohlthaten werden nicht aufgedrungen, d. h. man kann niemand zwingen, Wohlthaten anzunehmen.

Beneficium ist der Inbegriff von Vermögensrechten, welche zur Besoldung eines Geistlichen dauernd bestimmt sind. Es steht deswegen in Wechselbeziehung zu dem geistlichen Amte, sodaß kein Amt ohne B., kein B. ohne Amt verliehen werden soll. Doch wird gegenwärtig auch das Amt selbst mit dem Ausdrucke B. bezeichnet. Die Benefizien werden folgendermaßen eingeteilt: 1) höhere Benefizien (Beneficia majora), welche eine Teilnahme am Kirchenregimente (jurisdictio) gewähren und welche auch Prälaturen genannt werden (Papst, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe [praelati principales]), mit selbständiger Jurisdiktionsgewalt, und Kardinäle, Legaten, Nuntien, Ordensgenerale, Äbte, Stiftspröpste (praelati secundarii) mit einer mandierten, d. h. durch Auftrag überkommenen Jurisdiktion; 2) niedere Benefizien (Beneficia minora), welche nur zur Ausübung der Lehr- und Weihgewalt (potestas ordinis) befähigen, Beneficia secularia für Weltgeistliche, Beneficia regularia für Ordensgeistliche; 3) Beneficia simplicia, welche nur zu Altar- und Chordienst verpflichten (Kanonikate, Kaplaneien); Beneficia duplicia, mit welchen weitere Verpflichtungen, beziehentlich Berechtigungen verbunden sind; zu diesen letztern gehören die Seelsorgebenefizien (quae curam animarum habent annexam), die Personate (einzelne Ehrenstellungen in den Kapiteln [Kantor, Sakristan u. s. w.]), die Dignitäten (die Vorsteher der Kapitel [Propst und Dechant]) mit beschränkter Jurisdiktion; 4) Beneficia incompatibilia, welche Residenz erfordern, d. h. die persönliche Anwesenheit

des Benefiziaten am Orte des Amtes und deshalb nicht in Mehrzahl besessen werden können; darum tritt bei Annahme eines zweiten B. incompatibile entweder ohne weiteres (ipso jure) der Verlust des ersten ein (Beneficia incompatibilia primi generis) oder es wird das zweite durch Richterspruch aberkannt (Beneficia incompatibilia secundi generis); 5) Beneficia compatibilia, welche in Mehrzahl nebeneinander von denselben besessen werden können, z. B. weil eins nicht genügenden Lebensunterhalt gewährt. Die Errichtung eines B. (erectio) erfolgt durch die zuständige Kirchenbehörde (Papst, Bischof), doch haben sich die Staaten eine Mitwirkung, beziehentlich Genehmigung gesichert. Die Benefizien hören endlich auf durch Verfügung des zur Errichtung kompetenten Kirchenobern (suppressio), durch Vereinigung und Verschmelzung mit einem andern B. (unio), welche auch in der Weise erfolgen kann, daß das eine in ein Abhängigkeitsverhältnis (Mutter—Tochter) zu dem andern tritt (subjectio). Die Aufhebung und Einziehung eines B. durch den Staat nennt man Säkularisation. Ferner ist B. noch eine technische Bezeichnung für das Lehn. Endlich werden im röm. Recht die Privilegien als Beneficia juris (Rechtswohlthaten) bezeichnet, d. h. also die Bestimmungen, durch welche für große Klassen von Personen, Sachen oder Rechtsverhältnissen etwas festgesetzt wird, was für andere Personen u. s. w. nicht gilt. (S. Beneficium competentiae und Beneficium inventarii.)

Beneficium competentiae (Rechtswohlthat des Notbedarfs) bezeichnet das Recht eines Schuldners darauf, daß ihm die zum notdürftigen Unterhalt [(Kompetenz) erforderlichen Mittel gelassen werden. Gemeinrechtlich steht dieses höchst persönliche Recht den Soldaten gegen alle Forderungen zu; dem Schuldner, der bonis cediert hat und dem aus der väterlichen Gewalt Entlassenen gegen Ansprüche aus der Zeit vorher; dem Vater gegen den Sohn; Ehegatten untereinander; dem Ehemanne, seinem Vater und den Kindern gegen die Dotalklage; dem Schwiegervater gegen Klage auf Bestellung einer Mitgift; Gesellschaftern gegen Klagen aus dem Gesellschaftsverhältnis; dem Schenker gegen die Schenkungsklage. Auch die partikularen deutschen Civilrechte (mit Ausnahme des sächsischen) kennen ein beneficium competentiae in verschiedenem Umfang. Nach der Deutschen Civilprozeßordnung sind gewisse körperliche Sachen (wie z. B. die unentbehrlichen Kleider und Betten, das notwendige Haus-, Küchen- und Arbeitsgerät, §. 715) und Forderungen (wie z. B. der noch nicht verdiente Arbeits- oder Dienstlohn nach Reichsgesetz vom 21. Juni 1869, in bestimmtem Umfang Beamtengehalte und -Pensionen, §. 749) der Pfändung (und also auch dem Konkurs, s. Konkursordnung §. 1) nicht unterworfen. Angemessenen Unterhalt aus der Konkursmasse kann nach der Deutschen Konkursordnung (§. 1) der Gemeinschuldner an sich nicht, sondern nur aus den Nutzungen beanspruchen, welche ihm etwa während der Dauer des Konkurses kraft gesetzlichen Nießbrauchs an dem Vermögen seiner Ehefrau oder seiner Kinder zufallen; es kann ihm aber eine Unterstützung bewilligt werden (Konkursordnung §§. 118, 120).

Beneficium inventarii (Rechtswohlthat des Inventars) bezeichnet die im ältern röm. Rechte bloß den Soldaten und den gezwungen antretenden Erben gewährte Bevorzugung, für die Schulden der Erbschaft nur soweit diese reicht zu haften, die später von Justinian im J. 531 auf jeden Erben ausgedehnt wurde, falls er vorschriftsmäßig und rechtzeitig ein Nachlaßverzeichnis (inventarium) bei Gericht einreichte. Hiermit bewirkte der Erbe, daß er während der Frist sich über die Annahme der Erbschaft nicht zu erklären, für die Erbschaftsschulden nur in Höhe der Erbschaft zu haften brauchte, die Erbschaftsgläubiger, Legatare und Fideikommissare ohne Rücksicht auf deren Rang befriedigen konnte und namentlich sich auch das Recht der sog. Falcidischen und Trebellianischen Quart reservierte. Der Erbe konnte zum Eide darüber, daß er redlich inventarisiert habe (Offenbarungseid), gezwungen werden und mußte bei etwa Unterschlagenem oder Verheimlichtem sich den doppelten Wertansatz gefallen lassen. Ersteres hat unter den neuern Civilgesetzbüchern das sächsische rücksichtlich des Privatinventars festgehalten, während das preuß. Recht sogar gerichtliche Inventare auf einfaches Verlangen der Interessenten unter Umständen eidlich bestätigen läßt. Durch Verheimlichung von Nachlaßgegenständen geht dagegen nach franz. Recht der Erbe sogar der Rechtswohlthat verlustig.

Während das röm. Recht keine ausdrückliche Antrittserklärung unter Vorbehalt der Rechtswohlthat des Inventars forderte, ist die gemeinrechtliche Praxis im Anschluß an die Ausbildung der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Deutschland dahin gelangt, eine solche von dem Erben dem Gerichte gegenüber zu verlangen. Ist eine solche erfolgt, so pflegen die Gerichte die Regulierung zweifelhafter Erbschaften von Amts wegen zu betreiben und einen, dem franz. Recht z. B. unbekannten, erbschaftlichen Liquidationsprozeß einzuleiten. Man beginnt mit gerichtlicher Beschlagnahme, Versiegelung und Verzeichnung, auch wohl Versilberung des Nachlasses, der sich dann die Befriedigung der Interessenten nach gesetzlicher Rangfolge durch das Gericht selbst oder unter dessen Leitung anschließt. Andererseits gibt es aber unter den deutschen Landesrechten auch solche, die, wie z. B. das sächsische, den deutschrechtlichen Grundsatz beibehalten haben, daß der Erbe von Rechts wegen nur mit dem Erbgute haftet; in den Gebieten dieser Rechte ist dann die Inventarerrichtung so überflüssig, wie sie es nach älterm röm. Recht z. B. für Soldaten war.

Benefit land and building society (engl.), s. unter Baugesellschaften und Baugenossenschaften.

Benefiz, Benefizvorstellung, eine theatralische oder musikalische Aufführung, deren Ertrag entweder einem Mitglied der Gesellschaft, welches das B. gibt, oder einem wohlthätigen Zwecke zu gute kommt.

Benefizenz (lat.), Wohlthätigkeit.

Benefiziāl (lat.), auf Pfründen bezüglich.

Benefiziant (lat.), Schauspieler, für welchen eine Benefizvorstellung aufgeführt wird.

Benefiziār (lat.), Pfründner.

Benefiziāt (lat.), Benefizempfänger, Pfründner, Stipendiat; als Neutrum auch soviel wie Pfründe.

Benefizieren (lat.), Wohlthaten erweisen.

Benefizium, s. Beneficium.

Benefizvorstellung, s. Benefiz.

Beneke (Friedr. Eduard), deutscher Philosoph, geb. zu Berlin 17. Febr. 1798, besuchte das Friedrichwerdersche Gymnasium daselbst, machte 1815

den Freiheitskrieg als freiwilliger Jäger mit und studierte dann in Halle zuerst Theologie, hierauf in Berlin Philosophie. Im J. 1820 habilitierte er sich an der Universität zu Berlin und hatte sich neben Hegel ein nicht unbedeutendes Auditorium erworben, als ihm 1822 die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt wurde, weil der Minister von Altenstein seine philos. Ansicht der Hegelschen gegenüber nicht dulden mochte. Er ging hierauf 1824 als Privatdocent nach Göttingen, erhielt aber 1827 die Erlaubnis zu Vorlesungen an der berliner Universität zurück und wurde 1832 zum außerord. Professor der Philosophie daselbst ernannt. Seit 1853 von schweren körperlichen Leiden ergriffen, verschwand er plötzlich 1. März 1854 und sein Leichnam wurde erst nach Jahresfrist im Wasser gefunden. Der Mittelpunkt der philos. Ansicht B.s liegt in seiner Überzeugung, daß die wahre Begründung der Philosophie nur durch ein unbefangenes und strenges Anschließen an die Thatsachen unsers Selbstbewußtseins zu ermöglichen sei. Es ist demnach die empirische Psychologie, gegründet auf die seit Bacon von Verulam in den Naturwissenschaften herrschende Methode, welche er als philos. Haupt- und Grundwissenschaft auszubilden vorzugsweise bemüht gewesen ist. Von eigentlicher Spekulation und einer darauf gegründeten spekulativen Psychologie und Naturphilosophie war und blieb er ein entschiedener Gegner. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten: «Erfahrungsseelenlehre, als Grundlage alles Wissens, in ihren Hauptzügen dargestellt» (Berl. 1820), «Erkenntnislehre nach dem Bewußtsein der reinen Vernunft, in ihren Grundzügen dargelegt» (Jena 1820), «Psychol. Skizzen» (2 Bde., Gött. 1825—27), «Über das Verhältnis von Seele und Leib» (Gött. 1826), «Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft» (Berl. 1833; 4. Aufl. 1877). Daran schließt sich eine Reihe von erläuternden Aufsätzen unter dem Titel: «Die neue Psychologie» (Berl. 1845), «Erziehungs- und Unterrichtslehre» (2 Bde. Berl. 1835—36; 4. Aufl., von Dreßler, Berl. 1876), «Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie» (3 Bde., Berl. 1837—41), «System der Metaphysik und der Religionsphilosophie aus den natürlichen Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet» (Berl. 1840), «System der Logik als Kunstlehre des Denkens» (2 Bde., Berl. 1842), «Pragmatische Psychologie oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben» (2 Bde., Berl. 1850). Zur weitern Ausführung des in der letzten Schrift Behandelten ließ er seit 1851 in vierteljährlichen Heften eine Zeitschrift: «Archiv für die pragmatische Psychologie u. s. w.», erscheinen. Ein unbestreitbares Verdienst hat sich B. durch seine Lehre von den Verhältnissen der Vorstellungsreihen und durch seine auf Herbart basierte Kritik der bisher von der Psychologie als wahr angenommenen abstrakten Seelenvermögen, besonders für die Pädagogik, erworben, wiewohl seine einseitigen Anschauungen über die Entwickelung der Gefühle und Wallungen nicht ohne Nachteil in der Lehrerwelt wirken, in der sie weithin verbreitet sind. Vgl. Raue, «B.s neue Seelenlehre» (5. Aufl., bearbeitet von Dreßler, Mainz 1876).

Beneplacito (ital.), Wohlgefallen, Belieben; beneplacito (in der Musik), nach Belieben.

Beneschau, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Böhmen, an der Zweigbahn Gmünd-Prag der Franz-Josephs-Bahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Piaristenkollegium und zählt (1880) 4413 E., die Lederfabrikation und Landwirtschaft treiben. B. wurde 1420 von dem Hussitenführer Ziska erobert und teilweise zerstört. Unweit von B. liegt das Eisenwerk Sanct Gabriela und das Dorf Brodrecz mit Baumwollspinnerei. — Die Bezirkshauptmannschaft Beneschau zählt auf 889 qkm (1880) 69222 E.

Benevent (ital. Benevento), Provinz des Königreichs Italien, früher mit einem Teile zum Kirchenstaate gehörig, zählt auf 1751,81 qkm (1881) 238626 E. und zerfällt in drei Kreise. Die Gegend ist im Bereiche der westl. Vorterrassen des neapolit. Apennin eben und fruchtbar und bietet zur Ausfuhr Rinder, Getreide, Wein, Öl, Südfrüchte und Wildbret. In den frühesten Zeiten gehörte das damals weit ausgedehntere Gebiet zum Lande der Samniter und hieß Maleventum. Erst als nach dem Siege der Römer über Pyrrhus 275 v. Chr. und nach Eroberung dieses Landstrichs durch die Römer 269 v. Chr. eine Kolonie hierher geschickt wurde, erhielt derselbe den Namen Beneventum. Unter der Regierung des Kaisers Augustus, welcher neue Kolonisten hierher sandte, wurde es Col. Julia Augusta Felix genannt, erhielt aber später seinen frühern Namen wieder. Die Longobarden erhoben B. 571 zu einem Herzogtum, das noch lange nach dem Fall des Longobardischen Reichs seine Unabhängigkeit behielt. Im J. 840 ward es in zwei und 850 in drei besondere Staaten, B., Salerno und Capua, geschieden, und 1077 fiel es in die Hände der Normannen. Nur die Stadt und deren Bezirk blieben von letztern verschont, weil Kaiser Heinrich III. dieselben 1053 dem Papste Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger abgetretener Lehnrechte auf Bamberg in Franken überlassen hatte. Im 11. und 12. Jahrh. wurden hier vier Konzilien gehalten. Bei B. kam es 26. Febr. 1266 zu einer entscheidenden Schlacht zwischen Manfred und Karl von Anjou, den der Papst Clemens IV. gegen jenen herbeigerufen hatte; Manfred fiel und Karl bemächtigte sich jetzt Unteritaliens und Siciliens. Im J. 1418 kam B. an Neapel, aber Ferdinand I. gab es wieder an Papst Alexander VI. zurück, von welchem es dessen Sohne Johann als ein Herzogtum auf kurze Zeit überlassen wurde. Nachdem B. 1798 durch die Franzosen erobert worden war, ward es an Neapel abgetreten, dann 1806 durch Napoleon dem Minister Talleyrand geschenkt, der davon den Titel eines Fürsten von B. annahm, und im Frieden 1815 an den Papst zurückgegeben. Der Aufstand, welcher hier 1820 ausbrach, wurde bald beschwichtigt. Bei der Revolution von 1848—49 blieben B. und Pontecorvo dem Papste treu. Bei der Annexion Neapels an das Königreich Italien wurde auch B. mit dem letztern vereinigt und sein Territorium durch mehrere Gebietsteile von Neapel vergrößert.

Die Hauptstadt Benevent, zwischen den Flüssen Sabato und Calore, an der Bahn von Neapel nach Foggia, hat (1881) 21631 E., ein Erzbistum, welches 969 gestiftet wurde, viele Kirchen und Klöster und mehrere Fabriken für gold- und silberplattierte Waren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel ist beträchtlich. Unter den Resten des Altertums in B., wo beinahe jede Mauer aus Bruchstücken von Altären, Grabmälern, Säulen

und Gebälken besteht, zeichnet sich der wohlerhaltene, 114 n. Chr. erbaute Triumphbogen Trajans (15½ m hoch) aus, welcher jetzt unter dem Namen des Goldenen Thors (Porta aurea) ein Stadtthor von B. ausmacht. Er besteht aus einem einfachen, sehr wohl erhaltenen Bogen von parischem Marmor mit einer auf beiden Seiten gleichen, noch lesbaren Inschrift; daneben sind Darstellungen aus Trajans Leben, in halberhabener Arbeit. Bemerkenswert ist auch der Dom aus dem 12. Jahrh. mit bronzenen Thüren und schönen Gemälden, sowie die ägypt. Obelisken auf verschiedenen Plätzen.

Beneventieren (lat.), bewillkommnen.

Bene vixit, qui bene latuit, s. u. Bene.

Benevolént (lat.), wohlwollend; Benevolenz, das Wohlwollen.

Benevŏlus (lat.), wohlwollend; lector benevole (Superlativ benevolentissime), geneigter (sehr geneigter) Leser.

Benfeld, Hauptort eines Kantons im Kreise des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, links an der Ill und an der Eisenbahn Straßburg-Basel, 26 km südsüdwestlich von Straßburg, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat starken Tabak- und Hanfbau, Baumwollspinnerei, Bandweberei und Färberei (bis 1871 auch eine Staatstabakmanufaktur), eine Wasserheilanstalt und zählt (1880) 2795 E., darunter ungefähr 2100 Katholiken. Den Bischöfen von Straßburg gehörig, wurde B. 1394 von dem Bischof Wilhelm von Diest an die Stadt Straßburg verpfändet, welche B. befestigen ließ, dann 1528 von den Bischöfen zurückgekauft und wieder katholisiert. B. wurde 1632, nach langer, von Zorn von Bulach geleiteter Verteidigung durch Gustav Horn erobert, ein Hauptwaffenplatz der Schweden, die es 1650 nach dem Frieden von Münster wieder dem Bischof von Straßburg übergaben (bis 1789). In der Nähe von B. liegen Hüttenheim mit großer Baumwollspinnerei, und Ehl, das Helvetum der Römer, bis ins 5. Jahrh. eine wichtige Stadt, röm. Waffenfabrik und Münzstätte, angeblich Begräbnisort des heil. Maternus, des ersten Apostels des Elsaß, jetzt Vorort von B. mit einer Cichorienfabrik.

Benfey (Theod.), ausgezeichneter Orientalist und Sprachforscher, geb. 28. Jan. 1809 zu Nörten, besuchte 1816—24 das Gymnasium zu Göttingen und studierte auf der dortigen Universität und in München Philologie. Er lebte dann wiederum in Göttingen, 1830—34 in Frankfurt und Heidelberg, und kehrte 1834 nach Göttingen zurück, wo er zum Professor in der philos. Fakultät ernannt wurde. Auch wurde er Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und vieler anderer gelehrten Gesellschaften. Er starb 26. Juni 1881 zu Göttingen. Seinen Ruf als Sprachforscher begründete B. durch die Untersuchung «Über die Monatsnamen einiger alter Völker» (mit Stern, Berl. 1836), welcher ein «Griechisches Wurzellexikon» (2 Bde., Berl. 1839—42) und die Schrift «Über das Verhältnis der ägypt. Sprache zum semit. Sprachstamm» (Lpz. 1844) folgten. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von ausgezeichneten Werken über die Sanskritsprache. Dahin gehört, außer einer Ausgabe der Hymnen des «Samaveda» (mit Übersetzung und Glossar, Lpz. 1848), vor allem die «Vollständige Grammatik der Sanskritsprache» (Lpz. 1852), der sich eine «Chrestomathie» (mit Glossar, 2 Tle., Lpz. 1853—54) anschloß, ferner «Kurze Grammatik der Sanskritsprache» (Lpz. 1855), «A practical grammar of the Sanskrit language» (Berl. 1863; 2. Ausg., Lond. 1868), das große Wörterbuch «A Sanskrit-English Dictionary» (Lond. 1866) und die wichtige «Geschichte der Sprachwissenschaft und orient. Philologie in Deutschland seit Anfang des 19. Jahrh.» (Münch. 1869). Daneben begann B. mit den Erläuterungen zu seiner Übersetzung des «Pantschatantra» (2 Bde., Lpz. 1859) eine Reihe eingehender Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung der orient. Märchen- und Fabelstoffe nach dem Abendlande, die er seitdem auch in zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften, wie dem «Ausland», den «Göttinger gelehrten Anzeigen» und dem von ihm selbst herausgegebenen Sammelwerke «Orient und Occident» (Bd. 1 u. 3, Gött. 1863—65) fortsetzte. Von seinen übrigen Schriften sind noch der Artikel «Indien» in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyklopädie» und «Die pers. Keilinschriften mit Übersetzung und Glossar» (Lpz. 1847) zu erwähnen. Ferner veröffentlichte er in den Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, sowie in den von derselben herausgegebenen «Nachrichten» mehrere Abhandlungen und Aufsätze, welche sich vorzugsweise mit sprachwissenschaftlichen Fragen und den Veden beschäftigen. Die wichtigsten darunter sind die seit 1874 erschienenen Untersuchungen über die «Quantitätsverschiedenheiten in den Sanchita- und Pada-Texten der Veden». Auch schrieb B. die Einleitung zu Bickells Ausgabe und deutscher Übersetzung von «Kalilag und Damnag» (Lpz. 1876).

Bengalen (engl. Bengal) ist, in weitester Wortbedeutung, der Name der umfangreichsten, am stärksten bevölkerten und wichtigsten von den drei Präsidentschaften des Indo-Britischen Reichs. (S. Ostindien.) Dieselbe umfaßt nämlich nach dem Census von 1881 ein Areal von 1674279 qkm mit 162607990 E. An ihrer Spitze steht der Vizekönig-Generalgouverneur mit dem Indischen Rate (Governor-general of India in Council). Sie enthält gegenwärtig 10 Hauptabteilungen oder Provinzen, nämlich: 1) die Untern Provinzen oder B. im engern Sinne; 2) die Nordwestprovinzen mit Oude (engl. Oudh); 3) das Pendschab; 4) die Centralprovinzen; 5) Mysore; 6) Curg; 7) Britisch-Birma; 8) Assam; 9) Adschmir und Mairwara; 10) Berar. Dazu kommen noch die Tributärstaaten mit 455422 qkm und 9445563 E. In dem Pendschab, den Untern und den Nordwestprovinzen stehen Lieutenant-Gouverneurs an der Spitze der Civilverwaltung; in Birma, Assam und den Centralprovinzen dagegen Oberkommissäre (Chief-Commissioners). Adschmir und Mairwara, Berar, Mysore und Curg stehen unter direkter Verwaltung des Generalgouverneurs von Indien.

B. im engern Sinne, d. h. die gegenwärtige Lieutenant-Gouverneurschaft B. oder der Untern Provinzen (Lower Provinces), umfaßt, seitdem 1874 Assam davon getrennt und zu einem besondern Oberkommissariat erhoben worden ist, 404541, mit den Tributärstaaten 502926 qkm. Seine Grenzen sind im N. Nepal, Sikkim und Bhutan; im O. Assam und das Reich Birma; im S. das letztere, Britisch-Birma, der Meerbusen von B., die Präsidentschaft Madras und die Centralprovinzen; im W. die zu Centralindien gehörende Agentschaft Bhagalkhand und die Division Benares der Nordwestprovinzen.

Sich von 19° 15′ bis 26° 15′ nördl. Br. und 82° bis 92° östl. L. (von Greenwich) ausbreitend, umfaßt B. die Landschaften und frühern Provinzen (Soubahs) B., Behar, Orissa und Chota-Nagpur. Mit Ausnahme seines südl. Teils, der Division Chota-Nagpur, einer sich wellenförmig bis gegen 1000 m über den Meeresspiegel erhebenden Bergebene, und des östlich an dieselbe angrenzenden, Cattack-Mahals genannten Teils der Division Orissa sowie der im NO. des Golfs von B. gelegenen Division Chittagong besteht B. fast ganz aus einem sehr niedrig gelegenen Flachlande. Der Himalaja, durch Nepal, Sikkim und Bhutan von B. getrennt, erstreckt sich in letzteres kaum noch mit seinen untersten Stufen hinein. Die Niederung von B. bildet die untern Stromgebiete des Ganges (s. d.) und des Brahmaputra (s. d.). Der erstere tritt dort, wo auf seiner nördl. oder linken Seite die Ghaghra oder Sardschu in ihn einmündet, aus den Nordwestprovinzen in B. ein; der andere, nachdem er eine Strecke lang die Grenze zwischen letzterm und Assam gebildet hat, südlich von der zu Assam gehörenden Division Goalpara. Der unterste Teil des Brahmaputra verbindet sich mit dem östl. Hauptarme des Ganges und ergießt sich unter dem Namen Megna in das Meer. Zwischen der vor seiner Mündung gelegenen Insel Rabnabad und der vor der Mündung des westlichsten, Hugli genannten Armes des Ganges liegenden Insel Sagar erstrecken sich, als Ende der Deltabildung beider Ströme, namentlich aber der des Ganges, in der Breite von 260 bei einer Länge von 75 km und ein Areal von 17674 qkm enthaltend, die Sunderbunds (Sanskr. Sundarivana), ein Labyrinth von Meereseinbuchten sowie größern und kleinern mit Wald und Dschangelgebüsch bedeckten Inseln, Sand- und Schlammbänken, zwischen denen sich zahlreiche schmälere oder breitere, teilweise selbst für größere Schiffe fahrbare Wasserwege durchwinden. Die Sunderbunds bilden eine besondere Division. Sie sind sparsam bevölkert, nur zum kleinsten Teile in Anbau gebracht und die Brutstätte miasmatischer Krankheiten. Durch die Vereinigung des Brahmaputra mit dem Ganges, die vielen und mächtigen Nebenflüsse zu beiden Seiten des letztern, die zahlreichen, häufig miteinander in Verbindung stehenden Arme, durch welche er sich in das Meer ergießt, ist B. eins der am besten bewässerten und an Wasserwegen reichsten Länder auf der Erde. Daher war dasselbe, bis es in verschiedenen Richtungen von Eisenbahnen durchzogen wurde, sehr arm an Landwegen, und aller Verkehr geschah und geschieht auch jetzt noch hauptsächlich zu Wasser.

Bei der hohen, 26,7° C. betragenden mittlern Jahrestemperatur, welche während des kältesten Monats (Januar) nur auf 18,7 sinkt, in dem heißesten Monate (Mai) aber bis auf 31,3° C. steigt, trägt der Ganges dadurch, daß er fortwährend eine gewaltige Masse Schlammes mit sich nach unten führt und diesen auf die von ihm durchströmten Niederungen absetzt, sobald er während der periodischen Regenzeit über seine Ufer tritt, in hohem Maße zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit von B. bei. Diese jährlichen, sich weit über das Delta hinauf erstreckenden Überschwemmungen setzen namentlich das zwischen dem Ganges und dem Brahmaputra gelegene Land auf Hunderte von Quadratmeilen unter Wasser. Die große Feuchtigkeit der Luft in B. wird teils durch die Menge der Flüsse, teils aber durch den starken, jährlich 1,8 bis 2,3 m betragenden Regenfall bedingt. Was die Erzeugnisse betrifft, so finden sich daselbst Eisenerze, Steinkohlen, Salpeter, ein roter, vortreffliches Baumaterial gebender Sandstein und, wiewohl in geringerer Menge, zu Sumbalpur in Orissa Gold und Diamanten. Salz wird in Menge in den Sunderbunds bereitet. Aus dem Tierreiche kommen daselbst Elefanten, Rhinocerosse, wilde Schweine, Antilopen, Hirsche, Rehe, wilde Büffel und wilde Ochsen (Gayal), von Raubtieren Tiger, Panther, Bären, Wölfe, Luchse und Füchse sowie mehrere Arten wilder Hunde vor. Von Affen wimmelt es in allen Wäldern. Von Haustieren finden sich daselbst, außer dem gezähmten Elefanten, Büffel, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen. Die Pferde sind teils aus Arabien und Persien eingeführt, teils in B. von einheimischer Rasse gezeugt. Letztere stehen bedeutend hinter den erstern zurück. An Geflügel ist allenthalben Überfluß. Seidenwürmer und Bienen, letztere namentlich des Wachses wegen, werden in großer Menge gezogen. Haupterzeugnisse des Pflanzenreichs sind Reis, das Hauptnahrungsmittel, in einer Menge von Spielarten, Weizen, Gerste, mehrere Arten von Sorgohirse, Mais, verschiedene Öl- und Hülsenfrüchte, die Rizinus- und Sesampflanze, Ingwer und Spanischer Pfeffer, die meisten europäischen und viele einheimische Gemüsearten. Von Fruchtbäumen werden hauptsächlich Mangas, der ganzblätterige Brotfruchtbaum (Artocarpus integrifolia), viele Arten von Citronen- und Orangebäumen, Tamarinden, Kokos-, Dattel- und Arekapalmen, Bananen, Guavas und Maulbeerbäume gezogen. Vorzugsweise für den Handel und die Ausfuhr angepflanzte Gewächse sind Baumwolle, Indigo, Kaffee, Saflor, Hanf, Flachs, Tabak, Zuckerrohr und für die Gewinnung des Opiums Mohn.

Die Lieutenant-Gouverneurschaft B. besteht aus den neun Divisionen: Bhagalpur, Bardwan, Chittagong, Chota-Nagpur, Dacca, Orissa, die Präsidentschaftsdivision mit Kalkutta, der Hauptstadt des ganzen Indo-Britischen Reichs, Patna und Radschahi mit Kuch-Behar, welche wieder in 44 Distrikte zerfallen. In jeder Division steht ein Beamter mit dem Titel Kommissar an der Spitze der Civilverwaltung. Die Bevölkerung ist außerordentlich zahlreich und belief sich 1881 auf 68750747 Seelen, sodaß durchschnittlich auf jeden Quadratkilometer 169 Seelen kamen. Die Tributärstaaten zählen außerdem noch 2328440 E. Die ungeheure Dichtigkeit der Bevölkerung in einzelnen Gegenden ist eine der Ursachen von der in B. trotz seiner überschwenglichen Fruchtbarkeit so häufig vorkommenden Hungersnot, durch welche noch in den J. 1866 und 1873—74 viele Hunderttausende um das Leben kamen. Etwa ein Dritteil der Bevölkerung (32 Proz.) besteht aus Mohammedanern, 64 Proz. sind Hindus, der Rest Buddhisten und Christen. Die Mohammedaner sind aber nur zum kleinsten Teile Nachkommen der alten mohammed. Eroberer von Hindostan, sondern hauptsächlich im Laufe der Zeit zum Islam konvertierte Hindu der niedrigsten Kasten. Dieselben, ungleich verteilt, leben auch keineswegs vorzugsweise an den frühern Hauptsitzen der mohammed. Machthaber. Ihre Zahl ist auch im Zunehmen. Hauptsprachen sind das Hindustani oder Urdu, das Bengali und das Orissa oder Urya. (S. Indische Sprachen.) Zwei Dritteile der Bevölkerung sind Landbauer. Die inländische Industrie hat durch die massenhafte, stets zunehmende Einfuhr aller nur

denkbaren engl. Manufakte außerordentlich gelitten. Die früher so berühmten, ausgebreiteten Musselinwebereien in Dacca sind gleich den Baumwollwebereien zu Balasore fast gänzlich zu Grunde gegangen. In und um Kalkutta bestehen jedoch noch ziemlich bedeutende Fabriken von groben Baumwollstoffen, Segeltuchwebereien, Seilereien, Zuckerraffinerien, Rumbrennereien und Gerbereien. Zu Cossipur, auf dem linken Hugliufer, befindet sich eine Stückgießerei, wo jährlich gegen 200 Kanonenrohre verfertigt werden können. Der Handel von B. ist sehr beträchtlich. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Baumwolle, Rum, Reis, Indigo, Zucker, Salpeter, Lak, Seide, Opium, Kaffee und Tabak, die Einfuhr hauptsächlich in engl. Baumwollmanufakten, Salz, Eisen, Kupfer, Stahl und Eisenwaren. Die Ausfuhr wie die Einfuhr finden fast ausschließlich über Kalkutta (s. d.) statt. Für den innern, sehr ausgebreiteten Handelsverkehr sind der Ganges mit seinen zahlreichen Armen, Nebenflüssen und den Verbindungen derselben untereinander noch immer die Hauptstraßen. Landwege vermitteln den Verkehr mit Nepal, Sikkim, Bhutan und Tibet. Durch Eisenbahnen steht B. mit allen Teilen der vorderind. Halbinsel in Verbindung. Innerhalb der Lieutenant-Gouverneurschaft sind die East-Indian- und die Eastern-Bengal-Bahn in Betrieb.

Geschichte. Von der ältesten Geschichte von B. ist nur wenig bekannt, und dieses Wenige besteht zum großen Teil in halb mythischen Legenden. Erst mit den Einfällen der Mohammedaner in Indien werden die Überlieferungen zuverlässiger. Im J. 1203 wurde B. von letztern erobert und 1225 mit dem Reiche Delhi vereinigt. Später, 1279, versuchte es der Gouverneur von B., Tograb, sich unabhängig zu machen. Er nahm den Königstitel an, unterlag aber in dem zwischen ihm und seinem Gebieter entstandenen Kriege. Auch die spätern Statthalter wiederholten mit größerm oder geringerm Erfolge den Versuch, sich von der Herrschaft von Delhi zu befreien, sodaß die Geschichte von B. während des Mittelalters nur in einer Reihenfolge von Revolutionen und Usurpationen für kürzere oder längere Zeit bestand. Erst dem Großmogul Akbar (s. d.) gelang es, B. wieder fest mit dem Reiche von Delhi zu vereinigen. Seit 1585 wurde es von Subahdars oder Vizekönigen verwaltet. Als die Engländer 1633 die Erlaubnis erhalten hatten, in B. Handel zu treiben, errichteten sie daselbst Faktoreien und breiteten sich mehr und mehr aus. Unter ihren Faktoreien waren die zu Hugli und Cossimbazar die bedeutendsten. Im J. 1698 erhielten sie das Recht, dieselben zu befestigen. Vier Jahre später verlegten sie die Faktorei von Hugli nach dem gegenwärtigen Kalkutta, nachdem sie diesen Ort sowie Tschatanutti und Govindpur angekauft hatten. Im J. 1756 vertrieb der Statthalter von B., Suradschu-Daula, ein erbitterter Feind der Engländer, dieselben aus Cossimbazar und rückte vor Kalkutta, welches sich nach kurzer Verteidigung übergeben mußte. Die gefangenen Engländer wurden in die so berüchtigt gewordene Schwarze Höhle geworfen, wo der größte Teil von ihnen umkam. Der Generalgouverneur Clive aber nahm 1757 Kalkutta wieder ein. Der Friede wurde geschlossen, aber sehr bald kam es zu neuen Feindseligkeiten, welche zu der die Macht der Engländer in Indien begründenden Schlacht von Plassy führten. Wenige Jahre später, 1765, wurden von dem Großmogul Schah-Alam die Provinzen (Subahs) B., Behar und Orissa an die Englisch-Ostindische Kompagnie übertragen.

Litteratur: Vgl. Dalton, «Descriptive ethnology of Bengal» (Kalk. 1872); Barton, «Bengal. An account of the country from the earliest times» (Lond. 1874); Hunter, «Statistical account of Bengal» (5 Bde., Lond. 1875).

Bengali, s. unter Indische Sprachen.

Bengali nennen die Vogelhändler verschiedene Arten afrik. oder selbst austral. kleiner Finken mit kurzem, dickem oder schlankem Schnabel, die häufig bei uns als Ziervögel gehalten werden und sich durch ihre schönen Farben wie durch ihre Zärtlichkeit zueinander auszeichnen. Sie setzen sich stets in Reihen nebeneinander, singen abwechselnd, freilich nicht sehr angenehm, sind sehr flink, verträglich mit andern Vögeln und lassen sich sehr leicht mit denselben bei gewöhnlichem Futter im Bauer halten. Man hat sie unter dem Namen Prachtfinken (Spermestina) zusammengefaßt und eine Menge von Untergattungen, Arten und Varietäten unterschieden, die bei den Händlern mannigfache Namen führen, wie Bandfink, Cordon bleu, Blutfink, Feuervögelchen u. s. w.

Bengalisches Feuer ist ein in der Lustfeuerwerkerei sehr gebräuchlicher Feuerwerkssatz, welcher wegen seines intensiven weißen, fast die Helle des Tages erreichenden Lichts zur Beleuchtung von größern Räumen, Gebäudefaçaden, Baumpartien u. s. w. benutzt wird. Der Satz besteht aus einer innigen Mengung von 7 Teilen Salpeter, 2 Teilen Schwefel und 1 Teil Schwefelantimon, oder auch aus 16 Teilen Salpeter, 6 Teilen Schwefel und 4 Teilen Schwefelantimon. Durch Zusatz gewisser Stoffe kann man dem Bengalischen Feuer auch verschiedene andere Färbungen geben. Salpetersaures Baryt gibt eine grüne, schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak eine blaue, salpetersaures Natron eine gelbe, salpetersaurer Strontian eine rote Flamme. Die bunten Feuer erhalten statt des Salpeters in der Regel chlorsaures Kali. Ein dem weißen Bengalischen Feuer ähnlicher Satz wird für den Kriegsgebrauch in den Leuchtfackeln und in der Versetzung der Raketen verwendet. Auch die bunten Feuer finden in Signalfeuern mehrseitige Verwendung.

Bengalischer Golf heißt der Vorder- und Hinterindien voneinander trennende Teil des nördl. Indischen Oceans (s. d.). Er enthält besonders an den Küsten mehrere Inselgruppen, bildet außer den Flußmündungen wenige Buchten, hat daher auch wenig gute Häfen, wird aber von zahlreichen Schiffen belebt, da an seiner Nordküste der Weltmarkt Kalkutta liegt. Auf diesem Meeresteil herrschen regelmäßige Winde, sog. Monsuns, und zwar von April bis Oktober aus Südwest, während der übrigen sechs Monate aus Nordost.

Bengalische Sprache und Litteratur, s. Sanskrit.

Bengāsi, Ben-Ghāzi, Hauptstadt von Barka oder des türk. Vilajets B., nächst Tripolis der wichtigste Hafen der unmittelbaren Besitzungen der Pforte in Afrika, liegt an der Ostküste der Großen Syrte oder des Golfs von Sidrah auf einer Sanddüne, welche durch einen salzigen Strandsee (Sebcha) vom Festlande getrennt ist. Die Stadt bietet von der Seeseite aus einen traurigen Anblick, indem dieser Stadtteil, von der Brandung unterspült, jährlich mehr und mehr zusammenschrumpft, während die Sebcha auf der andern Seite keine Erwei-

…erung gestattet. Auf der Spitze der Landzunge, die den Hafen vom Meere trennt, liegt das Kastell, ein großes Gebäude mit vier Türmen, aber baufällig. Auf der entgegengesetzten Seite wird die Stadt von einem Hügel mit dem Friedhofe und zwei Marabutgräbern begrenzt. Im Innern liegt das Regierungsgebäude und die Kaserne für die Besatzung von 500 Mann. Ein einziges Minaret überragt die niedrigen Häuser, die aus weichem Sandstein aufgeführt sind. Das hervorragendste Gebäude ist das erst neuerdings erbaute Franziskanerkloster, in dem sich auch die kath. Kirche befindet. Die Brunnen der Stadt haben nur brakisches Wasser, und das Trinkwasser muß aus dem Dorfe Sauâni herbeigeholt werden. Der Hafen ist nur noch kleinen Schiffen zugänglich und versandet immer mehr. Die Stadt hat mit Einschluß der nächsten Umgebung ungefähr 7000 arab. und jüdische E. und ist Sitz eines Kaimakams, der an die Pforte eine Abgabe von 4000 Beuteln (etwa 4 Mill. Frs.) zahlt. Die Bazars sind ziemlich gut versehen, obgleich der Handel, seit keine Karawanen mehr aus dem Süden eintreffen, gänzlich daniederliegt. Die Bevölkerung lebt jetzt meist vom Ackerbau und führt Getreide und Schlachtvieh nach Malta aus. B. ist das alte Hesperides oder Berenike (in Cyrenaika), von welchem sich noch mehrere Überreste finden.

Bengel (Joh. Albr.), bedeutender württemb. Theolog, geb. 24. Juni 1687 im Städtchen Winnenden, besuchte 1699—1703 das Gymnasium zu Stuttgart, bezog 1703 die Universität Tübingen, ward mit 17 Jahren Magister, 1707 Vikar zu Metzingen bei Urach, 1708 Repetent am Tübinger Stift, 1713 Prediger und Klosterpräceptor, d. h. Professor am Seminar zu Denkendorf, 1741 Propst zu Herbrechtingen, 1747 Mitglied des landschaftlichen Ausschusses, 1749 Rat im Konsistorium und Prälat zu Alpirsbach. Er starb 2. Nov. 1752. B. ist Begründer des sog. «biblischen Realismus», d. h. derjenigen Richtung in der Theologie, welche nicht sowohl das aus der persönlichen Erfahrung des frommen Gemüts oder aus den symbolischen Schriften jeder Konfession oder aus der religiösen Spekulation gewonnene System durch einzelne Sprüche der Schrift bewahrheiten, sondern aus der als organisches Ganzes betrachteten Schrift ein System unbedingt geltender religiöser Wahrheit erst gewinnen will. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Erklärte Offenbarung Johannis» (Stuttg. 1740; Reutl. 1856 u. öfter), «60 erbauliche Reden über die Offenbarung» (Stuttg. 1747), «Bekräftigtes Zeugnis der Wahrheit» (Stuttg. 1748), «Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicus atque propheticus» (Tüb. 1741), die kritische Ausgabe des Neuen Testaments (Tüb. 1734). In seinem «Gnomon Novi Testamenti» (Tüb. 1742 u. öfter; neu herausg. von Steudel, 2 Bde., Stuttg. 1860) gibt er keinen eigentlichen Kommentar, aber in der Form von «Fingerzeigen» eine Fülle noch jetzt beachtenswerter Bemerkungen zum Verständnis der Schrift. Der «Abriß der Brüdergemeinde» (Stuttg. 1751) wendet sich gegen deren einseitige Blut- und Wundentheologie. Vgl. Burk, «B.s Leben und Wirken» (Stuttg. 1831) und «B.s litterarischer Briefwechsel» (Stuttg. 1836); Wächter, «Johann Albrecht B.» (Stuttg. 1865). — **Ernst Gottlieb von B.**, Enkelsohn des vorigen, geb. 3. Nov. 1769 zu Zavelstein auf dem Schwarzwalde, bis 1806 Pastor zu Marbach, starb 28. März 1826 als Prälat, Professor der Theologie und Propst an der St. Georgenkirche zu Tübingen. B. gab seit 1815 das «Archiv für Theologie» heraus, in welchem sich zahlreiche Abhandlungen aus seiner Feder befinden. Nach seinem Tode erschienen die «Reden über Religion und Christentum» (Tüb. 1831; 2. Aufl. 1839) und die «Opuscula academica» (Hamb. 1834).

Bengler, s. Flagellanten.

Benguela oder die Kimbunda-Länder heißt die südliche, an Angola stoßende Region Niederguineas, die sich etwa 450 km lang von der Mündung des Coanza von 10° 6' bis 14° südl. Br. erstreckt und sich im Innern bis zu den Wildnissen zwischen den Quellen des Cunene, Cubango und Coanza ausdehnt. Der Flächenraum läßt sich auf 400000 qkm abschätzen. Der Boden steigt von der flachen Küste terrassenartig zur Höhe von 2000 m auf, und das Innere trägt vorwiegend Gebirgscharakter, hat daher auch reine und gesunde Luft, während die Küste, besonders während der Regenzeit (Mai und Juni), äußerst ungesund ist. Aus den Bergen kommen zahlreiche Flüsse, unter denen der Cuvo, Catumbella und der Rio San-Francisco die bedeutendsten; sie bilden zahlreiche, herrliche Wasserfälle, und unter diesen ist der im ganzen 100 m hohe des Mubschindschi der schönste, am Abhange des Gebirgszugs von Homa; doch leidet das Land Mangel an gutem Trinkwasser. Man gewinnt Silber, Kupfer und Eisen, Steinsalz in Fülle. Das Pflanzenreich liefert in üppiger Vegetation Apfelsinen, Weintrauben, Bananen, Mais, verschiedene Arten von Palmen, Cedern, Kaktus, Maniokpflanzen. Auch gedeihen die europ. Gemüse vortrefflich, und Zuckerrohr wächst an den Ufern des Catumbella. Daneben ist das Land voll von wilden Tieren. Drei Arten von Hyänen, Löwen, welche dreist bis an die Stadt B. kommen, Elefanten, Büffel, Zebras, Antilopen, Perlhühner, Lachtauben finden sich in Menge. Die Viehzucht ist im ganzen gering. Die Einwohner gehören zum Congostamme und bedienen sich der Bundasprache. Sie stehen auf einer niedern Stufe der Gesittung und sind meist noch Fetischdiener. Der portug. Sklavenhandel, durch den noch 1838 an 20000 Sklaven aus der Hauptstadt B. ausgeführt wurden, hat die Hebung der Bevölkerung verhindert. Die Portugiesen verwalten das Land zugleich mit Angola. Gegenwärtig bildet B. eine portug. Kolonie mit dem Titel eines Königreichs neben den Königreichen Angola und Mossamedes, die unter dem zu Loanda residierenden Generalgouverneur von Angola stehen und eine Bevölkerung von vielleicht 2 Mill. Seelen, darunter nur 3000 Weiße und Mulatten, haben.

Die Hauptstadt Benguela oder San-Felipe de Benguela, in einem reizenden, aber ungesunden Thale weitläufig erbaut, zählt etwa 3000 E., wovon drei Viertel freie Schwarze, während die etwa 100 Mann starke Besatzung das Hauptkontingent der weißen Bevölkerung liefert. Der Hafen ist vortrefflich, doch nicht bequem zugänglich. Von den wilden Schaggas 1836 zerstört, hat sich die Stadt zwar wieder erholt, trägt aber im ganzen die Spuren des zunehmenden Verfalls. Die Kirche von B. steht unter dem Bischof von Loanda, doch fehlt regelmäßiger Gottesdienst und aller Schulunterricht. Von Industrie ist keine Spur vorhanden, und alle Bedürfnisse der Art werden der Bevölkerung durch einige meist portug. und brasil.

Handelsschiffe zugeführt. Auch eine regelmäßige Postverbindung mit Europa besteht nicht. Nur als Stapelplatz für die aus dem Innern kommenden Artikel, wie Elefantenzähne, Pantherfelle, Wachs u. s. w. hat B. einige Bedeutung. Die Stadt B. wird von den Portugiesen selbst als «Hölle» bezeichnet. Das in der Umgegend herrschende Küstenfieber und die Dysenterie raffen die Ansiedler hinweg und treten hier jeder weitern Kolonisation hindernd in den Weg. Dagegen hat das Presidio Caconda, 260 km ostsüdöstlich von B., eine für den Handelsverkehr nach Südosten wichtige Faktorei mit etwa 3000 E., einschließlich der nächsten Umgebung. Etwa 160 km im NNO. von B. liegt im Sumbe-Lande das Presidio Novo-Redondo mit einem Fort und etwa 100 Negerbaracken auf schroffer Felsküste, in einer an allen afrik. Produkten reichen Umgebung und immer noch ein Hauptplatz für die Sklavenausfuhr. Etwa 820 km im SSW. von B., an der Kleinen Fischbai, liegt das Presidio Mossâmedes mit 3000 E., jetzt Sitz des Gouverneurs von Südbenguela, erst 1840 angelegt und wohl gedeihend, in einer an Hilfsquellen reichen Gegend. Vgl. Tams, «Die portug. Besitzungen in Südwestafrika» (Hamb. 1845); Magyar, «Reisen in Südafrika in den J. 1849—57», aus dem Ungarischen von Hunfalvy (Bd. 1, Pest 1859).

Beni (Veni), Strom in der südamerik. Republik Bolivia, entspringt in mehrern Quellflüssen (deren hauptsächlichster der Rio de la Paz) im Nordwesten von Cochabamba auf den Ostabhängen der Anden von Bolivia, von denen herab mehrere wasserreiche Nebenflüsse auf seinem linken Ufer in ihn einmünden, fließt in vorwiegend nördl. Richtung durch das Depart. La Paz, wendet sich im Depart. Beni nach Nordosten und mündet nach einem Laufe von etwa 1500 km bei einer Tiefe von zuletzt 55 m in den Rio Mamoré, der von hier ab den Namen Madeira annimmt. Die Vereinigung des B. und des Mamoré bildet nach N. und O. den Gemarkungspunkt von Bolivia gegen Brasilien. — Das Departement Beni, das größte der Republik Bolivia, bildet den nördl. Teil dieses Staates, grenzt im W. an Peru, im N. und O. an Brasilien, im S. an die bolivian. Departements La Paz, Cochabamba und Santa-Cruz, zählt auf über 700000 qkm aber nur etwa 54000 E., abgesehen von den nomadisierenden wilden Indianern (Mojos u. a.). Das zu einem großen Teile noch unerforschte Departement B., welches in die vier Provinzen Caupolican, Mojos, Yuracares und Guarayos zerfällt, ist nur im SW. gebirgig (Sierra von Apolobamba und andere Ausläufer der Cordilleren), im übrigen eben und von sumpfigen und seereichen Urwäldern fast ganz bedeckt. Hauptort des Departements ist Trinidad mit 4170 E.

Beni-Amer, ein nomadisierender mohammed. Hirtenstamm in dem nördlich von Abessinien gelegenen Lande Barka (s. d.) und in der nordöstlich davor liegenden Küstenebene Sóhel oder Sahil. Die B., deren Zahl auf höchstens 200000 geschätzt wird, reden teils die Bedja-, teils die Tigresprache und bestehen aus den unterworfenen Hassa und Bedawi und den herrschenden Nebtab und Belou. Oberster Herr ist das Familienhaupt der Nebtab, Deglel genannt, doch sind sie dem Chedive von Ägypten tributpflichtig.

Benicarló, Seestadt am Mittelmeere in der span. Provinz Castellon de la Plana im ehemaligen Königreich Valencia, Station der Bahn Valencia-Tarragona, hat Ringmauern, ein altes Kastell, eine schöne Kirche und zählt (1877) 7922 E. Die Stadt ist ein besuchter Hafenplatz, besonders als Verschiffungsort des nach ihr benannten sehr beliebten Rotweins, der in ihrer Umgebung in sehr großer Menge gewonnen wird. Dieser Wein geht hauptsächlich nach Frankreich und England, wo man ihn zur Verschneidung des Bordeauxweins und Claret verwendet.

Benicia, Hauptstadt des County Solano und früher des ganzen nordamerik. Staates Californien, liegt auf einer baumlosen Ebene auf der nördl. Seite der Straße Carquinez, welche die Inlandbuchten San-Pablo und Suisun miteinander verbindet, 48 km nordöstlich von San-Francisco, mit welchem es eine regelmäßige Dampferverbindung unterhält, zählt (1870) 1656 E. Die Stadt hat einen vortrefflichen Hafen, der Platz für die größten Schiffe bietet, und ein Vereinigtes-Staaten-Arsenal mit ausgedehnten Werkstätten, Lagerhäusern und Vorratskammern.

Benignität (lat.), Güte.

Beni-Hassan, Dorf in Mittelägypten, auf dem östl. Ufer des Nils, berühmt durch seine hoch in der Thalwand eingehauenen Felsengräber. Steile Aufwege führen zu den nach Westen geöffneten Eingängen, die, über dreißig an Zahl, in gleicher Höhe sich hinziehen und durch einen schmalen Pfad untereinander verbunden sind. Die Anlage der Gräber fällt in die zwölfte Manethonische Dynastie, die letzte des Alten Reichs (2380—2167 v. Chr.). Die Stadt, zu der sie gehörten, hat keine Ruinen zurückgelassen. Wahrscheinlich wurde sie von den Hyksos, die während der folgenden Dynastie Ägypten unterjochten, zerstört, und ihre Ruinen mögen mit der Zeit durch den seinen Lauf hier öfters verändernden Strom verschlungen worden sein. Die nördlichsten Kammern sind die ältesten und am reichsten ausgeführten. Sie enthalten, nächst den noch ältern Nekropolen von Memphis, die wichtigsten monumentalen Reste, Darstellungen und Inschriften, die überhaupt aus dem ältesten Ägypten erhalten sind. Die Säulenordnung ist größtenteils die dem Felsenbau eigentümlichste. Aus dem viereckigen Pfeiler, der ohne alle Abscheidung in den Architrav von gleicher Breite, auf dem die Felsendecke ruht, übergeht, entstand durch Abkantung die 8seitige, dann die 16seitige Säule, deren stumpfwinkelige Kanten durch sehr flache Kannelüren schärfer hervorgehoben wurden. Diese ganze Entwickelungsweise findet sich in B. Von den Kannelüren pflegten eine oder zwei oder vier gegenüberstehende voll und glatt gelassen zu werden, welche dann für hieroglyphische Inschriften bestimmt waren. Von dem ursprünglichen Pfeiler blieb zu oberst ein schmales Stück ohne Abkantung stehen und bildete nun den glatt in den Architrav übergehenden Abakus als vermittelndes Glied zwischen dem Architrav und dem kannelierten Schafte, der selbst auf einer runden, flachen und breiten Basis, dem Zwischengliede zwischen Schaft und Fußboden, ruhte. In den südl. Gräbern von B. tritt eine zweite Säulenordnung auf, deren Form auf der Nachahmung eines Pflanzenbüschels beruht. Vier Stengel von Lotosblumen sind unter den Kelchen mit fünf Bändern zusammengebunden. Die Kelche in Knospenform, oben abgestumpft, tragen Abakus und Architrav; die Basis ist dieselbe wie die der obersten

Säulenordnung. Beide Ordnungen vermischen sich in Ägypten nie; ihre einzelnen Elemente sind in den griech. Säulenordnungen wiederzuerkennen. An die Pflanzensäule von B. mit vierteiligem Stamm schließt sich die aus acht Papyrusstengeln zusammengebundene, sowie die in einen einzigen runden Schaft verbundene Säule an, die im neuägypt. Reiche die vorherrschende Ordnung bildet. Der geschlossene oder offene Kelch unter dem Abakus, der die Breite des Architravs behält, und die fünf Bänder unter dem Kelchkapitäl fehlen nie; der Schaft ahmt meist die am untern Teile sichtbare Schwellung der Sumpfpflanze nach. Der ausgezeichneten Stelle, welche B. in der Geschichte der Architektur einnimmt, kommt das Interesse der bildlichen Darstellungen an den Wänden der Gräber gleich, welche in reicher Fülle das Privatleben der Ägypter jener Zeit vollständiger als irgend eine Monumentengruppe des Alten Reichs vor Augen führen. Sie sind in den neuern Denkmälerwerken über Ägypten teilweise wiedergegeben, aber noch bei weitem nicht erschöpft. (S. Tafeln: Ägyptische Architektur, Fig. 1, und Bildnerei I, 3.)

Beni-Mezâb, Beni-M'zâb oder M'zabiten, ein friedlicher Berberstamm am Rande oder bereits innerhalb der Sahara, das südlichste Volk, welches (seit 1853) die Herrschaft der Franzosen in Algerien anerkannt und vier Oasen 600 km südlich bewohnt, von welchen die von W. gegen O. gestreckte Oase des Wadi-M'zâb die größte ist. Außer dem Fluß M'zâb hat die Oase zahlreiche Brunnen, und auch an Regen fehlt es keineswegs. Wo es Wasser gibt, da sind Gärten und Palmenpflanzungen angelegt. Das Plateau selbst ist entblößter Fels, wo einige Gräser spärlich fortkommen. Trotzdem finden dort das Muflon und das Guineaschwein ihre Nahrung. Die B. zählen mit Ausschluß der 3000 im Tell ansässigen Kaufleute und Arbeiter 50—60000 Köpfe und wohnen in sieben mit Mauern umgebenen Städten. Sie sind aus dem südl. Teile von Tunis wegen Religionsverfolgungen nach ihrem jetzigen Wohnsitze eingewandert, wo sie gegen einen Jahrestribut von 60000 Frs. an den Kommandanten von Laghuat den Schutz der Franzosen genießen. In Algerien gelten sie als der rührigste und handelsthätigste Volksstamm. Viele M'zabiten wandern nach der Stadt Algier, wo sie meist in den maurischen Bädern als überaus rüstige Badeknechte thätig sind. Andere finden dort ihren Erwerb in Schlächtereien und im Mühlenbetrieb oder im Handel für die Heimat, indem sie deren Hauptprodukt, die Datteln, hier verkaufen und dafür besonders Getreide einkaufen. Meist kehren sie nach einigen Jahren mit den Ersparnissen in ihre Oase zurück. Die M'zabiten zählen zu keiner der vier orthodoxen oder sunnitischen Sekten, sondern huldigen demselben Glauben wie die arab. Wahabiten. Hauptstadt und wichtigster Handelsplatz des Landes ist Ghardaja am M'zâb mit 15000 E., zwischen drei Bergen, etwa 165 km im SSO. von Laghuat und im WNW. von Wargla gelegen, von den Franzosen zum Arrondissement Medeah in der Provinz Algier gerechnet.

Benin war früher der Name für den ganzen östl. Teil von Oberguinea, von der Mündung des Volta (an der jetzigen Grenze der Reiche Dahomeh und Aschanti) ostwärts über das Delta des Niger hinaus bis an den Rumbi oder Rio del Rey (Königsfluß) im innersten Hintergrund des Meerbusens von Guinea. Dies ausgedehnte Küstengebiet, in welchem das vielarmige Nigerdelta seewärts mit dem Kap Formosa bis 4° 19' nördl. Br. vorspringt und den Golf von Benin im W. von dem Golf von Biafra im O. scheidet, war früher der Hauptsitz des Sklavenhandels. Es wurde deshalb auch die Sklavenküste genannt, welchen Namen man später auf den westlichsten Teil beschränkte. Durch die Bemühungen der Engländer, welche die Küsten bewachen, den Niger durch Dampfer befahren und beherrschen, ist an die Stelle des Menschenhandels allmählich der Handel mit Palmöl in großem Maßstabe getreten. Im engern Sinne verstand man früher unter B. ein despotisches Negerreich, das sich vom Ostende der Lagune Kradu, an deren Westeingange Lagos (s. d.) liegt, über das Nigerdelta hinaus bis zur Mündung des Alt-Calabar erstreckte und das mächtigste dieser Küste war.

Ein Reich Benin oder der Beni-Neger besteht noch jetzt, aber das Nigerdelta gehört nur noch in seinem westlichsten Teile dazu. In den übrigen Teilen des Deltas haben sich eine Menge unabhängiger Reiche gebildet. Der Niger selbst bildet jetzt nur auf eine Strecke von 185 km die Ostgrenze von B., die erst 185 km oberhalb der in der Spitze des Deltas gelegenen Stadt Ibo beginnt und bis gegenüber Idda hinaufreicht, zu beiden Seiten des rechten Nebenflusses Edu oder Ado, nach welchem oft auch das Reich B. benannt wird. Von dort zieht sich dasselbe gegen SW. zum Meere, grenzt im N. an die Reiche Gwandu und Yoruba, im W. an Dahomeh, im SO. an verschiedene Deltareiche. Die Küste von B. ist vielfach zerrissen durch eine Menge versumpfender Flußarme, flach, und nur im Innern steigt das Land allmählich auf. Der Boden ist fruchtbar und erzeugt in üppiger Fülle Palmen, Reis, Yams, Zucker und überhaupt alle Produkte Guineas, wie es denn auch dieselbe Fauna hat. Das Meer und die Flüsse sind fischreich. Die Bevölkerung ist sehr dicht. Die Sprache von B. gehört zu der vielgliederigen Sprachfamilie der Benin-Völker oder der Negerstämme des Nigerdeltas, westwärts bis zu den Dahomehern, nordwärts bis Yoruba einschließlich, ostwärts bis zum Bonny.

Die Hauptstadt Benin liegt am westlichsten Mündungsarme des Niger, dem an seiner Mündung 3 km breiten Beninstrom oder Formosa, der, früher als ein selbständiger Strom geltend, dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Die Stadt erstreckt sich an dem rechten Ufer des erst 60 km weiter abwärts schiffbaren Stroms in großer Ausdehnung, zählt 15000 E. und hat lebhaften Verkehr, obwohl derselbe, seit Aufhebung des Sklavenhandels, von Bonny, am östlichsten Arme des Deltas, überflügelt worden ist. In der Nähe der Stadt liegt die Residenz des Königs. Die nächste bedeutende Stadt ist Wari oder Warreh, 185 km südlicher, an dem Nigerarm Wari oder Forcados, der Hauptort eines, wie es scheint, vom König von B. abhängigen Negerstaats. Europ. Niederlassungen gibt es an der Küste von B. jetzt nicht. Auch der Hafenort Gatto (Agatton), 75 km unterhalb B. am Formosa gelegen, soll volkreicher als B. selbst sein. B. wurde 1484 von dem Portugiesen Diego Cam, den der Nürnberger Martin Behaim begleitete, entdeckt und 1486 von Alfonso de Aveiro besucht; 1786 gründeten die Franzosen an der Mündung des Flusses Niederlassungen, die 1792 von den Engländern zerstört wurden.

Benincasa *Savi*, eine zur Familie der Cucurbitaceen gehörige Pflanzengattung, von welcher nur erst eine einzige Art, die in den Tropengegenden Asiens einheimische B. cerifera *Savi* bekannt ist. Es ist eine einjährige Pflanze, die auf der Erde hinkriecht und gelbe monöcische Blüten besitzt; sowohl weibliche wie männliche Blüten haben einen glockenförmigen fünflappigen Kelch und eine fünfteilige Blumenkrone, die erstern drei Narben, die letztern drei Staubgefäße. Die Frucht ist groß, fleischig und enthält sehr viele Samen, sie ist auf ihrer Außenseite mit einer ziemlich dicken Wachskruste überzogen. Das Kraut hat einen moschusartigen Geruch. Die Pflanze wird sowohl in ihrem Heimatlande Ostindien als auch im tropischen Afrika und Amerika kultiviert.

Beni-Suef, Provinz im untern Mittelägypten mit (1877) 140848 E., grenzt im N. an Gizeh und Fayûm, im S. an Minia; nach S. reicht sie bis an das Abu-Gebirge. Die Hauptstadt Beni-Suef, einer der Haupthandelsplätze des Landes, am linken Ufer des Nils und an der Eisenbahn Gizeh-Siut, 110 km südlich von Kairo, liegt in einer fruchtbaren Gegend, ist der Hafenplatz für das Fayûm, hat eine große Staatsbaumwollmanufaktur und zählt 5—6000 E. In der Nähe wird zu Ehren des Heiligen Schilkâni jedes Frühjahr eine stark besuchte Messe gehalten.

Benjamin (hebr. Sohn des Glücks, richtiger: Sohn der Rechten, mit Bezug auf die geogr. Lage des Stammgebietes der Benjaminiten «rechts», d. i. südlich von Ephraim), nach der hebr. Sage der jüngste Sohn Jakobs und der Rahel, war der einzige leibliche Bruder Josephs und der Liebling seiner Eltern. Sein Stamm, die Benjaminiten, gehörte zu den weniger zahlreichen der zwölf israel. Stämme und erhielt sein Gebiet in Mittelpalästina zwischen den Gebieten der Stämme Ephraim, Dan und Juda und dem Jordan. Die Hauptorte waren Jericho, Bethel und Jerusalem, letzteres an der Grenze gegen Juda gelegen. Im Zeitalter der Richter in einen Krieg mit den übrigen Stämmen verwickelt, würde der Stamm B.s ganz vernichtet worden sein, wenn man nicht den Besiegten verstattet hätte, sich in ähnlicher Weise, wie die Römer durch den Raub der Sabinerinnen, mit Frauen zu versehen. Der Stamm B. gab Israel seinen ersten König Saul und blieb auch dessen Sohne Isboseth treu. Nach Salomos Tode bildete er mit Juda das Königreich Juda und den Kern des spätern Judentums. Der Prophet Jesaja und der Apostel Paulus waren Benjaminiten.

Benjamin aus Tudela unternahm teils in Handelsgeschäften, teils um die Lage der zerstreuten Juden kennen zu lernen, zwischen 1159 und 1173 eine Reise von Saragossa über Italien und Griechenland nach Palästina und Persien, und kehrte über Ägypten und Sicilien nach seiner Heimat zurück. Die schätzbaren, aber mit Vorsicht zu gebrauchenden Reisenotizen, die er in hebr. Sprache hinterlassen, sind öfter gedruckt und in das Lateinische, Englische, Holländische und Französische übersetzt worden. Die Ausgabe von Asher («The itinerary of Rabbi B.» (2 Bde., Lond. 1841) enthält den vokalisierten Text nebst engl. Übersetzung und gelehrten Anmerkungen.

Benjowsky (Mor. Aug., Graf von), durch seine Abenteuer merkwürdig, war 1741 zu Werbowa im Komitat Neutra in Ungarn geboren, diente als kaiserl. Lieutenant im Siebenjährigen Kriege bis 1758, und ging dann auf Reisen, und zwar zunächst nach Hamburg, wo er Schiffahrtskunde studierte, und hierauf nach Amsterdam und Plymouth, wandte sich dann nach Polen, trat der Konföderation gegen die Russen bei und wurde Oberst, Befehlshaber der Kavallerie und Generalquartiermeister. Von den Russen 1769 gefangen, ward er 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug, und dieser Umstand, sowie sein ausgezeichnetes Schachspiel verschafften ihm bei dem Statthalter Nilow eine gute Aufnahme, dessen Kinder er in der franz. und deutschen Sprache unterrichtete. Er veranlaßte daselbst die Erbauung eines öffentlichen Schulhauses, machte den Vorschlag, mit seinen Mitverbannten die südl. Landspitze Kamtschatkas anzubauen, und erhielt dafür nicht nur seine Freiheit, sondern auch die Hand Aphanasias, der Tochter Nilows. Inzwischen hatte er aber schon den Plan entworfen, mit mehrern Mitverschworenen zu entfliehen. In Begleitung Aphanasias verließ er Kamtschatka im Mai 1771 mit 96 Personen, nachdem es ihm gelungen war, nicht nur das gegen ihn abgeschickte Kommando zurückzuschlagen, sondern auch sich der Festung Botscherezk und des in derselben befindlichen Geldes, 1½ Mill. Piaster, zu bemächtigen. Er segelte nach Formosa, dann nach Macao, wo viele von seinen Begleitern starben, unter ihnen auch Aphanasia. Darauf verkaufte er sein Fahrzeug nebst allem, was darauf war, und verdingte sich auf ein franz. Schiff. So kam er nach Frankreich, erhielt daselbst ein Infanterieregiment und dann den Auftrag, auf Madagaskar eine Niederlassung zu gründen. Im Juni 1774 kam er in Madagaskar an, begründete die Niederlassung zu Foul-Point und wußte sich zugleich das Vertrauen verschiedener einheimischer Stämme zu gewinnen, die 1776 ihn zu ihrem König ernannten. Als er, nach Europa zurückgekehrt, um der Kolonie neue Unterstützung zu verschaffen, in Frankreich auf seiten des Ministeriums kein Entgegenkommen fand, trat er wieder in österr. Dienste, in welchen er 1778 im Gefecht von Habelschwerdt gegen die Preußen kommandierte. Im J. 1783 suchte er in England eine Expedition nach Madagaskar zu Stande zu bringen und reiste, nachdem er bei Londoner Privatleuten und vorzüglich bei einem Handelshause zu Baltimore in Amerika die nötige Unterstützung gefunden, im Okt. 1784 ab. Als er wegen des hier 1785 Feindseligkeiten gegen die Franzosen begann, schickte die Regierung von Isle-de-France aus Truppen gegen ihn. In einem Gefecht mit denselben, 23. Mai 1786, ward er tödlich verwundet. Seine französisch geschriebene Autobiographie wurde von Nicholson herausgegeben (2 Bde., Lond. 1790) und von Forster (2 Bde., Lpz. 1791) und Ebeling (2 Bde., Hamb. 1791) übersetzt. Kotzebue hat in seiner «Verschwörung in Kamtschatka» B. auf die Bühne gebracht.

Benkendorf, s. Benckendorff.

Benkulen, holländ. Benkoelen (engl. Bencoolen), in der Landessprache Bangkahulu, ist der Name einer niederländ. Residentschaft auf der Südwestküste von Sumatra. Dieselbe besteht in einem 25087 qkm enthaltenden, schmalen, nördlich von dem Gouvernement der Westküste Sumatras, südlich von der Residentschaft der Lampongschen Distrikte begrenzten, niedrig gelegenen, teilweise [illegible]

sumpfigen und ungesunden, zugleich aber fruchtbaren Streifen Uferlandes. Nur in der Richtung gegen seine östl. Grenze, das Barissangebirge, durch welches B. von der Residentschaft Palembang getrennt wird, erhebt sich derselbe allmählich. Die Bevölkerung bestand 1879, die sich auf 6000 Seelen belaufende der Insel Engano mitbegriffen, aus 159 Europäern, 142750 Eingeborenen, 546 Chinesen, 1 Araber und 1 andern asiat. Fremdling. Die Eingeborenen sind sich durch Trägheit und Indolenz auszeichnende, dabei rachsüchtige, unzuverlässige und verräterisch gesinnte Malaien. Mordthaten, auch an Europäern verübt, kommen bei ihnen häufig vor. Viehzucht und Ackerbau sind in B. unbedeutend. Haupterzeugnisse sind Reis, Pfeffer, Kaffee und Muskatnüsse. Reis wird nicht in einer dem Bedürfnisse entsprechenden Menge gewonnen, sodaß jährlich 8—10000 Pikuls davon eingeführt werden müssen. Die Bemühungen der niederländ. Regierung, die Bevölkerung zu der Anpflanzung von Kaffeebäumen und Pfefferranken in umfangreicherer Weise zu bewegen, sind bei der Trägheit derselben ziemlich erfolglos geblieben.

Die **Hauptstadt Benkulen**, am gleichnamigen Flusse gelegen, mit 6870 E., ist Sitz des Residenten. Die Engländer ließen sich 1686, nach ihrer Vertreibung von Bantam auf Java 1682, zu B. nieder, breiteten sich von hier an der Westküste von Sumatra aus und erhoben B. zum Hauptorte ihrer Besitzungen auf jener Insel. Sie erbauten daselbst 1714 das noch jetzt bestehende großartige Fort Marlborough, gelegen unter 3° 48′ südl. Br. und 102° 16′ östl. L. (von Greenwich). In den J. 1798 und 1808 führten sie daselbst aus den Molukken Gewürznelken und Muskatnußbäume ein. Besonders viel geschah für B. 1818—24, wo Sir Stamford Raffles Leutenant-Gouverneur dieser seit 1802 zu der engl.-ind. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Besitzung war. Im J. 1824 wurde B. von England an die Niederlande abgetreten. Die wachsende Blüte des nördlicher gelegenen Padang, die allmähliche Versandung der Reede, infolge deren größere Schiffe, wie z. B. auch die Maildampfer, entweder in der 15 km südlich von B. gelegenen Pulobai oder an der ihm gegenüberliegenden Insel Pulo-Tikus ankern müssen; der Umstand, daß zugleich mit der engl. Regierung die meisten der dort ansässigen wohlhabenden Engländer B. verließen, und namentlich, daß von der niederländ. Regierung wenig mehr für B. geschah, sind die Ursache, daß die Stadt, seitdem sie in den Besitz der Holländer gelangte, sich in einem stets zunehmenden Verfalle befindet.

Benloew (Louis), Sprachforscher, geb. 15. Nov. 1818 zu Erfurt, studierte in Berlin, Leipzig und Göttingen, wurde 1841 Lehrer der neuern Sprachen in Nantes, 1843 in Bourg, kam dann als Konservator der Bibliothek der Sorbonne nach Paris und 1849 als Professor der alten Litteratur nach Dijon. Er schrieb: «De l'accentuation dans les langues indo-européennes» (Par. 1847); «Aperçu général de la science comparative des langues» (1858; 2. Aufl. 1872); «Théorie générale de l'accentuation latine» (mit Weil, 1855); «Précis d'une théorie des rhythmes» (2 Bde., Par. 1862—63) u. s. w.

Benndorf (Friedr. Aug. Otto), Archäolog, geb. 13. Sept. 1838 zu Greiz, besuchte das Gymnasium in Plauen, studierte 1857—62 in Erlangen und Bonn Philologie, war 1863—64 Adjunkt an der Landesschule zu Schulpforte, 1864—68 als Stipendiat des Deutschen Archäol. Instituts auf Reisen in Italien und Griechenland, habilitierte sich 1868 für Archäologie in Göttingen, wurde 1869 Professor in Zürich, 1871 in München, 1872 in Prag und 1877 in Wien. Er ist Mitglied des Deutschen Archäol. Instituts und der Akademie der Wissenschaften in Wien. Mit Rich. Schöne zusammen beschrieb B. «Die antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums» (Lpz. 1867). Ferner publizierte er «Griech. und sicil. Vasenbilder» (Lief. 1—3, Berl. 1869—77), «Die Metopen von Selinunt» (Berl. 1873), «Die Antiken von Zürich» (in den «Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich», 1872) und «Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken» (Wien 1878). Als Teilnehmer an der zweiten archäol. Expedition nach Samothrake (1875) gab B. mit Conze und Hauser «Neue archäol. Untersuchungen auf Samothrake» (Wien 1880) heraus. In den J. 1881 und 1882 unternahm er archäol. Expeditionen nach Kleinasien (Lycien und Karien).

Benneckenstein, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Nordhausen, 30 km im NNW. von Nordhausen, im Oberharze, in einer Exklave, zählt (1880) 3335 E. Der Ort hat Eisenerzgruben, fabriziert Eisen- und Blechwaren, Nägel und Zündhölzer, mit denen die Bevölkerung zum Teil auswärts hausieren geht.

Bennet, eine engl., in Berkshire ansässige Familie, aus welcher namentlich **Henry B.**, Mitglied des Cabal-Ministeriums unter Karl II., berühmt ist. Derselbe, geb. 1618, trat in der Revolution auf die Seite Karls I., kämpfte in dessen Heer und wurde in Oxford zum Gehilfen des Staatssekretärs Digby ernannt. Wie dieser, trat auch er zum Katholizismus über. Nach der Katastrophe Karls I. war er im Auslande für die Stuarts thätig. Karl II. nahm ihn nach der Restauration in sein Kabinett. Der Titel eines Barons von Arlington, den er 1664 erhalten, wurde 1672 in den eines **Grafen von Arlington** umgewandelt, der auf die Nachkommenschaft seiner mit dem Herzog von Grafton, natürlichem Sohne Karls II., vermählten Tochter überging. Seine Hauptthätigkeit entwickelte der eifrige und gewandte Staatsmann als Mitglied des Cabal-Ministeriums 1669—73, bei dem Versuche Karls, durch das Bündnis mit Ludwig XIV. erst Holland, dann den Protestantismus und Parlamentarismus in England niederzuwerfen und die Monarchie auf die Armee und den Katholizismus zu gründen. Als durch den Widerstand Hollands gegen die Verbündeten und des engl. Parlaments gegen den König das Unternehmen mißlang, entging B. mit Not der Verurteilung. Im J. 1676, bei einer neuen antikath. Wendung der Politik Karls, zerfiel er mit diesem selbst. Er wurde 1679 noch einmal Mitglied des Geheimen Rats und erhielt sich am königl. Hofe bis an seinen Tod, 28. Juli 1685. Für die Geschichte jener Zeit sind von Wichtigkeit seine «Letters to Sir W. Temple» (2 Bde., Lond. 1701). — **John B.**, des vorigen Bruder, gest. 1688, erhielt 1682 die Würde eines Barons von Ossulston, welche er auf seinen Sohn **Charles B.**, geb. 1674, vererbte. Letzterer wurde nach dem Tode seines Schwiegervaters, des durch seine Teilnahme an dem Aufstandsversuche Monmouths bekannten Lord Grey von Werke, Grafen von Tankerville, 1714 zum Grafen von Tankerville erhoben und starb 21. Mai 1722.

Bennett (James Gordon), amerik. Publizist, geb. 1. Sept. 1795 in New-Mill in der schott. Grafschaft Banffshire, erhielt seine erste Erziehung auf einem kath. Priesterseminar in Aberdeen, wanderte 1819 nach Amerika aus und gründete, nachdem er sich fast 16 Jahre erfolglos in Halifax, Charleston, Philadelphia und andern Orten als Journalist und Zeitungsredacteur versucht hatte, 5. Mai 1835 den «New York Herald», den er durch Geist, Fleiß und Benutzung aller technischen Hilfsmittel allmählich zu einem der verbreitetsten und reichsten Blätter der Welt emporhob. B. war der erste, welcher 1837 den «Geldartikel» (Börsenbericht) in die amerik. Presse einführte, Nachrichten auf bisher unbenutzten Wegen beschaffte, wie durch den Telegraphen und durch seine besonders den ankommenden Schiffen entgegengesandten Neuigkeitsboote. Die erste größere Rede, die überhaupt durch den Telegraphen vermittelt wurde, war die berühmte Calhounsche über den merik. Krieg und erschien am andern Morgen vollständig im «Herald». Das Geheimnis seines Erfolgs lag in der konsequenten Durchführung des Grundsatzes, daß er ohne jede Rücksicht auf Kosten stets das Neueste am schnellsten und pikantesten brachte. Diesen Gesichtspunkt hat sein Beispiel allmählich in die ganze amerik. Presse hineingetragen. Im J. 1871 sandte B. eine Expedition zur Auffindung Livingstones aus, der denn auch von Stanley, seinem Reporter, gefunden wurde. So großes Verdienst sich B. auch durch Vervollkommnung und Ausbeutung aller technischen und finanziellen Hilfsmittel zur Herstellung einer großen Zeitung erworben hat, so wenig leistete er für die moralische Hebung der Presse. In der Politik war er gesinnungslos und nur darauf bedacht, mit allen Mitteln Reklame und Geld zu machen. Sein Blatt warf ihm bis zu seinem am 1. Juni 1872 in Neuyork erfolgenden Tode etwa 750000 Dollars jährlichen Nettogewinn ab; es wird seitdem mit denselben Mitteln und in derselben Richtung von seinem gleichnamigen Sohne fortgesetzt.

Bennett (John Hughes), engl. Arzt, geb. in London 31. Aug. 1812, studierte in Edinburgh, wo er 1837 mit der Schrift «Physiology and pathology of the brain» mit Auszeichnung promovierte. Später brachte er zur Fortsetzung seiner Studien zwei Jahre in Paris und zwei Jahre in Deutschland zu. Allgemeiner bekannt wurde er durch seine Anempfehlung des Leberthrans, dessen Wirksamkeit als Heilmittel für Skrofeln, Schwindsucht und verwandte Krankheiten er seit 1841 zuerst in England befürwortete. B. wurde 1843 als Patholog in dem Royal Infirmary in Edinburgh angestellt und 1848 Professor der Medizin an der edinburgher Universität. Hier entdeckte er die als Leukocythämie bekannte Blutkrankheit, die er in der Schrift «Leucocythaemia or white cell blood» (Edinb. 1852) beschrieb, und veröffentlichte eine Reihe von Werken über Lungen- und Nervenkrankheiten, wie «Inflammation of the nervous centres», «Pathology and treatment of molecular consumption», «Treatment of pulmonary consumption», «Pneumonia» u. s. w., die verdiente Beachtung fanden. Sein Hauptwerk «Clinical lectures on the principles and practise of medicine» (Edinb. 1850; 5. Aufl. 1868) wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Später erschien von ihm «Researches into the action of mercury, podophylline and taraxacum on biliary secretions» (Edinb. 1869; 2. Aufl. 1874). Er starb 25. Sept. 1875.

Bennett (William Cox), engl. Dichter und Publizist, geb. 1820 in Greenwich, führte nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Uhrmachers, dessen Geschäft fort und beteiligte sich mit lebhaftem Interesse an den lokalen Angelegenheiten seines Geburtsortes. Die Gründung eines litterarischen Instituts auf breitester volkstümlicher Grundlage, die Herstellung einer höhern Volksschule für die gebildeten Mittelklassen, sowie billige öffentliche Bäder und Waschhäuser in Greenwich waren zum großen Teil seinen eifrigen Bemühungen zu danken. Während der Agitation für die Abschaffung der Papiersteuer und des Zeitungsstempels fungierte B. als Beamter der Association for the repeal of taxes on knowledge; später wurde er Sekretär des greenwicher Zweigvereins der National Education League. Nachdem er schon 1843 anonym einen Band Gedichte herausgegeben und zu verschiedenen Zeitschriften poetische Beiträge geliefert hatte, erschienen von ihm «Poems» (Lond. 1850; 2. Aufl. 1862), «Verdicts» (Lond. 1852), «War songs» (Lond. 1855), «Queen Eleanor's vengeance and other poems» (Lond. 1857), «Songs by a songwriter» (Lond. 1859; 2. Aufl. 1876), «The worn wedding ring» (Lond. 1861), «Our glory roll, national poems» (Lond. 1866), «Songs for sailors» (Lond. 1872) und «Sea songs» (Lond. 1878). B.s dichterisches Talent ist wesentlich lyrischer Art und am besten gelingt ihm die Ballade und das schwungreiche patriotische Lied. In den J. 1868—70 war er Mitredacteur der Zeitschrift «Weekly Dispatch».

Bennett (William Sterndale), namhafter engl. Komponist und Pianist, geb. 13. April 1816 zu Sheffield, wurde Sängerknabe am Kings-College zu Cambridge, und kam dann nach London auf die Royal Academy of Music. Im J. 1836 ging er zu weiterer Ausbildung nach Deutschland. In Leipzig komponierte er die Ouverture «Die Waldnymphe» (eins seiner besten Werke), welche 1839 zum erstenmal unter großem Beifall aufgeführt wurde. Kurz darauf kehrte er nach London zurück, ging 1842 wieder auf längere Zeit nach Deutschland, gründete 1849 in London die Bach-Society, die er bis 1862 leitete, war 1856—67 Dirigent der Philharmonischen Konzerte, wurde 1856 von der Universität Cambridge zum Professor der Musik ernannt, 1868 zum Prinzipal (Direktor) der Royal Academy of Music erwählt und erhielt 1870 von der Königin von England die Ritterwürde. B. starb 1. Febr. 1875 zu London. Sein Leichnam wurde in der Westminster-Abtei zu London beigesetzt. B.s Kompositionen, von denen ungefähr in die 40 Werke im Druck erschienen sind, schließen sich ziemlich eng an Mendelssohns Weise an, zeigen Feinsinnigkeit, mitunter auch interessante harmonische Kombinationen und reizende Klangwirkungen, sind aber oft monoton und gedankenarm. Hervorzuheben sind: das Oratorium «The woman of Samaria», die Kantate «The may queen», eine Symphonie, die Ouverturen: «Die Najaden», «Die Waldnymphe», zu Moores «Paradies und Peri» und Byrons «Parisina», vier Klavierkonzerte, Stücke für Klavier mit und ohne Begleitung und verschiedene andere Kammermusiksachen, einige Gelegenheitskantaten', Lieder u. s. w.

Ben-Nevis, höchster Berg Schottlands ([illegible] m hoch), in der Grafschaft Inverneß, nahe dem Loch Eil, 6 km östlich vom Fort William. Seine Basis hat 38 km Umfang. In 518 m Höhe trägt er einen See, oberhalb dessen der Berg ohne Vegetation ist

Bennewitz, Mechaniker und Astronom, s. Apianus (Petrus).

Bennigsen, ein altes niedersächs. Adelsgeschlecht, welches sich wahrscheinlich am Ende des 13. Jahrh. von der noch blühenden Familie von Zeinsen abzweigte und sich nach der von ihr erbauten Burg B. benannte. Die Ruinen der letztern finden sich bei dem Pfarrdorfe Bennigsen (mit 800 E.) im Amte Kalenberg der preuß. Landdrostei Hannover. Hier erscheinen die B. urkundlich zuerst 1311 als Vasallen der Grafen von Schaumburg. Sie besaßen frühzeitig auch mindensche, braunschw. und andere Lehne, woraus ihre Rittergüter B. und Völksen hervorgingen. Dazu kamen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die Rittergüter Banteln, Gronau und Dötzum im Bistum Hildesheim. Mit den Söhnen Johanns von B., gest. 1618, entstanden die beiden noch gegenwärtig blühenden Linien des Hauses, die ältere Linie zu Banteln und die jüngere zu Bennigsen. Der *Linie zu Banteln* gehörte der russ. General Levin Aug. Theophil von Bennigsen (s. d.) an, welcher 1813 in den russ. Grafenstand erhoben ward. Sein Sohn ist Graf Alexander Levin von Bennigsen (s. d.), ehemaliger hannov. Minister. Zur *jüngern Linie zu Bennigsen* gehört der kursächs. Generallieutenant *Gustav Adolf von B.*, welcher im bayr. Successionskriege die kursächs. Armee in Böhmen befehligte. Der gegenwärtige Besitzer des Ritterguts Bennigsen ist Rudolf von Bennigsen (s. d.).

Bennigsen (Levin Aug. Theophil), russ. Feldherr, geb. 10. Febr. 1745 zu Braunschweig, wurde 1755 Page am kurhannov. Hofe, 1759 Fähnrich in der hannov. Fußgarde, und avancierte im Lauf des Siebenjährigen Kriegs, erst 17 J. alt, zum Kapitän, nahm aber schon 1764 den Abschied. Zerrüttete Familienverhältnisse veranlaßten ihn, russ. Dienste zu suchen. Er wußte es dahin zu bringen, daß ihm zu diesem Behuf ein hannov. Oberstlieutenantspatent verliehen wurde. Darauf hin wurde er 1773 als Premiermajor in der russ. Armee angestellt, und focht 1774 unter Rumänzow gegen die Türken, 1788 als Oberst unter Potemkin bei dem Sturm von Otschakow. Als Brigadier zeichnete er sich 1792 in Litauen im kleinen Kriege aus; 1794 wieder in Litauen verwendet, wurde er nach einem Gefecht, das er bei Soli selbständig und siegreich gegen eine Insurgentenschar bestand, zum Generalmajor befördert. In dem Treffen bei Wilna führte er einen erfolgreichen Reiterangriff aus; später gelang es ihm, bei Olita eine Insurgentenschar vollständig zu sprengen. In dem Kriege gegen Persien, 1796, trug er wesentlich zur Eroberung von Derbent bei. Unter Kaiser Paul wurde er 1798 Generallieutenant, fiel dann aber in Ungnade und ließ sich infolge dessen von den gegen das Leben des Kaisers Verschworenen anwerben. Er führte in der Nacht vom 23. März 1801 die Verschworenen in das Schlafzimmer des Kaisers und trug durch seine Energie das meiste zum Gelingen der Mordthat bei. Alexander I. ernannte ihn 1802 zum General der Kavallerie. In den beginnenden Kämpfen mit Frankreich erhielt B. das Kommando der sog. Nordarmee, die aber 1805 nicht zur Verwendung kam; 1806 bildete dieses Korps wieder unter B.s Befehlen einen Teil der Armee in Preußen. Während Kamensky, der wahnsinnig geworden war, die russ. Armee in den verwirrtesten Rückzug verwickelt hatte, gelang es B. am 26. Dez. 1806 bei Pultusk die Angriffe des Marschalls Lannes zurückzuschlagen. Bald darauf wurde B. an Buxhövdens Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt. Als solcher hielt B. am 7. und 8. Febr. 1807 dem Feinde bei Eylau (s. d.) Stand zur Schlacht, welche ihm den Ruhm verschaffte, zum erstenmal den Zauber der Unüberwindlichkeit Napoleons gebrochen zu haben. Im Frühjahr 1807 that B. nichts, um das bedrängte Danzig zu entsetzen, dann aber zog er sich am 14. Juni bei Friedland eine entscheidende Niederlage zu, und darauf war er es, der vor allen zu dem Tilsiter Frieden drängte.

Nun lebte B. einige Jahre auf seinen Gütern in Litauen; 1812 erschien er ohne Amt wieder bei der Armee, wo er den thätigsten Anteil an den Intriguen gegen Barclay nahm. Doch gelang es ihm nicht, sich an dessen Stelle einzudrängen. Unter Kutusow wurde er Chef des Generalstabes. Als solcher focht er 7. Sept. in der Schlacht bei Borodino. Am 18. Okt. erfocht er bei Tarutino einen namhaften Erfolg über Murat. Er war von Kutusow nur mangelhaft unterstützt worden. Darauf klagte er Kutusow bei Araktschejew und beim Kaiser an: er habe Moskau ohne alle Notwendigkeit dem Feinde überlassen und am 18. Okt. den Erfolg absichtlich hintertrieben. Der Kaiser sendete B.s Denunziationen Kutusow selber zu, und B. erhielt darauf von diesem den Befehl, die Armee augenblicklich zu verlassen. Nach Kutusows Tode wußte es aber B. wieder dahin zu bringen, daß er das Kommando der in Polen gebildeten Reservearmee erhielt. Mit dieser «Polnischen Armee» marschierte er im Aug. 1813 nach Böhmen, und von dort mit der Hauptarmee nach Sachsen. In der Schlacht bei Leipzig am 18. Okt. führte er die dritte Hauptkolonne, 59000 Mann stark, focht siegreich wie die gesamte Heeresmacht der Verbündeten und wurde am Abend dieses Tags vom Kaiser Alexander in den Grafenstand erhoben. Dann wurde ihm die Belagerung Hamburgs aufgetragen, das die Franzosen aber erst nach dem Frieden räumten. Nach dem Frieden erhielt er 1815 das Kommando der zweiten Armee im südl. Rußland; Kränklichkeit nötigte ihn, 1815 seine Entlassung zu nehmen. Er starb 3. Okt. 1826, erblindet, auf seinem Stammgut Banteln bei Hannover. B. ist auch als militärischer Schriftsteller aufgetreten in «Gedanken über einige Kenntnisse, die einem Offizier der leichten Kavallerie nötig sind» (Wilna 1805). Wichtiger sind indeß die Memoiren, die er handschriftlich hinterlassen hat.

Bennigsen (Alexander Levin, Graf von), hannov. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli 1809 zu Zakret bei Wilna, kam 1818 nach Hannover, besuchte das Lyceum daselbst, studierte seit 1826 zu Göttingen Jurisprudenz, trat dann in den Staatsdienst und ward 1835 dem Ministerium des Innern zugeteilt, nahm aber 1840 aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung. Von der Provinziallandschaft der Fürstentümer Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen zum Schatzrat gewählt, trat er in die Erste Kammer der hannov. Ständeversammlung und wurde Ende Juni desselben Jahres zum Mitgliede des Obersteuerkollegiums und der Generaldirektion der indirekten Steuern ernannt. Im J. 1848 beauftragte ihn der König mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in dem er außer dem Präsidium das Portefeuille des Auswärtigen und des königl. Hauses übernahm. Mit

Stüve vertrat er in demselben gemäßigt liberale Anschauungen. Nachdem das Ministerium 28. Okt. 1850 zurückgetreten war, wurde B. 1851 zum Präsidenten der Ersten Kammer gewählt, welcher er seit 1849 angehörte. Als infolge der Oktroyierungen vom 1. Aug. 1855 unter dem Ministerium Borries ein adeliges Oberhaus wiederhergestellt und Stüve 1856 der Urlaub zum Eintritt in die Zweite Kammer verweigert worden war, nahm B. an dessen Statt das Mandat für Osnabrück an, worauf ihn die Kammer ebenfalls zum Präsidenten wählte. Infolge seines energischen Auftretens gegen die Regierung wurde jedoch seine Teilnahme an der Ständeversammlung von 1857 auf Grund der Verordnung, welche auch die pensionierten Staatsminister der Dienstherrlichkeit des Königs unterordnete, mittels Urlaubsverweigerung gehindert. Im J. 1864 nahm indes B. als Abgeordneter der Hauptstadt wieder seinen Sitz in der Zweiten Kammer, die ihn abermals zum Präsidenten wählte. Seit 1866 lebt B. in Zurückgezogenheit, der welfischen Partei zugethan, die ihn als Reichstagskandidaten aufzustellen pflegt.

Bennigsen (Rud. von), hervorragender Politiker, wurde 10. Juli 1824 zu Lüneburg geboren, wo sein Vater, Generalmajor Karl von B., in Garnison stand. Nachdem er das Lyceum zu Hannover besucht und 1842—45 zu Göttingen und Heidelberg die Rechte studiert hatte, bekleidete er verschiedene Stellungen im hannov. Justizdienste (1846 Amtsauditor in Lüchow, später in Osnabrück, 1850 Justizkanzlei-Assessor in Aurich und Osnabrück, dann Vertreter des Staatsanwalts beim Obergericht in Hannover), bis er 1854 als Richter an das Obergericht nach Göttingen kam. Im J. 1855 ward B. von der Stadt Aurich in die Zweite Kammer gewählt, doch verweigerte ihm der Justizminister den Urlaub. B. trat hierauf von seiner amtlichen Stellung zurück, widmete sich der Landwirtschaft und unterzog sich später der Bewirtschaftung seines väterlichen Gutes Bennigsen. Bei den Neuwahlen von 1857 mit großer Mehrheit zu Göttingen und Dannenberg zugleich gewählt, trat er für Göttingen in die Kammer und stellte sich hier an die Spitze der wenigen Oppositionsmitglieder. In dem Bestreben, einen Vereinigungspunkt für die polit.-nationalen Bestrebungen zu schaffen, entwarf er 1859 mit Miquèl und andern eine Erklärung, worin das Bedürfnis eines deutschen Parlaments sowie einer starken Centralgewalt und Preußens Ansprüche auf die Vormachtstellung betont waren. Nachdem dieses Programm von einer Versammlung von 35 hervorragenden Liberalen (14. Juli 1859) zu Hannover unterzeichnet war, fand unter B.s Leitung eine größere Versammlung zu Eisenach (14. Aug.) statt, die eine Vereinigung der Konstitutionellen und Demokraten zu einer einzigen nationalen Partei als Forderung aufstellte, und am 15. und 16. Sept. wurde in Frankfurt zur Durchführung jenes Programms der Deutsche Nationalverein gegründet. B. ward zum Präsidenten des Geschäftsleitenden Ausschusses gewählt. In dieser Stellung entwickelte B. eine weitgreifende Thätigkeit, die trotz der Gegenwirkung, welche die Bestrebungen des Nationalvereins anfangs seitens der preuß. Regierung fanden, die Bewegung Deutschlands nach dem nationalen Ziele wieder in Fluß brachte.

Außerdem wirkte B. in seinem engern Vaterlande trotz aller Anfechtungen als Abgeordneter fort und beteiligte sich auch als Vertrauensmann bei dem Ausschusse von Geistlichen und Laien, welcher die Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung anstrebte und die große kirchliche Versammlung zu Celle 22. April 1868 veranlaßte. Diese kirchliche Bewegung, welche den äußern Anlaß zu dem Sturze des bereits politisch erschütterten Ministeriums Borries gab, fand ihren Abschluß in der von der Vorsynode beschlossenen Synodal- und Presbyterialverfassung der luth. Kirche Hannovers, auf deren Zustandekommen B. als vom Fürstentum Osnabrück gewähltes Synodalmitglied wesentlichen Einfluß übte. In den J. 1863—66 Führer der Kammermehrheit gegenüber den beiden spätern, im Innern zwar gemäßigten, aber in der Politik großdeutsch gesinnten Ministerien, machte B. vor dem Ausbruche des Kriegs von 1866 mit seinen polit. Freunden vergeblich den Versuch, die Neutralitätsstellung Hannovers zu retten. Nach der Einverleibung Hannovers in Preußen bildete sich noch im Laufe des J. 1866 unter B.s Führung in Hannover die nationalliberale Partei, welche sich die Ausbildung Deutschlands zu einem parlamentarischen Bundesstaate zur Aufgabe machte. In den Norddeutschen Reichstag und in das preuß. Abgeordnetenhaus durch den 19. hannov. Wahlkreis (Otterndorf-Neuhaus) gewählt, nahm B. als Vizepräsident dieser Körperschaften und einer der Führer der nationalliberalen Partei an der parlamentarischen Thätigkeit lebhaften Anteil. Ende 1868 wurde er von den Provinzialständen der Provinz Hannover zum Landesdirektor gewählt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs weilte B. mehrmals in Süddeutschland, um im Auftrage seiner polit. Freunde sich über die eventuelle Haltung gegenüber der deutschen Verfassungsfrage mit den süddeutschen Liberalen zu verständigen. Im Dez. 1870 wurde er nebst noch einigen polit. Notabilitäten in das deutsche Hauptquartier nach Versailles berufen, um an den Beratungen mit den Vertretern Süddeutschlands über die Verträge zwischen den süddeutschen Regierungen und dem Norddeutschen Bunde teilzunehmen. Seit 1871 vertritt er den Wahlkreis Otterndorf-Neuhaus ununterbrochen im Deutschen Reichstage und im preuß. Abgeordnetenhause, als dessen Präsident er 1873—79 fungierte. Ende Dez. 1877 fanden zwischen B. und Bismarck über den Eintritt des erstern in das preuß. Ministerium persönliche Verhandlungen in Varzin statt, welche, im Frühjahr 1878 längere Zeit fortgesetzt, daran scheiterten, daß B. nicht nur einige Bedenken gegen einzelne finanzielle Reformpläne (vor allen gegen das Tabaksmonopol) des Reichskanzlers äußerte, sondern namentlich auch die Bedingung stellte, daß zugleich mit ihm noch mehrere andere Mitglieder der nationalliberalen Partei in das Ministerium eintreten sollten. Die Ablehnung dieser Forderung rief eine gewisse Spannung zwischen B. und Bismarck hervor, die noch durch die erfolgreiche Opposition des nationalliberalen Führers gegen den ersten Entwurf des Sozialistengesetzes wesentlich verstärkt wurde. Trotz dieser Entfremdung blieb B. seiner bisherigen gemäßigten Haltung treu. Dies zeigte sich namentlich 1880 bei dem Austritt des linken Flügels der nationalliberalen Partei aus dieser Fraktion, bei welcher Gelegenheit er die unbestrittene Führerschaft des Restes der nationalliberalen Partei übernahm. Als parlamentarischer Redner wirkt B. besonders durch ruhige, staatsmännische Haltung.

Bennington, Countyhauptort im nordamerik. Staate Vermont, hat bedeutende Porzellanfabriken und zählt 5760 E. Hier schlug der amerik. General Stark 16. Aug. 1777 an der Spitze der Milizen von New-Hampshire die Engländer unter General Bourgoyne und Oberst Baum.

Bennisch oder Bensch, Stadt in Österreichisch-Schlesien, in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal, mit (1880) 4200 E. deutscher Zunge, die neben den städtischen Gewerben Ackerbau treiben. Ehemals wurde in der Umgebung auf Silber gebaut, jetzt ist daselbst die Baumwoll- und Leinenindustrie bedeutend. Der Name der Stadt erinnert an die Herren von Beneschau, von denen sie im 12. Jahrh. gegründet wurde.

Benno der Heilige, zehnter Bischof von Meißen, geb. 1010 als Sohn des Grafen Werner von Woldenberg, erhielt durch den ihm verwandten Bischof Bernward zu Hildesheim eine gelehrte Erziehung, ward 1028 Mönch, 1035 Diakon, 1040 Priester, 1051 Domherr zu Goslar und 1066 durch Heinrich IV. Bischof von Meißen. Wegen heimlicher Teilnahme an der Verschwörung der Sachsen ward B. 1075 von Heinrich IV. gefangen gesetzt; 1076 nach neuem Gelöbnis der Treue in seine Diöcese entlassen, aber 1078 wiederum gefangen genommen und 1085 seines Bistums entsetzt. Erst nach völliger Demütigung erhielt er dasselbe 1087 zurück und wirkte jetzt, von weltlichen Händeln sich fern haltend, den Grundsätzen Gregors VII. treu, mit Eifer für Hebung des kirchlichen Lebens, für Bekehrung der heidnischen Sorben und für bessern Anbau der meißener Gegend. Er starb 16. Juni 1107 und wurde 31. Mai 1523 von Hadrian VI. heilig gesprochen. Dagegen schrieb Luther «Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden». Seine Gebeine wurden 1576 nach München gebracht, wo B. als Patron der Stadt und des Landes verehrt wird; ein Teil derselben ward von Karl VII. der kath. Gemeinde zu Dresden geschenkt. Vgl. Emsers fabelhafte «Vita Bennonis» (Lpz. 1512) und Seyfarts kritisches «Osilegium S. Bennonis» (Münch. 1765).

Benoît de Sainte-More, altfranz. Dichter des 12. Jahrh. aus der Normandie, lebte und dichtete unter der Regierung Heinrichs II. von England. Seinen vollständigen Namen hat er nur in einem seiner Werke, dem «Roman de Troie» (herausg. von Joly, 2 Bde., Par. 1870—71) genannt, welches Werk er nach der lat. Bearbeitung des sog. Dares unter Benutzung des sog. Dictys und anderer Quellen, wie Ovids «Metamorphosen», um 1184 verfaßte. Nur Benoit nennt er sich in der gereimten «Chronique des ducs de Normandie» (herausg. von F. Michel, 3 Bde., Par. 1836—44), die aber unzweifelhaft von demselben Verfasser herrührt und die er auf Veranlassung Heinrichs II. nach 1130 nach lat. Quellen, hauptsächlich nach Guillaume von Poitiers, schrieb. Aber noch ein drittes Werk, welches ohne Namen überliefert ist, darf ihm beigelegt werden, der «Roman d'Eneas» (noch unediert), der auf Virgil beruht, aber den Stoff ins ritterliche Gewand des Mittelalters kleidet; auf dies frühere Werk beruft er sich in dem spätern «Roman de Troie». Während der «Eneas» von Heinr. von Veldeke nach im 12. Jahrh. ins Deutsche übertragen wurde, unternahm im Anfang des 13. Jahrh. der hess. Dichter Herbart von Fritzlar eine deutsche Bearbeitung des «Roman de Troie». Schon diese Thatsache bekundet das Ansehen und die Verbreitung, welche B.s Werke genossen, und wirklich gehört er zu den ersten Dichtern Frankreichs, die gefällige und gewandte Darstellung zeigen, wenn auch sein «Trojanerkrieg» etwas breit ausgesponnen ist und sein Geschichtswerk einen trockenen Chronikenstil an sich trägt.

Benoit (Peter), belg. Musiker, geb. 17. Aug. 1834 zu Harlebeke in Flandern, im Konservatorium zu Brüssel gebildet, erhielt 1857 für die Kantate «Die Tötung Abels» ein staatliches Reisestipendium, ging nach Deutschland und wurde hier ein Anhänger der durch Wagner und Liszt vertretenen Richtung. Im J. 1861 begab er sich nach Paris; in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er der Leiter der sog. nationalen oder vlämischen Bewegung und als solcher auch 1867 Direktor des neuerrichteten Konservatoriums in Antwerpen. Mit seinen Opern, Oratorien («Lucifer», «Die Schelde», «Die streitende, leidende und triumphierende Kirche») und Kantaten («Der Krieg») und sonstigen Werken hat B. nur wenig Erfolg gehabt, weil dieselben bei ihrem großen Aufwand der Mittel und dem dadurch verursachten Lärm einen zu geringen Kunstgehalt besitzen.

Benoîton (frz.) bezeichnet eine den bessern Klassen angehörige Person, die im Handeln und Sprechen die Demimonde nachahmt. Der Ausdruck ist Sardous Stücke «La famille Benoîton» entlehnt.

Benrath, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, mit sechs andern Ortschaften zu einer Bürgermeisterei vereinigt, liegt unweit des Rheins, 10 km oberhalb Düsseldorf an der Köln-Mindener Eisenbahn und zählt (1880) 2392 E. Das schöne, vom Kurfürsten Karl Theodor nach dem Plane des Generalbaudirektors von Pigage 1756—60 erbaute Schloß mit sehenswerter Orangerie, früher Residenz des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, des Kandidaten auf den span. Königsthron (1870), ist jetzt unbewohnt.

Bensberg, Dorf mit 1690 (Bürgermeisterei [1880] 10351) E. im Kreise Mülheim am Rhein des preuß. Regierungsbezirks Köln, Sitz eines Amtsgerichts, Endpunkt der Zweiglinie Mülheim-B. (14 km) der Bergisch-Märkischen Bahn, liegt in schöner Gegend am Rande des Berglandes, unfern des Königsforstes. In dem 1710 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz im toscan. Stile erbauten Schlosse befindet sich seit 1840 eine preuß. Kadettenanstalt. Das Belvedere gewährt eine prachtvolle und weite Aussicht. Im J. 1855 hat der Kaiser von Österreich am Fuße des Schloßbergs eine got. Denksäule errichten lassen für die nach der Schlacht von Jemappes in dem damals zum Lazarett eingerichteten Schlosse gestorbenen Österreicher, deren Zahl sich auf gegen 2000 belief. In der Nähe liegen mehrere bedeutende Blende- und Bleigruben, von denen die Grube Lüderich der Sage nach schon in der heidnischen Zeit ausgebeutet worden sein soll.

Benschen (Bentschen, Ausdruck des Judendeutsch, verderbt aus lat. benedicere), segnen, den Segen sprechen, besonders das Gebet nach Tisch sprechen.

Benserade (Isaak de), beliebter franz. Dichter am Hofe Ludwigs XIV., geb. 1612 zu Lyons-la-Forêt in der Normandie, kam früh in die Hauptstadt und zeichnete sich durch seine im gezierten Stil verfaßten Gedichte, meist erotischen Inhalts, aus, weniger durch die didaktischen Rondeaux und Fabeln aus seiner [illegible], und durch seine

dramatischen Dichtungen. Im J. 1674 wurde er Mitglied der Akademie; er starb 17. Okt. 1691. Eine Auswahl aus seinen Poesien erschien 1697 in Paris und erlebte mehrere Auflagen.

Bensheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg an der Bergstraße, an der Lauter und an der Main-Neckarbahn, von der hier eine Zweigbahn der Hessischen Ludwigsbahn nach Worms abgeht. B. hat vier kath. und eine prot. Kirche, ein Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, eine kath. und eine prot. höhere Mädchenschule, Gerbereien, Tabaksfabriken, eine Papierfabrik, Feld-, Wein- und Tabaksbau und zählt (1880) 5966 E.

Bentham (George), engl. Botaniker, geb. 1800 zu Slote bei Plymouth, studierte in London Jurisprudenz, gab aber die jurist. Laufbahn bald auf, um sich ausschließlich der Botanik zu widmen. Er wurde 1830 Sekretär der Gartenbaugesellschaft und später Präsident der «Linnean Society» in London. B. durchreiste im Interesse seiner Wissenschaft fast ganz Europa. Seine bedeutendsten Werke sind: «Labiatarum genera et species» (Lond. 1832—36), «Handbook of the British Flora» (1858 und 1865), «Flora Honkongensis» (1861), «Flora Australiensis» (mit Ferd. Müller, 1863—70) und «Genera plantarum ad exemplaria imprimis in herbariis Kewensibus servata definita» (mit Hooker, 1862 fg.).

Bentham (Jeremy), der Begründer des Utilitarismus, wurde als Sohn eines reichen Attorney zu London 15. Febr. 1748 geboren. Ein frühreifes Talent, bezog er schon im 13. Jahre die Universität Oxford und promovierte 1764 als Baccalaureus. Er wurde 1772 Advokat; aber die Mißbräuche der engl. Gerichtspflege verleideten ihm den Beruf, sodaß er ihm entsagte. Als Schriftsteller trat er zuerst mit seinem gegen Blackstone gerichteten «Fragment on Government» (Lond. 1776) auf, durch welches er die Freundschaft Lord Shelburnes erwarb, der ihn mit den Häuptern der Whigs in Verbindung brachte. Im J. 1785 unternahm er eine Reise über Konstantinopel nach der Ukraine zu seinem Bruder, der in russ. Diensten stand, und kehrte 1788 über Polen und Deutschland nach der Heimat zurück. Seitdem widmete er sich der Aufgabe, die Theorie einer vernunftgemäßen Gesetzgebung auszuarbeiten und für deren Verwirklichung zu sorgen. Er starb 6. Juni 1832. Da B. mit einem vollendeten Systeme der Gesetzgebung nicht zum Abschluß gelangen konnte, so übernahm es sein Freund und Schüler, der Genfer Etienne Dumont, auf Grund der zahlreichen Schriften und der vorhandenen Manuskripte B.s, seine Lehre in ein System zu bringen, und gab dieses Werk zu Genf in franz. Sprache heraus, das später von Beneke unter dem Titel «Grundsätze der Civil- und Kriminalgesetzgebung aus den Handschriften J. B.s, herausgegeben von E. Dumont» (2 Bde., Berl. 1830) ins Deutsche übertragen wurde. Ausgehend von den Grundsätzen der franz. und engl. Empiristen, konstruierte sich B. aus deren Systemen für seine Zwecke einen eigentümlichen Sensualismus (s. **Utilitarismus**). Seine Bemühungen in Bezug auf die Gesetzgebungspolitik sind von bedeutenden praktischen Folgen gewesen, namentlich haben seine Erläuterungen über das Prozeßverfahren, über die Organisation der Gerichte, über die Beweisführung, über die Taktik der Gesetzgebenden Versammlungen u. s. w. einen weitreichenden Einfluß ausgeübt. Vielseitige Beachtung fand B. auch durch seine Schrift «Panopticon, or the inspection house» (2 Bde., Lond. 1791, in der er den Plan zu einem Gefängnisse mitteilt, in welchem ein einziger Mann, von einem in der Mitte des runden Gebäudes befindlichen Turme aus, die Aufsicht über alle Gefangenen zugleich führen kann. In England selbst wurde B. von der Torypartei heftig angefeindet, welche ihn besonders deshalb fürchtete, weil er einer der ersten war, die auf eine Parlamentsreform hinwiesen, die Prinzipien des Freihandels verfochten und die Trennung von Staat und Kirche befürworteten. Die 1824 zu London gestiftete «Westminster Review» war bestimmt, seine Lehren in England zu verbreiten. In Frankreich gewann B. den ersten und nachhaltigsten Einfluß. Er schickte schon der Konstituirenden Versammlung seine «Prinzipien der Gesetzgebung» ein, die von ihr vielfältig benutzt wurden. Kurz vor der Julirevolution fand unter den Kommunisten die Lehre B.s Anklang; man erklärte das Nützlichkeitsprinzip für die «véritable philosophie» und gründete in ihrem Interesse 1829 das Journal «L'utilitaire». Im J. 1821 nahm der Staat Neuyork ein zum Teil nach B.s Schriften ausgearbeitetes Gesetzbuch an, welchem Beispiele 1826 Südcarolina und 1830 Louisiana folgten. Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Biographie veröffentlichte Bowring (11 Bde., Lond. 1843). Vgl. Birks, «Modern utilitarianism; or the systems of Paley, Bentham and Mill» (Lond. 1874).

Bentheim, Grafschaft im äußersten Westen der preuß. Provinz Hannover, zur Landdrostei Osnabrück gehörig, mit 923 qkm Flächenraum und (1875) 30213 E. In administrativer Beziehung zerfällt das Land in die zwei Ämter B. und Neuenhaus. In ersterm liegt die **Stadt Bentheim**, an der Eisenbahn Arnheim-Salzbergen, mit dem alten stattlichen Residenzschlosse, einem Mineralbade und 2287 E. Ein Teil des Bodens besteht aus Moorland und hat nur Viehweiden und Torfgräbereien; der übrige Teil ist fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Flachs und Holz. Früher war B. in die obere und in die untere Grafschaft geteilt, von der jene nebst der sog. Herrlichkeit Emblichheim ein Reichslehn bildete, diese aber vor Zeiten von dem Bischof von Utrecht, später von der Provinz Overyssel und dann, infolge ihrer Abtretung, von dem Prinzen Nassau-Oranien zu Lehn getragen wurde. Die alten Grafen von B. starben 1421 mit Graf Bernhard I. aus. Der Erbe der Grafschaft, der Dynast Eberwyn von Güterswyk (1421—54), Großneffe des Grafen Bernhard, erheiratete durch seine erste Vermählung mit Mathilde von Steinfurt die Grafschaft Steinfurt (72 qkm mit 3840 E.), durch seine spätere mit Agnes von Bronkhorst die Solms-Ottensteinschen Güter, und dessen Urenkel Eberwyn IV. (gest. 1562), die Grafschaft Tecklenburg und Rheda nebst Wevelinghofen. Des letztern Sohn Arnold III. (gest. 1606) brachte durch seine Gemahlin Magdalene von Neuenahr noch Hohen-Limburg, Alpen und Heppendorf an sein Haus. Er hinterließ fünf Söhne, die 1609 das Erbe teilten und fünf Linien stifteten, von denen drei schon in der Person der Stifter erloschen. Nur die von Adolf und Arnold begründeten Linien erhielten sich und bestehen noch jetzt.

Die **ältere Linie** oder **B.-Tecklenburg-Rheda**, gestiftet von dem genannten Grafen Adolf

(gest. 1625), besaß Tecklenburg-Rheda, Hohen-Limburg u. s. w., doch mußte Graf Johann Adolf von B. (gest. 1701) infolge eines vom Hause Solms-Braunfels erhobenen Prozesses drei Viertel von Tecklenburg und ein Viertel von Rheda abtreten. Das Haus Solms-Braunfels überließ jedoch seine Rechte an Preußen, welches 1707 ganz Tecklenburg in Besitz nahm, dagegen von dem Anteile an Rheda absah. Die Wiener-Kongreß-Akte überwies Rheda an die Krone Preußen als Standesherrschaft und überließ auch Preußen das Protektorat über Hohen-Limburg. Beide Besitzungen werden jedoch auf Grund königl. Kabinettsordre vom 19. Dez. 1816 als Standesherrschaften betrachtet. Am 20. Juni 1817 ward das damalige Haupt der ältern Linie, Graf Emil Friedrich Karl von B. (geb. 11. Mai 1765, gest. 17. April 1837), in den preuß. Fürstenstand erhoben. Der Sohn des Fürsten Emil, Fürst Franz von B. (geb. 11. Okt. 1800), ist das gegenwärtige Haupt der ältern Linie. Er residiert zu Hohen-Limburg und besitzt außer den Standesherrschaften Hohen-Limburg und Rheda auch die nicht standesherrl. Herrschaften Gronau und Wevelinghofen. Da derselbe unvermählt ist, so wird ihm sein Neffe, Prinz Gustav, geb. 4. Okt. 1849, succedieren.

Die jüngere Hauptlinie, B.-Bentheim und B.-Steinfurt, wurde von dem Grafen Arnold von B. (gest. 1643) begründet und erhielt 17. Jan. 1817 in der Person des Grafen Ludw. Wilh. von B. (gest. 20. Aug. 1817) den fürstl. Rang. Gegenwärtiges Haupt der Linie ist Fürst Ludwig von B. (geb. 1. Aug. 1812), Sohn des Fürsten Alexius von B. (geb. 20. Jan. 1781, gest. 3. Nov. 1866), erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. — Der Bruder des Fürsten Alexius, Wilhelm von B.-Bentheim, österr. Feldmarschalllieutenant (geb. zu Steinfurt 17. April 1782), erhielt in der Taufe, da die Generalstaaten von Holland Pathenstelle bei ihm vertraten, den Beinamen Belgicus. Nachdem er auf dem väterlichen Schlosse die erste Bildung erhalten, trat er 1799 in das österr. Heer ein und wurde 1809 auf dem Schlachtfelde von Aspern zum Obersten ernannt. Mit der Fahne in der Hand führte er bei Wagram ein zurückgeworfenes Regiment von neuem dem Feinde entgegen. Nicht minder ruhmvoll focht er 1813 bei Dresden und Kulm. Bald darauf ward er General, erhielt dann den Auftrag, eine deutsche Legion zu errichten, die gegen Ende des franz. Kriegs in südl. Frankreich noch wesentliche Dienste leistete. Nach dem Pariser Frieden beschäftigten ihn die Interessen der mediatisierten deutschen Fürsten, als deren Bevollmächtigter er auftrat. Im J. 1827 wurde er Feldmarschalllieutenant und kam als solcher nach Italien, wo er 1831 zur Unterdrückung der Bewegung im Kirchenstaate beitrug. Als Kommandant des 2. Armeekorps in Italien starb er zu Villafranca 12. Okt. 1839. Vgl. Möller, «Geschichte der vormaligen Grafschaft B.» (Bingen 1879).

Bentinck, ein Geschlecht, das schon im 14. Jahrh. in Geldern ansässig war, später auch nach England und Oldenburg verpflanzt wurde. Die ältere Linie ward begründet und nach England übergeführt durch Johann Wilhelm von B., geb. 1648, gest. 23. Nov. 1709, den dritten Sohn Hendrik B.s zu Diepenhan in Overyssel. Derselbe war ein Jugendfreund und Liebling König Wilhelms III., wurde von diesem vielfach in Staatsgeschäften verwendet und 1689 als Baron von Cirencester, Viscount Woodstock und Graf von Portland zur engl. Peerage erhoben. Sein ältester Sohn, Henry B., erhielt 6. Juli 1716 den Titel eines Herzogs von Portland und Marquis von Titchfield und ging 1721 als Gouverneur nach Jamaica, wo er 4. Juli 1726 starb. Dessen Sohn und Erbe William B., geb. 1. März 1708, vermählte sich mit der reichen Margaret Cavendish, der einzigen Tochter Eduard Harleys, Grafen von Oxford, und Erbin der Herzoge von Newcastle, welche zu Bulstrode ein Museum errichtete, dem auch die berühmte Portlandvase (s. d.) angehörte. Er starb 1. Mai 1762. — William Henry Cavendish-B., der älteste Sohn William B.s aus der Ehe mit Margaret Cavendish, geb. 14. April 1738, succedierte seinem am 1. Mai 1762 verstorbenen Vater. Im Oberhause gehörte er während des nordamerik. Kriegs unausgesetzt zur Opposition. Nachdem er 1783 zum ersten Lord des Schatzamts ernannt worden, mußte er schon 27. Dez. desselben Jahres dem Pittschen Ministerium weichen, gegen das er nun ebenfalls in Opposition blieb, bis 1792, wo er den Kampf gegen die Französische Revolution und somit die Regierung zu unterstützen begann. Hierauf ward er 11. Juli 1794 Staatssekretär des Innern, in welcher Stellung er bis zur Resignation Pitts 1801 blieb. Bei Auflösung des Whigministeriums im Frühjahr 1807 wurde er, trotz seines hohen Alters und seiner mittelmäßigen Geistesgaben, zum zweiten mal als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung berufen. Als solcher starb er 30. Okt. 1809.

Lord William Henry Cavendish-B., des vorigen zweiter Sohn, geb. 14. Sept. 1774, stieg in der Armee sehr rasch empor und ward schon 1803 Gouverneur von Madras. Einige Jahre später zurückgerufen, wirkte er erst diplomatisch, dann an der Spitze einer brit. Brigade in Spanien. Hierauf wurde er als Oberbefehlshaber der brit. Hilfstruppen und Bevollmächtigter an den Hof König Ferdinands nach Sicilien geschickt, wo sein hochfahrendes Wesen die stolze Königin Karoline so verletzte, daß diese 1811 nach Wien abging, um mit ihrem Todfeinde Napoleon in Verbindung zu treten. B. griff nun in die Verhältnisse der Insel um so entschiedener ein und verlieh 1812 sogar den Siciliern eine Konstitution, die von der engl. Politik nach Napoleons Sturze freilich fallen gelassen ward; 1813 landete B. von Sicilien aus in Catalonien, mußte jedoch nach der unglücklichen Schlacht von Villafranca sich wieder einschiffen. Glücklicher war er 1814 bei einer Landung in Livorno, von wo er sich nach Genua wandte, das er besetzte, dessen Anfall an Sardinien er aber weder durch das früher der ehemaligen Republik Genua gegebene Versprechen der Selbständigkeit noch durch eine spätere Protestation zu hindern vermochte. Im J. 1827 wurde er Generalgouverneur von Ostindien, wo er das Verbrennen der Witwen streng verbot, die Finanzen ordnete und die Preßfreiheit einführte. Doch mußte er 1835 sein Amt an Lord Auckland abtreten, weil während seiner Verwaltung die Afghanen und andere nördl. Völker gefahrdrohend geworden waren. Er begab sich nach Paris, wo er 17. Juni 1839 starb. — William Henry Cavendish-Scott-B., des vorigen ältester Bruder, vierter Herzog von Portland, geb. 24. Juni 1768, war 1827 kurze Zeit Präsident des Geheimen Rats und starb 27. März 1854. Aus seiner Ehe mit der

Tochter des Generals Scott von Balcomie, einer Schwägerin Cannings, hatte er vier Söhne, von denen, da der älteste schon 1824 gestorben war, der zweite, **William John Cavendish-Scott-B.**, geb. 17. Sept. 1800, gest. im Dez. 1879, in der Herzogswürde folgte. Da dieser unverheiratet war, folgte ihm sein Neffe **John William Arthur Charles Cavendish-B.**, geb. 1857, als sechster Herzog von Portland. — **Lord William George Frederick Cavendish-B.**, der dritte Sohn William Henry Cavendish-Scott-B.s, bekannt als Parlamentsmitglied unter dem Namen Lord George B., geb. 27. Febr. 1802, trat im Alter von 13 J. in die Armee und erhielt bald Majorsrang. Hierauf wendete er sich der polit. Laufbahn zu und wurde Privatsekretär bei seinem Oheim Canning. Als ihm 1826 der Sitz für den Wahlflecken Lynn Regis zufiel, hielt er sich zu den gemäßigten Whigs. Doch schon in den Verhandlungen über die Reformbill neigte er sich den Tories zu, bis er sich endlich 1834 bei Gelegenheit des Rücktritts Stanleys, Grahams u. a. von der Verwaltung auch entschieden von seiner Partei lossagte. Seitdem bewies sich B. im allgemeinen als ein Anhänger Peels. Als aber dieser sich vom Schutzzollsystem abwendete, nahmen die Protektionisten B. zu ihrem Haupte, und dieser bekämpfte nunmehr, von Disraeli unterstützt, seinen bisherigen Führer aufs heftigste und vereinigte sich 1846 mit der Opposition zu seinem Sturze. B. ward 21. Sept. 1848 in der Nähe seines väterlichen Schlosses Walbeck in Nottinghamshire vom Schlage getroffen; man fand wenigstens seinen Leichnam unberaubt und unverletzt am Wege liegend. Er starb unvermählt. Vgl. Disraeli, «Lord George B., a political biography» (Lond. 1851; deutsch von Susemihl, Kassel 1853).

Die **jüngere Linie** der B. ward begründet von einem jüngern Sohn des obenerwähnten Grafen von Portland, **Wilhelm von B.** (geb. 17. Nov. 1704, gest. 13. Okt. 1773), Herrn zu Rhoon und Pendrecht, Präsidenten der Staaten von Holland und Westfriesland, der 29. Dez. 1732 zum Reichsgrafen erhoben wurde, sich 1733 mit Charlotte Sophie, der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg, Antons II., vermählte und dadurch das gräfl. Aldenburgische Fideikommiß an sein Haus brachte. Dieses Fideikommiß bestand aus der freien Herrschaft Kniphausen und der edeln Herrschaft Varel nebst Gütern im Oldenburgischen und war von Anton Günther, dem letzten Grafen von Oldenburg-Delmenhorst, für seinen unehelichen, aber von Kaiser Ferdinand III. legitimierten und zum Reichsgrafen von Aldenburg erhobenen Sohn Anton gestiftet worden. Der Reichsgraf Wilhelm von B. hinterließ zwei Söhne, durch die sich die jüngere Hauptlinie wieder in zwei Zweige spaltete, Christian Friedrich Anton, dem die westfäl. Fideikommißherrschaften zufielen, und welcher der Stifter der westfäl. Linie ward, und Johann Albert, geb. 29. Dez. 1737, der in engl. Seedienste trat, dadurch der Stifter einer zweiten engl. Linie ward und 23. Sept. 1775 starb. Christian Friedrich Anton (gest. 1. April 1768) hatte wieder zwei Söhne, Wilhelm Gustav Friedrich und Johann Karl, durch die sich die westfäl. Linie von neuem in den ältern und jüngern Zweig teilte. Der erstere, **Wilhelm Gustav Friedrich**, geb. 21. Juli 1762 im Haag, kam 1768 in den Besitz der Fideikommißherrschaften und war in erster Ehe mit einer Freiin von Reede verheiratet, die 1799 starb und ihm eine Tochter und einen Sohn hinterließ, welcher letztere 1813 starb. Dann lebte er seit 1800 mit Sarah Margarete Gerdes, der Tochter eines oldenb. Landmanns in Bockhorn, in einer sog. Gewissensehe bis 1816, wo er sich förmlich mit ihr trauen ließ. Von ihr hatte er mehrere Kinder, darunter drei Söhne, Wilhelm Friedrich (geb. 1801, gest. 1867), Gustav Adolf (geb. 1809, gest. 5. Mai 1876) und Friedrich Anton (geb. 1812). Dem ältesten trat der Vater schon 1827 die Mitregentschaft über die Fideikommißherrschaften ab, die während der franz. Invasion eine Zeit lang zu Holland, dann als bloße Privatgüter zum franz. Kaiserreich gehört hatten, 1818 aber unter oldenb. Hoheit gekommen waren und zuletzt durch das Berliner Abkommen von 1825 als mediatisierte Herrschaften mit vielen Rechten und Privilegien ihrem vormaligen Landesherrn zurückgegeben wurden. Als jedoch der älteste Sohn auf die Nachfolge in allen väterlichen Gütern verzichtete, sich nach Missouri in den Vereinigten Staaten begab und sich daselbst ankaufte, wurde seinem zweiten Bruder 1834 die Mitregentschaft der Fideikommißherrschaften vom Vater eingeräumt, der 22. Okt. 1835 als brit. Generalmajor starb. Der Bruder des letztern, Johann Karl, geb. 1763, gest. als brit. Generalmajor in London 1. Dez. 1833, hatte ebenfalls drei Söhne hinterlassen, Wilhelm Friedrich Christian (geb. 15. Nov. 1787, gest. 8. Juni 1855), Karl Anton Ferdinand (geb. 4. März 1792, gest. 28. Okt. 1864) und Heinrich Johann Wilhelm (geb. 8. Sept. 1796, großbrit. General, gest. 29. Sept. 1878).

Schon bei Lebzeiten des Grafen Wilhelm Gustav Friedrich hatte, nachdem dieser die Fideikommißherrschaften auf seinen Sohn übertragen, der Bruder des erstern, Johann Karl, die Successionsfähigkeit seiner Neffen bestritten, deshalb Einspruch bei der Bundesversammlung erhoben und 1829 förmliche Klage bei dem Oberappellationsgerichte zu Oldenburg eingereicht. Nach seinem und Graf Wilhelms Tode setzten seine Söhne den Streit gegen ihre Vettern fort. Gegenstand desselben waren die beiden Herrschaften Kniphausen und Varel. Die Agnaten behaupteten vornehmlich: zu dem gräfl. Aldenburgischen Fideikommisse seien bloß legitime Nachkommen aus standesmäßiger Ehe berufen, den Beklagten gehe aber diese Eigenschaft ab, da sie Söhne einer Leibeigenen und nur durch nachfolgende Ehe legitimierte Mantelkinder wären, also schon nach dem gemeinen Rechte des deutschen hohen Adels nicht succedieren könnten. Dem allem ward von dem Beklagten widersprochen und besonders bestritten, daß die Grafen von Aldenburg, für welche das Fideikommiß gestiftet worden, zum hohen Adel gehört hätten, da sie weder Anteil an einer reichsgräfl. Kuriatstimme auf den Reichstagen noch Kreisstandschaft gehabt hätten. Für alle Fälle liege auch in der Stiftung des Aldenburgischen Fideikommisses durch Anton Günther zu Gunsten seines nur mittels Reskripts legitimierten Sohnes von vornherein ein Ausschluß alles Erbfolge-Rigorismus. An dem Rechtsstreite nahmen mehrere angesehene Rechtsgelehrte teil. Für die Kläger schrieben Claus in Frankfurt und Heffter, ferner Laber, Wilda, Mühlenbruch und Zachariä; gegen sie Kläber, Dieck, Eckenberg, Michaelis, Wasserschleben, Boden. Pözl und Bluntschli wollten die Sache als eine Frage des öffentlichen Rechts der gerichtlichen Kompetenz ganz entzogen wissen. Für die Dauer

des Prozesses hatte die oldenb. Regierung den Besitzstand des Grafen Gustav Adolf vorläufig anerkannt, ihm jedoch aufgegeben, nichts von den Gütern zu seinen Gunsten zu verwenden. Nachdem der Mitkläger Graf Karl Anton Ferdinand 16. Okt. 1836 den vergeblichen Versuch gemacht, sich mit List und Gewalt in den Besitz zu setzen, fiel 1842 ein Urteil der Juristenfakultät zu Jena, an welche die Akten versendet worden, für die Beklagten aus, allein die Kläger wendeten dagegen Appellation ein, über welche die Juristenfakultät zu Gießen entscheiden sollte. Während der Jahre, welche die Abfassung der umfangreichen Schriften zur Begründung und Widerlegung des Rechtsmittels und die Entscheidung selbst in Anspruch nahmen, suchten die Kläger ihre Sache namentlich diplomatisch zu fördern, wobei sie in ihren Beziehungen zur engl. und niederländ. Regierung den nötigen Rückhalt finden mochten. Sie erlangten 12. Juni 1845 bei der Bundesversammlung die Erklärung, daß der Familie B. nach ihrem Standesverhältnisse zur Zeit des Deutschen Reichs (was noch Gegenstand gerichtlicher Erörterung war) die Rechte des hohen Adels im Sinne des 14. Art. der Bundesakte zukämen. Hierauf traten sie 23. Aug. 1847 bei dem Bunde mit dem Antrage hervor, dem Grafen Gustav Adolf B. die Successionsfähigkeit abzusprechen und die von diesem angemaßte Landeshoheit auf die rechtmäßigen Nachfolger zu übertragen, erwirkten auch bei der Provisorischen Centralgewalt 8. Nov. 1849 einen entsprechenden Beschluß. Der Besitzer protestierte dagegen unter dem 10. März 1850 bei der Bundescentralkommission, und da auch die oldenb. Regierung darauf bestand, die gerichtliche Entscheidung abzuwarten, so blieben die weitern Schritte der Kläger am Bunde vorderhand ohne Erfolg. Endlich schlug Oldenburg 1854 einen Vergleich vor, worin es sich zum Ankauf des B.schen Fideikommisses um einen Preis von etwa 2 Mill. Thlr. und zur ratenweisen Verteilung dieser Summe unter die streitenden Teile erbot. Der Vergleich ward in der That von dem Beklagten, dem Grafen Gustav Adolf, unter Abtretung seines Besitzes angenommen, ebenso von dem Grafen Wilhelm (gest. 8. Juni 1855 im Haag) und 1856 vom Grafen Karl (gest. 3. Okt. 1864 zu Bergheim in Waldeck), der sich noch 200000 Thlr. auf die Vergleichsumme von Oldenburg zahlen ließ. Der Sohn des letztern, Graf Wilhelm, geb. 28. Nov. 1848, ist gegenwärtig Haupt der Familie; seine Residenz ist Schloß Middachten bei Arnheim.

Vgl. Boden, «Zur Kenntnis und Charakteristik Deutschlands in seinen Rechtszuständen u. s. w.» (2. Aufl., Frankf. 1858); Wasserschleben, «Juristische Abhandlungen» (Gieß. 1856). Eine vollständige Angabe der früher über den B.schen Erbfolgestreit erschienenen Schriften der obengenannten Rechtslehrten enthält das ebenfalls oben angeführte, 1842 gefällte Urteil der Juristenfakultät zu Jena.

Bentley (Richard), einer der genialsten Philologen und Kritiker, geb. 27. Jan. 1662 zu Oulton bei Wakefield in Yorkshire, besuchte die Schule letzterer Stadt und studierte seit 1676 zu Cambridge. Nachdem er seit 1683 als Lehrer zu Spalding thätig gewesen, ward er 1684 Erzieher des Sohnes des Dr. Stillingfleet (nachmaligen Bischofs von Worcester) und begleitete jenen 1689 nach Oxford, wo ihm die Bodleyanische Bibliothek ein reiches Feld des Sammelns und Schaffens eröffnete; später wurde er Hauskaplan des Dr. Stillingfleet. Seinen Ruf begründete B. 1691 durch eine Epistel an Dr. Mill, worin er die ersten Proben seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines kritischen Scharfsinns in der Erklärung schwieriger Stellen der alten Klassiker ablegte. Im Auftrage der Direktion der von Boyle gemachten Stiftung lieferte er 1692 in acht «Sermons» eine gründliche und scharfsinnige Widerlegung des Atheismus; 1693 erhielt er die Aufsicht über die königl. Bibliothek zu St.-James. Nachdem B. bereits 1697 in einer eigenen Schrift die Unechtheit der «Epistolae» des Phalaris nachgewiesen hatte, begründete er seine Ansicht noch eingehender in der berühmten «Dissertation upon the epistles of Phalaris, Themistocles, Socrates, Euripides and the fables of Aesop» (1699 u. öfter; lat. in B.s «Opuscula philologica», Lpz. 1781; deutsch von Ribbeck, Lpz. 1857). B. wurde 1700 Master des Trinity-College zu Cambridge, 1701 Archidiakonus von Ely und 1717 Professor der Theologie zu Cambridge. Inzwischen hatte er 1710 seine kritischen Bemerkungen über zwei Lustspiele des Aristophanes und unter dem Namen «Phileleutherus Lipsiensis» seine Verbesserungen der Bruchstücke des Menander und Philemon erscheinen lassen. Diesen Arbeiten folgte die Ausgabe des Horaz (Cambr. 1711; 3. Aufl., Amsterd. 1728; abgedruckt, 2 Bde., Lpz. 1826; Berl. 1869), sein vorzüglichstes Werk, die des Terenz und des Phädrus (1726), welche aber von Hare in einer berühmten «Epistola critica» scharf getadelt wurde, und die des Manilius (1739). In der Ausgabe des «Paradise lost» von Milton hat B. eigenmächtig Veränderungen vorgenommen und dadurch manche Eigentümlichkeit und Schönheit des Werks verwischt. Auch in seinen Verbesserungen der alten Dichter gab er sich vorwiegend einer dialektischen Kritik hin. B. starb 14. Juli 1742. Sein ganzes Leben war eine endlose Fehde. So unbedeutend an sich seine akademischen Streitigkeiten erscheinen, gibt doch sein kühnes Selbstvertrauen, seine Verachtung der Gegner, seine unbezwingliche Neigung, sich in Schwierigkeiten zu verwickeln, und seine Gewandtheit, sich herauszuziehen, jenen Zwisten ein eigentümliches Interesse. Eine Gesamtausgabe der Werke B.s (3 Bde., Lond. 1836) von Dyce ist unvollendet geblieben. Vgl. Monk, «The life of Richard B.» (Lond. 1830); F. A. Wolf in «Litterarische Analekten» (Bd. 1, Berl. 1816); Mähly, «Richard B.» (Lpz. 1868).

Bentley (Rob.), engl. Botaniker, geb. 1825 in Hitchin, studierte in London Medizin und wurde 1847 Mitglied des Royal College of Surgeons. Seine Hauptaufmerksamkeit richtete er jedoch auf die Botanik und deren Zusammenhang mit der Medizin, und auf diesen Gebieten hat er sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller Bedeutendes geleistet. Nachdem er mehrere Jahre an den mediz. Schulen des London-, des Middlesex- und des St.-Mary-Hospitals als Lehrer der Botanik gewirkt, wurde er zum Professor der Botanik an Kings-College, in der Pharmaceutical Society of Great-Britain und in der London Institution ernannt. Längere Zeit war B. auch einer der Herausgeber des «Pharmaceutical Journal», zu dem er zahlreiche Beiträge lieferte, 1866 und 1867 fungierte er als Präsident bei dem British Pharmaceutical Congreß. Abgesehen von seiner Mitarbeit an der engl. Ausgabe von Pereiras «Materia medica and therapeutics», sind seine Hauptwerke «A

manual of Botany» (Lond. 1861; 3. Aufl. 1873) und das reich illustrierte Werk über «Medicinal plants», das seit 1875 in Lieferungen erscheint.

Benton (Thomas Hart), amerik. Staatsmann, geb. 14. März 1782 zu Hillsborough in Nordcarolina, siedelte später nach Tennessee über und ward hier Rechtsanwalt und Mitglied der Staatsgesetzgebung. Im Kriege von 1812 gegen England warb er ein Freiwilligenregiment, erhielt den Titel als Oberst und diente im Stabe Andrew Jacksons. Nach Beendigung des Kampfes ließ er sich als Rechtsanwalt in St.-Louis nieder und wurde zum Bundessenator für den neuen Staat Missouri erwählt. In dieser Stellung erwarb er sich den Ruf eines der bedeutendsten amerik. Staatsmänner. Die Idee einer Ausbreitung der Civilisation über die Landstrecke zwischen dem Missouri und dem Stillen Meere wurde durch seine Beredsamkeit in das amerik. Volksbewußtsein eingeführt. B. war es auch, der zuerst die unentgeltliche Verteilung des Bundesdomaniallandes an Ansiedler vorschlug, eine Maßregel, die, von der Sklavenhalterpartei aufs heftigste bekämpft, erst fünf Jahre nach seinem Tode sich verwirklichte. Die geogr. Erforschung des Nordwestterritoriums wurde vorzugsweise von ihm angeregt. Der Plan einer großen Heerstraße (später einer Eisenbahn) quer über den Kontinent bis zum Stillen Meere stammt ebenfalls von ihm. In den dreißiger Jahren war B. in der Kontroverse über die Finanzpolitik des Landes der tonangebende Leiter seiner Partei. Als treuester Anhänger Jacksons war B. der bitterste Feind der schon damals auf eine Zerreißung der Union abzielenden Calhounschen Fraktion der demokratischen Partei. Im J. 1850 gelang es dieser Fraktion in Missouri, durch eine Koalition mit den Whigs die Wiedererwählung B.s zum Bundessenate zu verhindern. Dafür nahm er 1852 die Wahl zum Repräsentantenhause an und fand hier Gelegenheit, das ganze Gewicht seines Namens und Einflusses gegen die von der Calhounschen Fraktion versuchte Einführung der Sklaverei in Kansas und Nebraska in die Wagschale zu werfen. Im J. 1854 unterlag B. bei der Wahl zum Kongresse seinen vereinigten Gegnern, ebenso 1856, als ihn seine Freunde zum Kandidaten für das Gouverneursamt bestimmt hatten. Sich nun gänzlich aus dem aktiven Parteileben zurückziehend, benutzte er seine Muße zur Ausarbeitung seiner Erinnerungen («Thirty years' View of the Senate», 2 Bde., Neuyork 1854—56) und zur Herausgabe aller seit der Errichtung der Republik stattgehabten Kongreßdebatten in gedrängter Fassung. B. starb 10. April 1858 zu Washington. An markiger Kraft, die freilich nicht selten in Derbheit ausartete, Selbständigkeit der Anschauungen, Schärfe und Klarheit der Darstellung, Ideenreichtum und vor allem an Ehrenhaftigkeit und Reinheit der Motive seines Denkens und Handelns hat B. unter den amerik. Staatsmännern der zweiten Generation kaum seinesgleichen.

Bentonville, Dorf westlich von Goldsborough im County Wayne des nordamerik. Staates Nordcarolina. Hier wurden Mitte März 1865 die Secessionisten unter Johnston in mehreren Gefechten durch die Unionstruppen unter Sherman geschlagen.

Bentschen (jüd.), s. Benschen.

Bentschen, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Meseritz, an der Obra und dem Bentschener See, 74 km von Posen, ist Sitz eines Amtsgerichts, Station der Märkisch-Posener Bahn, hat ein herrschaftliches Schloß mit Park und zählt (1880) 2677 E., worunter 250 Juden und 1216 Katholiken. In der ganzen Gegend wird viel Hopfen gebaut; die Stadt selbst hat den Hopfenmarkt.

Bentzel-Sternau (Christian Ernst, Graf von), deutscher Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Mainz 9. April 1767, wurde 1791 kurfürstl. mainzischer Regierungsrat zu Erfurt und 1803 Geh. Staatsrat. Er trat 1806 in bad. Dienste als Direktor des Ministeriums des Innern, und 1812 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt zu seinem Staats- und Finanzminister. Nach der Auflösung dieses Staates lebte er teils in der Schweiz zu Mariahalden am Zürichersee, teils auf seinem Gute Emrichshofen bei Aschaffenburg. Am erstern Orte starb er 13. Aug. 1849, nachdem er mit seinem Bruder Gottfried 1827 zum Protestantismus übergetreten war. Aufsehen erregten schon seine «Novellen für das Herz» (2 Bde., Hamb. 1795—96; 2. Aufl. 1806); aber erst durch sein Werk «Das goldene Kalb, eine Biographie» (4 Bde., Gotha 1802—3; 2. Aufl. 1804) erwarb er sich den Ruhm eines ausgezeichneten humoristischen Schriftstellers. Letzteres Werk, welches 1797—98 entstand, bildet den Anfang einer Roman-Tetralogie, zu welcher noch «Der steinerne Gast» (4 Bde., Gotha 1808), «Der alte Adam» (4 Bde., Gotha 1819—20) und der ungedruckt gebliebene «Meister vom Stuhle» gehören. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archive» (4 Bde., Gotha 1804), «Gespräche im Labyrinth» (3 Bde., Gotha 1805—6), «Proteus» (Regensb. 1806), «Titania» (Regensb. 1807), «Morpheus» (Regensb. 1808), «Pygmäenbriefe» (2 Bde., Gotha 1808). Von 1808—11 redigierte B. die Zeitschrift «Jason». Auch lieferte er eine Anzahl dramatischer Arbeiten, in denen sich jedoch das satirische Talent stets bedeutender zeigt als das eigentlich dramatische. Am originellsten erscheinen auf diesem Gebiete seine geistreichen Sprichwortspiele, die er unter dem Titel «Das Hoftheater von Barataria» (4 Bde., Lpz. 1828) herausgab. Ferner schrieb er die Lustspiele «Weiß und Schwarz» (Zür. 1826) und «Mein ist die Welt» (Hanau 1831). Durchweg, besonders in seinen satirischen Romanen, bekundet er sich als einen tiefen und originellen Denker, voll Scharfsinn, Witz, feiner Beobachtung und tiefer Welt- und Menschenkenntnis. Als tüchtiger Politiker und freimütiger Vorkämpfer für Recht, Freiheit und Wahrheit bewährte er sich in seinem «Bericht über die bayr. Ständeversammlung von 1827—28» (Zür. 1828) und den «Bayerbriefen» (4 Bde., Stuttg. 1831—32).

Benuë, Nebenfluß des Niger, s. Binue.

Benvenuti (Pietro), Maler, geb. 8. Jan. 1769 in Arezzo, erlangte als routinierter Nachahmer des franz. akademischen Stils rasche Berühmtheit. Sein Hauptwerk sind die Kuppelfresken in der Mediceischen Grabkapelle, sehr reich an Schönheiten, ferner die Bilder der Herculessage im Palast Pitti. B. lebte seit 1805 in Florenz, wo er als Direktor der Akademie 3. Febr. 1844 starb. Sein Denkmal von Thorwaldsen ist in der Kirche San Lorenzo zu Florenz.

Benvenūto (ital.), willkommen; auch Vorname.

Benvenuto Cellini, s. Cellini.

Benzaldehyd, s. Bittermandelöl.

Benzart, s. Bizerta.

Benzenberg (Joh. Friedr.), namhafter Physiker und Publizist, geb. 5. Mai 1777 in Schöller bei Elberfeld, studierte in Marburg Theologie, dann in Göttingen Physik und Mathematik. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Hamburg auf, wo er auf dem Michaelisturme Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde anstellte. Der Kurfürst von Bayern ernannte ihn 1805 zum Professor der Physik und Astronomie am Lyceum zu Düsseldorf; auch wurde ihm die Leitung der Landesvermessung übertragen. B. gründete eine eigene Schule für Landmesser, für die er das «Lehrbuch der Geometrie» (3 Bde., Düsseld. 1810; 2. Aufl. 1818) schrieb, und entwarf eine Landmesserordnung. Ein heftiger Gegner Napoleons, ging er infolge der Regierungsveränderung im Bergischen 1810 nach der Schweiz. Nach dem Sturze Napoleons wandte er sich nach Paris, später nach Deutschland zurück. Er veröffentlichte: «Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers» (2. Aufl., Dortm. 1815), «Über das Kataster» (2 Bde., Bonn 1818), «Über Handel und Gewerbe, Steuern und Zölle» (Elberf. 1819), «Über Provinzialverfassung mit besonderer Rücksicht auf Jülich, Kleve, Berg und Mark» (2 Bde., Hamm 1819—22), «Über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem» (Lpz. 1820) sowie eine Reihe polit. Gelegenheitsschriften über preuß. Verhältnisse, namentlich zwei aus den «Zeitgenossen» abgedruckte Schriften über Fürst Hardenberg und König Friedrich Wilhelm III. (Lpz. 1821), durch die er sich und deren Verleger (Brockhaus in Leipzig) die Ungunst der preuß. Regierung zuzog. In seinen letzten Jahren widmete er sich hauptsächlich der Beobachtung und der Theorie der Feuerkugeln, Sternschnuppen u. s. w. und ließ auch noch mehrere physik. Schriften, darunter «Versuche über die Umdrehung der Erde» (Düsseld. 1845) und «Über die Sternschnuppen» (Hamb. 1839), erscheinen. Er starb 8. Juni 1846 zu Bilk bei Düsseldorf. Hier hatte er sich 1844 eine Sternwarte erbaut, die er der Stadt Düsseldorf vermachte.

Benzidam, s. Anilin.

Benziger (Karl), mit seinem Bruder Nikolaus B. Begründer der Verlagsbuchhandlung, Buchdruckerei u. s. w. Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger zu Einsiedeln in der Schweiz, geb. 16. Okt. 1799, gest. 4. Mai 1873, war der Sohn von Joseph Karl B. (gest. 1840), welcher letztere 1801 ein Verlagsgeschäft in Einsiedeln errichtete, das seit 1833 von seinen beiden Söhnen unter deren eigenen Namen fortgeführt und bedeutend erweitert wurde. Während Karl B., welcher wiederholt zum Bezirks- und Kantonslandammann gewählt wurde, mehr die Verlagsunternehmungen leitete, begründete oder reorganisierte Nikolaus (geb. 1808, gest. 5. Dez. 1864) die verschiedenen technischen Fächer, wie die Buchbinderei, Steindruckerei, Stereotypie, Kupferstecherei. Im J. 1860 ging die Firma von den Begründern auf deren Söhne Joseph Karl, Nikolaus, Martin, Adelrich sen., Adelrich jun. (Konsul in Cincinnati, gest. 1877) und Louis (in Neuyork) über, von denen die beiden letzten die unter der Firma Benziger Brothers in Cincinnati (1860) und Neuyork (1853) gegründeten Filialen leiteten. In dem Hauptgeschäft in Einsiedeln erreichte die Buchdruckerei eine Ausdehnung bis auf 16 Schnellpressen, die Steindruckerei bis auf 6 Schnellpressen und 10 Handpressen, die Kupferdruckerei bis auf 7, die Lichtdruckanstalt bis auf 3 Pressen. Ergänzend traten hinzu eine xylograph. und eine zinkograph. Anstalt, Zeichnerei und Malerei. Die Firma beschäftigt etwa 700 direkt Angestellte und bietet den Arbeitern eine eigene Alters- und Krankenkasse, sowie ein Kosthaus für vierzig jüngere Leute. Der Bücherverlag dehnte sich aus auf viele illustrierte Prachtwerke und eine illustrierte Zeitschrift («Alte und Neue Welt») neben Hunderten verschiedenen Gebetbüchern. Der Verlag von Heiligenbildern erhob sich zum größten und berühmtesten in dieser Richtung. Im J. 1880 traten Joseph Karl und Adelrich sen. aus und des erstern Sohn Karl für Einsiedeln, sowie Nikolaus, Sohn des Regierungsrats Nikolaus B., für Amerika ein, wo 1875 noch eine dritte Filiale in St. Louis gegründet worden war. Die Häuser in Amerika verlegen auch engl. Gebetbücher und amerik. Schulbücher; das Geschäft in Neuyork hat speziell noch eine Werkstätte für kirchliche silberne Gefäße und eine Paramentenkonfektion.

Benzin galt früher als gleichbedeutend mit Benzol; in neuerer Zeit bezeichnet man aber mit dem Ausdruck B. in der Technologie wie im gewöhnlichen Leben Substanzen, die häufig keine Spur oder nur minimale Mengen von Benzol enthalten. Das was man gegenwärtig B. nennt, ist der flüchtigste Teil des bei der Rektifikation verschiedener Teerarten gewonnenen Destillates. Stammt der Teer von der trockenen Destillation von Steinkohlen, so ist das B. im wesentlichen unreines Benzol, während der Braunkohlenteer, Schieferteer, Bogheadteer B. liefert, welches flüchtige Kohlenwasserstoffe enthält, die nicht der aromatischen Reihe angehören. B. findet technische Verwendung in der Paraffinfabrikation, ferner zur sog. chem. Reinigung von getragenen Stoffen und im Haushalt als Fleckwasser wegen seiner Eigenschaft Fett und Schmiere zu lösen. Bei dem Gebrauch des B. ist die größte Vorsicht geboten, da es außerordentlich leicht entzündlich ist.

Benzoë (Benzoëharz, Resina Benzoë, Asa dulcis), ein Harz, welches im flüssigen Zustande aus verletzten Stellen der Rinde des Benzoëbaums (s. d.) ausfließt und an der Luft erstarrt. Es besteht aus einem Gemenge verschiedener Harze und Benzoësäure nebst Zimtsäure. Im Handel finden sich drei verschiedene Sorten. 1) Siamesische Mandelbenzoë, B. amygdaloides, eine braunrote Harzmasse, in welche reichlich weiße Stücke eingesprengt sind; letztere vom umgebenden Harz befreit bilden die B. in lacrymis. Von höchst angenehmem vanilleähnlichem Geruch, schmilzt es bei etwa 90°; sein spezifisches Gewicht ist 1,16—1,17. Offizinelle Sorte. 2) Kalkuttabenzoë, Blockbenzoë, B. in sortis, B. in massis, große, spröde, rotbraune, auf dem Bruche feinlöcherige Harzmassen, in welche zahlreiche kleine hellere Körnchen eingebettet sind. Beide vorhergehende Sorten enthalten reichlich Benzoësäure, dagegen ist die folgende reich an Zimtsäure. 3) Penang- oder Sumatrabenzoë, hell chokoladenbraun, matt, mit vielen weißen Körnern. Sein Geruch ist dem Storax ähnlich. Diese Sorte ist nicht für pharmaceutische Zwecke brauchbar. B. dient in der Pharmacie zur Darstellung der Benzoëtinktur (1 Teil B. und 5 Teile Weingeist), wird außerdem in Pillen und Emulsionen als antiseptisches Mittel gegeben, ist das Rohmaterial zur Darstellung der Benzoësäure (s. d.) und findet außerdem

Verwendung zur Darstellung von Räuchermitteln, Waschwassern und anderer Kosmetika.

Benzoëbaum, der das wohlriechende Benzoëharz (s. Benzoë) liefernde Baum, welcher als Styrax Benzoin von Dryander zur Gattung Styrax (s. d.) gerechnet wurde, während er nach Hayne eine besondere Gattung (Benzoin officinale) bildet. Er wächst in Hinterindien und auf den Molukken und ist ein ziemlich hoher Baum mit dickem Stamm und umfangreicher Krone, welcher elliptisch-lanzettförmige, zugespitzte, ganzrandige, unterseits weiße, abwechselnd gestellte Blätter, blattwinkelständige, zusammengesetzte Blütentrauben und große, kugelige Beeren mit lederartiger Schale trägt. Die regelmäßig geformten Blüten bestehen aus einem glockigen Kelch und einer fünfteiligen, glockenförmigen, weißen Blumenkrone und enthalten 10 am Grunde verwachsene Staubgefäße und einen Stempel. Die Beere enthält einen einzigen, großen Samen mit holziger Hülle und fleischigem Eiweiß. Das Benzoëharz findet sich im flüssigen Zustande im Baume und wird durch Einschneiden in die Rinde gewonnen.

Benzoëharz, s. Benzoë.

Benzoësäure, Benzoëblumen, Acidum benzoicum sublimatum, Flores Benzoës, C_6H_5COOH, ist die Monocarbonsäure des Benzols. Dieselbe kommt ungemein verbreitet in der Natur vor, in einer großen Anzahl von Harzen, in ätherischen Ölen, im Kraut und in den Wurzeln vieler Pflanzen, am reichlichsten jedoch in dem Benzoëharz, von welchem ihr Name stammt. Sie läßt sich synthetisch aus dem Benzol darstellen und entsteht bei vielen verschiedenen Reaktionen der der aromatischen Reihe angehörenden Körper sowie bei der Spaltung der Hippursäure. Zu ihrer Darstellung hat man, wenn es sich um pharmaceutische Zwecke handelt, sich einer ganz bestimmt vorgeschriebenen Methode zu bedienen, der Sublimation des Benzoëharzes, wobei man sich am besten der Kalkuttabenzoë bedient, weil diese am reichsten an B. und außerdem billiger als siamesische Benzoë ist. Das gepulverte Harz wird in einem flachen eisernen Grapen auf einem Sandbade gelinde erwärmt, wobei es zunächst schmilzt und dann schwere Dämpfe von B. in reichlicher Menge entwickelt, die an kalten Gegenständen sich leicht zu Krystallen verdichten. Zur Sammlung derselben überstürzt man den Grapen mit einer spitzen Papiertüte, oder man bedeckt ihn mit einem Deckel, von welchem sich ein weites Rohr abzweigt, aus dem die Dämpfe auf kürzestem Wege in einen mit Papier ausgeklebten Holzkasten entweichen. Nach beendigter Sublimation, bei welcher jede Überhitzung zu vermeiden ist, findet sich die B. als schneeweiße Krystalle und Flocken in der Papiertüte oder sonstigem Verdichtungsapparat. Die so dargestellten Krystalle zeichnen sich durch einen deutlichen Geruch nach Vanille aus, von einem sehr geringen Gehalt an ätherischem Öl herrührend, welcher aus dem Harze stammt. Eine reichlichere Ausbeute erhält man, wenn man das gepulverte Harz mit Kalkmilch oder kohlensaurem Natron längere Zeit warm digeriert, schließlich bis zum Schmelzen des Harzes kocht und aus der wässerigen Lösung des benzoësauren Salzes die Säure durch Zusatz von Salzsäure fällt. Die so bereitete Säure riecht weit weniger stark als die durch Sublimation gewonnene. Für technische Zwecke wird die B. meist aus Hippursäure dargestellt. Zu diesem Behuf wird frischer Harn von Rindern oder Pferden, die vorzugsweise Cerealienfutter oder Wiesenheu, dagegen kein Kleeheu als Nahrung erhalten, rasch auf ein Fünftel seines Volumens verdampft und nach dem Erkalten mit Salzsäure im Überschuß versetzt, wobei sich Hippursäure sofort als Krystallbrei ausscheidet. Nach 24 Stunden trennt man diesen von der Mutterlauge und reinigt die Hippursäure durch häufige Umkrystallisation, bis der ihr hartnäckig anhaftende Harngeruch möglichst entfernt ist. Die Krystalle der reinen Hippursäure werden mit Salzsäure gekocht, wobei eine Spaltung in B. und Glycocoll erfolgt, nach der Gleichung:

$$\underbrace{\begin{matrix}CH_2NH\,C_7H_5O\\COOH\end{matrix}}_{\text{Hippursäure.}} + H_2O =$$

$$\underbrace{\begin{matrix}CH_2NH_2\\COOH\end{matrix}}_{\text{Glycocoll}} + \underbrace{C_6H_5COOH}_{\text{Benzoësäure.}}$$

Die reine B. bildet farblose, lichtbeständige Krystalle, die aus dem Harz sublimierte färbt sich infolge einer Zersetzung des beigemengten ätherischen Öls mit der Zeit gelblich. Sie schmilzt bei 121,4° C, siedet bei 249,2° und sublimiert ohne Zersetzung zu erleiden; ihre Dämpfe reizen heftig zum Husten. Mit Wasser verdampft sie schon unter dem Siedepunkt desselben, wässerige Lösungen derselben lassen sich daher durch Verdampfen nicht konzentrieren. Löslich in 24 Teilen kochendem und 200 Teilen kaltem Wasser, leicht löslich in Alkohol, Äther, Chloroform, ätherischen und fetten Ölen. Wird weder durch konzentrirte Schwefelsäure, noch durch verdünnte Chrom-, Salpeter-, Übermangansäure angegriffen. Die Wasserstoffatome des in ihr enthaltenen Radikals C_6H_5 sind einzeln, zu zweien, zu dreien oder sämtlich durch Chlor, Brom, Jod, OH, NO_2, NH_2, vertretbar, wodurch eine außerordentlich große Zahl verschiedener Derivate entstehen, von denen viele noch in isomeren Modifikationen auftreten. Außer in der Medizin findet die B. Verwendung in der Farbentechnik.

Benzol, C_6H_6, ist eine wasserhelle, leicht bewegliche, stark lichtbrechende Flüssigkeit von eigentümlich ätherischem Geruch und 0,85 spezifischem Gewicht. Es erstarrt bei +3° krystallinisch und bleibt bis etwa + 6° fest. Es siedet bei 80,4° C. Im Wasser ist es nahezu unlöslich, mit Alkohol und Äther dagegen mischbar. Es löst Jod, Schwefel, Phosphor, Harze, Fette und andere organische Substanzen auf. Seine Dämpfe sind höchst entzündlich. Das B. wurde 1825 von M. Faraday unter den Produkten der Destillation der fetten Öle entdeckt und 1833 von E. Mitscherlich bei der Destillation der Benzoësäure mit überschüssigem Kalk aufgefunden. Leigh in Manchester fand 1842 B. im Steinkohlenteer, Mansfield aber war der erste, welcher 1847 das reichliche Vorkommen des B. im Steinkohlenteer nachwies und Mittel und Wege zur Isolierung des B. angab. 100 kg Teer enthalten 1,5 bis 2,5 kg B. In chem. Beziehung ist das B. insofern von höchstem Interesse, als es der Ausgangspunkt einer langen Reihe von Körpern ist, die man unter dem Namen «Aromatische Verbindungen» (s. d.) zusammenfaßt. Das B. des Handels, wie es die Anilin- und Fuchsinfabrikanten verwenden, ist ein Gemenge von B. mit Toluol und ähnlichen homologen Kohlenwasserstoffen. Die B. werden zu dem Ende mit genau bestimmtem Benzolgehalte geliefert.

ein B. mit 30—40 Proz. B. eignet sich besonders für die Fabrikation von Anilinrot, ein B. mit 90 Proz. B. dagegen für Blau oder Schwarz. Das im Handel unter dem Namen «Benzol» oder «Benzin» (s. d.) vorkommende Fleckenwasser hat meist mit dem wirklichen B. nichts gemein, sondern ist ein Gemisch flüssiger Kohlenwasserstoffe (Petroleumäther, Steinkohlennaphtha, Photogen u. s. w.). Aus dem reinen B. erhält man durch die Einwirkung einer Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure das Nitrobenzol, $C_6H_5(NO_2)$, als eine schwach gelbgefärbte Flüssigkeit von 1,2 spezifischem Gewicht, die bei 205° siedet und eigentümlich dem Bittermandelöl ähnlich riecht, weshalb es als künstliches Bittermandelöl (s. d.) in der Parfümerie und Seifenbereitung verwendet wird. Durch die Einwirkung reduzierender Mittel, z. B. eines Gemisches von Essigsäure und Eisenfeile, geht es in Anilin (s. d.) über, welches den Ausgangspunkt zur Darstellung der Anilinfarben ausmacht. Vgl. die Lehrbücher der organischen Chemie von Kolbe, Kekulé, Fittig und Wislicenus; was ferner den technischen Teil betrifft, vgl. R. Wagner, «Handbuch der chem. Technologie», sowie «Handbuch der technischen Chemie» von Kerl und Stohmann (Muspratt, 3. Aufl., Art. «Anilin» und «Teer»).

Benzoylglycocoll, s. Hippursäure.

Benzoylwasserstoff, s. Bittermandelöl.

Beobachtung heißt der Zustand der gespannten Aufmerksamkeit, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um das Eigentümliche und Unterscheidende derselben genau kennen zu lernen. Die gewöhnliche, d. i. die B. zu nichtwissenschaftlichen Zwecken unterscheidet sich von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen angestellt wird und auf das Auffinden allgemeiner Gesetze sowie auf Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. In dieser Hinsicht unterscheidet man die äußere B. des Naturforschers und die innere des Psychologen. Beide verbinden sich zu praktischen Zwecken in der B. des Geschichtsforschers, des Staatsmannes, des Künstlers und aller derer, welche auf Menschen zweckmäßig einzuwirken streben, oder deren Handlungen und Werke richtig beurteilen wollen. Eine besondere Art der B. wird durch Versuche oder Experimente, d. h. durch solche oft sehr künstliche Veranstaltungen bewirkt, durch welche man den Gegenstand gleichsam nötigt, sich dem Beobachter von einer bestimmten Seite, unter absichtlich gewählten Verhältnissen u. s. w., darzustellen. Deshalb unterscheidet man oft geradezu Versuche von B. und setzt für die letztern voraus, daß der Gegenstand in seinem ruhigen, von dem Beobachter nicht veränderten Zustande betrachtet werde. Die Kunst, gut zu beobachten und zu experimentieren, ist um so schwerer, je genauer und feiner die B. sein soll und je verwickelter die zu beobachtenden Phänomene sind. Die Resultate einer B. können, namentlich wo es sich um numerische Bestimmungen handelt, niemals für völlig genau gelten, da bei der immer nur begrenzten Schärfe der Sinne und der angewandten Instrumente Fehler unvermeidlich sind. Berechnet man die bei jedem einzelnen Teil einer B. größtmögliche Abweichung von der Genauigkeit, summiert die auf diese Art gefundenen Größen und dividiert die Summe durch das ganze gefundene Resultat, so erhält man die Fehlergrenze, d. h. den größten möglichen Betrag des Gesamtfehlers einer B. Durch Wiederholung der B., wo eine solche möglich ist, kann man die Genauigkeit ihres Resultats immer mehr erhöhen, weil dann die begangenen Fehler sich zum großen Teile gegenseitig aufheben. Das richtigste, der absoluten Genauigkeit am nächsten kommende Resultat findet man aus der größten Anzahl der B. und Versuche, vorausgesetzt, daß alle gleich genau sind. Man nimmt dann aus den Resultaten der einzelnen B. das arithmet. Mittel, indem man die sämtlichen Größen addiert und ihre Summe durch die Zahl derselben dividiert, oder man wendet nach den von Gauß angegebenen Methoden noch feinere Arten der Wahrscheinlichkeitsbestimmung an.

Beobachtungskorps nennt man ein Truppenkorps, das in einer seinem besondern Zweck entsprechenden Stärke an bestimmten Punkten aufgestellt wird, um die Maßregeln des Gegners zu bewachen, zu stören und, wenn sie Gefahr drohen, zu vereiteln. Im Frieden dient die Aufstellung eines Beobachtungs- oder Observationskorps an der Grenze zuweilen als polit. Demonstration gegen eine benachbarte Macht, von welcher eine feindliche Haltung zu erwarten ist oder auf deren Handlungen ein Einfluß ausgeübt werden soll. Im Kriege werden B. zu verschiedenen Zwecken gebildet: bei Belagerungen, um die zum Entsatz heranrückenden Truppen des Feindes abzuhalten; bei strategischen Operationen, um dieselben von der Seite, auf welcher sie durch den Feind gestört werden können, zu decken; vorzüglich aber in der strategischen Defensive, bei welcher das vorgeschobene B. die zum Angriff vorrückende Hauptmacht des Feindes so früh als möglich erkennen, deren Anmarsch erschweren und nach Kräften aufhalten soll. So stellte als polit. Demonstration Österreich im Orientkriege ein B. an der russ. Grenze auf, Frankreich zu verschiedenen Zeiten an seiner Ostgrenze, Preußen bei der ersten poln. Revolution vier Armeekorps unter Gneisenau. Im Felde war 1815 das Korps von Zieten vorgeschoben, um Napoleons Anmarsch zu beobachten; 1831 Skrzynecki, um die russ. Armee unter Diebitsch aufzuhalten. Ein B. muß aus allen Waffen zusammengesetzt sein, vorzüglich aber viel leichte Kavallerie haben, weil diese zu weiten Erkennungsstreifzügen am geeignetsten ist. Auf solche wird es mehr ankommen als auf ein ausgedehntes Vorpostensystem oder gar vereinzelte Postierungen. Die wichtigsten Zugänge werden beobachtet, einzelne Defensivpunkte besetzt, die Hauptmacht des Gros (⅔ bis ¾ des Ganzen) muß aber konzentriert bleiben, und zwar in einer Stellung, in der ein Gefecht mit Vorteil angenommen werden kann. Dazu werden nach Umständen auch Feldbefestigungen angelegt. Schwierig ist es allerdings, ein solches Gefecht gegen die Übermacht abzubrechen; der Rückzug wird dann nicht gern auf die Hauptstellung, sondern mehr in einer Seitenrichtung angetreten, von wo der Vormarsch des Feindes nach immer in der Flanke bedroht werden kann.

Beöthy (spr. Böti, Sigmund), ungar. Dichter, geb. zu Komorn 17. Febr. 1819, studierte zu Pest die Rechte, war 1839—40 Mitglied des ungar. Reichstags, wurde 1848 Konzipist beim ungar. Ministerium des Unterrichts, zog sich nach dem Einmarsch der kaiserl. Truppen nach Komorn zurück, wo er Advokat und später Beamter der

Staatsanwaltschaft wurde. Er schrieb Jugenderzählungen (wie «Koszoru», 1835), Lustspiele («Kóbor Istók», 1840, «Követválasztás», 1843), Gedichte (gesammelt in «Összes költemenyei», 1851) und Werke über ungar. Recht.

Beöthy (spr. Böti, Zoltán), ungar. Dichter und Ästhetiker, geb. 4. Sept. 1848 in Komorn, ist Professor an der Realschule und Docent an der Universität in Pest, Mitglied der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft, zugleich Sekretär der letztern. Als Novellist und Romanschriftsteller zeichnet er sich aus durch psychologische Vertiefung und realistische Darstellung. Er veröffentlichte «Beszélyek», Novellen (1871), «A névtelenek» («Die Namenlosen», 1875), «Kálozdi Béla», Roman (1875), «Rajzok», Skizzen (1879), «Raskai Lea», pontische Erzählung (1881). Seine dramaturgischen Studien und Kritiken erschienen gesammelt unter dem Titel «Szinműirok és szinészek» (Budapest 1882). B. ist auch Verfasser einer trefflichen ungar. Litteraturgeschichte, und einer (von der Kisfaludy-Gesellschaft preisgekrönten) Geschichte der ungar. Prosaerzählung.

Beowulf (gewöhnlich durch Bienenwolf, d. i. Specht, erklärt) ist der Name einer nach ihrem mythischen Haupthelden benannten, volkstümlichen epischen Dichtung in angelsächs. Sprache. Die Siege B.s über das Ungeheuer Grendel und einen landverwüstenden Drachen bilden den Hauptinhalt, wozu noch mehrere größere oder kleinere, in verwandte Sagenkreise übergreifende Episoden kommen. Die Sagen selbst müssen Angeln und Sachsen schon mit sich aus der alten in die neue Heimat gebracht haben. Das Gedicht jedoch, wie es noch erhalten ist, ging wol bald nach dem Beginn des 8. Jahrh. aus der Hand seines letzten (christlichen) Umdichters hervor. Es ist daher das älteste größere Denkmal deutscher Volkspoesie und somit für die Entwickelungsgeschichte der gesamten deutschen Sprache, Poesie, Kultur und Volkstümlichkeit von höchster Wichtigkeit. Zwar hat das Beowulfslied seine gegenwärtige Gestalt unter christl. Einflusse erhalten; doch war dieser noch nicht mächtig genug, um alle heidnischen Züge vollständig zu verwischen. Herausgegeben wurde das nur in einer einzigen Handschrift vorhandene Sprachdenkmal von Kemble (Lond. 1833; 2. Aufl. 1837), welcher auch eine engl. Übersetzung nebst brauchbarem Glossar (Lond. 1837) folgen ließ; dann von Thorpe (Lond. 1855), von Grein in dessen «Bibliothek der angelsächs. Poesie» (2 Bde., Kassel u. Gött. 1857—59) und in Separatausgabe (Kassel u. Gött. 1867), von Grundtvig (Kopenh. 1861), von Heyne (Paderb. 1863; 4. Aufl. 1879) und von Holder (Freib. i. Br. 1882). Unter den deutschen Übersetzungen sind die von Grein (in den «Dichtungen der Angelsachsen», 2 Bde., Kassel u. Gött. 1857), von Simrock (Stuttg. 1859), Heyne (Paderb. 1863) hervorzuheben.

Berabra, afrik. Volksstamm, s. Barabra.

Béranger (Pierre Jean de), berühmter franz. Liederdichter, geb. 19. Aug. 1780 zu Paris als Sohn eines armen Handwerkers, war zuerst Kellner bei seiner Tante zu Peronne, dann Schriftsetzer in einer dortigen Druckerei, nachher Geschäftsgehülfe seines Vaters. Mit 18 Jahren entwarf er ein episches Gedicht «Clovis», auch versuchte er sich auf dem Gebiete der religiösen Lyrik, aber mit geringem Erfolg. Später fand er einen Gönner an Lucien Bonaparte, und die Verwendung des Tragödiendichters A. Arnault verhalf ihm 1809 zu einer Schreiberstelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Um diese Zeit begann B. seine ersten Chansons zu dichten. Die ausgelassensten Lieder seiner ersten Sammlung sind aus den J. 1810—14. Gleichzeitig versuchte er auch schon, wiewohl schüchtern, die Politik in seinen Kreis zu ziehen. Außer «Le sénateur», worüber der Kaiser selbst gelacht haben soll, und «Le roi d'Yvetot», einer feinen und pikanten Satire auf Ruhmbegier und eitle Prunksucht, findet sich nichts Politisches in B.s erster Liedersammlung, die 1815 unter dem Titel «Chansons morales et autres» herauskam und dem Verfasser einen strengen Verweis von seinen Vorgesetzten zuzog. Der drohende Verlust seiner Staatsanstellung hinderte ihn jedoch nicht, 1821 eine zweite Liedersammlung herauszugeben. Eine bedeutende Veränderung war inzwischen mit dem Dichter vorgegangen. Es erklang ein schärferer polit. Ton in den neuen Liedern, wie «Le marquis de Carabas», «Paillasse», «Monsieur Judas», und hierzu kamen noch voltairisch-witzige und religionsspötterische Gedichte, wie «Les Capucins», «Les clefs du Paradis», «Les Révérends pères» u. s. w. Andere Gedichte dagegen, wie «Le Dieu des bonnes gens», «La Sainte-Alliance des peuples», «Le vieux drapeau», «Le 5 Mai», sind frei von jeder Tendenz und zeugen von dem Patriotismus und dem tiefen Gefühl B.s. Die Stimmung der neuen, mit veränderten Meinungen, Interessen, Begriffen, Geschmack und Einrichtungen aufgewachsenen Generation in Frankreich fand in B.s Liedern ihren beredtesten Ausdruck. Dieselben atmen die heftigste Erbitterung gegen die mit ihren alten Standesvorurteilen und vermeintlichen Vergeltungsrechten zurückgekommene Dynastie und Aristokratie, und malen aufs anschaulichste die Gefühle, welche damals die große Mehrzahl der Gemüter beseelte. Durch die Kraft und Gewandtheit, mit welcher B. die schneidende Waffe des Witzes und der Satire führte, mußten seine Lieder den größten Eindruck machen, und ihre Wirkung war noch um so größer, als der Sänger für seinen Freimut Verfolgungen zu erdulden hatte. Nach seiner Amtsentsetzung, auf die er vorbereitet war, zog ihn der königl. Prokurator vor Gericht und bewirkte seine Verurteilung zu 500 Frs. Geldstrafe und dreimonatlicher Haft. Im Gefängnis machte B. sofort den Anfang zu den Liedern seiner dritten Sammlung, die 1825 erschien und gerichtlich nicht belangt wurde. Dagegen wurde die vierte Sammlung (1828) wieder von Staats wegen verfolgt und der Dichter zu neun Monaten Gefängnis und 10000 Frs. Geldbuße verurteilt.

An der Julirevolution nahm B., der durch seine Lieder so viel dazu beigetragen, wirksamen Anteil und vereinigte sich mit seinen Freunden Laffitte, Lafayette u. a. zu dem Zwecke, die Thronkandidatur Ludwig Philipps bei der republikanischen Partei durchzusetzen, lehnte aber, als sein Ziel erreicht war, alle Ehrenstellen und Reichtümer ab, die ihm angeboten wurden. Seine letzte Sammlung (1833) enthielt, außer den an frühere Gattungen sich anschließenden Gedichten, einzelne in eine neue Ideenrichtung eingehende Stücke, wie «Les contrebandiers», «Jeanne de Rousse», «Le vieux vagabond», «Les fous», eine Art sozialistischer Lieder. Seitdem schrieb er noch mancherlei, gab aber nur noch [illegible] Lieder (1846) heraus. In größter Zurückgezogenheit überraschte ihn die Februarrevolution von 1848. Er wurde mit mehr als 200000 Stimmen in

Seine-Departement in die Nationalversammlung gewählt und erhielt in dieser einen neuen Beweis von Frankreichs innigster Verehrung, indem die Versammlung 8. Mai ein Entlassungsgesuch feierlich zurückwies und dieses erst dann annahm, als er unerschütterlich darauf bestand. B. starb 16. Juli 1857 in Paris. In Rücksicht auf die allgemeine Stimmung befahl Napoleon III., das Leichenbegängnis des gefeierten Dichters, obgleich dieser sich gegen das zweite Kaiserreich stets ablehnend verhalten hatte, unter großem Gepränge auf Kosten der Civilliste zu bestreiten, indes, da man Demonstrationen fürchtete, unter Mitwirkung der Polizei und unter starker militärischer Escorte. Die Beerdigung fand auf dem Friedhof Père-Lachaise statt. Aus seinem litterarischen Nachlaß erschienen «Ma biographie» (1857), die weniger Neues gewährte, als man erwartete, «Dernières chansons» (1857), eine Sammlung von 94 in den J. 1834—51 verfaßten Gedichten, in denen alle seine Weisen, wenn auch mit weniger Kraft, so doch beinahe mit derselben Anmut, Feinheit und Formgewandtheit wie früher vertreten sind, und «Oeuvres posthumes» (1874). Eine Publikation Boiteaus, die gesammelte «Correspondance de B.» (4 Bde., 1859—60), veranlaßte mehrere Schriftsteller, das Leben und die Lieder B.s einer scharfen Kritik zu unterziehen, aber sein dichterisches Genie und seine polit. Redlichkeit konnten nicht betroffen werden. Als «Oeuvres complètes de B.» gibt es mehr als zwölf Gesamtausgaben seiner Gedichte, von welchen die in 3 Bänden mit 120 Kupfern (1835—36) und die in 2 Bänden (1847) die schönsten und vollständigsten sind. Außerdem wurden seine Chansons, trotz ihres echt franz. Charakters, in alle europ. Sprachen übersetzt. In Deutschland versuchten Übersetzungen Rubens (3 Bde., Bern 1839—41) und Nathusius (Braunschw. 1839), während Chamisso und Gaudy (Lpz. 1838; 2. Aufl. 1845) gelungene Bearbeitungen lieferten. Vgl. Arnould, «Béranger» (Par. 1864); Janin, «B. et son temps» (Par. 1866).

Berar oder «die Hyderabad angewiesenen Distrikte» (the Haidarabad Assigned Districts), eine administrativ in eine östliche und eine westliche Hälfte geteilte Landschaft des nördl. Dekhan in Ostindien. Nördlich von Narbada und östlich von Nagpur, beides Divisionen der zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Abteilung der Centralprovinzen, südlich von dem Gebiete des Nizam von Hyderabad und westlich von dem Kollektorate Khandesch der Präsidentschaft Bombay begrenzt und von 19° 15′ bis 21° 40′ nördl. Br. und 76° bis 78° 2′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, nimmt B. mit 45870 qkm einen Teil der sich zwischen den nördl. Ghats und dem Satpuragebirge ausbreitenden, sich 400—1000 m über die See erhebenden Hochebene ein. Von zahlreichen Nebenarmen des Purnah, eines Nebenflusses des Tapti, durchströmt, ist B. gut bewässert, fruchtbar und namentlich für die Kultur der Baumwollpflanze, welche nirgends in Indien besser gedeiht und so massenhaft als hier gebaut wird, ganz besonders geeignet. Die Bevölkerung, die sich 1881 auf 2670982 Seelen belief, besteht der Mehrzahl nach (86 Proz.) aus brahmanischen Hindu, einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Gonds, Abkömmlingen von der ältesten Bevölkerung dieser Gegend, und verhältnismäßig wenig (7 Proz.) Mohammedanern. Im nördl. Teile ist die Sprache ein Gemisch aus Hindi, dem Gond und dem Maharattischen. Das letztere wird auch hauptsächlich in den Städten gesprochen, während im Süden das Telinga und im Osten das Uriija vorherrscht. Das Gond, welches keine Schriftzeichen besitzt, wird von jedem verstanden. Die östl. Abteilung enthält die drei Distrikte Amravati, Elitschpur und Wun; die westliche die drei Distrikte Akola, Buldana und Basim. Hauptstadt ist das am Purnah gelegene Elitschpur, wo bis 1850 der Nabob von Elitschpur, ein Vasall des Nizam von Hyderabad, seinen Sitz hatte. Wichtiger als Elitschpur in merkantiler Beziehung und als Hauptstapelplatz für die in B. in so großer Menge erzeugte Baumwolle ist Amravati (engl. Oomrawutti) an dem von Bhosawal nach Nagpur führenden Zweige der großen Eisenbahn zwischen Bombay und Allahabad. B. bildet gegenwärtig eine der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen und wird im Namen des Generalgouverneurs von Britisch-Indien durch einen Oberkommissar, der zugleich Resident bei dem Nizam ist, verwaltet.

Geschichte. In älterer Zeit (1347—1529) machte B. unter der mohammed. Herrscherfamilie Bhamani einen Teil des Reichs Dekhan aus, gelangte später zur Selbständigkeit, wurde aber 1590 von Akbar dem Reiche Delhi unterworfen. Bei dem Verfalle von Delhi nach dem Tode von Aurengzeyb 1707 kam B. an den Nizam von Hyderabad, wurde aber bald nachher von den Maharatten besetzt. Als das Maharattenreich 1740 sich auflöste, entstand aus verschiedenen Teilen desselben, worunter auch B. war, unter der Dynastie Bhunsla, deren Gründer Parsodschi war, das Reich der östl. Maharatten mit der Hauptstadt Nagpur. Daher wurde der Name Nagpur neben dem von B. für dieses Reich gebräuchlich. Der dritte Fürst dieser Dynastie, Ragodschi II., ließ sich 1803 mit dem Scindia der Maharatten in eine Koalition gegen die Engländer ein, infolge deren er bei dem Friedensschlusse vom 30. Dez. 1803 die Landschaft Kattack in Orissa an die Englisch-Ostindische Kompagnie, das eigentliche B. aber an den Nizam von Hyderabad abtreten mußte. Sein Nachfolger Appa-Sahib verband sich mit dem Peischwa der Maharatten gegen die Engländer und mußte, durch die letztern besiegt, diesen die Hälfte seines Gebietes abtreten. Letzteres fiel den Engländern zu, als der Radscha Ragodschi III. 11. Dez. 1853 ohne männliche Erben gestorben war. Der größte Teil des frühern Reichs Nagpur, mit Ausnahme des eigentlichen B., gehört gegenwärtig zu den Centralprovinzen, einer der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen. Das eigentliche B., welches der Radscha von Nagpur 1808 an den Nizam von Hyderabad hatte abtreten müssen, wurde nebst den Distrikten Raichur-Doab und Dharasco von letzterm 1858 den Engländern überwiesen, um mit dem Ertrage dieser Landschaften sowohl seine bedeutende Schuld an letztere zu decken, als auch um dieselben hiervon das Truppenkontingent, das es ihnen stellen mußte, selbst unterhalten zu lassen. Daher der jetzige offizielle Name «angewiesene (assigned) Distrikte» für B.

Berat, befestigte Hauptstadt eines Sandschaks im europ.-türk. Wilajet Janina, am Semenifluß, zählt 12000 E., wovon ein Drittel Griechen; dabei ein verfallenes türk. Kastell auf hohem Fels.

Berât, ein in das Türkische und Persische aufgenommenes arab. Wort, bedeutet ein Diplom und im allgemeinen ein namens des Souveräns

ausgestelltes Schriftstück, welches seinem Inhaber gewisse Rechte und Privilegien sichert. So wurden früher durch B. bevorzugten christlichen Unterthanen der Pforte Exemtionen von der Kleiderordnung und andere Freiheiten gewährt; nach dem Dokument hießen die Inhaber Beratly. Auch die fremden in der Türkei akkreditierten Konsularbeamten werden abweichend von der Regel außer mit dem Exequatur der Pforte mit einem, internationaler Geltung entbehrenden großherrlichen B. versehen.

Beratene Kinder heißen Kinder, welche bei Lebzeiten der Eltern durch eine gewisse Summe (Beratung) abgefunden werden und deshalb später am Erbe nicht teilhaben.

Beraun (Bern, Verona, Slawoszow), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Horowitz, an der Vereinigung der Beraunka und Litawka, an der Linie Furth-Prag der Böhm. Westbahn und an der Bahn Rakonic-Protivin, 30 km südwestlich von Prag, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine bedeutende Spinnerei und Baumwollwarenfabrik, Parketfabriken, in der Nähe viele Steinbrüche, Hohöfen und Kalköfen und zählt (1880) 5719 größtenteils czechische E. Im 13. Jahrh. an einer Stelle, wo eine Furt an der Beraunka bestand, von Deutschen besiedelt, erhielt der Ort vom Könige Wenzel II. die Marktgerechtigkeit und andere Freiheiten, erfreute sich später insbesondere der Gunst des Kaisers Karl IV., der ihn zur Kreisstadt erhob. In der Hussitenzeit (1421) wurde B. von den Pragern und Taboriten unter Ziska belagert und nach verzweifelter Gegenwehr 26. März erstürmt; 1620 fiel es dem sog. Passauer Kriegsvolk zur Beute.

Berauschende Mittel (Inebriantia), diejenigen diätetischen und pharmaceutischen Mittel, welche den unter dem Namen Rausch bekannten Zustand der Exaltation und Überreizung der Hirnthätigkeit hervorzurufen vermögen. Zu ihnen gehören vor allen der Alkohol und die alkoholhaltigen Getränke, der Äther und gewisse Narkotika (Opium, Haschisch, Fliegenschwamm u. a.); auch die Kohlensäure in größern Mengen dem Magen einverleibt, vermag eine leicht berauschende Wirkung zu entfalten (sog. Brunnenrausch beim Trinken kohlensäurereicher Quellen). Über die durch gewohnheitsmäßigen Mißbrauch der berauschenden Mittel entstehenden Schäden und Krankheiten s. Alkoholismus.

Berber (Dar-), Landschaft in Nubien, am Nil gleich unterhalb der Mündung des Atbara. Der Hauptort am Nil, el-Mekheïr, besteht aus ärmlichen Erdhütten, ist aber ein nicht unwichtiger Handelsplatz, der zwei Bazars und über 20000 E. hat und Sitz eines Distriktsgouverneurs ist.

Berbera, Hafen- und Handelsplatz, am Golf von Aden an der Somaliküste, 270 km südlich von Aden, im Hintergrunde einer durch eine schmale Landzunge im Norden geschützten und gegen W. geöffneten, 7 km langen, 2 km breiten, 20—25 m tiefen Bucht gelegen. Die Umgebung ist flach und sandig, im S. und SO. umsäumt von terrassenartig ansteigenden Ebenen mit Gebüsch und Weideland, hinter denen sich halbkreisförmig malerische Kalkgebirge und weiter am Horizont Tafelberge und zackige Hochgebirge erheben. Die flache Landzunge enthält an der Basis die von den Dünen überfluteten Reste der verfallenen Niederlassung Hellet-Abbas. Letztere war wahrscheinlich auf den Trümmern des antiken Malao im Lande Barbarica erbaut, welches die Griechen durch die Handelsfahrten der Ptolemäer kennen lernten und bis zum Vorgebirge Aromata, dem jetzigen Kap Guardafui, auch das Weihrauchsland nannten. B. ist einer der geräumigsten und besten Häfen der ganzen Somaliküste und war früher im ganzen Orient wegen seiner Messe berühmt, welche von Ende Oktober bis zum März dauerte. Einige Ruinen und die Reste einer Wasserleitung deuten auf eine schon frühe Bedeutung des Ortes. In neuerer Zeit ist B. ziemlich verlassen und verödet, da die Habrauel-Somali, zu deren Distrikte derselbe gehört, sich behufs ihres Handels jetzt andern Küstenplätzen zuwenden. Außer dem trefflichen Hafen bietet B. ein gesundes Klima, süßes Wasser und fruchtbaren Boden. Nachdem B. im Sommer 1875 von ägypt. Truppen besetzt worden war und sich auch der Hafen Sela unterworfen hatte, ließ der Chedive die umliegende Landschaft als ägypt. Provinz mit B. als Hauptort organisieren.

Berber-Baschi, Oberbarbier, ist der Titel desjenigen türk. Hofbediensteten, welchem die Pflege des Bartes und Haupthaars des Großherrn obliegt. Der B. geht, wie alle um die Person des Sultans dauernd beschäftigten männlichen Diener, aus dem Pagenkorps der Chass-Oda (großherrliche Wohngemächer) hervor und nimmt unter den betreffenden 12 Ehrenämtern die 10. Stelle ein. Ihm voran geht der Tyrnaktschi-Baschi, welcher die Nägel des Sultans an Fingern und Zehen zu besorgen hat.

Berberei ist der allgemeine geogr. Name für den vorwiegend von Berbern (s. d.) bewohnten nordwestl. Teil von Afrika, zwischen dem Mittelmeer und der Sahara, dessen äußere Gestaltung vorzugsweise durch das Gebirgssystem des Atlas bestimmt wird und das in polit. Hinsicht außer dem jetzt franz. Gebiet von Algerien (s. d.) die Staaten Marokko, Tunis und Tripolis begreift. Als im Laufe des 16. Jahrh. sich die Osmanen der Oberherrschaft auch in diesem Teile Nordafrikas bemächtigt und den Seeraub vollständig organisiert hatten, kam im Abendlande die Namensform Barbarei für das Land und Barbaresken für die einzelnen Staaten, namentlich für die sog. «Raubstaaten» Algier, Tunis und Tripolis auf, indem man dabei an den barbarischen Despotismus, welchen die Herrscher übten, sowie an die grausame Behandlung dachte, welcher oft die Christensklaven ausgesetzt waren. (S. Marokko, Tunis, Tripolis.)

Berberideen (Berberidĕae) oder Sauerdorngewächse [illegible] ner, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Polykarpen; ihre wichtigste Gattung ist die Berberitze (s. d.)

Berberin, $C_{20}H_{21}NO_4$, ein Alkaloid, welches sich in der offizinellen Radix colombo, der [illegible] von Jateorrhiza Columba *Miers*, in der [illegible] rinde von Berberis vulgaris und mehreren andern Wurzeln und Holzarten findet. Aus der Wurzel [illegible] Berberis vulgaris stellt man es dar, indem [illegible] das weingeistige Extrakt derselben zur Trockne [illegible] dampft, den Rückstand mit Kalkmilch auslaugt [illegible] das Filtrat mit überschüssiger Salzsäure versetzt [illegible] es entsteht dadurch sofort ein amorpher Niederschlag, welcher durch Filtration beseitigt wird [illegible] auf nach mehrtägigem Stehen salzsaures B. in [illegible] gelben Krystallen anschießt. Die Lösung des [illegible] mit Bleioxydhydrat digeriert, läßt nach dem [illegible] kalten die freie Basis krystallisieren. Die [illegible] gelb gefärbten Krystallnadeln verlieren bei 1[illegible] Krystallwasser, sind in 500 Teilen kaltem [illegible] heißem Wasser löslich, schwer löslich in [illegible]

unlöslich in Äther, Schwefelkohlenstoff, Petroleumäther. Das B. bildet mit fast allen Säuren schön krystallisierende Salze.

Berberitze oder **Sauerdorn** (Berberis *L.*) ist eine Pflanzengattung aus der Familie der Berberideen. Alle Arten derselben sind Sträucher mit gelben Blüten, welche einen zweireihigen, sechsblätterigen Kelch, eine sechsblätterige Blumenkrone und sechs Staubgefäße besitzen, die den Blumenblättern entgegengesetzt sind und deren Filamente, wenn sie am Grunde berührt werden, einen bedeutenden Grad von Reizbarkeit zeigen, indem sie sich dann schnell nach dem Stempel hinbiegen und dadurch Ausstreuen des Pollens bewirken. Eine Eigentümlichkeit dieser Gattung, wie überhaupt der Berberideen, ist auch der Umstand, daß die Staubbeutel mit zwei großen Klappen aufspringen, welche sich emporschlagen. Die Blüten stehen in hängenden Trauben; die Frucht ist eine längliche, zwei- bis achtsamige, saftige Beere. Die meist büschelförmig gestellten Blätter sind einfach, ganz, gewimpert-gezähnt oder ganzrandig. Von den etwa 50 bekannten Arten, welche über die gemäßigte, subtropische und tropische Zone beider Hemisphären verstreut sind, ist die bekannteste die in ganz Europa und im westl. Asien einheimische und bei uns oft in Zäunen und Anlagen angepflanzte **gemeine B.** oder der gemeine Sauerdorn (B. vulgaris *L.*), die sich durch vielblütige hängende Trauben, kurzgestielte, verkehrt eirunde, wimperig-gesägte Blätter und breiteilige Dornen auszeichnet. Ihre ovallänglichen, bei der Reife lebhaft roten Beeren, welche unter dem Namen **Berberitzenbeeren** bekannt sind, besitzen einen sehr sauern Geschmack, da sie viel freie Äpfelsäure enthalten; doch wird auch eine Spielart mit ganz süßen Beeren und eine mit kernlosen Beeren kultiviert. Aus den sauern Beeren wird besonders in Frankreich Äpfelsäure gewonnen. Auch bereitet man aus ihnen einen wohlschmeckenden Sirup, desgleichen Gelée, Marmelade und Eis (Berberitzeneis). Den **Berberitzensaft** verwendet man zur Bereitung der Berberitzenküchel, roter, halbrunder Zuckerscheibchen von angenehm sauerm, kühlendem Geschmack. Die gelbe Wurzel, vorzüglich der Bast derselben, wie auch der des Stammes und der Äste, dient zum Färben. Zu gleichem Zwecke werden einige in Südamerika und auf den Südseeinseln einheimische Arten verwendet. Der gelbe Farbstoff ist das **Berberin** (s. d.). Über den auf der Unterseite der Blätter häufig vorkommenden gelben Schmarotzerpilz (Aecidium Berberidis), welcher mit dem sog. «Rost» des Getreides in genetischem Zusammenhang steht, s. **Rost**.

Berbern oder **Berber** ist der allgemeine Name für die seit dem 7. Jahrh. von den Arabern überwältigte und dem Islam unterworfene Urbevölkerung des nördl. Afrika, welche von dem Westrande der Nilländer über die Sahara und deren Oasen bis zum Atlantischen Ocean einerseits, den Negerstaaten des Sudan und bis zum Mittelmeere andererseits ausgebreitet ist und trotz aller innerhalb dieser weiten Gebiete auftretenden Verschiedenheiten in Bezug auf Sprache wie auf Leibesgestalt, Hautfarbe und Gesichtsbildung doch einen im ganzen gemeinsamen Haupttypus repräsentiert und einem gemeinsamen Völker- und Sprachstamme angehört. Zweifelhaft sind die gegenwärtigen Berbervölker desselben Stammes wie die im Altertume auftretenden Mauri oder Mauretanier und Numidier, Gätulier und Phazanier, Nasamonen und Hamamientes, die eigentlichen Libyer um das Syrtenmeer, in Cyrenaica (Barka), Marmarica und den binnenländischen Oasen Augila und Ammonium (Siwah). Der Name B. ist den meisten von den Europäern so benannten Völkerschaften selbst unbekannt. Die wichtigsten Glieder der Berbervölker sind folgende fünf: 1) die sog. **Amazirghen**, welche, 2—2½ Mill. Köpfe stark, das nördl. Marokko, das ganze Rif (als gefürchtete Seeräuber oder Rifpiraten) und den nördlichsten Teil des Atlas bis zur Provinz Tedla bewohnen, von den marokk. Sultanen meist völlig unabhängig leben und teils unter eigenen Häuptlingen und erblichen Fürsten stehen, teils kleine republikanische Gemeinwesen bilden. 2) Die **Schilluh** im südl. Marokko, auf 1450000 Köpfe geschätzt, wohnen teils in der großen Ebene längs dem Umm-er-Rebia und Tensyft, teils im südl. Atlas bis zu dessen äußersten Verzweigungen am Atlantischen Ocean. In welchem Verhältnis zu diesen marokk. Berberstämmen 3) die **Guanchen** (s. d.), die ausgestorbenen Urbewohner der Canarischen Inseln, gestanden haben, ist unbekannt, daß dieselben jedoch berber. Stammes waren, ist gewiß. 4) Die **Kabylen** (s. d.) in Algerien und dem Gebiete von Tunis, deren Anzahl in ersterm offiziell auf 960000 angegeben wird. 5) Die B. der **Sahara** leben, als Bewohner der Oasen, meist durch ungeheuere Räume voneinander getrennt. Die merkwürdigsten von ihnen sind die Beni-Mezâb (s. d.) oder Mozabiten, die B. von Ghadames, von Sokna an der Grenze von Fezzan, von Audschila, von Siwah, vor allem aber das weitverbreitete und weithin herrschende Volk der **Imoschagh** oder **Tuâreg** (s. d.). Letztere, die reinsten und unvermischtesten aller B., erfüllen die Oasen der Wüste zwischen Ghadames, Tuât, Bilma und dem Niger und sind fast ausschließlich Herren des Karawanenhandels zwischen dem Sudan und den Küstenstädten des Mittelmeers. Grammatische Arbeiten über die Sprachen der Kabylen und Tuâreg lieferte in neuester Zeit Hanoteau. Sämtliche Berbervölker und Berbersprachen bilden die libysche Gruppe des sog. hamitischen Völker- und Sprachstammes. Vgl. «Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde» (linguistischer Teil von Fr. Müller, Wien 1867); Fr. Müller, «Allgem. Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879).

Berbice, die östlichste der drei Grafschaften des brit. Gouvernements Guaiana (s. d.) in Südamerika, am Flusse gleiches Namens, zwischen den Grafschaften Demerara und Essequibo im W. und dem Corentyne, dem Grenzfluß gegen Niederländisch-Guaiana, im O. gelegen, umfaßt, soweit sie wirklich Kolonialgebiet und nicht zum Lande der unabhängigen Indianer des Innern gehört, etwa 4000 qkm und zählt (1871) 30120 E. B. ist eine ursprünglich holländ. Kolonie, die 1626 ein gewisser van Peere begründete, weshalb auch noch jetzt die meisten Weißen daselbst Holländer sind und holländ. Sprache vor Gericht und auf der Kanzel in Gebrauch steht. Nach vorübergehender Besetzung der Kolonie durch die Engländer 1781, durch die Franzosen 1782, wurde sie im Frieden von 1783 an die Niederländer zurückgegeben, aber 1796 von den Engländern wieder genommen und erst im Frieden von Amiens 1802 an die Batavische Republik abgetreten, jedoch schon 1803 abermals besetzt und nebst Demerara und Essequibo durch die zu London 13. Aug. 1814

abgeschlossene und 12. Aug. 1815 vervollständigte Konvention an Großbritannien überlassen. Bis zu der neuen Verfassung vom 21. Juli 1831 bildete B. eine abgesonderte Kolonie mit einem eigenen Gouverneur, seitdem ist dieselbe mit jenen beiden, nun in zwei Grafschaften getrennten Gebieten zu Einer Kolonie (Britisch-Guaiana) vereinigt.

Der Fluß Berbice entsteht wahrscheinlich unter 3° 30′ nördl. Breite und mündet unter 6° 24′ nördl. Br. mit zwei Armen ins Meer, welche die Krabbeninsel bilden. Als Seehafen ist er von geringer Bedeutung, da an seiner Mündung eine Barre mit nur 2,5 m Wasser liegt. R. von Schomburgk, der an dessen oberm Laufe die berühmte Victoria-Regia entdeckte, hat ihn mit Booten bis 3° 50′ nördl. Br. befahren. Kleine Seeschiffe können bis zu den Ruinen des ehemaligen Fort Nassau, 80 km, hinaufgehen, und ebenso weit hinauf sind auch die Ufer des Flusses bewohnt.

Die Stadt Berbice oder Neu-Amsterdam liegt ungefähr 3 km von der Mündung des Flusses B., auf der Ostseite desselben, ist erst 1796 gegründet, indem die ältere, etwa 80 km weiter stromaufwärts gelegene Stadt aufgegeben wurde. Der gutgebaute Ort dehnt sich weitläufig am Flusse aus und ist von zahlreichen Kanälen durchschnitten, welche, durch die Ebbe und Flut gespült, einen günstigen Einfluß auf den Gesundheitszustand ausüben, sodaß das Gelbe Fieber hier selten und nie so verderblich wie in Georgetown, der Hauptstadt von Britisch-Guaiana, auftritt. B. hat drei Kirchen, ein hübsches Regierungs- und einige andere ansehnliche öffentliche Gebäude, darunter ein vortreffliches Hospital, bedeutenden Handelsverkehr, Missionen für Neger und zählt (1871) 5437 E.

Berceau (frz.), Wiege; in der Baukunst soviel wie Gewölbbogen, Bogenlaube, Laubengang.

Berceuse (frz.), Wiegenlied; auch Schaukelstuhl.

Berchem (Nikolaas), Maler, s. Berghem.

Berches, s. Barches.

Berchet (Giovanni), ital. Dichter, geb. 23. Dez. 1783 zu Mailand, war eins der Häupter der romantischen Schule der «Giovine Italia», zu deren Verbreitung er durch die Übersetzung von Bürgers «Lenore» und anderer Balladen wesentlich beitrug. In der Napoleonischen Zeit beim Senat für das Königreich Italien angestellt, ward er nach der Restauration abgesetzt, widmete sich der Litteratur, war fleißiger Mitarbeiter des «Conciliatore», weshalb nach der gescheiterten Revolution von 1820—21 ein langjähriges Exil ihn traf, das er bis 1829 als Handlungsbuchhalter in London, dann als Begleiter des Marchese Giuseppe Arconati abwechselnd in Frankreich, Belgien, Deutschland und Griechenland verlebte. Erst 1848 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und ward von der Provisorischen Regierung in Mailand zum Minister des Unterrichts ernannt. Nach der Unterdrückung der Revolution begab er sich nach Turin und wurde in die sardin. Zweite Kammer gewählt, wo er sich zur gemäßigten Partei hielt. Er starb 23. Dez. 1851. Seine polit. Gedichte («Poesie», vollständigste Ausgabe Lond. 1848) zeichnen sich durch Glut der Leidenschaft sowie durch kräftige Sprache aus und wurden sehr populär. Sein berühmtestes Gedicht sind «Die Flüchtlinge von Parga». Eine Gesamtausgabe seiner Werke hat F. Cusani (Mail. 1863) besorgt. — Sein Neffe, Guglielmo B., geb. 1833, lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten zur Geschichte Venedigs.

Berchta (woraus die jetzige Form Bertha; im Althochdeutschen Perahta, d. i. die Leuchtende, Glänzende), eine german. Göttin, wohl nur eine Erscheinungsform der Frija, der Gemahlin Wodans, die schon ihrem Namen nach auf die enge Verbindung mit dem Sonnengott Wodan hinweist. Unter verschiedenen Benennungen lebt sie noch jetzt als geisterhaftes Wesen fort, dasselbe wie Hulda, Frau Holle. Während letztere im Volksglauben des nördl. Deutschland als freundliches Wesen erscheint, tritt B. im südl. Thüringen, Bayern, Elsaß, Schwaben, Österreich, Schweiz als ein fürchterliches, kinderschreckendes Scheusal auf. Durch die christl. Volksansicht ward die alte heidnische Gottheit im südl. Deutschland tiefer herabgewürdigt als im nördlichen. Als Beschützerin der weiblichen Arbeit führt B. namentlich die Aufsicht über die Spinnerinnen. Was sie an dem ihr geweihten letzten Tage des Jahres unabgesponnen findet, das verdirbt sie. Ihr Fest muß durch ein althergebrachtes Mahl, Mehlspeisen und Fische, begangen werden. Auf ihre einstige Verehrung gründen sich das noch jetzt übliche Perchtenspringen und Perchtenlaufen in Salzburg und Tirol, vielleicht auch der Bechteltag (s. d.) in der Schweiz. Auch mögen manche Sagen von B. auf berühmte Frauen dieses Namens übertragen worden sein. Die Sagen von der Weißen Frau stehen mit der altheidnischen Göttin B. in Zusammenhang. [Berchta.

Berchtenlaufen oder Perchtenlaufen, s. u.

Berchtesgaden (in Urkunden des 13. und 14. Jahrh. Pertherscadmen und Perhthersgadem genannt), Landschaft (Verwaltungsgebiet eines Bezirksamtes), umfassend die Amtsgerichtsbezirke Berchtesgaden im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, mit 399,9 qkm und 829[illegible] E. in 12 Gemeinden (Gnotschaften), und Reichenhall, mit 230,9 qkm und 7982 E. in 12 Gemeinden. Die Landschaft entstand aus einer um 1122 gestifteten klösterlichen Niederlassung, deren Pröpste unter Kaiser Maximilian I. mit der Reichsunmittelbarkeit des Ländchens, das etwa den Umfang des jetzigen Amtsgerichtsbezirks besaß, Sitz und Stimme auf der Fürstenbank erlangten. Die gefürstete Propstei wurde 1803 säkularisiert und dem neu errichteten Kurfürstentum Salzburg einverleibt, mit dem sie 1810 an Bayern kam. Das Ländchen bildet ein wegen seiner Naturschönheiten vielbesuchtes Alpenland, das zwischen die Thäler der Salzach und Saalach eingeschoben ist und der Formation der Trias angehört. Eine Menge großer, teils kubischer, teils scharfgrätiger Bergformen drängen sich so an- und ineinander, daß sie einen ungeheuern Fels- und Hochgebirgskranz um die Spalte des berühmten Bartholomäus- oder Königssees (s. d.) zu bilden scheinen. An der südl. Grenze breitet sich die zerklüftete, 2500 m hohe Masse des Steinernen Meers mit der 2651 m hohen Schönfeldspitze aus. Von diesem kolossalen Felsenwall ziehen sich zwei starre Felsgrate nördlich in das Innere des Ländchens (der 2714 m hohe, kühn aufspringende Watzmann, der Kleine Watzmann 2404 m, und der 2629 m hohe Hochkalter, dessen Südspitze, das Kammerlinghorn, einer der schönsten Aussichtspunkte in den Alpen ist) und umschließen mit dem östl. und westl. Grenzwall die drei Hauptthäler des Berchtesgadener Beckens: das Hintersee-, das Wimbachthal und das Thal des Königssees, die sich alle drei in dem üppig grünen Thale der Ramsau

vereinigen. Diesen gegenüber erhebt sich, gegen Norden, der unmittelbar in die Ebene abfallende, 1975 m hohe Untersberg, berühmt durch die uralte Sage von Kaiser Karl d. Gr., der, von Bergmännlein bedient, im Berge die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs erwartet. Außer dem Reichtum an Salz und Holz bietet das Land Marmor, Gips und Kreide. Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Viehzucht, Waldarbeit, Holzschnitzerei, Holz- und Beindreherei, Marmorschleiferei, Arbeit in den Salzbergwerken und Salinen.

Der *Marktflecken Berchtesgaden*, 19 km südlich von Salzburg, am Achen oder Alm, dem Abfluß des Königssees, in 576 m Höhe gelegen, zählt (1880) 1782 E. und ist Sitz eines Bezirksamts, Amtsgerichts, Forst- und Hauptsalzamts und gehört zum Landgericht Traunstein. Unter den Kirchen zeichnet sich nur die Stiftskirche mit ihrem schönen, in der ursprünglichen Anlage des 12. Jahrh. erhaltenen Kreuzgange, ihren geschnitzten Chorstühlen und andern Altertümern aus. Das ehemalige Stiftsgebäude, welches stattlich den langen Felsabhang krönt, ist jetzt ein königl. Schloß. An der Südseite des Ortes hat 1852 König Max II. eine Villa bauen lassen. Außerdem bedeckt ein breiter Villensaum die Gehänge rings um den Ort. B. ist berühmt durch seine herrliche Lage, die Eigentümlichkeit seiner Bewohner sowie durch die hier wie in der Umgegend, insbesondere seit Errichtung der Industrieschule (1858) in hoher Vollendung gefertigten Holzschnitzwaren. Gegenwärtig widmen sich in B. und Umgegend (besonders in Schönau) über 400 Familien oder gegen 2000 Personen diesem Industriezweige und verdienen damit gegen 200000 Mark. Die Salzbereitung und der Salzhandel wird schon seit dem Propst Dietrich 1174 betrieben. Im J. 1878 beschäftigte der Salzbergbau 182 Arbeiter und lieferte 41070 Ctr. Steinsalz im Werte von 12321 Fl. Die Saline lieferte in demselben Jahre 113727 Ctr. Kochsalz im Werte von 90982 Fl. und beschäftigte 61 Arbeiter. Die aus den Siedewerken im Überschuß erzeugte Sole wird durch gewaltige, 120 km lange Leitungen über das Gebirge hinweg nach Reichenhall (s. d.), resp., mit der dortigen überschüssigen Quellsole vereinigt, nach Traunstein und Rosenheim geleitet, um in diesen holzreichen Gegenden versotten zu werden.

Vgl. Koch-Sternfeld, »Geschichte des Fürstentums B.« (3 Bde., Münch. 1816); derselbe, »Die Gründung und die wichtigsten geschichtlichen Momente der Reichsstadt B.« (Münch. 1861); Bühler, »B. und seine Umgebung« (Reichenhall 1870; 4. Aufl. 1877).

Berchtesgadener Hoher Thron, der an der Ostkante gelegene Gipfel des Untersbergs (s. d.).

Bercy, früher großes Dorf mit 15000 E. im franz. Seine-Departement, unmittelbar im Südosten vor den Thoren von Paris am rechten Ufer der Seine, welche 1,5 km aufwärts die Marne aufnimmt und von einer Kettenbrücke überspannt wird. Der Ort ist seit 1860 mit Paris vereinigt und innerhalb der Enceinte gelegen; er bildet einen Teil des 12. Arrondissements, besitzt viele Destillationen, Fabriken für Essig und chem. Produkte, Zuckerraffinerien u. s. w. und ist besonders wichtig als das Hauptdepot der für Paris bestimmten Weine und Branntweine, welche zum großen Teil zu Wasser herbeigeführt werden und in den Niederlagen, die sich längs der schönen Kais hinziehen, in ungeheuern Mengen aufgespeichert liegen. Das Schloß zu B. wurde gegen Ende des 17. Jahrh. von Levot nach Mansards Zeichnungen erbaut; es gehörte der Familie Le Malon, dann der Familie Nicolai an, ist aber später niedergerissen worden.

Berdan-Gewehr, ein von dem nordamerik. General Berdan angegebenes und 1871 in Rußland eingeführtes Gewehr, auch Berdan Nr. 2 genannt, im Gegensatz zu einer ältern Konstruktion desselben Erfinders. Das B. hat einen Cylinderverschluß und Schlagbolzenschloß mit Spiralfeder, ist ein Selbstspanner und bedingt daher nur zwei Ladegriffe. (S. *Handfeuerwaffen*.)

Berbera, Stadt im Somalilande, s. *Barbera*.

Berditschew, *Berdyczew*, Kreis- und Handelsstadt des russ. Gouvernements Kiew, am Gnilopjat und an der Eisenbahn Kiew-Brest, 145 km südwestlich von Kiew, unweit der Grenze Volhyniens, zu welchem sie geschichtlich gehört, ist Privateigentum der Fürsten Radziwill und zählt 54051 E., darunter 50000 Juden mit 5 Synagogen, 52 Bethäusern und 100 jüd. Schulen. Die Stadt hat breite Straßen, große Plätze, stattliche Häuser, einen Kaufhof, eine Börse, viele Warenlager und Läden, vier russ. Kirchen, eine prot. Kirche, eine kath. Kirche, ein Karmeliterkloster, ein jüd. und ein christl. Hospital und ein Theater. Außer einem blühenden Handwerksbetrieb unterhält die Bevölkerung zehn Tabaksfabriken, Fabriken in Seifen, Parfümerien, Talglichten, Öl, Wachs, Leder u. s. w. Außerdem ist B. der Mittelpunkt des südruss. Handels nach Deutschland über die galiz. Judenstadt Brody (260 km im Westen). Den Handel betreiben nur die Juden, welche Aufkäufe in allen Häfen, auf allen Märkten machen und die Waren nach den Städten und Dörfern des Gouvernements Kiew, in Podolien und Volhynien ausführen. Der Ort selbst hat zwei Wochen- und fünf Jahrmärkte, die wichtigsten 12. Juni und 15. Aug. Hauptgegenstände des Handels sind Pelze, Seiden-, Galanterie-, Glas-, Eisen- und Holzwaren, Salz, Fische, Getreide, Rübenzucker, Hornvieh und namentlich auch Pferde. Der ganze Handelsumsatz beläuft sich jährlich auf 40 Mill. Rubel. B. wurde 1320 vom Großfürsten Gedymin dem litauischen Grafen Tyschkewitsch geschenkt. Gegen Ende des 16. Jahrh. erbaute der Wojwod von Kiew, Janusch Tyschkewitsch, hier ein Schloß und 1627 ein Karmeliterkloster, welchem er 1630 das Schloß schenkte. Im J. 1647 wurde das Kloster vom Hetman Chmelnizki eingenommen und geplündert; die flüchtigen Mönche kehrten erst 1663 nach B. zurück und umgaben ihr Kloster, zum Schutze gegen die Tataren und Kosaken, mit Mauern und Gräben. Am Anfange des 18. Jahrh. kam B. in den Besitz der Familie Sawischa und von dieser durch einen Heiratskontrakt an die Fürsten Radziwill. Während der poln. Herrschaft (bis 1793) gehörte B. zur Kijowschen Woewodstwo (Kiew). Im Konföderationskrieg setzte sich 1768 Kasimir Pulawski, nach der Einnahme von Bar, mit 700 Mann im Kloster fest, mußte aber nach 25tägiger Belagerung kapitulieren.

Berdjansk, aufblühende Hafen- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Taurien, an der Nordwestküste des Asowschen Meers, an dem nach ihr benannten Liman oder am Mündungsgolf der Berdjanka und an der Basis der nach Süden vorspringenden Landzunge oder Kosa-Berdjanskaja unter 46° 45' nördl. Br. und 54° 27' östl. L. gelegen, war 1827

noch ein unbedeutendes Dorf, das sich durch die Bemühungen des Fürsten Woronzow entwickelte und 1835 zur Stadt, 1842 zur Kreisstadt erhoben ward. Die Stadt hat zwei russ. Kirchen, ein luth., ein jüd. und ein karaitisches Bethaus, eine Kreisschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Zollamt, ein Theater, unterhält 6 Talgsiedereien und 29 Ziegeleien und zählt 14608 E. Ihre Bedeutung verdankt sie ihrem Hafen, dem besten des Asowschen Meers. Die Reede zwischen der Küste und der Landzunge ist ganz frei von Untiefen, hat guten Ankergrund und unweit vom Ufer 4 m, weiter hinaus 5—7 m Tiefe, ist auch gegen alle Winde, außer dem Süd- und Südwestwind, geschützt, versandet aber allmählich und muß daher von Zeit zu Zeit weiter in das Meer hinausgeschoben werden. Die Zahl der jährlich einlaufenden fremden Schiffe beläuft sich auf 360, die der russ. Küstenfahrer auf 500. Der Ort hat jährlich drei Jahrmärkte. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Getreide, Talg, Wolle, rohe Häute, Salz; der Einfuhr hauptsächlich Kaffee, Öl, Oliven, frische und trockene Früchte, Pfeffer u. s. w. In B. ist die Hauptniederlage des krimschen Salzes. Auf der Landzunge liegen drei Salzseen, in denen jährlich an 100000 Pud Salz gewonnen werden.

Berdurani, Volksstamm im Nordosten von Afghanistan (s. d.).

Berdyczew, Stadt, s. Berditschew.

Berecyntia, Beiname der Cybele, nach einem von den Berecyntes bewohnten Landstrich in Phrygien, dem Berecyntius tractus.

Bereczk, Stadt im ungar.-siebenbürg. Komitat Háromszék, unweit der moldauischen Grenze, oberhalb des Passes von Ojtoz, zählt 4500 E.; in der Nähe sind Bergteerquellen und ein Gipsbruch.

Beredsamkeit heißt im weitern Sinne die Fähigkeit, sich richtig, fließend und eindrucksvoll in Worten auszudrücken, im engern Sinne die Kunst, in mündlicher Darstellung auf die Überzeugung und den Willen anderer zu wirken und gewisse Gesinnungen und Entschließungen in ihnen zu erwecken. (S. Redekunst.) Sie kann als Überredungskunst glänzen, aber die wahre B. will überzeugen. Man teilt die B. ein in die geistliche, welche religiösen Zwecken dient (s. Homiletik), und in die weltliche, und letztere wieder wesentlich in die gerichtliche und die politische B., auf welche beide Arten der B. sich vorzüglich die Rhetorik (s. d.) der Alten bezog.

Beregh, ungar. Komitat im diesseitigen Theißkreise, im N. an Galizien, im O. an das Marmaroser, im S. an das Ugocsaer und Szathmárer, im W. an das Szabolcser und Unghvárer Komitat grenzend, umfaßt auf einem Flächenraume von 3727 qkm (1880) 153615 E. (gegen 159223 im J. 1869, Abnahme 3,5 Proz.). Die Bevölkerung zerfällt in Ruthenen (52 Proz.), Magyaren (40 Proz.), Deutsche (7,3 Proz.) und Slowaken (0,7 Proz.). Im N. größtenteils gebirgig und kalt, ist das Komitat dem Ackerbau nicht günstig, doch an Obst sehr reich. Einige südl. Berge liefern einen Wein, der dem Tokayer nur wenig nachsteht. Die Hauptprodukte des Ackerbaues sind: trefflicher Weizen, dann Roggen, Hafer, Gerste und viel Kartoffeln, die Hauptnahrung der im allgemeinen armen Bevölkerung; auch erzeugt man Tabak, Hanf und Flachs sowie eine Menge Brenn- und Bauholz. Die Viehzucht liefert namentlich Schweine und Hornvieh. Die Karpatenwälder sind noch immer ein reiches Jagdgebiet: Bären, Rehe, Füchse, Wölfe, Wildschweine; auch Auerhühner u. dgl. Die Flüsse und Sümpfe sind reich an Fischen und Wasservögeln. Früher lieferten die Bergwerke des Komitats auch Gold, jetzt nur Eisenerze, Porzellanerde und in größter Menge den Alaun, der hier in großartigen Fabriken verarbeitet wird. Der eine Hauptort des Komitats ist Beregszász (ehedem «Lampertshaus», eine deutsche Gründung), ein Marktflecken mit 6930 E., an der Ungarischen Nordostbahn und am Fuße einer aus der Ebene isoliert aufspringenden kleinen Gebirgskette, die aus trachytischen Gesteinen besteht und berühmte Alaunstein- und Mühlsteinbrüche hat. Der zweite wichtige Ort des Komitats ist Munkács (s. d.).

Berengar I., König von Italien, war ein Sohn des Herzogs Eberhard von Friaul und Giselas, der Tochter Kaiser Ludwigs des Frommen. Er und Herzog Guido von Spoleto gehörten gegen das Ende des 9. Jahrh. zu den mächtigsten Großen Italiens. Während Guido im Vertrauen auf seine fränk. Besitzungen und Verbindungen als Bewerber um die westfränk. Krone auftrat, ward B. nach Karls des Dicken Absetzung (887) am 1. Jan. 888 zu Pavia zum König von Italien gekrönt. Inzwischen kehrte Guido von dem verunglückten Zuge nach Frankreich zurück, wurde von B. bei Brescia freilich besiegt, dieser aber doch so geschwächt, daß er sich dem deutschen König Arnulf unterwerfen mußte. Anfang 889 gewann jedoch Guido einen großen Sieg an der Trebbia und wurde zum König gewählt, 891 auch als Kaiser gekrönt. Arnulfs Römerzug brachte B. wenig Vorteil; nach Arnulfs raschem Rückzuge schloß er mit Lambert, dem Sohne des inzwischen gestorbenen Guido, einen Vergleich, wonach beide die Herrschaft Italiens teilten. Als Lambert 898 durch einen Sturz auf der Jagd das Leben verlor, wußte sich B. in Besitz der ganzen Lombardei zu setzen. Bald jedoch sank sein Ansehen, da er weder den Raubzügen der Ungarn über die Alpen noch dem Eindringen der Araber in Italien Einhalt thun konnte. Der Adel rief deshalb den König Ludwig von Niederburgund herbei, der bis Rom vordrang und dort 901 zum Kaiser gekrönt wurde. Allein bei dem Wankelmut, der Habsucht und Treulosigkeit der Großen konnte keine Herrschaft Festigkeit gewinnen; B. gelang es, Ludwig zu vertreiben und 915 von Johann X. die Kaiserkrone zu erhalten. Aber die Italiener wollten, wie Liudprand von Cremona sagt, immer zwei Könige haben, um einen durch den andern in Furcht zu erhalten, und so erhoben sich nach einigen Jahren gegen B. abermals viele Große, an ihrer Spitze sein Schwiegersohn Adalbert von Ivrea und der Erzbischof Lambert von Mailand, und riefen (919) den König Rudolf von Burgund zu Hilfe. Rudolf schlug B. 29. Juli 923 so entscheidend, daß letzterer die Ungarn ins Land rief, wodurch er sich die Gemüter aller entfremdete. Er starb 924 durch Meuchelmord. B. hinterließ von seiner ersten Gemahlin Bertila zwei Töchter, Gisela und Bertha, von denen die erstere mit dem Markgrafen Adalbert von Ivrea vermählt war. Vgl. das B. lobende Gedicht eines Zeitgenossen: «Gesta Berengarii imperatoris» (herausg. von E. Dümmler, Halle 1871); Dümmler, «Geschichte des ostfränk. Reichs» (Bd. 2, Berl. 1865).

Berengar II., König von Italien, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea und Enkel B.s I., folgte seinem Vater 925 unter Vormundschaft seiner Stiefmutter Ermingard im Besitz der Markgrafschaft und heiratete 934 Willa, die Nichte des

damaligen Königs Hugo (Grafen von Provence) von Italien. Willa verleitete ihren Gemahl zur Verschwörung gegen den König, und als dieser B. deshalb verfolgte, floh letzterer nach Deutschland, wo er am Hofe Ottos I. freundliche Aufnahme fand. Als er 945 mit einem kleinen Heere über die Alpen zurückkehrte, fielen ihm die Großen und Städte Oberitaliens zu. Hugo flüchtete nach der Provence und überließ Italien seinem Sohne Lothar, für welchen thatsächlich B. regierte. Erst nach Lothars Tode, der wahrscheinlich vergiftet wurde, ließ sich B. 950 zugleich mit seinem Sohne Adalbert krönen. Um seinen Thron zu befestigen, wollte er Adelheid (s. d.), die junge Witwe Lothars, mit Adalbert vermählen, und als diese sich weigerte, bemächtigte er sich ihrer und hielt sie in harter Gefangenschaft. Adelheid fand endlich einen Beschützer und Gemahl in dem deutschen König Otto I., der B. zwang, 952 zu Augsburg das Königreich Italien mit Aufopferung der Markgrafschaft Verona und des Herzogtums Friaul als deutsches Lehn anzunehmen. Indessen griff B. sehr bald wieder gegen Otto und dessen Anhänger zu den Waffen, sodaß Otto 956 seinen Sohn Ludolf mit einem Heere nach Italien schickte. B. ward besiegt, die Lombardei mit Pavia erobert, aber 6. Sept. 957 starb Ludolf am Fieber. B. riß nun den Thron wieder an sich und herrschte mit solcher Tyrannei, daß die Unterthanen und der Papst Johann XII. sich um Schutz an Otto I. wandten. Letzterer zog 961 nach Italien und nahm es fast ohne Widerstand in Besitz. B., seiner Würde im Okt. 961 entsetzt, floh in die Bergfestung San-Leone, wo er sich endlich 964, durch Hunger bezwungen, ergeben mußte. Er ward als Gefangener mit seiner Gemahlin nach Bamberg geschickt, wo er 6. Aug. 966 starb. Vgl. Kopke und Dümmler, «Kaiser Otto der Große» (Lpz. 1876).

Berengar von Tours, berühmter Scholastiker, in der Schule des Bischofs Fulbert von Chartres gebildet, ward 1031 Vorsteher der Schule von Tours, 1040 Archidiakon von Angers. Ausgezeichnet durch dialektische Gewandtheit, ist B. einer der ersten und bedeutendsten Vertreter verständiger Aufklärung innerhalb der mittelalterlichen Scholastik. Betreffs der Schrift fordert er eine wissenschaftliche Methode der Auslegung. Die Tradition ist unsicher, denn nicht auf der Autorität beruht die Wahrheit, sondern auf der in des Menschen Natur gegründeten Vernunft. Die Anwendung dieses rationellen Denkens auf die Abendmahlslehre brachte B. in schweren Konflikt mit der kirchlichen Gewalt. Die Anschauung des Paschasius Radbertus, daß durch die Konsekration des Priesters Brot und Wein substantiell in Fleisch und Blut Christi verwandelt werden und nur das äußere Aussehen von Brot und Wein behalten, hatte in der Kirche immer allgemeinere Annahme gefunden. B. vertrat ihr gegenüber die Ansicht des Ratramnus, daß nicht das Wesen, sondern nur die Wirksamkeit von Brot und Wein verändert werde durch eine Verbindung mit dem verklärten Christus, den nicht der Mund, sondern das gläubige Herz genieße. Diese Ansicht, zunächst nur vertraulich ausgesprochen in einem Briefe an seinen Freund Lanfrank von Bec, ward an die Öffentlichkeit gebracht und auf den Synoden zu Rom und Vercelli 1050 verdammt. Hildebrand (später Gregor VII.) bemühte sich, B. durch Aufstellung einer unbestimmten Formel Ruhe zu verschaffen. Als aber die Partei des Lanfrank sich als die stärkere erwies, ließ er es zu, daß die Synoden zu Rom 1059 und 1079 B.s Ansicht verdammten. B. widerrief und lebte seit 1080 unter kirchlicher Aufsicht auf der Insel St.-Come bei Tours. Er starb 1088. Vgl. Sudendorf, «Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe» (Gotha 1850). Seine Schriften wurden herausgegeben von A. F. und F. Th. Vischer (Berl. 1834).

Bérenger (Alphonse Marie Marcellin Thomas), franz. Jurist, geb. 31. Mai 1785 zu Valence, war Advokat in Valence, trat 1815 in die Deputiertenkammer, legte aber sein Mandat bald nieder, hielt in Paris Vorlesungen über öffentliches Recht, wurde 1828 wieder in die Kammer gewählt und war 1831 ein Hauptbegründer des Deputiertenvereins in der Straße Rivoli, welcher liberale Grundsätze vertrat, ohne der Regierung systematisch zu opponieren. B. wurde 1831 Rat am Kassationshof, 1839 Pair und starb im März 1866 zu Paris. Sein bedeutendstes Werk ist «De la justice criminelle en France» (Par. 1818). Außerdem schrieb er «De la répression pénale» (2 Bde., Par. 1855). — René B., Sohn des vorigen, franz. Politiker, geb. 22. April 1830 zu Bourg (Depart. Drôme), wurde 1850 Advokat, 1862 Generaladvokat in Grenoble, später in Lyon, trat 1870 in die Mobilgarde und wurde 28. Dez. 1870 bei Nuits verwundet. Im Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, gehörte er daselbst zum linken Centrum. Im J. 1873 war er kurze Zeit (19. bis 24. Mai) Minister der öffentlichen Arbeiten. Seit 1876 ist er Mitglied des Senats, wo er ebenfalls zum linken Centrum gehört und ein Anhänger der Republik ist.

Berenhorst (Georg Heinr. von), der Vorgänger Bülows in der Bekämpfung veralteter militärischer Ansichten, geb. 26. Okt. 1733 zu Sandersleben in Anhalt-Dessau, war ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Als Lieutenant trat er 1748 bei dem Infanterieregiment von Anhalt in preuß. Dienste. Schon 1757 ward er Brigademajor im Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs d. Gr. Nach dem Siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau und ging mit diesem, später mit dem Prinzen Johann Georg, auf Reisen nach Frankreich, Italien und England. Er bekleidete mehrere Ämter am Hofe, wurde 1780 Oberhofmeister des Erbprinzen und legte 1790 seine Ämter nieder. Er starb 30. Okt. 1814. Sein berühmtes Werk «Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit» (Lpz. 1797—99; 3. Aufl. 1827) ist eine bittere Kritik des damaligen Kriegssystems; ein neues System hat er indessen nicht aufgestellt. Auch seine «Aphorismen» (Lpz. 1805) sowie «Aus B.s Nachlaß» (Dessau 1845) verdienen Erwähnung.

Berenice (griech. Berenike; macedon. für Pherenike, d. i. Siegbringerin) ist ein häufiger griech. Frauenname, besonders bekannt als Name mehrerer Ptolemäerinnen. — B. I., die vierte Gemahlin des Ptolemäus Lagi oder Soter I. (311—285 v. Chr.), war früher mit einem Macedonier Philippus vermählt und gebar dem Soter den Ptolemäus II. Philadelphus I., die Arsinoe II., Schwester und zweite Gemahlin des letztern, den Argaios und die Philotera. — B., Tochter des Ptolemäus II. Philadelphus I. und der Arsinoe I., der Tochter des Lysimachos und ersten Gemahlin des Ptolemäus II., wurde mit Antiochus II. von Syrien

vermählt und nach dessen Tode von Laodike, seiner ersten Gemahlin, ermordet. — B. II., Gemahlin des Ptolemäus III. Euergetes I., war die Tochter des Magas, Königs von Kyrene, des Sohnes der B. I. von Philippus. Dieselbe ließ ihren ersten Bräutigam, den schönen Demetrius, weil er ein ehebrecherisches Verhältnis mit ihrer Mutter angeknüpft, ermorden. Als Weihgeschenk für die großen Siege ihres Gemahls in Asien brachte sie der Aphrodite ihr schönes Haupthaar dar, welches Kallimachos und Catullus besungen haben. Als das Haar am andern Morgen aus dem Tempel verschwunden war, erklärte der Astronom Konon von Samos, es sei von den Göttern als Sternbild an den Himmel versetzt worden. Hiernach wurde eine Sterngruppe in der Nähe des Löwen mit dem Namen der B. bezeichnet. B. überlebte ihren Gemahl und ward von ihrem Sohne Ptolemäus IV. Philopator I. ermordet. — B. III., Gemahlin des Ptolemäus XI. Alexander I., war die Tochter seines ältern Bruders Ptolemäus X. Soter II. (Lathyros) und der Schwester und Gemahlin desselben, Kleopatra IV. Alexander wurde 88 v. Chr. vertrieben und starb bald darauf. Sein Bruder Soter II., der 107 v. Chr. vertrieben worden war, kehrte zurück und regierte bis 81. Darauf folgte zunächst als legitime Thronerbin B. III. Philopator allein als regierende Königin. Dieselbe heiratete ihren Stiefsohn Ptolemäus XII. Alexander II., der sie aber schon nach 19 Tagen ermordete, dann floh und selbst ermordet wurde. Noch in demselben Jahre folgte Ptolemäus XIII. Neos Dionysos (Auletes) in der Regierung. — B. IV., Tochter des Neos Dionysos und der Kleopatra V. Tryphaena, wurde 58 v. Chr. nach der Vertreibung ihres Vaters von ihrer Mutter zur Mitregentin angenommen und regierte von 57—55, nachdem ihre Mutter gestorben, allein, bis ihr Vater Neos Dionysos zurückkehrte und sie hinrichten ließ. — B., Gemahlin des Mithridates, ward, als Lucullus diesen 72 v. Chr. besiegt hatte, ebenso wie dessen andere Gemahlin Monime und dessen Schwestern Roxane und Statira, getötet, damit sie nicht in die Gewalt der Römer fielen. — Der Name B. ist ferner in der Familie des Herodes Magnus häufig, dessen Sohn Aristobulus die B., Tochter seiner Tante Salome, der Schwester des Herodes, heiratete. Aus dieser Ehe stammte Agrippa, dessen Tochter B. seinen Bruder, ihren Oheim, Herodes heiratete, und dessen andere Tochter Mariamne vom Jul. Archelaus wiederum eine B. zur Tochter hatte.

Berenīce, verschiedene Städte des Altertums. Die wichtigste davon ist Berenice am Roten Meere, unter dem 24.° nördl. Br., in der Nähe des heutigen Ras Benaß, ungefähr in gleicher Höhe mit Syene, welches von den Alten als genau unter dem Wendekreise gelegen angenommen wurde. Diese Stadt wurde von Ptolemäus II. Philadelphus gegründet und nach seiner Mutter B. genannt. Der heutige Name des Ortes, mit einer Tempelruine aus griech.-röm. Zeit, ist Sakait-el-Qibli. Dieses B. war berühmt als einer der bedeutendsten Häfen, zu welchem eine alte Stationsstraße von Koptos (Quft) durch die Wüste führte. Die einzelnen Stationen werden von Plinius und im Itinerarium Antonini angegeben und sind von den neuern Reisenden wieder aufgefunden worden. Nördlich von B. ging von dieser Straße ein Seitenweg zu den von den alten Ägyptern ausgebeuteten Smaragdminen ab, welche am heutigen Dschebel Zebāra in der Nähe des Meers liegen, etwa halbwegs zwischen B. und Leukos Limen, dem jetzigen Kosser.

Berenice in Cyrenaika, nach der Königin Berenice II. genannt, war die westlichste unter den die Pentapolis bildenden Städten und lag am äußersten Ende der Großen Syrte, wohin man die Gärten der Hesperiden verlegte, weshalb es auch Hesperis genannt wurde. B. war meist von Juden bewohnt und ward unter Kaiser Justinian neu befestigt und mit Bädern versehen. Nach B. wurde ganz Cyrenaika dichterisch Berenicis genannt. Überreste der Stadt finden sich noch bei dem heutigen Bengasi (s. d.).

Berenices Haupthaar (Coma Berenīces), ein nach Berenice II. (s. d.) benanntes Sternbild am nördl. Himmel, nahe am Schwanz des Löwen.

Berent, Kreisstadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, am Ursprunge der Ferse, 53 km südwestl. von Danzig, ist Sitz des Landratamts und eines Amtsgerichts, hat ein kath. Schullehrerseminar und eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen und zählt (1880) 4278 E. gemischter Konfession. — Der Kreis Berent umfaßt 1234 qkm mit (1880) 46245 E.

Beresford (William Carr, Viscount), ausgezeichneter brit. General, ein natürlicher Sohn des George de la Poer, ersten Marquis von Waterford, geb. 2. Okt. 1768, trat 1785 als Fähnrich in die brit. Armee, diente in Neuschottland bis 1790, wo er bei einer Jagd ein Auge verlor, war bei der Expedition gegen Toulon, dann auf Corsica, 1795 in Westindien, 1799 in Ostindien, wo er an der Spitze einer Brigade des Heeres Sir David Bairds über das Rote Meer nach Ägypten ging. Im J. 1800 wurde B. als Oberst zur Unterdrückung des Aufstandes nach Irland gesendet. Vom Kap der Guten Hoffnung, an dessen Eroberung er 1805 teilnahm, ward er mit dem Range eines Brigadegenerals nach Buenos-Ayres gesandt, nahm die Stadt, konnte sie aber nicht lange halten. Gezwungen zu kapitulieren, blieb er sechs Monate in Gefangenschaft, entwich aber dann und kam 1807 in England an. Er erhielt sogleich das Kommando der Landtruppen bei der Expedition nach Madeira und wurde nach der Eroberung der Insel zum Gouverneur ernannt, jedoch schon 1808 nach Portugal abberufen. Dort regulierte er die Stipulationen der Konvention von Cintra und begleitete hierauf Sir John Moore nach Spanien, wo er der Schlacht von Coruña beiwohnte und die Einschiffung der fliehenden Truppen deckte. Im März 1809 wurde er zum Feldmarschall und Generalissimus der portug. Armee ernannt, in welcher Stellung er sich um die Reorganisation der Truppen sehr verdient machte. Mit 12000 Mann schlug er am obern Duero das franz. Korps unter Loison und vereinigte sich zur gemeinschaftlichen Verfolgung des Feindes mit dem brit. Korps unter Wellington. In der Schlacht bei Albuera, 16. Mai 1811, zeigte er wenig Feldherrntalent, aber große persönliche Tapferkeit, und auch 1812 und 1813 vollbrachte er teils als erster, teils als zweiter im Kommando (als engl. Generallieutenant) verschiedene glückliche Thaten. Die portug. Regierung verlieh ihm die Herzogswürde (von Elvas). Die brit. Regierung übertrug ihm nach Beendigung des Kriegs mehrere polit. Sendungen nach Brasilien, von denen B. stets wieder auf seinen militärischen Posten nach Portugal zurückkehrte. Die Revolution entfernte ihn 1820 aus dem aktiven Dienste, und 1823 wurde

er als Anhänger Dom Miguels verbannt. Seit 1810 repräsentierte B. seine Geburtsgrafschaft Waterford im engl. Unterhause, wo er sich zu den Tories hielt. Im J. 1814 unter dem Titel Baron B. zum Peer von England erhoben, nahm er seinen Sitz im Oberhause. Außerdem ward B. 1823 zum Viscount kreiert, 1825 zum brit. General und 1828 zum General-Feldzeugmeister ernannt, von welchem letztern Amte er jedoch 1830 beim Sturz des Ministeriums Wellington zurücktreten mußte. Im J. 1826 ging er nochmals an der Spitze brit. Hilfstruppen nach Portugal, kam jedoch nicht mehr zur Thätigkeit gegen den Aufstand. Er starb auf seinem Landgute Bedgebury-Park in Kent 8. Jan. 1854.

Beresin (Elias Nikolajewitsch), russ. Reisender und Forscher auf dem Gebiete der orient. Sprachen, geb. 19. Juli 1818 im Gouvernement Perm, studierte auf der Universität zu Kasan orient. Philologie und machte 1842—45 im Auftrage der russ. Regierung eine wissenschaftliche Reise durch Persien, Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Ägypten. Nach seiner Rückkehr 1846 zum Professor der türk. Sprache an der Universität zu Kasan ernannt, trat er 1848 zum Zwecke linguistischer und ethnogr. Studien eine größere Reise nach Sibirien an. Seit 1858 hat B. den Lehrstuhl für türk. Sprache und Litteratur an der petersburger Universität inne; auch redigiert er den orient. Teil der großen russ. Encyklopädie und fungiert zugleich als Konservator des orient. Münzkabinetts zu Petersburg. B. ist kaiserl. russ. Wirkl. Staatsrat. Von seinen grammatischen und kulturhistor., meist in russ. Sprache geschriebenen Schriften sind zu nennen: ein Supplement zu Kasem-Begs türk. Grammatik (Petersb. 1846; deutsch von Zenker, Lpz. 1848), «Bibliothek orient. Historiker» (3 Bde., Kasan 1849—54), «Reise nach Dhagestan und Transkaukasien» (2. Aufl., Kasan 1850), «Grammatik der pers. Sprache» (Kasan 1853), «Recherches sur les dialectes musulmans» (2 Bde., Kasan 1848—53), «Reise in das nördl. Persien» (Kasan 1852), «Bulgar an der Wolga» (Kasan 1853), «Die Invasion der Mongolen in Rußland» (2 Bde., Petersb. 1852—54), «Die griech.-orthodoxe und andere Kirchen in der Türkei» (Petersb. 1855). Ferner gab er Raschid-Eddins «Geschichte der Mongolen» (Bd. 1—3, Petersb. 1858—65) in pers. Text mit russ. Übersetzung heraus.

Berésina, Bereszina, Fluß im russ. Gouvernement Minsk, entspringt bei Dokschizy im Kreise Borissow aus einem Sumpfe, durchfließt von N. nach S. ein feuchtes und sumpfiges, durch sandige, meist bewaldete Höhen begrenztes Wiesenthal, wird bei Borissow schiffbar und mündet nach einem 580 km langen Laufe unterhalb Gorwal in den Dnjepr. Berühmt wurde die B. durch den Übergang des franz. Heers auf dem Rückzuge von Moskau 26. bis 29. Nov. 1812, die sog. *Schlacht an der B.* Von Kutusow nur saumselig verfolgt, aber von Wittgenstein in der Flanke bedroht und in Gefahr, durch Tschitschagow abgeschnitten zu werden, mußte Napoleon I. seinen Rückzug beschleunigen, soweit es die Unordnung, der Mangel an Pferden und der Frost erlaubten. Am 22. Nov. näherte sich das Heer der B., doch hatte tags zuvor die Division Lambert des Tschitschagowschen Korps Borissow besetzt. Oudinot überfiel 23. Nov. Borissow und trieb die Division Lambert über den Fluß; doch wurde hierbei die Beresinabrücke zerstört. Napoleon hatte unterdessen einen andern Übergangspunkt ermittelt, täuschte Tschitschagow durch Scheinanstalten bei Borissow und ließ 25. Nov. bei Studianka den Bau zweier Brücken beginnen, wozu das Material erst mühsam aus den nächsten Dörfern herbeigeschafft werden mußte. Zum Glück hatte General Eblé zwei Feldschmieden und acht Wagen mit Kohlen und Handwerkszeug gerettet, auch waren 490 Pontoniere, die Reste von 7 Kompagnien, einige Sappeurkompagnien und Reste des Donaubataillons zur Stelle. Zur Deckung des Brückenbaues wurden 400 Mann auf Flößen übergesetzt, auch etwas Kavallerie war durch den Fluß geschwommen. Eine Vereinigung von Tschitschagow und Wittgenstein würde die franz. Armee, die nur noch 30000 wirklich Streitfähige zählte, vernichtet haben; aber Wittgenstein blieb nach der Erstürmung von Borissow unthätig und suchte vorsichtig Verbindung mit der russ. Hauptarmee. So wurde unter großer Anstrengung durch die franz. Artillerie 26. Nov. von morgens 8 bis 1 Uhr die erste Brücke, nachmittags 4 Uhr die zweite vollendet. Es waren Bockbrücken von je 23 Böcken, die eine mit Stangen, die andere mit Brettern gedeckt. Über erstere ging sofort das 2. Armeekorps (Oudinot), über die zweite, die für Geschütze und Wagen bestimmt war, zuerst die Gardeartillerie, worauf das Neysche Korps und am 27. Napoleon mit den Garden folgte. Die übrigen Korps sollten nachrücken, das 9. (Victor) die Nachhut bilden. Aber schon drängten auch die Unbewaffneten nach den Brücken, und bald entstand eine grauenhafte Verwirrung. Viele wurden niedergetreten oder ins Wasser gestoßen; andere suchten auf dem Treibeise oder schwimmend hinüberzukommen und fanden größtenteils den Tod; dreimal brachen die Bretter des Brückenbelags und mußten erst wiederhergestellt werden. Unterdessen hatte die Division Partouneaux in Borissow vor Wittgensteins Übermacht die Waffen strecken müssen. Marschall Victor deckte den Übergang noch während des ganzen 28. Nov. mit seinem anfangs nur 1700 Mann starken, dann aber durch eine von Napoleon wieder auf das linke Ufer geschickte Division auf 4000 Mann gebrachten Korps gegen die fast fünffache Überzahl. Aber die russ. Artillerie fing nun an, die Brücken wirksam zu beschießen, und vermehrte dadurch die Verwirrung. Während Wittgenstein gegen Victor bei Studianka kämpfte, griff der heranziehende Tschitschagow das Oudinotsche Korps, welchem Napoleon die Garden zur Reserve gestellt, bei Stachow an, wurde jedoch abgeschlagen. Abends 9 Uhr begann Victor seinen Abzug. Um denselben möglich zu machen, ließ Eblé durch seine Genietruppen die Masse der Menschen, gestürzten Pferde und Wagen trancheeartig durchbrechen, worauf das 9. Korps bis gegen 1 Uhr nachts, mit Zurücklassung einer kleinen Nachhut, die Brücken überschritt. Noch in der Nacht zum 29. Nov. gingen 2 franz. Batterien von je 6 Geschützen ungestört über den Fluß. Eine Masse von Erschöpften, Kranken und Verwundeten blieb zurück und benutzte, trotz aller Aufforderungen der Generale, nur zum kleinsten Teile die nun völlig frei gewordenen Brücken, die endlich abgebrannt werden mußten. Bald darauf erschienen die Kosaken und machten außer 15000 Gefangenen eine unermeßliche Beute. Nur Kutusows fehlerhafte Maßregeln, die von Toll vergebens bekämpft wurden, retteten das franz. Heer auf seinem weitern Rückzuge.

Beresinskisches Kanalsystem, die seit 1797 in den russ. Gouvernements Minsk und Witebsk angelegten Kanäle zur Verbindung des Schwarzen Meers mit der Ostsee. Von der Beresina (s. d.) führt der 11 km lange Sergutokische Kanal zum Fluß Sergut, von diesem der 9 km lange Beresinskische Kanal zum See Bereschto, aus dem die Bereschta entspringt; diese ist durch den 3 km langen Werebskischen Kanal mit der Essa verbunden, welche in den Lepelskischen See mündet. Aus letzterm fließt die Ulla in die Düna.

Beresit oder Rotbleierz nennt man ein im monoklinen System mit meist prismatischer Entwickelung kristallisierendes Mineral, welches chemisch betrachtet chromsaures Blei ist, bestehend aus 31 Proz. Chromsäure und 69 Proz. Bleioxyd; es ist hyacinthrot bis morgenrot, diamantglänzend, durchscheinend, von spez. Gewicht = 6, und findet sich u. a. mit Gold, Blei und Eisenerzen bei Beresowsk im Ural, in der Provinz Minas-Geraes in Brasilien, bei Labo auf der Insel Luzon. Man kann B. künstlich darstellen, indem man schwefelsaures Blei mit chromsaurem Kali übergießt, wodurch das prachtvolle Chromgelb entsteht. Im B. wurde 1797 von Vauquelin das Chrom entdeckt.

Berésow, Bezirksstadt des russ. Gouvernements Tobolsk in Westsibirien, an der vom Ural kommenden und 42 km unterhalb in den Ob fließenden Soswa in kalter Einöde gelegen. Die Stadt wurde 1593 gegründet, um darin den Jassan, d. h. die Abgabe in Pelzwerk, von den Ostjäken zu erheben; seit Mitte des 18. Jahrh. diente sie als Verbannungsort wichtiger Staatsverbrecher, wie Menschikow (gest. 1729), der Fürsten Dolgoruki, Osterman (gest. 1747). Zweimal (1719 und 1808) wurde B. gänzlich von Feuersbrünsten zerstört. Seit 1782 ist B. Bezirksstadt und zählt 1702 E., die einen bedeutenden Handel mit Pelzwerk, Mammutsknochen und gedörrten und eingesalzenen Fischen treiben. Der größte Handelsumsatz findet im Monat Januar statt. B. enthält 2 steinerne Kirchen, 16 Kaufläden, 5 große Magazine, 1 Kreisschule, 1 Hospital und 1 Gefängnis. Der Beresowsche Bezirk ist der nördlichste des Gouvernements Tobolsk und umfaßt ein Areal von 1011808 qkm mit 31204 E. An den Küsten des Eismeers wird Bernstein gefunden.

Beresowsk, Flecken im russ. Gouvernement Perm, im Ural, 17 km nordöstlich von der Kreisstadt Jekaterinburg, ist Mittelpunkt der Beresowskischen Goldbergwerke, welche 1745 eröffnet wurden und einen Flächenraum von 59 qkm einnehmen, zwischen den Flüssen Pyschma, Isset und Beresowka. Der hügelige Boden ist in verschiedene Parzellen geteilt, von denen jede ihre eigene Benennung hat. In neuester Zeit hat die Goldausbeute abgenommen, da man längs dem Ufer der Beresowka Goldlager gefunden hat, die leichter zu bearbeiten sind; 1855 waren nur noch sieben Bergwerke in Betrieb.

Bereszina, Fluß, s. Berésina.

Berettini, ital. Maler und Baumeister, s. Cortona (Pietro da).

Berettyó, Fluß in Ungarn, entspringt auf dem Ostabhange des Kupferbergs (Rézhegy) im Bihargebirge, wendet sich beim Eintritt in das ungar. Tiefland gegen Westen, bildet mit der Schnellen Körös den Morast Sárrét und mündet nach einem Lauf von 360 km unterhalb Mezö Tur in die Körös, doch ist sein altes Flußbett infolge der Kanalisierungen und Abdämmungen im Unterlaufe großenteils wasserleer. Die Berettyó-Sümpfe werden hauptsächlich durch das Zusammenfließen der Gewässer des untern B. mit denen der bei Großwardein ausscheidenden Kleinen Körös (Abzweigung der Schnellen Körös) erzeugt. Berettyó-Ujfalu (d. i. «Berettyó-Neudorf»), Marktflecken im ungar. Komitat Bihar, am B. und an der Linie Czegléd-Großwardein der Ungarischen Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 6122 E., meist reform. Magyaren, die bedeutenden Weizen- und Maisbau und lebhafte Viehzucht treiben.

Berg nennt man eine verhältnismäßig wenig ausgedehnte Bodenerhebung, die infolge ihrer isolierten Lage oder durch das Vorhandensein beiderseitiger Kammsättel als individualisierter Teil der Reliefformen der Erdoberfläche hervortritt. Bei geringer relativer Höhe (weniger als 200 m) bezeichnet man solche Bodenerhebungen als Hügel, bei größerer als B., obwohl Sprachgebrauch und relative Anschauungen diese Grenze nicht immer genau beachten. So mannigfach auch die Gestalt der B., so treten doch mehr oder weniger deutlich drei Teile hervor, deren Form und gegenseitige Zusammenstellung charakteristisch ist: nämlich der Fuß oder der untere Teil, mit dem der B. seine markierte Überhöhung der Grundfläche beginnt, der Gipfel oder der höchste Teil, und der Rumpf, der zwischen beiden liegende mittlere Teil, dessen Außenseite die Abhänge bilden. Der Fuß eines B.s ist je nach den ursprünglichen und den fortwirkenden Bildungsumständen mehr oder weniger deutlich markiert, d. h. es beginnt die Massenerhebung schroff oder allmählich, wonach sich denn auch der größere Umriß der Berggrundfläche schärfer oder schwächer dem Auge darstellt. Häufig, und besonders verschieden je nach der Auflöslichkeit des Gesteins, wird der eigentliche Fuß eines B.s noch mit Anhöhen umlagert sein, welche entstanden sind durch allmähliche Abspülungen von der Bergmasse, herabfallendes Gerölle, durch das Herabstürzen einzelner Teile, isolierte Anhäufungen vor ausgewühlten Schluchten oder, wie bei Vulkanen, durch ausgeworfene und herabströmende vulkanische Massen. Der Oberteil, Gipfel oder Scheitel eines B.s kann im allgemeinen flach, erhaben oder eingesenkt sein. Die speziellere Gestaltung eines Bergscheitels ist besonders charakteristisch für seine innere und äußere Beschaffenheit und bedingt in der Terrainlehre die wissenschaftliche Einteilung der B. und häufig auch ihre Eigenbenennung. Ein flacher Oberteil heißt im allgemeinen Platte; doch nennt man bei deren fast horizontaler und sehr verbreiteter Ausdehnung den betreffenden B. einen Tafelberg und bei größerer Neigung derselben einen Lehnberg. Ist der Oberteil sanft gewölbt, so nennt man den B. Kuppe, Kopf, Koppe, Belch oder Ballon, bei schärferer Wölbung Gipfel, bei allmählich zulaufender Spitze Kegel oder Kulm, bei scharfmarkierter Spitze Horn, Zahn, Nadel, Turm oder Pic, und wenn die Spitze scharf abgestumpft ist, Hutberg, Dach oder Krone. Bei vulkanischen B. ist der Gipfel meist zu einem Krater eingesenkt. Überhaupt ist die Gestalt der B. durchaus von ihrer geolog. Zusammensetzung und Entstehung abhängig. So bilden die Basalte meist glockenförmige, die Phonolithe domartige Kuppen, die Granite kugelig gewölbte Gipfel, die Dolomite zackige Spitzen.

Die nachstehende Tabelle gibt eine Übersicht über die höchsten und bekanntesten Berge der einzelnen Erdteile und Gebirgsgruppen.

Gipfel	Gebirge	Höhe in m
Europa.		
Acht (Hohe)	Hohe Eifel	760
Adamello	Adamello-Alpen	3547
Altvater (Großer)	Altvater- oder Mährisches Schneegebirge (Sudeten)	1487
Arber (Großer)	Böhmerwald	1458
Astenberg (Kahler)	Plateau im Winterberg	842
Ätna	(auf Sicilien)	3310
Auersberg	Erzgebirge	1022
Babia Gura	Beskiden	1729
Bärenberg	(Insel Jan Mayen)	2094
Barnaken	Teutoburgerwald	451
Basodine	Tessiner Alpen	3276
Beerberg (Großer)	Thüringerwald	984
Ben-Nevis	Grampians (Schottland)	1331
Bensjordtind	(Finmarken)	1223
Bernhard (Großer), Paß	Savoyer Alpen	2478
Bernhard (Kleiner), Paß	Grajische Alpen	2200
Birnhorn	Kitzbüchler Alpen	2630
Borodin	Bergland von Idria	1628
Brenta alta	Trientiner Alpen	3179
Brienzer Rothhorn	Emmenalpen	2351
Brocken	Harz	1143
Chasseral	Schweizer Jura	1609
Cima Dodici	Lessinische Alpen	2333
Crêt de la Neige	Schweizer Jura	1723
Cumbre de Mulahacem	Sierra Nevada	3567
Dachstein	Oesterr. Kalkalpen	2996
Dammastock	Urner (Unterwaldner) Alpen	3633
Donnersberg	s. Königstuhl	
Drachenfels	Siebengebirge	325
Ederkopf	(in Westfalen)	715
Eggischhorn	Berner Alpen	2941
Eisenhut	Steirische Alpen (Südarm)	2440
Epomeo	(auf Ischia)	783
Erbeskopf	Hunsrücken	814
Eule (Hohe)	Eulengebirge	999
Feldberg	Schwarzwald	1495
Feldberg (Großer)	Taunus	880
Fichtelberg	Erzgebirge	1216
Finsteraarhorn	Berner Alpen	4275
Freschen (Hoher)	Vorarlberger Alpen	2002
Fuchskauten	Westerwald	657
Gaisberg (b. Salzburg)	Oesterr. Kalkalpen	1286
Galdhöpig	Jostedaelsbraen und Jötunfjeld	2604
Gebweiler Belchen	Vogesen	1432
Geiersberg	Spessart	605
Gerlsdorfer Spitze	Tatra	2654
Glärnisch	Schwyzer Alpen	2913
Grand Paradis	Grajische Alpen	4054
Grintouz	Steiner Alpen	2558
Großglockner	Hohe Tauern	3797
Härdler	Rothhaar- oder Rothlagergebirge	750
Heidelberg	Reichensteiner Gebirge	935
Heidelberg	Schweidnitzer Gebirge	950
Heuberg (Oberhohenberg)	Schwäb. Jura	1010
Heuscheuer (Große)	Heuscheuergebirge	921
Hochfeiler	Zillerthaler Alpen	3506
Hochgolling	Kleine Tauern	2863
Hochkönig	Salzburger Alpen	2938
Hochschwab	Steirische Alpen	2278
Hochthor	Reichensteiner Gebirge (Steirische Alpen)	2372
Hohe Acht	Hohe Eifel	760
Hohe Eule	Eulengebirge	999
Hohe Mense	Habelschwerter Gebirge	1064
Hohe Salve	Kitzbüchler Alpen	1820
Hohsentis (Sentis)	Thuralpen	2504
Homert	Lennegebirge	660
Hornsund Pik	(Spitzbergen)	1390
Inselsberg	Thüringerwald	916
Iremell	Baschkirischer Ural	1536
Jaevsjhaetten	Fjillberne Drontheim	1318
Jeschkenberg	Lausitzer Gebirge	1013
Jungfrau	Berner Alpen	4167
Kahler Astenberg	Plateau im Winterberg	842
Kaiserstuhl	(bei Heidelberg)	563
Kalmit	Hardt	680
Katzenbuckel	Odenwald	628
Keilberg	Erzgebirge	1235
Klingenberg	Bayrischer Wald	1184
Kollinkofl	Karnische Alpen	2810
Königstuhl	Donnersberg	689
Kralowa Hola	Liptauer Gebirge	1942
Kukurbeta (Großer)	Bihargebirge (Ungarn)	1844
Kyffhäuser	(in Thüringen)	460
Ljubatrin	Schar-Dag	2566
Marmolata	Südtiroler Dolomitalpen	3494
Matterhorn	Penninische Alpen	4482
Meißner	(im Regierungsbez. Kassel)	751
Mense (Hohe)	Habelschwerter Gebirge	1064
Montblanc	Savoyer Alpen	4810
Mont-Cenis, Paß	Grajische Alpen	2087
Monte-Camoghé	Ital. Seegruppe	2226
Monte-Corno	Gran Sasso d'Italia (Abruzzen)	2909
Monte-Cridola	Venetianische Alpen	2583
Monte-Gioje	Ligurische Alpen	2654
Monte-Leone	Gotthardkette (Lepontinische Alpen)	3565
Monte-Maggiore	Karst	1394
Monte-Mottérone	Penninische Alpen	1491
Monte-Redorta	Bergamasker Alpen	3045
Monte-Rosa (Dufourspitze)	Penninische Alpen	4638
Mont-Ventoux	Lure-Gebirge (Provence)	1911
Monte-Viso	Cottische Alpen	3850
Negoi	Transsilvanische Alpen	2543
Nupseggen	(Hardanger)	1745
Oberhohenberg oder Heuberg	Schwäb. Jura	1010
Öräfa Jökull	(Island)	1959
Ortler	Ortler Alpen	3905
Parseyer Spitze	Vorarlberger Alpen	3034
Pic d'Anethou	Pyrenäen	3404
Pilatus	Emmenalpen	2123
Piz Bernina	Rhätische Alpen	4052
Piz Languard	Rhätische Alpen	3266
Piz Val Rhein (oder Rheinwaldhorn)	Adula-Alpen (Lepontinische Alpen)	3398
Pointe des Ecrins	Alpen von Oisans	4103
Puy de Sancy	Mont Dore (Auvergne)	1886
Rheinwaldhorn (oder Piz Val Rhein)	Adula-Alpen (Lepontin. Alpen)	3398
Riesenkoppe (oder Schneekoppe)	Riesengebirge	1611
Rigi	Schwyzer Alpen	1800
Roßtrappe	Harz	401
Rocca dell' Argentera	Meeralpen	3290
Sankt Gotthardpaß	Lepontinische Alpen	2114
Schafberg	Oesterr. Kalkalpen	1780
Schneeberg	Fichtelgebirge	1062
Schneeberg (Großer)	Glatzer Schneegebirge	1417
Schneeberg	Karst (Pivka Planina)	1738
Schneeberg	Oesterr. Kalkalpen	2075
Schneekopf	Thüringerwald	978
Schneekoppe (oder Riesenkoppe)	Riesengebirge	1611
Schreckhorn	Berner Alpen	4032
Snehaetten	Dovre (Norwegen)	2306
Sonnenberg	Mährisches Gesenke	790
Staffelstein	Fränk. Jura	505
Stou	Karawanken	2230
Sulitelma	Salten (Norwegen)	1883
Sulzer Belchen	Vogesen	1432
Tafelfichte	Isergebirge	1111
Terglou	Julische Alpen	2856
Tödi	Glarner Alpen	3623
Töll-Poß	Ostiakischer Ural	1683
Untersberg	Salzburger Alpen	1975
Vanil-Noir	Saane-Alpen	2386
Venediger (Groß-)	Hohe Tauern	3673
Vesuv	(bei Neapel)	1297
Völmerstoot	Egge	465
Wasserkuppe	Rhöngebirge	950
Watzmann	Salzburger Alpen	2740
Wechsel	Semmering-Gebirge (Steirische Alpen)	1668
Welka-Kappa	Bachergebirge	1543
Weyßtein	Frankenwald	825
Wildspitze	Oetzthaler Alpen	3776
Winterberg (Großer)	Sächsische Schweiz	484
Zobten	(Schlesien)	723
Zugspitze	Nordtiroler Alpen	2960
Asien.		
Alagös	(Armenien)	4104
Ararat (Großer)	(Armenien)	4912
Bajan-fum-bur	Ala Schan (Mongolei)	3246
Bjelucha	Altai	3353
Dapsang	Karakorum	8619
Demawend	Elburs	5628
Dhawalagiri	Himalaja	8170
Dhor-el-Chodib	Libanon	3067
Dupha-Bum	Pangtau-Gebirge	4456
Elbrus	Kaukasus	5660
Elwend	Zagros-Gebirge	3563
Erdschias Dag	Argäus-Gebirge	3841
Fusijama	(Insel Nipon)	3729
Gaurisankar (Mount-Everest)	Himalaja	8840

Gipfel	Gebirge	Höhe in m
Kantschinjinga	Himalaja	8580
Kinibalu	(Borneo)	3915
Kljutschew	(Kamtschatka)	4804
Metdesis	Taurus	3570
Mount Everest s. Gaurisankar		
Munku Sardyk	Sajanisches Gebirge	3490
Semeroe	(Java)	3729
Singallang	(Sumatra)	3069
Sochondo	Jablonowoi-Gebirge	2453
Tengri Chan	Thian-schan	6500
Afrika.		
Camerun-Peak	(Nieder-Guinea)	4128
Cathkin-Peak	Kahlamba Berge (Natal)	3157
Clarence-Peak	(Insel Fernando Po)	3105
Dschebl Ajaschin	Atlas	4000
Dschebl Schuschana	Atlas	3550
Emi Bomo	Tarsogebirge (Tibesti)	2400
Kenia	Plateau von Ukambani	5500
Kilima Ndscharo	Plateau von Dschagga	5704
Kompaßberg	(Kapland)	2590
Milandsche	(Mozambique)	2440
Omatako	(Damara Land)	2680
Pico de Teyde	(Teneriffa)	3716
Ras Daschan	(Habesch)	4620
Nordamerika.		
Chiriqui	(Panama)	3434
Citlaltepetl	Cordillere von Orizaba	5450
Elias (Sanct)	Küstengebirge von Alaska	4562
S. Francisco Mount	Colorado-Plateau (Arizona)	3673
Frémont-Peak	Windriver Range (Wyoming)	4136
Irazu	(Costa Rica)	3413
Longs-Peak	Sierra Madre (Rocky-Mountains, Colorado)	4313
Mount-Hayden	Teton Range (Rocky-Mountains, Wyoming)	4224
Mount-Hood	Cascade Range (Oregon)	3421
Mount-Hooker	Rocky-Mountains (Brit. Columbia)	5105
Mount-Rainier	Cascade Range (Washington)	4402
Mount-Shasta	Sierra Nevada (Californien)	4402
Mount-Washington	White-Mountains (New Hampshire)	1917
Mount-Whitney	Sierra Nevada (Californien)	4541
Petermanns-Spitze	(Grönland)	3480
Pico del Frayle	Nevado de Toluca (Mexiko)	4578
Popocatepetl	(Mexiko)	5420
Uncompahgre Peak	Rocky-Mountains (Colorado)	4432
Volcan de Nieve (V. de Colima)	(Jalisco)	4304
Südamerika.		
Aconcagua	Andes von Chile	6834
Cayambe Urcu	Andes von Quito	5953
Chimborazo	Andes von Quito	6421
Corcobado	(Patagonien)	2289
Horqueta	Sierra Nevada de Sta. Marta (Columbia)	5500
Llullaillaco	Andes von Bolivia	5300
Picacho de la Sierra	Sierra Nevada de Merida (Venezuela)	4580
Puracé	Cordillere von Columbia	5184
Sajama	Andes in Bolivia	7015
Sorata	Cordillera Real (Bolivia)	7563
Tolima	Cordillere von Columbia	5536
Villarica	Andes von Chile	4877
Australien und Oceanien.		
Central-Mount-Stuart	(Alexandraland)	1300
Mauna-Kea	(Hawai)	4253
Mauna-Loa	(Hawai)	4194
Mount-Arden	Flinders Range (Südaustralien)	1700
Mount-Augustus	(Westaustralien)	1200
Mount-Bruce	(Westaustralien)	1300
Mount-Cook	(Neuseeland, Südinsel)	3768
Mount-Hotham	Austral. Alpen (Victoria)	2350
Mount-Kosciuszko	Austral. Alpen (Neusüdwales)	2187
Mount-Lindsay	Macpherson Range (Queensland)	1700
Mount-Sea-View	(Neusüdwales)	1900
Ruapehu	Neuseeland (Nordinsel)	2803

Die mehr in die Länge gestreckten Erhebungen bilden Plateaus oder Hochebenen, wenn sie eben und wenig geneigt sind, Firstberge, wenn sie in scharfen Kämmen und Schneiden zusammenlaufen, und Rücken, wenn sie eine flachgewölbte Oberfläche haben. Die mit der Wasserscheide zusammenfallende First- oder Rückenlinie bildet bald bauchige, konvexe, bald hohle, konkave Formen und trägt alsdann ein wellenförmiges Ansehen, oder sie ist durch tiefe und steile Risse und Spalten kamm- oder sägeartig ausgezackt, wo dann die emporragenden Zacken Firste, Hörner, Nasen oder Zähne heißen. Im übrigen ist die Benennung der B. nach den verschiedenen Formen ihrer Oberteile noch äußerst mannigfach. Die Oberfläche des Rumpfes, mag derselbe nun freier oder verbundener mit andern Erhebungen, mehr oder weniger regelmäßig gestaltet sein, ist entweder stetig, d. h. gleichförmig abgedacht; gewölbt, d. h. flach oder stark ausgebogen; hohl, also mehr oder weniger eingebogen, oder unterbrochen, wenn kleine Plateaus mit stärkern Neigungen wechseln und solchergestalt Absätze, Stufen oder Terrassen bilden. Selten wird man in größern Ausdehnungen stetige Böschungsflächen antreffen; vielmehr erzeugten entweder die ungleiche Festigkeit der verschiedenen Gesteinarten, aus denen der B. besteht, oder Wasserspülungs-Zerstörungen von außen, jedes für sich oder beides vereint, eine große Mannigfaltigkeit der plastischen Formen. Die Vertiefungen erscheinen als Thäler, Schluchten, Spalten, Klüfte oder Risse, als Kessel oder Mulden, und die zwischenliegenden und begrenzenden Erhöhungen als Grate, Vorsprünge, Kanten, Wände, Überhänge, Klippen u. s. w. Der Winkel, unter welchem die Böschungsfläche zu einer Horizontalebene steht, heißt die Abdachung, die Neigung oder der Abfall des B.s und wird nach Graden bestimmt. Die einfachste Beurteilung der Neigung der Bergflächen bietet das Profil (s. d.) des B. Die Neigungswinkel sind sehr verschieden, doch kommen die sanftern Böschungen viel häufiger vor als die schroffen, schon um deswillen, weil der natürliche Fallwinkel der lockern Erdmassen nie stärker als 45° ist, weshalb man auch alle schwächern Gradationen Erdböschungen und alle steilern Felsböschungen nennt. In Zusammenstellung der einzelnen Erhebungen unterscheidet man, je nach der Ausdehnung, Längenrichtung oder den mehr gleichmäßigen Entfernungen von einem mittlern Punkte, Bergreihen, Bergzüge und Bergketten von Berggruppen, Berghaufen und Bergmassen. Die Lehre von den äußern Beziehungen der Bergformen heißt Orographie. Über die Verhältnisse der innern Beschaffenheit, über die Entstehung und Bildung der B. belehrt die Geologie. Über die Messung der Berge s. **Höhenmessung**.

Berg, vormals ein selbständiges Herzogtum (Ducatus Montensis), jetzt ein Teil der preuß. Rheinprovinz, wird im W. durch den Rhein von dem ehemaligen Erzstift Köln geschieden, an welches es zum Teil auch im S. grenzt. Im O. grenzt es an Nassau-Siegen oder den jetzigen Siegener Kreis, an das Herzogtum Westfalen und an die Grafschaft Mark; im N. an das Herzogtum Kleve, und der Rhein trennt es von dem Fürstentum Mörs. Es ist

das wichtigste Fabrikland Deutschlands, und namentlich das Wupperthal (s. d.) mit Elberfeld (s. d.) und Barmen (s. d.) zeichnet sich durch seine industrielle Thätigkeit aus. Das ganze Land ist bergig, hat Überfluß an Eisen, Blei und Steinkohlen, erzeugt aber lange nicht so viel Getreide, als die Volksmenge bedarf, die nirgends in Deutschland auf gleichem Raume so dicht ist.

Zur Zeit der Römer war das Land von den Tencterern bewohnt, die sich unabhängig erhielten, bis sie in der Zeit der Völkerwanderung unter den ripuarischen Franken verschwanden. Seit dem Anfang des 12. Jahrh. regierten einen Teil des nachmaligen Herzogtums B. besondere Grafen aus dem Geschlechte der Grafen von Teisterband, von denen Adolf und Eberhard, Ritter von Altena genannt, von Kaiser Heinrich V. 1108 zur Belohnung ihrer Kriegsdienste zu Grafen von dem Berge und Altena erhoben wurden. Ihre Nachkommen vermehrten ihre Besitzungen durch Erbschaft, Schenkungen und auf andere Weise, bis Adolfs III. Söhne dieselben teilten; Engelbert erhielt B. und Eberhard Altena. Durch Heirat kam das Land hierauf, nach dem Erlöschen des gräfl. berg. Mannsstammes, 1219 zuerst an den Herzog Heinrich IV. von Limburg, und nach dem Aussterben von dessen Geschlecht, 1348, ebenfalls durch Heirat an Gerhard, Prinzen von Jülich, dessen Sohn Wilhelm I. von König Wenzel 1380 für B. die Herzogswürde erhielt. Nach dem Tode Herzog Rainalds IV. von Jülich-Geldern (1423) ließ sich Herzog Adolf von B. von Jülich huldigen, welches letztere von nun an das Schicksal B.s teilte. Als 1609 nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm Kaiser Rudolf II. Miene machte, den Gesamtbesitz des Jülichschen Hauses als erledigtes Reichslehn für Habsburg zu sequestrieren, rief er eine große europ. Koalition hervor, welche es sich zur Aufgabe stellte, die nächstberechtigten Erben, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, in ihren Ansprüchen zu unterstützen und überhaupt die Übermacht des Hauses Habsburg zurückzudrängen. Schon hatten die Feindseligkeiten begonnen, als die Ermordung Heinrichs IV. durch Ravaillac alles ins Stocken brachte. Brandenburg und Neuburg blieben einstweilen im Besitz des jülich-berg. Landes, aber bald verwandelte sich diese Eintracht durch den Anspruch jedes Prätendenten auf das Ganze und den Übertritt der Neuburger zum Katholizismus in den bittersten Hader. Mehrere Vergleichsversuche waren nur Pausen in dem Zwist, den der Große Kurfürst 1651 sogar durch Waffengewalt zu entscheiden unternahm. Erst 1666 kam ein endgültiger Vertrag zu Stande, wonach Jülich mit B. an Pfalz-Neuburg kam. Nach dem Erlöschen der Kurpfälzischen Linie 1742 kam B. an den Kurfürsten Karl Philipp Theodor von der Sulzbachischen Linie und nach dessen Tode 1799 nebst den andern Ländern an den Herzog Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken. Die Verfolgungen, welche die Protestanten unter Ludwig XIV. erfuhren, führten viele gewerbthätige Ansiedler nach B., welche dort den Geschmack der franz. Industrie in Seide und Baumwolle, im Bleichen, in Spitzen und feinen Leinen heimisch machten.

Im J. 1806 wurde B. an Frankreich abgetreten. Napoleon bildete nun aus dem eigentlichen B., das ohne die enklavierten Herrschaften 54—55 Q.-Mln. mit 295 000 E. umfaßte, dem rechtsrhein. Kleve und andern Gebieten das **Großherzogtum Berg** (damals 98 Q.-Mln. mit 374 235 E.) für seinen Schwager Joachim Murat, der es nach seiner Berufung auf den neapolit. Thron 1808 an Napoleon abtrat. Dieser überließ das Land 3. März 1809, unter Vorbehalt der vormundschaftlichen Regierung, dem noch unmündigen, ältesten Sohne König Ludwigs von Holland, Ludwig Napoleon (den Bruder Napoleons III.), und zwar nach einer schon 1808 erfolgten so beträchtlichen Erweiterung (durch das Fürstentum Münster, die Grafschaften Mark, Bentheim-Tecklenburg und Lingen, die Abteien Elten, Essen und Werden), daß es ein Areal von 315 Q.-Mln. mit 878 157 E. umfaßte. Dasselbe hatte zur Hauptstadt Düsseldorf und zerfiel in die vier Departements des Rheins (mit den Arrondissements Düsseldorf, Elberfeld, Mühlheim a. Rh. und Essen), der Sieg (mit den Arrondissements Dillenburg und Siegen), der Ruhr (mit den Arrondissements Dortmund, Hagen und Hamm und den Städten Duisburg, Ruhrort und Dinslaken) und der Ems (mit den Arrondissements Münster, Coesfeld und Lingen). Ende 1810 jedoch mußte der größte Teil der neuen Erwerbungen an der Ems und nördlich von der Lippe an Frankreich abgetreten werden. Bevor der Großherzog Ludwig volljährig ward, besetzten 1813 die Alliierten das Land und errichteten ein provisorisches Gouvernement zur Verwaltung desselben, worauf es 1815 durch den Wiener Kongreß Preußen zugeteilt wurde. Vgl. Göcke, «Das Großherzogtum B. unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon 1806—13» (Köln 1877).

Berg, früher Dorf, jetzt Vorstadt von Stuttgart, im württemb. Neckarkreise, am linken Ufer des Neckar, zwischen Cannstatt und Stuttgart, mit welch letzterm es durch Pferdebahn verbunden ist, zählt 3120 E. und hat bedeutende Maschinenfabriken und Kunstmühlen, ferner vielbesuchte Neckar- und Mineralbäder, letztere eisenhaltige und kohlensaure Quellen von 15—17° R. mit zwei Badeanstalten; endlich seit 1882 ein großartiges Pumpwerk, welches die Hauptstadt mit Trink- und Nutzwasser versorgt. B. hat eine schöne, 1853—55 von Gaab erbaute got. Kirche mit zierlich durchbrochenem Turme, ein Sommertheater und eine 1846—53 von Leins im Renaissancestil erbaute Villa des Königs mit ansehnlichen Gewächshäusern. In der Nähe des Ortes befindet sich ferner die königl. Villa Rosenstein, 1823—29 im röm. Stile erbaut, mit herrlichen Gemälden und Statuen. — B., Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am östl. Ufer des Starnbergersees, Vergnügungsort der Münchener, zählt 218 E. und hat ein königl. Schloß, Lieblingsaufenthalt Ludwigs II.

Berg, polit. Partei, s. Bergpartei.

Berg (Franziska), Schauspielerin, geb. 1. Jan. 1813 zu Mannheim, wo sie seit 1828 als Choristin und Vertreterin kleiner Rollen wirkte, ging 1829 nach Würzburg und gehört seit 1831 dem dresdener Hoftheater an. Schon in ihrem 26. Lebensjahre ging sie in die ältern Rollenfächer der Tragödie, bald auch des Lustspiels über. Ein seelenvolles Organ, ungezwungene und plastische Darstellung und ein feiner Humor haben ihr einen Platz unter den besten deutschen Schauspielerinnen erworben. Zu ihren besten Rollen gehören Phädra, Gräfin Orsina, Lady Macbeth und Isabella (in der «Braut von Messina»).

Berg (Fredrik Theodor), schwed. Statistiker, geb. zu Gothenburg 5. Sept. 1806, studierte in Lund Medizin, wurde 1836 Docent der Anatomie daselbst,

1841 Lehrer der gerichtlichen Medizin und Pädiatrik an dem Karolinischen Institut zu Stockholm und 1842 Oberarzt des Kinderhauses. Aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Heilkunde sind hervorzuheben: «Om torsk hos Barn» (1846), «Kliniska föreläsningar i Barnsjukdomar I.» (1853) und «Bidrag tiu Sveriges medicinska Topografi» (1853). Inzwischen war er 1850 zum Mitglied der sog. Tabellenkommission berufen worden, deren Leitung er seit 1853 übernahm, bis er 1858 Chef des neuerrichteten statist. Centralbureaus wurde. Im J. 1877 trat er in Ruhestand. Der bei weitem größte Teil der Publikationen dieses Büreaus ist aus B.s Feder geflossen; auch lieferte er bedeutende Beiträge zu der «Statistisk Tidskrift». Unter den dort veröffentlichten Monographien haben namentlich folgende Aufsehen erregt: «Dödligheten i 1st. Lefnadsåret» (1869) und «Proportionen mellan könen» (1871).

Berg (Günther Heinr., Freiherr von), deutscher Staatsmann und oldenb. Minister, geb. 27. Nov. 1765 zu Schweigern bei Heilbronn, studierte 1783—86 in Tübingen die Rechte und ging dann nach Wetzlar und Wien, um die reichsgerichtliche Praxis kennen zu lernen. Im J. 1793 wurde er nach Göttingen als außerord. Professor der Rechte berufen und zum Beisitzer des Spruchkollegiums ernannt, trat dann 1800 als Hof- und Kanzleirat in die Justizkanzlei zu Hannover ein und wurde zugleich Rechtskonsulent des Ministeriums. Bei der Auflösung der hannov. Justizkanzlei durch die westfäl. Regierung trat er als Regierungspräsident in fürstl. lippe-bückeburg. und 1815 als Oberappellationsgerichtspräsident in oldenb. Dienste. Bis 1821 vertrat er die 15. Stimme beim Bundestage, verließ jedoch, mißgestimmt durch die Hindernisse, welche die Reaktion bereitete, Frankfurt und ging nach Oldenburg zurück. Zum Geheimrat und zum zweiten Mitgliede des Kabinetts ernannt, führte er daneben noch bis 1830 den Vorsitz im Oberappellationsgerichte. Im J. 1834 vertrat er neben Oldenburg die anhalt. und schwarzb. Fürstentümer auf den Ministerialkonferenzen in Wien. Auch im hohen Alter noch unausgesetzt thätig, wirkte er für die innere Entwickelung des Landes sehr segensreich. B. wurde 1838 in den österr. Freiherrnstand erhoben und starb zu Oldenburg 9. Sept. 1843. Unter seinen zahlreichen, größtenteils das deutsche Staatsrecht behandelnden Schriften sind hervorzuheben: «Das deutsche Polizeirecht» (5 Bde., Hannov. 1801—9) und «Abhandlungen zur Erläuterung der Rheinischen Bundesakte» (Bd. 1, Hannov. 1808).

Berg (Karl Heinr. Edmund, Freiherr von), verdienter Forstmann, des vorigen Sohn, geb. 30. Nov. 1800 zu Göttingen, studierte 1815—17 auf der Forstakademie zu Dreißigacker, bezog dann die Universität Göttingen, verließ dieselbe aber 1818, um in Bückeburg, Lautenthal und in Lauterberg am Harz sich zum Praktiker zu bilden. B. trat im Aug. 1820 als Auditor bei den oberharzischen Berg- und Forstämtern zu Klausthal in hannöv. Staatsdienste; 1821 erhielt er an der daselbst neuerrichteten Forstschule die Stelle eines Hilfslehrers, wurde 1824 zum Forstschreiber mit Sitz und Stimme im Kollegium und 1830 zum Oberförster, Referenten im Berg- und Forstamte und Kontrolleur im Walde befördert. Nachdem er 1833 als Oberförster und Chef der Forstinspektion nach Lauterberg versetzt worden, führte er das Privatforstinstitut seines Vorgängers von Uslar zur Ausbildung praktischer Forstmänner fort. Im J. 1845 nahm er den Ruf als Oberforstrat, Direktor der Akademie für Forst- und Landwirte zu Tharand und als Mitglied der Forst-Examinationskommission im Königreich Sachsen an. Unter seiner Mitwirkung wurden 1843 der Harzer und 1847 der Sächsische Forstverein gegründet. Nachdem B. 1866 in Ruhestand getreten war, starb er 20. Juni 1874 zu Schandau. Außer durch zahlreiche Arbeiten in Fachjournalen hat er sich als Schriftsteller einen ehrenvollen Namen erworben durch die Schriften: «Anleitung zum Verkohlen des Holzes» (Darmst. 1830; 2. Aufl. 1860), «Über das Verdrängen der Laubwälder im nördl. Deutschland» (Darmst. 1844), «Die Jagdfrage und die Jagdgesetzgebung (Lpz. 1849 u. 1859), «Staatsforstwirtschaftslehre» (Lpz. 1850), «Aus dem Osten der österr. Monarchie» (Dresd. 1860), «Pürschgang im Dickicht der Forst- und Jagdgeschichte» (Dresd. 1869), «Geschichte der deutschen Wälder» (Dresd. 1871). Ebenso machte er sich verdient durch neue Bearbeitungen von Cottas «Waldbau» (7. u. 8. Aufl., Lpz. 1849, 1856) und von Jesters Werk «Die kleine Jagd» (3. u. 4. Aufl., Lpz. 1848, 1859). Auch leitete er 1846—64 die Redaction des «Forstwissenschaftlichen Jahrbuchs der Akademie Tharand» (Bd. 3—16, Lpz. 1846 fg.).

Berg, ein altes baltisches Adelsgeschlecht, das sich auch im Innern Rußlands verbreitet hat und von dem sich mehrere Mitglieder im russ. Militär- und Civildienste ausgezeichnet haben. — Magnus von B., russ. General-en-Chef, focht im Siebenjährigen Kriege und im Türkenkriege 1769—74. — Gregor von B. wurde als Generalmajor 1812 bei Polozk schwer verwundet, kommandierte in den Schlachten bei Lützen und Bautzen den rechten Flügel des Wittgensteinschen Korps, wurde darauf Kommandant von Reval und stieg 1823 zum General der Infanterie auf. — Graf Friedrich Wilhelm Rembert B. (gen. Feodor Feodorowitsch), Statthalter von Polen, wurde 27. Mai 1794 zu Schloß Sagnitz in Livland geboren, studierte in Dorpat und trat 1812 als Freiwilliger in die russ. Armee, wo er bald Offizier und nach dem Einzuge in Paris Kapitän im Generalstabe wurde. Im J. 1817 wurde er auf Empfehlung des Grafen Kapodistrias nach Neapel gesandt, um den Karbonarismus zu beobachten, über welchen er einige, damals vielgelesene Aufsätze schrieb. Hierauf wurde er im Ministerium des Auswärtigen angestellt. Alsdann trat er wieder mit Oberstenrang in die Armee zurück, unternahm 1822—24 mehrere Expeditionen gegen die Kirgisenstämme und 1825 eine Rekognoszierung des Aralsees, auf der er von Eversmann und andern Gelehrten begleitet wurde, und die auch in wissenschaftlicher Beziehung zu interessanten Ergebnissen führte. Von Kaiser Nikolaus 1826 zum Generalmajor befördert, diente er 1828 und 1829 gegen die Türken und nahm mit großer Auszeichnung an dem Feldzuge von 1831 in Polen teil. Zum Generallieutenant und Generalquartiermeister der Armee unter dem Feldmarschall Fürsten Paskewitsch ernannt, beschäftigte er sich hierauf mit der militärisch-topogr. Aufnahme von Polen, wurde nebenbei zu mehrern diplomatischen Missionen gebraucht und erhielt 1843 mit dem Range als General der Infanterie den Posten eines Generalquartiermeisters des kaiserl. Generalstabes.

Als Österreich 1849 die Hilfe Rußlands gegen die Ungarn in Anspruch nahm, ging B. als russ. Bevollmächtigter nach Wien und ins österr. Hauptquartier, wirkte mit vielem Takt im Interesse der Allianz zwischen den beiden Kaiserhöfen, verfeindete sich aber dabei mit Paskewitsch, dessen Operationen er tadelte. Mit der österr. Grafenwürde (25. Sept. 1849) belohnt, kehrte er sodann nach Petersburg zurück, um die unter seiner Leitung begonnenen großartigen topogr. Arbeiten fortzusetzen. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt B. 1854 den Auftrag, Reval und Estland gegen die westmächtliche Flotte zu verteidigen, welche jedoch keinen Angriff gegen diese Punkte unternahm. Hierauf zum Generalgouverneur und Truppenkommandanten in Finland ernannt, bestand er das dreitägige Bombardement von Sweaborg, 8. bis 10. Aug. 1855, das für die Alliierten ohne Resultat blieb und wofür ihm Alexander II. an seinem Krönungstage, 7. Sept. 1856, den Titel eines russ. Grafen verlieh, dem 1857 der finländ. Grafentitel folgte. In Finland selbst aber machte sich B., allen freisinnigen Ideen feindlich, so unbeliebt, daß der Kaiser, der ihm persönlich wohlwollte, sich dennoch entschließen mußte, ihn im Nov. 1861 von seinem Posten abzurufen. Als indes nach Ausbruch der Unruhen in Polen eine energische Hand nötig schien, um die Autorität der russ. Regierung herzustellen, wurde B. im März 1863 zum Adjunkt des Großfürsten Konstantin und nach dem Rücktritt des letztern 31. Okt. zum Statthalter und Oberbefehlshaber der russ. Armee im Königreich ernannt. Es gelang ihm nun bald, den Aufstand durch Maßregeln der Strenge zu dämpfen. Gleichzeitig bekämpfte er indessen das zugleich russifikatorische und demokratische System des 1866 zum Staatssekretär für Polen ernannten Geheimrats Miljutin, wodurch er in Polen eine gewisse Popularität errang. Nachdem B. noch 1866 Generalfeldmarschall geworden, starb er 18. Jan. 1874 zu Petersburg, während der Kaiser ihm eben einen Besuch machte. Da B. kinderlos war, fiel sein Vermögen und sein Titel seinem Adoptivsohn Friedrich Georg Magnus aus der Descendenz Berg-Sievers zu.

Berg (Wassilij Nikolajewitsch), Oberst im russ. Steuermannskorps, geb. 1781, gest. 2. Jan. 1835, bekannt durch eine 1803—6 mit Lissianskij unternommene Reise um die Welt, von der er eine Beschreibung herausgab. Auch schrieb er histor., nautische und archäol. Werke, darunter eine «Geschichte der Entdeckungsreisen nach den Nordpolarländern» (2 Bde.), «Versuch einer Geschichte der russ. Flotte» (4 Bde.), «Geschichte der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch» (2 Bde., Petersb. 1830—31), «Geschichte des Zaren Michael Feodorowitsch» (2 Bde., Petersb. 1832), «Geschichte des Zaren Feodor Alexejewitsch» (2 Bde., Petersb. 1834).

Berga, Stadt im sächs.-weimar. Verwaltungsbezirk Neustadt, an der Weißen Elster und an der Linie Wolfsgefärth-Weischlitz der Sächsischen Staatsbahn, 20 km südöstlich von Gera, hat ein Schloß aus dem 9. Jahrh., ein Hospital, eine Streichgarnspinnfabrik, Handelsmühlen, Sandstein- und Schieferbrüche und zählt (1875) 1008 E.

Berga, Stadt in der span. Provinz Barcelona, in Catalonien, Bezirkshauptstadt auf einem der Ausläufer der Sierra del Cadi in 718 m Höhe gelegen, an einem rechten Nebenflüßchen des Llobregat, zählt (1877) 4996 E., welche Baumwollspinnerei und Weberei betreiben, besitzt ein altes Schloß und ein 1290 gegründetes Hospital; in den Karlistenkriegen spielte B. eine Rolle.

Bergakademie ist der Name für höhere Lehranstalten, in denen junge Leute von wissenschaftlicher Vorbildung in den Bergwerkswissenschaften (s. d.) theoretisch und praktisch unterrichtet und zu Berg- und Hüttenbeamten gebildet werden. Solcher Institute besitzt unter andern Frankreich in den Bergwerksschulen (Écoles des mines) zu Paris und St.-Etienne, England in der Royal School of Mines zu London, die Vereinigten Staaten von Amerika in der School of Mines zu Neuyork, Rußland im Bergkadettenkorps zu Petersburg, Schweden in der Akademie zu Stockholm, Österreich in den montanistischen Lehranstalten zu Schemnitz in Ungarn (seit 1770), Leoben in Steiermark und Przibram (seit 1849) in Böhmen, Preußen in der B. zu Klausthal im Oberharz (seit 1811) und seit 1861 in der B. zu Berlin. Das erste Statut der berliner B. vom 28. Sept. 1863 ist aufgehoben und unterm 6. März (8. April) 1875 ein neues erlassen und das Institut mit der Geologischen Landesanstalt verbunden; bedeutende wissenschaftliche Lehrkräfte sind an ihm thätig. Von alter, hervorragender Berühmtheit und Autorität ist die 13. Nov. 1765 vom Prinzen Xaver gestiftete und Ostern 1766 eröffnete B. zu Freiberg (s. d.) in Sachsen. Sie zählte viele der größten Gelehrten und Praktiker, vor allen Abrah. Gottlob Werner (s. d.) zu ihren Lehrern, gestaltete sich gleichsam zum Mittelpunkt aller berg- und hüttenmännischen Wissenschaften und übertrifft noch jetzt an Berühmtheit alle ähnlichen Anstalten. Von großem Nutzen für die praktische Ausbildung der Studierenden sind die zahlreichen in nächster Nähe Freibergs liegenden Grubengebäude und bedeutenden Hüttenwerke. Auch besitzt die Akademie reiche und musterhafte Sammlungen aller Art.

Bergama, Stadt in Anatolien (Kleinasien), im türk. Vilajet Brussa, gegen 80 km nördlich von Smyrna, in der breiten fruchtbaren Thalebene des Flusses Bakyr-tschai (des antiken Kaikos) gelegen, mit etwa 2500 E., die Nachfolgerin des antiken Pergamum (s. d.), von dem noch bedeutende Überreste erhalten sind.

Bergamasca, d. i. Landschaft von Bergamo, heißt das im nördl. Teile der ital. Provinz Bergamo gelegene, vom Brembo, Serio und Dezzo durchflossene Bergland. Die drei Thalschaften, aus denen es besteht, Val Brembana, Val Seriana und Val di Scalve, sind von hoher landschaftlicher Schönheit. Von dem teilweise vergletscherten Hauptkamm der Bergamaskeralpen (s. Alpen, S. 461, 18) bis zur Lombardischen Tiefebene hinabsteigend, von kühn geformten, 2—3000 m hohen Bergketten umrahmt, vereinigen Val Brembana und Val Seriana die Großartigkeit der Hochalpen mit der üppigen Pracht der südl. Voralpen. Einsame Hochthäler mit Alpweiden und Nadelwald, wilde Engpässe und Felsschluchten, weite lachende Thalkessel mit wohlhabenden Flecken und Dörfern, von Getreidefeldern, Weinbergen, Obstgärten und Kastanienwaldungen umgeben, reihen sich in buntem Wechsel aneinander. Die Flüsse Brembo und Serio, welche beide der Adda zufließen, bilden in den Schluchten der obern Thalstufen zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle, von denen namentlich die herrlichen

Barbellinofälle des Serio hervorzuheben sind. Val di Scalve, von Val Seriana durch die Kette der Presolana (2505 m) getrennt, gegen Val Camonica (s. d.) nur durch die schauerliche Felskluft des dem Oglio zufließenden Dezzo geöffnet, ist ernster und rauher, ein Hochthal mit ausgedehnten Alpweiden, aber wenig anbaufähigem Boden. Zahlreiche Burgtrümmer und Schlösser, zum Teil die Stammsitze edler deutscher Geschlechter, wie der Fürsten Thurn und Taxis u. s. w., zeugen von der geschichtlichen, stilvolle Kirchen mit reichem künstlerischen Schmucke von der kunsthistor. Bedeutung der B., aus welcher die Maler Cavagna, Ceresa, Lotto, Moroni, Palma, Talpino, die Bildhauer Fantoni, Cariani u. a. hervorgegangen sind. Marmorbrüche und Erzgruben, Hohöfen, Schmieden und Eisengießereien, Tuchfabriken, Seiden- und Baumwollspinnereien weisen auf den Gewerbfleiß der Bewohner hin, die als geschätzte Arbeiter über ganz Italien verbreitet sind. Aus der B. und den anstoßenden Teilen der Provinzen Brescia und Como stammen auch die «Bergamasker» Graubündens, welche mit ihren großen Herden hochbeiniger, weißgelber Bergamaskerschafe im Sommer die höchsten Alpweiden des Bergell, Engadin u. s. w. beziehen. Die Bevölkerung, welche zum Teil got. Abkunft sein soll, ist kräftig und schön, rührig und intelligent.

Die wichtigsten Wohnplätze sind in Val Brembana Branzi, 862 m über dem Meere, in der obersten Thalstufe des Brembo, der Mittelpunkt der beträchtlichen Alpwirtschaft, Piazza San-Martino, 570 m über dem Meere, 29 km von Bergamo an der Stabina, nahe bei der Vereinigung derselben mit dem Brembo gelegen, der Hauptort des obern Thals, Zogno, im untern Thale. In Val Seriana, welches mit Val di Scalve einen besondern Bezirk bildet: Bondione, 890 m über dem Meere am Serio, mit Hohöfen und großer Eisenindustrie, Clusone (s. d.), Gandino, in einem Seitenthälchen des Serio, Mittelpunkt der Tuchindustrie, mit 3700 E.; in Val di Scalve Schilpario und Vilminove. Val Brembana und Seriana sind von Bergamo, letzteres auch vom Iseosee aus auf guten Fahrstraßen (Bergamo-Branzi 48 km, Bergamo-Bondione 51 km, Lovere-Clusone 16 km), vom Veltlin aus auf leicht gangbaren Saum- und Fußwegen zugänglich. Nach Val di Scalve führen zwei Fahrstraßen, die eine von Clusone über das Castionejoch (1296 m), die andere, ein kühn angelegtes Felsensträßchen mit zahlreichen Galerien, Tunneln und Brücken, von Val Camonica durch Val Angolo und die schauerliche, an großartiger Wildheit der Via-Mala gleichkommende Kluft des Dezzo.

Bergamasca, frz. **Bergamasque**, ein ital. Nationaltanz, aus der Bergamasca (s. d.) stammend und nach derselben benannt, mit anmutiger, munterer Melodie.

Bergamasker Alpen, s. Alpen II. B. 13.

Bergame, s. Tapeten.

Bergămo, Provinz im Königreich Italien, in der Lombardei, umfaßt 2816,7 qkm mit (1881) 391010 E. Sie zerfällt in drei Kreise und ist in ihrem nördl. Teile sehr gebirgig und reich bewaldet, während der südliche zu der fruchtbaren lombard. Ebene gehört. Die Flüsse Adda, Brembo, Serio und Oglio befördern das natürliche und künstliche Bewässerungssystem, dem der Boden zum Teil seine Fruchtbarkeit verdankt. Der Iseosee ist einer der schönsten der Lombardei. Die wichtigsten Produkte sind Wein, Korn, Mais, Reis, Seide, Eisen, Marmor, Kohlen, Mineralwasser. Zahlreiche Seiden- und Baumwollspinnereien, Zwirnereien, mechan. Webereien, Kunstmühlen, Papierfabriken, Eisengießereien u. s. w. beschäftigen viele Einwohner und befördern den Wohlstand des Landes.

Die Hauptstadt der Provinz, Bergămo, im Altertume Bergomum, eine Anlage der Gallier, in 365 m Höhe auf steilem Berge, 50 km von Mailand, ist seit der Herrschaft der Venetianer (1428), welche Festungswerke anlegten, in die obere und untere Stadt geteilt; letztere begreift in sich die frühern Vorstädte San-Leonardo und Sant'-Antonio. Die obere Stadt ist reizend auf mehrern Hügeln zwischen den Flüssen Brembo und Serio gelegen und gewährt mit ihren zahlreichen Türmen und Kuppeln noch ganz das Bild einer mittelalterlichen Stadt. B. ist Knotenpunkt der Oberitalienischen Eisenbahn zwischen Mailand, Brescia und Lecco, der Sitz eines Bischofs und des Präfekten, zählt (1881) 39704 E. und hat eine Maler- und Bildhauerakademie, ein Museum, ein Gymnasium, ein Lyceum, eine Technische Schule, eine Handelsschule, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, viele Fabriken, besonders in Seide, Tuch, Eisen, Konfekt, Hüten. In Beziehung auf Handel und Industrie nimmt B. unter den ital. Städten eine der ersten Stellen ein. Die Straßen sind durchweg bergig; die in Promenaden umgewandelten Wälle bieten ein herrliches Panorama. Von den 65 Kirchen und Kapellen zeichnen sich durch Alter, Schönheit und ihre Gemälde aus: der Dom, die Kirche Sta.-Maria-Maggiore mit der prächtigen Kapelle Colleoni, die Kirchen Sant'-Alessandro, Sta.-Grata, Sto.-Spirito, Sant'-Agata, San-Bartolomeo. Andere ausgezeichnete Bauwerke und Kunstsammlungen sind: der alte got. Palast Broletto, von 1354, jetzt mit der Bibliothek, die Accademia Carrara mit wichtiger Gemäldesammlung und ein schönes Theater. Früher war die jährlich im August abgehaltene Messe Sant'-Alessandro in der untern Stadt berühmt, welche in einem dazu errichteten Gebäude mit über 400 Läden stattfindet. Viele Männer haben B. durch Kunst und Wissenschaft berühmt gemacht, wie die Kardinäle Albani, Longo und Mai, die Philologen Calepino und Tiraboschi, die Maler Paxino, Previtali, Moroni, Lotto, Coghetti, Scuri, die Bildhauer und Architekten Campione, Bono, Isabello, Quarenghi, der Dichter Tasso und die Komponisten Mayr und Donizetti.

Bergamotten nennt man eine Reihe von Birnsorten, deren Früchte durch eine rundliche, vorzugsweise um den meist tief eingesenkten Stiel herum abgeplattete Form und vollkommen schmelzendes Fleisch gekennzeichnet sind. Bei Lucas bilden sie die 3. Klasse seines Systems, die aber auch Früchte von abweichender Bildung einschließt. Die am längsten bekannte Sorte ist wahrscheinlich die Herbstbergamotte, nach Theophrast aus Kleinasien nach Italien eingeführt und als Pirum regium hochgeschätzt. Außer dieser Herbstbergamotte, deren Name auf die lombardische Stadt Bergamo hinweist, verdienen folgende Sorten allgemeinste Verbreitung: Esperens Herrenbirne (Herbst), Wildling von Motte oder Mullbusch (Mouille bouche), rote Dechantsbirne (Herbst), Crasanne (Okt. bis Nov.),

Edel-Crasanne (Jan. bis März), Esperens Bergamotte (Febr. bis März), und mehrere aus Belgien eingeführte Sorten. Die Halbbergamotten unterscheiden sich von den echten B. durch nur halb schmelzendes Fleisch. — B. nennt man auch eine Pomeranzenart (Citrus Bergamia *Risso*), welche in Südeuropa heimisch ist, und aus deren Fruchtschalen man das Bergamottöl (s. d.) gewinnt.

Bergamottöl, ätherisches Öl, das in den Schalen der Früchte von Citrus Bergamia enthalten ist. Es wird in bester Qualität in der Gegend von Messina durch Raspeln der Fruchtschalen und Pressen gewonnen, eine geringere Sorte ist das Portugalöl, zu dessen Bereitung meist andere Früchte, wie Apfelsinen, Pomeranzen u. dgl. verwandt werden. B. ist gelb, grüngelb bis dunkelgelb, dünnflüssig, von angenehmem Geruch, bitterm Geschmack; spezifisches Gewicht 0,86—0,88, von starkem Lichtbrechungsvermögen und rechtsseitiger Polarisation; erstarrt beim Gefrierpunkt des Wassers, siedet bei 183°. Es besteht zum größern Teil aus einem Gemenge von Camphenen $C_{10}H_{16}$, neben denselben kommen sauerstoffhaltige Verbindungen vor. Bei längerm Stehen scheidet es einen gelben festen Bodensatz ab, welcher als Bergapten oder Bergamottölkampfer bezeichnet ist. Das reine Öl löst sich in dem halben Volumen Weingeist zu einer klaren Flüssigkeit, bei Gegenwart von Pomeranzenschalenöl ist die Flüssigkeit trübe. Das B. findet Verwendung in der Pharmacie und Parfümerie.

Bergára (richtiger Vergāra), span. Stadt (Villa) in der bask. Provinz Guipuzcoa, in reizendem Thale am Küstenfluß Deva im Nordosten von Vitoria, hat (1877) 6021 E., ein Instituto, zwei Seminare, eine gelehrte (baskische) Gesellschaft, Eisenwaren- und Spinnfabriken. Hier schloß der karlistische General Maroto 31. Aug. 1839 eine Kapitulation mit der Regierung zu Madrid (Espartero) ab, den Vertrag zu Bergara, wonach der Bürgerkrieg eingestellt wurde und Don Carlos nach Frankreich flüchten mußte. Nahe bei B. liegt das Dörfchen Ormairstagui, Geburtsort des Karlistenführers Zumalacarregui.

Bergasse (Nicolas), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1750 in Lyon, wo er als Advokat lebte, bis er Parlamentsadvokat in Paris wurde, machte sich zuerst einen Namen in dem berühmten Prozesse Beaumarchais' mit dem Bankier Kornmann. Beim Ausbruche der Revolution wurde er von der Stadt Lyon in die Versammlung der Generalstaaten erwählt, weigerte sich aber später, den Eid auf die neue Konstitution zu leisten, und nahm darum seine Entlassung. Von nun an beschränkte er sich auf publizistische Thätigkeit und verfaßte namentlich mehrere Broschüren gegen die Assignaten und andere Maßregeln der Nationalversammlung. Ohne gerade ein Anhänger der absoluten Monarchie zu sein, näherte er sich doch der Partei des Hofs. Da man 10. Aug. 1792 in den Tuilerien von ihm mehrere Briefe und ein Mémoire an den König, den Plan einer Konstitution, vorfand, so wurde er deshalb festgenommen, und nur der Sturz Robespierres rettete ihm das Leben. Hierauf widmete er sich besonders philos. Arbeiten. Von seinen Schriften sind von Bedeutung: «Sur l'influence de la volonté et sur l'intelligence» (Par. 1807), «Essai sur la loi, sur la souveraineté et sur la liberté de manifester ses pensées» (Par. 1817; 3. Aufl. 1822) und «Essai sur la propriété» (Par. 1821). Er war einer der eifrigsten Anhänger der Mesmerschen Lehre vom Magnetismus. Von Karl X. ward er 25. Juli 1830 zum Staatsrat ernannt. Nach der Julirevolution lebte er in Zurückgezogenheit und starb zu Paris 29. Mai 1832.

Bergbau nennt man im engern Sinne die Aufsuchung und Gewinnung nützlicher Mineralien auf besondern Lagerstätten. Je nachdem die auf und in der Erde vorkommenden nutzbaren Fossilien auf Gängen oder Flötzen gewonnen werden, unterscheidet man Gangbergbau und Flötzbergbau. Es gehören hierher die mineral. Brennstoffe, Stein- und Braunkohlen, die Erze und das Steinsalz.

Vorkommen der nutzbaren Fossilien. Das Vorkommen von Gängen und Lagerstätten ist sehr verschieden nach Ort und Zeit und fast in allen Formationsgliedern nachgewiesen. Mit Ausnahme des Granits, welcher in der Hauptsache nur etwas Zinn führt, enthalten die sog. Urgebirge alle Metalle. Die Übergangsgebirge sind ebenso fast gleichförmig metallreich, mit Ausnahme des Kalksteins, welcher einen größern Reichtum an Blei und Eisenstein aufweist, während endlich die Flötzgebirge, deren Gruppierung das Steinsalz, der Anthracit, die Stein- und Braunkohle u. s. w. zu eigen sind, immer ärmer an Metallen werden, einer je jüngern Bildung sie angehören. Nur der alte Flötzkalkstein bildet noch ein Hauptdepot für Kupfer-, Silber- und Bleierze, Galmei und Eisensteine. Da ein Teil der festen Erdkruste aus übereinandergeschichteten, zumeist von Wasser zusammengeschwemmten oder geflößten Ablagerungen, sog. Schichtgesteine besteht, so nennt man diese Ablagerungen Flötzformationen und die darin auftretenden Mineralhäufungen Bänke oder Flötze. Von den Schichtgesteinen sind es vor allem die Kohle und das Eisen, sowie das Steinsalz, welche sowohl in volkswirtschaftlicher als auch in technischer Beziehung von größter Bedeutung geworden sind. Die Art des Vorkommens der Erze ist eine sehr verschiedene. Bald füllen sie in Verbindungen mit andern Mineralsubstanzen mehr oder weniger weit nach Breite und Tiefe sich erstreckende Spaltungsräume mit annähernd parallelen Wänden aus, abweichend im Fallen und Streichen von den Gebirgsschichtungen; bald sind sie als Lager oder Flötze, als plattenförmige Einlagerungen parallel in Bezug auf die Richtung der Ausbreitung, das Fallen und Streichen mit dem sie umgebenden Schichtenwechsel eingeschichtet; bald treten sie auch als mehr oder weniger massige, unregelmäßige, sich an bestimmte Formen nicht bindende Anhäufungen auf, die je nach ihrer geringern oder größern Ausdehnung als liegende oder stehende Stöcke bezeichnet werden; bald endlich kommen sie ohne irgendwie regelmäßige Begrenzung, oft auf ein großes Verbreitungsgebiet hin als bloße Imprägnationen vor.

Sowohl bei den Gängen als bei den Lagern und Flötzen unterscheidet man das Streichen und Fallen. Unter dem Streichen versteht man diejenige Abweichung, welche eine in der Lagerstätte angenommene gerade Linie von der Mitternachtslinie bildet, und unter dem Fallen die Neigung der Lagerstätte gegen den Horizont, sodaß die Falllinie eine gegen das Streichen rechtwinkelig gezogene Linie bildet und das wahre Fallen nach Graden bemessen wird. Lagerstätten, welche von 75—90° fallen, nennt man saigere, von 45—75° tonnlägige, von 15—45° flache und von 15° und darunter schwebende.

Man bezeichnet ferner die Gänge, je nach ihrer Streifrichtung, welche nach Stunden eingeteilt ist, als Stehende von hora 12—3; Morgengänge von hora 3—6; Spatgänge von hora 6—9; flache Gänge von hora 9—12. Auf Tafel **Bergbau I.** dient Fig. 1 dazu, im Grundriß ein Bild über verschiedene Erzgänge in den verschiedenen Abbau- und Aufschlußsohlen zu geben; links in der Ecke ist die Kompaßeinteilung angegeben. Die verschiedenen Gänge und Lagerstätten eines Grubengebäudes werden zur leichtern Orientierung mit Namen und zwar meist mit Eigennamen versehen, und bei den Grubenrissen die verschiedenen Aufschlußsohlen (auch Gezeugstrecken genannt) in verschiedenen Farbentönen gehalten.

Die Dicke einer Lagerstätte heißt die Mächtigkeit, die Begrenzungsschichten derselben das Hangende und Liegende oder das Dach und die Sohle; das Endigen einer Erzlagerstätte oder eines Flötzes an der Oberfläche heißt das Ausbeißen oder das Ausgehende. Die Verteilung der Erze in der Gangmächtigkeit und Fläche ist entweder schichten-, konglomerat- und breccienartig, oder durchnestert, schnuren- und blumenartig, selten aber derb. Hinsichtlich der Ausfüllungsmassen charakterisieren sich die Gänge in Gestein-, Mineral- und Erzgänge. Das Erz wechselt mit der Gangmasse ab und der Fall tritt häufig ein, daß auf große Längen das Erz gänzlich fehlt; man spricht dann von tauben Mitteln. Oft scharen und schleppen sich zwei Gänge, wenn sie unter einem spitzen Winkel aneinander herangekommen, ein beträchtliches Stück, ehe sie in ihre frühere Streichrichtung zurückkehren. In diesem Falle findet meist eine größere Erzanhäufung statt, eine Veredlung, oder es durchsetzen sich zwei Gänge und man hat zum Teil Erzfälle. Im Zusammenhange hiermit stehen die Verwerfungen, wobei der Verworfene der ältere und der Verwerfer der jüngere Gang ist. Infolge der Verwerfung nimmt die eine Lagerstätte eine veränderte Lage an und ihre Wiederausrichtung ist oft mit Schwierigkeiten verknüpft.

Die Flötze zeigen im ganzen größere Verschiedenheiten als die Gänge, auch treten sie viel mächtiger auf als jene und erreichen in Bezug auf das Streichen oben und unten ihre Endschaft. Obschon die Flötze sich durch vollständigen Parallelismus mit den Schichtungen des Gebirgsgesteins charakterisieren, so treten doch verschiedenartige Modifikationen hervor, zu welchen in der Hauptsache Umlagerungen, mulden- oder wannenförmige Einlagerungen, deckel- oder sattelförmige Auflagerungen, Luftsättel gehören. Ferner können auch die Flötze durch Heben der Kohle stark aufgerichtet, fast saiger, wohl auch gar übergekippt sein, und auch in Hinsicht ihrer Mächtigkeit sind sie infolge von Verdrückung, Gabelung, Auftreten von Scheren, und dadurch, daß taube Schichten parallel dem Streichen und Fallen des Flötzes laufen, sehr schwankend. Treten außerdem noch Verwerfungen und Sprünge hinzu, die bei Flötzen viel größer sein können als bei Gängen, so erwachsen dem Bergmann oft in der Aufsuchung und Bebauung große Verlegenheiten. Im übrigen können Flötze sich oft wiederholen; man hat Gebirge, welche bis zu 100 Kohlenflötze führen. Auf Tafel **Bergbau I.** zeigt Fig. 2 den Querschnitt durch eine Steinkohlenflötzlagerung.

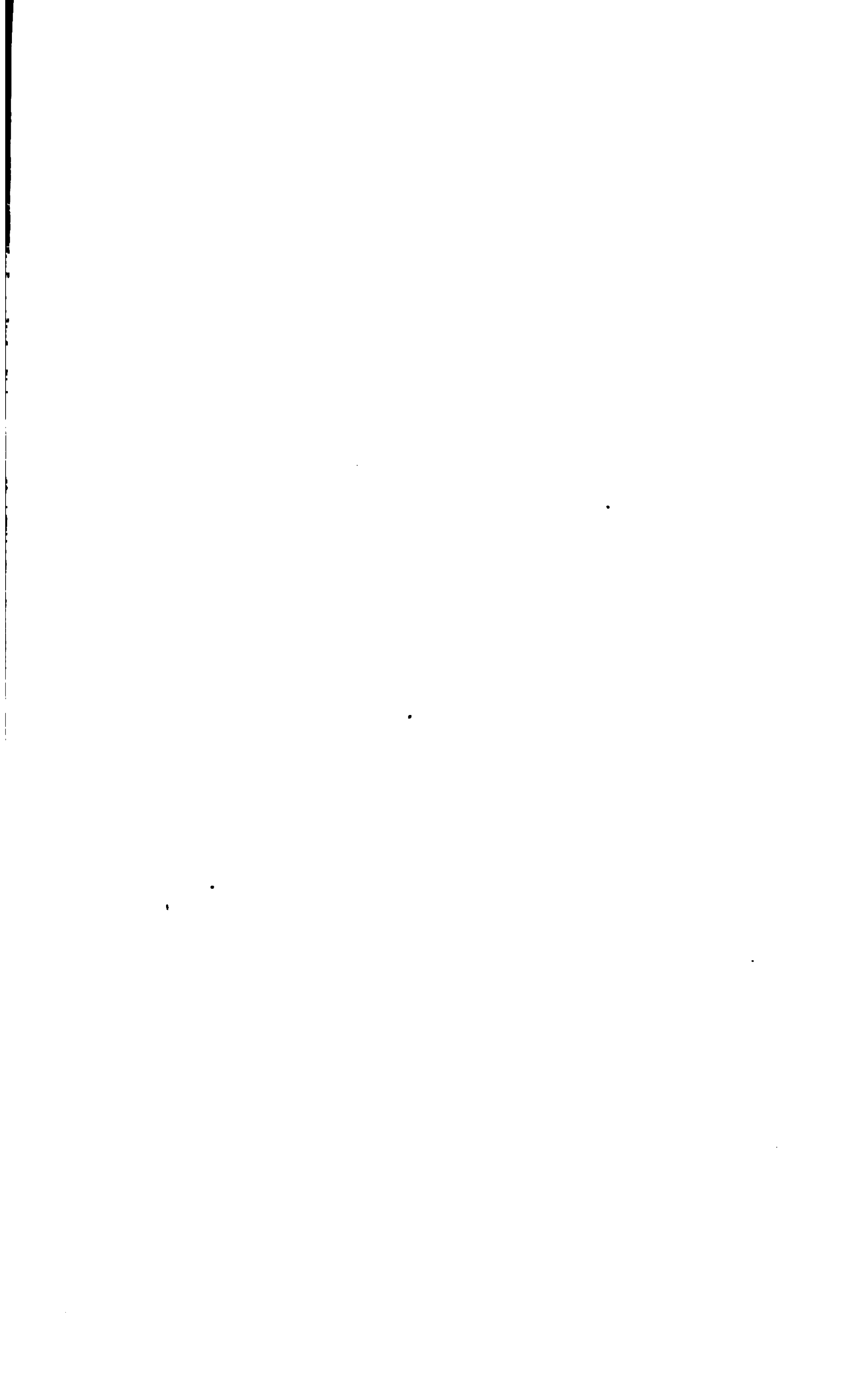
Die Stöcke treten gleichfalls in jüngern und ältern Gebirgsgliedern auf und werden, je nachdem sie mehr oder weniger aufgerichtet sind, stehende oder liegende Stöcke genannt. Das Steinsalz, das Eisen und Kiese (Kupfer-, Magnet-, Eisenkies) treten zumeist als stockförmige Massen auf; außerdem rechnet man zu den stockförmigen Massen auch noch Ausfüllungskörper von unregelmäßiger Form, welche Nieren, Nester, Butzen, Höhlenausfüllungen u. s. w. genannt werden. Die Imprägnationen, das rein lokale Vorkommen von Mineralien, besonders von Erzen, treten innerhalb gewöhnlicher Gesteine ohne scharfe Umgrenzungen auf; man nennt dieselben selbständige, wenn sie für sich allein ohne andere Lagerstätten auftreten, und unselbständige, wenn sie von Lagern, Gängen oder Stöcken an ihren Grenzen begleitet werden.

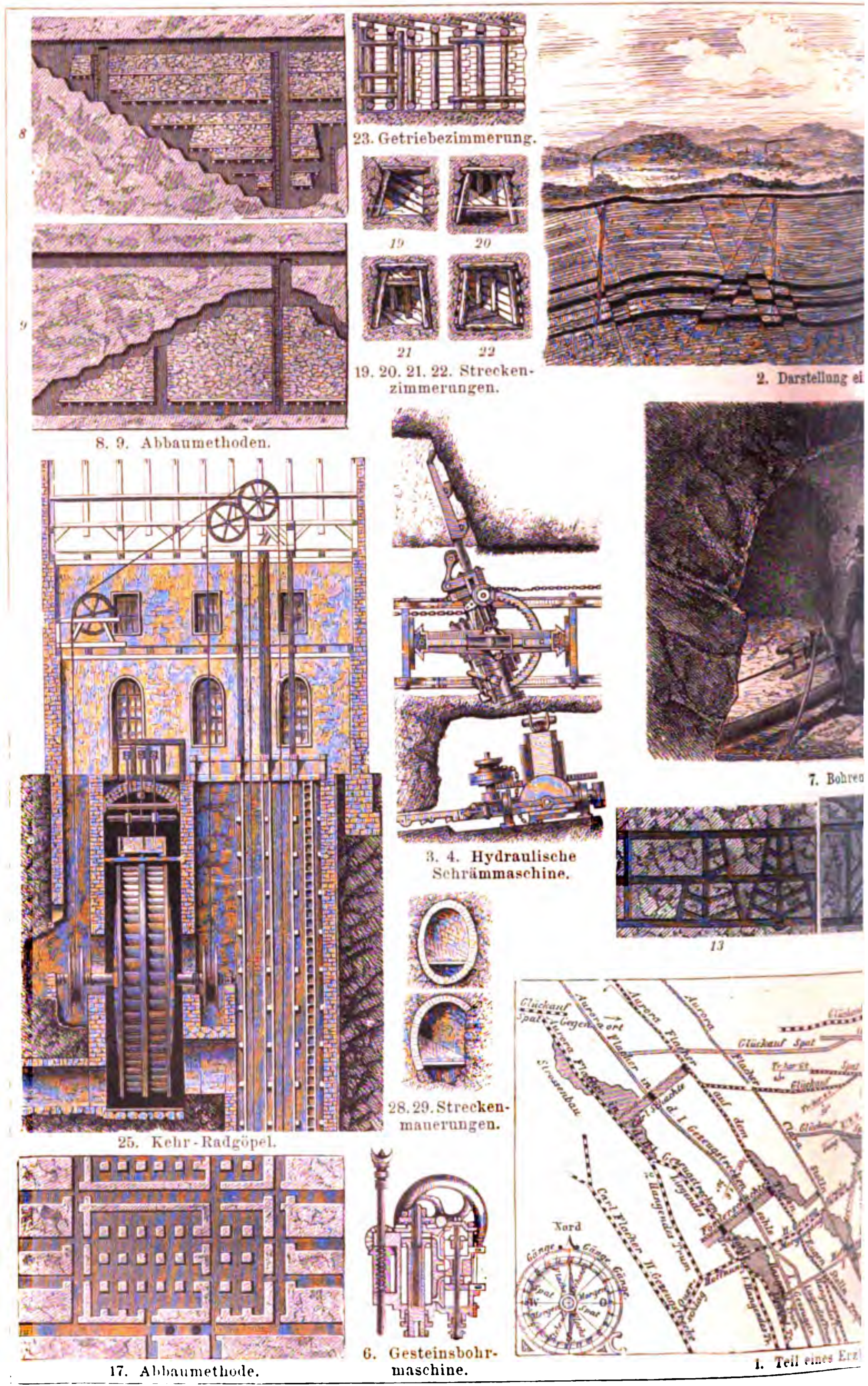
Unter **Seifen** versteht man lokale Anhäufungen und Ablagerungen der durch die Einwirkungen des Wassers entstandenen Zerstörungsprodukte vorhanden gewesener Lagerstätten und ganzer Gebirgsmassen. Dieselben liegen offen zu Tage aus und treten zumeist in flachen Thälern oder auf flachfallenden Gebirgsplateaus auf. Sie führen Metalle und Edelsteine. Das meiste Gold liefern die Goldseifen; ferner wird in großen Massen Zinn, Seifenzinn genannt, auch Kupfer in Seifen gewonnen.

Unter **Gewinnungs-** oder **Häuerarbeiten** versteht man alle zur Herstellung der unterirdischen Räume und behufs Gewinnung der nutzbaren Fossilien überhaupt notwendigen Handarbeiten. Die Werkzeuge, deren der Bergmann sich zur Ausübung derselben bedient, heißen das **Gezäh**. In neuerer Zeit sind auch Maschinenkräfte zu diesem Zwecke nutzbar gemacht worden. Die verschiedenen Gewinnungsarbeiten sind 1) die Wegfüllarbeit, welche sich ausschließlich auf rollige und milde Massen, wie Dammerde, Sand, Kies, Mergel u. s. w. beschränkt; 2) die Keilhauenarbeit, 3) die Schlägel- und Eisenarbeit, 4) die Hereintreibearbeit, 5) das Bohren und Schießen und 6) das Feuersetzen.

Die **Keilhauenarbeit** für schon zusammenhängende, aber doch milde Gesteine, wird behufs Gewinnung von Letten, Schieferthon, Gips, Steinsalz, Stein- und Braunkohlen in Anwendung gebracht. Sie hat den Namen von dem ihr eigenen Gezäh, der **Keilhaue**, von denen es einfache (s. nachstehende Fig. 1 u. 2) und doppelte (s. Fig. 3 u. 4) gibt. In Fig. 5 und 6 sind die Gezähstücken der Schlägel- und Eisenarbeit; in Fig. 5, 7, 8, 9, 16 der Bohr- und Schußarbeit; in Fig. 11 der Hereintreibearbeit dargestellt.

Die Keilhaue selbst besteht aus Eisen mit verstählter Spitze und Schneide; die Größe derselben hängt von dem betreffenden Grubenraume und der Festigkeit des Gesteins ab. Eine Unterart der Keilhauenarbeit bildet das Schrämen oder die Herstellung schmaler Einschnitte in der zu gewinnenden Masse zum Zwecke der Teilung und der leichtern Gewinnung. Da das Schrämen bei wenig mächtigen Flötzen eine für den Bergmann sehr beschwerliche und viel Kraft erfordernde Arbeit ist, so hat man hier mit mehr oder weniger Erfolg Schrämmaschinen in Anwendung gebracht und diese mit hauendem oder schneidendem Arbeitszeuge versehen. Eine solche **Schrämmaschine**, nach der Konstruktion von Carrett, wird mittels hohen Wasserdrucks in Bewegung gesetzt (daher **Hydraulische Schrämmaschine** genannt, s. Tafel I, Fig. 3 u. 4). Es wirkt hierbei der Wasserdruck auf einen in einem Cylinder gehenden Kolben, welcher gegen





23. Getriebezimmerung.

19. 20. 21. 22. Streckenzimmerungen.

2. Darstellung ei

8. 9. Abbaumethoden.

7. Bohren

3. 4. Hydraulische Schrämmaschine.

28. 29. Streckenmauerungen.

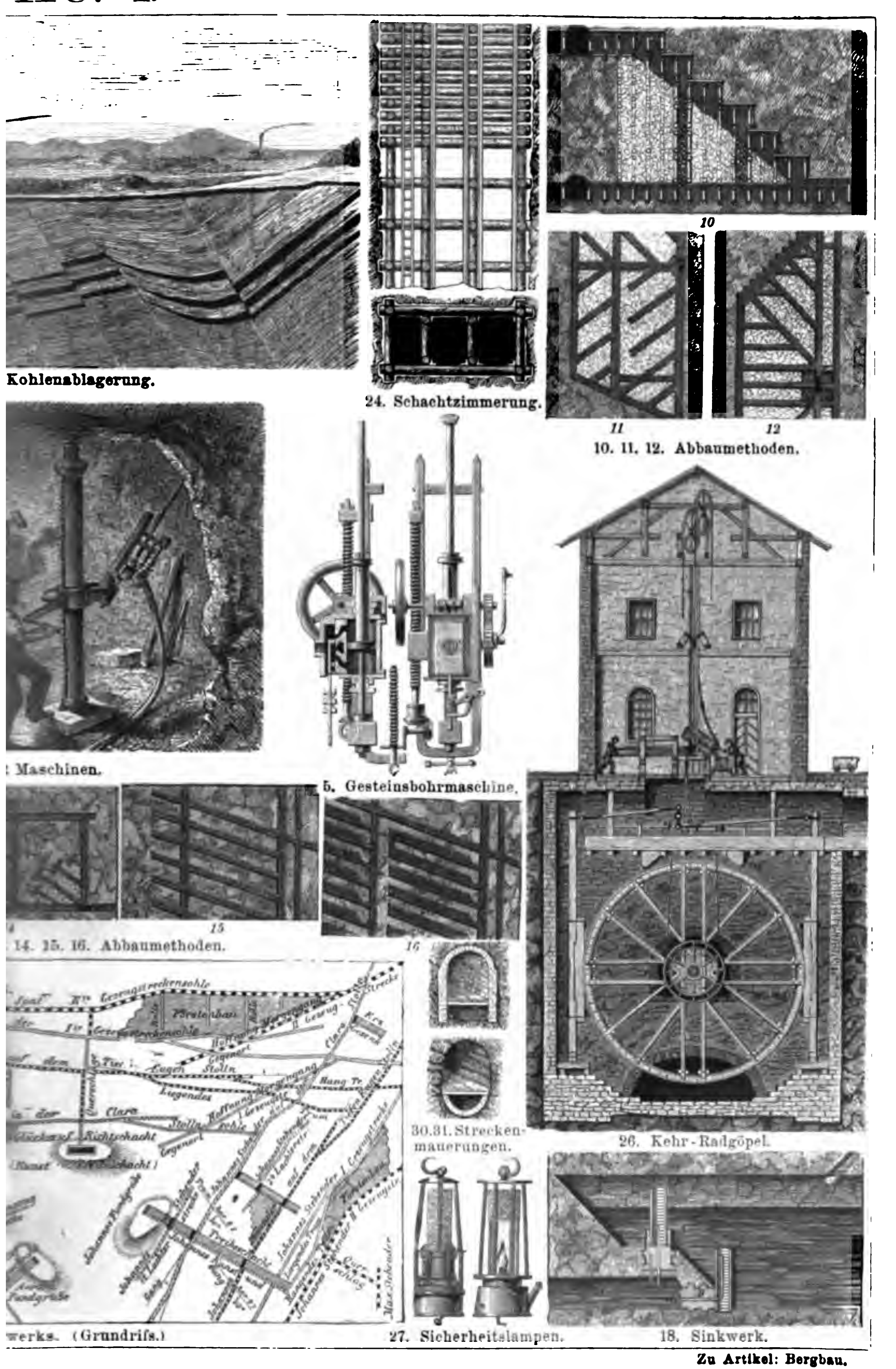
25. Kehr-Radgöpel.

17. Abbaumethode.

6. Gesteinsbohrmaschine.

1. Teil eines Erz

·AU. I.



Kohlenablagerung.

24. Schachtzimmerung.

10. 11. 12. Abbaumethoden.

: Maschinen.

5. Gesteinsbohrmaschine.

14. 15. 16. Abbaumethoden.

30.31. Streckenmauerungen.

26. Kehr-Radgöpel.

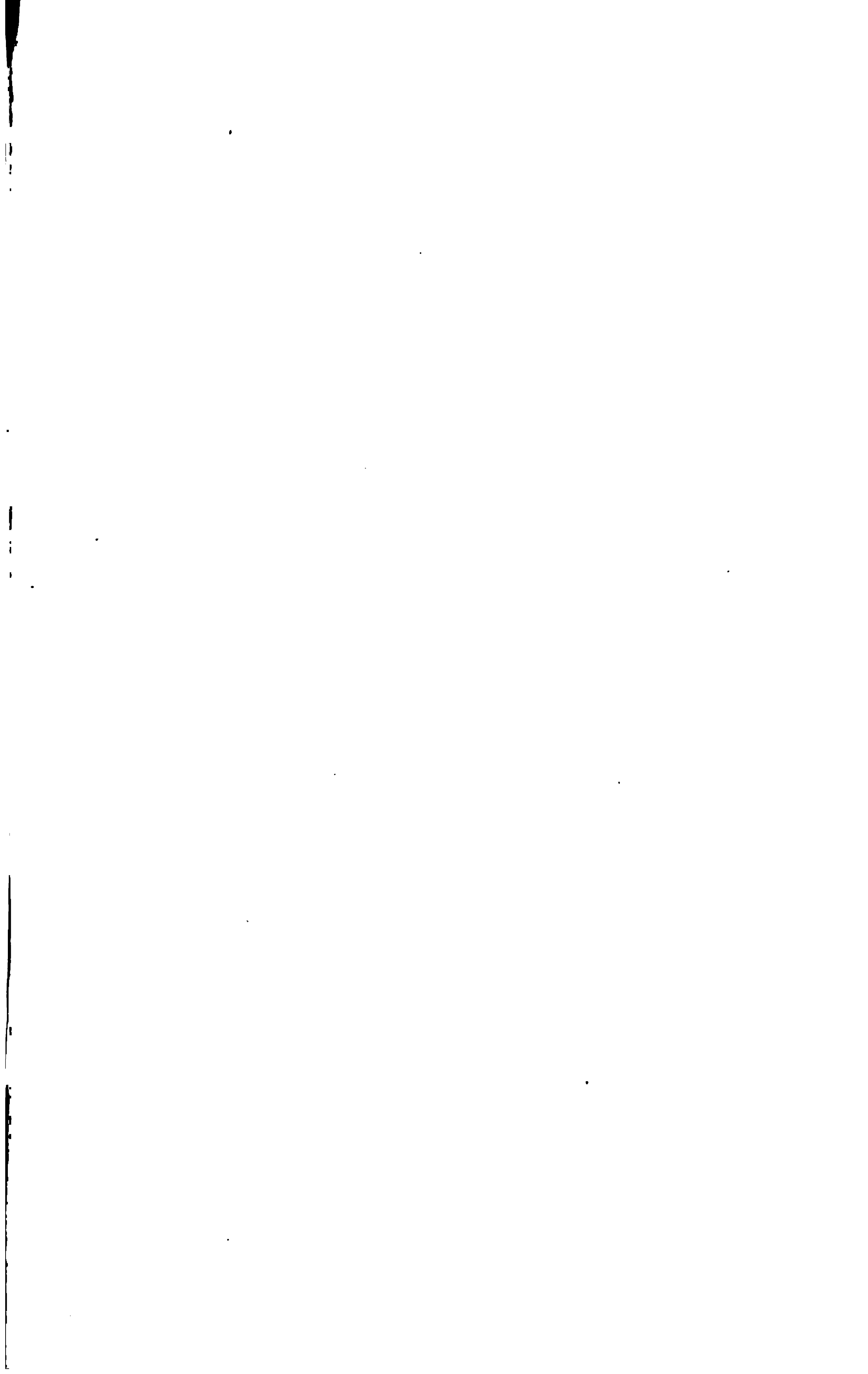
werks. (Grundrifs.)

27. Sicherheitslampen.

18. Sinkwerk.

Zu Artikel: Bergbau.



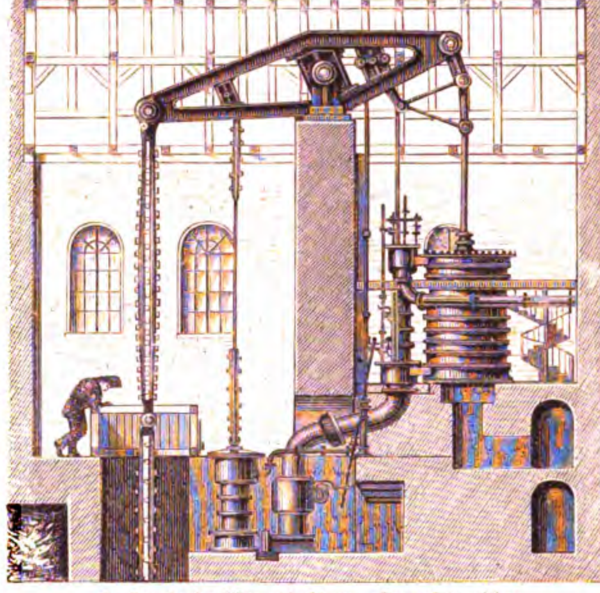




1. Arbeiter vor Ort.



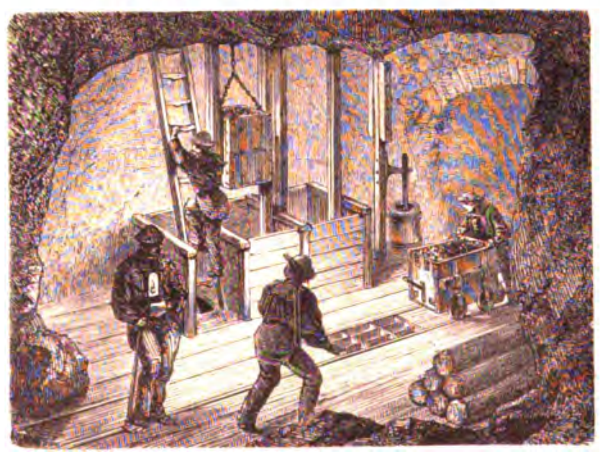
6. Pfe



8. Cornische Wasserhaltungs-Dampfmaschine.



3. Arbeiter im Stafsfurter Stein



5. Füllort.



9. Radk



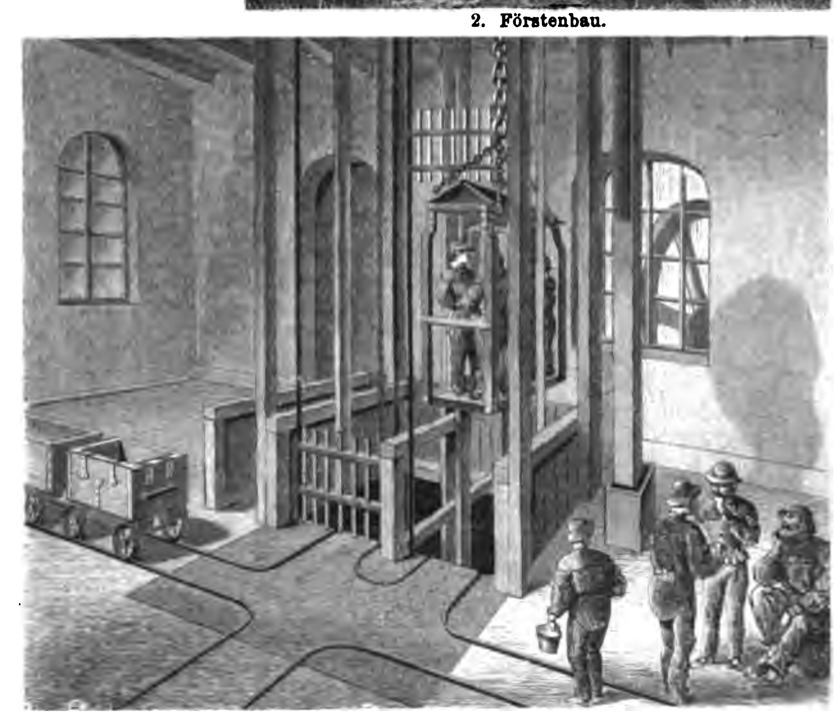
egöpel.





2. Förstenbau.

bergwerk.

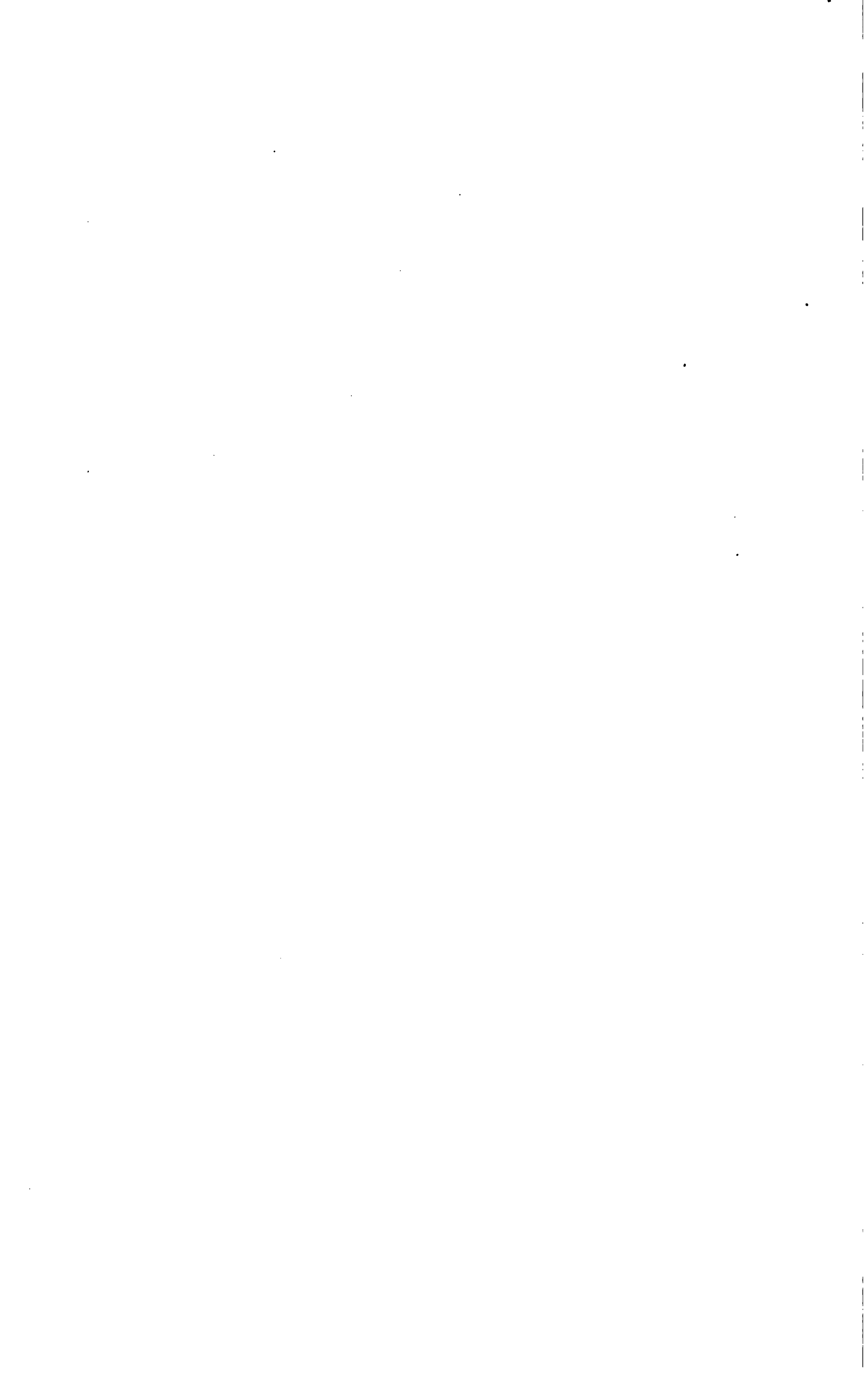


7. Mannschaftsförderung am Seile.

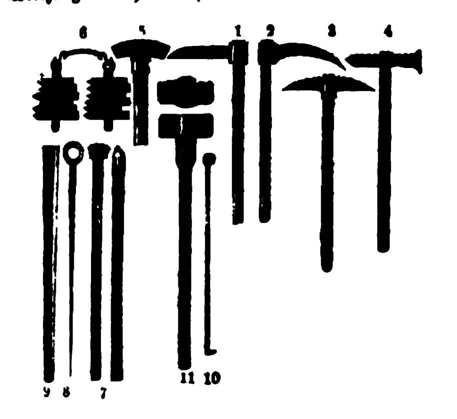


tgezeug.

4. Arbeiten mit Bohrmaschinen.



das Dach der Strecke preßt und den ganzen Apparat fixiert, und horizontal auf einen zweiten Kolben von nahezu derselben Größe, an dessen Stange drei hebelartige Schneidewerkzeuge angebracht sind, sodaß beim Vorwärtsgehen des Kolbens die Schneidzeuge gegen die Kohle eindringen. Außer dieser Konstruktion gibt es noch eine größere Anzahl von verschiedener Einrichtung, die sowohl vertikal als horizontal arbeiten und bei denen ebenfalls die angreifenden Werkzeuge durch intensiven Druck wirken.



Die Schlägel- und Eisenarbeit wird bei sog. schneidigem Gestein, bei milden Gebirgsmassen angewendet. Das Gezäh bilden das 2,5 kg schwere Fäustel oder Schlägel (s. vorstehende Fig. 5) und das als Spitzkeil wirkende Eisen, welches an einem Helm (Stiel) befestigt ist und mit der einen Hand auf das Gestein aufgesetzt wird; 12 Stück solcher Eisen, welche ein Häuer zur Arbeit bekommt, Fig. 6, heißen ein Riemen Bergeisen. Die Schlägel- und Eisenarbeit war vor der Einführung des Sprengpulvers und der Bohr- und Schießmethode eine sehr ausgedehnte und oft sehr mühevolle, und es sind mit ihr selbst im festesten Gestein ganze Schächte und lange Stollen und Strecken bearbeitet worden. Ihr zu Hilfe und im Prinzip verwandt trat die Hereintreibearbeit, welche das Gewinnen größerer Massen mittels eingetriebener Keile umfaßt. Die hierbei zur Verwendung kommenden Treibefäustel (s. vorstehende Fig. 11) haben ein Gewicht von 20—50 kg.

Das Bohren und Schießen ist die Hauptgewinnungsmethode. Die neueste Zeit hat erst den B. zu der großartigen Ausdehnung gelangen lassen, in welcher derselbe jetzt dasteht. Zu Anfang des 17. Jahrh. wurde die Bohr- und Schießmethode zunächst bei dem freiberger, dann bei dem harzer Silber- und Bleibergbau zur Anwendung gebracht. Der ganze Bohr- und Schießprozeß zur Sprengung des festen Gesteins beruht auf dem Abbohren einer cylinderförmigen Röhre in der zu gewinnenden Masse, welche zum Teil mit Sprengpulver gefüllt, und sodann bis auf einen engen, zur Anzündung nötigen Kanal verrammt wird, sodaß das in der Röhre befindliche Pulver bei erfolgter Entzündung genötigt ist, seine Gewalt auf das ringsumher befindliche Gestein zu äußern. Die hauptsächlichsten Gezähe sind wie oben (auf S. 802) aufgeführt der Bohrer (Fig. 7), das Fäustel (Fig. 5), die Räumnadel (Fig. 8), der Stampfer (Fig. 9), der Krätzer (Fig. 10). Die Bohrer, welche aus dem Kopfe und der Stange bestehen, sind in ihrer Länge und nach dem Kopfe verschieden; es gibt Meißel-, Kolben- und Kronenbohrer. Sie sind aus bestem vierkantigen Stahle, dessen Kanten verbrochen sind, hergestellt. Das Verfahren beim Bohren, Besetzen und Schießen ist folgendes: Ist das Bohrloch abgebohrt, so führt man die Patrone, in welche die kupferne Räumnadel eingesteckt ist, in das Bohrloch ein, bringt zunächst über derselben einen Moospfropf an und verrammelt dann den übrigen noch freien Bohrlochsraum mit quarzfreiem, feingeschlemmtem und trockenem Lehm (sog. Lehm- oder Schießkuchen). Die Räumnadel, welche währenddem, um nicht festzuklemmen, immer fleißig zu drehen ist, wird sodann herausgezogen und an ihrer Stelle ein aus geschlemmtem Pulver ausgestrichenes Schilfröhrchen in die Spur eingeführt, an dessen oberer Seite ein Stückchen Schwefelfaden, das Schwefelmännchen genannt, angebracht ist. Dieser Schwefelfaden wird 16—20 cm lang gemacht, sodaß der Bergmann, welcher den Schuß wegzuthun hat, Zeit gewinnt, sich in Sicherheit zu bringen.

In neuerer Zeit hat man fast überall die Bickfordschen Sicherheitszünder der größern Gefahrlosigkeit halber angewendet. An Punkten, wo gleichzeitig viele Bohrlöcher wegzuthun sind, bedient man sich mit Erfolg des elektrischen Funkens als Zündmittel. Außer dem gewöhnlichen Sprengpulver ist in neuerer Zeit das Nitroglycerin und in noch ausgedehnterer Weise der Dynamit zur Anwendung gelangt, ebenso wie die Schießbaumwolle, welche sämtlich in ihrer Wirkungsweise das gewöhnliche Sprengpulver weit übertreffen und einen forciertern Betrieb ermöglichen.

Ebenso wie bei der Schrämarbeit bedient man sich auch beim Abbohren der Bohrlöcher in festem Gestein mit großem Vorteil der Maschinen, und die großartigen Tunnelanlagen, wie Mont-Cenis, St. Gotthard u. s. w., sind sämtlich mit Maschinenbetrieb durchgeführt worden. Unter den Maschinen sind die von Schumann, Lechot, Someiller, Schwartzkopf, Sachs, Bartlet, Burgleih, Brandt u. s. w. besonders hervorzuheben. Sie sind teils für stoßendes, teils für drehendes Bohren arrangiert; auch hat man hohen Druck zum Zermalmen des Gesteins wirksam gemacht. Als Kraft wird teils komprimierte Luft, teils Wasser von hohem Drucke in Anwendung gebracht. Diese Kräfte wirken auf einen hin- und hergehenden Kolben, an welchem der Bohrer befestigt ist, und treiben letztern in das Gestein ein. Auf Tafel I sind zwei derartige Gesteinsbohrmaschinen (Fig. 5 u. 6) und eine in Arbeit befindliche Bohrmaschine (Fig. 7), sowie auf Tafel II, Fig. 4 dargestellt, hierbei auch zugleich zwei von den mannigfachen Befestigungsarten der Maschinen zur Anschauung gebracht.

Die Gewinnungsarbeit des Feuersetzens wird auch gegenwärtig noch an vielen Orten angewendet, wo das Brennmaterial wohlfeil und die Beschaffenheit des Gesteins derart fest ist, daß das Abbohren von Bohrlöchern sich als zu kostspielig erweisen würde, wie z. B. in Altenberg in Sachsen, zu Goslar am Rammelsberg, zu Fölsobanya in Ungarn und an einigen Orten Norwegens. Die Wirkung des Feuers zerstört bei dieser Methode den Zusammenhang des Gesteins und zerreißt es infolge der Elasticität, welche das Wasser und andere flüchtige Substanzen, die in seinen Spalten enthalten sind, durch die Temperaturzunahme erlangen, und die

durch das Feuer abgetrennten Gebirgsteile lassen sich, durch das Feuer mürbe gemacht, nachher ziemlich leicht zerkleinern.

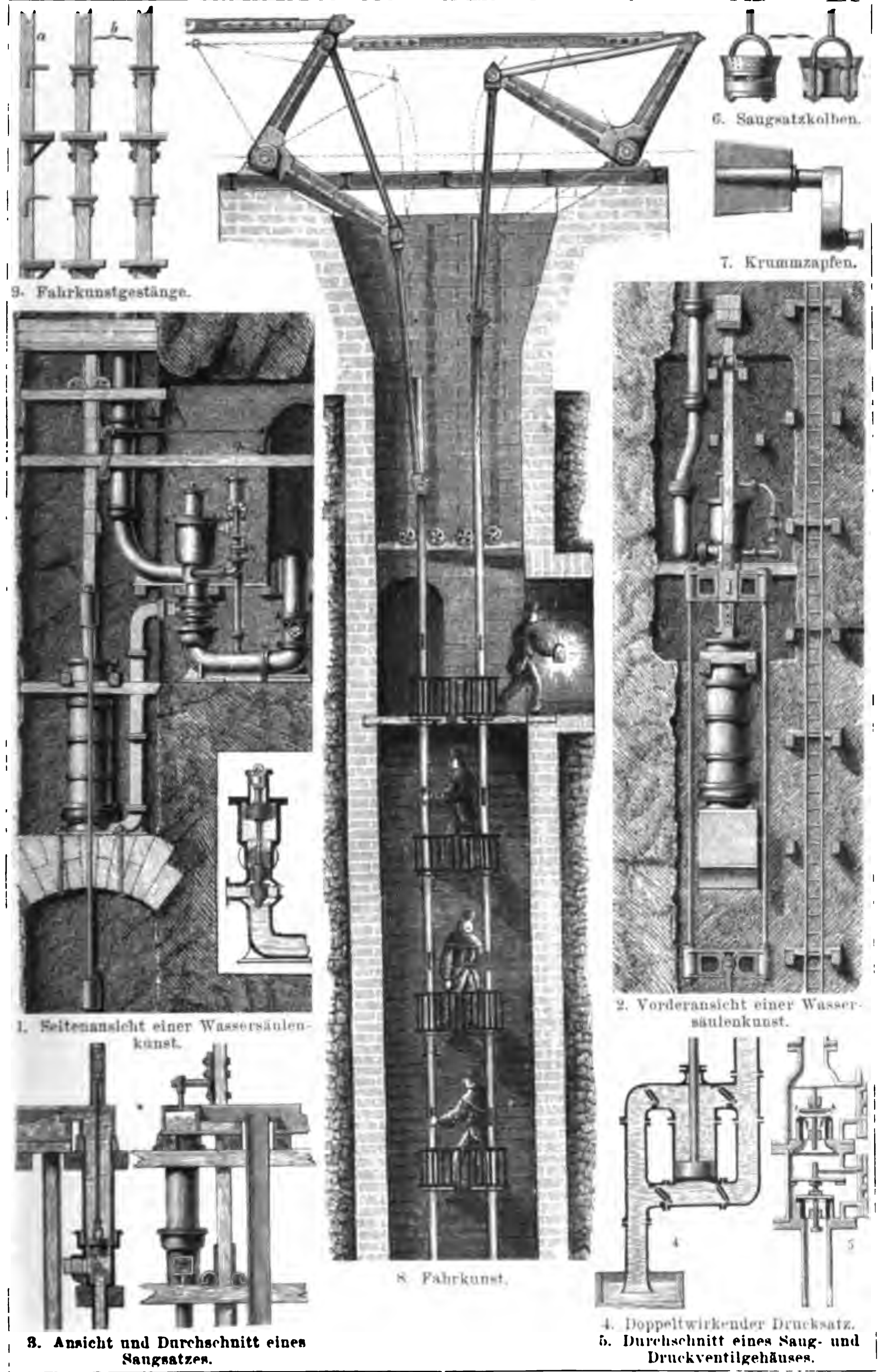
Abbaumethoden. Während durch die Stollen (horizontale oder mit nur wenig Ansteigen betriebene Strecken) und durch die Schächte (bergmännische Baue, welche sich mit in der Hauptsache regelmäßigem Querschnitte ihrer Hauptausdehnung und Richtung nach in die Teufe erstrecken) im allgemeinen der Zugang zu den abzubauenden Lagerstätten und Flötzen ermöglicht wird, sind es die Abbaue oder Verhaue, welche speziell die Gewinnung der nutzbaren Mineralkörper zum Zwecke haben. Die Art der Abbaue ist eine sehr mannigfaltige und beeinflußt von verschiedenen Verhältnissen, wohin gehören: 1) Gestalt und Form der Lagerstätte, ob gang-, platten- oder stockförmig u. s. w., 2) die Form der bauwürdigen Mittel in ihr, 3) die Lage der Lagerstätte gegen die Erdoberfläche, 4) das Fallen derselben, 5) die Verteilung der bauwürdigen Mittel in der Lagerstätte, 6) die Größe und Mächtigkeit derselben, 7) die Gesteinsfestigkeit, 8) die Wasser- und Wetternötigkeit u. s. w. Durch diese verschiedenen Verhältnisse werden verschiedene Abbaumethoden bedingt; es gehören hierher der Strossenbau, der Förstenbau, Querbau, Diagonalbau, Pfeilerbau, Strebebau, Stoßbau, Kammerbau u. s. w., von welchen Abbaumethoden die erstern drei auf Gängen, die übrigen aber auf Lagern und Flötzen anwendbar sind.

Der Strossenbau oder Sohlenbau (s. Tafel I, Fig. 8), sowie der Förstenbau (Fig. 9) charakterisieren sich beide als stufen- oder treppenartiger Abbau von einer Abbaustrecke zur andern und zwar ersterer von oben nach unten, letzterer von unten nach oben. Die einzelnen Staffeln werden im erstern Falle Strossen, im letztern Falle Förstenstöße genannt. Zur Förderung der gewonnenen Massen aus dem Abbaue werden beim Vorwärtsschreiten desselben sog. Rollschächte mit angelegt. Eine Art von Förstenbau bildet der Förstenverhau (Fig. 10); derselbe wird bisweilen auf steil aufgerichteten Kohlenflötzen in Anwendung gebracht, beansprucht aber der Brüchigkeit der Kohlen halber viel Holz zu seinem Ausbau. In den folgenden Abbildungen auf Tafel I sind verschiedene Abbaumethoden veranschaulicht, welche lediglich auf Flötzen und wenig geneigten Lagern in Anwendung kommen. Es sind dies der Strebebau (Fig. 11, 12) und der Diagonalbau (Fig. 13, 14). Bei mächtigen Flötzen, d. h. Flötzen von über 2 m Stärke, kommt der Pfeilerbau (Fig. 15, 16) in Anwendung; derselbe kennzeichnet sich dadurch, daß man im Streichen des Flötzes zwar gleichfalls eine Grundstrecke treibt, aber parallel zu derselben in 4—10 m Abstand unter derselben zum Ansammeln der Grubenwasser eine zweite Strecke, die Sumpfstrecke genannt, anlegt. Von der Grundstrecke aus werden alsdann nach der nächst höher gelegenen Abbaustrecke, Bremsberge, steigende oder diagonale Strecken durchgeführt. Nachdem das Flötz in eine Menge von Abbaupfeilern eingeteilt ist, beginnt an den äußersten Enden der eigentliche Abbau. Zur Unterstützung des Dachgesteins läßt man regelmäßig eingeteilte Kohlenpfeiler stehen, welche aber schließlich, wenn das Terrain und die Natur des Gebirgs ein gleichmäßiges Niedergehen garantiert, noch abgebaut werden. Eine Art Pfeilerbau, der sog. Kammer- oder Schachbrettbau, welcher z. B. auf den mächtigen Steinsalzlagern von Staßfurt verführt wird, ist in Fig. 17 angedeutet; ferner gehört hierher der Stockwerks- und Weitungsbau, welch letzterer am großartigsten auf Steinsalz in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien ausgebildet ist. So wird das berühmte Salzlager von Wieliczka, das eine Länge von 3300 m, eine Breite von 1200 m und eine Mächtigkeit von 400 m hat, in sieben Etagen bebaut, von denen jede aus vielen labyrinthartigen großen Weitungen und Korridoren u. s. w. besteht.

Die sog. Sinkwerke (Tafel I, Fig. 18) bestehen aus künstlich hergestellten Räumen in mit Salz imprägnierten Gebirgen, die mit Wasser gefüllt und auf diese Weise ausgelaugt werden. Dieselben basieren mithin auf der Gewinnung gesättigter Salzsole mittels hohler Räume. Die hierzu benötigte Wassermenge wird, wenn sie im Gebirge nicht selbst auftritt, durch flache Schächte, «Butten», zugeleitet, und die gesättigte Sole läßt man entweder durch Ablaßrohre zum Stollen C hinaus, oder man schöpft oder pumpt sie heraus. Man unterscheidet Ebenwehre B und Buttenwehre A, oder spricht von liegenden und stehenden Wehren, die in der Hauptsache nur den dichten Abschluß des Sinkwerks zum Zwecke haben. Die Salzgewinnung durch Sinkwerke ist im oberösterr. Salzkammergute zu Hallstadt, Ischl und Ebensee, im steiermärk. Salzkammergute bei Aussee und im Salzburgischen zu Hallein üblich. Ausgedehnte Sinkwerke befinden sich ferner zu Berchtesgaden in Bayern, woselbst die Salzsole mittels großer Wasserhebungsmaschinen in einer Länge von 15 Stunden über Reichenhall nach Rosenheim zum Versieden geleitet wird.

Der Grubenausbau hat zum Zweck, ein Zubruchegehen von Grubenbauen und Schächten zu vermeiden und eine Gefährdung der Arbeiter zu beseitigen. Es geschieht dies teilweise dadurch, daß man Teile der Lagerstätte stehen läßt oder nachmals wieder die ausgehauenen Flächen durch Bergversatz ausfüllt, teils aber auch dadurch, daß man die betreffenden Grubenbaue in Zimmerung oder Mauerung setzt und so verwahrt. In allen Fällen ist sowohl die Größe, als auch die Richtung und die Verteilung des Drucks, sowie die Beschaffenheit des Gesteins in Betracht zu ziehen; es fragt sich hierbei, ob der Druck auf dem Gesteine gut abzulagern oder der Ausbau derart einzurichten ist, daß er in sich die ganze Kraft aufnimmt, sich selbst das Gleichgewicht hält. Die Zimmerung trennt sich in solche, die aus dem freien Raume fortgeht, z. B. die Abtreibezimmerung, dann in solche, die nur zur Verwahrung dient, und endlich in solche, welche zur Fahrung, Förderung und Wasserhaltung nötig ist; sie teilt sich ferner je nach dem Raume ein in Strecken-, Schachtbau- und Maschinenraumzimmerung.

Die Streckenzimmerung besteht in dem Legen von Stempeln (Hölzern, welche dazu dienen, zwischen dem Hangenden und Liegenden einen Druck rechtwinkelig gegen seine Länge aufzunehmen) und in dem Setzen von Bolzen (Hölzern, welche als Säule wirken und den Druck in der Richtung seiner Länge aufnehmen). Der Stempel wird im Liegenden des Gesteins in ein Loch, das Bühnloch genannt, eingesetzt und gegen das Hangende, den Anfall, mit einem Fußpfahle angetrieben. Für weite Strecken wendet man wohl auch die Sparrenzimmerung an oder den gewöhnlichen Förstenverzug in Verbindung mit Unterzügen und Bolzen. Die [illegible]



9. Fahrkunstgestänge.

6. Saugsatzkolben.

7. Krummzapfen.

1. Seitenansicht einer Wassersäulenkunst.

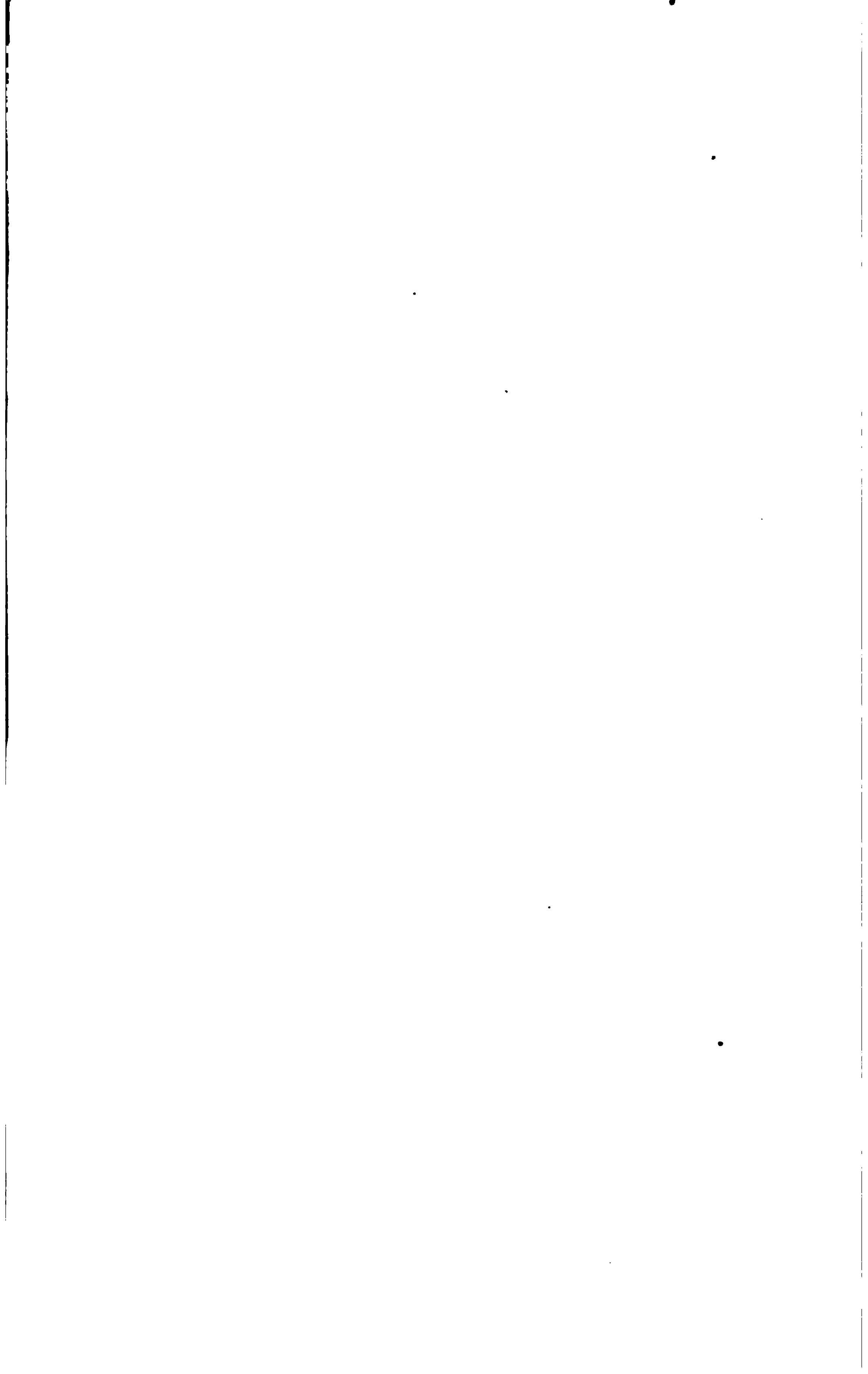
8. Fahrkunst.

2. Vorderansicht einer Wassersäulenkunst.

3. Ansicht und Durchschnitt eines Saugsatzes.

4. Doppeltwirkender Drucksatz.

5. Durchschnitt eines Saug- und Druckventilgehäuses.



Bolzenzimmerung wendet man nur an in den Verhauen des Flözbergbaues, wo das ganze Dachgestein hereinzubrechen droht, indem man in Distanzen von 1,5 m Unterzüge an der Förste hinzieht und diese mittels Bolzen unterfängt und stützt. Beim Salzbergbau werden sogar ganze Kästen und Pfeiler von Holz in Form von Holzschragen aufgeführt. Wenn es gilt, zwei Flächen einer Strecke, also die Förste und eine der Ulmen zu verwahren, so wendet man den **Thürstock** an (eine Verbindung von zwei Hölzern, s. Tafel I, Fig. 19), bei welchem der eigentliche Thürstock und die Kappe zu unterscheiden ist. Dies ist die einfache Thürstockzimmerung, während die doppelte (Fig. 20, 21, 22) sich aus zwei Thürstockhölzern und der Kappe komplettiert. Sowohl die Kappen als Thürstockhölzer werden nach Befinden verschalt und wie jede andere Zimmerung mit Bergen gut hinterfüttert.

Zu der Streckenzimmerung, die mit dem freien Raum fortgeht, gehört die **Abtreibe- oder Getriebezimmerung** (Tafel I, Fig. 23). Diese ist eine Verbindung von Hölzern, die aus lauter einzelnen, zusammenhängenden und unter sich gleichen Abteilungen besteht; eine solche Abteilung heißt ein Getriebe und die Arbeit das Abfangen. Diese Art von Zimmerung wird unter oft sehr schwierigen Umständen beim Durchführen von zu Bruche gegangenen Bauen, rolligen Massen oder schwimmenden Gebirgen angewendet. Das Verfahren bei Herstellung eines Getriebes ist folgendes: Es wird zunächst ein Stempel, Anstecker genannt, vor dem Stoße, wo das Abtreiben beginnen soll, gelegt, über denselben sodann mit etwas Ansteigen gut gesäumte, vorn zugespitzte Schwartenpfähle bis etwa 1 m Länge vor den Bruch hineingetrieben, sodann ein zweiter Stempel, der Helfer genannt, gelegt und hierauf die Pfähle auf ihre ganze Länge eingetrieben. Alsdann wird die Pfändung, d. i. ein schwächeres Holz, gelegt und darunter der Anstecker zum zweiten Getriebe und so fort. Das Abtreiben mit ganzen Streckengetrieben ist ganz analog dem Förstengetriebe, und im ganzen nichts weiter als eine Thürstockzimmerung, wobei jeder Helfer höher als der Anstecker ist. In schwimmendem Gebirge, wo die Sohle ebenfalls schlecht, ist auch das Ort stets wieder zu verwahren, und zwar aus dichtschließenden Pfosten und Zumachbrettern, und die Thürstöcke sind hier auf Grund- oder Sohlschwellen aufzustellen.

Die **Schachtzimmerung** (Taf. I, Fig. 24), welche entweder in der Verwahrung fortlaufender Flächen, in dem sog. Stoßverziehen, oder auch in der Verwahrung aller vier Schachtstöße durch die Joch- oder Geviertezimmerung bestehen kann, stellt sich gegen die Streckenzimmerung verschieden heraus. Denn während bei letzterer alles für sich auf der Sohle steht, ist bei der Schachtzimmerung aller Druck in der Zimmerung selbst aufzunehmen; dieselbe muß von unten und in gewissen Absätzen auf sog. Tragestempeln aufgelagert werden. Ist der Schacht in allen vier Stößen zu verwahren, so kann die Zimmerung je nach der Brüchigkeit oder Flüchtigkeit des Gesteins in ganzem oder halbem Schrote bestehen. Man nennt den Schrot ganz, wenn Geviere an Geviere sich reiht, und halb, wenn die Geviere in gewissen Entfernungen sich befinden, und man spricht von Bolzenschrot, wenn dieselben in den Schachtwinkeln durch Bolzen abgesteift sind.

Ebenso wie man Schächte von viereckigem Querschnitte auszimmert, werden auch sechs-, achteckige und runde Schächte in Jochzimmerung gestellt. Eine für runde Schächte beliebte Zimmerung ist die Reifenzimmerung, ganz analog den Felgen eines Rades hergestellt. Bei allen diesen Zimmerungen kommen zur Erhöhung der Festigkeit die Wandruten, d. h. lange, an den Winkeln eingesetzte und unter sich versteifte Hölzer, in Anwendung. Da man ferner, namentlich beim Flözbergbau, durch sehr wasserreiches, infolge dessen sehr bruchhaftes Gebirge Schächte niederzuteufen hat, so ist der betreffende Schachtausbau, zur Verhütung von Unglücksfällen und damit der Schacht nicht zusammengedreht wird, ganz wasserdicht herzustellen. Obschon sich dies in Holz durch Verbeitzen u. s. w. recht wohl herstellen läßt, so hat man doch in neuerer Zeit, so im Mansfeldischen, in Westfalen, Frankreich u. s. w., auch Eisen in Anwendung gebracht, indem man an Stelle der Jochgeviere eiserne, unter sich dicht abschließende Kränze eingebaut hat. Die Gesamtheit dieser Kränze zum Behufe des wasserdichten Ausbaues wird als **Küvelage** oder **Küvelierung** bezeichnet.

Als eine zweite Hauptunterstützungsart für jeden beliebigen Grubenraum ist die **Mauerung** (hierzu Fig. 28, 29, 30, 31 auf Taf. I) zu bezeichnen, eine Unterstützungsweise, welche an sich zwar sehr einfach erscheint, in ihrer Anwendung aber trotz der bei weitem größern Dauerhaftigkeit beim B. noch keineswegs sehr alt ist. Erst im 16. Jahrh. trat dieselbe zuerst in Schneeberg, dann in Freiberg ins Leben, aber auch nur ganz untergeordnet, weil das Holz noch im Überfluß vorhanden, daher sehr billig war. In der Jetztzeit wird dagegen bei der großartigen Ausdehnung und Vielseitigkeit des B. von der Mauerung in der umfassendsten Weise Gebrauch gemacht, zumal man in den Back- und Ziegelsteinen ein billiges, leicht zu verarbeitendes und ganz besonders bei wasserdichter Verwahrung verwendbares Material gefunden hat.

Die **Förderung der gewonnenen Massen** bis zu Tage aus bildet für den Bergmann eine der wichtigsten Aufgaben, welchen seit den letzten Jahrzehnten, seit der Kohlenbergbau seine heutige volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat, die größte Aufmerksamkeit seitens der Fachleute zugewendet worden ist. In Befolgung des allgemeinen Grundsatzes, nicht mehr Massen zu Tage auszufördern, als unbedingt notwendig ist, wird schon in der Grube, in den Verhauen eine Trennung des Haltigen vom Unhaltigen oder Tauben vorgenommen. Ein öfteres Umfüllen, sowie jede Zwischenförderung muß, sobald sie nicht unbedingt erforderlich ist, vermieden werden, da solches nur Geld und Zeit erfordert, bei Kohlen die Qualität verschlechtert und bei reichen Erzen eine Verzettelung desselben unvermeidlich zur Folge hat. Man unterscheidet die **Grubenförderung**, das ist der Transport der Massen aus den Abbauen und auf den Kommunikationsstrecken nach dem Schachte, sowie die **Schachtförderung**, d. i. der Transport durch den Schacht bis zu der über Tage gelegenen, als Hängebank bezeichneten Schachtöffnung.

Die **Grubenförderung** erfolgt in verschiedener Weise, je nachdem die Abbaue nahe oder entfernt, in horizontaler oder geneigter Lage sich befinden, ferner je nachdem die Abförderstrecken hoch oder niedrig, weit oder eng sind. Man bedient sich hierbei des Troges, der Karren, Körbe, Kübel, Tonnen, der ungar. Hunde und größerer vierräderiger

Wagen, welche auf gußeisernen oder gewalzten Schienen laufen, wo es sich um Fortbewegung großer Massen auf größere Entfernungen handelt, und oft zu größern Zügen rangiert, von Pferden oder auch Maschinen fortbewegt werden. Das Zufördern aus den Abbauen erfolgt ferner entweder durch Bremsberge, das sind schiefe Ebenen, auf denen die gefüllten Förderwagen bergab rollen und die leeren bergan ziehen, oder durch Rollen, Rollschächte, wie beim Erzbergbau, welche mit dem Vorwärtsschreiten des Aushiebes gleichzeitig nachgezogen und von Bergwänden aufgemauert werden. Die Bremsberge, fast nur beim Flötzbergbau angewandt, sind oft sehr stark geneigt, treten wohl auch saiger als Bremsschächte auf, während das Minimum der Neigung abhängig ist von der Höhe, von der Reibung der Bremsmaschine, von der Größe der Last und der Beschaffenheit der Förderbahn.

Die Einrichtungen zur Schachtförderung sind verschieden für saigere und für flache Schächte, ferner bedingt durch die Größe des Förderquantums, die Förderteufe und die erforderliche Geschwindigkeit. Die einfachste und zugleich älteste Schachtförderung, welche jetzt nur noch ganz untergeordnet bei der Zwischenförderung vorkommt, ist die mittels Haspels, des gemeinen Berghaspels. An sie reiht sich die Förderung mittels Göpels. Man unterscheidet je nach der aufgewendeten Kraft: Pferdegöpel, Wasserrad- oder Kehrradgöpel, Turbinengöpel und Dampfgöpel. Es kommen hierbei als Fördergefäße die Tonnen oder unter Anwendung besonderer Förderschalen die Eisenbahnwagen direkt zur Ausförderung. Allen Göpeln ist gemeinsam, daß die beiden Förderabteilungen im Schachte, wovon die eine für das aufgehende, die andere für das niedergehende Fördergefäß bestimmt ist, mit bestimmten Leitungsvorrichtungen versehen sein müssen, die je nach dem Querschnitte des Schachtes, je nach der Art der Förderung selbst, sowie je nach der Einrichtung der Fördergefäße, beziehentlich der Fördergestelle, sehr verschiedene sein können. Der Ort, wo das Füllen der Tonnen u. s. w. erfolgt, heißt das Füllort, die Arbeit des Füllens das Anschlagen und das Entleeren der Fördergefäße an der Hängebank das Stürzen. Die Verbindung der Fördergefäße mit der Maschine erfolgt durch Seile, welche entweder aus Hanf, Aloe, Eisendraht oder Gußstahldraht bestehen können. Um dem Fortgehen eines Fördergefäßes bei einem etwaigen Seilbruche und den Verwüstungen vorzubeugen, welche dasselbe solchenfalls im Schachte anrichtet, hat man, und vorzugsweise in saigern oder stark geneigten Schächten, in Verbindung mit dem Fördergestelle oder der Treibetonne Fangvorrichtungen angebracht, deren es sehr verschiedenartige gibt, welche aber sämtlich mehr oder weniger auf dem Vorhandensein von hölzernen Leitbäumen zu jeder Seite des Fördertrums, d. i. Förderschachtabteilung, basieren. Im allgemeinen lassen sich dieselben nach drei Richtungen hin klassifizieren. Entweder sind an dem Gestelle vorspringende Riegel oder Hebel angebracht, welche im Falle des Seilbruchs an der Schachtzimmerung Halt finden sollen, oder es wird der Leitbaum durch den Fangapparat von innen nach dem Stoß zu gedrückt, oder es werden die Leitbäume von zwei Seiten her zugleich gepackt, sei es durch gezahnte Excenter, oder durch Klauen an Hebeln, oder durch vorgestoßene Schneiden und Keile, welche im Moment des Seilbruchs durch kräftige Federn u. s. w. herausgeschnellt werden.

Bezüglich der Motoren zur Förderung sind zunächst die Pferdegöpel (s. Tafel II, Fig. 6) als sehr alt und ungemein weit verbreitet zu nennen. Diese haben eine stehende Welle mit cylindrischen Seilkörben zum Auf- und Abwickeln der Seile. Die stehende Welle wird gedreht durch einen langen horizontalen Balken, den Renn- oder Tummelbaum, an welchem das Zuggespann mit einer Deichsel angespannt ist. Man hat ein- und zweispännige Göpel, in Wieliczka sogar solche für vier Paar Pferde. Demnächst haben die Kehrräder für den ältern B. in tiefen Schächten schon seit dem 15. Jahrh. eine hervorragende Wichtigkeit gehabt, da es mit ihnen möglich war, allein durch Wasserkraft und oft mit Benutzung der den Gruben zufließenden Wasser, große Förderlasten zu Tage zu treiben. Es sind dies hohe Wasserräder (14—16 m hoch), die meist in unterirdischen Radstuben hängen und eine doppelte Schaufelung haben, daher ein Kehrrad so aussieht, als habe man zwei gleich große Wasserräder mit umgekehrter Schaufelrichtung seitlich verbunden. Indem man durch abwechselndes Ziehen von zwei Schützen auf die eine oder andere Radhälfte Wasser aufschlägt, kann der Treibemeister die Räder rückwärts oder vorwärts laufen lassen und ihre Geschwindigkeit durch die Wassermenge und eine auf den mittlern Radkranz wirkende Bremse beliebig regulieren. Die Bewegung der Kehrräder wird in der Regel von den beiden Kurbeln oder Krummzapfen derselben durch hölzerne Gestänge auf die Seilkörbe übertragen, oder es sitzen auch dieselben direkt auf der Wasserradwelle auf, wie dies die Abbildung auf Tafel I, Fig. 25 u. 26 zeigt; die Förderseile werden über sog. Seilscheiben nach den beiden Schachtförderabteilungen übergeführt. Eine andere Benutzung der Wasserkraft ist die durch Turbinen oder Wassersäulenmaschinen, welche beide den Vorteil gewähren, daß man geringe Mengen von Aufschlagewassern verwerten kann, wenn nur das Druckgefälle entsprechend hoch ist. Bei diesen Maschinen gelangt nicht das Gewicht der aufgeschlagenen Wassermenge, sondern der Druck der in eisernen Röhren stehenden Wassersäule zur Kraftäußerung. Turbinen wie Wassersäulenmaschinen müssen ferner ebenso zum Vorwärts- als Rückwärtslaufen eingerichtet sein; diese Turbinen heißen daher Kehrturbinen.

Die kräftigsten aller Göpel und überall anwendbar sind die durch Dampf betriebenen, die Dampfgöpel. Sie sind die besten Fördermaschinen, da man mit ihnen sehr große Fördergeschwindigkeiten, 6—8 m in der Sekunde, erreichen, dabei aber doch die Maschine vollkommen in der Gewalt haben kann. Die Dampfmaschinen sind stets doppelt wirkend, in der Art ihrer Konstruktion indes sehr verschieden; es sind deren bis zu einer Kraftäußerung von 5—600 Pferdekräften ausgeführt worden. Besonders beliebt sind die Zwillingsmaschinen, ein System, das auch bei den Wassersäulengöpeln in Anwendung gelangt.

Fahrung. Wenn der Bergmann sich auf irgend eine Weise, sei es gehend, kriechend, kletternd oder schwebend, in die Grube begibt, so fährt er an; verläßt er die Grube, so fährt er aus, und alle Vorkehrungen, welche diesen Zwecken dienen, machen Gegenstände der Fahrung aus. In tonnlägigen Schächten, Bremsbergen und einfallenden Strecken

hat man vielfach Treppen, die teils in das Gestein gehauen, teils aus Holz hergestellt sind, in Anwendung; auch hat man wie im Salzkammergute in saigern Schächten Wendeltreppen ausgeführt. Nächst den Treppen findet man und dies vorzugsweise bei dem Salzbergbau in Süddeutschland, wie z. B. in Berchtesgaden, die sog. Rutschen oder Rutschbahnen, welche aus einem oder zwei glatten Gleitbäumen mit 30—50° Neigung bestehen. Der Fahrende setzt sich mit dem um die Lenden geschnallten und hinten bis zu den Waden reichenden Bergleder auf die Rutschbahn und läßt sich hinabgleiten, wobei er zur Führung durch eine mit einem Handschuh versehene Hand ein lose gespanntes Seil laufen läßt. In allen saigern Schächten, selbst da, wo für gewöhnlich eine andere Fahrmethode angewendet wird, sind **Fahrten** (gutkonstruierte, starke Leitern) im Gebrauch. Hierbei sind die Schächte in mehrere Abteilungen durch die Ruhebühnen, wo der Fahrende sich ausruhen kann, eingeteilt. Auf diesen Bühnen, die auf besondern Einstrichhölzern aufliegen, stehen die Fahrten in etwas geneigter Stellung. Zur Sicherheit der Fahrenden ist der Fahrschacht außerdem durch einen Brettverschlag von dem übrigen offenen Teile des Schachtes getrennt.

Da das An- und Ausfahren auf den Fahrten sehr viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, sodaß die Häuer schon durch die Fahrt allein ermüdet vor Ort und durch das Ausfahren fast erschöpft zu Tage gelangen, daher auch bald kurzatmig, bergfertig werden, so hat man seine Zuflucht zu maschinellen Mannschaftstransporten genommen, und treibt die Bergleute entweder mit dem Göpel am Seile unter Anwendung von besondern Sicherheitsvorkehrungen aus und ein, oder baut, wo es die Dimensionen der Schächte erlauben, sog. **Fahrkünste** ein. Man unterscheidet, je nachdem man ein oder zwei Fahrgestänge (s. Tafel: **Bergbau** III, Fig. 9) hat, einfache und doppeltrümige Fahrkünste. Die Einrichtung derselben besteht darin, daß an einem abwechselnd auf- und niedergehenden Gestänge in Entfernungen, welche der Größe des Hubes entsprechen, Tritte zum Auftreten und eiserne Handgriffe zum Anhalten angebracht sind, und an den Stellen des Schachtes, an welchen das Gestänge seine rückgängige Bewegung beginnt, also einen Augenblick still steht, feste Bühnen zum Abtreten sich befinden. Steht nun der Anfahrende auf einer der Bühnen, so erwartet er den Moment, wenn der nächste Tritt des Gestänges in gleiche Höhe mit ihm kommt, alsdann tritt er über und ergreift den Handgriff. Er geht dann mit dem Gestänge um eine Hublänge nieder und tritt auf die nächste feste Bühne ab, die Ankunft eines neuen Trittes bei dem nächsten Hube erwartend. Durch abwechselndes Auftreten und Abtreten gelangt er so nach und nach in die Tiefe. Beim Ausfahren ist das Umgekehrte zu beobachten, indem man immer auf den von oben kommenden Tritt steigt und sich zum Abtreten auf die nächste Bühne heben läßt. Diese Art der Fahrkünste heißt eine eintrümige und gestattet nur eine jedesmalige Förderung um eine Hublänge. Die ältere Art sind die zweitrümigen Fahrkünste, bei denen die jedesmalige Förderung auf die doppelte Hubhöhe erfolgt. Sie unterscheiden sich dadurch von den vorigen, daß die festen Bühnen fortfallen und gleichfalls durch Tritte ersetzt werden, die an einem zweiten Gestänge in ganz gleicher Weise angebracht sind. Hierbei trifft man die Einrichtung, daß die abwechselnd auf- und niedergehenden Gestänge, indem man dieselben an sogenannte unter sich verbundene Gegenkreuze anschließt, sich gegenseitig balancieren, sodaß sie nur die lebende Last zu heben (s. Tafel III, Fig. 8) nötig haben. Man hat Fahrkünste mit so großen Tritten eingerichtet, daß gleichzeitig mehrere Bergleute auf ihnen Platz haben, und hat fernerhin Einrichtungen dahin getroffen, daß dieselben, ohne daß die sich Begegnenden einander hindern, gleichzeitig zum Ein- und Ausfahren gebraucht werden können. Zur Bewegung der Fahrkünste können ebenso gut Wasserräder als Dampfmaschinen in Anwendung kommen, und man hat hier die Umsetzung der krummlinigen Bewegung infolge des Krummzapfens in die geradlinige vermittelt durch zwei Kunst- oder Gegenkreuze. Bei direkter Übertragung der Bewegung von dem Motor auf das Fahrkunstgestänge werden nur Dampfmaschinen in Anwendung gebracht, wobei für doppelte Fahrkünste insbesondere dahin Vorsorge zu treffen ist, daß die Gestänge ihre wechselsweise Bewegung vollständig übereinstimmend zurücklegen, was bei der Krummzapfenbewegung von selbst geschieht. Hierbei hat man zur Erzielung einer für den Übertritt nötigen Pause Einrichtungen mittels Kataraktes nötig; man rechnet auf die Kataraktpause eine Zeit von etwa 3 Sekunden.

Wegen der großen Kostspieligkeit der Fahrkünste in ihrer Anlage geht man fast überall mehr und mehr zu dem **Seilfahren** über, bei welchem die Mannschaften mittels der Fördermaschine auf der Förderschale sowohl ein- als ausgefördert, bei einer zulässigen Geschwindigkeit von 8—6 m in der Sekunde, werden. Die Einrichtungen der Seilfahrung (s. Tafel II, Fig. 7) sind namentlich bei in großer Förderung stehenden Gruben aufs großartigste hergestellt. Vor allen ist dabei für die Sicherheit der am Seil fahrenden Mannschaften in umfassender Weise gesorgt, insbesondere hat man an den Förderschalen die verschiedenartigsten Fangvorrichtungen für den Fall eines Seilbruchs, sowie über dem Fördergestelle zum besondern Schutze der Fahrenden besondere Blechdächer angebracht.

Wetterführung. Der Bergmann nennt die in den Bergwerken befindliche Luft **Wetter**, und da es zum unterirdischen Aufenthalt erforderlich ist, daß die Wetter möglichst gut und atembar bleiben, so ist eine fortgesetzte Erneuerung derselben durch Ventilierung (in der Bergmannssprache Wetterführung oder Wetterlosung) geboten. Die schädlichen Substanzen sind im wesentlichen Kohlensäure, leichtes und schweres Kohlenwasserstoffgas, Kohlenoxydgas und in einzelnen Gruben arsenikalische Dämpfe. Schon durch das Atmen vieler Menschen, sowie durch das Brennen der Grubenlichter, wodurch der atmosphärischen Luft Sauerstoff entzogen wird, sodann durch die Sprengarbeit und die Zersetzung organischer Körper, sowie durch das Ausdünsten der Arbeiter wird die Luft verschlechtert. In diesen Fällen pflegt man von matten oder schlechten Wettern zu sprechen, während man unter bösen Wettern diejenige Luft versteht, welche dem Organismus feindliche Gase enthält. Bei einem Gehalte der Luft von 5—6 Proz. Kohlensäure fangen die Lichter bereits an schlecht zu brennen und verlöschen ganz bei einem Gehalte von 10 Proz., während für den Atmungsprozeß eine 5 Proz. Kohlensäure enthaltende Luft bereits höchst gefährlich

ist. Das Grubengas, oder feuriger Schwaden, besteht aus 4 Volumen Wasserstoffgas und 4 Volumen Kohlenstoff zu 2 Volumen Kohlenwasserstoffgas verdichtet. Es bildet im Gemenge mit atmosphärischer Luft die schlagenden Wetter, «Schlagwetter», und detoniert, während es für sich allein nur mit schwachleuchtender blauer Flamme brennt. Dasselbe tritt hauptsächlich häufig in Steinkohlengruben auf, kommt aber auch nicht selten in Steinsalzgruben, in bituminösen Schiefern und kohligem Gesteine vor. Eine Eigentümlichkeit desselben ist seine geringe Dichtigkeit, vermöge welcher das Gas nach oben strebt und obere Baue, welche keinen Ausgang haben, ausfüllt, und sich in Aushohlungen der Förste ansammelt. Da, wo sich das Gas aus den Poren der Kohle entwickelt, gibt es ein knisterndes Geräusch von sich. Der natürliche Wetterwechsel ist der beste und billigste und zugleich sicher, da er stetig und umfassend wirkt. Natürlicher Wetterzug wird durch die Temperaturdifferenz über Tage und in der Grube hervorgebracht und nimmt zu mit der Größe des Temperaturunterschiedes. Der künstliche Wetterzug dagegen ist überall da, wo die Niveauverhältnisse oder gleiche Temperaturen den natürlichen Wetterwechsel ausschließen, unentbehrlich und kommt am häufigsten entwickelt vor beim Kohlenbergbau.

Die künstliche Ventilation ganzer Grubengebäude beruht lediglich in der Vermehrung des Dichtigkeitsunterschiedes der im Wetterwechsel stehenden Säulen. Sie wird entweder durch Vermehrung der Temperaturunterschiede, durch ein Erwärmen des ausziehenden oder durch Abkühlen des einfallenden Wetterstroms, oder direkt durch Vermehrung des Dichtigkeitsunterschiedes auf mechan. Wege erzielt. Hierbei wird entweder durch saugende Maschinen der ausziehende Luftstrom verdünnt, oder durch blasende Maschinen der einfallende verdichtet. Zur Erwärmung der Wetter unter Tage bedient man sich der Wetteröfen und benutzt den Schacht zugleich als Schornstein. Von größerer Bedeutung und weitester Anwendung sind die Wettermaschinen, die entweder blasend, oder, was das natürlichere ist, saugend eingerichtet sein können. Ihrer Konstruktion nach lassen sich dieselben zergliedern in solche mit intermittierender Bewegung, wohin die Kolbenmaschinen, Glockenmaschinen und der Harzer Wettersatz gehören, und in solche, welche eine rotierende Bewegung haben, wohin die Ventilatoren, wie Schrauben- und Centrifugalventilatoren, ferner die Wetterräder von Fabry, Root und Lemielle gehören. Die Kolbenmaschinen sind den einfach wirkenden Kasten- oder Cylindergebläsen nachgebildet; beim Aufgange der Kolben findet eine Depression und beim Niedergange derselben Kompression der Luft statt. Von ihnen unterscheiden sich die Ventilatoren als Wettermaschinen dadurch, daß bei diesen mit wenig Pressung große Luftmengen in Bewegung zu setzen sind, während bei jenen das Umgekehrte stattfindet. Die Ventilatoren, welche in verschiedenen Konstruktionen zur Ausführung kommen, sind ebenso für einzelne Grubenräume, als auch für ganze Grubengebäude geeignet. Im letztern Falle sind es vorzugsweise die Ventilatoren von Rittinger, Letoret, Pelzer und Guibal, mit welchen man jedes beliebige Luftquantum anzusaugen im Stande ist. Es sind Ventilatoren mit Flügelrädern bis zu 12 m Höhe und 2—3 m Weite in Ausführung gebracht worden.

Zur Regulierung des Wetterzugs in den Grubenräumen, beziehentlich zur Absperrung, werden je nach Bedürfnis Wetterthüren eingehangen, die so eingerichtet sind, daß sie von selbst wieder zufallen, was in Strecken, wo Förderung geht, unbedingt notwendig ist. Ferner wird zur Cirkulation der Wetter entweder die Wassersaige, welche zu diesem Behufe luftdicht zuzudielen ist, als Wetterführungskanal benutzt, oder es werden, wo eine solche nicht vorhanden ist, an der Förste der Strecke hölzerne Lutten oder Zinkblechrohre hingeführt.

Beleuchtung der Grubenräume. Die von den Bergleuten geführten Beleuchtungsmittel sind nach den Lokalitäten sehr verschieden. Man hat Kienspäne, Fackeln, gewöhnliche Lichter, offen oder geschlossen in Laternen (Blenden) und für Talg und Öl Lampen von mannigfacher Einrichtung. Nur die Füllörter und teilweise die Förderstrecken werden stationär beleuchtet, während sonst jeder Bergmann seinen Leuchtapparat mit sich führt. Am wichtigsten ist die Beleuchtung derjenigen Gruben, bei welchen man mit schlagenden Wettern zu kämpfen hat. Den hier gebrauchten Leuchtapparaten liegt die Idee der Sicherheitslampe von Davy zu Grunde. (S. Tafel I, Fig. 27.) Dieselbe besteht aus einer runden Lampe, auf welcher ein kegelförmiges oder cylindrisches Drahtgeflecht aufgesetzt ist, innerhalb dessen die Flamme brennt, ohne daß hierbei die Entzündung auf die das Netz umgebende, mit schlagenden Wettern erfüllte Luft ausgedehnt wird. Das feine Metallgewebe verteilt nämlich die Hitze der Flamme so rasch infolge der großen Abkühlungsfläche, daß das Kohlenwasserstoffgas, welches zu seiner Entzündung eines großen Hitzegrades bedarf, nicht so weit erwärmt wird, daß es brennt. Obwohl die Sicherheitslampe, welche ebenfalls verschiedene Konstruktionen hat, ein sehr schätzbares Palliativ ist, gewährt sie doch nicht völlige Gefahrlosigkeit. Man hat daher stets im Auge zu behalten, daß durch hinreichend frische Wetter die Ansammlung schlagender Wetter verhindert wird.

Als Wasserhaltung bezeichnet der Bergmann alle Mittel und Wege, die den Grubenbauen kontinuierlich zufließenden Wasser, Grundwasser genannt, zu beseitigen und die Grubenbaue frei von Wassern zu halten. Die Grundwasser haben alle ihren Ursprung von den auf der Tagesoberfläche stattgehabten atmosphärischen Niederschlägen und den daselbst vorhandenen Wasserläufen, die sich auf Klüften oder Spalten, alten Bauen u. s. w. nach der Teufe verfällen. Es ist erforderlich, zur Herabminderung der Grubenwasser Vorrichtungen zu treffen, dieselben, wenn möglich, ganz abzuhalten oder doch wenigstens nur bis auf eine bestimmte Sohle, die Stollensohle, wo der Abfluß frei und ohne Beihilfe von Maschinen geschieht, verfällen zu lassen. Man treibt daher in geeigneten Horizonten Stollen, verflügelt oder verumbrucht dieselben bei durchlässiger Sohle, bringt Verfluterungen, Vertäfelungen u. s. w. an oder verspundet die Wasserzugänge mittels hölzerner oder steinerner Verspünden. Die künstliche Wasserhebung hat dem B. von jeher Schwierigkeiten bereitet und von den hierzu vorhandenen Mitteln ist in der Regel die Tiefe abhängig gewesen, bis zu welcher man überhaupt vordringen konnte. Die Griechen und Römer kannten für diesen Zweck nur das Ausschöpfen in hölzernen oder ledernen Gefäßen und die mit Treträdern bewegte Archimedesschraube, während man

später, als der Gebrauch des Haspels und Seiles aufgekommen war, die Schöpfgefäße, Bulgen oder Bilgen, nicht mehr bis zu Tage zu tragen hatte, sondern am Seile aufzog. Es entstanden die Bulgen- und Heinzenkünste, welche entweder durch Tret- oder Wasserräder in Umtrieb gesetzt wurden. Erst im spätern Mittelalter, etwa um Mitte des 15. Jahrh., kam die Pumpe, die eigentliche Wasserhebungsvorrichtung für den B. in Gebrauch. Sie ist die einfachste und in der Wirkung die beste Maschine und für jede Wasserhebungsteufe anwendbar. Man unterscheidet einfach- und doppeltwirkende Pumpen. Bei der erstern erfolgt der Ausguß des angehobenen Wassers nur bei Zurücklegung des einseitigen Kolbenwegs, also stoßweise, bei letztern dagegen kontinuierlich. Die wesentlichen Bestandteile der Pumpen sind das Kolbenrohr mit dem Kolben, die Saugröhren, die Steigröhren und die Ventile. Je nach der Einmündung der Steigröhren über oder unter dem Kolben unterscheidet man Hub- oder Druckpumpen. Ist gar keine Steigröhre vorhanden, so hat man den gewöhnlichen Saugsatz, welcher sich vom Drucksatz dadurch unterscheidet, daß ersterer einen hohlen mit Klappe versehenen Kolben, letzterer einen völlig geschlossenen massiven Kolben hat, ersterer während des Ansaugens des Wassers zugleich ausgießt, letzterer dagegen abwechselnd ansaugt und ausgießt.

Die Einrichtung eines Saugsatzes, sowie eines doppelt wirkenden Drucksatzes, desgleichen die Einrichtung eines Saug- und Druckventilgehäuses eines einfach wirkenden Drucksatzes ist auf Tafel III, Fig. 3, 4, 5, zu ersehen. Während der Saugsatz aus dem Satzoberstück und dem Satzunterstück mit Saugröhre besteht, zwischen welchen die Kolbenröhre, in der der Kolben spielt, luftdicht eingesetzt ist, setzt sich der Drucksatz aus der Nonne mit Stopfbüchse, dem Pumpenkolben oder Mönch, den beiden Ventilgehäusen nebst Ventilen, dem Saugrohre und den Steigröhren, deren Länge man oft sehr bedeutend macht, zusammen. Die Übertragung der Bewegung der Pumpen, welche eine geradlinig auf- und niedergehende ist, erfolgt vom Motor aus durch die Schacht- oder Kunstgestänge. Man bezeichnet die Umtriebsmaschine in Verbindung mit den Pumpen und dem Schachtgestänge als Kunst oder Kunstgezeug. Je nach der Anwendung der Betriebskraft hat man Roßkünste, Radkunstgezeuge, Wassersäulenkunstgezeuge und Dampfkunstgezeuge. Letztere werden jetzt am meisten gebraucht, während Roßkünste oder die Anwendung der Windmühlen zum Heben von Grubenwasser nur ganz untergeordnet noch vorkommen.

Von den Kunstgezeugen findet sich ein Radkunstgezeug auf Tafel II, Fig. 9, eine Cornische Wasserhaltungsdampfmaschine als Dampfkunstgezeug (Fig. 8) und auf Tafel III, Fig. 1 u. 2 eine Wassersäulenkunst abgebildet, welche letztere sich vorzugsweise zur Bewegung von Pumpen eignen, weil die Bewegung des Wassers in der Maschine genau der Bewegung des Wassers in den Pumpen entspricht. Sie sind daher auch alle direkt wirkend eingerichtet, d. h. die Pumpen sind unmittelbar an das Schachtgestänge ohne irgend ein Zwischenvorgelege angeschlossen. Angewendet werden Wassersäulenkünste mit Vorteil überall da, wo man bedeutende Druckgefälle zur Disposition hat in Verbindung mit ausreichenden und konstanten Aufschlagwassermassen, wie z. B. am Harz, im Salzburgischen, im Mansfeldischen, in Freiberg und zu Schneeberg in Sachsen, wo man die von der Maschine verbrauchten Aufschlagwasser, welche einer ausgedehnten Teichwirtschaft entnommen sind, auf tief gelegenen Stollen zugleich mit den von den Pumpen ausgehobenen Wassern zum Abfluß bringt. Die Wassersäulenmaschinen, in der Mitte des 18. Jahrh. von dem braunschweig. Artilleriemajor Winterschmidt und dem Oberkunstmeister Höll zu Schemnitz gleichzeitig erfunden, sind seitdem wesentlich verbessert und vervollkommnet worden. Ihre wesentliche Einrichtung besteht darin, daß auf einem in einem Cylinder befindlichen Kolben der Druck einer Wassersäule, welche in den Wassereinfallröhren aufgesammelt ist, wirksam gemacht ist und den Kolben samt der daran hängenden Gestäng- und Pumpenlast emporhebt. Zwischen dem Treibecylinder und dem Einfallrohre befindet sich, um dem Kolben bei einem bestimmten Hube die rückläufige Bewegung zu erteilen, der Hauptsteuercylinder mit dem Umsteuerkolbenapparate, sowie dem zugehörigen Hilfssteuerapparate, welcher durch das in Bewegung gesetzte Kunstgestänge bei Vollendung des Hubes in Bewegung gesetzt wird. Zur Regulierung beziehentlich Arretierung der Bewegung sind ferner sowohl im Einfall- als Austragrohre (d. h. dem Rohr, durch welches das verbrauchte Betriebswasser zum Abfluß gelangt), Hähne oder Drosselklappen angebracht, ebenso wie aus gleichem Grunde zwischen dem Haupt- und dem Hilfssteuercylinder Hähne eingeschalten sind. Von größerer Wichtigkeit für die unterirdische Wasserhaltung, zumal beim Kohlenbergbau, sind die Dampfmaschinen, die man, da man bei ihnen nicht wie bei den Wassermotoren an bestimmte Verhältnisse gebunden ist, in jeder beliebigen Kraftäußerung ausführen kann. Diese Dampfkünste können ebenso direkt als indirekt wirkend sein. Bei den indirekt wirkenden Dampfmaschinen wird die Kraft auf die Pumpe entweder durch einen auf- und niedergehenden Balancier, oder durch einen rotierenden Krummzapfen, beziehungsweise durch einen Zahnradmechanismus übertragen. Bei den direkt wirkenden Maschinen, welche in der Regel einfach wirkend sind, geht dagegen der Hub des Dampfkolbens unmittelbar auf die Pumpe über, wobei der unter den Kolben tretende Dampf das Pumpengestänge hebt, während das Gestänggewicht den Niedergang des Kolbens nebst Pumpengestänge hervorruft, zu dessen Ausgleichung sowie zur Erzielung eines regelmäßigen, gleichförmigen Ganges ein Gegengewicht erforderlich ist. Sehr verbreitet sind, außer den verschiedenen Dampfmaschinensystemen, die Cornischen Wasserhaltungsdampfmaschinen, welche teils direkt, teils indirekt wirkend ausgeführt werden. In neuerer Zeit hat man auch Dampfmaschinen, denen der Dampf von Tage aus zugeführt wird, in der Grube selbst zur Aufstellung gebracht. Ebenso hat man mit Erfolg für Wasserhaltungszwecke Pulsometerpumpen eingebaut.

Geschichte des Bergbaues. Obschon die Anfänge des B. bis in das graue Altertum zurückreichen und sich von ihm bei den meisten asiat. Völkern Spuren finden, so sind doch die geschichtlichen Überlieferungen über den B. sehr kärglicher Natur. Die Assyrer besaßen schon 2000 v. Chr. Kupferbergwerke in Armenien, an dem obern Laufe des Tigris, die Indier waren von jeher berühmt

wegen ihres Reichtums an Gold, Silber und kostbaren Edelsteinen, die Ägypter betrieben schon 3000 v. Chr. bedeutenden B. in Thebais, Oberägypten. Eine hohe Blüte erreichte der ägyptische B. besonders unter den Ptolemäern. Die Kunst, das Kupfer zu schmieden, soll, nach Diodorus, von Osiris in Thebais erfunden sein. Auch die Israeliten waren sehr früh mit Metallen vertraut. Schon Abraham besaß Gold und Silber, und Blei wird in den Büchern Moses und Hiob wiederholt erwähnt. Die Phönizier besaßen sehr früh schon die Kunst, Metalle zu schmelzen. Durch sie kam der B. zuerst nach Griechenland, indem der Phönizier Kadmus, nach Strabo und Plinius, die ersten Gold- und Kupferbergwerke am Berge Pangäus in Thrazien eröffnete. Durch die Phönizier wurde ferner der Reichtum des südl. Spanien an edeln Metallen, wenn nicht früher, so doch bereits um 1100 v. Chr. durch Kolonisierung der Landschaft Tartessis erkannt und ausgebeutet. Zu dem bedeutendsten und vielleicht auch dem ältesten B. der Griechen gehört derjenige von Attika, besonders in dem an der Küste sich hinstreckenden Lauriongebirge (s. d.), der auch in neuester Zeit wieder eine Rolle spielt, wo Silber, Blei, Galmei und auch Kupfer gewonnen wurde und dessen Ertrag unter Themistokles ein so ergiebiger war, daß von dem Silber eine Kriegsflotte von 200 Schiffen ausgerüstet werden konnte; auch beruhte auf den Silberbergwerken des Laurion-gebirgs der Glanz und die Machtentfaltung Athens. Durch den Peloponnesischen Krieg wurde ihr Betrieb unterbrochen und sie haben seit dieser Zeit nie wieder ihre frühere Bedeutung erlangt. Zur Zeit des Demosthenes war die Zahl der attischen Bergleute so gestiegen, daß er sie in eine besondere Kaste, neben die Ackerbauer und Kaufleute, stellte.

Die alten Römer besaßen ursprünglich gar keine Bergwerke und erst kurz vor den Punischen Kriegen fingen sie an, Silbermünzen, statt der bis dahin üblichen Kupfermünzen zu gebrauchen. Die Eroberung von Mittelitalien, wo die Etrusker B. trieben, und die von Unteritalien brachte sie in Bergwerksbesitz und nach Besiegung der Karthager fielen ihnen die wichtigsten Bergwerke Siciliens, Sardiniens und Spaniens in die Hände. Durch ihre folgenden Eroberungen in den östl. Ländern erhielten sie die Gruben in Kleinasien, Griechenland und die ergiebigen Bergwerke in Macedonien, während ihnen die Bergwerke in Asien und Ägypten durch die Feldzüge des Pompejus und Augustus, die in Gallien, Britannien und dem nördl. Spanien durch die Siege des Cäsar und Augustus zufielen. Da die Bergwerke durch Eroberung erlangt waren, so wurden sie Eigentum der röm. Republik und als solches von dem Censor, welchem das Amt der Finanzverpachtung oblag, verpachtet. Auf diese Weise entstand zuerst das noch heute fast überall gültige Eigentumsrecht des Staates auf nutzbare Mineralien und Metalle, das Bergregal. Als Arbeiter in den Minen wurden teils Sklaven, teils die unterjochten Volksstämme verwendet. Nach Strabo sollen in der Nähe von Neu-Karthago in Spanien allein 40000 Mann beschäftigt worden sein. Der unter den Kaisern sehr blühende B. wurde bald durch die Unruhen an den Grenzen und die wiederholten Einfälle der Barbaren schwer geschädigt. Namentlich litten die Provinzen Dacien, Illyrien, Dalmatien und Thrazien darunter. Mit der Zertrümmerung des Römischen Reichs scheint der römische B. überall zum Erliegen gekommen zu sein, wenigstens überall da, wo die in der Völkerwanderung sich vorwärts drängenden Stämme hinkamen. Daher mußte mit der Gründung des Frankenreichs der B. fast überall erst wieder neu aufgenommen werden, wo er sich nicht noch kümmerlich erhalten hatte.

In den Ländern des Rheingebietes hatten die Römer Bergwerke im Schwarzwalde, z. B. auf Blei und Silber zu Wiesloch bei Heidelberg, dann auf Kupfer im Spessart. Auf Silber und Eisen bauten nach Tacitus die Soldaten des Curtius Rufus bei Mattium, dem heutigen Marburg, im Lande der Chatten. Ferner waren alte Römerbetriebe auf Blei und Silber im Lahnthale bei Holzappel und Ems. An der mittlern und obern Sieg scheinen die Römer auch die Eisengewinnung betrieben zu haben, wie sie auch in Steiermark, dem Noricum der Römer, wenigstens schon 300 v. Chr. vorzügliches Eisen gewannen und aus ihm die norischen Schwerter, deren Güte Horaz besungen hat, verfertigt haben. Sucht man in dem mittlern Europa einen histor. Anschluß der zweiten Entwickelung des B. an die Römerzeit, so kann man ihn nur bei den seßhaft gebliebenen Volksstämmen der Alamannen, Ostfranken und Thüringer, also in den Thälern des Rheins und des Mains an dem Thüringerwalde, dem Frankenwalde, Fichtelgebirge und Böhmerwalde finden. Der deutsche B. tritt nach der Völkerwanderung überall als Kolonisator und Städtegründer auf, indem er von den Ländern des mittlern und obern Main ausgehend, seine Ausdehnung bis weit nach Norden, Osten und Südosten erlangte. In Erkenntnis der Wichtigkeit desselben zur Hebung des nationalen Reichtums wurde der B. von den Fürsten überall begünstigt und mit besondern Freiheiten beliehen, sodaß der B. außerordentlich schnell allerorts Wurzel trieb. Daß oft große Ereignisse, Krieg, Pest und Hungersnot den B. beeinträchtigten und zeitweise zum Erliegen brachten, weist die Geschichte in vielen Fällen nach, ebenso wie große Erfindungen, wie namentlich die Erfindung und Anwendung des Sprengpulvers um 1330, sowie die Anwendung der Dampfmaschinen u. s. w., im Betriebe des B. gewaltige Umwälzungen hervorzubringen im Stande waren.

Zu den bedeutendsten Bergbaubetrieben, welche sich in der Folge in Deutschland entwickelten, gehört der B. am Unterharze unter Otto I. am Rammelsberge bei Goslar, durch fränk. Bergleute eröffnet, und am Oberharze bei Zellerfeld, Clausthal, um das J. 1000, sowie südlich an den Harz angrenzend der Kupferschieferbergbau der Grafschaft Mansfeld, welcher im 15. Jahrh. bereits jährlich 20000 Ctr. Kupfer produzierte. Im J. 1171 wurden die Erzgänge bei Freiberg und 300 Jahre später die von Schneeberg in Sachsen entdeckt und an beiden Orten entwickelte sich der B. wegen großer Ergiebigkeit rasch zu bedeutsamer Ausdehnung. Im J. 1477 wurde beispielsweise in der schneeberger Grube St. Georg eine Silberstufe gefunden, aus welcher allein 400 Ctr. Silber geschmolzen worden sind, und die Ausbeute der schneeberger Gruben soll in den J. 1471—1500 über 3200 Ctr. Silber betragen haben. Die Silberbergwerke von Reichenstein und Silberberg, die Goldwäschereien von Goldberg, der Kupfersteinbergbau von Rudolstadt wurden schon im 12. Jahrh. als längst bestehende Fundgruben edler Metalle geschildert. Mitte des 8. Jahrh.

beginnt der B. in Schemnitz durch die Mähren und in diese Zeit fällt auch die Entdeckung der reichen und mächtigen Erzgänge vor Przibram in Böhmen.

Den größten Aufschwung erlangte der böhmische B. im 13. Jahrh. unter Wenzel II.; zu jener Zeit blühten die Silbergruben von Kuttenberg und Joachimsthal. Allein nicht bloß Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn und Eisen, sondern auch Steinsalz und Steinkohlen wurden Gegenstände bergmännischer Nachforschungen und Gewinnung, und berühmte Salzbergwerke im Salzburgischen befanden sich schon zu Anfang des 10. Jahrh. im Betriebe.

Der Steinkohlen Englands wird bereits im J. 853 Erwähnung gethan und die Entdeckung der zwickauer Kohlenlager fällt in das 10. Jahrh. Im 12. Jahrh. findet man ferner die Kohlengruben bei Lüttich und im 13. Jahrh. die Kohlengruben von Newcastle, in Wallis und in Schottland, sowie bei Charleroi im Gange. Der Steinkohlenbergbau zu Waldenburg in Schlesien ist etwa so alt wie der in Sachsen, während der Kohlenreichtum im Rheinlande und Westfalen zwar schon früh bekannt war, wegen Billigkeit der Holzkohlen aber ohne Beachtung blieb. Schon Agricola, der Verfasser des Werkes «De rebus metallicis» (1546), gedenkt des brennenden Bergs bei Dudweiler im Saarbrückenschen, während ein eigentlicher Betrieb auf Steinkohlen erst gegen Ende des 17. Jahrh. begonnen zu haben scheint. Erst im Laufe des 19. Jahrh., nach der Erfindung der Dampfmaschinen und der Verschmelzung der Erze mit Hilfe von Steinkohlen und Coks, sind die mächtigen Kohlenlager in Abbau genommen worden, welche gegenwärtig nebst dem Bergbaubetriebe auf Eisenerze der gesamten Industrie eine so bedeutende Ausdehnung gewähren und den Nationalreichtum begründen. In Europa hat man vom 37.° bis 56.° nördl. Br., in Amerika vom 32.° bis 50.° nördl. Br. Kohlenlager aufgeschlossen, ebenso in Australien, Neuseeland, auf Borneo, in China und Japan. Auf dem europ. Kontinent ist Großbritannien am reichsten mit Kohlen gesegnet. Ihm folgen an Wichtigkeit das belg.-franz. Kohlenbecken, das südfranzösische, in Deutschland das rhein., westfäl., die sächs., böhm. und schles. Kohlengebiete.

Auch der Steinsalzbergbau hat erst seit Mitte des 19. Jahrh. an Bedeutung zugenommen, und obschon unermeßliche Steinsalzlager zum Aufschluß gebracht worden, sind bei der Wichtigkeit desselben in der norddeutschen Ebene vielfach Bohrversuche im Gange, die auf Entdeckungen neuer Steinsalzregionen abzielen. Die großartigen Stein- und Kalisalzwerke zu Staßfurt und Erfurt sind erst im J. 1857 in bergmännischen Betrieb gekommen, nachdem durch Bohrversuche eine Mächtigkeit des Salzstocks von über 330 m nachgewiesen war. Zu den ältesten Steinsalzbergbauen gehören die Fundorte von Wieliczka bei Krakau, Hallein, Hallstadt, Bex, Cordonna u. s. w.

Die Produktion des Bergbaues. Zu den wichtigsten Quellen des Nationalwohlstandes der Staaten gehören unstreitig die Produkte des Mineralreichs, namentlich jene, welche, wie Eisen, fossile Kohlen und Salz, den entschiedensten Einfluß auf die gewerbliche Industrie und die Landwirtschaft ausüben und zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Menschen zu rechnen sind. Es bildet demgemäß der B., im Vereine mit dem Hütten- und Salinenwesen, in vielen Ländern einen Hauptzweig der Erwerbsthätigkeit der Bevölkerung.

Bezüglich der Gewinnung der Edelmetalle produziert das gesamte Europa durchschnittlich jährlich etwa 6900 kg Gold und 300000 kg Silber; das Gold wird in größern Mengen nur in Rußland und Ungarn, das Silber zunächst in Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Spanien und Großbritannien gewonnen. Außerdem sind es Amerika und Australien, welche diese Edelmetalle in bedeutender Menge produzieren. Die wichtigsten Goldwäschen Australiens liegen in der Kolonie Victoria. Dort allein belief sich die Goldproduktion im J. 1856 auf 2988291 Unzen, im J. 1872 auf 1331877 Unzen und im J. 1879 auf 758947 Unzen. Die Produktion des Platins, welches nur in Rußland und zwar hier in platin- und goldhaltigem Sande des Urals vorgefunden wird, beträgt etwa 1100 kg jährlich. B. auf Quecksilbererze findet in größerm Umfange in Spanien zu Almaden, in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zu Idria und einigen andern Orten statt, und die jährliche Ausbeute beträgt durchschnittlich etwa 45000 Zollcentner. Was ferner das Kupfer und Blei anlangt, so produziert ganz Europa etwa 600000 Zollcentner Rohkupfer und 540000 Ctr. Blei. Während Deutschland gegenwärtig unter allen europ. Staaten das größte Quantum von Kupfer liefert, überragt Spanien in der Bleierzeugung alle andern Staaten. Spanien allein produziert etwa 2000000 Ctr. Blei. In Bezug auf die Gewinnung von Zinnerz und metallischem Zinn ist in Europa Großbritannien maßgebend. Dieser Staat baut in den schon deswegen im Altertum berühmten engl. Grafschaften Cornwall und Devon auf dieses Erz. Die durchschnittliche Produktion beträgt daselbst etwa 200000 Ctr. Zinn.

Die Verhüttung der Eisenerze ergibt zur Zeit in sämtlichen europ. Staaten eine Jahresproduktion von etwa 260 Mill. Ctr. Roheisen. An dieser Produktion ist Großbritannien mit etwa 140 Mill. Ctr., das Deutsche Reich mit 52 Mill. Ctr. beteiligt. Das Deutsche Reich nimmt unter den eisenproduzierenden Staaten Europas die zweite Stelle ein. Seit Mitte des 19. Jahrh. hat die Eisengewinnung daselbst, sowohl hinsichtlich der Vermehrung der Produktionsmassen (im J. 1848 belief sich die Roheisenproduktion in Deutschland auf 5 Mill. Ctr.), als auch in Betreff der Qualität des Erzeugnisses ganz außerordentliche Fortschritte gemacht.

Mit großen Zahlen figuriert in der Bergstatistik besonders der Kohlenbergbau, indem die gesamte Jahresproduktion der europ. Staaten an fossilen Kohlen mit fast 4400 Mill. Zollcentner zu verzeichnen ist. Das Britische Reich partizipiert mit 2580600000 Zollcentner, das Deutsche Reich mit 960 Mill. Zollcentner, Frankreich und Belgien mit 660 Mill. und Österreich-Ungarn mit 238080000 Ctr. an dieser gewaltigen Produktion. Große Lagerstätten von Stein- und Braunkohlen sind in Rußland und Spanien zwar aufgeschlossen und nachgewiesen, aber zur Zeit nur in geringem Maße ausgebeutet und der Beachtung für wert gefunden. Noch sei schließlich der Produktion an Salz gedacht. Das Salz wird teils bergmännisch gewonnen, indem man das Produkt in Blöcken aus der Erde gräbt, als Steinsalz, teils aus natürlicher oder künstlicher Sole, durch Versiedung als Sudsalz, teils durch Verdunstung von salzhaltigem Wasser in salzigen Seen, Morästen oder im Moore (Seesalz) dargestellt.

Von den europ. Staaten erzeugen kein Salz: Finland, Schweden, Dänemark, Luxemburg, Belgien, Serbien, Montenegro, während beträchtliche Mengen von Salz für die Ausfuhr Großbritannien, die Pyrenäische Halbinsel, Frankreich, Italien, Rumänien und Österreich-Ungarn liefern. Die Jahresproduktion von Stein-, Sud- und Seesalz beträgt in ganz Europa gegenwärtig 95—100 Mill. Zollcentner. Auch hier übertrifft wieder das brit. Reich alle andern Staaten in der Welt durch die Größe der Salzerzeugung. Es besitzt sehr mächtige Steinsalzlager und großartige Siedereien in der Grafschaft Chester. Während Großbritannien etwa 30 Mill. Ctr. ausbringt, produziert Deutschland, welches in der Salzgewinnung in der neuesten Zeit einen sehr großen Aufschwung genommen hat, etwa 6 Mill. Ctr. Steinsalz. Außer den Steinsalzlagern von Erfurt, Staßfurt und Leopoldshall sind die von Sperenberg (im Regierungsbezirk Potsdam), bei Aschersleben, Seegeberg und bei Stetten und Inowraclaw in bedeutender Mächtigkeit erbohrt worden. Infolge der zwischen den deutschen Staaten am 8. Mai 1867 abgeschlossenen Übereinkunft und des Reichsgesetzes vom 12. Okt. 1867 ist das Salzmonopol, soweit solches damals bestand, im deutschen Zollgebiete aufgehoben und das zum inländischen Verbrauche bestimmte Salz einer Abgabe unterworfen worden.

Einen Überblick über das Ergebnis der montanistischen Erhebungen im Deutschen Reiche während der J. 1880 und 1881 gewährt folgende Tabelle:

	Gesamtproduktion				Durchschnittspreis 1 Tonne (zu 1000 kg)	
	Menge in Mill. kg		Wert in Mill. *M*		in Mark.	
	1881	1880	1881	1880	1881	1880
Steinkohlen	48 698	46 972	252,5	245,7	5,18	5,23
Braunkohlen	12 843	12 136	37,9	36,7	2,95	3,02
Steinsalz	312	272	2,0	1,8	6,29	6,63
Solsalz	429	421	11,8	11,4	27,56	27,13
Eisenerze	7 554	7 218	35,8	34,4	4,74	4,77
Zinkerze	660	633	9,6	11,9	14,55	18,85
Bleierze	165	160	19,2	19,1	116,54	119,72
Kupfererze	524	481	14,3	12,0	27,36	24,95
Silber- und Golderze	27	21	3,8	3,8	140,20	185,23
Roheisen	2 784	2 614	156,1	156,1	56,09	59,71
Zink	105	99	31,5	33,7	300,07	340,14
Blei	76	75	21,0	22,2	276,94	295,13
Kupfer	15	14	19,3	18,1	1318,09	1334,23
	kg	kg			f. 1 kg	f. 1 kg
Silber	173 340	174 769	26,5	26,9	152,65	153,99
	kg	kg			f. 1 kg	f. 1 kg
Gold	228,10	202,90	0,638	0,567	2795,97	2795,54

Aus der reichen Litteratur über den B. sind hervorzuheben: «Archiv für B. und Hüttenwesen» (herausg. von Karsten, 20 Bde., Berl. 1818—31; fortgesetzt als «Archiv für Mineralogie, Geognosie, B. und Hüttenkunde», 26 Bde., Berl. 1829—55); «Studien des Göttinger Vereins bergmännischer Freunde» (herausg. von Hausmann, 4 Bde., Gött. 1824—41); «Kalender für den sächs. Berg- und Hüttenmann» (herausg. von der Bergakademie zu Freiberg, Freiberg 1827—29; fortgesetzt als «Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann», Freiberg 1830—72; neue Folge: «Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen», auf Anordnung des Finanzministeriums herausg. von Gottschalk, Freiberg 1873 fg.); «Berg- und hüttenmännisches Jahrbuch der Bergakademie zu Přibram und Leoben» (Bd. 1—23, Wien 1851—75); «Der Bergwerksfreund» (23 Bde., Eisl. 1837—60); Hartmann, «Repertorium der Bergbau- und Hüttenkunde» (2 Bde., Weim. 1839—40); derselbe, «Handbuch der Bergbau- und Hüttenkunde» (Weim. 1857); Ponson, «Traité de l'exploitation des mines» (Lüttich 1854; deutsch von Hartmann, Lpz. 1856); Cotta, «Die Lehre von den Erzlagerstätten» (2 Bde., Freiberg 1859—61); Gätzschmann, «Vollständige Anleitung zur Bergbaukunst» (2. Aufl., Lpz. 1866); von Rittinger, «Lehrbuch der Aufbereitungskunde» (nebst Atlas, Berl. 1867); Lottner, «Leitfaden der Bergbaukunde» (2. Aufl., herausg. von Serlo, 2 Bde., Berl. 1873); Veith, «Deutsches Bergwörterbuch» (2 Bde., Bresl. 1870); Dannenberg und Frantz, «Bergmännisches Wörterbuch» (Lpz. 1882); Haupt, «Bausteine für die Philosophie der Geschichte des B.» (Lpz. 1867). Die wichtigsten Zeitschriften sind: «Berg- und Hüttenmännische Zeitung» (Lpz. 1842 fg.), «Zeitschrift für das Berg- und Hüttenwesen im preuß. Staate» (Berl. 1853 fg.), «Österr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen» (Wien 1853 fg.), «Erfahrungen im berg- und hüttenmännischen Maschinenbau- und Aufbereitungswesen» (Wien 1855 fg.), «Der Berggeist» (Köln 1856 fg.), «Kärntner Zeitschrift» (Klagenfurt 1869 fg.), «Der Bergmann» (Prag 1873 fg.), «Annales des mines» (Par.), «Annales des travaux publics» (Brüssel), «Mining Journal» (Lond.).

Bergbaufreiheit oder Bergfreiheit, s. Bergrecht.

Bergbauwissenschaft, s. Bergwerkswissenschaft.

Bergbeamte, die für Leitung des Bergbaubetriebes und Beaufsichtigung der Bergleute angestellten Beamten; dieselben führen das Dienstprädikat Betriebs- oder Bergwerksdirektoren, sobald denselben die Oberleitung zusteht, oder auch den Titel Betriebsschichtmeister oder Bergverwalter, während für die Rechnungsführung besondere Beamte als Rechnungsschichtmeister angestellt sind. Zur Leitung des Maschinenbauwesens, zur Bearbeitung der Bergwerksmaschinenanlagen sind ebenfalls besondere Beamte erforderlich, welche das Dienstprädikat Kunstmeister, Oberkunstmeister oder Maschinenmeister führen.

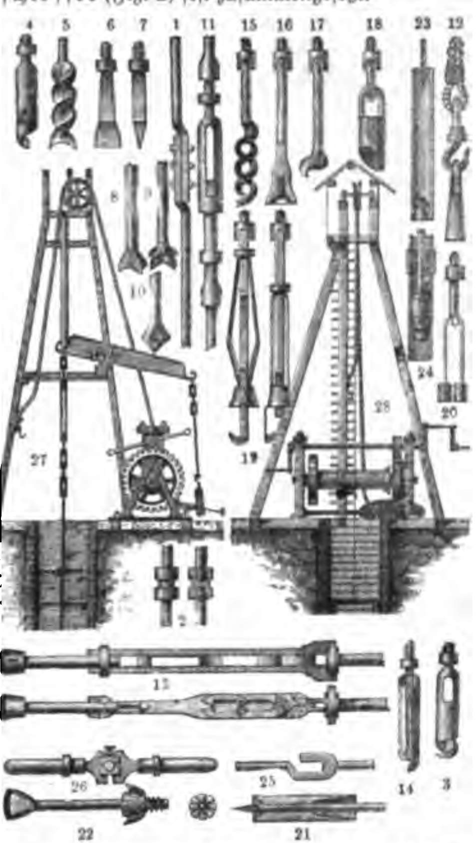
Bergbehörden sind Behörden, welche die unmittelbare Überwachung und Aufsichtsführung über den Bergbau, sowie die Ausführung aller hierfür halb nötigen Verwaltungsgeschäfte auf Grund der Bergwerksverfassung und des zu Lande bestehenden Berggesetzes zu besorgen haben. In den meisten der Bergbau treibenden Staaten sind von der Staatsregierung B. mit kollegialischer Verfassung, denen zum Behuf dieser Geschäftsverwaltung je ein gewisser geographisch abgegrenzter Distrikt (die Bergamtsreviere) sowie ein bestimmter Sitz dauerhaft zugewiesen ist, installiert; dieselben führen die Bezeichnung Bergämter und Oberbergämter. Die Zusammensetzung dieser Behörden ist nun in den verschiedenen Staaten verschiedenartig. Im allgemeinen aber hat jede einen Direktor und zwei bis drei Räte, Assessoren und Referendare: Bergräte, Oberbergräte, Bergamts- und Oberbergamtsassessoren und Referendare. Die Direktoren heißen Bergmeister, Berghauptleute und Oberberghauptleute. Den Bergämtern sind zum Teil mit Sitz und Stimme Hilfsbeamte beigesellt, welche mit der speziellen Aufsichtsführung über den Grubenbetrieb und mit der Ausführung der bergpolizeilichen

Vorschriften betraut sind; dies sind die Obereinfahrer, die Berginspektoren oder die Berggeschworenen, während den Bergamtsmarkscheidern die Ausführung aller zur Betriebsaufsicht über den Bergbau gehörigen rißlichen Arbeiten und markscheiderischen Aufnahmen, Abgabe bezüglicher Gutachten, sowie die Sorge für Aufbewahrung und Instandhaltung des bergamtlichen Rißarchivs zunächst obliegt.

Mit dem Charakter einer besondern Behörde sind ferner die Zehntenämter bekleidet, welche außer der Einkassierung und Verrechnung der landesherrlichen Bergwerksabgaben und sonstigen Gefälle auch die fiskalischen und Revierbergwerkskassen oder auch die bei ihnen deponierten Kassenvorräte der Privatgruben zu verwahren und zu verwalten haben. Sie werden von einem Rechnungs- und Kassenführer und einem Kontrolleur nebst dem nötigen Expeditionspersonal gebildet. Die Oberaufsicht führen die Bergämter.

Bergblau. Das natürliche B., welches gegenwärtig im Farbenhandel kaum oder nur zu sehr hohem Preise zu finden ist, ist fein gemahlener und geschlämmter Lasurstein. Das künstliche B., auch bekannt unter den Namen: Mineral-, Englisches-, Hamburger-, Kalk-, Kupfer-, Kasseler-, Neuwiederblau, ist ein basisch-kohlensaures Kupferoxyd mit oder ohne fremde Beimengungen, als Gips, Schwerspat u. a., wird erhalten, indem man eine kalte Lösung von Kupfervitriol mit Sodalösung bis zum Eintritt der gewünschten Färbung versetzt, den Niederschlag auswäscht und bei gewöhnlicher Temperatur trocknet.

Bergbohrer, Erdbohrer, ein Instrument von den verschiedensten Konstruktionen und Einrichtungen, mit welchem cylindrische Röhren, Bohrlöcher, in die Erdschichtungen hergestellt werden. Derselbe dient hauptsächlich zur Aufsuchung, Untersuchung und Nachweisung von Erzlagerstätten und namentlich der Kohlenflötze. Man bedient sich seiner, weil er bei einem kleinen Querschnitt ein tiefes Eindringen in der Erdschichtung mit verhältnismäßig geringem Zeit- und Kostenaufwande ermöglicht. Das Erdbohren selbst ist in seiner Anwendung schon sehr alt und zur Auffindung von Brunnen schon den alten Ägyptern und Syrern bekannt gewesen. Die älteste Andeutung fällt in das 12. Jahrh. und tritt von da an mehrfach in Rußland, Italien und Frankreich auf (Artesische Brunnen). Großartig sind die Tiefbohrungen der Neuzeit auf Steinkohlen, Steinsalz, Sol- und Petroleumquellen, welche in der beträchtlichen Tiefe von 1200 m zur Ausführung gebracht worden sind, wie in dem Salzlager zu Sperenberg bei Berlin. Die Bohrwerkzeuge werden teils durch Menschenkraft, teils durch Dampfkraft bewegt und haben je nach der in Anwendung kommenden Betriebskraft verschiedene Dimensionen und Einrichtungen. Zur Bewegung des Bohrgestänges, zum Aufholen und Einlassen werden in neuerer Zeit nur Dampfmaschinen angewendet; man stellt zu ihrer zweckmäßigen Verwendung deshalb über dem Bohrloche einen hohen Bohrturm mit Bohrgerüst auf. Der gesamte Bohrapparat, denn als solcher muß er infolge seiner großen Vielseitigkeit genannt werden, besteht zunächst in den eigentlichen Bohrern und deren Hilfsstücken, dann aber in verschiedenartigsten Hilfsvorrichtungen und Gerätstücken. Das Bohren geschieht auf zweierlei Methoden: Bohren mittels steifen Gestänges oder Gestängbohren, und Seilbohren, wobei der Bohrkopf an einem gewöhnlichen Seile aufgehangen ist (schon den Chinesen bekannt gewesen). Jeder Gestängbohrer besteht aus dem Bohrgestänge, dem Kopfstücke und dem Oberstücke; er wird je nach der Tiefe des Bohrlochs aus mehr oder weniger Gestängteilen, Schaftstücke genannt, zusammengesetzt. Das Gestänge besteht zumeist aus quadratischem Eisen oder schmiedeeisernen Röhren, seltener aus Holz, und wird in seinen Schaftstücken durch sog. Zungen (Fig. 1) oder Schraubenschlösser (Fig. 2) fest zusammengesetzt.



Das Bohren selbst erfolgt nun drehend oder stoßend, oder stoßend und drehend, je nach der Beschaffenheit des Gesteins. Fig. 3, 4 und 5 zeigen Bohrer zum Drehendbohren bei weichem, mildem Gestein, Fig. 6, 7, 8, 9, 10 Bohrköpfe zum Stoßendbohren bei festem Gestein, Fig. 11 bis mit 26 verschiedene Hilfsstücke, die sowohl beim Bohren zur Anwendung gelangen müssen, als auch in besondern Fällen, wie z. B. bei Gestängbrüchen, beim Abbrechen der Bohrköpfe u. dgl. mehr anzuwenden sind; Fig. 27 und 28 stellt das Bohrgerüst, den Bohrturm vor.

Zu dem Hilfsgezäh gehört das Setzkreuz (Fig. 26) oder die Bohrkrücke, ein zweiarmiger Hebel, welcher einige Meter unter der Erdoberfläche am Bohrgestänge fixiert ist und vom Bohrmeister beim Drehendbohren umgesetzt wird; ferner die Gleit- und Rutschschere (Fig. 11), eine Vorrichtung innerhalb des Gestänges zum Zwecke der Teilung der Gestänglast; dann verschiedenartige, am Gestänge

angebrachte, zur Geradführung desselben dienende Leitungsvorrichtungen, sodann **Freifallvorrichtungen**, wie sie von Kind, Fabian und Werner angegeben worden sind, welche den Vorteil eines raschen und sichern Bohrens für sich haben und darin bestehen, daß nicht das ganze Gestänge mit dem Bohrer aufschlägt, sondern letzterer als besonderes Abfallstück für sich allein, sodaß das Gestänge den direkten Stößen und so einer Beschädigung nicht ausgesetzt ist. Beim Kindschen Freifallbohrer (Fig. 13) sind es zwei Zangen, die sich beim Auf- und Niedergange schließen und öffnen und so den Bohrkopf fassen oder fallen lassen.

Zur Beseitigung des beim Bohren entstehenden Mehles oder Schmantes bedient man sich besonderer **Schmantlöffel** (Fig. 23), welcher von Zeit zu Zeit unter Beseitigung des Gestänges in das Bohrloch eingelassen wird und wo durch ein im Boden des Löffels befindliches Ventil der Schmant in die cylindrische Röhre des Löffels eingedrückt wird. Das Auslöffeln ist daher eine zeitraubende Arbeit, weshalb auch Konstruktionen ersonnen worden sind, das Mehl und den Schmant durch das Bohrgestänge selbst und zwar kontinuierlich zu beseitigen. Man hat daher hohle Gestänge in Anwendung gebracht oder wenigstens mit dem Bohrkopfe selbst Löffelvorrichtungen in Verbindung gesetzt, indem man Wasser in das Bohrloch einführt und entweder im Gestänge oder im Bohrloche den Schlamm in die Höhe steigen läßt.

Da ferner die Bohrgestänge öfters Brüche erleiden, so hat man eine Menge Vorrichtungen und Apparate nötig und zwar um das Bohrloch und die gethane Arbeit nicht verloren zu geben, die Bruchteile aus dem Bohrloche zu entfernen; hierher gehören: die **Fanginstrumente**, von denen es fast ebenso viele Modifikationen gibt, als Brüche vorkommen können. Ihr Zweck ist zu fassen; ihre Einrichtung richtet sich in Form und Art des Gebrauchs nach dem Stücke, welches zu beseitigen ist. Hierher gehören unter anderm der Geißfuß, der Winder (Fig. 15), die Düllschraube (Fig. 16), der Glückshaken (Fig. 17), die Trompete (Fig. 18), der Zangenfanghaken (Fig. 19), der Katzenfuß (Fig. 20), die Fallfangschere, Fangschaufel, Teufelskralle u. dgl. mehr. Übrigens hat man nicht nur Bohrlöcher, sondern auch ganze Schächte, also Löcher in großen Dimensionen abzubohren versucht und auch mit Glück durchgeführt, ferner in neuester Zeit in festem Gesteine das Bohren mit Diamanten (Major Beaumont) versucht, sowie mit Anwendung von hohem Drucke, das Brandtsche Bohrverfahren bei einem Drucke von 100 Atmosphären und darüber. In beiden Fällen hat man einen Kern gebohrt, der dann zeitweilig abgebrochen und beseitigt wird.

Bergbutter, veralteter mineralogischer Name für natürlich vorkommende eisenhaltige Alaune.

Bergdamara, afrik. Völkerschaft im nördlichen, gebirgigen Teil des Groß-Namaqualandes, deren anthropolog. Stellung noch unentschieden ist, doch neigt ihr Bau und die Körpergestalt mehr zum eigentlichen Negertypus als zu dem der Bantuvölker. Die B. nennen sich selbst **Haukhoin**, d. h. Einwanderer, und haben von den Namaqua-Hottentotten, denen sie unterworfen sind, Sprache, Religion und viele Gebräuche angenommen, zeigen aber mehr Neigung zum Ackerbau als diese.

Bergedorf bildet unter der Bezeichnung «Landherrenschaft Bergedorf» einen Teil des hamburg. Staates, bis 1867 Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörig, umfaßt auf 85,4 qkm 15000 E. und enthält außer der am Elbzuflusse Bille und der Berlin-Hamburger Eisenbahn 15 km südöstlich von Hamburg gelegenen gewerbfleißigen Stadt B. mit (1880) 4303 E. und einem Schloß (Sitz eines Amtsgerichts) noch die vier reichen Kirchspiele Kirchwerder, Neuengamm, Altengamm und Curslack, welche die sog. **Vierlande** bilden, und das ganz von lauenb. Gebiet umschlossene Pfarrdorf Geesthacht. Die Vierlande, vier von Deichen eingeschlossene Niederungslandschaften, von der Bille, der Elbe und ihren Armen umflutet, durch die vom Ende des Herbstes bis zum Anfang des Frühlings dauernde Überschwemmung mit fettem Dünger bedeckt, von unzähligen Entwässerungsgräben durchschnitten, sind berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit und üppigen Vegetation. Das Land ist bedeckt von unabsehbaren Weizenfeldern und Wiesen, weitläufigen Gemüse- und Blumengärten, Kirschen-, Pflaumen- und Aprikosenpflanzungen, Erd- und Himbeerfeldern. Besonders wird die Maiblume hier kultiviert und im Herbst in blühbaren Keimen bis nach Amerika versandt. Das Land hat treffliche Milchkühe und liefert reiches Geflügel und Schlachtvieh. Überall begegnet man dem freundlichen Bilde der Ordnung und des Fleißes, der Wohlhabenheit und des Überflusses. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft gehen nicht bloß nach Hamburg, sondern bis nach England. Die Bewohner, unter dem Namen der **Vierländer** bekannt, stammen wahrscheinlich von niederländ. Kolonisten aus dem 12. Jahrh. und zeichnen sich durch ihre Kleidertracht, wie durch eigentümliche Sitten und Gebräuche aus, sodaß sie als ein von den Umwohnern ganz verschiedener Volksstamm erscheinen. Jedes Kirchspiel besitzt seine eigene Tracht und Farbe, an die sich jeder Bewohner zu binden hat. Bei B. erfocht das Lützowsche Korps 3. Dez. 1813 einen Sieg über die Franzosen.

Bergeigentum, s. **Bergwerkseigentum**.

Bergéll (ital. Bregaglia), Thal im schweiz. Kanton Graubünden und in der Provinz Sondrio des Königreichs Italien, ist vom Malojapaß (1811 m) bis Chiavenna (s. d.) 25 km lang. Es wird von der wilden Maira oder Mera bewässert, welche 14 km unterhalb Chiavenna in den düstern Lago di Mezzola (s. **Comersee**) mündet. Die obersten Thalstufen mit ihren Weiden und Nadelwäldern zeigen alpinen Charakter, die untern, durch das Felsenriff Porta etwas oberhalb Promontogno scharf abgegrenzt, weisen mit ihren Reben, Kastanienwäldern und Maisfeldern auf ital. Klima hin. Im N. wird das Thal vom südwestl. Teile der Nordrhätischen Alpen (Piz Gallegione, 8145 m, Piz della Duana, 3133 m), im S. vom westl. Teile der Berninagruppe (Cima di Castello, 3402 m, Piz Badile, 3307 m) begrenzt. Beide Gebirge sind reich an Wild; selbst Steinadler, Geier und Bären sind nicht selten. Der obere schweiz. Teil des an Naturschönheiten reichen Thals zählt in den stattlichen, größtenteils aus Stein erbauten Dörfern Casaccia, Vicosoprano, Stampa, Bondo, Soglio und Castasegna (1880) 1682 meist prot. Einwohner ital. Zunge, die sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen, aber auch wie die Engadiner als Konditoren, Kaffeewirte u. s. w. auswandern. Die Bevölkerung ist im allgemeinen sehr wohlhabend. Der ital. Teil von Castasegna bis Chiavenna ist fruchtbarer, aber weniger gut

angebaut, die Dörfer sind ärmlich. Interessant ist in diesem Teile auf dem linken Ufer der Maira der von einem Kastanienwalde überwachsene Bergsturz des Monte-Conto, der 4. Sept. 1618 das reiche Städtchen Plurs mit 2000 E. begrub. Bei Chiavenna schließt sich die Poststraße des Maloja, welche das B. mit dem Oberengadin verbindet, an die Splügenstraße an. Vgl. Lechner, «Das Thal B.» (2. Aufl., Lpz. 1874).

Bergen, in Sicherheit bringen, gebraucht man in der Seemannssprache sowohl vom Einziehen der Segel und der Sicherung der Schiffe selbst als auch von den Gütern gescheiterter Schiffe, welche gerettet und für den Eigentümer und die Assekuranzgesellschaften aufbewahrt werden. Unter Bergelohn und Bergegeld versteht man die Belohnung oder Entschädigung derjenigen, durch deren Bemühungen Schiffe oder Waren aus Seegefahr gerettet sind. Nach deutschem Seerechte (Handelsgesetzbuch, V, Tit. 9) wird ein Bergelohn und ein Hilfslohn unterschieden. Ersterer wird bewilligt, wenn ein Schiff oder dessen Ladung in einer Seenot ganz oder teilweise, nachdem sie der Verfügung der Schiffsbesatzung entzogen oder von derselben verlassen waren, von dritten Personen an sich genommen und in Sicherheit gebracht sind. Unter andern Umständen haben die Berger jedoch nur Ansprüche auf Hilfslohn. Der Schiffsbesatzung des verunglückten oder gefährdeten Schiffs steht ein Anspruch auf Berge- oder Hilfslohn nicht zu. Ein während der Gefahr geschlossener Vertrag über Berge- oder Hilfslohn kann wegen erheblichen Übermaßes der zugesicherten Vergütung angefochten und durch den Richter auf das den Umständen entsprechende Maß herabgesetzt werden. Der Betrag des Bergelohns darf für gewöhnlich den dritten Teil des Wertes der geborgenen Gegenstände nicht übersteigen und kann nur ausnahmsweise bei ungewöhnlichen Anstrengungen und Gefahren bis zur Hälfte des Wertes erhöht werden. Der Hilfslohn ist stets geringer als der Bergelohn unter gleichen Umständen. Die Verteilung geschieht nach Maßgabe der einzelnen persönlichen und sachlichen Leistungen, in zweifelhaften Fällen nach der Kopfzahl. Wird ein Schiff oder dessen Ladung von einem andern Schiffe geborgen, so erhält der Reeder des bergenden Schiffs die Hälfte, der Kapitän ein Viertel und die übrige Besatzung das letzte Viertel des zuständigen Berge- oder Hilfslohns. Diese Regeln sind an die Stelle des alten barbarischen Strandrechts getreten. Die öffentlich-rechtlichen Grundsätze über die Bergung und Hilfsleistung sind enthalten in der Strandungsordnung vom 17. Mai 1874.

Bergen bei Hanau, Marktflecken im Kreise Hanau des preuß. Regierungsbezirks Kassel, 12 km westlich von Hanau, unweit der Straße von Offenbach nach Vilbel, zählt 2546 E., welche Acker-, Obst- und Weinbau treiben. In der Nähe liegt die Berger Warte, von welcher man eine schöne Aussicht genießt. Im Siebenjährigen Kriege wurden hier 13. April 1759 die Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig von den Franzosen unter dem Herzog von Broglie geschlagen, der für diese Schlacht den Marschallsstab erhielt. Vgl. Sodenstern, «Die Schlacht bei B.» (Kassel 1864).

Bergen, Hauptstadt der Insel und des Kreises Rügen im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, ziemlich in der Mitte der Insel auf einer wohlangebauten Anhöhe gelegen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine im 12. Jahrh. erbaute Pfarrkirche, ein adeliges Fräuleinstift, ein bürgerliches Stift, ein Kreiskrankenhaus, ein Waisenhaus, eine höhere Töchterschule, Lederfabrikation, Färbereien, Druckerei, zahlreiche Windmühlen und zählt (1880) 3662 E., welche vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treiben. B. wurde urkundlich zu Anfang des 18. Jahrh. angelegt, ursprünglich als «Dorf Göra» bezeichnet, kommt aber bereits in der Roeskilder Matrikel von 1294 als «Villa Berghe» vor und erkaufte 1618 von dem Herzog Philipp Julius von Pommern für 8000 Mark die ersten städtischen Privilegien. Ungefähr 1 km nordöstlich von B. liegt der 98 m hohe Rugard (der höchste Berg der Insel), mit großen Erdwällen, auf welchem bis 1816 die befestigte Burg der rügenschen Fürsten gestanden haben soll und auf dessen Plateau 26. Dez. 1869 der Grundstein zu dem dort befindlichen Denkmal für Ernst Moritz Arndt gelegt wurde.

Bergen, Stadt an der Westküste von Norwegen, in Betreff der Ausfuhr und der Dampfschiffreederei die erste Handelsstadt Norwegens, liegt rund um Waagen, die innerste Bucht des Byfjord, der einen vortrefflichen, von hohen und steilen Felsen umgebenen und gegen Norden durch einen Molo geschützten Hafen bildet. Landeinwärts lehnt sich die Stadt an sieben 250—600 m hohe Felsenberge, die sich im Halbkreise um sie her erheben. Auf der Seeseite wird sie gedeckt durch die alte Feste Bergenhus, die Citadellen Frederiksberg und Sverresborg, das Retranchement Nordnäs und drei Batterien. Die Stadt ist im ganzen wohlgebaut, doch sind die Straßen zum Teil eng, krumm und uneben und die Mehrzahl der Häuser, nach der eigentümlichen skandinav. Bauweise, nur von Holz. Der durch die große Feuersbrunst vom 30. Mai 1855 in Asche gelegte unansehnlichste Stadtteil ist seitdem der regelmäßigste und schönste geworden. Die Stadt hat nur zwei Thore, sieben öffentliche Plätze und fünf Kirchen und zählt (1878) 42021 E. Als Hauptstadt des Stifts B. ist die Stadt Sitz eines Bischofs und der Stiftsbehörden. An der Spitze der Unterrichtsanstalten steht die Kathedralschule. Auch befindet sich zu B. eine Seefahrerschule und eine Zeichenschule, mehrere kleine Bibliotheken, ein Kunstverein, ein ganz vorzügliches Museum für Kunst, Altertum und Naturerzeugnisse, ein Schauspielhaus u. s. w. Ferner bestehen eine Filiale der Nationalbank, mehrere private Kreditanstalten, eine Börse, Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten und Vereine, ein Zuchthaus u. s. w. Die Industrie, obgleich im Zunehmen begriffen, ist nicht von Bedeutung. Außer Schiffbau ist die Böttcherei von Erheblichkeit. Die wichtigste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Handel. Nach B. bringt die Bevölkerung der nördlichern Küste gewöhnlich zweimal im Jahre ihre Produkte, die vorzugsweise in dem Ertrage der Fischerei bestehen und gegen Getreide, Branntwein, Gerätschaften u. s. w. umgesetzt werden. Diese besonders lebhaften Zeiten werden «Stävne» benannt. Doch steht B. auch mit den übrigen Teilen Norwegens und mit dem Auslande in lebhafter Handelsverbindung, die jetzt durch viele und bedeutende Dampferlinien gefördert wird. Die eigene Handelsflotte der Stadt bestand 1879 aus 340 Fahrzeugen mit 84905 t Tragfähigkeit. Von diesen waren Dampfschiffe 70 mit 24894 t (nahezu ein Drittel der gesamten norweg. Dampfschiffreederei). Im J. 1878 liefen 787 Schiffe mit

169898 t ein und 778 mit 169206 t aus. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden die Fischereiprodukte (Thran, Heringe, Stockfische, Hummer u. s. w.), gegen welche alles übrige unbedeutend ist. Unter den Gegenständen der Einfuhr stehen obenan Getreide aller Art, Fleischwaren, Flachs und Hanf, Fabrikate aller Art, Salz, Steinkohlen und Kolonialwaren. — B. erhielt schon 1070 städtische Gerechtsame. Im J. 1445 errichteten hier die deutschen Hansestädte eins ihrer vier Hauptcomptoirs oder Faktoreien und setzten sich in den ausschließlichen Besitz des ganzen Handels. Auch standen die deutschen Handwerker unter dem Schutze der Hansa. Doch gingen 1558 alle diese Privilegien verloren, indem die Norweger, des Drucks der «Contorschen» müde, diese mit Gewalt vertrieben. Aus jenen Zeiten stammen noch die ehemalige deutsche Kirche, das deutsche Armenhaus und das deutsche Comptoir, das aus 60 Warenspeichern bestand, die jetzt Eigentum der Bürger geworden sind und als Warenlager benutzt werden.

Nach dem Schlosse Bergenhus sind die zwei Ämter Söndre- und Nordre-Bergenhus benannt, von denen (Ende 1878) das erstere auf 15157 qkm 117849 E. (mit Ausschluß der administrativ völlig davon getrennten Stadt), das letztere auf 18243 qkm 87419 E. zählt. Das Stift Bergen umfaßt 38511 qkm mit 286675 E.

Bergen, Dorf im Gerichtsbezirk Alkmaar der niederländ. Provinz Nordholland, 4 km im NW. von Alkmaar, wurde geschichtlich bekannt durch das Gefecht, welches hier nach der Landung des engl.-russ. Heeres unter dem Herzog von York 19. Sept. 1799 zwischen dem russ. General Hermann und einer Abteilung der franz.-holländ. Armee unter dem franz. General Brune vorfiel. Der Sieg des letztern hatte die Kapitulation von Alkmaar 10. Okt. zur Folge, worauf das engl.-russ. Heer die damalige Batavische Republik räumte.

Bergen, Stadt in Belgien, s. Mons.

Bergen-op-Zoom, Stadt (ehemals starke Festung) in der holländ. Provinz Nordbrabant, 30 km nördlich von Antwerpen, an der Mündung der Zoom in die Ostschelde, mit welcher die Stadt durch einen Kanal und guten Hafen in Verbindung steht, und an der Eisenbahn Roosendaal-Vliessingen, zählt (1876) 9839 E., die viele ausgezeichnet feine Töpferwaren liefern, Ziegelbrennereien unterhalten und vorzüglich Anchovis ausführen. Die Stadt hat ein altes Schloß, dessen aufwärts breiter werdender Turm sich im Winde bewegt, ein schönes Stadthaus, drei Kirchen, eine lat. Schule, eine Bau- und Zeichenakademie. — B. wurde im 13. Jahrh. als Hauptort einer Herrschaft des Grafen Gerhard von Wesemaele mit Mauern und Schloß versehen. Das Marquisat B. zog die Statthalterin Margareta von Parma ein. Im J. 1576 trat die Stadt der Vereinigung der Niederländer bei und wurde befestigt, nachdem im folgenden Jahre die span. Besatzung vertrieben worden war. Im J. 1628 wurde auf der Südseite ein verschanztes Lager angelegt und mittels dreier Forts eine Verbindung mit dem östlich gelegenen Steenbergen hergestellt. Noch stärker ward B. 1688 und 1727 befestigt. Die Wichtigkeit des Orts reizte die Spanier wiederholt, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen. Freiwillig öffnete B. 1583 dem Herzog von Alençon die Thore, der es als Freund der Niederländer nebst andern flandr. Städten für Frankreich in einstweiligen Besitz nahm. Vergebens belagerte es 1588 der Prinz von Parma. Ein vom Erzherzog Albrecht von Österreich 1597 beabsichtigter Überfall kam wegen der Wachsamkeit der Niederländer nicht zur Ausführung. Auch drei Überfälle der Spanier im März, August und Sept. 1605 mißlangen. Ebenso wenig führte die von dem Marchese Spinola 1622 unternommene Belagerung zum Ziele, die nach 78 Tagen und einem Verlust von fast 10000 Mann infolge der Ankunft des Prinzen Moritz von Oranien aufgegeben werden mußte. Glücklicher waren die Franzosen 1747, welche 6. Sept. unter Graf Löwendal nach zweimonatlicher Belagerung den Platz erstürmten; doch ward derselbe im Frieden zurückgegeben. Im Winter 1795 nahm Pichegru die Stadt durch Kapitulation. Seit 1810 Frankreich einverleibt, wurde B. 1813 von den Engländern unter Graham blockiert, die in der Nacht zum 9. März 1814 mit 7000 Mann unter Cooke einen Überfall versuchten, aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Erst nach dem Frieden von Paris wurde es übergeben.

Berger (Joh. Erich von), Philosoph deutscher Schule, geb. 1. Sept. 1772 zu Faaborg auf Fünen, wurde auf den Universitäten Kopenhagen, Göttingen und Kiel gebildet, später bei einem mehrjährigen, nur durch Reisen in seine dän. Heimat, nach Süddeutschland und der Schweiz unterbrochenen Aufenthalt in Jena mit Reinhold, Fichte, Hülsen, Schelling, Steffens u. a. persönlich bekannt und von der großen Bewegung der deutschen Philosophie derart ergriffen, daß er ihr seine Hauptstudien widmete. Während er ein Landgut bei Kiel bewirtschaftete, arbeitete er sein erstes größeres Werk: «Philos. Darstellung der Harmonie des Weltalls» (Altona 1808), aus, welchem eine Anzahl publizistischer, pädagogischer und anderer Gelegenheitsschriften (teils dänisch, teils deutsch) vorhergegangen waren und folgten. Nachdem er noch einmal nach Göttingen gegangen war, um unter Gauß zu studieren, wurde er 1814 zum Professor der Astronomie und 1816 nach Reinholds Tode zum Professor der Philosophie an der kieler Universität ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 22. Febr. 1833 wirkte. Die philos. Anschauung, welche das erwähnte Werk in phantasie- und gemütvoller Weise aussprach, hat er später in abgeklärterer, begrifflicher Form in den «Allgemeinen Grundzügen der Wissenschaft» (4 Bde., Altona 1817—27) durchgeführt; dabei ist er aber von der Hegelschen Phänomenologie und Logik so abhängig geworden, daß er fast als einer der ältesten Schüler Hegels betrachtet werden darf, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er anfänglich denjenigen Grundgedanken, welche der durch Schellings Identitätssystem charakterisierten Phase der Entwickelung des deutschen Idealismus entsprechen, eine verhältnismäßig originelle Fassung gegeben. Vgl. H. Ratjen, «Johann Erich von B.s Leben» (Altona 1835).

Berger (Joh. Nepomuk), österr. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1816 zu Proßnitz in Mähren, besuchte 1827—32 das Gymnasium und die Universität zu Olmütz. Im Aug. 1834 wandte er sich nach Wien, wo er sich für die Rechtswissenschaft entschied, zugleich aber auch Philosophie, Mathematik und Astronomie studierte. Im J. 1844 wurde B. zum Assistenten für die Lehrkanzel des Natur- und Kriminalrechts am Theresianum ernannt; 1848 wurde er Advokat in Wien. Damals schrieb er die

Abhandlung «Die Preßfreiheit und das Preßgesetz» (Wien 1848). Von der Stadt Schönberg in Mähren zum Abgeordneten in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, vertrat er auf der Linken mit Klarheit und Schärfe die großdeutsche Richtung. Größtes Aufsehen erregte seine Rede in der Paulskirche (März 1849) gegen Welckers Antrag auf Übertragung der Kaiserwürde an Preußen. Nach Abberufung der österr. Abgeordneten schuf sich B. in Wien eine umfängliche Anwaltspraxis. Daneben gab er seine erläuternde «Vergleichung des neuen Wechselrechts mit dem frühern» (Wien 1850) und die «Kritischen Beiträge zur Theorie des österr. Privatrechts» (Wien 1856) heraus. Im Febr. 1861 wurde B. in den Gemeinderat der Stadt Wien, im März desselben Jahres in den niederösterr. Landtag und von diesem wieder 1863 in das Abgeordnetenhaus des Reichsrats erwählt. Großen Ruf genoß B. als Anwalt vor dem Strafgericht, neben Mühlfeld war er der hervorragendste Verteidiger. Sein Name erlangte Berühmtheit durch die Vertretung des angeklagten Direktors der Kreditanstalt Richter (1860), in einem Prozeß, den er als Tendenzprozeß des geschlagenen und durch das Kriegsunglück von 1859 unmöglich gewordenen absolutistischen Regierungssystems bezeichnete. Noch bevor er in den Reichsrat trat, hatte er mit einer Schrift, in welcher er für den Ausgleich mit Ungarn wirkte, großes Interesse wachgerufen. Anfang 1867 von dem wiener Landtage in den Reichsrat entsendet, trat er in das «Bürgerministerium» als Minister ohne Portefeuille. Die Spaltungen im Bürgerministerium führten zu einer vollständigen Trennung nach dem polit. Programm. Im Dez. 1869 setzte B. das sog. Minoritätsmemorandum auf, in welchem der Ausgleich mit den widerstrebenden Nationalitäten auf Grund der Verfassungsrevision und direkten Parlamentswahlen statt der Landtagsdelegation vorgeschlagen ward, und nach dessen Ablehnung B. (17. Jan. 1870) mit den Grafen Taaffe und Potocki aus dem Ministerium trat. B. starb 9. Dez. 1870 zu Wien.

Berger (Ludw. von), ein Opfer der Napoleonischen Fremdherrschaft, geb. 5. Nov. 1768 zu Oldenburg, studierte zu Göttingen die Rechte, praktizierte dann zu Eutin, später zu Oldenburg, wo er Kanzleirat wurde. Als 1813 die franz. Behörden bei Annäherung der Russen aus Oldenburg flüchteten, setzten sie eine Verwaltungskommission ein, in welche B. und dessen Freund Fink eintraten. Nach der Rückkehr der Franzosen wurden beide mehrerer Äußerungen wegen, die sie in deutscher Gesinnung gegen die Fremdherrschaft gethan, nach Bremen vor ein Gericht gestellt, dem Vandamme präsidierte. Wiewohl der Ankläger nur auf Gefängnisstrafe antrug, verurteilte man sie zum Tode, den sie 10. April 1813 durch Pulver und Blei erlitten. Ihre Überreste ließ der Herzog von Oldenburg später in der herzogl. Gruft beisetzen. Vgl. Gildemeister, «Finks und B.s Ermordung» (Brem. 1814).

Berger (Ludw.), ausgezeichneter Komponist, Virtuos und Musiklehrer, geb. 18. April 1777 zu Berlin, studierte unter Kapellmeister Gürrlich in Berlin die Komposition und wurde 1804 Clementis Schüler, der ihn 1805 zu einer gemeinsamen Reise nach Petersburg veranlaßte. Hier zeichnete sich B. neben Field und Steibelt als Virtuos auf dem Pianoforte aus. Im J. 1812 verließ er Rußland, ging über Stockholm nach London und kehrte 1815 nach Berlin zurück, wo er als Lehrer bis zu seinem Tode, 16. Febr. 1839, wirkte. Zu seinen Schülern gehören Mendelssohn und Wilh. Taubert. Gedruckt erschienen von seinen Kompositionen, außer einigen kleinern Sachen, vier Sonaten, eine Fuge mit Präludium, eine Toccata, einige Rondos und Variationenhefte, mehrere Hefte vortrefflicher Etuden und einige Liederkompositionen, von denen «Die schöne Müllerin» die meiste Verbreitung gewann. In seinem Nachlasse fanden sich Kantaten, Symphonien und Opern; doch sind daraus bis jetzt nur einige Gesangkompositionen erschienen.

Berger (Louis Konstanz), namhafter Politiker, geb. 28. Aug. 1829 zu Witten, wo er, nachdem er größere Reisen durch Europa unternommen die Leitung einer ihm gehörigen großen Gußstahlfabrik übernahm, deren Betrieb er später einer Aktiengesellschaft überließ, um sich ganz dem öffentlichen Leben zu widmen. Seit 1865 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1874 Mitglied des Reichstags, gehörte er anfangs der Fortschrittspartei an, trennte sich jedoch aus Anlaß der Debatten über das Militärgesetz im April 1874 von dieser Fraktion und legte sein Mandat in die Hände der Wähler zurück, die ihn jedoch im Oktober desselben Jahres mit großer Majorität wiederwählten. Gemeinsam mit dem Abgeordneten Löwe (Kalbe) übernahm er hierauf die Führung einer parlamentarischen Gruppe, die in polit. Fragen meist mit der Fortschrittspartei zusammenging, in wirtschaftlichen Fragen aber dieser Fraktion entschieden entgegentrat und namentlich bei der Zolltarifrevision 1879 im Sinne der Majorität thätig war. Bei der Reichstagswahl 1881 unterlag B. ebenso wie Löwe einer Koalition der Fortschrittspartei und des Centrums. B. ist ein gewandter und schlagfertiger Redner.

Bergerac, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Dordogne, auf dem rechten Ufer der Dordogne, über die eine schöne Brücke führt, und an der Zweigbahn Libourne-Buisson der Orléansbahn, hat eine 1856 erbaute got. Kirche (Notre-Dame), einen Justizpalast, ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collége, ist Sitz eines reform. Konsistoriums, hat Branntweinbrennereien, Gerberei, Böttcherei, lebhaften Handel mit Getreide, Trüffeln, Branntwein, mit den Erzeugnissen der in der Umgegend zahlreichen Papierfabriken, Hüttenwerke, Eisen- und Kupferhämmer, besonders aber mit Wein und zählt (1876) 10 610 (Gemeinde 13 120) E. Der sog. Bergeracwein, häufig auch Petit-Champagner genannt, wird im Depart. Dordogne an den Ufern der Dordogne und der Gironde gebaut, ist weiß oder rot von Farbe und nimmt unter den Bordeauxweinen einen hohen Rang ein. Die geschätztesten Sorten sind die von Montbazillac, St.-Nexans und Sancé. In der Nähe von B. ist die Barrage der Dordogne, wo diese 5 m fällt, und wodurch sie zu allen Jahreszeiten schiffbar gemacht ist. B. verdankt seinen Ursprung der 1080 gegründeten Abtei St.-Martin und war früher eine wichtige Festung, die in den engl. Kriegen eine bedeutende Rolle spielte. Später blühte die Stadt mächtig auf, hatte bedeutende Industrie und dehnte ihren Handel von Bordeaux bis Lyon sowie über die ganze Auvergne aus. Seit 1561 war sie ein Hauptwaffenplatz der Hugenotten und wurde 1621 von Richelieu belagert, zur Übergabe gezwungen und ihrer Festungswerke beraubt. Die Vernichtung

der blühenden Industrie der prot. Stadt erfolgte durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), wo 40000 E. sie verließen und seit welcher Zeit sie sich nicht wieder hat emporschwingen können.

Bergerac (Savinien Cyrano de), origineller franz. Schriftsteller, geb. 1619 zu Paris, besuchte das Collége zu Beauvais, hörte später mit Molière den Philosophen Gassendi, wurde Soldat und starb 1655 an den Folgen der Verwundungen, die er bei der Belagerung von Arras (1640) empfangen hatte. Seine Tragödie «La Mort d'Agrippine» (1653) ist ein in schwülstiger Bildersprache verfaßtes Stück; beachtenswert ist dagegen seine 1654 aufgeführte Komödie «Le Pédant joué», als eine der ersten zur Aufführung gelangten Prosakomödien in franz. Sprache, und weil sie in ihrer originellen, freilich noch stark karikierend gezeichneten drolligen Hauptfigur zuerst die franz. Komödie auf die reale Gegenwart als Stoffquelle des Lustspiels hingewiesen hat. Mehrere Scenen des Stücks verwertete Molière in den «Fourberies de Scapin». Zwei andere seiner der burlesken Litteratur angehörigen Prosawerke sind die «Histoire des états et empires de la lune» und «Histoire des états et empires du soleil». Außerdem verfaßte er satirische Dichtungen. Außer Molière haben namentlich auch Swift (in «Gullivers Reisen») und Voltaire (im «Micromégas») B. benutzt. Eine Sammlung seiner Werke gab Lacroix (Par. 1858) heraus. Vgl. Fournel, «La littérature indépendante et les écrivains oubliés» (Par. 1869).

Bergère (frz.), Schäferin; bequemer gepolsterter Lehnsessel; **Bergerette**, eine Mischung von Wein und Honig; **Bergerie**, Schäferei.

Bergerecht, s. unter **Strandrecht**.

Bergfahrt (Fahrt zu Berge) nennt man die Fahrt der Schiffe stromaufwärts, im Gegensatz zur **Thalfahrt**, der Fahrt stromabwärts.

Bergflachs und **Bergfleisch**, s. u. **Bergkork**.

Bergfreiheit, s. unter **Bergrecht**.

Bergfried war der älteste und zugleich wichtigste Teil der mittelalterlichen Burg, der Kern der gesamten Anlage. In Frankreich und England ward er Donjon und Keep-tower genannt. Seine Benennung B. oder **Bercfrit**, lat. berfredus oder belfredus, altfranz. berfroi oder bel-, auch beffroi, bezeichnet soviel als Bergung oder Schutz des Friedens. In der Zeit vor dem 12. Jahrh. begnügte man sich im Burgenbau gemeiniglich nur diesen Hauptturm zu errichten und in demselben auch die Wohn- und Wirtschaftsräume unterzubringen. Dieser Gebrauch blieb in England gewöhnlich, findet sich aber auf dem Festlande in späterer Zeit nur noch bei kleinen Burganlagen. Der B. war stets der letzte Zufluchtsort für die Bewohner der Burg, zugleich Wart- oder Wachtturm und Schild für die dahinterliegenden Burggebäude, deshalb auch getrennt von den übrigen Gebäuden und stets der Angriffsseite zugewendet. Der Burgherr und seine Familie bewohnten ihn nur im Augenblick der höchsten Gefahr, während für gewöhnlich sein oberstes Stockwerk dem Wächter zum Aufenthalt diente, der von hier aus die Umgegend beobachten und die herannahende Gefahr den Burgbewohnern wie befreundeten Nachbarburgen durch Horn, Trompete oder Sturmglocke, bei Nacht durch Feuerpfannen oder Fackeln anzeigen mußte. Die Plattform des B. diente zugleich zur Aufstellung von Wurfgeschossen. Bot die Burg ein breiteres Angriffsfeld, so bestand der B. aus zwei, durch Wehrgänge verbundenen Türmen. In ältester Zeit ward derselbe rund oder viereckig, später auch drei- und fünfeckig, dann aber stets mit schrägen Flächen und in spitzem Winkel den anfliegenden Geschossen entgegengestellt. Sein Durchmesser betrug zwischen 20 und 40 Fuß, die Dicke der Mauern zwischen 5 und 15 Fuß, die Höhe bis gegen 90 Fuß. Der Zugang war in ältern Zeiten stets in den obern Stockwerken und geschah entweder vom Boden aus mittels Leitern oder vom benachbarten Herrenhaus durch bewegliche Brücken, die beide nachgezogen wurden, sobald die Burgbewohner sich hierher geflüchtet hatten. In dem untern, sehr stark und ohne Fensteröffnungen angelegten Teil des B. befanden sich das Verlies oder Gefängnis, in welches die Gefangenen mittels Reitknebel oder Körbe hinuntergelassen wurden, und Vorratsräume, während die obern Stockwerke notdürftig zum Bewohnen mit Hallen und kleinen Gemächern aus Balkenwänden hergerichtet waren. Die Plattform ruhte meistens auf einem Gewölbe und war zur Sicherung gegen brennende Geschosse mit gebrannten Platten oder Estrich überzogen.

Im 10. und 11. Jahrh. war der Bau am einfachsten und fast ganz roh gebaut, rund oder viereckig, nicht über drei Stockwerke hoch, möglichst isoliert in der Mitte der Burg, sein Zugang im Rundbogen überwölbt, die Stockwerke durch Leitern verbunden, die Fensteröffnungen nach außen sehr eng, nach innen so breit, daß ein Mann hineintreten konnte, ohne alle Rücksicht auf Bequemlichkeit im Innern. So blieb er wesentlich auch im 12. Jahrh., nur daß in der Mauerdicke aufgesparte Treppen, Abtritte, Kamine, einzelne Gewölbe hinzukamen. Im 13. und 14. Jahrh. wurde der B. meistens mit der Ringmauer verbunden, trat auch oft etwas vor dieselbe heraus, war meistens viereckig, mit Ornament an den Fensteröffnungen, Friesbögen unter der Bekrönung, häufiger angelegten Treppen, stets aber noch gegen die Angriffsseite über Eck gestellt. Im 15. Jahrh. herrscht die Rücksicht auf Bequemlichkeit und Wohnlichkeit vor. Der B. wird nun der Angriffsseite abgewendet, im längern Viereck mit dünnern Mauern gebaut, mit zahlreichen, wohlgegliederten Fenstern versehen, mit zierlichen Türmchen und Erkern geschmückt; sein Eingang ist jetzt zur ebenen Erde und wird durch Pechnasen, Gießlöcher, Fallgitter u. a. geschützt. Anfang des 16. Jahrh. wird der B. immer seltener und hört zuletzt mit der got. Bauweise als selbständiger Teil der Burg ganz auf. Vgl. Leo, «Über Burgenbau in Deutschland» (in Raumers «Histor. Taschenbuch» für 1837); A. Schulz, «Über Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. und 13. Jahrh.» (Berl. 1862); Krieg von Hochfelden, «Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland» (Stuttg. 1859). Ausführliche Beschreibungen engl. Burgen enthält Brittons «Architectonical Antiquities» (Bd. 4).

Berggießhübel, auch bloß **Gießhübel** genannt, Bergstadt mit (1880) 1528 E. im amtshauptmannschaftlichen Bezirk Pirna des königl. sächs. Regierungsbezirks Dresden, im schönen Gottleubathale, 11 km südlich von Pirna, Endpunkt der normalspurigen Sekundärbahn Pirna-B., hat ein großes, bis 1871 gräfl. Einsiedelsches Eisenhüttenwerk, welches 1881 mit zwei Eisenhämmern (einem im ehemaligen Alaun- und Vitriolwerk von Grieshammer, einem andern in der Zwieselmühle) an

die Firma Gruson in Buckau bei Magdeburg übergegangen ist. Das Johann-Georgen-Bad wurde 1722 von Tüllmann auf das stark mineralisierte Wasser des Johann-Georgen-Stollens begründet. Außerdem benutzt man den gleichzeitig entdeckten Friedrichs-Sauerbrunnen, den 1803 gefundenen Schwefel- und den 1818 entdeckten Augustusbrunnen. Am stärksten ist der Schwefelbrunnen, der sowohl zum Trinken als zum Baden, besonders gegen Gicht und Nervenübel gebraucht wird. Zu den schönsten Partien der romantischen Umgebung gehören der schattige Poetengang, einst Gellerts und Rabeners Lieblingsweg, die Aussicht auf die Elbe von dem bewaldeten Großhorne, die Backöfen, die gersdorfer Brückenfelsen und die Ruine. — Am 21. Aug. 1813 lieferten die Alliierten unter Wittgenstein den Franzosen unter Marschall Saint-Cyr bei B. ein Gefecht, welches dem böhm. Hauptheer die Übergänge über das Erzgebirge öffnete.

Berggreen (Andreas Peter), dän. Musiker und Komponist, geb. zu Kopenhagen 2. März 1801, wurde 1838 Organist an der dortigen Trinitatis-Kirche, 1843 Chordirektor, 1854 Redacteur der Musikzeitung «Heimdal». Im J. 1832 kam seine komische Oper «Porträtet og Bysten» zur Aufführung; 1876 gab er eine Biographie Weyses heraus. Das größte Verdienst erwarb er sich jedoch als Sammler und Herausgeber von Volksliedern: «Folkeviser, Folkesange og Melodies» (2. Aufl. 1864). B. starb 8. Nov. 1880 zu Kopenhagen.

Berggrün, ursprünglich feingemahlener und geschlemmter Malachit, wird jetzt meist künstlich ebenso dargestellt wie Bergblau (s. d.), wobei man durch Anpassung des Mischungsverhältnisses der Materialien es in der Gewalt hat, blaue oder grüne Farbentöne zu erzeugen. (S. auch Bremergrün.)

Berggrün, s. Auersberger Grün.

Bergh (Pieter Theodor Helvetius van den), niederl. Dichter, geb. 13. Febr. 1795 zu Zwolle, gest. 11. Okt. 1873 im Haag, verfaßte eins der besten niederl. Lustspiele der neuern Zeit, das unter dem Titel «De Neven» (Haag 1837; 3. Aufl., Schoonhoven 1850) großen Beifall errang. Seine folgenden Lustspiele: «Hieronimus Jamaar» (Haag 1839) und «De Nichten» (Harlem 1843) stehen hinter dem ersten bedeutend zurück. Auch veröffentlichte B. eine Sammlung «Proza en Poëzy» (Harlem 1858; 3. Aufl., Deventer 1863).

Bergh (Johan Edvard), schwed. Landschaftsmaler, geb. zu Stockholm 29. März 1828, bildete sich in Karlsruhe unter Gudes und in Genf unter Calames Leitung zum Maler aus, wurde 1861 außerord. und 1867 ord. Professor an der königl. Akademie der freien Künste zu Stockholm. Er starb zu Stockholm 23. Sept. 1880. B. schuf in Schweden eine neue Schule der Landschaftsmalerei. Größere Naturwahrheit, korrekte Zeichnung, ein volles Kolorit und die Rückkehr zu inländischen Motiven sind die Vorzüge der B.schen Malerei. Sein Produktivität war bedeutend und viele seiner Darstellungen wilder nordischer Naturscenen fanden ihren Weg nach den Galerien des Auslandes (besonders nach England, Holland und Frankreich).

Berghaus (Heinr.), Geograph, geb. 3. Mai 1797 zu Kleve, besuchte das Gymnasium Paulinum zu Münster und war schon seit 1811 als Kondukteur beim Korps für den Brücken- und Straßenbau im damaligen Lippe-Departement des franz. Kaiserreichs angestellt. Nach der Schlacht bei Leipzig trat er in den Dienst der Verbündeten und gelangte 1815 mit dem Korps des Generals Tauenzien bis in die Bretagne. Sodann beschäftigten ihn teils kartographische Arbeiten in Weimar, teils Wanderungen, Aufnahmen und Höhenmessungen in Thüringen und Franken. Im J. 1816 erhielt er als Ingenieur-Geograph eine Anstellung im Kriegsministerium zu Berlin und war bei der großen Triangulation des preuß. Staats beschäftigt. Seit 1821 Lehrer an der Bauakademie, übernahm er 1824 die Professur der angewandten Mathematik an derselben, erhielt aber 1836 die Erlaubnis, seinen Wohnsitz in Potsdam zu nehmen. Nachdem er 1855 seine Professur niedergelegt hatte, siedelte er 1862 wieder nach Berlin über. B.' Produktivität sowohl im kartographischen wie im litterarischen Gebiete ist außerordentlich. Hervorzuheben sind der von geogr. Mémoires begleitete «Atlas von Asien» (Gotha 1833—43) und der «Physik. Atlas» (22 Lieferungen, Gotha 1837—52), ein großartiges Kartenwerk, von welchem zu Edinburgh von Johnston eine engl. Ausgabe besorgt ward. Hieran schließt sich die «Sammlung hydrographisch-physik. Karten der preuß. Seefahrer» (Berl. 1840—48), ein Erzeugnis der 1838 von B. in Potsdam begründeten, aber infolge der Ereignisse von 1848 wieder eingegangenen Geographischen Kunstschule. Außerdem hat sich B. noch bei andern Atlanten, z. B. dem Stielerschen und Sohrschen, beteiligt. Als Schriftsteller war er ein fleißiger Mitarbeiter an Bertuchs «Geogr. Ephemeriden» und andern Zeitschriften. Selbständig gab er 1825—29 die geogr. Zeitschrift «Hertha» heraus, die in den «Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde» (Bd. 1—24, Berl. 1830—41; Bd. 25—28, Bresl. 1842—43) ihre Fortsetzung erhielt. Anonym erschien «Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landkartenkunde» (7 Bde., Berl. 1828—35). Außerdem gab er an periodischen Schriften noch den «Almanach, den Freunden der Erdkunde gewidmet» (Bd. 1—3, Stuttg. 1837—39; Bd. 4—5, Gotha 1840—41) heraus und ließ seit 1849 unter dem Titel «Geogr. Jahrbuch» vier Ergänzungshefte zu seinem physik. Atlas erscheinen. Von den übrigen Werken, meist für ein größeres Publikum bestimmt, sind noch zu erwähnen: «Allgemeine Länder- und Völkerkunde» (6 Bde., Stuttg. 1837—41), «Grundriß der Geographie» (Bresl. 1842; holländ. im Auszuge von Buddingh, 2 Bde., Harlem 1846—47), «Die Völker des Erdballs» (2 Bde., Brüss. u. Lpz. 1845—47; 2. Aufl. 1861—62), «Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgraftums Niederlausitz» (3 Bde., Brandenb. 1854—57), «Was man von der Erde weiß» (4 Bde., Berl. 1857—61), «Deutschland vor hundert Jahren» (4 Bde., Lpz. 1858—61), «Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Heinrich B.» (3 Bde., Lpz. 1863), «Landbuch des Herzogtums Pommern und des Fürstentums Rügen» (9 Bde., Anklam 1862—77), «York, seine Geburtsstätte und seine Heimat» (Anklam 1863), «Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der Plattdeutschen Sprache» (Brandenb. 1878). — Sein Vater, Johann Isaak B., gest. 1832 als Hofrat und Rendant der Regierungsinstituten-Kasse zu Münster, verfaßte unter anderm eine «Geschichte der Schiffahrtskunde der vornehmsten Völker des Altertums» (3 Bde., Lpz. 1792).

August B., Sohn von Heinrich B., geb. 10. Aug. 1829, sowie ein Neffe, Hermann B., geb.

16. Nov. 1828, haben sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht. Der erstere bereiste Amerika, der letztere ist als Kartograph thätig und lieferte, außer vielen Blättern für die Stielerschen und Sydowschen Atlanten, die «Karte des Ötzthaler Gletschergebietes» (Gotha 1861), eine «Allgemeine Weltkarte in Mercators Projektion» (4 Blatt, Gotha 1859), die verbreitete «Chart of the world» (8 Blatt, Gotha 1863), «Physik. Wandkarte der Erde» (8 Blatt, Gotha 1874), «Physik. Wandkarte von Europa» (9 Blatt, Gotha 1875), «Physik. Wandkarte von Afrika» (6 Blatt, Gotha 1881), Schulatlanten in mehrern Sprachen und eine Reihe von Wand- und Handkarten für ungar. Schulen.

Bergheim, Flecken und Kreishauptort im preuß. Regierungsbezirk Köln, an der Erft, mit 1200 E. — Der Kreis Bergheim zählt auf 363 qkm (1880) 40963 E.

Bergheim, Stadt im Elsaß, Bezirk Ober-Elsaß, Kreis Rappoltsweiler, 3 km nördlich von Rappoltsweiler, an einem linken Zuflusse der Ill, in reicher Weingegend am Fuße der Vogesen, zählt 2737 meist katholische E., welche starken Wein- und Hopfenbau sowie Weberei treiben. Der bereits im 7. Jahrh. erwähnte Ort erhielt 1312 Stadtrecht, war zeitweise Freie Reichsstadt und wurde 1632 von den Schweden erobert.

Berghem oder Berchem (Nikolaas), niederländ. Maler, geb. 1624 zu Harlem, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, Peter von Harlem, einem mittelmäßigen Maler; dann setzte er unter van Goyen, Weenix dem Ältern und andern Meistern seine Studien fort. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit. Seine Landschaften und Tierstücke sind eine Zierde der ersten Galerien, und ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Komposition, einem warmen Kolorit und originellen Gruppen. Obgleich er seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langem Aufenthalt auf dem Schlosse Bentheim die Natur genau beobachtet. Seltener sind seine der Kabinettsmalerei angehörigen Bilder, worunter das in der dresdener Galerie befindliche Gemälde: Der Mohr und die Patricierstochter, die erste Stelle einnimmt. Auch hat man von ihm eine Folge von 36 geschätzten radierten Blättern. B. starb zu Harlem 18. Febr. 1683.

Berghoheit, s. Bergregal.

Bergholz, Mineral, s. unter Asbest und unter Bergkork.

Bergk (Theod.), namhafter Philolog, geb. 22. Mai 1812 zu Leipzig, der Sohn des als Übersetzer und populär-philos. Schriftsteller bekannten Johann Adam B. (geb. 1773 zu Haynichen bei Zeitz, gest. 27. Okt. 1834 zu Leipzig), besuchte die Thomasschule zu Leipzig, studierte daselbst Philologie, und wurde 1835 Lehrer der lat. Schule des Waisenhauses zu Halle. Im J. 1838 erhielt er eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Neustrelitz, noch in demselben Jahre eine solche am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, 1840 am Gymnasium zu Kassel. Im Herbst 1842 wurde er zum ord. Professor der Philologie an die Universität Marburg berufen. Von der Universität 1847 auf den Landtag gewählt, trat B. den Bestrebungen des Ministeriums Scheffer mit Freimut entgegen. Nach der Märzrevolution war er während des J. 1848 teils in Frankfurt als einer der 17 Vertrauensmänner, teils auf dem kurhess. Landtage in gemäßigt-liberalem Geiste thätig. Anfang 1849 kehrte er wieder zu seiner akademischen Thätigkeit zurück, übernahm 1852 eine Professur zu Freiburg im Breisgau und ging 1857 in gleicher Eigenschaft nach Halle. Im J. 1869 legte er aus Gesundheitsrücksichten die Professur in Halle nieder und begab sich nach Bonn, wo er litterarisch und als akademischer Docent thätig war. Er starb 20. Juli 1881 zu Ragatz. Besondere Verdienste hat sich B. um die Kritik und Erklärung der griech. Dichter erworben. Seinen Ruf begründete er mit einer Ausgabe des Anakreon (Lpz. 1834), den «Commentationes de reliquiis comoediae atticae antiquae» (Lpz. 1838) und der Sammlung der Bruchstücke des Aristophanes (Berl. 1840). Diesen Arbeiten folgte die Ausgabe der «Poetae lyrici Graeci» (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1866, nebst der «Anthologia lyrica», 1853; 2. Aufl. 1868), welche einen wichtigen Fortschritt in der Kritik der griech. Lyriker bezeichnete; ferner eine Untersuchung über des Aristoteles «Libellus de Xenophane, Zenone et Gorgia» (Marb. 1843), «Beiträge zur griech. Monatskunde» (Gieß. 1845), die Ausgaben des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1852; 2. Aufl. 1857) und des Sophokles (Lpz. 1857), «Beiträge zur lat. Grammatik» (1. Heft, Halle 1870), «Griech. Litteraturgeschichte» (Berl. 1872); «Inschriften röm. Schleudergeschosse» (Lpz. 1876). Von 1843—53 gab er mit Cäsar die «Zeitschrift für Altertumswissenschaft» heraus.

Bergkalk oder Kohlenkalk nennt man die in den Meeren der Steinkohlenperiode zur Ablagerung gelangten Kalksteine, welche ihren marinen Ursprung durch oft außerordentlich zahlreiche Reste einer Meeresfauna verraten. Seine Hauptverbreitung hat der Kalk in Belgien, Irland, Wales, Rußland und Nordamerika.

Bergknappschaften, s. Knappschaften.

Bergkork, Bergleder, Bergpapier nennt man die verworren-faserigen Varietäten des Asbest (s. d.) von filzigem Gefüge. Derselbe ist biegsam, matt, weiß, ins Gelbliche und Braune fallend und so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Er besteht aus Kieselsäure, Talkerde, Thonerde, Kalk und etwas Eisenoxydul und findet sich ziemlich häufig in den Alpen, Sachsen, Schweden, Norwegen u. s. w. Ist die Faser sehr fein und regelmäßig, so heißt das Mineral Bergflachs, ist es durch Talk verunreinigt, Bergfleisch, und enthält es krummblätterige Stellen wie knorrige Äste, Bergholz.

Bergkrankheit ist eine bei Ersteigung hoher Gebirge und bei Luftschiffahrten in einer Höhe zwischen 2—4000 m über der Meeresfläche beobachtete und in Südamerika mit dem Namen Mal di Puna bezeichnete Krankheit, die zuerst von da Costa im 15. Jahrh. beschrieben wurde. Ihre Symptome bestehen vorzugsweise in Ekel, Abneigung gegen Speisen, Abgespanntheit, starkem Durst, Erbrechen, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Erstickungsangst, Schwindel, Kopfschmerz, Ohnmacht und unbezwingbarer Schlafneigung, wozu sich dann Haut- und Augenentzündungen sowie Blutungen aus Mund, Nase und Lungen gesellen. Bei Luftschiffern treten diese Erscheinungen erst in größerer Höhe als bei Bergbesteigungen ein, da bei jenen ein Hauptmoment, die Körperanstrengung, fehlt. Die Ursache dieser Erkrankung scheint in der Wirkung der verdünnten Luft auf den Blutkreislauf, insbesondere darin zu liegen, daß bei der Einatmung

sehr dünner Luft der beim Aufenthalt in solcher Luft schon hohe negative Druck auf das Herz noch gesteigert wird, wobei sich der Blutzufluß vom Herzen in die großen Blutgefäße vermindert, der große Blutkreislauf sich von Blut entlastet, der kleine Kreislauf aber über die Norm mit Blut überfüllt wird. Für einen Teil der Erscheinungen mag der Grund, außer im verminderten Luftdruck, in manchen andern Einwirkungen, z. B. in der Kälte, dem Grade der Trockenheit der Luft, der heftigern Körperbewegung, ferner im Sauerstoffmangel der Luft und dem grellen Sonnenlicht bestehen. Die Indianer in Brasilien suchen sich bei Ersteigung hoher Berge durch Kauen der Coca, durch Riechen und Essen von Knoblauch vor der B. zu schützen. Bei Eintritt der Krankheit wendet man Belebungs- und Riechmittel, Einflößen von Franzbranntwein, von Cremortartari und kalter Limonade an, bei kräftigen Personen Blutentleerungen. Zur Vorkehrung nehmen Luftschiffer Apparate, sog. Aspirateurs mit, die mit Sauerstoff gefüllt sind; auch benutzt man dabei transportable pneumatische Apparate zur Einatmung verdichteter Luft, wie Waldenburg, Hauke u. a. angegeben haben. Vgl. Meyer-Ahrens, «Die B.» (Lpz. 1854); Waldenburg, «Die pneumatische Behandlung der Respirations- und Cirkulationskrankheiten» (Berl. 1875, 2. Aufl. 1880).

Bergkrystall heißt die reinste Modifikation der Kieselsäure oder des Quarzes. Er findet sich ursprünglich immer krystallisiert, oft in außerordentlich großen Krystallen, die meist sechsseitige Säulen bilden, welche durch eine sechsseitige Pyramide (häufig in Verbindung mit andern kleinern Flächen) zugespitzt sind, kommt aber auch in runden Kieseln, sog. Geschieben und Geröllen in Flußbetten, im aufgeschwemmten Lande u. s. w. vor. Im reinsten Zustande ist er vollkommen wasserhell; ist er rauchgrau oder nellenbraun, eine Farbe, welche ihm durch die Gegenwart geringer Mengen von flüchtigen Kohlenwasserstoff-Verbindungen zuteil wird, so heißt er Rauchtopas, auch Rauchquarz, den schön gelben nennt man Citrin und den schwarzen Morion. Der B. ist durchsichtig, zeigt doppelte Strahlenbrechung, einen muscheligen Bruch und ein spezifisches Gewicht = 2,65. Bezüglich seiner Härte erreicht er die der Edelsteine nicht, ist aber härter als die meisten andern Mineralien. Sehr häufig enthält er fremdartige Substanzen, wie Chlorit, Strahlstein, Turmalin, Epidot, Amiant, Rutil, Eisenglanz u. s. w., in haarförmigen Krystallen eingeschlossen und führt dann den Namen Haar- oder Nadelstein. Bisweilen findet man auch kleine Einschlüsse einer Flüssigkeit in dem B., welche in den meisten Fällen aus Wasser, bisweilen aber auch aus der sehr merkwürdigen flüssigen Kohlensäure bestehen. Die Fundorte des B. sind außerordentlich häufig. Schöne und große Krystalle kommen namentlich in Drusenräumen oder Höhlen (Krystallkammern) der Hochgebirge vor, in den Alpen, der Dauphiné, den Karpaten, namentlich aber auf der Insel Madagaskar und auf Ceylon. Die sog. Marmaroscher, Zabeltitzer, Mutzschener Diamanten sind ebenfalls weiter nichts als B. Man verwendet den B. zu Ring- und Nadelsteinen, Ohrgehängen, Petschaften, Stockknöpfen, Dosen, Gemmen und andern Bijouteriegegenständen. Nachdem man ihm die erforderliche Form im Rohen erteilt, wird er auf einer kupfernen oder bleiernen Scheibe mit Schmirgel und Wasser geschliffen und auf einer zinnernen mit Tripel, Zinnasche, Bolus u. s. w. poliert. Gewöhnlich gibt man ihm die Form der Brillanten, Rosetten oder Tafelsteine, nur die Haarsteine schneidet man halbkugelig. Gefaßt werden die B. à jour, oder man setzt sie in einen schwarzen Kasten. Der Wert dieses Minerals hat seit der massenhaften Einführung aus Madagaskar bedeutend abgenommen. Für kleinere Stücke bezahlt man kaum mehr als den Schleiferlohn und nur die großen und reinen Stücke, sowie die Haar- und Nadelsteine haben noch einen ziemlich hohen Preis. Neuerdings fertigt man auch aus B. Gewichtssätze für chem. Wagen.

Bergleder, Mineral, s. Bergkork.

Bergman (Torbern Olof), Naturforscher und Chemiker, geb. 20. März 1735 zu Katharinberg in der schwed. Provinz Westgotland, erregte als Linnés Schüler in Upsala seit 1752 dessen Aufmerksamkeit und wurde 1758 Professor der Physik daselbst. Um die Professur der Chemie und Mineralogie zu erlangen, schrieb er 1767 die Abhandlung über die Fabrikation des Alauns, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er entdeckte in den mineralischen Wässern das Schwefelwasserstoffgas und bereitete dieselben künstlich. Eine Menge Mineralien untersuchte er chemisch mit einer ungewöhnlichen Genauigkeit. Dieselben klassifizierte er in den Hauptabteilungen nach ihrer chem. Natur und in den Unterabteilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Form. Hierauf hatte ihn besonders die schon vor ihm gemachte Entdeckung über die geometr. Verhältnisse geführt, welche unter den verschiedenen Krystallisationen desselben Stoffs stattfinden, sich von einer Grundform herleiten lassen und durch Ansetzen ähnlicher Teilchen nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen geschehen. Seine Theorie der chem. Verwandtschaften hat bis auf die neueste Zeit ihr Ansehen behauptet und durch Berthollets allgemeinere Begründung derselben zwar nähere Bestimmungen, aber keinen Umsturz erlitten. Friedrich d. Gr. suchte ihn 1776 durch große Anerbietungen nach Berlin zu ziehen, doch blieb B. in Schweden. B. starb 8. Juli 1784 im Bade zu Medevi am Wettersee. Seine in den Abhandlungen der Akademien zu Stockholm und Upsala 1756—83 zerstreuten Aufsätze erschienen in den «Opuscula physica, chemica et mineralia» (6 Bde., Upsala 1779—94; deutsch von Tabor, 6 Bde., Frankf. 1782—99) gesammelt.

Bergmann (Bergknappe, Bergleute, Bergarbeiter, Bergvolk) nennt man die beim Bergbau Beschäftigten, insbesondere dem Arbeiterstande angehörigen Personen. Der B. hat einen eigenen bedeutungsvollen und verheißenden Gruß «Glück auf», wie er überhaupt eine besondere Bergmannssprache führt für alles, was seinen Lebensberuf betrifft. Diese Bergmannssprache zeichnet sich durch Natürlichkeit und einen gewissen Silbenfall aus und ist mit Verschmähung aller Fremdwörter durchaus deutsch. Zur Bergarbeit selbst eignen sich nur gesunde und kräftige Leute männlichen Geschlechts, da Frauen nur ganz untergeordnete Beschäftigung finden können. Der Beruf des B. ist wegen der vielfachen Gefahren, denen er ausgesetzt ist, und bei der schweren und mühevollen Arbeit kein leichter. Der angehende B. wird, nachdem er die Schule verlassen, von der Grubenverwaltung als Klaube- oder Scheidejunge angenommen und wenn er körperlich kräftig genug geworden ist, zur eigentlichen

Bergarbeit eingestellt. Er fährt alsdann als *Lehrhäuer* zur Gesteinsarbeit oder wird als *Fördermann* bei der Grubenförderung verwendet, während er nach Ablegung eines Probegedinges in die Kategorie der *Doppelhäuer*, welche den höchsten Lohnsatz genießen, übertritt. Die Bergarbeiter einer Grube heißen in ihrer Totalität die *Belegschaft* derselben und bilden entweder als solche oder im Vereine mit mehrern Gruben zusammen die *Knappschaft*. Dieselbe hat unter eigener Verwaltung eine Kasse, in welche sowohl der Arbeiter nach einem normierten Prozentsatz des Lohnverdienstes steuert, als auch der Grubeneigentümer einen entsprechenden Beitrag leistet, und welche die Arbeiter in Krankheits- oder Verunglückungsfällen, als auch bei eingetretener Invalidität nach bestimmten Grundsätzen unterstützt.

Die Bergleute werden selten alt, da die schlechte, mehrfach verdorbene Grubenluft, die Entbehrung des Sonnenlichts, der häufig grelle Wechsel der Temperaturen beim Ein- und Ausfahren, die nahe Berührung mit dem oft nassen Gestein oder dem Kohlenstaube u. s. w. die Gesundheit sehr beeinträchtigen, sodaß sie bald invalid, d. h. «bergfertig» werden. Die Bezeichnung und Klassifikation der Bergleute nach den Verrichtungen, welche sie ausführen, ist eine verschiedene; so hat man Kunstknechte, Arbeiter bei den Pumpwerken zur Bewältigung der Grubenwasser, Grubenzimmerlinge und Bergmaurer beim Ausbau und Instandhaltung der Grubenräume, Anschläger und Stürzer bei der Ausförderung der gewonnenen Massen, erstere beim Füllen, letztere beim Entleeren der Fördergefäße, Haspelknechte bei Bedienung der Berghaspel, Häuer und Doppelhäuer bei der eigentlichen Gesteins-, Erz- und Kohlengewinnungsarbeit, sowie endlich Bergschmiede beim Schärfen und Abschmieden des gesamten Gezähes u. s. w. und Gezeugarbeiter bei Ausführung der Maschinenanlagen, überhaupt als Hauptarbeiter beim Maschinenpersonal.

Aus der Kategorie der Arbeiter rekrutiert sich gewöhnlich das Aufsichtspersonal, zu welchem die Gängsteiger, die Untersteiger, Kunst- und Maschinensteiger und die Obersteiger zu rechnen sind. Nach dem Betriebsbeamten als Leiter einer Grube ist der Obersteiger der nächste Grubenunterbeamte; bei diesem wird Bergschulbildung vorausgesetzt. Unter seiner speziellen Beaufsichtigung stehen alle Gruben- und Tagearbeiter; in der Regel geschieht auch die Feststellung der Gedinge und die Auslohnung der Arbeiter durch ihn.

Als eine Eigentümlichkeit der Bergleute ist ferner deren Anzug zu bezeichnen. Die eigentümlichen Stücke der Kleidung sind der Bergkittel, eine leichte Bluse von schwarzer oder grauer Leinwand, mit weiten, um das Handgelenk aber geschlossenen Ärmeln, zwei Brusttaschen und fliegendem Kragen, ferner das Berg- oder Arschleder, ein durch einen Gürtel um den Leib zum Schutze des Hintern gegen Nässe gebundenes Leder, dann der Schachthut von starkem, grauem, grünem oder schwarzem Filze zum Schutze des Kopfes gegen Nässe, Stoß und hereinbröckelndes Gestein; ferner gehört zur Ausrüstung des Anzugs noch das Zschärper- oder Lichttäschchen, eine einfache Ledertasche mit ein, beziehungsweise zwei Messerchen.

Bergmann (Friedr. Wilh.), vielseitiger Philolog, geb. zu Straßburg 9. Febr. 1812, besuchte das dortige Gymnasium und studierte daselbst prot. Theologie und semit. Sprachen. Nachdem er mit der Dissertation «De religione Arabum ante-islamica» (Straßb. 1834) als bachelier en théologie promoviert, setzte er seine philolog. Studien in Göttingen, Berlin und Paris fort, erwarb 1838 mit den Abhandlungen «De linguarum origine atque natura» und «Théorie de la quantité prosodique» in der straßburger philos. Fakultät den Doktorgrad und wurde hierauf zum Professor der ausländischen Litteratur daselbst ernannt. Seit 1872 ist B. ord. Professor an der Universität Straßburg. Von seinen Schriften sind allgemein sprachwissenschaftlichen Inhalts: «L'unité de l'espèce humaine et la pluralité des langues primitives», «De l'unité de composition grammaticale et syntactique dans les différentes familles de langues» (beide Par. 1864), «Curiosités linguistiques» (Colmar 1870), «Sprachliche Studien» (Straßb. 1872), «Résumé d'études d'ontologie générale et de linguistique générale» (3. Aufl., Par. 1875), «Cours de linguistique» (Par. 1876), «Thesen zur Erklärung der natürlichen Entstehung der Ursprachen» (Straßb. 1879). Der altnord. Philologie gehören an: die «Poëmes islandais» (Par. 1838), «Les chants de Sôl» («Sôlarliôd», Straßb. 1858), «La fascination de Gulfi» («Gylfaginning», 2. Aufl., Par. 1871), «Sämtliche Eddagedichte, kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt» (Lpz. 1872—79). Dante betreffen: «Dante et sa comédie» (Straßb. 1863), «La vision de Dante au paradis terrestre» (Colmar 1865), «Les prétendues maîtresses de Dante» (Straßb. 1869), und namentlich «Dante, sa vie et ses œuvres» (2. Aufl., Straßb. 1881) u. a. Von seinen sonstigen Werken sind hervorzuheben: «De l'origine et de la signification des romans du Saint-Graal» (1840), «Les Scythes» (Colmar 1858), «Les Gètes» (Straßb. 1859), «Les Amazones dans l'histoire et dans la fable» (Colmar 1852), «Les peuples primitifs de la race de Jafète» (Colmar 1853), «La priamèle (préamble) dans les différentes littératures» (Straßb. 1868), «Straßburger Volksgespräche» (Straßb. 1873) u. s. w.

Bergmann (Gust. Adolf), der Hauptvertreter der elsäss. Autonomistenpartei, geb. 6. Mai 1816 in Straßburg, wurde nach einer längern Thätigkeit in dem Geschäfte eines Schiffsreeders zu Rouen 1841 Kompagnon eines Ölraffinerie- und Kolonialwaren-Grossogeschäfts in seiner Vaterstadt. Um der infolge der Februarrevolution von 1848 eingetretenen Kreditstockung zu steuern, gründete er ein Comptoir national, dessen Grundkapital (½ Mill. Frs.) er selbst mit seinen Freunden zusammenbrachte. Als Delegierter des Finanzministeriums wurde er ferner mit der Organisation eines Magasin général betraut, welches dem Kreditbedürfnis des Handels entgegenkam und bis 1852 von B. unentgeltlich geleitet wurde. Im J. 1850 beteiligte er sich an der Gründung der noch bestehenden ersten Bank-Kommanditgesellschaft in Straßburg, in deren Aufsichtsrat er seit 20 Jahren den Vorsitz führt. Dem elsäss. Handel und Gewerbe leistete er durch Gründung und Unterstützung zahlreicher gemeinnütziger Institutionen die wesentlichsten Dienste. Das Jahr 1877 führte ihn als Vertreter der autonomistischen Partei in den Deutschen Reichstag, wo er mit von Varnbüler zur Verteidigung eines gemäßigten Schutzzollsystems eine freie wirtschaftliche Kommission gründete, die anfangs nur 15 Mitglieder zählte, bald aber zahlreiche Nachfolge fand. Auch die

Schöpfung des Volkswirtschaftsrats verdankt seiner Anregung ihren Ursprung. Bei den Wahlen 1878 unterlag er der Protestpartei, wurde jedoch nach Einsetzung der Statthalterschaft in den Staatsrat der Reichslande berufen. B. veröffentlichte: «Qu'est-ce que le chemin de fer?» (1860), «L'état directeur des chemins de fer français» (1861), «Zur Enquête über ein einheitliches Tarifsystem auf den deutschen Bahnen» (Berl. 1876), «Die zukünftigen Zollverträge auf der Grundlage autonomer Tarife der industriellen Länder des europ. Kontinents» (Straßb. 1879).

Bergmann (Julius), Philosoph, geb. 1. April 1840 zu Opherdike in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Duisburg, studierte in Göttingen und Berlin Mathematik und Philosophie, wurde 1872 als ord. Professor der Philosophie nach Königsberg und 1875 nach Marburg berufen. Außer zahlreichen Abhandlungen in den von ihm 1868 begründeten und bis 1872 redigierten «Philos. Monatsheften» sind folgende Schriften von ihm hervorzuheben: «Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins» (Berl. 1870), «Zur Beurteilung des Kritizismus» (Berl. 1875), «Reine Logik» (Berl. 1879), «Sein und Erkennen» (Berl. 1880). Er ist gegenwärtig der bedeutendste Vertreter einer ausgesprochen idealistischen, der Lehre Fichtes nahestehenden Erkenntnistheorie und Metaphysik.

Bergmehl nennt man eine feine und weiße Erde, welche lediglich aus den Kieselpanzern von abgestorbenen Diatomeen (sog. Infusorien) besteht, also hierin mit dem Tripel und der Kieselguhr übereinstimmt. Im hohen Norden Schwedens hat man sie wohl in Hungerzeiten, mit Brotmehl vermischt, genossen, obwohl dieselbe, in ihrer chem. Zusammensetzung einem feingepulverten Kieselstein gleichend, keinen Nahrungsstoff in sich enthält.

Bergmilch oder Montmilch (irrtümlich auch Mondmilch geschrieben), ein kreideähnliches, zart anzufühlendes Mineral, welches aus feinen, locker verbundenen Kalkteilchen besteht; es findet sich namentlich in Höhlen und Klüften der Kalksteingebirge (z. B. am Pilatus in der Schweiz), und erscheint entweder als besonderer Niederschlag aus Kalkcarbonat führenden Gewässern oder als Zersetzungsprodukt anderer kalkhaltiger Mineralien.

Bergmispel, Pflanzenart, s. u. Cotoneaster.

Bergöl, s. Petroleum.

Bergordnung, s. Bergrecht.

Bergpapier, Mineral, s. Bergkork.

Bergpartei, oder nur Berg (Montagne), hieß in der ersten Französischen Revolution im Nationalkonvent (s. d.) die Gruppe der radikalsten Revolutionsmänner, weil dieselbe auf den höher gelegenen Bänken des Versammlungssaals ihre Sitze genommen hatte. Zu den Mitgliedern des Bergs (Montagnards) gehörten vornehmlich Danton, Marat, Robespierre, Saint-Just, Collot d'Herbois und andere Anhänger des Terrorismus. Dem Berg entgegen stand die Partei der Ebene (Plaine) oder der Girondisten (s. d.), welche die ebengelegenen Sitzplätze im Fond des Saals innehatten. Nach dem Untergange der Gironde nannte man die Ebene auch den Sumpf (Marais), weil dieser weite Raum, im Gegensatz zum Berge, alle die Persönlichkeiten und Parteitrümmer enthielt, die nicht selbständig stimmten, sondern unter der Herrschaft des Bergs und seiner Häupter handelten. Nach dem Sturze der Schreckensmänner verloren die Reste der B. Ansehen und Bedeutung. Vgl. Claretie, «Les derniers Montagnards» (Par. 1874).

Bergpredigt heißt die vom Evangelium des Matthäus Kap. 5—7 mitgeteilte Rede Jesu, weil dieselbe nach Matth. 5, 1 auf einem Berge gehalten wurde. Nach derselben Angabe ist sie vor einer großen Menge Volks gehalten, womit indessen ihr Inhalt, welcher zum größten Teil nur an die Jünger gerichtet gewesen sein kann, im Widerspruch steht. Matthäus teilt sie als erste Probe der öffentlichen Lehrthätigkeit Jesu mit, gewissermaßen als die feierliche Inauguration seiner Predigt vom Himmelreich, und dem entspricht auch im allgemeinen der Gedankenkreis, in welchem sich namentlich der Anfang und der Schluß der Rede bewegen. In der Gestalt, wie sie bei Matthäus überliefert ist, bildet sie allerdings, einige Zusätze abgerechnet, ein in der Hauptsache zusammenhängendes Ganzes. Nachdem in den acht Seligpreisungen die rechte, zum Eintritt ins Himmelreich erforderliche Gesinnung einerseits als das tiefste Gefühl der Hilfsbedürftigkeit und der Empfänglichkeit für das göttliche Heil, andererseits als «Gerechtigkeit» im alttestamentlichen Sinne, d. h. als Barmherzigkeit, Reinheit von Frevel, Friedensliebe und Bereitwilligkeit, um der Gerechtigkeit willen Verfolgungen zu leiden, geschildert worden ist (Kap. 5, 1—12), geht die Rede über zur Darstellung des Verhältnisses Jesu zum mosaischen Gesetze und der von demselben geforderten Gerechtigkeit und führt den Gedanken aus, daß Jesus, statt das Gesetz aufzuheben, vielmehr zu seiner wahren Erfüllung gekommen sei, im Gegensatz zu der nur scheinbaren Gesetzesgerechtigkeit der Pharisäer (V. 17—20). Daher wird zunächst an einer Reihe einzelner Beispiele der Gedanke durchgeführt, daß die rechte Gesetzeserfüllung nicht die sei, welche das Gesetz als äußere Rechtsnorm handhabt und auf den Buchstaben seiner Bestimmungen beschränkt, sondern die, welche die bösen Regungen meidet, aus welchen die vom Gesetze verbotenen Handlungen hervorgehen (V. 21—48). Sodann wird abermals an einer Reihe von Beispielen gezeigt, daß im Gegensatz zur pharisäischen Heuchelei, welcher es vor allem auf die äußere That und ihre äußere Anerkennung ankommt, die innere sittliche Gesinnung allein jeder Handlung ihren wahren Wert verleiht (Kap. 6, 1—18). Im Folgenden wird (ohne strengen Zusammenhang mit dem Bisherigen) die unbedingte Richtung des Willens auf das göttliche Reich und seine Gerechtigkeit gefordert und jede Halbheit oder Geteiltheit des Strebens im Dienste Gottes verworfen (V. 19—34). Mit Kap. 7 geht die Rede sodann dazu über, das rechte sittliche Verhältnis zu den Nebenmenschen zu erörtern. Die allein berechtigte Norm ist auch hier die Idee der Gerechtigkeit, welche den andern als gleichberechtigtes sittliches Wesen anerkennt und ihm darum alles Gute thut, was man selbst von den Menschen empfangen möchte (Kap. 7, 1—12). Als Bedingung zum Eintritt ins Gottesreich ist die allseitige und thatsächliche Erfüllung des göttlichen Willens, gegenüber dem äußern Lippenbekenntnis, gesetzt (V. 13—23) und die Befolgung dieser Lehren als die rechte Lebenskunst bezeichnet, welche allein die Probe besteht (V. 24—27). Trotz dieser im ganzen wohlgeordneten Gruppierung des Stoffs ist die Rede schwerlich so, wie Matthäus sie wiedergibt, in einem Atemzuge gehalten, sondern kommt in der vorliegenden Gestalt auf Rechnung des Evangelisten, welcher nach seiner auch

sonst (Kap. 13; 18; 21—25) zu beobachtenden Weise größere Redegruppen zu einem künstlerischen Ganzen zusammenfügte. Bei Lukas findet sich (Kap. 6, 20—49) dieselbe Rede in weit kürzerer Gestalt, während der übrige Stoff größtenteils an verschiedenen Stellen zerstreut ist, und überdies in einer eigentümlichen Redaction. Nach den Seligpreisungen, die hier auf vier reduziert und dafür durch vier Weherufe ergänzt sind, folgt ein Abschnitt, der sich ausschließlich mit den Pflichten der Nächstenliebe beschäftigt, unter Beseitigung der Gesetzesreden Jesu und aller polemischen Beziehungen auf die pharisäische Gesetzesdeutung (V. 27—36), worauf ein zweiter Abschnitt (V. 37—46) auf die Lehrgegensätze der apostolischen Zeit Bezug nimmt.

Bergrecht ist der Inbegriff der auf den Bergbau bezüglichen besondern Rechtsvorschriften. Das röm. Recht sprach dem Grundeigentümer das Recht zum Bergbau zu, hat aber nur wenig Vorschriften über den Bergbau aufgestellt, die in Deutschland ohne Bedeutung geblieben sind. Das deutsche B. hat sich in älterer Zeit als Gewohnheitsrecht entwickelt, ist dann durch Privilegien und statutarische Bestimmungen fortgebildet worden und hat später durch *Bergordnungen* und in neuerer Zeit durch umfassende *Berggesetze* eine bestimmtere Gestalt erhalten. Das ältere deutsche Recht sah die Mineralien als Bestandteile des Grund und Bodens und demnach als im Eigentum und in der Verfügungsgewalt des Grundeigentümers stehend an. Mit dem Auftreten eines kunstgerechten Bergbaues seit dem 12. Jahrh. trennte sich dieser von den Befugnissen des Grundeigentümers und es entstand die *Bergbaufreiheit* oder *Bergfreiheit*, d. h. das Recht in fremdem Grund und Boden Bergbau zu treiben selbst ohne Bewilligung des Grundeigentümers, wenn auch unter Entschädigung desselben. Daneben entwickelte sich in vielen Teilen Deutschlands besonders seit der Constitutio de regalibus Kaiser Friedrichs I. von 1158, welche die argentariae und salinarum reditus unter den Gegenständen des Regals aufführte, das *Bergregal* (s. d.) als ausschließliches Recht des Fiskus, auf nichtfiskalischen Grundstücken gewisse Fossilien sich anzueignen. Der Regalherr hatte das Recht auf den Bergzehnten und verlieh die Ausübung des Bergregals an Private als Bergwerksgerechtigkeit (sog. Spezialverleihung). Zu Gunsten des Bergbaues bildete sich vielfach die Verpflichtung des Regalherrn zur Übertragung des Bergbaubetriebs an Private (sog. Freierklärung des Bergbaues). Nach der richtigen Ansicht ist das Bergregal nicht gemeinrechtlich geworden, sondern im Zweifel ist die Bergbaufreiheit als bergrechtliches Prinzip in Deutschland anzunehmen. Von den ältern Berggewohnheitsrechten sind wichtig die von Trient in Südtirol, die der Stadt Iglau in Mähren, die von Schemnitz in Ungarn, die von Kuttenberg in Böhmen, die von Freiberg in Sachsen, die des Harzes bei Goslar u. s. w. Sie sind sämtlich deutschen Ursprungs und stehen vielfach mit deutscher Einwanderung in Verbindung. Die gemeinsamen Grundzüge der alten Berggewohnheitsrechte, welche mit mehr oder weniger Modifikationen in der Ausführung bis ins 19. Jahrh. die Grundlage der deutschen Berggesetzgebungen gebildet haben, sind: das Recht des freien Suchens (Schürfens) nach Mineralien und das Recht des ersten Finders, oder die Bergbaufreiheit; die Bestätigung und Zumessung des unterirdischen Besitztums auf Anmeldung des Begehrenden und erfolgten Nachweis der Bauwürdigkeit des Gefundenen (Verleihung) seitens des Fürsten durch seine Organe (Bergämter, Bergmeister), wogegen dem Fürsten ein Anspruch auf gewisse Abgaben (Urbar, Frone, Zehnte genannt) zustand; ferner: Verlust und Zurückfall des verliehenen Rechts in das Bergfreie, im Falle von demselben nicht der vorgeschriebene Gebrauch gemacht wurde; endlich Entschädigung des Grundeigentümers. Erst gegen Ende des 15. Jahrh., nach vollkommener Ausbildung der Landeshoheit und mit zunehmender Blüte des Bergbaues (namentlich in Sachsen) waren die Landesherren in der Lage, gesetzgebend für den Bergbau zu sorgen. So entstand nach vorherigen mehrfachen Ergänzungen und Umarbeitungen (1548) die Joachimsthaler Bergordnung, die sich zur Haupt- und Subsidiarquelle des gesamten böhmischen, mährischen und schlesischen B. erhob, wenngleich schon im 16. Jahrh. fast jede Bergstadt ihre eigene Bergordnung erhielt.

Im 17. und 18. Jahrh. tritt dann für den Bergbau mehr eine Spezialgesetzgebung ein, welche sich nach und nach immer mehr auf das Detail der technischen und ökonomischen Grubenleitung und Beaufsichtigung der Behörden bezieht. Zu dieser Bevormundung des Bergbaues durch die Staatsbehörden trug auch mit bei, daß der Staat sich vielfach durch Ausführung größerer Bergbaubetriebe, namentlich durch Stollen- und Wasserzuführungsanlagen beteiligte. Zu den wichtigsten hierher einschlagenden Berggesetzen gehören unter anderm für die preuß. Staaten: die revidierte Bergordnung für das Herzogtum Magdeburg, Fürstentum Halberstadt, die Grafschaft Mansfeld u. s. w. vom 7. Dez. 1772; die revidierte Bergordnung für das Herzogtum Kleve, die Grafschaft Mark vom 29. April 1766; die revidierte Bergordnung für das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz von 1769; die neue Bergordnung für das Markgrafentum Brandenburg von 1619, neu aufgelegt 1705, deren Inhalt die Joachimsthaler Bergordnung in zeitgemäßer Umarbeitung bildet. Hiernächst ist der 16. Titel im zweiten Teil des Allgemeinen Landrechts «Vom Bergwerksregal» dem B. gewidmet, welches jedoch nur subsidiarisch neben den Provinzial-Bergordnungen als unmittelbares Gesetz Geltung erlangte, soweit nicht in den auf den linken Rheinufern gelegenen Landesteilen die franz. Berggesetzgebung (Loi concernant les mines vom 21. April 1810) Gültigkeit hatte. Für Sachsen war die Bergordnung des Kurfürsten Christian von 1589 das frühere Hauptgesetz für den sächs. Silberbergbau; außerdem galten die Stollenordnung von 1749, das Bergprozeßmandat von 1713 u. s. w. Für den österr. Kaiserstaat galt unter anderm die Bergordnung Kaiser Maximilians I. von 1517, die Ferdinandeische Bergordnung von 1553, die Vorderösterreichische Bergordnung Karls VI. von 1734; die Bayrische Bergordnung von 1784 für Salzburg und Tirol; für die erzgebirgisch-sudetische Ländergruppe (Böhmisch-Mährisches B.) kamen die Ratborer Bergordnung von 1528, die Joachimsthaler von 1548 und der Rudolfinische Bergbrief (für das Herzogtum Schlesien) von 1577 in Anwendung; das ungarische, galizische, siebenbürger und banater B. enthielt die Bergwerksordnung Maximilians II. von 1573. Für die bayr. Länder kam die Allgemeine Bergordnung vom 6. Mai 1784, für

Württemberg ein Patent von 1536 mit einer Erneuerung von 1597 in Kraft.

So galten fast bis in die neuesten Zeiten in den wichtigsten Bergbaubezirken die größtenteils bereits im 16. und 17. Jahrh. abgefaßten, vielfach lückenhaften und veralteten Bergordnungen. Die geänderten Zeitverhältnisse, namentlich die vom vierten und fünften Dezennium des 19. Jahrh. an im Wege der freien Association außerordentlich gestiegene Industrie- und Spekulationsthätigkeit des Volks, sowie die gänzlich umgestalteten Verhältnisse des Bergbaues machten Reformen der neuern B. notwendig, welche sich in mehr oder weniger hervorragenden Punkten von der Grundlage des frühern gemeinen deutschen B.s entfernen. Die leitenden Grundsätze für Verbesserung der Rechtszustände des Bergbaues erstrecken sich wesentlich auf das Prinzip, der Bergwerksindustrie volle Selbständigkeit in der Wahrung ihrer Privatinteressen zu gewähren, dagegen die Bergbehörde auf die Überwachung der konkurrierenden öffentlichen Interessen zu beschränken. Die neuesten Berggesetze, namentlich das vortreffliche Allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten vom 24. Juni 1865, beschränken sich daher auf das B. im eigentlichen Sinne, also auf diejenigen Gegenstände, welche wegen der eigentümlichen Natur des Bergbaues und seiner besondern Bedürfnisse eine von dem allgemeinen Rechte abweichende rechtliche Behandlung erheischen. Die Mischung von Regalität und Bergbaufreiheit ist beseitigt, das Regal vollständig abgeschafft und das Prinzip der Bergbaufreiheit in der Art befestigt, daß das Bergbaurecht demjenigen verliehen werden muß, der es in gehöriger Weise in Anspruch nimmt. Die den Berggesetzen unterworfenen Mineralien sind: Gold, Silber, Quecksilber, Eisen (mit Ausnahme der Raseneisenerze, welche der Disposition des Grundeigentümers überlassen sind), Blei, Kupfer, Zinn, Zink, Kobalt, Nickel, Arsenik, Mangan, Antimon und Schwefel, gediegen und als Erze; ferner Alaun- und Vitriolerze, Steinkohle, Braunkohle und Graphit, Steinsalz nebst den mit demselben auf der nämlichen Lagerstätte vorkommenden Salzen, und die Solquellen. Die Aufsuchung dieser Mineralien auf ihren natürlichen Ablagerungen (das Schürfen) ist einem jeden gestattet. Das Gesuch um Verleihung derselben als Bergwerkseigentum in einem gewissen Felde (die Mutung) wird bei der Bergbehörde angebracht, welche ein Verleihungsverfahren erhebt, die Verleihungsurkunde ausstellt und eine amtliche Vermessung und Verlochsteinung des Feldes einleitet. Der Grundbesitzer muß den für den Bergbau nötigen Platz (mit gewissen Ausnahmen) gegen Entschädigung für die entzogene Nutzung und die Wertverminderung vorläufig abtreten und kann eventuell verlangen, daß der Unternehmer das Eigentum an diesen Grundstücken erwerbe. Der Betrieb darf nur auf Grund eines Betriebsplans, den die Bergbehörde prüft, geführt werden; die Betriebsführung selbst ist lediglich den Bergwerksbesitzern überlassen und bergpolizeiliche Präventivmaßregeln werden nur im öffentlichen Interesse gehandhabt. Das Rechtsverhältnis zwischen dem Bergwerksunternehmer und dem zum Betriebe des Bergbaues nötigen Personal unterliegt der vertragsmäßigen Regulierung; jedoch bestehen im öffentlichen Interesse besonders zu Gunsten der Bergleute bestimmte Vorschriften, die durch Vertrag nicht abgeändert oder umgangen werden sollen, insbesondere hinsichtlich der Qualifikation der Betriebsbeamten, über die Führung von Arbeitsbüchern und Arbeitszeugnissen, über die bare Auslohnung der Arbeiter, über das Unterstützungswesen. Aus Fürsorge für das Wohl der Bergarbeiter und ihrer Angehörigen sind vielfach die sog. Knappschaftsvereine ins Leben gerufen. Dieselben sind durch Statut geregelt. Sowohl die Arbeiter als die Werkbesitzer haben Beiträge zu leisten. Den Arbeitern wird dafür gewährt freie Kur und Arznei in Krankheitsfällen, ein Krankenlohn, Beitrag zu den Begräbniskosten, Invalidenunterstützung, Unterstützung der Witwen u. s. w. Die Repräsentation der Arbeiter bei diesen Vereinen geschieht durch sog. Knappschaftsälteste. Die Kompetenz der Bergbehörden (Revierbeamte, Bergämter oder Oberbergämter, Minister) erstreckt sich auf die Verleihung von Bergbaurechten und die damit zusammenhängenden Geschäfte, die Gewerkschaftsaufsicht, die Mitwirkung in Expropriations- und Bergschädensachen. Hierher gehören auch die Markscheider, welchen die Vermessungsarbeiten und Anfertigung der Grubenrisse obliegt. Die von der Bergbehörde auszuübende polizeiliche Aufsicht (Bergpolizei) des Bergbaues erstreckt sich auf die Sicherheit der Baue, die Sicherheit des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter, auf den Schutz der Oberfläche im Interesse der persönlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs und endlich auf den Schutz gegen gemeinschädliche Einwirkungen des Bergbaues. Der Abbau kann durch Eigenlöhner, d. h. solche, die mit eigener Hand arbeiten, geschehen, ferner durch Gesellschaften solcher Eigenlöhner (Lehnschaften, Gesellenbau), die nicht über acht Teilnehmer haben und als Societäten gelten, endlich durch die Vereinigung einer größern Anzahl von Teilnehmern, Gewerken, die sog. Gewerkschaft. Die Gewerkschaft alter Verfassung beruhte auf dem Societätsprinzip, wonach die Teilhaber Miteigentümer des Bergwerks sind. Dabei hat sich ein korporatives Element ausgebildet (Mehrheitsbeschluß, Ausschluß der Teilung). Das Bergwerkseigentum (Zeche) zerlegte sich regelmäßig in 128 Anteile oder Kuxe, deren einzelne Eigentümer im Grundbuch eingetragen sind. Der Kux ist frei vererblich und veräußerlich, unterlag aber bei Veräußerungen und Verpfändungen als Immobilie den für diese geltenden Grundsätzen. Die neuen Berggesetze, besonders das preußische, haben eine reformierte Gewerkschaft eingeführt, die nach Analogie der Aktiengesellschaft gebildet ist und den Charakter der jurist. Person hat. Die Gewerkschaft ist als Ganzes im Grundbuch einzutragen und als solche zur Veräußerung und dinglichen Belastung des Bergwerks befähigt. Der Kux, über den ein Gewährschein ausgefertigt wird, gilt jetzt als Mobilie und kann nach den für diese geltenden Grundsätzen veräußert und verpfändet werden. Dem Inhaber des Kuxes liegt die Verpflichtung zu Zuschüssen ob. Die Zahl der Neukuxe beträgt 100, durch Statut kann sie auf 1000 festgesetzt werden. Es bestehen Repräsentanten der Gewerkschaft und eine Gewerkenversammlung.

Das preuß. Berggesetz ist in Bayern (Gesetz vom 20. März 1869), Württemberg (Gesetz vom 7. Okt. 1874), Braunschweig (Gesetz vom 7. April 1867), Hessen (Gesetz vom 28. Jan. 1876), Meiningen (Gesetz vom 17. April 1868), Gotha (Gesetz vom 16. Aug. 1868), Altenburg (Gesetz vom 18. April 1872), Elsaß-Lothringen (Gesetz vom

16. Dez. 1873) im wesentlichen unverändert angenommen worden.

Für das Königreich Sachsen gilt gegenwärtig das Allgemeine Berggesetz vom 16. Juni 1868; es enthält eingreifende Reformen für den Regalbergbau. Für die österr. Staaten gilt das liberale Berggesetz vom 23. Mai 1854; es beseitigte die früher bestandenen verschiedenen Bergordnungen für einzelne Teile der Monarchie, die nur den Gangbergbau im Auge hatten, hat aber das Bergregal beibehalten. Eine ziemlich selbständige Entwickelung zeigt die Berggesetzgebung in Frankreich; sie hat zwar dem deutschen B. verwandte Prinzipien zur Grundlage, trug aber vor 1791 den Charakter der Monopolisierung und Spezialverleihung und führte zu vielen Willkürlichkeiten und Überschreitungen. Das Gesetz vom 12. Juni 1791 unternahm insofern eine Reform, als das Bergwerkseigentum als ein der Verfügung und Aufsicht der Nation unterstelltes Gemeingut aufgefaßt wurde. Das Gesetz vom 21. April 1810 (Loi concernant les mines) hat ein Konzessionssystem ohne Anspruch des Muters auf Verleihung. Eine Revision des genannten Gesetzes enthält das Gesetz vom 27. Juli 1880 (Loi portant révision de la loi du 21 avril 1810). Die franz. Gesetzgebung erstreckt sich auch auf Belgien, wo sie mit der franz. Herrschaft eingeführt wurde. Auch in England bestand ursprünglich ein dem Bergregal entsprechendes Institut in der sog. Royalty; dieselbe ging aber, anfangs in Spezialverleihungen und Privilegien, seit Ende des 17. Jahrh. jedoch vermöge der festern Bestimmung der dortigen Besitzverhältnisse, allein mit Ausnahme des Goldes und Silbers u. a., z. B. der Zinnbergwerke in Cornwallis, der Bleibergwerke in Derbyshire, auf die Gutsbesitzer über. Das Recht zum Bergbau beruht nur auf freier Vereinigung zwischen dem Grundeigentümer (Lord) und dem Bergwerksunternehmer (Adventurer). Die engl. Gesetze vom 10. Aug. 1842, 15. Aug. 1850, 17. Aug. 1855 und 28. Aug. 1860 regeln die Verhältnisse.

Litteratur. Gmelin, «Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues» (Halle 1783); Wagner, «Corpus juris metallici» (Lpz. 1791); Hake, «Kommentar über das B.» (Sulzb. 1823); von Hingenau, «Handbuch der Bergrechtskunde» (Wien 1855); Brassert, «Bergordnungen der preuß. Lande» (Köln 1858); Achenbach, «Lehrbuch des gemeinen deutschen B.» (Bd. 1, Bonn 1870); Klostermann, «Lehrbuch des preußischen B.» (Berl. 1870); derselbe, «Das allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten» (3. Aufl., Berl. 1874); «Zeitschrift für B.», herausgegeben von Achenbach und Brassert (Bonn 1860 fg.).

Bergregal heißt ursprünglich das ausschließliche Recht des Fiskus, auf nichtfiskalischen Grundstücken gewisse Fossilien sich anzueignen. Vermöge des B.s ist dem Grundbesitzer die Verfügung über den unterirdischen Gehalt des Bodens entzogen (s. unter Bergrecht). Das B. ist regelmäßig an Private zur Ausübung verliehen worden und so allmählich aus einer unmittelbaren Verfügungsbefugnis des Staates in ein Hoheitsrecht desselben umgewandelt worden, wonach er den Erwerb des Bergwerkseigentums seitens der Privaten gesetzlich regelt, gewisse Abgaben erhebt und eine allgemeine polizeiliche Aufsicht über das Bergwesen ausübt. Die Konsequenz dieser Entwickelung ist die Beseitigung des B.s in der neuern Gesetzgebung, die dem Staate nur die Berghoheit zuerkennt.

Bergreichenstein, königl. Bergstadt im südwestl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Schüttenhofen, mit (1880) 2340 E. deutscher Zunge, die neben den städtischen Gewerben sich vorzüglich mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen. Die Stadt, in einem nach Süd und Ost von bewaldeten Höhen geschlossenen Thale liegend, war in der Mitte des 14. Jahrh. der Mittelpunkt jener schwungvoll betriebenen Montanindustrie, durch welche das Gold aus den Quarzadern des Gneis teils bergmännisch gewonnen, teils aus den Flüssen und Bächen des Böhmerwaldes gewaschen wurde. An den felsigen Abhängen gegen den Zollerbach zwischen Unter-Reichenstein und dem Zosumberg findet sich noch eine zahllose Menge von Halden, stollenartigen Eingängen und Löchern, am Bache selbst weit ausgedehnte Seifenhügel, auch Ruinen von ehemaligen Pochwerken und Quickmühlen. Unter König Johann waren 300 Quickmühlen zur Goldgewinnung hier im Gange. Von diesem Könige erhielt die Stadt 1345 ihre ersten Freiheiten. Karl IV. bewilligte ihr die Handelsstraße durch den Böhmerwald (1366), die noch jetzt unter dem Namen «goldener Steg» bekannt ist. Kaiser Maximilian II. verlieh ihr das Stadtwappen (1572); Rudolf II. erhob sie (1584) zur königl. Bergstadt. Während der nachfolgenden Kriege und namentlich im Dreißigjährigen Kriege gerieten die Werke ins Stocken und wurden seither nicht mehr aufgenommen. Jetzt besteht der Reichtum der Stadt in großen Waldungen.

Bergreien (auch Bergreihen und Bergreigen) heißen Lieder, die von Bergleuten und für Bergleute gedichtet sind, also bergmännische Volkslieder. Sie sind weltlichen und geistlichen Inhalts und schildern die Freuden und Leiden des Bergbaues meist in lyrischer, zuweilen auch in epischer, an bestimmte Ereignisse anknüpfender Weise. Der vorherrschende Grundton aller ist gläubiges Gottvertrauen. Neben vielem Trivialen, Handwerksmäßigen findet sich darunter doch auch manches zarte, tiefempfundene, echt volksmäßige Lied. Die eigentliche Heimat der B. ist Sachsen und Thüringen. Dort erschien auch die erste Sammlung «Bergkreien, etliche geistlich und weltlich» (Zwickau 1531 u. 1533). Eine neue vermehrte Ausgabe dieser Lieder wurde um 1534 in Nürnberg veranstaltet und in neuem Abdruck durch O. Schade unter dem Titel «B., eine Liedersammlung des 16. Jahrh.» (Weim. 1854) veröffentlicht. Die beste, sorgfältigste Sammlung echter alter B. ist die von Reinh. Köhler, «Alte Bergmannslieder» (Weim. 1858). Neuere Sammlungen teils altüberlieferter, teils neugedichteter Bergmannslieder sind: K. Döring, «Sächsische B.» (2 Hefte, Grimma 1839—40); «Grubenklänge» (Mühlh. a. d. Ruhr 1840); W. Kolbe, «Neuestes Bergreienbuch» (Halle 1843); «Hilarius Glückauf, der fröhliche Berg- und Hüttenmann» (Eisl. 1843); «Glück auf! 66 Bergmannslieder mit Melodien» (Mühlh. a. d. Ruhr 1857); Vogl, «Aus der Teufe» (Wien 1856).

Bergrutsch, s. Bergstürze.

Bergschlüpf, s. unter Erdfall.

Bergschöppenstuhl, ein uraltes, aus dem 13. Jahrh. stammendes Berggericht, vor welchem wichtige Bergrechtsfälle zum Spruch kamen (Bergprozeß) und bergrechtliche Fragen erledigt wurden (Bergurteil von Bergrechts wegen). Die alten Schöppenstühle zu Freiberg, Clausthal und Joachimsthal spielten noch im 18. Jahrh. eine wichtige

Rolle, machten aber später geordneten Berggerichten Platz, denen für Justiz- und Hypothekensachen ein Bergrichter und ein Bergschreiber beigegeben waren. Die Kompetenz für streitige Bergwerkssachen (Berggerichtsbarkeit) liegt nach den neuesten Organisationen bei den Bergbehörden und den ordentlichen Gerichten, welche auch die Berghypothekenbücher (Grundbücher) führen.

Bergschulen sind Lehranstalten niederer Ordnung, bestimmt, junge, körperlich kräftige und befähigte Männer aus dem Arbeiterstande zu Unteraufsehern, Steigern, Obersteigern und Werkmeistern für den Erz- und Kohlenbergbau heranzubilden. Der Vorbildung der jungen Leute entsprechend kann der Unterricht daher nur ein ganz elementarer sein, der sich zumeist nur auf die Praxis stützt; außer in der Bergbaukunst und der niedern Markscheidekunst wird Unterricht im Zeichnen, in der niedern Mathematik, Geometrie, Mineralogie und Physik sowie in der Buch- und Registerführung erteilt. Der Kursus auf den B. dauert meist vier Jahre. Die Bergschüler haben neben dem Bergschulunterricht, welcher ihnen frei gewährt wird, gegen Löhnung auf einer Grube als wirkliche Bergarbeiter ihre Schichten zu verfahren. Es gibt daher B. nur an solchen Orten, wo Bergbau in unmittelbarer Nähe betrieben wird.

Bergseife ist ein pechschwarzes oder bläulichschwarzes, undurchsichtiges, sehr weiches und mildes thonartiges Mineral, welches sich fettig anfühlt, nicht abfärbt, aber wie schwarze Kreide schreibt und an der Zunge klebt. Es findet sich in Olkusz in Polen, Bilin in Böhmen, auch bei Waltershausen in Thüringen, hier in 15 cm mächtigen Lagern zwischen Lehm und Thon und wird unter dem Namen Bockseife zum Waschen grober Zeuge benutzt. Die meiste B. ist wohl nur ein von Bitumen oder Kohle gefärbter fetter eisenhaltiger Letten oder Thon.

Bergsöe (Wilh. Jörgen), dän. Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1835 zu Kopenhagen, studierte seit 1854 auf der dortigen Universität erst Medizin, später Naturwissenschaften, besonders Zoologie, und ging 1862 nach Italien, um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Monographie: «Philichthys Xiphiae» (Kopenh. 1864) und «Über die ital. Tarantel und den Tarantismus im Mittelalter und in neuerer Zeit» (Kopenh. 1865). Durch den anhaltenden Gebrauch des Mikroskops zog er sich ein Augenleiden zu, infolge dessen er einige Zeit erblindete. In seiner unfreiwilligen Ruhe trat er als Lyriker und Novellist auf und diktierte zunächst seinen Novellencyklus: «Fra Piazza del Popolo» (Kopenh. 1866; 4. Aufl. 1880; deutsch von Strodtmann, 3 Bde., Berl. 1870, und von Busch, 3 Bde., Brem. 1871), welchem seine Gedichtsammlung: «I Ny og Næ» (Kopenh. 1867; 2. Aufl. 1878) folgte. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom (1868), wo sein Augenleiden teilweise gehoben ward, verfaßte er den Roman: «Fra den gamle Fabrik» (Kopenh. 1869; 3. Aufl. 1879; deutsch 2 Bde., Lpz. 1870; 2. Aufl. 1874); darauf folgte der Briefroman: «I Sabinerbjergene» (Kopenh. 1871; deutsch von Peters, 2 Bde., Brem. 1872), die Gedichtsammlungen: «Hjemvee» (Kopenh. 1872) und «Blomstervignetter» (Kopenh. 1873), sowie die Erzählung «Bruden fra Rörvig» (Kopenh. 1872; deutsch von Strodtmann, Berl. 1872), die Gespensternovellen «Gjengangerfortällinger» (Kopenh. 1873; deutsch von Strodtmann, Berl. 1873) und die «Italienske Noveller» (1874, deutsch, Berl. 1876). Im Frühling 1872 ging er zum dritten mal nach Italien, um die letzten Studien zu seinem großen Werke: «Rom under Pius IX.» (Heft 1—10, Kopenh. 1874—75) zu machen, welches Rom als den Herd des Ultramontanismus schildert. Seine Romane zeugen von scharfer Beobachtung, lebhafter Phantasie und großer Formvollendung und überragen auch an Originalität seine lyrischen Produkte bei weitem.

Bergst., bei zoolog. Namen Abkürzung für J. A. B. Bergstraßer (Entomolog, geb. 21. Dez. 1732 zu Idstein im Nassau-Usingischen, gest. 24. Dez. 1812 als Rektor des Lyceums in Hanau).

Bergstraße heißt im engern Sinne die ungefähr 52 km lange, auf dem rechten Rheinufer am Fuß des Odenwaldes sich hinziehende Kunststraße, welche bei Bessungen in der Nähe von Darmstadt beginnt und bis Heidelberg reicht, im weitern Sinne aber der ganze fruchtbare Strich der nächsten Umgebung derselben. Die Straße wurde wahrscheinlich schon von den Römern angelegt und ist zum Teil mit Walnuß- und Obstbäumen besetzt. Unter den die B. begleitenden Bergen des Odenwaldes ragt der 540 m hohe Melibocus bei Zwingenberg empor. Längs der B. führt die Main-Neckarbahn von Darmstadt über Zwingenberg, Bensheim und Heppenheim bis Weinheim. Natur und Kunst haben sich vereinigt, die Umgebung zu einer der reizendsten Gegenden Deutschlands zu machen. Die B. ist reich an Burgruinen und andern merkwürdigen Baudenkmälern und war im Mittelalter größtenteils in den Händen der Geistlichkeit, weshalb sie im Munde des Volks auch jetzt noch zuweilen die Pfaffenstraße genannt wird. Vgl. Franck, «Die Burgen der hess. B.» (Darmst. 1868).

Bergstürze und **Bergrutsche** haben verschiedene Ursachen: Störung des Gleichgewichts von Felsmassen durch Unterwaschung; Lockerung durch Frostwirkung, indem das Wasser in Gesteinsklüfte eindringt und sich durch Gefrieren ausdehnt; unterirdische Stauung von Wassern auf undurchlässigen Schichten und Erweichung der letztern, sodaß die darüber lagernden Schichten ihren Halt verlieren und herabgleiten (Bergrutsch). Je nach der Verschiedenheit dieser Ursachen und nach der Beschaffenheit des in Bewegung versetzten Materials lassen sich unterscheiden: Felsstürze, bei denen Blöcke gespaltener und gelockerter Gesteinsmassen die Hauptrolle spielen; Erdschlipfe (Bergrutsche), bei denen leicht verwitterbare Stein- und Erdarten auf schiefer Basis ins Gleiten geraten; Schlammströme, erweichte Schichtenkomplexe durch das Gewicht der auflagernden Massen herausgequetscht; und endlich gemischte Bergstürze, aus Felsblöcken, Erde und Schlamm bestehend. Nur die größten derartigen Erscheinungen verdienen die Namen Bergsturz oder Bergrutsch. Vgl. Baltzer, «Über die Bergstürze in den Alpen» (Zür. 1875); Heim, «Über Bergstürze» (Zür. 1882). Besonders denkwürdig sind die Bergstürze von Plurs im Bergell unweit Chiavenna, wo 4. Sept. 1618 durch den Sturz des Berges Conto der ganze reiche Flecken verschüttet wurde. Sodann der gemischte Bergrutsch von Goldau 2. Sept. 1806, wo sich vom Roßberge dem Rigi gegenüber Nagelfluhbänke ablösten und mit Felsblöcken und Schlamm das blühende Thal mit 450 Menschen begruben; ferner die Stürze von Felsberg in Graubünden 1842 und 1843, an der Südseite des Diablerets 1714 und 1749, bei

16. Dez. 1873) im wesentlichen unverändert angenommen worden.

Für das Königreich Sachsen gilt gegenwärtig das Allgemeine Berggesetz vom 16. Juni 1868; es enthält eingreifende Reformen für den Regalbergbau. Für die österr. Staaten gilt das liberale Berggesetz vom 23. Mai 1854; es beseitigte die früher bestandenen verschiedenen Bergordnungen für einzelne Teile der Monarchie, die nur den Gangbergbau im Auge hatten, hat aber das Bergregal beibehalten. Eine ziemlich selbständige Entwickelung zeigt die Berggesetzgebung in Frankreich; sie hat zwar dem deutschen B. verwandte Prinzipien zur Grundlage, trug aber vor 1791 den Charakter der Monopolisierung und Spezialverleihung und führte zu vielen Willkürlichkeiten und Überschreitungen. Das Gesetz vom 12. Juni 1791 unternahm insofern eine Reform, als das Bergwerkseigentum als ein der Verfügung und Aufsicht der Nation unterstelltes Gemeingut aufgefaßt wurde. Das Gesetz vom 21. April 1810 (Loi concernant les mines) hat ein Konzessionssystem ohne Anspruch des Muters auf Verleihung. Eine Revision des genannten Gesetzes enthält das Gesetz vom 27. Juli 1880 (Loi portant révision de la loi du 21 avril 1810). Die franz. Gesetzgebung erstreckt sich auch auf Belgien, wo sie mit der franz. Herrschaft eingeführt wurde. Auch in England bestand ursprünglich ein dem Bergregal entsprechendes Institut in der sog. Royalty; dieselbe ging aber, anfangs in Spezialverleihungen und Privilegien, seit Ende des 17. Jahrh. jedoch vermöge der festern Bestimmung der dortigen Besitzverhältnisse, allein mit Ausnahme des Goldes und Silbers u. a., z. B. der Zinnbergwerke in Cornwallis, der Bleibergwerke in Derbyshire, auf die Gutsbesitzer über. Das Recht zum Bergbau beruht nur auf freier Vereinigung zwischen dem Grundeigentümer (Lord) und dem Bergwerksunternehmer (Adventurer). Die engl. Gesetze vom 10. Aug. 1842, 15. Aug. 1850, 17. Aug. 1855 und 28. Aug. 1860 regeln die Verhältnisse.

Litteratur. Gmelin, «Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues» (Halle 1783); Wagner, «Corpus juris metallici» (Lpz. 1791); Hake, «Kommentar über das B.» (Sulzb. 1823); von Hingenau, «Handbuch der Bergrechtskunde» (Wien 1855); Brassert, «Bergordnungen der preuß. Lande» (Köln 1858); Achenbach, «Lehrbuch des gemeinen deutschen B.» (Bd. 1, Bonn 1870); Klostermann, «Lehrbuch des preußischen B.» (Berl. 1870); derselbe, «Das allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten» (3. Aufl., Berl. 1874); «Zeitschrift für B.», herausgegeben von Achenbach und Brassert (Bonn 1860 fg.).

Bergregal heißt ursprünglich das ausschließliche Recht des Fiskus, auf nichtfiskalischen Grundstücken gewisse Fossilien sich anzueignen. Vermöge des B.s ist dem Grundbesitzer die Verfügung über den unterirdischen Gehalt des Bodens entzogen (s. unter Bergrecht). Das B. ist regelmäßig an Private zur Ausübung verliehen worden und so allmählich aus einer unmittelbaren Verfügungsbefugnis des Staates in ein Hoheitsrecht desselben umgewandelt worden, wonach er den Erwerb des Bergwerkseigentums seitens der Privaten gesetzlich regelt, gewisse Abgaben erhebt und eine allgemeine polizeiliche Aufsicht über das Bergwesen ausübt. Die Konsequenz dieser Entwickelung ist die Beseitigung des B.s in der neuern Gesetzgebung, die dem Staate nur die Berghoheit zuerkennt.

Bergreichenstein, königl. Bergstadt im südwestl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Schüttenhofen, mit (1880) 2340 E. deutscher Zunge, die neben den städtischen Gewerben sich vorzüglich mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen. Die Stadt, in einem nach Süd und Ost von bewaldeten Höhen geschlossenen Thale liegend, war in der Mitte des 14. Jahrh. der Mittelpunkt jener schwungvoll betriebenen Montanindustrie, durch welche das Gold aus den Quarzadern des Gneis teils bergmännisch gewonnen, teils aus den Flüssen und Bächen des Böhmerwaldes gewaschen wurde. An den felsigen Abhängen gegen den Zollerbach zwischen Unter-Reichenstein und dem Zosumberg findet sich noch eine zahllose Menge von Halden, stollenartigen Eingängen und Löchern, am Bache selbst weit ausgedehnte Seifenhügel, auch Ruinen von ehemaligen Pochwerken und Quickmühlen. Unter König Johann waren 300 Quickmühlen zur Goldgewinnung hier im Gange. Von diesem Könige erhielt die Stadt 1345 ihre ersten Freiheiten. Karl IV. bewilligte ihr die Handelsstraße durch den Böhmerwald (1366), die noch jetzt unter dem Namen «goldener Steg» bekannt ist. Kaiser Maximilian II. verlieh ihr das Stadtwappen (1572); Rudolf II. erhob sie (1584) zur königl. Bergstadt. Während der nachfolgenden Kriege und namentlich im Dreißigjährigen Kriege gerieten die Werke ins Stocken und wurden seither nicht mehr aufgenommen. Jetzt besteht der Reichtum der Stadt in großen Waldungen.

Bergreien (auch Bergreihen und Bergreigen) heißen Lieder, die von Bergleuten und für Bergleute gedichtet sind, also bergmännische Volkslieder. Sie sind weltlichen und geistlichen Inhalts und schildern die Freuden und Leiden des Bergbaues meist in lyrischer, zuweilen auch in epischer, an bestimmte Ereignisse anknüpfender Weise. Der vorherrschende Grundton aller ist gläubiges Gottvertrauen. Neben vielem Trivialen, Handwerksmäßigen findet sich darunter doch auch manches zarte, tiefempfundene, echt volksmäßige Lied. Die eigentliche Heimat der B. ist Sachsen und Thüringen. Dort erschien auch die erste Sammlung «Bergkreien, etliche geistlich und weltlich» (Zwickau 1531 u. 1533). Eine neue vermehrte Ausgabe dieser Lieder wurde um 1534 in Nürnberg veranstaltet und in neuem Abdruck durch O. Schade unter dem Titel «B., eine Liedersammlung des 16. Jahrh.» (Weim. 1854) veröffentlicht. Die beste, sorgfältigste Sammlung echter alter B. ist die von Reinh. Köhler, «Alte Bergmannslieder» (Weim. 1858). Neuere Sammlungen teils altüberlieferter, teils neugedichteter Bergmannslieder sind: R. Döring, «Sächsische B.» (2 Hefte, Grimma 1839–40); «Grubenklänge» (Mühlh. a. d. Ruhr 1840); W. Kolbe, «Neuestes Bergreienbuch» (Halle 1843); «Hilarius Glückauf, der fröhliche Berg- und Hüttenmann» (Eisl. 1843); «Glück auf! 66 Bergmannslieder mit Melodien» (Mühlh. a. d. Ruhr 1857); Vogl, «Aus der Teufe» (Wien 1856).

Bergrutsch, s. Bergstürze.

Bergschlüpf, s. unter Erdfall.

Bergschöppenstuhl, ein uraltes, aus dem 13. Jahrh. stammendes Berggericht, vor welchem wichtige Bergrechtsfälle zum Spruch kamen (Bergprozeß) und bergrechtliche Fragen erledigt wurden (Bergurteil von Bergrechts wegen). Die alten Schöppenstühle zu Freiberg, Clausthal und Joachimsthal spielten noch im 18. Jahrh. eine wichtige

Rolle, machten aber später geordneten Berggerichten Platz, denen für Justiz- und Hypothekensachen ein Bergrichter und ein Bergschreiber beigegeben waren. Die Kompetenz für streitige Bergwerkssachen (Berggerichtsbarkeit) liegt nach den neuesten Organisationen bei den Bergbehörden und den ordentlichen Gerichten, welche auch die Berghypothekenbücher (Grundbücher) führen.

Bergschulen sind Lehranstalten niederer Ordnung, bestimmt, junge, körperlich kräftige und befähigte Männer aus dem Arbeiterstande zu Unteraufsehern, Steigern, Obersteigern und Werkmeistern für den Erz- und Kohlenbergbau heranzubilden. Der Vorbildung der jungen Leute entsprechend kann der Unterricht daher nur ein ganz elementarer sein, der sich zumeist nur auf die Praxis stützt; außer in der Bergbaukunst und der niedern Markscheidekunst wird Unterricht im Zeichnen, in der niedern Mathematik, Geometrie, Mineralogie und Physik sowie in der Buch- und Registerführung erteilt. Der Kursus auf den B. dauert meist vier Jahre. Die Bergschüler haben neben dem Bergschulunterricht, welcher ihnen frei gewährt wird, gegen Löhnung auf einer Grube als wirkliche Bergarbeiter ihre Schichten zu verfahren. Es gibt daher B. nur an solchen Orten, wo Bergbau in unmittelbarer Nähe betrieben wird.

Bergseife ist ein pechschwarzes oder bläulichschwarzes, undurchsichtiges, sehr weiches und mildes thonartiges Mineral, welches sich fettig anfühlt, nicht abfärbt, aber wie schwarze Kreide schreibt und an der Zunge klebt. Es findet sich in Olkusz in Polen, Bilin in Böhmen, auch bei Waltershausen in Thüringen, hier in 15 cm mächtigen Lagern zwischen Lehm und Thon und wird unter dem Namen Bockseife zum Waschen grober Zeuge benutzt. Die meiste B. ist wohl nur ein von Bitumen oder Kohle gefärbter fetter eisenhaltiger Letten oder Thon.

Bergsöe (Wilh. Jörgen), dän. Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1835 zu Kopenhagen, studierte seit 1854 auf der dortigen Universität erst Medizin, später Naturwissenschaften, besonders Zoologie, und ging 1862 nach Italien, um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Monographie: «Philichthys Xiphiae» (Kopenh. 1864) und «Über die ital. Tarantel und den Tarantismus im Mittelalter und in neuerer Zeit» (Kopenh. 1865). Durch den anhaltenden Gebrauch des Mikroskops zog er sich ein Augenleiden zu, infolge dessen er einige Zeit erblindete. In seiner unfreiwilligen Ruhe trat er als Lyriker und Novellist auf und diktierte zunächst seinen Novellencyklus: «Fra Piazza del Popolo» (Kopenh. 1866; 4. Aufl. 1880; deutsch von Strodtmann, 3 Bde., Berl. 1870, und von Busch, 3 Bde., Brem. 1871), welchem seine Gedichtsammlung: «I Ny og Næ» (Kopenh. 1867; 2. Aufl. 1878) folgte. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom (1868), wo sein Augenleiden teilweise gehoben ward, verfaßte er den Roman: «Fra den gamle Fabrik» (Kopenh. 1869; 3. Aufl. 1879; deutsch 3 Bde., Lpz. 1870; 2. Aufl. 1874); darauf folgte der Briefroman: «I Sabinerbjergene» (Kopenh. 1871; deutsch von Peters, 2 Bde., Brem. 1872), die Gedichtsammlungen: «Hjemvee» (Kopenh. 1872) und «Blomstervignetter» (Kopenh. 1873), sowie die Erzählung «Bruden fra Rörvig» (Kopenh. 1872; deutsch von Strodtmann, Berl. 1872), die Gespensternovellen «Gjengangerfortällinger» (Kopenh. 1873; deutsch von Strodtmann, Berl. 1873) und die «Italienske Noveller» (1874, deutsch, Berl. 1876). Im Frühling 1872 ging er zum dritten mal nach Italien, um die letzten Studien zu seinem großen Werke: «Rom under Pius IX.» (Heft 1—10, Kopenh. 1874—75) zu machen, welches Rom als den Herd des Ultramontanismus schildert. Seine Romane zeugen von scharfer Beobachtung, lebhafter Phantasie und großer Formvollendung und überragen auch an Originalität seine lyrischen Produkte bei weitem.

Bergst., bei zoolog. Namen Abkürzung für J. A. B. Bergsträßer (Entomolog, geb. 21. Dez. 1732 zu Idstein im Nassau-Usingischen, gest. 24. Dez. 1812 als Rektor des Lyceums in Hanau).

Bergstraße heißt im engern Sinne die ungefähr 52 km lange, auf dem rechten Rheinufer am Fuß des Odenwaldes sich hinziehende Kunststraße, welche bei Bessungen in der Nähe von Darmstadt beginnt und bis Heidelberg reicht, im weitern Sinne aber der ganze fruchtbare Strich der nächsten Umgebung derselben. Die Straße wurde wahrscheinlich schon von den Römern angelegt und ist zum Teil mit Walnuß- und Obstbäumen besetzt. Unter den die B. begleitenden Bergen des Odenwaldes ragt der 540 m hohe Melibocus bei Zwingenberg empor. Längs der B. führt die Main-Neckarbahn von Darmstadt über Zwingenberg, Bensheim und Heppenheim bis Weinheim. Natur und Kunst haben sich vereinigt, die Umgebung zu einer der reizendsten Gegenden Deutschlands zu machen. Die B. ist reich an Burgruinen und andern merkwürdigen Baudenkmälern und war im Mittelalter größtenteils in den Händen der Geistlichkeit, weshalb sie im Munde des Volks auch jetzt noch zuweilen die Pfaffenstraße genannt wird. Vgl. Franck, «Die Burgen der hess. B.» (Darmst. 1868).

Bergstürze und **Bergrutsche** haben verschiedene Ursachen: Störung des Gleichgewichts von Felsmassen durch Unterwaschung; Lockerung durch Frostwirkung, indem das Wasser in Gesteinsklüfte eindringt und sich durch Gefrieren ausdehnt; unterirdische Stauung von Wassern auf undurchlässigen Schichten und Erweichung der letztern, sodaß die darüber lagernden Schichten ihren Halt verlieren und herabgleiten (Bergrutsch). Je nach der Verschiedenheit dieser Ursachen und nach der Beschaffenheit des in Bewegung versetzten Materials lassen sich unterscheiden: Felsstürze, bei denen Blöcke gespaltener und gelockerter Gesteinsmassen die Hauptrolle spielen; Erdschlipfe (Bergrutsche), bei denen leicht verwitterbare Stein- und Erdarten auf schiefer Basis ins Gleiten geraten; Schlammströme, erweichte Schichtenkomplexe durch das Gewicht der auflagernden Massen herausgequetscht; und endlich gemischte Bergstürze, aus Felsblöcken, Erde und Schlamm bestehend. Nur die größten derartigen Erscheinungen verdienen die Namen Bergsturz oder Bergrutsch. Vgl. Baltzer, «Über die Bergstürze in den Alpen» (Zür. 1875); Heim, «Über Bergstürze» (Zür. 1882). Besonders denkwürdig sind die Bergstürze von Plurs im Bergell unweit Chiavenna, wo 4. Sept. 1618 durch den Sturz des Berges Conto der ganze reiche Flecken verschüttet wurde. Sodann der gemischte Bergrutsch von Goldau 2. Sept. 1806, wo sich vom Roßberge dem Rigi gegenüber Nagelfluhbänke ablösten und mit Felsblöcken und Schlamm das blühende Thal mit 450 Menschen begruben; ferner die Stürze von Felsberg in Graubünden 1842 und 1843, an der Südseite des Diablerets 1714 und 1749, bei

Bilten in Glarus 1868, am Böttstein in Aargau 1876, bei Kaub am Rhein 10. März 1876 und bei Elm (s. d.) in Glarus 11. Sept. 1881.

Bergtalg, Mineral, s. Bergkork.

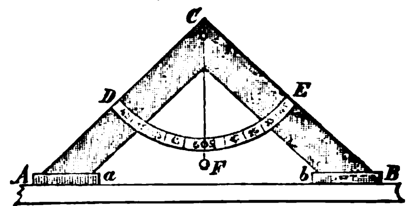
Bergteer, s. unter Bitumen.

Bergues oder Berghen, Stadt und Festung zweiter Klasse im franz. Norddepartement, Arrondissement Dünkirchen, an der Vereinigung des Colmekanals und der beiden nach Dünkirchen und Furnes gehenden Kanäle und an der Linie Hazebrouck-Dünkirchen der Nordbahn, 10 km südlich von Dünkirchen und 56 km nordwestlich von Lille gelegen, hat einen alten interessanten Turm (Beffroi), ein neuerbautes Stadthaus (mit Museum), Fabrikation von Leder, Hüten, Öl, Seife u. s. w., Getreide- und Viehhandel und zählt (1876) 5368 E. Vier detachierte Forts, von denen zwei die Strecke nach Dünkirchen beherrschen, machen den Ort zu einem ziemlich starken. Auf dem Hügel, der ehemals die Abtei des heil. Winoc trug, stehen zwei neue Signaltürme für die Schiffer. B. wurde 1667 von Ludwig XIV. erobert, kam im Aachener Frieden an Frankreich und wurde 1793 von den Engländern vergeblich belagert.

Bergün (roman. Bravoign), Dorf im Bezirk Albula des schweiz. Kantons Graubünden, an der Albula und der gleichnamigen Paßstraße, 1389 m über dem Meere gelegen, besitzt eine alte roman. Kirche und zählt (1880) 428 E. Unterhalb des Dorfs durchbricht die Albula die großartige Felsenschlucht des Bergünersteins. Nach dem Hauptorte B. wird oft auch das ganze Thal vom Albulapasse bis zur Mündung des Davoser Landwassers B. benannt; dasselbe wird im W. von der Kette des Piz d'Aela (3320 m), im O., wo die Seitenthäler Val Tisch, Val Tuors und das Stulserthal liegen, durch die nördl. Ausläufer des vergletscherten Piz Kesch (3417 m) eingeschlossen, ist reich an wilden, romantischen Scenerien und zählt als Kreis B. in fünf Gemeinden (1880) 1112 meist prot. E., von welchen 75 Proz. romanisch, 25 Proz. deutsch sprechen und deren Hauptbeschäftigung die Alpenwirtschaft ist. Auf ehemaligen Bergbau weisen die verlassenen und verfallenen Eisenwerke von Bellaluna an der Mündung des Stulserthales.

Bergwachs (Erdwachs, Ozokerit) und **Bergtalg** nennt man asphaltartige geschmeidige und biegsame Massen, von schmutzig-brauner bis -grüner Farbe, welche auf Wasser schwimmen und zwischen den Fingern geknetet sich klebrig anfühlen; chemisch sind es dem künstlichen Paraffin ganz ähnlich zusammengesetzte Kohlenwasserstoffverbindungen; sie werden durch Reiben stark negativ elektrisch, schmelzen im Feuer wie Wachs, verbrennen aber endlich mit einer nicht stark rußenden Flamme. Sie kommen in Steinsalzlagern und Kohlenflötzen vor, wie zu Slanik in Rumänien (wo man Kerzen daraus darstellt), in Galizien, bei Newcastle in England.

Bergwage ist ein Instrument zur Bestimmung der Neigung der Bergabhänge. Nach der ältern Form besteht die B. aus einer geraden Latte, in deren Mitte ein Brett befestigt ist; auf dem Brette ist ein Halbkreis gezeichnet und in Grade geteilt; ein um den Mittelpunkt leicht drehbarer Zeiger stellt sich allemal vertikal und gibt so den Winkel an, welchen der Abhang mit dem Horizont macht. In neuerer Zeit hat man die B. etwas angemessener gebaut (s. nachstehende Figur). Zwei starke Latten AC, BC von etwa 70 cm Länge werden mit zwei ihrer Enden zu einem rechten Winkel A C B verbunden; die freien Enden werden mit starken Platten Aa, Bb versehen, welche dem Instrumente als Füße dienen; zwischen den Schenkeln des rechten



Winkels wird ein Bogen DE von Holz oder Metall eingelegt, auf dem man die Teilung des rechten Winkels in Grade anbringt; diese Teilung hat ihren Mittelpunkt in der Mittellinie, in der die beiden Schenkel zusammenstoßen. Die Mitte des Bogens wird der Nullpunkt der Teilung, die von da aus nach beiden Seiten bis 45° läuft. Die Teilung und zugehörigen Ziffern werden mit Ölfarbe auf den Bogen aufgetragen. Oben im Centrum, von dem aus der Bogen beschrieben ist, wird ein starker, aber nicht zu dicker Faden befestigt, an dessen Ende sich ein Bleilot CF befindet, das noch etwas über den Bogen hinausreicht. Um nun die Neigung des Bergabhangs zu bestimmen, schlägt man Pflöcke in die Erde, die gerade so weit voneinander abstehen, daß man die Fußplatten der B. daraufsetzen kann; gibt man ihnen gleiche Höhe über dem Boden, so stellt ihre Verbindungslinie ebenfalls die Neigung oder Böschung des Bergs dar. Setzt man die B. auf die Pflöcke, so hängt das Pendel vertikal; auf horizontalem Boden stellt es sich auf Null, auf geneigtem auf irgendeinen von Null abweichender Punkt der Teilung; die hier abzulesende Gradzahl gibt die Neigung des Abhangs an.

Bergwardein (Bergguardein), Bergbeamter, welcher den Gehalt der Erze, die zur Hütte angeliefert werden, probiert und bestimmt und den Käufern gegenüber kontrolliert. Dem B. entgegen steht der Hüttenwardein, welcher in gleicher Weise die Interessen der Hütte als Käuferin vertritt.

Bergwerk, s. Bergbau.

Bergwerksabgaben erscheinen im Mittelalter und vielfach auch noch in der neuern Zeit als eine Ausnutzung des Bergregals (s. d.), gewissermaßen als Entschädigung für den Fürsten oder Staat, der dem Unternehmer das Bergwerkseigentum (s. d.) verliehen hat. Daher wurden sie größtenteils als Anteil des Staates am Rohertrag festgesetzt, namentlich als Bergzehnten, zu dem oft noch ein Stollenneuntel (für die Benutzung des Erbstollens) kam, außer andern Abgaben, wie Quatembergelder (Aufsichtsgebühr), Rezeßgelder, Schlagschatz, Hüttenzins u. s. w. Im span. Amerika mußte lange Zeit hindurch von allem gewonnenen Gold und Silber sogar ein Fünftel (der Quinto) des Rohertrags an die Krone entrichtet werden, und erst nachdem die Ergiebigkeit der Bergwerke stark nachgelassen, trat eine Ermäßigung auf einen Zehnten mit verschiedenen Nebenabgaben ein. In Brasilien mußte im 18. Jahrh. von der Goldproduktion ebenfalls der Quinto bezahlt werden. Jetzt sind die B. einfach als Steuern aufzufassen und die Bemessung derselben nach dem Rohertrag erscheint daher als durchaus irrationell. Sie hat sich in Preußen erhalten in der Form einer Steuer von 2 Proz. des

Wertes der abgesetzten Produkte, wobei 1 Proz. als Aufsichts- und 1 Proz. als Bergwerkssteuer gilt. In Sachsen, Österreich und Frankreich findet eine prozentmäßige Besteuerung des Reinertrags neben der Erhebung einer geringen nach der Größe des Grubenfeldes bemessenen Abgabe statt.

Bergwerksanteile, s. unter Aktie und Aktiengesellschaft und Kux.

Bergwerkseigentum begreift alles dasjenige, was zum Zwecke des Bergbaues Gegenstand des Eigentums geworden ist. In den meisten Ländern ist auf Grund des Bergregals (s. d.) das B. von dem Rechte des Grundeigentümers getrennt und wird daher durch eine besondere staatliche Beleihung begründet. In England jedoch ist dieses nicht der Fall, das Recht des Grundeigentümers reicht unbeschränkt bis in jede Tiefe; nur hat der Theorie nach die Krone das ausschließliche Recht der Gewinnung von Gold und Silber, woraus später ein Vorkaufsrecht auf die edelmetallhaltigen Erze wurde, das aber nicht mehr geltend gemacht wird. In den Staaten, welche ein gesondertes B. anerkennen (das wie Eigentum an unbeweglichen Sachen behandelt wird), besteht eben dadurch prinzipiell Bergbaufreiheit; in den nähern gesetzlichen Bestimmungen über den Erwerb des B. weichen jedoch die Gesetzgebungen von einander ab, und man kann hier namentlich das franz. und das deutsche System unterscheiden. Nach dem erstern, wie es durch das Berggesetz vom 21. April 1810 festgestellt ist, bleibt es im wesentlichen dem Ermessen der Staatsbehörde überlassen, ob, wem und unter welchen Bedingungen eine Bergwerkskonzession und damit das B. erteilt werden soll; in den deutschen Berggesetzen dagegen ist der von alters her angenommene Grundsatz festgehalten, daß dem ersten Finder ein Vorrecht auf die Verleihung zusteht und daß durch die in der gesetzlichen Form erfolgte Mutung ein Rechtsanspruch auf die Verleihung begründet werde. Das B. kann dem Inhaber entzogen werden, wenn er dem allgemeinen Interesse zuwider den Betrieb unterläßt; es kann ferner auch aufgehoben werden durch Verzicht, und in beiden Fällen sind die Hypothekengläubiger berechtigt, die Subhastation zu beantragen. Die deutschen Berggesetze zählen genau die den Gegenstand des B. bildenden Mineralien auf (s. unter Bergrecht).

In Frankreich nahmen früher die sog. minières (Gräbereien zum Zweck der Gewinnung von Raseneisenerzen, gewissen Kiesen, Alaunerde und Torf) eine Mittelstellung zwischen den Mines und den unbedingt dem Grundeigentümer zustehenden Carrières ein, eine Unterscheidung, die durch ein Gesetz von 1866 vom J. 1876 an aufgehoben wurde. Der Tagebau auf Eisenerze ist im Anschluß an das franz. Recht auch in dem Berggesetz für Elsaß-Lothringen im allgemeinen dem Grundeigentümer vorbehalten worden.

Bergwerkswissenschaften bilden den systematischen Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche die Gewinnung und Zugutemachung aller nutzbaren Mineralkörper ermöglichen. Die Bergbaukunst, welche sich als eine Wissenschaft aus den verschiedenen Teilen der Bergwerkskunde zusammensetzt, beschäftigt sich mit der Beurteilung der Gebirge und der Erdoberfläche bezüglich der Aufsuchung und Auffindung bauwürdiger Lagerstätten und sonstiger nutzbarer Fossilien und Mineralkörper, mit der Veranstaltung der dazu nötigen Untersuchungsarbeiten, sowie mit der Veranstaltung und dem Betriebe aller derjenigen Grubenbaue und anderer Anlagen, die teils die Aufsuchung, teils ihre Gewinnung, ihre Ausförderung bis zu Tage, teils die Überwindung aller sich hierbei entgegenstellenden natürlichen Hindernisse und Schwierigkeiten, und endlich teils die mechan. Scheidung und Zubereitung der gewonnenen Fossilien betreffen. Zu ihrer Ausübung macht sich die Erlernung vielfacher Hilfswissenschaften erforderlich; sie verbindet Theorie und Praxis auf das engste. Die bergmännische Technologie umfaßt die Kenntnisse der Geognosie, Geologie und Paläontologie, der Mineralogie sowie der Physik, Chemie und Probierkunst; ferner die Lehren der Mathematik, der Mechanik und der Maschinenbaukunst, sowie die Geodäsie und die Markscheidekunst oder die Kunst der unterirdischen Vermessung und Orientierung. Zu dem ökonomischen Teile gehört der Grubenhaushalt, welcher sich mit der zweckmäßigen Veranstaltung der Gruben und der erforderlichen Tagebaue, mit der wirtschaftlichen Anschaffung, Aufbewahrung und Verwendung der Produkte und Materialien und mit dem Grubenrechnungswesen, mit der Lehre vom Gelde und mit den Handelsgeschäften befaßt, während der juristische Teil die Bergrechtslehre, die Berggesetzgebung in sich schließt. Auch bildet die Bergstatistik ein weites Feld für den Wissensbereich eines jeden Bergbautreibenden, welche Lage, Umfang, Betriebsverhältnisse, Produkte, Arbeiterzahl und sonstige mit der Bergwerksgeschichte und Nationalökonomie in Verbindung stehende Verhältnisse berücksichtigt.

Die Aufbereitungskunde, die Kunst, die den Fossilien beigemengten wertlosen Gemengteile durch mechan. Hilfsmittel zu beseitigen und die wertvollen und nutzbaren Teile so rein als möglich abzuscheiden, ist ein nicht minder wichtiger Zweig der Bergbaukunst, während es endlich Aufgabe des Hüttenmannes ist, nach den Regeln der Hüttenkunde die Erze zu Gute zu machen und die Metalle aus denselben zu gewinnen. (S. Metallurgie.)

Bergzabern (lat. Tabernae montanae), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Rheinpfalz, am Erlenbach und am Fuß des Hardtgebirgs, 16 km im Südwesten von Landau gelegen, durch Zweigbahn nach Winden mit der Pfälzischen Maximiliansbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß (jetzt teilweise Hospital), zwei evang. und eine kath. Pfarre, eine Lateinschule, Feld-, Hopfen- und Weinbau, Töpferei, Gerberei, Tabaks-, Öl-, Seifen- und Holzschuhfabrikation und zählt (1880) 2332 E. Die im 14. Jahrh. angelegten Befestigungen konnten 1525 den empörten Bauern nicht widerstehen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde B. ebenfalls hart mitgenommen, 1676 von den Franzosen gebrandschatzt und niedergebrannt und erst 1714 wiedererbaut. Das zerstörte Schloß, vom Herzog Gustav Samuel 1719—25 wieder aufgeführt, blieb fortan Witwensitz der herzogl. Frauen bis zur Französischen Revolution, wo es verwüstet wurde.

Beriberi, bei den Japanern Kak-ke, ist der Name einer ihrem Wesen nach noch wenig bekannten Krankheit, welche sich durch eine von den untern Extremitäten aus über den ganzen Körper fortschreitende Lähmung und Gefühllosigkeit sowie bisweilen durch Ansammlung von Wasser an verschiedenen Körperteilen charakterisiert, sich endemisch in Japan, Australien und Indien, besonders auf

der Insel Ceylon und der Küste von Malabar findet und oft schon nach 6—30 Stunden, häufig jedoch auch erst nach drei bis vier Wochen oder durch Rückfälle tötet. Die Krankheit befällt sowohl Eingeborene als Fremde, letztere jedoch erst, wenn sie sich bereits einige Monate an jenen Orten aufgehalten haben. Sie herrscht besonders während der Abnahme der periodisch wehenden Winde und kommt endemisch wie epidemisch fast nur an Meeresküsten vor. Man faßt neuerdings die Krankheit als eine chronisch-konstitutionelle Erkrankung der Blutbildungsorgane und des Gefäßsystems auf, zu deren Entstehung namentlich plötzlicher Temperaturwechsel, Nahrungsmangel, gedrückte Gemütsstimmung beizutragen scheinen. Spezifische Heilmittel gegen B. gibt es nicht. Vgl. Wernich, «Geographisch-medizinische Studien» (Berl. 1878).

Bericht (im kaufmännischen Sinne), s. Avis.

Bericht bedeutet in der Geschäftssprache die (möglichst objektive) Darlegung eines Sachverhaltes, welche, auf besondere Aufforderung oder, unter bestimmten Voraussetzungen, von Amts wegen, einer übergeordneten Behörde von einer untergeordneten (z. B. auf eine Beschwerde hin, über den Geschäftsgang im allgemeinen, über den Stand einer Angelegenheit), oder einem Kollegium (z. B. einem Gericht, einer Ständeversammlung) von einem dazu bestellten Mitgliede oder Ausschuß (Kommissionsbericht) gemacht wird. Im schriftlichen Prozeßverfahren wurde regelmäßig vor der Entscheidung dem Richterkollegium von dazu bestellten Mitgliedern (Referent, Korreferent) über den Inhalt der Akten Bericht erstattet (Relation). Jetzt ist die Bestellung eines Berichterstatters in Strafsachen von der Deutschen Reichs-Strafprozeßordnung (§§. 365, 391) vorgeschrieben für die Berufungs- und Revisionsinstanz; seine Aufgabe ist es, nach Beginn der Hauptverhandlung (§. 242) die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens vorzutragen. S. ferner Gerichtsverfassungsgesetz §. 199; Civilprozeßordnung §. 354.

Berichterstatter, eine Bezeichnung, die im öffentlichen Leben in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. In parlamentarischen Versammlungen nennt man B. oder Referent (frz. Rapporteur) denjenigen, welcher entweder im unmittelbaren Auftrage der Versammlung, oder im Namen eines mit der Vorberatung des betreffenden Gegenstandes betrauten Ausschusses die Verhandlungen über eine Frage dadurch einleitet, daß er der Versammlung nicht nur das thatsächliche Material für deren richtige Beurteilung, sondern auch die nach der Ansicht des Ausschusses, für den er Bericht erstattet, vorzugsweise dabei in Betracht kommenden allgemeinen Gesichtspunkte vorlegt und bestimmte Anträge oder Vorschläge für eine Beschlußfassung der Versammlung formuliert. Der geschäftliche Gang ist dabei gewöhnlich der, daß der Ausschuß zuerst einen B. erwählt, der ihm selbst die Sache vorträgt und die an die Plenarversammlung zu stellenden Anträge vorbereitet. In der Regel wird sodann dieselbe Person auch mit der Berichterstattung für die Plenarversammlung betraut, es wäre denn, daß die Ansichten und Vorschläge dieses vorläufigen B. sich keiner Mehrheit im Ausschusse zu erfreuen hätten. Gibt es eine Minderheit und eine Mehrheit im Ausschuß, so ist auch die erstere durch einen B. vertreten. Bei schwierigen und umfassendern Verhandlungen wird dem B. noch ein B. (Korreferent), dem die Beleuchtung eines Teils der Frage obliegt, beigegeben. Der B. hat in vielen parlamentarischen Versammlungen das Recht, zu jeder Zeit das Wort zur Aufklärung oder Berichtigung zu ergreifen; jedenfalls steht ihm das Schlußwort zu; wo zwei B. sind, spricht zuerst der B. der Minderheit, dann der B. der Mehrheit, sodaß letzterer gegen erstern im Vorteil ist. — Eine andere Art von B. sind die der Presse (engl. Reporters, frz. Rapporteurs), welche den Zeitungen Mitteilungen über Tagesereignisse liefern.

Bericische Hügel, Monti Berici, die zwischen den Lessinischen Alpen und dem Gebirge der Euganeen, 67 km westlich von Venedig, isoliert aus der Ebene zwischen dem Bacchiglione und Frassine gelegene Gruppe erloschener Vulkane. Im S. von Vicenza sind sie, durch eine 11 km breite Ebene von den Alpen getrennt, im höchsten Punkte etwa 400 m hoch. Auf die geschlossenen Krater deuten die vorhandenen Ergüsse von Trachyt und Basalt und die umhergestreuten Bimssteinmassen.

Berilldruck, ein Verfahren des Zeugdrucks, nach welchem erhabene farbige Muster durch Ausdrucken mit Stärke verdickter Tafelfarben, ohne nachherige Beseitigung des Verdickungsmittels, erzeugt werden; s. Zeugdruck.

Bering (Vitus), bekannt durch seine Entdeckungen im Arktischen Ocean, geb. 1680 zu Horsens in Jütland, wurde, als geschickter Seemann, von Peter d. Gr. als Seekapitän bei der neugebildeten Marine zu Kronstadt angestellt. Wegen seiner Talente und seiner Unerschrockenheit, die er in den Seekriegen gegen Schweden bewiesen, erhielt er die Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka. Er untersuchte 1725 die nördl. Küsten Sibiriens, glaubte 1728 auf einer andern Reise die nördlichste Spitze Asiens unter 67° 18′ nördl. Br. berührt zu haben, durchfuhr die nach ihm benannte Beringsstraße und brachte zur Gewißheit, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhängt. Da es aber der Zweck der Reise B.s war, zu entscheiden, ob die Kamtschatka gegenüberliegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischenliegender Inseln seien, so lief er 4. Juni 1741 abermals mit zwei Schiffen von Ochotsk aus und untersuchte die nordwestl. Küste Amerikas bis zu 69° nördl. Br. Stürme und Krankheit hinderten seine weitern Entdeckungen. Weit ab auf die wüste Insel Awatscha verschlagen, starb er daselbst 19. Dez. 1741, weshalb diese Insel später Beringsinsel genannt wurde. Sie liegt 185 km von Kamtschatka in 55° 17′ nördl. Br. und 165° 46′ westl. L. (von Greenwich), gehört zum russ.-sibir. Küstengebiet, ist 1593 qkm groß, waldlos und unfruchtbar, aber reich an frischen Quellen und wertvollen Pelztieren. Die amerik. Alaska-Kompagnie hat Jagdrechte auf der Insel und unterhält hier eine Handelsstation, welche die Einwohner, etwa 300, mit Lebensmitteln und Manufakturwaren versieht und dafür Pelzwaren, besonders von einer Art Seehund, aufkauft. Die früher häufigen Polarfüchse und Seeottern sind jetzt fast ausgerottet. Nach B. wurde auch das Beringsmeer (s. d.) benannt.

Beringerbad heißt die Solbadanstalt im Dorfe Suderode in Preußen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, 7 km südlich von Quedlinburg, am Nordrande des Harzes. In dem schönen Gebirgswalde liegen nahe die Ruinen der Stecklenburg und Lauenburg.

Beringsinsel, s. unter Bering.

Beringsmeer (Kamtschatkisches Meer), der nordöstlichste Teil des Stillen Oceans zwischen der Nordwestküste von Nordamerika und der Nordostküste von Asien. Das B. steht durch die Beringsstraße mit dem Nördlichen Eismeer in Verbindung. Diese Straße, zwischen dem Ostkap Asiens und dem Prinz-Waleskap Nordamerikas, ist 75—92 km breit und 40—60 m, in der Mitte 50—90 m tief. Mitten im engsten Teile derselben liegen die drei Diomedes-Inseln, und südl. davor liegt die große St. Lorenz-Insel. Eine Strömung geht von S. nach N. durch die Mitte der Straße. Die an der Seite läuft von N. nach S. Die steilen, tief zernagten Küsten sind unbewohnt. Die Straße und das nördlich davorgelegene Meer, wo der nördl. Polarkreis hindurchzieht, sind im Winter mit Eis bedeckt. Im J. 1728 entdeckte Bering die nach ihm benannte Straße, aber schon 1648 war dieselbe durch den Kosaken Deschneff auf der Jagd nach Pelztieren aufgefunden worden, auf welcher er von der Nordseite am Meere hin bis zur Anadyr-Mündung ging.

Beringsstraße, s. unter Beringsmeer.

Berintho, deutscher Dichter, Pseudonym für Rob. Roberthin (s. d.)

Bériot (Charles Auguste de), ausgezeichneter Violinspieler, geb. 20. Febr. 1802 zu Löwen, kam mit 19 Jahren nach Paris, spielte vor Viotti und nahm Unterricht bei Baillot, ging indes bald seinen eigenen Weg mit so viel Erfolg, daß er gleichzeitig mit Paganini bei dessen erstem Erscheinen in Paris aufzutreten wagen konnte. B. bildete mehrere, früher nur selten angewendete Stricharten zu der größten Vollkommenheit aus, und er war der erste, Paganini ausgenommen, welcher die Flageolettöne (sons harmoniques) in Aufnahme brachte. Zu seiner Schule gehören Vieuxtemps, Ghys, Prume, Kontski, Léonard u. a. In England gab B. mit dem größten Erfolge Konzerte, gleichfalls in den Niederlanden, wo ihn der König als Kammervirtuosen in seinen Dienst nahm. Die Revolution von 1830 beraubte ihn dieser Stellung, und nun unternahm er wieder Kunstreisen, meist im Verein mit der Malibran (s. d.), die 1835, nach der Scheidung von ihrem Manne, seine Gattin wurde. Nach dem frühen Tode seiner Gattin ließ er sich 1836 in Brüssel nieder. Erst 1840 unternahm er wieder eine Kunstreise nach Deutschland und 1843 wurde er Professor des Violinspiels am Konservatorium in Brüssel. Eine plötzlich eingetretene und unheilbare Erblindung nötigte ihn 1852 seine Stelle niederzulegen; er starb 8. April 1870 zu Brüssel. Seine Kompositionen, Konzerte, viele Airs variés, Etuden, Duette, einige Klaviertrios, viele Duos für Violine und Klavier (meist über Opernmotive und in Gemeinschaft mit Pianisten wie Osborne, Benedict, Wolff u. s. w. verfaßt) sind elegant und graziös, auch technisch höchst wertvoll, selbst da, wo der musikalische Gehalt gering ist.

Berislaw, bezirkslose Stadt im europ.-russ. Gouvernement Cherson am rechten Ufer des Dnjepr, mit 3 Kirchen, 1 Synagoge, 1 Kloster, 4 Lichtfabriken, 3 Ölmühlen und 8278 E., die sich hauptsächlich mit dem Bau von Flußkähnen beschäftigen. Durch B. führt die große Straße nach der Krim. Der Handel mit Getreide und Holz ist bedeutend.

Beritt, bei der deutschen Kavallerie ein Teil eines Zugs, der für Zwecke des innern Dienstes einem Unteroffizier zur speziellen Beaufsichtigung übergeben wird.

Berka, Amtsstadt im sachsen-weimar. Verwaltungsbezirk Weimar, an der Ilm, 12 km südsüdwestlich von Weimar, von bewaldeten Bergen und Wiesengründen eingeschlossen, hat ein Schloß, ein Jagdzeughaus, Sandstein-, Gips- und Kalkbrüche, Mühlwerke und Waldwollfabrikation und zählt 1747 E. Im J. 1812 wurde hier eine Schwefel- und eine Stahlquelle entdeckt und sogleich von Karl August unter lebhafter Beteiligung Goethes die nötigen Badeeinrichtungen hergerichtet. Doch kam B. erst später seit Einführung von Kiefernadelbädern und Sandbädern, besonders auch als klimatischer Kurort für Brustkranke in Aufnahme, sodaß der Besuch des Ortes auf jährlich 1000—1200 Personen gestiegen ist. Vgl. Pfeiffer, «Thüringens Badeorte» (Wien 1872). — B., Stadt im sachsen-weimar. Verwaltungsbezirk Eisenach, an der Werra und am nördl. Abhange eines Ausläufers des Thüringerwaldes, 5 km südlich von Gerstungen, zählt 1080 E.

Berkan, Perkan, Parkan, Barakan, Barrakan (frz. bouracan, engl. barracan), ursprünglich arabisch ein aus Ziegenhaar und Wolle oder aus Kamelhaar gewirktes Zeug, jetzt allgemein ein sehr dichter und schwerer, leinwandartig gewebter Stoff mit Kette aus festem zweifädigen und Einschlag aus drei- bis sechsfädigem Kammwollzwirn, der, mittels des Kalanders (s. Appretur) mit einem wollenartigen Schimmer (Moirierung) versehen, namentlich als Möbelstoff Anwendung findet; doch kommen unter dieser Benennung auch leichtere, aus ungezwirntem Kammgarn verfertigte und selbst baumwollene Gewebe vor.

Berkel, Fluß, entspringt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, unweit Billerbeck auf den Baumbergen, durchfließt das Sennegebiet von Koesfeld, wird bei Vreden schiffbar, geht 4 km unterhalb dieser Stadt beim Orte Oldenkott in die niederländische Provinz Gelderland und mündet bei Zütphen in die Yssel. Der größte Tiefgang der B. ist 0,63 m.

Berkeley, Marktflecken in der engl. Grafschaft Gloucester, am rechten Ufer des Little Avon, 2,5 km östlich von des letztern Mündung in das Ästuarium des Severn, 5 km von der Bristol-Birmingham-Bahn entfernt, zählt (1881) 6004 E. B. liegt in einem schönen Thale, welches hauptsächlich aus fettem Weideland besteht, und führt rühmlichst bekannte Butter und Käse, den hier fabrizierten «Double Gloucester», aus. Von Sharpneß-Point, nahe B., geht der Berkeley-Gloucester-Kanal aus, welcher für Schiffe bis zu 600 t schiffbar ist. Der Erfinder der Vaccination, der aus B. gebürtige Dr. Jenner, impfte hier zuerst im J. 1796 die Schutzpocken ein; sein Grabmal befindet sich in der hiesigen Pfarrkirche St.-Mary. Das südöstlich der Stadt gelegene Berkeley-Castle bestand schon vor 1150, um welche Zeit es durch König Heinrich II. vergrößert wurde; dasselbe war der Schauplatz der Ermordung Eduards II. 1327. Im Bürgerkriege unter Karl I. wurde es nach neuntägiger Belagerung durch Parlamentstruppen genommen.

Berkeley (George), Bischof von Cloyne in Irland, berühmt durch sein System der spiritualistischen Philosophie, geb. 12. März 1684 zu Kilcrin bei Thomastown in Irland, besuchte die Universität Dublin, ward 1707 Mitglied des Trinity-College daselbst und unternahm 1713 und 1714 eine Reise nach Italien, das sowie Sicilien und Frankreich er später nochmals als Begleiter der

Söhne des Bischofs von Clogher bereiste. Im J. 1721 wurde er Hofprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, und bald darauf Dechant von Derry. Nachdem er durch ein Vermächtnis der durch ihre Liebe zu Swift berühmten Vanessa Vanhomrigh in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt war, machte er den Vorschlag, auf den Bermudas-Inseln zur Bekehrung der Wilden Nordamerikas eine Lehranstalt zu errichten, ein Plan, der anfangs nicht nur in den angesehensten Kreisen, sondern auch im Parlament solche Unterstützung fand, daß B. 1728 seine Stelle niederlegte und mit mehrern Gleichgesinnten sich nach Rhode-Island einschiffte, um die Sache in Gang zu bringen. Doch wie die Geldbewilligung des Parlaments blieben später auch die Subskriptionen aus, und B. verlor bei dem Unternehmen einen beträchtlichen Teil seines Vermögens. Durch die Fürsprache der Königin Karoline 1734 zum Bischof von Cloyne ernannt, starb er 23. Jan. 1753 zu Oxford. Er wird als ein fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewanderter Mann geschildert, dessen edler Charakter jedem, der ihn kannte, Verehrung einflößte. Seine philos. Ansichten entwickelten sich teils im Gegensatze zu dem in seiner Zeit herrschenden Realismus und Materialismus, teils doch in Abhängigkeit von Lockes Sensualismus und dem in der Konsequenz desselben liegenden Phänomenalismus. Das Wirkliche, behauptete er, ist nur der Geist; die Körperwelt ist nur ein Schein, der aus unsern Vorstellungen entspringt; das Unwillkürliche dieses Scheins hat seinen Grund in ursprünglichen Vorstellungen, welche von dem Geiste aller Geister, Gott selbst, bewirkt sind. Dieser Spiritualismus gab zu vielfachen Misverständnissen Anlaß und wurde weder von den Philosophen noch von den Theologen gebilligt. Seine berühmtesten philos. Schriften, in welchen er denselben vortrug, sind: «Treatise on the principles of human knowledge» (Lond. 1710), «Three dialogues between Hylas and Philonous» (Lond. 1713; deutsch, Lpz. 1781) und «Alciphron or the minute philosopher» (Lond. 1732). Unter seinen physik. Schriften erregte das meiste Aufsehen «Theory of vision» (Lond. 1709; neue Ausg. mit Anmerkungen von Cowell, Lond. 1860), in der er zuerst genau die Betastungs- und Gesichtseindrücke unterschied. Seine «Works» erschienen später gesammelt (2 Bde., Lond. 1784; neu herausg. von Wright, 2 Bde., Lond. 1843, und von Fraser, 4 Bde., Lond. 1871). Vgl. Frederichs, «Über B.s Idealismus» (Berl. 1870).

Berkeley (Miles Joseph), engl. Botaniker, geb. 1803 in Biggin, empfing seine Schul- und Universitätsbildung in Rugby und in Christ's-College zu Cambridge, wurde hierauf Pfarrverweser in Margate, dann in Weldon, endlich 1868 Vikar in Sibbertoft. Daneben war er vor allem mit botanischen Arbeiten beschäftigt. Seinem ersten Werke «Gleanings of British algae» (1833) folgte der von ihm bearbeitete Schlußband der «English Flora» (1836), sowie die «Introduction to cryptogamic botany», «Outlines of British fungology» und das «Handbook of British mosses». Außerdem lieferte B. für die «Encyclopaedia of agriculture» Artikel über «The diseases of plants», für «Gardeners Chronicle» Abhandlungen «On vegetable physiology» nebst zahlreichen Beiträgen zu den «Transactions» der Linnäischen Gesellschaft und anderer Fachzeitschriften.

Berkhampstead (Great-), Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 41,5 km im Nordwesten von London, am Bulborn, der zum Colne fließt, am Grand-Junction-Kanal und der Nordwestbahn, zählt (1881) 7103 E., welche Strohflechterei, Eisengießerei und Holzwarenindustrie betreiben. Erwähnenswert sind die schöne got. St. Peterskirche und die Ruinen eines in der engl. Geschichte berühmten Schlosses. Zu B. fand 697 ein Konzil statt; 1731 wurde hier der Dichter Cowper geboren.

Berkhey (Joh. Lefrancq van), holländ. Naturforscher und Dichter, geb. zu Leiden 23. Jan. 1729, studierte Medizin und Naturwissenschaften und ließ sich 1761 als praktischer Arzt zu Amsterdam nieder. Doch gab er diesen Beruf bald wieder auf, um auf einem Landhause bei Harlem und später zu Leervliet bei Leiden der Naturwissenschaft und der Dichtkunst zu leben. Er erhielt 1773 den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Universität zu Leiden und neben Allamand die Aufsicht über das naturhistor. Museum. In diese Zeit fällt sein Hauptwerk, die «Natuurlijke historie van Holland» (11 Hefte, Amsterd. 1769—79, mit Kupfern), welches höhern Wert hat als die «Natuurlijke historie van het rundvee in Holland» (6 Hefte, Amsterd. 1805—11, mit Kupfern). Außerdem schrieb er mehrere verdienstliche, meist auf holländ. Verhältnisse bezügliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Er lebte darauf im Haag, dann bei seiner Familie zu Leiden, wo er 13. März 1812 starb. Von seinen zahlreichen Gedichten fand namentlich «Het verheerlijkt Leyden» (1774) großen Beifall. Vgl. Loosjes, «De geest der geschriften van J. Lefrancq van B.» (Harl. 1813).

Berkheyden (Job und Gerhard), zwei Brüder und Maler von Harlem. Der ältere, Job, wurde daselbst 1628 geboren, beobachtete früh und fleißig die Natur, besonders die Rheingegenden, und gab sie mit vielem Geschick in landschaftlichen Darstellungen, dem Innern von Kirchen, Städteansichten und Porträts wieder. Auch gelangen ihm ländliche Feste im Geschmacke Teniers'. Er unterrichtete seinen weit jüngern Bruder Gerhard (geb. 1643), der ihm in treuer Freundschaft anhing und ihn auch nach Köln und Heidelberg in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz begleitete. Die Brüder malten dort Hoffeste, Jagden, Lustpartien u. s. w., kamen sehr in Gunst und kehrten nach einigen Jahren, mit Belohnungen überhäuft, in ihr Vaterland zurück. Der jüngere Bruder starb zuerst, [illegible] Nov. 1693. Er ist besonders als Architekturmaler in Ruf gekommen und kann als solcher ein [illegible] Nachahmer von Jan van der Heyden genannt werden. Dresden besitzt von ihm die Ansicht des amsterdamer Stadthauses, das Louvre die Ansicht der Trajanssäule und die Lorettokirche von Rom. Job ertrank im Juni 1698 in einem Kanal.

Berkowitz, russ. Schiffspfund, hat 10 Pud = 400 russ. Pfd. = 163,805 kg.

Berkshire, abgekürzt Berks, Grafschaft im mittlern England, umgeben von den Grafschaften Surrey, Hampshire, Wiltshire, Gloucester, [illegible] und Buckingham, von letztern dreien durch die [illegible] geschieden, zählt auf 1826 qkm (1881) 218[illegible] E., wird von den Kreide- und Kalkbergen der [illegible] Horse-Downs durchzogen und war einst im S. von dem großen, 1226 abgeholzten Walde von [illegible] bedeckt. Noch jetzt finden sich schöne Waldungen von Eichen, Buchen, Haseln, Eschen und Erlen im S. und O. der Grafschaft, welche durch die [illegible]

Themse und ihre Zuflüsse, den ebenfalls schiffbaren Kennet mit Lambourn und Auburn, den Loddon und Ock, vorteilhaft bewässert ist. Hierzu kommen noch der Wilts- und Berkskanal und der Kennet- und Avonkanal. Bei gesundem Klima und sehr mannigfaltigem Boden bildet unter anderm das White-Horsethal einen der fruchtbarsten Bezirke Englands an Korn, während sich längs der Themse ein Gürtel der schönsten Wiesengründe hinabzieht. Das Thal des Kennet, mit weniger günstigem Boden, ist jedoch trefflich kultiviert. Südlich von Newbury wird das Land dürrer und endlich zur braunen Heide. Zwar kommt der Osten dem Westen an Fruchtbarkeit nicht gleich, doch besitzt er reiche landschaftliche Schönheiten, und die Höhen von Egham bis nach Bray, bedeckt mit ältern und mit jüngern Anpflanzungen, bilden hier den seiner malerischen Scenerie wegen vielgenannten Windsor Great Park. Etwa 42 Proz. der Oberfläche bestehen aus Ackerland, 40 Proz. aus Gras- und Heideland, 11 Proz. aus Wald. Der Ackerbau ist Haupterwerbsquelle der Einwohner. Außer umfangreichem Gartenbau bei Reading, welcher gesuchten Spargel und Zwiebeln, sowie einigem Obstbau, der Äpfel nach London liefert, ist die Kälberzucht im Osten beträchtlich und die Schweinezucht eine der vorzüglichsten in England. Hauptstadt der Grafschaft ist Reading (s. d.).

Verlad, Stadt im rumän. Kreise Tutova in der untern Moldau, am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der in den Sereth mündet, ist Sitz der Präfektur, hat ein Obergymnasium, ein Schullehrerseminar, ein Theater, starken Getreidehandel, ist im Vergleich mit andern rumän. Städten ziemlich regelmäßig gebaut und zählt (1881) 28000 E. B. ist durch eine Zweigbahn nach Tekutsch mit der Eisenbahn Bukarest-Roman verbunden. Im 13. Jahrh. soll Stadt und Gebiet von B. eine Bauernrepublik gebildet haben; 1440 wurde die Stadt von den Tataren niedergebrannt.

Berlage (Ant.), namhafter kath. Theolog, geb. 21. Dez. 1805 zu Münster, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte seit 1824 zu Münster, Bonn und Tübingen Theologie. Nachdem er 1831 zu München die theol. Doktorwürde erlangt, trat er als Privatdocent und Repetent bei der Akademie zu Münster ein, wurde 1835 zum außerord. und bald darauf zum ord. Professor der Moraltheologie ernannt. Diese Professur vertauschte er jedoch später mit dem Lehrstuhle der Dogmatik. Er starb . Dez. 1881 zu Münster. B.s erste bedeutendere wissenschaftliche Arbeit war eine «Apologetik der Kirche» (Münst. 1835), dem sein Hauptwerk, die Kath. Dogmatik» (7 Bde., Münst. 1839—63), folgte, welche sich durch Gründlichkeit der Forschung, Erschöpfung des Stoffs und Klarheit der Darstellung auszeichnet und überhaupt zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern kath. Litteratur in Deutschland gehört. Seine Verdienste erkannte der Papst durch die Ernennung zum Hausprälaten an. In seiner «Dogmatik» wie in seinen kleinern theol. Schriften betont B. überall die Selbständigkeit der Philosophie und ihre innere Unabhängigkeit von jeder Autorität, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß nur eine in sich selbständige, lediglich auf Erfahrung und Evidenz des Denkens sich stützende Philosophie die ihr im Dienste der Theologie gestellte Aufgabe zu lösen im Stande sei, nämlich: einerseits die rationellen Unterlagen des theol. Offenbarungsglaubens zu prüfen und seine Wahrheit und Vernünftigkeit zu erweisen, sowie anderseits den Glaubensinhalt selbst zu beleuchten und sein tieferes Verständnis nach Möglichkeit zu vermitteln; aber er will nicht, daß die Philosophie auf dem spezifisch übernatürlichen Glaubensgebiete die Herrscherin sei und selbst über die Wahrheit der einzelnen Glaubenssätze in letzter Instanz das Richteramt übe. Als kath. Theolog hält er die Kirche allein für die kompetente Richterin in Glaubenssachen und verlangt unbedingt, daß die Wissenschaft ihren Entscheidungen sich unterordne.

Berle, Pflanzenart, s. unter Berula.

Berleburg, Hauptstadt des Kreises Wittgenstein, in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Wittgenstein, auf einem Abhange des Rothaargebirgs in 452 m Höhe über dem Meere, auf dem rechten Ufer des Odebornbaches, welch letzterer 2 km südlicher in die Eder mündet, in bewaldeter und rauher Gegend, ist Hauptort der Standesherrschaft Sayn-Wittgenstein-B., Sitz des Landratsamts für den Kreis Wittgenstein, eines Amtsgerichts und der fürstl. Wittgensteinschen Rentkammer, zählt (1880) 1885 meist evang. E., die bedeutenden Handel mit Holzkohlen und in der Umgegend gefertigten Holzwaren betreiben, sonst größtenteils aber von Ackerbau und Viehzucht leben. Die drei Schiefergruben fördern jährlich 110000 Ctr. Schiefer. B. ist seit dem Mittelalter der Hauptort der Grafschaft Sayn-Wittgenstein, gehörte nach der Rheinbundsakte zum Großherzogtum Hessen, seit 1816 zu Preußen und ist jetzt Residenz des Fürsten von Sayn-Wittgenstein-B., dessen Schloß (Mittelbau im Renaissancestil) mit prächtigem Park mitten in der Stadt liegt.

Berleburger Bibel heißt die 1726—42 in acht Foliobänden unter Protektion und Mitarbeit des Grafen Kasimir zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg im Verlage von Haug in Berleburg erschienene deutsche Übersetzung der Bibel. Als Leiter des Unternehmens erscheint der aus Straßburg vertriebene M. Haug; von den Mitarbeitern sind die bekanntesten Dippel, Edelmann, Seebach. Die Übersetzung ist eine Berichtigung der Lutherschen auf Grund des Urtextes und engl. und franz. Übersetzungen. Der Zweck des Ganzen ist, den schwärmerisch-mystischen Anschauungen jener Zeit, welche zu Berleburg geschützt und gepflegt wurden, weitere Verbreitung zu verschaffen. Vor allem dienen diesem Zweck die erläuternden Anmerkungen, welche aus den Schriften der Mystiker Jane Leade, Bourignon, Guyon, Dippel, Petersen, Böhme u. a. bis auf Origenes zurück zusammengearbeitet sind. Vgl. H. Heppe, «Geschichte der quietistischen Mystik» (Berl. 1875).

Berlichingen (Götz oder Gottfried von) mit der eisernen Hand, der tapfere Ritter des 16. Jahrh., den man mit Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen als einen der letzten edeln Repräsentanten des im Untergehen begriffenen mittelalterlichen Rittertums betrachten kann, war 1480 zu Jagsthausen im Württembergischen auf dem Stammschlosse seines Geschlechts geboren. Sein Oheim Konrad von B. leitete seine Erziehung und nahm ihn unter anderm auch 1495 mit auf den Reichstag nach Worms und 1497 auf jenen von Lindau. Dem Kriegsgeschäft aus Neigung und Gewohnheit zugethan, diente er anfangs dem Markgrafen Friedrich IV. von Brandenburg-Onolzbach; hierauf

trat er, als zwischen Rupert von der Pfalz und Albrecht V. von Bayern-München der landshuter Successionskrieg ausbrach, zu Albrechts Partei. In diesem Kampfe verlor er bei der Belagerung von Landshut die rechte Hand, die künstlich durch eine eiserne (s. unten) ersetzt wurde. Als durch Kaiser Maximilian I. 1495 der Ewige Landfriede zu Stande gekommen war, zog sich B. auf sein Schloß zurück. Trotzdem geriet er bei dem unruhigen Geiste der damaligen Zeit mit seinen Nachbarn, den Reichsstädten am Neckar und den Burgrittern am Kocher, auch jetzt wieder in immer sich erneuernde Händel und Fehden, in denen er stets ebenso viel Tapferkeit als ritterlichen Biedersinn zeigte. B. stand 1519 dem Herzog Ulrich von Württemberg gegen den Schwäbischen Bund bei und verteidigte Möckmühl. Nach tapferster Gegenwehr bedingte er sich freien Abzug, der ihm auch zugesagt wurde. Allein verräterischerweise wurde er überfallen, gefangen genommen und nach Heilbronn geschleppt, und erst 1522, nach Ausstellung einer Urfehde und Bezahlung eines Lösegeldes, erhielt er seine Freiheit zurück. Auch am großen Bauernkriege, 1525, nahm er, wie er selbst sagt, gezwungen thätigen Anteil und wurde, weil er bekannt war als ein Freund der Freiheit und Beschützer der Rechte des Volks, zum Hauptmann gewählt und Oberstfeldhauptmann der Bauern genannt. Als solcher verhütete er viel Unglück, indem er mit persönlicher Aufopferung dem Morden und Brennen der zügellosen Schar Einhalt that. Bei dem unglücklichen Ausgange dieses Kriegs war er zwar anfangs entkommen. Als er aber sodann, auf Einladung des Schwäbischen Bundeshauptmanns Truchseß, nach Stuttgart ritt, überfielen ihn unterwegs Bündische, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich vor dem Bunde zu stellen, sobald er gefordert werde. Er stellte sich auch wirklich, trotz des Abratens seiner Freunde, nach Augsburg, woselbst er zwei Jahre in Haft blieb. Endlich, am Freitag nach St. Kunigundentag 1530, wurde das Urteil gefällt, der Gefangene losgesprochen und entlassen, nachdem er vorher den Eid abgelegt, auf Schloß Hornberg gleichsam sein eigener Gefangener zu sein. Er sollte die Markung nie verlassen, nie mehr ein Pferd besteigen, keine Nacht außer dem Schlosse zubringen, sich an niemand des Gefängnisses halber rächen, auch seine Freunde nie dazu brauchen, im Falle der Verletzungen dieser Bedingungen aber sich zu einer Geldbuße von 25 000 Fl. anheischig machen. Zudem sollte er wegen des zugefügten Schadens Mainz und Würzburg Genugthuung leisten. Viele seiner Freunde verbürgten sich mit Hab und Gut für Erfüllung des Vertrags. So lebte nun Götz von B. 11 Jahre und wurde erst nach Auflösung des Schwäbischen Bundes begnadigt. Kaiser Karl V. forderte 1541 den tapfern Ritter auf, mit 100 Reitern zu den kaiserl. Fahnen zu stoßen, um gegen Sultan Soliman zu fechten. Götz sammelte auch einige hundert wohlgerüstete Krieger, darunter viele vom Adel, die um die Ehre wetteiferten, unter seiner Führung zu kämpfen. Drei Jahre darauf zog er mit den Kaiserlichen gegen König Franz I. nach Frankreich, half St.-Dizier in der Champagne belagern und rückte bis Château-Thierry. Nach Abschluß des Friedens von Crespy (18. Sept. 1544) zog er sich auf Schloß Hornberg zurück, wo er seine letzte Lebenszeit in Ruhe verbrachte. Er starb 23. Juli 1562. Obschon er der Reformation zugethan war, wurde er doch im Begräbnis der Familie im Kreuzgange des Klosters Schönthal beigesetzt, wo er auch ein schönes Denkmal hat. Er hinterließ eine von ihm selbst verfaßte Lebensgeschichte (zuerst von Pistorius, Nürnb. 1731, seitdem sehr oft herausgegeben), die ein treues Gemälde des Lebens und der Sitten jener Periode des Mittelalters ist. Goethe entnahm daraus den Stoff zu seinem «Götz von B.», wich aber von der histor. Wahrheit mannigfach ab.

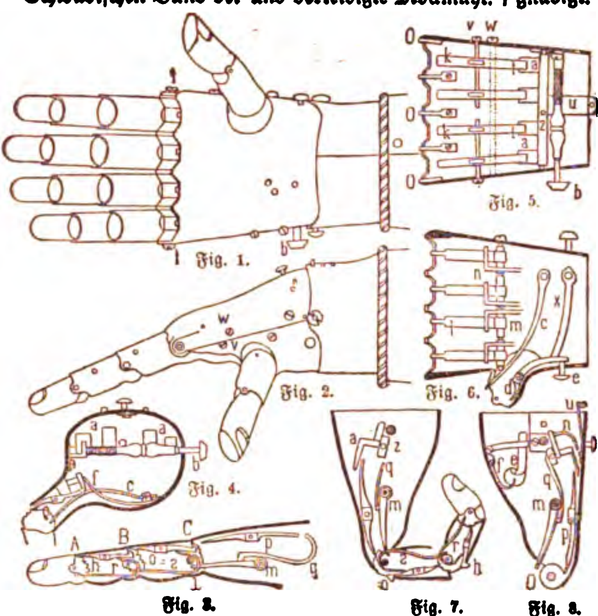


Fig. 3. Fig. 7. Fig. 8.

Die erwähnte eiserne Hand wird noch jetzt in Jagstfeld gezeigt. Sie ist in nebenstehender Abbildung in Fig. 1 von innen, in Fig. 2 von der Seite gesehen dargestellt. Der Mechanismus gestattet folgende Bewegungen: Die vier Finger können durch Aufstützen oder mit Hilfe der natürlichen Hand in ihren drei Gelenken einzeln oder zusammen jede Biegung annehmen, durch einen Druck auf den Knopf b springen alle in die ausgestreckte Richtung. Der Daumen kann auf dieselbe Weise einwärts gebogen und durch einen Druck des Knopfes e wieder gestreckt werden. Die Hand selbst kann in ihrem Gelenk ebenso gebogen werden und behält gleich den Fingern jede ihr gegebene Lage fest bei. Die Glieder A, B und C in Fig. 3 sind durch Stifte vereinigt, die Verbindung der Finger mit der Hand ist durch den Bolzen S bewirkt. Um diese Stifte und den Bolzen sind die Federn r und s (Fig. 3 und 7) gelegt. Die Federn drücken mit ihrem obern Ende gegen die Sperrungshebel o und h. Bei o und i (Fig. 7) haben die Hebel schräge Haken, welche beim Biegen der Finger durch im Gelenkwirbel befindliche Öffnungen herausgehen. Das andere Ende der Sperrungshebel greift in die Zähne der Gelenkwirbel und verhindert dadurch das Zurückspringen

der Glieder. Demselben Zweck dienen die in Fig. 5 ersichtlichen Hebel i k, welche durch die Stifte v verbunden sind, wie auch die Spannhaken m l (Fig. 6), während die Federn n dieselben Dienste wie die oben beschriebenen r und s leisten. x in Fig. 5 ist eine Welle, an welcher die Hebel a und in der Mitte noch ein nach unten gehender Hebel befestigt ist. Werden die Finger zusammengebogen, so erhalten die Federn r und s Spannung und üben einen Druck auf die Hebel o und h aus; dieselben werden alsdann bei o und h (Fig. 7) mit dem schrägen Haken in die Öffnung treten und mit dem andern Ende in die Zähne einfallen. Wenn man auf den Knopf b drückt, so wird durch eine schräge Erhöhung desselben der Welle x eine drehende Bewegung erteilt, wodurch die Hebel a auf die Sperrungshebel i k drücken, welche infolge dessen aus den Zähnen der Gelenkwirbel heraustreten. Hierdurch wird die Spannung in den Federn n aufgehoben; diese werden wieder auf die Sperrungshaken l m (Fig. 3 und 6) drücken, die Glieder C um den Bolzen S bewegen und so dieselben in die ausgestreckte Stellung bringen. In ähnlicher Weise findet die Ausstreckung der übrigen Glieder statt. Bei dem Daumen ist die Bewegung eine ähnliche, nur einfachere. Der Sperrungshebel p (Fig. 6) greift in die am Daumen befindlichen Zähne und wird durch die Feder x angedrückt. Die Feder c preßt mit dem Ende in ein Loch des Daumens. Biegt man den Daumen einwärts, so tritt der Sperrungshebel p in die Zähne und stellt den Daumen fest; drückt man den Knopf e, so tritt der Hebel p aus den Zähnen heraus und die Feder schnellt den Daumen in die gerade Richtung. Die Bewegung des Handgelenks ist sehr einfach. Die an der Hand befestigte Feder n (Fig. 8) hat an ihrem Ende einen Stift, welcher in verschiedene Löcher des Arms paßt und so eine Feststellung der Hand bewirkt, durch einen auf den an der Feder befindlichen Knopf ausgeübten Druck tritt der Stift wieder aus dem Loch heraus, worauf man denselben in ein anderes Loch treten lassen und so der Hand verschiedene Stellungen geben kann.

Das Geschlecht der Herren von B. blüht noch jetzt in zwei Linien, in der zu Jagsthausen und der zu Rossach, von denen die letztere Götz von B., die erstere dessen Bruder, Hans von B. (geb. 1476, gest. 1553), zum Ahnherrn hat. Die Linie Jagsthausen wird gegenwärtig durch Götz Otto Ernst von B., geb. 27. Nov. 1875, repräsentirt, während die Linie B.-Rossach den Freiherrn Karl Gustav Götz von B., geb. 20. Nov. 1819, königl. württemb. Kammerherrn, zum Haupt hat. Der Bruder des Letztgenannten, Friedrich Wolfgang Götz von B., geb. 26. Juni 1826, Abgeordneter des grundherrlichen Adels und zweiter Vizepräsident der bad. Ersten Kammer, wurde 17. Juli 1859 in den württemb. Grafenstand erhoben und hat sich literarisch durch eine urkundliche «Geschichte des Ritters Götz von B. und seiner Familie» (Lpz. 1861) bekannt gemacht.

Berlicke-Berlocke (frz. brelique-breloque, d. i. über Hals über Kopf), Zauberformel, namentlich des Hanswursts im Puppenspiel, sowie des Taschenspielers, welche eine blitzschnelle Wirkung übt.

Berlin, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen und des Deutschen Reichs, liegt unter 52° 30′ 17″ nördl. Br. und 13° 23′ 47″ östl. L. (von Greenwich) in einer von geringen Anhöhen umsäumten sandigen Ebene, 34—35 m über dem Spiegel der Ostsee, zu beiden Seiten der sich in mehrere Arme und Kanäle teilenden Spree (Höhe des Nullpunkts des Pegels 30 m). Schon in sehr alter Zeit befand sich auf der zwischen den Hauptarmen der Spree belegenen Insel das Fischerdorf Kölln, welches bereits 1232 das Magdeburger Stadtrecht erwarb; in der Gegend der jetzigen Petrikirche befand sich ein uraltes wendisches Heiligtum. B., rechts der Spree und gegenüber von Kölln, war ebenfalls ein Fischerdorf, welches zuerst in der Gegend des jetzigen Mollenmarktes bebaut war und 1244 zum ersten mal genannt wird; wenige Jahre später erhielt B. ebenfalls das Magdeburger Stadtrecht. Beide Städte wurden zum Schutze der deutschen Ansiedelungen gegen die Wenden gegründet und früh befestigt, traten vorübergehend dem wendischen Quartier des Hansabundes bei und wehrten sich, 1307 vereinigt und 100 ha bedeckend, mit Erfolg wider Ritter und Fürsten, bis Friedrich II. 1442 zu Kölln eine Zwingburg an der Stelle des jetzigen königl. Schlosses erbaute, die Städte wieder trennte und alle Gelüste nach Selbständigkeit unterdrückte; Johann Cicero nahm hier seine bleibende Residenz (1491). Im Dreißigjährigen Kriege durch Brandschatzungen, Feuersbrünste und Krankheiten hart mitgenommen, wurden die vereinigten Städte vom Großen Kurfürsten wiederhergestellt, der bisher zum Tiergarten gehörende Friedrichswerder, die Spandauer Vorstadt, die Dorotheenstadt, die Georgen-, Köllnische und Stralauer Vorstadt und Neukölln am Wasser 1658—81 angelegt und durch Aufnahme von Holländern und besonders von vielen Réfugiés die Einwohnerzahl von 6000 auf 20000, den Stand vor dem Kriege, zurückgebracht. König Friedrich I. fuhr in der Verschönerung der Hauptstadt fort, erweiterte die Vorstädte und sorgte gleich seinem Vater für die Hebung der Gewerbthätigkeit. Unter Friedrich Wilhelm I., welcher über 1000 neue Häuser vielfach zwangsweise aufführen ließ, wurde die Friedrichstadt bis zum jetzigen Dönhofs-, Belle-Alliance- und Pariser Platze erweitert, und die Einwohnerzahl vermehrte sich von 50000 Civil- und 5000 Militärpersonen 1709, dem Jahre der Vereinigung sämtlicher Einzelgemeinden, bis auf 102400, worunter 81100 Civilpersonen, bei seinem Tode. Friedrichs d. Gr. Bedeutung verhalf auch seiner Hauptstadt zu schneller Entwickelung, und 1755 wurden in ihr 126661 E., worunter 100003 vom Civil, gezählt. Während des Siebenjährigen Kriegs erpreßte der österr. General Hadik 16. Okt. 1757 eine Kontribution von 250000 Thlrn., und 9. Okt. 1760 mußte die Stadt abermals vor den Österreichern und Russen kapitulieren und bedeutende Opfer bringen; die 1763 nur 119219 E. zählende Stadt erholte sich aber nach dem Kriege unter dem Merkantilsystem und wuchs bis 1790 auf eine Bevölkerung von 150803 Personen, worunter 121873 Civilpersonen. Durch Friedrich Wilhelms II. glänzende Hofhaltung, die Förderung der Webereien und die Ausdehnung des Staats nach Osten und Westen wurde die Vergrößerung der Stadt so sehr begünstigt, daß 1804 in ihr 156661 Personen der Civil- und 25496 der Militärbevölkerung gezählt wurden; dann trat freilich im Gefolge des ersten Kriegs mit Napoleon ein Rückschlag ein, welcher 1810 B. nur 153070 Civil- und 9901 militärische Bewohner ließ, aber schon während der nächsten Kriegsperiode

durch den Zuzug der geängstigten Landleute und durch die mit dem Kriege verknüpfte Arbeitsthätigkeit wieder überwunden ward, sodaß 1816 bereits 195200 Bewohner einschließlich 15716 der Militärbevölkerung gezählt wurden. Während der nächsten Periode großen Geldmangels und durch überreiche Ernten gesteigerter Landarbeiten vermehrte sich die Bevölkerung nicht erheblich; desto günstiger wirkte das Aufblühen der Gewerbthätigkeit seit der Errichtung des Zollvereins ein; 1826 wurde Gasbeleuchtung eingeführt, 1838 die erste Eisenbahn (nach Potsdam) eröffnet, und 1840 beim Tode Friedrich Wilhelms III. zählte man in der Civilbevölkerung 303891 und in der Militärbevölkerung 18739 Personen. Unter Friedrich Wilhelm IV., welcher persönlich besonders den Kirchenbau pflegte, durch seinen Kunstsinn jedoch in weitere Kreise wirkte, trug die von Schinkel hervorgerufene edlere Architektonik zur Verschönerung der Stadt, namentlich der vor dem Potsdamer und Anhaltischen Thore belegenen neuen Teile wesentlich bei, und die Maschinen- und Möbelindustrie setzten sich in dem lebhafter bebauten Köpenicker Felde und im Norden B.s fest; man zählte 1858, obgleich inzwischen Teurung und wirtschaftliche Krisen die Entwickelung einigermaßen aufgehalten hatten, 438934 Civil- und 19676 Militärbewohner.

Seitdem ist die Bevölkerung B.s gleich andern Großstädten, und fast alle europäischen noch weit überragend, überaus schnell angewachsen, dergestalt, daß ernste Gefahren für Wohlstand und Behaglichkeit der Bewohner kaum vermieden werden konnten; volle Freizügigkeit, die Wohlfeilheit des Reisens, die mit den notwendigen Bauten und mit der gesteigerten Nachfrage unmittelbar verbundene Heranziehung von Arbeitern, in nicht geringem Maße auch die den Staat vergrößernden und das Deutsche Reich begründenden Kriege förderten mächtig die Erweiterung der Stadt. Das Weichbild von 14919 Morgen mußte Anfang 1861 auf 23185 Morgen oder 5919 ha (worunter 177 auf Wasserläufe entfallen) erweitert werden; die Gemeinden Moabit und Wedding nebst Teilen von Charlottenburg, Schöneberg, Tempelhof und der Hasenheide, woselbst 1852 erst 6238, 1858 schon 29951 und 1864 bereits 52263 Personen wohnten, sind damals mit der Hauptstadt vereinigt worden. Mehr und mehr erwies sich die 15 km lange und 5 m hohe Stadtmauer, welche 1743—1802 erbaut worden war und nur an 19 Thoren die Verbindung mit der Außenwelt gestattete, als unerträgliches Hemmnis, sodaß sie 1867 und 1868 beseitigt wurde. Am 3. Dez. 1861 belief sich die Zollabrechnungs-Bevölkerung auf 547571 (einschließlich 22626 vom Militär); 1864 auf 632379; 1867 die ortsanwesende auf 703120; am 1. Dez. 1871 auf 824580; am 1. Dez. 1875 auf 964240 und am 1. Dez. 1880 auf 1122504 Personen, worunter 20123 aktive Militärpersonen, 320 des diplomatischen Korps und 2543 Personen der Strombevölkerung. Trotz der namhaften Garnison sind jetzt 36678 weibliche Personen mehr als männliche vorhanden, während noch 1871 die Zahl der letztern um 8523 Köpfe stärker gewesen ist. Im J. 1846 waren sogar 52,17 Proz. der Bewohner männlichen Geschlechts. Die Volksvermehrung, welche 1709—55 in geometr. Progression jährlich 1,83, dann bis 1804 jährlich 0,88, weiter bis 1840 jährlich 2,08 und dann bis 1861 jährlich 2,11 Proz. betragen hatte, stieg nun 1861—71 auf jährlich 4,20 Proz.; die Verdoppelung der Bevölkerung von 1709 erfolgte binnen 39 Jahren, der von 1740 binnen 63 Jahren, der von 1790 binnen 49 Jahren, der von 1816 binnen 29 Jahren, der von 1840 binnen 26 Jahren, und die Bevölkerung von 1880 ist mehr denn doppelt so groß als die im J. 1861 zuvor gezählte. Die Bevölkerung B.s verzehrt jetzt alljährlich 800000 Doppelcentner Fleisch (ohne Fischfleisch, aber mit Anrechnung von Wildbret und Geflügel). Der Fleischkonsum betrug 1879 auf den Kopf 146 Pfd.; daneben wurden von jedem Bewohner durchschnittlich $417\frac{1}{3}$ Pfd. Brot, 100 Pfd. Kartoffeln, $38\frac{1}{2}$ Pfd. Hülsenfrüchte, $47\frac{1}{2}$ Pfd. Obst, 20 Pfd. Eier, 140 Pfd. Milch, 24 Pfd. Fische, 30 Pfd. Butter, 10 Pfd. Käse, 23 Pfd. Wein, 208 Pfd. Bier (davon $\frac{1}{8}$ importiertes) und 6 Pfd. Branntwein verzehrt.

Für die Topographie B.s sind die **Wasserläufe** maßgebend. Von Stralau und Rummelsburg her tritt die Spree mit breiter Fläche in das Stadtgebiet ein, behält ihre nordnordwestl. Richtung auf langer Strecke bei, wendet sich westwärts unter der Waisenbrücke und dem breiten Überbau des Mühlendamms, welcher die Schiffahrt unterbricht (Nullpunkt des Pegels 30,87 m über der Ostsee), dann nordwestlich unter der 1692—95 erbauten und 1703 mit dem prächtigen erzenen Reiterstandbilde des Großen Kurfürsten von Schlüter geschmückten Kurfürstenbrücke und wieder westlich in mehrern Bogen nach Moabit und Charlottenburg hinüber. Die ganze Osthälfte dieses langen Laufs mitten durch die Stadt ist von Hinterhäusern, Speichern, Schuppen und Holzplätzen besetzt, selten unterbrochen durch ansehnliche Gebäude (neue Münze); erst die Burgstraße in Altberlin tritt dem Dome gegenüber als durchweg schöne Uferstraße hervor. Von den Abzweigungen des Hauptstroms tragen die alten innern einen ähnlichen öden Charakter, wogegen die äußern fast durchweg zu beiden Seiten von mehr oder minder breiten Uferalleen, zum Teil allerdings noch jungen Ursprungs, eingefaßt sind. Eine als Flutgraben und zur Holzflößerei dienende Abzweigung geht oberhalb der Sachseschen Badeanstalt links aus dem Strome und vereinigt sich mit der 10,3 km langen wichtigsten Abzweigung, dem Landwehr- oder Schiffahrtskanal, welcher etwas unterhalb (Oberschleuse) südwestwärts die Spree verläßt, sich später nach Westnordwesten bis zur Kottbuser Brücke wendet und auf dieser Strecke das Weichbild begrenzt; dann geht derselbe im Bogen westlich weiter, nimmt den Luisenkanal auf, fließt unter der 1874—77 umgebauten Belle-Alliance-Brücke und nordwestlich unter der Schöneberger Brücke, wo der Kanal zu einem geräumigen Hafen ausgeweitet ist, und wendet sich alsdann in mehr westl. Laufe zwischen der Augustastraße und dem Schöneberger Ufer der Charlottenburger Gemarkung zu, woselbst er sich jenseit der Unterschleuse wieder in die Spree ergießt. Der vorgenannte, 2019 m lange Luisenkanal verläßt den Hauptstrom unter der Schillingsbrücke, wendet sich in südwärts gekehrtem Bogen westlich bis zum Engelbecken und geht dann unter der Wasserthorbrücke, welche das Thorbecken begrenzt, in den Schiffahrtskanal. Unterhalb der Jannowitzbrücke, von wo im Sommer Dampfschiffe die Spree hinauffahren, zweigte sich aus dem Strome in nordnordwestl. Richtung der 1880 zugeschüttete Königsgraben ab, überbrückt von der 12 Sandsteingruppen tragenden

Königsbrücke, dann westwärts gekehrt und hinter der Herculesbrücke unter dem Namen Zwirngraben sich wieder mit dem Hauptarme vereinigend.

Unterhalb der Waisenbrücke, wo der Strom ein natürliches breites Becken bildet, verläßt den Hauptarm in südsüdwestl. Richtung an der Friedrichsgracht der Vorflutgraben mit der Stadtschleuse, welcher sich alsdann nordnordwestlich unter der 1822—24 massiv erbauten, 33 m breiten Schloßbrücke, welche seit 1853 acht Marmorgruppen auf Granitblöcken trägt (die Erziehung und den Lebensgang des Kriegers unter Leitung von Pallas und Nike schildernd, von Bläser, Wredow, A. und E. Wolff, Wichmann, Drake, A. Möller und Schievelbein), wieder dem Hauptarme zuwendet. Diesem schiffbaren Nebenarme im allgemeinen parallel, aber mit vielen ein- und ausspringenden Winkeln zieht der kurz oberhalb der Waisenbrücke aus der Spree gespeiste Festungsgraben entlang, nur auf 700 m Länge als «Grüner Graben» bis zur Walkmühle schiffbar, hinter der Wallbrücke sich verengend und an mehrern Stellen fast überbaut; derselbe mündet in den Vorflutgraben. Außer diesen größern Wasserläufen kommen im Innern der Stadt noch einige unwichtige vor, wie der Mühlengraben auf einer kurzen Strecke rechts vom Kupfergraben, welche besondern Anstalten dienen oder zu meistens völlig überdeckten Kloaken geworden sind, wie denn die Absicht dahin geht, bei den Arbeiten für die Wasserableitung alle zur Schiffahrt ungeeigneten offenen Rinnsale ganz zu beseitigen. Zu letztern gehört die schon jetzt teilweise überbaute Panke, ein durch seine Ausdünstungen berüchtigtes Flüßchen, welches durch Gesundbrunnen und Wedding nach Süden zu unterhalb der Weidendammer Brücke rechts in die Spree fließt. Von großer Wichtigkeit ist dagegen der am 1. Mai 1859 eröffnete Spandauer Schiffahrts- oder Nordkanal, welcher hinter der Unterbaumbrücke die Spree verläßt, nordnordwestlich bis zum Nordhafen zieht und sich westwärts über die Grenze des Weichbildes wendet; mit ihm und unter der dreigeteilten schönen Alsenbrücke mit der Spree steht der Humboldt-Hafen in enger Verbindung. Die Massenhaftigkeit des Wasserverkehrs beweist die 1879 auf 71117 angewachsene Zahl der beladen ein- und ausgegangenen Schiffsgefäße, worunter sich 69622 Segel- und 469 Schleppschiffe befanden. Neuerdings ist einer engl. Gesellschaft die Ketten- oder Seilschleppschiffahrt auf der Havel und Spree gestattet worden.

Das vorzugsweise dem Handel gewidmete Centrum der Stadt wird von den ein Viereck zwischen dem ehemaligen Königs- und dem Festungsgraben einnehmenden alten Stadtteilen Altberlin, Altkölln und Neukölln a. W. und Friedrichswerder gebildet; es leben hier 373 Bewohner auf 1 ha. Altberlin liegt zwischen dem zugeschütteten Königsgraben und der Spree, zu beiden Seiten der von der Kurfürstenzur Königsbrücke führenden, 735 m langen Königstraße, welche zu den belebtesten der Stadt zählt. Mehr als die Hälfte des Viertels wird von der nahezu rechtwinkelig gekrümmten Neuen Friedrichstraße eingerahmt, deren nordwestl. Ende gleich dem langen Mollenmarkt im Süden als Kreuzungspunkt der drei Hauptverkehrswege zu den gefährlichsten Stellen für Fußgänger und Wagen gehört. Glanzpunkt des Viertels ist das vom Baurat Wäsemann 1861—69 im oberital. Stil aus dunkelroten Backsteinen auf einer Basis von grauem Granit aufgeführte Rathaus, welches ein Viereck von 97 m Länge und 89,5 m Breite bildet, und dessen 88 m hoher Turm weithin sichtbar wird; an den 36 Balkonbrüstungen werden unter Calandrellis Leitung Reliefs um die Stadt verdienter Männer angebracht; die humoristischen Wandinschriften des Ratskellers sind häufig nachgeahmt worden. Nahebei liegt das 1856 erweiterte Amts- und Landgericht, welches aber schon ebenso wenig wie das Rathaus dem Bedürfnisse genügt, nicht weit davon am Mollenmarkt die gleichfalls zu eng gewordene Stadtvogtei mit dem Polizeipräsidium; nördlich von der Königstraße das umfangreiche Hauptpostamt, in der Poststraße die Oberpostdirektion und an der Spree die neue Börse. Letzteres Prachtgebäude ist 1859—63 nach den Plänen des Geh. Baurats Hitzig im venet. Stil errichtet; der 70 m lange, 27 m breite und 20 m hohe Börsensaal ist durch einen Säulengang in zwei Hälften für die Fonds- und Getreidebörse geteilt und von v. Klöber mit allegorischen Freskogemälden geschmückt; in der Vorhalle befindet sich Siemerings Marmorstatue des Kaisers Wilhelm; der kühle Hof dient als Sommerbörse, der Keller als Restauration. Die älteste berliner Kirche ist die schon im 12. Jahrh. erbaute, 1244 zum erstenmal genannte, 1817 von Langerhans im Innern renovierte Nikolaikirche mit Rodes Altarbild: die Verklärung Christi, Grabdenkmälern von Pufendorf, Distelmeyer, Spener, Spalding u. a. Dieselbe ist 1880 im Innern und Äußern nach dem ursprünglichen Plane (zwei Türme) erneuert worden und hat einen mit Spitzbogen verzierten Stufengiebel. Die Marienkirche wird 1292 zum ersten mal genannt, ihre Kanzel 1703 nach Schlüters Entwurf in Alabaster ausgeführt, das Innere 1818 geschmackvoll renoviert; der Turm ist 90 m hoch; hier liegen der Feldmarschall von Sparr und Canstein, der Stifter der Bibelanstalt, begraben; in der Halle Wandgemälde (Totentanz) von 1450. Die Klosterkirche, gleich jenen beiden im einfachsten Spitzbogenstil, wurde 1290 erbaut und 1844 gänzlich restauriert. Außer der mit einem holländ. Glockenspiel durch Friedrich Wilhelm I. geschmückten Parochialkirche ist noch die turmlose Garnisonkirche zu erwähnen, welche Begas' Altarbild: Christus am Ölberge, enthält und ihrer Größe halber zur Aufführung geistlicher Musikwerke benutzt wird. Die darunter befindliche Gruft bewahrt die wohlerhaltenen Leichen mehrerer Marschälle (unter andern Keiths) und anderer Standespersonen. Unter den Bildungsanstalten ragen hervor: die 1810 von Scharnhorst errichtete Kriegsakademie; die 1820 gestiftete ehemalige Gewerbeakademie (jetzt, wie die Bauakademie, ein Teil der Technischen Hochschule) mit Bibliothek von 30000 Bänden und reichen Sammlungen an Maschinenmodellen, technolog. Gegenständen, Gefäßen und Gipsabgüssen; das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, 1574 gestiftet, mit wohlerhaltenen Konvent- und Kapitelsälen des ehemaligen Klosters und mit einer Bibliothek von 35000 Bänden. Andere bemerkenswerte Gebäude dieses Stadtteils sind: das bis 1451 als kurfürstl. Residenz dienende Lagerhaus (worin das Rauch-Museum, eine fast vollständige Sammlung der Modelle des Künstlers, und das Geheime Staatsarchiv einstweilen Unterkunft fanden), das kurmärk. Landschaftshaus, das Proviantmagazin und das Friedrichs-Waisenhaus nebst Filialhospital des Arbeitshauses.

Das langgestreckte Altkölln zwischen dem Hauptstrome und der Schleusenspree ist in seinem südl. Teile eng und winkelig, ein sehr geschäftliches Viertel zu beiden Seiten der Gertrautenstraße. Hier ragt die 1846—53 nach Stracks Plane von Dieckhoff im got. Stile aus Backsteinen erbaute Petrikirche mit ihrem 96 m hohen Turme über alle Gebäude der Stadt hinaus. In der Nähe befinden sich das Schindlersche Waisenhaus, an der Spree der umfangreiche Königliche Marstall, an der Schleusenbrücke, gegenüber den für das Beuth-Schinkel-Museum u. s. w. umgebauten frühern Werderschen Mühlen, ein unter dem Namen Rotes Schloß bekanntes Privathaus. Das Kaiserliche Schloß erhebt sich (bis 32 m hoch) zwischen dem geräumigen Schloßplatze und dem vielfach umgewandelten, 1871 mit A. Wolffs Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. geschmückten Lustgarten, in vier Geschossen mehr als 600 Zimmer enthaltend; es bildet ein Viereck von 169 m Länge und 117 m Breite mit vier Höfen, im äußern steht die Kißsche Erzgruppe: der heil. Georg mit dem Lindwurm. Von der Burg des Kurfürsten Friedrich II. ist nur der runde Turm, welcher wegen seines Kupferdachs den Namen Grüner Hut führt, erhalten geblieben, von dem von Kaspar Theiß unter Joachim II. erbauten Schlosse nur die Erker und Türme an der Wasserseite; das jetzige Schloß wurde 1699—1716 durch Schlüter, Eosander von Göthe und Böhme erbaut. Unter den Prachtgemächern ragen hervor der Thron- oder Rittersaal mit dem Thronsessel von getriebenem Silber und andern Kostbarkeiten, die Bildergalerie mit ausgezeichneten Gemälden neuerer Meister und der 1857 umgebaute Weiße Saal; unter der Arkade beim Treppenhause sieht man Rauchs sitzende Victoria in carrarischem Marmor, an der Terrasse nach dem Lustgarten zwei Gruppen aus Erzguß von Baron Clodt, die Rossebändiger, ein Geschenk des Kaisers Nikolaus. Über dem schönen Portale der Schmalfront nach der von reichen Läden eingefaßten Schloßfreiheit wird der Prachtbau gekrönt durch die 1845—53 von Stüler und Schadow erbaute Schloßkapelle mit ihrer großen, 34½ m hohen Kuppel, 64 m über dem Straßenpflaster; das Innere der Kapelle bietet für 1500 Personen Raum und wirkt ergreifend durch seine gediegene Pracht. An der Wasserseite des Lustgartens liegt der Dom mit einem großen und zwei kleinen Kuppeltürmen, 1747 errichtet und 1817 von Schinkel verschönert; im Innern die Monumente Johann Ciceros im Harnisch von dem burgund. Erzgießer Dietrich und Joachims I. von Peter Vischer, unter dem Dome die 1749 dahin verlegte und jetzt in einen Prachtbau umgestaltete hohenzoll. Fürstengruft.

Im Norden des Lustgartens auf ursprünglich tiefem Sumpflande findet man die herrlichsten Kunstsammlungen der Hauptstadt nahe beisammen. Vor dem 1824—28 in rein griech. Stile von Schinkel erbauten Alten Museum steht eine Granitschale von 75 Ctr. Gewicht; auf den Wangen der Freitreppe stehen die bronzenen Kolossalgruppen von A. Kiß: Kampf einer Amazone mit einem Tiger, und A. Wolff: Kampf eines Reiters mit einem Löwen, in der Treppenvorhalle die Marmorbilder Rauchs (von Drake), Schinkels (von F. Tieck), Winckelmanns (von L. Wichmann) und Schadows (von Hagen); die Freskomalereien an den Wänden der von 18 ion. Säulen getragenen Vorhalle stellen die Entstehung des Weltalls, die Bildungsgeschichte der Menschheit, die Thaten des Hercules und des Theseus dar. Man gelangt von der Treppenvorhalle in die Galerie antiker Skulpturen, oben in die Gemäldegalerie für ältere Schulen bis Ende des 18. Jahrh., während sich im Erdgeschoß die Sammlungen von Münzen und Antiquarien (Gemmen, Kameen, Terracotten, Vasen und Thongefäße) befinden. Mit diesem 87 m langen, 56 m tiefen und 26 m hohen Alten Museum ist durch einen bedeckten Bogengang das Neue Museum verbunden, welches 1843—55 nach Friedrich Wilhelms IV. Entwurfe und Stülers Plane ausgeführt wurde. Der Mittelbau mit dem Hauptportale und dem großartigen Treppenhause, das Kaulbachs Wandgemälde (Turmbau zu Babel, die griech. Welt, Zerstörung Jerusalems, Hunnenschlacht, Kreuzfahrer, Reformation mit allegorischen Zwischenstücken u. s. w.) enthält, ist 31 m hoch; von der Vorhalle kommt man in das Ägyptische Museum, dann die Sammlung nordischer und vaterländischer Altertümer, das Ethnographische Museum für die vier fremden Erdteile und die Sammlung der Gipsabgüsse von antiken, mittelalterlichen und neuern Skulpturen, oben in das Kupferstichkabinett. Zwischen dem Neuen Museum und der Spree befindet sich die nach Stülers Entwürfen von Strack 1876 vollendete Nationalgalerie, welche die Wagenersche Gemäldesammlung und andere Werke neuerer deutscher Meister enthält; sie hat auf hohem Unterbau die Form eines korinth. Tempels mit achtsäuliger Vorhalle. Dahinter ist die pflanzenphysiol. Sammlung; in der nördl. Ecke des Stadtteils der Packhof.

Neukölln am Wasser, der kleinste Stadtteil mit 19 ha Fläche, nimmt den Raum zwischen der Schleusenspree und dem Festungsgraben zu beiden Seiten der Wallstraße bis einschließlich des Spittelmarktes ein. Hier liegen das 1824 gegründete Köllnische Gymnasium in einem geschmackvollen neuen Gebäude und die Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln. Zwischen denselben Gewässern nördlich von Neukölln erstreckt sich der Friedrichswerder als architektonisches Mittelglied zwischen Altkölln und der Dorotheen- und Friedrichstadt, zu welcher letztern der Hausvogteiplatz einen natürlichen Übergang bildet. In der Nähe befinden sich die Gewerbeschule, der 1765 als Königliche Bank gegründete und 1869—77 nach Hitzigs Plänen gänzlich umgebaute und sehr erweiterte Prachtbau der Reichsbank, das Werdersche Gymnasium, die Königliche Münze, das 1863 vollendete Haupt-Telegraphenamt, die Bank des Berliner Kassenvereins und die Werdersche Kirche, letztere 1823—30 nach Schinkels Entwurfe im got. Stile mit zwei 43 m hohen abgeflachten Türmen errichtet und mit Gemälden von Begas, W. von Schadow und Wach geschmückt. Nahe dabei steht die 1835 von Schinkel in eigenem modernen Stil aus Backsteinen erbaute Bauakademie mit dem Beuth-Schinkel-Museum für Bauzeichnungen und Skizzen; auf dem Platze davor stehen die Denkmäler Thaers von Rauch und Hagen (1860 enthüllt), Beuths von Kiß mit Reliefs von Drake (1861) und Schinkels von Drake (1869). Am Zeughausplatze, der Fortsetzung von Unter den Linden vor der Schloßbrücke, steht das kronprinzl. Palais, 1687 von Nering erbaut, 1793—1840 von Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz und König bewohnt, 1856—58 von Strack umgebaut, sehr geschmackvoll und künstlerisch

eingerichtet, mit einer patriotischen Gedenkhalle, nach hinten zu durch einen bedeckten Bogengang mit dem Prinzessinnenpalais in Verbindung gebracht; die Kommandantur (das erste auf dem Friedrichswerder errichtete Haus, welches der Große Kurfürst 1653 dem Ingenieur Memhard schenkte); gegenüber das Königliche Zeughaus, ein Quadrat von 88 m Front, 1695—1706 von Nering und Jan de Bodt im Rokokostil erbaut und von Schlüter mit den Masken sterbender Krieger im Hofe versehen; über dem Hauptportale das vergoldete Brustbild des ersten Königs und über den Fenstern antike Helme, im Innern mit Trophäen- und Waffensammlungen; seit 1880 mit einem schönen, den innern Hof überdachenden Kuppelbau versehen. Daneben die 1818 von Schinkel in Form eines röm. Castrums aufgeführte Neue Königswache, vor ihr Rauchs Marmorstatuen von Bülow und Scharnhorst (1822); hinten am Festungsgraben das Finanzministerium und die 1826 von Ottmer mit schöner Säulenfaçade im griech. Tempelstil errichtete Singakademie, das Gebäude eines 1791 von Fasch gegründeten und durch Zelter zu hohem Rufe gebrachten Musikvereins.

Um die innere Stadt gruppiert sich der innere Gürtel von sieben Stadtvierteln: das innere Stralauer Viertel, die Königstadt, das Spandauer Revier und die Friedrich-Wilhelmstadt rechts, die innere Luisenstadt, die (innere) Friedrichstadt und die Dorotheenstadt links der Spree. Das innere Stralauer Viertel reicht von oberhalb der Schillingsbis unterhalb der Proviantamtsbrücke bis nordwärts zum Landsberger Thore. In diesem von vielen Webern bewohnten Stadtteile liegen die engl. Gasanstalt, eine städtische Wasch- und Badeanstalt, die Militärbäckerei, das Fouragemagazin der Garnison und das von Götzesche Witwenhaus, drei Theater und die Markuskirche, letztere 1848—55 in roman. Stil nach Stülers Plänen unter Erbkam erbaut, mit 47 m hoher Kuppel und 60 m hohem viereckigen Glockenturm. Das Wallnertheater für Lustspiele, Operetten und speziell Berliner Possen faßt 1400 Zuschauer, ist von Titz zweckmäßig erbaut und von Begas mit Deckengemälden verziert; in seiner Nähe liegen das Königstädtische und das Residenztheater. Nordwestlich davon erstreckt sich strahlenförmig vor der Königsbrücke von dem weitläufigen und stets belebten Alexanderplatze aus bis zu dem frühern Landsberger und Prenzlauer Thore die Königstadt. Hier liegen folgende öffentliche Gebäude: das Arbeitshaus, das Hospital zu St. Georg, das Domhospital, das Kornmessersche Waisenhaus, das Männerasyl, das Polizeigewahrsam, die Königstädtische Realschule, die Wadzeck-Anstalt, das Ordonnanzhaus zur Aufnahme durchmarschierender Truppen und das Schützenhaus; ferner die Georgenkirche und an der Neuen Königstraße die got. Bartholomäikirche, 1854—58 nach Stülers Entwurfe aus Backsteinen erbaut, mit Glasmalereien an den Chorfenstern und einem 68 m hohen, viereckigen, in durchbrochener Pyramide endigenden Turme.

Westlich hängt die Königstadt mit dem dichtestbevölkerten (auf je 18 qm ein Bewohner) Spandauer Revier zusammen, dessen Nordgrenze von der frühern Stadtmauer zwischen dem Prenzlauer und jenseit des Oranienburger Thors, die Südgrenze vom ehemaligen Königsgraben und der Spree gebildet wird, und dessen Westgrenze nahe der Panke verläuft. Die schönste Straße dieser Gegend ist die Oranienburger, welche den Nordwesten der Stadt mit dem alten B. verbindet, einer der belebtesten Punkte der Haacksche Markt nahe der Neuen Promenade; den Koppenplatz zieren Baumanlagen, und Denkmäler enthält der alte Garnisonkirchhof (Kleist von Nollendorf, Lützow, der Dichter Fouqué) an der Linienstraße, deren mehrfach gebrochene Linie den größten Teil des Straßengewirrs aufnimmt. Während die beiden Kirchen des Stadtteils nichts Bemerkenswertes bieten, zählt die Neue Synagoge zu den ausgezeichnetsten Bauwerken der Stadt; 1859—67 von Knoblauch und Stüler in maurischem Stile mit einer hohen und zwei kleinen Kuppeln erbaut, gewährt sie in der farbenreichen Hauptsynagoge, zu welcher man durch Rotunde, Vorhalle und kleine Synagoge gelangt, für 3000 Andächtige Platz. Das Gotteshaus der jüd. Reformgemeinde ist durch seine Kuppelanlage von Stüler (1855) sehenswert. Das Schloß Monbijou mit der engl. Kapelle und dem historisch wertvollen Hohenzollern-Museum liegt an einem schönen Garten, der sich bis an die Spree hinzieht; daneben die große Landesloge von Deutschland. Das besonders für große Ausstattungsstücke eingerichtete Victoriatheater, ein imposantes Gebäude mit halbrunder Façade an der Münzstraße, ist 1856—59 nach Langhans' Entwurfe 94 m lang und 38 m breit gebaut, besitzt ausgezeichnete Maschinerien und besteht aus Winter- und Sommertheater für 1400, beziehungsweise 1200 Zuschauer mit geteilter Bühne, die vereinigt zu einem großen Festsaale von 63 m Länge und 25 m Breite umgeformt werden kann. In diesem Stadtteile befinden sich ferner das Seminar für Stadtschulen, das Domkandidatenstift, das Sophien- und das Friedrichsgymnasium, beide mit Realschule, die Luisenschule für Töchter in einem neuen Hause an der Spree und das Taubstummeninstitut mit 34 Insassen, sowie folgende milde Anstalten: das Frauenasyl, die jüd. Altersversorgungsanstalt, das jüd. Waisenhaus, das kath. Hospital und vorzügliche Krankenhaus (1854 eingerichtet), das jüd. Krankenhaus (1861 von Knoblauch erbaut), die zweite evang. Herberge zur Heimat, das Wilhelmine-Amalienstift und das franz. Hospital und Waisenhaus. Westlich vom Spandauer Revier bis zum Spandauer Kanal und innerhalb der frühern Stadtmauer am Neuen Thore, wohin von der Marschallbrücke her die Luisenstraße führt, liegt nordwärts der Spree die Friedrich-Wilhelmstadt. Man trifft daselbst die Markthalle, ein mißlungenes, jetzt als Cirkus benutztes Unternehmen, und das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater; letzteres wurde von Titz 1850 für 1600 Zuschauer erbaut, ist mit Deckengemälden geschmückt, dient vorzugsweise zur Aufführung von Lustspielen und Operetten und findet in einem besondern Sommertheater Ergänzung. Der nördl. Teil des Viertels erhält durch Sanitätsanstalten einen eigentümlichen Charakter: das Gebäude der 1798 gestifteten Militärroßarzt-(Tierarznei-)Schule wurde 1840 von Hesse neu aufgeführt, und in seinem Parke 1864 aus naturfarbenen Backsteinen das Anatomische Theater; gegenüber die 1785 errichtete Königliche Charité, das größte Krankenhaus der Stadt, mit Entbindungsanstalt und Morgue. Im Garten der Charité befindet sich ein 22. Mai 1882 enthülltes Bronzestandbild des berühmten Augenarztes Albr. von Graefe von R. Siemering, gegossen von Gladenbeck.

Das Viertel im Süden der untern Spree und im Westen des Friedrichswerders, südlich noch die Behrenstraße in sich begreifend, heißt *Dorotheenstadt*. Von der Friedrichstraße wird es in eine östl. und westl. Hälfte zerlegt, die Hauptstraße und meist besuchte Promenade aber ist Unter den Linden; vom Pariser Platze am Brandenburger Thore zieht sie 54 m breit ostwärts in einer Länge von 1206 m (bei 1660 m Länge der Gesamtstrecke vom Thore bis zum Dom) mit vier Baumreihen an zahlreichen Palästen vorüber. Dieses großartige, mit vielen bildlichen Darstellungen und mit Statuen des Mars und der Minerva geschmückte Thor ist 1789—93 von Langhans nach dem Vorbilde der Propyläen erbaut und 1868 durch zwei Seitenhallen von je 18 Säulen verschönert, welche an die beiden Nebenbauten (Wachthaus und Telegraphenstation) in Form griech. Tempel anschließen; auf dem Thore steht in der Quadriga die von Schadow modellierte, von Jury in Kupfer getriebene Victoria, welche 1807 nach Paris entführt, aber von Blücher 1814 zurückgebracht worden ist. Am innern Ende der Linden ist das großartigste Monument, die Reiterstatue Friedrichs d. Gr., 1851 enthüllt; von Rauch gearbeitet und von Friebel in Bronze gegossen, hat es 13,5, die Figur des Königs allein 5,6 m Höhe, Hautreliefs stellen alle bedeutenden Männer seiner Zeit in Lebensgröße und unten Scenen aus der Geschichte dar. Von demselben Künstler rühren die erzenen Standbilder gegenüber der Neuen Wache neben der Oper her: Blücher (3,5 m hoch, 1826 aufgestellt), rechts daneben Gneisenau und links York (1855). Das Opernhaus, 1741—42 nach Knobelsdorffs Plane errichtet und 1843 niedergebrannt, wurde mit Benutzung der Umfassungsmauern von Langhans prächtig für 1800 Zuschauer wieder aufgeführt, mit allegorischen Figuren an den Pilastern von Wichmann und mit Deckengemälden von Klöber und Schoppe geschmückt; ein Konzertsaal mit Galerie von 32 Karyatiden steht mit dem Theater in Verbindung. Auf der andern Seite des Opernplatzes steht die in Form einer Kommode 1774—80 gebaute königl. Bibliothek, worin 900000 Bände, 15000 Manuskripte und viele ältere musikalische Werke. Daneben an der Südseite der Linden gegenüber dem Monumente ließ Friedrich Wilhelm III. 1834—36 von Langhans ein Palais (später vom Kaiser Wilhelm bewohnt) aus inländischen Materialien erbauen und mit nur vaterländischen Kunstwerken schmücken; die Façade mißt 61 m, und das schöne Gebäude hat mit Sommer- und Wintergarten eine bedeutende Tiefe bis zur Behrenstraße, der Gesellschaftssaal ist 69 m lang. Es folgen auf derselben Lindenseite das Palais des Prinzen Friedrich der Niederlande neben dem des Kaisers, und außer andern schönen Häusern die von Kyllmann und Heyden erbaute Kaiser-Wilhelms-Galerie der Aktiengesellschaft Passage, das Prachtgebäude von Schäfer-Voits, das russ. Gesandtschaftshotel, das Kultusministerium und auf der andern Seite der Wilhelmstraße das Palais des Grafen Redern (von Schinkel im florent. Stil erbaut), am Pariser Platze die Palais der Familien Arnim-Boitzenburg und Blücher von Wahlstadt. Auf der Nordseite der Linden stehen die franz. Botschaft am Pariser Platz, die neue Kriegsakademie (das Vorderhaus ist 1822 für die jetzt in Charlottenburg hinter dem Zoologischen Garten am Hippodrom befindliche Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule erbaut), das Ministerium des Innern, das Aquarium (Schöpfung des Naturforschers A. Brehm, in genialer Weise 1867—69 als hervorragendstes Institut dieser Art mit Vogelhaus u. s. w. bei 245 m langen Schaugängen erbaut; ein Aktienunternehmen) und die 1699 und 1700 errichtete Akademie der Künste und Wissenschaften. Dem Opernplatze gegenüber liegt das Universitätsgebäude, 1754—64 von Boumann Vater als Palast des Prinzen Heinrich mit zwei vorspringenden Flügeln erbaut, 1810 seiner gegenwärtigen Bestimmung übergeben, 1844—45 gänzlich umgebaut; im linken Flügel befindet sich das sehr reichhaltige Anatomische Museum, dahinter ein kleiner botan. Garten, das Kastanienwäldchen und der kleine Hegelplatz mit Hegels Kolossalbüste von Bläser (1871 enthüllt). An der schönen Behrenstraße, einem der Hauptquartiere der hohen Finanz, befinden sich das Staatsministerium, die Discontogesellschaft, die Deutsche Unionbank, die Norddeutsche Grundkreditbank und die Mitteldeutsche Kreditbank, zum Teil die schönsten modernen Prachtbauten B.s, meist im Renaissancestil. Die entgegengesetzte Seite nach der Spree zu nahm sonst das eigentliche Studentenviertel ein, welches aber durch öffentliche und Privatbauten großenteils weiter nach Norden in die Friedrich-Wilhelmstadt verschoben ist; jetzt liegen hier die Entbindungsanstalt, das Chemische Laboratorium der Universität (in der Georgenstraße) aus Backsteinen im Rundbogenstil von Cremer mit 14 Reliefs berühmter Chemiker, das 1795 gegründete und 1826 in das jetzige große Gebäude verlegte Medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelmsinstitut (in der Friedrichstraße; früher Pépinière), das neue, sehr reich ausgestattete Physikalisch-physiologische Institut, ein großartiger Ziegelrohbau von Spieker, die Dorotheenstädtische Realschule und das Werdersche Gymnasium, ein stattlicher Ziegelrohbau, mit Mosaiken und Sgraffitomalereien. Die Dorotheenstädtische Kirche mit Schadows Marmordenkmal des jungen Grafen von der Mark wurde 1678 errichtet und 1860—63 umgebaut; Säulengänge führen von zwei Straßen her hinein. Außerdem liegen hier das Heroldsamt, die Freimaurerloge Royal-York, das Maison d'Orange, das Domstift und das großartige, mit Wintergarten ausgestattete, 1879 vollendete Centralhotel, sowie ein Bahnhof der Stadtbahn (Centralstation).

Im Süden der Dorotheenstadt und im Südwesten des Friedrichswerders erstreckt sich die innere *Friedrichstadt* bis zu dem kreisrunden mit Gartenanlagen geschmückten Belle-Allianceplatz, (hier die 19 m hohe granitene Friedenssäule [1843 errichtet] mit marmornem Sockel und Kapitäl, eine eherne Victoria von Rauch tragend, sowie vier Marmorgruppen, welche die an der Schlacht von Belle-Alliance beteiligten Völker charakterisieren), in welchem die Linden-, Friedrich- und Wilhelmstraße schräg zusammenlaufen, und westwärts bis zum Tiergarten und den Hinterhäusern der Königgrätzer Straße. Dieses Viertel fast ausnahmlos langer, gerader, rechtwinkelig sich kreuzender Straßen verdankt seine Entstehung zum großen Teil den Grundstückschenkungen Friedrich Wilhelms I. Hier liegen das Militär-Examinationsgebäude, das von Joachim I. 1516 gestiftete Kammergericht mit dem Marmordenkmal Coccejis auf dem Hofe, das 1875 erweiterte Preuß. Statistische Bureau, die 1484 von einem Bürger gegründete, 1880 prächtig umgebaute

Jerusalemer Kirche, die Hauptfeuerwache (alle diese Gebäude in der Lindenstraße), die Methodistenkirche, das Luisenstift, in der Verlängerung der Charlottenstraße die 1835 von Schinkel erbaute Sternwarte mit dem großen Fraunhoferschen Refraktor und dem Normalnullpunkte der deutschen Landesvermessung, das Brüdergemeindehaus, die Bethlehemkapelle, das Volkstheater Walhalla, das 1797 gestiftete Friedrich-Wilhelms-gymnasium, Augusta- und Elisabethschule, die Königliche Realschule, die 1737 ganz ähnlich erbauten Böhmische und Dreifaltigkeitskirche; das gegenüber der Kochstraße in der Wilhelmstraße belegene Palais des Prinzen Albrecht mit schönem Park wurde 1832 von Schinkel neu eingerichtet. Im Zuge der breiten und einschließlich des achteckigen Leipziger Platzes (auf dem in der Mitte die Denkmäler des Grafen von Brandenburg und des Grafen Wrangel, auf der Nordseite die kaiserl. Admiralität, auf der Südseite das landwirtschaftliche Ministerium sich befinden) 1250 m langen Leipzigerstraße liegen die Generalinspektion der Artillerie, das Herrenhaus und das 1871 unter Leitung Hitzigs hergerichtete provisorische Reichstagsgebäude, das Kriegsministerium (1847 nach Stülers Plänen neu ausgebaut, mit lebensgroßen Kriegergestalten an beiden Portalen), der 1871—73 von Schwatlo ausgeführte Prachtbau des Generalpostamts mit dem Postmuseum, das Konzerthaus, das Civilkabinett und das Abgeordnetenhaus am Dönhofsplatze; gegenüber von letzterm steht seit 1875 die von Schievelbein modellierte, durch Hagen vollendete, in Bronze gegossene Statue des Freiherrn vom Stein. Im nordöstl. Teile des Viertels haben ihren Sitz: die Generalwitwenkasse, die 1830 angelegte Universitätsbibliothek mit fast 100000 Bänden (einschließlich der Böckhschen), die 1772 als Geldinstitut gegründete Seehandlung, Lotteriedirektion, das Magazin der königl. Schauspiele und die Preußische Bodenkreditbank, im ital. Renaissancestil von Ende und Böckmann erbaut; die 1747—73 nach dem Vorbilde des Römischen Pantheon erbaute kath. Hedwigskirche am Opernplatze, deren mächtige Kuppel von Boumann Vater herrührt, verdankt ihr Portal und die Marmorgruppe am Hochaltar dem Kardinal Quirini. Den Glanzpunkt des Viertels bildet der Schillerplatz oder frühere Gendarmenmarkt von 150 m Breite und doppelter Länge mit dem Königlichen Schauspielhause, welches an Stelle des ältern abgebrannten 1818—21 von Schinkel im griech. Stil errichtet und 1853 im Innern restauriert wurde; an der 86 m langen Façade des 38 m hohen Gebäudes führt eine 27 m breite Freitreppe gegenüber Schillers Marmordenkmal von Begas (1871 enthüllt) zu einer Vorhalle von sechs ion. Säulen; über dem Giebelfeld des Peristyls steht ein Apollon mit dem Greifengespann von Rauch und Tieck. Die Treppenwangen zieren zwei Bronzegruppen (von Tieck und Fischer): Genien mit Flöte und Lyra auf Löwe und Panther reitend. Im Theater selbst haben 1300 Personen Platz, und der größere Konzertsaal, in dessen Vorhalle Schinkels und Ifflands Büsten stehen, bietet mit seinen Galerien ebenso vielen Zuhörern Raum. Zu beiden Seiten des Schauspielhauses befinden sich die Neue Kirche (südwärts; 1708 vollendet, 1881 umgebaut) und die Französische Kirche (nordwärts), beide nach dem Muster der auf der Piazza del Popolo in Rom stehenden Marienkirchen erbaute stattliche Dome mit unverhältnismäßig großen Türmen. Der Wilhelmsplatz wird durch die nach Kiß' Modellen 1862 aufgestellten Erzdenkmäler von sechs Helden des Siebenjährigen Kriegs (Keith, Zieten, Seydlitz, Schwerin, Prinz Leopold von Dessau, Winterfeld) geschmückt; ihn umgeben auf drei Seiten: das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs (II. Abteilung), ein in altflorentiner Stil von Neumann erbauter Palast aus mächtigen Sandsteinquadern, das kolossale Aktienhotel Kaiserhof mit sehr großem Weinlager im Keller, das Ritterschaftsgebäude und das 1828 von Schinkel umgebaute Palais des Prinzen Karl mit einer reichen Waffensammlung. An der Nordhälfte der überhaupt 1660 m langen Wilhelmstraße, während die Friedrichstraße im ganzen 2500 m lang ist, liegen noch das Justizministerium und das von Ebe und Benda 1873 erbaute Pringsheimsche Haus, letzteres mit einem Fries in Glasmosaik, nach Entwürfen Anton von Werners ausgeführt von Salviati in Venedig, auf der andern Seite der Straße zwischen Linden und Leipzigerstraße das Palais der englischen Botschaft (ehemals Haus des bekannten Dr. Strousberg) mit schönem Treppenhaus, erbaut von Orth, das Palais der Prinzen Alexander und Georg von Preußen, das Ministerium des Königlichen Hauses, das Reichskanzleramt, das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs (I. Abteilung), das Palais des Reichskanzlers, wo 1878 der Kongreß zur Regelung der Orientalischen Frage tagte, nebst den um 6 Mill. Mark für Reichszwecke angekauften früher Radziwillschen Grundstücken, das Palais des Fürsten Pleß, nach Plänen des franz. Baumeisters Destailleurs im franz. Renaissancestil mit reichen Steinmetzarbeiten, und das Handelsministerium.

Weit ärmer an großartigen Gebäuden, jedoch gleichfalls meistens freundlich gebaut ist die den innern Gürtel schließende **Luisenstadt** zwischen der Hinterfront der Lindenstraße, dem Festungsgraben, der Spree, dem Luisenstädtischen und Landwehrkanal. Hauptlinie dieses Viertels ist die Prinzenstraße (mit ihren Verlängerungen Neander- und Brückenstraße, bis zur Jannowitzbrücke), welche sich an dem sehr belebten Moritzplatze mit der Oranienstraße rechtwinkelig schneidet; den meisten Verkehr aber haben die ins Innere der Stadt führenden Dresdener und Kommandantenstraße, welche letztere mit großen Opfern der Gemeinde verbreitert werden mußte und nun durch die ausgedehnten Gebersschen Industrie- und Handelsgebäude geschmückt ist. Unter mehrern evang. Kirchen ist die 1845 im Basilikenstil aus Backsteinen mit einem säulenumgebenen Vorhof und freistehendem Turme von Stüler erbaute Jakobikirche erwähnenswert; aber als schönstes und am besten belegenes Gotteshaus der Stadt gilt die zu einem Stadtbezirke der äußern Luisenstadt gehörige kath. Michaeliskirche, 1850—56 von Soller und nach dessen Tode durch Stüler im Rundbogenstil erbaut, des Heiligen vergoldete Statue von Kiß über dem Hauptportal, mit Begas' Altarbilde: Die Kreuzesabnahme, und einer 57 m hohen Kuppel. Von öffentlichen Baulichkeiten sind zu erwähnen: das Königliche Salzmagazin, die Aktienbrotbäckerei, die Victoriaschule, die Luisenstädtische Gewerbeschule, die Städtische Turnhalle, die Realschule, die Reichsdruckerei für Papiergeld u. s. w., die große Wasserheilanstalt, das evang. Vereinshaus zur Heimat, das Luisenstädtische Gymnasium, die Luisenstiftung, das

Friedrichstift, das Siechenhaus, endlich Gasbereitungs-Anstalten der Stadt und der Englischen Gesellschaft. Außerdem liegen hier die von Fremden mehr als von Einheimischen besuchten großen Vergnügungslokale, zum Teil prachtvoll ausgestattet: Orpheum mit dem Reuniontheater, Villanova, Odeon, Vauxhall und Luisenstädtisches Theater.

Den **Außengürtel** B.s bilden auf der rechten Spreeseite, von Osten angefangen, das äußere Stralauer Revier, der vor der frühern Stadtmauer belegene Teil der Königstadt, das äußere Spandauer Revier (mit dem Vogtlande, wo Friedrich II. sächs. Weber ansiedelte), der Wedding und Moabit; gegenüber diesem der am linken Stromufer belegene Teil der Dorotheenstadt und der Tiergarten. Links liegen ferner, vom Eintritte der Spree ins Weichbild angefangen, die äußere Luisenstadt, das Tempelhofer und Schöneberger Revier und die äußere Friedrichstadt. Das **äußere Stralauer Revier** liegt noch größtenteils innerhalb der alten Stadtmauer bis zum Landsberger Thore. Draußen befindet sich das große Druck- und Pumpwerk (mit 12 kolossalen Dampfkesseln und einem Reservoir) der 1873 von der Gemeinde übernommenen, im Juli 1855 von den Engländern Fox und Crampton in Thätigkeit gesetzten Wasserleitung, welche den Zweck hat, bis in die obersten Stockwerke der in der Ebene belegenen Häuser hinauf die Bewohner mit filtriertem Trink- und Verbrauchswasser aus der Spree zu versehen. In neuester Zeit sind indessen diese Wasserwerke durch ein großes Pumpwerk am Tegeler See ergänzt worden, welches das Wasser durch eine lange Röhrenleitung quer durch die Jungfernheide und unter der Spree hinweg nach dem Wasserturm bei Westend treibt, von wo das Wasser in die südlichen Stadtteile von Berlin geleitet wird. Einen freundlichen Eindruck macht die mit Linden bepflanzte Frankfurter Straße; die Bahnhöfe der Niederschlesisch-Märkischen und der Ostbahn (1867 von Geiseler erbaut) und eine städtische Gasanstalt sind die hervorragendsten Anlagen des Viertels. Im übrigen sind außer der 1854—56 von Strack erbauten Andreaskirche als Eigentümlichkeit des Viertels mehrere Hospitäler bemerkenswert: das Nikolaus-Bürgerhospital, das Weydingersche Stift, das Friedrich-Wilhelms-hospital, das Gesindehospital und das Städtische Pockenhaus. Auf dem hügeligen Boden südöstlich vom Landsberger bis zum Prenzlauer Thore breitet sich die **äußere Königstadt** aus. Hier wurde 1840 der 30 ha große Friedrichshain mit einer Büste Friedrichs d. Gr. und dem gemeinsamen Grabe der am 18. März 1848 im Straßenkampf Gefallenen als Erholungspark für die Bevölkerung des Nordostens angelegt und hinter ihm 1870—73 das Allgemeine städtische Krankenhaus für 600 Kranke von Gropius und Schmieden in 14 Pavillons erbaut. Am Eingang des Parks befindet sich das vom fünften berliner Distrikt seinen 1864, 1866, 1870—71 gefallenen Söhnen errichtete Kriegerdenkmal, eine schöne Bronzegruppe, modelliert von Calandrelli. Ebenfalls außerhalb der alten Stadtmauer bis zur Brunnenstraße erhebt sich die **Rosenthaler Vorstadt**, nahe der Weichbildgrenze von der Ringbahn durchschnitten, welche den Güter- und Personenverkehr zwischen den Bahnhöfen rings um die Stadt und Charlottenburg und mit der Stadtbahn vermittelt. Am Exerzierplatze liegt die 1866—73 von Orth im rein got. Stile mit durchbrochenem Maßwerke erbaute schöne Zionskirche, auf dem Windmühlenberge das Reservebassin der Wasserleitung mit einem hohen Turme zur Regulirung der Druckkraft, nahebei der jüd. Begräbnisplatz mit G. Meyerbeers Ruhestätte. Das renommierte National-, Vorstädtische, das Norddeutsche und Vaudevilletheater, Berliner Prater und mehrere ansehnliche Brauereien sorgen überreich für das Vergnügen der Bewohner, während der Wohlthätigkeit das Elisabeth- und das Männersiechenhaus und die evang. Mägdeherberge Marthashof gewidmet sind.

Im Westen schließt sich die südlich von dem neu angelegten Humboldt-Haine belegene **Oranienburger Vorstadt** an, die über die Garten- und Chausseestraße hinaus bis zur Panke, deren westl. Ableitungsgraben und dem Spandauer Schiffahrtskanale reicht. Hauptviertel der Maschinenindustrie und in vielen sog. Familienhäusern dürftige Familien zusammendrängend, erhält die Vorstadt doch an mehrern Stellen ein freundliches Ansehen durch Kirchhöfe, von denen einzelne die Denkmäler berühmter Personen bergen: unter andern sind der Schauspieler Seydelmann, der Abgeordnete Obertribunalsrat Waldeck und P. von Cornelius auf dem neuen katholischen, Ludw. Devrient, Fr. Ancillon und P. L. Ravené auf dem französischen, Fichte, Hegel, Hufeland, Schinkel, Schadow, Beuth, Borsig, Rauch, Böckh, Stüler und Joh. Schulze auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof begraben. Östlich von dem die Mittellinie bildenden Bahnhofe der Berlin-Stettiner Eisenbahn liegen das Lazaruskrankenhaus (für unheilbare Kranke), das 1875 erbaute Humboldt-Gymnasium und am Humboldt-Hain der alte Berliner Viehhof, 1871 eröffnet, mit elegantem Börsensaale, Verkaufshallen, Schlachthäusern und einer Eisenbahnstation, durch welche das Unternehmen in unmittelbare Verbindung mit der Station Gesundbrunnen der Ringbahn gesetzt ist. Westlich vom Bahnhofe liegen das Wilhelm- (ehemals Woltersdorff-)Theater und das großen öffentlichen Bauwerken (Landwirtschaftliches Museum und Akademie, Bergakademie und Geologische Landesanstalt, Naturwissenschaftliches Museum) gewidmete Grundstück der ehemaligen königl. Eisengießerei. Im Westen der Panke liegen endlich das Augustahospital, die Militärturnanstalt, das nördliche Garnisonlazarett und das Invalidenhaus. Letzteres 1748 von Friedrich d. Gr. für seine verstümmelten Soldaten errichtete Gebäude hat in den Seitenflügeln eine evang. und kath. Kirche; auf seinem Kirchhofe befinden sich die Grabstätten der Generale Winterfeld, Tauenzien, Boyen, Scharnhorst, Raven (gefallen 1864 bei Düppel), Witzleben, Hiller von Gärtringen (gefallen 1866 bei Königgrätz), des Lützowschen Jägers Fr. Friesen u. s. w., im Park der Obelisk zum Andenken an die 114 mit der Korvette Amazone im November 1861 untergegangenen Seeleute und das von Brundow 1854 ausgeführte, vom Bergisch-Märkischen Unterstützungsverein gestiftete Nationalkriegerdenkmal zur Erinnerung an die in den Revolutionskämpfen 1848—49 gefallenen 475 Krieger; eine korinthische, hohle, gußeiserne Säule von 32 m Höhe steht auf 6 m hohem Granitpostament mit allegorischen Reliefgruppen von Albert Wolff, und über ihr auf dem Kapitäl (von der Galerie, auf 189 Stufen zu ersteigen, lohnende Aussicht) breitet ein Adler seine Schwingen 8 m weit aus. Im äußersten Nord-

westen des Weichbildes bis zu den Rehbergen, an das äußere Spandauer Revier und den Spandauer Schiffahrtskanal grenzend, erstreckt sich der **Wedding** nebst der frühern Kolonie Luisen- oder Gesundbrunnen, 860 ha groß, aber ungeachtet eines beträchtlichen Anbaues in neuester Zeit noch ziemlich schwach bevölkert. Panke und Stettiner Eisenbahn durchschneiden den östlichen, die Ringbahn den südl. Teil dieses Viertels. Erwähnenswert sind hier nur die Paulskirche am Park, das Luisenbad, eine städtische Gasanstalt und die Abdeckerei.

Moabit, der am meisten westwärts vorgeschobene Stadtteil, war dem Wedding ursprünglich an Armseligkeit gleich, hat sich jedoch seit dem Bau der Borsigschen Eisenwerke (Marmorloggia mit Wandmalereien von Paul Meyerheim, sieben Tableaus, die Geschichte der Lokomotive darstellend), der Berliner Porzellan-Manufaktur (Aktiengesellschaft), des Berlin-Hamburger und besonders des prächtigen Lehrter Bahnhofs, welchem die Anlage hübscher Landhäuser folgte, wesentlich verschönert. Auf dem 601 ha großen Lande zwischen der Spree im Süden, dem Spandauer Kanal im Osten und Norden, dem Magdalenenstifte und Martinickenfelde im Westen wechselten früher sterile Flächen fliegenden Sandes und Tümpel miteinander ab, und noch immer ommt der sog. kleine Tiergarten im Innern der lten Kolonie wegen Wassermangel nur selten zur echten Blüte; aber die frische Luft aus der nahen Jungfernheide und die Wohlfeilheit des Lebens aben einen Mittelstand hierher gezogen, der den ozialen Charakter des Viertels allmählich verndert. Von öffentlichen Gebäuden befinden sich ier eine Artilleriekaserne, eine Ulanenkaserne, das 847 nach Busses Plan für 800 Sträflinge mit iner Centralhalle und vier strahlenförmigen Flüeln errichtete Zellengefängnis, die Filialstrafanalt, eine Pockenheilanstalt, das Frauensiechenhaus ethesda am Nordkanal, das Dominikanerkloster ebst kath. Waisenhause, die Johanniskirche, 1835 on Schinkel aus Backsteinen erbaut, und das 1881 ollendete neue Kriminaljustizamt. Gegenüber oabit am linken Stromufer bis zu dem nahen iergarten liegt die zur Niederlassung des reichsten evölkerungsteils ausersehene Fortsetzung der orotheenstadt. In der Mitte des Königsatzes ragt das gewaltige Siegesdenkmal, von track erbaut und 2. Sept. 1873 enthüllt, auf ner achtstufigen runden Terrasse von 50 m Durchesser aus grauem schles. Granit empor; darauf ht ein quadratischer Sockel von 9 m Höhe und ,5 m Breite, zwischen dessen Eckpfeilern schöne ronzereliefs eingelassen sind (Ausmarsch der ruppen und Düppelsturm von Calandrelli, die chlacht bei Königgrätz von Moritz Schulz, die chlacht bei Sedan von Keil, Einzug in Berlin von bert Wolff); aus dem Dache einer runden Säulenlle (die von 16 je 5 m hohen Säulen getragen wird) n gleicher Höhe, 15,7 m Durchmesser und gleich em aus rotem schwed. Granit, worin ein nach von Werners Zeichnungen von Salviati in Vedig in Glasmosaik ausgeführtes Rundgemälde ne allegorisierende Darstellung des Kriegs von 70—71), wächst dann der 5 m im Durchmesser ltende, 27 m hohe Rundturm aus graugelbem ndstein in die Höhe, in den Kannelierungen in i Reihen 60 eroberte Geschütze (unten dänische, der Mitte österreichische, oben französische) hald; ein achtseitiger Aufsatz mit Adlergesims von Schiffelmann überdeckt den Austritt der innern Treppe von 246 Stufen zur Plattform (von hier herrliche Rundschau) auf fast 50 m Höhe über dem Boden, wo sich Drakes bronzene Victoria von 8,3 m Höhe (bis zur Spitze der Standarte 11,3 m hoch) erhebt. Am Königsplatze liegt das Raczynskische Palais, welches eine Gemäldegalerie von bedeutenden Werken aller Schulen einschließt, gegenüber in einem gefälligen Garten das Krollsche Theater; dieses, nach einem Brande 1852 von Titz wieder aufgebaut, ist 115 m lang, bis 80 m tief und in den beiden massiven Türmen ebenso hoch; es faßt einschließlich des Tunnels 5000 Personen und enthält unter anderm den schöngeschmückten Königssaal im Renaissancestil. Nahebei liegen die Oberfeuerwerkerschule, das stattliche Generalstabsgebäude, das 1880 erbaute Nationalpanorama (Sturm auf St.-Privat) und die unter dem Namen der Zelte beliebten Bierlokale. Als Exklave zwischen Tiergarten, Spree und Charlottenburger Feld gehören noch die Schöneberger Wiesen zu diesem Viertel.

In der südl. Hälfte des Außengürtels nimmt die **äußere Luisenstadt** den Osten zwischen Spree, Landwehr- und Luisenstädtischem Kanal ein. Aus älterer Zeit stammt nur die Köpenickerstraße, an welcher das Fourageamt, Proviantamt, Festungsmodellhaus und Traindepot liegen; die übrigen, zum Teil recht wohlgebauten und meistens sehr langen Straßen sind neuern Ursprungs, viele von ihnen von der an Stelle der frühern Stadtmauer zwischen Oberbaum und Wasserthor getretenen Stalitzerstraße durchschnitten. Gleichwohl ist das umfangreiche Viertel beinahe ausgebaut, nur an der Görlitzer Eisenbahn, deren Bahnhof in demselben liegt, erinnert eine große Kalkbrennerei an den ländlichen Charakter des ehemaligen Köpenickerfeldes. Öffentliche Bauwerke außer den vorgenannten sind noch die 1864—69 von Adler in roman. Renaissancestil erbaute Thomaskirche am Mariannenplatze, mit Kuppel und zwei abgeflachten Türmen, sowie das ebendort befindliche Diakonissenhaus Bethanien mit einem großen Garten; letzteres ist von Friedrich Wilhelm IV. nach Zeichnungen von Persius erbaut, 1847 eröffnet und zur Ausbildung von 110 evang. Diakonissen bestimmt, welche noch 33 auswärtige Stationen bedienen. Nahe am Görlitzer Bahnhof hat das Deutsche Reichstheater seine Bühne aufgeschlagen; sehenswert sind die Wundahlschen Industriehallen an der Kottbuser Brücke. Der von der Luisenstadt durch den Landwehrkanal getrennte südlichste Stadtteil, welcher vom Kottbuser Damm bis jenseit der Schöneberger Brücke zur Potsdamer Eisenbahn reicht, wird als **Tempelhofer Revier** bezeichnet. Seine Hauptader ist die breite Belle-Alliancestraße mit dem Wolffschen Belle-Alliancetheater; rechtwinkelig zu ihr verläuft die großartig entworfene, aber vorläufig noch hinter den Erwartungen zurückgebliebene Gürtelstraße unter verschiedenen Namen (Gneisenau-, Yorkstraße u. s. w.). Südöstlich vom Halleschen Thore führt die Pionierstraße nach der Hasenheide, in welcher sich rechts von der Landstraße die Infanterieschießstände der berliner Garnison und der große (der erste von Jahn begründete öffentliche) Turnplatz befinden; auf letzterm wurde 10. Aug. 1872 ein von Encke modelliertes Bronzestandbild des »Turnvaters« Jahn enthüllt; links von der das Kieferngehölz nördlich begrenzenden Chaussee liegen

zahlreiche Bier- und Kaffeegärten für Volksbelustigungen. Am Urban und an der Hasenheide liegt die Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, nahe dem Kanal das Variété-Theater, das Elisabeth-Kinderhospital, die Rother-Stiftung für Beamtentöchter und eine Anzahl schöngepflegter Kirchhöfe mit Denkmälern bedeutender Männer; an der Pionierstraße die Kaserne des Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiments Nr. 2 und die des 2. Gardedragonerregiments. An der Bergmannstraße liegt die Kunheimsche chemische Fabrik und zwei große Brauereien an der Villenkolonie Wilhelmshöhe. Neben der größten berliner Brauerei Tivoli mit ihrem ausgedehnten Garten steht auf dem in Verschönerung begriffenen Kreuzberge (66 m) das 1818—21 von König Friedrich Wilhelm III. errichtete Monument zur Erinnerung an die Kriegsjahre 1813—15; dasselbe besteht nach Schinkels Entwurfe aus einer 19,5 m hohen got. Spitzsäule mit Kreuz und in den Nischen mit 12 die Hauptschlachten darstellenden Genien von Rauch, Tieck und Wichmann; die fast 2300 Ctr. wiegende gußeiserne Masse ruht auf einer Unterlage von Granitplatten, zu welcher Freitreppen emporführen. Westlich von der Ansiedelung Kriegersfelde am Stadtberge liegt der Matthäikirchhof mit den Grabstätten der Brüder Jak. und Wilh. Grimm, des Kultusministers von Raumer und Diesterwegs. Außerdem befinden sich in diesem Stadtteile das königl. Glasmalerei-Institut (1843 gegründet), das neue wohleingerichtete Gertrauthospital, der Außenbahnhof der Anhaltischen Eisenbahn und der Berlin-Dresdener Bahnhof.

Im Westen der Potsdamer Eisenbahn erstreckt sich das **Schöneberger Revier** am linken Ufer des Landwehrkanals bis an den Zoologischen Garten, von der Genthiner Straße ab noch die nördl. Häuserreihe der Kurfürstenstraße umfassend und in seiner Bauart den modernen Außenbauten anderer deutschen Großstädte am meisten ähnelnd; das Schöneberger Ufer ist eine Lieblingspromenade der Bewohner. Von öffentlichen Gebäuden liegen in dem Stadtteile das Elisabeth-Krankenhaus für Frauen, das Geodätische Institut und Centralbureau der europ. Gradmessung, das 1874—76 von Gödeking erbaute Ingenieurdienstgebäude, das Statistische Amt des Deutschen Reichs und die 1871—74 errichtete Zwölfapostel-Kirche. Der 11 ha große Botanische Garten vor dem Dorfe Schöneberg beherbergt in 35 Gewächshaus-Abteilungen und im Freien an 24000 Pflanzenarten; das aus Eisen und Glas erbaute Palmenhaus ist 53 m lang und 19 m breit. Als **äußere Friedrichstadt** endlich wird der Stadtteil westlich der innern Friedrichstadt bezeichnet, der von der Königgrätzerstraße, dem Landwehrkanal und dem Tiergarten begrenzt ist, zum Teil eins der neuesten und das wohnlichste Viertel der Stadt. Seinem südl. Hauptteile vor dem Anhaltischen und Potsdamer Thore geben hohe Mietshäuser, dem westlichen, welcher unter anderm die frühern Vergnügungsgärten Odeum, Hofjäger, Albrechts- und Moritzhof verschlungen hat, dagegen prächtige Villen ein ganz verschiedenes Gepräge. Die 1864 vom engl. Missionsvereine unter Israel erbaute Christuskirche (im got. Stil) ist als Kanzel des beliebten Prof. Paulus Cassel erwähnenswert; die Lukaskirche wurde 1859—62 im byzant. Stile aus rohen Ziegeln mit Säulenhalle und die Matthäikirche 1846 im byzant.-gemischtem Stile von Stüler erbaut; vor letzterer, deren Fenster schöne Glasmalereien enthalten, steht ein großes Standbild des Evangelisten nach Albert Wolffs Modell. Ein Pracht- und Musterbau ist der 1870—72 errichtete Personenbahnhof der Potsdamer Eisenbahn, ebenso der 1875—80 von Schwechten gänzlich umgebaute Berlin-Anhaltische, einer der stattlichsten des Continents, mit 61 m breiter Halle. Von sonstigen öffentlichen Anstalten in diesem Stadtteile sind aufzuführen: der 1881 beendete monumentale Neubau des Kunstgewerbemuseums, von Gropius und Schmieden ausgeführt, mit polychrom behandelter Façade in Sandstein und Terracotta und einem stattlichen von Arkaden umgebenen innern Hofe. Es umfaßt nach Material und Herstellungsweise geordnet, kunstgewerbliche Arbeiten aller Zeiten und Länder und ist die größte derartige Sammlung im Deutschen Reich. Auch haben die von Schliemann ausgegrabenen trojanischen Altertümer hier Aufstellung gefunden. Mit dem Museum sind eine Modellier- und Zeichenschule (800 Schüler) sowie eine reiche Bibliothek verbunden; ferner sind zu erwähnen: das 1875 eröffnete Askanische Gymnasium, das Gebäude des Evangelischen Oberkirchenrats und das Wilhelmsgymnasium.

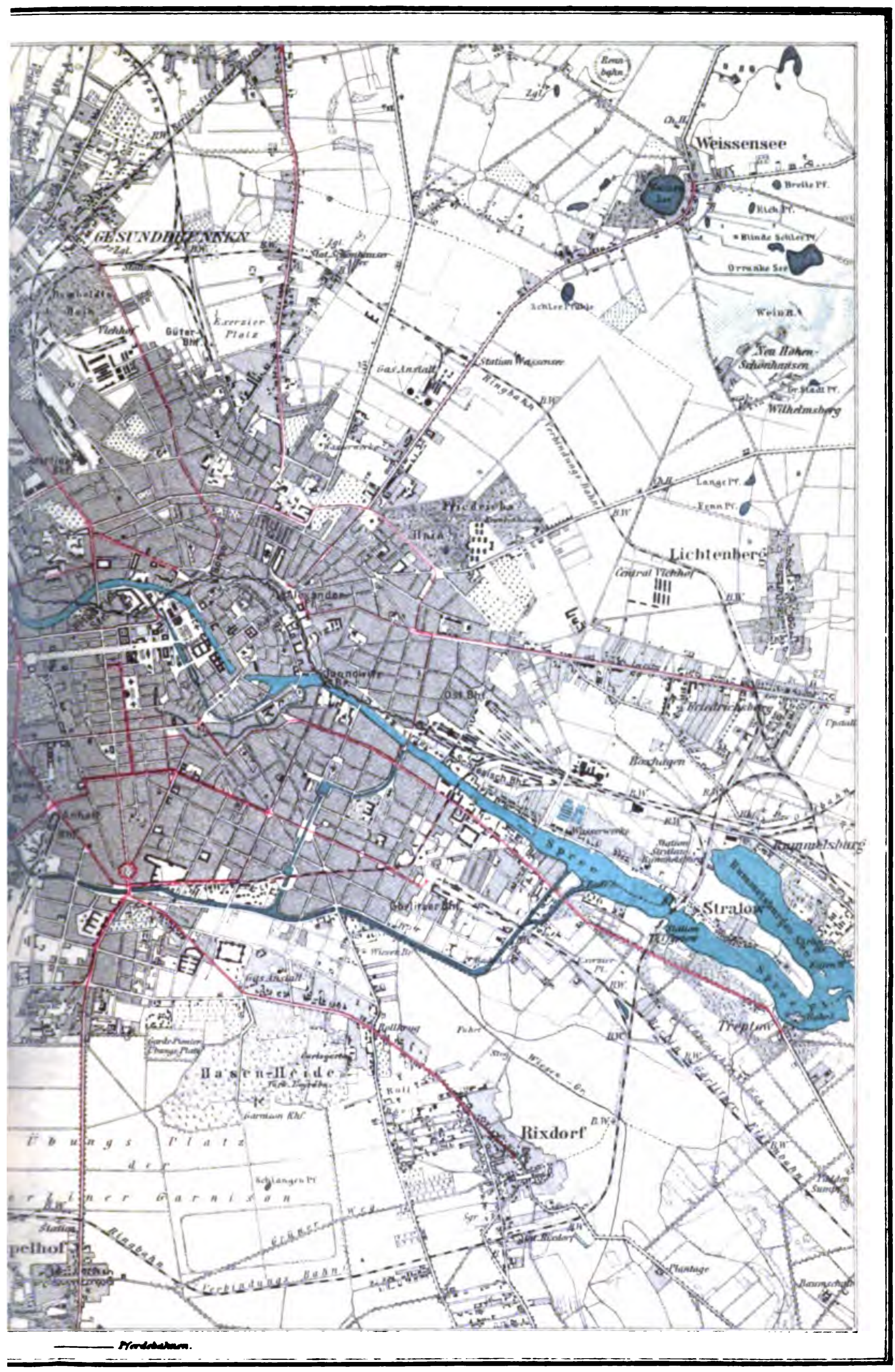
Zwischen der äußern Dorotheenstadt und der Unterspree nördlich, den Schöneberger Wiesen und Charlottenburg westlich, dem südl. Schiffahrtskanal und der äußern Friedrichstadt südlich und der innern Dorotheenstadt und Friedrichstadt östlich breitet sich ¾ Stunden lang und im Durchschnitt ¼ Stunde breit der etwa 250 ha große **Tiergarten** aus, der größte und schönste Park B.s, von König Friedrich I. als Park begründet und unter Friedrich Wilhelm III. durch Lenné gänzlich umgestaltet und dem Publikum übergeben. Die Charlottenburger Chaussee durchschneidet in einer Breite von 20 m den Tiergarten in gerader Linie von Osten (Brandenburger Thor) nach Westen (Charlottenburg), in ihrer ganzen Länge von der Pferdebahn nach Charlottenburg befahren (von welcher sich am Großen Stern eine Linie nach dem Zoologischen Garten abzweigt, die der chaussierten Fasanerie-Allee folgt). Diese Landstraße teilt den Tiergarten in eine kleinere nördliche und in die größere und schönere südl. Hälfte. Den östl. Teil des Parks durchschneidet vom Kemperplatz (hier seit 1876 der von Hagen modellierte in Bronze gegossene Wrangel-Brunnen), wo sich Bellevuestraße und -Allee (nach Schloß Bellevue) mit der Tiergarten-, Lenné- und Victoriastraße kreuzen, bis zum Königsplatz mit der kolossalen Siegessäule als Augenpunkt in der Richtung von Süden nach Norden die breite Siegesallee, welche während des Frühlings in den Stunden des Nachmittags die Favoritpromenade der eleganten Welt B.s ist. Am schönsten ist der Tiergarten in seinem westlichsten Teile, dem Seepark und in der Gegend der Rousseau- und Luiseninsel, wo im Winter die beliebteste Eisbahn sich befindet. Hier in der Nähe erhebt sich das 1849 auf Kosten der berliner Bürgerschaft errichtete Marmordenkmal Friedrich Wilhelms III. von Drake, mit einem den 5,5 m hohen Sockel umgebenden Hochrelief, welches die Segnungen des Friedens darstellt; unweit davon auf der Luiseninsel das 1880 enthüllte Denkmal der Königin Luise von Encke. Am Ostrande des Tiergartens das ebenfalls 1880 errichtete Standbild Goethes von Schaper mit allegorischen Figuren (Lyrik, Tragik, Wissenschaft) am Granitsockel. Auf dem vom Brandenburger Thor



Maßstab 1

F. A. Brockhaus' Geogr.

UMGEGEND.



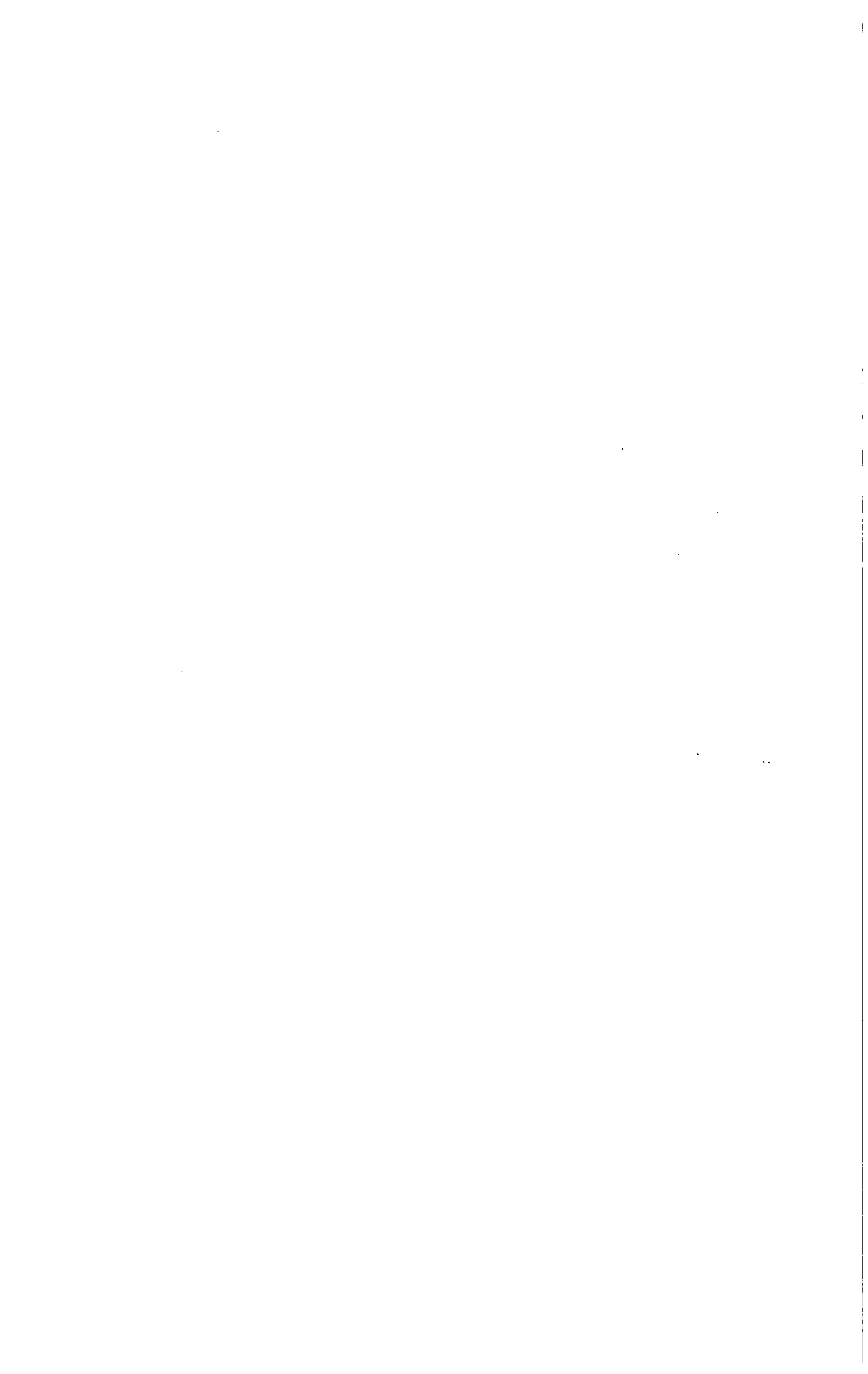
——— Pferdebahnen.

wirklichen Länge

... 1 geogr. Meile

Zu Artikel: Berlin.

Anstalt. Leipzig.



nach der Luiseninsel führenden Hauptwege erhebt sich eine in Bronze gegossene Tiergruppe: ein Löwe, die verwundete Löwin schützend, von Albert Wolff. Dem vorhin erwähnten Seepark gegenüber auf dem linken Ufer des Schiffahrtskanals breitet sich der 1844 begründete **Zoologische Garten** aus, welcher sich unter der Leitung des Dr. Bodinus seit 1869 zu einem Institut ersten Ranges in seiner Art und zum besuchtesten Vergnügungsorte der Berliner entwickelt hat. Hervorzuheben sind das Antilopenhaus in maur. und das Elefantenhaus in Pagodenstil. Südlich vom Zoologischen Garten, in der Feldmark des Nachbarortes Wilmersdorf, befindet sich der Neubau (1875—80) des 1650 nach B. verlegten königl. Joachimsthalschen Gymnasiums mit Bibliothek von 40000 Bänden, Alumnat, Turn- und Schwimmanstalt. (Hierzu eine Karte: **Berlin und Umgegend**, und eine Tafel: **Berliner Bauten**.)

Die öffentlichen Bauten haben namentlich seit 1870 einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß B. in dieser Beziehung kaum einer andern Stadt nachsteht. Der Privatbau ist übrigens Jahrhunderte hindurch von der Bodenbeschaffenheit eher abgeschreckt, als begünstigt worden; besonders auf dem spät in Angriff genommenen Höhenlande im Norden besteht der Baugrund aus gutem Lehm, neben welchem ein nachgiebiger Sandboden, ja sogar mächtige Lager von Infusorienpanzern, deren seitliches Abweichen zuweilen Häusereinstürze bewirkte, und anderswo Moorboden oder locker überwachsene Gräben vorwalteten. Mit der zunehmenden Bebauung, die das Fortschaffen vielen Erdreichs u. s. w. auf das Acker- und Wiesenland bedingte, hat sich jener Übelstand vermindert, und die völlige Beendigung des Ausbaues der Kanalisation wird allmählich das schlechte Grundwasser beseitigen. Die durchgängig aus Backsteinen mit Kalkbewurf errichteten Wohnhäuser sind meistens vier- bis sechsstöckig, einschließlich Keller und Dachstuben; niedrigere Gebäude von 2—3 Stockwerken treten erst bei Neubauten wieder auf. Am 1. April 1882 waren 19463 bewohnte Gebäude in B. vorhanden.

Bei der Vorliebe des Berliners für das Grüne, welche Wohnungen mit Gartenbenutzung beträchtlich verteuert, haben sich Gartenflecke und zuweilen selbst größere Gärten in der Umfriedigung der Wohngrundstücke weit zahlreicher erhalten, als man bei oberflächlicher Umschau glauben sollte; 1592 Häuser haben sowohl Vor- wie Hintergarten, 861 nur einen Vor- und 3350 nur einen Hintergarten; in den am südl. Kanal belegenen Vorstädten, ferner in der Rosenthaler Vorstadt, Moabit und Wedding findet man solche Gärtchen an den meisten Wohnhäusern. Die Stadt besitzt, abgesehen von dem neuerdings sehr verschönerten Tiergarten, vier große Parks und 39 mit Gartenanlagen gezierte Plätze, sowie 136 mit Bäumen bepflanzte Straßen und Plätze; drei städtische Baumschulen und die Baumschule der Tiergartenverwaltung liefern das für die Anpflanzungen erforderliche Material, welches sich jährlich auf 140000 Stück Gehölze beläuft.

Bei der Berliner Feuersocietät, einer auf Zwangsversicherung beruhenden Anstalt, waren 1843 erst 321, am 1. Okt. 1879 dagegen 1904 Mill. Mark als Wert von 17937 Gebäuden versichert; die Mobiliarversicherung bei Privatgesellschaften, welche schwerlich auf drei Viertel des ganzen beweglichen Vermögens sich erstreckt, umfaßte 1853 nur 280, im J. 1879 dagegen 1678 Mill. Mark. Durch eine 1851 von Hinckeldey errichtete und in neuester Zeit von Branddirektor Witte geleitete Feuerwehr von 823 Mann wird die Feuersgefahr in musterhafter Weise auf ein Minimum beschränkt, sodaß die Versicherungsprämien in der Regel nur ½ bis ¾ Promille betragen.

Die Zusammensetzung der **Bevölkerung** einer Großstadt weicht natürlich von derjenigen des ganzen Landes erheblich ab. Von den am 1. Dez. 1880 als ortsanwesend gezählten 1122504 Bewohnern B.s lebten 15622, davon zwei Drittel weibliche, in Einzelhaushaltungen und 31716, davon ein Fünftel weibliche, in 665 Anstalten; 1075166 Personen lebten damals in 240961 Familienhaushaltungen. Als Haushaltsangehörige wurden, abgesehen von den Familienmitgliedern, gezählt: 6263 männliche und 58345 weibliche Dienstboten, 16881 männliche und 2124 weibliche Gewerbs- und Arbeitsgehilfen, 3301 männliche und 3782 weibliche Pfleglinge und Pensionäre, 19351 männliche und 2664 weibliche Chambregarnisten, 3501 männliche und 6221 sonstige, im Besitze eigener Möbel befindliche Aftermieter, endlich 41514 männliche und 14796 weibliche Schlafgänger, sowie 909 einquartierte Soldaten. Auffällig könnte die geringe Zahl der in den Armenhäusern verpflegten Personen sein; dieser Umstand hängt jedoch damit zusammen, daß aus Gemeindemitteln sehr viel für Unterstützung der Hinfälligen und Gebrechlichen, der Waisen und Arbeitslosen in deren Wohnungen geschieht, indem sich z. B. zu Ende des J. 1879 teils inner-, teils außerhalb der Stadt 5599 Waisen in privater Pflege auf Gemeindekosten befanden. Die Pflegekosten betrugen durchschnittlich pro Kind und Monat 5,98 Mark. Behörde für diese Angelegenheiten ist die Armendirektion, deren Plenum aus 10 Stadträten, 13 Stadtverordneten, 10 Bürgerdeputierten und 4 Assessoren besteht; eine Abteilung sorgt für die Verwaltung des Arbeitshauses (mit 458 Detinierten) und der städtischen Irrenverpflegungs-Anstalt, eine andere für die Verwaltung der Erziehungsanstalten zu Berlin und Rummelsburg (mit 488 Waisen) und für die Leitung der 223 Waisenämter, deren Bezirke mit den Armenkommissionen zusammenfallen; 53 Armenärzte, 1 Wundarzt, 2 Ohren- und 6 Augenärzte funktionieren im Dienste der Armenpflege. Die Kosten der öffentlichen Armenpflege betrugen im J. 1879 durchschnittlich 5,39 Mark auf den Kopf der Civilbevölkerung oder monatlich 11,43 Mark für einen der 12879 Almosenempfänger. Beruht schon diese Organisation auf dem Gemeinsinne der Bürger, so besteht daneben noch eine durchaus private Armenpflege, welche teils vorbeugend wirkt und in dieser Richtung namentlich von dem Verein gegen Verarmung und Bettelei (der jährlich etwa 4000 Personen mit Darlehnen und Geschenken unterstützt) repräsentiert wird, teils in zahlreichen Vereinen für besondere Zwecke (z. B. dem Asylverein, der durchschnittlich 220 Personen Unterkunft für die Nacht verschafft) die wirkliche und unrettbare Armut minder drückend macht. Übrigens verfügte die Stadt im J. 1875 über 328 milde Stiftungen und Legate mit 31½ Mill. Mark Gesamtvermögen, welches seitdem durch namhafte Zuwendungen vermehrt worden ist. Daß die Armenpflege so bedeutende Anstrengungen erfordert, wird durch die B. mit andern vorzugsweise gewerbthätigen Städten gemeinsame Erscheinung erklärlich, daß die Geburtsstätte der meisten Einwohner außerhalb der

Gemeinde liegt; nur in der Rosenthaler Vorstadt und im Wedding überwiegen die eingeborenen Berliner, wogegen sie in der Dorotheen- und äußern Friedrichstadt nur ein Drittel der Bewohner ausmachen.

Gegen 1000 Ärzte, 64 Apotheken, 250 Hebammen und 320 Heilgehilfen sorgen für die Pflege der Gesundheit, unterstützt durch viele Krankenanstalten. Mit der Universität stehen in Verbindung: das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde, die Polyklinik und das klinische Institut für Geburtshilfe; mit der Charité: die medizinische, propädeutische, chirurgische, augenärztliche, gynäkologische, geburtshilfliche Klinik, die Kliniken für syphilitische und Hautkrankheiten, für Kinder- und für psychische Krankheiten. Die Sanitätspolizei leiten 1 Stadtphysikus mit 2 gerichtlichen, 10 Bezirksphysikern, 1 gerichtlichen Wundarzt und 2 Kreistierärzten; außer diesen gehören zum Ressort des Polizeipräsidiums die Schutzblattern-Impfungsanstalt und die Sanitätskommission mit 50 Revierärzten; 16 Hospitäler (wovon 4 städtische mit 1068 Kranken und Siechen), 39 meist private Krankenanstalten, Kliniken und Siechenhäuser, die kath. Grauen Schwestern und die evang. Diakonissen, 39 Kranken- und Sterbekassen, 5 städtische, 18 private Badeanstalten und 7 Flußbäder vervollständigen den hygieinischen Apparat. Auf städtische Kosten wurden Ende März 1879 teils in der eigenen, teils in Privatanstalten 1155 Irre verpflegt; in Dalldorf ist seitens der Stadt ein großes Irrenhaus nach dem Pavillonsystem erbaut worden, welches Ende März 1879 bereits 1119 Geisteskranken Pflege gewährte. In die 20 Leichenhäuser der Begräbnisplätze wurden 1874 zusammen 5852 Leichen eingestellt. Die Straßenreinigung beschäftigte außer den Spritzenmännern 660 Personen, und an einen Privatunternehmer wurden 435 300 Mark für Abfuhr des Straßenkehrichts bezahlt. Zur allmählichen Beseitigung der mehr als 700 großenteils gesundheitswidrigen Schlachtgelegenheiten sind auf dem Viehhofe genügende Vorkehrungen getroffen. Die festen und flüssigen Abgangsstoffe werden durch ein großartiges Kanalisationssystem, von welchem zu Ende des J. 1879 bereits 57 000 m Thonrohrleitung vollendet waren, auf im Besitz der Stadt befindliche Rieselfelder (z. B. bei Osdorf) abgeleitet, auf welchen seit 1877 großartige Gemüsekultur eingerichtet ist, einem nach den lebhaftesten Kämpfen durchgesetzten Plane Hobrechts gemäß. Von den auf 30 Mill. Mark gewerteten städtischen Wasserwerken werden jährlich 16 Mill. cbm filtriertes Flußwasser durch Röhrenleitungen in die Straßen und Gebäude geleitet.

Bei dem enormen Fremdenverkehr und dem beständigen starken Wechsel der Bevölkerung steht die öffentliche Sittlichkeit auf einer ziemlich niedern Stufe. Prostitution und Gesetzesverletzungen aller Art sind in B., obschon nicht in Zunahme begriffen, doch schwer zu beschränken, und namentlich die frisch zugezogenen Elemente tragen um so mehr zur Verschlechterung der sittlichen Zustände bei, als man dem nächtlichen Treiben in zahlreichen Kellerwirtschaften u. s. w. mit Rücksicht auf die Wohnungsverhältnisse und die Verschiedenartigkeit der Arbeits- und Genußzeit der Einzelnen nicht leicht wirksam entgegenzutreten vermag. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit dient die dem königl. Polizeipräsidium untergebene, 3339 Mann (darunter 240 berittene) starke Schutzmannschaft, andererseits das vom Magistrat abhängige Nachtwachpersonal, dessen Umgestaltung unter Wegfall des ihm anvertrauten Häuserverschlusses erstrebt wird. Das Polizeipräsidium selbst zerfällt in sechs Abteilungen: 1) Polizeiverwaltung und Beaufsichtigung öffentlicher Institute und gewerblicher Anlagen, Sanitätspolizei und Prüfung der Bauhandwerker; 2) Gewerbepolizei, Straßen- und Strompolizei, öffentliches Fuhrwesen; 3) Bauabteilung; 4) Kriminalabteilung und Kommission für Sittenpolizei; 5) Paß- und Fremdenwesen nebst Einwohnermeldeamt; 6) Abteilung für Übertretungen und Polizeianwaltschaft.

Das Glaubensbekenntnis wurde bei der Volkszählung von 1880 von den Einwohnern in folgender Weise bezeichnet: als evangelisch 951 159, als lutherisch 23 942, als reformiert 6712, als uniert 47, als altreformiert 1, als altlutherisch 693, als mennonitisch 87, als herrnhutisch 139; als römisch-katholisch 80 616, als griechisch-katholisch 202; außerdem wurden 675 Freigemeindler, 349 Baptisten, 2517 Dissidenten, 42 Methodisten, 2 Quäker, 63 andere Sektierer, 53 949 Juden und 67 Bekenner anderer Religionen (Mohammedaner, Buddhisten u. s. w.) gezählt, für 246 Personen lagen nur unbestimmte, für 996 Personen überhaupt keine Angaben über das Religionsbekenntnis vor. Die Katholiken erreichen jetzt 7,20, die Juden 4,82 Proz. der ganzen Einwohnerschaft, nachdem gerade diesen Bekenntnissen ein starker Zuzug zugute gekommen ist. Wie wenig störend übrigens das Bekenntnis auf das Zusammenleben einwirkt, ist daraus zu ersehen, daß sehr viele Mischehen bestehen. Die Evangelischen gehören 5 Personal-, 13 Anstalts- und 29 örtlichen Parochialgemeinden mit 58 Gotteshäusern an; unabhängig von der Landeskirche halten sich 8 prot. Gemeinden. Die Katholiken sind in 4 Kirchen mit 2 Kapellen eingepfarrt, die freireligiöse Gemeinde besitzt einen Versammlungssaal, die jüd. Gemeinde 3 Synagogen und die jüd. Reformgemeinde 1 Gotteshaus.

In Bezug auf Schulbildung ergab die Volkszählung von 1871, daß unter den mehr als 10 Jahre alten Personen 4108 männlichen und 9468 weiblichen Geschlechts, d. h. 1,23, beziehungsweise 2,39 Proz., nicht lesen und schreiben konnten. Dies wäre ein auffallend günstiges Verhältnis, zumal wenn man berücksichtigt, daß nicht allein Krankheit und Gebrechen den Elementarunterricht unmöglich machen, sondern auch etwa drei Viertel der Bevölkerung jenes Alters aus andern Gegenden stammen, welche teilweise im Schulunterricht weit zurückgeblieben sind. Dem Alter nach waren unter je 10 000 Personen von 10—15 Jahren 48, von 30—40 Jahren 158, von 50—60 Jahren 446, von über 70 Jahren 1529 ohne Schulbildung, zum Teil nicht deshalb, weil es ihnen an Unterricht gefehlt hätte, sondern weil sie die Fähigkeit des Lesens und Schreibens wieder verlernt hatten; in der Dorotheenstadt beschränkt sich das Verhältnis der Analphabeten auf 73, im alten B. erhebt es sich auf 293 und im Wedding auf 406 unter 10 000. Die Katholiken stellten zu den Analphabeten ein Kontingent von 1364 oder 2,65 Proz., die Juden 626 oder 1,74 Proz., während der Gesamtdurchschnitt 2,05 Proz. beträgt. Nirgends bieten sich für Erziehung und höhere Ausbildung mannigfaltigere Formen dar als in der Hauptstadt des Deutschen Reichs. Die niedrigste

Stufe nehmen 50 Kleinkinder-Bewahranstalten und 19 Kindergärten nach Fröbels System ein. Den eigentlichen Elementarunterricht gewähren unentgeltlich 82 wohlausgestattete Gemeindeschulen in 919 Klassen und 5 private Elementarschulen; diese Anstalten werden von 55 aus der Bürgerschaft deputierten Schulkommissionen in 12 Schulinspektionen beaufsichtigt, welche wieder der aus Stadträten, Stadtverordneten und Bürgerdeputierten gebildeten städtischen Schuldeputation unterstehen. Es folgen 4 Stiftungsschulen und folgende, von den kirchlichen Parochialvorständen abhängige Anstalten: 15 Elementarschulen, 38 Mittelschulen, 6 höhere Knaben- und 88 höhere Mädchenschulen, ferner 1 Handelsschule und 5 jüdische. Unter unmittelbarer Aufsicht der Schuldeputation stehen noch 4 städtische höhere Töchterschulen, während unmittelbar vom Magistrat ressortieren: 6 Real-, 2 Gewerbeschulen und 10 Gymnasien; das königl. Provinzialschulkollegium leitet: 8 Knabenschulen, 2 Waisenhäuser, die Blindenanstalt, das Taubstummeninstitut, das Lehrerinnenseminar mit höherer Töchterschule, das Seminar für Stadtschulen mit Seminarschule, das kath. Progymnasium und 4 Gymnasien nebst einer Real-, einer Vor- und 2 höhern Töchterschulen. Den genannten Bildungsanstalten treten außer 9 Erwerbsschulen hinzu: 69 Klassen von Vorbereitungsschulen, 4 städtische Fortbildungsanstalten für aus der Schule entlassene Personen, 3 öffentliche Knabenspielplätze und 3 städtische Turnhallen. Zu Ostern 1881 wurden die berliner Schulen (mit Ausschluß der Hochschulen) von 64 881 Knaben und 60 718 Mädchen besucht; davon entfielen 101 530 auf öffentliche und 24 069 auf Privatschulen. Als allgemeines Bildungsmittel wirken 21 städtische Volksbibliotheken mit (1880) 84 632 Bänden, zu deren Gunsten der Wissenschaftliche Verein alljährlich Vorlesungen veranstaltet.

Von einer regsamen, mit scharfem Verstande und schneller Auffassung begabten Bevölkerung bewohnt, ist B. durch die Vorzüge seines geistigen Lebens eine der einflußreichsten Städte der Welt geworden, welche den modernen Zeitgeist auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, wie der Industrie und der allgemeinen sozialen Bildung bestens repräsentiert. Es gibt wenig besondere Fächer menschlichen Wissens, welche nicht mit Eifer in B. gepflegt würden, und mit dem Aufschwunge des Deutschen Reichs in polit. Beziehung ist das Bestreben des preuß. Staats, den Sitz der Reichsgewalt zum Mittelpunkte aller Geistesthätigkeit zu gestalten, Hand in Hand gegangen. An der Spitze steht die 1810 errichtete Universität, an welcher in allen Fakultäten Gelehrte von Weltruf in unabhängiger Forschung gewirkt haben und wirken und deren Sammlungen trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens zu den reichhaltigsten ihrer Art gehören. Im Wintersemester 1881/82 lehrten an ihr 72 ord. Professoren, 3 Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, 70 außerord. und 88 Privatdocenten; immatrikuliert waren 3666 Preußen, 485 andere Deutsche, 195 andere Europäer und 78 Nichteuropäer, und zwar 374 Theologen, 1441 Juristen, 640 Mediziner und 1966 Philosophen. Außerdem waren zum Hören der Vorlesungen verpflichtet oder berechtigt: 213 Eleven der Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär, 920 Studenten der Technischen Hochschule, 92 der Bergakademie, 57 der Landwirtschaftlichen Hochschule, 50 der Kunstakademie und 155 vom Rektor ohne Immatrikulation Zugelassene, sodaß die Gesamtzahl der Berechtigten 5908 betrug. Den genannten Instituten und den mit der Universität verbundenen Seminaren (dem theologischen, philologischen, mathematischen sowie der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde und dem Institut für pathol. Anatomie) treten als höchste Bildungsanstalten des Staates für Spezialfächer hinzu: die Kriegsakademie mit (1882) 21 militärischen und 14 Civillehrern, sowie 300 studierenden Offizieren, die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Charlottenburg, das Pädagogische Seminar für gelehrte Schulen, das Statistische Seminar des preuß. Statistischen Büreaus, die militärärztlichen Bildungsanstalten (Friedrich-Wilhelms-Institut und Medizinisch-chirurgische Akademie), die Bergakademie und Geologische Landesanstalt, die Akademie der bildenden Künste, die Hochschule für Musik, die Königliche Kunstschule, die Tierarzneischule, das Hebammen-Lehrinstitut, und es schließen sich als Privatanstalten an: die von der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen gegründete Akademie für moderne Philologie, die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, das Rabbinerseminar für das orthodoxe Judentum, das Theologische Seminar der franz. Kolonie, das Seminar für Missionare und das Victorialyceum für Damen. Anderweitige Unterrichtsanstalten sind 8 Privatunterrichtsanstalten für das Militär, 3 Handelsschulen für das männliche und 2 für das weibliche Geschlecht, die Akademie für Bierbrauer, 8 Erziehungs- und Rettungsanstalten für verlassene Kinder, 9 Waisenhäuser, 2 Fortbildungsanstalten für Erwachsene, 2 Krankenwärterschulen, die Evangelische Mägdebildungsschule, das Stenographische Institut, die Klugesche Turnanstalt, das Berliner Reitinstitut und die Schwimmschule. Unter den von Vereinen geleiteten Anstalten wirken die des Deutschen Gewerbemuseums und des Berliner Handwerkervereins besonders für wissenschaftliche, Geschmacks- und Kunstbildung der Gewerbtreibenden.

An die Spitze der wissenschaftlichen Sammlungen sind die Bibliotheken zu stellen: die Königliche Bibliothek, die der Universität, des Großen Generalstabs, des preuß. Statistischen Büreaus, der Bergakademie, des Reichstags, des kaiserl. Statistischen Amtes, der Polytechnischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Erdkunde, des landwirtschaftlichen Ministeriums, des Joachimsthalschen Gymnasiums, des Gewerbemuseums, der Berliner Medizinischen Gesellschaft, des Vereins für Beförderung des Gartenbaues in den preuß. Staaten, des Vereins für die Geschichte B.s, der Akademischen Lesehalle u. s. w. Die Universität besitzt einen archäol. Apparat, ein anatom. Theater, eine anatom. Sammlung, einen physiol. Apparat nebst Laboratorium, ein chem. Laboratorium, eine chirurgisch-geburtshilfliche Instrumenten- und Bandagensammlung, ein zoolog. Museum, eine physik. Apparatensammlung, ein mineralog. Museum, eine pharmakolog. Sammlung, einen Universitätsgarten, ein Herbarium und ein pflanzenphysiol. Institut. Andere wissenschaftliche Anstalten sind: die Königliche Anatomie, die Königliche Sternwarte, das Astronomische Kabinett nebst Privatsternwarte, die Geologische Landesanstalt, der Botanische Garten, die Borsigschen Gärten und Treibhäuser, das Centralbüreau der europ. Grad-

messungen, das Kartographische Institut, drei private chem. Laboratorien, das Festungsmodellhaus, das Geodätische Institut, das Zeughaus (Ruhmeshalle), das Märkische Provinzialmuseum, das Landwirtschaftliche Museum, das Hohenzollern-Museum, das städtische Schulmuseum (mit Lehrerbibliothek), das Postmuseum und das Technologische Institut.

Durch die vielen gelehrten Vereine wird die Wissenschaft zugleich zu einem geistigen Bindemittel des geselligen Verkehrs und dadurch immer unmittelbarer in die Kreise des Lebens hinübergeführt. Unter diesen Vereinen sind außer schon genannten zu erwähnen: die Königliche Akademie der Wissenschaften, der Akklimatisationsverein, die Afrikanische, die Anthropologische, die Archäologische, die Gesellschaft für Erdkunde, die Berliner Medizinische Gesellschaft, die Berliner Philosophische Societät, die Berliner Militärärztliche Gesellschaft, die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, der Berliner Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der Botanische Verein für die Provinz Brandenburg, der Klub der Landwirte, die Deutsche Chemische, Geologische, Ornithologische Gesellschaft, der Entomologische Verein, der Architektenverein, der Elektro-technische Verein, die Gesellschaften der Charitéärzte, der Gartenfreunde B.s, für Gynäkologie, für Heilkunde, für Verbreitung von Volksbildung (mit vielen Zweigvereinen in Deutschland), naturforschender Freunde, zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden, zur Beförderung des Christentums unter den Juden, die Hufelandsche Medizinisch-chirurgische, die Italienische, die Juristische Gesellschaft, der Litterarische Sachverständigenverein, der Medizinisch-ätiologische, der Medizinische, der Pädagogische, der Palästinische Verein, die Philosophische, die Physikalische Gesellschaft, die Preußische Hauptbibelgesellschaft, der Verein für die Geschichte B.s, die Volkswirtschaftliche Gesellschaft zu B. u. s. w.

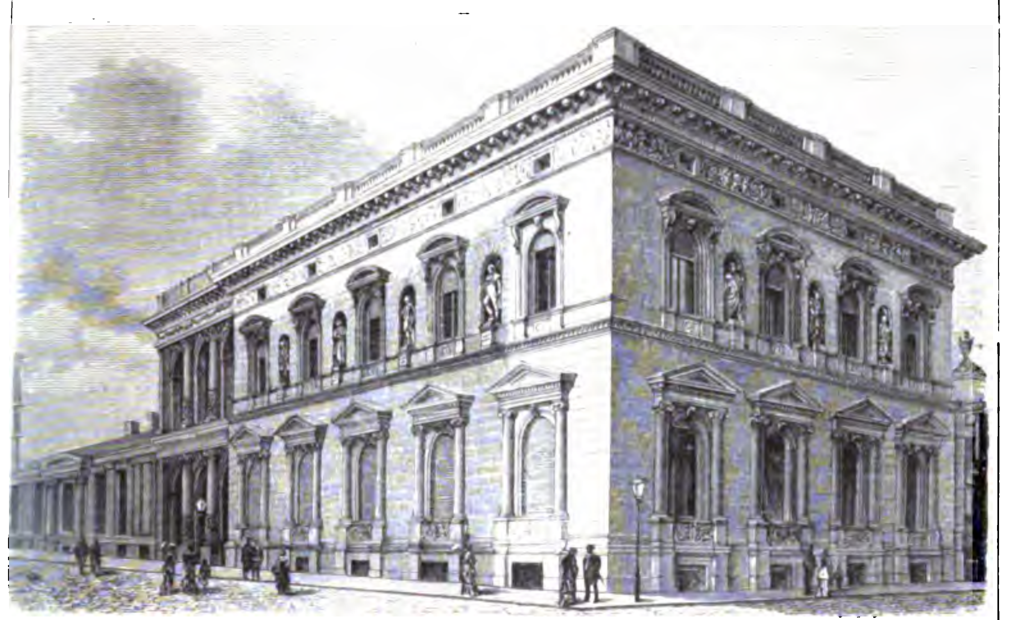
Auch das Kunstleben, welches seit Friedrich Wilhelm IV. aufmerksamste Förderung gefunden hat, wird durch die mannigfaltigsten Einrichtungen nach allen Richtungen hin unterstützt. Von der Königlichen Akademie der Künste werden Übungen und Vorlesungen sowohl in der Abteilung für bildende Künste wie in der akademischen Hochschule für Musik (Abteilung für musikalische Komposition) veranstaltet; die Königliche Kunstschule dient in der ersten Abteilung zugleich als Seminar für Zeichenlehrer, das Institut für Kirchenmusik zur Ausbildung von Organisten und Gesanglehrern, und Malerei und Bildhauerkunst werden durch die alle geraden Jahre wiederkehrenden Ausstellungen im Akademiegebäude offiziell gepflegt. Neben der Akademie bestehen folgende Unterrichtsanstalten für Musik: die Singakademie mit der Zelterschen Liedertafel, der Königliche Domchor, die Kullaksche neue Akademie der Tonkunst, der Braunssche Chor als Hochschule für vokalen Kunstgesang, das Sternsche Konservatorium der Musik, das Schwantzersche Musikinstitut für alle Fächer, 11 andere bedeutendere Institute; von Gesellschaften für Pflege der Musik sind zu nennen: der Tonkünstler-, der Bach-, der Akademische Wagner-Verein, der Märkische Centralsängerbund, 24 andere ebenfalls tüchtige Gesangvereine neben vielen unbedeutenden und der Musikalische Sachverständigenverein. Unter den Sammlungen von Erzeugnissen der bildenden Künste sind die königl. Museen, die Schätze der königl. und prinzlichen Schlösser, die christlich-archäol. Kunstsammlung der Universität, das Beuth-Schinkel-Museum, das Rauch-Museum, die Sammlungen des Deutschen Gewerbemuseums, die Gemäldeausstellungen des Preußischen Kunstvereins, des Vereins Berliner Künstler und des Vereins der Kunstfreunde im preuß. Staate, sowie die von Sachse u. Komp., und unter den zahlreichen Privatgalerien namentlich die Ravenésche mit 150 neuern Gemälden, des Grafen von Redern, die gräflich Raczynskische u. s. w. hervorzuheben. Außer den ebengenannten Vereinen beschäftigen sich mit der Pflege der Kunst: der Architektenverein, der Kunstverein Germania für Ölfarbendruckgemälde, der Artistische Sachverständigenverein, der Photographische Verein, der Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche, der Wissenschaftliche Kunstverein u. s. w. Zur Pflege der dramatischen Kunst dienen vor allem die Königliche Oper und das Schauspielhaus. Unter den theatralischen Privatunternehmungen stehen das Friedrich-Wilhelmstädtische, das Wallner-, das Victoriatheater und durch seine sittlich-ästhetische Richtung das Belle-Alliancetheater obenan; seit Einführung der Theaterfreiheit sind viele Bühnen aufgeschossen, und verschwanden sie auch teilweise bald wieder, so führt das Berliner Adreßbuch für 1882 doch 19 gewerbliche Privattheater auf.

Teilt man die Gesamtbevölkerung der Stadt in große Berufsklassen, so findet man von der Landwirtschaft ernährt 0,6 Proz., von der Industrie 53,9 Proz., von Handel und Verkehr 17,0 Proz., von persönlichen Dienstleistungen 10,7 Proz., von gelehrten oder amtlichen Beschäftigungen 7,1 Proz., Militär 2,6 Proz. und von Renten u. s. w. lebend und ohne Berufsangabe 8,1 Proz. Hiernach ist die Gewerbthätigkeit der Stadt eine sehr bedeutende. In Seiden-, Baumwollwaren, Posamentierwaren, Cigarren, Maschinen, Lampen, Wagen, Möbeln, Tapeten, Instrumenten, Thonwaren, Kleidungsstücken (namentlich Mänteln), Putzwaren und kunstgewerblichen Produkten aller Art, welche hier erzeugt worden sind, findet eine sehr erhebliche Ausfuhr statt. Nach den Ermittelungen des Fabrikeninspektors waren im Dez. 1879 seiner gesetzlichen Revision 2230 gewerbliche Anlagen unterworfen; dieselben beschäftigten 467[illegible] Männer, 14224 Frauen, 1745 Knaben und 834 Mädchen unter 16 Jahren. Nach dem Gesetze vom 17. Juli 1878 wurden während des J. 1879 in B. Arbeitskarten an 31114 Männer und 1683[illegible] Frauen, Arbeitsbücher an 209 Knaben und 4[illegible] Mädchen ausgestellt. Von diesen Arbeitsuchenden haben jedoch in den der Kontrolle unterliegenden Anlagen nur 6508 Männer, 5844 Frauen, 15 Knaben und 4 Mädchen Beschäftigung gefunden. In den Maschinenfabriken kamen 82 Unfälle vor, von denen 56 der Unachtsamkeit des verletzten Arbeiters zugeschrieben werden mußten. In Getreide, Spiritus und Wolle sowie im Geld- und Wechselgeschäft ist B. Weltmarkt geworden; der eigene Verbrauch seiner großen Bevölkerung bietet den Handeltreibenden immer einen großen Rückhalt bei ihren Spekulationen. In dem Eigen- und Kommissionshandel mit gewerblichen Erzeugnissen strebt B. rüstig und mit neuerdings sehr veredeltem Geschmacke fort; in manchen Straßen ist Haus bei Haus von glänzend ausgestatteten Läden besetzt. Im deutschen Buchhandel nimmt B. als Verlagsort eine hervorragende

BERLINER BAUTEN.



1. Altes Museum; Ansicht vom Lustgarten. Erbauer: Schinkel.



2. Palais Borsig. Erbauer: Lucae.





. Villa Monplaisir. Erbauer: Kyllmann und Heyden.



4. Villa Ende. Erbauer: Ende.



Stelle ein. Anfang 1882 erschienen in B. 478 Zeitschriften, davon 50 täglich; 43 waren amtliche, 66 befaßten sich mit Politik und sozialen Angelegenheiten, 293 mit Wissenschaft, Kunst und Gewerben, 21 mit Religion und 55 mit schöner Litteratur.

Die Gunst der Wasserwege und die Verzweigung der 14 (einschließlich der Stadtbahn und der Ringbahn) von B. ausgehenden Eisenbahnen (die Niederschlesisch-Märkische nach Breslau, die Ostbahn nach Königsberg, die Berlin-Stettiner, die Nordbahn nach Stralsund, die Berlin-Hamburger, die Lehrter Bahn nach Hannover und Köln, die Wetzlarer Bahn, die Berlin-Potsdam-Magdeburger, die Berlin-Anhaltische nach Köthen, Leipzig und Dresden, die Militärbahn nach dem Artillerieschießplatz bei Zossen, die Berlin-Dresdener und die Berlin-Görlitzer; die Berliner Stadtbahn und deren Anschlüsse an die Berliner Ringbahn) haben den Handel der Stadt überaus gehoben. Die Stadtbahn ist viergleisig und wurde 7. Febr. 1882 zunächst nur für den lokalen Personenverkehr, im Mai 1882 auch für den durchgehenden Verkehr eröffnet; sie verbindet den Schlesischen Bahnhof mit dem Charlottenburger Bahnhof und schließt an beiden Endpunkten an die Ringbahn an. Stationen der Stadtbahn befinden sich an der Jannowitzbrücke, am Alexanderplatz, an der Börse, Friedrichstraße (Centralstation), am Lehrter Bahnhof, bei Schloß Bellevue und am Zoologischen Garten. Zwei Gleise der 11,26 km langen Stadtbahn sind ausschließlich für den lokalen Verkehr, die beiden andern für den Durchgangsverkehr der in dieselbe einmündenden Bahnen bestimmt; im Lokalverkehr folgen die Züge in Abständen von je fünf Minuten in beiden Richtungen und verweilen nur je eine Minute auf den Stationen. Glockensignale zum Ein- und Aussteigen werden nicht gegeben, ebenso wenig Signale mit der Dampfpfeife zum Halten und Abfahren der Züge; auch haben die Fahrgäste selbst die Wagenthüren beim Verlassen des Zugs zu öffnen. Die Billetkontrolle findet beim Betreten und Verlassen der hochgelegenen Perrons statt.

Ende 1879 standen für den öffentlichen Verkehr im Betriebe: 348 Pferdeeisenbahnwagen, 166 Omnibus, 255 Thorwagen, 1508 Droschken erster und 3281 zweiter Klasse, mit zusammen 9053 Pferden, 539390 Droschken erhielten im Laufe des Jahres Fuhren auf den Bahnhöfen B.s. — Viele Pferdebahnlinien durchziehen die Hauptstraßen und verbinden das Innere der Stadt mit den benachbarten Ortschaften; die Berlin-Charlottenburger Pferdebahn besitzt 55 Wagen und 19700 m Gleise, und die Große Berliner-Pferdebahn 293 Wagen und 124188 m Gleise. Dieselben beförderten im Durchschnitte täglich 9473, beziehungsweise 21767 Personen; im J. 1879 kamen auf ihnen insgesamt nur 520 Betriebsstörungen und 98 Unfälle von Personen vor.

Die Berliner Dampfschiffahrts-Gesellschaft hatte 1879 12 Dampfer im Betrieb, welche 228245 Personen beförderten und 17768 Meilen im Lokalverkehr zurücklegten. Von Mitte Dezember bis Mitte März war die Schiffahrt durch Frost unterbrochen. Die Eisenbahnen beförderten im J. 1879 nach B.: 612082 Personen, 87110 Ochsen, 39037 Kühe, 765 Kälber, 548205 Schafe, 852387 Schweine, 44 Ferkel, 1124115 Gänse und 3259 Puten, sowie 30824873 Doppelcentner andere Güter. Wie gewaltig sich im Jahrzehnt 1870—80 der Verkehr in B. gesteigert hat, zeigt folgende Tabelle der Betriebsergebnisse der Post- und Telegraphenverwaltung:

		1870	1880
	Postanstalten	39	97
	Telegraphenanstalten	18	50
	davon mit Postanstalten vereinigt	3	44
	Telegraphenapparate	120	366
	Rohrpostämter	—	23
	Amtliche Verkaufsstellen für Postwertzeichen	—	119
	Postbriefkasten	196	477
	Gesamtpersonal	2 664	5 215
	davon Beamte	1 224	2 030
	" Unterbeamte	1 338	2 815
	" Postillone	102	370
	Postpferde	224	503
	Postwagen und Schlitten	483	791
	durchschnittliche tägliche Fahrten	499	1 264
in Tausenden	eingegangene Briefsendungen	29 639	86 430
	" Pakete und Wertsendungen	2 266	4 053
	" Telegramme	698	1 313
	" Rohrpostsendungen	—	507
	aufgegebene Briefsendungen	88 593	196 099
	" Pakete und Wertsendungen	2 855	7 284
	" Telegramme	819	1 757
	" Rohrpostsendungen	—	511

Hinsichtlich des moralischen, intellektuellen und polit. Kulturzustandes der Stadt und ihrer Bewohner tritt in erster Linie das Vereinswesen, resp. die soziale Selbsthilfe, hervor. Das Vereinswesen ist in dem Leben B.s ein mächtiger Faktor, der an jeglichem Ringen menschlicher Kraft nach irgendeinem Ziele regen Anteil nimmt. Außer den schon erwähnten gelehrten Vereinen für Wissenschaft, Kunst und Erziehung, deren es im J. 1882 in B. 172 gab, zählt man 287 Vereine für gemeinnützige, mildthätige und gesellige Zwecke, 36 Turn-, Ruder-, Schützen- und Fechtvereine, 38 Vereine für Darlehns-, Kredit- und Vorschußkassen, 3 Konsumvereine, 51 Bezirksvereine mit politisch-kommunaler Tendenz und 137 Vereine für gewerbliche Zwecke.

Außer den Gemeindebehörden haben die Ministerial-Militär- und Baukommission, das königl. Polizeipräsidium und der Oberpräsident für B. in der städtischen Verwaltung große und wichtige Befugnisse. Man beabsichtigt eine Dezentralisation der städtischen Verwaltung dadurch herbeizuführen, daß im Anschlusse an die histor. und topogr. Stadtteile Verwaltungsbezirke mit eigenen selbstverwaltenden Deputationen geschaffen werden, welche letztern den mit allerlei nur örtlich wichtigen Angelegenheiten überaus belasteten Centralbehörden gewisse Lasten abnehmen, ohne daß die wirtschaftliche und kommunale Einheit der Stadt Einbuße erleide. Jetzt fungieren nicht weniger als 48 gemischte Deputationen mit zusammen 541 Mitgliedern, von denen die Armendirektion 36, die Schuldeputation 29 und die Steuerdeputation 36 Mitglieder enthalten, während der Magistrat nur aus 34 Mitgliedern besteht. Seit dem 1. April 1881 ist B. auf Grund des Gesetzes vom 26. Juli 1880 über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung aus dem Verbande der Provinz Brandenburg ausgeschieden und bildet fortan einen Verwaltungsbezirk für sich, welcher in gewissem Sinne die Eigenschaften eines Stadtkreises, eines Regierungsbezirks und einer Provinz in sich vereinigt; doch sind wenigstens vorläufig das Oberpräsidium, das Konsistorium, das Provinzial-Schulkollegium und Medizinalkollegium noch der Provinz Brandenburg und dem Verwaltungsbezirk B. gemeinsam geblieben.

Die direkten Staatsabgaben der Bevölkerung von B. waren für das Rechnungsjahr 1880/81 auf 17807260 Mark (15,86 Mark auf den Kopf) veranschlagt, von denen nahe an 6⅔ Mill. auf die klassifizierte Einkommensteuer, über 3⅗ Mill. auf die Klassensteuer, über 5¼ Mill. auf die Gebäudesteuer, fast 2¼ Mill. auf die Gewerbesteuer und nur wenig über 13000 Mark auf die Grundsteuer entfallen. Für stehende Gewerbe waren im Jahre 1878/79 54537, für Gewerbe im Umherziehen 1891 Personen zur Gewerbesteuer herangezogen worden. Einkommensteuer zahlten 81704, Klassensteuer 778500 Personen. An indirekten Staatsabgaben entfielen im Rechnungsjahre 1878/79 auf B. 10961818 Mark (10,51 auf den Kopf), davon fast 8½ Mill. an Zöllen von ausländischen Gegenständen, 1½ Mill. an Brausteuer und je ½ Mill. an Salzsteuer und Branntweinsteuer.

Die städtischen Gemeindeabgaben waren für das J. 1880/81 auf nahebei 23 Mill. Mark (20,46 Mark auf den Kopf) veranschlagt, und zwar fast 8½ Mill. Haussteuer, 9½ Mill. Mietsteuer, fast ⅓ Mill. Hundesteuer, über 9⅓ Mill. Gemeinde-Einkommensteuer und 330000 Mark Braumalzsteuer. Hundesteuer wurde im J. 1878 für 34397 Hunde erhoben; daneben waren steuerfrei 2018 Kettenhunde, 677 Zughunde, 37 Wächterhunde, 60 Treiberhunde und 64 Hunde der Gesandtschaften.

Litteratur. Außer den Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte B.s: «Berlinische Chronik nebst Urkundenbuch» (Berl. 1868 fg.) und «Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt B.» (Heft 1—18, Berl. 1865—81), sind hervorzuheben: «Statistisches Jahrbuch der Stadt B.», herausg. vom Direktor des städtischen Statistischen Büreaus (Berl. 1874 fg.); Spiker, «B. und seine Umgebungen im 19. Jahrh.» (Berl. 1833, mit Kupfern); Fidicin, «Geschichte der Stadt B.» (Berl. 1841); Klöden, «Erwiderung auf die Schrift des Herrn Fidicin» (Berl. 1841); Geppert, «Chronik von B. seit Entstehung der Stadt» (Berl. 1841—43); Ramgo, «Neue berliner Stadtchronik» (Berl. 1841); Braß, «Chronik von B.» (Berl. 1841); Streckfuß, «B. seit 500 Jahren» (4 Bde., 1863—65); derselbe, «B. im 19. Jahrh.» (4 Bde., Berl. 1865—69). Ferner: «B. und seine Entwickelung» (ein städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik von Schwabe, 6 Bde., Berl. 1867—72); Schwabe, «Die berliner Volkszählung von 1867» (mit 24 graphischen Darstellungen, Berl. 1869); Neumann, «Die berliner Volkszählung von 1861» (Berl. 1863) und «Die berliner Volkszählung von 1864» (Berl. 1866); Schwabe, «Die königl. Haupt- und Residenzstadt B. in ihren Bevölkerungs-, Berufs- und Wohnungsverhältnissen. Resultate der Volkszählung von 1871» (Berl. 1874); Böckh, «Die Bevölkerungs-, Gewerbe- und Wohnungsaufnahme vom 1. Dez. 1875 in der Stadt B.» (Berl. 1878); Woltmann, «Die Baugeschichte B.s bis auf die Gegenwart» (Berl. 1872); «B. und seine Bauten» (Prachtwerk vom Architektenverein herausgegeben, Berl. 1877); Sebald, «B.s Denkmäler der Bau- und Bildhauerkunst» (Berl. 1844); «B. und seine Kunstschätze» (Lpz. 1855); «Die öffentlichen und Privatkunstsammlungen» (Berl. 1861); Schasler, «B.s Kunstschätze: die königl. Museen» (10. Aufl., Berl. 1874); Reuter, «Das militärische B. Zusammenstellung der militärischen Einrichtungen und Etablissements von B. in ihrer histor. Entwickelung» (Berl. 1873); Rigler, «Das medizinische B.» (Berl. 1873); Cotta, «Heimatskunde von B.» (2. Aufl., Berl. 1873); R. Fischer, «Heimatkunde von B.» (Berl. 1879); «Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt B. 1861—76» (8 Hefte, Berl. 1881); Friedel, «Die deutsche Kaiserstadt B. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswertes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung» (Lpz. 1882); Schwebel, «Kulturhistor. Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt» (Berl. 1882); ferner die Führer von Kapp (5. Aufl., Berl. 1874) und Bäblich (Berl. 1878), sowie Kießlings «Berliner Verkehr» (Berl. 1882).

Berlin (Rud.), Augenarzt, geb. 2. Mai 1833 zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen, Würzburg, Erlangen und Berlin Medizin, an letzterm Orte unter Gräfe namentlich Augenheilkunde, war dann ein Jahr Assistenzarzt Pagenstechers in Wiesbaden, ging hierauf als Assistenzarzt an die chirurgische Klinik der Universität Tübingen und errichtete 1861 in Stuttgart eine Augenklinik, welche sich bald eines zahlreichen Besuchs erfreute. Seit 1870 ist B. außerdem Privatdocent für physiol. Optik an der Technischen Hochschule, seit 1875 Professor für vergleichende Augenheilkunde an der Tierarzneischule in Stuttgart. B. hat in verschiedenen Fachzeitschriften, namentlich in Gräfes «Archiv für Ophthalmologie», in den «Klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde», im «Mediz. Korrespondenzblatt des württemb. ärztlichen Vereins», in der «Berliner klinischen Wochenschrift» eine umfangreiche litterarische Thätigkeit entwickelt. Seine Arbeiten betreffen unter anderm die in den Glaskörperraum eingedrungenen Fremdkörper, die Exstirpation des Thränensackes, den Einfluß der Konvergläser auf das excentrische Sehen, die Sehnervendurchschneidung, die sog. commotio retinae, Netzhautablösung beim Pferde, die Pathologie und Anatomie der Thränendrüse, die Refraktion von Tieraugen u. s. w. Außerdem bearbeitete er für den vierten Teil des von Gräfe und Sämisch redigierten «Handbuchs der gesamten Augenheilkunde» (Lpz. 1880) die «Krankheiten der Orbita». B. ist der erste, welcher systematisch die Augenheilkunde in vergleichender Weise betrieben hat, und gibt seit 1882 eine «Zeitschrift für vergleichende Augenheilkunde» heraus, in der er zunächst eine Arbeit «Über den physil.-optischen Bau des Pferdeauges» veröffentlichte.

Berlinchen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Soldin, am Ausfluß der Plöne aus dem Rippenwitzsee, 32 km nördlich von Landsberg a. W., zählt (1880) 4973 überwiegend evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Stärkefabriken, eine Eisengießerei, eine Fabrik landwirtschaftlicher Geräte, Weißgerberei, Böttcherei, Getreide-, Spiritus- und Holzhandel, jährlich fünf bedeutende Pferdemärkte und ansehnlichen Versand hier gefangener Krebse.

Berline, in Berlin erfundener viersitziger Reisewagen mit zurückschlagbarem Verdeck; Coupé erster Klasse (in Frankreich); Moquierstuhl (Gesellschaftsspiel; ital. berlina, wörtlich Pranger).

Berlinerblau, ein wichtiges Farbematerial, welches eine dunkelblaue, auf dem Bruche kupferglänzende Farbe und einen matten Bruch hat, geruch- und geschmacklos ist und durch die Auflösungen ätzender Alkalien, nicht aber durch schwache Säuren zersetzt wird, besteht im reinen Zustande aus einer

Verbindung von Eisen und Cyan (früher für eine Verbindung von Eisencyanür mit Eisencyanid gehalten, nach neuern Forschungen aber komplizierter zusammengesetzt); wird aber gewöhnlich mit Thon oder mit Schwerspat verdünnt, um hellere, unter dem Namen Mineralblau im Handel sich findende Sorten herzustellen. Erfunden wurde es 1704, nach andern 1707, von dem Farbefabrikanten Diesbach in Dippels Laboratorium zu Berlin und bis 1724 die Bereitung als ein Geheimnis bewahrt. Man stellt es durch Fällen von Eisenlösungen mit Blutlaugensalz, Auswaschen und Trocknen des erhaltenen blauen Niederschlags dar. Sein Gebrauch ist sehr ausgedehnt, sowohl in der Öl- und Wassermalerei als in der Färberei und Druckerei, sowie zur Bereitung von blauer Tinte. Die sehr verschiedenen Sorten unterscheiden sich durch die Namen B., Preußischblau, Erlangerblau u. s. w. Das Pariserblau ist dieselbe chem. Verbindung, jedoch ohne Beimengung von Thon u. s. w. Das in der Färberei auf Garnen und Geweben erzeugte Blau dieser Art führt den Namen Kaliblau oder Raymondblau, das auf Seide hervorgebrachte den Namen Bleu de France.

Berlinerbraun, s. unter Berlinerrot.

Berliner Friede, s. Berliner Kongreß.

Berlinergrün, der in den Mutterlaugen der Blutlaugensalzfabrikation entstehende grüne Niederschlag, welcher durch Filtration abgesondert als Nebenprodukt in den Handel gebracht und als Malerfarbe, wiewohl selten, Verwendung findet. Auch werden Mischungen von Berlinerblau mit gelben Farbstoffen mit diesem Namen belegt.

Berliner Konferenz heißt die im Sommer 1880 zu Berlin abgehaltene Konferenz europäischer Bevollmächtigter zur Regelung der türk.-griech. Grenze. Nachdem die Verhandlungen zwischen Griechenland und der Pforte bezüglich der Abtretung türk. Gebietes zu keinem Resultat geführt hatten, trat 16. Juni 1880 im Auswärtigen Amt zu Berlin die Konferenz zusammen. Deutschland war vertreten durch den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst und Oberst Blume, Österreich-Ungarn durch Graf Széchényi, Generalkonsul von Zwiedinek und Oberst Ripp, Frankreich durch Graf St.-Vallier und Oberst Perier, England durch Lord Odo Russell und General Lintorn Simons, Rußland durch von Saburow und Oberst Bobrikow, Italien durch Graf de Launay und General Sironi. Fürst Hohenlohe wurde zum Vorsitzenden der Konferenz, Oberst Blume zum Vorsitzenden der abgesondert beratenden «Delegierten» gewählt. Bevollmächtigte Griechenlands und der Türkei wurden nicht zugelassen, was letzterer Anlaß zu der Erklärung gab, daß sie die Konferenzbeschlüsse nicht als für sie bindende ansehen könne. Doch übergab der griech. Abgesandte Brailas der Konferenz eine Denkschrift, in welcher unter genauer Motivierung eine neue Grenzlinie vorgeschlagen war. Die von Frankreich beantragte Grenzlinie, welche von der Mündung des Flusses Maurolongos bis zu der des Flusses Kalamas sich hinzog, wurde von den Bevollmächtigten angenommen und 1. Juli die Schlußakte unterzeichnet, nachdem noch eine Kollektivnote an die türk. und die griech. Regierung vereinbart worden war. Die Entscheidung der Konferenz wurde von Griechenland angenommen, von der Pforte abgelehnt, und dieser türk.-griech. Konflikt erst im folgenden Jahre beigelegt. (S. Osmanisches Reich.)

Berliner Kongreß heißt der 13. Juni bis 13. Juli 1878 in Berlin abgehaltene Kongreß von Vertretern der sechs Großmächte und der Türkei zur Erörterung des zwischen Rußland und der Pforte 3. März 1878 abgeschlossenen Vertrags von San-Stefano. Derselbe hatte den Protest Englands und die Mißstimmung Österreichs erregt. Letzteres beantragte die Berufung eines europ. Kongresses; jenes erklärte sich erst dann zur Beschickung desselben bereit, nachdem es 30. Mai 1878 mit Rußland sich über die wichtigsten Differenzpunkte geeinigt hatte. Darauf lud Fürst Bismarck sämtliche Signatarmächte der Verträge von 1856 und 1871 ein, sich zu einem Kongreß in Berlin zu versammeln, um die Abmachungen des Präliminarfriedens von San-Stefano zu erörtern. Am 13. Juni 1878 wurde im Reichskanzlergebäude zu Berlin der Kongreß eröffnet. Zu Kongreßbevollmächtigten wurden folgende Minister und Botschafter von ihren Regierungen ernannt: für das Deutsche Reich Fürst Bismarck, Staatsminister von Bülow, Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Botschafter in Paris; für Österreich-Ungarn Graf Andrássy, Graf Károlyi, Botschafter in Berlin, Baron Haymerle, Botschafter in Rom; für Frankreich Minister Waddington, Graf von St.-Vallier, Botschafter in Berlin; für Großbritannien Lord Beaconsfield, Marquis von Salisbury, Lord Odo Russell, Botschafter in Berlin; für Italien Minister Graf Corti, Graf de Launay, Botschafter in Berlin; für Rußland Fürst Gortschakow, Graf Schuwalow, Botschafter in London, Baron Oubril, Botschafter in Berlin; für die Türkei Karatheodori-Pascha, Mehemed-Ali Pascha, Sadullah-Bei, Botschafter in Berlin. Außerdem erschienen für Griechenland der Minister Delijannis, für Rumänien die Minister Bratiano und Cogalniceano, für Serbien der Minister Ristitsch, für Montenegro der Senatspräsident Bozzo Petrowitsch, auch armenische Erzbischöfe und der persische Gesandte Malcom Chan. Die Vertreter dieser kleinern Staaten wurden nur zu denjenigen Sitzungen zugezogen, in welchen es sich speziell um die Angelegenheiten ihres Staates handelte. Dem Fürsten von Bismarck wurde das Präsidium übertragen. Die Erledigung der schwierigsten Fragen wurde übrigens durch die den einzelnen Sitzungen vorausgehenden vertraulichen Besprechungen der leitenden Minister angebahnt. Am schwersten zu entscheiden war die bulgarische und die armenische Frage. Beschlossen wurde die Teilung Bulgariens in zwei Teile, ein selbständiges, aber tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien (s. d.) und eine unter der Botmäßigkeit des Sultans stehende, von einem mit Zustimmung der Großmächte zu ernennenden Gouverneur verwaltete Provinz Ostrumelien (s. d.). Die armenische Frage wurde dahin geregelt, daß die Pforte die Gebiete von Kars, Ardahan und Batum an Rußland, die Stadt und das Territorium von Khotur an Persien abtreten und sofort Reformen in Armenien einführen solle. Österreich-Ungarn wurde auf den Antrag Englands das Mandat erteilt, die Provinzen Bosnien und Herzegowina «zu besetzen und zu verwalten». Rumänien, Serbien, Montenegro wurden für unabhängig erklärt, den beiden letztern ein Gebietszuwachs zugesprochen, Bessarabien an Rußland zurückgegeben und dafür die Dobrudscha mit Rumänien vereinigt. Griechenland wurde hinsichtlich einer Gebietserweiterung auf eine direkte Verständigung mit der Pforte, unter

Vorbehalt einer Vermittelung der Großmächte, verwiesen. Die ungehinderte Schiffahrt auf der Donau wurde als Prinzip festgestellt, die Schleifung aller Festungen und Forts, welche sich am Laufe der Donau von dem Eisernen Thore ab bis zu ihren Mündungen befinden, beschlossen, die Errichtung neuer Befestigungen daselbst verboten. Die Bestimmungen des Pariser Vertrags von 1856 und des Londoner Vertrags von 1871 über die Meerengen wurden aufrecht erhalten. Die Pforte verpflichtete sich, in allen Teilen des Reichs Religionsfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit durchzuführen. Die genaue Regelung mehrerer Detailfragen, namentlich der Organisation Bulgariens und Ostrumeliens wurde besondern, noch einzusetzenden Kommissionen vorbehalten. Am 13. Juli wurde der aus 64 Artikeln bestehende Friedensvertrag (Berliner Friede) von sämtlichen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die engl.-türk. Konvention vom 4. Juni, wodurch England die Besetzung Cyperns und der Schutz von Türkisch-Asien übertragen wurde, wurde durch den Berliner Vertrag nicht berührt.

Berlinerrot oder Pariserrot ist geglühtes Eisenoxyd, dient als Malerfarbe; Sorten von besonders tiefer Färbung werden auch Berlinerbraun genannt.

Berlingot, Halbberline (ohne Rücksitz), s. Berline.

Berlioz (Hector), ausgezeichneter franz. Komponist und musikalischer Schriftsteller, geb. zu La Côte-St.-André 11. Dez. 1803 als Sohn eines Arztes, der ihn ebenfalls für diesen Beruf bestimmte und ihn deshalb nach Paris sandte. Der Sohn, leidenschaftlich der Musik anhängend, gab jedoch das Studium der Medizin auf und trat in das Konservatorium ein, wo Reicha sein Lehrer in der Komposition wurde. Indes behagte ihm der Schulzwang und die strenge Zucht dieses Mannes nicht, und er verließ nach kurzer Zeit das Konservatorium wieder und suchte sich autodidaktisch fortzubilden. Er komponierte fleißig und wandte sich in der Musik den romantisierenden Bestrebungen zu, welche damals in der Litteratur Eingang zu finden begannen. Die erste Arbeit, mit welcher B., damals ein Jüngling von 22 Jahren, öffentlich hervortrat, war eine Messe, die in den Kirchen St.-Roch und St.-Eustache zur Aufführung kam, aber gar kein Gefallen erregte. Er trat 1826 wieder ins Konservatorium und betrieb nun unter Lesueur mit Fleiß die freie Komposition. In den J. 1828—30 veröffentlichte er wieder verschiedene Sachen, darunter die Ouverturen zu «Waverley» und «Die Femrichter» sowie Symphonie fantastique («Épisode de la vie d'un artiste»). Diese Werke machten Aufsehen, ohne Beifall zu finden. Seit 1828 begann sich B. auch in verschiedenen Blättern nicht ohne Erfolg als musikalischer Schriftsteller zu bethätigen, und erhielt nach mehrmaliger vergeblicher Bewerbung 1830 für die Kantate «Sardanapale» den vom Institut de France ausgesetzten großen Kompositionspreis, besuchte infolge dessen Italien, kehrte aber schon nach 18 Monaten, gegen ital. Musik eingenommen, wieder nach Paris zurück; er brachte eine Ouverture zu «König Lear» und eine Art Symphonie, «Le retour à la vie» (von ihm «Melolog» genannt, eine Mischung von Instrumentalem, Vokalem und Rhetorisch-Deklamatorischem) mit. B.' Stellung in Paris hob sich seit 1834, wo er als Mitarbeiter bei der neugegründeten «Gazette musicale de Paris», bald darauf bei dem «Journal des Débats» eintrat. Namentlich in letzterer Stellung, die er erst 1864 aufgab', machte er sich zu einem gefürchteten Kritiker. B. wurde 1839 Bibliothekar des Konservatoriums, 1856 Mitglied der Akademie und starb 9. März 1869 in Paris.

Von seinen vielen Kompositionen sind besonders hervorzuheben: die Symphonie «Harold en Italie» (1834), ein Requiem (1837), die Oper «Benvenuto Cellini» (1838), die Symphonie «Roméo et Juliette» (1839), die «Symphonie funèbre et triomphale» (1840, bei Enthüllung der Julisäule), die Legende «La damnation de Faust» (1846), die Oratorientrilogie «L'enfance du Christ» (1854), ein doppelchöriges «Te Deum» (1856), die komische Oper «Béatrice et Bénédict» (1862), die Oper «Les Troyens à Carthage» (1864). Zu den letztern beiden Opern, ferner zum «Faust», zur «Enfance de Christ» u. s. w. hat B. auch den Text verfaßt. Hieran schließen sich die Schriften: «Voyage musical en Allemagne et en Italie» (Par. 1845), «Les soirées de l'orchestre» (Par. 1853; 2. Aufl. 1854), «Les grotesques de la musique» (Par. 1859), «A travers chant» (Par. 1862) und «Traité d'instrumentation» (Par. 1844). Über B. als Tondichter sind die Urteile deshalb so weit auseinandergegangen, weil er von Anfang an als Parteimann auftrat. Er berührte sich eng mit den neuern deutschen Richtungen, bereiste Deutschland um 1844 und wurde hier lange Zeit mehr beachtet als in Frankreich. Nach seinem Tode ist er bei seinen Landsleuten als der «franz. Wagner» vorübergehend in die Mode gekommen. Die künstlerische Bedeutung von B. liegt in der meisterhaften Behandlung der Instrumente, denen er zuerst mancherlei neue Effekte abgewann, wie denn auch sein Lehrbuch der Instrumentation das verbreitetste und allgemein anerkannteste seiner Werke ist. Nach seinem Tode erschienen die kurz vorher von ihm verfaßten, auch Briefe enthaltenden «Mémoires» (Par. 1870). Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in deutscher Übersetzung von Rich. Pohl (4 Bde., Lpz. 1863—64).

Berlocken (Berloquen, frz. Breloques), zierliche Kleinigkeiten von Metall, Elfenbein, Porzellan u. dgl., besonders zum Anhängen an die Uhrkette.

Berme, Absatz an einer Erdböschung, welcher den Erddruck auf den unterhalb der B. gelegenen Teil der Anschüttung ermäßigt und somit zur Haltbarkeit der ganzen Böschung beiträgt.

Bermejo (Rio) oder **Vermejo,** rechter Nebenfluß des Paraguay (s. d.).

Bermuda-Inseln, auch Bermudas- oder Somers-Inseln, eine isolierte oceanische Gruppe von mehr als 300 kleinen Eilanden, Riffen und Klippen im Atlantischen Ocean, die zusammen nur 50 qkm groß und 28 km weit ausgedehnt sind, jedoch ein eigenes brit. Gouvernement bilden. Die Inseln liegen 1050 km im OSO. vom Kap Hatteras des nordamerik. Staates Nordcarolina und auf der großen Segelstraße, die von Europa nach Westindien führt, unter 32° 20' nördl. Br. und 47° westl. L. (von Ferro). Sie bestehen aus niedrigen Korallenbildungen an der Südostseite eines großen Korallenriffs, des nördlichsten der Erde, und sind nur durch schmale Meerengen voneinander getrennt. Das Einlaufen in die sonst guten Häfen ist daher äußerst gefährlich. Nur die 19 größern Inseln sind bewohnt, nämlich die Militärstation St. George, Bermudas, etwa 23 km lang und 1—2,5 km breit, mit der starkbefestigten Hauptstadt Hamilton und dem Sitze des Gouverneurs, Somerset, Watson,

[...]ates und Irland. Obwohl außerhalb der Tro[...]pen gelegen, haben die B. doch ein sehr mildes Klima und eine stets grüne Vegetation. Durch ihr Klima empfehlen sich die B. als Gesundheitsstation und Kurort. Der angenehmste Monat ist der Juni (bis 31° C.); vom Juli bis Oktober, besonders im August und September, herrscht drückende Hitze. An der Grenze der Passate liegend, werden die B. von Stürmen heimgesucht, doch nie so heftig wie die westind. Inseln. Krankheiten sind selbst in der heißen Zeit selten. Ein Übelstand ist der Mangel an Quellen; in großen Cisternen wird der Regen als Trinkwasser gesammelt. Der Boden, nur eine dünne Schicht Dammerde auf felsigem Grunde, ist im ganzen fruchtbar und erzeugt Arrowroot in großer Menge, Hafer, ind. Korn, Kartoffeln, Runkelrüben, Melonen, Tomates (Liebes- oder Goldäpfel), Orangen u. s. w. Auch gedeiht Zuckerrohr und Kaffee, freilich in geringer Menge. Das **bermudische Cedernholz** (Juniperus Bermudiana), das auch auf den Bahama-Inseln wächst, eignet sich trefflich zum Schiffbau und wird, wie die virgin. Ceder, auch zur Fassung von Bleistiften benutzt.

Von den Inseln sind nur 19 bewohnt. Die Bevölkerung beläuft sich (1879) auf 13956 E. (darunter 4500 Farbige). Hauptbeschäftigungen sind Feldbau, Leinwand- und Segeltuchweberei, der Bau von kleinen Schiffen aus Cedernholz, Stroh- und Palmettoflechterei, Fischerei und vom März bis Juni Walfischfang. Der Handel mit Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten ist bedeutend; 1877 liefen ein und aus Schiffe von 163282 t, wovon 38057 nicht britische. Ausgeführt werden Arrowroot, Tomates, Kartoffeln, Salz, Quadern zum Häuserbau; eingeführt Kleiderstoffe, Hornvieh, Fleisch, Mehl, Getreide, Gemüse, Obst. Der Export belief sich 1879 auf 70000, der Import auf [...]17000 Pfd. St. In der Regel werden die Unterhaltungskosten der Kolonie durch die öffentliche Einnahme nicht gedeckt. Die Einnahmen betrugen 1879: 31000 Pfd. St., die Ausgaben 30000 Pfd. St., die öffentliche Schuld 11000 Pfd. St. Aber der Archipel hat als Handels- und Erfrischungsstation, Ruhe- und Vermittelungspunkt für die Westindienfahrer sowie namentlich in strategischer Hinsicht als Militär- und Flottenstation, als Observationsposten den Vereinigten Staaten gegenüber eine so außerordentliche Bedeutung, daß die brit. Regierung ungeheuere Summen auf ihre Befestigung, auf die Gründung eines Gibraltar der Westwelt verwendet hat. Zugleich sind die Inseln Detentionsorte für Sträflinge. Die hierher Deportierten müssen an öffentlichen Bauten arbeiten, namentlich an dem großen Dockwerft der Hauptstadt Hamilton, die mit der Citadelle und ihrem Marinearsenal eine der wichtigsten Militärstationen der brit. Kolonien ist. Die Regierung besteht aus einem Gouverneur und einem Rat (council) von acht Mitgliedern, die der Gouverneur ernennt und die mit letzterm das Oberhaus bilden. Das Unterhaus (assembly) besteht aus 36 von den Grundbesitzern gewählten Mitgliedern. Die B. wurden 1522 durch den Spanier Juan Bermudez entdeckt und 1612 von den Engländern von Virginien aus kolonisiert. Der erste Bewohner 1609 war ein schiffbrüchiger Engländer mit Namen Somers. Vgl. Jones, «The Naturalist of Bermudas» (Lond. 1859); Godet, «Bermuda, its history, geology, climate etc.» (Lond. 1860).

Bern, der zweite und nach Graubünden der größte Kanton der Schweiz, umfaßt einen Flächenraum von 6889 qkm und wird von Basel-Land, Solothurn, Aargau, Luzern, Unterwalden, Uri, Wallis, Waadt, Freiburg, Neuenburg, den franz. Depart. Doubs und Haut-Rhin (Belfort) und dem Elsaß begrenzt. Nach seiner Bodengestaltung zerfällt der Kanton in die drei Gebiete des Jura im N. und NW., der Alpen im S. und der Hochebene zwischen beiden in der Mitte. Der Jura, ein wald- und weidereiches Kalksteingebirge, nach SO. steil abfallend, besteht aus parallelen, nach NO. streichenden, mauerartigen Ketten von ziemlich gleichmäßiger Höhe, die durch einförmige Längenthäler, seltener durch Querthäler oder Klusen voneinander geschieden werden und sich nach N. und NW. in breiten Plateaus allmählich abdachen. Seine wichtigsten Gipfel sind der aussichtsreiche Chasseral (1609 m) zwischen dem Bielersee und dem St. Immerthal, der Montoz (1332 m), der Moron (1340 m), der Mont-Raimeux (1306 m), der Mont-Terrible und der Blauenberg (s. d.). Die Hochebene trägt am Fuße des Jura den Charakter eines wellenförmigen Hügellandes, welches nach S. gegen die Alpen in ein Bergland übergeht; die Bergformen sind meist abgerundet, die herrschenden Gesteine Sandstein und Nagelfluh der Molasse. Nur wenige Gipfel steigen zu mehr als 1000 m Höhe an (Gurten 860 m, Bantiger 959 m, Bütschelegg 1058 m, Blasenfluh 1117 m). Die Alpen nehmen den Süden des Kantons ein; über den teils felsigen, teils bewachsenen Voralpen der Emmen- und der Saane- und Simmegruppe erheben sich die vergletscherten Hochalpen der Berner- und Urneralpen auf der Wasserscheide zwischen Aare und Rhône, von den Diablerets im W. bis zum Dammastock im O., beherrscht von den Hochgipfeln der Jungfrau (4167 m), des Finsteraarhorns (4275 m) u. s. w. (S. **Alpen**.) Das Alpengebiet bildet das Berner Oberland, der Jura, früher unter der Herrschaft der Fürstbischöfe von Basel, wird oft als Bistum bezeichnet; in der Hochebene liegen die Landschaften Mittelland, Emmenthal, Oberaargau und Seeland. Mit Ausnahme des äußersten Nordwesten, dessen Gewässer durch den Doubs mit der Alle dem Rhône zufließen, gehört der ganze Kanton zum Gebiete des Rheins; direkt geht demselben die Birs aus dem Jura zu; alle andern Gewässer werden ihm von der Aare zugeführt. Von der Bodenfläche entfallen 19,5 Proz. auf Waldungen, an welchen namentlich die Juragegenden reich sind, 58,7 Proz. auf Acker-, Garten- und Rebland, Wiesen und Weiden, 6 Proz. auf Gletscher und Seen, 15,8 Proz. auf Wohnplätze, Straßen, Schienenwege, fließende Gewässer, Felsen, Schutthalden u. dgl.

Der Kanton zählt (1880) 532164 E. (77 auf 1 qkm); davon gehören 463163 (87 Proz.) der reformierten, 65828 (12,4 Proz.) der kath. Konfession an; die Zahl der Israeliten beträgt 1316, die der Angehörigen anderer Konfessionen 1857; 452081 E. (84,9 Proz.) sind deutscher, 78639 E. (14,8 Proz.) franz. Zunge, 1051 E. bedienen sich der italienischen, 443 anderer Sprachen. Im großen und ganzen sind das Alpengebiet und die Hochebene deutsch und reformiert, der Jura französisch und katholisch. Haupterwerbszweig ist in allen tiefern Gegenden der Ackerbau, verbunden mit Viehzucht, Obstbau und an den Ufern des Thuner-

und des Bielersees und der untern Birs mit Weinbau. Er liefert namentlich Getreide, Kartoffeln, Flachs und Raps, deckt jedoch den Landesbedarf nicht. In allen Berggegenden, besonders im obern Emmenthal und im Oberland, wird er ganz oder teilweise durch die Alpenwirtschaft verdrängt, welche jährlich mehr als 100000 metr. Ctr. Käse im Werte von ungefähr 14 Mill. Frs. und außerdem viel Butter und Milchzucker produziert. Die geschätztesten Käsesorten liefern das Emmenthal und das Saanenland; die schönsten Rinder züchtet das Simmenthal, die besten Schafe das Kanderthal. Die Pferdezucht ist nur im Jura (Freibergen) und im Simmenthal (Erlenbach) von Belang. Nach der Zählung von 1876 besaß der Kanton 28601 Pferde, 216072 Rinder, 76088 Schweine, 78889 Schafe, 83220 Ziegen und 39236 Bienenstöcke. Der Bergbau gibt im Jura Bohnerz, aus dem ein vorzügliches Eisen gewonnen wird, Kalkstein und Gips, in der Hochebene Sand- und Tuffsteine, in den Alpen Schiefer und Gips. Granit geben hauptsächlich die von den Alpen bis zum Jura zerstreuten erratischen Blöcke. Der Jura und das Seeland sind reich an Torf. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Schwefelquellen des Gurnigel am Fuße der Stockhornkette, des Heustrichbades am Fuße des Niesen und der Lenk, die Gipsthermen von Weißenburg im Simmenthal und die erdige Eisenquelle von Blumenstein. Sehr groß ist namentlich im Oberlande die Zahl der klimatischen und Höhenkurorte. Die wichtigsten Industriezweige sind die Eisengewinnung und Verarbeitung und die Glasfabrikation des Jura, die Uhrenindustrie des Jura und des Seelandes, die Leinwandindustrie des Emmenthals und des Mittellandes, die Seiden- und Baumwollfabrikation des Mittellandes und des Oberaargaus, die Holzschnitzerei, Parketterie und Zündhölzchenfabrikation des Oberlandes, die Töpferei des Jura und der Umgebung von Thun (Heimberger Majolika) u. a. m. Eine wichtige Erwerbsquelle bietet für das Oberland auch der sehr lebhafte Touristenverkehr, dessen Mittelpunkt Interlaken (s. d.) ist. Dem Handel dient neben einer großen Zahl von Privat- und Lokalbanken, Kassen u. dgl. hauptsächlich die Kantonalbank mit sechs Filialen. Das Straßen- und das Eisenbahnnetz sind reich entwickelt, dagegen kommen die Gewässer mit Ausnahme der von Dampfbooten und Segelkähnen befahrenen Seen als Verkehrswege kaum in Betracht. Von fahrbaren Alpenstraßen sind zu erwähnen die Paßstraßen über den Brünig (s. d.), den Bruchberg (1506 m, Simmenthal-Jaunthal), die Saanenmöser (1283 m, Simmenthal-Saanenthal) und den Pillon (1552 m, Saanenthal-Ormontthal). Von den 223 Kirchgemeinden des Kantons haben (1882) nur zwei hochgelegene Alpendörfer noch keine Fahrverbindung. Das Eisenbahnnetz hat auf bernischem Gebiete eine Schienenlänge von ungefähr 440 km. Von der Hauptstadt B. strahlen nach fünf Richtungen Eisenbahnen aus: nach NO. die Linie B.-Olten der Schweizerischen Centralbahn, welche bei Burgdorf von der Emmenthalbahn Langnau-Solothurn gekreuzt wird; nach SO. die Centralbahnlinie B.-Thun, welche in Verbindung mit den Dampferlinien des Thuner- und Brienzersees und der zwischen den Seen gelegenen Bödelibahn den Verkehr mit dem Oberlande vermittelt; nach SW. die Linie B.-Freiburg-Lausanne der Schweizerischen Westbahn; nach O. und NW. die Bernische Jurabahn, welche einerseits durch das Emmenthal und das Entlebuch nach Luzern, andererseits über Biel durch das Schüß- und Birsthal nach Basel führt. Bei Lyß zweigt von derselben die Broyebahn nach Murten und Lausanne ab, bei Biel die Linie B.-Neuchatel, bei Sonceboz die Linie durch das St.-Imierthal nach Chaux-de-Fonds, bei Delémont die Bahn nach Pruntrut und Delle zum Anschluß an das franz. Bahnnetz. Die beiden Hauptlinien der Jurabahn und der Centralbahn sind untereinander durch zwei Längslinien verbunden, von denen die eine von Biel über Solothurn und Wangen nach Olten, die andere von Lyß über Solothurn nach Herzogenbuchsee führt. Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt Bern im Oberlande Interlaken, Frutigen (4040 E.) im Kanderthale, Saanen und Thun; im Mittellande Burgdorf, im Emmenthale Langnau und Sumiswald (5870 E.), im Oberaargau Langenthal (3784 E.) und Herzogenbuchsee (2334 E.), im Seelande Biel, im Jura St.-Imier (7033 E.) in dem gleichnamigen Thale und Porrentry (Pruntrut).

Die Verfassung (von 1846) ist demokratisch. Der Große Rat, je 1 Mitglied auf 2000 E. vom Volke in 62 Wahlkreisen gewählt, ist gesetzgebende, der Regierungsrat, 9 Mitglieder vom Großen Rate gewählt, vollziehende Behörde. Die Amtsdauer beträgt bei beiden vier Jahre. Für Gesetze und Ausgaben über 500000 Frs. ist das Referendum obligatorisch. Über Abberufung der Behörden innerhalb der Amtsdauer entscheidet das Volk auf das Begehren von 8000 stimmfähigen Bürgern. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 30 meist nach den Hauptorten benannte Amtsbezirke, von denen je 7 im Oberland, Mittelland und Jura, 5 im Seeland, je 2 im Emmenthal und Oberaargau liegen. Jede Gemeinde hat einen Gemeinderat, jeder Bezirk einen Regierungsstatthalter. Den Gemeinden steht das Recht zu, einen Friedensrichter zu wählen; jeder Bezirk besitzt ein Amtsgericht, bestehend aus einem Präsidenten und 4 Beisitzern. Höchste Instanz ist das aus 15 Mitgliedern bestehende Obergericht in Bern, das sich in das Appellationsgericht, die Polizeikammer und die Kriminalkammer gliedert, welche letztere unter Zuziehung von Geschworenen über strafrechtliche Fälle urteilt. In eidgenössischen Angelegenheiten bildet jede der sechs Landschaften einen besondern Wahlkreis. In kirchlicher Hinsicht ist der Kanton paritätisch; die reform. Kirche steht unter einer Synode und 7 Dekanen; die christ- oder altkatholische unter dem schweiz. Nationalbischof; die röm.-katholische gehört seit der Absetzung des Bischofs von Basel (1873) durch die Diözesankonferenz in Solothurn faktisch keinem Bistumsverbande mehr an. Klöster existieren noch zwei in Pruntrut. Das Schulwesen steht trotz aller dafür gebrachten Opfer nicht auf hoher Stufe; bei den Rekrutenprüfungen von 1881 nahm der Kanton den 20. Rang unter 25 ein. Der Unterricht ist obligatorisch und in den Primärschulen unentgeltlich. Sekundärschulen besitzt der Kanton (1881) 60, Progymnasien 4 in Thun, Biel, Neuenstadt und Delsberg, Gymnasien 3 in Bern, Burgdorf und Pruntrut, Seminarien 4 in Münchenbuchsee und Pruntrut (für Lehrer), Hindelbank und Delsberg (für Lehrerinnen). Die Universität in Bern zählt (1881) 86 Lehrkräfte und über 400 Studierende, hat außer den üblichen vier

eine fünfte Fakultät für altkath. Theologie und steht in Verbindung mit einer Tierarzneischule. Neben den staatlichen und Gemeindeanstalten bestehen in B. auch Privatschulen und Seminarien der orthodox-pietistischen Richtung. In militärischer Hinsicht bilden das Oberland, Mittelland und Seeland den Stammbezirk der 3. Division, der Jura gehört zum Bezirke der 2., Oberaargau und Emmenthal zu dem der 4. Division. Die Staatseinnahmen und Ausgaben halten sich, jene mit (1880) 10945000 Frs., diese mit 10894000 Frs. knapp das Gleichgewicht, und das reine Staatsvermögen beträgt 49299000 Frs., wovon jedoch 38986000 Frs. in wenig rentierenden Eisenbahnen angelegt sind. Das Wappen ist ein schwarzer schreitender Bär auf goldenem Schrägbalken im roten Felde.

Geschichte. Wie die zahlreichen Überreste von Pfahlbauten und röm. Ansiedelungen beweisen, war das jetzt bernische Gebiet schon im Altertum bewohnt. Nach dem Sturze der röm. Herrschaft wurde es von Alamannen und in den westl. Grenzstrichen von Burgundern besiedelt. Beim Untergange des Alamannenreichs 496 kam das Land unter burgundische, 534 unter fränk. Herrschaft; 888 fiel es an das zweite burgund. Königreich und mit diesem 1032 an das Deutsche Reich, von welchem seit 1128 die Herzöge von Zähringen das Rektorat von Burgund zu Lehn trugen. Berthold V. von Zähringen gründete 1191 auf Reichsboden die Stadt B. und schloß mit derselben die Reihe der festen Plätze ab, welche die Zähringer zur Sicherung ihrer Herrschaft gegen den widerspenstigen Adel von den Alpen bis zum Jura quer durch das Land gezogen hatten. Durch den Tod Bertholds 1218 erlangte die junge Stadt die Reichsfreiheit, und damit begann ihre Blüte. Der kleine Adel und die freien Bauern der Umgegend suchten hinter den Stadtmauern Schutz vor den Anmaßungen der Dynasten. Klöster und Stifte, benachbarte Städte und Landschaften bewarben sich um den Schirm oder das Bündnis der Stadt. Schon 1288 war B. stark genug, um zwei Belagerungen durch König Rudolf von Habsburg ungefährdet bestehen zu können, und durch die Siege am Donnerbühl 1298 und bei Laupen 1339 brach es die Macht des burgund. Adels und der mit demselben verbündeten Stadt Freiburg. Im J. 1353 trat es dem Bunde der Eidgenossen bei, an deren Kriegen gegen Österreich, Burgund u. s. w. es ruhmvollen Anteil nahm. Seine ebenso staatskluge wie kühne und kräftige Politik war beständig auf Vergrößerung des eigenen Gebiets durch Eroberung oder Kauf von den verarmten Dynasten und auf Erweiterung der Eidgenossenschaft durch neue Bündnisse gerichtet. B. eroberte 1415 den Aargau bis zur Reuß; 1536 entriß es den Herzögen von Savoyen die Waadt, und sein Gebiet erstreckte sich nun von den Quellen bis fast zur Mündung der Aar, von den Grenzen Savoyens und Hochburgunds bis zu den Waldstätten. Bei der Reformation, welche die Hauptstadt 1528 annahm und bis 1537 im ganzen Gebiete einführte, vermehrte sich das Staatseigentum durch die Säkularisation von Klöstern und Stiften.

Ursprünglich herrschte in B. demokratische Rechtsgleichheit. Die Regierung bestand aus dem Schultheißen, dem Kleinen Rat, dem Rat der 200 (1294 eingeführt) und der gesamten Bürgerschaft, die sich in vier Quartiere unter je einem den Zünften entnommenen Venner gliederte. Mit der Erwerbung auswärtiger Gebiete ging diese Gleichheit nach und nach verloren. Das erkaufte und eroberte Land trat, allerdings unter Wahrung seiner besondern Rechte und Gewohnheiten, der Stadt gegenüber in ein Unterthanenverhältnis und wurde durch Landvögte aus städtischen Geschlechtern regiert. Die Erwerbung des Bürgerrechts wurde vom 16. Jahrh. an erschwert, die Zahl der regimentsfähigen Geschlechter im «Roten Buche» von 1687 endlich auf 360 beschränkt. Aber auch innerhalb dieser Geschlechter trat Ungleichheit ein. Die Räte, in welchen von jeher der Adel und die alten Geschlechter die meisten Stellen besetzt hielten, rissen immer größere Machtbefugnisse an sich, und die Zweihundert wurden der eigentliche Souverän. So schrumpfte die ursprüngliche Demokratie erst zur Aristokratie, endlich zur Oligarchie ein. Nach außen stand B. mächtig da; in der Eidgenossenschaft nahm es neben Zürich, an dessen Seite es in den Religionskriegen von 1655 und 1712 focht, die erste Stelle ein. Im Innern war der Staatshaushalt wohlgeordnet, die Verwaltung im allgemeinen milde und gerecht, der Wohlstand namentlich unter der Bauernschaft beträchtlich; Militärwesen, Straßenwesen und öffentliche Sicherheit standen nach damaligen Begriffen auf hoher Stufe. Dagegen wurden der öffentliche Unterricht, Handel und Gewerbe systematisch vernachlässigt. Der Mangel an polit. Rechten der Landschaft, die Mißgunst und Eifersucht des Patriziats, welches jedes Emporkommen der Unterthanen zu hindern suchte, der Druck des oligarchischen Regiments weckten trotz der materiellen Wohlfahrt namentlich in den Municipalstädten und im Waadtland, aber auch in der Hauptstadt selbst große Unzufriedenheit. Zwar gelang es der Regierung, die Freiheitsbestrebungen des Landvolks im Bauernkriege von 1653 blutig zu unterdrücken, und der Versuch Major Davels 1723, die Waadt von B. loszureißen, blieb ebenso erfolglos wie die Verschwörung Samuel Henzis 1749 zum Sturz der Oligarchie, aber den Stürmen der Französischen Revolution konnte das äußerlich stattliche, innerlich morsche Staatsgebäude nicht widerstehen. Im Aargau und dem Waadtland entstanden 1790 und 1791 Unruhen, im Jan. 1798 fiel die Waadt von B. ab, noch in demselben Monat rückten die Truppen der Französischen Republik ins Land und 5. März, nach tapferer Gegenwehr des bernischen Heeres bei Neuenegg, Fraubrunnen und im Grauholz, in die Hauptstadt ein, wo sie enorme Brandschatzungen auflegten und den großen Staatsschatz wegnahmen. Das Gebiet des Staats zerfiel nun für die Dauer der Helvetischen Republik in die Landschaften Waadt, Aargau, B. und Oberland, von denen die letztern 1803 durch die Mediationsakte wieder vereinigt wurden, die erstern jedoch selbständige Kantone blieben und als solche auch nach der Aufhebung der Mediationsverfassung vom Wiener Kongreß anerkannt wurden. B. erhielt 1815 zur Entschädigung den größten Teil des ehemaligen Bistums Basel samt den Städten Biel und Neuenstadt.

In diesem neugestalteten Kanton B. wurde nun die frühere aristokratische Verfassung wiederhergestellt, doch wurden dem Rat der Zweihundert 99 Mitglieder aus den Städten und Landschaften des

ganzen Kantons beigegeben. Aber diese geringe Konzession vermochte die Gründe der frühern Unzufriedenheit nicht zu beseitigen, und diese kam zum Ausbruch, als die franz. Julirevolution der Schweiz den Anstoß zu neuen Bewegungen gab. Eine Volksversammlung aus allen Landesteilen trat 12. Jan. 1831 zu Münsingen zusammen und verlangte Revision der Verfassung; die Regierung dankte ab, und 31. Juli nahm das Volk die neue repräsentativ-demokratische Verfassung an. Dieselbe beseitigte alle Vorrechte der Hauptstadt und übergab die gesetzgebende Gewalt einem Großen Rate von 240 Mitgliedern, die vollziehende dem aus 16 Mitgliedern bestehenden Regierungsrat. Diese Verfassung stand hinsichtlich der Rechte, die sie dem Volke einräumte, weit hinter den Verfassungen der übrigen regenerierten Kantone zurück. Das indirekte Wahlsystem, der Census, von dem die Wählbarkeit abhing, der schwerfällige Geschäftsgang hatten schon längst eine Abänderung im freiheitlichen Sinne wünschenswert erscheinen lassen, als endlich unter dem Einfluß der durch die Jesuitenfrage in der Schweiz verbreiteten Gärung, namentlich nach dem verunglückten zweiten Freischarenzuge nach Luzern (1845), bei welchem die Regierung eine zweideutige Rolle gespielt hatte, das Volk die Revision durch einen besondern Verfassungsrat beschloß und 31. Juli 1846 die von demselben entworfene neue Verfassung mit überwältigender Mehrheit annahm.

Durch diese Konstitution, welche jetzt noch zu Recht besteht, wurden das indirekte Wahlsystem und der Census für die Wählbarkeit in den Großen Rat abgeschafft, das Stimmrecht erweitert, die Zahl der Regierungsräte auf 9 herabgesetzt, das Institut der Geschworenen eingeführt, dem Volke das Vorschlagsrecht für die Bezirksbeamten und das Abberufungsrecht den Behörden gegenüber gewährleistet und das Steuersystem umgestaltet; 1869 wurde dieselbe durch Einführung des Referendums teilweise abgeändert. An der Stelle der altliberalen Partei, welche die Umwälzung von 1831 herbeigeführt hatte, trat seit 1846 die radikale in die Regierung ein, und unter ihrer Leitung nahm der Kanton in den Wirren der Sonderbundszeit und bei der Einführung der Bundesverfassung von 1848 den ersten Platz unter den eidgenössisch gesinnten Kantonen ein. Weniger glücklich war die radikale Regierung auf wirtschaftlichem Gebiete, und schon 1850 wurde sie deshalb bei der Erneuerung des Großen Rats und der Regierung von der konservativen Partei wieder verdrängt. Diese Veränderung war indes, wie auch die seither erfolgten Änderungen in der Regierung, in der Hauptsache nur ein Personenwechsel, da auch die konservative Partei sich auf den Boden der Verfassung von 1846 stellte. Bei den Neuwahlen von 1854 fand ein Kompromiß zwischen den Parteien statt, und die Regierung wurde aus den hervorragendsten Männern beider Lager bestellt. Auch seither wurde das ausschließliche Parteiregiment meist ferngehalten, und das Referendum wurde 1869 mit Übereinstimmung beider Parteien eingeführt. Von den polit. und staatswirtschaftlichen Leistungen, welche unter der Verfassung von 1846 zu Stande gekommen sind, verdienen Erwähnung die Einführung des Territorialprinzips im Armenwesen, die Entsumpfungsarbeiten des Haslethals, des Seelandes u. s. w., der Ausbau des Eisenbahnnetzes und des Straßennetzes, die Entwickelung des Schulwesens und der Übergang zur reinen Demokratie durch die Einführung des Referendums. Bei beiden Abstimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung von 1872 und 1874 trat der Kanton B. mit starker Majorität für die Revision ein. Seit 1870 ist auch hier der Kampf zwischen der Staatsgewalt und der röm.-kath. Hierarchie ausgebrochen und vom Staate durch Absetzung des Bischofs und der renitenten Geistlichen und durch Gründung einer altkath. Fakultät an der Universität geführt worden.

Litteratur. Runge, «Das Berner Oberland» (Darmst. 1867); Tillier, «Geschichte des eidgenössischen Freistaats B.» (6 Bde., Bern 1838—40); Jahn, «Chronik des Kantons B.» (Bern 1857); Wurstemberger, «Geschichte der alten Landschaft B.» (2 Bde., Bern 1862); «Statist. Jahrbuch für den Kanton B.» (Bern 1868 fg.); Hodler, «Geschichte des Bernervolks» (2 Bde., Bern 1869—70); von Wattenwyl, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (2 Bde., Schaffh. 1867—72); Leuenberger, «Studien über bernische Rechtsgeschichte» (Bern 1873); Kummer, «Geschichte des Schulwesens im Kanton B.» (Bern 1874); Mülinen: «Beiträge zur Heimatkunde des Kanton B.» (Bern 1879 fg.); «Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dez. 1880 im Kanton B.» (Bern 1881).

Bern, die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, seit 1848 die Bundesstadt der Schweiz, liegt 536 m über dem Meere (Münster-Plattform) auf einer Halbinsel am linken Ufer der Aare und zählt (1880) mit ihrer ausgedehnten Gemarkung 44087 E., worunter 39942 Reformierte, 3455 Katholiken, 385 Israeliten und 305 Angehörige anderer Bekenntnisse. B. ist eine der bestgebauten Städte der Schweiz; die Straßen und Plätze sind breit, regelmäßig von O. nach W. und von N. nach S. angelegt und werden in zahlreichen Kanälen vom Stadtbach durchflossen. Die isolierte burgartige Lage auf dem von der Aare umspülten, 30—40 m hohen Felsplateau und die massive Bauart der Häuser, welche meist aus Sandstein erbaut und mit Arkaden versehen sind, verleihen der Stadt einen ernsten, stolzen Charakter. Von mittelalterlichen Bauten hat B. infolge des großen Brandes von 1405, welcher fast die ganze Stadt zerstörte, wenig aufzuweisen; die meisten Gebäude der Altstadt gehören dem 17. und 18. Jahrh. an. Unter den ältern Bauwerken steht obenan das 1421—1612 erbaute Münster, ein imposanter spätgot. Bau mit 62 m hohem unvollendeten Turme, wertvollen Glasgemälden und großer Orgel. Der südlich daranstoßende Kirchhof (Plattform), eine große Terrasse auf 30 m hohen Stützmauern ruhend, mit Baumreihen bepflanzt und mit der Statue des Gründers der Stadt, Berthold V. von Zähringen, geschmückt, dient jetzt als Promenade und bietet eine herrliche Aussicht auf die Alpen. Vor dem reichen Hauptportal auf der Westseite der Kirche erhebt sich das Reiterstandbild des Siegers von Laupen (1339), Rudolf von Erlach. Das Rathaus und der Zeitglockenturm mit seinem künstlichen Uhrwerk wurden unmittelbar nach dem großen Brande erbaut; die zahlreichen Brunnen, zum Teil gute Renaissancearbeiten, deren zierliche Säulenschäfte originelle Standbilder tragen, gehören meist dem 16. Jahrh. an. Aus dem 18. stammen die 1726—29 erbau-

Heiliggeistkirche, das palastähnliche Bürgerspital, das Inselspital, die Münze, das Kornhaus mit seinen großen Kellern und Lagerfässern, das Theater, die Stadtbibliothek mit ungefähr 1500 Handschriften, wertvollen Inkunabeln und 75000 Bänden, einer antiquarischen und einer ethnogr. Sammlung, das Regierungsgebäude (Stift) und der Erlacherhof, der Sitz der städtischen Behörden. Von den neuern Gebäuden sind zu erwähnen der Bundespalast, ein mächtiger massiver Bau im florentin. Palaststil, 1857 vollendet, das Naturhistorische Museum und das Kunstmuseum, zwei reiche Renaissancebauten, jenes 1881, dieses 1879 vollendet, das Gesellschaftsmuseum, die Gebäude der Kantonal- und der Eidgenössischen Bank, das Verwaltungsgebäude der Jurabahn, die roman.-got. katholische Kirche, die neuen Militäranstalten (Kaserne, Zeughaus u. s. w.), 1 km, und die Irrenanstalt Waldau, 3 km nordöstlich von der Stadt.

Auf drei Seiten von der Aare eingeschlossen, hat sich die Stadt, seitdem ihr Schanzengürtel teils abgetragen, teils in Promenaden umgewandelt worden ist, hauptsächlich am westl. Ende ausgedehnt, wo fünf Vorstädte fächerförmig von der Altstadt auslaufen. Über die Aare führen fünf Brücken: eine Eisenbahngitterbrücke und eine Kettenbrücke im N., eine Gitterbrücke im SW. und die beiden steinernen Nydeckbrücken im O. der Stadt. Die untere von diesen wurde 1461, die obere, welche sich mit einem kühnen Bogen von 30 m Höhe und 50 m Spannweite über den Fluß wölbt, 1841—44 erbaut; an ihrem östl. Ende liegt als Wahrzeichen von B. der Bärengraben, in welchem von alters her das Wappentier der Stadt und des Kantons gehegt wird. Eine sechste Brücke, die Kirchenfeldbrücke im S. der Stadt, ist im Bau und soll bis 1884 vollendet werden. Jahrhundertelang Residenz einer kriegerischen, mächtigen Aristokratie, jetzt Sitz der Bundes- und Kantonsbehörden und der fremden Gesandtschaften, ist B. viel mehr eine Regierungs- und Beamten- als eine Gelehrten-, Fabrik- oder Handelsstadt. Von Schulen besitzt es außer den Primärschulen und mehrern Privatanstalten zwei Knabensekundärschulen, eine höhere Töchterschule mit Seminar- und Handelsklassen, ein Gymnasium mit Progymnasium, Litterar-, Real- und Handelsschule und die 1834 gestiftete Universität, mit welcher eine Tierarzneischule, eine Sternwarte und ein botan. Garten in Verbindung stehen; außerdem gibt es eine Handwerker-, eine Kunst- und eine Musikschule. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind hervorzuheben die Naturforschende, die Historische, die Geographische und die Ökonomische Gesellschaft. Von den wohlthätigen Vereinen sind die wichtigsten der Armenverein und der Hilfsverein. B. ist überhaupt reich an wohlthätigen Anstalten, unter welchen außer den erwähnten Spitälern zu nennen sind das Frauen- und das Kinderspital, das Gemeindespital, nach seinem Stifter gewöhnlich Zieglerspital genannt, das Greisenasyl und die Blindenanstalt. Gewerbfleiß und Handel sind im Aufblühen begriffen. Ein 350 m langer Schwellendamm, über den die Aare als ungefähr 3 m hoher Wasserfall hinabschießt, zweigt von derselben einen Kanal für den Betrieb der städtischen Wasserwerke ab. Die Fabriken liefern Woll-, Seiden- und Baumwollwaren, Maschinen, mathem. und physik. Instrumente, Chokolade u. s. w. Der Handel wird durch die Kantonalbank, die Hypothekarkasse und mehrere andere Geld- und Kreditanstalten, sowie durch fünf Schienenwege nach Olten, Thun, Langnau-Luzern, Biel-Jura und Freiburg-Lausanne gefördert. Nicht unbedeutend sind auch die beiden Messen und die Vieh- und Pferdemärkte.

Die Umgebung der Stadt ist ungemein anmutig; hohe schattige Baumgänge führen nach allen Richtungen zu den herrlichsten Fernsichten; die schönsten und besuchtesten Punkte sind das Schänzli, die Enge, in deren Nähe der Hirschgarten liegt, und der Gurten (860 m), dessen Gipfel ein Panorama der Hochebene bis zum Jura und den Alpen, vom Pilatus bis zu den Savoyerbergen gewährt.

Litteratur. Außer den ältern Chroniken von Justinger, Valerius Anshelm, Tschachtlan u. s. w. vgl. Tscharner, «Historie der Stadt B.» (2 Bde., Bern 1765—66); Walthard, «Description topographique et historique de la ville de B.» (Bern 1827); «Berner Taschenbücher» (Bern 1850—82); Durheim, «Histor.-topogr. Beschreibung der Stadt B.» (Bern 1859); von Wattenwyl, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (2 Bde., Schaffh. 1867 u. 1872).

Bern (Welsch-Bern), alter Name von Verona (s. d.), daher Dietrich von Bern (s. d.) der Name des Ostgotenkönigs Theodorich.

Bern., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bernard (Claude).

Bernadotte (Fürst von Ponte-Corvo), s. Karl XIV. Johann.

Bernard (du Grail de La Villette, Charles de), franz. Romanschriftsteller, geb. 24. Febr. 1804 zu Besançon, gest. 6. Mai 1854 zu Sablonville. Er war ein Freund und Schüler Balzacs. Seine besten Romane sind: «Une aventure de magistrat», «Le nœud gordien», «Le pied d'argile», «La chasse aux amants», «Gerfaut», sein Meisterwerk (1838), «Les ailes d'Icare» (1839), «Le Paravent», «La peau du lion», «Le gentilhomme campagnard». Sein Stil ist rein, lebendig, gedrängt, oft ironisch; die Gesellschaft hat B. scharf beobachtet und fein geschildert.

Bernard (Claude), ausgezeichneter franz. Physiolog, geb. 12. Juli 1813 zu St.-Julien (Depart. Rhône), studierte in Paris Medizin und wurde 1854 an der dortigen Universität zum Professor der allgemeinen Physiologie, 1855 zum Professor der Experimental-Physiologie am Collége de France ernannt. Seine ersten wissenschaftlichen Untersuchungen betrafen die Ausleerungen des Verdauungskanals und ihren Anteil an der Verdauung. Die «Gazette médicale» brachte 1844 von ihm eine Abhandlung über die Art und Weise, wie der Magensaft sich absondert und die Nahrungsstoffe vermittelst dieser Flüssigkeit sich umgestalten. Andere Abhandlungen über den Speichel, den Darmsaft und den Einfluß der Nervenpaare auf die Verdauungsorgane erschienen als Beiträge zu den «Comptes-rendus de la Société de biologie». Größern Ruhm erlangte er durch seine in den «Comptes-rendus de l'Académie des sciences» (1856) abgedruckten «Recherches sur les usages du pancréas», worin er nachwies, daß die Bauchspeicheldrüse die Verdauung fetter Körper bewirke. Gleichzeitig machte er seine ersten Entdeckungen über die Zucker erzeugende Eigenschaft der Leber bekannt. In den J. 1851 und 1853 erhielt er nochmals den großen Preis für Experimental-Physiologie, kurz vor seiner Wahl in die

Akademie der Wissenschaften (1854). Seit 1856 ließ er seine am Collége de France gehaltenen Vorlesungen regelmäßig im Druck erscheinen. Unter dem zweiten Kaiserreich gehörte er dem Senat an (1869—70); auch war er Mitglied der Französischen Akademie. B. starb 10. Febr. 1878 zu Paris.

Bernard (Pierre Joseph), auch unter dem Namen Gentil-Bernard bekannt, den ihm Voltaire, seine Dichtungen charakterisierend, beilegte, geb. 1710 zu Grenoble als Sohn eines Bildhauers, erhielt seine Bildung am Jesuitenkolleg zu Lyon, lebte einige Zeit in Paris in dürftiger Lage als Schreiber bei einem Notar, nahm 1734 am ital. Feldzuge teil und gelangte erst in der Stellung eines Generalsekretärs der Kavallerie, die er der Gunst des Marschalls de Coigny verdankte, in günstige Verhältnisse, die ihm die Muße für seine nicht zahlreichen, aber ihrer Zeit geschätzten Dichtungen gewährten. Er starb 1. Nov. 1775 als königl. Bibliothekar zu Choisy-sur-Seine. Seine Hauptwerke sind die Oper «Kastor und Pollux» (1737), die «Art d'aimer» und die Verserzählung «Phrosine et Mélidore» (1772). Gesammelt erschienen seine Werke in 2 Bänden (Par. 1803).

Bernard (Rosine), s. Bernhardt (Sarah).

Bernard (Thalès), franz. Dichter und Gelehrter, geb. 15. Mai 1821 zu Paris, war 1846—49 im Kriegsministerium angestellt und widmete sich dann den Studien und der Poesie. Er starb zu Paris 10. Jan. 1873. Er schrieb: «Études sur les variations du polythéisme grec» (1853), «Histoire de la poésie» (1864), die Romane «Couronne de saint Étienne» (1853) und «Les rêves du commandeur» (1855), «Poésies pastorales» (1856), «Poésies nouvelles» (1857) und «Poésies mystiques» (1858).

Bernardino (San-) oder Sankt Bernhardin, Bergpaß im schweiz. Kanton Graubünden, einer der ältesten Alpenpässe, 1819—23 fahrbar gemacht. Die Poststraße, 4—7 m breit, bis Bellinzona 75 km lang, zweigt sich beim Dorfe Splügen, im Rheinwaldthale, von der Splügenstraße ab, erreicht in vielen Windungen die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Rheins und des Tessin, die 2063 m hohe Paßhöhe und das Berghaus am kleinen Lago-Moësola; der Moësa entlang zieht sie sich nun hinunter in das Tessinerthal Mesocco oder Misox, dessen oberstes Dorf San-Bernardino (1626 m) wegen seines kräftigen Stahlsäuerlings und seiner reinen Luft häufig als Kurort besucht wird. In zahllosen Windungen erreicht die Straße die zweite Thalstufe, in der der Hauptort Cremeo (781 m) und die großartigen Ruinen der Burg Mesocco liegen, und bei Soazza (630 m) die unterste Thalstufe, wo die Landschaft, im obern Teile entschieden alpin, ein südl. Gepräge annimmt. Unweit der Station Castione, 4 km nordöstlich von Bellinzona, schließt sich die Straße an die Gotthardstraße und -Bahn an.

Bernardon war die von dem Schauspieler Jos. von Kurz geschaffene komische Figur, welche mit dem Hanswurst seines wiener Nebenbuhlers Prehauser rivalisierte. Jos. von Kurz, aus Wien gebürtig, trat zuerst 1737 als Schauspieler auf, 1754 wieder in Wien, 1770 zum dritten mal daselbst; er starb 1786. Er schrieb: «Eine neue Tragödia, betitelt: B., die getreue Prinzessin Pumphia und Hans Wurst der tyrannische Tatar-Kulikan. Nebst einer Kinder-Pantomime, betitelt: Kolekie, der glücklich gewordene Bräutigam, von J. K., Comicus B.» (1756), «Die Judenhochzeit oder B., der betrogene Rabbiner», Singspiel (Wien 1770) und «B. oder der ohne Holz lebendig verbrannte Zauberer» (Wien 1770).

Bernau, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, unfern des Ursprungs der Panke, Station der Berlin-Stettiner Eisenbahn, 23 km nordöstlich von Berlin, zählt (1880) 4509 meist evang. E., hat eine 1519 vollendete got. Kirche und betreibt außer Landwirtschaft bedeutende Seidenwaren- und Handschuhfabrikation, Baumwollweberei und Mustermalerei. B. besitzt einen großen Forst am Liepnitzsee. Die Stadt ist um 1142 von Markgraf Albrecht dem Bären angelegt worden und durch ihre tapfere Verteidigung gegen die Hussiten 1432 bekannt geworden. Am 15. Mai 1432 kam es auf dem sog. roten Felde vor B. zu einem Kampfe der Brandenburger gegen die Hussiten; letztere wurden so entscheidend geschlagen, daß sie seitdem nicht mehr in die Mark einfielen. Am 15. Mai 1882 wurde der 450jährige Gedenktag dieses Sieges in B. sehr festlich begangen. Auf dem Rathause werden noch den Hussiten abgenommene Waffen und andere Trophäen gezeigt. Im J. 1542 wurde hier der Dichter Georg Rollenhagen geboren.

Bernauer (Agnes) war nach der Sage die schöne und tugendhafte Tochter des Baders Kaspar B. zu Augsburg. Herzog Albrecht, einziger Sohn des regierenden Herzogs Ernst von Bayern-München, sah die Jungfrau zuerst bei Gelegenheit der ihm zu Ehren von den Adelsgeschlechtern zu Augsburg gegebenen Turnierfeierlichkeiten und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Er vermählte sich heimlich mit ihr und führte sie auf sein Schloß Vohburg. Herzog Ernst kam erst hinter das Geheimnis, als Albrecht sich dem Plan des Vaters, ihn mit Anna, Herzog Erichs von Braunschweig Tochter, zu verheiraten, beharrlich widersetzte. Infolge dessen beschloß Herzog Ernst, gewaltthätig einzugreifen. Zunächst ordnete er an, daß seinem Sohne bei einem festlichen Speerbrechen zu Regensburg «als einem, der wider Turnierordnung mit einer Jungfrau in Unzucht lebe», die Schranken verschlossen wurden. Albrecht schwur vergebens, Agnes sei seine Gemahlin, und ließ sie als Herzogin von Bayern öffentlich ehren, gab ihr zahlreiche Dienerschaft gleich einer Fürstin und die Burg Straubing zum Wohnsitz. Sie, voll schwermütiger Ahnung, stiftete hier im Kreuzgang bei den Karmelitern Betgewölbe und Grabstätte. Solange Albrechts Oheim, Herzog Wilhelm, am Leben war, wurde gegen Agnes nichts weiter unternommen. Aber nach dessen Tode ließ Herzog Ernst in Albrechts Abwesenheit Agnes verhaften und befahl ihre schleunige Verurteilung. Der Zauberei beschuldigt, mit der sie es Herzog Albrecht angethan, wurde sie 12. Okt. 1435 gebunden von Henkersknechten zur Donaubrücke geschleppt und vor allem Volke in den Strom geworfen. Die Fluten trugen sie schwimmend wieder ans Ufer. Da eilte einer der Henker hin, erfaßte mit langer Stange ihr Haar und drückte sie damit unter die Wellen nieder, sodaß sie ertrank. Ergrimmt über diese Unthat, griff Albrecht zu den Waffen gegen seinen Vater und verwüstete, mit den Feinden desselben verbündet, weithin das Land. Den Mahnungen des Kaisers Sigismund und den Bitten der Freunde gelang es spät erst, Albrecht an den Hof seines Vaters zurückzuführen, wo er denn endlich auch mit Anna von Braunschweig sich vermäh-

ließ. Um die verlorene Liebe des Sohnes wiederzugewinnen, befahl Herzog Ernst selbst, über dem Grabe der Ermordeten eine Betkapelle aufzubauen, und Albrecht stiftete ihr noch 1435 tägliche Messen bei den Karmelitern zu Straubing und ließ 1447 die Gebeine der «ehrsamen Frau» in die von ihr ausersehene Ruhestätte tragen und mit marmornem Grabstein decken. Neuere histor.-kritische Forschungen haben indes ergeben, daß Agnes weder eines Baders Tochter, noch eine Augsburgerin war und auch nicht B. hieß, sondern daß sie wahrscheinlich zu Biberach (in Württemberg) geboren war und als Magd bei einem Bader in Augsburg diente und daß der Herzog sie nicht bei einem Turnier, sondern in der Badeanstalt ihres Dienstherrn kennen lernte. Auch hat eine Trauung wahrscheinlich erst stattgefunden, nachdem Albrecht von dem Turnier zu Regensburg zurückgewiesen worden war. Den Stoff bearbeitete Graf Törring in einem Trauerspiele (Münch. 1780; neue Aufl., Mannh. 1791), so auch Jul. Körner (Lpz. 1821), A. Böttger (Lpz. 1846; 3. Aufl. 1850), Hebbel (1855) und Melchior Meyr in seinem «Herzog Albrecht» (1862).

Bernay, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Eure (Normandie), am linken Ufer der Charentonne und der Westbahn von Paris nach Cherbourg, einer der bedeutendsten Meßorte Frankreichs. Die Stadt zählt (1876) 6087 (Gemeinde 7643) E., hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek, Mineralquellen, zahlreiche Mühlen, Woll- und Baumwollspinnereien, Garnbleichen, Gerbereien, Papierfabriken, Eisengießerei, Glasfabrikation, sowie auch Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Wolle, Leinen, Bändern, Garn und andern Manufakten. Der Pferdemarkt oder die sog. Foire fleurie zieht oft an 40000 Menschen herbei. Außer dieser ist noch eine zweite, die Leinwandsmesse, von großer Wichtigkeit. Bemerkenswert sind die Kirchen Ste.-Croix und Notre-Dame de la Couture, beide aus dem 15. Jahrh. B. war früher der Hauptort der Landschaft Ouche; 1000 gründete hier Judith, die Gemahlin Herzog Richards II. von der Normandie, eine Benediktinerabtei, und im 12. Jahrh. wurde der Ort befestigt. B. ward 1418 von den Engländern und 1563 von Coligny erstürmt und nebst der Abtei verbrannt. Auch 1589, nach Besiegung der Bauern durch den Herzog von Montpensier, erfolgte die völlige Zerstörung der Stadt und der Festung. Erst 1628 wurde die Abtei wiedererbaut. Ihre Räume dienen jetzt als Sitz der Arrondissements- und Ortsbehörden. Die erhaltene Abteikirche, ein interessanter Bau im roman. Stil des 11. Jahrh., wird zur Getreide- und Leinwandhalle benutzt. Aus dem Mittelalter besitzt die Stadt noch eine berühmte Wallfahrtskirche.

Bernays (Jak.), Philolog, geb. 18. Sept. 1824 zu Hamburg, stammte von israel. Eltern, besuchte 1840—44 das Johanneum und akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1844—48 zu Bonn Philologie und Philosophie. Er habilitierte sich daselbst 1849, wurde 1853 als Lehrer der klassischen Altertumsfächer an das Jüdisch-Theologische Seminar zu Breslau berufen, wo er gleichzeitig Vorlesungen an der breslauer Universität hielt, und folgte 1866 einem Rufe als außerord. Professor der Philologie und Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek nach Bonn. Hier starb er 27. Mai 1881. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: eine Textausgabe des Lucretius (Lpz. 1852), «Joseph Justus Scaliger» (Berl. 1855), «Über das Phokylideische Gedicht» (Berl. 1856), «Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie» (Bresl. 1857), «Über die Chronik des Sulpicius Severus» (Berl. 1861), «Die Dialoge des Aristoteles» (Berl. 1863), «Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit» (Berl. 1866), «Die Heraklitischen Briefe» (Berl. 1869), «Lucian und die Kyniker» (Berl. 1879), «Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama» (Berl. 1880). Außerdem übersetzte er die drei ersten Bücher der «Politik» des Aristoteles (Berl. 1872) und die unter Philons Werken stehende Schrift «Über die Unzerstörbarkeit des Weltalls» (Berl. 1876).

Bernays (Michael), Litterarhistoriker, Bruder des vorigen, geb. 27. Nov. 1834 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und studierte 1853—56 zu Bonn und Heidelberg Litteraturgeschichte. Nachdem er sich 1872 zu Leipzig als Privatdocent habilitiert hatte, folgte er 1873 einem Rufe als außerord. Professor der Litteraturgeschichte nach München und wurde 1874 daselbst zum ord. Professor ernannt. Von seinen formvollendeten litterarhistor. Arbeiten sind zu erwähnen: «Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes» (Berl. 1867), «Goethes Briefe an Friedr. Aug. Wolf» (Berl. 1868), «Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakspeare» (Lpz. 1872), die umfangreiche Einleitung zu dem aus den Schätzen der Hirzelschen Goethe-Bibliothek zusammengestellten Werke: «Der junge Goethe» (3 Bde., Lpz. 1875) und die neue Ausgabe der ältesten Vossischen Übersetzung von «Homers Odyssee» (Stuttg. 1881). Außerdem hat B. die Schlegel-Tiecksche Übersetzung Shakspeares revidiert herausgegeben (Berl. 1871—72).

Bernbrunn (Karl, Freiherr von), bekannt unter dem Pseudonym Karl Carl, geb. 7. Nov. 1787 zu Krakau, nahm als Fähnrich in österr. Diensten am Feldzug von 1809 teil, geriet in franz. Gefangenschaft und sollte zu Mantua erschossen werden, wurde aber auf einflußreiche Fürsprache und gegen Ehrenwort, nicht wieder gegen Frankreich zu fechten, freigegeben. Bald darauf trat er im Josephstädter Theater zu Wien als Schauspieler auf und ging dann nach München an das Isarthortheater. Als Regisseur desselben führte er hier die wiener Lokalposse (die sog. Staberliaden) ein, in denen er selbst als Komiker mit großem Erfolg auftrat. Nach dem 1826 erfolgten Tode des Königs Max Joseph wurde B. pensioniert und siedelte dann mit seiner Gesellschaft nach Wien über, wo er auf dem Theater an der Wien und dem Leopoldstädter Theater spielte. Im J. 1838 kaufte er das letztere, leitete aber auch das erstere noch bis 1845 als Pächter. An Stelle des Leopoldstädter Theaters erbaute er dann das «Carl-Theater», welches 20. Dez. 1847 eröffnet wurde. B. erwarb ein sehr bedeutendes Vermögen und ließ in Hietzing aus eigenen Mitteln eine neue Straße, die «Carl-Straße», anlegen. Er starb 14. Aug. 1854 zu Ischl. Vgl. Kaiser, «Theaterdirektor Carl» (3. Aufl., Wien 1854); Gämmerler, «Theaterdirektor Carl» (Wien 1854).

Bernburg, Hauptstadt des anhaltischen Kreises B. und bis 1863 des Herzogtums Anhalt-Bernburg, Sitz eines Amtsgerichts, liegt zu beiden Seiten der Saale und an der Linie Aschersleben-Köthen der Ma[illegible]bahn, zerfällt in die [illegible]stadt Waldau

am linken Ufer und der Bergstadt am hohen rechten Ufer, welche durch eine teilweise massive Brücke verbunden sind. Von den ansehnlichern Gebäuden ist das zum Teil noch sehr altertümliche Schloß mit schönem Garten und herrlicher Aussicht in der Bergstadt am bemerkenswertesten. Unter den vier Kirchen zeichnet sich die im got. Stil erbaute Stadt- oder Marienkirche sowie die Schloß- oder Ägidienkirche aus. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule (die herzogl. Friederikenschule), eine Bürgerschule, Parochialschulen, ein Theater, eine 1872—75 erbaute große Irrenanstalt und zählt (1880) 18602 fast ausschließlich evang. E., welche Fabriken in Fayence, Papier, Spiritus, Zucker, Kupfer- und Zinnwaren, Eisenguß, Wagen, Cigarren, Bier und Maschinen betreiben.

Berncastel, s. Bernkastel.

Bernd (Christian Samuel Theod.), Heraldiker, geb. zu Meseritz 12. April 1775, besuchte die Gymnasien zu Guben und Gotha und bezog 1794, um Theologie zu studieren, die Universität Jena, mußte dieselbe aber schon 1796 Familienverhältnisse halber wieder verlassen und sein Fortkommen als Hauslehrer suchen. Er wendete sich nun sprachlichen Studien zu, wurde mit J. H. Campe bekannt und folgte 1804 einer Aufforderung des letztern, nach Braunschweig zu kommen und an der Bearbeitung des «Wörterbuch der deutschen Sprache» teilzunehmen. Doch fiel bald die Ausarbeitung fast ganz allein B. zu, welcher dieselbe 1807—11 bewerkstelligte. Im Herbst 1811 verließ er Braunschweig, um bei der neuen Organisation der Bibliothek und des Archivs zu Breslau eine Stellung anzunehmen, die er im Mai 1813 mit einer Professur am Gymnasium zu Kalisch und im Okt. 1815 mit einer solchen am Gymnasium zu Posen vertauschte. Im Herbst 1818 wurde B. zum Bibliothekssekretär an die neugestiftete Universität Bonn berufen, woselbst er auch im Dez. 1822 als außerord. Professor für Diplomatik, Sphragistik und Heraldik angestellt wurde. Er starb daselbst 26. Aug. 1854. Am bekanntesten ist B. durch seine gründlichen Arbeiten über Wappenkunde geworden, von denen zuerst die «Allgemeine Schriftenkunde der gesamten Wappenwissenschaft» (3 Bde., Bonn 1830—35; Nachtrag, Bonn 1841) erschien. Hierauf veröffentlichte er das «Wappenbuch der preuß. Rheinprovinz» (2 Tle., Bonn 1835; Nachtrag 1842), welchem endlich seine Hauptwerke: «Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft» (2 Bde., Bonn 1841—49) und nach seinem Tode das «Handbuch der Wappenwissenschaft» (Lpz. 1856), folgten. Die Bewegung von 1848 gab B. Gelegenheit zu einer Untersuchung über «Die deutschen Farben und ein deutsches Wappen» (Bonn 1848).

Bernd von Guseck, s. Berneck.

Berndal (Karl Gust.), deutscher Schauspieler, geb. 2. Nov. 1830 zu Berlin, genoß nach abgeschlossenem Gymnasialbesuch den dramatischen Unterricht des Schauspielers Hoppé und trat 1848 als Eleve beim berliner Hoftheater ein. Schon 1849 verlor er durch ein Mißverständnis seine Stellung; er setzte nun seine Laufbahn auf dem Liebhabertheater Urania fort und wurde 1851 für Königsberg engagiert; 1852 ging er nach Stettin und wurde 1854 abermals Mitglied des berliner Hoftheaters, an dem er erst jugendliche Helden und Liebhaber spielte. Später ging er in das Fach der Heldenväter und Charakterrollen über, in dem er noch heute mit verdientem Erfolg thätig ist. B., der nur wenig gastiert hat, gehört zu den gebildetsten und fleißigsten deutschen Schauspielern, versteht vortrefflich zu deklamieren und leistet Treffliches als Tell, Percy, Dunois, Götz, als Burleigh, Choiseul, Oranien, auch als Hofrat Reinhold, Dr. Forster u. s. w. Die Grenzen seines Talents bezeichnen das wahrhaft Komische und das Dämonische. Mehrfach nahm B. Stellungen als Lehrer der Deklamation ein und ist noch heute in dieser Eigenschaft bei der königl. Akademischen Hochschule in Berlin thätig; seit 1879 ist B. zugleich Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft. B. schrieb «Ansichten über Errichtung einer dramatischen Hochschule» (Berl. 1876).

Berneck, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, 14 km nordnordöstlich von Bayreuth, 6 km südlich von der Eisenbahnstation Markt-Schorgast, am Fuße des Fichtelgebirgs, romantisch in dem engen Thale des Forellenbachs Ölsnitz gelegen, der sich unterhalb B. in den Weißen Main ergießt, ist der Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, treibt Ackerbau, Glasschleiferei, Steinhauerei, Baumwollwarenfabrikation, Obst- und Hopfenbau und zählt 1482 E. Ölsnitz und Main liefern Perlen, die teilweise den orientalischen gleichkommen und von denen die königl. Perlenfischerei jährlich ungefähr 60 Stück einsendet. Im J. 1857 wurde eine Molkenkuranstalt mit Flußbad, warmen und Fichtennadelbädern errichtet, 1875 ein neuer Kursalon erbaut. Die Umgebung hat schöne Anlagen mit bequemen Spaziergängen in nahen Buchen- und Tannenwäldern; die reine Bergluft und das milde, gesunde Klima machen die Stadt zu einem klimatischen Kurort. Die Stadt rühmt sich ihrer sieben Hügel (Berge) und sieben Flüsse, der Ruinen zweier Burgen und einer dazwischenliegenden Kapelle, von denen ein 32 m hoher, sehr gut erhaltener Turm schöne Aussicht in Thäler und nahe bewaldete Berge gewährt. Oberherren der Stadt und Burg waren die Grafen von Babenberg bis 1003, das Bistum Bamberg bis 1168, die Grafen von Andechs, nachherige Herzöge von Meran, bis 1248, dann abwechselnd die Burggrafen von Nürnberg und Grafen von Orlamünde bis 1357, erstere ausschließlich bis 1417, dann bis 1791 die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach. Die Edlen von Walpot, Erbauer der untern Burg, hatten bis Mitte des 14. Jahrh. Stadt und Burg in Lehen; die Wallenrothe, nach welchen die obere Burg benannt, waren nur Burgvögte. Vgl. Förtsch, «B., Molkenkurort mit Badeanstalten» (Reichenbach 1874).

Berneck (Karl Gust. von), Militärschriftsteller und Novellist, als letzterer pseudonym Bernd von Guseck, geb. 28. Okt. 1803 zu Kirchhagen in der Niederlausitz, wurde 1820 preuß. Offizier, 1839 Lehrer an der Divisionsschule in Frankfurt a. O. 1848 als Rittmeister und Lehrer am Kadettenhause nach Berlin versetzt und 1855 zum Major befördert; 1862 nahm er seinen Abschied und starb 8. Juli 1871 zu Berlin. Eine Anzahl seiner zerstreuten «Novellen und Erzählungen» erschienen gesammelt (3 Bde., Lpz. 1837), andere sind in seinen Werken «Vom Borne der Zeiten» (3 Bde., Berl. 1844), «Wildfeuer» (2 Bdchn., Berl. 1845), «Schaumperlen der Gegenwart» (Bunzl. 1838), «Vulkansteine» (Bunzl. 1838) enthalten. Von seinen Romanen sind zu nennen: «Die Stedinger» (Lpz. 1837), «Das Erbe von Landshut» (2 Tle., Kottb. 1842), «Der Sohn der Mark» (Frankf. a. O. 1848), «Die

Hand des Fremden» (2 Bde., Lpz. 1857), «Der erste Raub an Deutschland» (4 Bde., Lpz. 1862) und «Deutschlands Ehre. 1813» (3 Bde., Lpz. 1864), «Unter dem Krummstabe» (3 Bde., Hannov. 1865), «Der Graf von der Liegnitz» (3 Bde., Jena 1866). Außerdem lieferte er die Texte zu Kreutzers Opern «Die Hochländerin» und «König Konradin» sowie Übersetzungen aus dem Italienischen und Englischen, wie von Dantes «Göttlicher Komödie» (Stuttg., 2. Aufl. 1858) und mehrern Werken Lord Byrons für die stuttgarter Gesamtausgabe (2. Aufl. 1845). Seine militärischen Werke sind: «Elemente der Taktik» (6. Aufl., Berl. 1870), «Geschichte der Kriegskunst» (3. Aufl., Berl. 1867), «Buch der Schlachten» (Lpz. 1856), «Grundriß der Geschichte des Kriegswesens» (Berl. 1854), «Die Schlachten bei Leipzig» (Lpz. 1855), «Atlas des Kriegswesens» (2. Aufl., Lpz. 1875, herausg. von Jos. Schott).

Berner (Alb. Friedr.), namhafter Kriminalist, geb. 30. Nov. 1818 zu Straßburg in der Ukermark, studierte in Berlin Jurisprudenz und Philosophie und wurde 1848 außerord., 1861 ord. Professor der Rechte an der berliner Universität. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Grundlinien der kriminalistischen Imputationslehre» (Berl. 1843), «Die Lehre von der Teilnahme am Verbrechen und die neuern Controversen über Dolus und Culpa» (Berl. 1847), «Wirkungskreis des Strafgesetzes nach Zeit, Raum und Personen» (Berl. 1853), «Grundsätze des Preuß. Strafrechts» (Lpz. 1861), «Die Strafgesetzgebung in Deutschland» (Lpz. 1867), «Lehrbuch des Deutschen Strafrechts» (Lpz. 1857; 12. Aufl. 1882), «Lehrbuch des Deutschen Preßrechts» (Lpz. 1876).

Berner Alpen, s. unter Alpen (I, 462).

Bernerklause (Chiusa di Verona) heißt der Engpaß 18 km nordwestlich von Verona, durch welchen die Etsch sich den Weg aus Val Lagarina nach Val Policella durch das Kalkgebirge gebahnt hat. Von hohen, senkrecht abfallenden Felswänden eingeschlossen, bietet die großartige Schlucht kaum Raum für den reißenden Strom und die teilweise in den Fels gesprengte Straße und Bahnlinie von Roveredo in Südtirol nach Verona. Im J. 1155 sperrten hier die Veronesen dem heimkehrenden Heere Friedrich des Rotbarts den Weg, wurden aber von Otto von Wittelsbach umgangen und geschlagen. Über den Felsen des rechten Ufers liegt das Plateau von Rivoli, bekannt durch den Sieg der Franzosen unter Bonaparte und Masséna über die Österreicher unter Alvinczy, 14. Jan. 1797.

Berner Oberland, s. unter Bern (Kanton).

Bernesk, in der Manier des Dichters Berni (s. d.); burlesk.

Bernhard (Sankt) heißen mehrere bedeutende Gebirgsjoche in den Alpen. Der Große Sankt Bernhard im schweiz. Kanton Wallis, auf der Grenze des piemont. Aostathals, scheidet die Westalpen von den Mittelalpen. Der Weg über denselben, 84 km lang, verbindet die Thäler des Rhône und der Dora-Baltea. Von Martigny bis zur Cantine de Proz oberhalb Orsières führt eine Fahrstraße, von da das Val d'Entremont hinauf zum Joch und auf der ital. Seite hinab in das Val du Grand St.-Bernard ein Saumweg, an den sich von St.-Remy bis Aosta wieder ein Fahrweg anschließt. Auf der Höhe des Übergangs liegt neben einem kleinen düstern See das berühmte Sankt Bernhardskloster, urkundlich zuerst 1125 erwähnt, dessen Gründung aber ins J. 962 gesetzt und dem Bernhard von Menthon zugeschrieben wird. Dasselbe liegt 2472 m hoch und ist die höchste Winterwohnung in den Alpen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt —1,23° C. und kommt derjenigen am Südkap Spitzbergens (75° nördl. Br.) gleich, die Regenmenge 1121 mm. Der Schnee liegt gewöhnlich neun Monate lang. Das jetzige Kloster, um 1680 erbaut, 1822 erweitert, besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturalien-, Altertümer- und Münzkabinet. Für Fremde stehen 80 Betten bereit, im Notfall können mehrere hundert untergebracht werden. Weibliche Gäste logieren nicht im Hospiz selbst, sondern in der gegenüberliegenden Dependenz St.-Louis. Die Mönche, Chorherren des Augustinerstifts von St.-Maurice, haben die Verpflichtung, alle Reisende, ohne Rücksicht auf Stand und Glauben, zu beherbergen und zu verpflegen und in der gefährlichen Jahreszeit entweder selbst oder durch die dienenden Brüder (Maronniers) des Hospitiums den auf dem Wege verunglückten oder in Gefahr schwebenden Reisenden Hilfe zu bringen, wobei sie durch besonders abgerichtete Hunde (Marons oder Bernhardiner) unterstützt werden. Die Erkrankten behält man bis zu ihrer Genesung im Kloster, ohne dafür mehr als eine freiwillige Gabe anzunehmen. Jährlich werden 16—20000 Menschen, meist Italiener, hier verpflegt. Die Unterhaltungskosten betragen jährlich etwa 60000 Frs., von denen der bei weitem größte Teil aus den Zinsen des Hospitalvermögens bestritten, der Rest durch im Lande gesammelte Beiträge und die freiwilligen Gaben der Gäste gedeckt wird. Die aufgefundenen Verunglückten werden in einer an der Ostseite des Klosters stehenden Kapelle, in Leichentücher gehüllt, nebeneinander aufgestellt, wo die feine, scharfe Luft sie zu Mumien trocknet. Der Große Sankt B. ist an sich der am wenigsten lohnende von den Pässen, welche die Schweiz mit Italien verbinden; jedoch gewährt er von den leicht ersteigbaren Gipfeln aus, die sich über der Paßhöhe erheben (Chenalette, 2889 m, und Pointe de Dronaz, 2949 m, im W., Mont-Mort, 2866 m, im O.) prachtvolle Aussicht; schwieriger ist die Besteigung des Mont-Velan (3792 m). Sowohl von den Römern seit Augustus als auch im Mittelalter sind Heereszüge über den B. ausgeführt worden. Am merkwürdigsten ist der Übergang des 30000 Mann starken franz. Heeres mit Geschütz und Reiterei unter Bonaparte 15. bis 21. Mai 1800, das dabei die größten Hindernisse überwinden mußte. In der Kapelle des Klosters wurde der General Desaix, der in der Schlacht bei Marengo fiel, beigesetzt und ihm von Bonaparte daselbst ein Denkmal errichtet, das, sowie eine schwarze Marmortafel zum Andenken des Übergangs, noch gegenwärtig zu den Merkwürdigkeiten des Klosters gehört.

Der Kleine Sankt Bernhard, 2186 m hoch, an der Grenze des franz. Depart. Savoyen und der ital. Provinz Turin zwischen den Savoyer- und den Grajischen Alpen gelegen, scheidet das Gebiet der Isère von demjenigen der Dora-Baltea und ist unzweifelhaft der Paß, über welchen Hannibal nach Italien zog. Die jetzige Poststraße, 1871 vollendet, von Bourg St.-Maurice in der Tarentaise nach Courmayeur im Aostathale 32 km lang, bietet

prächtige Aussichten auf die Berggruppen des Montblanc und des Ruitor (3474 m). Auch hier liegt etwas unterhalb der Paßhöhe, die von der Granitsäule Colonne de Joux und einem Kreis roher Steinblöcke, dem Cirque d'Annibal, bezeichnet wird, ein Hospiz, welches, wie auch dasjenige des Simplon, von einigen Mönchen des Großen Sankt B. verwaltet wird.

Bernhard von Clairvaux, der Heilige, geb. 1091 zu Fontaines bei Dijon, stammte aus adeligem Geschlecht, trat 1113 in den strengen Orden der Cistercienser und ward 1115 erster Abt der Mönchskolonie zu Clairvaux in Burgund. Die Erhebung zu höhern kirchlichen Würden lehnte er ab, aber kraft seines persönlichen Ansehens gewann er den größten Einfluß als der freimütigste Sittenrichter der Geistlichkeit, der treue, aber ernste Ratgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. seine Anerkennung in Deutschland verdankte, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe. Seine begeisterte Predigt entflammte das Abendland 1146 zu einem Kreuzzug. Der kalten Spekulation und Dialektik der scholastischen Philosophen hielt seine strenge Rechtgläubigkeit und wohl bisweilen schwärmerische, doch immer auf thätiges Christentum dringende Mystik ein heilsames Gegengewicht. Luther sagt von ihm: «Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so wars Sankt Bernhard, den ich allein viel höher halte denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden.» B. starb 20. Aug. 1153 und wurde von Alexander III. 1174 heilig gesprochen. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Mabillon (2 Bde., Par. 1690; 2. Aufl. 1719; neuer Abdruck, Par. 1839—40). Vgl. Neander, «Der heilige B. und sein Zeitalter» (Berl. 1813; 3. Aufl. 1865); Ellendorf, «Der heilige B. und die Hierarchie seiner Zeit» (Essen 1837), Morison, «The life and times of Sanct-Bernhard, Abbot of Clairwaux» (Lond. 1863; 2. Aufl. 1868).

Bernhard, Graf von Anhalt und Herzog von Sachsen, der Stammvater der jetzigen Herzöge von Anhalt, geb. 1140, war der Sohn Albrechts des Bären, erhielt bei der Teilung nach dem Tode seines Vaters (1170) zunächst Anhalt, bei der Teilung der Lande Heinrichs des Löwen auch noch einen Teil des Herzogtums Sachsen und nannte sich seitdem Herzog von Sachsen. Er starb 1212 (s. unter Anhalt). Nach seinem Tode erhielt sein ältester Sohn Heinrich das Stammland Anhalt, Albrecht dagegen das Herzogtum Sachsen. B. ist der Erbauer von Wittenberg.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der berühmtesten Feldherren im Dreißigjährigen Kriege, geb. 6./16. Aug. 1604, war der jüngste der 11 Söhne des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar. Bereits im ersten Lebensjahre verlor er seinen Vater, im 13. Jahre auch seine Mutter Sophie Dorothea, die im Verein mit Hortleder seine Erziehung trefflich geleitet hatte. Er bezog eine kurze Zeit die Universität zu Jena und widmete sich dann am Hofe seines Vetters, des Herzogs Johann Kasimir zu Coburg, ritterlichen Übungen. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs machte B. 1622 die Schlachten von Wiesloch und Wimpfen, 1623 die bei Stadtlohn mit, ging hierauf auf Reisen nach Holland und England, diente als Oberst unter Christian IV. von Dänemark und erwarb nach dessen Niederlage die kaiserl. Begnadigung, jedoch nur um alsbald wieder unter Friedrich Heinrich von Oranien vor Herzogenbusch mitzukämpfen. Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, war B. einer der ersten deutschen Fürsten, die sich ihm zuwandten. Gleich nach seiner Ankunft beim schwed. Heere erhielt er ein Reiterregiment und zeichnete sich in dem Treffen bei Werben 28. Juli 1631 so aus, daß ihn der König mit drei Reiterregimentern nach Hessen detachierte. Danach zog B. mit dem König gegen Mainz, machte teils selbständig, teils mit andern siegreiche Streifzüge im fränk., schwäb. und bayr. Kreis und vereinigte sich, zum Generallieutenant befördert, mit dem König erst wieder im Lager vor Nürnberg, wo er an den Kämpfen gegen Wallenstein (24. bis 25. Aug. 1632) ruhmvollen Anteil nahm. Nach Gustav Adolfs Aufbruch blieb B. zur Deckung Frankens zurück, stieß aber von neuem zum Könige, als dieser im Oktober gegen Wallenstein nach Sachsen zog. In der Schlacht bei Lützen, 6. Nov. (16. Nov. n. St.) 1632, befehligte er den linken Flügel der Schweden, übernahm nach dem Tode des Königs das Kommando und errang, obgleich selbst schwer verwundet, durch beispiellose Anstrengung den Sieg.

Zu Anfang 1633 übertrug ihm der Kanzler Oxenstierna neben Horn den Befehl über die Armee. B. nahm Bamberg, Kronach, Hochstädt und Eichstädt ein und errang von Oxenstierna (mit Zustimmung der durch den Heilbronner Vertrag verbündeten oberdeutschen Stände) das schon vom Könige ihm zugesicherte Herzogtum Franken als schwed. Lehn. Nach Stillung einer gefährlichen Meuterei rückte er an der Donau Aldringer entgegen, welcher kaiserl. Truppen nach Schwaben führen wollte. Aldringer vermied aber jede Schlacht, und B. zwang Regensburg durch eine furchtbare Beschießung zur Kapitulation (4./14. Nov. 1633). Er drang hierauf in Bayern ein, unterhandelte mit Wallenstein und machte nach dessen Ermordung 1634 einen vergeblichen Versuch, dessen Truppen zu gewinnen. Um Nördlingen zu entsetzen, wagte B., dem Widerspruche Horns, mit dem er in stetem Zwist lebte, zum Trotz, eine Schlacht mit dem weit stärkern österr. Heere unter Gallas und König Ferdinand 27. Aug. (6. Sept.) 1634, erlitt aber eine schwere Niederlage, durch welche ihm sein Herzogtum Franken verloren ging. Nur langsam konnte er eine neue Armee sammeln, mit der er vor der Übermacht bis zum Rhein zurückweichen mußte. Die spätere Thätigkeit B.s ward durch das Eingreifen Frankreichs in den deutschen Krieg bestimmt. Nach längern vergeblichen Verhandlungen nötigte endlich B. 17./19. Okt. 1635 Richelieu zu St.-Germain einen Vertrag ab, durch welchen ihm 1 Mill. Livres jährliche Hilfsgelder zur Erhaltung eines Heeres von 12000 Mann deutscher Fußvölker und 6000 Reitern nebst der nötigen Artillerie, die er unter franz. Hoheit befehligen sollte, ein sehr bedeutender Jahrgehalt auf Lebenszeit und insgeheim als Belohnung die Landgrafschaft Elsaß und die Ballei Hagenau garantiert wurden. Um die Erfüllung der gemachten Versprechungen zu betreiben, reiste B. Frühjahr 1636 und 1637 selbst nach Paris. Er eroberte noch 1636 Elsaß-Zabern und andere feste Plätze, hielt den mit einem Heere von 40000 Mann in Frankreich eindringenden Gallas bei Dijon auf, nahm, als dieser um die Mitte des November das franz. Gebiet verlassen mußte, die Stadt Joinville, sowie im nächsten Jahre noch mehrere Plätze und besiegte endlich im Juni 1637 die Kaiserlichen unter Herzog

Karl von Lothringen so entscheidend, daß ihm jetzt der Weg zum Rhein offen stand. Durch gute Winterquartiere gestärkt, brach er 1638 schon im Januar gegen den Strom auf, eroberte Säckingen, Lauffenburg und Waldshut und belagerte Rheinfelden. Savelli und Johann von Werth entsetzten zwar die Stadt, aber drei Tage darauf, 21. Febr., überfiel B. sie und schlug sie bei Rheinfelden. Die Generale Savelli, Johann von Werth, Enkefort und Sperreuter nebst 3000 Mann wurden gefangen, Rheinfelden, Röteln, Neuenburg und Freiburg mußten sich ergeben und Breisach ward belagert.

Um den Besitz dieser Festung drehten sich die folgenden Kämpfe. Während der kaiserl. General von Götz sich zum Entsatz näherte, griff ihn B., unterstützt durch 3000 Franzosen unter Turenne, an, schlug ihn und Savelli 30. Juli bei Wittenweiher, dann den Herzog von Lothringen 5. Okt. bei Thann im Sundgau und nötigte wenige Tage darauf Götz abermals zum Rückzuge. Nach einer viermonatlichen Belagerung ergab sich Breisach 7. Dez. 1638. B. hatte die Kapitulation in seinem eigenen Namen abgeschlossen, ließ sich als alleinigem Herrn huldigen und bald nachher eine Münze mit Breisachs und Weimars Wappen schlagen. Richelieu ließ kein Mittel unversucht, die Festung in franz. Hände zu bringen; er trug sogar dem Herzog die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon, an. Aber B. verwahrte seine Festungen möglichst, besetzte sie mit deutschen Soldaten und zeigte sich einer Vermählung mit der verwitweten Landgräfin Amalie von Hessen geneigt, um durch sie zu einer Macht zwischen dem Kaiser und dessen Feinden zu gelangen. Nach der Einnahme von Landskron im Sundgau, Pontarlier und Schloß Joux in Hochburgund war er eben im Begriff, über den Rhein nach Bayern vorzudringen, als ihn der Tod ereilte. Er starb zu Neuburg am Rhein 8. Juli (18. Juli n. St.) 1639, nach einigen an einer pestartigen Lagerseuche, nach seiner eigenen und anderer Meinung an Vergiftung durch seinen angeblich von Frankreich bestochenen Arzt Blandini. Alexi hat indes in seiner Schrift «Der Tod des Herzogs B. von Weimar nach einem authentischen Aktenstücke aus dem kaiserl. Bezirksarchiv zu Colmar dargestellt» (Colmar 1878) nachgewiesen, daß B. eines natürlichen Todes gestorben ist. B. hatte verordnet, daß die von ihm eroberten Länder bei dem Deutschen Reiche verbleiben sollten, und den Wunsch ausgedrückt, seine Brüder möchten dieselben unter schwed. Schutze übernehmen; wenn keiner sich dazu verstehe, so sei es billig, daß Frankreich mit eigenen und des Herzogs Truppen dieselben bewache und nach geschlossenem allgemeinen Frieden an das Deutsche Reich herausgebe. Der Kardinal Richelieu aber wartete den Entschluß der Brüder nicht ab, sondern gewann die Anführer und Kommandanten durch Bestechung und mit ihnen die Truppen und Festungen. Vergeblich bemühte sich der Herzog Wilhelm, das Elsaß für Deutschland zu retten. Bloß das Eine erlangten die weimar. Fürsten, daß die Leiche B.s 1655 von Breisach nach Weimar in die Familiengruft geführt werden durfte. Man darf in B. nicht lediglich die selbstlose Hingabe an das prot. Bekenntnis suchen. Stets verstand er es, mit den religiösen Interessen die eigenen zu kombinieren, und oft mußten ihm jene vor diesen zum Schaden der allgemeinen Sache zurücktreten. Dies teilte er mit allen Politikern der Zeit, zumal mit Gustav Adolf selbst. Dennoch aber vereinigte sich in ihm innige Religiosität mit einem höchst lebendigen reichsfürstl. und nationalen Pflicht- und Selbstgefühl, und unter den Helden des deutschen Protestantismus wird er immerdar eine große Stellung behaupten. Vgl. Röse, «Herzog B. der Große von Sachsen-Weimar» (2 Bde., Weim. 1828—29). Mosen, Genast und Gottschall haben das Schicksal B.s dramatisch behandelt.

Bernhard (Karl), Herzog von Sachsen-Weimar, der zweite Sohn des Großherzogs Karl August, geb. 30. Mai 1792, trat sehr jung in die preuß. Armee und wohnte 1806 im Korps des Fürsten Hohenlohe der Schlacht bei Jena bei. Nach dem Anschlusse seines Vaters an den Rheinbund trat er in die sächs. Armee, nahm dann als Generalstabsoffizier im sächs. Kontingent teil an dem Feldzuge von 1809 gegen Österreich und focht mit Auszeichnung bei Wagram, wofür er zum Major ernannt ward. Um nicht gegen Rußland zu kämpfen, nahm er auf den Wunsch seines Vaters bei Ausbruch des russ. Kriegs von 1812 Urlaub und bereiste Frankreich und Italien. Erst nach dem Beitritt Sachsens zur Koalition, Ende 1813, kehrte er zu seinem Regiment zurück. Unter seinem Vater, der ein Armeekorps der Verbündeten befehligte, wohnte er als Oberst dem Winterfeldzuge von 1814 in den Niederlanden und Flandern bei, ging 1815 als Oberst und Regimentsinhaber in den Dienst des Königs der Niederlande über und nahm an den Schlachten von Quatre-Bras und Waterloo rühmlichen Anteil. Nach Wiederherstellung des Friedens blieb er in holländ. Diensten, wurde 1816 General und 1819 Provinzialkommandant von Ostflandern mit dem Wohnsitz in Gent. In den J. 1825—26 unternahm er eine Reise nach Amerika, deren Beschreibung von Luden (2 Bde., Weim. 1828) veröffentlicht ward. Seit 1829 Divisionär, mußte B. bei Ausbruch der Belgischen Revolution der Übermacht weichen, Gent aufgeben und sich nach Antwerpen zurückziehen. Als Generallieutenant und Befehlshaber des linken Flügels unter dem Prinzen von Oranien schlug er 1831 die Insurgenten bei Löwen in die Flucht. Die ihm in den folgenden Jahren vergönnte Muße benutzte er zu wissenschaftlichen Studien und Reisen, unter anderm auch nach dem Orient. Auch hielt er sich zeitweise in Mannheim auf und verkehrte viel mit den wissenschaftlichen Notabilitäten in Heidelberg. Seit 1848 wirkte er als General der Infanterie und Oberbefehlshaber der holländ.-ind. Armee in Java, von wo er 1853 seiner angegriffenen Gesundheit halber zurückkehrte. Seitdem nahm er abwechselnd im Haag und in Weimar seinen Aufenthalt. Er starb 31. Juli 1862 in Bad Liebenstein. B. hat eine wertvolle Monographie «Précis de la campagne de Java en 1811» (Haag 1834) herausgegeben. Vgl. Starklof, «Das Leben des Herzogs B.» (2 Bde., Gotha 1865—66).

Bernhard, Stammvater des noch jetzt regierenden Fürstenhauses von Sachsen-Meiningen, war ein Sohn des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha und der altenb. Prinzessin Elisabeth Sophie. Er war geb. 10. Sept. 1649, studierte in Tübingen und Genf und vermählte sich 1671 mit der Prinzessin Maria Hedwig von Hessen-Darmstadt. Als sein Vater starb (1675), führte B. anfangs, nach der väterlichen Anordnung, mit seinen sechs Brüdern die Regierung gemeinsam. Aber nachdem bereits 1680 Teilungsverträge zwischen mehrern Brüdern zu Stande gekommen waren,

ward am 20. Juni 1681 ein Hauptrezeß geschlossen, vermöge dessen auch B. ein besonderes Herzogtum mit der Residenz Meiningen erhielt. Als dann 1699 sein Bruder Albrecht von Coburg starb, ward B. in einen Erbstreit mit seinen überlebenden Brüdern verwickelt. B. starb 27. April 1706, nachdem es ihm gelungen war, sein Gebiet durch einige Erwerbungen zu vergrößern.

Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meiningen, geb. 17. Dez. 1800, verlor schon 24. Dez. 1803 seinen Vater, den Herzog Georg, dessen einziger Sohn er war und dem er nun unter Obervormundschaft seiner Mutter, Luise Eleonore, geborener Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg (gest. 30. April 1837), folgte. Nachdem er unter der Leitung des Oberkonsistorialrats Mosengeil auf den Hochschulen zu Jena und Heidelberg und durch Reisen nach den Niederlanden, der Schweiz, Italien und England seine Bildung vollendet, übernahm er 17. Dez. 1821 die Regierung selbst, worauf er sich 1825 mit Maria, der Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, vermählte. Schon 1823 ließ er eine neue Organisation der Landesbehörden und 4. Sept. 1824 das Grundgesetz landständischer Verfassung ins Leben treten. Als infolge des Aussterbens der Sachsen-Gothaischen Linie ihm die Fürstentümer Hildburghausen und Saalfeld, die Grafschaft Kamburg und die Herrschaft Kranichfeld zufielen, unternahm er eine abermalige Organisation des nun aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten Landes, die 1829 zu Stande kam. Schon Anfang März 1848 gestand er die Forderungen des Volks zu, ehe diese noch in unmittelbar drängender Weise laut geworden waren. Außerdem erkannte er die frankfurter Reichsverfassung unbedingt an, trat später der Union bei und beharrte auch nach deren Aufgeben bei den Bestrebungen für Deutschlands Einheit. Im eigenen Lande wandte sich indes der Fürst, verstimmt durch manche Erscheinungen, seit dem Herbst 1849 mehr und mehr einer durchaus nicht von konstitutionellem Geiste beseelten Regierungsweise zu, die namentlich durch häufigen Wechsel seiner Minister auffiel. Beim Ausbruch des preuß.-österr. Konflikts 1866 stellte er sich auf die Seite Österreichs, und war das einzige Mitglied der 12. Kurie, welches in der verhängnisvollen Bundestagssitzung vom 14. Juni für den österr. Mobilisierungsantrag gegen Preußen stimmen ließ. Am 25. Juni notifizierte daher Preußen an die meining. Regierung, daß ihre feindliche Haltung den Kriegszustand herbeigeführt habe. Es erfolgte zunächst die Besetzung der Grafschaft Kamburg, und als der Herzog während der Friedensverhandlungen in seinem Widerstande beharrte, rückten 19. Sept. preuß. Truppen in Meiningen selbst ein. Aber schon 20. Sept. dankte der Herzog zu Gunsten seines Sohnes, des Erbprinzen Georg (s. d.), ab, worauf dieser 8. Okt. mit Preußen den Frieden abschloß.

Bernhard (Karl), beliebter dän. Novellist, ein Pseudonym für A n d r e a s N i c o l a i d e S t.-A u b i n (geb. 18. Nov. 1798, gest. zu Kopenhagen 25. Nov. 1865), ließ 1835 seine erste Novelle: «Ein Jahr in Kopenhagen», erscheinen und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Novellen und Romanen, die ungeachtet ihrer Mängel in planvoller Anlage und Durchführung nicht nur in Dänemark, sondern auch in Deutschland und anderwärts viele Leser fanden. B. zeichnete sich aus durch anziehende Darstellungsweise und das Talent, die Schwächen und Verkehrtheiten der gesellschaftlichen Zustände aufzufassen und das Leben in den höhern Kreisen mit schlagender Wahrheit, Laune und Leben zu schildern. Seine Werke, die in dän. Sprache unter dem Titel «Samlede Noveller og Fortällinger» (Bd. 1—12, Kopenh. 1856—57) erschienen, hat er teils selbst, teils in Verbindung mit K. L. Kannegießer und O. L. B. Wolff auch deutsch herausgegeben. Zu denselben gehören die Novellen «Die Hospitalverlobung», «Eine Familie auf dem Lande», «Der Eilwagen» u. s. w., die 1836 unter dem Titel «Lebensbilder aus Dänemark» (6 Bde., Lpz. 1840—41; 2. Aufl. 1849) herauskamen. Hieran schlossen sich die «Schoßsünden» (1843), «Das Glückskind» (1837), «Zwei Freunde» (Lpz. 1850) und die «Gamle Minder» (1840), welch letztere Schrift als «Christian VII. und sein Hof» (3 Bde., Lpz. 1847) deutsch erschien. Weniger glücklich war B. in seinen an Trockenheit und Breite leidenden Romanen «Christian II. und seine Zeit» (1847) und «Chroniken aus den Zeiten König Eriks von Pommern» (1850). Letzteres Werk trägt große Feindseligkeit gegen alles Deutsche zur Schau. Seine «Gesammelten Werke» sind deutsch (10 Bde., Lpz. 1840—41; 2. Aufl., Bd. 1—15, 1849—50) erschienen.

Bernhardi (Aug. Ferd.), deutscher Schriftsteller, geb. 24. Juni 1770 zu Berlin, Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums unter Meierotto, studierte zu Halle unter F. A. Wolf Philologie. Seit 1791 Lehrer am Werderschen Gymnasium in seiner Geburtsstadt, kam er in Verbindung mit Tieck, den beiden Schlegel, Schleiermacher und Fichte, von denen namentlich der erstere auf seine Richtung und Geschmacksbildung von Einfluß wurde, wurde Theaterkritiker und veröffentlichte mit Tieck die «Bambocciaden» (3 Bde., Berl. 1797—1800), komische Erzählungen und dramatische Darstellungen. Von Bedeutung für ihre Zeit waren die von B. herausgegebenen «Anfangsgründe der Sprachwissenschaft» (Berl. 1805) und die «Sprachlehre» (2 Bde., Berl. 1801—3). Seit 1808 Direktor des Werderschen Gymnasiums, bewährte B. seine pädagogische Tüchtigkeit in glänzender Weise. Die Grundsätze, die er bei Leitung der Anstalt befolgte, entwickelte er später in «Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen» (Jena 1818). Im J. 1811 Privatdocent, 1816 Konsistorialrat, ward er im März 1820 zum Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ernannt, starb aber schon 2. Juni 1820. B. war seit 1799 mit Sophie, einer Schwester Tiecks, verheiratet, von der er sich jedoch 1805 scheiden ließ. Aus dem Nachlaß beider gab ihr Sohn W i l h e l m B., Shakspearekenner und Dramatiker, geb. 1800, gest. 24. Aug. 1879 zu Berlin, «Reliquien. Erzählungen und Dichtungen» (3 Bde., Altenb. 1838 u. 1847) heraus.

Bernhardi (Karl Christian Sigismund), Oberbibliothekar zu Kassel, geb. 5. Okt. 1799 zu Ottrau in Kurhessen, studierte 1816—19 Theologie und Philologie zu Marburg, war dann Hauslehrer, wurde 1826 zum Universitätsbibliothekar in Löwen ernannt und 1829 als Nachfolger J. Grimms zum Oberbibliothekar der Museumsbibliothek nach Kassel berufen, wo er 1831 die Zeitschrift «Der Verfassungsfreund» gründete. Er wurde von mehrern Wahlbezirken zum Abgeordneten für die Ständeversammlung gewählt, doch verweigerte ihm die Regierung stets den Urlaub. Im Mai 1848 trat er als

Abgeordneter für den Wahlbezirk Eschwege in die deutsche Nationalversammlung, wo er sich den polit. Freunden H. von Gagerns anschloß. Hier gab er die «Flugblätter aus der deutschen Nationalversammlung» heraus. Im J. 1867 wurde er im Wahlkreise Homberg-Ziegenhain in das preuß. Abgeordnetenhaus und im Wahlkreise Fritzlar-Homberg-Ziegenhain in den Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er sich der national-liberalen Partei anschloß; doch legte er vorgerückten Alters halber 1870 seine Mandate nieder. B. starb 1. Aug. 1874 zu Kassel. Außer vielen in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreuten Aufsätzen und der gekrönten Preisschrift «De excidio regni judaici» (Löwen 1824) veröffentlichte er eine Übersetzung von Degerandos Werk «Des progrès de l'industrie» (Par. 1841) unter dem Titel «Die Fortschritte des Gewerbfleißes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes» (Kassel 1842), «K. Schomburgs Nachlaß und Briefwechsel, mit biographischen Andeutungen» (Kassel 1843), «Sprachkarte von Deutschland» (Kassel 1844; 2. Aufl. von Stricker, 1849), «Die Sprachgrenze zwischen Frankreich und Deutschland» (Kassel 1871) und einen «Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften» (Lpz. 1852; Fortsetzung 1856).

Bernhardi (Theodor von), namhafter Historiker und Diplomat, geb. 6. Nov. 1802 in Berlin, verlebte seine Jugend in Estland und Petersburg, studierte in Heidelberg unter Schlosser Geschichte und brachte dann längere Zeit auf Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien zu. Hierauf kehrte B. zu mehrjährigem Aufenthalt nach Rußland zurück und nahm schließlich seinen dauernden Aufenthalt auf seiner Besitzung zu Kunnersdorf bei Hirschberg in Schlesien. Im J. 1866 zum preuß. Legationsrat ernannt, nahm B. am Kriege 1866 als preuß. Militärbevollmächtigter bei der ital. Armee teil, mit dem Auftrage, Lamarmora zu einer erfolgreichern, den preuß. Interessen ernstlich dienenden Kriegsführung zu bestimmen, war dann in diplomatischen Aufträgen in Italien und 1869—71 in gleicher Eigenschaft in Spanien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden» (Petersb. 1849), worin B. die Grundlehren der Manchesterschule einer kritischen Prüfung unterwirft, «Geschichte Rußlands und der europ. Politik von 1814—31» (Bd. 1—3, Lpz. 1863—77), in welchem Werk er ein reiches, bisher zum Teil ganz unzugängliches Quellenmaterial verwertet hat, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll» (4 Bde., Lpz. 1856—58; 2. Aufl. 1866), «Vermischte Schriften» (2 Bde., Berl. 1879), «Friedrich d. Gr. als Feldherr» (2 Bde., Berl. 1881) u. a.

Bernhardin (St.), s. Bernardino (San-).

Bernhardin von Siena, der heilige, ein Sproß der altadeligen Familie der Albiceschi, geb. 8. Sept. 1380 zu Massa-Carrara, trat, nachdem er sein Vermögen an die Armen verteilt hatte, im Alter von 17 Jahren in die Brüderschaft der Disciplinatores Mariae ein. Mit Todesverachtung pflegte er 1400 die Pestkranken und ging 1404 in den Franziskanerorden über. Unzufrieden mit der hier herrschenden Laxheit, aber außer Stande, allgemeine Reformen durchzuführen, sonderte sich B. mit einigen Gesinnungsgenossen ab und gründete fern von den Städten kleinere Niederlassungen, wo sie streng nach der Regel des Ordens lebten. Unter Eugen IV. zum Generalvikar ernannt, benutzte er diese Stellung, um wenigstens einen Teil des Ordens zur alten Strenge zurückzuführen. Schon zu seinen Lebzeiten gab es 500 Klöster mit Brüdern der strengen Observanz. B. starb 20. Mai 1444 und ward schon 1450 von Nikolaus V. heilig gesprochen. Als volkstümlicher Prediger gewann B. außerordentlichen Beifall. Seine Schriften sind herausg. von Peter Rudolf, Bischof von Sinigaglia (4 Bde., Vened. 1591). Vgl. Toussaint, «Das Leben des heil. B.» (Regensb. 1873).

Bernhardiner, s. Cistercienser.

Bernhardinerkraut, s. Benediktenkraut und Cardobenedikte.

Bernhardinerkrebs, s. Bernhardskrebs.

Bernhardshund, s. unter Doggen.

Bernhardskrebs oder Bernhardinerkrebs (Pagurus Bernhardus), Name eines Meerkrebses mit weichem, sackförmigem Hinterleibe und einer großen Schere am ersten Fußpaare, meist am rechten Fuße, während die andere verkümmert und klein ist. Die B. gehören zu den sog. Mittelkrebsen (Anomura), die zwischen den kurzschwänzigen Krabben und den langschwänzigen Krebsen eine vermittelnde Stellung einnehmen. Die Krebse fressen Schneckenmuscheln aus, die ihrer Größe entsprechen, setzen sich darin mit dem weichen Hinterleibe, der seitliche Halter hat, fest und schleppen dann die Gehäuse mit sich herum. Ist ihnen ein solches zu klein geworden, so suchen sie ein größeres und verlassen das alte Haus. Bei Gefahr ziehen sie sich so zurück, daß nur die große Schere den Eingang deckt. Sie kommen in allen Meeren in zahlreichen Arten vor und halten sich sehr gut in Wasseraquarien, in welchen sie dem Publikum durch ihre seitlichen, tänzelnden Bewegungen stets Vergnügen gewähren. Ihre jugendlichen Formen oder Larven sind höchst eigentümlich gebildet. Höchst sonderbar ist die Freundschaft, welche einige Arten der Gattung mit gewissen Seeanemonen (Adamsien) halten, die sich nur auf solchen Schneckenschalen entwickeln, die von B. bewohnt sind. Auf andern von B. bewohnten Gehäusen, und nur auf diesen, entwickelt sich ein Schwamm (Suberites), der durch Überwuchern endlich die Öffnung schließt und den Krebs tötet. (Hierzu Abbildung auf Tafel: Aquarium, Fig. 14.)

Zu derselben Familie gehört der große, auf den Molukken lebende Beutelkrebs (Birgus latro), der in Felsenlöchern lebt, nachts auf das Land geht und auf Bäume klettert und sogar unreife Kokosnüsse mit den Scheren aufkneipen soll.

Bernhardt (August), verdienter Forstmann, geb. 28. Sept. 1831 zu Sobernheim a. d. Nahe, studierte als preuß. Feldjäger 1855—57 auf der Forstakademie Neustadt-Eberswalde, wurde 1864 Oberförster in Lützel in Westfalen und 1869 Mitglied der Prüfungskommission in Berlin. Nach Beendigung des Deutsch-Französischen Kriegs fand er als Forstinspektionsbeamter Verwendung in Metz, übernahm 1871 die Stellung als Dirigent des forstlichen Versuchswesens in Eberswalde, zugleich als Lehrer die Vorträge über Geschichte und Statistik an dieser Akademie; 1872 wurde er zum Forstmeister und 1878 als Oberforstmeister zum Direktor der Forstakademie Münden ernannt. Er starb daselbst 14. Juni 1879. B. war seit 1873 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er der national-liberalen Partei angehörte. Von seinen litterarischen Arbeiten verdient namentlich hervorgehoben zu werden: «Geschichte des Waldeigentums,

der Waldwirtschaft und Forstwissenschaft in Deutschland» (3 Bde., Berl. 1872—75). Ferner sind erwähnenswert: «Die Haubergswirtschaft im Kreise Siegen» (Münster 1867), «Die Waldwirtschaft und der Waldschutz mit besonderer Rücksicht auf die Waldschutzgesetzgebung in Preußen» (Berl. 1869), «Die forstlichen Verhältnisse in Deutsch-Lothringen» (Berl. 1871), «Forststatistik Deutschlands» (Berl. 1872), «Eichenschälwald-Katechismus» (Berl. 1877), «Chronik des deutschen Forstwesens», welche B. begründet und von der er bis 1878 vier Jahrgänge herausgab.

Bernhardt (Rosine Bernard, genannt Sarah), hervorragende franz. Schauspielerin, wurde zu Paris 22. Okt. 1844 geboren. Ihre Mutter war eine holländ. Jüdin, ihr Vater aber ließ sie taufen und in einem Kloster erziehen. Sie trat 1858 ins pariser Konservatorium, wo sie mehrere Preise erhielt, und wurde, nachdem sie im Gymnase, dann in der Porte-Saint-Martin und im Odéon gewirkt hatte, Mitglied der Comédie française, wo sie sich durch ein zur höchsten Vollkommenheit entwickeltes Darstellungstalent die Gunst des Publikums in reichstem Maße erwarb. Ihre Rollen (Phèdre, Andromaque, Zaïre, Chérubin in «Le Mariage de Figaro», Doña Sol in «Hernani» u. s. w.) gehören zu den rührendsten und ergreifendsten, die je auf dem Théâtre français gesehen worden sind. Im April 1880 gab sie ganz unerwartet ihre Dimission und verließ Paris; sie ging zunächst nach Amerika, wo sie viel Beifall erntete, und unternahm dann Gastreisen durch ganz Europa. Im April 1882 verheiratete sie sich mit dem Schauspieler Daria (ursprünglich Jacques d'Amala). Sarah B. hat ihr Talent auch als Schriftstellerin und Bildhauerin bewährt. Ihre Magerkeit ist sprichwörtlich geworden; ihrem Deutschenhaß hat sie bei verschiedenen Gelegenheiten in schroffster Weise Ausdruck gegeben.

Bernhardy (Gottfr.), namhafter deutscher Philolog, geb. 20. März 1800 zu Landsberg in der Neumark, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und bezog im 17. Jahre die dortige Universität, wo er sich vorzugsweise philos. und philol. Studien, letztern besonders unter Wolf und Böckh widmete. Schon nach wenigen Jahren machte sich B. durch eine gediegene Schrift, die «Eratosthenica» (Berl. 1822), auf das vorteilhafteste bekannt, habilitierte sich 1823 bei der Universität und wurde zwei Jahre später zum außerord. Professor an derselben ernannt. Seit 1829 ord. Professor zu Halle, erhielt er daselbst 1844 auch die Stelle eines Oberbibliothekars der Universität und 1862 das Prädikat eines Geh. Regierungsrats. B. starb 14. Mai 1875 zu Halle. Während seines Wirkens in Berlin beschäftigten ihn namentlich zwei größere Arbeiten, die Ausgabe der «Geographi Graeci minores», wovon jedoch nur der erste Band (Lpz. 1828), Dionysius Periegetes enthaltend, erschienen ist, und die «Wissenschaftliche Syntax der griech. Sprache» (Berl. 1829; dazu «Paralipomena», Halle 1862). In letzterm Werke versuchte er, die Gliederung der griech. Syntax als eines organischen Ganzen auf histor. Wege nach Gattungen und Zeiträumen noch über die klassische Periode hinaus zu entwickeln. Dieselbe Richtung auf die tiefere Erkenntnis des innern Zusammenhangs der histor. Erscheinungen bekunden von seinen spätern Arbeiten vor allem der «Grundriß der röm. Litteratur» (Halle 1830; 5. umgearbeitete Aufl., Braunschw. 1869) und der «Grundriß der griech. Litteratur» (Bd. 1, Halle 1836; Bd. 2, 1845; 3. umgearbeitete Aufl. 1861—72), zwei treffliche Werke, welche die allgemeinste Anerkennung gefunden haben. Von seinen übrigen gelehrten Arbeiten sind, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und zu Ersch und Grubers «Encyklopädie» (z. B. über Epicharmos, Euripides, Eratosthenes), noch die Ausgabe des Suidas (4 Bde., Halle 1834—53) und die «Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie» (Halle 1832) hervorzuheben.

Berni (Francesco), ital. Dichter, geb. zu Lamporecchio in Toscana um 1496, lebte bis zu seinem 19. Jahre in Florenz und kam hierauf zu Leos X. Günstling, Kardinal Bibbiena, nach Rom, dann als Sekretär zu Giberti, Bischof von Verona, verließ jedoch diese Stelle und wurde Mitglied der Gesellschaft der Vignajuoli, d. h. Winzer, deren Ziel die Pflege des heitern Lebensgenusses war. Um 1533 kehrte er nach Florenz zurück, wo er ein Kanonikat erhalten hatte, lebte dort in der nähern Umgebung des Herzogs Alexander Medici und starb 26. Juli 1536. Er schrieb: «Catrina, Alto scenico rusticale» (Flor. 1567), «Opere burlesche» (2 Bde., Flor. 1548—55; 3 Bde., Lond. 1723 fg.), «Orlando innamorato» (Vened. 1541, seither sehr oft gedruckt; beste Ausg. in 2 Bdn., Flor. 1827—28), lat. Gedichte in Catulls Stil u. s. w. Der «Orlando innamorato», B.s Hauptwerk, eine Umdichtung des gleichnamigen Epos Bojardos ins Burleske, zeichnet sich durch Eleganz der Sprache und Leichtigkeit des Versbaues aus und hat den «Orlando innamorato» Bojardos fast vollständig verdrängt. Durch diese Umdichtung wurde B. der Vater der nach ihm benannten «Poesia Bernesca». Die Episode, in welcher B. sich selbst schildert, ist übersetzt von Regis in dessen «Bojardo». Vgl. Virgili, «Francesco B.» (Flor. 1881).

Bernina, ein mächtiger vergletscherter Gebirgsstock im schweiz. Kanton Graubünden, bildet die südwestlichste Gruppe der Rhätischen Alpen und gipfelt mit dem Piz Bernina (4052 m) im NO., der sich zwischen den Gletschern Tschierva, Morteratsch und Scerscen erhebt; die Spitze wurde zuerst 13. Sept. 1850 vom eidgenössischen Geometer Coaz, dann 3. Okt. 1858 von Sarraz, Jenni und Rudi und seither öfters bestiegen. Das Gletschergebiet des B., das an Ausdehnung kaum dem Montblancgebiet nachsteht, schickt seine größten Gletscher (Forno-, Roseg-, Morteratschgletscher) nach N. ins Bergell und Oberengadin. Quer durch das Massiv führt vom Malojapasse nach Sondrio im Veltlin der rauhe Murettopaß (2626 m) und scheidet die Gruppe des Monte della Disgrazia (3680 m) und der Bergellerberge (Cima di Castello, 3403 m) von dem eigentlichen Berninagebirge. (S. Alpen, S. 460, 10.) Über das Joch am Ostende des Stocks führt die ungefähr 50 km lange Kunststraße des Berninapasses (2336 m) aus dem Oberengadin in das Puschlav und Veltlin. Unterhalb der Paßhöhe liegen die beiden Seen Lago-Nero und Lago-Bianco, von denen der erstere zum Gebiete des Inn, der letztere zu demjenigen der Adda gehört. Auf dem Nordabhange bieten die Berninahäuser (2049 m), auf der aussichtsreichen Paßhöhe das Ospizio Bernina Unterkunft.

Bernini (Giovanni Lorenzo), berühmter ital. Bildhauer, Architekt und Maler, geb. 7. Dez. 1598 zu Neapel, führte bereits im Alter von 10 Jahren einen Kinderkopf in Marmor aus. B. bildete sich in Rom aus und arbeitete, noch nicht 18 J. alt, Apollo und Daphne in Marmor, die durch die große Zart-

der Ausführung sich auszeichnen. Den Gipfel seines Ansehens erreichte er unter Papst Urban VIII., unter dem er zur Ausstattung der Peterskirche das kolossale Tabernakel über dem Grabe des Petrus fertigte, zu dessen Ausführung die Bronzen von der Eindeckung der Vorhalle des Pantheon entnommen wurden, sodann den Baldachin mit dem Stuhle des heil. Petrus. Außer Urban VIII. wurde B. besonders durch Innocenz X. begünstigt; unter beiden beherrschte er das röm. Kunstleben. Zu seinen berühmtesten Arbeiten gehören die Grabmäler Urbans VIII., Alexanders VII. und der Gräfin Mathilde. Im Fache der Architektur ist der kolossale Säulengang vor St. Peter sein bedeutendstes Werk. Auf Einladung Ludwigs XIV. ging B. 1665 nach Paris, wo er sich vornehmlich mit Entwürfen zum Ausbau des Louvre beschäftigte; doch kam nachmals ein Entwurf des Franzosen Claude Perrault zur Ausführung. Nach Rom zurückgekehrt, starb er hier 28. Nov. 1680 und ward in der Kirche Sta.-Maria-Maggiore beerdigt. B., der geistvolle Begründer des Weltstils, welcher als Barocke in den folgenden Jahrhunderten ein Hauptfaktor des modernen kulturlichen Umschwungs wurde, ist erst in neuerer Zeit, nachdem eine akademisch-befangene Theorie ihn lange als ästhetischen Übelthäter verunglimpft hatte, wieder nach Verdienst als einer der größten Genien der Kunst gewürdigt worden.

Bernis (François Joachim Pierre de), Kardinal und Minister Ludwigs XV. von Frankreich, geb. zu St.-Marcel de l'Ardèche 22. Mai 1715 aus einem alten Geschlechte, widmete sich dem geistlichen Stande und studierte zu Paris im Seminar von St.-Sulpice. Kaum 18jährig trat er als Abbé in die vornehme Welt, wo sein einnehmendes Äußere, sein liebenswürdiges Wesen und das Talent, gefällige Verse zu machen, sein Emporkommen begünstigten. Die Marquise Pompadour stellte ihn Ludwig XV. vor, der ihn lieb gewann und ihm eine Wohnung in den Tuilerien nebst einer Pension von 1500 Livres gab; 1744 ward er Mitglied der Akademie. Im Anfang der funfziger Jahre erwarb er sich als Gesandter in Venedig durch die Ausgleichung eines zwischen dem Papste und der venet. Regierung obwaltenden Zwistes Gunst und Ansehen bei der Republik wie bei dem Papste und der eigenen Regierung. Nach Paris zurückgekehrt erhielt er 1755 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und trug mit zur Herstellung des Bündnisses mit Österreich bei, das Frankreich in den Siebenjährigen Krieg verwickelte. Niedergebeugt von den Unfällen im Kriege, suchte B. vergebens für den Frieden zu wirken, überwarf sich dadurch mit der Marquise Pompadour und ward 1758 von Choiseul gestürzt, in demselben Augenblick, wo er von Benedikt XIV. den Kardinalshut erhielt. Vom Hofe verwiesen, blieb er in Ungnade bis 1764, wo ihn der König zum Erzbischof von Alby ernannte. Im J. 1769 wurde er Gesandter in Rom, wo er seine Regierung prächtig zu repräsentieren wußte. Die Revolution, welche er nicht verkannte, vernichtete seine Stellung sowie seinen Besitz. Er blieb in Rom bis an seinen Tod, 2. Nov. 1794. Seine Poesien sind von geringem Wert. Das Gedicht «La religion vengée» wurde nach seinem Tode von Azara (Parma 1795) und Migne (1848) herausgegeben. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen 1797 und 1825.

Bernkastel (Berncastel, Beronis castellum, Berencastellum), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, am rechten Moselufer romantisch in einem engen Thale gelegen, durch eine Zweigbahn mit der Moselbahn verbunden, Sitz eines Amtsgerichts, wird von den Ruinen eines alten Schlosses überragt, hat bedeutende Tabak- und Cigarrenfabrikation, trefflichen Weinbau (von dem namentlich der «Bernkasteler Doktor» als einer der feinsten Moselweine gilt), Schieferbrüche, Eisen-, Blei- und Kupfergruben, Schiffahrt, Handel mit Wein und Schiefer und zählt (1880) 2462 meist kath. E. Von B. führt eine steinerne Brücke (die erste stehende zwischen Trier und Koblenz) auf das linke Moselufer. B. gehörte früher zum Erzbistum Trier, erhielt 1291 vom Kaiser Rudolf I. Stadtfreiheiten. Die Burg, jetzt im Besitze des Kaisers Wilhelm, wurde im 7. Jahrh. vom Grafen Bero erbaut, 1017 vom Erzbischof Poppo als Raubnest zerstört, 1277 vom Erzbischof Heinrich wieder aufgebaut, galt im Mittelalter als sehr fest, wurde 1639 und 1650 von den Franzosen erobert, 1674 vergeblich belagert und 1692 durch Feuersbrunst zerstört. Die Burg bietet einen reizenden Blick auf das Mosel- und Tiefenbachthal. — Der Kreis Bernkastel umfaßt 668,3 qkm mit (1880) 44722 E. (etwa zwei Drittel Katholiken).

Bernolák (Anton), slaw. Sprachforscher, geb. 4. Okt. 1762 im Dorfe Slanica im ungar. Komitat Arva, stammte aus einer geadelten slowakischen Familie, wurde kath. Geistlicher und wirkte als solcher an verschiedenen Stellen; er starb 15. Jan. 1813 in Ersek-Ujvár als Dechant und Schuldirektor. B. ist nach einigen weniger bedeutenden Vorgängern der hauptsächlichste Begründer einer besondern, von der czech. unterschiedenen slowakischen Schriftsprache und Litteratur. Sein wichtigstes Werk ist das große slowakisch-czech.-lat.-deutsch-ungar. Wörterbuch (6 Tle., Ofen 1825—27); Erwähnung verdient auch seine «Grammatica slavica» (Preßb. 1790), in deutscher Sprache unter dem Titel: «Slowakische Grammatik» (Ofen 1817).

Bernoulli, Name einer Reihe ausgezeichneter Männer, die fast sämtlich die mathem. Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Studien wählten und von einem Jakob B. (gest. 1583) abstammen, der, um den Bedrückungen des Herzogs Alba zu entgehen, von Antwerpen nach Frankfurt auswanderte. Ein Enkel desselben, ebenfalls Jakob B. genannt, geb. um 1598, siedelte sich 1622 in Basel an und starb daselbst 1684. — Leon B., welcher Olearius auf der holstein. Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete und dessen Schicksale Varnhagen von Ense in seinen «Biographischen Denkmalen» (Bd. 4, Lpz. 1872) in der Biographie Paul Flemmings erzählt, starb zu Leiden 1672 und gehörte dem frankfurter Zweige der Familie an. In Basel gehörte die Familie bald zu den angesehensten, und viele ihrer Mitglieder bekleideten die höchsten Staatsämter. — Nikolaus B., der älteste Sohn des letztgenannten Jakob B., geb. 19. Nov. 1623, gest. 8. März 1708, Kaufmann und Mitglied des Großen Rats in Basel, hinterließ 11 Kinder, von denen das fünfte, Jakob, und das zehnte, Johann, berühmte Mathematiker wurden. — Jakob I. B., geb. 27. Dez. (a. St.) 1654 zu Basel, Professor der Mathematik daselbst seit 1687, gest. 16. Aug. 1705, wendete die von Leibniz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen auf die schwierigsten Fragen der Geometrie und Mechanik an, berechnete die loxodromische und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedener krummer Linien

und erfand die Bernoullischen Zahlen, worunter man die Koëffizienten des niedrigsten Gliedes in den Formeln für die Summen der geraden Potenzen aller ganzen Zahlen von 1 bis x versteht, von denen er jedoch nur die fünf ersten angegeben hat; ihr Gesetz wurde erst von Moivre gefunden und von Euler einfacher dargestellt. Eine Sammlung seiner Werke erschien in Genf (2 Bde., 1744).

Sein Bruder **Johann I. B.**, geb. 27. Juli (a. St.) 1667 zu Basel, war ebenfalls einer der größten Mathematiker seiner Zeit. Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, wendete er sich später den Wissenschaften zu, studierte von 1683 an besonders Medizin und Mathematik und machte 1690—92 verschiedene Reisen, namentlich auch nach Frankreich, wo er den Marquis de l'Hopital kennen lernte. Nachdem er 1694 zu Basel in der mediz. Fakultät promoviert, ging er 1695 als Professor der Mathematik nach Gröningen. Nach seines Bruders Jakob Tode übernahm er in Basel dessen Stelle, die er bis zu seinem Tode, 1. Jan. 1748, bekleidete. Er erfand während seines Aufenthalts in Paris den calculus exponentialis, den er 1697 bekannt machte, noch vor Leibniz, bearbeitete mit seinem vorgenannten Bruder die Differentialrechnung und wurde der Erfinder der Integralrechnung. Seine sämtlichen Schriften erschienen in Genf (4 Bde., 1742) und sein «Briefwechsel mit Leibniz» ebendaselbst (2 Bde., 1745). — Ein Neffe der beiden vorigen, **Nikolaus B.**, geb. zu Basel 10. Okt. (a. St.) 1687, studierte die Rechte, vorzugsweise aber die Mathematik, namentlich auch in Gröningen, von wo er 1705 mit seinem Oheim Johann B. nach Basel zurückkehrte. Er ward auf Leibniz' Empfehlung 1716 Professor der Mathematik in Padua, 1722 Professor der Logik in Basel, 1731 Professor des Lehnrechts daselbst und starb 29. Nov. 1759. B. bereicherte mit mehrern Entdeckungen die Wahrscheinlichkeits- und die Integralrechnung.

Nikolaus B., der älteste Sohn Johanns I., geb. zu Basel 27. Jan. (a. St.) 1695, war seit 1723 Professor der Rechte zu Bern, seit 1725 Professor der Mathematik in Petersburg, wo er 26. Juli 1726 starb. — Sein jüngerer Bruder, **Daniel B.**, geb. 29. Jan. 1700 zu Gröningen, studierte in Basel Medizin und Mathematik. Nach Reisen durch Deutschland und Italien folgte er 1725 einem Rufe nach Petersburg; 1733 kehrte er nach Basel zurück, wo er die Professur der Anatomie und Botanik, 1750 die der Physik erhielt und 17. März 1782 starb. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Zehnmal erhielt er den Preis der pariser Akademie. Mit seinem Vater teilte er 1734 einen doppelten Preis bei der genannten Akademie für die Abhandlung «Über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator». In den Akten der petersburger, pariser, berliner und anderer Akademien, deren Mitglied er war, sind viele seiner Abhandlungen gedruckt. Sein Hauptwerk ist die «Hydrodynamik» (Straßb. 1738). — **Johann B.**, der Neffe des vorigen, geb. zu Basel 4. Nov. 1744, starb als königl. Astronom 13. Juli 1807 zu Berlin, wohin er 1764 berufen worden war, nachdem er fast alle Länder Europas besucht hatte. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Recueil pour les astronomes» (3 Bde., Berl. 1772—76), «Sammlung kurzer Reisebeschreibungen» (15 Bde., Berl. 1782—93), «Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntnis» (8 Bde. Berl. 1783—88). — Von seinen beiden Brüdern war **Daniel B.**, geb. 31. Jan. 1751 zu Basel, gest. daselbst 21. Okt. 1834, Doktor der Medizin und Professor der Beredsamkeit, während **Jakob B.**, geb. 17. Okt. 1759 zu Basel, nach Petersburg ging, wo er sich mit einer Enkelin Eulers vermählte und 13. Juli 1789 als Professor der Mathematik und Akademiker starb.

Christoph B., Sohn des letztgenannten Daniel B., geb. 15. Mai 1782 zu Basel, besuchte das Collége zu Neufchâtel, worauf er 1799 im Büreau des Ministeriums Stapfer zu Luzern, dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung erhielt. Seit Okt. 1801 studierte er in Göttingen Naturwissenschaften und 1802—4 war er in Halle ord. Lehrer am Pädagogium. Sodann ging er nach Berlin und Paris, kehrte nach kurzem Verweilen an der Schule zu Aarau nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1806 eine Privatlehranstalt eröffnete, die er aber 1817 eingehen ließ, worauf ihm die Professur der Naturgeschichte an der dortigen Universität übertragen wurde. Nachdem er sich 1861 vom Lehramte zurückgezogen, starb er 6. Febr. 1863. B. gehört zu den fleißigsten Schriftstellern in Bearbeitung der rationellen Technologie, und seine Schriften bilden den Übergang von der ältern Behandlungsweise der Technologie zu der neuern rationellen Methode. Von diesen sind zu erwähnen: «Über den nachteiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie» (Bas. 1822), «Anfangsgründe der Dampfmaschinenlehre» (Bas. 1824), «Rationelle Darstellung der gesamten mechan. Baumwollspinnerei» (Bas. 1829), «Vademecum des Mechanikers» (Bas. 1829); «Handbuch der Technologie» (2 Bde., Bas. 1833—34; 2. Aufl. 1840), «Handbuch der Dampfmaschinenlehre» (Stuttg. 1833; 5. Aufl. 1865), «Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik» (2 Bde., Stuttg. 1834—35), «Handbuch der Populationistik» (Ulm 1840), «Technolog. Handencyklopädie» (Stuttg. 1850). — Sein Sohn **Johann Gustav B.**, geb. zu Basel 1811, gest. 2. Nov. 1877, machte sich durch Bearbeitung des von seinem Vater herausgegebenen «Vademecum des Mechanikers» (16. Aufl., herausg. von Autenheimer, Stuttg. 1878) litterarisch bekannt.

Johann Jakob B., geb. 18. Jan. 1831 zu Basel, war erst Lehrer der Geschichte am obern Gymnasium und an der obern Realschule zu Basel und wurde dann zum außerord. Professor an der dortigen Universität ernannt. Seine Schriften behandeln meist Gegenstände der antiken Plastik, wie «Über die Laokoongruppe» (Bas. 1863), «Über die Minervenstatuen» (Bas. 1871), «Die Bildnisse des ältern Scipio» (Bas. 1875), «Die Bildnisse berühmter Griechen» (Bas. 1877) und namentlich «Aphrodite» (Lpz. 1874) — **Karl Gustav B.**, Bruder des vorigen, geb. zu Basel 24. Jan. 1834, studierte Medizin und Naturwissenschaften und unternahm dann Untersuchungsreisen in Guatemala, deren Resultate zumeist in Petermanns «Mitteilungen» niedergelegt sind. Er starb 18. Mai 1878 zu San-Francisco. B. beschrieb auch «Die Gefäßkryptogamen der Schweiz» (Bas. 1857).

Bernstadt in Schlesien, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Öls, an der Weide, Station der Rechte-Oderufer-Bahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4150 E., hat Tuchweberei, Schuhmacherei, Tischlerei, in der Umgegend bedeutende Schafzucht, ferner ein Schloß, in de[illegible]

das die großen Waldungen der Umgebung verwaltende herzogl. braunschweig. Forstamt befindet.

Bernstadt in Sachsen, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau (Oberlausitz), an der Pließnitz, 8 km nordöstlich von Herrnhut, Station der Bahn Löbau-Zittau, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1545 E., die meist Landwirtschaft treiben. Der Amtsbezirk B. umfaßt mit seiner prot. Bevölkerung den sog. «Eigenschen Kreis» und gehört zu den Besitzungen des Klosters Marienstern.

Bernstein oder Agtstein (Electrum), ein fossiles Harz, welches in weißer und in honiggelber bis braunroter Farbe vorkommt; es ist durchsichtig oder schwach durchscheinend bis undurchsichtig, fett- oder wachsglänzend, hart und bei allmählicher Erwärmung biegsam. Dasselbe ist ein Gemenge verschiedener Harze, denen eine geringe Quantität eines schwefelhaltigen Körpers beigemischt ist, schmilzt bei 270°, verbrennt mit hellleuchtender Flamme und besitzt ein spezifisches Gewicht von 1,080 bis 1,200. Es enthält mannigfache Einschlüsse von Pflanzen und Tieren, von denen manche noch heute vorkommen, während die meisten der Vorzeit angehören. Göppert stellte eine eigene Bernsteinfauna und Flora auf; letztere umfaßt nicht weniger als 24 Familien mit 64 Gattungen und 162 Arten.

Fundorte sind vorzugsweise die baltischen Gestade und die norddeutsche Tiefebene, namentlich ie preuß. Ostseeküste von Danzig bis Memel, wo ie Produktion gewerbsmäßig, und zwar in verchiedener Weise durch Strandfischerei, Taucherei, Gräbereien und Baggern betrieben wird. Die Strandfischer, welche namentlich nach heftigen Stürmen und bei herrschendem Nordostwinde arbeiten, ntersuchen den auf den Strand geworfenen Seeang und schöpfen oder lesen einzeln angespülte Stücke uf. Im J. 1878 wurden an der Ostseeküste zwischen Palmniden und Schwarzort 139 700 kg B. gewonen. Das Bergwerk Palmniden erbrachte davon 7500 kg, die Dampfbaggerei bei Schwarzort 6200 kg, während 6000 kg durch Schöpfen mit letzen, durch Stechen und Auflesen gewonnen wuren. Die Zahl der Familien, welche dort bei der ernsteingewinnung Unterkunft finden, beläuft sich uf 1000 mit mehr als 3000 Köpfen. Im J. 1879 eferte das Bergwerk Palmniden 71 000 kg, die aggerei Schwarzort 55 000 kg, durch Auflesen, chöpfen u. s. w. wurden 14 000 kg gewonnen, zummen 140 000 kg. Im J. 1880 lieferte das ergwerk Palmniden 90 000 kg, die Baggerei chwarzort 54 000 kg, durch Auflesen, Schöpfen s. w. wurden 12 500 kg gewonnen, zusammen 6 500 kg. Zu diesen Quantitäten treten noch die der übrigen Ostseeküste gesammelten und weiter Lande gegrabenen nicht unbedeutenden Mengen n B. Der B. findet in unreinen Sorten und Ablen bearbeiteter Stücke Verwendung zu Räucherlver, Bernsteinsäure, Bernsteinlack u. s. w., in ferer Ware und größern Stücken zur Fabrikation n perlen- oder korallenartigen und andern Schmucker Nippessachen, außerdem zu Amuletten. Die eise sind je nach der Qualität, Reinheit und Größe einzelnen Stücke sehr verschieden. Unreine und fallware kostet ungefähr 60—80 Pf. das Pfund. einere Stücke zu Korallen und Perlen (100 Stück f das Pfund) werden mit etwa 4, größere reine ücke (9 auf das Pfund) mit 60—75 Mark pro und bezahlt; große Kabinettsstücke gelten noch mehr. Das größte bisher (im J. 1803 bei Gumbinnen) aufgefundene Stück wiegt 13½ Pfd. und befindet sich im königl. Mineralienkabinett zu Berlin. Abnehmer des B.s sind namentlich Deutschland, Rußland, Österreich, die Türkei und Levante, Frankreich, England, Indien, China und Japan. Schmucksachen aus B. werden neben Quincaillerien aus Meerschaum, Schildpatt u. dgl. am besten in Wien, Paris und Konstantinopel verfertigt; Danzig, der Hauptplatz des Rohartikels, liefert gröbere Waren.

Der B. war schon den ältesten Völkern bekannt und kommt bei Homer unter dem Namen Elektron vor. Die Griechen erhielten ihn wahrscheinlich durch die Phönizier. Von ihnen stammt unstreitig auch die Sage, daß die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaëthon am Eridanus den B. ausschwitzten und ins Meer träufelten. Daß man in sehr frühen Zeiten den B. an Preußens Küste holte, erzählen sowohl Diodor von Sicilien wie Tacitus und Plinius. Man gebraucht denselben als Räuchermittel, vorzüglich aber zu Schmucksachen; schon die Frauen zur Zeit des Trojanischen Kriegs tragen bei Homer Hals- und Armbänder von Elektron. Im Mittelalter diente er als Heilmittel, und der Aberglaube empfahl Amulette von B. zur Sicherung gegen viele Gefährlichkeiten. Eine sehr schöne Sammlung von Bernsteinarbeiten besitzt die Universität zu Erlangen, für welche sie vom Markgrafen Friedrich von Baden gekauft wurde.

Bernstein, Städtchen in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Soldin, 20 km im SSO. von Dölitz am Jungfernsee gelegen, mit einem ehemaligen Cistercienser-Nonnenkloster, zählt (1880) 2347 E., die Landwirtschaft und Viehhandel treiben.

Bernstein (Aaron), namhafter polit. und naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 1812 zu Danzig, erhielt eine wesentlich talmudisch-biblische Erziehung und eignete sich seit 1832 in Berlin eine vielseitige sprachliche und naturwissenschaftliche Bildung an. Seine unter dem Namen Rebenstein veröffentlichte Übersetzung und Bearbeitung des Hohen Liedes (Berl. 1834) sowie eine litterarhistor. Arbeit: «Das junge Deutschland», führte ihn in die litterarischen Kreise Berlins ein. Er wurde infolge dessen Mitarbeiter an belletristischen Zeitschriften; einige der in ihnen veröffentlichten Aufsätze gab er unter dem Titel «Litterarische Studien» (Berl. 1838) heraus. Diesen folgten «Novellen und Lebensbilder» (Berl. 1840), eine Abhandlung: «Rotation der Planeten», und die anonyme finanzpolit. Schrift: «Zahlen frappieren» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1843). Die freien religiösen Bewegungen der vierziger Jahre regten 1845 auch B. an, in Gemeinschaft mit Stern u. a. die erste jüd. Reformgemeinde in Berlin zu begründen. Über seine Thätigkeit in dieser Hinsicht handelt er in der Schrift: «Über die Prinzipien der jüd. Reformgemeinde zu Berlin» (Berl. 1865). Im J. 1849 begründete er das demokratische Volksblatt «Urwählerzeitung», das bald große Ausdehnung und Einfluß gewann, ihm mehrere Preßprozesse, 1851 auch eine mehrmonatliche Gefängnishaft zuzog, 1853 aber ganz unterdrückt wurde. Hierauf rief er die «Volkszeitung» mit gleicher Tendenz ins Leben, für welches Blatt er noch jetzt die meisten Leitartikel liefert. Die naturwissenschaftlichen Aufsätze, welche er in dieser Zeitung veröffentlichte, gab er unter dem Titel heraus: «Aus dem Reiche der Naturwissenschaft» (Berl. 1856), welche Arbeiten wegen ihrer Gediegenheit

und Formvollendung in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurden. Sie erschienen später als «Naturwissenschaftliche Volksbücher» (4. Aufl., 21 Bde., Berl. 1880; neue Folge, Berl. 1880 fg.). Interessante Schilderungen aus dem jüd. Volksleben gab er in den Novellen «Vögele der Maggid» (Berl. 1860 u. 1864) und «Mendel Gibbor» (Berl. 1860; neue Ausg. 1872). Einen für die Bibelkritik wichtigen Beitrag lieferte B. in der Arbeit: «Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jakob» (Berl. 1871). Seine geschichtlichen Skizzen: «Die Märztage» (2. Aufl., Berl. 1873), «Aus dem Jahre 1848» (Berl. 1873), «1849. Verfassungskämpfe und Kabinettsintriguen» (Berl. 1873), «Bis nach Olmütz» (Berl. 1873 u. 1874) und «Die Jahre der Reaktion» (Berl. 1881) zeichnen sich durch lebhafte Schilderungen aus. Ferner sind zu nennen die Schriften: «Alexander von Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte» (Berl. 1869), «Naturkraft und Geisteswalten» (Berl. 1874) und «Natur und Kultur» (Lpz. 1880).

Bernstein (Julius), ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Dez. 1839 in Berlin, seit 1871 außerord. Professor der Medizin an der dortigen Universität, seit 1873 ordentl. Professor für Physiologie in Halle, hat sich durch seine Studien über die Ermittelung der Entstehungszeit und des Verlaufs der elektrischen Ströme in den Nerven bekannt gemacht und ein größeres Werk: «Untersuchungen über den Erregungsvorgang im Nerven- und Muskelsystem» (Heidelb. 1871), sowie «Die fünf Sinne des Menschen» (Bd. 12 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1875) veröffentlicht.

Bernstein (Georg Heinr.), berühmter deutscher Orientalist, geb. 12. Jan. 1789 zu Cospeda im Weimarischen, studierte 1806—11 in Jena, Leipzig und Göttingen orient. Sprachen, habilitierte sich 1811 in Jena als Privatdocent, wurde Ostern 1812 als außerord. Professor der morgenländischen Litteratur nach Berlin und 1821 als ord. Professor nach Breslau berufen und starb 5. April 1860. Auf wiederholt unternommenen Forschungsreisen nach Leiden, Cambridge, Oxford, London, Venedig, Florenz, Rom und Neapel sammelte er in den dasigen Bibliotheken ein gewaltiges litterarisches Material namentlich an Denkmälern der syr. Litteratur und Sprache, um deren Erforschung er sich bahnbrechende Verdienste erworben hat. Die Zahl der von ihm publizierten Schriften ist eine sehr große. Als die hauptsächlichsten sind die auf das Gebiet des Syrischen sich beziehenden, und zwar folgende zu bezeichnen: «Gregorii Bar-Hebraei chronici syriaci e codd. mss. passim emendati specimen I» (Lpz. 1822); ferner besorgte er eine zweite Auflage von Kirschs «Chrestomathia syriaca» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1832—36). Von seinem großen syr. Wörterbuche erschien nur das erste Heft (Berl. 1857). Er hat ferner zu wiederholten malen Teile von dem großen exegetischen Werk des Gregorius Bar-Hebräus, dem «Horreum mysteriorum», teils selbst publiziert, teils durch seine Schüler aus den von ihm mit größter Gewissenhaftigkeit gemachten Abschriften bearbeiten lassen. Ferner sind zu erwähnen seine Ausgabe der charklensischen Übersetzung des Evangeliums Johannis (Lpz. 1853) sowie die «Commentatio de Charklensi Novi Testamenti translatione syriaca» (Bresl. 1837; 2. Ausg. 1854). Außerdem publizierte B. einen Teil des «Hitopadesa» (Bresl. 1823), das arab. Lobgedicht des Safi el-dîn (Lpz. 1816) und das arab. Werk eines ungenannten Verfassers: «De initiis et originibus religionum in oriente dispersarum» (Berl. 1816).

Bernsteinfirnis, eine Lösung von Bernsteinkolophonium in Terpentinöl, deren Konzentration dem beabsichtigten Zwecke angepaßt wird. Will man einen dickflüssigen, tiefschwarzen Firnis, so trägt man in schwach erwärmtes Terpentinöl so lange Bernsteinkolophonium ein, als dieses noch gelöst wird, und erteilt dem Firnis durch Zusatz von Terpentinöl jeden beliebigen Grad von Flüssigkeit. Mit Leinölfirnis gemischter B. wird als **Bernsteinlack** bezeichnet.

Bernsteinkolophonium nennt man den durch Erhitzen und Schmelzen veränderten Bernstein. Durch diese Operation erleidet der Bernstein, auf gleiche Weise wie manche andere Harze eine wesentliche Umwandlung seiner Eigenschaften, die darin besteht, daß das im natürlichen Zustande in flüchtigen Ölen unlösliche Harz sich nun mit Leichtigkeit in Terpentinöl u. dgl. löst und damit für die Firnis- und Lackbereitung vorzügliches Material liefert. Zur Darstellung wählt man die dunkelsten und geringwertigsten Sorten des Bernsteins, kleine Abfälle von der Verarbeitung u. dgl. Das Material wird in einer eisernen mit Helm und weitem Kühlrohre versehenen Destillierblase vorsichtig bis zum Schmelzen erhitzt und dann so lange im geschmolzenen Zustande belassen, bis das anfangs auftretende Aufwallen nachläßt und das Ganze ruhig, ohne mehr Blasen zu werfen, fließt. Es ist hierbei sehr genaue Regulierung der Temperatur erforderlich, da die fertig geschmolzene Masse leicht durch zu starke Wärme verdorben wird. Ist der richtige Grad von Schmelzung erreicht, so läßt man das Kolophonium durch ein Abflußrohr in einen eisernen Kasten laufen, in welchen es nach dem Erkalten zu einer pechschwarzen, glänzenden, auf dem Bruche muscheligen Masse erstarrt. Während des Schmelzens entweichen reichliche Dämpfe, welche sich teils im Helm und Kühlrohr zu fester Bernsteinsäure (s. d.), teils zu Öl (s. d.) und Wasser verdichten.

Bernsteinküste, s. Samland.

Bernsteinöl, ätherisches, wird gewonnen, indem man das bei der Bereitung des Bernsteinkolophoniums (s. d.) entstandene ölige, grünlich blau schimmernde, undurchsichtige Destillat, das empyreumatische B., vom beigemischten Wasser trennt und aus gläsernen Retorten so oft rektifiziert, bis es völlig farblos erscheint. Die Farblosigkeit bewahrt das Öl jedoch nur, wenn es vor der Einwirkung von Luft und Licht auf sorgfältigste bewahrt bleibt; die Fabriken, welche sich mit der Darstellung dieses Präparates befassen, pflegen daher das Öl unmittelbar nach seiner Bereitung in kleine, ganz davon erfüllte Flaschen zu verteilen, in denen es später zum Versand kommt, die Aufbewahrung erfolgt an einem dunkeln Orte. Trotzdem ist das Öl im Handel selten farblos zu treffen, meist ist es gelb. Das rektifizierte Öl ist ein Gemenge von zwei isomeren Camphenen $C_{10}H_{16}$, von denen das eine bei 110°, das andere bei 260° siedet. Obgleich die Siedepunkte der beiden Öle so weit voneinander liegen, so ist eine scharfe Trennung derselben durch fraktionierte Destillation nicht möglich; es scheint der letztere flüchtige Anteil aus dem schwerer siedenden Öl während der Destillation durch Zersetzung hervorzugehen.

Bernsteinsäure, $C_4H_6O_4$ oder $C_2H_4(COOH)_2$, ein organische Säure, deren Vorkommen im Bern-

stein schon 1550 von Agricola erkannt wurde. Sie findet sich außerdem vielfach verbreitet im Pflanzenreich wie auch im Tierkörper. Bei der Darstellung geht man meist von Bernstein aus und erhält sie im unreinen Zustande als Nebenprodukt bei der Fabrikation des Bernsteinkolophoniums (s. d.). Die rohe Säure wird, soweit es thunlich ist, mechanisch vom beigemischten Öl befreit, in siedendem Wasser gelöst, siedend heiß durch Papier filtriert, worauf beim Erkalten eine reichliche Krystallisation einer durch gelöstes und verändertes Öl tief braun gefärbten, unangenehm riechenden Säure erfolgt. Diese wird von der tief gefärbten Mutterlauge getrennt, von neuem in heißem Wasser gelöst, unter Zusatz von gepulverter Holzkohle gekocht, krystallisiert und diese Umkrystallisation wird so oft wiederholt, bis die Krystalle nur noch schwach gelb gefärbt sind. In diesem, noch durch Öl verunreinigten Zustande bildet sie das als Acidum benzoicum offizinelle Präparat der Deutschen Pharmakopöe. Will man sie chemisch rein erhalten, und sie von den durch Krystallisation kaum entferntern Anteilen von Öl befreien, so fügt man der partiell gereinigten Säure in kochender Lösung etwas Salpetersäure zu und kocht damit bis die Flüssigkeit entfärbt erscheint und sich das Öl in ein rötliches Harz verwandelt hat. Läßt man nach dem Filtrieren dann erkalten, so erhält man meist vollkommen farblose und geruchlose Krystalle; ist dies beim ersten male nicht erreicht, so kocht man zum zweiten male mit Salpetersäure und läßt wieder krystallisieren.

Eine andere Darstellungsweise, die jedoch für die Bereitung des offizinellen Präparates nicht geeignet ist, gründet sich auf die Zersetzung, welche der apfelsaure Kalk durch Gärung erleidet. Apfelsaurer Kalk (s. Apfelsäure) wird mit Wasser angerührt, dann mit faulendem Käse als Fermentträger versetzt, worauf man die Mischung 8—14 Tage lang in einem warmen Orte, am besten bei einer Temperatur von 20—30° stehen läßt. Die Apfelsäure spaltet sich dabei bei normalem Verlauf der Gärung in Bernsteinsäure, Essigsäure, Kohlensäure und Wasser:

$$C_4H_6O_5 = 2C_4H_6O_4 + C_2H_4O_2 + 2CO_2 + H_2O.$$

Nach beendigter Gärung hat sich ein körnig krystallinischer Niederschlag, ein Gemenge von bernsteinsaurem und kohlensaurem Kalk gebildet, der mit Wasser ausgewaschen und mit Schwefelsäure zersetzt wird. Die vom schwer löslichen schwefelsauren Kalk abfiltrierte Flüssigkeit liefert nach dem Verdampfen unreine Krystalle von B., die durch wiederholte Krystallisation gereinigt werden.

Die reine B. krystallisiert in großen gut ausgebildeten, farblosen, rhomboidischen Prismen von intensiv saurem Geschmack. Sie ist löslich in 23 Teile kaltem, in etwa 1 Teil heißem Wasser, leicht in Alkohol, schwierig in Äther, schmilzt bei 180°, siedet bei 235° unter Verbreitung eines erstickend wirkenden Dampfes, und geht dabei zugleich in Bernsteinsäure-Anhydrid über, das durch Kondensation des Dampfes als Sublimat erhalten wird. Mit Basen verbindet sich die B. zu bernsteinsauren Salzen oder Succinaten; da sie eine zweibasische Säure ist, so bestehen zwei Reihen, neutrale und saure Salze; die neutralen Salze der Alkalien und der Magnesia sind löslich und krystallisierbar, die der übrigen Basen fast ausnahmslos unlöslich.

Bernstorff, eine alte deutsche Familie, deren Glieder seit dem 12. Jahrh. als Erbherren auf Bernstorff und Teschow in Mecklenburg bekannt sind. Andreas Gottlieb von B., geb. 1640, der zur Erlangung der Kurwürde für Hannover und zur Erhebung Georgs I. auf den engl. Thron beigetragen, wurde 8. Okt. 1715 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb 1726 als hannöv. Staatsminister. Da er keine Söhne besaß, so vererbte er das von ihm gestiftete Familien-Fideikommiß Gartow-Wotersen auf seinen Schwiegersohn und Neffen, den kurhannöv. Kammerherrn und außerordentlichen Gesandten Freiherrn Joachim von B. auf Rüting (geb. 1678, gest. 1737). Die beiden Söhne des Letztgenannten, der berühmte dän. Minister Joh. Hartwig Ernst von Bernstorff (s. d.) auf Wotersen und Andreas Gottlieb von B. auf Gartow (geb. 1708, gest. 1768 als kurhannöv. Land-, Kriegs- und Schatzrat), wurden 14. Dez. 1767 mit ihren sämtlichen Descendenten in den Lehnsgrafenstand des dän. Reichs erhoben. Joh. Hartwig Ernst starb ohne Nachkommen; sein Bruder Andr. Gottlieb hinterließ jedoch zwei Söhne, welche die Stifter der beiden noch blühenden Linien des Geschlechts wurden: die ältere oder Gartowsche Linie wurde von Graf Joachim Bechtold von B. (geb. 1734, gest. 3. Dez. 1807 als königl. großbrit.-hannöv. Geheimrat) begründet und von dessen Sohn, dem Grafen Ernst von B. (geb. 12. Juli 1768, gest. 2. Mai 1840), fortgeführt. Der Sohn des Letztern, Graf Bechtold von B., geb. 25. Okt. 1803, vormals erbliches Mitglied der hannöv. Ersten Kammer und Mitglied des Staatsrats, ist das gegenwärtige Haupt der Linie sowie auch Senior des Hauses. Die jüngere oder Wotersensche Linie hatte den zweiten Sohn des obengenannten Andr. Gottlieb, den Grafen Andr. Peter von Bernstorff (s. d.), ebenfalls bekannt als dän. Minister, zum Stifter. Letzterer hinterließ fünf Söhne. 1) Der älteste, Johann Hartwig Ernst, wurde Begründer der Speziallinie Gyldensteen-Wotersen, welche gegenwärtig durch dessen Enkel, den Grafen Johann von B., geb. 18. Jan. 1815, königl. preuß. Wirkl. Geheimrat und dän. Kammerherrn und Hofjägermeister, repräsentiert wird. 2) Der vierte, Graf Friedrich von B. (geb. 24. Juli 1773, gest. 3. April 1838), stiftete die Speziallinie Dreylützow-Stintenburg, an deren Spitze gegenwärtig sein Enkel, Graf Hermann von B., geb. 12. Sept. 1856, steht. Ein Oheim des letztern war der preuß. Minister Graf Albrecht von Bernstorff (s. d.). 3) Graf Magnus Karl von B., Erbherr auf Bernstorff in Seeland und dän. Oberst, gest. 8. Dez. 1836, von welchem noch ein Enkel, Magnus, geb. 15. Sept. 1841, preuß. Hauptmann, lebt. 4) Graf Christian Günther von B., geb. 3. April 1769 zu Kopenhagen. Derselbe kam nach vollendeten Studien zur dän. Gesandtschaft in Berlin, dann als Gesandter nach Stockholm, worauf er ohne Anstellung in Kopenhagen lebte. Nach dem Tode seines Vaters, 1797, wurde er Minister des Auswärtigen, trat jedoch 1810 von seinem Posten zurück und ging als dän. Gesandter an den Hof nach Wien, wo er auch 1814 dem Kongreß als dän. Bevollmächtigter beiwohnte. Hierauf kam er in gleicher Eigenschaft nach Berlin, während sein Bruder ihm in Wien als Gesandter nachfolgte. Er trat 1818 in den preuß. Staatsdienst und übernahm als Wirkl. Geh. Staatsminister das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; in dieser Stellung neigte er mit Entschiedenheit dem Metternichschen Reaktionssystem zu. Seit 1831 in

Ruhestand versetzt, starb er 28. März 1835. 5) Graf **Joachim Friedrich von B.**, geb. 5. Okt. 1771, starb 26. Okt. 1835 als dän. Geh. Konferenzrat und Gesandter am österr. Hofe.

Bernstorff (Joh. Hartwig Ernst, Graf von), dän. Staatsmann, «das Orakel von Dänemark», wie ihn Friedrich d. Gr. nannte, geb. zu Hannover 13. Mai 1712, trat in den dän. Staatsdienst und kam schon 1737 als Gesandter an den Reichstag zu Regensburg, wo er die Aufnahme Holsteins unter die alternierenden altfürstl. Häuser erwirkte, und 1744 nach Paris, ward 1749 Staatssekretär und Geheimrat und 1751 Minister des Auswärtigen. Die Vorsicht, Klugheit und Standhaftigkeit, mit welcher er die unter und nach dem Siebenjährigen Kriege wegen Holstein-Gottorp entstandenen Mißhelligkeiten zwischen Rußland und Dänemark auszugleichen wußte, belohnte König Christian VII. mit der Erhebung B.s und seiner Familie in den Grafenstand. Wie des Königs Friedrich V., so genoß er auch die Gunst Christians VII., bis es dessen neuem Günstlinge Struensee (s. d.) gelang, ihn 1770 aus seiner Stellung zu verdrängen, worauf er in Hamburg lebte. Nach Struensees Fall wurde er auf die ausgezeichnetste Art zurückberufen; doch im Begriff, nach Kopenhagen zurückzukehren, ereilte ihn der Tod 19. Febr. 1772. Für den Wohlstand des dän. Staats sorgte B. auf jede Weise. Fabriken und Manufakturen hoben sich, und der Handel erhielt durch ihn neuen Aufschwung. Dabei war B. zugleich Kenner und Beförderer der Kunst und Wissenschaft. Während er die Reise einer gelehrten Gesellschaft nach dem Morgenlande veranstaltete, deren Resultat in Niebuhrs Beschreibung vorliegt, zog er gleichzeitig eine große Anzahl deutscher Gelehrten nach Dänemark, darunter Klopstock, der bei ihm die gastlichste Aufnahme fand. Außerordentliche Thätigkeit zeigte er für die Milderung der Armut. Die Errichtung des Pflegehauses in Kopenhagen erfolgte nach seinem Plane. Zu dem allgemeinen Hospital in Kopenhagen legte er 1766 den Grundstein und die erste Hebammenschule in Dänemark verdankte ihm ihre Entstehung. Unter die Armen verteilte er jährlich den vierten Teil seiner Einkünfte, und selbst nach seinem Weggange aus Dänemark ließ er jährlich 3000 Fl. an dän. Arme verteilen. Auch gab er, von seinem Neffen, Andr. Peter Bernstorff (s. d.), angeregt, durch die Befreiung der Bauern seines Guts von den Fesseln der Leibeigenschaft und Feudallasten ein vortreffliches Beispiel.

Bernstorff (Andr. Peter, Graf von), der Brudersohn des vorigen, der sich als Staatsminister in mancher Beziehung noch größere Verdienste als dieser um den dän. Staat erwarb, geb. 28. Aug. 1735 zu Gartow im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, kam nach Vollendung seiner Universitätsstudien zu Leipzig und Göttingen und Reisen in England, der Schweiz, Frankreich und Italien 1759 in dän. Dienste. Schon war er 1767, zugleich mit seinem Oheim, in den Grafenstand erhoben und 1769 zum Geheimrat ernannt worden, als auch er bei Struensees Eintritt ins Ministerium seine Entlassung erhielt. Nach Struensees Fall ebenfalls zurückgerufen, stieg er bald zum Minister auf. Er brachte im Vertrag von Zarskoje-Selo vom 31. Mai 1773 die schon von seinem Oheim begonnenen Unterhandlungen wegen Austauschung des gottorpschen Anteils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst sowie die Erneuerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande und bewirkte (9. Juli 1780) den Bund zwischen Dänemark, Rußland und Schweden zum Schutz der bewaffneten Neutralität. Da aber seine Ansichten mit denen der verwitweten Königin Juliane und des Ministers Guldberg nicht übereinstimmten, so nahm er (Nov. 1780) seine Entlassung; doch wurde er 1784 in seine frühere Stellung zurückberufen. Er unterstützte die Einführung eines neuen Finanzplans, vollbrachte die von seinem Oheim und einigen Gleichgesinnten auf dem Wege der Freiwilligkeit begonnene Befreiung des leibeigenen dän. Bauernstandes (Gesetz vom 20. Juni 1788) und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die (19. Dez. 1804) nach seinem Tode erfolgte. Auch war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit und erklärte sich stets gegen eine Einschränkung der Preßfreiheit. Ein eifriger Förderer des innern Wohlstandes Dänemarks, ebenso für den Handel wie für die Industrie und den Ackerbau besorgt, verursachte sein Tod 21. Juni 1797 allgemeine Trauer. Vgl. Eggers, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Staatsministers von B.» (Kopenh. 1800).

Bernstorff (Albr., Graf von), preuß. Diplomat und Minister des Auswärtigen, geb. 22. März 1809, stammte aus der Linie Dreylützow-Stintenburg. Er begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der preuß. Gesandtschaft in Hamburg, kam dann in gleicher Eigenschaft nach Petersburg und Paris und wurde 1837 zum Legationsrat ernannt. Nachdem er 1840 in besonderer Mission nach Neapel, 1842 nach Paris gesandt worden, erfolgte 1845 seine Ernennung zum Gesandten am Hofe in München, wo er gegen die damals übermächtige ultramontane Partei den Charakter der prot. Macht, die er vertrat, kräftig zu wahren wußte, sich aber dabei doch das Vertrauen des Königs Ludwig erwarb. Im J. 1848 wurde er als Gesandter nach Wien geschickt. Hier war er bemüht, das gute Verhältnis zwischen Preußen und Österreich herzustellen. Nach der Konvention von Olmütz auf Veranlassung des Fürsten Schwarzenberg, dessen Politik er bekämpfte, zurückberufen, vertrat er im Winter 1851—52 Berlin als Mitglied der Ersten Kammer und schloß sich in derselben der Fraktion Alvensleben an. Als preuß. Gesandter kam er 1852 nach Neapel, 1857 nach London. Im Okt. 1861 wurde B. Minister des Auswärtigen, und ging, als 1862 das liberale Kabinett zurücktrat, in das konservative Ministerium von der Heydt-Roon über. Er schloß die Handelsverträge mit China und Japan ab, und seiner Thätigkeit war es auch wesentlich zuzuschreiben, daß der Handelsvertrag mit Frankreich zum Abschluß kam. Nach dem Rücktritt des Herrn von der Heydt im Sept. 1862 reichte auch Graf B. seine Entlassung ein und kehrte auf seinen Botschafterposten nach London zurück, wurde Ende 1867 zum Botschafter des Norddeutschen Bundes daselbst ernannt und 1871 in gleicher Eigenschaft für das Deutsche Reich bestätigt. B. starb zu London 26. März 1873.

Bernuth (Aug. Mor. Ludw. Heinr. Wilh. von), ehemaliger preuß. Justizminister, Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses, geb. 11. März 1808 zu Münster in Westfalen, studierte 1825—28 in Göttingen und Berlin die Rechte und trat gleich darauf in den Staatsdienst. Nachdem er verschiedene richterliche Stellungen in Westfalen bis 1845 bekleidet, wurde er als Hilfsarbeiter in das Geheime Ober-

tribunal nach Berlin berufen und 1849 zum vortragenden Rat im Justizministerium ernannt. In den J. 1849 und 1850 wurde er in Westfalen zum Mitgliede der Ersten Kammer gewählt, in der er sich lebhaft bei den Beratungen der Revision der Verfassungsurkunde im Sinne der liberalen Partei beteiligte. Diese Haltung schuf für die amtliche Stellung B.s als Ministerialrat Schwierigkeiten, welche ihn veranlaßten, aus der polit. Thätigkeit zu scheiden. Er kehrte 1855 zur richterlichen Laufbahn zurück und wurde zum Vizepräsidenten des Appellationsgerichts zu Glogau, 1859 zum Chefpräsidenten des Appellationsgerichts in Posen ernannt. Nachdem im Herbst 1860 seine Berufung als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus erfolgt war, wurde er 17. Dez. 1860 an die Stelle von Simons zum Justiz- und Staatsminister erhoben und trat als solcher namentlich für die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe ein. Als das Ministerium Schwerin infolge der Opposition des Abgeordnetenhauses gegen die Militärreorganisation im März 1862 zurücktrat, legte auch B. sein Amt nieder und unterstützte die Bestrebungen der liberalen Minorität im Herrenhause, wo er insbesondere die Preßordonnanz vom 1. Juni 1863 einer scharfen Kritik unterzog. In den J. 1873 und 1874 wurde B. zum ersten Vizepräsidenten des Herrenhauses gewählt. Seit 1867 gehörte er auch als Abgeordneter für den Wahlkreis Oschersleben-Halberstadt dem Norddeutschen, seit 1871 dem Deutschen Reichstage an, wo er 1874 der nationalliberalen Partei beigetreten ist.

Bernuth (Otto Friedr. Karl von), Regierungspräsident zu Köln, Vetter des vorigen, geb. 2. Dez. 1816 zu Berlin, studierte die Rechte, wurde 1850 Landrat des Liegnitzer Kreises, war 1849—52 und 1858—61 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er mit den Konservativen stimmte, und wurde 1862 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt. Er bekleidete diese Stellung bis 1867 und wurde dann Präsident der Regierung zu Köln.

Bernward, Bischof von Hildesheim von 993—1022, ist nach Angabe seines Lehrers und Lebensbeschreibers, des Scholastikus Tangmar in Hildesheim, einem edeln sächs. Geschlechte entsprossen. Er erhielt eine vielseitige Bildung und wurde zum Erzieher und Hofkaplan des unmündigen Kaisers Otto III. berufen. Am kaiserl. Hofe gewann er rasch eine angesehene Stellung, aber schon 993 wurde er zum Bischof von Hildesheim erwählt. B. umgab den bis dahin offenen Ort mit Mauern und Türmen und wurde hier der Begründer eines kräftigen Bürgerstandes. Wiederholt bekämpfte er die andrängenden Normannen und Slawen. Bis zu seinem Tode dauerte aber auch der erbitterte Streit mit seinem Vorgesetzten, dem Erzbischof von Mainz, welcher das Stift Gandersheim in Anspruch nahm. Dieser Streit führte B. auch nach Rom, wo er vom Kaiser Otto III. und dem Papste mit größter Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach Hildesheim zurückgekehrt, gab er durch zahlreiche Unternehmungen, insbesondere durch die Ausschmückung des Doms und den Bau der herrlichen (1857 hergestellten) Michaeliskirche allen Kunstzweigen die bis dahin fehlende Anregung, die für den gesamten deutschen Norden zum Ausgangspunkte einer großartigen Kunstentwickelung diente. B. starb 20. Nov. 1022 und wurde 1193 heilig gesprochen. Die von Tangmar verfaßte, für die Geschichte und fast mehr noch für die Kulturgeschichte wichtige Lebensbeschreibung B.s findet sich in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 6). Vgl. auch Lüntzel, «Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim» (2 Bde., Hildesh. 1858).

Beroea oder Berrhoia, alte bedeutende Stadt der Bottiäer in der macedon. Landschaft Emathia am östl. Fuße des Berges Bermios, ungefähr 10 km nördlich vom Flusse Haliakmos (jetzt Wistritza) gelegen, das jetzige Veria, Berria oder Karaferia im türk. Vilajet Salonichi, mit 10000 E. und einigen antiken Überresten.

Berösus, ein Priester zu Babylon, der mit der griech. Sprache und Wissenschaft vertraut war und um 260 v. Chr. gelebt zu haben scheint, schrieb in griech. Sprache drei Bücher babylonisch-chaldäischer Geschichten, wobei er das uralte Tempelarchiv von Babylon als vorzüglichste Quelle benutzt haben soll. Die Arbeit stand bei den griech. und röm. Historikern in großem Ansehen. Es finden sich von dem Werke nur noch Bruchstücke bei Josephus, Eusebius, Syncellus u. a., die aber auch als solche von hoher Bedeutung sind, weil sie über die dunkelsten Teile der ältesten Geschichte des vordern Asien wichtige Aufschlüsse geben. Eine Sammlung derselben veranstaltete Richter in «Berosi Chaldaeorum historiae quae supersunt» (Lpz. 1825); eine vollständigere findet sich in den «Fragmenta historicorum graecorum» der «Collection Didot» (Bd. 2, Par. 1848). Die zu Rom zuerst 1498 von Eucharius Silber in lat. Sprache bekannt gemachten und häufig wieder abgedruckten «Antiquitatum libri quinque cum commentariis Joannis Annii» des B. sind ein Machwerk des Dominikaners Giovanni Nanni zu Viterbo.

Berquin (Arnaud), mit dem Beinamen «Der Kinderfreund», geb. 1749 zu Langoiran bei Bordeaux, machte sich zuerst durch seine lieblichen Idyllen und Romanzen bekannt und bearbeitete hierauf unter dem Titel «Tableaux anglais» (1775) mehrere Bruchstücke aus der engl. Litteratur. Dauernden Ruf verdankt er indessen erst seinen trefflichen Kindererzählungen «L'ami des enfants» (6 Bde., Par.), mit denen er 1784 den Preis der Akademie davontrug. Der größte Teil der Erzählungen ist zwar nach Christian Friedr. Weiße und nach Miß Trimmer bearbeitet, doch hat B. den leichten, anheimelnden Ton, den diese Gattung erfordert, so glücklich zu treffen gewußt, daß sein Werk als Originalwerk gelten kann und als solches selbst wieder ins Deutsche übersetzt wurde. Mit Grouvelin gab er die «Feuille villageoise» heraus, die viel zur Aufklärung der untern Volksklassen Frankreichs beigetragen hat. B. starb zu Paris 21. Dez. 1791. Seine sämtlichen Werke erschienen 1803 in 20 Bänden und in Auswahl in 4 Bänden (Par. 1836).

Berre, Seestädtchen im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Aix, 26 km westlich von Aix, am Nordufer des Etang de Baine, einer Bucht an der Ostseite des Etang de Berre, mit (1876) 1548 (Gemeinde 2086) E. Es ist Station der Lyoner Bahn, Warenentrepot, hat wichtige Salinen, chem. Fabriken und nicht unwichtige Fischerei, produziert ferner Feigen und feine Öle («von Aix»). Die nahegelegenen Sümpfe veranlassen periodische Fieber. — Der 72 km im Umfange, 22 km in der Länge und bis 14 km in der Breite haltende Etang de Berre steht mittels des 6 km langen Etang de Caronte oder Passe des M[illegible] Bouc mit dem Mittelmeere in V[illegible]

Schiffen von 1 m Tiefgang die Einfahrt erlaubt. Er nimmt eine Fläche von 15000 ha ein und hat 8—10 m Tiefe. In ihn ergießen sich namentlich die Touloubre und der Arc-Fluß. Die Wasser setzen ringsum Seesalz an den Rändern ab. An diesen liegen kleine Ortschaften, wie Les Martigues, deren Fahrzeuge, indem sie den Fischreichtum ausbeuten, unablässig den Etang kreuzen.

Berrettini (Pietro), Maler, s. Cortōna (Pietro da).

Berri, Berry (Biturica), ein ehemaliges Lehnsherzogtum und später ein Gouvernement im Innern Frankreichs, von 14340 qkm Fläche mit ungefähr 475000 E., vom Cher in Oberberri (reich an Eisen) und Unterberri (reich an Getreide) geteilt, bildet jetzt die Depart. Indre und Cher und ist berühmt durch die feine Wolle seiner Schafe. Hauptstadt ist Bourges (s. d.). Die Einwohner hießen Berrichons oder Berruyers. Das Land erhielt seinen Namen von den gallischen Biturigcs. Die fränk. Grafen machten es zu einem Erblehn; ihnen folgten 917—1100 Vizegrafen, deren letzter es an König Philipp I. verkaufte. Seitdem häufig Apanage königl. Prinzen, wurde es 1360 zum Herzogtum erhoben und mehrmals, z. B. 1465, mit der Krone vereinigt. Der Kanal du B. geht bei Selles aus dem Cher und 150 km weit über Vierzon und Bourges zum Canal-latéral, den er unterhalb Nevers erreicht.

Berri (Charles Ferd., Herzog von), zweiter Sohn des Grafen von Artois, spätern Königs Karl X. (s. d.) von Frankreich, und der Maria Theresia von Savoyen, geb. zu Versailles 24. Jan. 1778, wurde zugleich mit seinem ältern Bruder, dem Herzog von Angoulême, erzogen. Mit seinem Vater floh er infolge der Revolution 1792 nach Turin und focht dann mit diesem und unter Condé gegen das republikanische Frankreich. Später ging er mit seiner Familie nach Rußland und 1801 nach England, wo er abwechselnd in London und Schottland lebte und sich mit einer jungen Engländerin morganatisch vermählte. Aus dieser, von Ludwig XVIII. nicht anerkannten Ehe hatte er zwei Töchter, die später an den Marquis von Charette und den Prinzen von Faucigny vermählt wurden. Nach dem Sturze Napoleons landete er 13. April 1814 zu Cherbourg. Nachdem er 21. April seinen Einzug in Paris gehalten, ward er 15. Mai zum Generalobersten ernannt und erhielt bei der Landung Napoleons I. im Frühjahr 1815 von Elba von Ludwig XVIII. den Befehl über die Truppen in und um die Hauptstadt übertragen. Allein schon in der Nacht vom 19. zum 20. März mußte er sich mit den Truppen des königl. Hauses nach Gent und Aelst zum König zurückziehen, bis die Schlacht von Waterloo ihm den Rückweg nach Paris öffnete. Am 16. April 1816 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des nachmaligen Königs beider Sicilien, Franz' I., Karoline Ferdinande Luise (geb. 5. Nov. 1798). Auf dieser Ehe beruhte wesentlich der Fortbestand des ältern Zweigs der Bourbons, da sein Bruder, der Herzog von Angoulême (s. d.) kinderlos war. Ein polit. Fanatiker, Louvel (s. d.), der die Bourbonen als die Feinde Frankreichs ausrotten wollte, faßte darum den Entschluß, den Herzog von B. zu ermorden. Als dieser 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus dem Opernhause nach dem Wagen geleitete, erhielt er von Louvel einen Messerstich, an dem er tags darauf starb. Vgl. Châteaubriand, «Mémoires touchant la vie et la mort du Duc de B.» (Par. 1820).

Der Herzog hinterließ von seiner Gemahlin Karoline Ferdinande Luise nur eine Tochter, Luise Maria Theresia von Bourbon, Mademoiselle de France (geb. 21. Sept. 1819; seit 1845 vermählt mit dem spätern Herzog Karl III. von Parma; gest. 1. Febr. 1864). Desto größer war die Freude des königl. Hauses, als die verwitwete Herzogin 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux erhielt. Als die Julirevolution von 1830 den Herzog von Orléans auf den Thron erhob, folgte die Herzogin von B. mit ihren Kindern Karl X. nach Holyrood. In Frankreich aber arbeitete eine zahlreiche Partei im Süden und in der Vendée für die Interessen ihres Sohnes, als des zufolge seiner Abstammung rechtmäßigen Königs (Heinrich V.) von Frankreich. Um mit dieser Partei, den sog. Henriquinquisten, in nähere Verbindung zu treten, begab sich die Herzogin von B. 1831 nach Italien. Hier fanden sich sehr bald Anhänger der vertriebenen Linie bei ihr ein, die den Plan zu einer Landung in Frankreich entwarfen, um die Fahne Heinrichs V. daselbst aufzupflanzen. Ein Dampfschiff, Carlo Alberto, führte die Herzogin nebst einigen ihrer Anhänger April 1832 von Viarreggio nach Marseille, in dessen Nähe sie am Abend des 28. landete. Ein Aufstand der Legitimisten in Marseille am 30. ward jedoch unterdrückt, und als der Carlo Alberto 3. Mai bei La Ciotat angehalten wurde, wo er wegen Havarei einlaufen mußte, entdeckte die Behörde, daß die Herzogin auf demselben sich befunden habe. Sie war indes in die Vendée entflohen, wo nun hier und da der Aufruhr aufloderte. Die Herzogin trat als Regentin auf, erließ Proklamationen im Namen ihres Sohnes Heinrichs V., wurde indes von einem Anhänger, dem zum Katholizismus übergetretenen Juden Deutz, verraten und 8. Nov. in Nantes verhaftet. Von hier brachte man sie als Staatsgefangene in die Citadelle von Blaye. Die Regierung wollte wegen fernerer Maßregeln gegen sie die Kammer entscheiden lassen; doch die lebhafte Teilnahme, die sich für die Gefangene darlegte, erzeugte nicht geringe Verlegenheit. Da erhob sich im Januar plötzlich das Gerücht, daß die Herzogin guter Hoffnung sei. Es folgten Wochen größter Aufregung in ganz Frankreich, bis am 22. Febr. die Herzogin eine Erklärung abgab, welche die Nachricht durch die Aussage bestätigte, daß sie in geheimer Ehe mit dem neapolit. Marchese Lucchesi-Palli, aus der Familie der Fürsten von Campo-Franco, vermählt sei. Die Bestätigung dieser Nachricht brachte sie sofort um ihre polit. Bedeutung, sodaß die Regierung, nachdem die Herzogin 10. Mai eine Tochter geboren, kein Bedenken trug, sie ihrer Haft zu entlassen. Sie schiffte sich im Juni 1833 zunächst nach Sicilien ein und zog sich dann nach Venedig zurück, wo sie längere Zeit mit ihrer neuen Familie zubrachte. Nach dem Tode ihres Gemahls bezog sie das Schloß Brunnsee bei Graz, wo sie 17. April 1870 starb.

Berruguete (Alonso), einer der berühmtesten span. Bildhauer, Maler und Architekten, geb. zu Paredes de Nava (nach andern in Toledo) 148?, gest. zu Alcala 1561 (nach andern 1562), studierte 1503—20 in Italien, anfänglich in Rom, wo er viel in der Schule Michel Angelos arbeitete und besonders Proportionsstudien betrieb, dann in

Florenz, wo er an B. Bandinelli und A. del Sarto Freunde fand. Nach der Rückkehr in sein Vaterland hielt er sich zuerst einige Zeit in Saragossa auf, wo er das prächtige Grabmal des Vizekanzlers von Aragonien ausführte. Darauf wandte er sich nach Castilien und wurde von Karl V. sehr ausgezeichnet und durch verschiedene Arbeiten, auch als Architekt, am Palaste Pardo und an der Alhambra beschäftigt. Seine berühmtesten Bildhauerarbeiten sind in der Kathedrale zu Toledo; seine besten Gemälde zu Valladolid, Toledo und Salamanca. B. steht an der Spitze jener span. Künstler, welche den Stil Buonarrotis nach Spanien verpflanzten, während er als Architekt eine einfachere Bauweise einführte.

Berryer (Pierre Antoine), berühmter franz. Advokat und legitimistischer Politiker, geb. 4. Jan. 1790 zu Paris und im Kollegium der Oratorianer von Juilly erzogen, war für den geistlichen Beruf bestimmt, wandte sich aber später der Rechtswissenschaft zu. Anfangs Parteigänger Napoleons I., ging er später zu den Bourbonen über, ohne jedoch seinen freisinnigen Ansichten zu entsagen. Er war seit 1814 als Sachwalter thätig und hatte bereits einen glänzenden Ruf als solcher erlangt, als er 1829 vom Depart. Oberloire zum Abgeordneten in die Deputiertenkammer gewählt wurde, wo er sich als hervorragender Vertreter seiner Partei erwies. Nach der Julirevolution von 1830 leistete er der neuen Dynastie und Verfassung den Eidschwur, bekämpfte das Julikönigtum aber aufs schärfste mit den Waffen des Liberalismus, denen es selbst sein Dasein verdankte. In dieser Stellung konnte B. 17 Jahre lang seine parlamentarische Geltung behaupten und dabei das Banner seiner legitimistischen Meinung aufrecht halten. Er übernahm wiederholt die Verteidigung namhafter Koryphäen der republikanischen Partei, ja nach dem Boulogner Vorfall (1840) selbst die Verteidigung des Prinzen Ludwig Napoleon. Im Frühjahr 1848 vom Depart. Rhônemündungen zum Abgeordneten ernannt und 1849 auch wieder gewählt, zählte er zu den Häuptern der Majorität, die sich aus der Vereinigung aller frühern monarchischen Parteien ergab. Während des Napoleonischen Staatsstreichs von 1851 übernahm er eine thätige Rolle bei der Zusammenkunft auf der Mairie des zehnten Arrondissements, wo die Absetzung des Präsidenten im Namen der Nationalversammlung ausgesprochen wurde. Später bemühte er sich eifrig um die Ausgleichung und Versöhnung zwischen den beiden Linien des Bourbonischen Hauses. Erst bei den Wahlen im Mai 1863 trat er wieder als Kandidat in Marseille auf und wurde als Abgeordneter in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Im J. 1854 war er zum Mitgliede der Französischen Akademie ernannt worden. B. starb 29. Nov. 1868 auf seinem Landgute zu Augerville im Depart. Loiret. Am 25. April 1875 wurde sein Standbild vor dem Justizpalaste in Marseille enthüllt. Nach seinem Tode erschienen seine «Discours parlementaires» (5 Bde., Par. 1872—74). Vgl. Vifton, «B. ses contemporains» (Par. 1874).

Bersaba, s. Beerseba.

Bersaglieri (vom ital. bersaglio, Ziel) heißen in Italien die Scharfschützen. Sie wurden 18. Juni 1836 im sardin. Heere durch den General Alexandro Ferrero della Marmora in Stärke von 2 Kompagnien, die 1843 auf 1 Bataillon vermehrt wurden, errichtet. Im J. 1848 gab es 2, 1850 3 Bataillone, 1852 bereits deren 10. Sie erhielten einen ausgewählten Ersatz und zeichneten sich bald durch ihre Leistungen aus. Mit Errichtung des Königreichs Italien wurden die B. auf 7 Regimenter (zu 6 Bataillonen mit 4 Kompagnien) verstärkt und nach dem Organisationsgesetze vom 30. Sept. 1873, das mit dem 1. Jan. 1874 in Wirksamkeit trat, bestehen 10 Regimenter B. (zu 4 Bataillonen) mit einer Friedensstärke von 16900 Mann und einer Kriegsstärke von 32641 Mann. Die B. sind Elitetruppen; alle Hauptleute sind beritten; die Mannschaft trägt dunkelblaue, mit roten Auszeichnungen verzierte Kleidung und breitkrempige Filzhüte mit wallendem Federbusch.

Berserkr (von ber, d. h. der Bär, und serkr, d. h. das Hemd, Fell) war nach der Erzählung Snorris ein Enkel des achthändigen Starkadr und der schönen Alfhilde und ein gefürchteter Kriegsheld. Nach einer falschen Etymologie des Wortes (von ber, d. h. bloß oder nackt) läßt ihn Snorri Panzer und Helm verachten, indem seine Wut ihm die Schutzwaffen ersetzte. Zu dieser Sage haben die «Berserkir» die Veranlassung gegeben, wilde, ungeschlachte und wütende Menschen, welche, ursprünglich in Bärenfelle gehüllt (daher oft auch Ulfhedhnar, d. h. die in Wolfsfell gekleideten, genannt), sich auf den Feind losstürzten. Von ihrer tobenden Kampfesweise heißt jede wilde Kampfeswut Berserkerwut.

Bersezio (Vittorio), ital. Dichter und Publizist, geb. 1830 in Peveragno bei Cuneo, studierte seit 1845 in Turin die Rechtswissenschaften, machte 1848 den Feldzug gegen Österreich mit, wurde sodann Advokat, welchen Beruf er jedoch bald wieder aufgab, um sich ganz der Litteratur und Publizistik zu widmen. Seit 1852 veröffentlichte er die Dramen: «Pietro Micca», «Travet», «La bolla di sapone» und mehrere andere, nebst Novellen, Romanen u. dgl. Am bemerkenswertesten sind von seinen novellistischen Arbeiten: «Il novelliere contemporaneo», «La famiglia», «L'amor di patria» und «Corrutela». Letzterer Roman ist in deutscher Übersetzung unter dem Titel «Korruption» erschienen (2 Bde., Wien 1877). Außerdem ist zu nennen das Geschichtswerk «Il regno di Vittorio Emanuele II: trent' anni di vita italiana» (Bd. 1, Tur. 1878). B. ist der Gründer der «Gazzetta Piemontese», die er seit ihrem Beginn redigiert und welcher er später die Wochenschrift «Gazzetta Letteraria» beigefügt hat.

Bersot (Pierre Ernest), franz. Publizist, geb. 22. Aug. 1816 zu Surgères im Depart. Charente inférieure, besuchte seit 1836 die Normalschule, und war später Lehrer der Philosophie in Rennes, Paris, Bordeaux, Dijon und Versailles. Beim Staatsstreich des 2. Dez. 1851 reichte er seine Entlassung ein, 1859 wurde er Mitarbeiter des «Journal des Débats», 1866 Mitglied des Instituts, 1871 Direktor der Normalschule. Er starb zu Paris 1. Febr. 1880. B. war ein feiner, geschmackvoller Schriftsteller und hat sich um das franz. Unterrichtswesen große Verdienste erworben. Seine bekanntesten Schriften sind: «Essai sur la Providence» (1853; 2. Aufl. 1855), «Mesmer et le magnétisme animal» (4. Aufl. 1879), «Études sur le XVIII[e] siècle» (2 Bde., 1855), «Littérature et morale» (1861), «Essais de philosophie et de morale» (2 Bde., 1864), «Morale et politique» (1868), «Libre philosophie» (1868) u. s. w.

Bert (Paul), franz. Gelehrter und Politiker, geb. zu Auxerre im Depart. Yonne 17. Okt. 1833, wurde Doktor der Medizin (1863) und der Naturwissenschaft (1866), auch Licentiat der Rechte, 1867 zum Professor an der Fakultät zu Bordeaux, 1869 zum Professor der Physiologie an der Sorbonne ernannt. Nach dem 4. Sept. 1870 wurde er Generalsekretär der Präfektur des Depart. Yonne und im Jan. 1871 Präfekt des Depart. Nord, legte aber dieses Amt nach dem Rücktritt Gambettas nieder. Im J. 1874 trat er als Abgeordneter des Depart. Yonne in die Nationalversammlung, gehörte zu der Gruppe «Union républicaine» und nahm an allen das Unterrichtswesen betreffenden Debatten lebhaften Anteil. Namentlich trat er bei der Beratung der Ferryschen Gesetze über das Volksschulwesen lebhaft für Laienunterricht, Schulzwang und Unentgeltlichkeit des Unterrichts ein. Inzwischen war er Mitglied des Generalrats der Yonne und des Oberstudienrats geworden und trat im Nov. 1881 als Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus in das Ministerium Gambetta, dessen Rücktritt auch den seinigen zur Folge hatte. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «De la greffe animale» (1863), «De la vitalité des tissus animaux» (1866), «Revue des travaux d'anatomie et de physiologie publiés en France pendant l'année 1864» (1866), «Notes d'anatomie et de physiologie comparées» (2 Bde., 1867—70), «Recherches sur le mouvement de la sensitive» (1867—70), «Leçons sur la physiologie comparée de la respiration» (1869), «La pression barométrique. Recherches de physiologie expérimentale» (1877; von der Akademie preisgekrönt), «La morale des Jésuites» (1880), «Leçons, discours et conférences» (1880) u. a.

Bert., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bertoloni (Antonio).

Berth., bei zoolog. Namen Abkürzung für Berthold (Arnold Adolf).

Bertha (altdeutsch Berchta, Perahta, d. i. die Glänzende) ist der Name mehrerer berühmter, in das Gebiet der Sage gezogener Frauen des Mittelalters. B., die Heilige, deren Gedächtnis die kath. Kirche am 4. Juli feiert, war die schöne und gottesfürchtige Tochter des Frankenkönigs Charibert von Paris, welche, seit 560 mit Athelbert, König von Kent, vermählt, durch die Bekehrung des letztern sowie durch frommen Eifer die Verbreitung des Christentums unter den Angelsachsen außerordentlich begünstigte. — In den dem Karlssagenkreise angehörigen romantischen Dichtungen des Mittelalters tritt häufig eine B., auch Berthrada mit dem großen Fuße (Berthe au grand pied) genannt, als die Tochter des Grafen Charibert von Laon, Gemahlin Pipins des Kleinen und Mutter Karls d. Gr. auf. Im Sagenkreise der Tafelrunde führt dagegen eine Schwester Karls d. Gr., welche dem Milo d'Angleris den Roland gebar, den Namen B. Karl selbst hatte eine Tochter B., die Gemahlin seines Staatsmanns Angilbert und Mutter des berühmten Geschichtschreibers Nithard. — Bekannt ist B., die Tochter des Alamannenherzogs Burkhard und die Gemahlin Rudolfs II., Königs vom transjuranischen Burgund, die nach des letztern Tode 937 die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Konrad führte, sich später mit König Hugo von Italien vermählte und gegen Ende des 10. Jahrh. starb. Diese Königin war eine sehr sorgsame Hausfrau und wird auf gleichzeitigen Denkmälern (Siegeln u. dgl.) auf ihrem Throne spinnend dargestellt. Vgl. Simrock, «B. die Spinnerin» (Frankf. a. M. 1853).

Berthe (frz.), kleiner Kragen, Besatz am Leibchen eines Frauenkleides.

Bertheau (Ernst), verdienter Exeget und Orientalist, geb. 23. Nov. 1812 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und widmete sich hierauf seit 1832 erst zu Berlin, dann zu Göttingen theol., vorzugsweise aber orient. Studien. Seit Michaelis 1836 Repetent zu Göttingen, habilitierte er sich 1839 daselbst als Privatdocent in der philos. Fakultät, erhielt 1842 eine außerord. und 1843 eine ord. Professur zu Göttingen, wo er vorzugsweise über Exegese des Alten Testaments, Archäologie und Geschichte der Israeliten, biblische Theologie sowie auch über Arabisch, Chaldäisch und Syrisch liest. Seinen Ruf als Exeget und Bibelforscher begründete er durch «Die sieben Gruppen mosaischer Gesetze» (Gött. 1840) und «Zur Geschichte der Israeliten» (Gött. 1842), in denen er sich als ein Schüler Ewalds bekundet. Geschätzt sind seine Kommentare zu den Büchern Richter und Ruth (Lpz. 1845), zu den Sprüchen Salomos (Lpz. 1847), den Büchern der Chronik (Lpz. 1854; 2. Aufl. 1874), den Büchern Esra, Nehemia und Esther (Lpz. 1862). Außer zahlreichen Untersuchungen über einzelne Gegenstände der hebr. Geschichte und Altertumswissenschaft, die er in Gelegenheitsschriften, Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlichte, ist noch seine Ausgabe der syr. Grammatik des Barhebräus (Gött. 1843) zu nennen.

Berthelot (Marcellin Pierre Eugène), franz. Chemiker, geb. 29. Okt. 1827 zu Paris, war anfangs Préparateur de Chimie, später Professor am Collége de France und Mitglied des Instituts, und wurde 1881 als lebenslängliches Mitglied in den Senat gewählt. B. lieferte eine ungemein große Zahl von Untersuchungen, teils rein chem., teils chem.-physik. Inhalts und schrieb «Essai de Mécanique chimique fondée sur la Thermochimie» (2 Bde., Par. 1879).

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Bautzen (Oberlausitz), Amtshauptmannschaft Löbau, 2 km im NO. von Herrnhut, mit (1880) 1837 E., meist Anhängern der Sekte der Herrnhuter oder der Mährischen Brüder, deren Konferenz der Ältesten hier residiert und von hier aus ihre zahlreichen Kolonien und Missionen in allen Erdteilen regiert. Der Ort hat Leinen- und Zwirnfabrikation, Bleicherei und Brauerei und ein vom Grafen Zinzendorf erbautes großes Schloß. In der Regel findet hier alle 12 Jahre eine Synode der Herrnhuter statt.

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Freiberg, an der Freiberger Mulde und der Linie Freiberg-Bienenmühle der Sächsischen Staatseisenbahn, 5 km südlich von Freiberg, zählt 1627 E., in der Nähe Silbergruben und ein großer, tiefer Bergteich.

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, an der kleinen Striegnitz, 2 km südlich von Hainichen, zählt 1026 E., die Wollspinnerei, Bleichen und Steinkohlenbergbau betreiben, hat Steinbrüche und Torflager.

Berthet (Elie Bertrand), franz. Romanschriftsteller, geb. 9. Juni 1815 zu Limoges, lebt seit 1834 als Schriftsteller in Paris. Unter seinen zahlreichen Romanen sind hervorzuheben: «La bête du

Gévaudan», «La falaise Sainte-Honorine», «Les Catacombes de Paris», «Le gentilhomme verrier», «La belle drapière», «Les houilleurs de Polignies», «Le bon vieux temps», «Le réfractaire», «Le séquestré».

Berthier (Alexandre), Fürst von Wagram, Herzog von Neufchâtel, Marschall und Vizeconnetable des franz. Kaiserreichs, Majorgeneral der Armee, wurde 20. Nov. 1753 zu Versailles geboren, besuchte die Militärakademie, trat dann in das Geniekorps und wurde 1770 als Lieutenant in den Generalstab versetzt. Im J. 1778 ging er mit Rochambeau nach Amerika, von wo er mit dem Grade eines Obersten zurückkehrte. Dann trat er in den Generalstab des Marschalls Ségur, wurde 1790 Generalkommandant der Nationalgarde von Versailles, 1792 Brigadegeneral und Generalstabschef in der Armee des Generals Luckner und 1795 Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes bei der Armee in Italien. Als dort 1796 Bonaparte den Oberbefehl übernahm, trat B. zu demselben in ein sehr vertrautes Verhältnis. Es wurde ihm der Oberbefehl des Heers anvertraut, als sich Bonaparte nach Rastatt begab. Um die Ermordung des Generals Duphot zu rächen, rückte er im Jan. 1798 in das päpstl. Gebiet ein, besetzte 13. Febr. Rom, verkündete daselbst die Republik und vertrieb mit großer Strenge die franz. Emigranten. Das Direktorium war indessen mit der von ihm geschlossenen Konvention nicht zufrieden, und B. trat das Kommando an Masséna ab. Der Expedition Bonapartes nach Ägypten und Syrien schloß sich B. als Chef des Generalstabes an, kehrte mit dem Obergeneral zurück und trug zur Entscheidung des 18. Brumaire 1799 bei, an welchem Tage er Kriegsminister wurde. B. begleitete 1800 als Generalstabschef Bonaparte nach Italien und machte sein Geschick ganz besonders beim Zuge über die Alpen und in der Schlacht bei Marengo geltend. Er setzte nach dem Friedensschlusse in Piemont eine provisorische Regierung ein und war als außerord. Botschafter in Spanien erfolgreich thätig, übernahm dann jedoch wieder das Kriegsministerium. Im J. 1805 begleitete er den Kaiser zur Krönung nach Mailand, dann als Chef des Generalstabes in den Krieg gegen Österreich, unterzeichnete 17. Okt. die Kapitulation von Ulm, 6. Dez. den Waffenstillstand von Austerlitz, wohnte 1806 und 1807 den Feldzügen gegen Preußen und Rußland bei und vollzog im Juni den Waffenstillstand von Tilsit. Schon bei der Thronbesteigung war er zum Marschall des Reichs und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt worden; nach der Abtretung der beiden Fürstentümer Neufchâtel und Valengin von seiten Preußens erhielt er 30. März 1806 von Napoleon die souveräne Herrschaft über dieselben. Überdies wurde er zum Mitgliede des Senats und zum Vizeconnetable des Reichs erhoben. B. vermählte sich 1808 auf Wunsch des Kaisers mit Marie Elisabeth Amalie, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birkenfeld (geb. 1784, gest. 1849), obschon sein Herz seit einem Jahrzehnt einer Visconti gehörte. Im Feldzuge von 1809 gegen Österreich Majorgeneral der Armee erhielt er nach der Schlacht von Wagram, in der er glänzende Dienste geleistet, den Titel eines Fürsten von Wagram. Der Kaiser sandte ihn 1810 nach Wien, um daselbst seine Vermählung mit Marie Luise, der Tochter Franz' I., zu vollziehen. In dem Feldzuge von 1812 wie in denen von 1813 und 1814 war B. wiederum Napoleons Majorgeneral der Armee und Chef des Generalstabes. Napoleon ließ B.s hoher Begabung für diese Stellung die gerechteste Anerkennung widerfahren, obschon er ihm die Fähigkeit selbständiger Kommandoführung nicht zutraute. Nach dem Sturze Napoleons mußte B. das Fürstentum Neufchâtel aufgeben und unterwarf sich Ludwig XVIII., von welchem er die Würde eines Pairs und Marschalls von Frankreich sowie den Titel eines Kapitäns der Garden erhielt. Napoleon, der an der innern Ergebenheit B.s nicht zweifelte, machte ihm von Elba aus Eröffnungen, die B. jedoch weder beantwortete noch Ludwig XVIII. hinterbrachte, was ihn beiden verdächtigte. Die Ereignisse im März 1815 stürzten ihn in gänzliche Ratlosigkeit. Nach langem Zaudern begab er sich nach Bamberg zu seinem Schwiegervater; sein Geist war zerrüttet. Am 1. Juni sah er von dem Balkon des Schlosses herab eine Abteilung russ. Truppen nach der franz. Grenze vorüberziehen; von diesem Anblicke erregt, stürzte er sich auf die Straße herab und fand den Tod. Er wurde in der Kirche zu Banz begraben. B. hinterließ drei Kinder. Zu Paris erschienen 1826 seine «Mémoires». — Victor Leopold B., Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1770 zu Versailles, trat ebenfalls früh in die franz. Armee, wurde 1795 Generaladjutant, machte als solcher die Feldzüge gegen die Österreicher und Russen mit, erhielt 1798 den Grad eines Brigadegenerals, versah dann den Dienst eines Chefs des Generalstabes in verschiedenen Armeekorps und wurde 1805 zum Divisionsgeneral erhoben. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Austerlitz und im Feldzuge von 1806 bei Lübeck aus. B. starb 21. März 1807 zu Paris. — César B., geb. 4. Mai 1765, ein anderer Bruder des Marschalls, diente lange im Kriegsdepartement und machte nur durch seinen Namen Carriere. Er wurde 1799 Brigadegeneral und befehligte 1805 das Küstenkorps in Holland. Im J. 1811 wurde B. zum Divisionsgeneral und in den Grafenstand erhoben; auch erhielt er das Gouvernement von Tabago und dann von Corsica; 1814 trat er auf die Seite Ludwigs XVIII. Er starb 17. Aug. 1819 zu Grosbois. — Napoleon Alexandre B., Fürst von Wagram, der Sohn des Marschalls, geb. 11. Sept. 1810, wurde 26. Jan. 1852 Senator und zählte zu den eifrigsten Anhängern Napoleons III.

Berthierit oder Eisenantimonglanz (nach dem franz. Mineralogen Pierre Berthier), ein dunkel stahlgraues, oft bunt angelaufenes metallisches Mineral, das stengelige und faserige Aggregate von unbekannter Krystallform bildet und chemisch eine Verbindung von Schwefeleisen mit Schwefelantimon, wie es scheint nach verschiedenen Verhältnissen, ist; es findet sich zu Bräunsdorf bei Freiberg und auf mehrern Gruben in der Auvergne, wo es zur Gewinnung von Antimon benutzt wird.

Berthold, Bischof von Chiemsee, hieß mit seinem Familiennamen Pirstinger, wurde 1465 zu Salzburg geboren, ward 1508 Bischof von Chiemsee und war als solcher eifrig bemüht, der immer mehr zunehmenden Sittenverderbnis, besonders des Klerus, entgegenzuarbeiten. Auch schrieb er ein anonymes Buch: «Onus ecclesiae» (Landsh. 1524), welches das Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern heftig tadelt und eine durchgreifende Reformation fordert, jedoch mit Beibehaltung der

Hierarchie. Im J. 1525 legte B. sein Bistum nieder und schrieb in der Zurückgezogenheit außer einigen Schriften zur Messe die «Tewtsche Theologey» (Münch. 1528; in lat. Übersetzung, Augsb. 1531; neu herausg. mit Anmerkungen, Wörterbuch und Biographie von W. Reithmeier, Münch. 1852), eine Verteidigung der röm.-kath. Lehre vom Standpunkte der spekulativen Mystik aus. B. starb 19. Juli 1543 zu Saalfelden im Pinzgau.

Berthold (Arnold Adolf), Physiolog, geb. 26. Febr. 1803 zu Soest, gest. 3. Jan. 1861 zu Göttingen als Professor an der dortigen Universität, schrieb unter anderm «Lehrbuch der Physiologie der Menschen und Tiere» (3. Aufl., 2 Bde., Gött. 1848) und «Lehrbuch der Zoologie» (Gött. 1845).

Berthold von Holle, einer der wenigen namhaften Dichter niederdeutscher Zunge im Mittelalter, aus einer adeligen, noch heute blühenden Familie Niedersachsens stammend, dichtete in den J. 1260—70 und war wahrscheinlich der Sohn eines Bertoldus de Holle Truchseß des Bischofs Konrad von Hildesheim, der von 1219—45 in Urkunden öfter als Zeuge erscheint. Von den drei epischen Dichtungen, die man bisjetzt von ihm kennt, «Demantin», «Crane», «Darifant» (herausg. von Bartsch, Nürnb. 1858), ist die erste mit Ausnahme von einigen Schlußversen ganz (über 12000 Verse), die zweite zum größern Teile (gegen 5000 Zeilen), die dritte nur in ein paar spärlichen Fragmenten erhalten. Alle drei haben das Gemeinsame, daß die Stoffe Anklänge an die Geschichte, an histor. Persönlichkeiten und Örtlichkeiten enthalten. Das eine dieser Gedichte, der «Crane» (Kranich), hat im großen und ganzen denselben Inhalt wie der ebenfalls nur in Bruchstücken auf uns gekommene Roman vom Grafen Rudolf (herausg. von W. Grimm, Gött. 1844), welcher den Kreuzzügen seinen frei behandelten Stoff entnommen hat. Die Abweichungen in den Namen und anderm erklären sich daraus, daß B. nach seinem ausdrücklichen Geständnis nicht nach einer schriftlichen Quelle, sondern nach der mündlichen Erzählung des jungen Herzogs Johann von Braunschweig (geb. um 1238, gest. 1277) dichtete. Auch «Demantin» beruht auf mündlicher Mitteilung, die der Dichter von einem «Herren» empfangen hatte. B.s Vorbild in allen drei Werken ist Wolfram von Eschenbach, aus dem er zahlreiche Wendungen und Ausdrücke entlehnt hat. B. ist kein dichterisch bedeutender Geist, aber Lebendigkeit der Darstellung und Naivetät sind ihm nicht abzusprechen.

Bertholdt von Regensburg, der größte deutsche Volksredner des Mittelalters, ward ums J. 1220 wahrscheinlich zu Regensburg geboren und erhielt im dortigen Minoritenkloster unter dem berühmten David von Augsburg seine Ausbildung. Nachdem er schon zu Regensburg seinen Ruf als Redner begründet hatte, zog B. seit 1250 als Reiseprediger von Ort zu Ort, zuerst in Niederbayern, 1253 in Landshut, in Speier, alsdann rheinaufwärts durchs Elsaß über Kolmar nach der Schweiz, 1257 durch Schwaben nach Augsburg, 1261—62 nach Österreich, Böhmen, Mähren, sogar bis Ungarn hinab. Während seiner letzten Lebensjahre wirkte B. in Bayern und starb 13. Dez. 1272 zu Regensburg, wo in der Minoritenkirche noch jetzt sein Grab gezeigt wird. B.s Predigten stehen hoch über allem, was im Gebiete der deutschen Homiletik im Mittelalter bekannt geworden ist, ja sie gehören zum Vorzüglichsten, was die deutsche Beredsamkeit alter und neuer Zeit aufzuweisen hat. Noch lange lebte das Andenken an den unvergleichlichen Prediger in der Erinnerung des Volks fort, und noch im 15. und 16. Jahrh. besuchte das Volk nicht bloß aus Regensburgs Umgebung, sondern auch von fern her, selbst aus Ungarn, die Ruhestätte des «guten seligen Landpredigers» wie das Grab eines Heiligen. Seine Gebeine, während des Dreißigjährigen Kriegs aus dem Grabe gehoben und bald dahin, bald dorthin gebracht, befinden sich jetzt in einem kostbaren Schrein in der Schatzkammer des regensburger Doms. Von B.s in zahlreichen Handschriften erhaltenen Predigten hat Franz Pfeiffer (2 Bde., Wien 1862—80) eine kritische Ausgabe besorgt. Ins Neuhochdeutsche übertragen wurden sie von Göbel (3. Aufl., Regensb. 1873). Vgl. Stromberger, «Bertholdt von Regensburg» (Gütersloh 1877).

Bertholdt (Leonhard), namhafter prot. Theolog, geb. 8. Mai 1774 zu Emskirchen im Bayreuther Unterlande, studierte 1792—96 zu Erlangen Theologie und orient. Philologie, ward 1802 Adjunkt, 1805 außerord. Professor in der philos. Fakultät, 1806 ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger und starb am 22. März 1822. Seine Bearbeitung des Propheten Daniel («Daniel, aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt», 2 Bde., Erl. 1806—8) war für die Auffassung desselben bedeutungsvoll, da B. nicht bloß die prophetischen, sondern auch die histor. Stücke in die Zeit des Antiochus Epiphanes verwies. Der Versuch dagegen, das Buch in eine Reihe von Fragmenten verschiedener Verfasser zu zerlegen, hat keinen Beifall gefunden. Noch jetzt ist von Wert seine «Christologia Judaeorum Jesu apostolorumque aetate in compendium redacta observationibusque illustrata» (Erl. 1811). Die ausführliche «Histor.-kritische Einleitung in die sämtlichen kanonischen und apokryphischen Schriften des Alten und Neuen Testaments» (6 Bde., Erl. 1812—19), unbequem durch die Anordnung, welche alt- und neutestamentliche Schriften untereinanderstellt, ist nicht bedeutend durch eigene kritische Forschung, aber immer noch brauchbar durch fleißige Zusammenstellung fremder Ansichten. Seit 1809 leitete B. anfangs mit Ammon zusammen, seit 1814 allein, die Redaction des «Kritischen Journals der neuesten theol. Litteratur». Von geringer Bedeutung ist die «Theol. Wissenschaftskunde oder Einleitung in die theol. Wissenschaften» (2 Bde., Erl. 1821—22) und das «Handbuch der Dogmengeschichte» (2 Bde., Erl. 1822—23).

Berthollet (Claude Louis, Graf von), einer der vorzüglichsten theoretischen Chemiker seiner Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen 9. Nov. 1748, studierte in Turin und ging 1772 nach Paris, wo er 1780 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1794 Professor an der Normalschule wurde. Er hatte 1796 den Auftrag, in Italien die Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten; dann folgte er Bonaparte nach Ägypten, mit dem er 1799 zurückkehrte. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungssenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Durch den Kaiser erhielt er 1804 die Senatorie von Montpellier. Dessenungeachtet stimmte er 1814 für die Absetzung desselben. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. Er starb zu Arcueil bei Paris 6. Nov.

1822. Unter den Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereicherte, sind die wichtigsten das Ausköhlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretieren des Leinenzeugs u. s. w., vorzüglich aber das Bleichen von Pflanzenstoffen durch Chlor, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet wurde. Unter seinen Schriften war der «Essai de statique chimique» (2 Bde., Par. 1803; deutsch von Bertholdy, Berl. 1811) von besonderer Wichtigkeit. Großen Anteil hatte er auch an der Reformation der chem. Nomenklatur und Herausgabe der «Méthode de nomenclature chimique» (Par. 1787). Das von ihm erfundene Knallsilber hat den Namen Berthollets Knallpulver erhalten.

Bertholletia, eine von Humboldt, Bonpland und Kunth zu Ehren des franz. Naturforschers Berthollet benannte Baumgattung des tropischen Südamerika aus der Familie der Myrtaceen, welche sich durch große, kugelige Kapseln mit holziger Fruchtschale auszeichnet, die sich an der Spitze mit einem kleinen Deckel öffnet und viele große, dreikantige, hartschalige Samen enthält. Die Blüten besitzen einen halbunterständigen Fruchtknoten, einen zweiteiligen, abfallenden Kelch, sechs Blumenkronenblätter und viele, am Grunde krugförmig verwachsene Staubgefäße. Die einzige bekannte Art, B. excelsa *H. B. K.*, ist ein prächtiger, bis 30 m Höhe erreichender, immergrüner Baum mit großen, lederartigen Blättern, großen, weißen Blumen und Kapseln von der Größe eines Menschenkopfs, welche mit lautem Knall aufspringen und die zahlreichen großen Samen ausstreuen. Letztere, einen ölreichen, mandelartig schmeckenden Kern enthaltend, kommen unter dem Namen Paranüsse oder amerikanische Nüsse in den Handel und werden in Südamerika als Nahrungsmittel sowie zur Ölbereitung benutzt. Die B. wächst namentlich in den Urwäldern des Orinocogebietes und Brasiliens. Das Holz der B. ist sehr hart und dauerhaft, weshalb es vielfach in Südamerika zu Bauten benutzt wird.

Berthollets Knallpulver nennt man das im J. 1788 von Berthollet erfundene Knallsilber. Dasselbe ist eine Silberverbindung, welche beim Digerieren von frisch gefälltem Silberoxyd mit Ammoniak, oder in einer ammoniakalischen Silberlösung auf Zusatz von Kali entsteht und die Eigenschaft besitzt, gewaltsam zu explodieren, sobald sie den geringsten äußern Anstoß erhält. Der getrocknete Niederschlag braucht nur mit einer Federfahne berührt zu werden, um mit gewaltigem Knall und Zertrümmerung alles Umgebenden zu explodieren; es sind sogar schon Explosionen der feuchten Materie vorgekommen. Die ungemein große, nicht zu regulierende Explosionsfähigkeit ist Veranlassung gewesen, von der Verwendung dieses Präparats gänzlich abzusehen, um es teils durch Brugnatellis Knallsilber, teils durch Knallquecksilber zu ersetzen.

Berthoud (Samuel Henri), franz. Schriftsteller, geb. 19. Jan. 1804 zu Cambrai, gründete 1828 die «Gazette de Cambrai», ließ sich 1832 in Paris nieder, wo er Mitarbeiter an vielen verbreiteten Journalen und 1835 Redacteur des «Mercure» wurde. Später übernahm er die Redaction der «Presse», die er 1848 niederlegte. Von seinen Werken sind zu nennen: «Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre» (3 Bde., 1831—34), die Romane «Pierre Paul Rubens» (1840), «El Hioudi» (1848), «Le Zéphyr d'El Arouch» (1850) u. s. w. Seine für die «Patrie» geschriebenen Aufsätze gab er gesammelt unter dem Pseudonym Sam heraus in «Fantaisies scientifiques» (4 Bde., 1861) und «Petites chroniques de la science» (10 Bde., 1867—71). Auch als Jugendschriftsteller trat B. mit Erfolg auf.

Berti (Domenico), ital. Staatsmann, Philosoph und Litterat, geb. 17. Dez. 1820 in Cumiana bei Pinerolo, studierte in Turin, war mehrere Jahre Gymnasiallehrer in Novara und Casale, wurde 1849 Professor der Philosophie an der Universität zu Turin. Seit 1849 gehörte er, mit Ausnahme der Jahre 1857—60, dem sardin. und ital. Parlament an. Er wurde 1860 Referendar im Staatsrat, war 31. Dez. 1865 bis Februar 1867 Minister des Unterrichts, 1871—77 Professor der Philosophie in Rom, und übernahm 29. Mai 1881 das Ministerium des Ackerbaues und des Handels. Außer zahlreichen pädagogischen und polit. Broschüren und Artikeln schrieb er: «Vita di Giordano Bruno» (Tur. 1868), «Copernico e le vicende del Sistema Copernicano in Italia» (Rom 1876), «Il Processo di Galileo Galilei» (Rom 1876; 2. Aufl. 1878), «Cesare Alfieri» (Rom 1877), «Di Cesare Cremonino e della sua controversia con l'Inquisizione» (Rom 1878), «Giovanni Valdes e i suoi discepoli» (Rom 1878), «Vita ed opere di Tommaso Campanella» (Rom 1878). In der Politik sowohl als auch in der Litteratur vertritt B. die gemäßigte konservativ-klerikale Richtung.

Bertin (Antoine, Chevalier de), franz. Dichter, geb. 10. Okt. 1752 auf der Insel Bourbon, wurde seit seinem neunten Jahre in Frankreich erzogen. Er trat in den Militärdienst und stieg bald bis zum Kapitän empor. Seine ersten Verse erschienen 1777. Seine leichten Liebesgedichte und versifizierten Briefe, seine Reisebeschreibungen in Versen und Prosa machten ihn schnell bekannt und sichern ihm einen Platz neben seinem Landsmann und Freunde Parny. Zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen seiner Muse gehören seine Elegien «Les amours» (1780). Gegen Ende 1789 reiste B. nach San-Domingo, wo er wenige Tage nach seiner Vermählung mit einer jungen Mulattin 24. Juni 1790 starb. Seine «Oeuvres» (2 Bde., 1785) gab Boissonade am besten heraus (1824).

Bertin, zwei Brüder, vorzüglich bekannt als Stifter und Eigentümer des «Journal des Débats». Der jüngere, Louis François B. de Vaux, geb. 1771 zu Paris, B. le Superbe genannt, betrieb eine Zeit lang ein Bankiergeschäft, unterstützte aber zugleich seinen Bruder bei Herausgabe der Zeitung, und erhielt unter der Julimonarchie, wie alle Mitglieder seiner Familie, eine polit. Rolle, indem er zum Gesandten in Haag und nach seiner Rückkehr 1832 zum Pair ernannt wurde. Er starb 23. April 1842. — Sein älterer Bruder, der ebenfalls Louis François hieß, geb. zu Paris 14. Dez. 1766, führte zum Unterschiede den Namen B. aîné. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wählte er infolge der Revolution die Journalistenlaufbahn und erwarb 1800, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, von dem Drucker Baudouin das Eigentum des seit 1789 bestehenden «Journal des Débats et des Décrets», das fortan unter seiner Leitung als «Journal des Débats» herauskam. Es war eins der wenigen Blätter, die nach dem 18. Brumaire am Leben blieben. Die royalistische

Tendenz, die es durchschimmern ließ, erregte jedoch das Mißfallen der Staatsgewalt, und als der Erste Konsul sich zum Kaiser krönen ließ, mußte das Journal, um fortbestehen zu können, sich zum «Journal de l'Empire» umtaufen und zum Echo des offiziellen «Moniteur» hergeben. Im J. 1814 ließ B. den ersten Titel des Blattes wieder aufleben und schrieb für die royalistische Sache, wofür ihm während der Hundert Tage sein Blatt weggenommen und an einen willfährigern Journalisten verschenkt wurde. Unter der Restauration hatten die verschiedenen Staatsverwaltungen an den «Débats» eine Stütze, bis Chateaubriands Übertritt zur Opposition B. und sein Blatt in dieselbe hineinzog. Nachher wirkte er zu Gunsten der maßvollen Verwaltung Martignacs, schloß sich aber, als dieser zurücktrat, von neuem der Opposition an und polemisierte gegen das letzte Ministerium der alten Monarchie. Als die Revolution gesiegt hatte, stellte er sich mit der Macht seines Journals auf die Seite der neuen Dynastie und leistete dieser anhaltend treuen Beistand, obwohl er immer eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte. Er starb 13. Sept. 1841. — Sein jüngster Sohn, Louis Marie Armand B., geb. 22. Aug. 1801 zu Paris, übernahm nach dem Tode seines Vaters die Leitung des Journals. Ein geistreicher und feingebildeter Mann, wußte er in die Redaction des Blattes jene Einheit zu bringen, die wesentlich zum Erfolge der «Débats» beigetragen hat. Er starb 12. Jan. 1854. — Edouard François B., geb. zu Paris 1797, der zweite Sohn des «ältern B.», übernahm nach dem Tode seines Bruders Armand B. die Leitung des «Journal des Débats», welche er mit sicherm Blick und großer Geschicklichkeit führte. Ursprünglich Landschaftsmaler in akademischer Manier, hatte er in einer langen Reihe von Jahren Italien, Sicilien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten bereist und von da eine außerordentliche Menge Studien mitgebracht. Seine Zeichnungen, besonders die mit Reißkohle, sind durchweg gut, seine Gemälde dagegen verfehlt. Er starb zu Paris 13. Sept. 1871. — Die Schwester der beiden Brüder, Mademoiselle Louise Angélique B., geb. 15. Jan. 1805 in Les Roches bei Bièvre, widmete sich anfangs der Malerei, nachher der Musik und lieferte 1827 dem Theater Feydeau die kleine komische Oper «Le loup-garou», die mit Beifall aufgenommen wurde. Eine zweite Oper, «Fausto» (1831), war nicht ohne Originalität. Ihr späteres Werk, «Esmeralda», wozu ihr Freund Victor Hugo das Libretto gedichtet, fand 1836 in der französischen Großen Oper eine kühle Aufnahme. Sie gab 1842, unter dem Titel «Les Glanes», einen Band Gedichte heraus, der von der Französischen Akademie gekrönt wurde. Sie starb zu Paris 26. April 1877.

Bertinazzi (Carlo Antonio), ein unter dem Namen Carlino bekannter ital. Schauspieler und Improvisator, geb. 1713 zu Turin, ergriff wie sein Vater das Waffenhandwerk und erwarb sich später seinen Unterhalt durch das Erteilen von Fecht- und Tanzunterricht. Später kam er in Bologna als Arlecchino auf die Bühne und zeigte sich in dieser Charaktermaske, für die er ein ausgesprochenes Talent besaß, auch auf andern Theatern Italiens. Seit 1741 war er Mitglied des ital. Theaters zu Paris und starb daselbst 7. Sept. 1783. B. war eine hervorragende schauspielerische Kraft. Auch hat er eine Komödie «Nouvelle métamorphoses d'Arlequin» (Par. 1763) verfaßt; unecht ist die von Latouche herausgegebene Korrespondenz «Clément XIV à Carlo B.» (Par. 1827).

Bertini (Henry), Klaviervirtuos, Schüler seines von Clementi gebildeten Bruders Benoit August, geb. 28. Okt. 1796 in London, gest. 1. Okt. 1876 auf seiner Villa bei Grenoble, lebte meistens in Paris und ist besonders durch seine «Etüden» allgemein bekannt geworden.

Bertolōni (Antonio), einer der ausgezeichnetsten ital. Botaniker, geb. 8. Febr. 1775 zu Sarzana in Ligurien, studierte zu Pavia Medizin und Botanik, ließ sich dann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde 1811 Professor der Naturwissenschaften am kaiserl. Lyceum zu Genua und 1816 an der Universität zu Bologna, wo er 17. April 1869 starb. B.s Hauptwerk ist die «Flora Italica» (10 Bde., Bologna 1833—54), welcher sich eine «Flora Italica cryptogama» (Bd. 1 u. 2, Bologna 1858—62) anschließt. Außer zahlreichen Abhandlungen, die in den «Commentarii» und «Memorie» der Akademie der Wissenschaften zu Bologna und andern periodischen Schriften erschienen, sind von seinen übrigen Werken noch die «Amoenitates Italicae» (Bologna 1819), «Praelectiones botanicae» (Bologna 1827), die «Miscellanea botanica» (24 Tle., Bologna 1842—65) und die «Plantae novae asiaticae» (Bologna 1864—65) zu nennen.

Berton (Charles François), namhafter franz. Schauspieler, geb. 16. Sept. 1820 zu Paris, besuchte unter Samsons Leitung das Konservatorium und debutierte 1837 am Théâtre français. Jedoch vermochte er sich zunächst an diesem Institut nicht zu halten und nahm ein Engagement am Vaudeville-Theater an. Er trat dann abermals und mit mehr Erfolg am Théâtre français auf, wandte sich, nachdem er von Duprez im Gesang unterrichtet worden war, nach Wien, wo er als Sänger glänzte, von hier 1846 nach Petersburg, wo er bis 1853 mit großem Erfolge wirkte. Darauf wurde er am Theater des Gymnase zu Paris engagiert, wandte sich sodann zum zweiten mal nach Petersburg, wurde 1860 Mitglied des Gaitétheaters zu Paris, 1868 des Odéon und 1869 des Theater der Porte St.-Martin. Ein Gemütsleiden wurde später zur Ursache seiner Entfernung von der Bühne. B. starb 18. Jan. 1874 zu Paris. Er war einer der vortrefflichsten schauspielerischen Vertreter des modernen franz. Konversationsstücks. Seit 1842 war B. mit der Roman- und Jugendschriftstellerin Karoline Samson, Tochter seines Lehrers, vermählt. Sein Sohn Pierre, geb. 1843, ist ein tüchtiger Darsteller von Liebhaberrollen und seit 1872 Mitglied des Théâtre français.

Berton (Henri Montan), franz. Komponist, geb. 17. Sept. 1767 zu Paris, der Sohn Pierre Montan B.s (geb. 1727, gest. 14. Mai 1780, der ebenfalls viele Opern komponiert hat), erhielt schon im Alter von 15 Jahren eine Violinistenstelle im Orchester der Großen Oper. In der Komposition war Rey (Orchesterdirigent der Großen Oper) sein erster Lehrer, und später gewährte ihm noch Sacchini Unterweisung. Seine ersten aufgeführten Kompositionen waren Oratorien und Kantaten, die «Promesses de mariage» das erste Stück, welches er 1787 auf's Theater brachte. Bei Errichtung des Konservatoriums wurde er als Harmonieprofessor an demselben angestellt. Von 1807 bis 1809 war er Musikdirektor an der Italienischen Oper (damals Opera buffa

genannt), und von 1809 bis Ende 1815 wirkte er als Chef du chant (Chordirektor und Korrepetitor) an der Großen Oper. Bei der Neuorganisierung des Konservatoriums 1816 erhielt er eine Kompositionsprofessur an diesem Institut, nachdem er kurz vorher schon Mitglied der musikalischen Sektion der Akademie geworden. Er starb zu Paris 22. April 1844. B. hat gegen 40 größere und kleinere Opern komponiert, mehrere darunter mit andern gemeinschaftlich, z. B. «Blanche de Provence» (1821) mit Boieldieu, Cherubini und Paër, «Pharamond» (1825) mit Boieldieu und Kreutzer, «L'Oriflamme» (1814) mit Méhul, Paër und Kreutzer. Auch hat er Ballette, Gelegenheitskantaten, Romanzen sowie theoretische und kritische Musikschriften geschrieben. Als seine besten Opern gelten: «Ponce de Léon» (1794), wozu er auch das Libretto verfaßt, «Montano et Stéphanie» (1799), «Le délire» (1799) und «Aline, reine de Golconde» (1803).

Berton (Jean Baptiste, Baron), franz. Brigadegeneral, geb. 15. Juni 1769 zu Francheval bei Sedan im Depart. Ardennen, trat als Lieutenant 1792 in die Legion der Ardennen, zeichnete sich namentlich seit 1807 in Spanien aus und erwarb sich allmählich den Grad eines Brigadiers. Nach der Restauration der Bourbons wurde er aus der Armee entfernt, weil er einen Kommentar über das Werk des Generals Tarayre «De la force dans les gouvernements», sowie eine Flugschrift gegen den Direktor der Polizei, Mounier, veröffentlicht und mehrere Petitionen im Sinne polit. Freiheit an die Kammer gerichtet hatte. Er ließ sich nun in Komplotte gegen die Regierung ein, erhob 24. Febr. 1822 zu Thouars die Fahne des Aufruhrs, proklamierte eine provisorische Regierung und marschierte mit 100 Mann Fußvolk und 25 Reitern auf Saumur; doch zerstreute sich seine Schar schon vor der Stadt. Man glaubte, B. sei nach Spanien entflohen, aber 14. Juni nahm ihn bei St.-Florent ein Unteroffizier Wolfel gefangen. Nebst seinen Mitschuldigen ward er den ordentlichen Richtern entzogen und vor die Assisen zu Poitiers gestellt, mit drei andern zum Tode verurteilt und 5. Okt. 1822 hingerichtet. Vgl. Laumier, «Relation circonstanciée de l'affaire de Thouars et de Saumur» (Poitiers 1822) und «Procès de la conspiration de Thouars et de Saumur» (Poitiers 1822).

Bertram (deutscher), Pflanzenart, s. unter Achillēa.

Bertramskraut, s. unter Parthēnium.

Bertramswurzel, s. Anacyclus.

Bertrand (Friedr. Oskar), namhafter Landwirt, geb. 1824 in Heilbronn, besuchte die landwirtschaftliche Akademie zu Hohenheim, war dann zwei Jahre als Ökonomieverwalter in Württemberg thätig und wurde 1847 Verwalter des großen Gutes Ostin bei Namur, das er namentlich durch Einführung der bisher auf dem Kontinent unbekannten Drainage mit Thonröhren zu einer Musterwirtschaft erhob. Im J. 1849 wurde zu Ostin eine praktische Ackerbauschule errichtet und B. die Leitung derselben übertragen; auch wurde er 1853 in den Verwaltungsrat des Landwirtschaftlichen Hauptvereins für Belgien berufen. Nachdem 1855 Ostin in andere Hände übergegangen war, nahm er 1857 die Stelle als Oberverwalter des dem Herzog Alfred von Croy gehörigen Gutes Karthaus-Weddern in Westfalen an, welches er ebenfalls schnell emporbrachte. Auch gab B. den Anstoß zur Gründung von Ackerbauschulen in Westfalen. Seit 1869 steht B. an der Spitze der Domänenverwaltung des Herzogs von Croy. Außer zahlreichen Abhandlungen über landwirtschaftliche Gegenstände schrieb B. ein mit dem Koppe-Preis gekröntes Werk: «Ackerbau und Viehzucht für den kleinen Landwirt» (3. Aufl., Münst. 1871), und «Über landwirtschaftliche Pachtverträge» (Bresl. 1870).

Bertrand (Henri Gratien, Graf), franz. General, einer der treuesten Anhänger Napoleons I., geb. 28. März 1773 zu Châteauroux im Depart. Indre, widmete sich dem Ingenieurwesen und trat während der Revolution in die pariser Nationalgarde, später in das Geniekorps, in dem er 1795 Kapitän wurde. Im J. 1796 kam er zur ital. Armee, wohnte dann der Expedition nach Ägypten bei und stieg, nachdem er die Befestigung von Alexandria geleitet, zum Brigadegeneral auf. B. erwarb sich 1805 durch Tapferkeit in der Schlacht von Austerlitz die besondere Gunst Napoleons und wurde zum Adjutanten des Kaisers ernannt. Im J. 1806 brachte er die Kapitulation von Spandau zu Wege, und 1807 zeichnete er sich als Divisionsgeneral bei Friedland aus. Im Feldzuge von 1809 erwarb er sich nach der Schlacht von Aspern durch die Herstellung der Übergangsbrücken über die Donau großes Verdienst, wofür ihn Napoleon zum Grafen und an Marmonts Stelle zum Gouverneur von Illyrien ernannte. Mit gleicher Auszeichnung focht B. in den Feldzügen von 1812 und 1813, und nach Durocs Tode ward er Großmarschall des Palastes. Er befehligte damals das Reservekorps, focht bei Lützen und Bautzen, konnte zwar bei Wartenburg Blüchers Übergang nicht hindern, behauptete aber in der Schlacht bei Leipzig den für den Rückzug so wichtigen Punkt von Lindenau gegen Giulay und deckte nach der Schlacht bei Hanau den Rheinübergang des franz. Heeres bei Mainz. Nach der Rückkehr nach Paris wurde er zum Aide-major-général der Nationalgarde ernannt, kehrte aber bei der wachsenden Gefahr bald wieder zur Armee zurück und folgte dem Kaiser nach Elba. B. war Napoleons innigster Vertrauter bei dessen Plänen betreffs der Rückkehr nach Frankreich. Nach der Schlacht bei Waterloo folgte B. mit seiner Familie dem Kaiser nach St. Helena und gab hier, unter den größten Opfern und Beschwerden, mit den Seinen ein denkwürdiges Beispiel treuer Ergebenheit. Erst nach Napoleons Tode kehrte er nach Frankreich zurück, wo er von Ludwig XVIII. wieder in alle seine Würden eingesetzt wurde. Nach der Revolution von 1830 wählte ihn das Departement Indre in die Kammer, wo er sich der liberalen Partei anschloß und namentlich für die Freiheit der Presse und die Abschaffung der Pairskammer sprach. Da er 1834 nicht wiedergewählt ward, zog er sich auf sein Landgut zu Châteauroux zurück und starb daselbst 31. Jan. 1844, nachdem er noch vorher, 1840, bei der Überführung der Asche Napoleons thätig gewesen war.

Bertrich, Dorf und Badeort im Kreise Kochem des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, 165 m über dem Meere, in einem reichbewaldeten, von 250 m hohen Bergen eng eingeschlossenen Thale, welches der dem linken Moselzufluß Alf zuströmende Üßbach durchschneidet. Die beiden 26° R. warmen (Chlornatrium, schwefelsaures Natrum, schwefelsauren Kalk u. s. w. enthaltenden) Quellen, welche dem kleinen, nur 382 E. zählenden Orte jährlich

zahlreiche (1877: 927) Badegäste zuführen, entspringen an der südwestl. Seite des Thals am Fuße der interessanten Facherhöhe (oder des Palmbergs) und versorgen das nahe Kurhaus, Armenbad und den Trinkbrunnen. Das Wasser ist besonders wirksam gegen Rheumatismus und Gicht, chronischen Magenkatarrh, Menstruationsstörungen, Haut- und Drüsenkrankheiten. Die Römer kannten bereits die Heilkraft dieser Quellen. Zweckmäßige Einrichtungen trafen erst die Erzbischöfe von Trier, unter deren Herrschaft der Ort 1392 kam, 1456 wurden die ersten Badeeinrichtungen hergestellt. Das meiste hat aber B. dem Erzbischof Klemens Wenzeslaus zu danken, welcher 1770 unter anderm auch das mit dem Bildnis seines Gründers geschmückte Kurhaus bauen ließ. Die Umgegend ist merkwürdig durch vulkanische Bildungen, so die 405 m hohe Falkenlei mit dem halb eingestürzten Krater und die von Basaltsäulen getragene Käsegrotte mit dem durch den Erwisbach gebildeten, 15 m hohen Wasserfall, über welchen die fast 11 m lange Wilhelmsbrücke schwebt. Vgl. Böhm, «Bericht über das Bad B.» (Berl. 1859).

Bertuch (Friedr. Justin), ein um deutsche Litteratur, Kunst und Industrie vielfach verdienter Mann, geb. 30. Sept. 1747 zu Weimar, studierte seit 1765 zu Jena erst Theologie, dann die Rechte und wurde 1769 Erzieher der Söhne des auch als Dichter bekannten Freiherrn Bachoff von Echt auf Dobitschen bei Altenburg, der ihn für das Studium der span. und portug. Litteratur gewann. In diese Zeit fallen B.s «Wiegenliederchen» (Altenb. 1772), denen er in den nächsten Jahren verschiedene poetische Arbeiten, darunter das Trauerspiel «Elfriede» (Weim. 1775; 1780) und das Monodrama «Polyxena» (Lpz. 1775) folgen ließ. Inzwischen hatte er sich 1773 in Weimar niedergelassen, half Wieland bei der Redaction des «Mercur», und wurde 1775 zum weimar. Kabinetssekretär, 1776 zum herzogl. Rat und 1785 zum Legationsrat ernannt. Außer andern Übertragungen aus dem Französischen und Spanischen veröffentlichte B. eine deutsche Bearbeitung des «Don Quixote» von Cervantes mit der Fortsetzung von Avellaneda (6 Bde., Lpz. 1775—76; 1780—81) und gab auch mit von Seckendorf und von Zanthier das «Magazin der span. und portug. Litteratur» (3 Bde., Dessau 1780—83) heraus. Mit Wieland und Schütz entwarf er den Plan zur «Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung», welche 1785 ins Leben trat und für die litterarische Entwickelung Deutschlands von großer Bedeutung wurde. Außerdem begann B. 1786 mit Kraus die Herausgabe des «Journal des Luxus und der Moden», des ersten aller deutschen Modeblätter, das bis 1827 erschien und für die Geschichte der Sitte und Kultur im Zeitalter der Französischen Revolution und des Kaiserreichs noch jetzt von histor. Interesse ist. Zu diesen Unternehmungen kamen 1790 die «Blaue Bibliothek aller Nationen» (11 Bde., Gotha 1790—97) und das seinerzeit in vielen tausend Exemplaren verbreitete «Bilderbuch für Kinder» (190 Hefte, Weim. 1790—1822), welches der Vorgänger vieler späterer Werke dieser Art wurde. Zur Herstellung und zum Vertriebe aller dieser litterarischen Produktionen begründete B. 1791 das «Landesindustriecomptoir», welches mit seinen Zweiganstalten ein Mittelpunkt für Schriftsteller und Künstler wurde. In einer derselben, dem «Geographischen Institut», erschienen unter anderm die «Geogr. Ephemeriden», die B. zuerst mit von Zach, dann mit Gaspari, Ehrmann u. a. (1798—1824) herausgab. B. starb 3. April 1822.

Berufkraut, s. unter Erigeron.

Berufung (früher Appellation genannt) ist sowohl civilprozessualisch wie strafprozessualisch dasjenige ordentliche Rechtsmittel (s. d.), durch welches jemand eine Entscheidung des Unterrichters der Prüfung und Beurteilung einer höhern Instanz unterstellt. Sie ist hervorgegangen aus der appellatio der röm. Kaiserzeit.

I) Civilprozessualisch findet die B. nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung statt gegen Endurteile (welchen gewisse Zwischenurteile gleichgestellt sind), aber nur erster Instanz, nicht, wie die frühere gemeinrechtliche Oberappellation, auch gegen Urteile der Berufungsinstanz, insofern sie eine Benachteiligung (Beschwerde, gravamen) für die Partei enthalten. (Eine bestimmte Höhe des Berufungsinteresses, summa appellabilis, wird nicht wie in frühern Rechten erfordert.) Versäumnisurteile jedoch können von dem Säumigen nicht mit der B. angefochten werden, außer, wenn der Einspruch dagegen unstatthaft ist, wegen irrtümlicher Annahme der Versäumnis.

Die B. hat 1) Suspensiv-Effekt, d. h. sie hemmt (suspendiert) die Wirksamkeit (Rechtskraft, Vollstreckbarkeit, insofern das Urteil nicht für vorläufig vollstreckbar erklärt ist) des Urteils; 2) Devolutiv-Effekt, d. h. sie bringt (devolviert) den Rechtsstreit vom Gericht erster Instanz (judex a quo) an das nächst höhere Gericht, Berufungsgericht (judex ad quem), also vom Amtsgericht an das Landgericht, vom Landgericht an das Oberlandesgericht. Sie bezweckt nicht bloß Nachprüfung des angefochtenen Urteils (sententia a qua), d. h. Prüfung, ob auf Grund des vorliegenden Materials richtig geurteilt sei, sondern auf Erneuerung der mündlichen Verhandlung. In den durch die Berufungsanträge bestimmten Grenzen, d. h. insoweit das Urteil angefochten und seine Abänderung beantragt ist, wird der Rechtsstreit vor dem Berufungsgericht von neuem verhandelt; und auch in erster Instanz nicht geltend gemachte Angriffs- und Verteidigungsmittel, neue Thatsachen wie neue Beweismittel (Nova), können von den Parteien in der Berufungsinstanz vorgebracht, unterbliebene oder verweigerte Erklärungen (über Thatsachen, Urkunden, Eideszuschiebungen) nachgeholt werden (verschleppendes neues Vorbringen kann das Gericht nachträglicher Verhandlung vorbehalten, und einstweilen ohne Rücksicht auf dasselbe ein vollstreckbares Urteil erlassen). Durchaus unzulässig dagegen sind neue Ansprüche, es sei denn zum Zweck unverschuldet versäumter Kompensation. Andererseits ist aber der Prozeßstoff erster Instanz Prozeßstoff auch der Berufungsinstanz (er ist von den Parteien, soweit erheblich, vorzutragen, nötigenfalls Berichtigung oder Vervollständigung des Vortrags durch den Vorsitzenden zu veranlassen). Daher behalten auch das in erster Instanz abgelegte Geständnis, die in erster Instanz erfolgte Annahme, Zurückschiebung, Leistung, Verweigerung, Erlassung eines Eides (vorausgesetzt, daß seine Anordnung vom Berufungsgericht für gerechtfertigt erachtet wird) ihre Wirksamkeit auch für die Berufungsinstanz; daher auch die in der Civilprozeßordnung §. 504 abweichend von dem erstinstanzlichen Verfahren bestimmte Versäumnisfolge. Wenn das Berufungsgericht das angefochtene Urteil aufhebt,

so hat es zugleich ein anderes an seine Stelle zu setzen; nur so weit aber darf das unterrichterliche Urteil abgeändert werden, als eine Abänderung beantragt ist. An die erste Instanz zurückverweisen zum Zweck weiterer Verhandlung muß das Berufungsgericht die Sache nur aus den in der Civilprozeßordnung §. 500 aufgeführten Gründen, und kann dies, wenn es wegen eines wesentlichen Mangels des Verfahrens Urteil und Verfahren (soweit es von dem Mangel betroffen) aufhebt.

Eingelegt wird die Berufung durch Zustellung eines Schriftsatzes seitens des Berufungsklägers (Appellanten) an den Berufungsbeklagten (Appellaten); notwendig muß die Berufungsschrift enthalten die Bezeichnung des angefochtenen Urteils, Berufungserklärung, Ladung des Gegners zur mündlichen Verhandlung über die Berufung, soll aber auch (als «vorbereitender Schriftsatz») das zur Vorbereitung der mündlichen Verhandlung Erforderliche (Civilprozeßordnung §. 480) enthalten. Die Frist für die Einlegung (Berufungsfrist) ist Notfrist, und beträgt einen Monat, von Zustellung des Urteils gerechnet (Civilprozeßordnung §§. 477, 478). Auch nach Ablauf der Berufungsfrist und ungeachtet seines Verzichts auf die B. bis zum Schluß der mündlichen Verhandlung kann sich aber der Berufungsbeklagte der B. anschließen (Adhäsion), die Abänderung des Urteils zu seinen Gunsten beantragen; Anschließung innerhalb der Berufungsfrist (Prinzipaladhäsion) gilt selbständiger Einlegung gleich; die accessorische wird hinfällig, wenn die B. zurückgenommen oder als unzulässig verworfen wird. — Als «unzulässig» verworfen wird die B., wenn es an einem ihrer Erfordernisse mangelt; ob diese vorhanden, hat das Berufungsgericht von Amts wegen zu prüfen. Die B. ist behandelt in der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, Buch 3 (Rechtsmittel), Abschn. I, §§. 472—506.

II) Strafprozessualisch ist die B. das gegen noch nicht rechtskräftige Endurteile erster Instanz zulässige Rechtsmittel, durch welches dieselben in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung angefochten werden können. Die Deutsche Strafprozeßordnung gestattet dieses Rechtsmittel (§§. 354 fg.) nur gegen Urteile der Schöffengerichte beziehungsweise Urteile der Amtsrichter ohne Zuziehung der Schöffen (§. 211, Abs. 2) und die österr. Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 in den §§. 283, 345 nur gegen Endurteile der Gerichtshöfe erster Instanz und der Schwurgerichte hinsichtlich des Ausspruchs über die Strafe und über privatrechtliche Ansprüche. Es ist dies eine Konzession denen gegenüber, welche in einem auf dem Prinzip der Mündlichkeit (Unmittelbarkeit) beruhenden Strafverfahren, welches auch keine bestimmte Beweistheorie mehr kennt, die B. entweder für sinnlos oder als des Charakters eines Rechtsmittels entbehrend erachten. Denn während der erste Richter auf Grund sorgfältiger mündlicher Verhandlung geurteilt hat, kann der zweite Richter dies nur auf Grund der Akten, oder aber er urteilt, falls in der zweiten Instanz die Beweisaufnahme ganz oder teilweise wiederholt wird, über etwas anderes, als der erste Richter, zumal vielleicht inzwischen Zeugen verstorben sind oder sich nicht mehr so genau, wie früher, auf die Einzelheiten des Falls besinnen können, abwesend sind u. s. w. Doch wird in neuester Zeit (z. B. auf dem Deutschen Anwaltstage von 1881) für Ausdehnung der B. auch gegen Urteile der Landgerichte die Stimme erhoben.

Die rechtzeitige Einlegung (binnen einer Woche zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich bei dem Gericht §. 355) bewirkt, daß das Urteil, soweit es angefochten ist, nicht rechtskräftig wird. Die Anfechtungsgründe sind, wegen Beschränkung anderer Rechtsmittel, sehr umfangreich und verschiedenartig. Die Geltendmachung neuer Thatsachen und Beweismittel zur Unterstützung wie zur Widerlegung der B. ist unbeschränkt. Eine Rechtfertigung der B. ist nicht erforderlich; sie kann aber binnen einer Woche nach Ablauf der Einlegungsfrist gerechtfertigt werden. Sind nicht bestimmte Beschwerdepunkte angegeben, so gilt der ganze Inhalt des Urteils als angefochten (§. 359). Der Amtsrichter kann durch Beschluß die B., wenn sie verspätet eingelegt scheint, zurückweisen, wogegen der Beschwerdeführer binnen einer Woche nach Zustellung des Beschlusses auf die Entscheidung des Berufungsgerichts antragen kann, was jedoch die Vollstreckung nicht hemmt. Weist das Berufungsgericht die B. nicht durch Beschluß zurück, so ist dieselbe durch Urteil zu erledigen. Sie wird verworfen, wenn weder der Beschwerdeführer, noch der Angeklagte erscheinen. Die in erster Instanz vernommenen Zeugen müssen wieder geladen werden, soweit nicht diese wiederholte Vernehmung zur Aufklärung der Sache nicht erforderlich erscheint. Die Verlesung von Protokollen über Aussagen von Zeugen und Sachverständigen in erster Instanz ist ohne Zustimmung der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten nicht zulässig, wenn wiederholte Vorladung erfolgt oder rechtzeitig beantragt ist (§. 366). Die für begründet erachtete B. bewirkt, daß das angefochtene Urteil ganz oder teilweise durch ein neues zu ersetzen ist. Dieses wird vom Berufungsgericht oder aber von dem untern Gerichte erlassen. Ist die B. nur vom Angeklagten eingelegt, soll (§. 372) das Urteil nicht zum Nachteile desselben abgeändert werden dürfen (Verbot der reformatio in pejus), was auch gemeinrechtlich Rechtens war.

Litteratur: Schwarze, «Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren» (Wien 1862); derselbe in von Holtzendorffs «Handbuch des Deutschen Strafprozeßrechtes» (Bd. 2, Berl. 1879); von Kries, «Die Rechtsmittel des Civilprozesses und des Strafprozesses» (Bresl. 1880); Geyer, «Lehrbuch des gemeinen Deutschen Strafprozeßrechts» (Lpz. 1880).

Beruhigende Mittel (Sedativa) sind diejenigen Heilmittel, welche krankhafte Erregungszustände des Nervensystems herabstimmen oder ganz beseitigen. Man nennt diese Mittel auch besänftigende, kalmierende, lindernde. Die Mittel wirken bald vorzugsweise auf die Gefühlsnerven als schmerzstillende (Anodyna) oder empfindungslähmende (Anästhetische Mittel), bald auf die Bewegungsnerven als krampfstillende (Antispasmodica), bald auf das Gehirn als schlafmachende (Hypnotica) und betäubende (Narcotica) oder berauschende (Inebriantia). Es gehören hierher teils chemisch und physikalisch, teils psychisch wirkende Mittel. Zu den chemisch wirkenden zählt man eine große Anzahl narkotischer Arzneien (besonders Belladonna, Bilsenkraut, Opium und Morphium), dann die ätherartigen oder anästhetischen Mittel (Schwefeläther und Chloroform, vor allem aber Chloralhydrat und Krotonchloral), die spirituösen (berauschenden) Mittel einzelne alkalische Mittel

(Bromkali), gewisse ätherisch-ölige Substanzen (Kamille, Baldrian; Asa foetida, Moschus). Als physikalisch wirkende dienen teils die Kälte, insofern durch sie die entzündliche Spannung der Gewebe und die hierdurch bedingten Schmerzen vermindert werden, teils die Wärme in der Form feuchtwarmer Umschläge, welche einen regern Blutumlauf und eine wirksame reflektorische Ableitung zur Folge haben. Von den mannigfachen psychischen Beruhigungsmitteln sind zu nennen die methodische Entziehung des Lichts, die Anwendung geistiger und geselliger Unterhaltung, die zerstreuende Beschäftigung mit Arbeit zur Beruhigung eines krankhaft aufgeregten Gemüts (vgl. Kant, «Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden. Mit Anmerkungen von Hufeland», Lpz., 20. Aufl. 1881), endlich der sog. Hypnotismus, d. h. ein schlafähnlicher Zustand, in welchen man durch anhaltendes Fixieren eines vor die Augen gehaltenen (insbesondere glänzenden) Gegenstandes versetzt wird.

Berührungselektricität, s. Galvanismus.

Berula *K.*, Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse. Sie besteht aus perennierenden Kräutern mit einfach gefiederten Blättern, vielstrahligen Dolden und vielblütigen Döldchen, mit weißen Blüten und kahlen, eiförmigen Früchtchen. Die einzige in Deutschland und überhaupt in Europa vorkommende Art, B. angustifolia *Koch*, Berle, ist ein Sumpfgewächs mit buschigem Wurzelstock, aufrechtem, bis 1 m hohem, röhrigem Stengel, lanzettlichen Blättchen.

Berun (Alt-), Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, an der Straße Breslau-Krakau, zählt (1880) 1946 meist kath. und polnisch sprechende E., welche hauptsächlich Landwirtschaft betreiben, hat eine Sprengstoff- (Dynamit-) und eine Zündwarenfabrik. — Etwa 7 km südöstlich von Alt-B. liegt Neu-Berun, Station der Oberschlesischen Eisenbahn (Linie Myslowitz-Oswiecim), ein zu drei Gemeinden gehöriger Häuserkomplex mit Rittergut Kopcziowitz, 2 km von der österr. Grenze, zählt 230 meist kath., poln. E., welche Handel, Gewerbe und Ackerbau betreiben.

Bervic (Charles Clément), einer der größten Kupferstecher der Französischen Schule, geb. 23. Mai 1756 in Paris, war ein Schüler von J. G. Wille und wurde 1784 Mitglied der Akademie. Er starb 23. März 1822. Seine Werke sind nicht zahlreich und gehören zu den gesuchtesten der Französischen Schule. Seine berühmteste Arbeit ist das Bildnis Ludwigs XVI. in ganzer Figur nach einem Gemälde von Callet. Da die Platte hierzu in den Revolutionsstürmen 1793 zerschlagen wurde, so sind Abdrücke derselben äußerst selten. Die Richtigkeit seiner Zeichnung, die Reinheit und der Glanz seines Grabstichels geben seinen Arbeiten klassischen Wert.

Berwald, schwed. Musikerfamilie, aus welcher namentlich hervorzuheben sind: Johann Fredrik B., geb. 4. Dez. 1787 zu Stockholm, bildete sich unter Abt Vogler als Komponist, Violin-, Klavier- und Orgelspieler aus, unternahm 1817—19 große Konzertreisen, wirkte 1823—49 als Kapellmeister in Stockholm und starb daselbst 26. Aug. 1861. Er komponierte Symphonien, Konzerte, Streichquartette u. s. w. — Sein Vetter Franz Adolf B., geb. zu Stockholm 23. Juli 1796, war 1835—40 Vorstand eines orthopädischen Instituts in Berlin, betrieb nachher in Norrland eine Glashütte, wurde aber später Lehrer der Komposition am Konservatorium in Stockholm. Er starb 3. April 1868 zu Stockholm. B. hat in beinahe allen Zweigen der Musik tüchtige Kompositionen geliefert. Seine Oper «Estrella di Soria» kam in Stockholm und Wien zur Aufführung, die Operette «Der Verräter» in Berlin; auch komponierte er mehrere von Frische und Originalität zeugende Symphonien, Kantaten, Ouverturen und Quartette.

Berwick (spr. Berrick, Berwickshire), Grafschaft in Schottland, von der Nordsee und den Grafschaften Haddington, Edinburgh, Selkirk und Roxburgh begrenzt und durch den Tweed von England (Northumberland) geschieden, umfaßt 1202,8 qkm eines im S. ebenen, im N. und NW. durch im Sayrs Law 534 m aufsteigende, sonst kaum 360 m hohe Zweige der Lammermoorberge erfüllten Landes, das in den Bergdistrikten unfruchtbaren, in den südöstl. Ebenen hingegen neben Heidestrecken einen überwiegend guten, zum Ackerbau geeigneten Boden besitzt. Der Sandstein herrscht in der ganzen Grafschaft vor, die in südöstl. Richtung den Leader, Blackadder, Whiteadder zum Tweed und den Eye unmittelbar zu dem felsige und hohe, fast unzugängliche Küsten bildenden Meere sendet. Das Klima ist zwar rauh, doch trocken und daher dem Landbau förderlich, welcher in den Thälern der Bergdistrikte, auf urbar gemachtem Moorgrund und in den geeigneten Teilen der Ebenen auf meist kleinern, aber sehr wertvollen Besitzungen betrieben wird. Vortreffliche Rindviehzucht, unterstützt durch die Bergtriften, Schaf- und Schweinezucht, Ackerbau und der Handel mit den Landeserzeugnissen sind die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung, die sich (1881) auf 35383 Köpfe beläuft. Hauptstadt ist Greenlaw mit 800 E.

Berwick (James Fitzjames, Herzog von), ausgezeichneter Feldherr Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 21. Aug. 1670, war der natürliche Sohn des Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II., und der Arabella Churchill, der Schwester des Herzogs von Marlborough, und führte anfangs den Namen Fitzjames. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und die ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Türken in Ungarn. Im J. 1687 nach England zurückgekehrt, erhielt B. von seinem Vater den Herzogstitel und mußte, als 1688 der Prinz von Oranien landete, mit jenem nach Frankreich entfliehen. Von hier aus beteiligte er sich an der Expedition Jakobs nach Irland, bei der er verwundet wurde, trat dann in franz. Dienste, focht 1691 und 1692 unter Luxembourg in Flandern, später unter Villeroi, und wurde von Ludwig XIV. zum Generallieutenant erhoben und naturalisiert. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er 1704 die franz.-span. Armee auf der Pyrenäischen Halbinsel, mußte aber schon im folgenden Jahre zurückkehren und das Kommando in Languedoc gegen die Camisarden übernehmen, die er mit großer Härte behandelte. Noch 1705 wurde er Kommandeur der franz. Truppen in Savoyen und eroberte 4. Jan. 1706 Nizza. Hierauf zum Marschall ernannt, befehligte er wieder in Spanien, wo er 25. April 1707 die Schlacht von Almanza gewann, welche die bourbonische Herrschaft auf dem span. Throne begründete. Philipp V. erhob ihn dafür zum Herzog von Liria und Xerica. Zu Anfang 1708 befehligte B. am Rhein und folgte dann dem Prinzen Eugen nach

Flandern, wo er sich mit dem Heere unter Vendôme vereinigte. Infolge von Zwistigkeiten mit letzterm übernahm er jedoch wieder das Kommando in Savoyen und deckte Provence und Dauphiné. Im J. 1714 war er in Spanien und vollzog hier den letzten Akt des Erbfolgekriegs durch die Einnahme von Barcelona 11. Sept. 1714. Bis dahin der Gehilfe Philipps V., führte er 1718 die franz. Armee über die Pyrenäen, um im Namen der Quadrupleallianz Spanien in die Grenzen des Utrechter Friedens zurückzuzwingen. Nach einer langen Unthätigkeit übernahm er noch einmal 1733, beim Ausbruche des poln. Erbfolgekriegs, den Oberbefehl am Rhein. Nachdem er Kehl genommen, belagerte er 1734 Philippsburg, wo er 12. Juni durch eine Kanonenkugel seinen Tod fand. B. war ein besonnener, maßvoller, dabei sehr energischer Charakter und besaß alle Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn. Aus der Ehe mit seiner ersten Gemahlin, Tochter des Grafen Clanricarde, stammen die Herzöge von Liria in Spanien. Im J. 1699 vermählte er sich zum zweiten male mit Miß Bulkeley, durch die er Vater des ersten Herzogs von Fitzjames wurde. Die «Mémoires du Maréchal de B.» (2 Tle., Haag 1737—38) sind nicht von ihm; doch veröffentlichte später der Herzog von Fitzjames B.s eigenhändige «Mémoires» (2 Tle., Par. 1778). Vgl. «The life of James Fitz-James, duke of B.» (Lond. 1838).

Berwick-on-Tweed (spr. Berrick-on-Twîd), Borough, Municipal- und befestigte See- und Hafenstadt der engl. Grafschaft Northumberland, innerhalb der schott. Grafschaft B. gelegen, an der Mündung des schott. Grenzflusses Tweed in die Nordsee, Knotenpunkt der North-British- und der North-Eastern-Eisenbahn, ist gut gebaut, besitzt sechs Kirchen und hat auch in dem Guildhall ein stattliches Gebäude mit Turm und Glockenspiel. Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1881) mit den Vorstädten Tweedmouth und Spittal, beide südlich des Tweed, 13995 E. Die Stadt war als wichtiger Grenzort früher eine starke Festung. Die alten Festungswerke stehen noch und sind in gutem Stande. Gegen die Landseite erheben sich fünf Bastionen und den Hafen verteidigen Batterien. Die Einfahrt auf dem Tweed ist durch einen großen Steindamm mit einem Leuchtturm gesichert. Schiffe von 500 t liegen an den Quais an. Über den Tweed führen drei Brücken und ein großartiger, von Stephenson erbauter Viadukt für die London-Edinburgher Eisenbahn. Der Fluß ist fischreich, und in Eis verpackte Salme bilden nebst Krabben, Hummern, Korn, Kohlen und Whisky die Hauptausfuhrgegenstände. Die Stadt besitzt Schiffswerfte, Eisengießereien, Dampfmaschinen-, Hut- und andere Fabriken.

Beryll, ein Edelstein, von den Juwelieren *Aquamarin* genannt. Derselbe findet sich in schönen Krystallen, die häufig als große, sechsseitige Prismen mit senkrechter Streifung erscheinen, an den Enden außer der Basis auch wohl Pyramiden zeigen und in Granit, in Glimmerschiefer, auf Eisengängen u. s. w. vorkommen. Seine Bestandteile sind 66—68 Proz. Kieselsäure, 16—18 Proz. Thonerde, 12—15 Proz. Beryllerde ($Be_3Al_2Si_6O_{18}$), daneben sich geringe Mengen von Chromoxyd und Eisenoxyd finden. Die Farbe des B. geht von Berggrün und Apfelgrün einerseits ins Himmelblaue, andererseits ins Honiggelbe und Weingelbe. Er ist gewöhnlich glasglänzend durchsichtig oder halbdurchsichtig, als gemeiner B. nur durchscheinend. Der B. bildet eine Varietät vom Smaragd, welcher dieselbe chem. Zusammensetzung hat, aber seiner Farbe und seines Glanzes wegen als Edelstein mehr geschätzt wird. Der B. findet zu den verschiedensten Schmuckgegenständen Anwendung, namentlich zu Ring- und Nadelsteinen, Ohrgehängen u. s. w. Gewöhnlich gibt man ihm die Form eines Brillants, da er wegen seines geringen Glanzes viele Facetten erhalten muß. Die besten edeln B. liefert der Ural (Mursinka, Schaitanka, Miask) und Altai; die trüben gemeinen B. finden sich in Deutschland namentlich bei Bodenmais in Bayern; sie erreichen mitunter sehr beträchtliche Größe, wie denn zu Limoges in Centralfrankreich armdicke Krystalle nicht selten sind; ja zu Grafton in Newhampshire trifft man 1,3 bis 2 m lange, über fußdicke, bis 1500 kg schwere Riesenkrystalle.

Beryllerde, s. *Beryllium*(-Verbindungen).

Beryllium, auch *Glycium* genannt (chem. Zeichen oder Symbol Be, Atomgewicht 9,3), ist ein Metall, welches sich als Beryllerde (einem Oxyd des B.) in mehrern Mineralien, wie dem Beryll, Chrysoberyll, Smaragd, Aquamarin, Euklas und Phenakit findet. Das B. wurde zuerst 1828 von Wöhler im reinen metallischen Zustande dargestellt. Man erhält es, wenn man Chlorberyllium in einem Platintiegel mit Natriumstückchen schichtet und dann das Ganze anfangs gelinde erwärmt, später aber stark glüht. Dadurch entsteht Chlornatrium und B., welches als Pulver oder in Form kleiner Kügelchen zurückbleibt, wenn man das Chlornatrium mit Wasser auflöst. Zusammengeschmolzen ist es zinkweiß, schmied- und hämmerbar und oxydiert nicht an der Luft und im Wasser. Sein spezifisches Gewicht ist 2,1. Es zersetzt das Wasser selbst in der Weißglühhitze nicht; durch verdünnte Säuren wird es mit Leichtigkeit gelöst.

Die *Beryllium-Verbindungen* haben manche äußere Ähnlichkeiten mit den Aluminiumverbindungen, weshalb man früher das B. in die Aluminiumgruppe einreihte; neuere Forschungen haben aber gezeigt, daß seine Verbindungen vielerlei Verschiedenheiten von jenen haben, und daß namentlich eine Alaunbildung, welche der Aluminiumgruppe charakteristisch ist, hier nicht vorkommt. Gegenwärtig wird das B. allgemein als zweiwertig betrachtet, seine Verbindungen sind demnach BeO *Berylliumoxyd oder Beryllerde*, $Be(OH)_2$ *Berylliumoxydhydrat*, $BeCl_2$ *Berylliumchlorür* u. s. w. Allgemeineres Interesse hat weder das Metall noch seine Verbindungen.

Berytos, alte Hafenstadt an der phöniz. Küste, jetzt *Beirut* (s. d.).

Berzava (Berzawa), Fluß in Südungarn, entspringt auf der Nordwestseite des Berges Kapuschin im Komitat Krassó-Szörény, durchbricht im Oberlaufe eine romantische Thalenge, tritt bei Gattaja in die Ebene, teilt sich sofort in mehrere Arme, die zum Teil im Alibunárer Sumpfe (s. d.) und im Werschetzer Moraste verschwinden oder von Kanälen aufgefangen werden. Der Hauptarm durchzieht in vielen Windungen und fortgesetzten Teilungen das Land und mündet schließlich unterhalb Kanak in die Temes, deren größten Zufluß die B. bildet. Der Fluß ist nicht schiffbar, ruft aber häufige Überschwemmungen hervor.

Berzeliit, ein nach Berzelius benanntes höchst seltenes Mineral von Långbanshytta. Es ist derb, gelblichweiß und honiggelb, fettglänzend und etwas

durchscheinend, unschmelzbar, hat Härte 5,5, spezifisches Gewicht 2,53; in chem. Hinsicht besteht es wahrscheinlich aus einem normalen Arseniat von Kalk und Magnesia, von der Formel $(CaMg)_3 As_2 O_8$, worin auch ganz wenig Manganoxydul.

Berzelius (Joh. Jak., Freiherr von), einer der bedeutendsten Chemiker der neuern Zeit, geb. 29. Aug. 1779 zu Westerlösa im Kirchspiel Wäfversunda unweit Linköping in Ostgotland, besuchte das Gymnasium zu Linköping, und kam 1796 auf die Universität zu Upsala, um sich der Medizin und Chemie zu widmen. Die erste Frucht seiner Studien und eines einjährigen Aufenthalts als Assistent des Brunnenarztes im Badeorte Medevi war die «Nova analysis aquarum Medeviensium» (Ups. 1800). Seit 1802 als Arzt und Docent der Medizin und Pharmacie in Stockholm thätig, wurde B. 1806 Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie und im folgenden Jahre Professor der Medizin und Pharmacie in Stockholm. Hier begründete er 1807 mit mehrern andern Ärzten die Schwedische Gesellschaft der Ärzte. Im J. 1808 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm ernannt, ward er bereits 1810 zu deren Vorstand und 1818 zu deren beständigem Sekretär erwählt. Letzteres Amt verwaltete er bis zu seinem Tode, der ihn 17. Aug. 1848 ereilte. Im J. 1818 war B. in den Adels-, 1835 in den Freiherrnstand erhoben worden. Als Abgeordneter in der Ständeversammlung sowie seit 1838 als Reichsrat entwickelte B. nur eine unbedeutende Thätigkeit. Dagegen sind seine Verdienste um die Wissenschaft von höchster Bedeutung. Die Gestaltung der anorganischen Chemie beruht großenteils auf B.' Entdeckungen. B. entdeckte das Selen, Cer und Thorium, stellte Calcium, Baryum, Strontium, Tantal, Silicium, Zirkonium zuerst als Elemente dar und untersuchte ganze Klassen von Verbindungen, so die der Flußsäure und der Fluormetalle, der Platinmetalle, des Tantals, Molybdäns, Vanadins, die Schwefelsalze u. s. w. Er stellte eine neue oder wenigstens ganz umgeänderte Nomenklatur und Klassifikation der chem. Verbindungen auf, die sich immer allgemeinern Eingang verschaffte. Als die atomistische Theorie Daltons und die Entdeckung der Alkalimetalle eine Umwälzung in der Chemie hervorbrachten, wandte B. die Lehren des erstern auf die Konstitution der Verbindungen an. Er stellte ein chem. Mineralsystem auf. Die Ausbildung der Lehre von den chem. Proportionen wird immer als der wichtigste Dienst betrachtet werden müssen, den B. der Wissenschaft geleistet. Als besonderes Verdienst ist zu erachten, daß er sich nie bloß mit Aufsuchung vereinzelter Thatsachen begnügte, sondern stets so durchgreifende Untersuchungen über größere Gebiete anstellte, daß die Chemie als Ganzes dadurch Gewinn erhielt. Abgesehen von seiner großen journalistischen Thätigkeit, veröffentlichte B. zahlreiche Schriften, darunter die zuerst mit Hisinger, dann in Gemeinschaft mit mehrern andern schwed. Gelehrten herausgegebenen «Afhandlingar i fysik, kemie och mineralogie» (6 Bde., Stockh. 1806—18), die «Foreläsningar i djurkemien» (2 Bde., Stockh. 1806—8) und die «Öfversigt on djurkemiens framsteg» (Stockh. 1812; deutsch von Siegwart, Nürnb. 1815). Andere bedeutende Schriften sind: «Überblick über die Zusammensetzungen der tierischen Flüssigkeiten» (deutsch von Schweigger-Seidel, Nürnb. 1815), «Neues System der Mineralogie» (deutsch von Gmelin und Pfaff, Nürnb. 1816), «Versuch über die Theorie der chem. Proportionen» (deutsch von Blöde, Dresd. 1820), «Om blåsrörets användande i kemien och mineralogien» (Stockh. 1820; deutsch von Rose unter dem Titel: «Von der Anwendung des Lötrohrs in der Chemie und Mineralogie», Nürnb. 1821; 4. Aufl. 1844), «Über die Zusammensetzung der Schwefelalkalien» (deutsch von Palmstedt, Nürnb. 1822). Sein Hauptwerk bleibt jedoch sein «Lärebok i kemien» (3 Bde., Stockh. 1808—18; 2. Aufl., 6 Bde., 1817—30), das ins Französische (von Jourdan, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers, Par. 1829), Englische, Italienische, Holländische und ins Deutsche (von Blöde, Palmstedt und Wöhler, 4 Bde., Dresd. und Lpz. 1825—31; 4. Aufl., 10 Bde., 1835—41; 5. Originalausg., Dresd. und Lpz., 10 Bde., 1843—47) übersetzt wurde. Als Sekretär der Akademie der Wissenschaften gab B. die «Årsberättelser om framstegen i fysik och kemie» (27 Jahrg., Stockh. 1820—47) heraus, die von Gmelin, Wöhler u. a. als «Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie» (Bd. 1—27, Tüb. 1821—48) auch in Deutschland übersetzt erschienen. Im J. 1855 wurde B. zu Stockholm ein ehernes Standbild (von Quarnström) errichtet.

Berzelius-Lampe, eine mit doppeltem Luftzug und Argandschem Rundbrenner versehene Spirituslampe, s. unter Lampe.

Berzsenyi (Daniel), einer der vorzüglichsten ungar. Lyriker, geb. 6. Mai 1776 zu Hetye im Komitat Eisenburg, besuchte erst die evang. Schule, dann das Lyceum zu Ödenburg, und bekundete schon hier seine poetische Begabung. Von seinem Vater zum Landwirt bestimmt, bildete er sich durch Selbststudium weiter und nahm sich namentlich den Horaz zum Vorbild. Bis zu seinem 25. Jahre verfaßte er die meisten und besten seiner Gedichte. Eine Sammlung derselben wurde später von Helmeczy veröffentlicht (Pest 1813), die ihm in ganz Ungarn die allgemeinste Anerkennung verschaffte. Eine zweite Auflage (1816) besorgte der Dichter selbst. Er starb 24. Febr. 1836 zu Nikla im Somogyer Komitat, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet wurde. Ausgaben seiner Werke veranstalteten Döbrentei (neue Aufl., Pest 1862) und Toldy (2 Bde., Pest 1864).

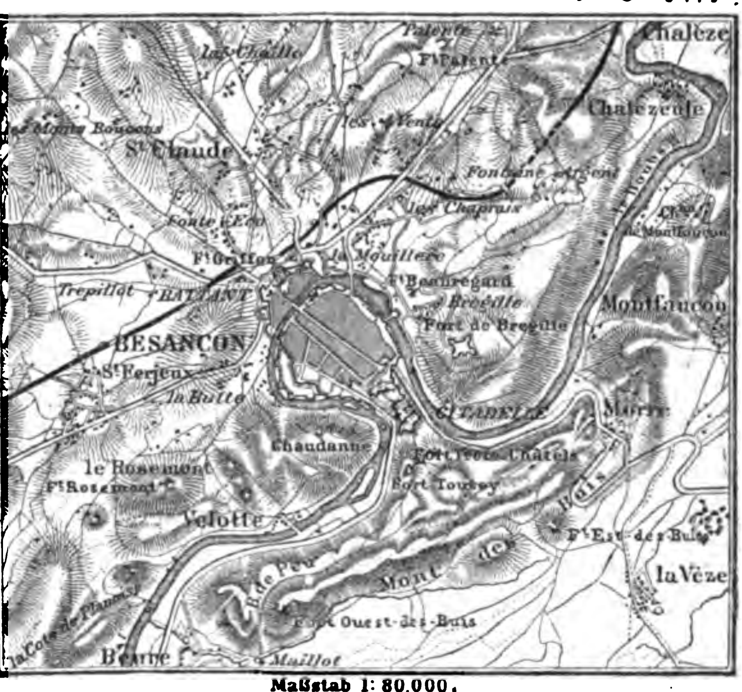
Bes., bei ornitholog. Bezeichnungen Abkürzung für Beseke (Joh. Melchior Gottlieb).

Besan, s. Segel.

Besançon, Hauptstadt der ehemaligen Franche-Comté (Freigrafschaft Burgund) sowie des jetzigen franz. Depart. Doubs, Kriegsplatz erster Klasse, wichtiger Knotenpunkt der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zwischen Vesoul, Belfort, Basel, Pontarlier, Lyon, Dole und Gray, 407 km von Paris, liegt zu beiden Seiten des Doubs, welcher sie in die durch eine steinerne Brücke verbundene Ober- und Unterstadt teilt, und ist eine der am besten gebauten Städte Frankreichs. Ludwig XIV. ließ sie durch Vauban sehr stark befestigen. Der 368 m hohe Fels neben der Stadt trägt die Citadelle; jenseit des Flusses liegt auf dem 294 m hohen Charmont das 1595 gebaute Fort Griffon und in weiterm Abstande die Forts Palente und Rosemont. Die von Vauban vergrößerte Citadelle liegt auf einer vom Flusse umströmten Halbinsel, deren steile Felsufer zwei in den Fels gesprengte Thore haben, die zur Stadt führen. Sie umgibt ein Kreis höherer Berge; im S. schließt ein Isthmus sie an den 381 m hohen

Trochâtey, welcher seit 1792 zwei Schanzen trägt. Der Doubs trennt sie im O. von dem 442 m hohen Bregille und dem daranstoßenden, 316 m hohen Beauregard, von denen jeder durch ein Fort gekrönt ist (1820 und 1831); im W. vom 410 m hohen Chaudanne, welcher seit 1837 ebenfalls mit einem Fort versehen ist. Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 wurden die Werke noch mehr verstärkt (Fort Est-des-Buis und Ouest-des-Buis); späterhin sind noch Forts auf dem Montfaucon, bei Fontain und Arguel auf dem linken Ufer, sowie auf der Côte de Planoise, auf Mont-Boucons und Mont-Chailluz auf dem rechten Ufer des Doubs erbaut und bis 1882 fertig gestellt worden. Unter den Gebäuden der Stadt sind die merkwürdigsten die Kathedrale aus dem 11. Jahrh., die St. Johannis- und die Magdalenenkirche, die Präfektur von 1697, das halb gotisch, halb römisch gebaute Palais des Kardinals Granvella und mehrere röm. Bauwerke, von denen einige wohl erhalten sind. B. hat (1881) 57 039 E., ist Sitz eines Erzbischofs, der Departementsbehörden, eines Appellationsgerichtshofs für die drei Depart. Doubs, Jura und Ober-Saône, eines Civil- und eines Handelsgerichts sowie des Generalkommandos des 7. Armeekorps. Auch bestehen daselbst eine Artillerieschule, ein großes Arsenal, sehr bedeutende Kasernen. Seit 1752 hat die Stadt eine Akademie für Mathematik und schöne Wissenschaften, seit 1801 ein Lyceum, ferner eine Gesellschaft der Künste und des Ackerbaues, ein Priesterseminar, eine medizinisch-chirurgisch-pharmaceutische Lehranstalt, eine Zeichen- und Modellier-, eine Musikschule, eine Uhrmacherschule, eine öffentliche Bibliothek von 100 000 Bänden und 1800 Manuskripten, mit einer Münzsammlung, Museen, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Taubstummenanstalt und ein Theater. Die sehr bedeutenden Fabriken liefern Ackergeräte, Eisen-, Stahl- und Kupferwaren, Waffen, Maschinen, Bijouterien, Billards, Bürsten, Stühle, Fayence, Leinwand, Woll-, Baumwoll- und Seidenzeuge, Tabak, Buntpapier, besonders aber Taschen- und Stutzuhren, in welchen beiden Artikeln 13 000 Arbeiter jährlich für 14 Mill. Frs. Ware liefern. Außerdem sind hier Bierbrauereien und Gerbereien. Die Hauptgegenstände des Handels sind Getreide, Holz, Bretter (3 Mill. Stück), Käse, Eisenwaren, Tuch, Uhren, Leder, Wein.

B. ist das alte Vesontio und war schon zu Cäsars Zeiten, der 58 v. Chr. die Sequaner daraus vertrieb und in der Gegend nach dem Rhein hin den Ariovist schlug, ein ansehnlicher Ort mit einer Bergfeste. Es wurde dann ein bedeutender röm. Waffenplatz, in der spätröm. Kaiserzeit Hauptstadt der Provinz Maxima-Sequanorum, kam im 5. Jahrh. an die Burgunder, 1032 mit der Franche-Comté an das Deutsche Reich und ward durch Kaiser Friedrich I., der hier 1162, 1178 u. s. w. Reichstage hielt, 1184 freie Reichsstadt (deutsch: Bisanz). Granvella, der hier geborene Minister Kaiser Karls V., wurde 1584 Erzbischof von B. und als solcher deutscher Reichsfürst. Derselbe gründete hier eine Universität, die bis zur Französischen



Besançon, seine Fortifikationen und seine Umgebung zur Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71.

Revolution bestand. Nach Abtretung an Spanien, 1648, verlor die Stadt 1664 ihre Freiheiten. B. ward 1679 an Ludwig XIV. abgetreten, welcher die Stadt 1668 und 1674 erobert hatte. Im Feldzuge von 1814 wurde sie vom 3. Jan. bis zum April von den Österreichern unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg vergeblich blockiert und beschossen. Bei den im Dez. 1870 und Jan. 1871 stattfindenden Operationen der franz. Ostarmee unter Bourbaki gegen das Korps des Generals Werder und gegen die Südarmee unter Manteuffel bildete B. einen wichtigen Stütz- und Rückzugspunkt der erstern. Mehrere Straßen und Plätze in B. führen noch alte röm. Namen, und unter den vielen Überresten der röm. Zeit haben sich besonders die eines Triumphbogens des Kaisers Aurelian, einer Wasserleitung und eines Amphitheaters erhalten. In neuerer Zeit hat man bei B. auch ein großartiges röm. Theater entdeckt. Vgl. Guenard, «Besançon»

(1843); Delacroix u. Castan, «Guide de l'étranger dans B. et en Franche-Comté» (1860); Droz, Recherches historiques sur la ville de B.» (1862); «Besançon et la vallée du Doubs» (1874).

Besatzung einer Festung nennt man diejenigen Truppen, welche zur Bewachung und Verteidigung in dieselbe gelegt werden. Den Hauptbestandteil der B. bildet die Infanterie, deren Zahl auf Grundlage des Bedarfs für die Bewachung der Festung berechnet wird. Dieser Bedarf verdreifacht ergibt die Stärke der Bezirksbesatzungen, zu denen noch ein Drittel als Generalreserve tritt, sodaß die gesamte B. an Infanterie das Vierfache der zur Bewachung unmittelbar nothwendigen Anzahl umfaßt. Die Stärke der B. an Kavallerie ist der Natur der Sache nach gering; es wird nur so viel gerechnet, als zur Betreibung des Sicherheitsdienstes im Vorterrain und zur Unterstützung von Offensivunternehmungen nötig ist, gewöhnlich zwischen einer und vier Eskadrons, je nach der Stärke an Infanterie. Hiernach richtet sich auch die Zahl der bespannten Feldbatterien, welche Ausfallbatterien genannt werden. Die Zahl der Fuß- (Festungs-) Artilleriekompagnien hängt von der Armierung mit Geschützen ab; man rechnet z. B. im Deutschen Reiche pro Verteidigungsgeschütz 7 Kanoniere, auf 10 Kanoniere 1 Unteroffizier und auf 5 Unteroffiziere 1 Offizier. Der Bedarf an Pionieren und speziell Mineuren richtet sich nach der Größe und Beschaffenheit der Festung. Die gesamte B. steht unter einem Gouverneur oder Kommandanten, dem ein Artillerie- und ein Ingenieuroffizier vom Platz als Beirat zur Seite gestellt sind. Die Besatzungstruppen werden nur in geringer Anzahl der Feldarmee entnommen und mit Ausnahme der Fußartillerie, die schon im Frieden besteht, meist erst im Kriegsfalle aus ältern Jahrgängen (Landwehr, Territorialarmee) gebildet. — Die B. einer Feldschanze, fast nur Infanterie, richtet sich nach der Größe des Werks und schwankt zwischen einer Kompagnie und einem Bataillon.

Besatzungsrecht ist die Befugnis, in einem Orte Truppen einzulegen. An und für sich enthält das B. niemals andere Rechte als solche, welche zu seiner Verwirklichung absolut notwendig sind. Ordentlicherweise (staatsrechtlich) ist dieses Recht eine Folge der ausschließlichen Berechtigung des Staats, über seine Wehrkraft zu verfügen, insbesondere des eben hierin liegenden Rechts der Truppendislokation, versteht sich also insofern von selbst. Außerordentlicherweise (völkerrechtlich) bezeichnet man mit B. die Befugnis, einen Ort, insbesondere eine Festung in einem fremden Staatsgebiete mit Truppen zu belegen. Ein Beispiel hierfür bietet das durch den Westfälischen Frieden (1648) Frankreich zugesprochene und bis zum Nimwegener Frieden (1679) von demselben auch ausgeübte B. in der Festung Philippsburg. Diese Art von B. fällt unter den Begriff der Staatsdienstbarkeit, ist also nicht allein strengstens auszulegen, sondern auch nur insoweit zulässig, als die Souveränetät des belasteten Staats damit nicht gänzlich unvereinbar wird. Dieses B. wird durch Staatsverträge, insbesondere durch Friedensschlüsse begründet und setzt in konstitutionellen Staaten als eine höchst lästige Beschwerung des Landes, beziehungsweise als eine teilweise Veräußerung eines wesentlichen Hoheitsrechts oder als eine Modifikation der Gebietsintegrität, die Zustimmung der Landesvertretung voraus. Einige Staatsverfassungen sagen dies ausdrücklich, andere bestimmen, daß fremde Truppen nur in Kraft eines Gesetzes das Staatsgebiet betreten oder durch dasselbe ziehen dürfen. Zwischen dem entschieden staatsrechtlichen und dem rein völkerrechtlichen Begriff des B. liegen aber mehrere weniger entschiedene Fälle des B. in Mitte. Hierher gehört: 1) das seiner Natur nach provisorische, lediglich auf dem Kriegsrechte beruhende B. einer Kriegspartei an Teilen und Orten des gegnerischen Gebietes; 2) das infolge eines reinen Schutz- und Trutzbündnisses nur für den Kriegsfall einem Alliierten im Lande des andern Alliierten zustehende B., beziehungsweise die ihm aus der Allianz erwachsende Besatzungspflicht; 3) das B. eines suzeränen Staats im Gebiete des Vasallenstaats, wie ein solches z. B. der Türkei früher in der Festung Belgrad zugestanden hatte; 4) die eigentümlichen Erscheinungen des B., wie sie infolge dauernder, auf gemeinsamen Schutz gerichteter Verbindungen mehrerer Staaten einzutreten pflegen und je nach dem entweder überwiegend völkerrechtlichen oder überwiegend staatsrechtlichen Charakter dieser Verbindungen, bald mehr unter den Begriff der Staatsdienstbarkeiten fallen, bald mehr als Konsequenzen einer militärhoheitlichen Gewalt zu betrachten sind. Vgl. Heffter, «Das europ. Völkerrecht» (7. Ausg., Berl. 1881).

Besaya, Küstenfluß in der spanischen Provinz Santander, entspringt am Südabhange der Sierra de Isar nördlich von Reinosa in einem Thale, das durch einen nur 18 m hohen Rücken von dem des Ebro nach Süden getrennt ist, durchbricht, nach Norden fließend, das Cantabrische Gebirge, wird hierbei von der Eisenbahn Palencia-Santander lange Zeit verfolgt und ergießt sich, nachdem er bei Torrelavega den Fluß Saja aufgenommen hat, durch die Ria de San-Martin de la Arena de Suances in den Golf von Biscaya.

Besborodko (Alexander Andrejewitsch, Fürst), russ. Staatsmann, geb. 1742 in Kleinrußland, begleitete als Sekretär den Feldmarschall Rumjanzow auf dessen Feldzügen gegen die Türken, wurde dann bei der Reichskanzlei angestellt und 1780 Staatssekretär im Kollegium des Auswärtigen. Seitdem, und noch mehr seit Panins Tode, 1783, genoß er das ganze Vertrauen der Kaiserin Katharina II. Von Joseph II. 1784 zum deutschen Reichsgrafen erhoben und im Besitze großen Reichtums, verband er sich mit der Familie Woronzow und wurde infolge dessen ein Gegner Potemkins. Um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen, sandte ihn Katharina 1791 nach Jassy, und B. schloß den Frieden zu ihrer Zufriedenheit ab. Nach der Rückkehr stieg sein Ansehen immer mehr. Später verdrängte ihn der Günstling Platon Subow, ohne daß er geradezu in Ungnade fiel. Nach Pauls I. Thronbesteigung ward er zum Reichskanzler und in den Fürstenstand erhoben und 1798 beauftragt, ein Bündnis zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. Er starb 9. Aug. 1799 in Petersburg. B. war ein großer Kunstliebhaber und sammelte eine bedeutende Gemäldegalerie. Von der mit dem Admiral Grafen Kuschelew vermählten Tochter seines Bruders, des Grafen Ilja B. (gest. 1814), stammen die Grafen Kuschelew-B.

Beschädigung fremden Eigentums, s. Eigentum.

Beschäler, auch Deckhengste, nennt man diejenigen Hengste, welche zur Zucht benutzt werden.

Man unterscheidet: Hauptbeschäler, welche in Staatsgestüten für die in denselben befindlichen Stuten zur Verwendung gelangen; Landbeschäler, welche in vom Staate unterhaltenen Hengst-Depots oder Beschäleranstalten für die Stuten des Landes gehalten werden, und Privatbeschäler, welche im Besitz von Privaten für deren eigene oder fremde Stuten bestimmt sind, in welch letzterm Falle sie in den meisten Staaten einer Körung, d. h. einer Untersuchung durch Sachverständige, unterworfen werden. Gesundheit und regelmäßiger Bau, namentlich Freiheit von sog. Erbfehlern sind notwendige Bedingungen für jeden B., während Größe, Form und Rasse sich zuvörderst nach der Qualität der zu bedeckenden Stuten und demnächst nach den gewünschten Eigenschaften der zu erzielenden Produkte richten müssen. Es ist dies eine unabweisliche Anforderung, deren ungenügende Beachtung oft blühende Gestüte zu Grunde gerichtet und brauchbare Pferdestämme völlig entwertet hat.

Beschauung oder **Kontemplation** heißt zunächst die Betrachtung und Auffassung eines Gegenstandes, welche das Bild desselben sich anzueignen bestrebt. Vorzugsweise wird dann dadurch derjenige Zustand bezeichnet, in welchem der Geist, allen äußern Eindrücken entzogen, mit seinen eigenen Vorstellungen, Begriffen und Gefühlen sich beschäftigt. Wo dieser Zustand anhaltend ist, da spricht man von **Beschaulichkeit**, als der beharrlichen Neigung, sich in das eigene Innere zu versenken. Hier liegt nicht nur die Gefahr der Abwendung von dem thätigen Leben sehr nahe, sondern auch die der Verirrung zur Gefühlsschwärmerei, die bis zu Visionen und Ekstasen steigen kann. Die meisten orient. Völker sahen die Kontemplation für das wesentliche Element der Religion an. Von denselben wurde auch das beschauliche Leben mit den gnostischen und neuplatonischen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert und im 3. Jahrh. in das Christentum übergetragen, wo es sich durch das Mönchswesen verkörperte. Doch ist auch andererseits nicht zu vergessen, daß alle großen Erfinder in Wissenschaften und Künsten dieses nur durch die Pflege einer beschaulichen Anlage in sich geworden sind. (S. **Betrachtung**.)

Besch-Barmak, Fünffingerberg, russ. St. Ilja, von den Eingeborenen auch Schaitanla und Chiclür-Sünda genannt, ein Berg in der kaukasischen Gebirgskette im kubinskischen Kreise des Gouvernements Baku in Transkaukasien, ist 528 m hoch und hat seinen Namen von den fünf Felsenzacken, die seinen Gipfel bilden. Die höchste Spitze besteht aus zwei gewaltigen Steinen, von denen der eine schmal und spitz, der andere breit und stumpf ist. Auf dem Gipfel des Bergs befindet sich eine den Persern heilige Höhle, in welcher der Sage nach der Prophet Elias sich vor Ahas verborgen hatte.

Bescheid (decretum) ist die jetzt technisch nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für gerichtliche Urteile, wie prozeßleitende Verfügungen aller Art. Die deutschen Reichsprozeßordnungen bedienen sich dafür des allgemeinen Ausdrucks «Entscheidung».

Bescheidenheit bezeichnet die Charaktereigenschaft, welche verlangt, daß man sich nicht größere Kräfte, Leistungen und Verdienste beimißt, als man wirklich besitzt, und infolge davon auch nicht größere Ansprüche macht als solche, welche damit in Verhältnis stehen. Von der wahren B. unterscheidet sich die falsche oder übertriebene B., welche sich durch einen Mangel an Selbstgefühl charakterisiert, und die erheuchelte B., welche den Deckmantel der B. benutzt, um selbstische Zwecke zu verfolgen.

Bescheinigung (jur.), s. unter **Beweis** und **Glaubhaftmachung**.

Bescherelle (Louis Nicolas), franz. Grammatiker, geb. 10. Juni 1802 zu Paris, wurde 1825 am Archiv des Staatsrats angestellt und 1828 Bibliothekar des Louvre. Er schrieb: «Le participe passé ramené à sa véritable origine» (1820), «Revue grammaticale ou réfutation des principales erreurs des grammairiens» (1829), «Réfutation complète de la grammaire de Noël et Chapsal» (1868), «Grammaire nationale» (2 Bde., 1834—38; 5. Aufl. 1852), «Dictionnaire national» (2 Bde., 1843—46), «Grammaire pour tous» (1865) u. s. w.

Beschicken, zunächst gleichbedeutend mit gattieren, möllern, oft auch legieren, nennt man die Arbeit, welche vorgenommen werden muß, wenn behufs weiterer Behandlung Erze, Hüttenprodukte, Metalle entweder unter sich oder mit Substanzen gemengt werden sollen, die für die Verarbeitung derselben notwendig sind. Ferner bezeichnet man auch mit B. das Eintragen oder Aufgeben der beschickten Massen in den Apparat, in welchem die Verarbeitung vorgenommen wird.

Beschik, Stadt im europ.-türk. Vilajet Saloniki, am See Beschik-Göl an der Nordgrenze der Chalcidischen Halbinsel, zählt etwa 2500 E.

Beschik-Tasch (deutsch Wiegenstein), die nordöstlichste Vorstadt von Konstantinopel, nimmt, am europ. Ufer des Bosporus auf einem schmalen Vorlande sich entlang ziehend, den ganzen Raum ein zwischen der an Top-Hane angrenzenden Vorstadt Findikli und dem Dorfe Ortakoj. Hier liegen die beiden Hauptpaläste, das vom Sultan Abd-ul-Medschid erbaute Dolma-Bagdsche-Palais und der Palast von Tscheraghan, den sein Nachfolger, Sultan Abd-ul-Asis, errichten ließ, beide mit weitgedehnten Hauptfronten sich der Meerenge zuwendend. Die Vorstadt hat nur eine dem Ufer parallel laufende Hauptstraße, welche von einer Pferdeeisenbahn durchzogen wird. B. ist fast nur von Türken bewohnt. Im Gegensatz zu Pera herrscht in B. der Holzbau noch vor. In einer der Dependenzien des Tscheraghan-Palastes hat der, seit 31. Aug. 1876 der Regierung entsetzte Sultan Murad V. seine Wohnung; in dem unter dem Namen Ferié bekannten Teile desselben Palais wurde im Juni 1876 Sultan Abd-ul-Asis ermordet. Mit dem weit rückwärts auf den Höhen von Oglu Flamur gelegenen Palais von Jildis steht der Tscheraghan-Palast durch den ausgedehnten Park in Verbindung. Im Altertum soll bei B. die griechische Stadt Jasonium gestanden haben.

Beschimpfung des Andenkens Verstorbener, s. unter **Beleidigung**.

Beschlag, Beschlagnahme (civilprozessualisch), s. unter **Arrest** und **Pfändung**.

Beschlag ist in der Chemie und Technologie die Bezeichnung für vier verschiedene Dinge. B. ist 1) ein Überzug, mit welchem man gewisse Utensilien umhüllt, um sie widerstandsfähiger gegen Hitze zu machen oder die Poren ihrer Wandungen zu verstopfen. Gläserne Retorten, welche man bei freiem Feuer großen Wärmegraden aussetzen will, beschlägt man mit einem dünnen Thonbrei, der nach dem jedesmaligen Trocknen in mehreren Schichten aufgetragen wird. Thonröhren werden, um sie für Gase

undurchlässig zu machen, auf ihrer Innenfläche mit einem leicht schmelzenden Glassatz beschlagen; 2) der Anflug von aus der Luft kondensierter Feuchtigkeit, welcher sich auf allen Gegenständen bildet, deren Temperatur unter dem Taupunkt der umgebenden Atmosphäre liegt; 3) eine spontan entstehende Veränderung der äußern Oberfläche verschiedener Gegenstände. Blanke Metalle beschlagen durch Oxydbildung, feuchte Mauern durch Auswittern von Salzen, die Kruste des Brotes durch sich darauf ansiedelnde Schimmelpilze; 4) in der Lötrohr-Probierkunst ein auf der Unterlage der Probe sich bildender Anflug von Metalloxyd, dessen Farbe Auskunft über die Art des vorhandenen Metalls gibt. Der B. ist z. B. weiß bei Gegenwart von Zink, gelb deutet auf Blei, braun läßt Cadmium erkennen.

Beschlag der Pferde, s. Hufbeschlag.

Beschlagnahme von Briefen, s. unter Briefgeheimnis.

Beschleunigung, s. Acceleration und Fall.

Beschli (türk.), die berittene Leibwache des Großveziers.

Beschlüsse (jur.), s. unter Urteil.

Beschneiden oder **Schnitt der Obstbäume**, s. Obstbaumzucht.

Beschneidung (Circumcisio) heißt die bei verschiedenen Völkern herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Die Sitte findet sich bei den alten Ägyptern, besonders unter den dortigen Priestern, den Arabern, Äthiopiern, Kolchiern, Phöniziern, Hebräern und einigen syr. Stämmen, und noch jetzt bei den Juden, Kopten, christl. Abessiniern und Mohammedanern, auch bei vielen afrik. Völkerschaften. Durch den Islam ging sie auch zu Türken, Persern und Indern über. Bei den Ägyptern geschah sie im 14., bei den Völkern des Islam erfolgt sie nach dem 13. Lebensjahre; die Juden vollziehen sie am achten Tage nach der Geburt. Bei letztern hat sie auch eine hohe religiöse Bedeutung erhalten, als ein schon dem Abraham gegebenes göttliches Gesetz. Die B. ist das Bundeszeichen, und durch sie wird der Beschnittene in den Bund Gottes mit Israel aufgenommen. Ein jeder Israelit, nötigenfalls auch eine Frau, darf sie verrichten; sie geschieht jedoch in der Regel von eigens darin geübten Männern, genannt Mohel, d. i. Beschneider. An einigen Orten ist ein Wundarzt zugegen. Gewiß gründet sich der Ursprung dieses Gebrauchs, der die Reinlichkeit befördert und die in südl. Ländern häufigen Entzündungen verhindert, auf diätetische Rücksichten. An die Stelle der B. ist in der christl. Kirche die Taufe getreten. Die Beschneidung Christi wurde indessen bereits am Ende des 4. Jahrh. im Abendlande kirchlich gefeiert, ursprünglich als Buß- und Fasttag, später als Freudenfest. Das Weihnachtsfest hatte eine Oktave, mit der man dasselbe verband. Vgl. «Die Circumcision der Israeliten beleuchtet vom mediz. und humanen Standpunkte von einem Arzte» (Wien 1874).

Beschöres (jüd.), unerlaubter Gewinn.

Beschreibung (descriptio) heißt im weitesten Sinne die sprachliche Darstellung eines Gegenstandes durch Angabe mehrerer, sowol wesentlicher als zufälliger Merkmale desselben. Die B. eines Gegenstandes gibt das Eigentümliche seiner Erscheinung, versinnlicht, individualisiert ihn, während die Erklärung abstrakter Natur ist, den Gegenstand generalisiert. Der Stoff oder Gegenstand der B. kann jedes wirkliche oder auch nur als wirklich gedachte Ding sein; doch gehören vorzugsweise hierher die Werke der Natur und Kunst, sowie körperliche und geistige Zustände und Charaktere. Die erforderlichen Merkmale müssen nicht nur richtig gewählt, sondern ganz besonders auch zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden sein. Wesentliche Vorzüge der B. sind Deutlichkeit, Anschaulichkeit und Treue. Da der Zweck der B. gewöhnlich darin besteht, entweder zu belehren oder auf das Gemüt einzuwirken, so hat man sie in Lehrbeschreibung oder B. schlechtweg und in Schilderung eingeteilt. Die poetische B. oder Schilderung will durch Zusammenfassung mannigfaltiger, die Phantasie anregender Merkmale zu einem Ganzen das Gefühl auf eine bestimmte Weise in Bewegung setzen, und löst ihre Aufgabe um so sicherer, je lebendiger und geistreicher sie zu individualisieren versteht. Ein Gedicht, dessen Zweck die ästhetische B. eines Ganzen ist, heißt ein beschreibendes Gedicht; im engern Sinne gebraucht man jedoch diese Bezeichnung für ein Gedicht, das einen Naturgegenstand zum Stoffe hat. Die malerisch-beschreibende Poesie ist nur eine sehr untergeordnete Dichtgattung. Sie hat sich vornehmlich bei den Engländern ausgebildet. Durch den Einfluß der engl. Litteratur aber beherrschte sie von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrh. ganz Europa; Lessings «Laokoon» machte ihrer Herrschaft ein Ende.

Beschtau (Pjatigora), Gebirgsgruppe, s. unter Pjätigorsk.

Beschtianer, jüd. Sekte, s. unter Chasidim.

Beschwerde (civilprozessualisch) ist nach der Deutschen Civilprozeßordnung das Rechtsmittel (s. d.), durch welches die Aufhebung oder Abänderung einer der Berufung und Revision nicht unterliegenden gerichtlichen Entscheidung bezweckt wird; sie kann sich also nicht gegen Endurteile richten; sie findet statt gegen solche Entscheidungen, welche ein das Verfahren betreffendes Gesuch ohne obligatorische mündliche Verhandlung zurückweisen, und in den durch das Gesetz besonders bezeichneten Fällen. Sie rügt nicht notwendig einen Fehler des Gerichts, sie kann sich auch auf neue Thatsachen und Beweismittel stützen. Es entscheidet darüber das im Instanzenzuge zunächst höhere Gericht; gegen die Entscheidung des Beschwerdegerichts kann, wenn ein neuer selbständiger Beschwerdegrund darin enthalten ist, weitere B. eingelegt werden. Erachtet das Untergericht die B. für begründet, so hat es jedoch selbst derselben abzuhelfen. (Insofern vertritt die B. die frühere gemeinrechtliche «Remonstration».) Die Vollziehung der angefochtenen Entscheidung wird der Regel nach durch die B. an sich nicht gehemmt, kann aber durch Anordnung des Untergerichts wie des Beschwerdegerichts ausgesetzt werden. Die «Einlegung» der B. geschieht durch Schriftsatz, in bestimmten Fällen durch Erklärung zu Protokoll des Gerichtsschreibers, beim Untergericht, in dringenden Fällen beim Beschwerdegericht; die Entscheidung bedarf nicht vorgängiger mündlicher Verhandlung.

Von der einfachen unterscheidet sich die für bestimmte Fälle gegebene sofortige Beschwerde dadurch, daß sie an eine vierzehntägige Notfrist, die einfache dagegen an eine Frist überhaupt nicht gebunden ist, auch in nicht dringenden Fällen beim Beschwerdegericht eingelegt werden kann, und das Gericht, dessen Entscheidung angefochten wird, zur eigenen Abänderung derselben nicht befugt ist. Vgl. «Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich»,

Buch 3, Abschn. 3. — In anderm Sinne bezeichnet B. (gravamen) den für eine Partei in einer gerichtlichen Entscheidung enthaltenen Nachteil, dessen Beseitigung sie durch ein Rechtsmittel erstrebt.

Beschwerde in Strafsachen. Gegenüber der sog. Aufsichtsbeschwerde, welche bei Verzögerungen, angeblichen Vernachlässigungen einzelner Beamter u. s. w. an die vorgesetzte Dienstbehörde gerichtet werden kann, wird von B. (im Sinne von Justizbeschwerde) geredet, soweit ein gerichtliches Verfahren angeordnet ist, in welchem Beschwerdepunkte durch ein bestimmtes Gericht untersucht und entschieden werden. Die Deutsche Reichs-Strafprozeßordnung faßt die B. als ein ordentliches, zur Anfechtung der außerhalb der Urteile ergehenden Entscheidungen bestimmtes Rechtsmittel auf. Derselben sind entzogen Entscheidungen und Verfügungen der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichts, sowie solche Beschlüsse, welche mit dem Urteil in innerm Zusammenhange stehen. Der Kreis der Personen, denen sie zusteht, ist ein weiter, nicht minder das Anwendungsgebiet ein weites, da B. eingelegt werden kann wegen bereits ergangener oder aber angedrohter, benachteiligender Verfügungen. Eine besondere Form ist (vielleicht abgesehen von §. 412 der Strafprozeßordnung) nicht vorgeschrieben, ebenso wenig (abgesehen von der an eine Präklusivfrist von einer Woche gebundenen sofortigen B.) eine besondere Frist zur Einlegung, welche bei dem Gericht erfolgt, von welchem oder von dessen Vorsitzendem die angefochtene Entscheidung ausgegangen ist. Suspensiveffekt hat die bis zu ihrer Entscheidung zurücknehmbare B. nur, wenn sie gegen den Beschluß der Unterbringung des Angeschuldigten in einer öffentlichen Irrenanstalt sich richtet (§. 81 a. a. O.). Aber es kann (§. 349) Aufschub des Vollzugs angeordnet werden. Die Rechtfertigung der B. kann auf neue Thatsachen und Beweise gestützt werden. Die Entscheidung erfolgt nach §. 351 ohne vorgängige mündliche Verhandlung, in geeigneten Fällen nach Anhörung der Staatsanwaltschaft und ist, den Fall des §. 352 ausgenommen, eine endgültige. Die Eigentümlichkeit der sofortigen B. beruht in der obenerwähnten besondern Frist derselben, in der ausnahmsweisen Zulassung derselben und darin, daß das Gericht hier zu einer Abänderung seiner durch die B. angefochtenen Verfügung nicht berechtigt ist. Vgl. von Kries, «Die Rechtsmittel des Civilprozesses und des Strafprozesses» (Bresl. 1880); Meves in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (Bd. 2, Berl. 1879); Geyer, «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprozeßrechts» (Lpz. 1880).

Auf dem Gebiete der Verwaltung heißt B. das Rechtsmittel, welches dem durch einen Akt der Verwaltungsbehörde Benachteiligten zusteht und welches durch Anrufung der höhern Instanz die Beseitigung jenes Aktes bezweckt. Während früher die B. auf diesem Gebiete nur eine formlose Anrufung höherer Behörden war, hat die neuere Verwaltungsgesetzgebung sie mit dem Charakter einer Rechtsbeschwerde versehen und sie als Verwaltungsklage bezeichnet.

Beschwören, durch einen Schwur oder Eid bekräftigen, s. unter Eid.

Beschwörung, die Anwendung gewisser Wörter, Formeln und Gebräuche, einerseits um übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, andererseits um solche zu bekämpfen. Der Glaube an derartige Wirkungen der B. geht in das tiefste Altertum zurück und findet sich noch jetzt, auch unter den civilisierten Völkern, vielfach verbreitet. Er bildet einen Teil des Aberglaubens, dem auch die Amulette, die Besprechungen, das Abgraben, Abbinden, Abschreiben u. s. w. ihre Entstehung verdanken. Im Altertum waren vor allem die Chaldäer und Babylonier als Beschwörer berühmt. Unter den Juden fand die Sache eine weitere Ausbildung durch die Kabbala und wurde auf den König Salomo zurückgeführt, dessen Siegelringe besonders eine zauberkräftige Macht zugeschrieben wurde. Auch die Griechen und mehr noch die Römer, vorzüglich in den spätern Kaiserzeiten, als die religiösen Anschauungen des Orients eindrangen, huldigten diesem mystischen Treiben. Von ihnen aus und verschmolzen mit dem nordischen Aberglauben verpflanzte sich die Sache ins Mittelalter. Berühmt ist besonders die Formel des Abrakadabra, die mit Abraxas, welches die Zahl 365, nämlich die Summe der Geisterreiche nach der Annahme der basilidianischen Gnostiker, enthält, zusammenhängt und häufig namentlich gegen Fieber angewandt wurde. Jetzt noch ist eine Menge von Zauberschriften vorhanden, welche unter Katholiken wie Protestanten weit verbreitet sind. «Fausts dreifacher Höllenzwang» erschien mit der falschen Jahreszahl 1404 oder 1407, stammt aber aus dem Ende des 16. Jahrh. Es gibt verschiedene Ausgaben desselben. Ein handschriftliches Exemplar, mit dem nötigen Apparat, einem sog. Erdspiegel und Binden und Streifen aus Jungfernpergament (von ganz jungen Böcken) verfertigt, befindet sich im Welfenmuseum zu Hannover. Dahin gehört ferner das sog. Romanus-Büchlein (gedruckt zu Venedig ohne Jahreszahl) mit vielen Zauberformeln. Andere derartige Werke werden auf Albertus Magnus, Salomo, geheimnisvolle Venetianer, die Kabbala u. s. w. zurückgeführt. Eine andere Entstehung hat die kirchliche B. oder der Exorzismus (s. d.). Die kirchlichen Formeln verbreiteten sich indessen in mißbräuchlicher Weise zu abergläubischen Zwecken auch unter dem Volke: gegen Wetterschlag, Blutungen, Kriegs- und Feuersgefahren u. dgl. und veranlaßten, besonders in katholischen Ländern, verkehrte Anschauungen und Ausbeutung derselben durch Betrüger. Vgl. A. Wuttke, «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Berl. 1869).

Bêsdin (hebr., eigentlich Beth-Din, «Haus des Gerichts»), jüd. religiöses Tribunal, das von Rabbinern gebildet wird und über religiöse und rituelle Angelegenheiten entscheidet.

Beseke (Joh. Melchior Gottlieb), Ornitholog, geb. 26. Sept. 1746 in Burg bei Magdeburg, gest. als Prorektor des akademischen Gymnasiums in Mitau 19. Okt. 1802.

Beseler (Wilh. Hartwig), einer der Führer der schlesw.-holstein. Bewegung in den J. 1848—51, geb. 2. März 1806 auf dem Schlosse Marienhausen in der Grafschaft Jever (Oldenburg), kam 1808 mit seinem Vater nach Rödemiß bei Husum in Schleswig, besuchte die Domschule in Schleswig und studierte 1823—26 in Kiel und Heidelberg die Rechte. Hierauf ließ er sich als Advokat in Schleswig nieder, vertrat eifrig die Untrennbarkeit und Selbständigkeit der Herzogtümer und deren deutsche Interessen und wurde 1844 von der Stadt Tondern zum Vertreter in die schlesw. Ständeversammlung gewählt, als deren Präsident er 1846 fungierte. Auf seine

Initiative konstituierte sich 24. März 1848 die provisorische Regierung der Herzogtümer, deren Präsident er wurde. Im März 1849 trat er in die von Deutschland eingesetzte Statthalterschaft der Herzogtümer ein. Als Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung wurde er zum ersten Vizepräsidenten der Versammlung gewählt. Als im J. 1851 Österreich und Preußen Kommissare zur sog. Pacifikation der Herzogtümer nach Kiel sandten und mit einer Invasion der Herzogtümer drohten, zog sich B., da er die Mächte nicht als Rechtsnachfolger der Centralgewalt anerkannte, nach der Unterwerfung der schlesw.-holstein. Ständeversammlung aus der Statthalterschaft zurück und ging nach Braunschweig, wo ihm der Herzog einen Zufluchtsort angeboten hatte. Im J. 1861 trat er in den preuß. Staatsdienst und übernahm als Geh. Oberregierungsrat das Amt eines Kurators der Universität Bonn.

Beseler (Karl Georg Christoph), Rechtsgelehrter und Politiker, Bruder des vorigen, geb. 2. Nov. 1809 zu Rödemiß bei Husum im Herzogtum Schleswig, besuchte die lat. Schule in Husum, später die Domschule in Schleswig, studierte 1827—31 in Kiel und München die Rechte und ging 1833 nach Göttingen, wo er den ersten Band seiner «Lehre von den Erbverträgen» (Gött. 1835) ausarbeitete. Ostern 1835 wandte er sich als Privatdocent nach Heidelberg und noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Professor nach Basel. 1837 ward B. Professor in Rostock. Hier verfaßte er den zweiten und dritten Band der «Lehre von den Erbverträgen» (Gött. 1838—40), dann die Broschüre «Zur Beurteilung der sieben göttinger Professoren und ihrer Sache» (Rost. 1838), und gab das von Uwe Lornsen hinterlassene Werk «Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins» (Jena 1841) heraus. Im J. 1842 ward B. nach Greifswald berufen. Hier schrieb er «Volksrecht und Juristenrecht» (Lpz. 1843). Diese Schrift, in welcher er die Savignysche Auffassung, daß das Recht in dem Juristenstande seine ausschließliche Vertretung finde, bekämpfte, verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit der histor. Schule. Ferner beteiligte er sich an der Redaction der «Zeitschrift für deutsches Recht» und begann sein «System des gemeinen deutschen Privatrechts» (Bd. 1, Lpz. 1847). In Greifswald zum Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wurde er hier ein Führer des rechten Centrums. Er bekämpfte den Einfluß Österreichs im Reichsministerium, wirkte für die preuß. Erbkaiserpartei und war Mitglied der Deputation, welche dem Könige von Preußen die Kaiserkrone antrug. Sodann beteiligte er sich an der Parteiversammlung in Gotha, wo die Unterstützung der preuß. Unionspolitik beschlossen wurde. Im Aug. 1849 wählte ihn der Mansfelder Kreis zum Abgeordneten für die Zweite preuß. Kammer, wo er seinen Platz auf der Linken nahm. Später gab B. einen «Kommentar über das Strafgesetzbuch für die preuß. Staaten» (Lpz. 1851) heraus und vollendete das «System des gemeinen deutschen Privatrechts» (2. Abteil., 3. Aufl. 1873). Ostern 1859 kam er als Professor an die Universität zu Berlin, wo er deutsches Recht und Staatsrecht vorträgt. Er war 1861 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und nahm in Beziehung auf die Militärreorganisation eine vermittelnde Stellung ein. Im J. 1874 wurde er von dem sechsten schlesw.-holstein. Wahlkreise (Pinneberg-Steinburg-Segeberg) in den Reichstag gewählt, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Auch ward er 1875 auf Präsentation der berliner Universität, an der er dreimal das Rektorat bekleidet hat, als lebenslängliches Mitglied ins preuß. Herrenhaus berufen. Von seinen kleinern Schriften sind noch hervorzuheben: «Zur Geschichte des deutschen Ständerechts» (Berl. 1860), «Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852» (Berl. 1863), «Die engl.-franz. Garantie vom Jahre 1720» (Berl. 1864), «Über die Gesetzeskraft der Kapitularien» (Berl. 1871).

Besemer, Besmer, Bismer, auch dän. oder schwed. Wage genannt (franz. balance romaine à contre-poids fixe, engl. Danish balance), eine Art Schnellwage, bei welcher der zu wägende Gegenstand an einen Haken an dem einen Ende des als Wagebalken zu bezeichnenden, an dem andern Ende einen Gewichtskolben tragenden Stabs befestigt wird. Indem sich der Wagebalken in seiner den Aufhängepunkt bildenden, mit Zunge und Handhabe versehenen Hülse bis zur Gleichgewichtslage verschieben läßt, kann an der an demselben angebrachten Skala das Gewicht des Gegenstands abgelesen werden.

Besenginster, Pflanzenart, s. unter Sarothamnus.

Besenkraut, Getreidegattung, s. Mohrenhirse.

Besenpfriemen, Pflanzenart, s. unter Sarothamnus.

Besenyö (spr. Beschenjö, auch: Bessenyö, Bessenova, Bešenovo) heißen mehrere Ortschaften und Pußten in Ungarn, Siebenbürgen und Syrmien. Der Name wird von dem Volke der Petschenegen (magyar. Besenyök) hergeleitet. Die bedeutendsten Orte sind: Alt-Bessenova (Ó-Besenyö), Marktflecken im Torontaler Komitat am Arankaflusse und an der österr. Staatsbahn Válkány-Perjámos, mit (1880) 6386 E., durchweg Bulgaren kath. Konfession, in fruchtbarer Gegend. Neu-Bessenova (auch «Deutsch-Beschenowa», Uj-Besenyö), Dorf im Temeser Komitat, mit 2500 E., durchweg Deutsche kath. Konfession, die Ackerbau und Pferdezucht treiben.

Besermianen oder Bessermjänen, Volksstamm im russ. Gouvernement Wjatka, ein Mischlingsvolk, dessen Ursprung nicht genau ermittelt ist. Sie leben, 1500 Seelen stark, unter den Wotjaken, von denen sie sich fast nur durch ihr mohammed. Bekenntnis unterscheiden.

Besessene, daemoniaci, obsessi, oder wegen der gewöhnlich für einflußreich gehaltenen Mondzeit (luna) auch lunatici, d. h. (nach jüd. Ansicht) von einem bösen Geiste oder (nach griech. Ansicht) von den Geistern Verstorbener in Besitz Genommene, nannten vornehmlich die Juden die in Palästina und Phönizien häufig vorkommende Klasse der epileptisch Kranken, sowie auch die von gewaltsamer Verkrümmung, von gänzlicher Taubheit, Blindheit, von Wahnsinn, Tobsucht und Melancholie Heimgesuchten. Es ist eine durchgehende Ansicht der Alten Welt, daß außerordentliche Zustände und Thätigkeiten des Menschen, welche auf die gewöhnlich zur Erscheinung kommenden Kräfte nicht zurückgeführt werden können, der Einwirkung eines oder mehrerer höherer Geister zugeschrieben werden müssen. Diese Meinung findet sich schon bei Homer, Herodot, Euripides und Spätern, und hat sich zum Teil bis tief in das Mittelalter aufrecht erhalten. So wurden noch im 14. und 15. Jahrh. die sog. dansatores (Tänzer), d. h. von religiöser Tanzwut Ergriffenen, unter Anrufung des

heil. Veit (daher Veitstanz) beſchworen. Wie das Gute, das außerhalb der Schranken gewöhnlicher Kraft von großen Männern oder ungewöhnlich geſteigerter Erregung geleiſtet wurde, auf die unmittelbare Wirkſamkeit des Heiligen Geiſtes, auf die Inſpiration der Muſen, auf die unmittelbare Mitthätigkeit, wohl ſelbſt Inkarnation der guten Götter zurückgeführt zu werden pflegte, ſo wurden auch krankhafte Zufälle, denen keine Willenskraft und kein Mittel der gewöhnlichen Heilkunſt zu widerſtehen vermochte, ganz entſprechend auf die böſen Geiſter zurückgeführt. Zauberformeln, Beſchwörungen traten daher an die Stelle der Heilkunſt, und die jüd. Exorziſten (Teufelaustreiber) behaupteten (nach Joſephus), die nötigen Formeln, Wunderwurzeln und Steine von Salomo her zu beſitzen. Die guten Geiſter ſchienen ſo, der Idee der Heilung als des natur- und gottgemäßen Zuſtandes entſprechend, ihr Amt der Bannung und Vernichtung böſer Geiſter zu vollziehen. Auch Jeſus hat, auf dieſe Volksanſicht fußend, nach den ſynoptiſchen Evangelien B. geheilt, während das Johannes-Evangelium dieſe Art der Wunder Jeſu nicht erwähnt. Aber Jeſus greift nicht zu magiſchen Beſchwörungen, ſondern übt durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit eine rein geiſtige Macht auf die Kranken aus, die gerade deshalb um ſo mehr als eine wunderbare, ſeine Meſſiaswürde bezeugende erſcheinen mußte. Daß es noch in neueſter Zeit nicht an Verteidigern der Lehre vom Beſeſſenſein der Menſchen durch Dämonen gefehlt hat, zeigt namentlich das Beiſpiel von Juſtinus Kerner und vieler am Buchſtabenglauben feſthaltender Theologen. Vgl. Delitzſch, «Bibliſche Pſychologie» (2. Aufl. 1861).

Béseſtan (perſ.), ſoviel wie Bazar (ſ. d.).

Beſichtigung (ocularis inspectio) bezeichnet die gerichtliche Unterſuchung der körperlichen Beſchaffenheit einer Sache oder eines Menſchen. Sie erfolgt meiſtens unter Beiziehung von Sachverſtändigen, wie Ärzten, Technikern, Taxatoren, Veterinär- und Warenkundigen, und zwar im Civilprozeſſe zur Ermittelung des Sachverhalts, bei Grenzverwirrung und Streitigkeiten aus dem Waſſer- und Nachbarrechte, ſowie bei Beſitzſtreitigkeiten zur Feſtſtellung der örtlichen Verhältniſſe und des einer Perſon oder Sache zugefügten Schadens, bei der Anfechtung von Käufen wegen Mangelhaftigkeit des gelieferten Gegenſtandes u. ſ. w. Noch häufiger machen ſich B. im Strafprozeſſe erforderlich zur Feſtſtellung des Thatbeſtandes bei Tödtung mittels Leichenſchau und Leichenöffnung, bei Verwundung, Abtreibung, Brandſtiftung u. ſ. w., desgleichen zur Entdeckung von Spuren eines Verbrechens und ſeiner Urheber. Sachverſtändige geben hierbei ihre Wahrnehmungen entweder zu Protokoll oder tragen ſie in einem ausgearbeiteten Gutachten (Fundſchein, visum repertum) vor. Wo Sachverſtändige nicht zugezogen werden, erfolgt die B. gewöhnlich im Wege kommiſſariſcher Beweiserhebungen, d. h. durch einen Richter und einen Protokollführer, welche ſich, wenn eine Lokalbeſichtigung erforderlich wird, im Civilprozeß unter Zuziehung der Parteien, an Ort und Stelle begeben und über ihren Befund ein Protokoll aufnehmen.

Beſichtigung der Waren iſt die Bezeichnung für die Unterſuchung der dem Käufer zugehenden Waren, um feſtzuſtellen, ob dieſelben die verſprochenen Eigenſchaften und keine poſitiven Mängel beſitzen. Die Beſichtigung iſt durch den Käufer ſelbſt oder durch gerichtlich zu beſtellende Sachverſtändige vorzunehmen, und zwar ſobald dies im ordnungsmäßigen Geſchäftsgange nach Empfang der Waren thunlich iſt. Erzielt ſie ein ungünſtiges Reſultat, ſo muß dem Verkäufer hiervon ſofort Nachricht gegeben und unterdeſſen für gehörige Aufbewahrung der Güter geſorgt werden (Handelsgeſetzbuch Art. 347, 348). Über die Beſichtigung vor, bei oder nach Abſchluß des Kaufvertrags und ſonſtiger Warenumſatzgeſchäfte vgl. die Werke über Handelsrecht von Thöl (6. Aufl., Lpz. 1879) und Endemann (3. Aufl., Heidelb. 1876); Gareis, «Das Stellen zur Dispoſition» (Würzb. 1870).

Beſigheim, Oberamtsſtadt im württemb. Neckarkreiſe, am Einfluß der Enz in den Neckar und an der Untern Neckarbahn (Bietigheim-Jagſtfeld), 24 km nördlich von Stuttgart, iſt Sitz der Oberamtsſtellen und eines Amtsgerichts, hat zwei Lateinſchulen, eine gewerbliche Fortbildungsſchule und eine weibliche Arbeitsſchule, Ölfabrikation, Trikotwarenfabrik, eine Kunſtmühle, drei Waſſermühlen, Ackerbau, Weinbau und Weinhandel und zählt (1880) 2706 E. Die Stadt ſteht an der Stelle des von dem Kaiſer Probus erbauten Castrum Valerianum, kommt im Mittelalter unter dem Namen Baſſincheim vor, gehörte ſeit 1153 zu Baden und kam 1595 durch Kauf an Württemberg. — Das Oberamt Beſigheim umfaßt 167,4 qkm mit 27 473 E.

Beſikabai, eine Bucht des Ägäiſchen Meeres, an der Weſtküſte Kleinaſiens, der türk. Inſel Tenedos gegenüber und ſüdlich vom Kap gleiches Namens. Die Bai iſt nicht tief und bietet einen gegen Nord- und Nordoſtwinde geſchützten, guten Ankerplatz in 12—18 m Waſſer auf 1,2 km Abſtand von der Küſte; ſie war 1853 der Stationsort der brit.-franz. Flotte, ehe dieſelbe nach Konſtantinopel und in das Schwarze Meer ſegelte.

Beſitz und Beſitzrechtsmittel. Vom Standpunkte des Privatrechts betrachtet, iſt Beſitz (possessio) die thatſächliche Verwirklichung eines Rechts, welches der Inhaber gegen jeden, der ſich einer Störung unterfängt, mit Klagen verfolgen kann, wie z. B. Eigentum, Pfandrecht, Servitut. Derartige Realrechte laſſen ſich nicht durch den bloßen Willen des Erwerbers (animus rem sibi habendi) und eine allenfallſige Verſtändigung mit dem bisherigen Inhaber erzeugen, denn der Wille an ſich iſt nicht wahrnehmbar, und Verträge gehen nur die Kontrahenten an. Vielmehr kann die Geſamtheit zur Anerkennung der Abſicht einer ſolchen Aneignung nicht eher verpflichtet werden, als bis der betreffende Wille auf gemeinverſtändliche Weiſe offenbart iſt. Es gehört dazu die Herſtellung eines äußern Verhältniſſes der Perſon zu der, den Gegenſtand des Rechts bildenden körperlichen Sache, vermöge deſſen jene im Stande iſt, auf die letztere zu ihren Zwecken jederzeit einzuwirken (corpus). Dieſe Beziehung wird begründet oder «der Beſitz erworben» an beweglichen Sachen je nach den Umſtänden durch Ergreifen, Bezeichnen, Behalten, bei wilden Tieren durch Erlegen oder Fangen, wenn man von einem Vorbeſitzer erwirbt durch Annahme der übergebenen Sache oder des Schlüſſels zu dem Orte ihrer Aufbewahrung u. ſ. f. Der Beſitz an unbeweglichen Sachen hebt an von dem Beſchreiten derſelben in der Abſicht der Aneignung, dem Anbringen von Zeichen und Marken, der Vornahme von Wirtſchaftshandlungen, dem Eingeführtwerden durch den Vorbeſitzer, der Behändigung

der Schlüssel zu Gebäuden. In der Vorzeit gehörten hierzu gewisse symbolische Handlungen, wie Darreichen einer Erdscholle, Ausstechen eines Stück Rasens, Ausschneiden eines Spans aus der Thür. Wer bereits in fremdem Namen besitzt, erlangt den eigenen Besitz ohne weiteres, sobald ihn sein Gewährsmann zum Besitz in eigenem Namen ermächtigt (traditio brevi manu), z. B. wenn der Verpachter an den Pachter verkauft. Desgleichen läßt sich der Besitz durch Stellvertreter, wie Haussöhne, Anwälte, ingleichen in der Weise erwerben, daß der bisherige Besitzer die Sache im Namen desjenigen fortbehält, auf welchen er sie überträgt (constitutum possessorium), z. B. wenn der Schenker noch auf Zeit einen vorbehaltenen Nießbrauch ausübt. Falls mehrere gemeinsam den Besitz an derselben Sache erlangen, z. B. als Miteigentümer, Miterben, so entsteht Mitbesitz, compossessio.

Allerdings kann ein wahres Realrecht in dem Besitze nur dann gegenständlich und wirklich werden, wenn alle sonstigen Voraussetzungen der Entstehung eines derartigen Rechts damit zusammentreffen, nämlich der Wille, ein solches zu schaffen, die Rechtmäßigkeit dieses Willens und, dafern ein sog. ableitender Erwerb stattfindet, das Vorhandensein des Eigentums oder des sonst zu begründenden Realrechts in der Person des veräußernden Vorbesitzers. Eine nur zufällige Erlangung des Besitzes ohne alle Absicht der Aneignung entbehrt daher aller rechtlichen Bedeutung, indem sich hier für den Fall, daß ein anderer danach begehrt, kein Widerspruch und Streit erheben wird. Ferner gilt der Besitz im Namen eines dritten (Detention), z. B. eines Vermieters, Deponenten, dem Publikum gegenüber nicht als Besitz des Inhabers (Detentor), der bei dem fraglichen Vertragsabschlusse die Sachen nicht zu eigen bekommen wollte, sondern als Besitz des dritten, welcher durch diesen Stellvertreter ideell fortbesitzt. Indessen gestatten die Gesetze dem Pfandgläubiger, Sequester, Erbzinsmanne und Superfiziar, obgleich dieselben in fremdem Namen innehaben, doch eine selbsteigene Vertretung ihres (sog. abgeleiteten) Besitzes. Ein Mittelverhältnis wird erzeugt, wenn jemand den Besitz in dem guten Glauben, ein Recht zu begründen, für sich erlangt (bonae fidei possessio), ohne daß die vorerwähnten Bedingungen des vollen Rechts vorhanden oder erweislich sind, z. B. wenn er eine vermeintlich herrenlose Sache sich aneignet, oder wenn er käuflich erwirbt, obgleich das Eigentum des Verkäufers nicht feststeht. Kann sich hier auch der Inhaber ein Realrecht mit Sicherheit nicht zuschreiben, so hat er doch wegen seines redlichen Erwerbs eine Befugnis zu besitzen (jus possidendi), die gegen eigenmächtige Entziehungsversuche geschützt ist. Die längere «Fortsetzung» eines solchen Besitzes ohne alle «Unterbrechung» (usurpatio), d. h. ohne daß die äußere Beziehung des Inhabers oder seines Stellvertreters zu der Sache und die Absicht des Fürsichhabens jemals aufgehört hat, läßt sogar vermöge der Ersitzung (s. **Verjährung**) das Recht, welches in dem Besitze nur anscheinend vorhanden war, unzweifelhaft und unbestreitbar werden. Erbringt der Ersitzende den Beweis nicht bloß seines fortgesetzten Besitzes, sondern auch eines rechtmäßigen Grundes für dessen Anfang (justa causa possidendi, Besitztitel), so genügt für die Regel eine kürzere Verjährungsfrist.

Der Besitz verleiht überhaupt schon an sich und außerhalb seiner Beziehung zu einem unzweifelhaften Realrechte gewisse Vorteile (jura possessionis), die schon jedem, welcher eine Sache in eigenem Namen und selbst ohne guten Glauben innehat (jurist. Besitz), bis zum Beweise der Unrechtmäßigkeit dieses Verhältnisses zugute kommen und das Sprichwort «Glücklich wer besitzt» (beati possidentes) rechtfertigen. Es beruht z. B. auf dem Besitz die vorteilhaftere Rolle des Beklagten im Eigentumsprozesse, sodann die Thatsache, daß der Herrschaftswille (animus domini), wenn man durch Besitznahme zur thatsächlichen Herrschaft gelangt ist, bei erwiesener Herrenlosigkeit der Sache absolutes Recht (Eigentum) gibt, in allen andern Fällen wenigstens relatives insoweit, daß man nur dem erwiesenen Eigentume oder sonstigem Rechte zu weichen braucht, bis dahin aber die Herrschaft weder gestört noch entzogen werden darf, man also insofern durch seinen Besitz mehr Recht hat, als der Nichtbesitzer (hoc ipso quod quis possidet, plus juris habet, quam ille qui non possidet). Der Besitzende kann nicht gezwungen werden, seinen Titel anzugeben, und wer ihm sein Recht bestreitet, muß, da jede Selbsthilfe verboten ist, ordentliche Klage erheben, ein besseres Recht darthun und den Beklagten für die ganze Dauer des betreffenden Prozesses im Besitz und Genusse der streitigen Sache lassen. Bei einem Mißlingen des vom Kläger versuchten Beweises gewinnt Beklagter den Prozeß ohne weiteres (actore non probante absolvitur reus), einen gelungenen Beweis darf er aber immer noch mittels Gegenbeweises entkräften. Versucht ein Prätendent, alle diese Vorteile durch außergerichtliche Störung oder Entziehung des Besitzes auf seine Seite zu bringen und damit den Besitzer zur Anstellung der Klage und zur Übernahme der Beweislast zu nötigen, so braucht letzterer nicht darauf einzugehen, sondern er kann, wenn er seinen Besitz und die eigenmächtige Änderung dieses Verhältnisses durch den Gegner bescheinigt, ganz einfach die sofortige Wiederherstellung des bisherigen Zustandes und die Verweisung des Gegners auf den Rechtsweg verlangen. Der Einwand des auf diese Weise Belangten, daß er mit jener Störung eben sein Recht ausgeübt (exceptio juris), wird im Besitzprozesse nicht zugelassen, sondern zur Ausführung mittels der Realklage verwiesen. Dagegen ist dem Nachweise Beachtung zu schenken, daß der Besitz selbst gewaltsam oder heimlich oder nur auf Widerruf von dem andern (vi, clam vel precario) erlangt sei, und daß dieser «unrechtmäßige» (vitiöse) Besitz nicht geeignet sei, die Grundlage für ein Besitzrecht zu bilden.

Rechtsmittel zum Schutz im Besitze sind, außer der Verteidigung gegen gewaltsame Angriffe durch Anwendung einer ebenmäßigen Privatgewalt (vim vi repellere licet) und der außergerichtlichen Protestation gegen besitzstörende Bauunternehmungen (novi operis nunciatio), nach röm. Rechte die Interdikte, nach kanonischem und gemeinem Rechte das remedium spolii zur Wiedererlangung eines entzogenen, sowie das possessorium summarium und ordinarium zur Behauptung eines bloß gestörten Besitzes. Bei dem possessorium summarium oder summariissimum gründet man die Vermutung für das Recht bloß auf den Besitz in der letztverwichenen Zeit (jüngster Besitz, possessio novissima); bei dem possessorium ordinarium weiß

man einen längern Besitz oder seinen Titel nach. Das Erkenntnis im Besitzprozesse stellt immer nur ein Provisorium her und behält die endgültige Entscheidung dem Streite über das Recht selbst (Petitorium) vor. Die Deutsche Civilprozeßordnung läßt diesen Rechtszustand bestehen und verbietet nur (§. 232) die Verbindung von Besitzklage und Klage, durch welche das Recht selbst geltend gemacht wird, in einer Klage.

Insofern in dem Besitze eine Beziehung zu der Gesamtheit liegt, wird nicht allein das Innehaben von körperlichen Sachen im Sinne eines Realrechts, sondern auch jedes allgemein wahrnehmbare, dauernde Verhältnis zu bestimmten Personenkreisen mit dem gleichen Namen belegt, und so können auch Familienrechte, gemeinde- und staatsbürgerliche Rechte, Monopole, Würden, öffentliche Gewalten und Hoheitsrechte als Gegenstand eines Besitzes erscheinen (juris quasi possessio, Quasibesitz). Die Lehre vom Besitz ist in neuerer Zeit vielfach durchforscht worden, seitdem von Savignys «Recht des Besitzes» (Gieß. 1803; 7. Aufl. von Rudorff besorgt, Wien 1865) die Untersuchung angeregt und nicht zu unterschätzende Einwendungen hervorgerufen hatte, so besonders die von Gans in der Schrift «Über die Grundlage des Besitzes» (Berl. 1837). Vgl. Bruns, «Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart» (Tüb. 1848); derselbe, «Die Besitzklagen des röm. und heutigen Rechts» (Weim. 1874); Ihering, «Über den Grund des Besitzschutzes» (2. Aufl., Jena 1869; Bekker, «Das Recht des Besitzes bei den Römern» (Lpz. 1880). Dieselbe Bedeutung, aber auch dieselbe Schwierigkeit wie die Lehre vom Besitze nach röm. Rechte hat im ältern deutschen Rechte die Lehre von der Gewere (s. d.).

Beskid oder die **Beskiden**, der höchste Teil der Kleinen Karpaten, auf der Grenze des Komitats Arva; die bedeutendste Höhe ist hier die Babia-Gura (s. d.). Die Abhänge der Beskiden sind mit Nadelhölzern dicht bewachsen, die Bergesgipfel deckt Isländisches Moos. Das Gebirge besteht vorwiegend aus Granit, Gneis, Kalk und Sandstein, aus deren Schichten stellenweise kahle Felsenzacken emporragen. Der wichtigste Steig ist in dieser Gebirgskette der Jablunka-Paß, welcher das Thal der Waag mit dem der Oder verbindet. Über ihn führt die Kaschau-Oderberger Eisenbahnlinie.

Beskow (Bernh. von), namhafter schwed. Dichter, geb. 19. April 1796 zu Stockholm, trat nach Beendigung seiner Studien in die königl. Kanzlei, erwarb sich das Vertrauen des damaligen Kronprinzen Oskar und wurde 1825 dessen Privatsekretär. Nachdem er 1826 in den Adelsstand erhoben worden, wurde er 1827 Kammerherr, 1832 Hofmarschall, 1843 in den Freiherrnstand erhoben und 1861 Oberkammerjunker. Er starb 18. Okt. 1868 zu Stockholm. Seinen Ruf begründete B. mit der Dichtung «Karl XII.» (1819), die ihm die Bekanntschaft und Freundschaft Tegnérs verschaffte. Im J. 1824 erhielt er durch das Gedicht «Sveriges anor» (deutsch, Lübeck 1838) den großen Preis der Schwedischen Akademie, die ihn 1828 zu ihrem Mitglied und 1834 zu ihrem beständigen Sekretär erwählte. Bedeutender als B.s lyrische Gedichte: «Vitterhetsförsök» (Stockh. 1818—19), sind indes seine Leistungen als dramatischer Dichter. Von seinen Trauerspielen, die von warmem Gefühl und Vaterlandsliebe beseelt sind, aber in Bezug auf Komposition und Charakterzeichnung manche Mängel haben, wurden «Erik den Fjortonde» (1827—28), «Torkel Knutsson» (1830), «Birger och hans Ätt» (1836—38) und «Gustaf Adolf i Tyskland» (1838), die als «Dramatiska Studier» (3 Bde., Stockh. 1836—38) erschienen, von Öhlenschläger ins Deutsche übertragen (3 Bde., Lpz. 1841—43). «Torkel Knutsson» gilt für das beste unter den bühnengerechten Trauerspielen, welche die schwed. Litteratur besitzt. Die Oper «Ryno oder der wandernde Ritter» ist von Edv. Brendler und dem (nachmaligen) König Oskar (I.) in Musik gesetzt worden. Von B.s übrigen Schriften sind noch «Vandrings-minnen» (2 Bde., Stockh. 1833—34) und «Minnesbilder» (2 Bde., Stockh. 1860—66) hervorzuheben. Als Sekretär der Schwedischen Akademie hat B. eine Reihe wertvoller Nekrologe geliefert. Besonders aber hervorzuheben ist seine letzte größere Arbeit, eine umfassende panegyristisch gehaltene Betrachtung der Geschichte Gustavs III. («Om Gustaf den tredje såsom konung och menniska», I—V) in den Verhandlungen («Handlingar») der Schwedischen Akademie (Bd. 32 [1860], Bd. 34 [1861], Bd. 37 [1863], Bd. 42 [1867] und Bd. 44 [1869]). Eine Arbeit verwandter Art ist seine Monographie «Karl den tolfte. En minnesbild» (2 Bde., Stockh. 1868—69). Im J. 1870 erschienen B.s Lebenserinnerungen: «Lefnadsminnen», die aber nur die Kindheit des Dichters bis 1809 umfassen.

Beskow, Stadt, s. **Beeskow**.

Besogne (frz.), Arbeit, Geschäft, Verrichtung.

Besoin (frz.), Not, Bedürfnis; au besoin oder en besoin, im Notfalle.

Besoldung ist die mit der Verwaltung eines öffentlichen Amtes verbundene Rente, mittels deren der Staat, die Gemeinde oder eine Korporation dem Beamten seinen standesgemäßen Lebensunterhalt gewährt. Die Höhe der Besoldung richtet sich nach der Bedeutung der Ämter und steigt meistens auch mit dem wachsenden Dienstalter des Beamten in einem und demselben Amte. In neuerer Zeit wird die B. regelmäßig in barem Gelde gewährt und besteht in einer festen Summe. Früher bezog der Beamte häufig noch Naturalien und ungewisse Einnahmen, Gebühren u. s. w. für besondere Dienstleistungen, wie dies z. B. bei den Pfarrerbesoldungen noch vielfach der Fall ist. Neben der Besoldung werden dem Beamten häufig noch gewährt: Pauschsummen für Bureaubedürfnisse, Repräsentationskosten, Tagegelder (Diäten) und Fuhrkosten, Umzugskosten, Funktionszulagen, Wohnungsgeldzuschuß. Die B. der Beamten kann von den Gläubigern derselben nur teilweise mit Beschlag belegt werden. (S. **Gehalt**, **Remuneration**, **Wartegeld**, **Pension**.)

Besprechen (von Krankheiten u. s. w.), s. **Versprechen**.

Bessarabien, Gebiet im südwestlichsten Teile des europ. Rußland, zwischen dem Schwarzen Meere, dem Dnjestr, dem Pruth und der untern Donau gelegen und begrenzt von den russ. Gouvernements Cherson (im O.) und Podolien (im O. und N.), von Galizien, der Bukowina (im W.) und Rumänien (im W. und S.), umfaßt gegenwärtig 45655 qkm, auf denen in sieben Kreisen 1205982 E. leben. B. leidet zwar Mangel an Holz und Quellen, eine untergegangene Waldzone hat jedoch über den kahlen Felsplatten eine schwarze, fette Bodenkrume zurückgelassen, auf der in weiten Steppen ellenhohes Gras wuchert, und in deren Bereich bedeutende

Viehzucht betrieben wird. Das kontinentale Klima kalter Winter im Wechsel mit heißen Sommern läßt hier Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Hanf, Flachs, Tabak, Melonen, Gemüse und Fruchtbäume gedeihen. Der Weinbau wird ausschließlich in dem südl. Teile B.s getrieben. Unter den Haustieren werden Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine am meisten gezogen. Wild gibt es wenig, dagegen in den Gewässern viele Fische. Aus dem Mineralreiche ist nächst dem Gewinn an Salpeter, Marmor und Kalk der des Salzes wichtig, besonders aus den Salzseen des Distrikts von Akjerman. Die Industrie ist nicht sehr schwunghaft, sie beschränkt sich fast nur auf Gerberei, Branntweinbrennerei, Seifensiederei und Lichtzieherei. Der Handel ist in den Händen der Juden, Griechen und Armenier und erstreckt sich meist auf die Ausfuhr der Produkte der Viehzucht und des Ackerbaues nach Österreich-Ungarn. Der einzige Hafen von Bedeutung ist Akjerman. Die Einwohner sind Moldauer, Kleinrussen, Rusniaken (aus Galizien), Bulgaren, Armenier (43 Kolonien), Juden, Griechen, Zigeuner und Tataren; doch haben sich nach und nach seit 1814 auch 25 deutsche, meist prot. Kolonien im Akjermanschen Kreise angesiedelt. Protestanten zählt man etwa 30000, Juden über 100000, letztere meist in den Städten. Hauptstadt ist Kischenew, Sitz des Civilgouverneurs, der unter dem Generalgouverneur von Neurußland steht. Am Dnjestr liegen die Festungen Chotin und Bendery oder Bendér, an der Mündung desselben Akjerman.

B. spielt als das Übergangsland aus den südruss. Steppen in die Donauniederungen in der Geschichte der Völker- und Kriegszüge aller Zeiten eine wichtige Rolle. Die frühesten bekannten Bewohner waren scythische Nomadenstämme. Im 2. Jahrh. v. Chr. finden sich daselbst die kriegerischen Geten. Seit 106 n. Chr. bildete das Land den östlichsten Teil der röm. Provinz Dacien, die Kaiser Trajan erobert hatte. Im 3. Jahrh. wurde das Land von den Goten besetzt, im 5. von den Hunnen verwüstet, dann folgten die Völkerzüge der Avaren, Bulgaren und Slawen, die hier ihre Städte (Bjelgorod) erbauten. Im 7. Jahrh. bemächtigten sich desselben die Bessen, von denen es seinen Namen trägt, im 9. die Ugrer, im 10. die Petschenegen, im 11. die Kumanen, Uzen und Polowzer, im 13. die Mongolenhorden des Batu-Chan. In demselben Jahrhundert errichteten die Genuesen Handelsniederlassungen an den Ufern des Dnjestr. Von 1367 an war B. ein Teil der Moldau. Im J. 1503 geriet der südl. Teil B.s in die Gewalt der Türken, 1560 fielen 30000 Mann Nogaier in das Land ein und verwüsteten dessen nördl. Teil. In allen Türkenkriegen seit dem 18. Jahrh. wurde B. eine gewöhnlich leichte Beute der Russen: so 1711, 1736—39, 1787—91, 1806—12. Durch den Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) fiel B. an Rußland. Die im Pariser Frieden vom 30. März 1856 an die Moldau abgetretenen Gebiete, wie das Stadtgouvernement Ismail und der größte Teil des Kagulschen Kreises sind durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 von Rumänien wieder an Rußland zurückgefallen. Vgl. Nakko, «Geschichte B.s von den ältesten Zeiten an» (Odessa 1873).

Bessarion (Johannes oder Basilius), aus Trapezunt, geb. 1395, einer der ersten, die im 15. Jahrh. altgriech. Philologie und Philosophie ins Abendland verpflanzten und eine freiere, der Scholastik entgegengesetzte Forschung anregten, hatte Gemistos Pletho zum Lehrer, dem er namentlich die Vorliebe für Plato verdankte. Als Bischof von Nicäa begleitete er den Kaiser Johannes VII. Paläologus nach Italien und erwirkte auf dem Konzil zu Florenz 1439 eine freilich nicht nachhaltige Union der griech. und röm. Kirche. Später trat B. zur röm. Kirche über, ohne damit die glühende Liebe für sein Vaterland aufzugeben. Papst Eugen IV. hatte ihn zum Kardinal ernannt, Nikolaus V. erhob ihn zum Bischof von Sabina, dann von Frascati und übertrug ihm die Legation von Bologna, die er 1450—55 bekleidete. Nach dem Falle Konstantinopels suchte er in Deutschland auf den Reichstagen zu Nürnberg, Worms und Wien, später auch in Frankreich einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen und nahm sich seiner flüchtigen Landsleute thätig an. Seine Stellung im Streite über den Vorzug des Plato oder Aristoteles war vermittelnd, indem er bei aller Vorliebe für jenen diesen nicht einseitig verwarf. Der Markus-Bibliothek zu Venedig, in welcher Stadt er gern verweilte, vermachte er bei seinem Tode, der zu Ravenna 19. Nov. 1472 erfolgte, seine 600 wertvollen griech. Handschriften. Seine Schriften, teils lat. Übersetzungen griech. Autoren, teils Streitschriften zur Verteidigung des Plato, teils Reden und Briefe, sind nur vereinzelt herausgegeben worden. Die bedeutendste derselben führt den Titel: «Adversus calumniatorem Platonis» (Rom 1469).

Bessastadir, Ortschaft auf Island (s. d.).

Bességes, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Alais, am rechten Ufer der zum Rhône gehenden Cèze, 34 km nördlich von Alais, mit dem es durch eine Zweigbahn verbunden ist, inmitten des sehr wichtigen Steinkohlenbeckens der Cèze, zählt (1876) 7953 (Gemeinde 10668) E., hat ungemein tiefe Steinkohlen- und Eisengruben und bedeutende Hohöfen und Glashütten. Die Schachte von Lalle haben 1861 und 1869 durch Eindringen der Wasser schreckliches Unglück veranlaßt.

Bessel (Friedr. Wilh.), ausgezeichneter Astronom, geb. 22. Juli 1784 zu Minden, kam als Lehrling in ein bremer Handlungshaus. Hier eignete er sich mathem. Kenntnisse an und sehr bald interessierte ihn vorzugsweise die Astronomie. Eine astron. Arbeit verschaffte ihm Olbers' Bekanntschaft, auf dessen Empfehlung er 1806 nach Lilienthal zu Schröter kam, wo er vier Jahre die Stelle eines Inspektors und Observators auf dessen Privatsternwarte versah. Von hier 1810 nach Königsberg berufen, baute er 1811—13 die dortige Sternwarte, die, anfangs mit engl. Instrumenten ausgerüstet, 1819 mit neuen Reichenbachschen Instrumenten und später mit Fraunhoferschen und Repsoldschen von der höchsten Vollkommenheit versehen wurde. Zu seinen frühesten Schriften gehören die Abhandlung: «Über die wahre Bahn des im J. 1807 erschienenen Kometen» (Königsb. 1810) und die «Fundamenta astronomiae deducta ex observationibus J. Bradley» (Königsb. 1818), welche letztere die Resultate aus Bradleys Beobachtungen enthält. Klassischen Wert haben seine «Untersuchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels für Königsberg» (Berl. 1828), denen sich später die Untersuchung über die «Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels in Berlin» (Berl. 1837) anschloß. Sehr verdienstlich waren ferner die von ihm herausgegebenen «Astron. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg»

welche die Zeit von 1815 bis mit 1835 umfassen (21 Abteil., Königsb. 1815—44; fortgesetzt von Busch), die «Tabulae regiomontanae reductionum observationum ab a. 1750 usque ad a. 1830 computatae» (Königsb. 1830), die mit Baeyer ausgeführte und herausgegebene «Gradmessung in Ostpreußen» (Berl. 1838), die «Darstellung der Untersuchungen und Maßregeln, welche in den J. 1835—38 durch die Einheit des preuß. Längenmaßes veranlaßt worden sind» (Berl. 1839) und «Astron. Untersuchungen» (2 Bde., Königsb. 1841—42). In den J. 1824—33 vollendete er eine Reihe von 75011 in 536 Zonen gemachten Beobachtungen über die Gegend des Himmels zwischen dem 45.° nördl. und dem 15.° südl. Deklination, welche alle Sterne bis zur neunten Größe umfassen. Eine seiner interessantesten kleinern Arbeiten ist die «Messung der Entfernung des 61. Sterns im Sternbilde des Schwans» in Schumachers «Jahrbuch» (1839), in der er die Entfernung dieses Sterns von der Sonne auf 357700 Halbmesser der Erdbahn bestimmt. Zu den letzten der überaus zahlreichen, das gesamte Gebiet der Astronomie umfassenden Arbeiten B.s gehört eine 1844 gelieferte Abhandlung, welche die genauesten Untersuchungen über die Veränderlichkeit der eigenen Bewegungen einiger Fixsterne enthält, woraus er schloß, daß sich in der Nähe dieser Fixsterne große, aber uns unsichtbare Massen befänden, die mit dem sichtbaren Stern zusammengenommen ein Partialsystem bilden. Diese Vermutung hat sich nach seinem Tode durch fortgesetzte Untersuchungen und durch die Auffindung eines schwachen Begleiters beim Sirius bestätigt. B. starb 17. März 1846. Sein Freund Schumacher gab «Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände» (Hamb. 1848) heraus, die B. fast sämtlich 1832—44 in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg gehalten hatte. Seine sämtlichen «Abhandlungen», welche in den verschiedenen Fachzeitschriften erschienen, wurden von Engelmann gesammelt und herausgegeben (3 Bde., Lpz. 1876), ebenso die interessanten «Recensionen», welche B. geschrieben hat (Lpz. 1878).

Bessels (Emil), Naturforscher, geb. 1847 in Heidelberg, widmete sich dem Studium der Medizin und der Zoologie. Nachdem B. 1869 auf Petermanns Veranlassung seine erste Nordpolfahrt angetreten, auf derselben das östl. Eismeer zwischen Nowaja-Semlja untersucht und die Existenz des Golfstroms östlich von Spitzbergen nachgewiesen hatte, begleitete er die von den Vereinigten Staaten Amerikas im J. 1871 unter der Führung von Hall zur Polarentdeckung ausgesandte Expedition des Schiffes «Polaris» als Schiffsarzt und als Chef der wissenschaftlichen Abteilung. Das Schiff mußte nach dem am 8. Nov. 1870 eingetretenen Tode des Führers und nachdem man bis 82° 9' nördl. Br. gekommen war, am 12. Aug. seine Rückfahrt antreten, und hatte in dem gefahrvollen Treiben der Eisschollen am 15. Okt. eine schreckliche Katastrophe zu bestehen, infolge deren 19 Personen der Schiffsgesellschaft auf der Scholle, wohin sie einen Teil des Schiffsinhalts gerettet, von den übrigen fortgetrieben, sich dem Meere überlassen sahen. Diesen kam erst am 30. April 1873 Rettung, wo ein Schiff sie aufnahm. B. blieb mit 13 andern Personen bei dem zu Grunde gerichteten Schiffe bei der Littleton-Insel im Smith-Sunde zurück, wo sie sich zur Überwinterung ein Haus bauten. Am 3. Juni 1873 schifften sie sich in ihren zwei Booten ein, wurden am 23. Juni von einem schott. Dampfer aufgenommen und landeten am 18. Sept. in Schottland. Eine zweite Polarexpedition, welche B. mit Dorst und Weyprecht geplant, kam nicht zur Ausführung, und B. sah sich genötigt, in amerik. Dienste zu treten. Er schrieb: «Die amerik. Nordpolexpedition» (Lpz. 1879). Von B. redigiert ist ferner (Washingt. 1876) Band 1 des «Berichts über die wissenschaftlichen Resultate der Polaris-Expedition» erschienen.

Bessemer (Henry), geb. 1813 in Hertfordshire, Erfinder zahlreicher Verbesserungen auf dem Gebiete der Mechanik und Metallurgie und hier insbesondere des Eisenhüttenwesens. Seine nach ihm benannte Frischmethode, das Bessemern (s. unter Stahl), d. i. Umwandlung von Roheisen in Stahl ohne Anwendung jeglichen Brennmaterials durch Einblasen von Luft in flüssiges Roheisen, ermöglicht die Darstellung großer Quantitäten Stahl in kürzester Zeit und hat seit ihrer Einführung (1856) zu einer völligen Umwälzung der Stahlindustrie geführt. [Stahl.

Bessemerstahl (Bessemermetall), s. unter

Bessenyei (Georg), ungar. Schriftsteller, geb. 1740 zu Berzel im Szathmárer Komitat, studierte in Sárospatak, kam aber bald nach Wien, wo er in die ungar. Leibgarde eintrat und 1779 Vizekustos an der Hofbibliothek wurde. Im J. 1784 zog er sich auf sein Gut Berettyó-Kovacsi im Biharer Komitat zurück, wo er im Mai 1811 starb. Das Jahr seines Auftretens als Schriftsteller, 1772, gilt als das Geburtsjahr der neuern ungar. Litteratur. Er schrieb Trauerspiele: «Ladislaus Hunyadi», «Agis», «Buda», ein Lustspiel «Der Philosoph» (1777), das noch neuerdings auf der Bühne Beifall fand, und zahlreiche ästhetische, historische und allgemein litterarische Schriften. Er ist der Begründer des franz. Geschmacks und das Haupt der franz. Schule in der ungar. Litteratur. Auch der erste umfassende Plan zur Gründung einer ungar. Akademie der Wissenschaften (1790 gedruckt) stammt von B. her.

Besser (Joh. von), deutscher Dichter, geb. zu Frauenburg in Kurland 8. Mai 1654 als Sohn eines Predigers, studierte in Königsberg Theologie und begleitete seit 1675 einen jungen Landsmann auf Reisen. Nachdem derselbe zu Leipzig in einem Duell gefallen war, studierte B. noch Rechtswissenschaft, fand 1680 in Berlin eine Anstellung als kurfürstl. Rat, und eröffnete sich durch seine, dem damaligen Hofgeschmack angepaßten Dichtungen so wie seine geschäftliche Gewandtheit eine glänzende Laufbahn. Nachdem er 1684 als kurfürstl. Resident nach London gegangen, wurde er 1687 Regierungsrat im Herzogtum Magdeburg, 1690 bei der Erbhuldigung des prachtliebenden Kurfürsten, spätern Königs Friedrichs I., Ceremonienmeister und geadelt, 1701 Oberceremonienmeister und Geheimrat. Nach dem Tode Friedrichs I., 1713, von dessen sparsamem Nachfolger entlassen, geriet er in große Not, bis er 1717 von August dem Starken als Kriegsrat und Ceremonienmeister nach Dresden berufen ward. Hier starb er 10. Febr. 1729. Erfahren in der Diplomatie, im Staatsrecht, der Gelehrtengeschichte, besonders aber im Hofceremoniell, beschäftigte er sich nebenbei mit deutscher Poesie. Seine Gedichte bestehen zum größten Teil aus höfischen Preis- und Gelegenheitsgedichten im bessern Geschmacke Hoffmannswaldaus. Die vollständigste Sammlung seiner «Schriften» gab König

heraus (mit Biographie, 2 Bde., Lpz. 1732); eine Auswahl seiner Gedichte enthält die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 14, Lpz. 1838). Eine treffliche Biographie B.s findet sich in dem 4. Band von Varnhagen von Enses «Biographischen Denkmalen» (3. Aufl., Lpz. 1872).

Besser (Joh. Heinr. und Rud.), Buchhändler, s. unter **Perthes**.

Besserung, Besserungstheorie, Besserungsanstalten. Die ersten Keime der Auffassung, daß der Zweck der Strafe in der Besserung der Verbrecher bestehe, lassen sich schon in einzelnen Äußerungen griech. Philosophen, z. B. Platos, nachweisen; namentlich aber war es die Kirche, welche durch ihre Lehre von der Buße und Besserung die Grundlagen der alten Anschauungen über Strafe allmählich umwandelte und die Pönitentiarsysteme der heutigen Zeit wirksam vorbereitete. Pennsylvan. Quäker strebten gegen Ende des 18. Jahrh. dahin, die innere, durch Buße und Glauben vermittelte Umkehr der Verbrecher als Ziel der Strafe thatkräftig zu vermitteln und dies Ziel durch völlige Isolierung der Verbrecher in den Strafanstalten und Einzelhaft zu verwirklichen. Ihre Strafanstalten hießen deswegen Bußhäuser (penitentiaries). Damit war ein neuer, auf Europa fortwirkender Anstoß zur Umgestaltung der Strafanstalten gegeben. Schon vorher hatten die europ. Staaten begonnen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und polizeilichen Fürsorge die Besserung der verwahrlosten Gesellschaftsschichten, insbesondere der Bettler, Landstreicher, Arbeitsscheuen und Prostituierten, durch besondere Anstalten in Angriff zu nehmen und zu diesem Zwecke «Zuchthäuser» errichtet, deren Entstehung in das 16. Jahrh. fällt. Besserung und Strafen bestanden daher ursprünglich nebeneinander als durchaus verschiedene Aufgaben der staatlichen Thätigkeit. Jene erstere galt als Aufgabe der Landespolizei, während Strafen im engern Sinne dem richterlichen Amt zufielen. Seit der Mitte des 18. Jahrh. begann indessen die Strafrechtswissenschaft an der Vereinigung der Besserungszwecke und der Strafzwecke ernstlich zu arbeiten.

Hieraus erwuchs die sog. **Besserungstheorie**, welche die Besserung der Verbrecher im Gegensatz zur Abschreckung als ausschließlichen Grund und ausschließliches Ziel der Strafe hinstellte und damit das philos. Problem, warum und wozu der Staat strafen darf, gelöst zu haben glaubte. Die Besserungstheorie ist eine unter den sehr zahlreichen Strafrechtstheorien. Wenn auch auf diesem Wege die alte Lehre von der Abschreckung wirksam bekämpft wurde, gelangte jene Auffassung dennoch nicht zu allgemeiner Anerkennung. Vielmehr hielt die Mehrzahl der Gesetzgebungen und der Strafrechtslehrer daran fest, daß die Strafe ihr höchstes Ziel und ihren letzten Grund in der Gerechtigkeit habe, aus welcher die Besserung herzuleiten und zu begründen sei.

Unabhängig vom Staate und dessen strafenden Zwangsrechten kann die Besserung auch von der Kirche oder freien Vereinigungen erstrebt werden, teils zur Ergänzung dessen, was in den Strafanstalten unternommen wurde, und um entlassenen Verbrechern gegen drohende Verführung vorübergehend ein Asyl zu gewähren, teils zur bessernden Einwirkung auf diejenigen, welche zwar sittlich verdorben sind, aber doch keine strafbaren Vergehungen sich haben zu Schulden kommen lassen. Zu diesen **Privatbesserungsanstalten** gehören insbesondere die Magdalenenstifter zur Besserung gefallener Mädchen und die Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder oder jugendliche Verbrecher. Daß für letztere die Einsperrung in eigentliche Strafanstalten verderblich ist, erkennen wenigstens teilweise diejenigen Gesetzgebungen an, welche, wie die französische, englische und deutsche, die Unterbringung jugendlicher Verbrecher in Privatbesserungsanstalten auf richterlichen Befehl an Stelle der Strafe gestatten. In England werden solche Privatbesserungsanstalten für jugendliche Verbrecher (bis zu 16 Jahren) sogar vom Staate unterstützt und beaufsichtigt. Zu den berühmtesten Einrichtungen dieser Art gehören: Mettray in Frankreich, Niederländisch-Mettray bei Zütphen, Ruysselede bei Antwerpen, Red-Hill in England, das Rauhe Haus bei Hamburg.

Litteratur. Laistner, «Das Recht in der Strafe» (Münch. 1872). Am eifrigsten und zwar in einseitiger Weise, ist das Besserungsprinzip als Strafzweck in Deutschland von Röder verfochten worden. Vgl. dessen beide Schriften: «Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderung» (Lpz. 1864) und «Die herrschenden Grundlehren der Verbrechen und Strafen in ihren innern Widersprüchen» (Wiesb. 1867).

Bessières (Jean Baptiste), Herzog von Istrien, Marschall, einer der besten Reitergenerale Napoleons I., geb. 5. Aug. 1768 zu Preyssac im Depart. Lot, trat 1790 in die konstitutionelle Garde Ludwigs XVI., wurde nach Auflösung dieses Korps 1792 in die Legion der Pyrenäen eingereiht, wohnte dem Feldzuge gegen Spanien bei, ging 1796 zur ital. Armee und zog durch seinen Mut die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihm den Befehl der Guideneskadron übertrug. Im J. 1798 begleitete er Bonaparte nach Ägypten, wo er sich bei St.-Jean d'Acre und dann in der Schlacht bei Abukir 25. Juli 1799 auszeichnete und zum Brigadegeneral ernannt wurde. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, unterstützte er denselben am 18. Brumaire und erhielt, zum Divisionsgeneral befördert, den Befehl, die neue ital. Armee zu organisieren. Bei Marengo entschied er durch eine Kavallerieattacke mit Kellermann den Rückzug der Österreicher. Bei der Thronbesteigung Napoleons, 1804, wurde B. zum Marschall und Großoffizier der Ehrenlegion befördert. Im Kriege gegen Österreich 1805 befehligte er außer der Kavallerie der Kaisergarde noch eine Kavalleriedivision. Er durchbrach auf der Brünn-Olmützer Straße Kutusows Nachhut und trug in der Schlacht bei Austerlitz viel zum Erfolg des Tages bei. Auch im Kriege von 1806 kommandierte er die Gardekavallerie bei Jena, kämpfte 1807 bei Eylau und Friedland und wurde zum Herzog von Istrien erhoben. In Spanien befehligte er 1808 ein Armeekorps und siegte selbständig 14. Juli in der Schlacht bei Medina del Rio-Seco. Als zu Anfang des November Napoleon selbst den Oberbefehl der Armee in Spanien übernahm, erhielt B. den Befehl über die Reservekavallerie. Zugleich mit dem Feinde, den er umgangen, rückte er 9. Nov. in Burgos ein. Am 4. Dez. befand er sich bei der Einnahme von Madrid und verfolgte dann das span. Heer unter Castaños. Im österr. Kriege von 1809 führte er wieder die Reservekavallerie, an deren Spitze er bei Landshut und Eckmühl siegreich kämpfte. In der

Schlacht von Aspern, 21. Mai, ließ Napoleon durch B. die großen Reiterangriffe unternehmen, durch welche er das österr. Centrum zu sprengen hoffte. Bei Wagram wurde B. verwundet. Nach dem Frieden mußte er an Bernadottes Stelle den Oberbefehl in Holland übernehmen. Nachdem er 1811 Gouverneur von Altcastilien und Leon gewesen, wohnte er 1812 wieder an der Spitze der Kaisergarde dem Feldzuge in Rußland bei. Bis zur Schlacht an der Moskwa hatte er wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen; auf dem Rückzuge zeigte er große Umsicht. Am 7. Sept. warf er ein Korps von 8000 Kosaken zurück, die den Versuch machten, das Hauptquartier bei Wiasma zu überfallen. Zu Anfang des Feldzugs in Deutschland 1813 erhielt er den Oberbefehl über die franz. Kavallerie. Am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht bei Lützen, ritt er an die Spitze der Truppen vor, welche Winzingerodes jenseit der Rippach aufgestellte Kavallerie vertreiben sollten, und wurde hierbei durch einen Schuß in die Brust getötet.

Bessin, franz. Landschaft, s. unter Bayeux.

Bessungen, großes Dorf von (1880) 7563 E. bei Darmstadt, mit dem es völlig zusammenhängt, bildet aber eine eigene Gemeinde mit besonderer Verwaltung. Es hat eine Artilleriekaserne, ein prinzliches Palais mit Garten und zwei großherzogl. Gärten. B. ist älter als Darmstadt, es wird schon 1002 in Urkunden erwähnt.

Best (William Thomas), bedeutender engl. Orgelspieler, geb. zu Carlisle 13. Aug. 1826, wurde bereits 1840 in Liverpool Organist und hat dort seit 1854 an der Hauptkirche sowie an dem großen Konzerthause (St.-George's Hall) die ersten Stellen inne. Außer Kompositionen für sein Instrument und Kirchenstücken publizierte B. mehrere instruktive Werke für die Orgel, besonders «The modern school for the organ» (Lond. 1853) und «The art of organ playing» (Lond., 1870 begonnen), und viele Orgelarrangements aller Art herausgegeben. Als Konzertspieler auf der Orgel nimmt B. einen hohen Rang ein; durch die unentgeltlichen Nachmittagskonzerte, die er in seiner Kirche veranstaltet, ist seine große Kunst in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Bestallung bedeutet die Verleihung einer Anstellung als Diener oder Beamter, sowie das dem Angestellten hierfür gewährte Geld oder Einkommen. Bei Beamten namentlich wird über die B. ein Dekret oder Patent ausgefertigt, welches Titel und Rang, die Dienstbezüge u. s. w. angibt. Die B. kann auch mündlich geschehen, in welchem Fall über den Akt ein Protokoll aufgenommen wird.

Bestand (in der Handelssprache), s. Saldo.

Bestätigungsrecht (Recht der Genehmigung, Konfirmation, Ratihabition, Ratifikation) ist, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen es sich lediglich um eine juristisch nicht nötige Bestärkung oder um eine bloße Garantie gegen mögliche Anfechtung handelt, im allgemeinen die rechtliche Befugnis, vermöge welcher alle oder nur gewisse rechtliche Wirkungen eines bereits gegebenen Rechtsverhältnisses oder Rechtsgeschäfts, also dessen Gültigkeit ganz oder teilweise von der Genehmigung seitens des Berechtigten abhängig sind. Im engern Sinne kann man jedoch folgende Arten des B. unterscheiden: 1) Die Ratihabition, d. h. die ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung eines von einem andern ohne Auftrag vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von privatrechtlichem Charakter (s. Ratifikation); 2) die vom Staatsoberhaupte, beziehentlich vom Regierungsnachfolger erteilte Anerkennung bestimmter öffentlicher Rechtszustände, resp. der Regierungsakte des Regierungsvorgängers (Konfirmation), wodurch man namentlich in frühern Zeiten das öffentliche Recht und seine Kontinuität gegen Verwechselung der Regierungsakte mit Privatakten und gegen den Wechsel in den Regierungsansichten sicherzustellen, bisweilen wohl auch Einnahmen zu erzielen suchte. Gegenwärtig ist an Stelle derselben die Verpflichtung des Thronfolgers auf die Verfassung getreten (s. Beeidigung), da einerseits zweifelhafte und streitige Punkte des Verfassungsrechts nicht mehr einseitig durch den Souverän entschieden, andererseits Regierungs- und Privatakte des Regenten nicht mehr verwechselt werden können, jeder Regierungsnachfolger aber von selbst durch alle verfassungsmäßigen Regierungsakte des Vorgängers rechtlich gebunden ist. Übrigens kommt auch noch für gewisse richterliche Urteile ein B. des Souveräns vor, welches jedoch nicht mit der Gesetzessanktion verwechselt werden darf; 3) gerichtliche Bestätigungen. Wiewohl seltener als ehedem und jedenfalls nicht mehr aus fiskalischen, sondern aus polit. Gründen hängt die Perfektion vieler an sich privatrechtlicher Geschäfte und Verhältnisse auch heute noch von einer Bestätigung des zuständigen Gerichts ab. Diese ist von einer bloßen Protokollierung oder Legalisierung durch das Gericht zu unterscheiden; sie setzt stets eine causae cognitio voraus, erfolgt durch förmliches richterliches Dekret, kommt noch vor bei den Gerichten belassenen Akten der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, z. B. Bestellung von Vormündern, Hypotheken, und bedingt dann in der Regel die ganze jurist. Wirksamkeit des Verhältnisses oder Geschäfts; 4) administrative Bestätigungen kommen da vor, wo die Rechtswirksamkeit gewisser polit. Akte von der Genehmigung der Staatsverwaltung abhängt, z. B. bei Gemeindemagistratswahlen, Genehmigung gewisser der staatlichen Kontrolle unterworfenen Berufe und Anstalten u. s. w.; 5) konstitutionelle Bestätigungen sind diejenigen, welche verfassungsmäßig den Landesvertretungen zustehen, z. B. bei Begnadigung eines wegen Verfassungsverletzung verurteilten Ministers (wenigstens nach mehrern Gesetzen), dann bei Staatsverträgen, deren Gegenstand in das Mitwirkungsrecht der Stände fällt, bei sog. provisorischen Gesetzen u. s. w.; 6) Ratifikation, d. h. Genehmigung eines kraft Auftrags vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von völkerrechtlichem Charakter, also Genehmigung eines durch diplomatische Agenten abgeschlossenen Vertrags durch die betreffenden Souveräne.

Bestattung der Toten ist von jeher sowohl in religiöser als in ceremonieller und rechtlicher Hinsicht bei allen einigermaßen gebildeten Völkern ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen, indem sich hierbei teils die im Leben gehegte Liebe noch einmal zu bethätigen sucht, teils aber auch der Glaube an die Herkunft und Zukunft des Toten sich geltend macht. Je lebendiger der Glaube eines Volks an die persönliche Fortdauer ist, desto sorgfältiger pflegt der Leichnam behandelt zu werden. Schon in einer sehr frühen Zeit, in der der vorgeschichtliche Mensch zugleich mit dem Renntier das südl. Frankreich bewohnte, zeigt sich in der Behandlung der Dahingeschiedenen das erwachte Gefühl der Pietät. So enthielt eine Totengrotte bei

heraus (mit Biographie, 2 Bde., Lpz. 1732); eine Auswahl seiner Gedichte enthält die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 14, Lpz. 1838). Eine treffliche Biographie B.s findet sich in dem 4. Band von Varnhagen von Enses «Biographischen Denkmalen» (3. Aufl., Lpz. 1872).

Besser (Joh. Heinr. und Rud.), Buchhändler, s. unter Perthes.

Besserung, Besserungstheorie, Besserungsanstalten. Die ersten Keime der Auffassung, daß der Zweck der Strafe in der Besserung der Verbrecher bestehe, lassen sich schon in einzelnen Äußerungen griech. Philosophen, z. B. Platos, nachweisen; namentlich aber war es die Kirche, welche durch ihre Lehre von der Buße und Besserung die Grundlagen der alten Anschauungen über Strafe allmählich umwandelte und die Pönitentiarsysteme der heutigen Zeit wirksam vorbereitete. Pennsylvan. Quäker strebten gegen Ende des 18. Jahrh. dahin, die innere, durch Buße und Glauben vermittelte Umkehr der Verbrecher als Ziel der Strafe thatkräftig zu vermitteln und dies Ziel durch völlige Isolierung der Verbrecher in den Strafanstalten und Einzelhaft zu verwirklichen. Ihre Strafanstalten hießen deswegen Bußhäuser (penitentiaries). Damit war ein neuer, auf Europa fortwirkender Anstoß zur Umgestaltung der Strafanstalten gegeben. Schon vorher hatten die europ. Staaten begonnen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und polizeilichen Fürsorge die Besserung der verwahrlosten Gesellschaftsschichten, insbesondere der Bettler, Landstreicher, Arbeitsscheuen und Prostituierten, durch besondere Anstalten in Angriff zu nehmen und zu diesem Zwecke «Zuchthäuser» errichtet, deren Entstehung in das 16. Jahrh. fällt. Besserung und Strafen bestanden daher ursprünglich nebeneinander als durchaus verschiedene Aufgaben der staatlichen Thätigkeit. Jene erstere galt als Aufgabe der Landespolizei, während Strafen im engern Sinne dem richterlichen Amt zufielen. Seit der Mitte des 18. Jahrh. begann indessen die Strafrechtswissenschaft an der Vereinigung der Besserungszwecke und der Strafzwecke ernstlich zu arbeiten.

Hieraus erwuchs die sog. Besserungstheorie, welche die Besserung der Verbrecher im Gegensatz zur Abschreckung als ausschließlichen Grund und ausschließliches Ziel der Strafe hinstellte und damit das philos. Problem, warum und wozu der Staat strafen darf, gelöst zu haben glaubte. Die Besserungstheorie ist eine unter den sehr zahlreichen Strafrechtstheorien. Wenn auch auf diesem Wege die alte Lehre von der Abschreckung wirksam bekämpft wurde, gelangte jene Auffassung dennoch nicht zu allgemeiner Anerkennung. Vielmehr hielt die Mehrzahl der Gesetzgebungen und der Strafrechtslehrer daran fest, daß die Strafe ihr höchstes Ziel und ihren letzten Grund in der Gerechtigkeit habe, aus welcher die Besserung herzuleiten und zu begründen sei.

Unabhängig vom Staate und dessen strafenden Zwangsrechten kann die Besserung auch von der Kirche oder freien Vereinigungen erstrebt werden, teils zur Ergänzung dessen, was in den Strafanstalten unternommen wurde, und um entlassenen Verbrechern gegen drohende Verführung vorübergehend ein Asyl zu gewähren, teils zur bessernden Einwirkung auf diejenigen, welche zwar sittlich verdorben sind, aber doch keine strafbaren Vergehungen sich haben zu Schulden kommen lassen. Zu diesen Privatbesserungsanstalten gehören insbesondere die Magdalenenstifter zur Besserung gefallener Mädchen und die Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder oder jugendliche Verbrecher. Daß für letztere die Einsperrung in eigentliche Strafanstalten verderblich ist, erkennen wenigstens teilweise diejenigen Gesetzgebungen an, welche, wie die französische, englische und deutsche, die Unterbringung jugendlicher Verbrecher in Privatbesserungsanstalten auf richterlichen Befehl an Stelle der Strafe gestatten. In England werden solche Privatbesserungsanstalten für jugendliche Verbrecher (bis zu 16 Jahren) sogar vom Staate unterstützt und beaufsichtigt. Zu den berühmtesten Einrichtungen dieser Art gehören: Mettray in Frankreich, Niederländisch-Mettray bei Zütphen, Ruysselede bei Antwerpen, Red-Hill in England, das Rauhe Haus bei Hamburg.

Litteratur. Laistner, «Das Recht in der Strafe» (Münch. 1872). Am eifrigsten und zwar in einseitiger Weise, ist das Besserungsprinzip als Strafzweck in Deutschland von Röder verfochten worden. Vgl. dessen beide Schriften: «Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderung» (Lpz. 1864) und «Die herrschenden Grundlehren der Verbrechen und Strafen in ihren innern Widersprüchen» (Wiesb. 1867).

Bessières (Jean Baptiste), Herzog von Istrien, Marschall, einer der besten Reitergenerale Napoleons I., geb. 5. Aug. 1768 zu Prayssac im Depart. Lot, trat 1790 in die konstitutionelle Garde Ludwigs XVI., wurde nach Auflösung dieses Korps 1792 in die Legion der Pyrenäen eingereiht, wohnte dem Feldzuge gegen Spanien bei, ging 1796 zur ital. Armee und zog durch seinen Mut die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihm den Befehl der Guideneskadron übertrug. Im J. 1798 begleitete er Bonaparte nach Ägypten, wo er sich bei St.-Jean d'Acre und dann in der Schlacht bei Abukir 25. Juli 1799 auszeichnete und zum Brigadegeneral ernannt wurde. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, unterstützte er denselben am 18. Brumaire und erhielt, zum Divisionsgeneral befördert, den Befehl, die neue ital. Armee zu organisieren. Bei Marengo entschied er durch eine Kavallerieattacke mit Kellermann den Rückzug der Österreicher. Bei der Thronbesteigung Napoleons, 1804, wurde B. zum Marschall und Großoffizier der Ehrenlegion befördert. Im Kriege gegen Österreich 1805 befehligte er außer der Kavallerie der Kaisergarde noch eine Kavalleriedivision. Er durchbrach auf der Brünn-Olmützer Straße Kutusows Nachhut und trug in der Schlacht bei Austerlitz viel zum Erfolg des Tages bei. Auch im Kriege von 1806 kommandierte er die Gardekavallerie bei Jena, kämpfte 1807 bei Eylau und Friedland und wurde zum Herzog von Istrien erhoben. In Spanien befehligte er 1808 ein Armeekorps und siegte selbständig 14. Juli in der Schlacht bei Medina del Rio-Seco. Als zu Anfang des November Napoleon selbst den Oberbefehl der Armee in Spanien übernahm, erhielt B. den Befehl über die Reservekavallerie. Zugleich mit dem Feinde, den er umgangen, rückte er 9. Nov. in Burgos ein. Am 4. Dez. befand er sich bei der Einnahme von Madrid und verfolgte dann das span. Heer unter Castaños. Im österr. Kriege von 1809 führte er wieder die Reservekavallerie, an deren Spitze er bei Landshut und Eckmühl siegreich kämpfte. In der

Schlacht von Aspern, 21. Mai, ließ Napoleon durch B. die großen Reiterangriffe unternehmen, durch welche er das österr. Centrum zu sprengen hoffte. Bei Wagram wurde B. verwundet. Nach dem Frieden mußte er an Bernadottes Stelle den Oberbefehl in Holland übernehmen. Nachdem er 1811 Gouverneur von Altcastilien und Leon gewesen, wohnte er 1812 wieder an der Spitze der Kaisergarde dem Feldzuge in Rußland bei. Bis zur Schlacht an der Moskwa hatte er wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen; auf dem Rückzuge zeigte er große Umsicht. Am 7. Sept. warf er ein Korps von 8000 Kosaken zurück, die den Versuch machten, das Hauptquartier bei Wiasma zu überfallen. Zu Anfang des Feldzugs in Deutschland 1813 erhielt er den Oberbefehl über die franz. Kavallerie. Am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht bei Lützen, ritt er an die Spitze der Truppen vor, welche Winzingerodes jenseit der Rippach aufgestellte Kavallerie vertreiben sollten, und wurde hierbei durch einen Schuß in die Brust getötet.

Bessin, franz. Landschaft, s. unter Bayeux.

Bessungen, großes Dorf von (1880) 7563 E. bei Darmstadt, mit dem es völlig zusammenhängt, bildet aber eine eigene Gemeinde mit besonderer Verwaltung. Es hat eine Artilleriekaserne, ein prinzliches Palais mit Garten und zwei großherzogl. Gärten. B. ist älter als Darmstadt, es wird schon 1002 in Urkunden erwähnt.

Best (William Thomas), bedeutender engl. Orgelspieler, geb. zu Carlisle 13. Aug. 1826, wurde bereits 1840 in Liverpool Organist und hat dort seit 1854 an der Hauptkirche sowie an dem großen Konzerthause (St.-George's Hall) die ersten Stellen inne. Außer Kompositionen für sein Instrument und Kirchenstücken publizierte B. mehrere instruktive Werke für die Orgel, besonders «The modern school for the organ» (Lond. 1853) und «The art of organ playing» (Lond., 1870 begonnen), und viele Orgelarrangements aller Art herausgegeben. Als Konzertspieler auf der Orgel nimmt B. einen hohen Rang ein; durch die unentgeltlichen Nachmittagskonzerte, die er in seiner Kirche veranstaltet, ist seine große Kunst in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Bestallung bedeutet die Verleihung einer Anstellung als Diener oder Beamter, sowie das dem Angestellten hierfür gewährte Geld oder Einkommen. Bei Beamten namentlich wird über die B. ein Dekret oder Patent ausgefertigt, welches Titel und Rang, die Dienstbezüge u. s. w. angibt. Die B. kann auch mündlich geschehen, in welchem Fall über den Akt ein Protokoll aufgenommen wird.

Bestand (in der Handelssprache), s. Saldo.

Bestätigungsrecht (Recht der Genehmigung, Konfirmation, Ratihabition, Ratifikation) ist, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen es sich lediglich um eine juristisch nicht nötige Bestärkung oder um eine bloße Garantie gegen mögliche Anfechtung handelt, im allgemeinen die rechtliche Befugnis, vermöge welcher alle oder nur gewisse rechtliche Wirkungen eines bereits gegebenen Rechtsverhältnisses oder Rechtsgeschäfts, also dessen Gültigkeit ganz oder teilweise von der Genehmigung seitens des Berechtigten abhängig sind. Im engern Sinne kann man jedoch folgende Arten des B. unterscheiden: 1) Die Ratihabition, d. h. die ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung eines von einem andern ohne Auftrag vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von privatrechtlichem Charakter (s. Ratifikation); 2) die vom Staatsoberhaupte, beziehentlich vom Regierungsnachfolger erteilte Anerkennung bestimmter öffentlicher Rechtszustände, resp. der Regierungsakte des Regierungsvorgängers (Konfirmation), wodurch man namentlich in frühern Zeiten das öffentliche Recht und seine Kontinuität gegen Verwechselung der Regierungsakte mit Privatakten und gegen den Wechsel in den Regierungsansichten sicherzustellen, bisweilen wohl auch Einnahmen zu erzielen suchte. Gegenwärtig ist an Stelle derselben die Verpflichtung des Thronfolgers auf die Verfassung getreten (s. Beeidigung), da einerseits zweifelhafte und strittige Punkte des Verfassungsrechts nicht mehr einseitig durch den Souverän entschieden, andererseits Regierungs- und Privatakte des Regenten nicht mehr verwechselt werden können, jeder Regierungsnachfolger aber von selbst durch alle verfassungsmäßigen Regierungsakte des Vorgängers rechtlich gebunden ist. Übrigens kommt auch noch für gewisse richterliche Urteile ein B. des Souveräns vor, welches jedoch nicht mit der Gesetzessanktion verwechselt werden darf; 3) gerichtliche Bestätigungen. Wiewohl seltener als ehedem und jedenfalls nicht mehr aus fiskalischen, sondern aus polit. Gründen hängt die Perfektion vieler an sich privatrechtlicher Geschäfte und Verhältnisse auch heute noch von einer Bestätigung des zuständigen Gerichts ab. Diese ist von einer bloßen Protokollierung oder Legalisierung durch das Gericht zu unterscheiden; sie setzt stets eine causae cognitio voraus, erfolgt durch förmliches richterliches Dekret, kommt noch vor bei den Gerichten belassenen Akten der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, z. B. Bestellung von Vormündern, Hypotheken, und bedingt dann in der Regel die ganze jurist. Wirksamkeit des Verhältnisses oder Geschäfts; 4) administrative Bestätigungen kommen da vor, wo die Rechtswirksamkeit gewisser polit. Akte von der Genehmigung der Staatsverwaltung abhängt, z. B. bei Gemeindemagistratswahlen, Genehmigung gewisser der staatlichen Kontrolle unterworfenen Berufe und Anstalten u. s. w.; 5) konstitutionelle Bestätigungen sind diejenigen, welche verfassungsmäßig den Landesvertretungen zustehen, z. B. bei Begnadigung eines wegen Verfassungsverletzung verurteilten Ministers (wenigstens nach mehrern Gesetzen), dann bei Staatsverträgen, deren Gegenstand in das Mitwirkungsrecht der Stände fällt, bei sog. provisorischen Gesetzen u. s. w.; 6) Ratifikation, d. h. Genehmigung eines kraft Auftrags vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von völkerrechtlichem Charakter, also Genehmigung eines durch diplomatische Agenten abgeschlossenen Vertrags durch die betreffenden Souveräne.

Bestattung der Toten ist von jeher sowohl in religiöser als in ceremonieller und rechtlicher Hinsicht bei allen einigermaßen gebildeten Völkern ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen, indem sich hierbei teils die im Leben gehegte Liebe noch einmal zu bethätigen sucht, teils aber auch der Glaube an die Herkunft und Zukunft des Toten sich geltend macht. Je lebendiger der Glaube eines Volks an die persönliche Fortdauer ist, desto sorgfältiger pflegt der Leichnam behandelt zu werden. Schon in einer sehr frühen Zeit, in der der vorgeschichtliche Mensch zugleich mit dem Renntier das südl. Frankreich bewohnte, zeigt sich in der Behandlung der Dahingeschiedenen das erwachte Gefühl der Pietät. So enthielt eine Totengrotte bei

Aurignac (Depart. der Obern Garonne) 17 menschliche Skelette mit äußerst roh bearbeiteten Instrumenten aus Stein und Hirschgeweih; vor der Höhle aber entdeckte man die Reste eines Leichenmahls, zerschlagene Knochen des Mammut, Rhinoceros, Höhlenbären, Renntiers u. s. w. Ähnliche Höhlengräber aus der ersten Steinzeit fand man im Thale der Lesse in Belgien; auch hier kamen die Überbleibsel der Gastmähler zum Vorschein, die man beim Bestatten der Leichen gehalten, wie noch heute bei vielen Völkern Totenschmäuse veranstaltet werden. Aus der zweiten Steinzeit, die sich durch geglättete Steinwerkzeuge charakterisiert, stammen die zu Ehren der Toten errichteten Grabstätten, die sog. Ganggräber in Dänemark und Schleswig, die Hünengräber in Norddeutschland, die Allées couvertes (bedeckte Steinreihen) in Frankreich. Die Grabesbeigaben und Totengeschenke, welche man in diesen oft außerordentlich umfänglichen Leichenhügeln vorfindet und die in Schmuck und Waffen bestehen, deuten darauf hin, daß man den Verstorbenen ehren und vielleicht für ein weiteres Leben ausstatten wollte.

Hinsichtlich der Hochhaltung des Leichnams stehen unter den Völkern des Altertums die Ägypter mit ihrem ausgebildeten Glauben an Seelenwanderungen und Totengerichte obenan. Daher ihre riesenhaften Totengebäude (Felsenhöhlen, Totenstädte, Pyramiden) und ihre Kunst des Einbalsamierens. Ihnen schließen sich, obwohl von anderm Standpunkte aus, die Chinesen, Japanesen, Griechen und Römer an, welche, im Grundgefühl der Verpflichtung und Hochachtung für den Dahingeschiedenen, die Art der Bestattung von Einfluß auf den Zustand der Verstorbenen im Jenseits hielten. Die Griechen und Römer meinten sogar, daß jeder nicht bestattete Abgeschiedene 100 Jahre ruhelos an den Ufern des Styx (s. d.) umherirren müßte, und hielten es daher für eine Pflicht der Humanität, jedem irgendwo gefundenen Toten wenigstens durch Aufstreuen von drei Hand voll Erde zur Ruhe zu verhelfen. Der Untergang durch Schiffbruch erschien ihnen daher als ein entsetzliches Schicksal. Außer den Spartanern, die ihren Gesetzen gemäß die Toten auf den Schilden hinaustrugen, bestatteten die Griechen, vornehmlich die Athener, ihre Toten feierlichst und öffentlich, je nach dem Reichtum des Gestorbenen in längerer oder kürzerer Zeit nach dem Tode, je nach dem Alter zu verschiedenen Tageszeiten und unter dem Geleite der in schwarze Gewänder gehüllten Verwandten und Freunde, einer Klagefrau (πενθήτρια, bei den Römern praefica), von Musikchören und seit Solons Zeit auch von Lobrednern. Die Demarchen wachten in Athen über die gesetzmäßige Bestattung und schlossen nur Staatsschuldner, Tempelräuber, Landesverräter, Tyrannen, Selbstmörder von dieser Ehre aus. Vor der Bestattung ward der Tote dreimal gerufen, dann zur Erde gesetzt, sein Antlitz von liebender Hand bedeckt und seine Augen geschlossen. Auch wurde der zur Schau ausgestellten Leiche ein Stück Geld (ὀβολός, bei den Römern auch triens) als Fährlohn für den Totenfährmann Charon in den Mund, und ein Stück Kuchen, aus Mehl und Honig bereitet, zur Beschwichtigung des Totenhundes Cerberus in die Hand gelegt. Vor dem Trauerhause aber brachte man ein Opfer für die Totenkönigin Proserpina. Ein den Verwandten im Hause bereitetes Leichenmahl (περίδειπνον, bei den Römern silicernium, verbunden mit Spenden an das Volk, visceratio) beschloß die Trauerfeier.

Die Römer bestatteten ihre Toten mit einem ähnlichen Aufwande und bekränzten dieselben ebenfalls mit Laubwerk und Blumen. Nur fügten die Römer (wie auch die ältern rohern Griechen mit ihren Helden Pferde, Sklaven, Kriegsgefangene, Waffen und Schätze verbrannten) außerdem, und zwar erst später, grausame Fechterspiele und einen Archimimus hinzu, der den Vollendeten nachzuahmen hatte. Die bei Vornehmern meist erblichen Begräbnisse lagen, trotz wiederholter Verbote, teils mitten in der Stadt, teils und vorzugsweise vor den Thoren an den Landstraßen, auf den Landgütern und in Gärten. Die Grabstätten mit ihren oft kostbaren Monumenten waren unverletzlich und Zufluchtsstätten für Flüchtlinge, so später oft für verfolgte Christen. Die Geister der Toten wurden in der Nähe vermutet. Der ursprünglich griech. Wunsch ihrer Inschriften: Sit tibi terra levis (die Erde sei dir leicht), beruhte auf dem Glauben, daß die Seele Verstorbener mit ihrem Leibe in geheimnisvoller Verbindung bleibe.

Gingen die Grundansichten dieser Völker von der Hochachtung und der Verpflichtung gegen die Toten aus, so ist dagegen das Grundgefühl der Inder, Perser und Hebräer Scheu vor dem Toten. Bestimmend wirkt hier der orient. Gedanke, daß der Leib eine nichtige, abzustreifende Fessel des Geisteslebens sei. Doch auch das Klima, welches bald den Leichnam in Gefahr bringende Verwesung übergehen läßt, scheint auf diese Ansicht eingewirkt zu haben. Indessen bestatten die Hindostaner, vornehmlich die vornehmern Kasten, die Birmanen und andere ostasiat. Völker ihre Toten nicht ohne Feierlichkeit und Glanz, und zum Teil mit großem Aufwande. Die meist schnell vorgenommene Totenbestattung beruht auf der Meinung, daß der Leichnam das Haus verunreinige. Die Perser meinen geradezu, daß ein böser Geist (Dew) in dem Leichnam und selbst in dem Sterbenden schon seinen Sitz aufgeschlagen habe und deshalb die Fäulnis eintrete. Bei den alten Hebräern galten nicht nur alle menschlichen Leichname, sondern auch die sie Berührenden oder ihnen Nahenden, ferner die im Hause befindlichen, nicht bedeckten Gefäße auf sieben Tage für levitisch unrein. Man eilte daher, trotz der Gefahr des Begrabens von Scheintoten, mit der Bestattung und legte die Totenäcker möglichst gesondert von den Lebenden an. Das Einbalsamieren ebenso wie das Verbrennen der Toten kam bei den alten Hebräern nur ausnahmsweise vor. Sie hatten zum Zweck der Totenklage besondere Pfeifer und Klageweiber, umwickelten ihre Toten vom Haupt bis zu den Füßen mit schmalen Tüchern, verbargen das Gesicht, dessen Anblick verunreinigte, mit dem Schweißtuche und schütteten alles Wasser im Hause auf die Straße. Brennende Wachskerzen, zu den Häuptern oder zu den Füßen aufgestellt, weihten die letzten Stunden, und die nächsten Anverwandten erachteten es als Pflicht, ihre Toten zum Begräbnisse zu tragen oder doch zu begleiten. Die neuern Juden weichen indessen von der alten Sitte vielfach ab.

Die Christen aller Parteien ließen von jeher, wie die Juden, nur das Begraben, nie das Verbrennen ihrer Toten zu. Der unter ihnen weit ausgebildete Glaube der Auferstehung der Leiber trat, außer der jüd. Tradition, der Verbrennung entschieden

entgegen, weshalb die Heiden bei den Verfolgungen der Christen die Leichname derselben dem Auferstehungsglauben zum Hohn teils verbrannten, teils den Raubtieren vorwarfen. Im allgemeinen hielt sich das aufkeimende Christentum an die geistigern Gebräuche der alten Juden. Die Religion der ewigen Hoffnung, nachdem sie aus ihrem Zufluchtsorte, den Krypten und Katakomben, hervorgetreten, verlangte mehr und mehr eine feierliche Leichenbestattung, in Gegenwart des Priesters und unter dem Gesange erhebender Hymnen auf Tod und Auferstehung. Aber auch unter den Christen erhielten sich hier und da Volksgebräuche bei Leichenbestattungen, die unstreitig der vorchristl. Zeit angehören, z. B. das sog. Leichenmahl und das dreimalige Streuen von Erde auf den Sarg, das noch jetzt in Deutschland und England Sitte ist. Die röm.-kath. Kirche hat die Liturgie der Totenbestattung besonders reich ausgebildet. Die brennenden Kerzen, Symbol des ewigen Lichts, das kleine Kreuz zwischen den auf der Brust gefalteten Händen, das Voraustragen eines mit Flor umhüllten großen Kreuzes als des Symbols der in Christi Tode gewonnenen Erlösung, die je nach der Stellung des Toten verschiedenen Weihen der Kirche durch ihre Priester, die reiche Symbolik, welche selbst die Unschuld der verstorbenen Kinder durch ein weißes Sargtuch der mitfühlenden Gemeinde zu versinnbildlichen weiß: alles dies ist geeignet, einen tiefen Eindruck auf das Gemüt hervorzurufen. Eine solche Bestattung wurde von jeher nur versagt den Ungetauften (auch den ungetauften Kindern), den Nichtrömischkatholischen, Exkommunizierten, notorischen Religionsspöttern und Lasterhaften, denen, welche nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Ostern, das Abendmahl genossen, denen, die ohne Reue verstorben, den Hingerichteten, Selbstmördern, im Zweikampfe (Duell) Gefallenen. Doch hat sich auch hier die Praxis bedeutend gemildert. Die Gebräuche der griech.-kath. Kirche sind denen der römischen ähnlich, nur aber, wie alles hier, mehr veräußerlicht. Die Russen pflegen ihre Toten bloß des Morgens zu beerdigen. Die prot. Kirche, und vornehmlich die reformierte, hat auch das Begräbnis zu einer größern Einfachheit zurückgeführt. Sie unterscheidet öffentliche Beerdigung (sepultura solennis) mit Geläute, feierlichem Leichengeleit, Gesang, Predigt oder Leichenrede und Segenspruch des Geistlichen, und die bei weitem überwiegend gewordene stille Bestattung (sepultura minus solennis), ohne dieses Ceremoniell. Das ältere strengere Ceremoniell, in einzelnen Ländern, z. B. England, eifrig gepflegt, wird gewöhnlich nur bei außerordentlichen Todesfällen, wie beim Tode des Landesherrn, durch Glockengeläute, Enthaltung von Festlichkeiten u. s. w. angewandt. Die Brüdergemeinden zeichnen sich mehr als andere prot. Genossenschaften durch Teilnahme und Sorgfalt für die Bestattung ihrer und selbst fremder, unter ihnen verblichener Toten aus.

Außer den Juden und Christen sind es die Ägypter, Parsen, die amerik. und afrik. Urvölker sowie die den Christen sich anschließenden Mohammedaner, welche ihre Toten ausschließlich begraben. Das Verbrennen der Toten, welches religiös wohl auf die reinigende Kraft des Feuers, hygieinisch auf die hierdurch völlig beseitigte Verpestung der Luft durch die Fäulnis der Leichname zurückgeführt werden muß, war nebst Sammeln und Beisetzen der Asche in einer Urne bei den Germanen und ist noch bei den Japanesen im Gebrauch. In einem großen Teile Europas wurden, wie die Gräberfunde ergeben, während der Steinzeit die Toten entweder in der flachen Erde, oder unter einem freistehenden Bau aus gewaltigen Steinblöcken, oder in einer Steinkiste beigesetzt, welche dann mit Steinen oder Erde überdeckt wurde, manchmal einen Zugang von außen hatte (Ganggräber), häufig auch von einem Steinkreis umgeben war. Diese Bestattungsweise in Hünengräber (s. d.), in welchen man die Leichen nicht selten in hockende Stellung brachte, änderte sich mit der Verwendung der Metalle, indem man ziemlich allgemein von da an die Leichen verbrannte und die Aschenbestandteile in Urnen beisetzte, die anfangs in Hügeln, später reihenweise an einem gemeinschaftlichen Platze vergraben wurden. Doch fand bisweilen eine nur teilweise Verbrennung des Leichnams statt. Solche «Urnenfriedhöfe», die man in Deutschland an sehr vielen Stellen findet und fälschlich wohl als «Slawen- oder Wendengräber» bezeichnet, reichen bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr., wo dann wiederum mit Einführung des Christentums allmählich die Beerdigung der Leichen in Aufnahme kam. Die Gräber enthalten vielfach bald reichere, bald ärmlichere Grabgeschenke, je nach dem Wohlstande des Beerdigten: neben dem Manne ruht die Waffe, sein Mantelschmuck und Gefäße von Thon, Erz oder Glas mit der nötigen Wegekost; auch die Frau wurde mit vollem Schmuck ins Grab gelegt, mit Perlenschnüren, Ketten und Ringen, Schnallen und am Gürtel mit langem Hängeschmuck. Diese Gegenstände sind gemeiniglich Handelsware, eingeführt von Händlern aus den südl. Kulturländern. Selbst weiter nördlich bis über den Kanal und in Skandinavien zeigt sich in den Grabaltertümern diese Verbindung mit dem Süden, den Etruskern und Römern. Die ind. Völkerstämme schwanken zwischen Begraben und Verbrennen, und die Griechen und Römer sind allmählich vom Begraben zum Verbrennen der Toten fortgeschritten. In Griechenland wurde das Verbrennen seit dem Anfange des 4. Jahrh. v. Chr., in Rom erst seit dem Falle der Republik bis zum 4. Jahrh. n. Chr., im letztern aber so allgemein, daß nur noch vor dem Zahnen gestorbene Kinder und vom Blitze Erschlagene beerdigt wurden. In sanitätspolizeilicher Hinsicht ist das Verbrennen als völliger Schutz gegen die schädlichen Ausdünstungen verwesender Körper bei weitem vorzuziehen. Über die in neuerer Zeit gemachten Vorschläge, statt der Beerdigung die Verbrennung einzuführen, s. Leichenverbrennung.

Das ganze Beerdigungswesen muß insbesondere aus Rücksichten auf die Gesundheit der Bevölkerung in jeder Hinsicht streng beaufsichtigt werden. Abgesehen von der Notwendigkeit, die seit dem 6. Jahrh. eingerissene, von vielen Kirchenversammlungen vergeblich bekämpfte Unsitte zu verhüten, die Toten in der Kirche, unter den Füßen der zum Gottesdienste Versammelten und auch um die Kirche herum auf dem Kirchhofe und in den sogenannten, außerordentlich gefährlichen Grüften und Schwibbogen beizusetzen, wobei möglichst luftdichte, oft mehrfach ineinandergeschachtelte Särge aus Holz, Metall und Stein in Anwendung kamen, welche dennoch keineswegs die Aushauchung giftiger Dünste verhüten konnten, hat bei der gegenwärtigen Art der Bestattung die Sanitätspolizei namentlich für folgende

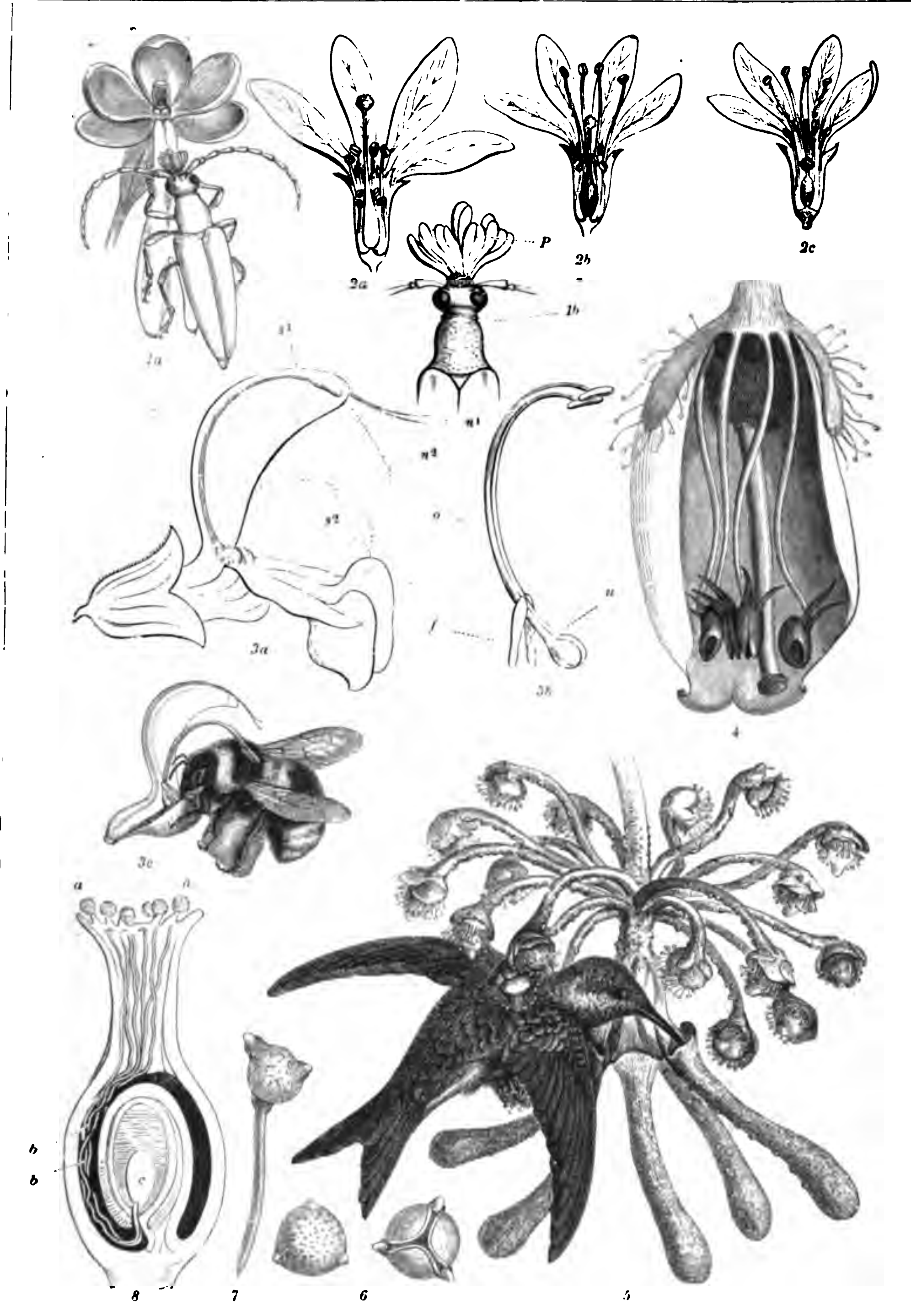
Vorkehrungen zu sorgen. Zunächst dürfen Totenäcker nur außerhalb der Stadt und niemals in der Nähe von Wohnungen liegen. In Italien soll die Entfernung der Begräbnisplätze von den Wohngebäuden 100 m, in Sachsen 136, in Österreich und Frankreich 200 m betragen; der hygieinische Kongreß zu Brüssel 1852 forderte 400 m Entfernung. Neu anzulegende Friedhöfe sollen nach Ansicht einiger Hygieiniker mindestens 1000 m von dem Orte entfernt angelegt werden. Man soll zur Anlegung eines Friedhofs womöglich thonhaltigen Sandboden wählen; Thonboden hindert den Zutritt der Luft, während Kiesboden ein zu geringes Absorptionsvermögen hat, sodaß unter Umständen schädliche Zersetzungsprodukte aus demselben entweichen könnten, bevor sie vom Sauerstoff der Luft völlig oxydiert und zerstört sind. Der Boden sollte 3 m tief drainiert, das Drainwasser auf eine Wiese geleitet werden. Die Vorsicht gebietet, nicht einen Platz zu wählen, dessen Grundwässer nach einem in der Nähe liegenden Orte oder gar nach einer städtischen Wasserleitung abfließen. Ferner muß der Sarg mit einer $1\frac{1}{2}$ m dicken Schicht Erde bedeckt sein; ein Grab darf nicht früher als nach 30 Jahren wieder benutzt werden. Schließlich würde es sich empfehlen, in die Särge eine Schicht Eisenoxyd und Kalk zu bringen. Vielen größern Städten ist aus den Grüften ihrer Toten, durch Anhäufung der schädlichen Produkte der fauligen Zersetzung in der Luft und im Brunnenwasser, Seuche und Tod gekommen. Die schnelle Bestattung der Leichen der gefallenen Soldaten nach großen Schlachten bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar. Die Grube muß möglichst tief sein und darf eine nicht zu große Menge Leichen aufnehmen; jede Grube muß zwei Hand breit mit Kalk, Kohle oder Asche bedeckt und endlich die ganze Grube mit 2 m Erde fest angefüllt werden; als Desinfektionsmittel benutzt man Teer und ähnliche Stoffe; auch werden die Leichen der Gefallenen mittels Teers und Petroleums oder mittels Siemensschen Ofens verbrannt. Ein zweiter, nicht minder ernster Gegenstand der Sanitätspolizei ist die zweckmäßig organisierte Leichenschau und die Errichtung von Leichenhäusern oder Leichenhallen zur Vermeidung des Begrabens von Scheintoten. Bei der Eile, womit im Altertum die Beerdigung, besonders bei Armen, vor sich ging, erwachten, nach des Plinius Bericht, nicht wenige sogar auf dem Scheiterhaufen im Augenblicke des Verbrennens. (S. Friedhof.)

Litteratur. **Feydeau**, «Histoire générale des usages funèbres et des sépultures des peuples anciens» (3 Bde., Par. 1858, mit 100 Taf.); **Weinhold**, «Die heidnische Totenbestattung in Deutschland» (Wien 1859); **Grotefend**, «Das Leichen- und Begräbniswesen im preuß. Staate» (Arnsberg 1869); **Wernher**, «Die Bestattung der Toten in Bezug auf Hygieine, geschichtliche Entwickelung und gesetzliche Bestimmungen betrachtet» (Gieß. 1880).

Bestäubung nennt man in der Botanik bei den Phanerogamen die Übertragung der Pollenkörner auf die Narbe. Da die aus den Pollenkörnern hervordringenden Schläuche durch die Narbe und den Griffel hindurch zu den Samenknospen gelangen müssen, wenn eine Befruchtung (s. d.) der letztern erzielt werden soll, so ist die B. bei allen Phanerogamen für das Zustandekommen einer geschlechtlichen Fortpflanzung unumgänglich notwendig. Die Übertragung des Pollens auf die Narbe kann in verschiedener Weise geschehen; zunächst durch einfaches Ausstreuen der Pollenkörner von den Antheren auf die Narbe in derselben Blüte, sodann durch Vermittelung des Windes oder des Wassers, ferner durch Einwirkung von Tieren, vorzugsweise von Insekten, und schließlich auch durch die Hand des Menschen. Da in den meisten Fällen keine sog. Selbstbestäubung oder Selbstbefruchtung stattfindet, d. h. die in einer Blüte gebildeten Pollenkörner nicht die Narbe derselben Blüte oder einer andern Blüte derselben Pflanze befruchten, so muß die B. durch äußere Einflüsse bewirkt werden. Aus zahlreichen Versuchen hat sich ergeben, daß die Selbstbestäubung zwar gewöhnlich zur Bildung von Samen führt, daß aber entweder diese Samen eine geringe Keimfähigkeit besitzen oder die daraus entstandenen Pflanzen in allen Teilen schwächlicher ausgebildet werden wie die Stammpflanze, zumal wenn die Selbstbestäubung schon durch einige Generationen hindurch stattgefunden hat. Eine Ausnahme hiervon machen allerdings die sog. kleistogamen Blüten. (Näheres s. unter Kleistogamie.) Deshalb ist es für die Fortpflanzung der Pflanzen und für die Erhaltung der Arten von Vorteil, wenn Wechselbestäubung stattfindet, d. h. wenn die Pollenkörner aus den Antheren der einen Pflanze auf die Narben einer andern Pflanze derselben Art gelangen. Diese ist nur möglich, wenn Wasser, Wind oder Tiere die Übertragung der Pollenkörner auf die Narbe bewirken.

Eine derartige Wechselbestäubung findet nun in der That auch bei den meisten Phanerogamen statt und es sind die mannigfaltigsten Einrichtungen in den Blüten vorhanden, um eine solche zu ermöglichen. Das Wasser übernimmt nur in sehr wenigen Fällen die Vermittelung zwischen Pollen und Narbe und nur bei echten Wasserpflanzen, wie z. B. bei Vallisneria spiralis, bei der die weiblichen Blüten sich bis an die Oberfläche des Wassers erheben und hier durch den heranschwimmenden Pollenstaub der männlichen Blüten befruchtet werden. In den weitaus meisten Fällen dagegen besorgen Windströmungen oder Tiere die B. Die Pollenkörner sind von so geringen Dimensionen und von so geringem Gewicht, daß sie, wenn sie nicht zu größern Massen verklebt sind, mit Leichtigkeit vom Winde hinweggeführt werden können. Außerdem sind jedoch die Blüten derjenigen Pflanzen, die auf B. durch den Wind angewiesen sind, mit derartigen Einrichtungen versehen, daß eine Übertragung des Pollen auf die Narbe sehr erleichtert wird. Hierher gehören unter andern die Gräser, bei denen die Antheren an langen, leicht beweglichen Stielen sitzen und so vom Winde hin- und hergeweht werden können, auch sind die Narben infolge ihrer feder- oder pinselartigen Gestalt sehr geeignet, den in der Luft herumfliegenden Pollenstaub aufzufangen. Ferner gehören hierher die sog. Kätzchenpflanzen, wie die Birken, Erlen, Haselnüsse, bei denen die männlichen Blüten in langen herabhängenden und leicht beweglichen Kätzchen angeordnet und die Narben der weiblichen Blüten ebenfalls pinselförmig ausgebildet sind. Auch die bei vielen Blüten, z. B. bei denen der Berberitze (Berberis vulgaris), der Gattung Parietaria, vorhandenen Einrichtungen zum Ausstreuen der Pollenkörner, die meist darin bestehen, daß die Antheren bei ihrer Reife infolge eines komplizierten Mechanismus eine schnellende Bewegung machen, dienen

BEFRUCHTUNG UND BESTÄUBUNG.



1a. Blüte von Listera ovata, von einem Insekte besucht. **1b.** Kopf des Insektes mit den daran haftenden Pollinien (P). **2a. b. c.** Verschiedene Blütenformen von Lythrum Salicaria. **3a.** Blüte von Salvia pratensis. **3b.** Das Andröceum derselben Blüte. **3c.** Blüte, von einer Hummel besucht. **4.** Blüte von Erica tetralix im Durchschnitt. **5.** Blütenstand von Marcgrafia nepenthoides, von einem Kolibri besucht. **6.** Pollenkörner. **7.** Pollenkorn, welches einen Pollenschlauch treibt. **8.** Schematischer Längsdurchschnitt durch Griffel und Fruchtknoten einer angiospermen Pflanze zur Zeit der Befruchtung. a. Pollenkörner. b. Pollenschläuche. c. Embryosack.



dazu, die Wegführung des Pollens durch Windströmungen zu erleichtern. Bei den Nadelhölzern (Coniferen) sind ebenfalls die Blüten auf B. durch den Wind angewiesen; auch hier sind die Antheren dem Winde leicht zugänglich und außerdem besitzen die Pollenkörner noch zwei mit Luft gefüllte Anhängsel, die als Flugorgane dienen.

Alle Pflanzen, bei denen die B. durch den Wind erfolgt, haben keine lebhaft gefärbten Blüten, das Perigon fehlt oft ganz oder ist nur sehr unscheinbar ausgebildet; es sind keine Pflanzen, deren Blüten dasjenige darstellen, was man im gewöhnlichen Leben unter «Blumen» versteht. Ganz anders ist es bei der großen Gruppe von Pflanzen, bei denen die Tiere, vorzugsweise die Insekten, das Geschäft der Wechselbestäubung übernehmen. Hier sind die Blüten zu Blumen geworden, sie besitzen lebhafte Färbung, oft einen starken Geruch und sind so geeignet, schon aus einiger Entfernung wahrgenommen zu werden. Daß viele Insekten durch die Färbung sowohl als auch durch den Geruch sich anlocken lassen, ist durch zahlreiche Versuche nachgewiesen worden. Aber Farbe und Geruch sind nur dazu da, um den Insekten den Weg zu zeigen, in den Blumen selbst suchen sie die in den verschiedenartigsten Behältern und Drüsen, den sog. Nectarien (s. d.), abgesonderte zuckerhaltige Flüssigkeit. Außer den Insekten sind es nur wenige Tiere, von denen bekannt ist, daß sie B. vollziehen können. Für einige Aroideen, wie z. B. für die in Deutschland einheimische Calla palustris, ist es ziemlich sicher, daß die B. durch Schnecken, welche von Blüte zu Blüte kriechen, bewirkt werden kann. Ferner sind in einigen Fällen kleine Vögel, wie Kolibris, die Vermittler der B., so bei der brasil. Pflanze Marcgravia nepenthoides. (Vgl. Tafel: Befruchtung und Bestäubung, Fig. 5.) Die Blüten sind hier strahlig geordnet und besitzen ziemlich lange, nach unten gebogene Stiele, die Achse des herabhängenden Blütenstandes ist etwas verlängert und schließt mit einer Anzahl krugartigen Nectarien, in denen sich eine zuckerhaltige Flüssigkeit ansammelt, ab. Die Kolibris suchen dieses Sekret auf, streifen dabei mit ihrem Rücken die Staubfäden ab und bringen die an den Federn nur leicht haftenden Pollenkörner beim Besuch anderer Blüten an die Narbe.

Bei denjenigen Blüten, welche vorzugsweise auf Insektenbestäubung angewiesen sind, herrscht eine sehr große Mannigfaltigkeit in den Einrichtungen, welche den Besuch der Insekten und das Abstreichen der Pollenkörner oder Pollenmassen herbeiführen oder wenigstens erleichtern. Bei der großen Familie der Orchideen, deren farbenprächtige Blüten vorzüglich zur Anlockung von Insekten geeignet sind, finden sich in den meisten Arten ganz besonders günstige Einrichtungen für die B. durch Insekten. Infolge des eigentümlichen Baues der Blüten ist in sehr vielen Fällen eine Selbstbestäubung unmöglich gemacht. Die sog. Pollinien, die nichts anderes als die zu größern Massen verklebten Pollenkörner sind, besitzen bei vielen Arten kleine, mit Klebstoff behaftete Säckchen an ihrem untern Ende und lassen sich sehr leicht aus den Antheren entfernen. Kommt nun ein Insekt an die Blüte herangeflogen, so stößt es mit dem Kopf an jene Säckchen, nimmt beim Wegfliegen die daran haftenden Pollinien mit, um sie in einer andern Blüte auf der Narbe wieder abzustreifen. So ist es z. B. bei den meisten in Deutschland wachsenden Orchideen (vgl. die Tafel, Fig. 1a, Listera ovata). Die Insekten, welche hier die B. vollziehen, sind meistens Schlupfwespen oder Hummeln. Einen ganz eigentümlichen Mechanismus besitzen die Blüten der Salbeiarten. Die Staubgefäße besitzen hier sehr stark verlängerte Konnektive, die um ihre Anheftungspunkte drehbar sind. Bei Salvia pratensis z. B. liegt die eine, keinen Pollen bildende Antherenhälfte gerade vor dem Eingang in die Blütenröhre, während die andere pollenbildende an den längern Schenkeln der Konnektive in die Oberlippe vorragt. Kommt ein Insekt, z. B. eine Hummel, an die Blüte heran, um den im Grunde der Blütenröhre vorhandenen Honig zu holen, so stößt sie an die beiden untern Antherenhälften, die vor dem Eingange liegen, und bewirkt so eine Drehung der Konnektive um ihre Anheftungspunkte; die Folge dieser Drehung ist, daß die obern Antherenhälften sich auf den Rücken des Insekts legen und hier ihren Pollenstaub abstreifen lassen.

Auf der hierzu gehörigen Tafel ist in Fig. 3a, 3b, 3c dieser Vorgang dargestellt. Fig. 3c zeigt eine Blüte, die von einer Hummel besucht wird, die Antheren haben sich auf den Rücken des Insekts gelegt und geben hier ihren Pollenstaub ab. In Fig. 3a stellt a^1 die Lage der Antheren vor Eindringen des Insekts, a^2 dieselbe während des Besuchs dar. Fig. 3b zeigt die Einrichtung der Staubgefäße, f bezeichnet das Filament, o den obern Ast und u den untern Ast der Konnektive. Da sich der Griffel bei der Reife ebenfalls so weit herunterneigt, daß er den Rücken des besuchenden Insekts berührt, so kann der an letzterm haftende Pollenstaub sehr leicht an die Narbe einer andern Blüte gelangen (vgl. Fig. 3a, n^1 Lage des Griffels vor der Reife, n^2 während der Reife). An die Narbe derselben Blüte kann das Insekt deshalb die Pollenkörner nicht abstreifen, weil zur Zeit der Antherenreife die Narbe noch nicht geschlechtsreif und nicht so weit heruntergebogen ist, um das Insekt berühren zu können. Eine ähnliche Einrichtung der Staubfäden findet sich bei einigen Erikaceen. Bei Erica tetralix sind an jeder Anthere zwei dornenartige Fortsätze, welche bis an die Wand der Blütenröhre reichen; die besuchenden Insekten, welche den am Grunde der Blütenröhre befindlichen Honig holen, stoßen an die Dornfortsätze der Antheren und bewirken so ein Ausschütteln des Pollenstaubes auf den Kopf oder Rücken. Da das Insekt auch regelmäßig an die Narbe anstößt, so wird beim Besuche einer andern Blüte B. erfolgen (Vgl. Fig. 4 der hierzu gehörigen Tafel.)

Äußerst merkwürdige Verhältnisse finden sich bei dem Weiderich (Lythrum Salicaria). In jeder Blüte besitzen die Geschlechtsteile dreierlei Länge; entweder hat die eine Hälfte der Staubgefäße die größte, die andere die mittlere, der Griffel dagegen die geringste Länge, oder die eine Hälfte der Staubgefäße die größte, die andere die geringste, der Griffel die mittlere Länge, oder endlich die eine Hälfte der Staubgefäße die mittlere, die andere die geringste, der Griffel dagegen die größte Länge. (S. die Tafel, Fig. 2a b c.) Jede dieser Blütenformen kommt auf gesonderten Stöcken vor, sodaß also Blüten desselben Stocks dieselben Längenverhältnisse der Geschlechtsteile besitzen. Merkwürdig ist nun, daß je nach der Länge der Staubgefäße auch die von ihnen produzierten Pollenkörner verschiedene Dimensionen haben — die Pollenkörner der längsten Staubgefäße sind die größten, die der kürzesten die kleinsten — und daß Befruchtung nur stattfinden kann zwischen gleich

langen Geschlechtsteilen, also nur zwischen der längsten Griffel- und längsten Staubgefäßform u. s. f. Die besuchenden Insekten sind vorzugsweise größere Bienen und Fliegen, deren Körperlänge bei ausgestrecktem Rüssel mindestens 15 mm beträgt. Dieselben berühren während des Aufsaugens des Honigs, der sich am Grunde der Blütenröhre befindet, mit dem Rüssel oder Kopf, die kürzesten mit einer etwa 4—5 mm weiter hinten liegenden Stelle ihres Körpers die mittellangen, und mit einer noch weiter zurückliegenden die längsten Geschlechtsteile, und können so die Pollenkörner verschiedenlanger Staubgefäße zugleich abstreifen. Bei aufeinanderfolgendem Besuche verschiedener Blütenformen werden dann die entsprechenden Pollenkörner auf jede der drei Griffelarten übergeführt und so eine regelmäßige Befruchtung bewirkt. (S. **Lythrum**.)

Interessant und für das Zustandekommen der Wechselbestäubung äußerst wichtig sind auch diejenigen Einrichtungen, die eine Selbstbefruchtung unmöglich machen. Hierher gehören unter anderm die Erscheinungen der **Proterandrie** und der **Proterogynie**. Die erstere besteht darin, daß die Pollenkörner bereits ihre volle Reife erlangt haben und aus den Antheren entfernt worden sind, ehe die Narbe geschlechtsreif geworden ist; unter Proterogynie dagegen versteht man das umgekehrte Verhältnis, wenn nämlich die Narbe bereits ihre Empfänglichkeit eingebüßt hat, ehe die Pollenkörner ihre volle Ausbildung haben. Ein Fall von Proterandrie ist das bereits besprochene Beispiel von **Salvia pratensis**, wo die Narbe erst dann ihre Geschlechtsreife erlangt und sich bogenförmig abwärts krümmt, nachdem die Antheren bereits durch Besuch von Insekten entleert sind. Proterandrie sowohl als Proterogynie finden sich an sehr vielen Blüten. Eine interessante Einrichtung besitzen die Blüten des in Deutschland einheimischen Osterluzeis (**Aristolochia Clematidis**), die proterogynisch sind. Das Innere der röhrenförmigen Blumenkrone ist dicht mit schräg abwärts gerichteten Haaren besetzt, welche ziemlich steif sind, solange die in der Blumenkronenröhre eingeschlossenen Antheren ihre Reife noch nicht erlangt haben. Die Richtung der Haare gestattet kleinen Fliegen das Hineinkriechen, verhindert aber, solange sie noch steif sind, das Herauskriechen; erst wenn die Antheren geschlechtsreif geworden sind, verschrumpfen jene Haare und die betreffenden Insekten können nunmehr ihr zeitweiliges Gefängnis wieder verlassen, nehmen aber auf ihrem Wege reife Pollenkörner mit. Besuchen sie sodann andere Blüten, deren Narben bereits reif, deren Antheren jedoch noch nicht ihre volle Ausbildung erlangt haben, so bewirken sie B. der Narbe mit dem ihnen anhaftenden Pollenstaub und kriechen zugleich wieder in das Innere der Blüte hinein. Hier müssen sie ebenfalls so lange verweilen, bis die Antheren reif sind, um sodann mit frischem Pollenstaub beladen zu andern Blüten fliegen zu können. Diese Beispiele zeigen die große Mannigfaltigkeit in der Art und Weise der B. und in den dieselbe fördernden Blüteneinrichtungen.

Die **Litteratur** über die Befruchtung und Bestäubung ist ziemlich umfangreich; die wichtigsten Werke sind: Sprengel, «Das entdeckte Geheimnis der Natur im Baue und der Befruchtung der Blumen» (Berl. 1793); Darwin, «Über die Einrichtungen zur Befruchtung brit. und ausländischer Orchideen durch Insekten» (übersetzt von H. G. Bronn, Stuttg. 1862); Herm. Müller, «Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider» (Lpz. 1873).

Bestechung ist eine Unterart des Amtsmisbrauchs, und zwar ein Vergehen, resp. Verbrechen, welches sowohl von dem Beamten, der sich dazu verleiten läßt, als von demjenigen, der ihn dazu verleitet, begangen wird. Ein Beamter macht sich der B. schuldig, wenn er Geschenke oder andere Vorteile für eine die Amtspflicht verletzende Handlung annimmt oder auch nur fordert oder sich versprechen läßt. Ebenso ist aber auch derjenige der B. schuldig, welcher einem Beamten, um ihn zu einer solchen Handlung zu bestimmen, Geschenke oder andere Vorteile gewährt oder auch nur verspricht oder anbietet. Das Deutsche Strafgesetzbuch, welches in dieser Weise den Thatbestand der B., wesentlich übereinstimmend mit der frühern Gesetzgebung, in den §§. 331—335 festgestellt hat, bestraft nur den pflichtwidrigen Beamten mit Zuchthaus, während es die B. seitens des Dritten als bloßes Vergehen ansieht und daher mit Gefängnis, bei mildernden Umständen sogar bloß mit Geldstrafe bedroht. Will aber jemand einen Richter zu parteilichem Urteil durch Geschenke oder andere Vorteile bestimmen, so wird auch er, und zwar ohne Zulassung mildernder Umstände, mit Zuchthaus bestraft. Hiernach setzt das Verbrechen der B. unter allen Umständen eine Handlung voraus, welche eine Verletzung der Amtspflicht enthält. Läßt sich ein Beamter nur für die Vornahme von Amtshandlungen, welche solche Verletzung nicht enthalten, Geschenke u. s. w. geben oder versprechen, so wird er wegen Amtsmisbrauchs mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft: derjenige aber, der in diesem Falle die Geschenke u. s. w. gibt oder anbietet, bleibt straflos. Unter Beamten im Sinne dieses Strafgesetzes sind (nach §. 359) nur die unmittelbaren und mittelbaren Reichs- und Staatsbeamten, einschließlich der Notare, zu verstehen.

Besteck (chirurgisches), ein Etui oder eine Ledertasche, in welcher der Chirurg die zu Verbänden, Untersuchungen und kleinern Operationen nötigen Instrumente bei sich trägt.

Besteck (nautisches), die Bestimmung des jeweiligen geogr. Ortes eines Schiffs durch Beobachtung und Rechnung. Man unterscheidet astron. und gegißtes (geschätztes) B. Ersteres findet man durch Gestirnsbeobachtungen, aus denen man Breite und Länge ableitet. Gestatten Witterungsverhältnisse solche Beobachtungen nicht, so berechnet man auf dem Wege der ebenen Trigonometrie den Schiffsort aus der seit einem bestimmten Zeitpunkte zurückgelegten Fahrt, welche man mit dem Log (s. d.) mißt, und aus den während dem gesteuerten Kursen. Das gegißte B. ist natürlich ungenauer als das astronomische und muß sobald wie möglich durch letzteres verifiziert werden.

Besteuerung, s. **Steuern**.

Bestiarium (lat.; frz. **Bestiaire**), im Mittelalter der Name einer Schrift in Prosa oder Versen, worin die vierfüßigen Tiere (wirklich existierende oder fabelhafte) nach ihrem Körperbau und ihren Eigenschaften beschrieben werden. Den ältesten lat. Bestiarien liegt wahrscheinlich ein griech. Original, der «Physiologus», zu Grunde. Die bekanntesten Verfasser von Bestiaires sind Philippe de Than (Anfang des 12. Jahrh.), Guillaume (Ende des 12. Jahrh.), dessen Bestiaire von Hippeau 1852

(Paris), und Richard de Fourneval, dessen «Bestiaire d'amour» 1860 (Paris) veröffentlicht wurde.

Bestie (lat.), wildes Tier; bestialisch, tierisch, roh; bestialisieren oder bestifizieren, zur Bestie machen, vertieren; Bestialität, rohes, tierisches Betragen.

Bestimmung (determinatio) im logischen Sinne ist die Angabe eines Merkmals, wodurch sich ein Begriff vom andern unterscheidet. Gedanken, Urteile und Ansichten bestimmen, heißt demnach überhaupt, das Eigentümliche, sie von andern Unterscheidende zum Bewußtsein bringen und neben andern ihren Inhalt und ihre Bedeutung sich vergegenwärtigen. B. heißt aber auch die Angabe des Zwecks, wozu ein Ding da ist. So spricht man z. B. von der B. eines Schiffs für Seereisen u. s. w. Endlich wird der Begriff der B. auch im kausalen Sinne für die Ursache angewendet, welche der Thätigkeit eines andern Dinges die Richtung gibt. Da B. in diesem Sinne ein Bestimmendes voraussetzt, so erscheint die B. eines Dinges als die Folge gewisser Ursachen, und wo diese Ursachen unbekannt sind, gleichwohl aber stillschweigend vorausgesetzt werden, wird der Begriff der B. gleichbedeutend mit Schicksal und Schickung. Durch den Ausdruck: «Es war nun einmal seine B.», deutet man daher die Wirkung und den Erfolg unbekannter Ursachen an, denen sich der einzelne nicht habe entziehen können. Wo aber die Ursachen, die gewisse Wirkungen haben, in der eigenen Gewalt dessen sind, nach dessen B. man fragt, wo folglich die B. zugleich den Zweck und die ursachliche Kraft angeben soll, wie z. B. bei der Frage nach der B. des Menschen: da ist zu untersuchen, wozu jemand sich selbst bestimmen solle oder könne. Die B., die der Mensch sich geben soll, hängt ab von der Klarheit, Entschiedenheit und Festigkeit seines sittlichen Wollens, daher die Feststellung dieser B. nur der Ausdruck für die Gesamtheit der höchsten und letzten Zwecke des menschlichen Wollens sein kann. In diesem Sinne hat z. B. Cicero seine Schrift «De finibus» und Fichte seine «B. des Menschen» (Berl. 1802) geschrieben. Daß die B. des Menschen die Glückseligkeit sei, war die einstimmige Annahme aller Philosophen im Altertum bei großer Meinungsverschiedenheit über die Wege, welche zu ihr führen. Die Cyrenaiker suchten sie im sinnlichen Vergnügen, die Epikuräer in schmerzloser Heiterkeit der Seele, die Aristoteliker und Platoniker in Bildung und intellektueller Kultur, die Stoiker in der moralischen Vervollkommnung durch grundsätzliches Rechthandeln. Die letztere Theorie ist sodann vermöge der Übereinstimmung des Christentums mit dem Stoizismus in diesem Punkte zur allgemein herrschenden geworden. Insbesondere hat Kant dieselbe weiter gebildet dadurch, daß er das zwischen moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit bestehende Verhältnis genauer bestimmte. Denn während die Stoiker beide Begriffe unkritisch miteinander vermengten und sich dadurch in die üble Lage brachten, trotz aller augenblicklichen Widerwärtigkeiten eine ungetrübte Glückseligkeit und Seelenheiterkeit affektieren zu sollen, beschränkte Kant die menschliche B. allein auf die moralische Vervollkommnung, und ließ die Glückseligkeit nur noch als zu hoffende Folge, nicht aber mehr als integrierenden Bestandteil derselben zu.

Bestockung heißt bei den Gramineen das Hervortreten von Seitentrieben neben dem aus dem Samenkorn erwachsenen Haupttriebe, was zur Folge hat, daß aus einem Samenkorn eine größere Anzahl von Halmen entstehen können. Die Seitentriebe erzeugen ebenso wie der Haupttrieb Blüten und Samen, und hierauf beruht die große Fruchtbarkeit der Gramineen. Je weiter voneinander entfernt die Samenkörner in den Boden gebracht werden, desto stärker ist die B. eines jeden einzelnen, und umgekehrt. Während die B. beim Anbau der Körnerfrüchte bis zu einem gewissen Grade erwünscht und notwendig, ist ein Übermaß wieder schädlich, da die Samen der Seitentriebe sich später ausbilden als die des Haupttriebes, was eine ungleichmäßige Reifung derselben zur Folge hat.

Bestreichen heißt zunächst in der Militärsprache, einen Annäherungsweg des Feindes durch entsprechende Aufstellung, beziehentlich Verwendung von Feuerwaffen seiner größten Ausdehnung nach unter wirksames Feuer zu nehmen, z. B. einen Damm, einen Weg u. s. w. In der Fortifikation bezeichnet B., eine Befestigungslinie derartig zu einer andern stellen, daß das von ersterer ausgehende Feuer die andere verteidigt und eine Annäherung an dieselbe ohne Passieren dieses Feuers unmöglich macht. Man erreicht dies am einfachsten dadurch, daß man die zur Bestreichung (Flankierung) bestimmte Linie unter einem rechten Winkel zu der zu bestreichenden anlegt, bei voneinander getrennten Werken durch eine richtige Anordnung der gegenseitigen Lage in diesem Sinne.

Bestrichener Raum ist derjenige Teil der Flugbahn eines Geschütz- oder Gewehrgeschosses, in welchem sich letzteres in der Höhe der zu beschießenden Truppe, also in oder unter Manns- oder Reiterhöhe befindet. Innerhalb des bestrichenen Raums wird die Flugbahn bestreichend oder rasant genannt. Der bestrichene Raum verringert sich mit der Zunahme der Entfernung des Ziels und der dadurch bedingten stärkern Krümmung der Flugbahn; er vergrößert sich umgekehrt mit der Abnahme der Entfernung. Die technischen Mittel zur Erreichung flachgespannter Flugbahnen, also großer bestrichener Räume, sind vor allem die Herbeiführung einer großen Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses mittels einer großen Pulverladung und einer geringen Abnahme dieser Geschwindigkeit durch den Luftwiderstand mittels einer günstigen Gestaltung des Geschosses (Langgeschoß). Bei den früher üblich gewesenen kugelförmigen Geschützgeschossen vergrößerte man den bestrichenen Raum durch das sog. Rollen, indem man die Kugel verschiedene Aufschläge auf den Boden machen ließ, also die Flugbahn in mehrere niedrige oder flache Sprünge brach. Je größer der bestrichene Raum, desto unabhängiger ist man von einem genauen Schätzen der Entfernung, was im Gefecht sehr wichtig ist.

Unbestrichener Raum ist bei Befestigungslinien mit ausspringenden Winkeln der Raum vor der Spitze der letztern, welcher von den Schußlinien der beiden Schenkel, Facen, nicht bestrichen wird, da die Anschlagslinien der Gewehre winkelrecht zur Flucht der Feuerlinie angenommen werden. Abstumpfung oder Abrundung der Spitze, Aufstellung eines Geschützes in der Winkelspitze, welches über Bank mit Kartätschen feuert, galten früherhin als die Mittel, den unbestrichenen Raum zu vermindern oder unter Feuer zu nehmen; jetzt sucht man mehr durch recht stumpfe Saillants die unbestrichenen Räume auf ein Minimum zu reduzieren.

Bestrichener Raum (militärisch), s. unter Bestreichen.

Bestúschew (Alexander), russ. Dichter und Novellist, geb. 1795, war Rittmeister beim Generalstabe und Adjutant des Herzogs Alexander von Württemberg. Mit seinem Freunde Rylejew in die Verschwörung von 1825 verwickelt, wurde er nach Jakutsk verwiesen, erhielt aber im Sommer 1829 nach langem Bitten die Erlaubnis, als gemeiner Soldat in die Kaukasusarmee zu treten. Hier fiel er im Juni 1837, nachdem er kurz vorher wieder zum Offizier befördert worden, in einem Gefechte unweit Jekaterinodar. Vor seiner Verbannung hatte er mit Rylejew, der 1826 hingerichtet wurde, den ersten russ. Almanach, «Der Polarstern» (Petersb. 1823), herausgegeben. Auf seine spätern Arbeiten, die in Novellen und Skizzen bestehen und unter dem Namen Kosak Marlinskij erschienen, waren sein Lebensgang und seine Umgebungen am Kaukasus nicht ohne Einfluß. Es gibt sich in denselben ein ungemeines Talent für Naturschilderungen, ein geringes für Darstellung von Charakteren kund; zugleich ist die Darstellung poetisch und witzig, wenn auch manchmal im rohen Soldatenton gehalten. Außer der Erzählung «Mullah-Nur» ist sein Hauptwerk der Roman «Ammalat-Beg», welcher pittoreske Beschreibungen kaukas. Gegenden enthält. Gesammelt erschienen seine Schriften in Petersburg 1839—40 in 12 Bänden (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1845), nachdem schon 1835 «Novellen und Erzählungen von Marlinskij» veröffentlicht und von Seebach in den «Russ. Novellen und Skizzen» (Lpz. 1837) übersetzt worden waren. Anziehende Details über ihn finden sich in Ermans «Reise um die Erde» (Bd. 2), welche Chamisso zu einem schönen Gedicht benutzt hat. Seine interessante Privatkorrespondenz wurde 1860 von Semewskij herausgegeben. — Seine Brüder, Nikolaus B., Kapitänlieutenant, poetischer Dilettant und Verfasser von «Erinnerungen aus Holland», und Michael B., Kapitän beim Garderegiment Moskau, sowie Peter B., Marinelieutenant und Adjutant des Vizeadmirals Moller, waren ebenfalls an der Militärverschwörung von 1825 beteiligt und wurden nach Sibirien verbannt. Nur Michael erlebte die am Krönungstage Alexanders II. (7. Sept. 1856) gewährte Amnestie, die ihm die Rückkehr nach dem europ. Rußland, mit Ausnahme von Petersburg und Moskau, gestattete. Nikolaus war nicht lange vorher, 1855, in Selenginsk verstorben. Aus seinem Nachlaß erschienen seitdem «Rasskasy i powjesti starawo morjaka» (Mosk. 1860). Peter begleitete seinen Bruder Alexander nach dem Kaukasus, wo er im Wahnsinn starb. — Der Vater dieser vier Brüder und eines fünften, Paul, war der Wirkl. Staatsrat Alexander B., ein gouvernementaler Publizist unter Alexander I., der schon vor 1825 starb.

Bestúschew-Rjumin (Alexei Petrowitsch, Graf), russ. Reichskanzler und Feldmarschall, zu Moskau 2. Juni 1693 geboren, wurde in Berlin und Hannover erzogen und kam erst 1718 nach Rußland zurück, wo Peter I. ihn zum Gesandten am dän., dann am kurländ. Hofe, die Kaiserin Anna zum Geheimrat und Kabinettsminister ernannte. Nach dem Sturze Birons, dessen Anhänger er zu sein schien, wurde er 1740 verhaftet; doch setzte ihn die Kaiserin Elisabeth wieder auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand und machte ihn zum Reichsvizekanzler. B. brachte 1746 ein Bündnis mit dem österr. Hofe zu Stande, sandte 1748 ein Korps von 30000 Mann an den Rhein und stürzte L'Estocq, den Günstling der Kaiserin. Nachdem er 1756 das Bündnis mit Österreich erneuert, leitete er den Krieg gegen Preußen ein. Als eine Unpäßlichkeit der Kaiserin ihn deren Tod fürchten ließ, rief er, im Einverständnis mit der Großfürstin Katharina, die russ. Armee plötzlich aus Preußen zurück. Doch die Kaiserin erholte sich wieder, und B. wurde 1758, als des Hochverrats schuldig, aller seiner Würden entsetzt und nach dem ihm gehörigen Flecken Gorelowo verwiesen. Erst Katharina II. ließ ihn 1762 wieder an den Hof kommen und ernannte ihn zum Feldmarschall, verwandte ihn aber nicht in Staatsangelegenheiten. Er starb 21. April 1766. Seinen Namen führt ein von ihm 1725 entdecktes arzneiliches Eisenpräparat, die Tinctura tonico-nervina Bestuzevi, eisenhaltiger Schwefelätherweingeist. — **Michel B.-R.**, aus der Familie des vorigen stammend, geb. 1803, leitete als Lieutenant mit Sergei Murawjew vorzugsweise nach Pestels Verhaftung den Ausbruch der Militärrevolution von 1825 im Süden Rußlands. Er hatte mit Pestel an der Spitze der geheimen Vereine Rußlands gestanden, namentlich deren Zusammenwirken im panslaw. Sinne mit den poln. Vereinen erstrebt und im Sommer 1825 diese Fusion der «vereinigten Slawen» im Lager von Leschtschin (Volhynien) zu Stande gebracht. Nach Unterdrückung der Militärrevolution im Süden wurde er nach Petersburg gebracht und 25. Juli 1826 mit Pestel, Rylejew und Sergei Murawjew gehängt. Vgl. Herzen, «Die russ. Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dez. 1825» (Hamb. 1858) und «Aus den Memoiren eines russ. Dekabristen» (2. Aufl., Lpz. 1874).

Bestuschews Eisentinktur, Tinctura ferri chlorati aetherea, Liquor anodynus martiatus, Spiritus ferri chlorati aethereus, ein Heilmittel aus alchimistischer Zeit, dessen Darstellung die Deutsche Pharmakopöe folgendermaßen vorschreibt. Mit 14 Teilen Ätherweingeist (Gemisch von 1 Teil Äther und 3 Teilen Weingeist) wird 1 Teil Eisenchloridlösung (spezifisches Gewicht 1,480) gemischt; die Flüssigkeit wird in hellen verschlossenen Flaschen dem Sonnenlicht ausgesetzt, bis sie farblos geworden ist, dann kommt sie an einen schattigen Ort und verbleibt daselbst unter mehrfach wiederholtem Öffnen der Stöpsel, bis sie eine gelbliche oder bräunlichgelbe Farbe angenommen hat.

Besuki, eine der östlichsten Residentschaften der niederländ. Insel Java in Hinterindien, wird nördlich vom Meere, nordöstlich ebenfalls von letzterm, südöstlich von der Residentschaft Banjuwangi und westlich von der Residentschaft Probolingo begrenzt. Sie enthält 4113 qkm mit einer Bevölkerung (1879) von 502 Europäern, 405976 Javanern, 920 Chinesen und 481 Arabern. B. besteht aus den drei Abteilungen B., Panarukan und Bondowoso mit zusammen 18 Distrikten und 575 Dessas (Dörfern). Diese Residentschaft ist im allgemeinen gebirgig, der Boden in den Ebenen, hauptsächlich aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehend, fruchtbar. Haupterzeugnisse sind Tabak, Kaffee und Zucker. Hauptort und Sitz der Provinzialbehörden ist der an der Nordküste gelegene Hafenplatz B., dessen Schiffahrt aber auf die die Landesprodukte abführenden Fahrzeuge beschränkt ist.

Beta (Β, β), der zweite Buchstabe des griech. Alphabets, s. B (Buchstabe).

Beta, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceen, besteht aus zweijährigen und perennierenden Kräutern mit einfachen, wechselständigen, etwas dicken Blättern und unscheinbaren, grünlichen, in eine beblätterte, schweifartige Rispe gestellten Blüten, welche von drei Deckblättern gestützt, mit halb oberständigem, fünfteiligem Perigon, fünf Staubgefäßen und zwei Griffeln versehen sind und eine kleine, einsamige, lederartige, von dem verhärteten Perigon umschlossene Frucht hervorbringen. Die wichtigste Art dieser Gattung ist B. vulgaris *L.*, deren zahlreiche, durch die Kultur hervorgebrachte Abarten unter verschiedenen Namen, Beta, Mangold, Runkelrübe, Rote Rübe u. s. w. bekannt sind. Manche halten die am Ufer des Adriatischen Meers, der Nord- und Ostsee wachsende B. maritima *L.* für die Stammart dieser wichtigen Kulturpflanze; doch unterscheidet sich die genannte Strandpflanze außer ihrer schmächtigen, holzigen Wurzel und ihren kleinen Blättern auch durch den Umstand, daß sie eine perennierende Pflanze ist, während alle Varietäten der B. vulgaris im zweiten Lebensjahre nach der Fruktifikation absterben. Die verschiedenen, einander zum Teil sehr wenig ähnlichen Abarten der B. vulgaris lassen sich in zwei Hauptvarietäten zusammenfassen, welche manche Botaniker als eigene Arten betrachten, nämlich: 1) B. vulgaris var. Cicla (B. Cicla *L.*), mit schmächtiger Wurzel, aber veredeltem Blattwerk, welches den allein genießbaren Teil der Pflanze bildet, und 2) B. vulgaris var. rapacea, mit fleischig-saftiger, dicker, veredelter Wurzel und wertlosem, höchstens als Viehfutter benutzbarem Blattwerk. Zur Varietät 1 gehören die unter dem Namen Beißkohl, Römischer Kohl, Bete und Mangold bekannten Gemüsearten, deren dicke Blattstiele und Blattrippen, geschält, wie Spargel zubereitet und genossen werden. Man baut Sorten mit weißen, gelben und roten Blattstielen und Rippen. Letztere zwei werden auch zur Zierde als Blattdekorationspflanzen in Gärten gezogen. Zur Varietät 2 gehören die gemeine Runkelrübe, die Zuckerrübe und die Rote Rübe. Erstere zwei Abarten werden in zahllosen Rassen von verschiedenem Kulturwert gebaut, die erstere vorherrschend als Viehfutter, die zweite zur Gewinnung des Rübenzuckers. Die durch ihr zartes Fleisch, ihre dünne Schale und ihren purpurroten Saft ausgezeichnete Rote Rübe, in manchen Gegenden auch Bete genannt, wird vorzugsweise als Salatpflanze kultiviert. Es gibt davon auch eine gelbe Abart. Die gemeine Runkelrübe dient, in würfelige Stückchen geschnitten, an der Luft oder auf dem Ofen getrocknet und sodann wie Kaffeebohnen gebrannt, als Kaffeesurrogat.

Betain $C_5H_{11}NO_2$ oder $CH_2N(CH_3)_3COO$, eine organische Basis, welche von Scheibler 1869 im Safte der Zuckerrüben aufgefunden, von Liebreich gleichzeitig als Oxyneurin, unter den Spaltungsprodukten des Lecithins, einer Gehirnsubstanz, entdeckt und von beiden synthetisch durch Einwirkung von Trimethylamin auf Monochloressigsäure dargestellt wurde. Zur Darstellung geht man am besten von der Melasse der Rohzuckerfabriken aus. Dieselbe wird mit Bleiessig von allen dadurch fällbaren Stoffen befreit, im Filtrat das Blei durch verdünnte Schwefelsäure gefällt, worauf das B. durch Phosphorwolframsäure als Niederschlag abgeschieden wird. Letzterer wird nach dem Waschen durch Kochen mit Kalkmilch zersetzt, worauf die freie Base nach dem Eindunsten beim Erkalten in schönen, zerfließlichen Krystallen anschießt. Die Basis vereint sich mit Salzsäure, Oxalsäure, Phosphorsäure zu schön krystallisierenden Salzen, während ihre Salze der Weinsäure, Citronensäure und Apfelsäure zu sirupähnlichen Massen eintrocknen.

Betánzos, Distriktshauptstadt in der span. Provinz la Coruña (Galicien), 34 km südöstlich von la Coruña, auf einem Hügel rechts am Mandeo, der in die Ria de Betánzos mündet, an der Eisenbahn Lugo la Coruña, zählt (1877) 8122 E., die Wein- und Getreidehandel treiben.

Betäubung nennt man gewöhnlich die mehr oder minder vollständige Bewußtlosigkeit (s. d.), welche durch starke mechan. Einwirkungen auf das Gehirn, z. B. durch Stoß, Fall, Druck (Gehirnerschütterung), durch den Genuß oder das Atmen von Stoffen, die lähmend auf die Ganglienzellen des Gehirns wirken (Opium, Blausäure, Belladonna, Schwefeläther, Chloroform, Kohlenoxydgas, Alkohol u. s. w.), oder endlich durch heftige sinnliche oder psychische Einwirkungen (Kanonendonner, Schreck u. s. w.) hervorgerufen wird. In der Medizin bedient man sich mit großem Vorteil der betäubenden (narkotischen) Mittel, um in einzelnen Körperteilen oder dem ganzen Körper für eine gewisse Zeit mehr oder minder vollständige Gefühllosigkeit hervorzubringen. (S. Anästhesieren.)

Bête (frz., vom lat. bestia), Tier, Vieh; auch dumme Person, unvernünftiger Mensch; Bête noire («schwarzes Tier»), soviel wie Gegenstand des Abscheus. Im Kartenspiel bedeutet B. den Einsatz, namentlich für ein verlorenes Spiel; daher jemand bête oder labêt machen: ihn das Spiel verlieren lassen.

Bete, Gemüseart, s. unter Beta.

Beteigeuze, ein Name, welchen die Araber dem zweithellsten Stern im Orion (α Orionis) gegeben haben. Der Stern gehört zu den 18 Sternen erster Größe, welche in unsern Klimaten sichtbar sind, und zeigt eine auch schon dem bloßen Auge auffallende rötliche Farbe und im Spektroskop ein interessantes Spektrum mit vielen Linien, während der noch hellere südl. Stern desselben Bildes, Rigel, einen rein weißen Lichtpunkt bildet. Mit Sirius und Procyon, den Hauptsternen des Großen und des Kleinen Hundes, bildet B. ein glänzendes, gleichseitiges Dreieck, jede Seite etwa 26 Grade umfassend. Er ist etwas veränderlich und rückt in einem Jahrhundert um 5 Sekunden nach Osten, sodaß diese sehr geringe Eigenbewegung ihn nach 72000 Jahren um Einen Grad weiter nach Osten gerückt zeigen wird.

Bêt el-Fakîh, arab. Stadt, s. Beit.

Betelnüsse, s. unter Areca.

Betelpfeffer, s. unter Pfeffer.

Beten, Steuern, Auflagen, s. Beden.

Betfahrten, s. Bittgänge.

Beth (Baith, Bajith), ein hebr., syr. und arab. Wort, «Haus, Hütte», auch «Tempel» eines Gottes und «Familie, Nachkommenschaft» bedeutend, dient in Zusammensetzung mit andern Begriffswörtern zu geogr. Bezeichnungen.

Bethania, ein kleiner Ort in Palästina, der 3 km ostsüdöstlich von Jerusalem am Fuße des Ölbergs lag und in den biblischen Berichten über die Geschichte Jesu öfter genannt wird. Es wohnten daselbst die beiden Schwestern Maria und Martha, deren verstorbenen Bruder Lazarus Jesus wieder ins Leben gerufen haben soll, sowie Simon der

Aussätzige, in dessen Hause Jesus von der Maria mit köstlichem Öl gesalbt wurde. Gegenwärtig ist B. ein unbedeutendes Dorf, das wegen des Wunders der Auferweckung des Lazarus bei den Arabern «Lazarijeh» (El-Azarijeh) heißt und etwa 200 meist mohammed. Einwohner zählt. Man zeigt daselbst noch die Grabhöhle des Lazarus sowie die Ruinen der Häuser jener Schwestern und des Simon.

Bethanien (engl. Bethany) heißen drei Missionsstationen in Südafrika; die eine im Großnamaqualande wurde 1814 gegründet und gehört der Rheinischen Missionsgesellschaft an, die andere im Oranje-Freistaat wurde 1834 von der Berliner Mission angelegt, die dritte im Transvaal, 9 km östlich von Rustenburg, ist eine Gründung der Hermannsburger Gesellschaft (1864).

Bethel, d. h. Gotteshaus, ursprünglich Lus geheißen, eine alte kanaanit. Königsstadt auf dem Gebirge Ephraim, an der Straße von Jerusalem nach Sichem (Nâbulus) gelegen, dem israel. Stamme Benjamin zugeteilt, aber von den Ephraimiten eingenommen. Daselbst befand sich in der Richterzeit vorübergehend das israel. Centralheiligtum, die Stiftshütte mit der Bundeslade, eine Gerichtsstätte und später eine Prophetenschule; auch wurde daselbst nach der Reichsspaltung durch Jerobeam I. ein goldenes Stierbild Jahves («die Sünde von Bethel») zur Verehrung aufgestellt. Auf die Heiligkeit, welche B. nachmals erlangte, weist schon die Patriarchensage des 1. Buchs Mose, besonders Jakobs Traum von der Himmelsleiter, hin. Die Lage des alten B. wird heute noch durch die umfangreiche Ruinenstelle bei dem Dorfe Beitin (400 E.), 4½ Stunden nördlich von Jerusalem, bezeichnet.

Bethesda, d. i. Haus der Barmherzigkeit oder Gnadenort, hieß ein Teich in Jerusalem, welcher nur in dem Evangelium des Johannes (Kap. 5) erwähnt wird. In den fünf Hallen oder bedeckten Gängen, von denen er umgeben war, hielten sich viele (Glieder-)Kranke auf, welche, nach des Johannes Bericht, auf die Bewegung des Wassers warteten, um sich darin zu baden. Wahrscheinlich nach einer jüd. Volkssage läßt jene Erzählung diese Bewegung durch einen Engel bewirken, der zu einer gewissen Zeit in den Teich steigt und den Kranken, welcher nach dieser Bewegung zuerst in das Wasser kommt, gesund macht. Ohne Zweifel war es eine intermittierende Quelle. Schon die Kirchenväter, namentlich Nonnus, der dichterische Paraphrast des Johannes, erklären die Erscheinung auf natürliche Weise. In neuerer Zeit schrieb man die Wirkung dieses Wassers entweder der mineralischen Kraft desselben oder dem Umstande zu, daß das Blut der im Tempel geopferten Tiere in den Teich floß. Noch jetzt weist die Sage den ausgetrockneten Bethesdateich in der Nähe des heutigen Stephansthores nach; wahrscheinlicher jedoch ist derselbe in dem unterirdischen Teiche El-Obrâk am westl. Fuße des Tempelbergs zu suchen. (S. Jerusalem.)

Bethesda, Dorf in Wales, s. unter Bangor.

Betharam oder Bethharan, d. h. Hochhausen oder Berghausen, eine ursprünglich amorit. Stadt des israel. Stammgebietes Gad im östl. Teile des Jordanthales, Jericho gegenüber, wurde von Herodes Antipas erweitert und verschönert und zu Ehren der Livia Julia, der Gemahlin des Kaisers Augustus, Livias oder Julias genannt. Später erscheint sie als Sitz eines christl. Bischofs.

Bethhoron, etwa «Haus des Hohlwegs, des Passes», eine alte Doppelstadt Ephraims, ungefähr 5 Stunden nordwestlich von Jerusalem an der ältesten Straße gelegen, welche von Jerusalem über Gibeon nach der Meeresküste führte. Unter-Bethhoron (jetzt Dorf Beit Ur et-Tachta) an der Nordwestecke des Gebietes Benjamin, im Thale, Ober-Bethhoron (jetzt Dorf Beit Ur el-Fôka) auf schwer ersteigbarer Höhe. Es war mit seinem «Engpaß» eine strategisch wichtige Position und für ein von Norden anrückendes Heer der Schlüssel zu Judäa und Jerusalem, kommt daher oft in der Kriegsgeschichte des heiligen Landes vor.

Bethlehem (hebr. Beth-lächem, d. i. Brothaus), ursprünglich Ephrat, jetzt Beit-Lahm (d. i. Fleischhaus), der Geburtsort des Königs David (daher oft Königsstadt genannt) und Christi, eine Stadt in Palästina, 10 km südlich von Jerusalem, an einem mit Weinpflanzungen und Ölbäumen bedeckten Berge, wohin eine Wasserleitung führt, zählt gegenwärtig 5000 griech., kath. und armen. Bewohner, welche hölzerne Rosenkränze und mit Perlmutter eingelegte Kruzifixe für die Pilger verfertigen und sehr guten weißen Wein bauen. Ueber dem Orte, wo angeblich Christus geboren sein soll (eine Grotte), steht ein befestigtes, kastellartiges Kloster mit einer Kirche, die angeblich die Kaiserin Helena, in Wahrheit aber Justinian erbaut hat. Die Kirche ist der Maria zur Krippe (di presepio) gewidmet. Das Innere derselben tragen 48 korinth. Säulen von 6 m Höhe; die Decke besteht aus Holz. Zu der darunter befindlichen Krypta oder der «heiligen Grotte» führen 15 Stufen hinab. In einer ausgehauenen Nische steht ein Marmoraltar in der Nähe des Taufbeckens Jesu; 32 Lampen, verschieden nach Wert und Schönheit, erhellen die Grotte; Gemälde bedecken die Wände. Eine andere Grotte wird als die des heil. Hieronymus gezeigt, in welcher dieser die Vulgata verfaßt haben soll. B. ist verhältnismäßig arm an Wasser; gutes Quellwasser wird durch eine alte Leitung von den 5 km südwestwärts gelegenen Salomonsteichen herbeigeführt. Gleichwohl erscheint die ganze Umgegend als sehr fruchtbar und liefert reichlich Feigen, Trauben, Oliven, Sesam und Getreide.

Bethlehem, die Hauptniederlassung der Evangelischen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine Stadt in der pennsylvan. Grafschaft Northampton am Einfluß des Manakissy in den Lehigh und an der Kreuzung der Lehigh-Thal- und Lehigh-Susquehanna-Eisenbahn mit der Nordpennsylvanischen Bahn, nordwestlich von Philadelphia, wurde 1741 gegründet. Sie ist der Sitz eines Bischofs und der (episkopalen) Lehigh-Universität, hat eine schöne Kirche und zählt (1880) 5193 E., die namentlich Eisen- und Zinkfabrikation betreiben und drei große Gerbereien unterhalten. Die drei verschiedenen Häuser für unverheiratete junge Männer, für Mädchen und für Witwen zeichnen sich durch fast klösterliche Zucht aus. In die damit verbundenen, ganz vortrefflichen Kostschulen werden auch Kinder anderer christl. Glaubensverwandten aufgenommen. Zu B. gehören die Herrnhuterdörfer Gnadenthal, Christiansbrunn, Gnadenhütten und Schöneck; auch wohnen Mährische Brüder in den naheliegenden Ortschaften Litiz und Nazareth. Der Ort dient bei seiner schönen und gesunden Lage vielfach den Bewohnern der benachbarten großen Städte (Neuyork und Philadelphia) als Sommerfrische.

Bethlehemitischer Kindermord, die auf Befehl Herodes' d. Gr. vollzogene Ermordung aller Knaben unter zwei Jahren in und um Bethlehem (Matth. 2, 16 fg.). Die kath. Kirche feiert diese Kinder als «Unschuldige Kindlein» am 28. Dez.

Bethlehemitischer Orden, s. *Kreuzherren*.

Bethlen, Dorf in Siebenbürgen, Komitat Szolnok-Doboka, am Großen Szamos, in gebirgiger Lage, hat Spiritus- und Essigfabriken und 2000 E., Magyaren und Rumänen reform. und griech. Kirche. Die Grafen B. haben hier drei Schlösser, schöne Parks, große Familiensammlungen und ein Gestüt.

Bethlen Gábor (d. i. Gabriel B.), der berühmteste Sproß eines altungar., in Ungarn und Siebenbürgen reichbegüterten Geschlechts, geb. 1580, warf sich nach mehrjährigen wechselvollen Kämpfen 1613 gegen seinen frühern Parteigenossen, den Fürsten Gabriel Báthory, mit türk. Hilfe zum Beherrscher Siebenbürgens auf. Es gelang ihm zunächst, die Türken aus dem Lande zu bringen und mit Österreich ein leidliches Verhältnis anzubahnen. Als aber nach dem Tode des Kaisers Matthias Böhmen dem Nachfolger Ferdinand II. den Gehorsam aufsagte, zögerte B. keinen Augenblick, sich den Feinden Habsburgs zuzugesellen. Im Aug. 1619 brach er, von den Türken begünstigt, in Ungarn ein, eroberte weite Striche des Landes und neben andern Plätzen 20. Okt. das feste Preßburg mit der Stephanskrone, bedrohte Wien und ließ seine Wahl zum König Ungarns durch dessen Stände 27. Aug. 1620 zu. Die Niederlage der Böhmen am Weißen Berge bei Prag (8. Nov. 1620) wirkte jedoch lähmend auf seine Aktion; allein nicht im Stande, seine Ansprüche zu behaupten, schloß er 31. Dez. 1621 den Frieden zu Nikolsburg, der ihm gegen Verzicht auf Ungarn und den königl. Titel sieben oberungar. Gespanschaften nebst Kaschau, Tokay und Munkacz, ferner die Herzogtümer Oppeln und Ratibor brachte. Diesen Vorteilen zum Trotz eröffnete B. schon im Herbst 1622 wieder den Krieg, ward jedoch, wie früher, durch die Siege der Kaiserlichen im Reich zum Wiener Frieden bewogen (8. Mai 1624), in dem er zwar auf die schles. Herzogtümer verzichtete, dafür aber das nahegelegene Ecsed erhielt. Im J. 1626 ward er als Gemahl Katharinas von Brandenburg (seine erste Gemahlin war 1622 kinderlos gestorben) noch einmal in den Mittelpunkt einer großen prot., antihabsburg. Koalition gestellt, in der England, Dänemark, Holland und die deutschen Protestanten mit ihm sich zu einem allseitigen Angriff auf die habsburg. Mächte anschickten. Die Niederlagen Christians von Dänemark bei Lutter am Barenberge und Mansfelds an der Dessauer Brücke gegen Tilly und Wallenstein durchkreuzten auch diesen Plan und bewogen B. zum Frieden von Leutschau (Dez. 1626), der jene beiden ersten bestätigte. Schon war B. in die neue große Angriffsbewegung gegen Habsburg eingeweiht, die von seinem Schwager Gustav Adolf ausgehen sollte, als ihn eine Krankheit hinwegraffte (5. Nov. 1629). Seinem Fürstentum ist B. trotz der unaufhörlichen Kriege durch seine auf die Entwickelung der natürlichen Hilfsquellen und des geistigen Lebens gerichtete Verwaltung zum Segen gewesen. An seiner Universität in Weißenburg wirkten namhafte deutsche Lehrer, unter andern eine Zeit lang Martin Opitz.

Demselben Geschlechte gehören an: *Johann* B., Kanzler von Siebenbürgen, gest. 1687, bekannt durch sein inhaltreiches Geschichtswerk «Rerum transilvanicarum libri IV» (Hermannst. 1665), das die Geschichte Siebenbürgens von 1629—63 enthält. Der Verfasser ließ die Fortsetzung dieses Werks bis 1674 in der Handschrift zurück, die von Horányi (Wien 1783) herausgegeben wurde. — *Wolfgang* B., ebenfalls siebenbürg. Kanzler, gest. 1679 im 40. Lebensjahre, schrieb in 16 Büchern die Geschichte Siebenbürgens von der Mohácser Schlacht bis 1609, welche von Benkö unter dem Titel «Wolfgangi de B. historia de rebus transilvanicis» (6 Bde., Hermannst. 1792) herausgegeben ward und eine Hauptquelle für die ungar.-siebenbürg. Geschichte bildet.

Bethmann (Friederike Auguste Konradine), ausgezeichnete deutsche Schauspielerin, geb. 24. Jan. 1760 zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, herzogl. Beamter war, nach dessen Tode sich ihre Mutter mit dem Schauspieler Großmann verheiratete. Nachdem dieser die Direktion des kurfürstl. Theaters in Bonn, auch des in Mainz übernommen, betrat die junge Flittner 1779 in Bonn die Bühne. Wegen ihrer angenehmen Stimme versuchte sie sich zuerst in der Oper, die sie auch später nie ganz aufgab. Bald erwarb sie sich sowohl durch ihren Gesang als durch ihr Spiel in muntern und naiven wie in tragischen Rollen großen Beifall. Sie heiratete 1785 den Komiker Unzelmann, mit dem sie drei Jahre später nach Berlin ging, wo sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, ließ sich 1803 von ihrem Gatten scheiden und verheiratete sich 1805 mit dem Schauspieler Heinr. Eduard Bethmann (1774—1857); sie starb in Berlin in der Nacht vom 15. zum 16. Okt. 1815. Ihr Talent war nach allen Seiten hin zur Vollendung entwickelt.

Bethmann, eine angesehene Familie zu Frankfurt a. M., die aus den Niederlanden stammt, und deren Vorfahren, durch Religionsverfolgungen vertrieben, sich in dem Städtchen Nassau niederließen. *Simon Moritz* B., geb. 26. März 1687 und gest. als fürstl. nassauischer Amtmann 6. Juni 1725, hinterließ vier Kinder: Johann Philipp, Johann Jakob, Katharina Elisabeth und Moritz, die alle beim Ableben des Vaters noch sehr jung waren. Ihr Oheim von mütterlicher Seite, der in Frankfurt lebende, sehr vermögende Handelsherr *Jakob Adamy* (geb. 8. Dez. 1670), nahm die Knaben zu sich und ließ ihnen eine sorgfältige Erziehung geben. Der älteste, *Johann Philipp* B., geb. 30. Nov. 1715, wurde von Adamy frühzeitig in dessen damals schon blühendes Handelsgeschäft aufgenommen und endlich durch testamentarische Verfügung zum Erben desselben eingesetzt. Nach dem Tode des Oheims (23. Dez. 1745) führte Johann Philipp das Geschäft noch einige Zeit unter dem Namen Jakob Adamy fort. Als er aber sodann seinen jüngsten Bruder *Simon Moritz*, geb. 6. Okt. 1721, gest. 1782, zum Gesellschafter aufnahm, gaben beide mit dem 2. Jan. 1748 ihrer Handlung die Firma *Gebrüder Bethmann*. Der andere Bruder, *Johann Jakob*, geb. 20. Juni 1717, etablierte sich in Bordeaux. Den Brüdern Johann Philipp und Simon Moritz gelang es durch Thätigkeit, Geschick und strenge Rechtlichkeit, ihren Geschäften einen außerordentlichen Aufschwung zu geben und den großen Wohlstand ihrer Familie zu begründen. Johann Philipp B., kaiserl. Rat und Bankier, starb 27. Nov. 1793. Sein einziger Sohn, *Simon Moritz* B., geb. 31. Okt. 1768, wurde nun Chef der Handlung, die durch die stets wachsende Ausdehnung ihrer Bankgeschäfte sowie durch die Negociation

großer Anleihen für Österreich, Dänemark u. s. w. ihren höchsten Flor erreichte und ihren Ruf nach allen Weltgegenden verbreitete. Simon Moritz wurde vom Kaiser Franz von Österreich 1808 in den Adelstand erhoben und vom Kaiser Alexander von Rußland zum Generalkonsul und Staatsrat ernannt. Er war ein Wohlthäter der Armen, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, vor allem aber seiner Vaterstadt Frankfurt ein weiser Berater und werkthätiger Beschützer. Er starb 28. Dez. 1826. Seine Witwe, Luise Friederike Boode, aus einer angesehenen holländ. Familie (geb. 13. April 1792), verband sich in zweiter Ehe 1828 mit Matthias Franz Borgnis, nachherigem Associé der Gebrüder B. Von seinen drei Schwestern, die ihn sämtlich überlebten, ist zu erwähnen Susanna Elisabeth (geb. 4. Sept. 1763, gest. 1. Juni 1831), vermählt 1780 mit Joh. Jak. Hollweg (geb. 7. Jan. 1748, gest. 21. Jan. 1808), Associé von Gebrüder B., der Namen und Wappen der Familie annahm und Stifter der Linie **Bethmann-Hollweg** wurde. Der älteste Sohn Simon Moritz B.s, **Philipp Heinrich Moritz Alexander Freiherr von B.**, geb. 8. Okt. 1811, gest. 2. Dez. 1877, war früher königl. preuß. Generalkonsul und wurde 31. Jan. 1854 in den bad. Freiherrnstand erhoben. Dessen Sohn **Simon Moritz**, geb. 13. Okt. 1844, ist jetzt Chef der Familie und des Bankhauses. Zu der **Bethmannschen Villa** vor dem Friedberger Thore zu Frankfurt, welche im Innern mit seltenem Geschmack eingerichtet und mit Kunstschätzen aller Art bereichert ist, gehört das sog. Museum, und in diesem befindet sich die berühmte Ariadne, auf dem Panther reitend, von Dannecker in Marmor ausgeführt.

Bethmann-Hollweg (Mor. Aug. von), namhafter Jurist sowie preuß. Staatsminister, geb. 8. April 1795 zu Frankfurt a. M., Sohn J. J. Bethmann-Hollwegs, des zweiten Chefs des Bankierhauses Gebrüder Bethmann (s. d.) daselbst, hatte Karl Ritter zum Erzieher, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Göttingen und Berlin die Rechte und habilitierte sich 1819 an der letztern Universität als Privatdocent. Ein Jahr darauf wurde ihm eine außerord. Professur, drei Jahre später die ord. Professur für Civilrecht und Civilprozeß übertragen. Er wurde 1829 nach Bonn versetzt, legte 1842 die Professur nieder und übernahm das Kuratorium der Universität, das er bis 1848 führte. Nachdem er 1845 zum Mitglied des Staatsrats ernannt worden war, nahm er 1846 als Deputierter der Rheinischen Provinzialsynode an der Generalsynode zu Berlin teil. Parlamentarisch thätig war B. als Mitglied der Ersten preuß. Kammer von 1849—50 und 1851—52 sowie als Mitglied der Zweiten Kammer von 1852—55. Im Herbst 1858 ward ihm vom Prinz-Regenten von Preußen in dem neuen liberalen Ministerium (Schwerin-Auerswald) das Portefeuille der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten übertragen, von welchem Ministerposten er im Frühjahr 1862, gleich seinen Kollegen infolge des beginnenden Verfassungskonflikts, zurücktrat. Von B.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Grundriß des Civilprozesses» (3. Aufl., Bonn 1832), «Versuche über einzelne Teile der Theorie des Civilprozesses» (Berl. 1827), «Gerichtsverfassung und Prozeß des sinkenden Römischen Reichs» (Bonn 1834), «Ursprung der lombard. Städtefreiheit» (Bonn 1846), «Über die Germanen vor der Völkerwanderung» (Bonn 1850), «Der Civilprozeß des gemeinen Rechts in geschichtlicher Entwickelung» (Bd. 1—6, Bonn 1864—74), «Christentum und bildende Kunst» (Bonn 1875) und «Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft als Aufgabe unserer Zeit» (Bonn 1876), «Das zwanzigste Buch der Pandekten erläutert» (Heft 1, Titel 1, Bonn 1877). B. wurde 1840 bei der Huldigung Friedrich Wilhelms IV. als einer der bedeutendsten rhein. Grundbesitzer in den Adelstand erhoben. Unter anderm war er Besitzer des Schlosses Rheineck am Rhein, welches er neu aufbauen und mit vielen Kunstgegenständen sowie mit Fresken ausschmücken ließ, und wo er 13. Juli 1877 starb.

Bethome oder vollständig **Bemeselis** (d. i. hebr. Bê[th]mê-schalisch, Ort des Wasserbeckens) ist Name einer Stadt, die wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Siris (d. i. Schalisch) zu suchen ist, 4 Stunden nördlich von Sichem, südlich von einer «die Überschwemmungswiese» (Merdsch el-Gharak) genannten Ebene, die ihre Gewässer einsaugt und daher als «Wasserbecken, Wasserbecher» bezeichnet wurde. Die Stadt war die letzte Festung, welche der Hasmonäerkönig Alexander Jannäus im jüd. Bürgerkriege (94—88 v. Chr.) der pharisäischen Gegenpartei wegnahm und mit welcher er zugleich die 800 Häupter jener Verschwörung in seine Gewalt bekam und sie dann zu Jerusalem kreuzigen ließ.

Béthoncourt, Dorf mit 800 E. im Arrondissement Montbéliard des franz. Depart. Doubs, an der Lisaine, 11 km südsüdwestlich von Belfort, war während der Schlacht bei Belfort (s. Héricourt) im Jan. 1871 der Schauplatz heftiger Kämpfe.

Bethphage, d. h. Feigenhausen, ein bei Jerusalem auf dem Ölberg, und zwar an der Stelle gelegener Flecken, wo der Pilgerweg von Bethanien nach Jerusalem über den Sattel zwischen dem eigentlichen Ölberg und dem südlichern Berg des Ärgernisses (Dschebel Batten el-Hawa) führt und die heilige Stadt für die von Jericho herkommenden Pilger zuerst sichtbar wird. Von hier aus begann auch Jesus seinen feierlichen Einzug in Jerusalem.

Bethsaida (d. h. Ort des Fischfangs) in Galiläa, die Heimat der drei Jünger Jesu: Petrus, Andreas und Philippus, ein Fischerdorf am Westufer des Sees Genezareth, bei dem jetzigen Chân-Minjeh, oder etwas weiter nördlich bei Ain et-Tâbighah, oder noch weiter nordwärts bei Tell Hûm, wo früher die Stadt Philoteria stand. — Ein anderes B., vom Tetrarchen Philippus zu einer schönen Stadt ausgebaut und zu Ehren der Tochter des Kaisers Augustus **Julias** genannt, lag am Ostufer des Jordan, etwas oberhalb der Einmündung desselben in den Genezarethsee, auf dem jetzt Et-Tell genannten Hügel in der fruchtbaren Ebene Baitchah.

Bethschemes (Bethsemes), d. h. Sonnenhaus, ist der Name von drei Orten Palästinas in den Stammgebieten Juda, Naphtali und Issaschar. Am bekanntesten ist die judäische Stadt, an der Grenze des Philisterlandes, die auch **Irschemesch** (Sonnenstadt) hieß und zur Richterzeit vorübergehend der Aufenthalt der israel. Bundeslade war. Sie lag 8—9 Stunden westlich von Jerusalem, in dem weiten und schönen Thalgrunde des Wadi es-Sarâr, westwärts nahe bei den Ruinen eines modernen arab. Dorfs, Ain-Schems, d. i. Sonnenquell, wo viele Grundmauern noch die alte Ortslage bezeichnen.

Bethsean, **Bethsan**, d. h. Haus der Ruhe (oder Haus der Schuhe?), eine kanaanit., vielleicht philistäische Stadt, welche erst David unter israel.

Botmäßigkeit gebracht zu haben scheint. Sie hieß seit der griech. Herrschaft in Palästina Scythopolis (oder Scytopolis = Schuhstadt?); doch hat sich die alte Bezeichnung im Namen des heutigen Dorfs Beisân erhalten, welches auf der Westseite der Jordansaue (des Ghor), 1½ Stunden vom Jordan entfernt, in wasserreicher, fruchtbarer Gegend, wo die Berge Gilboas sich ins Jordanthal hinabsenken, an der ehemaligen Handelsstraße zwischen Ägypten und Damaskus gelegen ist. B. ist der Geburtsort des Gnostikers Basilides und war im 4. Jahrh. christl. Bischofssitz.

Béthune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Pas-de-Calais, in der alten Grafschaft Artois, an der Blanche und dem Béthune-Kanal, bei der Vereinigung des Lawe- und Bassée-Kanals, Knotenpunkt der Nordbahn zwischen Arras, Lille, Calais und St.-Pol, Sitz eines Civilgerichts erster Instanz, hat eine schöne got. Kirche, 1533—45 erbaut, ein Kommunal-Collége und (1876) 9315 E., welche Leinwandbleichen, Leinwandwebereien, Zucker-, Salz- und Ölraffinerien, Gerbereien u. s. w. unterhalten und ansehnlichen Handel mit Leinwand, Getreide, Steinkohlen und Torf sowie mit Leinsaat- und Rüböl treiben. Die Stadt entstand um das feste Schloß der Herren von B., war im 12. Jahrh. schon ein ansehnlicher Ort, kam durch Heirat an die Grafen von Flandern und stand dann unter eigenen Grafen, die um die Mitte des 17. Jahrh. erloschen. Gaston von Orléans nahm die Stadt 1645, Prinz Eugen von Savoyen 1710; im Utrechter Frieden 1713 kam B. an Frankreich. In der Nähe liegt das von Gräben umgebene Schloß des Herzogs von Roquelaure. Die Sage läßt hier im 12. Jahrh. die Artesischen Brunnen erfunden sein, deren die Stadt eine Menge besitzt. Vgl. Dequien, «Notice sur la ville de B.» (1838); Beghin, «Histoire de la ville de B.» (Douai 1874).

Die alte Familie Béthune leitet ihren Ursprung von Robert Faissaux her, der um 970 geboren ward. Einer seiner Nachkommen, François de B., Baron de Rosny, trat zum Calvinismus über und wurde in der Schlacht von Jarnac gefangen. Durch seine beiden Söhne wurden zwei Linien, eine ältere und eine jüngere, gestiftet. Die erstere gründete Maximilian von B., der spätere Herzog von Sully (s. d.); sie erlosch 20. Sept. 1807 mit Maximilien Alexandre von B., Herzog von Sully. Der Bruder des bekannten Sully, Philipp von B., welcher unter Heinrich III. und Heinrich IV. als Militär und Staatsmann eine hervorragende Stellung einnahm und 1649 starb, wurde Stifter der zweiten, jüngern Linie, die 1806 erlosch. Die Glieder derselben führten erst den Titel Marquis von Chabris und seit 1690 den der Herzöge von Charost. Zu ihr gehörte Armand Joseph von B., Herzog von Charost (s. d.). Die noch jetzt in Frankreich blühende Familie B. des Planques stammt von Michel des Planques, Seigneur von Hesdigneul und Lieutenant der Stadt und des Schlosses von B. um 1522.

Bethune (David), schott. Kardinal, s. Beaton.

Bethusy-Huc (Eduard Georg, Graf von), deutscher Politiker, geb. 3. Sept. 1829 auf dem Stammgute Bankau im schles. Kreise Kreuzburg, besuchte die Gymnasien in Dresden und Halle, studierte zu Bonn, Breslau und Berlin die Rechte und übernahm 1853 die Besitzungen Bankau und Kalbrechtsdorf (im Kreise Rosenberg). Im J. 1856 wurde er Kreisdeputierter, vier Jahre später Landesältester und Abgeordneter zum Provinziallandtage. Im J. 1862 wurde er vom Wahlkreise Kreuzburg-Rosenberg für das Abgeordnetenhaus gewählt, dem er seitdem bis 1880 ununterbrochen angehörte. Er schloß sich der konservativen Fraktion an, um energisch die Armeereform zu vertreten, schied aber 1863 aus dieser Fraktion und schloß sich zunächst keiner Partei an, bis er im Aug. 1866 mit dem Grafen Renard und Hrn. von dem Knesebeck die Fraktion der «Freikonservativen» gründete. Seitdem war er im Abgeordnetenhause wie im Norddeutschen und Deutschen Reichstage, in welchen ihn ebenfalls der Wahlkreis Kreuzburg-Rosenberg wählte, der Führer dieser Fraktion, welche im Reichstage den Namen «Deutsche Reichspartei» annahm. In der Wintersession 1874 wurde B. zum zweiten Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und behielt dieses Amt bis zum J. 1877. Im Januar 1880 erlosch sein Mandat infolge seiner Ernennung zum Landrat des Kreises Kreuzburg, und um sich den übernommenen Berufsgeschäften ganz widmen zu können, verzichtete er bis auf weiteres auf jede parlamentarische Thätigkeit.

Bethzacharia, ein Ort Judäas zwischen Jerusalem und Bethzur, 8½ Stunden von letzterm, etwas westlich von der Straße von Jerusalem nach Hebron, auf einem zwischen zwei tiefen Thälern nordwestwärts vorspringenden, nur von Süden her zugänglichen Berge gelegen, das heutige Beit Zakârieh mit alten Ruinen. Hier ward 163 v. Chr. der Makkabäer Judas von Antiochus Eupator besiegt.

Bethzur, d. h. Felsenhaus, eine Stadt auf dem Gebirge Juda, die stärkste Festung zur Zeit der Makkabäerkriege, 6 Stunden von Jerusalem, etwas westlich von dem Wege nach Hebron gelegen und diese Straße beherrschend, das heutige Beit Sûr, wo noch die Reste eines sehr alten Turms auf einem niedrigen Hügel stehen.

Beting ist an Bord von Schiffen ein aus zwei senkrechten und einem horizontalen hölzernen oder eisernen Balken bestehendes Gerüst, welches hauptsächlich den Zweck hat, zur Befestigung der Ankerketten von verankerten Schiffen zu dienen. Da oft große Kraft und heftige Stöße bei Wellenbewegung auszuhalten sind, muß die B. sehr gut versichert sein. Ihr Platz ist gewöhnlich zwischen Fock- und Großmast (s. d.), je nach der Größe des Schiffs auf dem obern oder zweiten Deck.

Bêtise (frz.), Dummheit.

Beton (frz.), Concret (engl.) oder Grobmörtel, ein aus groben Steinbrocken, Ziegelstücken, Kies, Sand und hydraulischem Kalk oder Cement gebildeter Mörtel, der nicht als Bindemittel, sondern zur Bildung selbständiger Baukörper, insbesondere zu Grundschichten, Fußböden, Mauern, Gewölben sowie ganzen Gebäuden verwendet wird. Zu Gründungen unter Wasser oder in feuchtem Boden muß stets Cement oder hydraulischer Kalk, Traß, Puzzolane u. s. w. verwendet werden, wogegen im Trocknen ein gewöhnlicher Graukalk oder schwach hydraulischer Kalk hinreicht. Nach der Verwendung richtet sich auch das Mischungsverhältnis des Bindemittels mit den andern Materialien, sowie die Zubereitung des B. In der Regel nimmt man auf 1 Volumen Kalk und Sand 2—3 Volumen Steinbrocken. Man macht dieselben mit Wasser entweder zu einer dickflüssigen Masse an, die gegossen werden kann (Gußmörtel),

oder zu einem steifen Brei, der gestampft werden muß. Letzteres geschieht bei trockenem Zusammenschaufeln der Gemengteile und allmählichem Besprengen mit Wasser auf einem Brettboden. Bei Gründungen unter Wasser wird der B. in Kästen, Säcken oder Körben bis auf den Boden versenkt und unter dem Wasser ausgeschüttet; Betonfußböden erhalten eine Unterlage von Ziegelpflaster oder festgestampfter Erde; Gewölbe gießt man auf eine von glattgehobelten Brettern gebildete Verschalung der Lehrgerüste, welche nach dem Erhärten des B.s entfernt wird; Mauern (Wände) formt man durch Gießen oder Einstampfen zwischen in zweckmäßiger Entfernung voneinander aufgerichteten Bohlen, die bis nach genügender Erhärtung des Mörtels stehen bleiben. Der B. erhärtet nach und nach zu einer zusammenhängenden Masse oder zu einem einzigen Block und erlangt die Festigkeit guter Bruchsteine. Darauf beruht die vorteilhafte Eigenschaft des B.s, bei Gründungen ein gleichmäßiges Setzen, bei Fußböden eine größere Dichtheit und bei Gewölben möglichst geringen Seitenschub auf die Widerlager zu bewirken. Neuerdings baut man auch mit Betonsteinen, welche durch Stampfen oder Gießen von B. in regelmäßige Formen hergestellt werden. Concret ist die in England übliche Bezeichnung für Grobmörtel. Man versteht darunter aber auch einen aus gewöhnlichem Luftmörtel gebildeten B. Vgl. Mihálik, «Praktische Anleitung zum Betonbau» (3. Aufl., Wien 1864).

Betonica heißt eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, aus perennierenden Kräutern bestehend, welche gekerbte Blätter, in walzige Ähren zusammengedrängte Blütenquirle, einen fünfzähnigen, inwendig haarlosen Kelch und eine zweilippige Blumenkrone mit langer, gekrümmter Röhre und flacher Oberlippe besitzen. Berühmt war ehedem als Heilpflanze die in ganz Deutschland und einem großen Teil des übrigen Europa auf Waldwiesen und unter Gebüsch, namentlich in Gebirgsgegenden vorkommende B. officinalis (von Bentham zu Stachys als St. Betonica gezogen), eine Staude mit starkem, wagerechtem Wurzelstock, langgestielten, rauhhaarigen, am Grunde herzförmigen Blättern, fast einfachem, vierkantigem, rauhhaarigem, wenig beblättertem Stengel und purpurroten Blüten. Ihre Wurzeln, Blätter und Blüten (Radix, herba, flores Betonicae), welche einen Erbrechen erregenden und purgierend wirkenden Stoff enthalten, waren früher offizinell. Verschiedene ausländische Arten der Gattung B. werden bisweilen als Ziergewächse im freien Lande kultiviert. Dahin gehören die in den Pyrenäen wachsende B. alopecuroides *L.* mit einer Quirlähre gelber Blumen, die im Kaukasus heimische B. orientalis *L.* mit purpurroten, die aus Sibirien stammende B. grandiflora *Willd.* mit großen, purpurvioletten Blumen.

Betrachtung, soviel als eingehende Beobachtung, wird vorzüglich von derjenigen Verstandesthätigkeit gebraucht, worin wir einen Gedanken, welcher uns noch dunkel ist, immer aufs neue der Aufmerksamkeit unterwerfen, um ihn allmählich zu verdeutlichen und aufzuklären. Während in Beziehung auf Erfahrungsgegenstände leicht ein einziges Experiment oder ein neues histor. Zeugnis stärker orientiert als langes Nachdenken, so verhält es sich mit rein philos. Gegenständen anders, welche man schwer durch bloße äußere Mitteilung sich aneignen kann und in ihrer vollen Deutlichkeit nur gewinnt, wenn man sie durch innere B. aus sich selbst zu erzeugen versteht.

Betriebskapital ist im volkswirtschaftlichen Sprachgebrauch gewöhnlich gleichbedeutend mit «umlaufendem Kapital», im Gegensatz zu dem «stehenden» oder Anlagekapital (s. d.). Während das letztere diejenigen Produktionsmittel umfaßt, die bei ihrer wirtschaftlichen Verwendung nur benutzt und langsam abgenutzt, nicht aber unmittelbar verbraucht werden, gehören zu dem B. diejenigen Produktionsmittel, die als solche durch den Produktionsprozeß unmittelbar vernichtet werden und nur ihrem Werte nach in dem Produkt erhalten bleiben, oder die, sei es durch Einverleibung in das Produkt oder auf andere Weise, aus der produzierenden Wirtschaft austreten, um in anderer Gestalt ihrem Werte nach zurückzukehren. In der ausgebildeten Geldwirtschaft erscheint das B. zunächst als eine Geldsumme, die für die Anschaffung von Rohmaterial und Hilfsstoffen (z. B. Kohlen) und für Arbeitslöhne ausgegeben wird und nach Verkauf der fertigen Erzeugnisse (mit Gewinn) wieder zurückfließt, um dann denselben Kreislauf wieder zu beginnen. Der Teil der fertigen Produkte, der gewöhnlich auf Lager vorrätig bleibt, gehört wegen des steten Wechsels seiner Bestandteile ebenfalls zum B. In einem Handelsgeschäft bildet der Warenvorrat den Hauptteil des B. und des Kapitals überhaupt, da im Handel das stehende Kapital ja eine weit geringere Bedeutung hat als in der Fabrikation und der Landwirtschaft. Für das Gedeihen eines jeden Unternehmens ist es von großer Wichtigkeit, daß das B. und das Anlagekapital zueinander in einem richtigen Verhältnisse stehen, daß also z. B. bei einer großen Fabrikanlage das erstere hinreicht, um die volle Ausnutzung der vorhandenen Maschinen, Baulichkeiten u. s. w. zu ermöglichen. Die zweckmäßigste Ergänzung des B. wird für Industrie und Handel durch den kurzfristigen Wechsel- und Bankkredit dargeboten. (S. Banken.) Bei der Landwirtschaft allerdings sind häufig schon längere Kredite erforderlich. Übrigens wird nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch oft das ganze landwirtschaftliche Inventar als B. bezeichnet, obwohl es teilweise, wie Geräte und Zugvieh, zum stehenden Kapital gehört. Namentlich wird in diesem weitern Sinne von dem B. eines Pachters gesprochen. Während in der Privatwirtschaft das Geld periodisch immer wieder als Hauptform des B. erscheint, muß dasselbe, wenn man die Volkswirtschaft als Ganzes betrachtet, zum stehenden Kapital derselben gerechnet werden, es sei denn, daß es im auswärtigen Handel verwendet wird.

Betriebssystem, landwirtschaftliches, oder Wirtschaftssystem nennt man die Summe der Regeln und Grundsätze, nach welchen ein bestimmter Boden bewirtschaftet wird, um auf demselben die größtmögliche Menge Pflanzensubstanz hervorzubringen. Das B. ist demnach der besondere Charakter, welchen eine Landwirtschaft annimmt infolge der Einwirkung von äußern, allgemeinen und lokalen Einflüssen. Bis zu gewissem Grade sind die B. abhängig von den beiden Hauptfaktoren der Vegetation, Klima und Boden. Diese zu regeln und zu modifizieren, wie es dem jeweiligen Zwecke des Betriebs entspricht, ist Aufgabe der Wirtschaftskunst. Gewöhnlich macht macht man einen Unterschied zwischen extensivem Betrieb und intensivem Betrieb; bei dem erstern

wird mit den möglichst geringen, bei letzterm mit den möglichst großen Mitteln der höchste Reinertrag oder die größte Bodenrente zu erzielen gesucht. Natürlich kann jedes System einer Wirtschaft ebensowohl extensiv als intensiv betrieben werden. Neben Boden, Klima und Lage influiert auf die Bildung eines B.s am meisten der Absatz oder die thunlichst vorteilhafte Verwertung der gewonnenen Produkte. Die Aufstellung und Befolgung eines B.s ist keineswegs Bedingung der Produktion, im Gegenteil wird letztere auf dem weitaus größten Teil der Erde ohne ein solches erzielt. Die Bodenkultur auf ihrer niedrigsten und auf ihrer höchsten Stufe hat keine Systeme; diese bilden gewissermaßen nur den Leitfaden, mittels welchem sich die minder Vorgeschrittenen endlich bis zur völligen Freiheit des Betriebs hinanarbeiten. Die verschiedenen, gegenwärtig bestehenden landwirtschaftlichen B. lassen sich in folgende Gruppen bringen:

1) *Die Brandwirtschaft.* Die Vegetation eines Bodens wird in bestimmten Zeiträumen durch Feuer zerstört, das durch die Asche gekräftigte Erdreich als Acker bestellt, solange es sich hinreichend ertragsfähig zeigt, sodann wiederum dem Wildwachstum überlassen. Diese in uncivilisierten Gegenden häufige Kulturmethode ist auch in Deutschlands Waldgebirgen noch hier und dort mit regelmäßiger Wiederkehr üblich. Als verbesserte Brandwirtschaft ist zu betrachten die im nordwestl. Europa noch vielfach durchgeführte Moorbrand-Plaggenwirtschaft. Sie ist auf dem Terrain der Heiden und Moore heimisch; die oberste Narbe des Bodens mitsamt der Pflanzendecke wird abgeschält, die «Plaggen» genannten Stücke werden in Haufen gesetzt, langsam schwelend verbrannt, die Asche verteilt und untergeackert. Hierauf wird das Neuland, vielleicht mit einiger Düngernachhilfe, mehrere Jahre hindurch mit Buchweizen, Roggen oder Hafer bestellt, alsdann der Natur überlassen; abermals überziehen es Heidekräuter oder Moorgräser, bis es wiederum reif ist zum Plaggenhauen. Diese Betriebsart verursacht den Höhenrauch (s. d.); sie ist schon den alten Römern bekannt gewesen, wie eine Stelle in Virgils «Georgica» zeigt. Zur Urbarmachung jungfräulicher Territorien ist überall die Hilfe des Feuers unentbehrlich. Nicht zu verwechseln mit der Moorbrandwirtschaft ist die in der neuesten Zeit so höchst erfolgreich eingeführte Melioration der «*Moorkultur*» (s. d.) nach Rimpau u. a.

2) *Die Weidewirtschaft.* Ein kleinerer Teil oder auch die Hälfte des Areals kommt unter den Pflug und wird jährlich mit Nutzpflanzen bestellt, der andere Teil bleibt zur Weide, aber im Wechsel mit dem ersten, liegen, und der Reinertrag wird aus der Viehzucht gewonnen. Die nordeurop. Koppel- oder Dreeschwirtschaft stellt sich unter diese Kategorie. Bloße Gras- oder reine Weidewirtschaft hat mit Ackerbau so wenig zu thun, wie mit einem System; sie beschränkt sich auf die Erzeugung von tierischen Produkten. Die Alpwirtschaft der Hochgebirge, welche ihre Tiere auf den Matten nur sömmert, ist als Koppelwirtschaft zu betrachten; die Alpen sind dabei die Koppeln oder die Außenschläge.

3) *Die Körnerwirtschaft* widmet sich ausschließlich dem Anbau der Cerealien, welche bloß mit dem Wechsel zwischen Winter- und Sommerfrucht aufeinanderfolgen; die hierdurch unausbleibliche Erschöpfung des Bodens wird auszugleichen gesucht durch die Brache, ein Jahr der Ruhe ohne Bestellung. Die Körnerwirtschaften heißen auch *Feldersysteme*, und zwar nach der Anzahl der Felder oder Abteilungen eines Landguts, die nebeneinander mit verschiedenen Nutzpflanzen bestellt sind; sonach hat man Zweifelderwirtschaft, Dreifelderwirtschaft u. s. f. Letztere, schon bei den alten Römern allgemein und durch sie nach Deutschland gebracht, war und ist noch das verbreitetste aller B. Sie bringt nach Brache zweimal Getreide und muß das zur Produktion des Düngers notwendige Futter von außen, d. i. von Wiesen beziehen, ohne welche letztere sie nicht haltbar ist. Durch die Einführung des Klees und der Kartoffeln wurden die Körnerwirtschaften in ihrem Wesen erschüttert; die letztern waren nicht anders unterzubringen als in der Brache, welche zu diesem Zwecke bestellt werden mußte. An die Stelle der reinen Brache, welche nach der Bearbeitung mit dem Pfluge den Namen Schwarzbrache führt, tritt also bei der «verbesserten Körnerwirtschaft» die grüne oder besömmerte Brache. Alle Körnerwirtschaften, reine oder verbesserte, begünstigen vorzugsweise den Raubbau, die Ausbeutung der Pflanzennährstoffe des Bodens ohne genügenden Ersatz, zumal wenn sie nicht, was immer seltener zu finden ist, durch ein bedeutendes Areal an Weiden und Wiesen oder durch besonders günstige lokale Verhältnisse von außen unterstützt werden.

4) *Die Wechselwirtschaft* beruht auf dem Prinzip, daß nicht alle Nutzpflanzen dem Boden die gleiche Menge von Nährstoffen entziehen, sondern bald des einen, bald des andern in größerm Maße bedürfen, sodaß, wenn z. B. der Acker durch den Bedarf einer Getreideernte die Fähigkeit verloren hat, eine zweite Getreideernte zu liefern, er immer noch im Stande ist, eine gute Ernte an Hackfrüchten oder Futterkräutern zu gewähren. In diesem Falle hatte die Körnerfrucht den Gehalt des Bodens an Phosphorsäure, dessen sie zu ihrer Entwickelung bedarf, erschöpft, nicht aber denjenigen an Kali, den die nachfolgende Bestellung dann vorwiegend in Anspruch nahm. Das Wesen der Wechselwirtschaft besteht demnach darin, daß sie das Areal zur Hälfte mit Handelspflanzen, zur andern Hälfte mit Futtergewächsen bestellt. Allein auch diese Kombination schließt die Bodenerschöpfung keineswegs aus, sie verlangsamt sie nur. Der *Fruchtwechsel* (wie diese Wirtschaft ebenfalls häufig genannt wird) verstattet durchaus nicht eine völlige Wiedergabe aller dem Boden entzogenen Bestandteile der Pflanzennahrung; das verkaufte Getreide, die Wolle und die Milch der Tiere, der Zucker der Rübe, der Spiritus aus der Kartoffel, sie gehen meistens verloren für den Boden, der sie erzeugte. Gewisse Bestandteile dieser Produkte werden dem Erdreich durch die Atmosphäre nicht zugeführt; es muß daher eine Zeit kommen, wo der Boden daran darbt und dies in der Abnahme seines Produktionsvermögens deutlich zeigen wird. Deshalb ist die Wechselwirtschaft keineswegs ein Präservativ gegen die Bodenerschöpfung, und auf die problematische Möglichkeit ihrer sog. Selbsterhaltung ist wenig Wert zu legen. Auf die Dauer kann sie nur bestehen unter Beihilfe des sog. künstlichen Düngers, welcher dem Acker diejenigen Mineralbestandteile wiedergibt, welche ihm trotz der reichhaltigen Unterstützung durch eine gesteigerte Viehhaltung dennoch vorenthalten bleiben. Da bei diesem B. die Hälfte des Areals dem Futterbau gewidmet ist, so muß auch die Viehzucht die Hälfte des Reinertrags bringen. Die Wechselwirtschaft ist

übrigens nicht, wie vielfach angenommen, eine Errungenschaft der Neuzeit, sie ist gleichfalls schon den alten Römern bekannt gewesen und von ihnen geübt worden; sie schieden die für das Frumentum (Getreide) und die für die Leguminosen (Futterkräuter) bestimmten Feldabteilungen voneinander und ließen dieselben in der Regel alternieren. Die richtigen Gesetze der Wechselwirtschaft datieren aber erst seit den von Liebig aufgestellten Grundsätzen der Pflanzenernährung.

Die **freie Wirtschaft** ist kein eigentliches System; dieselbe bindet sich an keine andern Normen, als an diejenigen des Gleichgewichts zwischen Erschöpfung und Ersatz; sie produziert, nicht was sie kann, sondern was sie will. Möglich ist sie aber nur mit Erfolg, sobald genügende Betriebsmittel zu Gebote stehen und Intelligenz sie leitet. Das Wesen der freien Wirtschaft besteht darin, daß eine bestimmte Fruchtfolge niemals im voraus festgesetzt ist, ebenso die **Schlageinteilung** des Ackerlandes wegfällt. Sie ist ein Industrialbetrieb, dessen Produktion sich der jeweiligen Nachfrage anzubequemen weiß; sie ist der Gipfel der Hochkultur. Die geogr. Verbreitung der Wirtschaftssysteme nachzuweisen, ist eine schwierige, bis jetzt nur mangelhaft gelöste Aufgabe. Der größte Teil der produktiven Erdoberfläche wird gegenwärtig noch gar nicht systematisch bewirtschaftet, sondern nur benutzt; den nächstgrößten Raum nimmt wahrscheinlich die freie Wirtschaft ein, welche in China, Japan, Indien, Nordamerika vollkommen einheimisch ist. Die Verbreitungskreise der Körnerwirtschaft und der Weidewirtschaft halten sich so ziemlich die Wage; die Brandwirtschaft findet sich nur in beschränkterer Ausdehnung vor.

Aus der **Litteratur** über die B. sind hervorzuheben: Koppe, «Revision der Ackerbausysteme» (Berl. 1818); Kreißig, «Ökonomisch-physik. Beleuchtung der wichtigsten Feldbau- und Wirtschaftssysteme» (Lpz. 1833); Schwerz, «Natur, Wahl und Wert aller bekannten Fruchtfolgen und Feldsysteme» (Stuttg. 1843); Schober, «Grundzüge zur Theorie der Wirtschaftssysteme» (Anklam 1846); von Wulffen, «Entwurf einer Methode zur Berechnung der Feldsysteme» (Berl. 1847); Göriz, «Die in Württemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen» (Tüb. 1848); Hlubek, «Betrachtungen über die Wirtschaftssysteme» (Prag 1851); Maron, «Extensiv oder Intensiv? Ein Kapitel aus der landwirtschaftlichen Betriebslehre» (Oppeln 1859); Themann, «Der Fruchtwechsel und seine Bedeutung» (Bonn 1864); Walz, «Landwirtschaftliche Betriebslehre» (Stuttg. 1867); Themann, «Die Wirtschaftsregulierung und Verkoppelung im nördl. Deutschland» (2. Aufl., Oldenb. 1869); Drechsler, «Die Statik des Landbaues» (Gött. 1869); Komers, «Die landwirtschaftliche Betriebsorganisation» (Prag 1870); Delius, «Die Reinerträge der Wirtschaftssysteme» (Glogau 1871); Settegast, «Die Landwirtschaft und ihr Betrieb» (Bd. 1, Bresl. 1875); Thaer, «System der Landwirtschaft» (Berl. 1877); Krafft, «Landwirtschaftliche Betriebslehre» (3. Aufl., Berl. 1881).

Betrug (fraus, dolus malus, falsum im weitern Sinne) hat im allgemeinen die Bedeutung einer absichtlichen Täuschung oder der Benutzung eines schon vorhandenen Irrtums, um widerrechtliche Vorteile zu erlangen oder andern zu schaden. Im Privatrechte erwächst daraus ein Aufhebungsgrund für Verträge und andere Rechtsgeschäfte, wenn deren Urheber wider die Wahrheit in den Glauben versetzt wurde, daß die wesentlichen Anliegen, wegen welcher er sich zu dem Geschäfte herbeiließ, in den Thatumständen ihre Befriedigung fänden. Außerdem kann der B. sowohl bei als außer einem Vertragsverhältnisse den Anlaß zu einem Strafverfahren geben. Die Bedingungen der Strafbarkeit einer Täuschung lassen sich freilich spekulativ nicht feststellen, und die Bemühung, durch allgemeine Definitionen die von dem positiven Rechte verpönten Täuschungen kurz kenntlich zu machen, bringt nur die Gefahr, auch allgemein für indifferent erachtete Vorkommnisse wider alle Absicht mit unter das Gesetz zu ziehen. Mit einem durchgängigen Zwangsrecht auf Wahrheit wäre am Ende niemand gedient, und so ist es immer nur ein Kreis von bestimmten Vertrauensverhältnissen, für welche, oder eine besonders gefährliche Form der Entstellung, gegen welche Schutz begehrt wird. Im röm. Rechte bedroht zunächst die lex Cornelia de falsis 81 v. Chr. Testaments- und Münzfälschungen mit Deportation und Vermögenskonfiskation. Bei Täuschungen anderer Art konnte der Verletzte anfangs nur mit der actio de dolo malo auf Ersatz des ihm zugefügten Schadens, weiterhin aber auch auf willkürliche Bestrafung antragen, vorausgesetzt, daß ihm mit besonderer Verschmitztheit, stellionatus, ein nicht unbedeutender Vermögensverlust zugefügt war. In der Folge wurden nach und nach die Verfälschung oder Unterdrückung von Beweisurkunden jeder Art, die Verfälschung von Maß und Gewicht, gewisse Täuschungen der Behörden, das Unterschieben eines Kindes, die Erschleichung von Rechten durch fälschliche Beilegung persönlicher Eigenschaften, falsches Zeugnis, wissentlich falsche Entscheidung von seiten des Richters und betrügliches Verkaufen einer schon anderweit verkauften Sache für Falsum (quasi falsum) erklärt, um zu einer strengern Bestrafung zu gelangen. Noch andere Fälle der Täuschung weist das röm. Recht unter abgesonderten Rubriken auf, so die absichtlich unzulängliche Führung des Anklageprozesses, um dem Angeklagten durchzuhelfen, die Grenzverrückung, die falsche Anklage. Das gemeine Recht nahm dieses System ebenfalls an. Erst die neuere Wissenschaft und Gesetzgebung hat nach vielen Läuterungsversuchen allmählich drei Delikte aufgestellt: B., Untreue und Fälschung, in welche sich alle betrüglichen Handlungen trennen lassen.

Während einzelne neuere Gesetze B. nicht bloß bei Vermögensschädigungen, sondern auch bei Verletzung anderer Rechte annehmen, hat sich das Deutsche Strafgesetzbuch auf jene beschränkt, da die letztern meist besondere Delikte darstellen. Es definiert den (gewinnsüchtigen) B. in §. 263: «Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern dadurch beschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen einen Irrtum erregt oder unterhält, wird wegen B. mit Gefängnis bestraft, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 3000 Mark sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.» Im Falle mildernder Umstände läßt es ausschließlich auf Geldstrafe erkennen und straft den B. gegen Angehörige, Vormünder und Erzieher nur auf Antrag. Dagegen kann bei wiederholtem Rückfalle auf Zuchthaus bis zu 10 Jahren und Geldstrafe erkannt werden. Als besonderes Verbrechen wird nach §. 265 bestraft,

wer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuersgefahr versicherte Sache in Brand setzt oder ein Schiff, welches als solches oder in seiner Ladung oder in seinem Frachtlohn versichert ist, sinken oder stranden macht. Über das, was nunmehr Fälschung heißt, s. Fälschung. Auch das engl. Recht unterscheidet B. (cheat) und Fälschung (forgery), ebenso das französische escroquerie und faux.

Litteratur: Escher, «Die Lehre vom strafbaren B. und der Fälschung» (Zür. 1840); Ortloff, «Lüge, Fälschung und B.» (Jena 1862); Gryziecki, «Studien über den strafbaren B.» (Lemb. 1870); Merkel, «Kriminalistische Abhandlungen» (Bd. 2, «Die Lehre vom strafbaren B.», Lpz. 1867); Merkel in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Bd. 3 u. 4, Berl. 1874—77).

Betsäule, ein Bildwerk aus Stein oder Holz in architektonischem Aufbau, das in kirchlichen und profanen Gebäuden, auch im Freien, namentlich an Wegen, zur Verrichtung der Andacht an demselben aufgestellt wurde. In der Zeit des got. Baustils wurden solche Werke besonders reich mit Pfeilern, Bögen, Baldachinen und Fialen ausgestattet. In der Mitte ist vorzugsweise Christus als Ecce homo oder die Passionsgruppe angebracht. Verwandt ist die Marter- oder Passionssäule mit den Leidenswerkzeugen Christi.

Betschuanen, nach Bleek richtiger (ohne das Präfix Be-) Tschuanen, der Name eines starken und ausgedehnten, den Kaffern verwandten Volksstamms (s. Bantuvölker), welcher in Südafrika von dem Hai-Garip oder dem Gelben Strom nördlich und nordöstlich bis jenseit des Wendekreises des Steinbocks wohnt; ihre Sprache, das Se-tschuana, nähert sich teils dem Congo, teils dem Käfir. Sie zerfallen in die Westbetschuanen und in die Ostbetschuanen, und diese beiden Hauptstämme wiederum in folgende teilweise unabhängige Unterstämme, die sich häufig untereinander bekämpfen. A. Westbetschuanen (von Süden nach Norden: die Ba-tlapi, Ba-rolong, Ba-matlaru, Ba-meri, Ba-wanketsi, Ba-khatla, Ba-kwena, Ba-mangwato, Ma-kalaka (oder Ba-kaa), Ma-kololo, Ba-kalahari. B. Ostbetschuanen (ebenso von Süden nach Norden): die Ba-suto, Ba-tau, Ba-puti, Ba-kolokue, Ba-phiring, Li-khoya, Ba-mapela, Ba-tloung, Ba-peri, Ba-tsetse. Die östlichen B. gehören dem Gebiet der beiden südafrik. Freistaaten an und sind, soweit sie nicht ausgewandert sind, diesen unterworfen. Ihr Gebiet ist im Süden besonders von dem Malopoflusse bewässert und von dem schöne Thäler bildenden Kamanigebirge durchzogen. Das Gebiet liegt innerhalb der Grenze der europäischen südl. Getreidearten, und es wird daher Ackerbau, noch mehr aber Viehzucht betrieben. Die Bearbeitung des Eisens, Kupfers, Elfenbeins, der Tierfelle hat zu Bildung von großen Ortschaften geführt, in denen jedes Haus mit einem Walle geschützt ist, sodaß sie also nicht, wie die Kaffern, nur in kleinen Kraalen, sondern in Ortschaften bis 5000, selbst bis 12000 E. beisammenwohnen. Von religiösen Ansichten gibt es nur geringe Spuren. Die europ. Missionare haben seit 1816 in Kuruman oder Neu-Litaku, etwa 150 km nördlich von der Grenze des Kaplandes, ihre Hauptstation. Etwa 330 km im Nordnordosten davon liegt das jetzt verlassene Kolobeng, die ursprüngliche Station Livingstones. Beide Städte sind Residenzen von Häuptlingen der Eingeborenen. Vgl. G. Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas» (Bresl. 1872); Holub, «Sieben Jahre in Südafrika» (2 Bde., Wien 1880—81).

Betschwa, s. Beczwa.

Betse, Name zweier Städte in Ungarn, s. Becse.

Betskerek, ungar. Ortschaften, s. Becskerek.

Betsonntag wird der Sonntag Rogate (s. d.) genannt, weil an ihm in der kath. Kirche die Betfahrtswoche beginnt.

Bett bezeichnet zunächst jeden zubereiteten Ruhe- oder Lagerplatz, insbesondere aber die mit Polstern Decken u. dgl. versehene Vorrichtung, welche den Menschen zur Schlafstätte dient. Das Bestreben, sich für die Ruhe, besonders in der Nacht, bequeme Lagerstätten zu beschaffen, läßt sich wie etwas Selbstverständliches unter den alten und neuen Kulturvölkern und selbst bei wilden Völkern beobachten. Sehr bequeme und zum Teil mit prächtigen Polstern belegte Lagerstätten, an der Kopfseite mit hoher Lehne, auf Tierfüßen ruhend, findet man bereits bei den alten Ägyptern, die sich erhöhter Bequemlichkeit halber (zur Schonung des Haarputzes) noch besonderer Kopfstützen aus Stein oder Holz oder Metall bedienten. Das meist hochbeinige Lager bestieg man vermittelst eines hölzernen Trittes. Bevor man sich zur Ruhe legte, pflegte man dasselbe zum Schutz gegen Insekten mit einem Mückennetze ringsum abzuschließen. In ähnlicher Weise versorgten sich die Assyrer. Das Gestell bestand aus Holz mit auf- oder eingelegten Zieraten von Metall, Elfenbein, Perlmutter u. dgl., der Polsterüberzug aber in bunten, gefärbten und gewirkten assyr.-babylonischen Teppichen. Ähnlich waren die Ruhebetten der Meder, Perser und Kleinasiaten. Homer beschreibt das B. des Odysseus als ein herrlich verziertes Rahmenwerk auf vier Füßen, mit Riemen von purpurschimmernder Stierhaut bespannt. Über diese waren Felle gebreitet, darüber kostbare Teppiche nebst einem linnenen Überzug und darüber endlich, als Oberdecke, ein dichter wolliger Mantel. Von den Lagerstätten der Hebräer, die zugleich die Stelle der B. vertraten, heißt es Spr. Sal. 7, 16 u. 17: «Ich habe mein B. schön geschmückt mit bunten Teppichen aus Ägypten. Ich habe mein Lager mit Myrrhen, Aloes und Cynnamen besprengt.» Auch Kopf- und Rückenpolster kamen zur Anwendung.

Alle diese Vorrichtungen dienten bei den genannten Völkern natürlich nur den Reichen; die weniger Bemittelten mußten sich wohl auf einfachere Weise behelfen. Dies gilt auch für die Griechen und Römer bezüglich desselben Luxus. Bei jenen findet man auf einem aus Holz oder auch Metall (Bronze) verfertigten, gemeiniglich verzierten Gestell ein mit Gurten bespanntes Rahmenwerk, darauf eine Art von Matratze, in älterer Zeit mit vegetabilischen Stoffen (Heu, Seegras u. dgl.), später vorzugsweise mit Wollflocken oder Federn gefüllt. Ihr Überzug war entweder von Linnen oder von Leder. Die Kissen erhielten, namentlich als Kopfkissen (nur ausnahmsweise war am Kopf- und ebenso am Fußende des Gestells eine Lehne angebracht), zumeist eine runde, als Rückenpolster vorherrschend eine viereckige Form. Zu ihren Bezügen und so auch zu den Teppichbehängen wählte man gern orientalisch gemusterte Stoffe. Völlig ähnlich erscheinen die B. der Römer, nur daß sie in Rücksicht auf die verschiedenen Zwecke in der Form, namentlich den Lehnen, und in der Höhe des Gestells einzelne Abänderungen zeigen. Man unterschied das Schlafbett (lectus cubicularis) vom Ehebett (lectus

genialis) und ferner das eigentliche Krankenlager, das niedrige scimpodium, und das **Paradebett** des Toten (lectus funebris) von dem bei der Mahlzeit hauptsächlich benutzten kostbaren lectus tricliniaris. Die Gestelle sowohl wie die Polsterstoffe wiesen bei den Römern in den Zeiten der höchsten Macht die größte Prachtentfaltung auf. Die nordischen Völker fanden in den ältesten Zeiten die nächtliche Ruhe auf Tierfellen oder einer Streu.

Die spätern B. der Gallier und Franken glichen den spätrömischen mit ihrem Gestell von Holz oder Metall und den nötigen Unterpolstern und Decken, und ebenso sind die des frühern und spätern Mittelalters von ganz verwandter Art. Das Bettgestell ist meist sehr hoch und steht auf künstlich gedrehten und mit bunten Farben, oft mit Gold und Silber verzierten Stollen; das Rückenbrett wird oft durch zierliche Pfosten mit Querstangen ersetzt und die niedrigen Seitenbretter lassen das meiste der darin liegenden «Bettwat» übersehen. Vorhänge, wie die der wohl erst im spätern Mittelalter entstandenen und bisjetzt vorhandenen Himmelbetten, scheinen an den ältern Bettgestellen nicht befestigt gewesen zu sein. Allmählich werden die Stollen kleiner und die Seitenbretter größer, sodaß ein kastenartiges Bettgestell oder eine «Bettlade» entsteht. Sie ist massiver und weniger verziert; das Deckbett, welches im ganzen Mittelalter kein schweres Federbett, sondern nur eine leichte Decke ist, verhängt in der Regel dieselbe bis zu den Füßen.

Im 16. Jahrh. werden im ganzen, zumal in vornehmen Häusern, die mit Schnitzwerk verzierten Bettgestelle wieder häufiger, weil man in dieser Zeit die Holzschnitzkunst mit besonderer Vorliebe pflegte und sowohl zur Verzierung des äußern Hauses, wie auch der Täfelung und des Hausgeräts anwandte. Alle verschiedenen Formen der mittelalterlichen Bettgestelle haben nun das Hohe und Kolossale gemein, sodaß die Bettstücke darin aufgetürmt werden konnten und der Ruhende oft mehr darin saß als lag. Erste Unterlage war das Pfluhmit oder Federbett, an dessen Stelle aber auch wohl bloß Stroh eingelegt wurde. Das Hauptstück darüber war der Kulter (lat. culcitra, frz. coultre), eine stark gepolsterte Matratze, mitunter auch eine leichtere Steppdecke. Auf diesen legte man das Leilachen, die linde Wat («Linten»), das Bettlaken. Den Kopf stützte man durch das kleine zierliche «Wangeküssen» und das letzte Stück war das «Deckelachen», eine leichte Decke von «Pfellel» (Baumwollzeug, Seide, Pelzwerk oder mit Pelzwerk verbrämter Seide). Schwere Federbetten als Decke erfand erst die Weichlichkeit des 18. Jahrh.

In Skandinavien bildete das Nachtlager der Ärmern meist nur eine Streu oder ein mit Heu und Gras angefüllter Ledersack, welcher umfangreich genug war, um den darin Schlafenden bis zum Halse zu verhüllen. Die begüterten Stände hingegen besaßen eigene, vom Wohnhause abgesonderte Schlafkammern mit wohl eingerichteten B. Diese, gewöhnlich zweischläferig und häufig von beträchtlicher Größe, bestanden aus einer hölzernen Bettstatt und, da diese hochbeinig war, aus einem davor angebrachten Tritt. Die Betteinlagen waren im ganzen ähnlich den deutsch-mittelalterlichen.

Bett (frz. table, plateau, bâti, engl. bed, table, frame), im Maschinenbau, speziell bei den horizontal angeordneten Dampfmaschinen, den Metallhobelmaschinen, den Drehbänken u. s. w. soviel wie Gestell.

Bettag, s. Bußtag.

Bettelei, s. Bettelwesen.

Bettelmönche oder **Mendikanten** heißen in der kath. Kirche diejenigen Mönche, welche ihrer alten Regel zufolge kein Eigentum besitzen durften, sondern von milden Gaben leben sollten, die ihnen entweder zu bestimmten Zeiten verabreicht oder von ihnen außerhalb des Klosters eingesammelt wurden. Der Ursprung der B. fällt zusammen mit dem zu Anfang des 13. Jahrh. überall in der kath. Kirche gegenüber der überhandgenommenen Verweltlichung sich regenden Streben nach Rückkehr zu apostolischer Strenge und Sitteneinfalt. Dieselbe ernste, religiöse Strömung der Zeit, welche der in Üppigkeit und Wohlleben versunkenen Hierarchie und den in totem Mechanismus erstorbenen Formen kirchlicher Frömmigkeit in den Waldensern, Katharern und andern Parteien eine so gefährliche Opposition erweckte, wurde mittels der Bettelorden in eine die etablierte Kirche nicht länger bedrohende, sondern dieselbe fördernde und verjüngende Bahn geleitet. Statt einen Franz von Assisi und Domingo Guzmann mit ähnlicher Rauheit von sich zu stoßen, wie seine Vorgänger die Armen von Lyon, war Innocenz III. darauf bedacht, die Begeisterung der Zeit für ein «apostolisches Leben» in den Dienst des Papsttums zu ziehen und dadurch zugleich der außerkirchlichen Bewegung der Geister einen Damm zu setzen. Hierdurch erklärt sich das überaus schnelle Emporblühen der B. Schnell nacheinander entstanden im 13. Jahrh. die Dominikaner-, Franziskaner-, Karmeliter-, Augustiner- und Serviten-Bettelorden. Schon 1274 sah sich die Kirchenversammlung zu Lyon wegen der störenden Eingriffe der B. in die regelmäßige Seelsorge zu der Bestimmung genötigt, daß außer den bestehenden weiter kein Bettelorden gegründet werden dürfe. Gleichsam zur Entschädigung für ihre strenge Ordensregel, vorzugsweise aber wegen ihrer Bedeutung für die Kirche, erhielten die B. von den Päpsten wichtige Privilegien. Sie genossen vollständige Freiheit von aller weltlichen und bischöfl. Gerichtsbarkeit, hatten die Befugnis, außerhalb des Klosters von jedem Almosen zu fordern, und konnten überall selbst, später jedoch in beschränkter Weise, ohne Rücksicht auf Parochialverhältnisse der Pfarrer, predigen, Beichte hören, Messe lesen und päpstl. Ablässe verkaufen. Außerdem bemächtigten sie sich, wenn auch unter hartem, selbst gegenseitigem Kampfe, der theol. Lehrstellen auf den Universitäten und leisteten hier bald Bedeutendes als Lehrer und Gelehrte. Die Mönche, welche das Einsammeln der Almosen zu besorgen hatten, hießen Terminanten. Das Betteln selbst nannte man Terminieren, und zum Zwecke desselben unterhielt man in den Städten eigene Termineihäuser. Bald zählte jeder B. auch weibliche Mitglieder, welche mit den Mönchen Gelübde und Kleidung teilten und nur von der priesterlichen Wirksamkeit ausgeschlossen blieben. Für die Privilegien des päpstl. Stuhls blieben die B. nicht unerkenntlich; sie waren wenigstens großenteils die treuesten Anhänger und eifrigsten Verteidiger der röm. Kurie, freilich nur soweit ihr Ordensinteresse mit dem päpstlichen zusammenfiel. Einzig und allein von Rom abhängig, bewährten sie die Stärke ihrer hierarchisch-militärischen Verfassung mit großem Erfolg, wurden aber auch ebendeshalb sowie wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt von andern Mächten der Kirche noch im 13. Jahrh. zum Teil auf das schärfste

angegriffen. Trotzdem war ihr Einfluß das ganze spätere Mittelalter hindurch im Steigen begriffen. Erst in der Reformationszeit, wo die Strenge ihrer Regel nachgelassen hatte und neue kirchliche Bedürfnisse dem Papsttume in dem Jesuitenorden eine neue »Armee« schufen, sank ihr Ansehen, und auch ihre Privilegien wurden mehrfach beschränkt. Die zahlreichen Klosteraufhebungen in der Aufklärungszeit (Ende des 18. Jahrh.) und in der Gegenwart (z. B. im Königreich Italien sowie in Preußen) haben namentlich die Bettelorden hart betroffen.

Bettelwesen. Die Ansichten der Moralisten über das B. haben sehr vielfach geschwankt und stehen noch gegenwärtig im Widerspruch mit der Auffassung der Volkswirtschaftslehre. Wo die Armut als Unglück betrachtet wird und von seiten des Staates keinerlei Vorsorge zum Unterhalt Darbender getroffen worden ist, wird die Pflicht der Almosenspendung von Religionsstiftern und Sittenlehrern als freies Werk gepredigt. Zwischen der Armut und der Almosenspendung steht alsdann das B. als natürliche Vermittlerin, als Selbsthilfe des Bedürftigen in der Mitte. Das Judentum, die christl. Lehre, der Islam betonen gleichmäßig die Pflicht der Almosenspendung. Insbesondere rechtfertigte die mittelalterliche Kirche die Anhäufung riesiger Gütermassen in ihren Händen mit ihrem Berufe, für die Armen und Bedürftigen zu sorgen. Das B. ward sogar als verdienstlich in gewissen kirchlichen Orden (s. Bettelmönche) anerkannt. Die Folge der kirchlichen Armenpflege war die Vermehrung der Bettler und die Abstumpfung des Schamgefühls bis zu dem Punkte, auf welchem öffentliches Betteln nicht mehr als schimpflich gilt. In rein kath. Ländern, wie in Italien und Spanien, sind diese verderblichen Erfolge der alten kirchlichen Armenpflege und der Ausbreitung massenhaften B. am augenscheinlichsten. Im ursachlichen Zusammenhange stand damit von jeher das Landstreichertum und die Eigentumsgefährdung durch kleinen Diebstahl oder betrügerische Vorspiegelung körperlicher Leiden. Die Reformatoren änderten zwar grundsätzlich an der Pflicht der Almosenspendung nichts, betonten aber, im Gegensatz zur mittelalterlichen Auffassung, den sittlichen Wert der Arbeit. Man begann infolge dessen zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armut zu unterscheiden und die Bettelei der Trägen und Faulen als schimpflich dem Volksbewußtsein vorzuführen. So entstanden denn seit dem 16. Jahrh. Polizeiordnungen oder gar eigene Bettelordnungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, wobei vielfach daran festgehalten wurde, daß es zur Bettelei obrigkeitlicher Genehmigung bedürfe. So ward das B. zum konzessionierten Gewerbe der Müßiggänger und Hilflosen. Unberechtigte Bettler und Landstreicher wurden vielfach den alten Zuchthäusern, Spinnanstalten u. s. w. zur Besserung überwiesen.

Das B. ist eins der interessantesten Kapitel der Kulturgeschichte. In den modernen Staaten ist gegenwärtig überall die im Widerspruch zur alten Kirche stehende Anschauung geltend geworden: daß Betteln unter keinen Umständen gestattet werden darf, weil die Volkswohlfahrt durch Abstumpfung des wirtschaftlichen Sinnes geschädigt wird. Für wirklich Hülflose ist nach den Grundsätzen einer festen, verwaltungsrechtlichen Ordnung teils durch alimentationspflichtige Verwandte, teils aus Mitteln der Kommune oder eigener Armenpflegschaftsverbände zu sorgen. Der Fortbestand des B. zumal in größern Städten wurzelt wesentlich in dem gutmütigen Wahne kurzsichtiger Almosenspendung, in der Leichtgläubigkeit, welche ohne sorgfältige Prüfung Gaben verabreicht, ohne die nachteiligen Folgen zu bedenken, welche die Unterstützung Unwürdiger nach sich zieht. Erst neuerdings haben sich in deutschen Städten, insbesondere nach dem Vorgange von Berlin, Vereine gebildet, deren Mitglieder sich durch feste, planmäßig verwendete Beiträge gegen die Hausbettelei schützen und grundsätzlich kein Almosen ohne vorangegangene Untersuchung der Bedürfnisse verteilen lassen. Nach dem Vorgange aller modernen Gesetzgebungen bedroht das Deutsche Strafgesetzbuch §. 361, 4 das Betteln mit Strafe (Haft bis zu sechs Wochen). Diese Strafe trifft sowohl denjenigen, welcher selbst bettelt, als auch solche, welche Kinder zum Betteln anleiten oder ausschicken, oder Personen, die ihrer Gewalt und Aufsicht untergeben sind und zu ihrer Hausgenossenschaft gehören, vom Betteln abzuhalten unterlassen. Erfahrungsgemäß sind gegen gewohnheitsmäßige Bettler kurze Freiheitsstrafen unwirksam. Mit Rücksicht darauf gestattet das Gesetz in §. 362 dem Richter, den Bestraften nach verbüßter Haft der Landespolizeibehörde zu überweisen mit der Ermächtigung zur Unterbringung in Arbeitshäusern oder zu gemeinnütziger Beschäftigung für den Zeitraum von zwei Jahren. Vgl. Kah, »Die Polizeivergehen des Deutschen Strafgesetzbuches« (Stuttg. 1879).

Bettenhausen, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk und Landkreis Kassel, Station der Bahn Kassel-Waldkappel, 3 km südöstlich von Kassel, an der zur Fulda gehenden Losse, mit 1481 E., hat einen Eisen- und Kupferhammer, eine Messinghütte, Bleichen, große Papierfabriken, Kattun-, Stock-, Zündholz- und Maschinenfabrikation, das große Landkranken- und jüd. Krankenhaus.

Bettfedern-Reinigungsmaschine, eine zum Entfetten, Entstäuben, Auflockern u. s. w. gebrauchter Bettfedern dienende Vorrichtung, die am zweckmäßigsten in folgender Weise konstruiert ist: den untern Teil des Apparats bildet ein Ofen mit einem kleinen Dampfkessel, in welchem der zur Reinigung der im obern Teil der Maschine befindlichen Federn benutzte Dampf erzeugt wird. Dem zu diesem Zweck zugeführten Wasser sind verschiedene Chemikalien zugesetzt, welche, indem sie sich verflüchtigen, alle dem Material anhaftenden organischen Stoffe zerstören, während der dasselbe durchdringende Dampf den Staub aufweicht und die Trennung der zusammengeballten Federn vorbereitet. Die vollständige Auflösung der Federballen wird durch eine in einem kastenförmigen Behälter rotierende, mit Stäben besetzte Welle oder in einer im Innern mit Daumen besetzten drehbaren Trommel bewirkt. Um die Federn zu trocknen, wird durch Röhren ein Strom der im Ofen erhitzten Luft zugeleitet. Von den völlig trockenen Federn kann der Staub leicht abgeklopft werden, während die schweren Schmutzteile in ein Sieb fallen und so aus der Maschine entfernt werden. Bei den besten derartigen Konstruktionen erfordert der gesamte Reinigungsprozeß nur zehn Minuten und können je nach der Größe der Maschine 100—200 kg Federn in einem Tage gereinigt werden.

Betti (Bernardino), berühmter ital. Maler, s. Pinturicchio.

Bettina, s. Arnim (Elisabeth von).

Bettinelli (Saverio), ital. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Mantua 18. Juli 1718, trat 1736 in den Jesuitenorden, lehrte abwechselnd zu Brescia, Parma und Verona Geschichte und schöne Wissenschaften, machte 1755—59 größere Reisen in Deutschland und Frankreich und zog sich nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 nach Mantua zurück, wo er sich mit litterarischen Arbeiten beschäftigte und 13. Dez. 1808 starb. Die bedeutendsten seiner Werke (Gesamtausgabe in 8 Bänden, Vened. 1780) sind: «Il Risorgimento d'Italia» (2 Bde., Bassano 1775), eine Kulturgeschichte Italiens vom Jahre 1000—1500, «L'entusiasmo delle Belle Arti» (2 Bde., Mail. 1769; deutsch von Werthes, 2 Bde., Bern 1778), «Tragedie» (Bassano 1771), «Lettere Virgiliane» (öfters gedruckt), welche letztere gegen den Dante-Kultus gerichtet sind und deshalb nicht geringes Aufsehen erregten.

Betting (engl.), das Wetten, die Wette, namentlich bei Wettrennen.

Bettlerthaler nennt man alle diejenigen thalerförmigen Münzen, die auf der Rückseite die Legende vom heil. Martin zum Gegenstand haben, wie nämlich dieser zu Pferde sitzend mit dem Schwerte ein Stück von seinem Mantel abschneidet, um einen am Wege sitzenden Bettler damit zu bekleiden. B. ließ z. B. die gräfl. Familie von Hoorn im 16. Jahrh., der Erzbischof von Mainz 1568, der Graf von Schwarzburg 1606 und 1608, die Republik Lucca 1600—1750 prägen.

Betula und **Betulin**, s. Birke.

Betulacĕae (Betulacēen), zur Klasse der Amentacĕae gehörige Bäume und Sträucher, (Birken und Erlen). Die Blätter sind meist ungeteilt, die Blüten einhäusig, vereinzelt oder paarig oder rispenförmig, auf verzweigten Stielen stehende Kätzchen. Die männlichen Kätzchen sind meist hängend und einfach; die dicht um eine Spindel gedrängten Blüten bestehen aus einem gestielten äußern Deckblatt und zwei bis vier innern Deckblättchen; außerdem sind auf dem Stiele des Deckblattes drei Perigonblätter, jedes mit zwei Staubblättern (Betula), oder drei vierteilige oder dreiblätterige Blütenhüllen, jede mit vier Staubblättern (Alnus), die weiblichen Kätzchen stehen zur Zeit der Blüte meist aufrecht; jede Blüte besteht aus einem dreilappigen Deckblatt mit drei Fruchtknoten oder aus einem fünfteiligen Deckblatt mit zwei Fruchtknoten. Bei der Fruchtreife fallen die Deckblätter mit den Früchten ab (Betula) oder verholzen und bleiben an der Spindel (Alnus).

Betuwe, holländ. Landschaft, s. u. Geldern.

Betz (Franz), vorzüglicher Baritonist, geb. in Mainz 19. März 1839, war seit 1856 an deutschen Bühnen thätig, ist seit 1859 ununterbrochen an der königl. Oper in Berlin in Wirksamkeit und hat sich besonders in Werken der Wagnerschen Richtung hervorgethan.

Beud., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Beudant (François Sulpice).

Beudant (François Sulpice), ausgezeichneter Mineralog und Physiker, geb. 5. Sept. 1787 zu Paris, besuchte die Polytechnische und Normalschule, wurde 1811 Professor der Mathematik am Lyceum zu Avignon, 1813 Professor der Physik zu Marseille, 1815 Unterdirektor der Mineraliensammlung Ludwigs XVIII. zu Paris, wo er einige Jahre darauf die Professur der Mineralogie an der Universität erhielt und 1824 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt ward. Seit 1840 Generalinspektor der Universität, starb er 9. Dez. 1850. B. hat für die verschiedenen Zweige der mineralog. Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet. Sein Hauptwerk ist der «Essai d'un cours élémentaire et général des sciences physiques» (Par. 1828), welcher in den «Traité élémentaire de physique» (6. Aufl., Par. 1838; deutsch, Lpz. 1830) und «Traité élémentaire de minéralogie» (2. Aufl., Par. 1830; deutsch, Lpz. 1826) zerfällt, von denen namentlich der letztere großes Aufsehen erregte. Viel Wichtiges enthielt auch seine «Voyage minéralogique et géologique en Hongrie, pendant l'année 1818» (Par. 1822; deutsch Lpz. 1825). Als selbständiger Forscher bewährte sich B. früher schon in seinen Untersuchungen über das Verhältnis zwischen chem. Zusammensetzung und Krystallisation, über die Möglichkeit des Fortlebens der Meeresmollusken in süßem Wasser, sowie über das spezifische Gewicht der Mineralien und die chem. Analysen der Mineralkörper.

Beugung des Lichts, s. Inflexion.

Beukelsz (Willem), s. Bökel.

Beule nennt man eine umschriebene, hügelförmige Erhebung der Haut, sofern dieselbe durch krankhafte Ansammlung von Flüssigkeit unter der Haut entstanden ist. Man unterscheidet die mit Eiter gefüllten B. als Eiterbeulen von den Blutbeulen, welche Blut enthalten. Erstere entstehen infolge von entzündlichen Drüsenanschwellungen oder durch Eiteransammlung, letztere durch Zerreißung eines Blutgefäßes und den dadurch bedingten Austritt des Blutes in das umgebende Zellgewebe. Auf diese Art entstehen die B. nach einem Stoß oder Schlag auf eine dem Knochen nahe anliegende Hautstelle, z. B. am Kopf oder Schienbein. Das übliche Mittel, eine solche B., solange sie noch im Wachsen begriffen ist, mit einer Messerklinge oder dergleichen flach zu drücken, ist daher ganz zweckmäßig, weil es den weitern Bluterguß hemmt. Ebenso zweckmäßig sind Eis- und Kaltwasserumschläge. Mit der Zeit wird das Blut aus den Blutbeulen gewöhnlich wieder aufgesaugt, und der zurückbleibende Blutfarbestoff entfärbt sich allmählich aus Rot in Violett, Blau, Grün, Gelb. Daher die Farbenwandlungen an der Haut nach Stoß und Schlag. Über die Eiterbeulen s. Absceß.

Beulé (Charles Ernest), franz. Archäolog und Staatsmann, geb. 29. Juni 1826 zu Saumur, besuchte seit 1845 die Normalschule zu Paris und wurde 1849 als Mitglied der Französischen Schule nach Athen gesandt. Hier nahm er mit Eifer die bereits vorher begonnenen Ausgrabungen an der Akropolis wieder auf und machte bei dieser Gelegenheit Entdeckungen, welche in der gelehrten Welt Aufsehen erregten, wurde, nach Paris zurückgekehrt, 1854 Professor der Archäologie an der Nationalbibliothek und begründete seinen Ruf als gelehrter Altertumsforscher durch eine Reihe wertvoller Schriften: «L'Acropole d'Athènes» (2 Bde., 1854), «Études sur le Peloponnèse» (1855), «L'architecture au siècle de Pisistrate» (1856), «Les monnaies d'Athènes» (1858), «L'art grec avant Périclès» (1864; 2. Aufl. 1870), «Fouilles et découvertes» (2 Bde., 1865—73), eine Zusammenstellung der jüngsten archäol. Nachgrabungen in Italien, Griechenland, Ägypten, Mesopotamien. Sein Werk «Procès des Césars» (deutsch von Döhler, 4 Bdch., Halle 1873—75) behandelt in selbständigen Abte-

lungen: «Auguste, sa famille et ses amis» (1867), «Tibère et l'héritage d'Auguste» (1868), «Le sang de Germanicus» (1869), «Titus et sa dynastie» (1870) und enthält zahlreiche Anspielungen auf das zweite Kaiserreich. Im J. 1860 wurde B. in die Akademie der Inschriften aufgenommen und 1862 zum beständigen Sekretär der Akademie der Künste ernannt. Seine polit. Laufbahn datiert vom 8. Febr. 1871; vom Depart. Maine-et-Loire zum Abgeordneten der Nationalversammlung gewählt, nahm B. seinen Sitz im rechten Centrum und war Berichterstatter über wichtige Vorlagen, unter andern über die wegen der Verlegung der Nationalversammlung nach Versailles. Als Mac-Mahon 25. Mai 1873 zum Präsidenten der Republik erwählt worden war, wurde B. Minister des Innern, mußte aber 26. Nov. sein Portefeuille an den Herzog von Broglie abtreten und kehrte als einfacher Deputierter in die Reihen des rechten Centrums zurück. Getäuschter Ehrgeiz und finanzieller Ruin, durch verfehlte Börsenspekulationen veranlaßt, vermehrten die schwermütige Stimmung, die er angeblich schon längst über ein sehr schmerzliches, unheilbares Brustleiden empfand, in einem solchen Grade, daß er Hand an sein Leben legte. Am 4. April 1874 fand man ihn tot im Bette. Vgl. Ideville, «B. Souvenirs personnels» (1874).

Beurig, Wasserheilanstalt bei Saarburg (s. d.).

Beurlaubtenstand umfaßt nach der Deutschen Wehrordnung vom 28. Sept. 1875 alle dienstpflichtigen Personen, welche weder im aktiven Heere dienen, noch der Ersatzreserve angehören. Er umfaßt daher: die Offiziere, Ärzte, Beamten und Mannschaften der Reserve, Landwehr und Seewehr, die vorläufig in die Heimat beurlaubten Rekruten und Freiwilligen, die zur Entscheidung über ihr ferneres Militärverhältnis zur Disposition der Ersatzbehörden entlassenen Mannschaften und die vor erfüllter aktiver Dienstpflicht zur Disposition der Truppenteile beurlaubten Mannschaften.

Beurmann (Karl Mor. von), deutscher Afrikareisender, geb. 28. Juli 1835 zu Potsdam, besuchte die Ingenieurschule zu Berlin und diente 1857—59 als Lieutenant in der preuß. Armee. Im J. 1860 unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch Nubien, den ägypt. Sudan und die Länder der Bogos. (Vgl. seine Berichte darüber in Petermanns «Mitteilungen», 1861 u. 1862, und Ergänzungsbd. 2, Nr. 7.) Bald nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre entschloß er sich zu einer Reise nach Wadai, zunächst in der Absicht, um über das Schicksal Vogels Erkundigungen einzuziehen. Er ging im Frühjahr 1862 von Benghasi aus nach Murzuk und von hier durch die Wüste nach Kuka, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er Ende Aug. 1862 wohlbehalten ankam und gut empfangen wurde. Da die polit. Verhältnisse in dem benachbarten Kanem augenblicklich die Weiterreise nach Wadai verhinderten, ging er Ende September nach Jakoba, der Hauptstadt der südwestlich von Bornu im Sokotoreiche gelegenen Provinz Bautschi, hielt sich daselbst einige Zeit auf und kehrte dann im November auf einem andern Wege nach Kuka zurück, wo er mit zerrütteter Gesundheit 18. Dez. eintraf. Dennoch entschloß er sich 26. Dez. zum Aufbruch nach Wadai, da inzwischen die Straße durch Kanem wieder frei geworden war. Schon nach zwei Tagemärschen wurde er von zweien seiner Diener beraubt und verlassen. Infolge dessen in großer Verlegenheit nach Kuka zurückgekehrt, rüstete er sich mit Hilfe eines arab. Kaufmanns von neuem für die beabsichtigte Reise aus, die er auch noch im Laufe des Jan. 1863 wirklich antrat. Allein schon im Februar wurde er in Mao im Grenzgebiet zwischen Kanem und Wadai ermordet. Auf seiner ersten afrik. Reise hatte B. ein «Glossar der Tigrésprache», wie sie im Massaua gesprochen wird, gesammelt, welches nach seinem Tode Merx in deutscher (Lpz. 1868) und engl. Sprache (Halle 1868) herausgab.

Beurnonville (Pierre de Ruel, Marquis de), franz. Marschall und Staatsmann, geb. 10. Mai 1752 zu Champignolles in Bourgogne, trat 1775 in das Regiment von Isle-de-France, wurde bald Major und focht unter Suffren in Ostindien von 1779—81. Den Reformideen der Revolution zugewandt, ward er 1792 als Maréchal-de-Camp und Adjutant dem Marschall Luckner beigegeben und ihm der Auftrag erteilt, die Nordarmee zu organisieren, an deren Spitze er an dem Kampfe bei Valmy teilnahm. Darauf wurde ihm die Verteidigung von Lille übertragen, wo er die Aufhebung der Belagerung bewirkte; er wurde dafür zum Generallieutenant ernannt. Er focht bei Jemappes, hatte Mißerfolge bei Luxemburg und Trier, wurde trotzdem von der Gironde unterstützt, 8. Febr. 1793 zum Kriegsminister ernannt, zog sich aber den Haß der Jakobiner zu und trat bald wieder zurück. Als Dumouriez den Plan seines Abfalls faßte, teilte er diesen auch B. mit. Letzterer zeigte das Vorhaben dem Nationalkonvent an und wurde 1. April 1793 mit den Konventsmitgliedern Camus, Lamarque, Bancal und Quinette abgesandt, um Dumouriez gefangen zu nehmen. Dumouriez ließ hingegen die Kommissare festnehmen und überlieferte sie den Österreichern, die B. zu Olmütz gefangen hielten. Nach seiner und seiner Gefährten Auswechselung (im Nov. 1795) wurde er zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt. Doch legte er 1798 das Kommando nieder, worauf er vom Direktorium als Generalinspektor der Infanterie angestellt wurde. Er wirkte 1800 als außerordentlicher Gesandter am berliner Hofe, 1802 am Hofe zu Madrid. Napoleon ernannte B. 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion, 1805 zum Senator, 1809 zum Grafen des Kaiserreichs. Dennoch stimmte B. 1814 für die Absetzung Napoleons, und als Mitglied der provisorischen Regierung sprach er gegen die Thronerhebung Napoleons II. und wurde nach der Restauration von Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Pair von Frankreich ernannt. Während der Hundert Tage von Napoleon geächtet, befand er sich beim Könige in Gent. Nach der zweiten Restauration erhielt er seine Würden zurück und wurde im Mai 1816 zum Marschall, 1817 zum Marquis ernannt und starb zu Paris 23. April 1821.

Beurten (niederländisch; d. h. Gesellschaften, Gilden) heißen die Vereinigungen der Schiffseigner, welche sich für verschiedene Flüsse, namentlich in Holland, aber auch in Deutschland für den Rhein, die Elbe, die Weser, die Oder, die Spree, dann für die Route von Köln nach dem Neckar und für die Route Heilbronn-Amsterdam gebildet haben, um in dem Dienste der Segelschiffe eine gewisse Regelmäßigkeit der Fahrten zu erzielen und einer angeblich nachteiligen Konkurrenz unter den Schiffseigentümern entgegenzutreten. Unter der Obhut dieser Schiffergilden finden die Reisen der betreffenden Fahrzeuge als Rang-, Reihe- oder Beurtschiffahrt statt, indem die nämliche Flußstrecke von den

Schiffen der Vereinigten der Reihe nach befahren wird und jedes derselben nur eine gewisse Zeit in Ladung liegt, um dann abzusegeln und dem folgenden (dem sog. Buglieger) Platz zu machen. Der einem solchen Vereine angehörige Schiffer wird **Beurtmann** genannt. Nicht alle derartigen Vereine nennen sich übrigens B. Die Beurtfahrt kommt hier und da auch zur See vor; so z. B. existiert sie für die meisten der zwischen Hamburg (oder Altona) und Norwegen, ferner für die zwischen Amsterdam und Bremen, dann auch für die zwischen Lübeck und Petersburg gehenden Segelschiffe. In Emden besteht eine Schiffergilde, welcher jeder auf Amsterdam, Hamburg, Bremen, Leer und Halte fahrende Schiffer angehören muß, nach welchen Plätzen wöchentlich eine bestimmte Zahl Schiffe in der Beurt (nach der Reihe) segelt. Diese Associationen verfehlen zwar in der Regel nicht den Zweck, die Konkurrenz unter den Schiffern abzuschwächen, wohl aber den andern, auf welchen es schließlich doch abgesehen, den Gesellschaften zu angemessenem Verdienst und genügendem Einkommen zu verhelfen. Wenn es den in neuerer Zeit überall auf schiffbaren Strömen und selbst in der Küstenfahrt auftretenden Dampfschleppschiffahrts-Unternehmungen verhältnismäßig da am leichtesten geworden ist, den sog. Kahnschiffern vernichtende Konkurrenz zu machen, wo die letztern sich in B. vereinigt fanden, so liegt der Grund dieser Erscheinung gewiß zum Teil darin, daß in den B. und durch dieselben die einzelnen in eine gewisse Schlaffheit verfielen, sowie darin, daß es den Ladungsinteressenten selbstverständlich nicht zusagen kann, sich immer nur der Schiffer bedienen zu dürfen, welche eben im Augenblicke des Bedarfs Buglieger sind. Bei den Beurtschiffen auf dem Niederrhein kommt es häufig vor, daß sie nur teilweise beladen sind.

Beust, eine alte, angesehene, aus der Mark Brandenburg stammende Familie, welche jetzt in den sächs. Ländern und in Schlesien begütert ist. Johannes von B. wurde 1427 Bischof von Havelberg, starb aber nach wenigen Monaten; Heinrich von B. blieb 1553 in der Schlacht bei Sievershausen. — Bekannter ist als Gelehrter und Staatsmann **Joachim von B.**, der Bruder des letztern, geb. zu Mödern 19. April 1522. Derselbe ging 1544, nachdem er seit 1539 in Leipzig studiert, nach Italien, wo er sich 1548 zu Bologna die jurist. Doktorwürde erwarb. Nach seiner Rückkehr 1550 zum kursächs. Rat ernannt, übernahm er 1551 eine Professur zu Wittenberg, wurde 1580 Konsistorialrat zu Dresden und 1591 Aufseher der Prinzen. Im J. 1592 nahm er an der Generalvisitation der sächs. Kirchen und Schulen teil. Er starb 4. Febr. 1597 auf seinem Gute Planitz bei Zwickau. Mehrere seiner theol. Schriften wurden vielfach aufgelegt. — **Friedrich von B.**, ein Nachkomme des vorigen, hatte zwei Söhne: **Joachim Friedrich von B.**, geb. 1696, gest. 1771 als dän. Wirkl. Geheimrat und Generalsalineninspektor, der in den Freiherrnstand erhoben wurde, und **Karl Leopold von B.**, der 4. Jan. 1777 die Reichsgrafenwürde erhielt. Diese beiden Brüder wurden die Begründer zweier Linien des Geschlechts, einer ältern, freiherrlichen, und einer jüngern, gräflichen. Der Enkelsohn des ersten Freiherrn, **Friedrich Karl Leopold von B.**, starb 20. Dez. 1840 als sächs. Kammerherr und Oberhofgerichtsrat und hinterließ aus seiner Ehe mit einer Tochter des 1806 gestorbenen sächs. Ministers von Carlowitz zwei Söhne: Konstantin von Beust (s. d.) und Friedr. Ferdinand Graf von Beust (s. d.).

Graf Karl Leop. von B., der Stifter der jüngern Linie, hinterließ mehrere Kinder, und unter diesen zwei Söhne. Der ältere von diesen, **Graf Gottlob von B.**, starb als herzogl. sachsen-gothaischer Wirkl. Geheimrat und Konsistorialpräsident zu Altenburg 4. April 1796. Dieser hatte vier Söhne: 1) **Graf Heinrich Gottlob von B.**, geb. 29. Mai 1777, preuß. Oberlandesgerichts- und Pupillenrat und herzogl. sächs. Kammerherr, Besitzer von Schurgast in Oberschlesien, gest. 13. Febr. 1850 zu Dresden ohne Nachkommen. Seine Gemahlin, **Philippine Wilhelmine**, geborene Gräfin von Sandreczky und Sandraschütz (geb. 4. April 1786, gest. 16. April 1834), hat sich als Schriftstellerin bekannt gemacht. Außer Beiträgen zu Taschenbüchern veröffentlichte sie unter anderm «Die Familie Willmore» (Bresl. 1829). 2) **Graf Karl Leopold von B.**, geb. 26. Sept. 1780, gest. 12. Juni 1849 als großherzogl. sachsen-weimar. und herzogl. sächs. Wirkl. Geheimrat und vormaliger Gesandter der sächs. Herzogtümer am Bundestage. 3) **Graf Traugott Friedrich von B.**, auf Serba, geb. 19. Juni 1782, gest. 10. April 1852 als herzogl. sachsen-altenb. Kammerherr und Oberjägermeister, Vater des Grafen Karl Louis von B. (s. d.). Endlich 4) **Graf Ernst August von B.**, geb. 21. Nov. 1783, Herr auf Neusulze und Pangel bei Nimptsch in Schlesien, gest. 5. Febr. 1859, früher preuß. Oberberghauptmann und Direktor der Abteilung für Bergwesen im preuß. Ministerium. Gegenwärtiges Haupt des ältern gräfl. Zweigs der Familie B. ist **Graf Friedrich Hermann von B.**, Sohn des genannten Grafen Karl Leopold von B., geb. 20. Okt. 1813, großherzoglich sachsen-weimarischer Oberhofmarschall, Generallieutenant und Generaladjutant des Großherzogs. Das neuere gräfl. Haus stiftete Friedr. Ferdinand von Beust (s. d.).

Beust (Friedr. Ferd., Graf von), sächs. und österr. Staatsmann, geb. zu Dresden 13. Jan. 1809 als der zweite Sohn des sächs. Oberhofgerichtsrats Friedr. Karl Leop. von B., besuchte 1822—26 die Kreuzschule zu Dresden und studierte 1826—30 in Göttingen und Leipzig die Staatswissenschaften. Nach Dresden zurückgekehrt, erlangte er 1831 den Acceß im Ministerium des Auswärtigen, trat 1832 als Assessor in die Landesdirektion ein und wurde nun gleichzeitig in diesem Kollegium und in dem Auswärtigen Amte beschäftigt. Nachdem er 1834 eine Reise nach der Schweiz, Frankreich, England u. s. w. unternommen, wurde er 1836 zum Legationssekretär in Berlin, 1838 zum Legationssekretär in Paris und 1841 zum Geschäftsträger in München ernannt, wo er Gelegenheit bekam, in manchen wichtigen Verhandlungen, namentlich in Bezug auf die Eisenbahnverbindungen, nützlich zu wirken. In München vermählte er sich mit der Tochter des verstorbenen königl. bayr. Generallieutenants von Jordan. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 lebte er in London, wo er seit 1846 als Ministerresident fungierte, ging aber im Mai als sächs. Gesandter nach Berlin. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Braun übernahm er 24. Febr. 1849 unter dem Vorsitz Helds die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten. (S. Sachsen, Königreich.) Eine der ersten Handlungen des Ministeriums, an welcher

auch B. teilhatte, war die Publikation der von der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen Grundrechte des deutschen Volks. Dagegen widerriet B. dem Könige die Anerkennung der Reichsverfassung vom 28. März 1849, wodurch die Sprengung des Ministeriums herbeigeführt wurde. Gegen den darauf in Dresden ausgebrochenen Aufstand rief B. 3. Mai preuß. Hilfe an, welche, mit der Aufforderung, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen, von Preußen bereits angeboten worden war.

In dem nach Niederwerfung des Aufstandes neugebildeten Ministerium, an dessen Spitze Dr. Zschinsky trat, übernahm B. zu dem Departement des Auswärtigen noch das des Kultus (14. Mai). Am 30. Mai ward der Abschluß des sog. Dreikönigsbündnisses mit Preußen oder der «Union» durch eine von B. mitunterzeichnete königl. Proklamation verkündigt, und zwar als der «allein noch zum Heil für Deutschland führende Weg», und alle gute Patrioten wurden aufgefordert, der Regierung auf diesem Wege zu folgen. Aber schon nach wenigen Monaten trat B. auf Grund eines früher geheimgehaltenen, gleichzeitig von Stüve für Hannover gemachten «Vorbehalts», wonach im Fall des Nichtbeitritts des Südens neue Verhandlungen eröffnet werden sollten, thatsächlich von der Union wieder zurück, rief den Gesandten aus dem Verwaltungsrate der Union ab und verweigerte die Beschickung des Unionsparlaments zu Erfurt. In beiden Kammern des Ende 1849 zusammenberufenen neuen Landtags ward er deshalb auf das stärkste angegriffen, noch weit stärker, als er, nach dem fruchtlosen Versuche eines Vierkönigsbündnisses (einer engern Vereinigung der vier Königreiche außer Preußen mit Anschluß an Österreich), die Wiederherstellung des alten Bundestags im Bunde mit Österreich betrieb. Infolge dessen fand 1. Juni 1850 die Auflösung des Landtags und unmittelbar darauf die Wiedereinberufung der 1848 aufgehobenen alten Stände, zugleich mit dem Erlaß äußerst strenger Verordnungen über die Presse und das Vereinsrecht, statt. B. galt für den Haupturheber dieser Maßregeln wie überhaupt für die Seele der seitdem mit immer größerer Entschiedenheit hervortretenden Reaktionspolitik, welche in der Begünstigung feudaler Interessen, durch Beschränkungen der Presse, des Vereinswesens, der Selbstverwaltung der Gemeinden u. s. w., durch entschiedene Hinneigung zu Österreich (z. B. in Kurhessen und Holstein sowie auf den Dresdener Konferenzen) sich ankündigte. Als Kultusminister machte B. eine positivere religiöse Richtung in Kirche und Schule geltend, veranlaßte die Berufung Harleß' zum Oberhofprediger sowie das Gesetz vom 3. Mai 1851, welches die Volksschullehrer einer strengen Beaufsichtigung unterwarf, aber zugleich ihnen ein Minimaleinkommen sicherte. Im Frühjahr 1853 gab B. das Kultusministerium an von Falkenstein ab und übernahm dagegen das durch den Rücktritt von Friesens erledigte Ministerium des Innern. Nach dem Tode des Ministerpräsidenten Zschinsky ward B. auch dem Namen nach der Leiter des Kabinetts, was er faktisch längst gewesen war. Gegen das Drängen Österreichs auf Teilnahme des Bundes an dem Auftreten gegen Rußland im Krimkriege schloß B. im Namen Sachsens mit den andern Mittelstaaten eine Sondervereinigung (die Bamberger Konferenz), während er im ital. Kriege von 1859 für eine Unterstützung Österreichs durch den Bund wirkte.

Der nationalen Strömung gegenüber, welche seit 1859 in Deutschland sich wieder regte, erklärte sich B. bei der Beratung der deutschen Frage in der sächs. Kammer von 1860/61 bereit, eine Bundesreform vorzuschlagen, und löste dieses Versprechen alsbald nach dem Schlusse des Landtags ein, indem er Vorschläge zu einer Umgestaltung der Bundeseinrichtungen machte, besonders zur Einberufung einer Volksvertretung, welche freilich nur in Landtagsdelegationen bestehen sollte. Für das von Wien aus 1863 angeregte Bundesreformwerk zeigte B. lebhaftes Interesse. In den innern Angelegenheiten kam er namentlich auf gewerblichem Gebiete den Forderungen der Zeit zum Teil entgegen. Eine hervorragende Rolle spielte er 1864 gegenüber den im Holsteinischen Kriege alliierten Vormächten, als Führer der Mittelstaaten, da er vom Bundestage die Mission erhielt, den Bund als eine besondere Macht, unabhängig von den beiden deutschen Großmächten, auf der Londoner Konferenz zu repräsentieren. B. sah damit zugleich einen längst von ihm gehegten Lieblingsplan, die sog. Triasidee, d. h. den Gedanken, neben Preußen und Österreich die übrigen deutschen Staaten als dritte Gruppe gleichberechtigt hinzustellen, wenigstens für den einzelnen Fall verwirklicht. Seine Politik machte Sachsen 1866 zum Verbündeten und Schicksalsgenossen von Österreich.

Nach der Schlacht von Königgrätz ging B. im Gefolge des Königs nach Wien. Hier bemühte er sich während der Nikolsburger Verhandlungen für Anschluß Sachsens an einen Süddeutschen Bund, wollte, zum Zweck der Friedensunterhandlungen zwischen Sachsen und Preußen, selbst nach Berlin reisen, mußte aber, da Bismarck sich weigerte, ihn als Unterhändler zu empfangen, seine Entlassung aus dem sächs. Staatsdienste nehmen. Darauf trat er im Okt. 1866 als Minister des Auswärtigen in österr. Dienste, wurde nach dem Sturze Belcredis (7. Febr. 1867) Ministerpräsident, erhielt 23. Juni 1867 die seit Metternich erloschene Würde eines Reichskanzlers und ward 5. Dez. 1868 in den erblichen Grafenstand erhoben. In wenigen Monaten erwirkte B. die Reaktivierung der Februarverfassung von 1861, die Berufung des verfassungsmäßigen Reichsrats diesseit, die Wiederherstellung der Verfassung von 1848 und ein parlamentarisches Ministerium jenseit der Leitha, endlich die Krönung Franz Josephs in Ofen. Die Einführung der dualistischen Staatsform, das Ausgleichsgesetz sind sein Werk; auch veranlaßte er die Verfassungsrevision vom Dez. 1867 und die Berufung des «Bürgerministeriums», das er zwei Jahre lang unterstützte, die Sanktion der konfessionellen Gesetze bei der Krone vermittelnd. In der auswärtigen Politik suchte er die Errichtung eines Süddeutschen Bundes zu ermöglichen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß jede Beziehung desselben zu Österreich ausgeschlossen sein müsse, kündigte 1870 das Konkordat mit Rom, nachdem er schon vorher dessen faktische Beseitigung ohne Bruch mit Rom herbeigeführt hatte, und verließ die traditionelle Politik Österreichs als Anwalt der Pforte. Vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 arbeitete er an dem Zustandekommen eines österr.-franz.-ital. Bündnisses und ließ in seiner Depesche vom 20. Juli 1870 dem Kaiser Napoleon sagen: «Wir betrachten die Sache Frankreichs als die unsrige.» Nach Ausbruch des Krieges betrieb er eifrig Rüstungen und wurde nur durch Rußlands Haltung und durch den

raschen Siegeslauf der deutschen Heere von einer aktiven Teilnahme am Kriege gegen Deutschland abgehalten. Nach der Aufrichtung des Deutschen Reichs ging er auf die Vorschläge Bismarcks, welche die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen jenem und Österreich bezweckten, ein. Zum Sturze des föderalistischen Ministeriums Hohenwart trug er, der nach dem Wunsche der Verfassungspartei sich nicht um innere Angelegenheiten bekümmern sollte, dadurch bei, daß er, freilich erst nach dem Erscheinen des ihm unbekannt gebliebenen, das böhmische Staatsrecht anerkennenden Reskripts, dem Kaiser in einer Denkschrift die Unmöglichkeit einer auswärtigen Politik bei einer solchen staatlichen Organisation nachwies. Weil er aber den Kaiser nicht zeitig genug vor den Konsequenzen dieser Politik gewarnt hatte, wurde er 8. Nov. 1871 als Reichskanzler und Minister des Auswärtigen und des kaiserl. Hauses seines Amts enthoben und zum Herrenhausmitgliede und Botschafter in London ernannt. An seine Stelle trat Graf Andrássy als Minister des Äußern und des kaiserl. Hauses an die Spitze des Reichsministeriums. Im Okt. 1878 wurde B. zum österr.-ungar. Botschafter in Paris ernannt, wo er im Jan. 1882 bei einer Versammlung der Association Littéraire das bedenkliche Wort: «Mon âme est reconnaissante, mon cœur est français», aussprach. Seiner Bitte um Enthebung vom Botschafterposten wurde in einem seine Dienste sehr anerkennenden kaiserlichen Handschreiben vom 19. Mai 1882 entsprochen und B. in den Ruhestand versetzt. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Vgl. Ebeling, «Friedr. Ferdinand, Graf von B. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken» (2 Bde., Lpz. 1870—71).

Beust (Friedr. Konstantin, Freiherr von), älterer Bruder des vorigen, ein um Sachsen und später um Österreich verdienter Berg- und Hüttenmann, geb. 13. April 1806 zu Dresden, erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause und kam 1822 auf die Bergakademie zu Freiberg, um sich für das bergmännische Fach auszubilden. Nachdem er hierauf seit 1826 zu Göttingen und Leipzig allgemeinen, namentlich aber auch jurist. Studien obgelegen, arbeitete er mehrere Jahre in den Bergämtern Freiberg und Schneeberg sowie im Hüttenamte zu Freiberg, bis er an letzterm Orte 1835 zum Bergamtsassessor ernannt wurde. Darauf erfolgte 1836 seine Versetzung als Bergmeister nach Marienberg, von wo er 1838 als Bergrat nach Freiberg zurückkehrte. Im J. 1842 mit der Direktion des Oberbergamts beauftragt, ward er 1843 zum Berghauptmann und Blaufarbenkommissar und 1851 zum Oberberghauptmann befördert. In dieser Stellung erwarb sich B. große Verdienste um die Hebung und Regelung des sächs. Bergbaues. Ende 1867 wurde B. zum Generalinspektor des cisleithanischen Berg-, Hütten- und Salinenwesens mit dem Charakter eines Ministerialrats ernannt. Als solcher war er vorzugsweise bemüht, die großen Fortschritte, welche im Laufe der letztern Zeit im Gebiete der Metallurgie in Deutschland, zum Teil unter seiner eigenen Leitung, gemacht worden, auf den österr. Hüttenwerken einzubürgern und durch zeitgemäße Wiederaufnahme alter sowie durch Beförderung neuer Bergbauunternehmungen ein frischeres Leben in den österr. Metallbergbau zu bringen. Auch veröffentlichte B. eine Reihe gediegener wissenschaftlicher Arbeiten, darunter die «Kritische Beleuchtung der Wernerschen Gangtheorie» (Freiberg 1840) und die «Geognost. Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freiberg, Frauenstein, Tharand und Nossen» (Freiberg 1835). Ferner sind mehrere seiner kleinern Schriften, wie über die Erzgänge, über den Entwurf des sächs. Berggesetzes, über die Anlage von Eisenbahnen im obern Erzgebirge und über Gegenwart und Zukunft des freiberger Bergbaues beachtenswert.

Beust (Karl Louis, Graf von), ehemaliger herzogl. sachsen-altenburg. Staatsminister, geb. 12. Febr. 1811 zu Friedrichstanneck im Herzogtum Sachsen-Altenburg, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studierte zu Halle, Leipzig und Berlin die Rechte, trat 1834 in den preuß. Justizdienst und wurde 1836 Regierungsreferendar. Im J. 1838 nach Altenburg zurückgekehrt, wurde er Assessor bei der Regierung daselbst, 1841 Regierungsrat und 1842 Kreishauptmann des Altenburger Ostkreises, welche Stellung er bekleidete, bis er im Nov. 1848 vom Herzog ins Staatsministerium berufen und mit dem Vorsitz in demselben betraut wurde. Zwar nahm er bei der Resignation des Herzogs Joseph 30. Nov. 1848 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, trat jedoch nach dem Regierungsantritt des Herzogs Georg in das vom Geheimrat von der Gabelentz neugebildete Ministerium, in welchem er nach dem freiwilligen Ausscheiden des letztern abermals den Vorsitz erhielt. Im Mai 1850 wurde B. zum Wirkl. Geheimrat ernannt. In seiner amtlichen Laufbahn suchte Graf B. gemeinnützig und vermittelnd zu wirken. Den demokratischen Ausschreitungen, die sich in den J. 1848 und 1849 auch im Altenburgischen lebhaft geltend machten, trat er mit Entschiedenheit entgegen. Unter seiner Leitung kam auch mit der Volksvertretung ein neues, dem preußischen nachgebildetes Wahlgesetz zu Stande, welches 3. Aug. 1850 an die Stelle des im April 1848 erlassenen trat. Anfang 1853 nahm B. seine Entlassung aus dem altenb. Staatsdienst, ward aber noch in demselben Jahre zum großherzogl. sächs. Gesandten in Berlin ernannt, in welcher Eigenschaft ihm auch die Vertretung der andern thüring. Höfe daselbst übertragen wurde. Diese Stellung hatte B. bis 1867 inne, seit welcher Zeit er in Altenburg zurückgezogen lebt.

Beute (lat. praeda) im allgemeinsten Sinne heißt alles, vorzugsweise aber das bewegliche Gut, welches im Kriege von der bewaffneten Macht dem feindlichen Staate oder den feindlichen Privaten mit Gewalt abgenommen wird. Die alten Römer betrachteten die Feinde als rechtlos und hielten den Erwerb des Eigentums durch Erbeutung für vollberechtigt. Eine Ermäßigung hat die B. schon bei den Römern dadurch erfahren, daß dieselbe dem Feldherrn überliefert werden mußte, der sie verteilte. Auch im Mittelalter und bis nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die feindliche Fahrhabe noch oft willkürlicher Zerstörung und Erbeutung ausgesetzt. Seit der Einführung der stehenden Heere wurde das Beutemachen mehr beschränkt oder ganz verboten und es trat zum Unterhalte des Heeres die besser geordnete Requisition, beziehungsweise Kontribution an ihre Stelle. Im Landkriege ist heute der richtigere Grundsatz anerkannt, daß das Privateigentum auch der Privaten in Feindesland geachtet werden müsse und nur solchen Zerstörungen oder Wegnahmen unterliege, welche eine notwendige Folge des Kampfes und eine





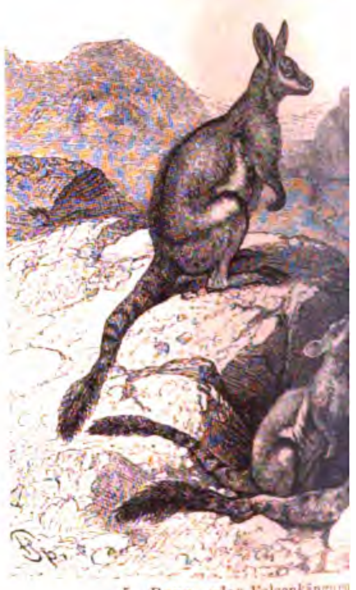
1. Graue Beutelratte (Didelphys cinerea).



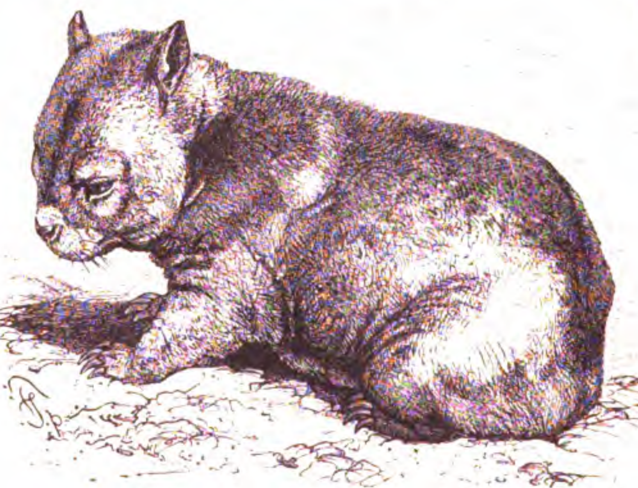
2. Koala (Phascalarct



4. Ameisenbeutler (Myrmecobius fasciatus).



5. Berg- oder Felsenkängur



7. Wombat (Phascalomys fossor).



8. Zibetbeutler (Dasy

.TIERE.



s cinereus).



3. Fuchskusu (Phalangista vulpina).



Petrogale xanthopus).



6. Nasenbeuteldachs (Perameles nasuta).



us viverrinus).



9. Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus).

Zu Artikel: Beuteltiere.



unentbehrliche Bedingung der Kriegführung sind. Nur das feindliche Staatsgut, und auch dieses nicht in seinem Kapitalbestande (Domänen, Sammlungen, Wertschriften), sondern nur soweit es für die Kriegführung dient (Kriegskasse, Magazine von Waffen, Munition, Uniformstücke) und die Landessteuern, soweit sie nicht zunächst für Landesbedürfnisse erforderlich sind, werden als B. weggenommen; aber ebenso die Waffen und Ausrüstung der feindlichen Soldaten (Kanonen, Flinten, Säbel, Kavalleriepferde u. s. w.). Die Plünderung ist nicht mehr gestattet nach civilisiertem Kriegsrechte, auch nicht der erstürmten Stadt. Dagegen ist heute noch im Seekriege die Seebeute in Übung, da sich England noch nicht hat entschließen können, auf dieses Machtmittel zu verzichten. Die übrigen europ. und amerik. Staaten waren geneigt, auch hier die nötige Reform durchzuführen. (S. Seebeute, Contrebande und Prise.) Ein Beutemachen ohne Ermächtigung durch marodierende Soldaten oder durch Räuber (Hyänen der Schlachtfelder) wird als schweres Kriegsvergehen betrachtet und unter Umständen mit dem Tode bestraft. Vgl. Heffter, «Das europ. Völkerrecht» (7. Ausg., Berl. 1881); Bluntschli, «Das moderne Kriegsrecht der civilisierten Staaten» (2. Aufl., Nördl. 1874); derselbe, «Das Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere» (Nördl. 1878).

Beutel (Kis, Keser) ist in der Türkei und Ägypten eine Rechnungseinheit für bedeutende Zahlungen, deren Namen die Sitte veranlaßt hat, das in den Schatz des Großherrn niederzulegende Geld in ledernen Beuteln zu immer gleichen Summen zu verschließen. Der B. Silber bedeutet 500 türk., beziehentlich ägypt. Piaster, der bei Geschenken des Sultans vorkommende B. Gold 30000 türk. Piaster. Demgemäß ist der B. Silber in der europ. und asiat. Türkei ein Wert von 89 Mark 85 Pf. deutsche Goldwährung, in Ägypten ein Wert entweder von 101 Mark 25 Pf. deutsche Goldwährung (wenn sog. «ägyptisches Geld» gemeint ist), oder von 67 Mark 50 Pf. deutsche Goldw. (wenn sog. «Courant» gemeint ist). Der türkische B. Gold ist ein Wert von 5532 Mark 45 Pf. deutsche Goldw.

Beutelgaze, Müllergaze (frz. gaze à blutoir, engl. silk-gauze), s. Beuteltuch.

Beutelkrebs, s. unter Bernhardskrebs.

Beutelmarder, s. Dasyurus.

Beutelsbach, Marktflecken im württemb. Jagstkreise, Oberamt Schorndorf, 11 km östlich von Schorndorf, nahe bei der Mündung der Beutel in die Rems, zählt (1880) 1463 E. und hat Alabasterbrüche, Obst- und Weinbau. Die sehr alte Kirche des 1321 nach Stuttgart verlegten Heiligkreuzstifts enthält die Grabstätten der alten Grafen von Württemberg bis 1320. Auf dem Kapellberge befindet sich die Ruine der Beutelsburg, der 1311 zerstörten Wiege des württemb. Königshauses.

Beutelstare, Krähenstärlinge (Cassicus, Ostinops) hat man schlanke Vögel von Starengröße genannt, welche Südamerika bewohnen, lange, kegelförmige, spitze Schnäbel, starke Füße mit langen Zehen und scharfen Krallen daran, lange Flügel und Schwänze haben und sich durch einen besonders künstlichen Nestbau auszeichnen. Der bekannteste Vertreter ist der Schapu der Brasilianer (C. cristatus) mit einem steifen Schopfe auf dem Hinterhaupt, einfarbig schwarz bis auf fünf citronengelbe Federn jederseits am Schwanze. Die langen, beutelförmigen, sehr künstlich gewebten Nester, die man nicht unpassend mit Schrotbeuteln verglichen hat, werden gesellig an Zweige von Uferbäumen, oft sehr nahe über dem Wasserspiegel der Flüsse aufgehängt. Die B. sind lebhafte Vögel, sehr kühn gegen Raubvögel, ahmen allerlei Töne nach, jagen gesellig nach Insekten und kleinen Tieren, aber auch nach Früchten und Beeren und werden dadurch den Pflanzungen oft schädlich.

Beuteltiere (Marsupialia) nennt man eine Reihe niederer Säugetiere, die sich durch drei wesentliche Charaktere von allen übrigen Säugetieren unterscheiden: durch regelmäßige Frühgeburten, infolge deren die Jungen höchst unausgebildet zur Welt kommen und erst ihre Entwickelung vollenden, indem sie noch lange an den Zitzen der Mutter festhängen; durch zwei Knochen, die sog. Beutelknochen, welche, auf der vordern Fuge des Beckens aufstehend, in den Muskelbecken des Bauchs verborgen sind; endlich durch den Mangel des Balkens oder Schwielenkörpers im Gehirn. Da auch die Organisation der Zähne und Füße sehr verschieden sind und nur in dem einen Charakter zusammenstimmt, daß alle B. mit Krallen an den Füßen, aber niemals mit Hufen versehen sind, so sieht man jetzt dieselben als eine Unterklasse der Säugetiere an, die, mit dem Schnabeltier und Ameisenigel zusammengefaßt, als Didelphen bezeichnet werden und den übrigen Säugetieren, den Monodelphen, parallele, ähnlich gebaute Ordnungen besitzen. Die Zitzen sind bei allen B. unten am Bauche angebracht und meist von einem Beutel umgeben, zuweilen aber ganz frei oder nur von einer vorspringenden Hautfalte umsäumt. Sie sind meist sehr lang und passen in das röhrenförmige Maul der Jungen. Diese werden von den Müttern unmittelbar nach ihrer Geburt mit dem Maule gefaßt und an die Zitzen gehängt, wo sie erst monatelang unbeweglich hängen und saugen, später aber, wenn sie größer geworden, stets noch den Beutel als Zufluchtsstätte betrachten, in den sie mit großer Behendigkeit hüpfen. Es ist dies ein anziehendes Schauspiel, das man jetzt häufig bei Kängurus in Tiergärten sieht. Wie unausgebildet die Jungen geboren werden, geht daraus hervor, daß das neugeborene Junge des Riesenkängurus, das 2 Ctr. schwer wird, nur 2 Unzen wiegt.

Man unterscheidet bei den B.: echte Fleischfresser (Creatophaga) mit großen Eckzähnen, wohin der einem Metzgerhunde ähnliche Beutelwolf aus Tasmanien (Thylacinus cynocephalus) (vgl. Tafel: Beuteltiere, Fig. 9), die Raubbeutler (Dasyurus, Fig. 8) und Beutelbilche (Phascogale) gehören, die mehr marderartig in Bäumen klettern; Insektenfresser (Entomophaga), zu denen die Beutelratten (Didelphys, Fig. 1) gehören, die häßlich stinken, Hände an den Hinterfüßen haben, geschickt klettern und als Hühnerdiebe den amerik. Ansiedlern unter dem Namen Opossum (s. d.) verhaßt sind, während sie in Australien durch die Beuteldachse (Perameles, Fig. 6), die Ameisenbeutler (Myrmecobius, Fig. 4), Fruchtfresser (Carpophaga), nächtliche Klettertiere mit Daumen an den Hinterfüßen, die von Baumfrüchten leben, darunter die Flugbeutler (Petaurus), die Beutelbären oder Koalas (Fig. 2) und die Fingerbeutler oder Kusu (Phalangista, Fig. 3) auf den Sunda-Inseln; Grasfresser (Poëphaga), denen die Kängurus (Macropus, Fig. 5) und Känguru-Ratten

(Hypsiprymnus) angehören, die mit ihren gewaltigen Hinterfüßen und dem langen Balancierschwanze in gewaltigen Sprüngen die Grasebenen Australiens durchfliegen; endlich Beutelnager (Rhizophaga) mit nagerähnlichem Gebiß, wozu der in der Weise eines Murmeltiers lebende Wombat (Phascolomys, Fig. 7) gehört, den man jetzt häufig in zoolog. Gärten sieht. Neun Zehntel der bekannten Arten leben in Australien und den benachbarten Inseln, die übrigen in Amerika und auf den asiat. Inseln. In den Tertiärschichten einiger europ. Länder hat man ebenfalls ausgestorbene Arten entdeckt, und vielleicht gehören alle in neuester Zeit im Jura und der Kreide entdeckten ältesten Säugetiere dieser Unterklasse an, welche offenbar die Stammgruppe sämtlicher höherer Säugetiere darstellt. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als man in Australien Reste von einstigen fossilen B. entdeckt hat, die den Dickhäutern ähnliche Charaktere aufweisen.

Beuteltuch, Siebtuch (frz. toile à bluteau, engl. bolting-cloth), ein in Kette und Einschlag aus starkem, festgedrehtem Kammgarn, Baumwollgarn, Leinen, Roßhaar oder Seide bestehendes, lockeres und durchsichtiges Gewebe, das hauptsächlich als Material zu Sieben für mannigfache Zwecke, namentlich in der Müllerei zur Herstellung der das Mahlgut in Kleie und die verschiedenen Mehlsorten sondernden schlauchartigen Beutel oder zum Beschlagen der Siebcylinder der Mehlmaschinen, Beutelmaschinen (s. Mehlfabrikation) Anwendung findet, in einzelnen Sorten auch in der Näherei und Stickerei, zu Modelltüchern, zum Beziehen von Arbeitsrahmen sowie als Fenstergaze benutzt wird. In den gewöhnlichen Mühlen ist allgemein das wollene B., in den amerik. oder Kunstmühlen die aus roher (gelber oder weißer) Seide hergestellte, die höchsten Feinheitsnummern vertretende Beutelgaze in Gebrauch. Das eigentliche B. muß in der Art gewebt sein, daß je zwei zusammengehörige, einander kreuzende Kettenfäden einen Einschlagfaden umschlingen, wodurch quadratische Öffnungen von genau gleichmäßiger Größe gebildet werden, welche wohl die rundlichen Mehlkörnchen, nicht aber die platt und länglich geformten Kleienteile durchlassen. Während jedoch die bessern Sorten in der Kette ganz aus gekreuzten Doppelfäden bestehen, enthalten geringere Sorten nur in Abständen von 2—3 m doppelte gekreuzte, im übrigen einfache Kettenfäden, ja die wohlfeilsten, allerdings auch am wenigsten tauglichen Sorten sind durchgängig mit einfachen Kettenfäden leinwandartig gewebt.

Beuth (Peter Christian Wilh.), ein um die gewerbliche Entwickelung Preußens hochverdienter Beamter, geb. zu Kleve 28. Dez. 1781, Sohn eines Arztes, erhielt seine Schulbildung zu Kleve und Berlin und studierte seit 1798 auf der Universität Halle die Rechte und Staatswissenschaften, worauf er 1801 in den preuß. Staatsdienst trat. Er war anfänglich bei der kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer, dann beim Manufaktur- und Kommerzkollegium beschäftigt, ward 1806 Assessor bei der Kammer zu Bayreuth, 1809 Regierungsrat zu Potsdam und 1810 Geh. Obersteuerrat zu Berlin. B. arbeitete hier im Bureau des Staatskanzlers und wirkte als Mitglied der Kommission für die Reform der Besteuerung und des Gewerbewesens an den großen Entwürfen mit, welche die Reorganisation des preuß. Staats und namentlich die Hebung der Finanzen und der Industrie herbeiführen sollten. Im J. 1813 trat B. als Gemeiner in die Kavallerie des Lützowschen Freikorps ein, wurde aber bald Offizier. Nach dem Frieden von 1814 kam er als Oberfinanzrat in die Abteilung für Handel und Gewerbe des Finanzministeriums, bethätigte sich bei der Abfassung der Steuergesetze von 1817 und übernahm 1818 die Leitung dieser Abteilung. Seit 1821 Mitglied des Staatsrats, trat er auch durch das von ihm hervorgerufene Gewerbeinstitut in die nächsten Beziehungen zu den Gewerbtreibenden Berlins und Preußens, wurde 1828 dirigierender Oberfinanzrat, 1830 Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, 1844 Wirkl. Geheimrat. Während dieser Zeit leitete er nicht nur als Direktor die Abteilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen, sondern wirkte auch als Direktor der technischen Deputation für Gewerbe, des Gewerbeinstituts, der allgemeinen Bauschule und der Baugewerbeschule. B. mußte 1845 aus Gesundheitsrücksichten aus dem Staatsdienst ausscheiden. Er starb 27. Sept. 1853 zu Berlin. Der Aufschwung, den Preußen seit dem Frieden von 1815 in gewerblicher Richtung genommen, ist wesentlich B. zu verdanken. Mit scharfem Urteil, praktischem Blick, umfassendem Wissen und Energie des Willens verband er Kunstsinn und großartige technische Talente. Ebenso wichtig als seine amtliche war seine außeramtliche Wirksamkeit, die mit der Gründung des Gewerbeinstituts begann. Sein bronzenes Standbild (von Kiß) befindet sich seit 1861 vor der Bauakademie in Berlin.

Beuthen (slaw. Bitom oder Bytom) oder Oberbeuthen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Oppeln, 90 km südöstlich von Oppeln und 4 km von der poln. Grenze entfernt, liegt in einer Einsattlung des oberschles. Höhenzugs zwischen den beiden Quellenarmen des Jsarbachs oder Beuthner Wassers, an der Hauptlinie der Rechte-Oderuferbahn und an den Zweigbahnen Gleiwitz-B.-Schwientochlowitz, Morgenroth-B.-Tarnowitz und Peiskretscham-Oppeln der Oberschlesischen Eisenbahn und ist Mittelpunkt der Oberschlesischen Schmalspureisenbahn, Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts und eines Amtsgerichts, einer Handelskammer, der Oberschlesischen Bank für Handel und Industrie und einer Kommandite des Schlesischen Bankvereins sowie einer Reichsbanknebenstelle, hat eine kath. (13. Jahrh.) und eine evang. (15. Jahrh.) Pfarrkirche, eine Synagoge, ein städtisches Gymnasium, eine kath. und eine evang. höhere Töchterschule, eine Lehrlingsfortbildungsschule, ein städtisches Krankenhaus für 400 Kranke, ein Knappschaftslazarett, eine Kleinkinderbewahranstalt, ein städtisches und ein Kreiswaisenhaus, eine Altersversorgungsanstalt, ein Wasserhebewerk nebst Badeanstalt und Park, zählte 1820 erst 2000, 1845 über 4000, 1880 aber 22 823 E. B. ist der Mittelpunkt des oberschles. Berg- und Hüttenbezirks und geht, in rascher Entwickelung begriffen, einer großen Bedeutung entgegen. Die Stadt liegt in der Mitte der wertvollsten Zinkerzgruben; von besonderer Wichtigkeit ist indes auch der Bergbau- und Hüttenbetrieb auf Eisen, Blei, Silber und Steinkohlen; in geringer Entfernung befinden sich drei große Eisenhütten und im Umkreise von 7 km sieben große Steinkohlengruben mit einer jährlichen Förderung von fast 2500 Mill. kg Kohlen. Etwa 8 km südwestlich, im «Beuthener Schwarzwalde», liegen ebenfalls Eisenhüttenwerke, Zinkwerke und Kohlenzechen. In B. befinden sich noch eine Gasanstalt, zwei Dampf-

mahlmühlen, eine Dampfschneidemühle, eine Marmor- und Sandsteinwarenfabrik, eine Kunstschlosserwerkstatt mit Dampfbetrieb und eine Fabrik gebogener Holzmöbel. Der Sage nach soll um 1020 ein poln. König an der Stelle, an welcher jetzt B. liegt, ein Jagdschloß erbaut haben, um welches im Laufe der Zeit ein Ort entstand. Ursprünglich gehörte B. zu Polen, wurde 1179 von Kasimir II. von Polen an Herzog Miecislaw von Oppeln abgetreten, erhielt 1254 deutsches Recht, fiel 1289 als Lehen an die Krone Böhmen, dann gleich den übrigen schles. Herrschaften an Österreich und 1741 an Preußen. Der Bergbau auf Blei und Silber blühte um B. bereits seit dem 11. Jahrh., bis er Mitte des 14. Jahrh. wegen der Wasser erlag. Seit 1697 ist es Standesherrschaft der Grafen Henckel von Donnersmarck. Erst im Laufe des 18. und noch mehr im 19. Jahrh., wo außer Blei und Silber noch Zink, Kohle und Eisen Gegenstand des Betriebs wurden, kam B. wieder in Aufschwung und wurde 1818 Mittelpunkt des Kreises.

Der ehemalige Kreis Beuthen wurde bald nach der Besitznahme Schlesiens durch Preußen gebildet und umfaßte nach der Reorganisation von 1817 noch 13,47 Quadratmeilen (757,68 qkm) mit 25692 E., zählte indes 1860 bereits 134252 E. und wurde, nachdem die Bevölkerung 1873 auf 235800 E. angewachsen war, durch Gesetz vom 28. März 1873 in die vier Kreise B. (125,9 qkm mit [1880] 113694 E.), Kattowitz, Tarnowitz und Zabrze geteilt. In diesem neuen Kreise B. liegt auch noch die bedeutende Berg- und Hüttenstadt Königshütte mit (1880) 27432 E. Vgl. Solger, «Der Kreis B.» (Bresl. 1860); Triest, «Topogr. Handbuch von Oberschlesien» (Bresl. 1865); Gramer, «Chronik der Stadt B. in Oberschlesien» (Beuthen 1863); Franke, «Über die geogr. Lage und Entwickelung der Stadt B.» (Beuthen 1877).

Beuthen an der Oder oder **Niederbeuthen**, Stadt im Kreise Freystadt des Regierungsbezirks Liegnitz, an der Breslau-Küstrin-Stettiner Eisenbahn, am linken Ufer der Oder, Sitz eines Amtsgerichts, ist der Hauptort des mediatisierten Fürstentums Karolath-B., hat ein Schloß, eine großartige gußeiserne Röhrenwasserleitung, Wein- und Obstbau, Schiffahrt und Kohlenbergbau und zählt (1880) 3704 meist evang. E.

Beutler, Handwerker, welche aus sämisch- und weißgarem Leder Beutel, Handschuhe, Beinkleider, Degengehenke, Hosenträger und ähnliche Waren anfertigen.

Beuvray (Mont-), ein 810 m hoher Gipfel des Morvangebirgs im franz. Depart. Saône und Loire unweit der Grenze des Depart. Nièvre etwa 12 km westlich von Autun gelegen, zwischen den Flüssen Arroux und Aron, die zur Loire gehen. Auf diesem Berge, der eine prachtvolle Rundschau bietet, wird Anfang Mai eine nicht unwichtige Messe gehalten. Unfern davon steht das megalithische Druidendenkmal Ruchette-Pertuse. Im Mittelalter lag hier eine Priorei, ein besuchter Wallfahrtsort. Neuere Ausgrabungen haben die charakteristischen Reste einer gallischen Ortschaft aufgedeckt und ergeben, daß hier die Stadt der Äduer, das alte Bibracte (s. d.) lag, dies also nicht identisch war mit Augustodunum (s. d.), wie man lange Zeit irrtümlich annahm.

Bevagna, Stadt in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), Kreis Spoleto, am Clituno (Clitumnus), 35 km im Südosten von Perugia, zählt (1880) als Gemeinde 5003 E., die mit dem reichen Überfluß ihrer Bodenprodukte und den berühmten Hanf- und Leingeweben Handel treiben, sowie mit Braunkohlen und den trefflichen Landweinen, dem Pizzotello und dem Cornata. Auf den Weiden von B., dem alten Mevania, von welchem noch Ruinen (Amphitheater, Thermen, Mauern) vorhanden sind, wurden die für die Opfer bestimmten Stiere gezüchtet, welche der Sage nach vom Wasser des Clitumnus ihr weißes Haar erhielten.

Beveland (Nord-Beveland und Süd-Beveland), zwei Inseln in der Mündung der Schelde, zur niederländ. Provinz Zeeland (s. d.) gehörig.

Beveren, Dorf im Bezirk St.-Nicolas der belg. Provinz Ostflandern, an der Eisenbahn Gent-Antwerpen, mit (1879) 7935 E., blühendem Ackerbau und bedeutender Spitzenfabrikation; die schöne Martinskirche hat einen weithin sichtbaren Turm. B. war einst Sitz einer flandr. Herrschaft.

Beverley, Hauptstadt der Landschaft Ostriding der engl. Grafschaft York, 15 km nordnordwestlich von Hull, mit dem B. durch Eisenbahn verbunden ist, und am Kanal Beverley-Beck, welcher die Verbindung (1,5 km) der Stadt mit dem Hull, Nebenfluß des Humber, herstellt, zählt (1881) 11442 E., hat Fabrikation von Ackerbaugerätschaften und Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Kohlen. Das schönste Gebäude der Stadt ist die got. Kollegiatkirche St.-John, deren ältester Teil aus dem 13. Jahrh. stammt, mit dem herrlichen Percy-Schrein im Chor; auch die got. Marienkirche und die uralte lat. Schule sind bemerkenswert. Der Ursprung von B. verliert sich bis ins 8. Jahrh.; bis 1870 entsandte die Stadt zwei Mitglieder ins Parlament.

Beverloo, Ortschaft von 1100 E. in der belg. Provinz Limburg, 22 km nordöstlich von Hasselt, bei welcher sich seit dem J. 1835 das ständige, 2400 ha große Übungslager des belg. Heeres befindet. Von der Gesamtfläche entfallen 360 ha auf Gebäude, Wege und Anpflanzungen. Die Baracken bestehen aus einem Infanterielager für 12 Bataillone, einem Kavallerielager für 6 Schwadronen und einem Artillerielager für 8 Batterien. Außerdem sind Spitäler, Magazine und Bäckereien, sowie Pavillons für den König, den Kriegsminister und die Generalität vorhanden. Das Lager war ursprünglich nur zu taktischen Übungen im größern Truppenverbande und mit gemischten Waffen bestimmt und wird auch jetzt noch in diesem Sinne verwertet, außerdem aber zu Versuchsschießen mit Infanteriegewehren.

Bevern, Marktflecken im Kreise Holzminden des Herzogtums Braunschweig, an der Bever, 5 km nordöstlich von Holzminden, zählt 2100 E., wurde 1666 Residenz der apanagierten Nebenlinie Braunschweig-Bevern, welche 1735 zur Regierung des Herzogtums gelangte. Im ehemaligen Schlosse befindet sich jetzt eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, das «Wilhelmsstift».

Bevern (Aug. Wilh., Herzog von Braunschweig-Lüneburg-), preuß. General der Infanterie im Siebenjährigen Kriege, geb. 10. Okt. 1715 zu Braunschweig aus der apanagierten Nebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und machte 1734 den Feldzug am Rhein mit. Im ersten und zweiten Schlesischen Kriege focht er als Oberst und Kommandeur eines Infanterieregiments

mit großer Auszeichnung und ward bei Mollwitz verwundet. Bei Hohenfriedberg führte er als Generalmajor eine Brigade und wurde 1747 Gouverneur von Stettin. Im Siebenjährigen Kriege erwarb er sich neue Lorbeeren, trug zur Entscheidung der Schlacht bei Lowositz, 1. Okt. 1756, wesentlich bei, schlug 21. April 1757 den Grafen von Königseck bei Reichenberg und nahm an den Schlachten bei Prag und Kolin teil. Während darauf Friedrich d. Gr. gegen Soubise zog, befehligte er die gegen Daun in der Lausitz zurückgelassene Armee. Mit derselben mußte er sich nach dem Gefecht bei Moys 7. Sept. nach Schlesien zurückziehen, wo er, in der ungünstigen Stellung bei Breslau durch den bestimmten Befehl des Königs zur Schlacht festgehalten, 22. Nov. 1757 vollständig geschlagen und am folgenden Morgen bei einer Rekognoszierung von den österr. Vorposten gefangen wurde. Der König gab ihm, nachdem er im Mai 1758 aus der Gefangenschaft entlassen war, das Gouvernement von Stettin, wo er gegen die Schweden und Russen gute Dienste leistete. Nachdem er wieder in das Feld berufen worden, erhielt er nach einem siegreichen Gefecht bei Reichenbach 7. Aug. 1762 abermals das Oberkommando in Schlesien bis zum Frieden von Hubertusburg. B. starb 2. Aug. 1781 zu Stettin.

Beverungen, Städtchen in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Höxter, 12 km südlich von Höxter, links an der Weser, wo die Bever in diese einmündet, Sitz eines Amtsgerichts, Station der Bahnen Arnsberg-Holzminden und Soest-Nordhausen, zählt (1880) 1829 meist kath. E., welche meist Ackerbau und Viehzucht, ferner Schuhmacherei betreiben, und hat eine Cigarrenfabrik. B. wird als villa schon zu Karls d. Gr. Zeit erwähnt, gehörte später zum Bistum Paderborn und erhielt 1417 Stadtrecht. Die früher hier bedeutende Flußschiffahrt (Verschiffung von Getreide) ist jetzt sehr zurückgegangen.

Beverwijk, Marktflecken in der niederländ. Provinz Nordholland, 11 km nördlich von Harlem, an der Eisenbahn von Harlem nach Helder, war im Mittelalter ein blühender Handelsplatz, der schon 1298 Stadtrechte besaß. Nachdem B. im 16. Jahrh. dreimal verheert worden, verlor es allmählich an Bedeutung, namentlich auch infolge der Versandung des Hafens. Trotzdem ist es mit (1876) 3605 E. noch jetzt ein wohlhabender Ort, dessen lange, mit Bäumen geschmückte Hauptstraße einen freundlichen Eindruck macht. Neben der zierlichen reform. Kirche besitzt B. eine luth., mennonit. und kath. Kirche. 3 km südlich am Nordseekanal liegt Valsen, wo der heilige Bonifaz eine Zeit lang lebte und wirkte.

Bevölkerung nennt man die Summe der in einem Staate oder in einem andern bestimmten Gebiete zu einer gegebenen Zeit lebenden Menschen. Das Wort hat eine mehr numerische Bedeutung, im Gegensatz zu «Volk», das eine Gesamtheit von Menschen bedeutet, sofern sie durch Abstammung, Sprache oder gemeinsame staatliche Organisation innerlich verbunden ist. Die Größe der B. eines Landes und ihrer wichtigsten Unterabteilungen zu ermitteln, ist Sache der Volkszählungen (s. d.). Es können dabei verschiedene Abgrenzungen des Begriffs zu Grunde gelegt werden, wie die faktische, die rechtliche, die Wohnbevölkerung und auch noch Mischungen dieser Hauptarten. Die Differenzen dieser verschiedenen Komplexe erweisen sich übrigens in der Regel als verhältnismäßig weit größer in der B. einzelner Orte oder Landesteile, als in der eines größern Landes im ganzen. Gewöhnlich versteht man gegenwärtig unter B. kurzweg die faktische. Die durch die Zählung festgestellte Ziffer wird als die absolute B. eines Landes bezeichnet im Gegensatz zu der relativen oder spezifischen B., unter welcher das Verhältnis jener Zahl zu der Größe des betreffenden Gebiets zu verstehen ist. Dieses Verhältnis, das auch die Dichtigkeit der B. genannt wird, gibt also an, wie viele Menschen durchschnittlich auf der Flächeneinheit, z. B. auf 1 qkm, des Gebiets vorhanden sind. Es zeigt sich in dieser Beziehung in den verschiedenen Staaten nach Alter, Kultur- und Wohlstandsentwickelung eine große Verschiedenheit, wie sich aus der folgenden Uebersicht ergibt, in der unter A. die absoluten Volksziffern in Millionen und unter B. die Einwohnerzahl auf 1 qkm nach Zählungen oder Berechnungen aus der neuesten Zeit für die wichtigsten Länder zusammengestellt sind:

	A.	B.
Belgien (1879)	5,54	188
Niederlande (1880)	4,06	123
Großbritannien u. Irland (1881)	35,25	112
Italien (1879)	28,44	96
Deutsches Reich (1880)	45,23	84
Frankreich (1881)	37,32	71
Schweiz (1880)	2,85	69
Österreich-Ungarn (1880)	37,88	61
Dänemark (1880)	1,97	51
Portugal (1878)	4,36	48
Rumänien (1878)	5,38	41
Serbien (1879)	1,68	34
Spanien (1878)	16,34	33
Griechenland (1879)	1,68	33
Europ. Türkei und Bulgarien	9,00	26
Europ. Rußland und Finland	74,50	14
Schweden (1879)	4,58	10
Norwegen (1875)	1,81	6
Europa	315,44	32
Vereinigte Staaten (1880)	50,44	5
Amerika	99,00	3
Australien	4,00	0,4
Asien	835,00	19
Afrika	206,00	7
Die Erde	1460,00	11

Die Zahlen für Asien sind höchst unsicher, und die für Afrika beruhen vollends nur auf ganz vagen Schätzungen.

Für die größern Staaten des Deutschen Reichs sind die nachfolgenden Ziffern nach der Zählung vom 1. Dez. 1880 folgende:

	A.	B.
Preußen	27,28	78
Bayern	5,27	69
Sachsen	2,97	198
Württemberg	1,97	101
Elsaß-Lothringen	1,57	108
Baden	1,57	104
Hessen	0,94	122

Übrigens ist die Vergleichbarkeit der Dichtigkeitsziffern doch nur eine beschränkte. Wenn die allgemeinen Verhältnisse gar zu große Verschiedenheiten aufweisen, so hat die Vergleichung jener Ziffern keinen Sinn. Staaten z. B., die mehr den Charakter von Stadtgebieten haben, werden mit einer ganz enormen Dichtigkeitsziffer auftreten, wie dieselbe denn für Bremen etwa 600 und für Ham-

über 1000 beträgt. Dasselbe gilt von manchen kleinern Inseln mit überwiegend städtischer B. Umgekehrt berechnet sich die relative B. für Staaten wie die skandinavischen und Rußland außergewöhnlich niedrig, weil in diesen Ländern weite Gebiete wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit fast gänzlich unbewohnbar sind.

Die sich zuerst darbietende und wichtigste Einteilung der B. eines Landes ist die nach dem Geschlecht. Im großen und ganzen findet man überall ein annäherndes Gleichgewicht der beiden Geschlechter; jedoch zeigt sich in vielen Ländern ein ziemlich konstanter, wenn auch an sich mäßiger relativer Überschuß der weiblichen, in andern dagegen ein ähnliches Übergewicht der männlichen Individuen. So betrug in der neuern Zeit die Zahl der Frauen auf je 1000 Männer in Norwegen 1060, in Großbritannien und Irland 1058, in Schweden 1054, in der Schweiz 1046, in Deutschland 1036, in Österreich-Ungarn 1035, in Rußland 1022, in den Niederlanden 1018, in Frankreich 1008. Ein Übergewicht der Männer dagegen zeigt sich in Europa nur in Italien (auf 1000 Männer 989 Frauen), in Belgien (985) sowie in Serbien, Rumänien und Griechenland. In den außereurop. Ländern aber bildet es fast die Regel, und zwar nicht nur in den noch dünn bevölkerten neuen (in den Vereinigten Staaten z. B. kamen 1870 auf 1000 Männer 978 Frauen), sondern auch in Ländern alter Kultur, wie Britisch-Indien und Japan (mit resp. 944 und 971 Frauen auf 1000 Männer).

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Gliederung der B. beiderlei Geschlechts nach dem Alter. Zu statistischen Zwecken, namentlich zur Berechnung von Sterbetafeln, ist es wünschenswert, daß bei den Volkszählungen das Alter aller Lebenden nach einzelnen Jahren erhoben werde. Aus solchen Daten läßt sich dann auch das Durchschnittsalter der gleichzeitig Lebenden mit genügender Genauigkeit bestimmen, eine Mittelzahl, die mit den unten zu erwähnenden verwandten Ziffern nicht zu verwechseln ist. Sie wird natürlich um so kleiner sein, je mehr die jugendlichen Altersklassen überwiegen, d. h. im allgemeinen je größer die Fruchtbarkeit der B. ist. Sie beträgt z. B. für Frankreich 31 Jahre, für Großbritannien aber nur 26½ J. und für die Vereinigten Staaten nur wenig über 23 J. Wichtiger ist die Gruppierung der B. nach den produktiven und den nicht produktiven Lebensperioden. Die erstere kann man mit Engel in den Altersabschnitt von 15 bis 65 J. setzen, während sowohl die Kinder unter 15 wie die Greise über 65 J. gewissermaßen eine Belastung der wirtschaftlich produktiven B. bilden. So sind nach Engel die Prozentsätze der gesamten B., die auf die Jugend (J.), die Produktiv- (P.) und die Altersperiode (A.) in den erwähnten Grenzen kommen, z. B. in

	J.	P.	A.
Deutschland	34,68	60,96	4,36
Österreich	33,85	62,70	3,45
Ungarn	37,22	60,24	2,54
Frankreich	27,06	66,18	6,77
England	36,14	59,52	4,35
Italien	32,47	62,60	4,93
Vereinigte Staaten	39,20	57,79	2,99

Sehr bedeutsam ist auch die Verteilung der B. nach dem Familienstande. So kamen im Deutschen Reiche 1875 auf 10000 männliche Personen über 15 J. 5247 Verheiratete und 525 Witwer, während die entsprechenden Verhältniszahlen für die weibliche B. über 15 J. 4974 und 1202 betrugen. In Frankreich berechnen sich dieselben für das männliche Geschlecht auf resp. 5637 und 778, für das weibliche auf 5496 und 1471, in England und Wales für die Männer auf 5587 und 573, für die Frauen auf 5223 und 1163.

Besondere Beachtung verdient ferner das Verhältnis der städtischen zu der ländlichen B. Im J. 1875 z. B. kamen in Deutschland auf die Orte von weniger als 2000 E. 61,0 Proz., auf die Städte von 2000 bis 100000 E. 32,7 Proz., auf die Städte mit mehr als 100000 E. 6,3 Proz. In allen Ländern zeigt sich ein starker Zudrang der B. zu den großen Städten. Berlin z. B. nahm von 1867 bis 1875 um 40 Proz. an B. zu, Hamburg um 20 Proz., Breslau um 41 Proz., München um 15 Proz., Dresden um 29 Proz., Leipzig um 42 Proz., Stuttgart um 43 Proz., Hannover um 45 Proz. Von 1875 bis 1880 wuchs Berlin dann weiter um 16 Proz., sodaß es nach der letzten Zählung bereits 1122385 E. aufwies.

Außer Berlin haben mit Sicherheit nur folgende Städte eine B. von über 1 Million: London (1881: 3832441), Paris (1881: 2225910), Wien (1880 mit Vororten: 1103857), Neuyork (1880 ohne Vorstädte: 1209561), Kanton (circa 1500000). Für einige andere chines. Städte wird schätzungsweise etwa 1000000 E. angenommen.

Die Verteilung der B. nach Beruf und Beschäftigung läßt sich ebenfalls im Anschluß an die Volkszählung ermitteln, jedoch sind die bisher in den verschiedenen Staaten vorgenommenen Erhebungen dieser Art wegen der Verschiedenheit der Einteilungsprinzipien nicht wohl vergleichbar. Im Deutschen Reiche belief sich am 1. Dez. 1875 die gewerblich thätige B. beiderlei Geschlechts auf 6470630 oder 15,14 Proz. der Gesamtzahl; darunter befanden sich 2945084 Geschäftsleiter, 3071107 Gehilfen und Arbeiter und 454439 Lehrlinge.

Neben dem Stande der B. in ihrer mannigfaltigen Gliederung, wie er periodisch durch Zählung festgestellt werden kann, ist aber auch die unausgesetzt sich vollziehende Veränderung, die sog. Bewegung der B. durch eine fortlaufende Listenführung möglichst genau zu verfolgen. Die innerliche Veränderung der B. entsteht durch Geburt und Tod, daneben wirkt die Ein- und die Auswanderung (s. d.) ein, jedoch werden diese letztern Faktoren nur ausnahmsweise mit den erstern nach ihrer Bedeutung vergleichbar. Die Zahl der Eheschließungen steht mit der Volksvermehrung in engem Zusammenhange, und ist auch außerdem, namentlich mit ihren Zerlegungen, von vielfachem Interesse. Die numerischen Verhältnisse der die Bewegung der B. charakterisierenden Zahlen zeigen meistens eine gewisse Konstanz, die um so größer erscheint, je größer die zu Grunde liegenden Ziffern sind. Die Ursache dieser sogenannten Gesetzmäßigkeit liegt darin, daß die Ursachen, die in einer großen Masse von Menschen für gewisse Erscheinungen irgendein numerisches Gesamtverhältnis hervorgerufen haben, eben wegen der großen Menge der Einzelfälle, in denen sie wirken, sich in der Regel nicht rasch durchgreifend ändern, sondern nur allmählichen Modifikationen unterworfen sind.

Zur Charakteristik der Fruchtbarkeit einer B. gibt man gewöhnlich die Zahl der Geburten an, die in

einem Jahre durchschnittlich auf 1000 Lebende kommen. Eine streng wissenschaftliche Bedeutung ist dieser «Geburtenziffer» jedoch nicht beizulegen, da sie keineswegs eine für verschiedene Länder genau vergleichbare Größe darstellt. Sie betrug (mit Ausschluß der Totgeburten) im Mittel aus den 13 Jahren 1865—77 in Preußen 38,6, in Bayern 39,3, in Sachsen 41,8, in Württemberg 43,5, in Österreich (Cisl.) 38,7, in Ungarn 41,7, in England und Wales 35,5, in Italien 37,1, in Frankreich 25,8. Von Jahr zu Jahr zeigt sie in den einzelnen Ländern nur verhältnismäßig geringe Schwankungen. Durchweg ergibt sich bei den Geburten, sobald die Zahlen groß genug sind, ein Überschuß von Knaben, und zwar weist das Geschlechtsverhältnis der Geborenen in den verschiedenen Ländern von Jahr zu Jahr eine Stabilität auf, die als die theoretisch größtmögliche angesehen werden darf und kaum von irgend einem andern statistischen Verhältnis noch erreicht wird. Für Preußen ist die typische Zahl der auf 1000 Mädchen kommenden Knabengeburten (mit Einschluß der Totgeburten) 1063, in England und Wales beträgt sie (ohne Totgeburten) 1042, in Frankreich (ebenfalls ohne Totgeburten) 1051. Bei den Totgeburten ist das Übergewicht der Knaben noch weit bedeutender; das spezielle Verhältnis hat aber denselben Grad von Konstanz wie das allgemeine: auf 1000 Mädchen kommen z. B. in Preußen 1296 Knaben, in Bayern 1367, in Frankreich (wo die Veränderlichkeit größer ist) 1448. Bei den unehelichen Geburten dagegen ist der Knabenüberschuß konstant geringer als bei den ehelichen; die Verhältniszahl beträgt z. B. in Preußen (inkl. Totgeburten) 1048, in Bayern 1040, in Frankreich (exkl. Totgeburten) 1036.

Zur allgemeinen Kennzeichnung der **Sterblichkeitsverhältnisse** einer B. pflegt man sich noch vielfach des Verhältnisses der Zahl der Gestorbenen eines Jahres zu der Volkszahl zu bedienen, obwohl diese sog. Sterblichkeitsziffer, namentlich wegen der verschiedenen Einwirkung der Kindersterblichkeit, von noch zweifelhafterm Werte ist als die Geburtsziffer. So kamen auf 1000 E. in den J. 1865—77 durchschnittlich (exkl. Totgeburten) in Preußen 27,4, in Bayern 31,0, in Sachsen 28,8, in Württemberg 32,8, in Österreich (Cisl.) 31,5, in Ungarn 38,4, in England und Wales 22,2, in Italien 29,9, in Frankreich 24,0 Sterbefälle. Detaillirte Erhebungen über das Alter der Gestorbenen sind sehr zu wünschen, wenn die betreffenden Zahlen auch unmittelbar keine genügend brauchbaren Aufschlüsse geben, sondern erst zur Konstruktion von Sterblichkeitstabellen zu verwerten sind. Aus den letztern läßt sich z. B. erst die mittlere und die wahrscheinliche Lebensdauer der B. bestimmen, während die Jahreslisten unmittelbar nur das Durchschnittsalter der Gestorbenen ergeben (S. **Mortalität**.) Daß die Sterbefälle sich nicht ganz gleichmäßig auf die einzelnen Monate des Jahres verteilen, ist aus naheliegenden Erwägungen zu schließen und wird durch die Statistik bestätigt. Bei den Geburten treten solche Ungleichmäßigkeiten in geringerm Grade hervor.

Die jährliche Zahl der Eheschließungen bezieht man ebenfalls, um einigermaßen vergleichbare Relativzahlen zu erhalten, auf die gleichzeitige Ziffer der B. Die so sich ergebenden Verhältniszahlen zeigen jedoch größere Schwankungen als die Geburten- und Sterbeziffern, da die Gunst oder Ungunst der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse auf die Entschließungen der Heiratslustigen begreiflicherweise einen tiefgehenden Einfluß ausüben. So kamen in Deutschland 1872 auf 10000 Seelen 103, 1877 aber nur 80 Heiraten und in Frankreich betrug diese Verhältniszahl in dem erstern Jahre 98, in dem letztern 75. Sehr ungleichmäßig ist aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen, in kath. Ländern namentlich wegen kirchlicher Vorschriften, die Verteilung der Trauungen auf die einzelnen Monate des Jahres. Größere Gleichförmigkeit zeigt sich in den relativen Zahlen der Eheschließungen der verschiedenen Altersklassen, und vollends eine sehr große hinsichtlich der Kombinationen der verschiedenen Civilstandsklassen. So kommen z. B. in England und Wales mit geringen Schwankungen auf 1000 Eheschließungen 817 zwischen Junggesellen und Jungfrauen, 44 zwischen Junggesellen und Witwen, 86 zwischen Witwern und Jungfrauen und 53 zwischen Witwern und Witwen.

Aus den jährlichen Geburten und Sterbefällen, nebst den Einwanderungen und Auswanderungen, setzt sich nun die Gesamtänderung der B. zusammen, die in allen Ländern mit normalen Zuständen eine positive Größe, also eine Zunahme darstellt. Diese Zunahme betrug z. B. durchschnittlich jährlich in Preußen von 1830—61: 1,18 Proz., von 1861—77: 0,90 Proz.; in Bayern von 1818—61: 0,55 Proz., von 1861—76: 0,51 Proz.; in Sachsen von 1820—61: 1,41 Proz., von 1861—77: 1,56 Proz.; in Österreich (Cisl.) von 1830—60: 0,61 Proz., von 1860—77: 0,85 Proz.; in Ungarn von 1860—75: 0,54 Proz.; in Großbritannien und Irland von 1801—61: 0,97 Proz., von 1861—77: 0,82 Proz.; in Frankreich von 1800—60: 0,48 Proz., von 1860—76: 0,07 Proz. Das Deutsche Reich nahm von 1871—76 durchschnittlich um jährlich 417142, von 1875—80 aber um jährlich 493360 Seelen zu, oder um resp. je 1,12 und 1,00 Proz. der jeweiligen mittlern B. In den Vereinigten Staaten betrug die Gesamtzunahme der B. (mit Einschluß der Einwanderung) von 1790—1800 36 Proz. und von 1870—80, nachdem das vorhergegangene Jahrzehnt ein weniger günstiges Ergebnis gehabt, wieder 30 Proz. Eine erhebliche Abnahme der B. zeigt uns Irland, das 1841 noch 8199853, 1851 aber nur 6514473 und 1881 nur 5159839 E. zählte.

Die Bestrebungen der Regierungen, auf die Bevölkerungsverhältnisse einzuwirken, fassen sich als **Bevölkerungspolitik** zusammen. Seit Colbert war bis gegen Ende des 18. Jahrh. die Tendenz der praktischen Staatsmänner darauf gerichtet, durch Beförderung der Heiraten und der Kindererzeugung — sogar durch Aussetzung von Prämien — eine möglichst große Volksvermehrung herbeizuführen, in der auch die Theoretiker, wie Süßmilch, von Justi und von Sonnenfels, das Hauptmerkmal der Staatswohlfahrt erblickten. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. aber trat ein Umschwung der Anschauungen ein, der theoretisch namentlich durch das Werk von Malthus (s. d. und **Bevölkerungstheorie**), praktisch aber durch die gedrückte Lage der Masse der Arbeiter in der Periode des Übergangs zu der modernen Maschinenindustrie verursacht wurde. Man hielt es jetzt vielfach für nötig, die Auswanderung zu begünstigen, und in einigen deutschen Staaten namentlich wurden die Eheschließungen der Unbemittelten durch die Gesetzgebung wesentlich erschwert. Das Norddeutsche

Bundesgesetz vom 4. Mai 1868 beseitigte jedoch diese Beschränkungen vollständig. Dasselbe wurde auch in Württemberg und Baden eingeführt, nicht aber in Bayern, wo zwar auch die frühern Bestimmungen über den obrigkeitlichen Ehekonsens aufgehoben wurden, aber durch das Gesetz vom 16. April 1868 den Gemeinden in bestimmten Fällen ein Einspruchsrecht gegen eine beabsichtigte Eheschließung vorbehalten ist. Als Gebiet zur praktischen Bethätigung der Bevölkerungspolitik können gegenwärtig wohl nur noch die Angelegenheiten der **Auswanderung** (s. d.) in Frage kommen, da die öffentliche Gesundheitspflege selbständig zu betrachten ist.

Litteratur. Quetelet, «Sur l'homme ou essai de physique sociale» (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Riecke, Stuttg. 1838; neu bearbeitet unter dem Titel: «Physique sociale», 2 Bde., Brüss. und Par. 1869); Bernoulli, «Handbuch der Populationistik» (Ulm 1841, Nachtrag 1843); Guillard, «Éléments de statistique humaine ou démographie comparée» (Par. 1855); Wappäus, «Allgemeine Bevölkerungsstatistik» (2 Bde., Lpz. 1859—61); Gerstner, «Bevölkerungslehre» (Würzb. 1864); Knapp, «Theorie des Bevölkerungswechsels» (Braunschw. 1873); Lexis, «Einleitung in die Theorie der Bevölkerungsstatistik» (Straßb. 1875); Behm und Wagner, «Die Bevölkerung der Erde» (Ergänzungshefte zu Petermanns «Mittheilungen», I—VI, Gotha 1872—80); «Movimento dello stato civile, anni 1862—77. Introduzione» (Rom 1878).

Bevölkerungstheorie. Man hat vielfach versucht, die Veränderungen der Bevölkerung auf einfache allgemeine Formeln zurückzuführen, die den Charakter von Naturgesetzen haben sollen. Die am nächsten liegende Formel dieser Art ist offenbar die Annahme der geometrischen Progression der Bevölkerung mit längern oder kürzern Verdoppelungsperioden. Wenn in irgend einem noch überflüssigen Boden besitzenden Lande aus 1 Mill. Einwohnern z. B. nach 25 Jahren 2 Mill. geworden sind, so ist die Vermutung begründet, daß, wenn keine besondern Hemmungsursachen auftreten, nach abermals 25 Jahren für jede Million wiederum 2, im Ganzen also 4 Mill. Seelen vorhanden sein werden; nach 75 Jahren vom Anfangspunkt aus wären 8, nach 100 Jahren 16 Mill. zu erwarten u. s. w., und das so resultierende Gesetz der Vermehrung wäre auch für die Zwischenzeiten (in der Form einer Potenz mit der Zeit als Exponenten) als geltend anzunehmen. Wenn daher Malthus (s. d.) den Satz aufstellte, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich diesem Gesetze gemäß immer weiter zu vermehren, so läßt sich derselbe als Prinzip kaum bestreiten, wenn man auch über die Größe der Verdoppelungsperiode diskutieren mag. Daß aber die Vermehrung in geometrischer Progression wirklich stattfinde, ist Malthus weit entfernt zu behaupten; eine solche Erscheinung wird höchstens in neu kolonisierten Ländern zeitweise zu beobachten sein, solange den Bewohnern noch völlig freie Expansion möglich ist. Malthus sieht den der Völkervermehrung entgegenwirkenden Faktor in der Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel, die, wie er annimmt, sich nur in arithmetrischer Progression, also wie 1, 2, 3, 4 u. s. w. vermehren lassen, während die Bevölkerung die Tendenz hat, wie 1, 2, 4, 8 u. s. w. zu steigen. Das natürliche Wachstum der Bevölkerung wird daher nach Malthus notwendig durch natürliche Repressivmittel, Hunger, Not, Elend, die namentlich auf die Kindersterblichkeit einwirken, zurückgehalten, wenn sich die Menschen nicht freiwillig zur Anwendung von Präventivmitteln, namentlich Vorsicht in der Eheschließung und zur Enthaltsamkeit entschließen. Gegen diese Malthussche B. ist zunächst einzuwenden, daß das für die Vermehrung der Nahrungsmittel aufgestellte Schema ein ganz willkürliches ist, das übrigens auch Malthus eigentlich nur beispielsweise angenommen hat. Ferner kann aber überhaupt auf viele Jahrhunderte hinaus nicht von einem objektiven Mangel an Nahrungsmitteln die Rede sein, solange ungeheure Strecken der Erde noch gar nicht oder nur sehr ungenügend ausgenutzt sind und auch in den alten Ländern das mögliche Maximum der Intensität des Ackerbaues, das wir noch gar nicht kennen, nicht erreicht ist. Richtig dagegen ist ohne Zweifel, daß in den dichtbevölkerten Kulturländern die äußerste, d. h. die ärmste Schicht der Bevölkerung fortwährend durch Not und Elend reduziert wird, wie die Ziffern über die Kindersterblichkeit in dieser Schicht im Vergleich mit den bemittelten Klassen deutlich beweisen; daß ferner auch in den besser gestellten Klassen durch die vermehrte Konkurrenz viele leicht in Arbeitslosigkeit verfallen und dadurch auf jene unterste Stufe herabgedrückt werden. Dieses Übel ist aber wesentlich ein **soziales**. Tausende sterben jährlich an Entbehrungen und Hungerkrankheiten, nicht weil die Nahrungsmittel, die sie bedürfen, nicht vorhanden wären, sondern weil sie nicht die Mittel haben, sie sich zu verschaffen; und wenn die unbemittelten Klassen jede momentane Besserung ihrer Lage nur benutzen, um leichtsinnige Heiraten zu schließen und sich proletarisch zu vermehren, so ist nicht abzusehen, wie jenes Übel auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung gehoben werden könnte. Aber auch wenn man sich irgendeine sozialistische oder kommunistische Idealorganisation verwirklicht denken wollte, so würde auch diese eine uneingeschränkte Vermehrung der Bevölkerung, wie sie der natürlichen Tendenz entspricht, auf unbegrenzte Dauer nicht ertragen können, es müßte schließlich doch wieder die menschliche Vernunft dem zügellosen Naturtriebe entgegentreten. Daß diese Zügelung ohne Mitwirkung des menschlichen Willens von selbst durch ein automatisch wirkendes organisches Naturgesetz erfolge, wie Doubleday, Sadler, Spencer, Carey, Proudhon u. a. meinen, ist eine ganz willkürliche, meistens auf theologisierenden Mystizismus oder bodenlosen Optimismus gestützte Behauptung. Doubleday behauptet, die Fruchtbarkeit der Menschen nehme um so mehr ab, je besser sie sich nähren, und er beruft sich dafür auf die Beobachtungen am gemästeten Vieh. Sadler hat ähnliche Ansichten, und die andern genannten meinen, die Entwickelung des Nervensystems und die geistige Thätigkeit ständen im umgekehrten Verhältnis zur Fortpflanzungsfähigkeit; je mehr der Mensch sich geistig entwickele, um so weniger werde er sich vermehren. Daß der Mensch sich nicht in so starkem Verhältnis vermehren kann wie die niedern Tiere, wird niemand in Abrede stellen, aber seine wirkliche Vermehrbarkeit kann recht wohl mit Rücksicht auf die gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Existenzbedingungen der einzelnen zu einer thatsächlichen **Übervölkerung** führen, die dann auf empfindliche und schmerzliche Weise ihr Heilmittel aus sich selbst erzeugt. Daß in dieser Thatsache ein Widerspruch mit den sonst herrschenden Naturgesetzen

liege, wird angesichts der heute zur Anerkennung gelangten Lehre vom Kampfe ums Dasein in der Natur wohl niemand mehr behaupten wollen. Wenn die fortschreitende geistige Entwickelung der Menschheit Abhilfe bringen soll, so wird dies sicherlich nicht auf automatisch-organischem, sondern auf dem Wege der bewußten Selbstbeherrschung geschehen. Auf absehbare Zeit aber is. Übervölkerung nur eine von der Volkszahl un[d] [V]olksdichtigkeit unabhängige, also nur relative Erscheinung, die mit wirtschaftlichen und sozialen Mißverhältnissen zusammenhängt und durch Herstellung eines bessern Gleichgewichts von Produktion und Konsumtion, unter Umständen auch durch Auswanderung beseitigt werden kann. Vgl. Malthus, «An essay on the principle of population» (Lond. 1798; 7. Aufl. 1872, deutsch, Altona 1807); Doubleday, «The true law of population» (Lond. 1840); Sadler, «The law of population» (2 Bde., Lond. 1830); Spencer, «Theory of population» (Lond. 1852); Garnier, «Du principe de population» (Par. 1857); Kautsky, «Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft» (Wien 1880).

Bewaffnen, s. Armieren.

Bewaffnung, s. Waffen.

Bewässerung oder Irrigation ist das Mittel, dem Boden und durch ihn der Vegetation die ihm mangelnde Feuchtigkeit, eine der Bedingungen frischen und ergiebigen Pflanzenwachstums, zu verschaffen; sie ist dasselbe im großen Maßstabe, was das Begießen bei der Gärtnerei im kleinen ist, und muß, gleich diesem, zu passender Jahreszeit mit Wasser von entsprechender Beschaffenheit und auf einem Boden, welcher schon im voraus dafür empfänglich gemacht worden ist, vorgenommen werden. Da in warmen Klimaten oder auf sonst sterilen Flächen häufig die Zufuhr von Wasser die einzige Bedingung der Fruchtbarkeit eines Bodens ist, so ist die B. schon seit den ältesten Zeiten zu einer der bedeutendsten Meliorationen in der Landwirtschaft und demgemäß auch in systematischer Weise zu einer Kunst ausgebildet worden, welche die eine Hälfte der Aufgabe der landwirtschaftlichen Kulturtechnik bildet. Schon die Bibel erwähnt an mehrern Stellen die Leitung von Wasser über die Saaten; das Land zwischen Euphrat und Tigris, Mesopotamien, galt im grauen Altertum seiner zu Befruchtungszwecken durchgeführten Kanalisation halber für ein Vorbild landwirtschaftlichen Fortschritts; die Länder der ältesten Kultur, China, Indien und Ägypten, haben von jeher und bis heute die B. in jeglicher Weise zur Belebung ihrer Saaten benutzt. Das letztere Land begnügt sich keineswegs mit den periodischen Überschwemmungen des Nilstroms, sondern leitet dessen Gewässer vermittelst eines in der Neuzeit durch großartige Dampfwasserhebewerke unterstützten, weitverzweigten Kanalsystems durch sein ganzes Ertragsgebiet bis zum Rande der Wüste.

In Europa waren die Etrusker die ältesten Bewässerungskünstler. Von den riesigen Werken, welche sie ausschließlich zum Zwecke der Wasserzufuhr für die Felder errichteten, geben noch gegenwärtig die kolossalen Reste der philistinischen Kanäle zwischen Adige und Po Zeugnis. Sie übertrugen ihre Kunst auf die Römer. Am höchsten entfaltete sich die Organisation der B. in der Lombardei. Seit den Römerzeiten unablässig entwickelt und ausgebaut, erstreckt sich deren Kanalnetz für landwirtschaftliche Bewässerungszwecke gegenwärtig über 430000 ha. Die Hauptkanäle wurden zum Teil schon im frühesten Mittelalter von den Städten Mailand, Brescia, Cremona unter der Herrschaft der Visconti, Sforza, Pallavicini, Maggi, im Mantuanischen durch die Gonzaga angelegt, unter Benutzung der vorhandenen Wasserbauten der Alten. Das Wasser liefern ihnen teils die Flüsse Adda, Tessin, Brembo, Serio, Oglio, Mella, Clisio und Mincio, teils in geringerm Maßstabe die Fontanili, gefaßte Quellen, von welchen insbesondere diejenigen geschätzt werden, welche auch in der rauhen Jahreszeit ein warmes Wasser von durchschnittlich 10° R. ergießen, zur Anlage und B. der herrlichen Winterwiesen, Marcite, die sich außer der Lombardei nur noch in Spanien vorfinden. Die Abflüsse der B. münden sämtlich in den Po, der durch sie große Mengen an Schlamm und Befruchtungsstoffen zugeführt erhält. Die Länge aller lombard. Bewässerungskanäle beträgt über 7000 km. Die Wasserzufuhr, zu 1 l per Sekunde und Hektar, beläuft sich auf 428 cbm in der Sekunde. Der größte Bewässerungskanal der Lombardei ist der Naviglio grande, welcher, aus der Adda gespeist, die Wiesen, Hanf-, Lein- und Getreidefelder, auch einige Reispflanzungen im östl. Teile des Mailändischen und in der Provinz Lodi, im ganzen ein Gebiet von 98000 ha bewässert; er ist 50 km lang und zugleich schiffbar. Noch größer ist als Kanal die 57 km lange Muzza, welche jedoch bloß auf zwei Dritteilen ihres Laufs zur B. eines Gebietes von 16400 ha benutzt wird, welches die Gera d'Adda und Crema einschließt. An den großen Naviglio schließt sich der Kanal von Bereguardo, an die Muzza mehrere von Brembo, Serio und Oglio gespeiste Kanäle im Bergamaskischen; ihnen reihen sich an die von Pavia, Cremona, Gavardo, Martesana (mit dem Naviglio interno, der die Spülwasser der Stadt Mailand aufnimmt), Fusa; die Wasserleitungen Vailata, Ritorto, Pallavicino, Lonata, Calcinata, Aquanegra, Marchionale, Pozzola u. a.

Minder ausgebildet als in der Lombardei ist das Bewässerungswesen im Piemontesischen, doch hat dasselbe seit Erbauung des großen Cavourkanals, der den Po mit dem Ticino verbindet, einen größern Aufschwung genommen. Letzteres große Werk, 1862 begonnen, 1869 vollendet, ist 82 km lang und hat samt dem Zweigkanal Lomellina 53 Mill. Lire gekostet. Der Cavourkanal dient zugleich für die ältern piemont. Bewässerungskanäle von Rotto, Ivrea, Calusa, Cigliano, Sesia u. s. w. als Füllwasser und das gesamte System bewässert eine Fläche von etwa 250000 ha. (Vgl. Hamm, «Die Meliorationen in Italien», Wien 1875.)

Aus der Lombardei gelangte durch heimgekehrte Söldner im 18. Jahrh. die Kunst der B. nach Deutschland, zunächst an den Niederrhein, wo sie sich besonders im Siegener Lande festsetzte und ausbildete. England, dessen Klima sie nicht bedarf, hat wenig an Bewässerungsanlagen aufzuweisen, desto mehr Frankreich, das in seinem Süden noch mehr darauf angewiesen ist als die Lombardei; die bedeutendsten Bewässerungseinrichtungen finden sich hier in den Thälern der Loire und Garonne, ferner in den Depart. Savoie und Haute-Savoie, Bouches du Rhône, Herault, Gard u. s. w. In Spanien haben schon die Mauren die B. eingeführt; ihr verdankt die Huerta di Valencia einzig ihre üppige Fruchtbarkeit. Aber auch die Urvölker der Neuen Welt wußten sie zu gebrauchen, wie die Überbleibsel

der von den Azteken in Mexiko ausgeführten großartigen Bewässerungsanlagen noch heute beweisen.

Die gegenwärtig in Anwendung befindlichen Bewässerungssysteme lassen sich in drei Gruppen bringen, je nachdem sie gewöhnliches Wasser verwenden oder zugleich eine Erdbewegung oder eine Düngung bezwecken. Zwar ist stets der wichtige Nebenzweck jeder B. eine direkte oder indirekte Befruchtung; allein es kommt darauf an, welche Stoffe dem Wässerungswasser aufgeladen werden. Die reine B. umfaßt die folgenden Systeme: 1) Einsickerung oder Infiltration. Sie besteht darin, daß das in Gräben oder natürlichen Läufen zugeführte Wasser auf den Boden nur durch Eindringen von der Böschungsseite her wirkt, deshalb sich nicht über den Rand der Zuleitungen zu erheben braucht. Eine solche B. ergibt auf leichtem, durchlassendem Terrain, insbesondere auf Moorland, ausgezeichnete Resultate; sie wird angewendet bei der Dammkultur der Moore und vorzugsweise in Lagen mit schwammigem Erdreich, deren Pflanzenwachstum viele Feuchtigkeit erheischt, also bei den Plantagenwirtschaften der warmen Zone. Eine hohe Temperatur unterstützt wesentlich die Wirkung der Infiltration. 2) Stauung (Submersion) oder Überstauung. Es wird dabei ein Boden seiner ganzen Ausdehnung nach mit Wasser überflutet, welches so lange darauf stehen bleibt, bis er sich genügend vollgesogen hat. Die Zuleitung erfolgt gewöhnlich mittels Schwellung eines Wasserlaufs durch Wehren oder Schleusen; das Wässerungsgrundstück muß in den meisten Fällen eingedämmt werden. Die Stauung erfolgt nur im ersten Frühjahr oder im Spätherbst. 3) Rieselung (Irrigation proprement dite). Bei diesem System wird der zu bewässernde Boden von laufendem Wasser unaufhörlich überrieselt, weshalb er ein Gefälle haben muß. Je nachdem dieses natürlich ist oder künstlich hergestellt werden muß, spricht man von natürlicher B. oder von Kunstbau. Läuft das Berieselungswasser bloß nach einer Seite hin, also auf einseitig schiefer Fläche hinab, so nennt man diese Bewässerungsart Hangbau; werden auf künstliche Weise zwei geneigte Flächen dachförmig aneinandergelehnt, sodaß das Wasser von ihrer First aus beide überrieselt, so ist dies ein Dach- oder Rückenbau. Eine Vermittelung zwischen Stauung und Rieselung bildet die Bewässerungsmethode von Petersen in Wittkiel (Holstein) in Verbindung mit der Drainierung (s. d.); die drainierten Flächen werden mittels besonderer Stauapparate unter Wasser gesetzt, wobei eine energische Cirkulation mit gesicherter Abfuhr des verbrauchten erzielt wird. 4) Röhrenbewässerung. Die Zufuhr des Wassers geschieht in Röhren, die Verteilung mittels mechan. Vorrichtungen. Man hat dazu etwa Spritzwagen von besonderer Konstruktion (Schweiz) oder läßt sogar das Wasser aus durchlöcherten Rinnen von oben herab gleich einem Regen auf die Felder strömen (England). Mit diesem seltener angewendeten System der B. läßt sich auch zugleich eine der flüssigen Düngung verbinden.

B. mit Erdbewegung. In vielen Gegenden findet diese in natürlicher Weise statt, z. B. in Ägypten durch die Überschwemmungen des Nils, welche stets eine, wenn auch äußerst geringe Schlammschicht zurücklassen und auf diese Weise das Bodenniveau allmählich erhöhen. Diesen Effekt erzielt man aber auch auf künstliche Weise durch eine B., deren Hauptzweck nicht die Zufuhr von Wasser, sondern von Erde in feingeteilter Gestalt ist, wodurch eine Niveauveränderung und Verbesserung des Bodens herbeigeführt wird. Ist die erstere das Ziel, so heißt diese Melioration Anschwemmung (Colmatage), wird bloß eine befruchtende Wirkung beabsichtigt, Aufschwemmung (Limonage). Mittels der Colmatage (dies ist der gebräuchliche technische Ausdruck) wurden die größten Korrektionsarbeiten mit überraschenden Erfolgen durchgeführt, z. B. Valdichiana, toscan. Maremmen u. s. w. in Italien; Vallées de l'Arve (Haute-Savoie), de l'Arc et de l'Isère (Savoie) u. s. w. in Frankreich. B. mit Düngung. Hierbei hat die B. den Zweck, eine gleichmäßige Zufuhr von befruchtenden Stoffen über größere Flächen zu vermitteln. Dies geschieht entweder mittels Druck durch stärkere Motoren (Dampfkraft u. s. w.) oder im natürlichen, resp. künstlichen Gefälle. Die B. selbst ist eine Rieselung. Man unterscheidet die Grubendüngerbewässerung (Sewage) zur vorteilhaften Verwertung, resp. Abfuhr der städtischen Abfälle, und das schott. System der flüssigen Düngung mittels unterirdischer Röhren und Schläuche, nach Kennedy.

Bei der B. wirkt nicht bloß die kühlende und erfrischende Feuchtigkeit, sondern auch noch die Eigenschaft des Wassers, die unorganischen Pflanzennährstoffe im Boden löslich und den Gewächsen assimilierbar zu machen; ferner von anderm Boden dergleichen befruchtende Stoffe herbeizuführen, diese den Pflanzenwurzeln zu überliefern, den Boden locker zu erhalten, wohlthätige und nährende Gasarten in denselben zu bringen, kurz, ihre großen Erfolge resultieren aus der Vereinigung und Konzentration aller Kräfte des Bodens, der Luft, der Wärme, des Lichts und der Feuchtigkeit, welche sie den Pflanzen zugänglich macht. Über das uralte Associationswesen in der B., s. unter Wassergenossenschaften.

Litteratur: Patzig, «Der praktische Rieselwirt» (Lpz. 1857); derselbe, «Verbesserung der Wiesen durch B.» (Lpz. 1858); König, «Die Ent- und Bewässerung der ländlichen Grundstücke» (Münst. 1859); Fürstenhaupt, «Praktisches Handbuch der Bodenkultur durch Entwässerung, B. und Umwandlung» (Berl. 1860); Barral, «Drainage, Irrigations, Engrais liquides» (Par. 1860); Heyer, «Die hannov. Gesetzgebung über Ent- und Bewässerung der Grundstücke» (Celle 1861); Endemann, «Das ländliche Wasserrecht» (Kassel 1862); Bargné, «Irrigations et prairies» (Alais 1861); Gers, «De l'irrigation dans les contrées montagneuses» (Par. 1861); Nadault de Buffon, «Hydraulique agricole» (Par. 1862; Hauptwerk); Hervé-Mangon, «L'emploi des eaux dans les irrigations» (Par. 1863); Laffineur, «Guide pratique de l'ingénieur agricole, hydraulique, irrigations» (Par. 1865); Trenning, «Ent- und Bewässerung der Ländereien» (Hannov. 1865); Haag, «Das Gesetz über die Be- und Entwässerungsunternehmungen zum Zwecke der Bodenkultur» (Münch. 1866); Beck, «Über Ent- und Bewässerungsanlagen» (Trier 1866); Villeroy und Muller, «Manuel des irrigations» (Par. 1867); Reinsch, «Das Wasser und seine Bedeutung für das Leben der Pflanze» (Erlangen 1868); Duponchel, «Hydraulique agricole» (Par. 1868); Laveleye, «La Lombardie et la Suisse, études d'économie rurale» (Par. 1869); Fegebeutel, «Die Kanalwasserbewässerung» (Danz. 1870); Perels, «Handbuch des landwirtschaftl. Wasserbaues» (Berl. 1877).

Bewdley (spr. Bjuhdleh), Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, 22 km im NNW. von Worcester, auf einer Höhe am Severn, zählt (1881) 3088 (als Parlamentsflecken 8677) E., schickt ein Mitglied ins Parlament, hat Gerbereien, Hornwarenfabrikation (Kämme) und Gelbgießereien. Nahe der Stadt befindet sich ein großer Park.

Bewegliche Güter, s. Mobilien.

Bewegung nennt man die Ortsveränderung eines Körpers im Raume. Ob ein Körper in Ruhe oder ob er in B. ist, darüber können wir nur urteilen, wenn wir seine Lage mit derjenigen anderer Körper vergleichen, die wir als ruhend betrachten; unser Urteil über die B. eines Körpers ist deshalb auch stets ein relatives. Das Haus steht fest, es ist in Ruhe im Vergleich zu dem umgebenden Boden, zu den benachbarten Bäumen, Felsen, Bergen u. s. w. Aber das Haus ist nicht in absoluter Ruhe, denn es teilt mit der ganzen Erdoberfläche die tägliche Umdrehung um die Erdachse und durchläuft mit der Erde die Bahn, welche dieselbe um die Sonne beschreibt. Ein fallender Stein, eine geworfene Bombe, ein dahinbrausender Eisenbahnzug ist aber auch in Beziehung auf die benachbarten festen Gegenstände der Erdoberfläche in B. Die B. der Körper kann eine höchst mannigfaltige sein, je nachdem ihre Richtung und ihre Geschwindigkeit sich ändert. Wenn ein Körper sich in unveränderter Richtung bewegt, so ist die von ihm zurückgelegte Bahn eine gerade Linie, wie dies z. B. bei einem frei fallenden Körper oder bei einem Eisenbahnzuge der Fall ist, der eben auf einem geradlinigen Bahnstück dahinfährt. Findet dagegen eine stetige Änderung in der Richtung der Bahn statt, wie z. B. bei einem geworfenen Körper, bei der Bahn des Mondes um die Erde oder der Erde um die Sonne, so ist die Bahn eine krummlinige. In Beziehung auf Geschwindigkeit unterscheidet man gleichförmige Geschwindigkeit, wenn der Körper in jedem folgenden Zeitteilchen einen ebenso großen Weg zurücklegt wie in dem vorangehenden, wie dies z. B. bei einem Eisenbahnzuge der Fall wäre, welcher in jeder Sekunde genau eine gleich lange Strecke fahren würde. So beschreibt ein Schnellzug, im Mittel genommen, in jeder Sekunde einen Weg von 20—22 m; ein Fußgänger geht gewöhnlich mit einer mittlern Geschwindigkeit von 1,8 m in der Sekunde. Ein Beispiel gleichförmiger kreisförmiger B. liefert das Schwungrad einer Dampfmaschine, welches nicht allein für jeden vollständigen Umlauf gleich viel Zeit braucht, sondern auch $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ ... $\frac{1}{10}$ seines Umlaufs in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ ... $\frac{1}{10}$ der Umlaufszeit zurücklegt. Ein Körper bewegt sich mit beschleunigter oder verzögerter Geschwindigkeit, wenn er in jedem folgenden Zeitteilchen einen größern oder einen kleinern Weg zurücklegt als in dem vorhergehenden. Ersteres findet bei einem frei fallenden, letzteres bei einem vertikal aufwärts geworfenen Körper während seines Steigens statt.

Die wahren Gesetze der B. waren den Alten unbekannt, deren mechan. Kenntnisse sich auf die wenigen von Archimedes erkannten und bewiesenen Sätze der Statik (Hebel, Schwerpunkt und Gewichtsverlust von Körpern, welche in Flüssigkeiten untergetaucht sind) beschränkten. Was Aristoteles über B. gelehrt hat, ist großenteils unrichtig. So unterschied er z. B. zwischen «natürlicher B.» (freier Fall) und «gezwungener B.» (B. geworfener Körper). Er behauptete, daß ein Körper um so schneller fallen müsse, je gewichtiger er sei u. s. w. Solange überhaupt das Gesetz der Trägheit noch nicht erkannt worden war, suchte man die krummlinige B. durch die Annahme einer Kraft zu erklären, welche den Körper gleichsam in der Kurve fortführt, wie denn auch Kepler noch der Meinung war, daß die Richtung der Kräfte, welche die Planeten in B. setzen, nach der Tangente ihrer Bahn wirken müßten. Erst Galilei kann als Begründer der Bewegungslehre bezeichnet werden. Das erste Gesetz der B., welches er aufstellte (1638), ist dasjenige, welches gewöhnlich als «Gesetz der Trägheit» bezeichnet wird. Nach diesem Gesetze muß sich ein Körper, welcher einmal in B. ist, in gerader Linie mit gleichförmiger Geschwindigkeit fortbewegen, solange keinerlei Kräfte auf ihn einwirken. Die Erkenntnis dieses Gesetzes war sehr schwierig, weil wir nicht im Stande sind, einen bewegten Körper dem Einflusse bewegender Kräfte und Bewegungshindernisse zu entziehen, weil also eine geradlinige und gleichförmige, nur unter dem Einflusse der Trägheit vor sich gehende B. gar nicht stattfinden kann. Bei allen B., welche man zu beobachten Gelegenheit hat, tritt also die Wirkung der Trägheit nie rein für sich auf, sondern stets modifiziert durch beschleunigende Kräfte und Bewegungshindernisse; es gilt also, die Wirkung der Trägheit in diesen Kombinationen zu erkennen und sie bei allen in der Wirklichkeit vorkommenden B. nachzuweisen, wie dies Galilei in der That beim freien Fall, der Wurfbewegung u. s. w. nachgewiesen hat. Das zweite von Galilei aufgestellte Gesetz der B. heißt: Die Bahn eines unter dem Einfluß einer beschleunigenden Kraft sich bewegenden Körpers ist in jedem kleinen Zeitteilchen die Resultierende derjenigen Bahnen, welche der Körper einerseits vermöge der bereits erlangten Geschwindigkeit nach dem Gesetze der Trägheit und andererseits unter dem alleinigen Einfluß der beschleunigenden Kraft in diesem Zeitteilchen zurücklegen würde. Die B. wird eine geradlinige sein, wenn, wie beim freien Fall, in jedem Punkte der Bahn die Richtung der beschleunigenden Kraft mit der Richtung der bereits erlangten Geschwindigkeit zusammenfällt. Die Bahn des Körpers wird eine krummlinige sein, wenn in jedem Punkte derselben die beschleunigende Kraft einen Winkel mit derjenigen Richtung macht, in welcher sich der Körper nach dem Gesetze der Trägheit vermöge seiner Geschwindigkeit tangentialiter fortzubewegen strebt, wie dies bei der Wurfbewegung und bei der Planetenbewegung der Fall ist. Die beschleunigende Kraft, welche die Planeten treibt, ist stets gegen die Sonne gerichtet, während dieselben in jedem Moment nach dem Gesetze der Trägheit in tangentialer Richtung von ihrer Bahn sich zu entfernen streben. Die Gesetze der B. werden in der Kinematik und Dynamik behandelt. Eine wissenschaftliche Übersicht der Bewegungsgesetze vom neuesten Standpunkte gibt Maxwell, «Substanz und Bewegung» (Braunschw. 1881).

Die B. **lebender Organismen** ist ein Akt der das Wesen des Lebens ausmachenden Selbstthätigkeit (oder Selbstregierung) und als solche eine Haupteigenschaft des Lebens, und zwar insbesondere des tierischen. Hier, bei den Tieren, gilt sie zugleich als das wesentliche Kriterium des Lebens, indem man alle Körper, bei welcher sie nicht konstatiert werden kann, als tot ansieht. An und für sich ist freilich keine bestimmte Grenze zwischen der Molekularbewegung infolge der Zersetzung des toten Körper-

und der Molekularbewegung der Ernährung zu ziehen, sowie diese wieder, bei Beteiligung größerer Gruppen von Elementarteilen, in sichtbare B. übergeht. Übrigens ist diese letztere eine Eigenschaft der organischen Substanz selbst, des Zelleninhalts, und existiert selbst bei den niedrigsten Organismen, wo keine Spur von Scheidung von Organen oder Elementarteilen vorhanden ist. Die formlose Substanz der niedersten Organismen (Protisten) und der Zelleninhalt der höhern, Pflanzen wie Tiere, ist ursprünglich kontraktil. Aber bei den höhern Tieren, wo die Arbeitsteilung der Organteile weiter vorgeschritten ist, erfolgt alle organische B., sowohl die ortsverändernde des ganzen Körpers und einzelner Glieder, als die innere, den Umlauf der Ernährungs- und Bildungssäfte bedingende B., z. B. des Herzens und der Gedärme, durch Zusammenziehungen gewisser kontraktiler Fasern, welche Muskelfasern (s. **Muskeln**) genannt werden.

Den Anstoß hierzu gibt in dem lebenden Organismus das Nervensystem, welches zu diesem Behufe nach allen der Zusammenziehung fähigen Gebilden (Muskeln) des Körpers hin seine Nervenfasern, die Bewegungs- oder motorischen Nerven, von dem Centrum (dem Gehirn und Rückenmark) aussendet und vermittelst der sog. Nervenerregungen, welche wahrscheinlich im Wesen mit der elektrischen Reizung zusammenfallen, die Verkürzung der Muskelzellen auslöst. Durch diese Auslösung wird auch die B. für den Physiologen das Maß der Empfindung. Sogar in dem frischgetöteten Tiere erfolgt durch Reizung dieser Nervenfäden (z. B. mittels Stoß, Quetschung, Hitze, chem. Substanzen, Elektricität) eine Zusammenziehung der Muskeln, in welche jene Fäden ausmünden. Man unterscheidet gewöhnlich zwischen willkürlichen B., welche durch einen vom Centralorgan ausgehenden, direkten Reiz, eine Willensäußerung, ausgelöst werden, und Reflexbewegungen (s. d.), welche auch ohne Bewußtsein, infolge von Reizungen der sensiblen Nerven ausgeführt werden, also eine direkte Übertragung des Reizes auf die Bewegungsnerven darstellen. Diese Übertragung geschieht in den Centralorganen und am leichtesten, wenn das Sensorium entfernt ist, also z. B. bei schlafenden oder geköpften Tieren. Eine wesentliche Rolle spielen dann noch diejenigen B., welche, wie die Herz- und Darmbewegungen, gänzlich dem direkten Einflusse des Willens entzogen sind und wo die Quelle der Reizung, welche die B. veranlaßt, nur teilweise in dem Centralorgan, teilweise aber auch in den zerstreuten Nervencentren liegen, welche Ganglien (s. d.) genannt werden. Bei den niedern Tieren, besonders bei den Infusorien, Polypen, Quallen, einem Teil der Würmer, sowie bei den Eiern und Embryonen vieler, auch höherer Tiere, wird die Ortsbewegung und vielleicht auch gleichzeitig der mechan. Stoffwechsel durch die Zusammenziehung des die weiche Leibesmasse dieser Organismen bildenden sog. tierischen Protoplasma bedingt, sowie durch feine haarförmige Fortsätze aus Protoplasmasubstanz (die sog. Flimmer- oder Wimperzellen), welche sich auf der äußern Leibesoberfläche befinden und während des Lebens entweder stets oder zeitweise in schwingender, sichtlich unter dem Einflusse des Willens stehender B. begriffen sind.

Im **Pflanzenreiche** finden sich Spuren der organischen B., besonders bei einer Reihe von mikroskopischen Pflanzen, wie den Algen, welche gewisse regelmäßige B. ausführen, oft sogar mittels Flimmerhaaren oder Geißeln umherschwimmen, sowie bei den sog. Reizbewegungen vieler Pflanzenteile, wie der Sensitiven (Mimosa pudica), in den Staubfäden der Berberitze, bei leiser Berührung mancher aufplatzender Samenkapseln u. s. w. Diese B. wird aber weder durch Nerven noch durch besondere Muskeln vermittelt, sondern teils durch die Kontraktilität des Inhalts (Protoplasma) der Zellen, welche den bezüglichen Pflanzenteil zusammensetzen, teils durch physik. Momente, insonderheit durch den Einfluß der Schwerkraft und der Lichtbestrahlung sowie durch eine rasch erfolgende, auf dem Wechsel der Imbibition beruhende Veränderung in den Spannungsverhältnissen der pflanzlichen Zellhäute, wie dies besonders bei den eben genannten gröbern Reizbewegungen gewisser Pflanzenteile der Fall ist. Neuerdings hat Darwin durch höchst sinnreiche Beobachtungen nachgewiesen, daß alle Pflanzen, namentlich an den Wurzelenden, B. ausführen, denen eine gewisse, dem überlegenden Willen ähnliche Zweckmäßigkeit nicht abzusprechen ist, welche aber so langsam vor sich gehen, daß sie ohne besondere Vorrichtungen nicht wahrnehmbar sind.

Bewegungsmechanismen (frz. mécanismes de mouvement, engl. moving-mechanisms) heißen in der Kinematik (s. d.) Verbindungen widerstandsfähiger Körper, deren Bewegungen in bestimmtem Verhältnis zueinander stehen; in der Maschinenlehre diejenigen Bestandteile einer Maschine, durch welche eine bestimmte Art der Bewegung hervorgebracht, resp. in eine andere Art derselben umgesetzt wird. Die einzelnen Organe, mittels deren ein B. funktioniert, heißen Elemente. So ist das Sägeblatt der Bandsäge ein Element eines B. für den geradlinigen Fortgang, die Kolbenstange der Dampfmaschine eins für den geradlinigen Hin- und Hergang, das Rad ein Element eines B. für den drehenden Fortgang, der Balancier der Dampfmaschine eins für den drehenden Hin- und Hergang. Elemente von B., welche dazu dienen, eine Form der Bewegung in eine andere umzusetzen, sind: die Kurbel, die Geradführung, die Schraube, die unrunde Scheibe. Elementenpaare nennt man zwei zueinander gehörige, einen B. bildende Körper, die durch die Form ihrer Oberfläche verhindert sind, zusammen eine andere als die vorgeschriebene Art der Bewegung hervorzubringen. Beispiele sind: der Zapfen mit Lager, die Schraubenspindel mit Mutter, Voll- und Hohlcylinder, Voll- und Hohlprisma.

Bewegungsspiele sind im Gegensatze zu den «Ruhespielen» solche, welche zur Förderung der Beweglichkeit und Gewandtheit des Körpers dienen. Sie wurden schon im Altertume gepflegt, und die ritterlichen Übungen des Mittelalters gehörten gleichfalls zu ihnen. Als die vorzüglichsten und beliebtesten modernen B. gelten das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen und vor allem das Barlaufen.

Beweis (logisch) heißt die Darlegung der Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache aus Gründen. Sein Zweck ist, etwas zur Gewißheit zu bringen. Dies geschieht durch die logisch korrekte Ableitung eines Satzes aus unbezweifelten Voraussetzungen. B. beruhen ihrer Form nach auf Schlüssen, deren Prämissen die Beweisgründe (argumenta) sind. Unter ihnen ist derjenige Satz, worauf bei dem B. alles ankommt, der Hauptgrund (nervus probandi). Die Wahrheit eines B. beruht daher auf der Wahrheit der Vordersätze und auf der Richtigkeit des logischen

Schlußverfahrens. Jeder B. schreitet von den Prämissen zu den Schlußsätzen fort und ist insofern synthetisch; sucht man jedoch zu einer schon ausgesprochenen Behauptung rückwärts die Gründe, so nennt man dieses Verfahren analytisch. Gewährt der B. vollkommene Gewißheit, welche die Möglichkeit des Gegenteils ausschließt, so heißt er apodiktisch; bleibt aber das Gegenteil noch möglich, so ist er nur Wahrscheinlichkeitsbeweis, wozu Induktion (s. d.) und Analogie (s. d.) gehören. In Hinsicht auf die Quelle der Beweisgründe sind die B. rationale (a priori), oder empirische (a posteriori), oder gemischte. Die B. a priori entstehen, wenn die Überzeugung, welche durch den B. hervorgebracht wird, als ein Ergebnis aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundsätze betrachtet werden muß; B. a posteriori beruhen auf der Erfahrung, mithin auf eigener Wahrnehmung oder Zeugnissen, wohin auch der historische B. gehört. Wenn ein B. a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein dogmatischer (diskursiver, dialektischer oder spekulativer B. Wird aber der Begriff zugleich für die äußere Anschauung konstruiert, wie z. B. in der Geometrie, so heißt er anschaulich, und sein Resultat anschauliche Gewißheit oder Evidenz, deren zwingende Gewalt aber gleichwohl nicht auf der äußern Anschauung, sondern darauf beruht, daß eben durch die Anschauung für das Denken die Möglichkeit des Gegenteils abgeschnitten wird. Die B. sind ihrer Form nach ferner entweder direkte oder indirekte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache geradezu aus den sie bedingenden Gründen darthut, so ist dies ein direkter oder ostensiver B.; wenn aber aus der Falschheit des Gegenteils auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, so ist dies ein indirekter oder apagogischer B. Dieser letzte B. setzt immer ein disjunktives Urteil voraus und enthält mehr eine Erzwingung der Anerkennung als eine Einsicht in die Begründung. In Ansehung des nächsten Zwecks, den man sich bei B. vorsetzt, werden diese in B. ad veritatem und ad hominem eingeteilt. (S. Argument.) Logische Fehler des B. sind falsche Voraussetzungen oder solche, die bezweifelt werden können, mithin selbst erst des B. bedürfen; oder die Aufnahme des zu Beweisenden in eine der Voraussetzungen, welche bewußt oder unbewußt versteckt sein kann (petitio principii); ferner der Sprung im Beweisen, wenn zwischen den Beweisgründen und dem zu Beweisenden kein bündiger Zusammenhang stattfindet und wesentliche Beweisglieder fehlen, die sich nicht von selbst verstehen; dann das zu wenig oder zu viel Beweisen, was auf Unvollständigkeit der Beweisgründe oder auf Mangel an Bündigkeit beruht, oder darauf, daß man das zu Beweisende nicht genau kennt oder beim Beweisen nicht im Auge hat; endlich der Cirkelbeweis, wenn man etwas aus Gründen beweist, die erst aus dem zu beweisenden Satze folgen. Zu unterscheiden ist endlich der gemeine B., wie er im gewöhnlichen Leben vorkommt, von dem wissenschaftlichen, der auf Prinzipien zurückgeht. Die Lehre vom B. ist durch Aristoteles in ähnlicher Art sichergestellt worden wie die Elemente der reinen Geometrie durch Euklid. Aristoteles vollbrachte dieses dadurch, daß er unter den im lebendigen Denken spielenden Begriffsverbindungen die, welche zur Gewißheit führen, von denen, welche bloße Vermutungen begründen, und welche im lebendigen Verkehr häufig mit jenen verwechselt werden, genau unterschied und in bestimmte Schlußfiguren (s. Syllogismus) ordnete. So kamen zuerst die Grundgesetze deutlich an den Tag, auf denen alles Beweisen beruht: das Gesetz der Übereinstimmung und des Widerspruchs. In den B. der zusammengesetztern Art wirken beide Gesetze zusammen, während in denen der einfachsten Gattung das erste für sich allein thätig ist, wie z. B. in den Gleichungen der Algebra, wo verschiedene Formeln nur immer als Ausdrücke für dieselben Wertbestimmungen auftreten.

Beweis (civilprozessualisch). Beweisen ist diejenige Parteithätigkeit, durch welche der Richter von der Wahrheit ungewisser relevanter thatsächlicher Behauptungen überzeugt wird. Unter B. versteht man bald diese Thätigkeit (Beweisführung), bald deren Resultat (die durch die Beweisführung bewirkte richterliche Überzeugung oder auch die durch die Beweisführung herbeigeschafften Gründe für dieselbe). Gegenstand des B.s sind nur Thatsachen, nicht Rechtssätze (jura novit curia, das Recht kennt das Gericht), nur von einer Partei behauptete, vom Gegner bestrittene, nicht zugestandene, nur ungewisse, nicht offenkundige (s. Offenkundigkeit), nur relevante, nicht für die Entscheidung unwesentliche Thatsachen. Die Parteien beweisen dem Richter, nicht darf der Richter selbst Beweismittel aufsuchen, nicht seine eigene außerordentliche Wahrnehmung verwerten, nicht von Amts wegen die Wahrheit erforschen; denn Gegenstand des Civilrechtsstreites sind nur privatrechtliche Ansprüche, private Interessen. Die Beweislast ist verteilt unter den Parteien: jede Partei muß diejenigen Thatsachen beweisen, welche sie zur Begründung ihres Antrags behaupten muß; diese bilden ihr Beweisthema (den B. desselben nennt man Hauptbeweis, den B. des Gegenteils Gegenbeweis). Dem Kläger liegt also ob der B. des Klaggrundes, d. h. der speziellen Entstehungsthatsachen seines Anspruchs, dem Beklagten der B. der Einredethatsachen u. s. w. Die Erkenntnisquellen, aus welchen der Richter seine Überzeugung schöpft, sind die Beweismittel: Augenscheinsobjekte, Zeugenaussagen, außergerichtliches Geständnis, Urkunden, Eid der Parteien. (S. die betreffenden Artikel.) Natürlich ist der B., wenn die Beweismittel die Wahrheit des Beweisthemas unmittelbar ergeben; er ist künstlich oder Indizienbeweis, wenn er andere Thatsachen zum Gegenstand hat, aus welchen auf das Beweisthema geschlossen wird.

Der Inbegriff gesetzlicher Regeln, nach welchen eine Thatsache dem Richter für wahr oder nicht wahr gelten soll, ist die gesetzliche Beweistheorie. Sie ist positiv, insofern sie dem Richter gebietet, unter bestimmten Voraussetzungen (beim Vorliegen bestimmter Beweismittel) eine Thatsache als bewiesen anzusehen; negativ, insofern sie ihm verbietet, eine Thatsache als bewiesen anzusehen, wenn nicht bestimmte Voraussetzungen (ein Minimum bestimmter Beweismittel) vorliegen. Die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich stellt als Prinzip auf die freie richterliche (nicht durch abstrakte Normen gebundene) Beweiswürdigung: «Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden, ob eine thatsäch

liche Behauptung für wahr oder für nicht wahr zu erachten sei. In dem Urteile sind die Gründe anzugeben, welche für die richterliche Überzeugung leitend gewesen sind. An gesetzliche Beweisregeln ist das Gericht nur in den durch dieses Gesetz bezeichneten Fällen gebunden» (§. 259).

Die Bezeichnung der Beweismittel durch die Parteien ist die **Beweisantretung**, **Beweisaufnahme** der Vorgang, durch welchen sie der richterlichen Wahrnehmung unterbreitet werden; Beweisantretung und Beweisaufnahme bilden das **Beweisverfahren**. Im frühern gemeinrechtlichen Prozeß beruhte dasselbe auf dem das Behauptungsstadium abschließenden rechtskräftigen **Beweisurteil** (**Beweisinterlokut**), einem bedingten Endurteil, da es unabänderlich von dem Gelingen oder Mißlingen der den Parteien auferlegten B. den Ausgang des Prozesses abhängig machte; nach der Reichs-Civilprozeßordnung wird die Beweisantretung mit den Behauptungen verbunden (**Beweisverbindung** im Gegensatz zur frühern **Beweistrennung**) und die Beweisaufnahme angeordnet durch frei abänderliche prozeßleitende Verfügung (**Beweisbeschluß**). (Besonderes bezüglich der Anordnung des Eides s. u. **Eid**.)

Im **Strafverfahren** ist gegenwärtig die gesetzliche **Beweistheorie** fast überall abgeschafft und der Richter hat stets zu beurteilen, welchen Glauben er jedem einzelnen ihm vorgelegten Beweismittel, wozu auch das Geständnis zu rechnen ist, beimessen dürfe. Die Deutsche Strafprozeßordnung bestimmt in §. 218, daß, wenn der Angeklagte die Ladung von Zeugen oder Sachverständigen oder die Herbeischaffung anderer Beweismittel zur Hauptverhandlung verlangt, er unter Angabe der Thatsachen, über welche der B. erhoben werden soll, seine Anträge bei dem Vorsitzenden des Gerichts zu stellen hat. Die hierauf ergehende Verfügung ist ihm bekannt zu machen. Beweisanträge des Angeklagten sind, soweit ihnen stattgegeben ist, der Staatsanwaltschaft mitzuteilen.

Beweiseinreden nennt man (im Civilprozeß) Thatsachen, welche der Zulässigkeit oder Glaubwürdigkeit gegnerischer Beweismittel entgegenstehen.

Beweis zum ewigen Gedächtnis, s. **Sicherung des Beweises**.

Bewick (Thomas), ausgezeichneter Formschneider, der Wiedererwecker der Holzschneidekunst bei den Engländern, geb. zu Cherryburn 12. Aug. 1753, war im Kupferstechen ein Schüler von Bielby, im Formschneiden Autodidakt. In letzterer Kunst trat er zuerst 1755 mit einem in Holz geschnittenen Jagdhunde auf und gewann damit den Preis von der Londoner Gesellschaft der Künste. B. blieb nun bei der Holzschneidekunst, und lieferte eine Naturgeschichte der vierfüßigen Tiere, welche nach eigenen trefflichen Zeichnungen 1790 zu Newcastle und 1811 in London erschien. Vorzüglich wie diese ist die Naturgeschichte der brit. Vögel, die von ihm (Lond. 1809) herausgegeben wurde. Er lieferte außerdem Vignetten zu engl. Klassikern und manches berühmt gewordene einzelne Blatt aus dem Leben der Tierwelt, wie Chillingham-Bull, das kranke Pferd u. s. w. Seine Verbesserungen in der Technik beziehen sich auf eine Abstufung der Holztafeloberfläche, wodurch beim Druck um so leichter Verschiedenheit der Tinten bewirkt wird, und auf die Vervollkommnung der Instrumente, die er dem Grabstichel der Kupferstecher näherte. Er starb zu Newcastle 8. Nov. 1828.

Bewind (holländ.), Verwaltung, Aufsicht; **Bewindhaber**, Vorsteher einer Schiffsausrüstung oder sonstigen gemeinschaftlichen Unternehmung im Seehandel.

Bewurf, s. **Abputz**.

Bewußtlosigkeit ist Aufhebung des Selbstbewußtseins, jener höchstentwickelten Form des Bewußtseins, welche dem gesunden Menschen im völlig wachen Zustand zukommt und sich kundgibt in der Fähigkeit, richtige Vorstellungen von der Außenwelt zu bilden, innere Vorgänge (Gedanken, Gefühle u. s. w.) als solche zu erkennen und willkürlich die Aufmerksamkeit innern (insbesondere Antrieben zu Bewegungen) oder äußern Vorgängen zuzuwenden. Während der gewöhnliche Sprachgebrauch unter B. im wesentlichen Zustände versteht, wo keinerlei Zeichen von Wahrnehmung äußerer Eindrücke, insbesondere keine den Charakter der Willkür tragende Bewegungen und Handlungen vorhanden sind, wendet die mediz., besonders die gerichtliche Psychologie diesen Ausdruck auch an für Zustände, bei welchen noch Vorgänge im Bewußtsein (Phantasievorstellungen, Gefühle, Halluzinationen) stattfinden und sich in eventuell selbst komplizierten Handlungen äußern, bei denen aber die Fähigkeit sich eine richtige Vorstellung von den jeweiligen innern und äußern Erlebnissen zu bilden und die Kontrolle der Gedanken durch äußere Wahrnehmungen aufgehoben ist und demnach die Fähigkeit zu freiem, zweckmäßigem Handeln fehlt. Das Prototyp der B. im erstern Sinn und gleichzeitig die einzige im normalen Leben vorkommende Form von B. ist der völlig traumlose tiefe Schlaf. Hier fehlt nach dem Erwachen jede Erinnerung an innere (Träume) oder äußere Vorgänge während der Zeit des Schlafens, was das wesentlichste, aber keineswegs immer völlig zuverlässige Merkmal für stattgehabte B. ist. Die zweite Form wird z. B. repräsentiert durch den von lebhaften Träumen beunruhigten Schlaf, in welchem den willkürlichen gleichende Handlungen (aus dem Bett springen, Nachtwandeln) ausgeführt werden können. Dem letztern ähnliche, aber dem Wesen nach keineswegs immer gleiche Zustände kommen vielfach vor bei krankhaften Zuständen des Nervensystems, besonders des Gehirns, als des Organs, welches das Selbstbewußtsein vermittelt, z. B. bei Entzündungen im Schädelinnern, bei Epilepsie, Hysterie, bei Vergiftungen durch im Körper entstandene (Harn-, Gallenbestandteile) oder von außen einverleibte Gifte, besonders Narkotika, Alkohol u. s. w., bei fieberhaften Krankheiten, wie Typhus u. s. w., endlich auch schon bei Einwirkungen, welche heftigen Schmerz (Geburt) oder hochgradige Affekte (Schreck, Angst) mit sich bringen. Die meist als **Delirien** bezeichneten Zustände beeinträchtigten Selbstbewußtseins, bei welchen nach dem Erwachen (Genesen) die Erinnerung völlig fehlt oder lückenhaft ist, gehen ohne scharfe Grenzen über in die B. mit Abwesenheit aller Zeichen von Bewußtseinsvorgängen, welche sich bei Einwirkung der nämlichen Schädlichkeiten, sofern selbige eine höhere Intensität erreichen, einstellen, besonders aber nach Hirnerschütterung, bei hochgradiger Blutarmut des Hirns, bei Blutungen in demselben u. s. w. Diese Form von B. ist z. B. Teilerscheinung der gewöhnlichen Ohnmacht und wird von der klinischen Medizin meist als **Coma** bezeichnet. Eine besondere Modifikation von B. findet sich beim **Hypnotismus** (oder animalischen Magnetismus). Es handelt

sich hier um einen schlafähnlichen, aber keineswegs mit dem normalen Schlaf identischen Zustand, welcher teils durch unmittelbare seelische Einwirkungen, teils vielleicht auch durch anhaltende schwache Reizung empfindender Nerven hervorgerufen wird. Schlaf und Hypnotismus unterscheiden sich äußerlich besonders durch das Verhalten der willkürlichen Muskeln, welche bei ersterm schlaff, bei letzterm gespannt erscheinen. Vielleicht besteht das Wesen des Hypnotismus darin, daß die Fähigkeit verloren geht, die Aufmerksamkeit willkürlich auf innere oder äußere Vorgänge zu richten. Vgl. noch die Artikel: Ohnmacht, Scheintod, Erstickung, Schlafsucht, Delirium, Schlaftrunkenheit, Nachtwandeln, Ekstase, Narkose, Hypnotismus u. s. w.

Bewußtsein ist in der Sprache der Psychologie und der Philosophie der verhältnismäßig vieldeutige Ausdruck für diejenige Grundthatsache des geistigen Lebens, vermöge deren die Inhaltsbestimmungen und die Prozesse desselben in der Form der Vorstellung auftreten. Diese eigentümliche, auf nichts weiter zurückführbare und deshalb keiner Definition fähige Form kann nun entweder einem an sich unbewußten seelischen Zustande, resp. Vorgange begleitend hinzutreten oder sie kann der betreffenden seelischen Funktion selbst so wesentlich sein, daß dieselbe nur in bewußter Form möglich ist. Das erstere ist da der Fall, wo der ursprüngliche Erregungszustand, in welchen das seelische Wesen durch sinnliche Reize versetzt worden ist, als Empfindung, als Gefühl oder als Trieb zum B. kommen; das letztere liegt überall da vor, wo zwei oder mehrere solcher Elemente sich innerhalb des seelischen Lebens zu neuen Gebilden vereinigen, und dabei ist es das charakteristische Wesen des B.s, diese gegebenen Elemente gleichzeitig und in demselben, unteilbaren Akte von einander zu unterscheiden und mit einander in Beziehung zu setzen. Diese zugleich unterscheidende und bindende Funktion ist dem B. so wesentlich, daß auch alle jene einfachen Elemente, die zunächst nur für sich zum B. kommen, sogleich mit andern in Beziehung gesetzt und dadurch vielfach umgebildet werden, wie das in der Lehre von den Empfindungen (s. d.) und Trieben (s. d.) im besondern untersucht werden muß. Jedes fertige, seelische Gebilde kann nun die Form des B. wieder verlieren und in den unbewußten Zustand zurücksinken; wenn dann die Form des B. neu hinzutritt, so wird dieser Prozeß als Reproduktion oder Erinnerung bezeichnet. Den Prozeß, nach welchem die Inhaltsbestimmungen des seelischen Lebens sich derartig im B. ablösen, nennt man Ideenassociation (s. d.). Die Notwendigkeit dieser Ablösung aber beruht darauf, daß im menschlichen B. nur eine beschränkte Masse von Inhaltsbestimmungen gleichzeitig vorgestellt oder, was dasselbe bedeutet, auf einander bezogen werden können. Diese Thatsache heißt die Enge des B. Dieselbe ist je nach Rasse, Bildungszustand u. s. w. bei den verschiedenen Menschen, und je nach Alter, Disposition u. s. w. bei demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten innerhalb gewisser Grenzen variabel. Alle diese Vorgänge vollziehen sich, soweit man schließen darf, bei dem Tiere in einer analog gesetzlichen Weise wie beim Menschen; immer tritt das begleitende B. zugleich in den Prozeß des beziehenden B.s ein, und man nennt diesen Vorgang die Apperception. Beim Menschen aber steigert sich derselbe von einem gewissen Alter an durch das Auftreten des **Selbstbewußtseins** als desjenigen höchsten Apperceptionsprozesses, vermöge dessen die Inhaltsbestimmungen und die Funktionen des seelischen Lebens auf das Ich als ihren Träger und Besitzer bezogen werden. Das Selbstbewußtsein verhält sich zum B. so, daß ohne vorhergehendes B. kein Selbstbewußtsein möglich ist, daß ein des Selbstbewußtseins einmal fähig gewordenes Wesen zwar jeden Inhalt seines Lebens auf das Selbst beziehen kann, aber es nicht fortwährend wirklich thut. So »haben« wir viele Inhaltsbestimmungen im B., ohne uns dabei unser selbst bewußt zu sein, aber doch so, daß wir jeden Augenblick uns unser selbst bewußt werden können. Diese verwickelten Verhältnisse und die mannigfachen Abhängigkeiten, in welchen sich das B. bei normalen wie bei pathologischen Zuständen von dem leiblichen Organismus befindet, sind in neuerer Zeit von vielen Seiten in fruchtbarer Weise untersucht worden; aber eine zusammenfassende und die Theorie des B.s für allgemeinste Anerkennung feststellende Arbeit darüber steht noch aus. Jedes Lehrbuch der Psychologie (s. d.) gibt in seiner Weise darüber Aufschluß.

Bex (spr. Beh), Flecken im Bezirk Aigle des Kantons Waadt, am Avençon, unweit des Rhône, mit (1880) 3921 meist prot. E. In der Nähe befinden sich die ansehnlichen Salzwerke von Bevieux, die jährlich 20—30000 Ctr. Salz liefern. Die Sole und Mutterlauge von B., die Schwefeltherme des nahen Lavey, das milde Klima (mittlere Jahrestemperatur 9,9° C.), die malerische und geschützte Lage, sowie die neuerdings vervielfältigten Kureinrichtungen haben B. auch als Bade- und Pensionsort in Aufnahme gebracht. Auf dem Friedhofe befindet sich ein erratischer Block als Grabmal des Naturforschers und Salinenvorstehers von Charpentier. Durch die rechtsuferige Rhônebahn steht B. in Verbindung mit den Städten des Genfersees und des untern Wallis; nach Sitten führt außerdem ein Saumweg über den Pas de Cheville (2036 m) am Fuße des Diablerets; nach dem Alpenthale der Ormonts der Col de la Croix (1739 m). Vgl. Rambert, »B. et ses environs« (Lausanne 1871); Lebert, »B. als Kurort« (Berl. 1874).

Bexbach (Mittel-, Nieder- und Ober-), drei nahe beieinander liegende Dörfer im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Homburg, an der Blies, Station der Pfälzischen Ludwigsbahn (Neunkirchen-Worms), mit sehr ergiebigen Steinkohlengruben und Bergbau auf Eisen, zählen 1749, 581 und 1220 E.

Bey., bei paläontologischen Namen Abkürzung für Beyrich (Heinr. Ernst).

Bey (türk. Titel), s. Beg.

Beyer (Gust. Friedr. von), preuß. General der Infanterie, geb. 26. Febr. 1812 zu Berlin, trat 1829 in das preuß. 19. Infanterieregiment, besuchte 1835—38 die Allgemeine Kriegsschule, wurde dann je ein Jahr zur Artillerie und zu den Pionieren kommandiert und 1841—44 im topogr. Bureau des Generalstabes verwendet. Im J. 1849 nahm B. als Divisionsadjutant am Feldzuge in Baden teil und wurde im September als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Von 1850—60 war er Mitglied des Kriegsministeriums, von 1855 ab Chef der Centralabteilung. B. wurde 1859 in den Adelstand erhoben und 1860 zum Kommandeur des

31. Infanterieregiments, 1864 zum Kommandeur der 32. Infanteriebrigade und der preuß. Besatzungstruppen in Frankfurt a. M. ernannt. Als 1866 Preußens Aufforderung zur Neutralität von Kurhessen abgelehnt wurde, erhielt B. Befehl, mit einer hauptsächlich aus den bisherigen Bundesfestungsgarnisonen gebildeten Division in Kassel einzurücken. Der Kurfurst wurde auf Wilhelmshöhe zum Kriegsgefangenen gemacht und das Land besetzt, wobei sich B. durch seine Mäßigung und Schonung allgemeine Anerkennung erwarb. Sodann verlegte B. den Hannoveranern, welche zur Vereinigung mit den Bayern durchbrechen wollten, bei Eisenach den Weg und trat mit seiner Division zu der Mainarmee unter General Vogel von Falckenstein. An dem Feldzuge derselben nahm B. rühmlichen Anteil. Er siegte 10. Juli bei Hammelburg, besetzte Fulda und Hanau, kämpfte 24. Juli glücklich an der Tauber, 25. bei Helmstadt und bewog 26. bei Roßbrunn durch seinen Anmarsch gegen die Flanke des im Gefecht stehenden Feindes diesen zum Rückzuge. Nach dem Frieden wurde B. Kommandant von Frankfurt a. M. Nachdem er im Dez. 1866 zum Generallieutenant befördert worden, wurde er im Mai 1867 als Militärbevollmächtigter nach Karlsruhe entsendet und trat im Febr. 1868 mit Genehmigung des Königs als Kriegsminister in bad. Dienste, wo er die Reorganisation des Heeres nach preuß. Muster vollzog. Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, übernahm B. den Befehl der bad. Felddivision, die mit der württembergischen zu einem Armeekorps unter General von Werder zusammenstieß. Nach der Schlacht bei Wörth wurde er gegen Straßburg entsendet, das er zunächst einschloß. Er erkrankte indes und mußte das Kommando der Division abgeben, übernahm jedoch dasselbe nach seiner Genesung 13. Okt. nochmals. Nach der Eroberung von Straßburg siegte B. mit den Badenern am Oignon und besetzte Dijon. Hiernach kehrte B. nach Karlsruhe auf seinen Posten als Kriegsminister zurück. Nach dem Frieden mit Frankreich trat B. 1871 in den preuß. Dienst zurück und wurde zum Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein, 22. März 1873 zum General der Infanterie befördert und vier Jahre darauf zum Chef des niederrhein. Füsilierregiments Nr. 39 ernannt. Im J. 1879 vertrat B. zwei Monate hindurch den kommandierenden General des 8. Armeekorps von Göben und wurde gegen Ende 1880 zur Disposition gestellt. B. lebt seitdem zu Berlin.

Beyggvir, in der nordischen Mythologie Diener des Frey und Gemahl der Beyla, welche ebenfalls unter die Dienstleute des Frey gerechnet wird. Er bedient die Götter bei ihren Gelagen, wird aber vom Loki als feig bezeichnet.

Beyle (Marie Henri), franz. Schriftsteller, unter dem Pseudonym de Stendhal bekannt, geb. 23. Jan. 1783 zu Grenoble, widmete sich seit 1799 in Paris anfangs unter Regnault der Malerei, erhielt aber bald eine Anstellung im Bureau des Gouverneurs der Lombardei, die er nach kurzer Zeit mit einer Offizierstelle in der Armee vertauschte. Als Adjutant des Generals Michaud machte er die Feldzüge in Italien mit, nahm nach dem Frieden von Amiens seine Entlassung, gelangte 1810 als Auditeur in den Staatsrat und wurde bald darauf zum Inspektor des kaiserl. Mobiliars und der Krongebäude ernannt. Im Feldzuge von 1812 begleitete er das franz. Heer nach Rußland. Nach dem Sturze des Kaisers wandte sich B. nach Mailand, um der Kunst und Wissenschaft zu leben. Von den Österreichern 1821 ausgewiesen, lebte er sodann in Paris, bis er nach der Julirevolution zum franz. Generalkonsul in Triest ernannt wurde. Da ihm jedoch das österr. Kabinett das Exequatur verweigerte, ging er in gleicher Eigenschaft nach Civita-Vecchia. Er starb zu Paris 23. März 1842. Die ersten Früchte seiner ästhetisch-kritischen und kunsthistor. Studien waren die «Lettres sur Haydn» (1814) und «Vie de Haydn, Mozart et Métastase» (1817), die er unter dem Namen Bombet herausgab. Für sein gediegenstes Werk in dieser Richtung gilt «Vie de Rossini» (2 Bde., Par. 1823), neben welchem noch «Racine et Shakespeare» (Par. 1825), eine interessante Skizze, die besonders von der Romantischen Schule lebhaft begrüßt wurde, und «Del romantismo nelle arti» (Flor. 1819) hervorzuheben sind. Die Reiseskizzen «Rome, Naples et Florence» (1817; 3. Aufl. 1826) und «Promenades dans Rome» (2 Bde., 1829; neueste Ausg. 1873) gehören zu den geistreichsten Büchern über Italien. Unter seinen Romanen erregte «Le Rouge et le Noir» (2 Bde., 1830; 6 Bde., 1831) das größte Aufsehen. In «La Chartreuse de Parme» (2 Bde., 1839—46) gibt er eine anziehende Schilderung des Lebens an einem kleinen ital. Hofe. Eine Gesamtausgabe von B.s Werken (18 Bde., Par. 1855—56) sowie eine Ausgabe der «Correspondance inédite» (2 Bde., 1857) hat Prosper Mérimée besorgt. Vgl. Paton, «Henry B., a critical and biographical study» (Lond. 1874).

Beyme (Karl Friedr., Graf von), preuß. Staatsmann und Minister, geb. 10. Juli 1765 zu Königsberg in der Neumark als der Sohn eines Feldchirurgen, studierte die Rechte zu Halle und wurde allmählich im Justizfache bis zum Kammergerichtsrat befördert. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. wurde er herangezogen, um bei den neuen Reformen mit thätig zu sein, und als 1800 der Geh. Kabinettsrat Mencken sich zurückzog, zu dessen Nachfolger im Kabinett ernannt. Die wichtigsten Entscheidungen gingen zu jener Zeit nicht von den Ministerien, sondern vom Kabinett aus, und B.s Stellung war deshalb eine überaus einflußreiche. Sein klarer und überzeugender Vortrag gewann ihm das Vertrauen des Königs. Weder Stein noch Hardenberg liebten ihn, zum Teil wegen seiner persönlichen Schroffheit und seiner Abneigung gegen den Adel, jedenfalls aber auch wegen der dominierenden Stellung des Kabinetts dem Ministerium gegenüber. Nach dem Rücktritt Hardenbergs wurde B. Ende 1808 zum Großkanzler im Justizministerium ernannt, nachdem er seit 1807 als Präsident des Kammergerichts fungiert hatte. Auch in Beziehung auf diese letztere Stellung ist er vielfach getadelt worden. Er trat oft dem Gange der Justiz hemmend in den Weg, nahm die Beamten übermäßig in Schutz und widersetzte sich allen wesentlichen Verbesserungen in seinem Ressort. Nach dem Wiedereintritt Hardenbergs in die Regierung nahm B. 1810 seine Entlassung, fungierte in der Folge eine Zeit lang als Civilgouverneur von Pommern und trat erst 1814 wieder in den regelmäßigen Dienst als Mitglied des Staatsrats für Justizsachen. Bald darauf wurde er Chef der Kommission zur Prüfung der Justizverwaltung; daneben hatte er Sitz und Stimme im Staatsministerium. Obwohl er lange Zeit den ihm vom König angebotenen Adel

ausschlug, wurde er dennoch 1816 in den Grafenstand erhoben. Nachdem er 1819 zugleich mit den Ministern Boyen und W. von Humboldt aus dem Staatsdienst getreten war, weil er der wachsenden Reaktion nicht mehr Einhalt thun konnte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schloß Steglitz bei Berlin, wo er 8. Dez. 1838 starb.

Beyrich (Ferd.), chem. Techniker, wurde 25. Nov. 1812 in Berlin geboren, widmete sich der Pharmacie, etablierte sich 1838 in Berlin als Apotheker, wandte aber später sein Interesse der Photographie und speziell der Fabrikation photographischer Chemikalien für den damals im Aufschwunge begriffenen und rasch zur Herrschaft gelangenden Kollodiumprozeß zu, dessen Bedarfsartikel bis dahin fast ausschließlich von Frankreich geliefert wurden. B. wurde dadurch der Begründer der jetzt blühenden photographisch-chem. Industrie Deutschlands. Später kultivierte er die Fabrikation aller photographischen Utensilien und zog sich 1861 gänzlich von der Pharmacie zurück. Besondere Verdienste erwarb er sich durch Mitbegründung des Photographischen Vereins (1864) und des Vereins zur Förderung der Photographie in Berlin (1869). Er starb 29. Aug. 1869 zu Berlin.

Beyrich (Heinr. Ernst), namhafter Geolog und Paläontolog, Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1815 zu Berlin, fungiert als Professor der Geologie an der Universität daselbst; gleichzeitig ist er Mitdirektor der Preußischen Geologischen Landesanstalt. In seiner Stellung als akademischer Lehrer hat er sich viele Verdienste um die Belebung der exakten geol. Forschungen im Sinne und Geiste Leopold von Buchs erworben. Auch ist unter seiner wissenschaftlichen Leitung die «Geologische Karte von Preußen und den thüring. Staaten» (im Maßstabe 1 : 25 000 in der Ausführung begriffen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Beiträge zur Kenntnis der Versteinerungen des rhein. Übergangsgebirgs» (Berl. 1837), «Über einige böhm. Trilobiten» (Berl. 1845), «Untersuchungen über die Trilobiten» (Berl. 1846), «Conchylien des norddeutschen Tertiärgebirgs» (6 Hefte, Berl. 1853—57), «Über die Crinoiden des Muschelkalks» (Berl. 1857), «Über einige Cephalopoden aus dem Muschelkalk der Alpen und über verwandte Arten» (Berl. 1867). Außerdem veröffentlichte B. eine Reihe von geolog. Abhandlungen in Poggendorffs «Annalen», in Karstens «Archiv», in den «Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften» sowie in der «Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft».

Beyschlag (Joh. Heinr. Christoph Wilibald), prot. Theolog, geb. zu Frankfurt a. M. 5. Sept. 1823, besuchte das dortige Gymnasium, studierte 1840—44 zu Bonn und Berlin Theologie, lebte darauf mehrere Jahre in seiner Vaterstadt und wurde nach kurzem Vikariat zu Koblenz 1850 als Hilfs- und Anstaltspfarrer nach Trier berufen. Hier wirkte er zugleich als Religionslehrer sowie als Begründer und Leiter einer höhern Töchterschule, und schrieb «Evang. Beiträge zu den alten und neuen Gesprächen (des Generals von Radowitz) über Staat und Kirche» (Berl. 1852). Im J. 1856 als Hofprediger nach Karlsruhe berufen, nahm B. als Verteidiger des Kirchenregiments gegen die liberale Agitation an dem 1858 wegen Einführung der neuen Agende ausbrechenden bad. Kirchenstreit lebhaften Anteil. Hier setzte er auch seinem jüngern Bruder Franz ein Denkmal in der Schrift: «Aus dem Leben eines Frühvollendeten» (2 Tle., Berl. 1859; 5. Aufl., Halle 1879). Im J. 1860 wurde B. als Professor der praktischen Theologie an die Universität Halle berufen. In dieser Stellung schrieb er eine Reihe von Abhandlungen in den «Studien und Kritiken» und gab mehrere Predigtsammlungen heraus. Auf dem Kirchentag zu Altenburg 1864 hielt B. einen Vortrag über die Frage: «Welchen Gewinn hat die evang. Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu?» (Berl. 1864). Zur Rechtfertigung der darin ausgesprochenen Leugnung der Gottheit Christi schrieb B. die «Christologie des Neuen Testaments» (Berl. 1866). Als seit 1873 die synodale Verfassung der altpreuß. Landeskirche ins Leben gerufen ward, begründete B. mit mehrern halleschen Freunden und besonders mit dem Oberkonsistorialrat von der Goltz die große Mittelpartei, durch deren Unterstützung auf der außerordentlichen Generalsynode von 1875, der B. als Vertreter der halleschen Fakultät angehörte, das Verfassungswerk im Sinne der Regierung vollendet wurde. Nach der Synode gründete B. mit Wolters die Monatsschrift: «Deutsch-evang. Blätter». Von B.s Schriften sind noch zu nennen: «K. J. Nitzsch, eine Lichtgestalt der neuern Kirchengeschichte» (Berl. 1872), «Zur Erinnerung an D. Albrecht Wolters» (Halle 1879), «Zur deutsch-christl. Bildung» (Halle 1880), eine Sammlung populär-theol. Vorträge.

Beza (Théodore), eigentlich **de Bèze**, neben und nach Calvin Haupt der reform. Kirche zu Genf, geb. 24. Juni 1519 zu Vezelay, stammte aus einem alten burgund. Adelsgeschlecht, ward auf Betrieb seines Oheims, Claudius von Bèze, Abt des Cistercienserklosters zu Froimont, 1528 dem deutschen Humanisten Melchior Wolmar zur Erziehung übergeben und von diesem nicht bloß in die lat. und griech. Litteratur, sondern zugleich in die Grundsätze einer echt evang. Frömmigkeit eingeführt. Wolmar mußte 1534 als kirchlicher Neuerer Frankreich verlassen, und B. bezog 1535 die Universität zu Orléans, um die Rechte zu studieren. Im J. 1539 ging B. nach Paris, um seine juristische Thätigkeit zu beginnen. Im Besitz reicher Pfründen, zugleich durch die Herausgabe seiner «Juvenilia» als Humanist und Dichter berühmt, sah sich B. am Eingang einer glänzenden Laufbahn, als ihm in einer schweren Krankheit die Erkenntnis des Heils in Christo aufging. Er beschloß, alles hinter sich zu lassen und sich ganz dem Dienst der reform. Kirche zu widmen. Im J. 1548 traf er in Genf ein und übernahm 1549 eine Professur der griech. Sprache an der Akademie zu Lausanne. Während der zehnjährigen Verwaltung dieses Amts schrieb B. gegen den berüchtigten Ketzerrichter Peter Lizet die vielgelesene Spottschrift «Passavantius», mehrere dramatische Bearbeitungen alttestamentlicher Geschichten, von denen das «Sacrifice d'Abraham» das wichtigste, und vor allem eine Übersetzung der Psalmen, welche in den franz.-reform. Gottesdienst allgemein gesungen wurden. Auch las er über den Brief an die Römer und die Briefe Petri und beteiligte sich an den kirchlichen Kämpfen durch Verteidigung der Calvinischen Prädestinationslehre gegen Bolsec und der Verbrennung Servets; 1557 berief ihn das Vertrauen der Genfer, neben Farel in eine Gesandtschaft, welche die großen Kantone der Schweiz und die evang. Fürsten Deutschlands

bestimmen sollte, der franz. Regierung Vorstellungen zu machen zu Gunsten der bedrohten Waldenser in Piemont und der verfolgten Brüder in Paris. Beide Reisen benutzte B., um in Deutschland für eine Union der Evangelischen zu wirken.

Im J. 1559 siedelte B. als Prediger und Professor der Theologie nach Genf über, und verließ die Stadt nur auf 22 Monate, als es den Anschein gewann, daß in Frankreich der Protestantismus den Sieg davontragen werde. Dem König Anton von Navarra entwickelte B. auf dem Schlosse Nérac die prot. Grundsätze, war auf den Religionsgesprächen zu Poissy (Aug. 1561) und zu St.-Germain (Jan. 1562) der Sprecher der Reformierten und wirkte durch Rundschreiben und Reisen voll Eifer für die Sache der Hugenotten, bis durch das von Condé angenommene Pacifikationsedikt vom 12. März 1563 ihre Niederlage entschieden war. Darauf kehrte B. nach Genf zurück und ward nach Calvins Tode 1564 dessen Nachfolger in der Leitung der genfer Kirchen. Er leitete die Synoden der franz. Reformierten zu Rochelle 1571 und zu Nimes 1572, wo er sich Morels Antrag auf Änderung der Kirchenzucht widersetzte und den Beschluß durchsetzte, daß im Abendmahl der Leib Christi seiner Substanz nach empfangen werde, ging 1574 in Geschäften des Prinzen Condé an den pfälz. Hof und maß sich 1586 bei dem Religionsgespräch zu Mömpelgard mit den württemb. Theologen, besonders mit Jak. Andreä. Das von den Jesuiten verbreitete Gerücht, er sei zum Katholizismus zurückgekehrt, widerlegte er in einem Gedicht voll jugendlichen Feuers und wies die Versuche des heil. Franz von Sales, ihn zu bekehren, sowie die lockenden Anerbietungen des Papstes standhaft zurück. Noch 1600 begrüßte er im genfer Gebiete den König Heinrich IV. B. starb 13. Okt. 1605.

Durch entschiedenes Eingehen in die strengen Grundsätze Calvins, in dessen Geiste er der genfer Kirche kräftig und thätig vorstand, hatte B. sich zum Haupte seiner Partei emporgeschwungen und vierzig volle Jahre das hohe Ansehen eines Patriarchen genossen, ohne dessen Zustimmung kein wichtiger Schritt geschah. Um Einheit, Dauer und Festigkeit in seiner Kirche zu erhalten, opferte er seine eigenen Meinungen den einmal angenommenen Calvins auf und leistete ihr durch seine vielseitige Gelehrsamkeit, seinen beharrlichen Eifer, seinen gewandten Geist, seine glänzende Beredsamkeit und selbst durch den Eindruck seiner Persönlichkeit die wichtigsten Dienste. Er verteidigte ihre Lehren mit geübter Kunst, Bestimmtheit und genialem Feuer, oft auch mit eindringender Schärfe und Derbheit. Unter seinen vielen Schriften schätzt man noch jetzt die exegetischen und eine «Geschichte der Reformierten in Frankreich von 1521—63», welche auf gründlichen Forschungen beruht, die aber, da sie ohne Namen erschienen ist, von vielen nicht für sein Werk erachtet wird. Sein Briefwechsel mit Calvin befindet sich in der Bibliothek zu Gotha.

Vgl. Schlosser, «Leben des Theod. de B. und des Pet. Mart. Vermili» (Heidelb. 1809); Baum, «Theod. B.» (2 Bde., Lpz. 1843—51); Heppe, «Theod. B., Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861).

Bezdán, Marktflecken im Komitat Bács-Bodrog in Ungarn, zählt (1880) 7715 E., Magyaren, die namentlich den Hanf- und Kartoffelbau schwungvoll betreiben. B. ist Landungsplatz für die Donaudampfschiffe.

Bezetten, Bezetta, Tournesol-Läppchen, sind mit Farbstoffen verschiedener Art imprägnierte Leinwandläppchen, welche vorzugsweise zum Schminken benutzt werden. Besonders geschätzt sind die blauen B., welche in Gallargues bei Nimes hergestellt werden, indem man Leinwandläppchen im Safte von Chrozophora tinctoria tränkt und diese dann so lange dem Dampfe von faulendem Pferdemist aussetzt, bis sich die richtige Farbe entwickelt hat; zur Verschönung der Farbe werden sie dann nochmals in mit Urin verdünntem Saft der Pflanze getränkt und endlich getrocknet.

Die roten B. (auch Rosentuch oder Schminkläppchen genannt) waren ursprünglich die feinen Creponläppchen, auf welchen bei der Bereitung des Karmins dieser getrocknet worden war. Jetzt werden dieselben meist eigens aus Crepon oder feiner holländischer Leinwand dargestellt und mit Cochenille gefärbt. Sie dienen zum Schminken, zur Färbung von Liqueuren, Konfitüren u. s. w.

Béziers (Beterrae), Hauptstadt eines Arrondissements und früher Bischofssitz im franz. Depart. Hérault, in Languedoc, unweit des Mittelländischen Meers und an der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn, welche hier von der Héraultbahn gekreuzt wird, liegt in einer außerordentlich schönen, zugleich fruchtbaren, trefflich angebauten und gesunden Gegend am Küstenfluß Orb, unfern von dessen Vereinigung mit dem Canal du Midi. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-College, eine ökonomische und eine archäol. Gesellschaft (früher eine Akademie der Wissenschaften und Künste, die 1723 gestiftet war), eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, eine Kathedrale und eine mit Türmen versehene Ummauerung aus alter Zeit und zählt (1881) 42135 E., welche Wollspinnereien, Seiden- und Wollmanufakturen, Branntwein- und Spritbrennereien, Weinstein-, Grünspan-, Weinessig- und viele andere Fabriken unterhalten und vorzüglichen Weinbau und ansehnlichen Handel mit Getreide, Kapern, Honig, Mandeln, Seide, Öl u. s. w. treiben. B. ist das Beterrae der gall. Tectosagen, wird als röm. Kolonie und Station der siebenten Legion Beterrae Septimanorum genannt und hat unter andern Altertümern noch Überreste eines röm. Amphitheaters aufzuweisen. Es blühte besonders im 4. Jahrh., wurde im folgenden von den Westgoten erobert und zweimal fast ganz zerstört. Die fränk. Grafen von Septimanien, welche in B. residierten, machten sich im 10. Jahrh. unabhängig und stellten sich später unter die Grafen von Barcelona, welche ihnen auch die Grafschaft Carcassonne zu Lehn gaben. In den Albigenserkriegen wurde B., die Hauptstadt Rogers, des Neffen Raimunds VI. von Toulouse, von dem Kreuzheere unter dem Legaten Milo und dem Cistercienserabt Arnold 22. Juli 1209 erstürmt, dabei 7000 E. in der Magdalenenkirche verbrannt und 20000 ermordet. Im Frieden von 1229 kamen die Länder des Vizegrafen von B., Carcassonne und Albi, an die Krone Frankreich. Die Festungswerke wurden 1633 geschleift.

Bezifferung (auch Generalbaßschrift, Signatur oder Tabulatur) nennt man die Andeutung des harmonischen Inhalts eines Tonstücks mittels Zahlen und anderer Zeichen über oder unter den Noten des Basses behufs der Begleitung auf Tasteninstrumenten (Klavier und Orgel). Die B. besteht darin, daß man die Intervallen desjenigen

Accords, den sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses gedacht hat, ohne ihn in Noten hinzuschreiben, mittels der sie bezeichnenden Zahlen anschaulich macht. Das ganze Verfahren ist wesentlich eine Abkürzung der Notenschrift und zur leichtern Übersicht des Begleiters erfunden. — Beim elementaren Singunterricht werden mitunter ebenfalls Ziffern gebraucht, um die Notenkenntnis zu umgehen.

Bézique, auch Bézigue geschrieben, ein im 18. Jahrh. am franz. Hofe sehr beliebt gewesenes Kartenspiel, welches später außer Gebrauch gekommen ist, jedoch um 1870 in England wieder in Aufnahme kam und wenige Jahre danach von dort aus in Deutschland Verbreitung gefunden hat. Am zweckmäßigsten wird B. von zwei Personen gespielt und zwar mit zwei Piquetspielen, welche untereinandergemischt sind. Jeder Spieler erhält zunächst acht Karten; die folgende Karte wird offen hingelegt und bezeichnet die Trumpffarbe. Nach jedem Stich nimmt jeder Spieler eine von den noch nicht verteilten Karten. Wer in seinen Karten gleichzeitig die Piquedame und den Carreaububen besitzt, sagt B. an und legt dafür 40 an; wer zwei Piquedamen und zwei Carreaububen gleichzeitig besitzt, legt für double B. 500, den bei diesem Spiele höchsten Gewinn, an. Auch andere Kartenzusammenstellungen bringen dem Besitzer besondern Gewinn, und zwar Sequens 250, vier Asse 100, vier Könige 80, vier Königinnen 60, vier Buben 40, König mit Königin in der Trumpffarbe 40 und in jeder andern Farbe 20, sieben Trümpfe 10, jedes As mit der Zehn 10, der letzte Stich 10, Trumpfsieben, wenn dieselbe ausgespielt oder zum Eintauschen des aufgelegten Trumpfes verwendet wird, ebenfalls 10. Zum Anlegen der Zahlenwerte bedient man sich gewöhnlich kleiner Täfelchen, Béziqueregister genannt, welche durch Stellung dreier Zeiger auf uhrartig eingeteilten Zifferblättern den Betrag des Gewinns nach Zehnern, Hundertern und Tausendern bezeichnen. Auf der Rückseite dieser Täfelchen, deren jeder Spieler eins bedarf, ist eine Übersicht der Werte der verschiedenen gewinnbringenden Kartenzusammenstellungen angebracht.

Bezirk bedeutet wörtlich das von einer Kreislinie Umschlossene, ein bestimmtes Gebiet, z. B. Stadtbezirk, Jagdbezirk. Bei der politischen Einteilung des Staates wird der Ausdruck B. mehrfach für ein bestimmtes Verwaltungs- oder Gerichtsgebiet gebraucht, daher die Ausdrücke: Regierungsbezirk, Amtsbezirk, Bezirksgericht u. s. w.

Bezirk (milit.). Das Gebiet des Deutschen Reichs wird in militärischer Hinsicht in 17 Armeekorpsbezirke eingeteilt; jeder Armeekorpsbezirk bildet einen besondern Ersatzbezirk, das Großherzogtum Hessen einen solchen für sich. Jeder Ersatzbezirk zerfällt in vier, das Großherzogtum Hessen in zwei Infanteriebrigadebezirke; jeder der letztern besteht aus den B. der zugehörigen Landwehrbataillone. Die 275 Landwehrbataillonsbezirke sind in Rücksicht auf die Ersatzangelegenheiten in Aushebungsbezirke eingeteilt, deren Umfang und Größe von der Einteilung in Civilverwaltungsbezirke abhängt. In den Staaten mit Kreiseinteilung bildet in der Regel jeder Kreis einen Aushebungsbezirk, in den andern Staaten werden die Aushebungsbezirke dergestalt gebildet, daß sie in der Regel nicht weniger als 30000 und nicht mehr als 70000 E. umfassen.

Bezirksrat, s. unter Provinzialordnung.

Bezirksverwaltungsgericht, s. unter Verwaltungssachen.

Bezjaken, jetzt Spottname für die Kroaten um Agram (das serb.-kroat. Wort bezjak heißt «Tölpel»), war früher Benennung südslaw. Stämme; so kommen in den Vorreden der kroat. prot. Bibelübersetzung von Georg Dalmatin und Stephan Consul (in den sechziger Jahren des 16. Jahrh.) neben Kroaten, Dalmatinern u. s. w. auch B. vor, mit welcher Bezeichnung, wie es scheint, ein Teil der heutigen Slowenen oder Provinzialkroaten gemeint ist. Die italienisch redenden Bewohner des Landes am untern Isonzo in der Grafschaft Görz nennen sich Bizjaki.

Bezoarsteine heißen rundliche, verschiedenartig gefärbte, aus mehrern schaligen Lagen bestehende Konkretionen, die sich in dem Darme verschiedener Tiere, besonders der Bezoarziegen, einiger Gazellen, des Guanaco und Vicogne u. s. w. bilden. Sie haben sehr verschiedene Zusammensetzung, manche bestehen aus Kalk- und Magnesiasalzen, Phosphaten oder Oxalaten, andere aus organischen Substanzen, Lithofellinsäure oder Ellagsäure, wieder andere sind durch irgend ein Bindemittel verkittete Haare oder Futterreste. Man teilt sie in gemeine, in occidentalische und in orientalische ein. Die orientalischen, welche für die kostbarsten gehalten werden, haben eine sehr glatte und glänzende Oberfläche, eine schwärzlichgrünliche, gräuliche oder bläuliche Farbe und sehr dünne und zarte Lagen, die fast wie die Schalen der Zwiebeln übereinanderliegen. Die Alten legten den B. allerlei wunderbare Heilkräfte bei. Jetzt weiß man, daß sich bei den meisten pflanzenfressenden Säugetieren solche Konkretionen im Magen und Blinddarm bilden können, sowie, daß ihre Bildung von der Nahrung der Tiere abhängt. So kommen z. B. bei Müllerpferden sehr häufig dergleichen Steine vor und erreichen zuweilen eine außerordentliche Größe. Als Heilmittel lassen sich die B. nicht verwerten.

Bezoarwurzel, auch Giftwurzel, war die Bezeichnung, unter welcher sonst der gewürzhaft bitter schmeckende Wurzelstock von Dorstenia Contrayerva *L.* in den Handel kam.

Bezogener oder Trassät heißt im Wechselhandel derjenige, welcher nach der Absicht des Ausstellers den Wechsel bezahlen soll, an den daher der Wechselbrief gerichtet ist.

Bge., bei botan. Namen Abkürzung für Bunge (Alexander von).

Bhagalpur, s. Bhagelpur.

Bhagavad-Gîtâ (d. h. die von der Gottheit gesungenen Offenbarungen) ist der Titel eines religionsphilos. Lehrgedichts, das als Episode in das sechste Buch des großen ind. Epos Mahâbhârata (s. d.) verflochten ist. Die beiden feindlichen Heere der naheverwandten Kuruiden und Panduiden stehen gerüstet in Schlachtordnung sich gegenüber, die Trompeten geben das Zeichen zum Beginn des Kampfes und der Panduide Ardschuna besteigt seinen Kriegswagen, den die Gottheit selbst in der menschlichen Gestalt des Krischna als Wagenlenker führt. Als aber Ardschuna im feindlichen Heere seine Verwandten, die Freunde seiner Jugend und seine Lehrer erblickt, zögert er, sich in den Kampf zu stürzen, von dem Zweifel gequält, ob es, um eines irdischen Vorteils willen, wie hier die Wiedereroberung des väterlichen Reichs, erlaubt sei, die geheiligten Satzungen des ganzen Staatsorganismus zu verletzen. Hierauf

setzt nun Krischna ihm in einer Reihe von 18 Gesängen die Notwendigkeit des Handelns, unbekümmert um den Erfolg, auseinander, woraus sich im weitern Verlaufe des Gesprächs ein vollständiges System ind. Religionsphilosophie entwickelt, in welchem mit ebenso vieler Klarheit der Gedanken als Eleganz der Darstellung die höchsten Probleme des menschlichen Geistes zu lösen versucht wird. Wann und von wem das Gedicht verfaßt wurde, läßt sich bisjetzt nicht genau bestimmen. Doch kann es nicht in die Zeit der ersten Versuche des philosophierenden Geistes der Inder gesetzt werden, vielmehr ist es eklektischer Natur und setzt philos. Schulen voraus. Wahrscheinlich fällt seine Abfassung in die ersten Jahrhunderte nach Christo. In Indien genießt das Werk ein unbedingtes Ansehen und ist daher auch oft kommentiert (der beste Kommentar von Sridhara-Svâmin erschien Kalkutta 1832) und in die verschiedenen Sprachen Indiens übersetzt worden. Die besten Ausgaben des Sanskrittextes lieferten A. W. von Schlegel (2. Aufl., Bonn 1846) und Thomson (Hertford 1855); der letztere auch eine engl. Übersetzung (Hertford 1855); in das Deutsche wurde das Gedicht übersetzt und kommentiert von Peiper (Lpz. 1834), Lorinser (Bresl. 1869) und Boxberger (Berl. 1870). In geistreicher Weise hat W. von Humboldt den philos. Gehalt des Gedichts dargestellt in einer Abhandlung «Über die unter dem Namen B. bekannte Episode des Mahâbhârata» (Berl. 1827).

Bhagelpur, eigentlich Bhagelapur (engl. Bhagulpore geschrieben), die unter 25° 11' nördl. Br. und 87° östl. L. (von Greenwich) auf dem rechten Ufer des Ganges gelegene Hauptstadt des Distrikts B. (11054 qkm mit 1826290 E.) und der gleichnamigen Division (52958 qkm mit 7289784 E.) der indo-brit. Lieutenant-Gouverneurschaft Bengalen, ein unansehnlicher Ort mit 69678 E., von denen ein Viertel Mohammedaner sind. B. hat mehrere Bazars, verschiedene Tempel, einige Moscheen, eine kath. Kapelle, eine Kavalleriekaserne u. s. w. Die hervorragendsten Gebäude sind die Wohnhäuser der engl. Beamten und anderer Europäer. Vor der Stadt befinden sich zwei Monumente zur Erinnerung an den Engländer Cleveland, welcher sich 1780—84 als Oberrichter und Magistrat große Verdienste um diesen Distrikt erwarb, das eine von der Ostindischen Kompagnie, das andere, in der Gestalt einer Pagode, von der eingeborenen Bevölkerung errichtet. Erwähnungswert sind auch noch zwei runde, 22 m hohe Türme, sog. Pyrethra, wie sie in Afghanistan, Persien und Syrien gefunden werden und deren Erbauer sowohl als die Zeit und der Zweck ihrer Erbauung gänzlich unbekannt sind. Einige vermuten, daß B., nicht aber Gaya (die Hauptstadt des Distrikts Bihar) das alte Pataliputra oder Padmavati, das Patibotra der Griechen, die Hauptstadt des alten Reichs Magadha gewesen sei.

Bhagirati, Quellstrom des Ganges (s. d.).

B'hamo, Stadt in Birma, s. Bamo.

Bhandara, ein Distrikt der zu dem Chef-Kommissariat (Chief-Commissionership) «Centralprovinzen» der brit.-ind. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Nagpur, nördlich von dem Distrikt Seoni, östlich vom Distrikt Balaghat, südlich vom Distrikt Chanda und westlich vom Distrikt Nagpur begrenzt, zählt (1872) auf 10158 qkm 564813 E. Der mit dem Distrikt gleichnamige Hauptort Bhandara liegt unter 21° 11' nördl. Br. und 79° 41' östl. L. (von Greenwich), 260 m hoch auf dem rechten Ufer des Flusses Wainganga. Der Ort selbst ist unbedeutend und zählt 11433 E., hat aber einen aus der Umgegend lebhaft besuchten Bazar.

Bhâravi, geschätzter ind. Dichter aus der spätern Zeit der Kunstpoesie (jedenfalls vor dem J. 1000 n. Chr.), Verfasser des berühmten Epos «Kirâtârjunîya» (der Kampf Ardschunas mit dem Kiraten), dessen Stoff frei nach dem «Mahâbhârata» bearbeitet ist. Die beiden ersten Gesänge dieses Gedichts sind von C. Schütz (Bielef. 1845) übersetzt und mit einer Einleitung versehen worden, welche eine Analyse des Ganzen gibt.

Bhartpur, s. Bhurtpur.

Bhartrihari ist der Name eines berühmten ind. Spruchdichters, von dessen Lebensumständen nichts Genaueres bekannt ist. Die Sage macht ihn zum Bruder des Königs Vikramâditya und berichtet von ihm, daß er seine Jugend wild und ausschweifend zugebracht, in spätern Jahren aber als Einsiedler dem ascetischen Leben sich gewidmet habe. Seinen Namen trägt eine Sammlung von 300 Sprüchen, die er entweder wirklich verfaßt hat, oder die, was wahrscheinlicher, eine Anthologie ist, welche nach ind. Sitte einer im Volke durch Sagen und Märchen bekannten Person zugeschrieben wurde. In diesen Sprüchen wechseln anmutige Schilderungen der Natur und reizende Bilder der Liebe mit klugen Bemerkungen über allerlei Verhältnisse des Lebens und tiefsinnigen Gedanken über die Gottheit und Unsterblichkeit der Seele. Die in vollendet schöner Form abgefaßten Sprüche gab kritisch heraus von Bohlen (Berl. 1833; dazu «Variae lectiones», Berl. 1850). Derselbe lieferte auch eine gelungene metrische Übersetzung (Hamb. 1835). Die neueste kritische Ausgabe mit Scholien erschien in Bombay (1874); sämtliche Sprüche in berichtigtem Texte und treuer Übersetzung finden sich in Böhtlingks «Indischen Sprüchen» (2. Aufl., 3 Bde., Petersb. 1870). B. ist der erste ind. Schriftsteller, welcher in Europa bekannt wurde, indem der Missionar Abraham Roger 200 Sprüche desselben in seinem gelehrten Werke «Offene Thür zum verborgenen Heidentum» (Nürn. 1653) übersetzte, von denen namentlich Herder in den «Zerstreuten Blättern» viele nachgebildet hat.

Bhâskara, berühmter ind. Astronom und Mathematiker aus dem 12. Jahrh. n. Chr., Verfasser des Lehrbuchs «Siddhântaçiromani» (herausgegeben zu Benares 1866).

Bhat, eine eigentümliche, erbliche, eine Art Kaste bildende Genossenschaft von Barden in der Westhälfte von Vorderindien, namentlich in den Ländern, welche früher zu Guzerate gehörten. Hauptsächlich unter der radschputischen Bevölkerung daselbst stehen die B. nebst den ihnen nahe verwandten Charuns in großem Ansehen und üben wesentlichen Einfluß aus. Am angesehensten sind jedoch die letztern. Beide rühmen sich göttlichen Ursprungs. Die B. sind Märchenerzähler, herumziehende Barden, Aufbewahrer der Volkslegenden und Familientraditionen, mitunter auch Gaukler, Wahrsager u. s. w. Diejenigen Häuptlinge und andere Vornehme, welche sich freigebig gegen sie zeigen, werden von ihnen in Liedern gepriesen, während sie auf solche, von denen sie sich vernachlässigt glauben, Satiren machen und verbreiten, die sich meistens auf unechte Geburt und daher stammende niedrige Gesinnung der betreffenden Personen beziehen. Mitunter, wenn ein B. sich besonders empfindlich durch einen Häuptling

gekränkt fühlt, befestigt er das Bildnis desselben, zugleich aber auch einen alten Schuh oben an einer Stange und zieht hiermit von Dorf zu Dorf, allenthalben Spott- und Schmählieder auf jenen vortragend, bis dieser selbst oder die Anverwandten desselben den B. durch reiche Geschenke versöhnen. Einen B. zu töten gilt für das allerschwerste, auf keine Weise zu sühnende Verbrechen.

Bhatgang, bedeutende Stadt in dem selbständigen Staate Nepaul in Ostindien in den südl. Abhängen des Himalaja, liegt unter 27° 37′ nördl. Br. und 85° 22′ östl. L. (von Greenwich) und ist Lieblingsaufenthalt der in diesem Lande lebenden Brahmanen. B. ist gut gebaut und die Straßen sind reinlicher als die der Hauptstadt Kathmandu. Der Palast, eine Anzahl von Tempeln und andern stattlichen Gebäuden geben dieser Stadt ein ungleich imponirenderes Ansehen, als Kathmandu besitzt.

Bhatti, ind. Dichter aus dem 6. oder 7. Jahrh. n. Chr., Verfasser des Kunstepos «Bhattikâvya», dessen Stoff der Geschichte Ramas entlehnt ist. Gesang 1—5 sind ins Deutsche übersetzt von C. Schütz (Bielef. 1837).

Bhavabhuti, berühmter ind. Dramendichter aus dem 8. Jahrh. n. Chr., von dem drei Stücke erhalten sind: «Mâlatîmâdhava» (ein Liebesdrama), «Mahâvîracarita» und Uttararâmacarita», welche die Abenteuer des Rama zum Gegenstande haben. Nur das zweite dieser Dramen ist in Europa herausgegeben worden (von Trithen, Lond. 1848); die beiden andern liegen erst in ind. Ausgaben vor. Doch gibt es bereits Übersetzungen von allen drei Dramen in europ. Sprachen, und zwar eine des ersten von Wilson in den «Select specimens of the theatre of the Hindus» (Bd. 2, 3. Aufl., Lond. 1871), deutsch von Wolff in «Theater der Hindus» (Weim. 1828 u. 1831); des zweiten von Nève (Löwen 1880), des dritten von Pickford (Lond. 1871). B. ist gekünstelter und nicht so elegant als Kalidasa, übertrifft diesen aber an dramatischem Schwung und schärferer Charakteristik der Personen.

Bhawalpur, Vasallenstaat in Britisch-Indien, s. Bahawalpur.

Bheels, ein Volksstamm in Ostindien, der mit vieler Wahrscheinlichkeit für einen Überrest der Urbevölkerung des westl. Teils der vorderind. Halbinsel vor der arischen Einwanderung gehalten wird. Hauptsitze derselben sind der wildeste Teil des Vindhyagebirgs, die Ufergegenden der mit diesem parallel verlaufenden Nerbudda und der nördlichere Teil der westl. Ghats an seinen beiden Abhängen, doch kommen sie auch in andern Gegenden, namentlich in allen denen, die das frühere Reich Guzerate bildeten und jetzt zu der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay gehören, wie namentlich in dem Kollektorat Khandesch zahlreich vor. Ein diesen B. in den westl. Ghats ganz ähnlicher Volksstamm soll aber auch in dem nördl. Teile der östl. Ghats leben. Jedenfalls sind sie in älterer Zeit weiter wie jetzt verbreitet gewesen. Die B. stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, am meisten die, welche die entlegenern Gebirgsgegenden bewohnen, sind aber bildungsfähig. Sie stehen außer Verkehr mit den civilisiertern Hindu, haben aber manches von diesen übernommen mit Bezug auf Sitten und Religionsgebräuche. Die Mehrzahl verehrt Mahâdeva, außerdem aber eine große Menge von Rawits oder Gebirgsgöttern, auch die niedern Hindugottheiten. Nach Elphinstone sollen die B. Rind- und Schweinefleisch essen, auch Arrak und Palmwein trinken. Den Brahmanen bezeigen sie keine Ehrfurcht. Sie haben keine Tempel; statt ihrer dienen gewisse Bäume, die durch unter ihnen aufgestellte Steine als Gegenstand der Verehrung bezeichnet werden. Ihre Witwen dürfen sich wieder verheiraten. Sie begraben ihre Toten. Bei dem Tode ihrer Häuptlinge machen die B. aus Erz das Bild eines Pferdes oder Stiers, mit dem eine Art von bei ihnen bestehenden, Râwels genannten Priester jährlich eine Rundreise machen und sie unter Verrichtung gewisser Ceremonien den Bewohnern der verschiedenen Ortschaften zeigen. Außerdem haben sie Wahrsager, Barwâ, die zugleich Ärzte sind. Darüber, ob ihre Sprache eine eigentümliche oder aber bloß eine rohere Dialektverschiedenheit der in der Gegend, wo sie leben, herrschenden Idiome ist, sind die Meinungen geteilt. Die B. werden als klein, schwarz, schlank und mager, aber rüstig, mehr behende und thätig als stark, zugleich als diebisch, falsch und verräterisch, aber nicht blutgierig beschrieben. Doch besteht große Verschiedenheit zwischen den B., welche in der Nähe der Städte, und denen, die in den abgelegenern Gebirgsgegenden leben. Die letztern wohnen in Haufen kleiner Hütten unter Nayaks genannten Häuptlingen, tragen selten Kleidung, einen schmalen Lendengürtel ausgenommen, und sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet. In neuerer Zeit sucht die engl. Regierung zu Bombay einen höhern Grad von Kultur unter ihnen zu verbreiten. Eins der hierfür angewandten Mittel war die Bildung eigener Korps von aus ihnen gebildeten Polizeisoldaten, die gute Dienste leisten.

Bhikschu bedeutet im Sanskrit einen religiösen Bettler brahmanischen oder buddhistischen Glaubens, welcher der Welt entsagt hat und ein herumstreifendes ascetisches Leben führt, auf fremde Mildthätigkeit angewiesen und von allen Genüssen ausgeschlossen.

Bhilsa, ein Ort in Britisch-Ostindien, unter 23° 30′ nördl. Br. und 77° 50′ östl. L. (von Greenwich) in dem Oberkommissariat Centralindien (Central-India-Agency) und speziell in der polit. Assistent-Agentschaft Bhopal gelegen, bildet mit dem umliegenden gleichnamigen Distrikt (Pergunna) einen Teil der Besitzung des Maharadscha Scindia von Gwalior, eines maharattischen Vasallenfürsten der Engländer. B. liegt auf dem rechten Ufer des Flusses Betwa auf einem Trappfelsen, ist nur klein, hat etwa 25000 E. und enthält ein Fort, umgeben von einer Steinmauer und einem Wallgraben und verstärkt durch viereckige Türme. In der Vorstadt von B. befindet sich eine 5 m lange, 2,5 m weit gebohrte, reich verzierte, der Sage nach auf Befehl des Großmoguls Dschehangir aus Erz gegossene Kanone. Etwa 6 km südwestlich von B., auf dem linken Ufer des Betwa, befinden sich bei dem Dorf Sanehi Kauckhera großartige buddhistische Tempelruinen. B. wurde 1230 von Samsuddin Altamsch, Souverän von Delhi, den Hindu abgenommen, gelangte aber bald nachher an dieselben zurück, wurde darauf durch einen Offizier des Beherrschers von Delhi Dschaladdin Ferose verwüstet, befand sich aber 1528 wieder im Besitz der Hindu. Schließlich wurde es 1570 durch Akbar dem Reiche von Delhi einverleibt. Der in der Umgegend von B. angepflanzte Tabak wird für den besten in Indien gehalten.

Bhima, der bedeutendste linke Nebenfluß der Krischna (auch Kistna) im mittlern Vorderindien

entspringt auf dem Ostabhange der Westghats und mündet nach einem Lauf von 600 km bei Ferozpur.

Bhima oder Bhima Ghora, Wallfahrtsort der Hindu in Britisch-Indien, liegt unter 29° 58' nördl. Br. und 78° 14' östl. L. (von Greenwich) in dem Distrikt Saharanpur der zu der Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen gehörenden Division Mirat (Meerat), ungefähr 1½ km nordwestlich von Hurdwar. Daselbst befindet sich, etwa 350 m über dem Meere, eine enge Bergspalte, in der sich eine Kunda oder ein Teich befindet, der sein Wasser aus einem schmalen Arme des Ganges empfängt. Waschungen mit demselben sollen rein von allen Sünden machen.

Bholanpaß oder Bolanpaß, die das Halagebirge in Balutschistan überschreitende Strecke der großen Heerstraße, welche von dem nördl. Teile der zu der Präsidentschaft Bombay gehörenden Landschaft Sindh über Schikarpur und Dadar nach Balutschistan und Afghanistan führt, somit diese Länder und die pers. Hochebene mit dem untern Gebiete des Indus verbindet. Der Eingang des Passes liegt oberhalb Dadar, unter 29° 30' nördl. Br. und 67° 35' östl. L. (von Greenwich), 270 m über dem Meere. Die Länge des B. beträgt 860 km, seine mittlere Erhebung 150 m mit je 7,5 km. Sein Ausgang, 1767 m über dem Meere, führt auf das in gleicher Höhe gelegene Plateau Deschd-i-Bedaulet. Hier, bei dem Orte Quetta, auch Köta genannt, teilt sich die Straße in einen südwestlich nach Kelat und in einen nordwestlich nach Kandahar führenden Arm. Im J. 1839 passierte eine engl. Armee mit zahlreichem schweren Geschütz diesen Paß ohne große Mühe in sechs Tagen. Wie wichtig derselbe im allgemeinen auch ist, so hat derselbe für den Handelsverkehr zwischen dem westl. Indien, Afghanistan und dem innern Asien nicht die Bedeutung wie der nördlicher unter 32° 6' nördl. Br. über das Sulimangebirge führende Gomulpaß.

Bhopal, ein 18390 qkm enthaltender moham. Vasallenstaat des Indo-Britischen Reichs. B., in administrativer und polit. Hinsicht einen Teil der Präsidentschaft Bengalen, und zwar eine Assistent-Agentschaft des zu jener gehörenden Oberkommissariats Centralindien bildend, wird südlich von der Nerbudda, östlich von Dschabalpur, einer Division des Oberkommissariats der Centralprovinzen, westlich von Malwa, nördlich von Guma und Gwalior, Assistent-Agentschaften von Centralindien, und nordwestlich von der zu dem Oberkommissariat Radschputana gehörenden Assistent-Agentschaft Haraoti be[gre]nzt. Der südlichste Teil von B. gehört dem [Fl]ußthale der Nerbudda an. Von hier erhebt sich [das] Land nach der Kette des Vindhyagebirgs hin, [d]essen Nordseite dasselbe, ein Plateau bildend, [in e]iner größern Hälfte gelegen ist. B. wird von [den Fl]üssen Nerbudda, Dhasa, Betwa, Purbatti [...]wui bewässert. Die Einwohner, sich 1873 [...] 200 belaufend, bestehen zur größern Hälfte [aus H]indu, zur kleinern aus unter Aureng-Zeyb [da]selbst eingewanderten Patanis aus Afghanistan. [D]ie, wie der Staat, B. genannte, 24° 14' nördl. Br. [u]nd 77° 33' östl. L. (von Greenwich) gelegene, von [ei]nem gemauerten Walle umgebene Hauptstadt hat [br]eite, gerade Straßen, besitzt ein Fort, zeigt aber, wie auch die fürstl. Residenz, das südwestlich von [de]r Stadt auf einem Felsen erbaute, befestigte [S]chloß Futtigurh, allenthalben Spuren des Verfalls. Südwestlich von letzterm befindet sich ein künstlich angelegter, 7,5 km langer und halb so breiter, mit Fischen und Krokodilen erfüllter tiefer Teich. Ein ähnlicher, halb so großer Teich liegt östlich von der Stadt.

Das Reich B. wurde von einem Afghanen gegründet, der, früher in Dienst von Aureng-Zeyb stehend, sich unabhängig machte und 1728 starb. Stifter der gegenwärtigen Dynastie war Wazir-Mohammed, der seine Unabhängigkeit wiederholt gegen die Angriffe der Maharatten, namentlich 1809—12, mit ebenso viel Tapferkeit als Glück verteidigte. Er starb 1816. Sein Sohn Nazar-Mohammed schloß 1818 einen Vertrag mit den Engländern, wodurch seinem Reiche die Unabhängigkeit garantiert wurde, unter der Bedingung, daß derselbe ein Kontingent von 400 Fußsoldaten und 600 Reitern zu der engl.-ind. Armee stelle. Als der Nabob bald nachher starb, hinterließ derselbe eine einzige Tochter, Sikander-Begum, welche, verheiratet mit ihrem Neffen, eine Schah-Jehan genannte Tochter gebar. Sikander-Begum leitete die Verwaltung von B. mit so vieler Geschicklichkeit und Kraft, daß sie zur Herrscherin über dieses Reich und ihre Tochter zu ihrer Nachfolgerin ernannt wurde. Für ihre guten Dienste 1857 bei Gelegenheit des Seapoy-Aufstandes erhielt sie von den Engländern eine Vergrößerung ihres Grundgebietes. Als sie 1868 auf der Pilgerfahrt nach Mekka starb, folgte ihr ihre Tochter unter dem Titel Nabob Schah-Jehan. Die Einkünfte von B. betragen jährlich 137625 Pfd. St.; die Armee besteht aus 3428 Fußsoldaten, 723 Reitern und 223 Artilleristen mit 70 Geschützen.

Bhot oder Bhotiyah, ein Volksstamm, hauptsächlich in dem südl. Himalajalande Bhutan in Ostindien, einer der ältesten Zweige der turanischen oder mongol. Völkerfamilie, in welchem sich aber eine schon von alters her bestehende Vermischung mit mannigfachen ethnolog. Elementen des Hindutums erkennbar macht. Sie erscheinen auch verwandt sowohl mit den Bewohnern von Tibet als auch mit den Newars, den eigentlichen Bewohnern von Nepal. Die B. sind den körperlich schwachen und sanftmütigen Bewohnern von Bengalen in physischer Beziehung durchaus unähnlich. Sie sind hoch und kräftig gebaut, von großer Körperstärke und von dunkler Hautfarbe, aber doch röter im Gesicht als die Bengalen. Ihre Gesichts- und Schädelbildung erinnert lebhaft an die typisch mongolische, namentlich durch die stark hervorstehenden Wangenbeine und die kleinen, schwarzen, meistens schiefstehenden, enggeschlitzten Augen. Ihr Haar ist schwarz, ihr Bartwuchs schwach und erst spät zum Vorschein kommend. Äußerst häufig sind bei ihnen Kropfgeschwülste. Dessenungeachtet aber sind sie gesund und erreichen oft ein sehr hohes Alter. Ihre Sprache zeigt mannigfache Übereinstimmung mit den Idiomen in Tibet und Nepal; auch findet sich eine Menge von ursprünglich dem Sanskrit angehörenden Wörtern in ihrer Sprache. Sie stehen auf keiner ganz niedrigen Stufe der Kultur, was sich schon daraus ergibt, daß die Buchdruckerkunst schon seit Jahrhunderten bei ihnen besteht und sich Bücher über die herrschende Religion, den Buddhismus, in den Händen des geringsten B. befinden. Ihr Alphabet ist von dem Devanagari abgeleitet.

Bhotan, s. Bhutan.

Bhrigu (eigentlich «strahlend, funkelnd»), Bezeichnung einer Art von Halbgöttern der ind. Mythologie, welche das Feuer auffinden und den Menschen

bringen; auch Name eines berühmten Brahmanengeschlechts.

Bhudsch, Bhooj oder Bhuja, die 23° 13' nördl. Br. und 69° 44' östl. L. (von Greenwich) gelegene Hauptstadt des zur nördl. Division der Präsidentschaft Bombay in Britisch-Ostindien gehörenden Tributärstaats Cutsch (Katscha), breitet sich am Fuße eines befestigten Hügels aus und zählt (1872) 23813 E. Aus der Ferne, namentlich von Norden aus betrachtet, bietet B. durch die Anzahl von stattlichen, weißgetünchten Gebäuden, Tempeln und Moscheen, zwischen denen sich Anpflanzungen von Dattelpalmen befinden, einen vielversprechenden Anblick. Das Innere der Stadt ist aber weniger schön. Der Palast des Radscha ist ein im chines. Stil gut gebautes Schloß. Im westl. Teil der Stadt ist ein umfangreicher, künstlicher Teich. Im J. 1819 wurde ein großer Teil der Stadt durch ein Erdbeben, bei dem auch viele Menschen umkamen, zu Grunde gerichtet.

Bhurtpur oder Bhartpur, brit.-ostind. Vasallenstaat in der Agentschaft der «Östlichen Staaten» in Radschputana, zählt auf 5113 qkm 743710 E. Die Hauptstadt B. liegt unter 27° 12' nördl. Br. und 77° 33' östl. L. (von Greenwich) in einem vertieften Terrain, ein Umstand, der ihr in militärischer Hinsicht Bedeutung verleiht, da infolge dessen ihre Umgegend aus einem kleinen, höher gelegenen See in der Nähe unter Wasser gesetzt werden kann. Solches geschah 1805 und machte den Angriff von Lord Lake auf B. fruchtlos. Bei dem Angriffe von Lord Cumbermere 1825 glückte es den Engländern noch zu rechter Zeit, die Ableitung des erwähnten Sees nach der Umgegend von B. zu verhüten. Seitdem sind die früher berühmten Festungswerke von B. größtenteils nur noch Trümmer. Die entwaffnete Citadelle enthält drei voneinander getrennte Paläste, einen für den Fürsten, den andern für die Frauen der fürstl. Familie, den dritten für die Rechtspflege. B. ist noch immer ein bedeutender Ort, dessen Bevölkerung auf 100000 Seelen geschätzt wird, eine Angabe, die bei seinem beträchtlichen Umfange von 13 km glaublich erscheint. Die Bewohner treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel, namentlich mit Salz aus dem See Shambar in Radschputana. Die Bevölkerung glaubt, daß B., welches Anfang des 18. Jahrh. von den Djats gegründet wurde, vorzugsweise von dem Gotte Krishna begünstigt werde.

Bhuta, Participium von der Sanskritwurzel bhû, d. h. werden, daher B. eigentlich soviel wie Gewordenes, Wesen. In der ind. Mythologie sind die B. unheimliche Wesen, Gespenster, Kobolde, böse Geister, welche Toten Leben einhauchen, Lebende töten. An ihrer Spitze steht der Gott Siva. Es sind teils Naturgeister, teils abgeschiedene Seelen von Menschen. Man weiht ihnen Tempel, Altäre und Bildsäulen und opfert ihnen Tiere. Die B. spielen im Kultus der Hindu und der noch übrigen Urbewohner Indiens eine große Rolle, weshalb ihre Religion auch als Bhutenreligion bezeichnet wird. Vgl. Wurm, «Geschichte der ind. Religion» (Bas. 1873).

Bhutan oder Bhotan, ein unabhängiger Staat in den südl. Abhängen des Himalaja, zwischen 26° 18' bis 28° 2' nördl. Br. und 88° 32' bis 92° 30' östl. L. (von Greenwich) gelegen, im N. durch den Kamm des Himalaja von Tibet getrennt, gegen W. von Sikkim und gegen S. von dem nordöstlichsten Teile von Bengalen, der Landschaft Kutsch-Behar und dem nordwestlichsten Teile von Assam begrenzt. Gegen O. stößt es an ein noch sehr wenig bekanntes, von barbarischen Stämmen bewohntes Gebirgsland. Der Flächeninhalt von B. beträgt 35200 qkm. B. ist ein Alpenland, in dessen Innern sich einzelne Berge bis über 5000 m erheben, während die Kammlinie dieses östlichsten Teils vom Himalaja mehrere 7—8000 m hohe Gipfel besitzt. Eine Anzahl von Nebenflüssen des Brahmaputra, von denen der Ammo-Chu, der Gungaduhr, der Matissam und der Manaß die bedeutendsten sind, durchströmt B. von N. nach S. Das Land ist reich an Wäldern, aber an allen nur irgend zugänglichen Stellen sorgfältig angebaut und mit Fruchtbäumen bepflanzt. Hierdurch, sowie durch seine auffallende Armut an wilden wie an zahmen Tieren, bildet B. den entschiedensten Gegensatz zu dem nördlich von dem Himalaja gelegenen Tibet. Eine Anzahl breiter, sanft abfallender Hügelrücken, Duars, d. h. Pässe genannt, führt aus diesem Hochlande in die Ebene von Bengalen und Assam herab. Die Bewohner, Bhutias, Bhotigahs oder Bhot (s. d.), deren Zahl 200000 betragen soll, gehören der mongol. Rasse an und sind mit den Tibetanern stamm- und sprachverwandt, gleich diesen Buddhisten und stehen auch mit ihnen fortwährend in enger Verbindung. Die Bhutias sind geschickte und fleißige Landbauer und wohnen in gutgebauten, mehrstöckigen Häusern.

Die Verfassung des Staats ist eine eigentümliche. An seiner Spitze steht als erblicher Fürst der Dhurma-Radscha, welcher, gleichwie der Dalai-Lama in Tibet, für eine Inkarnation von Buddha gilt. Die Ausübung aller weltlichen Macht dagegen ist in Händen des jedesmal für drei Jahre gewählten Deb-Radscha oder weltlichen Gebieters. Unter dem erstern steht ein geistlicher Rat von 12 Murks, unter dem andern ein weltlicher Rat von 6 Zimps. Dem Deb-Radscha sind zwei Statthalter untergeordnet, von denen der eine, Paro-Penlow genannt, das Land westlich vom Tschintschuflusse, der andere, Tongso-Penlow, das östlich von demselben gelegene Land verwaltet. Unter jedem von ihnen stehen sechs Soubahs oder Distriktskommissäre. Die Regierung ist hart und despotisch, die Bevölkerung unterdrückt. Rechtspflege und Polizei sind willkürlich und äußerst mangelhaft. Während des Winters bewohnen beide Radschas das 1222 m über dem Meere gelegene Panakha, im Sommer dagegen Tassisudon, welches, von hohen Bergen eingeschlossen, unter 27° 30' nördl. Br. und 89° 22' östl. L. (von Greenwich) 2205 m über dem Meere liegt. Andere Hauptörter sind Paro, 2361 m, und Tongsu, 2050 m über dem Meeresspiegel. Mehrere Pässe, unter denen der 3405 m hohe Bielyah und der 3316 m hohe Pelilapza die bemerkenswertesten, führen, der erstere nach Paro, der andere, östlichere, nach Tongsu, aus Bengalen nach B. Die Bewohner des östlichsten Teils von B., die sog. Towang-Bhutias, sind der Herrschaft der beiden Radschas nicht unterworfen. Sie treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel zwischen Tibet und Assam. In ihrer Hauptstadt Towang finden in den Monaten Januar und Juni starkbesuchte Jahrmärkte statt.

Geschichtliches. Die Engländer kamen erst 1772 mit den Bhutias, als diese das südlich von B. gelegene Grenzland Kutsch-Behar besetzten, in nähere Berührung. Der Radscha von Kutsch-Behar rief engl. Hilfe an, und die Bhutias wurden vertrieben. Am 25. April 1774 kam es, unter Vermittelung von

Tibet, zum Frieden zwischen dem engl. Generalgouverneur Warren Hastings und dem Radscha von B. Dieser gelobte die Einstellung aller Einfälle in Kutsch-Behar. Erst viele Jahre später, namentlich nach ihrer Annexion von Assam 1838, hatten die Engländer wieder Veranlassung, sich über B. zu beklagen. Die Sendung Kapitän Pembertons 1837—38 behufs Vorstellungen gegen wiederholte Raubeinfälle der Bhutias in Assam blieb erfolglos. Die Engländer besetzten deshalb 1840 die sieben von B. nach den Distrikten Kamrup und Dorang der Provinz Assam führenden Pässe, die sog. Assam-Duars. Im J. 1863 wurden der Gesandte der engl. Regierung an den Radscha von B., Ashley Eden, und dessen Begleiter, Kapitän Godwin Austen, zu Panakha schimpflich behandelt und gefangen gesetzt. Man versuchte den Gesandten Eden zur Unterzeichnung einer Schrift zu zwingen, durch welche die Assam-Duars von England wieder an B. abgetreten wurden. Ein für England nicht ganz glücklicher Krieg, dem der Friedensschluß zu Bura, 11. Nov. 1865, folgte, wurde hierdurch veranlaßt. Die Engländer behielten die Duars gegen die Bezahlung von jährlich 50000 Rupien an B. Letzteres gelobte hiergegen die Einstellung aller Einfälle auf engl. Grundgebiet. Die beiden starken Grenzpositionen Bura und Dewangiri blieben zugleich als Unterpfänder des Friedens den Engländern. In den J. 1872—73 wurde Colonel Graham beauftragt, die Grenze zwischen B. und Assam aufzunehmen und durch in Abständen voneinander aus Stein aufgemauerte Pfeiler genau festzusetzen. Diese Grenzlinie wurde so gezogen, daß Bura und Dewangiri auf engl. Gebiet zu liegen kamen. Dagegen wurden die Duars wieder an B. abgetreten. Eine Karte von dieser Grenzbestimmung sandte die engl. Regierung dem Radscha von B. mit der Insinuation, sich hieran zu halten.

Litteratur: Turner, «An account of an embassy to the court of Tishoo Lama in Tibet» (Lond. 1800; deutsch, Weim. 1801); Bose, «Some account of the country of B.» («Asiatic Researches», 1825, Bd. 15); d'Ochoa, «Ambassade au B.» («Nouvelles Annales des voyages», 1840, Bd. 2); Griffith, «Journal of the mission which visited B. in 1837—38» («Asiatic Society of Bengal», 1840, Bd. 8); derselbe, «Journals of travels in Assam, Burma, B., Afghanistan etc.» (Kalk. 1847); «Reports of missions to B.» (Lond. 1865); Rennie, «B. and the story of the Dooar War» (Lond. 1866).

Bi, chem. Zeichen oder Symbol (Abkürzung von Bismuthum) für Wismut.

Bi..., lat. Vorsilbe, bedeutet doppelt, zweimal, zweifach.

Biabanak, Oasengruppe in der pers. Wüste, nördlich von Jesd, umfaßt acht Dörfer; Hauptort ist Chur mit 400 von Persern und Arabern bewohnten Häusern. Der engl. Oberst Mac Gregor war der erste Europäer, der die Oase im Mai 1875 besuchte.

Biafrabai heißt der östlichere Einschnitt im Hintergrunde des Guineabusens, zwischen den Kaps Formoso und San-João; die Bai begrenzt ein halbkreisförmiger Küstenstrich von etwa 900 km Ausdehnung. Der nördl. Teil, bis zum Rio del Rey, etwas östlich von Alt-Calabar, ist niedrig, flach, halb überschwemmt, überall durchschnitten von hier mündenden Armen des Niger-Deltas und hat ein sehr ungesundes Klima. Weiterhin folgt der mächtige Gebirgsstock der Camerun-Berge und die Küste wendet sich nach SO. Hier dehnt sich hinter der gefährlichen Barre im Meere ein mit Bäumen besetzter flacher, hier und da felsiger und steiler Küstenstrich hin, jenseit dessen sich die Stufen der Serra do Cristal der alten Portugiesen übereinander erheben, nur 10—15 km vom Ufer entfernt. Die hier hausenden Negerstämme, welche sich Mafra nennen, auf der niedrigsten Stufe stehende Menschenfresser, sind vielleicht die den Affen ähnlichsten aller Menschen. Ihre Bestialität spricht sich aus in der zurücktretenden Stirn, den langen Ohren, den aus dem Munde hervorstehenden Zähnen, ihren hagern Beinen, ihren lang herabhängenden Armen. Sie wohnen den Wäldern der Gorillas benachbart.

Biaisement (frz.), das Abweichen von der geraden Linie, Winkelzug; biaisieren, von der geraden Linie abweichen.

Biala, Hauptstadt eines Bezirks im österr. Kronlande Galizien, und zwar im Herzogtum Auschwitz (s. d.), am rechten Ufer der in die Weichsel fließenden Biala, welche die Grenze zwischen Galizien und Österreichisch-Schlesien bildet und über die eine steinerne Brücke nach der österr.-schlesischen, durch eine Zweigbahn mit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn verbundenen Stadt Bielitz (s. d.) führt. B. ist ein gewerbfleißiger Ort von (1880) 7247 E., hat bedeutende Tuch- und Leinwandweberei, Wagenfabrikation, Nagel- und Hufschmieden und beträchtlichen Handel. Auch ist B. nächst Brody der wichtigste Speditions- und Transitohandelsplatz Galiziens.

Bialla, Stadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Johannisburg, 17 km ostsüdöstlich von der Kreisstadt, nahe der russ. Grenze, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Spiritusfabrik und zählt (1880) 1674 E. (davon etwa 700 Polen), die ansehnlichen Flachsbau treiben.

Bialowiczer Heide, s. Bjelowjescher Heide.

Bialystok polnisch, Bjelostok russisch, westlichste Kreisstadt des russ. Gouvernements Grodno, im Bereich des alten Podlachien, an der Biala, 80 km im SW. von Grodno und 187 km im NO. von Warschau gelegen, wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Warschau, Königsberg, Petersburg und Brest-Litowsk, zählt 17658 E., darunter mehr als die Hälfte Juden. Die Stadt hat eine russ., eine kath. und eine prot. Kirche, zwei Synagogen, 16 jüd. Bethäuser, ein Gymnasium, ein adeliges Fräuleininstitut, 39 Fabriken und Manufakturen, darunter drei Tuch-, eine Lederfabrik, zwei Ölmühlen, Fabriken in Baumwolle, Wolle und Seife. Die Häuser sind meist einstöckig, von Backsteinen aufgeführt und in regelmäßiger Entfernung voneinander abstehend, die Straßen gerade, breit und gut gepflastert. Der geräumige Marktplatz enthält eine betürmte Kaufhalle. Die Stadt hat ein schönes, dem Grafen Branicki gehöriges Schloß mit herrlichem Park. B. unterhält besuchte Märkte und bedeutenden Handel mit Getreide, Holz und Manufakten hauptsächlich nach Polen. Der Ort wurde im 14. Jahrh. gegründet, 1749 zur Stadt erhoben und ist seit 1842 Kreisstadt. — Der Kreis Bialystok kam mit den zunächst anstoßenden Teilen der poln. Wojwodschaften Podlachien und Troki, von Masovien und Samogitien durch die dritte Teilung Polens 1795 an Preußen und bildete das Kammerdepartement Bialystok in der Provinz Neu-Ostpreußen. Im Tilsiter Frieden wurde 1807 etwa ein Drittel dieses Kammerdepartements, der zwischen Bug und Niemen gelegene Teil von Podlachien

und Troki, an Rußland abgetreten und 1842 dem Gouvernement Grodno einverleibt.

Biambonies, ostind. Gewebe aus Baumbast.

Biancavilla, Stadt in der ital. Provinz und Distrikt Catania auf Sicilien, am Südwestabhange des Ätna, eine 1480 gegründete albanesische Kolonie, zählt (1881) als Gemeinde 13319 E. Auf der höchsten Stelle steht die elegante Hauptkirche; die Straßen sind mit Lavablöcken gepflastert. Die Südseite trägt Wein, das gut bewässerte Land ist ergiebig an Korn. Alle Baumwollgewebe dieses Teils von Sicilien heißen Biancavilla-Zeuge. Hier lag das alte Inessa.

Bianchi (Bianca), eigentlich Schwarz, deutsche Opernsängerin, geb. 27. Juni 1858 zu Heidelberg, erhielt ihre Ausbildung vom Musikdirektor Wilczek daselbst und von Frau Viardot-Garcia in Paris auf Kosten Pollinis, der sie 1873 für zehn Jahre engagierte. Sie sang für dessen Rechnung in London, nahm jedoch 1876, da sie den in ihrer Minderjährigkeit abgeschlossenen Kontrakt nicht für bindend hielt, ein Engagement in Mannheim, dann in Karlsruhe und 1880 am Hofoperntheater in Wien an. Eine von Pollini gegen die B. angestrengte Klage auf Zahlung einer ausbedungenen hohen Konventionalstrafe wurde zu seinen Ungunsten entschieden. Die Stimme der B. ist ein hoher Sopran; die «Nachtwandlerin» gilt für eine ihrer besten Leistungen. Nach ihr wurde ein Asteroid genannt, s. unter Planeten.

Bianchi (Nicomede), ital. Geschichtsforscher, geb. 20. Sept. 1818 in Reggio in der Emilia, studierte in Parma und Wien Medizin, ward 1848 Mitglied der provisorischen Regierung von Modena und Reggio, zog sich 1849 ins Privatleben zurück, wurde alsdann Professor der Geschichte in Nizza, später in Turin, 1864 Sekretär beim Unterrichtsministerium und 1871 Direktor der piemont. Staatsarchive. Er schrieb: «La Geografia storica comparata degli Stati antichi d'Italia» (Tur. 1850), «I Ducati Estensi» (2 Bde., Tur. 1852), «Storia documentata della politica europea in Italia dal 1814 al 1861» (8 Bde., Tur. 1865—72), sein Hauptwerk, welchem die auf acht Bände berechnete, seit 1877 erscheinende «Storia della Monarchia Piemontese dal 1773 al 1861» zur Seite tritt. Außerdem hat man von ihm eine lange Reihe polit., histor. und biographischer Schriften und Monographien.

Bianchi (Vinzenz Ferrerius Friedr., Baron von B., Duca di Casalanza), österr. Feldmarschallleutenant, geb. 20. Febr. 1768 zu Wien, studierte auf der Ingenieurakademie zu Wien und wohnte schon 1788 als Ingenieuroffizier dem Feldzuge gegen die Türken bei. Hierauf stieg er in den Kriegen von 1792—1800 zum Obersten auf, führte 1809 eine Brigade und zeichnete sich besonders in der Schlacht von Aspern und durch die Verteidigung des Brückenkopfs von Preßburg, 4. und 5. Juli, aus. Nach dem Frieden bekleidete er den Posten eines Generalinspektors in Ungarn und wurde 1811 zum Regimentsinhaber ernannt. Im Feldzuge von 1812 führte er die Reservedivision beim Schwarzenbergschen Korps, 1813 die 2. Armeedivision, an deren Spitze er sich in den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig, wo er das Theresienkreuz erwarb, auszeichnete. Im Feldzuge von 1814 erhielt er den Befehl über die nach dem südl. Frankreich entsendeten Streitkräfte, mußte denselben aber nach dem Siege von Macon an den Erbprinzen von Hessen-Homburg abtreten. Im J. 1815 übernahm er den Oberbefehl in Italien gegen Murat, schlug diesen 1. Mai entscheidend bei Tolentino und trieb das neapolit. Heer danach völlig auseinander. Nachdem er 20. Mai in der Casa-Lanza eine Konvention zur Wiederherstellung der alten Dynastie geschlossen, zog er 22. in Neapel ein. Schon 18. Juni erhielt B. indessen Befehl, mit seinem Armeekorps nach Südfrankreich zu marschieren. Vom König Ferdinand IV. zum Duca di Casalanza erhoben, bekleidete er nach dem Frieden das Amt eines Hofkriegsrats und lebte seit 1824 im Ruhestand auf seinem Landgute bei Treviso. Wiewohl er sich bei dem Aufstande von 1848 neutral verhielt, wurde er doch auf Befehl der provisorischen Regierung nach Treviso gebracht, wo er erst zwei Monate später durch den Angriff der Österreicher die Freiheit wieder erhielt. Er starb zu Sauerbrunn bei Rohitsch 21. Aug. 1855 an der Cholera. — Friedrich B., des vorigen zweiter Sohn, geb. 24. Nov. 1812 zu Preßburg, trat im Alter von 17 Jahren als Unterlieutenant in die österr. Armee und befand sich bei dem Ausbruch der Revolution von 1848 in Venedig als Oberst in Garnison. Er kämpfte bei Somma, Custozza und Volta. Im ital. Feldzuge von 1849 befehligte er im 2. Armeekorps eine Brigade und zeichnete sich bei Novara aus. Später befehligte er als Generalmajor in den Schlachten bei Raab, Acs und Komorn eine Brigade, nahm jedoch 1854 als Feldmarschallleutenant seinen Abschied und starb 28. Sept. 1865 zu Ems.

Bianchi-Giovini (Angiolo, gewöhnlich Aurelio genannt), ital. Publizist, geb. 25. Nov. 1799 in Como, war zuerst Journalist im schweiz. Kanton Tessin, lebte 1841—47 als Schriftsteller in Mailand, ging dann nach Turin, wo er 1849 ins Parlament gewählt wurde und bis 1852 die «Opinione» redigierte, in welcher er für die Einheit Italiens agitierte. Er gründete hierauf die Zeitung «Unione», siedelte mit dieser 1860 nach Mailand und 1862 nach Neapel über, wo er schon 16. Mai 1862 starb. Seine Hauptwerke sind: «Vita di Fra Paolo Sarpi» (2 Bde., Zür. 1836) und die unvollendete «Storia dei Papi» (Bd. 1—10, Tur. 1852 fg.).

Bianchini (Francesco), ital. Astronom und Archäolog, geb. 13. Dez. 1662 zu Verona, wo er in dem Kollegium der Jesuiten erzogen wurde, studierte von 1680 an in Padua Theologie, Mathematik und Physik und in Rom seit 1684 namentlich die röm. Altertümer. Alexander VIII. verlieh ihm eine Pfründe, und Clemens XI. erwählte ihn zum Sekretär der mit der Kalenderverbesserung beschäftigten Kommission. B. starb 2. März 1729 zu Rom. Unter seinen Schriften ist, außer Abhandlungen astronom. Inhalts, hervorzuheben seine «Storia universale provata co' monumenti e figurata co' simboli degli antichi» (Rom 1694); auch besorgte er die große Ausgabe von des Anastasius Werke «De vitis Romanorum pontificum», die sein Neffe Giuseppe B. vollendete (4 Bde., Rom 1718—34). Vgl. Mazzolani, «Vita di Francesco B.» (Verona 1735).

Bianco (ital.), weiß; vgl. auch Blankett.

Bianco (Cristoforo del), florentin. Historiker, s. unter Ammirato.

Biandrata (Giorgio), Sektenstifter, s. Blandrata.

Biandrie (lat.-grch.), Zweimännerei, das Verheiratetsein einer Frau mit zwei Männern zugleich.

Biarchie (lat.-grch.), Doppelherrschaft, gleichzeitiges Regieren zweier Herrscher in einem Lande.

Biard (François), franz. Genremaler, geb. zu Lyon 27. Juni 1800, besuchte die Kunstschule seiner Vaterstadt und begab sich nachher auf Reisen, die ihn nach Malta, Cypern, Syrien und Ägypten führten. Überall sammelte er Skizzen und Entwürfe zu Gemälden, die er nach seiner Rückkehr ausführte. Im J. 1835 ließ er sich in Paris nieder und gründete hier in kurzer Zeit seinen Ruf; 1839 unternahm er eine Reise nach Grönland und Spitzbergen, 1855 nach Brasilien. Über letztere Reise berichtet er in der Schrift «Deux ans au Brésil» (1862). Die trockene und kalte Manier, die er von der Lyoner Schule sich angeeignet, gereicht seinen Reisebildern nicht zum Vorteil, welche aber durch die Neuheit und Fremdartigkeit der teilweise noch nie behandelten Gegenstände anzogen. Noch mehr Anklang fanden seine komischen Genrestücke, die aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens gegriffen sind. Zu seinen bekanntern Werken gehören: Folgen eines Maskenballs, Das Familienkonzert, Sklavenmarkt an der Goldküste Afrikas, Kampf mit den Eisbären, Die Ohrenbeichte, Reisende Komödianten auf der See. — Seine Gattin Léonie, geborene d'Aunet, geb. 1820, geschieden 1845, gest. 21. März 1879 zu Paris, veröffentlichte unter ihrem Familiennamen die Romane: «Un mariage en province» (2. Aufl. 1857), «Une vengeance» (2. Ausg. 1858), das Drama «Jane Osborn» (1855) und «Voyage d'une femme au Spitzberg» (3. Aufl. 1867).

Biarmia (von den Skandinaviern Biarmar oder Bjarmaland, von den Byzantinern Permia und von den russ. Chronisten Welikaja-Perm genannt), bildete noch vor Ruriks Zeit den östl. Teil des finn. Gebietes, dem jetzigen Gouvernement Perm entsprechend und ein Areal von ungefähr 332000 qkm umfassend. Zuerst kamen die unternehmenden Nowgoroder mit B. in Berührung und erhoben schon im 11. Jahrh. Tribut von den Bewohnern B.s; im 13. Jahrh. erscheint B. bereits als ein zu Nowgorod gehörendes Gebiet. Mit dem Sturze Nowgorods 1471 wurde B. dem moskowit. Reiche einverleibt und tritt nun unter dem Namen Perm auf. Die ersten Kolonisatoren des Landes waren die Grafen Stroganow, die von Iwan dem Grausamen Ländereien zur Ausbeutung von Metallen erhielten.

Biarritz, ein Fischerhafen und berühmter Badeort im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrondissement Bayonne, am Golf von Biscaya, 8 km südwestlich von Bayonne, Station der Eisenbahn von Bordeaux nach Irun, liegt in der Mitte von Hügeln und über 30 m hohen, durch die mächtige Flut und starke Brandung merkwürdig zerklüfteten Klippen. Der Flecken, mit ganz versandetem Hafen, besteht aus zerstreut und malerisch auf den Felsbänken am Meere gelegenen Häusern, Villen, Cafés, einem 47 m hohen Leuchtturm u. s. w., ist in rascher Zunahme begriffen und zählte 1876 bereits 3848 (Gemeinde 5507) E. Die neue Kirche ist eine einfache Kapelle von altbyzant. Bauart. Man badet am Strande an verschiedenen Stellen, vorzugsweise in einer kleinen Bucht, Port-vieux genannt, an welcher ein Badehaus mit 100 Kammern erbaut worden ist. Eine andere Anstalt mit warmen See- und Flußbädern befindet sich an der Côte de Moulin, wo auch im Freien gebadet wird. Der früher nur von den Bewohnern der Umgebung als Seebad benutzte Ort hat infolge der regelmäßigen Besuche Napoleons III. und seiner Familie europ. Ruf erhalten und die 1856 vom Kaiser erbaute Villa Eugenie war öfters Vereinigungspunkt der Diplomatie und Zeuge wichtiger Verhandlungen.

Bias, einer der Sieben Weisen, aus Priene in Ionien, lebte zur Zeit des lydischen Königs Alyattes und dessen Sohnes Krösus, um 625—540 v. Chr. Er sprach vor Gericht für Angeklagte, von deren Unschuld er überzeugt war, und war berühmt durch die Weisheit seiner eigenen Richtersprüche. Als Priene von den Persern erobert worden war und die Einwohner auf der Flucht soviel als möglich von ihrem Eigentum mitnahmen, soll er gegen einen seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er es nicht auch so machte, den Ausspruch gethan haben: «Ich trage alles, was mir gehört, bei mir», Worte, die in der lat. Fassung «Omnia mea mecum porto» sprichwörtlich geworden sind. Er starb in seiner Vaterstadt, wohin er mit den andern vor den Persern geflohenen Einwohnern zurückgekehrt war, in hohem Alter. Die unter seinem Namen auf uns gekommenen Sittensprüche des B. sind gesammelt von Orelli in «Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia» (Lpz. 1819) und von Mullach in den «Fragmenta philosophorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1860), und übersetzt in Diltheys «Fragmente der Sieben Weisen» (Darmst. 1835); ein erhaltenes lyrisches Bruchstück steht bei Bergk in den «Poetae lyrici» (Bd. 3). Vgl. Bohren, «De septem sapientibus» (Bonn 1867).

Biasca, Flecken mit (1880) 2280 E., Hauptort des Bezirks Riviera im schweiz. Kanton Tessin, liegt von Weingärten umgeben 310 m über dem Meere, 20 km nördlich von Bellinzona, am Eingang in das Bleniothal, bei der Vereinigung des Brenno mit dem Ticino, an der Gotthardstraße und -Bahn, an welche sich hier die Lukmanierstraße anschließt. Der Ort besteht aus dem auf der linken Thalflanke gelegenen eigentlichen B. und dem 1/2 km weiter westlich gelegenen Ponte bei der Steinbrücke über den Brenno und besitzt zwei alte Kirchen und eine zu der hochgelegenen Petronillakapelle führende Via Crucis, neben welcher der Bach Froda einen prächtigen Wasserfall bildet. B. ist häufigen Überschwemmungen durch den Brenno und den Ticino ausgesetzt, und wurde namentlich 1514, 1745 und 1868 stark verwüstet.

Biasse (frz.), rohe levantinische Seide.

Bibacität (lat.), Trunksucht; von Bibax, Vieltrinker, Zecher.

Bibalien (lat.), Trinkgelage, auch Trinkgelder, Sporteln.

Bibamus (lat.), Laßt uns trinken!

Bibân (Plural von Bab, also die Thore), ein berühmtes Defilee in Algerien, am Westende der Provinz Konstantine, auf der Straße von Algier nach Setif. Das Große Thor öffnet sich in 488 m Höhe zwischen mehr als 700 m hohen, steilen Felswänden, und ist so enge, daß sich der zum Bugia-Flusse ergießende Wed-Amahrir kaum hindurchzwängt. Die Türken, welche den Paß «Eisernes Thor» nannten, fürchteten ihn sehr; wenige Menschen können hier einer großen Armee Widerstand leisten. Jetzt führt eine große Straße hindurch. Nahe liegt der 8000 ha umfassende Bibân-Wald aus Aleppo-Fichten, phöniz. Juniperus, Oliven und Lentisken.

Bibân-el-Moluk, d. h. Königsthor, ist eine der interessantesten Lokalitäten des ägypt. Theben (s. d.) auf der linken Seite des Nils, bei den Königsgräbern, etwa 3,5 km im WNW. von Kurnah.

Bibbiēna, Stadt in der ital. Provinz Arezzo, Compartimento Toscana, 16 km nordnordwestlich von Arezzo auf einem Hügel in 367 m Höhe am Arno herrlich gelegen, zählt (1881) als Gemeinde 6136 E., welche regen Handel treiben. Die Kirche San-Lorenzo besitzt zwei große Basreliefs von der Hand der Künstler della Robbia. In der Umgebung sind Wein-, Oliven- und Maulbeerpflanzungen, Gärten, Wiesen und Wälder.

Bibbiēna, eigentlich Bernardo Dovizio, ital. Dichter, geb. 4. Aug. 1470 in Bibbiena, von niedriger Herkunft, ward Privatsekretär des Kardinals Giovanni de' Medici (des nachmaligen Papstes Leo X.), zu dessen Wahl zum Papste B. besonders beigetragen haben soll. Leo X. ernannte ihn zu seinem Schatzmeister und bald darauf, 1513, zum Kardinal. Im J. 1518 ging er als päpstl. Gesandter nach Frankreich und starb bald nach seiner Rückkehr, 9. Nov. 1520, wie man glaubte an Gift. Sein Lustspiel «Calandra» (Siena 1521; später sehr oft wieder gedruckt), dem Plautus nachgebildet, längere Zeit ein Lieblingsstück der ital. Hofbühnen, ist durch viele Schlüpfrigkeiten entstellt. Vgl. Bondini, «Vita di Bernardo Dovizio B.» (Livorno 1578).

Bibe (lat.), trinke.

Bibel (vom griech. τὰ βιβλία, d. h. die Bücher, gleichsam das Buch der Bücher, das vornehmste Buch) heißt die Sammlung derjenigen heiligen Schriften, welche von den Christen als Urkunden ihrer göttlich geoffenbarten Religion angesehen und verehrt werden. Nach der Sprache sowohl als nach dem Inhalte sind diese Bücher in zwei sehr ungleiche Teile geschieden, in das Alte und das Neue Testament, d. i. in den Alten und Neuen Bund; denn testamentum ist nur eine der spätern Latinität angehörige Übersetzung (aus dem 2. Jahrh.) für das griech. διαθήκη, d. h. Bund.

1) Das Alte Testament ist die Sammlung der 39 (nach den Buchstaben des hebr. Alphabets gekünstelt auf 22 festgestellten) von den Juden seit dem Exil und danach auch von der christl. Kirche als die inspirierten Urkunden der göttlichen Offenbarung an das alte Bundesvolk Israel heilig gehaltenen Bücher. Dieselben sind mit Ausnahme einiger aramäisch geschriebener Stücke in hebr. Sprache abgefaßt; die jüngsten Bücher stammen aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Die Sammlung führte zu Jesu Zeit den Namen «die Schrift» (γραφή), «die Heilige Schrift», und nach dem Hauptinhalte «das Gesetz und die Propheten», wozu zuweilen gesetzt wird «die Psalmen», oder «die übrigen (heiligen) Schriften». Hiermit ist zugleich die sehr alte, bereits vor dem Neuen Testament vorhandene Einteilung des Alten Testaments in Gesetz, Propheten und andere (heilige) Schriften gegeben. Das Gesetz umfaßt die fünf Bücher Mosis. Die Propheten aber werden wiederum eingeteilt in die sog. frühern, unter welche die Bücher Josua, der Richter, Samuels, der Könige gehören, und in die spätern. Der Name der erstern erklärt sich aus der theokratischen Geschichtsbetrachtung, welcher die Wirksamkeit der in diesen Büchern erwähnten Propheten Samuel, Nathan, Elias, Elisa u. s. f. für die Hauptsache galt. Die letztern zerfallen in die großen Propheten: Jesaias, Jeremias, Ezechiel, denen die Christen nach der alexandrinischen Übersetzung auch den Daniel hinzufügen, und in die übrigen Propheten, welche als die kleinen den großen gegenüberstehen. Die dritte Abteilung, deren Schriften man auch mit dem griech. Namen Hagiográpha bezeichnet, enthält, außer den poetischen Büchern Hiob, Sprichwörter und Psalmen, das Hohe Lied, Prediger, Ruth, Klagelieder und Esther. In Ansehung der Folge der einzelnen Bücher weichen die alexandrinischen Übersetzer, die lat. und die lutherische B. von der hebräischen ab.

Die Entstehung der Sammlung im allgemeinen betreffend, so datieren erst seit den Prophetenschulen Samuels, wahrscheinlich sogar erst seit Salomo, die ersten Aufzeichnungen von Gesetzen und Geschichte sowie einiger Liedersammlungen. Seit dem 8. Jahrh. v. Chr. entstanden allmählich die schriftlichen Orakel der Propheten, die ältesten Grundschriften der Bücher Mosis und Josua, der Bücher Samuels und des Buches der Richter, ferner Annalen der Könige von Israel und Juda; zu Josias Zeit (622) das fünfte Buch Mosis. Erst nach dem Exil wurde die Sammlung der fünf Bücher Mosis und die Texte der übrigen ältern histor. Bücher abgeschlossen; ebenso entstanden im Exil die ebenfalls auf ältern Quellen beruhenden Bücher der Könige. Mit dem Exil war daher die erste Abteilung, das Gesetz, und die erste Hälfte der zweiten Abteilung, der Propheten, zu Stande gekommen. Nach dem Exil und nach dem Tode des letzten Propheten Maleachi (gegen Ausgang des 5. Jahrh. v. Chr.) entstand die Sammlung der zweiten Hälfte der zweiten Abteilung, welche bereits abgeschlossen war, als die Bücher der Chronik (frühestens ums J. 200) und das Buch Daniel (gegen die Mitte des 2. Jahrh.) entstanden waren. Am spätesten entstand die dritte Abteilung, die der Hagiographa, welche nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. abgeschlossen ward, da das um diese Zeit erst geschriebene Buch Daniel noch aufgenommen wurde. Einzelne der darin aufgenommenen Schriften sind allerdings älter. So enthält das jetzige Psalmbuch Lieder von David an bis zur makkabäischen Zeit, und wurde allmählich aus frühern Liedersammlungen zusammengestellt, von denen die älteste wohl schon bald nach der Rückkehr aus dem Exil in Gebrauch war. Noch älter ist die «Sammlung Salomonischer Sprüche», die vielleicht schon im 8. Jahrh. veranstaltet ist, und das ungefähr gleichzeitige Buch Hiob. Die älteste Anführung der alttestamentlichen Sammlung als eines Ganzen findet sich im Prolog des Jesus Sirach (ungefähr 130 v. Chr.), womit jedoch die damalige Schließung der dritten Abteilung noch nicht erwiesen ist. Diese erhärtet sich vielmehr nicht einmal aus den Anführungen des Neuen Testaments (Luk. 24, 44; Matth. 23, 35), sondern wird erst nach der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. durch die Schriften des Josephus vollständig bezeugt. Über einige Schriften, wie über den «Prediger Salomo» und das Buch Esther, schwankt das Urteil bei Juden und Christen noch weit später. Die Aufnahme in die Sammlung war bei dem «Gesetz», dem heiligsten Bestandteile derselben, von selbst gegeben, bei den übrigen ältern Schriften sowohl durch ihren theokratischen Geist und Gehalt als auch durch die unbedingte Ehrfurcht des spätern Judentums vor diesen Denkmälern der religiösen Vergangenheit veranlaßt. Von den Schriften aus der pers. und syromacedon. Zeit haben einige, wie Chronik und Esther, als willkommene Schilderungen der Herrlichkeit vergangener Tage, andere (wie das Hohe Lied, Prediger, Daniel) wegen ihrer angeblichen alten Verfasser, andere endlich, wie Esra und

Nehemia, als geschichtliche Nachrichten von der Wiederherstellung des Gottesdienstes und Gesetzes, Aufnahme gefunden. Scharfe Kritik ist hierbei in keiner Beziehung geübt worden. Während aber die Samaritaner, gegen die neuere Entwickelung des jüd. Geistes, der diese Sammlung ihren Ursprung verdankte, sich feindlich verschließend, nur die fünf Bücher Mosis als kanonisch anerkannten und außerdem überhaupt nur noch eine späte Bearbeitung des Buchs Josua besaßen, nahmen die ägypt. Juden mit ihrer alexandrinischen (griech.) Übersetzung wenigstens teilweise andere (apokryphische) Bücher zum Alten Testament hinzu, welche die Palästinenser teils streng ausschieden vom Alten Testament, teils gar nicht lasen. Die christl. Kirche blieb durch den innigen Zusammenhang des Alten Testaments mit dem Neuen auf ersteres beim Gottesdienste und bei dogmatischen Beweisführungen um so mehr angewiesen, als das Neue Testament nur sehr allmählich gesammelt und erst seit dem Ende des 2. Jahrh. dem Alten als göttlich eingegebene Schrift gleichgestellt wurde. Die Sprache, in welcher das Alte Testament in kirchlichen Gebrauch bei den Christen kam, war selbst bei der Mehrzahl der Judenchristen die griechische, daher die alexandrinische Übersetzung der Septuaginta (s. d.) auch in der christl. Kirche wie bei den griechisch redenden Juden nicht nur zu normativem Ansehen gelangte, sondern ausdrücklich als inspiriert galt. Die Folge hiervon war, daß mit den kanonischen Büchern der palästinensischen Juden auch die bei den griechisch redenden Juden im Umlaufe befindlichen sog. Apokryphen von der christl. Kirche in Gebrauch genommen wurden. Doch blieben die Ansichten der Kirchenlehrer über das Ansehen dieser Apokryphen lange geteilt, und noch gegenwärtig lehren die kath. und die prot. Kirche darüber verschieden. (S. **Apokryphen**.) Jedenfalls sind jedoch die Apokryphen sehr bedeutsame Denkmäler der jüd. Nationallitteratur und bilden als Ausdruck des spätern religiösen Bewußtseins der Juden gewissermaßen die Brücke vom Alten zum Neuen Testament.

Das ursprüngliche Judenchristentum hielt an der unbedingten Gültigkeit des Alten Testaments auch in seinen ceremoniellen Bestandteilen fest und schrieb namentlich der Sabbat- und Festfeier, der Beschneidung und den Speisegesetzen bleibende religiöse Notwendigkeit zu. Dagegen verkündigte Paulus die Aufhebung des Gesetzes durch den Kreuzestod Christi, und erwies diese aus dem Gesetz selbst, welches seinen eigenen Untergang weissage. Da aber selbst der Heidenapostel in seinem religiösen Bewußtsein an die göttliche Autorität des Alten Testaments sich gebunden fühlte, letzteres auch in seiner Prophetie auf Christus einen bleibenden Wert besaß, so kam bald überall in der christl. Kirche eine allegorische Deutung desselben empor, welche hinter dem vergänglichen oder gar nur mißverständlich von den Juden festgehaltenen Wortsinne einen pneumatischen, von Gott eigentlich gemeinten Sinn aufsuchte und dadurch, daß sie alles auf Christus und seine Gemeinde bezog, die thatsächliche Lostrennung des Christentums vom jüd. Gesetz mit der göttlichen Eingebung der alttestamentlichen Schriften vereinbarte. Die christl. Kirche hat damit, unter gleichzeitiger Ablehnung judaistischen Gesetzesdienstes und ultrapaulinischer oder gnostischer Feindschaft gegen das Alte Testament, ihre geschichtliche Stellung zu letzterm in einer dem damaligen Bedürfnis vollkommen genügenden Weise bezeichnet. Andererseits hatte schon Paulus nicht daran gedacht, die sittlichen Anforderungen des Gesetzes, wie sie namentlich in den Zehn Geboten zusammengefaßt waren, für abgeschafft zu erklären, und die nachapostolische Zeit faßte noch bestimmter das Christentum als neue Gesetzgebung auf, in welcher die alttestamentliche ihre Vollendung finde. Wenn daher auch die Forderungen des jüd. Ceremonialgesetzes im Christentum nicht mehr als verbindlich galten, so mußte doch die bleibende Anerkennung des Alten Testaments im Christentum mancherlei Schwankungen und fortwährende Rückfälle in jüdisch-gesetzliches Wesen erzeugen, welche nicht bloß bei kleinern schwärmerischen Parteien aller Zeiten, sondern der Grundrichtung nach auch in der Hierarchie und dem Traditionswesen der kath. Kirche und teilweise selbst im Calvinismus und in dem modernen Orthodoxismus zu Tage traten. Hierzu kam, daß die willkürlich allegoristische Behandlung des Alten Testaments eine wahrhaft geschichtliche Einsicht in den Stufengang der göttlichen Offenbarung unmöglich machte und jeden Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament verwischte. Daher war die freiere Theologie der neuern Zeit, namentlich auch unter Schleiermachers Einfluß, umgekehrt zur Unterschätzung des Alten Testaments geneigt. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß die histor. und philos. Kritik des 18. und 19. Jahrh. sich früher und mutiger an die alttestamentlichen Religionsurkunden wagte, und hier unter ziemlich allgemeiner Anerkennung Grundsätze zur Geltung brachte, deren Anwendung auf das Neue Testament in denselben Kreisen noch auf beharrlichen Widerstand stieß. Sprach sich schon in der verschiedenen Aufnahme, welche die Resultate der Kritik des Alten und des Neuen Testaments fanden, bei aller Gedankenverwirrung, die hierbei mit unterlief, das niemals in der Kirche völlig verdunkelte Bewußtsein von dem Unterschied beider Testamente aus, so ist jedenfalls seit Schleiermacher die Einsicht zum Gemeingut der neuern theol. Wissenschaft geworden, daß die religiöse Bedeutung des Alten Testaments für die Christen durch das Neue Testament bedingt und vermittelt ist, und ersterm nur insoweit bleibende Geltung zukommen kann, als es in letzterm als Voraussetzung und Grundlage erhalten ist.

2) Das **Neue Testament** ist die Sammlung der Urkunden der christl. Religion oder der von der christl. Kirche für inspiriert, heilig und apostolisch geachteten Schriften der urchristl. Zeit, in welchen die Geschichte Jesu Christi und der Gründung seiner Kirche erzählt und zugleich der ursprüngliche Ausdruck des christl. Heilsbewußtseins niedergelegt ist. Die Sammlung zerfällt nach ihrer Entstehung und nach ihrem Inhalte ebenfalls in drei Teile. Der erste Teil begreift die histor. Bücher: die Evangelien, und zwar die synoptischen, d. h. wegen ihrer großen gegenseitigen Ähnlichkeit in Worten und Inhalt oft »zusammentreffenden« Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas, das Evangelium des Johannes und die Apostelgeschichte des Lukas. Der zweite Teil enthält die brieflich-didaktischen Schriften: zuvörderst die Paulinischen Briefe an die Galater, Korinther und Römer (die sog. vier Hauptbriefe des Paulus); ferner je einen an die Epheser, Philipper, Kolosser, zwei an die Thessalonicher, die Pastoralbriefe (zwei an den Timotheus und einen an den Titus), den Brief an den Philemon und den

an die Hebräer; sodann die «katholischen» Briefe: zwei Briefe des Petrus, drei des Johannes, je einen des Jakobus und Judas. Der dritte Teil ist der prophetische und umschließt nur die Offenbarung Johannis (Apokalypse). Diese gegenwärtig vorliegende Sammlung ist indessen weder ursprünglich mit dem Christentum selbst in allen Teilen hervorgetreten, noch in ihren einzelnen Teilen den Zweifeln alter und neuer Kritik entzogen geblieben. Die ersten Christen kannten und brauchten nur das Alte Testament als Religionsurkunde. Neben häufiger Anführung des Alten Testaments finden sich bis in die Mitte des 2. Jahrh. nur sehr selten sichere Beziehungen auf apostolische (namentlich Paulinische) Briefe. Noch unsicherer aber sind, trotz zahlreichen Citaten von «Sprüchen des Herrn», die Beziehungen auf unsere kanonischen Evangelien, neben welchen noch lange Zeit hindurch Evangelienschriften (wie das Hebräer-Evangelium, das Ägypter-Evangelium) in Gebrauch waren, welche später als apokryphisch ausgeschieden wurden. Erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. treten allmählich bestimmtere Anführungen der Evangelien (namentlich auch des Johannes-Evangeliums) und der meisten neutestamentlichen Briefe hervor. Die früheste Spur einer Sammlung neutestamentlicher Schriften findet sich um die Mitte des 2. Jahrh. bei dem Gnostiker Marcion, welcher das Evangelium des Lukas und zehn Paulinische Briefe in der Absicht, die urchristl. Lehre wiederherzustellen, bearbeitet, resp. verstümmelt hat. Nach dem Geiste der Zeit war solches Verfahren weder unerhört noch verwerflich. Die neuerdings versuchte Scheidung eines judenchristl. und eines paulinischen Kanons läßt sich nicht durchführen. Zu Marcions Zeiten haben vielleicht noch nicht einmal alle Schriften des heutigen Kanons existiert, jedenfalls kamen manche, wie das Evangelium Johannis, ziemlich spät, und auch dann erst nur in einzelnen kirchlichen Kreisen in Ansehen. Die Notwendigkeit, einen neutestamentlichen Kanon zusammenzustellen, ergab sich aus dem Bedürfnis der werdenden kath. Kirche, der Berufung der Gnostiker auf eine angebliche apostolische Geheimlehre eine Sammlung echt apostolischer Lehrschriften als Urkunden des echt apostolischen, in allen Kirchen der ganzen Welt übereinstimmend festgehaltenen Glaubens gegenüberzustellen. So begann man zu Ende des 2. Jahrh. aus der Menge in kirchlichem Gebrauche befindlicher Schriften einen festen Kern kanonischer und für inspiriert geachteter Bücher auszuscheiden: außer 4 Evangelien die Apostelgeschichte, 13 Paulinische Briefe, den ersten Brief des Petrus und den ersten des Johannes. Abgesehen von den Evangelien, welche als Sammlung «der Worte des Herrn» besonderes Ansehen genossen, galt als Kriterium für die Aufnahme in den Kanon lediglich die apostolische Verfasserschaft. In dieser Sammlung unterschied man zwei Bestandteile: das instrumentum evangelicum (τὸ εὐαγγέλιον), die vier Evangelien umfassend, und das instrumentum apostolicum (ὁ ἀπόστολος) mit den Paulinischen und übrigen Briefen. Dagegen blieb hinsichtlich einer Reihe anderer Schriften das Urteil der Kirche über ihre apostolische Echtheit schwankend. So bezweifelt noch Origenes den Brief an die Hebräer, den Brief Jakobi, Judä, den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten Brief Johannis. Der Brief an die Hebräer wurde im Abendlande bis ins 4. Jahrh. als nichtpaulinisch vom Kanon ausgeschlossen; umgekehrt wurde im Morgenlande die Apokalypse aus dogmatischen Gründen bis in das 7. Jahrh. hinein in Zweifel gestellt. Außer den eigentlich kanonischen Schriften bildeten bis ins 4. Jahrh. hinein eine Anzahl anderer Schriftdenkmäler der Urzeit, welche von Propheten oder Apostelschülern verfaßt sein sollten, eine Art Nebenkanon, von welchem man einen wenn auch beschränkten kirchlichen Gebrauch machte. Dahin gehören außer der prophetischen Schrift des Hermas die Schriften der sog. apostolischen Väter Barnabas und Clemens von Rom. Der Kirchenhistoriker Eusebius unterscheidet noch im 4. Jahrh. drei Klassen neutestamentlicher Bücher: 1) allgemein anerkannte Schriften (ὁμολογούμενα), die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, 14 Paulinische Briefe, den ersten Brief des Johannes und Petrus; 2) nicht allgemein anerkannte Schriften (ἀντιλεγόμενα oder νόθα), darunter die Briefe Jakobi, Judä, den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten Brief sowie die Apokalypse Johannis, aber auch in zweiter Linie die später völlig verworfenen «Thaten des Paulus», das Buch des Hirten (Hermas), die Offenbarung Petri, der Brief des Barnabas, die Lehren der Apostel und das Evangelium der Hebräer; 3) ungereimte und gottlose (ketzerische) Schriften. Die Entscheidung erfolgte endlich überall dahin, daß die kritischen Zweifel an der apostolischen Echtheit der sog. Antilegomena verstummten, dagegen alle Schriften unter nichtapostolischem Namen ausgeschlossen wurden.

Schneller als der Orient entschloß sich der konservativere Occident zu einem kirchlichen Abschlusse. Nachdem noch das (orientalische) Konzil zu Laodicea (zwischen 360 und 364) in seiner Feststellung des Kanons die Apokalypse ausgeschlossen hatte, erkannten die Synoden zu Hippo Regius (393), zu Karthago (397), der röm. Bischof Innocenz I. im Anfange des 5. Jahrh. und das Concilium Romanum unter Gelasius I. (494) den gesamten gegenwärtigen Kanon des Neuen Testaments an. Nur vereinzelt regten sich später noch bescheidene Zweifel. Erst die Reformation brachte die alten Zweifel bezüglich einiger erst später in den Kanon aufgenommenen Bücher von neuem zum Vorschein, wie denn Luther selbst den Hebräerbrief und die Apokalypse als «Apokryphen» zu bezeichnen wagte, und die ältere luth. Dogmatik ließ die sieben Antilegomena der alten Kirche (2 Petri, 2 und 3 Johannis, Jakobus, Judas, Hebräer und Apokalypse) nur als «deuterokanonische» Schriften gelten. Die Richtung indes, welche seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und im Verlaufe des 17. bis zu der Mitte des 18. Jahrh. die prot. Kirche beherrschte, ließ eine freie wissenschaftliche Entwickelung nicht aufkommen. Ein freisinniger Katholik, Richard Simon (gest. 1712), war es, welcher zuerst die Idee einer das Alte und Neue Testament auseinanderhaltenden «historisch-kritischen Einleitung» in die B. geltend machte. Erst der Rationalismus, welcher den Inspirationsglauben durchbrach, eröffnete der prot. Theologie die Möglichkeit einer unbefangenen Schriftkritik. Nachdem schon Herder die B. von ihrer menschlich-ästhetischen Seite aufzufassen gelehrt hatte, begannen mit Semler, Griesbach, Michaelis und Eichhorn die umfassendsten und eindringendsten kritischen Arbeiten über Echtheit, Integrität und Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften. Zwar stellte sich nicht bloß der übertriebenen Hypothesensucht, sondern auch zum Teil dem berechtigten Gehalte dieser wissen-

schaftlichen Forschungen seitens der Katholiken die konservative Kritik Jahns und Hugs, seitens der Protestanten das orthodoxe Repristinationsstreben Hengstenbergs, Hävernicks, Guerikes, Delitzschs, Casparis u. a. entgegen. Allein Bertholdt, de Wette, Credner, Reuß u. a. führten, abgesehen von den Kommentatoren einzelner alt- und neutestamentlicher Bücher, mutig das Begonnene weiter. Als anerkanntes Ergebnis dieser Forschungen darf der nichtapostolische Ursprung des Hebräerbriefs und des zweiten Briefs Petri und die Verschiedenheit der Verfasser der nach Johannes benannten Schriften betrachtet werden. Noch viel weiter gehende Zweifel hatten Eichhorn, Credner und de Wette angeregt, ohne daß jedoch bei dem vorwiegend an Äußerlichkeiten haftenden und von subjektiver Willkür nicht freien Verfahren dieser Kritik eine Aussicht auf festere Resultate sich eröffnete. Die Arbeiten F. Chr. Baurs (s. d.) und der Tübinger Schule begründeten auch hier eine neue Epoche. Statt einseitig bei der sog. äußern Kritik stehen zu bleiben, schritt Baur zu der innern fort, welche die einzelnen Schriftdenkmäler aus dem lebendigen Prozesse der Zeitgeschichte und den einander teils befehdenden, teils gegenseitig neutralisierenden Gegensätzen zu begreifen suchte. Die Folge dieser Betrachtungsweise war, daß auch die Echtheit einer Reihe von bisher unbeanstandeten Schriften in Zweifel gezogen und, was namentlich die histor. Bücher betraf, die Auswahl, Auffassung und Gestaltung des Stoffs als durch die «Tendenz», d. h. durch den bestimmten Standpunkt und Ideenkreis ihrer Verfasser beeinflußt erwiesen wurde. Die fortschreitende Forschung hat diese Tendenzkritik vielfach ermäßigt und durch anderweite Erwägungen ergänzt, welche namentlich die von Baur vernachlässigte philol. Seite in Betracht zogen. Über mehrere von Baur verworfene Paulinische Briefe (Kolosser, Philipper, 1 Thessalonicher, Philemon) geriet das Urteil der kritischen Schule selbst ins Schwanken; auch über die Komposition der drei ersten Evangelien kam die neuere Kritik zu wesentlich andern Ergebnissen. Überdies wurde auch die Abfassungszeit der Evangelien und der meisten neutestamentlichen Briefe, welche Baur und Schwegler großenteils in die zweite Hälfte des 2. Jahrh. verwiesen hatten, wieder höher hinaufgerückt. Trotz dieser Milderungen der kritischen Resultate kann gegenwärtig als feststehend betrachtet werden, daß auf die Gestaltung der synoptischen Evangelien neben der schriftstellerischen Abhängigkeit auch der theol. Unterschied des judenchristl. und des heidenchristl. Standpunktes, auf die Komposition der Apostelgeschichte das in den Zeitverhältnissen begründete Streben nach möglichster Ausgleichung des Paulinischen und des Petrinischen Evangeliums, auf Stoff und Form des Johannes-Evangeliums der Geist einer den Ereignissen schon ferner stehenden Zeit und das theol. Bedürfnis, die äußere Geschichte Jesu im Lichte der Idee zu schauen, bestimmenden Einfluß geübt habe. Die nicht unmittelbar apostolische Abfassung des Matthäus-Evangeliums wenigstens in seiner heutigen Gestalt ist jetzt von den Kritikern allgemein, die des Johannes-Evangeliums auch außerhalb der strengen Tübinger Schule von vielen Autoritäten zugestanden. Hinsichtlich der Briefe kann wenigstens die «Unechtheit» der sog. Pastoralbriefe, des Epheserbriefs und des zweiten Thessalonicherbriefs sowie sämtlicher kath. Briefe (auch des Briefs des Jakobus, des ersten Briefs Petri und des ersten Briefs Johannis) als ausgemacht gelten. Trotz dieser, in die herkömmlichen kirchlichen Anschauungen allerdings tief einschneidenden Ergebnisse besteht der neutestamentliche Kanon immer noch zu Recht. Denn wenn durch die kritischen Arbeiten der Neuzeit der Ursprung und die Komposition der einzelnen Schriften weit genauer als früher ermittelt werden konnte, so ist der Wert derselben als Geschichtsurkunden der urchristl. und (im engern und weitern Sinne) apostolischen Zeit sicher dadurch nicht verringert worden, daß der Hergang dieser Geschichte auch ihrer menschlichen Seite nach aus eben jenen Schriften jetzt weit sicherer erkannt werden kann.

Was aber die religiöse Bedeutung der biblischen Bücher betrifft, so bleibt diese völlig unabhängig von dem kritischen Urteile über die menschlichen Entstehungsverhältnisse der einzelnen Schriften bestehen; denn auf alle Fälle bleibt das Neue Testament auch so die Geschichtsurkunde über die Ursprünge und die erste Entwickelung der christl. Religion. Wenn nun der christl. Glaube nicht umhin kann, diese Religion in ihrem geistigen Gehalte auf göttliche Offenbarung zurückzuführen, so wird er auch dabei bleiben, jene Schriften als Urkunden über die göttliche Offenbarung zu betrachten, welche in dem persönlichen Selbstbewußtsein Jesu und in dem urchristl. Glauben an Jesus als den Christus in die Welt getreten ist. Und wenn auch die ältern Vorstellungen von dieser Offenbarung als einer übernatürlichen göttlichen Belehrung und als einer Kette übernatürlicher oder schlechthin wunderbarer Ereignisse nicht mehr festgehalten werden können, so wird eine Frömmigkeit, welche die Hauptsache im Christentum in das durch Christus offenbarte neue religiöse Verhältnis und in das dadurch bedingte Heilsbewußtsein setzt, in ihrer Wertschätzung der Geschichtsurkunden dieses religiösen Bewußtseins um so weniger irre werden, als sie die religiös belebende und erneuernde Macht, welche die biblischen Bücher auf ihre Leser üben, an sich selbst erfahren hat.

Bibelanstalt, s. u. Bibelgesellschaften.

Bibelausgaben und biblische Textgeschichte. Wie bei andern aus dem Altertume überlieferten Schriften, so ist auch bei den biblischen Büchern die Herstellung des ursprünglichen Textes eine Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Forschung. Nachdem daher die Vorstellung, als sei der biblische Text fehlerfrei auf uns gekommen, sich als unrichtig erwiesen hatte, entstand eine eigene Wissenschaft der biblischen Textkritik.

1) Das Alte Testament. Hier handelte es sich zunächst um den Wert der, in der samaritanischen und in der griech. Übersetzung enthaltenen, von dem Hebräischen oft sehr stark abweichenden Textüberlieferung. Im allgemeinen ergab sich, daß die letztere den Anspruch auf ungleich größere Treue hat, wenngleich einzelne Berichtigungen des Textes nach den Übersetzungen nicht ausgeschlossen sind. In den jüd. Rabbinenschulen, die um Christi Zeit in Jerusalem, und nach dessen Zerstörung in Palästina und später in Babylon blühten, wachte man mit peinlicher Sorgfalt über die unversehrte Erhaltung des hebr. Textes. Abgesehen von den erst später hinzugekommenen Vokal- und Interpunktionszeichen lasen die Juden im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. schon fast völlig denselben Bibeltext, welcher gegenwärtig im Gebrauche ist. Die Sammlung «der abendländ. und

morgenländ. Lesarten», welche aus jener Zeit überliefert ist, enthält für das ganze Alte Testament nur 220 Varianten, die sich lediglich auf geringfügige Kleinigkeiten beziehen. Späterhin steigerte man diese Sorgfalt noch, indem man die nach dem 6. Jahrh. eingeführten Vokalpunkte und Accente nicht minder ängstlich gegen jede Verderbnis durch Abschreiber sicherstellte. Die gegenwärtige Punktation ist ein Werk der unter dem Namen der Masora (s. d.) bekannten palästinisch-babylon. Schulgelehrsamkeit. Neben dem jetzigen hebr. System gibt es eine andere wesentlich abweichende Vokalisationsmethode, die babylonische, welche noch bei den karäischen Juden in Gebrauch ist. Auch die alexandrinisch-griech. und die samaritanische Übersetzung setzen vielfach eine andere Vokalisation voraus, die öfters auch auf den Wortsinn von Einfluß ist. Im J. 1477 erschien (wahrscheinlich zu Bologna) zuerst der Psalter mit dem Kommentare Kimchis (s. d.) auch gedruckt; 1488 zu Soncino zuerst das ganze Alte Testament in klein Folio, welcher Ausgabe die von Brescia (1494) gefolgt zu sein scheint, deren sich Luther bei seiner Übersetzung des Alten Testaments bediente. Berühmte, für Spätere grundlegende Ausgaben sind außerdem die die ganze Bibel umfassende Biblia Polyglotta Complutensis (1514—17), die Biblia Rabbinica Bombergs, besorgt von Rabbi Jakob Ben Chajim (Vened. 1525—26), welcher Ausgabe die meisten andern Ausgaben gefolgt sind; ferner die (ebenfalls auch das Neue Testament enthaltende) antwerpener Biblia Polyglotta (8 Bde., 1569—72), die von Elias Hutterus (Hamb. 1587 u. öfter), Buxtorf (Basel 1611) und namentlich die von Jos. Athias (Amsterd. 1661 u. 1667) gedruckte Ausgabe, der die neuesten und gebrauchtesten Ausgaben, z. B. von Simonis, Hahn, Theile u. a., fast durchaus sich angeschlossen haben. Mit der Herstellung des Textes der Masora ist freilich der ursprüngliche Text des Alten Testaments noch nicht ohne weiteres gefunden. Auch bei den Masoreten kommen manche Fehler vor, welche sich zum Teil mit Hülfe der alten Übersetzungen, namentlich der griechischen, zum Teil durch innere Kritik und genaue Erforschung des Sprachgebrauchs berichtigen lassen. Doch sind die vorhandenen kritischen Hilfsmittel gerade für das Alte Testament nicht so reichhaltig wie für andere Schriftdenkmale des Altertums, da die vorhandenen Handschriften verhältnismäßig jung und die von den Masoreten selbst überlieferten Varianten nicht sehr zahlreich sind. Die im Alten Testament enthaltenen Lesestücke sind größtenteils älter als die Masora. Die Einteilung des Pentateuchs in 669 sog. Paraschen (d. h. Abteilungen) rührt wahrscheinlich aus der frühesten Zeit des öffentlichen Vorlesens der Heiligen Schrift her und findet sich bereits im Talmud, während die sog. großen Paraschen oder (54) heutigen Sabbats-Perikopen erst in der Masora vorkommen und in den Synagogenrollen nicht beobachtet werden. Ebenfalls schon im Talmud finden sich prophetische Lesestücke, Haphtharen, d. h. Endabschnitte, genannt, weil sie am Ende der gottesdienstlichen Versammlung gelesen zu werden pflegten. Die Kapiteleinteilung ist christl. Ursprungs und geht in die Mitte des 13. Jahrh. zurück. Dagegen ist die Einteilung der poetischen Bücher in einzelne rhythmische Glieder (Verse, Stichen) uralt. Sie war durch die Gesetze des hebr. Versbaues von selbst an die Hand gegeben, und geht daher auch der übrigens ebenfalls schon vom Talmud bezeugten Versabteilung der prosaischen Bücher voran. Die Bezeichnung der Verse durch Zahlen stammt erst aus dem 16. Jahrh.

2) Das Neue Testament. Der neutestamentliche Text wurde bis zur Erfindung des Buchdrucks ebenfalls handschriftlich überliefert, geriet aber schon frühzeitig in einen schwankenden Zustand. Bei der großen Anzahl von Abschriften waren zahlreiche Schreibfehler unvermeidlich; aber auch abgesehen davon, wurde der Text gerade in den ersten Jahrhunderten mit der größten Willkür behandelt, indem man denselben bald ergänzen, bald berichtigen zu müssen glaubte, wobei neben mehr gelehrten Interessen vielfach auch dogmatische sich geltend machten. Kritische Arbeiten, wie sie von dem antioch. Presbyter Lucian, einem Schüler des Origenes, und von dem ägypt. Bischof Hesychius versucht wurden, und die Anfertigung von Kirchenexemplaren, welche man dann spätern Abschriften zu Grunde legte, stellten zwar einerseits eine gewisse Stetigkeit her, vermehrten aber auch die lokalen Verschiedenheiten der Textüberlieferung, ohne den Abschreibefehlern und willkürlichen Änderungen völlig zu steuern, so daß die Varianten auf wenigstens 80000 anzuschlagen sind.

Weit später als das Alte Testament wurde das Neue Testament gedruckt: zuerst nach mehrern nicht näher beschriebenen, wohl ziemlich jungen Handschriften 1514 in der complutensischen Polyglotte, und seit 1516 wiederholt (bis 1535 fünfmal), aber kritisch nicht eben sehr sorgfältig, zu Basel durch Erasmus besorgt. Die jetzt hervortretenden zahlreichen Ausgaben des Neuen Testaments folgten meist mit wenigen Änderungen dem Erasmus oder der complutensischen Ausgabe, oder vermischten beide (so namentlich die Ausgaben des Robert Stephanus, Par. 1546 u. 1549); nur selten wurde, wie in der pariser Ausgabe des Colinäus (1534), der Apparat durch Hinzufügung älterer Lesarten vermehrt. Erst Theodor Beza brachte durch Benutzung der Sammlungen des Heinr. Stephanus die Kritik des Neuen Testaments um einen Schritt weiter (erste griech.-lat. Ausg., Par. 1565). Aber Bezas Nachfolger wiederholten nur das bisherige unkritische Verfahren. Die berühmtesten der auf seine Recension zurückgehenden Mischausgaben sind die unter dem Namen des Textus receptus verbreiteten Ausgaben der leidener Buchhändlerfamilie Elzevier (zuerst Leid. 1624), aus denen die meisten Spätern schöpften. Doch haben die neuern Forschungen von Reuß nachgewiesen, daß selbst in diesem angeblich mit großer Übereinstimmung fortgepflanzten «gewöhnlichen» Texte sich zahlreiche Schwankungen finden. Zahlreiche Varianten wurden in Waltons londoner Polyglotte (1657 fg.), den Ausgaben von Fell (Oxf. 1675) und besonders von Mill (Oxf. 1707) und Joh. Jak. Wetstein (Amsterd. 1751) angehäuft. Eine Verwertung dieses Apparats für die Textkritik versuchte unter den Engländern zuerst Edw. Harwood (Lond. 1776), mit größerer Zurückhaltung und besserm Erfolge der schwäb. Theolog Joh. Albr. Bengel (Tüb. 1734). Aber erst die histor.-kritische Schule Deutschlands drang zu einer Sichtung der verschiedenen Textgestalten und zur Abwägung ihres Werts für die Feststellung des ursprünglichen Textes vor. Der Begründer der neuen Textkritik ist Joh. Jak. Griesbach geworden, welcher seit 1774 eine Reihe neuer Ausgaben veröffentlichte. Unter Benutzung der auf Kosten der dän. Regierung durch

Birsch, Adler und Moldenhauer veranstalteten Sammlung (Kopenh. 1788), die er durch eigenen rastlosen Fleiß erheblich vermehrte, brachte er den bis dahin reichhaltigsten Apparat zusammen (Hauptausg., 2 Bde., Halle u. Lond. 1796—1806). Griesbach unterschied drei Recensionen von Handschriften: die occidentalische, die alexandrinische, die konstantinopolitanische, und wog den Wert derselben sorgfältig gegeneinander ab, blieb aber bei der Elzevierschen Lesart überall stehen, wo nicht zwingende Gründe zu Abweichungen nötigten. Die Ausgaben von Matthäi (1782—88, 12 Bde.), auf Grund von mehr als 100 doch ziemlich jungen moskauer Handschriften, und von Scholz (1830; 2. Ausg. 1836, 2 Bde.) legten in der Hauptsache den konstantinopolitanischen Text zu Grunde, welcher unter allen der jüngste und dem Elzevierschen verwandteste war. Erst Lachmann wandte die strengen Grundsätze der neuern philol. Kritik mit wissenschaftlicher Konsequenz auf das Neue Testament an. Indem er unter Verzicht auf die Ausmittelung des ursprünglichen Textes nur den ältestbezeugten herzustellen suchte, ging er unter Zurückstellung der occidentalischen und konstantinopolitanischen Recension lediglich auf den alexandrinischen Text zurück, den er nach einigen wenigen, aber durch ihr Alter ausgezeichneten Handschriften konstituierte (Stereotypausgabe 1831; große Ausgabe von Lachmann und Buttmann, 2 Bde., Berl. 1842—50). Hatte Lachmann noch auf Grund eines sehr lückenhaften Materials gearbeitet, so ist es namentlich Tischendorfs Verdienst, den bisjetzt reichhaltigsten handschriftlichen Apparat zusammengebracht zu haben. In den kritischen Grundsätzen schloß sich Tischendorf besonders in der ersten Ausgabe (Lpz. 1841) in der Hauptsache an Lachmann an, hat sich aber in den folgenden Ausgaben, namentlich der zweiten leipziger (1849), der sog. ed. septima (2 Bde., Lpz. 1859) und der (8.) Ausgabe letzter Hand (Lpz. 1869—72), dem Griesbachschen Texte schrittweise genähert und die Lachmannschen Prinzipien durch eine Reihe anderweiter kritischer Gesichtspunkte durchkreuzt. Gegenwärtig ist infolge dieser neuesten Bemühungen der neutestamentliche Text in größeres Schwanken gekommen als je zuvor. Die neueste hervorragende kritische Ausgabe ist die mit einer gelehrten Introduktion, auserwählten Citaten und orthogr. Noten versehene von Westcott und Hort (2 Bde., Cambridge u. Lond. 1881).

Unter den Handschriften sind die ältern (seit dem 4. Jahrh.) mit Majuskeln oder sog. Uncialschrift, die jüngern (vom 10. Jahrh. an) mit Minuskeln oder Cursivschrift geschrieben. Die wichtigsten sind der Codex Vaticanus aus dem 4. Jahrh., der, bis vor kurzem sorgfältig den Blicken der Gelehrten entzogen, erst neuerdings vollständig verglichen worden ist, der von Tischendorf entdeckte, wohl ebenfalls aus dem 4. Jahrh. stammende Codex Sinaiticus (von welchem nachstehend eine Textprobe folgt),

ΔΙΔΑΧΑΙϹΠΟΙΚΙ
ΛΑΙϹΚΑΙΞΕΝΑΙϹΜΗ
ΠΑΡΑΦΕΡΕϹΘΕΚΑ
ΛΟΝΓΑΡΧΑΡΙΤΙΒΕ
ΒΑΙΟΥϹΘΕΤΗΝΚΑΡ
ΔΙΑΝΟΥΒΡΩΜΑϹΙΝ
ΕΝΟΙϹΟΥΚΩΦΕ
ΛΗΘΗϹΑΝΟΙΠΕΡΙ
ΠΑΤΟΥΝΤΕϹ

Codex Sinaiticus. (Hebräer 13, 9.)

Διδαχαις ποικιλαις και ξεναις μη παραφερεσθε καλον γαρ χαριτι βεβαιουσθε την καρδιαν ου βρωμασιν εν οις ουκ ωφεληθησαν οι περιπατουντες (περιπατησαντες)

der in London aufbewahrte Codex Alexandrinus (5. Jahrh.) und der Codex Ephremi (ein sog. Codex rescriptus oder palimpsestus mit darüber geschriebenem Texte des syr. Kirchenvaters Ephrem), welche sämtlich (mit größern oder kleinern Lücken) die ganze griech. Bibel Alten und Neuen Testaments enthalten. Hierzu kommen noch zahlreiche Handschriften, welche nur einzelne Schriften umfassen, so der Codex Cantabrigiensis oder Bezae (Evangelien und Apostelgeschichte), der Codex Claromontanus (Paulinische Briefe) u. a. m. Die ältesten Handschriften sind ohne Accente, Interpunktion und Wortabteilung. Um 462 erfand Euthalius, Diakonus zu Alexandria, die sog. stichometrische Einteilung, indem er die Paulinischen Briefe, die Apostelgeschichte und kath. Briefe in Zeilen (στίχοι) einteilte, d. h. in Absätze, wie sie beim Vorlesen unterschieden werden sollten. Diese Einteilung wurde später auch auf die Evangelien und die Apokalypse, ja auch auf verschiedene nichtkanonische Schriften übertragen. Die Kapiteleinteilung des Neuen Testaments ist, wie die des Alten Testaments, erst im 13. Jahrh. durch Kardinal Hugo entstanden, die der Verse durch Stephanus in seiner Ausgabe von 1551. Ebenso sind die Über- und Unterschriften der neutestamentlichen Bücher spätern Ursprungs.

Bibelerklärung, s. Exegese.

Verzeichnis
der
Abbildungen und Karten
zum zweiten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Asien, Physikalische Übersichtskarte	52
Nord- und Mittelasien. (Karte.)	54
Westasien. I. (Karte.)	56
Westasien. II. (Karte.)	57
Asiatische Menschenstämme	58
Asien, Politische Übersichtskarte	60
Assyrische Altertümer	86
Athen, Akropolis	118
Athen. (Karte.)	123
Atlantischer Ocean. (Karte.)	139
Auge des Menschen	198
Australien und Neuseeland. (Karte.)	259
Australische Rasse und Kultur	266
Balkanhalbinsel. (Karte.)	399
Bänder des Menschen	425
Bären	462
Baucheingeweide des Menschen	565
Baumwollindustrie	592
Baustile. I. Ägyptischer, assyrischer, persischer und indischer Stil.	608
Baustile. II. Griechischer Stil.	608
Baustile. III. Römischer Stil. 1.	608
Baustile. IV. Römischer Stil. 2.	608
Baustile. V. Byzantinischer Stil.	608
Baustile. VI. Arabischer Stil.	608
Baustile. VII. Romanischer Stil.	608
Baustile. VIII. Gotischer Stil.	608

	Seite
Baustile. IX. Italienische Renaissance	608
Baustile. X. Deutsche und französische Renaissance	608
Baustile. XI. Rokokostil und Zopfstil	608
Baustile. XII. Stil des XIX. Jahrhunderts	608
Bayern. (Karte.)	618
Bergbau. I.	802
Bergbau. II.	802
Bergbau. III.	804
Berlin und Umgebung. (Karte.)	844
Berliner Bauten	848
Befruchtung und Bestäubung	902
Beuteltiere	923

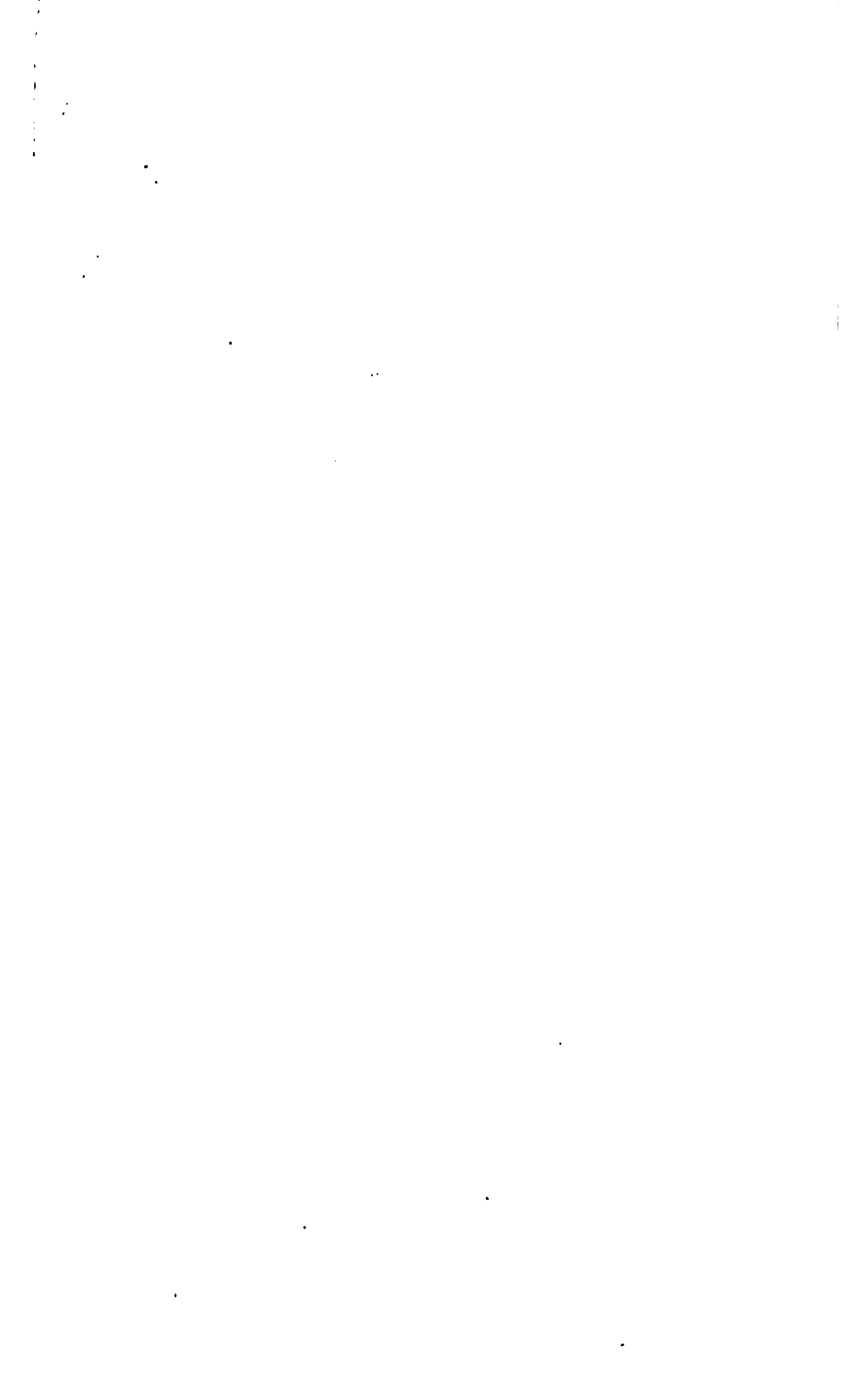
B. Abbildungen im Texte:

Artesische Brunnen	19
Aspern und Eßling	70
Aspirator	72
Asterophyllen	91
Astrolabium	101
Astrophotometrie	108
Äther	126
Atmosphärische Eisenbahnen. (2 Figuren.)	146
Ätna	150
Auge. (6 Figuren.)	197. 198. 200
Augenspiegel. (2 Figuren.)	208
Augit	210
Ausdehnung. (6 Figuren.)	235. 236
Ausfluß	237
Austerlitz	255
Axinit	298
Baculometrie. (3 Figuren.)	335. 336
Bagger. (4 Figuren.)	365
Bajonettverschluß. (2 Figuren.)	384
Balancier. (2 Figuren.)	390
Balken und Balkenlage. (2 Figuren.)	400
Balliste	405
Ballon	406
Bandwurm. (9 Figuren.)	429. 430. 431
Barometer. (4 Figuren.)	495. 496
Basculeschloß. (3 Figuren.)	526
Batterie (elektrische). (2 Figuren.)	560. 561
Bäuchen. (2 Figuren.)	566
Baumwollindustrie. (5 Figuren.)	594. 595
Becher. (4 Figuren.)	664

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

	Seite
Belemniten. (2 Figuren.)	711
Belfort.	715
Bergbau. (11 Figuren.)	803
Bergbohrer. (28 Figuren.)	813
Bergwage	828
Berlichingen. (8 Figuren.)	834
Besançon	887

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

	Seite
Belemniten. (2 Figuren.)	711
Belfort.	715
Bergbau. (11 Figuren.)	803
Bergbohrer. (28 Figuren.)	813
Bergwage	828
Berlichingen. (8 Figuren.)	834
Besançon	887

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



